PROSPECT

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Franz Grillparzers
ſämmtliche Werke.

10 Bände.

Mit dem Bildniſſe des Dichters.

Zum erſtenmal tritt Franz Grillparzer in einer Geſammtausgabe ſeiner Schriften und dichteriſchen Werke vor die Oeffentlichkeit, zum erſtenmal iſt Gelegenheit geboten, den heimgegangenen Dichter nach allen ſeinen Seiten und Lebensäußerungen vollſtändig kennen zu lernen und zu würdigen.

Grillparzer gilt, wo man ſeinen Namen kennt, vorzugsweiſe als dramatiſcher Dichter: gleich der erſte Band der Geſammtausgabe wird ihn von einer ganz neuen Seite erſcheinen laſſen — als einen durchaus eigenartigen Lyriker von einer Fülle und Tiefe der Gedanken und einer Wärme und Friſche der Empfindung, die in Staunen ſetzt. Die wenigſten ſeiner Gedichte ſind bis jetzt gedruckt, und dieſe wenigen in verſchollenen öſterreichiſchen Taſchenbüchern und Flugſchriften verzettelt, ſo daß auch ſie bei den Zeitgenoſſen in Vergeſſenheit

54

gerathen ſind, und daß ſich höchſtens aus einzelnen da und dort ein geflügeltes Wort, wie „Capua der Geiſter," oder „In deinem Lager iſt Oeſterreich," erhalten hat. Alle dieſe Schöpfungen, wir nennen aus ihnen nur die herrliche Elegie: „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom," ſind von der kundigen Hand J. Weilens im erſten Band vereinigt. Den weitaus größten Theil deſſelben bilden aber bisher noch nicht veröffentlichte Dichtungen Grillparzers, von derſelben ſorgfältig bemühten Hand aus dem handſchriftlichen Nachlaß des Dichters geſammelt und geordnet.

Es ſind Perlen, Meiſterwerke deutſcher lyriſcher Dichtkunſt darunter, die hier zum erſtenmal im Druck zu Tage treten. Einzelne derſelben, wie die Klage über den Fall Warſchaus (1831), auf „Kaiſer Joſephs Bildſäule" (1842), ſtempeln den Dichter zu einem gottbegnadeten Seher, und in dem Gedicht „Der kranke Feldherr" (Paskewitſch, 1854) erhebt ſich die Sprache zum erhabenſten zürnenden Schwung. Wieder in andern pulſirt eine innige warme Hingabe ans Leben und das, was daſſelbe verſchönt; namentlich der Muſik und ihren Hütern und Pflegern ſind herrliche, tiefgefühlte Gedichte gewidmet. Grillparzer war freilich kein Anakreontiker, und ein edler, unermüdlich Strebender, der das Leben und deſſen Ziele ſo ernſt auffaßte, ließ auch in ſeinen Schöpfungen dieſe Grundſtimmung durchtönen.

Die Art Grillparzers, ſeine reichquellenden Gedanken meiſt in knapper gedrungener Form darzuſtellen, befähigte ihn vorzüglich fürs Epigramm, und in der That nehmen ſeine Sinngedichte und Gnomen einen ziemlich großen Theil des erſten Bandes ein: alle kurz, ſatyriſch, witzig, aber auch alle treffend. Es ſind aphoriſtiſche Gedankenblitze über Erlebtes, über Aeſthetik, Literaturgeſchichte, Philoſophie und Politik. Es kann nicht fehlen, daß ein Mann, der ſo ſtreng gegen ſich ſelbſt war, auch in ſeinen Anforderungen an Andere das höchſte Maß anzulegen ſich für berechtigt halten durfte, und ſo finden ſich denn unter dieſen Epigrammen Stachelverſe von herbſter, faſt verletzender Schärfe. Aber ein Xenien-Gewitter kann nicht ſchaden in der ſchwülen und dumpfigen Atmoſphäre unſerer Literatur und Aeſthetik. Der reiche Inhalt des erſten Bandes zerfällt in die vier Abtheilungen: Leben und Lieben, Poeſie und Muſik, Heimath und Fremde, vermiſchte Gedichte.

In ſeinem Volk iſt **Grillparzer** hauptſächlich als dramatiſcher Dichter bekannt — und dennoch wie wenig bekannt! Seine Schauſpiele, in Wien gedruckt und verlegt, ſind buchhändleriſch nur wenig verbreitet und, wenn ſie trotzdem vergriffen waren, nicht wieder aufgelegt worden. Seine zwei erſten Stücke, Ahnfrau und Sappho, ſind ſeit Jahren nicht mehr zu haben. Der großen Mehrzahl der deutſchen Theater der Gegenwart ſind ſeine Dramen völlig fremd, und ſo iſt der Dichter denn auch dem Publikum dieſer Bühnen ein Fremdling geblieben. Die Kritik der populären Literaturgeſchichten, der Converſationslexika und Encyklopädien hat ihn nach ſeinem erſten Bühnenſtück mit einem Schlagwort abgethan, und wie wenig auch dieſes Schlagwort auf alle ſeine nachfolgenden Schöpfungen paßte — er blieb abgethan und wurde vornehm ignorirt.

In Band II—VII dieſer Geſammtausgabe werden nun dem deutſchen Volk ſämmtliche **dramatiſche Dichtungen Grillparzers** vorgelegt: die bisher gedruckten ſowohl, als jene, welche ſich vollendet in ſeinem Nachlaſſe fanden und die er — verſtört und verbittert über jämmerliche und unwürdige Verhältniſſe, die ſein freies Schaffen beengten und ſein dramatiſches Wirken behinderten — den Augen der Mitlebenden entzog.

Gleich das Jugendwerk des Dichters, die Ahnfrau (1817), zeugte von ſeiner reichen und tüchtigen Begabung, von einer bewundernswürdigen Technik und theatraliſchen Gliederung des Stoffs, und die Sprache, wenn ſchon noch etwas in der Rhetorik der Spanier befangen, entfaltete eine Kraft und eine Gluth, wie ſie ſeit Schillers Jugenddramen auf der Bühne nicht mehr gehört worden war. „Die Ahnfrau — ſagt Laube in ſeinem Nachwort zu derſelben — ſtrotzt von dramatiſchem Talent. Wir haben außer Schillers Jugendarbeiten wenig Stücke in unſerer dramatiſchen Literatur, von welchen ſich dieß in ſo hohem Grade ſagen ließe, wie von dieſem erſten Stück Grillparzers, es pocht und treibt darin ein Puls des Wortes, des Drangs, des Lebens, welcher außerordentlich iſt. Zeugniß dafür der reißend ſchnelle Lauf, welchen das Stück über alle Bühnen gefunden.“ Börne, in ſeiner Recenſion der Ahnfrau, nennt den damals noch gänzlich unbekannten Grillparzer einen „herrlichen und geiſtreichen Dichter.“ Freilich verkennt er auch die Mängel des Stücks nicht, jene Mängel, wegen der man die Anklage auf Schickſalstragödie gegen Grillparzer geſchmiedet und ſie hartnäckig und immer und immer wiederholt hat, obgleich alle ſeine folgenden Stücke keine Spur davon tragen. Es war den Wiſſenden längſt bekannt, und Laube weiſt es nun auch in ſeinem ſchon erwähnten Vorwort für das große Publikum nach, daß die Grundidee der Schickſalstragödie, die Vererbung einer Schuld, nicht im urſprünglichen Entwurf der Ahnfrau enthalten iſt, ſondern daß der Dichter erſt von außen, durch Schreyvogel, den damaligen Leiter des Burgtheaters, veranlaßt wurde, die ſogenannte Schickſalsidee mehr herauszuſtellen, ohne daß dieſelbe übrigens darum die weſentliche Grundlage der Dichtung geworden wäre. Aber der Fluch jenes Schlagworts verfolgte nunmehr den Dichter durch ſein ganzes Leben, und er wurde ihn nicht wieder los.

Aber während die Kritik an der Schlangenhaut zerrte, die er längſt abgelegt, ſchritt der Dichter weiter zu Schaffung neuer, vollendeterer Werke. Gleich ſein nächſtes, Sappho, zeugte von dem mächtigen Fortſchritt, den er gemacht. War es ſchon an und für ſich ein kühnes Unterfangen, nach Goethe's Taſſo den Zwieſpalt zwiſchen Dichtung und Leben zum Thema eines Trauerſpiels zu machen, ſo gereicht es ihm zum höchſten Ruhm, daß er dieſe Aufgabe, freilich in ſeiner Art und auf andere Weiſe als der gewaltige Dichterheros, gelöſt hat. An ſolche Schöpfungen Grillparzers knüpfte ſich das Wort Byrons, daß die Nachwelt ſchon lernen werde, den ſchweren Namen des Dichters auszuſprechen. „Und ſoll ich noch — ſchreibt Börne in ſeiner Beurtheilung der Sappho — ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten iſt genug geprieſen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommenen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantaſie . . . Dichter ſind ſie nicht. Grillparzer iſt ein Dichter.“ Sein folgendes Stück: König Ottokars Glück und Ende — eine vollendete hiſtoriſche Tragödie, mit freier unbefangener Geſchichtsauffaſſung, unübertroffener Charakteriſtik der Perſonen, und muſterhaftem dramatiſchem Aufbau — iſt, wie „Wallenſtein,“ weit über die Grenzen der Darſtellung einer beſtimmt lokaliſirten Zeitepoche hinaus, ein furchtbar warnender Spiegel für die Gewalthaber aller Jahrhunderte und Völker, welche in ihrem Uebermuth die ſittliche Weltordnung durchbrechen und an der Stelle der ewigen Geſetze ihren eigenen Launen und Leidenſchaften Geltung verſchaffen wollen.

Es würde die Aufgabe und die Raumverhältniſſe eines Proſpektes zu ſehr überſchreiten, wollten wir alle dramatiſchen Erzeugniſſe Grillparzers auch nur kurz charakteriſiren: die herrliche, in ihrem Grundgedanken vielverkannte Tragödie: Ein treuer Diener ſeines Herrn; das phantaſtiſch-ſchöne dramatiſche Märchen: Der Traum ein Leben; das aus tiefſittlichem Geiſte geſchöpfte Luſtſpiel: Weh dem, der lügt, das aus der Hero- und Leanderſage im ſinnlich-plaſtiſchen Geiſt des Alterthums zu einem gehaltvollen Leben geſtaltete Trauerſpiel: Des Meeres und der Liebe Wellen; oder die gewaltige Trilogie: Das goldene Vließ, in welcher der Dichter ſeine Heldin mit einem Charakter erhabener Tragik ausgeſtattet hat, „gegen welche — wie Goedeke ſich ausdrückt, an deſſen Charakteriſtik wir uns zum Theil anlehnen — alle Medeen der Bühnen alter und neuer Zeit in Schatten treten.“ Alle dieſe Dichtungen, ſowie der Operntext Meluſina und die kleinern dramatiſchen Fragmente ſind jetzt von Laube, der die Geſammtausgabe beſorgt und eine treffliche Einleitung dazu geſchrieben hat, mit liebevoller Sorgfalt geſammelt, geordnet und mit intereſſanten Sach- und Perſonalerläuterungen vermehrt worden.

Außerdem enthält die Geſammtausgabe die im Nachlaß vollendet vorgefundenen Stücke: Libuſſa, deſſen erſter Akt ſchon früher veröffentlicht und auch mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden iſt; Ein Bruderzwiſt in Habsburg, der

Zwiſt nämlich zwiſchen Kaiſer Rudolf und Matthias, ein hiſtoriſches Drama in großem Stil, welches das wichtige Thema von Staat und Kirche behandelt; und Die Jüdin von Toledo, worin Grillparzer einen Stoff aus Lope de Vega in ureigenſter Weiſe mit Meiſterſchaft bearbeitet hat.

Die Geſammtausgabe bringt weiter „den armen Spielmann" und „das Kloſter von Sendomir," zwei Erzählungen, von denen namentlich die eine, nach dem Zeugniß eines unſerer hervorragendſten und beliebteſten neueren Novelliſten, „eine meiſterhafte Charakterſtudie" iſt von „ſo einfacher Anmuth und ſicherer Kraft, daß wir eher ein novelliſtiſches Virtuoſenſtück, als eine gelegentliche Studie des Dichters des goldenen Vließes und des König Ottokar vor uns zu haben glauben."

Die übrigen Bände bringen lauter Ungedrucktes aus dem Nachlaſſe des Dichters, und zwar eine reiche Fülle von aphoriſtiſchen Artikeln des werthvollſten Inhalts, alle Gebiete des politiſchen Lebens, des künſtleriſchen Schaffens und der äſthetiſchen Forſchung berührend, eine ausführliche Abhandlung über das ſpaniſche Theater und eine bis ins Jahr 1836 reichende Selbſtbiographie, zu der ein Tagebuch ſeines Pariſer und Londoner Aufenthalts, eine Schilderung Roms und Neapels, und Erinnerungen an Beethoven eine willkommene Ergänzung bilden.

Es gab bisher eine kleine auserleſene Gemeinde, welche den reinen unbeſtechlichen Charakter Grillparzers ehrte, ſeinen Dichtergeiſt hochſchätzte und ſich ſeiner genialen Schöpfungen erfreute. Nun, da dieſelben in einer Geſammtausgabe zum erſtenmal der deutſchen Nation vorgeführt werden, wird ſich jener kleine Kreis von Verehrern und Bewunderern täglich wachſend erweitern, und das deutſche Volk, welches ihm ſo unſchätzbare Gaben und eine ſo herrliche Bereicherung ſeiner klaſſiſchen nationalen Literatur verdankt, wird ihn unter ſeine größten und edelſten Dichter reihen und ihm die unverwelkliche Lorbeerkrone aufs Haupt ſetzen.

Dieſe erſte Geſammtausgabe der Werke Grillparzers erſcheint in 10 Bänden in Format, Schrift und auf Papier des vorliegenden Proſpectes.

Der Preis eines Bandes iſt **Rthlr. 1. 15 Ngr.**, der des vollſtändigen Werkes, 10 Bände, **Rthlr. 15.** —

Die erſten beiden Bände werden in dieſem Monat ausgegeben. Die Fortſetzung folgt in möglichſt kurzen Zwiſchenräumen und wird das Ganze im November fertig vorliegen. Das Porträt nach einem Miniaturbilde Daffingers, aus des Dichters Mannesjahren ſtammend, geſtochen von Profeſſor Jacoby in Wien, wird einem der letzten Bände beigegeben.

Stuttgart, den 1. Juni 1872.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Erſter Band.

* * *

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Einleitung.

Wir bringen denn endlich in den folgenden zehn Bänden eine Geſammtausgabe der dichteriſchen Werke und Schriften Franz Grillparzers.

Im Jahre 1817 wurde ſein erſtes Stück aufgeführt, und 1872, alſo nach fünfundfünfzig Jahren erſt erſcheint dieſer öſterreichiſche Dichter vollſtändig vor dem großen deutſchen Publikum.

Seine Dramen, in Wien gedruckt und verlegt, ſind buchhändleriſch immer nur läſſig vertrieben worden, und wenn ſie dennoch vergriffen waren, ſo wurden ſie nicht wieder aufgelegt. Die erſten beiden, die Ahnfrau und Sappho, ſind ſeit Jahren gar nicht zu haben.

Auch die deutſchen Theater haben nur ſeine erſten Stücke, Ahnfrau und Sappho, und hie und da den dritten Theil des „goldnen Vließes“, die Medea, gegeben, und nur damals gegeben als ſie neu waren, alſo vor fünfzig Jahren. Später ſind ſie nur ſporadiſch durch Gaſtſpiele wieder aufgetaucht, namentlich Medea. Nur an zwei oder drei Bühnen iſt ein ſpäteres Stück wie „Der Traum ein Leben“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“ einmal verſucht worden. Auf der großen Mehrzahl unſerer Bühnen iſt Grillparzer dem Repertoire völlig fremd, und ſo iſt er denn auch dem Publikum dieſer Bühnen ein Fremdling geblieben.

Seit vierunddreißig Jahren hat Grillparzer auch in Wien kein neues Stück mehr zur Darſtellung oder in den Druck gegeben, obwohl er deren mehrere geſchrieben — er iſt alſo in ſeiner Haupteigenſchaft als dramatiſcher Dichter unſrer deutſchen Nation faſt entzogen worden.

Zu dieſer Geſammtausgabe habe ich es nun übernommen, ſämmtliche dramatiſche Arbeiten Franz Grillparzers, gedruckte wie ungedruckte, für den Druck zu ordnen. Eine leichte Arbeit, da auch die bisher unbekannten nachgelaſſenen Stücke in ſeiner Handſchrift wohlgeordnet vorliegen, und da Grillparzer bei ſeinen Lebzeiten mich vertraut gemacht hat mit den Manuſcripten.

Joſeph Weilen hat die Sammlung der Gedichte zu ſeiner Aufgabe gemacht. Eine mühſame Arbeit, da die Gedichte aus vergeſſenen Almanachen, aus Flugſchriften und aus dem dichteſten Durcheinander von Studienblättern wie aus verborgenen Winkeln zuſammengeſucht werden mußten.

Beide gemeinſchaftlich haben wir, weſentlich unterſtützt durch Herrn Dr. Preyß, die reiche Fülle des Nachlaſſes an aphoriſtiſchen Artikeln geordnet und zuſammengeſtellt.

Die ausführliche Schilderung des ſpaniſchen Theaters fand ſich zuſammenhängend vor.

Ebenſo eine Selbſtbiographie Grillparzers, welche nur kurzer Anmerkungen bedürfen wird zur Verſtändigung über einzelne Privatperſonen oder lokale Beziehungen.

Dieſe Geſammtausgabe wird demnach aus folgenden Schriften beſtehen:

Erſtens aus den Gedichten;

Zweitens aus den Dramen, den gedruckten und ungedruckten.

Die gedruckten ſind ſämmtlich aufgeführt, mit Ausnahme des Operntextes „Meluſine“, welchen Grillparzer für Beethoven geſchrieben und welchen ſpäter Conradin Kreutzer componirt hat. Ihre Titel lauten: „Die Ahnfrau (1817 zum erſtenmale aufgeführt) — „Sappho“ (1818) — „Das goldene Vließ“ (1821) — „Ottokars Glück und Ende“ (1825) — „Ein treuer Diener ſeines Herrn“ (1828) — „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1831) — „Der Traum ein Leben“ (1834) — „Weh Dem, der lügt“ (1838). — Im Manuſcripte, aber ganz vollendet, liegen vor: „Libuſſa“ — „Ein Bruderzwiſt in Habsburg“ — und „Die Jüdin von Toledo“.

Außerdem die Fragmente „Eſther“ und die Scene „Hannibal“. Beide ſind in Almanachen gedruckt, und das Fragment „Eſther“ iſt auch aufgeführt worden.

Dies ſind ſämmtliche Dramen. In ſeinem Nachlaſſe findet ſich auch ſeine erſte dramatiſche Arbeit „Blanka von Kaſtilien“, welche er mit fünfzehn Jahren geſchrieben. Sie bekundet in den erſten Akten ein ungemeines Compoſitionstalent. Gleich in den Eingangsſcenen iſt eine Spannung errichtet, und iſt eine ſo mannigfache Verzweigung angelegt, wie ſie wohl ſelten bei einem fünfzehnjährigen Dramatiker vorkommen mag, alſo ein Zeichen von urſprünglichem Talente. Die zweite Hälfte des Stückes geht unverhältnißmäßig ins Breite, und Grillparzer, der auch gegen ſich ſelbſt ſtreng war, hat den Gedanken immer zurückgewieſen, daß ſolch ein Jugendverſuch je gedruckt werden ſollte.

Ebenſo haben wir nicht an den Abdruck gedacht bei kleineren dramatiſchen Jugendarbeiten, welche in ſein ſechzehntes und ſiebenzehntes Jahr fallen. Es ſind kurze Schauſpiele bürgerlichen Thema's, und ſie bekunden ebenfalls ein poſitives dramatiſches Talent in Führung der Handlung und der Charakteriſtik. Mancherlei Anfänge von Stücken, darunter ein heiter angelegter franzöſiſcher „Heinrich IV.“ reichen nicht über einzelne Scenen hinaus.

Die nachgelaſſenen Stücke „Libuſſa“, „Ein Bruderzwiſt in Habsburg“ und „Die Jüdin von Toledo“ ſind bis jetzt nicht aufgeführt worden, und ich halte es deßhalb für richtig, ſie hier in der Einleitung des Breiteren einzuführen.

Sie ſind in ſeiner ſpäteren Zeit geſchrieben und ſind in längeren Zwiſchenräumen abgefaßt, was Grillparzer ſtets als beſchädigend anſah für ſeine Produktion. In einer Stimmung, in einem Wurf niederzuſchreiben, war ihm poetiſches Bedürfniß. Geärgert durch das Nichtgefallen ſeines Luſtſpiels „Weh Dem, der lügt“, wollte er gar nichts mehr mit dem Theater zu thun haben und gab die längſt fertigen Manuſcripte an Niemand. Erſt in den letzten Jahren ließ er ſie einige Freunde leſen.

Er war ſtets ſehr reizbar bei Aufführung ſeiner Stücke, auch wenn ſie gefielen. Sie machten auf ihn ſelbſt einen peinlichen Eindruck wie eine Verletzung der Schamhaftigkeit. Er vermied es ſpäter ganz und gar, eine Darſtellung derſelben anzuſehen.

Dazu kam, daß er allmählig immer empfindlicher wurde für Alles, was ihn mit der Oeffentlichkeit in Berührung brachte. Er hätte vielleicht auch ohne das Mißgeſchick, welches „Weh Dem, der lügt“ betraf, jene letzten Stücke nicht aufführen laſſen. Er empfand dem Theater gegenüber geradezu das Bedürfniß einer gewiſſen Sicherſtellung. So gab er mir perſönlich zu Anfang der ſechziger Jahre wohl die Erlaubniß, die „Libuſſa“ in Scene zu ſetzen, und ſpäter dieſelbe Erlaubniß für den „Bruderzwiſt“; er ſetzte aber ausdrücklich hinzu: „Sie werden von dieſer Erlaubniß keinen Gebrauch machen, ſobald Sie eines guten Erfolges dieſer Aufführungen nicht ganz ſicher ſind. Selbſt ein guter Erfolg macht mir keinen beſonderen Eindruck mehr, ein Mißerfolg aber würde mich doch kränken."

Nun iſt bekanntlich das Vorausſagen eines Theatererfolgs das mißlichſte Ding, weil er — zum Theil wenigſtens — immer auch von unberechenbaren Momenten abhängt. Ich mochte aber doch den würdigen alten Herrn nicht irgend einem üblen Zufalle überantworten, und unterließ deßhalb die Aufführung der Libuſſa, für welche ich damals das Burgtheater zur Verfügung hatte. Für den „Bruderzwiſt" faßte er das eben im Bau begonnene Stadttheater ins Auge; er ſtarb aber, ehe der Bau vollendet war.

Die „Jüdin von Toledo" hat er mir nie gezeigt, oder auch nur genannt. Ich vermuthe, daß er am wenigſten geneigt war, ſie aufführen zu laſſen.

Libuſſa bedarf eines ſehr glücklich zuſtimmenden Theaterperſonals für die Hauptfiguren, welche des leichten wie des ſchweren Tones in der Darſtellung gleichmäßig mächtig ſein müſſen, und das Stück berührt in ſtarkem Maße die Nationalitätenfrage. Dieſe liegt heutigen Tages in gereiztem Zuſtande, iſt alſo einer parteiiſchen und deßhalb verſtörenden Aufnahme im Theater ausgeſetzt.

Den erſten Akt der Libuſſa hatte man vor Jahrzehnten unter außerordentlichem Beifalle aufgeführt. Man hatte den gekränkten Dichter entſchädigen wollen für die Unbill, welche „Weh Dem, der lügt" widerfahren war. Ich nahm dieſen erſten Akt während der fünfziger Jahre wieder auf und erfuhr dabei, daß er ſchon nicht mehr die volle Wirkung machte, wie er ſie vor einem Publikum gemacht hatte, welches in einer politiſch abgeſchloſſenen, zu einer ſtillen Sammlung aufgelegten Zeit lebte. Der märchenhafte Charakter des Stücks braucht wohl eine ſehr unbefangene poetiſche Zuhörerſchaft.

Der „Bruderzwiſt in Habsburg" ſtellt den Streit dar zwiſchen Kaiſer Rudolph und Matthias, und es wird eine große Anzahl von Erzherzögen einbezogen in dieſen Streit des Erzhauſes. Grillparzer hat nie darauf gerechnet, dieſen Stoff im Burgtheater, dem kaiſerlichen Habsburgiſchen Haus- und Hoftheater, aufgeführt zu ſehen. Dorthin gehört es nicht, ſagte er ausdrücklich, und er ſetzte hinzu, daß er es eben ohne Hinblick auf eine theatraliſche Darſtellung geſchrieben habe. Die Theaterform des Drama's hatte er aber dabei doch immer im Auge gehabt. Das war ihm, der von einem Buchdrama nichts wiſſen wollte, ein unumſtößlicher Grundſatz.

Trotzdem hat es als Theaterſtück große Schwierigkeiten. Ich meine nicht ſceniſche Schwierigkeiten, ſondern ich meine diejenigen, welche die weite Faſſung des Stückes einem Theatererfolge bereitet.

Das hiſtoriſche Drama war an und für ſich dem

Grillparzer'ſchen Talente nicht willkommen. Dies Talent zog vor, ganz frei zu erfinden und zu geſtalten. Außerdem den Spaniern zugeneigt, von denen ihm Lope de Vega das ganze Leben hindurch eine anregende Lektüre geblieben, war Grillparzer durchaus für Zuſammendrängung des dramatiſchen Thema's, und eine ſolche läßt der hiſtoriſche Stoff ſelten zu. Im Ottokar alſo ſchon war Grillparzer weit aus der ihm eignen Form genöthigt worden, und er hatte denn auch nur mühſam die zweite Hälfte des Stückes der theatraliſchen Geſammtwirkung zuführen können. Mußte ihm da nicht der „Bruderzwiſt“ noch ſchwerer werden? Sicherlich. Immer war er ein Gegner der Shakeſpeare'ſchen ſogenannten Hiſtorien geweſen, deren uncomponirte Zuſammentragung geſchichtlicher Vorgänge er abwies als etwas künſtleriſch Unfertiges, und nun ſah er ſich hier bei dem Streite zwiſchen Rudolph und Matthias vor eine weit ausgedehnte Staatsaktion geſtellt, und ſah er ſich genöthigt, einen Rahmen aufzurichten, welcher über den gewöhnlichen Rahmen eines Theaterſtückes weit hinausreicht. Wie ſehr mußte ihn das beläſtigen! Er hatte wohl auch — gegen ſeine Gewohnheit — lange daran gearbeitet, und er hat mir zu wiederholtenmalen geäußert, daß es ihm kaum gelungen ſein werde, die große Aufgabe zu bewältigen. Solche beſcheidene Aeußerung war indeſſen bei ihm gewöhnlich. Das wichtige Thema von Staat und Kirche, die intereſſanten

Charaktere und der folgenreiche geſchichtliche Wendepunkt hatten ihn doch immer wieder gereizt an dem Stoffe, und das vaterländiſche Moment darin hatte die Reizung weſentlich erhöht. So hatte er allmählig eine Arbeit erledigt, welche der Art und Weiſe ſeines Talentes nicht nahe lag.

Allerdings hat er denn auch die Löſung anders verſucht, als Shakeſpeare dies in ſeinen Hiſtorien gethan. Die Vorgänge ſchließen ſich in dieſem „Bruderzwiſte“ enger, ſchließen ſich organiſch aneinander. Aber der Plan iſt doch für die Bühne ſehr weit geblieben, das Perſonal ſehr groß, und für das ſogenannte Gemüth, welches Gefühlsſcenen im Theater braucht, hat er wenig Sorge getragen. In dieſem Punkte geht es rauh her, und die hiſtoriſch-politiſche Welt nimmt Alles in Anſpruch.

Das geſchieht jedoch in großem Style, und dies Drama iſt literariſch ein ſtarkes Werk. Die Charakteriſtik des Kaiſers Rudolph iſt ein Meiſterſtück an Originalität und innerer Bedeutung, und da wo ſie ihre Höhe erreicht, im vierten Akte, da iſt auch eine unzweifelhafte theatraliſche Macht erreicht.

Der letzte Akt iſt dem Theatererfolge wieder abträglich. Er erfüllt weiſe und fein alle Bedingungen des weiten hiſtoriſchen Styls, indem er alle angeregten Fragen erledigt und alle Perſpektiven geſchichtlicher Zukunft eröffnet. Das Ganze wird alſo wohl auch unſre theoretiſchen Kritiker zur Anerkennung zwingen — was ſonſt den Dramatiker Grillparzer wenig kümmerte — aber die dramatiſche Fülle und Kraft des Ausganges iſt kaum groß genug, und deßhalb wird wohl auch an der ſchließlichen vollen und kräftigen Wirkung im Theater etwas fehlen.

Grillparzer dachte geringſchätzig von unſrer abſtrakten Dramenkritik, welche vom Kerne dramatiſcher Kunſt nichts Genügendes wiſſe und überhaupt das Weſen der Kunſt mißverſtehe. Namentlich die äſthetiſchen Bücher von Gervinus waren ihm aus dieſem Grunde tief zuwider.

Ebenſo war er immer geneigt, dem vorgerückten Alter des Poeten eine hinlängliche dramatiſche Macht abzuſprechen. Und ſo iſt es denn ein charakteriſtiſches Schickſal für ihn geworden, daß gerade er im vorgerückten Alter Stücke ſchreiben mußte, welche vielleicht weniger beim Theater als bei der Kritik Anwerth finden werden.

In dieſen Bereich gehört bis auf einen gewiſſen Grad auch „Die Jüdin von Toledo“. Bis auf einen gewiſſen Grad, welcher ſich am Schluſſe des Stückes in kühler Weisheit ausprägt.

Abgerundet iſt dies Stück vollſtändig, und deshalb auch für die Bühne als Kunſtwerk fertig. Es wird ſich im Theater nur fragen, ob der harte Ausgang, welcher über die „Jüdin“ trocken und ſchonungslos hinwegſchreitet, den Anſprüchen eines Theaterpublikums nicht zu abſtoßend erſcheinen mag.

Ein Stück von Lope de Vega, „Las pazes do los Reyes“, welches denſelben Stoff behandelt, iſt die Vorlage geweſen. Das Thema iſt faſt grillenhaft zu nennen, wie es die Spanier oft erwählen: ein noch junger König, der zwar verheirathet und Vater iſt, hat mit Frauen ſonſt keinen Verkehr gehabt, und kennt eigentliche Liebesneigung noch gar nicht. Da tritt ihm eine ſchöne Jüdin in den Weg, ein originell dreiſtes, kokettes Mädchen, und er geräth mit dieſer Philine in eine Liebſchaft hinein, welche die Königin und die Landſtände ſo entrüſtet, daß ſie das Mädchen ermorden laſſen. Der Zorn des Königs wallt auf, und man iſt ſeiner rächenden Vergeltung gewärtig — da ſieht der König den entſtellten Leichnam; der Liebeszauber ſcheint mit dieſem Anblicke zu entweichen, er läßt jeglichen Rachegedanken fallen und er geht mit überlegener Faſſung zu ſeinem königlichen Berufe über, welcher eben einen Kampf gegen die Mauren und in dieſem Kampfe ſeine und ſeiner Vaſallen Hingebung fordert.

Das Alles iſt mit feiner, ſparſamer Kunſt ausgeführt. Die Charaktere ſind meiſterhaft gezeichnet, und tiefe Wahrheiten ſind in geiſtvollen Zügen eingewebt.

Die Titelfigur Philine-Rahel iſt mit kühnen, talentvollen Strichen ſkizzirt; die Koketterie eines Naturkindes iſt genial hingeworfen. Sie iſt wohl darum nicht weiter ausgeführt, damit wir zuletzt ihren gewaltſamen Tod nicht allzu ſehr beklagen.

Jede Figur hat ein volles Leben, und das Ganze iſt ein in engem Rahmen tief durchdachtes Kunſtwerk, deſſen Werth bei wiederholter Lektüre erſt recht deutlich wird. Selbſt die auffallende Schlußwendung iſt im letzten Grunde ganz richtig; es fragt ſich nur, ob dieſe Richtigkeit im Theater genügen, ob die Nichtachtung der aufgeregten Gefühle das Publikum nicht verſtimmen werde. Denn die Zuhörerſchaft im Theater bedarf immer ſchließlich einer Genugthuung für ihre Gefühle, und geſtattet nicht leicht, daß zu einer höheren Tagesordnung nüchtern übergegangen werde.

Intereſſant iſt es, die Behandlung des ähnlichen Hergangs bei Lope und bei Grillparzer zu vergleichen. Der Spanier braucht Engel in leibhafter Perſon, wo der Deutſche mit pſychologiſchen Wendungen und Gründen ausreicht. Ueberhaupt iſt für Grillparzer das ſpaniſche Stück lediglich eine Vorlage, ich möchte ſagen eine Veranlaſſung. Er faßt dieſe Vorlage ganz ſelbſtſtändig an, und führt ſie ganz ſelbſtſtändig aus, nur die allgemeinen Umriſſe beibehaltend. Er verzichtet ſogar auf eine Scene im letzten Akte, welche er bei Schilderung des Lope'ſchen Stückes wundervoll nennt. Sein Drama iſt eben eine Original-Arbeit.

Jene Scene, welche Grillparzer in dem Lope'ſchen Stücke wundervoll findet, iſt wohl folgende:

Der König eilt voll Rachſucht herbei. Da erſcheint ihm ein Engel und droht ihm mit dem Zorne Gottes, falls er bei ſeinen Racheplänen beharre. König Alfons ſinkt zuſammen, betet, und verlangt an ein wunderthätiges Muttergottesbild geführt zu werden. Leonore, die Königin, iſt ihm gefolgt. Ehe ſie mit ihm ſpricht, will ſie mit Gott ſprechen; ſie tritt in die ſpärlich beleuchtete Kapelle. Kaum hat ſie ihr Gebet begonnen, da erſcheint der König. Sie erkennen ſich nicht; bald aber verrathen ihre halblaut geſprochenen Gebete ſie einander. Der König bekennt reuig ſeine Schuld, und Leonore verzeiht ihm.

Zu dem Fragmente „Eſther“ bringt der Nachlaß keinerlei Fortſetzung. Dieſe Fortſetzung lag ihm auch gar nicht mehr nahe; er meinte, das Thema überhaupt vergeſſen zu haben. Das war ſeine Art, die Art ſeiner Künſtlernatur. Er empfing, entwarf und ſchrieb im Drange und Fluſſe einer leidenſchaftlichen Erregung. Wurde die Abfaſſung unterbrochen, ſo ſank ſein Intereſſe für die ganze Aufgabe, und er kehrte kaum wieder zu ihr zurück. Und wenn er's that, ſo beklagte er's gewöhnlich hinterher, weil ihm die volle Kraft nicht mehr erreichbar geweſen. Deßhalb war er ein abgeſagter Feind der Goethe'ſchen Art des Schaffens: in ruhiger Ueberlegenheit die dramatiſche Bewegung abzuklären und abzudämpfen. Dieſe Weisheit verwies er in andere Kunſtformen, und ſo tief ſeine Verehrung für Goethe war — ſie war die größte — Goethe's ſpätere Dramen hielt er für eine Beſchädigung der dramatiſchen Form. Wenn er ſelbſt in ſeinen nachgelaſſenen Dramen ähnlichen Fehlern mitunter nahe gekommen zu ſein ſcheint, ſo lag das nicht daran, daß er ſein Princip des dramatiſchen Schaffens verändert oder gar verlaſſen hätte. Er hat die Leidenſchaften nicht vermieden, er hat die geſammelte volle Hingebung an die Aufgabe nicht verleugnet, er hat nur die künſtleriſche Ausführung mit einer weniger ſichern Hand geleitet, als er's in jüngeren Jahren vermocht hat.

Uebrigens kann das Fragment „Eſther“ auch in der vorliegenden Abkürzung beſtehen. Es gibt einen erfüllenden Abſchluß. Der König und Eſther ſind auf gutem, ausführlichem Wege miteinander vereinigt worden, und wir können die neuen Hinderniſſe entbehren, welche die Weiterführung des Stückes gebracht hätte.

Nur möge der Leſer nicht meinen, daß er in der Lektüre den ganzen Eindruck dieſes abgekürzten Drama's gewonnen habe. Es zeigt ſich nirgends deutlicher als bei dieſer „Eſther“, daß Grillparzer ſeine Dramen nicht für's Leſen, ſondern für die Aufführung auf der Bühne componirte, und daß er die ganze Handlung genau vor ſich geſehen beim Schreiben. Unruhig und zerſplittert erſcheint die geleſene „Eſther“, lebensvoll zuſammengehend und von hinreißender Wirkung in der großen Schlußſcene zwiſchen dem Könige und Eſther erſcheint ſie auf der Bühne. Sie iſt deßhalb ein dauerndes Repertoireſtück in Wien geworden.

Die Scene „Hannibal“ hat keinen Plan eines Stückes „Hannibal“ hinter ſich. Grillparzer hat nur, von Plutarch angeregt, eine Scene ſchreiben wollen.

Drittens bringt dieſe Geſammtausgabe zwei Erzählungen, die Beſprechung des ſpaniſchen Theaters und eine große Fülle von Aphorismen, deren werthvoller Inhalt Jedermann einleuchten wird. Zu großem Theile ſind es Urtheile, welche den Studien Grillparzers entſprungen ſind, Studien von ungemeiner Ausdehnung und Sorgfalt.

Erzählungen ſind nur zwei vorhanden, „Der alte Spielmann“ und „Das Kloſter bei Sendomir“, und nur der „Spielmann“ iſt von origineller Bedeutung. Seltſam in ſeiner Feinheit trägt er das Gepräge eines ganz eigenthümlichen Poeten. „Das Kloſter bei Sendomir“ iſt raſch geſchrieben, weil Schreyvogel für ſeinen Almanach raſch einen Beitrag begehrt hat, und dieſe Erzählung kann nicht gerade einen beſonderen Anſpruch erheben. Sie findet ſich als Skizze in den nachgelaſſenen Studienblättern Grillparzers, und man ſieht aus dieſer Skizze, wie gründlich er gleich bei den erſten Strichen zu verfahren pflegte.

Endlich bringt die Geſammtausgabe eine Selbſtbiographie Grillparzers. Er hat ſie für die kaiſerliche Akademie in Wien, deren Mitglied er war, geſchrieben.

Sie reicht leider nur bis zum Jahre 1836, und iſt die größte Ueberraſchung, welche uns der Nachlaß beſchert hat. Grillparzer nämlich pflegte es nachdrücklich abzuweiſen, wenn man ihm den Wunſch ausſprach: er möchte doch über ſeine Lebensſchickſale und über die Entſtehung ſeiner Arbeiten Memoiren niederſchreiben. Sein Leben ſei unwichtig, die Mittel und Wege zu ſeinen literariſchen Werken ſeien Nebenſache. Die Werke ſeien da, und das ſei genügend. Das Werk müſſe ſelbſt für ſich ſprechen. Das viele Beſprechen habe unſere Literatur nur zu ſehr verwäſſert und von der Hingabe an wirkliche Hervorbringung abgewendet, ſo daß wir überfüllt ſeien mit Schriften ohne eigenen Kern und Gehalt.

Deßhalb hoffte Niemand, etwas Memoirenhaftes von ihm vorzufinden. Offenbar haben wir's nur der Akademie zu verdanken, daß er ſich dennoch dazu entſchloſſen. Er war ſehr pflichtmäßig, und weil eine Lebensgeſchichte herkömmlich von den Mitgliedern der Akademie verlangt wurde, ſo meinte er damit eine Pflicht erfüllen zu müſſen. Die Scheu vor der Oeffentlichkeit in perſönlichen Dingen hat ihn aber doch veranlaßt, das Thema ſeiner Liebesneigung nicht zu berühren, und am Ende trotz Akademie die ganze Lebensgeſchichte im verſchloſſenen Kaſten zu behalten.

Eine größere Hülfe für die Charakteriſtik des Dichters gibt es nicht, und für Manchen wird es nun überflüſſig erſcheinen, daß der Herausgeber der Geſammtausgabe Grillparzers Charakter zu ſchildern ſuche. Denn das Eine iſt unverkennbar in dieſer Selbſtbiographie: die ungeſchminkte Wahrhaftigkeit. Er tadelt ſich nicht nur ausgiebig, er lobt ſich auch. Und zwar in hohem Grade. Er, ſonſt der beſcheidenſte Menſch! „Wie Größe ſelbſt ſich kennt,“ ſagt Shakeſpeare.

Ein Tagebuch ſeines Pariſer und Londoner Aufenthalts hat ſich ebenfalls in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden, eine willkommene Ergänzung ſeiner Selbſtbiographie.

Darin iſt beſonders eindrucksvoll, daß er, unwohl oder krittlich wie er oft war, immer ſogleich von ganzer Theilnahme erfüllt iſt, ſobald er einem vollen Kunſtwerke, einem ganzen Künſtler begegnet. Solche Vollheit und Ganzheit iſt eben ſein Element. Heine, in friſcher Ungebundenheit zum erſtenmale vor ihm auftretend, erquickt ihn geradezu, und Uhland iſt ihm ſtets eine willkommene Erſcheinung.

Für alle Künſte, ſei es Poeſie, ſei es Skulptur, Baukunſt oder Malerei, ſei es Muſik, ſei es Theater, zeigt er ſich in dieſen raſch hingeworfenen Notizen als ein gründlich geübter Kenner. Gründlich kannte er eben ſeinen künſtleriſchen Lebenszweck und ſich ſelbſt.

Das „Sichkennen“ iſt in der That der Punkt, um den es ſich handelt, wenn Grillparzer ſich ſelbſt hoch ſtellt. Nicht ſein Anſpruch tritt da hervor, ſondern ſeine Kenntniß.

Was werden wir aber für Ausrufungen zu leſen kriegen, daß er in dieſen Memoiren einmal, von Goethe aus Weimar kommend, zu ſagen wagt: Nach Goethe und Schiller — unter wohlbemeſſenem Abſtande — komme doch Grillparzer.

Er ward 1791 am 15. Januar in Wien geboren. Sein Vater war Advokat, und ein leidlicher Wohlſtand herrſchte im Hauſe, während der junge blonde Franz ſtill emporwuchs, ein in ſich gekehrter Knabe und Jüngling. Lange Zeit Privatunterricht und erſt ſpät die öffentliche Schule verſorgten ihn mit geiſtiger Nahrung. Unordentlich und ſyſtemlos, ſo daß er wichtige Disciplinen hat nachholen müſſen. Von früh auf gründlich trachtend hat er dies Nachholen ſehr zu ſeinem Vortheile betrieben. Die alten Sprachen zum Beiſpiele, welche Andere vergeſſen, hat er verſtändig nachgelernt, und er iſt ihrer in hohem Grade mächtig geblieben. In ſeinen Studienblättern finden wir die griechiſchen Autoren ſo ausführlich und geläufig in ihren wichtigen Stellen citirt, wie franzöſiſche Quellen, und er las die ſchwerſten griechiſchen Dichter noch bei hohem Alter ohne Schwierigkeit in ihrer Sprache. — Auch in den neueren Kulturſprachen iſt er bis an ſein ſpätes Lebensende unermüdlich lernend verblieben, ſo daß er der franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und engliſchen Literatur mit vollem Verſtändniſſe nachgehen konnte, was er denn auch, ein einſamer, Alles leſender Mann, unermüdet gethan.

Die Napoleon'ſchen Kriege, welche Oeſterreich und Wien heimſuchten und brandſchatzten, haben frühzeitig ein ſtarkes Vaterlandsgefühl in ihm erweckt. Sie zerſtörten auch die Wohlhabenheit ſeiner Familie, und nach des Vaters frühem Tode waren Mutter und Geſchwiſter auf ihn angewieſen als den Aelteſten, welcher Unterſtützung bieten ſollte, ehe es noch klar war, ob und was für ein Amt ihm erreichbar wäre.

Er brachte ſich als Hauslehrer unter und erlangte dann auf Grund ſeiner juridiſchen Studien 1813 eine kleine Anſtellung im Staatsdienſte.

Langſame und geringe Steigerungen bilden den ganzen Umfang ſeiner amtlichen Laufbahn. Zumeiſt im Finanzminiſterium und zuletzt in Archiven hat er es nie zu einer beſonderen Stellung gebracht, obwohl er längere Zeit vom Finanzminiſter ſelbſt, vom Grafen Stadion, welcher ihm wohlwollte, bevorzugt wurde. Das eigne, ſelbſtſtändige Weſen eines dichteriſchen Gemüths hat es eben nie zugelaſſen, daß er auf den breit getretenen Wegen Derer ging, welche der Gunſt nachliefen, und ſo blieb er denn immer zurück, indem er recht gefliſſentlich übergangen wurde.

Mit Ausnahme ſeiner allerletzten Lebenszeit hat er überhaupt keinerlei Gunſt oder Förderung von der Staatsregierung erfahren, ja, ſeine dichteriſche Befähigung hat ihn geradezu beeinträchtigt beim bureaukratiſchen Vorurtheile. Der Cenſurſtil ferner der damaligen, conſervativ genannten Monarchie hat ihn auf das Empfindlichſte behindert und beſchädigt.

Man iſt wohl manchmal geneigt, die deſsfallſigen Klagen über Unterdrückung der Talente für ſchablonenhaft und banal zu halten, wohl auch für Uebertreibung, und man ſtimmt wohl ein in die Bemerkung: daß ein wirkliches Talent durch keine Cenſurbehinderung unterdrückt werden könne. Grillparzers Leben widerſpricht all dieſen Wohlmeinungen und Beſchönigungen.

Als junger Mann errang er mit der Ahnfrau und Sappho unwiderſprechlich den erſten Rang eines öſterreichiſchen Poeten, und hat ihn zeitlebens behauptet. Ihm gegenüber hätte alſo doch wohl, ſollte man glauben, jede irgend zuläſſige Milderung des Verhinderungsſyſtems ſtattfinden können. Das iſt aber durchaus nicht geſchehen. Im Gegentheile: die unglaubliche Mißhandlung iſt ihm widerfahren an Stücken, welche den reinſten öſterreichiſchen Patriotiſmus verkündigten, und welche dieſen Patriotiſmus ausſtrömten ohne irgend einen Beigeſchmack desjenigen Liberalismus, welcher das damalige Syſtem ſtörte. König Ottokar iſt für die Habsburgiſche Dynaſtie ein ſo wohlthuendes, preiſendes Drama, daß man anderswo dem Dichter mit Dank und Lohn entgegengekommen wäre. In Wien ließ man das Stück zwei Jahre in der Cenſur liegen, und als durch einen Zufall die Kaiſerin ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht wurde, galt das Manuſcript für verlegt und für kaum auffindbar. Auch nachdem es mit großem Erfolge aufgeführt war, ließ man es nach einiger Zeit wieder verſchwinden. Von Dank war keine Rede. — Dem „treuen Diener ſeines Herrn“ wird heute eine übertriebene Loyalität nachgeſagt; ja, das Stück iſt heutigen Tages deßhalb in ſeiner Popularität beeinträchtigt; und daſſelbe Stück, welches mit dem größten Erfolge aufgeführt worden war, ſollte nach der erſten Aufführung für immer verſchwinden! Man wollte dem Dichter das Manuſcript abkaufen unter dem Beding, daß kein Blatt davon für ihn übrig bliebe, daß es nirgendwo wieder dargeſtellt und gar nicht gedruckt werden könnte. Man denke ſich die Empfindung des Dichters bei ſolcher Zumuthung! Mußte nicht der Gedanke in ihm herrſchend werden: dein ganzes Dichten iſt wohl ein Verbrechen, und das fernere Trachten nach Stoffen und Compoſitionen iſt die müßigſte, unergiebigſte Thätigkeit von der Welt —?!

Börne ſagte ſeiner Zeit, die Cenſur vernichte die Keime, tödte die Frucht im Mutterleibe. Man kann wirklich fragen: was Alles iſt für Grillparzer im Keime erſtickt, im Mutterleibe getödtet worden? — Gewiß viel.

Und dabei war er ſelbſt ſo unbefangen, eine gründliche Unterſuchung niederzuſchreiben: ob nicht die Cenſur nothwendig ſei? Der Staat bewache ſo viel Unwichtiges, müſſe er nicht auch das Wichtigſte bewachen? — Unter den nachgelaſſenen Papieren findet ſich dieſer Aufſatz. Er kommt indeſſen zu dem Schluſſe: die Cenſur iſt darum abzuweiſen, weil es keine Cenſoren geben kann. Niemand kann leiſten, was einem Cenſor zu leiſten obläge, wenn die Cenſur gerechtfertigt ſein ſollte.

Grillparzer ſchrieb weiter, wie ſchmerzlich er athmete in ſolcher Cenſuratmoſphäre, er ſchrieb weiter, weil er innerlich mußte. Sein Talent war für ihn ein Dämon, welcher ihn zwang. Geärgert und verſtört war er — wie oft und wie lange! — des feſten Willens, nie wieder an ſolche Arbeit zu gehen! Er ging doch wieder daran, aber nie mehr mit der freudigen Hoffnung, etwas erfreulich Wirkſames hervorzubringen; er genügte nur dem Zwange ſeines Genius. Kaum je iſt einem dramatiſchen Dichter von ſeiner Regierungsbehörde die dramatiſche Dichtung ſo verleidet worden.

Um die ganze Wahrheit zu ſagen, muß man jedoch eingeſtehen, daß es kaum nachzuweiſen iſt: wie weit nur die Cenſurqual ihm das Schreiben verleidet hat. Er ſchrieb überhaupt nicht gern. In ſpäterer Zeit war es ihm das widerlichſte Geſchäft. Dieſer Widerwille rührte wohl davon her, daß ſein künſtleriſches Naturell ihn immer zwang, das, was er ſchreiben wollte, ganz und voll auszudrücken, dafür alſo immer alle Geburtswehen durchzumachen. Und die hatte er auf die Länge ſcheuen gelernt.

Bei aller Mißbilligung der früheren öſterreichiſchen Regierungsweiſe — und für dieſe Mißbilligung finden ſich in ſeinen nachgelaſſenen Papieren die ſtärkſten Ausdrücke — erhielt er ſich immer eine unbefangene Anſchauung, und ließ er ſich weder nach links noch nach rechts zu Uebertreibungen fortreißen. Die Kenntniſſe eines dramatiſchen Dichters, welcher ſtets die verſchiedenartigen Kräfte gegen einander in Bewegung geſetzt, behüteten ihn vor Uebertreibungen. Beide Parteien, die Linken wie die Rechten, gaben ihm freilich Schuld, daß er das Richtige nicht träfe. Beide mit Unrecht. Die Linken mochten ihm nicht in Anrechnung bringen, daß er ein ſpecifiſches Vaterland Oeſterreich erhalten und gedeihen ſehen wollte und daß er den hiſtoriſchen Begriff eines auf fortſchreitende Germaniſirung angewieſenen Deutſchöſterreich wie eine hiſtoriſche Fahne feſthielt. Sie verſtanden nicht oder wollten nicht verſtehen, daß ein ächter Dichter Grund und Boden braucht und nicht von Abſtraktionen leben kann. Die Rechten aber wollten ihm nicht verzeihen, daß er die Joſephiniſche Milch der Aufklärung tief eingeſogen und daß er in den großen Fragen der Freiheit unerſchütterlich bei den Grundſätzen der Freiheit ſtand.

Die Revolution von 48 brachte es mit ſich, daß die Linken wie die Rechten ſich eine Zeit lang in ihm irrten. So ſehr wie irgend ein Anderer, ja wohl mehr als irgend ein Anderer begrüßte er freudig den Sturz des nur hemmenden und verhindernden alten Syſtems; aber die Uebertreibungen des Kampfes verſtimmten den weit ſehenden Poeten und den fein fühlenden Patrioten mehr als irgend einen Anderen. Das Reich krachte in allen Fugen. Das mochte er hinnehmen als unzertrennlich vom Uebergange. Nicht aber mochte er hinnehmen, daß die Sprengung des Reiches gut geheißen würde. Da trat er hervor mit dem Gedichte an Radetzky:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer!
In Deinem Lager iſt Oeſterreich,
Wir Andern ſind einzelne Trümmer —"

Dies Gedicht führte links und rechts über ihn irre. Links meinte man einen Aufruf zum bloßen Säbelregimente zu vernehmen, rechts meinte man einen Feldruf des alten Syſtems zu hören. Keines von Beiden lag in der Seele des Dichters. In dieſer Seele lag das Bedürfniß, die Auflöſung eines hiſtoriſch erwachſenen Reichs, welches ſein Vaterland war, aufzuhalten, und weil Krieg war, mußte ſich dies Bedürfniß als Schlachtruf geltend machen. Er hat denn auch eine Wirkung gehabt, und zwar eine große Wirkung. Was er ihm an Lob und Auszeichnung eingebracht, das gehörte nicht zu ſeinem Bedürfniſſe, und es findet ſich in ſeinen nachgelaſſenen Blättern die Klage, daß die von ihm geprieſenen Führer ſeine Mahnung gar äußerlich aufgefaßt hätten.

Auch in der neueſten Zeit hat man ſich über ſeine politiſchen Gedanken vielfach getäuſcht, ſeit ein neues deutſches Reich entſtanden iſt, zu welchem Oeſterreich nicht gehört, und ſeit ein jüngeres Geſchlecht eine Einverleibung Deutſchöſterreichs ins deutſche Reich anſtrebt, auch wenn dieſe Einverleibung das Ausſcheiden der nicht rein deutſchen Provinzen des öſterreichiſchen Kaiſerthums mit ſich brächte. Zu dieſem jüngeren Geſchlechte gehörte er allerdings nicht. Sein Oeſterreicherthum wurzelte in den Grundſätzen Maria Thereſia's und Joſephs des Zweiten: organiſche Germaniſirung ringsum und in den Oſten hinab, organiſche, nicht gewaltſame. Bei einer organiſchen Germaniſirung werden alle edlen Beſtandtheile der nichtdeutſchen Völkerſchaften mit aufgenommen, und es entſteht ein charakteriſtiſches Deutſchthum, ein öſterreichiſches Deutſchthum. Dies wollte er durchaus nicht in Gleichmacherei untergehen ſehen, und den innigen Zuſammenhang dieſes öſterreichiſchen Deutſchthums mit einem deutſchen Reiche hielt er auch für eine Bereicherung des deutſchen Reiches, für das gebahnte Feld der Coloniſirung, der deutſchen Ausbreitung. Letzteres war ihm ein Grundgedanke des öſterreichiſchen Staates, deſſen breite geſchichtliche Vorarbeit nicht weggeworfen ſein ſollte.

Hierin unterſchied er ſich von einer jüngeren Richtung, welche im Drange des Augenblicks auf das öſterreichiſche Deutſchthum keinen beſonderen Werth legen will. In dieſem Sinne war er ein ſpecifiſch öſterreichiſcher Deutſcher, welcher die Achſeln zuckte, ſobald man ihn zu den weniger deutſch Geſinnten zählen wollte, ihn, welcher die deutſche Natur zu reifer Poeſie in ſich abgeklärt, ihn, welcher den deutſchen Kern ſo redlich in ſich gereift hatte. Er hielt ſich für einen reicheren Deutſchen als jeden ſeiner Widerſacher in dieſer Frage.

Wenn man ſich nun alle dieſe Gegenſätze klar macht, welche Grillparzers Leben ſpalteten und peinigten — auf der einen Seite ein zur Armuth herabgedrücktes Leben ſeiner Familie, eine ſtete Zurückſetzung in amtlicher Laufbahn, eine immerwährende Feindſeligkeit der Cenſur; auf der andern Seite aber ein warmer Familienſinn, eine pflichtgetreue Ehrlichkeit, eine heiße Liebe zu ſeinem öſterreichiſchen Vaterlande, welches ſich doch ſyſtematiſch deutſcher Bildung verſchloß — dann wird man die Furchen erkennen, welche ſich ſeinem Charakter eingraben mußten, dann wird man es erklärlich finden, daß er von Jahr zu Jahr immer mehr aus dem Getriebe der Welt zurücktreten mochte.

Um ſo erklärlicher, je näher man ſein Naturell betrachtet. Er war ſchüchtern und anſpruchslos, und doch ſtolz. Stolz, weil ſein großer Verſtand, unterſtützt von großer Kenntniß, ganz genau wußte, wie viel er werth ſei neben Anderen.

Man wird, wie ſchon angedeutet, in ſeiner Selbſtbiographie Zeugniſſe finden von dieſer eignen Werthſchätzung, welche im erſten Augenblicke Staunen erwecken, weil ſie wie Ueberhebung ausſehen. Bei tieferem Einblicke in ſein Weſen wird dies Staunen ſchwinden.

Sich ſelbſt gegenüber fühlte er ſich gar oft, ja faſt immer zu klein; ſich ſelbſt gegenüber, das heißt Dem gegenüber was er vermochte und was er vermögen ſollte. Dem gegenüber jedoch, was ſeit Goethe und Schiller in der dramatiſchen Poeſie geboten worden, kannte er ſeine Vorzüge. Er ſetzte indeſſen lächelnd hinzu: Man könnte ganz gut der beſte Dichter einer gegebenen Zeit, und noch immer ein höchſt unbedeutendes Licht ſein.

Er ſagt einmal von ſich ſelbſt, daß etwas vom Taſſo in ihm ſei, vom hiſtoriſchen. Als Menſch wiſſe er mit jeder Lage fertig zu werden, als Dichter brauche er ein warmes Element; ohne ein ſolches ziehe ſich ſein Inneres zuſammen. Das beleuchtet ſeine Verſchüchterung, aber auch ſeinen Kern. Er war eine im Kern feſte Natur, eine ſtarke Natur.

Da nun Talent in ſeine Wiege gelegt worden, wurde er ein ſtarker, wurde er ein ächter Dichter, welcher den Dingen auf den Grund drang, und ihnen den wahren Ausdruck lieh, auch wenn dieſer Ausdruck ihm perſönlich weh that. Mit einem Worte ſei es wiederholt: er war eine gründliche Künſtlernatur, wahrhaftig durch und durch, empfindlich im höchſten Grade, und immer bedürftig, aus dem Ganzen zu bilden zu einem Ganzen. Nichts von Nebenzwecken fand Gnade bei ihm, ſelbſt das bloß Gefällige durfte nicht in erſter Linie ſtehen, wenn der Stoff mehr verlangte. Eine ſtrenge Form für ſtrengen Inhalt war ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen unerläßlich, denn es gäbe auch eine ſtrenge Schönheit, und ſie ſtände am rechten Orte höher als die gefällige Schönheit.

Ueberhaupt hatte er, ein in Kantiſcher Philoſophie durchgebildeter Mann, ganz feſte äſthetiſche Grundſätze und ließ über dieſelben nicht mit ſich feilſchen. Er dichtete grundſätzlich nach Anſchauungen, nicht nach Begriffen. Was er Begriffspoeſie nannte, das war ihm eine Afterpoeſie. Die Kunſt beruhte ihm nicht auf Wiſſen, ſondern auf Können. Den Ausdruck „ſchöne Wiſſenſchaft" für Poeſie verwarf er, denn die Poeſie ſei keine Wiſſenſchaft, ſondern eine bildende Kunſt wie die Malerei. Ja, die poetiſche Kunſt war ihm keine Frucht der Bildung, denn das Weſen der Bildung ſei Vielſeitigkeit, die Kunſt aber beruhe auf einer Einſeitigkeit. Ihr müſſe ein Stoff und Gedanke im Augenblicke des Schaffens und Genießens an die Stelle der ganzen übrigen Welt treten. Deßhalb ſtellte er die Form ſo hoch. Durch die Form erhebe der Dichter jeglichen Inhalt. Sie ſchließe ab wie die Natur. Sie beruhige und ſei darum allem Wiſſen überlegen. Nicht die Ideen machen den eigentlichen Reiz der Poeſie aus, der Philoſoph habe deren vielleicht höhere: aber daß die kalte Denkbarkeit dieſer Ideen in der Poeſie Wirklichkeit erhalte, das ſetze uns in Entzücken. Die Körperlichkeit der Poeſie mache ſie zu dem was ſie ſei, und wer ſie, wie die Neueren thun, zu ſehr vergeiſtige, der hebe ſie auf.

So war ihm denn das Lehr- und Reflexionsmäßige in der Poeſie eine Beimiſchung von Proſa, und war ihm ſtörend. Ledig ſolcher Proſa waren ihm die Griechen, die Spanier, Arioſt, Shakeſpeare, und ſie nannte er die Freunde ſeiner Einſamkeit.

Durchaus abweiſend war er für die Reizung durch das Häßliche. Was ſich in dieſer Richtung für Poeſie ausgab, das erklärte er für Unreife, welche mit Reizmitteln des bloßen raffinirenden Verſtandes locken wollte. Das war ihm unkünſtleriſch, das war ihm Ungeſchmack.

Auch für ſein perſönliches Leben iſt es maßgebend geworden, daß er immer Ganzes und Volles erſtrebte. Ein geliebtes Weib, eine Familie zu beſitzen war ſein Lebenswunſch. Er wurde nicht erfüllt, weil die äußeren Mittel nicht dafür zureichten, und weil er ein halbes Zureichen durchaus vermeiden wollte. Was über das Nothdürftige hinaus von ſeinem ſchmalen Einkommen übrig blieb — die Schriftſtellerei hat ihm wenig eingetragen — das verwendete er auf größere Reiſen. Ihrer bedurfte er von Zeit zu Zeit, und ſie waren ihm von großem Werthe. Er iſt nach Italien, er iſt nach Griechenland gegangen, er hat in Paris, er hat in London ſich längere Zeit aufgehalten, er hat in Deutſchland die wichtigen Städte und Menſchen aufgeſucht, und er erzählt in ſeiner Selbſtbiographie von alledem, ganz beſonders ausführlich von ſeinem Beſuche bei Goethe in Weimar. Nur Spanien, mit deſſen Literatur er ſich angelegentlich beſchäftigt, hat er nicht erreicht.

Auf ſolche Reiſen hätte er ganz verzichten müſſen, wenn er ſich einen ehelichen Hausſtand gegründet hätte. Auch war es ihm wohl zweifelhaft, ob ſein der Abſonderung ſo bedürftiger Charakter ein volles Genüge bieten könnte im Familienleben.

Er hegte ſein ganzes Leben hindurch eine tiefe Liebesneigung zu Katharina Fröhlich, welche er im „Ottokar“ als Wiener Bürgerkind eingeführt hat, und dieſer Neigung iſt er treu geblieben bis an ſein Lebensende. Seine „Kathi“ hat ihm denn auch die Augen zugedrückt im Sterben.

Er hat ſie als ſeine „ewige Braut“ zurückgelaſſen. Vielleicht iſt auch der Charakter dieſer Dame eine Miturſache geweſen, daß trotz beiderſeitiger Neigung das Verhältniß zu keiner ehelichen Vereinigung gedieh. Ihr Charakter iſt ebenfalls ein ſcharf und ſtreng gebildeter, und ſie hat öfters Scheu empfunden vor völliger Hingebung an einen Poeten, welcher ſich vulkaniſch zeigte, ſobald der dichteriſche Schaffensdrang über ihn kam.

So wurde er ein alter Junggeſelle, und erſt in vorgerückterem Alter iſt es ihm vergönnt worden, dauernd in ihrer Nähe zu leben. Drei Schweſtern Fröhlich richteten ihm vier Stiegen hoch in der Spiegelgaſſe zu Wien eine recht kleine Wohnung ein neben der ihrigen, und als beſcheidener Miethsmann, welcher Mittags in den nahebei liegenden Matſchackerhof ſpeiſen ging, nahm er Theil an einem Familienzuſammenhange, in welchem auch ſeine ſehr ausgebildete Vorliebe für Muſik gepflegt wurde, nahm er Theil an den Vortheilen treuer, unermüdlicher Freundſchaft.

Bei dieſen ihm tief ergebenen Schweſtern fand er die Pflege ſeines Alters, fand er die ſtützenden Hände, als leiſe und unſcheinbar am 21. Januar 1872 der Tod zu ihm trat.

Es geſchah dies ohne vorausgehende Krankheit. Er ſaß angekleidet im Lehnſtuhle, als der Tod des Gerechten über ihn kam. Ohne irgend eine gewaltſame Erſcheinung hatte er plötzlich aufgehört zu athmen.

Einige Zeilen fanden ſich vor, welche ſeinen letzten Willen ausdrückten. Sie beſtimmten Katharina Fröhlich zur Erbin ſeines Nachlaſſes.

Ihr und ihren beiden Schweſtern verdanken wir es, daß von ſeinen nachgelaſſenen Papieren — zum Theil Stöße von einzelnen Blättern — Alles wohlerhalten uns Herausgebern, in erſter Linie dem Dr. Preyß, einem alten wackeren Freunde Grillparzers, überliefert worden iſt. Dr. Preyß hat geſichtet und geordnet, ſo daß kein Körnchen dieſer Ernte verloren gehen konnte.

Grillparzer iſt 81 Jahre und 6 Tage alt geworden.

Er war von kleiner Mittelgröße, ſchlank und fein gebaut. Sein lichtblaues Auge beherrſchte das Antlitz, und verklärte es. In ſich gekehrt erſchien er von vornherein immer, und immer unnahbar. Da er aber doch im Grunde ſehr wohlwollend war, ſo entwich dieſer Schein von Unnahbarkeit bald; das Auge belebte ſich, die ſpärlichen Antworten erweiterten ſich, und allmählig wurde er eingehend nach den verſchiedenſten Richtungen, ausgiebig im höchſten Grade. Ueberall war ja ſein Geiſt geweſen, überall war er zu Hauſe, und bald ſprach der Mann, welcher uns herb und trocken empfangen, lebhaft und mannigfaltig, und vor allen Dingen immer eigenthümlich. Auch wenn er die gewöhnliche Wahrnehmung äußerte oder äußern mußte, ſo geſchah dies mit einem Zuſatze von Begründung, welche nur ihm angehörte. Man erfuhr, daß Alles in großem Zuſammenhange ſtünde bei dieſem Sprecher, welcher nie Redner ſein wollte, und welchem doch zu voller Rede das reichſte Material augenblicklich zu Gebote ſtand. Dies Material gehörte nur ihm, es war gezeichnet mit dem Stempel ſeiner perſönlichen Verarbeitung. Kurz, der mündliche Verkehr mit ihm war ſehr reichhaltig in Belehrung und in Anregung.

Weniger in Aufmunterung. Dafür hatte er zu viel Enttäuſchung erfahren, dafür ſah er zu weit, ſah er zu viel. Seine große Kenntniß und ſein großer Verſtand brachten ſeinem Blicke immer ſogleich den verſchiedenartigen Inhalt, welcher einen Menſchen bildet oder einen Zuſtand oder eine Handlung. Gleichzeitig und ganz ſah er Alles daran, das Lichte wie den Schatten. Dies iſt der Charakter des Dramatikers, und Dramatiker war er ganz und gar; Lyriker nur inſoweit als ein lyriſcher Beſtandtheil auch für das Drama nothwendig iſt. Seinen dramatiſchen Perſonen mochte er wohl Schwärmerei verleihen, ſeiner eigenen Perſon war ſie allmählig im herben Lebensgange erloſchen.

Deßhalb iſt in ſeinen Gedichten der Geiſt vorherrſchend, nicht irgend eine Ueberſchwenglichkeit. Sie ſind vorzugsweiſe Sinngedichte. Der Witz blieb ihm treu bis zu ſeinem letzten Tage, und eine humoriſtiſche Schalkhaftigkeit iſt ihm nie ganz abhanden gekommen.

Aus all dieſen Gründen konnte der perſönliche Verkehr mit ihm nicht leicht Jemand zu Thaten ermuntern. Wenn man ihm dann aber einwendete: die Jugend braucht Illuſionen, und die Welt braucht Thaten — dann nickte er wohl mit dem immer ein wenig ſchief gehaltenen Haupte und ſagte lächelnd: „Nun, ſei's!“

Politik las er genau Zeit ſeines Lebens. Er folgte ihrer Entwickelung wie er der literariſchen Entwickelung folgte, und er nahm fortwährend Partei, wenn auch gemeinhin abweichend von der öffentlichen Parteiung. Eben weil er auch hier weit und viel ſah, und gleichzeitig Licht und Schatten ſah.

Seine Lebensweiſe war überaus mäßig, und vielleicht darum hielt der ſchwächlich erſcheinende Körper ſo lange aus. Dadurch wurde ihm die Genugthuung, daß er eine volle Anerkennung ſeines Werthes in ſeiner Vaterſtadt und in ſeinem ſpeciellen Vaterlande noch erfuhr. Immer zwar hatte er in Wien eine auserleſene Gemeinde beſeſſen, welche ſeine große Dichtungskraft zu ſchätzen, und ſeinen reinen Charakter zu ehren wußte. Aber dieſe Gemeinde war nicht zahlreich, und ſelbſt das Burgtheater hatte allmählig ſeine Dramen aus dem Repertoire fallen laſſen. Vom Jahre 1850 änderte ſich das: ſie erſchienen wieder in ſorgfältiger Scenirung, ſie gewannen die Theilnahme auch des großen Publikums, und dieſe Neubelebung erfriſchte ihn ſelbſt. Bei ſeinem achtzigſten Geburtstage 1871 war denn dieſe Grillparzer-Gemeinde in Wien dergeſtalt angewachſen, daß eine große öffentliche Feier gleichſam von ſelbſt entſtand. Der größte Saal der Stadt war angefüllt von ſeinen Verehrern, und in Gedichten und Reden wurde unter beiſtimmendem Jubel der Zuhörer der Greis verherrlicht, welcher in ſeiner kleinen Wohnung nicht Raum genug hatte bieten können für Deputationen, für Geſchenke und Lorbeerkronen. Eine Stiftung erwuchs aus dieſer Feier durch die Sammlung edler Frauen, eine Grillparzer-Stiftung, welche für arme Schriftſteller Unterſtützung bereit hält und für neue preiswürdige Dramen Ehrenpreiſe bietet.

So war es vorbereitet, daß ein Jahr ſpäter bei ſeinem Tode die ganze große Hauptſtadt Wien die Leichenfeier des Dichters beging, als ob ein Haupt des Landes zur Erde beſtattet würde. In dieſem Maße feierlich und allgemein iſt wohl noch nie ein Poet begraben worden. Hunderttauſende nahmen daran Theil. Durch die langen Straßen der Stadt und Vorſtadt ſtanden die Menſchen ſo dicht, daß eben nur Raum blieb für den Leichenwagen, und alle Fenſter bis auf die Dächer hinauf waren mit Zuſchauern angefüllt. Eine Stunde lang fuhr der Wagen zum Währinger Friedhofe hinaus, und den ganzen Weg entlang ſtand links und rechts die Menſchenmenge, welche den Sarg ehrfurchtsvoll begrüßte. Der Friedhof mußte abgeſperrt werden, weil er überfüllt war. Bald nach der Mittagsſtunde hatte das Begräbniß begonnen, und als die Grabreden gehalten wurden, war es Abend, und der Mond blickte auf die Trauerverſammlung und in das Grab. Es iſt nur einige Schritte entfernt von dem Grabe Beethovens.

Darf man glauben, daß ſeine Dichtung ſo populär geworden und daß dieſe allgemeine Verehrung aus der Popularität zu erklären ſei? — Nein. Mit Ausnahme der „Ahnfrau“ und vielleicht des „Traum ein Leben“ iſt keins ſeiner Stücke in dieſem Sinne populär. Es war nicht die Popularität, es war die Ehrfurcht, welche die Volksmaſſen erfüllte und bewegte. Grillparzers Ruf war von der höheren Bildung ausgegangen, er war gefeſtigt durch die lange Lebensdauer des Dichters, er war bis auf einen gewiſſen Grad populär begründet durch den makelloſen Bürgercharakter des Dichters, welcher nie um Gunſt gebuhlt, welcher immer der Wahrhaftigkeit gehuldigt. So war er im Volke ein Prophet geworden, vor welchem man ſich ehrfurchtsvoll verneigt.

Auch in unſrer Literatur wird Grillparzer nicht die Stelle eines im gewöhnlichen Sinne populären Dichters anſprechen können, wohl aber die eines wahren Dichters. Eigen und ſelbſtſtändig war er durchweg, eigen und ſelbſtſtändig wird er in unſrer Literatur daſtehen, eine Geſtalt von Granit. Sie ſchimmert nicht, aber ſie iſt feſt, ſie dauert. Und ich meine deßhalb: auch die Nachwelt wird ſie in Ehren halten.

Heinrich Laube.

Gedichte.

Vorwort.

Die hier zum Erſtenmal geſammelten lyriſchen Gedichte Grillparzers, fanden ſich auf Hunderten von Blättern, von des Dichters eigener Hand geſchrieben, in ſeinem literariſchen Nachlaſſe vor. Manche, im erſten Entwurf und in mehrfacher Abſchrift; — die meiſten jedoch, ohne Rückſicht auf Inhalt und Zeit des Entſtehens, mit perſönlichen und literariſchen Bemerkungen vermengt, auf einzelnen Blättern durcheinander geſchrieben.

Da genaue Anhaltspunkte für die Zeit, in welcher dieſe Gedichte entſtanden waren, fehlten, mußte von einer chronologiſchen Folge abgeſehen werden, und ich ordnete in vier Abtheilungen: Leben und Lieben, Poeſie und Muſik, Heimath und Fremde, und vermiſchte Gedichte, dieſe Dichtungen derart, daß ſie ein überſichtliches Geſammtbild des reichen Gemüths- und Geiſteslebens des verewigten Dichters zu bieten vermögen.

Bei Gedichten, die ſich in mehrfachen, variirenden Abſchriften vorfanden, liegt dieſem Abdrucke die, der Schrift nach erſichtlich letzte Textirung zu Grunde; diejenigen aber, welche der Dichter ſelbſt veröffentlicht, ſind hier treu wieder aufgenommen, wie ſie früher erſchienen ſind, und iſt der Ort, wo ſie bereits gedruckt waren, in der Inhaltsanzeige angegeben.

Die Zeit von 1812—1835, die Epoche, in welcher die meiſten dramatiſchen Schöpfungen Grillparzers entſtanden, war auch die ergiebigſte für ſeine lyriſche Production; von 1836—1847 finden ſich nur Gelegenheitsgedichte, im wahren Sinne des Wortes, oder Gedichte der Klage und des Mißmuths vor. Die politiſche Bewegung des Jahres 1848 erſchließt ſeiner Muſe wieder den Mund. — Von 1852 anfangend, wo das Alter ſich nach und nach geltend machte, die abnehmende Sehkraft den Dichter ſelbſt in der Lektüre beſchränkte, die durch einen ſchweren Fall herbeigeführte Schwerhörigkeit den ohnehin menſchenſcheuen, von der Geſellſchaft immer mehr abſchloß, liebte er es, die Beobachtungen ſeiner Einſamkeit, aus welcher er jedoch das politiſche und literariſche Leben Oeſterreichs wie Deutſchlands aufmerkſam verfolgte, ſein Denken und Fühlen, in kurzen, treffenden Sinngedichten und Epigrammen, von denen ſich viele Hunderte in ſeinem Nachlaſſe vorfanden, niederzulegen. Das letzte, welches er vielleicht vierzehn Tage vor ſeinem Tode ſchrieb, möge hier ſeine Stelle finden:

Ich war einſt ein Dichter,
Jetzt bin ich keiner,
Der Kopf auf meinen Schultern
Iſt kaum mehr meiner.

Wien, im Mai 1872.

Joſef Weilen.

Inhalt.

I. Abtheilung. Leben und Lieben.

	Seite
Abſchied von Gaſtein (Aglaja 1820)	1
Beſcheidenes Loos	4
Vorzeichen (Aglaja 1821)	5
Werbung (Aglaja 1821)	6
An eine gewiſſe Ungewiſſe	7
Licht und Schatten	8
Schalkheit (Aglaja 1822)	9
Cherubin (An eine Sängerin)	9
Ständchen (Orpheus muſikal. Album 1842)	11
Erinnerung (Aglaja 1820)	13
Das Spiegelbild (Aglaja 1822)	13
Schweigen (Sonntagsblätter 1842)	15
Als ſie zuhörend am Clavier ſaß (Aglaja 1822)	16
Allgegenwart (Aglaja 1822)	17
Am Hügel (Aglaja 1821)	19
Kuß	19
Abſchied von Wien (Album öſterr. Dichter 1850)	20
Kennſt du das Land? (Aglaja 1820)	21
Zwiſchen Gaeta und Kapua (Aglaja 1820)	23
Willſt du, ich ſoll Hütten bau'n?	25
Fortſchritt	25
Dezemberlied (Aglaja 1827)	26
Incubus (Huldigung der Frauen, Taſchenbuch 1823)	27
Entſchuldigung (Thalia, Taſchenb. 1850)	29
Begegnung (Veſta, Taſchenb. 1831)	31
An eine matte Herbſtfliege (Converſationsblatt 1819)	33
Der Geneſene (Aglaja 1821)	33
Der Wunderbrunnen (Aglaja 1821)	35
Troſt (Thalia 1865)	36
Appellation an die Wirklichkeit (Thalia 1858)	36
Abſchied (Aglaja 1821)	37

Seite
Todeswund (Aglaja 1825) 39
Bitte (Aglaja 1827) 40
Rechtfertigung (Taſchenbuch des Leopoldſtädter Theaters 1828) 41
Wintergedanken (Sonntagsblätter 1847) 45
Weihnachten 1844 45
Ohne Heim 46
An die vorausgegangenen Lieben (Aglaja 1820) 47
Der Bann (Album öſterr. Dichter 1850) 48
Entſagung (Oeſterr. Morgenblatt 1840) 51
Tristia ex ponto 53
  Einleitung: An Ovid 53
  1. Böſe Stunde (Veſta 1835) 54
  2. Polarſcene 55
  3. Frühlings-Kommen 56
  4. Reiſeluſt 57
  5. Der Fiſcher 58
  6. Verwünſchung 59
  7. Verwandlungen 60
  8. Die Portraitmalerin 61
  9. Trennung 62
  10. Sorgenvoll 65
  11. Ablehnung 65
  12. Intermezzo 66
  13. Noch einmal in Gaſtein 66
  14. Naturſcene 67
  15. Jugenderinnerungen im Grünen 68
  16. Freundeswort 75
  17. Schlußwort 76
Sinngedichte und Epigramme. (Biographiſch.) . . . . . . 77—90

II. Abtheilung. Poeſie und Muſik.

Die Schweſtern (Huldigung den Frauen, Taſchenb. 1841) 93
Die Muſik (Sammler 1816) 94
Consilium medicum (Thalia 1858) 100
Wanderſcene (Album für die Ueberſchwemmten in Böhmen 1845) . . . 101
Epiſtel (Pannonia 1844) 101
Gründlichkeit (Thalia 1863) 103
Lope de Vega 105
Die Muſe beklagt ſich 106
Beethoven (Aglaja 1828) 107
Nachruf. 1. An Zacharias Werner 111
  2. „ Nicolaus Lenau 113
An die Tonkunſt 114
Chor der Wiener Muſiker 115
Franz Schubert 116
Jenny Lind (Album öſterr. Dichter 1850) 117

Seite
Clara Wieck und Beethoven 118
Paganini 118
Das Urbild und die Abbilder 119
Wir Künſtler, du und ich vielleicht 120
Mein Cenſor 120
Euripides an die Berliner (Sonntagsblätter 1844) 121
Die lyriſche Dichterin 122
Zur Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg 124
Am Grabe Mozart des Sohnes 126
Der deutſche Dichter 127
Stabat mater von Roſſini 129
Den Zeitgenoſſen 131
Die tragiſche Muſe. Vor Vollendung des Trauerſpiels Medea (Aglaja 1822) 133
Bretterwelt (Thalia 1852) 136
Sinngedichte und Epigramme. (Zur Aeſthetik, Literaturgeſchichte
und Philoſophie.) . . . . 141—173

III. Abtheilung. Heimath und Fremde.

Vorzeichen 178
Dem Vaterland (Album öſterr. Dichter 1850) 180
Feldmarſchall Radetzky (Donauzeitung 1848) 181
Der Reichstag 183
Sprachenkampf 186
Die Ruinen des Campo vaccino in Rom (Album öſter. Dichter 1850) . 187
Napoleon 192
Viſion (Oeſterr. Muſen-Almanach 1837) 194
Auf die Geneſung des Kronprinzen Ferdinand (W. Zeitſchrift 1832) . . 196
Klage 196
Warſchau 198
Rußland 203
Kaiſer Joſephs Denkmal 205
Der kranke Feldherr 208
Sinngedichte und Epigramme. (Zur Zeitgeſchichte) . . . 211—224

IV. Abtheilung. Vermiſchte Gedichte.

Spaziergänge 1. 2. 3. (Aglaja 1829) . . . . 227—229
Frühlingsgedanken (Aglaja 1821) 229
Sinnpflanze 230
Gedanken am Fenſter (Huldigung den Frauen 1829) 231
Herkules und Hylas 232
Kloſterſcene (Veſta 1830) 233
Alma von Goethe (Album für Ueberſchwemmte 1845) 237
An der Wiege eines Kindes (Aglaja 1822) 239
Des Kindes Scheiden (Aglaja 1819) 241
Entzauberung (Aglaja 1827) 242

Seite
Jagd im Winter 242
Verſäumter Augenblick (Aglaja 1825) 244
Am Morgen nach einem Sturme (Aglaja 1821) 244
Die Viel-Liebchen 245
Die Unſchuld (Veſta 1834) 247
Der Geſchichtsforſcher 248
Lied 248
Lebensregel (Thalia 1856) 249
Den Zeloten 250
Böſes Wetter (Thalia 1857) 251
Gutgemeinte Bemühungen 251
Bei der Nachricht von dem Tode der jungen Schauſpielerin Löwe . . . 252
An einen geſchiedenen Freund 253
Ständchen 254
Politiſche Fabeln. 1. Das Duell. 2. Orientaliſcher Congreß. 3. Diplomatiſcher Rath . . . . 225—256
Mirjam's Siegesgeſang 256
Vater Unſer 258
Sinngedichte und Epigramme. (Vermiſchten Inhalts.) . . 262—280
Stammbuchblätter . . . . 281—289

I.

Leben und Lieben.

Tadle mich nicht, ich thu's ſchon ſelber,
Lobe mich nicht, denn es beſchämt mich,
Nimm's wie ein wirkliches Leben an,
Und leb' es mit, wie ich es gethan.
Grillparzer.

Abſchied von Gaſtein.

Die Trennungsſtunde ſchlägt, und ich muß ſcheiden,
So leb' denn wohl, mein freundliches Gaſtein!
Du Tröſterin ſo mancher bittern Leiden,
Auch meine Leiden lullteſt du mir ein,
Was Gott mir gab, worum ſie mich beneiden,
Und was der Quell doch iſt von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von Wenigen ermeſſen,
Du ließeſt mich's auf kurze Zeit vergeſſen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einemmale ſtrahlend ſich verklärt,
Rings hörſt du der Verwundrung Ruf erſchallen,
Und jedes Aug' iſt ſtaunend hingekehrt;
Indeß in dieſer Flamme glüh'ndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben ſich verzehrt,
Der, wie die Lohe ſteigt vom glüh'nden Herde,
Um deſto tiefer niederſinkt zur Erde.

Und wie die Perlen, die die Schönheit ſchmücken,
Des Waſſerreiches waſſerhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenloſe, ſtille Muſchelthier;

Denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
Das heißgeſuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch ſo entzückt mit ſeinen Strahlen,
Es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen.

Und wie der Waſſerfall, deß lautes Wogen
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos;
Auf ſeinem Buſen ruht der Regenbogen,
Und Diamanten ſchütteln rings ſich los;
Er wäre gern im ſtillen Thal gezogen,
Gleich ſeinen Brüdern in der Wieſen Schoos,
Die Klippen, die ſich ihm entgegenſetzen,
Verſchönen ihn, indem ſie ihn verletzen.

Der Dichter ſo; wenn auch vom Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
Er iſt der welke Baum, vom Blitz geſchlagen,
Das arme Muſchelthier, der Waſſerfall;
Was ihr für Lieder haltet, es ſind Klagen,
Geſprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umſchweben,
Gelöste Theile ſind's von ſeinem Leben.

Beſcheidenes Loos.

Bei dem Klang des Saitenſpieles
Geh' ich einſam und allein;
Habe wenig, brauchte Vieles,
Doch das Wenige iſt mein.

Amor lauſcht in Roſenhecken,
Winkt, halb Spott, zu ſich hinein;
Spiel mit Kindern, Kind, Verſtecken!
Mich laß ruhig und allein.

Und das Glück voll gold'ner Spangen
Zeigt den reichgefüllten Schrein;
Kommſt geflogen, ich gegangen,
Flieg' du hin, ich geh' allein.

Schau, der Ruhm am Rand der Fernen
Glänzt in heller Zeichen Schein; —
Wen gelüſtet's nach den Sternen?
Man betrachtet ſie allein.

Miſſe gern ein buntes Vieles,
Hätt' ich mich erſt und was mein!
Bei dem Klang des Saitenſpieles
Geh' ich einſam und allein.

Vorzeichen.

Augen, meiner Hoffnung Sterne,
Dioscuren meiner Fahrt,
Schimmert nicht ſo hell und feurig!
Denn das kündet, ſagt man, Sturm.
Und ſo iſt es auch. — Er naht ſchon,
Denn ich fühl's an meinem Beben,
Meinem Schwindeln, meinem Wanken,
Daß die Wellen ſchon empört;

Ueberzieht ſich noch der Himmel,
Jener Himmel, wo ihr leuchtet,
O, dann rettet mich kein Gott!

Werbung.

Mädchen, willſt du mir gehören,
So ſprich ja, und ſchlag' nur ein!
Kann nicht ſeufzen, kann nicht ſchwören,
Willſt du? — Gut! — Wenn nicht, — mag's ſein!

Gold hab' ich nicht aufzuweiſen,
Aber Lieder zahlen auch;
Will dich loben, will dich preiſen,
Wie's bei Dichtern heit'rer Brauch.

Doch gefällt's dir, einſt zu brechen,
Thu's mit Maß, und hüte dich!
Lied, das ſchmeichelt, kann auch ſtechen,
Dich verletzeſt du, nicht mich.

Dichters Gram iſt bald verſchlafen,
Seine Kunſt iſt troſtesreich,
Und die Lieder, die dich ſtrafen,
Tröſten heilend ihn zugleich.

An eine gewiſſe Ungewiſſe.

1.

Wenn man dich Engel nennt,
Will's ſo der Brauch,
Daß du's an Schönheit biſt,
Seh' ich wohl auch;
Magſt's auch an Güte ſein,
Gib und gewähr!
Nur nicht an Heiligkeit
Bitt' ich gar ſehr.

2.

Siehſt du der Saaten
Wallenden Streif?
Blond ſind die Aehren
Und ſie ſind reif;
Blond wie dein Häuptchen —
's iſt an der Zeit,
Schon hält der Schnitter
Die Waffe bereit.

3.

Daß dein Kleid roſenroth
Find ich recht fein,
Kann's, wo der Gürtel ſchließt,
Anders auch ſein?
Denn wo im Lenz ich ſah
Knöspchen am Rain,
Gaben ſie ähnlichen
Blaßrothen Schein.

4.

Im Schatten deiner Wimpern
Blühn zwei Vergißmeinnicht,
Der überflüſſ'gen Lehre
Die ſo ein Blümchen ſpricht!
Wie könnte dich vergeſſen
Wem je geſtrahlt dein Licht?
Und doch, laß ſie nur ſprechen.
Vergiß du ſelber nicht.

5.

Weil du die Liebe ſchon gekannt,
Gefühlt ſchon ihren Kuß,
Wer tadelt dich in ſeinem Wahn
Und darbet weil er muß?
Ein jeder treibt wozu er ward,
So will's ein ew'ger Schluß,
Hephäſten ſteht die Arbeit wohl,
Cytheren der Genuß.

Licht und Schatten.

Schwarz ihre Brauen,
Weiß ihre Bruſt,
Klein mein Vertrauen,
Groß doch die Luſt.

Schwatzhaft in Blicken,
Schweigend die Zung',
Alt das Mißglücken,
Wunſch immer jung.

Arm was ich brachte,
Reich meine Lieb',
Warm was ich dachte,
Kalt was ich ſchrieb.

Schalkheit.

Lächelſt du mir durch die Zweige,
Muſe, lieblich anzuſchauen,
Und verweigerſt doch zu kommen?
Ganz herbei komm', oder fort ganz!
Denn ich geb' es zu erwägen,
Ob's auch recht und billig ſchien,
Erſt mit Blicken aufzuregen,
Dann den Aufgeregten flieh'n!

Cherubin.

An eine Sängerin.

(1812.)

Wer biſt du, die in meines Herzens Tiefen,
Die nie der Liebe Sonnenblick durchſtrahlt,
Mit unerklärter Zaubermacht gegriffen?
Wer biſt du, ſüße, reizende Geſtalt?
Gefühle, die im Grund des Herzens ſchliefen,
Haſt du geweckt mit himmliſcher Gewalt,
Gefeſſelt iſt mein ganzes, tiefſtes Weſen,
Und Kraft und Wille fehlt das Band zu löſen.

Seh' ich der Glieder zarte Fülle prangen,
Gehüllt ins ſchöngeſchmückte Knabenkleid,
Die runden, lieb- und ſchamgefärbten Wangen,
Die blöde knabenhafte Schüchternheit,
Das dunkle erſt erwachende Verlangen,
Das brennend wünſcht und zu begehren ſcheut,
Den Flammenblick, tief in den Grund gegraben,
So ſcheinſt du mir der reizendſte der Knaben.

Doch ſeh' ich dieſes Buſens Wallen wieder,
Verrätheriſch durchs neid'ſche Kleid gebläht,
Den Nacken, glänzend, wie des Schwans Gefieder,
Von reichem, ſeidnem Lockenhaar umweht,
Hör' ich den Himmelsklang der Zauberlieder,
Und was ein jeder Sinn noch leiſ' erſpäht,
Horch' ich des Herzens ahnungsvollen Tönen,
So nenn' ich dich die Krone aller Schönen.

Schlicht' dieſen Sturm von kämpfenden Gefühlen,
Gebiete dieſem wildempörten Blut,
Laß meinen Blick in dieſen Reizen wühlen,
Laß mich der heißen Lippen Fiebergluth
In dieſes Buſens regen Wellen kühlen;
Und meiner Küſſe räuberiſche Fluth
Soll das Geheimniß dir im Sturm entreißen,
Welch ein Geſchlecht du würdigſt ſein zu heißen.

Ständchen.

Zur muſikaliſchen Compoſition.

Brim blim, klang kling,
Höre Mädchen was ich ſing'!

Sieh mich hier vor deinem Fenſter
Lauſchend mit der Zither ſtehn,
In der Stunde, wo Geſpenſter
Nur und Liebende noch gehn,
Alles ruht im trauten Zimmer,
Nur die Liebe ruhet nimmer.

Brim blim, klang kling,
Was iſt die Liebe für ein Ding!

Stürme brauſen durch die Gaſſen,
Tief verhüllt in Schnee und Eis.
Ach, und doch, kaum kann ich's faſſen,
Kalt die Hand, der Buſen heiß,
Innre Gluthen wärmt die Finger,
Kühl o Eis, den Minneſinger.

Brim blim, klang kling,
Was iſt die Liebe für ein Ding!

Muthig wenn ich dich nicht ſehe,
Sinn' ich aus manch Liebeswort;
Aber kaum in deiner Nähe
Iſt die Sprache plötzlich fort.
Ferne muthig, nahe blöde,
Kannſt du denken, Lieb', ſo rede!

Brim blim, klang kling,
Was iſt die Liebe für ein Ding!

Doch, ergreif' ich meine Zither,
Wird das Herz mir weit und groß,
Und das brütende Gewitter
Bricht in hundert Strahlen los.
Ja mag's noch ſo ſeltſam klingen,
Reden kann ich nicht, doch ſingen.

Brim blim, klang kling,
Was iſt die Liebe für ein Ding!

Drum, das Saitenſpiel in Händen,
Ruf' ich kühn zu dir hinauf:
Laß den ſpröden Sinn ſich wenden,
Thu' mir Herz und Fenſter auf!
Aber ſtill: denn wird Sie's innen,
Zürnt ſie etwa dem Beginnen,

Schilt, daß ich's mich unterfing,
Was iſt die Liebe für ein Ding.

Doch was ſchmäh' ich dieſe Wonne,
Die mein Innres ſüß bewegt!
Iſt die Sonne minder Sonne,
Weil kein Aug' ihr Schau'n erträgt?
Bleibt, wenn nichts auch übrig bliebe,
Das Gefühl doch, daß ich liebe,
Ach und —

Brim blim, klang kling,
Liebe bleibt ein ſüßes Ding.

Erinnerung.

(1817.)

Hab' ich mich nicht losgeriſſen,
Nicht mein Herz von ihr gewandt,
Weil ich ſie verachten müſſen,
Weil ich werthlos ſie erkannt?

Warum ſteht in holdem Bangen
Sie denn immer noch vor mir?
Woher dieſes Glutverlangen,
Das mich jetzt noch zieht zu ihr?

Tauſend alte Bilder kommen,
Ach, und jedes, jedes ſpricht:
Iſt der Pfeil auch weggenommen,
Iſt es doch die Wunde nicht.

Das Spiegelbild.

Ich lag im grünen Laubgezelt,
Die Stirn in heißer Hand,
Verbaut von Zweigen Flur und Feld,
An eines Brunnens Rand.

Und als ich, ſo am Rand gelegt,
Mein Bild im Quell gewahrt',
Fühlt' ich mich wunderbar bewegt,
Vergaß des Waſſers Art,

Und rief: So hegeſt du mein Bild,
Du Bächlein, ſtill und rein,
Des Herzens Sehnen, ungeſtillt,
Soll drum dein eigen ſein.

An deinem Ufer will ich ruh'n,
Will mir ein Laubdach bau'n,
Matt von des Lebens Müh'n und Thun,
In deine Wellen ſchau'n.

Da, neben meinem, in dem Quell
Gewahr' ich noch ein Haupt;
Es iſt mein Freund, erkenn' ich ſchnell,
Den ich entfernt geglaubt.

Und wie er ſchalkhaft lächelnd, froh,
Sich über mich gebeugt,
Mit emſ'ger Treue, eben ſo
Der Spiegelquell ihn zeigt.

Da war ich ſchnell vom Traum erwacht,
Doch zürnt' ich nicht dem Quell;
Ich zürnte, daß ich nicht bedacht,
Was doch vom Anfang hell:

Des Waſſers Art iſt eben ſo,
Zeigt nicht nur Ein Geſicht,
Die ganze Welt iſt deſſen froh,
Und ich auch grolle nicht.

Auch in der Folge will ich gern
An deinem Ufer gehn,
Recht innig froh, auch mich von fern
In deinem Selbſt zu ſehn:

Doch wohnen hier, mich dir vertrau'n? —
Laß fahren das, mein Sinn!
Wer wird ſein Glück auf Waſſer bau'n? —
Und alſo ging ich hin.

Schweigen.

Als ich noch jung war,
Liebt' ich zu klagen,
All was dem Herzen leid,
Vielen zu ſagen;

Jetzt da ich älter,
Hehl' ich die Pein,
Schließe den Kummer
Im Innerſten ein.

Denn ich erfuhr es:
Kalt iſt die Welt,
Und nur der Antheil
Lindert, was quält.

So wie das Vöglein,
Jedermann kennt's:
Das ſeine Liebe
Flötet im Lenz.

Aber vorüber
Roſen und Brut,
Lautlos in Zweigen
Alles nun ruht.

So meine Muſe,
Alſo mein Herz.
War doch ihr Lied nur
Sehnſucht und Schmerz.

Als ſie, zuhörend, am Klaviere ſaß.

Still ſaß ſie da, die Lieblichſte von Allen,
Aufhorchend, ohne Tadel, ohne Lob;
Das dunkle Tuch war von der Bruſt gefallen,
Die, nur vom Kleid' bedeckt, ſich athmend hob;
Das Haupt geſenkt, den Leib nach vorn gebogen,
Wie von den flieh'nden Tönen nachgezogen.

Nenn' ich ſie ſchön? Iſt Schönheit doch ein Bild,
Das ſelbſt ſich malt, und nur ſich ſelbſt bedeutet;
Doch Höheres aus dieſen Zügen quillt,
Die, wie die Züge einer Schrift verbreitet,
An ſich oft bildlos, unſcheinbare Zeichen,
Doch himmliſch durch den Sinn, den ſie erreichen.

So ſaß ſie da; das Regen nur der Wangen,
Mit ihren zarten Muskeln, rund und weich,
Der Wimpern Zucken, die das Aug' umhangen,
Der Lippen Spiel, die, Purpurlädchen gleich,
Den Schatz von Perlen hüllen jetzt, nun zeigen,
Verrieth Gefühl, vor dem die Worte ſchweigen.

Und wie die Töne brauſend ſich verwirren,
Im ſteten Kampfe, ſtets nur halb verſöhnt,
Jetzt klagen, wie verflog'ne Tauben girren,
Jetzt ſtürmen, wie der Gang der Wetter dröhnt;

Sah ich ihr Luſt und Qual im Antlitz kriegen,
Und jeder Ton ward Bild in ihren Zügen.

Mitleidend wollt' ich ſchon zum Künſtler rufen:
„Halt ein! Warum zermalmſt du ihre Bruſt?"
Da war erreicht die ſchneidendſte der Stufen,
Der Ton des Schmerzes ward zum Ton der Luſt,
Und wie Neptun, vor dem die Stürme flogen,
Hob ſich der Dreiklang ebnend aus den Wogen.

Und wie die Sonne ſteigt, die Strahlen dringen
Durch der zerſprengten Wetter dunkle Nacht,
So ging ihr Aug', an dem noch Tropfen hingen,
Hellglänzend auf in ſonnengleicher Pracht;
Ein leiſes Ach! aus ihrem ſüßen Munde,
Sah, wie nach Mitgefühl, ſie in die Runde.

Da trieb's mich auf: nun ſoll ſie endlich hören,
Was mich ſchon längſt bewegt, nun werd' ihr's **kund**;
Doch ſie blickt her; den Künſtler nicht zu ſtören
Befiehlt ihr Finger, ſchwicht'gend an dem Mund;
Und wieder ſeh' ich horchend ſie ſich neigen,
Und wieder muß ich ſitzen, wieder ſchweigen.

Allgegenwart.

Wo ich bin, fern und nah,
Stehen zwei Augen da,
Dunkelhell,
Blitzesſchnell,
Schimmernd wie Felſenquell,
Schattenumkränzt.

Wer in die Sonne ſieht,
Weiß es, wie mir geſchieht;
Schließt er das Auge ſein,
Schwarz und klein,
Sieht er zwei Pünktelein,
Ueberall vor ſich.

So auch mir immerdar
Zeigt ſich dieß Augenpaar,
Wachend in Buſch und Feld,
Nachts, wenn mich Schlaf befällt;
Nichts in der ganzen Welt
Hüllt mir es ein.

Gerne beſchrieb ich ſie,
Doch ihr verſtündet's nie,
Tag und Nacht,
Ernſt, der lacht,
Waſſers- und Feuersmacht
Sind hier in Eins gebracht,
Lächeln mich an.

Abends, wenn's dämmert noch,
Steig' ich vier Treppen hoch,
Poche ans Thor,
Streckt ſich ein Hälslein vor:
Wangen rund,
Purpurmund,
Nächtig Haar,
Stirne klar,
Drunter mein Augenpaar!

Am Hügel.

O Hügel! ſanft von Steinen aufgeſchichtet,
Die ſaftig Gras und Alpenmoos umzieht,
Von deinem Haupt ein Baum emporgerichtet,
An dem die Vogelbeere glüht;
Indeß am Fuß in buntgemiſchter Reihe
Der Schwarzbeer' dunkle Frucht und helles Kraut
Hoch überragt von Weidrichs Veilchenbläue,
Dir einen Thron, ſich eine Freiſtatt baut.
Wie ſchön blickſt du herab von deiner Höhe,
Wie würdig ſtellſt du dich dem Auge dar!
Der Wandrer ſteht entzückt in deiner Nähe,
Und ſucht beinah nach Weihort und Altar.
Gewiß auch, rollten noch die alten Zeiten,
Da unentzweit der Gott und die Natur,
Ein Schutzgott würde hier ſich Sitz bereiten,
Wo Gräſer jetzt, hülfloſe Blumen nur.
Doch da ich ſolches kaum gewagt zu denken,
Straft Lügen mich ein ſchauerndes Gefühl; —
Ich fühle Geiſter ſich herniederſenken
Und mich umliſpeln in der Winde Spiel.
Erinnrung kommt, der ſtillvertraute Zeuge,
Von dem, was einſt das Glück mir hier verlieh,
Und, wie geſchloßnen Augs ich mich hinüberbeuge,
An ihrer Hand die Poeſie.

Kuß.

Auf die Hände küßt die Achtung,
Freundſchaft auf die offne Stirne,

Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund;
Aufs geſchloßne Aug' die Sehnſucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Alles weitre Raſerei!

Abſchied von Wien.

(1843.)

Leb' wohl, du ſtolze Kaiſerſtadt,
Zwar nicht auf immer, denk' ich;
Zu andern Gränzen, lebensmatt,
Die irren Schritte lenk' ich.

Schön biſt du, doch gefährlich auch,
Dem Schüler wie dem Meiſter,
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geiſter.

Auf deinen Fluren geht ſich's weich,
Und Berg' und Wälder breiten
Rings um dich her ein Zauberreich,
Durch das die Ströme gleiten.

Weithin Muſik, wie wenn im Baum
Der Vögel Chor erwachte,
Man ſpricht nicht, denkt wohl etwa kaum
Und fühlt das Halbgedachte.

Dazu ein Volk, ein wackres Herz,
Verſtand und vom geſunden,
Das ſich mit Märchen und mit Scherz
Der Wahrheit Bild umwunden.

Man lebt in halber Poeſie,
Gefährlich für die ganze,
Und iſt ein Dichter, ob man nie
An Vers gedacht und Stanze.

Doch weil, von ſo viel Schönheit voll,
Wir nur zu athmen brauchen,
Vergißt man, was zum Herzen quoll,
Auch wieder auszuhauchen:

Die Tafel bleibt, die Leinwand leer.
Drum fort aus dieſen Gründen,
Ob von der Reiſeluſt Beſchwer
Sich feſtre Bilder ründen.

Kennſt du das Land?

(1819)

Gelobt ſei Gott! die Stund' iſt da,
Den Wanderſtab in die Hand!
Zu dir hin geht's, Italia,
Du hochgelobtes Land!

Der Pilger zieht mit Hut und Stab
Zum heil'gen Grabe weit,
So zieh' auch ich zu deinem Grab,
Du heil'ge, entſchlaf'ne Zeit!

Und wie der Pilger auf ſeiner Bruſt
Reliquien trägt nach Haus,
So trag' auch ich in meiner Bruſt
Mir heilige Reſte heraus.

Die letzten Tröpfchen vom Wunderborn,
Der einſt ſo reichlich quoll,
Ein Fünkchen von deinem Götterzorn,
Du göttlicher Apoll!

Den Abdruck, Weltgebieter Zeus,
Von deiner Majeſtät!
Vom Dichterbaum ein Lorbeerreis
Der Maro's Grab umweht.

Dein Bild, ſo hehr und unbefleckt,
Du Hohe von Medici,
Die, wenn ſie den Schauern die Schätze bedeckt,
Für ſich nicht erröthet, für ſie.

Ja knieen will ich, Vergangenheit,
Vor deinen Gebilden aus Stein,
Der nackt die ernſte Schönheit beut
Verachtend des Reizes Schein,

Ihn laſſend der frömmelnden Enkelwelt,
Die, von Gleißnerſinn erfüllt,
Die Lüſternheit zu ergänzen quält,
Was der ſchlaue Bildner verhüllt.

Und lernen will ich auf deinen Laut,
Was der Menſch bewirkt und erſchafft,
Wenn er dem Gott im Buſen vertraut
Und der ſelbſt gegebenen Kraft.

Dann kehr' ich heim mit ſtolzem Sinn,
Und ſchaff' in geſättigter Ruh',
Was jung ſoll ſein, wie ich es bin,
Und alt ſoll werden, wie du.

Zwiſchen Gaeta und Capua.

(1819.)

Schöner und ſchöner
Schmückt ſich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte
Wehen mich an;

Fort aus der Proſa
Laſten und Müh,
Zieh' ich zum Lande
Der Poeſie.

Goldner die Sonne,
Blauer die Luft,
Grüner die Grüne,
Würz'ger der Duft!

Dort an dem Maishalm,
Schwellend von Saft,
Sträubt ſich der Aloe
Störriſche Kraft!

Oelbaum, Cypreſſe,
Blond du, du braun,
Nickt ihr wie zierliche
Grüßende Frau'n?

Was glänzt im Laube,
Funkelnd wie Gold?
Ha, Pomeranze,
Birgſt du dich hold?

Apfel der Schönheit!
Paris Natur
Gab dich Neapolis
Reizender Flur.

Ehrlicher Weinſtock,
Nützeſt nicht bloß,
Schlingſt hier zum Kranz den
Grünenden Schoß.

Ueberall Schönheit,
Ueberall Glanz!
Was bei uns ſchreitet,
Schwebt hier im Tanz.

Trotz'ger Poſeidon!
Wäreſt du dieß,
Der drunten ſcherzt und
Murmelt ſo ſüß?

Und dieß, halb Wieſe,
Halb Aether zu ſchau'n,
Es wär' des Meeres
Furchtbares Grau'n?

Hier will ich wohnen!
Göttliche du,
Bringſt du, Parthenope,
Wogen zur Ruh?

Nun denn, verſuch' es,
Eben der Luſt,
Ebne die Wogen
Auch dieſer Bruſt.

Willſt du, ich ſoll Hütten bau'n?

Willſt du, ich ſoll Hütten bau'n,
Willſt mich heimiſch ſehn?
Sieh im unbewölkten Blau'n
Hoch die Sonne ſtehn.

Eh' ſie ſich im Weſten neigt,
Ruft mich ein Geſchäft,
Rauh der Pfad, der Weg iſt weit,
Eile will ſein Recht.

Doch kehr' Abends ich zurück,
Und du harrſt noch mein,
Wenn ich erſt mein ſelber bin,
Bin ich auch wohl dein.

Fortſchritt.

Die Zeit, ſie eilt ſo ſchnell voraus
Und ich, ich blieb zurück;
Ich ſchäme mich, was kommt heraus?
Es bleibt ein Mißgeſchick.

Dort ſtürmt ſie hin, unbändig jach,
Kaum reicht ſo fern mein Blick;
Die Bahngenoſſen ſtürmen nach,
Und ich, ich blieb zurück.

Vielleicht kehrt wieder ſie des Wegs, —
Laßt ſitzen mich am Stein!
Vielleicht, hat ſie ſich müd' gerannt,
Hol' ich ſie doch noch ein.

Der Gang der Welt iſt nicht ſo raſch
Als Thorheit meint und ſpricht:
Man weiß wohl Flügel hat die Zeit,
Die Zeiten aber nicht.

Decemberlied.

Harter Winter, ſtreng und rauh,
Winter, ſei willkommen!
Nimmſt du viel, ſo gibſt du auch,
Das heißt nicht genommen.

Zwar am Aeußern übſt du Raub,
Zier ſcheint dir geringe,
Eis dein Schmuck, und fallend Laub
Deine Schmetterlinge;

Rabe deine Nachtigall,
Schnee dein Blüthenſtäuben,
Deine Blumen, traurig all'
Auf gefrornen Scheiben.

Doch der Raub der Formenwelt
Kleidet das Gemüthe,
Wenn die äußere zerfällt,
Treibt das Inn're Blüthe.

Die Gedanken, die der Mai
Locket in die Weite,
Flattern heimwärts, kälteſcheu,
Zu der Feuerſeite.

Sammlung, jene Götterbraut,
Mutter alles Großen,
Steigt herab auf deinen Laut
Segen-übergoſſen.

Und der Buſen fühlt ihr Wehn,
Hebt ſich ihr entgegen,
Läßt in Keim und Knoſpen ſehn,
Was ſonſt wüſt gelegen.

Wer denn heißt dich Würger nur?
Du flichtſt Lebenskränze,
Und die Winter der Natur
Sind der Geiſter Lenze.

Incubus.

Fragſt du mich, wie er heißt,
Jener finſtere Geiſt,
Der meine Bruſt hat zum Reich,
Davon ich ſo düſter und bleich?

Unfried' iſt er genennt,
Weil er den Frieden nicht kennt,
Weil er den Frieden nicht gönnt,
Jemals der Bruſt, wo er brennt.

Der hat im Buſen ſein Reich,
Der macht mich düſter und bleich,
Der läßt mir nimmermehr Raſt,
Seit er mich einmal gefaßt.

Schau ich zum Himmel empor,
Lagert er brütend ſich vor,
Zeigt mir Wolken zur Hand,
Wolken — und keinen Beſtand.

Alles der Menſchen Gewühl,
Nennt er Getreib ohne Ziel;
Ob ich's auch anders gewußt,
Schwingt er das Haupt durch die Bruſt.

Flücht' ich zu ihr, die mein Glück,
Tadellos jeglichem Blick,
Er findet Tadel mir auf,
Wär's aus der Hölle herauf.

Und auf den Punkt, den er meint,
Hält er die Lichter vereint,
Daß es dem Aug' nicht entging,
Wenn es auch Blindheit umfing.

Lacht ſie — ſo nennt er ſie leicht,
Weint ſie — von Schuld wohl erweicht,
Spricht ſie — ein heuchelnder Muth,
Schweigt ſie — voll anderer Gluth.

Und wenn's mir einmal gelang,
Durchzubrechen den Drang,
Frei mit des Geiſtes Gewalt,
Durch, bis zu Licht und Geſtalt;

Unter der Hand es ſich bildet und hebt,
Lebendiges Leben das Todte belebt,
Und es nun daſteht, ein athmendes Bild,
Vom Geiſte des All und des Bildners erfüllt;

Da ſtiehlt er hinein ſich mit liſt'gem Bemerk,
Und grinſet mich an aus dem eigenen Werk:
„Bin's, Meiſter! nur ich, dem die Wohnung du wölbſt;
Sieh'! nichtig dein Werklein, und nichtig du ſelbſt.“

Und ſchaudernd ſeh' ich's, entſetzenbethört,
Wie mein eigenes Selbſt gen mich ſich empört,
Verwünſche mein Werk und mich ſelber ins Grab —
Dann folgt er auch dahin wohl quälend hinab!? —

Entſchuldigung.

Jung war ich aus der Heimat fortgezogen,
Es lockte mich ein Bild, das, hell und reich,
Auf ferner Berge himmelnahen Bogen
Halb Sternbild glänzte und halb Menſchen-gleich.

Entgegen ſchien es winkend ſelbſt zu kommen,
Erreichbar ſchien's dem Kühnen, der mit Muth
Den Gipfel erſt des Berges nur erklommen,
Und alſo zog ich fort in Gottes Hut.

Doch auf dem Gipfel angelangt der Höhen,
Zerfloß das Bild wie leichter Heiderauch;
In gleicher Ferne ſah ich's wieder ſtehen,
Auf Bergen thronend, ſo wie früher auch.

War Täuſchung nun die erſtgeglaubte Nähe,
So war doch Wahrheit Muth und Luſt und Kraft;
Auch ſchien ja wirklich, was ich deutlich ſehe,
Und alſo hatt' ich neu mich aufgerafft.

Doch wie ich eifrig klomm und wie ich ſtrebte,
Es blieb der Abſtand immerdar ſich gleich,
Daſſelbe Bild, das körperlos entſchwebte,
In Fernen glänzend, in der Nähe bleich.

Da ward ich müd' wie alle Staubgebornen,
Auch war der Weg von Steinen rauh und ſcharf,
Bis auf das Leben ritzten ſpitze Dornen
Und alles fehlte, was der Menſch bedarf.

Zugleich im Gegenſatz des luft'gen Bildes
Kam mir ein andres vor den wachen Sinn:
Erinnerung des heimiſchen Gefildes,
In dem ich ward, was ich doch endlich bin.

Wo mir des Vaters Grab zurückgeblieben,
Wo die Genoſſen froh im nahen Glück,
Der Athem weht von ſchwer verlaſſ'nen Lieben;
Und alſo kehrt' ich wegerſchöpft zurück.

Nur ruhen wollt' ich und dann neu beginnen;
Doch ſah ich kaum den heimatlichen Herd,
Da ward als Frucht ich meines Wanderns innen,
Wie alles dort verfallen und verkehrt.

Die Fenſter blind, verquollen Thür und Schwelle,
Sie öffnete dem Freundestritt ſich nicht,
Von dem Geräthe nichts an ſeiner Stelle,
Das Dach gab, ſtatt der Fenſter, Luft und Licht.

Im kleinen Gärtchen, längſt entwohnt der Pflege,
Wuchs Unkraut, wo Gewächſe ſonſt in Reihn,
Mit wucherndem Geſtrüpp bedeckt die Wege,
Und nur im wilden Anflug ſchien Gedeihn.

Da fiel's mich an: die nöthigſte der Thaten
Sei doch, daß erſt das Inn're wohl beſtellt,
Und alſo nahm ich Haue, Karſt und Spaten,
Und reutete zuerſt mein eignes Feld.

Befriedigung, die ich nach außen träumte,
Kam nun von innen ſelber in mein Dach;
Das Leben rächt ja ſtets, was es verſäumte:
Ich hole meine Jugendfreuden nach.

Begegnung.

Wie ſchön ſie war! die bräunlich blonden Flechten
Bedeckt vom Strohhut mit dem breiten Rand,
Ging ſie allein! — Doch nein! zu ihrer Rechten
Ging Unſchuld, wie ein Kind ſie leitend an der Hand.

Das Antlitz Roſen: aber nicht wie rothe,
Wie weißer Roſen Schmelz im Morgenthau;
Das Auge feurig kaum — denn Feuer drohte —
Nicht blau, nicht braun, faſt, fürcht' ich, eher grau;

Und doch hob ſich der Wimper weiche Seide
Und richtete der Stern ſich heimatwärts,
In warmen Strahlen lächelnd wie die Freude,
In feuchtem Thaue ſchwimmend wie der Schmerz.

Nichts ſcharfgezogen in dem ſchönen Runde,
Die Naſe, wie kein Kunſtblatt ſie begehrt,
In weichem Einbug ſchließend zu dem Munde,
Halb kindiſch faſt nach aufwärts noch gekehrt.

Der Mund, in üpp'ger Fülle leicht geſchloſſen,
Hielt nur zu ſehr mit ſeinen Perlen Haus,
Doch Blumen gleich, von Zephyrhauch umfloſſen,
Sog er die Luft, und hauchte Balſam aus.

Der Glieder Spiel — doch vor dem milden Scheine
Trat ich zurück, obgleich von Wünſchen heiß,
Der leichte Kahn, wie ſchön trägt er die Eine,
Spräng' noch ein Zweites zu — wer weiß? wer weiß?

An eine matte Herbſtfliege.

(1815.)

Wanken dir die matten Füße?
Iſt der Flügel Schwung erlahmt?
Traurig ſchleichſt du an dem Fenſter,
Das ſonſt deine Spiele ſah;
Ach der Sommer iſt vergangen
Und der rauhe Winter nah'!

Doch ſieh' meine welken Kniee,
Sieh' das Antlitz todtenbleich,
Sieh' der Augen muth'ges Feuer
Von der Krankheit Hauch dahin:
Iſt denn ſchon mein Herbſt gekommen,
Eh' mein Sommer noch erſchien?

Der Geneſene.

Jetzt, da ich's beſtanden habe,
Leuchtet mir's erſt deutlich ein;
Krankheit du biſt Gottes Gabe!
Er ſoll drum geprieſen ſein!

Ob der Menſch dich ſchwer bekämpfe;
Doch im Ringen allzumal
Löſen ſich der Seele Krämpfe,
Innrer Schmerz in äußrer Qual.

Beſſerſt an der Menſchheit Bilde,
Scharfe Züge mäßigſt du,
War ſonſt rauh, jetzt bin ich milde,
Unſtät ſonſt, und jetzt in Ruh.

Auch die Andern, die da kamen,
Waren alle gut und weich,
Weil ſie mich als Gleichen nahmen:
Gleiches Leiden macht ja gleich.

Ob man ſonſt nach Fernem jage,
Setzeſt du ein näher Ziel,
Machſt den Tag zum Ziel dem Tage,
Eine ruh'ge Nacht ſcheint viel.

Und der Wunſch übt in Beſchwerden
Ans Gebiß den ſtolzen Mund:
Frage nicht: was ſoll nun werden?
Bin ich jetzo doch geſund.

Das Gemüth, verſtockt, verquollen,
Von ſo Manchem, das es trug,
Oeffnet ſich wie Ackerſchollen,
Aufgelockert durch den Pflug;

Und als ob der Lenz erwache
All mit ſeiner Freuden Chor,
Treibt es nach der langen Brache
Grüne Spitzen neu hervor.

Wie iſt all mein Inn'res offen!
Wie verdoppelt jeder Sinn!
Nachbild hat das Bild getroffen,
Jeder Augenblick Gewinn!

Was ich leſe, ſeh' ich ſtehen:
Was ich höre, wird ein Bild,
Was ich ſpreche, wird geſchehen;
Was ich wünſche, wird erfüllt.

Mit der Welt im tiefen Frieden,
Und in Frieden auch mit mir,
Dank' ich dem, der mir's beſchieden,
Sich geoffenbaret hier.

Und erquickt von all' der Labe,
Ruf' ich froh im Sonnenſchein:
Krankheit auch iſt Gottes Gabe,
Er ſoll drum geprieſen ſein!

Der Wunderbrunnen.

Seit ich von dir gekoſtet,
Du labend heller Born,
Dünkt jedes Naß mir trübe,
Und jede Roſe Dorn.
Zu dir geht meine Liebe,
Von dir aus all mein Zorn;
O, daß du immer flößeſt,
Du leicht verſiegter Born!

Troſt.

Wenn dich Glück und Freude fliehen,
Sei du nicht zu tief beſorgt;
Wie beſitzen nur geliehen,
Iſt verloren nur geborgt.

So an trüben Herbſtestagen,
Wenn erloſch des Jahres Glanz,
Schau im Wind die Blätter jagen,
Ein entfleiſchter Todtentanz.

Aber kaum der Lenz erſchienen,
Zahlt ein Erbe, luſterſtarkt,
Er mit baarem, blankem Grünen,
Was der Vorfahr abgekargt.

Hold von Neuem ſind die Götter,
Ueb'rall Wonne, Luſt und Licht,
Neue Freuden, neue Blätter, —
Nur dieſelben ſind es nicht.

Appellation an die Wirklichkeit.

Weiland Alexander dem Großen
War unter des Hauſes Genoſſen
Ein Arzt von hoher Kunſt,
Nur voll von der Eitelkeit Dunſt;
Hielt Menſchenwerth für zu klein,
Dünkt ſich ein Gott zu ſein.
Da läßt der König zu Nacht
Rüſten ein Mahl mit Pracht,

Setzt ſich, ſammt den anderen Gäſten
Und ſchmauſt von dem Feinſten und Beſten.
Nur vor den Arzt allein
Setzt er ein Tiſchchen klein,
Wo, ſtatt nahrhafterer Speiſen,
Ihn Sänger mit Liedern preiſen
Und Knaben, das Rauchfaß in Brand,
Ihm opfern mit emſiger Hand.
Da wird der Arzt denn inne
Durchs Zeugniß der eignen Sinne,
Daß er ein Menſch und kein Gott;
Geheilt hat ihn Hunger und Spott. — —
Ihr macht's mit mir und den Andern
Ein wenig gleich Alexandern;
Habt mich gelobt und geehrt,
Schien jeden Preiſes euch werth.
Doch bin ich kein Narr und kein Gott,
Zuviel gränzt immer an Spott;
Hab' lange genug geſeſſen,
Möcht' auch mit den Andern eſſen.

Abſchied.

Wie wird mir denn ſo weh und bang,
Jetzt, da du ſcheiden mußt?
Hab' dich geſehen Tage lang,
Und ſtill war meine Bruſt.

Hab' dich geſehen Wochen lang,
Und ruhig war mein Herz;
Jetzt, da des Scheidens Zeichen klang,
Woher jetzt dieſer Schmerz?

O Frau, zu der mein Abſchied ruft,
Voll ſtillem, frommem Sinn,
So heiter, wie die heitre Luft,
Gleichſt auch der Luft darin,

Daß ihren Segen man kaum ſpürt,
Wenn Tag auf Tag entflieht,
Doch ſchaudernd deſſen inne wird,
Sobald ſie ſich entzieht!

O Frau! du warſt faſt Mutter mir —
Die meine ſchlummert tief —
Dein mahnend Wort kam wie von ihr,
Dein Ruf war, wie ſie rief.

O Frau! du warſt die Schweſter mein:
Zwar Schweſtern hatt' ich nie,
Doch malte mir's ſo lieb und fein
Gefühl und Phantaſie.

In Andern ſeiner ſich zu freu'n,
Und Anderer in ſich,
Zu Zweien, und doch Eins zu ſein,
Verbunden inniglich.

O Frau! du haſt mich wohl gelehrt,
Was eine Gattin ſei,
Wie viel ein holdes Weſen werth,
Das lieb und gut und treu.

Du zeigteſt mir das ſchöne Bild,
Das Gegenbild dazu;
Wo find' ich es ſo lieb und mild?
Wer iſt es, da nicht du?

Du kehrſt zum Gatten nun zurück,
Zum eignen Hauſeshalt;
Da findeſt du genügend Glück,
Vergiß'ſt wohl meiner bald.

Ich aber, Frau! ich hab' kein Haus,
Kein Band, das Liebe flicht;
Die Mutter trugen ſie hinaus,
Und Schweſtern kannt' ich nicht.

Mir bleibt wohl keine andre Wahl,
Muß denken ſpät und früh —
Gott ſegne dich zu tauſendmal!
Frau! dein vergeß ich nie!

Erinn'rung an dein ſtilles Thun,
An All, was ich geſehn;
Soll über meinem Haupte ruh'n,
Soll kühlend mich umwehn.

Und wird zu heiß des Tages Pein,
Der Lebensſonne Stich,
So denk' ich athmend an Gaſtein,
Du, Freundliche! und — dich!

Todeswund.

Schwing dich auf, Adler, zu Mimers Born
Und bring mir zwei Tropfen, daß ich mich labe!
Sonſt war ich rüſtig und ſtark,
In den vorderſten Reihen ſtand ich,

Trat auch wohl vor, als Einzelner,
Zum ringsbewunderten Kampf:
Nun aber lieg' ich matt und lechzend,
Verwundet vom eigenen Schwert,
Und nagend zehrt der Durſt an meiner Seele;
Schwing dich auf, Adler, zu Mimers Born,
Und bring mir zwei Tropfen, daß ich mich labe!

Bitte.

Schilt mich nicht arbeitſcheu und träge,
Weil ich zum Werke ſpät mich rege;
Dem Armen gleich' ich ganz und gar,
Der Tonnen Goldes ſchuldig war;
Das Ganze konnt' er ab nicht tragen,
Was ſollt' er ſich mit Groſchen plagen?
Stell' einen Jäger auch dir vor,
Mit Kugeln lud er früh ſein Rohr,
Und geht hinaus ins thau'ge Feld,
Dem Hirſche nach ſein Streben ſtellt:
Der Haſe läuft, es fliegt das Huhn;
Er aber läßt die Arme ruhn;
Bringt nicht den Hirſch ſein gutes Glück,
Kehrt ohne Beute er zurück,
Die andern alle ſchwer beladen.
Warum hatt' er nicht Schrot geladen?

Rechtfertigung.

Als Antwort auf ein Gedicht, das mir meine Unthätigkeit zum Vorwurf machte.

Was ſchiltſt du mich? Und wenn auch noch ſo leiſe,
Und wenn auch noch ſo ſchön in Ton und Wort,
Doch ſchiltſt du mich, und tadelſt meine Gleiſe,
Und wünſchteſt mich an einen andern Ort.
Allein zugleich ſo freundlich iſt die Weiſe,
Daß ſie den Geiſt mir zieht, den Willen fort,
Und, was ſonſt läſtig mir in Red' und Liedern,
Ich fühle mich gedrängt, dir zu erwiedern.

Es rinnt der Bach, wie ſchlammig die Geſtade,
Allein der ſchöpft, prüft wohl, was er erhält;
Der Waldbaum ſtreut den Samen auf die Pfade,
Der Ackersmann ſucht ein gepflügtes Feld;
Der dunkle Trieb ſtrebt, daß er ſich entlade,
Ein zwingend Muß iſt ihm als Ziel geſtellt;
Der Menſchengeiſt in ſonnigern Bezirken,
Will nicht nur thätig ſein, er will bewirken.

Glaubſt du, des Liedes Ahn', der Mäonide,
Er ſang den Winden ſeine Rhythmen vor?
Der ihm zunächſt kömmt im erhabnen Liede,
Sah ſtill geneigt der Britten ſtolzes Ohr;
Und Taſſo'n, Goethen, wenn vom Schaffen müde,
Hört zu Amalia, lauſcht Leonor'.
Die Welt iſt da, weil Menſchen ſind, die ſehen;
Was Niemand weiß, iſt Niemand auch geſchehen.

Es war die Zeit, da noch im Heiligthume
Germania gern den eignen Sohn empfing,
Da Jung und Alt umherſtand um die Blume,
Die friſch hervor aus Hölty's Garten ging,
Des Strengen Hand, ſo ſchwer erborgtem Ruhme,
Leicht mahnend nur ob Weißens Haupte hing;
Da der Genuß noch froh war zu genießen,
Das Aug' bereit ins Anſchaun zu zerfließen.

Allein da kam das Paar der Herben, Düſtern,[1]
Zwar Brüder, doch in Einem nur ſich gleich,
Die Erſten ſie der Zweiten, aber lüſtern
Nach höherm Ruhm, der Vorderſten Bereich;
Und da die eigne That nur leiſes Flüſtern,
Nicht Jubelruf erweckt und Glockenſtreich,
Da alle Tempel Andern ſchon gehören,
Dünkt's ihnen gut, ſtatt bauen, zu zerſtören.

Und Schanzen bilden ſie von luft'gen Worten,
Mißbrauchter Scharfſinn beut die Waffen dar:
Was wahr, beſchränkt auf Zeiten, und an Orten,
Wird ausgedehnt, und aller Zukunft wahr.
Der Ahnung Lauſchen an der Geiſter Pforten,
Iſt ihnen wie des Dreiecks Winkel klar,
Und was veränderlich wie Wind und Wolke,
Wird feſtgeballt und dargeſtellt dem Volke.

Des Sanges Helden, die die Zeiten krönen,
Stehn eingeſargt in Fächer mancherlei;
Weil ſie der alten Feſſeln ſpottend höhnen,
So dünken ſie ſich ſelber feſſelfrei;

---

[1] Die Brüder Schlegel. J. W.

Die Enkelnamen, die nach Schule tönen,
Sie wuchern fort in neuem Feldgeſchrei,
Und brüſtend glauben ſie ſich friſch beritten,
Weil ſie das alte Thier verkehrt beſchritten.

Und froh empfängt der Troß die kühnen Leiter,
Er ſammelt ſich um's flatternde Panier;
Was ſie begonnen, führt er täppiſch weiter,
Der Stifter Wort, vergeſſen iſt es ſchier;
Des Einzeln Ohnmacht deckt die Zahl der Streiter,
Es wächst die Schaar, kein Heil mehr außer ihr, —
Und mit den Formeln der vergeſſ'nen Meiſter
Bewerfen ſie die einzeln steh'nden Geiſter.

Es thut ſo wohl, der Ehrfurcht ſich entringen,
Die fremden Werth dem Menſchen nicht erläßt;
Den weiten Raum vom Wiſſen zum Vollbringen
Raſch zu durchfliegen wie der leichte West:
Verkehrt die ew'ge Ordnung in den Dingen,
Der Staub erhöht, im Staub, was hoch und feſt,
Der Schalk im Amtskleid ſeines Richters Richter,
Der Dilettant ein Mann, ein Nichts der Dichter.

Der Fremde Völker, die nach manchem Jahre
Ihr habt erkannt, was Deutſchlands Volk gethan,
Und borgend nach es ahmt, das Schöne, Wahre,
Nehmt euch in Acht, und ſchaut auf eure Bahn!
Das Opferfleiſch, genommen vom Altare, —
Die Kohle hängt, die glühende, daran
Und wird entzünden ſich, entflammen, mitten
Im Kreiſe eurer ſtreitverſchonten Hütten!

Doch nicht an Muſtern ſoll es drum uns fehlen,
Weil eigne Thaten uns ihr Witz geraubt;
Aus von den Großen aller Zeiten wählen
Sie Einzelne, die Alter ſchon beſtaubt,
Wo zu ergänzen, ſichten, zu erzählen,
Der Preiſende ſich ſelbſt geprieſen glaubt,
Wo Raums genug iſt zwiſchen breiten Stegen,
Für den Erklärer, ſich mit drein zu legen.

So fährt der Prieſter in demſelben Nachen
Mit ſeinem Götzen zur Unſterblichkeit;
Ja ſelbſt dem formlos Neuen, haltlos Schwachen
Wird noch vielleicht ein dürftig Lob geſtreut;
Wenn nur nicht fertig, wenn noch dran zu machen,
Wenn's lüftet durch die Fugen ſchlaff und weit,
Doch Weh' dem Werk, das, ſtreng geſchloſſner Seiten,
Sich ſelber ſtützt und ausſchließt jeden Zweiten.

So ſtrebt das Volk! Was ſonſt noch mag bedrängen,
Das weißt du ſelbſt, und ich, — ich weiß es auch;
Nicht darf ſich Groll in goldne Lieder mengen,
Schon riß zu weit mich fort ſein ſcharfer Hauch.
Und ich will ruh'n; nicht wehren den Geſängen,
Doch auch nicht rufen ſie nach früherm Brauch.
Man lobt ja wer der Zeit ſich weiß zu ſchicken,
Mag ſich der Pöbel an ſich ſelbſt erquicken!

Wintergedanken.

(10. Mai 1843.)

Willſt du, Seele, nicht mehr blühen,
Da vorbei des Sommers Flucht?
Oder wenn der Herbſt erſchienen,
Warum giebſt du keine Frucht?
War vielleicht zu reich dein Frühling,
War zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüthen geben Früchte,
Aber, ach, die Blumen nicht.

Weihnachten.

1844.

(Bei einer Zurückſetzung im Dienſte.)

Am heil'gen Chriſttagabend
Den Kindern man beſchert,
Da iſt dann eitel Freude
An Wägelchen und Pferd.

Am heil'gen Chriſttagabend,
Obgleich ich längſt kein Kind,
Hat man mir auch beſcheret,
Gut wie die Menſchen ſind.

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längſt ſchon geht zu Thal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben ſei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Man hat beim nah'nden Winter
Verweigert mir das Neſt,
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Reſt.

Doch iſt's der Lauf der Zeiten,
Ein Troſt nur ſtellt ſich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch der ich war.

Ohne Heim.

Wenn der Vogel ſingen will,
Sucht er einen Aſt,
Nur die Lerche trägt beim Sang
Eigne, leichte Laſt.

Doch der Fink, die Nachtigall,
Selbſt der muntre Spatz
Wählen, eh' die Kehle tönt,
Für den Fuß den Platz.

Gebt mir wo ich ſtehen ſoll,
Weist mir das Gebiet,
Und ich will euch wohl erfreu'n
Noch mit manchem Lied.

Denn in Deutſchland weht der Sturm,
Sturm, man weiß, iſt Wind,
Wähnen, wenn der Aſt ſie ſchnellt,
Daß ſie flügge ſind.

Und hier Landes dunkelt's tief,
Nacht wie Pech und Harz,
In den Zweigen nächſt dem Stamm
Niſten Dohlen ſchwarz.

Kauz und Eule dämiſch dumm
Schau'n zum Aſtloch 'raus,
Nur der Staarmatz ſchwatzt vom Platz,
Kanzelt für das Haus.

Tiefer unten aber ſteigt's
Auf vom Boden dumpf,
Und die Fröſche quacken laut
Aus verjährtem Sumpf.

Und ſo ſchweb' ich ew'gen Flugs
Zwiſchen Erd' und Luft,
Und kein Platz dem müden Fuß,
Als dereinſt die Gruft.

An die vorausgegangenen Lieben.

Seid ihr vorausgegangen,
Liebe Gefährten der Reiſe,
Wohnung mir zu bereiten,
Der noch im Staube des Wegs?

Sucht mir ein Kämmerchen, Liebe,
Still und freundlich und klein,
Doch in eurer Nähe:
Ich bin nicht gerne allein.

Heimlich ſei es und ſtille,
Schatten mäß'ge den Tag,
Daß ich gern ſitzen und ſinnen,
Dichten und denken mag.

Der Bann.

Leb' wohl, Geliebte! ich muß ſcheiden,
Es treibt mich fort in Angſt und Qual,
Fort von der Wohnſtatt meiner Freuden,
Fort von dem Weibe meiner Wahl.

Nicht dieſen Blick und dieſe Zähren,
Verbirg dein holdes Angeſicht!
Du kannſt das Scheiden mir erſchweren,
Doch mir erſparen kannſt du's nicht.

Denn wiſſe, wenn du mich umſchlungen,
Umſchlangſt du keinen freien Mann;
Der Abgott deiner Huldigungen,
Er iſt belegt mit Acht und Bann.

Der Fürſtin, der die Welt zu eigen,
Der Alles huldigt, was da lebt,
Vor der ſich alle Weſen beugen,
Hab' ich im Wahnſinn widerſtrebt.

Mit ihrer Schweſter, ſinnverwirret,
Die ohne Heimath, ohne Haus,
Durch Erd' und Luft und Wellen irret,
Zog ich in wilder Jagd hinaus.

Im Mondenglanz, auf flücht'gem Fuße,
Schlang ich mit ihr den Geiſterreihn,
Und alles Wirklichen Genuſſe
Entſagt' ich um den holden Schein.

Da ſprach die Fürſtin, zornentglommen:
„Verſchmähſt du ſo, was ich dir bot?
So ſei's auf immer dir genommen,
Du vogelfrei bis an den Tod.

„Von Wunſch zu Wunſch in ew'ger Kette,
Und raſtlos, wie du biſt, ſo bleib!
Dir ſei kein Haus und keine Stätte,
Kein Freund, kein Bruder und kein Weib,

„Ein Büttel aber beigegeben:
Um dich, in dir, er laß dich nie,
Er peitſche raſtlos dich durchs Leben,
Der wilde Dämon: Phantaſie! —

„Er heiße dich nach Allem faſſen,
Was irdiſch ſchön, mit raſchem Geiz,
Doch hältſt du's, müſſeſt du es haſſen,
Und Mängel ſieh' in jedem Reiz.

„Verdammet, Schatten nachzujagen,
Buhl' doch um Augenblickes Kuß;
Es fehle Kraft dir zum Entſagen,
Und Selbſtbegränzung zum Genuß!

„Die Sprache will ich dir verwandeln,
Dein Hörer ſei der Mißverſtand,
Mißlingen ſei mit deinem Handeln,
Und ewig zwei ſei Kopf und Hand!

„Die dich liebt, flieh; die du begehret,
Sie ſchaudere zurück vor dir,
Und ſagt ſie Ja, hat ſie gewähret,
So tödt' ihr Ja dir die Begier.

„Und daß der letzte Troſt verſaget,
Verewigt Rache ſei und Leid,
So zweifle der, dem du's geklaget,
An deines Leides Wirklichkeit.

„Zieh hin, um all dein Glück betrogen,
Und buhl' um meiner Schweſter Gunſt:
Sieh, was das Leben dir entzogen,
Ob dir's erſetzen kann die Kunſt.“ —

Da fiel's mich an mit Nachtgewalten,
Und Wahrheit war es, was ſie ſprach;
Das Herz im Buſen mir geſpalten,
Und jener inn're Dränger wach.

Seitdem irr' ich verbannt, alleine,
Betrüge Andre ſo wie mich;
Du aber, armes Weib, beweine,
Den du verloren, ewiglich.

Entſagung.

Eins iſt, was altergraue Zeiten lehren,
Und lehrt die Sonne, die erſt heut getagt:
Des Menſchen ew'ges Loos, es heißt: Entbehren,
Und kein Beſitz, als den du dir verſagt.

Die Speiſe, ſo erquicklich deinem Munde,
Beim frohen Feſt genippter Götterwein,
Des Theuren Kuß auf deinem heißen Munde,
Dein wär's? Sieh zu! ob du vielmehr nicht ſein.

Denn der Natur alther nothwend'ge Mächte,
Sie haſſen, was ſich freie Bahnen zieht,
Als vorenthalten ihrem ew'gen Rechte
Und reißen's lauernd in ihr Machtgebiet.

All', was du hältſt, davon biſt du gehalten,
Und wo du herrſcheſt, biſt du auch der Knecht.
Es ſieht Genuß ſich vom Bedarf geſpalten,
Und eine Pflicht knüpft ſich an jedes Recht.

Nur was man abweiſt, kann uns wiederkommen,
Was du verſchmähſt, naht ewig ſchmeichelnd ſich,
Und in dem Abſchied, vom Beſitz genommen,
Erhältſt du dir das einzig deine: Dich!

Tristia ex Ponto.

Einleitung.

An Ovid.

Du, den in wilde unwirthbare Wüſten,
Wo nie ein Glücklicher ſich ſchauen ließ,
Auf Pontus ferne meerumtobte Küſten
Der Grimm von Roma's tück'ſchem Herrſcher ſtieß:
Dir, armen Dulder, weih' ich dieſe Blätter,
Denn gleiches Loos beſchieden uns die Götter.

Von Menſchen ferne, lieg' ich hier und weine,
Unglücklicher als du, denn mich verbannt
Ein Henker, fürchterlicher als der deine,
Des Schickſals allgewalt'ge Eiſenhand.
Zu Menſchenohren dringt des Menſchen Stimme,
Doch taub iſt das Geſchick in ſeinem Grimme.

Weil du zu viel geſehn, zu viel geſprochen,
Traf dich des Kaiſers harter Richterſpruch,
Doch welch Vergehn wird denn an mir gerochen,
In deſſen Herzen Fried' und Unſchuld ſchlug?
Iſt mir's beſtimmt, ſo martervoll zu leiden,
So könnt' ich dich um dein Vergehn beneiden.

Für Sünden, lieblich im Begehn, zu büßen,
Das ſtumpft der grauſenvollſten Strafe Qual;
Doch hölliſch leiden und ſich ſchuldlos wiſſen,
Das ſchneidet tief wie dreigeſchliffner Stahl;
Und bei den Göttern, die den Meineid rächen,
Rein iſt mein Herz, ich weiß nichts von Verbrechen. —

Sanft trieb des Lebens Nachen; das Gewiſſen
Schlief drinnen wie ein neugebornes Kind,
Da ward ich plötzlich in die See geriſſen,
Ein unglückſel'ges Spiel von Meer und Wind;
Erloſchen ſind die ſichern Leiterſterne,
Und meine Heimat birgt die Nebelferne.

Die Hoffnung hat das Steuer aufgegeben,
Und flieht mit ſcheuem, windesſchnellem Fuß;
Sie, die ſonſt ſelbſt beim Ausgang aus dem Leben
An des Avernus dunklem Schauerfluß,
Dem müden Waller tröſtend ſteht zur Seite,
Sie ſelbſt verſagt mir Armen ihr Geleite.

Verzweiflung ſteht an ihrer Statt im Nachen
Und treibt den Kiel vom Lande weiter fort,
Dorthin, wo aus des ſchwarzen Abgrunds Rachen
Der Jammer grinſet und der bleiche Mord,
Und wohin immer meine Blicke ſchweifen,
Sie können nichts als Schreckliches ergreifen.

Nur Einen Hafen läßt ſie mich erſchauen,
An deſſen Mund in unerforſchter Nacht
Der Ewigkeit furchtbare Nebel grauen,
Die bleiche Furcht mit ſcheuem Zagen wacht,

Die jedem, der ſich nähert ihren Thoren,
Das Wort „Vernichtung" flüſtert in die Ohren.

„Vernichtung!" — Sei's — Mag, was ich bin, entſchweben
Im ew'gen Wirbeltanz der flücht'gen Zeit,
Trotz ſei geboten dir! Dieß Blatt ſoll leben,
Wenn meines Seins Atome längſt zerſtreut.
Zertritt mich auch der Fuß der nächſten Stunde,
Doch leb' ich ewig in der Nachwelt Munde.

1. Böſe Stunde.[1]

Begeiſterung, was ruf' ich dir
Und fleh' dich fruchtlos an?
Begeiſterung? Wornach? Wofür?
Biſt du ſelbſtſtändig außer mir?
In mir? Und wo und wann?

Sag' mir, wo du dein Haus gebaut,
Welch' Zauber dich bewacht;
Voraus dich nehmend hochvertraut,
Hol' ich begeiſtert dich als Braut,
Durch Sturm und Kampf und Nacht.

Begeiſtert für Begeiſterung?
Der Weg zugleich das Ziel?

---

[1] Die hier folgenden Gedichte, aus verſchiedenen Epochen ſtammend, ſind von Grillparzer ſelbſt, unter dem Geſammttitel: „Tristia ex Ponto" aneinander gereiht und in dem Taſchenbuche „Vesta" 1835 veröffentlicht worden. J. W.

Wer iſt ſo ungeübt und jung,
Der nicht gewahrt den argen Sprung?
Wer hat und ſucht noch viel?

Du alſo ſelber fehlſt nicht.
Was ſonſt denn, wenn ich kalt? —
Wärſt etwa du die Flamm' am Licht,
Verlöſchend, wenn's an Stoff gebricht,
An Nahrung, an Gehalt?

Wärſt du das Wie, und brauchſt ein Was?
Nur Was durch ein Warum?
Wer Waſſer ſchöpft ohn' Unterlaß
Und ſchöpft ins Danaidenfaß,
Treibt ſich wohl fruchtlos um.

Drum auf ins Leben, muthbewehrt!
Geſtrebt, geliebt, gehaßt!
Iſt dir der Stoff erſt, der ſie nährt,
Fällt Glut vom Himmel auf den Herd,
Und lodert ohne Raſt.

2. Polarſcene.

Auf blinkenden Gefilden
Ringsum nur Eis und Schnee,
Verſtummt der Trieb zu bilden,
Kein Sänger in der Höh'!
Kein Strauch, der Labung böte,
Kein Sonnenſtrahl, der frei,
Und nur des Nordlichts Röthe
Zeigt wüſt die Wüſtenei.

So ſieht's in einem Innern,
So ſteht's in einer Bruſt,
Geſtorben die Gefühle,
Des Grünes friſche Luſt,
Nur ſchimmernde Ideen,
Im Kalten angefacht,
Erheben ſich, entſtehen,
Und ſchwinden in der Nacht.

3. Frühlings-Kommen.

Der Wächter auf den Zinnen
Treibt gar gewalt'gen Spuk.
Sieht er wohl Gäſte kommen?
Er ſchreit: Guk guck! Guckguck!

Ein Diener auf ſein Rufen
Herum im Hauſe geht,
Der nimmt die weißen Hüllen
Vom ſchimmernden Geräth.

Ein Andrer breitet Teppich
Milchfarb und roſenroth;
Baumwollen das Gewebe:
Der Baum die Wolle bot.

Drauf kommen Muſikanten,
Sie ſtimmen, proben nie,
Und doch, kommt's nun zum Spielen,
Wie herrlich ſtimmen ſie.

Ein Vorhang roth von Seide
Fliegt weichend von der Thür,
Der Pförtner, golden ſchimmernd,
Kommt öffnend draus herfür.

Halb zieht er nur den Vorhang,
Daß Tag und Dunkel gleich,
Da tritt herein der Fremdling,
Ein König in ſein Reich.

Was Augen hat, ſchließt auf ſie,
Im Garten Haupt an Haupt,
Am Raine ſchiebt und drängt ſich's,
Die Gänge ſtehn umlaubt.

Am Thor auch pocht's des Herzens,
Willſt hier auch freien Lauf?
Nun, bringſt du ſchöne Lieder,
So mach' ich dir wohl auf.

---

4. Reiſeluſt.

Kam zurück die Luſt zu ſchweifen?
Wunſch zugleich und Scheu der Raſt,
Drängt's, den Mißmuth abzuſtreifen,
In gedankenloſer Haſt?

Sieh die Pferde ſchon bereitet,
Das Geräthe ſchon beſchickt,
Der Geſichtskreis iſt erweitet,
Der Geſichtspunkt iſt verrückt.

Und ſo geht's durch Deutſchlands Gauen,
Peitſchenſtreichs von Ort zu Ort;
Müd' das Auge ſchon, zu ſchauen,
Und die Lippe müd' des Worts. —

Roma, Roma! Goldne Stunden,
Als ich deine Zauber ſah;
Jahre ſind ſeitdem entſchwunden,
Und dein Reiz noch immer nah.

Damals auch trieb bittrer Kummer
Mich aus meinem Heimatland,
Einer Mutter Grabesſchlummer,
Trüb ein mißgeſchlungnes Band.

Doch wie anders und wie beſſer!
Die Erinnrung kam zur Raſt,
Schwächer, wie der Abſtand größer:
Jeder Schritt nahm eine Laſt.

Und von jeder hohen Schwelle
Sah ein Himmliſcher mich an,
Rückte ſacht auf dem Geſtelle,
Lud zu ſich den Wandersmann.

Nun ſind müder meine Füße,
Kummer hält ſchon gleichen Schritt,
Wo ich Tempel ehrend grüße,
Nahm die Zeit die Götter mit.

Einer nur iſt mir erſchienen,
Aber ich ertrug ihn nicht,
Und der Abglanz ſeiner Mienen
Ward ſtatt Flügel mir Gewicht.

Schien er wie ein Zeus zu ſchreiten,
Mir hielt er, ein Chronos, vor
All' den Unterſchied der Zeiten,
Ach, und all', was ich verlor.

5. Der Fiſcher.

Hier ſitz' ich mit läßigen Händen
In ſtill behaglicher Ruh,
Und ſchaue den ſpielenden Fiſchlein
Im glitzernden Waſſer zu.

Sie jagen und gehen und kommen;
Doch werf' ich die Angel aus,
Flugs ſind ſie von dannen geſchwommen
Und leer kehr' ich Abends nach Haus.

Verſucht' ich's und trübte das Waſſer,
Vielleicht geläng' es eh';
Doch müßt' ich dann auch verzichten,
Sie ſpielen zu ſehen im See.

6. Verwünſchung.

Wärſt du ſo gut, als ſchön du biſt vor Vielen,
Die Krone wärſt du deſſen, was man ſieht;
So aber mußteſt du mit Wort und Treue ſpielen,
Und freun dich noch des Unheils, das geſchieht.

Und wenn auch! Hätte nicht ein Gott im Grimme
So bunt vermengt, was feindlich ſonſt und zwei,
Man lobte, wo du gut, und tadelte das Schlimme,
Zu wählen dich, zu laſſen, ſtünde frei.

Nun aber löſcht des Trachtens böſe Tücke
Nicht einen Zug des Reizes, der dich ſchmückt,
Indeß, verſchönt durch einen deiner Blicke,
Der Bosheit Stich wie Unſchuldshauch entzückt.

Und ſo, gemiſcht aus Wonne und aus Grauen,
Stehſt du, ein Todesengel, neben mir,
Ein Engel zwar, doch auch ein Tod zu ſchauen,
Und wer da lebt, der hüte ſich vor dir.

7. Verwandlungen.

1.

Wie biſt du ſchaurig,
Du dunkle Nacht!
Hier waren Wieſen,
War Farbenpracht.

Doch kaum zur Rüſte
Der Sonne Schein,
So ſank zur Wüſte
Das Eden ein.

Hier iſt die Stelle,
Hier ſtand das Haus,
Ich ſuch', ich taſte
Und find's nicht aus. —

2.

Doch ſtand es einmal,
So ſteht's wohl noch,
Harr' du der Sonne,
Sie kommt wohl doch.

O wäre jeder,
Nur jeder Nacht
So nah und ſicher,
Was hell ſie macht.

3.

Nur einmal zögert's,
Stellt ſich nicht ein,
Das helle Frühlicht,
Der Sonnenſchein.

Das iſt am Morgen
Zu jener Friſt,
Da Nachts du vorher
Geſtorben biſt.

---

8. Die Portraitmalerin.

„Malet keine todten Bilder,
Todte Bilder des Lebend'gen."
So ſpricht Mahom der Prophete,
„Denn am Tage des Gerichtes
„Werden ſie vor euch hintreten,
„Leben fordernd, Seel' und Geiſt."

Ach ich kenne Malerhände,
Die beleben ihr Gemälde
Schöpferiſch mit wahrem Leben;
Doch die Seele, die ſie geben,
Ward dem Urbild erſt geraubt.

9. Trennung.

So laß uns ſcheiden denn, thut's Noth, zu ſcheiden,
Allein als Freunde, ohne Groll und Haß,
Ein unerklärtes Etwas zwiſchen Beiden
Stört den Erguß und hemmt ohn' Unterlaß.

Ob ich dieß Etwas, ewig ſtörend, kenne?
O gebe Gott, daß ich es nicht erkannt!
Denn iſt es, was ich denk', obgleich nicht nenne,
So biſt du Weib, in einer furchtbarn Hand.

In einer Hand, die einmal ſchon die Klauen
Nach deiner Jugend Blüthen ausgeſtreckt,
Und die, zum zweitenmal genaht in Grauen,
Ihr Opfer hält, bis es die Erde deckt.

Doch ob es iſt? Ich weiß nicht, mag's nicht wiſſen!
Und ſo, beim Scheiden, das, wie ſchwer, verletzt,
Nimm das Geſtändniß, mir zuletzt entriſſen:
Nie kannt' ich dich, noch kenn' ich ſelbſt dich jetzt.

Ein Räthſel warſt du mir, wie man beim Spiele,
Den Nachbar neckend, wohl zuſammenflicht,
Jetzt loſ' und leicht, leichtfertig ſelbſt, wie Viele,
Drauf wieder ernſt und ſtreng, wie Viele nicht.

Bald ſah ich Hohn durch deine Züge ſchweifen,
Drauf ſie verklärt von warmer Thränen Hauch,
Nun mühſam dich das Leicht'ſte nicht begreifen,
Dann ſelbſt das Tiefſte wieder faſſen auch.

Was offen mir auch ſtand, dein inn'res Weſen,
Es blieb verſchloſſen mir bis dieſen Tag,
Und ſo geb' ich, ein Räthſel noch zu löſen,
Dem Weiſern dich, der's löſen darf und mag.

War mir's vergönnt, in ungeſtörter Fülle
Dir nah zu ſein, vielleicht that es ſich auf,
Doch war's, ob unſer, nicht des Schickſals Wille,
So habe denn, was Noth thut, ſeinen Lauf.

Du biſt nun frei, und doch nicht ungebunden,
Denn Eines iſt, was immer dich entläßt:
Erinnerung der letztverfloſſnen Stunden,
Und halt ſie immer nur im Herzen feſt!

Denn wie du jetzt bemühſt dich, halb vergebens,
Zu malen dir dieß Band als ſchwere Laſt,
Es bleibt denn doch die Krone deines Lebens,
Für alle Zeit das Beſte, was du haſt.

Du wirſt dein Herz zu Dem, zu Jenem neigen,
Doch wie er fühlt und was er ſich vermißt,
Wird er dir doch zuletzt den Abſtand zeigen,
Der zwiſchen ihm und mir befeſtigt iſt.

Und immer wird's dich wieder übereilen,
So oft Zerſtreuung, der Beſinnung weicht,
Wenn man mich nennt, bei jeder meiner Zeilen,
Denkſt du: er war's! Verlor ich ihn ſo leicht?

Und ſollt' es einſt dir ganz vergeſſen ſcheinen,
Dann iſt's das Zeichen einer furchtbarn Zeit;
Du biſt umſtellt von Niedern und Gemeinen,
Dann hat es dich, dann biſt du ihm geweiht.

Und ſelber dann noch, ſuchend, ſpät im Schranke,
Halb achtlos, müßig, fändeſt du dieß Blatt,
Und plötzlich ſtünd' er vor dir, der Gedanke
An das, was war und iſt an ſeiner Statt.

Weit ob dem Zwiſchenraum der dunkeln Jahre,
Trüg' es dich hin ins früh're Blumenreich,
Die Hand gedrückt in deine ſchönen Haare,
Ständ'ſt du ein Marmorbild, erſtarrend, bleich.

Und wie aus Wolken, lauten Stürmen weichend,
Der Mond hervortritt in verklärter Pracht,
So käme blaß dein Bild, nun nicht mehr gleichend,
Entgegen dir aus des Vergangnen Nacht.

Der ſtille Reiz der unſchuldsvollen Züge,
Die klare Stirn, von keiner Schuld gedrückt,
Der Mund, noch wahr bei halbbewußter Lüge,
Das Aug' ein Adler, der zur Sonne blickt.

Und weinend — doch wozu uns jetzt erweichen?
Der Augenblick ſcheint viel, die Zukunft hohl,
Laß uns die Hand zum letzten Abſchied reichen,
Und ſo für alle Zukunft, lebe wohl.

10. Sorgenvoll.

Mein Kummer iſt mein Eigenthum,
Den geb' ich nicht heraus.
Was gut wohl ſonſt an mir und ſchlimm,
Beſitz' und theil', das hab' und nimm!
Mit ihm nur halt' ich Haus.

Und wie der Geiz'ge ſeinen Schatz
Des Nachts beſieht bei Licht,
So zähl' ich ihn, wenn Alles Ruh',
Entſprungne Körner leg' ich zu,
Und lauſch' und athme nicht.

Und kommt's zu ſterben, leg' ich ihn
Als Obol in den Mund,
Vielleicht zahlt er den Fährmann mir
Und zähmt das freche, neid'ſche Thier,
Des ſchwarzen Orkus Hund.

11. Ablehnung.

Was folgſt du mir auf jedem Schritt
Mit prüfendem Geſicht,
Und forſcheſt meinem Kummer nach,
Läßt leuchten hell dein Licht?

Natur gab mir wohl ſelber Sinn,
Nicht Rath iſt's, was gebricht,
Und wenn du mir nicht helfen kannſt,
So tröſteſt du mich nicht.

12. Intermezzo.

Im holden Mond der Maien,
Wenn lichte Blumen blühn,
Geflügelte Schalmeien
Die Waldesnacht durchziehn:

Da hebt ſich eine Scholle,
Die Liebe lauſcht hervor,
Ob noch der Winter grolle,
Noch laut der Stürme Chor?

Sieht grün ſie nun die Weite,
Erträgt ſie's nicht im Haus,
Sie fliegt auf Spiel und Beute
Gleich andern Vögeln aus.

Doch friert es etwa nächtig,
Sucht ſie der Menſchen Dach,
Und ſchürt ein Feuer mächtig,
In jungen Herzen wach.

13. Noch einmal in Gaſtein.

Du, dieſes Ortes Einſamkeit,
Haſt du mich nicht erquickt vor zehen Jahren,
Da ſchien die Welt, das Thal ſo weit,
Wie in den Schacht, der goldne Schätze beut,
Kam ich durch deine Klamm gefahren.

Und war dein Umfang ſchmal umgränzt,
Mein Geiſt ſtand auf der Hoffnung Sommerhügeln,
Und höher als dein ew'ger Schnee erglänzt,
Trug's mich empor auf Adlerflügeln.
Nun bin ich müd', geſtört, entzweit,
Nur Mauern läßt die Bergwand mich gewahren;
O eine ganze Ewigkeit
Liegt in dem Raum von zehen Jahren!

14. Naturſcene.

Das Waſſer rinnt vom Felsgeſtein
Und furcht die mooſ'ge Bank,
Die Gräſer, hellgrün, ſchmal und klein,
Sie ſtehn umher und ſaugen's ein,
Geſättigt ohne Dank.
Und an die Blumen unterm Grün,
Wie Bürgerstöchter ſtolz,
In blau und roth und goldner Tracht,
Hat ſich der Schmetterling gemacht;
Der ſaugt und küßt, und ſchaukelt ſich,
Und fliegt zuletzt davon,
So achtlos, daß am nächſten Tag
Er kaum noch mehr erkennen mag,
Wo er genoſſen ſchon. —
Und drüber rauſcht der Baum, als ob
Nichts unter ihm geſchäh',
Nach rückwärts ſtrebt der Fels empor,
Schaut gradaus in die Höh',
Die Wolken aber allzuhöchſt

Ziehn hin mit Sturmesgewalt;
Sie weilen nicht, ſie ſäumen nicht,
Raſch wechſelnd die Geſtalt.
Und durch das All voll Eigenſucht
Geh' ich mit finſtrer Bruſt,
Vordem genoſſ'ner Treu und Lieb'
Halb wie im Traum bewußt.

15. Jugenderinnerungen im Grünen.

Dieß iſt die Bank, dieß ſind dieſelben Bäume,
Wo einſt, das dunkle Schulbuch in der Hand,
Der Prüfung bang, den Kopf voll Frühlingsträume,
Vor manchem Jahr ſich oft der Knabe fand.

Wie er da ſaß, glitt von den finſtern Lettern,
Zu manchem fremden Worte ſchwer gefügt,
Der Blick hinauf zu jenen friſchen Blättern,
In denen ſich der Weſtwind ſpielend wiegt.

Und künftiger Geſtalten Geiſter-Ringen,
Und künftigen Vollbringens Schöpferluſt
Erſchienen ihm in jener Wipfel Reigen,
Erklangen ihm in ahnungsvoller Bruſt.

Es ward erfüllt das kaum gewagte Hoffen,
Die Ahnung hielt, was ſie vorhergeſagt,
Des Wirkens goldne Thore ſtehen offen,
Ein Schritt gelang, ein zweiter ward gewagt.

Und nun nach manchen Jahres Zwiſchenräumen,
Zum Mann gereift, gewogen und erkannt,
Find' ich mich wieder unter dieſen Bäumen,
Den Blick wie damals über mich gewandt.

Und Seufzer, ſo wie damals, ſchwellend heben
Die müde Bruſt von mancher Sorge ſchwer,
Bis auf die Thräne, die nicht mehr gegeben,
Iſt alles ſo, wie damals, rings umher.

Ung'nügſam Herz, warum biſt du beklommen?
Was du ſo heiß erſehnet, ſtehet da!
Die Stunde der Erfüllung iſt gekommen,
Du haſt es, was dein Wunſch in Ferne ſah.

Wie? — oder war der bunten Bilder Fülle
Der Inhalt nicht von dem, was du begehrt;
War nur der tiefern Sehnſucht äuß're Hülle,
Das Kleid nur deſſen, was dir wünſchenswerth?

Haſt Schönes du vielleicht geſtrebt zu bilden,
Um ſchöner dich zu fühlen ſelber mit?
War Schreiten in des Wiſſens Lichtgefilden,
Im Land des Wollens dir zugleich ein Schritt?

Haſt du vielleicht nach Ehr' und Ruhm getrachtet,
Vermengend im Gedanken, jugendlich,
Das Aug', mit dem die Welt den Mann betrachtet,
Und das, womit er ſelbſt betrachtet ſich?

Schien dir die Welt mit ihren weiten Fernen
Ein Urbild, werth des Nachgebilds zu ſein?
Haſt, wo ſie ſchimmert, du geträumt von Sternen?
Von Wirklichkeit bei jedem holden Schein?

O Trügerin von Anfang, du, o Leben!
Ein reiner Jüngling trat ich ein bei dir,
Rein war mein Herz, und rein war all' mein Streben,
Doch Trug und Täuſchung zahlteſt du dafür.

Die Freundſchaft ſprach, mein Inn'res tönte wieder,
Wir ſtießen, Zwei, kühn ſchwimmend ab vom Strand;
Er ſank, ich hielt ihn noch, er zog mich nieder
Und rettete ermattet ſich an's Land.

Gewalt'ger regten ſich geheim're Triebe,
Ein unbekanntes Sehnen wurde wach,
Sie nannten es, ich ſelber nannt' es Liebe,
Und einer Holden ging mein Streben nach.

Kaum nur geſehn, kein Wort von ihr vernommen,
Schien ſie entflammt aus höh'rem Lichtgefild,
Durch Berg und Thal, vom innern Brand entglommen,
Verfolgt' ich, das mich floh, ihr holdes Bild.

Da kam der Tag, der Schleier war zerriſſen,
Gemeinheit ſtand, wo erſt ein Engel flog;
Sich ſelber träumte Sehnſucht, gleich Narziſſen,
Und ſtarb, wie er, am Quell, der ſie betrog.

Ein Vorhang deckt, die darauf folgt, die Stelle:
Ich lüft' ihn nicht, Erwähnung ſchon genügt,
Zwei Sphinxe ruhn an der verborgnen Schwelle,
Das Götterhaupt dem Thierleib angefügt.

Der Eintritt ſcheint zu Hoffnungen berechtigt,
Das Ende wär' als Anfang gut genug,
Doch eh' der Geiſt der Folge ſich bemächtigt,
Iſt auch vorüber ſchon der grobe Trug.

Da fand ich ſie, die nimmer mir entſchwinden,
Sich mir erſetzen wird im Leben nie,
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimſtes Weſen rief: nur die!

Gefühl, das ſich in Herzenswärme ſonnte,
Verſtand, wenn gleich von Güte überragt;
Ans Märchen gränzt, was ſie für Andre konnte,
An Heil'genſchein, was ſie ſich ſelbſt verſagt.

Der Zweifel, der mir ſchwarz oft nachgeſtrebet:
Ob Güte ſei? — durch ſie ward er erhellt:
Der Menſch iſt gut, ich weiß es, denn ſie lebet,
Ihr Herz iſt Bürge mir für eine Welt.

In Glutumfaſſen ſtürzten wir zuſammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerſtörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir ſchmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander paſſen,
Ich war ein Ganzes und auch ſie war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefſtes Weſen laſſen,
Doch allzufeſt geſchlungen war der Kranz.

So ſtanden beide, ſuchten ſich zu einen,
Das Andre aufzunehmen ganz in ſich,
Doch all umſonſt, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich, war immer: ich! —

Ja bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Geſucht im Einzeln, was im Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.

Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wetterſturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das ſtärk're Bäumchen ſich mit Rinde,
Das ſchwäch're neigte ſich und ward zerknickt! —

O ſeliges Gefühl der erſten Tage,
Warum mußt du ein Traum geweſen ſein?
Lebt denn das Schöne nur in Bild und Sage,
Und ſchlürft's die Wirklichkeit wie Nebel ein?

* * *

Auch dort nicht heimathlos, in Bild und Worte
Floh ich, dem meerbedrängten Schiffer gleich,
So oft den Stürmen aufgethan die Pforte,
In jenes Hafens ſchützenden Bereich.

Gelagert in dem Dufte fremder Kräuter,
Umſpielt von fremder Wipfel leiſem Wehn,
Sah ich im Traum die hohe Himmelsleiter,
An der die Geiſter auf- und abwärts gehn.

Und angeregt, ſie ſelber zu beſteigen,
Umherzuſchauen in dem weiten Raum,
Verſucht' ich, rückgekehrt, es anzuzeigen,
Was ich geſehn, halb Wahrheit und halb Traum.

„Des Armen, dem ſich ab ein Gott gewendet
Des Dichters blendend, trauriges Geſchick,
Wie das Gemüth im eignen Abgrund endet,
Der Erdengröße ſchnellverwelktes Glück.“

Und flammend gab ich das Geſchaute wieder:
Der Hörer, ob auch kalt, entging mir nicht,
Denn Lebenspulsſchlag zog durch meine Lieder,
Und wahr wie mein Gefühl war mein Gedicht.

Vorahnend durft' ich zu den Großen ſagen,
Die längſt umwallt der Ruhm wie Opferrauch:
So hoch als euch mag mich kein Flügel tragen,
Doch, Meiſter, ſchaut! ein Maler bin ich auch.

Da kam die Nüchternheit in ihrer Blöße,
Die groß ſich dünkt, weil hohl ſie zwar, doch weit;
Nach Ellen maß ſie meiner Menſchen Größe,
Nach Pfund und Loth der Stoffe Hältigkeit.

Doch kann die Formel Leben je bereiten?
Was ungeheuer, iſt darum nicht groß.
Ein Mögliches ragt über alle Weiten,
Das Wirkliche zeigt ſich im Raume bloß.

Wo tauſend Tinten meine Blicke ſpürten,
Da ſah der Stumpfſinn ſchroffes Grün und Blau;
Wo Räthſel mich zu neuen Räthſeln führten,
Da wußten ſie die Löſung ganz genau.

War eine Wieſe, wo ich Blumen pflückte,
Die Rinderzucht drauf hingetrieben friſch!
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in eklichem Gemiſch.

Was nicht zu ſagen, davon ging die Rede,
Was auszuſprechen nicht, das ſprach ihr Wort;
Verſchmähſt du ihre Waffen auch zur Fehde,
Schon Unſinn iſt's zu wählen ihren Ort.

Geſtalten, die mein Geiſt in Glut umfangen,
Die Rohheit legte d'ran die ſchmutz'ge Hand:
Ich ſah die Spur auf den entweihten Wangen,
Und mein Gemüth, es fühlte ſich entwandt.

Und wie der Menſch den Ort, den ſchönſten, werthen,
Nicht mehr betritt, wenn Greulich's ihn betrat,
So floh mein Geiſt aus meiner Jugend Gärten,
Empört von ſeines Heiligſten Verrath.

Hart hinterher der Mißgunſt lange Zeile,
Der Neid, der Haß, bewaffnet anzuſehn,
O, allzugut nur trafen ihre Pfeile,
Denn, ach, wer ſingt, kann nicht im Harniſch gehn.

Und ſtellt er ihnen ſich, die nach ihm zielen,
Ergreift des Streites zorniges Geräth,
Der ſchwere Panzer drücket harte Schwielen,
D'rob des Empfindens weicher Sinn entgeht.

So floh ich aus des Kampfes Glutbeſchwerde,
Hin zur Natur, wo Leben neu ſich ſchafft:
Den Buſen drückt' ich an die Mutter Erde,
Um, wie Antäus, zu erſtehn in Kraft.

Doch ſie, die oft geführt ſchon meine Sache,
Getröſtet mich ſo oft und gern zuvor,
Verloren hatte ſie für mich die Sprache,
Die Sprache, oder ich für ſie das Ohr.

Gelehrig ſonſt an ihrer frommen Seite,
Schien jetzt nur trotzig Schaffen mir Gewinn,
Ihr Wort verklang in meines Buſens Weite,
Ihr Wink verſchwand vor meinem ſtumpfen Sinn.

Und ſchaudernd vor der Welt und ihrem Treiben,
Ein jedes Band verſchmähend, das ſie flicht,
Mocht' ich's nicht leben, konnt' ich's nicht beſchreiben,
Und ſelbſt den Anblick faſt ertragen nicht.

Ja, horchend auf des Innern leiſe Zungen,
Erſchaudert mein Gemüth, wenn es ihm däucht,
Es kling' ein Ton, den Tönen nachgeklungen,
Mit denen das Gemeine mich verſcheucht.

Und alſo ſitz' ich an derſelben Stätte,
Wo ſchon der Knabe träumte, ſaß und ſann.
Wenn erſt ich das Verlorne wieder hätte,
Wie gäb' ich gern, was ich ſeitdem gewann.

---

16. Freundes Wort.

„Mag dein Schmerz ſich roh entladen,
Zeigſt du ihn durch ſtummes Toben?
Wen die Muſen ſo begnaden,
Fühle höher ſich erhoben.

„Biſt ja Maler, brauche Farben!
Biſt ja Dichter, brauch' das Wort!
Gram und Schmerz, wenn beide ſtarben,
Dauern ſo geheiligt fort.“

Ach die Worte und die Bilder,
Sind für ſelbſtgemachte Leiden!
Wer kann Flammen, wild und wilder,
In Gewand, verhüllend, kleiden?

D'rum mein Wort, es ſei der Aufſchrei,
Nicht an Ton und Maß gebunden,
Und die Farbe, die mir gut däucht,
Hier! das Blut aus meinen Wunden.

17. Schlußwort.

Alſo hatt' er lang geſprochen,
Hatte höchſte Noth geklaget,
Daß man ihm das Herz durchſtochen,
Und kein Rettungsmorgen taget.

Da kam's durch die Luft gezogen
Saitenklangs, vernehmlich kaum;
Und ſein Kummer war verflogen,
Und ſein Leiden war ein Traum!

Sinngedichte und Epigramme.

(Biographiſch.)

Am fünfzehnten Jänner geboren,
Geſtorben? — ich weiß noch nicht wann?
Kömmt einſt dir das Datum zu Ohren,
So füg's zur Ergänzung hier an.

Und haſt du es niedergeſchrieben,
So haſt du mich ganz, auf ein Haar;
Was etwa noch übrig geblieben,
Wird wohl nach dem Tode erſt wahr.

Geſcheidt gedacht und dumm gehandelt,
So bin ich mein Tage durchs Leben gewandelt.

Selbſtbekenntniß.

Du nennſt mich Dichter? Ich bin es nicht,
Ein Andrer ſitzt, ich fühl's, und ſchreibt mein Leben,
Und ſoll die Poeſie den Namen geben,
Statt Dichter, fühl' ich höchſtens mich Gedicht.

Ich führe den Pflug in dem leeren Feld,
Da wird denn nach mir die Scholle beſtellt,
Von Manchem, der beſſer und klüger;
Doch wie ſie auch reich die Ernte bringt,
Denkt, wenn ſchon wartend die Sichel klingt,
An den heimgegangenen Pflüger.

Glaubt ihr, man könne koſten vom Gemeinen,
Man muß es haſſen, oder ihm ſich einen.
Und tränkſt du heute Götterwein,
— Jüngſt noch Genoſſe ſchmutz'ger Zecher —
Du ſchenkſt ihn auf die Hefen ein,
Die dir dein Geſtern ließ im Becher.

Gott ſagte: nein,
Ich aber ſagte: ja;
Doch als ich es ins Werk geſetzt,
Stand nur ein Nein mir da.

Will unſre Zeit mich beſtreiten,
Ich laß es ruhig geſchehn,
Ich komme aus andern Zeiten,
Und hoffe in andre zu gehn.

Was hängt ihr euch an mich und meinen Lauf,
Und ſtrebt dem Höhern plumpen Dranges wider?
Ich zieh' euch, merk' ich, nicht zu mir herauf,
Doch ihr, weiß Gott, mich auch zu euch nicht nieder.

Der Hofkammer.

Nebenbuhler mir zu wecken,
Zählt ihr Dienſt und Jahre auf?
Eſel ſchätzt man nach den Säcken,
Aber Renner nach dem Lauf.

Kritik.

Von unſern Kunſtrichtern, die beſtgenannten,
Sind gegen mich gar ſtrenge Richter;
Sie proteſtiren eben als Proteſtanten,
Und ich — bin ein katholiſcher Dichter.

„Warum gibſt deine Werke du endlich nicht heraus?" —
Mein Freund, bei ſchlechtem Wetter hält man ſich gern zu Haus.

Verſtändlichkeit.

Gar ſehr verſchieden iſt des Leſers Recht,
Nimmt Verſe er verſchiedner Art zu Handen.
Verſteht er deine nicht, ſo ſind die Verſe ſchlecht,
Wenn meine — nun! hat er ſie nicht verſtanden.

Raſch wie der Knabe dem Schmetterling folgt, ſo jag' ich Gedanken,
Aber geflügelt und frei, fliehn ſie das klammernde Netz.

War ich als Dichter gleich geboren,
So kam's doch nie zur echten Klärung:
Im Anfang war's nicht ausgegoren,
Dann ging's gleich in die faule Gährung.

An B.

(Anno 1811.)

Ich ſchriebe Verſe gegen dich,
So ſprichſt du, ärmſter der Poeten,
Das hieße, Gott behüte mich,
Mit goldnen Kugeln Spatzen tödten.

Einem Kritiker.

1.

Wähnſt du denn ungeſtraft mich zu ſchlagen, zorniger Streiter,
Mit dem gewaffneten Fuß? Bin doch nicht krank und nicht alt.

2.

Eigne Gedanken ſprichſt du mir ab? Auch ſind es nicht eigne:
In der Weihe Moment gab ſie die Muſe mir ein.

3.

Eins die Göttin noch ſprach, als ſie den Bann mir verhängte,
Den euch erzählt' mein Gedicht, Eins, das zuvor ich vergaß.
Mühe, ſprach ſie, dich ab, und erzögſt du Roſen und Nelken,
Freſſe gehörntes Vieh dumpf deine Blumen als Gras.

4.

Schmäht ſo viel euch beliebt, ihr laut recenſirenden Zungen,
Ueber den Reichen zu Pferd, ſchimpft ja das Volk, das zu Fuß.

5.

Auf! erneue den Streit! So oft du ſchwingeſt den Knittel,
Send' ich aus ſicherer Höh' goldene Pfeile herab.

Einem Cenſor.

1.

Belle, belle nur zu! So ſehr du, Köter, auch belleſt,
Kriegſt du den Mond nicht herab, kommſt du zu ihm nicht hinauf.

2.

Daß du, Freund, nicht ſchreiben kannſt,
Wiſſen wir geſammt;
Aber leſen lerne doch,
Das gehört zum Amt.

3.

Macht Poeſie dich gar ſo wild,
War's immer ſo der Brauch;
Sie iſt nicht bloß ein Spiegelbild,
Sie iſt ein Spiegel auch.

4.

Wälz' immer dich in Schlamm und Koth,
Und ſpritze, ſpritz' nur zu:
Wer weiß? du liebſt mich endlich noch,
Bin ich beſchmutzt wie du.

5.

Nicht fordr' ich, daß du gut mir heißt,
Was du ſo eifrig ſchmähſt,
Nur daß du's zu dem Vielen reihſt,
Wovon du nichts verſtehſt.

6.

Du nennſt mich klein? Ich glaub' es wohl,
Das Auge täuſcht oft widrig.
Die Optik macht das Alles klar,
Mein Freund, du ſtehſt zu niedrig!

Geſpräch.

„Wie lang iſt Ihre Muſe ſtumm geblieben!"
Die Launen der Frauen muß man ertragen.
„Warum haben Sie mir ſo lang' nicht geſchrieben?"
Ich hatte Ihnen eben nichts zu ſagen.

Deutſche Muſter.

Ich ſollte von euch lernen?
Da bin ich weit entfernt;
Geh' lieber zu den Fernen,
Von denen ihr gelernt.

Der Zeit Gedanken, unverzagt,
Rennt nach, ihr luſt'gen Schreiber,
Ich geh' als Jäger auf die Jagd,
Und nicht, wie ihr, als Treiber.

Fortſchritt.

Nur weiter geht euer tolles Treiben,
Von vorwärts! vorwärts! erſchallt das Land,
Ich möchte, wär's möglich, ſtehen bleiben,
Wo Schiller und Goethe ſtand.

Lohn und Verdienſt vermählt ſich nie,
Die Welt bleibt ewig unverwandelt;
Wär' ſo gewiß ich doch nur ein Genie,
Als man mich als Genie behandelt.

Du mit dem ſtarren Auge der Meduſe,
Hartnäckigkeit! du finſter ſchau'nde Magd;
Begeiſt're du mich denn, ſei meine Muſe,
Da alles Andre mir den Dienſt verſagt.

Ich fühle wohl meine Sünden,
Die alten, wohl gar auch neue;
Doch wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll,
So fehlt mir die rechte Reue.

Die ew'ge Macht gibt nicht ſo viel,
Auf daß ſie wieder nimmt;
Ich bin noch daſſelbe Saitenſpiel,
Allein zur Zeit verſtimmt.

Einem Bureaukraten,

der mich mit ſeinem Beiſpiel zur Geduld ermahnte.

Geduldig waren Sie in Ausſicht künft'ger Ehren?
Dagegen fällt mir gar kein Zweifel ein;
Wenn Sie nicht jung ein Lamm geweſen wären,
Wie könnten Sie ein Schöps im Alter ſein?

Beruhigung.

Weil dein Betragen mich verdroß,
Räthſt du auf Eiferſucht? — Ei, ſchwerlich!
's iſt weder, Kind, mein Eifer groß,
Noch meine Sucht gefährlich.

An das Publikum.

So habt ihr mich vergeſſen?
O könnte euch ich's auch;
Doch euren Qualm von Albernheit,
Athem' ich in jedem Hauch.

„So iſt dir erloſchen der Muſen Gunſt,
Erlahmt dein ganzes Streben?"
Mein Freund, ich treibe die ſchwere Kunſt,
In dieſen Zeiten zu leben.

Mein Wiſſen iſt gegen das eure ein Kind,
Fern ſei, daß ich es leugne,
Nur daß eure Gedanken fremde ſind,
Die meinen aber eigne.

Gar Viele ſind meinem Gedichte[1] geneigt;
Nur daß, wie es geht beim Leſen,
Ich bloß diejenigen überzeugt,
Die früher bereits es geweſen.

(1848.)

Als liberal, einſt der Verfolgung Ziel,
Jetzt nennt der Freiheitstaumel mich ſervil,
Nicht hier, noch dort, in den Extremen zünftig,
Ich glaube faſt, ich bin vernünftig.

---

[1] An Radetzky.

Die Knechtſchaft hat meine Jugend zerſtört,
Des Geiſtesdrucks Erhalter,
Nun kommt die Freiheit ſinnbethört,
Und raubt mir noch mein Alter.

Nicht, als wär' gar ſo hoch mein Sinn,
Iſt's was uns trennt unendlich;
Vielmehr nur, daß ich ehrlich bin,
Macht mich euch unverſtändlich.

Das Volk verehr' ich ſo wie ihr,
Die Maſſe zuſammt dem Hebel,
Laßt ihr aus dem Volk die Beſten weg,
So bleibt nur noch der Pöbel.

Bei Empfang des Leopoldsordens.

März 1849.

Gern mißte den Orden der Barde;
Ich trag ihn in eignem Sinn:
Mich mahnt er als eine Kokarde,
Daß ich des Kaiſers bin!

Ich rede nicht wo jeder ſpricht,
Wo Alle ſchweigen, ſchweig' ich nicht;
Weh euch und mir, wenn je von uns ich wieder ſinge,
Ich bin ein Dichter der letzten Dinge.

Bekehrung.

Mit Gott ſtand ich ſonſt nicht gar gut,
Nun mach' ich mich intim;
Iſt er gleich uns, doch abſolut
Und höchlich legitim.

Was ſoll ich in eurer Mitte,
Wie wäre dazu mir wohl Fug?
Ihr ſeid mir zu weiſ' und zu klug.
Steht jenſeits des menſchlichen Zieles,
Ihr wißt nur zu viel und zu vieles,
Und könnt mir zugleich nicht genug.

Literariſche Beſoldung.

Sind's auch Broſamen nur vom Tiſch verzettelt,
Mag Grund und Anlaß auf ſich ſelbſt beruhn;
Da für mich keine Familie bettelt,
So muß ich es ſchon ſelber thun.

Hofrathstitel.

Dichter zu belohnen,
Sind Orden und Titel
Die beſten Mittel.
Für Fiktionen:
  Illuſionen!

Einem Portraitmaler.

1.

Ich habe Menſchen gemalt wie du,
Und wagte Aehnlichkeit zu hoffen;
Doch ſtimmte die Menge nicht immer zu,
Am wenigſten, die am meiſten getroffen.

2.

Ob ſchlecht das Bild, verfehlt von Haus,
Ob ähnlich doch zum Theile?
Mir däucht: ſo ſeh ich wirklich aus,
Wenn ich mich langeweile.

Ein Thor, wer der Thorheit entgegenſtrebt,
Man muß es der Zeit übergeben;
Habe die Hegel'ſche Philoſophie überlebt,
Werd' auch die Zukunftsmuſik überleben.

Schillerfeſt.

Der Fackelzug mit Saus und Braus
Liegt meinem Weſen ferne,
Komm' je ich aus meiner Tonne heraus,
Iſt's nur mit einer Laterne.

Oeffentliche Anerkennung.

Wie ſtrahl' ich nicht im Ehrenglanz,
Das Höchſte ſollte mich kaum überraſchen;
Sie vergolden mich am Ende ganz,
Nichts ausgenommen als die Taſchen.

Wie nehm' ich unter Unbekannten,
Aufs höchſte wunderlich mich aus;
Doch da ſie mich nun Dichter nannten,
Wandr' ich getroſt von Haus zu Haus.

Zum Schweigen fühlt der Menſch ſich oft geſtimmt
Durch mannigfach erwägende Betrachtung,
Doch was die Luſt zur Antwort gänzlich nimmt,
Iſt tiefgefühlte, herzliche Verachtung.

Ein Spruch Goethe's.

„Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug,"
So ſagen die Reichbegabten mit Fug;
Wir aber, mindern Pfundes Verwalter,
Was wir jung hatten, wünſchen wir im Alter.

Gott meinte, es ſei nun mit mir genug
Und ließ mich fallen die Stufen herab von oben;
Die Menſchen aber, die überklug,
Sie haben mich ſorglich wieder aufgehoben.[1]

---

[1] Nachdem er im Juni 1863 zu Tüffer über eine freie Stiege gefallen war und für todt liegen geblieben.

(1867.)

Als Deutſcher ward ich geboren,
Bin ich noch einer?
Nur was ich Deutſches geſchrieben,
Das nimmt mir Keiner.

Krankenbeſuche.

(1870.)

Eine Aehnlichkeit, die ich mit Chriſtus habe:
Nur die Weiber kommen zu meinem Grabe.

Der Verfaſſer der Ahnfrau.

Des Unzufriednen ſtöbernde Jagd
Wird endlich widerlich,
Es klagt, wer ſo ſehr über alles klagt,
Zuletzt doch nur über ſich.

Kein Gedanke will halten lang,
Fruchtbringend keiner ſich ergänzen,
Ich treibe geſchäftigen Müßiggang
Und gebe allgemeine Audienzen.

◆

II.

Poeſie und Muſik.

Raſch von den Theilen geh' zum Ganzen,
Bleib' dir des edlen Ziels bewußt.
Der Tonkunſt und des Lebens Diſſonanzen,
Sie löſen ſich im Einklang unſrer Bruſt.
Grillparzer.

Die Schweſtern.

Als Gott die Menſchen ſchuf nach ſeinem Bilde,
Sandt' er, der karg und unvollendend nie,
Zwei Engel in das irdiſche Gefilde,
Die Proſa er genannt und Poeſie.

Die Eine, ſtark von Wuchs, mit ſichern Händen,
Betritt den Boden, feſten Tritts und ſcharf,
Des Sämanns Tuch um ihre mächt'gen Lenden,
Streut ſie den Samen jeglichem Bedarf.

Die Andre, zarten Bau's und ſchmächt'ger Glieder,
Den kleinen Fuß von jedem Stein verletzt,
Trägt, wie den leichten Vogel ſein Gefieder
Ein Flügelpaar, den Schultern angeſetzt.

So wandeln ſie; die Aeltre ſtark und tüchtig,
Erkennt, was dieſer Erde nützt und frommt.
Indeß die Jüngre, eine Botin flüchtig,
Die Kunde bringt, die hoch von oben kommt.

Doch iſt ſie leicht vergeßlich, ſchwanker Sinne,
Sie weiß nur halb die Botſchaft jener Welt;
Deß wird die ſtrenge Schweſter zürnend inne,
Der nur, was ſicher und was ganz, gefällt.

Und einſt zu Nacht, da ſcheinbar Beide ruhten,
Tritt ſie, von Groll bewegt, wohl auch von Neid,
Still auf den Zehen zu der Leichtgemuthen,
Und raubt ihr raſchen Griffs das Flügelkleid.

Und paßt ſich's an und ſchwingt ſich in die Lüfte; —
Allein der ſchweren Glieder mächt'ger Bau
Trägt ſie nicht höher als zum Felsgeklüfte,
Das formlos ſchaut ins unbegränzte Blau.

Dem Lichte näher, doch nicht den Geſtalten,
In denen ſich das Ew'ge ſelbſt erkennt,
Fehlt unten Raum, den ſchweren Fuß zu halten,
Nach oben Schwungkraft, die die Lüfte trennt.

Und doch zum Werk den trotz'gen Muth verbindend,
Hört achtlos ſie der Schweſter Jammerruf,
Die, heiß in Thränen ſich am Boden windend,
Die Saat erdrückt, die Müh' und Sorge ſchuf.

Ja, tauſchen Amt nicht neu ſie und Geberde,
Wird machtlos, was ein Gott ſo reich verlieh:
Kehr', deutſche Proſa, rück zur ſichern Erde,
Nimm wieder Flügel, deutſche Poeſie!

Die Muſik.

(1812.)

Sei mir gegrüßt, o Königin!
Mit der ſtrahlenden Herrſcherſtirne,
Mit dem lieblich tönenden Munde,

Und dem Wahnſinn ſprühenden Blick,
Schwingend das zarte Plektron,
Ein mächtiger Scepter in deiner Hand.

Sei mir gegrüßet, Herrlichſte
Unter den herrlichen Schweſtern!

Lieblich ſind ſie die Huldinnen alle,
Die, am Throne des Lichts gezeugt,
Von unſterblichen Müttern geboren,
Gerne nieder zur Erde ſteigen;
Boten einer vergangenen,
Verkünder einer künftigen Welt!

Lieblich ſind ſie die Huldinnen alle,
Wenn ſie, der Sterblichkeit Nebelkleid
Um die leuchtenden Schultern geworfen,
Wie Apollon unter den Hirten
In dem Kreiſe der Menſchen weilen,
Und in der Fremde rauhen Boden
Palmenreiſer der Heimath pflanzen;
Menſchen ähnlich und dennoch Götter,
Beide Welten liebend verbinden,
Hernieder zur Erde den Himmel ziehn
Und den Menſchen zu Göttern erhöhn.

Lieblich ſind ſie die Huldinnen alle,
Doch wie die Roſe unter den Blumen
Strahlſt du hervor aus dem Chore der Schweſtern.

Als das Recht von der Erde verſchwunden
Und die Unſchuld gen Himmel geflohn,

Dienen lernte die freie Geberde,
Lügen das heitere, offene Auge,
Und das Wort, das heilige, wahre,
Sich in ſchändende Feſſeln ſchlug:
Da wardſt du von den Göttern geſendet,
Als Vertraute beſſerer Seelen,
Deine Sprach' ihrem Munde zu leihn.
Freudig eilten ſie dir entgegen,
Sanken vertrauend dir in den Arm,
Und Lieb' und Hoffnung, und Scham und Reue
Flüſterten leiſ' in deinen Buſen,
Was ſie erreicht und was ſie verloren,
Was ſie geträumt und wie ſie gefühlt.

Seitdem ſtehſt du dem Menſchen zur Seite,
Eine helfende Tröſterin!
Wo er weilt und wo er wandelt,
An des Unglücks gähnendem Abſturz,
Auf der Freude Blumenhöhn,
Ueberall tönt deine Stimm' ihm entgegen,
Wie ein Ruf aus beſſeren Welten,
Klagend, tröſtend, freundlich erhebend,
Von der Wiege bis ins Grab.

Sanft ſtehſt du an der Wiege des Knaben,
Der kaum dem Schooß ſich der Mutter entwand,
Dem noch in Einer trüben Welle
Taumelnd ſein Ich und die Außenwelt ſchwimmt,
Dem kaum der Schmerz noch ahnend gelehret,
Daß er zum Leben — voll Schmerzen! — erwacht.
Wie er ſo daliegt, und jammert und klaget,
Da tönt ein Laut in ſeine Ohren, —

Der erſte Strahl in der irdiſchen Nacht —
Aus der Wärterin einfachem Liede
Spricht dein Mund dem Klagenden zu:
„Dulde! Lerne bei Zeiten dulden,
Iſt doch Leiden des Lebens Name,
Wenige Stunden, und es iſt vollbracht!“
Und du legſt in des Kleinen Wiege
Einen treuen, liebenden Bruder,
Der durch das Leben ihn begleitet,
Hülfreich und treu ihm zur Seite ſteht,
Jeden Kummer halb ihm abnimmt,
Jede Freude vertauſendfacht,
Und am Ziele der Lebensbahn
Ihn in die offenen Arme nimmt,
Legſt den Schlummer ihm an die Seite,
Und der Knabe lächelt und — ſchläft.

In der Trompete muthigen Tönen
Rufſt du den Jüngling ins Schlachtgewühl,
Leiteſt die Stärke, ermuthigſt das Zagen,
Jubelſt ob dem geſchlagenen Feind,
Verkündeſt die Siegesbotſchaft dem Lande,
Weinſt dem Gefallenen nach ins Grab.

Aus der Zither melodiſchen Saiten
Klagſt du dem Mädchen des Liebenden Gluth,
Wo die Sprache das Wort verweigert,
Borgeſt du hülfreich den lieblichen Klang.
Und das Mädchen höret die Klage,
Ahnung und Scham beſtürmt ihren Buſen,
Zögernd folgt ſie dem ſüßen Zuge,
Gleich den Saiten bebet ihr Herz,

Und auf der Tone goldenen Schwingen
Ziehet die Liebe als Sieger ein.

An des Altars geſchmückten Stufen
Empfängſt du jauchzend die ſchamhafte Braut,
Scheuchſt von der Stirn ihr das zagende Bangen,
Zeigſt ihr die nahende Seligkeit.

So durch alle Gewinde des Lebens
Geleiteſt du liebreich den Erdenſohn,
Hilfſt ihm erklimmen die ſteilen Stufen,
Und ſtreueſt auf jede mit mildem Sinn
Deine Roſen oder Cypreſſen,
Freuden- oder Mitleidsthränen.
Und wenn endlich das Leben verklungen,
Der letzte Seufzer der Bruſt entflohn,
Zum Staub gekehrt der Staubgeborne,
Wankſt du ſtöhnend hinter der Bahre,
Hinuber zeigend in lichte Fernen,
Glaub' und Hoffnung an leitender Hand. —

Wo iſt eine Macht, die deiner gleichet,
Eine Gewalt, die deiner ſich naht,
Wenn du auf Sturmesflügeln einherjagſt,
Wenn du mit Zephyrsliſpeln ſäuſelſt;
Wenn du des Muthes glimmenden Funken
In die zagende Seele ſchleuderſt
Und den Funken zur That entflammſt;
Wenn du im duftenden Myrtenhain
Mit ſüßer Ahnung das Herz beſchleichſt.
Wo iſt eine Macht, die deiner gleicht?

Bewehrt mit deinem flammenden Schwert,
Schlug Tyrtäus der Feinde Gewalt,
Felſen gehorchten deinem Worte,
Als du aus Amphions Leier gebotſt,
Aus der Unterwelt heulenden Klüften
Zog die Geliebte des Orpheus Geſang.

Wie bildſamer Thon, wie weiches Wachs
Iſt des Menſchen Herz in deiner Hand.
Timotheus Leier tönt
Und Perſepolis flammt,
Handel greift in die Saiten
Und Perſepolis flammt noch einmal
Vor den Augen der trunkenen Hörer!

Wer vermag, deinen Zauber zu ſchildern,
Liebliche, milde, freundlich holde,
Fühlende Freundin fühlender Seelen:
Herrlichſte unter den herrlichen Schweſtern!
Was der Mime nur ſchwankend ſtammelt,
Was der Dichter zu laut verräth,
Liſpelt vernehmlich dein Saitenſpiel.
Sei die Dichtkunſt noch ſo geprieſen,
Sie ſpricht doch nur der Menſchen Sprache,
Du ſprichſt, wie man im Himmel ſpricht!

Darum ſei mir dreimal geſegnet,
Hohe, ſtrahlende Königin!
Ewig ſoll meine Lippe dich preiſen,
Und in den Klang meiner Weihgeſänge
Miſche ſich jauchzend der Jubel der Welt!

Consilium medicum.

Frau Poeſie war krank,
Verwittwet ſchon ſeit manchem Jahr,
Wuchs ſcheinbar ſtündlich die Gefahr.
Die Stirne heiß,
Die Zunge weiß,
Die Haut bald Froſt und bald im Schweiß,
Im ganzen Leib ein ſchmerzlich Jucken,
Von Krämpfen alle Nerven zucken,
Obſchon noch rüſtig und nicht alt,
Schien nah des Todes Nachtgewalt.
Doktores kommen von allen Seiten,
Die erſt ſich begrüßen und dann beſtreiten:
Hippokratiſch, homöopathiſch,
Allopathiſch, hydropathiſch,
Antipathiſch,
Philoſophiſch gebrüſtet,
Hiſtoriſch gerüſtet,
Dogmatiſch, kritiſch,
Klaſſiſch, britiſch;
Schreiben Recepte in langen Zeilen,
Umſonſt, die Kranke war nicht zu heilen. —
Da kam ein Bader vom Land herein,
Beſieht die Kranke beim Tagesſchein,
Erforſcht den Puls, die Zunge auch,
Befühlt die Weichen und den Bauch,
Zuletzt hebt er mit Lachen an:
Die Wiſſenſchaft hier wenig kann,
Der guten Dame fehlt ein Mann.

Wanderſcene.

Es geht ein Mann mit raſchem Schritt,
Nun freilich geht ſein Schatten mit,
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all' ſein Streben iſt nach vorn;
Ein Strom will hemmen ſeinen Muth,
Er ſtürzt hinein und theilt die Fluth;
Am andern Ufer ſteigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß Jedem bangt,
Ein Sprung — und ſieh da, unverletzt,
Hat er den Abgrund überſetzt; —
Was Andern ſchwer, iſt ihm ein Spiel,
Als Sieger ſteht er ſchon am Ziel,
Nur hat er keinen Weg gebahnt;
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Epiſtel.

(1844.)

Weil mich Geſelligkeit mit Vielen nicht vereint,
Hält man mich hie und da für einen Menſchenfeind.
Euch flieht nur mein Verſtand, mein Herz iſt euch geblieben,
Und ich entferne mich, um fürder euch zu lieben.

Ihr wollt denn wirklich deutſche Poeſie,
Die es auch ſei, nicht bloß nur ſo ſich nenne?
Gerecht're Wünſche hörte man wohl nie,
Doch deutſche Art! Macht erſt, daß ich ſie kenne.

Ich weiß euch ruhig, feſt, von ſchlichtem Sinn,
Zum Handeln minder rührig als zum Denken.
Doch ſeh' ich auf des Tags Geſtalten hin,
Muß ich zum Widerſpiel die Meinung lenken.

Da lärmt's und prahlt, und tobt und ſchreit und droht,
Vernichtet jede Stunde zehn Tyrannen,
Will Freiheit, gält' es hundertfachen Tod,
Und führt doch Krieg nur mit den vollen Kannen.

Ihr rühmt der Väter Biederſinn und Art.
Hiſtoriſch, nur hiſtoriſch, ruft's hyſteriſch,
Im Glauben ruht das Heil der Gegenwart!
Und Strauß macht euch mit ſeinen Mythen närriſch.

Freund Hegel gibt euch einen neuen Gott,
Und Schelling ſtutzt euch zu aufs neu' den alten,
Die Welt aus Nichts, war ſchon ein hart Gebot, —
Doch Nichts — das eine Welt — will gar nicht halten.

Gefühl rühmt man, daß euer Vorzug ſei —
Drum koſtet wohl Verſtand euch Ueberwindung —
Doch als ihr todtſchlugt die Empfindelei,
Traf mancher harte Schlag auch die Empfindung.

Und ſtatt Gefühl, womit ihr auch begabt,
Find' ich euch kalt in holperichten Reimen,
Wo nur Gedanken, die man längſt gehabt,
Zum Harlekin ſich aneinander leimen.

Ein Volk von Denkern? Und ſprecht plappernd nach,
Was ihr gehört von nicht'gen Unterweiſern,
Gervinus, Menzel ſtehen wie zur Wach',
Bald abgelöſt, in engen Schilderhäuſern.

Was heute gut, weicht morgen ſchon vom Platz,
So Billigung als Urtheil, ohne Stärke,
Ihr lebt von heut', euch hauft ſich nie ein Schatz,
Ihr habt nur Bücher, aber keine Werke.

Wo iſt dann deutſche Art? Auf, zeigt mir ſie,
Statt Launen, immer bunter und vertrakter;
Und fordert ihr ihn von der Poeſie,
So habt vor allem ſelber erſt Charakter.

Allein ihr möchtet ſein, was ihr nicht ſeid. —
Geht in die Schule denn und lernt zu leben,
Und ſeid ihr zum Empfangen erſt bereit,
Wird euch die Dichtkunſt das Gemäße geben.

Gründlichkeit.

Wie viel, ein Reich des Geiſtes gar,
Hängt ab von Ort und Zeit,
Was falſch ſonſt, gilt uns heut' für wahr,
Für dumm, was ſonſt geſcheidt.

Und Mancher, den die eigne Zeit
Verſpottet und verlacht,
Lebt' er in eurem Kreiſe heut,
Sein Ruf wär' längſt gemacht.

So jener Mathematikus
Im heiteren Paris,
Setzt ins Theater nie den Fuß,
Da Zahlen nur gewiß.

Einſt doch die Freunde brachten ihn
Ins Schauſpielhaus mit Glück,
Man gab ein Schauſpiel von Racine,
Des Meiſters Meiſterſtück.

Da wird dann rings Begeiſt'rung laut,
Man weint, man klatſcht, man tobt.
Was man gehört, was man geſchaut,
Wird Eines Mund's gelobt.

Nur unſer Mathematikus
Sah ſtieren Aug's das Spiel,
Bis ihn der Freunde Schaar am Schluß
Befragt: wie's ihm gefiel?

Ob ihn ergriff der Handlung Macht?
Des Unglücks Jammerruf?
Doch er erwiedert mit Bedacht:
Mais qu'est ce que cela prouve? —

O edler Mann, du kamſt zu früh
Und nicht am rechten Ort,
In unſers Deutſchlands Fleiß und Müh
Verſteht man erſt dein Wort.

Wo man Ideen nur begehrt,
Von Glut und Reiz entfernt,
Man bis zum Halſe ſchon gelehrt,
Noch im Theater lernt.

Dort ruft ein jeder Kritikus,
Was auch der Dichter ſchuf,
Wie jener Mathematikus:
Mais qu'est ce que cela prouve?

Lope de Vega.

Du reicher Geiſt mit unbekannten Schätzen,
Dir ſelber mehr als andern unbekannt,
Weil du nicht liebſt an Zahlen Zahl zu ſetzen,
Nein, einzeln ſie verſchenkſt mit voller Hand.

Wo irgend Gold in unerforſchten Klüften,
Die Wünſchelruthe zeigt dir ſeine Spur,
Wie deine Spanier, die gen Abend ſchifften,
Befuhrſt du alle Küſten der Natur.

Und was an Menſchen, Pflanzen, Blumen, Thieren,
Nur irgend da und ſich des Daſeins freut,
Das wobſt du ein, der Göttin Bild zu zieren,
Die, täglich ſterbend, ſtündlich ſich erneut.

Die Mutter alles Weſenhaften, Guten,
Sie ſitzt an deinem Born, der ſtrömend quillt,
Und ſpiegelt ſich in den kryſtallnen Fluthen,
Ihr Selbſt verwechſelnd träum'riſch mit dem Bild.

Und lächelt ſie, ſo lächelſt du ihr wieder,
Und grollt ſie, gibſt du ihr den Trotz zurück,
Durchſichtig, gleich der Wahrheit, deine Lieder,
Und täuſchend nur, weil Täuſchung auch ein Glück.

Und ſo ein Kind, noch bei ergrauten Haaren,
Und auch ein Greis beim frühſten Kindesſpiel,
Haſt du für all, was Menſchheit je erfahren,
Ein Bild, ein Wort, den Pfad und auch das Ziel.

Die Muſe beklagt ſich.

Was kommt ihr mit Spießen und Stangen,
Mich zu fangen?
Dem Himmel ſei es geklagt,
Bin doch nur eine arme Magd;

Wollt mit Schlingen und Netzen
Mich rings umſetzen?
Ich aber, ſchlanker als ein Aal,
Entſchlüpf' euch allzumal.

Etwa mein Schweſterlein,
Proſa heißt ſie gemein,
Trägt oft mein Gewand,
Die fängt man mit der Hand.

Ich ſelber auf Klippen und Höh'n,
Lieb' es allein zu gehn,
Wer nicht klettert und ſpringt,
Selbſt nicht mein Anſchau'n erringt.

Und ein Kameel nicht ſo ſchwer
Geht durch ein Nadelöhr,
Als, mit Citaten bepackt,
Einer die Muſe erjagt.

Erſt waren's die Philoſophen,
Fuhren hervor hinter'm Ofen,
Munter mit cur und mit quare
Mich zu lehren das Wahre.

Drauf die Dichter, die halben,
Proſa beduftet mit Salben,
Ludwig Tieck und Genoß
All der Novellen-Troß!

Endlich gar die Hiſtoriker
Läppiſch wie kein Voriger:
Friedrich Raumer der Schalk,
Paßt in jeden Balg.

Wär' doch der letzte: Gervinus, —
Hält ſein hiſtoriſches Minus
Für ein poetiſches Plus, —
O asinus!

Beethoven.

Abgeſtreift das Band der Grüfte,
Noch erſchreckt, ſich findend kaum,
Flog die Seele durch den Raum
Dünn und leicht geſpannter Lüfte.
War das Blitzen? — War's ein Laut?
Ach! er hört, er hört den Laut! —
Stürmen jetzt, wie Windesbraut,
Weben nun, wie Engelsſchwingen,
Klänge nun, wie Harfen klingen.
Aufwärts! Aufwärts! — Kreis an Kreis,
Welt an Welt, vom Schwunge heiß,
Und der äußerſte der Sterne,
Zeigt noch gleich entfernt die Ferne.

Ward's Genuß ſchon, iſt's noch Qual?
Sinne ſchwinden, Sinne berſten,
Denn das Letzte wird zum Erſten,
Und des Ganzen keine Zahl. —
Dunkel nun. Ha! Todesnacht,
Uebſt du zweimal deine Macht?
Aber nein, es führt nach Oben,
Aus des Dunkels Schooß gehoben,
Strahlt der Tag in neuer Pracht.
Und ein Land ſtreckt ſeine Weiten,
Gleich Oaſen, die ſich breiten
In des Sandmeers wüſtem Grau'n,
Und durch ſeine Blumen ſchreiten
Männer, göttlich anzuſchau'n.
Klarheit ſtrahlt aus ihren Zügen,
Lächeln ſchwebt um ihren Mund,
Ein befriedigtes Genügen
Gibt die Erdentnomm'nen kund.
Doch der Angekomm'ne, düſter,
Stehet fern, und blickt nicht um.
Gält' es ihm, ihr leiſ' Geflüſter?
Ihm ihr Winken, ſtill und ſtumm?
Aber plötzlich fällt's wie Schuppen,
Offnen Sinnes eilt er hin;
Er erkennt die Meiſtergruppen,
Und die Meiſter kennen ihn.
Einer aus der Schaar der Sänger
Hebt den Finger, lächelt, droht.
„Bach, ich kenne dich, du Strenger!
Rächſt du ein verletzt Gebot?“ —
Ritter ohne Furcht und Tadel,
Auf der Stirn den Geiſteradel,

Geht vorüber Gluck und weilt,
Nickt im Schreiten und enteilt. —
„Haydn, Haydn! alter Vater!
Sei mein Schützer, mein Berather
In dem neuen, fremden Land!“
Und der Alte faßt die Hand,
Küßt ihn auf die Stirn und weinet,
Doch war fröhlich was er meinet:
„Bravo, Scherzo, Allegretto!
Hie und da hätt' ich ein Veto,
Doch iſt's Blut von meinem Blut.
Ach, ſie nennen's, glaub ich, Laune,
Nun, ich war auch heit'rer Laune,
Und das Ganze, wie ſo gut.“
Cimaroſa will noch zaudern,
Paeſiello wagt ſich nicht,
Wenn ſie je und dann auch ſchaudern,
Zeigt doch Neigung ihr Geſicht.
Höher faſt um Kopfeslänge
Drängt ſich Händel durchs Gedränge; —
Da theilt plötzlich ſich die Menge,
Und der Glanz wird doppelt Glanz;
Mozart kommt im Siegeskranz,
Und der Fremdling will entweichen:
„Ach, was ſoll ich unter euch?
Als ich ſtand bei meines Gleichen,
Schien ich bis hierher zu reichen,
Aber hier, den Beſten gleich?
Wo ich irrte, was ich fehlte,
Bald zu raſch, bald grübelnd wählte,
Kühn gewagt, zu leicht erlaubt,
Hat mir Muth und Kranz geraubt.“

Und der Meiſter wiegt das Haupt:
„Frage hier die Sieg'sgefährten,
Sie auch trog oft raſcher Muth;
Doch kein Tadel folgt Verklärten,
Und der letzte Schritt auf Erden
Macht den letzten Fehler gut.
Geiſter können ja nicht ſünd'gen!
Wenn's die Schüler breit verkünd'gen,
Nach es ahmen in Geduld,
Ihnen iſt, nicht uns die Schuld.
Knaben lehrt man Sylben ſcheiden,
Da genügt wohl Meiſter Duns;
Lernt von Andern Fehler meiden,
Großes ſchaffen, lernt von uns.
Denn ſelbſt Gift an rechter Stelle,
Wird der Heilung frohe Quelle:
Rechtes, ohne Maß und Wahl,
Zeugt verderbenſchwang're Qual.
Wer auch Richter über dir?
Starke Könige der Seelen,
Laſſen wir vom Volk uns wählen,
Doch gewählt, gebieten wir.
Und das Kunſtwerk, wie der Glauben,
Ob man klügelt, was man lehrt,
Läßt es ſich kein Jota rauben,
Hat's durch Wunder ſich bewährt.
Drum tritt ein, ſei nicht beklommen!
Gleich den Beſten ſei geehrt!
Es iſt dein, was du genommen,
Und dein Wagen iſt dein Werth!“ —
Ausgeſprochen hat der Meiſter,
Endlos wächst der Chor der Geiſter;

Um den Aufgenomm'nen her,
Wird's von Grüßenden nicht leer.
Shakeſpeare winkt ihm mit den Händen,
Zeigt Lope de Vega ihn,
Klopſtock, Dante, Taſſo wenden
Ihre Blicke freundlich hin. —
Einer nur ſteht noch im weiten,
Wartet, bis die Fluth verrinnt,
Kommt jetzt näher, hinkt im Schreiten,
Kräftig ſonſt und hochgeſinnt.
Byron iſt's, der Feind der Knechte,
Mißt ihn jetzt mit ſtolzem Blick,
Beut ihm ſchüttelnd dann die Rechte,
Wirft das Auge ſcheu zurück:
„Biſt du gern in dem Gedränge?
Magſt du gern bei Vielen ſtehn?
Sieh dort dunkle Buchengänge,
Laß uns miteinander gehn!“

Nachruf.

1.

An Zacharias Werner.

(1823.)

So biſt du nicht mehr unter uns?
Biſt hingegangen, Werner, abzulegen
Das unfreiwillig ſchaurige Profeß
Bei deinen grauen Mönchen vom Karmel,
Dem heil'gen Berg, du armer Sohn des Thals!
Was iſt die Hora lang,
Der Guardian ſtreng,

Und ſchrecklich der Poſaunenſchall des Feſts!
Man ſagt, daß, wer ſich ſelbſt geſchaut im Leben,
Die eigene Geſtalt, anſichtig, außer ſich,
Daß der nicht leben könne fürder mehr,
Und müſſe ſterben in der nächſten Friſt.
O unglückſel'ge Frucht der Selbſtbeſchauung,
Du haſt dich auch geſchaut und biſt geſtorben:
Denn das nicht, was er iſt, nein was er thut,
Das ſoll der Menſch erkennen und erwägen,
Sonſt iſt er todt, ſei's auch daß er noch athme!
Nicht auf ſich ſelbſt, die eigne Form und Unform,
Soll er die Augen heften, wenden ſeine Gluth,
Die Außenwelt ward ihm als lichte Braut,
Die mag er ſich erfaſſen und umarmen,
Und Kinder zeugen, daß die Welt beſtehe!
Der Gottheit Blitz auch auf der Geiſter Sodom! —

Du, Armer haſt die Ruhe nie gekannt,
Dein Streben nahm ſie dir, und ſtrebteſt doch um Ruhe.
Da dir die Milch der Menſchheit ſchmacklos war geworden,
Schien bald kein Reiz dir geiſtig ſcharf genug;
Dem Gleichgewicht entrückt durch eignes Schwanken,
Durchliefſt du jeden Punkt des großen Hebels
Und ſuchteſt nur den Ort, um feſt zu ſtehn:
Umſonſt! die Ruhe ſtellt ſich ein, ſobald man ruhig!
Im Sinnenrauſch, im Rauſch des innern Sinnes,
Ward er von dir geſucht und nicht gefunden,
Des geiſt'gen Archimed δος μοι που στω,
Der heut und geſtern immer gleiche Punkt,
Der ew'ge Mittelpunkt. Schlaf' wohl, du Armer,
Nun haſt du ihn! —

2.

An Nicolaus Lenau.

(1850.)

So biſt du hingegangen, armer Mann,
Und biſt im wüſten Irrenhaus erblichen,
Gehörend ſo im Ende denn auch an
Der Zeit, der du in deinem Lauf geglichen.
Beſtimmt, ein blühend grüner Aſt zu ſein
An deines Vaterlandes Künſtlerbaume,
Fandſt du's zu eng in dem beengten Raume
Und, ſelbſt als Baum zu gelten, lud's dich ein. —
Alſo entrückt der vaterländ'ſchen Erde,
Verpflanzteſt du, was ſo verſprechend ſchien,
Hin, wo ein Treibhaus am geheizten Herde
Und unter Glas ſie bleiche Pflanzen ziehn.
Der Triebe Keim blieb deiner Heimath eigen,
Nur Laub und Holz es ward mit dir verſetzt,
Ein wenig gohr der Saft noch in den Zweigen,
Dann ſtarb er ab und du mit ihm zuletzt! —
Daß du ein Ehrenmann, hat dich getödtet,
Daß du kein Thor, war deines Wahnſinns Grund;
Wem Selbſterkenntniß noch die Stirne röthet,
Der ſtraft ſich Lügen ſelbſt mit eignem Mund.
Vom Lob getragen und vom Ruhm beſchienen,
Fandſt du dich ſelbſt zu arm für ſolchen Werth,
Und ehrlich, ſo viel Beifall zu verdienen,
Haſt ſpäter Bildung du dich zugekehrt.
Mit öſterreich'ſcher alter Treue,
Um auszufüllen was dir noch zu weit,
Nahmſt du die Thoren-Weisheit, alt und neue,
Raſch auf in deines Ruhmes ſchwellend Kleid.

Und weil dem Liebchen gerne nah' der Buhle,
Der Wind am ſtärkſten da, woher er weht,
Begabſt du dich in Schwabens Dichterſchule,
Wo fern ein Meiſter ſeinen Schülern ſteht.
Dort in der alten Heimath alter Sparren
Zum Märchen ſchon gewordenen, von je,
Dem Vaterlande der Genies und Narren,
Weil fix, als beiden eigen, die Idee; —
Warſt du von einem Männerkreis umgeben,
Die granweis, wie einſt König Mithridat,
An Giſt gewöhnt ſich all ihr ganzes Leben,
So daß ſie nun verdauen jeden Grad.
Du aber mit den unentweihten Kräften,
Der ſein du wollteſt, was für Jene Scherz,
Du trankſt dir Tod in jenen Taumelſäften,
Was für den Kopf beſtimmt, es traf dein Herz.
Da trat, was du geflohn in allen Tagen,
Die Wirklichkeit dich an, an Inhalt ſchwer,
Halb ſelbſt ſich Ueberheben, halb Verzagen,
Stand ſtill die Uhr, der Zeiger wies nicht mehr. —
Und ſo ſei dir ein Lebewohl geſprochen,
Ob That und Wollen ſich gleich noch ſo weit,
Was dich zerbrach, hat Staaten ſchon zerbrochen:
Dich hob, dich trug und dich verdarb die Zeit.

An die Tonkunſt.

([illegible])

Tonkunſt, dich preiſ' ich vor allen,
Höchſtes Loos iſt dir gefallen,
Aus den Schweſterkünſten drei:
Du die frei'ſte, einzig frei.

Denn das Wort, es läßt ſich fangen,
Deuten läßt ſich die Geſtalt;
Unter Ketten, Riegeln, Stangen
Hält ſie menſchliche Gewalt.
Aber du ſprichſt höh're Sprachen,
Die kein Häſcherchor verſteht,
Ungreifbar durch ihre Wachen
Gehſt du, wie ein Cherub geht.
Darum preiſ' ich dich vor allen
In ſo ängſtlich ſchwerer Zeit;
Höchſtes Loos iſt dir gefallen
Dir und wer ſich dir geweiht.

Chor der Wiener Muſiker beim Berlioz-Feſt 1846.

Genoſſen! macht ein ernſt Geſicht,
Es geht um unſre Ehre;
Und können wir das Leichte nicht,
Verſuchen wir das Schwere!

Setzt hoch und höher euch das Ziel,
Verſpottet alle Schranken;
Von fern geſehn erſpart man viel,
Vor allem die Gedanken.

Und fehlt uns etwa das Talent,
Genie lacht der Gemeinheit,
Drum Nullen ſchaart, ſo viel ihr könnt,
Euch um die fremde Einheit.

Der Haydn iſt doch gar zu alt,
Was ſoll uns ſolch' Gewinſel;
Wir malen auch wie er gemalt,
Doch mit dem groben Pinſel.

Und hält ſie Mozart noch behext,
Sein Reich ſoll bald verſchwinden;
Wir denken mit der Quint und Sext,
Bei ihm war's bloß Empfinden.

Beethoven erſt hob ſich vom Staub,
Drum ſei er unſer Lehrer,
Heißt das: von da an, wo er taub;
So wünſchen wir die Hörer.

Nehmt noch das Feldgeſchrei zuletzt
Von Macbeths Zauberſchweſtern;
Das „Foul is fair“ heißt überſetzt:
Lobhudeln und verläſtern.

Franz Schubert.

Schubert heiß ich, Schubert bin ich,
Und als ſolchen geb' ich mich;
Was die Beſten je geleiſtet,
Ich erkenn' es, ich verehr' es,
Aber ſtets bleibt's außer mir.
Selbſt die Kunſt, die Kränze windet,
Blumen ſammelt, wählt und bindet;
Ich kann ihr nur Blumen bieten,
Sichte ſie und — wählet ihr;

Lobt ihr mich — es ſoll mich freuen,
Schmäht ihr mich — ich muß es dulden.
Schubert heiß ich, Schubert bin ich,
Mag nicht hindern, kann nicht laden;
Geht ihr gern auf meinen Pfaden,
Nun wohlan, ſo folget mir!

Jenny Lind.

(1846.)

Sie nennen dich die Nachtigall
Mit dürſt'gem Bilderraube; —
So ſüß auch deiner Lieder Schall,
Doch nenn' ich dich die Taube.

Und biſt du Roſe, wie du's biſt,
Sei's denn die Alpenroſe,
Die, wo ſich Schnee und Leben küßt,
Aufglüht aus dunklem Mooſe.

Du biſt nicht Farbe, biſt das Licht,
Das Farben erſt verkündet,
Das, wenn ſein Weiß an Fremdem bricht,
Die bunte Pracht entzündet.

Und ſpenden ſie des Beifalls Lohn
Den Wundern deiner Kehle:
Hier iſt nicht Körper, kaum noch Ton,
Ich höre deine Seele.

Clara Wieck und Beethoven.

F-moll-Sonate.

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens ſatt,
Schloß ſeine Zauber grollend ein
Im feſtverwahrten, demantharten Schrein,
Und warf den Schlüſſel in das Meer und — ſtarb.
Die Menſchlein mühen ſich geſchäftig ab;
Umſonſt! kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und ſeine Zauber ſchlafen wie ihr Meiſter.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres ſpielend,
Sieht zu, der haſtig unberufnen Jagd;
Sinnvoll, gedankenlos, wie Mädchen ſind,
Senkt ſie die weißen Finger in die Fluth
Und faßt, und hebt, und hat's. — Es iſt der Schlüſſel!
Auf ſpringt ſie, auf, mit höhern Herzensſchlägen,
Der Schrein blinkt, wie aus Augen ihr entgegen,
Der Schlüſſel paßt, der Deckel fliegt. Die Geiſter,
Sie ſteigen auf und ſenken dienend ſich
Der anmuthreichen, unſchuldsvollen Herrin,
Die ſie, mit weißen Fingern, ſpielend lenkt.
Darüber war nun alle Welt entzückt;
Die Schloſſer nur, die ungeſchickt
Kein Sperrzeug fanden für das harte Schloß,
Sie tadelten die Löſung als zu raſch;
Ein Grobſchmied ſchloß ſich ihrer Meinung an.

Paganini.

Adagio und Rondo auf der G-Saite.

Du wärſt ein Mörder nicht? Selbſtmörder du!
Was öffneſt du des Buſens ſtilles Haus,

Und jagſt ſie aus, die unverhüllte Seele,
Und wirfſt ſie hin, den Gaffern eine Luſt?
Stöß'ſt mit dem Dolch nach ihr und triffſt;
Und klagſt und weinſt,
Und zahlſt mit Thränen ihre blut'gen Tropfen?
Dann aber höhnſt du ſie und dich,
Brichſt ſpottend aus in gellendes Gelächter?
Du wärſt kein Mörder? Frevler du am Ich,
Des eignen Leibs, der eignen Seele Mörder!
Und auch der meine — doch ich weich dir aus!

Das Urbild und die Abbilder.

An eine Nicht-Dichterin.

(1818.)

Kunſtbefliſſen und unverzagt,
Feder und Farben und Stift in den Taſchen
Ziehen ſie aus in wilder Jagd,
Unſchuld und Reiz und Natur zu erhaſchen.

Was er erhaſcht und was er erringt,
Jeder ſein fleißig zu Buche bringt,
Um in des Winters Frieren und Härmen
Sich an dem köſtlichen Labſal zu wärmen.

Wie? Und nur du mehrſt nicht ihre Zahl?
Schätzeſt du nicht, wonach jene geizen?
Kann dich Natur und Unſchuld nicht reizen?
Oder wär's hier wie im Bilderſaal?

Alles rennt dort und haſcht nach Kopien;
Einer nur will ſich nicht viel bemühen —
„Trägt er im Buſen ein Herz von Stahl?“ —
Nein — er beſitzt das Original.

Wir Künſtler, du und ich vielleicht.

Wir Künſtler, du und ich vielleicht,
Wir liegen an dem Strand;
Wir ſchwimmen erſt, wenn uns erreicht
Des Waſſers ſeichter Rand.
Wenn nun der Schnee in Bergen ſchmolz,
Der Strom die Wehre drängt,
Treibt alles, Kahn und Laub und Holz
Im Schwalle bunt vermengt.
Ja wohl, am leicht'ſten ſchwimmt daher
Was ganz dem Zug ſich gibt,
Indeß das Schiff, beladen ſchwer,
Nur langſam vorwärts ſchiebt.

Mein Cenſor.

„Was ziehſt du trübe Geſichter
Und bildeſt nach innen nur?
Du biſt doch wahrhaftig ein Dichter —“
„„Ei ja, die böſe Cenſur!““ —

Ja wohl die Cenſur! doch nicht jene,
Von Ohnmacht und Dünkel entſtammt,
Die, weil ſie ſelbſt ohne Zähne,
Die kräftige Speiſe verdammt.

Des Staats und der Kirche Defenſor,
Der Thorheit Ketzergericht: —
Im Innern lebt mir ein Cenſor,
Der ſtrenger als jener ſpricht.

Euripides an die Berliner.

(1844)

Seid ihr ſo arm in eurem eignen Haus,
Daß ihr Geräthe borgt aus fremden Fernen?
Spricht das Gefühl nicht eignen Inhalt aus,
Wie ſoll's im fremden ſich zu finden lernen?

Was heut' geſchehn, preiſ' ich dem Lied nicht an,
Und Gegenwärt'ges hab' ich nie beſungen;
Was iſt, iſt dem Bedürfniß unterthan,
Vergang'nes, weil verklärt, ziemt Dichterzungen.

Doch die Empfindung, die dem Liede lauſcht,
Sie iſt von heut' und iſt mit dir geboren,
Wie ſich dein Selbſt mit keinem andern tauſcht,
Iſt, was du ſelbſt nicht fühlſt, für dich verloren.

Der Antheil liegt in Sachen, nicht im Wort,
Dein Mitleid wecken nur verwandte Schmerzen;
Erbt auch der Geiſt durch die Geſchlechter fort,
Sich ſelber Grab und Wiege ſind die Herzen.

Wenn anders ich in meinen Tagen ſang,
Als Aeſchylos, erreichbar wohl für keinen,
War's weil ein andres Echo mir erklang
Aus meiner Hörer Bruſt, als ihm aus ſeinen.

Und ihr nach zwei Jahrtauſend Zwiſchenraum
Das Widerſpiel von meines Volkes Leben,
Wollt, was das Wiſſen euch verdeutlicht kaum,
Dem Mitgefühl als reiche Nahrung geben?

Ehrt ihr mich, wohl, ſo eignet mich euch an,
Füllt eure Adern ſtraff mit meinem Blute,
Und ſo geſtärkt, thut, wie ich ſelbſt gethan:
Erzeugt das euch Gemäße und das Gute.

Und könnt nicht ihr's, noch denen ihr vertraut,
So weint und klagt im härnen Büßerhemde,
Nicht daß ihr ſtolz auf Mitgeborne ſchaut,
Weil ihr euch angeheuchelt habt das Fremde.

Dem aber, der euch deutelt Neu und Alt,
Sagt nur: es ſei'n die ſchlecht'ſten der Inſekten,
Die ihre Eier, weil ſie ſelbſt zu kalt,
In fremde Körper auszubrüten legten.

Wer Leben ſchafft, das ſeiner Zeit gehört,
Wär's auch im Raum und durch die Zeit begränzter,
That mehr, als wer zum Sabbath aufbeſchwört
Die Schatten von Geſpenſtern für Geſpenſter.

Die lyriſche Dichterin.

Wenn dich die Dichtkunſt ſchaffen heißt
Und du das Drama wählſt,
Wenn dich aufs Epos führt der Geiſt,
Und du dem Volk erzählſt:

Biſt kaum du noch als Dichter hier,
Es iſt nur was du ſchufſt,
Und jene Geiſter ſind ſtatt dir,
Die zauberhaft du rufſt.

Doch wenn die Leier an du klingſt
Und tönſt von Gram und Luſt,
Dann biſt du ſelber, was du ſingſt,
Das Lied iſt deine Bruſt.

Nichts ſichtbar als nur du und ich,
Nichts hörbar als nur du,
Das Innre iſt allein mit ſich,
Kein Mittler tritt hinzu.

Da aber nimm dich nur in acht,
Daß du, du ſelber ſeiſt,
Daß nicht, was du gethan, gedacht,
Als Andern dich erweist.

Sprichſt du von tiefem Seelenſchmerz,
Und warſt ein eitler Thor,
Von ew'ger Dauer für dein Herz,
Ein Wetterhahn zuvor.

Singſt du das Lob der Einſamkeit,
Sonſt laut im Volksgewühl,
Nennſt du die Welt ſo groß, ſo weit,
Zu eng für dein Gefühl.

Sie iſt ein ſchlimm'res Schauſpielhaus
Als wo man ſpielt zu Nacht;
Hier lacht man nur den Dichter aus,
Dort wird der Menſch verlacht.

Bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg, September 1842.

Glücklich der Menſch, der fremde Größe fühlt,
Und ſie durch Liebe macht zu ſeiner eignen.
Denn groß zu ſein, iſt Wenigen gegönnt,
Und wer dem fremden Werth die Bruſt verſchließt,
Der lebt in einem öden Selbſt allein,
Ein Darbender — wohl etwa ein Gemeiner.
Dem Land auch Heil, das ſie gebar, geſäugt,
Und aufgezogen an der Mutter Brüſten.
Denn die Natur gibt nur der Größe Geiſt,
Den Körper bildet an ihr die Umgebung,
In der ſie allererſt den Tag geſchaut,
Der Freunde Schaar, der Mitgebornen Kreis,
Die ſie mit Blick und Laut zuerſt begrüßt,
Mit frommem Sinn bereitet ihr die Stätte
Für Menſchen, nur durch Menſchen, wird der Menſch;
Darob auch Mancher, mit der Hoheit Siegel
Bezeichnet von der Schöpferin Natur,
Noch ſpät durch irgend eine Narbe,
Durch einer Gliedmaß widrig, wildes Zucken,
Durch Etwas, das nicht ſchön, ob ſtumm, verkündet,
Wie karg der Boden war, in dem die Pflanze
Des harten Daſeins trübe Nahrung ſog.
Drum ſind wir ſtolz, obgleich demüthig auch,
Denn hier ward er geboren, den wir feiern.
In dieſes ſchlichten Landes engen Grenzen
Scholl ihm zuerſt des Lebens Herold: Ton;
Von dieſen Thürmen ſcholl ein gläubig Läuten,
Und lehrt' ihn glauben an die Ahnungen,
Die, ohne andre Bürgen als ſich ſelbſt,

Und nur beweiſen, weil ſie ſich geſtaltet,
Zur Wirklichkeit verherrlichen den Traum.
Von dieſen Bergen zog der Gottesathem
Gewürzt mit Kräutern und mit Blumenduft
In ſeine jugendlich gehobne Bruſt.
Darum iſt er geworden auch, wie ſie,
Wie dieſe Berge, ſeiner Wiege Hüter.
Wohl gibt es höh're, doch ſie decket Eis,
Gewalt'gere — allein das ſcheue Leben,
Es findet für den Fußtritt keine Spur
Und flieht mit Schaudern die erhabne Wüſte.
Er aber klomm ſo hoch, als Leben reicht,
Und ſtieg ſo tief, als Leben blüht und duftet,
Und ſo ward ihm der ewig friſche Kranz,
Den die Natur ihm wand und mit ihm theilet.
Nicht, was der Menſch in ſeinem Dünkel denkt,
Was Gott verkörpert in der Schöpfung dachte,
War ihm der Leitſtern ſeines edlen Thuns.
Drum hing er feſt an deinen ew'gen Räthſeln,
Du Auge des Gemüths: allfühlend Ohr;
Und was den Weg nicht fand durch dieſe Pforte,
Schien Menſchen Willkür ihm, nicht Gottes Wort,
Und blieb entfernt aus ſeinem lichten Kreiſe.
Nächſt Raphael, dem Maler der Madonnen,
Steht er deßhalb, ein gleichgeſchaarter Cherub,
Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunſt,
In der der Himmel ſich vermählt der Erde.
Wir aber, die wir dieſes Feſt begehen,
In ſtarrem Erz nachbildend jenen Mann,
Der weich war, wie die Hände einer Mutter,
Laßt uns in gleich verwechſelndem Verwirren
Nicht auch des Mannes Sinn und Geiſt entgehn.

Nennt ihr ihn groß? er war es durch die Grenze.
Was er gethan, und was er ſich verſagt,
Wiegt gleich ſchwer in der Wage ſeines Ruhms;
Weil nie er mehr gewollt, als Menſchen ſollen,
Tönt auch ein Maß aus Allem, was er ſchuf,
Und lieber ſchien er kleiner, als er war,
Als ſich zum Ungethümen anzuſchwellen.
Das Reich der Kunſt iſt eine zweite Welt,
Doch weſenhaft und wirklich, wie die erſte,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.
Deß ſeid gedenk, und mahne dieſer Tag
Die Zeit, die Größ'res will, und Klein'res nur vermag.

Am Grabe Mozarts, des Sohnes.

(1844.)

So biſt du endlich hingegangen,
Wohin der Geiſt dich ewig zog,
Und hältſt den Großen dort umfangen,
Der adlergleich zur Sonne flog.

Daß Keiner doch dein Wirken meſſe,
Der nicht der Sehnſucht Stachel kennt,
Du warſt die trauernde Cypreſſe
An deines Vaters Monument.

Wovon ſo viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn ſo gerne hört,
Des Vaters Namen war es eben,
Was deiner Thatkraft Keim zerſtört.

Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke deinen Flug;
Was würde wohl mein Vater ſagen? —
War, dich zu hemmen, ſchon genug.

Und war's zu ſchaffen dir gelungen,
Was manchen Andern hoch geehrt,
Du ſelbſt verwarfſt es — kaum geſungen,
Als nicht des Namens Mozart werth.

Nun öffnen ſich dem guten Sohne
Des großen Vaters Arme weit,
Er gibt der Kindestreu' zum Lohne
Ein Theilchen der Unſterblichkeit.

Der Name, dir ein Schmerzgenoſſe,
Er wandelt ſich von heut' in Glück;
Tönt doch von Salzburgs Erzkoloſſe
Ein Echo auch für dich zurück.

Wenn dort die Menge ſich verſammelt,
Ehrfürchtig Schweigen Alle bannt,
Wer dann den Namen Mozart ſtammelt,
Hat ja den deinen auch genannt.

Der deutſche Dichter.

Ein deutſcher Dichter iſt übel dran,
Und doch auch wieder gut,
Was plagt ſich nicht der arme Mann,
Er weiß kaum, wie ſich's ruht.

Heut iſt man objektiv geſinnt,
Er iſt denn objektiv;
Doch morgen ahnt die Welt und minnt,
Da ſeufzt er brunnentief.

Heut leugnet man den Gott im All,
Er leugnet, was er kann;
Horch! Naht dort nicht ein Beter-Schwall?
Er ſchließt ſich ſingend an.

Heut treibt man ſpaniſch, morgen wälſch,
Nun griechiſch, dann Sanskrit,
Bis auf ſein längſt gelerntes Deutſch
Lernt er die Sprachen mit.

Nun wird man radikal. Drauf hin!
Ein ça ira zur Hand!
Die deutſchen Frauen ehren ihn,
Wie einſt den ſel'gen Sand.

Doch kommt ein hoher Namenstag,
Fühlt alle Welt ſich weich,
Er eilet, was er eilen mag,
Und ſchreibt ein Carmen gleich.

Und treibt er ſich nicht raſtlos um,
Wär's gar die höchſte Noth,
Fänd erſt ein Uebergang ihn ſtumm,
Er gälte gleich für todt.

Soweit nun hat's der Dichter ſchlecht,
Doch gut auch in ſoweit,
Weil, wenn das was dem Pöbel recht,
Er gern das wie verzeiht.

Stabat mater.

(Von Roſſini.)

(1843.)

Nun wohl, es ward euch dargebracht,
Ihr habt es nicht erkannt;
In all der Tonkunſt Zaubermacht,
In des Gefühles Farbenpracht,
Ihr wieſ't es von der Hand.
Ihr jauchztet wenigſtens nicht laut
Daß in der Zeiten Sand,
Der dürre Kräuter ſpärlich trägt,
Von Zweifelsdornen eingehegt,
Die Roſe euch entſtand,
Die daſteht mit geſenktem Haupt,
Euch bittend: „Seht mich an und glaubt!
Vergeßt für einen Augenblick
Euch ſelbſt in des Genuſſes Glück!“
Ihr aber wieſet es zurück.
Was liegt daran! Das Werk beſteht,
Und euer ſpäter Enkelſohn
Zahlt einſt die Schuld des Vaters ſchon,
Wie ihr für eure Väter ſteht,
Die Mozarts Don Juan verſchmäht.
Den Meiſter aber kümmert's nicht,
Er kennt die Welt, mich däucht, er ſpricht:
„Wenn ſie mit den Augen hört,
Mit den Ohren ſieht,
Mit dem Kopfe fühlt,

Und dem Gefühle denkt,
Iſt ſie nicht werth, daß man ſich kränkt."
Eins aber ging verloren, eins,
Der Unſchuld Glück, o Oeſtreich, dein's!
In Deutſchlands kalter Nebelnacht,
Wo längſt kein Sonnenſtrahl mehr lacht,
Irrwiſche leuchten, fauler Dunſt,
Mit der Natur einſchlief die Kunſt,
Lagſt du, Oaſen ähnlich, da
Für den, der beſſ're Zeiten ſah.
Ein lauer Hauch ging durch die Luft,
Durchwürzt von kleiner Veilchen Duft,
Die Bäume ſtanden froh und friſch,
Von Licht und Schatten ein Gemiſch.
Und wenn dein Wiſſen minder reich,
Was wahr, theilt Gott an Alle gleich.
Drum gab's in deinen Thälern Schall,
Es klang das Lied der Nachtigall,
Indeß an deiner Grenze Saum,
Der heiſ're Sperling zwitſchert kaum,
Und Papageien ſinnentfernt
Nachplappern, was ſie eingelernt.
Allein die Gletſcher ſchreiten fort,
Es wächst das Eis von Ort zu Ort,
Und der Pedant, ein rauher Nord,
Er bläſ't dich an mit ſeinem Wort.
Was liegt daran! Das Wort vergeht,
Die Kunſt, der Menſch, die Welt beſteht.
Doch, wenn, nicht mehr wie ſonſt geneigt,
Das Lied dir, gleich den Nachbarn, ſchweigt,
Dann denke ſtill in dich gekehrt:
Sind wir noch es zu hören werth?

Nahm etwa der Erkenntniß Baum
Nicht dem des Lebens Licht und Raum?
Die Wahl ſchon einmal ſchwer ſich wies,
Sie koſtete das Paradies.

Den Zeitgenoſſen.

(1850.)

Euch kann mein Lied, ich fühl's, nicht mehr gefallen:
Es iſt zu kurz, zu dürftig und zu klein,
Die ihr ſo weit in Jedem und in Allem,
Faßt euch nicht gern in enge Schranken ein.

Die Außenwelt verführte meine Blicke,
In der ſich alles rundet und ergänzt,
Kein Leeres irgend, nirgends eine Lücke,
Und jede Bildung voll und ſcharf begrenzt.

Das ſucht' ich nun im Geiſte nachzuahmen,
Und da die Kraft mir nicht ſo reichlich quillt,
Wählt' ich beſcheiden ſtreng geſchloſſ'ne Rahmen
Für mein dem Leben nachgeſchaffnes Bild.

Ihr aber habt der Weſen Grund ergründet,
Die Gottheit ſelber liegt euch auf der Hand;
Wenn ja ihr etwas unbegreiflich findet,
Iſt's, daß man je es unbegreiflich fand.

Das Schöne, das ein Räthſel uns, den Schwachen,
Ihr habt's gelöſt mit Minus und mit Plus,
Zwar könnt ihr vor der Hand nichts wirklich machen,
Doch wißt ihr, wie man's machen ſoll und muß.

So ſchreitet ihr denn fort im Rieſenſchritte;
Die That ſelbſt, die ſonſt Denkern nicht gelingt,
Habt ihr erfaßt, ob zwar nach Dichterſitte,
Der Handlung nennt und Fabel, was er ſingt.

Am Baum der Freiheit habt ihr kühn gerüttelt,
Nur iſt er knorrig und bewahrt die Frucht;
Doch wenn ſie je der Sturm vom Aſte ſchüttelt,
Ihr lest ſie auf, und lobt d'ran was geſucht.

Für euch nun, die den Ueberfluß im Schooße,
Die ihr verſteht der Schöpfung Allmachtruf;
Vor denen klar das Kleine und das Große,
Iſt freilich arm, was ich beſcheiden ſchuf.

Allein bedenkt doch: die Natur iſt ſparſam,
Mit Gleichem, ſeit dem Anfang, hielt ſie Haus,
Was allzuviel, nimmt rück ſie in Gewahrſam,
Und gleicht durch Kargheit die Verſchwendung aus.

Auf jede Zeit von Recken und Heroen
Folgt eine andre, die, wie andre, klein,
Und die Giganten, die dem Himmel drohen,
Sie ſchrumpfen auf das Maß der Menſchen ein.

So folgt, die Form, die euch erzeugt, gebrochen,
Ein Enkelvolk, das ſich um euch bewegt
Wie um foſſile, ſtarre Mammuthsknochen
Von Thieren, wie die Welt ſie nicht mehr trägt.

Ein Volk, das, wie's gewöhnlich bei den Schwachen,
Die nur, was iſt, als wirklich ſprechen an,
Sich etwa gar erfrecht euch auszulachen,
Als ob ihr viel geprahlt und nichts gethan.

Das euern Fortſchritt ſelber macht zum Spiele
Und fragt: ob ihr auf Reiſen nicht gelernt?
Ein Fortſchritt ſei, was näher bringt dem Ziele,
Zu viel ſei, wie zu wenig, gleich entfernt.

Wenn ſich entſchuld'gen eurer Dichtung Jünger:
Nur Uebergang ſei jetz'ge Zeit und Friſt,
Euch gelten läßt als einer Zukunft Dünger,
Doch nicht für Roſen hält, was doch nur Miſt;

Wenn dann die Sonne, deren Licht euch blendet,
Den Kreis erleuchtet, den der Menſch bewohnt,
Wenn ſie von neuem Wärmeſtrahlen ſendet
Und rückſtrahlt vom Gefühle, das ihr Mond;

Dann kommt die Zeit der Selbſtbeſchränkung wieder,
Die Gräber, die ihr grubt, ſie öffnen ſich,
Für eure Enkel dicht' ich meine Lieder,
Die klein wie eure Väter und wie ich.

Die tragiſche Muſe.

Vor Vollendung des Trauerſpiels Medea gedichtet.

Halt ein, Unſelige! Halt ein!
Wohin verlockſt du mich?
Ueber Berge bin ich gekommen,
Durch Schlünde dir gefolgt;
Kein Pfad iſt, wo ich trete, keine Spur,
Fern herauf tönt der Menſchen Stimme,
Tönt der Heerden fröhliches Geläut,
Und des Waldbachs Rauſchen;

Ringsum Klippen, wolkennahe Klippen,
Ueber mir Duft und Nebel,
Lügend Geſtalten!

Was willſt du? Steh' und rede! —
An deiner Seite ein Weib,
Gräulichen Anblicks:
Schwarz flattern die Haare,
Schwarz funkeln die Augen,
Schwarz das Gewand, Blut!
Blut an ihrem Gewande! —
An dem Dolch, den ſie zückt!

Zwei Kinder todt zu ihren Füßen,
Und ein Greis und ein Jüngling,
Im Todeskampf verzerrend
Verwandte, ähnliche Züge;
Um die Schultern aber glänzt es —
Ein Bließ — ein goldſtrahlendes Bließ! —
Medea! —

Hebe dich hinweg, Entſetzliche! —
Kinder-, Bruder-, Vatermörderin!
Was iſt mir gemein mit dir?
Den Vater hab' ich kindlich geehrt,
Und als die Mutter ſtarb,
Floßen fromme Thränen
Ihr nach ins unerwünſchte Grab. —
Was hab' ich gemein mit dir?
Mir ſchaudert. Geh! —

Und auch du, die mich hergelockt,
Durch die Leier in deinem Arm,

Und den Kranz, den du trägſt
Von immergrünem Laub, das mich lockt,
Hebe dich weg, und laß mich,
Daß ich, den Rückweg ſuchend,
Heimkehre zu den Meinen.

Aber du ſchauſt mich an?
Mit dem Auge, ſtreng zugleich und innig,
Mit dem ſeelenbindenden Blick,
Der ſchon dem keimenden Knaben
Das Spielzeug wand aus den Händen
Und, ablockend vom Kreis der Gefährten,
In einſiedleriſche Still' ihn bannend,
Das Geſchick der Könige
Und der Welt ungelöste, ewige Räthſel
Ihm gab zum ahnungsvollen, ernſten Spiel;
Du ſchauſt mich an, und willſt nicht gehn?

Winkſt mir zu folgen, dir und der Gefährtin,
Medeen mit dem gräßlichen Blick?
Du nimmſt den Kranz vom duftenden Haar,
Und ſetzeſt ihn aufs Haupt der Entſetzlichen?
Mir den Schmuck, den lohnenden Schmuck! —
Du lächelſt und winkſt?
Folgen ſoll ich, dann ſei gewährt? —
Mein Weſen hat kein Schild gen ſolche Waffen,
Sie haften, deine Pfeile, in der Bruſt!
Vollendet ſei, was begonnen!
Winke nicht mehr, du haſt mich gewonnen!
Geh voran, ich folge dir!

Bretterwelt.

Komm', Muſe, her, du ſollſt mir vor das Volk!
Mit dieſen Stricken bind' ich deine Arme,
Die Glocke, einſt der Kuh, die reichlich molk,
Ruft zu Gericht, ob dein ſich Gott erbarme?
Den Helm von Pappe ſetz' ich dir aufs Haupt,
Ein hölzern Schwert wankt, wo die Hüften ſchwellen,
Und daß dein Fuß ſich nicht zu viel erlaubt,
Nimm noch von Blech die engen Knöchelſchellen.
Auch in dem Umkreis hab' mir ſorglich Acht!
Der Baum hier wankt, kann nicht zur Stütze taugen,
Dort die Verſenkung führt in Abgrunds Nacht,
Und doch, vor Lichtglanz, hüll' ich deine Augen;
Den Mund allein nur will ich frei dir geben,
Den brauch', wie du's vermagſt, wie dir bekannt;
Was ſonſt noch rührt und überzeugt im Leben,
Iſt ſtreng aus dieſer zweiten Welt verbannt.
Wie die Muſik nicht Formen gibt, nur Töne,
Der Maler Töne nicht, nur Formen malt,
Lebt hier im dürren Wort allein das Schöne,
Von Wohlklang nicht ergänzt, noch von Geſtalt.

Nun aber laß uns erſt noch Jene ſchauen,
Die das Geſchick zu Richtern uns geſetzt,
Der Vorhang ward zum Glück von art'gen Klauen,
Zu eigner Ausſicht, ſtellenweis zerfetzt.
Du ſtaunſt, nicht wahr? und kannſt es kaum erwarten?
Ein Anblick bunt und reich, bergan, thalab.
Glaubſt du dich nicht verſetzt in jenen Garten,

Dem man von Brunn den ſchönen Namen gab? [1]
Hier das Parterre, voll Roſen, Tulpen, Nelken,
Zwar leeres Gras dazwiſchen auch genug.
Die Hitze macht die Häupter ſichtlich welken,
Doch blühn ſie auf, beſprengt ſie erſt dein Krug.
Und weit im Umkreis die geſchloß'nen Hallen,
Des Gartens Schmuck, genannt: Menagerie,
Des Städters Luſt vor Jeden und vor Allen,
Beſetzt mit edlem, ſchwerbezahltem Vieh.
Ha, wie ſie prangen, wie ſie grinſen, ſchnauben,
Mit Fleiſch genährt zum Theil, zum Theil mit Aas.
Zwar pflegen ſie nicht mehr, wie ſonſt, zu rauben,
Doch was ſie längſt geraubt, iſt jetzt ihr Fraß.
Der Löwe dort mit etwas kahlen Mähnen,
Dem, was uns groß, ein ſtolzer Zeitvertreib,
Ein halbes Volk verſchlingt ſein kleinſtes Gähnen,
Ihm ſteht kein Mann, dir horcht er, weil ein Weib.
Der Eisbär nebenan, vor dem kein Säumen,
Wie dürr und alt, doch immer noch in Brunſt,
Zwei Wärter fraß er ſchon in dieſen Räumen,
Doch hat man ihm die Zähne jetzt geſtumpft.
Das Zebra ſchau, den Leib geſchmückt mit Bändern,
Man kennt den Stamm trotz der gezierten Bruſt,
Hier das Kameel aus wüſten Steppenländern,
Das ſchleppt und trägt und lebt in heißer Luſt; —
Dort die Hyäne, die mit leiſem Winſeln
Im Dunkeln anzeigt, was ſie ſtill erlauſcht,
Hier Thiere, die das Mundhaar formt zu Pinſeln,
Und andre glatt, die Backen nur bebauſcht.

---

[1] Das kaiſerliche Luſtſchloß Schönbrunn bei Wien, deſſen ſchönſter Theil Parterre heißt, in einem Seitentheile befindet ſich die Menagerie.
J. W.

Die Löffelgans, vielmehr der Gänſ'rich ſelber,
Der Schnabel nur zeigt dir ſein glattes Haupt,
Er ſchlingt die Nahrung ganz. Hier Lämmer, Kälber
Von ſeltner Art und theurer, als man glaubt.
Zuletzt der Waſchbär noch, er, der vor allen
Den Fraß, als Küchenmeiſter, ſelbſt ſich kocht.
Er wäſcht und wäſcht, und läßt ſich's erſt gefallen,
Wenn er den letzten Saft der Faſern ausgepocht.
Nach weiter oben laſſ' uns nicht mehr blicken,
Ein Schwindel droht. Die höchſten Wipfel ſind's,
Die, leicht erregt, verneinen oder nicken,
Je nach des Zufalls Laune und des Winds. —
Die alle nun ſind unſres Werkes Richter,
Bezeichnend es mit ſchwarz, mit rothem Strich.
Das Urtheil ſprechen ſie dem armen Dichter
Und auch — ſie ahnen's ewig nimmer — ſich.
Sie ſind, wie überall, ſeit Herzen ſchlugen,
Und der Verſtand Gedanken knüpft und trennt, —
In Zwei getheilt: die Thoren und die Klugen,
Nur freilich ruht auf erſtern der Accent.
Die Thoren — ei, was mehr? — ſind eben Thoren,
Nur ſonſt beſchränkt, fühlt hier der Troß ſich frei;
Den armen Geiſt im Altern matt verloren,
Strebt Jeder haſt'gen Drangs nach dem, was neu.
Den todten Sumpf im Innern ihrer Weſen
Wünſcht Jeder durch die Dichtung aufgerührt.
Sie fühlen nur, wenn ſie vom Fühlen leſen,
Das Leben lebend, das ein Andrer führt.
Wie ſich der Hund an dich drängt, alſo Jene;
Du ſollſt ihm klopfen ſeines Rückens Grat;
Klopfſt du zu ſtark, ſo weiſt er dir die Zähne,
Zu ſchwach, ſo weiß er kaum, wie man ihm that.

Die ſollſt du, nicht der Welt, nein ſich entreißen,
Sich ſucht und flieht ein Jeder eifrig gleich,
Und willſt du ihm mit Fug ein Dichter heißen,
Sei unerhört, ein Wunder jeder Streich.
Indeß die Klugen — und das ſind die Schurken,
Von Schlechtigkeit bis zum Verſtand gebeizt —
Nach Wirklichem verlangt, gewürzt mit Gurken,
Mit Senf und was noch ſonſt den Hunger reizt.
Die wollen ſich, ſich ſelbſt lebend'gen Leibes;
Heißt das: wie etwa ſie ſich einſt gedacht,
Eh' Welt und Gier, die Wuth des Zeitvertreibes,
Sie um den Adel ihres Seins gebracht,
Die mußt du nun vor allen reizen können,
Denn, wiſſe nur, ſie ſind etwas zerſtreut,
Sie wollen gern uns ihren Abend gönnen,
Doch wiederkau'n ſie ein geſchäftig Heut.
Der Eine zählt im Sack die Groſchen, Gulden,
Des ſchnöden Wuchers ſchändlichen Gewinnſt,
Der Nachbar hört's und denkt mit Schreck der Schulden,
Die morgen fällig, lange nicht verzinst.
Der hat den Feind, und der den Freund verrathen,
Der Seele Schatz verkauft für böſes Geld;
Der ſieht im Geiſt die Gattin andrer Gatten,
Die heut' geſtrauchelt und wohl morgen fällt.
Dort Einer äugelt auf der Freude Töchter,
Nächſt an, ein Dichter ohne Preis und Dank,
Der, ſelber ſchlecht, die Andern wünſchte ſchlechter,
Ein Licht, das leuchtet, wenn die Sonne ſank. —
Hier grinst der Spott, der Affe des Verſtandes,
Hier gähnt die Proſa, die ſich ſelbſt genug,
Dort Neid und Haß, lammſchürigen Gewandes,
Der Groll, der ſeinen Wurf ſeit Monden trug,

Vor dieſe ſollen wir mit unſern Spielen.
Was ſchauderſt du zurück und ſchlägſt die Bruſt?
Und wäre Tod im Grauen, das wir fühlen,
Es iſt ein heilig Amt! — ich ſoll, du mußt! —
Auch wiſſe nur: die Schlimmſten von den Schlimmen,
Wie hart ihr Froſt, wie fern ſie der Natur,
Im Heimlichtiefſten blieb ein Fünkchen glimmen,
Mit Qualm bedeckt und kalter Aſche nur.
Erreichſt du das mit deines Athems Wehen,
Dann ſprüht's und kniſtert's und ein Flämmchen blinkt,
Zwar bläulich ſchwach, dem Auge kaum zu ſehen,
Doch wärmt's den Pulsſchlag, wie er ſteigt und ſinkt.
Am Arme ſeines Nachbarn im Gedränge
Fühlt Jeder die geſteigert fremde Glut,
Und über ſie kommt das Gefühl der Menge,
In dem der Menſch verzehnfacht, ſchlimm wie gut.
Der weiß, er theilt im Blicke mit ſein Wiſſen,
Der Fühlende im Athem ſein Gefühl,
Was Einzeln war, iſt ſeinem Selbſt entriſſen,
Zählt nur als Woge, ſchwindend im Gewühl.
Dann ſind ſie dein. — Darum vom Aug' die Wolke! —
Dann ſprechen wir zu Dem und Dieſem nicht,
Dann ſprechen wir zum Menſchengeiſt, zum Volke,
Und die ſind's werth, daß man mit ihnen ſpricht.

Sinngedichte und Epigramme.

(Zur Aeſthetik, Literaturgeſchichte und Philoſophie.)

Weil die Welt ein Wunder iſt,
Gibt's eine Poeſie;
Was ihr nach ſeinen Gründen wißt,
Reicht an ein Daſein nie.

Was echte Poeſie
So hoch vor allem ſtellt:
Sie iſt der ganze Menſch
Und auch die ganze Welt.

Erklärung.

Fragt ihr mich, was das Schöne ſei?
Seht zu, ob ich's verfehle.
Ein Gleichniß beut die Liebe mir:
Es geht vom Körper aus gleich ihr,
Und endigt in der Seele.

Künſtleriſche Form.

Wenn des Kindes Organe fertig ſind,
Weht der Geiſt ſie an, wie Luft und Wind,
Das Umgekehrte ginge freilich geſchwind,
Doch aus dem Geiſt macht man kein Kind.

Begabung.

Bildung iſt das Gleichgewicht,
Talent iſt ein Uebergewicht,
Der Schwerpunkt nach Einer Richtung,
In Thätigkeit und Dichtung.

Formenwechſel.

Der erſte Stoff kommt aus Gottes Hand,
D'raus ſpinnt ſeine Fäden der Verſtand,
Doch ſoll das Geſpinnſt dir Nutzen geben,
Muß neu das Gemüth es zum Stoffe weben.

Reflexion.

Das Denken iſt nicht der Empfindung geſchenkt;
Es wirkt als geſtaltende Macht,
Nicht was der Dichter beim Dichten denkt,
Nein, was er von jeder gedacht.

1.

Die eine Vorſchrift nenn' ich, durch die du alle erfüllſt:
Habe Talent, mein Lieber, und ſchreibe, was du willſt.

2.

Willſt du noch dazu die guten Autoren leſen,
So brauchſt du nicht zu erfinden, was lange vor dir geweſen.

Vom Himmel träuft herab des Landmanns Segen,
Doch tränkt den Boden auch des Landmanns Schweiß,
Iſt das Talent der gottgeſandte Regen,
Iſt, was die Frucht gibt, immer nur der Fleiß.

Aeſthetiker.

Nach Gründen ſuchen iſt eure Schwäche,
Die Kunſt lebt im Vollen und im Bunten,
Der Grund iſt auch eine Oberfläche,
Nur nach unten.

Ihr theilt euren Garten ſtreng in Beete,
Seht zu, daß man ſie fleißig jäte,
Und kümmert euch nicht in eurem Sinn,
Wenn ſchließlich doch nichts wächst darin.

Falſche Anſicht und Selbſtüberſchätzen,
Muß die Begabung ins Tollhaus verſetzen.

Einfälle ſind keine Gedanken,
Der Gedanke kennt die Schranken,
Der Einfall ſetzt ſich drüber weg,
Und kommt in der Ausführung nicht vom Fleck.

Durchforſcht den Boden, ſucht und grabt,
Bringt Wachsthum auf Mechanik,
Wenn ihr dann keine Blumen habt,
Habt ihr doch eine Botanik.

Sie ſind der höchſten Ideen voll,
Zum ſtaunen oder zum lachen;
Ein Jeder weiß, wie man's machen ſoll,
Doch keiner kann es machen.

Die Kritiker, will ſagen, die neuen,
Vergleich' ich den Papageien,
Sie haben drei oder vier Worte,
Die wiederholen ſie an jedem Orte:
Romantiſch, klaſſiſch und modern,
Scheint ſchon ein Urtheil dieſen Herrn,
Und ſie überſehen in ſtolzem Muth
Die wahren Gattungen: ſchlecht und gut.

Tadeln iſt leicht, wie ihr wohl wißt,'
Und höchſt bequemlich,
Doch eins gibt's, was noch leichter iſt:
Nachbeten nämlich.

Die neuen Deutſchen.

Ob ihr weiter gebracht die Poeſie? —
Die Frage iſt etwas verwickelt,
Erweitert habt ihr wirklich ſie,
Da ihr die Proſa dran geſtückelt.

Die Kunſt.

Man hört vom Fortſchritt der neuen Zeit,
Sie iſt auch vom alten Wege weit,
Doch wird es vom Verfolg abhangen,
Sonſt wär' ſie vielleicht nur ſeitwärts gegangen.

Das Denken ſucht ſich nach Außen Raum,
Im Fühlen ſind wir daheim,
Und all unſeres Wiſſens ſtolzer Baum
Hat im Herzen den fruchtbaren Keim.

Der Dilettant freut ſich zu Haus
An ſeinem eigenen Geklimper,
Doch geht ſeine Kunſt in die Welt hinaus,
Verklärt er ſich zum Stümper.

Spekulation.

Ihr meine Freunde vom deutſchen Land,
Habt einen durchdringenden Verſtand;
Er durchdringt das Wahre in all ſeiner Weite,
Und kommt heraus auf der andern Seite.

Den Himmel hätte das Talent hienieden ſchon auf Erden,
Könnt' zehen Jahr nach ſeinem Tod, es erſt geboren werden.

Glücklich der Künſtler, der Bildung hat,
Mit einer Klauſel indeſſen:
Wenn es kommt zur ſchaffenden That,
Muß er auf ſeine Bildung vergeſſen.

Den Fortſchritt der Kriegskunſt neuerer Zeit
Ahmt nach die Poeſie:
Die Stärke unſeres poetiſchen Heers
Beſteht aus — Infanterie.

Schreib etwa nicht etwas, ſchreib über,
Schreib über etwas, mein Lieber,
Um ſich über Andere zu ſehn,
Die etwas zu machen verſtehn.

Laßt mich mit eurem Publikum
Und euren gebildeten Leuten,
Sonſt waren nur immer die Dummen dumm,
Jetzt ſind es auch die Geſcheuten.

Es lebe der deutſche Geiſt!
Als Geiſt unſichtbar meiſt,
Kommt endlich er zur Erſcheinung,
Tritt ſtolz er auf als — Meinung.

Es will jetzt neu ſein jeder Tropf
Und kann nichts finden, trotz allen Geſchreies:
Da ſtellt er das Alte auf den Kopf,
Und hat ſo was Neues.

Der Fehler der Deutſchen iſt immer geweſen,
Wie rühmlich man ſie ſonſt auch nennt,
Daß ſie verſuchen, da zu leſen,
Wo man noch kaum den Buchſtab kennt.

Laßt mir doch das Wunderbare,
Es haben's vor mir ſchon Manche geehrt!
„Doch iſt das Menſchliche allein das wahre.“
Wahr, aber nicht der Mühe werth.

Das Schickſal war nur für die Griechen wahr?
Warum aber, chriſtliche Leute,
Wenn wahr es allein für Jene war,
Erſchüttert Oedip euch noch heute?

Unſre Aeſthetiker und Dramaturgen,
Gleichen ebenſo vielen Lykurgen,
Die uns Deutſche, die gemüthlich ſchwachen,
Zu Spartanern möchten machen.

Die Poeſie und die Theologie
Sind eben Beide Phantaſie;
Nur die eine erfindet ihre Geſtalten,
Die andre ſpielt mit den vorhandenen alten.

So lang die Ideen geordnet und ſtät,
Zeugt von Kraft wohl die Originalität;
Doch ſind ſie einmal geſtört und im Fluß,
Iſt originell jeder Haſenfuß.

Kunſtgeheimniß.

Ob der Schritt der richt'ge ſei,
Wenn's nur paßt und packt,
Auf dem Tanzſaal, im Geſchäft,
Lob' ich mir den Takt.

Syſtematik.

Der Leichtſinn in der Kunſt bleibt ſchädlich immer,
Schwerfälligkeit jedoch iſt noch viel ſchlimmer.

Genealogiſch.

Der Pedantismus und die Phantaſie,
Vergingen ſich, ich weiß nicht wie,
Und zeugten Miſchlingskinder, die
Als Pflanzer ſie nach Deutſchland ſandten,
Die ſonſt im Weltall unbekannten:
Phantaſtiſchen Pedanten.

Literatoren.

Ein Buch iſt ein gar ſchönes Ding,
Ein Gelehrter iſt noch viel werther,
Doch beide vereinigt, wiegen gering,
Das Ganze heißt: Buchgelehrter.

Kritiker.

1.

Weil eure Kenntniß ſchwach und klein,
Braucht ihr darum nicht zu ſchweigen,
Ihr könnt zwar keine Richter ſein,
Doch ſeid ihr wenigſtens Zeugen.

2.

Die Dichtkunſt, ſagt man oft und ſagt es laut,
Sie ſei ein treuer Spiegel alles Lebens:
Drum wenn ein Affe in das Dichtwerk ſchaut,
Sieht er nach einem Sokrates vergebens.

Da die Deutſchen noch beſcheiden nach alter Weiſe,
Sagt' ich gern ein Wort zu ihrem Preiſe;
Nun aber, da ſie ſich ſelber loben,
Fühl' ich mich fürder der Müh enthoben.

Nachahmer ſchilt das Ausland uns
Und gibt uns ſpöttiſch harte Namen.
Auf! Ahmen wir den Britten nach:
Von nun an nicht mehr nachzuahmen.

Als ihr mit Sinn ſchriebt, mit Verſtand und Takt,
Erkannte man die Muſter ſchnell:
Kaum aber, völlig abgeſchmackt,
War't ihr auch originell.

Iſt der Verſtand doch ewig ein's,
In allen, die da ſind und die je wurden,
Doch Eigenthümlichkeit hat breiten Platz
Im ganz Verkehrten und Abſurden.

Phantaſterei.

Die Deutſchen hätten keine Phantaſie?
Ein Satz, der ſich ſelber zerſtört.
Die Deutſchen haben überall ſie,
Wo ſie nicht hingehört.

Wollt auch ihr guten alten Deutſchen
Euch mit der Vorzeit Großen ſchmeicheln;
Doch wie laut ihr es verſucht,
Eure Eichen trugen Eicheln,
Hellas Bäume gaben Frucht.

Die Klaſſiker.

Früh war euch der Grieche zu Handen,
Nebſt dem, was der Römer ſpricht,
Ihr last ſie, eh ihr ſie verſtanden,
Seit ihr ſie verſtündet, nicht.

Philoſophiſche Gedichte.

Dieſes Suchen und Zweifeln und Schwanken,
Wo nichts als des Strebens Dünkel klar:
Ich hatte auch ſo hohe Gedanken,
Als ich noch ein Knabe war.

Die junge Poeſie.

Weil neu die Zeit, ſei neu der Aufſchwung des Gedichts,
Verneint, bejaht, hör' ich es lauten Schalles,
Was Wunder? Neu iſt dem Pedanten nichts,
Dem Dummkopf aber alles.

Frag' ich, was wirkſam übrig blieb
Der deutſchen Literatur,
So ſtehen zwei zu oberſt an:
Skandal und Karikatur.
Kein Wunder! Wo ſich dein Reiz verlor,
O heilige Natur!

Wie ſoll ein Sänger da gedeihen,
Wo alles lärmt und alles ſpricht,
Man hört vor dem verworrnen Schreien
Sein eignes Wort ja ſelber nicht.

Der Radikalismus der Politik
Zieht ſich allgemach zurück,
Hoffen wir auch dem theologiſchen,
Dem ſpekulativ philoſophiſchen,
Dem muſikaliſch äſthetiſchen,
Dem talentlos poetiſchen,
Ein gleiches Geſchick,
Zu aller Lebenden Glück.

Tendenz-Poeſie.

Das Mittel iſt probat für alt und jung.
Nur blieb es fremd den ſchöpferiſchen Meiſtern:
Beim Mangel eigener Begeiſterung,
Sich aus der allgemeinen, zu begeiſtern.

Freiheitsverſe herzubeten,
Scheint Gedicht mir im Gedicht,
Denn die Freiheit braucht Musketen,
Arme, aber Füße nicht.

Wollt ihr die Freiheitsglut kuriren,
Die fieberhaft in unſern Dichtern brennt,
Braucht ihr nicht Mittel lang' erſt zu probiren,
Gebt ihnen eins, es hilft gewiß: Talent.

Warnung.

Bleib' nur der alten Kunſt getreu,
Sie iſt zu allen Zeiten Eine,
Wer ſich unter die volksthümlichen miſcht,
Den freſſen die patriotiſchen Schweine.

Es gäbe kein verkanntes Genie?
In unſerer Zeit zum wenigſten nie?
Betrachte dich ſelber, wenn's beliebt,
So lang's geprieſene Dummköpfe gibt,
Gibt's auch verkanntes Genie.

Die Ritter vom Geiſte.

Ihr glaubt euch Ritter vom Geiſte,
Wie iſt die Ironie ſo bitter:
Eure Ritter haben nichts vom Geiſte,
Und eure Geiſter nichts vom Ritter.

Nennt ſich modern das Lumpenpack,
Die dichtende Kanaille.
Betracht' ich meinen neuen Frack
Mit ſeiner langen Taille,
Und ſeh' im Geiſt der Mode Sturz,
In nicht gar weiter Ferne,
Trägt wieder man die Taille kurz,
Wo bleibt da das Moderne?

Der radikale Dichter.

Wer Liebe ſingt und Wein,
Mag immer Weiberfeind und Waſſertrinker ſein,
Wer ſingt was Allen nützt und Keinen kränkt,
Dem ſei die Ueberzeugung vornherein geſchenkt.
Doch wer, was zweifelhaft, ob Glück es bringt, ob Schmerzen,
Der iſt ein Schuft, fühlt, was er ſingt, er nicht im eignen
Herzen.

Kunſtliebe ohne Kunſtſinn
Bringt bei Fürſten wenig Gewinn,
Sie öffnet Kunſtſchwätzern ihr Ohr,
Und die Kunſt bleibt einſam wie zuvor.

Therſites.

(Frei nach Homer.)

Du Hundsgeſicht mit einer Haſenſeele!
Was klammerſt du dich an der Fürſten Rock,
Ob auch das Wort an dir ſein Ziel verfehle,
Der Herrſcherſtab, bedenk', dient auch als Stock.

Die Aeſthetik vor allem verpön' ich,
Sie ſpielt ein gefährliches Spiel:
Die gute nützt ſehr wenig,
Die ſchlechte ſchadet ſehr viel.

Viſchers Aeſthetik.

1.

Wer ſich deinem Syſtem vertraut,
Wird bald ſich ohne Obdach wiſſen,
Während du dein drittes Stockwerk gebaut,
Hat man die zwei untern abgeriſſen.

2.

Du trittſt ruhig der Kritik entgegen,
So unangreifbar iſt noch keiner geweſen:
Wer dich nicht geleſen, kann dich nicht widerlegen,
Wer dich widerlegen könnte, kann dich nicht leſen.

Sprachforſchung.

Philoſophie und Poeſie,
Verſchlagen vom Wind der Emphatik,
Sie ſind geſtrandet, ich weiß nicht wie,
Auf der Sandbank der Grammatik.

Menzel.

Die Grenzen alles Wiſſens ſchier,
Umwandelt er der Eine,
Umwandelt hat er alle ſie,
Betreten aber keine.

Der Polyhiſtor.

(Allenfalls von Profeſſor Gervinus zu gebrauchen.)

Von Jedem etwas und vom Ganzen nichts,
Galt einſt als Tadel voll Gewichts;
Heut' gilt in unſrer Zeit des Lichts:
Vom Ganzen etwas und von Jedem nichts.

Poeſie der Wirklichkeit.

Ihr habt die Romantik überwunden,
Nur daß in dem blutigen Krieg,
Der theuer erkaufte Sieg,
Die beſten Truppen aufgerieben,
So daß nichts als Lumpe übrig geblieben.

Doch wißt ihr auch, was Romantik heißt?
Muſtert die Muſter in eurem Geiſt,
Romantik weicht von der Dichtkunſt nie,
Sie iſt ihre Mutter: die Phantaſie.

Romantiſch waren ſchon die Alten,
Sahn überall der Götter, des Schickſals Walten,
Doch weil das Wunder ſchon nah' ihrem Leben,
That's Noth nicht, ſich drum erſt Mühe zu geben.

Ihr ſprecht mir von eurer Literatur,
So nennt einen Schatz mir, ein Spargut nur;
Ihr aber lest heut', was ihr geſtern geſchrieben,
Wo ſind denn die Zinſen des Stammguts geblieben?

Und ſagt ihr, es bilde in dem, was neu,
Das Alte ſich fort, wie im Küchlein das Ei.
Schlecht dünkt mich, wer nützt nur zu jeder Friſt,
Durch das, was er ſagt, nicht durch das, was er iſt.

Soll und Haben.

Daß die Poeſie Arbeit,
Iſt leider eine Wahrheit,
Doch daß die Arbeit Poeſie,
Glaub' ich nun und nie.

Poeſie der Arbeit.

Die Arbeit iſt etwa auch poetiſch,
Wir wollen da nicht ſtreiten lang,
Doch iſt die Wahrheit antithetiſch,
Denn poetiſcher noch iſt der Müſſiggang.

Fahrt ihr im wirklich Wahren fort,
Steht ihr mit Iffland an Einem Ort,
Wohl gar, phantaſielos und ohne Gefühl,
Erhebt ſich Gottſched vom Sterbepfühl.

Die neue Literatur.

Weil ſie mit Werken ſchwanger ſind,
Sehn fruchtbar ſich die Thoren,
Die Mutter zählt erſt dann ein Kind,
Wenn lebend ſie's geboren.

Wen ſetzen wir an Goethe's Statt
Zum geiſtigen Imperator?
Weiß nicht, wer die meiſten Stimmen hat:
Grammatikus oder Compilator.

Xenien.

(Vom Jahr 1818.)

Fouqué.

Freundlich ſei mir gegrüßt, polariſcher Feuerländer,
Immer reizend und neu, ſingend dein alt Peſcheräh!

Tieck.

Dir auch töne mein Gruß, du herrlicher Maler-Torſo,
Bruſt und Auge wie ſchön, weh, ob der fehlenden Hand.

Goethe.

Sage, was ſtört deine Ruh, o Schatten des göttlichen Goethe,
Daß du neblicht und kalt wallſt um dein eigenes Grab?

Der Verfaſſer der Ahnfrau.

Gleich dem ſchaffenden Geiſt kannſt du blitzen und donnern und regnen,
Aber erquickt, wie ſeins, auch dein Gewitter die Flur?

Die Altdeutſchen.

Herrlich nehmt ihr euch aus in der Ahnen blanken Gewaffen,
Kräftig ſtehet ihr da, aber nun ſchreitet einmal.

Die Kritiker Gebrüder Schlegel.

Flackernd erſcheint ihr im Sturm, ihr ſchimmernden Dioskuren,
Doch nur ſich ſelbſt zeigt das Licht, leider! und nicht auch den Weg.

Jean Paul.

O, wie ſo gerne, Jean Paul! pflück' ich deine herrlichen Früchte,
Hab' ich glücklich den Zaun blühender Hecken paſſirt.

Schiller.

Wohl erblickt' er's vom Berg und kannt' es das Land der Verheißung,
Doch da er's ſiegend betrat, nahm ihn ein zürnender Gott.

An die Kritiker.

Regellos ſcheltet ihr mich, weil mein Werk in die Regel nicht paſſet,
Aber verſucht es! Vielleicht paſſet die Regel ins Werk.

Müllner.

Einmal gewährte der Gott; jetzt willſt du's ſelber ertrotzen?
Wenn er gleich Harfner ſich nennt, Harfe vielmehr iſt der Menſch.

Leſſing.

Tapferer Winkelried! du bahnteſt den Deinen die Gaſſe,
Dein iſt, Starker, der Sieg! haſt du ihn gleich nicht geſehn.

Volkspoeſie.

Wenn unſre Zeit keine Dichter zählt,
Vermag das nicht uns einzuſchüchtern,
Damit es uns nie an Poeten fehlt,
Erheben wir das Volk zu Dichtern.

Nibelungenlied.

Ob nun das Nibelungenlied
Ein epiſch wirkliches Gedicht?
Man hört zwar Alles, was geſchieht,
Allein man ſieht es nicht.

Mit Mittelhochdeutſch und Volkspoeſie
Weiß ich fürwahr nichts zu machen.
Wer trinkt auch, ſo lang es Brunnen gibt,
Aus Wegſpur gern und Lachen.

Und fragſt du mich, wo der Brunnen ſei;
Haſt du Homer nicht geleſen?
Fällt dir der große Britte nicht bei,
Was Spanien und Welſchland geweſen?

Dort löſche deinen brennenden Durſt,
Dort aus dem Vollen dich letze.
Der Pöbel erzeugt das Schöne nicht,
Noch gibt er dem Schönen Geſetze.

Die Volkspoeſie, die eure Jünger
Lobpreiſen mit ſo viel Emphatik,
Steht gleich mit der Volks-Mathematik,
Die eben nichts als die zehen Finger.

Aeſthetik der Eitelkeit.

Warum euch das Mittel-Hochdeutſch ſo werth? —
Kommt gleich der Grund mir entgegen:
Indem ihr das Kinder-Geſtammel ehrt,
Fühlt ihr zugleich euch überlegen.

Iſt's doch mit Shakeſpeare viel anders nicht,
Nur halb gilt das ſeine, das wahre, —
Ihr ſchätzt ihn beleuchtet von eurem Licht,
Im Reflex eurer Kommentare.

Uhlands Volkslieder.

Was führſt du ſelber Mörtel und Sand?
Zu höhern Werken berufen und ſchönern.
Wer bauen kann, bau' auf eigene Hand,
Und laſſe den Karren den Tagelöhnern.

Ludwig Tieck.

Er ſteht am Geſtade der Poeſie
Und ſchaut, wie ſie ſchäumt durch die Riffe;
Er ſchaut, bis ihm ſchwindelnd zu Kopfe ſteigt,
Sie ſtehe, er ſelbſt aber ſchiffe.

Shakeſpeare an ſeine Ausleger.

Wie alles ſich dir zur Abſicht eint,
Du ſcheinſt in meiner Bruſt zu leſen,
So hätt' ich's allerdings gemeint,
Wenn ich Ludwig Tieck geweſen.

Shakeſpeare braucht keine Vertheidigungs-Waffen,
Er deckt ſich wie Gott durch Bilder und Schaffen,
Und kannſt du's in dir wiederholen nicht,
Man zergliedert kein Leben und kein Gedicht.

Immermann.

Du guter Schütze, ſcharf und kühn,
Dein Pfeil fliegt überwärts,
Der Kopf iſt ein bedenklich Ziel,
Halt niedriger — auf's Herz.

Pfizers Vergleichung von Uhland und Rückert.

Wie ähnlich beide, zeigt er wohlgeſinnt
Und gleichen Beifalls in die Hände klopft er. —
Und ſind auch ähnlich, wie zwei Adler ſind,
Ein lebender, ei, und ein ausgeſtopfter.

A. G.

Willſt ſeinen Werth du ſchildern,
Bezeichnen ſein Gedicht;
Er weiß ganz wohl zu bildern,
Allein zu bilden nicht.

Uhland.

Als rück zum Himmel nahm den Lauf
Die deutſche Poeſie,
Hob Uhland ihren Mantel auf
Und ſpricht aus Gott wie ſie.

Goethe.

Und ob er mitunter kanzleihaft ſpricht,
Ja Tinten und Farben erblaſſen,
Die Großen der Zeiten ſterben nicht,
Das Altern iſt keinem erlaſſen.

Doch ahmſt du ihm nach, du junges Volk,
So laß vor allem dir ſagen:
Der Schlafrock ſteht nur denen wohl,
Die früher den Harniſch getragen.

Goethe und Keſtners Briefwechſel.

Nun endlich ſeid ihr doch im Klaren;
Ihr ſteht auf dem Boden des wirklich Wahren;
Es hat thatſächlich eine Lotte gegeben,
Ihr Nachtkamiſol iſt gemalt nach dem Leben,
Wenn wir vom kleinen Rotznäschen laſen,
Hatten die Kinder wirklich ſchmutzige Naſen,
Und der Gatte, geſtorben ſeit manchem Jahr,
War fürſtlich hannöv'riſcher Archivar,
Nur hätten wir's noch viel ächter genoſſen,
Hätte ſich Goethe auch wirklich erſchoſſen.

Goethe.

Er war nicht kalt, wie ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint.
Und da er ſie theilte zuletzt ins All,
Kam wenig auf jeden einzelnen Fall.

Goethe und Schiller.

Was ſetzt ihr ihnen Bilder von Stein,
Als könnten ſie jemals vergeſſen ſein?
Wollt ihr ſie aber wirklich ehren,
So folgt ihrem Beiſpiel und horcht ihren Lehren.

Hat dir Schiller gefallen,
Theilſt du die Gabe mit Vielen und Allen,
Doch wenn Du Goethe liebſt,
Empfängſt du nur, weil du gibſt.

Schillers Tadler.

Daß der Miſere nichts Großes begegnen kann,
Spricht als Satz die Miſere denn freilich nicht an.

Das junge Deutſchland.

Polypenartig iſt der Thor,
Gewendet iſt noch nicht bezwungen.
Das junge Deutſchland ſchnellt empor,
Doch blieben die deutſchen Zungen.

Und ſchnallt ihr hohe Socken an,
Setzt Mützen auf, bis ans Gewölbe,
Der Umfang mehrt, erhöht ſich leicht,
Die Kraft aber bleibt dieſelbe.

Der Verfaſſer des Kosmos.

Vergleich' ich dich mit deinen Ruhmes-Gefährten,
Scheinſt du mir der Gelehrigſte aller Gelehrten.

Hiſtoriſches Drama.

Es ſtellt ſich gar ſo heimiſch dar,
Wie ein wackrer alter Bekannter,
Das Stück iſt Geſchichte ganz und gar,
Nur etwas ennuyanter.

Wie ſchmähen das Theater doch
Die heut'gen Modedichter,
Scheint wohl der Spiegel gar zu treu,
Der rückgibt ihre Geſichter?

Thun ſich des Theaters Pforten auf,
Strömt ein der Pöbel in vollem Hauf,
Da iſt es nun des Dichters Sache,
Daß er ein Publikum aus ihm dann mache.

Dramaturgiſch.

Trotz allem Bemüh'n eurer Bühnen-Berather,
Fehlen noch drei Dinge zum deutſchen Theater,
Darnach ſeht euch zum Schluß noch um:
Schauſpieler, Dichter und Publikum.

Theaterdirektion.

Theſpis altes Reich iſt hin,
Schirm', o Muſenvater!
Pantalon und Harlekin
Meiſtern das Theater.

Pierrot, ein Jammerbild
Hilft mit bleichen Mienen,
Und was mehr als alles gilt,
Sind die Kolombinen.

Will der Geſang ins Innre gehn,
So poch' er erſt ans Thor,
Und ſoll der Geiſt ihn ganz verſtehn,
So faſſ' ihn auch das Ohr.

Moderne Tonkunſt.

Die Stärke braucht und nicht die Schwächen,
Sonſt wird die Kunſt ihr höchſtes nie;
Geläng's der Tonkunſt je, zu ſprechen,
Wär' ſie verpfuſchte Poeſie!

O ihr kunſthiſtoriſches Gelichter,
Nennt ihr die Tonſetzer: Tondichter,
Dann nennt auch, was wir Dichter nannten,
In Zukunft: Wörtermuſikanten.

Aus Tag und Nacht hat wohlbedacht
Der Herr alles Lebens die Welt gemacht,
Die Dichtung: iſt Tag in klarer Pracht,
Muſik: die Welten verbindende Nacht.

Einem Kompoſiteur.

Dein Quartett klang, als ob Einer,
Der da hackt in dumpfen Schlägen
Mit drei Weibern, welche ſägen,
Eine Klafter Holz verkleiner'.

Vier arme Saiten! es klingt wie Scherz,
Für alle Wunder des Schalles.
Hat doch der Menſch nur ein einzig Herz,
Und reicht doch hin für alles.

Tonkunſt, die vielberedte,
Sie iſt zugleich die ſtumme,
Das Einzelne verſchweigend,
Gibt ſie des Weltalls Summe.

Man hört mit dem Ohr und nicht mit dem Geiſt,
Das Auge nur Farben und Formen weiſt,
Und hältſt du Beides im Geiſt verkehrt,
Haſt du geſehn nicht und nicht gehört.

Beethovomanie.

Ich ſähe, glaubt ihr, auf Beethoven ſchief?
Als ob zu meinem Ohr nicht ſeine Zauber reichten?
Nur graut mir vor dem Wörtlein: tief,
Vor allem aus dem Munde der Seichten.

Der Kompoſiteur.

Man ſagt, du verachteſt die Melodie,
Schon das Wort erfüllt dich mit Schauer;
So gieng's auch dem Fuchs, dem enthaltſamen Vieh,
Der fand die Trauben ſauer.

Moderne Logik.

Das ſind wunderliche Denkgeſetze
Und leer an wahrer Beweiſeskraft,
Wo Logik gibt die Folgeſätze
Und den Oberſatz: die Leidenſchaft.

Der Syllogismus wäre ein rechter Schatz,
Hätte man nur immer einen erſten Satz,
Doch nimmt man einen falſchen oder ungewiſſen,
Wächst der Irrthum im richtigen Schließen.

Anti-Spekulativ.

Einer Mühle vergleich' ich den Verſtand,
Die mahlt, was an Korn ſich geſchüttet fand;
Doch geſchehen der Schüttungen keine,
So reiben ſich ſelber die Steine,
Und erzeugen Staub und Splitter und Sand.

Geläng' es mir, des Weltalls Grund,
Somit auch meinen auszuſagen,
So könnt' ich auch zur ſelben Stund
Mich ſelbſt auf meinem Arme tragen.

Hegel.

1.

Möglich, daß du uns lehrſt, prophetiſch, das göttliche Denken,
Aber das menſchliche, Freund, richteſt du wahrlich zu Grund.

2.

Was mir an deinem Syſtem am beſten gefällt?
Es iſt ſo unverſtändlich wie die Welt.

3.

Du ſchreibſt die Muſik zum Weltentext,
Singſt wie, was ſchon da iſt, wird und wächſt.
Doch wäre dein Tonſtück nur Schall geweſen,
Hätten wir nicht früher den Text geleſen.

Die Philoſophen.

Nur überbieten wollen ſie,
Der Eitelkeit zum Dank:
Biegt Hegel erſt ſein Paroli,
Spielt Schelling ſein va banque.

Schelling.

Statt Philoſophie der Mythologie,
Sag' Mythologie der Philoſophie.

Humboldt.

Daß er die Welt zum Begriff gebracht,
Iſt mir ein leeres Gemunkel,
Es hat ſie ſchon Hegel durchſichtig gemacht,
Und gleich d'rauf war ſie wieder dunkel.

Strauß.

Was machſt du, Freund, ſo viel Spektakel,
Kehrſt uns den Glauben um nach neuer Regel?
Ich mindſtens glaube lieber zehn Mirakel,
Als Einen Hegel.

Indiſche Philoſophie.

Lobt mir ihr Wiſſen, ihre Kunſt
Und ihres Schauens Macht,
Ich frag' euch um dies Eine nur:
Wohin es ſie gebracht.

Die Hegel'ſche Unheilsſtiftung
Gleicht einer Queckſilbervergiftung,
Haſt du ſie aus den Gefäßen vertrieben,
Iſt ſie in den Knochen zurückgeblieben.

Marodeurs.

Das Hegel'ſche Kriegsvolk entlaſſen
Aus dem Dienſte der Philoſophie,
Macht jetzt unſicher die Straßen
Der Geſchichte und Poeſie. —

Unſre neuſte Religion
Iſt das Scheitern der Spekulation,
Wenn die Denkwirthſchaft nicht weiter geht,
Macht ſie Concurs als Religioſität.

III.

Heimath und Fremde.

> Haſt du vom Kahlenberg das Land dir rings beſehn,
> So wirſt du, was ich ſchrieb, und was ich bin, verſtehn.
> Grillparzer.

Vorzeichen.

(Geſchrieben im Januar 1848.)

Wenn ſich der Untergang auf Staat und Haus gerüſtet,
So ſchickt er ſeinen Herold erſt voran,
Dem's nach der Umkehr des Gewordnen lüſtet:
Den Wahnſinn, der den Sinn verkehrt in Wahn.

Der ſchlägt den Mörtel ab und löst die Fugen,
Damit des Meiſters Arbeit leicht und kurz,
Die Stützen wanken, die den Giebel trugen,
Und weithin donnere der jähe Sturz.

Da iſt ein zwecklos Rennen, thöricht Schaffen,
Ein Fliehen und ein Suchen auch der Noth,
Man zahlt mit Gold und ſchärft die ſchneid'gen Waffen,
Die färben ſoll des Eigners eigner Tod.

Wie Robeam, als, die beim Volk in Ehren,
Den Steuerdruck ihm klagten als verhaßt,
Ausrief: den Zoll ums Doppelte zu mehren,
Sein Finger wiege gleich der ſonſt'gen Laſt.

Als vor Byzanz die Moslim ſchon zu ſchauen,
Und Einigkeit zu retten nur vermag,
Da ſtritten ſich die Grünen und die Blauen;
Die Schwarzen ohnehin bis dieſen Tag.

Wenn nun ein Letztes hinweist auf die Frühern,
Iſt auch ein Früh'res nur weil eins zuletzt,
Und hörſt du erſt des Wahnſinns Lache wiehern,
Klingt's mit des Unheils Weinen ſchon verſetzt. — —

Ich weiß ein Land, das lag ſo unbeweglich,
Es regte kaum die Glieder wie ein Wurm,
In Ringen ſchob ſich's nach der Nahrung täglich,
Die Zeit war nur ein Glockenſchlag vom Thurm.

Die nächſte Nähe lag auf hundert Meilen,
Die Dämmrung gab noch viel zu helles Licht,
Das Höchſte ſchien des Niedern Schmach zu theilen,
Und Ruhe war nicht bloß der Bürger Pflicht.

Da bäumt ſich's plötzlich auf wie böſe Fieber,
Ein ſchaurig Weben geht durchs ganze Land,
In Wellen ſteigt's und ſtürzt ſich brandend über,
Gelöst iſt des Gewohnten altes Band.

Das matte Aug' ſtrengt an die blöden Sterne
Und ſucht des Uebels Keim, der gar zu nah',
Mit leerem Grübeln in der weiten Ferne,
Erforſcht, was wird, und nicht, was längſt geſchah.

Die böſen Fugen, die die Zeit gelichtet
Und die die Trägheit kaum noch hielt in Haft,
— Laßt ſehen, ob ein Anſtoß ſie verdichtet,
Der Widerſtand verdoppelt ja die Kraft!

Stört ſie im Schlaf der Feile dumpfes Nagen,
— Theilt andern mit des eignen Volkes Druck!
Die Kette, weiß man, wenn ſie Alle tragen,
Iſt ſie nicht Kette mehr, ſie wird zum Schmuck.

Es mangelt Geld — geht bei dem Wucher borgen,
Iſt Haben doch und Sollen beides Geld,
Verzehrt im Heute alle künft'gen Morgen,
Denn morgen iſt das Ende ja der Welt.

Klagt euch das Denken ſeiner Freiheit Schranken,
— Ruft einen Büttel, der noch eng're gibt!
Der Krone Vorrecht ſeien die Gedanken,
Ein Vorrecht, das man freilich ſparſam übt.

Doch halt! ſie denken. Die in beſſren Zeiten
Von Schlauheit nur und Selbſtſucht ein Gemiſch,
Sie fangen an im Schulgezänk zu ſtreiten,
Und zum Katheder wird der Aktentiſch.

Vom Weltplan, von des Urvolks erſtem Wandern,
Von Gott, der ſie hausväterlich geſetzt,
In Häuſer, die das Eigenthum von Andern,
Die andrer Väter Söhne auch zuletzt.

Iſt das der Wahn nicht, der bethört die Sinne,
Und iſt der Wahnſinn nicht der Untergang,
Wenn er befällt die Wächter auf der Zinne,
Die ſchützen ſollen vor des Unheils Drang?

Das Unheil aber naht, ſo muß ich meinen,
Der Einſturz folgt, wenn erſt kein Widerſtand,
Die Tollheit hör' ich lachen, ich muß weinen,
Denn ach, es gilt mein eigſtes Vaterland.

Dem Vaterland.

(März 1848.)

Sei mir gegrüßt, mein Oeſterreich!
Auf deinen neuen Wegen,
Es ſchlägt mein Herz, wie immer gleich,
Auch heute dir entgegen.

Was dir gefehlt zu deiner Zier,
Du haſt es dir errungen,
Halb kindlich fromm erbeten dir,
Und halb durch Muth erzwungen.

Die Freiheit ſtrahlt ob deinem Haupt,
Wie längſt in deinem Herzen,
Denn freier warſt du, als man glaubt,
Es zeigten's deine Schmerzen.

Nun aber Oeſtreich, ſieh' dich vor,
Es gilt die höchſten Güter,
Leih' nicht dem Schmeichellaut dein Ohr,
Und ſei dein eigner Hüter!

Geh' nicht zur Schule, da und dort,
Wo laute Redner lärmen,
Wo der Gedanke nur im Wort,
Zu leuchten ſtatt zu wärmen;

Wo längſt die Wege abgebracht,
Die Kopf und Herz vereinen,
Und ſtatt der Ueberzeugung Macht,
Der Menſch ein grübelnd Meinen;

Wo Falſch und Wahr, und Schlimm und Gut,
Sie längſt auf Formeln brachten,
Raſch wechſelnd die erlogne Glut
Gleich bunten Kleidertrachten.

Wo ſelbſt die Freiheit, die zur Zeit
Hinjauchzt in tauſend Stimmen,
Halb großgeſäugt von Eitelkeit
Und von der Luſt am Schlimmen.

Bleib' du das Land, das ſtets du warſt,
Nur Morgen, wie ſonſt Abend,
Die Unſchuld, die du noch bewahrſt,
An heitrem Sinn erlabend.

Denn was der Menſch erdacht, erfand,
Als Höchſtes wird er finden:
Geſund, natürlichen Verſtand
Und richtiges Empfinden.

Feldmarſchall Radetzky.

(Juni 1848.)

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager iſt Oeſterreich,
Wir Andern ſind einzelne Trümmer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führſt zum Streit,
Lebt noch Ein Geiſt in Allen.

Dort iſt kein Jüngling, der ſich vermißt,
Es beſſer als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends iſt,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beſchirmet,
Sie hat nicht der eignen Sicherheit acht,
Wenn Nachts die Trommel ſtürmet.

Der Bürger deiner wandernden Stadt,
Er weiß, dieſe Stadt iſt ſein Alles,
Die, wenn ſie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und deine Miniſter, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu ſtrafen, wenn's irgend nöthig wär':
Gehorſam iſt Frieden im Streite;

Die Gott als Slav' und Magyaren ſchu
Sie ſtreiten um Worte nicht hämiſch;
Sie folgen, ob deutſch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! iſt ungriſch und böhmiſch.

Gemeinſame Hülf' in gemeinſamer Noth
Hat Reiche und Staaten gegründet,
Der Menſch iſt ein Einſamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beiſpiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände.
Im Anſchluß von Allen liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende.

Der Reichstag.[1]

(1849.)

Wohlan! werft um! reißt ein! macht euch nur laut!
Verkennt der Gottheit ſtillgeſchäft'gen Finger,
Und das, woran Jahrhunderte gebaut,
Erklärt es als der Freiheit Sklavenzwinger.

Das ſchönſte Werk der Freiheit und der Kraft,
Daß ſie die Rohheit, ſchwer genug gebändigt,
Hebt's auf! Entlaßt den Pöbel ſeiner Haft,
Erklärt der Bildung Werk als ſchon beendigt.

Man meint das Volk? Haſt du ein Volk dereinſt,
Selbſthorchend auf der Ordnung leiſe Klänge,
Dann iſt die Zeit, die du gekommen meinſt,
Nicht jetzt, wo noch dein Volk die blöde Menge.

Die, hergebracht Gewohntes überzeugt,
Nicht eignes Schöpfen aus des Denkens Quelle,
Die, *vor* dem Thron, vertrauend und gebeugt,
Nicht *auf* dem Thron an ihrer rechten Stelle.

Macht alles gleich! Hüllt in daſſelbe Kleid
Der Menſchheit unerſchaffne, nackte Blöße,
Bis alles ärmlich, wie ihr ſelber ſeid,
Und euer Maß die vorbeſtimmte Größe.

---

[1] Der conſtituirende öſterreichiſche Reichstag im Februar 1849 glaubte der Verfaſſung, den Entwurf der „Grundrechte" vorausſchicken zu müſſen. Grillparzer fand dieß bedenklich, „da derlei wohl Gegenſtand juridiſch-philoſophiſcher Unterſuchungen, doch nicht der politiſchen Geſetzgebung ſein ſollte." J. W.

Was ſoll der Adel? er iſt unbequem,
Emporzuſchaun iſt ein verdrießlich Placken,
Seit ſelbſt zu Gott es uns nicht mehr genehm,
Ermüdet es bedeutend unſre Nacken.

Allein die Schönheit iſt ein Adel auch,
Du wählſt ein ſchönes Mädchen unter hundert;
Talent und Geiſt, der Kunſtbegabung Hauch,
Sind Zufall, und doch auch als Werth bewundert.

Wenn in der Erblichkeit das Unrecht liegt,
Nenn' ich den Reichthum, dem ihr ſelbſt gewogen,
Der auf den Sohn, der heut' die Welt betrügt,
Vom Vater erbt, der einſt die Welt betrogen.

Wär' das ein Adel, der euch läßlich ſcheint,
Dem ihr vergönnt im Herrenhaus zu ſitzen?
Laßt ihr — was euch vom Fürſten ſchmählich ſcheint —
Vom Rad des Mäklers euch mit Koth beſpritzen?

Gebt euch zur Ruh! — Wer endlich ſeid denn ihr,
Die ihr die Welt hinweiſt in neue Bahnen?
Soll ich, was etwa gar unſchicklich hier,
An eure eigne Schwächlichkeit euch mahnen?

Nicht was ihr habt, nein, das nur, was euch fehlt,
Empfahl euch in des Pöbels hohe Gnaden,
Der trunken damals, als er euch gewählt,
Und taumelnd noch von ſeinen Barrikaden.

Wer kennt euch? Weſſen Name klingt für voll,
Nicht ſelbſt den Nachbarn neu durch ſeine Fremdheit?
Die Schweigenden verhehlend gift'gen Groll,
Die Redenden beredt durch Unverſchämtheit.

Und ihr wollt uns des dunkeln Rechtes Grund,
Das Grundrecht ſetzen ihr für alle Fernen?
Was unbefugt ſelbſt aus der Weisheit Mund,
Das ſoll das Volk aus eurem Munde lernen?

Allein ihr ſeid beſcheiden, wie mir däucht:
Der Geiſt der Zeit ſteht ein für eure Reden!
Den Geiſt der Zeit, ich ehr' ihn auch vielleicht,
Hat erſt die Zeit den Geiſt, kundbar für Jeden.

Doch ſchaut umher in aller Länder Kreis,
Wo lebt ein Mann, ein Einz'ger unter Allen,
r De[illegible] Bürgſchaft gibt, daß er das Aechte weiß,
Daß Gottes Schöpferhauch auf ihn gefallen?

Gab's eine ärmre je, als unſre Zeit
An Männern und an Werken und an Geiſtern?
Und aus ſo Vieler Mittelmäßigkeit
Wollt ihr Vortrefflichkeit des Ganzen kleiſtern?

„Allein die Bildung ſei jetzt allgemein!“ —
Als wäre Bildung eine fert'ge Größe,
Die man, wie ins Gefäß den firnen Wein,
Ein Todtes in ein Unlebend'ges göße!

Wie du die Bildung aufnimmſt, ſie erfaß'ſt,
Das macht den fremden Geiſt in dir lebendig!
Das bunte Wiſſen, es vermehrt die Laſt,
Ein Thor iſt, wer gelehrt und nicht verſtändig.

Die Großen aber, die, nun modernd längſt,
Dich eingeſetzt zu ihrer Bildung-Erben,
Hat Einer je gedacht, wie du nun denkſt?
Bürgt Einer, daß dein Umſturz nicht Verderben?

Darum erkennt die Zeit und euern Werth,
Zugleich den Werth von dem, was längſt vorhanden,
Was ſich zur zweiten Körperwelt verklärt,
Die Segen durch Beſtand, ob unverſtanden.

Doch wie du Körper ändern ſollſt, ja mußt,
Soll ſie der Zweck zum Nutzen dir geſtalten,
So laß dich auch nicht ſchrecken den Verluſt,
Zu ändern und zu beſſern an dem Alten.

Wollt ihr auf feſten Grund das Neue baun,
Soll Welt und Mitwelt euch's mit Danke lohnen,
Denn eurer Klugheit wollen wir vertraun,
Mit eurer Weisheit mögt ihr uns verſchonen.

Sprachenkampf.

Zu Aeſops Zeiten ſprachen die Thiere,
Die Bildung der Menſchen ward ſo die ihre,
Da fiel ihnen aber mit einmal ein,
Die Stammesart ſollte das Höchſte ſein.
Ich will wieder brummen, ſprach der Bär,
Zu heulen war des Wolfs Begehr,
Mich lüſtet's zu blöcken, ſagte das Schaf.
Nur Einer, der bellt, ſchien dem Hunde brav.
Da wurden allmählich ſie wieder Thiere
Und ihre Bildung der Beſtien ihre.

Die Ruinen des Campo vaccino in Rom.

Rom, im Frühjahr 1819.

Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt!
Obgleich nur noch Mondesſchimmer
Einer Sonn', die nicht mehr iſt.
Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wiſſen, was ihr war't;
Was ihr ſeid, braucht's nicht zu nennen,
Da die Schmach euch gleich gepaart.

Eintrachtstempel! — du der erſte,
Der ſich meinem Blick enthüllt! —
Deine letzte Säule berſte,
Schlecht haſt du dein Amt erfüllt!
Sollteſt deine Brüder hüten,
Warſt als Wächter hingeſetzt,
Und du ließeſt Zwietracht wüthen,
Die ſie fällt und dich zuletzt.

Jupiter! aus deinem Tempel,
Stator, der zu ſtehn gebeut,
Brich des Schweigens Sklavenſtempel,
Heiß' ſie ſtehn, die neue Zeit!
Doch umſonſt iſt hier dein Walten,
Du ſtehſt ſelber nur mit Müh':
Unaufhaltſam gehn die Alten
Und das Neue über ſie.

Warum in das Feld der Leichen
Iſt, Septimius Sever,
Eingang dieß dein Siegeszeichen?
Ausgang, dünkt es mich vielmehr.

Als dem letzten, der's zu faſſen —
Wenn auch nicht zu thun — verſtand,
Sei ein Plätzchen dir gelaſſen —
Doch nicht hier, am äußern Rand.

Titus, nicht dem Ruhm — dem Frieden
Bauteſt du dein Heiligthum;
Doch dir ward, was du vermieden,
Jeder Stein ſpricht deinen Ruhm.
Auch den Frieden in dem Munde
Ging ein andrer d'rauf ins Haus;[1]
Doch der Friede zog zur Stunde
Aus dem Friedenstempel aus.

Curia, die aus ihren Thoren
Krieg der Welt und Frieden ließ;
Harrſt du deiner Senatoren?
Einer doch iſt dir gewiß.
Sieh' ihn ſtehn dort an den Stufen,
Bei dem Mann im Prieſterkleid;
Sieh' er kömmt, wird er gerufen,
Und er geht, wenn man's gebeut.[2]

In des Purpurs reichen Falten,
Majeſtätiſch ſteht er da! —
Ja, du ſuchſt nach deinem Alten?
Schließ' die Pforten, Curia!

---

[1] Conſtantin.

[2] Die Würde eines Senators beſtand noch als Ehrenname, der Senator erſcheint bei wichtigen Angelegenheiten im reichen Staate.

Unterſuch', die unten wohnen,
Wir ſind oben leicht und froh;
Rom hat nur noch Ciceronen —
Aber keinen Cicero.

Hat der Bruder dich erſtochen,
Remus mit dem weichen Sinn?
Schau, für das, was er verbrochen,
Er, ſein Reich, gleich dir dahin! —
Dort in ſeines Tempels Hallen
Schmutz'ger Mönche düſtrer Zug,[1]
Horch, des Küſters Glöcklein ſchallen!
Dünkt die Rache dir genug?

Roma, Venus; Schönheit, Stärke;
Pulſe ihr der alten Welt,
Hier in Mitte eurer Werke
Euer Tempel aufgeſtellt.[2]
In der ſtummen Schönheit Prangen,
Kalt in Trümmern, wank und ſchwach —
Was ihr zeugtet, iſt vergangen,
Folget euren Kindern nach.

Dort der Bogen, klein und enge,
Schwach geſtützt, und ſchwer verletzt;
Wem von all' der Helden Menge
Ward ſo ärmlich Mal geſetzt?

---

[1] Statt des früheren im Drucke erſchienenen Verſes: „Wie in deinem Mönchezug" der obige von Grillparzer ſelbſt in das Manuſcript hineincorrigirt. J. W.

[2] Ein einziger Tempel umſchloß die Zellen der Venus und der Roma.

Titus. — O ſo laßt es fallen,
Denn ob's auch zuſammen bricht,
So lang Menſchenherzen wallen,
Brauchſt du, Titus, Steine nicht!

Hoch vor allen ſei verkläret,
Conſtantin, dein Siegesdom,
Mancher hat manch' Reich zerſtöret,
Aber du das größte — Rom.
Ueber Roma's Heldentrümmern
Hobſt du deiner Kirche Thron.
In der Kirche magſt du ſchimmern,
Die Geſchichte ſpricht dir Hohn!

Mit dem Staub von Trajans Ehren
Haſt du plump dein Werk behängt;[1]
Trajan kann des Schmucks entbehren,
Er lebt ewig, unverdrängt,
Aber eine Zeit wird kommen,
Die zerſtäubt geraubte Zier,
Da erborgter Schein verglommen; —
Was ſpricht, Heuchler, dann von dir?

Coloſſeum, Rieſenſchatten,
Von der Vorwelt Machtcoloß!
Liegſt nun da, in Todsermatten,
Selber noch im Sterben groß!

---

[1] Die ſchönen Basreliefs im Bogen Conſtantins ſind von einem Siegesmale Trajans genommen.

Und damit verhöhnt, zerſchlagen
Du den Martertod erwarbſt,
Mußteſt du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrliches, du ſtarbſt!

Nehmt es weg, dieß heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir;
Ueb'rall, nur bei dieſen Leichen,
Ueb'rall ſtehe, nur nicht hier! —
Wenn ein Stamm ſich losgeriſſen
Und den Vater mir erſchlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küſſen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Coloſſeum — die dich bauten,
Die ſich freuten um dich her,
Sprachen in bekannten Lauten,
Dich verſtanden — ſie nicht mehr!
Deine Größe iſt gefallen,
Und die Großen ſind's mit ihr,
Eingeſtürzt ſind deine Hallen
Eingebrochen deine Thür'.

O! ſo ſtürz' denn ganz zuſammen,
Und ihr andern ſtürzet nach,
Decket Erde, Fluthen, Flammen,
Ihre Größe, ihre Schmach!
Hauch' ihn aus den letzten Oden,
Rieſige Vergangenheit;
Flach dahin, auf flachem Boden
Geht die neue flache Zeit!

Napoleon.

(1821.)

So ſtehſt du ſtill, du unruhvolles Herz,
Und biſt gegangen zu der ſtillen Erde?
Was fünfzig Jahr' voll Hoheit und Beſchwerde,
Was Heldenluſt nicht gab und Heldenſchmerz,
Das fand'ſt du endlich nun im Schoß der Erde!
Ein Sohn des Schickſals ſtiegeſt du hinab —
Verhüllt wie deine Mutter ſei dein Grab.

Das Fieber warſt du einer böſen Zeit;
Vielleicht beſtimmt des Uebels Grund zu heben.
So flammteſt du durchs aufgeregte Leben!
Doch, wie des Krankenlagers Aengſtlichkeit,
Dem Fieber pflegt der Krankheit Schuld zu geben,
Schienſt du allein der Feind nur aller Ruh',
Und trugſt die Schuld, die früher war als du!

Was ſie geſündigt ohne Unterlaß,
Was ſie gefrevelt ſeit den frühſten Tagen,
Ward all zuſammen auf dein Haupt getragen,
Du duldeteſt für Alle Aller Haß!
Dich ließen ſie nach jenem Schimmer jagen,
In dem ſich Jeder gerne ſelbſt geſonnt,
Wie du gewollt, nur nicht wie du gekonnt!

— Denn ſeit du fort, [illegible] nicht mehr das Blut,
In dem vor dir ſchon [illegible] rannen?
Ward Lohn den ge[illegible]aten Mannen?
Iſt heilig das von dir [illegible]gte Gut?
Die Tyrannei entfernt mit dem Tyrannen?
Iſt auf der freien Erde, ſeit du fort,
Nun wieder frei: Gedanke, Meinung, Wort? —

Dich lieben kann ich nicht! — Dein ſchweres Amt
War: eine Geißel Gottes ſein hienieden.
Das Schwert haſt du gebracht und nicht den Frieden, —
Genug hat dich die Welt darum verdammt!
Doch jetzt ſei Urtheil vom Gefühl geſchieden,
Das Leben liebt und haßt; der Todten Ruhm
Iſt der Geſchichte heil'ges Eigenthum.

Zum mind'ſten wardſt du ſtrahlend hingeſtellt,
Zu kleiden unſrer Halbheit ekle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Hoheit, Ganzheit, Größe
Gedenkbar ſei in unſrer Stückelwelt,
Die ſonſt wohl gar im eignen Nichts zerflöße,
Daß noch die Gattung da, die ſtarker Hand
Bei Cannä ſchlug, bei Thermopylä ſtand.

Und ſo tritt hin denn, in der Herrſcher Zahl,
Die ewig leben auf der Nachwelt Zungen!
Zum Alexander, der die Welt bezwungen,
Zum Cäſar, der, mit tadelnswerther Wahl,
Am Rubicon zur Herrſchaft vorgedrungen,
Zum — — ſtellt kein Held ſich mehr als Gleichniß ein?
Und iſt man ſtreng da, wo die Wahl ſo klein?

Geh' hin und ſag' es an: der Zeiten Schoß,
Er bringt noch fürder: Mäkler, Schreiber, Pfaffen —
— Die Welt hat nichts mit Großem mehr zu ſchaffen,
Und ringt ſich auch einmal ein Löwe los,
Er wird zum Tiger unter ſo viel Affen.
Wie ſoll er ſchonen, was hält länger Stich,
Wenn Niemand ſonſt er achten kann als ſich?

Geh' hin, und Ruhe ſei mit deinem Tod,
Ob du die Ruhe gleich der Welt gebrochen!
Hat doch ein Größerer bereits geſprochen:
„Von Höherm lebt der Menſch als nur vom Brod!“
Das Große haſt am Nied'ren du gerochen,
Und ſühnend ſteh' auf deinem Leichenſtein:
Er ward zu groß, weil ſeine Zeit zu klein!

Viſion.

(1830.)

Zu Mitternacht in Habsburgs alten Mauern
Geht ein Verhüllter, räthſelhaft zu ſehn!
Man ſieht ihn ſchreiten, weilen nun, und lauern —
Dann heben ſeinen Fuß, und weiter gehn.
Vom Haupte zu den trägen Ferſen nieder,
Umhüllend rings, fließt mächtiges Gewand,
Die Falten ſcharf; ſo zeichnen ſich nicht Glieder,
Wo Leben noch die ſtraffen Formen ſpannt.

Was hält er? Iſt's ein Stab? Es blinkt wie Waffen! —
Des Schnitters Waffe haltend zieht er ein,
Und wo des Mantels Säum' im Gehen klaffen,
Blickt kahl entgegen fleiſchentblößt Gebein. —
Ich kenne dich, du Würger der Lebend'gen!
Was ſuch'ſt im Heiligthume, Scheuſal, du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen,
Die Pflicht, zu leben, gibt ein Recht dazu.

Jetzt ſteht er ſtill, dort wo das Pförtchen ſchließet;
O! ſchließe gut, o Pförtchen, ſchließ' ihn aus!
Doch aus dem Kleide, das ihn rings umfließet,
Streckt er die dürre Knochenhand heraus.

Wie an die Flügel er den Finger ſtellet,
Da ſpringen ſie weit gähnend aus dem Schloß,
Und ein Gemach, von Lampenſchein erhellet,
Liegt ſeinem Aug', liegt ſeinem Arme bloß.

Und drin ein Mann auf ſeinem Schmerzensbette:
Wie iſt die edle Stirn von Tropfen feucht!
Zwei Frauen neben ihm: wer ſäh's und hätte
Die Gattin nicht erkannt, die Mutter leicht?
Und eine Krone liegt zu Bettes Füßen,
„Das iſt ein König!“ ſpricht der bleiche Gaſt —
„Und zwar ein guter, ſoll ich glauben müſſen,
Das früh ergraute Haar zeugt nicht von Raſt!

„Wohl auch als Gatte mocht' er ſich bewähren,
Darum bewacht die Gattin jeden Hauch.
Durch's Schloß erſchallen Seufzer, fließen Zähren,
Ein guter Herr und Vater alſo auch.
Und dennoch kann das Alles mich nicht hindern,
Der Gattin Thränen halten mich nicht auf;
Den Vater raub' ich täglich ſeinen Kindern,
Was vorbeſtimmt iſt, habe ſeinen Lauf!“ —

Und er tritt ein. Da ſummen leiſe Klänge
Vom Schloßhof her in ſein geſpanntes Ohr.
Dort woget Volk, kaum faßt der Raum die Menge,
Und jeder forſcht, und jeder blickt empor.
Ein Weinender frägt einen, der da weinet,
Und Thränen machen ihm die Antwort kund,
„Ob Hoffnung ſei?“ Was trüb der Blick verneinet,
Pflanzt durch die Menge ſich von Mund zu Mund.

Und alle Hände ſind zum Fleh'n gefaltet,
Auf jeder Lippe zittert ein Gebet;
Der Todespfeil, der einen Buſen ſpaltet,
Den blut'gen Weg zu Aller Herzen geht. —
Da hält der Würger an, ſieht nach dem Kranken,
Dann nach der Menge, wogend ohne Ruh, —
Es ſtockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken,
Und endlich — ſchreitet er der Thüre zu.

Schon hört er nicht mehr das Gebet der Menge,
Die Beſſ'rungskunde jubelnd zu ſich ruft;
Und an dem Ende der verſchlungnen Gänge,
Schwingt er, ein Nachtgewölk, ſich in die Luft. —
Im Gehen aber ſcheint er noch zu ſprechen:
„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht:
Ich ward geſandt, ein einzig Herz zu brechen,
So viele tauſend Herzen brech' ich nicht!"

Auf die Geneſung Sr. Majeſtät des jüngeren Königs von Ungarn, Ferdinand, im April 1832.

Biſt du geneſen denn? Sei uns willkommen!
Wir jubeln laut dir in Begeiſtrungsglut,
Des Schatzes ſicher, der uns halb genommen,
Der Zukunft froh; denn du biſt gut.

Mag ſein, daß höchſter Geiſtesgaben Fülle
Dereinſt umleuchtet deinen Fürſtenhut;
Wir forſchen nicht, was Zukunft erſt enthülle,
Des einen ſicher jetzt ſchon: daß du gut.

Denn was der Menſch erringen mag und haben,
Der Güte bleibt der letzte, höchſte Preis;
Der Gipfel ſie und Inbegriff der Gaben,
Das Einz'ge, was nicht altert, ſelbſt im Greis.

Die Weisheit irrt, Bedächt'ge trifft der Tadel,
Die Tapferkeit erreicht nur, was ihr glückt;
Doch Güte, Herr, gleich der magnet'ſchen Nadel,
Zeigt nach dem ew'gen Pol hin, unverrückt.

Und Treue und Gerechtigkeit und Milde,
Sie ſind nur Strahlen jenes ſelben Lichts.
Als Gott den Menſchen ſchuf nach ſeinem Bilde,
Sprach er: „ſei gut!“ von Weisheit ſprach er nichts.

Doch gut nicht heut' nur, manchmal? — immer, immer!
Ob Nutzen vor auch ſchlaue Klugheit ſchützt;
Des Einzeln' Vortheil iſt erborgter Schimmer,
Doch dauernd bleibt, was auch den Andern nützt.

Und ſo iſt denn der Gute auch der Weiſe,
Er iſt der Feſte, denn er bleibt ſich gleich;
Er iſt der Mächt'ge, denn im ſelben Gleiſe
Mit ſeines Schöpfers Weltall rollt ſein Reich.

Fühlſt du es ſo in deinem Buſen ſchlagen,
Dann tritt die Zukunft an mit frohem Muth;
Und jubelnd ſoll ein Enkelchor einſt ſagen:
Sein Volk war treu, und er war gut!

Klage.

(Jänner 1833, als das vorſtehende Gedicht boshaft mißdeutet wurde.)

Mag noch ein Lied in dieſer Zeit ertönen,
Die übertreibt all', was ſie ſpricht und denkt,
So daß das Ohr, vorſichtig durch Gewöhnen,
Das Wahre ſelbſt erſt mindert und beſchränkt.

Gib dein Gefühl, der Hörer wird's mißdeuten,
Lobſt du mit Maß, erſcheinſt du rauh und hart;
Gelehrig, aber langſam ſind die Zeiten,
Und raſch iſt, raſch und blind die Gegenwart.

So kehrt denn heim, ihr meine wahren Zeilen,
Du warm Gefühl, um das nur ich gewußt;
Und will die Welt nicht unſre Freude theilen,
So freu'n wir uns allein in ſtiller Bruſt.

Warſchau.

(Gefallen 8. September 1831.)

So biſt du denn gefallen, Stadt der Ehre,
Des Heldenſinnes letzter Zufluchtsort,
Wo Männerfreiheit nicht mit Satz und Lehre,
Mit Schwertern focht, ſtatt mit dem hohlen Wort!

Biſt du gefallen? und die Schaar der Jungen,
Zu Meinungsſtreit allein noch reg' und friſch,
Bringt plappernd dir die letzten Huldigungen
Und ſetzt ſich drauf an des Miniſters Tiſch.

Was glaubteſt du auch, Stadt der edlen Thoren,
Die Welt, ſie nehme Theil an deiner Noth?
Als neuerer Luculli Gladiatoren,
Genoß man euren Sieg, jetzt euren Tod.

Als jüngſt ein Volk, die Kohle ſonſt'ger Feuer,
Halb katzenhaft nach ſeinem Herrn gekrallt,
Da griff ein König ſelbſt in ſeine Leier
Und ein Deſpot rief ihrem Dränger: Halt!

Da ſah man eine Welt in Harniſch gehen,
So Oſt als Weſt nahm Theil am edlen Streit;
Doch damals galt's Ruinen, Propyläen,
Erinnerungen einer ſchönen Zeit.

Man hatte ſchulweis den Homer geleſen
Und hieß gebildet, weil man da geweint, —
Der Polen Noth war leiblich wahres Weſen,
Die kein Aeon mit Abendroth beſcheint.

Auch mochte dort man hilfreich ſich erweiſen,
Der eigne Vortheil blieb geſchützt, bewahrt.
Kaum kniff ans eigne Fleiſch das Rettungseiſen,
Da ließ mit eins der Muth von ſeiner Art. —

O Frankreich, Frankreich! konnteſt du verkennen
Den Platz, auf den ein Gott dich hingeſtellt?
Biſt ſtolz, der Freiheit Bräut'gam dich zu nennen,
Und zeugſt mit ihr nicht Kinder für die Welt?

O ſchau! viel klüger ſind ſie, die dich haſſen,
Ihr Werk ſcheint ihnen halb und nur von heut,
So lang ein Fleck noch auf der Welt gelaſſen,
Wo nicht ein Herr ob einem Knecht gebeut.

Du rühmſt dich deines Zwingherrn Ueberwinder,
Den fremde Macht bis heute nie verließ,
Auf Polens Flur erſchlägt man Frankreichs Kinder,
In Warſchau's Angeln klirrt die Pforte von Paris.

Und du, dem man den Namen ging zu holen
Ins Land des großen, kleiner Kaſimir![1]
Als dich der Prieſter taufte, dacht' er: Polen!
Dein Name bricht mit Polen über dir.

Wär's Unbill gleich, dich unbegabt zu ſchelten,
Iſt klug gleich manches, was dein Klügeln ſchuf,
Auf großen Bahnen kann nur Großes gelten,
Klein iſt, wer kleiner iſt als ſein Beruf. —

Ihr Briten auf! es gilt Smirneſer Trauben,
Oporto-Wein, Brabanter Linnen, auf!
Frankreich will euren Freund Don Miguel berauben,
Laßt zehn, laßt zwanzig Orlogſchiffen Lauf!

Ihr Brutuſe mit Pfefferdüt' und Elle,
Gerecht nur gegen euch nach filz'ger Norm,
Schreit nicht das Volk an eurer eignen Schwelle?
Es ruft nach Brod, und ihr gebt ihm Reform.

Wär' Warſchau hingebaut am Meeresſtrande,
Und wüchſe Zimmt, wo jetzt nur grüne Saat,
Ihr fühltet mächt'gere Verwandtſchaftsbande,
Und Polen ſtünde frei, ein Volk, ein Staat.

---

[1] Kaſimir Perier, Miniſter unter Louis Philipp.

J. W.

Doch weil ihr gleich dem Geiz'gen im Gedichte,
Einäugig gern, wenn euer Feind nur blind,
Ließt, daß kein Frank' den blut'gen Hader ſchlichte,
Ihr Polens Staub hinwehen in den Wind.

Und wolltet ihr das Land, vom Rhein durchfloſſen,
Heimſuchen nicht mit Krieg, der immer hart,
Warum mit euren Grenz- und Ruhmsgenoſſen,
Nach Stambul hin nicht lenken eure Fahrt?

Dort konntet einem alten Freund ihr nützen,
Und jeder Streich traf nur den grimmen Czar,
Doch wechſelt ihr das Herz mit euren Sitzen,
Der Wollſack eurer Freiheit Hochaltar.

Die aber in des Welttheils Mitte wohnen,
Sind mild, ein Freiheit träumendes Geſchlecht!
Sie auch als Bettlerpfennig nehmend von den Thronen,
Doch wo ein Herr, iſt auch der Deutſche Knecht.

Die Einen ſind zu ſchwach, die Andern — ſtille!
Von dieſen ſpreche nimmermehr ein Lied!
Zum Guten fehlt nicht Macht, es fehlt der Wille,
Das Auge fehlt, das rein nach Außen ſieht.

Die Freiheit haſſen ſie, doch nicht alleine,
Nicht mehr als all, was ſtammt vom ew'gen Geiſt,
Und athmend lebt im hellen Sonnenſcheine,
Was wärmt, erhebt, was denkt und unterweiſt.

Dort tönt kein Wort durch ſpäherwache Lüfte,
Scheu kriecht das Denken in ſich ſelbſt zurück,
Die Bruſt vernieten krummgebog'ne Stifte,
Und gänzlich ſtumpf, gilt dort für ganzes Glück.

Gleichwie in Dante's dunkeln Schauderorten
Die Inſchrift lehrt, daß da kein Rücktritt ſei,
Steh' inſchriftweiſ' an dieſes Landes Pforten:
Gemeinheit eingeprägt und Heuchelei.

Dem Throne nah ſitzt dort ein Mann ſeit Jahren,
Die glatte Stirn im Venusdienſt gebleicht,
Dem Einfäll' luſtig durchs Gehirne fahren,
Die ihm ein Andrer auf Syſteme reicht;

Und wenn der Zeitgeiſt durch die Macht der Schwere
Zur Erde ſinkt, der ſtrahlend er entflog,
So ſchwört der kleine Mann auf Wort und Ehre,
Sein Gaukeln ſei's, das ihn hernieder zog.

Wer lieber ſich von Ebenbürt'gen treten,
Als mahnen laſſen will vom mindern Mann,
Wird fruchtlos zu der Menſchheit Feſt gebeten,
Er war entſchuldigt, eh' es noch begann.

Dir aber Preußen, laß mich donnernd ſprechen,
Warum thuſt du nicht deiner Pflicht genug?
Kaum wächſt ja Brod auf deinen ſand'gen Flächen,
Der Geiſt allein: dein Acker und dein Pflug.

Als dich der, leider, Einz'ge deiner Fritze
Der Zahl zum Trotz, hoch zu den Sternen trug,
Dacht' er dich immer an der Bildung Spitze,
Stoff gegen Stoff, zerbricht der ſchwäch're Krug.

Und war's dein Volk nicht, das dich rückerſtritten,
Beim Haar geriſſen von des Abgrunds-Bord?
Warum nun zittern in des Volkes Mitten,
Das Daſein betteln von dem eiſ'gen Nord?

Lebſt etwa du in der Erinn'rung Räumen,
Wie damals, als das Junkerheer zerſchmolz?
Ein gleich' Erwachen harret gleichen Träumen
Und Jena ſteht, wo Dünkel prunkt und Stolz.

Sie aber hören nicht, ſind nicht zu retten,
Die Niederung vermählt ſich gern dem Sumpf,
Barbar'ſche Könige in goldnen Ketten,
Dünkt ihnen ſchön ein ruſſiſcher Triumph.

Du aber, Freiheit, die der Frühlingsmorgen
Hervorrief aus dem eisumſchloßnen Grab,
Die Sonne hat von neuem ſich verborgen,
Steig' wieder nur zur kalten Gruft hinab.

Doch hüte dich, zu feſt, zu lang zu ſchlafen,
Hat ja kein Winter ewig noch gethront,
Und, wenn im Mai erſt laue Strahlen trafen,
Kömmt Juli auch, ein neuer Erndtemond.

Rußland.

Ich grüße dich, du Land der eiſ'gen Steppen,
Mit deinen Völkern, rauh und ſtarr und roh,
Wo ſie die Unſchuld zum Polarkreis ſchleppen,
Wo noch Gewalt des Uebermaßes froh.

Wohl weiß ich, was du drohſt: du drohſt mit Banden,
Wohl weiß ich, was du willſt: du willſt die Welt;
Und dennoch Heil mit dir und deinen Landen,
Greif zu! ſchlag los! zertrümm're, was dich hält!

Dort, wo des Bospors ätherblaue Wogen
Durch reiche Erndten fluthen ohne Saat,
Wo ſich des Ueberfluſſes Horn gebogen
Hinlegt um Konſtantinus goldne Stadt.

Dort ſetz' dich hin in deiner Thierheit Fülle,
Frohlockend ob der ſpät gelungnen That,
Und fletſche deiner Zähne Reihn und brülle,
So oft ein Störer ſich dem Raube naht.

Nicht daß ich Gutes dir und Frohes gönnte,
Ich haſſe deiner Räuberhände Brauch,
Und möchte dich vernichten, wenn ich könnte,
Könnt' deine Gegner ich vernichten auch.

Denn ſie, die Widerſacher und Genoſſen,
Die gleiche Luſt zu gleichem Kitzel neckt,
Im Kleinen Quäler, wie du Scherg' im Großen,
Sie brauchen einen Mächt'gen, der ſie ſchreckt.

Als noch der Mann, dem nun die grünen Gräſer
Auf Helena die Schlummerſtätte baun,
Als er noch ſtand, der Allmacht Zornverweſer,
Da waren ſie wie Lämmer anzuſchaun.

Da krochen ſie um des Gewalt'gen Füße,
Da lechzten ſie nach Freiheit und nach Licht,
Da boten ſie der Menſchheit: Freundesgrüße,
Nicht nur das Recht, auch göttlich ſchien die Pflicht.

Doch als erfüllt das Maß von Gottes Zorne
Und der Titan, nicht ihnen, Gott verfiel,
Vergaßen ſie das heilig laut Beſchworne
Und ſetzten gleiche Frevel ſich zum Ziel.

Die Noth vorbei, war auch vorbei das Beten,
Der Regenmantel wich der warmen Zeit,
Die Zwerge lockt's, des Rieſen Spur zu treten,
War klein die Kraft, war das Gewiſſen weit.

Und Pfennige der umgemünzten Krone,
Bezahlten ſie in gleichem harten Geld,
Dem Zutraun ward des Treubruchs Spott zum Lohne,
Noch einmal dunkelt's in der lichten Welt.

Und nachten wird's, wenn nicht der Schreck vom neuen
Aus Drohenden ſie zu Bedrohten ſchafft,
Wohlan denn: ſchreck' ſie du! laß ſie bereuen,
Daß ihre Macht ſie wähnten unſre Kraft.

Mach' zittern auf den Häuptern ihre Kronen,
Verſtärk' den Hohn, der ſie mit Schmach beſpritzt,
Nimm aus das Neſt, wo ihre Jungen wohnen,
Daß Eigennutz ſie lehrt, was Allen nützt.

Doch merk', du gräbſt das Grab dem eignen Reiche;
Denn, erſt geſtützt des Rechtes heilig Haus,
Ziehn wir einher als unſrer Führer Gleiche,
Und tilgen dich als letztes Unrecht aus.

Kaiſer Joſefs Denkmal.

(1842.)

Laßt mich herab von dieſer hohen Stelle,
Auf die ihr mich geſetzt zu Prunk und Schau,
Prunk, mir verhaßt, als noch die Lebenswelle
Durch dieſe Adern floß balſamiſch lau.

Längſt iſt ja doch mein ird'ſcher Leib verweſen,
Und nun durch euch mein Geiſt getödtet auch,
Soll hören ich mein Urtheil hier verleſen
Von hoher Bühne, wie's bei Sündern Brauch?

Was ich geſchaffen, habt ihr ausgereutet,
Was ich gethan, es liegt durch euch im Staub,
Die Zeit wird lehren, was ihr ausgebeutet,
Mich wählt zum Hehler nicht für euren Raub!

Mir war der Menſch nicht Zuthat ſeiner Röcke,
Als Kinder, Brüder liebt' ich alle gleich;
Ihr theilt die Schaar in Schafe und in Böcke,
Und mit den Böcken nur erfreut ihr euch.

Und über meine Völker, vieler Zungen,
Flog hin des deutſchen Adlers Sonnenflug,
Er hielt, was fremd, mit leiſem Band umſchlungen,
Vereinend, was ſich thöricht ſelbſt genug.

Den Spiegel deutſcher Lehr' in Kunſt und Wirken,
Trug er, von keinem Unterſchied gehemmt,
Bis zu den letzten dämmernden Bezirken,
Wo noch der Menſch ſich ſelbſt und andern fremd.

Nun aber tont's in wildverworrnen Lauten,
Wie Trotz und Rohheit ſie der Menge beut,
Dem Thurme gleich, den ſie bei Babel bauten,
In Folge deß die Menſchen ſich zerſtreut.

Noch eines war, das habt ihr noch gehalten,
Bis dieſen Tag, aus Trägheit, Furcht, wie Spott:
Der Glaube fand ſich längſt in ſich geſpalten,
Mir war er Eins, wie Recht, wie Menſch, wie Gott.

Und in der Bruſt dem innerlichſten Leben,
Vergönnt' ich Jedem ſeinen Weihaltar,
Der Lüge iſt die äußre Welt gegeben,
Im Innern ſei der Menſch ſich ſelber wahr.

Greift noch an dieß! Die heil'ge Ueberzeugung,
Macht wieder ſie zum leeren Formenſpiel,
Der überirdiſch unerklärten Neigung
Setzt ihr ein ſelbſtgemachtes rohes Ziel.

Entfaltet wieder ſie, die ſchwarzen Fahnen,
Die meine fromme Mutter ſchon verhüllt,
Den guten Enkel, macht ihn gleich dem Ahnen,
Der, frommgetäuſcht, die Welt mit Mord erfüllt.

Thut's, denn ihr wollt's! — Mich aber laßt von hinnen,
Treibt nicht mit meinem heil'gen Namen Scherz!
Man ehrt den Mann, verehrend ſein Beginnen,
Bracht ihr mein Werk, zerbrecht auch dieſes Erz!

Doch brächet ihr's in noch ſo kleine Trümmer,
Es kommt der Tag, der wieder ſie vereint,
Und einſt bei frühen Morgens erſtem Schimmer,
Eh' noch ein Strahl die Kaiſerburg beſcheint;

Wenn ihr euch wälzt in ſchlummerloſen Träumen,
Weil Boten brachten blut'gen Krieges Wort,
Getäuſchte Freunde mit der Hülfe ſäumen
Und Stürme herziehn vom beeiſ'ten Nord;

Wenn Art und Stamm das eigne Volk entzweien,
Getrennter Zweck ſie ſcheidet hie und dar,
Streitſücht'ge Pfaffen ihre Gläub'gen reihen
Um ihren, nicht des Vaterlands, Altar

In Scham ſich eurer Heere Stirnen malen
Ob ihres Führers, den die Gunſt berief,
Der Schatz nur reich an Ziffern und an Zahlen,
Der Schuldbrief aufgelöſt in Schuld und Brief.

Hört ihr es dann in gleichgemeſſnen Tönen
Durch Straßen, ſchweigend noch von Volkes Ruf,
Auf funkenſprühendem Granit erdröhnen
Wie eines ehrnen Roſſes Wechſelhuf:

Dann denkt, es naht der jüngſte eurer Tage,
Der todte Kaiſer kam zurück ans Licht,
Und mit der Weltgeſchicke Demant-Wage,
Geh' ich mit meinen Enkeln zu Gericht.

Der kranke Feldherr.[1]

(1854.)

Er iſt verwundet, tragt ihn aus der Schlacht,
Ein tapfrer Kämpe war's, ein kühner Führer,
Der vorfocht in der Finſterlinge Schaar,
Nun aber traf ein Pfeil des Lichtgotts ihn
Und fuhr mit Macht hindurch, bis dahin wo,
Tief unter Herz und Bruſt, ſich Leber, Milz
Und Magen, Galle, Nieren, thier'ſcher Greuel,
Und doch der Sitz des Lebens ſolcher Herrn,
Mit ſchickſalsſchwangern Windungen begegnen.
Der Pfeil jedoch, der ihn ins Leben traf,

---

[1] Der ruſſiſche General Fürſt Paskewitſch, welcher 1854 bei Siliſtria verwundet wurde. J. W.

Es war die Botſchaft, daß der Legitimen Einer,
Der Kopfabſchneider Mahmud, Tods verblichen
Und nun ein andrer der Legitimen,
Der Polenwürger Nikolaus, gewillt,
Kraft ſeines alt von Gott entſproſſ'nen Rechts
Zu ſtehlen, was der Türk vor Jahren ſtahl.
Das fuhr dem Mann', der, weil vom Wind geſchwellt,
Sich für das Segel hielt des Schiffes dieſer Welt,
Der ſeine Kraft, ſein Schwert, durch Spitze, Schleifen
Bis zu des Fadens Dünnheit abgenützt
Und machtlos ſtand der Macht nun gegenüber —
Das fuhr ihm wie ein Blitzſtrahl durchs Gehirn,
Und warf ihn nieder, wo er annoch liegt.
  Laßt ihn betrachten uns: Ein feiner Mann,
Die hohe Stirn, ſie barg gewiß Verſtand.
Doch iſt Verſtand ein doppeldeutig Ding,
Ein Diener, der nur gut durch ſeinen Herrn.
Iſt der nun, der gebeut, kein reiner Wille,
Kein richt'ger Sinn, der Pfad und Wege weist,
Dünkt ihm ſein Ziel: Erklügeln, ſtatt: Erkennen,
Mögt ihr ihn Fluch und keine Gabe nennen.
Und auch ein Herz, es ſpricht aus dieſen Zügen,
Der war nicht taub für ſeines Nächſten Leid!
Wenn anders nicht der Stolz, die Eitelkeit,
Gelagert in den hochgezog'nen Brauen,
Verſchloſſen ſeines Fühlens weiches Ohr,
Ihn bannten in des Hochmuths ſtumme Nacht! —
O, ewiger Fluch bevorzugter Naturen,
Bevorzugt als begabt, als hochgeſtellt.
Statt auf betret'nem Völkerweg voran,
Auf launiſch-ausgewählt, einſamer Bahn
Zu ſuchen, was der Welt gemeinſam frommt.

Beim Anfang tönen noch verwandte Stimmen,
Mahnende Leiter aus der nächſten Nähe;
Doch immer weiter abſeits geht der Pfad
Durch Dickicht und Gebüſch. Mit ſich allein,
Hat der Gedanke keinen Maßſtab mehr
Als den Gedanken, der nur er, er ſelbſt;
Der erſte Fehlſchluß zeugt den zweiten Irrthum,
Und der trägt ſchwanger Tauſende im Schooß,
Die, ſich begattend und erzeugend, leiſen Fortſchritts
In immer ſteigend unlösbarer Kette
Um Haupt und Bruſt, um Sinn und Geiſt ſich ſchlingen.
Es fehlt der Prüfſtein des verwandten Strebens,
Die Billigung des ew'gen Menſchenſinns.
Und endlich ſpät zur lichten Welt gekehrt,
Steht das Erdachte als ein Scheuſal da,
Sich ſelbſt ein Greu'l, wenn gnädig ihm ein Gott
Beim Anfang ſolcher Bahn das Schauder-Ende
Gewieſen in prophetiſchem Geſicht. —
Und dennoch prangt's und trotzt und droht und zwingt.
Bis endlich, der das Heil von Allen will,
Den Frevler aufgreift von der frommen Erde
Und hinwirft, flach, Nebukadnezar gleich,
Daß mit dem Thier er freſſe grünes Gras! —
Das war ſo Einer, dünkt mich. Hebt ihn auf,
Beſorgt und pflegt, wenn nicht, begrabt ihn:
Denn, ob nicht todt, er lebt doch auch nicht mehr.

Sinngedichte und Epigramme.

(Zur Zeitgeſchichte.)

Geht mir mit eurem hiſtoriſchen Lichte,
In dem ihr Daten und Zahlen gebt:
Ihr ſeid die Todtenbeſchauer der Geſchichte,
Ich habe ſie ſchauend durchlebt.

Fortſchritt.

Ein Mittel wird dem Fortſchritt immer bleiben:
Wenn er nicht übertreffen kann, zu übertreiben.
Und bei der Einzelnen ſchmählichen Ermattung:
Der Kultus der Nationen und der Gattung.

Der Geiſt der Zeit iſt nur ein Traum,
Oft iſt nur Mode das Bewunderte:
Doch Ein Geiſt macht ſich immer Raum,
Der Geiſt, der ſtille, der Jahrhunderte.

Was klein um klein, und Griff um Griff,
Polypenartig ſich erweitert,
Wird endlich zum Korallenriff,
An dem manch' hohles Staatsſchiff ſcheitert.

Ihr ſeid zu jeder Zerſtörung bereit,
Reißt nieder, daß Neues entſtehe.
Ihr ſeid damit wohl auf der Höhe der Zeit,
Doch iſt d'rum die Zeit auf der Höhe?

Syſtem.

Ich weiß ein allgewaltig Wort,
Auf Meilen hört's ein Tauber,
Es wirkt geſchäftig fort und fort
Mit unbegriffnem Zauber,
Iſt nirgends und iſt überall,
Bald läſtig, bald bequem,
Es paßt auf ein und jeden Fall,
Das Wort, es heißt: Syſtem.

Grundſätze, Freund, Principien
Sind's, die den Staatsmann führen,
Sie geben Haltung, hält man ſie,
Und laſſen ſich ignoriren.

In Politik zwei wicht'ge kleine Dinger
Sind Daumen eben und Zeigefinger.
Sie halten die Feder,
Das weiß ein Jeder;
Doch Wicht'ges noch wird oft durch ſie betrieben,
Wenn ſie ſich übereinander ſchieben.

Sie ſeh'n die Flut den Schlamm von Grund aus miſchen,
Und Jeder zittert ſelbſt vor der Gefahr,
Sie alle möchten gern das Waſſer klar,
Doch freilich vorher auch im Trüben fiſchen.

Nationalität.

Ein Vorzug bleibt uns immer unverloren,
Man preiſt ihn heut' als Nationalität,
Er ſagt: daß irgendwo der Menſch geboren,
Was freilich ſich von ſelbſt verſteht.

Nationaltracht.

Auch in der Kleidung unterſcheidet euch!
Wollt euern Fehl nicht auf die Menſchheit wälzen!
Die gleiche Bildung macht die Trachten gleich,
Die Thiere aber geh'n noch heut' in Pelzen.

Der Weg der neuern Bildung geht:
Von Humanität,
Durch Nationalität,
Zur Beſtialität.

Militär und Pfaffen
Geben uns zu ſchaffen.
Pfaffen und Militär
Machen Kopf und Beutel leer.

Warnung.

Willſt du von Fortſchritt reden, mein armer Chriſt,
Mußt ſicher du ſein zu jeder Friſt,
Daß du auf dem rechten Wege biſt;
Sonſt führt dein Plagen, fort und viel,
Dich immer weiter ab vom Ziel,
Und all dein Fortſchritt will nichts bedeuten,
Als ſeitwärts oder rückwärts ſchreiten.

Den Deutſchen.

Dem Bergesgipfel naht ihr der Kultur,
Von Feldern und Pfaden längſt keine Spur,
Das Knieholz fängt bereits ſchon an,
Kaum kurzes Gras auf eurer Bahn.
Steigt ihr noch weiter, wie ich ſeh',
Erreicht ihr bald den ewigen Schnee.

Deutſche, werdet wahr!
Ihr ſeid's vielleicht gegen andre,
Doch nicht gegen euch ſelbſt.
Die Lüge gegen andre iſt Sünde,
Die Lüge gegen ſich Verkehrtheit,
Trotz Wiſſen und trotz Gelehrtheit.

Hiſtoriſch! Nur hiſtoriſch
Hält euern Geiſt gefangen?
Und heißt doch, wie notoriſch,
Das eben, was vergangen.

Der Staat ſtützt ſich auf Adel und Kirche,
Die beide ſich wieder nur ſtützen auf ihn,
Das gleicht dem Verſuch des Baron Münchhauſen,
Am eigenen Zopf aus dem Sumpf ſich zu zieh'n.

Nichts, was nur ächt hiſtoriſch iſt,
Gieng je in dieſem Land verloren,
Drum herrſchen zwei Parteien itzt:
Die Wichte und die Thoren.

Homöopathiſch iſt die Kur,
Heilt man mit Rückwärtsſchritten,
Was Pfaffen und Ignoranz gethan,
Durch Dummheit und Jeſuiten.

1848.

Der Freiheitsdrang, der uns kam über Nacht,
Wird, fürcht' ich, wenig leiſten,
Wißt ihr, was mir ihn verdächtig macht? —
Die Lumpe ergreift er am meiſten.

Ein einzelner Sinn wird leicht geſtört,
Sie müſſen mitſammen gehen.
Nun hab' ich genug von der Freiheit gehört,
Möcht' einmal von ihr was ſehen.

Radikal und Konſervativ.

Der Unterſchied beider Parteigebilde
Iſt werth nicht, daß man ein Wort verliere;
Es ſind nun eben: die einen, wilde,
Die andern dagegen zahme Thiere.

Liberalismus.

Lern' erſt, was Freiheit will zu Recht bedeuten,
Eh' Wort und Wahlſpruch du entlehnſt von ihr.
Nicht nur, daß ſelbſt du dienſtbar keinem Zweiten,
Nein, auch kein Zweiter dir.

Die Henne erhebt ein groß Geſchrei
Bei jedem gelegten wirklichen Ei,
In Oeſtreich aber lärmen die Schreier
Schon über ungelegte künftige Eier.

Neuerer.

Was ſchwatzt ihr mir von einer neuen Zeit?
Die Zeiten hatten ſich, es iſt nicht lang, erneut.
Was aber jetzt für neue Zeit ſie halten,
Iſt nur verdeckte Wiederkehr zur alten.

Die Zeitideen werden ſich da am vollſten drängen,
Wo keine eignen ihnen den Platz beengen.

Scheint Einer auch hell und ſtark und weit,
Der Zunftgeiſt wird jeden überraſchen,
Die größten Helden der neuern Zeit,
Sie tragen denn doch auch Kamaſchen.

Radetzky.

1.

(1848.)

Will dich der Reichstag nicht erkennen,
Sei nicht erzürnt ob ſolchen Streichs:
Der Reichstag iſt ein Tag des Reichs;
Doch die Jahrhunderte des Reiches,
Sie werden Schützer dich und Retter nennen,
Und, die beſonnen, thun ſchon jetzt ein Gleiches.

2.

(1849.)

Was wundert ihr euch, daß er Wunder thut,
Er, der ja ſelber ein Wunder,
Der im Alter, wo Andern erloſchen die Glut,
Noch heiß von der Jugend Zunder.

Spart euer Wunder noch manches Jahr,
Bis er, ſtatt achtzig, hundert,
Bis grau ſeine Kraft, wie leider ſein Haar,
Jetzt, ſtatt euch zu wundern, bewundert.

Juriſten:
Schlechte Chriſten;
Macht ihr einen zum Miniſter,
Wird ein guter Chriſt er.

Der Diplomat.

Ein umgekehrter Talleyrand,
Obwohl ſonſt gern ſein Affe,
Fängt er mit dem Miniſter an
Und endiget als Pfaffe.

Viribus unitis, der ſchöne Spruch
Heilet nur halb der Trennung Fluch,
Wenn, was ihr als Völker Eines nennt,
Ihr wieder als Glaubensparteien trennt.

An einen Unterrichtsminiſter.

(1854.)

Einen Selbſtmord hab' ich euch anzuſagen,
Der Kultusminiſter hat den Unterrichtsminiſter todtgeſchlagen.

Grabſchrift.

(Fürſt M.)

Hier liegt, für ſeinen Ruhm zu ſpät,
Der Don Quixote der Legitimität,

Der Falſch und Wahr nach ſeinem Sinne bog,
Zuerſt die Andern, dann ſich ſelbſt belog,
Vom Schelm zum Thoren ward bei grauem Haupte,
Weil er zuletzt die eignen Lügen glaubte.

Ungarn.

Stets gährend und nie ausgegohren,
Bracht' euch der Fortſchritt wenig Frommen:
Die Tugenden der Wildheit habt ihr verloren,
Und die der Bildung noch nicht bekommen.

Poſtulata.

Preßfreiheit ſteht dort oben an,
Wo — unſchuldvolles Treiben,
Das halbe Land nicht leſen kann,
Das andere nicht ſchreiben.

Konkordat.

Um recht tugendhaft zu leben
Will ich meinen Diener zur Macht erheben,
Mir bei jedem ſündhaften Beſtreben
Eine Ohrfeige zu geben.

Eilt, das Konkordat zu verkündigen,
Kaſtrirt euch ſelbſt, um nicht zu ſündigen.

Excommunikation.

Ob die frühere Macht der Kirche frommt,
Will man von neuem verſuchen;
Bis nun der erwartete Segen kommt,
Treibt vorderhand ſie das Fluchen.

Deutſcher Bund.

Der deutſche Bund war nicht ſchlecht von Haus,
Gab auch Schutz in jeder Fährlichkeit,
Nur ſetzt' er etwas Altmodiſches voraus:
Die Treue und die Ehrlichkeit.

Ein Miniſter.

So iſt denn dein Vergang'nes todt,
Seit dir's nicht mehr vonnöthen?
Du warſt doch ſonſt ſo ziemlich roth,
Und kannſt nicht mehr erröthen.

Jeſuiten.

Die Schweizer worfeln tüchtig d'rauf,
Die Frucht fällt dicht dabei,
Doch Oeſtreich hält noch oben auf
Und ſammelt ſich — die Spreu.

Politik.

(Vor dem Kriege 1859.)

Ich ſah einen Rudel Gaſſenbuben,
Wie kaum entſchlüpft aus des Lehrers Stuben,
Die warfen ſich mit Ballen von Schnee
Und lachten, that's einem im Fallen weh.
Sie waren mit Ekelnamen nicht faul
Und ſtreckten die Zunge aus ihrem Maul.
Ei, dacht' ich in meinem Sinne, ei
Und ſo was duldet die Polizei?
Da gewahrt' ich Gold in ihren Haaren
Und ſah erſt, daß es Könige waren.

Türkiſche Wirren 1853.

Für Oeſtreich bleibt's bei der Regel, der alten:
Reconvalescenten ſollen ſich ruhig verhalten.

Orden pour le mérite.

Den Orden, der franzöſiſch hieß,
Hat man auf deutſch geſchnitten
Und gibt ihn halb an das Verdienſt,
Und halb an die Meriten.

Deutſches Selbſtgefühl.

„Das Ausland ſchätzt und lobt uns allgemach,
Nur ſeine Kenntniß unſrer iſt gering zu nennen.“
Mein Freund, der Mangel zieht den Vortheil nach,
Sie loben minder uns, wenn ſie uns beſſer kennen.

Engliſche Gevatterſchaft.

Ihr ſchwärmt entzückt, mit begeiſterten Blicken,
Für die Freiheit der Länder, die ohne Fabriken.

Engliſch.

Klebt man gar zu ſehr am Alten,
Wirds zuletzt doch morſch und faul,
Von eurer Freiheit habt ihr nichts behalten,
Als das ungewaſch'ne Maul.

Carlo Alberto.

Das Schwert Italiens? Mag wohl ſein!
Zum wenigſten für Solche,
Die Schwerter dort ſind etwas klein,
Bei uns nennt man ſie Dolche.

Lobt nicht gar zu ſehr den Grafen Cavour,
Als wär' er allein Italiens Heiland nur,
Der eigentliche Befreier der spazzo-camini,
War denn doch der ſelige Orſini.

Fabius Cunctator.

(1815.)

Kein Mittel wollte ſich fügen,
Napoleons Macht zu beſiegen,
Mit Liſt, mit Verrath, mit Macht, mit Geld,
Vergebens: er blieb der Meiſter der Welt.
Nur Wellington ward einer Gabe froh,
Worin er mit Keinem den Rang theilt,
Und hat mit Erfolg bei Waterloo
Den Helden zu Tode gelangweilt. —

Louis Napoleon.

1.

Dein Oheim iſt dein Ideal,
Du ſuchſt ihm in allem zu gleichen,
Schon iſt die Kopie ganz Original,
Bis auf das Meiſterzeichen.

2.

Unbeſonnenheit ſtatt Muth,
Und Unverſchämtheit ſtatt Verſtand;
Setzt ſich der Adler auf deinen Hut,
Doch folgt er d'rum deiner Hand?

3.

(1852.)

Von ſeiner Weisheit tönt ein Geſchrei
Bis in Europas letzten Winkel:
Mir ſcheint er klug aus Schurkerei,
Und dumm aus Eigendünkel.

4.

(1853.)

Du haſt die Stimmen in Wort und Schrift,
Biſt anerkannt wie ein Aechter;
Nun fürchte dich nicht vor Dolch und Gift,
Dir droht ein Aergres: das Gelächter.

Napoleon,
Poliſſon,
Ein Gamin in der Mitte,
Macht genau: Coquin der dritte.

Ob er der zweite, der dritte gar,
Streit' Einer, bis er berſte,
Eins iſt gewiß und ſicher wahr,
Daß keinenfalls er der Erſte.

Franzöſiſche Zuſtände.

Legitimität,
Autorität,
Nationalität,
Abſurdität,
Servilität,
Beſtialität.

◆

IV.

Vermiſchte Gedichte.

Wenn manches dich abſtößt, dir manches gefällt,
Iſt's doch auch nicht anders mit der Welt,
Ein warmes Gemüth und ein billiger Sinn,
Sie finden mitunter Befriedigung d'rin.
Grillparzer.

Spaziergänge.

1.

Bachesgemurmel.

Erſte Welle.

Nu, nu!
Was willſt du?

Zweite Welle.

Hinunter.

Erſte Welle.

Hier iſt mein Platz.

Zweite Welle.

Kann nicht ſein, Schatz!

Erſte Welle.

Ai, Ai! Sie ſchlägt mich!

Uebrige Wellen.

Nu, Nu!
Keine Ruh?
Fließen doch alle dem Frieden zu.

2.

Pflanzenwelt.

Das Höchſte iſt, das Höchſte bleibt
Ein einig ſich'rer Geiſt,

Von Außen nicht,
Von Innen nicht,
Durch nichts beengt, was Störung ſpricht,
Und Unterwerfung heißt.

Denn wie die Pflanze ſteht er da
Und ſaugt in ſich den Saft;
Treibt ihn empor
In Halm und Rohr
Und bringt als Blum' und Frucht hervor
Die Sammlung ſeiner Kraft.

Die Eiche prangt ſo hoch und hehr
Und hebt in blaue Luft
Das edle Haupt,
Von Kraft umlaubt;
Fern ihr, daß ſie beſchämt ſich glaubt,
Weil dort der Roſe Duft. —

Die Roſe, ſtrebend ſelber auch
Mit freud'gem Sinn empor,
Im Feierkleid
Sieht, ohne Neid,
Den Schlehdorn ſie mit Frucht beſtreut,
Und duftet nach wie vor.

Und keines will was anders ſein,
Als was es ward gemacht;
Drum ſind ſie froh
Und haben's ſo,
Und wiſſen gleich, ihr was und wo,
Bei Dämm'rung, Tag und Nacht.

Du aber, Wandrer, weißt es nicht,
Schweifſt dort und da des Wegs,
Willſt hart und weich,
Willſt gut und reich,
Willſt Frucht und Blume ſein zugleich,
Geh hin, und überleg's!

3.

Im Gewächshauſe.

Aloe, Aloe!
Blüheſt ſo ſchön,
Aber nur einmal
In Menſchengedenken.
Aloe!
Wir leben nur eines,
Ein einziges Menſchengedenken.
Wenn die erſte Blüthe vorüber,
Aloe, Aloe!
Wo Zeit für die zweite?

Frühlingsgedanken

im Garten vor einem knoſpenden Strauche.

Mutter.

Wie die Knoſpen ſchwellend blitzen!
Schon geht auf der Blüthe Stern;
Zieren wird er, und auch nützen,
Blum' und Frucht, ſo mag ich's gern.

Dichter.

Fröhlich bin ich wie ein Konig,
Mir gefällt der wackre Strauch;
Schläft acht Mond', blüht dann ein wenig,
Ei bei Gott! ſo mach ich's auch. —

Mädchen.

Weiß der Unſchuld, Roth der Freude,
Bei der Zukunft frommem Grün,
Prangt auf ſeiner Blüthen Kleide,
Und gen Himmel ſeh'n ſie hin.

Fahnenjunker.

Weiß und Roth mit Grün umwachſen,
Recht gut kaiſerlich, fürwahr!
Kriegt man Luſt, ſich rumzubaxen,
Beut er ſchlanke Gerten dar.

Gärtner,

als Epilog, den Vorübergehenden nachſehend.

Ei, daß dich! mit Hoffen, Freuen,
Mit Erwartung, Blüth' und Frucht!
Heute Nacht wird's, denk' ich, ſchneien,
Dann kommt morgen her, und ſucht.

Sinnpflanze.

Sieh, wie ſich die Blumen freun!
Alle öffnen ihre Blätter
In der Sonne warmen Strahl;
Du allein nur bleibſt verſchloſſen?
Biſt du fühllos? Freuſt dich nicht?

„Fühllos nun gerade nicht!
Will mich auch wohl wieder öffnen,
Nur hat mich, eh du gekommen,
Taſtend eine Hand berührt.“

Gedanken am Fenſter.

Herüber durch die Berge
Ertönt es dumpf und ſchwer,
Wie Leichentuch um Särge,
Verhüllt Gewölk die Berge,
Und drinnen geht der Herr.

Die Erde ſieht's mit Bangen,
Die Luft, ſie regt ſich nicht.
Die Vögel, die erſt ſangen,
Sind ſtill zu Neſt gegangen,
Das Weltall ahnt Gericht.

Es blitzt! Was zuckſt du, Auge?
Denkſt du der Thränen itzt
In einem andern Auge,
Für die ein Rächer tauge,
Gleich jenem, der dort blitzt?

Ein Wirbelwind von oben
Greift nieder in den Staub;
Nun werden Wetter toben,
Schon iſt der Keil gehoben,
Bezeichnet ihm ſein Raub.

Doch horch! welch leiſ' Bewegen,
Rauſcht durch die Blätterwand?
Was Strafe ſchien, wird Segen,
Vom Himmel rieſelt Regen
Und tränkt das durſt'ge Land.

Herkules und Hylas.

Hylas! Hylas! ruft der Alcide
Laut an Myſia's Felſengeſtad;
Ob ſchon wankend und Weges müde,
Klimmt er hinan den ſteinigten Pfad.
Den ſeine Bruſt zum Liebling erkoren,
Hylas, den ſchönen, hat er verloren;
Und ſchon die Nacht, die verhüllende, naht.

Suchend nach Waſſer ging er, der Knabe,
Mit dem Krug auf dem lockigen Haupt,
Sich und dem durſtenden Freund' zur Labe.
Doch durch die Pfade, waldigt umlaubt,
War er gegangen und nicht mehr gekommen,
Dunkel nur ward die Sage vernommen,
Daß ihm die Nymphen den Knaben geraubt.

Denn, als den Krug in emſigen Handen,
Uebergebeugt in den ſpiegelnden See,
Er am Ufer ſchöpfend geſtanden,
Hab' es gequollen vom Grund in die Höh' —
Glänzende Stirn' und Augen und Wangen,
Und zwei Hände, von denen umfangen,
Hylas verſank in den wallenden See.

Solches von zagenden Hirten erzählet,
Hört des Herakles heilige Macht,
Und, von Zorn die Sehnen geſtählet,
Dringt er durch Klippen und Waldesnacht.
Recht hat die ſchwankende Kunde geleitet,
Siehe, ſchon liegt weithin verbreitet
Vor ihm der See in ruhiger Pracht.

Hier ans Ufer tritt er im Grimme,
Und ſchreit hinaus in die neblichte Luft:
Hylas! Höre des Freundes Stimme!
Komm' wieder! — Und, die in felſiger Kluft
Ihr euch vermeßt, den Geliebten zu halten,
Fürchtet des Donnerers höchſte Gewalten,
Denn ſein Erzeugter iſt's, der zu euch ruft!

Kloſterſcene.

Zu einem Gemälde von Fendi.

Ein Mönch in kleiner Zelle,
Mit ſorglichem Geſicht,
Halb in der Sonnen Helle,
Halb in des Kreuzgangs Licht.

Es zeigt von frommen Bitten
Manch heilig Konterfei;
Von ſtrengen, mäß'gen Sitten
Der Korb, Gemüſ' dabei.

Daß innig noch ſein Fühlen,
Der Blumentopf zur Hand;
Des Wiſſens Durſt zu kühlen,
Dient wohl der mächt'ge Band.

Doch dort mit ernſtern Mienen
Strahlt herberes Geräth;
Das ſind des Panzers Schienen,
In dem der Krieger geht.

Dort auch des Roſſes Zäume,
Des Sattels leere Wucht,
Auf dem durch blut'ge Räume
Der Tod ſein Opfer ſucht.

Und brütend ſieht er reiten,
Die Krieger dort im Thal,
Als dächt' er früh'rer Zeiten,
Und ſich in ihrer Zahl.

So mochte jener Kaiſer,
Der fünfte Karl genannt,
Als büßender Karthäuſer
Hinblicken auch in's Land.

So ward ſein Auge trüber,
Die Hand fuhr nach der Bruſt,
Ging ſeinem Geiſt vorüber,
Was nun ihm erſt bewußt.

Wie ſchöner als kein Zweiter,
Von Gott er hingeſtellt,
Eh' er das: „Immer weiter!“
Zum Wahlſpruch ſich erwählt;

Wie Ländergier und Ehre
In ſeiner Bruſt im Streit,
Halb Zögling der Tibere,
Halb Ritter alter Zeit.

Bis jener Fürſt der Franken,
Mit Glück von ihm bekriegt,
Ihn in der Meinung Schranken,
Der Mann den Mann beſiegt;

Und er, geſtört ſein Zielen
Nach Ruhm aus ſich allein,
Als Höchſter nur ob Vielen,
Noch Erſter konnte ſein.

Wie nun die ſchwere Rechte,
Das trockene Gemüth
Dem menſchlichen Geſchlechte
Die dürre Regel zieht;

Und was ſich drüber hebet,
Drückt nieder ſeine Hand,
Was eigne Bahnen ſtrebet,
Taucht er in Blut und Brand.

In des Gedankens Reiche
Den vielgeſtalt'gen Geiſt,
Engt er zu öder Gleiche
In Form, die er ihm weiſt.

Und ſo, ein Freiheitsbüttel,
Umſtellt er jeden Fleck;
Das Größte wird ihm Mittel,
Ihm, dem das Kleinſte Zweck.

Bis nun die junge Fichte,
Mit Macht zum Grund gebückt,
Empor ſchnellt und zu nichte
Das Band macht, das ſie drückt.

Der meiſt ihm nachgetreten,
Zuerſt zur Freiheit ruft,
Daß die geſprengten Ketten
Hinklirren in die Luft.

Wie nun die Welt ihn widert,
Weil nicht mehr ſein Gepräg,
Er launiſch ſich erniedert,
Weil aufwärts mehr kein Weg.

Und ſo, im Möncheskleide,
Am Kloſterbettelſtab,
Er mind'ſtens ſchmeckt die Freude,
Daß er ſich ſelbſt ihn gab;

Ja, auch noch mag genießen,
Des Kitzels linden Stich,
Sich rückerſehnt zu wiſſen,
Weil Schlimm dem Schlechtern wich. —

So grabt und kniet der Alte,
Denkt wenig an die Welt,
Bis etwa durch die Spalte
Ein ferner Schimmer fällt;

Mit einer raſchen Wendung
Sein Leben vor ihm liegt, —
Er denket ſeiner Sendung,
Und wie er ihr genügt.

Da wird ſein Antlitz trüber,
Die Hand fährt nach der Bruſt,
Und Schatten ziehn vorüber,
Um die er einſt gewußt.

Fühlt er nun Menſchenachtung,
So fühlt wohl auch der Mann:
Mit Reue und Betrachtung
Sei's noch nicht abgethan!

Alma von Goethe.

(1845)

Das haſt du nicht gedacht, Gewalt'ger du,
Als du noch weilteſt in der Menſchheit Schlacken,
Daß einſt dein Enkelkind frühzeit'ge Ruh
Soll finden in dem „Lande der Phäaken."

Und daß der Mann, der ſchüchtern vor dir ſtand,
Den Blick geſenkt vor'm hehren Strahl des deinen,
Am fabelgleichen fernen Iſterſtrand
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.

Es kommt ſo manches anders, als man meint,
Und iſt gekommen, warſt du gleich der Weiſe;
Die Sonne, wenn ſie hoch im Mittag ſcheint,
Senkt ſchon zum Untergang ſich mählich leiſe.

Nach neuen Zonen wendet ſich der Geiſt
Und läßt, was blank, in grauem Dunkel roſten,
Iſt doch, was uns der ferne Weſten heißt,
Für andre Völker auch zugleich ein Oſten.

So drang dein Wort, ſo kam dein Enkelkind
In unſre Morgenroth-beſtrahlten Fluren;
Hoch ſchlug mein Herz, verſchönt, wie Weiber ſind,
In ihr zu finden deiner Züge Spuren.

Und ſo trat ich, zu huld'gen, in den Saal,
Wo ſchon das Theegeräth die Tiſche krönte,
Die Frau begrüßend, deines Sohnes Wahl,
Die dir des Lebens Abendroth verſchönte.

Doch war kein weiblich Weſen ſonſt im Kreis,
Nur Herren, ſchwarz, als wär' ein Sarg zur Stelle;
Da öffnet ſich die Thür', und hell und weiß,
Tritt kinderhaft das Mädchen auf die Schwelle.

Die ich gedacht mir in der Hoheit Schein,
Von angeſtammter Herrlichkeit erglänzend,
Ein Theebrett in den Händen, trat ſie ein,
Demüthig Brod zum heißen Trank kredenzend.

Doch war's, als ob dem Erlenkönig gleich
Des Ahnherrn Geiſt ob ihrem Scheitel ſchwebte,
Und ſie, das Kind, dem Kind im Liede gleich,
Vor'm Anhauch einer geiſt'gen Ladung bebte.

Wie an dem Eichſtamm, den der Blitz geneigt,
Die Blume hell empor die Blätter richtet,
Als ob nicht dein Erzeugter ſie erzeugt,
Als ob ihr Ahn ſie Klärchen-gleich gedichtet.

Sie fühlte wohl den Wink der fernen Hand,
Die Sehnſucht nach dem Land der reinen Lilien,
Und ging dahin, ſo ſtamm- als wahlverwandt,
Verwaiſend und verdoppelnd die Ottilien.

Du aber ſchauſt mit ernſtem Blick herab,
Wo ſie der Grund, Beethoven nah, verſchlungen,
Und ſprichſt kopfſchüttelnd ob dem frühen Grab:
„Das war dir an der Wiege nicht geſungen!"

An der Wiege eines Kindes.

Da liegt ſie, eingehüllt,
Die hülfloſe Kleine!
Eine Blume an Schönheit,
Und an Bewußtloſigkeit, daß ſie ſchön.
Ein leeres Blatt die Seele;
Die Sinne, Griffel ohne Führer;
Der Verſtand, ein Schreiber, tief im Schlaf.
Kein Geiſt rief noch: es werde Licht
Ueber der dunkeln Urnacht;
Und Menſch- und Thierheit ſtreiten
Wem ſie gehört.

Sie lächelt. — Warum?
Sie weint. — Weßwegen?
O laßt ſie weinen, lächeln ohne Grund;
Gebt dieſe Kunſt ihr mit ins Leben!
Der beſte Grund zum Frohſinn iſt der Frohſinn,
Und mög' auch künftig, wenn ſie weint,
Nie das Bewußtſein ſagen ihr, warum.

Wie rein die Stirne ſich hebt,
Die Wangen ſtrotzend leuchten,
Die Unterlippe, als zum Kuß geformt,
Ein Roſenblatt ſich ſchwellend hebt,
Vom Oberlippchen zierlich überrandet,
Und Wang' und Kinn mit ihren Grübchen
Zur ſtrengen Schönheit fügen ſüßen Reiz.
Du biſt ſchön, o Kleine,
Und wirſt es mehr noch ſein, wenn nicht mehr klein!

Sei mir gegrüßt, Geſegnete der Götter!
Denn, wahrlich, Schönheit iſt der Götter Segen!
So ausgeſchieden ſein vom Niedern und Gemeinen,
Am Fuß der Himmelsleiter hingeſtellt,
Die von der Erde aufſteigt zu den Göttern.
Und einen ew'gen Mahner an der Seite,
Der leiſe ruft: Zerſtör' mich nicht!
Das Schöne, es iſt gut, und ſchön das Gute!

Und ſo wirſt du auch gut ſein, gut wie ſchön,
Und klug wie beides, und verſtändig;
Des Vaters Aug' in deiner klaren Stirn,
Es wird von Recht einſt ſprechen, wie in ſeiner;
Der Mutter Mund ob deinem weichen Kinn,
Es wird von Geiſt ertönen, wie bei ihr,
Und feſter Sinn wird thronen in den Brauen.

Was lächelſt du? als hätteſt du vernommen
Der allzuraſchen Lippe weihend Lob;
Ich ſage dir, die Güte, die dich ſchmückt,
Sie wird dir einſt der Thränen mehr entpreſſen,
Als die Vergebung weinet und der Schmerz;
Und des Verſtandes Fackel wird dir leuchten,
Da, wo du wünſchteſt lieber blind zu ſein,
Und ſpotten werden dein die andern Blinden.

Doch immerhin! laß beide ſtrahlen,
Erwärmend und erleuchtend für und für!
Thu dir genug, ſo thuſt du's auch der Welt,
Und ſo geh ruhig deinen ſtillen Pfad!
Und wenn du einſt am Rande deiner Bahn,
Gebettet in der Schwachheit Schaukelwiege,

Und eingewickelt in des Alters Binden,
Zum zweitenmal ein Kind, ſtillathmend ruhſt,
So gebe gnädig dir ein güt'ger Gott,
Daß du auch lächeln könneſt, dann, wie jetzt,
Dem Eintritt in ein noch verhülltes Leben!

Des Kindes Scheiden.

Ueber des Bettes Haupt flog ſäuſelnden Fluges ein Engel,
Und des Unſterblichen Blick fiel auf das ſchlafende Kind.
Wie ſein eigenes Bild im Spiegel ſilberner Wellen,
Lächelt freundlich und hold an ihn die ſüße Geſtalt.
Leiſe ſinkt er herab, ſich freuend der lieblichen Täuſchung,
Und tritt luftigen Schritts neben das ſchlafende hin.
Ach! es ſchlummert ſo ſüß, und Unſchuld und himmliſcher Friede
Säuſeln im Athem des Munds, ruh'n auf der ſilbernen Stirn,
Kräuſeln zum Heiligenſchein des Hauptes goldene Locken,
Ruh'n, wie ein Lilienzweig, in der gefalteten Hand.
Freundlich lächelt der Engel; doch bald umwölkt ſich ſein Antlitz,
Trüb, mit brütendem Ernſt, wendet er ſeufzend ſich ab.
Er überſchauet im Geiſt den Sturm der kommenden Tage,
Dem die Eiche nur ſteht, welcher die Blume zerknickt;
Rauſchen hört er des Unglücks ſeelenmordende Pfeile,
Wider die Unſchuld und Recht, nur ein zerbrechlicher Schild;
Thränend ſieht er das Aug', das weich die Wimper bedecket,
Und zerſchlagen die Bruſt, die jetzt athmend ſich hebt.
Banges Mitleid erfaßt die Seele des himmliſchen Boten,

Fragend ſieht er empor, und — der Allmächtige nickt.
Da umfängt er den Nacken, und küßt die zuckenden Lippen;
Spricht: „Sei glücklich, o Kind!“ — und — die Kleine war todt.

Entzauberung.

(Jamnitz, im October 1824.)

Piſang, mit den breiten Blättern,
Chinaroſe, blutig roth,
Winden, die um Palmen klettern,
Cactus, der mit Pfeilen droht;
Könnt ihr euch um mich vereinen,
Dann bin ich in Indiens Hainen,
Hat ein Zauber mich gebannt
In des Morgens Fabelland? —
Doch nicht lang ſoll Täuſchung währen,
Regen läßt auf Glas ſich hören,
Scharfer Wind fällt ſchneidend ein:
Ein Gewächshaus war mein Hain,
Und mein Indien liegt in Mähren!

Jagd im Winter.

Der Himmel grau, die Erde weiß,
Die Bäume kahl, die Büſche Gereis,
Ihr Lächeln den Fluren genommen.
Mag zagen, wer will, mir wallet es heiß,
Ich nenne willkommen dich, blinkendes Eis,
Dich, ſtarrenden Winter, willkommen.

Als noch die Menſchheit im Lenze lag,
Da ſtand ihr wohl ein Frühlingstag,
Nun mag ſie ſich anders erweiſen.
Willkommen, ihr Felder, erſtarrt und beſchneit,
Wir leben ja doch in eiſerner Zeit,
Wohl paart ſich Eis zu dem Eiſen.

Des Dichters Leier verklingt, verſtummt,
Kaum daß noch die Klage wie Heimchen ſummt,
Kein Spiel, kein Preis, kein Sieger.
Drum fort ins Freie, das Geſchoß in die Hand,
Das Rohr gehoben, den Hahn geſpannt,
Als Jäger, wenn nicht als Krieger!

Und wenn es knallt, und wenn es trifft,
So denkt, daß jene, die kochten das Gift,
Im Finſtern horchen und harren.
O Winter der Fluren! ſtürme nur zu,
Der Geiſter Winter iſt kälter als du,
Er tödtet, du macheſt nur ſtarren.

Nur Abends daheim am Feuerherd,
Da ſei auch ein einziger Seufzer gewährt
Nach Lenz und Blüthen und Früchten.
Des Morgens aber von neuem hinaus,
In Jagdgetös und Sturmgebraus,
Die Zwietracht des Innern zu ſchlichten.

Verſäumter Augenblick.

Auf Kresna-Hora, hütend ſeine Kühe,
Stand jener Hirt; da wollt' es ihn bedünken,
Er ſäh' es aus dem Erdreich guldig blinken,
Im Dämmerlicht von Tages erſter Frühe.

Mit kurzem Athem eilt er hin, und ſiehe!
Dem Grund entſprießen wirklich goldne Zinken,
Auf Wurzeln, die noch tief und tiefer ſinken,
Reich lohnend ſeines Grabens leichte Mühe.

Doch wühlend wird zuletzt ihm bang und enge,
Mag er allein die tiefſte Tief' ergründen?
Er bricht den Stab entzwei auf Armes Länge,

Und eilt ins Dorf. Raſch folgt hinaus die Menge,
Und ſucht und wühlt, mit Hebel, Karſt und Winden,
— So Platz, als Gold war nicht mehr aufzufinden.

Am Morgen nach einem Sturme.

(Im Molo di Gaeta)

Haſt einmal wieder geſtürmet?
Wildes, tobendes Element!
Wider Erd' und Himmel
Feindlich kämpfend angerennt?
Thöricht! fruchtlos!
Sieh, die Erde ſteht unbewegt,
Und der Himmel wölbt ſich heiter glänzend,

Lächelnd, über ſie und dich.
Du aber biſt trüb und düſter,
Und warſt doch ſchön wie ſie.

Feinde nicht die Erde an,
Weil ſie feſt und grünend,
Beneide nicht den Himmel,
Weil er blau und hell.
Biſt du minder feſt als jene,
Biſt du heller doch als ſie;
Biſt du minder hell als dieſer,
Biſt du feſter doch als er;
Und beide — willſt du ruhig quellen —
Spiegeln ſich vereint in deinen Wellen.
Drum gib auf nur die Beſchwerde!
Sei erſt ruhig, und dann ſchau,
Ob du grün nicht, wie die Erde,
Wie der Himmel blau.

Die Viel-Liebchen (Philippchen) der Doppel-Mandeln.

Zwillingskinder eines Stengels,
Zwillingsſchweſtern einer Schale,
Liegen wir geſchmiegt beiſammen,
Zwei in Einem, Eins in Zweien,
Als ein Sinnbild wahrer Liebe,
Als Symbol der feſten Treue.

Der du unſre Schale brichſt!
Hüte dich, uns je zu trennen,
Noch zu theilen unſre Hälften:
Oder willſt du's doch, ſo thu' es

Nie mit einem, dem du abhold,
Den du möchteſt flieh'n hinfürder.

Denn, o wiſſ' es nur, du Kühner!
Wir, gezeugt in einem Schooße,
Und gewiegt in einer Wiege,
Und getraut zu einem Bette,
Ob man uns auch theilt und ſcheidet,
Suchen ſtets uns zu vereinen.

Aus den Augen, von den Lippen
Deſſen, der von uns gekoſtet,
Ruft das Eine zu dem Andern:
Hörſt du Liebchen? mein Viel-Liebchen!
Komm und tröſte den Verlaſſ'nen,
Komm und hilf ihm, der verwaist.

Und das Liebchen hört die Stimme;
Ueber Hügel, über Berge
Treibt es den, der ſie empfangen,
Hin zur ſchwergetheilten Hälfte,
Hin zu dem oft längſt Vergeſſ'nen,
Der die Frucht mit ihm getheilt.

Und da ſtehn die beiden Menſchen,
Sehen tief ſich in die Augen,
Fühlen mächtig ſich gezogen,
Wiſſen nicht, wie das geſchehen,
Können nimmer ſich verlaſſen,
Müſſen fürder einig gehn.

Drum ihr Fremden, Ungeweihten!
Seht ihr je ſich Zwei umfaſſen,
Die die Doppelfrucht getheilet,

Denkt nur, es ſind nicht ſie ſelber,
Nicht die Menſchen, die ſich küſſen,
Die Viel-Liebchen küſſen ſich.

Die Unſchuld.

Zu einem Genrebilde von Waldmüller.

Ach, du ſchöne weiße Taube,
Zitterſt du gleich Eſpenlaube?
Schmiegſt dich bang mit ſcheuem Sinn
An die holde Schützerin.

Wohl mit Recht warnt dieſes Zagen!
Vieles darf der Starke wagen:
Gierde lauert, Unſchuld weint,
Und dort ſeh' ich deinen Feind;

Einen nur der langen Reihe:
Adler, Falke, Sperber, Weihe;
Glatt und kraus, mit Streif und Stern,
Alle freſſen Täubchen gern.

Selbſt die Katze krümmt den Rücken;
Zwar vor ſolchen Feindes Tücken
Schützt ein raſcher Flügelſchlag,
Und ein Engel iſt ja wach.

Aber auch die Engel ſchlafen,
Und will Gott am ſtärkſten ſtrafen,
Zeigt der Feind geflügelt ſich;
Täubchen, Täubchen! hüte dich.

Dem Geſchichtforſcher.

Ich gehe mit meinem Kober
Und meinem Hakenſtab,
Und wo von Miſt ein Schober,
Setz' ich die Bürde ab.

Da wird geforſcht, zerſtochen
Der Kehricht weit und tief,
Ob irgend ein Abfall-Knochen
Sich etwa hinein verlief.

Und was ich da gefunden,
Trag' ich vergnügt nach Haus
Und ſied' in einſamen Stunden
Manch' ſchöne Notiz heraus.

Lied.

Ruhe umhüllt
Mit ſäuſelndem Flügel
Thäler und Hügel,
Selige Ruh';

Und dem Schlummer,
Dem lieblichen Kinde,
Leiſe und linde
Flüſtert ſie zu:

„Weißt du ein Auge,
Wachend in Kummer,
Lieblicher Schlummer,
Drücke mir's zu!“

„Fühlſt du ſein Nahen?
Ahneſt du Ruh'?
Alles deckt Schlummer,
Schlumm're auch du!“

Lebensregel.

Will eine Meinung dich gewinnen,
Und fällt die Wahl, wie öfter, ſchwer,
So frag', willſt du dich recht beſinnen,
Nur nach dem Was, dem Wie, dem Wer.

Das Was? es gälte wohl das Meiſte,
Doch rein zu löſen iſt es nie,
Zumal bei aufgeregtem Geiſte;
Dann geh' du weiter auf das Wie?

Durch welche Mittel ſich behaupte
Die Meinung auf dem Weg zum Ziel?
Und ſind es ſchlechte, unerlaubte,
So haſt du ſchon gewonnen viel.

Doch oft verſchafft ſich auch das Rechte
Nur durch Gewalt den ſchweren Sieg;
Man iſt nicht wählig im Gefechte,
Denk' nur als Beiſpiel an den Krieg.

Dann bleibt das Wer? als letzte Frage,
Als Leitſtern zur Entſcheidung dir;
Wer deiner Meinung Fahne trage,
Und wer ſich ſchaare unter ihr?

Sind's Menſchen, die du ſonſt wohl meideſt,
Dienſtbar dem Wahn, dem Trug, dem Lohn, —
Indem du von den Schlechten ſcheideſt,
Haſt du dich auch entſchieden ſchon.

Den Zeloten.

Gottloſe! ihr ſucht einen Gott,
Er fehlt und iſt euch doch vonnöthen;
Dem Sünder thut ja auch ein Richter Noth,
Soll er nicht fälſchen, rauben, tödten.

Erkenntet ihr des Rechts Bereich,
Wenn's im Geſetz nicht ſchon umſchrieben?
Unſchuldig iſt das Mädchen euch,
Das leiblich unberührt geblieben.

Euch hebt ſich nicht die dürre Bruſt,
Wenn menſchlich Hohes aus ſich kündet,
Die Luſt, ſie dünkt euch dann noch Luſt,
Wenn ſie auf fremdes Weh ſich gründet.

Euch iſt, was war und iſt und wird,
Nicht Glied derſelben, Einen Kette,
Der Lohn, den Rechtthun ſelbſt gebiert,
Ihr wollt ihn baar auf einem Brette.

Was in der Bruſt, im Geiſte lebt,
Gilt euch für weſenloſe Träume;
Damit ihr Wirklichkeit ihm gebt,
Muß Ort erfüllen es und Räume.

So ballt denn, was lebendig quillt,
Nehmt einen Götzen euch zum Schilde.
Und wie er euch nach ſeinem Bild,
So ſchafft ihn euch nach eurem Bilde.

Böſes Wetter.

Wenn ſtarke Winde wehen,
Dann fliegt, vom Schwung erreicht,
Papier und dürre Blätter,
Was irgend leer und leicht.

Indeß die armen Vögel
Sich bergen in ihr Neſt,
Weil ſie das tolle Treiben
Denn doch nicht fliegen läßt.

Doch wenn die Stürme ſchweigen,
Die Sonne wieder lacht,
Dann ſinkt mit Eins zu Boden,
Was hob des Windes Macht.

Indeß die kleinen Vögel
Hoch fliegen mit Getön; —
Wann wird die Windsbraut ſchweigen?
Wann wird es wieder ſchön?

Gutgemeinte Bemühungen.

Ein Mann kehrt heim zur Winterszeit,
Ihn fror, auch war kein Mahl bereit,

Die Aſche kalt auf ſeinem Herd,
Doch wie er ſtochernd um ſie kehrt,
Da glimmt ein Fünkchen ſchwach und klein,
Verborgen wie des Glühwurms Schein.
Der Mann fährt hoch vor Freuden auf,
Thürmt drüber Holz in vollem Hauf,
Und kniet und bläst ſo viel er kann,
Ob er's vermag zu fachen an,
Und fährt ſo fort mit Windes-Raſen,
Bis er das Fünkchen — ausgeblaſen.

Willſt du Verglomm'nes neu beleben,
Muß ſich dein Eifer Weile geben.

Bei der Nachricht von dem Tode der jungen Schauſpielerin Thereſe Löwe.

Kaum ging auf der bunte Vorhang
Deines jungen, art'gen Lebens,
Wie? und ſchon ertönt das Glöckchen,
Das ihn wieder fallen heißt? —
Nur ſo kurz auf unſrer Bühne?
Und die Rolle gar ſo klein?
Kaum ein Aufzug, ein paar Scenen,
Kinderfreude, Elternglück,
Ohne Knoten und Verwicklung,
Liebe blinzelnd erſt durch Spalten,
Und, eh' noch der Freund ſich freute,
Eh' die gute Stadt geklatſcht,
Schlüpfſt du von den lichten Brettern
Hin, wo dein der Wagen harrt? —

Ihr ſeid traurig? Ich bin's auch!
Und doch wieder bin ich's minder;
Von ſo kurzen leichten Spielen
Kehrt der Mime leicht nach Haus,
Unerſchöpft und unbefangen.
Aber ſpinnt ſich's länger aus,
Hält der Scherz kaum bis zum Schluſſe;
Oder, wenn zum Ernſt gewendet,
Gibt es eine „Schuld" zu löſen,
Gibt's „ein Leben, das ein Traum,"
„Eines Starken Glück und Ende;"
Darum beſſer: ende, ende!

An einen geſchiedenen Freund.

Biſt du gegangen, müd' der ew'gen Kriege,
Die Einſicht mit der Thorheit ficht und ſchlägt?
Und haſt, verzweifelnd an dem ſpäten Siege,
Die wohlgebrauchten Waffen hingelegt?

Wohl gut! denn ob man ſteh', ob unterliege,
Der Feind bleibt ewig ganz und unbewegt,
Iſt Allgemeinheit des Gemeinen Wiege,
Tilgſt du ein Kraut, das Samen wieder trägt.

Dir ſtand es frei, du haſt mit eignem Wählen
Der Waffen edlen Dienſt dir auserſehn,
Auf Freigeworbne darf das Heer nicht zählen.

Doch wir, die zu der Fahne wir geſchworen,
Uns ziemt, bis zu dem letzten Hauch zu ſtehn,
Daß, ob der Sieg, die Ehre nicht verloren.

Ständchen.

Muſik von Franz Schubert.

(1824.)

Zögernd, ſtille,
In des Dunkels nächt'ger Hülle
Sind wir hier;
Und den Finger ſanft gekrümmt,
Leiſe, leiſe,
Pochen wir
An des Liebchens Kammerthür.
Doch nun ſteigend,
Hebend, ſchwellend,
Mit vereinter Stimme Laut
Rufen aus wir hochvertraut:
Schlaf' du nicht,
Wenn der Neigung Stimme ſpricht!
Sucht' ein Weiſer nah' und ferne
Menſchen einſt mit der Laterne,
Wie viel ſelt'ner dann als Gold,
Menſchen uns geneigt und hold?
D'rum, wenn Freundſchaft, Liebe ſpricht,
Freundin, Liebchen, ſchlaf' du nicht! —
Aber was in allen Reichen
Wär' dem Schlummer zu vergleichen?
Was du haſt und weißt und biſt,
Zahlt nicht, was der Schlaf vergißt.
D'rum ſtatt Worten und ſtatt Gaben,
Sollſt du nun auch Ruhe haben;
Noch ein Grüßchen, noch ein Wort,
Es verſtummt die frohe Weiſe,
Leiſe, leiſe,
Schleichen wir uns wieder fort.

Politiſche Fabeln.

1.

Das Duell.

Der Haſe und das Lamm im Streite,
Sie fordern ſich zum Zweikampf aus.
Das Windſpiel, ob geneigt gleich Einer Seite,
Soll Richter ſein dem blut'gen Strauß.
Der Tag erſcheint, der Haſe ſucht das Weite,
Das Lamm iſt kaum ſich ſeines Siegs bewußt,
Da wirft das Windſpiel ſich an ſeine Bruſt,
Und ruft entzückt, in Freundesarm gebettet:
„Er macht's wie ich, du biſt gerettet,
Wirſt nicht getödtet und erſparſt das Morden,
Hier nimm von meinem Hals den eignen Löwenorden."

2.

Orientaliſcher Kongreß.

Der Eſel und der Wolf im Streit,
Sie greifen zum Gewehr,
Da treten als Vermittler ein
Die Nachbarn rings umher,
Der Stockfiſch und das Murmelthier,
Der Marder und der Fuchs,
Dem Langohr fern und nah' verwandt,
Sie bieten Hülfe flugs. —
Doch dreinzuſchlagen, eh' es Noth,
Wär' eben auch zu toll;
Man zieht dem Eſel ab die Haut
Und ſchreibt ein Protokoll. —

3.

Diplomatiſcher Rath.

Ein Marder fraß die Hühner gern,
Doch wußt' er nicht, wie ſie erhaſchen;
Er fragt den Fuchs, 'nen alten Herrn,
Dem Steifheit ſchon verbot das Naſchen.
Der ſagt ihm: Freund, der Rath iſt alt,
Was hilft zu zögern, brauch' Gewalt! —
Der Marder ſtürmt in vollem Lauf,
Die Hühner aber flattern auf,
Die eine gackernd, kreiſchend jene,
Gerade in des Fuchſes Zähne,
Der gegenüber lauernd lag
Und müh'los hielt den Erndtetag.

Wenn du nach Hühnern lüſtern biſt,
Frag' Keinen, der ſie ſelbſt gern frißt.

Mirjams Siegesgeſang.

Als Cantate-Text für Franz Schubert, und von ihm componirt.

(1828.)

Rührt die Cymbel, ſchlagt die Saiten,
Laßt den Hall es tragen weit;
Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.

Chor.

Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.

Aus Egypten vor dem Volke,
Wie der Hirt den Stab zur Hut,
Zogſt du her, dein Stab die Wolke,
Und dein Arm des Feuers Glut!
Chor.
Zieh ein Hirt vor deinem Volke,
Stark dein Arm, dein Auge Glut.

Und das Meer hört deine Stimme,
Thut ſich auf dem Zug, wird Land.
Scheu des Meeres Ungethüme
Schaun durch die kryſtallne Wand.
Chor.
Wir vertrauten deiner Stimme,
Traten froh das neue Land.

Doch der Horizont erdunkelt,
Roß und Reiter löſt ſich los,
Hörner lärmen, Eiſen funkelt:
Es iſt Pharao und ſein Troß.
Chor.
Herr, von der Gefahr umdunkelt,
Hilflos wir, dort Mann und Roß.

Und die Feinde, mordentglommen,
Drängen nach auf ſich'rem Pfad;
Jetzt und jetzt — da horch, welch' Säuſeln,
Wehen, Murmeln, Dröhnen — Sturm!
's iſt der Herr in ſeinem Grimme,
Einſtürzt rings der Waſſerthurm.

Mann und Pferd,
Roß und Reiter
Eingewickelt, umſponnen,
Vom Netze der Gefahr.
Zerbrochen die Speichen ihrer Wagen,
Todt der Lenker, todt das Geſpann.

Tauchſt du auf, Pharao?
Hinab, hinunter,
Hinunter in den Abgrund,
Schwarz wie deine Bruſt.

Und das Meer hat nun vollzogen,
Lautlos rollen ſeine Wogen,
Nimmer gibt es, was es barg,
Eine Wüſte, Grab zugleich und Sarg.

Chor.

Tauchſt du auf, Pharao?
Hinab, hinunter,
Hinunter in den Abgrund,
Schwarz wie deine Bruſt.
Schrecklich hat der Herr vollzogen,
Lautlos ziehn des Meeres Wogen;
Wer erräth noch, was es barg?
Frevlergrab zugleich und Sarg. —

Drum mit Cymbeln und mit Saiten,
Laßt den Hall es tragen weit,
Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.

Chor.

Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.

Vater Unſer.

(Zu J. Führichs Umriſſen, Fragment.)

Hör' uns Gott, wenn wir rufen!
Wir alle deine Kinder:
Eingehüllt im Mantel deiner Liebe,
Hingelagert zu den Füßen deiner Macht,
Angeſchmiegt an deine Vaterbruſt:
Wir alle deine Kinder:
Vater unſer! —

Ob wir gleich Staub ſind und Spreu,
Geſtern geboren, morgen todt,
Ein Nichts im All, das Nichts war, eh du riefſt;
Ob unſre Erde gleich, die groß uns dünkt,
Ein Sandkorn iſt im Unermeßlichen,
Das du hinwegbläſ'ſt, wenn dir's wohlgefällt,
Wie man den Staub vom Tiſche bläst;
Und du der Mächt'ge biſt ob allen Mächt'gen,
Und über den Gewalt'gen der Gewalt'ge,
Der Herr der Herrn, ſo hoch ob aller Höhe,
Daß der Gedanke ſelber, der dich ſucht,
Auf halbem Wege ſchwindelnd rückwärts kehrt;
Doch ſiehſt du uns, doch hörſt du uns
Von deiner Allmacht hochgeſtelltem Thron,
Doch ſorgſt du, hilfſt du, Großer, Mächt'ger, Hoher,
Der du biſt im Himmel!

Wag' ich es, dich auszuſprechen?
Bin ich es werth, dich zu nennen?
Das kleinſte von den Werken deiner Hand?
Hohes beuge ſich und Höchſtes;
Ehre ſei dir und nur dir allein;
Allgütiger, Allweiſer,
Offenkund'ger, Geheimnißvoller,
Uranfang, ohn' Ende!
Schöpfer, Beſchützer, Erhalter!
In ſtumme Ehrfurcht
Sinke hin der Erdkreis.
Geheiliget werde dein Name!

Wohl haſt du die Erde ſchön gemacht
Und ich danke dir drum, mein Herr und Vater.
Blumen ſind da und Früchte, Quellen und Bäume,
Frühlingsluſt und Sommerfreude, alles aufs Beſte;
Auch gute Menſchen, die dir dienen und recht thun.
Aber ich kenne doch was ſchön'res, mein Herr und Vater,
Und, als hätt' ich's geſehn einmal in früh'rer Zeit,
Schwebt es mir vor, in meinen beſten Tagen;
Ein Land, wo dieſer Körper nichts begehrt,
Und wenn es nichts gewährt, auch nichts verſagt;
Wo der Gedanke Willen iſt,
Und Willen iſt die That;
Die That im Wollen und im Denken ſchon;
Das Land, wo, unſrer Sonne gleich, das Recht,
Und, wie der Mond, die Pflicht den Tag und Nächten leuchtet;
Wo das Gefühl nicht blind
Und der Verſtand nicht taub iſt allzumal;
Dort möcht' ich ſein, mein Herr und Vater,

Bei dir, in deiner Nähe;
Und darum, Herr, o höre!
Zu uns komme dein Reich!

Ich bin kurzſichtig und ſchwach,
Kaum das Nächſte erreicht mein Blick;
Der Zukunft Ferne iſt mir verſchloſſen:
Was gut gemacht ſchien, zeigte ſich ſchädlich,
Und wo Gefahr ich ſah, erſchien mir Gutes.
Auch hab' ich das Schlimme wohl gar gewollt,
Ja, das Schlimme gewollt, mein Herr und Vater!
Der mir der Nächſte war, ich hab' ihn gekränkt,
Bekümmert hab' ich, die mich liebten,
Den Zorn ließ ich walten ob meinem Thun;
Des Fremden Weh war nicht immer mein eignes.
Hab' ich immer gelohnt dem, der Gutes mir that?
Immer gethan, was als Beſtes ſich zeigte?
Vater! wohl gar das Schlimme hab' ich gethan,
Kurzſichtig, wie ich war und ſchwach;
Daher walte du ob mir und meinem Thun,
Führe mich, leite mich,
Und nicht meiner, Herr,
Dein Wille geſchehe!

Wenn wir all' uns liebten hienieden,
Wie du uns liebſt, mein Herr und Vater;
Wenn der Menſch den Menſchen ſäh' im Freunde,
Und auch in ſeinem Feinde nur den Menſchen,
Dann wäre nicht dort oben bloß dein Reich,
Auch unter uns wär' es, auch hier, hienieden,
Und der Liebe Machtgebot geſchäh'
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Sinngedichte und Epigramme.

(Vermiſchten Inhalts.)

Jeder Muſe ein Gebiet iſt zugefallen
Vom Bildungskreis als ein Vermächtniß,
Doch der Geſchichte, die Mutter von allen:
Mnemoſyne — das Gedächtniß.

Hiſtoriſche Schule.

Wenn ihr aus der Geſchichte Gott ſtudirt,
Iſt die Ausſicht eine geringe,
Studirt aus ihr nur, wie ſich's gebührt,
Die menſchlichen Dinge.

Denn im Verſtehn von Gottes Art
Sind wir und bleiben Kinder.
Er ſtraft vor allem die Dummen hart,
Die Schlechten — minder! —

Die Weltgeſchichte, die ſich dünkt was rechtes,
Iſt die Zoologie des Menſchengeſchlechtes.

Hiſtoriker.

1.

Die Geſchichtſchreiber waren ſonſt befangene,
Die neue Zeit gab neue Richte,
Wir ſchreiben nicht mehr die vergangene,
Wir ſchreiben künftige Geſchichte.

2.

So einem hiſtoriſchen Tropf
Läßt der Fortſchritt keine Ruh,
Er ſtellt das Alte auf den Kopf
Und endlich das Neue dazu.

Conjektural-Geſchichte.

In aller Menſchheit Urzuſtände
Tragt ihr eures Geiſtes Licht,
Doch ſieht man nicht die Gegenſtände,
Man ſieht nur euer Licht.

* * *

Eure Geſchichtsforſchung im letzten Ausdruck
Iſt nichts als Urkunden=Naturſelbſtdruck.

Urkundenſammlungen.

O weh, o weh, ich arme Geſchichte!
Was fällt auf mich das Material ſo dichte,

Alle meine Glieder liegen d'runter begraben,
Will doch wenigſtens den Kopf frei haben,
Zwar das Denken iſt jetzt entbehrlich für Jeden,
Brauch' aber höchſt nöthig das Maul zum reden.

Die griechiſchen Mythen und ihr Weſen
Wird zu erklären niemals glücken,
Einen verſchlungenen Faden kann man löſen,
Eine Stickerei aber nur zerpflücken.

Man ſpricht jetzt viel von dem Glauben:
Der Eine wünſcht zu glauben,
Der Andre glaubt zu glauben,
Der Dritte hat den Glauben,
Allein der Glaube hat Keinen.
Was mein iſt, iſt nur Meinen.

Glaube.

Der Ungläubige glaubt mehr, als er meint,
Der Gläubige weniger, als ihm ſcheint.

Proſelytismus.

Warum zu ihrem Glauben
Sie gern Genoſſen nehmen?
Vielleicht um in der Menge
Sich weniger zu ſchämen.

Das gebildete Chriſtenthum.

Homöopathie und Magnetismus,
Sind die Stufen zum Pietismus,
Aus lächerlich Kleinem und Clairvoyance
Erwächst die rieſige Obſcuranz.

Phyſiko-Theologiſch.

Unſer Gott iſt ein greifbares Faktum,
Wir nehmen vorerſt den Darm als Abſtraktum,
Und ſtopfen demnächſt vom wirklichen Schwein
So Fleiſch als Fett und Blut hinein,
So füllt ſich die Leere, wird ſtraff und ſtät,
Das ſchlotternde Abſolute concret.

Religionsbeſtrebungen.

Ihr erkennt die Krankheit der Zeit
Und ſeid mit dem Heilmittel bereit,
Allein was in Loth und Gran geſund,
Davon tödtet den Kranken ein ganzes Pfund.

Das Weltgericht mit Straf' und Lohn
Verficht der Schule Wortgetümmel,
Die Hölle iſt bewieſen ſchon,
Beweist nur noch den Himmel!

Feindesgefahr.

Die Hilfe Gottes, muß ich vermuthen,
Liegt für uns heut' ein wenig im weiten,
Denn nach dieſem Leben hilft er den Guten,
In dieſem Leben den Geſcheidten.

Ihr ſorgt für unſern beſſern Theil,
Ihr Hohen, halb Männer, halb Weiber,
Geſichert iſt unſer Seelenheil,
Wer fragt da noch viel um die Leiber.

Als Sinnbild des Bodens, auf dem ihr ſteht,
Scheint Petrus vor allen geeignet,
Da, eh' nur einmal der Hahn gekräht,
Er dreimal den Herren verleugnet.

Die Schweizer.

Man fragt, ob ihr denn Deutſche ſeid?
Ich glaub' es nun und nie:
Ihr triebt die Jeſuiten aus,
Wir ſchreiben gegen ſie.

Die Büßende.

Der frommen Buße Dauer zu vermehren,
Wie einſt Penelope im Freierhauf —
Was du bei Tag erwirkt an Kirchen und Altären,
Trennſt du bei Nacht geduldig wieder auf.

Namensunterſchied.

Was nennt ihr nicht von Chriſtus euch,
Warum mit Jeſus brüſten?
Weh! daß ihr Jeſuiten ſeid,
Indeß wir Andern Chriſten.

Irgendwo und Irgendwann.

Das Werk von Weibern und Kindern,
Zum Weinen oder zum Lachen:
Uns in dieſem Leben zu plündern,
Und im andern uns ſelig zu machen.

Kirchliche Charakterköpfe.

Der heilige Aloyſius und der ſelige Sarkander,
Dabei der Apoſtel Judas. —
Judas? rufen ſie unter einander,
Iſt der das? biſt du das?

Die Weiber, die Kinder, die Tyroler und die Pfaffen,
Wollen uns ein neues Gottesreich erſchaffen,
Doch der Gott in ihrem Gottesreich
Sieht Weibern, Kindern, Pfaffen und Tyrolern gleich.

Als Chriſtus die Verkäufer aus dem Tempel trieb,
Mit Knüttelſchlag und Peitſchenhieb,
Da riefen die Schächer beſorgt um ihr Leben:
Das klagen wir eilig bei der Stadt,
Die hat uns zum Wucher ein Recht gegeben,
Wir haben ein Concordat.

Die ſpaniſche Inquiſition
Taugt nicht in unſern Tagen,
Ihr müßt euch begnügen ſchon,
Die Andersgläubigen ſonſt zu plagen.

Zu wiſſen drängt euch euer Gemüth,
Was nach dem Tode ſoll geſchehen,
Ihr wißt ja nicht, was morgen geſchieht,
Und wollt ſo viel weiter ſehen?

Geologiſch.

Euer geſchmolzener Erdkern,
Liegt wohl von der Wahrheit ziemlich fern,

Wäre Schönheit, Frucht und Ernährung,
Abhängig vom Reſt der frühern Zerſtörung? —
Die Erde iſt Segen in Schale und Kern,
Die Wärme: der zeugende Athem des Herrn.

Naturwiſſenſchaften.

„Der Menſch wird doch täglich geſcheidter,“
Zuletzt iſt doch vieles nur Schein;
„Zum wenigſten kommen wir weiter!“
Ja, weiter in den Wald hinein.

Neueſte Phyſiologie.

So denkt und wollt, womit's euch gefällt,
Wo möglich mit dem Bauche,
Die Wunden unſrer ſiechen Welt,
Erzeugen Materie und Jauche.

An **

Es ſei der Lehrſtand nicht genug geehret,
So ſpricht die Welt: O weit entfernt!
Man ſchätzet den, der was gelehret,
Weit mehr als den, der was gelernt.

Thierſchutzverein.

Wie weit verbreitet ſind des Wohlthuns Triebe,
Man ſchützt die Thiere ſelbſt — aus Nächſtenliebe.

Die Furien waren Menſchen wie wir,
Und als noch im Beſitze irdiſcher Leiber,
Waren ſie herzensgute Weiber,
Nur glaubten ſie auch ſchon hier,
Die Güte, wie meldet ein alter Erzähler,
Sei ein Freibrief für alle Fehler.

Reiſebeſchreibung.

Wie ſie nach Italien wandern,
Läßt's beim Eindruck keiner bleiben,
Jeder ſieht nur, was die Andern,
Und will doch was anders ſchreiben.

Zwiſchen nichts wiſſen und Nichtswiſſen,
In dieſe zwei Theile iſt die Menſchheit zerriſſen.
Aber Nichtswiſſen
Iſt fruchtlos bis zum Tode befliſſen,
Indeß nichts wiſſen
Ein gottgefälliges Ruhekiſſen.

Antwort.

Ob es jetzt noch Geiſter gibt?
Je nachdem du's nun erkennſt:
Wenn du Geiſt und Fühlen trennſt,
Bleibt nur Leib und ein Geſpenſt.

Vertreibt die Phantaſie
Nicht aus der Poeſie!
Sie läßt den Menſchen nie
Und flüchtet, ſtört ihr ſie,
Bis in die Nationalökonomie.

Dem Finanzmann.

Bei allen Dingen in der Welt
Iſt die Uebung ein großer Lehrer;
Nur bei Anleh'n iſt's anders beſtellt,
Die werden, je öfter, je ſchwerer.

Einem Banquier, der die Armen beſchenkte.

Im Schenken ohne Maß, beim Darleih'n klug bedacht,
Erquickſt du Bettler heut', die geſtern du gemacht.

Ein Ochs ging auf die Wieſe,
Wo er nach Kräften fraß,
Da waren Blumen und Kräuter,
Es kümmert ihn nicht weiter,
Für ihn war alles Gras.

Zu einer Biographie Götz von Berlichingens.

Das Fauſtrecht gilt noch heut', die Fauſt beſtimmt das Recht;
Doch weil gebildet auch das Schmutzgeſchlecht,
Zog ſich der Muth vom Herzen ins Gehirn,
Statt eiſerner Hand die eiſerne Stirn.

Amor als Schwabe.

(An eine Tänzerin Thereſe Heberle.)

Freund Amor, ſag', was ficht dich an?
Du ſprichſt ja wie ein Schwäberle:
Ob Adelung auch bebe,
Nennſt du die Roſe: Reſerle,
Und: Heberle die Hebe.

Glückwunſch.

An den Herrn Hofconcipiſten *** bei Erhaltung des Lilienordens.

Wie paſſend ſchmückt dich der Lilie Zier,
Sie wird zum ſymboliſchen Zeichen an dir,
Wie ähnlich ſeid ihr euch Beide!

Wer denkt nicht an das, was die Bibel ſpricht:
Die Lilie ſie ackert und ſpinnet nicht,
Und prangt doch in köſtlichem Kleide.

Mein Freund, Sie ſind ein Böſewicht!
Zwar gar ſo böſe ſind Sie nicht.
D'rum bleiben einfach wir beim Wicht.

Jubelfeier.

Der Mann bracht' es auf ſiebzig gar,
Das heißt: von ſeinem ſiebenten Jahr
Hat all ſein Wirken, von Kind bis jetzt,
Nur eine Null ihm zugeſetzt. —

Schüler und Schulmeiſter
Sind unſre großen Geiſter,
Schreien im Chorus ſie,
Gibt's eine Akademie.

Ein Dummkopf bleibt ein Dummkopf nur,
Für ſich, in Feld und Haus,
Doch wie du ihn zu Einfluß bringſt,
Wird gleich ein Schurke d'raus.

Das Unmögliche wollen,
Das Undenkbare denken,
Und das Unſägliche ſagen,
Hat ſtets gleiche Früchte getragen:
Du mußt, wenn die Träume ſich ſcheiden,
Zuletzt das Unleidliche leiden.

Niemals Etwas, immer Ueber,
Ueber Etwas ſchreib mein Lieber,
So kommt Eignes zur Entfaltung,
Und das Fremde gibt die Haltung.

Such' nicht nach Gründen gar ſo weit,
Wo ſchon ein Grund die Wirklichkeit.

Unmündigkeit.

Wer nicht ausgetreten die Kinderſchuhe,
Den klemmen ſie ein bis zur Todtentruhe.

Jeder Irrthum hat drei der Stufen:
Auf der erſten wird er ins Leben gerufen,
Auf der zweiten will man ihn nicht eingeſtehn,
Auf der dritten macht nichts ihn ungeſchehn.

Geſteh' dir's ſelbſt, haſt du gefehlt,
Füg' nicht, wenn Einſicht kam,
Zum falſchen Weg, den du gewählt,
Auch noch die falſche Scham.

Zwei Leben lebt der Menſch, weh', wenn es anders wäre,
Das eine ſtirbt mit ihm, das andre bleibt: die Ehre.

Des Menſchen älteſtem, tiefinnerſtem Sein,
Blieb treu nur die Frau auf die Länge,
Sie wirkt, was ſie wirkt, durch ſich ſelbſt und allein,
Des Mannes Herr iſt die Menge.

Der Tiefſinn wird gar leicht zum Stumpfſinn,
Der Scharfſinn artet oft in Witz,
Halt' immer dich an den Naturſinn,
In ihm hat Groß und Kleines Sitz.

Gedächtniß.

Des Menſchen Daſein, alt wie jung,
Lebt zwiſchen Hoffnung und Erinnerung.
Jung, ſieht dem Wunſch er alle Pfade offen,
Und alt, erinnert er ſich eben an ſein — Hoffen.

Als Kind, als Jüngling, Mann und Greis
Verſchieden um kein Kleines,
Nicht weil er handelt, weil er weiß,
Fühlt ſich der Menſch als Eines.

Praxis.

Der Nachbar einer Frommen,
Des Philanthropen Kind,
Der Knecht des Liberalen
Drei harte Aemter ſind.

Lebensregel.

Frei in unendlicher Kraft umfaſſe der Wille das höchſte,
Aber zum nächſten zunächſt greife bedächtig die That.

Wen immerdar man anders ſchaut,
Der macht mir bange.
Nur Ein Thier wechſelt ſeine Haut,
Das iſt die Schlange.

Antwort.

„Ich will“ iſt ein gewichtig Wort,
Spricht mit ſich ſelbſt der Mann;
Doch ſteht genüber er der Welt,
So gilt doch nur: „Ich kann.“

Regel.

Willſt die Beſcheidenheit du des Beſcheidenen prüfen, ſo forſche,
Nicht ob er Beifall verſchmäht; ob er den Tadel erträgt.

Halt' dich entfernt, theil' dich nicht Jedem mit,
Und flieh die Schwätzer, Lung'rer, Schmecker,
Sieh nur, es iſt ein kleiner Schritt,
Vom Teller= bis zum Speichellecker.

Mit drei Ständen habe nichts zu ſchaffen:
Mit Beamten, Gelehrten und Pfaffen.

Gewinnſucht und Eitelkeit
Sind die Werbofficiere der Schlechtigkeit,
Iſt das Handgeld aufgezählt,
Nimmt Gewiſſen das Ferſengeld.

Verlieren und Haben
Sind zwei, obgleich verſchiedene Gaben.
Denn was der Menſch beſitzt und hält,
Theilt er doch immer mit der Welt,
Erſt an dem Tag, wo er's verloren,
Wird ihm zu eigen es geboren.

Mit einer Uhr.

Die Uhr, ſie zeigt die Stunde,
Die Sonne theilt den Tag,
Und was kein Aug' erſchaute,
Mißt unſers Herzens Schlag.

Inſchrift auf eine Sonnenuhr.

Ihr Leuchten zeigt die Stunde,
Mich ſelber zeigt ihr Licht;
Mag auch das Wiſſen fehlen,
Fehlt nur die Weisheit nicht!

Fühlen und Denken, wenn man's erwägt,
Sind der Blinde, der den Lahmen trägt.

Lehre.

In ſeines Vaters Laden ſpielend fand ein Knabe
Ein Stück Arſenik. Hocherfreut
Ruft er: Sieh', Vater, was ich hier gefunden habe,
Welch' ſchöner Stein! Der Vater ſchaut und ſchreit,
Und reißt den Fund dem Knaben aus den Händen,
Halt, ruft er, laſſe dich vom Schein nicht blenden,
Mein liebes Kind, das iſt ein herber Stein,
Scheint anfangs ſüß und tödtet hinterdrein.

An Selenen.

Bei Zurückſtellung des Buches „von der Nachahmung Chriſti“.

Chriſtus folgen? Wie mich's dränge,
Fruchtet doch mein Streben nichts;
Heimiſch nur im Reich der Klänge,
Bin ich fremd im Reich des Lichts.
Meine Augen, wie erreichten
Sie ein Ziel, ſo hoch und fern?
Jene Strahlen, die dir leuchten,
Blenden meinen trüben Stern.
Doch hüllt Nacht mir Chriſtus Pfade,
Klarer ſind die Deinen mir,
Folg' du ihm, ich folge dir,
Dein Weg führt gewiß zur Gnade.

Ohne Geld und ohne Sorgen,
Gibt's ein Glück, das meinem gleicht?
Geld! Ei, Geld, das kann ich borgen,
Aber Frohſinn nicht ſo leicht.

Heute ſorget ihr für morgen,
Morgen für die Ewigkeit,
Ich will heut' für heute ſorgen,
Morgen iſt für morgen Zeit.

Gleich und gleich geſellt ſich gern,
Wer du biſt, zeigt dein Begleiter,
Aus dem Knecht kennt man den Herrn,
Aus der Fahne ihre Streiter.

Was du billigſt, ob nur fern,
Iſt nach Tagen oder Wochen
Dein, als ob du's ſelbſt geſprochen.

Wer jemals unrecht dir gethan,
Wird nimmer dir gerecht;
Sein Unrecht widert ſelbſt ihn an,
Er ſetzt ſich d'rum ins Recht.
Stellt dich ſo tief er irgend kann,
Denkt unwerth dich und ſchlecht,
Und iſt nun ein gerechter Mann,
Sein Haß enthält ſein Recht.

Stammbuchblätter.

War's nicht genug an Journaliſten,
War's nicht genug an Recenſenten,
Den Kindern Kains mit Mörderhänden?
So mußte Gott, den Dichtern zürnend,
Die doch entſproßt aus Abels Lenden,
Die Sündfluth noch der Albums ſenden?

Ein Stammbuch wird oft grauenhaft,
Feſthaltend, was die Zeit entrafft,
Den Freund, das Glück, den Scherz.
Wenn du nach Jahren dieß beſchau'ſt,
Sei treu noch, wem du heute trau'ſt,
Und treu ſich ſelbſt: dein Herz.

Du triffſt nun in der Welt oft falſches Spiel,
Mußt klügeln lernen, ſchweigen, lauern,
Mir, dem das Weſen, wie es war, gefiel,
Mengt in die Freude ſich zugleich Bedauern.
Doch ſind ja mannigfalt des Lebens Normen,
Die Wahrheit ſelbſt nimmt Masken oft zum Scherz,
Und gibſt du deinen Geiſt in neue Formen,
Bewahr' in ſeinen alten uns dein Herz.

Hab' ich kaum jemals dich geſehn,
Geſprochen noch viel minder,
Wag' ich es für dein Selbſt zu ſtehn,
Bin deines Werths Verkünder.

Denn Gleiches ſich nur Gleiches ſucht,
Der Stamm verbirgt die Güte,
Und wo dein Vater iſt die Frucht,
Biſt du die neue Blüthe.

Einem jungen Mädchen.

Werde, was du noch nicht biſt,
Bleibe, was du jetzt ſchon biſt,
In dieſem Bleiben und dieſem Werden,
Liegt alles Schöne hier auf Erden.

In das Stammbuch eines Neuvermählten.

Amor würfelt' einſt mit Hymen,
Und der kleine Gott der Liebe,
Schielend liſtig durch die Binde,
Wirft beſtändig hohe Zahlen,
Vier und fünf und fünf und ſechs,
Halb zu viel, halb nicht genug,
Niemals Paar, trotz Liſt und Trug.
Da greift Hymen zu den Würfeln
Und wirft hoch nicht, aber gleich,
Eins und Eins. Ein Jubelſchrei!
Glück und Paar liegt in dem Zwei.

Einer jungen Freundin.

Du wardſt als Braut dereinſt mir zugeſagt,
Doch ward die Hochzeit etwas noch vertagt,
Weil ich nicht alt zwar, aber du viel jünger,
Nicht größer kaum, als jetzt dein Zeigefinger.
Doch iſt's ein ſeltſam Ding mit der Grammatik,
Sie ſchlägt oft um, beſonders in der Praktik:
Aus meinem alt ward älter, wie die Regel lehrt,
Du wardſt aus jünger jung — gerade umgekehrt;
Und während du ein holder Poſitiv,
Scheint's, daß die letzte Staffel mir ſchon rief:
Wir wollen drum nicht ſteigern noch vergleichen,
Und ſtatt dem Bindewort ſei uns ein — Trennungszeichen.

Poeſie ſei dein Begleiter,
Aber nur dein Leiter nie;
Was gemeſſen, führt ſie weiter
Und was maßlos, adelt ſie.

Mit Goethe's Werken.

Wo du ſtehſt im Kreis der Weſen,
Stellt er ſich als Führer ein,
Doch will er nicht bloß geleſen,
Er will auch gelebet ſein.

Ins Stammbuch der Schröder.

Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgränzen unſers Drama höhern Lauf.
Der Eine ſtand dabei, als es begann,
Die Zweite ſchied, da hört's wohl etwa auf.

Dem Schauſpieler La Roche.

Dichter nenn' ich dich gleich mir.
Dichten heißt denn freilich eben
In fremdem Daſein eignes leben,
Und da, erröthend, weich' ich dir.

In Ludwig Löwe's Album.

Wir ſahen andere Zeiten,
Nun liegen ſie leider entfernt,
Sie plaudern und lehren und ſtreiten,
Nur ſiegen hat Keiner gelernt.

Wir haben gemeinſam gerungen,
Wir haben gemeinſam geſiegt,
Und ſelbſt, wo mir's etwa mißlungen,
Du ſtehſt, wo der Dichter erliegt.

Einer Künſtlerin.

Wenn dir, der Kunſt ſo viel gegeben,
Zugleich auch ward des Lebens Gunſt,
Wer mag, umwölkt von Neides Dunſt,
Dagegen ſtaunend ſich erheben?

Iſt Eins doch ein und andres Streben,
Und wie die Kunſt ein zweites Leben,
So auch das Leben eine Kunſt.

In das Stammbuch einer Dichterin.

Jung, ſchön und reich
Und dennoch Dichterin?
Im Wünſchen und im Singen
Strebt ſonſt man nur nach Dingen,
Die man noch nicht beſitzt.
Du haſt, was Menſchen haben,
Die höchſten Schickſalsgaben,
Des Wirklichen Gewinn; —
Und dennoch Dichterin?

Iſt gleich ſeit ich dich kenne,
Faſt nur ein Augenblick,
Doch, wenn ich werth dich nenne,
Nehm' ich es nicht zurück.
In flüchtigen Sekunden
Trifft oftmals das Geſchick,
Was Jahre nicht gefunden,
Gibt im Moment das Glück.

Zwar ird'ſcher Werke Meiſter
Webt lebenlang am Stück,
Für Herzen und für Geiſter
Regiert der Augenblick.

Mit Ueberreichung des eigenen Bildniſſes.

Wer viel verſchenken will, ob Fürſt und König,
Mehr als ſich ſelbſt gab keiner noch, der war.
Hier nimm mich ſelbſt, und ſelber bring' ich's dar.
Dein Herz entſcheide nun, ob's viel iſt oder wenig.

In ein neues Album.

Am Eingang ſteh' ich hier,
Der ich dem Ausgang nah',
Und ſpreche ſtumm zu dir,
Die ich doch niemals ſah.

Der Pförtner will ich ſein
Für deiner Freunde Schaar,
Und laß ich Jemand ein,
So ſei er treu und wahr.

Der Tochter eines Freundes.

Am 7. Februar 1841.

Einſt auf denſelben Bänken
Saßen dein Vater und ich;
Des Guten und Schönen zu denken —
Der Vorſatz uns immer entwich.

Und daß wir's nicht gänzlich verfehlten,
Zeigte die Zeit, die verſtrich,
All', was wir ſchufen und wählten;
Und jeder läßt ſterbend nach ſich,
Die Kinder voll Anmuth und Sitten —
Neid, weißt du es anders, ſo ſprich! —
Ich — Sappho'n und Melitten —
Dein Vater — o Liebliche — dich! —

In der Kunſt ſo wie im Glauben
Iſt Dreieinigkeit das Weſen
Von dem Höchſten, Letzten, Einz'gen:
Wen das Wahre nicht erleuchtet,
Und das Gute nicht erlöſet
Von des alten Uebels Banden,
Der wird nie das Schöne ſchaffen.
Zeigt gleich in geſchiedenen Geſtalten
Jede ſich der drei Gewalten,
Und aus dem vereinten Chor
Geht das Göttliche hervor.

Ich hatt' ein großes Buch wie du,
Und hielt's ſchon, da noch jung,
Drein ſchrieb ſo manche nahe Hand
Wohl Lieb's und Gut's genung.
Nun aber wird's zu ſchwer und voll,
Ich denk', ich ſchließ es bald,
Das Buch, es heißt Erinnerung,
Mit Täuſchungen bemalt.

Einem Mädchen, das ſich dem Kloſter weihte.

Das bittere Gefühl, wie arm dieß Leben,
Wie ungenügend ird'ſchen Glückes Gunſt —
Derſelbe Wunſch, das nämliche Beſtreben
Gab dich dem Glauben, mich der Kunſt.
Ob ſcheinbar gleich ſich unſre Pfade ſcheiden,
Sie gehn aus Einem Punkt in gleiche Ferne, und —
Iſt nur die Welt ein abgeſchloſſenes Rund —
So müſſen irgendwo die Linien ſich ſchneiden.

Ein ſchlechter Richter iſt das Aug',
Weil man's ſo leicht beſticht,
Der beſte, freilich, wär' das Herz,
Doch das erreicht dich nicht;

Ein ſtrenger, aber allzumal
Ein bittrer iſt das Ohr;
Und wär' ein Fehler noch ſo klein,
Die Scheelſucht führt ihn vor.

Nur Wen'ge, die er ſchuldlos heißt —
Und die, in edler Ruh'
Des Neides Zunge ſelber preiſt,
Die ſind dann gut — wie du! —

Früh im Lenz bei lauem Wetter
Treibt der Baum die jungen Blätter,
Und die Zweige, dicht belaubt,
Winden Kronen um ſein Haupt.

Aber nach des Spätjahrs Fröſten
Weh'n ſie einzeln von den Aeſten,
Fallen endlich ſommerſatt,
Unbekannte: nimm dieß Blatt.

Ich bin alt, und du biſt jung,
Dein Denkbuch muß ſich darum eilen,
Sonſt reißt mich fort der Zeiten Schwung,
Doch kann ich noch Empfindung theilen,
Und lieſeſt einſt du dieſe Zeilen,
Wach' auf dir die — Erinnerung.

◆

Alphabetiſches Verzeichniß der Anfangsworte

von

Grillparzers ſämmtlichen Gedichten.

Seite
Abgeſtreift das Band 107
Ach, du ſchöne weiße Taube 217
Aloe, Aloe 229
Als Chriſtus die Verkäufer 268
Als Deutſcher ward ich geboren 90
Als Gott die Menſchen 93
Als ich noch jung war 15
Als Kind, als Jüngling 276
Als liberal, einſt 85
Alſo hatt' er lang geſprochen 76
Als rück zum Himmel nahm 164
Als Sinnbild des Bodens 266
Am Eingang ſteh ich 286
Am fünfzehnten Jänner geboren 77
Am heil'gen Chriſttagabend 45
Amor würfelt' einſt 282
Auch in der Kleidung unterſcheidet 213
Auf blinkenden Geſilden 55
Auf die Hände küßt 19
Auf! erneue den Streit 81
Auf Kresna-Hora 244
Aus Tag und Nacht 169

Begeiſterung, was ruf' ich dir 54
Bei allen Dingen in der Welt 271
Bei dem Klang des Saitenſpieles 4
Belle, belle nur zu 81
Bildung iſt das Gleichgewicht 142
Biſt du gegangen, müd 253
Biſt du geneſen denn 196

Seite
Bleib nur der alten 154
Brim blim, klang 11

Chriſtus folgen 279

Da die Deutſchen noch beſcheiden 150
Da liegt ſie, eingehüllt 239
Das Ausland ſchätzt und lobt 222
Das bittere Gefühl, wie arm 288
Das Denken iſt nicht 142
Das Denken ſucht ſich 145
Das Fauſtrecht gilt noch 272
Das haſt du nicht gedacht 237
Das Hegel'ſche Kriegsvolk 173
Das Höchſte iſt 227
Das Mittel iſt probat 153
Das Schickſal war nur 148
Das Schwert Italiens 232
Das ſind wunderliche Denkgeſetze 170
Das Unmögliche wollen 274
Das Volk verehr' ich 86
Das Waſſer rinnt vom Felsgeſtein 67
Das Weltgericht mit Straf' 265
Das Werk von Weibern 267
Daß dein Kleid roſenroth 7
Daß der Miſere nichts Großes 166
Daß die Poeſie Arbeit 158
Daß du, Freund, nicht ſchreiben 81
Daß er die Welt zum Begriff 172
Dein Oheim iſt dein Ideal 223
Dein Quartett klang 169
Dem Bergesgipfel naht ihr 214
Den Fortſchritt der Kriegskunſt 145
Den Orden, der franzöſiſch 221
Der deutſche Bund war nicht ſchlecht 210
Der Dilettant freut ſich 146
Der Eſel und der Wolf 255
Der erſte Stoff kommt 142
Der Fackelzug mit Saus 88
Der Fehler der Deutſchen 147
Der Freiheitsdrang, der uns kam 215
Der frommen Buße Dauer 267
Der Geiſt der Zeit iſt nur 211
Der Haſe und das Lamm 255
Der heilige Aloyſius 267
Der Himmel grau 242
Der Himmel hätte das Talent 146

Seite
Der Leichtſinn in der Kunſt 149
Der Mann bracht' es auf ſiebzig 273
Der Menſch wird doch täglich 269
Der Nachbar einer Frommen 276
Der Pedantismus 149
Der Radikalismus 153
Der Staat ſtützt ſich auf Adel 215
Der Syllogismus wäre 170
Der Tiefſinn wird gar leicht 275
Der Ungläubige glaubt mehr 264
Der Unterſchied beider Parteigebilde 216
Der Wächter auf den Zinnen 56
Der Weg der neuern Bildung 213
Der Zeit Gedanken 83
Des Menſchen älteſtem 275
Des Menſchen Daſein, alt 275
Des Unzufriednen ſtöbernde 90
Deutſche, werdet wahr 214
Dichter nenn' ich dich 284
Dichter zu belohnen 87
Die Arbeit iſt etwa auch 158
Die Aeſthetik vor allem 155
Die Deutſchen hätten 151
Die Dichtkunſt, ſagt man 150
Die eine Vorſchrift nenn' ich 143
Die ew'ge Macht gibt nicht 84
Die Furien waren Menſchen 270
Die Geſchichtſchreiber waren ſonſt 263
Die Grenzen alles Wiſſens 156
Die griechiſchen Mythen 264
Die Hegel'ſche Unheilsſtiftung 173
Die Henne erhebt ein groß 216
Die Hilfe Gottes, muß ich 266
Die Knechtſchaft hat meine 86
Die Kritiker, will ſagen 144
Die Poeſie und die Theologie 148
Die Schweizer worfeln tüchtig 220
Dieſes Suchen und Zweifeln 152
Dieß iſt die Bank 68
Die Stärke braucht 168
Die ſpaniſche Inquiſition 268
Die Trennungsſtunde ſchlägt 3
Die Uhr ſie zeigt 278
Die Volkspoeſie, die eure 102
Die Weiber, die Kinder, die Tyroler 268
Die Weltgeſchichte, die ſich dünkt 262
Die Zeitideen werden ſich 216

Seite
Die Zeit, ſie eilt ſo ſchnell 25
Dir auch töne mein Gruß 159
Doch ſtand es einmal 61
Doch wißt ihr auch, was Romantik 157
Du, den in wilde unwirthbare 52
Du, dieſes Ortes Einſamkeit 66
Du guter Schütze, ſcharf 164
Du haſt die Stimmen in Wort 224
Du Hundsgeſicht 155
Du mit dem ſtarren Auge 84
Du nennſt mich Dichter? 77
Du nennſt mich klein 82
Durchforſcht den Boden 141
Du reicher Geiſt 165
Du ſchreibſt die Muſik 171
Du triffſt nun in der Welt 281
Du trittſt ruhig der Kritik 156
Du wardſt als Braut 283
Du wärſt ein Mörder nicht 118

Eigne Gedanken ſprichſt du mir ab 80
Eilt, das Konkordat 219
Ein Buch iſt ein gar 149
Ein deutſcher Dichter iſt übel 127
Ein Dummkopf bleibt 273
Eine Aehnlichkeit, die ich mit 90
Ein einzelner Sinn wird leicht 215
Einen Selbſtmord hab' ich euch 218
Einer Mühle vergleich' ich 171
Einfälle ſind keine Gedanken 144
Einmal gewährte der Gott 161
Ein Mann kehrt heim 251
Ein Marder fraß die Hühner 256
Ein Mittel wird dem Fortſchritt 211
Ein Mönch in kleiner Zelle 253
Ein Ochs ging auf die Wieſe 272
Ein ſchlechter Richter iſt 283
Eins die Göttin noch ſprach 81
Eins iſt, was altergraue 51
Ein Stammbuch wird oft 281
Einſt auf denſelben Bänken 286
Ein Thor, wer der Thorheit 88
Ein umgekehrter Talleyrand 218
Ein Vorzug bleibt uns 213
Ein Wandermann, der Welt 118
Er iſt verwundet, tragt ihn 208
Er ſteht am Geſtade 163

Seite

Es gäbe kein verkanntes 154
Es geht ein Mann mit raſchem 101
Es lebe der deutſche Geiſt 147
Es ſei der Lehrſtand nicht genug 269
Es ſtellt ſich gar ſo heimiſch 167
Es will jetzt neu ſein 147
Euch kann mein Leid 131
Euer geſchmolzener Erdkern 268
Eure Geſchichtsforſchung 263

Fahrt ihr im wirklich Wahren 158
Falſche Anſicht 144
Flackernd erſcheint ihr im Sturm 160
Frag' ich, was wirkſam 152
Fragſt du mich, wie 27
Fragt ihr mich, was das Schöne 141
Frau Poeſie war krank 100
Freiheitsverſe herzubeten 153
Frei in unendlicher Kraft 276
Freund Amor, ſag' 272
Freundlich ſei mir gegrüßt 159
Früh im Lenz bei lauem 288
Früh war euch der Grieche 151
Fühlen und Denken 278
Für Oeſtreich bleibt's bei der Regel 221

Gar ſehr verſchieden 79
Gar Viele ſind meinem Gedichte 85
Geduldig waren Sie 84
Geht mir mit eurem hiſtoriſchen 211
Geläng' es mir, des Weltalls 171
Gelobt ſei Gott! die Stund' 21
Genoſſen! macht ein ernſt 115
Gern mißte den Orden 86
Geſcheidt gedacht 77
Geſteh' dir's ſelbſt, haſt du 275
Gewinnſucht und Eitelkeit 277
Glaubt ihr, man könne koſten 78
Gleich dem ſchaffenden Geiſt 160
Gleich und gleich geſellt 279
Glück auf, mein Feldherr 181
Glücklich der Künſtler 146
Glücklich der Menſch, der fremde 124
Gottloſe! ihr ſucht 250
Gott meinte, es ſei 89
Gott ſagte: nein 78
Grundſätze, Freund 212

Seite
Hab' ich kaum jemals 282
Hab' ich mich nicht losgeriſſen 13
Halt' dich entfernt, theil' 277
Halt' ein, Unſelige 133
Harter Winter, ſtreng 26
Haſt du vom Kahlenberg 175
Haſt einmal wieder geſtürmet 244
Hat dir Schiller gefallen 166
Herrlich nehmt ihr euch aus 160
Herüber durch die Berge 231
Hier liegt, für ſeinen Ruhm zu ſpät 218
Hier ſitz' ich mit läſſigen 69
Hiſtoriſch, nur hiſtoriſch 214
Homöopathie und Magnetismus 265
Homöopathiſch iſt die Kur 215
Hör' uns Gott, wenn wir 259
Hylas! Hylas! ruft 252

Ich bin alt und du biſt 289
Ich fühle wohl meine Sünden 84
Ich führe den Pflug 78
Ich gehe mit meinem Kober 248
Ich grüße dich, du Land 203
Ich habe Menſchen gemalt 88
Ich hatt' ein großes Buch 287
Ich lag im grünen 13
Ich rede nicht, wo jeder 86
Ich ſähe, glaubt ihr 170
Ich ſah einen Rudel Gaſſenbuben 221
Ich ſchriebe Verſe gegen dich 80
Ich ſollte von euch lernen 83
Ich war einſt ein Dichter XLIV
Ich weiß ein allgewaltig 212
Ich will, iſt ein gewichtig 276
Ihr erkennt die Krankheit 265
Ihr glaubt euch Ritter 154
Ihr habt die Romantik 157
Ihr Leuchten zeigt 278
Ihr meine Freunde vom deutſchen 146
Ihr ſchwärmt entzückt 222
Ihr ſeid zu jeder Zerſtörung 212
Ihr ſorgt für unſern beſſern 266
Ihr ſprecht mir von eurer 157
Ihr theilt euren Garten 143
Ihr wollt denn wirklich 101
Im holden Mond der Maien 66
Im Schatten deiner Wimpern 8

Seite
Im Schenken ohne Maß 271
In aller Menſchheit Urzuſtände 263
In der Kunſt ſo wie im Glauben 287
In Politik zwei wicht'ge 212
In ſeines Vaters Laden 278
Iſt gleich, ſeit ich dich 285
Jeder Irrthum hat drei 274
Jeder Muſe ein Gebiet 262
Jetzt, da ich's beſtanden 33
Jung, ſchon und reich 285
Jung war ich aus der Heimath 29
Juriſten, ſchlechte Chriſten 218

Kam zurück die Luſt 57
Kaum ging auf der bunte 252
Kein Gedanke will halten 90
Kein Mittel wollte ſich fügen 223
Klebt man gar zu ſehr 222
Komm, Muſe, her, du ſollſt 136
Kunſtbefliſſen und unverzagt 119
Kunſtliebe ohne Kunſtſinn 155

Lächelſt du mir durch 9
Laßt mich herab von dieſer 205
Laßt mich mit eurem 147
Laßt mir doch das Wunderbare 148
Leb' wohl, du ſtolze Kaiſerſtadt 20
Leb' wohl, Geliebte! ich muß 48
Legitimität, Autorität 224
Lern' erſt, was Freiheit will 216
Lobt mir ihr Wiſſen 173
Lobt nicht gar zu ſehr den Grafen 222
Lohn und Verdienſt 83

Macht Poeſie dich gar ſo wild 82
Mädchen, willſt du mir 6
Mag dein Schmerz ſich roh 75
Mag noch ein Lied in dieſer 198
Malt keine todten Bilder 61
Man fragt, ob ihr denn Deutſche 266
Man hört mit dem Ohr 169
Man hört vom Fortſchritt 145
Man ſagt, du verachteſt 170
Man ſpricht jetzt viel 264
Mein Freund, Sie ſind 273
Mein Kummer iſt mein Eigenthum 65
Mein Wiſſen iſt gegen 85

Seite

Militär und Pfaffen . . . 213
Mit drei Ständen habe . . . 277
Mit Gott ſtand ich ſonſt . . . 87
Mit Mittelhochdeutſch . . . 161
Möglich, daß du uns lehrſt . . . 171

Nachahmer ſchilt das Ausland . . . 150
Nach Gründen ſuchen . . . 143
Napoleon, Poliſſon . . . 224
Nebenbuhler mir zu wecken . . . 79
Nennt ſich modern . . . 154
Nicht, als wär' gar ſo hoch . . . 86
Nicht fordr' ich, daß du gut . . . 82
Nichts, was nur ächt hiſtoriſch . . . 215
Niemals Etwas, immer . . . 274
Nun endlich ſeid ihr doch . . . 165
Nu, nu! was willſt du . . . 227
Nun wohl, es ward euch . . . 129
Nur einmal zögert's . . . 61
Nur überbieten wollen ſie . . . 172
Nur weiter geht euer . . . 83

Ob der Schritt der richt'ge . . . 149
Ob die frühere Macht der Kirche . . . 220
Ob er der zweite . . . 224
Ob es jetzt noch Geiſter . . . 271
Ob ihr weiter gebracht . . . 145
Ob nun das Nibelungenlied . . . 161
Ob ſchlecht das Bild . . . 88
Ohne Geld und ohne . . . 279
O Hügel! ſanft . . . 19
O ihr kunſthiſtoriſches . . . 168
O weh, o weh, ich arme . . . 265
O wie ſo gerne, Jean Paul . . . 160

Philoſophie und Poeſie . . . 156
Piſang mit den breiten . . . 242
Poeſie ſei dein Begleiter . . . 285
Polypenartig iſt der Thor . . . 166
Preßfreiheit ſteht dort . . . 219

Raſch von den Theilen geh' . . . 91
Raſch wie der Knabe . . . 80
Regellos ſcheltet ihr mich . . . 160
Romantiſch waren ſchon . . . 157
Ruhe umhüllt . . . 248
Rührt die Cymbel . . . 256

Seite
Sage, was ſtört deine Ruh' 139
Scheint Einer auch hell 217
Schilt mich nicht arbeitſcheu 40
Schmäht, ſo viel euch beliebt 81
Schöner und ſchöner 25
Schreib etwa nicht etwas 147
Schubert heiß' ich 116
Schüler und Schulmeiſter 275
Schwarz ihre Brauen 8
Schwing dich auf, Adler 39
Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer 187
Seid ihr ſo arm 121
Seid ihr vorausgegangen 47
Sei mir gegrüßt, mein Oeſterreich 180
Sei mir gegrüßt, o Königin 94
Seit ich von dir gekoſtet 35
Shakeſpeare braucht keine 163
Siehſt du der Saaten 7
Sieh, wie ſich die Blumen 230
Sie nennen dich die Nachtigall 117
Sie ſehn die Flut den Schlamm 213
Sie ſind der höchſten Ideen 144
Sind's auch Broſamen nur 87
So biſt du denn gefallen 198
So biſt du endlich hingegangen 126
So biſt du hingegangen 113
So biſt du nicht mehr 111
So denkt und wollt, womit's euch 269
So einem hiſtoriſchen Tropf 263
So habt ihr mich vergeſſen 85
So iſt denn dein Vergangnes 220
So iſt dir erloſchen 85
So lang die Ideen geordnet 148
So laß uns ſcheiden denn 62
So ſtehſt du ſtill, du unruhvolles 192
Statt Philoſophie der Mythologie 172
Stets gährend und nie ausgegohren 219
Still ſaß ſie da 16
Such nicht nach Gründen 274

Tadeln iſt leicht 145
Tadle mich nicht 1
Tapfrer Winkelried 161
Thespis altes Reich 168
Thun ſich des Theaters Pforten 167
Tonkunſt, dich preiſ' ich 114

Seite

Tonkunſt, die vielberedte . . . 169
Trotz allem Bemühn . . . 167

Ueber des Bettes Haupt . . . 241
Um recht tugendhaft zu leben . . . 219
Unbeſonnenheit ſtatt Muth . . . 223
Und ob er mitunter kanzleihaft . . . 165
Und ſchnallt ihr hohe . . . 166
Unſer Gott iſt ein greifbares . . . 265
Unſre Aeſthetiker und Dramaturgen . . . 148
Unſre neuſte Religion . . . 173

Vergleich' ich dich mit deinen . . . 167
Verlieren und Haben . . . 277
Vertreibt die Phantaſie . . . 271
Vier arme Saiten . . . 169
Viribus unitis, der ſchöne Spruch . . . 218
Vom Himmel träuft herab . . . 143
Von jedem Etwas und vom Ganzen . . . 157
Von ſeiner Weisheit tönt . . . 223
Von unſern Kunſtrichtern . . . 79

Wälz' immer dich in Schlamm . . . 82
Wähnſt du denn ungeſtraft . . . 80
Wanken dir die matten . . . 33
War ich als Dichter gleich . . . 80
War's nicht genug an Journaliſten . . . 281
Wärſt du ſo gut als ſchön . . . 59
Warum euch das Mittelhochdeutſch . . . 162
Warum gibſt deine Werke . . . 79
Warum zu ihrem Glauben . . . 264
Was echte Poeſie . . . 141
Was folgſt du mir auf jedem . . . 65
Was führſt du ſelber Mörtel . . . 163
Was hängt ihr euch . . . 79
Was kommt ihr mit Spießen . . . 106
Was machſt du, Freund . . . 172
Was man in der Jugend . . . 89
Was mir an deinem Syſtem . . . 171
Was nennt ihr nicht von Chriſtus . . . 267
Was ſchiltſt du mich . . . 41
Was ſchwatzt ihr mir . . . 216
Was ſezt ihr ihnen Bilder . . . 166
Was ſoll ich in eurer . . . 87
Was wundert ihr euch, daß er . . . 217
Was ziehſt du trübe . . . 120
Weiland Alexander dem Großen . . . 36

Seite
Weil dein Betragen 84
Weil die Welt ein Wunder 141
Weil du die Liebe ſchon 8
Weil eure Kenntniß 150
Weil mich Geſelligkeit 161
Weil neu die Zeit, ſei neu 152
Weil ſie mit Werken ſchwanger ſind 159
Wen immerdar man anders 276
Wenn der Vogel ſingen will 46
Wenn des Kindes Organe 142
Wenn dich die Dichtkunſt 122
Wenn dich Glück und Freude 36
Wenn dir, der Kunſt ſo viel 285
Wenn ihr aus der Geſchichte 264
Wenn manches dich abſtößt 225
Wenn man dich Engel 7
Wenn ſich der Untergang 177
Wenn ſtarke Winde 251
Wenn unſre Zeit keine Dichter 161
Wen ſetzen wir an Goethe's 159
Wer biſt du, die in meines 9
Werde, was du noch nicht 282
Wer jemals Unrecht dir 280
Wer Liebe ſingt und Wein 155
Wer nicht ausgetreten 274
Wer ſich deinem Syſtem 156
Wer viel verſchenken will 286
Wie ähnlich beide, zeigt er 164
Wie alles ſich dir zur Abſicht 163
Wie biſt du ſchaurig 60
Wie die Knospen ſchwellend 229
Wie lang iſt Ihre Muſe 82
Wie nehm' ich unter Unbekannten 89
Wie paſſend ſchmückt dich 272
Wie ſchmähen das Theater doch 167
Wie ſchön ſie war 31
Wie ſie nach Italien 270
Wie ſoll ein Sänger 152
Wie ſtrahl' ich nicht 89
Wie viel ein Reich 103
Wie weit verbreitet ſind 270
Wie wird mir denn ſo weh 37
Will der Geſang ins Innre 168
Will dich der Reichstag nicht 217
Will eine Meinung dich gewinnen 249
Willſt die Beſcheidenheit 277
Willſt du, ich ſoll Hütten 25

Seite
Willſt du noch dazu 143
Willſt du, Seele, nicht mehr 45
Willſt du von Fortſchritt 214
Willſt ſeinen Werth du 164
Will unſre Zeit 78
Wir Künſtler, du und ich 120
Wir ſahen andere Zeiten 284
Wo du ſtehſt im Kreis 283
Wohlan! werft um! reißt ein! 183
Wohl erblickt' er's vom Berg 160
Wo ich bin, fern 17
Wollt auch ihr guten 151
Wollt ihr die Freiheitsglut 153

Zögernd, ſtille 254
Zu Aeſops Zeiten 186
Zu Mitternacht in Habsburgs 194
Zum Schweigen fühlt 89
Zu wiſſen drängt euch 268
Zwei Leben lebt 275
Zwei Schröder, Frau 284
Zwillingskinder eines Stengels 245
Zwiſchen nichts wiſſen 270

Grillparzer's

1791- 1872 n

Sämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

285 D

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Die Ahnfrau 1
Sappho 159

Die Ahnfrau.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Graf Zdenko von Borotin.
Bertha, ſeine Tochter.
Jaromir.
Boleslav.
Günther, Kaſtellan.
Ein Hauptmann.
Ein Soldat.
Mehrere Soldaten und Diener.
Die Ahnfrau des Hauſes Borotin.

Erſter Aufzug.

Gothiſche Halle. Im Hintergrunde zwei Thüren. An beiden Seitenwänden, links und rechts, ebenfalls eine Thüre. An einer Couliſſe des Vordergrundes hängt ein verroſteter Dolch in ſeiner Scheide. Später Winterabend. Licht auf dem Tiſche.

Graf Vorotin. Bertha.

Der Graf

(am Tiſche ſitzend, und auf einen Brief hinſtarrend, den er in beiden Händen hält).

Nun, wohlan! was muß, geſchehe!
Fallen ſeh' ich Zweig' auf Zweige,
Kaum noch hält der morſche Stamm;
Noch ein Schlag, ſo fällt auch dieſer,
Und im Staube liegt die Eiche,
Die die reichen Segensäſte
Weit gebreitet rings umher.
Die Jahrhunderte geſehen
Werden, wachſen und vergehen,
Wird vergehen ſo wie ſie;
Keine Spur wird übrig bleiben,
Was die Väter auch gethan,
Wie gerungen, wie geſtrebt,

Kaum daß fünfzig Jahr verfließen,
Wird kein Enkel mehr es wiſſen,
Daß ein Borotin gelebt.

Bertha (am Fenſter).

Eine grauſe Nacht, mein Vater!
Kalt und dunkel wie das Grab.
Losgeriſſ'ne Winde wimmern
Durch die Luft, gleich Nachtgeſpenſtern:
Schnee, ſo weit das Auge trägt,
Auf den Hügeln, auf den Bergen,
Auf den Bäumen, auf den Feldern;
Wie ein Todter liegt die Erde
In des Winters Leichentuch:
Und der Himmel, ſternelos,
Starrt aus leeren Augenhöhlen
In das ungeheure Grab
Schwarz herab!

Graf.

Wie ſich doch die Stunden dehnen!
Was iſt wohl die Glocke, Bertha?

Bertha

(vom Fenſter zurückkommend, und ſich dem Vater gegenüber zur Arbeit ſetzend).

Sieben Uhr hat's kaum geſchlagen.

Graf.

Sieben? Und ſchon dunkle Nacht! —
Ach, das Jahr iſt alt geworden,
Kürzer werden ſeine Tage,
Starrend ſtocken ſeine Pulſe
Und es wankt dem Grabe zu.

Bertha.

Ei, kommt doch der holde Mai,
Wo das Feld ſich kleidet neu,
Wo die Lüfte ſanfter wehen
Und die Blumen auferſtehen.

Graf.

Wohl wird ſich das Jahr erneuen,
Dieſe Felder werden grünen,
Dieſe Bäche werden fließen,
Und die Blume, die jetzt welket,
Wird vom langen Schlaf erwachen,
Und das Kinderhaupt erheben
Von dem weißen, weichen Kiſſen,
Oeffnen ihre klaren Augen,
Freundlich lächelnd, wie zuvor.
Jeder Baum, der jetzt im Sturme
Seine nackten, dürren Arme,
Hülfeflehend, ſtreckt zum Himmel,
Wird mit neuem Grün ſich kleiden.
Alles was nur lebt und webt
In dem Hauſe der Natur,
Weit umher, in Wald und Flur,
Wird ſich friſchen Lebens freuen,
Wird im Lenze ſich erneuen:
Nie erneut ſich Borotin!

Bertha.

Ihr ſeid traurig, lieber Vater!

Graf.

Glücklich, glücklich nenn' ich den,
Dem des Daſeins letzte Stunde

Schlägt in ſeiner Kinder Mitte.
Solches Scheiden heißt nicht Sterben,
Denn er lebt im Angedenken,
Lebt in ſeines Wirkens Früchten,
Lebt in ſeiner Kinder Thaten,
Lebt in ſeiner Enkel Mund.
O es iſt ſo ſchön, beim Scheiden,
Seines Wirkens ausgeſtreuten Samen
Lieben Händen zu vertrau'n,
Die der Pflanze ſorglich warten,
Und die ſpäte Frucht genießen;
Im Genuſſe doppelt fühlend
Den Genuß und das Geſchenk.
O es iſt ſo ſüß, ſo labend,
Das, was uns die Väter gaben,
Seinen Kindern hinzugeben
Und ſich ſelbſt zu überleben!

Bertha.

Ueber dieſen böſen Brief!
Ihr war't erſt ſo heiter, Vater,
Schienet ſeiner Euch zu freuen,
Und nun, da Ihr ihn geleſen,
Seid mit Eins Ihr umgeſtimmt.

Graf.

Ach, es iſt nicht dieſes Schreiben —
Seinen Inhalt konnt' ich ahnen —
Nein, es iſt die Ueberzeugung,
Die ſich immer mehr bewährt:
Daß das Schickſal hat beſchloſſen,
Von der Erde auszuſtoßen
Das Geſchlecht der Borotin.

Sieh, man ſchreibt mir, daß ein Vetter,
Den ich kaum Einmal geſehen,
Der der Einz'ge außer mir
Von dem Namen unſers Hauſes,
Kinderlos, ein welker Greis,
Gählings über Nacht geſtorben;
Und ſo bin ich denn der Letzte
Von dem hochberühmten Stamme,
Der mit mir zugleich erliſcht.
Ach! kein Sohn folgt meiner Bahre;
Trauernd wird der Leichenherold
Meines Hauſes Wappenſchild,
Oft gezeigt im Schlachtgefild,
Und den wohlgebrauchten Degen
Mir nach in die Grube legen. —
Es geht eine alte Sage,
Fortgepflanzt von Mund zu Mund,
Daß die Ahnfrau unſers Hauſes,
Ob begangner ſchwerer Thaten
Wandeln müſſe ohne Ruh,
Bis der letzte Zweig des Stammes,
Den ſie ſelber hat gegründet,
Ausgerottet von der Erde.

Nun wohlan, ſie mag ſich freuen,
Denn ihr Ziel iſt nicht mehr fern!
Faſt möcht' ich das Mährchen glauben,
Denn fürwahr, ein mächt'ger Finger
War bemüht bei unſerm Fall. —
Kräftig ſtand ich, herrlich blühend,
In der Mitte dreier Brüder;
Alle raubte ſie der Tod!

Und ein Weib führt' ich nach Hauſe,
Schön und gut und hold wie du.
Hochbeglückt war unſre Ehe,
Und ein Knabe und ein Mädchen
Sproßten aus dem trauten Bund.
Bald war't ihr mein einz'ger Troſt,
Meine einz'ge Lebensfreude,
Denn mein Weib ging ein zu Gott.
Sorgſam, wie mein Augenlicht,
Wahrte ich die theuern Pfänder,
Doch umſonſt! Vergeblich Streben!
Welche Klugheit, welche Macht
Mag das Opfer wohl erhalten,
Das die finſteren Gewalten
Ziehen wollen in die Nacht!
Kaum drei Jahre war der Knabe,
Als er in dem Garten ſpielend
Von der Wärt'rin ſich verlief.
Offen ſtand die Gartenthüre,
Die zum nahen Weiher führt.
Immer ſonſt war ſie geſchloſſen,
Eben damals ſtand ſie offen, —

(Bitter)

Hätt' ihn ſonſt der Streich getroffen!
Ach! ich ſehe deine Thränen
Treu ſich ſchließen an die meinen,
Weißt du etwa ſchon den Ausgang?
Ach, ich armer, ſchwacher Mann
Habe dir wohl oft erzählet
Die alltägliche Geſchichte.
Was iſt's weiter? — Er ertrank;
Sind doch manche ſchon ertrunken!

Daß es juſt mein Sohn geweſen,
Meine ganze, einz'ge Hoffnung,
Meines Alters letzter Stab,
Was kann's helfen! — Er ertrank;
Und ich ſterbe kinderlos!

Bertha.

Lieber Vater!

Graf.

Ich verſtehe
Deiner Liebe ſanften Vorwurf.
Kinderlos konnt' ich mich nennen,
Und ich habe dich, du Treue!
Ach, verzeih' dem reichen Manne,
Der ſein Habe halb verloren
In des Unglücks hartem Sturm,
Und nun mit der reichen Hälfte,
Lang an Ueberfluß gewöhnet,
Sich für einen Bettler hält.
Ach, verzeih', wenn das Verlorne
In ſo hellem Lichte glüht,
Iſt doch der Verluſt ein Blitzſtrahl,
Der verklärt, was er entzieht!
Ja, fürwahr, ich handle unrecht!
Iſt mein Name denn das Höchſte?
Leb' ich nur für meinen Stamm?
Mag ich kalt das Opfer nehmen,
Das du mit der Jugend Freuden,
Mit des Lebens Glück mir bringſt?
Meines Daſeins letzte Tage
Seien deinem Glück geweiht.
Ja, an eines Gatten Seite,

Der dich liebt, der dich verdient,
Werde dir ein andrer Name
Und mit ihm ein andres Glück!
Wähle von des Landes Söhnen
Frei den künftigen Gemahl,
Denn dein Werth verbürgt mir deine Wahl.
Wie, du ſeufzeſt? — Haſt wohl ſchon gewählet?
Jener Jüngling? — Jaromir —
Jaromir von Eſchen denk' ich.
Iſt's nicht alſo?

Bertha.

Wag' ich es?

Graf.

Glaubteſt du, dem Vaterauge
Bleib' ein Wölkchen nur verborgen,
Das an deinem Himmel hängt?
Sollt' ich gleich wohl eher ſchelten,
Daß ich erſt errathen muß,
Was ich längſt ſchon wiſſen ſollte:
War ich je ein harter Vater,
Biſt du nicht mein theures Kind?
Edel nennſt du ſein Geſchlecht,
Edel nennt ihn ſeine That;
Bring' ihn mir, ich will ihn kennen,
Und beſteht er auf der Probe,
So kann manches noch geſchehn.
Fallen gleich die weiten Lehen
Als erloſchen heim dem Thron,
Ein beſcheid'nes Loos zu gründen,
Hat noch Borotin genug.

Bertha.

O wie ſoll ich —

Graf.

Mir nicht danke!
Zahl' ich doch nur alte Schulden.
Haſt nicht du's um mich verdient,
Hat nicht er's, der wackre Mann?
Denn er war's doch, der im Walde
Dir das Leben einſt gerettet,
Und mit eigener Gefahr?
Iſt's nicht alſo, liebe Tochter?

Bertha.

O, mit augenſcheinlicher Gefahr!
Hab' ich's Euch doch ſchon erzählet,
Wie in einer Sommernacht
Ich dort in dem nahen Walde
Mich luſtwandelnd einſt erging,
Und, vom Schmeichelhauch der Lüfte,
Von dem Duft der tauſend Blüthen
Eingelullt in ſüß' Vergeſſen,
Weiter ging als je zuvor.
Wie mit Einmal durch die Nacht
Einer Laute Klang erwacht,
Klagend, ſtöhnend, Mitleid flehend,
Mit der Tonkunſt ganzer Macht,
Girrend bald gleich zarten Tauben
Durch die dichtverſchlung'nen Lauben,
Bald mit langgedehntem Schall
Lockend gleich der Nachtigall,
Daß die Lüfte ſchweigend horchten
Und das Laub der regen Eſpe

Seine Regſamkeit vergaß.
Wie ich ſo da ſteh' und lauſche,
Ganz in Wehmuth aufgelöſt,
Fühl' ich mich mit Eins ergriffen,
Und zwei Männer, angethan
Mit des Mordes blut'ger Farbe,
Mit dem Dolch den Augen dräuend,
Seh' ich gräßlich neben mir.
Schon erheben ſie die Dolche,
Schon glaub' ich die Todeswunde,
Schreiend, in der Bruſt zu fühlen:
Da theilt ſchnell ſich das Gebüſche,
Reißend ſpringt ein junger Mann,
Hoch den Degen in der Rechten,
In der Linken eine Laute,
Auf die bleichen Mörder zu.
Wie er ihnen obgeſieget,
Wie er, einzeln, ſie bezwang,
Wie die kühne That gelang,
Weiß ich nicht. In ſtarre Ohnmacht
War ich zagend hingeſunken.
Ich erwacht' in ſeinen Armen,
Und zum Leben neu geboren,
Unbehülflich, ſchwach und duldend
Wie ein Kind am Mutterbuſen,
Hing ich an des Theuren Lippen,
Seine heißen Küſſe trinkend. —
Und, mein Vater, für das alles,
Was er erſt für mich gethan,
Konnt' ich wen'ger, als ihn lieben?

Graf.

Und ihr ſaht euch öfter?

Bertha.

Zufall
Ließ mich drauf ihn wieder finden;
Bald — nicht bloß der Zufall mehr.

Graf.

Warum flieht er deines Vaters,
Seines Freundes Angeſicht?

Bertha.

Obgleich edlem Stamm entſproſſen,
Nur des Hauſes edler Stolz,
Nicht ſein Gut, kam auf den Erben.
Arm und dürftig wie er iſt,
Fürchtet er, hört' ich ihn ſagen,
Daß der reiche Borotin
Andern Lohn für ſeine Tochter,
Als die Tochter ſelber zahle.

Graf.

Ich weiß Edelmuth zu ehren,
Wenn er ſich und andre ehrt.
Bring' ihn mir, er ſoll erfahren,
Daß dem reichen Borotin
Er ſein reichſtes Gut erhalten,
Soll erfahren, daß dein Vater
Für das Gold der ganzen Welt
Dich nicht für bezahlet hält —
Doch jetzt, Bertha, nimm die Harfe,
Und verſuch' es, meinen Kummer
Um ein Stündchen zu betrügen.
Spiel ein wenig, liebe Tochter!

(Bertha nimmt die Harfe. Bald nach den erſten Akkorden nickt der Alte und ſchlummert ein. Sobald er ſchläft, ſtellt Bertha die Harfe weg.)

Bertha.

Schlummre ruhig, guter Vater!
Daß doch all' die ſüßen Blumen,
Die du ſtreu'ſt auf meinen Pfad,
Dir zum Kranze werden möchten
Auf dein ſorgenſchweres Haupt. —
Ich ſoll alſo ihm gehören,
Mein ihn nennen, wirklich mein?
Und das Glück, das ſchon als Hoffnung
Mir der Güter größtes ſchien,
Gießt in freudiger Erfüllung
Mir ſein ſchwellend Füllhorn hin.

Ich kann's nicht faſſen,
Mich ſelber nicht faſſen;
Alles zeigt mir und ſpricht mir nur ihn.
Den Wolken, den Winden
Möcht' ich's verkünden,
Daß ſie's verbreiten, ſo weit ſie nur ziehn.
Mir wird's zu enge
In dem Gedränge:
Fort auf den Söller, wie laſtet das Haus!
Dort von den Stufen
Will ich es rufen
In die ſchweigende Nacht hinaus.
Und naht der Treue,
Dem ich mich weihe,
Künd' ich ihm jubelnd das frohe Geſchick.
An ſeinem Munde
Preiſ' ich die Stunde,
Preiſ' ich die Liebe, preiſ' ich das Glück.
(Ab.)

Pauſe.

(Die Uhr ſchlägt die achte Stunde. Bei dem letzten Schlage verlöſchen die Lichter; ein Windſtoß ſtreift durch's Gemach; der Sturm heult von außen, und unter ſeltſamem Geräuſche erſcheint die **Ahnfrau**, Bertha'n an Geſtalt ganz ähnlich, und in der Kleidung nur durch einen wallenden Schleier unterſchieden, neben dem Stuhle des Schlafenden und beugt ſich ſchmerzlich über ihn.)

Graf (unruhig im Schlafe).

Fort von mir! — Fort! — Fort!

(Er erwacht.)

Ah — biſt du hier, meine Bertha?
Ei, das war ein ſchwerer Traum,
Noch empört ſich mir das Inn're.
Geh doch nach der Harfe, Bertha,
Mich verlangt's, Muſik zu hören.

(Die Geſtalt hat ſich aufgerichtet und ſtarrt den Grafen mit weitgeöffneten, todten Augen an.)

Graf (entſetzt).

Was ſtarrſt du ſo graß nach mir,
Daß das Herz im Männerbuſen
Sich mit bangem Grauſen wendet,
Und der Beine Mark gerinnt!
Weg den Blick! Von mir die Augen!
Alſo ſah ich dich im Traume
Und noch ſiedet mein Gehirn.
Willſt du deinen Vater tödten?

(Die Geſtalt wendet ſich ab und geht einige Schritte gegen die Thüre.)

Graf.

So! — Nun kenn' ich ſelbſt mich wieder. —
Wohin gehſt du, Kind?

Ahnfrau

(wendet ſich an der Thüre um. Mit unbetonter Stimme).

Nach Hauſe. (Ab.)

Der Graf
(ſtürzt niedergedonnert in den Seſſel zurück. Nach einer Weile).

Was war das? — Hab' ich geträumt? —
Sah ich ſie nicht vor mir ſtehn,
Hört' ich nicht die todten Worte,
Fühl' ich nicht mein Blut noch ſtarren
Von dem graſſen, eiſ'gen Blick? —
Und doch, meine ſanfte Tochter! —
Bertha! Höre, Bertha!

Bertha und **Kaſtellan** kommen.

Bertha (hereinſtürzend).

Ach, was fehlt Euch, lieber Vater?

Graf.

Biſt du da! Was ficht dich an?
Sprich, was iſt's, unkindlich Mädchen,
Daß du wie ein Nachtgeſpenſt
Durch die öden Säle wandelſt,
Und mit ſeltſamem Beginnen
Lebensmüde Schläfer ſchreckſt?

Bertha.

Ich, mein Vater?

Graf.

Du, ja du!
Wie, du weißt nicht? Und noch haſten
Deine ſtarren Leichenblicke
Mir, gleich Dolchen, in der Bruſt.

Bertha.

Meine Blicke?

Graf.

Deine Blicke!
Zieh nicht ſtaunend auf die Augen!
Siehſt du, ſo! — doch nein, viel ſtarrer!
Starr? — die Sprache hat kein Wort!
Blickſt du mich liebkoſend an,
Um den Eindruck wegzuwiſchen
Jenes finſtern Augenblicks?
All umſonſt! So lang ich lebe,
Wird das Schreckbild vor mir ſtehn,
Auf dem Todbett werd' ich's ſehn!
Scheint dein Blick gleich Mondenſchimmer
Ueber einer Abendlandſchaft,
O, ich weiß, er kann auch tödten!

Bertha.

Ach, was hab' ich denn begangen,
Das Euch alſo aufgeregt,
Und Euch heißt die Augen ſchelten,
Die, den Euern bang begegnend,
Sich mit Wehmuthsthränen füllen.
Daß ich Euch im Schlaf verlaſſen,
Unbedachtſam fortgegangen —

Graf.

Daß du fortgingſt? — Daß du hier warſt!

Bertha.

Daß ich hier war?

Graf.

Standſt du nicht
Hier auf dieſer, dieſer Stelle,
Schießend deine kalten Pfeile
Nach des grauen Vaters Bruſt?

Bertha.

Als Ihr ſchliefet?

Graf.

Kurz erſt, jetzt erſt!

Bertha.

Eben komm' ich von dem Söller.
Als der Schlummer Euch umfing,
Ging ich ſehnſuchtsvoll hinaus,
Nach dem Theuern umzuſchauen.

Graf.

Schändlich! — Mädchen, höhnſt du mich?

Bertha.

Höhnen? — ich, mein Vater? — ich?
(Mit überſtrömenden Augen zu Günther.)
Ach, ſprich du! — Ich weiß nicht — kann nicht!

Günther.

Ja, fürwahr, mein gnäd'ger Herr,
Ja, das Fräulein kommt vom Söller.
Ich ſtand bei ihr, und wir ſchauten
In die ſchneeerhellte Gegend,
Ob kein Wanderer ſich nahe.
Erſt, als Ihr ſie gellend rieft,
Eilte ſie mit mir herbei.

Graf (raſch).

Und ich ſah —

Günther.

Ihr ſahet —?

Graf.

Nichts!

Günther.

Ihr ſaht etwa —?

Graf.

Nichts! nichts, ſag' ich!
(Vor ſich hin.)
Es iſt klar, ich hab' geträumt!
Wenn ſich gleich die Sinne ſträuben,
Das Gedächtniß es verneint,
Doch iſt's ſo, ich hab' geträumt!
Kann der Schein ſich alſo hüllen
Ins Gewand der Wirklichkeit?
Dieſe Hand ſeh' ich nicht klarer,
Als ich jenes Bild geſehn!
Und doch, meine ſanfte Bertha! —
Es iſt klar, ich hab' geträumt! — —
Was ſtehſt du ſo ferne, Bertha?
Haſt du keinen Vorwurf, Liebe,
Für den harten, rauhen Vater,
Der ſo bitter dich gekränkt?
Ach, ſo warſt du ſchon als Kind,
Trugeſt immerdar zugleich
Der Beleid'gung herben Schmerz
Und das Unrecht des Beleid'gers.
Immer gut, und immer ſchuldlos,
Schienſt du ſtets die Schuldige.

Bertha
(an ſeiner Bruſt).

Und bin ich nicht wirklich ſchuldig?
Wenn auch nicht als Grund des Zornes,
Ach, doch als ſein Gegenſtand.

Graf.

Du verzeihſt mir alſo, Bertha?

Bertha.

Ihr habt wohl geträumt, mein Vater!
Es gibt gar lebend'ge Träume!
Oder dieſer Halle Dunkel,
Matt vom Kerzenlicht erhellt,
Täuſcht' in trügender Geſtaltung
Euer ſchlummertrunk'nes Aug!
O, ich hab' es oft erfahren,
Wie die Sinne, aufgeregt,
Stumpfe Diener unſrer Seele,
Gern für wahr und wirklich halten
Die verworrenen Geſtalten,
Die der Geiſt in ſich bewegt.
Geſtern nur, mein Vater, ging ich
In des Zwielichts mattem Strahl
Durch den alten Ahnenſaal.
In der Mitte hängt ein Spiegel,
Halb erblindet und voll Flecken.
Wie ich ihn vorübergehe,
Bleib' ich, meinen Anzug muſternd,
Vor dem matten Glaſe ſtehn.
Eben ſenk' ich nach dem Gürtel
Nieder meine beiden Hände,
Da — Ihr werdet lachen, Vater!
Und auch ich muß jetzt faſt lächeln
Meiner kindiſch ſchwachen Furcht,
Doch in jenem Augenblicke
Konnt' ich nur mit Schreck und Grauen
Das verzerrte Wahnbild ſchauen.

Wie ich ſenke meine Hände
Um den Gürtel anzuziehn,
Da erhebt mein Bild im Spiegel
Seine Hände an das Haupt,
Und mit ſtarrendem Entſetzen
Seh' ich in dem dunkeln Glaſe
Meine Züge ſich verzerren.
Immer ſind es noch dieſelben,
Und doch anders, furchtbar anders,
Und mir ſelbſt nicht ähnlicher
Als ein Lebend'ger ſeiner Leiche.
Weit reißt es die Augen auf,
Starrt nach mir, und mit dem Finger
Droht es warnend gegen mich.

Günther.

Weh! die Ahnfrau!

Graf

(wie von einem plötzlichen ſchrecklichen Gedanken ergriffen, vom Seſſel aufſpringend).

Ahnfrau?!

Bertha (verwundert).

Ahnfrau?

Günther.

Saht ihr nie ihr Bild im Saale,
Euch ſo ähnlich, gnäd'ges Fräulein,
Gleich als hättet Ihr dem Maler,
Lieblich wie Ihr ſeid, geſeſſen?

Bertha.

Oftmals hab' ich's wohl geſehn,
Es mit Staunen mir betrachtet,

Und es war mir immer theuer
Wegen dieſer Aehnlichkeit.

Günther.

Und Ihr kennet nicht die Sage,
Die von Mund zu Munde geht?

Bertha.

Schon als Kind hört' ich's erzählen,
Doch ein Märchen nennt's der Vater.

Günther.

Ach, er fühlt's zu dieſer Friſt,
Wie er ſich's auch ſelbſt verhehle,
Fühlt's im Tiefſten ſeiner Seele,
Daß es mehr als Märchen iſt.
Ja, die Ahnfrau Eures Hauſes,
Jung und blühend noch an Jahren,
Bertha, ſo wie Ihr, geheißen,
Schön und reizend, ſo wie Ihr,
Von der Eltern Hand gezwungen
Zu verhaßter Ehe Bund,
Sie vergaß ob neuen Pflichten
Langgehegter Liebe nicht!
In den Armen ihres Buhlen
Ueberfiel ſie der Gemahl.
Dürſtend ſeine Schmach zu rächen,
Straft' er ſelber das Verbrechen,
Stieß ins Herz ihr ſeinen Stahl,
Jenen Stahl, den in der Blinde
Man dort aufgehangen hat,
Zum Gedächtniß ihrer Sünde,
Zum Gedächtniß ſeiner That.

Ruhe ward ihr nicht vergönnet,
Wandeln muß ſie ohne Raſt,
Bis das Haus iſt ausgeſtorben,
Deſſen Mutter ſie geweſen,
Bis weit auf der Erde hin
Sich kein einz'ger Zweig mehr findet
Von dem Stamm, den ſie gegründet,
Von dem Stamm der Borotin.
Und wenn Unheil droht dem Hauſe,
Sich Gewitter thürmen auf,
Steigt ſie aus der dunkeln Klauſe
An die Oberwelt herauf.
Da ſieht man ſie klagend gehen,
Klagend, daß ihr Macht gebricht,
Denn ſie kann's nur vorherſehen,
Ab es wenden kann ſie nicht!

Bertha.

Und das iſt es —?

Günther.

Das iſt Alles,
Was ich hier zu ſagen wage,
Wenn gleich all nicht, was ich weiß.
Eines iſt noch übrig, eines,
Das des Hauſes ält're Diener,
Das der Gegend welke Greiſe
Bang ſich in die Ohren raunen,
Das der Sage heil'ger Mund
Aus der Väter fernen Tagen
In die Enkelwelt getragen —
Eines, das den Schlüſſel gibt
Zu ſo manchem finſtern Räthſel,

Das ob dieſem Hauſe brütet.
Aber wag' ich es zu ſagen
Hier an dieſem, dieſem Ort,
Wo noch kurz zuvor der Schatten —

(Mit ſcheuen Blicken umherſehend; Bertha ſchmiegt ſich an ihn, und folgt mit ihren Augen den ſeinigen.)

Runzelt Ihr die hohen Brauen,
Edler Herr? Ich kann nicht anders!
Meinen Buſen will's zerbrechen
Und es drängt mich's auszuſprechen,
Beb' ich ſelber gleich zurück. —
Kommt hieher, mein Fräulein, hieher,
Und vernehmt und ſtaunt und bebt.
Mit der Ahnfrau blut'ger Leiche
Ward der Sünde Keim begraben,
Aber nicht der Sünde Frucht.
Das Verbrechen, das des Gatten
Blut'ger Racheſtahl beſtraft,
War, wie jene Sage ſpricht,
Wohl das letzte ihres Lebens,
Aber ach, ihr erſtes nicht.
Ihres Schooßes einz'ger Sohn,
Den Ihr unter Euern Ahnen,
Unter Euern Vätern zählt,
Der des mächt'gen Borotin
Lehengut und Namen erbte,
Er —

Graf.

Schweig!

Günther.

Es iſt ausgeſprochen,

Er, dem Vater unbewußt,
War das Kind geheimer Luſt,
War das Kind verborgner Sünde!
Darum muß ſie klagend wallen
Durch die weiten, öden Hallen,
Die die Sünde einer Nacht
Auf ein fremd Geſchlecht gebracht.
Und in jedem Enkelkinde,
Das entſproßt aus ihrem Blut,
Haßt ſie die vergangne Sünde,
Liebt ſie die vergangne Glut.
Alſo harret ſie ſeit Jahren,
Wird noch harren Jahre lang
Auf des Hauſes Untergang;
Und ob der ſie gleich befreiet,
Hütet ſie doch jeden Streich,
Der dem Haus der Lieben dräuet,
Den ſie wünſcht und ſcheut zugleich.
Darum wimmert es ſo kläglich
In den halbverfallnen Gängen,
Darum pocht's in dunkler Nacht —

(Entferntes Getöſe.)

Bertha.

Himmel!

Günther.

Weh' uns!

Graf.

Was iſt das?

(Das Getöſe wiederholt ſich.)

Faſt gefährlich ſcheint dein Wahnſinn,
Er ſteckt auch Geſunde an.

An die Pforte wird geſchlagen,
Einlaß fordernd. Geh hinab,
Und ſieh zu, was man begehrt.
(Günther ab.)

Bertha.

Vater, du ſiehſt bleich: iſt's Wahrheit,
Was der alte Mann da ſpricht?

Graf.

Was iſt wahr, was iſt es nicht?
Laß uns eignen Werthes freuen
Und nur eigne Sünden ſcheuen.
Laß, wenn in der Ahnen Schaar
Jemals eine Schuld'ge war,
Alle andre Furcht entweichen,
Als die Furcht, ihr je zu gleichen. —
Und jetzt komm, mein liebes Kind,
Führe mich nach meinem Zimmer.
Iſt's gleich noch nicht Schlafens Zeit,
Ruhe heiſcht der müde Körper,
Hat er doch in Einer Stunde
Mehr als manchen Tag gelebt.
(Ab mit Bertha.)

Pauſe.

Dann ſtürzt wankend, mit verworrenem Haar und aufgeriſſenem Wamms, einen zerbrochenen Degen in der Rechten, **Jaromir** herein.

Jaromir (athemlos).

Bis hieher! — Ich kann nicht weiter!
Wankend brechen meine Kniee,
Es iſt aus! — Ich kann nicht weiter.
(Sinkt gebrochen auf den Seſſel hin.)

Günther (nachkommend).
Sagt doch, Herr, iſt das wohl Sitte?
Einzudringen ſo ins Haus,
Achtlos auf mein mahnend Wehren.
Sprecht, was wollt Ihr? was begehrt Ihr?

Jaromir.
Ruhe! — Nur ein Stündchen Ruhe,
Nur ein kurzes Stündchen Ruhe.

Günther.
Was iſt Euch begegnet, Herr?
Woher kommt Ihr?

Jaromir.
Dort — vom Walde —
Wurde — wurde überfallen —

Günther.
Ach, man hört ſo manches Unheil
Von den Räubern dort im Walde!
Wie bedaur' ich Euch, mein Herr!
Ach verzeihet, wenn ich Anfangs,
Eure bange Haſt mißdeutend
Und das Fremde Eures Eintritts,
Anders ſprach, als ich geſollt.
Wenn's Euch gut dünkt, folgt mir, Herr,
Nach den oberen Gemächern,
Wo Euch würdig Speiſ' und Trank
Und willkomm'ne Lagerſtätte —

Jaromir.
Nein, ich kann — ich mag nicht ſchlafen!
Laß mich hier in dieſem Stuhl,

Bis die Sinne ſich geſammelt
Und ich wieder ſelber bin.
(Er legt den Arm auf den Tiſch, und den Kopf darauf.)

Günther.

Was ſoll ich mit ihm beginnen?
Ganz verwirrt hat ihn der Schreck.
Bleib' ich? geh' ich? laß ich ihn?
Ich will's nur dem Grafen melden,
Mag er ſelber doch empfangen
Seinen ſonderbaren Gaſt. (Ab.)

Jaromir.

Ha, er geht, er geht! — Was ſoll ich? —
Sey es denn! — Nun Faſſung, Faſſung!

Der **Graf** und **Günther** kommen.

Günther.

Hier, mein gnäd'ger Herr, der Fremde!

Jaromir (ſteht auf).

Graf.

Laßt Euch doch nicht ſtören, Herr,
Und genießt der nöth'gen Ruhe.
Hoch willkommen ſeyd Ihr mir,
Doppelt werth, denn Euch empfiehlt
Eure Noth und Euer Selbſt.

Jaromir.

Mag mein Unfall mich entſchuld'gen,
Wo ich ſelbſt es nicht vermag.
Dort in jenem nahen Walde
Ward ich räub'riſch überfallen.

Ich und meine beiden Diener
Wehrten lang uns ritterlich:
Aber wachſend ſtieg die Menge,
Meine treuen Diener lagen
Hingeſtreckt in ihrem Blut.
Da gewahr' ich meines Vortheils,
Und ins dunkle Dickicht ſpringend,
Schnell, die Räuber auf der Ferſe,
Such' ich fliehend zu entrinnen
Und das Freie zu gewinnen.
Gibt die Hoffnung ſchnelle Füße,
Leiht dafür das Schrecken Flügel.
Bald gewinn' ich einen Vorſprung,
Und heraus ins Freie tretend,
Blinkt mir Euer Schloß entgegen.
Gaſtfrei ſchien's mich einzuladen,
Zögernd folgt' ich — und bin hier.

Graf.

Halten wird Euch der Beſitzer,
Was ſein Eigenthum verſprach.
Was nur dieſes Haus vermag
Iſt das Eure, Euch zu Dienſte.

Bertha (kommt).

Hört' ich hier nicht ſeine Stimme?
Ja, er iſt's! — Mein Jaromir!

Jaromir.

Bertha!

(Er eilt auf ſie zu; plötzlich hält er ein, und tritt mit einer Verbeugung zurück.)

Graf.

Wär' es etwa dieſer?

Bertha.

Ja, er iſt's, er iſt's, mein Vater!
Ja, er iſt's, der mich gerettet,
Ja, er iſt's, der theure Mann.

Graf.

Zieht Euch nicht ſo fremd zurück.
Seid Ihr doch nicht unter Fremden!
Schließt ſie immer in die Arme,
Ihr habt Euch ein Recht erworben,
Daß ſie lebt, iſt Euer Werk!
Wohl mir, daß mir ward vergönnt,
Den zu ſehen, dem zu danken,
Der mir meine letzten Tage,
Mir mein Sterbebett verſchönt,
Mit dem Glücke mich verſöhnt.
Komm an meine Bruſt, du Theurer,
Lebensretter, Segensengel!
Könnt' ich dankbar nur mein Leben
Für dich hin, du Guter, geben,
Wie du deines gabſt für ſie.

Jaromir.

Staunend ſteh' ich und beſchämt —

Graf.

Du? An uns iſt's, ſo zu ſtehn,
Iſt doch unſer Dank ſo wenig,
Ach, und deine That ſo viel!

Jaromir.

Viel? O daß ich's ſagen könnte,
Daß es Etwas mich gekoſtet!

Daß ich eine Wunde trüge,
Eine kleine, kleine Narbe
Nur als Denkmal jener That!
Es kränkt tief, das Köſtliche
Um ſo ſchlechten Preis zu kaufen!

Graf.

Ziert Beſcheidenheit den Jüngling,
Nicht verkenn' er ſeinen Werth!

Bertha.

Glaubt ihm nicht, o glaubt ihm nicht!
Er liebt ſelber, ſich zu ſchmähen,
Ich weiß das von lange her!
Wie ſo oft lag er vor mir,
Meine Kniee heiß umfaſſend,
Und mit ſchmerzgebrochner Stimme
Rief er klagend, weinend aus:
Ich verdiene dich nicht, Bertha!
Er nicht mich! er mich nicht! —

Jaromir.

Bertha!

Graf.

Wolltet Ihr wohl, daß ſie minder
Des Geſchenkes Werth erkennte?
Trieb Euch gleich zu jener That
Nur des Herzens edles Streben,
Recht zu thun und groß und gut;
Laßt uns glauben, laßt uns ſchmeicheln,
Daß auf uns, auf unſre Noth
Auch ein flücht'ger Blick gefallen,
Daß Ihr nicht nur bloß beglücken,

Daß Ihr uns beglücken wolltet.
Wer ſich ganz dem Dank entzieht,
Der erniedrigt den Beſchenkten,
Freund, indem er ſich erhebt!

Jaromir.

Was erwidr' ich auf das Alles!
Wie ich bin, vom Kampf ermüdet,
Von den Schrecken dieſer Nacht,
Taug' ich wenig zu beſtehen
In der Großmuth edlem Wettſtreit.

Graf.

Mußtet Ihr mich erſt erinnern,
Daß Ihr müd' und ruhedürſtend!

Bertha.

Ach, was iſt ihm denn begegnet?

Graf.

Das auf morgen, liebes Kind.
Bertha, komm, und laß uns gehn.
Unſer Günther mag ihn weiſen
In das köſtlichſte Gemach.
Dort umhülle tiefer Frieden
Mit der Segenshand den Müden,
Bis der ſpäte Morgen naht.
O, er hat ein weiches Kiſſen,
Ein noch unentweiht Gewiſſen,
Das Bewußtſein ſeiner That! —
So, noch dieſen Händedruck,
So, noch dieſen Segenskuß,
So, mein Sohn, jetzt geh' zur Ruh'!
Ein Engel drück' das Aug' dir zu!

Bertha

(den Alten abfuhrend).

Schlumm're ruhig!

Jaromir.

Lebe wohl!

Bertha

(an der Thüre umwendend).

Gute Nacht denn!

Jaromir.

Gute Nacht!

(Graf und Bertha ab.)

Günther.

So! nun kommt, mein wack'rer Herr,
Ich will Euch zur Ruhe leiten.

Jaromir

(in den Vorgrund tretend).

Nehmt mich auf, ihr Götter dieſes Hauſes,
Nimm mich auf, du heil'ger Ort,
Von dem Laſter nie betreten,
Von der Unſchuld Hauch durchweht.
Unentweihte, reine Stelle,
Werde, wie des Tempels Schwelle,
Mir zum heiligen Aſyl! —
Unerbittlich ſtrenge Macht,
Ha, nur dieſe, dieſe Nacht,
Dieſe Nacht nur gönne mir,
Harte! und dann ſteh' ich dir!

(Mit Günther ab.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Halle wie im vorigen Aufzuge. Dichtes Dunkel.

Jaromir ſtürzt herein.

Iſt die Hölle losgelaſſen
Und knüpft ſich an meine Ferſen?
Grinſende Geſpenſter ſeh' ich
Vor mir, an mir, neben mir,
Und die Angſt, mit Vampyrrüſſel
Saugt das Blut aus meinen Adern,
Aus dem Kopfe das Gehirn!
Daß ich dieſes Haus betreten!
Engel ſah ich an der Schwelle,
Und die Hölle
Hauſet drin! —
Doch wo bin ich hingerathen,
Von der innern Angſt getrieben,
Iſt dieß nicht die würd'ge Halle,
Die den Kommenden empfing?
Still! die Schläfer nicht zu ſtören!
Stille! wenn ſie würden innen
Hier mein ſeltſames Beginnen!

(An des Grafen Gemach horchend.)

Alles ſtille!

(An der Thüre zur linken Seite des Hintergrundes.)

Welche Laute!
Süße Laute, die ich kenne,
Die ich einzuſchlürfen brenne!
Horch! — ha! Worte! — Ach ſie betet!
Betet! Betet wohl für mich!
Habe Dank! du reine Seele!

(Horchend.)

„Heil'ger Engel, ſteh' uns bei!"
Steh' mir bei, du heil'ger Engel!
„Und beſchütz' uns!" — O beſchütz' uns!
Ja, beſchütz' mich vor mir ſelber! —
O du ſüßes, reines Weſen!
Nein, ich kann mich nicht mehr halten,
Ich muß hin, ich muß zu ihr.
Will vor ihr mich niederſtürzen
Und an ihrer reinen Seite
Ruh' und Frieden mir erflehn!
Ja ſie möge über mir
Wie ob einem Leichnam beten,
Und in ihres Athems Wehn
Will ich heilig auferſtehn!

(Er nähert ſich der Thüre; ſie geht auf und die Ahnfrau tritt heraus, mit beiden Händen ernſt ihn fortwinkend.)

Jaromir.

Ach, da biſt du ja, du Holde!
Ich bin's, Theure, zürne nicht!
Wink' mich nicht ſo kalt von dir,
Gönne dem gepreßten Herzen
Die ſo lang entbehrte Luſt,
An der engelreinen Bruſt,

Aus den himmelklaren Augen
Troſt und Ruhe einzuſaugen!

(Die Geſtalt tritt aus der Thüre, die ſich hinter ihr ſchließt, und winkt noch einmal mit beiden Händen ihm Entfernung zu.)

Jaromir.

Ich ſoll fort? Ich kann nicht, kann nicht!
Wie ich dich ſo ſchön, ſo reizend
Vor den trunknen Augen ſehe,
Reißt es mich in deine Nähe!
Ha, ich fühle, es wird Tag
In der Bruſt geheimſten Tieſen,
Und Gefühle, die noch ſchlieſen,
Schütteln ſich, und werden wach. —
Kannſt du mich ſo leiden ſehn?
Soll ich hier vor dir vergehn?
Laß dich rühren meinen Jammer,
Laß mich ein in deine Kammer.
Hat die Liebe je verwehrt,
Was die Liebe heiß begehrt?
(Auf ſie zueilend.)
Bertha! Meine Bertha!

(Wie er ſich ihr nähert, hält die Geſtalt den rechten Arm mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger ihm entgegen.)

Jaromir

(ſtürzt ſchreiend zurück).

Ha!

Bertha (von innen).

Hör' ich dich nicht, Jaromir?

(Beim erſten Laut von Bertha's Stimme ſeufzt die Geſtalt, und bewegt ſich langſam in die Scene. Ehe ſie dieſe noch ganz erreicht hat, tritt Bertha aus der Thüre, ohne aber die Geſtalt zu ſehen, da ſie nach dem in der entgegengeſetzten Ecke ſtehenden Jaromir blickt.)

Bertha

(mit einem Lichte kommend).

Jaromir, du hier?

Jaromir

(die abgehende Geſtalt mit den Augen und den ausgeſtreckten Fingern verfolgend).

Da! da! da! da!

Bertha.

Was iſt dir begegnet, Lieber?
Warum ſtarrſt du alſo wild
Hin nach jenem düſtern Winkel?

Jaromir.

Hier und dort, und dort und hier!
Ueb'rall ſie und nirgends ſie!

Bertha.

Himmel, was iſt hier geſchehen?

Jaromir.

Ei bei Gott, ich bin ein Mann!
Ich vermag, was Einer kann.
Stellt den Teufel mir entgegen,
Und zählt an der Pulſe Schlägen,
Ob die Furcht mein Herz bewegt!
Doch allein ſoll er mir kommen,
G'rad als g'rader Feind. Er werbe
Nicht in meiner Phantaſie,
Nicht in meinem heißen Hirn
Helfershelfer wider mich!
Komm' er dann als mächt'ger Rieſe,
Stahl vom Haupte bis zum Fuß,
Mit der Finſterniß Gewalt,

Von der Hölle Glut umſtrahlt;
Ich will lachen ſeinem Wüthen
Und ihm kühn die Stirne bieten.
Oder komm als grimmer Leu,
Will ihm ſtehen ohne Scheu,
Auge ihm ins Auge tauchen,
Zähne gegen Zähne brauchen,
Gleich auf gleich. Allein, er übe
Nicht die feinſte Kunſt der Hölle,
Schlau und tückevoll, und ſtelle
Nicht mich ſelber gegen mich!

Bertha
(auf ihn zueilend).

Jaromir! mein Jaromir!

Jaromir (zurücktretend).

O, ich kenn' dich, ſchönes Bild!
Nah' ich mich, wirſt du vergehn,
Und mein Hauch wird dich verwehn.

Bertha (ihn umfaſſend).

Kann ein Wahnbild ſo umarmen?
Und blickt alſo ein Phantom?
Fühle, fühle, ich bin's ſelber,
Die in deinen Armen liegt.

Jaromir.

Ja, du biſt's! Ich fühle freudig
Deine warmen Pulſe klopfen,
Deinen lauen Athem wehn.
Ja, das ſind die klaren Augen,
Ja, das iſt der liebe Mund,
Ja, das iſt die ſüße Stimme,

Deren wohlbekannter Laut
Frieden auf mich niederthaut,
Ja, du biſt's, du biſt's, Geliebte! —

Bertha.

Wohl bin ich's, o wärſt du's auch!
Wie du zitterſt!

Jaromir.

Zittern! zittern?
Wer ſieht das und zittert nicht?
Bin ich doch nur Fleiſch und Blut,
Hat doch keine wilde Bärin
Mich im rauhen Forſt geboren
Und mit Tigermark genährt,
Steht auf meiner offnen Stirne
Doch der heitre Name: Menſch!
Und der Menſch hat ſeine Gränzen:
Gränzen, über die hinaus
Sich ſein Muth im Staube windet,
Seiner Klugheit Aug' erblindet,
Seine Kraft wie Binſen bricht
Und ſein Inn'res zagend ſpricht:
Bis hieher und weiter nicht!

Bertha.

Du biſt krank, ach geh zurück,
Geh zurück nach deiner Kammer.

Jaromir.

Eher in die heiße Hölle,
Als noch einmal auf die Stelle!
Arglos und vertrauensvoll

Folgt' ich meinem Führer nach
In das weite Prunkgemach.
Müde, ruhelechzend ſteig' ich
Schnell das hohe Bett hinan,
Und das Licht iſt ausgethan.
Webend fühl' ich ſchon den Schlummer,
Mild, wie eine Friedenstaube
Mit dem Oelzweig in dem Munde,
Ueber meinem Haupte ſchweben,
Und in immer engern Kreiſen
Sich auf mich herniederlaſſen.
Jetzo, jetzo ſenkt ſie ſich,
Süße Ruhe feſſelt mich. —
Da durchzuckt es meine Glieder,
Ich erwache, horch' und lauſche.
Laut wird's in dem öden Zimmer,
Rauſchend wogt es um mich her,
Wie ein wehend Aehrenmeer,
Seltſam fremde Töne wimmern,
Zuckend fahle Lichter ſchimmern,
Es gewinnt die Nacht Bewegung
Und der Staub gewinnt Geſtalt.
Schleppende Gewänder rauſchen
Durch das Zimmer auf und nieder,
Hör' es weinen, hör' es klagen,
Und zuletzt in meiner Nähe
Wimmert es ein dreifach Wehe!
Da reiß' ich des Bettes Vorhang
Auf mit ungeſtümer Haſt:
Und mit tauſend Flammenaugen
Starrt die Nacht mich glotzend an.
Lichter ſeh' ich ſchwindelnd drehen,

Und mit tauſend fahlen Ringen
Schnell ſich in einander ſchlingen,
Und nach mir ſtreckt's hundert Hände,
Kriecht an mich mit hundert Füßen,
Fletſcht auf mich mit hundert Fratzen;
Und an meines Bettes Füßen
Dämmert es wie Mondenlicht,
Und ein Antlitz tauchet auf,
Mit geſchloſſ'nen Leichenaugen,
Mit bekannten holden Zügen,
Ja, mit deinen, deinen Zügen.
Jetzt reißt es die Augen auf,
Starrt nach mir hin, und Entſetzen
Zuckt mir reißend durch's Gehirn,
Auf ſpring' ich vom Flammenlager,
Und durch's flirrende Gemach
Stürz' ich fort, der Spuk mir nach.
Wie von Furien gepeitſcht
Lang' ich an hier in der Halle,
Da hört' ich dich, Holde, beten,
Will zu dir ins Zimmer treten,
Da verſtellt mir — Siehſt du? Siehſt du?

Bertha.

Was, Geliebter?

Jaromir.

Siehſt du nicht?
Dort im Winkel, wie ſich's regt,
Wie's geſtaltlos ſich bewegt!

Bertha.

Es iſt nichts, Geliebter, nichts,
Als die wilde Ausgeburt

Der erhitzten Phantaſie.
Du biſt müde, ruh' ein wenig.
Setz' dich hier in dieſen Stuhl,
Ich will ſchützend bei dir ſtehn,
Labekühlung zu dir wehn.

Jaromir
(ſitzend, an ihre Bruſt gelehnt).

Habe Dank, du treue Seele!
Süßes Weſen, habe Dank!
Schling' um mich her deine Arme,
Daß der Hölle Nachtgeſpenſter,
Scheu vor dem geweihten Kreiſe,
Nicht in meine Nähe treten.
Lieg' ich ſo in deinen Armen,
Angeweht von deinem Athem,
Ueber mir dein holdes Auge;
Dünkt es mich auf Roſenbetten
In des Frühlings Hauch zu ſchlummern,
Klar den Himmel über mir.

Der Graf (kömmt).

Wer iſt hier noch in der Halle?
Bertha du? und Ihr?

Bertha.

Mein Vater —

Jaromir.

Weiß ich doch kaum, was ich ſagen,
Weiß kaum, wie ich's ſagen ſoll.
Thöricht werdet Ihr mich nennen,
Und faſt möcht ich's ſelber thun,
Fühlt' ich nicht im tiefſten Innern

Jede meiner Fibern beben,
Beben, ja: und Ihr mögt glauben,
Es gibt Menſchen, welche leichter
Zu erſchüttern ſind, als ich.

Graf.

Wie verſteh' ich?

Bertha.

Ach, ſo hört nur:
Oben in die Erkerſtube
Hatte man ihn hingewieſen.
Schon ſenkt ſchlummernd ſich ſein Auge,
Da erhebt ſich plötzlich —

Graf.

Ah!
Zählt man dich ſchon zu den Meinen?
Iſt's in jenen dunkeln Orten
Alſo auch ſchon kund geworden,
Sohn, daß du mir theuer biſt.
Warum kamſt du auch hieher!
Glaubteſt du, getäuſchter Jüngling,
Wir hier feiern Freudenfeſte?
Sieh uns nur einmal beiſammen
In der weiten, öden Halle,
An dem freudeloſen Tiſche;
Wie ſich da die Stunden dehnen,
Das Geſpräch in Pauſen ſtockt,
Bei dem leiſeſten Geräuſche
Jedes raſch zuſammenfährt,
Und der Vater ſeiner Tochter
Nur mit Angſt und innerm Grauen
Wagt ins Angeſicht zu ſchauen,

Ungewiß, ob es ſein Kind.
Ob's ein hölliſch Nachtgeſicht,
Das mit ihm zur Stunde ſpricht.
Sieh, mein Sohn, ſo leben die,
Die das Schickſal hat gezeichnet!
Und du willſt den muth'gen Sinn;
Willſt die raſche Lebensluſt
Und den Frieden deiner Bruſt,
Köſtlich hohe Güter, werfen
Raſch in unſers Hauſes Brand?
O mein Kind, du wirſt nicht löſchen,
Wirſt mit uns nur untergehn.
Flieh, mein Sohn, weil es noch Zeit iſt.
Nur ein Thor baut ſeine Hütte
Hin auf jenes Platzes Mitte,
Den der Blitz getroffen hat.

Jaromir.

Möge, was da will, geſchehn,
Ich will Euch zur Seite ſtehn,
Muß es, mit Euch untergehn!

Graf.

Nun wohlan, iſt das dein Glaube,
So komm her an meine Bruſt.
So, und dieſer Vaterkuß
Schließt dich ein in unſre Leiden,
Schließt dich ein in unſre Freuden;
Ja, in unſre Freuden, Sohn,
Iſt kein Dorn doch alſo ſchneidend,
Daß er nicht auch Roſen trägt.

(Der Alte ſetzt ſich, von Jaromir und Bertha unterſtützt, in den Stuhl. Die Beiden ſtehen Hand in Hand vor ihm.)

So, habt Dank, habt Dank, ihr Lieben!
Seh' ich Euch ſo vor mir ſtehen,
Mit dem freudetrunknen Auge,
Mit dem lebensmuth'gen Blick,
Will die Hoffnung neu ſich regen,
Und erloſchne, dunkle Bilder
Aus entſchwundnen ſchönern Tagen
Dämmern auf in meiner Bruſt:
Seid willkommen, Duftgeſtalten,
Froh und ſchmerzlich mir willkommen!

Jaromir.

Bertha, ſieh doch nur, dein Vater! —

Bertha

(mit ihm etwas zurücktretend).

Laß ihn nur, er pflegt ſo öfter
Und ſieht ungern ſich geſtört;
Aber, Lieber, ſei vergnügt!
Sieh, mein Vater weiß ſchon Alles.

Jaromir (raſch).

Alles?

Bertha.

Ja, und ſcheint's zu bill'gen!
Heute nur — er war ſo gut,
Ach, ſo gut, ſo mild und ſanft;
Sanfter, gütiger, als du,
Der du kalt und trocken ſtehſt,
Während ich nicht Worte finde
Für mein Fühlen, für mein Glück.

Jaromir.

Glaube mir —

Bertha.

Ei, glauben, glauben!
Beſſer ſtünd' es dem, zu ſchweigen,
Der nicht weiß, wie Liebe ſpricht.
Kann der Blick nicht überzeugen,
Ueberred't die Lippe nicht.
Sieh, man hat mir wohl erzählet,
Daß es leichte Menſchen gebe,
Deren Liebe nicht bloß brennt,
Auch verbrennt, und dann erliſcht,
Menſchen, die die Liebe lieben,
Aber nicht den Gegenſtand,
Schmetterlinge, bunte Gaukler,
Die die keuſche Roſe küſſen,
Aber nicht, weil ſie die Roſe,
Weil ſie eine Blume iſt.
Biſt du auch ſo, Stummer, Böſer?

(Vom Nährahmen eine Schärpe nehmend.)

Ich will dir die Flügel binden,
Binden — binden, Trotz'ger — binden,
Daß kein Gott ſie löſen ſoll!

Jaromir.

Süßes Weſen! —

(Sie bindet ihm die Schärpe um.)

Graf (hinüberblickend).

Wie ſie glüht,
Wie es ſie hinüberzieht!
Aller Widerſtand genommen,
Und im Strudel fort geſchwommen.
Nun wohlan, es ſei! Der Himmel

Scheint mir ſelbſt den Weg zu zeigen,
Den ich wandeln ſoll und muß;
Stemmt gleich Manches ſich entgegen,
Glimmt gleich in der tiefſten Bruſt
Noch verborgen mancher Funke
Von der einſt ſo mächt'gen Glut.
Thöricht Treiben! Eitles Trachten!
Der Pallaſt iſt eingeſunken,
Kaum noch geben ſeine Trümmer
Eine Hütte für mein Kind.
Wohl, es ſei! Ach wie ſo ſchwer
Löſen ſich die Hoffnungen,
In der Jugend Lenz empfangen,
Holde Zeichen, eingegraben
In des Bäumchens friſche Rinde,
Aus des Alters morſcher Bruſt.
Als ſie mir geboren ward,
Und vor mir lag in der Wiege,
Freundlich lächelnd, ſchön und hold,
Wie durchlief ich im Gedanken
Die Geſchlechter unſers Landes,
Sorgſam wählend, kindiſch ſuchend
Nach dem künftigen Gemahl.
Fand den Höchſten noch zu niedrig,
Kaum den Beſten gut genug;
Damit iſt's nun wohl vorbei,
Ach, ich fühl' es wohl, wir ſcheiden
Kaum ſo ſchwer von wahren Freuden,
Als von einem ſchönen Traum!

Bertha

(an der Schärpe muſternd).

Halt mir ſtill, du Ungeduld'ger!

Graf.

Und ziemt mir ſo eitles Wählen?
Wenn es wahr, was er geſprochen,
Was im Nebel der Erinn'rung
Aus der fernen Jugendzeit
Unbeſtimmt, in ſich verfließend,
Meine Stirn vorüber ſchwebt;
Wenn ſie wahr, die alte Sage,
Daß der Name, den ich trage,
Der mein Stolz war und mein Schmuck,
Nur durch tief geheime Sünden —
Fort Gedanke! — Ha, und doch, und doch!

Bertha
(ihr Werk betrachtend).

So, nun ſteht es ſchön und gut.
Aber nun ſei mir auch freundlich,
Daß mich nicht die Arbeit reue!

Graf.

Jaromir!

Jaromir (aufgeſchreckt).

Was? — Ihr, Herr Graf!

Graf.

Noch biſt du uns Kunde ſchuldig,
Von den Deinen, deiner Abkunft.
Jaromir von Eſchen heißt du,
Fern am Rhein wardſt du geboren,
Dienſte ſuchſt du hier im Heer,
So erzählte mir mein Mädchen,
Aber weiter weiß ich nichts.

Jaromir.

Iſt doch weiter auch nichts übrig.
Mächtig waren meine Ahnen,
Reich und mächtig. Arm bin ich.
Arm, ſo arm, daß, wenn dieß Herz,
Ein entſchloſſ'ner, kräft'ger Sinn,
Und ein ſchwergeprüfter, doch vielleicht
G'rade darum feſt'rer Wille
Nicht für Etwas gelten können,
Ich nichts habe und nichts bin.

Graf.

Du ſagſt viel mit wenig Worten.
Alſo recht! du biſt mein Mann!
Sieh, mein Sohn, ich bin ein Greis;
Die Natur winkt mir zu Grabe,
Und ein dunkel, dumpf Gefühl
Nennt mir nah des Lebens Ziel.
Nie hab' ich dem Tod gezittert,
Und auch jetzt ſchreckt er mich nicht.
Aber ſieh dieß Mädchen, ſieh mein Kind.
Könnteſt du in meinen Thränen,
Hier in meinem Herzen leſen,
Was ſie Alles mir geweſen,
Du verſtündeſt meinen Schmerz.
Daß ich ſie allein muß laſſen
In der unbekannten Welt,
Das macht mich dem Tod erblaſſen,
Das iſt's, was ſo tief mich quält.
Sohn, auf dich iſt ihrer Neigung
Schlaferwachtes Aug' gefallen;
Du weißt ihren Werth zu ſchätzen,

Weißt zu ſchützen, was dir werth;
Du gabſt einmal ſchon dein Leben,
Und wirſt's freudig wieder geben,
Wenn das Schickſal winkt, für ſie.
Dir vertrau' ich dieſes Kleinod,
Sohn, du liebſt ſie?

Jaromir.

Wie mein Leben.

Graf.

Und du ihn?

Bertha.

Mehr als mich ſelbſt.

Graf.

Mög' denn Gottes Finger walten!
Nimm ſie hin, die du erhalten!
(Schläge ans Hausthor.)

Graf.

Was iſt das? — Wer naht ſo ſpät
Noch ſich dieſes Schloſſes Thoren?

Bertha.

Gott, wenn etwa —

Graf.

Sei nicht kindiſch.
Glaubſt du wohl, verdächtig Volk
Wage ſich an feſte Schlöſſer,
Wohl verwahrt und wohl bemannt?

Günther (kommt).

Herr, ein königlicher Hauptmann

An der Spitze ſeines Haufens,
Bittet Einlaß an der Pforte.

Graf.

Wie? Soldaten?

Günther.

Ja, Herr Graf.

Graf.

Weiß ich gleich nicht, was ſie ſuchen,
Oeffne ihnen ſchnell die Pforten;
Stets willkommen ſind ſie mir.
(Günther geht.)

Graf.

Was führt den hieher zu uns?
Und in dieſer Stunde? Gleich viel.
Wird doch ſeine Gegenwart
Wohl die Stunden uns beflügeln
Dieſer peinlich langen Nacht.

Bertha.

Jaromir, geh doch zu Bette.
O, du biſt noch gar nicht wohl!
Sieh, ich fühl's an dieſem Zucken,
An dem Stürmen deiner Pulſe,
Daß du krank, bedenklich krank!

Jaromir.

Krank? ich krank? was fällt dir ein!
Stürmen gleich die raſchen Pulſe,
G'rad im Sturme iſt mir wohl!

Günther öffnet die Thüre. Der **Hauptmann** tritt ein.

Hauptmann.

Ihr verzeihet, mein Herr Graf,
Daß ich noch in ſpäter Nacht
Eures Hauſes Ruhe ſtöre.

Graf.

Wer des Königs Farben trägt,
Dem iſt ſtets mein Haus geöffnet;
Euch, mein Herr, auch ohne ſie.

Hauptmann.

Hier grüß' ich wohl Eure Tochter?

Graf.

Ja, es iſt mein einzig' Kind.

Hauptmann.

Wie ſoll ich mich hier entſchuld'gen?
Doch, bringt meine Ankunft Schrecken,
Soll ſie Schrecken auch zerſtreu'n,
Jene mächt'ge Räuberbande,
Die die Geißel dieſer Gegend —

Graf.

Ja, fürwahr, 'ne ſchwere Geißel!
Dieſes Mädchen, meine Tochter,
Daß ſie lebt noch, daß ſie iſt,
Dankt ſie nur dem kühnen Muthe
Ihres wackern Bräutigams,
Jaromir von Eſchen hier.
Ja er ſelbſt, noch dieſe Nacht
Ward im Forſt er überfallen.

Seine Diener ihm erſchlagen,
Kaum entging er gleichem Loos.

Hauptmann.

Dieſe Nacht?

Jaromir.

Ja, dieſe Nacht.

Hauptmann.

Und wann —?

Jaromir.

Vor drei Stunden etwa!

Hauptmann

(Ihn ins Auge faſſend, dann zum Grafen).

Euer Eidam?

Graf.

Ja, mein Herr.

Hauptmann.

Reiſtet Ihr ein Stündchen ſpäter,
War Euch jene Angſt erſpart.
(Zu den Uebrigen.)
Fürder mögt Ihr ruhig ſein,
Und nichts Arges mehr befahren,
Denn die Euer Schrecken waren,
Jene Räuber, ſind nicht mehr!
Lange ſchon auf ihren Ferſen,
Ueberfielen wir ſie heute.
Nach beherztem, blut'gem Streite
Trat der Sieg auf unſre Seite,
Und die Mörderſchaar erlag,
Theils getödtet, theils gefangen,

Retteten ſich Wen'ge nur;
Wir verfolgen ihre Spur.

Graf.

Nun habt Dank, ihr wackern Krieger,
Habt den wärmſten, beſten Dank!

Hauptmann.

Jetzt noch nicht, bis es vollendet.
Iſt der Stamm gleich ſchon gefallen,
Haften doch noch manche Wurzeln,
Und ich hab' mir's ſelbſt geſchworen,
Als man mich zur That erkoren,
Auszurotten dieſe Brut.
Bauern haben ausgeſagt,
Daß hier in des Schloſſes Nähe,
In des nahen Weihers Schilf,
Den verfall'nen Außenwerken
Sich verdächtig Volk gezeigt.
D'rum erlaubt, mein edler Graf,
Daß ich hier aus Eurem Schloſſe
Meiner Späher Suchen leite,
Stets bereit, nach jeder Seite,
Wo es Noth thut, abzugehn.
Bald, ſo hoff' ich, iſt's vorüber,
Ringsum ſtehen meine Poſten;
Wenn ſich auch in Buſch und Feld
Einer noch verborgen hält,
Sollen ſie ihn tüchtig faſſen,
Ihm iſt nur die Wahl gelaſſen
Zwiſchen Ketten, zwiſchen Tod.

Graf.

Dieſes Schloß iſt nicht mehr mein;

Bis Ihr Euer Werk vollendet,
Iſt es Euer, iſt des Königs.
O, wie lieb' ich dieſen Eifer,
Der das Rechte ſchnell ergreift,
Und feſt hält, was er ergriffen.

Hauptmann.

Nicht mehr Lob, als ich verdiene.
Führ' ich hier des Rechtes Sache,
Führ' ich meine auch zugleich.
Hat doch dieſes Räubervolk
Mir mein Stammſchloß überfallen,
Und geraubt, gebrannt, gemordet,
Daß noch jetzt bei der Erinn'rung
Mir das Herz im Buſen bebt.
O, mich drängt es, zu bezahlen
Was ich ſchwer nur ſchuldig bin!
Ich will ſchonen, grimmig ſchonen:
Nicht der Tod in Kampf und Schlacht
Werde dieſer Brut zu Theile,
Nein, dem Rad, dem Henkerbeile
Sei ihr ſchuldig Haupt gebracht.

Bertha.

Nicht doch! Wollt Ihr Menſchen richten,
Geht als Menſch ans blut'ge Werk!

Hauptmann.

Hättet Ihr geſehn, mein Fräulein,
Was ich ſah, mit Schauder ſah,
Ihr verſchlöſſet Euer Herz,
Wieſet das geſchäft'ge Mitleid
Gleich 'nem unverſchämten Bettler

Von der ſtreng geſchloſſ'nen Thür.
Jene rauchenden Ruinen,
Von der Flamme Glut beſchienen,
Greiſe zagend,
Weiber klagend,
Kinder weinend
An erſchlag'ner Mütter Brüſten
Durch die leergebrannten Wüſten.
Und dazu nun der Gedanke,
Daß die Geldgier, daß die Habſucht
Wen'ger feiger Böſewichter —

Jaromir

(vortretend, und ihn hart anfaſſend)

Wollt Ihr dieſes holde Weſen,
Ihrer Seele ſchönen Spiegel,
Der auf ſeiner klaren Fläche
Rein die Schöpfung ſtellet dar,
Weil er ſelber rein und klar,
Mit der Rachſucht gift'gem Hauch,
Mit des Haſſes Athem trüben?
Laßt ſie ſüßes Mitleid üben,
Und in dem Gefall'nen auch
Den gefall'nen Bruder lieben.
O, es läßt der Binſe wohl,
Der gebroch'nen Eiche ſpotten!

Hauptmann.

Raſch ins Feuer, wenn ſie brach.

Jaromir.

Eure Zunge richtet ſcharf;
Doch, was vorſchnell ſie geſündigt,
Macht der Arm wohl zögernd gut.

Hauptmann.

Ha, wie nehm' ich dieſe Worte?

Jaromir.

Nehmt ſie, Herr, wie ich ſie gab.

Hauptmann.

Wär' es nicht an dieſem Orte —

Jaromir.

Legtet Ihr den Trotz wohl ab.

Hauptmann.

Warm ſeh' ich Euch Räubern dienen.

Jaromir.

Wer in Noth iſt, zähl' auf mich.

Hauptmann.

Wär' der Beſte unter ihnen —

Jaromir.

Ruft ihn! Vielleicht ſtellt er ſich!

Graf.

Jaromir! was muß ich hören!
Führt der Eifer dich ſo weit,
Magſt du meinen Gaſt beleid'gen,
Kannſt du Menſchen wohl vertheid'gen,
Welche ſelber ſich verdammt.
Doch was gilt's, trotz dieſer Hitze,
Hab' ich richtig dich erkannt,
Braucht es wen'ge Worte nur
Und dem Fehlgriff folgt die Reue,
Ja, du folgſt uns ſelbſt ins Freie
Auf der Böſewichter Spur.

Jaromir.

Ich?

Graf.

Ja, du!

Jaromir.

Ich, nimmermehr!
Wie? ich ſollte einen Armen,
Einen Stiefſohn des Geſchicks,
Den die unnatürlich harte Mutter
Stiefgeſinnt hinausgetrieben,
Fern von Weſen ſeiner Art,
Zu des Waldes Nachtrevieren,
Wo im Kreis von Raubgethieren
Selber er zum Raubthier ward,
Wie, ich ſollt' ihm, wenn er naht,
Alles bietend, was er hat,
Mit der Reue herben Zeichen,
Statt der Hand, um die er bat,
Meinen blut'gen Degen reichen?
Wer thut das, und iſt ein Mann?
Einen Feind mir, der noch ficht,
Doch zum Häſcher taug' ich nicht!

Graf.

Und wenn ich nun ſelber gehe,
Und, des Königs Lehensmann,
Dieſe Häſcher führe an,
Wirſt du folgen?

Jaromir.

Ihr?

Graf.

Ja, ich,
Ich mag Menſchenleben ſchonen,
Weiß zu ſchätzen Menſchenwerth:
Doch laß uns nicht grauſam ſein
Gegen unſre beſſern Brüder,
Um den ſchlimmen mild zu ſein.
Ob das Herz auch ängſtlich bebe,
Laß uns thun die ſtrenge Pflicht,
Und, damit der Gute lebe,
Mit dem Mörder zum Gericht!

Jaromir.

Recht geſprochen, recht geſprochen!
Daß die Kindlein ruhig ſchlafen,
Mit den Hunden vor die Thür!
Mir ein Schwert! Ich will hinaus,
Will hinaus auf Menſchenleben!
Ei, ſie werden tüchtig fechten!
Iſt das Leben doch ſo ſchön,
Aller Güter erſtes, höchſtes,
Und wer Alles ſetzt daran,
Wahrlich, der hat recht gethan!
Waffen, Waffen! Gebt mir Waffen!
Fort, hinaus! Auf Menſchenleben!
Laßt die Treiber fertig ſein;
Und dann wacker losgejagt,
Bis der ſpäte Morgen tagt!
Waffen, Waffen! Heda, Waffen! —

Bertha.

Sagt' ich es Euch nicht, mein Vater,
Er iſt krank, gefährlich krank.

Jaromir.

Jſt's doch nur gerechte Strafe!
Seht doch, konnten ſie es wagen,
Die Verruchten, rückzuſchlagen,
Da auf ſie das Schickſal ſchlug!
Menſchen, Menſchen! — Toller Wahn!
Außer uns, wer geht uns an?
Fort, hinaus aus unſerm Kahn,
Der nur uns und unſre faßt.
Fort hinaus, unnütze Laſt!
Wenn empor ein Schwimmer taucht,
Schnell das Ruder wohl gebraucht.
Weg vom Rande deine Hände,
Daß ſich unſer Kahn nicht wende,
Jn dem Wellenſtrudel ende!

Graf.

Jaromir, was ficht dich an?

Jaromir.

Ach, verzeiht! Kaum weiß ich's ſelber!
Es ward mir die Jagdluſt rege
Bei der fröhlichen Erzählung,
Wie die Netze ſei'n geſtellt,
Und nun bald das Wild gefällt.

Graf

(zum Hauptmann).

Jhr verzeihet wohl, mein Herr,
Seht, der Unfall dieſer Nacht,
Und dann noch ſo manches Andre,
Hat ſein Weſen ſo zerrüttet,
Daß er kaum er ſelber noch.

Hauptmann.

So bewegt, in dieſer Stimmung
Iſt nicht von Beleidigung,
Von Verzeihen nicht die Rede.
Pflegt der Ruhe, Herr von Eſchen.
Unſer widriges Geſchäft,
Hat's gleich ſeine gute Seite,
Taugt für kein bewegt' Gemüth.

Bertha.

Wohl, mein Lieber, folge mir.

Jaromir.

Nicht doch! Laß mich, laß mich! Sieh,
Mir iſt wohl, wahrhaftig wohl.

Hauptmann.

Uns geziemt es, vorzuſchlagen,
Anzunehmen ſteht bei Euch;
Und ſo nehm' ich denn jetzt Urlaub,
Zu vollenden mein Geſchäft.

Graf.

Doch, Herr, kennt Ihr auch die Räuber?
Daß Ihr arglos ſtille Wandrer
Nicht beläſtigt, ohne Noth.

Hauptmann.

Kennen? Ich nicht. Denn im Dunkeln
Ueberfielen wir ſie heute,
Und in Kampfes blut'gem Ringen
Sieht man auf der Feinde Klingen
Mehr als auf ihr Angeſicht.
Doch im Vorgemache draußen

Harret einer meiner Leute,
Der, von ſeinem Trupp getrennt
Einſt in ihre Hand gerathen,
Der oft Zeuge ihrer Thaten,
Und die Räuber alle kennt.
Heda! Holla!

(Soldat kommt.)

Hauptmann.

Walter komme!

(Soldat ab.)

Graf.

Zwinge dich doch länger nicht,
Jaromir, und geh zu Bette.
Leichenblaß iſt dein Geſicht,
Und aus deinem düſtern Auge
Blickt des Fiebers dumpfe Glut.
Geh zu Bette, lieber Sohn!
(Auf die Seitenthüre rechts zeigend.)
Hier in dieſem ſtillen Zimmer
Soll nichts deine Ruhe ſtören.

Bertha.

Jaromir, laß dich erbitten.

Jaromir.

Wohl, ihr wünſcht es, und es ſei;
Faſt fühl' ich mich ſelber unpaß.
(Das Schnupftuch an die Stirne preſſend.)

Walter kommt.

Hauptmann.

Komm! Wir machen jetzt die Runde,
Und du folgſt mir!

Walter.

Wohl, Herr Hauptmann.

Hauptmann.

Iſt dir dein Gedächtniß treu?
Wirſt du jeden dieſer Räuber
Wieder kennen, der ſich zeigt?

Walter.

Sicher werd' ich, ſorget nicht!

Bertha

(Jaromir führend).

Wie du wankſt! Sieh, hier hinein!

(Jaromir geht durch die Seitenthüre rechts ab.)

Graf.

So, und jetzt geht denn mit Gott!

Hauptmann.

Eins iſt vorher noch zu thun,
Meines Auftrags leicht'ſte Hälfte,
Die mir hier zur ſchwerſten wird.
Aber ſei's, ich muß. — Gar Manches
Scheint dem *Menſchen* überflüſſig
Und iſt's dem Soldaten nicht.
Mein Herr Graf, Ihr mögt erlauben,
Daß ich Eures Schloſſes Inn'res
Noch vor Allem erſt durchforſche.

Graf.

Dieſes? Meines Schloſſes, Herr?

Hauptmann.

Streng gemeſſen iſt mein Auftrag,
Jede Wohnung zu durchſuchen,

Wem ſie ſei, wem ſie gehöre,
Nach der flücht'gen Räuber Spur.
Mag ich ungeſtüm erſcheinen,
Ich erfülle meine Pflicht;
Und zudem, Ihr mögt verzeihen,
Wer bürgt Euch für Eure Leute?

Graf.

Und wer Euch, denkt Ihr, für mich.

Hauptmann.

Hätt' ich wirklich Euch beleidigt,
So bedenkt —

Graf.

O laßt das! laßt das!
Wird es mir denn nimmer klar,
Welcher weite Abgrund ſcheidet
Das, was iſt, von dem, was war.
Muß es mich denn immer mahnen!
Ich gedachte meiner Ahnen,
Deren Wort hier, weit und breit
Mehr galt, als der höchſte Eid,
Unter denen der Verdacht
Und des Argwohns finſtre Macht
Schamroth ſich geweigert hätten
Dieſe Hallen zu betreten.
Doch ich bin der Letzte und ein Greis,
Nun, ſo glaubt denn Euren Augen!
(Die Thüren nach der Reihe öffnend.)
Kommt und ſeht! — Hier dieß mein Zimmer —
Meiner Tochter Schlafgemach —
(An der Thüre von Jaromirs Gemach.)
Hier —

Bertha.

O gönnt ihm Ruhe, Vater!

Graf.

Nun, Ihr ſaht ja erſt vor kurzem
Meinen Eidam es betreten.

Hauptmann.

Ihr verlangt mich zu beſchämen.

Graf.

Nur zu überzeugen, Herr!
Und nun kommt!

Hauptmann.

Wohin?

Graf.

Ins Freie,
Mit Euch auf der Räuber Spur.

Hauptmann.

Wie, Ihr wolltet?

Graf.

Was ich muß.
Bin ich nicht Vaſall des Königs?
Und ich kenne meine Pflicht
Minder nicht als Ihr die Eure.
Drum ohn' eine zweite Mahnung,
Laßt uns gehen —

Bertha.

O mein Vater!
So bedenkt doch!

Graf.

Still, mein Kind!

Hier hör' ich nur eine Stimme,
Und die hat bereits geſprochen. —
Kommt, mein Herr, und ſagt dem König,
Daß ich, Graf von Borotin,
Kein Genoß der Räuber bin,
Sagt, daß in des Löwen Höhle
Statt des kräftigen, geſunden,
Einen welken Ihr gefunden,
Der gebeugt und hülflos zwar,
(Aufgerichtet.)
Aber doch noch Löwe war.
(Ab mit dem Hauptmann.)

Bertha.

Ach er geht, er hört nicht, geht,
Läßt mich hier allein zurück,
Der Verzweiflung Preis gegeben
Und der Sorge Natterzahn.
Soll ich für den Vater beben,
Fürchten was dem Trauten droht?
Hab' doch nur dieß eine Leben,
Warum zweifach mir den Tod?
(An der Thüre von Jaromirs Gemach.)
Jaromir! Mein Jaromir! —
Keine Antwort, alles ſtille,
Alles ſchweigend, wie das Grab.

Wie bezähm' ich dieſe Angſt,
Wie bezähm' ich dieſes Bangen,
Das mir ſchwül, wie Wetterwolken,
Auf der ſchweren Bruſt ſich lagert.
O ich ſeh' es in der Ferne,

Es verhüllen ſich die Sterne,
Es erliſcht des Tages Licht,
Der erzürnte Donner ſpricht,
Und mit ſchwarzen Eulenſchwingen
Fühl' ich es, gehalt'nen Flugs,
Sich um meine Schläfe ſchlingen.
O ich kenn' dich, finſtre Macht,
Ahne, was du mir gebracht.
Muß ich's vor die Seele führen!
O es heißt, es heißt verlieren!
Und des Unheils ganzes Reich
Kennt kein Schrecken, deinem gleich.
Weh! beſitzen und verlieren,
Beſitzen und verlieren! —
Wohin ſeid ihr, goldne Tage?
Wohin biſt du, Feenland?
Wo ich ohne Wunſch und Klage
Mit mir ſelber unbekannt
Lebte an der Unſchuld Hand;
Wo ein Hänfling meine Liebe,
Eine Blume meine Luſt,
Und der ſchmerzlichſte der Triebe
Noch ein Fremdling dieſer Bruſt.
War der Himmel auch umzogen,
Heiter ſtrahlte doch mein Sinn,
Und auf ſpiegelhellen Wogen
Taumelte das Leben hin.
Spielend in dem Strahl der Sonne,
Lockte mich des Bechers Rand,
Und ich trank der Liebe Wonne
Und ihr Gift aus ſeiner Hand.
Seit ſein Arm mich hat umwunden,

Seit ich fühlte ſeinen Kuß,
Iſt das Feenland verſchwunden,
Und auf Dornen tritt mein Fuß,
Dornen, die zwar Roſen ſchmücken,
Aber Dornen, Dornen doch,
In dem glühendſten Entzücken
Fühl' ich ihren Stachel noch.
Sehnend wünſch' ich ſeine Nähe,
Und er kommt: wie jauchzt die Braut!
Doch wie ich ins Aug ihm ſehe,
Werden inn're Stimmen laut,
Tief im Buſen ſcheint's zu ſprechen,
Wenn mein Blick in ſeinem ruht:
Deine Liebe iſt Verbrechen,
Gottverhaßt iſt dieſe Glut.
Jenes dumpfe, trübe Brüten,
Seines Auges ſtarrer Blick
Scheint Entfernung zu gebieten,
Und ich bebe bang zurück;
Doch will ich mich ihm entziehen,
Trifft ſein Blick mich weich und warm.
Mit dem Willen zu entfliehen,
Flieh' ich nur in ſeinen Arm.
Und wie der Charybde Toſen
Erſt von ſich ſtößt Schiff und Mann,
Dann verſchlingt die Rettungsloſen,
Stößt er ab und zieht er an.
Wer mag mir das Räthſel löſen?
Iſt es gut: warum ſo bang?
Ach, und führet es zum Böſen,
Woher dieſer Himmelsdrang?

(Mit ausgebreiteten Armen.)

Kann mein Flehen dich erreichen,
Unerklärbar hohe Macht,
Die ob dieſem Hauſe wacht,
So gib gnädig mir ein Zeichen,
Einen Leitſtern in der Nacht!
Iſt es Tod —

(Es fällt ein Schuß.)

Ha! — Was war das? — Ein Schuß! —
Deut' ich es, das grauſe Zeichen?
Ward mein frevler Wunſch erhört?
Weh mir! Weh! — Ich bin allein! —
Ha, allein? — Was ſtreifte da
Kalt und wehend mir vorüber —
Biſt du's, geiſt'ge Sünderin? —
Ha, ich fühle deine Nähe!
Ha, ich höre deinen Tritt!

(An der Thüre von Jaromir's Gemach.)

Jaromir, wach' auf! wach' auf!
Schütze deine Bertha! — Jaromir!
Nur ein Wort, nur einen Laut,
Daß du wachſt, daß du mich hörſt,
Daß ich nicht allein! — Bei dir! —
Schweigſt du? — Ha, ich muß dich ſehen!
Dich umfangen, dich umſchlingen,
Sehen, fühlen, daß du lebſt.

(Oeffnet die Thüre und ſtürzt hinein. Es fällt noch ein Schuß; heraustaumelnd.)

Haltet ein! o haltet ein!
Alles leer! — das Fenſter offen!
Er iſt fort! — iſt todt — todt — todt!

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Halle wie in den vorigen Aufzügen.

Bertha ſitzt am Tiſche, den Kopf in die Hand geſtützt.

Liebe, das ſind deine Freuden,
Das, Beſitz, iſt deine Luſt?
Wie ſind dann der Trennung Leiden,
Und wie martert der Verluſt?
(Sinkt in ihre vorige Stellung zurück.)

Pauſe.

Jaromir öffnet die Seitenthüre rechts, und will ſchnell zurück, da er Jemanden erblickt.

Bertha.

Jaromir! — Du weichſt zurück?
Weichſt vor mir zurück? — O bleib!
Wie hab' ich um dich gezittert,
O Geliebter, wie gebebt!
Sprich, wie fühlſt du dich?

Jaromir

(ſcheu und düſter).

Gut! Gut!

Bertha.

Gut? O daß ich's glauben könnte!
Jaromir, wie ſiehſt du bleich!
Gott! Am Arm die Binde —

Jaromir.

Binde?

Bertha.

Hier!

Jaromir.

Ei, Scherz!

Bertha.

Ein blut'ger Scherz!
Sieh das Blut hier an dem Aermel.

Jaromir.

Hat's geblutet? Poſſen! Poſſen!

Bertha.

Reiß' mich doch aus dieſer Angſt!
Wo wardſt du, und wie verwundet?

(Ihre Augen begegnen den ſeinigen, er wendet ſich ſchnell ab.)

Bertha.

Du erbebſt? du kehrſt dich ab?

Jaromir

(einige Schritte ſich entfernend).

Nein, ich kann nicht, kann nicht, kann nicht!
Seh' ich dieſe reinen Züge,
Senkt zu Boden ſich mein Blick,
Und der finſtre Geiſt der Lüge
Kehrt zur finſtern Bruſt zurück.

Hölle, eh' du das begehrſt,
Laß zuvor dieß Herz ſich wandeln,
Und ſoll ich als Teufel handeln,
Mache mich zum Teufel erſt!

Bertha.

Jaromir! ich laß dich nicht!
Steh mir Rede, gib mir Antwort:
Wo wardſt du, und wie verwundet?

Jaromir
(mit geſenktem Auge).

Schlafend ritzt' ich mich am Arme.

Bertha.

Schlafend? Du haſt nicht geſchlafen!
Sieh, ich war in deiner Kammer,
Du warſt fort, das Fenſter offen!

Jaromir (erſchreckend).

Ha!

Bertha.

Geliebter, laß mich's wiſſen!
O du weißt nicht, welche Bilder
Schwarz vor meine Seele treten.
Heiß' ſie weichen, heiß' ſie fliehn!
Wo wardſt du, und *wie* verwundet?

Jaromir (mit Bedeutung).

Du begehrſt's, ſo ſei es denn!
(Mit Abſätzen.)
Angelangt in meiner Kammer —
Hört' ich ſchießen, klirren, ſchreien —
Deinen Vater wußt' ich unten —

Wollte helfen — ſchützen — retten —
Weiß kaum ſelbſt mehr, was ich wollte.
(Gefaßter.)
Wie ich nun ſo ſinnend ſtehe,
Da gewahr' ich einer Linde,
Die die froſtentlaubten Aeſte
Bis zu jenem Fenſter ſtreckt.
Ich ergriff die ſtarken Zweige,
Die ſie hülfreich bot, und ſteige
Unbeſonnen, unbedacht
Raſch hinunter in die Nacht.
Hundert Schritte kaum gegangen —
Fällt ein Schuß — ob Freund ob Feind —
Weiß ich nicht — genug — er traf.
Da erwacht' ich zur Beſinnung,
Sah mit Schreck, was ich gewagt;
Weiter gehen ſchien gefährlich,
D'rum eilt' ich zurück zur Linde,
Die herab mir half, und finde
Auch den Rückweg ſo zurück.

Bertha.

Und bei allem dem befiel dich
Auch nicht ein, nicht ein Gedanke
Nur an mich, an meinen Schmerz?
Einem Einfall hingegeben,
Wagteſt lieblos du dieß Leben,
Das zugleich das meine iſt.
O, du fühlſt nicht ſo, wie ich!
Wenn dich gleiche Sehnſucht triebe,
Wüßteſt du wohl, daß die Liebe
Auch das eigne Leben ehrt,
Weil's dem Theuern angehört.

Jaromir

(an ſeinem verwundeten Arm zerrend).

Tobe, tobe, heißer Schmerz,
Uebertäube dieſes Herz!

Bertha.

Warum zerrſt du ſo am Arme?
Deine Wunde —

Jaromir.

Iſt verbunden!

Bertha.

Rauh die Schärpe umgewunden!
Harter, fühle *meine* Schmerzen,
Wenn du *deine* auch nicht fühlſt.
Hier iſt Balſam, hier iſt Linnen —
Mir den Arm! — Ich will ihn heilen.
Reich' mir ihn, ich will verſuchen,
Ob es mir vielleicht gelingt,
Einen jener lieben Blicke,
Ein Geſchenk in ſchönern Tagen
Jetzt als Lohn davon zu tragen.
Jaromir, ich will's verſuchen,
Ob die Hand hier mehr erreicht,
Als dieß Herz voll heißer Triebe,
Ach, und ob dein Dank vielleicht
Reicher iſt als deine Liebe.

(Die Schärpe ablöſend.)

Sieh doch nur, die ſchöne Schärpe,
Die ich mühevoll geſtickt,
Und auf die, ſtatt reicher Perlen,

Manche Thräne frommer Liebe,
Dir einſt theurer Schmuck, gefallen,
Sieh, wie iſt ſie doch zerriſſen,
Ach zerriſſen, wie mein Herz!

(Sie verbindet ihn. Die Schärpe fällt vor ihr auf den Boden hin.)

Bertha.

Immer ſtumm noch, immer düſter!
Ach, du biſt ſo ſonderbar,
Im Geſichte wechſelt Glut
Mit des Todes fahler Farbe,
Gicht'riſch zuckt der bleiche Mund
Und dein Aug' ſucht ſcheu den Grund.
Gott, du ſchreckſt mich!

Jaromir (wild).

Schreck' ich dich?

Bertha.

Güt'ger Himmel, was war das?

Jaromir.

Horch, — im Vorſaal — hörſt du? Tritte!
Fort!

Bertha.

So bleib doch!

Jaromir.

Nein, nein, nein!
Horch, man kömmt! — Schnell fort, fort, fort!

(Eilt ins Gemach zurück.)

Bertha.

Iſt er's noch? Iſt's noch derſelbe?
Wie er bebte, und erblich,

Wie ſein Aug zu Boden ſank!
Himmel, wie er's auch verhehle,
Schwer iſt noch ſein Körper krank,
Oder — ſchwerer ſeine Seele.

Ein Soldat kommt, ein abgeriſſenes Stück von einer Schärpe in der Hand.

Soldat.

Ihr verzeiht, iſt hier mein Hauptmann?

Bertha.

Nein, mein Freund!

Soldat.

Wo mag der ſein?
Erſt war er bei unſern Poſten,
Und jetzt nirgends aufzufinden.
Glaubt' ihn ſchon zurück gekehrt,
Um der Ruhe hier zu pflegen.

Bertha.

Und mein Vater?

Soldat.

Iſt bei ihm!
Habt nicht Angſt, mein holdes Fräulein.
An den Räubern iſt's, zu zittern,
Denn wir ſind auf ihrer Spur.
Zielte Kurt ein bischen ſchärfer,
Oder hatt' ich beſſ'res Glück,
War der Räuberhauptmann unſer.
Ja, der Hauptmann! Staunt nur, Fräulein!
Ei, ich war ihm nah genug,
Um ihn wieder zu erkennen!

Wie er da ſo um die Mauern
Und durch die Gebüſche kroch,
Da ſchoß Kurt nach ihm, und brav,
Denn, bei meiner Treu, es traf,
Hier am Arme.

Bertha.

Gott! — Am Arme?

Soldat.

Ja, am Arm, 's floß Blut darnach.
Taumelnd wankt' er hart und ſchwer,
Und es wollt' uns faſt bedünken,
Jetzt müſſ' er zu Boden ſinken.
Wie ich ihn ſo wanken ſehe,
Ich hervor, und auf ihn hin.
Hart faßt' ich ihn an am Gürtel
Und am Hals mit ſtarker Hand,
Trotz dem Sträuben, trotz dem Ringen,
Meint', es müſſe mir gelingen:
Doch bald war er aufgerafft,
Packte mich mit Rieſenkraft,
Wie ich mich verzweifelt wehrte,
Mußt' ich dennoch auf die Erde,
Und der Höllenſohn verſchwand.
Ob wir raſch gleich nach ihm ſetzen,
All' umſonſt, und dieſer Fetzen
Blieb ſtatt ihm in meiner Hand.

(Das Stück der Schärpe hinhaltend.)

Bertha (es erkennend).

Ha!

(Sie läßt ihr Schnupftuch auf die Erde fallen, ſo, daß es die am Boden liegende Schärpe bedeckt, und ſteht zitternd.)

Soldat.

Ei ja, mein ſchönes Fräulein,
Glaubt, fürwahr es iſt kein Scherz,
Dem da in den Weg zu treten.
Ich war lang in ſeinen Klauen,
Und noch jetzt denk' ich mit Grauen,
Mit Entſetzen jener Zeit.
Wenn er ſo nach ſeiner Weiſe
Stand in der Gefährten Kreiſe,
Mit dem dunkel glüh'nden Blick,
Wie da nicht ein Laut entſchwebte,
Und der Muthigſte ſelbſt bebte,
Und der Ungeſtümſte ſchwieg.
Bis er mächtig dann begann:
Friſch, Genoſſen, drauf und dran!
Jeder zu den Waffen eilte,
Und der wilde Haufen heulte,
Daß es bis gen Himmel drang,
Und die Gegend rings erklang.
Und dann fort der ganze Troß,
Er voraus auf ſchwarzem Roß,
Wie des Teufels Kampfgenoß,
Heiß von Wuth und Rachgier glühend,
Blitze aus den Augen ſprühend.
Wo der Haufe ſich ließ ſehn,
War's um Menſchenglück geſchehn,
Nichts verſchonte ihre Wuth,
Alles nieder! Menſchenblut
Rauchte auf der öden Stätte
Mit den Trümmern um die Wette.
Schaudert Ihr? Es iſt darnach.
Doch gekommen iſt der Tag,

Wo auch ihnen wird ihr Lohn,
Und der Henker wartet ſchon.

Bertha.

Weh!

Soldat
(den Fetzen auf den Tiſch werfend).

Da lieg', unnützes Stück,
Will noch 'mal hinaus zum Tanz,
Und was gilt's, ich bring' ihn ganz.
Gott befohlen, ſchönes Fräulein.

(Ab.)

Bertha.

Weh mir! weh! — Es iſt geſchehn!

(In den Seſſel ſtürzend und die Hände vor's Geſicht ſchlagend.)

Jaromir
(die Thüre öffnend).

Iſt er fort? — Was fehlt dir, Bertha?

Bertha
(deutet mit abgewandten Blicken auf das am Boden liegende Schnupftuch hin).

Jaromir (es aufhebend).

Meine Schärpe!

Bertha
(hält ihm das abgeriſſene Stück vor, mit bebender Stimme).

Räuber!

Jaromir (zurücktaumelnd).

Ha! —
Nun wohlan! es iſt geſchehn!
Wohl, der Blitzſtrahl hat geſchlagen,
Den die Wolke lang getragen!

Und ich athme wieder frei:
Fühl' ich gleich, es hat getroffen,
Iſt vernichtet gleich mein Hoffen,
Doch iſt's gut, iſt es vorbei.
Jene Binde mußte reißen,
Und verſchwinden jener Schein:
Soll ich zittern, das zu heißen,
Was ich nicht gebebt, zu ſein?
Nun braucht's nicht mehr zu betrügen,
Fahret wohl, ihr feigen Lügen,
Ihr war't niemals meine Wahl:
Daß ich es im Innern wußte,
Und es ihr verſchweigen mußte,
Das war meine gift'ge Qual.
Wohl, der Blitzſtrahl hat geſchlagen,
Das Gewitter iſt vorbei.
Frei kann ich nun wieder ſagen,
Was ich auf der Bruſt getragen,
Und ich athme wieder frei. —

Ja, ich bin's, du Unglückſel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt:
Bin's, den jene Häſcher ſuchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen,
Der in Landmanns Nachtgebet
Hart an, an dem Teufel ſteht:
Den der Vater ſeinen Kindern
Nennt als furchtbares Exempel,
Leiſe warnend: Hütet euch,
Nicht zu werden dieſem gleich!
Ja, ich bin's, du Unglückſel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt:

Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!

Bertha.

Weh mir, wehe!

Jaromir.

Bebſt du, Mädchen?
Armes Kind, ſchon bei dem Namen
Faßt es dich mit Schauder an?
Laß dich nicht ſo ſchnell bethören,
Was du ſchauderſt, anzuhören,
Mädchen, das hab' ich gethan!
Dieſes Aug', des deinen Wonne,
War des Wanderers Entſetzen;
Dieſe Stimme, dir ſo lieblich,
War des Räuberarms Gehilfin,
Und entmannte bis er traf!
Dieſe Hand, die ſich ſo ſchmeichelnd
In die deinige getaucht,
Hat von Menſchenblut geraucht!

Schüttle nicht dein ſüßes Haupt,
Ja, ich bin's, du Unglückſel'ge!
Weil die Augen Waſſer blinken,
Weil die Arme kraftlos ſinken,
Weil die Stimme bebend bricht,
Glaubſt du, Kind, ich ſei es nicht?
Ach, der Räuber hat auch Stunden,
Wo ſein Schickſal, ganz empfunden,
Solche Tropfen ihm erpreßt:
Bertha, Bertha, glaube mir,

Deſſen Augen jetzt im Weinen
Fruchtlos ſuchen nach den deinen,
Iſt der Räuber Jaromir!

Bertha.

Himmel! Fort!

Jaromir.

Ja, du haſt recht!
Faſt vergaß ich, wer ich bin!
Feige Thränen, fahret hin!
Darf ein Räuber menſchlich fühlen?
Darf ſein heißes Auge kühlen
Einer Thräne köſtlich Naß?
Fort! Von Menſchen ausgeſtoßen,
Sei dir auch ihr Troſt verſchloſſen,
Dir Verzweiflung nur und Haß!
Wie ich oft mit mir geſtritten,
Wie gerungen, wie gelitten,
Darnach fragt kein Menſchenrath;
Vor des Blutgerichtes Schranken
Richtet man nicht die Gedanken,
Richtet man nur ob der That!
Nun, ſo weiht mich euerm Grimme,
Willig ſteig' ich auf's Schaffot,
Doch zu dir ruft meine Stimme,
Auf zu dir, du heil'ger Gott!
Du hörſt gütig meine Klagen,
Dir, Gerechter, will ich's ſagen,
Was mein wunder Buſen hegt,
Du, mein Gott, wirſt gnädig richten,
Und ein Herz nicht ganz vernichten,
Das in Angſt und Reue ſchlägt.

Unter Räubern aufgewachſen,
Großgezogen unter Räubern,
Früh ſchon Zeuge ihrer Thaten,
Unbekannt mit milderm Beiſpiel,
Mit dem Vorrecht des Beſitzes,
Mit der Menſchheit ſüßen Pflichten,
Mit der Lehre Lebenshauch,
Mit der Sitte heil'gem Brauch;
Wirſt du wohl den Räuberſohn,
Wirſt, Gerechter, ihn verdammen,
Menſchen ähnlich, ſchroff und hart,
Wenn er ſelbſt ein Räuber ward?
Ihn verdammen, wenn er übte,
Was die thaten, die er liebte,
Und an ſeines Vaters Hand
Dem Verbrechen ſich verband.
Weißt du doch, wie beim Erwachen
Aus der Kindheit langem Schlummer,
Er mit Schrecken ſich empfand;
Seinem ſchwarzen Looſe fluchte,
Zweifelnd einen Ausweg ſuchte,
Suchte, Himmel! und nicht fand.
Weißt du doch, wie ſeit den Stunden,
Als ich ſie, ich ſie gefunden,
Die mich nun bei dir verklagt,
Meinem wüſten Thun entſagt;
Weißt du — doch, wozu die Worte!
Wie mein Herz auch ſchwellend bricht,
Bleibt verſperrt des Mitleids Pforte,
Du weißt Alles, ew'ges Licht,
Und die Harte hört mich nicht.
Ab von mir bleibt ſie gewendet. —

Nun wohlan, ſo ſei's vollendet.
Ach, geendet iſt's ja doch!
Ob mein Blut die Erde röthet,
Hat doch ſie mich ſchon getödtet,
Henker, ſprich, was kannſt du noch?
(Geht raſch der Thüre zu.)

Bertha (aufſpringend).

Jaromir! — Halt ein!

Jaromir.

Was hör' ich?
Das iſt meiner Bertha Blick!
Ihre Stimme tönt mir wieder,
Und auf goldenem Gefieder
Kehrt das Leben mir zurück.
(Auf ſie zueilend.)
Bertha! Bertha! Meine Bertha!

Bertha.

Laß mich!
(Sie eilt fliehend gegen den Vorgrund. Jaromir erreicht ſie, und faßt ihre Hand, die ſie nach einigem Widerſtreben in ſeiner läßt. Sie ſteht mit abgewandtem Geſichte.)

Jaromir.

Nein, ich laß dich nicht!
Ach, ſoll denn der Unglückſel'ge,
Kaum dem Schiffbruch nur entgangen,
Dem die Kraft ſchon ſchwindend ſinkt,
Treibend auf der Waſſerwüſte,
Denn umklammern nicht die Küſte,
Die ihm reich entgegen blinkt?
Nimm mich auf! O nimm mich auf!

Was aus meinem frühern Leben
Noch mir hafte, noch mir bliebe,
Alles, bis auf deine Liebe,
Als unwürdig deinem Blick,
Stoß ich's in die Flut zurück:
Als ein neues, reines Weſen,
Wie aus meines Schöpfers Hand,
Lieg ich hier zu deinen Füßen,
Um zu lernen, um zu büßen.
(Ihre Knie umfaſſend.)
Nimm mich auf! O nimm mich auf!
Mild, wie eine Mutter, leite
Mich, dein Kind, wie's dir gefällt,
Daß mein Fuß nicht ſtrauchelnd gleite,
In der neuen, fremden Welt;
Lehr' mich deine Wege treten,
Glück gewinnen, Glück und Ruh',
Lehr' mich hoffen, lehr' mich beten,
Lehr' mich heilig ſein, wie du!

Bertha! Bertha! und noch immer,
Und noch immer fällt kein Blick
Auf den Flehenden zurück?
Meine Bertha, ſei nicht ſtrenger,
Als der ſtrenge Richter, Gott,
Der mit ſeiner Sonne Strahlen,
In des Sünders letzten Qualen
Noch vergoldet das Schaffot. —
Ha, ich fühle — dieſes Beben —
Ja, — du biſt mir rückgegeben!
(Die ſchwach ſich Sträubende in ſeine Arme ſchließend.)
Bertha! Mädchen! Gattin! Engel!

(Aufſpringend.)

Stürze jetzt die Erde ein,
Iſt doch hier der Himmel mein!

Bertha.

Jaromir, ach! Jaromir!

Jaromir.

Fort jetzt, Thränen, fort jetzt, Klagen!
Mag das Schickſal immer ſchlagen,
Wenn dein Arm mich, Theure, hält,
Trotz' ich einer ganzen Welt.
Meine Schuld iſt ausgeſtrichen,
Jubelnd bin ich mir's bewußt,
Und Gefühle, längſt verblichen,
Blühen neu in dieſer Bruſt.
Wieder bin ich aufgenommen
In der Menſchheit heil'gem Rund,
Und des Himmels Geiſter kommen,
Segnend den erneuten Bund:
Unſchuld mit dem Lilienſtengel,
Liebe mit der goldnen Frucht,
Hoffnung, jener Friedensengel,
Der ſich jenſeits Kronen ſucht.
Nun ſtürmt immer, wilde Wogen,
Schwellt in himmelhohen Bogen,
In des Hafens ſichrer Hut
Lach' ich der ohnmächt'gen Wuth.

Und nun höre, meine Bertha!
Lange noch, eh' ich dich kannte,
Dacht' ich ſchon auf künft'ge Flucht.

Weit von hier, am fernen Rhein
Iſt ein Schloß, ein Gütchen mein,
Gelder, Wechſel ſtehn bereit,
Fertig, wie mein Wink gebeut;
Dorthin, wo mich Niemand kennt,
Wo man mich: von Eſchen nennt,
Nach dem ſtillen Gütchen hin,
Dahin, Bertha, laß uns fliehn.
Dort fang' ich auf neuer Bahn
Auch ein neues Leben an,
Und nach wenig kurzen Jahren
Dünkt uns, was wir früher waren,
Wie ein altes Mährchen, kaum
Klarer als ein Morgentraum.

Bertha.

Fliehen ſoll ich?

Jaromir.

Kann ich bleiben?
Kann ich fliehen ohne dich?

Bertha.

Und mein Vater?

Jaromir.

Weib, und ich?
Wohl, ſo bleib', auch ich will bleiben,
Hier, hier ſollen ſie mich finden,
Faſſen, würgen, feſſeln, binden,
Hier vor deinem Angeſicht.
Wohl, ſo bleib', du gute Tochter,
Pflege deinen grauen Vater,

Führ' luſtwandelnd ihn hinaus,
Hin zu jener ſchwarzen Stätte,
Wo auf ſturmdurchwehtem Bette,
Im durch dich vergoſſ'nen Blut
Dein ermordet Liebchen ruht.
Zeig' ihm dann am Rabenſteine
Jene modernden Gebeine —

Bertha.

Ach, halt ein!

Jaromir.

Du willſt?

Bertha
(halb ohnmächtig).

Ich will!

Jaromir.

So hab' Dank, hab' Dank, mein Leben!
Schnell jetzt fort, ich kann nicht weilen,
Hier wird mich ihr Arm ereilen,
Meine Spur iſt ſchon entdeckt.
Dieſes Schloß wird man durchſpüren,
Sie durch die Gemächer führen,
Denn ihr Argwohn iſt geweckt.
Abwärts ſuchen jetzt die Späher,
Dieſes Schloſſes Außenwerke,
Seine halbverfall'nen Gänge
Sind dem Räuber längſt bekannt;
Dorthin will ich mich verbergen,
Bis der Augenblick erſcheint,
Der auf ewig uns vereint.

Wenn erſchallt die zwölfte Stunde,
Und kein lebend Weſen wacht,
Nah' ich leiſe, leiſ' im Bunde
Mit der ſtillen Mitternacht.

Im Gewölbe, wo in Reihen
Deiner Väter Särge ſtehn,
Führt ein Fenſter nach dem Freien,
Dort, mein Kind, ſollſt du mich ſehn.

Und ſchnell eil' ich, wenn das Zeichen
Von der lieben Hand erſchallt,
Schnell dahin, wo unter Leichen
Mir dieß liebe Leben wallt.

Dort, an deiner Väter Särgen,
Die Verdacht und Argwohn fliehn,
Soll die Liebe ſich verbergen,
Und dann ſchnell ins Weite hin.
Alſo kommſt du?

Bertha (leiſe).

Ja, ich komme.

Jaromir.

Alſo willſt du?

Bertha.

Ja, ich will.

Jaromir.

Jetzt leb' wohl, denn ich muß fort,
Daß ſie uns nicht überraſchen:
Lebend ſoll man mich nicht haſchen.
Doch, noch Eins, Kind, ſchaff' mir Waffen!

Bertha.

Waffen? Waffen? Nimmermehr!
Daß du, von Gefahr gedrängt,
Selber nach dem eignen Leben —

Jaromir.

Sei nur unbeſorgt, mein Kind,
Seit ich weiß, wie du geſinnt,
Seit ich deinen Schwur gehört,
Hat mein Leben wieder Werth.
Auch bedürft' es nicht der Waffen;
Um mir Freiheit zu verſchaffen,
Wär' dieß Fläſchchen wohl genug.

Bertha.

Fort dieß Fläſchchen!

Jaromir.

Kind, warum?

Bertha.

Glaubſt du denn, mir würde Ruh,
Glaubſt, ich könnt' es bei dir wiſſen,
Ohne daß mein Herz zerriſſen?

Jaromir.

Macht's dich ruhig, nimm es hin!
(Das Fläſchchen auf den Tiſch werfend.)
Doch nun ſchaff' mir Waffen, Waffen!

Bertha.

Waffen? Ach woher?

Jaromir.

Ei, hängt nicht,

Hängt denn nicht an jener Mauer
Dort ein Dolch?

Bertha.

Ach laß ihn, laß ihn!
Zieh' ihn nicht aus ſeiner Scheide,
Unglück hängt an dieſer Schneide.
Von dem Dolche, den du ſiehſt,
Ward der Ahnfrau unſers Hauſes
Einſt in unglückſel'ger Stunde
Eingedrückt die Todeswunde.
Als ein Zeichen hängt er da
Von dem nächtlichen Verhängniß,
Das ob unſerm Hauſe brütet.
Blut'ges hat er ſchon geſehn,
Blut'ges kann noch jetzt geſchehn!

Die **Ahnfrau** erſcheint hinter den Beiden, die Hände, wie abwehrend, gegen ſie ausgeſtreckt.

Bertha.

Was ſtarrſt du ſo gräßlich hin?
Mann, du zitterſt? ich auch bebe!
Grabesſchauder faßt mich an,
Leichenduft weht um mich her!
(Sich an ihn ſchmiegend.)
Ich erſtarre! ich vergehe!

Jaromir.

Laß mich! — dieſen Dolch da kenn' ich!

Bertha.

Bleib' zurück! Berühr' ihn nicht!

Jaromir.

Sei gegrüßt, du hilfreich' Werkzeug!
Ja, du biſt's, fürwahr, du biſt's!
Wie ich dich ſo vor mir ſehe,
Tauchen ferner Kindheit Bilder,
Lang verborgen, lang entzogen
Von des Lebens wilden Wogen,
Wie der Heimath blaue Berge,
Auf aus der Erinn'rung Flut. —
An dem Morgen meiner Tage
Hab' ich dich ſchon, dich geſehn;
Seitdem durch die Nacht des Lebens
Schwebteſt du mir gräßlich vor,
Wie ein blutig Meteor.
In der flucherfüllten Nacht,
Als ich auf der erſten Stufe
Meinem furchtbaren Berufe
Scheu die Erſtlinge gebracht,
Da ſah ich mit bleichem Schrecken
In der Wunde, die ich ſchlug,
Statt des Dolches, den ich trug,
Deine, deine Klinge ſtecken.
Und ſeit jenem Schreckenstag
Blieb dein Bild mir immer wach!
Sei gegrüßt, du hilfreich' Werkzeug!
Lockend ſeh' ich her dich blinken,
Und mein Schickſal ſcheint zu winken,
Du biſt mein! drum her zu mir!

(Darauf los gehend.)

Bertha

(zu ſeinen Füßen).

Ach, halt ein!

Jaromir
(immer unverwandt auf den Dolch blickend).
Weg da! — Zurück!
(Er nimmt den Dolch, die Ahnfrau verſchwindet.)

Jaromir.

Was iſt das? Was iſt geſchehn?
Als du dort noch flimmernd hingſt,
Schien von deiner blut'gen Schneide
Auszugehn ein glühend Licht,
Das durch der Vergangenheit
Nachtumhüllte Nebelthäler,
Scheu, mit mattem Strahle flammte,
Und Geſtalten, oft geſehn,
Wie in einem frühern Leben,
Fühlt' ich ahnend mich umſchweben.
Dieſe Hallen grüßten mich,
Dieß Geräth ſchien mir zu winken,
Und in meines Buſens Gründen
Schien ich mir mich ſelbſt zu finden!
Und jetzt ausgelöſcht, verweht,
Wie ein Blitzſtrahl kommt und geht.

Bertha.

Dieſen Dolch! O leg' ihn hin!

Jaromir.

Ich, den Dolch? Nein, nimmermehr!
Er iſt mein, iſt mein, iſt mein!
Ei, fürwahr, ein tüchtig Eiſen!
Wie ich ihn ſo prüfend ſchwinge,
Wird mit Eins mir guter Dinge
Und mein inn'res Treiben klar.

Wen's mit dir, mein guter Stahl,
Mir gelingt, ſo recht zu faſſen,
Der wird mich wohl ziehen laſſen,
Und kömmt nicht zum zweitenmal.
Nun leb' wohl! — Leb' wohl, mein Kind!
Muthig, froh! — Die Zukunft lacht!
Und gedenk: um Mitternacht!

(Mit erhobenem Dolche ins Seitengemach ab.)

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Halle wie in den vorigen Aufzügen. Lichter auf dem Tiſche.

Bertha ſitzt, den Kopf in die flachen Hände, und dieſe auf den Tiſch gelegt. **Günther** kömmt.

Günther.

Ihr ſeid hier, mein gnäd'ges Fräulein?
Mögt Ihr weilen ſo allein
In den düſteren Gemächern
Und in dieſer, dieſer Nacht?
Wahrlich, eine ſchreckenvoll're
Hat dieß Aug' noch nie geſehn.
Wimmernd heult der Sturm von außen,
Und im Innern ſchleicht Entſetzen
Sinnverwirrend durch das Schloß.
Auf den dunklen Stiegen rauſcht es,
Durch die öden Gänge wimmert's,
Und im Grabgewölbe drunten
Poltert's mit den morſchen Särgen,
Daß das Hirn im Kreiſe treibt,
Und das Haar empor ſich ſträubt,
Manches ſteht uns noch bevor,
Wandelt doch die Ahnfrau wieder;

Und man weiß aus alten Zeiten,
Daß das Großes zu bedeuten,
Schweres anzukünden hat,
Unglück oder Frevelthat!

Bertha.

Unglück oder Frevelthat?
Unglück, ach! und Frevelthat.
Reichte nicht das Unglück hin,
Dieſes Daſein zu vernichten,
Warum noch den ſchweren Frevel
Laden auf die wunde Bruſt?
Warum, du gerechtes Weſen,
Noch mit des Gewiſſens Fluch
Deinen harten Fluch verſchärfen?
Warum, Gott, zwei Blitze werfen,
Wo's an einem ſchon genug?

Günther.

Ach, und Euer grauer Vater,
Draußen in dem Winterſturm,
Bloßgeſtellt der Wuth des Wetters
Und der blut'gen Räuber Dolch!

Bertha.

Dolch? — Was ſagſt du? — Welcher Dolch?
Gab ich? nahm er nicht?

Günther.

Liebes Fräulein,
Laßt den Muth nicht ganz entweichen!
Alle dieſe trüben Zeichen
Sind ja doch nur Wetterwolken,

Die des Sturmes Nah'n verkünden:
Doch nicht alle Donner zünden,
Und des Blitzes glüh'nder Brand
Liegt in Gottes Vaterhand.

Bertha.

Du haſt Recht. — In Gottes Hand!
Du haſt Recht! — Ja, ich will beten!
Er wird Hülf' und Troſt verleihn;
Er kann ſchlagen, er kann retten,
Er kann ſtrafen und verzeihn!
(Am Seſſel niederknieend.)

Günther
(ans Fenſter tretend).

Es erhellet ſich die Gegend,
Fackeln ſtreifen durch das Feld,
Man verfolgt den Reſt der Räuber,
Der ſich hier verborgen hält.

Bertha (knieend).

Heil'ge Mutter aller Gnaden,
Laß mich dir mein Herz entladen,
Aus mich ſchütten meinen Schmerz;
Mild, mit weichem Finger ſtreife
Von der Bruſt den Kummer, träufe
Balſam in dieß wunde Herz!

Günther.

Rund herum im Kreis ſie ſtehen,
Jeder Ausweg iſt verſtellt;
Da mag keiner wohl entgehen,
Wie er ſich verborgen hält.

Bertha
(in ſteigender Angſt).
Hüll' ihn ein in deinen Schleier,
Den Geliebten, mir ſo theuer,
Er iſt ja zurück gekehrt!
Wolleſt gnädig ihn bewahren,
Führ' ihn durch der Späher Schaaren,
Führ' ihn durch der Feinde Schwert!

Günther.
Wär' doch Euer Vater hier.
Daß es ihn hinaus getrieben!
Wär' er doch bei uns geblieben,
Wenn — mit Schaudern denk' ich's mir!

Bertha.
Schau herab vom Sternenſitze,
Und auch ihn, auch ihn beſchütze,
Dem man ſchon ſo viel geraubt:
Was den Theuern, Lieben dräuet,
Sei auf dieſes Haupt geſtreuet,
Sei gelegt auf dieſes Haupt!

Günther.
Jetzt ſcheint Etwas aufgeſpürt!
Alles eilt der Mauer zu,
Setzt er ſich auch noch zur Wehr,
Der entkommt wohl nimmermehr.

Bertha
(in höchſter Angſt, faſt ſchreiend).
Wend' es ab! — Ach wende! wende!
Hier erheb' ich meine Hände.
Oder ende! — ende! — ende!

Pauſe.

(Beide horchen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Bertha richtet ſich langſam auf.)

Günther.

Horch! — Ein Schrei!

Bertha.

Ein Schrei!

Günther.

Wieder Stille.

Bertha.

Wieder Stille —

Günther.

Himmel! War das nicht die Stimme?

Bertha.

Weſſen Stimme?

Günther.

Fort, Gedanke!
Das zu denken, wär' ſchon Tod!

Bertha.

Weſſen Stimme?

Günther.

Ei, nicht doch.
Alle ſtehen ſie verſammelt
Rings um einen Gegenſtand,
Der, ſo ſcheint's, am Boden liegt.

Bertha.

Liegt? am Boden liegt?

Günther.

Ich kann

Nicht hinvor bis dahin blicken,
Denn des Hauſes ſcharfer Vorſprung
Hemmt die Ausſicht nach der Seite.
Doch dünkt mich, an jener Linde,
Die das Fenſter dort beſchattet —

Bertha.

An der Linde?

Günther.

Ja, ſo dünkt mich.

Bertha.

An der Linde? — Liegt am Boden?

Günther.

Wie ich ſagte. Alſo ſcheint's.

Bertha.

Gott, mein Jaromir!

Günther.

Ei, Fräulein,
Der ſchläft ruhig in der Kammer.

Bertha.

Schläft? Ach ſchläft, um nie zu wachen.

Günther.

Horch, man kommt. — Da laßt uns fragen,
Was ſich unten zugetragen.

Hauptmann kommt.

Hauptmann.

Heda! Betten! Tücher! Betten!

Günther.

Ach, ſagt an doch, edler Herr!
(Bertha ſteht bewegungslos.)

Hauptmann.

Ihr auch hier, mein holdes Fräulein?
Darauf war ich nicht bereitet;
Hülfe wollt' ich hier begehren,
Nicht des Unglücks Bote ſein.
Euer Vater iſt —

Bertha (ſchnell).

Und Er?

Hauptmann.

Wer, mein Fräulein?

Bertha.

Und — die Räuber?

Hauptmann.

Noch iſt es uns nicht gelungen.
Ach, und Euer Vater —

Bertha.

Nicht? —
Nun habt Dank für Eure Botſchaft!

Hauptmann.

Botſchaft? Welche Botſchaft?

Bertha.

Daß —
Ich erwarte, wollt' ich ſagen,
Ich erwarte Eure Botſchaft.

Hauptmann.

Hört ſie denn mit wenig Worten. —
Euer Vater iſt verwundet.

Bertha.

Iſt verwundet? Wie, mein Vater?
O, ich will ihn pflegen, warten,
Sorglich heilen ſeine Wunden,
Und er ſoll gar bald geſunden
An der Tochter frommen Bruſt.

Hauptmann.

Nun, mich freut's, daß meine Botſchaft
Euch gefaßter, muth'ger trifft,
Als ich fürchtete und — hoffte.

Günther.

Alſo war's doch ſeine Stimme!
Ich will alſogleich hinaus —

Hauptmann.

Bleib! Bereite lieber Alles,
Denn man bringt ihn ſchon hieher.
Hart traf ihn der Stoß des Räubers —

Bertha.

Ha! des Räubers?

Hauptmann.

Wohl, des Räubers,
Weſſen ſonſt? doch ja, Ihr wißt nicht. —
Wir durchſtreiften rings die Gegend,
Euren Vater in der Mitte,
Denn trotz meiner warmen Bitte,
Blieb er, tief die Kränkung fühlend,
Die ich ſchuldlos ihm gebracht,
Helfend, leitend unter uns.
Horch! da rauſcht's durch die Gebüſche,

Und die Wachen rufen's an.
Keine Antwort. Meine Leute,
Froh ob der gefundnen Beute,
Stürzen jubelnd drauf und dran.
Und nach einem jener Gänge,
Die in wildverworr'ner Menge,
Halb verfallen, weit umhin
Dieſes Schloſſes Wall umziehn,
Sah'n wir einen Schatten fliehn.
Euer Vater ſtand der Nächſte,
Und mit vorgehaltnem Degen
Stürzt er jugendlich verwegen
Nach dem Räuber in den Gang.
Da ertönt ein matter Schrei,
Eilig ſtürzen wir herbei,
Euer Vater liegt am Boden
Ohne Leben, ohne Odem,
Seiner ſelbſt ſich nicht bewußt,
Einen Dolch in ſeiner Bruſt.

Bertha.

Einen Dolch?

Hauptmann.

Ja, liebes Fräulein!

Bertha.

Einen Dolch?

Hauptmann.

Ja, einen Dolch!

Bertha.

Fort! hinaus! hinaus! hinaus!

Hauptmann (ſie zurückhaltend).

Bleibt doch, liebes Fräulein, bleibt doch!
Seht, man bringt ihn.

Soldaten und **Diener** bringen den **Grafen** auf einer Tragbahre, die ſie in der Mitte der Bühne niederſetzen.

Bertha.

Gott! mein Vater!
Laßt mich! laßt mich!

Hauptmann.

Ruhig, Fräulein!
Denn Ihr tödtet Euch und ihn.
Ruhig!

Bertha.

Ruhig? — Laßt mich! laßt mich!
(Sich losreißend und an der Bahre niederſtürzend.)
Vater! Vater! o mein Vater!

Graf (in Abſätzen).

Ach! biſt du es, meine Bertha?
Gutes Mädchen, armes Kind!
Armes, armes, armes Kind?

Bertha.

Vater, mir nicht dieſe Güte,
Vater, mir nicht dieſe Huld,
Sie vergrößert meine Schuld!

Graf.

Wenn in jenem Augenblicke,
Bei der Fackeln fernem Licht,
Mich getäuſcht mein Auge nicht,
Wenn er's war, er, den ich meine,

Armes, armes Kind, dann weine
Um dich ſelber, nicht um mich! —
Wo iſt Jaromir?

Bertha (bebend leiſe).

Ich weiß nicht.

Graf.

Wo iſt Jaromir? mein Kind.

Bertha

(ihr Geſicht in die Kiſſen verbergend).

Vater! Vater!

Graf.

Nun, es ſei!
Fahre wohl denn, fahre wohl,
Meine letzte, einz'ge Hoffnung!
Wohl, die Sonne iſt hinunter,
Ausgeglimmt der letzte Schein,
Dunkle Nacht bricht rings herein.
Es iſt Schlafens — Schlafenszeit! —
Gutes Mädchen, armes Kind,
Klage, dulde, leide, ſtirb!
Dir kann nimmer Segen werden,
Für dich gibt's kein Glück auf Erden,
Biſt du ja doch meine Tochter,
Biſt doch eine Borotin.

Günther.

Haltet ein, mein gnäd'ger Herr!
Eure matte, wunde Bruſt
Leidet unter Eurem Sprechen.

Graf.

Laß mich, treuer Diener, laß mich

Noch Einmal, am Rand des Grabes,
Dieſem wüſten, wirren Leben,
Wüſt und rauh und dennoch ſchön,
Noch einmal ins Auge ſehn;
Seine Freuden, ſeine Leiden,
Mich zum letzten, letzten Abſchied
Noch Einmal als Menſch mich fühlend,
Drücken an die Menſchenbruſt.
Noch zum letztenmale ſchlürfen
Aus dem bitterſüßen Becher —
Und dann, Schickſal, nimm ihn hin!

Bertha.

Vater, nein! — Nicht ſterben! Nein!
Nein, Ihr dürft nicht, dürft nicht ſterben!
Seht, ich klammre mich an Euch,
Seht, Ihr dürft, Ihr könnt nicht ſterben!

Graf.

Willſt du mit den Kinderhänden
In des Schickſals Speichen greifen?
Seines Donnerwagens Lauf
Hält kein ſterblich Weſen auf.

Ein Soldat kömmt.

Soldat (zum Hauptmann).

Eben hat man einen Räuber,
Der im Schilfe lag verborgen,
Von dem nahgeleg'nen Weiher,
Edler Herr, hier eingebracht.

Graf.

Einen Räuber?

Bertha.

Güt'ger Gott!

Graf.

Jüngling noch? Von ſchlankem Wuchſe?

Soldat.

Nein, Herr Graf, beinah' ſchon Greis.
Er verlangt mit Euch zu ſprechen.
Wicht'ges hab' er zu verkünden,
Wichtiges für ihn und Euch.

Hauptmann.

Mag der Böſewicht es wagen,
Dieſes Mannes letzte Stunden —

Graf.

Laßt ihn kommen, lieber Herr!
Hat er ſich gen mich vergangen,
Will ich, ſterbend, ihm verzeihn,
Oder ward vielleicht von mir
Ihm Beleid'gung oder Unbild,
Soll ich aus dem Leben ſcheiden,
Mit des Armen Fluch beſchwert?

Hauptmann.

Wohl, er komme!

(Soldat ab.)

Günther.

Gnäd'ger Herr,
Unbequem iſt dieſes Lager;
Ihr erlaubt es wohl, wir tragen
Euch in Euer Schlafgemach.

Graf.

Nein, nicht doch! Hier will ich bleiben,

Hier, in dieſer heil'gen Halle;
Die des Knaben munt're Spiele,
Die des Jünglings bunte Träume,
Die des Mannes Thaten ſah,
Soll auch ſehn des Greiſes Ende.
Hier, wo meiner Ahnen Geiſter
Mich mit leiſem Flug umſchweben,
Hier, wo von den hohen Wänden
Eine lange, würd'ge Reihe,
Die noch jetzt der Ruhm erhebt,
Niederſchaut auf ihren Erben;
Wo die Väter einſt gelebt,
Soll der letzte Enkel ſterben.

Boleslav tritt ein, von den Wachen geführt.

Boleslav
(ſich auf die Kniee niederwerfend).

Gnäd'ger Herr! ach, habt Erbarmen!
Laßt mich Gnade, Gnade finden,
Sprecht für mich ein mächtig Wort!
Und zum Lohne will ich dann
Eine Kunde Euch ertheilen,
Die ſchnell Euer Siechthum heilen,
Euch mit Luſt erfüllen ſoll.

Graf.

Gibt's für mich gleich keine Kunde,
Die ſo mächtig, wie du ſprichſt,
Doch verſprech' ich dir zur Stunde,
Hier in meines Freundes Geiſt,
Wenn's zum Guten, was du weißt,

Sollſt du gnäd'ge Richter finden,
Gnädig auch bei ſchweren Sünden.

Boleslav.

Wohl, ſo hört, ach, und verzeiht!
Einſt, jetzt ſind's wohl zwanzig Jahre,
Ging ich eines Sommerabends,
Damals ſchon auf ſchlimmen Wegen,
Hier an Eurem Schloß vorbei;
Wie ich lauernd ringsum ſpähe,
Da gewahr' ich an dem Weiher,
Der an Eure Mauern ſtößt,
Einen ſchönen, holden Knaben,
Kaum drei Jahre mocht' er haben;
Der warf ſpielend Stein auf Stein
In die klare Flut hinein.

Günther.

Güt'ger Gott!

Graf.

Was werd' ich hören!

Boleslav.

Schön und köſtlich war ſein Kleid,
Und um ſeinen weißen Nacken
Hing ein funkelndes Geſchmeid;
Mich gelüſtet nach der Beute,
Ringsum ſchau' ich, nirgends Leute,
Ich und er nur ganz allein.
Ich verſuch's ihn anzulocken,
Abzulocken ihn vom Schloſſe,
Zeig' ihm Blumen, zeig' ihm Früchte,
Und der Knabe, froh und heiter,

Folgt mir weiter, immer weiter,
Bei des Abends Dämmerſchein
In den düſtern Wald hinein.

Graf.

Ach, es war, es war mein Sohn!

Günther.

Und wir glaubten ihn ertrunken,
In des Weihers Schlamm verſunken,
Weil ſein Hut im Waſſer ſchwamm.

Graf.

Jubelſt du in toller Luſt,
Glaubſt du, daß in Räubers Bruſt
Menſchlichkeit und Mitleid wohnet?
Glaubſt du, daß er ihn verſchonet?

Boleslav.

Ja, ich habe ihn verſchont!
Morden wollten ihn die Brüder,
Daß nicht durch des Knaben Mund
Unſre Wege würden kund,
Doch ich ſetzte mich dawider;
Und als die Gefährten ſchwören,
Nimmer ſoll er wiederkehren
Aus des Waldes Nacht heraus
In der Eltern heimiſch Haus,
Da, Herr, dau'rte mich der Kleine,
Da ward Euer Sohn der meine,
Bald vergaß er Euch und ſich,
Und er ehrt als Vater mich.

Graf.

Gott! mein Sohn! — er lebt! er lebt!

Aber wie? — Ha, unter Räubern!
Iſt wohl gar —? Weh! iſt —

Boleslav (mit geſenkten Augen).

Was ich!

Graf.

Räuber? — Gott, er ſagt nicht: Nein!
Schweigt erſtarrt, und ſagt nicht: Nein!
Ha! mein Sohn ein Räuber, Räuber!
Hätt' ihn doch dein ſchwarzer Mund,
Tückiſch Waſſergrab, verſchlungen,
Beſſer, ſchien's mir gleich ſo hart,
Wär' ſein Name nie erklungen,
Als mit Räuber jetzt gepaart.
Aber ach, was fluch' ich ihm?
Gott! hab' Dank für dieſen Strahl!
Räuber! war's denn ſeine Wahl?
Bring' ihn, Guter, bring' ihn mir,
Auch für den Räuber dank' ich dir.

Boleslav.

Er iſt hier in Euerm Schloſſe.

Graf.

Hier?

Boleslav.

Ja, Herr, Euch unbekannt.
Jener Fremde, der heut Abend
Matt und bleich um Zuflucht bat —

Bertha.

Jaromir?

Boleslav.

Derſelbe, ja!

Graf.

Teufel! Schadenfroher Teufel!
Nimm's zurück, das Donnerwort!
Nimm's zurück!

Boleslav.

Er iſt's, mein Herr!

Graf.

Widerruf'!

Boleslav.

Ich kann nicht, Herr!

Graf

(ſich mit höchſter Anſtrengung aller Kräfte vom Lager aufrichtend).

Widerruf'!

Hauptmann

(beſänftigend zum Grafen).

Herr Graf!

(Auf Boleslav zeigend.)

Fort mit ihm!

Boleslav.

Mein Herr Ritter!

Hauptmann.

Fort mit ihm!

(Boleslav wird abgeführt.)

Graf.

Er geht fort, und ſagt nicht: Nein!
So begrabt mich denn, ihr Mauern,
Und Verwüſtung brich herein,
Stürzet ein, ihr feſten Säulen,

Die der Erde Ball getragen,
Denn den Vater hat ſein Sohn erſchlagen!

(Zurückſinkend.)

Bertha

(in Ohnmacht ſinkend).

Todespforte, thu' dich auf!

Pauſe.

(Alle ſtehen in ſtummem Entſetzen.)

Graf.

Wie hab' ich ſo oft geklagt,
Daß ein Sohn mir ward verſagt,
Kampfgerecht und lehenbar,
Wie der Väter hohe Schaar;
Seht des Schickſals giſt'gen Hohn!
Seht, ich habe einen Sohn,
Es erhielt ihn mild am Leben,
Mir den Todesſtreich zu geben!

Wenn mein Aug' ſich thränend netzte,
War die Klage ohne Noth,
Väter, ich bin nicht der Letzte!
Noch lebt Einer! — am Schaffot! — —
Was liegt dort zu meinen Füßen,
Und blinkt mich ſo blutig an?

Günther

(den Dolch aufhebend und hinhaltend).

's iſt der Dolch, der Euch verwundet!

Graf.

Dieſer war es? Dieſer Dolch?
Ja, du biſt es, blutig Eiſen,
Ja, du biſt's, du biſt daſſelbe,

Das des Ahnherrn blinde Wuth
Tauchte in der Gattin Blut!
Ich ſeh' dich, und es wird helle,
Hell vor meinem trüben Blick!
Seht Ihr mich verwundert an?
Das hat nicht mein Sohn gethan!
Tiefverhüllte, finſtre Mächte
Lenkten ſeine ſchwanke Rechte!
(Günther anfaſſend.)
Wie war, Alter, deine Sage
Von der Ahnfrau früher Schuld,
Von dem ſündigen Geſchlecht,
Das in Sünden ward geboren,
Um in Sünden zu vergehn!
Seht Ihr jenen blut'gen Punkt
Aus der grauen Väterwelt
Glühendhell herüber blinken?
Seht, vom Vater zu dem Sohne
Und vom Enkel hin zum Enkel
Rollt er wachſend, wallend fort,
Und zuletzt zum Strom geſchwollen,
Hin durch wildgeſprengte Dämme
Ueber Felder, über Fluren,
Menſchendaſeins, Menſchenglücks
Leicht dahin geſchwemmte Spuren
Wälzt er ſeine Fluten her,
Uferlos, ein wildes Meer.
Ha, es ſteigt, es ſchwillt heran,
Des Gebäudes Fugen krachen,
Sinkend ſchwankt die Decke droben
Und ich fühle mich gehoben!
Tiefverhüllte Warnerin,

Sünd'ge Mutter ſünd'ger Kinder,
Trittſt du dräuend hin vor mich?
Triumphire! Freue dich!
Bald, bald iſt dein Stamm vernichtet,
Iſt mein Sohn doch ſchon gerichtet:
Nimm denn auch dieß Leben hin,
Es ſtirbt der letzte Borotin!
(Sinkt ſterbend zurück.)

Günther.

Gott! Es ſprengen die Verbande!
Weh, er ſtirbt!
(Ueber ihn gebeugt, die Hand auf ſeine Bruſt gelegt, nach einer Pauſe.)
Er iſt nicht mehr! —
Kalt und bleich ſind dieſe Wangen,
Dieſe Bruſt hat ausgebebt.
Qualvoll iſt er heimgegangen,
Qualvoll, ſo wie er gelebt.
Fahr' denn wohl, du reine Seele,
Ach, und deine Tugenden
Tragen dich, wie lichte Engel,
Von der Erde Leiden los,
In des Allerbarmers Schooß.
Schlumm're bis zum Morgenroth,
Guter Herr! und was dieß Leben,
Karg und hart, dir nicht gegeben,
Gebe freundlich dir den Tod!
(Er ſinkt betend auf die Kniee nieder. Der Hauptmann und alle Umſtehenden entblößen die Häupter. Feierliche Stille.)

Hauptmann.

So, ihm ward der Andacht Zoll!
Und jetzt, Freunde, auf, zu rächen

Das entſetzliche Verbrechen
Auf des blut'gen Mörders Haupt!

Günther.

Wie, Ihr wolltet?

Hauptmann.

Fort, mir nach!

(Ab mit ſeinen Leuten.)

Günther.

Güt'ger Himmel! Haltet ein!
Hört Ihr nicht? Es iſt ſein Sohn!
Meines Herren einz'ger Sohn!
Fräulein Bertha! — Hört doch, hört!

(Dem Hauptmann nach.)

Bertha (ſich aufrichtend).

Rief man mir? — Nu, Bertha, rief es,
Ei, und Bertha iſt mein Name. —
Aber nein, ich bin allein!

(Vom Boden aufſtehend.)

Stille, ſtill! Hier liegt mein Vater,
Liegt ſo ſanft und regt ſich nicht.
Stille! Stille! Stille! Stille!

Wie ſo ſchwer iſt dieſer Kopf,
Meine Augen trübe, trübe!
Ach, ich weiß wohl, manche Dinge,
Manche Dinge ſind geſchehn,
Noch vor Kurzem erſt geſchehn;
Sinnend denk' ich drüber nach,
Aber ach, ein lichter Punkt,

Der hier an der Stirne brennt,
Der verſchlingt die wirren Bilder!

Halt! halt! Sagten ſie denn nicht,
Nicht, mein Vater ſei ein Räuber?
Nicht mein Vater, nicht mein Vater!
Jaromir, ſo hieß der Räuber!
Der ſtahl eines Mädchens Herz
Aus dem tiefverſchloſſ'nen Buſen,
Ach, und ſtatt des warmen Herzens
Legte er in ihren Buſen
Einen kalten Skorpion,
Der nun grimmig wüthend nagt
Und zu Tod das Mädchen plagt.
Und ein Sohn erſchlug den Vater —
(Freudig.)
Und mein Bruder kam zurück,
Mein ertrunk'ner, todter Bruder!
Und der Bruder — halt! — hinunter!
Nur hinunter, da hinunter!
Fort in euern ſchwarzen Käfich!
(Die Hand krampfig aufs Herz gepreßt.)
Nage, nage, gift'ges Thier,
Nage, aber ſchweige mir!
(Ein Licht vom Tiſch nehmend.)
Ei, ich will nur ſchlafen gehn,
Schlafen, ſchlafen, ſchlafen gehn.
Lieblich ſind des Schlafes Träume,
Nur das Wachen träumt ſo ſchwer!
(Ihre umherſchweifenden Blicke auf den Tiſch werfend.)
Was blinkt dort vom Tiſch mich an?
O, ich kenn' dich, ſchönes Fläſchchen!

Gab mir's nicht mein Bräutigam?
Gab zum Brautgeſchenke mir's;
Sprach er nicht, als er mir's gab,
Daß in dieſer kleinen Wiege,
Schlummernd drin der Schlummer liege?
Ach, der Schlummer! ja, der Schlummer!
Laß an deinem Rand mich nippen,
Kühlen dieſe heißen Lippen,
Aber leiſe — leiſe — leiſe. —

(Sie geht auf den Zehenſpitzen, mit jedem Schritte mehr wankend, auf den Tiſch zu. Ehe ſie ihn noch erreicht, ſinkt ſie zu Boden.)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Schloßzwinger. Von allen Seiten halbverfallene Werke. Links an einer Wand des Vorgrundes ein Fenſter in der Mauer, im Hintergrunde ein Theil des Wohngebäudes mit der Schloßkapelle.

Jaromir (kommt durch die Nacht).

So — hier iſt der Ort, das Fenſter!
Hier, in dieſen wüſten Mauern,
Will ich tief verborgen lauern,
Bis des Glückes Stunde ſchlägt.
(Auf- und abgehend.)
Fort, ihr marternden Gedanken,
Schlingt nicht eure dunkeln Ranken
In dieß weichliche Gefühl!
Pfui, der nie dem Tod gezittert,
Feſt und muthig, den erſchüttert
Loſer Bilder leichtes Spiel! —

Ha, und wenn ich ihn erſchlug,
Ihn, der mich erſchlagen wollte,
Was iſt's, daß ich zittern ſollte?

Hat die That nicht Grund genug?
Hab' ich ihm den Tod gegeben,
War's in ehrlichem Gefecht,
Ei, und Leben ja um Leben,
Spricht die Sitte, ſpricht das Recht!
Wer iſt's, der darob erröthet,
Daß er ſeinen Feind getödtet,
Was iſt's mehr? — Drum fort mit euch,
War ich ſonſt doch nicht ſo weich.

Und wenn's recht, was ich gethan,
Warum faßt mich Schauder an?
Warum brennt es hier ſo heiß,
Warum wird mein Blut zu Eis?
Warum ſchien's, als ich es that,
In dem ſchwarzen Augenblicke,
Teufel zögen mich zur That,
Gottes Engel mich zurücke!

Als ich fliehend in den Gang,
Der Verfolger nach mir ſprang,
Schon ſein Athem mir im Nacken,
Jetzt mich ſeine Hände packen,
Da rief's warnend tief in mir:
Deine Waffen wirf von dir,
Und dich hin zu ſeinen Füßen,
Süß iſt's, durch den Tod zu büßen!
Aber raſch, mit neuer Glut,
Flammt empor die Räuberwuth,
Und ruft ungeſtüm nach Blut.
Vor den Augen ſeh' ich's flirren,
Hör' es um die Ohren ſchwirren,

Geiſter, bleich wie Mondenglanz,
Wirbeln ſich im Ringeltanz,
Und der Dolch in meiner Hand
Glühet, wie ein Höllenbrand!
Rette, ruft es, rette dich!
Und blind ſtoß ich hinter mich.
Ha, es traf! Ein wimmernd Ach
Folgt dem raſchen Stoße nach,
Mit bekannter, ſüßer Stimme,
Mit erſtorbner Klageſtimme.
Bebend hör' ich ſie erſchallen.
Da faßt ungeheure Angſt
Mich mit kalten Eiſeskrallen.
Wahnſinn zuckt mir durchs Gehirn;
Bebend ſuch' ich zu entweichen
Mit dem blut'gen Kainszeichen
Flammend auf der Mörderſtirn.
All mein Ringen, all mein Treiben
Kann den Ton nicht übertäuben,
Immer dröhnt mir dumpf und bang
In das Ohr ſein hohler Klang;
Und mag ich mir's immer ſagen:
Deinen Feind haſt du erſchlagen,
Ruft der Hölle gift'ger Hohn:
Das war keines Feindes Ton! —

Doch wer naht dort durch die Trümmer,
Eilig ſchreitend auf mich zu?
Thor! den Rückweg findſt du nimmer,
Ich muß fallen, oder du.
Denn, wenn Einmal nur der Tiger
Erſt geſättigt ſeine Wuth,

Bleibt die Gierde ewig Sieger,
Und ſein Inn'res ſchreit nach Blut.

(Er zieht ſich zurück.)

Boleslav kömmt.

Boleslav.

Gott ſei Dank! Es iſt gelungen,
Ledig bin ich meiner Haft,
Doch von Mauern noch umrungen,
Und ſchon ſchwindet meine Kraft.
Daß ich ihn doch finden könnte,
Ihn, den Theuern, den ich ſuche,
Meinen, ſeinen, unſern Sohn.
Werf' ich mich mit Jaromir
Zu des mächt'gen Vaters Füßen,
O dann muß der Richter ſchonen,
Trifft deſſelben Schwertes Streich
Doch den Sohn mit mir zugleich.

Jaromir (hervortretend).

Das iſt meines Vaters Stimme!

Boleslav.

Jaromir! du biſt's?

Jaromir.

Ich bin's.

Boleslav.

Sei geſegnet!

Jaromir.

Großen Dank!
Ei, behaltet Euern Segen

Räubers Segen iſt wohl Fluch.
Und woher des Wegs, mein Vater?
Welcher Dietrich, welche Leiter
Führt Euch in des Sohnes Arm?

Boleslav.

Ach, ich war in Feindeshänden!
An dem Weiher dort gefangen,
Ward ich in das Schloß gebracht;
Doch benützend die Verwirrung,
Die des Grafen jähe Krankheit
Unter ſeine Diener ſtreute,
Sucht' ich Rettung, und entſprang.

Jaromir.

Und entſprangt? Ihr ſeid mein Mann!
Seht, ſo hab' ich auch gethan.
Denn uns blüht kein Glück, uns Beiden,
Unter unbeſcholtnen Leuten,
In des Waldes Nacht und Graus
Fühlt ein Räuber ſich zu Haus.
Recht, mein Vater! Wackrer Vater!
Würdig eines ſolchen Sohns.

Boleslav.

Solchen Sohns? — Er weiß noch nicht! —
Jaromir, du nennſt mich Vater!

Jaromir.

Soll ich nicht? — Wohl, tauſchen wir!
Nehmt den Vater Ihr zurück,
Doch erlaßt mir auch den Sohn!

Boleslav.

Wozu mag noch Schweigen frommen,

Iſt die Stunde doch gekommen,
Wo die Hülle fallen muß.
Nun, wohlan denn, ſo erfahre
Das Geheimniß langer Jahre,
Wer dir gab des Lebens Licht.
Laß den Dank nur immer walten,
Denn ich habe dir's erhalten,
Wenn auch gleich gegeben nicht.

Jaromir.

Ha! — Wenn gleich gegeben nicht?
Nicht gegeben? Nicht gegeben?

Boleslav.

Nein, mein Sohn, nicht mehr mein Sohn.

Jaromir.

Nicht dein Sohn? — Ich nicht der Sohn
Jenes Räubers Boleslav?
Alter Mann, ich nicht dein Sohn?
Laß mich's denken, laß mich's faſſen,
O es faßt, es denkt ſich ſchön!
Ich gehörte mit zum Bunde,
Den verzweifelnd ich geſucht,
Und Gott hätte in der Stunde
Der Geburt mir nicht geflucht?
Meinen Namen nicht geſchrieben
Ein in der Verwerfung Buch,
Dürfte hoffen, dürfte lieben,
Und mein Beten iſt kein Fluch?
(Boleslav hart anfaſſend.)
Ungeheuer! Ungeheuer!
Und du konnteſt mir's verhehlen,
Sahſt mich gift'ge Martern quälen,

Sahſt des Innern blut'gen Krieg,
Ha, und deine Lippe ſchwieg!
Schlichſt dich kirchenräuberiſch
In des reinen Kinderbuſens
Unentweihtes Heiligthum;
Stahlſt des theuren Vaters Bild
Von der gottgeweihten Schwelle,
Setzteſt deines an die Stelle!

Ungeheuer! Ungeheuer!
Wenn ich im Gebete kniete
Und des Dankes Gegenſtand,
Der, mir ſelber unbekannt,
In dem heißen Herzen brannte,
Lebensſchenker, Vater nannte,
Segen auf ihn niederflehte,
Schlichſt du dich in die Gebete,
Eigneteſt dir, Mörder du,
Meiner Lippen Segen zu!
Sprich's noch einmal, ſprich es aus,
Daß du dir den Vaternamen,
Wie ein feiger Dieb, geſtohlen,
Mörder! daß ich nicht dein Sohn!

Boleslav.

Ach! mein Sohn —

Jaromir.

Sprich es nicht aus!
Deine Zunge töne Mord,
Aber nicht dieß heil'ge Wort! — .
Nicht dein Sohn! ich nicht dein Sohn!
Habe Dank für dieſe Nachricht!

Mörder! darum haßt' ich dich,
Seit ich Gottes Namen nenne,
Seit ich Gut und Böſes kenne;
Darum bohrten deine Blicke
Sich wie Meuchelmörder-Dolche
In des Knaben warme Bruſt,
Darum faßt' ihn kalter Schauder,
Wenn du mit den blut'gen Händen
Seine vollen Wangen ſtrichſt,
Dich zu ihm herunter neigteſt,
Auf erſchlagne Leichen zeigteſt,
Und dein Mund mit Lächeln ſprach:
Werd' ein Mann, und thu' mir nach!
Und ich Thor, ich blinder Thor,
Ich verſtand des eignen Innern
Tief geheime Warnung nicht,
Rang mit meinem weichen Herzen,
Rang in fruchtlos blut'gem Ringen,
Um ihm Liebe abzudringen
Für des Mannes greiſes Haar,
Der der Unſchuld Henker war.
Böſewicht, gib mir zurück,
Was mir die Geburt beſchieden,
Meiner Seele goldnen Frieden,
Meines Daſeins ganzes Glück,
Meine Unſchuld mir zurück!

Boleslav.

Gott im Himmel! Höre doch!

Jaromir.

Und wo iſt, wer iſt mein Vater?
Führ' mich hin zu ſeinen Füßen.

Laß ihn einen Landmann ſein,
Der mit ſeiner Stirne Schweiß
Seiner Väter Erbe dünget,
Hin zu ihm, an ſeiner Seite
Will ich gern, ein Landmann nur,
Mit der ſparſamen Natur
Ringen um die karge Beute,
Legen meiner Thränen Saat
Mit dem Samen in die Erde,
Froh, wenn mir die Hoffnung naht,
Daß noch Beides grünen werde.
Laß ihn einen Bettler ſein,
Ich will leiten ſeine Schritte,
Theilen ſeine dürft'ge Hütte,
Theilen ſeine Angſt und Noth,
Theilen ſein erbettelt Brot;
Will, wenn ſpäte Sterne blinken,
Auf den nackten Boden ſinken,
Und mich reich und ſelig dünken,
Reicher als kein König iſt,
Wenn der Schlaf mein Auge ſchließt.
Sprich, wo iſt er? Führ' mich hin!

Boleslav.

Nun wohlan, ſo folge mir!
Nicht ein niedrig dunkler Landmann,
Nicht ein Sklav in Bettlertracht,
Nein, ein Mann von Rang und Macht,
Den des Landes Höchſte kennen,
Und den Fürſten Bruder nennen,
Dem der Erſten Haupt ſich beugt,
Jaromir, hat dich gezeugt.

Heiß' den düſtern Mißmuth fliehn,
Denn dein Loos iſt nicht ſo herbe,
Stolz ſieh auf den Boden hin,
Du trittſt deiner Väter Erbe,
Biſt ein Graf von Borotin!

Jaromir (zuſammenfahrend).

Ha! —

Boleslav.

Deiner Kindheit erſtes Lallen
Hörten dieſes Schloſſes Hallen,
Hier haſt du das Licht erblickt,
Und bei des Beſitzers Küſſen
Haſt du, ohne es zu wiſſen,
Vaters Bruſt ans Herz gedrückt.

Jaromir (ſchreiend).

Nein!

Boleslav.

Es iſt ſo wie ich ſagte!
Komm mit mir hinauf zu ihm.
Des Geſetzes rauhe Stimme,
Hart und fürchterlich dem Räuber,
Mildert ſeinen ſtrengen Ton
Gegen jenes Mächt'gen Sohn!
Komm mit mir, weil es noch Zeit.
Hart verletzt liegt er darnieder,
Und wer weiß, erſteht er wieder.
Denn nur jetzt, in dieſer Nacht,
In des Schloſſes düſtern Gängen,
Unſrer Brüder Spur verfolgend,
Traf ihn eines Flücht'gen Dolch.

Jaromir.

Teufel! ſchadenfroher Teufel!
Tödteſt du mit Einem Wort?
Glaubſt du, weil ich keine Waffen?
Die Natur, die halb nichts thut,
Gab mir Krallen, gab mir Zähne,
Gab zu der Hyäne Wuth
Mir auch Waffen der Hyäne!
Natter, laß mich dich zertreten!
Senden dich ins Heimathland!
Können deine Worte tödten,
Beſſer kann's noch dieſe Hand!
(Auf ihn losgehend.)

Boleslav.

Er iſt raſend! Rettung! Hülfe!
(Fliehend ab.)

Jaromir.

Wär' es wahr? Ha, wär' es wahr,
Was des Unthiers Mund geſprochen?
Und wovon ſchon der Gedanke,
Nur das Bild der Möglichkeit,
Meine raſchen Pulſe ſtocken,
Mir das Mark gerinnen macht.
Wär' es Wahrheit? — Ja, es iſt!
Ja, es iſt! es iſt! es iſt!
Ja, tönt's durch die dumpfen Sinne,
Ja, heult's aus dem finſtern Innern,
Und die ſchwarzen Schreckgeſtalten,
Die vor meiner Stirne ſchweben,
Neigend ihre blut'gen Häupter,

Winken mir ein gräßlich: Ja!
Ha, und jener Klageton,
Der erſcholl in blut'ger Stunde
Aus des Hingeſunk'nen Munde,
Er iſt meinem Ohre nah,
Und ſeufzt wimmernd, ſterbend: Ja!

Er mein Vater, er mein Vater!
Ich ſein Sohn, ſein Sohn, und — Ha!
Wer ſpricht hier? Wer ſprach es aus?
Aus das Wort, das ſelbſt ein Mörder
In des Herzens tiefſte Falten,
Bleich und bebend, ſich verbirgt,
Wer ſprach's aus? Sein Sohn und Mörder!
Ha, ſein Sohn, ſein Sohn und Mörder!
(Die Hände vor's Geſicht ſchlagend.)
Was die Erde Schönes kennet,
Was ſie hold und lieblich nennet,
Was ſie hoch und heilig glaubt,
Reicht nicht an des Vaters Haupt.
Balſam ſtrömt von ſeinen Lippen,
Und auf wem ſein Segen ruht,
Der ſchifft durch des Lebens Klippen,
Lächelnd ob der Stürme Wuth;
Doch wer in der Sinne Toben,
Gottesräuberiſch, verrucht,
Gegen ihn die Hand erhoben,
Iſt verworfen und verflucht.
Ja, ich hör' mit blut'gem Beben,
Wie der ew'ge Richter ſpricht:
Allen Sündern wird vergeben,
Nur dem Vatermörder nicht!

Sprenge deine ſtarken Feſſeln,
Gift'ges Laſter, komm hervor
Aus der Hölle offnem Thor,
Laß ſie los, die ſchwarzen Schaaren,
Die ſo lang gebunden waren:
Hinterliſt mit Netz und Stricken,
Lüge mit dem falſchen Wort,
Neid, du mit den hohlen Blicken,
Mit dem blut'gen Dolche, Mord!
Meineid mit dem gift'gen Mund,
Gottesläſt'rung, toller Hund,
Der die Zähne grimmig bleckt
Gegen den, der ihn gepflegt;
Brecht hervor, durchſtreift die Welt,
Und verübt, was euch gefällt!
Was ihr auch gethan, getrieben,
Ungeſtraft mögt ihr's verüben,
Euer Thun reicht nicht hinan,
Nicht an das, was ich gethan!
Ha, gethan! — Hab' ich's gethan?
Kann die That die Schuld beweiſen,
Muß der Thäter Mörder ſein?
Weil die Hand, das blut'ge Eiſen,
Iſt drum das Verbrechen mein?
Ja, ich that's, fürwahr! ich that's!
Aber zwiſchen Stoß und Wunde,
Zwiſchen Mord und ſeinem Dolch,
Zwiſchen Handlung und Erfolg
Dehnt ſich eine weite Kluft,
Die des Menſchen grübelnd Sinnen,
Seiner Willensmacht Beginnen,
Alle ſeine Wiſſenſchaft,

Seines Geiſtes ganze Kraft,
Seine brüſtende Erfahrung,
Die nicht älter als ein Tag,
Auszufüllen nicht vermag;
Eine Kluft, in deren Schooß
Tiefverhüllte, finſtre Mächte
Würfeln mit dem ſchwarzen Loos
Ueber kommende Geſchlechte.
Ja, der Wille iſt der meine,
Doch die That iſt dem Geſchick.
Wie ich ringe, wie ich weine,
Seinen Arm hält nichts zurück.
Wo iſt der, der ſagen dürfe:
So will ich's, ſo ſei's gemacht!
Unſre Thaten ſind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht —
Ob ſie frommen, ob ſie tödten?
Wer weiß das in ſeinem Schlaf?
Meinen Wurf will ich vertreten,
Aber das nicht, was er traf!
Dunkle Macht, und du kannſt's wagen,
Rufſt mir: Vatermörder zu?
Ich ſchlug den, der mich geſchlagen,
Meinen Vater ſchlugeſt du. —

Doch wer hält dieß Bild mir vor?
Ha, wer flüſtert mir ins Ohr?
Halt, laß mich die Kunde theilen!
Wunden, ſprichſt du, Wunden heilen
Und Verwundete geneſen.
Habe Dank, du güt'ges Weſen,
Segensbote, habe Dank!

Mit der Hoffnung auf ſein Leben
Haſt du meines mir gegeben,
Das verzweifelnd ſchon verſank.
Ja, er wird, er muß geſunden,
Heilen müſſen jene Wunden,
Die der Hölle gift'ger Trug,
Nicht der Sohn dem Vater ſchlug. —
Ich will hin zu ſeinen Füßen,
Will die blut'gen Male küſſen,
Und des Schmerzes heiße Glut
Kühlen mit der Thränen Flut.
Nein, in jenen düſtern Fernen
Waltet keine blinde Macht,
Ueber Sonnen, über Sternen
Iſt ein Vateraug', das wacht.
Keine finſtern Mächte rathen,
Blutig über unſern Thaten,
Sie ſind keines Zufalls Spiel;
Nein, ein Gott, ob wir's gleich läugnen,
Führt ſie, wenn auch nicht zum eignen,
Immer doch zum guten Ziel.
Ja, er hat auch mich geleitet,
Wenn ich gleich die Hand nicht ſah;
Der die Schmerzen mir bereitet,
Iſt vielleicht in Wonne nah.

(Die Fenſter der Schloßkapelle haben ſich während dem erleuchtet, und ſanfte, aber ernſte Töne klingen jetzt herüber.)

Was iſt das? — Habt Dank! Habt Dank!
Säuſelt, ſäuſelt, holde Töne,
Säuſelt lieblich um mich her,
Sanft und weich, wie Silberſchwäne
Ueber ein bewegtes Meer.

Schüttelt eure weichen Schwingen,
Träufelt Balſam auf dieß Herz,
Laßt die Himmelslieder klingen,
Einzuſchläfern meinen Schmerz.
Ja, ich kenne eure Stimme,
Ihr ſollt laden mich zum Bund;
Der mich rief in Donners Grimme,
Ruft mich jetzt durch euern Mund;
Laßt ihr mich Verzeihung hoffen?
Ihr tönt fort, und ſagt nicht: nein,
Seht, die Pforten ſtehen offen,
Friedensboten, ziehet ein!

(Die Töne nehmen nach und nach einen immer ernſteren Charakter an, und begleiten zuletzt folgende Worte:)

Chor
(von innen).

Auf, ihr Brüder!
Senkt ihn nieder,
In der Erde ſtillen Schooß,
In der Truhe
Finde Ruhe,
Die dein Leben nicht genoß.

Jaromir.

Aendert ihr ſo ſchnell das Antlitz,
Unerklärte Geiſterſtimmen?
Habt ſo lieblich erſt geſchienen,
Zoget ein, wie Honigbienen,
Und jetzt kehrt ihr fürchterlich
Euren Stachel wider mich!
Das ſind keine Friedensklänge,
Ha, ſo tönen Grabgeſänge!

Dort in der Kapelle Licht —
Stille, Herz! Weiſſage nicht!
Ich will ſehen, ſehen, ſehen!
Sollt' ich d'rüber auch vergehen.

(Er klettert an verfallenem Geſtein bis zum Kapellfenſter empor.)

Geſang (fährt fort).

Hat hienieden
Auch den Frieden
Dir dein eigen Kind entwandt,
Dort zum Lohne,
Statt dem Sohne,
Reicht ein Vater dir die Hand.
Und den Blinden
Wird er finden,
Wie er Abels Mörder fand,
Das Verbrechen
Wird er rächen
Mit des Richters ſchwerer Hand.

Jaromir
(wankend und bleich zurückkommend).

Was war das? — Hab' ich geſehn?
Iſt es Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit,
Oder ſpiegeln dieſe Augen
Nur des Innern dunkle Bilder
Statt der lichten Außenwelt?
Starr und dumpf in wüſtem Graus
Lag das weite Gotteshaus,
Seine leichenblaſſen Wangen
Mit des Trauers Flor umhangen:
Am Altar des Heilands Bild,

Abgewandt und tief verhüllt,
Als ob Dinge da geſchehen,
Die's ihn ſchaudre anzuſehen.
Und aus ſchwarz verhülltem Chor
Wanden Töne ſich empor,
Die um Straf' und Rache baten
Ueber ungeheure Thaten.
Und am öden Hochaltar,
Ringsum eine Dienerſchar,
Lag umſtrahlt von dumpfen Kerzen,
Eine Wunde auf dem Herzen,
Weit geöffnet, blutig roth,
Lag mein Vater, bleich und todt.
Wie? mein Vater? Mag ich's ſagen?
Nein, lag der, den ich erſchlagen:
Denn, was auch die Hölle ſpricht,
Nein, er war mein Vater nicht!
Bin ich ja doch nur ein Menſch,
Meine Thaten, wenn gleich ſchwarz,
Sind ja doch nur Menſchenthaten,
Und ein Teufel würde beben,
Gält' es eines Vaters Leben.
Hab' ich doch gehört, geleſen
Von der Stimme der Natur,
Wär' mein Vater es geweſen,
Warum ſchwieg ſie damals nur?
Mußte ſie nicht donnernd ſchreien,
Als der Dolch zum Stoß geneigt:
Halt! dem deine Hände dräuen,
Mörder, der hat dich gezeugt.
Und wenn ſie, ſie, die ich liebe,
Liebe? — Nein, die ich begehre,

Wenn ſie meine Schweſter wäre,
Woher dieſe heiße Gier,
Die mich flammend treibt zu ihr?
Schweſter! Schweſter! toller Wahn!
Zieht es ſo den Bruder an?
Wenn uns Hymens Fackeln blinken,
Wir uns in die Arme ſinken
In des Brautbetts Bindeglut,
Dann erſt nenn' ich ſie mein Blut.
Mir wird Tag; die Nebel ſchwinden,
Es erhellet ſich die Nacht:
Was ich ſuchte, will ich finden,
Was ich anfing, ſei vollbracht.
Glaubſt du, Wünſche können retten,
Und entſühnen kann ein Wort?
Nie muß man den Weg betreten,
Wer ihn trat, der wandle fort.
Sie muß ich, ja ſie beſitzen,
Mag der Himmel Rache blitzen,
Mag die Hölle Flammen ſprühn
Und mit Schrecken ſie umziehn.
Wie der tolle Wahn ſie heiße,
Weib und Gattin heißt ſie hier,
Und durch tauſend Donner reiße
Ich die Theure her zu mir.
Hier der Ort, und hier das Fenſter,
Die Entſcheidungsſtunde naht,
Und mahnt laut mich auf zur That.

(Im Hinaufſteigen.)

Schauderſt, Liebchen? Sei nicht bange!
Sieh, du harreſt nicht mehr lange,

In des Heißgeliebten Arm
Ruht ſich's ſelig, ruht ſich's warm.
(Durchs Fenſter hinein.)

Hauptmann kommt mit **Soldaten**, die **Boleslav** führen.

Hauptmann.

Suche nicht mehr zu entrinnen,
Du haſt Sorgfalt uns gelehrt.
Ruhig und nicht von der Stelle!
Aber wo iſt dein Geſelle?
Hier, ſprachſt du, verließ'ſt du ihn.

Boleslav.

Ja, mein Herr!

Hauptmann.

Er iſt nicht hier!

Soldat.

Herr, an jenem kleinen Fenſter
Sah ich es von Weitem blinken,
Und es wollte mich bedünken,
Daß ein Menſch, in voller Haſt,
Durch die enge Oeffnung ſteige,
Und ich wette, Herr, er war's;
In des Schloſſes innern Gängen
Suchet er wohl Sicherheit.

Hauptmann.

Wohl, nicht mehr kann er entweichen,
Wo er ſei, an jedem Ort
Soll die Rache ihn erreichen.
Und nun folgt mir! Eilig fort!
(Ab mit den Soldaten.)

Grabgewölbe. Im Hintergrunde das hohe Grabmal der Ahnfrau mit paſſenden Sinnbildern. Rechts im Vorgrunde eine Erhöhung, mit ſchwarzem Tuch bedeckt.

Jaromir (kommt).

So! Hier bin ich! — Muthig! Muthig! —
Schauer weht von dieſen Wänden,
Und die leisgeſprochnen Worte
Kommen meinem Ohre wieder,
Wie aus eines Fremden Mund.
Wie ich gehe, wie ich wandle,
Ziehet ſich ein ſchwarzer Streif,
Dunkel, wie vergoſſ'nes Blut,
Vor mir auf dem Boden hin,
Und obgleich das Inn're ſchaudert,
Sich empöret die Natur,
Ich muß treten ſeine Spur.

(Seine Hände begegnen ſich.)

Ha, wer faßt ſo kalt mich an? —
Meine Hand? — Ja, 's iſt die meine.
Biſt du jetzt ſo ſtarr und kalt,
Sonſt von heißem Blut durchwallt,
Kalt und ſtarr, wie Mörderhand,
Mörder-Mörder-Mörderhand!

(Vor ſich hinbrütend.)

Poſſen! — Fort! Gebt euch zur Ruh',
Fort, es geht der Hochzeit zu!
Liebchen! Braut! wo weileſt du?
Bertha, Bertha, komm!

Die Ahnfrau

(tritt aus dem Grabmale).

Wer ruft?

Jaromir.

Du biſt's! Nun iſt Alles gut,
Wieder kehret mir mein Muth.
Laß mich, Mädchen, dich umfangen,
Küſſen dieſe bleichen Wangen —
Warum trittſt du ſcheu zurück,
Warum ſtarrt ſo trüb dein Blick?
Luſtig, Mädchen, luſtig, Liebe!
Iſt dein Hochzeittag ſo trübe?
Ich bin heiter, ich bin froh,
Und auch du ſollſt's ſein, auch du!
Sieh, mein Kind, ich weiß Geſchichten,
Wunderbar und lächerlich,
Lügen, derbe, arge Lügen,
Aber drum grad lächerlich.
Sieh, ſie ſagen — Luſtig! luſtig!
Sagen, du ſei'ſt meine Schweſter!
Meine Schweſter! — Lache, Mädchen,
Lache, lache, ſag' ich dir!

Ahnfrau

(mit dumpfer Stimme).

Ich bin deine Schweſter nicht.

Jaromir.

Sagſt du's doch ſo weinerlich.
Meine Schweſter! — Lache, ſag' ich!
Und mein Vater — Von was Anderm!
Alles iſt zur Flucht bereitet,
Komm!

Ahnfrau.

Wo iſt dein Vater?

Jaromir.

Schweige!

Schweig!

Ahnfrau (ſteigend).

Wo iſt dein Vater?

Jaromir.

Weib,

Schweig und reiz' mich länger nicht!
Du haſt mich nur mild geſehn,
Aber wenn die finſtre Macht
In der tiefen Bruſt erwacht
Und erſchallen läßt die Stimme,
Iſt ein Leu in ſeinem Grimme
Nur ein Schooßhund gegen mich;
Blut ſchreit's dann in meinem Innern;
Und der Nächſte meinem Herzen
Iſt der Nächſte meinem Dolch.
Darum ſchweig!

Ahnfrau
(mit ſtarker Stimme).

Wo iſt dein Vater?

Jaromir.

Ha! —

Wer heißt mich dir Rede ſtehn? —
Wo mein Vater? — Weiß ich's ſelbſt? —
Meinſt du jenen bleichen Greis
Mit den heil'gen Silberlocken?
Sieh, den hab' ich eingeſungen,
Und er ſchläft nun, ſchläft nun, ſchläft!

(Die Hand auf die Bruſt gepreßt.)

Manchmal, manchmal regt er ſich,
Aber legt ſich wieder nieder,
Schließt die ſchweren Augenlider
Und ſchläft murrend wieder ein. —
Aber, Mädchen, narrſt du mich?
Komm mit mir hinaus ins Freie. —
Schüttelſt du dein bleiches Haupt?
Eidvergeſſ'ne, Undankbare,
Lohnſt du ſo mir meine Liebe?
Lohnſt du ſo, was ich gethan?
Was mir theuer war hienieden,
Meiner Seele goldnen Frieden,
Welt und Himmel ſetzt' ich ein,
Um dich mein zu nennen, mein!
Kennteſt du die Höllenſchmerzen,
Die mir nagen tief im Herzen,
Fühlteſt du die grimme Pein,
Könnteſt, Reine, du es wiſſen,
Was ein blutendes Gewiſſen,
O, du würdeſt milder ſein,
O, du ſagteſt jetzt nicht: Nein!

Ahnfrau.

Kehr' zurück!

Jaromir.

Ha, ich? zurück?
Nimmermehr! nicht ohne dich,
Geh ich, Weib, ſo folgſt du mir.
Und wenn ſelbſt dein Vater käme,
Und dich in die Arme nähme,
Mit der graſſen Todeswunde,
Die mit offnem, blut'gem Munde

Mörder! Mörder! zu mir ſpricht,
Meiner Hand entgingſt du nicht.

Ahnfrau.

Kehr' zurück!

Jaromir.

Nein, ſag' ich, nein.
(Man hört eine Thür aufſprengen.)

Ahnfrau.

Horch, ſie kommen.

Jaromir.

Mag es ſein.
Leben, Bertha, dir zur Seite,
Oder ſterben neben dir.

Ahnfrau.

Flieh, entflieh! noch iſt es Zeit.
(Eine zweite Thür wird eingeſprengt.)

Jaromir.

Bertha, hierher, meine Bertha.

Ahnfrau.

Deine Bertha bin ich nicht;
Bin die Ahnfrau deines Hauſes,
Deine Mutter, Sündenſohn!

Jaromir.

Das ſind meiner Bertha Wangen,
Das iſt meiner Bertha Bruſt,
Du mußt mit! Hier ſtürmt Verlangen,
Und von dorther winkt die Luſt.

Ahnfrau.

Sieh den Brautſchmuck, den ich bringe!

(Sie reißt das Tuch von der bedeckten Erhöhung. Bertha liegt todt im Sarge.)

Jaromir (zurück taumelnd).

Weh mir! — Truggeburt der Hölle!
All' umſonſt! ich laſſ' dich nicht!
Das iſt Bertha's Angeſicht,
Und bei dem iſt meine Stelle!

(Auf ſie zueilend.)

Ahnfrau.

So komm denn, Verlorner!

(Oeffnet die Arme, er ſtürzt hinein.)

Jaromir (ſchreiend).

Ha!

(Er taumelt zurück, wankt mit gebrochenen Knieen einige Schritte, und ſinkt dann an Bertha's Sarge nieder.)

Die Thür wird aufgeſprengt. **Günther**, **Boleslav**, der **Hauptmann** und **Soldaten** ſtürzen herein.

Hauptmann (hereinſtürzend).

Mörder, gib dich! du mußt ſterben!

(Die Ahnfrau ſtreckt die Hand gegen ſie aus. Alle bleiben erſtarrt an der Thüre ſtehen.)

Ahnfrau

(ſich über Jaromir neigend).

Scheid' in Frieden, Friedenloſer!

(Sie neigt ſich zu ihm herunter, und küßt ihn auf die Stirne, hebt dann die Sargdecke auf und breitet ſie wehmüthig über beide Leichen. Dann mit emporgehobenen Händen.)

Nun, wohlan! es iſt vollbracht!
Durch der Schlüſſe Schauernacht,
Sei geprieſen, ew'ge Macht!
Oeffne dich du ſtille Klauſe,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hauſe.

(Sie geht feierlichen Schrittes in ihr Grabmal zurück. Wie ſie verſchwunden iſt, bewegen ſich die Eingetretenen gegen den Vorgrund zu.)

Hauptmann.

Ha, nun biſt du unſer —

Günther

(eilt dem Sarge zu, hebt die Decke auf, und ſpricht mit Thränen).

Todt!

Der Vorhang fällt.

Der vorſtehende Abdruck der Ahnfrau iſt nach der gedruckten Ausgabe veranſtaltet, welche in Wien bei Wallishauſer in ſechs Auflagen erſchienen iſt. Die ſechste Auflage war noch bei Lebzeiten Grillparzers längſt vergriffen, und das Stück fehlte Jahre lang, ja fehlt noch jetzt im Buchhandel. Grillparzer war nicht dahin zu bewegen, daß eine neue Auflage gemacht würde. Er ſcheute mehr und mehr den Verkehr mit der Oeffentlichkeit, und ſcheute ihn wohl namentlich in Bezug auf die Ahnfrau. Aus dieſem Drama hatte man die Anklage auf Schickſalstragödie gegen ihn geſchöpft, und man hatte ſie hartnäckig wiederholt, obwohl all ſeine ſpäteren Stücke keine Spur davon trugen. Dieſe Anklage war in den Sammelwerken, wie Converſations-Lexika und Encyklopädieen ſind, gleichſam ſtereotypirt, und war Grillparzer geradezu zum Ekel geworden. In dem „Vorbericht zur erſten Auflage“ hatte er ſich ſchon darüber ausgeſprochen, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen wäre, „ein neues Syſtem des Fatalismus“ darzuſtellen. Dieſer Vorbericht lautet wie folgt:

„Die Ahnfrau erſcheint hier, wie ſie geſchrieben iſt, ohne die Abkürzungen und Veränderungen, welche für die Darſtellung zweckmäßig gefunden wurden. Nicht bloß die Länge des Stückes, ſondern ſceniſche Rückſichten verſchiedener Art machten jene Veränderungen rathſam, und der Erfolg hat ſie gerechtfertigt. Der Verfaſſer wünſcht daher, daß ſein Trauerſpiel auch auf auswärtigen Bühnen in keiner anderen Geſtalt aufgeführt werde, als in derjenigen, worin es auf dem hieſigen Theater erſchien.

Wenn der Beifall, den dieſes Trauerſpiel in der Aufführung fand, die Erwartungen des Verfaſſers weit übertraf: ſo iſt er dagegen von den ſeltſamen Mißverſtändniſſen nicht minder überraſcht, welche über die moraliſche Tendenz ſeines Stückes hin und wieder entſtanden, und von literariſchen Zwiſchenträgern mit unermüdlicher Geſchäftigkeit verbreitet worden ſind. Der Verfaſſer hofft, daß dieſe Mißverſtändniſſe von ſelbſt verſchwinden werden, wenn man ſich die Mühe nehmen will, ſein Stück zu leſen. Seines Wiſſens findet ſich darin keine Spur von dem abgeſchmackten Irrglauben, den man ihm hat andichten wollen. Es iſt ihm nicht in den Sinn gekommen, Verbrechen durch Verbrechen *entſühnen* zu laſſen, und in der Verkettung von Schuld und unglücklichen Ereigniſſen, welche den Inhalt ſeines Trauerſpiels ausmacht, ein *neues Syſtem des Fatalismus* darzuſtellen. Shakeſpeare und Calderon haben den abergläubigen Wahn finſterer Zeiten mit ungleich größerer Kühnheit zu poetiſchen Zwecken benutzt, als es in der Ahnfrau geſchehen iſt, ohne daß man ſie deßhalb verketzert hätte. Das Schickſal ſpielt in der *Andacht zum Kreuz* und in dem *Fegefeuer des heil. Patrik* (beide von dem angeblich *chriſtlichſten* aller Dichter), eine weit mehr *heidniſche* Rolle, als in dem gegenwärtigen Stücke, worin eine Sünderin ihre geheime Unthat durch den quälenden

Anblick der Schuld und der Leiden abbüßt, die ſie zum Theile ſelbſt über ihre Nachkommen brachte; eine Vorſtellungsart, welche dem jüdiſchen und chriſtlichen Lehrbegriffe eben nicht widerſpricht. Der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moraliſche Zurechnung nicht auf. Die Sophiſterei der Leidenſchaften, welche der Verfaſſer ſeinen tragiſchen Perſonen in den Mund legt, iſt nicht ſein Glaubensbekenntniß; ſo wenig als die zufällige Wahl eines märchenhaften Stoffes einen Beweis gegen die Orthodoxie ſeiner Kunſtanſichten abgibt. Der Verfaſſer kennt die Schule nicht, zu der man ihn zu zählen beliebt; und er weiß nicht, mit welchem Rechte man einem Schriftſteller, der ohne Anmaßung und ohne Zuſammenhang mit irgend einer Partei zum erſtenmal im Publikum auftritt, Ungereimtheiten zur Laſt legt, die von Anderen, ſei es auch zu ſeinem Lobe, geſagt werden mögen.

Den dichteriſchen Werth oder Unwerth ſeines dramatiſchen Verſuches gibt der Verfaſſer den Kritikern gerne preis. Er geſteht, daß ſie in mancher Rückſicht ungleich mehr Schlimmes davon hätten ſagen können, als bisher geſchehen iſt. Daß er Niemanden Anlaß gegeben habe, ihn zur Beſcheidenheit zu ermahnen, iſt er ſich bewußt. Er denkt zu groß von der Kunſt, um eine hohe Meinung von ſich ſelbſt zu haben. Die Muſter ſind ihm, wie es ſcheint, zum Theile wenigſtens, beſſer bekannt, als denen, die ihn darauf verweiſen. Er entbehrt den Rath ſachkundiger und aufrichtiger Freunde nicht, und wohlmeinende Kunſtrichter jeder Art laſſen es ihm auch nicht an öffentlichen Zurechtweiſungen fehlen. Wenn alſo ſeine künftigen Arbeiten keinen größern Werth haben ſollten, als die gegenwärtige, ſo liegt die Schuld weder an ſeinen Vorbildern, noch an der Kritik, ſondern an der Beſchränktheit ſeines Talentes, deſſen Mangel, wie bekannt, durch nichts Anderes, nicht einmal durch die Wohlmeinung der Kritiker, erſetzt werden kann.“

Dieſe Verwahrung war fruchtlos geblieben: man nannte ihn nach wie vor einen Schickſalstragöden. Aergerlich lachend darüber ſagte er deßhalb ſchon vor Jahren einmal zu mir: „Wenn Sie einſt nach meinem Tode noch leben, und eine Sammlung meiner Schriften herausgeben — ich ſelbſt will nichts mit ſolcher Aufgabe zu thun haben — ſo nehmen Sie doch Notiz von dem Originalmanuſcripte meiner „Ahnfrau.“ Sie finden darin Anmerkungen von Schreyvogel, dem damaligen artiſtiſchen Leiter des Burgtheaters, und werden aus dieſen Anmerkungen erſehen, daß *er* die Veranlaſſung geweſen iſt zu denjenigen Stellen in der Ahnfrau, welche mich in den Geruch eines Schickſalstragöden gebracht haben.“

Dieſe Notiz hab' ich denn genommen. Das Original-Manuſcript vom 13. Auguſt 1816 liegt vor mir, und es unterſcheidet ſich allerdings von dem Texte der fünf Auflagen, deren neueſter Abdruck in dieſer Geſammt-Ausgabe gegeben wird.

Es iſt unthunlich, den ganzen Text nach dieſem Originalmanuſcripte zu ändern. Grillparzer ſelbſt hat das nie gewollt, denn das Originalmanuſcript iſt vor und nach der Aufführung auch in zahlreichen anderen Stellen geändert, und der Text in dieſer Geſammtausgabe iſt innerhalb ſechsundfünfzig Jahren typiſch geworden. Es genügt, die Veränderung wörtlich nachzuweiſen, welche auf Veranlaſſung Schreyvogels juſt in Bezug auf die Schickſalsfrage entſtanden iſt.

Dieſe Veränderung fällt in die dritte Scene des erſten Aktes. Nach den Worten (S. 25):

„Da ſieht man ſie klagend gehen,
Klagend, daß ihr Macht gebricht,
Denn ſie kann's nur vorherſehen,
Ab es wenden kann ſie nicht.“

Von da an lautet das Originalmanuſcript wie folgt:

Bertha.

Vater, du ſiehſt bleich! Iſt's Wahrheit,
Was der alte Mann da ſpricht?

Graf.

Wahrheit oder nicht! Mein Kind,
Laß geduldig uns erwarten,
Was des Himmels Rath beſchließt.
Fällt das Loos, laß es uns tragen
Würdevoll, wie wir gelebt,
Und der Tod ſoll ſelbſt nicht ſagen,
Daß ein Zierotin[1] gebebt.
Und jetzt komm, geliebte Tochter,
Führe mich in mein Gemach.
Iſt's gleich noch nicht Schlafens Zeit,
Ruhe heiſcht mein müder Körper,
Hat er doch in Einer Stunde
Mehr als manchen Tag gelebt.

(Bertha führt den Alten ab.)

---

[1] Dieſen hiſtoriſchen Namen eines wichtigen Adelsgeſchlechtes in Mähren hat Grillparzer für die Aufführung in „Borotin“ verwandelt.

Günther
(die Lichter fortnehmend).

Ruben? — o, du guter Herr!
Ruben mit der Angſt im Herzen,
Mit der nagenden Gewißheit,
Daß ſich deine Stunde naht.
Nur wenn Unheil droht dem Hauſe,
Steigt die Ahnfrau aus der Klauſe.
O, ich ſehe, was uns droht.
Wär' ich doch nur ſelber todt!
(Heftige Schläge ans Hausthor.)
Doch was iſt das? Welch Getöſe!
Wer kommt noch ſo ſpät zu Gaſte?
Will doch ſelbſt ſehn, was es gibt. (Ab.)

Hiermit endigt im Original-Manuſcripte Alles, was auf die dogmatiſche Frage der Ahnfrau Bezug hat.

Am Rande des Manuſcriptes ſteht aber von Schreyvogels Hand geſchrieben:

„Die Einwirkung der Ahnfrau auf das Schickſal ihrer Familie muß tiefer begründet werden. Dieſes geſchieht, wenn die Nachkommen (ohne es zu wiſſen) die Kinder ihrer Sünde ſind, deren Schuld und Leiden mitanzuſehn ſie verurtheilt iſt, bis das ſündige Geſchlecht ausgerottet, der ungerechte Beſitz verlaſſen, und die geheime Unthat enthüllt, und vollkommen beſtraft iſt. Dieſe Grund-Idee, die der Fabel eine allgemeine, tiefere Bedeutung gibt, beſtimmt zugleich den Charakter der Ahnfrau und macht das Geſpenſt zu einer wirklich tragiſchen Perſon. Sie warnt vor dem Böſen, und nimmt Theil an den Leiden, die ſie nicht hindern kann; ſieht in dem Tod ihrer Angehörigen aber nur die Entſühnung des unglücklichen Geſchlechts und die Befreiung von dem Hange zum Böſen, den es von ihr angeerbt hat. Auch die Charaktere ihrer Nachkommen werden dadurch afficirt, keiner darf ganz rein, aber auch keiner durchaus böſe ſein.“

Dieſe Bemerkung des bewährten Dramaturgen hat den jungen Poeten veranlaßt, jene dogmatiſche Ausführung zu ſchreiben, welche er dem Kaſtellan Günther in den Mund legt von den Worten an:

„Das iſt Alles,
Was ich hier zu ſagen wage,
Wenn gleich all nicht, was ich weiß.
Eines iſt noch übrig, eines,
Das des Hauſes ältre Diener,
Das der Gegend welke Greiſe
Bang ſich in die Ohren raunen,
Das der Sage heil'ger Mund
Aus der Väter fernen Tagen
In die Enkelwelt getragen.
Eines, das den Schlüſſel gibt
Zu ſo manchem finſtern Räthſel,
Das ob dieſem Hauſe brütet.
Aber wag ich es zu ſagen
Hier an dieſem, dieſem Ort,
Wo noch kurz vorher die Schatten —

(Mit ſcheuen Blicken umherſehend: Bertha ſchmiegt ſich an ihn, und folgt mit ihren Augen den ſeinigen.)

Runzelt Ihr die hohen Brauen
Edler Herr? Ich kann nicht anders!
Meinen Buſen will's zerbrechen,
Und es drängt mich auszuſprechen,

Beb' ich ſelber gleich zurück. —
Kommt hierher, mein Fräulein, hierher,
Und vernehmt, und ſtaunt und bebt.
Mit der Ahnfrau blut'ger Leiche
Ward der Sünde Keim begraben,
Aber nicht der Sünde Frucht.
Das Verbrechen, das des Gatten
Blut'ger Racheſtahl beſtraft,
War, wie jene Sage ſpricht,
Wohl das letzte ihres Lebens,
Aber ach, ihr erſtes nicht.
Ihres Schooßes einz'ger Sohn,
Den Ihr unter Euren Ahnen,
Unter Euren Vätern zählt,
Der des mächt'gen Borotin
Leben Gut und Namen erbte,
Er —

Graf.

Schweig!

Günther.

Es iſt ausgeſprochen,
Er, dem Vater unbewußt,
War das Kind geheimer Luſt,
War das Kind verborgner Sünde!
Darum muß ſie klagend wallen
Durch die weiten öden Hallen,
Die die Sünde einer Nacht
Auf ein fremd Geſchlecht gebracht.
Und in jedem Enkelkinde,
Das entſproßt aus ihrem Blut,
Haßt ſie die vergang'ne Sünde,

Liebt ſie die vergang'ne Glut.
Alſo harret ſie ſeit Jahren,
Wird noch harren Jahre lang
Auf des Hauſes Untergang;
Und ob der ſie gleich befreiet,
Hütet ſie doch jeden Streich,
Der dem Haus der Lieben dräuet,
Den ſie wünſcht und ſcheut zugleich.
Darum wimmert es ſo kläglich
In den halbverfallnen Gängen,
Darum pocht's in dunkler Nacht —
(Entferntes Getöſe.)

Bertha.

Himmel!

Günther.

Weh uns!

Graf.

Was iſt das?
(Das Getöſe wiederholt ſich.)
Faſt gefährlich ſcheint dein Wahnſinn,
Er ſteckt auch Geſunde an.
An die Pforte wird geſchlagen,
Einlaß fordernd. Geh hinab,
Und ſieh zu, was man begehrt.
(Günther ab.)

Bertha.

Vater, du ſiehſt bleich; iſt's Wahrheit,
Was der alte Mann da ſpricht?

Graf.

Was iſt wahr, was iſt es nicht?
Laß uns *eignen* Werthes freuen,

Und nur eigne Sünden ſcheuen.
Laß wenn in der Ahnen Schaar
Jemals eine Schuld'ge war.
Alle andre Furcht entweichen,
Als die Furcht, ihr je zu gleichen.

In Folge dieſes Einſchubs hat der Poet dann den Begriff und das Wort „Sünde" wiederkehrend gebraucht, ein Begriff und ein Wort, welche im Original-Manuſcript fehlen.

Vergleicht man die obige kurze Stelle, welche im Original-Manuſcripte die Bedeutung der Ahnfrau ſchildert, mit der langen Schilderung derſelben im gedruckten Texte, ſo findet man Grillparzers Aeußerung beſtätigt, daß die angefochtene dogmatiſche Bedeutung der Ahnfrau nicht in ſeiner urſprünglichen Abſicht gelegen, ſondern erſt durch Schreyvogels Anſtoß hinein gerathen ſei.

Uebrigens iſt es auch in ſolcher Geſtalt eigentlich nicht die volle Schickſalsidee, deren man das Stück anklagt, ſondern es iſt eine Theorie der Vererbung, welche in dichteriſcher Charakteriſtik gar oft eine Rolle ſpielt, ohne dem Werthe der Dichtung Abbruch zu thun. Sie iſt eben wahr. Die grelle Ausdehnung nur, wie hier in der Ahnfrau, erweckt gerechtes äſthetiſches Bedenken, ein Bedenken, welches aber doch immerhin einen andern Ausdruck ſuchen muß als den Ausdruck mit dem Stichworte „Schickſalstragödie."

Dieſe principielle Anklage gegen ſeine Ahnfrau, wie läſtig ſie ihm war und wie oft ſie ihn abhalten mochte, das Stück buchhändleriſch zu fördern, ſie hat ſeine Meinung über den Werth oder Unwerth dieſer Jugendarbeit nie verändert. Er war unerſchütterlich in ſeinen

Meinungen und Anſichten. Man liebt wohl auch ein verfolgtes Kind mit doppelter Liebe. Und ſo wies er immer ein Lob ſeiner ſpäteren Arbeiten unwillig zurück, wenn es mit einer Nachſicht für die Ahnfrau verbunden war. Die Ahnfrau war ihm ein Produkt ſeines beſten Talentes.

Wer eine klare Empfindung in ſich trägt für wirklich dramatiſches Talent, der wird ihm beiſtimmen.

Die Ahnfrau ſtrotzt von dramatiſchem Talente. Wir haben außer Schillers Jugendarbeiten wenig Stücke in unſrer dramatiſchen Literatur, von welchen ſich dies in ſo hohem Grade ſagen ließe wie von dieſem erſten Stücke Grillparzers. Es pocht und treibt darin ein Puls des Wortes, des Dranges, des Lebens, welcher außerordentlich iſt. Zeugniß dafür die reißend ſchnelle Laufbahn, welche das Stück über alle Bühnen gefunden, Zeugniß dafür die zahlreichen Loſungsworte, was man jetzt geflügelte Worte nennt, welche aus der Ahnfrau lebendig geblieben ſind in unſrer erhöhten Sprache.

Zum erſtenmale aufgeführt worden iſt die Ahnfrau im Theater an der Wien am 31. Januar 1817.

H. Laube

Sappho.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Dem Herrn

Carl Auguſt Weſt

widmet dieſen

ſeinen zweiten dramatiſchen Verſuch

als Zeichen

der

Dankbarkeit und Freundſchaft

der Verfaſſer.

Perſonen.

Sappho.
Phaon.
Eucharis, } Dienerinnen Sappho's.
Melitta,
Rhamnes, Sklave.
Ein Landmann.
Dienerinnen, Knechte und Landleute.

Erſter Aufzug.

Freie Gegend. Im Hintergrunde das Meer, deſſen flaches Ufer ſich gegen die linke Seite zu in felſichten Abſtufungen emporhebt. Hart am Ufer ein Altar der Aphrodite. Rechts im Vorgrunde der Eingang einer Grotte mit Geſträuch und Eppich umwachſen; weiter zurück das Ende eines Säulenganges mit Stufen, zu Sappho's Wohnung führend. Auf der linken Seite des Vorgrundes ein hohes Roſengebüſch mit einer Raſenbank davor.

Erſter Auftritt.

Zimbeln und Flöten und verworrener Volkszuruf in der Ferne.

Rhamnes ſtürzt herein.

Auf! auf, vom weichen Schlaf! Sie kommt, ſie naht!
O, daß doch nur die Wünſche Flügel haben,
Und träg der Fuß, indeß das Herz lebendig!
Heraus, ihr faulen Mädchen! Zögert ihr?
Der trifft euch nicht, der Jugend vorſchnell nennt!

Eucharis, **Melitta** und **Dienerinnen** aus dem Säulengange.

Melitta.

Was ſchiltſt du uns? da ſind wir ja!

Rhamnes.

Sie naht.

Melitta.

Wer? — Götter!

Rhamnes.

Sappho naht!

Geſchrei (von innen).

Heil, Sappho, Heil!

Rhamnes.

Ja wohl, Heil, Sappho, Heil! du braves Volk!

Melitta.

Doch was bedeutet —?

Rhamnes.

Nun, bei allen Göttern!
Was frägt das Mädchen auch ſo wunderlich!
Sie kehret von Olympia, hat den Kranz,
Den Kranz des Sieges hat ſie ſich errungen;
Im Angeſicht des ganzen Griechenlands,
Als Zeugen edlen Wettkampfs dort verſammelt,
Ward ihr der Dichtkunſt, des Geſanges Preis.
Drum eilt das Volk ihr jauchzend nun entgegen,
Schickt auf des Jubels breiten Fittigen
Den Namen der Beglückten zu den Wolken!
Und *dieſe* Hand war's, ach, und *dieſer* Mund,
Der ſie zuerſt der Leier Sprach' entlocken,
Und des Geſanges regelloſe Freiheit
Mit ſüßem Band des Wohllauts binden lehrte!

Volk (von innen).

Heil, Sappho! Sappho, Heil!

Rhamnes (zu den Mädchen).
So freut euch doch! —
Seht ihr den Kranz?

Melitta.
Ich ſehe Sappho nur!
Wir wollen ihr entgegen!

Rhamnes.
Bleibt nur, bleibt!
Was ſoll ihr eurer Freude ſchlechter Zoll?
Sie iſt an andern Beifall nun gewohnt!
Bereitet lieber alles drinn im Hauſe,
Nur dienend ehrt der Diener ſeinen Herrn.

Melitta.
Siehſt du an ihrer Seite? —

Rhamnes.
Was?

Melitta.
Siehſt du?
Noch eine andre glänzende Geſtalt,
Wie man der Leier und des Bogens Gott
Zu bilden pflegt.

Rhamnes.
Ich ſehe, doch ihr geht!

Melitta.
Und erſt nur riefſt du uns!

Rhamnes.
Ich rief euch, ja!
Ihr ſolltet wiſſen, daß die Herrin naht,
Ihr ſolltet wiſſen, daß euch Freude Pflicht,

Doch freuen mögt ihr euch nur drinn im Haus.
Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geſchäftig für ſein Wohl liebt ſtill das Weib!

Melitta.

So laß uns nur —

Rhamnes.

Nicht doch! Nur fort! Nur fort!

(Er treibt die Mädchen fort.)

Nun mag ſie kommen! Nun wird Albernheit
Ihr vorlaut nicht die ſchöne Feier ſtören!

Zweiter Auftritt.

Sappho, köſtlich gekleidet, auf einem, mit weißen Pferden beſpannten Wagen, eine goldne Leier in der Hand, auf dem Haupte den Siegeskranz. Ihr zur Seite ſt. **Phaon** in einfacher Kleidung. **Volk** umgibt laut jubelnd den Zug.

Volk (auftretend).

Heil, Sappho, Heil!

Rhamnes (ſich unter ſie miſchend).

Heil, Sappho, theure Frau!

Sappho.

Dank, Freunde! Land'sgenoſſen, Dank!
Um euretwillen freut mich dieſer Kranz,
Der nur den Bürger ziert, den Dichter drückt,
In eurer Mitte nenn' ich ihn erſt mein!
Hier, wo der Jugend träumende Entwürfe,
Wo des Beginnens ſchwankendes Beſtreben,
Wo des Vollbringens Wahnſinn=glüh'nde Luſt
Mit Eins vor meine trunkne Seele treten,

Hier, wo Cypreſſen von der Eltern Grab
Mir leiſen Geiſtergruß herüber liſpeln;
Hier, wo ſo mancher Frühverblich'ne ruht,
Der meines Strebens, meines Wirkens ſich erfreut,
In eurem Kreis, in meiner Lieben Mitte,
Hier dünkt mir dieſer Kranz erſt kein Verbrechen,
Hier wird die frevle Zier mir erſt zum Schmuck!

Einer aus dem Volke.

Wohl uns, daß wir dich, Hohe, unſer nennen!
Habt die beſcheidne Rede ihr vernommen?
Mehr als ganz Griechenland hat ſie ihr Wort
Geſchmückt.

Rhamnes (ſich hinzudrängend).

Sei mir gegrüßt, du Herrliche!

Sappho

(vom Wagen herabſteigend und die Umſtehenden freundlich grüßend).

Mein treuer Rhamnes, ſei gegrüßt! — Artander,
Du auch hier, trotzend deines Alters Schwäche?
Kalliſto — Rhodope! — Ihr weinet, Liebe?
Das Auge zahlt ſo richtig als das Herz,
Für Thränen — Thränen — ſeht! O ſchonet mein!

Einer aus dem Volke.

Willkommen auf der Heimath altem Boden,
Willkommen in der Deinen frohem Kreis!

Sappho.

Umſonſt ſollt ihr die Bürgerin nicht grüßen,
Sie führt zum Dank euch einen Bürger zu;
Hier Phaon. Von den Beſten ſtammet er
Und mag auch kühn ſich ſtellen zu den Beſten!
Obſchon die Jahre ihn noch Jüngling nennen,
Hat ihn als Mann ſo Wort als That erwieſen.

Wo ihr des Kriegers Schwert bedürft,
Des Redners Lippe und des Dichters Mund,
Des Freundes Rath, des Helfers ſtarken Arm,
Dann ruft nach ihm und ſuchet länger nicht!

Phaon.

Du ſpotteſt, Sappho, eines armen Jünglings!
Wodurch hätt' ich ſo reiches Lob verdient?
Wer glaubt ſo Hohes von dem Unverſuchten?

Sappho.

Wer ſieht, daß du erröthest, da ich's ſage!

Phaon.

Ich kann, beſchämt, nur ſtaunen und verſtummen.

Sappho.

Du ſicherſt dir, was du von dir entfernſt,
Geſchwiſter ſind ja Schweigen und Verdienſt.
Ja, meine Freunde! Mögt ihr's immer wiſſen!
Ich liebe ihn! Auf ihn fiel meine Wahl!
Er war beſtimmt, in ſeiner Gaben Fülle,
Mich von der Dichtkunſt wolkennahen Gipfeln
In dieſes Lebens heit're Blüthenthäler
Mit ſanft bezwingender Gewalt herabzuziehn.
An ſeiner Seite werd' ich unter euch
Ein einfach, ſtilles Hirtenleben führen,
Den Lorbeer mit der Myrthe gern vertauſchend,
Zum Preiſe nur von häuslich ſtillen Freuden
Die Töne wecken dieſes Saitenſpiels,
Die ihr bisher bewundert und verehrt.
Ihr ſollt ſie lieben lernen, lieben, Freunde!

Volk.

Preis dir, du Herrliche! Heil! Sappho, Heil!

Sappho.

Es iſt genug! Ich dank' euch, meine Freunde!
Folgt meinem Diener, er wird euch geleiten,
Daß ihr bei Speiſ' und Trank und frohen Tänzen
Die Feier unſers Wiederſehns vollendet,
Der Wiederkehr der Schweſter zu den Ihren!
(Zu den Landleuten, die ſie begrüßen.)
Lebt wohl! — auch du — und du! — ihr Alle! — Alle!
(Rhamnes mit den Landleuten ab.)

Dritter Auftritt.

Sappho. Phaon.

Sappho.

Siehſt du, mein Freund, ſo lebt nun deine Sappho!
Für Wohlthat Dank, für Liebe — Freundlichkeit,
So ward mir's ſtets im Wechſeltauſch des Lebens;
Ich war zufrieden und bin hoch beglückt,
Gibſt du auch halb nur wieder das Empfang'ne,
Wenn du dich nicht für übervortheilt hältſt. —
Ich hab' gelernt verlieren und entbehren!
Die beiden Eltern ſanken früh ins Grab,
Und die Geſchwiſter, nach ſo mancher Wunde,
Die ſie dem treuen Schweſterherzen ſchlugen,
Theils Schickſals-Laune, und theils eigne Schuld
Stieß früh ſie ſchon zum Acheron hinunter.
Ich weiß, wie Undank brennt, wie Falſchheit martert,
Der Freundſchaft und der — Liebe Täuſchungen
Hab' ich in dieſem Buſen ſchon empfunden;
Ich hab' gelernt verlieren und entbehren!

Nur Eins verlieren könnt' ich wahrlich nicht,
Dich, Phaon, deine Freundſchaft, deine Liebe.
Drum, mein Geliebter, prüfe dich!
Du kennſt noch nicht die Unermeßlichkeit,
Die auf und nieder wogt in dieſer Bruſt.
O laß mich's nie, Geliebter, nie erfahren,
Daß ich den vollen Buſen legte an den deinen
Und fänd' ihn leer!

Phaon.

Erhabne Frau!

Sappho.

Nicht ſo;
Sagt dir dein Herz denn keinen ſüßern Namen?

Phaon.

Weiß ich doch kaum, was ich beginne, was ich ſage.
Aus meines Lebens ſtiller Niedrigkeit
Hervorgezogen an den Strahl des Lichts,
Auf einen luft'gen Gipfel hingeſtellt,
Nach dem der Beſten Wünſche fruchtlos zielen,
Erliege ich der unverhofften Wonne,
Kann ich mich ſelbſt in all dem Glück nicht finden.
Die Wälder und die Ufer ſeh' ich fliehn,
Die blauen Höh'n, die niedern Hütten ſchwinden,
Und kaum vermag ich's mich zu überzeugen,
Daß Alles feſt ſteht, und nur ich es bin,
Der auf des Glückes Wogen taumelnd wird getragen!

Sappho.

Du ſchmeichelſt ſüß, doch, Lieber, ſchmeichelſt du!

Phaon.

Und biſt du wirklich denn die hohe Frau,

Die von der Pelops-Inſel fernſtem Strand,
Bis dahin, wo des rauhen Thrakers Berge
Sich an die lebensfrohe Hellas knüpfen,
Auf jedem Punkt, den, Land und Menſchen fern,
Ins Griechen-Meer Kronions Hand geſchleudert,
An Aſiens reicher, ſonnenheller Küſte,
All' überall, wo nur ein griech'ſcher Mund
Die heitre Götterſprache ſingend ſpricht,
Der Ruf mit Jubel zu den Sternen hebt?
Und biſt du wirklich jene hohe Frau,
Wie fiel dein Auge denn auf einen Jüngling,
Der dunkel, ohne Namen, ohne Ruf,
Sich höhern Werths nicht rühmt, als dieſe Leier,
Die man verehrt, weil du ſie haſt berührt.

Sappho.

Pfui doch! der argen, ſchlechtgeſtimmten Leier!
Tönt ſie, berührt, der eignen Herrin Lob?

Phaon.

O, ſeit ich denke, ſeit die ſchwache Hand
Der Leier Saiten ſelber ſchwankend prüfte,
Stand auch dein hohes Götterbild vor mir!
Wenn ich in der Geſchwiſter frohem Kreiſe
An meiner Eltern niederm Herde ſaß,
Und nun Theano, meine gute Schweſter,
Die Rolle von dem ſchwarzen Simſe holte,
Ein Lied von dir, von Sappho uns zu ſagen:
Wie ſchwiegen da die lauten Jünglinge,
Wie rückten da die Mädchen knapp zuſammen,
Um ja kein Korn des Goldes zu verlieren.
Und wenn ſie nun begann: vom ſchönen Jüngling,

Der Liebesgöttin liebeglüh'nden Sang,
Die Klage einſam hingewachter Nacht,
Von Andromedens und von Atthis Spielen,
Wie lauſchte Jedes, ſeinen Athemzug,
Der luſterfüllt den Buſen höher ſchwellte,
Ob allzulauter Störung ſtill verklagend.
Dann legte wohl die ſinnige Theano
Das Haupt zurück an ihres Stuhles Lehne,
Und in der Hütte räumig Dunkel blickend
Sprach ſie: wie mag ſie ausſehn wohl, die Hohe?
Mir dünkt, ich ſehe ſie! Bei allen Göttern,
Aus tauſend Frauen wollt' ich ſie erkennen!
Da war der Zunge Feſſel ſchnell gelöſ't,
Und Jedes quälte ſeine Phantaſie,
Mit einem neuen Reize dich zu ſchmücken.
Der gab dir Pallas' Aug, der Here's Arm,
Der Aphroditens reizdurchwirkten Gürtel;
Nur ich ſtand ſchweigend auf und ging hinaus
Jns einſam ſtille Reich der heil'gen Nacht.
Dort, an den Pulſen der ſüß ſchlummernden Natur,
Jn ihres Zaubers magiſch-mächt'gen Kreiſen,
Da breitet' ich die Arme nach dir aus;
Und wenn mir dann der Wolken Flockenſchnee,
Des Zephyrs lauer Hauch, der Berge Duft,
Des bleichen Mondes ſilberweiß[illegible]t
Jn Eins verſchmolzen um [illegible] floß,
Dann warſt du mein, [illegible] deine Nähe
Und Sappho's Bild ſch[illegible]n lichten Wolken!

Sappho.

Du ſchmückeſt mich von deinem eignen Reichthum,
Weh! Nähmſt du das Gelieh'ne je zurück.

Phaon.

Und als der Vater nach Olympia
Mich zu des Wagenlaufes Streit nun ſandte,
Und auf dem ganzen Wege mir's erſcholl,
Daß Sappho's Leier um der Dichtkunſt Krone
In dieſem Kampfe ſtreiten, ſiegen werde:
Da ſchwoll das Herz von ſehnendem Verlangen
Und meine Renner ſanken todt am Wege,
Eh' ich Olympia's Thürme noch erſchaut.
Ich langte an. Der Wagen flücht'ger Lauf,
Der Ringer Kunſt, des Diskus frohes Spiel
Berührten nicht den ahnungsvollen Sinn;
Ich fragte nicht, wer ſich den Preis errungen,
Hatt' ich den ſchönſten, höchſten doch erreicht.
Ich ſollte ſie ſehn, ſie, der Frauen Krone!
Jetzt kam der Tag für des Geſanges Kämpfe.
Alkäos ſang, Anakreon, umſonſt!
Sie konnten meiner Sinne Band nicht löſen.
Da, horch! da tönt Gemurmel durch das Volk,
Da theilt die Menge ſich. Jetzt war's geſchehn! —
Mit einer goldnen Leier in der Hand
Trat eine Frau durch's ſtaunende Gewühl.
Das Kleid, von weißer Unſchuldfarbe, floß
Hernieder zu den lichtverſagten Knöcheln.
Ein Bach, der über Blumenhügel ſtrömt.
Der Saum, von grünen Palm- und Lorbeerzweigen,
Sprach, Ruhm und Frieden ſinnig zart bezeichnend,
Aus, was der Dichter braucht und was ihn lohnt.
Wie rothe Morgenwolken um die Sonne
Floß rings ein Purpurmantel um ſie her,
Und durch der Locken rabenſchwarze Nacht
Erglänzt', ein Mond, das helle Diadem,

Der Herrſchaft weithinleuchtend hohes Zeichen.
Da rief's in mir: die iſt es, und du warſt's.
Eh' die Vermuthung ich noch ausgeſprochen,
Rief tauſendſtimmig mir des Volkes Jubel
Beſtätigung der ſüßen Ahnung zu.
Wie du nun ſangſt, wie du nun ſiegteſt, wie,
Geſchmückt mit der Vollendung hoher Krone,
Nun in des Siegs Begeiſterung die Leier
Der Hand entfällt, ich durch das Volk mich ſtürze,
Und, von dem Blick der Siegerin getroffen,
Der blöde Jüngling ſcham-entgeiſtert ſteht,
Das weißt du, Hohe, beſſer ja als ich,
Der ich, kaum halberwacht, noch ſinnend forſche,
Wie viel davon geſchehn, wie viel ich nur geträumt!

Sappho.

Wohl weiß ich's, wie du ſtumm und ſchüchtern ſtandſt,
Das ganze Leben ſchien im Auge nur zu wohnen,
Das, ſparſam aufgehoben von dem Grund,
Den nicht verlöſchten Funken laut genug bezeugte.
Ich hieß dich folgen und du folgteſt mir,
In ungewiſſes Staunen tief verſenkt.

Phaon.

Wer glaubte auch, daß Hellas erſte Frau
Auf Hellas letzten Jüngling würde ſchauen.

Sappho.

Dem Schickſal thuſt du Unrecht und dir ſelbſt!
Verachte nicht der Götter goldne Gaben,
Die ſie bei der Geburt dem Kinde, das
Zum Vollgenuß des Lebens ſie beſtimmt,
Auf Wang' und Stirn, in Herz und Buſen gießen!
Gar ſichre Stützen ſind's, an die das Daſein

Die leichtzerriſſ'nen Fäden knüpfen mag.
Des Leibes Schönheit iſt ein ſchönes Gut,
Und Lebensluſt ein köſtlicher Gewinn:
Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke,
Entſchloſſenheit und Luſt an dem, was iſt,
Und Phantaſie, hold dienend, wie ſie ſoll,
Sie ſchmücken dieſes Lebens rauhe Pfade,
Und leben iſt ja doch des Lebens höchſtes Ziel!
Umſonſt nicht hat zum Schmuck der Muſen Chor
Den unfruchtbaren Lorbeer ſich erwählt,
Kalt, frucht- und duftlos drücket er das Haupt,
Dem er Erſatz verſprach für manches Opfer.
Gar ängſtlich ſteht ſich's auf der Menſchheit Höh'n,
Und ewig iſt die arme Kunſt gezwungen,
(mit ausgebreiteten Armen gegen Phaon)
Zu betteln von des Lebens Ueberfluß!

Phaon.

Was kannſt du ſagen, holde Zauberin,
Das man für wahr nicht hielte, da du's ſagſt?

Sappho.

Laß uns denn trachten, mein geliebter Freund,
Uns Beider Kränze um die Stirn zu flechten,
Das Leben aus der Künſte Taumelkelch,
Die Kunſt zu ſchlürfen aus der Hand des Lebens.
Sieh dieſe Gegend, die der Erde halb
Und halb den Fluren, die die Lethe küßt,
An einfach ſtillem Reiz ſcheint zu gehören,
In dieſen Grotten, dieſen Roſenbüſchen,
In dieſer Säulen freundlicher Umgebung,
Hier wollen wir, gleich den Unſterblichen,
Für die kein Hunger iſt und keine Sättigung,

Nur des Genuſſes ewig gleiche Luſt,
Des ſchönen Daſeins uns vereint erfreun.
Was mein iſt, iſt auch dein. Wenn du's gebrauchſt,
So machſt du erſt, daß der Beſitz mich freut.
Sieh um dich her, du ſtehſt in deinem Hauſe!
Den Dienern zeig' ich dich als ihren Herrn,
Der Herrin Beiſpiel wird ſie dienen lehren.
Heraus, ihr Mädchen! Sklaven! Hieher!

Phaon.

Sappho!
Wie kann ich ſo viel Güte je bezahlen?
Stets wachſend faſt erdrückt mich meine Schuld.

Vierter Auftritt.

Eucharis. Melitta. Rhamnes. Diener und **Dienerinnen. Vorige.**

Rhamnes.

Du riefſt, Gebieterin!

Sappho.

Ja. Tretet näher,
Hier ſehet euern Herrn!

Rhamnes (verwundert, halblaut).

Herrn?

Sappho.

Wer ſpricht hier?
(Geſpannt.)
Was willſt du ſagen?

Rhamnes (zurücktretend).

Nichts!

Sappho.

So ſprich auch nicht!
Ihr ſeht hier euern Herrn. Was er begehrt,
Iſt euch Befehl, nicht minder als mein eigner.
Weh dem, der ungehorſam ſich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieſer Stirn
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergeſſen,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt,
Schwer liegt, ich ſeh's, der Reiſe Laſt auf dir.
Laß ſie des Gaſtrechts heilig Amt verſehen,
Genieße freundlich Sappho's erſte Gabe!

Phaon.

O, könnt' ich doch mein ganzes früh'res Leben
Umtauſchend, wie die Kleider, von mir werfen,
Beſinnung mir und Klarheit mir gewinnen,
Um ganz zu ſein, was ich zu ſein begehre!
So lebe wohl! Auf lange, denk' ich, nicht!

Sappho.

Ich harre dein. Leb wohl! — Du bleib, Melitta!

(Phaon und Diener ab.)

Fünfter Auftritt.

Sappho. Melitta.

Sappho (nachdem ſie ihm lange nachgeſehen).

Melitta! nun?

Melitta.

Was, o Gebieterin?

Sappho.

So wallt denn nur in dieſen Adern Blut,
Und rinnend Eis ſtockt in der Andern Herzen?
Sie ſahen ihn, ſie hörten ſeine Stimme,
Dieſelbe Luft, die ſeine Stirn gefächelt,
Hat ihre Leben-leere Bruſt umwallt,
Und dumpf iſt ein: was, o Gebieterin?
Der erſte Laut, der ihnen ſich entpreßt!
Fürwahr, dich haſſen könnt' ich! — Geh!

(Melitta geht ſchweigend.)

Sappho

(die ſich unterdeſſen auf die Raſenbank geworfen).

Melitta!

Und weißt du mir ſo gar nichts denn zu ſagen,
Was mich erfreuen könnte, liebes Kind?
Du ſahſt ihn doch, bemerkteſt du denn nichts,
Was werth geſehn, erzählt zu werden wäre?
Wo waren deine Augen, Mädchen?

(Sie bei der Hand ergreifend und an ihre Kniee ziehend.)

Melitta.

Du weißt wohl noch, was du uns öfters ſagteſt,
Daß Jungfrau'n es in Fremder Gegenwart
Nicht zieme, frei die Blicke zu verſenden.

Sappho.

Und, armes Ding, du ſchlugſt die Augen nieder?

(Küßt ſie.)

Das alſo war's? Mein Kind, die Lehre galt
Nicht dir, den ältern nur, den minder ſtillen;
Dem Mädchen ziemt noch, was der Jungfrau nicht.

(Sie mit den Augen meſſend.)

Doch, ſieh einmal! Wie haſt du dich verändert,
Seit ich dich hier verließ? — Ich kenne dich nicht mehr.
Um ſo viel größer und —

(küßt ſie wieder)

Du ſüßes Weſen!
Du hatteſt Recht, die Lehre galt auch dir!

(Aufſtehend.)

Warum ſo ſtumm noch immer und ſo ſchüchtern?
Du warſt doch ſonſt nicht ſo. Was macht dich zagen?
Nicht Sappho, die Gebiet'rin, ſteht vor dir,
Die Freundin Sappho ſpricht mit dir, Melitta!
Der Stolz, die Ehrbegier, des Zornes Stachel,
Und was ſonſt ſchlimm an deiner Freundin war,
Es iſt mit ihr nach Hauſe nicht gekehret;
Im Schooß der Fluten hab' ich es verſenkt,
Als ich an ſeiner Seite ſie durchſchiffte.
Das eben iſt der Liebe Zaubermacht,
Daß ſie veredelt, was ihr Hauch berührt,
Der Sonne ähnlich, deren goldner Strahl
Gewitterwolken ſelbſt in Gold verwandelt.
Hab' ich dich je mit raſcher Rede, je
Mit bitterm Wort gekränkt, o ſo verzeih!
In Zukunft wollen wir als traute Schweſtern
In ſeiner Nähe leben, gleichgepaart,
Allein durch ſeine Liebe unterſchieden.
O, ich will gut noch werden, fromm und gut!

Melitta.

Biſt du's nicht jetzt, und warſt du es nicht immer?

Sappho.

Ja gut, wie man ſo gut nennt, was nicht ſchlimm!

Doch g'nügt ſo wenig für ſo hohen Lohn?
Glaubſt du, er wird ſich glücklich fühlen, Mädchen?

Melitta.

Wer wär' es denn in deiner Nähe nicht!

Sappho.

Was kann ich, Arme, denn dem Theuern bieten?
In ſeiner Jugend Fülle ſteht er da,
Geſchmückt mit dieſes Lebens ſchönſten Blüthen.
Der erſt erwachte Sinn, mit frohem Staunen
Die Zahl der eignen Kräfte überblickend,
Spannt kühn die Flügel aus und nach dem Höchſten
Schießt gierig er den ſcharfen Adlerblick.
Was ſchön nur iſt und groß und hoch und würdig,
Sein iſt's! Dem Kräftigen gehört die Welt!
Und ich! — O ihr des Himmels Götter alle!
O gebt mir wieder die entſchwundne Zeit!
Löſcht aus in dieſer Bruſt vergang'ner Leiden,
Vergang'ner Freuden tiefgetret'ne Spur;
Was ich gefühlt, geſagt, gethan, gelitten,
Es ſei nicht, ſelbſt in der Erinn'rung nicht!
Laßt mich zurücke kehren in die Zeit,
Da ich noch ſcheu mit runden Kinderwangen,
Ein unbeſtimmt Gefühl im ſchweren Buſen,
Die neue Welt mit neuem Sinn betrat;
Da Ahnung noch, kein quälendes Erkennen
In meiner Leier goldnen Saiten ſpielte,
Da noch ein Zauberland mir Liebe war,
Ein unbekanntes, fremdes Zauberland!
(Sich an Melittens Buſen lehnend.)

Melitta.

Was fehlt dir? Biſt du krank, Gebieterin?

Sappho.

Da ſteh' ich an dem Rand der weiten Kluft,
Die zwiſchen ihm und mir verſchlingend gähnt;
Ich ſeh' das goldne Land herüber winken,
Mein Aug' erreicht es, aber nicht mein Fuß! —
Weh dem, den aus der Seinen ſtillem Kreiſe
Des Ruhms, der Ehrſucht eitler Schatten lockt!
Ein wild bewegtes Meer durchſchiffet er
Auf leichtgefügtem Kahn. Da grünt kein Baum,
Da ſproſſet keine Saat und keine Blume,
Ringsum die graue Unermeßlichkeit.
Von ferne nur ſieht er die heit're Küſte,
Und mit der Wogen Brandung dumpf vermengt,
Tönt ihm die Stimme ſeiner Lieben zu.
Beſinnt er endlich ſich, und kehrt zurück,
Und ſucht der Heimath leichtverlaſſ'ne Fluren,
Da iſt kein Lenz mehr, ach! und keine Blume,
(den Kranz abnehmend und wehmüthig betrachtend)
Nur dürre Blätter rauſchen um ihn her!

Melitta.

Der ſchöne Kranz! Wie lohnt ſo hohe Zier!
Von Tauſenden geſucht und nicht errungen.

Sappho.

Von Tauſenden geſucht und nicht errungen!
Nicht wahr, Melitta? Nicht wahr, liebes Mädchen?
Von Tauſenden geſucht und nicht errungen!
(Den Kranz wieder aufſetzend.)
Es ſchmähe nicht den Ruhm, wer ihn beſitzt,
Er iſt kein leer-bedeutungsloſer Schall,
Mit Götterkraft erfüllet ſein Berühren!
Wohl mir! ich bin ſo arm nicht! Seinem Reichthum
Kann gleichen Reichthum ich entgegen ſetzen,

Der Gegenwart mir dargebot'nen Kranz,
Die Blüthen der Vergangenheit und Zukunft!
Du ſtaunſt, Melitta, und verſtehſt mich nicht?
Wohl dir! o lerne nimmer mich verſtehen!

Melitta.

Zürnſt du?

Sappho.

Nicht doch, nicht doch, mein liebes Kind;
Geh zu den Andern jetzt, und ſag' mir's an,
Wenn dein Gebieter wünſcht mich zu empfangen.

(Melitta ab.)

Sechster Auftritt.

Sappho allein.

(Sie legt, in Gedanken verſunken, die Stirn in die Hand, dann ſetzt ſie ſich auf die Raſenbank und nimmt die Leier in den Arm das Folgende mit einzelnen Akkorden begleitend.)

Golden-thronende Aphrodite,
Liſtenerſinnende Tochter des Zeus,
Nicht mit Angſt und Sorgen belaſte,
Hocherhab'ne! dieß pochende Herz!

Sondern komm, wenn jemals dir lieblich
Meiner Leier Saiten getönt,
Deren Klängen du öfters lauſchteſt,
Verlaſſend des Vaters goldenes Haus.

Du beſpannteſt den ſchimmernden Wagen,
Und deiner Sperlinge fröhliches Paar,
Munter ſchwingend die ſchwärzlichen Flügel,
Trug dich vom Himmel zur Erde herab.

Und du kamſt: mit lieblichem Lächeln,
Göttliche! auf der unſterblichen Stirn,
Fragteſt du, was die Klagende quäle,
Warum erſchalle der Flehenden Ruf?

Was das ſchwärmende Herz begehre,
Wen ſich ſehne die klopfende Bruſt
Sanft zu beſtricken im Netz der Liebe:
Wer iſt's, Sappho, der dich verletzt?

Flieht er dich jetzt, bald wird er dir folgen;
Verſchmäht er Geſchenke, er gibt ſie noch ſelbſt,
Liebt er dich nicht, gar bald wird er lieben,
Folgſam gehorchend jeglichem Wink!

Komm auch jetzt, und löſe den Kummer,
Der mir laſtend den Buſen beengt,
Hilf mir erringen nach was ich ringe,
Sei mir Gefährtin im lieblichen Streit!

(Sie lehnt matt das Haupt zurück.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Freie Gegend wie im vorigen Aufzuge.

Erſter Auftritt.

Phaon kommt.

Wohl mir! hier iſt es ſtill. Des Gaſtmahls Jubel,
Der Zimbelſpieler Lärm, der Flöten Töne,
Der losgelaſſ'nen Freude lautes Regen,
Es tönt nicht bis hier unter dieſe Bäume,
Die leiſe flüſternd, wie beſorgt zu ſtören,
Zu einſamer Betrachtung freundlich laden.

Wie hat ſich Alles denn in mir verändert,
Seit ich der Eltern ſtilles Haus verließ
Und meine Renner gen Olympia lenkte?
Sonſt konnt' ich wohl, in heiterer Beſinnung,
Verworrener Empfindung leiſe Fäden
Mit ſcharfem Aug' verfolgen und entwirren,
Bis klar es, als Erkennen vor mir lag:
Doch jetzt, wie eine ſchwüle Sommernacht,
Liegt brütend, ſüß und peinigend zugleich,
Ein ſchwerer Nebel über meinen Sinnen,

Den der Gedanken fernes Wetterleuchten,
Jetzt hier, jetzt dort, und jetzt ſchon nicht mehr da,
In quälender Verwirrung raſch durchzuckt.
Ein Schleier deckt mir die Vergangenheit.
Kaum kann ich heut des Geſtern mich erinnern,
Kaum in der jetz'gen Stund' der erſt geſchied'nen.
Ich frage mich: Warſt du's denn wirklich ſelber,
Der in Olympia ſtand an ihrer Seite?
An ihrer Seite in des Siegs Triumph?
War es dein Name, den des Volkes Jubel,
Vermiſcht mit ihrem, in die Lüfte rief?
Ja, ſagt mir Alles, und doch glaub' ich's kaum!
Was für ein ärmlich Weſen iſt der Menſch,
Wenn, was als Hoffnung ſeine Sinne weckte,
Ihm als Erfüllung ſie in Schlaf verſenkt!
Als ich ſie noch nicht ſah und kannte, nur
Die Phantaſie ihr ſchlechtgetroffnes Bild
In graue Nebel noch verfließend malte,
Da ſchien mir's leicht für einen Blick von ihr,
Ein güt'ges Wort, das Leben hinzuwerfen;
Und jetzt, da ſie nun mein iſt, mir gehört,
Da meiner Wünſche winterliche Raupen
Als goldne Schmetterlinge mich umſpielen,
Jetzt frag' ich noch, und ſteh' und ſinn' und zaudre!

Weh! ich vergeſſe hier mich ſelber noch
Und ſie und Eltern und —
O meine Eltern!
Muß ich erſt jetzt, jetzt eurer mich erinnern!
Konnt' ich ſo lang euch ohne Botſchaft laſſen?
Vielleicht beweint ihr meinen Tod, vielleicht
Gab des Gerüchtes Mund euch ſchon die Kunde,

Daß euer Sohn, den ihr zu lieben nicht,
Den ihr zum Kampfe nach Olympia ſandtet,
In Sappho's Arm —
Wer wagt es, ſie zu ſchmäh'n?
Der Frauen Zier, die Krone des Geſchlechts!
Mag auch des Neides Geifer ſie beſpritzen,
Ich ſteh' für ſie, ſei's gegen eine Welt!
Und ſelbſt mein Vater, ſieht er ſie nur erſt,
Gern legt er ab das alte Vorurtheil,
Das frecher Zitherſpielerinnen Anblick
Mit frommer Scheu ihm in die Bruſt geprägt.
(In Gedanken verſinkend.)
Wer naht? der laute Haufen dringt hieher.
Wie widerlich! — Schnell fort! — Wohin? — Ach, hier! —
(Geht in die Grotte.)

Zweiter Auftritt.

Eucharis. Melitta. Sklavinnen mit Blumen und Kränzen.

Eucharis (lärmend).
Ihr Mädchen, auf! Mehr Blumen bringt herbei!
Zu ganzen Haufen Blumen. Schmückt das Haus
Und Hof und Halle, Säule, Thür und Schwelle,
Ja ſelbſt die Blumenbeete ſchmückt mit Blumen!
Thut Würze zum Gewürz, denn heute feiert
Das Feſt der Liebe die Gebieterin.

Mädchen
(ihre Blumen vorweiſend).
Hier, ſieh!
(Sie fangen an, die Säulen und Bäume umher mit Kränzen und Blumenketten zu behängen.)

Eucharis.

Recht gut! recht gut! doch du, Melitta,
Wo haſt du, Mädchen, deine Blumen?

Melitta

(ihre leeren Hände betrachtend).

Ich?

Eucharis.

Ja du! Ei ſeht mir doch die Träumerin!
Kommſt du allein hierher mit leeren Händen?

Melitta.

Ich will wohl holen.

Eucharis.

Ich will holen, ſpricht ſie,
Und regt ſich nicht vom Platz und will und holt nichts.
Du kleine Heuchlerin, bekenne nur,
Was haſt du denn? Was war das heut bei Tiſch,
Daß die Gebieterin ſo oft nach dir
Mit leiſem Lächeln ſchlau hinüberblickte,
Und dann die Augen ſpottend niederſchlug?
So oft ſie's that, ſah ich dich heiß erröthen,
Und mit dem Zittern peinlicher Verwirrung
Des oft verſeh'nen Dienſtes dich vergeſſen.
Und als ſie nun dich ruft, den großen Becher
Dem ſchönen Fremden zu kredenzen, und
Du ſcheu den Rand durch deine Lippen ziehſt,
Da rief ſie plötzlich aus: Die Augen nieder!
Und ach, des großen Bechers halber Inhalt
Ergoß mit Eins ſich auf den blanken Eſtrich.
Da lachte Sappho ſelbſt! Was war das Alles?
Bekenne nur! Da hilft kein Läugnen, Mädchen!

Melitta.

O, laßt mich!

Eucharis.

Nichts da, ohne Gnade, Kind!
Den Kopf empor und Alles friſch bekannt!
O weh! da quillt wohl gar ein kleines Thränchen! —
Du arges Ding! — Ich ſage ja nichts mehr,
Doch weine nicht! Wenn du's ſo öfters treibſt,
So werd' ich noch ſo böſe — Weine nicht!
Sind eure Blumen alle? Nun ſo kommt;
Wir wollen neue holen! — Setz' dich hin,
Hier ſind noch Roſen, hilf uns Kränze winden!
Sei fleißig, Kind! doch hörſt du? Weine nicht.

(Mit den Mädchen ab.)

Dritter Auftritt.

Melitta allein.

(Sie ſetzt ſich auf die Raſenbank und beginnt einen Kranz zu flechten. Nach einer Weile ſchüttelt ſie ſchmerzlich das Haupt und legt das Angefangene neben ſich hin.)

Es geht nicht. — Weh! der Kopf will mir zerſpringen,
Und ſtürmiſch pocht das Herz in meiner Bruſt.

Da muß ich ſitzen, einſam und verlaſſen,
Fern von der Eltern Herd, im fremden Land,
Und Sklavenketten drücken dieſe Hände,
Die ich hinüber ſtrecke nach den Meinen.
Weh mir! da ſitz' ich einſam und verlaſſen,
Und Niemand höret mich und achtet mein!

Mit Thränen ſeh' ich Freunde und Verwandte
Den Buſen drücken an verwandte Bruſt,
Mir ſchlägt kein Buſen hier in dieſem Lande
Und meine Freunde wohnen weit von hier.
Ich ſehe Kinder um den Vater hüpfen,
Die fromme Stirn, die heil'gen Locken küſſen;
Mein Vater lebt getrennt durch ferne Meere,
Wo ihn nicht Gruß und Kuß des Kinds erreicht;
Sie thun wohl hier ſo, als ob ſie mich liebten,
Und auch an ſanften Worten fehlt es nicht,
Doch iſt es Liebe nicht, 's iſt nur Erbarmen,
Das auch der Sklavin milde Worte gönnt;
Der Mund, der erſt von Schmeicheln überfloſſen,
Er füllt ſich bald mit Hohn und bitterm Spott.

Sie dürfen lieben, haſſen, was ſie wollen,
Und was das Herz empfindet, ſpricht die Lippe aus,
Sie zieret Gold und Purpur und Geſchmeide,
Nach ihnen wendet ſtaunend ſich der Blick;
Der Sklavin Platz iſt an dem niedern Herde,
Da trifft kein Blick ſie, ach, und keine Frage,
Kein Auge, kein Gedanke und kein Wunſch! —

Ihr Götter, die ihr mich ſchon oft erhört,
Mit reicher Hand Erfüllung mir geſendet,
Wenn ich mit frommem Sinne zu euch flehte,
O leiht auch dießmal mir ein gnädig Ohr!
Führt gütig mich zurücke zu den Meinen,
Daß ich an des Vertrauens weiche Bruſt
Die kummerheiße Stirne kühlend preſſe,
Führt zu den Meinen mich, ach, oder nehmt mich
Hinauf zu euch! — Zu euch! — Zu euch!

Vierter Auftritt.

Phaon. Melitta.

Phaon

(der während des vorigen Selbſtgeſprächs am Eingang der Grotte erſchienen iſt, ſich aber lauſchend zurückgezogen hat, tritt jetzt vor und legt Melitten von hinten die Hand auf die Schulter).

So jung noch, und ſo traurig, Mädchen?

Melitta (zuſammenſchreckend).

Ah!

Phaon.

Ich hörte dich erſt zu den Göttern rufen
Um eines Freundes Bruſt. Hier iſt ein Freund.
Es bindet gleicher Schmerz wie gleiches Blut,
Und Trauernde ſind üb'rall ſich verwandt.
Auch ich vermiſſe ungern theure Eltern,
Auch mich zieht's mächtig nach der Heimath zu;
Komm! laß uns tauſchen! daß des Einen Kummer
Zum Balſam werde für des Andern Bruſt.
Du ſchweigſt! — Woher dieß Mißtraun, gutes Mädchen?
Blick auf zu mir! Nicht ſchlimm bin ich geſinnt.
(Er hebt ihr das Haupt am Kinne empor.)
Ei ſieh! du biſt wohl gar der kleine Mundſchenk,
Der ſtatt des Gaſts den blanken Eſtrich tränkte?
Darum ſo bang? Nicht doch! Es hat der Unfall
So mich als die Gebieterin beluſtigt.

Melitta

(die bei dem letzten Worte etwas zuſammengefahren, ſchlägt nun die Augen empor und blickt ihn an, dann ſteht ſie auf und will gehen).

Phaon.

Nicht wollt' ich dich beleidigen, mein Kind.

Hat dieſes ſanfte Aug' ſo ernſte Blicke?
Du mußt mir Rede ſtehn, ich laß dich nicht!
Schon unterm Mahle hab' ich dich bemerkt;
Die jungfräuliche Stille glänzte lieblich
Durch all' den wilden Taumel des Gelags.
Wer biſt du? und was hält dich hier zurück?
Du warſt nicht mit zu Tiſch, ich ſah dich dienen.
Es ſchien der Sklavinnen Vertraulichkeit
Gefährtin dich zu nennen und —

Melitta.

Ich bin's!

(Wendet ſich ab und will gehen.)

Phaon (ſie zurückhaltend).

Nicht doch!

Melitta.

Was willſt du von der Sklavin, Herr?
Laß einer Sklavin Bruſt ſie ſuchen, und —

(Thränen erſticken ihre Stimme.)

Nehmt mich hinauf zu euch, zu euch, ihr Götter!

Phaon (ſie umfaſſend).

Du biſt bewegt, du zitterſt. Faſſe dich!
Es binden Sklavenfeſſeln nur die *Hände*,
Der Sinn, er macht den Freien und den Knecht!
Sei ruhig, Sappho iſt ja gut und milde,
Ein Wort von mir und ohne Löſegeld
Gibt ſie den Deinen dich, dem Vater wieder.

(Melitta ſchüttelt ſchweigend das Haupt.)

Phaon.

Glaub' mir, ſie wird's gewiß. Wie, oder iſt
Die heiße Sehnſucht nach dem Vaterlande,
Die erſt dich ſo ergriff, ſo ſchnell verſchwunden?

Melitta.

Ach, ſag' mir erſt, wo iſt mein Vaterland?

Phaon.

Du kennſt es nicht?

Melitta.

In zarter Kindheit ſchon
Ward ich entriſſen ſeiner treuen Hut;
Nur ſeine Blumen, ſeine Thäler hat
Behalten das Gedächtniß, nicht den Namen.
Nur, glaub' ich, lag es, wo die Sonne herkömmt,
Denn dort war Alles gar ſo licht und hell.

Phaon.

So iſt es weit von hier?

Melitta.

O weit, ſehr weit!
Von andern Bäumen war ich dort umgeben,
Und andre Blumen dufteten umher,
In blauern Lüften glänzten ſchön're Sterne
Und freundlich gute Menſchen wohnten dort.
In vieler Kinder Mitte lebt' ich da,
Ach, und ein Greis mit weißen Silberlocken,
Ich nannte Vater ihn, liebkoſ'te mir;
Dann noch ein andrer Mann, ſo ſchön und hold,
Mit braunem Haar und Aug', faſt ſo wie — du —

Phaon.

Du ſchweigſt? Der Mann?

Melitta.

Er auch —

Phaon.

Liebkoſ'te dir,
Nicht ſo?

(Sie bei der Hand ergreifend.)

Melitta (leiſe).

Ich war ein Kind.

Phaon.

Ich weiß es wohl!
Ein ſüßes, liebes, unbefangnes Kind!

(Ihre Hand loslaſſend.)

Nur weiter!

Melitta.

So ging Alles ſchön und gut.
Doch einſt erwacht' ich Nachts. Ein wild Geſchrei
Drang laut von allen Seiten in mein Ohr.
Die Wärt'rin naht, man rafft mich auf
Und trägt mich in die wilde Nacht hinaus.
Da ſah ich ringsherum die Hütten flammen,
Und Männer fechten, Männer flieh'n und fallen.
Jetzt naht ein Wüthrich, ſtreckt die Hand nach mir,
Nun war Geheul, Gejammer, Schlachtgeſchrei;
Ich fand mich erſt auf einem Schiffe wieder,
Das pfeilſchnell durch die dunkeln Wogen glitt.
Noch andre Mädchen, Kinder ſah ich weinen,
Doch immer kleiner ward der Armen Zahl,
Je weiter wir uns von der Heimath trennten.
Gar viele Tag' und Nächte fuhren wir,
Ja Monden wohl. Zuletzt war ich allein
Von all den Armen bei den wilden Männern.
Da endlich trat uns Lesbos Strand entgegen,

Man ſchifft mich aus, ans Land. Da ſah mich Sappho,
Da bot ſie Geld und ihre ward Melitta.

Phaon.

War denn dein Loos ſo ſchwer in Sappho's Händen?

Melitta.

O, nein! Sie nahm mich gütig, freundlich auf,
Sie trocknete die Thränen mir vom Aug'
Und pflegte mein und lehrte mich voll Liebe;
Denn, wenn auch heftig manchmal, raſch und bitter,
Doch gut iſt Sappho wahrlich, lieb und gut.

Phaon.

Und doch kannſt du die Heimath nicht vergeſſen?

Melitta.

Ach! ich vergaß ſie leider nur zu bald!
In Tanz und Spiel und bei des Hauſes Pflichten,
Dacht' ich gar ſelten der verlaſſ'nen Lieben.
Nur manchmal, wenn mich Schmerz und Kummer drückt,
Dann ſchleicht die Sehnſucht mir ins bange Herz,
Und die Erinnerung mit ſchmerzlich ſüßer Hand
Enthüllt die goldumflorte, lichte Ferne.
Und ſo auch heut! Mir war ſo ſchwer und ängſtlich;
Ein jedes leisgeſprochne Wort fiel ſchmerzend
Hernieder, wie auf fleiſchentblößte Fibern,
Da — doch jetzt iſt es gut und ich bin froh!

Man ruft drinnen.

Melitta!

Phaon.

Horch! Man ruft!

Melitta.

Man ruft? — Ich gehe.

(Sie lieſt den angefangenen Kranz und die Blumen auf.)

Phaon.

Was haſt du hier?

Melitta.

Ei, Blumen!

Phaon.

Und für wen?

Melitta.

Für dich. — Für dich und Sappho.

Phaon.

Bleib!

Melitta.

Man ruft.

Phaon.

Du ſollſt ſo finſtern Blicks nicht von mir gehn!
Zeig' deine Blumen!

Melitta.

Hier!

Phaon (eine Roſe herausnehmend).

Nimm dieſe Roſe!

(Er ſteckt ſie ihr an den Buſen.)

Sie ſei Erinn'rung dir an dieſe Stunde,
Erinnerung, daß nicht bloß in der Heimath,
Daß auch in fernem Land es — Freunde gibt.

(Melitta, die bei ſeiner Berührung zuſammengefahren, ſteht jetzt mit hochklopfender Bruſt, beide Arme hinabhängend, mit geſenktem Haupt und Auge unbeweglich da. Phaon hat ſich einige Schritte entfernt und betrachtet ſie von Weitem.)

Man ruft von innen.

Melitta!

Melitta.

Riefſt du mir?

Phaon.

Ich nicht. — Im Hauſe!

Melitta

(die Kränze, die ihr entfallen ſind, zuſammenraffend).

Ich komme ſchon!

Phaon.

Biſt du ſo karg, Melitta?
Verdient denn meine Gabe kein Geſchenk?

Melitta.

Ich, ein Geſchenk? Was hätt' ich, Arme, wohl?

Phaon.

Gold ſchenkt die Eitelkeit, der rauhe Stolz,
Die Freundſchaft und die Liebe ſchenken Blumen.
Hier haſt du Blumen ja.

Melitta

(die Blumen von ſich werfend).

Wie? dieſe hier,
Die jene wilden Mädchen dort gepflückt,
Sie, die beſtimmt für — Nimmermehr!

Phaon.

Was ſonſt?

Melitta.

Daß ſie doch dieſe Sträuche ſo geplündert!
Da iſt auch nirgends einer Blume Spur.

(Am Roſenſtrauche emporblickend.)

An jenem Zweige hängt wohl eine Roſe,
Doch iſt ſie allzu hoch, ich reiche nicht.

Phaon.

Ich will dir helfen.

Melitta.

Ei, nicht doch!

Phaon.

Warum?

So leicht geb' ich nicht meinen Anſpruch auf.

Melitta

(auf die Raſenbank ſteigend).

So komm! Ich beuge dir den Zweig!

Phaon.

Ganz recht!

Melitta

(auf den Zehen emporgehoben, den Zweig, an deſſen äußerſtem Ende die Roſe hängt, herabbeugend).

Reichſt du?

Phaon

(der, ohne auf die Roſe zu achten, nur Melitten betrachtet hat).

Noch nicht.

Melitta.

Doch jetzt! — Weh mir! ich gleite!

Ich falle!

Phaon.

Nein, ich halte dich!

(Der Zweig iſt ihren Händen emporſchnellend entſchlüpft, ſie taumelt und ſinkt in Phaons Arme, die er ihr geöffnet entgegen hält.)

Melitta.

O, laß mich!

Phaon (ſie an ſich haltend).

Melitta!

Melitta.

Weh mir! Laß mich! — Ach!

Phaon.

Melitta!

(Er drückt raſch einen Kuß auf ihre Lippen.)

Fünfter Auftritt.

Sappho einfach gekleidet, ohne Kranz und Leier. **Vorige.**

Sappho (eintretend).

Du läßt dich ſuchen, Freund? — Doch ha! Was ſeh' ich?

Melitta.

Horch! Die Gebieterin!

Phaon.

Wie? Sappho hier?

(Er läßt ſie los.)

(Pauſe.)

Sappho.

Melitta!

Melitta.

Hohe Frau!

Sappho.

Was ſuchſt du hier?

Melitta.

Ich ſuchte Blumen.

Sappho.

Und nicht ohne Glück!

Melitta.

Die Roſe hier —

Sappho.

Sie brennt auf deinen Lippen.

Melitta.

Sie hängt ſo hoch.

Sappho.

Vielleicht nicht hoch genug!
Geh!

Melitta.

Soll ich etwa —?

Sappho.

Geh nur immer! Geh!
(Melitta ab.)

Sechster Auftritt.

Sappho. Phaon.

Sappho (nach einer Pauſe).

Phaon!

Phaon.

Sappho!

Sappho.

Du ſtandſt ſo früh
Von unſerm Mahle auf. Du wardſt vermißt.

Phaon.

Den Becher lieb' ich nicht, noch laute Freuden.

Sappho.

Nicht laute. Das ſcheint faſt ein Vorwurf.

Phaon.

Wie?

Sappho.

Ich habe wohl gefehlt, daß ich die Feier
Der Ankunft laut und rauſchend angeſtellt?

Phaon.

So war es nicht gemeint!

Sappho.

Das volle Herz,
Es ſucht oft lauter Freude vollen Jubel,
Um in der allgemeinen Luſt Gewühl
Recht unbemerkt, recht ſtille ſich zu freu'n.

Phaon.

Ja ſo!

Sappho.

Auch mußt' ich unſern guten Nachbarn
Für ihre Liebe wohl mich dankbar zeigen.
Das freut ſich nur bei Wein! Du weißt es wohl.
In Zukunft ſtört kein läſtig Feſt uns wieder
Die Stille, die du mehr nicht liebſt, als ich.

Phaon.

Ich danke dir.

Sappho.

Du gehſt?

Phaon.

Willſt du? Ich bleibe.

Sappho.

Zu gehn oder zu bleiben biſt du Herr.

Phaon.

Du zürneſt?

Sappho (bewegt).

Phaon!

Phaon.

Willſt du etwas —?

Sappho.

Nichts! —
— Doch Eins!

(Mit Ueberwindung.)

Ich ſah dich mit Melitten ſcherzen —

Phaon.

Melitta! — Wer? — Ei ja, ganz recht! Nur weiter!

Sappho.

Es iſt ein liebes Kind.

Phaon.

So ſcheint's, o ja!

Sappho.

Die Liebſte mir von meinen Dienerinnen,
Von meinen *Kindern* möcht' ich ſagen, denn
Ich habe ſtets als Kinder ſie geliebt.
Wenn ich die Sklavenbande nicht zerreiße,
So iſt es nur, da die Natur uns ſüß're
Verſagt, um jene Eltern-, Heimathloſen
Nicht vor der Zeit dem Aug' der Lehrerin,
Der Mutter zarter Sorgfalt zu entziehn.
So war ich's ſtets gewohnt, und in dem Kreiſe
Von Mytilenes beſten Bürgerinnen
Iſt Manche, die in freudiger Erinn'rung
Sich Sappho's Werk aus frühern Tagen nennt.

Phaon.

Recht ſchön! recht ſchön!

Sappho.

Von all den Mädchen,

Die je ein ſpielend Glück mir zugeführt,
War keine theurer mir, als ſie, Melitta,
Das liebe Mädchen mit dem ſtillen Sinn.
Obſchon nicht hohen Geiſt's, von mäß'gen Gaben,
Und unbehülflich für der Künſte Uebung,
War ſie mir doch vor Andern lieb und werth,
Durch anſpruchsloſes, fromm beſcheidnes Weſen,
Durch jene liebevolle Innigkeit,
Die langſam, gleich dem ſtillen Gartenwürmchen,
Das Haus iſt und Bewohnerin zugleich,
Stets fertig bei dem leiſeſten Geräuſche,
Erſchreckt, ſich in ſich ſelbſt zurück zu ziehn,
Und um ſich fühlend mit den weichen Fäden,
Nur zaudernd waget, Fremdes zu berühren,
Doch feſt ſich ſaugt, wenn es einmal ergriffen,
Und ſterbend das Ergriff'ne nur verläßt.

Phaon.

Recht ſchön fürwahr, recht ſchön!

Sappho.

Ich wünſchte nicht,
Verzeih, mein theurer Freund! Ich wünſchte nicht,
Daß je ein unbedachtſam, flücht'ger Scherz
In dieſes Mädchens Buſen Wünſche weckte,
Die, unerfüllt, mit bitterm Stachel martern.
Erſparen möcht' ich gern ihr die Erfahrung,
Wie ungeſtillte Sehnſucht ſich verzehret,
Und wie verſchmähte Liebe nagend quält.
Mein Freund —

Phaon.

Wie ſagteſt du?

Sappho.

Du hörſt mich nicht!

Phaon.

Ich höre: Liebe quält.

Sappho.

Wohl quält ſie!
Mein Freund, du biſt jetzt nicht geſtimmt. Wir wollen
Ein andermal noch dieſen Punkt beſprechen!

Phaon.

Ganz recht! Ein andermal!

Sappho.

Für jetzt, leb' wohl!
Ich pflege dieſe Stunde ſonſt den Muſen
In jener ſtillen Grotte dort zu weihn.
Hoff' ich gleich nicht die Muſen heut zu finden,
So iſt doch mind'ſtens Stille mir gewiß,
Und ich bedarf ſie. Leb' indeſſen wohl!

Phaon.

So gehſt du alſo?

Sappho.

Wünſcheſt du —?

Phaon.

Leb' wohl!

Sappho (ſich raſch umwendend).

Leb' wohl!

(Ab in die Höhle.)

Siebenter Auftritt.

Phaon allein, nachdem er eine Weile ſtarr vor ſich hingeſehen.

Und haſt du wirklich —?

(Sich umſehend.)

Sie iſt fort!

Ich bin verwirrt, mein Kopf iſt wüſt und ſchwer!

(Auf die Raſenbank blickend.)

Hier ſaß ſie, hier, das heiter blüh'nde Kind;

(Setzt ſich.)

Hieher will ich mein Haupt zur Ruhe legen!

(Legt ermattet den Kopf in die Hand.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Gegend wie in den vorigen Aufzügen. **Phaon** liegt ſchlummernd auf der Raſenbank.

Erſter Auftritt.

Sappho kömmt aus der Grotte.

Es iſt umſonſt! Weit ſchwärmen die Gedanken,
Und kehren ohne Ladung mir zurück.
Was ich auch thue, was ich auch beginne,
Doch ſteht mir jenes tiefverhaßte Bild,
Dem ich entfliehen möchte, wär' es auch
Weit über dieſer Erde dunkle Grenzen,
Mit friſchen Farben vor der heißen Stirn.
Wie er ſie hielt! Wie ſie ſein Arm umſchlang!
Und nun, dem Drange weichend hingegeben,
Auf ſeinem Mund ſie — fort! ich will's nicht denken!
Schon der Gedanke tödtet tauſendfach! —

Doch bin ich denn nicht thöricht, mich zu quälen,
Und zu beklagen, was wohl gar nicht iſt?
Wer weiß, welch leichtverwiſchter, flücht'ger Eindruck,
Welch launenvolles Nichts ihn an ſie zog.

Das, ſchnell entſchwunden ſo wie ſchnell geboren,
Der Vorwurf wie der Vorſatz nicht erreicht?
Wer heißt den Maßſtab denn für ſein Gefühl
In dieſer tiefbewegten Bruſt mich ſuchen?

Nach Frauenglut mißt Männerliebe nicht,
Wer Liebe kennt und Leben, Mann und Frau.
Gar wechſelnd iſt des Mannes raſcher Sinn,
Dem Leben unterthan, dem wechſelnden.
Frei tritt er in des Daſeins offne Bahn,
Vom Morgenroth der Hoffnung rings umfloſſen,
Mit Muth und Stärke, wie mit Schild und Schwert,
Zum ruhmbekränzten Kampfe ausgerüſtet.
Zu eng dünkt ihm des Innern ſtille Welt,
Nach außen geht ſein raſtlos, wildes Streben;
Und findet er die Lieb', bückt er ſich wohl,
Das holde Blümchen von dem Grund zu leſen,
Beſieht es, freut ſich ſein und ſteckt's dann kalt
Zu andern Siegeszeichen auf den Helm.
Er kennet nicht die ſtille, mächt'ge Gluth,
Die Liebe weckt in eines Weibes Buſen;
Wie all ihr Sein, ihr Denken und Begehren
Um dieſen einz'gen Punkt ſich einzig dreht,
Wie alle Wünſche, jungen Vögeln gleich,
Die angſtvoll ihrer Mutter Neſt umflattern,
Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab
Mit furchtſamer Beklemmung ſchüchtern hüten;
Das ganze Leben als ein Edelſtein
Am Halſe hängt der neugebornen Liebe!
Er liebt, allein in ſeinem weiten Buſen
Iſt noch für Andres Raum als bloß für Liebe,
Und Manches, was dem Weibe Frevel dünkt,

Erlaubt er ſich als Scherz und freie Luſt.
Ein Kuß, wo er ihm immer auch begegnet,
Stets glaubt er ſich berechtigt ihn zu nehmen.
Wohl ſchlimm, daß es ſo iſt, doch iſt es ſo!
(Sich umwendend und Phaon erblickend.)
Ha ſieh, dort in des Roſenbuſches Schatten —
Er iſt es, ja, der liebliche Verräther!
Er ſchläft, und Ruh' und ſtille Heiterkeit
Hat weich auf ſeine Stirne ſich gelagert.
So athmet nur der Unſchuld frommer Schlummer,
So hebt ſich nur die unbelad'ne Bruſt.
Ja, Theurer, deinem Schlummer will ich glauben,
Was auch dein Wachen Schlimmes mir erzählt.
Verzeihe, wenn im erſten Augenblicke,
Geliebter! mit Verdacht ich dich gekränkt,
Wenn ich geglaubt, es könne niedre Falſchheit
Den Eingang finden in ſo reinen Tempel!
Er lächelt — ſeine Lippen öffnen ſich —
Ein Name ſcheint in ihrem Hauch zu ſchweben.
Wach' auf und nenne wachend deine Sappho,
Die dich umſchlingt. Wach' auf!
(Sie küßt ihn auf die Stirne.)

Phaon
(erwacht, öffnet die Arme und ſpricht mit halbgeſchloſſenen Augen).
Melitta!

Sappho (zurückſtürzend).
Ha!

Phaon.
Ah! wer hat mich geweckt? Wer ſcheuchte neidiſch
Des ſüßen Traumes Bilder von der Stirn? —
Du, Sappho? Sei gegrüßt! Ich wußt' es wohl,
Daß Holdes mir zur Seite ſtand, darum

War auch ſo hold des Traumes Angeſicht.
Du biſt ſo trüb! Was fehlt dir? Ich bin froh!
Was mir den Buſen ängſtigend belaſtet,
Faſt wunderähnlich iſt's von mir geſunken,
Ich athme wieder unbeklemmt und frei;
Und gleich dem Armen, den ein jäher Sturz
Ins dunkle Reich der See hinabgeſchleudert,
Wo Grauſen herrſcht und ängſtlich dumpfes Bangen,
Wenn ihn empor nun hebt der Wellen Arm,
Und jetzt das heitre goldne Sonnenlicht,
Der Kuß der Luft, des Klanges freud'ge Stimme
Mit einemmal um ſeine Sinne ſpielen:
So ſteh' ich freudetrunken, glücklich, ſelig,
Und wünſche mir, erliegend all der Wonne,
Mehr Sinne, oder weniger Genuß.

Sappho (vor ſich hin).

Melitta!

Phaon.

Fröhlich, Liebe, ſei und heiter!
Es iſt ſo ſchön hier, o, ſo himmliſch ſchön!
Mit weichen Flügeln ſenkt der Sommerabend
Sich hold ermattet auf die ſtille Flur;
Die See ſteigt liebedürſtend auf und nieder,
Den Herrn des Tages bräutlich zu empfangen,
Der ſchon dem Weſten zu die Roſſe lenkt;
Ein leiſer Hauch ſpielt in den ſchlanken Pappeln,
Die, koſend mit den jungfräulichen Säulen,
Der Liebe leiſen Gruß herüber liſpeln,
Zu ſagen ſcheinen: Seht, wir lieben! Ahmt uns nach.

Sappho (für ſich).

Faſt will's von neuem mir die Bruſt beſchleichen,
Doch nein! zu tief hab' ich ſein Herz erkannt!

Phaon.

Der Fiebertaumel iſt mit eins verſchwunden,
Der mich ergriffen ſeit ſo langer Zeit,
Und, glaube mir, ich war dir nie ſo gut,
So wahrhaft, Sappho, gut, als eben jetzt.
Komm, laß uns froh ſein, Sappho, froh und heiter! —
Doch ſprich, was hältſt du wohl von Träumen, Sappho?

Sappho.

Sie lügen, und ich haſſe Lügner!

Phaon.

Sieh,
Da hatt' ich eben, als ich vorhin ſchlief,
Gar einen ſeltſam wunderlichen Traum.
Ich fand mich nach Olympia verſetzt,
Gerade ſo wie damals, als ich dich
Zuerſt beim frohen Kampfſpiel dort geſehen.
Ich ſtand im Kreis des fröhlich lauten Volks,
Um mich der Wagen und des Kampfs Getöſe.
Da klingt ein Saitenſpiel und Alles ſchweigt;
Du warſt's, du ſangſt der goldnen Liebe Freuden,
Und tief im Innerſten ward ich bewegt.
Ich ſtürze auf dich zu, da — denke doch!
Da kenn' ich dich mit einemmal nicht mehr;
Noch ſtand ſie da die vorige Geſtalt,
Der Purpur floß um ihre runden Schultern,
Die Leier klang noch in der weißen Hand;
Allein das Antlitz wechſelt, ſchnell verfließend,
Wie Nebel, die die blauen Höhn umziehn;
Der Lorbeerkranz, er war mit eins verſchwunden,
Der Ernſt verſchwunden von der hohen Stirn,
Die Lippen, die erſt Götterlieder tönten,

Sie lächelten mit irdiſch-holdem Lächeln,
Das Antlitz, einer Pallas abgeſtohlen,
Verkehrt ſich in ein Kindesangeſicht,
Und kurz, du biſt's und biſt es nicht, es ſcheint
Mir Sappho bald zu ſein, und bald —

Sappho (ſchreiend).

Melitta!

Phaon.

Faſt haſt du mich erſchreckt! — Wer ſagte dir,
Daß ſie es war? — Ich wußt' es ſelber kaum! —
— Du biſt bewegt und ich —

Sappho
(winkt ihm mit der Hand Entfernung zu).

Phaon.

Wie? gehen ſoll ich?
Nur eines laß mich, Sappho, dir noch ſagen —

Sappho
(winkt noch einmal).

Phaon.

Du willſt nicht hören? Ich ſoll gehn? — Ich gehe!
(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Sappho allein, nach einer Pauſe.

Der Bogen klang,
(die Hände über der Bruſt zuſammenſchlagend)
es ſitzt der Pfeil! —
Wer zweifelt länger noch? Klar iſt es, klar!

Sie lebt in ſeinem ſchwurvergeſſ'nen Herzen,
Sie ſchwebt vor ſeiner ſchamentblößten Stirn,
In ihre Hülle kleiden ſich die Träume,
Die ſchmeichelnd ſich des Falſchen Lager nahn.
Sappho verſchmäht, um ihrer Sklavin willen?
Verſchmähet! Wer? Beim Himmel! und von wem?
Bin ich dieſelbe Sappho denn nicht mehr,
Die Könige zu ihren Füßen ſah,
Und, ſpielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen ſah und hörte, und — entließ;
Dieſelbe Sappho, die ganz Griechenland
Mit lautem Jubel als ſein Kleinod grüßte?
O Thörin! Warum ſtieg ich von den Höhn,
Die Lorbeer krönt, wo Aganippe rauſcht,
Mit Sternenklang ſich Muſenchöre gatten,
Hernieder in das engbegrenzte Thal,
Wo Armuth herrſcht und Treubruch und Verbrechen?
Dort oben war mein Platz, dort an den Wolken,
Hier iſt kein Ort für mich, als nur das Grab.
Wen Götter ſich zum Eigenthum erleſen,
Geſelle ſich zu Erdenbürgern nicht;
Der Menſchen und der Ueberird'ſchen Loos,
Es miſcht ſich nimmer in demſelben Becher.
Von beiden Welten Eine mußt du wählen,
Haſt du gewählt, dann iſt kein Rücktritt mehr;
Ein Biß nur in des Ruhmes goldne Frucht,
Proſerpinens Granatenkernen gleich,
Reiht dich auf ewig zu den ſtillen Schatten
Und den Lebendigen gehörſt du nimmer an!
Mag auch das Leben noch ſo lieblich blinken,
Mit holden Schmeichellauten zu dir tönen,
Als Freundſchaft und als Liebe an dich locken

Halt ein, Unſel'ger! Roſen willſt du brechen
Und drückſt dafür dir Dornen in die Bruſt! —

Ich will ſie ſehn, die wundervolle Schönheit,
Die ſolchen Siegs ſich über Sappho freut.
Was ſoll ich glauben? Lügt denn mein Gedächtniß,
Das, wenn ich's frage, mir ein albern Kind
Mit blöden Mienen vor die Sinne bringt?
Mit Augen, die den Boden ewig ſuchen,
Mit Lippen, die von Kinderpoſſen tönen,
Und leer der Buſen, deſſen arme Wellen
Nur Luſt zu ſpielen noch und Furcht vor Strafe
Aus ihrer dumpfen Ruhe manchmal weckt.
Wie? oder meinem Aug' entging wohl jener Reiz,
Der ihn ſo mächtig zieht in ihre Nähe? —
Melitta! — Ja, ich will ſie ſehn! — Melitta! —

Dritter Auftritt.

Eucharis. Sappho.

Eucharis.

Befiehlſt du, hohe Frau?

Sappho.

Melitten rief ich.
Wo iſt ſie?

Eucharis.

Wo? auf ihrer Kammer, denk' ich.

Sappho.

Sucht ſie die Einſamkeit? — Was macht ſie dort?

Eucharis.

Ich weiß nicht. Aber ſeltſam iſt ihr Weſen,
Und fremd ihr Treiben ſchon den ganzen Tag.
Des Morgens war ſie ſtill und ſtets in Thränen,
Doch kurz nur erſt traf ich ſie heitern Blicks,
Mit Linnen ganz beladen und mit Tüchern,
Wie ſie hinab ging zu dem klaren Bache,
Der kühl das Myrthenwäldchen dort durchſtrömt.

Sappho.

Sie freut ſich ihres Siegs! — Nur weiter, weiter!

Eucharis.

Neugierig zu erfahren, was ſie ſuche,
Schlich leiſ' ich ihr ins ſtille Wäldchen nach.
Da fand ich ſie —

Sappho.

Mit ihm?

Eucharis.

Mit wem?

Sappho.

Nur weiter!

Eucharis.

Ich fand ſie dort im klaren Waſſer ſtehn.
Die Kleider lagen ringsumher am Ufer
Und hochgeſchürzt — ſie dachte keines Lauſchers —
Wuſch, mit den kleinen Händen Waſſer ſchöpfend,
Sie, ſorgſam reibend, Arme und Geſicht,
Die von dem Schein der Sonne durch die Blätter,
Von ihrem Eifer und der rauhen Weiſe,
Mit der die Kleine eilig raſch verfuhr,
In hellem Purpur feurig glühten.

Wie ſie da ſtand, für eine ihrer Nymphen,
Der Jüngſten eine, hätte ſie Diana —

Sappho.

Erzählung wollt' ich hören und nicht Lob!

Eucharis.

Als nun des Bades langes Werk vollbracht,
Getrocknet Angeſicht und Bruſt und Wange,
Ging fröhlich ſingend ſie ins Haus zurück.
Alſo vertieft und ſo in ſich verloren,
Daß ſie der Blätter, die ich aus dem Dickicht
Nach ihr warf, ſie zu ſchrecken, nicht gewahrte.
Hier angelangt, trat ſie in ihre Kammer,
Schloß ab, und was ſie ſchafft, das weiß ich nicht,
Nur hört' ich ſie in Schränken emſig ſuchen,
Dazwiſchen tönte heiterer Geſang.

Sappho.

Sie *ſingt* und Sappho — Nein! ich weine *nicht*!
Bring ſie zu mir!

Eucharis.

Melitten?

Sappho.

Ja, wen ſonſt? —
Melitten! — Ach, ein ſüßer, weicher Name,
Ein ohrbezaubernd, liebevoller Name!
Melitta — Sappho — — Geh, bring ſie zu mir!
(Eucharis ab.)

Vierter Auftritt.

Sappho allein.

(Sie ſetzt ſich auf die Raſenbank und ſtützt das Haupt in die Hand; Pauſe).

Ich kann nicht! — Weh! — umſonſt ruf' ich den Stolz,
An ſeiner Statt antwortet mir die Liebe!

(Sinkt in die vorige Stellung zurück.)

Fünfter Auftritt.

Melitta. Sappho.

Melitta

(kömmt, einfach aber mit Sorgfalt gekleidet. Roſen am Buſen und in den Haaren. Sie bleibt am Eingange ſtehen, tritt aber, da Sappho ſich nicht regt, näher hinzu).

Hier bin ich.

Sappho

(ſich ſchnell umkehrend, und zurückfahrend).

Ah! — Beim Himmel, ſie iſt ſchön!

(Wirft das Geſicht, in beide Hände verhüllt, auf die Raſenbank; Pauſe.)

Melitta.

Du riefſt nach mir?

Sappho.

Wie hat ſie ſich geſchmückt,
Die Falſche! ihrem Buhlen zu gefallen?
Mit Müh gebiet' ich meinem innern Zorn! —
Welch Feſt hat heut ſo feſtlich dich geſchmückt?

Melitta.

Ein Feſt?

Sappho.

Wozu dann dieſer Putz? die Blumen?

Melitta.

Du haſt wohl oft geſchmählt, daß ich die Kleider,
Mit denen du ſo reichlich mich beſchenkſt,
So ſelten trage, ſtets auf andre Zeit,
Auf frohe Tage geizig ſie verſparend.
Das fiel mir heute ein, und weil nun eben
Gerade heute ſo ein froher Tag,
So ging ich hin und ſchmückte mich ein wenig.

Sappho.

Ein froher Tag? Nicht weiß ich es, warum?

Melitta.

Warum? — Ei nu, daß du zurückgekehrt,
Daß du — ich weiß nicht recht, doch fröhlich bin ich.

Sappho.

Ha, Falſche!

Melitta.

Was ſagſt du?

Sappho (ſich faſſend).

Melitta komm,
Wir wollen ruhig mit einander ſprechen. —
Wie alt biſt du?

Melitta.

Du weißt wohl ſelbſt, o Sappho,
Welch trauriges Geſchick der Kindheit Jahre
Mir unterbrach; es hat ſie keine Mutter

Mit ſorglicher Genauigkeit gezählt,
Doch glaub' ich, es ſind ſechzehn.

Sappho.

Nein! du lügſt!

Melitta.

Ich?

Sappho.

Sprichſt nicht Wahrheit!

Melitta.

Immer! hohe Frau!

Sappho.

Du zählſt kaum fünfzehn.

Melitta.

Leicht mag es ſo ſein.

Sappho.

So jung an Jahren, und ſie ſollte ſchon
So reif ſein im Betrug? Es kann nicht ſein,
So ſehr nicht widerſpricht ſich die Natur!
Unmöglich! Nein, ich glaub' es nicht! — Melitta,
Erinnerſt du dich noch des Tages, da
Vor dreizehn Jahren man dich zu mir brachte?
Es hatten wilde Männer dich geraubt,
Du weinteſt, jammerteſt in lauten Klagen.
Mich dauerte der heimathloſen Kleinen,
Ihr Flehen rührte mich, ich bot den Preis,
Und ſchloß dich, ſelber noch ein kindlich Weſen,
Mit heißer Liebe an die junge Bruſt.
Man will dich trennen, doch du wicheſt nicht,
Umfaßteſt mit den Händen meinen Nacken,

Bis ſie der Schlaf, der tröſtungsreiche, löſ'te.
Erinnerſt du dich jenes Tages noch?

Melitta.

O könnt' ich jemals, jemals ihn vergeſſen?

Sappho.

Als bald darauf des Fiebers Schlangenringe
Giftathmend dich umwanden, o Melitta,
Wer war's, der da die langen Nächte wachte,
Sein Haupt zum Kiſſen machte für das deine,
Sein ſelbſt vergeſſend mit dem Tode rang,
Den vielgeliebten Raub ihm abzuringen,
Und ihn errang, in Angſt und Qual errang?

Melitta.

Du warſt's, o Sappho! Was beſäß' ich denn,
Das ich nicht dir, nicht deiner Milde dankte?

Sappho.

Nicht ſo, hierher an meine Bruſt! Hierher!
Ich wußt' es wohl, du kannſt mich nicht betrüben,
Mit Willen mich, mit Vorſatz nicht betrüben!
Laß unſre Herzen an einander ſchlagen,
Das Auge ſich ins Schweſteraug' verſenken,
Die Worte mit dem Athem uns vermiſchen,
Daß das getäuſchte Ohr, die gleichgeſtimmte Bruſt,
Von der Geſinnung Einklang ſüß betrogen,
In jedem Laut des lieblichen Gemiſches
Sein Selbſt erkenne, aber nicht ſein Wort.

Melitta.

O Sappho!

Sappho.

Ja, ich täuſchte mich. Nicht wahr?

Melitta.

Worin?

Sappho.

Wie könnteſt du? Du kannſt nicht! Nein!

Melitta.

Was, o Gebieterin!

Sappho.

Du könnteſt! — Geh!
Leg' dieſe eiteln Kleider erſt von dir,
Ich kann dich ſo nicht ſehn. Geh! Andre Kleider!
Der bunte Schmuck verletzt mein Auge. Fort!
Einfach ging ſtets die einfache Melitta,
So viele Hüllen deuten auf Verhülltes.
Geh! Andre Kleider, ſag' ich dir! Nur fort! —
— Halt! Wohin gehſt du? — Bleib! — Sieh mir ins Auge!
Warum den Blick zu Boden? Fürchteſt du
Der Herrin Aug'? Du biſt ſo blöde nicht!
Damals als Phaon —
Ha! errötheſt du?
Verrätherin! Du haſt dich ſelbſt verrathen!
Und läugneſt du? Nicht deiner falſchen Zunge,
Dem Zeugniß dieſer Wangen will ich glauben,
Dem Widerſchein der frevelhaften Flammen,
Die tief dir brennen in der Heuchlerbruſt.
Unſelige! Das alſo war's, warum
Du dich beim Mahle heut' ſo ſeltſam zeigteſt?
Was ich als Zeichen nahm der blöden Scham,
Ein Fallſtrick war's der liſt'gen Buhlerin,
Die ſpinnenähnlich ihren Raub umgarnte?

So jung noch und ſo ſchlau, ſo heiter blühend
Und Gift und Moder in der argen Bruſt?
Steh nicht ſo ſtumm! Soll dir's an Worten fehlen?
Die Zunge, die ſo ſticht, kann ſie nicht ziſchen?
Antworte mir!

Melitta.

Ich weiß nicht, was du meinſt.

Sappho.

Nicht? armes Kind! Nun Thränen? Weine nicht!
Die Thränen ſind des Schmerzes heilig Recht!
Mit Worten ſprich! Sie ſind ja längſt entweiht,
Doch brauche nicht der Unſchuld ſtumme Sprache!
So ſchön geſchmückt, ſo bräutlich angethan!
Fort, dieſe Blumen! Fort! ſie taugen wenig
Die ſchlechtverſteckte Schlange zu verbergen!
Herab die Roſen!

(Melitta nimmt ſchweigend den Kranz ab.)

Sappho.

Mir gib dieſen Kranz,
Bewahren will ich ihn dir zum Gedächtniß,
Und fallen früh verwelkt die Blätter ab,
Gedenk' ich deiner Treu' und meines Glücks.
Was ſchoneſt du die Roſe an der Bruſt?
Leg' ſie von dir!

(Melitta tritt zurück.)

Sappho.

Wohl gar ein Liebespfand?
Fort damit!

Melitta

(beide Arme über die Bruſt ſchlagend und dadurch die Roſe verhüllend).

Nimmermehr!

Sappho.

Umſonſt dein Sträuben!
Die Roſe!

Melitta

(die Hände feſt auf die Bruſt gedrückt, vor ihr fliehend).

Nimm mein Leben!

Sappho.

Falſche Schlange!
Auch ich kann ſtechen!

(Einen Dolch ziehend.)

Mir die Roſe!

Melitta.

Götter!
So ſchützt denn ihr mich! Ihr, erhab'ne Götter!

Sechster Auftritt.

Phaon. Vorige.

Phaon.

Wer ruft hier? — du Melitta? Fort den Dolch!

(Pauſe.)

Phaon.

Was war hier? Sappho, du?

Sappho.

Frag dieſe hier!

Phaon.

Melitta, hätteſt du —?

Melitta.

Die Schuld iſt mein,
Ich ſprach, wie es der Sklavin nicht geziemt.

Sappho.

Du ſollſt mit falſcher Schuld dich nicht beladen,
Zu drückend liegt die wahre ſchon auf dir.
Weh mir! Bedürft' ich jemals deiner Großmuth.
(Mit ſtarkem Tone.)
Die Roſe von der Bruſt hab' ich begehrt,
Und ſie verſchmähte zu gehorchen!

Phaon.

That ſie's?
Bei allen Göttern! ſie hat recht gethan,
Und Niemand ſoll der Blume ſie berauben!
Ich ſelber gab ſie ihr als Angedenken
An eine ſchöne Stunde, als ein Zeichen,
Daß nicht in jeder Bruſt das Mitgefühl
Für unverdientes Unglück iſt erloſchen;
Als einen Tropfen Honig in den Becher,
Den fremder Uebermuth ihr an die Lippen preßt;
Als Bürgen meiner innern Ueberzeugung,
Daß ſtiller Sinn des Weibes ſchönſter Schmuck,
Und daß der Unſchuld heitrer Blumenkranz
Mehr werth iſt, als des Ruhmes Lorbeerkronen.
Sie weint! — O weine nicht, Melittion!
Haſt dieſe Thränen du auch mitbezahlt,
Als du ſie von dem Sklavenmäkler kaufteſt?
Der Leib iſt dein, komm her und tödte ſie,
Doch keine Thräne ſollſt du ihr erpreſſen! —
Schauſt du mich mit den milden Augen an,

Um Mitleid flehend für die Mitleidloſe?
Du kennſt ſie nicht, du kennſt die Stolze nicht!
Schau hin! Blinkt nicht ein Dolch in ihrer Hand?
Und noch zwei andre liegen tiefverſteckt
Dort unter den geſenkten Augenliedern.

(Den Dolch aufraffend, der Sappho'n entglitten iſt.)

Mir dieſen Stahl! Ich will ihn tragen
Hier auf der warmen, der betrognen Bruſt,
Und wenn mir je ein Bild verfloſſ'ner Tage
In ſüßer Wehmuth vor die Seele tritt,
Soll ſchnell ein Blick auf dieſen Stahl mich heilen!

Sappho (ihn ſtarr anblickend).

Phaon!

Phaon.

O höre nicht den ſüßen Ton,
Er lockt dich ſchmeichelnd nur zu ihrem Dolch!
Auch mir iſt er erklungen. Lange ſchon
Eh ich ſie ſah, warf ſie der Lieder Schlingen
Von ferne leiſ' verwirrend um mich her,
An goldnen Fäden zog ſie mich an ſich,
Und mocht' ich ringen, enger ſtets und enger
Umſchlangen mich die leiſen Zauberkreiſe.
Als ich ſie ſah, da faßte wilder Taumel
Den aufgeregten Sinn und willenlos
Stürzt' ich gebunden zu der Stolzen Füßen.
Dein Anblick erſt gab mich mir ſelber wieder,
Erbebend ſah ich mich in Circe's Hauſe
Und fühlte meinen Nacken ſchon gekrümmt!
Doch war ich nicht gelöſ't, ſie ſelber mußte,
Sie ſelber ihren eignen Zauber brechen.

Sappho
(noch immer nach ihm blickend).

Phaon!

Phaon.

O hör' ſie nicht! Blick nicht nach ihr,
Ihr Auge tödtet ſo wie ihre Hand.

Melitta.

Sie weint!

Phaon.

Fort! weinend ſpinnt ſie neuen Zauber.

Melitta.

Soll ich die Theure leidend vor mir ſehn?

Phaon.

Auch mich ergreift ſie, darum eilig fort,
Eh ſie noch ihre Schlinge um dich wirft!
(Er führt ſie fort.)

Melitta.

Ich kann nicht. — Sappho!

Sappho
(mit aufgelöster Stimme).

Melitta, rufſt du mir?

Melitta
(umkehrend und ihre Kniee umfaſſend).

Ich bin es, Sappho! Hier, die Roſe, nimm!
Nimm ihn, mein Leben nimm! — Wo iſt dein Dolch?

Phaon

(herzueilend, die Roſe, die beide halten, wegreißend und Melitten aufhebend).

Dein iſt ſie, dein! Kein Gott ſoll dir ſie rauben!

(Melitten fortziehend.)

Komm! Schnell aus ihrer Nähe! fort!

(Führt ſie ab.)

Sappho

(mit ausgeſtreckten Armen verhallend).

Phaon!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Freie Gegend wie in den vorigen Aufzügen. Mondnacht.

Erſter Auftritt.

Sappho kömmt, in tiefe Gedanken verſenkt. Sie bleibt ſtehen. — Nach einer Pauſe.

Bin ich denn noch? und iſt denn Etwas noch?
Dieß weite All, es ſtürzte nicht zuſammen
In jenem fürchterlichen Augenblick?
Die Dunkelheit, die brütend mich umfängt,
Es iſt die Nacht und nicht das Grab!
Man ſagt ja doch, ein ungeheurer Schmerz,
Er könne tödten. — Ach, es iſt nicht ſo! —
Still iſt es um mich her, die Lüfte ſchweigen,
Des Lebens muntre Töne ſind verſtummt,
Kein Laut ſchallt aus den unbewegten Blättern
Und einſam, wie ein ſpätverirrter Fremdling,
Geht meines Weinens Stimme durch die Nacht. —
Wer auch ſo ſchlafen könnte wie die Vögel,
Doch lang und länger, ohne zu erwachen,
Im Schooße eines feſtern, ſüßern Schlummers,

Wo Alles — Alles — ſelbſt die Pulſe ſchlafen,
Kein Morgenſtrahl zu neuen Qualen weckt,
Kein Undankbarer — Halt! — Tritt nicht die Schlange!

(Mit gedämpfter Stimme.)

Der Mord iſt wohl ein gräßliches Verbrechen,
Und Raub und Trug, und wie ſie alle heißen,
Die Häupter jener giftgeſchwollnen Hyder,
Die, an des Abgrunds Flammenpfuhl erzeugt,
Mit ihrem Geifer dieſe Welt verpeſtet;
Wohl gräßlich, ſchändlich, giftige Verbrechen!
Doch kenn' ich eins, vor deſſen dunklem Abſtich
Die andern alle lilienweiß erſcheinen,
Und Undank iſt ſein Nam'! Er übt allein
Was alle andern einzeln nur verüben,
Er lügt, er raubt, betrügt, ſchwört falſche Eide,
Verräth, und tödtet! — Undank! — Undank! — Undank!

Beſchützt mich, Götter! ſchützt mich vor mir ſelber!
Des Innern düſtre Geiſter wachen auf
Und rütteln an des Kerkers Eiſenſtäben!
Ihn hatt' ich vom Geſchicke mir erbeten,
Von allen Sterblichen nur ihn allein;
Ich wollt' ihn ſtellen auf der Menſchheit Gipfel,
Erheben hoch vor Allen, die da ſind,
Und über Grab und Tod und Sterblichkeit
Ihn tragen auf den Fittigen des Ruhms
Hinüber in der Nachwelt lichte Fernen.
Was ich vermag und kann und bin und heiße,
Als Kranz wollt' ich es winden um ſein Haupt,
Ein mildes Wort ſtatt allen Lohns begehrend,
Und er — lebt ihr denn noch, gerechte Götter? —

(Wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt.)

Ihr lebet, ja! — Von euch kam der Gedanke,
Der leuchtend ſich vor meine Seele drängt.
Laß mich dich faſſen, ſchneller Götterbote,
Vernehmen deines Mundes flüchtig Wort! —
Nach Chios, ſprichſt du, ſoll Melitta hin,
Nach Chios, dort getrennt von dem Verräther,
In Reue wenden ihr verlocktes Herz,
Mit Liebesqual der Liebe Frevel büßen?
So ſei es! — Rhamnes! Rhamnes! — Ja, ſo ſei's!
Unſterbliche, habt Dank für dieſen Wink!
Ich eile zu vollführen!

Zweiter Auftritt.

Rhamnes. Sappho.

Rhamnes.

Was gebeutſt du, Herrin?

Sappho.

Sie iſt mein Werk, was wär' ſie ohne mich!
Und wer verwehrt dem Bildner wohl ſein Recht,
Das zu zerſtören, was er ſelber ſchuf?
Zerſtören! — Kann ich es? — Weh mir! ihr Glück,
Es ſteht zu hoch für meine ſchwache Hand!
Wenn ihr nach Chios ſeine Liebe folgt,
Iſt ſie am Sklavenherd nicht ſeliger,
Als ich im goldnen, liebeleeren Haus?
Für das Geliebte leiden iſt ſo ſüß,
Und Hoffnung und Erinn'rung ſind ja Roſen
Von einem Stamme mit der Wirklichkeit,

Nur ohne Dornen! O verbannet mich
Weit in des Meeres unbekannte Fernen,
Auf einen Fels, der ſchroff und unfruchtbar,
Die Wolken nur und Wellen Nachbar nennt,
Von jedem Pfad des Lebens rauh geſchieden;
Nur löſchet aus dem Buche der Erinn'rung
Die letztentfloh'nen Stunden gütig aus;
Laßt mir den Glauben nur an ſeine Liebe,
Und ich will preiſen mein Geſchick, und fröhlich
Die Einſamkeit, ach, einſam nicht, bewohnen:
Bei jedem Dorn, der meine Füße ritzte,
In jeder Qual wollt' ich mir ſelber ſagen:
O wüßt' er es! und: o, jetzt denkt er dein!
Was gäb' er, dich zu retten! Ach, und Balſam
Ergöſſe kühlend ſich in jede Wunde.

Rhamnes.

Du haſt gerufen, hocherhabne Frau!

Sappho.

O Phaon! Phaon! Was hab' ich dir gethan? —
Ich ſtand ſo ruhig in der Dichtung Auen
Mit meinem goldnen Saitenſpiel allein;
Hernieder ſah ich auf der Erde Freuden,
Und ihre Leiden reichten nicht zu mir.
Nach Stunden nicht, nach holden Blumen nur,
Dem heitern Kranz der Dichtung eingewoben,
Zählt' ich die Flucht der nimmerſtillen Zeit.
Was meinem Lied ich gab, gab es mir wieder,
Und ew'ge Jugend grünte mir um's Haupt.
Da kommt der Rauhe und mit frechen Händen
Reißt er den goldnen Schleier mir herab,

Zieht mich hernieder in die öde Wüſte,
Wo rings kein Fußtritt, rings kein Pfad,
Und jetzt, da er der einz'ge Gegenſtand,
Der in der Leere mir entgegen ſtrahlt:
Entzieht er mir die Hand, ach, und entflieht!

Rhamnes.

O Herrin! magſt du weilen ſo im Dunkeln,
Beim feuchten Hauch der Nacht, der Meeresluft?

Sappho.

Kennſt du ein ſchwärz'res Laſter, als den Undank?

Rhamnes.

Ich nicht.

Sappho.

Ein giftigers?

Rhamnes.

Nein, wahrlich nicht.

Sappho.

Ein fluchenswürd'geres, ein ſtrafenswerthers?

Rhamnes.

Fürwahr, mit Recht belaſtet's jeder Fluch! —

Sappho.

Nicht wahr? Nicht wahr? die andern Laſter alle,
Hyänen, Löwen, Tiger, Wölfe ſind's,
Der Undank iſt die Schlange. Nicht? Die Schlange!
So ſchön, ſo glatt, ſo bunt, ſo giftig! — Oh! —

Rhamnes.

Komm mit hinein, drinn fühlſt du dich wohl beſſer.
Mit Sorgfalt iſt das Haus dir ausgeſchmückt
Und Phaon wartet deiner in der Halle.

Sappho.

Wie? Phaon harret meiner?

Rhamnes.

Ja, Gebiet'rin.
Ich ſah ihn ſinnend auf- und niederſchreiten;
Bald ſtand er ſtill, ſprach leiſe vor ſich hin,
Trat dann ans Fenſter, ſuchend durch die Nacht.

Sappho.

Er harret meiner? Lieber, ſagt' er es?
Er harret meiner? Sappho's?

Rhamnes.

Das wohl nicht.
Doch ſah ich ihn erwartend, lauſchend ſtehn,
Und weſſen ſollt' er harren?

Sappho.

Weſſen? Weſſen?
Nicht Sappho's harrt er — doch er harrt umſonſt!
Rhamnes!

Rhamnes.

Gebieterin!

Sappho.

Du weißt, zu Chios
Wohnt, noch vom Vater her, ein Gaſtfreund mir.

Rhamnes.

Ich weiß es.

Sappho.

Löſe ſchnell vom Strand den Nachen,
Der dort ſich ſchaukelt in der nahen Bucht,
Denn dieſe Nacht noch mußt du fort nach Chios.

Rhamnes.

Allein?

Sappho.

Nein.

Pauſe.

Rhamnes.

Und wer folget mir dahin?

Sappho.

Was ſagſt du?

Rhamnes.

Wer nach Chios mit mir —?

Sappho
(ihn auf die andere Seite des Theaters führend).

Komm!
Vorſichtig ſei und leiſe, hörſt du mich? —
Geh in Melittens Kammer und gebeut ihr
Hieher zu kommen; Sappho rufe ſie.
Doch ſtill, daß Er dich nicht bemerke.

Rhamnes.

Wer?

Sappho.

Wer? — Phaon. — Folgt ſie dir —
(Einhaltend.)

Rhamnes.

Was dann?

Sappho.

Dann bringe
Sie, ſei's mit Güte, ſei es mit Gewalt,
Doch leiſe, in den losgebundnen Nachen,
Und fort nach Chios, auf der Stelle fort!

Rhamnes.

Und dort?

Sappho.

Dort übergibſt du ſie dem Gaſtfreund,
Er ſoll ſie hüten, bis ich ſie verlange,
Und ſtreng — nicht ſtrenge mög' er ſie mir halten,
Sie iſt ja doch geſtraft genug. Hörſt du?

Rhamnes.

Ich eile.

Sappho.

Zögre nicht!

Rhamnes.

Leb wohl, o Sappho!
Der Morgen findet uns ſchon fern von hier.
Zufrieden ſollſt du ſein mit deinem Diener!
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Sappho allein.

Er geht! — Noch — Nein! — Ach die Gewohnheit iſt
Ein läſtig Ding, ſelbſt an Verhaßtes feſſelt ſie!

(In Gedanken vertieft.)

Horch! — Tritte! — Nein, es war der Wind. — Wie bange
Pocht mir das Herz in ſturmbewegter Bruſt! —
Jetzt Stimmen. — Ha, ſie kommt. — Sie folgt ſo willig,
Sie ahnet nicht, daß ſie zum letztenmale —
Fort! Ich will ſie nicht ſehn! — Ich will, ich kann nicht!

(Schnell ab.)

Vierter Auftritt.

Melitta. Rhamnes.

Melitta.

Hier, ſagteſt du, ſei die Gebieterin.
Sie iſt nicht da.

Rhamnes (verlegen umherblickend).

Nicht? Nein, fürwahr, nicht da.
Noch erſt vor Kurzem war ſie hier! — So komm!

Melitta.

Wohin?

Rhamnes.

Sie mag wohl an der Meeresküſte
Hinaufgewandelt ſein, dort an der Bucht.

Melitta.

Dorthin geht ſie ja nie.

Rhamnes.

Vielleicht doch heute.

Melitta.

Und warum heute denn?

Rhamnes.

Warum? — Je nun —
Weil — (für ſich) daß ſie eben mir den Auftrag gab!
Nicht anſehn kann ich ſie. Was ſag' ich ihr?

Melitta.

Du biſt ſo ſonderbar. Du kehrſt dich ab,
Und deine Augen wagen nicht, die Worte,
Die du mir gibſt, freiblickend zu bekräft'gen.
Was haſt du denn, daß du ſo bang und ängſtlich?
Sag mir, wo Sappho weilt, daß ich ihr nahe,
Und weißt du's nicht, ſo laß mich gehen.

Rhamnes.

Halt da!
Du darfſt nicht fort!

Melitta.

Warum?

Rhamnes.

Du mußt mit mir!

Melitta.

Wohin?

Rhamnes.

Nach — Komm nur mit zur nahen Bucht.
Du ſollſt ſchon ſehn.

Melitta.

Ihr Götter, was ſoll das?

Rhamnes.

Komm, Mädchen! Mitternacht iſt bald vorüber.
Die Stunde drängt! Mach' fort!

Melitta.

Was haſt du vor?
Fort ſoll ich, fort? — An weit entlegne Küſten?

Rhamnes.

Sei ruhig, Kind! — An weit entlegne Küſten?
Was fällt dir ein? Iſt Chios denn ſo weit?

Melitta.

Nach Chios? Nimmermehr!

Rhamnes.

Du mußt wohl, Kind!
So will es die Gebiet'rin.

Melitta.

Sappho, ſagſt du?
Fort! Hin zu ihr!

Rhamnes.

Nicht doch!

Melitta.

Zu ihren Füßen!
Sie hör' und richte mich!

Rhamnes.

Nicht von der Stelle!

Melitta.

Wie, Rhamnes, du?

Rhamnes.

Ei was, ich kann nicht anders!
Befohlen ward mir's ſo, und ich gehorche.

Melitta.

Laß dich erbitten!

Rhamnes.

Ei, was nützt es dir,
Wenn auch in meinen Augen Thränen blinken,
Es muß doch einmal ſein! Drum, Kind, mach fort!

Melitta.

Hier lieg' ich auf den Knie'n! Laß dich erflehn!
— So iſt denn Niemand, der mich hört und rettet?

Rhamnes.

Umſonſt! du rufſt das Haus mir wach. Komm mit!

Melitta.

Nein, nimmermehr! Erbarmt ſich Niemand meiner?

Fünfter Auftritt.

Phaon. Vorige.

Phaon.

Das iſt Melittens Stimme! — Ha! Verwegner!
Wagſt du's, die Hand zu heben gegen ſie?
(Rhamnes läßt Melitten los.)

Phaon.

So täuſchte mich doch meine Ahnung nicht,
Als ich dich ſah mit leiſeſpäh'nden Blicken,
Dem Wolfe gleich, in ihre Nähe ſchleichen;
Doch haſt du dich verrechnet, grimmer Wolf,
Es wacht der Hirt und *dir* naht das Verderben!

Rhamnes.

Herr, der Gebiet'rin Auftrag nur befolg' ich.

Phaon.

Wie, Sappho's Auftrag? *Sie* befahl es dir?
O Sappho! Sappho! Ich erkenne dich!
Doch leider nur zu ſpät! Warum zu ſpät?
Noch iſt es Zeit, die Bande abzuſchütteln
Von mir und ihr; beim Himmel, und ich will's!
Du allzufert'ger Diener fremder Bosheit!
Warum —? Melitta, du ſiehſt bleich, du zitterſt?

Melitta.

O, mir iſt wohl!

Phaon.

Dank du den Göttern, Sklave,
Daß ihr kein Steinchen nur den Fuß geritzt,
Beim Himmel! jede Thräne ſollteſt du
Mit einem Todesſeufzer mir bezahlen! —
Du ſcheinſt ermattet, lehne dich auf mich,
Du findeſt nirgends eine feſtre Stütze.
Blick her, Verruchter! dieſes holde Weſen,
Dieß Himmelsabbild wollteſt du verletzen!

Rhamnes.

Verletzen nicht!

Phaon.

Was ſonſt?

Rhamnes.

Nur — doch verzeih,
Was ich gewollt, ich kann es nicht vollführen.
Drum laß mich gehn!

Phaon

(Melitten loslaſſend).

Bei allen Göttern, nein!
Mich lüſtet's, eurer Bosheit Maß zu kennen!
Was wollteſt du?

Rhamnes.

Sie ſollte fort.

Phaon.

Wohin?

Rhamnes.

Nach — das iſt der Gebieterin Geheimniß.

Phaon.

Du ſagſt es nicht?

Rhamnes.

Sie hat es hier verſchloſſen,
Und feſt bewahrt es ihres Dieners Bruſt.

Phaon.

So öffne denn dieß Eiſen! Dank dir Sappho!
Du gabſt mir ſelber Waffen gegen dich!

(Den Dolch ziehend.)

Verhehle länger nichts: du ſiehſt mich fertig,
Die ſtreng verſchloſſ'ne Lade zu erbrechen.

Melitta.

O ſchone ſeiner! Hin nach Chios ſollt' ich.

Phaon.

Nach Chios?

Melitta.

Ja, ein Gaſtfreund Sappho's hauſet dort,
Er ſollte wohl Melitten ihr bewahren.

Phaon.

Wie, übers Meer?

Melitta.

Ein Kahn dort in der Bucht.

Phaon.

Ein Kahn?

Melitta.

So ſprach er, iſt's nicht alſo, Vater?

Rhamnes.

Nicht Vater nenne mich, du Undankbare,
Die frech du die Gebieterin verräthſt!

Phaon.

Ein Kahn?

Melitta (zu Rhamnes).

Was that ich denn, daß du mich ſchiltſt?
Er fragte ja!

Phaon.

Ein Kahn! — So ſei's! — das Zeichen,
Ich nehm' es an! Von euch kommt's, gute Götter! —
Zu ſpät verſteh' ich eure treue Mahnung!

Sie iſt es, oder keine dieſer Erde,
Die in der Bruſt die zweite Hälfte trägt,
Von dem, was hier im Buſen ſehnend klopfte.
Ihr zeigt mir ſelbſt den Weg. Ich will ihn gehn!
Melitta, ja, du ſollſt nach Chios, ja!
Doch nicht allein! — Mit mir, an meiner Seite!

Melitta.

Mit ihm!

Phaon.

Verlaß dieß feindlich rauhe Land,
Wo Neid und Haß und das Meduſenhaupt
Der Rachſucht ſich in deine Pfade drängen,
Wo dir die Feindin Todesſchlingen legt.
Komm! dort der Kahn, hier Muth und Kraft und Stärke,
Zu ſchützen dich, wär's gegen eine Welt!

(Faßt ſie an.)

Melitta

(ängſtlich zu Rhamnes).

Rhamnes!

Rhamnes.

Bedenkt doch, Herr!

Phaon.

Bedenk' du ſelber,
Was du gewollt, daß du in meiner Hand!

Rhamnes.

Herr, Sappho's iſt ſie!

Phaon.

Lügner! ſie iſt mein!

(Zu Melitten.)

Komm, folge!

Rhamnes.

Die Bewohner dieſer Inſel,
Sie ehren Sappho'n wie ein fürſtlich Haupt,
Sind ſtets bereit beim erſten Hülferuf
In Waffen zu beſchützen Sappho's Schwelle.
Ein Wort von mir und Hunderte erheben —

Phaon.

Du mahnſt mich recht, faſt hätt' ich es vergeſſen,
Bei wem ich bin, und wo. — Du gehſt mit uns!

Rhamnes.

Ich, Herr?

Phaon.

Ja du! doch nur bis zum Geſtade.
Ich neide Sappho'n ſolche Diener nicht!
Wenn wir in Sicherheit, magſt du zurücke kehren,
Erzählen, was geſchehn und — doch genug,
Du folgſt!

Rhamnes.

Nein, nimmermehr!

Phaon.

Ich habe, denk' ich,
Was mir Gehorſam ſchaffen ſoll!

Rhamnes

(ſich dem Hauſe nähernd).

Gewalt!

Phaon

(vertritt ihm den Weg und geht mit dem Dolche auf ihn zu).

So fahre hin denn, wie du ſelber willſt!

Geringer Preis für dieſer Reinen Rettung
Iſt des Verruchten Untergang!

Melitta.

Halt' ein!

Phaon.

Wenn er gehorcht!

Rhamnes

(der ſich auf die entgegengeſetzte Seite zurückgezogen hat).

O wehe, weh' dem Alter,
Daß nicht mehr Eins der Wille und die Kraft!

Phaon.

Jetzt, Mädchen, komm!

Melitta.

Wohin?

Phaon.

Zu Schiffe, fort!

Melitta

(von ihm weg in den Vordergrund eilend).

Ihr Götter! Soll ich?

Phaon.

Fort! Es ſtreckt die Ferne
Uns ſchutzverheißend ihren Arm entgegen.
Dort drüben überm alten, grauen Meer
Wohnt Sicherheit und Ruh' und Liebe!
O folge! Unterm breiten Lindendach,
Das ſtill der Eltern ſtilles Haus beſchattet,
Wölbt, Theure, ſich der Tempel unſers Glücks.

(Sie ergreifend.)

Erzitterſt du? Erzittre, holde Braut,
Die Hand des Bräutigams hält dich umſchlungen!
Komm mit! Und folgſt du nicht, bei allen Göttern!
Auf dieſen Händen trag' ich dich von hinnen
Und fort und fort bis an das End' der Welt!.

Melitta.

O Phaon!

Phaon.

Fort! die Sterne blinken freundlich.
Die See rauſcht auf, die lauen Lüfte wehn,
Und Amphitrite iſt der Liebe hold.

(Zu Rhamnes.)

Voraus du!

Rhamnes.

Herr!

Phaon.

Es gilt dein Leben, ſag' ich dir!

(Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Eine Pauſe. — Dann erſcheint **Eucharis** auf den Stufen.

Eucharis.

Rhamnes!

(Sie ſteigt herab.)

Mir war als hört' ich ſeine Stimme!
Nein, es iſt Niemand hier. Ich täuſchte mich.
Verwirrend ſcheint ein böſer Geiſt zu walten

Seit Sappho's Rückkehr über ihrem Haus.
Es fliehen ängſtlich, ſcheu ſich die Bewohner,
Verdacht und Kummer liegt auf jeder Stirn.
Melitten ſucht' ich, und fand leer ihr Lager.
Einſam irrt die Gebietrin durch die Nacht,
Hier Rhamnes Stimme und er ſelber nicht.
O, daß erſt Morgen wäre! — Horch!

Rhamnes (von weitem).

Zu Hülfe!

Eucharis.

Man ruft!

Rhamnes (näher).

Herbei!

Eucharis.

Ha, Rhamnes!

Rhamnes (nahe).

Sklaven Sappho's!

Eucharis.

Er iſt ganz athemlos. Was iſt denn, Rhamnes?

Siebenter Auftritt.

Rhamnes eilig. **Eucharis.**

Rhamnes.

Auf! auf vom weichen Lager! Hieher, Freunde!
Den Flücht'gen nach! Zu Hülfe!

Eucharis.

Sage doch!

Rhamnes.

O frage nicht! Ruf' Sappho'n und die Diener!

Eucharis.

Warum?

Rhamnes.

Zu Worten iſt nicht Zeit! Geh nur!
Das ganze Haus erwache, eile, rette!

Eucharis.

Was mag das ſein?

(Die Stufen hinauf.)

Rhamnes.

Ich kann nicht mehr! — Verräther!
Frohlocket nicht! des Meeres fromme Götter,
Sie rächen gern ſo abſcheuwürd'ge That!

(Es kommen nach und nach mehrere Diener.)

Eilt ſchnell hinab ins Thal, weckt die Bewohner,
Gebt laut der Noth, des Hülfeflehens Zeichen,
O fragt nicht! Fort! und laßt den Nothruf tönen!

(Diener ab.)

Achter Auftritt.

Sappho. Vorige.

Sappho.

Welch Schreckenslaut tönt durch die ſtille Nacht,

Und greift dem Schlafverſcheucher, Kummer, in ſein Amt?
Wer hat hier noch zu klagen außer mir?

Rhamnes.

Ich, o Gebieterin!

Sappho.

Du, Rhamnes, hier?
Und wo iſt ſie?

Rhamnes.

Melitta?

Sappho.

Ja doch!

Rhamnes.

Fort!

Sappho.

Sie fort und du doch hier?

Rhamnes.

Entflohen mit —

Sappho.

Halt ein!

Rhamnes.

Entflohn mit Phaon!

Sappho.

Nein!

Rhamnes.

Es iſt ſo.
Er überwältigte mein ſchwaches Alter,

Und in demſelben Kahn, der mir bereitet,
Führt er nun ſeine Beute durch die Wogen.

Sappho.

Du lügſt!

Rhamnes.

O daß ich löge! dießmal löge!

Sappho.

Und wo blieb euer Donner, ew'ge Götter!
Habt ihr denn Qualen nur für Sappho's Herz?
Iſt taub das Ohr, und lahm der Arm der Rache?
Hernieder euren rächeriſchen Strahl,
Hernieder auf den Scheitel der Verräther!
Zermalmt ſie, Götter, wie ihr mich zermalmt! —
Umſonſt! kein Blitz durchzuckt die ſtille Luft,
Die Winde ſäuſeln buhleriſch im Laube,
Und auf den breiten Armen trägt die See
Den Kahn der Liebe ſchaukelnd vom Geſtade!
Da iſt nicht Hülfe! Sappho, hilf dir ſelbſt!

(Die Bühne hat ſich nach und nach mit Fackeln tragenden Sklaven und Landleuten angefüllt.)

Ha, dieſe hier! Habt Dank, ihr Treuen, Dank!
Gebt, Menſchen, was die Götter mir verweigern!
Auf, meine Freunde! Rächet eure Sappho!
Wenn ich euch jemals werth, jetzt zeigt es, jetzt!

(Unter ihnen herumgehend.)

Du, Myron, ſchwurſt mir oft und du, Terpander, —
Gedenkſt du, Lychas, noch des Liedes — Pheres —
Und du Xenarchos — alle meine Freunde!
Hinunter zum Geſtad! Bemannet Schiffe,

Und folget windſchnell der Verräther Spur!
Denkt, daß ich eurer hier in Qualen harre,
Und jeder Augenblick, bis ihr zurückkehrt,
Mir hundert Dolche in den Buſen bohrt.
Wer mir ſie bringt, wer mir die Wonne ſchafft,
Daß ich die Augen bohren kann in ſeine,
Ihn fragen kann: Was hab' ich dir gethan,

(in Thränen ausbrechend)

Daß du mich tödteſt! — Nein, nur Wuth und Rache!
Wer mir ſie bringt, er nehme all mein Gold,
Mein Leben — fort! Auf Windesfittig fort!

Ein Landmann.

Mit ihm nur kehren wir zurück!

Sappho.

Ich dank' euch!

(Zu den Abgehenden.)

Mein Leben iſt gelegt in eure Hand.
Laßt meine Wünſche euren Fuß beflügeln
Und meine Rache ſtärken euren Arm,
Nur ſchnell, nur ſchnell! Bei allen Göttern, ſchnell!

(Diener und Landleute ab.)

Sappho

(die Hände über die Bruſt gelegt).

Sie gehn! Nun iſt mir wohl! — Nun will ich ruhn!

Eucharis.

Du zitterſt!

Rhamnes.

Weh! du wankſt! — o Sappho!

Eucharis
(die Wankende in ihre Arme faſſend).

Götter!

Sappho
(in Eucharis Armen).

O laß mich ſinken! Warum hältſt du mich?

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Gegend wie in den vorigen Aufzügen. Tagesanbruch.

Erſter Auftritt.

Sappho ſitzt halb liegend auf der Raſenbank, unbeweglich vor ſich hinſtarrend. In einiger Entfernung ſteht **Eucharis**; weiter zurück mehrere **Sklavinnen**. **Rhamnes** kömmt.

Eucharis
(den Finger auf den Mund).

Still! ſtill!

Rhamnes.

Schläft ſie?

Eucharis.

Die Augen ſtehen offen,
Der Körper wacht, ihr Geiſt nur ſcheint zu ſchlafen!
So liegt ſie ſeit drei Stunden regungslos.

Rhamnes.

Ihr ſolltet ſie ins Haus doch —

Eucharis.

Ich verſucht' es,
Allein ſie will nicht. — Und noch nichts?

Rhamnes.

Noch nichts,
So weit das Auge trägt, nur See und Wolken,
Von einem Schiffe nicht die kleinſte Spur.

Sappho (emporfahrend).

Schiff! Wo?

Rhamnes.

Wir ſahn noch nichts, Gebieterin!

Sappho (zurückſinkend).

Noch nicht! — Noch nicht!

Rhamnes.

Die Morgenluft weht kühl,
Erlaube, daß wir dich in dein Gemach —

Sappho

(ſchüttelt verneinend den Kopf).

Rhamnes.

Laß dich erbitten! Folge mir ins Haus!

Sappho

(ſchüttelt noch einmal).

Rhamnes (zurückziehend).

Du willſt's! — Ihr Anblick ſchneidet mir ins Herz.

Eucharis.

Ei ſieh! Was drängt ſich dort das Volk?

Rhamnes.

Laß ſeh'n!

Eucharis.

Es ſtrömt dem Ufer zu. Mir däucht, ſie kommen!

Sappho (aufſpringend).

Ha!

(Während des Folgenden ſteht ſie in ängſtlich horchender Stellung zurückgebeugt.)

Eucharis.

Dort tritt an den Felſen und ſieh zu,
Vielleicht erblickſt du ſie.

Rhamnes.

Wohl, ich will ſehn.

(Steigt auf eine Erhöhung des Ufers.)

Eucharis.

Nur ſchnell, nur ſchnell! Nun ſiehſt du?

Rhamnes.

Dank den Göttern!
Sie kommen!

Sappho.

Ah!

Rhamnes.

Die waldbewachſ'ne Spitze,
Die links dort weit ſich ins Gewäſſer ſtreckt,
Verbarg mir vorher den willkommnen Anblick.
Ein Heer von Kähnen wimmelt durcheinander,
Mit raſchem Ruderſchlag dem Ufer zu.

Eucharis.

Und die Entwichnen, ſind ſie unter ihnen?

Rhamnes.

Die Sonne blendet, ich erkenn' es nicht!
Doch halt! da naht dem Ufer ſchon ein Kahn

Vorausgeſendet mit der frohen Botſchaft. —
Jetzt legt er an. — Der Hirte iſt's vom Thal —
Er ſchwenkt den Stab. Gewiß, ſie ſind gefangen! —
Hierher, mein Freund! Hierher! — Er kömmt heran.
(Herabſteigend.)

Eucharis.

Gebieterin, ſei ruhig, ſei gefaßt!

Zweiter Auftritt.

Ein Landmann. Vorige.

Landmann.

Heil, Sappho, dir!

Eucharis.

Iſt er gefangen?

Landmann.

Ja.

Rhamnes.

Wo denn?

Eucharis.

Und wie?

Landmann.

Sie hatten tücht'gen Vorſprung
Und er verſteht zu rudern. Faſt ſchon glaubt' ich,
Wir würden nun und nimmer ſie erreichen.
Doch endlich, ſchon in hoher See, erblickten
Wir ſeinen Kahn und drauf in raſcher Jagd!

Bald iſt er eingeholt und ſchnell umringt.
Wir heißen um ihn lenken, doch er will nicht,
Und faßt ſein Mädchen mit der linken Hand,
Das blanke Eiſen in der Rechten ſchwingend. —
Begehrt ihr was, erhabne Frau?

(Sappho winkt ihm fortzufahren.)

Landmann.

Nun denn,
Und ſchwingt das Eiſen drohend gegen uns;
Bis nur ein Ruderſchlag, der ihm gegolten,
Das kleine Mädchen an die Stirne trifft.

(Sappho verhüllt ſich die Augen mit der Hand.)

Landmann.

Sie ſinkt, er faßt ſie in die Arme, wir,
Den Augenblick benützend, raſch an Bord,
Und greifen ihn und bringen ihn zurück.
Sie ſteigen ſchon ans Land. Seht ihr die Beiden?
Das kleine Mädchen wankt noch taumelnd —

Sappho.

Ha,
Nicht hierher!

Rhamnes.

Wohin ſonſt? Sie kommen ſchon.

Sappho.

Wer rettet mich vor ſeinem Anblick? — Mädchen! —
Du, Aphrodite, ſchütze deine Magd!

(Sie eilt dem Hintergrunde zu und umklammert den Altar, ihre Dienerinnen ſtehen rings um ſie her.)

Dritter Auftritt.

Phaon, Melitten führend. **Landleute. Sappho** mit ihren Dienern im Hintergrunde.

Phaon.

Ha, wag' es keiner, dieſe zu berühren!
Nicht wehrlos bin ich, wenn auch gleich entwaffnet.
Zu ihrem Schutz wird dieſe Fauſt zur Keule,
Und jedes meiner Glieder wird ein Arm.
Hierher, Melitta, hierher! Zittre nicht!
Dir ſoll kein Leid geſchehn, ſo lang' ich athme! —
Verruchte, konntet ihr dies Haupt verletzen,
Das reine Haupt der Unſchuld, und ſeid Männer?
So grauſam dacht' ich höchſtens mir ein Weib,
Ein ſchwaches, feiges, aufgereiztes Weib!
Du warſt's, der nach ihr ſchlug, ich kenne dich;
Fort, von mir, fort! Daß ich die Rachegötter
Vorgreifend nicht um ihren Raub betrüge!
Wie fühlſt du dich?

Melitta.

Wohl.

Phaon.

O, dein Blick verneint!
Dieß Zittern, dieſe Bläſſe, laut verräth ſie
Die erſte Lüge, die dein Mund geſprochen.
Verſuche nicht den Grimm in mir zu dämpfen,
Zu neuer Glut fachſt du die Flammen an!
Hier ſetze dich auf dieſen Raſenſitz,
Hier, wo dein mildes, himmelklares Auge
Zum erſtenmale mir entgegen glänzte,

Und wie des Tages goldner Morgenſtrahl
Des Schlafes düſtre Bande von mir löste,
In den mich jene Zauberin geſungen:
Hier, wo die Lieb' ihr holdes Werk begann,
Auf dieſer Stelle ſei es auch vollendet! —
Sprecht! wo iſt Sappho?

Melitta.

Phaon, ruf' ſie nicht!

Phaon.

Sei ruhig! Bin ich nicht ein freier Mann?
Wer gab das Recht ihr, meinen Schritt zu hemmen?
Noch Richterſtühle gibt's in Griechenland,
Mit Schrecken ſoll die Stolze das erfahren.
Zu Sappho hin!

Ein Landmann.

Du bleibſt!

Phaon.

Wer hält mich? Wer?

Landmann.

Wir alle hier!

Phaon.

Ich bin ein freier Mann.

Landmann.

Du warſt's, jetzt biſt der Strafe du verfallen.

Phaon.

Der Strafe, und warum?

Landmann.

Der Sklavin Raub
Ruft das Geſetz zur Rache wider dich.

Phaon.

Es fordre Sappho Löſegeld für ſie,
Und zahlen will ich's, wären's Kröſus Schätze.

Landmann.

Ihr ziemt's zu fordern, und nicht dir zu bieten.

Phaon.

Seid ihr ſo zahm, daß eines Weibes Rache
Geduldig ihr die Männerhände leiht,
Und dienſtbar ſeid der Liebe Wechſellaunen?
Mir ſtehet bei, denn Unrecht widerfährt mir!

Landmann.

Ob Recht ob Unrecht, Sappho wird's entſcheiden!

Phaon.

So ſprichſt du, Alter, und errötheſt nicht?
Wer iſt denn Sappho, daß du ihre Zunge
Für jene achteſt an des Rechtes Wage?
Iſt ſie Gebiet'rin hier im Land?

Landmann.

Sie iſt es,
Doch nicht weil ſie gebeut, weil wir ihr dienen.

Phaon.

So hat ſie denn euch alle auch umſponnen?
Ich will doch ſehn, wie weit ihr Zauber reicht.

(Gegen das Haus zugehend.)

Zu ihr!

Landmann.

Zurück!

Phaon.

Vergebens dräuet ihr.
Ich muß ſie ſehn. — Sappho, zeige dich!
Wo biſt du? oder zitterſt du vor mir? —
Ha! dort am Altar ihrer Diener Reihen!
Sie iſt es, du entgehſt mir nicht! — Zu mir!

(Durchbricht die Menge. Auch der Kreis der Sklavinnen öffnet ſich. Sappho liegt hingegoſſen an den Stufen des Altars.)

Landmann.

Du wagſt es, unbeſonnen frecher Knabe?

Phaon.

Was willſt du an den Stufen hier der Götter?
Sie hören nicht der Bosheit Flehn. — Steh auf!

(Er faßt ſie an. Bei ſeiner Berührung fährt Sappho empor und eilt mit fliegenden Schritten, ohne ihn anzuſehen, dem Vorgrunde zu.)

Phaon (ihr folgend).

Entweichſt du mir? du mußt mir Rede ſtehn!
Ha, bebe nur! Es iſt jetzt Zeit zu beben!
Weißt du, was du gethan? Mit welchem Recht
Wagſt du es, mich, mich einen freien Mann,
Der Niemand eignet, als ſich ſelber, hier
In frevelhaften Banden feſt zu halten?
Hier, dieſe da! in ungewohnten Waffen,
Haſt du ſie ausgeſandt? Haſt du ſie? Sprich! —
So ſtumm! der Dicht'rin ſüße Lippe ſtumm?

Sappho.

Es iſt zu viel!

Phaon.

Die Wange röthet ſich,
Von Zornes heißen Gluthen überflammt.
Recht, wirf die Larve weg, ſei was du biſt,
Und tobe, tödte, heuchleriſche Circe!

Sappho.

Es iſt zu viel! — Auf, waffne dich, mein Herz!

Phaon.

Antworte! Haſt du dieſe ausgeſandt?

Sappho (zu Rhamnes).

Geh hin und hol' die Sklavin mir zurück,
Nur ſie und Niemand anders ließ ich ſuchen.

Phaon.

Zurück! Es wage Niemand ihr zu nah'n!
Begehre Löſegeld! Ich bin nicht reich,
Doch werden Eltern mir und Freunde willig ſteuern,
Mein Glück von deiner Habſucht zu erkaufen.

Sappho
(noch immer abgewandt).

Nicht Gold verlang' ich, nur was mein. Sie bleibt!

Phaon.

Sie bleibet nicht! Bei allen Göttern, nein!
Du ſelber haſt dein Recht auf ſie verwirkt,
Als du den Dolch auf ihren Buſen zückteſt;
Du kaufteſt ihre Dienſte, nicht ihr Leben.
Glaubſt du, ich ließe ſie in deiner Hand?
Noch einmal, fordre Löſegeld, und laß ſie!

Sappho (zu Rhamnes).

Erfülle was ich dir befahl!

Phaon.

Zurück!
Du rührſt an deinen Tod, berührſt du ſie! —
So iſt dein Buſen denn ſo ganz entmenſcht,
Daß er ſich nicht mehr regt bei Menſchenleiden?
Zerbrich die Leyer, gifterfüllte Schlange,
Die Lippe töne nimmerdar Geſang!
Du haſt verwirkt der Dichtung goldne Gaben!
Den Namen nicht entweihe mehr der Kunſt!
Die Blume ſoll ſie ſein aus dieſes Lebens Blättern,
Die hoch empor, der reinſten Kräfte Kind,
In blaue Luft das Balſamhaupt erhebt,
Den Sternen zu, nach denen ſie gebildet:
Du haſt als gift'gen Schierling ſie gebraucht,
Um deine Feinde grimmig zu verderben!
Wie anders malt' ich mir, ich blöder Thor,
Einſt Sappho'n aus, in frühern, ſchönern Tagen!
Weich, wie ihr Lied, war ihr verklärter Sinn,
Und makellos ihr Herz, wie ihre Lieder;
Derſelbe Wohllaut, der der Lipp' entquoll,
Er wiegte ſich auch wogend in der Bruſt,
Und Melodie war mir ihr ganzes Weſen.
Wer hat dich denn mit Zauberſchlag verwandelt?
Ha! Wende nicht die Augen ſcheu von mir!
Mich blicke an! Laß mich dein Antlitz ſchauen!
Daß ich erkenne, ob du's ſelber biſt,
Ob dieß die Lippen, die mein Mund berührt,
Ob dieß das Auge, das ſo mild gelächelt,
Ob, Sappho, du es biſt, du Sappho?

(Er faßt ihren Arm und wendet ſie gegen ſich. Sie blickt empor, ihr Auge trifft das ſeinige.)

Sappho (ſchmerzvoll zuſammenfahrend).

Weh mir!

Phaon.

Du biſt es noch, ja, das war Sappho's Stimme,
Was ich geſagt, die Winde tragen's hin!
Es ſoll nicht Wurzeln ſchlagen in dem Herzen!
O es wird helle, hell vor meinem Blick,
Und wie die Sonne nach Gewitterſturm,
Strahlt aus der Gegenwart entlad'nen Wolken
Im alten Glanze die Vergangenheit.
Sei mir gegrüßt, Erinn'rung ſchöner Zeit!
Du biſt mir wieder, was du einſt mir warſt,
Eh' ich dich noch geſehn, in ferner Heimath,
Daſſelbe Götterbild, das ich nur irrend,
So lange für ein Menſchenantlitz hielt, —
Zeig' dich als Göttin! Segne, Sappho! ſegne!

Sappho.

Betrüger!

Phaon.

Nein, fürwahr, ich bin es nicht!
Wenn ich dir Liebe ſchwur, es war nicht Täuſchung;
Ich liebte dich, ſo wie man Götter wohl,
Wie man das Gute liebet und das Schöne.
Mit Höhern, Sappho, halte du Gemeinſchaft,
Man ſteigt nicht ungeſtraft vom Göttermahle
Herunter in den Kreis der Sterblichen.
Der Arm, in dem die goldne Leier ruhte,
Er iſt geweiht, er faſſe Nied'res nicht.

Sappho (abgewendet vor ſich hin).

Hinab in Meeresgrund die goldne Leier,
Wird ihr Beſitz um ſolchen Preis erkauft!

Phaon.

Ich taumelte in dumpfer Trunkenheit,
Mit mir und mit der Welt im düſtern Streite,
Vergebens rief ich die Gefühle auf,
Die ich in Schlummer glaubt' und die nicht waren;
Du ſtandſt vor mir, ein unbegreiflich Bild,
Zu dem's mich hin, von dem's mich fort
Mit unſichtbaren Banden mächtig zog;
Du warſt — zu niedrig glaubte dich mein Zorn,
Zu hoch nennt die Beſinnung dich — für meine Liebe,
Und nur das Gleiche fügt ſich leicht und wohl.
Da ſah ich ſie und hoch gen Himmel ſprangen
Die tiefen Quellen alle meines Innern,
Die ſtockend vorher weigerten den Strahl.
Komm her, Melittion, komm her zu ihr!
O ſei nicht bange, ſie iſt mild und gütig.
Enthüll' der Augen ſchimmernden Kryſtall,
Daß ſie dir blicke in die fromme Bruſt
Und freudig ohne Makel dich erkenne!

Melitta (ſchüchtern nahend).

Gebieterin!

Sappho (ſie von ſich haltend).

Fort von mir!

Melitta.

Ach, ſie zürnt!

Phaon.

So wär' ſie doch, was ich zu glauben ſcheute?
Komm her, Melittion, an meine Seite!
Du ſollſt nicht zu ihr flehn! Vor meinen Augen
Soll dich die Stolze nicht beleidigen,

Du ſollſt nicht flehn! Sie kennt nicht deinen Werth,
Nicht ihren, denn auf ihren Knieen würde
Sie ſonſt, die Schuld der Unſchuld, ſtumm dir huld'gen!
Hierher zu mir! Hierher!

Melitta.

Nein, laß mich knie'n;
Wie's wohl dem Kinde ziemt vor ſeiner Mutter,
Und dünkt ihr Strafe recht, ſo ſtrafe ſie,
Ich will nicht murren wider ihren Willen.

Phaon.

Nicht dir allein, auch mir gehörſt du an,
Und mich erniedrigſt du durch dieſe Demuth!
Noch gibt es Mittel, das uns zu erzwingen,
Was ſie der Bitte ſtörriſch rauh verſagt.

Melitta.

O wär' es auch! mich freut nur ihre Gabe,
Erzwungen wäre mir das höchſte Glück zur Laſt.
Hier will ich knie'n, bis mir ein milder Blick,
Ein gütig Wort Verzeihung angekündigt.
Wie oft ſchon lag ich hier an dieſer Stelle
Und immer ſtand ich freudig wieder auf;
Sie wird mich dießmal weinend nicht entlaſſen!
Blick auf dein Kind hernieder, theure Frau!

Sappho

(ſteht, das Geſicht auf Eucharis' Schulter gelehnt).

Phaon.

Kannſt du ſie hören, und bleibſt kalt und ſtumm?

Melitta.

Sie iſt nicht kalt, und wenn auch ſchweigt ihr Mund,

Ich fühl' ihr Herz zu meinem Herzen ſprechen!
Sei Richter, Sappho, zwiſchen mir und ihm!
Heiß' mich ihm folgen, und ich folge ihm,
Heiß' mich ihn fliehn! — o Götter! alles! alles!
Du zitterſt! — Sappho, höreſt du mich nicht?

Phaon
(Melitten umſchlingend und ebenfalls hinknieend).

Den Menſchen Liebe und den Göttern Ehrfurcht,
Gib uns was unſer, und nimm hin was dein!
Bedenke, was du thuſt und wer du biſt!

Sappho
(fährt bei den letzten Worten empor, und blickt die Knieenden mit einem ſtarren Blicke an, wendet ſich dann ſchnell um und geht).

Melitta.

Weh mir! ſie flieht, ſie hat ihr Kind verſtoßen.

(Sappho ab. Eucharis und Dienerinnen folgen.)

Vierter Auftritt.

Vorige ohne **Sappho** und **Eucharis.**

Phaon.

Steh auf, mein Kind! Zu Menſchen flehe nicht,
Noch bleiben uns die Götter und wir ſelbſt!

Melitta.

Ich kann nicht leben, wenn ſie mich verdammt,
Ihr Auge war von jeher mir der Spiegel,
Vor dem ich all mein Thun und Fühlen prüfte,

Er zeigt mir jetzt die eigne Ungeſtalt.
Was muß ſie leiden, die gekränkte Frau!

Phaon.

Du leihſt ihr *dein* Gefühl. Ganz andre Wogen
Erheben ſich in dieſer ſtolzen Bruſt!

Melitta.

Scheint ſie auch ſtolz, mir war ſie immer gütig,
Wenn oft auch ſtreng, es barg die ſcharfe Hülle
Mir immer eine ſüße, holde Frucht.
Weh mir, daß ich das je vergeſſen konnte!

Rhamnes.

Ja wohl! weh dir, daß du es je vergeſſen!

Phaon.

Was zittert ihr? kennt ihr ſie gar ſo mild.

Rhamnes.

Sie zürnte als ſie ging und ohne Schranken
Wie ihre Liebe iſt ihr Zorn. Drum weh euch!

Phaon.

Was kann ſie droh'n?

Rhamnes.

Der flücht'gen Sklavin Tod.

Phaon.

Wer ſagt das?

Rhamnes.

Die Geſetze dieſes Landes.

Phaon.

Ich ſchütze ſie!

Rhamnes.

Du? und wer ſchützet dich?

Phaon.

Und gähnte hier die Erde vor mir auf,
Und donnerte die See mich zu verſchlingen,
Vermöchte ſie die Kräfte der Natur
In grauſes Bündniß wider mich zu einen,
Feſt halt' ich dieſe, lachend ihres Zorns,
Sie ſelbſt und ihre Drohungen verachtend! —

Rhamnes.

Verachten? Sappho'n? Und wer biſt du denn,
Daß du dein Wort magſt in die Schale legen,
In der die Menſchheit ihre Erſten wiegt?
Zu ſprechen wagſt, wo Griechenland geſprochen?
Blödſicht'ger, frevler Thor, dünkt ſie dir werthlos,
Weil ohne Maßſtab du für ihren Werth?
Nennſt du das Kleinod blind, weil es dein Auge?
Daß ſie dich liebte, daß ſie aus dem Staub
Die undankbare Schlange zu ſich hob,
Die nun mit gift'gem Zahn ihr Herz zerfleiſcht:
Daß ihren Reichthum ſie an dich vergeudet,
Der keinen Sinn für ſolcher Schätze Werth,
Das iſt der einz'ge Fleck in ihrem Leben
Und keines andern zeiht ſie ſelbſt der Neid. —
Sprich nicht! — Selbſt dieſer Trotz, in dem du nun
Dich auflehnſt wider ſie, er iſt nicht dein!
Wie hätteſt du aus deiner Niedrigkeit,
Von den Vergeſſ'nen der Vergeſſenſte,
Gewagt zu murren wider Hellas Kleinod?
Daß ſie dich angeblickt, gab dir den Stolz,
Mit dem du nun auf ſie hernieder ſiehſt.

Phaon.

Der Dichtung Ruhm nicht mag ich ihr beſtreiten. —

Rhamnes.

Du magſt es nicht? Ei doch! Als ob du's könnteſt!
Hoch an den Sternen hat ſie ihren Namen
Mit diamantnen Lettern angeſchrieben,
Und mit den Sternen nur wird er verlöſchen!
In fernen Zeiten, unter fremden Menſchen,
Wenn längſt zerfallen dieſe morſchen Hüllen
Und ſelber unſre Gräber nicht mehr ſind,
Wird Sappho's Lied noch von den Lippen tönen,
Wird leben noch ihr Name — und der deine.
Der deine, ja! Sei ſtolz auf die Unſterblichkeit,
Die dir der Frevel gibt an ihrem Haupt!
In fremdem Land, bei kommenden Geſchlechtern,
Wenn ſchon Jahrhunderte, noch ungeboren,
Hinabgeſtiegen in das Grab der Zeit,
Wird es erſchallen noch aus jedem Munde:
Sappho hieß die, die dieſes Lied geſungen,
Und Phaon heißt er, der ſie hat getödtet!

Melitta.

O Phaon!

Phaon.

Ruhig! Ruhig!

Rhamnes.

Armer Tröſter!
Gebeutſt du Ruh' mit unruhvoller Stimme?
Sie kenne ihr Verbrechen und erzitt're,
Die Rache wenigſtens vermiſſe Sappho nicht!
Du magſt der Dichtung Ruhm ihr nicht beſtreiten!

Und welchen ſonſt beſtreiteſt du ihr denn?
Wagſt du's an ihrem Herzen wohl zu zweifeln,
Der, was er iſt, nur ihrem Herzen dankt?
Sieh um dich her! Es iſt kein Einz'ger hier,
Dem ſie nicht wohlgethan, der nicht an ſich,
In Haus und Feld, an Gut und bei den Seinen
Von ihrer Milde reiche Spuren trägt;
Nicht Einer, deſſen Herz nicht höher ſchlüge,
Wenn er ſich Mitylene's Bürger,
Wenn er ſich Sappho's Landgenoſſe nennt.
Frag jene Bebende an deiner Seite,
Genoſſin, ſcheint's, der That mehr, als der Schuld,
Wie gegen ſich die Herrin ſie gefunden?
Was hatte wohl die Sklavin dir zu bieten?
Wenn ſie dir wohlgefiel, ſo war es Sappho's Geiſt,
War Sappho's milder, mütterlicher Geiſt,
Der anſprach dich aus ihres Werkes Munde.
O preſſe nur die Stirn! du ſtrebſt vergebens,
Du löſcheſt die Erinn'rung nimmer aus!
Und was willſt du beginnen? Wohin fliehn?
Kein Schutzort iſt für dich auf dieſer Erde;
In jedes Menſchen frommgeſinnter Bruſt
Erhebt ein Feind dem Feinde ſich des Schönen.
Vorangehn wird der Ruf vor deinen Schritten,
Und ſchreien wird er in der Menſchen Ohr:
Hier Sappho's Mörder! Hier der Götter Feind!
Und vogelfrei wirſt du das Land durchirren,
Mit ihr, der du Verderben gabſt für Schutz.
Kein Grieche öffnet dir ſein gaſtlich Haus,
Kein Gott gewährt dir Eintritt in den Tempel,
Erbebend wirſt du fliehn vom Opfer-Altar,
Wenn Prieſters Spruch Unheilige entfernt,

Und fliehſt du, wird die grauſe Eumenide,
Der Unterird'ſchen ſchwarze Rachebotin,
Die Schlangenhaare ſchütteln um dich her,
Dir Sappho's Namen in die Ohren kreiſchen,
Bis dich das Grab verſchlungen, das du grubſt!

Melitta.

Halt ein! Halt ein!

Phaon.

Willſt du mich raſend machen?

Rhamnes.

Du warſt's, als du die Hohe von dir ſtießeſt!
Genieße nun die Frucht, die du gepflanzt!

Melitta.

Zu ihr!

Phaon.

Wer rettet mich aus dieſer Qual?

Fünfter Auftritt.

Eucharis. Vorige.

Eucharis.

Biſt du hier, Rhamnes? Eilig komm!

Rhamnes.

Wohin?

Eucharis.

Zu Sappho'n.

Rhamnes.

Was —?

Eucharis.

Ich fürchte, ſie iſt krank.

Rhamnes.

Die Götter wenden's ab!

Eucharis.

Ich folgte ihr von fern,
Hinauf zur großen Halle, und verſteckt
Bewacht' ich all ihr Thun mit ſcharfem Auge.
Dort ſtand ſie, an ein Säulenpaar gelehnt,
Hinunter ſchauend in die weite See,
Die an den Felſenufern brandend ſchäumt.
Sprach- und bewegungslos ſtand ſie dort oben,
Mit ſtarren Augen und erblaßten Wangen,
Im Kreis von Marmorbildern, faſt als ihres Gleichen.
Nur manchmal regt ſie ſich und greift nach Blumen,
Nach Gold und Schmuck, und was ihr Arm erreicht,
Und wirft's hinunter in die laute See,
Den Sturz mit ſehnſuchtsvollem Aug' verfolgend.
Schon wollt' ich nah'n, da tönt ein Klingen durch's Gemach,
Und zuckend fuhr es durch ihr ganzes Weſen.
Die Leier war's am Pfeiler aufgehangen,
In deren Saiten laut die Seeluft ſpielte.
Schwer athmend blickt ſie auf und fährt zuſammen,
Wie von Berührung einer höhern Macht,
Die Augen auf die Leier ſtarr geheftet,
Beleben ſich mit eins die todten Züge
Und fremdes Lächeln ſpielt um ihren Mund.

Jetzt öffnen ſich die ſtrenggeſchloſſ'nen Lippen,
Es tönen Worte, ſchauerlichen Klangs,
Aus Sappho's Munde, doch nicht Sappho's Worte.
Rufſt du mir, ſpricht ſie, Freundin? Mahnſt du mich?
O, ich verſteh' dich, Freundin an der Wand!
Du mahnſt mich an verfloſſ'ne Zeit! Hab' Dank! —
Wie ſie die Wand erreicht, und wie die Leier,
Hoch oben hängend, weiß ich nicht zu ſagen,
Denn wie ein Blitzſtrahl flirrte mich's vorüber.
Jetzt blick' ich hin, ſie hält das Saitenſpiel,
Und drückt es an die ſturmbewegte Bruſt,
Die hörbar laut den Athem nahm und gab.
Den Kranz dann, den Olympiſchen, des Sieges,
Dort aufgehangen an dem Haus-Altar,
Schlingt ſie um's Haupt, und wirft den Purpurmantel,
Hochglühend, ſo wie er, um ihre Schultern.
Wer ſie jetzt ſah, zum erſtenmale ſah,
Auf des Altares hohen Stufen ſtehend,
Die Leier in der Hand, den Blick gehoben,
Gehoben ihre ganze Lichtgeſtalt,
Verklärungsſchimmer über ſie gegoſſen,
Als Ueberird'ſche hätt' er ſie begrüßt,
Und zum Gebet gebeugt die ſchwanken Kniee.
Doch regungslos und ſtumm, ſo wie ſie war,
Fühlt' ich von Schauder mich und Grau'n ergriffen,
Ihr lebend todter Blick entſetzte mich,
Drum eilt' ich —

Rhamnes.

Und verließeſt ſie! — Zu ihr!
Doch ſieh! Naht nicht? — Sie iſt's; ſie ſelber kömmt!

Sechſter Auftritt.

Sappho, reich gekleidet, wie im erſten Aufzuge, den Purpurmantel um die Schultern, den Lorbeer auf dem Haupte, die goldne Leier in der Hand, erſcheint, von ihren Dienerinnen umgeben, auf den Stufen des Säulenganges, und ſchreitet ernſt und feierlich herunter.

Lange Pauſe.

Melitta.

O Sappho, o Gebieterin!

Sappho (ernſt und ruhig).

Was willſt du?

Melitta.

Gefallen iſt die Binde meiner Augen!
O laß mich wieder deine Sklavin ſein,
Was dir gehört, beſitz' es und verzeih!

Sappho (eben ſo).

Glaubſt du ſo übel Sappho'n denn berathen,
Daß Gaben ſie von deiner Hand bedarf?
Was mir gehört, es iſt mir ſchon geworden!

Phaon.

O höre Sappho! —

Sappho.

Nicht berühre mich!
Ich bin den Göttern heilig!

Phaon.

Wenn du mich
Mit holdem Auge, Sappho, je betrachtet —

Sappho.

Du ſprichſt von Dingen, die vergangen ſind.
Ich ſuchte dich und habe mich gefunden!
Du faßteſt nicht mein Herz, ſo fahre hin!
Auf feſtern Grund muß meine Hoffnung fußen.

Phaon.

So haſſeſt du mich alſo?

Sappho.

Lieben! Haſſen!
Gibt es kein Drittes mehr? Du warſt mir werth
Und biſt es noch und wirſt mir's immer ſein,
Gleich einem lieben Reiſ'genoſſen, den
Auf kurzer Ueberfahrt des Zufalls Laune
In unſern Nachen führte, bis das Ziel erreicht
Und ſcheidend jeder wandelt ſeinen Pfad,
Nur manchmal aus der fremden weiten Ferne
Des freundlichen Gefährten ſich erinnernd —
(Die Stimme verſagt ihr.)

Phaon (bewegt).

O Sappho!

Sappho.

Still! Laß uns in Ruhe ſcheiden!
(Zu den Uebrigen.)
Ihr, die ihr Sappho'n ſchwach geſehn, verzeiht!
Ich will mit Sappho's Schwäche euch verſöhnen,
Gebeugt erſt zeigt der Bogen ſeine Kraft!
(Auf den Altar im Hintergrunde zeigend.)
Die Flamme zündet Aphroditens an,
Daß hell ſie ſtrahle in das Morgenroth!
(Es geſchieht.)

Und nun entfernt euch, laſſet mich allein,
Alleine mit den Meinen mich berathen!

Rhamnes.

Sie will's, laßt uns gehorchen, kommt, ihr alle!

(Ziehen ſich zurück.)

Sappho (vortretend).

Erhabne, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geiſt zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dieß ſchwache Haupt gekrönt,
Und ausgeſät in weitentfernte Lande
Der Dicht'rin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergehn.
Ich dank' euch!

Ihr habt der Dichterin vergönnt zu nippen
An dieſes Lebens ſüß umkränztem Kelch!
Zu nippen nur, zu trinken nicht.
O ſeht! Gehorſam euerm hohen Wink,
Setz' ich ihn hin den ſüß umkränzten Becher
Und trinke nicht!

Vollendet hab' ich, was ihr mir geboten,
Darum verſagt mir nicht den letzten Lohn!

Die euch gehören, kennen nicht die Schwäche,
Der Krankheit Natter kriecht ſie nicht hinan,
In voller Kraft, in ihres Daſeins Blüthe
Nehmt ihr ſie raſch hinauf in eure Wohnung —
Gönnt mir ein gleiches, kronenwerthes Loos! —

O gebt nicht zu, daß eure Prieſterin
Ein Ziel des Hohnes werde eurer Feinde,
Ein Spott des Thoren, der ſich weiſe dünkt.
Ihr bracht die Blüthen, brechet auch den Stamm!
Laßt mich vollenden, ſo wie ich begonnen,
Erſpart mir dieſes Ringens blut'ge Qual.
Zu ſchwach fühl' ich mich länger noch zu kämpfen,
Gebt mir den Sieg, erlaſſet mir den Kampf! —
(Begeiſtert.)
Die Flamme lodert und die Sonne ſteigt,
Ich fühl's, ich bin erhört! Habt Dank! ihr Götter! —
Du Phaon, du Melitta, kommt heran!
(Phaon auf die Stirne küſſend)
Es küſſet dich ein Freund aus fernen Welten,
(Melitten umarmend)
Die todte Mutter ſchickt dir dieſen Kuß!
Nun hin! dort an der Liebesgöttin Altar
Erfülle ſich der Liebe dunkles Loos.
(Eilt dem Altare zu.)

Rhamnes.

Was ſinnet ſie? Verklärt iſt all ihr Weſen,
Glanz der Unſterblichen umleuchtet ſie!

Sappho

(auf eine Erhöhung des Ufers hintretend und die Hände über die Beiden ausſtreckend).

Den Menſchen Liebe und den Göttern Ehrfurcht!

Genießet, was euch blüht, und denket mein!
So zahle ich die letzte Schuld des Lebens,
Ihr Götter, ſegnet ſie und nehmt mich auf!
(Stürzt ſich vom Felſen ins Meer.)

Phaon.

Halt ein! Halt Sappho!

Melitta.

Weh! ſie ſtürzt, ſie ſtirbt!

Phaon
(mit Melitten beſchäftigt).

Schnell Hülfe! Fort ans Ufer! Rettung! Hülfe!
(Einige ab.)

Rhamnes
(der aufs Ufer geſtiegen).

Ihr Götter wendet ab! dort jene Klippe,
Berührt ſie die, iſt ſie zerſchellt, zerſchmettert! —
Tragt ſie vorüber! — Weh! — Es iſt geſchehn!

Phaon.

Was kreiſcheſt du? Nach Kähnen! Eilet! Rettet!

Rhamnes (herabſteigend).

Halt ein! Es iſt zu ſpät! Gönnt ihr das Grab,
Das ſie, verſchmähend dieſe falſche Erde,
Gewählt ſich in des Meeres heil'gen Fluten!

Phaon.

Todt?

Rhamnes.

Todt!

Phaon.

Weh mir! Unmöglich, nein!

Rhamnes.

Es iſt —
Verwelkt der Lorbeer und das Saitenſpiel verklungen!
— Es war auf Erden ihre Heimath nicht.

(Mit erhobenen Händen.)

Sie iſt zurückgekehret zu den Ihren.

Der Vorhang fällt.

Ende.

Sappho wurde am 21. April 1818 zum erſtenmale im Burgtheater aufgeführt. Der junge Grillparzer — er ſtand in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre — hatte ſie binnen wenigen Wochen in einem Zuge geſchrieben. Die Veranlaſſung dazu war geweſen, daß ihn auf dem Wege nach dem Prater ein Muſikfreund angeſprochen, und ihn zur Abfaſſung eines Operntextes aufgefordert hatte. Die Dichterin Sappho hatte er zur Heldin dieſer Operndichtung vorgeſchlagen. Grillparzer hatte dieſe Arbeit abgelehnt und war allein in den einſameren Theil des Praters fortgewandelt, das Thema eines Sappho-Drama's ſeiner Phantaſie hingebend. Mit allen Kräften bemächtigt ſich ſofort ſeine Schöpfungskraft dieſes poetiſchen Stoffes, und als er nach der Stadt zurückkehrt, ſteht das Gerüſt des dramatiſchen Aufbaues vor ſeiner Seele.

Ebenſo raſch iſt er an die Ausführung gegangen. Er hat damals im Schottenhofe gewohnt und iſt durch die Hitze eines Backofens unter ſeinem Zimmer gepeinigt worden während des Schreibens. Eine Verwandte hat ihm ein kleines Zimmer ihrer Wohnung eingeräumt, damit der eifrige Jüngling ſeinem Schreibedrange genügen könne. In dieſem vergönnten Raume hat er gleichſam in einem Zuge binnen ein paar Wochen die Tragödie geſchrieben.

Das Originalmanuſcript iſt noch vorhanden, und zeigt einen Akt lang unveränderten Fluß der Reden. Erſt in den letzten Akten erſcheinen Korrekturen und eine große Einſchaltung. Dieſe betrifft den Diener Rhamnes, welcher ſich dem Dichter erſt im Verlaufe der Handlung zu einer wichtigen Perſon herausgebildet hat. Im Perſonenverzeichniſſe fehlt er ganz, im Texte erſcheint er dann nur als „Diener,“ und in den letzten Akten erſt erhält er den Namen Rhamnes. Die Einſchaltung aber iſt die große Rede des Rhamnes im fünften Akte, welche er gegen den auf ſein Recht pochenden Phaon ſpricht, und welche zu den ſtärkſten Wirkungen des Stückes gehört.

Eine Aenderung im Vorgange, ebenfalls dieſen Rhamnes betreffend, iſt im Originalmanuſcripte gar nicht angedeutet. Hier nämlich bindet Phaon bei ſeiner Entweichung mit Melitta den Rhamnes an eine Säule, und eilt allein mit Melitta in den Kahn. Das Rufen des Rhamnes bringt Dienerinnen und Sappho herbei, und treibt zur ſofortigen Verfolgung. Das hat der Dichter dann ſo geändert, daß Rhamnes gezwungen wird, die Fliehenden bis an den Kahn zu begleiten, wie wir es jetzt in der fünften Scene des vierten Aktes ſehen.

Grillparzer pflegte ſelbſt immer zu ſagen, daß diejenigen ſeiner Dramen an Fülle und Kraft verloren haben, bei deren Niederſchreibung eine Unterbrechung des Schreibens ſtattgefunden hätte. Er iſt ſtets in großer Aufregung geweſen beim Schreiben eines Drama's, und eine längere Pauſe, welche durch äußere Umſtände herbeigeführt worden, hat ſtets ſeine Produktion geſchwächt.

Daß er bei der Sappho nicht unterbrochen worden, das iſt dieſer Tragödie offenbar zum Heile geweſen. Sie iſt aus einem Guſſe, und gehört zum Vollendetſten was er geſchaffen.

Daß ein noch nicht ſechsundzwanzig Jahre alter Jüngling ſolche ſchöne Tragödie binnen wenig Wochen ſchaffen konnte, iſt ein Zeugniß für reiche Bildung und für außerordentliche Stärke des Talentes.

Sophie Schröder war die erſte Darſtellerin der Sappho. Die erſte gedruckte Ausgabe des Stücks wurde denn auch mit ihrem Bilde von Daffinger geziert.

Sie hat die Rolle bis in ihr Alter geſpielt, und dieß iſt vielleicht Veranlaſſung geweſen, daß die Rolle der Sappho zumeiſt der Heldenmutter zugetheilt worden iſt. Meines Erachtens zum Nachtheile des Bühnenerfolges. Die tragiſche Wirkung wird abgeſchwächt, wenn Sappho dem Kreiſe der Liebhaberinnen ganz entrückt erſcheint; ſie wird ungemein erhöht, wenn die Darſtellerin der Sappho noch gültigen Anſpruch auf die Eigenſchaften einer Liebhaberin machen kann. Das Stück erſchien wie neu geboren, und fand einen ungemeinen Aufſchwung, als ich die Rolle einer Liebhaberin übergab.

H. L.

Heinrich Laube.

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

235 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Das goldene Vließ. Dramatiſches Gedicht.

I. Der Gaſtfreund 3
II. Die Argonauten 39
III. Medea 157

Das goldene Vließ.

Dramatiſches Gedicht

in drei Abtheilungen.

[illegible]

I.

Der Gaſtfreund.

Trauerſpiel in einem Aufzuge.

BIBLIOTECA
DE
MONTSERRAT

Perſonen.

Aietes, König von Kolchis.
Medea, ſeine Tochter.
Gora, Medeens Amme.
Peritta, eine ihrer Jungfrauen.
Phryxus.
Jungfrauen Medeens.
Griechen in Phryxus Gefolge.
Kolcher.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kolchis. Wilde Gegend mit Felſen und Bäumen, im Hintergrunde das Meer. Am Geſtade deſſelben ein Altar von unbehauenen Steinen zuſammengeſetzt, auf dem die koloſſale Bildſäule eines nackten, bärtigen Mannes ſteht, der in ſeiner Rechten eine Keule, um die Schultern ein goldenes Widderfell trägt. Links an den Scenen des Mittelgrundes der Eingang eines Hauſes mit Stufen und rohen Säulen. Tagesanbruch.

Medea, Gora, Peritta, Gefolge von Jungfrauen.

(Beim Aufziehen des Vorhanges ſteht Medea im Vorgrunde mit dem Bogen in der Hand, in der Stellung einer, die eben den Pfeil abgeſchoſſen. An den Stufen des Altars liegt ein von einem Pfeile durchbohrtes Reh.)

Jungfrauen

(die entfernt geſtanden, zum Altar hineilend).

Das Opfer blutet!

Medea

(in ihrer vorigen Stellung).

Traf's?

Eine der Jungfrauen.

Gerad ins Herz.

Medea

(indem ſie den Bogen abgibt).

Das deutet Gutes; laßt uns eilen denn!
Geh eine hin und ſpreche das Gebet.

Gora
(zum Altar tretend).
Darimba, mächtige Göttin!
Menſchenerhalterin, Menſchentödterin!
Die den Wein du gibſt, und des Halmes Frucht,
Gibſt des Waidwerks herzerfreuende Spende
Und des Todfeinds Blut;
Darimba, reine, magdliche
Tochter des Himmels!
Höre mich!

Chor.
Darimba, mächtige Göttin!
Darimba! Darimba!

Gora.
Sieh! ein Reh hab' ich dir getödtet,
Den Pfeil ſchnellend vom ſtarken Bogen,
Dein iſt's; laß dir gefallen ſein Blut!
Segne das Feld, und den beutereichen Wald,
Gib, daß wir recht thun, und ſiegen in der Schlacht,
Gib, daß wir lieben den Wohlwollenden,
Und haſſen den, der uns haßt!
Mach uns ſtark und reich, Darimba,
Mächtige Göttin!

Chor.
Darimba! Darimba!

Gora.
Das Opfer am Altar zuckt und endet,
So mögen deine Feinde enden, Darimba,
Deine Feinde, und die unſern!
Es iſt Medea, Aietes Tochter,
Des Herrſchers von Kolchis fürſtliches Kind,

Die empor in deine Wohnungen ruft.
Höre mich, höre mich!
Und erfülle, was ich bat!

Chor
(mit Zimbeln und Handpauken zuſammenſchlagend).

Darimba! Darimba!
Mächtige Göttin!
Eriho! Jehu!

Medea.

Und ſomit genug. Das Opfer iſt gebracht,
Vollendet das zögernde Geſchäft.
Nun Pfeil und Bogen her, die Hunde vor,
Daß von des Jagdlärms hallendem Getos
Der grüne Wald ertöne nah und fern!
Die Sonne ſteigt. Hinaus! hinaus!
Und die am ſchnellſten rennt, und die am leicht'ſten ſpringt,
Sei Königin des Tags.
Du hier, Peritta? Sagt' ich dir nicht,
Daß du mich meiden ſollſt und gehn? So geh!

Peritta (knieend).

Medea!

Medea.

Knie nicht! Du ſollſt nicht knie'n!
Hörſt du? In deine Seele ſchäm' ich mich;
So feig, ſo zahm! — Mich ſchmerzt nicht dein Verluſt,
Mich ſchmerzt, daß ich dich jetzt verachten muß,
Und hab' dich einſt geliebt.

Peritta.

O wüßteſt du!

Medea.

Was denn? — Stahlſt du dich neulich von der Jagd,
Und gingſt zum Hirten ins Tergener Thal?
Thatſt du's? Sprich nein! du Falſche, Undankbare!
Verſprachſt du nicht, du wollteſt mein ſein, mein,
Und keines Manns? Sag' an, verſprachſt du's?

Peritta.

Als ich's gelobte, wußt' ich damals —

Medea.

Schweig!
Was braucht's zu wiſſen, als, daß du's verſprachſt!
Ich bin Aietes königliches Kind,
Und was ich thu' iſt recht, weil ich's gethan;
Und doch, du Falſche! hätt' ich dir verſprochen,
Die Hand hier abzuhau'n von meinem Arm,
Ich thät's, fürwahr, ich thät's, weil ich's verſprach.

Peritta.

Es riß mich hin, ich war beſinnungslos,
Und nicht mit meinem Willen, nein —

Medea.

Ei hört!
Sie wollte nicht, und that's! — Geh! du ſprichſt Unſinn!
Wie konnt' es denn geſcheh'n,
Wenn du nicht *wollteſt*? Was ich thu' das will ich,
Und was ich will — je nu, das thu ich manchmal *nicht*.
Geh hin in deines Hirten dumpfe Hütte,
Dort kau're dich in Rauch und ſchmutz'gen Qualm
Und baue Kohl auf einer Spanne Grund!
Mein Garten iſt die ungemeſſ'ne Erde,
Des Himmels blaue Säulen ſind mein Haus;

Da will ich ſteh'n, des Berges freien Lüften
Entgegen tragend eine freie Bruſt,
Und auf dich niederſeh'n, und dich verachten.
Hallo! in Wald! Ihr Mädchen, in den Wald!

Indem ſie abgehen will, kommt von der andern Seite ein **Kolcher.**

Kolcher.

Du Königstochter, höre!

Medea.

Was? Wer ruft?

Kolcher.

Ein Schiff mit Fremden angelangt zur Stund.

Medea.

Dem Vater ſag' es an, was kümmert's mich!

Kolcher.

Wo weilt er?

Medea.

Drin, im Haus.

Kolcher.

Ich eile.

Medea.

Thu's!

(Der Bote ab ins Haus.)

Medea.

Daß dieſe Fremden uns die Jagdluſt ſtören!
Ihr Schiff, es ankert wohl in jener Bucht,
Die ſonſt zum Sammelplatz uns dient der Jagd.
Allein was thut's! Bringt lange Speere her,
Und naht ein Kühner, zahl' er es mit Blut.

Nur Speere her! Doch leiſe, leiſe, hört!
Denn, ſäh's der Vater, wehren möcht' er es.
Kommt. — Dort das Mal von Steinen aufgehäuft,
Seht ihr's dort oben? Wer erreicht's zuerſt?
Stellt euch! — Nichts da! Nicht vorgetreten! Weg!
Wer ſiegt, hat auf der Jagd den erſten Schuß.
So, ſtellt euch, und wenn ich das Zeichen gebe,
Dann wie der Pfeil vom Bogen fort; gebt acht!
Acht! — Jetzt!

Aietes iſt unterdeſſen aus dem Hauſe getreten, mit ihm der **Bote**, der gleich abgeht.

Aietes.

Medea!

Medea

(ſich umwendend, aber ohne ihren Platz zu verändern)

Vater!

Aietes.

Du! Wohin?

Medea.

In Wald!

Aietes.

Bleib jetzt!

Medea.

Warum?

Aietes.

Ich will's. Du ſollſt.

Medea.

So fürchteſt du, daß jene Fremden —?

Aietes.

Weißt du alſo?

(Näher tretend, mit gedämpfter Stimme.)

Angekommen Männer
Aus fernem Land;
Bringen Gold, bringen Schätze,
Reiche Beute.

Medea.

Wem?

Aietes.

Uns, wenn wir wollen.

Medea.

Uns?

Aietes.

Sind Fremde, ſind Feinde,
Kommen zu verwüſten unſer Land.

Medea.

So geh hin und tödte ſie!

Aietes.

Zahlreich ſind ſie, und ſtark bewehrt,
Reich an Liſt die fremden Männer,
Leicht tödten ſie uns.

Medea.

So laß ſie ziehn.

Aietes.

Nimmermehr!
Sie ſollen mir —

Medea.

Thu' was du willſt;
Mich aber laß zur Jagd.

Aietes.

Bleib, ſag' ich, bleib!

Medea.

Was ſoll ich?

Aietes.

Helfen! rathen!

Medea.

Ich!

Aietes.

Du biſt klug, du biſt ſtark,
Dich hat die Mutter gelehrt
Aus Kräutern, aus Steinen
Tränke bereiten,
Die den Willen binden
Und feſſeln die Kraft;
Du ruf'ſt Geiſter
Und beſprichſt den Mond.
Hilf mir, mein gutes Kind!

Medea.

Bin ich dein gutes Kind?
Sonſt achteſt du meiner wenig,
Wenn ich will, willſt du nicht,
Und ſchiltſt mich und ſchlägſt nach mir;
Aber wenn du mein bedarfſt,
Lockſt du mich mit Schmeichelworten,
Und nennſt mich Medea, dein liebes Kind.

Aietes.

Vergiß, Medea, was ſonſt geſcheh'n,
Biſt doch auch nicht immer, wie du ſollteſt.
Jetzt ſteh' mir bei und hilf mir!

Medea.

Wozu?

Aietes.

So höre denn, mein gutes Mädchen!
Das Gold der Fremden all' und ihre Schätze —
Gelt, lächelſt?

Medea.

Ich?

Aietes.

Ei ja, das viele Gold,
Die bunten Steine, und die reichen Kleider,
Wie ſollen die mein Mädchen zieren!

Medea.

Ei, immerhin!

Aietes.

Du ſchlaue Bübin, ſieh,
Ich weiß, dir lacht das Herz nach all der Zier.

Medea.

Kommt nur zur Sache, Vater!

Aietes.

Ich —
Heiß dort die Mädchen geh'n!

Medea.

Warum?

Aietes.

Ich will's.

Medea.

Sie ſollen ja mit mir zur Jagd.

Aietes.

Heut keine Jagd!

Medea.

Nicht?

Aietes.

Nein, ſag ich, und nein! und nein!

Medea.

Erſt lobſt du mich, und —

Aietes.

Nun, ſei gut, mein Kind!
Komm hierher. Weiter! Hierher! ſo!
Du biſt ein kluges Mädchen, dir kann ich trauen.
Ich — —

Medea.

Nun?

Aietes.

Was ſiehſt du mir ſo ſtarr ins Antlitz?

Medea.

Ich höre, Vater. —

Aietes.

O, ich kenne dich!
Willſt du den Vater meiſtern, Ungerath'ne?
Ich entſcheide, was gut, was nicht.
Du *gehorchſt*. Aus meinen Augen, Verhaßte!

(Medea geht.)

Aietes.

Bleib! — Wenn du wollteſt, begreifen wollteſt —
Ich weiß, du kannſt, allein du willſt es nicht!
— So ſei's denn, bleib aus deines Vaters Rath,
Und diene, weil du dienen willſt.

(Man hört in der Ferne kriegeriſche Muſik.)

Aietes.

Was iſt das? Weh! ſie kommen uns zuvor?
Siehſt du, Thörin?

Die du ſchonen wollteſt, ſie tödten uns:
In vollem Zug hierher die fremden Männer!
Weh uns! Waffen! Waffen!

(Der Bote kommt wieder.)

Bote.

Der Führer, Herr, der fremden Männer —

Aietes.

Was will er? Meine Krone? Mein Leben?
Noch hab' ich Muth, noch hab' ich Kraft,
Noch rollt Blut in meinen Adern,
Zu tauſchen Tod um Tod!

Bote.

Er bittet um Gehör.

Aietes.

Bittet?

Bote.

Freundlich ſich mit dir zu beſprechen,
Zu ſtiften friedlichen Vergleich.

Aietes.

Bittet? — und hat die Macht in Händen.
Findet uns unbewehrt, er in Waffen,
Und bittet, der Thor!

Bote.

In dein Haus will er treten,
Sitzen an deinem Tiſche,
Eſſen von deinem Brot,
Und dir vertrauen,
Was ihn hierher geführt.

Aietes.

Er komme, er komme!

Hält er Friede nur zwei Stunden,
Später fürcht' ich ihn nicht mehr.
Sag' ihm, daß er nahe,
Aber ohne Schild, ohne Speer,
Nur das Schwert an der Seite,
Er und ſeine Geſellen.
Dann aber geh und biet' auf die Getreuen
Rings herum im ganzen Lande.
Heiß ſie ſich ſtellen gewappnet, bewehrt
Mit Schild und Panzer, mit Lanz' und Schwert,
Und ſich verbergen im nahen Gehölz,
Bis ich winke, bis ich rufe. — Geh!

(Bote ab.)

Ich will dein lachen, du ſchwacher Thor!
Du aber, Medea, ſei mir gewärtig!
Einen Trank, ich weiß es, bereiteſt du,
Der mit ſanfter, ſchmeichelnder Betäubung
Die Sinn' entbindet ihres Dieneramt's
Und ihren Herrn zum Sklaven macht des Schlafs.
Geh hin und hole mir von jenem Trank.

Medea.

Wozu?

Aietes.

Geh, ſag' ich, hin, und hol' ihn mir!
Dann komm zurück. Ich will ſie zähmen, dieſe Stolzen.

(Medea ab.)

Aietes

(gegen den Altar im Hintergrunde gewendet).

Peronto, meiner Väter Gott!
Laß gelingen, was ich ſinne,
Und theilen will ich, treu und redlich,
Was wir gewinnen von unſeren Feinden.

Kriegeriſche Muſik. **Bewaffnete Griechen** ziehen auf, mit grünen Zweigen in der Hand. Der letzte geht **Phryxus**, in der linken Hand gleichfalls einen grünen Zweig, in der rechten ein goldenes Widderfell in Geſtalt eines Paniers auf der Lanze tragend. **Bewaffnete Kolcher** treten von der andern Seite ein. Die Muſik ſchweigt.

(Indem Phryxus an dem im Hintergrunde befindlichen Altar und der darauf ſtehenden Bildſäule vorbei geht, bleibt er, wie von Erſtaunen gefeſſelt, ſtehen, dann ſpricht er:)

Phryxus.

Kann ich den Augen trau'n? — Er iſt's, er iſt es!
Sei mir gegrüßt, du freundliche Geſtalt,
Die mich durch Wogenſturm und Unglücksnacht
Hierher geführt an dieſe ferne Küſte,
Wo Sicherheit und einfach ſtille Ruh
Mit Kindesblicken mir entgegen lächeln.
Dieß Zeichen, das du mir als Pfand der Rettung
In jener unheilvollen Stunde gabſt,
Und das, wie der Polarſtern vor mir leuchtend,
Mich in den Hafen eingeführt des Glücks;
Ich pflanz' es dankbar auf vor deinem Altar
Und beuge betend dir ein frommes Knie,
Der du ein Gott mir wareſt in der That,
Wenn gleich dem Namen nach, mir Fremden, nicht.

(Er kniet.)

Aietes (im Vordergrunde).

Was iſt das?
Er beugt ſein Knie dem Gott meiner Väter!
Denk' der Opfer, die ich dir gebracht,
Hör' ihn nicht, Peronto,
Höre den Fremden nicht!

Phryxus (aufſtehend).

Erfüllet iſt des Dankes ſüße Pflicht.
Nun führt zu eurem König mich! Wo weilt er?

(Die Kolcher weichen ſchweigend und ſcheu zu beiden Seiten aus dem Wege. Phryxus erblickt den König, auf ihn zugehend.)

Phryxus.

In dir grüß' ich den Herrn wohl dieſes Landes?

Aietes.

Ich bin der Kolcher Fürſt.

Phryxus.

Sei mir gegrüßt!
Es führte Göttermacht mich in dein Reich,
So ehr' in mir den Gott, der mich beſchützt.
Der Mann, der dort auf jenem Altar thront,
Iſt er das Bildniß eines, der da lebte?
Wie, oder ehrt ihr ihn als einen Himmliſchen?

Aietes.

Es iſt Peronto, der Kolcher Gott.

Phryxus.

Peronto! Rauher Laut dem Ohr des Fremden,
Wohltönend aber dem Geretteten.
Verehrſt du jenen dort als deinen Schützer,
So liegt ein Bruder jetzt in deinem Arm,
Denn Brüder ſind ja Eines Vaters Söhne.

Aietes

(der Umarmung ausweichend).

Schützer er dir?

Phryxus.

Ja, du ſollſt noch hören.
Doch laß mich bringen erſt mein Weihgeſchenk.

(Er geht zum Altar und ſtößt vor demſelben ſein Panier in den Boden.)

Medea kommt mit einem Becher.

Medea (laut).

Hier, Vater, iſt der Trank!

Aietes

(ſie gewaltſam auf die Seite ziehend, leiſe).

Schweig, Thörichte!

Siehſt du denn nicht?

Medea.

Was?

Aietes.

Den Becher gib der Sklavin.
Und ſchweig!

Medea.

Wer iſt der Mann?

Aietes.

Der Fremden Führer, ſchweig!

Phryxus

(vom Altar zurückkommend).

Jetzt tret' ich leicht erſt in dein gaſtlich Haus.
Doch wer iſt dieſes blühend holde Weſen,
Das wie der goldne Saum der Wetterwolke
Sich ſchmiegt an deine krieg'riſche Geſtalt?
Die rothen Lippen und der Wange Licht,
Sie ſcheinen Huld und Liebe zu verheißen,
Streng widerſprochen von dem finſtern Aug',
Das blitzend, wie ein drohender Komet,
Hervorſtrahlt aus der Locken ſchwarzem Dunkel.
Halb Charis ſteht ſie da, und halb Mänade,
Entflammt von ihres Gottes heil'ger Gluth.
Wer biſt du, holdes Mädchen?

Aietes.

Sprich, Medea!

Medea (trocken).

Medea bin ich, dieſes Königs Kind!

Phryxus.

Fürwahr ein Kind und eine Königin!
Ich nehm' dich an als gute Vorbedeutung
Für eine Zukunft, die uns noch verhüllt.
O lächle, Mädchenbild, auf meinen Eintritt!
Vielleicht, wer weiß? — ob nicht dein Vater,
Von dem ich Zuflucht nur und Schutz verlangt,
Mir einſt noch mehr gibt, mehr noch, o Medea!

Aietes.

Was alſo, Fremdling, iſt dein Begehr?

Phryxus.

So höre denn, was mich hierher geführt,
Was ich verloren, Herr, und was ich ſuche.
Geboren bin ich in dem ſchönen Hellas,
Von Griechen ich ein Grieche, reinen Bluts.
Es lebet Niemand, der ſich höh'rer Abkunft,
Sich edlern Stammes rühmen kann, als ich:
Denn Hellas Götter nenn' ich meine Väter,
Und meines Hauſes Ahn regiert die Welt.

Medea
(ſich abwendend).

Ich gebe, Vater —

Aietes.

Bleib und ſchweig!

Phryxus.

Von Göttern alſo zieh' ich mein Geſchlecht.

Allein mein Vater, alten Ruhms vergeſſend
Und jung-erzeugter Kinder Recht und Glück,
Erkor zur zweiten Eh' ein niedrig Weib,
Das, neidiſch auf des erſten Bettes Sproſſen,
Und üb'rall Vorwurf ſehend, weil ſie ſelbſt
Sich Vorwurf zu verdienen war bewußt,
Den Zorn des Vaters reizte gegen mich.
Die Zwietracht wuchs, und Häſcher ſandt' er aus,
Den Sohn zu fah'n, vielleicht zu tödten ihn.
Da ging ich aus der Väter Haus und floh,
In fremdem Land zu ſuchen heimiſch Glück.
Umirrend kam ich in die Delpherſtadt
Und trat, beim Gotte Rath und Hülfe ſuchend,
In Phöbos reiches, weitberühmtes Haus.
Da ſtand ich in des Tempels weiten Hallen,
Mit Bildern rings umſtellt und Opfergaben,
Erglühend in der Abendſonne Strahl.
Vom Schauen matt und von des Weges Laſt
Schloß ſich mein Aug' und meine Glieder ſanken,
Dem Zug erliegend, ſchlummerte ich ein.
Da fand ich mich im Traum im ſelben Tempel,
In dem ich ſchlief, doch wachend und allein
Und betend zu dem Gott um Rath. Urplötzlich
Umflammt mich heller Glanz, und einen Mann
In nackter Kraft, die Keule in der Rechten,
Mit langem Bart und Haar, ein Widderfell
Um ſeine mächt'gen Schultern, ſtand vor mir
Und lächelte mit milder Huld mich an.
„Nimm Sieg und Rache hin!" ſprach er und löſte
Das reiche Vließ von ſeinen Schultern ab
Und reichte mir's; da, ſchütternd, wacht' ich auf.
Und ſiehe! von dem Morgenſtrahl beleuchtet,

Stand eine Blende ſchimmernd vor mir da
Und drin aus Marmor künſtlich ausgehau'n,
Derſelbe Mann, der eben mir erſchienen,
Mit Haar und Bart und Fell, wie ich's geſehn.

Aietes
(auf die Bildſäule im Hintergrunde zeigend).

Der dort?

Phryxus.

Ihm glich er, wie ich mir.
So ſtand er da in Götterkraft und Würde,
Vergleichbar dem Herakles, doch nicht er;
Und an dem Fußgeſtell des Bildes war
Der Name Kolchis golden eingegraben.
Ich aber deutete des Gottes Rath
Und nehmend, was er räthſelhaft mir bot,
Löst' ich — ich war allein — den goldnen Schmuck
Vom Hals des Bildes und in Eile fort.
Des Vaters Häſcher fand ich vor den Thoren,
Sie wichen ſcheu des Gottes Goldpanier;
Die Prieſter neigten ſich, das Volk lag auf den Knieen,
Und, vor mir her es auf der Lanze tragend,
Komm ich durch tauſend Feinde bis ans Meer.
Ein ſchifft' ich mich und hoch als goldne Wimpel
Flog mir das Vließ am ſturmumtobten Maſt,
Und wie die Wogen ſchäumten, Donner brüllten
Und Meer und Wind und Hölle ſich verſchworen,
Mich zu verſenken in das naſſe Grab;
Verſehrt ward mir kein Haar und unverletzt
Kam ich hierher an dieſe Rettungsküſte,
Die vor mir noch kein griech'ſcher Fuß betrat.
Und jetzo geht an dich mein bittend Flehn:

Nimm auf mich und die Meinen in dein Land.
Wo nicht, ſo faſſ' ich ſelber Sitz und Stätte,
Vertrauend auf der Götter Beiſtand, die
Mir Sieg und Rache durch dieß Pfand verliehn!
— Du ſchweigſt?

Aietes.

Was willſt du, daß ich ſage?

Phryxus.

Gewährſt du mir ein Dach, ein gaſtlich Haus?

Aietes.

Tritt ein, wenn dir's gut dünkt, Vorrath iſt
Von Speiſ' und Trank genug. Dort nimm und iß!

Phryxus.

So rauh übſt du des Wirthes gaſtlich Amt?

Aietes.

Wie du dich gibſt, ſo nehm' ich dich.
Wer in des Krieges Kleidung Gabe heiſcht,
Erwarte nicht ſie aus des Friedens Hand.

Phryxus.

Den Schild hab' ich, die Lanze abgelegt.

Aietes.

Das Schwert iſt, denkſt du, gegen uns genug.
Doch halt' es, wie du willſt.

(Leiſe zu Medea.)

Begehr' ſein Schwert.

Phryxus.

Noch eins! An reichem Schmuck und köſtlichen Gefäſſen
Bring ich ſo manches, was ich ſichern möchte;
Du nimmſt es doch in deines Hauſes Hut?

Aietes.

Thu, wie du willſt.

(Zu Medea.)

Sein Schwert, ſag' ich, begehr'!

Phryxus.

Nun denn, Gefährten! was wir hergebracht,
Gerettet aus des Glückes grauſem Schiffbruch,
Bringt es hieher in dieſer Mauern Umfang,
Als Grundſtein eines neuen, feſtern Glücks.

Aietes (zu Medea).

Des Fremden Schwert!

Medea.

Wozu?

Aietes.

Sein Schwert, ſag' ich!

Medea (zu Phryxus).

Gib mir dein Schwert!

Phryxus.

Was ſagſt du, holdes Kind?

Aietes.

Fremd iſt dem Mädchen eurer Waffen Anblick,
Bei uns geht nicht der Friedliche bewehrt.
Auch iſt's euch läſtig.

Phryxus (zu Medea).

Sorgeſt du um mich?

(Medea wendet ſich ab.)

Phryxus.

Sei mir nicht bös! Ich weigr' es dir ja nicht.

(Er gibt ihr das Schwert.)

Dem Himmliſchen vertrau' ich mich und dir!
Wo du biſt, da iſt Frieden. Hier mein Schwert!
Und jetzo in dein Haus, mein edler Wirth!

Aietes.

Geht nur, ich folg' euch bald!

Phryxus.

Und du, Medea?
Laß mich auch dich am frohen Tiſche ſehn!
Kommt, Freunde, theilt die Luſt, wie ehmals die Gefahr.

(Ab mit ſeinen Gefährten.)

(Medea ſetzt ſich auf eine Felſenbank im Vorgrunde und beſchäftigt ſich mit ihrem Bogen, den ſie von der Erde aufgehoben hat. Aietes ſteht auf der andern Seite des Vordergrundes und verfolgt mit den Augen die Diener des Phryxus, die Gold und reiche Gefäſſe ins Haus tragen. — Lange Pauſe.)

Aietes.

Medea!

Medea.

Vater!

Aietes.

Was denkſt du?

Medea.

Ich? Nichts!

Aietes.

Vom Fremden, mein' ich.

Medea.

Er ſpricht und ſpricht;
Mir widert's!

Aietes

(raſch auf ſie zugehend).

Nicht wahr? Spricht und gleiß't,

Und iſt ein Böſewicht,
Ein Gottverächter, ein Tempelräuber!
Ich tödt' ihn!

Medea.

Vater!

Aietes.

Ich thu's!
Soll er davon tragen all' den Reichthum,
Den er geraubt, dem Himmel geraubt?
Erzählt' er nicht ſelbſt, wie er im Tempel
Das Vließ gelöst von der Schulter des Gottes,
Des Donnerers, Peronto's,
Der Kolchis beſchützt.
Ich will dir ihn ſchlachten, Peronto!
Rache ſei dir, Rache!

Medea.

Tödten willſt du ihn, den Fremden, den Gaſt?

Aietes.

Gaſt? —
Hab' ich ihn geladen in mein Haus?
Ihm beim Eintritt Brod und Salz gereicht
Und geheißen ſitzen auf meinen Stuhl?
Ich hab' ihm nicht Gaſtrecht geboten,
Er nahm ſich's: büß' er's, der Thor!

Medea.

Vater, Peronto rächet den Mord!

Aietes.

Peronto gebeut ihn.
Hat der Freche nicht an ihm gefrevelt?
Sein Bild beraubt in der Delpherſtadt?

Führt der Erzürnte ihn nicht ſelbſt her,
Daß ich ihn ſtrafe, daß ich räche
Des Gottes Schmach und meine?
Das Vließ dort am glänzenden Speer,
Des Gottes Kleid, der Kolcher Heiligthum,
Soll's ein Fremder, ein Frevler entweihn?
Mein iſt's, mein! Mir ſendet's der Gott,
Und Sieg und Rache geknüpft an dieß Pfand,
Den Unſern werd' es zu Theil! —
Tragt nur zu des koſtbaren Guts!
Ihr führet die Ernte mir ein!
Sprich nicht und komm! daß er uns nicht vermißt;
Gefahrlos ſei die Rach' und ganz.
Komm, ſag' ich, komm!

(Beide ab ins Haus.)

Ein **kolchiſcher Hauptmann** mit **Bewaffneten** tritt auf.

Hauptmann.

Hieher beſchied man uns. Was ſollen wir?

(Ein Kolcher aus dem Hauſe.)

Kolcher.

Heda!

Hauptmann.

Hier ſind wir!

Kolcher.

Leiſ'!

Hauptmann.

Sprich! Was ſoll's?

Kolcher.

Vertheilt euch rechts und links, und wenn ein Fremder —
Doch ſtill jetzt! Einer naht! — Kommt! hört das Weit're.

(Alle ab.)

Phryxus

(mit ängſtlichen Schritten aus dem Hauſe).

Ihr Götter! Was iſt das? Ich ahne Schreckliches.
Es murmeln die Barbaren unter ſich
Und ſchau'n mit höhn'ſchem Lächeln hin auf uns;
Man geht, man kommt, man winkt, man lauert,
Und die Gefährten, einer nach dem andern
Sinkt hin in dumpfen Schlaf; ob Müdigkeit,
Ob irgend ein verruchter Schlummertrank
Sie einlullt, weiß ich nicht. Gerechte Götter!
Habt ihr mich hergeführt, mich zu verderben?
Nur eines bleibt mir noch: Flucht auf mein Schiff.
Dort ſamml' ich die Zurückgebliebenen,
Und dann zur Rettung her, zur Hülfe — Horch!

(Schwertgeklirr und dumpfe Stimmen im Hauſe.)

Man ficht! — Man tödtet! — Weh mir, weh! — Zu ſpät!
Nun bleibt nur Flucht. Schnell, eh' die Mörder nah'n!

(Er will gehen. Krieger mit gefällten Spießen treten ihm entgegen.)

Kolcher.

Zurück!

Phryxus.

Ich bin verrathen! — Hier!

(Von allen Seiten treten Bewaffnete mit geſenkten Speeren ihm entgegen.)

Bewaffnete.

Zurück!

Phryxus.

Umſonſt! Es iſt vorbei! — Ich folg' euch, Freunde!

(An den Altar hineilend.)

Nun denn, du Hoher, der mich hergeführt,
Biſt du ein Gott, ſo ſchirme deinen Schützling.

Aietes mit bloßem Schwert aus dem Hauſe. **Medea** hinter ihm. **Gefolge.**

Aietes.

Wo iſt er?

Medea.

Vater, höre!

Aietes.

Wo, der Fremdling?
Dort am Altar. Was ſuchſt du dort?

Phryxus.

Schutz ſuch' ich!

Aietes.

Gegen wen? Komm mit ins Haus.

Phryxus.

Hier ſteh' ich und umklammre dieſen Altar,
Den Göttern trau' ich; o daß ich es dir!

Medea.

O Vater, höre mich!

Phryxus.

Du auch hier, Schlange?
Warſt du ſo ſchön und locteſt du ſo lieblich,
Mich zu verderben hier im Todesnetz?
Mein Herz ſchlug dir vertrauensvoll entgegen,
Mein Schwert, den letzten Schutz, gab ich in deine Hand,
Und du verräthſt mich?

Medea.

Nicht verrieth ich dich!
Gabſt du dein Schwert mir, nimm ein andres hier
Und wehre dich des Lebens.
(Sie hat einem der Umſtehenden das Schwert entriſſen und reicht es ihm.)

Aietes

(ihr das Schwert entreißend).

Thörichte! —

Vom Altar fort!

Phryxus.

Ich bleibe!

Aietes.

Reißt ihn weg!

Phryxus

(da einige auf ihn losgehen).

Nun denn, ſo muß ich ſterben? — Ha, es ſei!
Doch ungerochen, klaglos fall' ich nicht.

(Er reißt das Panier mit dem goldenen Vließ aus der Erde und tritt damit in den Vorgrund.)

Du unbekannte Macht, die her mich führend,
Dieß Pfand der Rettung huldvoll einſt mir gab,
Und Sieg und Rache mir dabei verhieß!
Zu dir ruf' ich empor nun, höre mich!
Hab' ich den Sieg durch eigne Schuld verwirkt,
Das Haupt darbietend dem Verräthernetz
Und blind dem Schickſal trauend, ſtatt mir ſelber,
So laß doch Rache wenigſtens ergehn
Und halte deines Wortes zweite Hälfte.

Aietes.

Was zauderſt du?

Phryxus.

Aietes!

Aietes.

Nun, was noch?

Phryxus.

Ich bin dein Gaſt, und du verräthſt mich?

Aietes.

Mein Gaſt? Mein Feind!
Was ſuchteſt du, Fremder, in meinem Land?
Hab' ich dir Gaſtrecht gelobt? dich geladen in mein Haus?
Nichts verſprach ich, Thörichter!
Verderbt durch eigne Schuld!

Phryxus.

Damit beſchönſt du deine Frevelthat?
O triumphire nicht! Tritt her zu mir.

Aietes.

Was ſoll's?

Phryxus.

Sieh dieſes Banner hier, mein letztes Gut.
Die Schätze alle haſt du mir geraubt,
Dieß eine fehlt noch.

Aietes

(darnach greifend).

Fehlt? Wie lange noch?

Phryxus.

Zurück! Betracht's, es iſt mein letztes Gut,
Und von ihm ſcheidend, ſcheid' ich von dem Leben.
Begehrſt du's?

Aietes.

Ja!

Phryxus.

Begehrſt du's?

Aietes

(die Hand ausſtreckend).

Gib mir es!

Phryxus.

Nimm's hin, des Gaſtes Gut, du edler Wirth,
Sieh', ich vertrau' dir's an. Bewahre mir's!
(Mit erhöhter Stimme.)
Und gibſt du's nicht zurücke, unbeſchädigt
Nicht mir, dem Unbeſchädigten, zurück,
So treffe dich der Götter Donnerfluch,
Der über dem rollt, der die Treue bricht.
Nun iſt mir leicht! Nun Rache, Rache, Rache!
Er hat mein Gut. Verwahre mir's getreu.

Aietes.

Nimm es zurück!

Phryxus.

Nein, nicht um deine Krone!
Du haſt mein Gut, dir hab' ich's anvertraut,
Bewahre treu das anvertraute Gut!

Aietes
(ihm das Vließ aufdringend).

Nimm es zurück!

Phryxus
(ihm ausweichend).

Du haſt mein Gut, verwahr' es treu!
Sonſt Rache, Rache, Rache!

Aietes
(ihn über die Bühne verfolgend und ihm das Banner aufdringend).

Nimm es, ſag' ich!

Phryxus (ausweichend).

Ich nehm' es nicht. Verwahre mir's getreu!
(Zur Bildſäule des Gottes empor.)
Siehſt du? Er hat's, ihm hab' ich's anvertraut!
Und gibt er's nicht zurück, treff' ihn dein Zorn.

Aietes.

Nimm es zurück!

Phryxus (am Altar).

Nein, nein!

Aietes.

Nimm's!

Phryxus.

Du verwahrſt's.

Aietes.

Nimm's.

Phryxus.

Nein!

Aietes.

Nun, ſo nimm dieß!

(Er ſtößt ihm das Schwert in die Bruſt.)

Medea.

Halt! Vater, halt!

Phryxus (niederſinkend).

Es iſt zu ſpät!

Medea.

Was thatſt du?

Phryxus

(zur Bildſäule empor).

Siehſt du's, ſiehſt du's?
Den Gaſtfreund tödtet er, und hat ſein Gut!
Der du des Gaſtfreunds heilig Haupt beſchützeſt,
O räche mich! Fluch dem treuloſen Mann!
Ihm muß kein Freund ſein, und kein Kind, kein Bruder,
Kein frohes Mahl — kein Labetrunk;
Was er am liebſten liebt — verderb' ihn! —

Und dieſes Vließ, das jetzt in ſeiner Hand,
Soll niederſchau'n auf ſeiner Kinder Tod! —
Er hat den Mann erſchlagen, der ſein Gaſt —
Und vorenthält — das anvertraute Gut —
Rache! — Rache! —

(Stirbt. Lange Pauſe.)

Medea.

Vater!

Aietes

(zuſammenſchreckend).

Was?

Medea.

Was haſt du gethan!

Aietes

(dem Todten das Vließ aufdringen wollend).

Nimm es zurück!

Medea.

Er nimmt's nicht mehr. Er iſt todt!

Aietes.

Todt! —

Medea.

Vater! Was haſt du gethan?
Den Gaſtfreund erſchlagen!
Weh dir! Weh uns Allen! — Ha! —
Aufſteigt's aus den Nebeln der Unterwelt!
Drei Häupter, blut'ge Häupter,
Schlangen die Haare,
Flammen die Blicke!
Höher! höher! — Empor ſteigen ſie!
Entfleiſchte Arme, Fackeln in Händen,
Fackeln! — Dolche! —

Horch! Sie öffnen die welken Lippen,
Sie murren, ſie ſingen
Heiſchern Geſangs:
Wir hüten den Eid,
Wir vollſtrecken den Fluch!
Sie kommen, ſie nahen,
Sie umſchlingen mich!
Mich, dich, uns Alle!
Weh über dich!

Aietes.

Medea!

Medea.

Ueber dich, über uns!
Weh! Weh!

(Entflieht.)

Aietes
(ihr die Arme nachſtreckend).

Medea! Medea!

Der Vorhang fällt.

◆

II.

Die Argonauten.

Trauerſpiel in vier Aufzügen.

Perſonen.

Aietes, König von Kolchis.
Medea,
Abſyrtus, } ſeine Kinder.
Gora, Medeens Amme.
Peritta, eine ihrer Geſpielen.
Jaſon.
Milo, ſein Freund.
Medeens Jungfrauen.
Argonauten.
Kolcher.

Erſter Aufzug.

Kolchis. — Wilde Gegend mit Felſen und Bäumen. Im Hintergrunde ein halbverfallener Thurm, aus deſſen oberſtem Stockwerke ein ſchwaches Licht flimmert. Weiter zurück die Ausſicht aufs Meer. — Finſtere Nacht.

Abſyrtus hinter der Scene.

Dorther ſchimmert das Licht! — Komm hierher, Vater! —
Ich bahne dir den Weg! — Noch dieſen Stein! —
So!
(Auftretend und mit dem Schwerte nach allen Seiten ins Gebüſch hauend.)
Aus dem Wege, unnützes Pack!
Vater, mein Schwert macht klare Bahn!

Aietes tritt auf, den Helm auf dem Kopfe, ganz in einen dunkeln Mantel gehüllt.

Abſyrtus.

Wir ſind an Ort und Stelle, Vater!
Dort der Thurm, wo die Schweſter hauſ't.
Siehſt das Licht aus ihrer Zelle?
Da weilt ſie und ſinnt Zauberſprüche
Und braut Tränke den langen Tag;

Des Nachts aber geht ſie geſpenſtiſch hervor,
Und wandelt umher, und klagt und weint.
(Aietes macht eine unwillige Bewegung.)

Abſyrtus.

Ja, Vater, und weint — ſo erzählt der Hirt
Vom Thal da unten — und ringt die Hände,
Daß es, ſpricht er, kläglich ſei anzuſehn.
Was mag ſie wohl treiben und ſinnen, Vater?
(Aietes geht gedankenvoll auf und nieder.)

Abſyrtus.

Du antworteſt nicht? — Was haſt du, Vater?
Trüb und düſter iſt dein Gemüth.
Du haſt doch nicht Furcht vor dem Fremden, Vater?

Aietes.

Furcht, Bube?

Abſyrtus.

Nun, Sorge denn, Vater.
Aber habe nicht Furcht noch Sorge!
Sind uns nicht Waffen und Kraft und Arme?
Iſt nicht ein Häuflein nur der Fremden?
Wären ihrer doch zehnmal mehr!
Laß ſie nur kommen, wir wollen ſie jagen
Eilends heim in ihr dunkles Land,
Wo keine Wälder ſind und keine Berge,
Wo kein Mond ſtrahlt, keine Sonne leuchtet,
Die täglich, hat ſie ſich müde gewandelt,
Zur Ruhe geht in unſerm Meer.
Laß ſie nur kommen, ich will ſie empfangen,
Du haſt nicht umſonſt mich wehrhaft gemacht,
Nicht umſonſt mir gegeben dieß blitzende Schwert,
Und den Speer und den Helm mit dem wogenden Buſch,

Waffen du, und Muth die Götter!
Laß die Schweſter mit ihren Künſten,
Schwert gegen Schwert, ſo binden wir an!

Aietes.

Armer Wurm!

Abſyrtus.

Ich bin dein Sohn!
Damals, als du den Phryxus ſchlugſt —

Aietes.

Schweig!

Abſyrtus.

Das iſt ja eben, warum ſie kommen
Her nach Kolchis, die fremden Männer;
Zu rächen wähnen ſie ſeinen Tod
Und zu ſtehlen unſer Gut, das ſtrahlende Vließ.

Aietes.

Schweig, Bube!

Abſyrtus.

Was bangſt du, Vater?
Feſt verwahrt in der Höhle Hut
Liegt es, das köſtliche, goldene Gut.

Aietes

(den Mantel vom Geſicht reißend, und ans Schwert greifend).

Soll ich dich tödten, ſchwatzender Thor?

Abſyrtus.

Was iſt dir?

Aietes.

Schweig! — Dort ſieh zum Buſch!

Abſyrtus.

Warum?

Aietes.
Mir deucht, es raſchelt dort
Und regt ſich. — Man behorcht uns.

Abſyrtus
(zum Gebüſch hingehend und an die Bäume ſchlagend).
He da! — Steht Rede! — Es regt ſich Niemand!
(Aietes wirft ſich auf ein Felſenſtück im Vordergrund.)

Abſyrtus (zurückkommend).
Es iſt nichts, Vater! Niemand lauſcht. —

Aietes
(aufſpringend und ihn hart anfaſſend)
Ich ſage dir, wenn du dein Leben liebſt,
Sprich nicht davon!

Abſyrtus.
Wovon?

Aietes.
Ich ſage dir: begrab's in deiner Bruſt,
Es iſt kein Knabenſpielzeug, Knabe!
Doch alles ſtill hier! Niemand empfängt mich;
Recht wie es ziemt der Widerſpenſt'gen Sitz.

Abſyrtus.
Hoch oben am Thurme flackert ein Licht.
Dort ſitzt ſie wohl und ſinnt und dichtet.

Aietes.
Ruf' ihr! Sie ſoll heraus!

Abſyrtus.
Gut, Vater!
(Er geht dem Thurme zu.)
Komm herab, du Wandlerin der Nacht,

Du Spätwachende bei der einſamen Lampe!
Abſyrtus ruft, deines Vaters Sohn!
(Pauſe.)
Sie kommt nicht, Vater!

Aietes.

Sie ſoll! Ruf' lauter!

Abſyrtus
(ans Thor ſchlagend).

Holla ho! Hier der König! Heraus ihr! —

Medeens Stimme (im Thurm).

Weh!

Abſyrtus.

Vater!

Aietes.

Was?

Abſyrtus (zurückkommend).

Haſt du gehört?
Weh rief's im Thurm! War's die Schweſter, die rief?

Aietes.

Wer ſonſt? Geh, deine Thorheit ſteckt an.
Ich will rufen, und ſie ſoll gehorchen!
(Zum Thurme gehend.)
Medea!

Medea (im Thurm).

Wer ruft?

Aietes.

Dein Vater ruft und dein König!
Komm herab!

Medea.

Was ſoll ich?

Aietes.

Komm herab, ſag' ich!

Medea.

O laß mich!

Aietes.

Zögre nicht! Du reizeſt meinen Zorn!
Im Augenblicke komm!

Medea.

Ich komme!

(Aietes verhüllt ſich, und wirft ſich wieder auf den Felſenſitz.)

Abſyrtus.

Wie kläglich, Vater, iſt der Schweſter Stimme.
Was mag ihr fehlen? Sie dauert mich! —
Dich wohl auch, weil du ſo ſchmerzlich ſchweigſt.
Das arme Mädchen! —
(Ihn anfaſſend.)
Schläfſt du, Vater?

Aietes (aufſpringend).

Thörichte Kinder ſind der Väter Fluch!
Du und ſie, ihr tödtet mich,
Nicht meine Feinde.

Abſyrtus.

Still! Horch! — Der Riegel klirrt! Sie kommt! Hier iſt ſie!

Medea, in dunkelrother Kleidung, am Saume mit goldenen Zeichen geſtickt, einen ſchwarzen nachſchleppenden Schleier, der an einer gleichfalls mit Zeichen geſtickten, Stirnbinde befeſtigt iſt, auf dem Kopfe, tritt, eine Fackel in der Hand, aus dem Thurme.

Medea.

Was willſt du, Herr?

Abſyrtus.

Iſt das die Schweſter, Vater?
Wie anders doch als ſonſt, und ach, wie bleich!

Aietes (zu Abſyrtus).

Schweig jetzt!

(Zu Medea.)

Tritt näher! — näher! — Doch erſt
Löſch' deine Fackel, ſie blendet mir das Aug!

Medea

(die Fackel am Boden ausdrückend).

Das Licht iſt verlöſcht, es iſt Nacht, o Herr!

Aietes.

Jetzt komm! — Doch erſt ſag' an, wer dir erlaubt,
Zu fliehn des väterlichen Hauſes Hut,
Und hier, in der Geſellſchaft nur der Wildniß
Und deines wilden Sinns, Gehorſam weigernd,
Zu trotzen meinem Worte, meinem Wink?

Medea.

Du fragſt?

Aietes.

Ich frage!

Medea.

Reden ſoll ich?

Aietes.

Sprich!

Medea.

So höre, wenn du kannſt, und zürne, wenn du darfſt.
O könnt' ich ſchweigen, ewig ſchweigen!
Verhaßt iſt mir dein Haus,
Mit Schauder erfüllt mich deine Nähe.

Als du den Fremden erſchlugſt,
Den Götterbeſchützten, den Gaſtfreund,
Und raubteſt ſein Gut,
Da trugſt du einen Funken in dein Haus,
Der glimmt und glimmt, und nicht verlöſchen wird,
Gößeſt du auch darüber aus,
Was an Waſſer die heil'ge Quelle hat,
Der Ströme und Flüſſe unnennbare Zahl,
Und das ohne Gränzen gewaltige Meer.
Ein thörichter Schütze iſt der Mord,
Schießt ſeinen Pfeil, ab ins dunkle Dickicht,
Gewinnſüchtig, beutegierig,
Und was er für ein Wild gehalten,
Für frohen Jagdgewinn,
Es war ſein Kind, ſein eigen Blut,
Das in den Blättern rauſchte, Beeren ſuchend.
Unglückſel'ger! was haſt du gethan?
Feuer geht aus von dir
Und ergreift die Stützen deines Hauſes,
Das krachend einbricht
Und uns begräbt. —

Aietes.

Unglücksbotin, was weißt du?

Medea.

In der Schreckensſtunde,
Als ſie geſchehn war, die That,
Da ward mein Aug' geöffnet,
Und ich ſah ſie, ſah die unnennbaren
Geiſter der Rache.
Spinnenähnlich,
Gräßlich, ſcheußlich

Krochen ſie her in abſcheulicher Unform,
Und zogen Fäden, blinkende Fäden,
Einfach, doppelt, tauſendfach
Rings um ihr verfallen Gebiet.
Du wähnſt dich frei, und du biſt gefangen;
Kein Menſch, kein Gott löſet die Bande,
Mit denen die Unthat ſich ſelber umſtrickt.
Weh dir! Weh uns Allen!

Aietes.

Verkaufſt du mir Träume für Wirklichkeit?
Deines Gleichen magſt du erſchrecken,
Thörin! nicht mich!
Haſt du die Zeichen, die Sterne gefragt?

Medea.

Glaubſt du, ich könnt's, ich vermöcht' es?
Hundertmal hab' ich aufgeblickt
Zu den glänzenden Zeichen
Am Firmament der Nacht,
Und alle hundertmale
Sanken meine Blicke,
Von Schreck getroffen, unbelehrt.
Es ſchien der Himmel mir ein aufgerolltes Buch,
Und Mord darauf geſchrieben, tauſendfach,
Und Rache mit demantnen Lettern
Auf ſeinem ſchwarzen Grund.
O frage nicht die Sterne dort am Himmel,
Die Zeichen nicht der ſchweigenden Natur,
Des Gottes Stimme nicht im Tempel:
Betracht' im Bach die irren Wandelſterne,
Die ſcheu dir blinken aus den düſtern Brau'n,
Die Zeichen, die die That dir ſelber aufgedrückt,

Des Gottes Stimme in dem eignen Buſen:
Sie werden dir Orakel geben,
Viel ſicherer als meine arme Kunſt,
Aus dem, was iſt und war, auf das, was werden wird.

Abſyrtus.

Der Vater ſchweigt. — Du biſt ſo ſeltſam, Schweſter.
Sonſt warſt du raſch und heiter, frohen Muths:
Mich dünkt, du biſt dreifach gealtert
In der Zeit, als ich dich nicht geſehn!

Medea.

Es hat der Gram ſein Alter, wie die Jahre,
Und wer der Zeit *vorauseilt*, guter Bruder,
Kömmt früh ans Ziel.

Abſyrtus.

Du weißt wohl alſo ſchon
Von jenen Fremden, die —

Medea.

Von Fremden?

Aietes.

Halt!
Ich gebot dir zu ſchweigen; ſchweig denn, Schwätzer!
Medea, laß uns klug ſprechen und beſonnen,
Das Gegenwärt'ge aus der Gegenwart,
Und nicht aus dem betrachten, was vergangen.
Wiſſ' es denn: Fremde ſind angekommen, Hellenen,
Sie begehren zu rächen Phryxus Blut,
Verlangen die Schätze des Erſchlagenen,
Und des Gottes Banner, das goldene Vließ.

Medea (aufſchreiend).

Es iſt geſchehn! Der Streich gefallen! Weh!
(Will in den Thurm zurück.)

Aietes
(ſie zurückhaltend).
Medea, halt! — Bleib, Unſinnige!

Medea.
Gekommen die Rächer, die Vergelter!

Aietes.
Willſt du mich verlaſſen, da ich dein bedarf?
Willſt du ſehen des Vaters Blut?
Medea, ich beſchwöre dich,
Sprich! Rathe! Rette! Hilf!
Gib mich nicht Preis meinen Feinden!
Argonauten nennen ſie ſich,
Weil Argo ſie trägt, das ſchnelle Schiff;
Was das Hellenenland an Helden nährt,
An Tapfern vermag, ſie haben's verſammelt
Zum Todesſtreich auf deines Vaters Haupt.
Hilf, Medea! Hilf, meine Tochter!

Medea.
Ich ſoll helfen? Hilf du ſelbſt!
Gib heraus was du nahmſt, Verſöhnung bietend.

Aietes.
Vertheilt ſind die Schätze den Helfern der That;
Werden ſie wiedergeben das Empfangne?
Beſitzen ſie's noch — die thörichten Schwelger,
Die leicht verthan das leicht Erworbne.
Soll ich herausgeben das glänzende Vließ,
Des Gottes Banner, Peronto's Gut?
Nimmermehr! Nimmermehr! Und thät' ich's,
Würden ſie drum ſchonen mein und euer?
Um ſo ſichrer würgten ſie uns.

Rächend des Freundes Tod,
Geſchützt durch das heilige Pfand des Gottes.
Deine Kunſt befrage, gib andern Rath!

Medea.

Rath dir geben? — ich ſelber rathlos!

Aietes.

Nun wohl, ſo verharre, du Ungerath'ne!
Opfre dem Tod deines Vaters Haupt!
Komm, mein Sohn, wir wollen hinaus,
Den Streichen bieten das nackte Haupt,
Und fallen unter der Fremden Schwertern.
Komm, mein Sohn, mein einzig Kind!

Medea.

Halt, Vater!

Aietes.

Du willſt alſo?

Medea.

Hör' erſt!
Ich will's verſuchen, die Götter zu fragen,
Was ſie gebieten, was ſie geſtatten,
Und nicken ſie zu, ſo ſteh' ich dir bei,
Helfe dir bekämpfen den Feind,
Helfe dir ſchmieden den Todespfeil,
Den du abdrücken willſt ins dunkle Gebüſch,
Nicht wiſſend, armer Schütze, wen du triffſt.
Es ſei! Du gebeutſt, ich gehorche.

Aietes.

Medea, mein Kind, mein liebes Kind!

Medea.

Frohlocke nicht zu früh, noch fehlt das Ende.

Ich bin bereit; allein verſprich mir erſt,
Daß, wenn die That gelang, dein Land befreit —
Zu hoffen wag' ich's kaum, allein wenn doch —
Du mich zurückziehn läßt in dieſe Wildniß,
Und nimmermehr mich ſtörſt, nicht du, nicht Andre.

Aietes.

Warum?

Medea.

Verſprich's!

Aietes.

Es ſei!

Medea.

Wohlan denn, Herr!
Tritt ein bei deiner Magd, ich folge dir.

Aietes.

Ins Haus?

Medea.

Drin wird's vollbracht.

Aietes (zu Abſyrtus).

So komm denn, Sohn!

(Beide ab in den Thurm.)

Medea.

Da gehn ſie hin, hin die Verblendeten! —
Ein thöricht Weſen dünkt mich der Menſch:
Treibt dahin auf den Wogen der Zeit,
Endlos geſchleudert auf und nieder,
Und wie er ein Fleckchen Grün erſpäht,
Gebildet von Schlamm und ſtockendem Moor
Und der Verweſung grünlichem Moder,
Ruft er: Land! und rudert drauf hin,

Und beſteigt's und ſinkt — und ſinkt —
Und wird nicht mehr geſehn.
Armer Vater, armer Mann!
Es ſteigen auf vor meinen Blicken
Düſtrer Ahnungen Schauergeſtalten,
Aber verhüllt und abgewandt,
Ich kann nicht erkennen ihr Antlitz.
Zeigt euch mir ganz, oder verſchwindet,
Und laßt mir Ruh, träumende Ruh!
Armer Vater! armer Mann! —
Aber der Wille kann viel — und ich will,
Will ihn erretten, will ihn befrei'n,
Oder untergehn mit ihm!
Dunkle Kunſt, die mich die Mutter gelehrt,
Die den Stamm du treibſt in des Lebens Lüfte,
Und die Wurzeln geheimnißvoll
Hinabſenkſt zu den Klüften der Unterwelt,
Sei mir gewärtig! — Medea will!
Ans Werk denn!

(Zu einigen Jungfrauen, die am Eingange des Thurmes erſcheinen.)

Und ihr, des Dienſtes Befliſſ'ne!
Bereitet die Höhle, bereitet den Altar!
Medea will zu den Geiſtern rufen,
Zu den düſtern Geiſtern der ſchaurigen Nacht,
Um Rath, um Hülfe, um Stärke, um Macht.

(Ab in den Thurm.)

Pauſe, dann tritt **Jaſon** raſch auf.

Jaſon.

Hier hört' ich Stimmen! — Hier muß — Niemand hier?

Milo (hinter der Scene).

Hella!

Jaſon.

Hierher!

Milo (eben ſo).

Jaſon!

Jaſon.

Hier, Milo, hier!

Milo

(der keuchend auftritt).

Mein Freund, ſuch' dir 'nen anderen Begleiter!
Dein Kopf und deine Beine ſind zu raſch,
Sie laufen, ſtatt zu gehn. Ein großer Uebelſtand
Von Beinen mag's noch ſein, da hilft das Alter,
Allein ein Kopf, der läuft — Glück auf die Reiſe!
Such' einen andern, ſag' ich, ich bin's ſatt!

(Setzt ſich.)

Jaſon.

Wir haben, was wir ſuchten! — Hier iſt Licht!

Milo.

Ja, Licht genug, um uns da zu beleuchten,
Und zu entdecken und zu ſchlachten, wenn's beliebt.

Jaſon.

Ei, Milo, Furcht?

Milo

(raſch aufſtehend).

Furcht? — Lieber Freund, ich bitte:
Wäg' deine Worte, eh du ſprichſt!

(Jaſon faßt entſchuldigend ſeine Hand.)

Schon gut!
Wir laufen: nun, die Worte laufen mit!
Doch ernſt. Was ſuchſt du hier?

Jaſon.

Kannſt du noch fragen?
Die Freunde, ſie, die mir hierher gefolgt,
Ihr Heil vertrauend meines Glückes Stern,
Und Jaſons Sache machend zu der ihren,
Sie ſchmachten, kaum dem ſchwarzen Schiff entſtiegen,
Hier ohne Nahrung, ohne Labetrunk,
An dieſer Küſte unwirthbaren Klippen.
Kein Führer iſt, der Wegeskunde gäbe,
Kein Landmann, bietend ſeines Speichers Vorrath
Und von der Heerde triftgenährter Zucht.
Soll ich die Hände legen in den Schooß,
Und müßig zuſehn, wie die Freunde ſchmachten?
Beim Himmel, ihnen ſoll ein Führer werden,
Und Trank und Speiſe, ſollt' ich auf ſie wiegen
Mit meinem Blut!

Milo.

Das treue, wackre Herz!
O daß du nicht des Freundes Rath gefolgt,
Und weggeblieben biſt von dieſer Küſte!

Jaſon.

Warum denn auch? Was ſollt' ich wohl daheim?
Der Vater todt, mein Oheim auf dem Thron,
Scheelſüchtig mich, den künft'gen Feind, betrachtend.
Mich litt es länger nicht, ich mußte fort.
Hätt' er nicht ſelbſt, der Falſche, mir geboten,
Hierher zu ziehn in dieſes Inſelland,
Das goldne Götterkleinod abzuholen,
Von dem man ſpricht, ſo weit die Erde reicht,
Und das dem Götterſohne Phryxus einſt,
Ihn ſelber tödtend, raubten die Barbaren:

Ich wäre ſelbſt gegangen, freien Willens,
Dem ekelhaften Treiben zu entfliehn.
Ruhmvoller Tod für ruhmentblößtes Leben,
Mag's tadeln wer da will, mich lockt der Tauſch!
Daß dich, o Freund, ich mitzog, und die andern,
Das iſt wohl ſchlimm, allein ihr wolltet's ſo!

Milo.

Ja freilich wollt' ich ſo, und will noch immer!
Denn ſieh, ich glaub' du haſt mir's angethan,
So lieb' ich dich und all' dein Thun und Treiben.

Jaſon.

Mein guter Milo!

Milo.

Nein! 's iſt unrecht, ſag' ich,
Ich ſollt' der Klügre ſein, ich bin der Aeltre.
Hätt'ſt du mich hingeführt wohin auch immer,
Nur nicht in dieſes gottverlaſſ'ne Land.
Kommt irgend ſonſt ein Mann in Fährlichkeit,
Nun, Schwert heraus und Muth voran! Doch hier,
In dieſes Landes feuchter Nebelluft,
Legt Roſt ſich, wie ans Schwert, ſo an den Muth.
Hört man in einem fort die Wellen brauſen,
Die Fichten rauſchen und die Winde toſen,
Sieht kaum die Sonne durch der dichten Nebel
Und rauher Wipfel ſchaurigen Verſteck;
Kein Menſch rings, keine Hütte, keine Spur,
Da wird das Herz ſo weit, ſo hohl, ſo nüchtern,
Und man erſchrickt wohl endlich vor ſich ſelbſt.
Ich, der als Knabe voll Verwund'rung horchte,
Wenn man erzählte, 's gäb' ein Ding,
Die Furcht genannt; hier ſeh' ich faſt Geſpenſter,

Und jeder dürre Stamm ſcheint mir ein Rieſe,
Und jedes Licht ein Feuermann; 's iſt ſeltſam!
Was unbedenklich ſonſt, erſcheint hier ſchreckhaft,
Und was ſonſt gräulich, wieder hier gemein.
Nur kürzlich ſah ich einen Bär im Walde,
So groß vielleicht als keinen ich geſehn,
Und doch kam's faſt mir vor, ich ſollt' ihn ſtreicheln,
Wie einen Schoßhund ſtreicheln mit der Hand,
So klein, ſo unbedeutend ſchien das Thier
Im Abſtich ſeiner ſchaurigen Umgebung.
Du hörſt nicht?

Jaſon
(der indeß den Thurm betrachtet hat).
Ja, ich will hinein!

Milo.
Wohin?

Jaſon.
Dort in den Thurm!

Milo.
Menſch, biſt du raſend?
(Ihn anfaſſend.)
Höre!

Jaſon
(ſich losmachend und das Schwert ziehend).
Ich will, wer hält mich? Hier mein Schwert! Es ſchützt mich
Vor Feinden wie vor überläſt'gen Freunden.
Die erſte Spur von Menſchen find' ich hier:
Ich will hinein. Mit vorgehaltnem Eiſen
Zwing' Einen ich von des Gebäud's Bewohnern,
Zu folgen mir, zu führen unſre Schaar
Auf ſicherm Pfad aus dieſes Waldes Umfang,

Wo Hunger ſie und Feindeshinterhalt
Weit ſichrer trifft, als mich hier die Gefahr.
Irr' mich nicht! Ich bin entſchloſſen. Geh zurück!
Ermuthige die Schaar, bald bring' ich Rettung!

Milo.

Bedenk!

Jaſon.

Es iſt bedacht! Wer kann hier weilen
Im kleinen Hauſe, wüſt und abgeſchieden?
Ein Haushalt von Barbaren, und was mehr?
Ich denk', du kennſt mich! Hier iſt nicht Gefahr,
Als im Verweilen. Keine Worte weiter!

Milo.

Doch wie gelangſt du hin?

Jaſon.

Siehſt du? dort drüben
Gähnt weit ein Spalt im alternden Gemäuer;
Das Meer leiht ſeinen Rücken bis dahin,
Und leicht erreich' ich's ſchwimmend.

Milo.

Höre doch!

Jaſon.

Leb' wohl!

Milo.

Laß mich ſtatt dir —

Jaſon.

Auf Wiederſehn!
(Springt von einer Klippe ins Meer.)

Milo.

Er wagt es doch! — Dort ſchwimmt er! — Thut es doch,

Und läßt mich ſchmälen hier nach Herzensluſt!
Ein wackres Herz, doch jung, gewaltig jung!
Hier will ich ſtehn und ſeiner Rückkehr harren,
Und geht's auch ſchief, wir hauen uns heraus.
(Er lehnt ſich an einen Baum.)

Ein düſteres Gewölbe im Innern des Thurmes. Links im Hintergrunde die Bildſäule eines Gottes auf hohem Fußgeſtelle, im Vorgrunde rechts eine Felſenbank.

Jungfrauen mit Fackeln bringen einen kleinen Altar und Opfergefäße, und ſtellen alles ordnend umher. Eine **Jungfrau** tritt ein, und ſpricht an der Thüre.

Jungfrau.

Genug! Es naht Medea! Stört ſie nicht!
(Alle ab mit den Lichtern.)

Jaſon tritt durch einen Seitengang links auf, mit bloßem Schwerte.

Jaſon.

Ein finſteres Gewölb. — Ich bin im Innern!
Mehr Menſchen faßt das Haus, ſcheint's, als ich glaubte.
Doch immerhin — wird nur mein Ziel erreicht!
Behutſam ſpäh' ich, bis ein Einzelner
Mir aufſtößt, dann das Schwert ihm auf die Bruſt,
Und mit mir ſoll er, will er nicht den Tod.
(Er ſpäht mit vorgehaltenem Schwerte umher.)
Iſt da kein Ausgang? — Halt! Ein Block von Stein.
Das Fußgeſtell wohl eines Götterbildes:
Ehrt man hier Götter und verhöhnt das Recht?
Doch horch! — Ein Fußtritt! — Bleiche Helle gleitet
Fortſchreitend an des Ganges engen Bogen.
Man kommt! — Wohin? — Verbirg mich, dunkler Gott!
(Er verſteckt ſich hinter die Bildſäule.)

Medea kommt, einen ſchwarzen Stab in der Rechten, in der Linken eine Lampe.

Medea.

Es iſt ſo ſchwül hier, ſo dumpf!
Feuchter Qualm drückt die Flamme der Lampe,
Sie brennt ohne zu leuchten.

(Sie ſetzt die Lampe hin.)

— Horch! — Es iſt mein eignes Herz,
Das gegen die Bruſt pocht mit ſtarken Schlägen! —
Wie ſchwach, wie thöricht! — Auf, Medea!
Es gilt des Vaters Sache, der Götter!
Sollen die Fremden ſiegen, Kolchis untergehn?
Nimmermehr! Nimmermehr!
Ans Werk denn!
Seid mir gewärtig, Götter! Höret mich,
Und gebt Antwort meiner Frage!

(Mit dem Stabe Zeichen in die Luft machend.)

Die ihr einhergeht im Gewande der Nacht,
Und auf des Sturmes Fittigen wandelt!
Furchtbare Fürſten der Tiefe!
Denen der Entſchluß gefällt
Und die beflügelte That;
Die ihr bei Leichen weilt
Und euch labt am Blut der Erſchlagnen,
Die ihr das Herz kennt, und lenkt den Willen,
Die ihr zählt die Halme der Gegenwart,
Sorglich bewahrt des Vergangenen Aehren,
Und durchblickt der Zukunft ſproſſende Saat,
Euch ruf' ich an!
Gebt mir Kunde, ſichere Kunde,
Von dem was uns droht, von dem was uns lacht!

Bei der Macht, die mir ward,
Bei dem Dienſt, den ich that,
Bei dem Wort, das ihr kennt,
Ruf' ich euch:
Erſcheinet! erſcheint!

(Pauſe.)

Was iſt das? — Alles ſchweigt!
Sie zeigen ſich nicht?
Zürnt ihr mir? oder betrat ein Fuß,
Eines Frevlers Fuß
Die heilige Stätte?
Angſt befällt mich, Schauer faßt mich!

(Mit ſteigender Stimme.)

Allgewaltige! lauſcht meinem Rufen!
Hört Medeens Stimme!
Eure Freundin iſt's, die ruft.
Ich fleh', ich verlang' es:
Erſcheinet, erſcheint!

(Jaſon ſpringt hinter der Bildſäule hervor.)

Medea (zurückfahrend).

Ha!

Jaſon.

Verfluchte Zauberin, du biſt am Ende!
Erſchienen iſt, der dich vernichten wird.

(Indem er mit vorgehaltenem Schwerte hervorſpringt, verwundet er Medeen am Arme.)

Medea

(den verwundeten rechten Arm mit der linken Hand faſſend).

Weh mir!

(Stürzt auf den Felſenſitz hin, wo ſie, ſchwer athmend, leiſe ächzt.)

Jaſon.

Du fliehſt? Mein Arm wird dich ereilen?
(Im Dunkel herumblickend.)
Wo iſt ſie hin?
(Er nimmt die Lampe und leuchtet vor ſich hin.)
Dort! — Du entgehſt mir nicht.
(Hinzutretend.)
Verruchte!

Medea (ſtöhnend).

Ah!

Jaſon.

Stöhnſt du? Ja, zittre nur!
Mein Schwert ſoll deine dunkeln Netze löſen!
(Sie mit der Lampe beleuchtend.)
Doch ſeh' ich recht? Biſt du die Zauberin,
Die dort erſt heiſchre Flüche murmelte?
Ein weiblich Weſen liegt zu meinen Füßen,
Vertheidigt durch der Anmuth Freiheitsbrief,
Nichts zauberhaft an ihr, als ihre Schönheit.
Biſt du's? — Doch ja! Der weiße Arm, er blutet,
Verletzt von meinem mitleidloſen Schwert.
Was haſt du angerichtet? Weißt du wohl,
Ich hätt' dich tödten können, holdes Bild,
Beim erſten Anfall in der dunkeln Nacht?
Und Schade wär's, fürwahr, um ſo viel Reiz!
Wer biſt du, doppeldeutiges Geſchöpf?
Scheinſt du ſo ſchön und biſt ſo arg, zugleich
So liebenswürdig und ſo haſſenswerth!
Was konnte dich bewegen, dieſen Mund,
Der, eine Roſe, wie die Roſe auch
Nur hauchen ſollte ſüßer Worte Duft,
Mit ſchwarzer Sprüche Gräuel zu entweihn?!

Als die Natur dich dachte, ſchrieb ſie: Milde
Mit holden Lettern auf das erſte Blatt,
Wer malte Zauberformeln auf die andern?
O geh, ich haſſe deine Schönheit, weil ſie
Mich hindert deine Tücke recht zu haſſen! —

Du athmeſt ſchwer. Schmerzt dich dein Arm? Ja, ſiehſt du,
Das ſind die Früchte deines argen Thuns.
Es blutet! Laß doch ſehn!
(Er nimmt ihre Hand.)
Du zitterſt, Mädchen!
Die Pulſe klopfen, jede Fiber zuckt.
Vielleicht biſt du ſo arg nicht, als du ſcheinſt,
Nur angeſteckt von dieſes Landes Wildheit,
Und Reue wohnt in dir und fromme Scham.
Heb' auf das Aug' und blicke mir ins Antlitz,
Daß ich die dunkeln Räthſel deines Handelns
Erläutert ſeh' in deinem klaren Blick. —
Du ſchweigſt? O wärſt du ſtumm, und jene Laute,
Die mir ertönten, fluchenswerthen Inhalts,
Geſprochen hätte ſie ein andrer Mund,
Der minder lieblich, Mädchen, als der deine!
Du ſeufzeſt! — Sprich! — Laß deine Worte tönen!
Vertrau den Lüften ſie, als Boten, an,
Sonſt holt mein Mund ſie ab von deinen Lippen!
(Er beugt ſich gegen ſie; man hört Waffengeklirr und Stimmen in der Ferne.)
Horch! — Stimmen!
(Er läßt ſie los.)
Näher!
(Medea ſteht auf.)
Deine Freunde kommen,
Und ich muß fort. Deß freueſt du dich wohl?

Allein ich ſeh dich wieder, glaube mir!
Ich muß dich ſprechen hören, gütig ſprechen,
Und koſtet' es mein Leben! — Doch man naht.
Glaub' nicht, daß ich Gefahr und Waffen ſcheue,
Doch auch ein Tapf'rer weicht der Ueberzahl,
Und meiner harren Freunde. Leb' denn wohl!

Er geht dem Seitengange zu, durch den er gekommen iſt. Aus dieſem, ſo wie aus dem Haupteingange, ſtürzen **Bewaffnete** herein, mit ihnen **Abſyrtus.**

Abſyrtus.

Zurück!

Jaſon.

So gilt's zu fechten! Gebet Raum!

Abſyrtus.

Dein Schwert!

Jaſon.

Dir in die Bruſt, nicht in die Hand!

Abſyrtus.

Fangt ihn!

Jaſon

(ſich in Stellung werfend).

Kommt an! Ihr Alle ſchreckt mich nicht.

Abſyrtus.

Laß uns verſuchen denn!

(Stürzt auf Jaſon los.)

(Medea macht eine abhaltende Bewegung gegen ihn.)

Abſyrtus (zurücktretend).

Was hältſt du mich, Schweſter?

Jaſon.

Du ſorgſt um mich? Hab' Dank, du holdes Weſen?

Nicht für die Hülſe, ich bedarf ſie nicht,
Für dieſe Sorge Dank. Leb' wohl, o Mädchen!

(Sie bei der Hand faſſend und raſch laſſend.)

Und dieſer Kuß ſei dir ein ſichres Pfand,
Daß wir uns wiederſehn. — Gebt Raum!

(Er ſchlägt ſich durch.)

Abſyrtus.

Auf ihn!

(Jaſon durch die Seitenthüre fechtend ab.)

Abſyrtus.

Ihm nach! Er ſoll uns nicht entrinnen!

(Eilt Jaſon nach mit den Bewaffneten.)

Medea

(die unbeweglich mit geſenktem Haupt geſtanden, hebt jetzt Kopf und Augen empor).

Götter!

(Ihre Jungfrauen ſtehen um ſie.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Halle, wie am Ende des vorigen Aufzuges. Es iſt Tag.

Gora. Peritta. Jungfrauen.

Gora.

Ich ſage dir, ſprich lieber Medeen nicht.
Ob der Ereignung zürnt ſie der heut'gen Nacht,
Und ſie ſpricht ſich nicht gut, wenn ſie zürnt, das weißt du.
Auch gebot ſie dir, ihr Antlitz zu fliehn.

Peritta.

Was ſoll ich thun? Wer hilft, wenn ſie nicht?
Gefangen der Gatte, die Hütte verbrannt,
Alles geraubt von den fremden Männern.
Wem klag' ich mein Leid, wer rettet, wenn ſie nicht?

Gora.

Thu' wie du willſt, ich hab' dich gewarnt.
Auch iſt's recht und billig nur, daß ſie dich hört,
Aber der Menſch thut nicht immer, was recht!

Peritta.

Ach, ich Unſelige!

Gora.

Klage nicht! Was hilft's?

Ueberleg' und handle, das thut dir Noth!
Doch wo weilt Medea? Komm in ihr Gemach!

Eine **Jungfrau** ſtürzt athemlos herein.

Jungfrau.

O Uebermaß des Unglücks!

Gora

(an der Thüre umkehrend).

Wohl nur der Thorheit, will ich hoffen!
Was Neues gibt's?

Jungfrau.

Der Fürſtin Lieblingspferd —

Gora.

Das herrliche Tigerroß —

Jungfrau.

Es iſt entflohn!

Gora.

So?

Jungfrau.

In der Verwirrung der heutigen Nacht,
Da die Pforte offen, wir Alle voll Angſt,
Entkam es dem Stall und ward nimmer geſehn!
Weh mir!

Gora.

Ja wohl!

Jungfrau.

Wie entflieh' ich der Fürſtin Zorn?
Wird ſie's ertragen? —

Gora.

Das wie iſt ihre Sache;

Doch tragen muß ſie's, da es iſt.
Nur rath' ich dir, geh' für's erſte ihr aus dem Auge!
Doch horch! Sie naht ſchon! Peritta, tritt zu mir!

Medea kommt in Gedanken verſunken aus der Thüre rechts.

Gora (nach einer Pauſe).

Medea —

Jungfrau

(ihr zuvorkommend und zu Medeens Füßen ſtürzend).

O Königin, verzeih'!

Medea

(den Kopf emporhebend).

Was iſt?

Jungfrau.

Vernichte mich nicht in deinem Zorn!
Dein Leibroß — dein Liebling! — Es iſt entflohn.
(Pauſe, während welcher ſie Medeen voll Erwartung ins Geſicht ſieht.)
Nicht meine Schuld war's fürwahr! Der Schrecken heut' Nacht,
Das Getümmel, der Lärm — da geſchah's —
— Du ſprichſt nicht! — Zürne Fürſtin —

Medea.

Es iſt gut!

(Die Jungfrau ſteht auf.)

Gora

(ſie bei Seite ziehend).

Was ſprach ſie?

Jungfrau (freudig).

Es ſei gut.

Gora.

Das iſt nicht gut!

Trägt ſie ſo leicht, was ſie ſonſt ſchwer ertrug?
Das begünſtigt unſre Sache, Peritta.
Faſt iſt mir's unlieb, daß ſie ſo mild geſtimmt!
Ich hatte mich drauf gefreut, wie ſie ſich ſträuben würde,
Und endlich überwinden müßte, zu thun was ſie ſoll.
Nun, komm denn, komm, für dich iſt's beſſer ſo.
Medea, hier iſt noch Jemand, den du kennſt.

Medea.

Wer?

Gora.

Kennſt deine Geſpielin, Peritta, nicht?
Zürnſt du ihr gleich —

Medea.

Peritta, biſt du's?
Sei mir gegrüßt, sei herzlich mir gegrüßt!
(Sie mit dem Arm umſchlingend und ſich auf ſie ſtützend.)
Wir haben frohe Tage zuſammen gelebt!
Seitdem iſt viel Uebles geſchehn,
Viel Uebles ſeit der Zeit, Peritta!
Haſt du deine Heerde verlaſſen und dein Haus,
Und kommſt wieder zu mir, Peritta?
Sei mir willkommen, du biſt ſanft und gut,
Du ſollſt mir die Nächſte ſein im Kreis meiner Frauen!

Peritta.

Kein Haus hab' ich mehr und keine Heerde,
Alles verloren, mein Gatte gefangen,
Dahin meine Ruhe, mein Segen, mein Glück!

Medea.

So iſt er dahin, iſt todt!
Du dauerſt mich, armes, armes Kind!

War ſo jung, ſo kräftig, ſo glänzend, ſo ſchön,
Und iſt todt und kalt! Du dauerſt mich!
Ich könnte weinen, ſo rührſt du mich.
(Legt ihre Stirne auf Peritta's Schulter.)

Peritta.

Nicht todt, nur gefangen iſt mein Gatte.
Drum kam ich zu flehn, daß du bitteſt den Vater,
Ihn zu löſen, zu retten, zu befrei'n —
— Medea, hörſt du?
(Zu Gora.)
Sie ſpricht nicht! Was ſinnt ſie?

Gora.

Mich überraſcht ſie nicht minder als dich!
Das iſt ſonſt nicht Medea's Sitte.

Peritta.

Was iſt das? Trau' ich meinen Sinnen?
Feucht fühl' ich dein Antlitz auf meiner Schulter!
Medea, Thränen! — O du Milde! Du Gute!
(Küßt Medeens herabhängende Hand.)

(Medea reißt ſich empor, faßt raſch mit der rechten Hand die geküßte Linke und ſieht Peritten ſtarr ins Geſicht. Dann entfernt ſie ſich raſch von ihr, ſie immer ſtarr betrachtend, und nähert ſich der Amme.)

Medea.

Gora!

Gora.

Frau?

Medea.

Heiß' ſie gehn!

Gora.

So willſt du —

Medea.

Heiß' ſie gehn!

(Gora winkt Peritten mit der Hand Entfernung zu, Peritta hält flehend ihr die Hände entgegen, Gora winkt ihr beruhigend zu, ſich zu entfernen.)

(Peritta, von zwei Mädchen geführt, ab.)

Medea

(unterdeſſen).

Ah! — es iſt heiß hier. — Schwüle Luft!

(Reißt gewaltſam den Gürtel entzwei und wirft ihn weg.)

Gora.

Sie iſt fort!

Medea

(zuſammenfahrend).

Fort?

Gora.

Peritta iſt fort.

Medea.

Gora!

Gora.

Gebieterin!

Medea

(halblaut, ſie bei Seite führend).

Warſt du zugegen heut' Nacht?

Gora.

Wo?

(Medea ſieht ihr fremd ins Geſicht.)

Gora.

Ach hier? Freilich!

Medea

(mit freudeglänzenden Blicken)

Ich ſage dir, es war ein Gott!

Gora.

Ein Gott?

Medea.

Ich habe lange darüber nachgedacht,
Nachgedacht und geträumt die lange Nacht:
Aber es war ein Himmliſcher, deß bin ich gewiß!
Als er mit einemmal daſtand, zürnenden Muths,
Hoch aufleuchtend, einen Blitz in der Hand
Und zwei andre im flammenden Blick;
Da fühlt' ich's am Sinken des Muths, an meiner Vernichtung,
Daß ihn kein ſterbliches Weib gebar.

Gora.

Wie ſo? —

Medea.

Du haſt mir wohl ſelbſt erzählet
Oft, daß Menſchen, die nah dem Sterben,
Heimdar ſich zeige, der furchtbare Gott,
Der die Todten führt in die ſchaurige Tiefe:
Sieh, der war es, glaub' ich, o Gora!
Heimdar war es, der Todesgott.
Bezeichnet hat er ſein dunkles Opfer,
Bezeichnet mich mit dem labenden Kuß;
Und Medea wird ſterben, hinuntergehen
Zu den Schatten der ſchweigenden Tiefe.
Glaub' mir, ich fühle das, gute Gora,
An dieſem Bangen, an dieſem Verwelken der Sinne,
An dieſer Grabesſehnſucht fühl' ich es,
Daß mir nicht fern das Ende der Tage!

Gora.

Was hat deinen Sinn ſo ſehr umwölkt,
Daß du trüb ſchauſt, was klar und deutlich?

Ein Menſch war's, ein Uebermüth'ger, ein Frecher,
Der hier eindrang.

Medea (zurückfahrend).

Ha!

Gora.

Der die Nacht benützend —

Medea.

Schweig!

Gora.

Deine Angſt —

Medea.

Verruchte, ſchweig!

Gora.

Schweigen kann ich, wenn du's gebieteſt,
Einſt mein Pflegling, jetzt meine Frau;
Aber drum iſt's nicht anders, als ich ſagte.

Medea.

Sieh, wie du albern biſt und thöricht!
Wie käm' ein Fremder in dieſe Mauern?
Wie hätt' ein Sterblicher ſich erfrecht,
Zu drängen ſich vor Medea's Antlitz,
Sie zu ſprechen, ihr zu drohn, mit ſeinen Lippen —
Geh, Unſelige, geh!
Daß ich dich nicht tödte,
Nicht räche deine Thorheit
An deinem Leben.
Ein Sterblicher! Scham und Schmach!
Entferne dich, Verrätherin!
Geh, ſonſt trifft dich mein Zorn!

Gora.

Ich rede, was iſt, und nicht, was du willſt.
Gehn ſoll ich? — ich gehe.

Medea.

Gora, bleib'!
Haſt du kein freundliches Wort, du Gute?
Fühlſt du denn nicht, ſo iſt's, ſo muß es ſein:
Heimdar war es, der ſtille Gott,
Und nun kein Wort mehr, kein Wort, o Gora!

(Wirft ſich ihr an den Hals und verſchließt mit ihrem Munde Gora's Lippen. Nach einer Pauſe.)

Medea.

Horch!

Gora.

Tritte nahen! Man kommt!

Medea.

Fort!

Gora.

Bleib'! Dein Bruder iſt's und dein Vater! Sieh!

Aietes und **Abſyrtus** ſtürzen herein.

Aietes.

Entkommen iſt er, deß trägſt du die Schuld!
(Zu Medea.)
Warum hemmteſt du den Streich des Bruders,
Da er ihn tödten wollte, den Frevler?

Abſyrtus.

Vater, ſcheltet ſie nicht darum,
War doch angſtvoll und bang ihre Seele!
Denkt! Ein Fremder, allein, bei Nacht,

Eingedrungen in ihre Kammer;
Sollte ſie da nicht zagen, Vater?
Und nicht weiß die Furcht, was ſie thut.
Doch der Grieche —

Medea.

Grieche?

Aietes.

Wer ſonſt?
Einer der Fremden war's, der Hellenen,
Die gekommen an Kolchis Küſte,
Argonauten, auf Argo, dem Schiff,
Zu verwüſten unſere Thäler,
Und zu rauben unſer Gut.

Medea (Gora's Hand faſſend).

Gora!

Gora.

Siehſt du, es iſt ſo, wie ich ſagte!

Abſyrtus.

Uebermüthig ſind ſie und ſtark,
Ja, bei Peronto! ſtark und kühn!
Setzt' ich nicht nach ihm, ich und die Meinen,
Hart ihn drängend, nach auf den Ferſen?
Aber er führte in Kreiſen ſein Schwert,
Keiner von uns kam ihm nah zu Leibe.
Jetzt zum Strom gekommen, warf er
Raſchen Sprunges ſich hinein.
Dumpf ertönte die Gegend dem Sturze,
Hoch auf ſpritzten die ſchäumenden Waſſer
Und er verſchwand in umhüllende Nacht.

Aietes.

Iſt er entkommen dieſesmal,

Fürder ſoll es ihm nicht gelingen!
Die kühnen Fremdlinge, ſtolz und trotzig,
Haben Zweiſprach begehrt mit mir.
Zugeſagt hab' ich's, den Groll verbergend,
Den tödtlichen Haß in der tiefen Bruſt.
Aber gelingt mir, was ich ſinne,
Und biſt du mir gewärtig mit deiner Kunſt,
So ſoll ſie der frevelnde Muth gereuen,
So endet der Streit, noch eh' er begann.
Auf, Medea, komm! Mach' dich fertig,
Gut zu machen, was du verſehen,
Und zu rächen die eigene Schmach.
Deine Sache iſt's nun geworden,
Haben ſie doch an dir auch gefrevelt,
Gefrevelt durch jenes Kühnen That.
Denn wahr iſt's doch, was Abſyrtus mir ſagte,
Daß er's gewagt mit entehrendem Kuß —

Medea.

Vater, ſchweig, ich bitte dich!

Aietes.

Iſt's wahr?

Medea.

Frage mich nicht, was wahr, was nicht!
Laß dir's ſagen die Röthe meiner Wangen,
Laß dir's ſagen — Was ſoll ich? Gebeut!
Willſt du vernichten die Schaar der Frevler,
Sage nur wie, ich bin bereit!

Aietes.

So recht, Medea, ſo mag ich's gern,
So erkenn' ich in dir mein Kind!

Zeig', daß dir fremd war des Fremden Erkühnen,
Laß ſie nicht glauben, du habeſt gewußt,
Selber gewußt um die frevelnde That!

Medea.

Gewußt?
Wer glaubt das, Vater, und von *wem*?

Aietes.

Wer? der's ſah, der's hörte, Kind!
Wer Zeuge war, wie Aietes fürſtliche Tochter
Den Kuß duldete von des Frevlers Lippe.

Medea.

Vater!

Aietes.

Was iſt?

Medea.

Du tödteſt mich!

Aietes.

Ich glaub's *nicht*, Medea!

Medea.

Wirklich nicht?
Laß uns gehn!

Aietes.

Wohin?

Medea.

Wohin du willſt,
Zu vernichten, zu tödten, zu ſterben!

Aietes.

Du verſprichſt mir alſo?

Medea.

Ich hab' es geſagt!
Aber laß uns gehn!

Aietes.

Hör' erſt!

Medea.

Nicht hier!
Hohnzulachen ſcheint mir des Gottes Bild,
Des Gewölbes Steine formen ſich mir
Zu lachenden Mäulern und grinſenden Larven.
Hinweg von dem Orte meiner Schmach!
Nimmer betret' ich ihn. Vater, komm!
Was du willſt, wie du willſt, doch fort von hier!

Aietes.

So höre!

Medea.

Fort!

Aietes.

Medea!

Medea.

Fort! (Eilt ab.)

Aietes.

Medea!

(Aietes mit Abſyrtus ihr nach.)

Freier Platz mit Bäumen. Links im Hintergrunde des Königs Zelt.

Acht Abgeordnete der Argonauten treten auf, von einem **Kolchiſchen Hauptmann** geleitet.

Hauptmann.

Hier ſollt ihr weilen, iſt des Königs Befehl,
Bald naht er ſelbſt.

Erſter Argonaut.

Befehl? Nichtswürdiger Barbar,
Für dich mag's ſein, doch uns Befehl?
Wir harren deines Königs, weil wir wollen,
Doch eil' er ſich, ſonſt ſuchen wir ihn auf!

Zweiter Argonaut.

Laß ihn, die Knechtesrede ziemt dem Knecht!

(Kolcher ab.)

Dritter Argonaut.

So ſind wir hier, erreicht des Strebens Ziel!
Nach mancher Fährlichkeit zu Land und See,
Umfängt uns Kolchis düſtre Märchenwelt,
Von der man ſpricht, ſo weit die Sonne leuchtet.
Was keinem möglich däuchte, iſt geſchehn:
Durchſegelt iſt ein unbekanntes Meer,
Das zürnend Untergang dem erſten Schiffer drohte;
Zu neuen Völkern und zu neuen Ländern
That ſich der Weg, und was oft ſchwerer noch,
That auch der Rückweg ſich uns günſtig auf;
Wir ſind in Kolchis, unſrer Reiſe Ziel.
So weit hat gnädig uns ein Gott geführt;
Doch jetzo, fürcht' ich, wendet er ſich ab.
Wir ſtehn in Feindes Land, von Tod umgeben,
Fremd, ohne Rath und Führer — Jaſon fehlt.
Er, der zum Zug geworben, ihn geführt,
Er, deſſen eigne Sache wir verfechten,
Mit Milo hat er ſich vom Zug entfernt,
Heut Nacht entfernt und ward nicht mehr geſehn.
Ob er im Wald verirrt, verlaſſen ſchmachtet,
Ob er ins Netz gefallen der Barbaren,
Ob ihn aus Hinterhalt der Tod ereilt,

Ich weiß es nicht, doch jedes ſteht zu fürchten.
So aufgelöſt, vereinzelt, ohne Band,
Iſt Jeder nun ſein eigner Rath und Führer,
Drum frag' ich euch, die Erſten unſrer Schaar,
Was iſt zu thun?

(Alle ſchweigen mit geſenkten Häuptern.)

Ihr ſchweigt. Jetzt gilt's Entſchluß!
Geladen von dem König dieſes Landes
Zur Zwieſprach, zum Verſuch der Gütlichkeit,
Schien's uns gefährlich, ob des Führers Abgang,
Den Aufruf abzulehnen, der geſchehn,
Und zu enthüllen unſre Noth und Schwäche.
Wir gingen, wir ſind hier! — Was nun zu thun?
Wer Rath weiß, ſpreche nun!

Zweiter Argonaut.

Du biſt der ält'ſte,
Sprich du!

Dritter Argonaut.

Der ält'ſte iſt der erſte nicht,
Wo's Kraft gilt und Entſchluß. Fragt einen andern!

Erſter Argonaut.

Laßt uns die Schwerter nehmen in die Hand,
Den König tödten und ſein treulos Volk;
Dann fort! Doch erſt die Beut' ins Schiff gebracht!

Dritter Argonaut.

Nicht auch das Land, und heimgebracht zur Schau?
Dein Rath iſt unreif, Freund, wie deine Jahre!
Gebt andern!

Zweiter Argonaut.

Rathe du, wir folgen dir!

Dritter Argonaut.

Mein Rath iſt Rückkehr!
Murrt ihr? Nun wohlan,
Sprech' einer Beſſeres, ich ſtimme bei!
Ihr ſchweigt geſammt, und Niemand tritt hervor?
So hört und ſtört nicht, oder überzeugt mich!
Nicht eignes Streben hat uns hergeführt:
Was kümmert Kolchis uns mit ſeinen Wundern?
Dem Muth, dem Glücke Jaſons folgten wir,
Den Arm ihm leihend zum gebotnen Werk.
Er that des Oheims Willen, wir den ſeinen.
Wer iſt, der treten mag in Jaſons Stelle,
Hat ihn der Tod, wie möglich, hingerafft?
Wem liegt daran das Wundervließ zu rauben,
Das Tod umringt und dräuende Gefahr?
Habt ihr's gehört? im Schlund der Höhle liegt's,
Bewacht von eines Drachen gift'gen Zähnen,
Vom Grau'n vertheidigt ſchwarzer Zauberei,
Beſchützt von allem, was verrucht und gräulich:
Wer wagt's von euch, wer hebt den goldnen Schatz!
Wie, keiner? Nun, ſo woll' auch keiner ſcheinen,
Was keiner Kraft und Willen hat zu ſein.
Hier leg' ich von mir Schild und Speer,
Und geh' zum König als ein Mann des Friedens.
Drei Tage gönn' er uns zu harren Zeit,
Und kehrt dann Jaſon nicht, ſo ziehn wir heim.
Wer mit mir gleichdenkt, thue ſo wie ich!
Ein Held iſt, wer das Leben Großem opfert,
Wer's für ein Nichts vergeudet, iſt ein Thor!

(Die Meiſten ſtoßen ihre Speere in den Boden.)

Nun kommt zu Kolchis König. Gerne tauſcht er
Die eigne Sicherheit wohl aus für unſre!

Erſter Argonaut.

Halt noch! Dort nah'n zwei Griechen! Milo iſt's,
Der fort mit Jaſon ging, und — (ſchreiend.) Jaſon ſelber!
Jaſon! Er!

Mehrere.

Jaſon!

Alle (tummultuariſch).

Jaſon!

Milo
(hinter der Scene).

Hier, Gefährten!
Hier Jaſon, Argonauten!

Zweiter Argonaut
(zum erſten).

Was ſagſt du nun?

Dritter Argonaut.

Daß Jaſon da iſt, ſag' ich, Freund, wie du.
Statt meines Rathes gibt er euch die That;
Nur da er fort war, hatt' ich eine Meinung.

Milo tritt auf, **Jaſon** an der Hand führend.

Milo.

Hier habt ihr ihn! Hier iſt er ganz und gar!
Nun ſeht euch ſatt an ihm, und ſchreit und jubelt!
(Die Argonauten drängen ſich um Jaſon, faſſen ſeine Hände, und drücken ihre Freude aus.)

Vermiſchte Stimmen.

Willkommen! — Jaſon! — Freund! — Willkommen, Bruder!

Jaſon.

Habt ihr um mich verlangt? Hier bin ich wieder!
(Indem er den Andrängenden die Hände reicht.)

Milo

(den Nächſtſtehenden umarmend).

Freund, ſiehſt du? er iſt da! Geſund und rüſtig!
Und 's ging ihm nah ans Leben, ei beim Himmel!
Ein Haar, und ihr ſaht Jaſon nimmermehr!
Er wagte ſich, allein — ich durft' nicht mit —
Um euretwillen, Freunde, wagt' er ſich,
Im dichten Wald, allein in einen Thurm,
Der voll Barbaren ſteckte bis zum Giebel!
Da hieß es fechten.

Jaſon.

Ja! fürwahr, es galt!
Verloren war ich, wenn ein Mädchen nicht —

Milo.

Ein Mädchen? Ein Barbarenmädchen?

Jaſon.

Ja!

Milo.

Sieh, davon ſagteſt du mir früher nichts!
Und war ſie ſchön?

Jaſon.

So ſchön, ſo reizend, ſo —
Doch eine arge, böſe Zauberin!
Ihr dank' ich dieß mein Leben.

Milo.

Wackres Mädchen!

Jaſon.

Ich ſchlug mich durch, und — doch genug, ich lebe
Und bin bei euch. — Allein was führt euch hierher?

Erſter Argonaut.

Zur Zweiſprach ließ uns laden Kolchis König,

Vernehmen will er unſre Forderung,
Und dann entſcheiden.

Jaſon.

Hier?

Erſter Argonaut.

Hier iſt ſein Sitz!

Jaſon.

Ich will ihn ſprechen. Fügt er ſich in Frieden;
Gut denn! wo nicht, ſo mag das Schwert entſcheiden!
(Auf die ſeitwärts geſtellten Speere zeigend.)
Doch dieſe Waffen! — Seid ihr hier ſo ſicher,
Daß ihr des Schutzes ſelber euch beraubt?
(Sie nehmen beſchämt die weggelegten Speere wieder auf.)
Ihr ſchweigt und ſchlagt beſchämt die Augen nieder?
Habt ihr? —
(Zu Milo.)
Ach ſieh, ſie meiden meinen Blick!
Unglückliche! es war doch nicht die Furcht —
Die *Furcht*, Hellenen, die den Speer euch nahm?
Es war's nicht? —
(Zu Milo.)
Ach es war's! Die Unglückſel'gen,
Sie wagen's nicht der Lüge mich zu zeihn!
Was hat euch denn verblendet, arme Brüder? —
— Es war die Furcht! —
(Zu einem, der ſprechen will.)
Ich bitte dich, ſprich nicht!
Ich kann mir denken, was du fühlſt. Sprich nicht!
Mach' nicht, daß ich mich ſchäme vor mir ſelbſt!
Denn, o! nicht ohne Thränen könnt' ich ſchauen
In ein von Scham geröthet Männerantlitz.
Ich will's vergeſſen, wenn ich kann.

Ein **Kolcher** tritt auf.

Kolcher.

Der König naht!

Jaſon.

So laßt uns ſtark ſein und entſchloſſen, Freunde!
Nicht ahne der Barbar was hier geſchehn.

Aietes tritt auf mit **Gefolge.**

Aietes.

Wer iſt, der das Wort führt für die Fremden?

Jaſon (vortretend).

Ich!

Aietes.

Beginn!

Jaſon.

Hochmüthiger Barbar, du wagſt —?

Aietes.

Was willſt du?

Jaſon.

Achtung!

Aietes.

Achtung?

Jaſon.

Meiner Macht,
Wenn meinem Namen nicht!

Aietes.

Wohlan, ſo ſprich!

Jaſon.

Theſſaliens Beherrſcher, Pelias,

Mein Oheim und mein Herr, ſchickt mich zu dir,
Mich, Jaſon, dieſer Männer Kriegeshaupt,
Zu dir zu reden, wie ich jetzo rede:
Gekommen iſt die Kunde über's Meer,
Daß Phryxus, ein Hellene, hohen Stammes,
Den Tod gefunden hier in deinem Reich —

Aietes.

Ich ſchlug ihn nicht.

Jaſon.

Warum vertheidigſt du dich,
Eh' ich dich noch beſchuldigt? Hör' mich erſt!
Mit Schätzen und mit Gute reich beladen
War Phryxus Schiff, das blieb in deiner Hand,
Als er verblich geheimnißvollen Todes.
Sein Haus iſt aber nah verwandt dem meinen;
Darum, im Namen meines Ohms und Herrn,
Fordr' ich, daß du erſtatteſt, was ſein eigen,
Und was nun mein und meines Fürſtenhauſes.

Aietes.

Nichts weiß ich von Schätzen.

Jaſon.

Laß mich enden.
Das köſtlichſte von Phryxus Gütern aber,
Es war ein köſtliches, geheimnißvolles Vließ,
Deß er entkleidete in Delphi's hoher Stadt
Das Bildniß eines unbekannten Gottes,
Das dort ſeit grauen Jahren aufgeſtellt,
Man ſagt, von den Urvätern unſers Landes,
Die fernher kommend, und von Oben ſtammend,
Das Land betraten, und der Menſchheit Samen
Weitbreitend in die leere Wildniß ſtreuten,

Und Hellas' Väter wurden, unſre Ahnen.
Von ihnen, ſagt man, ſtamme jenes Zeichen,
Ein theures Pfand für Hellas' Heil und Glück.
Vor allem nun dieß Vließ fordr' ich von dir:
Daß es ein Kleinod bleibe der Hellenen,
Und nicht in trotziger Barbaren Hand
Zum Siegeszeichen diene wider ſie.
Sag', was beſchließeſt du?

Aietes.

Ich hab's nicht!

Jaſon.

Nicht?
Das goldne Vließ?

Aietes.

Ich hab's nicht, ſag' ich dir!

Jaſon.

Iſt dieß dein letztes Wort?

Aietes.

Mein letztes!

Jaſon.

Wohlan!

(Wendet ſich zu gehen.)

Aietes.

Wo willſt du hin?

Jaſon.

Fort zu den Meinen,
Sie zu den Waffen rufen, um zu ſehen,
Ob du der Macht unnahbar wie dem Recht.

Aietes.

Ich lache deiner Drohungen!

Jaſon.

Wie lange?

Aietes.

Tollkühner! Mit einem Häufchen Abenteurer
Willſt du trotzen dem König von Kolchis?

Jaſon.

Ich will's verſuchen.

(Will gehen.)

Aietes.

Halt! Du raſeſt, glaub' ich.
Iſt wirklich der Götter Huld geknüpft an jenes Zeichen,
Und iſt dem Sieg und Rache, der's beſitzt,
Wie kannſt du hoffen, zu beſtehen gegen mich,
In deſſen Hand —

Jaſon.

Ha, ſo beſitzeſt du's?

Aietes.

Wenn's wäre, mein' ich, wie du glaubſt.

Jaſon.

Ich weiß genug! —
Schwachſinniger Barbar und darauf ſtützeſt
Du deiner Weigrung unhaltbaren Trotz?
Du glaubſt zu ſiegen, weil in deiner Hand —
Nicht gut, nicht ſchlimm iſt, was die Götter geben
Und der Empfänger erſt macht das Geſchenk.
So wie das Brod, das uns die Erde ſpendet,
Den Starken ſtärkt, des Kranken Siechthum mehrt,
So ſind der Götter hohe Gaben alle,
Dem Guten gut, dem Argen zum Verderben.
In meiner Hand führt jenes Vließ zum Sieg,

In deiner ſichert's dir den Untergang.
Sprich ſelbſt, wirſt du es wagen zu berühren,
Beſpritzt, wie's iſt, mit deines Gaſtfreunds Blut? —

Aietes.

Schweig!

Jaſon.

Sag'! gibſt du's heraus? — Ja oder nein?

Aietes.

So höre mich!

Jaſon.

Ja oder nein!

Aietes.

Du Raſcher!
Warum uns zanken ohne Noth?
Laß uns friedlich überlegen
Und dann entſcheiden, was zu geſchehn!

Jaſon.

Du gibſt es denn heraus?

Aietes.

Was? — Ei laß das!
Wir wollen uns erſt kennen und verſtehn:
Dem Freunde gibt man, nicht dem Fremden!
Tritt ein bei mir und ruhe von der Fahrt.

Jaſon.

Ich trau' dir nicht.

Aietes.

Warum nicht?
Iſt auch rauh meine Sprache, fürchte nichts!
Laß dir's wohl ſein in meinem Lande!

Liebſt du den Becher? Wir haben Tranks die Fülle.
Jagd? Wildreich ſind unſre Forſte.
Magſt du dich freu'n in der Weiber Umarmung?
Kolchis hat —

(Näher zu ihm tretend.)

Liebſt du die Weiber?

Jaſon.

Eure Weiber? und doch —

Aietes.

Liebſt du die Weiber?

Jaſon.

Kennſt einen Thurm du dort im nahen Walde?
Der — doch wo bin ich? Komm zur Sache, König!
Gibſt du das Vließ?

Aietes

(zu einem Kolcher).

Ruf' Medeen und bring' Wein!

Jaſon.

Noch einmal, gibſt du mir das Vließ?

Aietes.

Sei ruhig!
Erſt gezecht, dann zum Rath, ſo halten wir's.

Jaſon.

Ich will von deinen Gaben nichts.

Aietes.

Du ſollſt!
Ungeſpeiſt geht keiner aus Aietes Hauſe!
Sieh, man kommt, laß dir's gefallen, Fremdling!

Medea kömmt verſchleiert, einen Becher in der Hand, mit ihr **Diener**, die Pokale tragen.

Aietes.

Hier trink, mein edler Gaſt!
(Zu Medea.)
Iſt er bereitet?

Medea.

O frage nicht!

Aietes.

So geh und biet' ihn an!
Erlabe dich, mein Gaſt!

Jaſon.

Ich trinke nicht!

(Medea fährt beim Klang von Jaſons Stimme zuſammen. Sie blickt empor, erkennt ihn und tritt einige Schritte zurück.)

Aietes (zu Jaſon).

Warum nicht?
(Zu Medeen.)
Hin zu ihm! Tritt näher, ſag' ich!

Jaſon.

Was ſeh' ich? — Dieſe Kleider! — Mädchen, bleib!
Dein Kleid erneuert mir ein holdes Bild,
Das ich nur erſt — Gib deinen Becher mir!
Ich wag's auf deine Außenſeite! Gib!
(Er nimmt den Becher aus ihrer Hand.)
Ich leer' ihn auf dein Wohl!

Medea.

Halt ein!

Jaſon.

Was iſt?

Medea.

Du trinkſt Verderben!

Jaſon.

Wie?

Aietes.

Medea!

Jaſon

(indem er den Becher wegwirft).

König!
Das deine Freundſchaft? Rache dir, Barbar!
Doch du, wer biſt du, die ſo ſonderbar
Mit Grauſamkeit vereinet Mitleids Milde?
Laß mich dich ſchau'n!

(Er reißt ihr den Schleier ab.)

Sie iſt's! Es iſt dieſelbe!

Aietes.

Medea, fort!

Jaſon.

Medea heißeſt du?
So ſprich, Medea, denn!

Medea.

Was willſt du?

Jaſon.

Wie?
So mild dein Thun, und rauh dein Wort, Medea?
Nur zweimal ſah ich dich, und beidemal
Verdank' ich dir mein Leben. Habe Dank!
Es ſcheint die Götter haben uns erſehn
Uns Freund zu ſein, nicht Feinde, o Medea!

Noch einmal dieſen Blick! o ſieh nicht weg!
Schau mir ins Aug', ich mein' es rein und gut!
(Er faßt ihre Hand, und wendet ſie gegen ſich.)
Laß mich in deinem Blick die Kunde leſen —
(Medea entreißt ihm die Hand.)

Jaſon.

Halt ein!

Medea

(ſich emporrichtend).

Verwegner, wagſt du's? — Weh!
(Sie begegnet ſeinem Blick, fährt zuſammen und entflieht.)

Jaſon.

Medea!

(Medea ab. Er eilt ihr nach.)

Aietes.

Zurück!

Jaſon.

Du ſollſt zurück, Barbar! — Medea!

(Indem er ins Zelt dringen will und Aietes ſich ihm abwehrend in den Weg ſtellt, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Das Innere von des Königs Zelt. Der hintere Vorhang desſelben iſt ſo, daß man durch denſelben, ohne die draußen befindlichen Perſonen genau unterſcheiden zu können, doch die Umriſſe derſelben erkennen kann.

Medea, Gora, Jungfrauen im Zelte. **Jaſon, Aietes** und **alle Perſonen des letzten Aktſchluſſes** außer demſelben.

(Medea ſteht links im Vorgrunde, aufrecht, die linke Hand auf einen Tiſch geſtützt, die Augen unbeweglich vor ſich gerichtet, in der Stellung einer, die hört was außen vorgeht. Gora, ſie beobachtend, auf der andern Seite. Jungfrauen, theils knieend, theils ſtehend, um ſie gruppirt. Einige Krieger im Hintergrunde des Zeltes.)

Jaſon (von außen).

Ich will hinein!

Aietes (außen).

Zurück!

Jaſon.

Denkſt du's zu wehren?
Vom Schwert die Hand! Die Hand vom Schwerte, ſag' ich!
Das meine zuckt, ich kann nicht drohen ſehn!
Ich will hinein! Gib Raum!

Aietes.

Zurück, Verwegner!

Gora (zu Medea).

Er raſt, der Freche!

Jaſon (außen).

Hörſt du mich, Medea?
Gib mir ein Zeichen, wenn du hörſt!

Gora.

Vernahmſt du?

Jaſon.

Dringt bis zu dir mein Ruf, ſo gib ein Zeichen!
Erwählte!

(Medea, die bis jetzt unbeweglich geſtanden, fährt zuſammen und legt die Hand auf die tiefathmende Bruſt.)

Jaſon.

Sieh, mein Arm iſt offen, komm!

(Jaſons Stimme kommt immer näher.)

Ich hab' dein Herz erkannt! Erkenn' das meine!
Medea, komm!

Aietes.

Zurück!

Gora.

Er dringt herein!

(Medea reißt ſich aus den Armen ihrer Jungfrauen los und flieht auf die andere Seite des Vorgrundes.)

Jaſon.

Ich rufe dir! Ich liebe dich, Medea!

Gora

(Medeen folgend.)

Haſt du gehört?

(Medea verhüllt die Augen mit der Hand.)

Unglückliche, das alſo war's?
Daher die Bewegung, daher deine Angſt?
O Schmach und Schande! war' es wirklich?

Medea

(aufgerichtet, ſie mit Hoheit anblickend).

Was?

Jaſon

(indem er die Vorhänge des Zeltes aufreißt).

Ich muß ſie ſehn! — Da iſt ſie! — Komm, Medea!

Gora.

Er naht! Entflieh!

Medea

(zu den Soldaten im Zelte).

Steht ihr ſo müßig?
Braucht die Waffen, helft eurem Herrn!

Aietes

(der indeß mit Jaſon am Eingange gerungen hat).

Mit meinem Tod erſt dringſt du hinein!

(Die Soldaten im Zelte ſtürzen auf die Streitenden los. Jaſon wird weggedrängt. Die Vorhänge fallen wieder zu.)

Jaſon (außen).

Medea! — Wohl, ſo mag das Schwert entſcheiden!

Abſyrtus Stimme.

Schwerter bloß! Hier iſt das meine!

(Waffengeklirr von außen.)

Gora.

Sie fechten! Götter, ſtärkt der Unſern Arm!

(Medea ſteht bewegungslos da.)

Milo's Stimme

(von außen).

Jaſon zurück! Wir werden übermannt:

Zwölf unſre Schaar und Hunderte die Feinde!
Barbaren, brecht ihr den geſchwornen Stillſtand?

Jaſon.

Laß ſie nur kommen, ich empfange ſie!

Aietes.

Haut ſie nieder, weichen ſie nicht!

(Das Waffengeklirr entfernt ſich.)

Gora.

Die Fremden werden zurückgedrängt, die Unſern ſiegen!
Medea, faſſe dich! Dein Vater naht.

Aietes und **Abſyrtus** kommen.

Aietes.

Wo iſt ſie? — Hier! — Verrätherin!
Wagſt du's zu ſtehn deines Vaters Blick?

Medea (ihm entgegen).

Nicht zu Worten iſt's jetzt Zeit, zu Thaten!

Aietes.

Das ſagſt du mir nach dem, was geſchehn,
Jetzt, da das Schwert noch bloß in meiner Hand?

Medea.

Nichts weiter von Vergleich, von Unterredung,
Von gütlichen Vertrags fruchtloſem Verſuch!
Bewaffne die Krieger, verſammle die Deinen,
Und jetzt auf ſie hin, hin auf die Fremden,
Eh' ſie's vermuthen, eh' ſie ſich faſſen.
Hinaus mit ihnen, hinaus aus deinem Land!
Rettend entführe ſie ihr ſchnelles Schiff,
Oder der Tod ihnen Allen — Allen!

Aietes.

Wähnſt du mich zu täuſchen, Betrügerin?
Wenn du ſie haſſeſt, was warfſt du den Becher,
Der mir ſie liefern ſollte, Jaſon liefern ſollte —
Jaſon — ſieh mir ins Antlitz! Du wendeſt dich ab?

Medea.

Was liegt dir an meiner Beſchämung?
Rath bedarfſt du, ich gebe dir Rath.
Noch einmal alſo: verjag' ſie, die Fremden!
Stoß ſie hinaus aus den Marken des Reichs;
Der grauende Morgen, der kommende Tag
Sehe ſie nicht mehr in Kolchis Umfang.

Aietes.

Du machſt mich irre an dir, Medea.

Medea.

War ich es lange nicht, lange nicht ſelbſt?

Aietes.

So wünſcheſt du, daß ich vertreibe die Fremden?

Medea.

Flehend, knieend bitt' ich dich drum!

Aietes.

Alle?

Medea.

Alle!

Aietes.

Alle?

Medea.

Frage mich nicht!

Aietes.

Nun wohlan denn, ich waffne die Freunde!
Du gehſt mit!

Medea.

Ich?

Aietes.

Seltſame, du!
Sieh, ich weiß, nicht den Pfeil nur vom Bogen,
Schleuderſt den Speer auch, die mächtige Lanze,
Schwingeſt das Schwert in kräftiger Hand.
Komm mit, wir verjagen die Feinde!

Medea.

Nimmermehr!

Aietes.

Nicht?

Medea.

Mich ſende zurück
In das Inn're des Landes, Vater,
Tief, wo nur Wälder und dunkles Geklüft,
Wo kein Aug' hindringt, kein Ohr, keine Stimme,
Wo nur die Einſamkeit und ich.
Dort will ich für dich zu den Göttern rufen,
Um Beiſtand für dich, um Kraft, um Sieg,
Beten, Vater, doch kämpfen nicht.
Wenn die Feinde verjagt, wenn kein Fremder mehr hier,
Dann komm ich zurück und bleibe bei dir,
Und pflege dein Alter ſorglich und treu;
Bis der Tod herankommt, der friedliche Gott,
Und leiſe beſchwicht'gend, den Finger am Mund,
Auf ſeinem Kiſſen von Staub und Moos
Die Gedanken ſchlafen heißt und ruh'n die Wünſche.

Aietes.

Du willſt nicht mit und ich ſoll dir glauben?
Ungerath'ne, zittre! — Jaſon?

Medea.

Was fragſt du mich, wenn du's weißt?
Oder willſt du's hören aus meinem Mund,
Was ich bis jetzt mir ſelber verbarg.
Ich mir verbarg? Die Götter mir bargen!
Laß dich nicht ſtören die flammende Glut,
Die mir, ich fühl' es, die Wangen bedeckt!
Du willſt es hören, und ich ſage es dir.
Ich kann nicht im Trüben ahnen und zagen,
Klar muß es ſein um Medeen, klar!
Man ſagt — und ich fühle, es iſt ſo:
Es gibt ein Etwas in des Menſchen Weſen,
Das unabhängig von des Eigners Willen,
Anzieht und abſtößt mit blinder Gewalt;
Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eiſen,
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug
Vom Menſchen zum Menſchen, von Bruſt zu Bruſt.
Da iſt nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zaub'riſchen Fäden:
Unſichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
So viel ſie betraten, hat Keiner ſie geſehn!
Gefallen muß dir, was dir gefällt;
So weit iſt's Zwang, rohe Naturkraft.
Doch ſteht's bei dir, die Neigung zu rufen,
Der Neigung zu folgen ſteht bei dir,
Da beginnt des Wollens ſonniges Reich,
Und ich will nicht!

(Mit aufgehobener Hand.)

Medea will nicht! —
Als ich ihn ſah, zum erſtenmale ſah,
Da fühlt' ich ſtocken das Blut in meinen Adern,
Aus ſeinem Aug', ſeiner Hand, ſeinen Lippen

Gingen ſprühende Funken über mich aus
Und flammend loderte auf mein Innres.
Doch verhehlt' ich's mir ſelbſt. Erſt als er's ausſprach,
Ausſprach in der Wuth ſeines tollen Beginnens,
Daß er liebe —
Schöner Name
Für eine fluchenswerthe Sache! —
Da ward mir's klar, und darnach will ich handeln.
Aber verlange nicht, daß ich ihm begegne,
Laß mich ihn fliehn. — Schwach iſt der Menſch,
Auch der ſtärkſte, ſchwach!
Wenn ich ihn ſehe, dreh'n ſich die Sinne,
Dumpfes Bangen überſchleicht Haupt und Buſen
Und ich bin nicht mehr, die ich bin.
Vertreib' ihn, verjag' ihn, tödt' ihn!
Ja, weicht er nicht, tödt' ihn, Vater!
Den Todten will ich ſchau'n, wenn auch mit Thränen ſchau'n,
Den Lebenden nicht!

Aietes.

Medea!

Medea.

Was beſchließeſt du?

Aietes
(indem er ihre Hand nimmt).

Du biſt ein wackres Mädchen!

Abſyrtus
(ihre andere Hand nehmend).

Arme Schweſter!

Medea.

Was beſchließeſt du?

Aietes.

Wohl, du ſollſt zurück!

Medea.

Dank! tauſend Dank! Und nun ans Werk, mein Vater!

Aietes.

Abſyrtus, wähl' aus den Tapfern des Heers
Und geleite die Schweſter nach der Felſenkluft,
Weißt du? — wo wir's aufbewahrten — das goldne Vließ!

Medea.

Dorthin? Nein!

Aietes.

Warum nicht?

Medea.

Nimmermehr!
Dorthin, an den Ort unſers Frevels?
Rache ſtrahlet das ſchimmernde Vließ,
So oft ich's verſuch', in die Zukunft zu ſchauen,
Flammt's vor mir wie ein blut'ger Komet.
Droht mir Unheil, findet's mich dort!

Aietes.

Thörin! kein ſicherer Ort im ganzen Lande!
Auch bedarf ich dein, zu hüten den Schatz
Mit deinen Künſten, deinen Sprüchen.
Dorthin, oder mit mir!

Medea.

Es ſei, ich gehorche!
Aber einen Weg ſende mich, wo kein Feind uns trifft.

Aietes.

Zwei Wege ſind. Einer nah am Lager des Feindes,

Der andre rauh und beſchwerlich, wenig betreten,
Ueber die Brücke führt er am Strom; den nimm, Abſyrtus!
Nun geht! — Hier der Schlüſſel zum Fallthor,
Das zur Kluft führt! Nimm ihn, Medea!

Medea.

Ich? Dem Bruder gib ihn!

Aietes.

Dir!

Medea.

Vater!

Aietes.

Nimm ihn, ſag' ich, und reize mich nicht;
Deiner thörichten Grillen bin ich ſatt.

Medea.

Nun wohl, ich nehme!

Aietes.

Lebe wohl!

Medea.

Vater!

Aietes.

Was?

(Medea wirft ſich laut ſchluchzend in ſeine Arme.)

Aietes (weicher).

Thörichtes Mädchen!

(Er läßt ſie.)

Leb' wohl, mein Kind!

Medea.

Vater, auf Wieder — Wiederſehen!
Auf baldiges, frohes Wiederſehen!

Aietes.

Nun ja, auf frohes Wiederſehen!
(Sie mit der Hand von ſich entfernend.)
Nun geh!

Medea

(die Augen mit der Hand verhüllend).

Leb' wohl!
(Ab mit Abſyrtus.)

(Aietes bleibt nach dem Abgehen der Medea einige Augenblicke mit geſenktem Haupte hinbrütend ſtehen. Plötzlich rafft er ſich auf, blickt einigemale raſch um ſich her und geht ſchnell ab.)

Eine waldige Gegend an der Straße, die zum Lager der Argonauten führt.

Jaſon, Milo und **andere Argonauten** kommen.

Milo.

Hier laßt uns halten, Freunde! Die Barbaren
Verfolgen uns nicht mehr. Der Ort hier ſcheint bequem
Zum Angriff ſowie zur Vertheidigung.
Auch iſt's der einz'ge Weg, der, ſeit der Sturm
Die Brücken abgeriſſen heute Nacht,
Vom Sitze führt des Königs nach dem Innern;
Und lagern wir uns hier, ſo ſchneiden wir
Ihm jeden Hilfszug ab, den er erwartet.
Geh einer hin zur Schaar der Rückgebliebnen
Und leite ſie hierher. Wir warten ihrer.
(Zwei Argonauten ab.)
(Zu Jaſon, der mit gekreuzten Armen auf und nieder geht.)
Was überdenkſt du, Freund?

Jaſon.

Gar mancherlei!

Milo.

Geſteh' ich's dir? Du haſt mich überraſcht.
Du zeigteſt eine Falte deines Innern heut,
Die neu mir iſt.

Jaſon.

Hätt' ich doch bald geſagt:
Mir auch!

Milo.

So liebſt du ſie denn wirklich?

Jaſon.

Lieben?

Milo.

Du ſagteſt heut es mind'ſtens laut genug!

Jaſon.

Der Augenbick entriß mir's — und geſteh!
Sie rettete mir zweimal nun das Leben. —

Milo.

Wie? Zweimal?

Jaſon.

Erſt im Thurm! —

Milo.

Das alſo war's,
Was dir den Thurm ſo theuer machte?

Jaſon.

Das war's!

Milo.

Ja ſo!

Jaſon.

Nun denk' dir, ſo vollgült'gen Anſpruch
Auf meinen Dank und — Milo, ſie iſt ſchön.

Milo.

Ja, doch eine Barbarin —

Jaſon.

Sie iſt gut.

Milo.

Und eine Zauberin dazu.

Jaſon.

Ja wohl!

Milo.

Ein furchtbar Weib mit ihren dunkeln Augen!

Jaſon.

Ein herrlich Weib mit ihren dunkeln Augen.

Milo.

Und was gedenkſt du nun zu thun?

Jaſon.

Zu thun?
Das Vließ zu holen, ſo mein Wort zu löſen,
Das andre aber heimzuſtellen Jenen,
Die oben walten über dir und mir.

Milo.

So mag ich's gern! Beim Zeus, ſo denkſt du recht!

Ein **Argonaut** kommt.

Argonaut.

Links her vom Fluß ſieht man ſich Staub erheben,
Ein Häuflein Feinde naht heran.

Jaſon.

Wie viele?

Argonaut.

An vierzig oder fünfzig, kaum wohl mehr.

Jaſon.

Laßt uns zurückziehn und am Weg verbergen;
Denn ſäh'n ſie uns, ſie kämen nicht heran.
Verſchwunden iſt die Hoffnung zum Vergleich,
So mögen denn die Schwerter blutig walten,
Und die dort nahn, den Reihen führen an.
Zieht euch zurück und haltet, bis ich's ſage.

Milo.

Nur leiſ' und ſacht, daß ſie uns nicht erſpähn.
(Alle ziehen ſich zurück und ab.)

Abſyrtus und **kolchiſche Krieger** treten auf, **Medea** verſchleiert in ihrer Mitte.

Abſyrtus.

Die Waffen haltet bereit zum Schlagen,
Leicht könnten wir treffen 'ne Feindesſchaar,
Der Weg hier führt vorbei an ihrem Lager.
(Medea, den Schleier zurückſchlagend und vortretend.)

Medea.

Am Feindeslager? Warum dieſen Weg?
Warum nicht den andern, mein Bruder?

Abſyrtus.

Der Sturm hat die Brücken abgeriſſen heut Nacht;
Jetzt erſt erfuhr ich's. Aber ſorge nicht!
Ich vertheid'ge dich mit meinem Blut!
Wärſt *du* nicht hier, ich forderte ſie heraus.

Medea.

Um aller Götter Willen —

Abſyrtus.

Ich ſagte: wärſt *du* nicht hier,
Aber nun du hier biſt, thu' ich's nicht.

Nicht um den höchſten Preis, nicht um Kampf und Sieg
Setzt' ich dich in Gefahr, meine Schweſter!

Medea.

So laß uns eilig vorüberziehn.

Abſyrtus.

Kommt denn!

Jaſon (hinter der Scene).

Jetzt iſt es Zeit! Greift an, ihr Freunde!

(Hervorſpringend.)

Halt!

Medea (aufſchreiend).

Er!

(Zu Abſyrtus.)

Laß uns fliehen, Bruder!

Abſyrtus.

Fliehen? Fechten!

Jaſon

(zu den andringenden Argonauten).

Wenn ſie ſich widerſetzen, haut ſie nieder!

(Zu den Kolchern.)

Zu Boden die Waffen!

Abſyrtus.

Du ſelber zu Boden!
Schließt euch, Gefährten! Haltet ſie aus!

Medea.

Bruder! Hältſt du ſo dein Verſprechen?

Abſyrtus.

Verſprach ich zu fliehn, ſo verzeihn mir die Götter,
Nicht daß ich's breche, daß ich's gab, das Wort!

(Zu den Seinen.)

Weicht nicht! Der Vater iſt nah, er ſendet uns Hilfe!

Jaſon

(Medeen erblickend).

Biſt du's, Medea? Unverhofftes Glück
Komm hierher!

Medea

(zu den Kolchern).

Schützet mich!

Jaſon

(die ſich ihm entgegenſtellenden Kolcher angreifend).

Ihr! Aus dem Wege!
Eu'r Eiſen hält nicht ab, zieht an den Blitzſtrahl.

(Die Kolcher werden zurückgedrängt, die Griechen verfolgen ſie.)

Jaſon.

Die Deinen fliehn! Du biſt in meiner Macht!

Medea.

Du lügſt! In der Götter Macht, in meiner!
Verläßt mich alles — ich ſelber nicht!

(Sie entreißt einem fliehenden Kolcher die Waffen, und dringt mit vorgehaltenem Schild und geſenktem Speer auf Jaſon ein.)

Medea.

Stirb oder tödte!

Jaſon

(indem er ſchonend zurückweicht).

Medea, was thuſt du?

Medea (näherdringend).

Tödte oder ſtirb!

Jaſon

(mit einem Schwertſtreich ihre Lanze zertrümmernd).

Genug des Spiels!

(Das Schwert in die linke Hand nehmend, in welcher er den Schild hält.)

Was nun?

Medea.

Treuloſe Götter!

(Die abgebrochene Lanze ſammt dem Schilde hinwerfend, und einen Dolch ziehend.)

Noch ſind mir Waffen!

Jaſon

(indem er Schild und Schwert von ſich wirft und vor ſie hintritt).

Tödte mich, wenn du kannſt!

Medea

(mit abgewandtem Geſicht, den Dolch in der Hand).

Kraft!

Jaſon (weich).

Tödte mich, Medea, wenn du kannſt!

(Medea ſteht erſtarrt.)

Jaſon.

Siehſt du? du kannſt's nicht! du vermagſt es nicht!
Und nun zu mir! Genug des Widerſtrebens!
Und weigerſt du's? Verſuch es, wenn du kannſt!
(Sie raſch anfaſſend und auf ſeinem Arm in die Höhe haltend.)
So faſſ' ich dich, ſo halt' ich dich empor,
Und trage dich durch unſrer Völker Streit,
Durch Haß und Tod, durch Kampfes blut'ge Wogen,
Wer wagt's zu wehren? Wer entreißt dich mir?

Medea.

Laß mich!

Jaſon.

Nicht eher, bis du gütig ſprichſt,
Nicht eher, bis ein Wort, ein Wink, ein Laut
Verräth, daß du mir weichſt, daß du dich gibſt.
(Zu ihr emporblickend und heftig ſchüttelnd.)
Medea, dieſes Zeichen!

Medea (leiſe).
Jaſon! Laß mich!

Jaſon.

Jaſon! — Da ſprachſt du meinen Namen aus,
Zum erſtenmale aus! O holder Klang!
Jaſon! Wie iſt der Name doch ſo ſchön,
Seit du ihn ſprachſt mit deinen ſüßen Lippen!
Hab' Dank, Medea, hab' den beſten Dank!
(Er hat ſie auf den Boden niedergelaſſen.)
Medea, Jaſon! Jaſon und Medea!
O ſchöner Einklang! Dünket dir's nicht auch?
Du zitterſt? Setz' dich hier! Erhole dich!

(Er führt Medeen zu einer Raſenbank. Sie folgt ihm und ſitzt, mit vorhängendem Leibe, die Augen vor ſich ſtarr auf dem Boden, die Hände, in denen noch der Dolch, gefaltet im Schooße.)

Jaſon
(ſteht vor ihr).

Noch immer ſtumm, noch immer trüb und düſter?
O zage nicht! Du biſt in Freundes Hand!
Zwar geb' ich leicht dem Vater dich nicht wieder,
Ein theures Unterpfand iſt mir ſein Kind;
Doch ſoll dir's d'rum bei mir nicht ſchlimm ergehn,
Nicht ſchlimmer wenigſtens als mir bei dir.

Wenn ich ſo vor dir ſteh' und dich betrachte,
Beſchleicht mich ein faſt wunderbar Gefühl:
Als hätt' des Lebens Grenz' ich überſchritten
Und ſtünd' auf einem unbekannten Stern,
Wo anders die Geſetze alles Seins und Handelns,
Wo ohne Urſach', was geſchieht, und ohne Folge,
Da ſeiend, weil es iſt.
Dahergekommen durch ein wildes Meer,

Aus Ländern, ſo entfernt, ſo abgelegen,
Daß Wünſche kaum vorher die Reiſe wagten,
Auf Kampf und Streit geſtellt, lang' ich hier an,
Und ſehe dich, und bin mit dir bekannt.
Wie eine Heimath faſt dünkt mir dieß fremde Land,
Und, abenteuerlich ich ſelbſt, ſchau' ich
Verwund'rungslos, als könnt' es ſo nur ſein,
Die Abenteuer dieſes Wunderbodens.
Und wieder, iſt das Fremde mir bekannt,
So wird dafür mir, was bekannt, ein Fremdes:
Ich ſelber bin mir Gegenſtand geworden,
Ein and'rer denkt in mir, ein and'rer handelt.
Oft ſinn' ich meinen eignen Worten nach,
Wie eines Dritten, was damit gemeint,
Und kommt's zur That, denk' ich wohl bei mir ſelber:
Mich ſoll's doch wundern, was er thun wird und was nicht!
Ein Einz'ges iſt mir licht, und das biſt du!
Ja du, Medea, ſcheint's auch noch ſo fremd!
Ich ein Hellene, du Barbarenbluts,
Ich frei und offen, du voll Zaubertrug,
Ich Kolchis Feind, du ſeines Königs Kind;
Und doch, Medea, ach und dennoch, dennoch!
Es iſt ein ſchöner Glaub' in meinem Land,
Die Götter hätten doppelt einſt geſchaffen
Ein jeglich Weſen und ſodann getheilt;
Da ſuche jede Hälfte nun die andre
Durch Meer und Land, und wenn ſie ſich gefunden,
Vereinen ſie die Seelen, miſchen ſie
Und ſind nun eins. Fühlſt du ein halbes Herz?
Iſt's ſchmerzlich dir geſpalten in der Bruſt?
So komm! — Doch nein, da ſitzt ſie trüb und düſter,
Ein rauhes Nein auf meine milde Deutung,

Den Dolch noch immer in geſchloſſner Hand.
O fort!

(Ihre Hand faſſend und den Dolch entwindend.)

Laßt los, ihr Finger! Bunte Kränze,
Geſchmeid und Blumen ziemt euch zu berühren,
Nicht dieſen Stahl, gemacht für Männerhand!

Medea (aufſpringend).

Fort!

Jaſon

(ſie zurückhaltend).

Bleib!

Medea.

Von hier!

Jaſon.

Bleib da, ich bitte dich!
Ich ſage dir: Bleib da! Hörſt du? Du ſollſt!
Du ſollſt! Beim Himmel, gält' es auch dein Leben!
Wagt es das Weib, dem Mann zu bieten Trotz?
Bleib!

(Er faßt ihre Arme mit beiden Händen.)

Medea.

Laß!

Jaſon.

Wenn du gehorchſt, ſonſt nimmermehr!

(Er ringt mit der Widerſtrebenden.)

Mich lüſtet, deines Starrſinns Maß zu kennen!

Medea

(in die Kniee ſinkend).

Weh mir!

Jaſon.

Siehſt du? Du haſt es ſelbſt gewollt.
Erkenne deinen Meiſter, deinen Herrn!

(Medea liegt auf einem Knie am Boden, auf das andre ſtützt ſie den Arm, das Geſicht mit der Hand bedeckend.)

Jaſon
(hinzutretend).

Steh auf! Du biſt doch nicht verletzt? Steh auf!
Hier ſitz' und ruh', vermagſt du es zu ruhn!

(Er hebt ſie vom Boden auf, ſie ſitzt auf der Raſenbank.)

Jaſon.

Umſonſt verſend' ich alle meine Pfeile,
Rückprallend treffen ſie die eigne Bruſt!
Wie haſſ' ich dieſes Land, ſein rauher Hauch
Vertrocknete die ſchönſte Himmelsblume,
Die je im Garten blühte der Natur.
Wärſt du in Griechenland, da, wo das Leben
Im hellen Sonnenglanze heiter ſpielt,
Wo jedes Auge lächelt, wie der Himmel,
Wo jedes Wort ein Freundesgruß, der Blick
Ein wahrer Bote wahren Fühlens iſt,
Kein Haß als gegen Trug und Argliſt, kein —
Und doch, was ſprech' ich? Sieh, ich weiß es wohl,
Du biſt nicht, was du ſcheinen willſt, Medea!
Umſonſt verbirgſt du dich, ich kenne dich!
Ein wahres, warmes Herz trägſt du im Buſen,
Die Wolken hier, ſie decken eine Sonne.
Als du mich retteteſt, als dich mein Kuß —
Erſchrickſt du? — Sieh mich an! — Als dich mein Kuß! —
Ja, deine Lippen hat mein Mund berührt,
Eh' ich dich kannt', eh' ich dich faſt geſehn,

Nahm ich mir ſchon der Liebe höchſte Gabe:
Da fühlt' ich Leben mir entgegen wallen,
Und du gibſt trügeriſch dich nur für Stein?
Ein wahres, warmes Herz ſchlägt dir im Buſen,
Du liebſt, Medea!

(Medea will aufſpringen.)

Jaſon

(ſie niederziehend).

Bleib — Du liebſt, Medea!
Ich ſeh's am Sturmeswogen deiner Bruſt,
Ich ſeh's an deiner Wangen Flammengluth,
Ich fühl's an deines Athems heißem Weh'n,
An dieſem Beben fühl' ich es — du liebſt,
Liebſt mich! Mich wie ich dich! Ja, wie ich dich!

(Er kniet vor ihr.)

Schlag' deine Augen auf und läugne, wenn du's kannſt!
Blick' mich an und ſag' nein! — Du liebſt, Medea!

(Er faßt ihre beiden Hände, und wendet die ſich Sträubende gegen ſich, ihr feſt ins Geſicht blickend.)

Jaſon.

Du weinſt! Umſonſt, ich kenne Mitleid nicht!
Mir Aug' ins Aug', und ſage nein! — Du liebſt!
Ich liebe dich, du mich! Sprich's aus, Medea!

(Er hat ſie ganz gegen ſich gewendet. Ihr Auge trifft das ſeinige. Sie ſchaut ihm mit einem tiefen Blick ins Auge.)

Jaſon.

Dein Auge hat's geſagt, nun auch der Mund!
Sprich's aus, Medea, ſprich es aus: Ich liebe!
Fällt dir's ſo ſchwer, ich will dich's lehren, Kind;
Sprich's nach: Ich liebe dich!

(Er zieht ſie an ſich; ſie verbirgt, dem Zuge folgend, das Geſicht an ſeinem Buſen.)

— Und noch kein Wort!
Kein Wort, obſchon ich ſehe, wie der Sturm
An deines Innern feſten Säulen rüttelt,
Und doch kein Wort!

(Aufſpringend.)

So hab' es, Störriſche!
Geh! Du biſt frei, ich halte dich nicht mehr!
Kehr' wieder zu den Deinigen zurück,
Zu ihren Menſchenopfern, Todesmahlen,
In deine Wildniß, Wilde, kehr' zurück!
Geh! Du biſt frei; ich halte dich nicht mehr!

Aietes (von innen).

Hierher, Kolcher, hierher!

Jaſon.

Dein Vater naht,
Sei froh, ich weig're dich ihm nicht.

Argonauten kommen weichend. Hinter ihnen **Aietes, Abſyrtus** und **Kolcher,** die ſie verfolgen.

Aietes (auftretend).

Braucht eure Waffen, wack're Genoſſen!
Wo iſt mein Kind?

Abſyrtus.

Dort, Vater, ſitzt ſie.

Aietes (zu Jaſon).

Verruchter Räuber, mein Kind gib mir zurück!

Jaſon.

Wenn du mich bitteſt, nicht wenn du mir drohſt.
Dort iſt dein Kind. Nimm ſie und führ' ſie heim;
Nicht weil du willſt, weil ſie will und weil ich will.

(Zu Medeen hintretend und ſie anfaſſend.)

Steh' auf, Medea! Komm! Hier iſt dein Vater!
Du ſehnteſt dich nach ihm; hier iſt er nun.
Verhüten es die Götter, daß ich hier
Zurück dich hielte wider deinen Willen.
Was zitterſt du? Du haſt es ſelbſt gewollt.
(Er führt die Wankende zu ihrem Vater, und gibt ſie ihm in die Arme.)
Hier, Vater, iſt dein Kind.

Aietes
(Medeen empfangend, die das Geſicht auf ſeine Schultern verbirgt).
Medea!

Abſyrtus.
Schweſter!

Jaſon.
Nun, König, rüſte dich zum Todeskampf!
Die Bande, die mich hielten, ſind geſprengt,
Zerronnen iſt der ſchmeichelhafte Wahn,
Der mir der Thatkraft Sehnen abgeſpannt;
Mit ihr, die jetzo ruht in deinem Arm,
Legt' ich den Frieden ab, und athme Krieg.
Auf, rüſte dich! Es gilt dein Heil und Leben!
(Zu Medeen.)
Du aber, die hier ſtumm und bebend liegt,
Das Angeſicht ſo feindlich abgewandt,
Leb' wohl! Wir ſcheiden jetzt auf immerdar.
Es war ein Augenblick, wo ich gewähnt,
Du könnteſt fühlen, könnteſt mehr als haſſen,
Wo ich geglaubt, die Götter hätten uns
Gewieſen an einander, dich und mich.
Das iſt nunmehr vorbei. So fahre hin!
Du haſt das Leben zweimal mir gerettet,
Das dank' ich dir, und werd' es nie vergeſſen

In ferner Heimath, und nach langen Jahren
Will ich's erzählen in dem Kreis der Freunde,
Und frägt man mich und forſcht: Wem gilt die Thräne,
Die fremd dir da im Männerauge funkelt?
Dann ſprech' ich wohl in ſchmerzlicher Erinnrung:
Medea hieß ſie, ſchön war ſie und herrlich,
Allein ihr Buſen barg kein Herz.

Aietes.

Medea!
Was iſt? Feucht liegt dein Geſicht auf meiner Schulter.
Weinſt du?

Jaſon.

Du weinſt? Laß mich die Thränen ſehn,
O laß mich's glauben, daß du weinen kannſt!
Blick' noch einmal nach mir, es iſt das letztemal;
Ich will den Blick mittragen in die Ferne!
Denk' doch, es iſt zum letzten — letztenmal!

(Er faßt ihre herabhängende Hand.)

Aietes.

Wagſt du's, zu berühren ihre Hand?

Jaſon

(indem er ihre Hand fahren läßt).

Sie will nicht. Nun wohlan, ſo ſei es denn!
Du ſiehſt mich nimmermehr auf dieſer Erde.
Leb' wohl, Medea! Leb' auf ewig wohl!

(Er geht raſch.)

Medea

(das Geſicht hinwendend und den Arm ihm nachſtreckend).

Jaſon!

Jaſon

(umkehrend).

Das war's! Medea! Komm zu mir!

(Auf ſie zueilend, und ihre Hand faſſend.)

Zu mir!

Aietes

(ſie an der Hand haltend).

Verwegner, fort!

Jaſon

(Aietes Hand wegſchleudernd, und Medea an ſich reißend).

Wagſt du's, Barbar?
Sie iſt mein Weib!

Aietes.

Sein Weib? Du ſchweigſt, Verworfne?

Jaſon

(Medeen auf die andere Seite führend).

Hierher Medea, fort von dieſen Wilden!
Von nun an biſt du mein und keines Andern!

Aietes.

Medea, du weigerſt dich nicht? Du folgſt ihm?
Stößt ihm nicht den Stahl in die frevelnde Bruſt?
Verruchte, war's vielleicht dein eignes Werk?

(Auf Jaſon eindringend.)

Meine Tochter gib mir, mein verlocktes Kind!

Medea

(ſich zwiſchen Beide werfend).

Vater, tödt' ihn nicht! Ich lieb' ihn!

Jaſon.

Er konnte dir's entreißen, und ich nicht!

Aietes.

Schamloſe! Du ſelbſt geſtehſt's! Geſtehſt deine Schande?

O daß ich nicht merkte die plumpe Liſt,
Daß ich ſelbſt ſie ſandte in ſeinen Arm,
Vertrauend der Väter Blut in ihren Adern!

Jaſon.

Darfſt du ſie ſchmähen?

Medea.

Höre mich, Vater!
Es iſt geſchehn was ich fürchtete. Es iſt!
Aber laß uns klar ſein, Vater, klar!
In ſchwarzen Wirbeln dreht ſich's um mich,
Aber ich will hindurch, empor aus Dunkel und Nacht!
Noch läßt ſichs wenden, ab ſich wenden. Höre mich!

Aietes.

Was ſoll ich hören? Ich habe geſehn!

Medea.

Vater! Vernicht' uns nicht Alle!
Löſe den Zauber, beſchwichtige den Sturm!
Heiß' ihn dableiben, den Führer der Fremden,
Nimm ihn auf! Nimm ihn an!
An deiner Seite herrſch' er in Kolchis,
Dir befreundet, dein Sohn!

Aietes.

Mein Sohn? Mein Feind!
Tod ihm, und dir, wenn du nicht folgſt!
Willſt du mit mir? Sprich! Willſt du, oder nicht?

Medea.

Höre mich!

Aietes.

Willſt du, oder nicht?

Abſyrtus.

Gönn' ihr zu ſprechen, Vater!

Aietes.

Ja oder nein?
Laß mich, Sohn! — Willſt du? — Sie kommt nicht! —
Schlange!

(Er holt mit dem Schwerte aus.)

Jaſon

(ſich vor ſie hinſtellend).

Du ſollſt ſie nicht verletzen!

Abſyrtus

(zugleich dem Vater in den Arm fallend).

Vater, was thuſt du?

Aietes.

Du haſt recht. Nicht ſterben ſoll ſie, leben,
Leben in Schmach und Schande, verſtoßen, verflucht,
Ohne Vater, ohne Heimath, ohne Götter!

Medea.

Vater!

Aietes.

Du haſt mich betrogen, verrathen;
Bleib! Nicht mehr betreten ſollſt du mein Haus!
Ausgeſtoßen ſollſt du ſein, wie das Thier der Wildniß,
Sollſt in der Fremde ſterben, verlaſſen, allein.
Folg' ihm, dem Buhlen, nach in ſeine Heimath,
Theile ſein Bett, ſein Irrſal, ſeine Schmach!
Leb' im fremden Land, eine Fremde,
Verſpottet, verachtet, verhöhnt, verlacht!
Er ſelbſt, für den du hingibſt Vater und Vaterland,
Wird dich verachten, wird dich verſpotten,

Wenn erloſchen die Luſt, wenn geſtillt die Begier:
Dann wirſt du ſtehn, und die Hände ringen,
Sie hinüber breiten nach dem Vaterland,
Getrennt durch weite, brandende Meere,
Deren Wellen dir murmelnd bringen des Vaters Fluch!

Medea (knieend).

Vater!

Aietes.

Zurück! Ich kenne dich nicht!
Komm, mein Sohn! Ihr Anblick verpeſtet,
Ihre Stimme iſt Todeslaut meinem Ohr!
Umklammre nicht meine Kniee, Verruchte!
Sieh ihn dort, ihn, den du gewählt,
Ihm übergeb' ich dich!
Er wird mich rächen, er wird dich ſtrafen,
Er ſelber, früher als du denkſt.

Medea.

Vater!

Aietes

(indem er die Knieende von ſich ſtößt, daß ſie, halbliegend, zurückſinkt).

Weg deine Hand, ich kenne dich nicht!
Fort mein Sohn, mein einziges Kind!
Fort mein Sohn, aus ihrer Nähe!

(Ab mit Abſyrtus und Kolchern.)

Jaſon.

Flieh nur, Barbar, der Rach' entgehſt du nicht!

(Zu den Argonauten.)

Nun, Freunde, gilt's! die Waffen haltet fertig,
Zum letzten Streich, der Sieg bringt oder Tod.

(Auf Medeen zeigend.)

Sie kennt das Vließ, den Ort, der es verbirgt,
Mit ihr vollbringen wir's, und dann zu Schiff.

(Zu Medeen hintretend, die noch auf eine Hand geſtützt, die andere über die Stirne gelegt, am Boden liegt.)

Steh' auf, Medea, er iſt fort. — Steh' auf!

(Er hebt ſie auf.)

Hier biſt du ſicher.

Medea

(die ſich in ſeinen Armen aufgerichtet hat, aber mit einem Knie noch am Boden liegt).

Jaſon, ſprach er wahr?

Jaſon

(ſie ganz aufhebend).

Denk nicht daran!

Medea

(ſcheu an ihn geſchmiegt).

O Jaſon, ſprach er wahr?

Jaſon.

Vergiß, was du gehört, was du geſehn,
Was du geweſen bis auf dieſe Stunde.
Aietes Kind iſt Jaſons Weib geworden,
An dieſer Bruſt hängt deine Pflicht, dein Recht.
Und wie ich dieſen Schleier von dir reiße,
Durchwoben mit der Unterird'ſchen Zeichen,
So reiß ich dich von all den Banden los,
Die dich geknüpft an dieſes Landes Frevel.
Hier Griechen, eine Griechin! Grüßet ſie!

(Er reißt ihr den Schleier ab.)

Medea

(darnach faſſend).

Der Götter Schmuck!

Jaſon.

Der Unterird'ſchen! Fort!
Frei wallt das Haar nun um die offne Stirn;

So frei und offen biſt du Jaſons Braut.
Nun nur noch eins, und dann zu Schiff' und fort!
Du kennſt das Vließ, zeig' an mir, wo es liegt!

Medea.

Ha, ſchweig!

Jaſon.

Warum?

Medea.

Sprich nicht davon!

Jaſon.

Mein Wort hab' ich gegeben, es zu holen,
Und ohne Siegespreis kehrt Jaſon nicht zurück.

Medea.

Ich ſage dir, ſprich nicht davon!
Ein erzürnter Gott hat es geſendet;
Unheil bringt es, hat es gebracht!
Ich bin dein Weib! Du haſt mir's entriſſen,
Aus der Bruſt geriſſen das zagende Wort;
Ich bin dein, führe mich, wohin du willſt!
Aber Nichts mehr von jenem Vließ!
In vorahnender Träume dämmerndem Licht
Haben mir's die Götter gezeigt,
Gebreitet über Leichen,
Beſpritzt mit Blut,
Meinem Blut!
Sprich nicht davon!

Jaſon.

Ich aber muß nicht ſprechen nur davon,
Ich muß es holen, folge was da will.
Drum laß die Furcht und führ' mich hin zur Stelle,
Daß ich's vollende, was mir auferlegt.

Medea.

Ich? Nimmermehr!

Jaſon.

Du willſt nicht?

Medea.

Nein!

Jaſon.

Und weigerſt du mir Beiſtand, hol' ich's ſelbſt.

Medea.

So geh!

Jaſon

(ſich zum Fortgehen wendend).

Ich gehe.

Medea (dumpf).

Geh — in deinen Tod!

Jaſon.

Kommt, Freunde, laßt den Ort uns ſelbſt erkunden!

(Er geht.)

Medea.

Jaſon!

Jaſon

(wendet ſich um).

Was iſt?

Medea.

Du gehſt in deinen Tod!

Jaſon.

Kam ich hierher und fürchtete den Tod?

Medea

(auf ihn zueilend und ſeine Hand faſſend).

Ich ſage dir, du ſtirbſt!

(Halblaut.)

In der Höhle liegt's verwahrt,
Vertheidigt von allen Greueln
Der Liſt und der Gewalt.
Labyrinthiſche Gänge,
Sinnverwirrend,
Abgründe, trügeriſch bedeckt,
Dolche unterm Fußtritt,
Tod im Einhauch,
Mord in tauſendfacher Geſtalt!
Und das Vließ, am Baum hängt's,
Giftbeſtrichen,
Von der Schlange gehütet,
Die nicht ſchläft,
Die nicht ſchont,
Unnahbar.

Jaſon.

Ich hab' mein Wort gegeben und ich löſ' es!

Medea.

Du gehſt?

Jaſon.

Ich geh!

Medea

(ſich ihm in den Weg werfend).

Und wenn ich hin mich werfe,
Flehend deine Kniee umfaſſ' und rufe:
Bleib! Bleib!

Jaſon.

Nichts hält mich ab!

Medea.

O Vater, Vater!
Wo biſt du? Nimm mich mit!

Jaſon.

Was klagſt du?
Wohl eher wär' das Recht zu klagen mir:
Ich thue, was ich muß, du haſt zu wählen.
Du weigerſt dich und ſo geh ich allein.
(Er geht.)

Medea.

Du gehſt?

Jaſon.

Ich geh!

Medea.

Trotz Allem, was ich bat,
Doch gehſt du?

Jaſon.

Ja!

Medea (aufſpringend).

So komm!

Jaſon.

Wohin?

Medea.

Zum Vließ!
Zum Tod! — Du ſollſt allein nicht ſterben,
Ein Haus, Ein Leib und Ein Verderben!

Jaſon
(ſich ihr nähernd).

Medea!

Medea (ausweichend).

Die Liebkoſung laß,
Ich habe ſie erkannt! O Vater! Vater! —
So komm, laß uns holen, was du ſuchſt:

Reichthum, Ehre,
Fluch, Tod!
In der Höhle liegt's verwahrt,
Weh dir, wenn ſich's offenbart!
Komm!

Jaſon

(ihre Hand faſſend).

Was quält dich?

Medea

(indem ſie ihre Hand aufſchreiend wegzieht).

Ah! — Phryxus! — Jaſon!

Jaſon.

Um aller Götter Willen!

Medea.

Komm! Komm!

(Huſcht fort, mit weit aufgeriſſenen Augen vor ſich hinſtarrend. Die Andern folgen.)

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Das Innere einer Höhle. Kurzes Theater. Im Vorgrunde rechts das Ende einer von oben herabführenden Treppe. In der Felſenwand des Hintergrundes ein großes verſchloſſenes Thor.

Medea

(ſteigt, in der einen Hand einen Becher, in der andern eine Fackel, die Treppe herab).

Komm nur herab! Wir ſind am Ziel!

Jaſon

(oben noch hinter der Scene).

Hierher das Licht!

Medea

(die Stiege hinaufleuchtend).

Was iſt?

Jaſon

(mit gezogenem Schwerte auftretend und die Stiege ſchnell herabeilend).

Es ſtrich an mir vorbei! Halt! Dort!

Medea.

Was?

Jaſon.

An der Pforte ſteht's, den Eingang wehrend.

Medea
(hinleuchtend).
Sieh, es iſt nichts, und Niemand wehrt dir Eingang,
Wenn du nicht ſelbſt.
(Sie ſetzt den Becher weg und ſteckt die Fackel in einen Ring am Treppengeländer.)

Jaſon.
Du biſt ſo ruhig.

Medea.
Und du biſt's nicht.

Jaſon.
Als es noch nicht begonnen,
Als ich's nur wollte, bebteſt du, und nun —

Medea.
Mir graut, daß du es willſt, nicht daß du's thuſt.
Bei dir iſt's umgekehrt.

Jaſon.
Mein Aug iſt feig,
Mein Herz iſt muthig. — Raſch ans Werk! — Medea!

Medea.
Was ſtarrſt du ängſtlich?

Jaſon.
Bleicher Schatten, weiche!
Laß frei die Pforte, du hältſt mich nicht ab!
(Auf die Pforte zugehend.)
Ich geh, trotz dir, durch dich zum Ziel. — Nun iſt er fort!
Wie öffnet man das Thor?

Medea.
Ein Schwerthieb an die Platte,
Dort in der Mitte, öffnet es.

Jaſon.

Gut denn!

Du warteſt meiner hier.

Medea.

Jaſon!

Jaſon.

Was noch?

Medea

(weich und ſchmeichelnd).

Geh nicht!

Jaſon.

Du reizeſt mich!

Medea.

Geh nicht, o Jaſon!

Jaſon.

Hartnäckige! Kann nichts dich denn bewegen,
Zu opfern meinem Entſchluß deinen Wahn?

Medea.

Man ehrt den Wahn auch deſſen, den man liebt.

Jaſon.

Genug nunmehr: ich will!

Medea.

Du willſt?

Jaſon.

Ich will.

Medea.

Und nichts vermag dagegen all mein Flehn?

Jaſon.

Und nichts vermag dagegen all dein Flehn!

Medea.

Und auch mein Tod nichts?

(Sie entreißt ihm durch eine raſche Bewegung das Schwert.)

Sieh! Dein eignes Schwert:
Gekehrt iſt's gegen meine Bruſt. Ein Schritt noch weiter,
Und vor dir liegt Medea kalt und todt.

Jaſon.

Mein Schwert!

Medea.

Zurück! Du ziehſt's aus meiner Bruſt!
Kehrſt du zurück?

Jaſon.

Nein!

Medea.

Und wenn ich mich tödte?

Jaſon.

Beweinen kann ich dich, rückkehren nicht.
Mein Höchſtes für mein Wort und wär's dein Leben!

(Auf ſie zugehend.)

Gib Raum, Weib, und mein Schwert!

Medea

(indem ſie ihm das Schwert gibt).

So nimm es hin,
Aus meiner Hand, du ſüßer Bräutigam!
Und tödte dich und mich! — Ich halte dich nicht mehr!

Jaſon

(auf die Pforte zugehend).

Wohlan!

Medea.

Halt! Eins noch! Willſt du jetzt ſchon ſterben?

Das Vließ am heiligen Baum,
Ein Drache hütet's, grimm,
Unverwundbar ſeine Schuppenhaut,
Alldurchdringend ſein Eiſenzahn,
Du beſiegſt ihn nicht.

Jaſon.

Ich ihn oder er mich.

Medea.

Grauſamer, Unmenſchlicher!
Oder er dich! Und du gehſt?

Jaſon.

Wozu die Worte?

Medea.

Halt!
Den Becher hier nimm!
Vom Honig des Berges,
Dem Thau der Nacht
Und der Milch der Wölfin
Brauſet drin gegohren ein Trank.
Setz' ihn hin, wenn du eintrittſt,
In der Ferne ſtehend.
Und der Drache wird kommen,
Nahrung ſuchend,
Zu ſchlürfen den Trank.
Dann tritt hin zum Baum
Und nimm das Vließ. — Nein, nimm's nicht!
Nimm's nicht und bleib!

Jaſon.

Thörin! Mir den Trank! Gib!
(Er nimmt ihr den Becher aus der Hand.)

Medea
(um ſeinen Hals fallend).

Jaſon! — So küſſ' ich dich und ſo, und ſo, und ſo!
Geh in dein Grab und laß auch Raum für mich!
Bleib!

Jaſon.

Laß mich, Weib! Mir ſchallt ein höh'rer Ruf!
(Gegen die Pforte zugehend.)
Und bärgeſt du des Tartarus Entſetzen,
Ich ſteh dir!
(Er haut mit dem Schwert gegen die Pforte.)
Thut euch auf, ihr Pforten! — — Ah!

(Die Pforten ſpringen auf und zeigen eine innere, ſchmälere Höhle, ſeltſam beleuchtet. Im Hintergrunde ein Baum, an ihm hängt das goldene Vließ. Um Baum und Vließ windet ſich eine Schlange, die beim Aufſpringen der Pforte ihr in dem Laub verborgenes Haupt hervorſtreckt und züngelnd vor ſich hinblickt. — Jaſon fährt aufſchreiend zurück und kömmt wieder in den Vorgrund.)

Medea
(wild lachend).

Bebſt du? Schauert dir das Gebein?
Haſt's ja gewollt, warum gehſt du nicht?
Starker, Kühner, Gewaltiger!
Nur gegen mich haſt du Muth?
Bebſt vor der Schlange? Schlange!
Die mich umwunden, die mich umſtrickt,
Die mich verderbt, die mich getödtet!
Blick' hin, blick's an, das Scheuſal,
Und geh und ſtirb!

Jaſon.

Haltet aus, meine Sinne, haltet aus!
Was bebſt du, Herz? Was iſt's mehr, als ſterben?

Medea.

Sterben? Sterben! Es gilt den Tod!
Geh hin, mein ſüßer Bräutigam,
Wie züngelt deine Braut!

Jaſon.

Von mir weg, Weib, in deiner Raſerei!
Mein Geiſt geht unter in des deinen Wogen!
(Gegen das Thor zu.)
Blick' nur nach mir; du findeſt deinen Mann!
Und wärſt du zehnmal ſcheußlicher, hier bin ich!
(Er geht darauf los.)

Medea.

Jaſon!

Jaſon.

Hinein!

Medea.

Jaſon!

Jaſon.

Hinein!

(Er geht hinein, die Pforten fallen hinter ihm zu.)

Medea

(ſchreiend an die nunmehr geſchloſſene Pforte hinſtürzend).

Er geht! Er ſtirbt!

Jaſon

(von innen).

Wer ſchloß die Pforte zu?

Medea.

Ich nicht!

Jaſon.

Mach' auf!

Medea.

Ich kann nicht. — Um aller Götter Willen!
Setz' hin die Schale, zaud're nicht!
Du biſt verloren, wenn du zauderſt.
— Jaſon! — Hörſt du mich? — Setz' hin die Schale! —
Er hört mich nicht! — Er iſt am Werk!
Am Werk! o Hilfe, ihr dort oben!
Schaut herab auf uns, ihr Götter!
Doch nein, nein, ſchaut nicht herab
Auf die ſchuldige Tochter,
Der Schuldigen Gemahl!
Ich ſchenk' euch die Hilfe, ihr mir die Rache!
Kein Götterauge ſeh' es,
Dunkel hülle die Nacht
Unſer Thun und uns!
Jaſon, lebſt du? — Antwort gib!
Gib Antwort! — Alles ſtumm,
Alles todt! — Ha! — Er iſt todt!
Er ſpricht nicht, iſt todt — todt!

(Sie ſinkt an der Thür nieder.)

Liegſt du, mein Bräutigam? Laß Raum,
Raum für die Braut!

Jaſon

(inwendig, ſchreckhaft).

Ha!

Medea (aufſpringend).

Das war ſeiner Stimme Klang! Er lebt!
Iſt in Gefahr! Zu ihm! Auf, Pforte, auf!
Wähnſt du zu widerſtehn? Ich ſpotte dein!
Auf!

(Sie reißt mit einem Zuge gewaltſam beide Thorflügel auf, Jaſon ſtürzt wankend heraus, das Vließ als Banner auf einer Lanze tragend.)

Medea.

Lebſt du?

Jaſon.

Leben? — Leben? — Ja! — Zu! zu da!
(Er ſchließt ängſtlich die Pforte zu.)

Medea.

Und haſt das Vließ?

Jaſon
(es weit von ſich haltend).

Berühr's nicht! Feuer! Feuer!
(Seine Rechte mit ausgeſtreckten Fingern hinhaltend.)
Sieh hier die Hand — wie ich's berührt — verbrannt!

Medea
(ſeine Hand nehmend).

Das iſt ja Blut!

Jaſon.

Blut?

Medea.

Auf dem Haupte Blut.
Haſt dich verletzt?

Jaſon.

Weiß ich's! Nun komm! Nun komm!

Medea.

Haſt du's vollführt, wie ich's geſagt?

Jaſon.

Ja wohl!
Die Schale ſtellt' ich hin, mich ſelber ſeitwärts,
Und harrte ſchnaufend. Rufen hört' ich, doch
Nicht zu erwiedern wagt' ich vor dem Thier.
Das hob ſich blinkend auf nun, und ſchon wähnt' ich,

Auf mich hin ſchieb' es rauſchend ſeine Ringe:
Allein der Trank war's, den das Unthier ſuchte,
Und weit geſtreckt, in durſtig langen Zügen,
Sog, meiner nicht mehr achtend, es den Trank.
Bald, trunken oder todt, lag's unbeweglich.
Ich raſch hervor vom marternden Verſteck,
Zum Baum hin und das Vließ — hier iſt's — Nun fort!

Medea.

So komm, und ſchnell!

Jaſon.

Als ich's vom Baume holte,
Da rauſcht' es auf, wie ſeufzend, durch die Blätter,
Und hinter mir rief's: Wehe!
Ha! — Wer ruft?

Medea.

Du ſelbſt!

Jaſon.

Ich?

Medea.

Komm!

Jaſon.

Wohin?

Medea.

Fort!

Jaſon.

Fort! Ja fort!
Geh du voran, ich folge mit dem Vließ!
Geh nur! Geh, zaud're nicht! Voraus! Voran!

(Beide ab, die Treppe hinauf.)

Freier Platz vor der Höhle. Im Hintergrunde die Ausſicht aufs Meer, die auf der rechten Seite durch einen am Ufer liegenden Hügel verdeckt wird, hinter dem, nur mit den Maſten und dem Vordertheile ſichtbar, das Schiff der Argonauten liegt.

Milo. Argonauten, theils mit Arbeiten des Einſchiffens beſchäftigt, theils als Wachen und ruhend gruppirt.

Milo.

Das Schiff iſt hergezogen. Gut! Doch hört!
Nicht Anker ausgeworfen! Hört ihr? Nicht!
Der Augenblick kann uns die Abfahrt bringen,
Und ob's zum lichten Zeit dann, weiß ich nicht.

(Auf- und abgehend.)

Er kommt noch immer nicht. Daß er ihr traute!
Ich hab' ihn wohl gewarnt. Doch hört er Warnung?
Sonſt ja, daheim, da horcht' er meiner Rede,
Und that auch, was ihm rieth mein treuer Mund,
So folgſam, ſo ein Kind, und doch ein Mann.
Doch hier iſt er verwandelt ganz und gar,
Verwandelt gleich — uns allen, ſagt' ich ſchier,
Vom gift'gen Anhauch dieſes Zauberbodens.
O dieſes Weib! Mir graut, denk' ich an ſie.
Wie ſie ſo daſtand, mit den dunkeln Braunen
Gleich Wetterwolken an der finſtern Stirn,
Das Augenlied geſenkt in düſterm Sinnen;
Nun hob ſich's und wie Wetterleuchten fuhr
Der Blick hervor, und faßt', und ſchlug, und traf.
Ihn traf er! — Nun, die Götter mögen's wenden!
Was bringen dort die Beiden? Griechen ſind's.
Ein Weib! Gebunden! Memmen ihr! — Holla!

Zwei Griechen treten auf. **Gora** mit gebundenen Händen in ihrer Mitte.

Milo.

Was iſt? Was bindet ihr das Weib? Gleich löſt ſie!

Soldat.

Das Weib da kam an unſre Vorwacht, Herr,
Und fragte nach — nu, nach der Kolcherin,
Die heut' wir fingen.

Gora.

Kolcherin?
Ha Sklav', Medea iſt's,
Des Kolcherfürſten Tochter,
Wo habt ihr ſie?

Soldat.

Wir wollten ſie nicht laſſen, daß ſie nicht
Dem Feinde Kundſchaft gäb' von unſrer Lag'rung;
Allein ſie wehrt' es und faſt männlich, Herr!
Da banden wir ſie, weil ſie ſich nicht fügte,
Und bringen ſie hierher.

Milo.

Löſt ihre Bande!

(Es geſchieht.)

Gora.

Wo iſt Medea? Wo iſt mein Kind?

Milo.

Dein Kind?

Gora.

Ich hab' ſie geſäugt, gepflegt,
Als eine Mutter, mein Kind. Wo habt ihr ſie?
Sie ſagen: freien Willens ſei ſie geblieben

Bei euch in eures Lagers Umfang;
Aber 's iſt Lüge, ich kenne Medea,
Ich kenne mein Kind.
Gefangen haltet ihr ſie zurück.
Gebt ſie heraus! Wo iſt ſie?

Milo.

Ganz gut kommſt als Genoſſin du für ſie,
Leicht fände ſie ſich einſam unter Menſchen.
Bringt ſie ins Schiff!

Gora.

So weilt ſie dort?

Milo.

Geh nur!
Zu bald wirſt du ſie noch erblicken! — Geh!

Gora

(die abgeführt wird).

Ins Meer, nicht in das Schiff, wenn ihr mich täuſcht. (Ab.)

Milo

(ihr nachſchauend).

Ha, bringen wir die wilden Thiere alle
Nach Griechenland, ich ſorge, man erdrückt uns,
Die Seltenheit zu ſehn! — Und Er kommt nicht!

(Man hört dumpfe Schläge unter der Erde.)

Was iſt das? — Horch! — Speit auch der Boden Wunder?
Verſucht's der Feind? —

(Gegen die Krieger, das Schwert ziehend.)

Holla! Zur Hand!

(Die Krieger greifen nach ihren Waffen.)

Milo.

Die Erde bebt ſich! — Was geſchieht noch alles?

(Eine Fallthüre öffnet ſich am Boden. **Medea** ſteigt herauf.

Medea.

Hier iſt der Tag.

(Nachdem ſie ganz oben iſt.)

Und hier die Deinen.

Ich hielt, was ich verſprach.

Jaſon mit dem Vließ=Banner ſteigt auch herauf. **Medea** läßt die Fallthür nieder.

Milo

(auf ihn zueilend und ſeine Hand nehmend).

Du biſt es, Jaſon!

Du!

Jaſon

(der mit gebeugtem Kopf dageſtanden, empor blickend).

Jaſon! Wo? — Ja ſo! Ja, ja!

(Ihm die linke Hand reichend. In der rechten hält er das Banner.)

Freund Milo!

Milo

(im Vortreten).

Und mit dem Vließ?

Jaſon

(ſich ſchreckhaft umſehend).

Ha! — Mit dem Vließ!

(Es hinhaltend.)

Hier iſt's!

(Sich noch einmal umſehend.)

Ein widerlicher Mantel dort, der graue,
Und drein gehüllt der Mann bis an die Zähne.

(Auf ihn zugehend.)

Borg' mir den Mantel, Freund!

(Der Soldat gibt ihm den Mantel.)

Ich kenne dich,
Du biſt Archytas aus Korinth. Ja! Ja!
Ein luſt'ger Kauz, ein Geiſt mit Fleiſch und Blut!
(Ihn an der Schulter anfaſſend.)
Mit Fleiſch und Blut.
(Widerlich lachend.)
Ha! Ha! — Ich dank' dir, Freund!

Milo.

Wie ſonderbar —

Jaſon
(den Mantel um das Vließ hüllend).

Wir wollen das verhüllen,
So — und hier aufbewahren bis wir's brauchen!
(Er lehnt das Vließ hinter ein Felſenſtück, auf das ſich Medea ſinnend geſetzt hat.)
Was ſinneſt du, Medea? ſinneſt jetzt?
Laß uns die Ueberlegung aufbewahren
Als Zeitvertreib auf langer Ueberfahrt.
Komm her, mein Weib! mir angetraut
Bei Schlangenziſchen unterm Todesthor.

Milo
(ſich zu Medea wendend).

Das Schiff dort birgt, was dir willkommen wohl.
Ein Weib, Medeens Pflegerin ſich nennend,
Ward eingebracht —

Medea.

Gora. — Zu ihr!

Jaſon (rauh).

Bleib da!
(Medea erſchrocken die Hände auf Bruſt und Stirn legend, bleibt ſtehen.)

Jaſon (mild).

Ich bitte dich, bleib da!

(Indem er ſie zurückführt.)

Geh nicht, Medea!

(Sie wirft einen ſcheuen Blick auf ihn.)

Entwöhne dich vom Umgang jener Wilden,
Dafür an unſeren gewöhne dich!
Wir ſind jetzt Eins, wir müſſen einig denken.

Milo.

Kommt jetzt zu Schiff!

Jaſon.

Ja, ja! Komm mit Medea!
Wie lau die Feinde ſind! Ich hätte Luſt
Zu fechten, fechten. Doch ſie ſchlafen, ſcheint es!

Abſyrtus
(hinter der Scene).

Hierher!

Milo.

Sie ſchlafen nicht.

Jaſon.

So beſſer! Schließt euch!
Zieht gegen unſer Fahrzeug euch zurück.
Wir wollen unſer Angedenken ihnen
Zum Abſchied noch erneu'n auf immerdar.

(Er rafft das verhüllte Vließ auf.)

Medea, in den Kreis! und zittre nicht!

Abſyrtus tritt mit **Kolchern** auf.

Abſyrtus.

Hier iſt ſie! Komm zu mir! Medea! Schweſter!

Medea

(die bei ſeinem Eintritte ihm unwillkürlich einige Schritte entgegen gegangen iſt, jetzt ſtehen bleibend).

Wohl deine Schweſter, doch Medea nicht!

Jaſon.

Was willſt du dort? Tritt wieder her zu uns!

Abſyrtus

(mitleidig zu ihr tretend).

So wär' es wahr denn, was ſie alle ſagen,
Und ich nicht glauben konnte, bis auf jetzt,
Du wollteſt ziehen mit den fremden Männern?
Verlaſſen unſre Heimath, unſern Herd,
Den Vater und mich, Medea,
Mich, der dich ſo liebt, du arme Schweſter!

Medea

(an ſeinen Hals ſtürzend).

O Bruder! Bruder!
(Mit erſtickter Stimme.)
O mein Bruder!

Abſyrtus.

Nein, es iſt nicht wahr! — Du weinſt!
Faſt wein' ich auch. Doch was thut's?
Ich ſchäme mich der Thränen nicht, Genoſſen!
Im Kampf will ich zeigen, was ich werth.
Weine nicht, Schweſter, komm mit mir.

Medea

(an ſeinem Halſe kaum vernehmlich).

O könnt' ich gehn mit dir!

Jaſon (hinzutretend).

Du willſt mit ihm?

Medea (furchtſam).

Ich?

Jaſon.

Du ſagteſt's.

Medea.

Sagt' ich etwas, Bruder?
Nein, ich ſagte nichts!

Abſyrtus.

Wohl ſagteſt du's, und komm, o komm!
Ich führe dich zum Vater, er verzeiht.
Schon hat ihn mein Flehen halb erweicht;
Gewiß verzeiht er! Noch iſt nichts geſchehn;
Die Fremden, ſie fanden's noch nicht das Vließ.

Medea
(ſich entſetzt aus ſeinen Armen reißend).

Nicht?
(Schaudernd.)
Sie haben's!

Jaſon
(indem er die Hülle vom Vließ reißt, und es hochgeſchwungen vorzeigt).

Hier!

Abſyrtus.

Das Vließ!
(Zu Medeen.)
So haſt du uns denn doch verrathen!
Geh hin in Unheil denn und in Verderben!
(Zu Jaſon.)
Behalt' ſie, doch das Vließ gib mir heraus!

Jaſon.

Du ſchwärmſt, mein junger Fant! Mach' dich von hinnen,
Und ſag' dem Vater, was du hier geſehn.
Nehm' ich die Tochter, ſchenk' ich ihm den Sohn!

Abſyrtus.

Das Vließ!

Jaſon.

Ich will dein Blut nicht. Schweig und geh!
Mit Drachen iſt mein Arm gewohnt zu kämpfen,
Mit Thoren nicht wie du. Geh ſag' ich, geh!

Abſyrtus (eindringend).

Das Vließ!

Jaſon (ausweichend).

Mir zu begegnen iſt gefährlich,
Denn ich bin grimmig, wie der grimme Leu!

Abſyrtus.

Das Vließ!

Jaſon.

So hab's!

(Er haut über die linke Schulter ausholend, mit einem grimmigen Seitenhieb auf Abſyrtus, daß Helm, Schild und Schwert ihm raſſelnd entfallen, er ſelbſt aber, obwohl unverwundet, taumelnd niederſtürzt.)

Medea

(bei dem Fallenden auf die Kniee ſtürzend, und ſein Haupt in ihrem Schooß verbergend).

Halt ein!

Jaſon.

Ich tödt' ihn nicht!
Allein gehorchen muß er, muß — *gehorchen*!

Medea

(Abſyrtus aufrichtend).

Steh auf!

(Er iſt aufgeſtanden, und lehnt ſich betäubt an ihre Bruſt.)

Medea.

Biſt du verletzt?

Abſyrtus (matt).
Es ſchmerzt! — Die Stirn!

Medea
(ihre Lippen auf ſeine Stirn preſſend).
Mein Bruder!

Milo
(der früher ſpähend abgegangen iſt, kommt jetzt eilig zurück)
Auf! Die Feinde nahen! Auf!
In großer Zahl, der König an der Spitze!

Medea
(ihren Bruder feſter an ſich drückend).
Mein Vater!

Abſyrtus (matt).
Unſer Vater!

Jaſon
(zu den Beiden).
Ihr, zurück!

Milo
(auf Abſyrtus zeigend).
Der Sohn ſei Geißel gegen ſeinen Vater.
Bringt ihn dort auf die Höh' zum Schiff hinauf!

Abſyrtus
(matt, die ihn Anfaſſenden abwehren wollend).
Berührt ihr mich?

Medea.
O laß uns gehn, mein Bruder!
(Sie werden auf die Höhe gebracht.)

Jaſon.
Hinan ins Schiff und ſpannt die Segel auf!

Aietes kommt mit bewaffneten **Kolchern.**

Aietes

(hereinſtürzend).

Haltet ein! Meine Kinder! Mein Sohn!

Abſyrtus

(oben am Hügel ſich loszumachen ſtrebend).

Mein Vater!

Jaſon

(den Hügel hinaufrufend).

Haltet ihn!
(Zu Aietes.)
Er bleibt bei mir,
Folgt mir zu Schiff, als Geißel wider dich.
Wenn nur ein Kahn, ein Nachen uns verfolgt,
So ſtürzt dein Sohn hinab ins Wellengrab!
Erſt wenn erreicht iſt Kolchis letzte Spitze,
Setz' ich ihn aus, und ſend' ihn her zu dir.
Barbar, du lehrteſt mich, dich zu bekämpfen!

Aietes.

Sohn, ſtehſt du in den Armen der Verworfnen?

Abſyrtus

(ſich fruchtlos loszuwinden ſuchend).

Laß mich!

Medea.

Mein Bruder! — Vater!

Jaſon.

Haltet ihn!

Aietes.

Komm, Sohn!

Jaſon.

Umſonſt!

Aietes.

So komm' ich, Sohn, zu dir!
Mir nach, ihr Kolcher, folget eurem König!

Jaſon.

Zurück!

Aietes (vordringend).

Glaubſt du, du ſchreckeſt mich?

Jaſon.

Zurück!
Du retteſt nicht den Sohn, als wenn du weichſt.
Kein Haar wird ihm gekrümmt, ich ſchwör' es dir!
Bringt ihn an Bord!

Abſyrtus (dringend).

Mich? Nimmermehr!

Aietes.

Mein Sohn!

Abſyrtus.

Fall' ſie an! befrei' den Sohn, o Vater!

Aietes.

Kann ich's? Sie tödten dich, wenn ich's thue!

Abſyrtus.

Lieber frei ſterben, als leben gefangen:
Fall' ich auch, wenn nur ſie fallen mit!

Jaſon.

An Bord mit ihm!

Aietes.

Sohn, komm!

Abſyrtus
(der ſich losgeriſſen hat).

Ich komme, Vater!
Frei bis zum Tod! Im Tode räche mich!
(Er ſpringt von der Klippe ins Meer.)

Medea.

Mein Bruder! Nimm mich mit!

(Sie wird zurückgehalten, und ſinkt nieder.)

Aietes.

Mein Sohn!

Jaſon.

Er ſtirbt!

Die hohen Götter ruf' ich an zu Zeugen,
Daß du ihn haſt getödtet, und nicht ich!

Aietes.

Mein Sohn! — Nun Rache! Rache!

(Auf Jaſon eindringend.)

Stirb!

Jaſon.

Laß mich!

Soll ich dich tödten?

Aietes.

Mörder! ſtirb!

Jaſon.

Ich, Mörder?

Mörder du ſelber!

(Das Vließ einem Nebenſtehenden entreißend, dem er es früher zu halten gegeben.)

Kennſt du dieß?

Aietes

(ſchreiend zurücktaumelnd)

Das Vließ!

Jaſon

(es ihm vorhaltend).

Kennſt du's?

Und kennſt du auch das Blut, das daran klebt?

'ſ iſt Phryxus Blut! — Dort deines Sohnes Blut!
Du Phryxus Mörder, Mörder deines Sohns!

Aietes.

Verſchling' mich Erde! Gräber, thut euch auf!

(Stürzt zur Erde.)

Jaſon.

Zu ſpät! ſie decken deinen Frevel nicht.
Als Werkzeug einer höheren Gewalt
Steh' ich vor dir. Nicht zittre für dein Leben!
Ich will nicht deinen Tod; ja ſtirb erſt ſpät,
Damit noch fernen Enkeln kund es werde,
Daß ſich der Frevel rächt auf dieſer Erde!
Nun raſch zu Schiff, die Segel ſpannet auf,
Zurück ins Vaterland!

Aietes

(an der Erde).

Weh mir! Weh!
Legt mich ins Grab zu meinem Sohn!

(Indem die Kolcher ſich um den König gruppiren, und Jaſon mit den Argonauten das Schiff beſteigt, fällt der Vorhang.)

◆

III.

Medea.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Kreon, König von Korinth.
Kreuſa, ſeine Tochter.
Jaſon.
Medea.
Gora, Medeens Amme.
Ein Herold der Amphiktyonen.
Ein Landmann.
Diener und Dienerinnen.
Medeens Kinder.

Erſter Aufzug.

Vor den Mauern von Korinth. Links im Mittelgrunde ein Zelt aufgeſchlagen. Im Hintergrunde das Meer, an dem ſich ein Theil der Stadt hinzieht. Früher Morgen noch vor Tagesanbruch. Dunkel.

Ein **Sklave** ſteht rechts im Vorgrunde in einer Grube, mit der Schaufel grabend und Erde auswerfend. **Medea** auf der andern Seite; vor ihr eine ſchwarze, ſeltſam mit Gold verzierte Kiſte, in welche ſie mancherlei Geräth, während des Folgenden, hineinlegt.

Medea.

Biſt du zu Ende?

Sklave.

Gleich, Gebieterin!

Gora tritt aus dem Zelte und bleibt in der Entfernung ſtehen.

Medea.

Zuerſt den Schleier und den Stab der Göttin;
Ich werd' euch nicht mehr brauchen, ruhet hier!
Die Zeit der Nacht, der Zauber iſt vorbei,
Und was geſchieht, ob Schlimmes oder Gutes,
Es muß geſchehn am offnen Strahl des Lichts.
Dann dieß Gefäß: geheime Flammen birgt's,

Die den verzehren, der's unkundig öffnet;
Dieß andere, gefüllt mit gähem Tod,
Hinweg ihr aus des heitern Lebens Nähe!
Noch manches Kraut, manch dunkel-kräft'ger Stein,
Der ihr entſprangt, der Erde geb' ich euch.

(Aufſtehend.)

So, ruhet hier verträglich und auf immer!
Das letzte fehlt noch und das wichtigſte.

(Der Sklave, der unterdeß aus der Grube heraufgeſtiegen iſt und ſich hinter Medeen, das Ende ihrer Beſchäftigung abwartend, geſtellt hat, greift jetzt, um zu helfen, nach einem an einer Lanze befeſtigten Verhüllten, das an einem Baume hinter Medeen lehnt; die Hülle fällt auseinander, das Banner mit dem Vließ leuchtet ſtrahlend hervor.)

Sklave
(das Vließ anfaſſend).

Iſt's dieſes hier?

Medea.

Halt ein! Enthüll' es nicht! —
Laß dich noch einmal ſchau'n, verderblich Gaſtgeſchenk!
Du Zeuge von der Meinen Untergang,
Beſpritzt mit meines Vaters, Bruders Blut,
Du Denkmal von Medeens Schmach und Schuld!

(Sie tritt mit dem Fuße auf den Schaft, daß er entzweibricht.)

So brech' ich dich und ſenke dich hinab
In Schooß der Nacht, dem dräuend du entſtiegen.

(Sie legt das gebrochene Banner zu dem andern Geräth in die Kiſte und ſchließt den Deckel.)

Gora (vortretend).

Was thuſt du hier?

Medea (umblickend).

Du ſiehſt's.

Gora.

Vergraben willſt du
Die Zeichen eines Dienſtes, der Schutz dir gab
Und noch dir geben kann?

Medea.

Der Schutz mir gab?
Weil mehr nicht Schutz er gibt, als er mir gab,
Vergrab' ich ſie. Ich bin geſchützt genug.

Gora.

Durch deines Gatten Liebe?

Medea (zum Sklaven).

Biſt du fertig?

Sklave.

Gebiet'rin, ja!

Medea.

So komm!

(Sie faßt die Kiſte bei der Handhabe, der Sklave bei der andern, und ſo tragen beide ſie zur Grube.)

Gora

(von ferne ſtehend).

O der Beſchäftigung
Für eines Fürſten fürſtlich hohe Tochter!

Medea.

Scheint's dir für mich zu hart, was hilfſt du nicht?

Gora.

Jaſons Magd bin ich, nicht die deine,
Seit wann dient eine Sklavin der andern?

Medea (zum Sklaven).

Jetzt ſenk' ſie ein und wirf die Erde zu!

(Der Sklave läßt die Kiſte in die Grube hinab und wirft mit der Schaufel Erde darüber. Medea kniet dabei.)

Gora
(im Vorgrunde ſtehend).
O laßt mich ſterben, Götter meines Landes,
Damit ich nicht mehr ſehn muß, was ich ſehe!
Doch vorher ſchleudert euren Racheſtrahl
Auf den Verräther, der uns dieß gethan!
Laßt mich ihn ſterben ſehn, dann tödtet mich!

Medea.
Es iſt gethan. Nun ſtampf' den Boden feſt
Und geh! Ich weiß, du wahreſt mein Geheimniß,
Du biſt ein Kolcher und ich kenne dich.
(Der Sklave geht.)

Gora
(mit grimmigem Hohn nachrufend):
Verrath's nicht eurem Herrn, ſonſt weh' euch Beiden!
Haſt du vollendet?

Medea (zu ihr tretend).
Ja. — Nun bin ich ruhig.

Gora.
Und auch das Vließ vergrubſt du?

Medea.
Auch das Vließ.

Gora.
So ließt ihr es in Jolkos nicht zurück,
Bei deines Gatten Ohm?

Medea.
Du ſahſt es hier.

Gora.
Es blieb dir alſo, und du vergrubſt es:
Und ſo iſt's abgethan und aus?

Weggehaucht die Vergangenheit,
Alles Gegenwart, ohne Zukunft.
Kein Kolchis gab's und keine Götter ſind,
Dein Vater lebte nie, dein Bruder ſtarb nicht!
Weil du's nicht denkeſt mehr, iſt's nie geweſen!
So denk' denn auch, du ſeiſt nicht elend, denk',
Dein Gatte, der Verräther, liebte dich;
Vielleicht geſchieht es!

Medea (heftig).

Gora!

Gora.

Was?
Meinſt du, ich ſchwiege?
Die Schuldige mag ſchweigen und nicht ich!
Haſt du mich hergelockt aus meiner Heimath,
In deines troz'gen Buhlen Sklaverei,
Wo ich, in Feſſeln meine freien Arme,
Die langen Nächte kummervoll verſeufze,
Und jeden Morgen zu der neuen Sonne
Mein graues Haar verfluch' und meines Alters Tage,
Ein Ziel des Spotts, ein Wegwurf der Verachtung,
An allem Mangel leidend, als an Schmerz;
So mußt du mich auch hören, wenn ich rede.

Medea.

So ſprich!

Gora.

Was ich vorhergeſagt, es iſt geſchehn!
Kaum iſt's ein Mond, daß euch das Meer von ſich ſtieß,
Unwillig, den Verführer, die Verführte,
Und ſchon flieht euch die Welt, folgt euch der Abſcheu.

Ein Greuel iſt die Kolcherin dem Volke,
Ein Schrecken die Vertraute dunkler Mächte,
Wo du dich zeigſt, weicht alles ſcheu zurück
Und flucht dir. Mög' der Fluch ſie ſelber treffen!
Auch den Gemahl, der Kolcherfürſtin Gatten,
Sie haſſen ihn um dein-, um ſeinetwillen.
Der Oheim ſchloß die Thür ihm ſeines Hauſes,
Die eigne Vaterſtadt hat ihn verbannt,
Als jener Oheim ſtarb, man weiß nicht wie;
Kein Haus iſt ihm, kein Ruhplatz, keine Stätte:
Was denkſt du nun zu thun?

Medea.

Ich bin ſein Weib!

Gora.

Und denkeſt nun zu thun?

Medea.

Zu folgen ihm
In Noth und Tod.

Gora.

In Noth und Tod, ja wohl!
Aietes Tochter in ein Bettlerhaus!

Medea.

Laß uns die Götter bitten um ein einfach Herz,
Gar leicht erträgt ſich dann ein einfach Loos!

Gora

(grimmig lachend).

Ha! Ha! Und dein Gemahl?

Medea.

Es tagt, komm fort!

Gora.

Weichſt du mir aus? Ha, du entgehſt mir nicht!
Der einz'ge lichte Punkt in meinem Jammer
Iſt, daß ich ſeh, an unſerm Beiſpiel ſeh,
Daß Götter ſind und daß Vergeltung iſt.
Bewein' dein Unglück, und ich will dich tröſten,
Allein verkennen ſollſt du's frevelnd nicht,
Und läugnen die Gerechtigkeit da droben,
Da du die Strafe läugneſt, deinen Schmerz.
Auch muß ein Uebel klar ſein, will man's heilen!
Dein Gatte, ſprich, iſt er derſelbe noch?

Medea.

Was ſonſt?

Gora.

O ſpiel' mit Worten nicht!
Iſt er derſelbe, der dich ſtürmiſch freite,
Der, dich zu holen, drang durch hundert Schwerter?
Derſelbe, der auf langer Ueberfahrt,
Den Widerſtand beſiegte der Betrübten,
Die ſterben wollte, Nahrung von ſich weiſend,
Und ſie nur allzuſchnell bezwang mit ſeiner Glut?
Iſt er derſelbe noch? Ha, bebſt du? Bebe!
Ihm graut vor dir, er ſcheut dich, flieht dich, haßt dich;
Wie du die Deinen, ſo verräth er dich!
Grab' ein, grab' ein die Zeichen deiner That,
Die That begräbſt du nicht!

Medea.

Schweig!

Gora.

Nein!

Medea (ſie hart am Arm anfaſſend).

Schweig, ſag' ich!
Was raſeſt du in deiner tollen Wuth?
Laß uns erwarten, was da kommt, nicht rufen.
So wär' denn immer da, was einmal da geweſen,
Und alles Gegenwart? — Der Augenblick,
Wenn er die Wiege einer Zukunft iſt,
Warum nicht auch das Grab einer Vergangenheit?
Geſchehen iſt, was nie geſchehen ſollte,
Und ich bewein's, und bitt'rer, als du denkſt;
Doch ſoll ich drum, ich ſelbſt, mich ſelbſt vernichten?
Klar ſei der Menſch und einig mit ſich ſelbſt!
In andre Länder, unter andre Völker
Hat uns ein Gott geführt in ſeinem Zorn;
Was recht uns war daheim, nennt man hier unrecht,
Und was erlaubt, verfolgt man hier mit Haß:
So laß uns denn auch ändern Sitt' und Rede,
Und dürfen wir nicht ſein mehr, was wir wollen,
So laß uns, was wir können, mindſtens ſein.
Was mich geknüpft an meiner Väter Heimath,
Ich hab' es in die Erde hier verſenkt;
Die Macht, die meine Mutter mir vererbte,
Die Wiſſenſchaft geheimnißvoller Kräfte,
Der Nacht, die ſie gebar, gab ich ſie wieder,
Und ſchwach, ein ſchutzlos, hilfbedürftig Weib,
Werf' ich mich in des Gatten offne Arme;
Er hat die Kolcherin geſcheut, die Gattin
Wird er empfangen, wie's dem Gatten ziemt.
Der Tag bricht an, mit ihm ein neues Leben!
Was war, ſoll nicht mehr ſein, was iſt, ſoll bleiben!
Du aber, milde, mütterliche Erde,
Verwahre treu das anvertraute Gut.

Sie gehen auf das Zelt zu, es öffnet ſich, und **Jaſon** tritt heraus mit einem **korinthiſchen Landmanne**, hinter ihm ein **Sklave.**

Jaſon.

Sprachſt du den König ſelbſt?

Landmann.

Ja wohl, o Herr!

Jaſon.

Was ſagteſt du?

Landmann.

Es harre Jemand außen,
Ihm wohl bekannt und gaſtbefreundet zwar,
Doch der nicht eher trete bei ihm ein,
Umringt von Feinden, von Verrath umſtellt,
Bis er ihm Fried' gelobt und Sicherheit.

Jaſon.

Und ſeine Antwort?

Landmann.

Er wird kommen, Herr!
Ein Feſt Poſeidons feiern ſie hier außen,
Am offnen Strand des Meeres Opfer bringend.
Der König folgt dem Zug mit ſeiner Tochter,
Da, im Vorübergehen, ſpricht er dich.

Jaſon.

So, es iſt gut! Hab' Dank!

Medea (hinzutretend).

Sei mir gegrüßt!

Jaſon.

Du auch!

(Zum Sklaven.)

Ihr aber geht, du und die andern,
Und brechet grüne Zweige von den Bäumen,

Wie's Brauch hier Landes bei den Flehenden,
Und haltet ruhig euch und ſtill. Hörſt du?
Genug!

(Der Landmann und der Sklave gehen.)

Medea.

Du biſt beſchäftigt?

Jaſon.

Ja.

Medea.

Du gönnſt
Dir keine Ruh!

Jaſon.

Ein Flüchtiger und Ruh?
Weil er nicht Ruh hat, iſt er eben flüchtig.

Medea.

Du ſchliefſt nicht heute Nacht, du gingſt hinaus
Und wallteſt einſam durch die Finſterniß.

Jaſon.

Ich lieb' die Nacht, der Tag verletzt mein Aug'.

Medea.

Auch ſandteſt Boten du zum König hin.
Nimmt er uns auf?

Jaſon.

Erwartend weil' ich hier.

Medea.

Er iſt dir Freund?

Jaſon.

Er war's.

Medea.

Willfahren wird er.

Jaſon.

Verpeſteter Gemeinſchaft weicht man aus.
Du weißt's ja doch, daß alle Welt uns flieht,
Daß ſelbſt des falſchen Pelias, meines Oheims, Tod,
Des Frevlers, den ein Gott im Grimm erwürgte,
Daß mir das Volk ihn Schuld gibt, deinem Gatten,
Dem Heimgekehrten aus dem Zauberlande!
Weißt du es nicht?

Medea.

Ich weiß.

Jaſon.

Wohl Grund's genug,
Zu wandeln und zu wachen in der Nacht! —
Doch was trieb dich ſchon vor der Sonn' empor?
Was ſuchſt du in der Finſterniß? — Ei ja!
Riefſt alte Freund' aus Kolchis?

Medea.

Nein.

Jaſon.

Gewiß nicht?

Medea.

Ich ſagte: nein!

Jaſon.

Ich aber ſage dir:
Du thuſt ſehr wohl, wenn du es unterläßt!
Brau' nicht aus Kräutern Säfte, Schlummertrank,
Sprich nicht zum Mond, ſtör' nicht die Todten,
Man haßt das hier, und ich — ich haſſ' es auch!
In Kolchis ſind wir nicht, in Griechenland,
Nicht unter Ungeheuern, unter Menſchen!
Allein ich weiß, du thuſt's von nun nicht mehr.

Du haſt's verſprochen und du hältſt es auch.
Der rothe Schleier da auf deinem Haupt,
Er rief vergangne Bilder mir zurück!
Warum nimmſt du die Tracht nicht unſers Landes?
Wie ich ein Kolcher war auf Kolchis Grund,
Sei eine Griechin du in Griechenland.
Wozu Erinn'rung ſuchen des Vergangnen?
Von ſelbſt erinnert es ſich ſchon genug!
(Medea nimmt ſchweigend den Schleier ab und gibt ihn Gora.)

Gora (halb leiſe).

Verachteſt du dein Land um ſeinetwillen?

Jaſon
(erblickt Gora).

Du auch hier? — Dich haſſ' ich vor allen, Weib!
Beim Anblick dieſes Augs und dieſer Stirn
Steigt Kolchis Küſte dämmernd vor mir auf.
Was drängſt du dich in meines Weibes Nähe?
Geh fort!

Gora (murrend).

Warum?

Jaſon.

Geh fort!

Medea.

Ich bitt' dich, geh!

Gora (dumpf).

Haſt mich gekauft, daß du mir ſprichſt als Herr?

Jaſon.

Die Hand zuckt nach dem Schwert: geh, weil's noch Zeit iſt!
Mich hat's ſchon oft gelüſtet, zu verſuchen,
Ob deine Stirn ſo hart iſt, als ſie ſcheint.
(Medea führt die Widerſtrebende begütigend fort.)

Jaſon

(der ſich auf einen Raſenſitz niedergeworfen hat, auf die Bruſt ſchlagend).

Zerſpreng' dein Haus und mach' dir brechend Luft! —
Da liegen ſie, die Thürme von Korinth,
Am Meeresufer üppig hingelagert,
Die Wiege meiner goldnen Jugendzeit!
Dieſelben, von derſelben Sonn' erleuchtet;
Nur ich ein andrer, ich in mir verwandelt.
Ihr Götter! warum war ſo ſchön mein Morgen,
Wenn ihr den Abend mir ſo ſchwarz beſtimmt?
O wär' es Nacht!

(Medea hat die Kinder aus dem Zelte geholt und führt ſie an der Hand vor Jaſon.)

Medea.

Hier ſind zwei Kinder,
Die ihren Vater grüßen.
(Zu den Knaben.)
Gib die Hand!
Hörſt du? Die Hand!
(Die Kinder ſtehen ſcheu ſeitwärts.)

Jaſon

(die Hand ſchmerzlich nach der Gruppe hinbreitend).

Das alſo wär' das Ende?
Von trotz'gen Wilden Vater und Gemahl!

Medea

(zu dem Kinde)

Geh hin!

Knabe.

Biſt du ein Grieche, Vater?

Jaſon.

Und warum?

Knabe.

Es ſchilt dich Gora einen Griechen!

Jaſon.

Schilt?

Knabe.

Es ſind betrügeriſche Leut' und feig.

Jaſon (zu Medea).

Hörſt du?

Medea.

Es macht ſie Gora wild. Verzeih ihm!

(Sie kniet bei den Kindern nieder und ſpricht ihnen wechſelsweiſe ins Ohr).

Jaſon.

Gut! Gut!

(Er iſt aufgeſtanden.)

Da kniet ſie, die Unſelige,
Und trägt an ihrer Laſt und an der meinen.

(Auf- und abgehend.)

Die Kinder, laß ſie jetzt und komm zu mir!

Medea.

Geht nur und ſeid verträglich! Hört ihr?

(Die Kinder gehen.)

Jaſon.

Halt' mich für hart und grauſam nicht, Medea!
Glaub' mir, ich fühl' dein Leid ſo tief als meines.
Getreulich wälzeſt du den ſchweren Stein,
Der rück ſich rollend immer wiederkehrt,
Und jeden Pfad verſperrt und jeden Ausweg.
Haſt du's gethan? hab' ich's? — Es iſt geſchehn.

(Eine ihrer Hände faſſend und mit der andern über ihre Stirne ſtreichend).

Du liebſt mich. Ich verkenn' es nicht, Medea;
Nach deiner Art zwar — dennoch liebſt du mich:
Nicht bloß der Blick, mir ſagt's ſo manche That.
(Medea lehnt ihre Stirne an ſeine Schulter.)
Ich weiß, dein Haupt iſt ſchwer von manchem Leid,
Und Mitleid regt ſich treulich hier im Buſen.
Drum laß uns reif und ſorglich überlegen,
Wie wir entfernen, was ſo nah uns droht.
Die Stadt hier iſt Korinth. In früh'rer Zeit,
Als ich, ein halb gereifter Jüngling noch,
Vor meines Oheims wildem Grimme floh,
Nahm mich der König dieſes Landes auf,
Ein Gaſtfreund noch von meinen Vätern her,
Und wahrte mein, wie eines theuern Sohns;
In ſeinem Hauſe lebt' ich ſicher manches Jahr.
Nun auch —

Medea.

Du ſchweigſt?

Jaſon.

Nun auch, da mich die Welt
Verſtößt, verläßt, in blindem Grimm verfolgt,
Nun auch hoff' ich von dieſem König Schutz.
Nur Eines fürcht' ich, und nicht ohne Grund.

Medea.

Was iſt's?

Jaſon.

Mich nimmt er auf, ich weiß es wohl,
Und auch die Kinder, denn ſie ſind die meinen;
Nur dich —

Medea.

Nimmt er die Kinder, weil ſie dein,
Behält er als die Deine wohl auch mich.

Jaſon.

Haſt du vergeſſen, wie's daheim erging,
In meiner Väter Land, bei meinem Ohm,
Als ich zuerſt von Kolchis dich gebracht?
Vergeſſen jenen Hohn, mit dem der Grieche
Herab auf die Barbarin ſieht, auf — dich?
Nicht Jedem iſt, wie mir, bekannt dein Weſen,
Nicht Jedem biſt du Weib und Mutter ſeiner Kinder,
Nicht Jeder war in Kolchis, ſo wie ich.

Medea.

Der Schluß der herben Rede, welcher iſt's?

Jaſon.

Es iſt des Menſchen höchſtes Unglück dieß:
Daß er bei allem, was ihn trifft im Leben,
Sich ſtill und ruhig hält, bis es geſchehn,
Und wenn's geſchehen, nicht. Das laß uns meiden!
Ich geh zum König, wahre meines Rechts
Und rein'ge vom Verdacht mich, der uns trifft;
Du aber mit den Kindern, bleib' indeß
Fern von der Stadt verborgen, bis —

Medea.

Bis wann?

Jaſon.

Bis — Was verhüllſt du dich?

Medea.

Ich weiß genug.
Das war es, was mein Vater ſagte!
Ich dir zur Qual, du mir. — Doch weich' ich nicht!
Von Allem, was ich war, was ich beſaß,
Es iſt ein Einziges mir nur geblieben,
Und bis zum Tode bleib ich es: dein Weib.

Jaſon.

Wie deuteſt du ſo falſch, was ich geſagt!

Medea.

Beweiſe mir, daß ich es falſch gedeutet!
Der König naht — ſprich, wie dein Herz dir's heißt.

Jaſon.

So ſtehen wir dem Sturm, bis er uns bricht!

(Gora tritt mit den Kindern aus dem Zelte. Medea ſtellt ſich zwiſchen die Knaben und bleibt anfangs, beobachtend, in der Ferne.)

Der **König** tritt auf mit ſeiner **Tochter**, von **Knaben** und **Mädchen** begleitet, die Opfergeräthe tragen.

König.

Wo iſt der Fremde? — Ahnend ſagt mein Herz:
Er iſt es, der Verbannte, der Vertrieb'ne —
Der Schuldige vielleicht! — Wo iſt der Fremde?

Jaſon.

Hier bin ich, und gebeugt tret' ich vor dich,
Kein Fremder zwar, doch nur zu ſehr entfremdet.
Ein Hilfeſuchender, ein Flehender,
Von Haus und Herd vertrieben, ausgeſtoßen,
Fleh ich zum Gaſtfreund um ein ſchützend Dach.

Kreuſa.

Fürwahr, er iſt's! Sieh, Vater, es iſt Jaſon!

(Einen Schritt ihm entgegen.)

Jaſon

(ihre Hand faſſend).

Ich bin es, ſo wie du es biſt, Kreuſa,
Dieſelbe noch, in heit'rer Milde ſtrahlend.
O führe mich zu deinem Vater hin,
Der ernſt dort ſteht, den Blick mir zugewandt,

Und zögert mit dem Gegengruß, ich weiß nicht,
Ob Jaſon zürnend, oder ſeiner Schuld.

Kreuſa

(Jaſon an der Hand, ihrem Vater entgegentretend).

Sieh, Vater, es iſt Jaſon!

König.

Sei gegrüßt!

Jaſon.

Dein Ernſt zeigt mir den Platz, der mir geziemt.
Hin werf' ich mich vor dir und faſſ' dein Knie,
Und nach dem Kinne ſtreck' ich meinen Arm:
Gewähre, was ich bat, gib Schutz und Zuflucht!

König.

Steh auf!

Jaſon.

Nicht eher, bis —

König.

Ich ſage dir, ſteh auf!

(Jaſon ſteht auf.)

König.

So kehrteſt du vom Argonautenzug?

Jaſon.

Kaum iſt's ein Mond, daß mich das Land empfing.

König.

Den Preis des Zugs, du brachteſt ihn mit dir?

Jaſon.

Er ward dem Oheim, der die That gebot.

König.

Und warum fliehſt du deiner Väter Stadt?

Jaſon.

Sie trieb mich aus, verbannt bin ich und ſchutzlos.

König.

Des Bannes Urſach' aber, welche war's?

Jaſon.

Verruchten Treibens klagte man mich an!

König.

Mit Recht, mit Unrecht? Dieß ſag' mir vor Allem!

Jaſon.

Mit Unrecht, bei den Göttern ſchwör' ich es!

König

(ihn raſch bei der Hand faſſend und vorführend).

Dein Oheim ſtarb?

Jaſon.

Er ſtarb.

König.

Wie aber?

Jaſon.

Nicht durch mich!
So wahr ich leb' und athme, nicht durch mich!

König.

Doch ſagt's der Ruf und ſtreut's durch's ganze Land.

Jaſon.

So lügt der Ruf, das ganze Land mit ihm.

König.

Der Einzelne will Glauben gegen Alle?

Jaſon.

Der Eine, den du kennſt, gen Alle, die dir fremd.

König.

Wie aber fiel der König?

Jaſon.

Seine Kinder,
Sein eigen Blut hob gegen ihn die Hand.

König.

Entſetzlich! ſprichſt du wahr?

Jaſon.

Die Götter wiſſen's!
Du aber höre, wie es ſich begab.

König.

Kreuſa naht, ſprich nicht davon vor ihr,
Gern ſpar' ich ihr den Schmerz ob ſolchem Greuel.
(Laut.)
Ich weiß genug für jetzt, das andre ſpäter:
So lang ich kann, glaub' ich an deinen Werth.

Kreuſa (hinzutretend).

Haſt, Vater, ihn gefragt? Nicht wahr? Es iſt nicht?

König.

Tritt nur zu ihm, du kannſt es ohne Scheu.

Kreuſa.

Du haſt gezweifelt, weißt du? — niemals ich!
In meiner Bruſt, im eignen Herzen fühlt' ich's,
Es ſei nicht wahr, was ſie von ihm erzählten:
Er war ja gut, wie that er denn ſo ſchlimm?
O wüßteſt du, wie Alle von dir ſprachen,
So arg, ſo ſchlimm. Ich hab' geweint, daß Menſchen
So böſe, ſo verleumd'riſch können ſein.
Du warſt kaum fort, da ſcholl's im ganzen Lande
Von gräßlich wilden Thaten, die geſchehn;
In Kolchis ließen ſie dich Greuel üben,
Zuletzt verbanden ſie als Gattin dir

Ein gräßlich Weib, giftmiſchend, vatermörd'riſch.
Wie hieß ſie? — Ein Barbarenname war's.

Medea

(mit ihren Kindern vortretend).

— Medea!
Ich bin's!

König.

Iſt ſie's?

Jaſon (dumpf).

Sie iſt's.

Kreuſa

(an den Vater gedrängt).

Entſetzen!

Medea (zu Kreuſa).

Du irrſt! den Vater hab' ich nicht getödtet;
Mein Bruder fiel, doch frag ihn, ob durch mich?

(Auf Jaſon deutend.)

Auf Tränke, Heil bereitend oder Tod,
Verſteh' ich mich, und weiß noch manches andre,
Allein ein Ungeheuer bin ich nicht,
Und keine Mörderin.

Kreuſa.

O gräßlich! gräßlich!

König.

Und ſie dein Weib?

Jaſon.

Mein Weib!

König.

Die Kleinen dort —

Jaſon.

Sind meine Kinder.

König.

Unglückſeliger!

Jaſon.

Ich bin's! — Ihr Kinder kommt mit euren Zweigen,
Reicht ſie dem König dar und fleht um Schutz!

(Sie an der Hand hinführend.)

Hier ſind ſie, Herr; du wirſt ſie nicht verſtoßen!

Knabe

(den Zweig hinhaltend).

Da nimm!

König

(die Hände auf ihre Häupter legend).

Du arme, kleine, neſtentnomm'ne Brut!

Kreuſa

(zu den Kindern niederknieend).

Kommt her zu mir, ihr heimathloſen Waiſen!
Wie frühe ruht das Unglück ſchon auf euch;
So früh, und ach, ſo unverſchuldet auch.
Du ſiehſt wie ſie — du haſt des Vaters Züge!

(Sie küßt das Kleinere.)

Bleibt hier, ich will euch Mutter, Schweſter ſein!

Medea.

Was nennſt du ſie verwaist und klagſt darob?
Hier ſteht ihr Vater, der ſie Seine nennt,
Und keiner andern Mutter braucht's, ſo lange
Medea lebt!

(Zu den Kleinen.)

Hierher zu mir! Hierher!

Kreuſa

(zu ihrem Vater emporblickend).

Laſſ' ich ſie hin?

König.

Sie iſt die Mutter.

Kreuſa (zu den Kindern).

Geht zur Mutter!

Medea.

Was zögert ihr?

Kreuſa

(zu den Kindern, die ſie um den Hals gefaßt haben).

Die Mutter ruft. Geht hin!

(Die Kinder gehen.)

Jaſon.

Und was entſcheideſt du?

König.

Ich hab's geſagt.

Jaſon.

Gewährſt du Schutz mir?

König.

Ja.

Jaſon.

Mir und den Meinen?

König.

Ich habe dir ihn zugeſagt. — So folge!
Zuerſt zum Opfer und ſodann ins Haus.

Jaſon

(zum Fortgehen gewendet, zu Kreuſen).

Gönnſt du mir deine Hand, wie ſonſt, Kreuſa?

Kreuſa.

Kannſt du ſie doch nicht faſſen ſo wie ſonſt.

Medea.

Sie gehn und laſſen mich allein. Ihr Kinder,
Kommt her zu mir, umſchlingt mich! feſter! feſter!

Kreuſa

(umkehrend, vor ſich hinſprechend).

Noch Eine fehlt. Warum folgt ſie uns nicht?

(Zurückkommend, aber in weniger Entfernung vor Medea ſtehend.)

Du gehſt nicht mit zum Opfer, nicht ins Haus?

Medea.

Die Ungelad'nen weiſt man vor die Thür.

Kreuſa.

Allein mein Vater bot dir Hand und Dach.

Medea.

Ganz anders klang, was ich von euch vernahm.

Kreuſa

(nähertretend).

Beleidigt hab' ich dich, ich weiß; verzeih!

Medea

(ſich raſch gegen ſie kehrend).

O holder Klang! — Wer ſprach das milde Wort?
Sie haben mich beleidigt oft und tief,
Doch keiner fragte nach, ob's weh gethan?
Hab' Dank, und wenn du einſt im Jammer biſt, wie ich,
Gönn' dir ein Frommer, wie du's mir gegönnt,
Ein ſanftes Wort und einen milden Blick!

(Sie will ihre Hand faſſen, Kreuſa weicht ſcheu zurück.)

O weich' nicht aus! Die Hand verpeſtet nicht!
Ein Königskind, wie du, bin ich geboren,
Wie du ging einſt ich auf der eb'nen Bahn,
Das Rechte blind erfaſſend mit dem Griff;
Ein Königskind, wie du, bin ich geboren,
Wie du vor mir ſtehſt, ſchön und hell und glänzend,
So ſtand auch ich einſt neben meinem Vater,
Sein Abgott und der Abgott meines Volks.

O Kolchis! o du meiner Väter Land!
Sie nennen dunkel dich, mir ſcheinſt du hell!

Kreuſa
(ihre Hand faſſend).

Du Arme!

Medea.

Du blickſt fromm und mild und gut
Und biſt's auch wohl; doch hüte, hüte dich!
Der Weg iſt glatt, Ein Tritt genügt zum Fall!
Weil du im leichten Kahn den Strom hinabgeglitten,
Dich haltend an des Ufers Blüthenzweigen,
Von Silberwellen hin und her geſchaukelt,
So hältſt du dich für eine Schifferin?
Dort weiter draußen brauſt das Meer,
Und wagſt du dich vom ſichern Ufer ab,
Reißt dich der Strom in ſeine grauen Weiten.
Du blickſt mich an? Du ſchauderſt jetzt vor mir?
Es war 'ne Zeit, da hätt' ich ſelbſt geſchaudert,
Hätt' ich ein Weſen mir gedacht, gleich mir!
(Sie verbirgt ihr Geſicht an Kreuſens Halſe.)

Kreuſa.

Sie iſt nicht wild. Sieh, Vater, her, ſie weint.

Medea.

Weil eine Fremd' ich bin, aus fernem Land,
Und unbekannt mit dieſes Bodens Bräuchen,
Verachten ſie mich, ſehn auf mich herab,
Und eine ſcheue Wilde bin ich ihnen,
Die Unterſte, die Letzte aller Menſchen,
Die ich die Erſte war in meiner Heimath.
Ich will ja gerne thun, was ihr mir ſagt,
Nur ſagt mir, was ich thun ſoll, ſtatt zu zürnen!

Du biſt, ich ſeh's, von ſittig mildem Weſen,
So ſicher deiner ſelbſt und eins mit dir;
Mir hat ein Gott das ſchöne Gut verſagt,
Doch lernen will ich, lernen froh und gern.
Du weißt, was ihm gefällt, was ihn erfreut,
O lehre mich, wie Jaſon ich gefalle,
Ich will dir dankbar ſein.

Kreuſa.

O ſieh nur, Vater!

König.

Nimm ſie mit dir!

Kreuſa.

Willſt du mit mir, Medea?

Medea.

Ich gehe gern, wohin du mich geleiteſt,
Nimm dich der Armen, der Verlaſſ'nen an;
Und ſchütze mich vor jenes Mannes Blick!

(Zum König.)

Sieh nur nach mir, du ſchreckſt mich dennoch nicht;
Obgleich, ich ſeh's, du ſinneſt, was nicht gut.
Dein Kind iſt beſſer, als ſein Vater!

Kreuſa.

Komm!
Er will dir wohl! — Und ihr, kommt auch, ihr Kleinen!

(Führt Medeen und ihre Kinder fort.)

König.

Haſt du gehört?

Jaſon.

Ich hab'!

König.

Und ſie dein Weib?

Schon früher gab uns Kunde das Gerücht,
Doch glaubt' ich's nicht, und nun, da ich's geſehn,
Glaub' ich's faſt minder noch! — Dein Weib!

Jaſon.

Du ſiehſt den Gipfel nur, die Stufen nicht,
Und nur von dieſen läßt ſich jener richten.
Ich zog dahin in friſcher Jugendkraft,
Durch fremde Meere, zu der kühnſten That,
Die noch geſchehn, ſeit Menſchen ſind und denken.
Das Leben war, die Welt war aufgegeben,
Und nichts war da, als jenes helle Vließ,
Das durch die Nacht, ein Stern im Sturme, ſchien.
Der Rückkehr dachte Niemand, und als wär'
Der Augenblick, in dem der Preis gewonnen,
Der letzte unſers Lebens, ſtrebten wir.
So zogen wir, ringfertige Geſellen,
Im Uebermuth des Wagens und der That,
Durch See und Land, durch Sturm und Nacht und Klippen,
Den Tod vor uns und hinter uns den Tod.
Was gräßlich ſonſt, ſchien leicht und fromm und mild,
Denn die Natur war ärger als der Aergſte;
Im Streit mit ihr und mit des Wegs Barbaren,
Umzog ſich hart des Mildſten weiches Herz;
Der Maßſtab aller Dinge war verloren,
Nur an ſich ſelbſt maß Jeder, was er ſah.
Was allen uns unmöglich ſchien, geſchah:
Wir ſahen Kolchis wundervolles Land.
O hätteſt du's geſehn in ſeinen Nebeln!
Der Tag iſt Nacht dort, und die Nacht Entſetzen,
Die Menſchen aber finſtrer als die Nacht.
Da fand ich ſie, die dir ſo greulich dünkt;

Ich ſage dir, ſie glich dem Sonnenſtrahl,
Der durch den Spalt in einen Kerker fällt.
Iſt ſie hier dunkel, dort erſchien ſie licht,
Im Abſtich ihrer nächtlichen Umgebung.

König.

Nie recht iſt Unrecht, Schlimmes nirgends gut.

Jaſon.

Der Obern einer wandt' ihr Herz mir zu;
Sie ſtand mir bei in mancher Fährlichkeit.
Ich ſah die Neigung ſich in ihr empören,
Doch ſtörriſch legt' ſie ihr den Zügel an,
Und nur ihr Thun, ihr Wort verrieth mir nichts.
Da faßt' auch mich der Wahnſinn wirbelnd an:
Daß ſie's verſchwieg, das eben reizte mich,
Auf Kampf geſtellt rang ich mit ihr, und wie
Ein Abenteuer trieb ich meine Liebe.
Sie fiel mir zu. Ihr Vater fluchte ihr;
Nun war ſie mein — hätt' ich's auch nicht gewollt.
Durch ſie ward mir das räthſelhafte Vließ,
Sie führte mich in jene Schauerhöhle,
Wo ich's gewann, dem Drachen abgewann.
So oft ich ihr ſeitdem ins Auge blicke,
Schaut mir die Schlange blinkend draus entgegen,
Und nur mit Schaudern nenn' ich ſie mein Weib.
Wir fuhren ab. Ihr Bruder fiel.

König (raſch).

Durch ſie?

Jaſon.

Er fiel der Götter Hand. — Ihr alter Vater,
Ihr fluchend, mir und unſern künft'gen Tagen, grub

Mit blut'gen Nägeln ſich ſein eignes Grab,
Und ſtarb, ſo heißt es, gen ſich ſelber wüthend.

König.

Mit böſen Zeichen fing die Eh' dir an.

Jaſon.

Mit ſchlimmern ſetzte ſie ſich weiter fort.

König.

Wie war's mit deinem Ohm? Erzähl' mir dieß!

Jaſon.

Vier Jahr verſchob die Rückkehr uns ein Gott,
Durch Meer und Land uns in die Irre treibend.
In Schiffes Enge, ſtündlich ihr genüber,
Brach ſich der Stachel ab des erſten Schauders;
Geſchehn war, was geſchehn — ſie ward mein Weib.

König.

Und nun daheim, in Jolkos, bei dem Oheim?

Jaſon.

Verwiſcht war von der Zeit der Greuel Bild,
Und halb Barbar, zur Seite der Barbarin,
Zog ſtolz ich ein in meiner Väter Stadt.
Im Angedenken noch des Volkes Jubel
Bei meiner Abfahrt, hofft' ich freudiger
Noch den Empfang, da ich als Sieger kehrte.
Doch ſtill war's in den Gaſſen, als ich kam,
Und ſcheu wich der Begegnende mir aus.
Was dort geſchehn in jenem dunkeln Land,
Vermehrt mit Greueln hatt' es das Gerücht
Geſät in unſrer Bürger furchtſam Ohr;
Man floh mich und verachtete mein Weib —
Mein war ſie, mich verachtet man in ihr!
Mein Oheim aber nährte ſchlau die Stimmung:

Und als ich forderte das Erbe meiner Väter,
Das er mir nahm und tückiſch vorenthielt,
Da hieß er mich, mein Weib von mir zu ſenden,
Die ihm ein Greuel ſei mit ihrem dunkeln Streben,
Wo nicht, ſein Land, der Väter Land zu meiden.

König.

Du aber?

Jaſon.

Ich? Sie war mein Weib;
Sie hatte meinem Schutz ſich anvertraut,
Und der ſie forderte, es war mein Feind.
Hätt' er auch Billiges begehrt, beim Himmel!
Er hätt' es nicht erlangt: ſo minder dieß.
Ich ſchlug es ab.

König.

Und er?

Jaſon.

Er ſprach den Bann;
Deſſelben Tages ſollt' ich Jolkos meiden.
Ich aber wollte nicht und blieb.
Da wird der König plötzlich krank. Gemurmel
Läuft durch die Stadt, gar Seltſames verkündend:
Wie vor dem Hausaltar er ſitze, wo
Das Wundervließ man weihend aufgehängt,
Mit unverwandtem Aug' es ſtarr betrachtend.
Oft ſchrie er auf: ſein Bruder ſchau' ihn an, —
Mein Vater, den er tückiſch einſt getödtet,
Beim Wortſtreit ob des Argonautenzugs, —
Er ſchau' ihn an aus jenes Goldes Flimmer,
Das er mich holen hieß, der falſche Mann,
Aus fernem Land, auf daß ich drob verderbe.
Als nun die Noth des Königs Haus bedrängte,

Da traten ſeine Töchter vor mich hin,
Um Heilung flehend von Medeens Kunſt.
Ich aber ſagte: Nein! Sollt' ich den Mann erretten,
Der mir Verderben ſann, und all den Meinen?
Da gingen ſie, die Mädchen, weinend hin,
Ich aber ſchloß mich ein, nichts weiter achtend;
Und ob ſie wiederholt gleich flehend kamen,
Ich blieb bei meinem Sinn und meinem Nein!
Als ich darauf nun lag zu Nacht und ſchlief,
Hör' ich Geſchrei an meines Hauſes Pforten;
Akaſtos iſt's, des böſen Oheims Sohn,
Der ſtürmt mein Thor mit lauten Pöbelhaufen
Und nennt mich Mörder, Mörder ſeines Vaters,
Der erſt geſtorben, in derſelben Nacht.
Auf ſtand ich, und zu reden ſucht' ich, doch
Umſonſt, das Volksgebrüll verſchlang mein Wort,
Und ſchon begann mit Steinen man den Krieg;
Da nahm ich dieß mein Schwert und ſchlug mich durch.
Seitdem irr' ich durch Hellas' weite Städte,
Der Menſchen Greuel, meine eigne Qual,
Und nimmſt du mich nicht auf, ein Ganzverlorner!

König.

Ich hab' dir's zugeſagt und halt' es auch.
Doch ſie —

Jaſon.

Eh' du vollendeſt, höre mich!
Du nimmſt uns Beide, oder Keinen, Herr!
Mein Leben wär' erneut, wüßt' ich ſie fort,
Doch muß ich ſchützen, was ſich mir vertraut.

König.

Die Künſte, die ſie weiß, ſie ſchrecken mich;

Die Macht zu ſchaden zeugt gar leicht den Willen.
Auch iſt ihr Schuld nicht fremd und arge That.

Jaſon.

Wenn ſie nicht ruhig iſt, ſo treib' ſie aus,
Verjag' ſie, tödte ſie und mich — uns alle;
Doch bis dahin gönn' ihr noch den Verſuch,
Ob ſie's vermag zu weilen unter Menſchen.
Beim Zeus, der Fremden Schützer, bitt' ich es,
Und bei dem Gaſtrecht fordr' ich's, das die Väter
In längſt entſchwundner Zeit uns aufgerichtet,
In Jolkos und Korinthos, ſolcher Schickungen
Mit klugem Sinn, in vorhinein gedenkend.
Gewähre mir's, damit nicht einſt den Deinen
In gleichem Unheil, gleiche Weig'rung werde.

König.

Den Göttern weich' ich, gegen meinen Sinn.
Sie bleibe! Doch verräth mir nur ein Zug
Die Rückkehr ihres alten wilden Sinns,
So treib' ich ſie aus meiner Stadt hinaus
Und liefere ſie denen, die ſie ſuchen.
Hier aber, wo ich dich zuerſt geſehn,
Erhebe ſich ein heiliger Altar.
Der Fremden Schützer, Zeus, ſei er geweiht,
Und Pelias, deines Oheims, blut'gen Manen.
Dort wollen wir vereint die Götter bitten,
Daß ſie den Eintritt ſegnen in mein Haus,
Und gnädig wenden, was uns Uebels droht.
Und nun komm mit in meine Königsburg.
(Zu ſeinen Begleitern, die ſich jetzt nähern.)
Ihr aber richtet aus, was ich befahl.
(Indem ſie ſich zum Abgehen wenden, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Halle in Kreons Königsburg zu Korinth.

Kreuſa ſitzend. **Medea** auf einem niedern Schemel vor ihr, eine Leier in ihrem Arm; ſie iſt griechiſch gekleidet.

Kreuſa.

Hier dieſe Saite nimm, die zweite, dieſe!

Medea.

So alſo?

Kreuſa.

Nein. Die Finger mehr gelöst.

Medea.

Es geht nicht.

Kreuſa.

Wohl, wenn du's nur ernſtlich nimmſt.

Medea.

Ich nehm' es ernſtlich, doch es geht nicht.

(Sie legt die Leier weg, und ſteht auf.)

Nur an den Wurfſpieß iſt die Hand gewöhnt
Und an des Waidwerks ernſtlich rauh Geſchäft!

(Ihre rechte Hand bis dicht vor die Augen hebend.)

Daß ich ſie ſtrafen könnte dieſe Finger, ſtrafen!

Kreuſa.

Wie du nun biſt! Da hatt' ich mich gefreut,
Daß du ihn überraſchen ſollteſt, Jaſon,
Mit deinem Lied.

Medea.

Ja ſo, ja, du haſt recht.
Darauf vergaß ich. Laß noch mal verſuchen!
Es wird ihn freuen, meinſt du, wirklich freuen?

Kreuſa.

Gewiß! Er ſang das Liedchen noch als Knabe,
Als er bei uns in unſerm Hauſe war.
So oft ich's hörte, ſprang ich fröhlich auf,
Denn immer war's das Zeichen ſeiner Heimkehr.

Medea.

Das Liedchen aber?

Kreuſa.

Wohl, ſo hör' mir zu.
Es iſt nur kurz und eben nicht ſo ſchön,
Allein er wußt' es gar ſo hübſch zu ſingen,
So übermüthig, trotzend, ſpöttiſch faſt.
O ihr Götter,
Ihr hohen Götter!
Salbt mein Haupt,
Wölbt meine Bruſt:
Daß den Männern
Ich obſiege,
Und den zierlichen
Mädchen auch.

Medea.

Ja, ja, ſie haben's ihm gegeben!

Kreuſa.

Was?

Medea.

Des kurzen Liedchens Inhalt.

Kreuſa.

Welchen Inhalt?

Medea.

Daß den Männern er obſiege,
Und den zierlichen Mädchen auch.

Kreuſa.

Daran hatt' ich nun eben nie gedacht.
Ich ſang's nur nach, wie ich's ihn ſingen hörte.

Medea.

So ſtand er da an Kolchis fremder Küſte;
Die Männer ſtürzten nieder ſeinem Blick,
Und mit demſelben Blick warf er den Brand
In der Unſel'gen Buſen, die ihn floh,
Bis, lang verhehlt, die Flamme ſtieg empor,
Und Ruh und Glück und Frieden praſſelnd ſanken,
Von Rauchesqualm und Feuersglut umhüllt.
So ſtand er da in Kraft und Schönheit prangend,
Ein Held, ein Gott und lockte, lockte, lockte,
Bis es verlockt, ſein Opfer, und vernichtet;
Dann warf er's hin und Niemand hob es auf.

Kreuſa.

Biſt du ſein Weib, und ſprichſt ſo ſchlimm von ihm?

Medea.

Du kennſt ihn nicht, ich aber kenn' ihn ganz!
Nur Er iſt da, Er in der weiten Welt,
Und alles andre nichts, als Stoff zu Thaten.

Voll Selbſtheit, nicht des Nutzens, doch des Sinns,
Spielt er mit ſeinem und der andern Glück:
Lockt's ihn nach Ruhm, ſo ſchlägt er Einen todt,
Will er ein Weib, ſo holt er Eine ſich,
Was auch darüber bricht, was kümmert's ihn!
Er thut nur recht, doch recht iſt, was er will.
Du kennſt ihn nicht, ich aber kenn' ihn ganz!
Und denk' ich an die Dinge, die geſchehn,
Ich könnt' ihn ſterben ſehn, und lachen drob.

Kreuſa.

Leb' wohl!

Medea.

Du gehſt?

Kreuſa.

Soll ich dich länger hören?
Ihr Götter! Spricht die Gattin ſo vom Gatten?

Medea.

Nach dem er iſt: der Meine that darnach!

Kreuſa.

Beim hohen Himmel, hätt' ich einen Gatten,
So arg, ſo ſchlimm, als deiner nimmer iſt,
Und Kinder, ſein Geſchenk und Ebenbild,
Ich wollt' ſie lieben, tödteten ſie mich.

Medea.

Das ſagt ſich gut, allein es übt ſich ſchwer.

Kreuſa.

Es wär' wohl minder ſüß, übt' es ſich leichter.
Doch thue was dir gutdünkt, ich will gehn.
Zuerſt lockſt du mit holdem Wort mich an
Und fragſt nach Mitteln mich, ihm zu gefallen,

Und nun brichſt du in Haß und Schmähung aus.
Viel Uebles hab' an Menſchen ich bemerkt,
Das ſchlimmſte iſt ein unverſöhnlich Herz.
Leb' wohl und lerne beſſer ſein.

Medea.

Du zürnſt?

Kreuſa.

Beinahe.

Medea.

O gib nicht auch du mich auf!
Verlaß mich nicht, ſei du mein Schirm und Schutz!

Kreuſa.

Nun biſt du mild, und erſt warſt du voll Haß.

Medea.

Der Haß gilt mir, und Jaſon gilt die Liebe!

Kreuſa.

So liebſt du deinen Gatten?

Medea.

Wär' ich hier ſonſt?

Kreuſa.

Ich ſinne nach, und doch verſteh' ich's nicht.
Doch liebſt du ihn, bin ich dir wieder gut,
Und ſage dir wohl ſichre Mittel an,
Die Launen, die er hat, ich weiß es wohl,
Wie Wolken zu zerſtreun. Laß uns nur machen!
Ich ſah es, er war Morgens trüb und düſter,
Doch ſing ihm erſt dein Lied und du wirſt ſehn,
Wie ſchnell er fröhlich wird. Hier iſt die Leier!
Nicht eher laſſ' ich ab, bis du es weißt.

(Sie ſitzt.)

Was kommſt du nicht? Was ſtehſt und zögerſt du?

Medea.

Ich ſeh' dich an, und ſeh' dich wieder an,
Und kann an deinem Anblick kaum mich ſätt'gen.
Du Gute, Fromme, ſchön an Leib und Seele,
Das Herz, wie deine Kleider, hell und rein!
Gleich einer weißen Taube, ſchwebeſt du,
Die Flügel breitend, über dieſes Leben,
Und netzeſt keine Feder an dem Schlamm,
In dem wir ab uns kämpfend mühſam weben.
Senk' einen Strahl von deiner Himmelsklarheit
In dieſe wunde, ſchmerzzerrißne Bruſt;
Was Gram und Haß und Unglück hingeſchrieben,
O löſch' es aus mit deiner frommen Hand,
Und ſetze deine reinen Züge hin!
Die Stärke, die mein Stolz von Jugend war,
Sie hat im Kampfe ſich als ſchwach bewieſen:
O lehre mich, was ſtark die Schwäche macht.

(Sie ſetzt ſich auf den Schemel zu Kreuſens Füßen.)

Zu deinen Füßen will ich her mich flüchten,
Und will dir klagen, was ſie mir gethan;
Will lernen, was ich laſſen ſoll und thun.
Wie eine Magd will ich dir dienend folgen;
Will weben an dem Webſtuhl, früh zur Hand,
Und alles Werk, das man bei uns verachtet,
Den Sklaven überläßt und dem Geſind,
Hier aber übt die Frau und Herrin ſelbſt.
Vergeſſend, daß mein Vater Kolchis König,
Vergeſſend, daß mir Götter ſind als Ahnen,
Vergeſſend, was geſchehn und was noch droht —

(Aufſtehend, und ſich entfernend.)

Doch das vergißt ſich nicht.

Kreuſa (ihr folgend).

Was ficht dich an?
Was Schlimmes auch in früh'rer Zeit geſchehn,
Der Menſch vergißt, ach, und die Götter auch.

Medea
(an ihrem Halſe).

Meinſt du? O daß ich's glauben könnte, glauben!

Jaſon kömmt.

Kreuſa
(ſich gegen ihn wendend).

Hier dein Gemahl. Sieh, Jaſon, wir ſind Freunde!

Jaſon.

So, ſo.

Medea.

Sei mir gegrüßt. — Sie iſt ſo gut,
Sie will Medeens Freundin ſein und Lehrerin.

Jaſon.

Viel Glück zu dem Verſuch!

Kreuſa.

Was biſt du ernſt?
Wir wollen hier recht frohe Tage leben!
Ich, meine Sorge zwiſchen meinem Vater
Und euch vertheilend; du und ſie, Medea —

Jaſon.

Medea!

Medea.

Was gebeutſt du, mein Gemahl?

Jaſon.

Sahſt du die Kinder ſchon?

Medea.

Ach ja, nur erſt.

Sie ſind recht munter.

Jaſon.

Sieh doch noch einmal!

Medea.

Nur kaum erſt war ich dort.

Jaſon.

Sieh doch, ſieh doch.

Medea.

Wenn du es willſt.

Jaſon.

Ich wünſch' es.

Medea.

Wohl, ich gehe.

(Ab.)

Kreuſa.

Was ſendeſt du ſie fort? Sie ſind ja wohl?

Jaſon.

Ah — So, nun iſt mir leicht, nun kann ich athmen!
Ihr Anblick ſchnürt das Innre mir zuſammen,
Und die verhehlte Qual erwürgt mich faſt.

Kreuſa.

Was hör' ich? O ihr allgerechten Götter!
So ſpricht nun er, und ſo ſprach vorher ſie.
Wer ſagte mir denn: Gatten liebten ſich?

Jaſon.

Ja wohl! wenn nach genützter Jugendzeit
Der Jüngling auf ein Mädchen wirft den Blick,
Und ſie zur Göttin macht von ſeinen Wünſchen.

Er ſpäht nach ihrem Aug', ob es ihn trifft,
Und trifft's ihn, iſt er froh in ſeinem Sinn;
Zum Vater geht er und zur Mutter hin,
Und wirbt um ſie, und jene ſagen's zu.
Da iſt ein Feſt, und die Verwandten kommen,
Die ganze Stadt nimmt an dem Jubel Theil.
Mit Kränzen reich geſchmückt und lichten Blumen,
Führt er die Braut zu Tempel und Altar.
Erröthend und in holdem Schauer bebend
Vor dem, was ſie doch wünſcht, tritt ſie einher;
Der Vater aber legt die Hände auf,
Und ſegnet ſie und ihr entfernt Geſchlecht.
Die ſo zur Freite gehn, die lieben ſich:
Mir war es auch beſtimmt, doch kam es nicht!
Was hab' ich denn gethan, gerechte Götter!
Daß ihr mir nahmt, was ihr dem Aermſten gebt,
Ein Schmerzaſyl an ſeinem eignen Herd,
Und zur Vertrauten, die ihm angetraut!

Kreuſa.

So haſt du nicht gefreit, wie andre freien?
Der Vater hob die Hand nicht ſegnend auf?

Jaſon.

Er hob ſie auf, doch mit dem Schwert bewaffnet,
Und ſtatt des Segens gab er uns den Fluch.
Allein ich hab' ihm's tüchtig rückgegeben;
Sein Sohn iſt todt, er ſelber ſtumm und todt,
Sein Fluch nur lebt — zum mind'ſten ſcheint es ſo!

Kreuſa.

Wie können wen'ge Jahre doch verwandeln!
Wie warſt du ſanft, und wie biſt du ſo rauh!
Ich ſelber bin dieſelbe, die ich war;

Was damals ich gewollt, will ich noch jetzt,
Was da mir gut erſchien, erſcheint mir's noch,
Was tadelnswerth, muß ich noch jetzo tadeln;
Mit dir ſcheint's anders.

Jaſon.

Ja, du triffſt den Punkt!
Es iſt des Unglücks eigentlichſtes Unglück,
Daß ſelten d'rin der Menſch ſich rein bewahrt.
Hier gilt's zu lenken, dort zu biegen, beugen,
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran,
Und an dem Ziel der Bahn ſteht man ein Andrer,
Als der man war, da man den Lauf begann;
Und dem Verluſt der Achtung dieſer Welt
Fehlt noch der einz'ge Troſt, die eigne Achtung.
Ich habe nichts gethan, was ſchlimm an ſich,
Doch viel gewollt, gemöcht, gewünſcht, getrachtet;
Still zugeſehen, wenn es andre thaten;
Hier Uebles nicht gewollt, doch zugegriffen
Und nicht bedacht, daß Uebel ſich erzeuge;
Und jetzt ſteh' ich vom Unheilsmeer umbrandet,
Und kann nicht ſagen: Ich hab's nicht gethan!
O Jugend, warum währſt du ewig nicht?
Beglückend Wähnen, ſeliges Vergeſſen,
Der Augenblick des Strebens Wieg' und Grab!
Wie plätſchert' ich im Strom der Abenteuer,
Die Wogen theilend mit der ſtarken Bruſt;
Doch kommt das Mannesalter ernſt geſchritten,
Da flieht der Schein; die nackte Wirklichkeit
Schleicht ſtill heran und brütet über Sorgen.
Die Gegenwart iſt dann kein Fruchtbaum mehr,
In deſſen Schatten man genießend ruht,

Sie iſt ein unangreifbar Samenkorn,
Das man vergräbt, daß eine Zukunft ſproſſe.
Was wirſt du thun? Wo wirſt du ſein und wohnen?
Was wird aus dir? Und was aus Weib und Kind?
Das fällt uns an und quält uns ab und ab.

(Er ſetzt ſich.)

Kreuſa.

Was ſorgſt du denn? Es iſt für dich geſorgt.

Jaſon.

Geſorgt? O ja, wie man dem Bettler wohl
Den Napf mit Abhub an die Schwelle reicht.
Bin ich der Jaſon und brauch' Andrer Sorge?
Muß unter fremden Tiſch die Füße ſetzen
Mit meinen Kindern betteln gehn zu fremdem Mitleid?
Mein Vater war ein Fürſt, ich bin es auch,
Und wer iſt, der dem Jaſon ſich vergleicht?
Und doch —

(Er iſt aufgeſtanden.)

Ich kam den lauten Markt entlang
Und durch die weiten Gaſſen eurer Stadt —
Weißt du noch, wie durch ſie ich prangend ſchritt,
Als ich vor jenem Argonautenzug
Hierher kam, von euch Abſchied noch zu nehmen?
Da wallten ſie in dicht gedrängten Wogen
Von Menſchen, Wagen, Pferden, bunt gemengt;
Die Dächer trugen Schauende, die Thürme,
Und wie um Schätze ſtritt man um den Raum.
Die Luft ertönte von der Zimbel Lärm
Und von dem Lärm der Heil zuſchrei'nden Menge;
Dicht drängt ſie ſich rings um die edle Schaar,
Die, reich geſchmückt, in Panzers hellem Leuchten,

Der Mindeſte ein König und ein Held,
Den edlen Führer ehrfurchtsvoll umgaben;
Und ich war's, der ſie führte, ich ihr Hort,
Ich, den das Volk in lautem Jubel grüßte. —
Jetzt, da ich durch dieſelben Straßen ging,
Traf mich kein Aug', kein Gruß, kein Wort!
Nur als ich ſtand, und rings her um mich ſah,
Meint' Einer, es ſei ſchlechte Sitte, ſo
In Weges Mitte ſtehn und Andre ſtören.

Kreuſa.

Du wirſt dich wieder heben, wenn du willſt.

Jaſon.

Mit mir iſt's aus. Ich hebe mich nicht mehr.

Kreuſa.

Ich weiß ein Mittel, wie dir's wohl gelingt.

Jaſon.

Das Mittel wüßt' ich wohl, doch ſchaffſt du mir's?
Mach', daß ich nie der Väter Land verlaſſen,
Daß ich bei euch hier in Korinthos blieb;
Daß ich das Vließ, ich Kolchis nie geſehn,
Ich nie geſehen ſie, die nun mein Weib.
Mach', daß ſie heimkehrt in ihr fluchbelad'nes Land,
Und die Erinn'rung mitnimmt, daß ſie da geweſen;
Dann will ich wieder Menſch mit Menſchen ſein.

Kreuſa.

Das wär's allein? Ich weiß ein andres Mittel:
Ein einfach Herz und einen ſtillen Sinn.

Jaſon.

Ja, wer von dir das lernen könnte, Gute!

Kreuſa.

Die Götter geben's jedem, der nur will;
Auch dir war's einſt und kann es wieder werden.

Jaſon.

Denkſt du noch manchmal unſrer Jugendzeit?

Kreuſa.

Gar oft und gern erinnr' ich mich an ſie.

Jaſon.

Wie wir ein Herz und eine Seele waren.

Kreuſa.

Ich machte milder dich, und du mich kühn.
Weißt du, wie ich den Helm aufs Haupt mir ſetzte?

Jaſon.

Er war zu weit, du hieltſt ihn, ſanft geduckt,
Mit kleinen Händen ob den goldnen Locken.
Kreuſa, es war eine ſchöne Zeit!

Kreuſa.

Und wie mein Vater ſich darüber freute.
Er nannt' uns ſcherzend Bräutigam und Braut.

Jaſon.

Es kam nicht ſo.

Kreuſa.

Wie manches anders kommt,
Als man's gedacht. Allein was thut's?
Wir wollen d'rum nicht minder Freunde ſein!

Medea kömmt zurück.

Medea.

Die Kleinen ſind beſorgt.

Jaſon.

Nun, es iſt gut.

(Fortfahrend.)

Die ſchönen Orte unſrer Jugendluſt,
An die Erinn'rung knüpft mit leiſen Fäden,
Ich habe ſie durchgangen, da ich kam,
Und Bruſt und Lippen kühlend eingetaucht
Im friſchen Born der hellen Kinderzeit.
Ich war am Markt, wo ich den Wagen lenkte,
Das raſche Roß dem Ziel entgegen trieb,
Den Fauſtſchlag wechſelnd mit dem Gegner rang;
Indeß du ſtandſt und ſahſt, erſchrackſt, und zürnteſt,
Um meinetwillen jedem Gegner feind.
Ich war im Tempel, wo vereint wir knieten,
Hier nur allein einander uns vergeſſend,
Und unſre Lippen zu den Göttern ſandten,
Aus zweier Bruſt ein einzig, einig Herz.

Kreuſa.

So weißt du denn das alles noch ſo gut?

Jaſon.

Ich ſauge Labung d'raus mit vollen Zügen.

Medea

(die ſtill hingegangen iſt, und die weggelegte Leier ergriffen hat).

Jaſon, ich weiß ein Lied.

Jaſon.

Und dann der Thurm!
Weißt du den Thurm dort an der Meeresküſte,
Wo du mit deinem Vater ſtandſt und weinteſt,
Als ich das Schiff beſtieg zum weiten Zug?
Ich hatte da kein Aug' für deine Thränen,
Denn nur nach Thaten dürſtete mein Herz.

Ein Windſtoß löſte deinen Schleier los
Und warf ihn in die See, ich ſprang darnach,
Und trug ihn mit mir fort, dir zum Gedächtniß.

Kreuſa.

Haſt du ihn noch?

Jaſon.

Denk' nur, ſo manches Jahr
Verging ſeitdem und nahm dein Pfand mit ſich:
Der Wind hat ihn verweht.

Medea.

Ich weiß ein Lied.

Jaſon.

Du riefſt mir damals zu: Leb' wohl, mein Bruder!

Kreuſa.

Und jetzt ruf' ich: Mein Bruder, ſei gegrüßt!

Medea.

Jaſon, ich weiß ein Lied.

Kreuſa.

Sie weiß ein Lied,
Das du einſt ſangſt; hör' zu, ſie ſoll dir's ſingen.

Jaſon.

Ja ſo! Wo war ich denn? Das klebt mir an
Aus meiner Jugendzeit, und ſpottet meiner,
Daß gern ich manchmal träumen mag und ſchwatzen
Von Dingen, die nicht ſind, und die nicht werden;
Denn wie der Jüngling in der Zukunft lebt,
So lebt der Mann mit der Vergangenheit,
Die Gegenwart weiß keiner recht zu leben.
Da war ich jetzt ein thatenkräft'ger Held,

Und hätt' ein liebes Weib, und Gold und Gut,
Und einen Ort, wo meine Kinder ſchlafen.

(Zu Medea.)

Was alſo willſt du denn?

Kreuſa.

Ein Lied dir ſingen,
Das du in deiner Jugend ſangſt bei uns.

Jaſon.

Und das ſingſt du?

Medea.

So gut ich kann.

Jaſon.

Ja wohl!
Willſt du mit einem armen Jugendlied
Mir meine Jugend geben und ihr Glück?
Laß das! Wir wollen aneinander halten,
Weil's einmal denn ſo kam, und wie ſich's gibt,
Doch nichts von Liedern und von derlei Dingen!

Kreuſa.

Laß ſie's doch ſingen! Sie hat ſich geplagt
Bis ſie's gewußt, und nun —

Jaſon.

So ſinge, ſing!

Kreuſa.

Die zweite Saite, weißt du noch?

Medea

(mit der Hand ſchmerzlich über die Stirne ſtreichend).

Vergeſſen!

Jaſon.

Siehſt du, ich ſagt' es wohl, es geht nun nicht!

An andres Spiel iſt ihre Hand gewohnt:
Den Drachen ſang ſie zaub'riſch in den Schlaf,
Und das klang anders als dein reines Lied.

Kreuſa (einflüſternd).

O ihr Götter!
Ihr hohen Götter!

Medea (nachſagend).

O ihr Götter —
Ihr hohen, ihr gerechten, ſtrengen Götter!
(Die Leier entfällt ihr, ſie ſchlägt beide Hände vor die Augen.)

Kreuſa.

Sie weint. Wie kannſt du doch ſo hart ſein und ſo wild.

Jaſon
(ſie zurückhaltend).

Laß ſie! Kind, du verſtehſt uns Beide nicht!
Es iſt der Götter Hand, was ſie nun fühlt;
Auch hier gräbt ſie, auch hier mit blut'gen Griffen.
Greif' du nicht in der Götter Richteramt!
Hätt'ſt du ſie dort geſehn im Drachenforſt,
Wie ſie ſich mit dem Wurm zur Wette bäumte,
Voll Gift der Junge Doppelpfeile ſchoß,
Und Haß und Tod aus Flammenaugen blickte;
Dein Buſen wär' geſtählt gen ihre Thränen.
Nimm du die Leier, und ſing' mir das Lied,
Und bann' den Dämon, der mich würgend quält,
Du kannſt's vielleicht, doch jene nicht.

Kreuſa.

Recht gern.
(Sie will die Leier aufheben.)

Medea

(ihren Arm ober der Hand faſſend und ſie abhaltend).

Halt' ein!

(Sie hebt mit der andern Hand die Leier auf.)

Kreuſa.

Recht gern, ſpielſt du es ſelber.

Medea.

Nein!

Jaſon.

Gibſt du ſie nicht denn?

Medea.

Nein!

Jaſon.

Auch mir nicht?

Medea.

Nein!

Jaſon

(hinzutretend und nach der Leier greifend).

Ich aber nehme ſie.

Medea

(ohne ſich vom Platz zu bewegen, die Leier zurückziehend).

Umſonſt!

Jaſon

(ihre zurückziehende Hand mit der ſeinigen verfolgend).

Gib!

Medea

(die Leier im Zurückziehen zuſammendrückend, daß ſie krachend zerbricht).

Hier!

Entzwei!

(Die zerbrochene Leier vor Kreuſa hinwerfend.)

Entzwei die ſchöne Leier!

Kreuſa
(entſetzt zurückfahrend).
Todt!

Medea
(raſch umblickend).
Wer? — Ich lebe! — lebe!
(Sie ſteht da hoch emporgehoben vor ſich hinſtarrend.)
(Von außen ein Trompetenſtoß.)

Jaſon.
Ha, was iſt das? — Was ſtehſt du ſiegend da?
Dich reut noch, glaub' ich, dieſer Augenblick.
(Noch ein Trompetenſtoß.)

Der **König** kömmt raſch zur Thüre herein.

Jaſon
(ihm entgegen).
Was kündigt an der kriegeriſche Schall?

König.
Unſeliger, du fragſt?

Jaſon.
Ich frage, Herr!

König.
Der Streich, den ich gefürchtet, iſt gefallen.
Ein Herold ſteht vor meines Hauſes Pforten,
Vom Stuhl hierher geſandt der Amphiktyonen;
Er fragt nach dir, und hier nach deinem Weib,
Den Bann ausrufend in des Himmels Lüfte!

Jaſon.
Auch das noch!

König.
Alſo wär's — Doch ſtill, er naht.

Die Pforten öffnen ſich, ein **Herold** tritt herein, hinter ihm **zwei Hornbläſer**, weiter zurück mehreres **Gefolge**.

Herold.

Die Götter und ihr Schutz in dieſes Haus!

König (feierlich).

Wer biſt du, und was ſuchſt du hier bei mir?

Herold.

Ein Gottesherold bin ich, abgeſandt
Vom uralt heil'gen Stuhl der Amphiktyonen,
Der ſpricht in Delphis hochgefreiter Stadt;
Mit Bann verfolg' ich und mit Racheſpruch
Die ſchuldigen Verwandten König Pelias,
Der einſt auf Jolkos ſaß, nun aber todt iſt.

König.

Suchſt du die Schuld'gen, ſuche ſie nicht hier,
In ſeinem Haus, bei ſeinen Kindern ſuch' ſie.

Herold.

Ich fand ſie hier und ſo ſprech' ich ſie an:
Fluch Jaſon dir! Fluch dir und deinem Weib!
Verruchter Künſte biſt du angeklagt,
Der Schuld an deines Oheims dunklem Tod.

Jaſon.

Du lügſt, nicht weiß ich um des Königs Sterben!

Herold.

Frag' dieſe dort, die weiß es beſſer wohl.

Jaſon.

That ſie's?

Herold.

Nicht mit der Hand; durch Künſte, die ihr kennt,
Die ihr herüber brachtet aus dem fremden Lande.

Denn als der König krank — vielleicht ſchon da ein Opfer,
So ſeltſam waren ſeiner Krankheit Zeichen —
Da traten ſeine Töchter zu Medeen hin,
Um Heilung flehend von der Heilerfahr'nen;
Sie aber ſagt' es zu und ging mit ihnen.

Jaſon.

Halt! ſie ging nicht! Ich wehrt' es, und ſie blieb.

Herold.

Das erſtemal. Doch als die Mädchen d'rauf,
Dir unbewußt, zum zweitenmal ihr nahten,
Da ging ſie mit, allein das goldne Vließ,
Das ihr ein Greu'l ſei, ein verderblich Zeichen,
Als Preis der ſichern Rettung ſich bedingend.
Die Mädchen aber ſagen's ihr voll Freude zu,
Und ſie tritt ein beim König, wo er ſchlief.
Geheimnißvolle Worte ſprach ſie aus,
Und immer tiefer ſinkt der König in den Schlaf.
Das böſe Blut zu bannen, heißt dem Herrn ſie
Die Adern öffnen, und auch das geſchieht;
Er athmet leichter, als man ihn verband,
Und froh ſind ſchon die Töchter der Geneſung.
Da ging Medea fort, von dannen, wie ſie ſagte,
Und auch die Töchter gehn, da jener ſchlief.
Mit Eins ertönt Geſchrei aus ſeiner Kammer,
Die Mädchen eilen hin und — gräßlich! greulich!
Der Alte lag am Boden, wild verzerrt,
Geſprungen die Verbande ſeiner Adern,
In ſchwarzen Güſſen ſtrömend hin ſein Blut.
Am Altar lag er, wo das Vließ gehangen,
Und das war fort. Die aber ward geſehen,
Den goldnen Schmuck um ihre Schulter tragend,
Zur ſelben Stunde ſchreitend durch die Nacht.

Medea
(dumpf vor ſich hin).

Es war mein Lohn.
Mich ſchaudert, denk' ich an des alten Mannes Wuth.

Herold.

Damit nun ſolcher Greu'l nicht länger währe,
Und unſer Land mit ſeinem Hauch vergifte,
So ſprech' ich aus hiemit den großen Bann
Ob Jaſon, dem Theſſalier, Aeſons Sohn,
Genoſſ' einer Verruchten, ſelbſt verrucht,
Und treib' ihn aus, kraft meines heil'gen Amts,
Aus von der Griechen gottbetretner Erde,
Und weiſ' ihn in das Irrſal, in die Flucht;
Mit ihm ſein Weib und ſeines Bettes Sproſſen.
Kein Theil ſei ihm am vaterländ'ſchen Boden,
An vaterländ'ſchen Göttern ihm kein Theil,
Kein Theil an Schutz und Recht des Griechenlandes.

(Nach den Himmelsgegenden.)

Verbannt Jaſon und Medea!
Medea und Jaſon verbannt!
Verbannt!
Jaſon und Medea!
Wer aber ihn beherbergt, ihn beſchützt,
Von hier nach dreien Tagen und drei Nächten,
Dem künd' ich Tod, wenn es ein Einzelmann,
Und Krieg, wenn's eine Stadt, wenn es ein König!
So fügt's der Richterſpruch der Amphiktyonen
Und ſo verkünd' ich es zu Recht,
Damit ein Jeder wiſſe ſich zu wahren.
Die Götter und ihr Schutz in dieſes Haus!

(Er wendet ſich zum Abgehen.)

Jaſon.

Was ſteht ihr da, ihr Mauern? ſtürzet ein,
Erſpart die Müh' dem König, mich zu tödten!

König.

Halt' ein, o Herold, und vernimm noch dieß!

(Zu Jaſon gewendet.)

Glaubſt du, mich reute ſchon, was ich gelobt?
Glaubt' ich dich ſchuldig, und wärſt du mein Sohn,
Ich gäbe hin dich jenen, die dich ſuchen;
Doch du biſt's nicht, und ſo beſchütz' ich dich.
Bleib' hier! Wer aber wagt es, Kreons Freund,
Für deſſen Unſchuld er ſein Wort verpfändet,
Wer wagt es, meinen Eidam anzutaſten?
Ja Herold, meinen Eidam, meiner Tochter Gatten!
Was einſt beſchloſſen ward in frühern Tagen,
In Tagen ſeines Glücks, ich führ' es aus,
Jetzt da des Unglücks Wogen ihn umbranden.
Sie ſei dein Weib, du bleibſt bei deinem Vater;
Alſo vertret' ich's vor den Amphiktyonen.
Und wer beſchuldigt noch, wen Kreon frei ſprach,
Frei ſprach durch ſeiner eignen Tochter Hand?
Das ſag' du jenen, die dich hergeſandt,
Und in der Götter Schutz ſei nun entlaſſen.

(Der Herold geht.)

Doch dieſe, die die Wildniß ausgeſpien,
Zu deinem, aller Frommen Untergang,
Sie, die die Greu'l verübt, der man dich zeiht,
Sie bann' ich aus des Landes Grenzen fort,
Und Tod ihr, trifft der Morgen ſie noch hier!
Zieh' hin aus meiner Väter frommen Stadt
Und reinige die Luft, die du verpeſteſt!

Medea.

Das alſo wär's? Mir gält' es, mir allein?
Ich aber ſag' euch, ich hab's nicht gethan.

König.

Genug haſt du verübt, ſeit er dich ſah;
Hinweg aus meinem Haus, aus meiner Stadt!

Medea (zu Jaſon).

Und muß ich fort? nun wohl, ſo folge mir!
Gemeinſam wie die Schuld, ſei auch die Strafe!
Weißt noch den alten Spruch? Allein ſoll keines ſterben;
Ein Haus, Ein Leib und Ein Verderben!
Im Angeſicht des Todes ſchwuren wir's;
Jetzt halt' es, komm!

Jaſon.

Berührſt du mich?
Laß ab von mir, du meiner Tage Fluch!
Die mir geraubt mein Leben und mein Glück;
Die ich verabſcheut, wie ich dich geſehn,
Nur thöricht Liebe nannte meines Weſens Ringen!
Heb' dich hinweg, zur Wildniß, deiner Wiege,
Zum blut'gen Volk, dem du gehörſt und gleichſt.
Doch vorher gib mir wieder, was du nahmſt;
Gib Jaſon mir zurücke, Frevlerin!

Medea.

Zurück willſt du den Jaſon? — Hier! — Hier nimm ihn! —
Allein wer gibt Medeen mir, wer mich?
Hab' ich dich aufgeſucht in deiner Heimath?
Hab' ich von deinem Vater dich gelockt?
Hab' ich dir Liebe auf-, ja aufgedrungen?
Hab' ich aus deinem Lande dich geriſſen,
Dich preisgegeben Fremder Hohn und Spott?

Dich aufgereizt zu Freveln und Verbrechen?
Du nennſt mich Frevlerin? — Weh mir! ich bin's!
Doch wie hab' ich gefrevelt, und für wen?
Laß dieſe mich mit gift'gem Haß verfolgen,
Vertreiben, tödten, dieſe thun's mit Recht,
Denn ich bin ein entſetzlich, greulich Weſen,
Mir ſelbſt ein Abgrund und ein Schreckenbild;
Die ganze Welt verwünſche mich, nur du nicht!
Du nicht, der Greuel Stifter, einz'ger Anlaß du!
Weißt du noch, wie ich deine Knie' umfaßte,
Als du das blut'ge Vließ mich ſtehlen hießeſt;
Ich mich zu tödten eher mich vermaß
Und du mit kaltem Hohne herrſchteſt: Nimm's!
Weißt du, wie ich den Bruder hielt im Arm,
Der todesmatt von deinem grimmen Streich,
Bis er ſich losriß von der Schweſter Bruſt,
Und deinem Trotz entrinnend, Tod in Wellen ſuchte?
Weißt du? — Komm her zu mir! — Weich' mir nicht aus!
Verbirg nicht hinter jene dich vor mir!

Jaſon (vortretend).

Ich haſſe, doch ich ſcheu' dich nicht!

Medea.

So komm!

(Halblaut.)

Weißt's du? — Sieh' mich nicht ſo verachtend an! —
Wie du den Tag vor deines Oheims Tod,
Da eben ſeine Töchter von mir gingen,
Die rathlos ich auf dein Geheiß entließ;
Wie du zu mir in meine Kammer tratſt,
Und mit den Augen ſo in meine ſchauend,
Als ſäh' ein Vorſatz, ſcheu in dir verborgen,
Nach ſeines Gleichen aus in meiner Bruſt,

Wie du da ſagteſt: Daß zu mir ſie kämen
Um Heilung für des argen Vaters Krankheit,
Ich wollt' ihm einen Labetrunk bereiten,
Der ihn auf immer heilen ſollt' und mich!
Weißt du? Sieh mir ins Antlitz, wenn du's wagſt!

Jaſon.

Entſetzliche! Was raſeſt du gen mich?
Machſt mir zu Weſen meiner Träume Schatten,
Hältſt mir mein Ich vor in des deinen Spiegel,
Und rufſt meine Gedanken wider mich?
Nichts weiß ich, nichts von deinem Thun und Treiben,
Verhaßt war mir von Anfang her dein Weſen,
Verflucht hab' ich den Tag, da ich dich ſah,
Und Mitleid nur hielt mich an deiner Seite:
Nun aber ſag ich mich auf ewig von dir los,
Und fluche dir, wie alle Welt dir flucht.

Medea.

Nicht ſo, mein Gatte, mein Gemahl!

Jaſon.

Weg da!

Medea.

Als mir's mein greiſer Vater drohte,
Verſprachſt du, nie mich zu verlaſſen; halt's!

Jaſon.

Selbſt haſt du das Verſprechen dir verwirkt,
Ich gebe hin dich deines Vaters Fluch!

Medea.

Verhaßter, komm! Komm, mein Gemahl!

Jaſon.

Zurück!

Medea.

In meinen Arm! ſo haſt du's ja gewollt!

Jaſon.

Zurück! Sieh hier mein Schwert! Ich tödte dich,
Wenn du nicht weichſt!

Medea
(immer näher tretend).

Triff immer, triff!

Kreuſa (zu Jaſon).

Halt ein!
Laß ſie in Frieden ziehn! Verletz' ſie nicht!

Medea.

Du auch hier? weiße, ſilberhelle Schlange?
O ziſche nicht mehr, züngle nicht ſo lieblich,
Du haſt ja, was du wollteſt, den Gemahl!
War's darum, daß du dich ſo ſchmeichelnd wand'ſt,
Und deine Ringe ſchlangſt um meinen Hals?
O hätt' ich einen Dolch, ich wollte dich,
Und deinen Vater, den gerechten König!
Darum ſangſt du ſo holde Weiſen?
Darum gabſt du mir Saitenſpiel und Kleid?
(Ihren Mantel abreißend.)
Hinweg! Fort mit den Gaben der Verruchten!
(Zu Jaſon.)
Sieh! wie ich dieſen Mantel durch hier reiße,
Und einen Theil an meinen Buſen drücke,
Den andern hin dir werfe vor die Füße,
Alſo zerreiß' ich meine Liebe, unſern Bund.
Was d'raus erfolgt, das werf' ich dir zu, dir,
Dem Frevler an des Unglücks heil'gem Haupt.
Gebt meine Kinder mir und laßt mich gehn!

König.

Die Kinder bleiben hier.

Medea.

Nicht bei der Mutter?

König.

Nicht bei der Frevlerin!

Medea (zu Jaſon).

So ſagſt auch du?

Jaſon.

Auch ich!

Medea

(gegen die Thür).

So hört ihr Kinder mich!

König.

Zurück.

Medea.

Allein gehn heißt ihr mich? Wohlan, es ſei!
Doch ſag' ich euch: Bevor der Abend graut,
Gebt ihr die Kinder mir. Für jetzt genug!
Du aber, die hier gleißend ſteht, und heuchelnd
In falſcher Reinheit niederſieht auf mich,
Ich ſage dir, du wirſt die weißen Hände ringen,
Medeens Loos beneiden gegen dein's.

Jaſon.

Wagſt du's?

König.

Hinweg!

Medea.

Ich geh, doch komm' ich wieder,
Und hole das was mir, und bring was euch gebührt.

König.

Was ſoll ſie drohen uns ins Angeſicht?
Wenn Worte nicht —
(Zu den Trabanten.)
Lehrt ihr ſie, was zu thun!

Medea.

Zurück! Wer wagt's Medeen zu berühren?
Merk' auf die Stunde meines Scheidens, König,
Du ſahſt noch keine ſchlimmre, glaube mir.
Gebt Raum! Ich geh! Die Rache nehm' ich mit!
(Ab.)

König.

Die Strafe wenigſtens, ſie folget dir!
(Zu Kreuſa.)
Du zittre nicht, wir ſchützen dich vor ihr!

Kreuſa.

Ich ſinne nur, ob recht iſt, was wir thun;
Denn thun wir recht, wer könnte uns dann ſchaden?

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Vorhof von Kreons Burg. Im Hintergrunde der Eingang von des Königs Wohnung, rechts an den Seitenwänden ein Säulengang zu Medeens Aufenthalt führend.

Medea, im Vorgrunde ſtehend, **Gora** weiter zurück mit einem **Diener** des Königs ſprechend.

Gora.

Sag' du dem Könige:
Medea nehme Botſchaft von Sklaven nicht.
Hab' er Werbung an ſie,
Komm er ſelbſt;
Vielleicht hört ſie ihn.

(Der Diener ab.)

Gora (vortretend).

Sie meinen, du würdeſt gehn,
Den Haß bezähmend und die Rache;
Die Thörichten!
Oder wirſt du es? Wirſt du's?
Faſt glaub' ich, du thuſt's;
Denn nicht Medea biſt du mehr,
Des Kolcherkönigs königlicher Sproß.
Der erfahrnen Mutter erfahrnere Tochter;

Hätteſt du ſonſt geduldet, getragen,
So lange! bis jetzt?

Medea.

Hört ihr's, Götter? Geduldet! getragen!
So lange! bis jetzt!

Gora.

Ich rieth dir, zu weichen,
Da du noch weilen wollteſt,
Verblendet, umgarnt;
Als noch nicht gefallen der Streich,
Den ich vorherſah, warnend dir zeigte;
Aber nun ſag' ich: bleib!
Sie ſollen nicht lachen der Kolcherin,
Nicht ſpotten des Bluts meiner Könige;
Herausgeben die Kleinen,
Die Schößlinge der gefällten Königseiche,
Oder ſterben, fallen,
In Grauen, in Nacht! —
Wo haſt du dein Geräth?
Oder was beſchließeſt du?

Medea.

Erſt meine Kinder will ich haben,
Das andre findet ſich.

Gora.

So gehſt du denn?

Medea.

Ich weiß es nicht.

Gora.

Lachen werden ſie dein!

Medea.

Lachen? Nein!

Gora.

Was alſo ſinneſt du?

Medea.

Ich geb' mir Mühe, nichts zu wollen, zu denken;
Ob dem ſchweigenden Abgrund
Brüte die Nacht.

Gora.

Und wenn du flöheſt, wohin?

Medea (ſchmerzlich).

Wohin? Wohin?

Gora.

Hier Lands iſt nicht Raum für uns,
Die Griechen, ſie haſſen, ſie tödten dich!

Medea.

Tödten? Sie mich? Ich will ſie tödten, ich!

Gora.

Auch daheim in Kolchis wartet Gefahr!

Medea.

O Kolchis! Kolchis! O Vaterland!

Gora.

Du haſt wohl gehört, dir ward wohl Kunde,
Daß dein Vater geſtorben, bald darnach,
Als du Kolchis verließeſt, dein Bruder fiel?
Geſtorben? Es klang anders, däucht mir:
Daß er, den Schmerz anfaſſend, wie ein Schwert,
Gen ſich ſelber wüthend, den Tod ſich gab.

Medea.

Was trittſt du in Bund mit meinen Feinden,
Und tödteſt mich?

Gora.

Nun, ſiehſt du wohl:
Ich hab' dir's geſagt, dich gewarnt.
Flieh die Fremden, ſagt' ich dir,
Vor allen aber ihn, der ſie führt,
Den glattzüngigen Heuchler, den Verräther!

Medea.

Den glattzüngigen Heuchler, den Verräther!
Sagteſt du ſo?

Gora.

Wohl ſagt' ich's!

Medea.

Und ich glaubte dir nicht?

Gora.

Glaubteſt mir nicht, und gingſt ins Todesnetz,
Das nun zuſammenſchlägt über dir.

Medea.

Glattzüngiger Heuchler! Das iſt das Wort!
Hätteſt du ſo geſagt, ich hätt's erkannt:
Aber du nannteſt ihn Feind, und verhaßt und abſcheulich;
Er aber war ſchön und freundlich, und ich haßt' ihn nicht.

Gora.

So liebſt du ihn?

Medea.

Ich? Ihn?
Ich haſſ' ihn, verabſcheu' ihn,
Wie die Falſchheit, den Verrath,
Wie das Entſetzlichſte, wie mich!

Gora.

So ſtraf' ihn, triff ihn!
Räche den Vater, den Bruder,

Unſer Vaterland, unſre Götter,
Unſre Schmach, mich, dich!

Medea.

Erſt meine Kinder will ich haben,
Das Andre deckt die Nacht. —
Was glaubſt du? wenn er daherzög'
Im feierlichen Brautgeleit,
Mit ihr, die ich haſſe:
Und vom Giebel des Hauſes entgegen
Flög' ihm Medea, zerſchmettert, zerſchellt.

Gora.

Der ſchönen Rache!

Medea.

Oder an Brautgemachs Schwelle
Läge ſie todt in ihrem Blut,
Bei ihr die Kinder, Jaſons Kinder, todt.

Gora.

Dich ſelber trifft deine Rache, nicht ihn.

Medea.

Ich wollt', er liebte mich,
Daß ich mich tödten könnte ihm zur Qual! —
Oder ſie? Die Falſche! Die Reine!

Gora.

Näher triffſt du ſchon.

Medea.

Still! ſtill!
Hinab, wo du herkamſt, Gedanke,
Hinab in Schweigen, hinunter in Nacht!

(Sie verhüllt ſich.)

Gora.

Die andern alle, die mit ihm zogen

Den frevelnden Argonautenzug.
Alle haben ſie, rächend, ſtrafend,
Die vergeltenden Götter erreicht;
Alle fielen in Tod und Schmach.
Er nur fehlt noch — und wie lang?
Täglich hör' ich, emſig horchend,
Hoch mich erlabend, wie ſie fallen,
Fallen der Griechen ſtrahlende Söhne,
Die aus Kolchis vom Raube gekehrt.
Den Orpheus erſchlugen thrakiſche Weiber;
Hylas verſank im Wellengrab;
Theſeus, Pirithous ſtiegen hinab
In des Aides finſtere Wohnung,
Der Schatten gewaltigem Herrn zu rauben
Die ſtrahlende Gattin Perſephoneia,
Doch der fing ſie, und hält ſie gefangen
In ehernen Ketten, in ewiger Nacht.

Medea
(raſch den Mantel vom Geſicht ziehend).

Weil ſie kamen das Weib zu rauben?
Gut! Gut! — So that auch Er, that mehr noch!

Gora.

Dem Herakles, der ſein Weib verließ,
Von anderer Liebe gelockt,
Sandte ſie rächend ein leinen Gewand;
Als er das anthat, ſank er dahin
In Qual und Angſt und Todesſchmerz,
Denn ſie hatt' es heimlich beſtrichen
Mit argem Gift und ſchnellem Tod.
Hin ſank er, und des Oeta waldiger Rücken
Sah ihn vergehn, in Flammen vergehn!

Medea.

Und ſie ſelbſt webt' es, das Gewand?
Das tödtliche?

Gora.

Sie ſelbſt!

Medea.

Sie ſelbſt!

Gora.

Des Meleager rauhe Gewalt,
Des kaledoniſchen Eberbezwingers,
Tödtet' Althea, die Mutter, das Kind.

Medea.

Verließ ſie der Gemahl?

Gora.

Er erſchlug ihren Bruder.

Medea.

Der Gatte?

Gora.

Der Sohn!

Medea.

Und als ſie's gethan, ſtarb ſie?

Gora.

Sie lebt.

Medea.

That es und lebt! Entſetzlich! —
So viel weiß ich, und ſo viel iſt mir klar:
Unrecht erduld' ich nicht ungeſtraft;
Aber was geſchieht, weiß ich nicht, will's nicht wiſſen!
Verdient hat er alles, das Aergſte verdient;
Aber — ſchwach iſt der Menſch,
Billig gönnt man zur Reue Zeit!

Gora.

Reue? — Frag' ihn ſelbſt, ob's ihn reut.
Denn dort naht er mit eilendem Schritt.

Medea.

Mit ihm der König, mein arger Feind,
Der ihn verlockt, der ihn verführt.
Ihm entweich' ich, nicht zähmt' ich den Haß.

(Geht raſch nach dem Hauſe.)

Aber will Er, will Jaſon mich ſprechen,
So heiß ihn treten zu mir ins Gemach;
Dort will ich reden zu ihm, nicht hier,
An der Seite des Mannes, der mein Feind.

(Ab ins Haus.)

Gora.

Da geht ſie hin!
Ich aber ſoll reden mit dem Mann,
Der mein Kind verderbt, der gemacht,
Daß ich, mein Haupt gelegt auf fremde Erde,
Des bittern Kummers Thränen verbergen muß,
Daß nicht drüber lacht fremder Männer Mund.

Der **König** und **Jaſon** kommen.

König.

Was flieht uns deine Frau? Das nützt ihr nichts.

Gora.

So floh ſie denn? Sie ging, weil ſie dich haßt.

König.

Ruf' ſie heraus!

Gora.

Sie kommt nicht.

König.
Doch ſie ſoll!
Gora.
Geh ſelbſt hinein und ſag' ihr's, wenn du's wagſt.
König.
Wo bin ich denn, und *wer*? daß dieſes Weib
In ihrer Wildheit mir zu trotzen wagt?
Die Magd fürwahr das Bild der Frau, und beide
Das Bild des dunkeln Landes, das ſie zeugte.
Noch einmal: Ruf' ſie her!
Gora (auf Jaſon zeigend).
Den will ſie ſprechen,
Und hat er Muth dazu, tret' er ins Haus.
Jaſon.
Verwegne, geh! mein Haß von Anfang her!
Und ſag' ihr, daß ſie komme, die dir gleicht.
Gora.
O gliche ſie mir doch, ihr trotztet nicht!
Doch ſie wird's noch erkennen, und dann weh euch!
Jaſon.
Ich will ſie ſprechen.
Gora.
Geh hinein.
Jaſon.
Das nicht!
Sie ſoll heraus, und du geh hin, und ſag' ihr's!
Gora.
Nun wohl, ich geh, euch länger nicht zu ſehn,
Und ſag' ihr's an; doch kommt ſie nicht, das weiß ich,
Zu ſehr fühlt ſie die Kränkung und ſich ſelbſt.
(Ab ins Haus.)

König.

Nicht einen Tag duld' ich ſie in Korinth.
Die ſprach nur aus, was Jene finſter brütet;
Allzu gefährlich dünkt mir ſolche Nähe!
Auch deine Zweifel, hoff' ich, ſind beſiegt.

Jaſon.

Verfahre, Herr, in deinem Richteramt!
Sie kann nicht länger ſtehen neben mir,
So gehe ſie, noch mild iſt dieſe Strafe.
Denn wahrlich, minder ſchuldig doch als ſie,
Trifft mich ein härt'res Loos, ein ſchwereres.
Sie zieht hinaus in angeborne Wildniß,
Und wie ein Füllen, dem das Joch entnommen,
Strebt ſie hinfort in ungezähmtem Trotz;
Ich aber muß hier ſtill und ruhig weilen,
Belaſtet mit der Menſchen Hohn und Spott,
Dumpf wiederkäuend die verfloſſ'ne Zeit.

König.

Du wirſt dich neu erheben, glaube mir's.
Dem Bogen gleich, der raſchen Schwunges losſchnellt,
Und fliegend zu dem Ziele ſchickt den Pfeil,
So bald entfernt, was ſeinen Rücken beugte,
Wirſt du erſtarken, iſt nur ſie erſt fern.

Jaſon.

Ich fühle nichts in mir, das ſolcher Hoffnung Bürgſchaft,
Verloren iſt mein Name und mein Ruf,
Ich bin nur Jaſons Schatten, nicht er ſelbſt.

König.

Die Welt, mein Sohn, iſt billiger, als du:
Des reifen Mannes Fehltritt iſt Verbrechen,
Des Jünglings Fehltritt ein verfehlter Tritt,

Den man zurückzieht und ihn beſſer macht.
Was du in Kolchis thatſt, ein raſcher Knabe,
Vergeſſen iſt's, zeigſt du dich nun als Mann.

Jaſon.

Könnt' ich dir glauben, ſelig wär' ich dann!

König.

Laß ſie erſt fort ſein, und du ſollſt es ſehn.
Hin vor den Richterſtuhl der Amphiktyonen
Tret' ich für dich, verfechte deine Sache,
Und zeige, daß nur ſie es war, Medea,
Die das verübt, was man an dir verfolgt,
Daß ſie die Dunkle, ſie die Frevlerin.
Gelöſet wird der Bannſpruch, und wenn nicht,
Dann ſtehſt du auf in deiner vollen Kraft,
Schwingſt hoch das goldne Banner in die Luft,
Das du geholt vom äußerſten der Länder,
Und ſtromweis wird die Jugend Griechenlands
Um dich ſich ſchaaren gegen Jedermann,
Um den Gereinigten, den Neuerhob'nen,
Den ſtarken Hort, des Vließes mächt'gen Held. —
Du haſt es doch?

Jaſon.

Das Vließ?

König.

Ja wohl!

Jaſon.

Ich nicht!

König.

Doch nahm's Medea mit aus Pelias Haus.

Jaſon.

So hat denn ſie's!

König.

Sie muß es geben, muß!
Dir iſt's der künft'gen Größe Unterpfand.
Du ſollſt mir groß noch werden, groß und ſtark,
Du meines alten Freundes einz'ger Sohn!
Es hat der König Kreon Macht und Gut,
Und gern theilt er's mit ſeinem Tochtermann.

Jaſon.

Auch meiner Väter Erbe fordr' ich dann
Vom Sohn des Oheims, der mir's vorenthält.
Ich bin nicht arm, wird Alles mir zurück.

König.

Sie kommt, die uns noch ſtört; bald iſt's gethan.

Medea kommt mit **Gora** aus dem Hauſe.

Medea.

Was willſt du mir?

König.

Die Diener, die ich ſandte,
Du ſchickteſt ſie mit harten Worten fort,
Und von mir ſelbſt verlangteſt du zu hören,
Was ich geboten, und was dir zu thun.

Medea.

So ſag's!

König.

Nichts Fremdes, Neues künd' ich dir,
Ich wiederhole nur den ſchon geſprochnen Bann,
Und füge zu, daß du noch heute gehſt.

Medea.

Und warum heute noch?

König.

Die Drohungen,
Die du geſprochen gegen meine Tochter —
Denn die gen mich veracht' ich allzuſehr —
Der wilde Sinn, den du nur erſt gezeigt,
Sie nennen mir gefährlich deine Nähe,
Und darum ſollſt du heute mir noch gehn!

Medea.

Gib mir die Kinder, und ich thu's vielleicht.

König.

Du thuſt's gewiß, die Kinder aber bleiben!

Medea.

Wie, meine Kinder? Doch wem ſag' ich das?
Mit dem da laß mich ſprechen, mit dem Gatten!

König (zu Jaſon).

Thu's nicht!

Medea (zu Jaſon).

Ich bitte dich!

Jaſon.

Wohlan, es ſei!
Damit du ſiehſt, daß ich dein Wort nicht ſcheue.
Laß uns, o König! hören will ich ſie.

König.

Ich thu' es ungern, ſchlau iſt ſie und liſtig.

(Er geht.)

Medea.

So, er iſt fort! Kein Fremder ſtört uns mehr,
Kein Dritter drängt ſich zwiſchen Mann und Weib;
Wir können reden, wie das Herz gebeut;
Und nun ſag' an mir, was du denkſt?

Jaſon.

Du weißt's.

Medea.

Ich weiß wohl, was du willſt, nicht, was du meinſt.

Jaſon.

Das erſtere genügt, denn es entſcheidet.

Medea.

So ſoll ich gehen?

Jaſon.

Gehn!

Medea.

Noch heute?

Jaſon.

Heute!

Medea.

Das ſagſt du und ſtehſt ruhig mir genüber?
Und Scham ſenkt nicht dein Aug' und röthet nicht die Stirn?

Jaſon.

Erröthen müßt' ich, wenn ich anders ſpräche.

Medea.

Das iſt recht gut, und ſprich nur immer ſo,
Wenn du vor Andern dich entſchuld'gen willſt,
Doch mir genüber laß den eiteln Schein!

Jaſon.

Die Scheu vor Greueln nennſt du eiteln Schein?
Verdammt hat dich die Welt, verdammt die Götter,
Und ſo geb' ich dich ihrem Urtheil hin;
Denn wahrlich, unverdient trifft es dich nicht!

Medea.

Wer iſt der Fromme denn, mit dem ich ſpreche?

Iſt das nicht Jaſon? und der wär' ſo mild?
Du Milder, kamſt du nicht nach Kolchis hin,
Und warbſt mit Blut um ſeines Königs Kind?
Du Milder! ſchlugſt du meinen Bruder nicht?
Fiel nicht mein Vater dir, du Frommer, Milder?
Verläſſeſt du das Weib nicht, das du ſtahlſt?
Du Milder! Du Entſetzlicher, Verruchter!

Jaſon.

Du ſchmäheſt, das zu hören ziemt mir nicht;
Du weißt nun, was zu thun, und ſo leb' wohl!

Medea.

Noch weiß ich's nicht, drum bleibe, bis ich's weiß.
Bleib! Ruhig will ich ſein. Ruhig, wie du.
Verbannung wird mir alſo? Und was dir?
Mich dünkt, auch dich traf ja des Herolds Spruch?

Jaſon.

Sobald bekannt, daß ich am Frevel rein,
Am Tod des Oheims, löst der Bann ſich auf.

Medea.

Und du lebſt froh und ruhig fürder dann?

Jaſon.

Ich lebe ſtill, wie's Unglückſel'gen ziemt.

Medea.

Und ich?

Jaſon.

Du trägſt das Loos, das du dir ſelbſt bereitet.

Medea.

Das ich bereitet? Du wärſt alſo rein?

Jaſon.

Ich bin's!

Medea.

Und um den Tod des Oheims haſt
Du nicht gebetet?

Jaſon.

Ihn befördert nicht!

Medea.

Mich nicht verſucht, ob ich's nicht üben wollte?

Jaſon.

Der erſte Zorn ſpricht Manches ſprudelnd aus,
Was reifer überdacht er nimmer übt.

Medea.

Einſt klagteſt du dich ſelber deſſen an,
Nun iſt gefunden, der die Schuld dir trägt.

Jaſon.

Nicht der Gedanke wird beſtraft, die That.

Medea (raſch).

Ich aber that es nicht!

Jaſon.

Wer ſonſt?

Medea.

Ich nicht!
Hör', mein Gemahl, und dann erſt richte mich.
Als ich an die Pforte trat,
Das Vließ zu holen,
Der König auf ſeinem Lager;
Da hör' ich ſchreien; hingewendet,
Seh ich den Mann vom Lager ſpringen,
Heulend, bäumend, ſich umwindend:
Kommſt du, Bruder? ſchreit er,
Rache zu nehmen, Rache an mir?

Noch einmal ſollſt du ſterben, noch einmal!
Und ſpringt hin und faßt nach mir,
In deren Hand das Vließ.
Ich erbebte und ſchrie auf
Zu den Göttern, die ich kenne;
Das Vließ hielt ich vor als Schild.
Da zuckt Wahnſinns Grinſen durch ſeine Züge,
Heulend faßt' er die Bande ſeiner Adern,
Sie brechen, in Güſſen ſtrömt hin ſein Blut,
Und als ich um mich ſchaue, entſetzt, erſtarrt,
Liegt der König zu meinen Füßen,
Im eignen Blut gebadet,
Kalt und todt.

Jaſon.

Das ſagſt du mir, Zaub'riſche! Gräßliche!
Hebe dich weg von mir! Fort!
Mir graut vor dir, daß ich dich je geſehn!

Medea.

Du haſt es ja gewußt! Das erſtemal,
Als du mich ſahſt, ſahſt mich in meinem Dienſt,
Und doch verlangteſt, ſtrebteſt du nach mir.

Jaſon.

Ein Jüngling war ich, ein verwegner Thor:
Der Mann verwirft, was Knaben wohlgefällt.

Medea.

O ſchilt das goldne Jugendalter nicht!
Der Kopf iſt raſch, allein das Herz iſt gut!
O wärſt du, der du warſt, mir wäre beſſer!
Nur einen Schritt komm in die ſchöne Zeit,
Da wir in unſrer Jugend friſchem Grünen
Uns fanden an des Phaſis Blumenſtrand.

Wie war dein Herz ſo offen und ſo klar;
Das meine trüber und in ſich verſchloſſ'ner,
Doch du drangſt durch mit deinem milden Licht,
Und hell erglänzte meiner Sinne Dunkel.
Da ward ich dein, da wardſt du mein. O Jaſon!
So iſt ſie ganz dahin, die ſchöne Zeit?
So hat die Sorge denn für Haus und Herd,
Für Ruf und Ruhm, dir ganz getödtet
Die ſchönen Blüthen von dem Jugendbaum?
O ſieh! in Schmerz und Jammer, wenn ich bin,
Denk' ich noch oft der ſchönen Frühlingszeit,
Und warme Lüfte wehn mir draus herüber.
War dir Medea damals lieb und werth,
Wie ward ſie dir denn gräßlich und abſcheulich?
Du kannteſt mich und ſuchteſt dennoch mich;
Du nahmſt mich, wie ich war, behalt' mich, wie ich bin!

Jaſon.

Der Dinge denkſt du nicht, die ſeither ſind geſchehn!

Medea.

Entſetzlich ſind ſie, ja, ich geb' es zu!
Am Vater hab' ich ſchlimm, am Bruder ſchlimm gethan,
Und ich verdamme ſelber mich darob;
Man ſtrafe mich, ich will ja gerne büßen,
Doch du ſollſt mich nicht ſtrafen, Jaſon, du nicht!
Denn was ich that, zu Liebe that ich's dir.
Komm, laß uns fliehn, vereint, mitſammen fliehn!
Es nehm' uns auf ein fernes Land.

Jaſon.

Und welches?
Wohin?

Medea.

Wohin!

Jaſon.

Du raſeſt, und du ſchiltſt mich,
Daß ich mit dir nicht raſe. Es iſt aus!
Die Götter haben unſern Bund verflucht,
Als einen, der mit Greuelthat begann,
Und in Verbrechen wuchs und Nahrung ſuchte.
Laß ſein, daß du den König nicht getödtet,
Wer war dabei, wer ſah's, wer glaubt dir?

Medea.

Du!

Jaſon.

Und wenn auch ich, was kann ich? was vermag ich?
Drum laß uns weichen dem Geſchick, nicht trotzen!
Die Strafe nehme jedes büßend hin,
Du, da du fliehſt, wo du nicht bleiben kannſt,
Ich, da ich bleibe, wo ich fliehen möchte.

Medea.

Den ſchwerern Theil haſt du dir nicht erwählt!

Jaſon.

So wär' es leicht, zu leben als ein Fremdling
In fremdem Haus, von fremden Mitleids Gaben?

Medea.

Dünkt's dir ſo ſchwer, was wählſt du nicht die Flucht?

Jaſon.

Wohin und wie?

Medea.

Einſt warſt du minder ſorglich,
Als du nach Kolchis kamſt, die Vaterſtadt verlaſſend,
Und eitlem Ruhme nach durch ferne Länder zogſt.

Jaſon.

Ich bin nicht, der ich war, die Kraft iſt mir gebrochen,

Und in der Bruſt erſtorben mir der Muth.
Das dank' ich dir; Erinn'rung des Vergangnen
Liegt mir wie Blei auf meiner bangen Seele,
Das Aug' kann ich nicht heben und das Herz.
Auch iſt der Knabe Mann ſeitdem geworden,
Und nicht mehr kindiſch mit den Blüthen ſpielend,
Greift er nach Frucht, nach Wirklichkeit, Beſtand.
Die Kinder ſind mir, und kein Ort für ſie,
Beſitzthum muß ich meinen Enkeln werben.
Soll Jaſons Stamm, ein trocknes Heidekraut,
Am Wege ſtehn, vom Wanderer getreten?
Haſt du mich je geliebt, war ich dir werth,
So zeig' es, da du mich mir ſelber gibſt,
Und mir ein Grab gönnſt in der heim'ſchen Erde!

Medea.

Und auf der heim'ſchen Erd' ein neues Ehebett?
Nicht ſo?

Jaſon.

Was ſoll das?

Medea.

Hab' ich's nicht gehört,
Wie er verwandt dich hieß, und Sohn und Eidam?
Kreuſa locket dich, und darum bleibſt du?
Nicht alſo? Hab' ich dich?

Jaſon.

Du hatteſt nie mich,
Und haſt auch jetzt mich nicht.

Medea.

So willſt du büßen?
Und darum ſoll Medea fort von dir?
Stand ich denn nicht dabei, dabei in Thränen,

Wie du mit ihr vergangne Zeit durchgingſt,
Bei jedem Schritte ſtill ſtandſt, ſüß verweilend,
Zum Echo ſchwandeſt der Erinnerung?
Ich aber geh' nicht, nicht!

Jaſon.

So ungerecht,
So hart und wild wie immer!

Medea.

Ungerecht?
So wünſcheſt du ſie nicht zum Weib? Sag nein!

Jaſon.

Den Ort ſuch' ich, mein Haupt zur Ruh' zu legen,
Was ſonſt kommt, weiß ich nicht!

Medea.

Ich aber weiß es,
Und denk' es noch zu wehren, hilft ein Gott.

Jaſon.

Du kannſt nicht ruhig ſprechen, leb' denn wohl!
(Er geht.)

Medea.

Jaſon!

Jaſon (umkehrend).

Was iſt?

Medea.

Es iſt das letztemal,
Das letztemal vielleicht, daß wir uns ſprechen!

Jaſon.

So laß uns ſcheiden ohne Haß und Groll.

Medea.

Du haſt zu Liebe mich verlockt und fliehſt mich?

Jaſon.

Ich muß!

Medea.

Du haſt den Vater mir geraubt,
Und raubſt mir den Gemahl.

Jaſon.

Gezwungen nur!

Medea.

Mein Bruder fiel durch dich, du nahmſt mir ihn,
Und fliehſt mich?

Jaſon.

Wie er fiel, gleich unverſchuldet.

Medea.

Mein Vaterland verließ ich, dir zu folgen.

Jaſon.

Dem eignen Willen folgteſt du, nicht mir.
Hätt's dich gereut, gern ließ ich dich zurück!

Medea.

Die Welt verflucht um deinetwillen mich,
Ich ſelber haſſe mich um deinetwillen,
Und du verläßt mich?

Jaſon.

Ich verlaſſ' dich nicht,
Ein höh'rer Spruch treibt mich von dir hinweg.
Haſt du dein Glück verloren, wo iſt mein's?
Nimm als Erſatz mein Elend für das deine!

Medea.

Jaſon!

(Sie fällt auf die Kniee.)

Jaſon.

Was iſt? Was willſt du weiter?

Medea (aufſtehend).

Nichts!
Es iſt vorbei! — Verzeihet, meine Väter,
Verzeiht mir, Kolchis ſtolze Götter,
Daß ich mich ſelbſt erniedriget und euch!
Das Letzte galt's. Nun habt ihr mich!

(Jaſon wendet ſich zu gehen.)

Medea.

Jaſon!

Jaſon.

Glaub' nicht, mich zu erweichen!

Medea.

Glaub' nicht, ich wollt' es. Gib mir meine Kinder!

Jaſon.

Die Kinder? Nimmermehr!

Medea.

Es ſind die Meinen!

Jaſon.

Des Vaters Namen fügt man ihnen bei,
Und Jaſons Name ſoll nicht Wilde ſchmücken;
Hier in der Sitte Kreis erzieh' ich ſie.

Medea.

Gehöhnt von Stiefgeſchwiſtern? Sie ſind mein!

Jaſon.

Mach' nicht, daß ſich mein Mitleid kehr' in Haß!
Sei ruhig, das nur mildert dein Geſchick.

Medea.

Wohl denn, ſo will ich mich auf's Bitten legen!
Mein Gatte! — Nein, das biſt du ja nicht mehr!
Geliebter! — Nein, das biſt du nie geweſen!

Mann! — wärſt du Mann und brächſt dein heilig Wort?
Jaſon! — pfui! Das iſt ein Verräthername!
Wie nenn' ich dich? Verruchter! — Milder, Guter!
Gib meine Kinder mir und laß mich gehn!

Jaſon.

Ich kann nicht, ſagt' ich dir, ich kann es nicht!

Medea.

So hart? Der Gattin nimmſt du ihren Gatten,
Und weigerſt nun der Mutter auch ihr Kind?

Jaſon.

Nun wohl, daß du als billig mich erkennſt:
Der Knaben Einer ziehe denn mit dir!

Medea.

Nur Einen? Einen?

Jaſon.

Ford're nicht zu viel!
Das Wen'ge faſt verletzt ſchon meine Pflicht.

Medea.

Und welcher?

Jaſon.

Ihnen ſelbſt, den Kindern, ſei die Wahl,
Und welcher will, den nimmſt du mit dir fort.

Medea.

O tauſend Dank, du Gütiger, du Milder!
Der lügt fürwahr, der dich Verräther nennt.

Der **König** kommt.

Jaſon.

O König, komm!

König.

So iſt es abgethan?

Jaſon.

Sie geht. Der Kinder Eines geb' ich ihr.
(Zu einem, der mit dem Könige kam.)
Du eile; bring' die Kleinen zu uns her.

König.

Was thuſt du? Beide bleiben ſie zurück!

Medea.

Was mir ſo wenig ſcheint, dünkt dir zu viel?
Die Götter fürchte, allzuſtrenger Mann!

König.

Die Götter auch ſind ſtreng der Frevelthat.

Medea.

Doch ſehn ſie auch, was uns zur That gebracht.

König.

Des Herzens böſes Trachten treibt zum Böſen.

Medea.

Was ſonſt zum Uebeln treibt, zählſt du für nichts?

König.

Ich richte ſelbſt mich ſtreng, drum kann ich's Andre.

Medea.

Indem du Frevel ſtrafſt, verübſt du ſie.

Jaſon.

Sie ſoll nicht ſagen, daß ich allzuhart,
Drum hab' ich Eins der Kinder ihr gewährt,
In Leid und Noth der Mutter lieber Troſt.

Kreuſa kommt mit den **Kindern.**

Kreuſa.

Die Kinder fordert man, ward mir geſagt.
Was will man denn, und was ſoll denn geſchehn?

O ſieh, ſie lieben mich, nur erſt gekommen,
Als ob wir Jahre ſchon uns ſähn und kennten.
Mein mildes Wort, den Armen ungewohnt,
Gewann mir ſie, wie mich ihr Unglück ihnen.

König.

Der Kinder Eines ſoll der Mutter folgen.

Kreuſa.

Verlaſſen uns?

König.

So iſt's, ſo will's der Vater!
(Zu Medeen, die in ſich verſunken dageſtanden iſt.)
Die Kinder, ſie ſind hier, nun laß ſie wählen!

Medea.

Die Kinder! Meine Kinder! Ja, ſie ſind's!
Das Einz'ge, was mir bleibt auf dieſer Erde.
Ihr Götter! was ich Schlimmes erſt gedacht,
Vergeßt es, und laßt ſie mir beide, beide!
Dann will ich gehn und eure Güte preiſen,
Verzeihen ihm und — nein, *ihr* nicht! — *Ihm* auch nicht!
Hierher, ihr Kinder, hier! — Was ſteht ihr dort,
Geſchmiegt an meiner Feindin falſche Bruſt?
O wüßtet ihr, was ſie mir angethan,
Bewaffnen würdet ihr die kleinen Hände,
Zu Krallen krümmen eure ſchwachen Finger,
Den Leib zerfleiſchen, den ihr jetzt berührt.
Verlockſt du meine Kinder? Laß ſie los!

Kreuſa.

Unſelig Weib, ich halte ſie ja nicht.

Medea.

Nicht mit der Hand, doch hältſt du, wie den Vater,

Sie mit dem heuchleriſchen, falſchen Blick.
Lachſt du? Du ſollſt noch weinen, ſag' ich dir!

Kreuſa.

O ſtrafen mich die Götter, lacht' ich jetzt!

König.

Brich nicht in Zorn und Schmähung aus, o Weib!
Thu' ruhig, was dir zukommt, oder geh!

Medea.

Du mahneſt recht, o mein gerechter König!
Nur nicht ſo gütig, ſcheint es, als gerecht;
Wie, oder auch? Nun ja, wohl beides gleich!
Ihr Kinder, ſeht, man ſchickt die Mutter fort,
Weit über Meer und Land, wer weiß wohin?
Die güt'gen Menſchen, euer Vater aber,
Und der gerechte, gute König da,
Sie haben ihr erlaubt, von ihren Kindern,
Der Mutter von den Kindern Eines, Eins —
Ihr hohen Götter, hört ihr's? Eines nur! —
Mit ſich zu nehmen auf die lange Fahrt.
Wer nun von Beiden mich am meiſten liebt,
Der komm' zu mir, denn Beide dürft ihr nicht.
Der andre muß zurück beim Vater bleiben,
Und bei des falſchen Mannes falſcher Tochter! —
Hört ihr? — Was zögert ihr?

König.

Sie wollen nicht!

Medea.

Das lügſt du, falſcher, ungerechter König!
Sie wollen, doch dein Kind hat ſie verlockt!
Hört ihr mich nicht? — Verruchte! Gräßliche!
Der Mutter Fluch, des Vaters Ebenbild!

Jaſon.

Sie wollen nicht!

Medea.

Laß Jene ſich entfernen!
Die Kinder lieben mich, bin ich nicht Mutter?
Doch ſie winkt ihnen zu und lockt ſie ab.

Kreuſa.

Ich trete weg, iſt gleich dein Argwohn falſch.

Medea.

Nun kommt zu mir! — Zu mir! — Natterbrut!
(Sie geht einige Schritte auf ſie zu, die Kinder fliehen zu Kreuſen.)

Medea.

Sie fliehn mich! Fliehn!

König.

Du ſiehſt, Medea, nun,
Die Kinder wollen nicht, und alſo geh!

Medea.

Sie wollen nicht? Die Kinder die Mutter nicht?
Es iſt nicht wahr, unmöglich! —
Aeſon, mein Aelteſter, mein Liebling!
Sieh, deine Mutter ruft dir, komm zu ihr!
Ich will nicht mehr rauh ſein und hart!
Du ſollſt mein Koſtbarſtes ſein, mein einziges Gut!
Höre die Mutter! Komm!
Er wendet ſich ab! Er kommt nicht!
Undankbarer! Ebenbild des Vaters!
Ihm ähnlich in den falſchen Zügen,
Und mir verhaßt, wie er;
Bleib zurück, ich kenne dich nicht! —
Aber du, Abſyrtus! Schmerzensſohn,
Mit dem Antlitz des beweinten Bruders,

Mild und ſanft, wie er;
Sieh, deine Mutter liegt hier knieend,
Und fleht zu dir.
Laß ſie nicht bitten umſonſt!
Komm zu mir, mein Abſyrtus!
Komm zur Mutter! —
Er zögert! — Auch du nicht? —
Wer gibt mir einen Dolch?
Einen Dolch für mich und ſie!
(Sie ſpringt auf.)

Jaſon.

Dir ſelber dank' es, daß dein wildes Weſen
Die Kleinen abgewandt zur Milde hin.
Der Kinder Ausſpruch war der Götter Spruch!
Und ſo geh hin, ſie aber bleiben da.

Medea.

Ihr Kinder, hört mich!

Jaſon.

Sieh, ſie hören nicht!

Medea.

Kinder!

König (zu Kreuſen).

Führ' ſie ins Haus zurück!
Nicht haſſen ſollen ſie, die ſie gebar.
(Kreuſa mit den Kindern zum Abgang gewendet.)

Medea.

Sie fliehn! Meine Kinder fliehn vor mir!

König (zu Jaſon).

Komm! Das Nothwendige beklagt man fruchtlos!
(Sie gehen.)

Medea.

Meine Kinder! Kinder!

Gora

(die herein gekommen).

Bezwinge dich!
Gönne nicht deinen Feinden ihres Sieges Anblick!

Medea

(die ſich zur Erde wirft).

Ich bin beſiegt, vernichtet, zertreten!
Sie fliehn mich, fliehn!
Meine Kinder fliehn!

Gora

(über ſie gebeugt).

Stirb nicht!

Medea.

Laß mich ſterben!
Meine Kinder!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Vorhof von Kreons Burg, wie im vorigen Aufzuge.
Abenddämmerung.

Medea liegt hingeſtreckt auf die Stufen, die zu ihrer Wohnung führen.

Gora

(ſteht vor ihr).

Steh' auf, Medea, und ſprich!
Was liegſt du da, ſtarrſt ſchweigend vor dich hin?
Steh auf und ſprich!
Rathe unſerm Jammer!

Medea.

Kinder! Kinder!

Gora.

Fort ſollen wir, eh dunkelt die Nacht,
Und ſchon ſenket ſich der Abend.
Auf! Rüſte dich zur Flucht!
Sie kommen, ſie tödten uns!

Medea.

O meine Kinder!

Gora.

Steh auf, Unglückſelige,

Und tödte mich nicht mit deinem Jammer!
Hätt'ſt mir gefolgt, mich gehört,
Wären wir daheim in Kolchis,
Die Deinen lebten, alles wär' gut.
Steh' auf! Was hilft weinen? Steh' auf!

Medea

(ſich halb aufrichtend und nun mit den Knieen auf den Stufen liegend).

So kniet' ich, ſo lag ich,
So ſtreckt' ich die Hände aus,
Aus nach den Kindern, und bat,
Und flehte: Eines nur,
Ein Einziges von meinen Kindern —
Geſtorben wär' ich, mußt' ich das Zweite miſſen —
Aber auch das Eine nicht! — Keines kam,
Flüchtend bargen ſie ſich im Schooß der Feindin.

(Aufſpringend.)

Er aber lachte drob und *ſie*!

Gora.

O des Jammers! — Des Wehs!

Medea.

Nennt ihr das Vergeltung, Götter?
Liebend folgt' ich, das Weib dem Mann;
Starb mein Vater, hab' *ich* ihn getödtet?
Fiel mein Bruder, fiel er durch *mich*?
Beklagt hab' ich ſie, in Qualen beklagt,
Glühende Thränen goß ich aus
Zum Trankopfer auf ihr fernes Grab:
Wo kein Maß iſt, iſt keine Vergeltung.

Gora.

Wie du die Deinen, verlaſſen ſie dich!

Medea.

So will ich ſie treffen, wie die Götter mich!
Ungeſtraft ſei kein Frevel auf der Erde!
Mir laßt die Rache, Götter! ich führe ſie aus.

Gora.

Denk' auf dein Heil, auf Andres nicht!

Medea.

Und was hat dich denn ſo weich gemacht?
Schnaubteſt erſt Grimm und nun ſo zagend?

Gora.

Laß mich! Als ich die Kinder fliehn ſah
Den Arm der Mutter, der Pflegerin,
Da erkannt' ich die Hand der Götter!
Da brach mir das Herz,
Da ſank mir der Muth.
Hab' ſie gewartet, gepflegt,
Sie, meine Freude, mein Glück;
Die einz'gen reinen Kolcher ſie,
An die ich wenden konnte
Die Liebe für mein fernes Vaterland.
Du warſt mir längſt entfremdet, längſt!
In ihnen ſah ich Kolchis wieder,
Den Vater dein und deinen Bruder,
Mein Königshaus, und dich,
Wie du warſt, nicht, wie du biſt.
Hab' ſie gehütet, gepflegt,
Wie den Apfel meines Auges,
Und nun —

Medea.

Lohnen ſie dir, wie der Undank lohnt.

Gora.

Schilt nicht die Kinder, ſie ſind gut!

Medea.

Gut? Und fliehen die Mutter?
Gut? Sie ſind Jaſons Kinder!
Ihm gleich an Geſtalt, an Sinn,
Ihm gleich in meinem Haß.
Hätt' ich ſie hier, ihr Daſein in meiner Hand,
In dieſer meiner ausgeſtreckten Hand,
Und ein Druck vermöchte zu vernichten
All', was ſie ſind und waren, was ſie werden ſein —
Sieh her! — Jetzt wären ſie nicht mehr!

Gora.

O, weh der Mutter, die die Kinder haßt!

Medea.

Und was iſt's auch mehr? was mehr?
Bleiben ſie hier beim Vater zurück,
Beim treuloſen, ſchändlichen Vater,
Welches iſt ihr Loos?
Stiefgeſchwiſter kommen,
Höhnen ſie, ſpotten ihrer,
Und ihrer Mutter,
Der Wilden aus Kolchis.
Sie aber, entweder dienen als Sklaven,
Oder der Ingrimm, am Herzen nagend,
Macht ſie arg, ſich ſelbſt ein Greuel:
Denn wenn das Unglück dem Verbrechen folgt,
Folgt öfter das Verbrechen noch dem Unglück!
Was iſt's denn auch zu leben?
Ich wollt', mein Vater hätte mich getödtet,
Da ich noch klein war,

Noch nichts, wie jetzt, geduldet,
Noch nichts gedacht — wie jetzt.

Gora.

Was ſchauderſt du? Was überdenkſt du?

Medea.

Daß ich fort muß, iſt gewiß;
Minder aber noch, was ſonſt geſchieht.
Denk' ich des Unrechts, das ich erlitt,
Des Frevels, den man an mir verübt,
So entglüht in Rache mein Herz,
Und das Entſetzlichſte iſt mir das Nächſte. —
Die Kinder liebt er, ſieht er doch ſein Ich,
Seinen Abgott, ſein eignes Selbſt,
Zurückgeſpiegelt in ihren Zügen.
Er ſoll ſie nicht haben, ſoll nicht!
Ich aber will ſie nicht, die Verhaßten!

Gora.

Komm mit hinein, was willſt du hier?

Medea.

Dann leer das ganze Haus und ausgeſtorben,
Verwüſtung brütend in den öden Mauern,
Nichts lebend als Erinnerung und Schmerz!

Gora.

Bald nahen ſie, die uns vertreiben. Komm!

Medea.

Die Argonauten, ſagteſt du,
Sie fanden alle ein unſelig Grab,
Die Strafe des Verraths, der Freveltbat?

Gora.

So iſt's und Jaſon findet es wohl auch.

Medea.

Er wird's, ich ſage dir, er wird's!
Den Hylas ſchlang das Waſſergrab hinab,
Den Theſeus fing der Schatten düſtrer König:
Und wie hieß ſie, das Griechenweib,
Die eignes Blut am eignen Blut gerächt?
Wie hieß ſie? Sag!

Gora.

Ich weiß nicht, was du meinſt.

Medea.

Althea hieß ſie!

Gora.

Die den Sohn erſchlug?

Medea.

Dieſelbe, ja! Wie kam's, erzähl' mir das.

Gora.

Den Bruder ſchlug er ihr beim Jagen todt.

Medea.

Den Bruder nur, den Vater nicht dazu!
Sie nicht verlaſſen, nicht verſtoßen, nicht gehöhnt!
Und dennoch traf ſie ihn zum Tod,
Den grimmen Meleager, ihren Sohn.
Althea hieß ſie, war ein Griechenweib! —
Und als er todt?

Gora.

Hier endet die Geſchichte.

Medea.

Sie endet! Du haſt recht; der Tod beendet.

Gora.

Was nützen Worte?

Medea.

Zweifelſt an der That?
Sieh! bei den hohen Göttern! hätt' er
Die Kinder beide mir gegeben — Nein!
Könnt' ich ſie nehmen, gäb' er ſie mir auch;
Könnt' ich ſie lieben, wie ich jetzt ſie haſſe;
Wär' etwas in der weiten Welt geblieben,
Das er mir nicht vergiftet, nicht zerſtört:
Vielleicht, daß ich jetzt ginge, meine Rache
Den Göttern laſſend; aber ſo nicht, nun nicht.
Man hat mich bös genannt, ich war es nicht;
Allein ich fühle, daß man's werden kann.
Entſetzliches geſtaltet ſich in mir,
Ich ſchaudre — doch ich freu' mich auch darob!
Wenn's nun vollendet iſt, gethan — Gora!

Gora.

Was iſt?

Medea.

Komm her!

Gora.

Warum?

Medea.

Zu mir!
Da lagen ſie die Beiden — und die Braut —
Blutend — todt. — Er daneben rauft ſein Haar!
Entſetzlich, gräßlich!

Gora.

Um der Götter willen!

Medea.

Ha, ha! Erſchrickſt wohl gar?
Nur loſe Worte ſind es, die ich gebe,

Dem alten Wollen fehlt die alte Kraft.
Ja, wär' ich noch Medea, doch ich bin's nicht mehr!
O Jaſon! warum thateſt du mir das?
Ich nahm dich auf, ich ſchützte, liebte dich,
Was ich beſaß, ich gab es für dich hin;
Warum verläſſeſt und verſtoß'ſt du mich?
Was treibſt du mir die guten Geiſter aus,
Und führeſt Rachgedanken in mein Herz?
Mir Rachgedanken ohne Kraft zur Rache!
Die Macht, die mir von meiner Mutter ward,
Der ernſten Kolcherfürſtin Hekate,
Die mir zum Dienſte dunkle Götter band,
Verſenkt hab' ich ſie, dir zu Lieb verſenkt,
Im finſtern Schooß der mütterlichen Erde.
Derſelbe Stab, der blutigrothe Schleier,
Sie ſind dahin und hilflos ſteh' ich da,
Den Feinden, ſtatt ein Schrecken, ein Geſpött.

Gora.

So ſprich davon nicht, wenn du's nicht vermagſt!

Medea.

Ich weiß wohl wo es liegt;
Da draußen an dem Strand der Meeresflut,
Dort hab' ich's eingeſargt und eingegraben;
Zwei Handvoll Erde weg — und es iſt mein!
Allein im tiefſten Innern ſchaudr' ich auf,
Denk' ich daran und an das blut'ge Vließ.
Mir dünkt, des Vaters und des Bruders Geiſt,
Sie brüten drob und laſſen es nicht los.
Weißt noch, wie er am Boden lag,
Der greiſe Vater, weinend ob dem Sohn,
Und fluchend ſeiner Tochter? Jaſon aber

Schwang doch das Vließ in gräßlichem Triumph:
Da ſchwor ich Rache, Rache dem Verräther,
Der erſt die Meinen tödtete, nun mich.
Hätt' ich mein Blutgeräth, ich führt' es aus,
Allein nicht wag' ich es zu holen;
Denn ſäh' ich in des goldnen Zeichens Glut
Des Vaters Züge mir entgegen ſtarren,
Von Sinnen käm' ich, glaube mir!

Gora.

Was alſo thuſt du?

Medea.

Laß ſie kommen,
Laß ſie mich tödten, es iſt aus!
Von hier nicht geh' ich, aber ſterben will ich.
Vielleicht ſtirbt er mir nach, von Reu' erwürgt.

Gora.

Der König naht, trag' Sorge doch für dich!

Medea.

Erarmt bin ich an Macht, was kann ich thun?
Will er zertreten mich? Er trete nur!

Der **König** kommt.

König.

Der Abend dämmert, deine Friſt iſt um!

Medea.

Ich weiß.

König.

Biſt du bereit zu gehn?

Medea.

Du ſpotteſt!
Wenn nicht bereit, müßt' ich drum minder gehn?

König.

Mich freut, daß ich dich ſo beſonnen finde;
Du machſt dir die Erinnrung minder herb,
Und ſicherſt deinen Kindern großes Gut:
Sie dürfen nennen, welche ſie gebar.

Medea.

Sie dürfen? Wenn ſie wollen, meinſt du doch?

König.

Daß ſie es wollen, ſei die Sorge mein.
Erziehen will ich ſie zu künft'gen Helden;
Und einſt, wer weiß? — führt ihre Ritterfahrt
Sie hin nach Kolchis, und die Mutter drücken ſie,
Gealtert, wie an Jahren, ſo an Sinn,
Mit Kindesliebe an die Kindesbruſt.

Medea.

Weh mir!

König.

Was iſt dir?

Medea.

Ach, ein Rückfall nur,
Und ein Vergeſſen deſſen, was geſchah.
War dieß zu ſagen deines Kommens Grund,
Wie, oder willſt du andres noch von mir?

König.

Noch Eins vergaß ich, und das ſag' ich nun.
Von Schätzen nahm dein Gatte manches mit,
Aus Jolkos fliehend, nach des Oheims Tod.

Medea.

Im Hauſe liegt's verwahrt, geh hin und nimm's!

König.

Wohl iſt das goldne Kleinod auch dabei?
Das Bließ, der Preis des Argonautenzugs?
Was wendeſt du dich ab und gehſt? Gib Antwort!
Iſt es darunter?

Medea.

Nein!

König.

Wo iſt es alſo?

Medea.

Ich weiß es nicht.

König.

Du nahmſt es aber fort
Aus Pelias Haus, der Herold ſagte ſo.

Medea.

Hat er's geſagt, ſo iſt's auch wahr.

König.

Wo iſt es?

Medea.

Ich weiß es nicht.

König.

Glaub' nicht uns zu betrügen!

Medea.

Wenn du mir's gibſt, mein Leben zahl' ich drum;
Hätt' ich's, du ſtündeſt drohend nicht vor mir!

König.

Nahmſt du's von Jolkos nicht mit dir?

Medea.

Ich nahm's!

König.

Und nun?

Medea.

Hab' ich's nicht mehr.

König.

Wer ſonſt?

Medea.

Die Erde.

König.

Verſteh' ich dich? Das alſo wär' es, das?

(Zu ſeinen Begleitern.)

Bringt her, was ich gebot. Ihr wißt es ja!

(Sie gehen ab.)

Denkſt du zu täuſchen uns mit Doppelſinn?
Die Erde hat es, nun verſteh' ich dich.
Schau nicht hinweg! Nach mir ſieh her und höre!
Am Strand des Meers, wo ihr heut Nacht gelagert,
Als einen Altar man auf mein Geheiß
Dem Schatten Pelias erbauen wollte,
Fand man — erbleichſt du? — friſch im Grund vergraben,
Ein Kiſtchen, ſchwarz, mit ſeltſam fremden Zeichen.

(Die Kiſte wird gebracht.)

Sieh zu, ob's dir gehört.

Medea

(darauf losſtürzend).

Ja! Mir gehört es! Mein!

König.

Iſt drin das Vließ?

Medea.

Es iſt.

König.

So gib's!

Medea.

Ich geb' es!

König.

Faſt reut das Mitleid mich, das ich dir ſchenkte,
Da hinterliſtig du uns täuſchen wollteſt.

Medea.

Sei ſicher, du erhältſt, was dir gebührt.
Medea bin ich wieder: Dank euch, Götter!

König.

Schließ auf, und gib!

Medea.

Jetzt nicht.

König.

Wann ſonſt?

Medea.

Gar bald!
Zu bald!

König.

So ſend' es zu Kreuſen hin.

Medea.

Hin zu Kreuſen? Zu Kreuſa? Ja!

König.

Enthält die Kiſte Andres noch?

Medea.

Gar Manches!

König.

Dein Eigenthum?

Medea.

Doch ſchenk' ich auch davon!

König.

Dein Gut verlang' ich nicht; behalt' was dein!

Medea.

Nicht doch; ein klein Geſchenk erlaubſt du mir:
Die Tochter dein war mir ſo mild und hold,
Sie wird die Mutter meiner Kinder ſein,
Gern möcht' ich ihre Liebe mir gewinnen!
Das Vließ lockt **euch**, vielleicht gefällt ihr Schmuck.

König.

Thu, wie du willſt, allein bedenk' dich ſelbſt!
Kreuſa iſt dir hold geſinnt, das glaube.
Nur erſt bat ſie, die Kinder dir zu ſenden,
Daß du ſie ſäheſt noch, bevor du gehſt,
Und Abſchied nähmeſt für die lange Fahrt:
Ich ſchlug es ab, weil ich dich tobend glaubte,
Doch da du ruhig biſt, ſei dir's gewährt.

Medea.

O tauſend Dank! du güt'ger, frommer Fürſt!

König.

Bleib hier, die Kinder ſend' ich dir heraus.

(König ab.)

Medea.

Er geht! Er geht dahin in ſein Verderben!
Verruchte, bebtet ihr denn ſchaudernd nicht,
Als ihr das Letzte nahmt der frech Beraubten?
Doch Dank euch! Dank! Ihr gabt mir auch mich ſelbſt.
Schließ auf die Kiſte!

Gora.

Ich vermag es nicht.

Medea.

Vergaß ich doch, womit ich ſie verſchloß!
Den Schlüſſel halten Freunde, die ich kenne.

(Gegen die Kiſte gewendet.)

Unt'res herauf,
Ob'res hinab;
Oeffne dich, bergendes,
Hüllendes Grab!

(Die Kiſte ſpringt auf.)

Der Deckel ſpringt! Noch bin ich machtlos nicht!
Da liegt's! Der Stab! Der Schleier! Mein! Ah, mein!

(Es herausnehmend.)

Ich faſſe dich, Vermächtniß meiner Mutter,
Und Kraft durchſtrömt mein Herz und meinen Arm.
Ich werfe dich um's Haupt, geliebter Schleier!

(Sich einhüllend.)

Wie warm, wie weich, wie neu belebend!
Nun kommt, ihr Feindesſchaaren alle,
Vereint gen mich, vereint in eurem Falle!

Gora.

Da unten blinkt es noch!

Medea.

Laß blinken! blinken!
Bald löſcht der Glanz im Blut!
Hier ſind ſie, die Geſchenke, die ich bringe:
Du aber ſei die Botin meiner Huld!

Gora.

Ich?

Medea.

Du! Du geh zur Königstochter hin,

Sprich ſie mit holden Schmeichelworten an,
Bring' ihr Medeens Gruß, und was ich ſende.
(Die Sachen aus der Kiſte nehmend.)
Erſt dieß Gefäß, es birgt gar theure Salben,
Erglänzen wird die Braut, eröffnet ſie's!
Allein ſei ſorgſam, ſchüttl' es nicht!

Gora.

Weh mir!
(Sie hat das Gefäß mit der Linken ſchief gefaßt; da ſie mit der Rechten unterſtützend den Deckel hält, wird dieſer etwas gehoben, und eine helle Flamme ſchlägt heraus.)

Medea.

Sagt' ich dir nicht, du ſollſt nicht ſchütteln?
Kehr' in dein Haus,
Züngelnde Schlange,
Bleibeſt nicht lange,
Harre noch aus!
Nun halt' es, und mit Vorſicht, ſag' ich dir!

Gora.

Mir ahnt Entſetzliches!

Medea.

Fängſt an zu merken? Ei, was biſt du klug!

Gora.

Und ich ſoll's tragen?

Medea.

Ja! Gehorche, Sklavin!
Wagſt du zu widerreden? Schweig! Du ſollſt, du mußt!
Hier auf die Schale, weitgewölbt von Gold,
Setz' ich das zierlich reiche Prachtgefäß,
Und drüber deck' ich, was ſo ſehr ſie lockt:
Das Vließ. —
(Indem ſie es darüber wirft.)

Geh' hin, und thu' was deines Amtes!
Darüber aber ſchlinge ſich dieß Tuch,
Mit reichem Saum, ein Mantel, königlich,
Geheimnißvoll umhüllend das Geheime.
Nun geh und thu, wie ich es dir befahl,
Bring das Geſchenk, das Feind dem Feinde ſendet

Eine **Sklavin** kommt mit den **Kindern.**

Sklavin.

Die Kinder ſchickt mein königlicher Herr,
Nach einer Stunde hol' ich ſie zurück.

Medea.

Sie kehren früh genug zum Hochzeitsſchmaus.
Geleite dieſe hier zu deiner Fürſtin;
Mit Botſchaft geht ſie, mit Geſchenk von mir.
Du aber denke, was ich dir befahl!
Sprich nicht! ich will's! — Geleite ſie zur Herrin.

(Gora und die Sklavin ab.)

Medea.

Begonnen iſt's, doch noch vollendet nicht.
Leicht iſt mir, ſeit mir deutlich, was ich will.

(Die Kinder Hand in Hand wollen der Sklavin folgen.)

Medea.

Wohin?

Knabe.

Ins Haus!

Medea.

Was ſucht ihr drin im Haus?

Knabe.

Der Vater hieß uns folgen jener dort.

Medea.

Die Mutter aber heißt euch bleiben. Bleibt!
Wenn ich bedenk', daß es mein eigen Blut,
Das Kind, das ich im eignen Schooß getragen,
Das ich genährt an dieſer meiner Bruſt,
Daß es mein Selbſt, das ſich gen mich empört,
So zieht der Grimm mir ſchneidend durch das Inn're,
Und Blutgedanken bäumen ſich empor. —
Was hat denn eure Mutter euch gethan,
Daß ihr ſie flieht, euch Fremden wendet zu?

Knabe.

Du willſt uns wieder führen auf dein Schiff,
Wo's ſchwindlicht iſt und ſchwül. Wir bleiben da.
Gelt, Bruder?

Kleine.

Ja!

Medea.

Auch du, Abſyrtus, du?
Allein es iſt ſo beſſer, beſſer ganz!
Kommt her zu mir!

Knabe.

Ich fürchte mich.

Medea.

Komm her!

Knabe.

Thuſt du mir nichts?

Medea.

Glaubſt? hätteſt du's verdient?

Knabe.

Einſt warfſt mich auf den Boden, weil dem Vater

Ich ähnlich bin, allein er liebt mich drum.
Ich bleib' bei ihm und bei der guten Frau!

Medea.

Du ſollſt zu ihr, zu deiner guten Frau! —
Wie er ihm ähnlich ſieht, ihm, dem Verräther;
Wie er ihm ähnlich ſpricht. Geduld! Geduld!

Kleine.

Mich ſchläfert.

Aeltere.

Laß uns ſchlafen gehn, 's iſt ſpät.

Medea.

Ihr werdet ſchlafen noch euch zu Genügen.
Geht hin dort an die Stufen, lagert euch,
Indeß ich mich berathe mit mir ſelbſt. —
— Wie er den Bruder ſorgſam hin geleitet,
Das Oberkleid ſich abzieht, und dem Kleinen
Es warm umhüllend um die Schulter legt,
Und nun, die kleinen Arme dicht verſchlungen,
Sich hinlegt neben ihm. — Schlimm war er nie! —
O Kinder! Kinder!

(Knabe ſich emporrichtend.)

Knabe.

Willſt du etwas?

Medea.

Schlaf' nur!
Was gäb' ich, könnt' ich ſchlafen, ſo wie du.

(Der Knabe legt ſich und ſchläft. Medea ſetzt ſich gegenüber auf eine Ruhebank. Es iſt nach und nach finſter geworden.)

Die Nacht bricht ein, die Sterne ſteigen auf,
Mit mildem, ſanftem Licht herunter ſchauend;
Dieſelben heute, die ſie geſtern waren,

Als wäre alles heut, wie's geſtern war:
Indeß dazwiſchen doch ſo weite Kluft,
Als zwiſchen Glück befeſtigt und Verderben!
So wandellos, ſich gleich, iſt die Natur,
So wandelbar der Menſch und ſein Geſchick.

Wenn ich das Mährchen meines Lebens mir erzähle,
Dünkt mir, ein Andrer ſpräch', ich hörte zu,
Ihn unterbrechend: Freund, das kann nicht ſein!
Dieſelbe, der du Mordgedanken leihſt,
Läßt du ſie wandeln in dem Land der Väter,
Von eben dieſer Sterne Schein beleuchtet,
So rein, ſo mild, ſo aller Schuld entblößt,
Als nur ein Kind am Buſen ſeiner Mutter?
Wo geht ſie hin? Sie ſucht des Armen Hütte,
Dem ihres Vaters Jagd die Saat zerſtampft,
Und bringt ihm Gold, und tröſtet den Betrübten.
Was ſucht ſie Waldespfade? Ei, ſie eilt
Dem Bruder nach, der ihrer harrt im Forſt;
Und nun, gefunden, wie zwei Zwillingsſterne,
Durchziehn ſie ſtrahlend die gewohnte Bahn.
Ein Andrer naht, die Stirn mit Gold gekrönt:
Es iſt ihr Vater, iſt des Landes König.
Er legt die Hand ihr auf, ihr und dem Bruder,
Und ſegnet ſie, nennt ſie ſein Heil und Glück.
Willkommen, holde, freundliche Geſtalten,
Sucht ihr mich heim in meiner Einſamkeit?
Kommt näher, laßt mich euch ins Antlitz ſehn!
Du guter Bruder, lächelſt du mir zu?
Wie biſt du ſchön, du meiner Seele Glück!
Der Vater zwar iſt ernſt, doch liebt er mich,
Liebt ſeine gute Tochter! Gut? Ha gut?

(Aufſpringend.)
's iſt Lüge! Sie wird dich verrathen, Greis!
Hat dich verrathen, dich und ſich:
Du aber fluchteſt ihr.
Ausgeſtoßen ſollſt du ſein,
Wie das Thier der Wildniß, ſagteſt du,
Kein Freund ſei dir, keine Stätte,
Wo du hinlegeſt dein Haupt.
Er aber, um den du mich verräthſt,
Er ſelber wird mein Rächer ſein;
Wird dich verlaſſen, verſtoßen,
Tödten dich
Und ſich!
Ausgeſtoßen ſteh' ich da,
Gemieden wie das Thier der Wildniß,
Verlaſſen von ihm, um den ich dich verließ;
Ohne Ruhſtatt, leider nicht todt,
Mordgedanken im düſtern Sinn.
Freuſt du dich der Rache?
Nahſt du mir? — Kinder! Kinder!
(Hineilend und ſie rüttelnd.)
Kinder, hört ihr nicht? Steht auf!

Knabe (aufwachend).

Was willſt du?

Medea
(zu ihnen hingeſchmiegt).

Schlingt die Arme um mich her!

Knabe.

Ich ſchlief ſo ſanft!

Medea.

Wie könnt ihr ſchlafen? ſchlafen?

Glaubt ihr, weil eure Mutter wacht bei euch?
In ſchlimmern Feindes Hand wart ihr noch nie!
Wie könnt ihr ſchlafen hier in meiner Nähe?
Geht da hinein, da drinnen mögt ihr ruhn!

(Die Kinder gehen in den Säulengang.)

Nun ſind ſie fort! Nun iſt mir wieder wohl! —

Und weil ſie fort; was iſt wohl beſſer drum?
Muß ich drum minder fliehn, noch heute fliehn,
Sie hier zurück bei meinen Feinden laſſend?
Iſt minder drum ihr Vater ein Verräther?
Hält minder Hochzeit drum die neue Braut?
Morgen', wenn die Sonne aufgeht,
Steh' ich ſchon allein,
Die Welt eine leere Wüſte,
Ohne Kinder, ohne Gemahl,
Auf blutig geritzten Füßen
Wandernd ins Elend. — Wohin?
Sie aber freuen ſich hier und lachen mein;
Meine Kinder am Halſe der Fremden,
Mir entfremdet, auf ewig fern.
Duldeſt du das?
Iſt's nicht ſchon zu ſpät,
Zu ſpät zum verzeihn?
Hat ſie nicht ſchon, Kreuſa, das Kleid,
Und den Becher, den flammenden Becher?
— Horch! Noch nicht! — Aber bald wird's erſchallen
Von Jammergeſchrei in der Königsburg.
Sie kommen, ſie tödten mich,
Schonen auch der Kleinen nicht.
Horch! jetzt rief's! — Helle zuckt empor!
Es iſt geſchehn!

Kein Rücktritt mehr!
Ganz ſei es vollbracht! Fort!

Gora ſtürzt aus dem Palaſte.

Gora.

O Greuel! Entſetzen!

Medea

(ihr entgegen).

Iſt's geſchehen?

Gora.

Weh! Kreuſa todt! Flammend der Palaſt.

Medea.

Biſt du dahin, weiße Braut?
Verlockſt du mir noch meine Kinder?
Lockſt du ſie? lockſt du ſie?
Willſt du ſie haben auch dort?
Nicht dir, den Göttern ſend' ich ſie.

Gora.

Was haſt du gethan? — Man kommt!

Medea.

Kommt man? Zu ſpät!

(Sie eilt in den Säulengang.)

Gora.

Weh mir! Noch in meines Alters Tagen
Mußt' ich unbewußt dienen ſo ſchwarzem Werk!
Rache rieth ich ſelbſt; doch ſolche Rache!
Aber wo ſind die Kinder? hier ließ ich ſie.
Medea, wo biſt du? deine Kinder, wo?

(Eilt in den Säulengang.)

(Der Palaſt im Hintergrunde fängt an, ſich von einer im Innern aufſteigenden Flamme zu erleuchten.)

Jaſons Stimme.

Kreuſa! Kreuſa!

König

(von innen).

Meine Tochter!

Gora

(ſtürzt außer ſich aus dem Säulengange hervor und fällt in der Mitte des Theaters auf die Kniee, ſich das Geſicht mit den Händen verhüllend).

Was hab ich geſehn? — Entſetzen!

(Medea tritt aus dem Säulengange, in der Linken einen Dolch, mit der rechten hocherhobenen Hand Stillſchweigen gebietend.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Vorhof von Kreons Burg, wie im vorigen Aufzuge; die Wohnung des Königs, im Hintergrund, ausgebrannt und noch rauchend. Mannigfach beſchäftigtes Volk füllt den Schauplatz. Morgendämmerung.

Der **König** ſchleppt **Gora** aus dem Palaſte. Mehrere **Dienerinnen** Kreuſens hinter ihm her.

König.

Heraus mit dir! Du warſt's, die meiner Tochter
Das Blutgeſchenk gebracht, das ſie verdarb!
O Tochter! O Kreuſa, du mein Kind!
(Gegen die Dienerinnen.)
Die war's?

Gora.

Ich war's! Unbewußt
Trug ich den Tod in dein Haus.

König.

Unbewußt!
O glaube nicht der Strafe zu entgehn!

Gora.

Meinſt du, mich ſchrecket deine Strafe?
Ich hab' geſehn mit dieſen meinen Augen

Die Kinder liegen todt in ihrem Blut,
Erwürgt von der, die ſie gebar,
Von der, die ich erzog, Medea:
Seitdem dünkt Scherz mir jeder andre Greu'l!

König.

Kreuſa! O mein Kind! Du Reine! Treue! —
Erbebte dir die Hand nicht, Ungeheuer,
Als du den Tod hintrugſt in ihre Nähe?

Gora.

Um deine Tochter klag' ich nicht; ihr ward ihr Recht!
Was griff ſie nach des Unglücks letzter Habe?
Ich klag' um meine Kinder, meine Lieben,
Die ich geſehn, von Mutterhänden todt.
Ich wollt', ihr läget alleſammt im Grab,
Mit dem Verräther, der ſich Jaſon nennt,
Ich aber wär' in Kolchis mit der Tochter
Und ihren Kindern, hätt' euch nie geſehn,
Nie eure Stadt, die Unheil trifft mit Recht.

König.

Du legſt den Trotz wohl ab, wenn ich dich treffe!
Allein iſt's auch gewiß, daß todt mein Kind?
So viele ſagen's, keine hat's geſehn!
Kann man dem Feuer nicht entrinnen?
Wächſt Flamme denn ſo ſchnell? Nur langſam,
Nur zögernd kriecht ſie an den Sparren fort.
Wer weiß das nicht? und dennoch wär' ſie todt?
Stand erſt ſo blühend, lebend vor mir da,
Und wäre todt? Ich kann's, ich darf's nicht glauben!
Die Augen wend' ich unwillkürlich hin,
Und immer glaub' ich, jetzt und jetzt und jetzt
Muß ſie ſich zeigen, weiß in ihrer Schönheit,

Herniedergleitend durch die ſchwarzen Trümmer.
Wer war dabei? Wer ſah es? — Du? — So ſprich!
Dreh' nicht die Augen ſo im Kopf herum!
Mit Worten tödte mich! — Iſt ſie dahin?

Magd.

Dahin!

König.

Du ſahſt's?

Magd.

Ich ſah's. Sah, wie die Flammen,
Hervor ſich wälzend aus dem Goldgefäß,
Nach ihr —

König.

Genug! — Sie ſah's! — Sie iſt nicht mehr!
Kreuſa! O mein Kind! O meine Tochter! —
Einſt — noch als Kind — verbrannte ſie die Hand
Am Opferherd, und qualvoll ſchrie ſie auf.
Hin ſtürz' ich, faſſe ſie in meinen Arm,
Die heißen Finger mit den Lippen hauchend:
Da lächelt ſie, trotz ihrer bittern Thränen,
Und leiſe ſchluchzend ſpricht ſie: 's iſt nicht viel,
Was thut der Schmerz? Nur brennen, brennen nicht!
Und nun —

(Zu Gora.)

Wenn ich das Schwert hier zwanzigmal
Dir ſtoß' in deinen Leib — was iſt's dagegen?
Und wenn ich ſie, die Gräßliche — Wo iſt ſie,
Die mir mein Kind geraubt?

Ich ſchüttle dir
Die Antwort mit der Seel' aus deinem Mund,
Wenn du mir nicht geſtehſt: wo iſt ſie hin?

Gora.

Ich weiß es nicht, und mag es auch nicht wiſſen,
Geh' unbegleitet ſie in ihr Verderben.
Was weilt ihr? Tödtet mich! Ich mag nicht leben!

König.

Das findet ſich, doch vorher noch geſtehſt du!

Jaſon

(hinter der Scene).

Wo iſt ſie? Gebt ſie mir heraus! Medea!

(Mit dem bloßen Schwerte in der Hand auftretend.)

Man ſagt mir, ſie ward eingeholt! Wo iſt ſie?
Ha, du hier? Wo iſt deine Herrin?

Gora.

Fort!

Jaſon.

Hat ſie die Kinder?

Gora.

Nein!

Jaſon.

So ſind ſie —?

Gora.

Todt!
Ja todt! du heuchelnder Verräther! — Todt!
Sie wollte ſie von deinem Anſchaun retten,
Und da dir nichts zu heilig auf der Erde,
Hat ſie hinabgeflüchtet ſie ins Grab.
Steh' nur und ſtarre nur den Boden an,
Du rufſt es nicht herauf, das liebe Paar!
Sie ſind dahin, und deſſen freu' ich mich!
Nein, deſſen nicht! Doch daß du drob verzweifelſt,
Deß freu' ich mich! — Du heuchelnder Verräther!

Haſt du ſie nicht dahin gebracht? Und du,
Du falſcher König mit der Gleißnermiene?
Habt ihr es nicht umſtellt mit Jägernetzen
Des ſchändlichen Verraths, das edle Wild,
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,
Es, überſpringend euer Garn, die Krone,
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords.
Ringt nur die Hände, ringt ſie ob euch ſelbſt!
(Zum König.)
Dein Kind, was ſucht' es einer Andern Bett?
(Zu Jaſon.)
Was ſtahlſt du ſie, haſt du ſie nicht geliebt?
Und liebteſt du ſie, was verſtößt du ſie?
Laß Andre, mich laßt ihre That verdammen,
Euch Beiden widerfuhr nur euer Recht!
Ihr ſpottet nun nicht mehr der Kolcherin. —
Ich mag nicht länger leben auf der Erde;
Zwei Kinder todt, das dritte haſſenswerth.
Führt mich nur fort, und wollt ihr, tödtet mich:
Auf etwas Jenſeits hoff' ich nun gewiß,
Hab' ich geſehn doch, daß Vergeltung iſt.
(Sie geht ab, von Einigen begleitet.)
(Pauſe.)

König.

That ich ihr Unrecht — bei den hohen Göttern,
Ich hab' es nicht gewollt! — Nun hin zu jenen Trümmern,
Daß wir die Reſte ſuchen meines Kindes,
Und ſie beſtatten in der Erde Schooß.
(Zu Jaſon.)
Du aber geh', wohin der Fuß dich trägt;
Befleckter Nähe, merk' ich, iſt gefährlich.

Hätt' ich dich nie geſehn, dich nie genommen
Mit Freundestreue in mein gaſtlich Haus!
Du haſt die Tochter mir genommen: geh!
Daß du nicht auch der Klage Troſt mir nimmſt!

Jaſon.

Du ſtößt mich fort?

König.

Ich weiſe dich von mir.

Jaſon.

Was ſoll ich thun?

König.

Das wird ein Gott dir ſagen!

Jaſon.

Wer leitet meinen Tritt? Wer unterſtützt mich?
Mein Haupt iſt wund, verletzt von Brandes Fall!
Wie, alles ſchweigt? Kein Führer, kein Geleiter?
Folgt Niemand mir, dem einſt ſo Viele folgten?
Geht, Schatten meiner Kinder, denn voran,
Und leitet mich zum Grab, das meiner harrt!

(Er geht.)

König.

Nun auf, ans Werk! Dann Trauer ewiglich!

(Auf der andern Seite ab.)

Wilde, einſame Gegend, von Wald und Felſen umſchloſſen, mit einer Hütte.

Der **Landmann** auftretend.

Landmann.

Wie ſchön der Morgen aufſteigt. Güt'ge Götter!

Nach all' den Stürmen dieſer finſtern Nacht,
Hebt eure Sonne ſich in neuer Schönheit.
(Er geht in die Hütte.)

Jaſon kommt wankend auf ſein Schwert geſtützt.

Jaſon.

Ich kann nicht weiter! Weh! mein Haupt — es brennt,
Es glüht das Blut — am Gaumen klebt die Zunge!
Iſt Niemand da? Soll ich allein verſchmachten?
Hier iſt die Hütte, die mir Obdach bot,
Als ich, ein reicher Mann, ein reicher Vater,
Hierher kam, neuerwachter Hoffnung voll!
(Anpochend.)
Nur einen Trunk! Nur einen Ort zum Sterben!
(Der Landmann kommt heraus.)

Landmann.

Wer pocht? — Wer biſt du, Armer? todesmatt!

Jaſon.

Nur Waſſer! — Einen Trunk! — Ich bin der Jaſon,
Des Wunder-Vließes Held! Ein Fürſt! Ein König!
Der Argonauten Führer, Jaſon ich!

Landmann.

Biſt du der Jaſon? ſo heb' dich von hinnen!
Beflecke nicht mein Haus, da du's betrittſt.
Haſt meines Königs Tochter du getödtet,
Nicht fordre Schutz vor ſeines Volkes Thür.
(Er geht hinein, die Thüre ſchließend.)

Jaſon.

Er geht und läßt mich liegen hier am Weg;
Im Staub, getreten von des Wandrers Füßen!
Dich ruf ich, Tod, führ' mich zu meinen Kindern!
(Er ſinkt nieder.)

Medea tritt hinter einem Felſenſtück hervor, und ſteht mit einemmal vor ihm, das Vließ wie einen Mantel um ihre Schultern tragend.

Medea.

Jaſon!

Jaſon

(halb emporgerichtet).

Wer ruft? — Ha, ſeh ich recht? Biſt du's?
Entſetzliche! Du trittſt noch vor mich hin?
Mein Schwert! Mein Schwert!

(Er will aufſpringen, ſinkt aber wieder zurück.)

O weh mir! Meine Glieder
Verſagen mir den Dienſt! — Gebrochen! — Hin!

Medea.

Laß ab! Du triffſt mich nicht! Ich bin ein Opfer
Für eines Andern Hand, als für die deine.

Jaſon.

Wo haſt du meine Kinder?

Medea.

Meine ſind's!

Jaſon.

Wo haſt du ſie?

Medea.

Sie ſind an einem Ort,
Wo ihnen beſſer iſt, als mir und dir.

Jaſon.

Todt ſind ſie, todt!

Medea.

Dir ſcheint der Tod das Schlimmſte;
Ich kenn' ein noch viel Aerg'res: elend ſein.
Hätt'ſt du das Leben höher nicht geachtet,

Als es zu achten iſt, uns wär' nun anders.
Drum tragen wir! Den Kindern iſt's erſpart!

Jaſon.

Das ſagſt du und ſtehſt ruhig?

Medea.

Ruhig? Ruhig!
Wär' dir mein Buſen nicht auch jetzt verſchloſſen,
Wie er dir's immer war, du ſähſt den Schmerz,
Der endlos wallend wie ein brandend Meer,
Die einzeln Trümmer meines Leids verſchlingt,
Und ſie, verhüllt in Greuel der Verwüſtung,
Mit ſich wälzt in das Unermeßliche.
Nicht traur' ich, daß die Kinder nicht mehr ſind,
Ich traure, daß ſie waren, und daß wir ſind.

Jaſon.

O weh mir, weh!

Medea.

Du trage, was dich trifft,
Denn wahrlich, unverdient trifft es dich nicht!
Wie du vor mir liegſt auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einſt vor dir
Und bat um Schonung; doch du ſchonteſt nicht!
Mit blindem Frevel griffſt du nach den Looſen,
Ob ich dir zurief gleich: du greifſt den Tod!
So habe denn, was trotzend du gewollt:
Den Tod. Ich aber ſcheide jetzt von dir
Auf immerdar. Es iſt das letztemal,
In alle Ewigkeit das letztemal,
Daß ich zu dir nun rede, mein Gemahl.
Leb wohl! Nach all' den Freuden früh'rer Tage,

Zu all' die Schmerzen, die uns jetzt umnachten,
Zu all' dem Jammer, der noch künftig droht,
Sag ich dir Lebewohl, mein Gatte.
Ein kummervolles Leben bricht dir an,
Doch was auch kommen mag: Halt aus,
Und ſei im Tragen ſtärker, als im Handeln!
Willſt du im Schmerz vergehn, ſo denk' an mich,
Und tröſte dich an meinem größern Jammer,
Die ich gethan, wo du nur unterlaſſen.
Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchſtoß wäre Labſal, doch nicht ſo!
Medea ſoll nicht durch Medeen ſterben.
Mein früh'res Leben, eines beſſern Richters
Macht es mich würdig, als Medea iſt.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar,
Von wo das Vließ einſt Phryxus weggenommen,
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das ſelbſt die Flamme nicht verletzt,
Und das hervorging, ganz und unverſehrt,
Aus der Korintherfürſtin blut'gem Brande.
Dort ſtell' ich mich den Prieſtern dar, ſie fragend:
Ob ſie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob ſie mich ſenden in die ferne Wüſte,
Zu längerm Leben findend läng're Qual.
Erkennſt das Zeichen du, um das du rangſt?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir ſchien?
Was iſt der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was iſt der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum iſt aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich ſcheide nun, leb' wohl, mein Gatte!

Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück ſcheiden wir. Leb' wohl!

Jaſon.

Verwaiſt! Allein! O meine Kinder!

Medea.

Trage!

Jaſon.

Verloren!

Medea.

Dulde!

Jaſon.

Könnt' ich ſterben!

Medea.

Büße!
Ich geh' und niemals ſieht dein Aug' mich wieder!

(Indem ſie ſich zum Fortgehen wendet, fällt der Vorhang.)

Das Original-Manuſkript des „goldnen Vließes“ zeigt das Datum des 29. Septembers 1818 auf ſeinem erſten, das Datum des 27. Jänners 1820 auf ſeinem letzten Blatte.

Mit ſiebenundzwanzig Jahren alſo begann Grillparzer dieſe große Compoſition einer Trilogie aus Griechenlands Urzeit; in anderthalb Jahren hatte er ſie vollendet.

Es fallen große Störungen und Unterbrechungen in dieſe Abfaſſung: der gewaltſame Tod ſeiner Mutter und eine Reiſe nach Italien. Er beklagt ſich auch zu wiederholten Malen, daß ihm nicht vergönnt worden ſei, dieſe umfaſſende Dichtung in einem Zuge niederzuſchreiben, und daß Störung und Unterbrechung ihm die Stimmung beeinträchtigt, das Werk beſchädigt hätten.

Zur Klage über ſeine Werke, welche ihm nicht hinlänglich gelungen ſeien, war er immer bereit, und allerdings zeigt das Manuſkript dieſer Trilogie eine viel größere Anzahl von corrigirten oder umgeänderten Blättern als eins ſeiner anderen Dramen-Manuſkripte.

Aber in Wahrheit entdeckt wohl auch der aufmerkſamſte Leſer kaum eine Falte, oder gar eine Lücke in der großen Compoſition; denn auch die kleinen Züge in den Charakteren und in der Handlung finden ihre Folge und ihre Erledigung. Es iſt alſo wohl nur das Ideal des Poeten, welches Grillparzer als unerreicht bezeichnen mußte, wenn er darüber klagte, daß ihm das „goldne Vließ“

durch Störung und Verzögerung im Abfaſſen beſchädigt worden ſei.

Vielleicht hat ihn die Figur der Medea beunruhigt. Sie iſt im „Gaſtfreunde“ und in den „Argonauten“ in ihrer Mädchenfriſche als reizend und für Jaſon als ſehr begehrenswerth geſchildert, und doch iſt im dritten Stücke, in der „Medea“, der Vorwurf durchgehend: daß ſie unſchön, ja abſchreckend wäre. — Dieſe Ungleichheit iſt aber doch hinreichend erklärt. In Kolchis war ſie jung und blühend und war in reizloſer Umgebung; in Korinth dagegen iſt ſie viel älter, iſt völlig verblüht, iſt, von Kummer und Gram gebeugt, vorzeitig gealtert, und hat neben ſich die in Jugendglück ſtrahlende Griechin Kreuſa.

Für die Darſtellung auf der Bühne macht es indeſſen dieſer auffallende Unterſchied doch nöthig, die Rolle von zwei verſchiedenen Perſonen ſpielen zu laſſen, wenn nicht eine ungewöhnliche Naturgabe die Darſtellerin der Medea derart begünſtigt, daß ſie in den zwei erſten Theilen jung und friſch erſcheinen, und doch im dritten Theile die harte Aufgabe einer Heldenmutter mit ganzer Gewalt ausfüllen kann.

Sophie Schröder gab bei den erſten Aufführungen 1821 die Medea in beiden Theilen. Aber freilich mußten die Worte des Dichters dafür büßen: es wurde in den „Argonauten“ Alles weggeſtrichen, was die Jugend und den Reiz Medeens bezeichnete, und eine der ſchönſten Scenen Grillparzers, diejenige, welche die Liebeswerbung und den Liebesſieg Jaſons ſchildert, wurde ſo verſtümmelt, daß man ſagen kann: ſie ging dadurch verloren.

Das damalige Publikum hat denn auch kein ſtarkes Intereſſe gezeigt für die beiden erſten Theile, und die Trilogie verſchwand bald wieder von der Scene des Burgtheaters. Anderwärts iſt ſie als Trilogie gar nicht verſucht worden.

Im Jahre 1857 jedoch wurde ſie im Burgtheater wieder aufgenommen, und erhielt ſich unter warmer Theilnahme des Publikums eine Reihe von Jahren auf dem Repertoire. Eine jüngere Schauſpielerin ſpielte jetzt die Medea in den erſten Theilen, eine ältere die Medea des letzten Theils.

Dies dritte Stück „Medea“ iſt immer auf dem Repertoire geblieben und iſt, wie ſchon erwähnt, auch auf andern deutſchen Bühnen dargeſtellt worden, vorzugsweiſe durch gaſtirende Heldenmütter.

Das Werk iſt in ſeinem weit gegliederten Umfange und in ſeiner tragiſchen Gewalt einzig in unſrer Literatur. Wir beſitzen nur in Schillers Wallenſtein eine impoſante Trilogie, und dieſe iſt in Stoff und Behandlung ganz anders, iſt unſerm Antheil viel näher liegend, als dieſe Trilogie Grillparzers aus der griechiſchen Mythenzeit. Der Wallenſtein hat außer dem Schiller'ſchen Zauber des Vortrags noch den großen Reiz vaterländiſcher Geſchichte voraus. Daneben ſteht das „goldene Vließ“ wohl im Schatten. Daneben behält es aber doch dauernden Werth durch die keuſche Führung, durch die tiefe Führung des tragiſchen Charakters, welcher ohne ſchimmernde Zier vom Anfang bis zum Ende wächſt. Wir ſcheiden am Schluſſe von ihm wie von einer elementariſchen Macht der Gerechtigkeit, welche der Dichter auferbaut hat, und zwar auferbaut hat aus einleuchtenden menſchlichen Eigenſchaften, während die Eigenſchaften des Friedländers nicht frei zu ſprechen ſind von künſtlicher Zuthat. Grund genug, dünkt mich, dieſe zweite Trilogie unſerer Literatur hoch zu ſchätzen.

Neben dem Originalmanuſkripte des „goldnen Vließes" iſt ein großes Quantum Studienblätter vorhanden, welche Zeugniß ablegen von Grillparzers Quellenforſchung, den Argonautenzug betreffend. Lange Auszüge aus griechiſchen und römiſchen Autoren — Apollodorus, Strabo, Valerius Flaccus, Seneca — füllen zahlreiche Bogen, und die beſonders ausführlichen griechiſchen Stellen hat er mit einer Sorgfalt geſchrieben, daß man Gedrucktes vor ſich zu haben meint. Darin finden ſich Nachrichten über den perſönlichen Verkehr zwiſchen Jaſon und Medea, welche an Genauigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen, und den franzöſiſchen Memoiren in Enthüllung von Intimitäten nicht nachſtehen.

H. L.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Vierter Band.

* * *

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

König Ottokars Glück und Ende 1
Ein treuer Diener ſeines Herrn 181

König Ottokars

Glück und Ende.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Primislaus Ottokar, König von Böhmen.
Margarethe von Oeſterreich, Wittwe Heinrichs von Hohenſtaufen, ſeine Gemahlin.
Beneſch von Dieditz,
Milota, } die Roſenberge.
Zawiſch,
Bertha, Beneſchs Tochter.
Braun von Olmütz, des Königs Kanzler.
Bela, König von Ungarn.
Kunigunde von Maſſovien, ſeine Enkelin.
Rudolf von Habsburg.
Albrecht,
Rudolf, } ſeine Söhne.
Friedrich Zollern, Burggraf von Nürnberg.
Heinrich von Lichtenſtein,
Berthold Schenk von Emerberg, } öſterreichiſche Ritter.
Der alte Merenberg,
Seyfried Merenberg, } ſteieriſche Ritter.
Friedrich Pettauer,
Herbott von Füllenſtein.
Ortolf von Windiſchgrätz.
Merenbergs Frau.
Paltram Vatzo, Bürgermeiſter von Wien.
Der Bürgermeiſter von Prag.

Ein kaiſerlicher Herold.
Der Küſter von Götzendorf.
Der Kanzler des Erzbiſchofs von Mainz.
Eliſabeth, Margarethens Kammerfrau.
Ein Kammerfräulein Kunigundens.
Abgeordnete der deutſchen Wahlverſammlung.
Böhmiſche, öſterreichiſche, ſteieriſche, kärnthneriſche Landesherren und Kriegsleute.

Erſter Aufzug.

Im Schloſſe zu Prag. Vorzimmer der Königin. Rechts und links Seitenthüren, deren erſtere zu den inneren Gemächern führt.

Vor derſelben, Wache haltend, **Seyfried von Merenberg**, auf ſeine Partiſane geſtützt. Frau **Eliſabeth** mit einer andern Kammerfrau tritt aus dem Zimmer der Königin.

Eliſabeth.

Lauf, Barbara! lauf ſchnell nach Meiſter Niklas!
Die Königin ſcheint wohl, doch trau' ich nicht.

Ein **Diener** iſt gekommen.

Eliſabeth.

Haſt du den Balſam? Gut, gib her, mein Freund!
O unglückſel'ger Tag! O arme Frau!

Der **alte Merenberg** kommt.

Merenberg.

Wie geht's der Königin?

Eliſabeth.

Verwunderlich!
Doch thut ſie ſich Gewalt, das ſieht man wohl.

Merenberg.

Wer iſt bei ihr?

Eliſabeth.

Der Graf von Habsburg, Herr.
O daß ich das erleben müſſen!

(Ab ins Zimmer der Königin.)

Merenberg.

Sohn!

Seyfried

(der gedankenvoll, auf ſeine Hallbarthe geſtützt, dageſtanden hat).

Ihr, Vater?

Merenberg.

Haſt du ſchon gehört?

Seyfried.

Ja wohl!

Merenberg.

Und ſagſt dazu?

Seyfried.

Ich glaub's nicht, Vater!

Merenberg.

Wie?

Seyfried.

Nein, Vater! Und bin ſo ergrimmt darob,
Daß ich den Lügnern mit der Hallbarth hier
Den Kopf einſchlagen möchte, allgeſammt.

Merenberg (zurücktretend).

O weh, mein Sohn, ſchlag deinen Vater nicht!
Denn ich glaub's auch.

Seyfried.

Ihr auch?

Merenberg.

Ich weiß, mein Sohn!

Seyfried.

Wie? ſo ein Herr, ein Ritter, ſo ein König,
Und thäte ſchlimm an ſeinem eignen Wort,
Die Frau verlaſſend, die ihm angetraut?
Hab' ich nicht knabenweiſ' bei ihm gedient,
Und war er mir ein Muſter, Vorbild nicht
Von jedem hohen Thun?

Merenberg.

's wird Keiner bös,
Der nicht, bevor er's ward, erſt gut geweſen!

Seyfried.

Und was ich Löbliches that und Gutes dachte,
An ihn hielt ich's und an ſein adlich Walten,
Gar tief beſchämt, ob des zu großen Abſtands.
Er hat die letzte Zeit mich ſchwer gekränkt:
Ich durft' nicht mit ihm in die Ungarſchlacht!
Denn ſeht, er denkt wohl, daß ein alt Gefühl
Für Bertha noch von Roſenberg: Ihr wißt ja! —
O hätt' ich das aus ſeinem Leben fort,
Den einz'gen Fleck, im andern ſteht er rein! —
Doch glaubt, ſie haben ihn dazu verleitet,
Die Roſenberg! Der Vater — pfui, des Kupplers!

Merenberg.

Denk' was du willſt, nur Eines halt' für wahr:
Die Königin muß fort, und ſie und ihre Diener,
Das Aergſte haben ſie, das Aeußerſte zu ſcheu'n.

Ich geh' noch heute heim nach Merenberg,
Auf meiner Väter Schloß, auch du mußt fort!

Seyfried.

Wie, Vater?

Merenberg.

Du! dieß thörichte Vertrau'n
Soll dich nicht ſelber an das Meſſer liefern.
Du folgſt mir nach, zum Schein; allein in Bruck
Harrt dein ein treuer Knecht mit friſchen Pferden,
Und während man dich bei dem Vater glaubt,
Eilſt du nach Deutſchland auf verborgnen Pfaden.
Die Königin will ſich ans Reich nicht wenden
Mit ihrer Noth; ich aber will's, hilft Gott!
Ich will nicht ſehn die Tochter meines Herrn
Von Haus und Land vertrieben, ohne Schutz.
Du gehſt nach Frankfurt, und dieß Schreiben gibſt du
(er öffnet das Koller, in dem der Brief ſteckt)
Dem Erzbiſchof von Mainz. Allein man kömmt,
Wir ſind bewacht.
(Indem er ſich von ihm entfernt.)
Verſchwiegenheit und Eile!
Ein Tag zu viel iſt dreißig Jahr zu wenig!

Beneſch von Diediz und **Milota** kommen.

Beneſch.

War nicht Herr Zawiſch hier?

Seyfried
(indem er ſich abwendet).

Ich ſah ihn nicht!

Beneſch.

Er ritt doch nur ins Schloß!

Milota.

Sei ruhig, Bruder!

Beneſch.

Was ruhig? Sieh, ich bin's! Der König wagt's nicht!
Heiß' ich nicht Roſenberg? Iſt unſer Haus
Im ganzen Lande nicht das mächtigſte?
Und er ſollt's wagen? Solchen Schimpf? Ha Poſſen!
Doch ſoll's heraus, wer das Gerücht erſann;
Ich will ihn treffen, ſo — und ſo — und ſo!
Bis in das vierte Glied!

Bertha von Dieditz kommt.

Beneſch.

Ha, Närrin, du?
Was willſt du hier? Geh fort, auf dein Gemach!

Bertha.

Ich kann nicht bleiben, raſtlos treibt's mich um.
Sie eilen durch das Schloß und flüſtern ſich
Entſetzliches mit ſcheuen Blicken zu.
Sagt, Vater, iſt es wahr?

Beneſch.

Das fragſt du mich?
Geh fort! von hier!

Bertha.

O Gott, wo find' ich Menſchen?
(Indem ſie auf Seyfried losgeht, zurückfahrend.)
Ihr, Merenberg! Euch ſollt' ich eher meiden,
Vor Allen Euch; und doch, Ihr ſeid ein Menſch!

Ich hab' Euch ſchwer beleidigt, Merenberg,
Doch rächt Euch jetzt nicht, jetzt nicht! Seht mich knie'n.
(Sie kniet.)
Sagt, iſt es wahr?

Seyfried.

Was, Bertha?

Bertha.

Iſt es wahr?
Des Königs Eh' getrennt!

Seyfried.

Der Vater ſagt's.

Bertha.

Die Andern ſagen's auch! — Und er vermählt —
Zu ſpäte Scham, iſt jetzo Zeit zu ſchämen?
Vermählt von neuem ſich mit —

Seyfried (mitleidig).

Nicht mit Bertha
Von Roſenberg!
(Sie drückt mit einem Ausruf ihr Geſicht in den Boden.)

Beneſch (zu Seyfried).

Wer ſagt's Euch? — Her zu mir!

Milota
(auf ſie zugehend).

Kommt, Nichte, kommt! hier iſt kein Platz für Euch!

Bertha.

O Seyfried, ſchütze mich!

Seyfried.

Mit Gunſt, Herr Milota!

Wenn Ihr es wagt die Hand an ſie zu legen,
So ſtoß' ich Euch die Partiſan in Leib.
(Die Hallbarthe geſenkt.)

Beneſch.

Und wenn ich ſelbſt —!

Seyfried.

Mir gleich!

Beneſch.

Verweigerſt du dem Vater
Sein Kind?

Seyfried.

O hättet Ihr ſie doch verweigert!
Sie läge jetzt nicht ſtöhnend vor uns da,
Daß mir das Herz im Innern um ſich wendet!

Beneſch.

Wir hätten ſie wohl dir vermählen ſollen?

Seyfried.

's war beſſer, Herr, als jetzo ſolche Schmach!

Beneſch.

Mein Kind!

Seyfried.

Zurück! Mir hat ſie ſich vertraut,
Und ich weiß Anvertrautes zu bewahren!

Beneſch.

So ſoll mein Schwert!

Seyfried.

Laßt ſein! Du aber fürcht' dich nicht!

Zawiſch tritt ein und bleibt beim Eingange, laut lachend, ſtehen.

Zawiſch.

Ha, ha, ha, ha!

Beneſch

(der ſich raſch umgewendet hat, da er Zawiſch erblickt).

Biſt du's? Dich ſendet Gott!

Zawiſch.

Was kämpft ihr denn, ihr hochgeſinnten Jäger,
So wuthentzündet um des Bären Fell?
Herr Petz trabt wohlgemuth durch Berg und Thal,
Und weiſ't euch ſeiner Zeit wohl noch die Pranken.
Schön Muhmchen, grüß' Euch Gott!

(Zu Seyfried.)

Und Ihr, Herr Waidmann,
Gebt Eure Feder und ſeht nicht ſo kraus;
Ich bin kein Wild für Euch!

Beneſch.

Nun ſag', erzähle!

Milota.

Ja, Neffe, ſprich!

Zawiſch.

Erzähle! Sprich! Ei, was denn?

Beneſch.

Der König —

Zawiſch.

Hat die Ungarn derb geſchlagen,
Bei Kroiſſenbrunn;

(Gegen Milota.)

Ihr, Ohm, war't ja dabei!

Beneſch.

Wer fragt um das?

Zawiſch.

Der Friede iſt gemacht:
Auf Oeſterreich —

Beneſch.

Nicht doch!

Zawiſch.

Auf Steiermark —

Beneſch.

Willſt du mein ſpotten?

Zawiſch.

Nu, was wollt Ihr denn?

Beneſch.

Des Königs Ehe —

Zawiſch.

Ei, die iſt getrennt!

Beneſch.

Die Handveſt ausgefertigt?

Zawiſch.

Und beſiegelt.
Die Königin geht heute noch nach Wien,
Von da —

Beneſch.

Und ſpricht man nicht? — Verdammt! — Mit wem —
(Gegen Bertha hin.)
Regſt du dich noch? — Mit wem der König? —

Zawiſch.

Ah!

Mit wem er ſich zum zweitenmal vermählt?
Ei, mit wem anders denn, als dort mit Jener,
Mit Eurer Tochter? Ihr habt's ſchlau gekartet!
Erſt führtet Ihr das Mädchen ſtill ihm vor,
Geſchmückt! man konnte kaum was Schöners ſehn!
Dann halſt der Armen Mangel Ihr an Witz
Mit Euerm eignen nach. Was ſie da Rede führte!
Die Königin von Saba kann nicht beſſer!
Zuletzt — nu, was weiß ich, was alles noch!
Kurz, er iſt ganz berückt, und gebt nur Acht,
Er kommt zur Stund und freit um ihre Hand.

Bertha (aufſpringend).

Zu ihr, zu ihr! zu ihren Füßen ſterben!
(Ab in der Königin Gemach.)

Zawiſch.

Ha, ha, ha, ha!

Merenberg.

Herr Zawiſch!

Zawiſch.

Luſtig! luſtig!
Wir wollen auf des Königs Hochzeit tanzen!
(Zu Seyfried.)
Ihr habt ja auch vordem um ſie gefreit?
Weiß Gott! ich glaub', einmal zu Nacht, bei Wein,
Gefiel mir ſelbſt ihr roth und weiß Geſicht!
Nu, gebt mir Eure Hand, Herr Bundesbruder!
(Seyfried wendet ſich ab.)

Milota.

Wozu das tolle Weſen? G'rad und kurz:
Mit wem vermählt der König ſich?

Zawiſch.

So kurz
Als Eure Frage, ſoll die Antwort ſein!
Mit Kunigunde von Maſſovien,
Des Ungarkönigs Nichte.

Beneſch.

Gift und Peſt!

Zawiſch.

Ihr wolltet ſelbſt des Königs Eh' getrennt,
Habt jahrelang Euch weidlich drum bemüht:
Sie iſt getrennt — und er freit Bela's Nichte.

Beneſch

(mit der Hand vor der Stirne)

Verrathen, hintergangen! Schändlich, ſchändlich!

Zawiſch.

Pocht nicht ſo hart an der Gedanken Thor!
Wenn's früher ſchloß, macht jetzo doch nicht auf!

Beneſch.

Jetzt ſpotteſt du, und haſt es ſelbſt gebilligt!

Zawiſch.

Gebilligt, ich? den Unſinn, die Verrücktheit?

Beneſch.

Ja, du, und du!

Milota.

Weil du Gewißheit vorgabſt! —

Beneſch.

Bringt mir ſie her, das Mädchen bringt mir her!
Sie ſoll nicht leben! Sie und ich! Oh! — Oh! —

Seyfried (herüberrufend).

Schmäht Ihr das Mädchen? Schmähet auf Euch ſelbſt!
Wer hieß Euch glauben, daß für Eure Tochter
Des Königs, ihres eignen Königs Hand —

Zawiſch.

Das ließ' ſich allenfalls noch glauben, Herr!
Ein Merenberg wär' toll, dächt' er an ſo was;
Doch wir, die aus der Weltſtadt Roma ſtammen,
Von den Patriziern, die den Erdkreis beugten,
Und, als Urſini, noch dem Throne ſtehn zunächſt,
Auf dem Sanct Peters Macht ob Herrſchern herrſchet,
Wir mögen wohl nach Fürſtenkronen trachten,
Und eine Roſenberg mag kühn und frei
Dem Beſten ſich vermählen dieſer Erde:
Auch — ha, ha, ha, ha, ha!

Milota
(der ſich geſetzt hat).

Verdammt ſein Lachen!

Zawiſch.

Die Tochter raſ't, der Vater rauft ſein Haar,
Und wir beweiſen unſern alten Adel!
Und wär' er älter als der Engel Fall,
Der König winkt, und knall! liegt er am Boden.

Beneſch.

Doch eh' ich falle, Rache!
(Milota anfaſſend.)
Rache, Bruder!

Milota (der aufſteht).

Ich ſann ſo eben und gedenk' zu handeln!

Zawiſch.

Regſt du dich auch, vierſchröt'ger Milota?
Ei ja, da muß der König nun wohl zittern!

Beneſch.

Wenn du — wenn du dich unſrer Sach' entziehſt,
Biſt du kein Roſenberg; ein Schurk! Nicht wahr?

Milota.

So iſt's!

Zawiſch.

Ei ja! Wie führen wir's denn aus?
Beim nächſten Kirchgang drück' dich an den König,
Und tritt ihm auf den Fuß: das ſchmerzt verzweifelt,
Und ſo biſt du gerächt!

Beneſch.

Er ſpottet unſer?
Mein Kopf! Mein Kopf! — Er iſt kein Roſenberg!

Milota.

Komm, Bruder, laß uns gehn! Wer lachen kann
Bei ſeines Hauſes Schmach, verdient —

Zawiſch.

Halt, Freund!
Wer ſeid ihr denn, ihr Beide, daß ihr ſchmäht?
Die ihr auf offner Straße Rachepläne
Zu tauben Wänden ſchreit und — offnen Ohren!
Verſchwört euch auf dem Markt und treibt im Zimmer Aufruhr.
Herr Merenberg, nicht wahr, das nenn' ich Leute?
Der Rauſch des Zorns iſt wie ein andrer Rauſch:
Das beſte Mittel iſt die friſche Luft.
Drum fort ins Freie, meine werthen Herrn!
Brennt unſer Haus und können wir nicht löſchen,

So laßt uns wenigſtens die Hände wärmen.
Der König iſt mein Herr, und damit holla!

Milota

(ihm näher tretend).

Faſt glaub' ich, Freund, du denkſt mehr als du ſprichſt.
Sag', wofür hältſt du uns?

Zawiſch (laut).

Für wackre Leute:
Was man verſchweigt, errathet ihr auch nicht;
Erriethet ihr's, ihr könntet's nicht verſchweigen.
Es öffnet ſich die Thür der Königin,
Sie kommt, mit ihr der Großalmoſenier,
Der Graf von Habsburg. Laßt uns gehn,
Wir wollen ſie nicht in der Hora ſtören.

(Ziehen ſich zurück.)

Die **Königin** tritt aus ihrem Zimmer mit **Rudolf von Habsburg.** Hinter ihr **zwei Diener**, die **Bertha'n** ohnmächtig in einem Lehnſtuhl heraustragen. Daneben Frau **Eliſabeth**, die ſie unterſtützt.

Margaretha

(im Auftreten gegen die zurückweichenden Roſenberge).

Da gehn ſie hin wie dunkle Wetterwolken,
Die, wenn ſie ſich entleert, nach Aufgang ziehn.

(Gegen Bertha gewendet.)

Bringt ſie in ihr Gemach und ſorgt für ſie,
Nach wenig Augenblicken komm' ich ſelbſt.

Rudolf.

Beinah' zu viele Sorgfalt, gnäd'ge Frau!

(Bertha, von ihren Verwandten umgeben, wird fortgebracht; auch beide Merenberge entfernen ſich.)

Margaretha.

Sie ſelbſt iſt kaum ſo ſchlimm, nur ſchwachen Geiſtes,
Und thöricht eitel, das hat ſie verführt.
Doch ihre Vettern, ihre Anverwandten,
Der ſtarre Milota, der Geiſ'rer Beneſch,
Und Zawiſch, jener Schlimmſte wohl von allen,
Mit Reichthum, Macht und Hoffnung auf den Thron —
Ja ſo weit ging der Uebermüth'gen Stolz —
Verlockten ſie das leichtbethörte Kind.
Seit lange ſah ich ſie, die böſen Engel
Des Königs, meines Herrn, verſtohlen reißen
An den nur allzuſchwachen Banden, die
Kaum Ottokarn noch feſſelten an mich.
Ich hörte, wie ſie ſeinen Wunſch nach Erben,
Nach angebornen Folgern ſeines Throns,
Mit heuchleriſchem Mitleid liſtig nährten. —
Ein Wunſch, gar wohl verzeihlich einem König!
Doch was ſoll Erbrecht, das aus Unrecht ſtammt?
Sie waren es, die dieſer Ehe Trennung
Mit unermüdlicher Geſchäftigkeit
Und ohne Auftrag faſt des Königs trieben;
Denn Eine ihres Hauſes hofften ſie
Zu ſetzen auf der Böhmen Herrſcherthron:
Die Arme, die jetzt mit dem Wahnſinn ringt!
Wie oft war ſie an Feſten mir genüber,
Mit Schmuck bedeckt, des Hofes Schwall um ſie;
Indeß ich einſam ſaß mit meinem Gram.
Der König Auge nur für ihren Reiz
Und Ohr für ihren Wunſch; des Mundes Dräu'n
Zur Schmeichelei herabgeſtimmt für ſie:
Sie aber froh und ſtolz und überſelig.

Wohl gar verächtlich blickend hin auf mich.
Da fühlt' ich Mitleid mit dem armen Opfer
Und nahm mir vor, am Tage ihres Falls
Ihr mild zu ſein, und hilfreich ihrem Unglück.
O Ottokar, wie viel nimmſt du auf dich!

Rudolf.

Vergeßt nicht ob der Unbild an der Fremden
Der eignen, größern Unbild, gnäd'ge Frau!

Margaretha.

O glaubt nicht, daß den König ich entſchuld'ge
Fern ſei von mir, daß ich je Böſes lobe!
Er handelt unrecht, unerlaubt an mir,
Und ſagen will ich's ihm, tret' ich vor ihn.
Bin ich nicht jung; ich hab' es nie verhehlt.
Hat Gram der Züge Reiz mir ausgelöſcht;
Er ſah mich ja, bevor er um mich warb!
Vermißt er Munterkeit an mir und Scherz;
Wer hieß den Muntern denn zur Freite gehn
Bei der unſel'gen Königin der Thränen,
Zum Grab gebeugt durch all' der Ihren Tod?
Seitdem mit dieſen Augen ich geſehn
Im grauſen Kerker von Apulien,
Den röm'ſchen König Heinrich, meinen Gatten,
Des harten Friedrich allzuweichen Sohn,
Von nahverwandten Händen liegen todt,
Und todt die beiden hoffnungsvollen Kleinen,
Die ihm mein Schooß, ſeitdem verſchloſſen, trug;
War Luſt ein Fremdling dieſer öden Bruſt,
Und Lächeln floh entſetzt von meinen Lippen,
Die Gram und Schmerz mit ſeinem Siegel ſchloß.

Was gibt man an als unſrer Trennung Grund?
Den erſten weiß ich: ich bin kinderlos
Und ohne Hoffnung, je ein Kind zu ſäugen;
Weil ich nicht will, weit mehr noch als nicht kann!
Das wußte Ottokar, als er mich freite,
Ich ſagt' ihm's und er nahm es für genehm;
Denn auf mein reiches Erb' von Oeſterreich
War da ſein Sinn geſtellt und ſeines Vaters,
Des länderſücht'gen Königs Wenzeslav.
Was will der König alſo? Kinder, Erben?
Ein Bettlerkind ſäß' beſſer auf dem Thron,
Als Königsſöhne, die das Unrecht zeugte!
Was gibt man weiter an, als fernern Grund?

Rudolf.

Verwandt ſeid Ihr in unerlaubtem Grad.

Margaretha.

Man hat in meiner Jugend mir erzählt
Von einem Bela wohl und einem Geyſa,
Die Brüder waren, Töchter hatten, und
Nach Oeſterreich und Böhmen ſie vermählten,
In Väter Väterszeit. Der König ſpottet!
Es ſind die Fürſtenhäuſer alle ſich verwandt,
Und ſolchen Grads Erlaſſung fällt nicht ſchwer.
Auch hat man Anfangs deſſen nicht erwähnt!

Rudolf.

Erinn'rung kam mit der gelegnen Zeit!

Margaretha.

Glaubt nicht, daß mich bekümmert, fortzugehn,
Daß es mir leid thut um des Hofes Ehren!
O könnt' ich jetzt, in dieſem Augenblick,

Weit hinter mir der Krone Glanz und Pracht,
Nach Haimburg hin, in meiner Väter Schloß,
Allwo ich ſaß nach meines Gatten Tod
Und ſein und meiner Kinder Fall beweinte!
Der König ſende heute noch mich fort,
Ich will ihm danken, wie ich nie gedankt!
Doch ſoll er mir die Ehe nicht betaſten,
Beflecken nicht das Band, das uns vereint,
Und ſo der jüngſtverfloſſ'nen Jahre Lauf
Zum Gräuel machen und zum Aergerniß!
Ich habe dieſe Krone nicht geſucht!
Auf Haimburg ſaß ich, meines Grams gedenkend,
Beinah' dem allgemeinen Elend taub:
Denn Brand und Raub verwüſtete mein Land:
Der Ungar hier, der Bayer dort, der Böhme,
Sie hausten mit dem Schwert in Oeſterreich,
Verderbend meiner Väter ſchönes Erbe.
Da tagten ſie, die Herrn, zu Triebenſee,
Wie ſie dem Weſen einen Vogt gewännen,
Und Boten ſandten ſie ins Meißnerland,
Von dorther einen Fürſten ſich zu holen,
Konſtanzia's, der Babenberg'rin, Sohn.
Die Boten aber fing der König auf,
Der damals herrſcht' in Böhmen, Wenzeslav,
Der Liſtige; und ließ nicht eher ab
Mit Bitten, Droh'n, Verſprechen und Geſchenken,
Bis ſeinem Sohn, bis dieſem Ottokar
Der Herren Wahl, des Landes Herrſchaft wurde.
Der wollte, jener nicht; und neuer Krieg
Durchflammte glüh'nder meines Landes Fluren.
Da traten zu mir hin, auf Haimburgs Schloß,
Die Landesherrn, und klagten ihre Noth.

Ein Mittel, als das einz'ge, nannten ſie:
Des Stärkſten Recht durch meines zu verſtärken;
Durch Ottokars Vermählung und die meine
Mit Böhmen zu vereinen Oeſterreich.
Ich ſagte: Nein! — gedenkend meines Gatten,
Der meine Treue mit ſich nahm ins Grab.
Da führten ſie mich auf des Schloſſes Soller
Und zeigten mir das glutverſengte Land,
Die Felder nackt, die Hütten leer, die Menſchen todt.
Von Weibern, Kindern, Blutenden, Verletzten
Sah ich mit Schaudern, heulend, mich umgeben,
Zu mir um Rettung flehend, die's vermochte.
Da wollt' ich Alles und verſprach es ihnen.
Sie aber brachten Ottokarn zu mir,
Mir ihn bezeichnend als den künft'gen Gatten.
Mit ſchwarzem Aug' aus ſchwarzen Brauen blickend,
Stand er in ſcheuer Ferne ſinnend da,
Und maß, der Jüngling, mich, die Alternde.
Allein des Landes Noth bei mir gedenkend,
Trat ich zu ihm und ſprach ihn freundlich an:
Und ſo ward ich ſein Weib. Ich hab' ihn nie geliebt;
Ich dachte nie, ob ich ihn lieben könnte:
Doch ſorgt' ich ſtill für ihn, und wie ich ſorgte,
Fand ein Gefühl ſich mir im Innern ein,
Das allen Schmerz der Liebe kennt, wenn auch
Nichts von der Liebe Glück. So war's mit uns.
Nun urtheilt, ob Entfernung mich erſchreckt.
Ja, ich will gehn, doch bleibt die Ehe feſt,
Nichts ward verletzt, was ihren Bruch begehrte.

Rudolf.

Von Einem ſpricht man noch: daß Ihr zu Trier

Nach Eures Gatten, König Heinrichs, Tod,
Nicht mehr Euch zu vermählen feierlich gelobt.
Doch iſt's Erdichtung wohl!

Margaretha.

Nein, das iſt wahr!
Es war kein *feierlich* Gelübd', kein ſolches,
Das andre Bande kirchlich brechen könnte;
Doch hab' ich es gelobt — und hätt' es halten ſollen! —
Zu Trier lag ich im Gebet vor Gott,
Und ew'ge Treu' und ew'gen Wittwenſtand
Gelobt' ich meinem Gatten, König Heinrich.
Nicht Manneshände ſollten je berühren
Den kleinſten Finger mir, des Kleides Saum,
Und ſelbſt ein Weib nicht meine Lippen küſſen,
Die einſt an Heinrichs theurem Mund geruht.
Ja, ich gelobt's, und alles Unheil rief ich,
Wenn ich's je bräche, nieder auf mein Haupt.
Das Unheil, merk' ich, thut, was ſeines Amtes.
Nochmal, es war kein *feierlich* Gelübd'!
Ich that's nur mir und meines Heinrich Schatten!
Doch war's Gelübd', ich hätt' es halten ſollen!

Rudolf.

Was, gnäd'ge Frau, ſoll ich dem König melden?

Margaretha.

Wie raſch wir ſind, an Andern das zu tadeln,
Was ſelber wir, wenn minder gleich, verübt!
Sagt König Ottokar, Herr Graf von Habsburg:
Das Ganze legt' ich ihm auf ſein Gewiſſen,
Was er entſcheide, das ſei mir genehm.

Rudolf.

Ihr willigt ein?

Margaretha.

Ich widerſpreche nicht.

Rudolf.

Doch man verlangt zugleich, daß ab Ihr tretet
Das Land von Oeſterreich und das von Steier,
Der Babenberger Gut.

Margaretha.

Ich hab's gethan.

Rudolf.

Doch war es Schenkung um der Ehe wegen,
Der Ehe Trennung hebt die Schenkung auf.

Margaretha.

Ich will ſie wiederholen.

Rudolf.

Auch bedenkt,
Daß jene Lande Reicheslehen ſind,
Dem Reich erledigt und nicht Euch gehörig.

Margaretha.

So weit mein Recht geht, geb' ich es dahin.
Sagt das dem König und zugleich:
Er ſoll vor Unrecht ſorglich ſich bewahren;
Denn auch das kleinſte rächt ſich. So lebt wohl!
(Trompeten und Lärm auf der Straße.)

Der alte Merenberg tritt ein.

Merenberg.

Der König kommt.

Margaretha.

Gerechter Gott! — Ich will
Zu ſtärken mich verſuchen durch Gebet.

(Sie entläßt die Beiden durch eine Handbewegung und geht in ihr Gemach. Die Andern auf der entgegengeſetzten Seite ab.)

Thronſaal mit gothiſchen Bogen und Säulen. Der Thron an der zweiten Couliſſe rechts. Im Vorgrunde zu beiden Seiten ein reichbedeckter Tiſch mit einem Armſtuhl.

Kriegeriſche Muſik, Trompetenſignale und Volkszuruf von außen. Böhmiſche **Große** und **Krieger** treten, vom Hintergrunde her, auf und ſtellen ſich, theils neben dem Throne, theils gegenüber in Reihen. Links im Vorgrunde eine **Deputation** der Stadt Prag, mit dem **Bürgermeiſter** an der Spitze. Die Mitte des Hintergrundes nimmt eine **tartariſche Geſandtſchaft** ein.

Der Kanzler (tritt auf).

Der König kommt!

Alle.

Hoch lebe Ottokar!

Ottokar

(tritt ganz gerüſtet, jedoch ohne Helm, vom Hintergrunde her raſch auf).

Habt Dank, ihr Herrn!

(Er bleibt vor den tartariſchen Geſandten ſtehen, die auf die Knie niedergefallen ſind.)

Wer ſind die Leute da?

Kanzler.

Geſandte, Herr, des Chanes der Tartaren.
Sie bringen Gruß und bieten Freundſchaftsbund.

Ottokar.

Heißt ſie nur aufſtehn! — Hört ihr? Auf vom Boden!

Ein ſonderbares Volk und ſonderbar bewaffnet!
Weiſ't her den Säbel!

(Er wiegt ihn in der Hand.)

Viel zu krumm gebogen!

(Er thut einen Hieb in die Luft.)

Das nimmt dem Hieb die Kraft. Das müßt ihr ändern!
Ein krummes Schwert mag angehn, doch der Kraftpunkt
Soll mehr nach oben. Einer meiner Reiter
Jagt euer Zehn mit ſeinem breiten Schwert!

(Er gibt den Säbel zurück.)

Und ſonſt die Rüſtung? Wozu ſoll der Haarſchopf
Da oben auf dem Scheitel? Für den Feind wohl?
Der faßt ſich ſeinen Mann, zieht ihn vom Pferde,
Und würgt ihn wie er mag. Wär' ich ihr König,
In einer Nacht ließ ich ſie Alle ſcheeren!
Sie ſollen gehn und morgen wieder kommen!

(Die Tartaren ab.)

Ottokar (im Vortreten).

Nun, haben wir's euch recht gemacht, ihr Herrn?
Vor Ungarn mögt ihr künftig ruhig ſchlafen;
Wie haben ſie gejagt. — Was gibt es ſonſt?

(Die Deputation der Stadt Prag iſt vorgetreten.)

Ottokar.

Wer ſeid ihr?

Bürgermeiſter.

Rath und Bürgermeiſter, Herr,
Von Eurer vielgetreuen Pragerſtadt.

Ottokar.

Was wollt ihr? — Ah! — Nur immer zu, ihr Herrn!
Ich bin ermüdet, nehmt mir meine Waffen!

(Er wirft ſich in einen Lehnſtuhl links im Vorgrunde, zwei Diener ſind beſchäftigt, ihn zu entwaffnen.)

Bürgermeiſter.

Großmächtigſter! Unüberwindlichſter!
Es drang zu uns die Fama deines Siegs,
Und —

Ottokar.

Füllenſtein!

Füllenſtein.

Hier bin ich, gnäd'ger Herr!
(Tritt vor.)

Ottokar.

Wie hieß der Platz, wo wir die Ungarn jagten?

Füllenſtein.

Bei Kroiſſenbrunn.

Ottokar.

Hans Narr, da war das Lager!
Glaubſt du, ich weiß den Ort nicht, wo ich ſtand?
Ich mein' den Platz des letzten Reiterangriffs,
Der ganz entſchied.

Füllenſtein.

Man nennt den Ort Marchegg,
Weil in die Ecke dort die March ſich wendet.

Ottokar.

Marchegg, ſo ſoll man mir die Stadt auch nennen,
Die ich dort bau'n will zu des Siegs Gedächtniß!
Marchegg ſoll ſein der Markſtein meines Glücks,
Von dort aus weiter; denn wer hielte mich?
Und wer dort geht, noch in den fernſten Tagen,
Der ſoll von Ottokar und ſeinem Streiten ſagen!
(Er iſt aufgeſtanden; zu den Dienern.)
Was zögert ihr? — Ja ſo, du willſt das Bein?
(Er ſetzt ſich wieder.)

Herr Bürgermeiſter, zieht dort an der Schiene!
So geht's nicht! Fort! Wer wird ſo lange zögern?
(Er reißt ſelbſt gewaltſam die Schiene ab und wirft ſie mitten in den Saal.)
Juſt in der Ecke dort der March, am Hügel jenſeits,
Saß König Bela hoch auf ſeinem Stuhl,
Und Heinrich Preußel ſtand dabei, ich ſah's wohl,
Der legt' ihm, wie der Knab' im Puppenſpiel,
Die Gegend aus, und was ſich drin begab,
Und wer die Kämpfer waren, und ſo weiter.
Zum Anfang ging's noch gut, doch als der Habsburg
Auf Eins hervorbrach mit den ſchweren Reitern,
Und Alles floh, was ung'riſch fluchen kann,
Und in die March, daß ihre Zottelbärte
Wie Schilfgras aus gedämmtem Waſſer ragten —
Wo iſt der Habsburg? Hei! beim reichen Gott,
Er hielt ſich wohl! Sonſt ein gar ſtiller Mann,
Doch wenn er angreift, wie der böſe Teufel.
Wo iſt Graf Habsburg?

Diener.

Sollen wir ihn rufen?

Ottokar.

Laßt nur! — Als das der Ungarkönig ſah,
Da braucht' er keines Dolmetſch weiter mehr.
Mit beiden Händen fuhr er ſich ins Haar,
Und zog ſich feindlich. Ei, dacht' ich mir, Herr,
Spart Euch die Müh', wir können das viel beſſer.
Doch iſt er Freund uns jetzt und Bundsgenoß,
Da muß man Gutes nur und Liebes ſprechen.
Nun, ſeid ihr endlich fertig?
(Er ſteht auf.)
Hut und Mantel!

Und wie ſteht's hier bei Euch, Herr Bürgermeiſter?
Habt Ihr indeß geträumt?
Der Hut da drückt.

(Da der Diener zögert.)

Zum Teufel! einen andern Hut! — Wie alſo?
Die Mauer auf dem Wiſchehrad iſt fertig?

Bürgermeiſter.

Ja, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Die Moldaubrücke auch?

Bürgermeiſter.

Nur geſtern ward der letzte Stein gefügt.

Ottokar.

Ja, weil Ihr wußtet, daß ich heute kam!
Den Deutſchen, die ich ſandte, Sachſen, Bayern,
Ward ſchon die untre Vorſtadt eingeräumt?

Bürgermeiſter.

Verzeihet —

Ottokar.

Iſt's geſchehn?

Bürgermeiſter.

Eur' Hoheit —

Ottokar.

Ja?

Bürgermeiſter.

Noch nicht.

Ottokar.

Warum nicht? Gottes Feu'r! Warum nicht!

Bürgermeiſter.

Wir wollten noch einmal Eur' Hoheit angehn,
Eh wir vertrieben ſo viel treue Böhmen —

Ottokar.

Vertrieben! Was vertreiben! Wollt' ich das?
Sie ſollten nach Chrudim, dort waren Aecker
Und Baugrund ihnen dreifach angewieſen,
Und dreifach alle Koſten der Verſetzung:
Doch aus der Vorſtadt ſollen ſie heraus,
Sie ſollen, müſſen! Müſſen, Gottes Donner!
Ich weiß wohl, was ihr mögt, ihr alten Böhmen!
Gekauert ſitzen in verjährtem Wuſt,
Wo kaum das Licht durch blinde Scheiben dringt:
Verzehren, was der vor'ge Tag gebracht,
Und ernten, was der nächſte ſoll verzehren:
Am Sonntag Schmaus, an Kirchmeß plumpen Tanz,
Für alles Andre taub und blind;
So möchtet ihr: ich aber mag nicht ſo!
Wie den Ertrinkenden man faßt am Haar,
Will ich euch faſſen, wo's am meiſten ſchmerzt:
Den Deutſchen will ich ſetzen euch in Pelz,
Der ſoll euch kneipen, bis euch Schmerz und Aerger
Aus eurer Dumpfheit wecken, und ihr ausſchlagt
Wie ein geſporntes Pferd. Ihr denkt der Zeit,
Da eure Fürſten ſaßen an dem Herd
Und einen Keſſel führten in dem ſchnöden Wappen:
Ich bin kein ſolcher, ſtraf mich Gott!

(Man hat ihm den Mantel umgegeben.)

Seht her.
Der Mantel ward in Augsburg eingekauft,
Das Gold, der Sammt, die Stickerei, das Ganze,

Könnt ihr das machen hier in eurem Land?
Ihr ſollt! bei Gott, ihr ſollt! Ich will euch's lehren!
Mit Köln und Wien, mit Lunden und Paris
Soll euer Prag hier ſtehn in Einer Reihe!
Die Länder, die euch herriſch ſonſt gehöhnt,
Ich habe ſie bezwungen mit dem Schwert:
Der Ungar flieht, der Bayerfürſt hält Ruh,
Und Oeſterreich, die wackre Steiermark,
Und Portenau und Krain, und Deutſchlands Eger,
Ich habe ſie vereinigt meinem Reich.
In alle Fernen trug ich Böhmens Namen,
Aus allen Fernen tönt zurück ſein Ruhm.
Wie meine Väter konnt' ich ruhig ſchlafen,
Euch laſſen ſchlafen, ſo wie eure Väter;
Für wen hab' ich's gethan? Für euch!
Doch ſollt ihr nach, deß geb' ich euch mein Wort!
Hin auf des Berges Mitte ſtellt' ich euch,
Und nun klimmt weiter, oder brecht den Hals!
(Indem er ſich abwendet.)
Daß mir die Deutſchen in die Vorſtadt kommen!

Kanzler tritt ein und nähert ſich dem Könige.

Ottokar.

Was iſt?

Kanzler.

Die Königin, wie Ihr befahlt.

Ottokar.

(wieder zu den Bürgern gewendet).

Auch das noch, das noch, ſeht, um euretwillen!
Was einem jeden Mann das Theuerſte,
Die Ruh' im eignen Haus, hab' ich geſtört,

Um eure Ruh', um eurer Kinder Ruhe.
Damit nach meinem Tod mein Reich nicht erblos,
Mein Werk das Spiel nicht werde innern Zwiſts,
Hab' ich von Margarethen mich getrennt,
Die keines Erbens Hoffnung mehr gewährt,
Und neuer Bande Wechſel mich gefügt.

(Zur ganzen Verſammlung gewendet.)

Ja, ja, ihr Herrn, damit ihr's Alle wißt:
Zur Feſtigung des nun geſchloſſ'nen Friedens
Hat König Bela mir die Hand geboten
Von Kunigunden, ſeinem Enkelkind,
Des Herzogs von Maſſovien einz'gen Tochter.
Da nun ſeit lang die Biſchöfe des Reichs
Mich warnten meiner Eh' mit Margarethen;
Wie denn auch Manches ſonſt dagegen ſpricht —
Denn erſtens iſt ſie alt und unfruchtbar,
Kein Erbe läßt ſich mehr von ihr erwarten;
Dann iſt ſie mir verwandt in — was weiß ich?
In welchem und wievieltem Grad, und endlich —
Allein wozu noch lange eins und zwei;
Denn erſtens, zweitens, drittens, 's bleibt dabei!
Die Königin wird kommen, Handveſt unterzeichnen,
Die Schenkung wiederholen ihrer Lande,
Und deß zu Zeugen ſeid ihr hier verſammelt.

(Er beſteigt den Thron.)

Der Kanzler

(der ſeine Papiere auf demſelben Tiſche ausgebreitet hat, an dem vorher der König ſaß, tritt nun, mit einer Urkunde in der Hand, in die Mitte des Saales).

Nun Ruh' in Ehrfurcht iſt des Königs Wille!

Margarethe, in einen nachſchleppenden Mantel gekleidet, die Krone auf dem Haupte, tritt, von **Habsburg** und **Merenberg** begleitet, von **Frauen** gefolgt, ganz im Vorgrunde links auf.

Kanzler.

Erlauchte Frau und Königin Marg'rethe,
Von Oeſtreich Herzogin und Steiermark,
Des weiland röm'ſchen Königs Heinrich Wittwe,
Derzeit vermählt mit Böhmens hohem Herrn;
Wer führt das Wort in Eurer Gnaden Sache?

Margaretha.

Ich ſelbſt!
(Ablehnend zu Merenberg, der vorgetreten iſt.)
Laßt nur, Herr Merenberg! Ich ſelbſt!
Allein will ich des Zornes Makel tragen,
Und reden, ſo wie leiden, ich allein!

Kanzler.

Iſt Euch bekannt —?

Margaretha.

Ich weiß!

Kanzler.

Nun denn, mit Gott:
Es hat ein heil'ger Send, zu Wien verſammelt,
Im Vorſitz Guido, Kardinal-Legat,
Des Titels von Sanct Laurenz in Lucina,
Zu Recht geſprochen ob dem Eheband,
Das Euch verbunden unſerm gnäd'gen Herrn;
Und in Betracht, daß Ihr im vierten Grad,
Durch Bela, Ungarns König, und durch Geyſa,
Als leiblich naher Brüder Kindeskinder,
Gedachten unſerm gnäd'gen Herrn verwandt;

In weiterm Anbetracht, wie vorgekommen,
Daß Ihr nach Eures erſten Herren Tod,
Des hochbelobten röm'ſchen Königs Heinrich,
Euch nicht mehr zu vermählen ein Gelübd'
Zu Trier gethan, im Katharinenſtift —

Margaretha.

Es war kein feierlich Gelübd'!

Ottokar.

Hier ſteht's!
Fahrt fort!

Kanzler.

Als hat —

(Trompeten von außen.)

Ottokar.

Was iſt?

Ein Diener.

Die Stände, Herr,
Von Oeſterreich ſind in die Burg gezogen,
Den Fürſtenhut des Landes bringen ſie.

Ottokar.

Hieher! Sie kommen als gelegne Zeugen!

Die **Stände von Oeſterreich**, den Herzogshut auf einem Kiſſen vor ſich hertragend, treten ein.

Heinrich von Lichtenſtein

(als Wortführer).

Es hat dein tapfres Schwert, erhabner Fürſt,
Entſchieden in dem Streit mit Ungarns König,
Wer Herr ſoll ſein in unſerm ſchönen Land.
Geendet iſt der blutig ſchwere Zwiſt,

Und leichten Herzens wiederholen wir
Die Huld'gung, die erſt jetzt in voller Kraft.

(Zu Margarethen gewendet.)

Vor Allem aber dir, erlauchte Frau,
Dem edlen Sproß des alten Heldenſtammes,
Der ruhmvoll lang ob Oeſterreich gebot —

Ottokar.

Laßt das nur ſein, und ſtellt euch ruhig hin!
Statt neuer Huld'gung, denkt auf alte Treu,
Und haltet's einmal, ſtatt es zweimal zu verſprechen!

(Zum Kanzler.)

Fahrt fort!

Kanzler.

Als haben ſie zu Recht erkannt,
Daß ſolches Bündniß länger nicht beſtehe,
Erklären es für null und aufgehoben.
Die Schenkung, die Ihr früher habt gemacht
An Euern Herrn mit Eures Stammes Erbe,
Sie bleibt in Kraft, und Ihr ſeid aufgefordert,
Sie noch einmal, der Form nach, zu beſtät'gen.
Euch angewieſen wird, als Leibgeding,
Die Stadt von Krems, das Polan rings um Horn,
Und Grevenberg von unſers Herren Gnade.

Margaretha.

Habt Ihr geendet?

Kanzler.

Ja, erlauchte Frau!

Margaretha.

Ich könnte Manches noch entgegen ſetzen!

Ottokar.

Wozu? Es bleibt der Spruch in Kraft.

Margaretha.

Doch unterwerf' ich mich!

Ottokar

(vom Throne ſteigend).

Nun gut, was mehr?

Margaretha.

Und geh' von hinnen, wie man es begehrt.

Ottokar

(auf ſie zugehend).

Mich freut, daß ich Euch klug und billig finde;
So hab' ich Margarethen ſtets gekannt,
Und ſtets geachtet Euch als eine ſolche.
Es iſt ja nicht der Jugend wilder Kitzel,
Der gährend feur'ge Drang nach Neuerung,
Was mich Euch meiden heißt: es iſt mein Land,
Das in mir Ehen ſchließt und Ehen ſcheidet.
So hoch ein Menſch mag ſeine Größe ſetzen,
So hoch hat Ottokar geſetzt die ſeine.
In Böhmen herrſch' ich, bin in Mähren mächtig;
Zu Oeſtreich hab' ich Steier mir erkämpft,
Mein Oheim ſiecht, der Kärnthen nach mir läßt.

(Vertraulich und leiſer.)

Im nahen Ungarn hab' ich meine Hand,
Die Großen ſehn auf mich, die Mißvergnügten;
Es will mir Schleſien wohl, und Polen ſchwankt,
Wie ſturmgepeitſcht ein Schiff, in meinen Hafen.

(Wieder lauter.)

Vom Belt bis fern zum adriat'ſchen Golf,
Vom Inn bis zu der Weichſel kaltem Strand

Iſt Niemand, der nicht Ottokarn gehorcht:
Es hat die Welt, ſeit Karol Magnus Zeiten,
Kein Reich noch wie das meinige geſehn.
Ja Karol Magnus Krone ſelbſt,
Sie dünkt mich nicht für dieſes Haupt zu hoch.
Nur Eines fehlte noch; nur Eins und — Alles:
Der Erbe, der's empfängt aus meiner Hand.
Den Giebel ſetz' ich auf an meinem Bau;
Marg'rethe, weiß ich, wird mir's nicht mißgönnen.

Margaretha.

Ich gönn' Euch Alles, gönn' Euch mehr als mir!
Auch iſt's mein Vortheil nicht, es iſt der Eure,
Was mich noch einmal warnend ſprechen heißt.
Geliebt es Euch, ſo folgt mir neben an —

Ottokar.

Sprecht immer hier; nur unter Königen
Iſt Ottokar der König nicht allein!
Die hier gehorchen.

Margaretha (ſchnell).

Doch wie lange, Herr?
Das iſt's, woran ich warnend mahnen wollte!
(Näher zu ihm tretend.)
Die Länder all, das Erbe meines Hauſes,
Sie warden Euch durch Margarethens Hand.
Weiß Gott, ich ſcheide gern! Doch wie ich ſcheide,
Schwingt wieder Aufruhr ziſchend ſeine Fackel,
Und gegen Euch —

Ottokar.

Seid Ihr 'ne Bäckersfrau,
Die ihren Altknecht freit auf ihr Gewerb,

Und fürchtet Ihr, ſie kommen von der Stadt,
Und nehmen mir's, ſobald die Herrin fort?
(Halb gegen die Stände gewendet.)
Ich halte ſie, ſeht Ihr? mit dieſer Hand:
Sie ſollen ſich nur regen, wenn ſie's wagen!

Margaretha.

Umringt ſeid Ihr mit Argen und Verräthern!

Ottokar.

Lehrt Ihr den Ottokar die Seinen kennen?
Ich gehe meinen Gang, was hindert, fällt.

Margaretha.

Ihr ſteht am Abgrund, glaubt mir, Ottokar!
(Wiederholte Trompetenſtöße.)

Diener (kommt).

Die Landesherrn von Steiermark ſind unten,
Und bitten, daß du gnädiglich ſie hörſt.

Ottokar.

Laßt ſie herein! — Ihr ſeht wohl, Margaretha,
Die Unglücksprophezeiung trifft nicht ein!

Die **Stände von Steiermark** treten ein, den Herzogshut vor ſich her auf einem Kiſſen.

Der Wortführer
(indem er vor Margarethen das Knie beugt).

Erlauchte Frau!

Margaretha (ablehnend).

Nicht mir!

Ottokar.

Zu mir, mit Gunſt!
Der König iſt, der Königinnen macht!

Schweigt immerhin, ich weiß ſchon, was ihr wollt,
Ich hab' eu'r Land den Ungarn abgeſtritten,
Und werd' es wahren gegen Jedermann;
Auch gegen euch, wenn's irgend etwa Noth.
Stellt euch nur hin und wartet ruhig ab!
Im Uebrigen betrachtet mich genau,
Damit ein andermal ihr gleich beim Eingang wißt,
Vor wem ihr habt zu knien.

(Die Steirer ſtellen ſich in eine Linie mit den Oeſterreichern, dem Throne gegenüber, die Träger der Kronen voran.)

Ottokar.

Nun noch zum Letzten!
Habt Ihr die Handveſt hier, Herr Kanzellar,
Die Schenkungsurkund' von der Fürſtin Landen?

Kanzler.

Ich nicht; die gnäd'ge Frau —

Ottokar.

Habt Ihr ſie, Margarethe?

Margaretha.

Im Schrein verſchloſſen meiner Hauskapelle
Liegt ſie verwahrt.

Ottokar.

Nun gut, ich ſende drum!

Margaretha.

Noch hat kein menſchlich Aug des Schreines Inhalt,
Den Schatz geſehn, den mir ſein Schloß bewahrt.
Bei meines Heinrich theurem Abbild liegt ſie,
Bei meiner beiden Kinder Todtenhemd,
Beim Schreckenspfeil, den an der Leitha Strand

Man blutig zog aus meines Bruders Herzen.
Erlaubt Ihr, geh' ich ſelbſt!

Ottokar.

Wie's Euch gefällt.

(Trompeten und Jubelgeſchrei von außen.)

Diener (kommt).

Ach, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Was iſt?

Die **Landesherrn von Kärnthen, Ritter** und **Bauern** bunt gemengt, treten auf, den Herzogshut vor ſich auf dem Kiſſen.

Ottokar.

Wer ſind die?

Margaretha.

Soll ich?

Ottokar.

Ich bitt Euch drum! — Ihr ſeht, ich bin beſchäftigt!
Noch mehr der Kronen?

(Margaretha geht ab.)

Diener.

Gnäd'ger Herr, der König
Von Ungarn reitet ein —

Ottokar
(auf den Kronenträger zugehend).

Wer ſeid ihr, Leute?

Wortführer der Kärnthner.

Der Herzog Kärnthens, Euer Gnaden Oheim —

Ottokar.

Iſt er geſtorben?

Kärnthner.

Ja, erlauchter Herr,
Und Kraft des Erbvertrags mit Euer Gnaden,
Fällt Euch das Land, die Herzogskrone zu.

Ottokar.

Betrauern mag ihn, wer ſein Land nicht erbt!
Seid mir willkommen, meine wackern Kärnthner!
Fügt eure Krone dort zu jenen beiden,
Und laßt mich freu'n des königlichen Anblicks.

(Die Kärnthner ſtellen ſich in die Reihe der andern Stände.)

Ottokar.

Man lärmt ja noch! Was iſt?

Diener.

Ich ſagt' es ja!
Der König Ungarns, Herr, iſt eingeritten;
Mit ihm Geſandte von dem Reichsvereine,
Den Doppeladler tragend vor ſich her.
Und Alles ruft —

Stimmen (von außen).

Heil Ottokar, dem deutſchen Kaiſer!

Die im Saal.

Heil Ottokar, dem deutſchen Kaiſer, Heil!

Ottokar (im Vordergrunde).

Nun Erde, ſteh' mir feſt;
Du haſt noch keinen Größeren getragen!

(Er eilt in den Hintergrund, dem Ungarkönig entgegen.)

(Indeß tritt der alte Merenberg zum Schenk von Emerberg, der ganz im Vordergrund links, der Aeußerſte unter den öſterreichiſchen Ständen, ſteht.)

Merenberg (leiſe).

In dieſes Tuch gewickelt iſt ein Brief.

Gib ihn an meinen Sohn, er weiß darum.
Ich geh nach Merenberg. Und heiß' ihn eilen.

(Er läßt das Tuch mit dem Briefe fallen, und entfernt ſich. Emerberg hebt es auf.)

Der **König von Ungarn** tritt auf mit **Gefolge.**

Ottokar (ihm entgegen).

Erlauchter Herr und Vater, will es Gott!

Bela (zurücktretend).

Bevor ich rede, laßt erſt dieſe ſprechen!

Die **Geſandtſchaft des Reichstages** tritt hervor.

Erſter Abgeſandter.

Des heil'gen röm'ſchen Reichs gemeine Fürſten,
Zu Frankfurt auf der Kaiſerwahl verſammelt,
Sie ſenden uns an dich, o Fürſt von Böhmen.
Die Augen haben ſie nach dir gewendet,
Die einen Kaiſer ſuchen für das Reich.
Doch ziemt uns nicht, als Herren den zu wählen,
Der unſ're Wahl wohl gar zurückeweist;
Drum ſollen wir dich fragen, hoher Herr,
Ob, wenn der Wahltag dir die Krone beut,
Dem Reiche du dich unterziehen werdeſt?
Verweigr' es nicht! es geht ein alter Spruch:
Des Reiches Adler werde Ruh' erſt finden
Im Neſt des Löwen: wohl, großmüth'ger Löwe,

(er ergreift ein Schild mit dem Sinnbild des Löwen, das an den Stufen des Thrones lehnt, und hebt es in die Höhe.)

Nimm auf den Adler, der verloren fleugt,
Und ſchirm' ihn ſtark gen alle ſeine Feinde!

Ottokar.

Ha, was iſt das? Wer hat mir das gethan?

Das iſt der weiße Löwe nicht von Böhmen!
Der Löw' iſt roth!

Rudolf von Habsburg

(der zur Seite des Thrones rechts im Vorgrunde geſtanden hat, vortretend)

'ſ iſt Habsburgs Löwe, Herr!
Der Schild iſt mein! Ich legt' ihn, kommend, ab.

Ein zweiter der Abgeſandten.

Ihr ſeid der Graf von Habsburg?

Rudolf.

Ja, der bin ich!

Zweiter Abgeſandter.

In Böhmen hier?

Rudolf.

Vom Kreuzzug kehr' ich heim.

Ottokar.

Genug! — Ihr harret, mein Herr Abgeſandter,
Bis man Euch wieder ruft!

(Zum König Bela gewandt.)

Mein edler Fürſt,
Nun ruft die Pflicht mich doppelt her zu Euch!

Bela.

Zuerſt ſtell' ich Euch meine Kinder vor.
Hier Ladislaus, der Erbe meines Throns;
Und hier ein Anderer.

Ottokar.

Hat König Bela
Der Enkelſöhne mehr?

Bela.

Ihr argwohnt nicht?
Man weiſet dich zurück!

Kunigunde

Und doch war ich's,
Die Euch am meiſten wünſchte zu gefallen!
Nehmt Ihr mich unter Eure Krieger auf?
(Sie wirft den Reitermantel und ungriſchen Kalpak weg, und ſteht als Weib gekleidet da.)

Zawiſch

(der auf der linken Seite des Saales nicht weit von ihr ſteht, laut).
O ſchöner Krieger!

Kunigunde (umgewendet).

Ha, wer ſpricht?

Ottokar (zornig).

Wer ſprach?

Zawiſch

(gleichfalls umſehend).
Von dorther ſchien's, vom Winkel her zu tönen!

Kunigunde (raſch).

Ihr wart's —
wohl nicht. Ihr würdet nicht ſo frech,
Da ich ſo nahe ſtand, mir ſonſt es leugnen!
Mein König, Ihr verzeiht die Ueberraſchung.
Sie wollten erſt mich vor den Thoren laſſen,
Doch triebs mich hier zu ſein, und alſo kam ich.

Rudolf

(der ſich wieder in den Vorgrund rechts geſtellt hat).
Der rückſichtsloſen, rohen Uebereilung!

Die **Königin Margarethe** kommt mit Schriften.

Ottokar

(mit einer Bewegung gegen ſie hin).
Jetzt iſt nicht Zeit!

Margaretha
(ſich am Seſſel haltend).
O Gott! Wer bringt mich fort?

Merenberg (vortretend).
Der Königin zu Hilf!

Ottokar.
Wer rief Euch, Herr?
Wer hieß Euch weichen dort von Eurem Platz?
Ihr habt Euch einmal unnütz ſchon gemacht!
Dorthin!

(Merenberg tritt zurück.)

Margaretha (ſchwach).
Nur fort! — Nimmt ſich denn Niemand an?

Rudolf von Habsburg.
Hier iſt mein Arm, erlauchte Königin!
Stets war bei Habsburg der Gekränkten Schirm.

Ottokar.
Und wer hat's Euch geheißen?

Rudolf.
Kennt ein Heißen,
Wer kein Verbieten kennt?

Ottokar.
Ihr ſeid, vergeßt's nicht,
In meinem Land!

Rudolf.
Nicht länger, als ich will!
Als freier Krieger focht ich Eure Schlachten,
Um Lohn nicht, und den Dank ſelbſt ſchenk' ich Euch!
Ich bin nicht Euer Mann.

Ottokar.

Nicht von der Stelle!
Bis der entſchieden, dem Entſcheidung ziemt.

Der Zweite der Abgeſandten
(tritt vor).

So will denn ich hier dieſe Fürſtin ſchirmen,
Der Kanzler ich des Erzbiſchofs von Mainz,
Von ihm der Wahlgeſandtſchaft beigeſellt
Damit ich höre, wo die Andern reden.
Erkennt Ihr mich, Graf Habsburg?

Rudolf.

Nein, fürwahr!

Zweiter Abgeſandter.

Gabt Ihr nicht einſt im Walde, nah' bei Baſel,
Dem Prieſter, der das Allerheil'ge trug
Zu eines Kranken Troſt und, aufgehalten
Vom wüth'gen Strom der Aar, am Ufer irrte,
Das eigne Pferd, die Fluth drauf zu durchſetzen?

Rudolf.

Und dieſer Prieſter —?

Abgeſandter.

Habt nicht ſpäter dann
Den Erzbiſchof von Mainz Ihr treu geleitet
Durch feindlich Land, durch Krieg und Brand und Tod,
Als er nach Rom zog zu dem heil'gen Vater?
Des Biſchofs Sekretar, auf ſein Geheiß,
War oft Euch nah' und prüft' Euch im Geſpräch;
Vermochtet Ihr ihn nicht mehr zu erkennen?

Rudolf.

Seid Ihr's?

Abgeſandter

(zur Verſammlung gewendet).

Für dieſe Frau, als Reichesfürſtin,
Begehr' ich frei und offenes Geleit.
Herr Graf von Habsburg, gebt ihr Euren Arm,
Wir wollen ſie zur ſichern Ruhſtatt führen!
Im Namen denn des heil'gen röm'ſchen Reichs,
Gebt Raum der Herzogin von Oeſterreich!

(Führt mit Rudolfen die Königin Margarethe ab.)

Ottokar.

Bin ich eu'r Kaiſer, ſollt ihr anders ſprechen!

Der Erſte der Geſandtſchaft.

Geliebt's Euch, Herr, uns Antwort zu ertheilen?

Zawiſch

(ſich vordrängend).

Raubt ihr uns unſern König, unſern Herrn?
Iſt er nicht mächtig? was bedarf er euer?
Wie Gott im Himmel, herrſchet er auf Erden;
Nur Sorgen und nicht Nutzen ſchafft das Reich.
Laßt ihn, und bietet Deutſchen eure Gaben!
Ihr gebt nur, weil Ihr braucht! Laßt unſern Herrn!

Ottokar.

Er ſpricht zum Theil ganz gut, Herr Abgeſandter.
Gar viel iſt abzuſtellen in dem Reich,
Gar mancher Trotz zu beugen und zu ſtrafen;
Ich ſeh' wohl, euer Herr war euer Knecht.
Ich bin ein reicher Fürſt von Böhmen, Gott verhüte,
Daß ich ein armer Kaiſer wollte ſein.

Doch mögt ihr harren, ob es uns gefällt,
Vielleicht euch günſt'gre Antwort zu ertheilen.
(Zu Kunigunden gewendet.)
Nun bin ich Euer, ganz mit Seel' und Leib.

Jawiſch.

Es lebe Ottokar!

Unter Trompetengetön, **Zuruf von allen Seiten.**

Von Böhmen König!
Herzog von Oeſtreich!
Steier!
Kärnthen!
Krain!
Der Deutſchen Kaiſer! lebe Ottokar!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Offner Gartenſaal, gegen den Hintergrund zu mit einem halbmannshohen Marmorgeländer geſchloſſen. Es wird angenommen, daß hinter demſelben der Garten terraſſenförmig abwärts geht. Im Vorgrunde zu beiden Seiten Thüren, daneben Bildſäulen. Der Haupteingang iſt zwiſchen den Säulen links an der Baluſtrade.

Zawiſch tritt lachend auf.

Ich bin verliebt! O weh, mein Herz iſt fort!
Ihr Leute kommt zu Hilfe! Ha, ha, ha!
Wie ſie mich anſah mit dem ſchwarzen Blick,
Die ſtolze Ungarin! Hilft Alles nichts!
Und ſchön iſt ſie, beim wunderbaren Gott!
Ein adlich, wildes, reiterſcheues Füllen,
Den Zaum anſchnaubend, der es bänd'gen ſoll.

Auch ſonſt geht Alles, wie es Gott gefällt!
Die Oeſterreicher reißen tüchtig aus,
Seit Margaretha fort, die Königin;
Der Eine rechts, der Andre links, doch Alle
Nach Frankfurt auf die Kaiſerwahl. Nu! nu!
Sie legen dort wohl die Geſuche nieder,
Daß man doch ja Herrn Ottokar erwähle!

Milota (von innen).

Nur hier herein indeß!

Zawiſch.

Wen bringt man da?

Gewaffnete bringen **Seyfried von Merenberg** gefangen. **Milota**, ganz gerüſtet, folgt, einen verſiegelten Brief in der Hand.

Milota.

Der König iſt noch beim Turnier?

Zawiſch.

Ja wohl!
Sieh da, Herr Merenberg! und ſo begleitet?

Milota.

Sein Vater, der Verräther, ſandt' ihn fort
Mit dieſem Schreiben an den Erzbiſchof
Von Mainz. Er hatt' ihm Eile wohl geboten —

Seyfried.

Ob er's gebot!

Milota.

Allein der junge Herr,
Da ihn ſein Weg am Schloß vorüberführte,
Wo Bruder Beneſch hauſt mit ſeiner Tochter,
Wollt' er noch einmal ſehn ſein altes Lieb;
Doch fing man ihn und ſendet ihn hieher.

Zawiſch.

So? bei ſchön Mühmchen? Ei, bei Fräulein Bertha?

Seyfried.

Im heißen Fieber liege ſie und raſe,
Ward mir geſagt. Ich wollte ſie nur ſehn,

Nur wiſſen, ob ſie lebt: und ſo gab ich
Des Vaters Haupt und mich in ihre Hand.
Thor, der ich war — verruchter, blinder Thor!

Milota.

Hier iſt der Brief, die Aufſchrift an den Mainzer.

Seyfried.

Herr Zawiſch, ſeht, ich hab' Euch nie geliebt!
Für doppelſinnig hielt ich Euch und falſch;
Doch ſagt mein Vater, Menſchen kennt' ich nicht:
O zeigt mir, Herr, daß ich Euch nicht gekannt!
Gebt mir den Brief, laßt ihn uns hier vernichten,
Mit mir könnt Ihr beginnen, was Ihr wollt.
Ich hab' Euch ſonſt wohl auch ſchon Liebs gethan:
Als Ihr mit Euren Sippen da und Freunden,
Wißt Ihr? im Vorgemach der Königin
Gar ſonderbare Reden einſt geführt:
Ich ging nicht hin und ſagt's dem König an,
Wie ich gekonnt, vielleicht wohl gar geſollt:
Denn damals ehrt' und liebt' ich noch den König,
Als meiner angebornen Fürſtin Gatten,
Und meinen wahren, rechtgeſinnten Herrn.

Zawiſch.

Hörſt du, Freund Milota?

Milota.

Wer achtet ſein?

Zawiſch.

Der Brief iſt richtig:
(Er liest:)
„An den Erzbiſchof
Von Mainz.“ Du biſt verloren, guter Freund,
Wenn dieſer Brief dem König kommt zur Hand.

Seyfried.

Herr, rettet mich!

Zawiſch.

Schon gut! ſchon gut! —
Die Leute ſind vertraut?

(Auf die Wache zeigend.)

Milota.

O ja. Warum?

Zawiſch

(den Brief in der Hand wiegend).

Der Brief kann viel enthalten — oder wenig.
Ein Tröpflein Gift vielleicht —

(Die Hand mit dem Briefe ſchnell auf den Rücken gelegt.)

Ein Meer von Argwohn!

(Zur Wache gekehrt.)

Geht ihr nach Haus und grüßet Vetter Beneſch.

Milota.

Was thuſt du?

Zawiſch.

Geht ihr nur!

(Gewaffnete ab.)

Und du, mein Freund!
Was gibſt du mir, wenn ich dich dießmal rette?

Seyfried.

Mein Leben —

Zawiſch.

Ei, behalt' das nur für dich!
Kannſt du auch ſpringen?

Milota.

Zawiſch!

Jawiſch.

Nun, ſo komm!
Hier haſt du deinen Brief, ſo, und nun ſpring'!
(Er hat ihn ans Geländer geführt. Seyfried ſpringt hinab.)

Milota.

Wahnſinniger!

Jawiſch.

Hei! was der Junge läuft!

Milota.

Ihm nach!

Jawiſch.

Zurück! Haſt du dich mir vertraut?
Nun, haſt du es gethan, ſo traue mir!
Ich weiß am beſten, was ſich fügt, was nicht,
Zu ſeiner Zeit wird ſich's dir offenbaren.
Und dann — das junge Blut, mein gutes Herz!
Ha, ha! — Sprich nicht und geh! es kommen Dinge,
Bei denen ich nach Zeugen nicht verlange.
Du gabſt dein Wort, daß du mich läßt gewähren:
Drum geh!

Milota
(kehrt am Ausgange um).

Folgſt du auch nicht mehr zum Turnier?

Jawiſch.

Die Waffen hab' ich ſchon von mir gelegt;
Der Preis iſt mein! Geh jetzt! der Augenblick
Pocht wie ein Gläubiger und will was ſein.
(Milota ab.)
Ich ſehe ſie den Gang herunter kommen,
Begleitet nur von einer Kämmerin.
Nun raſch ans Werk!

(Zu einer Bildſäule der Liebesgöttin gewendet, die im Vorgrunde links ſteht.)

Du keuſche Liebesgöttin,
Getreue Gattin deines holden Gatten,
Dich fleh' ich an: verleih' mir deinen Schutz!

(Er zieht ein Blatt hervor und ſteckt es, zur Bildſäule auf einer Stufe des Unterſatzes emporſteigend, unter den halbgehobenen Fuß der Göttin.)

Bewahre mir dieß Blatt hier und beſtell' es!
Man kommt! — Ich muß noch etwas zögern! — Jetzt!

(Er ſpringt herab und eilt wie betroffen fort.)

Die **Königin** tritt in demſelben Augenblicke mit ihrem **Kammerfräulein** links im Hintergrunde auf.

Kunigunde.

War das nicht Roſenberg? — der Unverſchämte!
Ruf' ihn zurück!

Fräulein

(in die Scene rufend).

Herr Zawiſch! Kommt hierher!
Die Königin befiehlt es! Hier! Ihr ſollt!

(Zawiſch kommt zurück, verſchämt das Barett in der Hand drehend.)

Königin.

Ich weiß nicht, Herr, bin ich nicht voll bei Sinnen,
War ich im Fiebertraum die Tage her,
Wie, oder ſeid Ihr ganz ſo unverſchämt,
So raſend — Nein! Die Sprache hat kein Wort!
Verrückung möcht' am erſten es bezeichnen —
So unverſchämt verrückt, als Ihr Euch zeigt?
Bei meiner Ankunft ſchrie't Ihr gellend auf —
Ihr wart's! Ich ſtand drei Schritte fern und weiß es!
Seitdem verfolgt Ihr raſtlos mich mit Blicken,

Mit Blicken, die ich näher nicht bezeichne;
Doch regt ſich mir der Ingrimm, denk' ich dran.

(Näher zu ihm tretend.)

Nur erſt, beim Tanz, als ich die Hand Euch reichte,
Ja, Frecher, ja! Ihr drückte t mir die Hand!
Wer bin ich, Herr? und wer ſeid Ihr?

Zawiſch.

Verzeiht!

Königin.

Behandelt ſo hierlands man Königinnen?
Wär' ich zu ſtolz nicht, meines Gatten Zorn
In meiner eignen Sache aufzurufen,
Wär's hier in Böhmen wie bei uns daheim,
Wo auch die Frau ein Recht hat, eine Stimme
Und Macht, um zu vollführen, was ſie denkt,
Wo eine Königin nicht bloß des Königs Gattin,
Wo ſie Gebiet'rin iſt; es ſollt' Euch reu'n!

Zawiſch.

Verzeiht!

Königin.

Und nun: verzeiht! Erſt frech und kühn,
Und nun ſo knechtiſch, daß es an mich ekelt!
Was ſtecktet Ihr an jene Säule hin?

Zawiſch.

An jene Säule? — ſteckt was dort?

Königin.

Ein Zettel.

Zawiſch.

Ein Zettel? in der That!

Königin
(zum Kammerfräulein).
Nimm ihn herab!
(Es geſchieht.)
Was ſteht auf dem Papier?

Jawiſch.
Ich weiß es nicht!

Königin.
Ihr ſtecktet's doch hinauf.

Jawiſch.
Ich? Wahrlich nicht!

Königin.
Nur erſt, ſo wie ich kam.

Jawiſch.
Ich war nicht hier,
Ich kam von jener Seite.

Königin.
Nun, beim Himmel!
Ich bin verrückt, der Kopf dreht ſich im Wirbel!
Sind das hier Bäume? Iſt das Luft und Erde?
Ich ſah es ja, ich ſtand drei Schritte fern,
Als Ihr den Zettel an die Säule ſtecktet!

Jawiſch.
Wenn Ihr es ſagt, o hocherhabne Frau,
Dann muß es ſein, und wär' es nie geweſen!

Königin.
Und was enthält der Zettel?

Jawiſch.
Phantaſien!
Die Ausgeburt von dichteriſcher Glut.

Königin

(zum Kammerfräulein).

Zeig' her!

(Sie entwickelt den Zettel und ließt die Aufſchrift:)

„Der Schönſten!"

Ha Verweg'ner!
Nimm hin das Zeugniß deiner frechen Thorheit!

(Sie wirft ihm den Zettel vor die Füße.)

Und wagſt du's noch einmal, dich mir zu nahn,
So ſoll der König deinen Frevel ſtrafen!

Zawiſch

(hebt den Zettel auf und kniet damit vor dem Kammerfräulein nieder).

Nun denn, ſo wißt, daß ich Euch dienend folge,
Schon lang brennt das Geheimniß meine Bruſt.
In dieſen Zeilen wagt' ich's zu geſtehen,
Verloren bin ich, Herrin, wenn Ihr zürnt.

(Er ſteht auf und geht.)

Königin.

Ha, lachen muß ich wahrlich des Verrückten!

Kammerfräulein.

Seht, gnäd'ge Frau, ſo komm' ich Hand kehr um
Zu einem Ritter und zu Minnedienſt.

Königin.

Und glaubſt du wirklich, dich hab' er gemeint?
Nach mir blickt er, der Uebermüth'ge, Freche!

Kammerfräulein.

Ei, gnäd'ge Frau, was thut's? Der Wahn ſchon ſchmeichelt
Von ſolcher Werbung und von ſolchem Ritter.

Königin.

Von ſolchem Ritter? Lachen machſt du mich!

Kammerfräulein.

Ja, gnäd'ge Frau, im ganzen Böhmerland
Iſt Keiner, der dem Zawiſch ſich vergleicht
Von Roſenberg. Den edlen Gang, die Haltung,
Des Körpers mannigfache, edle Gaben,
Ihr ſaht ſie, Königin, ſo gut als ich;
Doch auch an Heldenmuth, an Tapferkeit
Steht er vor Allen, die ſich Ritter nennen.
In Padua hat er Jahre lang ſtudirt,
Auch macht er Reim' und ſingt ſie zu der Zither.

Königin.

So ſchlimmer denn!

Kammerfräulein.

So ſchlimmer, gnäd'ge Frau?

Königin.

Bei uns daheim lohnt man die Zitherſpieler
Mit Gold und mit Verachtung.

Kammerfräulein.

So bei uns nicht!
Manch' Edler eifert mit den Troubadours,
Und dieſer Zawiſch hat ſich manches Herz
Erſungen bei den Klängen ſeiner Zither.
(Den Zettel entfaltend.)
Ihr ſollt gleich ſehn!

Königin
(hat ſich geſetzt).

Er ſoll mir's wahrlich büßen!

Kammerfräulein (lieſt)

„Der Schönſten!" — Nun, ich nehm' es dankbar hin.
„O Hand von Schnee" —

Königin.

O Hand von Schnee, was heißt das?

Kammerfräulein.

Weiß wie Schnee.

Königin

(den Handſchuh abziehend und ihre Hand betrachtend).

Ich denk', er hat die Hand noch nie geſehn,
Den Handſchuh höchſtens!

Kammerfräulein (leſend).

„O Hand von Schnee,
Und doch ſo heiß."

(Die Königin ſtampft mit dem Fuße.)

Kammerfräulein.

Beliebt Euch, gnäd'ge Frau?

Königin.

Lies weiter nur!
Ich wollte ſagen: thu', was dir gefällt!

Kammerfräulein.

„O Hand von Schnee,
Und doch ſo heiß;
O Blick ſo feurig,
Und dennoch Eis!"

Königin.

Ich wollt', er wäre Glut und träfe dich!
Ich wollt' ihn martern, bis ich voll gerächt.

Kammerfräulein.

„Der Mund, ſo ſüße,
Spricht herber Art;
Die Bruſt, ob wogend,
Nicht minder hart."

Königin.

Schweig ſtill!

Kammerfräulein.

„O Blick erwarme,
O Bruſt erweich'!
O Hand —"

Königin.

Ich ſage dir, du ſollſt verſtummen!

Kammerfräulein.

So laßt Ihr mich nicht meines Sieges freu'n?

Königin.

Ich glaube bald, die Thörin nimmt's auf ſich!
(Sie ſteht auf.)
O wär' ich wieder fort aus dieſem Land,
In Ungarn, bei den Meinigen daheim!
Da galt ich noch! Frei ſtreift' ich in die Ferne,
Dorthin, dahin, wohin der Wunſch mich rief.
Mein alter Vater war mir gern zu Dienſt,
Zu Dienſt die Fürſten, ſeine Sippen alle,
Und was nur Mann hieß in dem weiten Reich;
Und Leben war und Feuer, Glut und Muth!
Da riefen ſie zum fernen Prag mich hin:
Ein König, ſagten ſie, regiere dort,
Vermählt in ſeiner Kraft der ältern Frau,
Den's dürſte nach der feurigen Genoſſin,
Nach gleichem Muth in gleichgeſchwellter Bruſt.
Ich komm' und finde — einen Greis. Ja, Greis!
Denn ſpielt ihm nicht ſchon graulich Bart und Haar?
Sie ſagen: von des Krieges Arbeit; gleichviel!
Und iſt er denn nicht mürriſch wie ein Greis?

Rechthab'riſch, ungeſtüm? beim reichen Gott,
Zum Schweigen und Gehorchen kam ich nicht!
Die Andern aber ſchmeicheln, betteln, kriechen,
Sind trägen Bluts und weißen, kalten Herzens.
Nur dieſer Roſenberg; bei uns in Ungarn
Trüg' er ſein Haupt keck unter Gottes Himmel,
Wie jener kühne Führer der Kumanen,
Dem er auch ähnlich ſonſt an Haupt und Bruſt,
Dem Beſten unter Ungarns ſtarken Mannen.
Doch Jener war ein freudig kühner Held,
Gerad in ſeinem Wollen, ſeinem Handeln;
Indeß der Böhme feig und niedrig kriecht,
Und ſeinen Werth und all ſein Selbſt beſudelt.
(Trompeten von außen.)
Was iſt?

Kammerfräulein.

Geendet iſt wohl das Turnier,
Und man ertheilt den Siegenden die Preiſe.
Euch, Königin, gebühret das Geſchäft.

Königin.

Man wird uns rufen. — Gib doch das Geſchreibe,
Man merkt beim erſten Leſen kaum den Sinn.
(Sie nimmt den Zettel.)

Kammerfräulein.

Ach, gnäd'ge Frau, des Königs Hoheit naht,
Der ganze Zug; ſie kommen vom Turnier!

Ottokar kommt mit **Milota** und **Füllenſtein.** Hinter ihm **Herren** und **Damen** vom Turnier.

Ottokar
(zu denen, die ihm folgen).

Wenn er darauf beſteht, ſo bringt ihn her!

(Im Vortreten zu Kunigunde.)

Es will der Sieger des Turnieres nur
Aus deiner Hand den Preis empfangen.
Nu Kunthe, nu wie geht's?

(Er will ſie am Kinne faſſen, ſie tritt zurück.)

Königin.

Ganz gut.

Ottokar.

Potz Blitz!
Wohl übel gar gelaunt?
He, Milota!

(Er tritt mit Milota auf die andere Seite des Vordergrundes.)

Der junge Merenberg entſprang?

Milota.

Ja, Herr.

Ottokar.

Verwünſcht! Doch woher weiß man's von dem Brief?

Milota.

Nach junger Leute Art hat er ſich deſſen
Gerühmt, man hat den Brief ſogar geſehn.

Ottokar.

Die Aufſchrift an den Erzbiſchof von Mainz?

Milota.

Derſelbe, ja.

Ottokar.

Auch Wolkersdorf iſt fort?

Milota.

Und Hartneid Wildon. Alle Oeſterreicher,
Seitdem die Königin Marg'rethe fern,
Sind übeln Sinns und ſchleichen fort vom Hof.

Ottokar.

Hätt' ich den Brief, ſo kennt' ich die Verräther,
Und meine Ferſe ſetzt' ich auf die Brut:
Nun aber wird ein Jeder mir verdächtig,
Und Alle muß ich hüten, Alle, Alle!
Pfui, Argwohn, Spürhund von des Teufels Meute!
Lockſt du auch Könige zu deiner Jagd?

Man hat indeß **Zawiſch von Roſenberg**, als Sieger im Turnier, hereingebracht, er ſteht vor dem Könige.

Ottokar.

Was iſt? — Ja, du biſt Sieger im Turnier!
Ich habe ſtets als wacker dich gekannt,
Geh' hin zur Königin und nimm den Preis!
He, Füllenſtein!

Füllenſtein.

Mein gnädiger Gebieter!

Ottokar.

Du nimmſt Gewappnete, und alle Pforten
Beſetzeſt du, die aus dem Schloſſe führen.
Wenn nach dem Feſt die Gäſte heimwärts ziehn,
Verhafteſt du, die ich bezeichnen werde,
Und hältſt als Geißel ſie in enger Haft.
Dem dort! dem trau' ich nicht. — Auch Lichtenſtein,
Der glatte Ulrich —

Füllenſtein.

Herr, doch Heinrich auch?

Ottokar.

Was ſchreiſt du ſo! Komm her und höre ſchweigend!
(Er zieht ſich mit Füllenſtein etwas mehr gegen den Hintergrund und ſpricht leiſe. So oft er dem, was Jener erwidert, zuhört, wendet er die Augen nach der andern Seite, wo Zawiſch und ſeine Gemahlin ſprechen.)

(Zawiſch hat ſich vor die Königin hingeſtellt, die ſitzt und in Gedanken vor ſich hinſtarrt.)

Kammerfräulein

(die Königin aufmerkſam machend).

Erlauchte Frau!

Königin

(da ſie Zawiſch vor ſich ſtehen ſieht).

Verweg'ner! wie, auch hier?

(Sie ſpringt auf.)

Kammerfräulein

(auf die reichgeſtickte Schärpe zeigend, die ein Page auf einem Sammtkiſſen trägt).

Der Dank!

(Die Königin nimmt die Schärpe, der Page legt das Kiſſen bei ihren Füßen nieder.)

Zawiſch

(zum Kammerfräulein).

Ei, Fräulein, gebt mir doch den Zettel,
Den ich vor Kurzem nur Euch überreicht.
Er kam nicht in die rechte Hand!

Kammerfräulein.

Mein Herr! —

Zawiſch.

Gebt ihn!

(Er hält die Hand hin.)

Kammerfräulein.

Verzeiht!

Zawiſch

(immer die Hand hinhaltend).

Er ſoll für Jemand anders!

Kammerfräulein.

Ich — hab' ihn nicht mehr!

Zawiſch.

Wie? Ihr habt ihn nicht mehr?
Dann wahrlich iſt er in der rechten Hand!
(Er wirft ſich vor der Königin auf das Kiſſen nieder, feurig.)
O Königin, habt tauſend, tauſend Dank —
(Langſam.)
Im Voraus für den Preis, den Ihr mir reichet.

Ottokar
(ſein Geſpräch unterbrechend).

Warum gebt Ihr den Preis nicht, Kunigunde?

Königin (beleidigt).

Ich wollte früher ſchon, eh' Ihr befahlt!
(Mit der Schärpe nahend.)
Herr Ritter!

Zawiſch.

Wie beglückt Ihr mich, Gebiet'rin!
In Demuth beugt ſich Euch mein dienſtbar Haupt!
(Leiſe.)
„O Hand von Schnee,
Und doch ſo heiß!“

Königin (leiſe).

Wenn Ihr nicht ſchweigt —

Zawiſch (laut).

Mit dieſem theuren Pfand
Statt Harniſch angethan, ſtatt aller Waffen,
Will fahrend ich die weite Welt durchziehn,
Und Euren Ruhm und meines Königs Ruhm

Verkünden und verfechten überall,
Für ihn und Euch mein Leben!

(Da die Königin ſich mit der Schärpe zu ihm neigt, leiſe und ſchnell:)

Alte Männer
Sollten alte Weiber freien. Jugend
Gehört für Jugend!

(Die Königin wirft die Schärpe auf den Boden.)

Ottokar (herüberrufend).

Nun, noch nicht zu Ende?

Zawiſch (leiſe).

Dieß Haupt dem Henker, wenn Ihr je es wollt!

Ottokar.

Was iſt?

Zawiſch.

Die Schärpe fiel.

Königin
(zum Kammerfräulein).

Reich' mir die Schärpe!
Die höchſte Langmuth findet doch ihr Ziel,
Verwegenheit mag es denn gleichfalls finden!
Hier nehmt die Schärpe und gehabt Euch wohl!

(Sie hängt ihm die Schärpe um. Wie ſie ſich über ihn beugt, faßt Zawiſch die Schleife an ihrem Aermel, die Schleife fällt. Zawiſch bückt ſich raſch und hebt ſie auf.)

Königin.

Ha, mein Gemahl!

(Ottokar wendet ſich nach ihr.)

Zawiſch
(der aufgeſtanden iſt und ſich gegen die Mitte zurückzieht).

Die Königin, mein König!

Ottokar.

Was iſt? Was willſt du, Kunigunde?

(Pauſe, während welcher die Königin Zawiſch anſieht, der ruhig vor ſich hinblickend daſteht. Sie ſieht noch einmal hin, dann.)

Königin.

Geht Ihr noch heut' nach Kibnik auf die Jagd?

Ottokar.

Wie kommt Ihr auf die Frage? Heute, ja!
Auch biſt du ganz verſtört. Was war denn hier?
Das Dankertheilen macht dir ſo viel Müh',
Daß ich in Zukunft dir's erſparen werde!

(Er wendet ſich von ihr.)

Königin

(zum Kammerfräulein leiſe.)

Die Schleife ſoll er geben; geh' und ſag' ihm's!

(Ottokar iſt in die Mitte des Saales getreten; die Verſammelten bilden einen Halbzirkel, deſſen linkes Ende die Königin, das rechte Zawiſch bildet, der, dem Kammerfräulein ausweichend, bis in den Vorgrund kommt.)

Ottokar.

Ihr Herrn, wer iſt von euch, der einer Sorge,
Und einer drückenden, mich ledig macht?
Der alte Merenberg, im Lande Steier,
An mir iſt zum Verräther er geworden,
An mir und ſeinem Land, von dem ich Herr.
Mit Briefen an den Erzbiſchof von Mainz
Hat er den Sohn nach Frankfurt hingeſandt:
Wahrſcheinlich unſre Wahl zu hintertreiben,
Der man dort pflegt, zum Kaiſerthron der Deutſchen,
Und Unruh' anzuſtiften, Meuterei.
Der Sohn iſt zwar entwiſcht, allein der Vater,
Er ſoll der Strafe nimmermehr entgehn.

Noch der Enthüllung ſeiner Spießgeſellen.
Der Frevler hat ſich auf ſein Schloß gezogen,
Das wohl bewahrt iſt gegen jeden Angriff;
Wer mir ihn bringt, wer mir ihn lebend bringt,
Was er ob Hochverrath verwirkt, die Leben,
Sein ganzes Gut, ſei des Ergreifers Lohn!
Ortolf von Windiſchgrätz, du ſcheinſt bereit?

Füllenſtein.

So laßt den Zweiten mich ſein, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Von meinen Leuten geb' ich euch die beſten:
Den hier — und den —
(Im Hintergrunde einzelne Wappner bezeichnend.)

Kammerfräulein

(Die von hinten herumgegangen iſt, zu Zawiſch tretend).
Die gnäd'ge Fürſtin zürnt.
Ihr ſollt die Schleife geben, laßt ſie ſagen.

Zawiſch.

Die Schleife? Nun und nimmermehr, mein Kind!
Ich habe ſie erobert, und mein Leben,
Den Kopf hier laſſ' ich, doch die Schleife nicht!
(Er zieht die Schleife hervor.)
Sieh her, wie ſchön! Roth, wie dein holder Mund,
Und weiß, wie dieſes Nackens reines Silber.
(Er berührt mit dem Finger ihre Schulter.)
Nein, die behalt' ich, und auf meinem Sarge
Soll neben Schild und Helm ſie prangend ruh'n.
Setzt' ich mein Blut nicht ein, um ſie zu haben?
Du blutigrothe Schleife, du bleibſt mein!
(Er hält ſie vor ſich hin in die Luft.)

Königin
(auf der andern Seite des Theaters).
Wahnſinnig iſt er! Himmel, wenn der König —!

Kammerfräulein (zu Zawiſch)
Die Königin macht Zeichen, ſteckt ſie ein!
Der König naht.

Ottokar (zurückkommend).
Was habt Ihr, Roſenberg?

Zawiſch
(hat die Schleife in den Buſen geſteckt).
Nichts, gnäd'ger Herr!

Ottokar.
Wie? Nichts?

Zawiſch.
Herr, es gibt Dinge,
Die man mit Recht dem König ſelbſt verbirgt!

Ottokar.
Ein Liebespfand?

Zawiſch.
Ein Pfand, Herr, das man liebt.

Ottokar
(nach einer Pauſe der Beobachtung)
Wer hat die Königin heut' angekleidet?

Kammerfräulein.
Ich, gnäd'ger Herr.

Ottokar.
Seid Ihr ſo ſorglos, Dirne,
Daß Einen Arm Ihr nur mit Schleifen ziert,
Indeß der andre leer?

Kammerfräulein.

Gewiß — verloren!

Zawiſch

(zum Suchen gebückt)

Man muß ſie ſuchen.

Ottokar.

Laßt das nur, Herr Zawiſch!
Wenn die Verſammlung fort iſt, macht ſich's leichter;
Allein bis Abend hoff' ich ſie zu ſeh'n.
Dem aber, der ſie fand, gebt dieſen Ring,

(er zieht ihn vom Finger und gibt ihn Roſenberg.)

Im Namen meiner Gattin, ſeiner Frau;
Denn Königinnen ſchenken Diamanten,
Doch Buſenſchleifen nicht. — Euch, Königin,
Bitt' ich, in Zukunft Euren Anzug mehr,
Und — meiner Würde mehr in Acht zu nehmen!

(Zu Zawiſch.)

Vergeßt es nicht und richtet's aus dem Finder!

Königin.

In meinem Namen, Ritter, aber ſagt ihm:
Er möge das behalten, was er fand;
Denn was ich ſchenke, Schleife, Diamant,
Indem ich's ſchenke, ändert's die Natur,
Und iſt nur noch der Königin Geſchenk.
Auch mög' er ſehen, daß ich Herrin bin,
Zu ſchenken, was ich will, und wenn es mehr
Als Schleife wäre, mehr als Diamant!

(Sie geht ab.)

Ottokar

(geht einigemal auf und nieder, dann bleibt er vor Roſenberg ſtehen).

Was war hier, Roſenberg?

Zawiſch
(auf ein Knie niedergelaſſen).

Zürnt mir mein König?

Ottokar (ihn betrachtend).

Du ſollteſt thöricht g'nug ſein, meinen Zorn,
Den Zorn des Ottokar auf dich zu rufen,
Um einer Laune, eines leeren Nichts?
Wer biſt du denn, daß du es wagen ſollteſt?
Ich hauche — und wo war dann Roſenberg?
Ich aber kenne dich als klug: — Steh' auf!

Zawiſch.

Nicht wenn Ihr zürnt.

Ottokar.

Ich ſage dir: ſteh' auf!
(Zawiſch ſteht auf.)

Ottokar.

Ihr aber geht zu meiner Frau und ſagt ihr,
Nicht ſtören möge ſie der Gäſte Frohſinn
Durch längeres Entbehren unſrer Wirthin!
(Diener ab.)

Ottokar.

Ihr Ortolf alſo richtet mir ins Werk,
Was Ihr verſpracht; den Lohn verbürg' ich Euch.
Ich will ſie lehren, an das Reich ſich wenden!
(Auf die Bruſt ſchlagend.)
Hier iſt das Reich!

Diener
(kommt zurück).

Die Königin iſt unpaß.

Ottokar.

Ei, derlei Krankheit iſt nicht ſchwer zu heilen!
Geh' noch einmal und bitte ſie, zu kommen.

(Diener geht.)

Und nun, ihr Herrn, hinauf zum Ritterſaal!
Und laßt den Tanz, laßt ſich das Feſt erneu'n,
Bis an den Morgen rege ſich die Luſt!

(Zu Füllenſtein.)

Vergiß nicht, was ich dir gebot!

Füllenſtein.

Sorgt nicht!

(Diener kommt zurück.)

Ottokar.

Nun, kommt die Königin?

Diener.

Sie will nicht, Herr!

Ottokar.

Sie will nicht? will nicht; wenn ich es gebiete?
Sag' ihr! — Doch laß! Sie wird ſich ſelbſt beſinnen.
Mit Weiberlaunen hat man billig Nachſicht!
Nur fort, ihr Herrn!

Der Erſte der Reichstaggeſandten

(die ſich unter der Menge befinden).

Mein gnäd'ger Herr und König!

Ottokar.

Wie, mein Herr Abgeſandter, Ihr noch hier?

Abgeſandter.

Noch immer harrend einer gnäd'gen Antwort
Für meine Kommittenten, für die Wahlherrn
Des heil'gen röm'ſchen Reichs.

Ottokar.

Mein Herr Geſandter,
Die Antwort iſt denn auch nicht gar ſo leicht.
Ich bin ein König über viele Länder,
Zu viel beinah für eines Menſchen Kraft.
Nun ſoll ich mit der Sorge mich belaſten
Für noch ein Land, und für ein Land, das ſelber
Mitſorgen will, und ſitzen mit im Rath.
Ich bin gewohnt, wenn ich 'mal ſage: Ja,
So gilts den Kopf, wenn Jemand ſpräche: Nein!
Und was könnt ihr denn eurem Fürſten bieten?
Die Zölle ſind verſetzt und die Gefälle;
Was nur des Kaiſers war, es haben
Im langen Zwiſchenreich ſich die und der
Mit räuberiſchen Händen drein getheilt.
Soll ich das Mark von meinem reichen Erbland
Nun ſetzen auf ſo trügeriſches Spiel?
Euch Herrn gefiele wohl, mit meiner Habe
Zu helfen eurer dringend bittern Noth;
Doch will ich lieber hier in Böhmen ſitzen,
Und eines armen deutſchen Kaiſers lachen,
Als ſelbſt ein armer deutſcher Kaiſer ſein.
Indeß verſchmäh' ich nicht, die höchſte Macht
Vielleicht zu krönen mit der höchſten Würde,
Auf Karls des Großen Thron, ein zweiter Karl
Zu ſitzen in des Reiches Vollgewalt;
Doch ſoll man mir die Kron' erſt ſelber bringen,
Und legen auf dem Kiſſen dort vor mir,
Bevor ich mich entſcheide, was geſchieht.
Ich habe meinen Kanzler hingeſandt,
Herrn Braun von Olmütz, auf den Tag nach Frankfurt,
Und ſeht, er ſchreibt mir.

(er zieht den Brief hervor.)

daß die Wahl des nächſten
Wird vor ſich gehn. Dem Pfalzgraf bei dem Rhein
Trug man den Ausſpruch auf im Kompromiß.
Er iſt zwar nicht mein Freund; er und der Mainzer,
Sie ſchmieden Ränke, wie mein Kanzler ſchreibt;
Allein die deutſchen Fürſten wagens nicht
Dem Stirnenrunzeln Ottokars zu ſtehn.
Die Kron' iſt mein! das heißt, wenn ich ſie mag.
Doch laßt ſie hier erſt ſein, dann will ich ſprechen.

Diener (kommt).

Der Kanzler, Euer Hoheit, Braun von Olmütz.

Ottokar.

Seht Ihr? er kommt zurück.

Diener.

Mit ihm ein Ritter
In lichter Rüſtung, Fürſten gleich geziert,
Und zwei Herolde in des Reiches Farben,
Den Adler vor der Bruſt, die laut trompeten.

(Trompeten von außen.)

Zawiſch.

Erlaube, königlicher Herr und Kaiſer;
Daß wir die erſten deiner neuen Diener —

(Die ganze Verſammlung macht eine Bewegung nach vorn.)

Ottokar.

Zurück! Wollt ihr dem Reichstagboten zeigen,
Daß unverhoffte Freud' er überbringt?
Auch wißt ihr nicht, ob ich die Wahl genehm'ge!

(Zu den Geſandten, die ſich zurückgezogen haben.)

Wo geht ihr hin? Ich hab' euch nicht entlaſſen!
Nichts iſt geſchehn, was Störung bringen kann.

Der Mainzer alſo, ſagt ihm's, mag ſich hüten!
Denn komm' ich an den Rhein, und das ſoll bald,
Zum Dank für all die frechen Winkelzüge
Treib' ich ihn aus von ſeinem Biſchofſitz.

Der **Kanzler** iſt indeſſen eingetreten. Alle umringen ihn mit fragenden Geberden; er bleibt im Hintergrunde die Hände ringend.

Ottokar

(im Vorgrunde fortfahrend).

Der Pfalzgraf auch bei Rhein ſteht mir nicht an,
Ich werde ſeine Chur dem Bayer geben.
Noch Allerlei will ich in eurem Land,
Und Alle, die mir dieſes Schreiben nennt —

Zawiſch

(im Hintergrunde losbrechend, doch halb laut).

Die Wahl des Reichs fiel nicht auf Ottokar?

(Der Kanzler ſchüttelt mit gefalteten Händen das Haupt.)

Zawiſch.

Auf wen denn ſonſt?

Kanzler.

Auf Rudolf, Graf von Habsburg.

Ottokar

(hat unterdeſſen dem Geſandten den Brief gewieſen, mit dem Finger einzelne Stellen bezeichnend).

Die müſſen fort — ſeht, der! —

(Bei der erſten Rede des Kanzlers horcht er, in derſelben Stellung bleibend, nach hinten hin in höchſter Spannung. Als jener den Namen Habsburg nennt, fährt Ottokar zuſammen; die Hand, mit der er auf den Brief zeigt, beginnt zu zittern; er ſtottert noch einige Worte.)

und der — muß fort!

(Die Hand mit dem Briefe ſinkt hinab; mit gebrochenen Knien ſteht er noch eine Sekunde, ſtarr vor ſich hinſehend, dann rafft er ſich empor, und geht ſtarken Schrittes in ſein Zimmer.)

Zawiſch.

Herr Kanzler, ſagt, iſt es denn wirklich wahr?

Kanzler.

Nur allzuwahr: der Habsburg Deutſchlands Kaiſer.

Zawiſch.

Allein wie kam's?

Kanzler.

Es ging noch Alles gut,
Die meiſten Fürſten ſtimmten für den Herrn:
Da kommt mit einemmal der Kanzellar
Des Erzbiſchofs von Mainz — der hier geweſen —
Mit ihm ein Wolkersdorf aus Oeſterreich,
Und Hartneid Wilden aus dem Lande Stei'r,
Die klagten — Still! der König kömmt zurück!

Ottokar

(kömmt aus ſeinem Gemach)

Sagt meiner Frau, ſie ſoll bereit ſich halten.
Ich will noch heut vor Abend auf die Jagd.
(Er geht mit ſtarken Schritten auf und nieder.)

Kanzler

(nach einer Pauſe).

Ach, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Was iſt?
(Zuſammenfahrend.)
Ihr? — Wart Ihr hier?
Vor Kurzem hier?

Kanzler.

Ach ja!

Ottokar.

Und habt geſprochen?

Kanzler.

Ja, gnädger Herr!

Ottokar.

Verdammt!

(Wirft ihm den Handſchuh ins Geſicht; dann, ihn an der Hand in den Vorgrund führend.)

Was ſchwatztet Ihr
Von Reichstag und von Wahl?

Kanzler.

Hier hört es ſelbſt!

Der **Burggraf von Nürnberg**, mit **zwei Herolden** voraus, und mehreren **Begleitern** hinter ſich, tritt ein.

Ottokar

(geht ihm mit ſtarken Schritten bis in die Mitte des Saales entgegen).

Wer ſeid Ihr, Herr?

Burggraf.

Friedrich von Zollern bin ich,
Burggraf von Nürnberg, abgeſandt vom Reich.

Ottokar.

Glück zu!

(Er kehrt ihm den Rücken, und geht wieder in den Vorgrund.)

Burggraf.

Rudolf, von Gottes Gnaden Kaiſer —

Ottokar.

Ich glaube, Herr, das Reich will meiner ſpotten?
Hier ſtehn noch die Geſandten, die die Krone

Mir anzubieten kamen, und ihr wählt,
Eh' ich entſchieden, einen Andern?

Burggraf.

Herr,
Der Kanzellar des Erzbiſchofs von Mainz,
Er hat gemeldet, wie mit ſchnöden Worten
Von Euch gewieſen Ihr ſo Kron' als Reich.

Ottokar.

Ha, frecher Treubruch deutſcher Reichsbarone!

Burggraf.

Beſchuldigt Ihr des Treubruchs Deutſchlands Fürſten?
So wißt denn, was die Wahl von Euch gewandt!
Wir ſuchten einen Herrn, gerecht und gnädig,
Als einem ſolchen bot man Euch den Thron.
Da kam der Ruf, da kamen ſelber Zeugen,
Die laut es riefen in der Fürſten Ohr,
Wie Ihr gethan an Königin Marg'rethen,
Die Eure Gattin war, die Ihr verſtießt;
Wie Ihr die Rechte ſchmälert jener Lande,
Die rechtlos vorenthalten Ihr dem Reich;
Wie Eure Ungnad' ſchon ein Halsverbrechen,
Und Strafe trifft, wo noch kein Urtheil traf.
Das ſind wir nicht gewohnt in Schwaben und beim Rhein,
Wir müſſen einen gnäd'gen Fürſten haben,
Vor Allem aber ſoll er ſein gerecht.
Dieß überlegend, ſchritten ſie zur Wahl —

Heinrich von Lichtenſtein
(hinter der Scene).

Verrätherei!

Ottokar.

Wer ruft?

Gemurmel (unter den Anweſenden).

Der Lichtenſtein!

Heinrich von Lichtenſtein

(tritt auf).

Wer Oeſterreicher iſt, der ſei gewarnt!
Am Ausgang ſtehn des Schloſſes Häſcherrotten,
Die fangen jeden, der nicht Böhmiſch iſt.

Füllenſtein

(kommt hinter ihm mit gezogenem Schwert).

Gebt euch gefangen!

Ottokar (vortretend).

Eure Wehre, Heinrich!
Ihr, Ulrich Lichtenſtein, Graf Bernhard Pfannberg,
Ebol Seldenhoven, Wulfing Stubenberg,
Ihr gebt die Schwerter, und euch ſelbſt in Haft!

Lichtenſtein.

Was thaten wir?

Ottokar.

Damit ihr, Freund, nichts thut,
Send' ich euch in die Haft. Damit ihr nicht
Euch flüchtet zu der neuen Majeſtät,
Wie Wolkersdorf und Wildon, die Verräther,
Und Merenberg —

(Mit dem Fuße ſtampfend.)

Wer ſchafft mir Merenberg?
Sobald er hier aus ſeinem Felſenneſt,
Soll euch der Richter gegenüber ſtellen,
Und wohl dann dem, der ſich nicht ſchuldig fühlt!

(Zu Zollern gewendet.)

Und nun nur weiter fort in unſrer Sache

(Die Geißel werden fortgeführt.)

Burggraf.

Der Auftritt hier erſpart mir die Erklärung,
Warum die Fürſten, Herr, nicht Euch gewählt.
Und nun zu meiner Botſchaft, Böhmens König!
Rudolf, von Gottes Gnaden römiſch deutſcher Kaiſer,
Entbietet dich auf einen Tag nach Nürnberg!
Daß du dort walteſt deines Schenkenamts,
Wie's dir als Churfürſt ziemt des deutſchen Reichs;
Sonſt auch nach Recht die Leben dort empfangeſt
Von Böhmen und von Mähren, die dir zuſtehn.

Ottokar.

Wie das? Nicht mehr? Und Oeſterreich und Steier?

Burggraf.

Und Oeſterreich und Steier, Krain und Kärnthen,
Nebſt Eger, Portenau, der wind'ſchen Mark,
Stellſt du zurück zu Handen unſers Kaiſers,
Als böslich vorenthalten von dem Reich.

Ottokar.

Ha, ha, ha, ha! 'ne luſt'ge Mähr fürwahr!
Und ſonſt begehrt der neue Kaiſer nichts?

Burggraf.

Nur was des Reichs!

Ottokar.

Herr, es iſt aber mein!
Den Ungarn hab' ich Steier abgenommen,
Mit meinem Blut, mit meiner Böhmen Blut.
Vererbt ward Kärnthen mir von meinem Ohm

Durch gleicher Erbverträge Wechſeltauſch,
Und Oeſtreich brachte mir zur Morgengabe
Die Königin Marg'rethe, meine Gattin.

Burggraf.

Wo iſt Marg'rethe nun?

Ottokar.

Wenn auch getrennt,
Beſtätigt hat ſie ihrer Lande Schenkung,
Und mein iſt Alles, was ſonſt ihre war.

Burggraf.

Die Lande Oeſterreich und Steier fallen,
Vermög dem Majeſtätsbrief Kaiſer Friedrichs,
Wohl an des letzten Lehnbeſitzers Töchter,
An ſeine Schweſtern nicht; und Margarethe
Iſt nur des letzten Babenbergers Schweſter,
Des Herzogs Friedrich, der den Mannſtamm ſchloß.
Des Reiches Leh'n vererben nicht,
Durch keine Heirath mag man ſie erwerben:
Und ſo gib wieder, was dem Reich gehört.

Ottokar.

Ich glaube gern, daß es ihm wohlgefiele,
Dem neuen Herrn, wenn ich die reichen Lande
Ihm ſendete nach Schwaben, ſeinen Säckel
Zu beſſern, und die dürftig leere Hand;
Allein nicht ſo! Ich bin nun alt genug,
Um auf Verluſt mich zu verſtehn und auf Gewinn.
Geht nur zurück, und ſagt dem deutſchen Reich —
Denn einen deutſchen Kaiſer kenn' ich nicht —
Manch' Geier ſoll noch Aaſes werden ſatt,
Bis ſie gewinnen was des Böhmen iſt!

Er ladet mich zu ſich? nun wohl, ich komme;
Doch will ich Gäſte führen mit zum Tanz,
Daß von der Füße Stampfen weit umhin
Die Erde ſoll erzittern bis zum Rhein.
Gehabt Euch wohl, und ſagt das Euerm Herrn!

Zawiſch.

Wir aber wollen zu den Waffen greifen.
Mit Gut und Blut für unſern großen König!
(Er geht, mehrere wollen folgen.)

Ottokar.

Halt da! Wozu? Für wen? und gegen wen?
Im Lande ſoll man handeln und verkehren,
Als wär' der tiefſte Fried'. Wenn's an der Zeit,
Will ich ſchon des Beſuches Gäſte wählen.

Und nun mit mir! Der neue Bettelkönig,
Nicht einem Reh ſoll er das Leben retten!
Auf Ribnik iſt für morgen große Jagd;
Ihr alle ſeid geladen! Luſt und Freude!
Bringt Lichter, es wird dunkel. Fackeln her!
Und ſo mit mir! Auf Waidwerk! In den Wald!
(Ab, die Uebrigen folgen ihm tumultuariſch nach.)

(Es wird dunkler. Kurze Pauſe, dann hört man in der Ferne auf einer Zither ſpielen.)

Kammerfräulein
(tritt aus der Thüre der Königin).

So, ſie ſind fort! Wer ſpielt da auf der Zither?

Königin (kommt).

Was iſt? Wer ſpielt?

Kammerfräulein

(an der Baluſtrade).

Ich weiß nicht, gnäd'ge Frau.
Horch! Worte? „Hand wie Schnee, und doch ſo heiß!"
Es iſt Herr Zawiſch Roſenberg. Er ſingt.
Soll ich ihn gehen heißen?

Königin

(hat ſich geſetzt).

Laß ihn nur,
Es hört ſich gut zu in der Abendkühle.

(Sie ſtützt ihr Haupt gedankenvoll in die Hand.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Gemach in Merenbergs Schloſſe.

Der alte Merenberg ſteht am offenen Fenſter, die Mütze zwiſchen den gefalteten Händen.

Die Sonne ſteigt empor. Hab' Dank, o Gott,
Des Greiſen Dank, für dieſen neuen Tag!
Und für den Tag, den du geſchenkt dem Lande,
Da du hervorriefſt aus des Dunkels Schooß
Mildglänzend Habsburgs leuchtendes Geſtirn;
Das wieder grün macht die zerſtampften Auen,
Und wieder lau die froſtdurchſchnitt'ne Luft.
O gib, daß wir, der Deutſchen Aeußerſte,
Theil nehmen an dem Heil, das dort entſtand;
Daß Alle, die wir Oeſterreicher ſind,
Entnommen aus des Fremden harter Zucht,
Wie Brüder kehren in der Aeltern Haus,
Von Eines Vaters Auge fromm betracht.
Amen, ſo ſoll's geſchehn!
Wer klopft?

Frau (von außen).

Ich, Alter!

Merenberg.

Ei, nur herein!

Frau
(tritt ein mit einer Schüſſel und Wein).
Ich bringe dir das Frühſtück.

Merenberg.
Setz immer hin! Wer ſpricht im Schloßhof unten?

Frau.
Zwei Reiter, die nach dir verlangten.

Merenberg.
Nun?
Warum bringt man ſie nicht?

Frau.
Ich dachte —

Merenberg.
Was denn?
Bin ich in Fehde denn mit meinen Nachbarn?
Liebt man den Merenberg nicht rings im Land,
Daß vor zwei Reitern ich mich ſcheuen ſollte?
Wer weiß, was Wicht'ges ſie zu melden kommen?
Vielleicht von meinem Sohn! Führ' ſie herauf!
(Frau ab.)
Das hieße ſich noch gar verdächtig machen,
Verſchlöſſ' ich mich vor Botſchaft und Beſuch.
Ob freilich zwar der böſe Zeitenlauf
Zu Vorſicht räth und leicht wohl gar zu Mißtraun;
Doch ſind mir zwanzig Knechte ja im Schloß.

Herbott von Füllenſtein und **Ortolf von Windiſchgräz** treten, von Merenbergs **Frau** geführt, ein. Beide ganz gerüſtet und mit geſchloſſenem Viſir.

Merenberg.
Ei, Gott zum Gruß, ihr Herrn! Frau, bring noch Wein!
(Frau ab.)

Was führt euch her zu mir? Zwar, eh ihr ſprecht,
Setzt euch an Tiſch und nehmt mit mir vorlieb;
So iſt es Sitt' in unſerm Steierland.
(Sie ſetzen ſich.)
Beliebt's euch nicht den Helm vom Haupt zu nehmen?
(Beide ſchütteln verneinend die Häupter.)
Verbietet's ein Gelübd'? — Doch wie ihr wollt!
Ihr zieht dem Heer des Königes wohl zu?
Des Königs Ottokar? — Er lagert an der Donau,
Seitwärts Korneuburg, weit bis Tuln hinauf,
Am linken Ufer, ward mir angeſagt.
Und Kaiſer Rudolf — nu, den Habsburg mein' ich, —
Am rechten Ufer hält er Wien belagert.
Den Fluß zu überſetzen ſcheuen Beide.
Allein ihr ſprecht nicht, und ihr eßt auch nicht?

Beide (aufſtehend).

Wir eſſen mit Verräthern nicht!

Merenberg
(ſpringt auf).

Daß Gott!

Füllenſtein
(der das Schwert zieht und ſich vor die Thüre ſtellt, das Viſir öffnend).

Erkennſt du mich?

Merenberg.

Herbott von Füllenſtein.
(Der Andere hat auch das Viſir aufgeſchlagen.)
Ortolf von Windiſchgräz! — Was thut ihr Herren?
(Ortolf von Windiſchgräz iſt ans Fenſter getreten und ſtößt ins Horn.)

Füllenſtein.

Im Namen unſers Königs Ottokar,
Nehm' ich dich in Verhaft als Hochverräther.

Merenberg.

Warum?

Füllenſtein.

Haſt du nicht deinen Sohn geſandt
Mit Klagen an die Fürſten und das Reich?

Merenberg.

Der Unvorſichtige! — Mit Klagen nicht,
Mit Bitten nur für Königin Marg'rethe,
Und ihres angeſtammten Rechtes Schutz.

Füllenſtein.

Dient nicht dein Sohn jetzt in des Kaiſers Heer?

Merenberg.

Ich bin verloren!

Füllenſtein.

Ja, das biſt du! Folge!

Merenberg.

Wohin?

Füllenſtein.

Dahin, wo man dich preſſen wird,
Bis deiner Ränke letzter dir entgeht.

Stimme (von außen).

Macht auf! macht auf!

Füllenſtein.

Ortolf, bewach' die Thür!

Stimme (von außen).

Um Gotteswillen, öffnet!

Ortolf.

's iſt dein Knecht,
Der Duxer, Füllenſtein!

Füllenſtein.

Was will denn der?

Windiſchgräz öffnet die Thür. **Knecht** tritt ein.

Knecht.

Herr, Kaiſerliche ſtreifen in der Nähe!

Füllenſtein.

Verdammt!

Knecht.

Sie haben, heißt es, Gräz genommen,
Des Königs Hauptmann, Milota, gefangen,
Und wenden alles Land dem Kaiſer zu.

Füllenſtein.

Wie mag das ſein?

Knecht.

Ja, Meinhard Graf von Görz
Soll beigetreten ſein der Deutſchen Sache,
Und der haust alſo übel hier im Land.

Merenberg.

Nun, Gott ſei Dank!

Füllenſtein.

Euch ſoll's nicht helfen, Herr!
Nur fort mit ihm! Ihr wendet eure Schwerter
Auf ſeine Bruſt, und wagen's die im Schloßhof
Sich nur zu regen, ſtoßt ihr ſtracks ihn nieder.
Die Pfade kenn' ich hier herum, ich leit' euch.

Merenberg

(der abgeführt wird).

Mein Sohn iſt frei, die Königin geborgen;
Was liegt an mir? da wird der Himmel ſorgen.

(Alle ab.)

Böhmiſches Lager am linken Donauufer. Zelt des Königs. Ein Tiſch mit einem Aufriß der Gegend im Vorgrunde.

Ottokar tritt auf, der **Kanzler** und **Mehrere** hinter ihm.

Ottokar
(im Auftreten zu ſeinen Begleitern).

Iſt er gefloh'n, ſo laßt den Schurken hängen!
Man hängt ja täglich Diebe; Gottes Donner!
Ein Feiger dünkt mich ſchlechter als ein Dieb!
(Er kommt in den Vorgrund, der Kanzler folgt ihm.)
Verfolgt Ihr mich denn üb'rall hin, Herr Kanzler?

Kanzler.

Ja überall, mein König und mein Herr,
Bis Ihr mich anhört und mir Antwort gönnt.
Herr, es ſteht ſchlimm!

Ottokar
(auf und nieder gehend).

Es ſteht ſehr gut!

Kanzler.

O Gott!
Die Krankheit herrſcht, der Mangel herrſcht im Lager.

Ottokar.

Die Krankheit: Furcht, und Mangel wohl an Muth;
Doch nur bei Wenigen, ſo will ich hoffen,
Und von den Wenigen hängt Einer drauß!
Hat man jetzt Zeit, um krank zu ſein? Und Hunger?
Ich hung're nur nach Einem: nach dem Sieg!

Kanzler.

Aus Böhmen ſeit fünf Tagen keine Nachricht,
Und man beſorgt —

Ottokar.

Wahrſcheinlich bin ich dort
So ſchlecht bedient als hier!

Kanzler.

Hier ſeid Ihr gut,
(auf ſeine Bruſt ſchlagend.)
Hier mindſtens ſeid Ihr gut bedient, mein König!

Ottokar.

Mag ſein! mag ſein!

Kanzler.

Von Oeſtreich die, von Steier,
Allnächtlich fliehn ſie haufenweis zum Feind.

Ottokar (ſtehen bleibend).

Ich will ſie treffen! — All dieß weite Land,
Zur menſchenleeren Wüſte will ich's machen,
Daß drin die Füchſe hauſen und die Wölfe,
Und nach Jahrhunderten der müß'ge Wandrer
Sich ſtreiten ſoll, wo Neuburg ſtand und Wien.

Kanzler.

Am linken Ufer ſchon, auf unſrer Seite,
Will Feinde man ſogar geſehen haben.

Ottokar.

Beinahe glaub' ich, daß es Mancher wollte;
Doch iſt's nicht wahr!

Kanzler.

Allein die Wachen ſahn's.

Ottokar.

Schickt einen Muthigen, der ſieht wohl nichts!

Kanzler.

Bei Wolkersdorf —

Ottokar.

Ich ſag' Euch: Nein! Ich weiß!
Die Mährer ſind's, wenn ſich dort Haufen zeigen!
(Er ſteht am Tiſch bei der Karte.)
So war's im Plan! Die Mährer dort von oben,
Im Rücken Milota aus Steiermark,
Und wir, wie Schleien durch die Donau, und
Wie Löwen jenſeits 'raus; und dann —
(Mit der Hand in den Tiſch ſchlagend.)
Schlag todt!
Ich habe ſie!
(Er geht wieder auf und nieder.)

Kanzler.

Du allgerechter Gott!
Ich ſinne nach, wie wir uns retten möchten,
Und Ihr ſprecht nur von Sieg! — Aus Steiermark
Hört ab und zu man wunderbare Dinge.

Ottokar.

Ei, wundert Euch ſoviel Ihr wollt, Herr Kanzler!
Dort iſt der Milota, ein tücht'ger Mann;
Kein Kopf, doch eine Fauſt von Stein und Stahl.
Der ſchlägt Euch zwanzigmal auf Einen Fleck,
Und frägt nicht, wie's gethan.

Kanzler.

Nun denn, ſo ſei's!
Ich habe mich verwahrt! Als ich Euch ſagte:
Herr, traut dem Bayer nicht! Ihr trautet doch:
Und nun ließ er den Kaiſer durch ſein Land.

Ottokar.

Furcht hat 'ne feine Naſe für die Furcht;
Den Bayer habt Ihr trefflich ausgewittert!

Kanzler.

Der Grafenbund in Schwaben iſt zerſtreut.

Ottokar.

Der hielt wohl niemals allzufeſt beiſammen!

Kanzler.

Mit Einem Wort: Der Kaiſer Rudolf, Herr —

Ottokar.

Was Kaiſer!

Kanzler.

Nu, der Habsburg alſo denn!
Er iſt der Mann nicht, den wir ſonſt ihn glaubten.

Ottokar.

Mir ſollte leid thun, wenn er ſchlimmer wäre:
Ein Krieger, und ein Mann vielleicht; kein König.

Kanzler.

So dachte Mancher, der ihn wählen half;
Doch hat ſich's anders, unverhofft bewährt.
In Aachen ſchon, als man die Lehen gab,
Und ſich kein Scepter fand — man wollt' ihn ſtören! —
Da trat er hin und nahm vom Hochaltar
Ein Kruzifix —

Ottokar.

Und gab die Leh'n damit?
Wer geben will, der findet leicht ein Werkzeug:
Zum Nehmen rüſt' er kräftiger ſich aus!

Kanzler.

Die Ruh' iſt hergeſtellt im weiten Deutſchland,
Die Räuber ſind beſtraft; die Fehden ruh'n;
Durch kluge Heirath und durch kräft'ges Wort
Die Fürſten einig und ihm eng verbunden;

Der Papſt für ihn; im Land nur Eine Stimme,
Ihn preiſend, benedeiend als den Retter.
Als auf der Donau nur allſammt dem Heer
Nach Wien er niederfuhr mit lautem Schall,
Da tönte Glockenklang von beiden Ufern,
Von beiden Ufern tönte Jubelruf
Der Menge, die dort kam und ſtaunt' und kniete,
Wie ſie den Kaiſer ſah'n im grauen Röcklein
Am Vordertheil des Schiffes ſtehn allein,
Und freundlich grüßend mit des Hauptes Neigen.
Herr, nennt ihn Kaiſer, denn fürwahr er iſt's!

Ottokar.

Sprichſt du ſo warm für ihn?

Kanzler.

Für Euch wohl wärmer;
Hab' ich ihm denn geſchworen, ſo wie Euch?
Doch, daß zwei Herrn, ſo hoch, ſo würdevoll,
Sich gegenüber ſtehn, da's nur ein Wort,
Ein Wort nur brauchte, um ſie auszuſöhnen —
Ja, Herr, es iſt geſagt! Es ſei geſagt!
Und mögt Ihr zürnen, melden muß ich's Euch:
Der Kaiſer hat geſendet einen Herold,
Und läd't Euch ein zu gütlichem Geſpräch.

Ottokar.

Schweig ſtill!

Kanzler.

Die Inſel Kaumberg ward erſehn,
Von beiden Theilen werde ſie beſetzt;
Nicht Ihr zu ihm, nicht er zu Euch,
Auf gleichgetheilten Boden ſollt Ihr kommen,
Und dort verhandeln, was uns Allen nützt.

Ottokar.

Bei meinem Zorn —

Kanzler.

Herr, ſelbſt bei Eurem Zorn!
Nicht ſchweig ich da, wo reden meine Pflicht!

Zawiſch von Roſenberg kommt.

Ottokar.

Du kommſt zurecht; beſchwicht'ge dieſen Raben!

Zawiſch.

Was will er denn?

Ottokar.

Er ſpricht mir von Vergleich.

Zawiſch.

Wie? von Vergleich? der kindiſch ſchwache Greis!
Nur eben hat ſich eine Schaar Kumanen
Durch eine Furth dem Lager angenaht;
Allein ich ging hinaus mit meinen Böhmen,
Und, wie ſie floh'n, den Rückweg fand wohl Keiner!

Ottokar (zum Kanzler).

Seht Ihr?

Kanzler.

Ein einzler Fall entſcheidet nicht!

Zawiſch.

Doch viele Fälle fällen doch zuletzt!
Die Axt iſt an der Wurzel, losgeſchlagen!
(Zum Kanzler.)
Habt Ihr ein Heer wie unſers je geſehn?
Voll Kraft und Muth und Zuverſicht und Stolz
Auf ſich und auf den Führer, der es leitet.

Kanzler.

Ihr wißt wohl, Zawiſch, daß es anders iſt.

Zawiſch (fortfahrend).

Und Ihr könnt von Vergleich und Frieden ſprechen?
Sind ihrer viel; wir ſind wohl gleicher Zahl!
Sind tapfer ſie; wer nimmt es auf mit uns?
Führt ſie ein Kaiſer; hier ſteht Deutſchlands Kaiſer!
Noch dieſe Schlacht und, Kanzler, glaubt, er iſt's.

Kanzler.

O Roſenberg, Ihr ſpielt ein falſches Spiel;
Ich glaub', Ihr ſeid nicht wahrhaft, Roſenberg!
Ein altes Unrecht, Eurem Haus gethan
Von unſerm ſonſt gerechten, gnäd'gen Herrn,
Ich fürcht', es wurzelt tief in Eurem Herzen,
Und läßt Euch alſo ſprechen, wie Ihr ſprecht.
Glaubt *mir*, mein gnäd'ger Herr, ich mein' es redlich.

Zawiſch.

Die Feinde ſind im Nachtheil, das iſt klar!

Ottokar.

Das iſt *nicht* klar! Die Wage ſteht für ſie.
Der einz'ge Vortheil — doch der ſoll entſcheiden! —
Iſt, daß Euch Ottokar, und Jene Habsburg führt.

(Er tritt an den Tiſch und, mit der rechten Hand darauf geſtemmt, betrachtet er die vor ſich liegende Karte.)

Zawiſch.

Der Sieg iſt unſer, glaubt mir das, Herr Kanzler!

Kanzler.

Und wenn auch! was iſt noch damit gewonnen?
Ihr ſchlagt den Kaiſer heut, und über's Jahr
Kommt er herab mit einem neuen Heer.

Die Lande ſind nun einmal mißvergnügt,
Bereit zu Aufſtand und zu Meuterei,
Sie rufen Euch die Deutſchen, eh Ihr's denkt.
Und ſtirbt auch Rudolf, fällt er in der Schlacht:
Ein andrer Kaiſer fordert Euch daſſelbe,
Und ewig währt der Unfried mit dem Reich.

Zawiſch.

Was mehr?

Kanzler.

Was mehr? — Und rechnet Ihr für nichts
Das Unheil und die Greuel in dem Land?
Die Saat zerſtampft, die Wohnungen verbrannt,
Die Menſchen hingeſchlachtet wie — daß Gott!
Schämt Euch, Herr Roſenberg, daß Ihr ſo ſprecht!
Hat darum unſer König Geld und Gut
Daran geſetzt, ſein Böhmen aufzubringen?
Es geht der Pflug, der Weber ſitzt am Werk,
Der Spinner dreht, der Berg gibt ſeinen Schatz:
Und ſoll er nun mit eigner Fürſtenhand
Das all zerſtören, was er ſelbſt gebaut?
Ei geht, Ihr wißt nicht, was Ihr ſprecht, Herr Zawiſch!
Der König kennt das beſſer, als Ihr glaubt!

Ottokar (vor ſich hin).

Im Grunde waren ſie's, die mir den Antrag thaten!

Kanzler.

Wohl waren ſie's!

Ottokar
(wieder auf und nieder gehend).

Iſt Schmach dabei, trifft ſie's.

Kanzler

(mit dankend gefalteten Händen).

Er überlegt!

Ottokar.

Die Schwäche macht verſöhnlich!
Herr Kanzler, um das Kaiſerthum der Welt
Hätt' ich ihm nicht das erſte Wort gegönnt!

Kanzler.

Die Ehre bleibt; verdoppelt wird der Ruhm.

Ottokar.

Dem Feind verzeihen; gut! Doch nach der Strafe!
Die Schwäche macht verſöhnlich!

Kanzler.

Gnäd'ger Herr —

Ottokar.

Und wahrlich, Zawiſch, ſehen möcht' ich ihn,
Wie er ſich nimmt, dem Ottokar genüber,
Der arme Habsburg in dem Kaiſerkleid?
Was er entgegnet, wenn im ſelben Ton,
Mit dem ich ihm bei Kroiſſenbrunn befahl:
„Herr Graf, greift an!" — ich Oeſtreich nun und Steier
Und all die Lehen von dem Reich begehre?
Das hieße ſiegen, ohne Heer, allein!

Zawiſch.

Dagegen aber, wenn er ſchlau und liſtig —

Ottokar.

Topp, Kanzler, Euren Vorſchlag nehm' ich an!

Kanzler.

O tauſend Dank!

Ottokar.

Ei, dankt nicht allzufrüh!
Nicht ganz in Eurem Sinn iſt's, daß ich gehe!
Wenn er ſo daſteht und nach Worten ſucht,
Und ich ihm ſage: Euren Kaiſermantel
Begehr' ich nicht, Ihr mögt ihn ruhig tragen!
Doch an mein Land ſollt Ihr mir, Herr, nicht rühren;
Und ſo gehabt Euch wohl und zieht in Frieden!
Aufs Höchſte gibt man ihm ein Fleckchen Grund,
Daß er daheim ſich brüſten mag und ſagen:
Das haben wir erobert für das Reich!
Die Freude gönn' ich ihm. Glück auf, Herr Kanzler!
Wir ziehen aus auf Frieden und Vergleich;
Da ſeid Ihr Führer, wir gehorchen Euch!
Und was ſich regt im Lager, groß und klein —
(gegen den Eingang gewendet. Einige treten herein.)
Das ſei bereit, und rüſte ſich in Pracht.
Von Gold und Silber laßt die Rüſtung ſtarren;
Und weh dem Edelknecht, deß Wamms und Mantel
Nicht hundertmal den deutſchen Kaiſer ausſticht.
(Ab, die Andern folgen ihm.)

Inſel Kaumberg in der Donau. Lager der Kaiſerlichen. Im Hintergrunde, auf einigen Stufen erhöht, ein koſtbares Zelt, mit dem Reichsadler geſchmückt.

Ein Hauptmann tritt auf, hinter ihm **mehrere Wappner**, die mit gekreuzten Hallbarthen das nachdringende **Volk** abzuhalten bemüht ſind.

Hauptmann.

Laßt ſie nur ein, der Kaiſer hat's befohlen!
(Volk ſtrömt herein.)

Erſter Bürger

(der ſich mit ſeinem Nachbar durch die Menge in den Vorgrund gearbeitet hat).

Hier iſt ein guter Platz, hier laßt uns bleiben!

Zweiter Bürger.

Wenn er nur vorkommt, daß wir ihn auch ſehn.

Frau (zu ihrem Kinde).

Halt dich zu mir, und nimm da deine Blumen!

Schweizerſoldat.

Wo iſt der Rudi? Herr, ich bin ſein Landsmann,
Und hab' was anzubringen bei dem Kaiſer!

Hauptmann.

Geduldet Euch! Doch ſeht, man öffnet ſchon.

Das Zelt öffnet ſich. Kaiſer **Rudolf** ſitzt, im ledernen Unterkleide an einem Feldtiſche. Er hat einen Helm vor ſich, an dem er mit einem Hammer die Beulen ausklopft. Vollendend und zufrieden ſeine Arbeit beſchauend.

Rudolf.

Nun hält das lange wieder, ab und zu.
(Er ſieht ſich um.)
Schon Leute da! — He Georg, hilf einmal!
(Ein Diener hilft ihm, er zieht den Rock an.)

Erſter Bürger (im Vorgrunde).

Gevatter Grobſchmied, ſaht Ihr wohl? der Kaiſer,
Den Hammer in der Hand! Vivat Rudolphus!

Zweiter Bürger.

Sei ſtill, ſei ſtill! Er tritt ſchon auf uns zu!
(Der Kaiſer kommt die Stufen herab.)

Seyfried von Merenberg

(thut einen Fußfall).

Erlauchter Herr!

Rudolf.

Ei, Merenberg? Nicht wahr?
Seid ruhig. Euer Vater wird befreit,
Deß geb' ich Euch mein Wort. Im weiten Reich
Hat Gottes Hilfe hergeſtellt die Ruh',
So wird's auch hier in Eurem Oſterland.
Der Fürſt von Böhmen kommt heut zum Geſpräch;
Vor Allem will ich Eurer da gedenken.

(Merenberg tritt zurück.)

(Ein Kind mit einem Blumenſtrauß läuft auf den Kaiſer zu.)

Rudolf.

Wem iſt das Kind? Wie heißt du?

Eine Frau.

Katharina!
Kathrina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien.

Rudolf.

Fall' nicht, Kathrina! Ei, was iſt ſie hübſch!
Wie fromm ſie aus den braunen Augen blickt,
Und ſchelmiſch doch. Zierſt du dich auch ſchon, Kröte?
Was wollt Ihr, gute Frau?

Frau.

Ach Gott, Eur' Hoheit!
Die Böhmen haben unſer Haus verbrannt,
Mein Mann liegt krank vor Kummer und Verdruß.

Rudolf

(zu einem ſeiner Begleiter)

Schreibt Euch den Namen auf, und ſehet zu!

(Zur Frau.)

Worin zu helfen iſt, da wird man helfen!

Schweizerſoldat

(tritt vor, hinter ihm noch drei oder vier andere).

Mit Gunſt und Urlaub, gnädiger Herr Landsmann!

Rudolf.

Ei, Walter Stüſſi aus Luzern? Was willſt du?

(Zum Kinde.)

Geh nur zu deiner Mutter, Katharina;
Dem Vater wird geholfen, ſag' ihr das!

(Das Kind läuft zur Mutter.)

Schweizer.

Ich und die Andern da vom Lande Schweiz,
Wir kommen her, ob Ihr die Gutheit hättet,
Und gäbt uns etwas Geld.

Rudolf.

Ja, Geld, mein Freund,
Geld iſt ein gutes Ding, wenn man nur hat.

Schweizer.

So habt Ihr keins? Ja ſo! — Und führt doch Krieg?

Rudolf.

Sieh, Freund, du weißt wohl noch vom Hauſe her:
Gar manchmal hat ein Landwirth aufgeſpeichert
An Frucht und Futter für den Winter g'nug,
Bis voll zur Frühlingszeit. Allein der Frühling,
Anſtatt im Märzen, kommt er erſt im Mai,
Und Schnee liegt dort, wo ſonſt wohl Saaten ſtanden;
Wenn da der Vorrath aufgeht, ſchmähſt du ihn
Als einen ſchlechten Wirth?

Schweizer.

Behüte Gott!
Das hat wohl Mancher ſchon an ſich erfahren!
— Und Ihr? — Ja ſo!

(Zu ſeinen Landsleuten.)

Seht nur, er iſt der Landwirth,
Und dau'rt der Winter — heißt: der Krieg — ſo lang,

Und iſt die Brotfrucht aufgezehrt — das Geld.
Nun, Herr, wir warten ſchon noch etwas zu!
Indeſſen holt man aus des Landmanns Kaſten.

Rudolf.

Wenn Ihr nicht bleiben wollt, ſo geht!
Doch wer ſich nicht begnügt mit Lagerzehrung,
Und mir die Hand legt an des Landmanns Gut,
Der hängt, und wär's der Beſte!

Schweizer.

Nun, 'ne Frage
Iſt wohl erlaubt. Es iſt nur, daß man's weiß.
Wir wollen zuſehn noch ein Tage vier,
Vielleicht wird's beſſer bis dahin.

Rudolf.

Das thut!
Und grüßt mir Rath und Bürger von Luzern.

(Der Kaiſer wendet ſich zu gehen.)

Ottokar von Horneck

(im Vorgrund, tritt aus der Menge).

Erlauchter Herr und Kaiſer, hört auch mich!

Rudolf.

Wer ſeid Ihr?

Horneck.

Ottokar von Horneck, Dienſtmann
Des edlen Ritters Ott von Lichtenſtein,
Den König Ottokar, ſammt andern Landherrn,
Ohn' Recht und Urtheil hält in enger Haft.
O nehmt Euch ſein, nehmt Euch des Landes an!
Es iſt ein guter Herr, es iſt ein gutes Land,
Wohl werth, daß ſich ein Fürſt ſein unterwinde!
Wo habt Ihr deſſen Gleichen ſchon geſehn?

Schaut rings umher, wohin der Blick ſich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wieſengrün und Saatengold,
Von Lein und Saffran gelb und blau geſtickt,
Von Blumen ſüß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgeſtreckten Thälern hin —
Ein voller Blumenſtrauß, ſo weit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden —
Hebt ſich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die goldne Traube hängt,
Und ſchwellend reift in Gottes Sonnenglanze;
Der dunkle Wald voll Jagdluſt krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch ſchwebt drüber hin,
Und wärmt und reift, und macht die Pulſe ſchlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen ſchlägt.
Drum iſt der Oeſterreicher froh und frank,
Trägt ſeinen Fehl, trägt offen ſeine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber ſich beneiden!
Und was er thut, iſt frohen Muths gethan.
's iſt möglich, daß in Sachſen und beim Rhein
Es Leute giebt, die mehr in Büchern laſen;
Allein, was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Oeſterreicher hin vor Jeden,
Denkt ſich ſein Theil, und läßt die Andern reden!
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutſchland,
Liegſt du, der wangenrothe Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendſinn,
Und mache gut, was Andere verdarben!

Rudolf.

Ein wackrer Mann!

Erſter Bürger.

Ja, Herr, und ein Gelehrter!
Er ſchreibt 'ne Reimchronik, und Ihr, Herr Kaiſer,
Kommt auch drin vor!

Rudolf.

In Gutem, will ich hoffen!
Dein Herr, vertrau', er ſoll die Freiheit haben;
Und du — zum Angedenken dieſer Stunde, nimm
Die Kette da, und ſchmücke dich damit!
Dem Wiſſen ſei ſein Lohn, und dem Vollbringen!
(Er nimmt eine Kette vom Halſe, und hängt ſie Hornecken um, der niedergekniet iſt. Zu einem der Nebenſtehenden:)
Euch, Ritter, ſcheint die Gunſt wohl allzuhoch?
Wenn dieſen Mann ich mit dem Schwert berühre,
So ſteht er auf als Ritter, wie ſo Mancher;
Doch Manchen wüßt' ich nicht, womit berühren,
Sollt' er ein Reimwerk ſchreiben, ſo wie der.
Doch davon nichts in deine Chronik, Freund!
Das hieße ſonſt in dir mich ſelber loben.

Hauptmann (kommt).

Der König naht von Böhmen, gnäd'ger Herr!

Rudolf.

Nun, großer Gott, du haſt mich hergeführt;
Vollende nun, was ich mit dir begonnen!
(Man hat rechts im Vorgrunde einen Feldſtuhl geſetzt. Der Kaiſer ſetzt ſich, ſein Gefolge ſteht um ihn.)

König **Ottokar** kommt in glänzender Rüſtung, darüber einen, bis auf die Ferſen gehenden, reichgeſtickten Mantel; ſtatt des Helmes die Krone auf dem Haupte. Hinter ihm der **Kanzler** und **Gefolge.**

Ottokar
(vom Hintergrunde her auftretend).

Ich ſuche nun ſchon lange rechts und links;

Wo habt ihr euren Kaiſer, edle Herrn?
Ihr da, Herr Merenberg? Trifft man Euch hier?
Ich denk' Euch ſchon noch anderswo zu treffen!
Nun, wo iſt Rudolf? Ah!

(Er erblickt ihn, und geht auf ihn zu.)

Gott grüß' Euch, Habsburg!

Rudolf

(der aufſteht, zu denen, die um ihn ſtehen).

Warum ſteht ihr entblößten Hauptes da?
Kommt Ottokar zu Habsburg, Menſch zum Menſchen,
So mag auch Hinz und Kunz ſein Haupt bedecken,
Iſt er doch ihres Gleichen: Menſch. — Bedeckt euch!
Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,
Der Böhmen pflicht'ger Fürſt zu Deutſchlands Kaiſer,

(unter ſie tretend.)

Dann weh' dem, der die Ehrfurcht mir verletzt!

(Mit ſtarken Schritten auf ihn losgehend.)

Wie geht's Euch, Ottokar? was führt Euch her?

Ottokar

(der betroffen einen Schritt zurückgetreten iſt).

Zur — Unterredung hat man mich geladen!

Rudolf.

Ja ſo, Ihr kommt zu reden in Geſchäften?
Ich dacht', es wär' ein freundlicher Beſuch!
Zur Sache denn! Wie kommt's, mein Fürſt von Böhmen,
Daß Ihr erſt jetzt auf meinen Ruf erſcheint?
Ich ließ Euch laden ſchon zu dreienmalen,
Nach Nürnberg, dann nach Würzburg und nach Augsburg,
Daß Ihr die Lehen nähmt von Eurem Land;
Allein Ihr kamt nicht. Nur das letztemal

Erſchien ſtatt Euch der würd'ge Herr von Seckau,
Doch der nicht allzu würdig ſich benahm.

Ottokar.

Die Leh'n von Böhmen gab mir König Richard!

Rudolf.

Ja, der von Kornwall. Ei, es gab 'ne Zeit,
Wo man in Deutſchland für ſein baares Geld
Noch mehr erhalten konnt', als Leh'n und Land!
Doch damit iſt's vorbei! Ich hab's geſchworen,
Geſchworen meinem großen, gnäd'gen Gott,
Daß Recht ſoll herrſchen ~~und Gerechtigkeit~~
Im deutſchen Land; und ſo ſoll's ſein und bleiben!
Ihr habt Euch ſchlecht benommen, Herr von Böhmen,
Als Reichsfürſt gegen Kaiſer und das Reich!
Dem Erzbiſchof von Salzburg ſeid Ihr feindlich
Mit Raub und Mord gefallen in ſein Land,
Und Eure Völker haben drin gehauſt,
Daß Heiden ſich der Greuel ſcheuen würden.

Ottokar.

Die Fehde ward ihm ehrlich angeſagt.

Rudolf.

Hier aber gilt's nicht Fehde: Ruhe, Herr!
Die Lande Oeſterreich und Steiermark,
Mit Kärnthen und mit Krain, der wind'ſchen Mark,
Als ungerecht dem Reiche vorenthalten,
Gebt wieder Ihr zurück in meine Hand!
Iſt hier nicht Feder und Papier? wir wollen
Die Handveſt gleich in Ordnung bringen laſſen!

Ottokar.

Ha, beim allmächt'gen Gott! wer bin ich denn?

Iſt das nicht Ottokar? nicht das ſein Schwert?
Daß man in ſolchem Ton zu ſprechen wagt!

Wie aber dann, Herr, wenn, ſtatt aller Antwort,
Der Donau breiten Pfad zurück ich meſſe,
Und weiter frag' an meines Heeres Spitze?

Rudolf.

Noch vor zwölf Monden kamt Ihr mir zurecht,
Wenn Ihr der Waffen blut'gen Ausſpruch wähltet!
Ihr ſeid ein kriegserfahrner Fürſt, wer zweifelt?
Und Euer Heer, es iſt gewohnt zu ſiegen,
Von Gold und Silber ſtarret Euer Schatz:
Mir fehlt's an Manchem, fehlt's an Vielem wohl!
Und doch, Herr, ſeht! bin ich ſo feſten Muths:
Wenn dieſe mich verließen Alle hier,
Der letzte Knecht aus meinem Lager wiche;
Die Krone auf dem Haupt, den Scepter in der Hand,
Ging' ich allein in Euer trotzend Lager,
Und rief Euch zu: Herr, gebet, was des Reichs!
Ich bin nicht der, den Ihr voreinſt gekannt!
Nicht Habsburg bin ich, ſelber Rudolf nicht;
In dieſen Adern rollet Deutſchlands Blut,
Und Deutſchlands Pulsſchlag klopft in dieſem Herzen.
Was ſterblich war, ich hab' es ausgezogen,
Und bin der Kaiſer nur, der niemals ſtirbt.
Als mich die Stimme der Erhöhung traf,
Als mir, dem nie von ſolchem Glück geträumt,
Der Herr der Welten auf mein niedrig Haupt
Mit Eins geſetzt die Krone ſeines Reichs,
Als mir das Salböl von der Stirne troff,
Da ward ich tief des Wunders mir bewußt,
Und hab' gelernt, auf Wunder zu vertraun!

Kein Fürſt des Reichs, der mächt'ger nicht als ich;
Und jetzt gehorchen mir des Reiches Fürſten!
Die Friedensſtörer wichen meiner Stimme:
Ich konnt' es nicht, doch Gott erſchreckte ſie!
Fünf Schilling leichtes Geld in meinem Seckel,
Setzt' ich in Ulm zur Heerfahrt mich ins Schiff;
Der Bayerherzog trotzte, er erlag;
Mit wenig Kriegern kam ich her ins Land,
Das Land, es ſandte ſelbſt mir ſeine Krieger,
Aus Euren Reihen traten ſie zu mir,
Und Oeſterreich bezwingt mir Oeſterreich.
Geſchworen hab' ich: Ruh' und Recht zu ſchirmen;
Beim allesſehenden, dreiein'gen Gott!
Nicht ſo viel, ſieh! nicht eines Haares Breite
Sollſt du von dem behalten, was nicht dein!
Und ſo tret' ich im Angeſicht des Himmels
Vor dich hin, rufend: Gib, was dir vom Reich!

Ottokar.

Die Lande hier ſind mein!

Rudolf.

Sie waren's nie!

Ottokar.

Mein Weib, Marg'rethe, brachte ſie mir zu.

Rudolf.

Wo iſt Marg'rethe nun?

Ottokar.

Wo immer, gleichviel!
Sie gab mir dieß, ihr Land.

Rudolf.

Soll ich ſie ſelber
Als Richt'rin ſtellen zwiſchen uns? — Sie iſt im Lager!

Ottokar.

Im Lager, hier?

Rudolf

(mit geändertem Ton).

Die Ihr ſo ſchwer beleidigt,
An Rechten und an Freuden hart beraubt,
Heut Morgens kam ſie, milden Sinnes bittend
Um Schonung für den Mann, der ihrer nie geſchont!

Ottokar.

Die Mühe konnte ſich die Frau erſparen!
Wo Ottokar, da braucht's der Bitten nicht!

Rudolf (ſtark).

Wohl braucht's der Bitten, mein Herr Fürſt von Böhmen,
Denn ſprech' ich nur ein Wort, ſeid Ihr verloren!

Ottokar.

Verloren?

Rudolf.

Ja! von Böhmen abgeſchnitten.

Ottokar.

Indeß Ihr Wien belagert, mach' ich's frei!

Rudolf.

Herr, Wien iſt über!

Ottokar.

Nein!

Rudolf

(hinter ſich gewendet).

Herr Paltram Vatzo!
Wo iſt er? Er begehrte mich zu ſprechen,
Der Bürgermeiſter ſammt dem Rath von Wien.

Paltram Vatzo, Bürgermeiſter von Wien, mit einigen **Raths-gliedern** kommt, die Schlüſſel der Stadt auf einem Kiſſen tragend.

Paltram.

In Unterwürfigkeit, mein Herr und Kaiſer,
Bring' ich die Schlüſſel Euch der Stadt von Wien;
Euch bittend, daß Ihr mir nicht zürnt darob,
Weil ich, dem König treu, dem ich geſchworen,
Die Stadt gehalten bis auf dieſen Tag;
Sie auch, verzeiht! vielleicht noch länger hielt,
Wenn nicht das Volk die Uebergab' erzwungen,
Der langen Sperrung müd' und der Entbehrung.
(Er legt die Schlüſſel zu des Kaiſers Füßen.)
Mein Amt, ich leg' es mit den Schlüſſeln ab,
Doch ſollt als treuen Bürger Ihr mich finden.
(Aufſtehend.)
Des Landes Herr iſt Paltram Vatzo's Herr,
Zugleich mit meinem Land ergeb' ich mich!
(Er tritt zurück.)

Ottokar.

Verdammt! O Wiener! Leichtbeweglich Volk!
Haſt du für deinen leckern Gaum gezittert?
Doch ſoll's dich reu'n! Die Zufuhr ſperr' ich dir
Aus Kloſterneuburg, meiner ſtarken Veſte!

Rudolf.

Auch Kloſterneuburg iſt in meiner Hand,
Und nichts mehr dein am rechten Donauufer!
Herr Friedrich Pettau, kommt!

Friedrich Pettauer tritt vor, mit niedergeſchlagenen Augen.

Ottokar.

Ha, ſchändlicher Verräther!
So gabſt du meine Burg?

Pettauer.

Nicht ich, o Herr!
Ein raſcher Ueberfall, ſpät geſtern Abends —

Ottokar.

Genug! Ich weiß, daß ich verrathen bin!
Doch triumphire nicht! Doch ſpott' ich dein!
Aus Steiermark naht mir ein ſtattlich Heer
Mit Milota, dem treuerprobten Führer;
Im Rücken faßt er deine Miethlingsſchaar,
Indeß, wie Donnerwolken, Ottokar
Von vorneher die ſchwachen Halme knickt,
Und kein Entrinnen bleibt, als in die Donau!

Rudolf.

O ſprich nicht weiter, allzuraſcher Fürſt!

Ottokar.

Erkennſt du nun, wie weit du noch vom Ziel?

Rudolf.

Auf Milota bau' deine Hoffnung nicht!

Ottokar.

Mein Grund ſteht feſt; an dir iſt's wohl, zu zittern!
In Waffen ſehn wir uns. Leb' wohl!

Rudolf.

Du gehſt?
Du gibſt die Lande nicht?

Ottokar
(zum Abgehen gewendet).

Ob ich ſie gebe?

Rudolf.

Nun wohl, ſo ſprich denn ſelbſt mit Milota,
Ob du mit Grund ihm ſo viel magſt vertrau'n!

Milota tritt auf in Ketten.

Rudolf.

So brachten mir die Herren ihn von Steier,
In Ketten, weil er grimmig ſie gedrückt.
Nehmt ihm die Feſſeln ab! — Hier iſt das Banner
Von Steiermark, und hier iſt Oeſtreichs Banner!

Landesherrn von **Oeſterreich** und **Steiermark** treten auf des Kaiſers Seite vor, mit Banner und Farben ihres Landes.

Rudolf.

Sie gaben ſelbſt ſich in des Reiches Schutz.
Steht nicht ſo traurig da, mein Fürſt von Böhmen!
Schaut um Euch her! Die Wolken ſind entflohn,
Und klar ſeht Ihr nun Alles, wie es iſt.
Wenn Oeſterreich verloren —

Ottokar.

Ha, noch nicht!

Rudolf.

Täuſcht Euch nicht ſelbſt! Ihr fühlt's in Eurem Innern,
Daß es verloren iſt; und zwar auf immer!

Ihr war't ein mächt'ger Fürſt, ein großer König,
Eh' die Gelegenheit des Mehrbeſitzes
In Euch entzündet auch den Wunſch dazu:
Ihr werdet's bleiben, mächtig, reich und groß,
Wenn auch verloren, was nicht halten konnte.
Denn Gott verhüte, daß ich einen Finger
Ausſtreckte nach dem Gut, das Euch gehört.
Auch könnt' ich's nicht! Euch bleibt ein mächtig Heer,
Zu aller Art des Streites wohlgerüſtet,
Und zweifelhaft iſt aller Schlachten Glück.
Allein, thut's nicht! Verkennt nicht Gottes Hand,
Die Euch gewieſen, was ſein heil'ger Wille.

Mich hat, wie Euch, der eitle Drang der Ehre
Mit ſich geführt in meiner erſten Zeit:
An Fremden und Verwandten, Freund und Feind
Uebt' ich der raſchen Thatkraft jungen Arm,
Als wär' die Welt ein weiter Schauplatz nur
Für Rudolf und ſein Schwert. In Bann gefallen,
Zog ich mit Euch in Preußens Heidenkrieg,
Focht ich die Ungarſchlacht an Eurer Seite;
Doch murrt' ich innerlich ob jener Schranken,
Die Reich und Kirche allzu ängſtlich ſetzen
Dem raſchen Muth, der größern Spielraums werth.
Da nahm mich Gott mit ſeiner ſtarken Hand,
Und ſetzte mich auf jene Thronesſtufen,
Die aufgerichtet ſtehn ob einer Welt!
Und gleich dem Waller, der den Berg erklommen,
Und nun hinabſieht in die weite Gegend
Und auf die Mauern, die ihn ſonſt gedrückt:
So fiel's wie Schuppen ab von meinen Augen,
Und all mein Ehrgeiz war mit Eins geheilt.
Die Welt iſt da, damit wir Alle leben,
Und groß iſt nur der ein' allein'ge Gott!
Der Jugendtraum der Erde iſt geträumt,
Und mit den Rieſen, mit den Drachen iſt
Der Helden, der Gewalt'gen Zeit dahin.
Nicht Völker ſtürzen ſich wie Berglawinen
Auf Völker mehr, die Gährung ſcheidet ſich,
Und nach dem Zeichen ſollt' es faſt mich dünken,
Wir ſtehn am Eingang einer neuen Zeit.
Der Bauer folgt in Frieden ſeinem Pflug,
Es rührt ſich in der Stadt der fleiß'ge Bürger,
Gewerb und Innung hebt das Haupt empor,
In Schwaben, in der Schweiz denkt man auf Bünde,

Und raſchen Schiffes ſtrebt die muntre Hanſa
Nach Nord und Oſt um Handel und Gewinn.
Ihr habt der Euren Vortheil ſtets gewollt:
Gönnt ihnen Ruh'. Ihr könnt nichts Beſſ'res geben!

O Ottokar, es war 'ne ſchöne Zeit,
Als wir, aus Preußen rückgekommen, ſaßen
Im Söller Eures Schloſſes am Hradſchin,
Von künft'gen Tagen, künft'gen Thaten ſprachen!
Bei uns ſaß damals Königin Marg'rethe —
Wollt Ihr ſie ſehn? Marg'rethe ſehen?

Ottokar.

Herr!

Rudolf.

Daß Ihr den Friedensengel von Euch ſtießt,
Der ſanft verſöhnend ob Euch waltete,
Die raſche Glut mit Segenswort beſprach,
Und treulich, eine liebe Schweſter, ſorgte!
Mit ihr habt Ihr das Glück von Euch verbannt. —
Ihr ſeid in Eurem Haus nicht glücklich, Ottokar! —
Wollt Ihr Marg'rethen ſehn? — ſie iſt im Lager!

Ottokar.

Nein, Herr! Allein die Lehen will ich nehmen.

Rudolf.

Von Böhmen und von Mähren?

Ottokar.

Ja, Herr Kaiſer!

Rudolf.

Dem Reich erſtatten —?

Ottokar.

Oeſtreich, Steiermark,

Was mir vom Reich: was ſich von mir getrennt.
Ich habe viel für ſie gethan! Der Undank,
Der Menſchen Schlechtheit ekelt tief mich an.

Rudolf.

So kommt ins Zelt!

Ottokar.

Warum nicht hier?

Rudolf.

Es werden
Des Reiches Lehen knieend nur genommen.

Ottokar.

Ich knie'n?

Rudolf.

Das Zelt verbirgt uns jedem Auge.
Dort ſollt Ihr knie'n vor Gott und vor dem Reich,
Vor keinem, der ein Sterblicher, wie wir.

Ottokar.

Wohlan!

Rudolf.

Ihr wollt? Geſegnet ſei die Stunde!
Geht Ihr voran, ich folg' Euch freudig nach;
Wir Beide feiern einen großen Sieg!

(Sie gehen ins Zelt, die Vorhänge fallen zu.)

Milota

(der zu den Seinigen hinüber geht).

Nun, Gott ſei Dank! das macht mich wieder frei!
Der letzten Zeit will ich mein Tage denken.

Zawiſch von Roſenberg kommt.

Zawiſch.

Wo iſt der König?

Milota.

In des Kaiſers Zelt;
Er nimmt die Lehn!

Zawiſch.

Ho! Ho! und ſo verborgen?
Das müſſen Alle ſehn, die treuen Herzens ſind.

(Er haut mit dem Schwert die Zeltſchnüre ab, die Vorhänge fallen, und man ſieht Ottokarn vor Rudolf knien, der ihm eben mit dem Schwert die Lehen von Böhmen ertheilt hat.)

Zawiſch.

Der König kniet!

Die Böhmen (unter ſich).

Der König kniet!

Ottokar.

Ha, Schmach!

(Er ſpringt auf und eilt in den Vorgrund.)

Rudolf

(der ihm folgt, mit der Fahne von Mähren in der Hand).

Wollt ihr die Lehn nicht auch auf Mähren nehmen?

(Ottokar läßt ſich auf ein Knie nieder.)

Rudolf

(indem er ihm die Fahne von Mähren gibt).

So leih' ich Euch die Markgrafſchaft von Mähren,
Und nehm' Euch in des Reiches Eid und Pflicht,
Im Namen Gottes und durch meine Macht.

Steht auf, Herr König, und mit dieſem Kuß
Begrüß' ich Euch als Lehnsmann und als Bruder.
Ihr aber, die Ihr Oeſtreich angehört,
Und Lehen tragt von ſeines Landes Fürſten,
Kommt mit nach Wien, um dort den Eid der Treue,

Den Lehenseid in unſre Hand zu leiſten!
Ihr folgt uns doch, geehrter Herr und König?
(Ottokar neigt ſich.)
Nun, ich erwart' Euch, wenn's Euch wohlgefällt.
Ihr ſchwingt die Fahnen, laßt den Jubel tönen,
Dem blutlos ſchönen Sieg der holden Eintracht.
(Ab mit den Seinigen.)
(Ottokar ſteht noch immer mit geſenktem Haupte da.)

Seyfried von Merenberg, der zurückgeblieben iſt, tritt, nach einigem Zögern, ihn an, mit bittenden Geberden.

Merenberg.

Erlauchter Herr, ich wollt' Euch bitten.

Ottokar

(fährt empor, und ſieht ihn mit einem grimmigen Blicke an, dann zerreißt er mit einer Hand die Spange des Mantels, daß er fällt; mit der andern reißt er von hinten die Krone vom Haupte, und ſtürzt fort, ausrufend).

Fort!

(Indem Alle ihm folgen, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Vor der Burg zu Prag. Ein großes Thor mit Fallgattern, in der Mitte des Hintergrundes, führt hinein. Daneben ein kleines Ausfallpförtchen, zu dem einige Stufen hinanführen, das aber verſchloſſen iſt. Rechts im Mittelgrunde des Pförtners Wohnung, mit einem ſteinernen Tiſche und einer Bank. Davor ein Beet mit Blumen.

Milota und **Füllenſtein** von verſchiedenen Seiten.

Milota.

Traft Ihr den König?

Füllenſtein.

Nein.

Milota.

Ich fand ihn auch nicht.

Füllenſtein.

In Znaim verlor er ſich von dem Gefolge,
Ein einz'ger Knecht, den man vermißt, mit ihm,
Und irrt ſeitdem im Land herum von Mähren.
In Kraliz ſah man ihn, in Hradiſch, Lukow:
Zuletzt in Koſtelez, hartbei an Stip,
Da, wo die kleine Wunderquelle fließt,
Zu der die Pilger weit umher ſich wenden.

Ein ärmlich Badhaus ſteht dort in der Tiefe,
Von Menſchen abgeſondert und Verkehr,
Da hielt er vierzehn Tage ſich verborgen:
Ein Ort zum Sterben mehr, als um zu leben!
Und wie die Pilger pflegen dort herum,
Die, eines Wunſches, der ſie drückt, gedenkend,
Ein Kreuz von Reiſig in den Brunnen werfen,
Und aus dem Sinken oder Schwimmen prophezei'n,
So that er tagelang, und ſchien betrübt.
Zuletzt erfuhr's der Magiſtrat von Hradiſch,
Und ging hinaus, den König einzuholen;
Doch der war nicht mehr da, und ſchon im Weiten.

Milota.

Und wo er jetzt iſt, habt Ihr nicht erfahren?

Füllenſtein.

Man will ihn auf dem Weg geſehen haben
Nach Prag.

Milota.

Hieher? — Ich hoff', er wird jetzt ruhn!
Die ſtolzen Flügel ſind in was gepflückt;
Das Land, das ewig ihn nach außen lockte,
Er hat's zurückgegeben feierlich.
Will *er* nach Väterweiſe herrſchen hier,
Die Deutſchen heißen gehn aus ſeinem Reich,
Und unter Beiſtand böhmiſcher Wladiken
Bedenken ſeines Volkes wahres Glück:
Vielleicht, daß ich vergeſſe, was er that
An mir und meinem Haus. — Geht Ihr zum Kanzler?
So meldet ihm, ein kaiſerlicher Herold,
Vollziehung fordernd des geſchloſſ'nen Friedens,
Vor allem die Befreiung jener Geißel,

Die noch aus Oeſterreich und Steiermark
Gefangen liegen rings im Land umher,
Iſt eingeritten in das Thor von Prag.
Er möge ſchleunig thun, was man begehrt,
Bevor der König kommt und Manches hindert.

Füllenſtein.

Doch wenn der König —

Milota.

Thut, was ich Euch ſage!

(Füllenſtein ab.)

Milota.

Wär' nicht das ganze Land mit ihm beſchimpft,
Ich wollte lachen, wie erſt Zawiſch lachte.
Schnell Alles angeordnet, eh er kommt,
Dann hat er zu beſtät'gen und — zu ſchlafen!

(Er geht ins Schloß.)

Kurze Pauſe, dann kommt ein **Knappe** des Königs, ringsumherſpähend, er ruft in die Scene:

Diener.

So, jetzt iſt Niemand hier, mein gnäd'ger Herr!

Ottokar kommt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, ein ſchwarzes Barett mit ſchwarzen Federn, tief in die Augen gedrückt.

Diener.

Den Kanzler ſoll ich holen?
Gnäd'ger Herr,
Beliebt Euch lieber nicht ins Schloß zu treten?

(Ottokar ſchüttelt das Haupt.)

Diener.

Zwei Tage habt Ihr nicht gegeſſen, nicht
Geſchlafen; denkt an Euer theures Leben!

(Der König lacht höhniſch auf.)

Diener.

Laßt Euch erbitten, geht ins Schloß, mein König!

(Ottokar ſtampft ungeduldig mit dem Fuße.)

Diener.

Ich gehe denn, doch laßt Euch nieder, Herr!

(Geht ab ins Schloß.)

Ottokar.

Ich ſollte dich betreten, Schloß der Väter?
Die Schwelle dir entweihn mit meinem Fuß?
Als ich im Sieg, im jubelnden Triumph
Zu dir heranzog durch die lauten Gaſſen,
Erſtrittne Fahnen dir entgegen hielt;
Da machteſt du mir deine Pforten auf,
Und meine Väter ſah'n von deinen Zinnen.
Für Helden ward gewölbt dein hoher Bau,
Und kein Entehrter hat ihn noch betreten!
Hier will ich ſitzen, als mein eigner Pförtner,
Und Schande wehren ab von meinem Haus.

(Er ſetzt ſich auf die Stufen am Ausfallthor, und verhüllt ſein Haupt.)

Der **Bürgermeiſter** von Prag und **einige Bürger** kommen.

Bürgermeiſter.

Ei, laßt mich, ich muß eilen in den Rath.
Ein Herold von des Kaiſers Majeſtät
Iſt angelangt, da darf man ſich nicht ſäumen;
Denn Böhmen iſt nun wieder an dem Reich.
Der König hat es freilich gelobt, ...
Den Eid der Treue kniend übernommen.

Bürger.

Wie, kniend?

Bürgermeiſter.

Wohl! im kaiſerlichen Lager!

Er lag auf ſeinen Knie'n, der Kaiſer ſaß:
Das ganze Heer hat's ſtaunend angeſehen.
Was regt ſich dort?

Bürger.

Ein Mann ſitzt auf den Stufen.

Bürgermeiſter.

Ja, Hochmuth kommt zu Fall, ich ſagt' es oft!
Seht doch 'mal hin, wer dort am Thore ſitzt?
Verdächtig Volk ſtreift jetzo durch das Land,
Die abgedankten Söldner ſind zu ſcheuen.

Bürger (kommt zurück).

Ach, Herr!

Bürgermeiſter.

Du zitterſt ja?

Bürger.

Es iſt der König!

Bürgermeiſter.

Der Mann dort auf den Stufen? biſt du thöricht?

Bürger.

Er ſah mir ins Geſicht. Schaut nur!

Bürgermeiſter.

Er iſt's!
Wenn er vernommen, was wir hier geſprochen!
Soll ich ihm einen Fußfall thun? — das Beſte,
Wir ziehen uns zurück. Er ſcheint zu ſinnen.
(Sie ziehen ſich rechts gegen den Vorgrund.)

Beneſch von Dieditz und ſeine **Tochter** treten rechts im Hintergrunde auf.

Beneſch
(am Stabe, führt Bertha'n).

Ei ſieh nur, wie die liebe Sonne ſcheint!

Du mußt einmal ins Freie! Bertha, komm!
Die dumpfe Stubenluft iſt ungeſund.
Und thu' mir's auch zu lieb, und ſprich einmal!
Sprich, Bertha, ſprich! und wär's ein einzig Wort!
Als: ja, und nein. Thu's deinem alten Vater!
Sieh, auf Johanni wird's — ich weiß nicht recht
Wie lang, ſeit du ſo vor dich ſiehſt und ſchweigſt.
Das iſt recht kläglich! Willſt nicht reden, Bertha?
Ich hörte lieber dich im Fieber raſen,
Als jetzt den langen Tag kein einzig Wort.
Ei, was vergangen iſt, das iſt vergangen!
Wir denken nicht mehr dran, und ſo iſt's gut.

Bürgermeiſter.

Still!

Beneſch.

Nun, ſie ſchweigt ja leider ohnehin!
Herr, Tag für Tag, und öffnet nicht den Mund!

Bürgermeiſter (leiſe).

Dort ſitzt der König!

Beneſch.

Wo?

Bürgermeiſter.

Dort auf den Stufen!

Beneſch.

Ei, Bertha, ſieh, dort ſitzt der böſe König,
Der dir ſo weh gethan, du armes Kind!
Ei, ſprich einmal, und ſchmäl' ihn tüchtig aus.
Sag': arger Mann, ich freu' mich deines Leids,
Du haſt's um mich verdient und meinen Vater.

(Bertha hebt eine Hand voll Erde auf und wirft damit, wie Kinder pflegen, gerade vor ſich hin, ohne zu treffen.)

Beneſch.

Ja, wirf ihn nur! o, daß es Dolche wären!
Wirf, Bertha, wirf! den argen, böſen Mann.
Doch Gott hat unſre Rach' auf ſich genommen:
Gekniet hat er vor ſeinem ärgſten Feind!
Vor einem Mann, den er ſonſt wohl verachtet;
Im Angeſicht des Heers hat er gekniet.
Ei, rüttle dich, ich fürchte mich nicht mehr!
Iſt doch ein Höherer, der dich bezwingt.
Mach erſt, daß mir mein Kind da wieder ſpricht:
Dann laß mich tödten, mich bekümmert's wenig.

Die **Königin** kommt mit **Zawiſch** und **Dienern.**

Königin.

Wer ließ den Aberwitz da vor die Thür?
Hab' ich Euch nicht geſagt, Ihr ſollt ſie hüten?

Beneſch

(der fortgeführt wird).

Nun, Bertha, komm; er hat doch auch ſein Theil.

(Ab.)

Königin.

Ihr auch fort, Alles fort, was Augen hat!

(Alle gehen, bis auf ſie und Zawiſch.)

Königin.

Wir ſind allein! allein mit unſrer Schande:
Wollt Ihr Euch nicht erheben, großer König,
Und große Worte geben, wie Ihr pflagt?

Sieh hin, da ſitzt der Stolze, Uebermächt'ge,
Dem ſonſt die Welt zu klein für ſeine Größe;
Da ſitzt er wie ein Bettler vor der Thür,

Und holt ein: helf' euch Gott! ſich und Verachtung.
Der Mann, der Kronen trug, als wären's Kränze,
Und wenn die eine welk ward, neue flocht
Aus friſch geſchnittnen Blumen fremder Gärten.
Das Leben Tauſender in ſeiner Hand,
Es hinſetzt', wie zum fröhlich leichten Bretſpiel,
Auf das von Blut und Staub getheilte Feld,
Und ausrief: Schach! als wenn es Steine wären,
Vom Künſtler plump geformt aus todtem Stoff,
Und Roß und Reiter zubenannt zum Scherz.
Der ſelbſt mit der Natur im Streite lag;
Und wenn er Morgens ausritt auf die Jagd,
Und ſah den Himmel überdeckt mit Wolken,
So ſprach er: Wart! rief nach dem Meiſter Maurer,
Und hieß ihn mit dem neuen Kirchenbau
In Güldenkron nicht allzuſehr zu eilen.
Da ſitzt er, und ſtarrt leblos auf den Grund,
Den er zuvor geſtampft mit ſtolzen Füßen!

Jawiſch.

Ei, gnäd'ge Frau, das Glück iſt eben rund!

Königin.

Was Andre bindet, das war ihm ein Spiel:
Sein Weib Marg'rethe ſtieß er fort von ſich —
Weiß Gott, ſie war für ihn, die Alternde,
Die Königin des Jammers ſtand ihm wohl! —
Und fern aus Ungarn holt' er ein Gemahl.
Was kümmert's ihn, ob ſie vielleicht ſchon längſt
Nach einem Andern hingewandt den Blick!
Ob g'rade damals ein Geringerer,
Und doch viel Größ'rer warb um ihre Hand! —
Ein unbezwungner Führer der Kumanen

Wiegt einen dienſtbar'n Böhmenkönig auf! —
Was kümmert's ihn! er will ein Weib und Erben.
Mag brechen, was da bricht: und damit gut!
Ein kräftig freies Weſen kam ich her,
Gar würdig wohl des Jünglings zum Gemahl,
Und fand — ei nun, den König Ottokar!
Nicht ganz ſo kläglich, als er jetzt dort brütet,
Doch nicht viel beſſer, weiß der große Gott!
Von Rath und Meinung hielt er mich entfernt,
Wie eine Magd vielmehr, als eine Fürſtin;
Er nur allein, er wollte Herrſcher ſein.

Zawiſch.

Ei, gnäd'ge Fürſtin, herrſchen iſt gar ſüß;
So ſüß faſt als — gehorchen, und man theilt's nicht!

Königin.

Er hat geherrſcht; fürwahr, er hat geherrſcht!
Wie eine Seifenblaſe iſt's zerronnen.

Und reden konnt' er, groß und fürſtlich reden!
Was nicht geweſen noch, und niemals wurde,
In ſeinem Munde war's! Als der von Nürnberg
Vom Kaiſer ihm die erſte Botſchaft brachte;
Wie er da ſprach, wie er ſich fürſtlich nahm!
Nicht eine Stadt, kein Haus, nicht eine Scholle
Gab er dahin von Oeſtreichs weitem Grund;
Und wenn's die Aerzte hundertmal geſchworen,
Des Kaiſers hohes Leben hinge dran,
Kein Blättchen Saffran, den ſie dort gewinnen!
Auf unſern Steppen iſt ein Thier, heißt Maulthier,
Wenn das den Wolf von weitem kommen ſieht,
So rert es laut, ſchlägt aus nach allen Seiten,
Die Erde wirft's in weiten Wirbeln auf;

Doch naht der Wolf, da bleibt es zitternd ſtehn,
Und läßt ſich ohne Widerſtand erwürgen:
So faſt hat dieſer König auch gethan!
Mit großen Worten zog er aus ins Feld,
Die halbe Welt in ſeinem Heer verſammelt;
Von Polen, Balben, Tartarn, Deutſchen, Böhmen
Vermiſchten ſich die Stimmen in dem Lager,
Und Oeſtreich war zu klein für ihre Zahl.
Doch als des Streites ernſte Stunde kam,
Da fehlte Herz für ſo viel rüſt'ge Arme.
In ſeines Feindes Lager — Roſenberg!

Zawiſch.

Erlauchte Frau!

Königin.

Habt Ihr ſchon je gekniet?
Vor Frauen nicht — vor Männern ſchon gekniet?
Um Sold, um Lohn, aus Furcht, vor Eures Gleichen?

Zawiſch.

Ich nicht.

Königin.

Und würdet's nie?

Zawiſch.

In meinem Leben!

Königin.

Er aber hat's gethan! vor ſeinem Feinde,
Vor jenem Mann gekniet, den er verachtet,
Der einſt ihm dienſtlich war, und wenn er ſprach:
Komm her! ſo kam er, und ſprach er: geh' hin!
So ging er, und beeilte ſich gar ſehr!

Zawiſch.

Erlauchte Königin, es war ein Scherz!

Scherz unter guten Freunden. Seht, der Kaiſer,
Er wollte ſeine Macht den Leuten zeigen;
Da bat er unſern König, und der that's.

Königin.

Ich aber will nicht heißen: Knechtes-Frau!
Nicht eines ſchnöden Dienſtmanns Bette theilen;
Will nicht, wenn Euch der Kaiſer heiſcht nach Wien,
Die Schleppe tragen ſeiner Gräfin Hausfrau;
Will nicht vor Rudolf knien, wie er gethan.

(Der König ſpringt auf.)

Königin.

O ſpringt nur auf; ich fürcht' Euch wahrlich nicht!
Soll ich die Einz'ge ſein von Mann und Frau,
Die noch vor Ottokar, dem König, zittert?
Gebt mir Geleit, ich will nach Ungarn heim,
Dort wahrt man eines Königs Ehre beſſer.
Ihr, Roſenberg, den Arm! und nichts mehr weiter
Von jener Schmach, die Ihr mit angeſehn!

Zawiſch

(indem er ſie abführt).

Es war nur Scherz! Wir fanden's alle luſtig,
Nicht bloß der Kaiſer; freilich der am meiſten!
Und gut ſah es ſich an, man muß geſtehn!

(Sie gehen ab.)

Ottokar.

Zawiſch!

Zawiſch (zurückkommend).

Was wollt Ihr, Herr?

Ottokar.

Dein Schwert!

Jawiſch

(indem er es gibt).

Hier iſt es!

Ottokar

(zum Stoß ausholend).

Verräther!

Königin

(ruft inner dem Schloßthore).

Roſenberg!

Ottokar.

Hier, nimm dein Schwert, und geh!

Jawiſch.

Ei, ſchönen Dank! hier iſt nicht gut zu weilen.

(Ab, der Königin nach.)

Ottokar

(nachdem er eine Weile ſtarr auf den Boden geſehen hat).

Iſt das mein Schatten? — Nun, zwei Könige!

(Trompeten von innen.)

Man kommt, man naht! Wohin verberg' ich mich?

(Er hüllt ſich in ſeinen Mantel, und zieht ſich zurück).

Ein kaiſerlicher **Herold** kommt mit **zwei Trompetern.** Hinter ihm die befreiten öſterreichiſchen **Geißel,** worunter der **alte Merenberg. Volk** dringt nach. Der **Kanzler** im Wortwechſel mit dem Herold.

Kanzler.

Ich proteſtir' im Namen meines Königs.

Herold

(die Urkunde in der Hand).

Artikel drei des feierlichen Vertrags
Beſagt: die Geißel werden freigegeben!
Und ſo, in Vollmacht kaiſerlicher Hoheit,

Sprech' ich die Freiheit dieſer Männer an
Aus Oeſtreich und aus Steier, Unterthanen
Des Kaiſers und des Reichs zu dieſer Friſt.
Zugleich begehr' ich gänzliche Vollziehung
Des Friedens, der bis jetzt nur halb erfüllt.
Noch immer lieget böhmiſche Beſatzung
Im Lande hie und dort von Oeſterreich;
Auch Heinrich Kuenring, Eurer Sache treu,
Hauſt übel in dem Land jenſeits der Donau,
Still unterſtützt vom nachbarlichen Mähren.
Es ſoll nicht ſein, befiehlt mein Herr und Kaiſer!
Es abzuſtellen komm' ich her nach Prag.

Kanzler.

Man wird dem König es erſt melden müſſen.

Herold.

Wozu? Iſt nicht der Kaiſer Lehensherr?
Derlei iſt im Vaſalleneid bedungen.

Kanzler.

Der Kaiſer, ſeinerſeits, hat auch noch nicht
In Allem dem Vertrag genug gethan!
In Mähren ſtehn noch kaiſerliche Völker.

Herold.

Sie werden abziehn, wenn Ihr Euch gefügt.

Kanzler.

Warum ſoll Böhmen denn zuerſt erfüllen?

Herold.

Beglückt wer hat: das iſt ein alt Geſetz.

Kanzler.

So nennt Ihr das Geſetz? das iſt Gewalt.

Herold.

Nennt's wie Ihr wollt, nur handelt, wie Ihr müßt.

Kanzler.
Ich kann Euch nichts verſagen, nichts gewähren.
Der König, ſagt man, iſt in Prag, er ſelbſt
Kann nur ob Eurer Forderung entſcheiden.
Herold.
So führt mich denn zu ihm!
Kanzler.
Auch das nicht jetzt!
Er iſt in Prag, doch Näh'res weiß man nicht.
Herold.
Nun wohl, ſo ſtoßt denn ihr in die Trompeten,
Daß ſich der Hall verbreite durch die Stadt,
Und König Ottokarn verkündet werde,
Daß Boten da von ſeinem Lehensherrn.

Ottokar tritt aus dem Volke, er hat den Mantel weggeworfen.

Ottokar.
Hier iſt der König! Was verlangt Ihr?
Herold.
Herr!
Man weigert mir die Freiheit dieſer Männer.
Ottokar.
Wer weigert?
Herold
(auf den Kanzler zeigend).
Hier!
Kanzler.
Nur, Herr, bis du genehmigt.
Ottokar.
Sie bürgten mir für ihres Landes Schuld;

Der Schuldbrief iſt erlaſſen, nehmt das Pfand!
Zwar dort ſeh' ich ein Angeſicht, das faſt
Mich reuen machen könnte ſolch ein Wort.
Verbirg dich, Merenberg! du biſt kein Geißel,
Ein überwieſener Verräther biſt du,
Der Erſte, der voranging mit Verbrechen.
Verbirg dich! denn im Innern kocht es auf,
Und lechzt zu kühlen ſich in deinem Blut!

(Merenberg zieht ſich hinter zwei andere Geißel zurück.)

Ottokar.

Was ſonſt?

Herold.

Die Räumung Oeſtreichs wird begehrt.

Ottokar.

Es iſt geräumt!

Herold.

Nicht ganz.

Ottokar.

Es ſoll geſchehn!
Bedungen ward's im Frieden, und ſo ſei's!

Herold (ausrufend).

Wer ſonſt noch Fordrung hat an Böhmens Krone,
Ein vorenthaltnes Recht, erwieſ'ner Schade,
Wer Lehn zu nehmen hat vom deutſchen Reich;
Ich lad' ihn auf das Rathhaus, wo der Pfalzgraf
Zu Recht wird ſitzen, und die Lehn ertheilen.
Vivat Rudolphus, römiſch-deutſcher Kaiſer!

(Herold ab. Das Volk tumultuariſch ihm nach. Nur der Kanzler bleibt.)

Ottokar.

Sie folgen Alle! Laſſen mich allein!

(Zum Kanzler.)
Biſt du mein ganzer Hof? — Ha Ottokar!
Verachtet von dem letzten meiner Diener,
Verhöhnt von meinem Weib, mit Recht verhöhnt,
Wie Wild gehetzt, von Haus und Bett vertrieben!
Ich kann's nicht tragen, kann nicht leben ſo!
Hinausgeſtrichen aus der Fürſten Zahl,
Ein Dienſtmann deſſen, der mir ſonſt ein Spott;
Und ungeſtraft, mein lachend, ziehn die Frechen,
Die mich verrathen, fort aus meiner Haft.
Horch!
(Man hört in der Entfernung den Herold ſeinen Ausruf wiederholen.)

Ottokar.
Vivat Rudolphus? In der Hölle leb' er!
Ruf' mir den Herold!

Kanzler.
Ach, mein gnäd'ger König!

Ottokar.
Ruf' mir den Herold, oder zittre, Knecht!
(Kanzler ab.)
War's beſſer nicht, zu fallen in der Schlacht,
Der letzte meiner Krieger neben mir?
Sie haben mich verrathen, überraſcht.
Ein dunkler Nebel ſchwindet von der Stirn;
Ich hab' geträumt: wie kühle Morgenluft
Kommt mir Erinnerung, und läßt mich wachen!

Mit einem Heer zog ich an Donauſtrand,
Und ſchlug ein Lager, ſo weit reicht die Denkkraft;
Von da an Nacht! Was weiter dann geſchehn,
Wie ſie mich lockten in des Kaiſers Zelt,
Wie dort — Ha, Tod und Teufel! tödten will ich

Den Letzten, der's mit angeſehn!
Mich ſelber, wenn ich nicht verlöſchen kann
Das Angedenken jener blut'gen Schmach!

Der **Herold** mit den Geißeln kommt zurück. Hinter ihnen **Milota**.

Herold.

Ihr ließt mich wieder rufen, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Für's Erſte merket, daß in Niemands Namen,
Als in dem meinigen man Ausruf thut
In meiner Pragerſtadt!

Herold.

Allein —

Ottokar.

Genug!
Dann laßt die Geißel ſich in Reihe ſtellen,
Man muß erſt unterſuchen, ob kein Andrer,
Der Haft Entſprungner ſich mit ihnen rettet.

Herold.

Dagegen bürgt des Reiches Würde zwar;
Doch ſtellt Euch in die Reihe, wenn's beliebt.

Ottokar (die Reihe hinaufgehend).

Du magſt nur gehn, und du! — Biſt du ſo ſchmuck,
Herr Ulrich Lichtenſtein? Du freuſt dich wohl,
Weil du nun ledig? Nu, ich gönn' es dir.
Du haſt mich nicht geliebt; je, ich dich auch nicht!
Das macht uns wett. Zieh' immer hin!
Doch da iſt Einer, den ich ſprechen muß.
Gott grüß dich, Merenberg, du Schurk und du Verräther!

Kanzler.

Wenn er nur ſchweigt, nur nimmer widerſpricht!

Ottokar.

Wie geht's denn deinem Sohn im Dienſt des Kaiſers?
Ein wackrer Junge, der ſchlägt nicht von Art!
Du haſt ihn noch zur rechten Zeit gerettet,
Da es mit Ottokar ſchon abwärts ging.
Als ich das letztemal ihn ſah, verſprach ich
Ihm Kunde bald von mir und auch von dir;
Wie wär's, wenn ich ihm jetzt ein Briefchen ſchriebe:
Der alte Schurk', dein Vater, lebt nicht mehr!

(Zum Herold.)

Das iſt kein Geißel, iſt ein Hochverräther,
Und kann mit jenen Andern dort nicht gehn!

Herold.

Gerade den befahl mein Herr, der Kaiſer —

Ottokar.

Gerade den befiehlt ſein Herr, der König —

(Zu Merenberg.)

Du warſt der Erſte, du haſt angefangen,
Das Beiſpiel du gegeben von Verrath.
Nach Frankfurt ſchriebſt du Klagen und Beſchwerden,
Da wählten ſie den Habsburg, meinen Feind!

Merenberg.

Beſchwerden nicht!

Ottokar.

Nu, Lob doch auch nicht, Bruder!
Als erſt dein Sohn in meines Gegners Heer,
Da folgten ihm von Oeſterreich die Andern,
Und haben an der Donau mich verrathen,
Mich preisgegeben, ihren rechten Herrn!

Weißt du, wo deinen Sohn ich ſah zuletzt?
Es war bei Tuln im kaiſerlichen Lager,

Wo König Ottokar — Tod und Verdammniß!
Vor ſeinem Feind — in Knechtesart — im Staub —
Löſch' aus, Erinnerung, in meinem Haupt,
Senk', Wahnſinn, dich herab auf meine Stirn,
Und hüll' in deine Wogen, was geſchehn!
Wo König Ottokar — warum nicht ſagen,
Was alle Welt geſehn? — vor ſeinem Feind gekniet.
Und dieſes Mannes Sohn, er ſtand dabei
Und lachte! — Darum mußt du ſterben, Mann!

Die Andern mögen gehn, der Eine bleibt!

Merenberg.

Gerechter Gott!

Herold.

Bedenket, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Bedenket lieber Ihr, vorlauter Herr,
Daß wenn Ihr nicht in dieſem Augenblick —
Doch zieht in Frieden, und laßt mich gewähren,
Noch bin ich Herr in dieſem meinem Land!

Merenberg.

Die Steiermark gehorcht nunmehr dem Reich!

Ottokar (zum Herold).

Er war mein Unterthan, als er an mir gefrevelt,
Als meinen Unterthan beſtraf' ich ihn!
Werft ihn in tiefſten Thurm, und wer mir meldet:
Der Merenberg iſt todt, der ſei willkommen!

Herold.

Der Kaiſer aber —

Ottokar.

Herr, ſagt Eurem Kaiſer,

Er ſoll in Deutſchland herrſchen nach Geluſt.
Was ich verſprach, ich hab' es ihm gehalten;
Obgleich verrathen, überliſtet, hintergangen,
Ich hab's gehalten, weil ich es verſprach:
Doch ſagt ihm, hier im Buſen poch' ein Mahner,
Der immer zuruft: Nimm, was man dir ſtahl!
Des Königs Ehre rett'! Die Ehre eines Königs
Steht nicht um tauſend Menſchenleben feil.
Man hat dich an der Donau überliſtet,
Verſuch', ob in Gewalt er auch obſiegt!
Das ſagt ihm, Herr, und weiter ſagt ihm noch:
Der Friede iſt erfüllt, er hat das Land,
Die Geißel ſend' ich ihm, er iſt befriedigt;
Doch mög' er hüten ſich, in Böhmen mir
Ein Wort zu reden, das mir nicht gefällt,
Sich einzumengen hier in mein Geſchäft;
Sonſt wollt' ich ihm — allein ſagt ihm doch lieber:
Er mög' es thun, er möge Trotz mir bieten,
Mit einem Heer mir fallen in das Land;
Daß ich den Haß, den heißen Grimm mag kühlen
Im Blut, das ſeinem Herzen fließt zunächſt!
Lügt mir zu Lieb', ich hätt' auf ihn geſchmäht,
Genannt ihn einen eingedrungnen Herrſcher,
Der mir geſtohlen, was mein eigen war,
Gelacht des Herolds, den er mir geſandt,
Den Mann, den er beſchützt, zum Tod verdammt —

Herold.

Das könnt Ihr nicht!

Ottokar.

Ich kann es, denn es iſt!

Herold.

Kraft dieſes Briefs —

Ottokar.

Verdammt ſei dieſer Brief!
Willſt du mit Briefen mich und Worten meiſtern?
Noch hab' ich Schwerter, noch iſt mir ein Heer,
Das unbeſiegt, du ſiegteſt nur mit Ränken!
Und reißen will ich dieſe Ränke, wie ich
Den Brief zerreiße, den du dir erſchlichſt.
(Er hat dem Herold den Brief entriſſen.)
Sieh her!
(Im Begriff, die Urkunde zu zerreißen, hält er plötzlich inne.)

Kanzler.

O Gott, was ſinnt er? Theurer, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Ruft mir mein Weib, die Königin!
(Diener ab.)
Vor aller Welt ward Ottokar beſchimpft,
Vor aller Welt muß er auch rein ſich waſchen!
Sie hat den gift'gen Stachel mir geſenkt
In meine Bruſt, ſie mag zugegen ſein,
Wenn ich ihn auszieh', oder im Bemühn
Ihn drücke in das Innerſte des Lebens!

Die **Königin** kommt.

Königin.

Was iſt?

Ottokar.

Ihr habt mich, kurz erſt, hart geſcholten,
Daß ich, um Blut zu ſchonen, nachgegeben,
Und eingeräumt dem Kaiſer Gut und Land.

Königin.

Ich ſchelt' Euch noch!

Ottokar.

Seht hier in meiner Hand
Den Brief, der an den Kaiſer mich gebunden.
Zerreiß' ich ihn, iſt auch das Band zerriſſen,
Das jetzt mich hält; frei bin ich wie zuvor.
Zerreiß' ich ihn?

Königin.

Kein Muth'ger zweifelt da!

Ottokar.

Doch hör'! Auf's Neue raſ't der Teufel, Krieg;
Auf's Neue dampft das Land in Rauch und Blut.
Und eines Morgens, leicht kann es geſchehn,
Bringt man Euch auf der Bahre den Gemahl.

Königin.

An Eurem Sarge will ich lieber ſtehn,
Als mit Euch liegen, zugedeckt von Schande!

Ottokar.

So ſtark? Ein Tröpflein Milde thäte wohl!

Königin.

So lang Ihr Euch nicht von der Schmach gereinigt,
Betretet nicht als Gatte mein Gemach.
(Zum Abgehen gewendet.)

Ottokar.

Bleibt noch: ſeht her! Der Brief, er iſt zerriſſen!
(Er zerreißt den Brief.)
Die Ehre ganz, und *auf* der Zukunft Thor;
Was draus erfolgt, wir wollen's Beide tragen!
Gott gönn' Euch was von dem, was hier erwacht,
(auf ſeine Bruſt zeigend)
Und gebe mir die Kraft, die Ihr bewieſen!

Königin.

Nun erſt willkomm' ich Euch!

Ottokar.

So nicht! ſo nicht!
Ich ſehe Blut an deinen weißen Fingern,
Zukünft'ges Blut! Ich ſag': berühr' mich nicht.
Gott hat das Weib aus weichem Thon gemacht
Und: Milde zugenannt; was biſt denn du?
Wird mein Gedächtniß wach erſt, und erzählt,
Wie du den König, da er kam, empfingſt,
Den Gatten, da er rückgekehrt nach Haus —
Geh fort! Ich fühle, daß ſich mir die Sehkraft ſchwächt.
Das iſt ein Zeichen, daß es Zeit zu gehn.
Geh fort! Fort, ſag' ich! Fort!

(Die Königin geht ab.)

Ottokar

(zum Kanzler, den er angefaßt hatte).

Schein' ich dir hart? Sie war mir auch nicht gütig!
Das geht ſo her und hin; Gott zieht die Rechnung!

Euch, Herold, halt' ich nun nicht länger mehr!
Sagt Eurem Herrn, was Ihr mit angeſehn!

(Gegen Merenberg.)

Mit dem in Thurm! Was ſchützte vor Verrath,
Als die Beſtrafung früherer Verräther?
Wer bauen will, der reutet ſeinen Grund,
Drum fort, du böſes Schlingkraut, gift'ge Ranke!

Merenberg.

Zu raſcher König, mich ſchilt nicht Verräther!
Die ſind's, die deinem Throne ſtehn zunächſt,
Die Roſenberg, die —

Ottokar.

Kannſt du auch verleumden?

Merenberg.

Ach, der mich hält, und mich zum Kerker führt,
Er iſt des Kerkers würdiger als ich!

Ottokar.

Kein Böhme hat noch ſeinen Herrn verrathen!
Jetzt bin ich deines Frevels erſt gewiß!
In Thurm den Läſterer!

Merenberg

(der abgeführt wird).

Zu ſpät wirſt du bereu'n!

Ottokar.

In Thurm!

Milota.

Und ſchweigt er nicht, ſtopft ihm den Mund.

(Merenberg wird abgeführt; Herold folgt.)

Ottokar

(unter die Seinen tretend).

Kein Böhme hat noch ſeinen Herrn verrathen;
Was auch der Läſt'rer ſpricht, ich bin gewiß!
Nun im Begriff zu gehn in einen Krieg
Für unſers Landes Ruhm und ſeine Macht,
Vertrau' ich euch, wie ich mir ſelbſt vertraue.
Wer mißgeſinnt iſt, wer mein Thun nicht billigt,
Der ſchließe frei ſich aus von unſerm Zug,
Kein Nachtheil ſoll ihn treffen oder Vorwurf.
Wer aber gern mir folgt, und denkt wie ich,
Den drück' ich an mein Herz, und nenn' ihn Bruder.
Den Eid, den ich am Krönungstage ſchwur
Bei meines Vaters Sarg, ich wiederhol' ihn:

Treu bis zum Tod! Thut ihr daſſelbe!
Die Welt iſt voll von Böſen und von Argen;
Erneut den Schwur auf eures Königs Schwert.
(Er hat von einem der Umſtehenden das Schwert genommen, die Vorderſten knien nieder.)
Kniet nicht! Steht auf! Ich kann nicht knieen ſehn! —
Und ſchwört auch nicht! — Denn man kann knien und
ſchwören,
Und doch das Wort nicht halten, das man gab.
Ich will euch ſo vertrauen, ohne Schwur! —

Und nun an's Werk! Du gehſt zu Herzog Heinrich,
Nach Breslau! ihn und Prinik, den von Glogau,
Du ladeſt ſie zur Heerfahrt hier nach Prag!
Du gehſt nach Deutſchland, und aus Meißen, Sachſen,
Von Magdeburg, dem Markgraf mit dem Pfeil,
Sprichſt du den Beiſtand an, den ſie mir gönnen.
(Zum Kanzler.)
Ihr ſchreibt mir an die andern Herrn und Fürſten!
Wir wollen eine Schaar zuſammenleſen,
Daß ſich der Kaiſer d'rob verwundern ſoll!
Ich bin noch Ottokar, man ſoll ſchon ſehn!
Ihr Alle leiht mir euren kräft'gen Arm!
Was ihr verlort an Gütern und an Schlöſſern,
Was ich euch abnahm und zur Krone ſchlug,
Ich geb' es wieder, geb' euch mehr dazu.
Den Roſenbergen ſei ihr Frauenberg,
Auch Auſſig, Falkenſtein; dir, Neuhaus, Lar;
Nehmt Laun, Ihr Zierotin; Dub, Kruſchina!
Nehmt eure Güter wieder, und ſeid fröhlich!
Wir wollen Eins ſein, redlich halten aus.
Dir, Milota, vertrau' ich Mähren an,
Du biſt ein wackrer Krieger, du bewahreſt mir's.

Zawiſch von Roſenberg kommt.

Ottokar.

Sieh da, Herr Roſenberg! Ei, Gott zum Gruß!
Ich denk', Ihr folgt uns doch wohl auch ins Feld?
Ihr ſeid der Erſten Einer meines Reichs,
Auf den ich vor gar vielen Andern zähle.

Zawiſch.

Was meine Brüder thun, das thu' ich auch!
Der allgemeinen Noth werd' ich mich nicht entziehn.
(Er geht.)

Ottokar
(der ihm nachgeſehen hat, mit Geberde).

Der hat's hier hinterm Ohr, dem trau' ich nicht!
Du, Milota, du biſt mein Mann!
Ich glaube wohl, daß du auch haſſen kannſt,
Betrügen nicht. Dir will ich mich vertrau'n!
Herr Kanzler, ſeid Ihr fertig?

Kanzler
(der ſich zum Schreiben geſetzt hat).

Ja, mein König!

Ottokar.

Wir haben viel durch Raſchheit eingebüßt,
Wir müſſen uns durch Vorſicht wieder helfen.
Nicht wahr, ſo iſt's dir recht, mein alter Kauz?

Kanzler.

O König, ſcheltet mich, wie ſonſt, mit Raſchheit,
Mir thät' es wohler, als die Milde jetzt.

Ottokar.

Schreib' an den Hauptmann du der Stadt von Znaim,
Er ſoll mir tauſend Mann — doch nein, zu viel!

Die Veſte bleibt indeſſen mir entblößt.
Nein, mit fünfhundert Mann ſoll er die Gränze —
Allein fünfhundert ſind zu wenig.

(Auf Milota.)

Nicht wahr?
Schreib' lieber, daß von Iglau — Wieder nichts!
Mein Kopf iſt wüſt; zwei Nächte nicht geruht,
Gegeſſen auch nicht. —
Leih mir deine Bank,
Ich will verſuchen hier zu ruhn.

Kanzler.

Mein König,
Gefällt's Euch nicht, ins Schloß —?

Ottokar.

Nein, nein, nein, nein!
Doch holt mir meine Frau; ſie ging im Zorn.
Sie ſoll zu mir ſich ſetzen, ſoll mir ſprechen,
Bis ſich der Schlaf auf meine Wimpern ſenkt.
Mein Freund, thu' mir die Lieb', und geh' nach ihr!

(Diener ab.)

Ottokar.

Wie wohl es thut, die Glieder auszuſtrecken,
Iſt Einer müd'! Seht 'mal nach Merenberg!
Der alte Mann mag hart im Kerker ruhn!
Iſt er ein Schurk auch, ſoll man ihn nicht quälen,
Und ſoll ihm geben ritterliche Haft.

(Füllenſtein ab.)

Diener kommt.

Ottokar.

Nun, kommt die Königin?

Diener.

Sie kommt nicht, Herr!

Ottokar.

So laß ſie gehn! Komm du her, alter Kanzler,
Und leih' zum Ausruhn heut' mir deinen Schooß.
Hab' ich geruht — dann ſollt Ihr ſehn —
Ob ich der alte Ottokar noch bin.

(Er ſchläft.)

Füllenſtein kommt zurück.

Kanzler.

Der König ſchläft!

Füllenſtein.

Nun, Merenberg bald auch!
Als er nicht ſchwieg, und alle Welt verklagte,
Stieß ihn ein Scupan hart den Thurm hinab:
Er wird's nicht überleben, glaubt man faſt!

Ottokar

(ſich emporrichtend).

He, Merenberg, biſt du's?

Kanzler.

Er iſt nicht hier!

Ottokar.

Mir war, als ſtünd' er da! — Nu, ſchlafen! ſchlafen!

(Er ſinkt wieder zurück und ſchläft.)

(Der Kanzler legt, Schweigen gebietend, den Finger auf den Mund.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Kirchhof von Götzendorf. Drei Viertheile des Mittelgrundes durch das hereinragende Haus des Küſters geſchloſſen, mit einem Glockenthurm daran.

Vorpoſten des böhmiſchen Heeres. Ein Wachfeuer. **Krieger** herumgelagert. **Ottokar** ſitzt hinter demſelben auf einer Erhöhung, das Kinn auf beide Hände, und dieſe auf den Knopf ſeines Schwertes geſtützt. Rechts im Vorgrunde **Milota** und **Füllenſtein** am Boden liegend. Vor Tagesanbruch. Dunkel. Ein **Bote** tritt rechts im Vorgrunde auf.

Bote.

Iſt hier der König?

Milota.

Ja, was gibt's?

Bote (halblaut).

Kumanen
Und Ungarn von des Kaiſers Heere ſtreifen,
Die March hinauf, im Rücken unſrer Stellung;
Bei Dröſing hat man ihrer ſchon geſehn.
Soll ich's dem König melden?

Milota.

Laßt nur ſein!
Der König iſt ſchon übellaunig ſonſt:

Auch ſtehn die Ruſſen dort und meine Leute,
Die werden ſie den Rückweg ſuchen lehren.

Bote.

Nun, wenn Ihr meint —

Milota.

Geht nur, gleich komm' ich ſelbſt.

(Bote ab.)

Füllenſtein (halblaut).

Das ew'ge Zaudern, ewige Bedenken!
Und immer rückwärts! Ei, verdamm' es Gott!
Der König hat ſein Weſen ausgezogen:
Schon früher ging nicht Alles, wie es ſollte,
Die Flucht der Königin gab ihm den Reſt.
Und wär's nicht, daß mich freut das Kriegeshandwerk,
Ich wäre längſt gewichen von dem Heer.
Erſt ſtürmt er vierzehn Tage Droſendorf,
Und läßt dem Kaiſer Zeit, die Macht zu ſammeln;
Und als man endlich denkt, jetzt ſchlägt er los,
Als wir gerüſtet ſtehn und fertig vor Marchegg,
Da heißt's: zurück! und Weiden, Weikendorf,
Und Anger, Stillfried, alle Stellungen
Am Haſenberg, am Weidenbach, und an der Sulz
Läßt er dem Feind, beinah ohn' einen Schwertſchlag.

Milota.

Bald muß es ſich entſcheiden; ſei getroſt!

Füllenſtein.

Er nennt das Vorſicht; Zagheit nenn' ich's eher!
Sonſt war das anders, ei, da galt noch Fechten!
Jetzt ſind wir Memmen!

Milota.

Schweig! Der König regt ſich!

Füllenſtein.

Zeit wär' es!

Ottokar (am Feuer).

Geſtern war ein ſchlimmer Tag.
Der Feind gewinnet Boden. Doch was thut's?
Ich habe Droſendorf, der Rücken iſt geſichert.

Füllenſtein (laut).

Beinah der Rücken ſichrer als die Bruſt!

Ottokar.

Dir thu' ich nicht zu Danke, Füllenſtein?

Füllenſtein.

Nein, Herr! ich kann's nicht leugnen. Sonſt war's anders.

Ottokar.

Du hätteſt bei Marchegg ſchon losgeſchlagen?

Füllenſtein.

So that ich, Herr; und Ihr, Ihr thatet's auch
Noch vor zwei Jahren. In der Ungerſchlacht,
Am ſelben Ort habt Ihr nicht lang gezweifelt.
Ei, Schwert heraus, und in den Feind! Da ging's.

Ottokar.

Es ging, weil es der Zufall günſtig meinte.
Ei, damals war ich ein verweg'ner Thor,
Wie du noch jetzt biſt. Reife bringt die Zeit.

Füllenſtein.

Herr, als noch bei Marchegg der Kaiſer ſtand,
Da zählt' er tauſend Streiter, und nicht mehr;
Jetzt iſt er an die dreißigtauſend ſtark.

Ottokar.

Allwiſſend iſt nur Gott! — Was iſt die Uhr?

Diener.

Drei Uhr nach Mitternacht.

Ottokar.

Die Schlacht iſt unvermeidlich!
Wir ſind am Feind. Der heut'ge Tag entſcheidet.
Wie heißt der Ort hier?

Diener.

Götzendorf, mein König.

Ottokar.

Der Bach?

Diener.

Die Sulz.

Ottokar.

Ich dacht', ich wär' in Stillfried.

Diener.

Wir ritten geſtern durch in dunkler Nacht.
Jetzt liegt der Kaiſer drinnen.

Ottokar.

Nun, Gott walt's!

Diener.

Ihr ſolltet dort ins Haus gehn, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Und daß mir Niemand angreift, bis ich's ſage!
Ich hab' ihn hergelockt in dieſe Berge,
Mit vorgeſpiegelter, verſtellter Flucht.
Dringt er nun vor: die Mitte weicht zurück,
Die Flügel ſchließen ſich — dann gute Nacht, Herr Kaiſer!
Ich hab' ihn, wie die Maus im Loch! Ha! ha!

(Er bricht in ein heiſeres Lachen aus, das ſich in ein Huſten verliert.
Er reibt die Hände.)

'ſ iſt kalt! Hat Niemand einen Mantel?
Vor Sonnenaufgang weht die Luft am ſchärfſten.
(Man gibt ihm einen Mantel.)
Iſt das 'ne Sommernacht? Noch ſtehn die Stoppeln,
Und ſchon ſo kalt! Sonſt war der Sommer warm,
Der Winter Froſt; jetzt tauſchen ſie das Amt;
Die Zeiten ändern ſich und wir mit ihnen!
Hat man nicht Nachricht, wo die Königin
Sich hingewandt?

Diener.

Man weiß es nicht, mein König!

Ottokar.

Und Zawiſch iſt bei ihr?

Diener.

Ja, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Ich denke ſie zu ſeiner Zeit zu treffen!
Will's noch nicht tagen?

Diener.

Ueberhin der March
Beginnt's zu grau'n: der Tag bricht an.

Ottokar (iſt aufgeſprungen).

Ich grüße dich, verhängnißvolle Sonne!
Eh du zu Rüſte gehſt, hat ſich's entſchieden,
Ob Fried' in Waffen, ob im Grabe Frieden.
(Er wirft den Mantel weg.)
Löſcht aus die Feuer, laßt die Hörner tönen!
Bereitet euch zum Kampf, es gilt das Letzte!

Bote (kommt).

Herr, Dröſing brennt!

Ottokar.

Im Rücken meines Heers?
Dort ſtehen Eure Leute, Milota!

Milota.

Verſprengte Haufen von Kumanen, Herr.
Auch glaub' ich's nicht!

Ottokar.

Iſt hier herum kein Hügel?
Daß man des Feuers Richtung könnte ſehn.

Diener.

Der Glockenthurm.

Ottokar.

Steig' Einer ſchnell hinauf.

(Es pochen Einige ans Thor.)

Ottokar.

Wie kommen Ungarn mir nach Dröſing? Gottes Feuer!
Wer deß die Schuld trägt, hängt! — Wird's bald?

Diener.

Herr König,
Man weigert uns den Eintritt!

Ottokar.

Weigert? Wer?

Diener.

Sind Damen drin im Haus.

Ottokar.

Was, Damen! Poſſen!

Küſter

(der aus dem Hauſe getreten iſt).

Herr, das Gefolg der Königin von Böhmen.

Ottokar (ihn anfaſſend).

Der Königin von Böhmen? — Das Gefolg?
Wohl auch ſie ſelbſt? — Ha, Schurk! — Und Zawiſch auch?
Es ſoll mir wohl thun, meinen Zorn zu kühlen!

Küſter.

Bedenk' Eu'r Hoheit!

Ottokar.

Fort!

Küſter.

Ach Herr!

Ottokar.

Hinein!

(Er dringt ins Haus, der Küſter ihm nach.)

Milota.

Wenn er den Zawiſch trifft, iſt der verloren! —
Ich muß ihn retten, gält's das Aeußerſte!
Zieht Euch zurück, und ruf' ich aus dem Fenſter,
So dringt ins Haus, und thut, was ich Euch ſage;
Der König iſt ſein ſelbſt nicht Herr im Zorn!

(Er geht ins Haus, die Andern ziehen ſich zurück.)

Kurzes Zimmer, durch einen gothiſchen Bogen geſchloſſen, vor dem ein dunkler Vorhang bis zur Erde herabhängt.

Ottokar, dem Frau **Eliſabeth** in den Weg tritt, ſtürzt herein.

Ottokar.

Fort, Kupplerin! wo haſt du deine Kunden?

Eliſabeth.

Ach, gnäd'ger Herr, gönnt ihr doch jetzt die Ruh!

Ottokar.

Der Vorhang dort, er deckt wohl das Geheimniß?
Lieb Täubchen, komm! Auf! Decke! Vorhang auf!

(Er reißt den Vorhang auf, und prallt zurück.)

Auf einer ſchwarzbedeckten Erhöhung, von Lichtern umſtellt, liegt Königin **Margarethe** todt im Sarge. Das Wappen von Oeſterreich zu ihren Füßen.

Ottokar

(im Vorgrunde, dumpf).

Das iſt die Königin von Böhmen nicht!

Eliſabeth.

Sie war's!

Ottokar.

Marg'rethe iſt's von Oeſterreich,
Mein Weib einſt, doch verwandt im vierten Grad,
Und drum geſchieden nach der Kirche Recht.
— Gott geb' ihr ew'ge Ruh!

Eliſabeth.

Ach, Amen! Amen!

Ottokar.

Wann ſtarb ſie?

Eliſabeth.

Geſtern Morgens, gnäd'ger Herr!

Ottokar.

Wie kommt ſie hieher?

Eliſabeth.

Aus dem Sitz von Krems
Vertrieben von den Streifern Eures Heers,
Hat nach Marchegg zum Kaiſer ſie gewollt,
Da übereilte ſie der Tod.

Ottokar.
Warum zum Kaiſer?
Eliſabeth.
Herr, ſie ſagt' es nicht!
Doch denk' ich, war es, Frieden zu vermitteln —
Ottokar.
Sie *war* Vermittlerin! — und woran ſtarb ſie?
Eliſabeth.
Man pflegt's zu nennen: am gebrochnen Herzen;
Denn weinend Tag und Nacht —
Ottokar.
Genug, genug!
Wo aber wollt Ihr hin?
Eliſabeth.
Wir wollen warten,
Bis ſich der Krieg ſo oder ſo entſchieden —
Ottokar.
So oder ſo!
Eliſabeth.
Und dann nach Lilienfeld,
Sie zu begraben in der Ahnengruft,
Wo Herzog Leupold ruht, der Sel'gen Vater,
Und der der Babenberger Mannsſtamm ſchloß,
Ihr Bruder Friedrich, den ſie ſtreitbar nennen.
Ottokar.
Das thu'! — Und dieſen Ring —
Milota (kommt).
Der Feind rückt an!
Ottokar.
Ich komme gleich. Geht nur.
(Milota ab.)

Ottokar.

Und dieſen Ring
Leg du von mir der Sel'gen in das Grab.

Eliſabeth.

Ach Herr!

Ottokar.

Und wenn der Krieg ſich hat entſchieden,
Und ich es überleb', ſo komm nach Prag,
Daß ich die Treu' dir lohn' an deiner Frau.
Jetzt muß ich fort!

(Er geht auf die Thüre zu.)

Eliſabeth

(die ſie ihm öffnet)

Gott ſegn' Euch!

Ottokar

(bleibt an der Thüre ſtehen).

Margarethe,
So biſt du todt, und haſt mir nicht verzieh'n!

(Er kommt zurück.)

Biſt hingegangen, treue, fromme Seele,
Mit dem Gefühl des Unrechts in der Bruſt,
Und ſtehſt wohl jetzt vor Gottes Richterſtuhl,
Und klagſt mich an, rufſt Rache wider mich!
O thu's nicht, Margaretha, thu es nicht!
Du biſt gerächt. Um was ich dich und Alles gab,
Gefallen iſt's von mir, wie Laub im Herbſt;
Was ich geſammelt, iſt im Wind zerſtoben,
Der Segen fort, der fruchtend kommt von oben,
Und einſam ſteh' ich da, von Leid gebeugt,
Und Niemand tröſtet mich und hört mich!

(Er tritt näher.)

Sie haben ſchlimm an mir gethan, Marg'rethe!
Der Undank hob ſein Haupt auf gegen mich.
Die mir die Nächſten, haben mich verrathen,
Die ich gehoben, haben mich geſtürzt.
Das Weib, um das ich hingab deinen Werth,
Sie hat das Herz im Buſen mir zerſpalten:
Die Ehre mein verkauft an meinen Knecht,
Und als ich blutend heimkam aus der Schlacht,
Goß ſie mir Gift, ſtatt Balſam, in die Wunden.
Mit Hohn und Spott hat ſie mich aufgeſtachelt,
Daß blind ich rannte in das Todesnetz,
Das nun zuſammenſchlägt ob meinem Scheitel.

(Er kniet am Sarge.)

Du haſt mich oft getröſtet; tröſte nun!
Streck' aus die kalte Hand, und ſegne mich.
Denn Eines fühl' ich wohl: es kommt zu ſterben:
Der heut'ge Tag kann Ottokar verderben:
Drum ſegne mich, wie du geſegnet biſt!

(Er legt ſein Haupt auf die Kiſſen.)

Eliſabeth.

Er betet, glaub' ich. Nun, du guter Gott,
Verzeih ihm auch! Und ach, der großen Freude
Für die hochſel'ge Frau! Sagt' ich's nicht immer:
Er kehrt zurück? Nun ſeid ihr doch beiſammen,
Siehſt du?

(Gegen Himmel blickend.)

Stimme (von außen).

Iſt hier der König?

Eliſabeth

(zur Thüre hinausſprechend).

Ei, er will allein ſein!
Sie ſollen ihn nicht ſtören!

(Sie läßt die Vorhänge herab.)

Streit und Hader,
Dazu find't ſo ein Herr wohl immer Zeit,
Die Zeit zum Beten aber kommt nicht immer.
Schon wieder Lärm? ei, daß euch Gott, ihr Heiden!

(Neuer Lärm von außen. Sie geht, mit dem Finger auf dem Mund Stillſchweigen gebietend, leiſe zur Thüre hinaus.)

Platz vor dem Hauſe, wie zu Anfang des Aufzuges.

Milota führt einen **Knappen** vor. Die Andern im Hintergrunde. In Zwiſchenräumen Trompeten und Lärm von außen.

Milota.

Wie? Zawiſch Roſenberg, er ſendet dich?

Knappe.

Ja, Herr!

Milota.

Er iſt im kaiſerlichen Lager?

Knappe.

Wohl.

Milota.

Wo iſt ſein Brief?

Knappe.

Ich habe keinen Brief,
Er hieß mich nur — es klingt faſt lächerlich —
Er hieß mich an das Liedchen Euch erinnern:
„Der Winter kehrt zurück, die Roſen welken!"

Milota.

Was will er damit? — Roſen — Roſenberg! —
Sag ihm, die Roſen mögen immer blühn,
Der Schnee zergeht: der Winter kehrt nicht wieder!

(Knecht ab.)

Füllenſtein (kommt).

Wo iſt der König?

Milota.

Oben.

Füllenſtein.

Teufel auch!
Es geht ſchon hitzig her!

Ein Ritter (tritt eilig auf.)

Iſt hier der König?
Die Vorhut wird zurückgedrängt. Schickt Hilfe!

Milota.

Er ſäumt noch immer!

Füllenſtein.

Siehe da, er kommt!

Ottokar kommt mit dem **Küſter** aus dem Hauſe. Frau **Eliſabeth** folgt.

Ottokar (zum Küſter).

Man wird Eu'r Haus verſchonen, wie nur möglich.
Gehabt Euch wohl, und ſchließt mich ins Gebet.
Herbott, wie ſteht's?

Füllenſtein.

Sie ſind ſchon handgemein.

Ottokar.

Gebt mir den Helm!

Füllenſtein.

Der Gaul von einem Dienſtmann
Des Erzbiſchofs von Salzburg wurde ſcheu,
Und riß ihn fort, die Andern ſprengten nach.

Ottokar

(hat den Helm auf, und zieht das Schwert).

Nun denn, mit Gott!

Küſter.

Er ſegn' Euch, gnäd'ger Herr!

Eliſabeth.

Zu tauſendmal! Und führ' Euch glücklich heim.

Ottokar.

Wir wollen hoffen!

(Trompeten von außen.)

Ottokar.

Nun, wir kommen ſchon!

Wo ſind die Pferde?

Füllenſtein.

Dort am Gitterthor!

Ottokar (gehend).

Voran!

Eliſabeth.

Gott ſegn' Eu'r Hoheit.

(Zugleich mit dem Küſter.)

Glück und Heil!

(Alle ab.)

Freie Gegend an der March. Es iſt heller Tag.

Kaiſer **Rudolf** mit ſeinen **Söhnen**, in Begleitung öſterreichiſcher und anderer **Ritter** mit Fahnen, tritt auf.

Rudolf.

Die Sonne ſteigt aus Nebeln herrlich auf;
Es wird ein ſchöner Tag! Mein Sohn, du trittſt

Zum erſtenmal auf öſterreich'ſchen Boden.
Sieh um dich her, du ſtehſt in deinem Land!
Das Feld, das rings ſich breitet, heißet Marchfeld,
Ein Schlachtfeld, wie ſich leicht kein zweites findet.
Doch auch ein Erntefeld, Gott ſei gedankt!
Und dafür ſoll es immerdar dir gelten!
Dort fließt die March; dort wo noch Nebel ringt,
Liegt Wien, die Stadt; die Donau blinkt daneben,
Von vielen Inſeln mannigfach getheilt.
Dort wirſt du wohnen, gibt uns Gott den Sieg.
Doch gilt's zu kämpfen erſt, das ſollſt du auch.
Die Rennfahn' geb' ich dir, die ſollſt du führen,
Mir vor ſie tragen, glorreich durch die Schlacht.

(Er gibt ihm die Fahne. — Zu ſeinem jüngern Sohne.)

Dein junger Arm führt noch zu ſchwach den Stahl,
Du bleibſt bei mir, in deines Vaters Hut.

Ihr, Markgraf Hochberg, führt des Reiches Adler;
Und wie der Adler lebend Wild nur beutet,
Trifft den, der kämpft, und ſchonet deß, der flieht.

(Er gibt ihn.)

Dir, Konrad Haslau, ob ſchon altergrau,
Vertrau' ich Oeſtreichs flatterndes Panier,
Das du in zwanzig Schlachten rühmlich trugſt.
Ihr bleibt ihm nah, Herr Heinrich Lichtenſtein,
Und wahrt des Manns, und deſſen, was er trägt.
Ha, wohl verwahrt! Sucht' ich nach einem Schützer
Für dieß mein Haupt, ich wüßte keinen Beſſern,
Als einen Lichtenſtein! Wohlan, ihr Herrn,
Nehmt das Panier und tragt es Allen vor,
Den edlen weißen Strich von Oeſterreich;
Und wie er glänzend geht durchs rothe Feld,

So will ich ſehen Oeſtreichs weiße Zeichen
Die Gaſſe ziehn durch blutgefärbte Leichen.

Nun vor, mit Gott! und Chriſtus ſei der Schlachtruf!
So wie er ſtarb für uns am blut'gen Holz,
So wollen wir auch ſterben für das Recht,
Ob auch das Unrecht Güter böt' und Leben.
Ehrwürd'ger Herr von Baſel, geht voran,
Stimmt uns das Schlachtlied an: Maria, reine Maid!

Diener (kommt).

Die Königin von Böhmen, gnäd'ger Herr!

Rudolf.

Wie kommt ſie her zu mir?

Die **Königin** mit **Zawiſch** auftretend, hinter ihnen wird **Bertha** geführt, mit **Begleitern**, die zurückbleiben.

Königin.

Hier bin ich ſelbſt!
Um Schutz zu flehn, komm' ich in Euer Lager.

Rudolf.

Schutz, edle Frau, bei Eures Gatten Feind?

Königin.

Weil mir der Feinde grimmigſter mein Gatte.
Er raſ't, zumeiſt gen die, ſo ihm am nächſten,
Und fliehend nur erhielt ich faſt mein Leben.

Rudolf.

Gar viel Vertrau'n ſchenkt Ihr mir, Königin!
Denn Frauen kenn' ich, ſonſt wohl hohen Muths,
Die aber lieber todt von Gattenhand,
Als daß ſie flöh'n zu denen, die ihn tödten.

Doch mögt Ihr immer dort in meinen Zelten
Des Ausgangs harren, der Euch wohl verſöhnt.
(Zu einem Begleiter.)
Bringt die erlauchte Frau in Sicherheit!

Königin.

Ich dank' Eu'r Hoheit — Zawiſch, kommt mit mir.
(Ab.)

Rudolf.

Ihr, Herr, ſteht nicht bei Eures Königs Fahnen?

Zawiſch.

Der König hat mich hoch und ſchwer beleidigt.

Rudolf.

Beleidigt, Herr? und deß gedenkt Ihr jetzt,
Wo er vielleicht dem Tod entgegen geht?
Dankt Gott, Herr, daß Ihr nicht mein Unterthan,
Ich wollt' Euch das Kapitel ſonſt erklären!
Folgt Eurer Königin, die Euch ſtatt eines Königs.
(Zawiſch ab.)

Rudolf.

Noch Eins, eh' wir zur Schlacht. Ich hab' erfahren,
Daß unter denen, die ich geſtern Abends
Zu Rittern ſchlug, und die ob einer Unbild
Dem Böhmenkönig abhold, oder ſonſt,
Vor allen aus den öſterreich'ſchen Landen,
Ein Bund beſteht, ihn in der Schlacht zu ſuchen,
Und daß ihn jener tödte, der ihn fand.
Den Bund vernicht' ich hier, als euer Kaiſer,
Und jedem unterſag' ich, Hand zu legen
An König Ottokar zu dieſer Friſt;
Den einz'gen Fall der Nothwehr ausgenommen.
(Zu Seyfried Merenberg, der neben ihm ſteht.)
Habt Ihr verſtanden, Herr? und ſo mit Gott!

Es ſtürzt **Einer** herein.

Krieger.

Die Böhmen nahn!

Rudolf.

Die Oeſterreicher ſind ſchon da!
Wir werden uns doch wohl nicht fürchten ſollen?
Ein einzler Haufe; ſchließt euch an, ihr Herrn!

Herbott von Füllenſtein mit einem **Haufen.**

Füllenſtein (hereinſtürzend).

Wo iſt der Kaiſer? Nur den Kaiſer ſuch' ich!

Rudolf.

Hier iſt er, Freund!

Füllenſtein.

Bald heißt es wohl: er war!

Rudolf.

Das frägt ſich noch! Ei, laßt ihn nur, ihr Herrn,
Das Fechten möcht' ich doch nicht ganz verlernen.
Komm an, mein Freund!

Füllenſtein.

Ihr folgt, und ſchlagt ſie todt!

(Gefecht. Alle ab.)

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes. Links im Vorgrunde das Ende eines Hügels, auf die Bühne hereinlaufend, daneben ſteht ein Baum.

Ottokar kommt, auf einen **Knecht** geſtützt, **zwei Andere** und **Milota** folgen.

Ottokar.

Herr Milota, Eu'r Haufe greift nicht an!
Wo bleiben Eure Mährer? Tod und Teufel!

Ich fürcht', Ihr ſeid ein Schurk, Herr Milota!
Und ſeid Ihr es, Herr, weil ich Euch vertraut,
Seid Ihr es zehn- und hundertfach!

Sie haben mir das Pferd erſtochen unterm Leib;
Das Bein ſchmerzt noch vom unverſeh'nen Sturz.
Geh hin und ſuch' ein Pferd: ich weile hier.
(Einer ab.)
Ihr, Milota, jagt hin zu Euren Mährern —
Doch nein! Bleibt da! Geh du, und ſag' der Nachhut:
Sie ſollen auf den Feind, ſonſt will ich, Peſt! auf ſie!
(Der Zweite ab.)
Seht mir ins Antlitz, Milota! Daß Gott!
Ihr ſchaut mit Grimm. Ich hoff', das gilt dem Feind:
Denn gält' es mir, auf Eurem Todbett, Herr,
Würd' Euch ein Milota genüber ſtehn,
Und alſo ſchau'n in Euer brechend Aug'.

Steigt dort auf jenen Hügel, Herr, und forſcht
Nach Füllenſtein, und wie das Treffen geht.
(Milota ab.)
Du, leite mich zu jenem Baume hin,
Daß ich mich halte, bis ein Pferd zur Hand.
Und ſieh dich um, und ſag's, wenn Feinde nahn.
(Er ſteht am Baum, und hält ſich mit der Hand an einem niedrigen, dürren Zweige.)
Die Böhmen fechten matt, wie man wohl ficht
Für einen Ungeliebten, nothgedrungen.
Die Oeſtreichsmänner und die Steirer aber,
Die ſonſt nur träg mir ihren Dienſt erwieſen,
In Todesengel ſcheinen ſie verwandelt,
Und jeder iſt ein Held nun wider mich,
Der Zahltag iſt erſchienen, und ſie zahlen!

Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehauſ't,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren;
Du aber biſt's allein, der ſtürmen kann,
Denn du allein kannſt heilen, großer Gott.
Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt,
Wer war ich, Wurm? daß ich mich unterwand,
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuſpielen,
Durchs Böſe ſuchend einen Weg zum Guten!

Den Menſchen, den du hingeſetzt zur Luſt,
Ein Zweck, ein Selbſt, im Weltall eine Welt —
Gebaut haſt du ihn als ein Wunderwerk,
Mit hoher Stirn und aufgericht'tem Nacken,
Gekleidet in der Schönheit Feierkleid,
Und wunderbar mit Wundern ihn umringt,
Er hört und ſieht und fühlt und freut ſich.
Die Speiſe nimmt er auf in ſeinen Leib;
Da treten wirkende Gewalten auf,
Und weben fort und fort mit Faſern und Gefäß,
Und zimmern ihm ſein Haus; kein Königsſchloß
Mag ſich vergleichen mit dem Menſchenleib!
Ich aber hab' ſie hin zu Tauſenden geworfen,
Um einer Thorheit, eines Einfalls willen,
Wie man den Kehricht ſchüttet vor die Thür.
Und Keiner war von den Geblieb'nen allen,
Den ſeine Mutter nicht, als ſie mit Schmerz geboren,
Mit Luſt gedrückt an ihre Nährerbruſt,
Der Vater nicht als ſeinen Stolz geſegnet,
Und aufgezogen, Jahrelang gehütet;
Wenn er am Finger ſich verletzt die Haut,
Da liefen ſie herbei und banden's ein,

Und ſahen zu, bis endlich es geheilt:
Und 's war ein Finger nur, die Haut am Finger!
Ich aber hab' ſie ſchockweis hingeſchleudert,
Und ſtarrem Eiſen einen Weg gebahnt
In ihren warmen Leib. — Haſt du beſchloſſen
Zu gehen ins Gericht mit Ottokar,
So triff mich, aber ſchone meines Volks!

Geblendet war ich, ſo hab' ich gefehlt!
Mit Willen hab' ich Unrecht nicht gethan!
Doch einmal, ja! — und noch einmal! O Gott,
Ich hab' mit Willen Unrecht auch gethan!

Es iſt nicht Todesfurcht, was ſo mich reden läßt.
Der du die Herzen Aller kennſt,
Du weißt, ob dieſes Herz die Furcht bewegt!
Doch wenn dich eines Mannes Reu' erfreut,
Den nicht die Strafe, den ſein Unrecht ſchreckt:
So ſieh mich hier vor deinem Antlitz knien,
(er kniet)
Und hör' mich beten, wie ich jetzo bete:
Geh' als ein Gott der Gnade zu Gericht!
(Er ſenkt ſein Haupt.)

Seyfried von Merenberg tritt, ganz gerüſtet, im Hintergrunde auf.

Seyfried.

Ottokar!

Ottokar.

Wer ruft?

Seyfried
(hinten ſtehen bleibend).

Wo haſt du meinen Vater?

Ottokar (ſteht auf).

Wer biſt du? — Merenberg!

Seyfried.

Wo haſt du meinen Vater?

Ottokar

(dumpf vor ſich hin).

Als Gott den Kain fragte, ſagte der:
Mir haſt du ihn zu hüten nicht gegeben!

Seyfried.

Ich gab ihn dir, ich ſelbſt, mein eigner Unſinn!
Und jetzt ſteh' ich vor dir, in Stahl gekleidet,
Und fordr' ihn wieder: gib mir meinen Vater!

Ottokar.

Du weißt wohl, wo er iſt.

Seyfried.

Wohl weiß ich's: todt!

Ottokar.

Er büßte, wie Verräther!

Seyfried.

Er, Verräther?
Er war dir nur zu treu, dir, mir, der ganzen Welt.
Um meinen Dienſt beim Kaiſer wußt' er nicht;
Der Brief, den er mir gab, enthielt nur Bitten
Für dein verſtoß'nes Weib.

Ottokar.

So hat ihn Gott!

Seyfried.

Er hat ihn, ja! Empfiehl ihm deine Seele!

(Stürzt mit dem Schwerte auf ihn los.)

Emerberg tritt auf.

Emerberg.

Seyfried, was thuſt du?

Seyfried.

Sieh, er mahnt mit Recht!
Der Kaiſer hat verboten, dich zu tödten,
Mit Waffen; doch ich will, ein Baſilisk,
Verſuchen mit den Augen dich zu tödten.
Sieh her nach mir und höre: Merenberg!
Der Hölle Ruf dereiſtens: Merenberg!

Ottokar.

Gebt Raum, ich muß zu meinem Heer!

Seyfried.

Du bleibſt!
Du warſt mir Lehrer, warſt mir Muſter, Beiſpiel,
Ich habe dich geehrt, wie Niemand ſonſt;
Der Erde Ruhm ging mir in dir zu Grabe,
Der Erde Glück in meines Vaters Haupt.
Gib das Vertrauen mir auf Menſchen wieder,
Den Vater wieder, den ich ſelbſt geliefert,
Ich ſelbſt in deine Hand. Vorſchneller Würger,
Sieh mir ins Antlitz: es iſt Merenbergs.
Komm, tödt' ihn noch einmal in ſeinen Zügen!

Ottokar.

Schließ deinen Helm, dann ſei des Kampfs gewährt.

Seyfried.

Nicht alſo! Nein! Ficht, König, mit den Todten!
Hei, tapfrer Ottokar, mit Eins ſo feig?

Ottokars **Knecht** kommt zurück.

Knecht.

Herr Milota, zu Hilfe! Feinde! Feinde!

Seyfried (zu Emerberg).

Halt' den zurück! Er muß ſich mein erwehren!
Daß ich dem Kaiſer ſagen möge: Herr,
Ich ſchlug ihn nicht, er ſelber fiel mich an;
Den Fall der Nothwehr habt Ihr ausgenommen!

(Emerberg ficht mit dem Knecht.)

Knecht.

Herr Milota!

Emerberg.

Entweich!

Knecht.

Ach Gott! ach Gott!

(Er fällt getroffen zu des Königs Füßen.)

Ottokar

(ſein Schwert aufnehmend).

So ſei's!

Milota kommt.

Ottokar.

He, Milota, hilf deinem König!

Seyfried.

Freund oder Feind?

Milota.

Nicht euer Feind, ihr Herren!
Geht hier der Weg nach Mähren?

Ottokar.

Milota!

Milota.

Mein Bruder, Beneſch Dieditz, läßt Euch grüßen;
Er iſt geſtorben als ein Sinnberaubter,

Und Muhme Bertha raſ't an ſeinem Sarg.
Gebt Raum, ihr Herrn! Glück auf! ich ſtör' euch nicht.

(Geht, in ſeinen Mantel gehüllt, vorüber und ab.)

Ottokar.

Verlaßt du mich, und kann ich dich nicht ſchelten?
Und doch war ich dein Herr, drum Schurke du, auf ewig!

Seyfried.

Gib dich!

Ottokar.

Vermeinſt du Ottokarn zu fangen?
Es gilt zu fechten! —

(Er tritt hart auf den verletzten Fuß.)

Trage Fuß!
Jetzt iſt nicht Zeit zu ſchmerzen! Ihr, gebt Raum!

Emerberg.

Du biſt verloren, ſieh, die Deinen fliehen!

(Fliehende Böhmen bedecken den Hintergrund.)

Ottokar.

Du lügſt, kein Böhme flieht! Zu ihnen! Fort!

Beide

(mit vorgehaltenen Schwertern).

Du bleibſt!

Heinrich von Lichtenſtein tritt mit einer **Schaar,** verfolgend, im Mittelgrunde auf, und eilt nach hinten, das Banner von Oeſterreich in der Hand.

Lichtenſtein.

Die Feinde fliehn! Hoch! Oeſterreich!

Ottokar.

Steht, Memmen, ſteht!
Und ihr gebt Raum!

Seyfried.

Im Grabe!
Sonſt nicht!

Ottokar (einen Hieb führend).

Hier Böhmen!

Seyfried (eben ſo).

Und hier Oeſterreich!

Ottokar (mit einem neuen Hieb).

Hier Ottokar!

Seyfried.

Hier Merenberg und Gott!

(Er haut ihn nieder.)

(**Ottokar** ſtürzt nieder, rafft ſich ſchnell wieder auf, taumelt einige Schritte, und fällt dann todt neben der Hügelerhöhung hin.)

Emerberg.

Was thatſt du? Das Gebot verletzt des Kaiſers!

(Merenberg ſteht, die Hände hinabgeſunken, unbeweglich da.)

Heinrich von Lichtenſtein (kommt zurück).

Sieg! Sieg! Die Feinde fliehn! Hoch, Oeſterreich!

Rudolf tritt auf mit **Gefolge.**

Rudolf.

Halt ein mit Tödten! Schont der Ueberwund'nen!
Was iſt hier? Was hat dich zu Eis verwandelt?
Ha, Ottokar! am Boden, blutend, todt!
Du haſt's gethan! Flieh, wie der erſte Mörder,
Und laß dich nimmer ſehn vor meinem Blick!

(Merenberg entflieht.)

Die Böhmen ſollen heimwärts ziehn,
Für den ſie ſtritten, ruft es aus, iſt todt.

Frau **Eliſabeth** hinter der Scene.

Eliſabeth.

Gewalt! Gewalt!

Rudolf.

Wer ruft?

Eliſabeth

(kommt und wirft ſich dem Kaiſer zu Füßen).

Ach, gnäd'ger Kaiſer!
Sie plündern drin im Haus, ſie zünden an,
Und gönnen ſelbſt den Todten nicht die Ruh!
Ach, ſchützt uns, Herr!

Rudolf.

Man ſoll zu Hilfe ſehn!
Wer biſt du?

Eliſabeth.

Ach, der Königin Marg'rethe
Von Oeſterreich getreue Kämmerin,
Und die dort tragen meiner Frauen Leiche.

Vier Männer, von ſchwarzgekleideten **Frauen** begleitet, tragen den Sarg herein.

Rudolf.

Sieh dort die Leiche deines Herrn!

Eliſabeth.

Ach Gott!
So ſtarb er! G'rade da er ſanft geworden!
Du armer Herr! Setzt hin dort unſre Leiche,
So liegen ſie im Tode doch vereint.

(Der Sarg wird auf eine Erhöhung zu Ottokars Haupt geſetzt.)

Die **Königin** kommt, hinter ihr **Zawiſch** und **Bertha.**

Königin.

Der König iſt gefangen, wird geſagt.

Rudolf.

Hier, Weib, hier liegt dein Mann!

(Die Königin ſinkt, mit einem Ausruf, bebend in die Knie.)

(Zawiſch ſteht mit geſenktem Haupte.)

Rudolf (fortfahrend).

Zu ſeines Weibes Füßen;
Denn daß ſie's blieb, hat ſie im Tod erprobt.

Bertha

(iſt hinter dem Sarge auf die Erhöhung getreten, und lehnt mit dem Ellenbogen darauf, jetzt pocht ſie an den Sarg, und ſagt:)

Mach' auf, Marg'rethe, ſieh, dein Mann iſt da!

Mit **mehreren Gefangenen** iſt der **Kanzler** hereingebracht worden, er eilt hin.

Kanzler.

O Herr! du mein verirrter, wackrer Herr!

(Er nimmt Ottokars Haupt in ſeinen Schooß.)

Rudolf.

So liegſt du nackt und ſchmucklos, großer König,
Das Haupt gelegt in deines Dieners Schooß;
Und iſt von deinem Prunk und Reichthum allen
Nicht eine arme Decke dir geblieben,
Als Leichentuch zu hüllen deinen Leib.
Den Kaiſermantel, dem du nachgeſtrebt,
Ich nehm' ihn ab und breit' ihn über dich,

(er thut es)

Daß als ein Kaiſer du begraben werdeſt,
Der du geſtorben wie ein Bettler biſt.
Bringt ihn nach Laa, und ſtellt ihn fürſtlich aus,
Bis man ihn holt zur Ruhſtatt ſeiner Ahnen.

(Er entblößt das Haupt und betet ſtill, die Andern thun daſſelbe. Kunigunde verhüllt ſich, Zawiſch blickt ſtarr vor ſich. Pauſe.)

Bertha

(noch immer auf den Sargdeckel gelehnt).

Und vergib uns, als auch wir vergeben!
Und führ' uns nicht in Verſuchung!

Rudolf.

Nicht führ' uns in Verſuchung, großer Gott!
Und nun, mein Sohn, im Angeſicht der Leiche,
Vor dieſem Todten, der ein König war,
Belehn' ich dich mit Oeſtreichs weitem Erbe.

(Auf ſeinen Wink knien ſeine beiden Söhne nieder. Er ſpricht immer vorzugsweiſe zu dem Aeltern.)

Sei groß und ſtark, vermehre dein Geſchlecht,
Daß es ſich breite in der Erde Fernen
Und Habsburgs Name glänze bei den Sternen!
Du ſteh' in Allem deinem Bruder bei!
Doch ſolltet ihr je übermüthig werden,
Mit Stolz erheben euren Herrſcherblick,
So denkt an den Gewaltigen zurück,
Der jetzt nur fiel in Gottes ſtrenge Hände,
An Ottokar, ſein Glück und an ſein Ende!
Steh auf! und du! Und niemals knie wieder!
Ich grüße dich als dieſes Landes Herrn.
Und ihr auch grüßt ihn, laßt es laut erſchallen,
Daß weit es ſich verbreite, donnergleich:
Dem erſten Habsburg Heil in Oeſterreich!

Alle.

Heil! Heil!
Hoch Oeſterreich!
Habsburg für immer!

(Indem Alle unter Trompeten und Jubelgeſchrei niederknien, um die Huldigung zu leiſten, fällt der Vorhang.)

Ottokar wurde am 19. Februar 1825 zum erſtenmale aufgeführt. Zwei Jahre lang war das Manuſkript in der Cenſur verblieben, ja es galt für verſchollen und verloren, als von Seiten der Kaiſerin nach demſelben gefragt wurde. Ein Unwohlſein der Kaiſerin führte zu dieſer Nachfrage: es ſollte ihr etwas vorgeleſen werden, und zwar wünſchte ſie ein neues Stück zu hören, welches beim Burgtheater eingereicht wäre.

Keines ſchien intereſſant genug. Da erinnert ſich der Berichterſtatter, daß vor langer Zeit ein „König Ottokar“ von Grillparzer eingereicht worden, aber von der Cenſurbehörde als nicht zuläſſig befunden worden ſei. Nun wird nach dieſem „Ottokar“ geſucht, er wird mühſam aufgefunden, wird der Kaiſerin vorgeleſen, und wird von dieſer nun dem Kaiſer empfohlen.

Dr. Conſtant von Wurzbach, der ſorgfältigſte Sammler öſterreichiſcher Vorgänge und Perſonalien, berichtet wie folgt: „Ein vaterländiſcher Dichter, ein vaterländiſcher Stoff, das erſte Schauſpiel dieſer Art, das auf die Bühne kam! Es war ein Ereigniß, neu in ſeiner Art, und ſeit den Franzoſentagen eine ſolche Aufregung — freilich in andrer Richtung — nicht erlebt. In den Laden der Wallishauſerſchen Buchhandlung, wo an dieſem Tage (19. Februar) das Buch zum erſtenmale ausgegeben wurde, konnte gegen Mittag Niemand mehr hinein. Ueber 600 Exemplare des gedruckten Stücks wurden an dieſem Tage abgeſetzt.“ — „Der Erfolg des Stückes im großen Publikum war nicht nachhaltig; die tiefe politiſche Bedeutung der Dichtung, die meiſterhafte Charakteriſtik der Figuren war ihm nicht ganz klar geworden. Da damals bereits die Cenſur beſtand, ſo war es nicht leicht möglich, ihm dieſelbe klar zu machen. Hingegen außerordentlich war der Erfolg bei den tiefer denkenden Kritikern Oeſterreichs, welche zu der damals noch dünngeſäten und mehr nach Inſtinkten als nach politiſchem Bewußtſein die Verhältniſſe anſchauenden großöſterreichiſchen Partei zählten. Das Organ derſelben war das ſeitdem nicht wieder erſetzte Hormayrſche „„Archiv für Geſchichte.““

Es iſt uns nicht erinnerlich, daß irgend ein einheimiſches oder fremdes dramatiſches Werk eine ſo eingehende Beurtheilung erfahren hätte als dieſes. Es wurden ganze Abhandlungen darüber geſchrieben.

Der oberſten Regierung war und wurde das Stück unbequem. Wie das möglich geweſen bei einer ſo wohlthuenden Verherrlichung Rudolphs von Habsburg, des Gründers der Dynaſtie, das erklärt ſich nur aus dem Syſtemwechſel, welcher nach Maria Thereſia und Joſeph dem Zweiten eingetreten war. Jene beiden ſchöpferiſchen Regenten hatten das Reich ſeinem Urſprunge und ſeiner ganzen Entwickelung gemäß auf deutſches Weſen und deutſche Bildung geſtützt. Die ſich ausbreitende Bildung aber war mit Ende des vorigen und mit Beginn des jetzigen Jahrhunderts dem Kaiſer bedenklich geworden. Sie hing zuſammen mit den revolutionären Gedanken der Zeit, und man meinte den Staat ſicher zu ſtellen, wenn man ihn abſperrte von dieſen Gedanken der Zeit. Man ſtützte ſich nun gern auf die einzelnen, verſchiedenartigen Völkerſchaften des Reichs, und es paßte in dieſes Syſtem nicht, daß die Unterwerfung Böhmens unter das deutſche Macht- und Kulturgebiet gefeiert würde. Dem tſchechiſch verbliebenen Theile Böhmens ſollte die Erinnerung an die Niederlage Ottokars erſpart werden, obwohl dieſer Ottokar ſelbſt ein Reformator im deutſchen Sinne geweſen, und dem ſeparatiſtiſchen Tſchechen ferne ſtehen ſollte. Das Ausſprechen von Grundſätzen der Volks- und Staatsbildung ſollte überhaupt vermieden werden, beſonders auf dem Theater vermieden werden, und ſo bildete ſich an höchſter Stelle ein Widerwille gegen ſolch ein Theaterſtück, welches zwar die Dynaſtiegründung verherrlichte, aber übrigens ſtörte.

Man war nahe daran, es geradezu mit einem Verbote zu belegen. Es findet ſich in Grillparzers Nachlaß ein Aufſatz, der ſich dagegen auflehnt. Man unterließ denn auch ein direktes Verbot, aber es wurden die Aufführungen doch unterbrochen und ſelten gemacht.

Vom Jahre 1839 an hörten ſie ganz auf. Erſt 1856 wurden ſie neu aufgenommen, und nun unter lebhafter Theilnahme des Publikums bis zum Jahre 1867 regelmäßig wiederholt.

Die Wirkung des Stückes war jetzt, in neuerer Zeit, eine vielfach andere als in der früheren Zeit. Außer der erweiterten politiſchen Bildung des Publikums lag das in der verſchiedenen Beſetzung des Hauptcharakters, des Ottokar. Früher ſpielte ihn Ludwig Löwe, welcher mit loderndem Feuer begabt war, und den erſten Akt, einen der mächtigſten Akte in unſrer dramatiſchen Literatur, zu außerordentlicher Geltung brachte. Die ſpätere Entwickelung des Ottokar-Charakters, nach innen gehend und äußerlich weniger dankbar, entſprach dem Naturell Löwe's nicht, und ſo ging das Stück in der Theaterwirkung der zweiten Hälfte ſtark abwärts; der Schluß erſchien matt. Joſeph Wagner, der zweite Darſteller Ottokars, wirkte ſchwächer im erſten Theile der Rolle, dagegen viel ſtärker im zweiten Theile, welcher ihm, einem guten Hamletſpieler, willkommenen Anlaß bot zu ſtufenweiſer Darlegung der tragiſchen Gedanken und Empfindungen. Da nun der erſte Theil des Stückes an und für ſich der ſtärkere iſt, ſo blieb er in Macht, auch wenn er nicht mit ſo fortreißendem Weſen geſpielt wurde, und der gehobene zweite Theil kam dem Ganzen überaus zu ſtatten, welches nun einen größeren und tieferen Eindruck machte.

Es iſt außer Zweifel, daß die Figur Napoleons I. Grillparzer vorgeſchwebt hat bei Bildung der Ottokarfigur. Natürlich nur in gewiſſen Punkten. Grillparzer ſelbſt hat mir das geſagt, indem er lächelnd all der Einſchränkungen erwähnte, welche die bloße Veranlaſſung mit ſich bringt. Der erſte Titel auf dem Originalmanuſcripte lautete auch: „Eines Gewaltigen Glück und Ende.“

Studien und Vorarbeiten zu dieſem Stücke liegen im Nachlaſſe reichlichſt vor, Hefte, welche drei Bände füllen würden. Unter den hiſtoriſchen Studien wohl ein halber Druckband wörtliche Auszüge aus Ottokar von Horneck, ferner aus Pubitſchka, Lambacher, Fuggers Ehrenſpiegel, Paltrams Chronik und dem Codex epistolaris Rudolphi I.

Auch ein ganz ausführlicher Plan des Stückes findet ſich, in welchen einzeln ausgeführte Scenen eingeſtreut ſind, ein langſames Vorgehen bekundend, was ſonſt nicht Grillparzers Art geweſen. Das erſte hiſtoriſche Stück, welches er im Ottokar ſchrieb, erklärt wohl dieſes langſame Vorgehen. Die Form eines rein hiſtoriſchen Stückes war ihm nicht beſonders zuſagend, er zog es vor, den

Stoff nach eigner poetiſcher Erfindung zu geſtalten; trat er aber an ſolch eine Aufgabe, ſo ſammelte er das Material mit großer Gründlichkeit, und ging bei der Ausführung vorſichtig zu Werke. König Ottokars Glück und Ende iſt denn auch eine der vollſten hiſtoriſchen Tragödien in unſrer dramatiſchen Literatur, und der Reiz iſt auf einer öſterreichiſchen Bühne ſehr groß, wenn hiſtoriſche Dinge, Namen und Geſchlechter, die der Lichtenſteine zum Beiſpiel, vor Auge und Ohr des Publikums treten.

H. L.

Ein

treuer Diener ſeines Herrn.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

König Andreas von Ungarn.
Gertrude, ſeine Gemahlin.
Bela, beider Kind.
Herzog Otto von Meran, der Königin Bruder.
Bancbanus.
Erny, ſeine Frau.
Graf Simon, Bruder des Bancbanus.
Graf Peter, Erny's Bruder.
Der Hauptmann des königlichen Schloſſes.
Zwei Edelleute von Herzog Otto's Gefolge.
Mehrere Hauptleute.
Ein königlicher Kämmerer.
Ein Arzt.
Eine Kammerfrau der Königin.
Erny's Kammerfrau.
Zwei Diener des Bancbanus.
Zwei Diener der Königin.
Ein Soldat.

Erſter Aufzug.

Saal in Bancbanus Hauſe. Hohe Bogenfenſter, alterthümliches, unſcheinbares Geräthe. Lichter auf dem Tiſche. Vor Tagesanbruch.

Bancbanus im Vorgrunde am Tiſche ſtehend. **Zwei Diener** ſind beſchäftigt, ihn anzukleiden. Der **Eine** hält den Kalpak, der **Andere** kniet, die Sporen befeſtigend.

(Von der Straße herauf tönt unter Geſchrei, Gelächter und Händeklatſchen:)

Bancbanus! Ho, Bancbanus!

Bancbanus.

Der Sporn da drückt!

Erſter Diener.

Ach Herr!

Bancbanus.

Bei toll und unklug!
Du ziehſt ja feſter an! Laß nach! laß nach!

Erſter Diener.

Man weiß kaum, was man thut.

Bancbanus.

So ſchlimmer denn!

Erſter Diener.

Der Lärm —

Bancbanus.

Was nur?

Erſter Diener.

Dort unten auf der Straße —

Bancbanus.

Was kümmert dich die Straße? Sieh du hier!
Ein Jeder treibe, was ihm ſelber obliegt;
Die Andern mögen nur ein Gleiches thun.

Geſang (zur Zitherbegleitung auf der Straße).

„Alter Mann
Der jungen Frau,
Iſt er klug,
Nimmt's nicht genau.“

Viele Stimmen (unter Lärm und Gelächter).

Bancbanus! Ho, Bancbanus!

Erſter Diener
(die Fauſt vor die Stirn gedrückt).

Daß Gift und Peſt!

Bancbanus
(der mittlerweile den Gürtel umgebunden hat).

Den Säbel nun!

Erſter Diener.

Ach Herr!
Ihr wolltet —?

Bancbanus.

Was?

Erſter Diener
(den Säbel halb ausgezogen).

Den Säbel aus der Scheide —
Das Thor geöffnet — wir da hinter Euch —

Hineingeſprengt ins höhnende Gelichter,
Und — Hui! — wo waren ſie?

Bancbanus.

Biſt du ſo krieg'riſch?
Ich will dir einen Platz im Heere ſuchen.
Hier wohnt der Frieden. Ich bin nur ſein Miethsmann,
Sein Lehensmann, ſein Gaſt.
Verhüte Gott, daß er mich lärmend finde,
Und Mieth' und Wohnung mir auf Umzeit künde!
Die Narrentheidung laß, und gib den Säbel.

(Er gürtet ihn um.)

Der Ungar trägt im Frieden auch den Stahl,
Zückt er ihn gleich nicht ohne herbe Wahl;
Wie denn der Ehemann den Reifen, den er trägt,
Auch in der Fremde nicht vom Finger legt.
Der Säbel an der Hüfte ſoll nur kunden,
Daß Ungar und Gefahr, wie Mann und Frau verbunden.
Nu, nu, laß nur und geh!

Erſter Diener.

Ach Herr! Mein Herr!
Sie werfen Sand und Steine nach dem Fenſter.

Bancbanus.

So mach' es auf; die Scheiben koſten Geld;
Sind ſie geöffnet, ſchaden keine Würfe. —
Den Kalpak reiche du, ich muß aufs Schloß.
Der König will mit Tages Anbruch fort. —
Was iſt die Glocke?

Zweiter Diener.

Vier Uhr.

Bancbanus.

Hohe Zeit!
Sieh du nach meiner Frau.

Erſter Diener

(am Fenſter).

Dort ſtehen ſie.

Bancbanus.

Laß ſtehn, laß ſtehn!

Erſter Diener.

Der Prinz inmitten drin!

Bancbanus.

Was Prinz?

Erſter Diener.

Ich hab's geſehn!

Bancbanus

(mit halb gezücktem Säbel).

Geſehen? — Schuft!
Hätt' ich's geſehn mit dieſen meinen Augen,
Weit eher glaubt' ich, daß ich wachend träume,
Als Uebles von dem Schwager meines Herrn.
Geh fort! — Muß ich hier toben wie ein Fant?
Scheltwort' ausſtoßen, und — bei toll und unklug! —
Ein Rath des Königs! — Nu, ein feiner Rath! —
Ei wollt' ich doch, du wärſt auf Farkahegy,
Zwölf Steine über dir! — Ei, dieß und das! —
Geh, ſag' ich, geh! Ich will nicht weiter ſprechen.

Dienerin kommt mit einem Becher.

Bancbanus.

Was bringſt nur du?

Dienerin.

Den Frühtrunk, gnäd'ger Herr!

Bancbanus.

Setz' immer hin. — Iſt meine Frau ſchon wach?

Dienerin.

Ja wohl!

Bancbanus.

Ja wohl? — Warum denn kommt ſie nicht?
Ja wohl iſt zweimal „Ja!“ — Wenn zweimal wach denn,
So ſollte ſie doch mind'ſtens einmal kommen.
„Ja wohl!“ — Gott ſegne mir die Redensarten!
Ein andermal ſprich: Ja! — Nun alſo denn,
Warum nur kommt ſie nicht?

Dienerin.

Ich ſollte fragen,
Ob Ihr erlaubt —?

Bancbanus.

Ich gebe mich gefangen!
Die Thorheit, merk' ich, ſteckt wie Fieber an.
Ob ich erlaube, frägt ſie? — Guter Gott!
Soll ich erlauben? und hab' nie verwehrt!

Erny erſcheint an der Thüre.

Bancbanus.

Ei, Erny, grüß' dich Gott! Was ficht dich an?
Läßſt du durch Kämm'rer mich um Einlaß bitten?
Ich bin ein Feind von Neuerungen, Kind!
Mach' mir nichts Neues, bitt' ich dich gar ſehr.

Erny

(nach vorn kommend).

So zürnt Ihr nicht?

Bancbanus.

Warum denn? — Ja, dort unten —?
Die Straße, Kind, iſt Jedermanns Gemeingut.

Wir haben ſie nicht herbeſtellt, wir können,
Genau genommen, ihnen's auch nicht wehren.
Ob's gleich nicht artig iſt, ſo früh am Tage
Die Schläfer ſchon zu ſtören durch Geſang.

Erny.

Doch wißt Ihr denn auch, wer —?

Bancbanus.

Ich mag's nicht wiſſen.

Erny.

Gertrude ſagt — der Prinz —

Bancbanus.

Nun, ſei's darum!
Der gute Herr hat Muße — laß ihn ſchwärmen!

Geſang (auf der Straße).

„Schön' Erny, lieb und gut,
Verſchläfſt dein junges Blut;
Vermählest ohne Scheu
Dem Winter deinen Mai.“

Viele Stimmen.

Bancbanus! Ho, Bancbanus!

Bancbanus

(der während des Geſanges den Becher ergriffen und getrunken hat).

Der Mittlere ſingt falſch, und hält nicht Takt.
Daß Gott! Ein ſchlechtes Lied verdirbt die reinſte Kehle!

Erny.

Ha, Scham und Schmach!

Bancbanus.

Für wen? — Mein liebes Kind!
Nur eine Schmach weiß ich auf dieſer Erde,
Und die heißt: Unrecht thun.

Erny.

Allein, die Worte —
Des argen Liedes Worte, die ſie ſangen.

Bancbanus.

Ich achtete nicht drauf, und rathe dir ein Gleiches.
Der Vorzug iſt's der Worte vor den Thaten,
Sie ſchäd'gen nur, wenn man ſich ihnen leiht. —
Nun laß von Andrem uns, von Nöth'germ ſprechen.
Der König zieht nach Haliſch mit dem Heer,
Des Reiches alte Rechte zu bewahren;
Mit Tages Anbruch will er heute fort.
Ich bin beſchieden, ſammt den andern Räthen,
Zu hören noch ſein königlich Gebot.
Ich geh' aufs Schloß.

Erny.

Wie? Jetzt?

Bancbanus.

Warum denn nicht?

Erny.

Jetzt, da das Haus von jenen tollen Haufen
Umlagert ſteht?

Bancbanus.

Mein Kind, gib dich zufrieden!
Die lauten Kläffer ſcheu' ich nicht zumeiſt.
Ich geh' in meines Königs Dienſt und Auftrag.
Und dann — hätt' ich dieß Haupt an ſechzig Jahre
Aufrecht getragen unter Sturm und Sonne,
Damit ein junger Fant ſich muthig fühlte,
Zu mehr, als drauß' zu lärmen vor der Thür?
(Auf die Bruſt ſchlagend.)
Sei ruhig, Kind, mein Wächter geht mit mir! —

Ich alſo will nach Hofe. Du indeß,
Wenn's anders dir gefällt, zieh' dich zurück
Ins Innere des Hauſes. Hörſt du wohl?
Verliſcht das Licht hier, und ermangelt Antwort,
So wird der Polt'rer ſeines Polterns ſatt,
Und geht zuletzt von ſelbſt. Willſt du, mein Kind?

Erny.

Wie gern!

Bancbanus.

Nun denn, leb' wohl! Noch einen Kuß.
Doch nein! So aufgeregt, das hieße rauben.
Komm ich zurück, ſo gibſt du ihn wohl ſelbſt.

Erny

(in ſeine Arme eilend).

Mein Gatte!

Geſchrei (auf der Gaſſe).

Bancbanus! Ho, Bancbanus!

Bancbanus.

Lärmet, lärmt nur zu!

(Die Hand auf Erny's Herz legend.)

Wenn's ruhig hier,

(auf ſeine eigne Bruſt)

iſt hier auch Alles Ruh'!

(Geht ab. Die Diener folgen.)

Erny

(bleibt in horchender Stellung, nach der Thüre gekehrt, ſtehen).

Er geht. — Nun ſind ſie ſtill. — Horch! — Es war nichts.

Kammerfrau

(die ein Licht ergriffen hat).

Beliebt's Euch, gnäd'ge Frau?

Erny.

Ja ſo! — Ich komme.

(Zum Gehen gewendet.)

Sonſt war der Prinz doch artig, ſcheu vielmehr.
Was ſah er wohl an mir, das ihm zu ſolchem
Tolldreiſtem, frevlem Treiben gab den Muth?
— Komm, komm! Wir wollen noch ein Stündchen ſchlafen.

(Geht ab. Die Kammerfrau mit dem Lichte voran.)

Straße vor Bancbanus Hauſe.

Otto von Meran, und **Edelleute** von ſeinem Gefolge. Sie halten zum Theile muſikaliſche Inſtrumente.

Erſter Begleiter.

Das Licht verſchwindet oben in der Kammer.

Otto.

Beachtet man ſo wenig unſer Thun?
Schlag' Einer an das Thor, und jubelt laut!
Ich will ihn reizen, will! und gält's das Aergſte!

Erſter Begleiter

(am Thore horchend).

Der Riegel klirrt — man dreht den Schlüſſel, Herr!
Der Feind thut einen Ausfall, wie es ſcheint.

Otto.

Zieht euch zurück, und harret, was geſchieht.

(Sie ziehen ſich zurück.)

Das Thor wird geöffnet. **Bancbanus** tritt heraus, vor ihm ein **Diener** mit einer Fackel.

Bancbanus (zum Pförtner).

Verſchließ' das Thor genau, und öffne Niemand,
Bis ich zurückgekehrt. Hörſt du? — Nun gut!

(Das Thor wird geſchloſſen.)

Erſter Begleiter (leiſe).

Es iſt Bancbanus ſelbſt.

Zweiter Begleiter.

Er geht nach Hofe.

Otto.

Gebt ihm noch einen Aerger auf den Weg.

Erſter Begleiter (laut).

Der Dachs fährt aus dem Bau.

Otto.

Windhunde vor!

Erſter Begleiter.

Melamp!

Zweiter Begleiter.

Garzaun!

Erſter Begleiter.

Baff! Baff!

Zweiter Begleiter.

Bau! Bau!

Diener.

Seht Ihr?

Im Finſtern ſtehen ſie.

Bancbanus.

Was kümmert's dich?

Geh mit dem Licht voran, und leuchte. — Fort!

(Quer über die Bühne gehend, ab.)

(Otto nach vorn kommend.)

Otto.

Er iſt nicht aufzubringen, nicht zu ärgern!
Was ich beginn', er ſpottet meiner Wuth.
Ich will ihm nach, ich will ihn ſtehen heißen,

Ihm lachen in ſein glotzend Angeſicht.
Ihr werdet ſehn, die hochgekniff'nen Brauen,
Sie ſenken ſich um keines Haares Breite;
Die Falten alle ſeiner Lederhaut,
Sie bleiben, wie ſie Zeit und Stumpfheit bogen.
Ich zupf' ihn an dem Bart, er merkt es nicht;
Ich raſ' und tob' — er aber frägt: Was nun?
Setzt mich nach Frankreich, bringt nach Wälſchland mich;
Der Mann, der Bruder, der mein Liebchen hütet,
Er miſche Gift, er ſende Mörder aus;
Den Todesdolch in der durchſtoßnen Bruſt,
Will ſterbend ich ihm ſagen: wohlgethan!
Doch dieſer Gleichmuth foltert, martert mich. —
Bringt Licht! Ich will mein Toben ſehn!

Erſter Begleiter.

Allein,
Bedenkt, erlauchter Herr!

Otto.

Bedenken? Was?

Erſter Begleiter.

Die Nachbarſchaft.

Otto.

Ich lache dieſer Tröpfe!
Iſt meine Schweſter Königin im Land,
Daß ich viel fragen ſoll nach Brauch und Sitte?
Ich wollt' ihn ärgern; ſeht, das war der Punkt.
Ihn, der die Jagd mir hemmt, die Luſt verdirbt.
Was kümmert mich ſein Weib mit ihrem blonden Haar?
Nicht einmal blond, aus Gelb und Fahl gemiſcht;
Mit ihrem Antlitz, weiß und weiß, und weiß,
Kaum auf den Wangen röthlich überſtrahlt. —

Schön iſt ſie wohl! — Wenn dieſes blaue Auge,
So ernſt und ſchroff, und doch ſo feurig auch,
Wenn's je — Ich ſage dir, ich hab's geſehn,
Wie ſie, im vollen Kreis des ganzen Hofes,
Die theilnahmloſen Augen — blau und groß —
Nach mir hinrichtete, minutenlang,
In ſtarrer, wohlgefälliger Betrachtung.
Von mir ertappt, von meinem Blick begegnet,
Zog ſie den ihren nicht verſtohlen ab,
Nein, noch verweilend, wie ein kühner Feind,
Der nicht den Rücken kehrt, und langſam weicht,
Ertrug ſie die Begegnung, und erſt ſpät,
Willkürlich, nicht gezwungen, kehrte ſie
Von mir den froſt'gen Strahl. — Es war nicht Liebe,
Ich geb' es zu; doch Wohlgefallen war's.
Allein, was kümmert's mich? Was frag' ich viel
Nach ihr und ihrem Blick! — Noch andre Weiber,
Und ſchön're Weiber gibt's, und minder ſpröde.
Mich reizt es nicht, zu ſchmelzen dieſen Schnee,
Zu Eis gedämmt in ihres Mannes Gletſchern.
Den Mann zu ärgern gilt's, der meiner Werbung
Durch ſeine Sicherheit zu ſpotten ſcheint.
Was ſonſt ſich gibt, als Zuthat nehm' ich's hin.
Reicht mir die Zither! Noch den letzten Sturm.

Der **Hauptmann** des königlichen Schloſſes tritt auf, von einem **Diener** begleitet.

Hauptmann (zum Herzog).

Wo weilt der Herzog, Otto von Meran?
Iſt er zugegen?

Otto.

Nein!

Hauptmann

(zum Gefolge gewendet).

Man ſagte doch —

(Otto's Begleiter weiſen ſchweigend auf ihren Herrn.)

Hauptmann

(zu Otto zurückkehrend).

Verzeiht, ich kannt' Euch nicht, die Schatten trügen.

Otto.

Ich muß doch ſelber wiſſen, wo ich bin!
Der Herzog iſt nicht hier; er will nicht hier ſein.

Hauptmann.

Doch ſendet mich die Kön'gin, Eure Schweſter.

Otto.

O, Schweſterliebe, läſtig ſchon als Liebe!
Was will ſie denn, die Schweſter, ſtets beſorgt?

Hauptmann (halb leiſe).

Sie läßt Euch bitten, eilig heim zu kehren.
Der König will zur Stunde fort. Sie hofft
Ihn noch ein Weilchen aufzuhalten, und
Das Aeußerſte, das Letzte zu verſuchen,
Um ihren Wunſch, ſich Euch, ſo lang er fern,
Beizugeſellen in des Reichs Geſchäften,
Beim Abſchied zu erlangen. Zwar, ſie zweifelt;
Doch ſollt Ihr heim, damit, wenn's doch gelänge,
Ihr Euch befliſſen zeigt, durch kluge Worte
Befeſtiget den Eindruck, den ſie hofft.

Otto.

Nun denn, es ſei! — Es iſt ihr Lieblingswunſch:
Sie fügt ſich gerne ſonſt auch meinen Wünſchen!
Obgleich mich ſelbſt erborgte Herrſchaft,

Getheilte Herrſchaft nimmermehr erfreut.
— Kommt, die Belagerung iſt aufgehoben!
Der Feind erhole ſich, und träum' indeſſen
Von ſeinem, — der zuletzt wohl unſer Sieg.

(Alle ab.)

Saal in der königlichen Burg.

König Andreas, völlig gerüſtet, tritt aus der Seitenthüre links. Die **Königin,** im Nachtkleide, folgt, ihn zurückhaltend. Ein **Kämmerer,** der des Königs Helm trägt, öffnet die Thüre.

Königin.

Ich bitt' Euch, weilt noch länger, mein Gemahl!

König.

Geliebtes Weib! Du weißt, es drängt die Pflicht.

Königin.

Doch drängt auch Liebe Jeden, der ſie fühlt.

König.

Schon eine Stunde gab dir der Gemahl,
Der König darf dir keine zweite geben.
Der Tag bricht an, das Heer erwartet mich.
(Zum Kämmerer.)
Ruft meine Räthe, ruft den ganzen Hof,
Daß ſie vernehmen ihres Königs Willen.

Königin (zum Kämmerer).

Halt noch! — Verzeiht! Es iſt die Gattin nicht,
Es iſt das Reich, das noch zwei Worte fordert.
(Zum Kämmerer.)
Verweilt im Vorgemach, bis man Euch ruft.

König

(winkt gewährend. Der Kämmerer geht ab).

Königin.

Ich weiß, Ihr ruft den Hofhalt und die Räthe,
Um für die Zeit, da Ihr vom Lande fern,
Zu ordnen die Regierung, das Geſchäft.
Den erſten Platz im Staate nun, ich weiß es,
Weil Eure Lieb' ich kenn', und Ihr's verſpracht,
Beſtimmt Ihr mir, der Mutter Eurer Kinder,
Der treu'ſten Hüterin von ihrem Erbe. –
In ſo weit dank' ich Euch, und bin zufrieden;
Doch iſt noch Eins, das mich mit Sorg' erfüllt.

König.

Und was, Gertrude? Sprich!

Königin.

Ihr habt erklärt —
Ob nun mit Recht, mit Unrecht, ſtell' ich hin —
Daß Manches ſich ergibt im Kreiſ' des Herrſchers,
Das raſch perſönliches, ſelbſteignes Walten,
Zuthun und Faſſen fordert und bedingt,
Und eines Männerarms bedarf.

König.

So iſt's.

Königin.

Den Mann nun, der vollziehe, was beſchloſſen,
Erübrigt noch zu nennen, zu beſtimmen.

König.

Auch dafür iſt geſorgt.

Königin.

O ſtille! ſtill!
Sprecht keinen Namen aus, der, ausgeſprochen,
Zu Schlüſſen ſtempelt prüfende Gedanken,
Und Euch zu halten nöthigt das Geſagte;

Nicht weil es gut, nein, weil Ihr es geſagt. —
Wenn Ihr mich liebt, wenn ich Euch jemals werth,
So gebt den Herzog, meinen Bruder, mir
Als Mitgenoß des fürſtlichen Geſchäfts. —
Ich ſeh es, Eure Stirne runzelt ſich.
Ihr liebt ihn nicht! — Schon oft hab' ich's bemerkt,
Mit Schmerz, mit tiefem Kummer es bemerkt,
Ihr liebt ihn nicht!

König.

Ich liebe, was ich achte.

Königin.

So achtet Ihr ihn nicht? Wer darf das ſagen? —
O glaubt nicht, was der Neid von ihm berichtet,
Die Scheelſucht, die nur lobt, was klein, wie ſie.
Der Schweſter glaubt, die ich ihn kenn' und liebe;
Die ich ihn liebe, ja! denn wahrlich, Herr,
Die Liebe nur erkennt und iſt gerecht.
Ihr gebt ihm Fehler. Sei's! doch ſchaut um Euch!
Wo lebt der Mann hier Landes, ihm vergleichbar?
Sprech' ich zuerſt von ſeines Aeußern Gaben?
Wie ſie ſo herrlich ſind, unübertroffen,
Und alle dienſtbar ſeinem kühnen Geiſt.
Sein blitzend' Aug, es blitzt auch auf die Feinde;
Der friſche Mund macht Ueberredung ſüß;
Die Heldenbruſt, der Glieder kräft'ger Bau,
Verkündet ihn als Herrn und als Gebieter.
Glaubt Ihr, ein Meuter wagte zu beſtehn,
Mit dem Gefühl der Schuld in ſeiner Bruſt,
Vor eines Solchen Blick? — Fürwahr, fürwahr!
Des Geiſtes hohe Gaben acht' ich alle,
Doch erſt, wenn ſo des Aeußern Trefflichkeiten,

Herolden gleich, vor ihnen her trommeten,
Dann ziehn ſie ein als Könige der Welt.

König.

Du biſt begeiſtert.

Königin.

Ja, ich bin's, und weh mir,
Wenn ich's nicht wäre, wo es Würd'ges gilt.
Sagt ſelbſt, iſt nicht mein Bruder tapfer, klug,
Entſchloſſen und verſchwiegen, liſtig, kühn,
Kein Zaud'rer?

König.

Ja.

Königin.

Was fehlt ihm alſo?

König.

Sitte.

Königin.

Nun, er iſt jung! Viel geht der Jugend hin,
Und viel erreicht ſie ſelbſt durch ihre Fehler.
Er iſt geſchäftlos. Gebt ihm ein Geſchäft!
Und dann — was thut er auch? — Er ſchwärmt, er liebt.
In Frankreich achtet man den Jüngling wenig,
Der nicht bei Weibern gilt, im Zwiſt der Minne
Den Geiſt vorübend ſchärft für ernſtern Zwiſt.

König.

So üb' er ſich in Frankreich, wo man's duldet,
Und abgeklärt, ſei er willkommen mir.
Von andern Völkern borgt das Schlimme nicht,
Wer weiß, ob euch erreichbar iſt ihr Gutes?
Der Franke mag durch manche hohe Gaben
Den Leichtſinn adeln, dem er gern ſich gibt;

Mein Land bewohnt ein einfach ſtilles Volk,
Zu jeder Art des Guten raſch und tüchtig,
Doch Sitte hält ihr unverrückbar Maß
Streng zwiſchen allzuwenig und zuviel,
Und bannt den ſpröden, überſcharfen Sinn.
So iſt, ſo muß es ſein, ſo ſoll es bleiben!
(Geht gegen die Mittelthüre zu.)

Königin.

Hört nur noch Eins. — Ihr nanntet oft mich ſtolz,
Ein kühnes Weib, vergleichbar einem Mann.
Ich war's — ich bin's — und doch — ſeht mich hier knie'n.
(Sie kniet.)
Gebt meinen Bruder mir als Reichsgehülfen!
Gönnt ihm den Namen nur! Ich will ihn hüten.
Er ſoll nichts thun, um was ich nicht gewußt.
Wie einem Vogel man die Flügel ſchneidet,
Nun hüpft er frei, und dünkt ſich frei, und iſt's nicht;
So will ich halten ihn, mit Liebe füttern,
Und er ſoll Dank mir zwitſchern und gedeihn.
Gönnt ihm den Namen nur, daß er ſich fühle,
Zufrieden ſei, zum erſtenmal zufrieden.
(Der König hat ſie aufgehoben.)
Ihr ſeht mich ſchwach. Ich ſchäme mich, und doch
Kann ich nur wiederholen: thut's, o thut's!

König.

Macht mich der Bruder eiferſüchtig nicht?

Königin.

Nicht ſo! Ich liebe dich, weiß Gott, wie innig!
Doch war die Zeit, da ich dich noch nicht kannte;
Erſt nach durchlebter Jugend fand ich dich,
Und ſeitdem wandelt auch mein Geiſt mit dir.

Doch er — an ſeiner Wiege ſtand ich ſchon,
Er war die Puppe, die ich tändelnd ſchmückte;
Mein Vaterland, der Eltern ſtilles Haus,
Mein erſt' Gefühl, die Kindheit lebt in ihm.
Ich grollte ſtets, daß ich ein Mädchen war,
Ein Knabe wünſcht' ich mir zu ſein, wie Otto.
Er wuchs heran. — In ihm war ich ein Jüngling,
In ihm ging ich zur Jagd, beſtieg das Roß;
In ihm lockt' ich des Burgwarts blöde Töchter. —
Ihr wißt, wie ich die Zucht als Weib gehalten;
Doch that mir's wohl, in ſeinem kecken Thun
Traumweis zu überfliegen jene Schranken,
In die ein enger Kreis die Weiber bannt.
Er iſt mein Ich, er iſt der Mann Gertrude,
Ich bitt Euch, trennt mich nicht von meinem Selbſt!
Soll er mein Helfer ſein, wir wollen leben,
Wie drei Geſchwiſter: Euer Volk das dritte.
Soll er?

König.

Was machſt du, Weib aus mir?

Königin.

Soll er?

König.

Nun wohl, ich will ihn ſprechen.

Königin.

Dank, o Dank!

König.

Du dankſt zu früh! Nur einen Theil der Macht,
Das Heer vielleicht, ſoll er indeß verwalten,
Und unter Aufſicht.

Königin.

Unter mir, das Ganze.

König

(mit dem Fuße ſtampfend).

Hollah!

Der **Kämmerer** tritt ein.

König.

Ruft meinen Schwager, Herzog Otto. —
— Ihr zögert? —

Kämmerer.

Herr —

Königin

(gegen den Kämmerer, der indeß Geberden gemacht hat).

Mein Bruder iſt nicht wohl.

König

(zum Kämmerer).

Bei deinem Kopf! Wo iſt der Herzog Otto!

Kämmerer.

Herr! nicht daheim.

König.

Seit wann?

Kämmerer.

Die ganze Nacht.

König

(zur Königin).

Ihr ſeht, der Reichsverweſer hat Geſchäfte,
Wir wollen ſie nicht läſtig noch vermehren.
(Er öffnet ſelbſt die Mittelthüre.)
Herein, wer noch im Vorſaal! Herr'n und Räthe!
Laßt uns beſorgen, was noch weiter obliegt.

Kämmerer (zur Königin).

Erlauchte Frau —

Königin.

Daß du verdammt wärſt!

(Sie zerreißt ihr Schnupftuch.)

Die **Großen** und **Räthe** ſind indeß mit Verbeugungen eingetreten. Darunter **Bancbanus**, die Grafen **Simon** und **Peter**. Sie ordnen ſich im Mittelgrunde. Der **König** ſteht vorn am Tiſche rechts. Die **Königin** ihm gegenüber auf der linken Seite.

König.

Edle Herr'n!
Die Pflicht ruft mich aus eurer Mitte fort.
Galizien, das Ungarns altes Anrecht,
Durch Erb' und Unterwerfung uns zu Dienſt,
Man ſucht durch Trug und ſchlaugelegte Ränke
Es abzuziehn von der beſchwornen Pflicht.
Mein Heer erwartet mich, daß wir verſuchen,
Was die Gewalt vermag im Dienſt des Rechts.
Ich ſcheide. Lebet wohl! Damit indeß —

Herzog **Otto** kommt, ſich durch die Verſammlung durchdrängend, die er mit den Augen muſtert.

Otto.[*]

Wie! keine Frauen hier? Nur Bärte, Bärte?
— Ah! Schweſter!

Königin.

Sieh, Unſel'ger! Dort der König!

Otto.

Nun ſchön! Ich dacht', Ihr wär't ſchon abgereiſt.

(Geht auf ihn zu.)

König.

Beliebt's Euch, tretet dorthin, Herr! Wir haben
Noch ein'ge Kleinigkeiten abzuthun. —
Nicht hier! Ich bitt' Euch, dort! — Wir werden eilen.
(Otto geht quer über die Bühne und ſtellt ſich in die Nähe der Königin.)

König.

Nun denn, ſo lang ich fort, vom Lande fern,
Wird meine Frau hier, eure Königin,
Vertreten meine Statt. — Ihr gebt die Ehren,
Sonſt mir gezollt. Sie wird im Rathe ſitzen,
Vollziehn mit Unterfert'gung das Geſchäft.
Sie theilt Belohnung, leiht im Lehenhof;
Was Gnade gibt, empfängt man nur durch ſie.
In Sachen bloß des Rechts, und was noch ſonſt
Des kühlern Blicks bedarf, und dieß Papier benennt,
Stell' ich an ihre Seite zum Genoſſen,
Der auch im Rathe ſitzt, und ohne den
Nichts von den Uebrigen auch wird verhandelt;
Der ſtets den Vortrag führt, und mir berichtet
Wo ſich in Wichtiger'm die Meinung theilt —
(Pauſe, in der er die Räthe fixirt.)

Königin
(zu Otto).

Unglücklicher! warum kamſt du ſo ſpät?

König.

In alle dem zum Reichsgehülfen nenn' ich —
Tritt vor, Bancbanus! — Hier! — Ernenn' ich dich!
Sei du ihr Aug und Ohr, ſei Hand und Arm,
Sie wird der Geiſt ſein, der durch dich gebietet.
Stets warſt du treuer Diener deines Herrn,
Du wirſt's auch hierin ſein.

Bancbanus.

Ach, Herr, bedenkt —

König.

Es iſt bedacht!

Bancbanus.

Ich bin ein ſchwacher Mann.

König.

So minder wohl verlockt dich die Gewalt.

Bancbanus.

Bin alt.

König.

Iſt Herrſchen denn ein Knabenſpielwerk?
Ich hab's geſagt, und reif erwogen auch,
Dein Weigern zeigt mir, daß ich recht gewählt.
Wo iſt mein Sohn? Bringt meinen Sohn zum Abſchied! —
Hier, dieß Papier bezeichnet deinen Kreis;
Wie vorwärts nicht, ſo rückwärts nicht gefußt!
Denn, was du darfſt, iſt dem gleich, was du mußt.
Kannſt du den Herzog hier im Heere brauchen,
So thu's; wenn nicht, ich ſtell' es dir anheim.
Geh hin, und küſſ' die Hand der Königin;
Sei ihr zu Dienſt, und bitt' um ihre Gnade. —
Wo iſt mein Sohn?

Bancbanus

(ſich der Königin nähernd).

Erlauchte Frau, erlaubt —

Königin

(ihre Hand heftig zurückziehend).

Tolldreiſt und Thor!

König.

Was iſt? — Gertrude — wie?
Verweigerſt du die Hand dem Manne, dem —
Gott und Gericht! Iſt das der volle Dank?
Beginnt der Unfried', eh ich noch geſchieden?
— Gib deine Schrift! — Bancbanus, gib die Vollmacht!
Vor Weiter'm will ich wohl mein Land bewahren!
Die Königinnen ſaßen ſonſt am Kunkel,
So lang ihr Mann im Feld. — Bancbanus, gib!
Ich will Euch Grenzen ſetzen, daß Ihr's wahrnehmt,
Und wär't Ihr blind vor Hochmuth und vor Grimm!

Königin.

Hier, meine Hand! Ich werd' Euch gnädig ſein,
Wenn Ihr's verdient.

König.

Geh hin, Bancban, geh hin!
Was? Seh ich recht? — Wohl eine Thräne gar?

Bancbanus.

Ich ſagt' Euch's, Herr! Ich tauge nicht dafür.

König.

Du taugſt, mein Freund, nur du. Küſſ' ihre Hand!
Ob heftig zwar, iſt ſie gerecht und klug.

Man hat den kleinen **Bela** gebracht. Bancbanus küßt die Hand der Königin.

König.

Und nun, lebt wohl! Gertrude, theures Weib!
Bela, mein Sohn! Mein gutes, liebes Kind!
Lebt wohl, ihr alle, alle meine Freunde!
(Zu Bancbanus.)
Vor Andern aber wend' ich mich zu dir,

Dem ich mein Haus vertraue, Weib und Kind.
Als ich dich wählte, dacht' ich Ruhe mir,
In Feld und Stadt, in Schloß und Hütten Ruhe.
Die fordr' ich nun von dir. Kehr' ich zurück,
Und finde ſie geſtört, die fromme Ruhe —
Nicht ſtrafen werd' ich dich, nur dich vermeiden,
Und ſtirbſt du, ſetzen auf dein ruhmlos Grab:
Er war ein Greis, und konnte ſich nicht zügeln,
Er war ein Ungar, und vergaß der Treu,
Er war ein Mann, und hat nicht Wort gehalten. —
Doch wird's nicht kommen ſo, ich weiß, ich weiß.
Lebt Alle wohl, und Gott ſei über euch!

(Er geht.)

Alle

(drängen ſich um ihn, indem ſie rufen):

Heil auf den Weg!
Glück zu!
Kehrt ſiegreich wieder!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Saal im königlichen Schloſſe. Im Hintergrunde führt eine große, zu Anfang geſchloſſene Pforte nach den äußern Gallerien. Rechts, im Vorgrunde, ein erhöhter Lehnſeſſel, im Halbkreiſe herum mehrere Stühle. Seitenthüren. Zunächſt der Thüre rechts ein bedeckter Tiſch.

Die **Königin** ſitzt, von den **Räthen** umgeben, **Bancbanus**, Schriften in der Hand, ſteht, und trägt vor.

Bancbanus.

Obgleich die Kinder zweiter Ehe nun
Dagegen Einſpruch thun, ſo ſagt ein Blatt,
Vollzogen vom Teſtator eigenhändig,
Ein rechtsbeſtändig, kräftig Codicill —
Wo ſteckt es nur?

(Seinen Nachbar anblickend.)

Ihr, Schwager? Seid ſo freundlich,
Und haltet mir die Schriften, daß ich ſuche.

(Er gibt Graf Petern einen Theil ſeiner Schriften, und ſucht in den übrigen.)

Herzog **Otto** tritt zur Thüre linker Hand ein.

Otto.

Noch nicht geendigt?

Königin.

Eben.

(Zu den Räthen.)

Gut für heute!
Die Sitzung, edle Herrn, iſt aufgehoben!

(Die Räthe ſtehen auf, die Königin tritt zu ihrem Bruder.)

Bancbanus

(noch immer ſuchend).

Mein Schreiber hat's verſchoben. Daß dich doch!

Königin.

Wie er mich langweilt nur, der alte Thor!
Glück auf, ihr Herrn! Wir ſehen uns demnächſt.

(Sie entläßt mit einer Kopfneigung die Räthe, dieſe gehen.)

Königin (zu Otto).

Ich merke feſtlich Treiben hier im Schloß.
Was ſchafft man?

Bancbanus.

Seht, da hab' ich's doch gefunden!
Kraft dieſes Dokuments — Wo ſind die Räthe?

Königin.

Sie gingen, ſo geduldig nicht als ich,
Im Schloßhof wohl nach Eurer Schrift zu ſuchen.

Otto (lacht laut auf).

Bancbanus

(die Schrift emporhaltend).

Hier iſt die Schrift! — Nu, nu, im nächſten Rath
Erwägt man —

Königin.

Sprach ich denn nicht ſchon: „Gewährt?“

Bancbanus.

Gewährt? Gewährt? Lag dieſe Schrift nicht vor,
So war nichts zu gewähren.

(Er ſteckt die Schrift wieder unter die Papiere.)

Liege du!
Zu ſeiner Zeit kommt noch das Wort an dich!

Königin.

Was alſo ſind die Feſtlichkeiten, die —

Otto.

Kommſt du mit mir, ſo ſollſt du ſelber ſehn.

Königin

(gibt ihm den Arm).

Bancbanus.

Vorerſt nur Eines noch —

Königin.

Das nenn' ich läſtig!

Bancbanus.

Der Fall iſt läſtig, ja, und dringend auch.
Landfahrer haben, höchſt verdächtig Volk,
Bei Bihar ſich gezeigt. Es wird nun nöthig,
Zweihundert —

Otto.

Säcke!

Bancbanus.

Wie? — Es wird nun nöthig,
Zweihundert —

Otto.

Säcke!

Bancbanus.

Reiter, gnäd'ger Herr,

Dahin zu ſenden. Wenn Eu'r Gnaden Bruder,
Der Herzog, nun nach Thätigkeit verlangt,
So könnte man der Reiter Führung ihm —

Otto.

Sehr gnädig, in der That!

Königin.

Das iſt zu viel!
Ihr ſchmeichelt, wie das Thierchen in der Fabel.
Mein Bruder ſoll zweihundert Reiter führen?
Schickt Euren Schwager — Euren — was weiß ich?!

Bancbanus.

Wie Ihr befehlt. —

Königin.

Und ſchweigt für jetzt; ich bitte.
— Wem alſo gelten jene Feſtlichkeiten,
Die man bereitet, ſeh' ich, rings im Schloß?

Otto.

Ich wollte früher ſchon dir Alles melden,
Doch dieſe Herrn —

(Zu Bancbanus.)

Beliebt's Euch, Platz zu nehmen?
Wie, oder dünkt Euch ein Spaziergang beſſer
In freier Luft? Wir haben ſchönes Wetter.

Bancbanus.

Ich bleibe noch; ich bin noch nicht zu Ende.

Königin.

Wie alſo? Sprich!

Otto.

Du weißt, wir feiern heute
Das Wiegenfeſt des Kleinen, deines Sohns.
Die Herren ſind, die Frau'n bei ihm verſammelt.

Und binden ihn mit kleinen Gaben an.
Da hab' ich denn gewagt, in deinen Zimmern
Dem Feſte zu bereiten noch ein Feſt.
Die Meinung war, dich erſt zu überraſchen,
Doch liebſt du, weiß ich, Ueberraſchung nicht.
Drum ſieh, ach, und verzeih!

(Er hat die Seitenthüre rechts geöffnet, die Königin ſieht hinein.)

Königin.

Du guter Bruder!

Otto.

Nun hier noch.

(Er klatſcht in die Hände, die Seitenthüre links öffnet ſich.)

Der kleine **Bela** läuft herein, mit kindiſchen Gaben ſchimmernd behangen.
Hinter ihm **Herren** und **Damen**, darunter **Erny.**

Bela.

Mutter! Mutter!

Königin

(zu ihm niedergekauert, und ihn küſſend).

O, mein Kind!

(Ihrem Bruder die Hand drückend.)

Was ſoll ich ſagen?

(Zum Kinde.)

Und ſo reich beſchenkt! —
Habt Dank, ihr Herrn, ihr edlen Frauen, Dank,
Für Alles, was ihr unſerm Sohne gönnt.
Wir ſtünden tiefer noch in eurer Schuld,
Wenn unſer Bruder, Herzog Otto hier,
Nicht der Vergeltung Pflicht auf ſich genommen.
Nehmt Theil denn an dem Feſte, an den Freuden,
Die er für uns, die er für euch erſann.

Es iſt zwar noch am Tag; allein wir wollen
Mit Luſt den freud'gen Abend führen ein. —
Graf Iwan, Dank! — Ei, Gräfin Erny, gönnt Ihr
Uns auch einmal die ſchöne Gegenwart?
Wir rauben ſtündlich Euren Gatten Euch,
Und nicht zu ſeiner Freude, fürcht' ich faſt.
Er findet uns zu ſchülerhaft, zu leicht.
(Zu Otto, halblaut.)
Du arger Schalk! Das Feſt galt alſo mir?
Ich denk', du gabſt dir's ſelbſt und deinen Wünſchen.

Otto.

Ihr zürnt doch nicht?

Königin.

Was Scherz iſt, tadl' ich nicht.
— Nun auf! Ein Jedes wähle den Gefährten,
Dem es bei Tanz und Tiſch die Rechte gönnt. —
Nicht ſo! — Nein, das Verbundne laßt uns trennen!
Des Gatten, des Geliebten Recht erliſcht
Beim frohen Feſt, das Fremdes ſoll verbinden.
Ich ſelbſt, da es der Königin nicht ziemt,
Im Scherz auch einen Mann als Freund zu grüßen,
(zu Erny)
Erwähle, Gräfin, Euch mir zum Gefährten,
Wenn nicht vielmehr zum Manne mich für Euch.
Gebt mir die Hand — die rechte!
(Erny's Hand in ihre beide faſſend.)
Glaubt, ich lieb' Euch!
Mein ſchönes Kind, ich lieb' Euch, weiß es Gott!
Wir tanzen nicht, wir wandeln durch die Gäſte,
Und wenn der Hausfrau rings beſorgte Pflicht
Mich von Euch ruft, ſo ſoll mein theurer Bruder
Vertreten meine Statt. Dann tanzt Ihr wohl

Ein Schrittchen, oder zwei. — Seyd Ihr's zufrieden?
Mein frommes Kind, ich lieb' Euch wahrlich ſehr!
Nun fort!

(Die Gäſte, die ſich paarweiſe in Ordnung geſtellt haben, ſetzen ſich in Bewegung.)

Königin

(zu Bancbanus, der noch immer im Vorgrunde rechts ſteht).

Was aber machen wir mit Euch?

(Während des Vorigen iſt die Thüre der Gallerie geöffnet worden. Dieſe iſt mit Leuten aller Art angefüllt, die zum Theil Bittſchriften halten.)

Wer ſind die Leute da?

Bancbanus.

Eu'r hoher Gatte
Empfing um dieſe Stunde die Suppliken,
Bittſchriften aller Art.

Königin.

Thut's denn ſtatt mir!
Ihr liebt die Feſte nicht. Weiß Gott, ich fürchte,
Ihr tadelt mir den Tanz, das Mahl, die Gäſte.
Bleibt hier, und hört, was Jene dort begehren.
Hier iſt ein Tiſch, Papier und Feder hier.
Für eines Jeden Unterhaltung ſorg' ich.
Eu'r Weibchen ſoll indeß Euch nicht vermiſſen;
So viel traut mir nur zu! — Beliebt's, ihr Herrn?

(Sie geht mit Erny an der Reihe der Gäſte vorüber in die Seitenthüre rechts ab. Die Gäſte folgen.)

Bancbanus

(zu einigen Dienern, die zurückgeblieben ſind).

Rückt mir den Tiſch ein wenig ſeitwärts. — So!
Du läßſt die Leute vor. Du übernimmſt
Die Schriften, die ſie reichen, legſt ſie hieher.

— Die Feder iſt wohl ſtumpf?
(Hält ſie vors Auge.)
Nu, nu, ſie geht.
Nur Ordnung ſag' ich euch.
(Zum erſten Supplikanten.)
Was alſo willſt du?
(Er entfaltet die Bittſchrift.)
Jan Farkas. — Ei, mit deiner alten Bitte!
Hat dich der König nicht ſchon abgewieſen?
Nun glaubſt du wohl, weil er vom Lande fern?
Der König iſt noch da. Hier, ſiehſt du, ſteht er;
Und drinnen —
(Auf das Zimmer der Königin zeigend, vor ſich hin.)
Nu, weiß Gott! drin hüpft und tanzt er.
(Laut.)
Nichts da! Geh fort! Laß Beſſern deine Stelle.
(Ein Zweiter tritt vor.)
Die Erbſchaftsſache? Nu, wir wollen ſehn!
Im heut'gen Rath kam's noch nicht zur Entſcheidung;
Im nächſten wird's geſchehn. Glück auf, mein Freund!

Hofleute gehen vorüber in die Zimmer der Königin. Sie zeigen mit dem Finger auf Bancbanus, und flüſtern ſich in die Ohren.

Bancbanus
(zu einem Dritten).

Entſchäd'gung? Weil der Prinz auf letzter Jagd
Die Saat verwüſtet. — Er? — Der Prinz allein?
Die ganze Saat? Wohl nur des Prinzen Jäger?
Weßhalb denn ſchreibſt du: „Er?" Wo bleibt die Achtung,
Verwünſchtes Volk! für eurer Fürſtin Bruder?
— Man wird den Schaden ſchätzen und vergüten.
Ich bin ermüdet; bringt mir einen Stuhl.
(Ein Stuhl wird gebracht. Er ſetzt ſich.)

Ein **Edelmann** vom Gefolge des Prinzen, eine **Dame** führend, aus dem Seitenzimmer links. Ein **Kämmerer** öffnet.

Edelmann (zur Dame).

Ihr müßt zum Feſt; die Königin nimmt's übel.
Sei's auch, daß Ihr nicht wohl, ſo tanzt denn nicht;
Doch kommen müßt Ihr. Es geht glänzend her.
Was iſt denn hier? Gehört das mit zum Feſt?
(Der Kämmerer ſpricht leiſe zu ihm, wobei er lachend auf Bancbanus weiſt.)

Bancbanus

(zu andern Bittwerbern).

Was kniet ihr? auf! der König duldet's nicht;
Und ich ſoll knieen ſehn vor meines Gleichen?
Ich bin ein Unterthan, wie Andre. Auf!

Edelmann (lachend).

Nu, das iſt luſtig! — Laßt uns denn hinein!
(Zu Bancbanus im Vorbeigehn.)
Seid Ihr der Pförtner, Herr, des heut'gen Feſts?
Was zahlt man Eintritt?

Bancbanus.

Klugheit nicht;
Ihr bliebt ſonſt haußen wohl!
(Edelmann und Dame ab.)

Bancbanus.

Verwünſchtes Volk!
(Die Bittſchrift in der Hand.)
Ich ſehe wohl, warum ihr erſt gekniet. —
Die Bitt' iſt unſtatthaft. Seht doch! Zehn Goldſtück
Für jede Lieferung! — Nicht acht! Nicht fünf!

Ein **Diener** reißt die Seitenthüre rechts auf und ſchreit.

Erſter Diener.

He, Waſſer und Citronen!

Zweiter Diener

(zur entgegengeſetzten Seite hereinkommend, ſchreit eben ſo).

Hier!

Bancbanus.

Nu, nu!
Ein wenig ſacht'!

Erſter Diener.

Hier ſitzt er! Blitz! Derweile
Setzt Herzog Otto ſeinem Weibchen zu.
Laß ihn uns ſchrauben! — Edler Herr! Befehlt Ihr
Ein wenig Waſſer zu höchſt nöth'ger Kühlung?

Bancbanus.

Ja, ja, mein Sohn, gib her!

(Er nimmt das Glas.)

(Die beiden Diener platzen in Lachen aus und laufen davon.)

Bancbanus.

Was ſoll denn das?

Die Grafen **Simon** und **Peter** ſtürzen erhitzt aus dem Zimmer der Königin.

Peter.

Es iſt zu viel!

Simon.

Bancbanus, du noch hier?

Bancbanus.

Wo anders ſonſt?

Simon.

Fühlſt du denn nicht? — O, ſag ihm's,
Sag ihm's, ich bitte dich, mich würgt der Zorn.

Peter.

Fühlt Ihr denn nicht, daß Ihr der Spott des Hofes?

Bancbanus.

Der Spott? Warum?

Peter.

Daß draußen vor der Thür —

Bancbanus.

Ich übe, was mein Amt. — Ei ſpottet nur!
(Nach rückwärts gekehrt.)
Die Ford'rung iſt zu hoch, mein guter Freund.
Acht Thaler ſind genug. Das, Schreiber, ſchreibe!

Simon.

Bancban, auf Tod und Leben, höre mich!
Heiß dieſe Leute gehn.
(Auf die Bittwerber zeigend.)

Bancbanus.

Du ſcherzeſt wohl?

Simon.

Nun denn, auf die Gefahr, daß ſie uns alle hören!
(Halblaut.)
Indeß du hier den Pförtner ſpielſt des Feſtes —
So nannten ſie dich drin und lachten! — lachten! —
Umſchwärmt der Prinz dein Weib.

Bancbanus.

Ich kann's nicht ändern;
Kann ihn nicht ändern, wollt' ich's noch ſo gern.

Peter.

Er tanzt mit ihr.

Bancbanus.

Zum Tanz ward ſie geladen.

Peter.

Drückt' ihr die Hand.

Bancbanus.

Er kriegt' den Druck nicht wieder,
Dafür bin ich dir gut.

Simon.

Biſt du ſo zahm?
Hab' Mitleid mindeſtens mit deinem Weibe.
Sie fühlt die Schmach, der Scheelſucht Spötterblicke;
Kaum hält des Hofes Brauch ſie noch beim Feſt.
Doch Unwill' glüht in ihrem Angeſicht.

Bancbanus.

Doch Unwill' glüht in ihrem Angeſicht!
Das ſagſt du ſelbſt, und willſt, ich ſoll ſie hüten?
Tanz zu! Tanz, Erny, zu! du wahrſt dein ſelbſt.
(Kehrt zu den Bittſchriften zurück.)

Simon.

Nun denn, ſo dulde, was du dulden willſt!
Ich kehre heim.

Peter.

Und ich zum Tanz zurück.
Und wagt er's, ſeiner Frechheit Raum zu geben,
Durch leiſeſte Berührung nur der Hand,
So ſtraf' ich auf der That ſein ruchlos Werben,
Und Blut ſoll ihres Tanzes Eſtrich färben!
(Die Hand am Säbel, durch die Seitenthüre rechts ab. Simon geht auf der entgegengeſetzten Seite.)

Herzog **Otto** aus der Seitenthüre links, mit einem **Begleiter.**

Otto (im Auftreten zu Simon).

Iſt Gräfin Erny hier?

Simon.

Seht ſelbſt, und ſeht Euch vor!
(Ab.)

Otto.

Unhöflich Thier! — Wo aber iſt ſie hin? —
Ihr Gatte hier? — Mit Eins war ſie verſchwunden.

(Zu ſeinem Begleiter.)

Sagt' ich dir nicht, du ſollſt auf jeden Schritt —?
Komm, und vollführe, was ich ſonſt gebot.

(Im Vorübergehen.)

Bancban, iſt Eure Gattin ſchon nach Hauſe?

Bancbanus.

Ich weiß es nicht.

Otto.

Nu, nu, es ſoll ſich weiſen!

(In den Tanzſaal ab.)

Bancbanus.

Hier iſt es allzulaut. Kommt, folget mir!
Im Vorſaal draußen, auf den innern Gängen,
Macht leichter das und ruhiger ſich ab.
Die Königin verzeiht wohl ſolchen Wechſel.

(Er faßt die auf dem Tiſche liegenden Papiere zuſammen.)

Erny erhitzt und ſchwer athmend, kommt, ſich unter den Supplikanten wegdrängend, durch die Mittelpforte.

Erny.

Hier endlich, hier! Nun, Gott ſei tauſend Dank!

Bancbanus.

Je, Kind, was kommt dir an? Vom Tanz erhitzt!
Du gingſt wohl durch den Schloßhof? Herr und Gott!
Es kann dein Tod ſein, ſchneidend weht die Luft.
Du böſes Kind, was machſt du mir für Sorge!

Erny.

Nun iſt es gut, weil nur bei dir! O, gut!

(Sie ſetzt ſich in den Stuhl.)

Bancbanus.

Zu luſtig iſt es hier. Zurück zum Tanz!
Ein Reihen, oder zwei, erwärmt dich wieder.

Erny
(aufſpringend).

Zum Tanz? Ich weiche nicht von deiner Seite!
So drück' ich mich in deine Nähe, ſo.
Trotz ſei geboten, wer von hier mich trennt.

Bancbanus.

Und dennoch muß es ſein. Sieh hier, Geſchäfte.

Erny.

Ich geh mit dir, ich falte dir die Blätter,
Ich ſtreue Sand, wie ich wohl oft gethan;
Doch nicht in jenen Saal mehr. Nein, fürwahr!

Bancbanus.

Was war denn?

Erny.

Nichts. Doch geh' ich nicht von dir.

Bancbanus.

Bancbanus Weib ſteht gut in ſeiner Nähe,
Des Reichsverweſers Frau gehört zum Feſt.

Erny.

Gib ſie zurück denn, dieſes Amtes Bürde!
Sei Ernys Gatte bloß, mit ihr beglückt.

Bancbanus.

Was fällt dir ein? Weil du nicht gern beim Feſt,
Soll ich von Hof, Unfrieden herrſchen laſſen,
Verwirrung rings im Land? Ich hab's verſprochen,
Dem König angelobt bei ſeinem Scheiden,
Den Frieden zu bewahren hier, die Ruh,

Und werd es halten, trifft was immer zu.
Dem Dienſte folg' ich, folg' dem Feſte du!
(Die Stiege herauf tönt Geräuſch von Stimmen und Schwertgeklirre.)
Was iſt? — Horch! — Schwerterklang!?

Zu einem **Diener**, der hereintritt.

Mein Freund, was gibt's?

Diener.

Herr, Eures Bruders Diener und des Prinzen!
Sie ſtreiten, ſie ſind handgemein; man ficht.

Bancbanus.

Die Diener meines Bruders? Wer gab Anlaß?

Diener.

Des Prinzen Leute reizten ſie durch Spott.

Bancbanus.

Gleich viel? Wo iſt mein Schwert?

Erny.

Ich will mit Euch!
Ihr wagt Euch ſonſt.

Bancbanus.

Biſt du nicht klug? Bleib' hier!

Kämmerer kommt aus dem Zimmer der Königin.

Kämmerer
(zu Erny).

Die Königin verlangt nach Euer Gnaden!

Bancbanus.

Hörſt du? Geh hin. Ich ſchlicht' indeß die Fehde.
(Zu den Supplikanten.)
Ihr harret an der Treppe, bis die Ruh',
Neu hergeſtellt, uns Muße gibt zur Rede.
(Er geht, die Uebrigen folgen.)

Erny.

Er geht. — Wo iſt der Kämmrer, der mich rief
Zur Königin? — Gleich viel, ich will nur hin! —
Was kann der Prinz auch thun? Ich war wohl thöricht!
Zurück zum Feſt und ihm ins Aug geblickt!
Du aber Gott, du gib mir Muth und Kraft,
Der Unbill zu begegnen mit Verachtung!
Gib, daß kein Wort, kein Wink, kein Laut
Beſtät'ge was er meint und was er hofft! —
Doch erſt das Haar geordnet und die Kleider,
Verrathen möchten ſie mein kindiſch Zagen,
Deß wär' er froh, allein da harre du!
(Im Vorgrunde ſtehend, und die Locken an den Fingern aufwickelnd.)
Sie glauben, weil ich ſelten ſprech' und wenig,
Ich könne mich nicht wahren, nicht vertheid'gen.
Mein Vater ſprach wohl oft: Sie hat's im Nacken!
Ich hab' es auch! Ihr ſollt noch wahrlich ſehn! —
(Sie betrachtet noch ihre Schuhe.)
Nun iſt es gut. Der Schuh ſitzt fein genug!
Nun iſt es gut. Nun will ich nur hinein.

Otto, der während der letzten Worte durch die Seitenthüre rechts leiſe eingetreten iſt, nähert ſich jetzt von hinten, ihre beiden Arme mit dem Aeußerſten der Finger berührend.

Otto.

Verſtärkt Ihr noch die Macht ſo vieler Reize?
O, ſchmückt Euch nicht, wir ſind ſchon wund genug.

Erny

(links nach dem Vordergrunde zurückweichend).

O Gott; er ſelbſt!

Otto.

Ich bin's, und hochbeglückt,

Daß die Gelegenheit, ſo oft geſucht,
Und nie gefunden, günſtig dar ſich beut.

Erny.

So glaubt Ihr? — Laßt mich! Ich will fort!

Otto.

O bleibt!

Erny.

Der Königin Befehl —

Otto

(vorkommend).

Er iſt erdichtet,
Von mir erdichtet; ſo wie jener Streit,
Der Euren Gatten in dem Schloßhof hält,
Auf mein Geheiß ſich, auf mein Wort entſpann.
Ich wollt' Euch ſprechen, und ich thu's, beim Himmel!
Es komme, was da will. Der Ort iſt günſtig,
Das Feſt hat aus der Nähe ſich gezogen,
In fernen Zimmern dampft das frohe Mahl;
Wir ſind allein, und doch — die Thüren offen;
(auf die offene Pforte des Hintergrundes zeigend)
Der kleinſte Ruf führt Zofen her und Diener.
Ihr ſeid ſo ſicher gegen jede Kühnheit,
Als nur am eignen Herd.

Erny.

Und dennoch fort!

Otto.

Auch das. Hier iſt mein Arm. Kommt mit zum Feſt!
Doch glaubt Ihr, mir dadurch Euch zu entziehn,
So irrt Ihr, Gräfin, ſehr. Ihr kennt mich nicht.
Doch wer mich kennt, der weiß: in Hofes Mitte,
Am offnen Markt heiß' ich Euch Rede ſtehn;

Und leg' Euch vor dieſelben Fragen, die —
Nichts mehr, als dies — ich hier Euch ſtellen wollte.
Doch iſt's Euch nicht genehm — gut, wir verſchieben's.

Erny.

O Uebermaß des ſträflichſten Erkühnens!

Otto.

Ihr ſeid 'was eitel, merk' ich, gute Gräfin.
Ihr glaubt mich wohl verliebt? Mag ſein? — Vielleicht!
Vielleicht auch nicht! Ich bin nicht ſo erregbar.
Ein Menſchenkenner bin ich, Menſchenforſcher,
Zumal auf Frau'n geht meine Wißbegier.
Die tauſend Formen zu erſpähn, die Krümmen,
In denen ſich das Eins und Eine birgt;
Das Eine: Heuchelei. Pfui, feige Schwäche!
Bin ich nicht gut, ſo wollt' ich's auch nicht ſcheinen.
Ihr aber ſcheinet Tauben, fromme Tauben,
Und ſeid's in einem nur: in ew'ger Glut.

Erny.

Das anzuhören ziemt mir nicht.

Otto
(aus dem Wege weichend).

O ja!
Die Eine läßt ſich trauen einem Greiſe,
Mit grauem Bart und Haar, ein ſchlott'rig Scheuſal;
Voll Launen, abgeſchmackt, zum Tollhaus reif —
Doch ehrt und liebt ſie ihn.

Erny.

Sie ehrt und liebt ihn!

Otto.

Wenn je und dann ſie ſchielt nach hübſchen Jungen,
Minutenlang mit ihrem Blick verweilt —

Je, Neugier! Ei, zum Sehn ward uns das Auge!
Wie? — oder auch ſchon Menſchenforſcherin?
Auflauernd der Entwicklung des Geſchlechts,
Und vom Gefühl gewendet zum Erkennen?

Erny.

Ich weiß, Ihr wollt beleid'gen und erniedern;
Was ſonſt Ihr meint, weiß und verſteh' ich nicht.

Otto.

Ihr blicktet nie nach Andern; ei, ich weiß!
Ihr wart auch Jene nicht — wie, oder doch? —
Die, als man ihr beim Tanz die Hand —

Erny.

Ihr lügt!

Otto.

Vertheidigt nicht, bevor man noch beſchuldigt! —
Die, als man ihr beim Tanz die Hand gedrückt,
Den Druck zurücke gab. — Ich fühlt' es, ja!

Erny.

So mögen dieſe Finger denn verdorren,
Und Feuer ſie beſtrafen, lohe Glut,
Wenn abſichtlos ſie und dem Willen fremd,
Euch andres kündeten, als Haß und Abſcheu.

Otto.

Als Haß und Abſcheu. — Gut!
(Mit ſtarker Stimme.)
So gebt zurück denn
Die Haare, die Ihr ſtahlt von meinen Haaren!
Ich war nicht lang an dieſen Hof gekommen,
Da ſandt' ich zum Geſchenk ſie meiner Schweſter,
In Kleinod ſie zu faſſen und Geſchmeid.

Ihr aber glaubtet Euch allein und ſtahlt
Vom Putztiſch Euch ein Pröbchen. — War's nicht ſo?

Erny.

O Gott! Mein Gott!

Otto.

Das alſo wirkte!
O Heuchelei, du abſcheuwürd'ges Laſter!
Und doch in Euch ſo ſchön, wie all' das Eure.
Laßt mich Euch danken für die ſchöne Sünde.
O, alle Tugend gleicht ihr nicht an Reiz!
(Er kniet.)

Erny.

Mein Prinz! — O glaubt! — Doch ſteht vom Boden auf!
Daß jene Locke, kaum in meiner Hand —
Steht auf, ich bitt' Euch! — daß ich ſie verbrannt;
Daß ich — o Gott! mein Gott! — Steht auf! — Man kommt! —
Soll ich mit Thränen Euch im Auge bitten?
(Mit dem Fuße auftretend.)
Ich will nicht, ſag' ich Euch, ich duld' es nicht!

Otto.

Ich ſoll Euch hören, und Ihr ſelbſt verweigert's?

Erny.

Ich will Euch hören, nur ſteht auf vom Boden!

Otto (aufſtehend).

Es ſei! Doch auf Bedingung. — Seht, Ihr ſchuldet
Mir die Geſchichte jener Locke; ich
Hab' eine Frage noch an Euch zu ſtellen.
Gönnt zu geheimer Unterredung mir
Ein Viertelſtündchen, wo und wann Ihr wollt.

Erny.

Geheimes ich und Ihr?

Otto.

Geheim um Euretwillen!
Bringt Zof' und Diener mit, mir gilt das gleich!
Verwahrt Euch, wie Ihr wollt. Nur laßt mich fragen.
Mir iſt's um meine Zweifel nur zu thun. —
Seht Ihr denn üb'rall Liebe, eitles Volk?
Doch ſprechen muß ich Euch, muß Antwort haben!
Und wollt Ihr anders nicht, ſo ſei es hier.
Noch einmal knieend, bitt' ich Euch darum.

(Er beugt das Knie.)

Erny.

Halt' ein! Ich will!

Otto.

Ihr gönnt mir ein Geſpräch —
Und wo? und wann?

Erny.

O, nirgends, ach, und nie!

Otto.

Ich ſeh', es macht Euch Müh, davon zu ſprechen.
Hier iſt Papier und Feder; ich will gehn.
Zwei Zeilen, die Ihr ſchreibt, mit Zeit und Ort,
Genügen mir. — Wenn heim die Gäſte kehren,
Nah' im Getümmel ich mich Euch des Aufbruchs,
Und leſe, was Ihr ſchriebt; mein Heil, mein Glück!
Bis dahin, lebet wohl! — O, meine Wünſche!

(In die Seitenthüre rechts ab.)

Erny.

Weh mir! Was iſt geſchehn? — Gerechter Gott!
Wenn in den erſten Tagen, da er kam,

Er fromm mir ſchien und gut — O pfui, pfui, pfui!
Erbärmliches Gefühl, du bleibſt mir fremd.
Und ſagen will ich's ihm! — Doch hier, und jetzt —
Dem Raſenden, in Mitte ſeines Hofs? —
Und ſprech' ich nicht, ſo kehrt er tobend wieder,
Kniet, droht, beſchimpft. — Ich will ihm ſchreiben — ja!
Er hat's begehrt, und ich, ich will es thun.
Will ſchreiben ihm, ihn ſprechen ohne Zeugen,
Und hören ſoll er ein verzweifelnd Herz.

(Sie eilt zum Tiſche.)

Und doch — es iſt nicht gut, es iſt nicht recht. —
Woher ſonſt dieſes Zittern, dieſe Angſt?
Iſt Niemand hier? Mir kommt ein Schwindel an.
Horch! Stimmen — Menſchen — Wo verberg' ich mich?

(Sie hat das vor ihr liegende Blatt raſch gefaltet in den Buſen geſteckt, und ſteht zitternd, zwiſchen Tiſch und Mauer gedrängt, da.)

Bancbanus kommt.

Bancbanus.

Der Streit iſt abgethan, ſo ſchnell geſchlichtet,
Als er begann. Faſt ſcheint mir's angelegt,
Abſichtlich angelegt, die Ruh' zu ſtören.

(Auf ein Geräuſch wendet er ſich um.)

Doch wer iſt dort? — Ha, Erny, du? und bleich,
Und zitternd? — Kind, was war? — was iſt geſchehn?

(Er will ſie anfaſſen, ſie weicht zurück.)

Fliehſt du vor mir? — Ha, du biſt krank. —
Nur Hülfe!
Iſt Niemand hier?

Erny.

O, ſtill! Ich bin nicht krank.

Bancbanus.

Nicht krank? Und Todesbläſſe deckt die Wangen,
Aufzuckend fiebert eiſig jedes Glied. —
Laß uns nach Hauſe, komm!
(Er greift nach ihrer Hand, ſie eilt an ihm vorüber dem Vorgrunde zu.)

Erny.

Ich kann's nicht tragen! Glühend brennt das Blatt,
Das frevle Blatt auf meinem ſchuld'gen Buſen.
(Sie wirft das Blatt von ſich.)
Nur fort, nur fort!
(Zu Bancban, der es aufgehoben hat.)
Vernicht', zerreiß', vertilg' es!
Und Niemand ahne, Niemand, was es birgt.

Bancbanus (es entfaltend).

Was birgt es denn? — Sieh, es iſt leer!

Erny.

Ha, leer?
Der Hölle Züge ſind drauf eingegraben.

Bancbanus.

Mag ſein! Doch lesbar nur für Gott, und für die Bruſt,
Die es gedacht, obgleich ſie's nicht geſchrieben. —
Hier iſt dein Blatt, nimm es zurück.

Erny.

Ich nicht!
Bancban! Auf dieſem Blatt wollt' ich dem Prinzen ſchreiben.

Bancbanus.

Verhüt' es Gott!

Erny.

Und kamſt du nicht, ich thät's.

Bancbanus.

Die Königin mag wohl in Sorgen ſein
Ob jenes Streits. Den Ausgang meld' ich ihr.

Erny.

Und läſſeſt du mich ſo allein? Bancbanus,
Willſt du dein Weib nicht ſtrafen und nicht hüten?

Bancbanus.

Beſtrafen? Hüten? Ei, ſag du nur ſelbſt:
Wie fang' ich's an? — Führ' ich dich tobend heim,
Verſperre dich ins innerſte Gemach,
Mit Schloß und Riegel, unter Thor und Gitter?
Verſchreib' ich Stumme mir aus Mohrenland?
Verſchnitt'ne, die mein Weib allſehend hüten?
Und Nachts, die Diebslaterne in der Hand,
Schleich' ich mich hin, und forſche, ob's noch ſchließt?
Die Ehre einer Frau iſt eine eh'rne Mauer,
Wer ſie durchgräbt, der ſpaltet Quadern auch.

Erny.

O hart, zu hart, Bancban, mein Gatte!

Bancbanus.

Ich bin wohl alt genug, und du biſt jung,
Ich lebensmüd und ernſt, du heiter blühend.
Was gibt ein Recht mir, alſo dich zu quälen?
Weil du's verſprachſt? Ei, was verſpricht der Menſch! —
Weil's ſo die Sitte will? — Wer frägt nach Sitte?
Wenn nicht in deiner Bruſt ein ſtill' Behagen,
Das Flüſtern einer Stimme lebt, die ſpricht:
Der Mann iſt gut, auf Rechtthun ſteht ſein Sinn,
Er liebt, wie Keiner mich, und wie zu Keinem,
Fühl' ich zu ihm Vertrau'n; — wenn's ſo nicht ſpricht,

Dann Gott mit dir, und mit uns Allen, Erny!
Dann ſchreib dem Prinzen nur!

Erny.

Mann! Vater! Gatte!

Bancbanus.

Ich weiß wohl, was ſie ſagen: ſeht den Alten,
Er freit' ein junges Weib! — Er täuſcht, man zwingt ſie.
Sag Erny, ſelbſt: wardſt du getäuſcht? gezwungen?
Von wem? und wann? Als Nemaret, dein Vater,
Im Tod zuſammenfügte unſre Hände,
Der blüh'nden Tochter und des Jugendfreundes,
Dem Schutz dich anvertrauend eines Gatten.
Wer zögerte, dein raſches Wort zu nehmen?
Wer ſchob die Heirath auf? Wer bat, beſchwor dich,
Dein Alter zu bedenken, und das ſeine? —
Allein, du wollteſt, und er fügte ſich,
Weiß Gott, wie gern! — Wenn's nun dich reut —

Erny.

Bancban!

So lag der Prinz vor mir auf ſeinen Knie'n,
So werf' ich mich vor dich hin, ach, und ſchwöre —

Bancbanus.

Was fällt dir ein? Du knie'n vor mir, und ſchwören?
Dein Wort ſei Ja! und Nein! — Weißt du dich ſchuldlos,
Tritt hin vor mich und ſag: ich bin's! Hörſt du?
Ich bin's, bin ſchuldlos! — Und ſieh mir ins Auge! —
Nichts da! Den Blick nicht auf den Boden! Hier,
Auf mich dein Aug'! — Ja ſo, es ſchwimmt in Thränen?!
— Mißhandeln, Kind! mißhandeln wollt' ich nicht!
Senk' nur die Stirne, leg' ſie an dieß Herz,

Und was du weißt, das flüſtre leiſ' ihm zu.
Es wird dich hören, wie es dir verzeiht.

Erny.

Verzeihn? O, bittres Wort!

Bancbanus.

Nun, Kind, wer weiß —
Vielleicht dich bitten ſelbſt, daß du verzeihſt,
Was Thörichtes ich ſprach. — Es iſt mein Fehler,
Mein alter Fehler: ſtets der Mund voran!

Erny (aufgerichtet).

Bancban! Vor allem wiſſe: kein Gedanke
Von Unrecht kam in meinen armen Sinn,
Nur daß — o Gott! Mein Gott!

Bancbanus.

Schämſt du dich, Kind?
Das iſt dir nütz! Schäm' dich an meiner Bruſt!
So recht, den Kopf im Winkel eingeduckt,
Die Augen zu; recht wie der Vogel Strauß.
Und ſo laß ſprechen uns. — Du guter Gott!
Ich möchte ſingen, jubeln, jauchzen, ſchrei'n,
Daß ſie mir blieb, daß ich ſie nicht verlor.
Nun alſo denn — der Prinz war hier?

Erny.

Ach ja!

Bancbanus.

War ungeſtüm?

Erny (aufgerichtet).

O, wenn du wüßteſt —!

Bancbanus.

Zurück, in dein Verſteck! — Ihm zu entgehn,
Verſprachſt du ihm ein Briefchen, oder ſo —

Ich könnte ſagen: ſei's! Warum denn nicht?
Was ſchadet nur ein Brief? — Doch thu' ich's nicht:
Die Künſte ſind's des hölliſchen Verſuchers.
Wer einen Fuß geſetzt, zieht nach den zweiten,
Und alles Böſen Mutter iſt Geheimniß.
Drum ſchreibe nicht!

Erny.

Gewiß!

Bancbanus.

Und weich' ihm aus.

Erny.

Ausweichen ihm? Ihm ſtehn, ihn ſehn, vernichten!

Bancbanus.

Kind, allzuviel geht gleich mit allzuwenig.
Laß ihn uns reizen nicht. Er iſt wie Flamme,
Und ſeine Schweſter hängt, wie ſehr! an ihm.
Nicht ich, es ſoll mein Weib nicht Unfried ſtiften! —
Ertrag, und überſieh ihn. Kurze Friſt,
So ſend' ich dich hinaus auf eins der Schlöſſer,
Dann biſt du ſeiner quitt. Bis dahin, klug! —
Man kommt! Laß Niemand ahnen, was geſchah.
Unbill, die man erträgt, war gar nicht da.

Zwei **Kämmerer** öffnen die Seitenthüre rechts. Die **Königin** tritt heraus, hinter ihr Herzog **Otto**, und der ganze Hof.

Königin.

Hier alſo meine ſchöne Tänzerin?
Sehr früh verließt Ihr mich.

Bancbanus.

Sie iſt nicht wohl!
Mit Eurem Urlaub führ' ich ſie nach Hauſe.

Königin.
Nach Hauſe geht nun Alles, edler Rath;
Auch Eure Frau ſonach. — Glück auf, ihr Herrn!
Wir danken euch, und hoffen's zu vergelten.

Otto
(hat ſich indeß Erny'n genähert, die links im Vorgrunde ſteht, leiſe).
Nun Gräfin, meinen Brief!

Erny (laut).
Geht, ich veracht' Euch!
(Wendet ſich zu ihrem Gatten.)

Otto.
Verachten, mich? — Auf Tod und Leben! Halt!
(Er drängt durch die Gäſte und ergreift Erny's Hand.)
Warum verachtet Ihr mich? Ihr! Warum?

Königin
(indem ſie zwiſchen Beide tretend, ſie trennt).
Unſinniger! — Folgt, Gräfin, Eurem Gatten!

Otto.
Nicht laſſ' ich ſie!

Königin.
Du wirſt, denn ich befehl' es. —
Glück auf den Weg, ihr Herrn. Nur zu! Lebt wohl!
(Die Gäſte ab. Königin zurückkommend.)
Unſinniger! Wie weit geht deine Tollheit?

Otto.
Und bin ich toll, ſo wahrt Euch vor dem Tollen!
Du haſt's geſagt, und ſo berühr' mich nicht!
Hin auf den Boden werf' ich meinen Leib.
(er wirft ſich zur Erde)
Und mit den Händen greif' ich in den Grund.
Nicht hören und nicht reden! Raſe, ſtirb!

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Vorzimmer der Königin. Rechts eine Seitenthüre, zu ihrem Gemach führend.

Im Hintergrunde der Haupteingang, an dem mehrere **Hofleute** ſtehen. Unter ihnen **Graf Peter.** Der **Arzt** wartet im Vordergrunde. Die **Königin** tritt aus ihrem Zimmer.

Königin.

Wo iſt der Arzt?

Arzt.

Hier bin ich, gnäd'ge Frau!

Königin.

Mein Bruder gilt für krank, und Ihr beſtätigt's.
Kommt Ihr von dort! — Wie alſo ſteht's mit ihm?

Arzt.

Nicht gut, muß ich bekennen; doch zugleich,
Daß noch die Form, der eigentliche Sitz
Des Uebelſeins ſich nicht beſtimmen läßt.

Königin.

Ein feines Pröbchen Eurer Kunſt!

Arzt.

Verzeiht!

Es läßt gar leicht ſich Grund und Urſach nennen,
Die Frag' iſt nur, ob's auch zum Falle paßt?
Wir Aerzte ſind Nachtreter der Natur,
Und unſre Herrin geht auf dunklen Pfaden.

Königin.

Ei gut! Ei ſchön!

(Zu Graf Peter.)

Man ſagt ja, Eure Schweſter,
Sie geh' aufs Land? — In dieſer Jahreszeit!
Ohn' Urlaub und Begehr? Scheint's doch, ſie lernt
Von ihrem Gatten Hofesbrauch und Sitte.

Peter.

Verzeiht, ſie harrt im Vorgemache draußen,
Ob Ihr erlaubt —

Königin.

Warum ward's nicht gemeldet?
Laßt ſie herein!

(Es geht Jemand.)

Nun, weiſer Oedipus,
Fahr' fort, und löſ' uns deine eignen Räthſel.

Arzt.

Des Herzogs Zuſtand läßt ſich Fieber nennen.
Er liegt, und ſtarrt, und ſchweigt. Die Pulſe fliegen,
Die Stirne heiß, die Eßluſt fort.

Königin.

Wie ſo?

Arzt.

Er ſchlug die Diener, die ihm Nahrung brachten,
Weiſ't ab ſo Speiſ' als Trank.

Königin.

Seit wann?

Arzt (achſelzuckend).

Wer weiß?

Königin

(ſtampft mit dem Fuße).

Arzt.

Und wenn man nicht —

Erny kommt.

Königin.

Ei, ſieh' da, ſchöne Gräfin!
Ihr reiſ't aufs Land, dem Wonnemond entgegen?
Ihr werdet ſein noch etwas warten müſſen,
Wir ſind im März. Was treibt zu ſo viel Eile?

Erny.

Geſchäfte, gnäd'ge Frau!

Königin.

Ei, ich begreife!
Die erſte Graſung gibt die beſte Milch.
Da helſt Ihr denn wohl ſelbſt mit eignen Händen?
Doch ernſthaft nun!

(Halblaut.)

Ich hoffe doch, der Vorfall
Von neulich Abends, er hat keinen Antheil
An dieſer Reiſe! — Hat er, Gräfin? Sprecht!
Nehmt das nicht höher, als die Meinung war.
Mein Bruder liebt zu ſcherzen.

Erny.

Scherzen, gnäd'ge Frau?

Königin (verächtlich).

So glaubt Ihr denn? — Wie, oder Gräfin, doch?

Wär's etwa Ernſt geworden? Ernſt bei Euch?
— Was ſagt dieß arme Herz?

Erny.

Wohl arm! Es ſchweigt!

Königin.

Und völlig ruhig denn?

Erny.

Vollkommen ruhig.

Königin
(ſich von ihr abwendend).

So reiſ't mit Gott, und grüßt mir Laub und Gras!
Einfältig Volk! Nur ſtumpf, nicht tugendhaft.
Harrt draußen, ob noch etwas zu befehlen.
(Erny mit einer Verbeugung ab.)

Königin (zum Arzt).

Eu'r Kranker, Herr, iſt toll, und gegen Tollheit
Gibt es ein einzig Mittel nur: Vernunft.
Er mag ſich ſelber heilen. Sagt ihm das!
Wie auch, daß er nicht hoffe, mich zu ſehn,
Bis er zu mir kommt, ſelbſt, als ein Geneſ'ner.

Arzt.

Doch wollet mich auch für entſchuldigt halten,
Wenn endlich doch Gefahr —

Königin.

Gefahr! Gefahr!
Es iſt nicht noth, daß gar ſo viele leben;
Die Erde trägt unnütze Laſt genug.
Wer ſich Nothwendigem nicht fügen kann,
Mag ſterben, wär's mein Bruder, wär' ich's ſelbſt.

Arzt.

Ich gehe denn.

Königin.

Bleibt noch!
(Zu den Hofleuten.)
Iſt ſonſt noch Jemand
Im Vorſaal, der mein harrt?
(Zum Arzte.)
Bei Eurem Kopf!
So glaubt Ihr wirklich denn, daß Grund zur Sorge?
Geſteh' ich's Euch, ich dacht', ein leeres Wahnbild,
Ein ungeſtillter Wunſch, ein Hirngeſpinnſt
Sei dieſes Uebels Grund.

Arzt.

Vielleicht! Wohl möglich!
Streitſücht'ge Nachbarsherrn ſind Geiſt und Körper,
Die Grenzen wechſeln und verwirren ſie,
Man weiß oft nicht, auf weſſen Grund man ſteht.
Doch, was es ſei, die Wirkung bleibt dieſelbe.
Zumal, wenn er die Nahrung von ſich weiſ't:
Ein ganz Geſunder ſtirbt, entbehrt er dieſe.

Ein **Diener** kommt eilig.

Diener.

O Herr! mein Herr!

Arzt.

Wer ruft?

Diener.

Der Prinz —

Königin.

Was iſt?

Diener.

Der Prinz — Ihr wart kaum fort, da kam der Wärter
Mit Arzenei'n, die wies der Prinz zurück;

Gebot jedoch dem Mann, die Ader ihm
Am dargereichten Arm zu öffnen. Jener
Verweigert's. Da ergreift der Herr den Dolch,
Und ſchleudert ihn. Am Haupte hart vorbei
Flog hin das Meſſer, baumtief in die Wand.

Königin.

Es iſt genug! Das Raſen hab' ein Ende!
Zu Eurem Kranken kommt! Aus meinen Zimmern
Führt ein geheimer Gang uns nach den ſeinen.
Ob Wahrheit, oder Wahn, ob Kraft, ob Ohnmacht,
Es ſei im Klaren, und es ſei geheilt.
Was von Geſchäften hier, ſoll meiner harren.
Auch Gräfin Erny, heißt herein ſie treten,
Und mich erwarten. Bald kehr' ich zurück.

(Mit dem Arzte durch die Seitenthüre ab.)

Zimmer des Prinzen. Der Mittelgrund iſt durch einen breiten Mauerbogen, und daran herabhängenden Vorhang geſchloſſen, der in ein inneres, alkovenartiges Gemach führt. In der nach vorn gekehrten Verkleidung des Bogens, auf der linken Seite, eine Tapetenthüre. Im Vorgrunde rechts eine Seitenthür, in deren Getäfel ein blanker Dolch ſteckt. Gegenüber ein Tiſch und Stuhl.

Zwei **Diener** kommen durch die Seitenthüre.

Erſter.

Ich zieh' den Vorhang auf. Der Arzt will Licht.

Zweiter.

Der Prinz will Dunkelheit.

Erſter.

Allein, der Arzt —

Zweiter.

Du meinſt, es heile doch der Arzt die Beulen,
Die Ungehorſam bei dem Prinzen einträgt.

Erſter.

Ich thu's! Horch! Pocht man nicht?

Zweiter.

Geh hin und öffne!

(Erſter Diener öffnet die Tapetenthüre in der Bogenwand des Mittelgrundes.)

Die **Königin** und der **Arzt** treten ein.

Königin.

Warum ſieht man nicht nach? Die Thüre läßt
Von innen kaum, ſelbſt mit Gewalt, ſich öffnen.
Wo iſt mein Bruder? Zieht den Vorhang auf!

Erſter Diener.

Der Prinz verbot —

Königin.

Ich aber will's. Gehorche!

Der Vorhang wird aufgezogen. Herzog **Otto** liegt nach vorne gekehrt, den Kopf in die Hand geſtützt, auf einem querüber ſtehenden Ruhebette.

Königin.

Mein Bruder! — Ha, und wie entſtellt und bleich!
Wenn's dennoch wäre! wenn — verhüt' es Gott! —
Geht hin, und fühlt den Puls.

Arzt

(ſich dem Ruhebette nähernd).

Erlauchter Herr! —

Otto

(richtet ſich mit halbem Leibe, drohend, empor).

Arzt

(zieht ſich zurück).

Königin.
Was muß ich ſehn, mein Bruder? Weigerſt du
Der Hilfe dich, der heilbefliſſ'nen Sorge?
Nun glaub' ich erſt, was kurzvor man berichtet.
Der Dolch in jener Wand bekundet deutlich,
Wie du dich nimmſt, wie ſehr du dein vergißt.
Du warfſt ihn nach dem kundig wackern Mann;
Er ſollte haften dort zur Straf' und Warnung:
Doch ſchon' ich dein, und finde ſelbſt bedenklich
Solch Werkzeug in des Raſenden Bereich.
Macht los den Dolch, ich nehm' ihn ſelbſt zu mir.
Erſt dem Geneſ'nen geb' ich ſeine Waffen.
(Der Dolch wird gebracht, ſie legt ihn auf den Tiſch.)
Er ſchweigt, kehrt nicht einmal den Blick nach mir? —
Nun, Krankheit oder Starrſinn — fort mit beiden!
(Näher tretend.)
Wie geht's Euch, Herzog?

Otto.
Gut!

Königin.
So ſteht denn auf! —
Wollt Ihr nicht eſſen?

Otto.
Nein!

Königin.
Warum nicht?

Otto.
Ich habe ſchon gegeſſen.

Königin.
Ha! Ihr lügt!

Otto.

Nun denn, ich mag, ich kann, ich will nicht.
Nicht eſſen und nicht athmen, leben nicht.

(Er wirft ſich herum, ſo, daß er mit aufwärts gekehrtem Geſichte auf dem Rücken liegt.)

Königin.

Unſinniger, ſein ſelbſt vergeſſ'ner Thor! —
Geht ihr hinaus! Ich werde nach euch rufen.

(Arzt und Diener ab.)

Königin.

Kannſt alſo du der Gottheit Abglanz ſchänden?
Nicht Krankheit iſt's, ich weiß, ich kenne dich!
Der Leidenſchaft und ihrer Raſerei
Wirfſt du die Gaben vor des gottgegebnen Geiſtes.
Sie glüht als Fieber durch dein kochend Blut,
Und wirft die Blaſen, die ſie Krankheit nennen.
Der Leidenſchaft! Und wär' es Liebe noch,
Wenn auch verkehrt', verbrecheriſche Liebe! —
War doch in alter und in neuer Zeit
Entſchuld'gung ſie für manches Schlimm' und Schiefe —
Doch iſt es Liebe nicht, iſt Tobſucht nur,
Des ungezähmten Geiſtes trotzig Walten,
Der Eigenſinn, der will, weil er gewollt.
Ich aber denk' es nimmermehr zu dulden,
Am mind'ſten, wo ich Frau und Königin. —
Mir kommt die Luſt an, Wunder zu verſuchen!
— Steh auf, und ſei geſund, ſprech' ich zu dir.
Steh auf, und zwar zur Stelle! Jetzt! ich will's!

(Sie hat ſeine Schulter mit ihrer Hand berührt, Otto richtet ſich empor, und ſitzt mit aufgeſtützter Hand und vorhängendem Haupte da.)

O, Jammerbild der ſelbſtgeſchaffnen Schwäche!
Wie ſchäm' ich mich, daß du von meinem Blut! —
Wo gehſt du hin? — Was willſt du?

Otto

(der aufgeſtanden iſt, und einige Schritte gemacht hat, die Stirne reibend).

Wußt' ich's doch! —
Ei, ja!

Königin.

Wo willſt du hin? Bleib, Otto, bleib!
Du willſt doch nicht ins Freie? — Otto, ſprich!

Otto.

Ich will!

Königin.

Die Luft iſt rauh, der Abend kühl,
Du ſelber biſt erhitzt.

(Sie hat ſeine Hand gefaßt.)

O Gott, wie heiß!
Ach, biſt du krank, wahrhaftig krank! Mein Bruder! —
O bleib doch, bleib! Was willſt, was kannſt du wollen?

Otto.

So ruf denn ſelbſt, und laß die Pferde holen.

Königin.

Wie?

Otto.

Meine Pferde, meine Diener auch!

Königin.

Wo willſt du hin?

Otto

(aufrecht hinſchreitend, und Wamms und Gürtel ordnend).

Will heim, zu meinem Vater,
Zu meinen Brüdern, meinen Schweſtern allen,

Die mein begehren, mir mit Liebe folgen;
Zurück in meiner Heimath Alpenthal.
Was ſoll ich hier? Wo Jedermann mich haßt,
Wo jedes Wort rückprallt vom ſtumpfen Hörer;
Wo meine Schweſter ſelbſt das Beiſpiel gibt,
Mich zu erniedern.

Königin.

Ich?

Otto.

Ja du! Nur du!
Wer bin ich hier, und was an deinem Hof?
Beſchimpft nicht Jedermann mich ungeſcheut?
Tratſt du dazwiſchen nicht am ſelben Abend,
Wo ich die Thörin, die mir Hohn geſprochen,
Antrat zu Widerruf und zu Erklärung?
Tratſt du dazwiſchen nicht, als ſie es ausſprach,
Es ausſprach, daß ſie mich verachte! — Teufel!
Verachtung?! — Grimm und Tod! — Verächten? — Mich?!

Königin (ihn anfaſſend).

Zu Hilfe! Aerzte! Diener! Hört denn Niemand?

Der **Arzt** öffnet die Thür.

Otto.

Laß! Ich bin ſtark, wie der nemäiſche Leu,
Der Grimm ſtählt meine Sehnen ſtatt Geſundheit.
(Der Arzt zieht ſich zurück.)
Ja, ich will fort. Du aber, danke Gott!
Denn blieb' ich hier, in Mitte meiner Schaar
Durchzög' ich dieß dein Land, bis ich ſie fände,
Die Thörin fände, die mir Schmach gethan.
Aus ihres Hauſes Flammen riſſ' ich ſie,

Aus ihrer Wächter Mitte, vom Gebet,
Und ſtellte ſie vor mich hin. Da, nun ſprich!
Wenn du es wagſt: warum du mich verachteſt?

Königin.

Mein Bruder, höre! — O, wie ſchäm' ich mich!
Du haſt wohl Frau'n von höh'rer Art gekannt,
Ich ſelber darf mich zählen unter ſolche.
Haſt Geiſt gekannt und Witz, des Umgangs Reize.
Wie kann nun Leidenſchaft für dieſes Weſen,
Kaum ſchön, von ſchwachem Geiſt, und dürft'gen Gaben,
Halb thöricht und halb ſtumpf, dich nach ſich ziehn?
Und unerhört; denn, ſieh, ich weiß, mein Bruder!
Sie denkt dein nicht.

Otto.

Wer ſpricht davon? — Und doch!
Weil ſie nicht will, und weil ſie's nicht verdient,
Will ich ſie lieben, will mit jedem Reiz
Erfinderiſch ſie ſchmücken, mir zur Qual.
Will wiſſen, ich, warum ſie mich verſchmäht!
Den Zauber kennen, den der ekle Thor
Ausübt, ihr Gatte, über ſie; die Kräuter,
Die Sprüche, die ihm ihre Liebe bannen.
Dann komme, was da mag! Wer frägt nach ihr?
Laß, ich will fort!

Königin.

Mein Bruder, höre!
Geh nicht von mir, du meines Lebens Glück!
Laß mich allein nicht hier in dieſer Wüſte,
Wo du der Einz'ge biſt, der Einz'ge, der da lebt!
Mein Ich, mein Selbſt, mir theurer, als mein Selbſt!
Begehre, was du willſt, nur bleib' bei mir!

Otto.

Ich kann nicht bleiben, ſo beſchimpft, entehrt!

Königin.

Man ſoll genug dir thun. Verweis, Erklärung.
Ich banne ſie vom Hof!

Otto.

Was fällt dir ein?
Glaubſt du, mein Zürnen brauche fremder Hilfe? —
Doch Eins! — Laß mich ſie ſprechen!

Königin.

Sprechen?

Otto.

Ja!
Die Gräfin, ſie. In deinem Zimmer. Hier!

Königin.

Euch zu erheben, wollt Ihr mich erniedern?
Vermittlerin ich zwiſchen Euch und ihr?

Otto.

Ich ſagte dir: von Lieb' iſt nicht die Rede.
Ob ich ſie liebe, das ein andermal!
Doch ſprechen muß ich ſie, und weigerſt du's,
So woll' auch nicht, was ſonſt unmöglich iſt.

Königin.

Mein Otto!

Otto.

Und du kannſt es; wie ſo leicht!
Du rufſt ſie her, und hinter jener Thür —
(auf die Tapetenthüre zeigend)
Biſt du ein Zeuge deſſen, was geſchieht;
Nur Zeuge, Hörer nicht. Drei Schritte fern
Harrſt du, bereit zu ſchneller Unterbrechung,

Sobald der Zweiſprach Wendung dir mißfällt,
Sobald ein heftig Wort, ein Laut, ein Ruf,
Dir anzuzeigen ſcheint, daß Trennung noth.
Du willſt? Du thuſt's?

(Zur Thüre hinaus rufend.)

Hollah!

Königin.

Vorerſt nur noch —

Ein **Diener** kommt.

Otto.

Nicht ich, die Königin verlangt nach dir.

Königin

(nach einer kleinen Pauſe.)

Ruft Gräfin Erny her in dieſes Zimmer!

Otto.

Noch Eins!

(Er ſpricht, mit dem Diener zur Thüre gehend, leiſe ihm ins Ohr. Diener ab.)

Königin.

Was iſt?

Otto.

Ein Auftrag meinen Leuten,
Daß wir nicht reiſen, daß wir bleiben noch.

Königin.

Nun aber hör'! Ich weiß, was ich verletze,
Wie ſehr zu tadeln, daß ich mich gefügt.
Verdammlich iſt die Liebe, meine Liebe,
Die du mißbrauchſt, und doch ſo theuer mir.
Nun aber zeige, daß du ihrer werth,
Erſpare einen Theil mir der Beſchämung,

Indem du ſo dich nimmſt, wie ich gehofft,
Als ich mich fügte deinen raſchen Wünſchen.
Gib mir dein Wort! —

Otto.

Man kommt!

Königin.

O Gott! —
Auf dir ruht nun mein Daſein. Fahre mild!
(Durch die Tapetenthüre ab.)

Otto.

Auch ich will nur hinein in mein Verſteck.
Der Feind erkenn' erſt ſpäter die Gefahr.
(Er tritt hinter den Vorhang, der ſich ſchließt.)

Erny kommt durch die Seitenthüre.

Erny.

Es ward geſagt, die Königin ſei hier.
Wo iſt ſie denn? das Zimmer iſt ja leer.
Kein andrer Ausgang auch, als wo ich kam.
Horch! — Hinter jenem Vorhang tönt ein Rauſchen.
Vielleicht, daß dort —
(Sie blickt hinter den Vorhang, ihn in der Mitte öffnend. Während dem tritt Herzog Otto leiſe von der rechten Seite hervor, und bleibt an der Thüre ſtehen.)
Auch hier kein lebend Weſen!
Wer wohnt nur hier? Die Wände reich verziert —
Ein Schlafgemach — vielleicht wohl gar — o Gott!
(Sie erblickt den Herzog und läßt die Vorhänge fallen.)

Otto.

Erſchreckt nicht, ſchöne Frau!

Erny.

Erſchrak ich denn?

Ich bin erſtaunt, empört, doch nicht erſchrocken.
Zur Königin berief man mich hieher.

Otto.

Es iſt ihr Wunſch, daß Ihr ſie hier erwartet.

Erny.

Da gilt kein Wunſch und ſelber kein Befehl.
(Zum Gehen gewendet.)

Otto.

So hört denn mich, mein Bitten, meinen Schmerz.
Ich weiß, ich hab' Euch ſchwer und tief beleidigt.
Vor Allem laßt Verzeihung mir erflehn.

Erny.

Wer Alles ſich erlaubt, und ſelbſt verzeiht,
Braucht der Verzeihung Andrer und Erlaubniß?

Otto.

Der ſüßen Nähe Reiz berückte mich.
Der Locken Gold, der Wangen Roſenlicht,
Die Stirn aus Elfenbein, der Augen blauer Himmel,
Die ganze, lichthell glänzende Geſtalt —
Allein, was ſprach ich, und was wollt' ich ſprechen?
Ich bin verwirrt, ich bitt' Euch, ſeht mir nach!

Erny.

Als kleines Mädchen nannten ſie mich eitel.
Ich bin's nicht mehr.

Otto.

So viel der Himmelsgaben;
Dazu noch der Gedanke, daß — ich weiß nun,
Wie ſehr ich irrte, damals aber glaubt' ich's —
Daß Euer Auge mit Zufriedenheit,
Mit Wohlgefallen auf mir hafte. Jener

Unſel'ge Druck der Hand, den ich beim Tanze
Zu fühlen glaubte — Haare, meine Haare,
Die Ihr ſo gütig waret zu bemerken,
Zu Euch zu nehmen —

Erny.

Auf dieß Eine hört,
Was ich zur Deutung —

Otto.

O nicht doch, o ſchweigt!
Laßt uns nicht mehr von dieſen Träumen ſprechen!
Ich weiß zu gut, wie ſehr ich mich getäuſcht.
Dieß Alles nun, und über alles Andre,
Daß Euer Gatte — Gräfin, Ihr verzeiht!
Bancbanus iſt, ich weiß, ein Ehrenmann,
Wohlredenheit ſtrömt über ſeine Lippen,
Iſt geiſtreich, witzig, ſchnellgewandt im Rath.
Sein Bart iſt grau, allein in Ehren grau;
Sein Säbel ſchlägt die Ferſen, wie ein andrer.
Ein Ehrenmann, fürwahr! Doch etwas — unſchön,
Beinahe möcht' ich's lieber gräßlich nennen.
Allein, ich ſeh, Ihr ſeid nicht meiner Meinung!
Wohlan, ich geb' es zu. Der erſte Eindruck
Thut wohl das Schlimmſte, und der Mann gewinnt,
Zumal in einiger Entfernung. Aber
Wenn auch nicht grau, und wenn nicht widrig auch,
Was wär' er gegen dieſen holden Umfang
Von Allem, was der Himmel reizend ſchuf?
Als ich mit ihm zum erſtenmal Euch ſah,
Da rief's in mir: verkehrt iſt die Natur!
Entſprießt dem Eis die Königin der Blumen?
Gezwungen iſt ſie, oder iſt betrogen;
Des Ritters Pflicht, Gefangne zu befrei'n.

Erny.

Spart Eure Ritterpflicht auf größre Noth.
Mit freier Wahl erkor ich meinen Gatten.
Und wenn nicht jung und wenn nicht blühend auch,
Weit höher acht' ich ihn, als —

Otto.

Sprecht nicht weiter!
Antwortet mehr nicht, als man Euch gefragt!
Beleidigen iſt leicht, doch ſchwer verſöhnen.

Erny.

Wir ſind zu Ende, ſcheint's, und ich kann gehn.

Otto.

Noch nicht. Das Letzte fehlt, iſt noch zu ſagen.
Dieß Land, wo meine Schweſter lebt und herrſcht,
Wo Alles mich umringt mit Luſt und Freuden,
Durch die Ereigniſſe der letzten Zeit
Iſt's mir zum Greu'l geworden und zur Hölle.
Nach Deutſchland kehr' ich heim — Ich ſeh, es freut Euch!
Nun, um ſo lieber reiſ' ich, macht's Euch Freude.
Beim Scheiden nun gönnt mir als letzten Troſt —
Ihr könnt es leicht, denn bin ich fern, wie kann ich
Je Vortheil ziehn aus Eurer Huld und Meinung —
Gönnt mir den Troſt, daß Ihr Euch mein erinnert.

Erny.

Erinnern Eurer? — nie!

Otto.

Daß ich Euch völlig
Gleichgültig nicht.

Erny.

Gleichgültig ganz und völlig.

Otto.

Ihr lügt! Ihr täuſcht Euch, fürcht' ich — O, ich weiß,
Was Euch ſo ſtrenge macht, ſo herb und kalt.
Ihr haltet mich für ſchlimm. Ich bin's, ich war's!
Geboren auf der unglückſel'gen Höhe,
Wo man nicht Menſchen kennt, nur Schmeichler, Sklaven;
Emporgetragen von des Haufens Gunſt,
Aus Hand in Hand, ein Spielball fremder Neigung;
Begabt mit Manchem, was ſonſt Frauen lockt,
Stürzt' ich mich in des Lebens bunt' Gewühl.
War ich nicht gut — ich konnte ſchlimmer ſein!
Gab böſes Beiſpiel ich, wer gab mir gutes?
O, wäret damals Ihr in Himmelsklarheit
Hinabgeſtiegen in die Schauerhöhle,
Wo ich, mit Molch und Natter ſpielend, lag;
Ich hätt's erkannt an Eurem reinen Licht,
Wär' Euch gefolgt, wär' glücklich nun und ſelig.

Erny.

Setzt Ihr's voraus, weil's nun unmöglich iſt?

Otto.

O, nicht unmöglich! Jetzt noch möglich, jetzt noch!
Wenn Ihr nur wollt, wenn Ihr Euch nicht entzieht.
Ich fordre ja nicht Liebe, Liebe nicht!
Gönnt mir nur Antheil, Neigung, Euer Aug' nur,
Daß ich es fragen darf mit meinen Augen:
War's alſo recht? wenn ich nicht ſchlimm gethan.
— Ihr willigt ein? Ihr ſtoßt mich nicht zurück?

Erny.

Habt Ihr vergeſſen, daß Ihr reiſen wolltet?
Der Meiſter hat den Schüler gern um ſich,
Ich aber wünſch' Euch fern.

Otto.

Verkennt Ihr denn
Der Tugend ſchönſtes, weltbeglückend Vorrecht,
Wo ſie geblüht, auch Samen auszuſtreu'n?
Genügt es denn der Sonne, daß ſie Licht,
Geht ſie nicht auf, uns Alle zu erleuchten?
Wenn Ihr dereinſt am großen Tage ſteht,
Umgeben von den Engeln Eurer Thaten,
Wollt Ihr dann nicht den Blick zurückeſenden,
Und ſagen: dieſer Mann iſt auch mein Werk?

Erny.

Es hört ſich gut, doch handelt Ihr nicht ſo.
Wer dürft' Euch trauen, wenn er wollte ſelbſt?

Otto.

Ihr dürft, Ihr ſollt! — O, dieſer Augenblick
Iſt fruchtbar an Entwürfen und an Thaten!
Geſteh ich's Euch! Als man Euch herbeſchied,
War finſter meine Bruſt, und Gräßliches,
Das Aeußerſte bewegte ſich in mir.
Doch Euer Anblick bannte jene Schatten.
Lernt mich erſt kennen, achten wohl zuletzt.
Des Leuchtthurms Flamme ſeid dem irren Schiffer,
Er ſieht das Ufer nicht, von Nacht umfangen;
Doch ſteuert er getroſt dem Schimmer zu,
Er weiß, dort, wo das Licht, iſt Land und Rettung.
— Ihr wollt? Ihr thut's? — Gebt mir die Hand darauf!
Die Hand, um die ich bitte — Eure Hand!

Erny.

Ha, was war das? Enthüllſt du ſelber dich? —
Tilg' erſt den Schimmer dort aus deinem Auge,

Der, lauernd, ſich gelungner Plane freut.
Wirbſt du nach Tugend und gehörſt der Sünde?

Otto.

Der Sünde nicht! — Noch nicht! Noch iſt es Zeit!
Gib mir ein mildes Wort, und rette dich,
Errette dich und mich!

Erny.

Ich, Milde dir? —
Ich haſſe, ich verabſcheu', ich ver —

Otto.

— achte!
Verachtung, war's nicht ſo? — Merkt Euch das Wort!
Ihr ſpracht es einmal ſchon, an jenem Abend;
Merkt Euch das Wort! Ihr ſteht dafür mir Rede! —
Fahr' aus, du guter Geiſt, der mich beſchlich,
Als ich ſie bat, der faſt mich übermannt,
Räum' deinen Platz dem Finſterſten der Hölle! —
Schwachſinnig Weib mit der erlognen Tugend,
Die heilig möchte heißen, weil ſie kalt!
Du liebſt mich nicht? — Was frag' ich um dein Lieben?
Du haſſeſt mich? Was kümmert mich dein Haß?
Doch weißt du, Thörin, was Verachtung heißt?
Verachteſt du mich, Weib? Das bitt' mir ab,
Auf dieſen deinen Knieen bitt' es ab,
Sonſt fürchte meinen Zorn.

Erny.

O Gott! Mein Gott!
Wer rettet mich?

Otto.

Du ſelbſt, wenn du dich fügſt.
Allein, wenn nicht, dann Unglückſel'ge! wiſſe:

Verſchwinden ſollſt du vom Geſicht der Erde,
Daß ſich die Leute fragen: Iſt ſie todt?
Indeß du lebſt in dunklen Schauerklüften,
Umgeben von des Ortes Einſamkeiten;
Wo nur Erinnerung und du.
Dort ſollſt du jammern, ſollſt die Hände ringen,
Wie einen Feſttag zählen jeden Tag,
Wo mich mein Fuß in deine Zelle trägt.
Umſonſt dein Flehn, umſonſt ſelbſt deine Liebe.
(Näher tretend.)
Wenn du mir Liebe böteſt ſelbſt —

Erny.

Ich dir?
Ha, mein Gefühl, ich hab' es dir genannt.

Otto.

Du haſt. Es ſei!
(Er tritt hinter den Vorhang.)

Erny.

O Gott! Was wird?
Er ſinnt Gefährliches. Nur fort! Entfliehn!
(Sie eilt zur Thüre, und verſucht es, ſie zu öffnen.)
Die Thür verſchloſſen. — Gott! wer ſchloß die Thür?
Wer rettet mich? Sie kommen! — Großer Gott!

Der Vorhang fliegt auseinander. Herzog **Otto** tritt vor. Hinter ihm zwei **Gewappnete**, deren einer die Schnur des Vorhanges gezogen hat. Im Hintergrunde zeigt ein aus ſeinem Rahmen geſchobenes großes Bild den Eingang, durch den ſie gekommen ſind.

Otto.

Ergreift dieß Weib! Bringt ſie nach Forchenſtein,
Auf den geheimen Pfaden, die ihr kennt.

Erny

(die wieder nach der linken Seite des Vorgrundes geflohen iſt).

Mein Prinz!

Otto.

Es iſt zu ſpät!

(An der Tapetenthüre wird gepocht.)

Ha, Schweſter! du?
Es iſt zu ſpät, ſag' ich nun auch zu dir.

(Er dreht den Schlüſſel an der Tapetenthüre.)

Die Würfel liegen, und kein Schritt zurück.
— Ergreiſt ſie, ſag ich euch!

Erny.

Ich aber: weicht!

(Sie hat den Dolch ergriffen, der auf dem Tiſche lag.)

Du hülfreich Werkzeug, dich hat Gott geſendet!
Glaubſt du dich meiner Herr und jauchzeſt drob?
Wer mich berührt, den trifft dieß ſcharfe Eiſen.
Ein zürnend Weib und eine Ungarin,
Wer wagt's und naht?

(Sie thut einige Schritte entgegen, die Gewappneten halten ein.)

Otto.

Ha, Feige, zittert ihr,
Und habt doch Harniſch' an!?

(Die Gewappneten gehen auf ſie los.)

Erny.

Erbarmen! — Ha!
Sie nah'n, ſie faſſen mich!

(Einer der Gewappneten hat ſie ergriffen, ſie reißt ſich los.)

Hier iſt kein Harniſch.

(Sie ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt.)

O weh! — Es ſchmerzt! — Muß ich ſo früh ſchon ſterben? —
Mein Blut! — Es ſchmerzt! —

(Sie ſinkt zu Boden.)

(Herzog Otto entflieht nach dem Innern des Gemaches zu. Sobald gepocht wird, bleibt er erſtarrt ſtehen, noch immer in der Stellung eines Fliehenden, den Rücken gegen die Zuſchauer gekehrt.)

Königin

(von innen an die Tapetenthüre pochend).

Macht auf! — Bei eurem Leben, öffnet!

(Einer der Gewappneten öffnet die Tapetenthüre.)

Königin (tritt heraus).

Was ging hier vor? Um aller Heil'gen willen!
Verruchter! Das mein Lohn und dein Verſprechen?
Sucht Hilfe! Eilt!

(Um die Todte beſchäftigt.)

(An der Seitenthüre rechts wird heftig geſchlagen. Verworrene Stimmen laſſen ſich hören.)

Königin.

Mein Gott! Was iſt nun das?

Peter (von außen).

Sie ging hinein! Wir haben ſie geſehn!

Simon (eben ſo).

Sprengt auf die Thüre, öffnen ſie nicht willig.

Königin

(ihren Bruder an der Hand ergreifend und vorführend).

Unſeliger! ſtell' dich an meine Seite!
Die Raſenden ergreifen, tödten dich!

Die Thüre wird eingeſprengt. **Bancbanus.** Die Grafen **Simon** und **Peter,** mit **Dienern** und **Gewaffneten,** ſtürzen herein.

Simon.

Bancbanus, ſieh! Dort liegt dein Weib ermordet!

Bancbanus.

O Erny! O mein Kind, mein gutes, frommes Kind!

(Kniet an der Leiche.)

Peter.

Iſt keine Hilfe? Sendet Diener aus!

Simon.

Umſonſt! Getroffen iſt der Sitz des Lebens.
Kein Arzt, kein Gott gibt wieder ſie zurück.
Nichts mehr für ſie zu thun, als ſie zu rächen!
Dort iſt der Mörder! Dieſer hat's gethan.

(Auf Otto zeigend.)

Heraus, mein Schwert, und freu' dich auf ein Feſt!

Peter.

Du grimmer Wolf, was that dir dieß mein Lamm?

(Er zieht ebenfalls.)

Simon.

Auf ihn! Haut ihn in Stücke! Stößt ihn nieder!

Königin.

Zurück! Wer klagt hier an? und wer beweist?

Peter.

Liegt nicht das Opfer todt in ſeinem Blut?

Simon.

Steht nicht der Henker dort? Wer anders konnt' es?

Königin.

Wer anders? Ich! — Ich ſelber hab's gethan.
Sie hatte höchlich ſich an mir vergangen,
Und alſo ſtraft' ich ſie. Wenn mein Gemahl

Zurücke kehrt, steh' ich dem König Rede.
Bis dahin —

(Zu Otto.)

Komm! — Und ihr kennt eure Pflicht!

(Mit ihrem Bruder zum Abgehen gewendet. Die Uebrigen stehen um die Leiche.)

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Platz vor Bancbanus Hauſe.

Die Grafen **Simon** und **Peter** kommen mit Begleitung. Alle bewaffnet. Sie bleiben im Vorgrunde rechts ſtehen.

Simon.

Bancbanus nicht zu Hauſe? — Aber ſeht,
Dort nahen ſie, ſie kommen vom Begräbniß.
Was fällt ihm ein? Begräbt er ſeine Frau? —
Ein Bahrrecht ſoll uns werden, blut'ges Bahrrecht!
Er wird ſchon alt und kindiſch; höchſte Noth,
Daß Andre denken, handeln drum für ihn.

(Zu Peter.)

Sei ruhig, Bruder! Dir ſoll Rache ſein!

(Zu einem Begleiter.)

Du aber kehre zu den Unſern. — Sag,
Sie ſollen jeden Ausgang ſtreng bewachen,
Der aus dem Schloß ins Freie führt. Man will
Den Mörder unſerm Grimm entziehn, ihn heimlich
Nach Deutſchland ſenden; doch das ſoll, das darf nicht!
Ich will dich zerren, blut'ger Wolf! Geh nur!
Und komm ich ſelbſt, und haben wir nicht Antwort,
So ſtürmen wir das Schloß!

(Begleiter geht ab.)

Im Hintergrunde kommt **Bancbanus** auf zwei **Diener** geſtützt. **Verwandte** und **Freunde** hinter ihm, alle in Trauer. Sie gehen quer über die Bühne auf das Haus zu.

Simon.

Er kommt.

Peter.

Und ſieh, wie bleich!

Simon (ruft).

Bancbanus!

Bancbanus (anhaltend).

Halt! Wer ruft? Ah, du, mein Bruder?

(Nach vorne kommend.)

Wir haben dein entbehrt bei dem Geleit.
Ich ſandte zu dir, doch du warſt nicht heim.

Simon.

Nicht heim? Nicht heim?

(Gegen ſeine Begleiter gewendet.)

Wo war ich denn derweile?

Bancbanus

(zu den Leichengäſten).

Euch Andern Dank für dieſen letzten Dienſt,
Den ihr erwieſen mir und meinem Weib!
Zur ſichern Ruhſtatt brachten wir ſie hin,
Wo Gott ſie hat, und hat ſie — ach! ſo lieb,
Daß er ſie nimmer läßt. O, nimmer! nie!

(Mit erſtickter Stimme.)

Nun denn: dein Will' geſcheh'! — Kehrt nun nach Haus,
Und haltet ruhig euch und ſtill. Denkt drum nicht ſchlimmer
Von mir und von den Meinen. Wenn mein Weib ſich
Auch eines Fehltritts, wie es heißt, vermaß,
Für den man ſie ſo hart, ach, gar ſo hart beſtraft,

Geſchah's gewiß aus Uebereilung nur,
Denn ſie war ruſchlich — o, mein Weib! mein Weib!
mein Weib! —
Was ſie verſehn, und wie ſie ſich vergangen,
Ob man zu ſtreng, zu hart an ihr gethan,
Es wird ſich weiſen, kehrt der König wieder.
Und das ſoll bald, gemeldet ward's ihm ſchon.
Der nun wird ſitzen mit dem Schwert des Rechts,
Wer rein, wer ſchuldig, wird ſein Wort entſcheiden.
Bis dahin haltet euch als ruh'ge Bürger,
Und meines Danks verſichert, lebet wohl!

Simon.

Halt noch! Und du! Seid ihr ſo zahm, ſo feig,
Daß ihr mit Thränen ehrt nur ihren Tod?
Sie hätte eines Fehltritts ſich vermeſſen? —
Getödtet hat man ſie, hat ſie ermordet,
Weil ſie ſich nicht gefügt verbotner Luſt.

Bancbanus.

Biſt du der Richter hier in dieſem Land?
Der Alleswiſſende du ob den Sternen,
Daß du ſo kühn dein Urtheil gibſt für Recht?

Simon.

Ein Ungar bin ich, rufend um Gericht.

Bancbanus.

Es ſoll dir werden, kehrt der Richter heim.

Simon.

Dann iſt der Schuld'ge fern. Sie retten ihn.

Bancbanus.

Das ſoll man nicht.

Simon.

Sie wollen's, und ſie thun's!

Bancbanus.

So ſehr denn lechzeſt du nach ſeinem Blut?

Simon.

Ich, ja!

Bancbanus.

Auch ich, gäb's wieder mir mein Weib.

Simon.

So tret' ich denn als ihr Verwandter auf,
Und fordre Bahrrecht, Blutrach', und zur Stund'.

Bancbanus.

Ich bin der Nächſte, dem man ſie geraubt,
Dem man ſein Heil, dem man ſein Glück getödtet,
Mein Kind, mein Weib, mein Alles auf der Welt.
Wenn nun nicht ich, wer iſt ſo kühn und redet?
Hier ſteht noch Einer, ſieh, ihr Bruder hier,
Allein, er ſchweigt, und ſtarret auf den Grund.
Komm, Peter, komm! Wir wollen in mein Haus!
Es iſt um Zwielicht ſchon; wir ſetzen uns,
Dort, wo ſie ſaß und ſprach, und ſagen uns,
Wie lieb ſie war und gut. Komm, Peter, komm!
Und weinen uns recht ſatt.

Simon

(Peter am Arme haltend).

Nicht von der Stelle!

(Zu Bancbanus.)

So wiſſe denn: die Burg iſt ſchon umringt.
Auslieferung des Mörders fordern wir;
Nicht, ihn zu tödten, nur zu ſichrer Haft.
Wird nicht Gewährung uns zu dieſer Stunde,
So ſtürmen wir das Schloß. Biſt du ein Mann,
So nimm dein Schwert, und geh' an unſrer Spitze,

Bancbanus.

Aufrührer, ich mit euch? Ich bin der Mann des Friedens,
Der Hüter ich der Ruh'. Mich hat mein König
Geordnet, ſeinen Frieden hier zu wahren.
Ich in den Bürgerkrieg mit euch?
Fluch Bürgerkrieg! Fluch dir vor allen Flüchen!
Aufrührer, ſieh, und ſo verhaſt' ich dich,
Im Namen meines Königs, deines Herrn.

Simon

(ihn mit vorgeſtreckter Hand abhaltend).

Schwachſinniger! Bewahrſt du Andrer Rechte,
Und kannſt die eignen nicht bewahren dir?
So bleib denn, bleib! Das Ziel ſei der Verachtung,
Ein Spott für Jeden, dem die Ehre lieb.
Kein Tapfrer ſetze ſich an deinen Tiſch
Der Bettler weiſe dir zurück die Gabe,
Unheilig ſei die Stätte deines Grabs.
Bewein' dein Weib! — ich aber will ſie rächen.
Ihr in der Trauer friedlichem Gepränge,
Nehmt Schild und Schwert, zeigt männlich euer Leid!

Bancbanus.

Verwandte! Freunde! Haltet! Hört mich erſt!

Simon.

Wer denkt, wie ich, der trete her zu mir.

(Die Leidtragenden treten zu ihm über, und nehmen Waffen.)

Bancbanus.

Bin ich allein für meines Königs Sache?
Unglückliche! vernehmt —

Simon.

Schlagt Schild und Schwert zuſammen,
Hört nicht, was er in ſeinem Wahnwitz ſpricht.

(Sie ſchlagen unter lautem Ausruf ihre Waffen an einander, indeß Bancbanus fruchtloſe Verſuche zu ſprechen macht.)

Bancbanus.

Ihr wollt nicht hören? Krieg denn wollt ihr? Habt ihn!
Doch gegen euch mit meinem letzten Odem.
Gebt mir mein Schwert! mein Schwert! — mein Schwert!
(Er wendet ſich wankend gegen ſeine Diener, und ſinkt endlich in ihren Armen zur Erde.)

Simon.

Laßt ihn, und überlaßt ihn ſeiner Schwäche!
Die Zeit verrinnt. Folgt mir! Kommt mit aufs Schloß!
Der Rache ſei ihr Recht, dem Recht ſei Rache!
(Mit ſeinen Begleitern ab.)

(Pauſe. Es wird allmählig dunkler.)

Bancbanus
(richtet ſich mit Hilfe ſeiner Diener vom Boden auf).

Wo ſind ſie hin? — Bringt mich ins Haus zurück!
Hol' einen Mantel du! — Du kannſt ja rudern? —
Auch eine Blendlaterne bringe mir!
Es wird ſchon dunkel. Führt mich in mein Haus!
(Sie bringen ihn ins Haus.)

Zimmer der Königin, mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren, von denen jene rechts nach dem Vorgrunde zu, die zur linken Seite aber gegen den Hintergrund angebracht iſt. Rechts im Vorgrunde ein Tiſch mit Lichtern, dabei ein Lehnſtuhl.

Hinter der Scene ertönt ein Schrei. Dann ſtürzt die **Königin** aus der Seitenthüre rechts. Herzog **Otto** hinter ihr, das Schwert in beiden Händen gerade vor ſich hin haltend, wie einer, der ſich anſchickt, zum zweitenmale auszuholen.

Königin.

Um Gotteswillen! Bruder, was beginnſt du?

Otto.

Ah, Schweſter! ſo biſt du's? Ich dachte, ſie wär's,
Die blaſſe Gräfin, ſie. — Nun, ſo iſt's gut.

(Will zurück.)

Königin.

Ich bitt' dich, bleib!

Otto.

Warum?

Königin.

Ich bitte dich!

Otto.

Wart' noch!

(Er geht in das Zimmer zurück.)

Königin.

Auch dieſer Troſt noch ſollte fehlen!

Otto

(kommt zurück, einen Gewappneten führend)

Hier ſtell' dich an die Thür, und ſiehſt du? ſo
Halt' deinen Spieß. Wer irgend nun herein tritt,
Und weiß das Merkwort nicht, den ſtöß'ſt du nieder.
Triff zweimal, oder dreimal, bis er todt.

(Vorkommend.)

Ich ſelber halte dieß mein gutes Schwert,
Ich hab's geſchliffen —

(Es ſeiner Schweſter hinhaltend.)

Fühl'!

(Er verſucht ſelbſt die Schneide.)

Hui! Scharf, wie Gift!
Das in der Hand, den Rücken ſo geſichert —

(Er ſchiebt den Tiſch nach rückwärts.)

Der Tiſch iſt für den erſten Anfall gut. —
So will ich ſitzen, und will wachſam ſein.

(Setzt ſich.)

Königin.

Vergiß'ſt du denn?

Otto.

Nach Deutſchland kehr' ich heim.
Sorgt Ihr für Euch, was kümmert's mich?

Königin.

Nach Deutſchland?
Und jeder Ausgang iſt verwehrt, bewacht.

Otto

(ſeine Beine betrachtend).

Ich will mir Schienen fert'gen laſſen, dreifach Eiſen,
Und Panzerhoſen von geprobtem Stahl.
Der Stiefel ſchützt nicht g'nug.

(Mit dem Schwert an den Fuß klopfend.)

Es ſchmerzt wohl gar!

(Er greift mit der Hand nach der getroffnen Stelle.)

Königin.

Mann! wenn du es noch biſt — zum mind'ſten Menſch denn!
Wahnſinnig mach' mich nicht mit ſolchen Reden!
Weißt du auch, wo du biſt? Was dich umgibt?
Von Pöbelhaufen ſind wir rings umlagert!
Nach dir begehren ſie, dich heiſcht ihr Grimm.
Das Schloß iſt ſchlecht verwahrt, der Unſern wenig.
Geh du hinab, ſtell' dich an ihre Spitze,
Wend' ab, was droht.

Otto (aufſpringend)

Daß ſie mich fangen? tödten? —

Pfui über allen Tod! Durch Schwert, durch Feuer,
Durch Gift, durch Strick, durch Beil. Pfui allem Tod!
Ei, ich will leben, ich!

(Er ſetzt ſich wieder.)

Königin.

So lebe denn,
Bis uns das Unheil alleſammt verſchlingt!

Otto.

Wo iſt dein Sohn? das iſt ein wackrer Schütz,
Mit ſeiner kleinen Armbruſt. — Ruf ihn her!
Er war zu Nacht bei meines Bettes Häupten,
Dort hielt er Wacht, und wenn die Gräfin kam,
Da ſpannt' er ſeinen Bogen wie Cupido,
Und ſchoß nach ihr den Pfeil. Sie duckte ſich,
Jetzt hier, jetzt dort! ſo war ſie nicht mehr da.
— Wo iſt dein Sohn? Mich drängt es, ihn zu ſehn.

Der **Schloßhauptmann.**

Königin.

Euch ſendet Gott vom Himmel! Nun, mein Freund,
Habt Ihr die Meuter angeredet? Geben
Sie beſſer'm Rath, ſie ihrer Pflicht Gehör?

(Schloßhauptmann zuckt die Schultern.)

So bleiben ſie bei ihrer alten Ford'rung?

Schloßhauptmann.

Sie haben Einen hergeſandt als Boten,
Um Euer Gnaden ihr Begehr zu künden.
Er harrt im Vorgemach. Doch bleibt's wohl fruchtlos,
Denn ſie beſtehn —

Königin.

Laßt ihn doch immer ein!

Ein lebend Wort gilt hundert todte Zeilen,
Und Hunderte von Gründen ſammt Erweis.
(Schloßhauptmann geht ab.)
Nun, Bruder, aber geh' auf dein Gemach,
Sie ſollen dich nicht ſehn!

Otto.

Was fällt dir ein?
Ich muß hier Wache halten! Wache! Wache!

Graf **Peter** kommt, vom **Schloßhauptmann** begleitet.

Königin.

Nun, Graf, als Kämm'rer übt Ihr Euer Amt,
Allein, nicht öffnend, Ihr verſchließt die Thüren.

Peter.

Der Grund, warum wir Euch in Waffen nah'n —

Königin.

Ich weiß den Grund — vielmehr nur: ich errath' ihn.
Denn wiſſen, hieße doch zugleich erklären,
Daß er erkennbar aus Vernunft und Recht.

Peter.

Ein ungeheurer Frevel iſt geſchehn.

Königin.

Ein Unglück, ſprecht vielmehr!

Peter
(auf Otto zeigend).

Der Thäter hier.

Königin.

Wer ſagt's Euch?

Peter.

Es iſt klar! Er ſei beſtraft!
Auslieferung des Schuld'gen wird begehrt.

Königin.

Ausliefern ihn? Daß ihr in ſeinem Blut —

Peter.

Nicht ihn zu tödten, nur in ſichre Haft.

Otto.

Der iſt nicht klug! Nach Deutſchland geh' ich.

(Er neigt den Kopf in die Lehne des Seſſels zurück.)

Peter.

Hört Ihr?

Königin.

Wir werden uns verſtänd'gen, ſeh' ich wohl.
Seid ihr zufrieden, wenn ich euch gelobe,
Ihn ſelbſt zu halten hier, ihn nicht zu laſſen,
Bis euer Herr zurückkehrt und der meine?

Peter.

Verzeiht, wir trau'n euch nicht!

Königin.

Verweg'ne! wagt ihr's?
— Und wenn zurück ich das Begehren weiſe?

Peter.

So ſtürmen wir — ſo ſtürmen ſie das Schloß.

Königin.

Ich ſeh' in Euren Augen, Graf, ein Etwas,
Das eine mildre Meinung mir verbürgt.

Peter.

Hier iſt von meiner Meinung nicht die Rede,
Von meinem Auftrag nur.

Königin.

Nun denn, ſo wißt:
Eh' ich den Bruder ſeinen Mördern liefre,

Begrab' ich mich in dieſes Schloſſes Trümmern,
Mich, eures Königs Weib, mit mir ſein Kind,
Den Erben ſeines Throns — Wagt ihr's und ſtürmt? —
Der König wird ſo theure Pfänder rächen.

Peter.

Mit Recht. Doch nicht an uns, da Ihr ſie tödtet.

Königin.

Iſt dieß Eu'r letztes Wort?

Peter.

Das meine, ja!
Doch nicht auch Euer letztes, hoff' ich.

Königin.

Geht!

(Graf Peter ab.)

(Zum Schloßhauptmann.)

Sagt ihm: wenn man — begehrt zwei Stunden Aufſchub,
Bis dahin überlegt man —

(Schloßhauptmann ab. Königin ſteht erwartend an der Thüre. Schloßhauptmann kommt zurück.)

Nun?

Schloßhauptmann.

Er will nicht.

Königin.

Sei's denn! Geht in den Schloßhof. Rüſtet euch.
Heißt Alle wachſam ſein. Verſprecht Belohnung!
Vor allen braucht die Leute meines Bruders.
Wenn's angeht, kommt er ſelbſt.

(Schloßhauptmann ab.)

Königin

(raſch zu Otto tretend).

Nun, Bruder, auf!

Schläfſt du? Und wär' dein Schlummer Seligkeit,
Ich kann dir's nicht erſparen. Auf!
Die Waffen in die Hand!

(Die Hand auf ſein Haupt gelegt.)

Otto (emporfahrend).

Wer faßt mich an?

(Mit abſtreifender Bewegung über Arm und Körper.)

Sie fangen, tödten mich! Ha! Ketten, Bande, Stricke! —
Wer da? — Ha, Schweſter, du! — Und doch, und doch —
Dort regt ſich's — dort, im Winkel — Meine Schweſter!
Bringt Lichter! — Dort im Winkel! — Gott! nur Licht!
Licht, ſag' ich: Licht! Licht! Licht!

Kammerfrau aus der Seitenthüre rechts, mit Licht.

Königin.

Nur Faſſung, Bruder!

(Zur Kammerfrau.)

Bleib dort, dort an der Thüre mit dem Licht!

(Zu Otto.)

Sieh, es iſt nichts.

Otto (matt).

O, Schweſter! Meine Schweſter!
Nicht wahr, die Gräfin war ein böſes Weib?

Königin.

Vielleicht!

Otto.

Sie hat's verdient!

Königin.

Wohl möglich!

Otto.

Ach!
Und ich hab's nicht gethan, ſie that es ſelbſt?

Königin.

Sei ruhig! Was geſchehn, iſt nicht zu ändern!
D'rum ſammle dich, und laß uns weiter ſehn.

Otto

(von ſeiner Schweſter unterſtützt).

Mein Inn'res iſt betrübt, bis in den Tod! —
Schick' fort nach deinem Sohn! Das Kind iſt gut.
Es hat mich dieſe Nacht bewacht, er ſoll's
Auch jetzt. Geh, bitt' dich, deinen Sohn!

Königin

(zur Kammerfrau).

Bring ihm das Kind!

(Kammerfrau geht in die Seitenthüre rechts ab.)

Königin.

Du aber ſetz' dich dort auf jenen Stuhl,
Sei erſt du ſelbſt, das Andre findet ſich.

(Entfernte Trompeten und Geſchrei. Ein ſtarker Schlag erſchüttert das Schloß.)

Ha, was iſt das?

Kammerfrau kommt mit dem **Kinde** zurück.

Kammerfrau.

Ach, gnäd'ge Frau! Sie bringen
Sturmböcke, Mauerbrecher an das Schloß.

Königin.

Kein Aufſchub denn?

Kammerfrau.

Ich ſah's beim Schein des Mondes,
Sie ſtehn in Haufen. Hörtet Ihr den Schlag?

(Aehnliches Getöſe, wie oben.)

Schon wieder! Gott und Herr, in deinen Schutz —

Otto.

Die Mauern ſind zu ſchwach, ſie halten nicht.
Ein Dutzend Stöße, und ſie ſtürzen nieder.

Kammerfrau.

Erbarm' dich unſer, Herr!

Otto.

Am Thore rechts,
Da ſteht ein Erker, vor ins Freie ſpringend.
Wenn den mit Schützen man beſetzt und Schleudrern,
So faſſen ſie des Feindes Seite, drängen
Und treiben ihn zurück.

Königin.

Wenn du's erkennſt,
Hinab, und ordn' es ſo.

Otto.

Was fällt dir ein?
Ich geh' nicht hin, ich bleibe hier bei euch!
Habt ihr zu eſſen nicht? Mich hungert.

Königin.

Von aller Welt verlaſſen, und auch dieß noch!
In ihm vernichtet, der mein Alles war! —

(Erneuerter Anprall und Kriegslärm.)

Otto.

Knie' nieder, Knabe! falte deine Hände!

(Zur Kammerfrau.)

Du auch! — Ich hinter euch, mit meinem Schwert,
Will ſtehn und wachen, ob euch Gott erhört.

Königin.

Horch! Was dort für Geräuſch?

Kammerfrau
(die aufgeſtanden).
Es kam von ſeitwärts,
Aus jenem Zimmer!
(Auf die Seitenthüre links zeigend.)

Königin.
Iſt Verrath im Werk?
(Man hört Fenſter klirren.)

Kammerfrau.
Sie überfallen uns.

Königin.
Wer da? — Man ſchweigt.

Otto.
Kniet nieder ihr, dieß iſt der letzte Tag!

Königin (zu Otto).
Gib mir dein Schwert! Ich will nur ſelber ſehn.
Wer dort? Freund oder Feind?

Bancbanus, in einen braunen Mantel gehüllt, eine Blendlaterne in der Hand, kommt aus der Seitenthüre links.

Bancbanus.
Nicht Feind, nicht Freund!
Ich bin's!

Königin.
Bancban!

Otto (zum Knaben).
Stell' dich vor mich hin, Knabe!
Sie wollen mir zu Leib'.

Bancbanus
(auf die Kammerfrau zeigend).
Heißt dieſe gehn!

Königin.

Führt Ihr Verbot'nes nicht im Sinn?

Bancbanus.

Ei ja!

Königin.

Marg'rethe, geh!

(Kammerfrau geht ab.)

Königin.

Wie nun?

Bancbanus.

Mir iſt gelungen,
Zu täuſchen eurer Feinde Wachſamkeit,
Auf kleinem Kahn den Graben zu durchſetzen,
Der dort das Schloß umgibt. Wollt ihr mir folgen?
Ins Freie bring' ich euch auf gleichem Weg.

Königin.

Bancbanus! Sprecht Ihr Wahrheit?

Bancbanus.

Zweifelt Ihr?

Königin.

Nach Allem, was geſchehn? — Mann! Ihr vergäßt —

Bancbanus.

Nicht, daß mein Herr Euch meinem Schutz vertraut.
Nehmt Euer Kind, und folgt!

Königin.

Mein Kind! — und dieſer?

(Auf Otto zeigend.)

Bancbanus.

Dankt Gott, daß, als ich kam, ich ſeiner nicht gedacht. —
Nehmt Euer Kind, und folgt!

Königin.

Bancbanus, höre!
Du retteſt alle Drei uns, oder Keines.
Mit ihm den Tod, mit ihm auch nur befreit.

Bancbanus.

Ich will nicht ſehn, wer Euren Schritten folgt.
Doch hüt' er ſich, wenn draußen wir im Freien.

Königin.

Komm, Bruder! komm!

Otto (zum Kinde).

Und du! — und hier mein Schwert!

(Er führt den Knaben. Alle gehen durch die Seitenthüre links ab. Bancbanus ſchließt.)

Kammerfrau ſtürzt herein.

Kammerfrau.

Um Gotteswillen, gnäd'ge Frau! O Rettung!
Das Thor iſt offen, Feinde überall!
Wo ſind ſie? Gott! Wo flieh ich, Aermſte! hin?

(In die Seitenthüre rechts ab.)

Dunkles Gewölbe. Im Hintergrunde ein offner Mauerbogen als Eingang. An der Seitenwand links ein ähnlicher kleinerer, zu einem ſchmalen Gange führend. Gegenüber rechts ein verſchloſſenes Pförtchen.

Bancbanus kommt mit einer Blendlaterne. Hinter ihm die **Königin**, dann **Otto**, den **Knaben** führend, unter dem Arme einen zuſammengefalteten weißen Mantel, in der Hand das bloße Schwert.

Bancbanus

(am Ausgange auf der linken Seite ſtehen bleibend).

Hier iſt die Thür. Sie führt durch einen Gang

Nach außen, bis zum Graben hin der Burg.
Dort harrt ein Nachen —

Otto

(zum Kinde herabgebeugt)

Ich will rudern, ſchau!

Bancbanus

(zur Königin fortfahrend).

Ein Fährmann lenkt den Kahn, der alſo klein,
Daß er nur zwei auf einmal bergen kann:
Den Fährmann ſelbſt, und eines je von euch.
Gefällt's Euch, geht zuerſt. Zurückgekehrt,
Nimmt Euer Kind der leichtgefügte Nachen!
Und läßt der Feind uns Zeit zur dritten Fahrt,
So mag ſich retten, wem's noch ferner nöthig.

Königin.

Nicht ſo, Bancban! Soll ich dein Schiff beſteigen,
So rett' es dieſen erſt.

(Auf Otto zeigend.)

Otto.

Ja, mich zuerſt!

Bancbanus.

Nicht eh' noch Euer Kind?

Königin.

Dieß Kind beſchützt
Schuldloſigkeit mit lilienblankem Schwert;
Doch dieſen ſuchen ſie, und er iſt ſchuldig.
Drum rett' erſt ihn, zum zweiten dieſes Kind,
Die dritte Fahrt der Schweſter und der Mutter.
Nimm, Otto, meinen Sohn! Folgt dieſem Mann!
Ich ſelber bleibe hier. Die dumpfe Luft,
Der enge Raum benimmt, hemmt mir den Athem.

— Wenn mich die Reihe trifft zur nächt'gen Fahrt,
So gebt ein Zeichen mir — Leb wohl, mein Sohn!
Mein Bruder, lebe wohl! Nun fort, nur ſchnell!

(Bancbanus mit der Laterne voraus in den Gang. Otto, der Mantel und Schwert weggeworfen, und den Knaben auf den Arm genommen hat, folgt.)

Königin

(nachdem ſie ihnen einen Augenblick nachgeſehen hat, raſch nach hinten gewendet)

Ich hörte Stimmen, und ſie kommen, fürcht' ich.
Das Schloß iſt über, wenn nicht Alles täuſcht.
Nur ſo viel Friſt, o Gott! bis ſie gerettet,
Die Lieben Beide! Komme dann, was will!

(Am Mitteleingange ſtehend.)

Ich hörte recht. Die Stimmen nahen. Helle,
Wie Fackelſchein, wächſt gleitend durch die Gänge.
Der Fußtritt naht. — Stell' ich den Meutern mich
Als Königin entgegen und als Frau?
Sie ſpotten mein, und thun ihr blut'ges Werk.
Ergreif' ich dieſes Schwert, den Mantel hier,

(ſie rafft beides vom Boden auf)

Und kämpf' als Mann um meine ſüße Beute?
Zu ſchwach! — O Gott! Kein Einzelner genügt!
Drum dort hinein! Zu warnen, anzutreiben,
Beſchleun'gen ihre Flucht — O Gott! Man kommt!

(Sie wirft Schwert und Mantel wieder hin, und eilt fliehend in den Gang.)

In demſelben Augenblicke treten die Grafen **Simon** und **Peter**, vom Hintergrunde her, auf. Erſt ſpäter hinter ihnen **Gewaffnete** mit Fackeln.

Simon.

Der Herzog war's. Dort liegt ſein Schwert und Mantel.
Wirf deinen Dolch!

Peter

(wirft ſeinen Dolch in der Richtung des Ganges. Ein gedämpfter Schrei wird gehört.)

Gerechter Gott! — Mein Bruder!
Das war des Herzogs Stimme nicht.

Simon

(vorkommend).

Nur nach!
Es ſoll ſich zeigen bald, wer es geweſen!
Dringt in den Gang, und folgt der Flücht'gen Spur!

(Einige gehen in den Gang.)

Sie können nicht entrinnen; auch von außen,
Vom Graben her, iſt bald der Gang beſetzt.
Mein reiſig Volk verlegt den Ausgang dort.

(Von Denen, die in den Gang gedrungen ſind, kommen Einige zurück mit Zeichen des Entſetzens.)

Simon.

Was iſt?

Ein Gewaffneter.

Sie ſtirbt. — Es iſt die Königin!

Simon.

Willſt du mein' ſpotten?

Peter.

Seht! Bringt Hilfe, ſchnell!

Königin erſcheint blutend am Eingange. Sie macht eine abhaltende Bewegung und ſinkt dann todt nieder.

Peter.

O, all' ihr Engel, die ihr Böſes abwehrt,
Steht bei! Ich hab' die Königin erſchlagen.

(Er eilt zur Leiche.)

Simon.

Haſt du's gewollt? Und dann — weil's doch geſchehn,
Weil uns der Teufel gaukelnd hier genarrt,
Um deſto heißer nach dem Doppelmörder!
Ihm nach, der ſie auch tödtete, auch ſie!
Laß jetzt die Klage, Bruder! räch' dich erſt!
Hier iſt ſein Weg. Ich ſchlacht' ihn allen Beiden.

Indem er ſich anſchickt, den Gang zu betreten, ſpringt die Seitenpforte rechts auf und Herzog **Otto's Gefolge** dringt bewaffnet herein.

Erſter Edelmann
(von Otto's Gefolge).

Schützt euren Herrn! Fallt an die frechen Meuter!

Simon (umkehrend).

Du Herrenknecht! Nachtreter ſeiner Laſter!
Geh dieſesmal voran, zeig' ihm den Weg!
(Er fällt ihn an. Gefecht.)

Zweiter Edelmann.

Drängt weg ſie von der Pforte, ab vom Gang!

Simon (fechtend).

Raſch, Peter! Zieh dein Schwert, mach' reine Bahn!

Erſter Edelmann.

Dich ſucht' ich, dich!

Simon.

Hier bin ich.

Erſter Edelmann.

Stirb!

Simon.

Erſt du!

Ein **ungariſcher Anführer** erſcheint am Eingange des Hintergrundes. Die Kämpfenden theilen ſich nach beiden Seiten. Das Gefecht ruht.

Ungariſcher Anführer.

Steckt ein die Schwerter! Nutzlos euer Streit!
Der Herzog iſt entkommen; war am Ufer,
Bevor die Unſern noch den Platz erreicht.
Nun dringen Krieger herwärts durch die Wölbung;
Allein, zu ſpät, der Herzog iſt entwiſcht.

Simon.

Iſt er entwiſcht? Nun du entkommſt mir nicht.
(Zum erſten Edelmann.)
Zahl' deines Herren Zeche, Sündenknecht!

(Die Kämpfer miſchen ſich wieder. Erneutes Gefecht.)

Erſter Edelmann.

Zieht euch zurück!

Simon.

Zur Hölle, ja!

Erſter Edelmann.

Weh mir!

(Er fällt. Die Anhänger des Prinzen werden nach dem Hintergrund gedrängt.)

Bancbanus kommt, den Knaben an der Hand, fliehend aus dem Gange. Bald hinter ihm dringen **ungariſche Krieger**, auf demſelben Wege, heraus, und miſchen ſich unter die im Hintergrund Kämpfenden.

Bancbanus
(im Vorgrunde links.)

Der Ausgang iſt beſetzt, und kein Entrinnen.

Man kämpft, man ficht. Wo berg' ich meinen Schatz?
Ei ja! duck' dich, mein Herrlein! duck' dich, Kind!
Der Mantel da hat Raum für unſer Beide.
Und rühr' dich nicht, und halt' den Athem an.

(Er legt ſich zu dem Knaben am Boden hin, und zieht ſeinen dunkeln Mantel über ihn und ſich. — Das Gefecht, wieder nach vorn kommend, dauert fort.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Freie Gegend. Im Hintergrunde Hügel mit Aufgängen von beiden Seiten.

Bancbanus kommt auf einen Stab geſtützt, den kleinen **Bela** an der Hand führend, von der rechten Seite. Herzog **Otto** mit bloßen Füßen, unbedecktem Haupte und zerriſſenen Kleidern folgt ihm in ein'ger Entfernung.

Bancbanus.

Verfolgſt du mich auf jedem meiner Schritte?
Stieß ich nicht ein- und zweimal dich zurück?
Wie kamſt du in das Laub? in meinen Weinberg?
Wo triebſt du dich herum in dieſen Tagen?
Ich dachte längſt, ſie hätten dich gefunden,
Geſchlachtet, abgethan, wie du's verdienſt. —
Rühr' mich nicht an, ſonſt brauch' ich meinen Stock!
Du Wolf, du Hund, du blut'ger Mörder du!

(Zum Kinde.)

Was weinſt du, Herrlein? — Ja, dein Füßlein blutet! —
Setz' dich dorthin, und ruh' ein wenig aus.
Nur kurze Friſt, ſo heißt es weiter gehn;
Die böſen Menſchen ſind uns auf der Ferſe.

(Er hat das Kind auf einen Stein geſetzt. Otto wirft ſich vor dem Kleinen auf die Knie, deſſen Füße ſtreichelnd, und an ſeine Bruſt drückend.)

Was aber nun beginnen? — Großer Gott!
(Zu Otto.)
Berührſt du mir das Kind? — Ja ſo — Nu Herzog,
Nehmt hier das Tuch, und trocknet ihm den Fuß.
Und wo's geritzt, da drückt mir ſein gelinde. —
Du blut'ger Mörder, wär' ich alt und ſchwach nicht,
Du ſollteſt mir den Knaben nicht berühren!
Und dennoch, Mann des Unheils, ſchickt dich Gott!
Laßt, Herzog, jetzt, und hört mich ſorglich an.
(Otto, noch immer vor dem Knaben auf den Knien, wendet, auf die Ferſen zurückgeſetzt, das Geſicht horchend nach Bancbanus.)
Es gilt, das Kind den Meutern zu entziehn,
Die nach ihm ſuchen. Ich nun ſelbſt vermag's nicht,
Denn mühſam nur ſchleppt ſich der alte Fuß.
Auch ruft die Pflicht mich nach der Stadt zurück;
Dort will ich noch zum letztenmal verſuchen,
Was Treue kann im Streit mit blinder Wuth.
Nimm du das Kind, und flieh! Wenn ſie dich fangen,
So biſt du todt. Dir zwar geſchäh' dein Recht,
Doch meines Herren Söhnlein muß ich hüten.
Sorg' alſo, daß du jenen Wald erreichſt,
Der quer ſich hinzieht zu den weitſten Fernen.
Dort harr', im Dickicht lauernd, meiner Botſchaft,
Und wenn ſie dir nicht wird in dreien Tagen,
So halte mich für todt, und rette dich;
Vielmehr, den Knaben rette, blut'ger Mörder!
Sonſt klag' ich dich vor jenem Richter an,
Wo ſchwarz du ohnehin biſt, ſchwarz wie Kohle.
(Otto iſt aufgeſtanden und hat den Knaben angefaßt.)
Bleib noch, du Mann des Bluts! Hört dieß noch, Herzog,
Rennt nicht in einem Lauf bis hin zum Walde;
Der Raum iſt groß, und leicht gewahrt man Euch.

Sieh an den Rebenhügeln hier und dort
Die Haufen Reiſig, nah bei wilde Roſen,
Dort duck' dich unter, bette dich in Dornen,
Mach' deinen Leib zum Pfühl für dieſes Kind.
Erſt, wenn du rings gelauſcht, ob Alles ruhig,
Dann komm hervor, und flieh von Buſch zu Buſch,
Bis Euch der Wald umfängt. Verſtehſt du, Mörder? —
Nun, Herzog, nehmt das Kind, und ſeht Euch vor.

(Otto trägt das Kind auf den Armen. — Im Gehen.)

Ich dacht' Euch mir ſchon viele Meilen weit!
Dankt immer Gott, der Euch vergönnt ein Tröpflein
Von Gut zu thun in Euer Meer von Böſem.

(Stehen bleibend.)

Der Knabe trägt in ſeinen Taſchen Brod,
Das rührt nicht an! Das ſoll für ihn. Ihr ſelber
Sucht Beeren Euch, und fehlen die, ſo hungert,
Es iſt Euch nütz, wenn Ihr den Leib kaſteit.
Dort, Herzog, dort!

(Er weiſt ihn auf den Hügel, der links in die Scene führt.)

Und ſeid Ihr auf der Höhe,
So lauft, was Ihr vermögt. — Man kommt! —
Macht fort!

Ein **Soldat** tritt rechts im Vorgrunde auf, ſeinen Bogen ſpannend.

Soldat.

Wer da? Halt!

(Otto entflieht.)

Bancbanus

(am Fuße des Hügels, mit gehobenem Stocke drohend).

Du, ſchieß nicht! Dein bischen Leben
Wär' viel zu arm als Preis für ſolchen Schuß!

(Näher zu ihm tretend.)

Wer biſt du, und wer hat dich hergeſtellt?

Soldat.

Die Vorwacht halt' ich, und — gebt Euch gefangen!

Bancbanus.

Gefangen, ich? Gib du dich ſelbſt gefangen! —
Du Schelm! Die Vorwacht hältſt du? Und für wen?
Für jene Meuter, Friedensſtörer? — Räuber,
Mein guter Schurke, ſtellen Kundſchaft aus,
Nicht Vorwacht, ſo wie ehrlich wackre Krieger.
Vorwacht! — Wie heißt denn euer Loſungswort?
— Wirſt du nicht reden? — Schurke! Kennſt du mich?
Ich bin Bancban, der Diener deines Herrn.
Wie heißt die Loſung? — Kehrt mein König heim,
So laß ich dich in hundert Stücke ſchneiden.
Wie heißt das Loſungswort?

Soldat.

Ungarn und Ruhm!

Bancbanus.

Ungarn und Ruhm. Ein altes, wackres Paar!
Ihr trenntet ſie, doch nicht auf lange, hoff' ich. —
Geh wieder nur auf deinen Platz und ſchweig!
Vielleicht, daß dieſe Stunde dir noch frommt.
(Er wendet ſich nach dem Mittelgrunde rechts, um fortzugehen.)

Ein **Hauptmann** mit **Soldaten** tritt heraus.

Hauptmann.

Wer da?

Bancbanus (vor ſich hin).

Ei frag' den Henker du!

Hauptmann.

Wer da?

Bancbanus.

Ungarn und Ruhm. Wenn's nun denn ſein doch muß!

Hauptmann.

Bancbanus! — Herr! Ich weiß nicht, darf ich Euch
Einlaſſen nach der Stadt?

Bancbanus.

Indeß Ihr zweifelt,
Geh' ich nur meines Wegs.

Graf **Peter** erſcheint im Hintergrunde rechts, auf der Anhöhe mit Begleitung.

Peter.

Bancban!

Bancbanus.

Noch Einer?
Das iſt wohl gar eines Verräthers Stimme?
(Hinaufblickend.)
Lauf, Peter, lauf! du kommſt wohl noch ans Ziel.
Pfui, über alle Schelmen!
(Er geht.)

Hauptmann.

Soll ich, Herr!
Zurück ihn halten?

Peter
(der herabgekommen iſt).

Laß ihn! — Daß er Recht hat!
Daß ich mir's ſelbſt in meinem Innern ſage!
Ein Schurk' und ein Verräther! Großer Gott!
Ein Mörder noch dazu. — O, meine Hände!

Hauptmann.

Allein, der Herzog — laßt ihn uns verfolgen!

Des Königs Sohn iſt uns ein theures Pfand,
Als Geißel wichtig, kehrt der Vater wieder.

Peter.

Thut, was Ihr wollt, nur laßt mich!

Hauptmann.

Seht, dort drüben,
Dort läuft ein Mann, er trägt, ſo ſcheint's, ein Kind.
Der Herzog iſt's. Man folgt ihm. — Jetzt und jetzt!
Sie haben ihn! Noch nicht! — Eilt ihr hinauf,
Verrennt ihm hier den Weg! — Nun aber — halt! —
Er ſpringt — er ſprang vom Felſen — Walt' es Gott!

Peter.

Schnell hin und ſeht und ſorgt. Mein beſtes Habe
Dem, der mir ſagt, ſie blieben unverletzt.

Graf **Simon** kommt von der linken Seite.

Peter

(ihm entgegen).

Haſt du geſehn?

Simon.

Du auch?

Peter.

Der Herzog ſtürzte.

Simon.

Laß ſtürzen! Anderes gibt's nun zu ſchauen.
Der König kommt.

Peter.

Der König?

Simon.

Sammt dem Heer!

Ich ſah im Thal ſchon ihre Speere blitzen.
Bancbanus iſt bei ihm.

Peter.

Bancban?

Simon.

So heißt's.

Peter.

Er ging nur eben nach der Stadt.

Simon.

Und du,
Du ließeſt ihn?

Peter.

Warum?

Simon.

Daß uns ſein Wort
Die furchtſamen, die wankenden Gemüther
Abwendet völlig, da der König nah'?
(Zum Hauptmann.)
Eilt Ihr zur Stadt, und trefft Ihr meinen Bruder,
Bringt ihn zurück, mit Güte, mit Gewalt.
(Der Hauptmann geht ab.)
Der König alſo naht!

Peter.

Wir ſind verloren!

Simon.

Biſt du verloren? Ich, ich bin's noch nicht.
Noch bleibt uns dieſe Stadt, im Lande Mancher,
Den gleiche Schuld auf gleichen Bahnen hält.
Der König mag Verzeihung erſt gewähren,

Dann öffnen wir die Pforten, eher nicht,
Und Krieg mag wüthen, Krieg —
(Trompetenſtoß von der linken Seite.)

Peter.

Horch!

Simon.

Seine Boten,
Des Königs Boten. Bruder, Faſſung nun!

Ein **Befehlshaber** des Königs tritt links auf. Vor ihm ein **Trompeter.**

Befehlshaber
(zu einigen Kriegern, die auf der Seite ſeines Auftrittes ſtehen.)
Unglückliche! Verblendete! Verlockte!

Simon.

Zu jenen nicht, zu mir mit Euren Worten!
Sie folgen, wie zum Streit, mir zum Vergleich!

Befehlshaber.

Doch ſeh' ich Reue hier, bei dir nur Trotz.

Simon.

Ich liebe, daß man vor der That erwäge,
Nachher ertrage, was die Folge beut.
Wen reut, was er gethan, fehlt zweimal:
Weil er's gethan, und dann, weil's ihn gereut.
Doch will ich wohl mich auf Bedingung geben,
Ein neuer Umſtand ändert den Verhalt.
Ich zog das Schwert, weil man mir Recht verweigert,
Spricht uns der König Recht, ſo ſteck' ich's ein.
Für's Erſte alſo: Strafe jener That,
Die blutig lebt in jedes Manns Gedenken.

Befehlshaber.

Habt Ihr mit Blute Blut nicht aufgewogen?

Und dann — heißt Euer König der Gerechte,
Und haſt du doch gezittert um dein Recht?

Simon.

Demnächſt Verzeihung, unbedingt und völlig,
Für Jeden, der das Schwert in unſrer Sache zog.

Befehlshaber.

Der König aber fordert Unterwerfung,
So unbedingt und völlig, als das Wort.
Wem zu verzeihn, wird ſeine Huld entſcheiden.

Simon.

So wiſſe denn: Eh' feig wir uns ergeben,
Und anders, denn auf billigen Vergleich,
Eh' ſoll mein Haupt, wie dieſer ſchlechte Filz,
(er wirft ſeine Mütze auf den Boden)
Hinkollern auf den Boden, ſo geſtoßen,
Eh' ſoll mein Schwert,
(er zieht es)
Von meinem Blute naß,
Zur Scheide haben dieß mein Eingeweide,
Einſtürzen jene Stadt mit ihren Zinnen,
Vom Brande ſchwarz, von Hunger menſchenleer
Auf unſer Haupt, und auf der Unſern Häupter;
Eh' ſoll —

Der Bankbanus nachgeſendete **Hauptmann** iſt zurückgekehrt, und tritt jetzt zu Simon hin.

Hauptmann.

Ach Herr! mein Herr!

Simon.

Wer ſtört mich? Willſt du ſterben?

Hauptmann.

Ach, Wichtiges —

Simon.

Was iſt nun wichtig ſonſt?

Hauptmann.

Im Innern Eurer Stadt —

Simon.

Sprich leiſe!

Hauptmann.

Brütet Gährung.
Des Königs Ankunft, furchtſame Gerüchte —

Simon.

Wo iſt Bancban?

Hauptmann.

Die Euren haben ihn.
Sie fingen ihn am Markt. Allein das Volk,
Zu dem er rief, wogt tobend um ihn her,
Und wehrt Ihr nicht, ſie machen ihn noch frei.

Simon.

Er, oder ich! Es gilt das Aeußerſte.

(Zu Peter.)

Geh du mit dieſem. Laß von ihm dir ſagen,
Bald folg' ich ſelbſt. Und eh' Bancban du los gibſt,
Hab' ihn das Grab, dich, mich, uns Alle!

(Der Graf Peter geht mit dem Hauptmann ab.)

Simon

(zum Abgeſandten)

Man meldet mir — und doch, wozu der Lüge?
Was auch geſchehn und was der Pöbel meint,
Der Entſchluß bleibt der größern, beſſern Menge,
Und der heißt Krieg, heißt Widerſtand, wenn Ihr
Verzeihung nicht gewährt, vollgilt'ge Gnade.

Befehlshaber.

Dir Gnade mit dem Schwert!

Simon.

Nun denn, ſo habt's!

(Zu den Seinen.)

Zieht euch zurück, und Keiner trete vor,
Und Keiner ſpreche hier mit dieſem Mann.
Zurück! Wer vorgeht, fühlt mein ſcharfes Eiſen.
Ich will die Nachhut halten, und mein Säbel

(zum Abgeſandten)

Soll dir den Abſtand zeigen, der ſich ziemt
Für einen Boten, der du biſt, der Schande.
Nur fort, mit raſchem Schritt. — Du bleib zurück.

(Die Aufrührer ziehen ſich nach der rechten Seite hin zurück, Graf Simon der Letzte, mit vorgehaltenem Säbel die Annäherung des königlichen Befehlshabers abhaltend. Alle ab.)

König **Andreas** tritt von der linken Seite auf mit Gefolge.

König.

O, ſchmerzensvoller Anblick! Meine Kinder,
Sie fliehn vor mir, ſie fliehn vor ihrem Vater.

(Im Hintergrunde ſchickt ſich ein Haufe an, die Feinde zu verfolgen.)

Halt ein! Zu viel! Schont eurer Brüder Blut!
Bis Alles erſt verſucht, das Letzte fruchtlos.
Bin ich in meinem Land? Iſt dieß mein Volk?
Wenn ſonſt ich heim aus fernen Kriegen kam,
Wie drängte ſich der Schwarm in meinen Weg,
Mit Jubelruf, mit Dank, mit Freudenthränen;
Und weſſen Aug' des Königs Auge traf,
Der war ein Glücklicher, der Neid der Andern.
Nun ſchließen ſie das Thor, und von den Zinnen
Blinkt Speer an Speer mir ſeinen trotz'gen Gruß.

Hier war der Ort, da kam ſie mir entgegen,
Mit ihrem Sohn, mein Weib, mein theures Weib!
Nun iſt ſie todt, und ungewiſſes Bangen
Wird mir als Antwort, frag' ich um den Sohn. —
Bancban! Bancban! Wie haſt du mich getäuſcht
Um mein Vertrau'n, das ich auf dich gewendet!
Und haben ſie das Aergſte dir gethan;
Ich dachte dich, den Mann, zu ſtehn dem Aergſten!
(Er ſtarrt vor ſich hin.)

Der **Befehlshaber**, der den Aufrührern gefolgt iſt, kommt zurück. Die Umſtehenden bedeuten ihn, auf den König zeigend, ſich ſtille zu halten.

König.

Wer kommt? Was iſt? — Haſt den Rebellen du
Mein Wort verkündet?

Befehlshaber.

Ja, o Herr!

König.

Wie nun?

Befehlshaber.

Sie weigern ſich. Verzeihung fordern ſie.

König.

Verzeihung? Mit den Waffen in der Hand?
Wer ſie nicht ablegt, iſt ein Mann des Todes.
Ergebung fordr' ich, voll und unbedingt.
Dann ſoll, wie Gottes Stimme in dem Garten,
Die Gnade wandeln durch gebückte Reih'n,
Nur zögernd ſtrafen, und, wie gern, verzeihn.
Sie wollen nicht? Nun denn, ſo laßt ſie müſſen!
Stellt die Balliſten auf, das Sturmzeug ordnet!
Mit wiederholtem Stoß bedrängt die Stadt.

Bis ihre Steine ächzen, Thürme nicken,
Und die Erweichung allgemach und endlich
Sich fortpflanzt bis in ein Empörerherz.
Wenn morgen hoch die Sonn' im Mittag ſteht,
Will ausruhn ich im Innern jener Mauern. —
Was habt Ihr ſonſt erforſcht?

Befehlshaber.

Es war nicht möglich
Mehr zu erkunden, denn man ſtand nicht Rede.
Doch heißt es, daß im Innern ihrer Stadt
Entzweiung herrſche. Auch, den Mauern nah'
Vernahm ich Lärm von Stimmen, welche ſtritten,
Ja, ſelbſt Geklirr von Waffen.

König.

Und Bancbanus,
Wo weilet er?

Befehlshaber.

Verſchieden geht die Rede.
Die Einen nennen ihn gefangen, todt;
Die Andern laſſen ihn, als Haupt des Aufruhrs,
Sich ſtellen ſelbſt an der Empörer Spitze,
Und glaublich ſcheint es faſt, wenn man bedenkt —

König.

Ich aber ſage Nein! und zweimal Nein!
Bancbanus ein Verräther? Schlimm genug,
Wenn er nicht wehrte, wo die Andern thaten.
Doch er Verräther? Nun, dann bin ich's auch,
Dann ſind wir's Alle. Nein, Bancbanus nicht!

Befehlshaber.

Befehlt Ihr ſonſt —?

König.

Bereitet euch zum Angriff!
Iſt ſonſt noch Jemand? — Wer ſind dieſe hier?

Zweiter Anführer.

Zwei Ritter vom Gefolge Herzog Otto's,
Eu'r Gnaden Schwager, ſuchend ihren Herrn.

König.

O, heißt ſie gehn, die fert'gen Schuldgenoſſen
Von ſeiner laſterhaften Jugend. Fort!
Wie gräbt Erinnerung mit blut'gen Zügen,
Und zeigt, was ich verſehn, wie ich gefehlt.
Unſittlichkeit! Du allgefräß'ger Krebs,
Du Wurm an alles Wohlſeins tiefſten Wurzeln,
Du Raupe an des Staates Lebensmark!
Warum ließ ich beim Scheiden dich zurück?
Warum zertrat ich nicht, verwies dich nicht?
Wie ſchlecht verwahrtes Feuer gingſt du auf,
Und fraßeſt all mein Haus, mein Heil, mein Glück!
Ich will nicht ſtrafen, heißt ſie kehren heim,
Nie mehr dieß Land entweihn mit ihrem Fuß.

Zweiter Anführer
(der auf einen Hügel geſtiegen iſt).

Ach, Herr! mein Herr! Der Feind thut einen Ausfall.

König.

Biſt du nicht klug?

Anführer.

Ich ſeh' das Thor geöffnet,
Und Mann an Mann, mit Lanzen, Fackeln, Herr!
Es gilt dem Sturmgeräth. Seht Ihr nicht vor,
So ſtecken ſie's in Brand.

König.

Nun denn, es ſei!
Führt ſie ihr Unſinn ſelber ins Verderben.

Anführer.

Noch immer fort. Ein endlos dichter Haufen.
Die Vorderſten verbirgt der Hohlweg ſchon;
Doch ſtets erneut, ſtrömt's aus den offnen Pforten.

König.

Bleibt Ihr zurück! Mir widert's, die Verworrnen
Dahin zu ſchlachten, ihrer Thorheit Opfer.
Ich will mich ihnen ſtellen, ich, ihr König;
Und wer es wagt, der mag mein Gegner ſein!
Bleibt Ihr zurück, ich will's.
(Er geht gegen den Hintergrund.)
Doch ha! ſteht ihnen
Die Hölle bei mit ihren dunklen Geiſtern?
(Er kommt wieder nach vorne.)

(Rechts im Hintergrunde tritt, von einigen Gewaffneten geleitet, ein Zug ſchwarz gekleideter Frauen auf.)

Das ſind die Weiber meiner hingeſchiednen Frau.
Ihr Thoren, ſtachelt ihr noch auf die Rache?

(Ein gleicher Zug ſchwarz gekleideter Perſonen kommt, und geht gleich den vorigen im Hintergrunde vorüber.)

Noch mehr der Trauer? — Wer ſind dieſe da?

Anführer.

Bancbanus Farben trägt man ihnen vor.
Auch ſeine Frau ward — ſie iſt auch geſtorben.

König.

Ich weiß! Ich weiß! — O himmliſcher Vergelter!
Kann ich nicht zürnen? — und bin ſo verletzt!

Von einem zahlreichen Haufen Volks, jeden Geſchlechts und Alters gefolgt, kommt **Bancbanus.** Zu ſeinen beiden Seiten, etwas nach rückwärts, gehen die Grafen **Simon** und **Peter**, ohne Waffen, Ketten an den Händen. Graf **Peter** und alles Volk kniet.

Bancbanus.

Knie' nieder, Simon! — Simon, beug' dein Knie!
Es iſt dein Herr, du kannſt es ohne Schande.
(Simon kniet nieder.)
Mein königlicher Herr, und mein Gebieter!
Wir nahen dir, die Bürger einer Stadt,
Die ihrer Pflicht vergaß zu dieſen Stunden;
Doch ſchnell zur Reu' und raſch zurückgekehrt,
Die Pforten öffnet, in den Staub ſich beugt,
Zu deiner Gnad' und Ungnad' ſich ergebend.
Ausliefert auch die Häupter der Empörung,
Hier, Grafen Simon, der mein Bruder war —
Nein, iſt, noch immer iſt, mein theurer Bruder,
Und Grafen Peter, meiner armen Erny —
Den Bruder meines früh verblichnen Weibs.
Dich bittend auch —
(Näher tretend.)
Wir haben viel gelitten,
Seit du nicht bei uns warſt, mein Herr und König!
Dahingegangen ſind der Lieben Viele;
Und eh' ich weiter rede, ſo erlaub',
Daß ich, das Aug' gedrückt an deine Knie,
In Thränen derer denke, die geweſen.
(Er fällt vor ihm nieder, und umfaßt ſeine Knie.)

König
(nach einer Pauſe, zurücktretend).

Bancban! Bancban! Du ungetreuer Knecht!
Wie haſt du deines Herren Haus verwaltet?

Bancbanus
(der aufgeſtanden iſt).
Herr! gut und ſchlimm, wie's eben möglich war.

König.
Ich gab mein Land dir ruhig und in Frieden.

Bancbanus.
Nu, Herr! beruhigt geb' ich's Euch zurück.

König.
Wo iſt mein Weib?

Bancbanus.
Daß Gott! die kehrte heim.
Sie wollte ſehn, wie's meinem Weib erging!

König
(ihm näher tretend, und die Hand auf ſeine Schulter legend).
So ſtehen wir als Wittwer Beide denn —
Doch noch ein Punkt furchtbarer Aehnlichkeit! —
Du hatteſt nie ein Kind. Wo iſt das meine?
Bancban, wo iſt mein Sohn?

Bancbanus.
Ich glaube, Herr,
Das Knäblein iſt gerettet.

König.
Ha, du glaubſt? du glaubſt?
Bancban, ich glaub', du biſt ein Ehrenmann,
Ich glaube, daß du treu an deinem König hältſt,
Iſt's darum wahr?

Bancbanus.
Ich gab ihn, Herr, dem Mann,
Der ihn nächſt Gott am treueſten beſchützt,
Dem er das letzte Band an dieſes Leben,

Schutz vor Verzweiflung iſt und Selbſtverwerfung.
Es hat ihn Euer Schwager von Meran,
Der Mörder meines Weibs und Eures Weibes.
Schon ſandt' ich Boten, und die finden ihn
An jenen Hügeln dort am Saum des Waldes.
(Auf den Wink des Königs gehen Einige.)
Sei ſicher, daß dein theures Knäblein lebt.
Doch bis ſie wiederkehren, im Gefühl
Noch des Verluſts, die Vaterangſt im Herzen,
Wend' ich dein Aug' nach jenen Beiden hin.
Sie haben auch das Theuerſte verloren;
Mit ähnlichem Gefühl in ihrer Bruſt
Umſtanden ſie die Leiche ihrer Schweſter.
Den ungeſtraften Trotz des Mörders ſah'n ſie,
Da wich der gute Geiſt von ihnen und —
Sie thaten, was nicht recht. Sei mild, o Herr!

König.

Den Mördern meines Weibs?

Bancbanus.

Sie waren's nicht;
Der Zufall that's, des höchſten Gottes Bote.

König.

Aufrührer!

Bancbanus.

Nun, ſieh hin, o Herr! ſie knie'n.

König.

Und jetzt, da noch der blut'ge Zweifel ſchwebt!
Ob nicht mein Weib nur, ob mir auch den Sohn
Ihr Frevel ſtahl —

Bancbanus.

Ach, jetzt, und eben jetzt!

Sei ganz wie Gott, o König! Straf' den Willen,
Und nicht die That, den launiſchen Erfolg.
Nur kurze Friſt, ſo haſt du deinen Sohn,
Schon ſind geſendet Jene, die ihn ſuchen.
O, raube nicht der Huld den ſchönſten Schmuck!
Jetzt, mit der Vaterangſt in deinem Herzen,
Sei mild und gütig, daß auch Gott dir's ſei.
Laß in Verbannung ſie ihr Leben enden;
Befleck' dich nicht mit Blut!

König.

Du forderſt viel; doch ſei's!
Und auf zu Gnaden nehm' ich Eure Stadt.
Doch nun —

(Freudengeſchrei in der Ferne.)

Bancbanus.

Hörſt du der Engel Chor! Beglückter Vater,
Sie bringen jubelnd dir den Sohn zurück. —
Nie bringt ein Engel mir mein Weib.
Beglückter Vater, ſiehſt du deinen Sohn?

Herzog **Otto** ſtürzt herein, in der rechten Hand ein zerbrochenes Schwert, auf dem linken Arm den kleinen **Bela** tragend. Hinter ihm jubelnd **Krieger** und **Landleute.**

Otto.

Bancban, ſie rauben mir dein Kind!

(In die Mitte der Bühne gekommen, erblickt er den König. Er ſteht einen Augenblick ſtill, dann fällt er, das Kind in den Armen, auf die Knie. Der Kleine läuft zu ſeinem Vater. Herzog Otto liegt auf dem Angeſicht am Boden.)

König.

Mein Sohn!
Mein wieder mir geborner, theurer Sohn!

(Er hält ihn in den Armen.)

Bancbanus
(auf der andern Seite).
Nun, herzt Euch ſatt, und ich muß trocken ſtehn.
Kann nicht einmal den Mund an ſeinen legen.

König
(den Knaben empor haltend).
Hier, euer Fürſt! Hier euer künft'ger König?
Verzeihung Jedem, was er auch gefehlt!
Des Frevels Häuptern ſelbſt, doch fern vom Lande.
Säh' uns mein Weib aus weit entlegnen Fernen,
Sie winkte: Ja! nachtönend: ich verzeih'!
(Zum Gehen gewendet.)

Bancbanus
(auf Otto zeigend).
Hier iſt noch Einer, der gar bitter harrt.

König.
Steht, Herzog, auf! Steht auf vom Boden!
(Otto ſteht auf.)
Ihr habt ein kleines Gutes hier gethan,
Zu ſchwach, um zu vergelten ſo viel Böſes.
Doch ſtreck' ich nicht die Hand als Richter aus,
Wo Sünde ſelber ſtraft, braucht's da noch Strafe?
Für meinen Theil entlaſſ' ich Euch der Schuld.
Doch hier iſt Einer, dem Ihr mehr gethan.
Geht hin, und fragt ihn, was ihn mag verſöhnen?
(Otto zu Bancbanus gewendet.)

Bancbanus.
Du guter Mörder, gib mir deine Hand!
Und doch — war ſie es nicht, die meiner Erny —
Fort, Mörder fort! und laß mich dich nicht ſchau'n!

König.
Er wendet ſich von Euch. Laßt ab!

Simon (vortretend).

Und doch! Noch Eins!
Mein König, und mein hoher Herr! Verzeiht,
Wenn Euch ein Mann, der ſelbſt dem Recht verfallen,
Und kaum begnadigt, angeht um ſein Recht;
Doch iſt's der Lohn für dieſes Mannes Treue,
Und unſers Hauſes Ehre fordert's laut.
Befehlt, daß Euer Schwager von Meran,
Vor Euch, des Landes Herrn und höchſtem Richter,
Mir Rede ſteh', antwortend, wenn befragt.

König.

Ihr hört, was man begehrt. Gebt Antwort denn!

Simon

(zu den Verſammelten).

Ihr aber lauſcht, und zeugt vor allem Land!

(Zu Otto, auf Graf Peter und Bancbanus zeigend.)

Hat dieſes Mannes Schweſter, ſeine Frau,
Euch Anlaß je gegeben, Grund und Urſach,
Sie zu verfolgen mit verbot'ner Werbung?

Otto.

Sie that es nie.

Simon.

Hat ſie ſich ſonſt vergangen
An Euch und Eurer Schweſter, ſonſt, und wie?
So, daß ihr Tod die Strafe des Vergehens?

Otto.

Niemals.

Bancbanus.

O, hört Ihr's? Niemals! Nie!
Ihr Inn'res weiß, ſo weiß als ihre Hand.

Simon.

Und wer vollbrachte jene That des Bluts?
Wart Ihr's?

Otto.

Sie that es ſelbſt.

Simon.

Dir zu entgehn?

Otto.

So war's!

Bancbanus.

Mein Kind! Mein Kind! Laßt mich, ich will nach Hauſe!

König.

Bancbanus, bleib! — Euch, Herzog, halt' ich nicht!
Kehrt heim, und merkt, wie man in dieſem Land,
Das Ihr verachtet einſt, Beleid'gung rächt.
Glimmt noch ein Funke einer beſſern Glut
In Eurer Bruſt, ſo facht ihn ſorglich an,
Und tilgt durch Reue, mildert Eure Schuld.
Zieht hin, mit Gott! Kein Fluch ſei über Euch!

(Otto macht einen Schritt gegen den König. Dieſer zieht ſich zurück. Da beugt ſich Otto tief, und geht, in der Mitte beider Begleiter, die während des Vorigen vorgetreten ſind, und ihm von rückwärts einen dunkeln Mantel umgeworfen haben, ab.)

König.

Man geb' ihm das Geleit bis an die Grenze,
Und ſorge, daß kein Unfall ihn verletzt.

(Zu **Bancbanus.**)

Wie aber ſoll ich dir die Treue lohnen,
Zum Theile nur vergelten, was du thatſt,
Was du erlittſt im Dienſte deines Herrn?
Der Erſte ſei nach mir in meinem Reich,

Dein Wort dem Worte deines Königs gleich,
Und ſo ernenn' ich dich —

Bancbanus.

Halt' ein, o Herr!
Ich bin ein alter Mann, dem Tode reif;
Laß ruhig ſein mich harren! — Mich belohnen?
Darf ich doch frei den Kummer wieder tragen,
Die Trauer um mein Weib. Darf Jeden anſehn,
Die Antwort leſen, ach! in Jedes Auge:
Unſchuldig war ſie und gerecht. Ei, Lohns genug!
Der Glanz, womit du deinen Diener ſchmückteſt,
Er hat als unheilvoll ſich mir bewährt.
Gebeut nicht, daß aufs Neu' ich Gott verſuche!
Mein Arm wird ſchwach, dieß Haupt neigt ſich zur Ruh.
Und ſo entkleid' ich denn, mit deinem Urlaub,
Mich all' der Würden, Aemter und Gewalt,
Die deine Huld an deinen Knecht verſchwendet;
Dich bittend, daß du gnädig mir vergönnſt,
Auf meiner Väter Schloß, bei meinem Weib,
Bei meines Weibes Leiche ſtill zu harren,
Bis zwei der Leichen liegen in der Gruft.
Wenn deſſ' dir Botſchaft wird, und eine Thräne,
Wie jetzt, o Herr, in deinem Auge ſchimmert,
Dann hat dein Diener fruchtlos nicht gelebt,
Braucht andre Grabſchrift nicht, noch güldne Zeichen.
Und wenn du ja in deinem hohen Sinn,
Belohnung jetzt ſchon räthlich glaubſt und gut,
Ach, ſo erlaub', daß jenes edle Kind,
Für deſſen Heil ich auch mein Scherflein bot,
Daß ich ſein Händlein drück' an meinen Mund,
Mich überzeugend, daß es lebt und athmet.

(Kniet vor dem Kinde.)

Glück auf! Glück auf! Du hohes Fürſtenkind,
Beſtimmt, dereinſt zu herrſchen hier im Lande!
Ein alter Mann, der lang' dann nicht mehr iſt,
Wenn du als Fürſt gebeutſt in dieſem Lande,
Er heißt Willkommen dich, und ruft dir zu:
Sei mild, du Fürſtenkind, und ſei gerecht!
Auf dem Gerechten ruht des Herren Segen.
Bezähm' dich ſelbſt, nur wer ſich ſelbſt bezähmt,
Mag des Geſetzes ſcharfe Zügel lenken.
Laß dir den Menſchen Menſch ſein, und den Diener
Acht' als ein Spargut für die Zeit der Noth.
Gedenk' als Mann der Zeit, da du ein Kind,
Und hilflos lagſt in eines Mörders Armen.
Wie da der Aufruhr an die Pforten pochte,
Und jeder Rath, und jede Hülfe fern;
Da that ein alter Mann, was er vermochte.
J nu! Ein treuer Diener ſeines Herrn!

(Er neigt ſein Haupt auf die Hand des Knaben.)

Der Vorhang fällt.

Zur Feier einer kaiſerlichen Vermählung war Grillparzer aufgefordert worden, ein neues Stück zu ſchreiben. Er wählte die Geſchichte des Bancbanus, welche in Ungarn ſehr beliebt iſt, und begann die Arbeit laut der Notiz, welche auf dem Originalmanuſcripte ſteht, am 10. März 1826.

Das Stück wurde für die Feier nicht geeignet befunden, und kam erſt am 28. Februar 1828 im Burgtheater zur Aufführung.

Es fand eine außerordentlich günſtige Aufnahme, dem Anſcheine nach die lebhafteſte, welche einem Grillparzerſchen Stücke geworden iſt. Um ſo unerklärlicher iſt es, daß bald darauf dem Dichter die Zumuthung widerfahren konnte: er möge dieſen „treuen Diener“ gänzlich und für immer vernichten laſſen. Der Oberſtkämmerer, oberſter Chef des Burgtheaters, ſtellte im Auftrage des Kaiſers dieſe Zumuthung an Grillparzer unter der Formel: es ſei das Stück dem Kaiſer ſo werth, daß er es nicht der Oeffentlichkeit ausgeſetzt ſehn, ſondern es dem Dichter abkaufen wolle.

In der Einleitung zu dieſer Geſammtausgabe iſt ſchon erwähnt, was dieſe Formel zu bedeuten hatte. Das Stück ſollte nie wieder aufgeführt, und ſollte gar nicht gedruckt werden; der Dichter ſelbſt ſollte keine Abſchrift behalten, mit einem Wort: es ſollte aus der Welt verſchwinden.

Grillparzer, im Innerſten empört über dieſe Zumuthung, fand doch in ſeinem Zorne die kaltblütige Faſſung, das einzig wirkſame Wort dagegen auszuſprechen. Das bloße Proteſtiren hätte wahrſcheinlich nichts abgewendet, denn man verfügte damals über ein literariſches Eigenthum nach politiſchem oder ſonſtigem Belieben. Er fand das Wort: ſolche Procedur der Beſeitigung würde nicht zum Ziele führen, denn das Manuſcript ſei ſchon in andern Händen, und zwar in Händen, welche ihm nicht mehr zugänglich.

So mußte man abſtehen von dem Vorſatze der Vernichtung. Was aber in aller Welt konnte denn ſolchen Vorſatz erweckt haben? Das Stück war gründlich loyal. Hielt man, wie die liberale Welt ſpäter gethan, dieſe Loyalität für übertrieben und dadurch zum Widerſpruche herausfordernd? Für dieſen Gedankengang lag im Sinne der Machthaber nicht die geringſte Veranlaſſung vor; das Stück war ja vom Publikum mit Enthuſiasmus aufgenommen worden. Es iſt unerklärlich. Vielleicht war der Herzog von Meran die Veranlaſſung. Ein ſo wüſter, gewaltſamer deutſcher Herr unter den Ungarn wirkte vielleicht unangenehm. Oder der Aufſtand überhaupt, in Ungarn leider herkömmlich, ſollte nicht unter ſo natürlichen Gründen dargeſtellt werden.

Sehr erklärlich dagegen war in ſpäterer Zeit der Vorwurf der übertriebenen Hingebung von Seiten Bancbans, welchen man kurzweg mit dem Ausdruck „Servilismus“ bezeichnet hat. Dieſe ſpätere Zeit hat ihr ſtärkſtes Pathos in dem Begriffe von Freiheit und Selbſtändigkeit geſucht und gefunden, und dieſem Begriffe gegenüber erſcheint die

Hingebung Bancbans demüthigend und beläſtigend. Auch der Hinweis auf hiſtoriſche Wahrheit, auf ganz anders geartete geſellſchaftliche Verhältniſſe früherer Zeit hilft da nicht. Ein Theaterpublikum vertritt im Weſentlichen nur die Gegenwart. Selbſt die wiſſenſchaftlich Gebildeten in dieſem Publikum, welche die hiſtoriſche Richtigkeit erkennen, ſtehen im Theater unter dem Banne des großen Publikums, und dieſer Bann erſtreckt ſich auf Alles, was die Lebensfragen der Gegenwart verneint. Die Lebensfragen. Nicht alles Abweichende, wodurch ja jedes fern liegende hiſtoriſche Stück ausgeſchloſſen würde vom Repertoire.

Hat ſich nun erfahrungsmäßig bei den Aufführungen des „treuen Diener“ in ſpäterer Zeit dieſer Widerſpruch gegen die Handlungsweiſe des Bancban wirklich ſo gezeigt, daß man ſagen könnte: der „Servilismus“ der Hauptfigur ſtößt dermaßen ab, daß die Wirkung des Stückes aufgehoben wurde? Nein, das kann man nicht ſagen. Und das führt zur weiteren Frage: iſt es wirklich Servilismus, was den Bancban beſtimmt? Nein, das iſt es nicht! lautet die Antwort. Ungern und widerſtrebend hat der Mann die Aufgabe übernommen, den König in der Regierung zu vertreten; aber er hat ſie übernommen, und nun hält er ſein Wort, obwohl ihm das Herz dabei bricht. Er iſt ein treuer Mann, nicht bloß ein treuer Diener. Seine heiligſten perſönlichen Intereſſen ſtellt er in zweite Linie, das Intereſſe der übernommenen Regierung ſtellt er in erſte — das iſt kein Servilismus, das iſt heldenmäßige Tüchtigkeit.

Dieß empfindet auch das große Publikum, und deßhalb verſagt es dem Stücke ſeine Theilnahme nicht. Die Anklage gegen daſſelbe geht von kritiſchen Stimmen aus, und ſie iſt nicht unberechtigt. Sie iſt, glaube ich, vom

Dichter dadurch verſchuldet, daß er am ſchmerzlichſten Wendepunkte dem Bancban nicht einen breiteren leidenſchaftlichen Ausbruch der Menſchlichkeit verliehen hat. Den mag er überwinden, aber wenn wir deutlicher und voller dieſe Ueberwindung mit ihm durchgemacht, dann ſind wir bereiter, ſeine Pflichterfüllung gutzuheißen.

Es lag in Grillparzers herbem und ſtrengem Naturell, daß er dieſen Uebergang nicht breit genug ausmalte. Ihm genügte die ſparſamſte Andeutung. Dem Kunſtwerke wäre eine breitere Ausführung vortheilhafter geweſen.

Handlung und Charaktere ſind kühn und eigenthümlich. Der Herzog von Meran iſt ſo kühn, daß man ihn bei der Lectüre gewagt nennen muß für die Bühne. Das iſt faſt durchweg Grillparzerſche Art: er ließ ſich nie bewegen, ſeine poetiſchen Geſtalten um irgend einer Convenienz willen zu verkürzen, er geſtattete ſich die grelle Conſequenz. Aber die Bühne zeigte immer, daß der Dichter bei aller Verwegenheit ſeiner Geſtalten und Handlungen in den Möglichkeiten der Bühnenwirkung verblieben war. Sie beſtanden auch die gefährlichſte Probe. Grillparzer war eben tief innerlich ein Theaterdichter.

Zu Statten kam ihm allerdings bei der erſten Aufführung dieſes Stücks, daß ein ſo begabtes ſtürmiſches Naturell wie das Ludwig Löwes die freche Wildheit des Herzogs von Meran darzuſtellen hatte. Sie hielt das Publikum im Bann ſeines anerkannten Talents, und die Gefahr des zweiten Aktſchluſſes verwandelte ſich in rauſchende Wirkung.

Iſt ſo etwas Ausgreifendes einmal angenommen vom Publikum, dann beſteht es ſpäter auch bei ſchwächerer Darſtellung. Gute Theater haben eine Tradition, welche bereitwillig geachtet wird.

Grillparzer hat hierin das Theater ungemein bereichert: er ſtellte immer große Forderungen an die Schauſpieler, beſonders immer neue, und erweiterte dadurch die Typen der darſtellenden Kunſt.

Die Inſceneſetzung ſeiner Stücke iſt freilich immer ſchwer, und das iſt wohl auch ein Grund, daß die meiſten Bühnen ſich ſeiner Stücke enthalten haben.

H. L.

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
Des Meeres und der Liebe Wellen 1
Der Traum ein Leben 133
Meluſina 279
Hannibal 339

Des

Meeres und der Liebe Wellen.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Hero.
Der Oberprieſter, ihr Oheim.
Leander.
Naukleros.
Janthe.
Der Hüter des Tempels.
Hero's Eltern.
Diener. Fiſcher. Volk.

Erſter Aufzug.

Vorhof im Tempel der Aphrodite zu Seſtos. Den Mittelgrund bilden Säulen mit weiten Zwiſchenräumen, das Periſtyl bezeichnend. Im Hintergrunde der Tempel, zu dem mehrere Stufen emporführen. Nach vorne, rechts, die Statue Amors, links Hymenäus Bildſäule. Früher Morgen.

Hero, ein Körbchen mit Blumen im Arme haltend, tritt aus dem Tempel und ſteigt die Stufen herab.

Hero.

Nun, ſo weit wär's gethan! Geſchmückt der Tempel;
Mit Myrth' und Roſen iſt er rings beſtreut
Und harret auf das kommende, das Feſt.

Und ich bin dieſes Feſtes Gegenſtand!
Mir wird vergönnt, die unbemerkten Tage,
Die fernhin rollen ohne Richt und Ziel,
Dem Dienſt der hohen Himmliſchen zu weihn,
Die einzelnen, die, Wieſenblümchen gleich,
Der Fuß des Wanderers zertritt und knickt,
Zum Kranz gewunden um der Göttin Haupt,
Zu weihen und verklären; ſie und mich.

Wie bin ich glücklich, daß nun heut der Tag,
Und daß der Tag ſo ſchön, ſo ſtill, ſo lieblich!

Kein Wölkchen trübt das blaue Firmament
Und Phöbus blickt, dem blauen Meer entſtiegen,
Schon über jene Zinnen ſegnend her.
Schauſt du mich ſchon als Eine von den Euren?
Ward es dir kund, daß jene muntre Hero,
Die du wohl ſpielen ſahſt an Tempels Stufen,
Daß ſie, ergreifend ihrer Ahnen Recht,
Die Prieſter gaben von Urväterzeit
Dem hehren Heiligthum — daß ſie's ergreifend
Das ſchöne Vorrecht, Prieſterin nun ſelbſt;
Und heute, heut, an dieſem, dieſem Tage.
Auf jenen Stufen wird das Volk ſie ſehn,
Den Himmliſchen der Opfer Gaben ſpendend,
Von jeder Lippe ringt ſich Jubel los,
Und in dem Glanz, der Göttin dargebracht,
Strahlt auf der Prieſt'rin Haupt —
Allein, wie nur?
Beginn' ich mit Verſäumen meinen Dienſt?
Hier ſind noch Kränze, Blumen hab' ich noch,
Und jene Bilder ſtehen ungeſchmückt.

Hier, Hymenäus, der die Menſchen bindet,
Nimm dieſen Kranz von Einer, die gern frei.
Die Seelen tauſcheſt du? Ei, gute Götter!
Ich will die meine nur für mich behalten,
Wer weiß, ob eine andre mir ſo nütz?

Dir, Amor, ſei der zweite meiner Kränze!
Biſt du der Göttin Sohn und ich ihr Kind,
Sind wir verwandt, und redliche Geſchwiſter
Beſchädigen ſich nicht und halten Ruh.
So ſei's mit uns, und ehren will ich dich,
Wie man verehrt, was man auch nicht erkennt.

Nun noch die Blumen auf den Eſtrich. — Doch,
Wie liegt nur das Geräthe rings am Boden?
Der Sprengkrug und der Wedel, Baſt und Binden.
Saumſel'ge Dienerinnen dieſes Hauſes,
Euch ſtand es zu. Uebt ſo ihr eure Pflicht?
Lieg' immer denn und gib ein kundbar Zeugniß! —
Und doch, es martert mein erglühend Auge.
Fort, Niedriges! und laß mich dich nicht ſchau'n!
(Sich mit Zurechtſtellen beſchäftigend.)
Dort kommt der Schwarm, von lautem Spiel erhitzt,
Nunmehr zu thun, was ohne ſie vollendet.

Janthe und mehrere **Dienerinnen** kommen.

Janthe.
Ei, ſchöne Hero, ſchon ſo früh beſchäftigt?

Hero.
So früh, weil's Andre nicht, wenn noch ſo ſpät.
(Die Dienerinnen ſtellen das Uebrige zurecht.)

Janthe.
Ei ſeht! ſie tadelt uns, weil wir die Kanne,
Das wenige Geräth nicht weggeſchafft.

Hero.
Viel oder wenig, du haſt's nicht gethan.

Janthe.
Wir waren früh am Werk und ſprengten, fegten;
Da kam die Luſt, im Grünen uns zu jagen.

Hero.
Drauf gingt ihr hin und — nun, beim hohen Himmel!
Als du den leichten Fuß erhobſt und ſenkteſt,
Kam dir der Vorhof deiner Göttin nicht,

Dein unvollendet Werk dir nicht vors Auge?
Genug! ich faſſ' euch nicht. Wir wollen ſchweigen.

Janthe.

Weil du ſo grämlich biſt und einſam ſchmollſt,
Beneideſt du dem Frohen jede Luſt.

Hero.

Ich bin nicht grämlich; froher leicht als ihr;
Und oft hab' ich zur Abendzeit beklagt,
Wo Spiel vergönnt, daß ihr des Spielens müde;
Doch nehm' ich nicht dem Ernſte ſeine Luſt,
Indem ich mit des Scherzes Luſt ſie menge.

Janthe.

Verzeih, wir ſind gemeines, niedres Volk,
Du freilich, aus der Prieſter Stamm entſproſſen —

Hero.

Du ſagſt es.

Janthe.

Und zu Höherem beſtimmt.

Hero.

Mit Stolz entgegn' ich: ja!

Janthe.

Ganz andre Freuden,
Erhab'nere Genüſſe ſind für dich.

Hero.

Du weißt, ich kann nicht ſpotten. Spotte nur!

Janthe.

Und doch, gingſt du mit uns und ſahſt die beiden,
Die fremden Jünglinge am Gitterthor —

Hero.

Nun ſchweig!

Janthe.

Was gilt's? Du blinzelteſt wohl ſelber
Ein wenig durch die Stäbe.

Hero.

Schweige! ſag' ich.
Ich habe deiner Thorheit Raum gegeben,
Leichtfertigem verſchließt ſich dieſes Ohr.
Sprich nicht und reg' dich nicht! denn bei den Göttern!
Dem Prieſter, meinem Oheim, ſag' ich's an,
Und er beſtraft dich, wie du's wohl verdienſt.
Ich bin mir gram, daß mich der Zorn bemeiſtert,
Und doch kann ich nicht anders, hör' ich dieß.
Du ſollſt nicht reden, ſag' ich! Nicht ein Wort!

Der **Prieſter**, von dem **Tempelhüter** begleitet, iſt von der rechten Seite her aufgetreten.

Hero
(ihm entgegen).

O wohl mir, daß du kommſt, mein edler Ohm!
Dein Kind war im Begriff zu zürnen, heut,
Am Morgen dieſes feierlichen Tags,
Der ſie auf immer — o, verzeih, mein Ohm!

Prieſter.

Was aber war der heißen Regung Grund?

Hero.

Die argen Worte dieſer Leichtgeſinnten,
Der frevle Hohn, der, was er ſelbſt nicht achtet,
So gern als unwerth aller Achtung malte.
O, daß die Weisheit halb ſo eifrig wäre
Nach Schülern und Bekehrten, als der Spott!

Prieſter.

Und welche war's, die, vor den Andern kühn,
Die Sitte unſres Hauſes ſo verletzt?

Hero

(nach einer Pauſe).

Genau beſehn, will ich ſie dir nicht nennen,
Ob ihr die Rüge gleich gar wohl verdient.
Schilt ſie nur alle, Herr, und heiß' ſie gehn;
Die Schuld'ge nimmt ſich ſelbſt wohl ihren Theil.

(Zum Tempelhüter.)

Du aber ſieh zum äußern Gitterthor,
Damit nicht Fremde —

Prieſter.

Hätte denn —?

Hero.

Ich bitte.

Prieſter.

So geh! — Und ihr! Und meidet zu begegnen
Dem Zorne, der ſein Recht und ſeine Mittel kennt.

(Der Tempelhüter nach der linken, die Mädchen nach der rechten Seite ab.)

Hero.

Nun iſt mir leicht! Ich könnte ſie bedauern,
Wenn ihre Thorheit an ſich ſelber zehrte,
Nicht um Genoſſen würb' und Billigung.

Prieſter.

So ſehr mich freut, daß du den Schwarm vermeideſt,
Und aus der Menge nicht die Freundin wählſt,
So ſehr befremdet mich, ja, ich beklag' es,
Daß dich zu keiner unter deines Gleichen
Des Herzens Zug, ein ſtill Bedürfniß führte.

Ein einſam Leben harrt der Prieſterin,
Zu Zweien trägt und wirkt ſich's noch ſo leicht.

Hero.

Ich kann nicht finden, daß Geſellſchaft fördert:
Was Einem obliegt, muß man ſelber thun,
Dann, nennſt du einſam einer Prieſt'rin Leben?
Wann war es einſam hier im Tempel je?
Von frühem Morgen drängt die laute Menge,
Aus Oſt und Weſten ſtrömt herbei das Volk,
Von Weihgeſchenken und von Opfergaben,
Von Feſteszügen, fremden Beterſchaaren
War nimmer dieſes Hauſes Schwelle leer.
Dann fehlt's ja nicht an mancherlei zu thun:
Der Waſſerkrug, der Opferherd, die Kränze,
Und Säul' und Sockel, Eſtrich und Altar
Zu reinigen, zu ſchmücken, zu bewahren.
Wo bliebe da zum Schwätzen wohl die Zeit,
Zum Koſen mit der Freundin, wie du meinſt?

Prieſter.

Du haſt mich nicht gefaßt.

Hero.

Wohl denn, es ſei!
Was man nicht faßt, erregt auch kein Verlangen.
Laß mich, ſo wie ich bin, ich bin es gern.

Prieſter.

Doch kommt die Zeit und ändert Wunſch und Neigung.

Hero.

Man klagt ja täglich, daß der Unverſtänd'ge
Beharrt und bleibt, man tadl' ihn wie man will;
Weßhalb nun den Verſtänd'gen unverſtänd'ger
Und unbeſtänd'ger glauben als den Thor?

Ich weiß ja, was ich will und was wir wählten,
Wenn wählen heißen kann, wo keine Wahl.
Vielmehr ein glücklich Ungefähr hat mich,
Nur halb bewußt, an dieſen Ort gebracht,
Wo — wie der Menſch, der, müd am Sommerabend,
Vom Ufer ſteigt ins weiche Wellenbad,
Und, von dem lauen Strome rings umfangen,
In gleiche Wärme ſeine Glieder breitet,
So, daß er, prüfend, kaum vermag zu ſagen:
Hier fühl' ich mich, und hier fühl' ich ein Fremdes, —
Mein Weſen ſich hintangibt und beſitzt.
Aus langer Kindheit träumeriſchem Staunen
Bin hier ich zum Bewußtſein erſt erwacht.
Im Tempel, an der Göttin Fußgeſtelle
Ward mir ein Daſein erſt, ein Ziel, ein Zweck.
Wer, wenn er mühſam nur das Land gewonnen,
Sehnt ſich ins Meer zurück, wo's wüſt und ſchwindelnd?
Ja dieſe Bilder, dieſe Säulengänge,
Sie ſind ein Aeußeres mir nicht, ein Todtes;
Mein Weſen rankt ſich auf an dieſen Stützen,
Getrennt von ihnen wär' ich todt wie ſie.

Prieſter.

Nur hüte dich, daß ſo beſchränktes Streben
Ein Billiger nicht möge ſelbſtiſch nennen.
Es hält der Menſch mit Recht von ſeinem Weſen
Jegliche Störung fern; allein ſein Leben,
Ablehnend alles andre, nur auf ſich,
Des eignen Sinns Bewahrung zu beſchränken,
Scheint widrig, unerlaubt, ja, ungeheuer,
Und doch auch wieder eng, und ſchwach und klein.
Du weißt, es war ſeit undenkbaren Zeiten

Begnadet von den Göttern unſer Stamm
Mit Prieſterehren, Zeichen und Orakeln,
Zu ſprechen liebten ſie durch unſern Mund:
Lockt's dich nun nicht, zurück es zu gewinnen
Das ſchöne Vorrecht, dir zum höchſten Ruhm
Und allem Volk zum ſegensreichen Frommen?
Ich rieth dir oft, in ſtill verborgner Nacht
Zu nahen unſrer Göttin Heiligthum,
Und dort zu lauſchen auf die leiſen Stimmen,
Mit denen wohl das Ueberird'ſche ſpricht.

Hero.

Verſchied'nes geben Götter an Verſchied'ne;
Mich haben ſie zur Seh'rin nicht beſtimmt.
Auch iſt die Nacht zu ruhn, der Tag zu wirken;
Ich kann mich freuen nur am Strahl des Lichts.

Prieſter.

Vor allem ſollte heut —

Hero.

Ich war ja dort,
Noch eh' die Sonne kam, in unſerm Tempel,
Und ſetzte mich bei meiner Göttin Thron
Und ſann; doch keine Stimme kam von oben.
Da griff ich zu den Blumen, die du ſiehſt,
Und wand ihr Kränze, meiner hohen Herrin:
Erſt ihr, dann jenen beiden Himmliſchen,
Und war vergnügt.

Prieſter.

Und dachteſt —?

Hero.

An mein Werk.

Prieſter.

An andres nicht?

Hero.

Was ſonſt?

Prieſter.

An deine Eltern.

Hero.

Was nützt es auch? Sie denken nicht an mich.

Prieſter.

Sie denken dein und ſehnen ſich nach dir.

Hero.

Ich weiß das anders, doch du glaubſt es nicht.
War ihnen ich doch immer eine Laſt,
Und fort und fort ging Sturm in ihrem Hauſe.
Mein Vater wollte, was kein Andres wollte,
Und drängte mich und zürnte ohne Grund.
Die Mutter duldete und ſchwieg.
Mein Bruder — von den Menſchen all', die leben,
Bin ich nur Einem gram — es iſt mein Bruder.
Als Aelterer, und weil ich nur ein Weib,
Erſah er mich zum Spielwerk ſeiner Launen;
Doch hielt ich gut und grollte ſtill und tief.

Prieſter.

So zürnſt du deinen Eltern?

Hero.

Zürnen? O!
Vergaß ich ſie, geſchah's, um ſie zu lieben.
Auch iſt mein Weſen umgekehrt und eben,
Seit mich die Göttin nahm in ihren Schutz.

Prieſter.

Wenn ſie nun kämen?

Hero.

Ach, ſie werden's nicht.

Prieſter.

Dich heim zu holen?

Hero.

Mich? Von hier? Vergebens.

Prieſter.

Die Mutter mit dem Bräut'gam an der Hand.

Hero

(zum Gehen gewendet).

Du ſcherzeſt, Herr, und ich, ich ſcherzte nicht.

Prieſter.

Bleib nur! auch iſt es Scherz. Doch deine Eltern
Sind hier.

Hero.

Nein. Hier?

Prieſter.

Seit geſtern Abends.

Hero.

O!
Und du verhehlteſt mir's!

Prieſter.

Sie wollten's ſelbſt,
Die Weihe nicht zu ſtören dieſer Nacht,
Die dir ein Morgen iſt für viele Tage.
Doch biſt du ſtark und mögen ſie denn nah'n.
Sieh dort den Kommenden. Er wandelt, ſteht,
Holt tiefen Athem, nähert ſich.

Hero.

Mein Vater?

Prieſter.

Er ſelber, ja.

Hero.

Und iſt der Mann ſo alt?

Prieſter.

Die Frau an ſeiner Seite —

Hero.

Mutter! Mutter!

Prieſter.

Erbleichſt du? Eilſt den Lieben nicht entgegen
In froher Haſt?

Hero.

O, laß mich ſie betrachten!
Hab' ich ſie doch ſo lange nicht geſehn.

Hero's Eltern kommen.

Vater.

Mein Kind! Hero, mein Kind!

Hero

(auf ihre Mutter zueilend).

O, meine Mutter!

Vater.

Sieh nur, wir kommen her, den weiten Weg —
Mein Athem wird ſchon kurz — ſo fern vom Hauſe,
Als Zeugen deines götternahen Glücks,
Zu ſchauen, wie du in der Ahnen Spur
Antrittſt das Recht, um das ſie uns beneiden,
Die Andern alle rings umher im Land,

Wie um das Amt, mit dem ſeit manchem Jahr
Bekleidet das Vertrau'n mich unſrer Stadt,
Und das — die böſe Bruſt! — Was wollt' ich ſagen? —
Nun, eben deßhalb kamen wir hierher! —
Ei, guten Morgen, Bruder!

Hero.

Meine Mutter!

Vater.

Sie auch! Auch ſie! Ob kränkelnd ſchon und ſchwach,
Es duldete ſie nicht im leeren Hauſe;
Theil nehmen wollte ſie an deinem Glück.
Der Wagen faßt wohl Zwei, ſo kam ſie mit,
Erfreuten Sinns. Und wer, wenn noch ſo ſtumpf,
Erfreute ſich an ſeinem Kinde nicht,
Wenn es einhergeht auf der Hoheit Spuren?
Wer horchte da auf kleinlich dunkle Zweifel?
Auf — was weiß ich? Nu, wie geſagt, erfreut.

Hero.

Allein, ſie ſpricht nicht.

Vater.

Nicht? Frag' ſie: warum?
Sie ſpricht wohl ſonſt, wenn's auch nicht an der Zeit,
Im Haus, den langen Tag. Frag' ſie: warum?
Und wieder iſt's auch beſſer, ſpricht ſie nicht;
Wer Förderliches nicht vermag zu ſagen,
Thut klüger, ſchweigt er völlig. Bruder, nicht?

Hero.

O, guter Ohm, heiß' deinen Bruder ſchweigen,
Daß meine Mutter rede.

Prieſter.

Bruder, laß ſie!

Vater.

So ſprich! Allein —

Hero.

Nicht ſo! Nach ihrem Herzen.
Wie's ihr gefällt.

Mutter (halblaut).

Mein gutes Kind!

Hero.

Hörſt du? Sie ſprach. O, ſüßer, ſüßer Klang!
So lange nicht gehört! O, meine Mutter!

Prieſter

(in den Hintergrund tretend, zu einem Diener).

Komm hier!

Vater.

Nun weint ſie gar! Laß doch! — Was ſchaffſt du, Bruder?

(Er geht nach rückwärts, die Hand dem gleichfalls dort ſtehenden Tempelhüter auf die Schulter legend.)

Ah, du mein Ehrenmann! Was ſchafft Ihr da?

Prieſter.

Ein Ringeltauber flog in dieſen Buſch,
Wohl gar zu Neſt. Das darf nicht ſein. He, Sklave!
Durchforſche du das Laub und nimm es aus!

Vater.

Wie nur? Warum?

Prieſter.

So will's des Tempels Uebung.

Vater.

Doch Jene —

Prieſter.

Laß ſie nur!

Vater.

Sie reden.

Prieſter.

Laß ſie.

Hero

(mit ihrer Mutter im Vordergrunde rechts).

Nun aber, Mutter, hemme deine Thränen!
Vielmehr ſag' deutlich, was du fühlſt und denkſt.
Ich höre dich und folge leicht und gern;
Denn nicht mehr jenes wilde Mädchen bin ich,
Das du gekannt in deines Gatten Hauſe:
Die Göttin hat das Herz mir umgewandelt,
Und ruhig kann ich denken nun und ſchau'n.
Auch —

Mutter.

Kind!

Hero.

Was iſt?

Mutter.

Sie ſehn nach uns.

Hero.

Ei, immer!
Im Tempel hier hat auch die Frau ein Recht,
Und die Gekränkten haben freie Sprache.
Doch ängſtet dich ihr Aug', wohlan, ſo tret' ich
Hin zwiſchen dich und ſie. Kein Blick erreicht dich.
Nun aber ſag', ob ich dich recht errieth:
Nicht gleichen Sinns mit deinem Gatten kamſt du,
Und wäre dir der freie Wunſch gewährt,
Du führteſt gar die Tochter mit dir heim
Aus ihres Glückes ſturmbeſchützter Ruh

In deiner dunkeln Sorgen niedre Hütte?
Iſt's alſo? Iſt es wahr? Sprich nein, o Mutter!

Mutter.

Kind, ich bin alt und bin allein.

Hero.

Allein?
Dir iſt dein Gatte ja; zwar er —! Ein reiches Haus,
Sind Dienerinnen, die dein ſorglich warten.
Dann — gute Götter! — ſo vergaß ich denn
Das Beſte bis zuletzt! Dir iſt mein Bruder:
Der bringt die Braut ins Haus und dehnt ſich breit,
Und gibt dir Enkel mit der Väter Namen.

Mutter.

Dein Bruder, Kind —

Vater

(im Hintergrunde zum Sklaven).

Greif' herzhaft immer zu!

Mutter.

Dein Bruder, Kind, iſt nicht mehr unter uns.

Hero.

Wie? Nicht?

Mutter.

Nach manchem herben Leid,
Den Eltern doppelt ſchwer, verließ er uns,
Verließ die Braut, die ſein in Thränen dachte,
Und zog dahin mit gleichgeſinnten Männern
Auf kühne Wagniß in entferntes Land.
Zu Schiff, zu Roß? Wer weiß? wer kann es wiſſen?

Hero.

So iſt er nicht mehr da? Nun doppelt gerne

Kehrt' ich mit dir nach Haus, ſeit kund mir ſolches!
Doch iſt nicht er, ſind da noch hundert Andre,
Von gleichem Sinn und ſtörriſch wildem Weſen:
Das eh'rne Band der Rohheit um die Stirn,
Je minder denkend, um ſo heft'ger wollend,
Gewohnt, zu greifen mit der ſtarren Hand
Ins ſtille Reich geordneter Gedanken,
Wo die Entſchlüſſe keimen, wachſen, reifen
Am milden Strahl des gottentſprungnen Lichts,
Hinein zu greifen da und zu zerſtören,
Hier zu entwurzeln, dort zu treiben, fördern
Mit blindem Sinn und ungeſchlachter Hand.
Und unter Solchen wünſcheſt du dein Kind?
Vielleicht wohl gar —?

Mutter.

Was ſoll ich dir's verhehlen?
Das Weib iſt glücklich nur an Gattenhand.

Hero.

Das darfſt du ſagen, ohne zu erröthen?
Wie? und mußt hüten jenes Mannes Blick,
Des Herren, deines Gatten? darfſt nicht reden,
Mußt ſchweigen, flüſtern, ob du gleich im Recht?
Ob du die Weiſ're gleich, ſtillwaltend Beſſ're?
Und wagſt zu ſprechen mir ein ſolches Wort?

Vater
(im Hintergrunde).

Die Mutter flattert auf!

Mutter.

O wehe, weh!
Sie haben mir mein frommes Kind entwendet,
Ihr Herz geraubt mit ſelbſtiſch eitlen Lehren,

Daß, meiner nicht mehr denkend, harten Sinns,
Sie achtlos hört der Nahverwandten Worte!

Hero
(von ihr wegtretend).

Ich aber will mit heiter'm Sinne wandeln
Hier an der Göttin Altar, meiner Frau,
Das Rechte thun, nicht, weil man mir's befahl,
Nein, weil es recht, weil ich es ſo erkannt;
Und Niemand ſoll mir's rauben und entziehn.
(mit ſtarker Betonung)
Wahrhaftig!

Der Sklave
(der im Hintergrunde, auf einem Schemel ſtehend, den Buſch durchſucht, ſtrauchelnd).

Ah!

Hero (umſchauend).

Was iſt?

Mutter.

So ſiehſt du nicht?
Unſchuldig fromme Vögel ſtören ſie
Und nehmen aus ihr Neſt. So reißen ſie
Das Kind auch von der Mutter, Herz von Herzen,
Und haben deß ihr Spiel. O weh mir, weh!

Hero.

Du zitterſt, du biſt bleich.

Mutter.

O, ſeh' ich doch
Mein eignes Loos.

Prieſter
(zu dem Diener, der das Neſt in ein Körbchen gelegt, auf dem oben die brütende Taube ſichtbar iſt).

Geh nun und trag es fort.
(Der Diener geht.)

Hero.

Halt' du, und ſetz' es ab, wenn's Jene kränkt.
Gib, ſag' ich!

(Sie hat dem Diener das Körbchen abgenommen.)

Armes Thier, was zitterſt du?
Sieh, Mutter, es iſt heil.

(Die Taube ſtreichelnd.)

Biſt du erſchrocken?

(Sie ſetzt ſich auf den Stufen der Bildſäule links im Vorgrunde nieder, das Körbchen in den Händen, indem ſie bald durch Emporheben die Taube zum Fortfliegen anlockt, bald betrachtend und unterſuchend ſich mit ihr beſchäftigt.)

Prieſter (zum Diener).

Was iſt? Befahl ich nicht —?

(Der Diener weiſt entſchuldigend auf Hero.)

Prieſter (zu ihr tretend).

Biſt du ſo neu im Dienſt,
Daß du nicht weißt, was Brauches hier und Sitte?

Mutter

(rechts im Vorgrund ſtehend).

Mein Herz vergeht! O jammervoller Anblick!

Prieſter (zu ihr hinüberſprechend).

Nun alſo denn zu dir! Schwachmüthig Weib,
Was kamſt du her, zu ſtören dieſe Stunde?
Und ſtaunſt ob dem, was du doch längſt gewußt,
Der heil'gen Ordnung dieſes Götterhauſes?
Kein Vogel baut beim Tempel hier ſein Neſt,
Nicht girren ungeſtraft im Hain die Tauben;
Die Rebe kriecht um Ulmen nicht hinan,
All', was ſich paart, bleibt ferne dieſem Hauſe,
Und Jene dort fügt heut ſich gleichem Loos.

Hero (die Taube ſtreichelnd).

Du armes Thier, wie ſtreiten ſie um uns!

Prieſter.

Scheint dir das ſchwer und zitterſt du darob?
Was willſt du? ſoll ſie heim? Komm hier und nimm ſie!
Was braucht die Göttin dein und deines Kinds?
Nicht ehrt man hier die ird'ſche Aphrodite,
Die Menſch an Menſchen knüpft wie Thier an Thier,
Die Himmliſche, dem Meeresſchaum entſtiegen,
Einend den Sinn, allein die Sinne nicht,
Der Eintracht alles Weſens hohe Mutter,
Geſchlechtlos, weil ſie ſelber das Geſchlecht,
Und himmliſch, weil ſie ſtammt vom Himmel oben.
Was braucht die Göttin dein und deines Kinds?
Geh hin und bette ſie in Niedrigkeit,
In der du ſelbſt, dir ſelbſt zur Qual, dich abmühſt;
Sie ſei die Magd des Knechtes, der ſie freit,
Statt hier auf lichter Bahn, nach eignem Ziel,
Die Einz'ge ſie des dürftigen Geſchlechts,
Ein Selbſt zu ſein, ein Weſen, eine Welt.
Allein, du willſt es, ſie iſt frei, hier nimm ſie!
Biſt du die Mutter doch. Du, Hero, folge!
Die Thorheit ruft: folg' ihr als Menſch, als Weib.

Hero

(aufſtehend, zur Taube).

Da gilt es denn zu reden, kleines Ding!

(Das Körbchen dem Diener gebend.)

Du nimm's und trag' es hin, und gib ihm Freiheit,
Die Freiheit, wie das Thier ſie kennt und wünſcht.
Du aber, Ohm, ſchilt meine Mutter nicht,
Denn fromm iſt ihre Meinung, und ſie liebt mich.
Uns Andre laß nur ſchweigen, Stille, Gute!
Hat er doch Recht und thut nur, was ihm Pflicht.
Ich ſoll mit dir? Bleib du bei mir! O, Mutter,

Wenn dich die Deinen quälen, komm zu mir.
Hier iſt kein Krieg, hier ſchlägt man keine Wunden,
Die Göttin grollet nicht, und dieſer Tempel
Sieht immerdar mich an mit gleichem Blick.
Kennſt du das Glück des ſtillen Selbſtbeſitzes?
Du haſt es nie gekannt; drum ſei nicht neidiſch.
Nein, frohen Muthes folge mir zum Feſt.
Heut, ſtolz im Siegerſchritt, und kommt der Morgen,
Einförmig ſtill, den Waſſerkrug zur Hand,
Beſchäftigt, wie bisher, an den Altären,
Und fort ſo, Tag um Tag. Willſt du, ſo komm!
Sieh nur, ſonſt trag' ich dich, denn ich bin ſtark,
Allein, ſie will. — Sie lächelt. — Siehſt du, Ohm?
(Halblaut.)
Gib nur das Zeichen nun!
Du aber folge,
Die Zeit verrinnt, man rüſtet ſchon das Feſt.
(Im Gehen, tändelnd.)
Und ſiehſt du erſt den Schmuck, die reichen Kleider,
Und was man all' mir Herrliches bereitet,
Du ſollſt wohl ſelbſt —
(ein paar Schritte voraus und dann zurückkehrend).
Und eile mir ein wenig!
(Beide nach der rechten Seite ab.)

Vater.

Nun, Bruder, aber raſch —

Prieſter.

Raſch? — und warum?
Was lange dauern ſoll, ſei lang erwogen;
Wüßt' ich ſie ſchwach, noch jetzt entließ' ich ſie.

Vater.

Allein, bedenk' —!

Prieſter.

Zugleich bedenk' ich wirklich,
Daß heilſam feſte Nöthigung, der Abſchluß
Von jedem irdiſch wanken, wirren Thun.
Du wählteſt ewig unter Möglichkeiten,
Wär' nicht die Wirklichkeit als Gränzſtein hingeſetzt.
Die freie Wahl iſt ſchwacher Thoren Spielzeug;
Der Tücht'ge ſieht in jedem Soll ein Muß,
Und Zwang, als erſte Pflicht, iſt ihm die Wahrheit.
(Zu den Dienern gewendet.)
Das Feſt beginnt.

Naukleros Stimme
(hinter der Scene).

Hierher, nur hier, Leander!

Prieſter.

Was iſt?

Tempelhüter.

Zwei Fremdlinge, des langen Harrens müde,
Sie bahnen ſelbſt durch Büſche ſich den Weg.
Kehrt Ihr zurück? — Dieſelben ſind es, Herr,
Die heute Morgens ſchon am Gitterthor —
Auch dort von rückwärts wächſt des Volkes Drang,
Das murrend nur erträgt die Zögerung.

Prieſter.

Weiſ' Jene dort zurück.
(Der Tempelhüter nach der linken Seite ab.)
Ihr Andern öffnet
(zu mehreren Dienern, die nach und nach vom Hintergrunde her aufgetreten ſind)
Die äußern Pforten auf dem Weg zur Stadt.
(Zu ſeinem Bruder.)

Gönn' nur indeß ein Wort des Danks den Göttern,
Die Nachruhm dir in deinem Kind erweckt.
(Der Alte ſteht an ſeinem Stabe gegen den Tempel geneigt.)
Laßt ein das Volk und haltet Ordnung, hört Ihr?
Daß Rohheit nicht die ſchöne Feier ſtöre.
Auch über Euch wacht ſorglich, eben heut:
Die Luſt hat ihren Tag, ſo wie die Sonne,
Doch auch wie jene einen Abend: Reue.

Tempelhüter (hinter der Scene).

Nein, ſag' ich, nein!

Naukleros (ebenſo).

So hört doch, lieber Herr!

Prieſter.

Thut Eure Pflicht, du Bruder aber komm!
(Beide nach der rechten Seite ab.)

Der Tempelhüter
(auftretend).

Hier ſteh' ich, hier! Und wagſt du's, kühner Knabe,
Und ſetzeſt über mich hin deinen Fuß?

Naukleros
(der gleichfalls ſichtbar geworden iſt).

Nicht über Euch, doch, ſeht Ihr, neben Euch.
Und alſo bin ich hier. Leander, komm!

Leander tritt auf.

Tempelhüter.

O Jugendübermuth! Ward euch nicht kund —?

Naukleros.

Nichts ward uns kund, denn Fremde ſind wir, Herr,
Und kommen von Abydos naher Küſte
Nach Seſtos her, um euer Feſt zu ſchau'n.

Tempelhüter.

Doch lehrt man Sittſamkeit nicht auch bei euch?

Naukleros.

Wohl lehrt man ſie, zugleich mit andern Sprüchen,
Als: „Sei nicht blöd, ſonſt kehrſt du hungrig heim.“

Tempelhüter.

Ich aber —

Naukleros.

Seht, indeß Ihr hier Euch abmüht
Um uns, die Zwei, ſtrömt dort das Volk in Haufen.

Tempelhüter.

Zurück da! Hört ihr wohl?

(Er wendet ſich nach dem Hintergrunde, und ordnet das Volk, das von der linken Seite, nahe den Stufen des Tempels, hineindringt.)

Naukleros (zu Leander).

Was zerrſt du mich?
Wir ſind nun einmal da. Wer wagt, gewinnt.
Hier iſt der beſte Platz. Feſt auf den Sockel
Setz' ich den Fuß; laß ſehn, wer mich vertreibt.
Und ſieh mir nur nach all' der Herrlichkeit!
Das Gotteshäuslein dort, das Thor, die Säulen,
So was erblickſt du nimmermehr daheim.
Schau, einen Altar ſetzt man in die Mitte,
Wohl um zu opfern drauf. Doch, wonach ſchauſt du?
Blickt er zu Boden nicht? Nun, bei den Göttern!
Befällt er hier dich auch, der alte Trübſinn?
Ich aber ſage dir —

(Das Volk hat ſich nach und nach, der linken Seite entlang, geordnet bis dahin, wo die beiden Freunde ſtehen.)

Naukleros (umſchauend).

Nun, guter Freund,
Ihr drängt gar ſcharf.

(Zu Leander.)

Hörſt du? ich ſage dir,
Weißt du nicht heute Abends klein und groß
Mir zu erzählen, was ſich hier begab,
Und trinkſt nicht einen großen Becher Wein
Lautjubelnd drauf, ſind wir geſchiedne Leute.
Denn all' der düſtre Sinn — Allein, ſieh dort!
Die beiden Mädchen! Schau, es ſind dieſelben,
Die heute früh wir ſah'n am Gitterthor.
Sie blinzeln her. Gefällt dir eine? Sprich!

Janthe und eine zweite **Dienerin** haben einen tragbaren Altar gebracht und ſtellen ihn rechts im Vorgrunde vor der Bildſäule Amors nieder.

Janthe
(während des Zurechtſtellens ihrer Gefährtin zuflüſternd).

Dort ſind ſie. Rechts der Blonde, Größere.
Der Braune ſcheint betrübt. Was fehlt ihm nur?

Naukleros.

Abſichtlich zögern ſie. Hui, welch ein Blick!

Der Tempelhüter
(nach vorn kommend, zu den Mädchen).

Ei ja, und nun auch ihr! Das findet ſich.
(Die Mädchen gehen. Zu den Jünglingen.)
Ihr ſcheint mir raſch zu allem, was verwehrt.

Naukleros.

Je, wie's nun kommt. Wer zweifelt, der verliert.
(Man hat einen zweiten Altar gebracht, der links vor Hymenäus Bildſäule hingeſtellt wird. Ein dritter ſtand ſchon früher an den Stufen in der Mitte.)

Tempelhüter.

Ihr gebt nur Raum! Der Altar ſoll dort hin.

Naukleros.

Hab' ich erſt Raum, ſo theil' ich gerne mit.

Tempelhüter.

Und ſeid nur ſittig und vermeßt euch nichts.

(Muſik von Flöten beginnt.)

Der Zug beginnt. Zurück! Laßt frei die Mitte!

(Das Volk ordnend, das auf der linken Seite ſich in Reihen ſtellt.)

Naukleros.

Sie kommen. Schau'! Betrachte mir's mit Fleiß!
Und naht die Prieſterin, ſtreif' an ihr Kleid,
Das ſoll den Trübſinn heilen, ſagt man. Hörſt du?

Unter Muſik von Flöten kommt der Zug von der rechten Seite her auf die Bühne. **Opferknaben** mit Gefäßen. Die **Oberhäupter** von Seſtos. **Tempeldienerinnen**, darunter **Janthe**. **Prieſter**. **Hero**, mit Mantel und Kopfbinde, an der Seite ihres **Oheims**. Ihre **Eltern** folgen.

Geſang.

Mutter der Sterblichen,
Himmelsbewohnerin,
Neig' uns ein günſtiges,
Schirmendes Aug'!

(Die Begleiter des Zuges ſtellen ſich zur rechten Seite auf, den Reihen des Volkes gegenüber. Der mittlere Theil der Bühne iſt leer.)

Die Prieſter
(indem ſie ſich aufſtellen).

Den Göttern Ehrfurcht!

Das Volk (antwortend).

Glück mit uns!

Naukleros.

Dort kommt die Prieſterin. Ein ſchönes Weib!
Komm, laß uns knien. Doch nein, vorher noch ſchau' mir,

Querüber hier dem Fußgeſtell nach rückwärts.
Wie ſie die Weihen üben, was ſie thun.

Hero

(im Hintergrunde bei dem dort hingeſetzten tragbaren Altare ſtehend. Vor ihr knien zwei Opferknaben, Rauchwerk in reichen Gefäßen haltend).

Ein neuer Sprößling deines alten Hauſes.
Sei ihm geneigt, und mehr als er verdient.

(Sie gießt Rauchwerk in die Flamme und geht dann nach vorn. Der Prieſter zu ihrer Linken, hinter ihr die Eltern. Der Tempelhüter in einiger Entfernung.)

Die Prieſter.

Den Göttern Ehrfurcht!

Das Volk.

Glück mit uns!

Naukleros.

Sie kommen näher. Nun, Leander, knie!

(Sie knien. Leander hart an der Bildſäule des Hymenäus, Naukleros etwas zurück. Auch das übrige Volk kniet.

Hero

(iſt zu Amors Bildſäule gekommen und gießt Rauchwerk in die Flamme des daneben ſtehenden Altares. Der Prieſter ihr zur Seite).

Der du die Liebe gibſt, nimm all' die meine.
Dich grüßend, nehm' ich Abſchied auch von dir.

(Sie entfernt ſich.)

Die Prieſter.

Den Göttern Ehrfurcht!

Das Volk.

Glück mit uns!

Hero

(an der Bildſäule des Hymenäus ſtehend).

Dein Bruder ſendet mich —

Naukleros

(leiſe zu Leander).

Siehſt du nicht auf?

Leander

(der gerade vor ſich hin auf den Boden geſehen hat, hebt jetzt das Haupt empor).

Prieſter.

Was iſt? Du ſtockſt?

Hero.

Herr, ich vergaß die Zange.

Prieſter.

Du hältſt ſie in der Hand.

Hero.

Der du die Liebe —

Prieſter.

So hieß der erſte Spruch. Laß nur! Zum Opfer!

(Hero gießt Rauchwerk ins Feuer. Eine lebhaftere Flamme zuckt empor.)

Prieſter.

Zu viel! — Doch gut! — Nun noch zum Tempel. Komm!

(Sie entfernen ſich. In die Mitte der Bühne gekommen, ſieht Hero, als nach etwas Fehlendem an ihrem Schuh, über die rechte Schulter zurück. Ihr Blick trifft dabei auf die beiden Jünglinge. Die Eltern kommen ihr entgegen. Die Muſik ertönt von Neuem.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Tempelhain zu Seſtos. Auf der linken Seite nach rückwärts eine Ruhebank von Gebüſch umgeben.

Naukleros von der linken Seite auftretend.

Naukleros.

Leander, komm! und eile mir doch nur!

Leander, der von derſelben Seite ſichtbar wird.

Leander.

Hier bin ich, ſieh!

Naukleros.

So raſch? Ei doch! Man denke!
Wie lange noch, ſag an, führ' ich, zur Strafe
Für ein Vergehn, derzeit noch unbekannt
Und unbegangen auch, dem Knaben gleich,
Der ſeinen blinden Herrn die Straße leitet,
Ringsum dich durch der Menſchen laute Städte,
Von Feſt zu Feſt, vom Markte zum Altar,
Den Ort ausforſchend, der dir Frohſinn brächte?
Wie lang ſitz' ich, von Sprechen müd, dir gegenüber
Und forſch' in deinem Aug', dem leid'gen Blick,

Ob's angeglommen, ob erwacht die Luſt?
Und leſ' ein ewig neues Nein, Nein, Nein!
Wenn deine Mutter ſtarb, wer kann da helfen?
War's gut und recht, daß du, ein wackrer Sohn,
Und ihr, der Tiefbekümmerten, zu Willen,
Am Strand des Meeres wohnteſt, fern der Stadt
Und Menſchen fern, nur Kindespflichten übend;
Nun, da ſie todt, was hält dich länger ab,
Den Gleichen als ein Gleicher zu gehören,
Mitfühlend ihre Sorgen, ihre Luſt?
Wein' um die Gute, rauf' dein braunes Haar,
Allein dann kehre zu den Freuden wieder,
Die ſie dir gönnt, die du ihr länger gönnteſt.
Sag' ich nicht recht? und was iſt deine Meinung?
Nun?

Leander.

Ich bin müd.

Naukleros.

Ei ja, der großen Plage!
Den ganzen Tag, am fremden Ort, umgeben
Von fremden Menſchen, fröhlichen Geſichtern,
Sich durchzuhelfen und zu ſchau'n, zu hören,
Einmal zu ſprechen gar. Ei, gute Götter!
Wer hielte das wohl aus?

Leander

(der ſich geſetzt hat).

Und krank dazu.

Naukleros.

Krank? Sei du unbeſorgt! Das gibt ſich wohl.
Sei du erſt heim in deiner dumpfen Hütte,
Vom Meer beſpült, wo rings nur Sand und Wellen

Und trübe Wolken, die mit Regen dräu'n;
Hab' erſt das gute Kleid da von den Schultern
Und umgehüllt dein derbes Schifferwamms,
Dann ſitz' am Strand, den langen Tag verangelnd,
Tauch' dich ins Meer, der Fiſche Neid im Schwimmen;
Lieg' Abends erſt — ſo fand ich dich ja einſt —
Im Ruderkahn, das Antlitz über dir,
Des Körpers Laſt vertraut den breiten Schultern,
Indeß das Fahrzeug auf den Wellen ſchaukelt:
So lieg' geſtreckt und ſchau' mir nach den Sternen,
Und denk' an deine Mutter, die noch eben
Zur rechten Zeit dich, ſterbend, frei gemacht,
An ſie, an Geiſter, die dort oben wohnen,
An — denk' ans Denken; denk' vielmehr an nichts!
Sei nur erſt dort, und, Freund, was gilt die Wette?
Du fühlſt dich wohl, fühlſt wieder dich geſund.
Nun aber komm; denn fernab liegt die Heimath,
Die Zeit verrinnt, die Freunde kehren heim.

Leander.

Es iſt ſo ſchattig hier! Laß uns noch weilen;
Leicht findet ſich ein Kahn. Ich rudre dich.

Naukleros.

Ei, rudern, ja! Wie glänzt ihm da das Auge!
Am Steuer ſitzend, ausgeſtreckt die Hand,
Die prallen Arme vor- und rückwärts führend,
Jetzt ſo, dann ſo, und fort auf feuchtem Pfad!
Da fühlſt du dich ein Held, ein Gott, ein Mann;
Für Andres mag man einen Andern ſuchen.
Doch, ſchöner Freund, nicht nur ums Rudern bloß,
Hier fragt es ſich um andre, ernſtre Dinge.
Wir ſtehen, wiſſ' es, auf verbotnem Grund,

Im Tempelhain, der Jedem ſich verſchließt,
Als nur am Tag des Feſts, von dem wir lehren:
Sonſt ſtreifen Wächter durch die grünen Büſche,
Die fahen Jeden, den ihr Auge trifft,
Und ſtellen ihn dem Prieſter ihres Tempels,
Der ihn beſtraft, leicht mit dem Aeußerſten.
Sprichſt du?

Leander.

Ich ſagte nichts.

Naukleros.

Drum alſo komm!
Um Mittag endet ſie, des Feſtes Freiheit,
Und faſt ſchon ſenkrecht trifft der Sonne Pfeil.
Mich lüſtet nicht, ob deines trägen Zauderns
Den Kerkern einzuwohnen dieſer Stadt.
Hörſt du? — Noch immer nicht? — Nun, gute Götter,
Kehrt euch von ihm, wie er von euch ſich wendet!

Da lehnt er, weich, mit mattgeſenkten Gliedern,
Ein Junge, ſchön, wenn gleich nicht groß, und braun.
Die finſtern Locken ringeln um die Stirn;
Die Augen, wenn's die Wimper nicht verwehrt,
Sprüht heiß wie Kohle, friſch nur angefacht;
Die Schultern weit, die Arme derb und tüchtig,
Von prallen Muskeln ründlich überragt,
Kein Amor mehr, doch Hymens treues Bild.
Die Mädchen ſehn nach ihm, doch er — Ihr Götter!
Wo blieb die Seele für ſo art'gen Leib?
Er iſt — wie nenn' ich's — furchtſam, thöricht, blöd.
Ich bin doch auch ein rüſtiger Geſell!
Mein gelbes Haar gilt mehr als noch ſo dunkles,

Und, ſtatt der Inderfarbe, die ihn bräunt,
Lacht helles Weiß um dieſe derben Knochen;
Bin größer, wie's dem Meiſter wohl geziemt;
Und doch, gehn wir zuſammen unter's Volk,
In Mädchenkreis, beim Feſt, bei Spiel, bei Tanz;
Mich trifft kein Aug', und ihn verſchlingen ſie:
Das winkt, das nickt, das lacht, das ſchilt, das kichert.
Und ihm gilt's, ihm. Sie ſind nun 'mal vernarrt
In derlei dumpfe Träumer, blöde Schlucker.
Er aber — Ei, er merkt nun eben nichts.
Und merkt er's endlich, hei, was wird er roth!
Sag, guter Freund, iſt das nur Zufall bloß,
Wie? oder weißt du, daß du zehnmal hübſcher
Mit ſolcher Erdbeerfarbe auf den Wangen?
Nur heut, im Tempel. Gute Götter! war's nicht,
Als ob die Erde aller Weſen Fülle
Zurückgeſchlungen in den reichen Schooß,
Und Mädchen draus gebildet, nichts als Mädchen?
Aus Thrazien, dem reichen Helleſpont,
Vermengten ſich die Schaaren; bunte Blumen,
So Roſ' als Nelke, Tulpe, Veilchen, Lilie —
Ein Gänſeblümchen auch wohl ab und zu —
Im Ganzen ein begeiſternd froher Anblick,
Ein wallend Meer, mit Häuptern, weißen Schultern,
Und runden Hüften an der Wellen Statt.
Nun frag' ihn aber Einer, was er ſah?
Ob's Mädchen waren oder wilde Schwäne?
Er weiß es nicht, er ging nur eben hin.
Und doch war er's, nach dem ſie Alle blickten.
Die Prieſt'rin ſelbſt; ein herrlich prangend Weib!
Die beſſer that, am heut'gen frohen Tag
Der Liebe Treu' zu ſchwören ewiglich,

Als ihr ſich zu entziehn, ſo arm als karg;
Der Anmuth holder Zögling und der Hoheit,
Des Adlers Aug', der Taube ſüßes Girren,
Die Stirn ſo ernſt, der Mund ein holdes Lächeln,
Faſt anzuſchauen wie ein fürſtlich Kind,
Dem man die Krone aufgeſetzt noch in der Wiege.
Und dann! Was Schönheit ſei, das frag' du mich!
Was weißt du von des Nackens ſtolzem Bau,
Der breit ſich anſchließt reichgewundnen Flechten,
Den Schultern, die, beſchämt nach rückwärts ſinkend,
Platz räumen den begabtern reichen Schweſtern,
Den feinen Knöcheln und dem leichten Fuß
Und all' den Schätzen ſo beglückten Leibes?
Was weißt du? ſag' ich, und du ſahſt es nicht.
Doch ſie ſah dich. Ich hab' es wohl bemerkt!
Wie wir da knieten, rückwärts ich, du vorn
Am Standbild Hymens, des gewalt'gen Gottes,
Und ſie nun kam, des Opferrauchs zu ſtreu'n:
Da ſtockte ſie, die Hand hing in der Luft;
Nach dir hin ſchauend ſtand ſie zögernd da,
Ein, zwei, drei kurze, ew'ge Augenblicke.
Zuletzt vollbrachte ſie ihr heilig Werk,
Allein noch ſcheidend ſprach ein tiefer Blick,
Im herben Widerſpruch des froſt'gen Tages,
Der ſie auf ewiglich verſchließt der Liebe:
„Es iſt doch Schad'!“ und: „Den da möcht' ich wohl!“
Gelt, lächelſt doch? und ſchmeichelſt dir, du Schlucker?
Verbirgſt du dein Geſicht? Fort mit den Fingern!
Und heuchle nicht und ſag' nur ja.

(Er hat ihm die Hand von den Augen weggezogen.)

Doch, Götter!
Das ſind ja Thränen. Wie? Leander! weinſt?

Leander

(der aufgeſtanden iſt).

Laß mich und quäl' mich nicht! Und ſprich nicht ohne Achtung
Von ihrem Hals und Wuchs. O, ich bin dreifach elend!

Naukleros.

Leander! elend? Glücklich! Biſt verliebt.

Leander.

Was ſprachſt du? Ich bin krank. Es ſchmerzt die Bruſt.
Nicht etwa innerlich; von außen, hier,
Hart an den Knochen. Ich bin krank, zum Tod.

Naukleros.

Ein Thor biſt du, doch ein beglückter Thor.
Nun Götter, Dank, daß ihr ihn heimgeſucht,
Nun ſchont ihn nicht mit euern heißen Pfeilen,
Bis er mir ruft: „Halt ein, es iſt genug,
Ich will erdulden, was die Menſchen leiden!“
Nun, Freund, gib mir die Hand! Nun erſt mein Freund,
Zu ſpät bekehrt durch allzu ſüße Wonnen.
Du Neugeborner, Glücklicher! — Doch halt!
Ein garſt'ger Fleck auf unſers Jubels Kleide. —
Komm mit zurück zur Stadt; dort ſind die Mädchen,
Die wir beim Feſt geſehn, noch all' verſammelt,
Dort ſieh dich um, verlieb' dich, wie du magſt;
Denn, Freund, die Jungfrau, die dich jetzt erfüllt,
Iſt Prieſterin und hat an dieſem Tag
Gelobt, dem Manne ſich auf ewig zu entziehn.
Und ſtreng iſt, was ihr droht, wenn ſie's vergaß,
Und was dem Manne, der's mit ihr vergeſſen.

Leander.

Ich wußt' es ja. Komm Nacht! Und ſo iſt's aus.

Naukleros.

Aus? wieder aus? Und eh' es noch begann?
Warum und wie? Friedfertiger Geſell,
Wagſt du ſo wenig an die höchſte Wonne?
Und ſagſt mir das mit zuckend fahlen Wangen
Und ſchlotterndem Gebein, und meinſt, ich glaub's?
Nun ſollſt du bleiben. Hier! Und ſollſt ſie ſprechen.
Wer weiß, iſt ihr Gelübd' ſo eng und feſt,
Und läßt ſich löſen, folgt alsbald die Reue.
Wer weiß, iſt deine Liebe ſelbſt ſo heiß,
Als jetzt ſie ſcheint? Doch was es immer ſei:
Du ſollſt nicht zagen, wo zu handeln noth.
Zum mind'ſten kenne dein Geſchick und trag's,
Und lerne ſcheiden von den Knabenjahren.
Wir ſind hier fremd. Komm mit! Wer darf uns tadeln,
Wenn wir des Wegs verfehlen, fragen, gehn?
Zuletzt gelangen wir ins Haus, zum Tempel,
Und ſtehn vor ihr und hören, was ſie ſpricht.
Dort kommt ein Mädchen mit dem Waſſerkrug
In ein und andrer Hand. Die laß uns fragen.
Sie weiß wohl —
Doch, Leander! Sohn des Glücks!
Was zerrſt du mich? Bleib hier! Sie ſelber iſt's,
Die Jungfrau, ſie, die neue Prieſterin;
Nach Waſſer geht ſie aus der heil'gen Quelle,
Das liegt ihr ob. Ergreif den Augenblick
Und ſprich, nicht allzu kühn, nicht furchtſam. Hörſt du?
Ich will indeß rings forſchen durch die Büſche,
Ob alles ruhig und kein Lauſcher nah!
Komm hier! und ſag' ich: jetzt! ſo tritt hervor
Und ſprich — doch nun vor allem ſtill! — Komm hier!

(Sie ziehen ſich zurück.)

Hero ohne Mantel, ungefähr wie zu Anfang des erſten Aufzugs gekleidet, kommt mit zwei leeren Waſſerkrügen von der linken Seite des Vorgrundes. Sie geht quer über die Bühne.

Hero (ſingt).

Da ſprach der Gott:
Komm her zu mir
In meine Wolken,
Neben mir.

(**Leander** iſt, von **Naukleros** leicht angeſtoßen, einige Schritte vorgetreten. Dort bleibt er geſenkten Hauptes ſtehen. **Hero** geht auf der rechten Seite des Vorgrundes ab.)

Naukleros

(nach vorn kommend).

Nun denn, es ſei! Du haſt es ſelbſt gewollt.
Kannſt du das Glück nicht faſſen und erringen,
So lern' entbehren es. Und beſſer iſt's.
Heißt ſie nicht gottgeweiht, und ihr zu nah'n
Droht Untergang? Auch war's halb Scherz nur,
Daß ich dir rieth, ein Aeußerſtes zu thun:
Doch macht mich's toll, den Menſchen anzuſehn,
Der wünſcht und hofft, und dem nicht Muths genug,
Die Hand zu ſtrecken nach des Sieges Krone.
Doch iſt es beſſer ſo. Glück auf, mein Freund!
Dein zaghaft Herz, es führte dießmal ſichrer
Als Neſtors Klugheit und Achillens Muth.
Nun aber komm und laß uns heim. Doch niemals
Vermiß dich mehr —!

Leander.

Sie kehrt zurück!

Naukleros.

Ei doch!
Folg' du!

Leander.

Ich nicht!

Naukleros.

Was ſonſt?

Leander.

Ihr nahen. Sprechen. Oh!

(Sie treten wieder zurück.)

Hero kommt zurück, einen Krug auf dem Kopfe tragend, den zweiten am Henkel in der herabhängenden rechten Hand.

Hero (ſingt).

Sie aber ſtreichelt
Den weichem Flaum —
Mein Oheim meint, ich ſoll das Lied nicht ſingen
Von Leda und dem Schwan.

(Weiter gehend.)

Was ſchadet's nur?

(Wie ſie in die Mitte der Bühne gekommen, ſtürzt **Leander** plötzlich hervor, ſich geſenkten Hauptes vor ihren Füßen niederwerfend.)

Hero.

Ihr Götter, was iſt das? Bin ich erſchrocken!
Die Kniee beben, kaum halt' ich den Krug.

(Sie ſetzt die Krüge ab.)

Ein Mann! Ein zweiter! Fremdlinge, was wollt ihr
Von mir, der Prieſt'rin in der Göttin Hain?
Nicht unbewacht bin ich und unbeſchützt;
Erheb' ich meine Stimme, nahen Wächter
Und laſſen euch den Uebermuth bereu'n.
So geht, weil es noch Zeit, und nehmt als Strafe
Bewußtſein mit, und daß es euch mißlang.

Naukleros.

O Jungfrau, nicht zu ſchäd'gen kamen wir,
Vielmehr um Heilung tiefverborgnen Schadens,
Der mir den Freund ergriff, ihn, den du ſiehſt.
Der Mann iſt krank.

Hero.

Was ſagſt du mir's?
Geht zu den Prieſtern in Apollens Tempel,
Die heilen Kranke.

Naukleros.

Solche Krankheit nicht.
Denn wie ſie ihn befiel, beim Feſt, in eurem Tempel,
Verläßt ſie ihn auch nur am ſelben Ort.

Hero.

Beim heut'gen Feſt?

Naukleros.

Beim Feſt. Aus deinen Augen.

Hero.

Meint ihr es alſo? und erkühnt euch deß?
Doch wußt' ich's ja: frech iſt der Menge Sinn,
Und ehrfurchtlos, und ohne Scheu und Sitte.
Ich geh, und dienſtbar nahe Männer ſend' ich
Nach meinen Krügen dort, die, weilt ihr noch,
Euch ſagen werden, daß ihr euch vergingt.

Naukleros.

Nicht alſo geh! Betracht' ihn erſt, den Jüngling,
Den du ſo ſchwer mit harten Worten ſchiltſt.

Leander

(zu ihr emporblickend).

O, bleib!

Hero.

Du biſt derſelbe, ſeh' ich wohl,
Der heut beim Feſt an Hymens Altar kniete.
Doch ſchienſt du damals ſittig mir und fromm;
Mir thut es leid, daß ich dich anders finde.

Leander

(der aufgeſtanden iſt, mit abhaltender Geberde).

O, anders nicht! O, bleib!

Hero

(zu Naukleros).

Was will er denn?

Naukleros.

Ich ſagt' es ja, er hängt an deinem Blick,
Und Tod und Leben ſind ihm deine Worte.

Hero.

Du haſt dich ſchlimm berathen, guter Jüngling,
Und nicht die richt'gen Pfade ging dein Herz;
Denn deut' ich deine Meinung noch ſo mild,
So ſcheint es, daß du mein mit Neigung denkſt:
Ich aber bin der Göttin Prieſterin,
Und ehelos zu ſein heißt mein Gelübd'.
Auch nicht gefahrlos iſt's, um mich zu frei'n;
Dem drohet Tod, der deß ſich unterwunden.
Drum laßt mir meinen Krug und geht nur fort;
Mich ſollt' es reu'n, wenn Uebles ihr erführt.

(Sie greift nach den Krügen.)

Leander.

Nun denn, ſo ſenkt in Meergrund mich hinab!

Hero.

Du armer Mann, du dauerſt mich, wie ſehr!

Naukleros.

Bei Mitleid nicht, o Prieſt'rin, bleibe ſtehn!
Sei hilfreich ihm, dem Jüngling, der dich liebt.

Hero.

Was kann ich thun? Du weißt ja alles nun.

Naukleros.

So gib ein Wort ihm mindeſtens, das ihn heilt.
Komm hier! Die Büſche halten ab des Spähers Auge.
Ich ſetze dir in Schatten deinen Krug,
Und ſo komm her und gönn' uns nur ein Wort.
Willſt du nicht ſitzen hier?

Hero.

Es ziemt ſich nicht.

Naukleros.

Thu's aus Erbarmen mit des Jünglings Leiden!

Hero (zu Leander).

So ſetz' dich auch.

Naukleros.

Ja, hier. Und du zur Seite.

(Leander ſitzt in der Mitte, den Leib an einen Baumſtamm zurückgelehnt, die Hände im Schooß, gerade vor ſich niederſehend. Hero und Naukleros zu beiden Seiten, etwas vorgerückt, ſo, daß ſie ſich wechſelsweiſe im Auge haben.)

Hero (zu Naukleros).

Ich ſagt' es ſchon und wiederhol' es nun:
Niemand der lebt, begehr' um mich zu werben,
Denn gattenlos zu ſein heißt mich mein Dienſt.
Noch geſtern, wenn ihr kamt, da war ich frei;
Doch heut verſprach ich's, und ich halt' es auch.

(Zu Leander.)

Birg nicht das Aug' in deine Hand, o Jüngling!
Nein, friſchen Muthes geh aus dieſem Hain;

Gönn' einem andern Weibe deinen Blick
Und freu' dich deſſen, was uns hier verſagt.

Leander (aufſpringend).

So möge denn die Erde mich verſchlingen,
Sich mir verſchließen all', was ſchön und gut,
Wenn je ein andres Weib und ihre Liebe —!

Hero (zu Naukleros).

Sag ihm, er ſoll es nicht. Was nutzt es ihm?
Was nützt es mir? Wer mag ſich ſelber quälen?
Er iſt ſo ſchön, ſo jugendlich, ſo gut,
Ich gönn' ihm jede Freude, jedes Glück;
Er kehre heim —

Leander.

Ich heim? Hier will ich wurzeln,
Mit dieſen Bäumen ſtehen Tag und Nacht,
Und immer ſchau'n nach jenes Tempels Zinnen.

Hero.

Des Ortes Wächter fangen, ſchäd'gen ihn;
Sag ihm's!

(Zu Leander.)

Und, guter Jüngling, kehrſt du heim,
So laß des Lebens Müh und buntes Treiben
So viel verwiſchen dir, als allzu viel,
Das Andere bewahr'! So will ich auch.
Und kehrt ums Jahr und jedes nächſte Jahr
Zurück das heut'ge Feſt, ſo komm du wieder,
Stell' dich im Tempel, daß ich dich mag ſehn;
Mich ſoll es freu'n, wenn ich dich ruhig finde.

Leander
(zu ihren Füßen ſtürzend).

O himmliſch Weib!

Hero.

Nicht ſo! Das ziemt uns nicht.
Und ſieh! Mein Oheim kommt. Er wird mich ſchelten.
Und zwar mit Recht, warum gab ich euch nach?

Naukleros.

Nimm deinen Krug und laß daraus mich trinken,
Am beſten deutet ſo ſich unſer Thun.

Leander
(ihn wegſtoßend).

Nicht du! Ich, ich!

Hero
(ihm den Krug hinhaltend, aus dem er knieend trinkt).

So trink! und jeder Tropfen
Sei Troſt, und all' dieß Naß bedeute Glück.

Prieſter (kommt).

Was ſchaffſt du dort?

Hero.

Sieh nur! ein kranker Mann.

Prieſter.

Nicht deines Amtes iſt der Kranken Heilung.
Sie mögen gehen in Apollens Tempel,
Dort heilt der Prieſter Schaar.

Hero.

So ſagt' ich auch.

Prieſter.

Allein vor allen, ob nun krank, geſund:
Der Göttin Hain, der Prieſterwohnung Nähe
Betritt kein Mann, kein Fremder ungeſtraft.
Entlaſſ' ich euch, verdankt es meiner Huld;
Ein zweitesmal verfielt ihr dem Geſetz.

Naukleros.

Doch ſah ich erſt nur viele dort verſammelt,
Im Tempel und im Hain, ſo Mann als Frauen.

Prieſter.

Die Zeit des Feſts gibt ſolchem Einlaß Raum,
Vom Morgen bis zum Mittag währt die Freiheit.

Naukleros.

Nun denn, die Sonne ſteht noch nicht ſo hoch,
Sie brennt und blitzt, doch lange nicht im Scheitel.

Prieſter.

Deß ſei du froh und nütze dieſe Friſt;
Denn wenn die Sonn' auf ihres Wandels Zinne
Mit durſt'gen Zügen auf die Schatten trinkt,
Dann tönen her vom Tempel krumme Hörner
Dem Feſte Schluß, dir kündigend Gefahr.
Auch ſeid ihr aus Abydos, ſagt man mir,
Und wenig wohlgeſinnt das Volk uns jener Stadt.
Beim Fiſchzug und wo irgend ſonſt im Meer,
Erhebt es Streit mit Seſtos frommen Bürgern.
Auch das bedenkt, und daß der oft Gekränkte
Sich doppelt rächt, wenn lang er es verſchob.

Naukleros.

Ich aber denke: Mann, Herr, gegen Mann,
So hielt ich's gegen Seſtos frommes Volk.
Auch ſtellen ſie uns nach auf dieſen Küſten,
Wir zahlen's ihnen jenſeits, dort bei uns.

Prieſter.

Nicht ziemt es mir, dir Wort zu ſtehn und Rede.
Was Noth thut ward geſagt, von andrem ſchweig!

(Zu Hero.)

Du aber nimm den Krug und komm!

(Da die Jünglinge helfen wollen.)

Laß nur!

Dort gehen Dienerinnen.

(Er winkt nach links in die Scene.)

Und ſo folg'.

Im Tempel harrt noch mancherlei zu thun.

(Hero an der Hand führend nach der linken Seite ab.)

Janthe, die indeſſen gekommen iſt.

Janthe.

Was habt ihr angerichtet, ſchöne Fremde?
Ich ſah euch wohl von fern. Nun aber eilt!
Wer hieß euch auch mit eurem raſchen Werben
Der Prieſt'rin nah'n, die ſchon dem Dienſt geweiht?
Wär' ich ein Mann, ich ſuchte gleich für gleich.

(Mit den Krügen ab.)

Naukleros

(dem Prieſter nachſprechend).

Selbſtſücht'ger, Eigenmächt'ger, Strenger, Herber!
So ſchließeſt du die holde Schönheit ein,
Entziehſt der Welt das Glück der warmen Strahlen,
Und ſchmückſt mit heil'gem Vorwand deine That?
Seit wann ſind Götter neidiſch, mißgeſinnt?
Daheim auch ehrt man Himmliſche bei uns;
Doch heiter tritt Zeus Prieſter unter's Volk,
Umgeben von der Seinen frohen Schaaren,
Und ſegnet Andre, ein Geſegneter.
Ihr aber habt's ererbt vom Morgen her,
Den ſchnöden Dienſt mißgünſt'ger Indusknechte,

Und hüllet euch in Greuel und in Nacht.
Doch iſt's nun ſo. Drum komm, Unglücklicher!

Leander.

Unglücklich? Meinſt du mich?

Naukleros.

Wen ſonſt? Nun, mind'ſtens
Genügſam denn! Komm mit!

Leander.

Hier bin ich.

Naukleros.

Wie?
Betrachteſt dir nicht einmal noch den Ort,
Von dem du nun auf immer —?

Leander.

Immer?

Naukleros.

Nicht?
So wollteſt du —? Wie meinſt du das? Sag an!

Leander.

Horch! Tönt das Zeichen nicht? Wir müſſen fort!

Naukleros.

Rückhält'ger, was verbirgſt du deinen Sinn?
Du willſt doch nicht an dieſen Ort zurück,
Wo Kerker, Unheil, Tod —?

Leander.

Fürwahr! Das Zeichen.
Die Freunde kehren heim. Komm, laß uns mit!
Mein Leben ſei nur ärmlich, ſprachſt du ſelbſt.

Wenn's nun ſo wenig, gäb' ich's nicht um viel?
Was noch geſchieht? Wer weiß es? — Und wer ſagt's?
(Schnell ab.)

Naukleros.

Leander! Höre doch! — Befaſſe ſich nur Eins
Mit derlei froſt'gen Jungen! Froſtig? Ei,
Das Beiſpiel lehrt's. Doch will ich dich wohl hüten.
Und kehrſt du mir zurück, eh' ich's gebilligt,
Soll man — So warte doch! — Hörſt du? Leander!
(Unter Händewinken und Geberden des Zurückhaltens ihm folgend.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Gemach im Innern von Hero's Thurm. Auf der rechten Seite des Hintergrundes, in einer weiten Brüſtung, das hoch angebrachte Bogenfenſter, zu dem einige breite Stufen emporführen. Daneben ein hohes Lampengeſtell. Gegen die linke Seite des Hintergrundes die ſchmale Thür des Haupteinganges. Eine zweite, durch einen Vorhang geſchloſſene Thür auf der rechten Seite des Mittelgrundes. Auf derſelben Seite, nach vorn, ein Tiſch, daneben ein Stuhl mit niederer Rücklehne.

Nach dem Aufziehen des Vorhanges kommt ein **Diener**, hoch in der Hand eine Lampe tragend, die er auf den Kandelaber ſtellt und dann geht. Unmittelbar hinter ihm der **Oberprieſter** mit **Hero**. Sie hat den Mantel um die Schultern, wie zu Ende des erſten Aufzuges.

Prieſter.

Des Dienſtes heil'ge Pflichten ſind vollbracht,
Der Abend ſinkt, ſo komm denn in dein Haus,
Von heut an dein, der Prieſt'rin ſtille Wohnung.

Hero

(um ſich blickend).

Hier alſo, hier!

Prieſter.

So iſt's. Und wie der Thurm,

In deſſen Innern ſich dein Wohnſitz wölbt,
Am Ufer ſteht des Meers, getrennt, allein,
Durch Gänge nur mit unſerm Haus verbunden —
Auf feſten Mauern ſenkt er ſich hinab,
Bis wo die See an ſeinen Füßen brandet,
Indeß ſein Haupt die Wolken Nachbar nennt.
Weitſchauend über Meer, und Luft und Land —
So wirſt du fürder ſtehn, getrennt, vereint,
Den Menſchen wie den Himmliſchen verbündet,
Dein ſelber Herr und ſomit auch der Andern,
Ein doppel-lebend, auserkornes Weſen,
Und glücklich ſein.

Hero.

Hier alſo, hier!

Prieſter.

Sie haben,
Ich ſeh' es, die Geräthe dir verſammelt,
Mit denen man der Prieſter Wohnung ſchmückt.
Hier Rollen, reich mit weiſem Wort beſchrieben,
Dort Brett und Griffel, haltend Selbſtgedachtes.
Dieß Saitenſpiel ſogar, ein altes Erbſtück
Von deines Vaters Schweſter und der meinen:
Einſt Prieſterin wie du an dieſem Ort.
An Blumen fehlt es nicht. Hier liegt der Kranz,
Den du getragen bei der heut'gen Weihe.
Du findeſt alles, was den Sinn erhebt,
Nicht Wünſche weckt und Wünſche doch befriedigt,
Den Göttern dienend, ihnen ähnlich macht.

(Auf die Seitenthür zeigend.)

Dieß andere Gemach, es birgt dein Lager,
Daſſelbe, das die Kommende empfing

Am erſten Tag vor ſieben langen Jahren,
Das wachſen dich geſehn, und reifen, blühn,
Und weiſe werden, ſtill, und fromm und gut,
Daſſelbe, das um rothgeſchlafne Wangen
Die Träume ſpielen ſah von einem Glück,
Das nun verwirklicht. — Doch du träumſt auch jetzt.

Hero.

Ich höre, guter Ohm.

Prieſter.

Geſteh' ich dir's?
Ich dachte dich erfreuter mir am Abend
Des ſel'gen Tags, der unſer Wünſchen krönt.
Was wir geſtrebt, gehofft, du haſt, du biſt es;
Und ſtatt entzückt, find' ich dich ſtumm und kalt.

Hero.

Du weißt, mein Ohm, wir ſind nicht immer Herr
Von Stimmungen, die kommen, wandeln, gehn,
Sich ſelbſt erzeugend und von nichts gefolgt.
Das Höchſte, Schönſte, wenn es nun erſcheint,
Indem es anders kommt als wir's gedacht,
Erſchreckt beinah, wie alles Große ſchreckt.
Doch gönne mir nur eine Nacht der Ruh,
Des Sinnens, der Erholung und, mein Ohm,
Du wirſt mich finden, die du ſonſt gekannt.
Der Ort iſt ſtill, die Lüfte athmen kaum;
Hier ebben leichter der Gedanken Wogen,
Der Störung Kreiſe fliehn dem Ufer zu,
Und Sammlung wird mir werden, glaube mir.

Prieſter.

Sammlung? Mein Kind, ſprach das der Zufall bloß?
Wie, oder fühlteſt du des Wortes Inhalt,

Das du geſprochen, Wonne meinem Ohr?
Du haſt genannt den mächt'gen Weltenhebel,
Der alles Große tauſendfach erhöht,
Und ſelbſt das Kleine näher rückt den Sternen.
Des Helden That, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schau'n, der Gottheit Spur und Walten,
Die Sammlung hat's gethan und hat's erkannt,
Und die Zerſtreuung nur verkennt's und ſpottet.
Spricht's ſo in dir? Dann, Kind, Glück auf!
Dann wirſt du wandeln hier, ein ſelig Weſen,
Des Staubes Wünſche weichen ſcheu zurück;
Und wie der Mann, der Abends blickt gen Himmel,
Im Zwielicht noch, und nichts erſieht als Grau,
Farbloſes Grau, nicht Nacht und nicht erleuchtet,
Doch ſchauend unverwandt, blinkt dort ein Stern,
Und dort ein zweiter, dritter, hundert, tauſend,
Die Ahnung einer reichen, gotterhellten Nacht,
Ihm nieder in die feuchten, ſel'gen Augen.
Geſtalten bilden ſich und Nebel ſchwinden,
Der Hintergrund der Weſen thut ſich auf,
Und Götterſtimmen, halb aus eigner Bruſt
Und halb aus Höh'n, die noch kein Blick ermaß —

Hero.

Du weißt, mein Ohm, nicht alſo kühnen Flugs
Erhebt ſich mir der Geiſt; ſo viel nicht hoffe!
Allein, was Noth, und was mir auferlegt,
Gedenk' ich wohl zu thun, deß ſei gewiß.

Prieſter.

Wohlan, auch das. Iſt's gleich nicht gut und recht,
Beim Anfang einer Bahn das Ziel ſo nah,
So ärmlich nahe ſich das Ziel zu ſetzen;

Doch ſei's für jetzt. Nur noch dieß Eine merk':
Bei allem, was dir bringt die Flucht der Tage,
Den erſten Anlaß meid'! Wer thatenkräftig
Ins rege Leben ſtürzt, wo Menſch den Menſchen drängt,
Er mag Gefahr mit blankem Schwerte ſuchen,
Je härt'rer Kampf, ſo rühmlicher der Sieg;
Doch weſſen Streben auf das Inn're führt,
Wo Ganzheit nur des Wirkens Fülle fördert,
Der halte fern vom Streite ſeinen Sinn,
Denn ohne Wunde kehrt man nicht zurück,
Die noch als Narbe mahnt in trüben Tagen.
Der Strom, der Schiffe trägt und Wieſen wäſſert,
Er mag durch Felſen ſich und Klippen drängen,
Vermiſchen ſich mit ſeiner Ufer Grund,
Er fördert, nützt, ob klar, ob trüb verbreitet;
Allein der Quell, der Mond und Sterne ſpiegelt,
Zu dem der Pilger naht mit durſt'gem Mund,
Die Prieſterin, zu ſprengen am Altar,
Der wahre rein die ewig lautern Wellen,
Und nur bewegt, iſt ihm auch ſchon getrübt.

Und ſo ſchlaf' wohl! Bedarfſt du irgend Rath,
Such' ihn bei mir, bei deinem zweiten Vater;
Doch ſtießeſt du des Freundes Rath zurück,
Du fändeſt auch in mir den Mann, der willig
Das eigne Blut aus dieſen Adern göſſe,
(mit ausgeſtrecktem Arm)
Wüßt' er nur einen Tropfen in der Miſchung,
Der Unrecht birgt und Unerlaubtes hegt.
(Er geht nach der Mittelthür.)

Hero (nach einer Pauſe).
Ich merke wohl, der Vorfall in dem Hain

Mit jenen Fremden hat mir ihn verſtimmt.
Und wahrlich, er hat Recht. Geſteh' ich's nur!
Wenn ich nicht Hero war, nicht Prieſterin,
Den Himmliſchen zu frommem Dienſt geweiht,
Der Jüngere, der Braungelockte, Klein're,
Vielleicht gefiel er mir. — Vielleicht? — Je nun!
Ich weiß nunmehr, daß, was ſie Neigung nennen,
Ein Wirkliches, ein zu Vermeidendes,
Und meiden will ich's wohl. — Ihr guten Götter!
Wie vieles lehrt ein Tag, und ach, wie wenig
Gibt und vergißt ein Jahr. — Nun, er iſt fern,
Im ganzen Leben ſeh' ich kaum ihn wieder,
Und ſo iſt's abgethan. — Wohl gut!
(Sie nimmt den Mantel ab.)
Hier liege du! Mit wie verſchiednem Sinn
Nahm Morgens ich, leg' ich dich Abends hin.
Ein Leben hüllſt du ein in deine Falten!
Bewahre, was du weißt, ich leg' es ab mit dir.

Doch, was beginnen nun? Ich kann nicht ſchlafen.
(Die Lampe ergreifend und in die Höhe haltend.)
Beſeh' ich mir den Ort? — Wie weit! — wie leer! —
Genug werd' ich dich ſchau'n manch langes Jahr;
Gern ſpar' ich, was du beutſt, für künft'ge Neugier.
Horch! — Es war nichts. — Allein, allein, allein!
(Sie hat die Lampe ſeitwärts aufs Fenſter geſtellt und ſteht dabei.)
Wie ruhig iſt die Nacht! Der Hellespont
Läßt, Kindern gleich, die frommen Wellen ſpielen,
Sie flüſtern kaum, ſo ſtill ſind ſie vergnügt.
Kein Laut, kein Schimmer rings; nur meine Lampe
Wirft bleiche Lichter durch die dunkle Luft.
Laß mich dich rücken hier an dieſe Stäbe!

Der ſpäte Wanderer erquicke ſich
An dem Gedanken, daß noch Jemand wacht,
Und bis zu fernen Ufern jenſeits hin
Sei du ein Stern und ſtrahle durch die Nacht.

Doch würdeſt du bemerkt; drum komm nur ſchlafen,
Du bleiche Freundin mit dem ſtillen Licht.
(Sie trägt die Lampe.)
Und wie ich löſche deinen ſanften Strahl,
So möge löſchen auch, was hier noch flimmert,
Und nie mehr zünd' es neu ein neuer Abend an.
(Sie hat die Lampe auf den Tiſch geſetzt.)
So ſpät noch wach? — Ei, Mutter, bitte, bitte! —
Nein, Kinder ſchlafen früh! — Nun denn, es ſei!
(Sie nimmt das Geſchmeide aus dem Haar und ſingt dabei mit halber Stimme.)
Und Leda ſtreichelt
Den weichen Flaum.
Das ew'ge Lied! wie kommt's mir nur in Sinn?
Nicht Götter ſteigen mehr zu wüſten Thürmen,
Kein Schwan, kein Adler bringt Verlaſſ'nen Troſt,
Die Einſamkeit bleibt einſam und ſie ſelbſt.
(Sie hat ſich geſetzt.)
Auch eine Leier legten ſie hierher.
Ich habe nie gelernt darauf zu ſpielen;
Ich wollte wohl, ich hätt's! — Gedanken, bunt
Und wirr durchkreuzen meinen Sinn,
In Tönen löſ'ten leichter ſie ſich auf.

Ja denn, du ſchöner Jüngling, ſtill und fromm,
Ich denke dein in dieſer ſpäten Stunde,
Und mit ſo glatt verbreitetem Gefühl,
Daß kein Vergehn ſich birgt in ſeine Falten.

Ich will dir wohl, erfreut doch, daß du fern;
Und reichte meine Stimme bis zu dir,
Ich riefe grüßend: gute Nacht!

Leander im Hintergrunde von außen am Fenſter erſcheinend.

Leander.

Gut' Nacht!

Hero.

Ha, was iſt das? Biſt, Echo, du's, die ſpricht?
Suchſt du mich hier in meiner Einſamkeit?
Sei mir gegrüßt, o ſchöne Nymphe!

Leander.

Nymphe,
Sei mir gegrüßt!

Hero.

Das iſt kein Wiederhall!
Ein Haupt! — Zwei Arme! — Ha, ein Mann im Fenſter!
Er hebt ſich, kommt! — Schon kniet er in der Brüſtung.
Zurück! Du biſt verloren, wenn ich rufe.

Leander.

Nur einen Augenblick vergönne mir!
Die Steine bröckeln unter meinen Füßen;
Erlaubſt du nicht, ſo ſtürz ich wohl hinab.
Ein Weilchen nur, dann klimm' ich gern zurück.
(Er läßt ſich ins Gemach herein.)

Hero.

Dort ſteh' und reg' dich nicht! — Unſel'ger,
Was führte dich hierher?

Leander
(im Hintergrunde, nahe beim Eingange, ſtehen bleibend).

Ich ſah dein Licht
Mit hellem Glanze ſtrahlen durch die Nacht.

Auch hier war's Nacht und ſehnte ſich nach Licht,
Da klomm ich denn herauf.

Hero.

Wer dein Genoſſe?
Wer hielt die Leiter dir? — bot Arm und Hilfe?

Leander.

Nicht Leiter führte mich, noch äußre Hilfe.
Den Fuß ſetzt' ich in lockrer Steine Fugen,
An Ginſt und Epheu hielt ſich meine Hand;
So kam ich her.

Hero.

Und wenn du, gleitend, ſtürzteſt?

Leander.

So war mir wohl.

Hero.

Und wenn man dich erblickt?

Leander.

Man hat wohl nicht.

Hero.

Des heil'gen Ortes Hüter,
Die Wache gehen ſie zu dieſer Zeit.
Unſeliger! Ward dir denn nicht geboten,
Bat ich nicht ſelbſt, du ſollteſt kehren heim?

Leander.

Ich war daheim, doch ließ mir's keine Ruh;
Da warf ich mich ins Meer und ſchwamm herüber.

Hero.

Wie? Von Abydos weitentlegner Küſte?
Zwei Ruderer ermüdeten der Fahrt.

Leander.

Du ſiehſt, ich hab's vermocht. Und wenn ich ſtarb,
Der erſten Welle Raub erliegend, ſank,
War's eine Spanne näher doch bei dir,
Und alſo ſüß'rer Tod.

Hero.

Dein Haar iſt naß
Und naß iſt dein Gewand. Du zitterſt auch.

Leander.

Doch zittr' ich nicht vor Froſt; mich ſchüttert Gluth.
(Im Begriff, immer im Hintergrunde bleibend, ſich auf ein Knie nieder zu laſſen.)

Hero.

Laß das und bleib! Ruh' deinen Athem aus,
Dann ſchnell, und du mußt fort. So war's mein Licht,
Die Lampe, die dir Richtung gab und Ziel?
Du mahnſt mich recht, ſie künftig zu verbergen.

Leander.

O, thu' es nicht! O, Herrin, thu' es nicht!
Ich will ja nicht mehr kommen, wenn du zürnſt,
Doch dieſer Lampe Schein verſag mir nicht!

Als dieſe Nacht ich ſchlaflos ſtieg vom Lager,
Und, öffnend meiner Hütte niedre Thür,
Aus jenem Dunkel trat in neues Dunkel,
Da lag das Meer vor mir mit ſeinen Küſten,
Ein ſchwarzer Teppich, ungetheilt, zu ſchau'n,
Wie eingehüllt in Trauer und in Gram.
Schon gab ich mich dem wilden Zuge hin;
Da, am Geſichtskreis, flackert hell empor
Ein kleiner Stern, wie eine letzte Hoffnung.
Zu goldnen Fäden tauſendfach geſponnen,

Umzog der Schein, ein Netz, die trübe Welt.
Das war dein Licht, war dieſes Thurmes Lampe.
In mächt'gen Schlägen ſchwoll empor mein Herz,
Nicht halten wollt' es mehr in ſeinen Banden;
Ans Ufer eilt' ich, ſtürzte mich ins Meer,
Als Leitſtern jenen Schimmer ſtets im Auge.
So kam ich her, erreichte dieſe Küſte.
Ich will nicht wieder kommen, wenn du zürnſt,
Doch raube nicht den Stern mir meiner Hoffnung,
Verhülle nicht den Troſt mir dieſes Lichts.

Hero.

Du guter Jüngling, halt' mich nicht für hart,
Weil ich nur ſchwach erwiedre deine Meinung;
Doch kann's nicht ſein, ich ſagt' es dir ja ſchon.
Ich bin verlobt zu einem ſtrengen Dienſt,
Und liebeleer heiſcht man die Prieſterin.
Eh'geſtern, wenn du kamſt, war ich noch frei;
Nun iſt's zu ſpät. Drum geh und kehr' nicht wieder.

Leander.

Man nennt ja mild die Sitten deines Volks,
Sind ſie ſo ſtreng und drohen ſie ſo viel?

Hero.

Die Meder und die Baktrer fern im Oſten,
Sie tödten Jene, die, der Sonne Prieſt'rin,
Das Aug' auf den geliebten Jüngling warf;
Mein Volk, nicht alſo mordbegier'gen Sinns,
Es ſchonet zwar das Leben der Verirrten,
Allein ſtößt aus ſie und verachtet ſie,
Zugleich ihr ganzes Haus und all' die Ihren.
Das kann nicht ſein mit Hero, fühlſt du wohl,
Drum alſo geh und trage was du mußt.

Leander.

So ſoll ich fort?

Hero.

Du ſollſt; doch nicht denſelben Pfad,
Der dich hierher geführt, er ſcheint gefährlich.
Durch jene Pforte geh und folg' dem Gang,
Der dich ins Freie führt.

(Mit erregter Aufmerkſamkeit einen Augenblick inne haltend.)

Doch hab' mir Acht,
Denn — Horch! Bei aller Götter Namen!
Ich höre Tritte hierwärts durch den Gang.
Man kommt! Sie nah'n! Unſel'ge Stunde! Weh'!

Leander.

Iſt hier kein Ort, der ſchützend mich verbirgt?
Ha, dort hinein!

(Auf die Seitenthür zugehend.)

Hero.

Beträtſt du mein Gemach?
Hier bleib! Haſt du's gewagt, laß ſie dich finden, ſtirb!
Ich ſelber will hinein.

Leander.

Sie nahen.

Hero

(nach der Seitenthüre hin zeigend).

Hier!
Geh nur hinein! Und nimm die Lampe mit!
Laß es hier dunkel ſein! Hörſt du? Nur ſchnell!
Allein, nicht vorwärts dring, bleib nah' der Thür'!
Schnell, ſag' ich, ſchnell!

Leander.

Du aber —?

Hero.

Still und fort!

(Leander hat die Lampe ergriffen und geht durch die Seitenthüre ab. Das Gemach iſt dunkel.)

Nun! Götter, waltet ihr in eurer Milde!

(Sie ſenkt ſich in den Stuhl, mit halbem Leibe ſitzend, ſo, daß das linke herabgeſenkte Knie beinahe den Boden berührt, die Augen mit der Hand verhüllt, die Stirne gegen den Tiſch gelegt.)

Des **Tempelwächters Stimme** von außen.

Wächter.

Iſt hier noch Jemand wach?

Janthe eben ſo.

Janthe.

Du ſiehſt ja, alles dunkel.

(Die Thüre wird halb geöffnet.)

Wächter.

Doch ſah ich Licht.

Janthe.

Das ſchien dir wohl nur ſo.
Auch wohnt die Prieſt'rin hier, du weißt es ſelbſt.

Wächter.

Doch was ich ſah, laß ich mir nicht beſtreiten.

(Die Thüre ſchließt ſich.)

Und kommt der Tag, ſoll es ſich weiſen, ob —

(Die Worte verhallen, die Tritte entfernen ſich.)

Hero.

O Scham und Schmach!

Leander aus der Seitenthür tretend.

Leander.

So ſind ſie fort? — Wo weilſt du?
Biſt, Jungfrau, du noch hier?

(Er berührt ſuchend ihre Schulter.)

Hero

(emporfahrend).

Wo iſt das Licht?
Die Lampe, wo? Bring erſt die Lampe, ſag' ich!

(Leander geht zurück.)

Hero.

O, alles Unheil auf mein ſchuldig Haupt!

Leander

(der mit der Lampe zurückkommt)

Hier iſt dein Licht.

(Er ſetzt es hin.)

Und dank' mit mir den Göttern! —

Hero

(raſch aufſtehend)

Dank, ſagſt du? Dank? Wofür? Daß du noch lebſt?
Das all' dein Glück? Entſetzlicher! Verruchter!
Was kamſt du her? nichts denkend als dich ſelbſt,
Und ſtörſt den Frieden meiner ſtillen Tage,
Vergifteſt mir den Einklang dieſer Bruſt?
O, hätte doch verſchlungen dich das Meer,
Als du den Leib in ſeine Wogen ſenkteſt!
Wär', abgelöſ't, entglitten dir der Stein,
An dem du dich, den Thurm erklimmend, hieltſt,
Und du — entſetzlich Bild! — Leander, o —!

Leander.

Was iſt? Was ſchiltſt du nicht?

Hero.

Leander, hörſt du?
Kehr' nicht den Weg zurück, auf dem du kamſt,
Gefahrvoll iſt der Pfad. — Entſetzlich, greulich!
Was iſt es, das den Menſchen ſo umnachtet
Und ihn entfremdet ſich, dem eignen Selbſt
Und fremdem dienſtbar macht? — Als ſie nun kamen,
Drei Schritte fern, und nun mich fanden, ſah'n —
Ich zitterte — doch nicht um mich! — Verkehrtheit!
Ich zitterte für ihn!

Leander.

Und darf ich's glauben?

Hero.

Laß das! Berühr' mich nicht! — Das iſt nicht gut,
Was ſo verkehrt die innerſte Natur,
Auslöſcht das Licht, das uns die Götter gaben,
Daß es uns leite, wie der Stern des Pols
Den Schiffer führt.

Leander.

Das nennſt du ſchlimm?
Und alle Menſchen preiſen's hochbeglückt,
(er kniet vor ihr)
Und Liebe nennen ſie's.

Hero.

Du armer Jüngling!
So kam denn bis zu dir das bunte Wort,
Und du, du ſprichſt es nach und nennſt dich glücklich?
(Sein Haupt berührend.)
Und mußt doch ſchwimmen durch das wilde Meer,
Wo jede Spanne Tod; und kommſt du an,
Erwarten Späher dich und wilde Mörder —
(Mit einem Blick nach rückwärts zuſammenfahrend.)

Leander
(der aufſpringt).
Was iſt?

Hero.
O, jeder Laut dünkt mich ein Häſchertritt!
Die Kniee zittern.

Leander.
Hero, Hero, Hero!

Hero.
Laß das! Berühr' mich nicht! Du mußt nun fort.
Ich ſelber leite dich den ſichern Pfad;
Denn wenn ſie kämen, dich hier fänden, fingen —
(Sich an der Lehne des Stuhles feſthaltend.)

Leander
(nach einer kleinen Pauſe).
Und darf ich, Jungfrau, wiederkommen?

Hero.
Du!?

Leander.
So meinſt du: nie? — in aller Zukunft nie?
Kennſt du das Wort und ſeinen grauſen Umfang?
Dann auch: du warſt um mich beſorgt. Weißt du?
Ich muß zurück durchs brauſend wilde Meer;
Wirſt du nicht glauben, daß ich ſank und ſtarb,
Bleibt kundlos dir mein Weg?

Hero.
Send' einen Boten mir.

Leander.
Ich habe keinen Boten als mich ſelbſt.

Hero.
Nun denn, du holder Bote, komm denn, komm!

Allein nicht hier, an dieſen Todesort. Am Ufer
Streckt eine Zunge ſandig ſich ins Meer:
Dort komm nur hin, verbirg dich in den Büſchen;
Vorübergehend hör' ich, was du ſprichſt.

Leander.

Die Lampe aber hier, laß ſie mir leuchten,
Die Wege ſie mir zeigen meines Glücks.
Wann aber komm' ich wieder? Jungfrau, ſprich!

Hero.

Am Tag des nächſten Feſts.

Leander.

Du ſcherzeſt wohl!
Sag, wann?

Hero.

Wenn neu der Mond ſich füllt.

Leander.

Bis dahin ſchleichen zehen lange Tage!
Trägſt du die Ungewißheit bis dahin? Ich nicht!
Ich werde fürchten, daß man uns bemerkt,
Du wirſt mich todt in deinem Sinne ſchau'n,
Und zwar mit Recht! Denn raubt mich nicht das Meer,
So tödtet Sorge mich, die Angſt, der Schmerz.
Sag übermorgen; ſag nach dreien Tagen,
Die nächſte Woche ſag.

Hero.

Komm morgen denn!

Leander.

O Seligkeit! O Glück!

Hero.

Und kehrſt du heim, Leander,
Das Meer durchſchwimmend, nächtig, wie du kamſt,

So wahre dieſes Haupt und dieſen Mund,
Und dieſe meine Augen. Hörſt du wohl?
Verſprich es mir!

(Da er ſie umfaſſen will, zurücktretend.)

Nein, nein! — Nun aber folge!
Ich leite dich.

(Sie geht nach dem Tiſche, die Lampe zu holen.)

Leander

(ihr mit den Augen folgend).

O herrlich, himmliſch Weib!

Hero.

Was kommſt du nicht?

Leander.

Und ſoll ich alſo darbend
Verlaſſen dieſen ſel'gen Götterort?
Kein Zeichen deiner Huld, kein armes Pfand
Fort mit mir tragen, meiner Sehnſucht Labung?

Hero.

Wie meinſt du das?

Leander.

Nicht mindeſtens die Hand? —
Und dann — ſie legen Lipp' an Lippe —
Ich ſah es wohl — und flüſtern ſo ſich zu,
Was zu geheim für die geſchwätz'ge Luft.
Mein Mund ſei Mund, der deine ſei dein Ohr!
Leih mir dein Ohr für meine ſtumme Sprache!

Hero.

Das ſoll nicht ſein.

Leander.

Muß ich ſo viel, du nichts?

Ich in Gefahr und Tod, du immer weigernd?
(Kindiſch trotzend.)
Ich werde ſinken, kehr' ich trauernd heim.

Hero.

Du, frevle nicht!

Leander.

Und du gewähr'!

Hero.

Wenn du dann gehſt.

Leander
(auf ein Knie niederſinkend).

Gewiß!

Hero.

Und mir nicht ſtreiteſt,
Daß ich zu leicht die Wange dir berührt;
Nein, dankbar biſt vielmehr und fromm dich fügſt.

Leander.

Du zögerſt noch?

Hero.

Die Arme falte rückwärts,
Wie ein Gefangener, der Liebe, mein Gefang'ner.

Leander.

Sieh, es geſchah.

Hero
(das Licht auf den Boden ſtellend).

Die Lampe ſoll's nicht ſehn.

Leander.

Du kommſt ja nicht.

Hero.

Biſt du ſo ungeduldig?

So ſoll auch nie — und doch, wenn's dich beglückt —
So nimm und gib!

(Sie küßt ihn raſch.)

Nun aber mußt du fort!

Leander

(aufſpringend).

Hero!

Hero.

Nein, nein!

(Zur Thür hinauseilend.)

Leander.

Wenn ich dir flehe, Hero!
Verwünſcht! neidiſches Glück!

(An der Thür horchend.)

Doch hör' ich Tritte,
Es ſind die ihren, nähern ſich der Thür,
Leiſ' auf den Zeh'n. — So kommt ſie wieder? —
Götter!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Offener Platz. Im Hintergrunde das Meer. Rückwärts, auf der linken Seite, Hero's Thurm, mit einem halb gegen das Meer gerichteten Fenſter und einem ſchmalen Eingange, zu dem einige Stufen emporführen. Daneben am Ufer einige hochgewachſene Sträucher. Nach vorn, auf derſelben Seite, laufen Schwibbogen und Säulen, die Nähe von Wohnungen bezeichnend. Die rechte Seite frei mit Bäumen. Quer in die Bühne hineinſtehend eine ſteinerne Ruhebank.

Nach dem Aufziehen des Vorhanges hört man hinter der Scene die **Stimme des Tempelhüters.**

Hierher, hierher, ihr Diener dieſes Hauſes!

Dann tritt **Hero** ganz vorne rechts auf.

Hero.

Er iſt hinüber! Allen Göttern Dank!
War's doch, als hätte ſich das All verſchworen,
Ihn hier zu halten bis zum lichten Tag!
Ein Gehen war und Kommen ohne Ruh.
Und er ſtand da, im Winkel ſtill geduckt;
Da endlich kam der günſt'ge Augenblick. —
Nun, er iſt fort, und ich bin wieder ruhig.

Auf derſelben Seite, mehr nach rückwärts, kommt der **Tempelhüter**, ein Horn am Bande um den Leib und einen Spieß auf der linken Schulter, ihr bei jeder Bewegung folgend.

Tempelhüter.

Du ſahſt ihn wohl.

Hero.

Wen doch?

Tempelhüter.

Den fremden Mann.
Er ſprang nur jetzt ins Meer.

Hero.

Nur jetzt? So raſch?

Tempelhüter.

Drei Schritte kaum von dir.

Hero.

Und ſah ihn nicht?

(Sie geht auf den Thurm zu.)

Tempelhüter.

Wohl ſahſt du ihn, und mußteſt wohl ihn ſehn.

Hero (weitergehend).

Muß ich? Bin ich denn Wächter ſo wie du?

Tempelhüter.

Nicht Wächter. — Zwar, wenn Wächter iſt, wer wacht —
Du wachteſt ziemlich lang bei deiner Lampe.

Hero.

Ei, daß du Alles ſiehſt!

Tempelhüter.

Wohl ſeh' ich, wohl!

Der **Prieſter** kommt von der linken Seite.

Prieſter.

Find' ich hier Streit?

Hero

(auf den Stufen des Thurmes).

Der Mann da iſt nicht klug.

Tempelhüter.

Wollt' ich nur reden, ei!

Hero.

Er ſpricht und ſpricht.
Ich geh'.

Prieſter.

Wohin?

Hero.

In' Thurm.

Prieſter.

Was dort?

Hero.

Zu ſchlafen.

(Ab in den Thurm.)

Tempelhüter.

Zu ſchlafen, ja; nachdem ſie lang gewacht.

Prieſter.

Was war denn hier?

Tempelhüter

(Hero'n nachſprechend).

Und nennſt du mich nicht klug,
Weil ich ein Diener nur, Ihr hohen Stamms?
Meinſt du, die Klugheit erbe eben fort
Vom Vater auf den Sohn, wie Geld und Gut?
Ei, klug genug, und ſchlau genug, und wachſam.

(Er ſtößt den Spieß in den Boden.)

Prieſter.

Soll ich erfahren denn —?

Tempelhüter

(noch immer Hero'n nachſprechend).

Ei ja, ja doch!

Prieſter

(zum Gehen gewendet).

Du leiſteſt, merk' ich, ſelber dir Geſellſchaft!
Ich gönne ſie und überlaß dich ihr.

Tempelhüter.

Herr! Eben ſprang ein Mann vom Ufer in die Fluth.

Prieſter.

Das alſo war's?

Tempelhüter.

Und Hero ſtand nicht fern.

Prieſter.

Er ſprang wohl auch, ſtand ich in ſeiner Nähe.

Tempelhüter.

Und dort in jenem Thurme brannte Licht
Die ganze Nacht.

Prieſter.

Das ſollte freilich nicht.
Doch Hero weiß wohl kaum, daß wir vermeiden,
Durch Licht und Flamme Bösgeſinnten, Feinden
Den Weg zu zeigen ſelber durch die Klippen,
Mit denen ſich die Küſte gürtend ſchützt.
Drum warne ſie.

Tempelhüter.

Ei, daß ſie meiner ſpottet?

Sie wußt' es wohl, und dennoch brannte Licht.
Das macht: ſie wachte, Herr!

Prieſter.

So?

Tempelhüter.

Bis zum Morgen.
Und oben war's ſo laut, und doch ſo heimlich,
Ein Flüſtern und ein Rauſchen hier und dort.
Die ganze Gegend ſchien erwacht, bewegt:
Im dicht'ſten Laub ein ſonderbares Regen,
Wie Windeswehn, und wehte doch kein Wind;
Die Luft gab Schall, der Boden tönte wieder,
Und was getönt und wiederklang, war nichts.
Das Meer ſtieg rauſchend höher an die Ufer,
Die Sterne blinkten, wie mit Augen winkend,
Ein halb enthüllt Geheimniß ſchien die Nacht.
Und dieſer Thurm war all' des dumpfen Treibens
Und leiſen Regens Mittelpunkt und Ziel.
Wohl zwanzigmal eilt' ich an ſeinen Fuß,
Nun meinend, jetzt das Räthſel zu enthüllen,
Und ſah hinan, nichts ſchaut' ich als das Licht,
Das fort und fort aus Hero's Fenſter ſchien.
Ein einzigmal lief, wie ein Mannesſchatten,
Vom Meeresufer nach dem Thurme zu.
Ich folg' und, angelangt, war wieder nichts,
Nur Rauſchen rings und Regen, wie zuvor.

Prieſter.

Scheint's doch, des ganzen Wunders voller Inhalt,
Mit Urſach und mit Wirkung, lag in dir.

Tempelhüter.

Ei, Herr! und warum brannte denn das Licht,

Die ganze Nacht, bis kurz, wie ich berichtet?
Als mich der Spuk zum Raſen halb gebracht,
Trat ich ins Inn're des Gebäudes, jenſeits,
Wo an den Thurm der Diener Wohnung ſchließt.
Da fällt Janthe mir zuerſt ins Auge,
Gekleidet und geſchmückt, als wär's am Tag.

Prieſter.

Des Räthſels Löſung bietet ſich von ſelbſt.
Frag' du das Mädchen. Ruf' ſie her. Du kennſt ſie,
Und weißt, wie oft ſie Störung ſchon gebracht.

Tempelhüter.

So dacht' ich auch und ſchalt ſie tüchtig aus;
Allein das Licht, an jenem, jenem Fenſter!
Und dann: als kurz ich vor im Haine ging,
Springt, hup! ein Mann ins brauſend ſchäum'ge Meer
Und in demſelben Augenblick tritt Hero,
Drei Schritte kaum entfernt, aus dem Gebüſch.

Prieſter.

Wenn du vermuthen willſt, ſuch' andern Stützpunkt;
Nur was dir ähnlich, treffe dein Verdacht!

Tempelhüter.

Nur was mir ähnlich? Ei, ich ſeh' es kommen!
Dem Diener ſei nicht Urtheil noch Verſtand.

Prieſter.

Ruf mir Janthen.

Tempelhüter.

Aber, Herr, das Licht! —

Prieſter.

Janthen, ſag' ich dir!

Tempelhüter.

Und jener Mann,
Der ſprang ins Meer und gen Abydos ſchwamm?

Prieſter.

Wie ſagſt du? — gen Abydos?

Tempelhüter.

Wohl.

Prieſter.

Abydos!
Ruf' mir Janthen.

Tempelhüter.

Wohl!

Prieſter.

Und Hero'n ſage —!
(Eine Rolle aus dem Buſen ziehend.)
Gib ihr dieß Schreiben, das von ihren Eltern
Nur eben kam und das — Vielmehr, laß nur —
Sag' ihr, daß ich die Dienerin beſchied.
(Der Tempelhüter ab in den Thurm.)
Abydos!
Was iſt's, daß dieſer Name mich durchfährt?
War aus Abydos nicht das Fremdenpaar,
Das jüngſt im Hain —? Wahnſinn, es nur zu denken!
Und doch! Iſt nicht das Jünglingsalter kühn,
Und bleibt nicht gern auf halbem Wege ſtehn,
Vor allem, wo Verbotnes lockt? Wenn ſie
Verſucht, das Abenteuer zu beſtehn,
Das mein Dazwiſchentritt geſtört? — und Hero,
Unwiſſend trüge ſie des Wiſſens Schuld.
Nebſtdem, daß ſie noch jung, und neu im Leben,
Noch unbelehrt, zu meiden die Gefahr,

Ja, zu erkennen ſie. — Genug, genug!
In meinem Innern reget ſich ein Gott
Und warnt mich, zu verhüten, eh's zu ſpät.
(Der Tempelhüter iſt zurückgekommen.)
Nun?

Tempelhüter.

Hero hält Janthen noch bei ſich.
Die Prieſt'rin ruht, gelehnt auf weichen Pfühl,
Das Mädchen kniet vor ihr, und ſpricht und tändelt.
Man läßt dich bitten, Herr —

Prieſter.

Sie zögern? Wie?
Heiß' du Janthen Augenblicks mir nah'n!

Tempelhüter
(ſich nach rückwärts bewegend).

Nur aber —

Prieſter.

Und wenn ſtill auch ſonſt, und klug,
Der Wahnſinn, der das kluge Weib befällt,
Tobt heft'ger als der Thorheit wild'ſtes Raſen.

Janthe kommt.

Tempelhüter.

Ei, komm nur immer, komm nur, du Geſchmückte!
Hier fragt man dich, warum ſo ſpät du wachſt?

Prieſter.

Von allem, was ſich Schlimmes je begab
In dieſem Haus, fand ich dich immer wiſſend,
Belehrt durch Mitſchuld, oder Neugier mind'ſtens.
Nun meldet man, daß ſich in dieſer Nacht
Verdächtig Treiben hier am Thurm geregt;

Auch fand dich dieſer Mann, da Alles ſchlief,
Noch wachend und gekleidet in den Gängen.
Drum ſteh ihm Red' und ſage, was du weißt.
(Er entfernt ſich.)

Janthe.

Bei allen Göttern, Herr —!

Prieſter (zurückſprechend).

Laß du die Götter,
Und ſorg' erſt, wie den Menſchen du genügſt!

Janthe.

Nichts weiß ich ja! Ich hörte nur Bewegung,
Ein Kommen und ein Gehn. Die Nacht war ſchwül,
Da lauſcht' ich vor der Thür und ging dann ſchlafen.

Tempelhüter.

So nennſt du: vor der Thür, zwei Treppen hoch?
Ich fand dich in dem Gang vor Hero's Kammer.

Janthe.

Ich war ſo bang, allein: da wollt' ich Hero fragen,
Ob ſie gehört, und ob ihr bang wie mir.

Prieſter
(ſich wieder nähernd).

Ich aber ſage dir: du ſollſt geſtehn;
Denn daß du weißt, zeigt mir dein ängſtlich Zagen.

Hero kommt.

Hero.

Was iſt denn nur? Warum berief man uns?

Prieſter.

Hier iſt Janthe, die du kennſt gleich mir.
Sie wird beſchuldigt, daß bei nächt'gem Dunkel —

Hero.

Man thut ihr wohl zu viel.

Prieſter.

So weißt du —?

Hero.

Herr!
Ich weiß nur, daß der Menſch gar gern beſchuldigt,
Und vollends dieſer Mann iſt wirren Sinns.

Prieſter.

Doch iſt's gewiß: ein Fremder war am Thurm.

Hero

(nach einer Pauſe).

Nun, Herr, vielleicht der Ueberird'ſchen Einer!
Du ſprachſt ja ſelbſt: in altergrauer Zeit
Stieg oft ein Gott zu ſel'gen Menſchen nieder.
Zu Leda kam, zum fürſtlichen Admet,
Zur ſtrengverwahrten Danae ein Gott;
Warum nicht heut? zu ihr? zu uns? Zu wem du willſt?

(Sie geht auf die Ruhebank zu.)

Prieſter.

Sprach das der Spott? und dünkt das Heil'ge dir —?

(Zu Janthen.)

Nun, Thörin oder Schuldige, geſteh'!

Janthe.

Frag' doch nur Hero ſelbſt. Sie wohnt im Thurm;
War dort Geräuſch, vernahm ſie es wohl auch.

Prieſter

(ſich Hero'n nähernd).

Hörſt du?

Hero

(die ſich geſetzt hat, halb ſingend, den Kopf in die Hand geſtützt).

Sie war ſo ſchön.
Ein Königskind.

(Sprechend.)

Nun, lichter Schwan, flogſt du zu lichten Sternen?

Prieſter.

Hero!

Hero

(emporfahrend).

Was iſt? Wer faßt mich an? Was willſt du?

Prieſter.

Haſt du vergeſſen ſchon?

Hero.

Nicht doch! Ich weiß,
Was man beſchuldigt Jene, ohne Grund.
Sei du nicht bang, Janthe, frohen Muths!
Wenn Alle dich verließen, Alle ſie,
In meiner Bruſt lebt dir ein warmer Anwalt.

(Sie küſſend.)

Wenn ſie dich quälen, Gute, komm zu mir;
Nun aber geh; ſie ſpotten dein und meiner.

Prieſter.

Bleib noch!

(Janthe zieht ſich zurück.)

(Zu Hero.)

Du liebteſt nie das Mädchen ſonſt;
Woher der Antheil nun?

Hero

(die aufgeſtanden iſt).

Was fragſt du mich?
Sie iſt gekränkt; braucht's da noch andern Grund?

Prieſter.

Doch wem galt jene nächtlich dunkle Störung?

Hero.

Warum denn ihr?

Prieſter.

Wem ſonſt?

Hero.

Die Lüfte wiſſen's;
Doch ſie verſchweigen's auch.

Prieſter.

Nun denn, zu dir! Man ſah
In deinem Thurme Licht die ganze Nacht.
Thu' das nicht mehr.

Hero.

Wir haben Oel genug.

Prieſter.

Doch ſieht's das Volk und deutet's wie es mag.

Hero.

Mag's denn.

Prieſter.

Auch rieth ich dir, den Schein zu meiden,
Den Schein ſogar! — viel mehr noch wahren Anlaß.

Hero.

Wir meiden ihn, doch meidet er auch uns?

Prieſter.

Sprichſt aus Erfahrung du?

Hero.

Was iſt die Zeit?
Wie lang iſt's noch bis Abend?

Prieſter.

Und warum?

Hero.

Geſteh' ich's? Ich bin müd.

Prieſter.

Weil du gewacht?

Hero.

So iſt's. Der Wind kommt uns aus Oſten, denk' ich,
Und ruhig iſt die See. Nun, gute Nacht!

Prieſter.

Am hohen Tage? Hero, Hero, Hero!

Hero.

Was willſt du, Ohm?

Prieſter.

Hab' Mitleid mit dir ſelbſt!

Hero.

Ich ſehe wohl, um mich geht Manches vor,
Das mich betrifft, und nah' vielleicht und nächſt,
Doch faſſ' ich's nicht und düſter iſt mein Sinn.
Ich will darüber denken.

Prieſter.

Halt vorerſt!
Du kannſt noch nicht zurück in deine Wohnung: —
Erſt harrt noch ein und anderes Geſchäft.

Hero.

Geſchäft?

Prieſter (ſtreng).

Geſchäft!
(Gemildert.)
Des neuen Amtes Bürde.
Im Tempel iſt — und doch — vergaß ich's denn? —

Von deinen Eltern kam ein Brief — Vielmehr:
— Man meldet mir — ein Bote deiner Eltern,
Von ihnen, ſcheidend, noch zu uns geſendet,
Sei angelangt am öſtlich äußern Thor,
Das abſchließt unſern heiligen Bezirk: —
Allein die Fiſcher, die am Meere wohnen,
Mißtrauiſch jedem Fremden und vielleicht
Der Störungen ſchon kundig dieſer Nacht,
Sie wehren ihm den Eintritt bis zu uns.
Ich gönne dir die Freude, geh du hin
Und ſprich den Mann und höre, was er bringt.

Hero.

So muß ich ſelbſt —?

Prieſter.

Treibt dich Verlangen nicht?
Botſchaft von deinen Eltern — dann —

Hero.

Ich gehe.

Prieſter.

Du findeſt wohl den Mann bei jenen Hütten,
Doch wär' es nicht und hätt' er ſich entfernt,
So wirſt du mir ſchon weiter wandeln müſſen,
Bis du —

Hero.

Es ſoll geſchehn.

Prieſter.

Tritt nur indeß
Bei unſers Hauſes wackerm Schaffer ein,
Von dort aus ſende Diener, die ihn ſuchen.
Und, einmal da: laß dir den Vorrath zeigen,

Den man dort ſammelt für der Göttin Dienſt.
Das letzte Feſt ließ unſre Tempel nackt.
Es fehlt an Weihrauch, Opfergerſte, Linnen,
Kannſt du davon mir bringen, dank' ich dir's.

Hero.

Dann aber kehr' ich heim.

Prieſter.

Gewiß, wenn du
Der Pilgerruh erſt einen Blick gegönnt,
Die dort ganz nah auf ſchlanken Säulen ſteht.
Vielleicht birgt unſer Mann ſich dort zumeiſt.
Auch haben Waller ſich, ſo heißt's, verſammelt,
Die ferneher zu unſerm Tempel ziehn.
Tritt unter ſie und ſprich ein nützlich Wort,
Den Opfern, die ſie bringen, wohne bei;
Und haſt du ſo dein heilig Amt vollbracht —
Es wäre denn, der Rückweg gönnte Zeit —

Hero.

Genug, o Herr! beinah ſagt' ich: zu viel.
(Einſchmeichelnd.)
Geſteh' ich dir's, ich bliebe lieber hier.

Prieſter (ruhig).

Doch muß es ſein.

Hero.

Muß es? Nun ſo geſcheh's.

Prieſter.

Nimm nur die neue Freundin mit, Janthen,
Die dir ſo ſehr gefällt, das kürzt den Weg.

Hero.

Haſt du doch recht, und alſo will ich thun.

Janthe, komm und leite mich den Pfad,
Dein froh Geſpräch laß uns den Weg verkürzen,
Und werd' ich müd, ſo leih mir deinen Arm.

Du aber, ſtille Wohnung, lebe wohl!
Eh' noch der Abend graut, ſeh' ich dich wieder.

Wo biſt du? — Ah! — Sei heute Hero du
Und denke, ſprich für mich. Ein andermal
Bin ich Janthe gern — Und ſei nicht grämlich, hörſt du?
(Janthens Nacken umſchlingend, ab.)

Prieſter.

Zähm' ich den Grimm in meiner tiefſten Bruſt?
Kein Zweifel mehr, die Zeichen treffen ein.
Ein Mann dem Tempel nah' und Hero weiß es.
Und Einer war's von jenen Jünglingen,
Leander und Naukleros hießen ſie,
Die, aus Abydos, ich im Haine traf;
Ob aber ſchon ſeit lang mit Heuchlerkunſt
Sie mir's verbirgt, ob nun erſt heute, jetzt erſt —

Naukleros und Leander. Welcher war's?
(Die flachen Hände vor ſich hingeſtreckt.)
In gleichen Schalen wäg' ich euer Loos.
Die Namen beide ähnlichen Gehalts,
Die Zahl der Laute gleich in ein und anderm,
Deſſelben Anſpruchs Jeder auf das Glück:
Indeß der Eine doch ein Lebender, Beſeelter,
Sein Freund ein Todter iſt, ſchon jetzo todt;
Denn weil ſie fern, leg' ich die Schlingen aus,
Die ihn verderben, kehrt der Kühne wieder.

Unſeliger! Was ſtreckteſt du die Hand
Nach meinem Kind, nach meiner Götter Eigen?
(Nach rückwärts gewendet.)

Ha, Alter, du noch hier? Laß uns hinauf!
Erforſchen jedes Zeichen, das der That,
Der noch verhüllten, dunkeln Fußtritt zeigt.
Kommt dann die Nacht und ſiehſt du wieder Licht —

Und doch, wer weiß, ob wir uns nicht getäuſcht?
Iſt Zutrau'n blind, ſieht Argwohn leicht zu viel,
Zum mindeſten befehl' ich dir zu zweifeln,
Bis ich dir ſage: Glaub's! Erſchrick nicht, Alter!
Geh nur voran und öffne jene Thür.

(Der Alte geht dem Thurme zu.)

Der Prieſter

(im Begriff, ihm zu folgen).

Fortan ſei Ruh. Der Thorheit Werk vergeh!
Der Morgen find' es nicht. Es ſei geweſen.

(Mit dem Diener in den Thurm ab.)

Kurze Gegend. Rechts im Vorgrunde Leanders Hütte. Daneben ein Baum mit einem Votivbilde.

Naukleros kommt und bleibt vor der Hütte ſtehen, mit dem Fuß auf den Boden ſtampfend.

Naukleros.

Leander hör'! Machſt du nicht auf? — Leander!

Bis jetzt hat meine Sorgfalt ihn bewahrt.
Ich ließ ihn geſtern Abends in der Hütte,
Und heute that, die Nachbarn ſagen's,
Sich noch nicht auf die feſtverſchloßne Thür.
Doch gilt's zu wachen noch, zu hüten, ſorgen.

Was aber zögert er? es iſt ſchon ſpät.
Hat allzugroßer Schmerz —? Wie, oder gar?
Vergaß vielleicht den Gram und ſeine Leiden

Und träumt nun langgeſtreckt? Leander, he!
Langſchläfer, Ohneſorg! Beim Sonnengott,
Wachſt du nicht auf, ſo ſpreng' ich dir die Thür'.
Mit alle dem dünkt's mich doch ſonderbar —

(Er ſieht durch die Spalte.)

Leander tritt links im Hintergrunde auf.

Leander.

Huhup!

(Er zieht ſich wieder zurück.)

Naukleros (raſch umgewendet).

Wer da? Freund oder Feind?

Leander (vortretend).

Ha! Ha!
Erſchreckt?

(Er trägt einen Stab in der Hand und unter dem Arme ein Schleiertuch, deſſen eines Ende er während des Folgenden in eine Schleife bindet.)

Naukleros.

Du ſelbſt? Und alſo ſpöttiſch
Genüber deinem Meiſter, deinem Herrn?
Und dann — Was dünkt mir denn? — Wo kommſt du her?
Verließ ich dich nicht Abends in der Hütte?
Und heute, ſieh ich weiß, die Nachbarn ſagen's,
Ging noch nicht auf die feſtverſchloßne Thür.
Wo kommſt du her und wie?

(Er greift mit der Hand hin, um Leanders Beſchäftigung zu unterbrechen.)

Leander (zurückziehend).

Mein Stab, mein Wimpel, ei!

Naukleros.

Dein Haar iſt feucht, die ſchweren Kleider kleben.
Du warſt im Meer.

Leander.
Wie bündig ſchließt der Mann!
(Er geht während des Folgenden nach rückwärts zum Baume und legt Stab und Schleier auf einer Erderhöhung unter dem Götterbilde nieder.)

Naukleros
(ſeinen Bewegungen folgend).
Im Meer? Weßhalb? Du warſt doch nicht —? Leander!
Weißt du? Sie ſenden Späher aus von Seſtos,
An unſerm Ufer hat man ihrer ſchon geſehn.
Wenn nun ſo weit, bis über Meeresgränze
Ihr Argwohn reicht, um wie viel ſtrenger denkſt du
Das Jenſeits dir bewacht, uns feind von je?
Der wär' ein Thor, der irgend es verſuchte,
Zu ſtürzen ſich ins aufgeſpannte Netz.
Dann aber: wie?

Leander
(der wieder zurückgekommen iſt, nach rückwärts ſprechend).
Bewahre mir's, du Gott!

Naukleros.
Noch einmal: wie? Du weißt, ich brach das Steuer
Von deinem Kahn, und alle Nachbarn hielten
Auf mein Geſuch die Nachen unter'm Schloß.
Wenn nun zu Schiffe nicht, wie ſonſt? Denn ſchwimmend,
Leander, ſchwimmend —! Kennſt du auch den Raum,
Der trennt Abydos Strand von Seſtos' Küſte?
Kein Lebender kömmt lebend drüben an;
Denn hielte auch die Kraft, ſo ſtarren Klippen,
Die reichen rings, ſo weit das Ufer reicht,
Kein Ruheplatz, noch Anfurt, keine Stelle,
Die ſichre Landung beut.

Leander.
Sieh nur! So ſchroff?

Naukleros.

Nun ja: Ein Ort iſt zwiſchen ſcharfen Klippen,
Dort mag ein Glückskind, das ihn nicht verfehlt,
In finſtrer Nacht, dort mag dem Land er nahn.
Ein Thurm ſteht da, voreinſt zum Schutz gebaut;
Jetzt wohnt die Prieſterjungfrau drin, die einſt wir
Im Haine ſahn. Du wohl ſeitdem — Leander!
Birg nicht dein Aug'! zu ſpät! Denn es geſtand.

Nun, du warſt dort heut Nacht, ſtatt hier zu ruh'n,
Fandſt glücklich aus den einz'gen Platz der Landung,
Und ſtandſt am Thurm, den feuchten Blick empor,
Liebäugelnd mit dem Licht in ihrer Kammer;
Sahſt ihre Schatten an den Wänden fliehn,
Beglückt, um höhern Preis nicht, als den Tod,
Im Uebermaß von ſo viel Glück zu ſchwelgen.

Leander.

Armſeliger!

Naukleros.

Auch das! Die Schild'rung war zu ſchwach.
Du ſahſt ſie, ſprachſt mit ihr, fandſt Haus und Pforte
Geöffnet, unbewacht, tratſt ein —?

Leander

(ſich in ſeine Arme werfend).

Naukleros!
Fühlſt du den Kuß? Und weißt du, wer ihn gab?

Naukleros.

Laß ab! Dein Kuß iſt Tod!

Leander.

So furchtſam?
Naukleros feig?

Naukleros.

Nun ja, ich ſeh' es wohl, wir haben,
Die Plätze haben wir getauſcht. Ich furchtſam,
Du kühn; Leander frohen Muths; Naukleros —
Ich werde doch nicht gar noch weinen ſollen?
Wohlan, geh in den Tod! Nur Eines,
Ein Einziges verſprich mir: Dieſesmal,
Dießmal ſuch' nur ihn nicht; bleib fern von Seſtos!
Damit, wenn du nun daliegſt, bleich und kalt,
Ich mir nicht ſagen müſſe: Du warſt's, du,
Der treulos ſeine Freundespflicht verſäumt,
Ihm ſelber wies die todtgeſchwellten Früchte,
Selbſt wob das Netz, das klammernd ihn umfing.
(Ein Knie zur Erde gebeugt.)
Leander!

Leander.

Biſt du krank? Was kommt dir an?

Naukleros.

Haſt du doch Recht, und fürder auch kein Wort!
Wer ſpräch' auch wohl zum brandend tauben Meer,
Zum lauten Sturm, dem wilden Thier der Wüſte,
Das achtlos folgt der angebornen Gier?
Darum kein Wort! Nur, denkſt du irgend noch
Der Freundſchaft, die uns einſt —?

Leander.

Naukleros! einſt?

Naukleros.

Laß das! Es ſpricht die That. Schein' ich dir irgend
Noch eines kleinen, armen Dienſtes werth,
Thu' mir die Lieb' und öffne jene Thür.

Leander.

Wozu?

Naukleros.

Ich bitte dich.

Leander.

Der Schlüſſel, weißt du,
Liegt unter'm Stein.

Naukleros.

Thu's ſelbſt.

Leander

(der die Thür der Hütte geöffnet hat).

Es iſt geſchehn.

Naukleros.

Wohlan! Und daß ich dankbar mich erweiſe:
Geh dort hinein!

Leander.

Ich nicht.

Naukleros.

Du ſollſt! Du mußt!
Der Stärk're war ich ſtets, der Aelt're bin ich,
Und jetzt ſtählt Sorge dreifach meinen Arm.
(Leander anfaſſend.)
So faſſ' ich dich, ſo halt' ich dich, ſo drück' ich
Dich an den Grund. Gehorchſt du wohl?

Leander

(mit gebrochenen Knien).

Halt ein!

Naukleros (ihn loslaſſend).

Armſeliger! von Lieb' und Wellen matt!
Und nun hinein!

Leander
(zurückweichend).
Fürwahr, ich werde nicht!

Naukleros
(ihn anfaſſend und zurückdrängend).
Du wirſt, du ſollſt, du mußt!

Leander.
Laß ab!

Naukleros.
Vergebens!
(Er hat ihn in die Thür gedrängt, die er jetzt raſch an ſich zieht.)
Nun zu die Thür!
(Er dreht den Schlüſſel.)
Und ſchwimm du künftig wieder!
Ich will als Schließer ſelbſt dir Nahrung bringen;
Doch daß du nicht entkommſt, bin ich dir gut.

Leander (von innen).
Naukleros!

Naukleros.
Nein!

Leander.
Ein Wörtchen nur!

Naukleros.
Nicht eins!

Leander.
Doch wenn mein Heil, mein Leben dran geknüpft,
Daß du mich hörſt?

Naukleros.
Was alſo wär' es denn?

Leander.

Nur eine Spanne weit mach' auf die Thür!
Mein Daſein iſt bedroht, wenn du's verweigerſt.

Naukleros.

Nun, handbreit öffn' ich denn.
(Zurückprallend.)
Ha, was iſt das?

Leander

(ſtürzt aus der Hütte, das Haupt mit einem Helme bedeckt, den Schild am Arme, ein bloßes Schwert in der Hand).

Komm an! komm an! Warum nicht hältſt du mich?
Noch iſt mir meines Vaters Helm und Schwert,
Und Tod dräut Jedem, der ſich widerſetzt!

Thor, der du biſt! und denkſt du, den zu halten,
Den alle Götter ſchützen, leitet ihre Macht?
Was mir beſtimmt, ich will's, ich werd's erfüllen;
Kein Sterblicher hält Götterwalten auf.

Ihr aber, die ihr rettend mich beſchirmt
Durch Wellennacht:
(Er kniet.)
Poſeidon, mächt'ger Gott!
Der du die Waſſer legteſt an die Zügel,
Den Tod mir ſcheuchteſt von dem feuchten Mund!
Zeus, mächtig über Allen, hehr und groß!
Und Liebesgöttin du, die mich berief,
Den kundlos Neuen, lernend zu belehren,
Die Unberichteten, was dein Gebot,
Steht ihr mir bei und leitet wie bisher!

(Aufſtehend und Schild und Schwert von ſich werfend, den Helm noch immer auf dem Haupte.)

Drum keine Waffen! Euer Schutz genügt.
Mit ihm geharniſcht wie mit eh'rner Wehr,
Stürz' ich mich kühn in Mitte der Gefahren.

(Schnell den Stab mit dem Schleiertuche aufnehmend und die darin geknüpfte Schleife an die Spitze des Stabes befeſtigend, indeß er das andere Ende mit der Hand daran feſthält.)

Und dieſes Tuch, geraubt von heil'ger Stelle,
Schwing' ich als Wimpel in vermeſſ'ner Hand:
Er weist den Weg mir durch die Waſſerwüſte,
Und läßt ein Gott erreichen mich die Küſte,
Pflanz' ich, ein Sieger, es auf den erſtiegnen Strand.
Erlieg' ich, ſei's durch euch! Und alſo fort!

(Das Tuch flaggenartig ſchwingend.)

Amor und Hymen, ziehet Ihr voran,
Ich komm, ich folg', und wäre Tod der Dritte!

(Er eilt fort.)

Naukleros.

Er iſt von Sinnen! Hörſt du nicht? Leander!

(Die Waffen aufnehmend.)

Noch geb' ich ihn nicht auf. Die Freunde ſamml' ich,
Wir halten ihn und wär' es mit Gewalt.
Dort ſchleicht ein Mann, gehüllt in dunkeln Mantel,
Ein Späher jenes Tempels ſchon vielleicht.
Ich meid' ihn, folge Jenem. O mein Freund!

(Er zieht ſich, ausweichend, nach der entgegengeſetzten Seite zurück.)

Platz vor Hero's Thurm, wie zu Anfang dieſes Aufzuges.

Hero kommt, die Hand auf **Ianthens** Schulter gelegt. **Diener** mit Gefäßen folgen.

Hero.

Tragt die Gefäße nur hinauf zu meinem Ohm;
Sagt ihm — Ihr wißt ja ſelbſt. — Ich bleibe hier.

(Sie ſetzt ſich.)

War dieſer Mann doch, meiner Eltern Bote,
Wie Hoffnung, wie das Glück: man ſucht's, es flieht,
Und läßt uns ſo zurück.

Janthe.

Du gingſt ſo raſch.

Hero.

Nun, ich bin wieder da.

Janthe.

Willſt du nicht lieber
Hinauf in dein Gemach?

Hero.

Nein, nein, nur hier.
Iſt's noch nicht Abend?

Janthe.

Kaum.

Hero

(den Kopf in die Hand geſtützt)

Nu, nu! Ei nu!

Der **Tempelhüter** kommt von der linken Seite.

Tempelhüter.

So biſt du hier? Wir harrten deiner längſt.

Hero.

Längſt alſo? längſt? Ich glaub', ihr ſpottet mein!
Ging ich nicht unverweilt, den Boten ſuchend,
Der ewig mir entſchwand, jetzt hier, nun dort.
Mit Abſicht thatet ihr's. Weiß ich, warum?

Tempelhüter.

Der Bote kam auf andern Wegen her,
Du warſt kaum fort. Er iſt bei deinem Ohm.

Hero.
Und ihr ließt unberichtet mich? Doch immer!
Ein andermal will ich wohl klüger ſein.

Tempelhüter.
Dein Oheim harrt im Tempel.

Hero.
So!
Er wird noch harren, denn ich bleibe hier.

Tempelhüter.
Doch er befahl —

Hero.
Befahl er dir, ſo thu's;
Ich denke künftig ſelbſt mir zu gebieten.
Geh nur!
(Zu Janthen.)
Du immer auch.

Janthe.
Befiehlſt du irgend ſonſt —?

Hero.
Ich nicht. — Und doch! Wenn's ſelber dir gefällt.
Geh nur hinauf, bereite mir die Lampe,
Gieß Oel noch zu, genug für viele Zeit.
Und kommt die Nacht — allein, das thu' ich ſelbſt.
(Die Beiden gehen.)

Hero.
Und kommt die Nacht — Sie bricht ja wirklich ein.
Da iſt mein Thurm, dort flüſtern leiſe Wellen,
Und geſtern war er da und heut verſprach er —
War's geſtern auch? Mich däucht, es wär' ſo lang,
Mein Haupt iſt ſchwer, die wirren Bilder ſchwimmen.

Des Tages Glut, die Sorge jener Nacht,
Die keine Nacht, ein Tag in Angſt und Wachen —
Das liegt wie Blei auf meinem trüben Sinn.
Und doch ein lichter Punkt in all' dem Dunkel:
Er kommt. Gewiß? Nur noch dieß Einemal,
Dann bleibt er fern. — Wer weiß? — Auf lange Zeit.
Und ſpät erſt, ſpät — ich muß nur wachſam ſein!
(Den Kopf in die Hand lehnend.)

Der **Prieſter** kommt mit dem **Tempelhüter.**

Prieſter.

So kommt ſie nicht?

(Der Tempelhüter zeigt ſchweigend auf die Ruhende.)

Prieſter

(zu ihr tretend).

Hero!

Hero

(aufſchreckend).

Biſt du's, mein Freund?

Prieſter.

Ich bin's, und bin dein Freund.

Hero (aufſtehend).

Sei mir gegrüßt!

Prieſter.

Der Bote deiner Eltern, weißt du wohl —?

Hero.

Ich weiß.

Prieſter.

Er brachte Briefe mit, ſie liegen
In deinem Thurmgemach. — Holſt du ſie nicht?

Hero.

Auf morgen leſ' ich ſie.

Prieſter.

Nicht heut?

Hero.

Nicht jetzt.

Prieſter.

Zu wiſſen, wie ſie leben, reizt dich nicht?

Hero.

Nur kurz iſt's, daß ſie ſchieden; ſie ſind wohl.

Prieſter.

Biſt du ſo ſicher deß?

Hero.

Ich bin es, Herr!
Aufs Zeugniß einer ſeligen Empfindung,
Die mich durchſtrömt, mein Weſen ſtill verklärt,
Daß Alle, die mir theuer, froh und wohl.

Prieſter.

Wie oft täuſcht ein Gefühl.

Hero.

Was täuſchte nie?
Bleibt mir die Wahl, wähl' ich die ſüß're Täuſchung.

Prieſter.

Wo iſt Janthe?

Hero.

Eben ging ſie hin.

Prieſter.

Nach den Ereigniſſen der letzten Zeit
Kann ſie nicht weilen mehr in unſrem Hauſe.

Hero.

Ich ſagte dir, du thuſt dem Mädchen Unrecht.

Prieſter.

Doch wie erweiſeſt du's?

Hero.

Ich glaub' es ſo.

Prieſter.

Auf ein Gefühl auch?

Hero.

Auch auf ein Gefühl.

Prieſter.

Doch ich will Klarheit und Janthe ſcheide.

Hero.

Verzeih! Du weißt, das kann nicht ohne mich.
Die Mädchen ſind der Prieſterin befohlen,
Und meine Rechte kenn' ich ſo wie meine —
Ich kenne, Herr, mein Recht.

Prieſter.

Wie meine Pflichten;
Du wollteſt ſagen ſo?

Hero.

Ich wollte, Herr,
Und ſag' es jetzt: auch meine Pflichten kenn' ich:
Wenn Pflicht das alles, was ein ruhig Herz,
Im Einklang mit ſich ſelbſt und mit der Welt,
Dem Recht genüber ſtellt der andern Menſchen.

Prieſter.

Dem Recht der Götter nicht?

Hero.

Laß uns nicht klügeln!

Gib deinem Bruder und dir ſelbſt ſein Theil;
Die Götter ſind zu hoch für unſre Rechte.

Prieſter.

Du biſt gereift.

Hero.

Nun, Herr, die Sonne ſcheint,
Und auch der Mond läßt wachſen Gras und Kraut.

Prieſter.

Da du ſo ſtreng ob deinen Rechten hältſt,
So muß ich bitten dich, mir zu verzeihn,
Daß ich erbrochen deiner Mutter Schreiben.

Hero.

Was mein iſt, iſt auch dein.

Prieſter.

Ich wollte wohl,
Du läſeſt dieſen Brief, ob einer Warnung,
Die er enthält.

Hero.

Gewiß, ich werde. Morgen.

Prieſter.

Nein, heut! Wär's nicht zu viel, ich bäte dich,
Ihn jetzt zu holen, gleich.

Hero.

Du quälſt mich, Ohm.
Allein, damit du ſiehſt — Iſt's noch nicht Abend?

Prieſter.

Beinah.

Hero.

Ich hole denn das Schreiben,
(mit verbindlichem Ausdruck)
Damit du ſiehſt, wie ſehr ich dir zu Dienſt.
(Ab in den Thurm.)

Prieſter.

Mein Innerſtes bewegt ſich, ſchau' ich ſie!
So ſtill, ſo klug, ſo Ebenmaß in Jedem,
Und immer däucht es mir, ich müßt' ihr ſagen:
Blick' auf! Das Unheil gähnt, ein Abgrund, neben dir!
Und doch iſt ſie zu ſicher und zu feſt.
Gönn' ich ihr Zeit, und taucht ihr heller Sinn
Auf aus den Fluten, die ihn jetzt umnachten,
Denkt ſie auf Mittel nur, ihn zu erretten,
Entzieht den Straſbar'n unſrer Schlingen Haſt,
Und iſt ſo mehr und ſich'rer dann verloren.

Zwar, muß ſie ſchuldig ſein? Wenn ein Verwegner
Das Unerlaubte tollkühn unternahm —
Sei's auch, daß ſie berührt nach Jugendart —
Muß im Verſtändniß ſie ihm ſelbſt die Zeichen,
Die Mittel ſelbſt ihm bieten ſeiner That?

(Am Fenſter des Thurmes erſcheint die Lampe.)

Was dort? Die Lampe ſtrahlt, unſelig Mädchen,
Sie leuchtet deiner Straſe, deiner Schuld.

Der **Tempelhüter** kommt.

Tempelhüter.

Siehſt du das Licht?

Prieſter.

Ich ſeh's. Sprachſt du die Fiſcher?

Tempelhüter.

Ja, Herr. Sie rudern nicht, wie du befahlſt,
Heut Nacht ins Meer, das hoch geht ohnehin.

Prieſter.

So beſſer denn! Du folge nun, ſie kommt.

(Sie entfernen ſich nach der linken Seite.)

Hero kommt zurück mit einer Rolle.

Hero.

Hier iſt dein Brief. Nimmſt du ihn nicht? — Ei ja! —
Wo ging er mir nur hin? — Er kommt wohl wieder.
(Sie ſteckt den Brief in den Gürtel.)
Wie ſchön du brennſt, o Lampe, meine Freundin!
Noch iſt's nicht Nacht, und doch geht alles Licht,
Das rings umher die laute Welt erleuchtet,
Von dir aus, dir, du Sonne meiner Nacht.
Wie an der Mutter Bruſt hängt alles Weſen
An deinem Umkreis, ſaugend deinen Strahl.
Hier will ich ſitzen, will dein Licht bewahren,
Daß es der Wind nicht neidiſch mir verlöſcht.
Hier iſt es kühl, im Thurme ſchwül und ſchläfrig,
Die dumpfe Luft drückt dort die Augen zu:
Das aber ſoll nicht ſein, es gilt zu wachen.
(Sie ſitzt.)
Sie haben mich geplagt den langen Tag
Mit Kommen und mit Gehn. Nicht abſichtlos!
Allein weßhalb? Warum? Ich weiß es nicht.
(Den Kopf in die Hand geſenkt.)
Doch immerhin! Drückt erſt nicht mehr die Stirn,
Erkenn' ich's wohl. Und dann — ſoll auch — wenn nur —
(Emporfahrend.)
Was iſt? Wer kommt? — Ich bin allein. Der Wind nur
Weht ſchärfer von der See. — So beſſer denn
Treibſt du den Holden früher ans Geſtade.
Die Lampe brennt noch hell. Pfui, wer wird träumen?
Hellauf und friſch! Der Liebe ſüße Wacht.
(Den Kopf wieder in die Hand geſtützt.)
Genau beſehn, wollt' ich, er käme nicht.
Ihr Argwohn iſt geweckt, ſie lauern, ſpähn,

Wenn ſie ihn träfen — mitleidvolle Götter!
Drum wär' es beſſer wohl, er käme nicht.
Allein, er wünſcht's, er flehte, bat. Er will's.
Komm immer denn, du guter Jüngling, komm!
Ich will dich hüten wie der Jungen Schaar
Die Glucke ſchützt, und Niemand ſoll dir nahn,
Niemand als ich allein, und nicht zu ſchäd'gen;
Bewahr'! bewahr'! — Ich bin doch müd.
Es ſchmerzt der Fuß. Löst Niemand mir die Schuh'?
(Sie zieht einen Fuß auf die Ruhebank.)
Hier drückt es, hier. Hat mich ein Stein verletzt?
(Auch den zweiten Fuß an ſich ziehend, in halbliegender Stellung.)
Wie ſüß, wie wohl! — Komm, Wind der Nacht,
Und kühle mir das Aug', die heißen Wangen!
Kommſt du doch über's Meer, von ihm.
Und, o, dein Rauſchen und der Blätter Lispeln,
Wie Worte klingt es mir: von ihm wir, ihm, von ihm.
Breit' aus die Schwingen, hülle ſie um mich,
Um Stirn und Haupt, den Hals, die müden Arme,
Umfaß, umfang'! Ich öffne dir die Bruſt —
Und kommt er, ſag es an — Leander — du?
(Pauſe.)

Der **Tempelhüter** kommt lauſchend auf den Zehen, hinter ihm der **Prieſter**, der am Eingange des Thurmes ſtehen bleibt.

Tempelhüter
(ſich der Ruhebank nähernd, mit gedämpfter Stimme).
Hero! — Sie ſchläft.

Prieſter.
Vom Thurme ſtrahlt das Licht,
Der Götter Sturm verlöſche deine Flamme!
(Er geht in den Thurm.)

Tempelhüter.

Was ſinnt er nur? Mir wird ſo bang und ſchwer.
Wenn ich nicht ſprach — und doch, wie konnt' ich anders?
Dort gehen Männer mit des Fiſchzugs Netzen.
(Sich der rechten Seite nähernd.)
Was ſchafft ihr dort? Ward euch denn nicht geboten,
Zu bleiben heute Nacht dem Meere fern
In eurer Hütten feſtverſchloßnen Räumen?
(Zurückkommend.)
Sie meinen, es gibt Sturm. Nun Götter, waltet!
(Zum Thurm emporblickend.)
Die Lampe wird bewegt. Er ſelbſt! — Unſelig Mädchen,
Erwacht ſie? Nein. So warnet dich kein Traum?
(Hero macht aufathmend eine Bewegung und ſinkt dann tiefer in Schlaf. Das Haupt gleitet aus der unterſtützenden Hand und ruht auf dem Oberarme, indeß der untere Theil ſchlaff hinabhängt. Es iſt dunkel geworden.)

Tempelhüter.

Mich ſchaudert. Weh! Hätt' ich mein Oberkleid!

Der **Prieſter** kommt zurück.

Prieſter.

Wer ſpricht? Biſt du's? — Komm mit! Es ſinkt die Nacht
Und brütet über ungeſcheh'ne Dinge.
(Zu Hero hintretend.)
Nun Himmliſche, nun waltet eures Amts!
Die Schuldigen hält Meer und Schlaf gebunden;
Und ſo iſt eures Prieſters Werk vollbracht.
Das Holz geſchichtet und das Beil gezückt,
Wend' ich mich ab. Trefft, Götter, ſelbſt das Opfer!
(Indem er ſich zum Fortgehen wendet, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Platz vor Hero's Thurm, wie zum Schluß des vorigen Aufzuges.
Es iſt Morgen.

Beim Aufziehen des Vorhanges ſteht **Hero** in der Mitte der Bühne, den herabgeſunkenen Kopf in die Hand geſtützt, vor ſich hinſtarrend. **Janthe** kommt.

Janthe.

Stehſt du noch immer da gleich unbewegt,
Und ſtarrſt auf einen Punkt? Komm mit ins Wäldchen!
Die Luft hat ausgetobt, die See geht ruhig.
Doch hörteſt du den Aufruhr heute Nacht?

Hero.

Ob ich gehört?

Janthe.

Du warſt ſo lang hier außen.
Zwar endlich hört' ich Tritte über mir;
Doch leuchtete kein Licht aus deiner Kammer.

Hero.

Kein Licht! kein Licht!

Janthe.

Dich martert ein Geheimniß.
Wenn du's vertrauteſt, leichter trügeſt du's.

Hero.

Erriethſt du's etwa ſchon und fragſt mich doch?
Ich ſollte wachen hier, doch ſchlief ich ein.
Es war ſchon Nacht, da weckte mich der Sturm:
Schwarz hing es um mich her, verlöſcht die Lampe.
Mit losgeriſſ'nem Haar, vom Wind durchweht,
Flog ich hinan. Kein Licht! Nicht Troſt und Hilfe.
Lautjammernd, auf den Knien, fand mich der Tag. —
Und doch, und dennoch —!

Janthe.

Arme Freundin!

Hero.

Arm?
Und dennoch! Sieh! Die Götter ſind ſo gut!
Ich ſchlief kaum ein, da löſchten ſie das Licht.
Beim erſten Strahl des Tags hab' ich's beſehn,
Mit heißem, trocknem Aug' durchforſcht die Lampe:
Kein Hunderttheil des Oeles war verbrannt,
Der Docht nur kaum geſchwärzt. Klar war es, klar:
Kaum ſchlief ich ein, verlöſchte ſchon das Licht.
Die Götter ſind ſo gut! Geſchah es ſpäter,
(von ihr wegtretend, vor ſich hin)
So gab der Freund ſich hin dem wilden Meer,
Der Sturm ereilte ihn und er war todt.
So aber blieb er heim, gelockt von keinem Zeichen,
Und iſt gerettet, lebt!

Janthe.

Du ſcheinſt ſo ſicher.

Hero.

Ich bin es, denn ich bin. Die Götter ſind ſo gut!
Und was wir fehlten, ob wir uns verſehn,

Sie löſchen es mit feuchtem Finger aus
Und wehren dem Verderben ſeine Freude.
Ich aber will, ſo jetzt als künft'ge Zeit,
Auch ihnen kindlich dankbar ſein dafür,
Und Manches, was nicht recht vielleicht und gut,
Und ihnen nicht genehm, es ſei verbeſſert;
Zum mindeſten entſchieden, denn die Götter,
Sie ſind dem Feſten, dem Entſchiednen hold.
Nun aber, Mädchen, tritt dort an die Anfurt!
Sieh, ob dein Aug' die Küſte mir erreicht,
Das ſel'ge Jenſeits, wo — ſchau' gen Abydos!
Ich hab's aus meinem Thurm nur erſt verſucht,
Doch lagen Nebel drauf. Nun iſt's wohl hell.
Willſt du?

(Sie ſetzt ſich.)

Janthe

(nach dem Hintergrunde gehend)

Doch ſieh! Es brach der Sturm den Strauch,
Der dort am Fuße wächſt des Thurms und, liegend,
Verwehren ſeine Zweige mir den Tritt.

Hero.

Erheb die Zweige nur! Biſt du ſo träg?

Janthe.

Noch Tropfen hängen dran.

(Mit dem Fuße am Boden hinſtreifend.)

Auch Tang und Meergras
Warf aus die See. — Ei, Muſcheln, buntes Spielzeug!
Es pflegt der Sturm die Trümmer ſeines Zorns
Hierher zu ſtreu'n. — Das Ende eines Tuchs!
Es iſt ſo ſchwer. Ein Laſtendes von rückwärts
Hält es am Boden feſt. — Fürwahr, ein Schleier!

Faſt gleicht es jenen, die du ſelber trägſt:
Zu Schleifen eingebunden beide Enden,
Nach Wimpelart. Sieh zu! vielleicht erkennſt du's.
Doch iſt es feucht, ſonſt würf' ich dir's als Ball.

Hero.

Laß das Getändel, laß! Erheb die Zweige.

Janthe.

Sie ſind ſo ſchwer. O weh, mein gutes Kleid!
Nun, denk' ich, halt' ich ſie. Ei ja! ſie weichen.
Tritt ſelber nur herzu. Ich halte. Schau'!

(Sie hat die auf den Boden herabhängenden Zweige zuſammengefaßt und emporgehoben. **Leander** liegt todt auf der Anfurt.)

Hero (aufſtehend).

Ich komme denn. — Ein Mann! — Leander! — Weh!
(Nach vorn zurückeilend.)
Betrog'ne und Betrüger meine Augen!
Iſt's wirklich? Wahr?

Janthe

(die mit Mühe über die Zweige nach rückwärts geblickt).

O mitleidvolle Götter!

Der **Prieſter** kommt von der rechten Seite.

Prieſter.

Welch Jammerlaut tönt durch die ſtille Luft?

Hero

(zu Janthen).

Laß los die Zweige, laß!

(**Janthe** läßt die Zweige fallen, die Leiche iſt bedeckt. **Hero** dem Prieſter entgegen und bemüht, ihm die Ausſicht nach rückwärts zu benehmen.)

Mein Oheim, du?
So früh im Freien? Doch der Tag iſt ſchön.
Wir wollten eben beide — freudig — froh —
(Sie ſinkt von Janthen unterſtützt zu Boden.)

Prieſter.

Was war? was iſt geſchehn?

Janthe

(mit Hero beſchäftigt, nach dem Strauche zeigend).

O, Herr! mein Herr!

Prieſter.

Erheb' die Zweige! Schnell!
(Es geſchieht.)
Gerechte Götter!
Ihr nahmt ihn an. Er fiel von Eurer Hand!

Janthe

(noch immer die Zweige haltend).

Erbarmt ſich Niemand? Nirgends Beiſtand, Hilfe?

Prieſter.

Laß das und komm!
(Indem er ſie anfaßt.)
Hörſt du? und ſchweig! Entfallt
Ein einzig Wort von dem, was du vernahmſt —
(Sich von ihr entfernend, laut.)
Ein Fremder iſt der Mann, ein Unbekannter,
Den aus das Meer an dieſe Küſte warf!
Und jene Prieſt'rin ſank bei ſeiner Leiche,
Weil es ein Menſch, und weil ein Menſch erblich.

Der **Tempelhüter** und mehrere **Diener** ſind von der rechten Seite gekommen

Prieſter.

Am Strande liegt ein Todter. Geht, erhebt ihn,

Daß ſeine Freunde kommen und ihn ſehn.
(Diener gehen auf den Strauch zu.)
Nicht hier. Den Thurm herum. Rechts an der Anfurt.
(Diener auf der linken Seite ab. In der Folge ſieht man durch die Blätter Anzeichen ihrer Beſchäftigung. Endlich wird der Strauch emporgehoben und befeſtigt; wo dann der Platz leer erſcheint.)

Tempelhüter (leiſe).
So iſt's denn —?

Prieſter.
Schweig!

Tempelhüter.
Nur, Herr, um dir zu melden:
Der Aelt're jener beiden Jünglinge,
Die du wohl kennſt, wir fanden ihn am Strand,
Troſtloſen Jammers, ſuchend ſeinen Freund.
Die Diener halten ihn.

Prieſter.
Führt ihn herbei.
Hat er die Freiheit gleich verwirkt und mehr,
Sei's ihm erlaſſen, bringt er Jenen heim.
(Zu Hero, die ſich mit Janthens Hilfe aufgerichtet und einige Schritte nach vorn gemacht hat.)
Hero!

Hero.
Wer ruft?

Prieſter.
Ich bin's. Du höre mich!

Hero
(ſcheu nach rückwärts blickend, zu Janthe).
Wo iſt er hin? Janthe, wo?

Janthe.
O mir!

Prieſter.

Da 's nun geſchehn —

Hero.

Geſchehen? Nein!

Prieſter.

Es iſt!
Die Götter laut das blut'ge Zeugniß gaben,
Wie ſehr ſie zürnen und wie groß dein Fehl,
So laß in Demuth uns die Strafe nehmen;
Das Heiligthum, es theile nicht die Makel,
Und ew'ges Schweigen decke, was geſchehn.

Hero.

Verſchweigen ich, mein Glück und mein Verderben,
Und frevelnd unter Frevlern mich ergehn?
Ausſchreien will ich's durch die weite Welt,
Was ich erlitt, was ich beſaß, verloren,
Was mir geſchehn und wie ſie mich betrübt.
Verwünſchen dich, daß es die Winde hören,
Und hin es tragen vor der Götter Thron.
Du warſt's, du legteſt tückiſch ihm das Netz,
Ich zog es zu, und da war er verloren!
Wo brachtet ihr ihn hin? — ich will zu ihm!

Der **Tempelhüter** und mehrere **Diener** führen **Naukleros** herbei.

Hero.

Ha, du, o Jüngling! Suchſt du deinen Freund?
Dort lag er, todt! Sie tragen ihn von dannen.

Naukleros.

O Schmerz!

Hero.

Ringſt du die Hände, da's zu ſpät?
Du ſtaunſt? Du klagſt? Ja, läſſ'ger Freund!
Er gab ſich hin dem wildbewegten Meer,
Beſchützt von keinem Helfer, keinem Gott,
Und todt fand ich ihn dort am Strande liegen.
Und fragſt du, wer's gethan? Sieh! Dieſer hier,
Und ich, die Prieſterin, die Jungfrau — So? —
Menanders Hero, ich, wir Beiden thaten's.
Mit ſchlauen Künſten ließ er mich nicht ruhn,
Verſagte mir Beſinnen und Erholung;
Ich aber trat in Bund mit ihm und ſchlief.
Da kam der Sturm, die Lampe löſcht' er aus,
Das Meer erregt' er wild in ſeinen Tiefen,
Da Jener ſchwamm, von keinem Licht geleitet;
Die ſchwarzen Wolken hingen in die See,
Das Meer erklomm, des Schadens froh, die Wolken;
Die Sterne löſchten aus, ringsum die Nacht.
Und Jener dort, der Schwimmer ſel'ger Liebe,
Nicht Liebe fand er, Mitleid nicht im All.
Die Augen hob er zu den Göttern auf,
Umſonſt! Sie hörten nicht, wie? — oder ſchliefen?
Da ſank er, ſank! Noch einmal ob den Wogen,
Und noch einmal, ſo ſtark war ſeine Glut,
Doch allzumächtig gegen ihn der Bund
Von Feind und Freund, von Haſſern und Geliebten:
Das Meer that auf den Schlund, da war er todt!
O, ich will weinen, weinen, mir die Adern öffnen,
Bis Thränen mich und Blut, ein Meer, umgeben,
So tief wie ſein's, ſo grauenhaft wie ſein's,
So tödtlich wie das Meer, das ihn verſchlungen!

Naukleros.

Leander! o mein mildgeſinnter Freund!

Hero.

Sag: er war Alles! Was noch übrig blieb,
Es ſind nur Schatten; es zerfällt, ein Nichts.
Sein Athem war die Luft, ſein Aug' die Sonne,
Sein Leib die Kraft der ſproſſenden Natur;
Sein Leben war das Leben: deines, mein's,
Des Weltalls Leben. Als wir's ließen ſterben,
Da ſtarben wir mit ihm. Komm, laſſ'ger Freund,
Komm, laß uns gehn mit unſrer eignen Leiche.
Du haſt zwei Kleider und dein Freund hat keins,
Gib mir dein Kleid, wir wollen ihn beſtatten.

(Naukleros nimmt ſeinen Ueberwurf ab. Janth. empfängt ihn.)

Hero.

Nur einmal noch berühren ſeinen Leib,
Den edlen Leib, ſo voll von warmem Leben,
Von ſeinem Munde ſaugen Rath und Troſt,
Dann — Ja, was dann? — Zu ihm!

(Zum Tempelhüter, der zurückgekommen iſt.)

Verweigerſt du's?
Ich will zu meinem Freund! Wer hindert's? Du?

(Sie macht eine heftige Bewegung, dann ſinken Haupt und Arme kraftlos herab. Janthe will ihr beiſtehn.)

Hero.

Laß mich! Der Mord iſt ſtark und ich hab' ihn getödtet.

(Ab nach der linken Seite.)

Prieſter (zu Janthen).

Folg' ihr!

(Janthe geht.)

Prieſter (zu Naukleros).

Du bleib! Dein Leben iſt verwirkt;

Doch ſchenk' ich dir's, bringſt heim du jenen Todten,
Und ſchweigſt dein Leben lang. Kamſt du allein?

Naukleros.

Mir folgten Freunde von der Küſte jenſeits.

Prieſter.

Halt' ſie bereit. — Wo brachtet ihr ihn hin?

Tempelhüter.

Zum Tempel, Herr.

Prieſter.

Warum zum Tempel? ſprich!

Tempelhüter.

So will's der Brauch.

Prieſter.

Will's ſo der Brauch, wohlan!
Die Bräuche muß man halten, ſie ſind gut.
Und nun zu ihr! Entfernt die Störung erſt,
Legt mild die Zeit den Balſam auf die Wunde.
Ja, dieß Gefühl, im erſten Keim erſtickt,
Bewahrt vor jedem zweiten die Verlockte,
Und heilig fürderhin — Komm mit! Ihr folgt.
(Alle ab.)

Das Innere des Tempels. Der Mittelgrund durch einen zwiſchen Säulen herabhängenden Vorhang geſchloſſen. Auf der rechten Seite des Vorgrundes eine Bildſäule Amors, an deren Arm ein Blumenkranz hängt.

Mädchen kommen, mit Zurechtſtellen von Opfergefäßen und Abnehmen von Blumengewinden beſchäftigt. Zwei davon nähern ſich dem Vorhange.

Janthe (kommt).

O, laßt ſie, laßt! gönnt ihr die kurze Ruh!

Wie mag ſie trauern um den Theuern, Guten.
Sie fand den Ort, wo man ihn hingebracht,
Blindfühlend aus, von Niemanden belehrt,
Und ſtürzte auf die Knie und weinte laut,
Mit ihres Athems Wehn, mit ihren Thränen
Zum Leben ihn zu rufen ohne Furcht bemüht.
Doch als er deß nicht achtet, weil er todt,
Da warf ſie ſich auf den Erblaßten hin,
Die theure Bruſt mit ihrer Bruſt bedeckend,
Den Mund auf ſeinen Mund, die Hand in ihrer.
Seitdem nun iſt ihr Klagelaut verſtummt;
Doch, fürcht' ich, ſammelt ſie nur neue Kraft
Zu tief'rem Jammer. — Nun, ich will auch nimmer
Ein Lieb' mir wünſchen, weder jetzt noch ſonſt;
Beſitzen iſt wohl ſchön, allein verlieren —!

Der **Prieſter** kommt mit dem **Tempelhüter** und **Naukleros**, dem mehrere Freunde folgen, von der rechten Seite.

Prieſter.

Wo iſt ſie?

Janthe.

Dort.

Prieſter.

Zieht auf den Vorhang!

Janthe.

Herr!

Prieſter.

Auf, ſag' ich, auf! Und haltet fern das Volk.

Der Vorhang wird aufgezogen. Die Cella erſcheint, zu der viele breite Stufen emporführen.

Leander liegt querüber auf einem niedern Tragbette. **Hero** in einiger Entfernung auf den Stufen, halb liegend auf den rechten Arm geſtützt, wie neugierig nach dem Todten hinblickend.

Prieſter.

Hero!

Hero.

Wer ruft?

Prieſter.

Ich bin's. Komm, hier!

Hero.

Warum?

(Sie ſteht auf und tritt zu den Füßen der Tragbahre, den Todten immerfort betrachtend.)

Prieſter.

Genug ward nun geklagt ob jenen Fremden!
Was ſchaffſt du dort?

Hero.

Ich ſinne, Herr!

Prieſter.

Du ſinnſt?

Hero.

Was nur das Leben ſei!
Er war ſo jugendlich, ſo ſchön,
So überſtrömend von des Daſeins Fülle,
Nun liegt er kalt und todt. Ich hab's verſucht,
Ich legte ſeine Hand an meine Bruſt,
Da fühlt' ich Kälte ſtrömen bis zum Sitz des Lebens,
Im ſtarren Auge glühte keine Sehe.
Mich ſchaudert. Weh!

Prieſter.

Mein ſtarkes, wackres Mädchen.
So wieder du mein Kind!
(Zu Naukleros.)
Du tritt hinzu!
Erkennſt du deinen Freund?

Naukleros.

Er iſt's, er war's.

Prieſter.

Nun komm.

Hero.

Warum?

Prieſter.

Sie tragen ihn nun fort.

Hero.

Schon jetzt?

Prieſter.

So iſt's.

Hero.

Wohin?

Prieſter.

Nach ſeiner Heimath.

Hero.

Gebt einen Mantel mir.

Prieſter.

Wozu?

Hero.

Ihm folgen.
Iſt er gleich todt, ſo war er doch mein Freund.
Am Strande will ich wohnen, wo er ruht.

Prieſter.
Unmöglich! Du bleibſt hier!
Hero.
Hier?
Prieſter.
Prieſt'rin, hier!
Hero.
So laßt an unſerm Ufer ihn begraben,
Wo er erblich, wo er, ein Todter, lag,
Am Fuße meines Thurms. Und Roſen ſollen,
Und weiße Lilien, von Thau befeuchtet,
Aufſproſſen, wo er liegt.
Prieſter.
Auch das ſoll nicht.
Hero.
Wie? Nicht?
Prieſter.
Es darf nicht ſein.
Hero.
Es darf nicht?
Prieſter (ſtark).
Nein!
Hero.
Nun denn, ich hab' gelernt, Gewaltigem mich fügen.
Die Götter wollten's nicht, da rächten ſie's.
Nehmt ihn denn hin! Leb' wohl, du ſchöner Jüngling!
Ich möchte gern noch faſſen deine Rechte,
Doch wag' ich's nicht; du biſt ſo eiſeskalt.
Als Zeichen nur, als Pfand beim letzten Scheiden,
Nimm dieſen Kranz, den Gürtel löſ' ich ab.

Und leg' ihn dir ins Grab. Du ſchönes Bild,
All' was ich war, was ich beſaß, du haſt es.
Nimm auch das Zeichen, da das Weſen dein.
Und ſo geſchmückt, leb' wohl!
(Einige nähern ſich der Leiche.)
Und dennoch, halt!
Seid ihr ſo raſch? — Und dennoch, dennoch nicht!
(Zur Bahre tretend.)
Nie wieder dich zu ſehn, im Leben nie!
Der du einhergingſt im Gewand der Nacht
Und Licht mir ſtrahlteſt in die dunkle Seele,
Aufblühen machteſt all', was hold und gut,
Du fort von hier an einſam dunkeln Ort,
Und nimmer ſieht mein lechzend Aug' dich wieder?
Der Tag wird kommen und die ſtille Nacht,
Der Lenz, der Herbſt, des langen Sommers Freuden,
Du aber nie, Leander, hörſt du? — nie!
Nie, nimmer, nimmer, nie!
(Sich an der Bahre niederwerfend und das Haupt in die Kiſſen verbergend.)

Naukleros.

Hab' Mitleid, Herr!

Prieſter.

Ich habe Mitleid,
Deßhalb errett' ich ſie.
(Zu Hero tretend.)
Es iſt genug.

Hero

(mit Beiſtand ſich aufrichtend).

Genug?
Meinſt du? genug! — Was aber ſoll ich thun?
Er bleibt nicht hier, ich ſoll nicht mit.

Ich will mit meiner Göttin mich berathen.
Janthe, leite mich zu ihrem Thron:
So lang berührt ihn nicht.

(Zu Naukleros.)

Verſprich es mir!
Gib mir die Hand darauf. — Ha, zuckſt du? Gelt!
Das that mir der, dein Freund! — Du biſt ſo warm.
Wie wohl, wie gut! — Zu leben iſt doch ſüß!
Nun aber laß! — Wer wärmt mir meine Hand?
Janthe, komm! — Doch erſt zieh mir den Schleier
Hinweg vom Aug'.

Janthe.

Kein Schleier deckt dein Haupt.

Hero.

Ja ſo! — Komm denn! Und Ihr berührt ihn nicht!

Janthe

(die Hero angefaßt hat, zum Prieſter).

O, Herr, der Froſt des Todes iſt mit ihr.

Prieſter.

Ob Tod, ob Leben, weiß der Arzt allein.

Janthe

(Hero'n leitend).

Sieh hier! — Heb nur den Fuß! — Du wankſt. — Nur hier!

(Hero beſteigt, von Janthen geführt, die Stufen. Ein Theil der Jungfrauen folgt ihr, ſich in einer herablaufenden Reihe auf der rechten Seite aufſtellend, die übrigen treten unten auf die linke Seite, ſo daß die Tragbahre von ihnen verdeckt wird.)

Prieſter (halblaut).

Ihr bringt indeß ihn fort!

Naukleros.

Bedenk'!

Prieſter.

Es muß.
Kehrt ſie zurück, ſei jede Spur verſchwunden.
Dein Leben gilt's.

Naukleros.

Wohlan!

(Seine Begleiter gehen von hinten herum und faſſen die Tragbahre.)

Hero

(die von Janthen unterſtützt, bereits die oberen Stufen erſtiegen, ruft in demſelben Augenblicke, das Geſicht noch immer gegen die Cella gerichtet).

Leander!

(Raſch umgewendet, Haupt und Arme in die Luft geworfen.)

Leander!

Janthe

(ſie umfaſſend, zu den Trägern).

Halt!

Prieſter.

Nur fort!

Janthe.

Sie gleitet, ſinkt.
Setzt ab! In Doppelſchlägen pocht ihr Herz.

Prieſter.

Des Herzens Schlag iſt Leben, Doppelſchlag
Verdoppelt Leben dann. Ihr tragt ihn fort!
Der iſt kein Arzt, der Krankendrohung ſcheut.

(Man hat die Leiche zu der links gegen den Hintergrund befindlichen Pforte hinausgetragen. Der Prieſter folgt.)

Janthe
(bei Hero auf den Stufen knieend).
Iſt hier nicht Hilfe, Rettung? Sie vergeht!
(Den Trägern nachſehend.)
Schon nimmt ſie auf die Wölbung. Die ſein warten,
Von jenſeits kommen ſie. Gedränge, Fackelglanz.
Die äußre Pforte thut ſich auf. Weh uns,
Sie donnert zu. Der Gang hüllt ſich in Dunkel.
Sie haben, halten ihn. Er kommt nicht wieder.
(Hero, die bisher halb ſitzend an Janthe's Knie gelehnt, gleitet jetzt herab und liegt auf den Stufen.)

Janthe.
Hero! O mir! Wer ſteht der Aermſten bei?

Prieſter (zurückkommend).
Sie führen ihn mit ſich, ſie rudern fort.
Bald trennt das Meer die unheilvoll Vereinten.

Janthe
(nach einer Pauſe aufſtehend und herabkommend).
Es braucht kein Meer, der Tod hat gleiche Macht,
Zu trennen, zu vereinen. Komm und ſchau!
So ſehn die Todten aus in dieſen Landen.

Prieſter.
Spricht das der Wahnſinn?

Janthe.
Nein, er hört's.
Vorſicht'ger Thor, ſieh deiner Klugheit Werke!

Prieſter.
Und gält's ihr Leben! Gäb' ich doch auch meins,
Um Unrecht abzuhalten. Doch es iſt nicht.
(Er eilt die Stufen hinauf, vor der Hingeſunkenen knieend).

Janthe.

Heißt nur die Männer, die den Jüngling tragen,
Drauß harren, es bedarf noch ihres Amts.
Zwei Leichen und ein Grab. O, gönnt es ihnen!
(Zum Prieſter, der die Stufen herabkommt.)
Nun, Mann, du gehſt? So gibſt du ſie denn auf?
Bleib! Eine Dienerin begehrt der Freiheit:
Ich kehre heim zu meiner Eltern Herd.
(Der Prieſter geht, ſich verhüllend, ab.)
Du gehſt und ſchweigſt? Sei Strafe dir dieß Schweigen!
Ihr ſorgt für ſie, wie ſonſt ich ſelbſt gethan:
Mich duldet's länger nicht in eurem Hauſe.
(Sie nimmt den Kranz von Amors Bildſäule.)
Hier dieſen Kranz tragt mit der Leiche fort.
(Den Kranz nach der um Hero beſchäftigten Gruppe hinwerfend, gegen die Bildſäule ſprechend.)
Verſprichſt du viel und hältſt du alſo Wort?

Der Vorhang fällt.

Dieſe Tragödie von Hero und Leander wurde am 3. April 1831 zum erſtenmale im Wiener Burgtheater aufgeführt. Die erſten drei Akte gefielen ungemein; die letzten zwei Akte wirkten ſchwach, und der Geſammteindruck war deßhalb ungenügend. Das Stück verſchwand nach einigen Vorſtellungen vom Repertoire.

Zwanzig Jahre ſpäter erſt, 1851, wurde es wieder aufgenommen, und zwar unter Kopfſchütteln von Seiten der älteren Schauſpieler, welche damals geſpielt hatten, und jetzt in älteres Fach übergegangen waren. Fräulein Gley, ſpätere Frau Rettich, hatte die Hero dargeſtellt, Herr Fichtner den Leander, Herr Löwe den Naukleros, Herr Anſchütz den Oberprieſter. Nur der letztere hatte auch jetzt die Rolle behalten, und wohl nur Herr Löwe hatte damals die allerdings ſehr dankbare Rolle des Naukleros zu vollkommen günſtiger Geltung gebracht. Aber die Rolle des Naukleros wirkt nur in den erſten Akten, und kann für das Ganze keine Entſcheidung geben. Dieſe Entſcheidung liegt in der Darſtellung der Hero.

Frau Rettich, eine Frau von Geiſt und Bildung, hatte auch volles Verſtändniß für dieſe Rolle, aber unter ihren großen Gaben fehlte nur gerade diejenige, welche für die Hero unerläßlich iſt: die ſinnige Hingebung an die Sinnenwelt. Schönheit und graziöſer Reiz iſt nicht zu erſetzen durch geiſtige Vorzüge. Namentlich in dieſer Rolle und in dieſem

Stücke nicht, in welchem Grillparzer ganz ſeiner Dichtweiſe gemäß lediglich aus der naturgemäßen Anſchauung, nicht aber mit Reflectionsmitteln Figuren und Vorgang geſchaffen. Da kann nur das volle unmittelbare Talent die richtige Wirkung hervorbringen. Und mit dieſer Wirkung der Hero ſteht und fällt das Stück. Der vierte Akt deſſelben, ganz auf die Darſtellung der ſinnlich erregten Hero gelegt, iſt der Wendepunkt des Stücks, und wohl auch die Schwäche deſſelben. Ein Tag iſt hinzubringen bis zur nächtlichen Wiederkehr Leanders, und Grillparzer hat die Ermattung der Hero und ihr Liebesſehnen in allen Nüancen zum Inhalte dieſes Aktes genommen. Nur der Verdacht des Oberprieſters bringt in dieſe ſtille Lage einige Bewegung. Der eigentlich dramatiſche Fortgang fehlt hier, ein epiſch charakteriſirender ſoll aushelfen. Das Intereſſe an Hero muß alſo alle Unkoſten des Aktes, noch obenein des vorletzten! tragen. Das iſt nur erreichbar, wenn die Darſtellerin dieſer Rolle ein reizendes Naturell entwickelt, und wenn der Zuhörer an ihrem Liebesſchmachten ein reichhaltiges Intereſſe nimmt.

Frau Bayer-Bürck, welche 1851 die Hero ſpielte, war ganz beſonders begabt für die Grazie griechiſcher Frauen. Mit anſpruchsloſem Wohllaut brachte ſie die ſchöne Sinnenwelt zu Worte, und doch war in dieſer ihrer Sinnenwelt kein Anklang an gewöhnliche Sinnlichkeit. Man lebte und webte in griechiſcher Atmoſphäre, welche den Genuß der ſchönen Welt als ein natürliches Recht darbietet.

Ihr folgte man denn auch willig, wohl auch ein wenig geduldig über die dramatiſche Steppe des vierten Aktes, und da der fünfte Akt von voller dramatiſcher Kraft, ſo erreichte das Stück einen durchgreifenden, unvergeßlichen Erfolg. Dieſer Erfolg iſt ihm von da an treu geblieben im Burgtheater auch unter andrer Beſetzung der Hero.

Grillparzer, immer ſehr geneigt, ſeine Fehler einzugeſtehn, ja wohl ſie zu übertreiben, hatte ſeit jener Aufführung 1831 das Stück eigentlich aufgegeben, und war äußerſt überraſcht von dieſem Erfolge. Dazu kam, daß gerade dieſes Stück einen beſonders angenehmen Eindruck beim Publikum erweckte, und — der Sappho ähnlich — vorzugsweiſe poetiſch genannt und geprieſen wurde, ein wahres Labſal für den alten Herrn, welchem das Umſichgreifen der bloßen Reflektionspoeſie ſo viel verdrießliche Stunden gemacht.

Trotzdem iſt es bisher nicht gelungen, auf einem Theater außerhalb Oeſterreichs eine gleich günſtige Wirkung mit der Darſtellung dieſes Liebesdramas hervorzubringen. Und es wird auch kaum je gelingen.

An drei Orten iſt es verſucht worden, an allen drei Orten vergeblich. Meines Erachtens liegt das an der Stammeseigenthümlichkeit, am Charakter des Publikums, ſo weit ſich Stammeseigenthümlichkeit und Volkscharakter von dem öſterreichiſchen Weſen unterſcheiden.

Der Oeſterreicher beſitzt ein künſtleriſches Naturell, welches ſich unmittelbar und ohne moraliſirende Nebengedanken einem Kunſtwerke hingibt. Dadurch iſt er im Stande, ganz naiv aufzufaſſen, und ſich dieſer Auffaſſung vollſtändig zu widmen.

Zu dieſem Volkscharakter gehört nun Grillparzer ſelbſt von Grund aus; er iſt durch und durch Oeſterreicher, und liebt ſeine Landsmannſchaft über Alles. Er trifft alſo auch gründlich den Ton ſeiner Landsleute, und ein zuſtimmendes Echo kommt ihm bereitwillig entgegen. Er unterſcheidet ſich denn auch geradezu grundſätzlich von dem dichteriſchen Weſen, welches vielfach im Norden anerkannt wird, und welches reflektirende Elemente mannigfaltiger Art in ſeine

Produktion einführt. Er ſieht in ſeinem öſterreichiſchen Weſen dicht neben dem fränkiſchen Weſen des jungen Goethe, welcher Grillparzers dichteriſches Ideal war. Wie dieſer begehrt er für die dichteriſche Schöpfung eine freie, dichteriſche Anſchauung.

Deutlich tritt dieß Alles vor die Augen, wenn man dieß Liebesdrama heute in Wien und morgen in einer norddeutſchen Stadt aufführen ſieht. Die Auffaſſung von Seiten des Publikums iſt eine total verſchiedene. Wenn Hero im dritten Akte auf Leanders Liebesdrängen unerwartet ſagt: „Komm morgen!“ — da lächelt in Wien das Publikum zuſtimmend, und findet die Dichtung reizend. Es begleitet eben vollkommen naiv die naive Dichtung. In der norddeutſchen Stadt dagegen lacht das ganze Haus: es faßt die Worte Hero's moraliſch auf, und findet ſie überaus dreiſt. Das Lachen iſt nahezu ein Auslachen, und die poetiſche Stimmung iſt zerriſſen.

Ich glaube nicht, daß darin eine Aenderung wahrſcheinlich iſt, und daß dieſe, ſo wie ſehr viel ähnliche Punkte, welche dem öſterreichiſchen Dichter in Norddeutſchland hinderlich ſind, leicht auszugleichen ſein möchten. Vielleicht vermag's die Autorität des Dichters, wenn ſie allmählig ſo groß wird, daß ſie das Publikum befängt und von voreiligen Aeußerungen abhält. Dann tritt allmählig die Auffaſſung der Gebildeten in den Vordergrund. So iſt es mit Shakeſpeariſchen Stücke ergangen, zum Beiſpiele mit Romeo und Julia, welche zuerſt vom Publikum ausgelacht worden ſind.

Als bezeichnend möchte ich noch hinzuſetzen, daß auch die Schauſpielerin, welche in Wien die Hero zuerſt wirkſam und wohlgefällig ſpielte, eine geborne Oeſterreicherin war. Frau Bayer-Bürck iſt die Tochter des in Prag hochgeſchätzten Schauſpielers Bayer und iſt in Prag aufgewachſen.

Den Titel „des Meeres und der Liebe Wellen“ habe ich immer etwas manierirt gefunden. Grillparzer hat ihn ſtatt des einfachen „Hero und Leander“ gewählt, um anzudeuten, daß ein ſogenanntes romantiſches Element in den griechiſchen Stoff hinein getragen worden ſei. Er war unbekümmert um die Forderung, daß ein griechiſcher Stoff abſolut und ganz nur griechiſchen Inhalts ſein müſſe, denn ein deutſcher Dichter ſchreibe nicht für Griechen, ſondern für Deutſche, welche in einer abſolut fremden Welt Verſtändniß und poetiſche Anregung vermiſſen würden.

Grillparzer hat dieß Stück mit ganz beſonderer Sorgfalt geſchrieben. Das erſte Manuſcript zeigt einen ausführlich entworfenen Plan voll mannigfaltiger Fragen und Antworten, voll Motivirungen der feinſten Art. Dann folgen ſceniſche Ausführungen in raſcheſter, kaum noch leſerlicher Schrift ſkizzirt und an dieſe reihen ſich wieder ſummariſche Entwürfe.

Aus dieſer erſten Vorarbeit, ungewöhnlich bei Grillparzer, iſt dann das eigentlich erſte Manuſcript hervorgegangen, welches den Titel trägt: „Hero und Leander.“ Aber auch in ihm ſind noch Abweichungen vom jetzigen Texte. Der dritte Akt zum Beiſpiele ſchließt ſo:

„Hero.
Dann aber fort, und nun kein Säumen mehr!
(Sie beugt ſich, ihn zu küſſen.)
Der Vorhang fällt.“

Selbſt in dem 1840 in den Buchhandel gebrachten Abdrucke hat Grillparzer noch eine Anzahl kleiner Aenderungen mit Bleiſtift angemerkt. Dieſe „Hero,“ wie er das Stück kurzweg und richtig nannte, ließ ihm keine Ruhe.

Ausführlich wie nirgend anderswo entwickelt er ſchon in der Vorarbeit die Charaktere, als wollte er den Schauſpielern genau den Weg zeigen. „Hero“ — ſchreibt er da — „mit einem durchgehenden Zuge von Heiterkeit, unbefangen, verſtändig, gefaßt. — Leander unentwickelte Dumpfheit, ſchüchtern. Er iſt kleiner und ſchwächer, oder unbeholfener als Naukleros: braun, dieſer blond. Das beſtimmt Beider Verhältniß. — Im dritten Akte ſoll ſich Hero's Leidenſchaft mehr ſelbſtthätig entwickeln, als daß ſich Leander beſonders thätig dabei erwieſe. Friſch, thatkräftig ſoll Leander nur im vierten Akte ſein. — Nie ſoll Hero darauf ein beſonderes Gewicht legen, daß jenes Verhaltniß verboten, oder vielmehr ſtrafbar ſei. Es iſt mehr ihr Innres, das ſich früher nicht zur Liebe hinneigte und das nicht ohne Widerſtreben nachgibt, als daß ſie ein Aeußeres fürchtete. Die Gefahr dieſer Liebe wird nur aus dem Munde der Nebenperſonen klar. Im vierten Akte iſt daher keine Spur von Aengſtlichkeit in Hero's Weſen, obſchon es ihr ziemlich nahe liegt, daß man Verdacht geſchöpft habe. Sie iſt ſchon wieder ins Gleichgewicht des Gefühls gekommen, aber eines neuen, des Gefühls als Weib. Zwar im Gleichgewichte, aber doch höchſt geſteigert, ſenſuell, all das Damoniſche, die ganze Welt Vergeſſende, taub und blind, was die Weiber befallt, wenn eine wahre Liebe eine Beziehung auf die Sinne bekommen hat. Daſſelbe, was mir dem Weibe in der Tragödie von Yorkſhire eine ſo furchtbare Wahrheit giebt, nur unendlich gemildert durch Hero's Charakter. Ihre Gedanken ſind nur auf das neu erwachte Gefühl und deſſen Gegenſtand gerichtet. Keine Furcht mehr vor Entdeckung, für Namen, Ruf. Der Prieſter laßt ihr ſeinen Verdacht nur allzu deutlich merken; ſie bemerkt ihn nicht.

Man ſpricht von einem Sturme, ſie zündet doch die Lampe an. Träumeriſch, ſenſuell.“

Solche Auseinanderſetzung der Charaktere, ſpeciell für Schauſpieler, welche darnach gefragt, findet ſich mehrfach in nachgelaſſenen Blättern. Zum Beiſpiele über den Herzog von Meran im „treuen Diener.“ Die theatraliſchen Bedingungen waren ihm ſehr klar, und er wußte jede Falte genau zu enthüllen.

Bemerkenswerth aus dem Manuſcripte der Vorarbeit iſt noch folgende Notiz:

„Im dritten Akte zu gebrauchen, wie damals Charlotte, als ſie den ganzen Abend wortkarger und kälter geweſen als ſonſt, beim Weggehen, in der Hausthür das Licht auf den Boden ſetzte, und ſagte: ich muß mir die Arme frei machen, um Dich zu küſſen. — Nicht gerade die Begebenheit ſoll dort Platz finden, ſondern die Geſinnung, die Gemüthsſtimmung.“

H. L.

Der Traum, ein Leben.

Dramatiſches Mährchen in vier Aufzügen.

Perſonen.

Maſſud, ein reicher Landmann.
Mirza, ſeine Tochter.
Ruſtan, ſein Neffe.
Zanga, Negerſklave.

Der König von Samarkand.
Gülnare, ſeine Tochter.
Der alte Kaleb (ſtumm).
Karkhan.
Der Mann vom Felſen.
Ein altes Weib.
Ein königlicher Kämmerer.
Ein Hauptmann.
Erſter
Zweiter } Anführer.
Eine Dienerin Gülnarens.
Gefolge und Kämmerlinge des Königs.
Frauen und Dienerinnen Gülnarens.
Zwei Verwandte Karkhan's.
Zwei Knaben. Diener. Krieger.
Volk beiderlei Geſchlechts.

Erſter Aufzug.

Ländliche Gegend mit Felſen und Bäumen. Links im Vorgrunde eine Hütte. Neben der Thür eine Bank. Sommerabend. Hörnertöne erſchallen aus der Ferne.

Mirza kommt aus der Hütte.

Mirza.

Horch! War das nicht Hörnerſchall?
Ja, er iſt's! Er kommt! Er naht!

Doch ſo ſpät erſt! — Warte, Wilder,
Du ſollſt mir's fürwahr entgelten!
Unerbittlich will ich ſein;
Schmollen will ich, zürnen, ſchelten,
Und nur ſpät — erſt ſpät verzeihn.

Ja, verzeihn! Das iſt es eben!
Darin liegt das Maß des Unglücks.
O, man ſollte grollen können,
Grollen, ſo wie Andre fehlen,
Lang und unabänderlich;
Daß Verzeihung Preis der Beſſ'rung,
Und nicht Lohn des Fehlers ſchiene;
Denn es iſt fürwahr nicht billig,

Daß die Strafe der Beleid'gung
Nicht einmal ſo lange währe,
Ach, als der Beleid'gung Schmerz.
Könnt' ich trotzig ſein, wie er,
O, ich weiß, er wäre milder.

Doch, wo bleibt er? Dort herüber
Schien des Hornes Ton zu kommen.
(Zurücktretend und nach allen Seiten blickend.)
Dort vom Hügel ſteigt ein Mann
Mit des Weidwerks Raub beladen.
Ob er's iſt? — Die Sonne blendet.
Scheidend an der Berge Saum,
Schüttet ſie, in Glut verſunken,
Ihres Brandes letzte Funken
Durch die abendliche Flur
Auf des ſpäten Wandrers Spur.

Jetzo wendet er das Antlitz!
Ruſtan!? — — Armes, oft getäuſchtes Herz!
Wohl ein Jäger ſchreitet her,
Raſch beflügelnd ſeine Schritte
In der lauten Doggen Mitte,
Wohl ein Jäger, doch nicht er. —

Trage, wunder Buſen, trage,
Biſt des Tragens ja gewohnt!
(Setzt ſich.)
Abend iſt's, die Schöpfung feiert,
Und die Vögel aus den Zweigen,
Wie beſchwingte Silberglöckchen,
Läuten aus den Feierabend,
Schon bereit, ihr ſüß Gebot,
Ruhend, ſelber zu erfüllen.

Alles folgt dem leiſen Rufe,
Alle Augen fallen zu;
Zu den Hürden zieht die Heerde,
Und die Blume ſenkt in Ruh'
Schlummerſchwer das Haupt zur Erde.

Ferne her, vom düſtern Oſten,
Steigt empor die ſtille Nacht,
Ausgelöſcht des Tages Kerzen,
Breitet ſie den dunkeln Vorhang
Um die Häupter ihrer Lieben,
Und ſummt ſäuſelnd ſie in Schlaf.

Alles ruht, nur er allein
Streift noch durch den ſtillen Hain,
Um in Berges dunklen Schlünden,
Was er hier vermißt, zu finden.
Und mich martert hier die Sorge,
Und mich tödtet hier die Angſt. —

Jener Jäger, Kaleb iſt's.
Sieh, ſein Weib eilt ihm entgegen
Mit dem Kleinen an der Bruſt.
Wie er eilt, ſie zu erreichen!
Und der Knabe ſtreckt die Hände
Jauchzend nach dem Vater aus.
Ihr ſeid glücklich! — Ja, Ihr ſeid's!
(Sie verſinkt in Nachdenken.)

Maſſud kommt aus der Hütte.

Maſſud.

Mirza!

Mirza.

Ruſtan!

Maſſud.

Ich bin's, Mirza!
Mädchen, läſſeſt du den Vater
In der Dämmrung ſo allein?

Mirza.

Ach, verzeiht! ich wollte ſehen —

Maſſud.

Ob er komme?

Mirza.

Ach, ja wohl.

Maſſud.

Nun, und —?

Mirza.

Keine Spur.

Maſſud.

'S iſt ſpät.

Mirza.

Nacht beinahe. Alle Jäger
Ringsum aus der ganzen Gegend
Sind zurück ſchon von den Bergen;
Glaubt mir, denn ich kenne Alle,
Die in jenen Bergen jagen:
Muß ich ſie nicht täglich zählen,
Wenn den Letzten ich erwarte?
Alle Jäger ſind zurück,
Er allein ſtreiſt noch im Dunkeln.

Maſſud.

Ja, fürwahr, ein wilder Geiſt
Wohnt in ſeinem düſtern Buſen,
Herrſcht in ſeinem ganzen Thun,

Und läßt nimmerdar ihn ruhn.
Nur von Kämpfen und von Schlachten,
Nur von Kronen und Triumphen,
Von des Kriegs, der Herrſchaft Zeichen
Hört man ſein Geſpräch ertönen;
Ja, des Nachts, entſchlummert kaum,
Spricht von Kämpfen ſelbſt ſein Traum.
Während wir des Feldes Mühn
Und des Hauſes Sorge theilen,
Sieht man ihn bei Morgens Glühn
Schon nach jenen Bergen eilen.
Dort, nur dort im düſtern Wald
Iſt des Rauhen Aufenthalt;
Du biſt, Alles iſt vergeſſen,
Und es ſcheint ihm hohe Luſt,
'Mal die Wildheit ſeiner Bruſt
An des Waldes Wild zu meſſen. —
Das iſt ein unſelig Treiben!
Ich beklage dich, mein Kind.

Mirza.

Scheltet drum ihn nicht, mein Vater!
War er doch nicht immer ſo.
O, ich weiß wohl eine Zeit,
Wo er ſanft war, fromm und mild.
Wo er ſtundenlange ſaß
Auf dem Grund zu meinen Füßen,
Bald des Hauſes Arbeit theilend,
Bald ein Mährchen mir erzählend,
Bald — o, glaubt mir, lieber Vater!
Er war damals ſanft und gut.
Hat er ſeither ſich verändert,

Ei, er kann ſich wieder ändern;
Und er wird's, gewiß, er wird's!

Maſſud.

Wähnſt du, mich zu überzeugen,
Und kannſt es dich ſelber nicht?

Mirza.

Glaubt, mein Vater, dieſer Sklave,
Zanga, er trägt alle Schuld.
Seit er trat in unſre Hütte,
Seit erklang ſein Schmeichelwort,
Floh die Ruh' aus unſrer Mitte,
Und aus Ruſtans Buſen fort. —
Ruſtan, wahr iſt's, ſchon als Knabe
Horcht' er gerne großen Thaten,
Liebt' er gerne Ungewohntes,
Wollt' er gerne, was er kann.
Wär' das ſchlimm? Er iſt ein Mann.
Stets doch hielt er die Gedanken
In des Hauſes frommen Schranken,
Und gebot dem raſchen Muth. —
Zanga kam. Sein Hauch, verſtohlen,
Blies die Aſche von den Kohlen
Und entflammte hoch die Glut.

O, ich habe ſie belauſcht!
Oft, wenn Ruſtan mir verſprochen,
Nicht zu gehen nach den Bergen,
Und er ſtill und ruhig ſaß,
Da trat Zanga vor ihn hin,
Und von Schlachten hört' ich's tönen,
Und von Kämpfen und von Siegen.
Hoch empor und immer höher

Stieg die Gluth in Ruſtans Wangen,
Jede ſeiner Fibern zuckte,
Und die Hände ballten ſich:
Aus den tiefgezognen Brauen
Schoſſen Blitze wilden Feuers,
Und zuletzt —
da ſprang er auf,
Langte von der Wand den Bogen,
Warf den Köcher um den Nacken,
Und hinaus — hinaus zum Walde!

Maſſud.

Armes Kind! und achtet nicht,
Hart und ſorglos, — der Verkehrte! —
Deines Kummers, deiner Angſt.

Mirza.

Angſt? warum denn Angſt, mein Vater?
O, ich weiß, der ſtarke Ruſtan
Kennt nicht Furcht und nicht Gefahr. —
Dann iſt Zanga ja mit ihm.

Maſſud.

Doch nur Zwei.

Mirza.

Er zählt für Viele.

Maſſud.

In der Nacht —

Mirza.

Er kennt den Pfad!

Maſſud.

Wie ſo leicht ein wildes Thier —

Mirza.

O, es flieht das Wild den Jäger.

Maſſud.

Oder gar —

Mirza.

Was, Vater, was?
Sprecht es aus und tödtet mich!

Maſſud.

Armes Kind, das iſt dein Loos,
Wenn dich, wie ich ſonſt wohl dachte,
Einſt an ihn ein feſtres Band —

Mirza.

Vater, es wird kühl; wir wollen
In die Hütte doch zurück.
Eh' wir's denken, kommt auch er.

Maſſud.

Nun, ſo ſei's denn, wie es iſt!
Die dort oben mögen walten.
Was Ihn heut' zurücke hält,
Denk' ich wohl beinah' zu wiſſen.

Mirza.

Wie? Ihr wißt? — O, ſprecht!

Maſſud.

Dein Derwiſch,
Der beſorgte, fromme Mann,
Der dort hauſ't in jenem Walde,
Sandte kaum nur ſchnelle Botſchaft,
Mir zu melden, daß man ſage,
Ruſtan habe Streit erhoben
Auf der Jagd mit einem Weidmann. —

Mirza.

Streit? — Mit wem?

Maſſud.

Mit Osmin, heißt es,
Unſers Emirs älteſtem Sohn,
Der am Hof zu Samarkand
In des Königs Kammer dienet,
Und, mit Urlaub bei dem Vater,
Sich den Jägern beigeſellt.
Ruſtan ſchlug nach ihm und —

Mirza.

Mehr noch?

Maſſud.

Und ſie griffen zu den Waffen.

Mirza.

Waffen?

Maſſud.

Doch man ſchied ſie ſchnell,
Und der Streit ward ausgetragen.

Mirza.

Doch vielleicht —

Maſſud.

Sei ruhig, Kind!
Osmin iſt ſchon heimgekehrt
Und nichts weiter zu beſorgen.
Aber Ruſtan ahnet wohl,
Daß wir Kunde ſeiner Raſchheit,
Und er ſcheut, mir zu begegnen.
Kaum wird's vollends Nacht, ſo ſchleicht er,
Seines Oheims Blick vermeidend,
Leiſe wohl in ſein Gemach.
Darum, Mirza, laß uns gehn;

Unſre Gegenwart, bedünkt mich,
Hielt ihn wohl ſo lange fern.

Mirza.

Und Ihr zürnt ihm?

Maſſud.

Sollt' ich nicht? —
Siehſt du mich ſchon flehend an?
O, ich weiß wohl, jedes Wort,
Tadelnd, rauh zu ihm geſprochen:
Wie ein Pfeil aus ſchwachen Händen,
Prallt von ſeinem ſtarren Buſen
Und dringt in dein weiches Herz.
Komm nur, komm! Ich will nicht ſchelten.
(Beide in die Hütte ab.)

Pauſe. Dann ſchleicht **Zanga**, nach allen Seiten umherſpähend, herein.

Zanga.

Kommt nur, Herr! die Luft iſt rein!

Ruſtan tritt auf mit Bogen und Köcher.

Zanga.

Munter, Herr! Was ſoll das heißen?
Warum düſter und beklommen?
Was iſt Arges denn geſchehn?
Daß Ihr einem platten Jungen,
Der recht unverſtändig prahlte,
Euch zu höhnen ſich erfrechte,
Etwas unſanft mitgeſpielt,
Das iſt Alles. Und was weiter?
Euer Oheim wird wohl ſchelten;
Sei es drum! Gönnt ihm die Luſt.

Ruſtan.

Glaubſt du, daß ich ſeine Worte,
Seines Tadels Ausbruch ſcheue?
Nimmer brauch' ich zu erröthen,
Was ich that, kann ich vertreten;
Könnt' ich's nicht, ich wär' nicht hier.
Nicht der Schmerz, den mir ſein Zürnen,
Der, den es ihm ſelber koſtet,
Macht mich ſeinen Anblick fliehn.
Könnt' er all' doch ſeine Sorge,
Seine Angſt um mich, mit Einem,
Einem Feuerguſſe ſtrömen
Auf dieß unverwahrte Herz,
Und dann kalt und ruhig bleiben
Bei des Wilden Thun und Treiben,
Hier! er kühle ſeinen Schmerz.
Aber, daß ich ſehen muß,
Wie der Nahverwandten Wünſche,
Gleich entzügelt wilden Pferden,
Nord- und ſüdenwärts geſpannt,
An dem Leichnam unſers Friedens,
Raſch geſpornt, zerfleiſchend reißen;
Daß ich ſehe, wie wir Beide,
Bürgern gleich aus fremden Zonen,
Bang uns gegenüber ſtehn,
Sprechen, und uns nicht begreifen,
Einer mit dem Andern zürnend,
Ob gleich Lieb' in Beider Herzen,
Weil, was Brod in Einer Sprache,
Gift heißt in des Andern Zunge,
Und der Gruß der frommen Lippe

Fluch ſcheint in dem fremden Ohr:
Das ruft dieſen Schmerz empor.

Zanga.

Nun, ſo lernt denn ſeine Sprache,
Er wird Eure nimmer lernen!
Und wer weiß? An Lectionen
Läßt's der alte Herr nicht fehlen.
Bleibt im Land und nährt Euch redlich!
Auch die Ruhe hat ihr Schönes.

Ruſtan.

Spotte nicht! Denk' an Osmin!
Gleicher Lohn harrt gleicher Frechheit.
Ha, bei Gott! Es ſoll kein Prahler
Trotzig vor mich hin ſich ſtellen
Und mich mit den Augen meſſen,
Den verſchämten, keuſchen Degen
Wiegend auf den glatten Schenkeln;
Er ſoll's nicht, wenn nicht ſein Kopf
Härter iſt als Osmins Schädel,
Tücht'ger iſt als dieſe Fauſt.
Bin ich nichts, ich kann noch werden,
Raſch und hoch iſt Heldenbrauch;
Was ein Andrer kann auf Erden,
Ei, bei Gott! das kann ich auch.

Zanga.

Herr, Ihr ſprecht nach meinem Herzen.

Ruſtan.

Wie ſo ſchal dünkt mich dieß Leben,
Wie ſo ſchal und jämmerlich!
Stets das Heute nur des Geſtern
Und des Morgen flaches Bild;

Freude, die mich nicht erfreuet,
Leiden, das mich nicht betrübt,
Und der Tag, der, ſtets erneuet,
Nichts doch als ſich ſelber gibt.
O, wie anders dacht' ich's mir
In entſchwund'nen ſchönern Tagen!

Zanga.

's iſt auch anders, muß ich ſagen.
Nur Geduld! es wird ſchon kommen.
Zeit thut alles, Zeit und Muth.
Jener Fürſt von Samarkand,
Den Osmin als Herrn genannt,
War, wie Ihr, des Dorfes Sohn,
Jetzt von Macht und Glanz umgüldet;
Ihr ſeid aus demſelben Thon,
Aus dem Glück die Männer bildet
Für den Purpur, für den Thron.

Ruſtan.

O, es mag wohl herrlich ſein,
So zu ſtehen in der Welt
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrünter Lorberhaine,
Schaurig ſchön, aus deren Zweigen,
Wie Geſang von Wundervögeln,
Alte Heldenlieder tönen,
Und vor ſich die weite Ebne,
Lichtbeſtrahlt und reich geſchmückt,
Die zu winken ſcheint, zu rufen:
Starker, nimm dich an der Schwachen!
Kühner, wage! Wagen ſiegt!
Was du nimmſt, iſt dir gegeben!

Sich hinab zu ſtürzen dann
In das rege, wirre Leben,
An die volle Bruſt es drücken,
An ſich und doch unter ſich:
Wie ein Gott, an leiſen Fäden
Trotzende Gewalten lenken,
Rings zu ſammeln alle Quellen,
Die, vergeſſen, einſam murmeln,
Und in ſtolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerſtörend,
Brauſend durch die Fluren wälzen.
Neidenswerthes Glück der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein beſteht.

Zanga.

Recht! Der Strom allein beſteht.

Ruſtan.

Schon mein Vater war ein Krieger,
Meines Vaters Vater auch,
Und ſo fort durch alle Grade.
Ihr Blut pocht in dieſen Adern,
Ihre Kraft ſtählt dieſe Fauſt,
Und ich ſoll hier müſſig träumen,
Schauen, wie ſich Jedermann
Lorbern pflückt vom Feld der Ehre,
Früchte bricht vom Lebensbaum,
Und mich ſelbſt zur Ruh' verdammen?

Zanga.

Ihr ſollt nicht! beim Himmel, nicht!
Wenn Ihr wollt, ei Herr, ſo handelt!
Ja, wenn die da drin nicht wären!

Dieſer Oheim, dieſe Muhme
Hängen Euch wie ſchwere Feſſeln —

Ruſtan.

Laß uns von was Anderm ſprechen!
Von was Anderm, Zanga!

Zanga.

Seht Ihr?
Da kommt Euer weiches Herz,
Und der Vorſatz iſt zum Henker.
O, daß ich Euch draußen hätte,
Draußen aus dem dumpfen Thale,
Auf den Höhen, auf den Gipfeln,
In der unermeſſnen Welt!
Herr, Ihr ſolltet anders ſprechen!
Seht nur erſt ein Schlachtgefild,
Hört nur erſt Trompeten klingen,
Und es ſoll Euch Kraft durchdringen,
Wie ſie dieſe Adern füllt.
Herr, ich war 'mal auch ſo wählig,
Als ich, freilich jung genug,
Meine erſten Waffen trug,
Ging im Kopf mir hin und her,
War das Herz mir zentnerſchwer;
Als es hieß: dem Feind entgegen!
Schlug's da drin mit harten Schlägen,
Und die Nacht
Vor der Schlacht
Ward gar bange zugebracht. —
Doch beim erſten Sonnenſtrahl
Ward mir's klar mit einemmal.
Ha! da ſtanden beide Heere,
Zahllos, wie der Sand am Meere,

Still und ſtumm
Weit hinum,
Düſter, wie das Nebelgrauen,
Das noch lag auf Feld und Auen.
Durch den Duftqualm ſah man's blitzen
Von dem Strahl der Eiſenſpitzen;
Und als jetzt der Nebel wich,
Zeigte Roß und Reiter ſich.
Da fühlt' ich mein Herz ſich wandeln,
Jeder Zweifel war beſiegt;
Klar ward's, daß im Thun und Handeln,
Nicht im Grübeln 's Leben liegt. —
Und als nun erſchallt das Zeichen,
Beide Heere ſich erreichen,
Bruſt an Bruſt,
Götterluſt!
Herüber, hinüber,
Jetzt Freunde, jetzt Brüder
Streckt der Mordſtahl nieder;
Empfangen und geben
Den Tod und das Leben
Im wechſelnden Tauſch,
Wild taumelnd im Rauſch.
Die Lüfte erſchüttert,
Die Erde zittert
Von Pferdegeſtampf,
Laut toſet der Kampf!
Die Gegner, ſie wanken,
Die Gegner, ſie weichen,
Wir, muthig und jach,
Den Fliehenden nach,
Ueber Freundes und Feindes Leichen.

Jetzt auf weitem Feld
Der Würger hält,
Ueberſchaut die gefallenen Aehren,
Doch kann er der Freude nicht wehren.
Sieg! rufet es: Sieg!
Herr, das heißt Leben! Es lebe der Krieg!

Ruſtan.

O, halt' ein! Du tödteſt mich.

Zanga.

Wenn ſo ein Gefangener,
Ein Verkaufter ſpricht, ein Sklave,
Was muß erſt — Doch ſtill! Genug.
(Er zieht ſich zurück.)

Mirza kommt aus der Hütte.

Mirza.

Ruſtan —?

Ruſtan.

Ha, man kommt!

Mirza.

Du biſt es?
Konnteſt du ſo lange weilen?
O, wir zitterten um dich.

Ruſtan.

Iſt es denn ſo ungewöhnlich?

Mirza.

Ungewöhnlich? Das wohl nicht;
Aber ſchmerzlich drum nicht minder.
Sag' ich mir gleich jeden Morgen:
Spät erſt wird er wiederkehren,

Hoff' ich dich doch immer früh;
Und der Wunſch und die Erwartung
Sind gar reich an Möglichkeiten.
Weil du ruhig biſt und ſorglos,
Glaubſt du denn, wir wären's auch?
Immer fließen meine Thränen,
Was auch die Erfahrung ſpricht;
Für den Muth gibt's ein Gewöhnen,
Aber für die Sorge nicht. —
Warum wendeſt du dich ab?

Ruſtan.

Horch! Mich dünkt, der Vater ruft.

Mirza.

Ich ſoll gehn? O, komm du mit!
Du biſt heiß, die Nachtluft kühl,
Und der müde Fuß will Ruhe.

Ruſtan.

Laß nur! Hier —

Mirza.

Nicht doch! Du ſollſt!
In der Hütte ruht ſich's beſſer,
Und das Abendeſſen wartet.
Komm! Der Vater zürnt nicht mehr,
Alles iſt vergeſſen. — Komm!
(Mit Ruſtan in die Hütte ab.)

Zanga.

Deut' mir Eins der Liebe Werke,
Ob Verluſt ſie, ob Gewinn?
Gibt dem Weibe Männerſtärke

Und dem Manne — Weiberſinn.
Sei's! Man muß nicht gleich verzweifeln.
(Er folgt ihnen.)

Das Innere der Hütte.

Im Mittelgrunde ein Tiſch mit den Reſten einer Abendmahlzeit und Licht, an deſſen einem Ende **Maſſud** nachdenklich ſitzt. Rechts, im Hintergrunde, ein Ruhebett. **Mirza** führt **Ruſtan** herein; bald nach ihnen **Zanga.**

Mirza.

Hier iſt Ruſtan, lieber Vater!
Seht, er hatte ſich verirrt.
Wo? — Ei, gleichviel! er iſt hier.
Ja, die Wege dort im Walde
Sind verworren und verſchlungen;
Bricht der Abend noch herein,
Braucht es Glück, den Pfad zu finden.
Nun, er fand ihn; Dank dem Himmel!
Künftig eilt er wohl ein wenig,
Sieht er ſich die Sonne neigen.
Setze dich!
(Da Ruſtan neben dem Alten niederſitzen will, ſich zwiſchen Beide drängend.)
Nicht hier! Nein, dorthin!
Ich muß bei dem Vater ſitzen.
Seht doch: 's iſt mein Ehrenplatz.
(Ruſtan ſetzt ſich an das andere Ende des Tiſches.)

Maſſud (ſanft, doch ernſt).

Ruſtan!

Mirza (raſch einfallend).

Vater, könnt Ihr's glauben?
Racha, unſre Magd, will wiſſen —

Maſſud.

Liebe Tochter! —

Mirza.

Wollt Ihr Wein?

Maſſud.

Gönne mir ein Wort mit ihm!
Nur ein Thor verhehlt den Brand;
Wir, mein Kind, wir wollen löſchen!

Mirza.

Ihr verſpracht mir —

Maſſud.

Fürchte nichts;
Doch es muß einmal zur Sprache.
Sohn, ſeit lange ſchon bemerk' ich,
Daß du unſern Anblick meideſt;
Die Bewohner dieſes Hauſes
Und ihr ſtilles Thun und Treiben
Scheint dir nicht mehr zu gefallen.
Auf den Bergen iſt dein Lager,
In den Wäldern deine Wohnung,
Und das Heulen wilder Thiere,
Sturmbewegter Bäume Dröhnen
Scheint dir lieblicher zu tönen,
Als der Nahverwandten Wort.
Rauh und düſter iſt dein Weſen,
Zank und Hader dein Geſchäft,
Heute nur, ich hab's vernommen,
Daß du mit Osmin im Walde
Streit erregt.

Zanga
(der ſich um den Tiſch beſchäftigt hat, einfallend).

Erregt? Mit Gunſt,
Das kann ich Euch beſſer ſagen.

Maſſud.

Du!

Zanga.

Ich hab's mit angeſehn.

Maſſud.

Hüte dich!

Zanga.

Ei, wahr iſt wahr!
Und erlaubt Ihr, ſo erzähl' ich's.

Mirza.

Hört ihn, Vater, mir zu Lieb'!

Zanga.

Mittag war es, und die Jäger,
Von der Arbeit Laſt zu ruhn,
Kamen alle, wie ſie pflegen,
Auf dem Wieſengrund zuſammen,
Um am Rand der klaren Quelle
Mit des Weidſacks kargem Vorrath
Und Geſpräch ſich zu erlaben.
Unter ihnen war Osmin,
Ein verwöhnter trotz'ger Junge,
Der von Oel und Salben duftet,
Wie 'nes Blumenhändlers Laden.
Der that denn gar breit und vornehm,
Sprach von ſeinen Heldenthaten,
Seinem Glücke bei den Weibern,
Wie des Königs Tochter ſelber

Bei der Tafel nach ihm ſchiele,
Und was denn des Zeugs noch mehr.

Meinem Herrn dort ſtieg die Röthe
Ungeduldig ins Geſicht,
Doch, ob kochend, dennoch ſchwieg er.
Aber als Osmin nun fortfuhr:
Daß der Fürſt von Samarkand,
Hart bedrängt von Feindeshand,
Seine Tochter und ihr Erbe,
Seines weiten Reiches Krone
Gerne gönnte dem zum Lohne,
Der ihn rette aus der Noth,
Und mein Herr, von Glut ergriffen,
Angeregt von dem Gedanken,
Solcher That und ſolchen Lohns,
Aufſprang und voll Eifer fragte:
Wo der Weg nach Samarkand?
Da ſchlug Osmin auf ein Lachen,
Und vor Ruſtan hin ſich ſtellend,
Rief er aus: „Ei, welch' ein Helfer!
Heil dir, Fürſt von Samarkand!
Guter Freund, bleibt fein zu Hauſe,
Hinterm Pfluge zeigt die Kraft!"
Da —

Ruſtan (aufſpringend).

Bei Gott! ich mag's nicht denken,
Daß er lebt, der das geſagt!

Maſſud.

Sohn, nur ruhig!

Ruſtan.

Ruhig? Ich?

Und fürwahr, hat er nicht Recht?
Was hab' ich gethan noch, um mich
Solchen Werks zu unterwinden?
Er hat Recht, hat heute Recht;
Morgen nicht mehr, leb' ich noch.
Oheim, gebt mir Urlaub!

Maſſud.

Wie?

Ruſtan.

Seht, mich duldet's hier nicht länger.
Dieſe Ruhe, dieſe Stille,
Laſtend drückt ſie meine Bruſt.
Ich muß fort, ich muß hinaus,
Muß die Flammen, die hier toben,
Strömen in den freien Aether,
Drücken dieſen heißen Buſen
An des Feindes heiße Bruſt,
Daß er in gewalt'gem Anſtoß
Breche, oder ſich entlade;
Muß der aufgeregten Kraft
Einen würd'gen Gegner ſuchen,
Eh' ſie gen ſich ſelber kehrt
Und den eignen Herrn verzehrt. —
Seht Ihr mich verwundert an?
„Nur ein Thor verhehlt den Brand,“
Spracht Ihr ſelber; laßt mich löſchen.
Gebt mir Urlaub und entlaßt mich!

Maſſud.

Wie, du wollteſt —?

Ruſtan.

Was ich muß!

Maſſud.

Und denkſt nicht —?

Ruſtan.

Es iſt bedacht!

Maſſud.

So vergiltſt du unſre Liebe?

Ruſtan.

Nimmer ſie hinfür mißbrauchen,
Das iſt alles, was ich kann.

Maſſud.

Rauh und dornicht iſt der Pfad.

Ruſtan.

Sei es! führt er nur zum Ziele.

Maſſud.

Und das Ziel, es iſt verderblich.

Ruſtan.

Alſo ſagt man. Ich will's kennen.
Was man weiß, befriedigt nur.

Maſſud.

Dieſe, mich willſt du verlaſſen?

Ruſtan.

Lange nicht, kehr' ich zurück
In der Theuern liebe Mitte,
Theile wieder Eure Hütte,
Oder Ihr mit mir mein Glück.

Mirza.

Ruſtan!

Ruſtan.

Mirza! Ich verſtehe:

Doch wir ſehen uns ja wieder,
Doppelt glücklich, doppelt froh.

Maſſud.

Magſt du ihre Thränen ſchauen
Und dich kalt —

Ruſtan.

Ich kann nicht anders.

Maſſud.

Wiſſe denn nun auch das Letzte:
Dieſe hier, ſie liebt dich.

Ruſtan.

Mirza!
Hier auch. — Doch, es iſt beſchloſſen!
Niemals, oder deiner werth!

Mirza.

Ruſtan!

Maſſud.

Halt! So meint' ich's nicht!
Kann er deiner, Kind, entrathen;
Maſſuds Tochter bettelt nicht.
Zieh denn hin, Verblendeter,
Ziehe hin! und mögeſt du
Nie der jetz'gen Stunde fluchen.

Ruſtan.

Heute noch?

Maſſud
(ſich abwendend).

So bald du willſt.

Ruſtan.

Zanga, nach den Pferden!

Zanga.

Gern!

Maſſud.

Wozu dieſe haſt'ge Eile?
Halt! Es iſt jetzt dunkle Nacht;
Ungebahnet ſind die Pfade
Und gefahrvoll jeder Schritt.
Davor wahr' ich dich zum mind'ſten.
Schlaf' noch einmal hier im Hauſe,
Denk' noch einmal, was du willſt.
Trifft der Tag dich gleichen Sinnes,
Nun, wohlan, ſo ziehe hin!
Mirza, komm! wir laſſen ihn.

Mirza.

Vater! Nur dieß einz'ge Wort.
Ruſtan! jener alte Derwiſch,
Der dort wohnt in nahen Bergen,
Und den du, ich weiß, nicht liebſt,
Ja, kaum einmal wollteſt ſehen,
Während er beſorgt um dich;
Er verſprach mir, heut zu kommen,
Und nur erſt glaubt' ich zu hören
Seines Saitenſpieles Ton,
Das er führt auf allen Wegen.
O, verſprich mir, eh' du ſcheideſt,
Ihn zu hören, ihn zu ſprechen;
Erſt, wenn fruchtlos, zieh mit Gott.

Ruſtan.

Und wozu?

Mirza.

Die letzte Bitte!

Ruſtan.

Kommt er morgen früh genug.
Mag er wie die Andern ſprechen.

Maſſud.

Nun zur Ruh'! Laß ihn ſich ſelbſt.
Jedem Sprecher fehlt die Sprache,
Fehlt dem Hörenden das Ohr.
Gute Nacht denn.

(Er geht mit Mirza.)

Mirza.

Ruſtan!

Ruſtan.

Zanga!
Morgen früh die Pferde!

Zanga.

Wohl!

(Er folgt den Beiden. Alle Drei ab.)

Ruſtan.

Sie ſind fort. — Es pocht doch ängſtlich!
Sie iſt gar zu lieb und gut!
Ob auch — Fort! — Ich bin erhört!
Und was lang als Wunſch geſchlummert,
Tritt nun wachend vor mich hin.
Seid gegrüßt, ihr holden Bilder,
Seid mit Jubel mir gegrüßt! —
Ich bin müd, — die Stirne drückt,
Mattigkeit beſchleicht die Glieder.

(Nach dem Lager blickend.)

Nun, wohlan! Noch einmal ruh'n
In dem dumpfen Raum der Hütte,

Kräfte ſammeln künft'gen Thaten,
Dann befreit auf immerdar.

(Er ſitzt auf dem Ruhebette, Harfentöne erklingen von außen.)

Horch! — Was iſt das? — Harfentöne?
Wohl der alte Klimprer nah'?

(In halbliegender Stellung, mit dem Oberleibe aufgerichtet. Er ſpricht die Worte des Geſanges nach, die ſich jetzt mit den Harfentönen verbinden.)

„Schatten ſind des Lebens Güter,
Schatten ſeiner Freuden Schaar,
Schatten Worte, Wünſche, Thaten,
Die Gedanken nur ſind wahr.

Und die Liebe, die du fühleſt,
Und das Gute, das du thuſt,
Und kein Wachen, als im Schlafe,
Wenn du einſt im Grabe ruhſt.“

Poſſen! Poſſen! Andre Bilder
Werden hier im Innern wach!

(Er ſinkt zurück. Die Harfentöne währen fort.)

König! — Zanga! — Waffen! Waffen!

(Mehrſtimmige leiſe Muſik greift in die Harfentöne ein. — Zu des Bettes Häupten und Füßen tauchen zwei Knaben auf. Der Eine, bunt gekleidet, mit verlöſchter Fackel; der Zweite in braunem Gewande, mit brennender. Ueber Ruſtans Bette hin nähern ſie einander die Fackeln. Die des Buntgekleideten entzündet ſich, der Dunkle verlöſcht die ſeine gegen die Erde. — Da öffnet ſich die Wand des Hintergrundes. Wolken verhüllen die Ausſicht. Sie heben ſich. Die Gegend, in der der zweite Akt ſpielt, wird ſichtbar, von Schleiern bedeckt. Auch dieſe ſchwinden; ein erſter, ein zweiter. Die Gegend liegt offen da. Neben dem im Vorgrunde ſtehenden Palmbaume hebt ſich in weiten Ringen eine große, golden glänzende Schlange, bis zu ſeinen unterſten Blättern hinanſtrebend, nach und nach empor. — Ruſtan macht eine Bewegung im Schlafe.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Waldgegend. Im Hintergrunde Felſen, die ein Bergſtrom trennt und eine Brücke verbindet. Rechts im Vorgrunde ein vereinzelt ſtehender Fels an deſſen nach vorn gekehrter, Seite ein Springquell und daneben eine Moosbank. Gegenüber, links, eine einzelne Palme.

Ruſtan und **Zanga** kommen.

Ruſtan.

Freiheit! Ha, mit langen Zügen
Schlürf' ich deinen Aether ein!
In des Morgens Purpurſchein
Seh' ich deine Banner fliegen,
Die auf Höh'n, am Himmelszelt,
Weit umher du aufgeſtellt;
Allen Lebenden ein Zeichen
In der Schöpfung weiten Reichen.
Freiheit! Athem der Natur,
Zeiger an der Weltenuhr;
Alles Großen Wieg' und Thron,
Nimm ihn auf, den neuen Sohn!
Laß mein Stammeln dir gefallen,
Die du Mutter biſt von Allen!

Zanga.

Herr, und jetzt genug geſchwärmt;
Nun laßt uns von Nöth'germ ſprechen.

Ruſtan.

Nöthig? Nöth'germ? O, nicht denken,
Laß mich fühlen jetzo noch!
Nicht mehr in dem Qualm der Hütte,
Eingeengt durch Wort und Sorge,
Durch Gebote, durch Verbote;
Frei, mein eigner Herr und König!
Wie der Vogel aus dem Neſte,
Nun zum erſtenmal verſuchend
Die noch ungeprüften Flügel.
Schaudernd ſteht er ob dem Abgrund,
Der ihn angähnt. Wagt er's? Soll er?
Er verſucht's, er ſchlägt die Schwingen,
Und es trägt ihn, und es hebt ihn.
Weich ſchwimmt er in lauen Lüften,
Steigt empor, erhebt die Stimme,
Hört ſich ſelbſt mit eignen Ohren,
Und iſt nun erſt, nun geboren.
Alſo fühl' ich mich im Raume;
Möcht' auf alle Berge ſteigen,
Möcht' aus allen Quellen trinken
Laub und Bäume möcht' ich grüßen,
Bin ein Menſch erſt und ein Mann!

Zanga.

Sprecht nur zu, 's hat keine Eile,
Ich erfriſche mich derweile.

(Er ſetzt ſich.)

Ruſtan.

Zanga, nein! Nicht ruh'n, nicht raſten,
Bis begonnen unſer Werk.

Zanga.

Unſer Werk? So wollt Ihr alſo
Handeln, prüfen, denken, trachten?

(Er ſteht auf.)

Nun da bin ich Euch zu Dienſt.

Ruſtan.

Fort, und auf nach Samarkand!
Oben nur von jenen Hügeln
Sah in ſeiner Thürme Brand
Ich die Sonne ſtrahlend ſpiegeln,
Wir ſind dort, eh' ſie entſchwand.

Zanga.

Nur ſo zu und auf gut Glück?
Herr, um ſelig einſt zu ſterben,
Denkt bei Allem nur ans Ende;
Doch, wollt Ihr, ein Tücht'ger, leben,
So erwägt und prüft den Anfang,
Denn das Ende kommt von ſelber.
Tretet ein bei Unbekannten,
Herr, und ſtrauchelt auf der Schwelle,
Bleibt Ihr Meiſter Ungeſchickt,
Sprächt Ihr, wie die ſieben Weiſen;
Freunde, die's beim Becher wurden,
Lachen auf aus voller Kehle,
Sehn ſie ſich nach Jahren wieder:
Und die Braut, gefreit in Thränen,
Folgt mit Seufzern Euch durchs Leben.
Unſre Neigungen, Gedanken,

Scheinen gleich ſie ohne Schranken,
Gehn doch, wie die Rinderheerde,
Eines in des Andern Tritt.
Drum, bei allem, was Ihr macht,
Sei der Anfang reif bedacht.

Ihr geht nun nach Samarkand:
Da iſt denn vor allem nöthig,
Daß Ihr gleich als der erſcheinet,
Der Ihr ſpäter denkt zu werden.
Euern Vater, lobeſan,
Adeln wir nur gleich im Grabe,
Machen ihn zum Chan, zum Emir
Aus — Gruſinien — aus dem Monde.
So was hilft beim erſten Eintritt,
Und erreicht Ihr Eure Wünſche,
Deckt das Andre der Erfolg.

Ruſtan.

Gut!

Zanga.

Ei, gut? Nun, das geht beſſer
Als ich glaubte, als ich hoffte.
Euer Oheim, ſeine Hütte —

Ruſtan.

Arme Mirza!

Zanga.

Ja, weil arm,
Hindert ſie ein reiches Wollen.
Ahmt mir nur nicht Jene nach,
Die das nahe Gut verſchmähen,
Aber, unerhört, getrennt,
Lichterloh, wie Wolle brennt,

Heiß in Liebesglut vergehen.
Laßt das jetzt und ſeid ein Mann!

Jener Fürſt aus Samarkand
Iſt gedrängt von ſeinem Feinde,
Von dem mächt'gen Chan aus Tiflis,
Der um ſeine Tochter freite:
Ein verwöhntes, einz'ges Kind,
Das, gar ſtolz und hochgeſinnt,
Selbſt den Gatten wählen möchte.
Ein geziertes, äff'ges Weſen,
That ſo was in Dichtern leſen.
Ich war erſt in wirren Zweifeln,
Ob dem Stärkern, ob dem Schwachen
Zu vertrauen unſre Sachen;
Doch der Starke g'nügt ſich ſelbſt
Und das Unglück macht erkenntlich.
Darum geht nach Samarkand,
Suchet Dienſt in ſeinem Heere,
Und wenn an Entſcheidungstagen
Ich Euch ſage: losgeſchlagen!
Stürzt dann in den Feind mit Macht,
Tief ins Herz der wilden Schlacht;
Augen zu! und links und rechts
Kreuzt die Blitze des Gefechts.
Fallt Ihr, war's Euch ſo beſtimmt;
Siegt Ihr, ſprechen wir vom Lohne:
Mancher fand ſo eine Krone.

Ruſtan.

Alſo ſei es! Und ſo komm!

Zanga.

Herr, nur noch ein kleines Weilchen!

Auch der Körper will ſein Recht.
Hier in meines Ränzels Weite
Führ' ich Koſt für mäß'ge Leute:
Erſt getafelt, eins gezecht,
Dann hervor die beſten Kleider,
Euch als Junker angethan.
So was hilft und fördert, leider!
Drauf als wack'rer Edelmann
Hin zur Stadt, dem Glücke nach:
Komme dann, was kommen mag!

Eine Stimme (hinter der Bühne).

Hilfe, Hilfe!

Zanga.

Horch, welch Rufen?

Stimme.

Hilfe! Hilfe!

Zanga.

Näher kommt's.
Das beginnt mit Weh und Ach!
Abenteuer, ſeid ihr wach?

Ein **reichgekleideter Mann** erſcheint im Hintergrunde auf der Brücke. Er wird von einer nur je und dann auf Augenblicke ſichtbaren Schlange verfolgt.

König.

Keine Rettung! Hilft denn Niemand?

(Er flieht über die Brücke und verſchwindet auf der linken Seite des Hintergrundes.)

Zanga.

Herr, den Speer nun angefaßt!
Raſch zum Wurf mit kluger Haſt.

Der König

(tritt fliehend, vom Hintergrunde her, links auf. Er eilt nach vorn, während Ruſtan rechts, Zanga links im Mittelgrunde ſich geſtellt haben).

Götter! Götter! Kein Erbarmen?

(Er ſinkt beſinnungslos am Felſenſitze nieder.)

Zanga.

Werft und trefft!

Ruſtan

(wirft den Speer nach dem noch nicht ſichtbar gewordenen Unthier).

Zanga.

Verfehlt! Nun, Herr,
Braucht die Beine, nehmt Euch Raum;
Ich erklettr' indeß den Baum.

(Im Begriff, die auf der linken Seite ſtehende Palme zu erklettern.)

Während die Schlange links im Hintergrunde zum Theil ſichtbar wird und Ruſtan nach dem Vorgrunde rechts flieht, erſcheint auf dem daſelbſt vorſpringenden Felſen ein **Mann** in einen braunen Mantel gehüllt, mit gehobenem Wurfſpieß.

Der Mann auf dem Felſen.

Schlechte Schützen!

(Er wirft und heftet, durchbohrend, die Schlange an den Boden.)

Topp!

(Herablachend.)

Ha, ha!
Schlechte Schützen! Lernt erſt treffen.

(Verſchwindet von der Höhe.)

Zanga

(vom Baum herabſteigend).

Was war das? — He, liegt die Schlange?

Ruſtan.

Nicht durch mich.

Zanga.

Nun, deſto ſchlimmer!
Und doch gut, daß ſie nur liegt.
(Zu dem Hingeſunkenen tretend.)
Herr, das iſt ein reicher Mann!
Wohl ein Fürſt, vielleicht ein König.
Zieltet beſſer Ihr ein wenig,
Zahlten Ehren Euch und Gold.

Ruſtan.

Wirſt du, Glück, mir nimmer hold?

Zanga.

Seht die Perlen, das Geſchmeide! —
Herr, und ſeid Ihr ſicher auch,
Daß nicht Ihr, daß jener Andre
Hingeſtreckt das grimme Thier?
Eure Lanze traf.

Ruſtan.

Nicht meine.

Zanga.

Und wo iſt er, dieſer Andre?
Warum ſteigt er nicht hernieder,
Pflückt die Früchte ſeiner That?
(Gegen den Felſen emporrufend.)
Mann vom Felſen! Mann vom Berge!
Komm herunter, ſprich mit uns! —

Seht, er kommt nicht, war wohl nie.
Wo auch ſollt' er ſein und weilen?
Rings herum auf viele Meilen
Kein Lebendiger als wir.
(Bei dem am Boden Liegenden.)

Hu, am Turban! ſeht, die Krone!
Ich verwette Hals und Hand,
's iſt der Fürſt von Samarkand.

Täuſchung, Augentrug das Ganze!
Herr, ich ſah es, Eure Lanze
Streckte jenes Thier in Sand.

Ruſtan.

Der war's, der am Felſen ſtand.

Zanga.

Nun, zum Henker! Noch einmal:
Mann vom Berge, komm herunter!
Zeige dich zu dieſer Friſt;
Sonſt negir' ich friſch und munter,
Läugne, daß du warſt und biſt. —
Seht, er kommt nicht, ſeht, er war nie.
Schaut umher doch in der Runde,
Niemand kann ſich da verbergen;
Rings der Felſen abgeſchnitten,
Auf dem Felſen ſelber Niemand.

Ruſtan.

Doch ich ſah ihn.

Zanga.

Saht und ſeht!
Herr, Ihr hattet Furcht, geſteht!
Und der Schrecken, wild und wilder,
Zeigt gar ſonderbare Bilder.
Hier ein Mann im Fürſtenſchmuck,
Leichenblaß in Sand gebettet,
Und Ihr ſeid's, der ihn gerettet.
Nehmt die Gabe des Geſchickes

Und glaubt nur, der heut'ge Tag
Iſt der Anfang unſers Glückes.
(Hörnerklang in der Ferne.)
Hört Ihr fernen Hörnerklang?
Zweifelt nur nicht ewig lang!
Ihr erlegtet jenes Thier;
Schoß ein Andrer, ſchoſſ't auch Ihr.
Wir ſind Zwei hier gegen Einen;
Wag' er nur, es zu verneinen!

Der Gerettete
(ſich emporrichtend).
Hörnerſchall? — Ha, und wo bin ich?

Zanga (zu Ruſtan).
Ha, nun gilt's!
(Zum Fremden.)
Herr! unter Freunden.
Edler Fürſt! — vielleicht wohl mehr noch?
Hochgeehrt nach Rang und Stande.

Der Fremde
(der aufgeſtanden iſt).
Ich bin König dieſer Lande.

Zanga (knieend).
Herr, dein Knecht —
(Ruſtan läßt ſich in einiger Entfernung aufs Knie nieder.)

König.
Und jenes Thier —?
Blutig, todt liegt's dort am Boden.
Meine Retter!
(Zu Zanga.)
Du?
(Auf Ruſtan zugehend.)
Nein, du!

Zanga.

Herr, Ihr habt es gut errathen!
(Auf Ruſtan zeigend.)
Jener war's. Ein tücht'ger Wurf,
Stracks hinein durch Herz und Lungen,
Und es hatte ausgerungen.

Ruſtan.

Herr, verzeiht —

Zanga.

's iſt wohl verziehn!

Ruſtan.

Wenn noch Zweifel —

Zanga.

Ob wir leben?
Ob dort Jenes todt genug?
(Leiſe.)
Nun, zum Henker, ſeid doch klug!
(Wiederholter Hörnerſchall.)

König.

Ha, ſie rufen, meine Lieben,
Suchend, wo ihr Hort geblieben.
Hier, Getreue, hier der Ort!
(Er geht in die Mitte der Bühne zurück, wo er, antwortend, in ein an ſeiner Hüfte hängendes Jagdhorn ſtößt.)

Ruſtan.

Zanga, komm und laß uns fort.

Zanga.

Nach dem allen, Herr, und fliehn?
Jetzt, da unſre Bohnen blühn?

Ruſtan.

Nimmer ſollſt du mich berücken,

Mich mit fremder That zu ſchmücken.
Und doch könnt' ich auch nicht ſehn,
Erſt geprieſen, erſt gehuldigt,
Zager Feigheit dann beſchuldigt,
Einem Andern nachzuſtehn.

Nach wiederholtem Hörnerruf kommt nun das Gefolge des Fürſten.
Gülnare, ſeine Tochter, an der Spitze.

Gülnare.

Vater! Vater!

König.

O, mein Kind!
(Sie ſtürzen ſich in die Arme.)

Zanga (zu Ruſtan).

Schaut nur, ſchaut! Seht halb euch blind!
Gold und Spangen, Perlen, Kleider.
Seht der Hoheit Vollgewalt!

Ruſtan.

Zanga, jene Lichtgeſtalt,
Sich um ſeinen Nacken ſchmiegend,
Weich in Vaterarmen liegend.
Wie ſie athmet, wie ſie glüht,
Jede Fiber wogt und blüht! —
Nun weist her auf mich ſein Blick,
Danket mir der Rettung Glück.
Zanga, nun nicht mehr zurück!
Wär's am Rand mit meinen Tagen;
Ich hab' jenes Thier erſchlagen!

König.

Ja, mein Kind, ein Raub des Todes,

Wenn nicht dieſer Jüngling war.
Sieh, ſo nahe die Gefahr.
(Auf das erlegte Thier weiſend.)

Gülnare
(mit der Hand die Augen bedeckend).

Ah!

König.

Entfernt dieß Schreckbild!

Gülnare.

Nein,
Stark entſchloſſen will ich ſein.
(Nach vorn kommend.)
Glaub' nur nicht, mein edler Fremdling,
Daß, ein ſchwach erbärmlich Weib,
Hinter dir ſo fern ich bleib'.
Oft hat man mich wohl geſehen,
Männlich die Gefahr beſtehen,
Eine Gleiche ſtand ich ihr;
Doch das Widrige, den Grauen
So verwirklicht anzuſchauen,
Nimmt entfremdend mich von mir.
Und doch ſchafft's nicht fort, es bleibe,
Selbſt bezwingen will ich mich.

Nun zu dir, mein edler Retter,
Der mit ſeines Armes Walten
Alles, Alles mir erhalten,
Was der Schwachen übrig blieb.
Rings von Feindesmacht umgeben,
Von verſchmähter Liebe Trutz,
War mir dieſes Greiſes Leben
Einz'ge Stütze, all' mein Schutz.

Und der Drache bleckt' die Zähne,
Und es war um ihn geſchehn;
Da — o, lohn' es dieſe Thräne! —
Hebt ſich eines Armes Sehne,
Und das Unthier muß vergehn.
Vater, ſchau, ſo ſehen Helden!
Vater, ſchau, ſo blickt ein Mann!
Was uns alte Lieder melden,
Schau es hier verwirklicht an!

Ruſtan (leiſe).

Kohlen, Zanga, glüh'nde Kohlen!

Zanga (eben ſo).

Laßt die Furcht den Henker holen!

Gülnare.

Doch, du ſprichſt nicht? Doch du ſchweigeſt?

Ruſtan

(auf die Knie ſtürzend).

Herrin, o, ich bin vernichtet!

König

(entſchuldigend zu Gülnare).

Wohl das Neue unſers Anblicks. —

Gülnare.

Laß ihn, Vater! Es erquickt mich,
Einen Mann verſchämt zu ſehn!
O, ich ſah ſie brüſtend gehn,
Mit gedunſ'nen Worten prahlend,
Mit Verſprechen Thaten zahlend;
Doch kam der Erfüllung Zeit,
Wie war Held und That ſo weit!
Dieſer kommt uns, als von oben,

In der Stunde der Gefahr,
Thut, was ſeiner würdig war,
Und verſtummt, wenn wir ihn loben.
Vater, ſag es ſelbſt! fürwahr,
Stellt er nicht die Zeit dir dar,
Nicht die Zeit, die einſt geweſen,
Und von der wir ſtaunend leſen,
Wo noch Helden höhern Stammes,
Wo ein Ruſtan, weitbekannt
In der Parſen Fabelland? —,

Zanga.

Ruſtan iſt auch er genannt.

Gülnare.

Ruſtan! Hörſt du, Vater? — Ruſtan!
O, die Zeiten ſind noch immer,
Wo, wenn Menſchenkräfte enden,
Götter ihre Hilfe ſenden.
Er kommt uns von ihrer Hand.
(Zu ihrem Vater.)
Und ſo wird gefaßt dich finden,
Was ſo eben Boten künden:
Jener blut'ge Chan von Tiflis,
Mein Bewerber und mein Feind,
Hat in mächt'gen Heeres Mitten
Unſre Gränzen überſchritten:
Hundert Völker ſtolz vereint,
Weil er hilflos uns vermeint.
(Auf Ruſtan zeigend.)
Hier die Hilfe! Hier der Hort!
Stell' ihn an der Treuen Spitze,
Laß ihn tragen deine Blitze!

Muth ſein Athem, That ſein Wort;
Und die Deinen, neu ermuthet,
Sehn mit Neid, wenn Einer blutet,
Und ſein Beiſpiel reißt ſie fort.
(Zu Ruſtan.)
Sei mein Schützer, ſei mein Retter,
Banne dieſe dunklen Wetter,
(nach und nach langſamer ſprechend)
Und der glänzend neue Tag
Bringt dir dar, was er vermag.

König (halblaut).

Sprichſt du doch, als hätteſt du
Sie vernommen, die Gelübde,
Die ich that in der Gefahr:
Dem Erretter, käme Rettung,
Schwur ich, nichts, ich nichts zu weigern,
Und wenn es das Höchſte war. —
Du errötheſt? — Du verſtehſt mich?

Gülnare.

Vater, komm und laß uns gehn!

König.

Nun ſo karg, und erſt ſo warm?
Warſt du hier an meiner Stelle,
Dünkte jeder Lohn dir arm.

Gülnare

(nach rückwärts gewendet, wie ablenkend).

Und wo iſt — wo iſt die Stelle,
Die ſo Vieles mir gedroht?

König.

Dort kam ich und floh den Tod,

Jene Schlange mein Gefolg',
Keine Wehr als meinen Dolch.

Zanga.

Seht, hier liegt er noch am Boden,
Reich beſetzt mit edlen Steinen.

(Er hebt den Dolch auf und gibt ihn ſeinem Herrn, der ihn dem Könige überreicht.)

König

(mit ablehnender Geberde).

Zähl', was mein iſt, zu dem Deinen!
Zahlt' ich mit ſo armen Steinen
So beglückenden Erfolg?
Dieſer Mann —

(Auf Ruſtan zeigend.)

Zanga

(am Boden den Platz bezeichnend).

Hier ſtand er, hier.

König.

Nein, du irrſt; er ſtand dort oben,
Eingehüllt im braunen Mantel.

Ruſtan.

Zanga! Zanga!

Zanga.

Heißer Tag!

König (auf Zanga).

Erſt warfſt du, allein, du fehlteſt,
Dann ſchoß er, die Schlange lag!
In der Sinnenkraft Vergehen
Hab', wie träumend, ich's geſehen.
Du ſtand'ſt hier und er ſtand dort,
Und war bleich und ſchien viel kleiner;

Wohl gebückt zum Wurf ſich neigend.
Wo auch blieb der braune Mantel?

Zanga.

Irgend dort wohl in den Sträuchen.

Ruſtan (leiſe).

Zanga, Zanga!

Zanga.

Muth! nur Muth!

König.

Nun genug, und damit gut!
Dort auf jener Klippe Zinnen
Soll ein Tempelbau beginnen,
Dem der waltend niederblickt,
In der Noth den Retter ſchickt.
Tochter, komm.

Gülnare (zu Ruſtan).

Du folg' uns bald!
(Gehend und vor der getödteten Schlange zurückſchaudernd.)
O, des Anblicks Nachgewalt
Uebt von neuem ſeine Rechte.
O, verzeih es dem Geſchlechte,
Das der Seele Kraft bezwingt,
Kindiſch ſolche Schauer bringt.

König.

Reich' den Arm ihr, gib die Rechte.

Gülnare.

Vor dem Todten ſchütze mich;
Lebt' es noch, ich zagte nicht.
(Sie ſtützt ſich auf Ruſtans Arm. Alle bis auf Zanga ab.)

Zanga

(ihnen nachſchauend).

Das geht gut, bei meiner Treu'!
Das Prinzeßchen hat gefangen.
That zwar noch ein Biſchen ſcheu,
Kämpft noch Stolz mit dem Verlangen. —
Wie ſie feſt an ihm ſich hält.
Nun ein Graben. — Hupp! geſprungen! —
Ha, ſie gleitet, ſtrauchelt! — fällt? —
Nein, er hat ſie raſch umſchlungen.
Nichts ſo köſtlich in der Welt,
Als wenn Eins das Andre hält.

Ruſtan

(zurückkommend).

Zanga, Zanga! ich bin ſelig!

Zanga.

Ei, es geht? nicht [illegible]!

R[illegible]

Und nun komm! Dort deinen Bündel,
Wirf ihn in den nächſten Fluß.
Nichts laß unſern Stand verrathen,
Wir ſind Kinder unſrer Thaten,
Und nach aufwärts ſtrebt der Fuß.
Komm nur, komm!

Zanga.

Doch früher, Herr,
Laßt die Gegend uns durchſpüren,
Ob nicht jener Mann vom Felſen —

Ruſtan.

Zanga, ich hab's überdacht.

Jener Mann war kein Lebend'ger;
Bote einer höhern Macht,
Kam er in des Schreckens Nöthen,
Um zu treffen, um zu tödten,
Und entſchwand, da er's vollbracht.

Zanga.

Nun, der Dank wär' abgemacht.

Ruſtan.

Laß ihn Menſch auch ſein, wie wir,
Kommen und ſich ſtellen mir;
Will mit Gold ihn überhäufen,
Fülle auf ihn niederträufen,
Groß ihn machen, groß und reich,
Wenn auch nicht dem Geber gleich;
Stellen auf des Glückes Zinne.
Und wer wirft mir Unrecht vor?
Zanga, denn was ich gewinne,
Iſt nicht das, was er verlor.
Laß ihn thun ſie, jene That,
Bittend dann nach Lohn ſich wenden:
Man gibt Gold mit ſpröden Händen,
Und er geht, wie er genaht;
Doch bei mir, mit mir war's anders:
Unerklärt ein dunkles Etwas
Zog des Vaters, zog der Tochter —
O, des Weibs voll hehrem Sinn! —
Beider Blicke nach mir hin.
Gleich gilt nicht von gleichem Scheine,
Und ich nehme nur das Meine.
Komm und fort, dem Glücke nach!
Heut um's Jahr iſt auch ein Tag.

Zanga.

Herr, ach Herr!

Ruſtan.

Was iſt?

Zanga.

O, ſchaut!

Der **Mann**, deſſen Wurf die Schlange getödtet, iſt hinter dem Felſen hervor und in den Vorgrund rechts getreten. Er hat den ihn umhüllenden braunen Mantel auf die Moosbank gelegt und ſteht nun in kurzem, ſchwarzen Leibrocke, nackten Armen und Beinen, mit ſchwarzem Bart und Haar, das Antlitz leichenblaß, da.

Ruſtan.

Ha! wie mir's im Tiefſten graut!

Zanga.

's iſt derſelbe, deſſen Speer
Jenes Thier, vom Felſen her —

Ruſtan.

Unheil! nie dein Köcher leer?

Der Mann vom Felſen

(iſt einige Zeit, unbeweglich vor ſich hinſchauend, auf der Moosbank geſeſſen, jetzt neigt er ſich zur Quelle und trinkt).

Zanga.

Herr! er lebt, iſt leibhaft, trinkt!

Ruſtan.

Meines Traums Gebäude ſinkt!
Zanga! —

Zanga.

Herr!

Ruſtan
(die Hand am Dolche).
Iſt's nicht Osmin,
Der Verweichlichte, Verwöhnte,
Der mich jüngſt beim Jagen höhnte?

Zanga.
Seht doch nur den Bart, das Haar.

Ruſtan.
Du haſt Recht, und es iſt wahr.
Aber erſt nur glich er ihm.
Jeder Blick, mit neuer Lüge,
Zeigt mir anders ſeine Züge.
Was je gräulich und verhaßt,
All' in ſich ſein Anſchaun faßt.

Der Mann
(richtet ſich empor, legt den zuſammengefalteten Mantel über den Arm und macht ſich gefaßt, quer nach dem Hintergrunde zu, fortzugehen).

Zanga.
Schaut, er geht.

Ruſtan.
Nicht ſo! Und halt!
Steht mir Rede! Wohin geht Ihr?

Der Mann vom Felſen
(mit klangloſer Stimme).
Hin nach Hofe! vor den Thron.

Ruſtan.
Was dort ſuchend?

Der Mann vom Felſen.
Meinen Lohn.

Ruſtan.

Lohn? Wofür?

Der Mann vom Felſen

(auf das erlegte Thier zeigend).

Für meine That.

Ruſtan.

Deine? — Meine! — Unſre That!

Der Mann vom Felſen.

Arme Schützen! Ha, ha, ha!
Lernt erſt treffen! Arme Schützen!

(Zum Fortgehen gewendet.)

Ruſtan.

Halt, noch einmal! Er, der König,
Dankbar dir, für dein Bemühn,
(den Dolch des Königs aus dem Gürtel ziehend.)
Sendet dir dieß edle Kleinod,
Dieſen reichbeſetzten Dolch,
Wo des Demants klares Scheinen —

Der Mann vom Felſen.

Zahlt Ihr mit ſo armen Steinen
So beglückenden Erfolg?

Ruſtan.

Nun, der Dolch hat eine Spitze,
Sie auch zahlt.

Der Mann vom Felſen.

Ei ja! Ja doch!

Ruſtan.

Scheuſal! Teufel! Gräulich Unthier!
Zieh nicht deine grimmen Fratzen,
Denn der Dolch in meinen Händen

Zuckt und mahnt mich, raſch zu enden.
Zanga!

Zanga.

Herr?

Ruſtan.

Sieh hin! Nur hin!
Gleicht er wieder nicht Osmin?
Wenn er grinſet, wenn er lacht.

Zanga.

Faſſung Herr! und kühl bedacht!

Ruſtan.

Nun, es ſei! ich will mich faſſen.
Menſch, was willſt du? was begehrſt du?
Geizeſt du nach Reichthum, Schätzen?
Will dich in ein Goldmeer ſetzen,
Gießen aus ob deinem Haupt,
Was die Welt das Höchſte glaubt,
All' dein Wünſchen, dein Verlangen,
Eh's zu keimen angefangen,
Soll's verwirklicht vor dir ſtehn,
Sollſt du's reif in Garben ſehn.

Der Mann vom Felſen.

Langes Rinnen trübt die Welle;
Ich trink' gerne aus der Quelle.

Ruſtan

(vor ihm niederſtürzend).

Sieh mich denn zu deinen Füßen,
Sieh ein flehendes Geſchöpf.
Heut zu allen künft'gen Tagen
Hat des Glückes Stund' geſchlagen;

Geh und ſchreite über mich,
Tritt ein Daſein unter dich!

Der Mann vom Felſen.

Willſt mit Andrer Thaten prahlen?
Willſt mit fremdem Golde zahlen?
Glück und Unrecht? Luft'ger Wahn!
Rühm' dich deß, was du gethan.

(Er geht nach dem Hintergrunde, indem er den Mantel wieder um die Schulter wirft.)

Ruſtan

(nach vorn kommend).

Er hat Recht und ich will fort.
Zanga! komm! wir kehren heim.
In der Nahverwandten Mitte
Sei das Glück der erſten Schritte,
Sei die Schmach — Und dennoch! Nein!
Nein, es darf, es ſoll nicht ſein!

Der Unbekannte

(iſt den Steig, der zur Brücke führt, hinaufgeſchritten).

Ruſtan (folgt ihm).

Unmenſch halt! Nicht von der Stelle!
Dieſe Brücke wölbet ſich
Als des Glücks, der Hoheit Schwelle,
Sei es dir, ſei es für mich.
Unmenſch, halt!

(Er hat den Mantel des vor ihm Hinſchreitenden angefaßt.)

Der Mann.

'ſ iſt nur mein Kleid.

Ruſtan.

Nun, der Herr iſt auch nicht weit.
Halt! Ich, oder du!

(Er faßt ihn an.)

Der Mann.

Nicht ich!

(Sie ringen auf der Brücke.)

Ruſtan.

Sein Berühren iſt Entmannen.
Zanga, Zanga, rette mich!

(Der Fremde drängt Ruſtan bis hart an den Rand der Brücke, im Begriff ihn hinabzuſtürzen.)

Ruſtan.

Ich erliege!

Zanga.

Braucht den Dolch!
Braucht den Dolch! Ihr ſeid bewaffnet.

Der Fremde.

Ganz nun mein!

Ruſtan.

Noch nicht! noch nicht!

(Er hat den Dolch gezogen und ſtößt ihn nun dem Fremden in die Bruſt.)

Der Fremde

(auf der Brücke niederſinkend).

Blutig! Blutig! Schwarzer Tag!

Ruſtan

(von der Höhe herabkommend).

Zanga! Zanga! Lebt er? bin ich?

Zanga.

Herr, Ihr ſeid! Und ſeht, er blutet.

Ruſtan.

O, daß ich's gethan! Entſetzen!

Der Fremde

(halb emporgerichtet).

Kinderjahre! Kinderjahre!
Folgt der Unſchuld Leichenbahre!

(Zurückſinkend.)

Ruſtan, Ruſtan! Mirza, Ruſtan!

Ruſtan.

Zanga, ſchnell! Sieh, ob noch Rettung,
Ob noch Hilfe möglich. Eile!

Der Fremde

(der ſich im Todeskampfe auf der Brücke gewälzt, ſtürzt jetzt in die Flut).

Zanga.

Herr, zu ſpät! Ihn hat die Flut.

(Zu Ruſtan, der, die Hände vor's Geſicht geſchlagen, daſteht.)

Schlimm genug und dennoch gut;
Wenn nicht er, wär't Ihr verloren.

Ruſtan.

O, und wär' ich nie geboren!

(Hörnerſchall.)

Zanga.

Herr, nur Faſſung! Faſſung! Muth!
Fall der Nothwehr. — Hört, man ruft uns.
Seht, man kommt. Nun ausgehalten!

Ein **Kämmerer** kommt von der linken Seite.

Kämmerer.

Herr, des Königs hohe Gnaden
Laſſen Euch zur Heimkehr laden,
Und zum Heereszug demnächſt.
Dort ſie ſelbſt.

Der König und **Gülnare** erſcheinen im Hintergrunde auf der Anhöhe, rechts an der Brücke.

König.

Nun, Ruſtan? Folgt Ihr?

Ruſtan.

Hoher Herr, ich bin bereit.

(Zu Zanga.)

Nun gilt's fallen oder ſiegen!
Ausgedauert und — geſchwiegen!

(Indem er ſich zum Gehen wendet und die Hörner von neuem ertönen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Offener Platz in Samarkand. Die erſten Couliſſen des Vorgrundes bilden eine zeltartige Eſtrade, deren hintere Vorhänge offen ſind. Rechts iſt ein Sopha von Kiſſen angebracht, nach oben mit einem Baldachin, nach rückwärts mit einer herabhängenden Draperie geziert. Daneben ein Tiſchchen. Gegenüber, auf der linken Seite, ein größerer Tiſch, dunkelroth behangen.

Der Platz von außen iſt mit **Volk** beiderlei Geſchlechts beſetzt. **Jubelruf, kriegeriſche Muſik, Truppenaufzüge.**

Volk.

Heil dem Sieger! — Heil dem König!
Ruſtan! Ruſtan! — Hoch Gülnare!

Der König kommt, zu beiden Seiten **Ruſtan** und **Gülnare** an der Hand führend. **Reichgekleidete Große** hinter ihm. Sie gehen in dem Raume außer dem Zelte quer über die Bühne und auf der linken Seite ab.

Zanga

(durch das Volk kommend, zu denen, die am Eingange des Zeltes ſtehen).

Platz da! Platz! Ich bin vom Hauſe.

(Er kommt nach vorn.)

Nun, bei Gott! Das geht vortrefflich!
Unſer Ruſtan wirkte Wunder.

Tritt hervor aus jenem Wald,
Und der Ruf der That durchſchallt
Rings das Land nach allen Seiten.
Nieder von den Bergen ſchreiten
Hirten, jetzt zum erſtenmal,
Völker ohne Maß und Zahl,
Die ſich ſammeln, die ſich ſchaaren
Um den Retter in Gefahren.
Und der Feind, er ſteht verblüfft;
Ihm, der kam zu leichtem Krieg,
Dünkt der Rückzug jetzt ſchon Sieg.
Raſch wir nach, und weit und weiter!
Schon ſind handgemein die Streiter.
Da ſieht Ruſtan jenen Chan,
Der ſo überſtolz gethan,
Sprengt auf ihn, — zwar, wie mich dünkt,
Iſt das juſt der Punkt, der hinkt: —
Ruſtan ſtürzt. Allein, was thut's!
Unſre Völker, hohen Muths,
Sehen bange Zweifel ſchweben
Ob des Führers theurem Leben,
Dringen nach und — ſahſt du's nicht!
Bald kein Feind mehr im Geſicht.
Alſo ſich's begeben hat;
Ich bin ſelbſt das Zeitungsblatt,
Schwarz gekommen ſchon zur Erden,
Darf's nicht erſt durch Lügen werden.

Da kommt Ruſtan mit dem König,
Thut ſchon vornehm, blickt ſchon ſtolz.
Ei, umgüldet's nur ein wenig,
Dünkt ſich Edelſtein das Holz.

Der **König** und **Ruſtan** kommen.

König.

Hörteſt du? vernahmſt du? ſahſt du?
Ihres Mundes freundlich Lächeln,
Ihrer Rede Sommerfächeln;
Fühlteſt du den Druck der Hand?
Ja, Gülnare, meine Tochter,
Sinnt nicht länger Widerſtand.
Freude, Wonne, ſonder Gleichen!
Ihre Hand will ſie dir reichen;
Und was an des Todes Thoren
Ich mir ſelber zugeſchworen,
Und was Nacht bisher verhüllt,
Glänzend, herrlich wird's erfüllt.
Du, an meiner Tochter Seite,
Sitzeſt auf der Väter Thron,
Breiteſt aus in alle Weite
Mit der Kriegstrommete Ton
Dieſes Landes Macht und Ruhm,
Noch vor wenig kurzen Tagen
Stolzer Nachbarn Eigenthum.
Und ſie zittern und ſie beben
Vor dem Dräu'n der ſtarken Hand,
Und des Ruhmes Säulen heben
Hoch den Thron von Samarkand.
Sieh dieß Land, es iſt das deine, -
Sieh mein Selbſt, es folgt dem Land;
O, des ſel'gen Abends Scheine,
Da ich dich, den Retter fand!

(Er ſetzt ſich.)

Ich bin müd, bringt mir zu trinken;
Selbſt die Freude ſchwächt die Kraft.

Alles ſcheint mir zuzuwinken:
Thu', was neu das Alte ſchafft!

Gebt mir Wein, die Zunge lechzet,
Und verſchließt des Zeltes Hüllen:
Freuden, wie ſie mich erfüllen,
Hegt man gern bei ſich allein.

(Zanga gibt den Auftrag. Man geht um Wein. Die Vorhänge des Zeltes fallen herab.)

Ruſtan.

Wenn auch das, was ich gethan,
Voll und wirklich Lohn erheiſchet,
Doch ſo übermäß'ge Gunſt —

König (aufſtehend).

Laß du über dem Geſchick,
Auszugleichen Werth und Glück!
Wär's Verdienſt denn, wenn der Regen
Niederträuſt auf unſre Flur?
Iſt Verdienſt es, wenn der Leu,
Reich begabt, und ſtark und frei,
Hineilt auf des Wildes Spur;
Wenn die kreiſende Natur
Aus der Gaben Reichthum ſpendet,
Achtlos, wer ihn zu ſich wendet?
Auch der Zufall will ſein Spiel.
Nimm, was dein; und ſcheint's zu viel,
Dieſes als zu viel Erkennen
Macht dich werth, es dein zu nennen. —

Ein's nur iſt noch zu bericht'gen:
Ruſtan, alle, die ich fragte
Nach den Aeltern, die du nannteſt,
Nach den Deinen, deiner Abkunft,

Meines Retters Bild geſehn.
Du ſchienſt damals klein und bleich,
Eingehüllt in braunem Mantel,
Und die Stimme, ſcharf und ſchneidend. —

(Man hört aus der Ferne Gemurmel von Stimmen, dazwiſchen klagend ausgeſtoßene Laute.)

König.

Welch Geräuſch? Seht zu, was iſt.
(Es geht Jemand.)
Widerlich ſtört's meine Rede,
Und dazwiſchen Klagetöne,
Faſt wie jene — (Zu Ruſtan.) Warſt du damals
Auch mit dieſem ganz allein?
(Auf Zanga weiſend.)
War kein Dritter, war kein Andrer
Neben dir?

Ruſtan.

Nur er und ich.

König.

Eine Stimme, dumpf und ſchaurig,
Die ich früher ſchon gehört,
Sonſt im Leben ſchon vernommen,
Schien da in mein Ohr zu kommen,
Wie ich lag von Angſt bethört.
Du ſtandſt damals —

Ruſtan.

Herr, am Felſen.

Zanga.

Oben, oben auf dem Felſen.

König.

Oben, recht! Je mehr ich ſinne,

Um ſo widerlicher wird's.
Auf dem Felſen, klein und bleich,
Eingehüllt in braunem Mantel,
Und die Stimme —

(Die vorigen Klagelaute wiederholen ſich.)

König.

Pfui, des Lauts!
Schafft ſie fort, die ekle Stimme,
Die Erinnerung mit ihr.

(Zanga geht ab.)

(Ein Diener hat Wein gebracht.)

König.

Hier iſt Wein. Komm, laß uns trinken!
Weg es waſchen, dieſes Bild!
Was ich damals dumpf geträumt,
Lieblich hat's den Platz geräumt
Dem Erfreulichen, dem Wahren.
Wo ſich Götter offenbaren,
Kündigt ſie ein Schauder an,
Daß, wenn ein die Mächt'gen fahren,
Schon die Pforten aufgethan.
Hier iſt Wein. Komm, laß uns trinken!
Und noch dieſen Abend ſollen
Laute Zimbeln und Trommeten
Hoch von dieſer Veſte Thürmen
Es in alle Lüfte ſtürmen,
Daß du Erbe mir und Sohn.
Ja, du Edler, ja, du Guter,
Schutzgeiſt, Lebensretter du,
Sieh, dein Vater trinkt dir's zu!

Indem er den Becher emporhebt und Ruſtan ſich vor ihm auf ein Knie niederläßt, kommt **Zanga** eilig zurück; hart hinter ihm ein **Kämmerling**.

König (einhaltend).

Was begab ſich?

Zanga
(zu Ruſtan leiſe).

Herr, nur Muth!

König.

Soll ich länger noch erwarten —?

Kämmerling.

Herr, die Stadt beinah' im Aufruhr.

König
(den Becher abgebend).

Aufruhr? Thorheit! Und warum?

Kämmerling.

Herr, die Wellen des Tſchihun,
Die an unſern Mauern nagen,
Haben auf den flachen Sand
Eines Mannes Leib getragen,
Der durch Mord ſein Ende fand.

König.

Laßt ſie das dem Richter klagen.

Kämmerling.

Und der Mann, er ward erkannt
Als derſelbige mit jenem,
Den, aus deiner Kämmrer Schaaren, —
Nie hat man den Grund erfahren, —
Du vorlängſt vom Hof verbannt.

König.

Wohl, ich weiß. — Doch dieſe Laute
Schaurig, widrig, wirren Klanges —?

Kämmerling.

Herr, es iſt ſein alter Vater,
Den du kennſt, der ſtumme Mann;
Eine Schrift in ſeinen Händen,
Fleht er um Gericht dich an.

König.

Wohl, es ſei ihm, doch er ſchweige!
Ruſtan!

Ruſtan.

Herr?

König.

Du kannteſt nie
Jenen Mann, der nun getödtet?

Ruſtan.

Herr, ſo meinſt du —?

König.

Nun, nur Gutes.
Doch die Stimme, deren Klang
Damals mir zu Ohren drang,
Als du mich befreit beim Jagen,
Schien des Manns, der nun erſchlagen.
Es kommt näher, wächst im Raum,
Wie ein halbvergeſſ'ner Traum.
Und wen klagt man an als Thäter?

Kämmerling.

Herr —

König.

Du zögerſt?

Kämmerling.

Wag' ich's?

König.

Sprich!

Wen zeiht man des Mordes?

Kämmerling.

Dich!

König.

Mich? Ha Thorheit und Verrath!
Nicht nur Ein Sinn fehlt dem Alten,
Alle fehlen in der That.

(Die Vorhänge auseinander ſchlagend.)

Komm herein, du Mann der Thorheit,
Stumm an Zunge, an Verſtand!
Und beweiſe deine Klagen
Oder ſtirb von meiner Hand!

Der alte Kaleb, grau gekleidet mit ſchwarzem Ueberwurf, weißem Bart und Haar, tritt, von **Karkhan** geleitet, eine Schrift emporhaltend, ein, und wirft ſich vor dem Könige nieder, wobei er, nach Art der Stummen, unartikulirte Laute ausſtößt.

König.

Nicht berühre meine Kleider,
Bis du Widerruf gethan.

Zanga (leiſe).

Herr, was dünkt Euch?

Ruſtan.

Harr' und ſchweig!

Zanga.

Dieſen Mann ſah ich ſchon früher.
Gleicht er nicht —?

Ruſtan.

Ob auch! Wem immer!
Laß uns hören, was er bringt.

König

(dem der Alte eine Schrift emporgereicht hat)

Was ſoll ich mit dieſen Zeilen?
Zorn quillt mir im Auge heiß.

(Zu dem Führer des Greiſen.)

Biſt du Einer, der da weiß —?

Karkhan.

Seinem Hauſe nah' verwandt.

König.

Nun, ſo ſprich, was dir bekannt.

Karkhan.

Was man ſagt, nicht, was ich meine.
Jenen Todten, dir bewußt,
Fanden wir im Abendſcheine,
Einen Dolch in ſeiner Bruſt;
Und der Dolch — er war der deine.

König.

Mein Dolch? Wie?

(Seinen Dolch halb ziehend.)

Hier iſt mein Dolch.

Karkhan.

Jenen Dolch, den du beim Jagen
Pflegteſt in dem Gurt zu tragen,
Und auch trugſt zu jener Zeit,
Da ein Wunder dich befreit.

König

(zu Ruſtan tretend, halblaut).

Ruſtan, dir gab ich den Dolch,

Der im Wahnwitz der Gefahr
Meiner Hand entfallen war.
Bring ihn her! Gib mir ihn wieder! —
Du entfärbſt dich? — Ruſtan! Ruſtan!
Jener Mann, den ſie beſchrieben,
Ward durch mich vom Hof vertrieben,
Weil ſein Trachten, frech geſinnt,
Sich erhob zu meinem Kind.
Alſo denn dein Nebenbuhler!
Ruſtan! Ruſtan! — Und die Stimme,
Die von jenem Felſen ſprach,
Und nun auftaucht, hell und wach,
Sie glich jenes Mannes Stimme,
Der nur jetzt des Mörders Grimme,
Unbekanntem Tod erlag.
Ruſtan, gib den Stahl mir wieder.
(Laut.)
War's ein Dolch mit grünen Steinen?

Karkhan.

Mit Smaragden reich beſetzt;
Tief im Buſen eingetrieben,
Wo er graß zuſammenhielt
Den durchnäßten braunen Mantel.

König.

Braunen Mantel? — Stand am Felſen, —
Bleich und hager, — du ſtandſt ſeitwärts,
Oben Er, und ſchoß. — Wer traf? —
Ruſtan, Ruſtan! — Sprich nicht jetzt!
Nicht ein Wort, das dich gereuet.
Ich will hin, den Todten ſehn,
Du magſt nach dem Dolche gehn.

Alter, folg'! und folget ihr!
(Zu Ruſtan tretend.)
Auf! zerſtreue dieſe Wolke;
Denn Rechtfert'gung ſchulden wir:
Ich, der Fürſt, dem ganzen Volke,
Du, der Sohn und Bürger, mir.
(Er geht, von Kaleb und ſeinem Gefolge begleitet ab.)

Zanga.

Herr, was nun?

Ruſtan.

Das fragſt du mich?
Du? der ſonſt ſo überreichlich
Mittel wußte, Kniffe, Ränke;
Der mich bis hierher geleitet,
Losgeriſſen von der Heimath,
Mich die Würfel hieß ergreifen
Zu des Glückes falſchem Spiel?
Deſſen Zunge Schmeichellaut
Ich, ein Thörichter, vertraut,
Der mit Lügen und mit Läugnen
Mich verlockt, mir anzueignen,
Was ein Anderer gethan;
Abgelockt mich von der Bahn,
Von der ebenen, geraden,
Von des Ruhmes goldnen Pfaden.

Zanga.

Ebnen Pfaden? Schöner Wahn!
Ach, verzeiht zu hohen Gnaden,
Faſt kommt mir ein Lachen an.
Wackre Fauſt und ſchlichter Geiſt
Fördern auch und bringen weiter,
Etwa zu 'ner Fahne Reiter,

Einer Hauptmannsſtell' zumeiſt,
Läßt mit halbzerſchoſſ'nen Knochen
Magre Gnadenſuppen kochen;
Aber wen es höher treibt,
Auf zu Glückes reichern Spenden,
Wenn auch der im Fußweg bleibt,
Mag er nur die Schritte wenden. —
Ich ſtellt' euch mit Einem Ruck,
Sei's im Guten, ſei's im Schlimmen,
Auf des Berges höchſten Hang,
Deſſen Mitte zu erklimmen
Ihr gebraucht ein Lebenlang.

Ruſtan.

Und nun gähnt der Untergang!

Zanga.

Pah! Und was iſt auch verloren?
Wenn Ihr nicht die Schlange ſchlugt,
Habt Ihr doch den Feind geſchlagen,
Allen ihren künft'gen Tagen
Heil gebracht und Sicherheit.
Habt Ihr nicht das Heer für Euch?
Flüchtet Euch in ihre Reihen,
Die Euch kühn gefolgt im Streit;
Mag dann dieſer König dräuen,
Und wer weiß? wer noch gebeut.
Herr, nur Muth! Dort ſeh' ich zwei
Von den Führern unſers Heeres.
Wie ſie lauern! wie ſie ſpähn!
Bleibt nur hier und harrt der Dinge,
Ich will 'mal ſie prüfen gehn.

(Er geht nach dem Hintergrunde auf den Halbkreis von Menſchen zu, die dort zurückgeblieben ſind.)

Ruſtan.

Folg' ich ihm? — benutz' ich eilend
Die Gelegenheit der Flucht?
Schändlich! Niedrig! Gräulich! Gräulich!

Nicht, daß ich den Mann erſchlug!
Hab' ich ihm den Tod gegeben,
War's vertheidigend mein Leben,
War's, weil jener Brücke Pfad,
Schmal und gleitend wohl genug,
Einen nur von Beiden trug.
War's, weil er mit gift'gem Hohn,
Lauernd ſeine That verſteckte
Und die Hand erſt nach dem Lohn,
Dem bereits gegebnen, ſtreckte;
War es, weil — muß ich's denn ſagen, —
Er und ich zwei Häupter tragen
Und dieß Land nur eine Kron'.
Es geſchah. Allein, wenn nicht,
Ständ', genüber ſeiner Tücke,
Jetzt ich auf der Schauerbrücke,
Es geſchähe jetzt wie da.
Doch, daß nach durchfochtnem Krieg,
Da mein Stern zum Scheitel ſtieg,
Ich, verklagt, ſoll Antwort geben
Ueber ein ſo niedrig Leben,
Dafür tröſtet mich kein Sieg.

O, hätt' ich — o hätt' ich nimmer
Dich verlaſſen, heimiſch Dach,
Und den Taumelpfad betreten,
Dem ſich Sorgen winden nach.
Hätt' ich nie des Aeußern Schimmer

Mit des Innern Werth bezahlt
Und das Gaukelbild der Hoffnung
Fern auf Nebelgrund gemalt!
Wär' ich heimiſch dort geblieben,
Wo ein Richter noch das Herz,
Wo kein Trachten ohne Lieben,
Kein Verſagen ohne Schmerz!

Ha, und doch! Zurück es laſſen,
Was mir anbeut das Geſchick?
Dieſe Stadt mit lauten Gaſſen,
Eines Reiches fürſtlich Glück?
Wonach heiß mein Wunſch getrachtet,
Leibhaft, wirklich ſchau' ich's an,
Und beim Griff der Hand umnachtet
Mich ein gaukelhafter Wahn?
Standen nicht der Vorzeit Helden
Oft auf gleicher Zweifelbahn?
„Thu's!“ ließ Geiſt und Muth ſich hören;
„Thu's nicht!“ rief das Herz ſie an;
Und ſie ließen ſich bethören,
Um den Zaubrer war's gethan;
Oder thaten's, und wir ſchwören
Nun bei dem, was ſie gethan.

Ich will harren, ich will bleiben,
Gähnte weit des Todes Schlund;
Und wer's wagt, mich zu vertreiben —
Stehe feſt auf ſeinem Grund!

(In einer Oeffnung des Halbkreiſes, den die in der Ferne ſtehenden Menſchen bilden, wird Zanga ſichtbar.)

Ruſtan.

Zanga! Zanga!

Zanga kommt nach vorn, von einem grau gekleideten **alten Weib** gefolgt, das einen Becher trägt.

Zanga.

Fort, du Hexe!

Die Alte.

Zanga, komm! gib's deinem Herrn!

Zanga.

Laß mich, laß mich!

Die Alte.

Böſer Diener!
Sorgſt du nicht um deinen Herrn?

Ruſtan.

Was iſt das?

Zanga.

Weiß ich es ſelber?
Sie verfolgt mich mit dem Becher,
Nennt's ein Mittel, nennt's Arznei.

Die Alte.

Wohl Arznei! Du böſer Diener!
Nimm es nur, gib's deinem Herrn.

Zanga.

Laß mich, laß!

Ruſtan.

Wer ſendet ſie?

Die Alte.

Ich mich ſelbſt, mein ſchöner Herr.
Du biſt krank; ſieh, das erfuhr ich.

Ruſtan.

Krank?

Die Alte.

Ei, Sohn, bedenklich krank!
Wie glimmt wild dein dunkles Auge,
Wie zuckt gichteriſch der Mund!
Gib die Hand mir, reich' den Arm,
Und ich deute dir dein Fieber.

Ruſtan.

Laß!

Die Alte.

Wohl krank, anſteckend krank!
Einer ſtarb ſchon, der dir nahte,
Draußen liegt er auf dem Sand.
Und der König fürchtet auch wohl,
Daß dein Uebel ihn ergreife;
Darum harrt er, weilt mit Vorſatz,
Will dir Zeit, mein Söhnlein, geben,
Zu entweichen, zu entfliehn.

Ruſtan.

Zanga!

Die Alte.

Nun! Nur nicht verzagt!
Sieh, mein Sohn, hier iſt ein Mittel,
Sieh den glimmernd ſchäum'gen Saft:
Kaum benetzt er deine Lippen,
Sinkt die Brandung ebbend nieder,
Löſen ſich die müden Glieder,
Schweigt der Schmerz, erliſcht der Tag,
Zürne dann, wer zürnen mag!

Ruſtan.

Gräulich! Gräulich!

Die Alte.

Ei, ich ſeh' wohl,
Dich erſchreckt des Trankes Anblick,
Weil er gar ſo brauſend ziſcht.
Ei, das gibt ſich, ei, das legt ſich,
Wie Begeiſterung der Jugend.
Auch, mein Sohn, in Wein gegoſſen
Wirkt ein Tropfen wie das Ganze.
Hier ſteht Wein. Ha, und der Becher,
Sieh! wie gleicht er hier dem meinen.
Nun, ich miſche dir den Trank.

(Sie nähert ſich dem Tiſchchen neben dem Ruhebette, auf dem des Königs Becher ſteht.)

Ruſtan

(ſie anfaſſend).

Halt! — Und Zanga! — laß den Vorhang —
Laß des Zeltes Vorhang nieder!

(Zanga zieht den Vorhang, er ſchließt ſich.)

Die Alte.

Hi, hi, hi! Warum den Vorhang?
Warum Decken denn und Hüllen,
Wenn wir Rechtes nur erfüllen?
Ei, du möchteſt wohl den Trank,
Aber auch, daß man dich zwänge!
Ei, ich zwinge Niemand, Sohn!
Bietend reich' ich meine Gaben,
Wer ſie nimmt, der mag ſie haben.
Und ſo ſtell' ich hin den Becher,
Der dich reizt und der dich ſchreckt;
Wird dein Uebel, Söhnlein, ſchlimmer,
Weißt du, was dir Heilung weckt.

Doch nicht bloß an dich gebunden,
Andern auch hilft dieſer Trank,
Macht die Kranken ſchnell geſunden,
Die Geſunden freilich krank.

(Sie hat den Becher auf den links ſtehenden Tiſch geſtellt.)

Nun, mein Söhnlein, Gott befohlen!
Ohne Abſchied, ohne Dank!

Ruſtan

(der mit geſenktem Haupte ſinnend im Vorgrund geſtanden, fährt jetzt empor und faßt die Alte an).

Halt! und nimm zurück den Becher,
Nimm zurück ihn, deinen Trank!

(Er ergreift den auf dem Tiſchchen rechts ſtehenden Becher und drückt ihn der Alten in die Hand.)

Die Alte.

Hi, hi, hi! Haſt dich vergriffen!
Dort ſteht er, der edle Trank;
Das hier iſt ja Saft der Trauben.

(Sie trinkt.)

Wie das labt! — wie das erquickt!

(Den Becher umwendend.)

Leer und aus! — Nun, dir zum Heile!
Und den Becher mir zum Lohn.

(Sie ſteckt den Becher in ihr Gewand.)

Wohlgemuth, mein theurer Sohn!
Nicht die Hand vor's Aug' geſchlagen!
Was dir kommt, das mußt du tragen,
Eine Leiche, auf dem Thron.
Biſt nun deines Schickſals Meiſter,
Sprichſt ein Wort im Rath der Geiſter,
Trägſt dein eigen Loos davon.

Horch! man kommt! Nun, ich will gehen.
Unbeſorgt! Sie ſehn mich nicht.
Ob gleich Alle zu mir flehen,
Scheut doch Jeder mein Geſicht.
Sieh dort offen eine Spalte
In des Zeltes dünner Wand;
Raum's genug für eine Alte.
Nun, mein Sohn, die Zukunft walte!
Glück, Entſchloſſenheit, Verſtand!

(Sie hinkt nach der rechten Seite des Zeltes und zieht ſich hinter die Umhänge des dort ſtehenden Ruhebettes zurück; blickt noch einmal, die Vorhänge aufhebend, hervor und wird dann nicht mehr geſehen.)

Ruſtan.

Sieh! wo kam ſie hin, die Alte?

Zanga.

Herr, ich weiß nicht. Sie entſchwand.
War's dort durch des Umhangs Spalte;
War's — mir bleibt es unerkannt.

Ruſtan.

Schweig und gib das Tuch.

(Auf ein dunkelrothes Tuch zeigend, das Zanga loſe um den Hals geſchlungen trägt.)

Zanga.

Das Tuch?

Ruſtan.

Wohl, das Tuch. — So! — und nun ſtille!

(Er hat das dunkelrothe Tuch über den gleichbehangenen Tiſch links und den darauf ſtehenden Becher gebreitet, und ſteht in banger Erwartung.)

Die Vorhänge des Zeltes thun ſich auf. Der **König** tritt ein, hinter ihm **Kaleb, Karkhan** und **zwei Begleiter.**

König.

Du noch hier?

Ruſtan.
Wo ſonſt, mein König?

König.
Nun, ich dachte dich entfernt.
Geht, ihr Andern! (Zu Kaleb.) Du nur bleib.

(Das Gefolge entfernt ſich, die Vorhänge des Zeltes werden geſchloſſen.)

König
(der Einem der Abgehenden den braunen Mantel und den Dolch abgenommen hat, die dieſer trug, den Mantel auf den Boden hinwerfend).
Ruſtan, kennſt du dieſen Mantel?
Dieſen Mantel, dieſen Dolch?

Ruſtan.
Schlecht verſteh' ich mich auf Kleider;
Doch auf Waffen gut, du weißt's.

König.
Nun denn: kennſt du dieſe Waffe?

Ruſtan.
Wohl; es iſt derſelbe Dolch,
Den du einſt verlorſt beim Jagen.

König.
Ich verlor? Den ich dir gab.

Ruſtan.
Ja, nachdem du ihn verloren,
Und ich ihn gefunden, Herr,
Wie ihn wohl ein Andrer fand,
Als ich ſelbſt ihn drauf verloren.

König.
Du verlorſt ihn?

Ruſtan.
Wohl.

König.

Ein Andrer
Fand ihn?

Ruſtan.

Alſo ſcheint's.

König.

Und that
Jener Andre das Verbrechen,
Das laut aufmahnt, es zu rächen?

Ruſtan.

Laß mich, Herr, von dem nur ſprechen,
Was ich ſelber that und weiß.

König.

Und der Mantel?

Ruſtan.

Herr, ich ſagt' es:
Schlecht verſteh' ich mich auf Kleider.

König.

Doch die Züge jenes Todten,
Sie ſind auch des Mannes Züge,
Der mich auf der Jagd befreit.

Ruſtan.

Du warſt damals kaum bei Sinnen,
Erſt nur haſt du's ſelbſt bekannt.

König

(die Schrift emporhaltend, die ihm der alte Kaleb gab).

Und die Schrift hier ſagt ſo Vieles;
Zeigt, wie dem ſo graß Verblichnen
Hohes Unrecht ich gethan.

Ruſtan.

Thatſt du dem Verblichnen Unrecht,
Thu' nicht Gleiches dem Lebend'gen.
Was ſoll mir die todte Schrift?
Laß dir meine Thaten ſprechen!
Wer ſchlug jene blut'ge Schlacht,
Die dir Heil und Sieg gebracht?
Wer befeſtigte die Krone,
Halb von einem Feind geraubt,
Wieder dir auf deinem Haupt?
Dankſt du's nicht, wenn du noch dräuſt,
Dem Bedrohten, mir, zumeiſt?
Ha, ich find' es wohl bequem,
Dadurch ſich den Dank zu ſparen,
Daß dem Retter, daß wir dem,
Durch den Heil uns widerfahren,
Häufen auf des Vorwurfs Laſt,
Den Berechtigten, mit Lachen,
Zum Verpflichteten uns machen.
König, mir gib erſt mein Recht!
Was geſchehn an jenem Knecht,
Laß uns künftig ſehn und rächen;
Jetzt erſt halte dein Verſprechen,
Gib, was du mir zugeſagt!

König.

Halt! Was damals ich verſprach,
Zogen andre Gründe nach!
Wer mein Höchſtes ſein will ſehn,
Muß, ein Reiner, vor mir ſtehn.
Reine dich vor meiner Macht!
Noch hat Niemand es erfahren,

Was dich drücket für Verdacht.
Zeit geb' ich dir dieſe Nacht,
Mit dir ſelbſt zu Rath zu ſitzen,
Was dir frommen mag und nützen.
Aber bricht der Morgen an,
Ohne daß du's dargethan,
Samml' ich einen andern Rath
Aus den Beſten meines Heeres:
Der ſoll ſitzen und entſcheiden,
Wer im Recht iſt von uns Beiden.

(Er wendet ſich von ihm ab.)

Alter, komm! ich will nun leſen
Deine Schrift, ſo weit ſie geht;
Was dein armer Sohn geweſen,
Zeigt ſie deutlich — nur zu ſpät.

(Am Sopha rechts ſtehend.)

Doch erſt geh nach Licht und Wein,
Es wird dunkel, und mich dürſtet.
Hier ließ ich, da erſt ich ging,
Stehen einen vollen Becher,
Einen Becher Freudenwein; —
Sog ihn denn der Boden ein?
Zwar, die Freude iſt vergangen,
Und verging denn auch der Wein?

(Ruſtan hat ergrimmt das über den Becher auf dem Tiſche links ausgebreitete Tuch hinweggeriſſen.)

König.

Doch, dort ſteht er! — Wie er blinkt,
Freundlich mir entgegen winkt!
Ach, was iſt ſeitdem vergangen,
Seit mein Mund an dir gehangen!
Zanga, geh nach Licht. (Zanga geht ab.)

Du, Alter,
Bring mir her dort jenen Becher,
Jenen frohen, holden Wein!
Ach, vielleicht, daß von dem Glück,
Das in mir, als ich getrunken,
In den Kelch ein Hauch geſunken,
Und er gibt ihn nun zurück.
Bring den Becher! bring den Wein!

(Er hat ſich auf das Sopha geſtreckt. Der alte Kaleb geht nach dem Becher auf dem Tiſch links. Da er ihn bereits ergriffen, fällt ihm Ruſtan in den Arm.)

Ruſtan.

König, trink nicht!

König.

Und warum?

Ruſtan.

Nicht aus dieſes Mannes Hand,
Der durch ſchlau erdachte Lügen
Ab mir deine Gunſt gewandt,
Und der tödten kann wie lügen;
Nicht aus dieſes Mannes Hand!

König.

Ruhig ſei du nur zur Stund'!
Was er ſprach —
(die Schrift in ſeiner Hand haltend)
was hier geſchrieben,
Iſt dem Wahren treu geblieben;
Wahrheit ſprach ſein ſtummer Mund.
Und ſo nehm' ich mit Vertrauen
Das Gefäß aus ſeiner Hand.
Wer wird Allen denn mißtrauen,
Weil ein Einz'ger nicht beſtand?

Ruſtan.

Wohl denn! ſei's zum Glück gewandt!

(Er läßt den Alten los, der den Becher dem Könige bringt.)

König.

Ruſtan, ſieh hier dieſen Becher,
Den ich erſt dir zugetrunken,
Erſt als Erben und als Sohn;
Sieh, ich halt' ihn jetzt noch immer
Mit verſöhnlichem Gemüth.
Dünkt es gut dir, aufzuklären,
Was geſchehn, was du gethan; —
Zwar nicht mehr als Sohn und Erbe,
Da reicht Höh'res nur hinan, —
Doch mit Zeichen meiner Gnade,
Mit Geſchenken reich geſchmückt,
Sollſt du ziehen deine Pfade,
Wie kein Sterblicher beglückt.
Laß den Frieden uns erneuen!
(Den Becher empor haltend.)
Ruſtan! Allen, die bereuen!

Ruſtan (vor ſich hin).

Proſit! — wen's zuerſt gereut!
(Er wendet ſich ab.)

Da der König im Begriff iſt, zu trinken, öffnen ſich die Vorhänge des Zeltes und **Zanga** tritt ein; hinter ihm **Diener** mit Lichtern und Wein.

König.

Setzt die Lichter auf den Tiſch
Und geht hin zu meiner Tochter.
Ich will hier des Abends Kühle
Noch ein Stündchen mir genießen;

Erſt zu Nacht erwartet mich!
Aber fort mit den Gefäßen!
Hier ja ſteht mein Freudenwein.
(Er trinkt.)
Nie ja trank ich ſo gewürzten,
Feurig ſtarken, ſchäum'gen, dunkeln;
Jugendähnlich gleitet er
Durch die abgeſpannten Fibern,
Und die Luft im Raum erzittert
Von dem ſprühend geiſt'gen Duft! —
Köſtlich! labend!
(Er trinkt.)

Zanga.

Herr, o ſieh!

Ruſtan.

Schweig!

Zanga.

Die Führer auch des Heeres
Sind gewonnen, Euch zu Dienſte;
Ueber Undank murren ſie,
Harren Eurer.

Ruſtan.

Nun, ich komme.

König.

Geht ihr Andern! Kaleb, bleib!
(Die Diener gehen.)
Laß uns ſehen dieſe Schrift,
Die zerſtreuten einzlen Blätter,
Die dein Sohn aus der Verbannung,
Nebſt der Schutzſchrift, die wir laſen,
Schrieb dem tiefgekränkten Vater.

Hier ſtehn Namen, die ich kenne.
Horch! und — ſchweig! ſagt' ich beinah,
Doch du ſchweigſt ja jetzt und immer.

(Ruſtan iſt, den Uebrigen folgend, bis zu des Zeltes Ausgang gekommen, dort bleibt er ſtehen und thut, lauſchend, einige Schritte zurück. Der **König** liegt leſend auf dem Sopha, an deſſen Seite der alte **Kaleb**, auf den Knien niedergekauert, zuhört. Die Lichter auf dem Tiſche erhellen die Gruppe. Der übrige Theil der Bühne iſt dunkel.)

Der König (lieſt).

„An den Quellen des Wabia
Leb' ich einſam, ein Verbannter,
Nah des alten Maſſud Hauſe.“
Alſo ſchreibt dein armer Sohn
In dem erſten ſeiner Blätter:
„Sah dort Mirza, ſeine Tochter,
Sie, die Einz'ge, die vergleichbar,
Nahe mindſtens kommt Gülnaren,
Meines Herrn erlauchter Tochter.“
Wohl erlaucht! Hättſt du's bedacht,
Dein Geſchick wär' leicht und milde.

(Weiter leſend.)

„Ruſtan, Ruſtan, wilder Jäger!
Warum quälſt du deine Liebe,
Suchſt auf unbetretnen Pfaden
Ein noch zweifelhaft Geſchick?“

Die hinteren Vorhänge werden durchſichtig und zeigen in heller Erleuchtung **Mirza** mit in dem Schooß liegenden Händen vor der Hütte ihres Vaters ſitzend. Vor ihr ſteht ein Greis, in Geſtalt und Kleidung ganz dem alten Kaleb ähnlich. Er hält eine kleine Harfe im Arm. Ruſtan, der zuſammenfahrend einige Schritte zurückgewichen iſt, macht, mit beiden Händen auf die beiden Greiſe zeigend, ihre Aehnlichkeit bemerkbar.

König (leſend).

„Schau, ſie kommt dir ja entgegen,

Sorgt um Dich mit frommem Blick,
(Mirza's Geſtalt erhebt ſich.)
Kehr' zurück auf deinen Wegen,
Wenn nicht hier, wo iſt das Glück?"

Ruſtan.

Mirza! Mirza!
(Die Erſcheinung verſchwindet.)

König.

Wer iſt hier?

Ruſtan (vortretend).

Ich, mein Fürſt.

König.

Und was führt her dich?

Ruſtan.

Nennen hört' ich meinen Namen,
Und ich glaubte, Herr, du riefſt.

König.

Nicht nach dir; doch rief ich Ruſtan;
War's ein Andrer gleich, der fern wohnt
An den Quellen des Wahia.
Doch, da hier, magſt du nur bleiben;
Manches ſteht wohl hier geſchrieben,
Das du deuten kannſt und ſollſt.
(Ruſtan zieht ſich zurück.)

Der König (lieſt weiter).

„Ruſtan, Ruſtan! wilder Jäger" —
(Einhaltend.)
Wird's mir dunkel doch und wirre;
Alter, rück' die Leuchte näher!

Schlummer, ſcheint's, trübt meinen Blick.
Noch ein Schluck.

(Er trinkt.)

Nun, ſo ſcheint's beſſer.

(Er liest.)

„Ruſtan, Ruſtan, wilder Jäger,
Kehr' zurück auf deinen Pfaden!
Was iſt Ruhm, der Größe Glück?
Sieh auf mich! Weil ich getrachtet
Nach zu Hohem, nach Verbot'nem,
Irr' ich hier in dieſer Wüſte,
Freigeſtellt das nackte Leben
Jedes Meuchelmörders Dolch."

Die Wand des Zeltes wird von neuem durchſcheinend. Es zeigt ſich, hell beleuchtet, der **Mann vom Felſen.** Der braune Mantel hängt nachſchleppend über die rechte Schulter. An der linken entblößten Bruſt nagt eine Natter, die er in der Hand hält.

König (liest).

„Und wenn ich ihn auch zermalme,
Wie der Hirt die Schlange tritt,
Bin ich minder todt?"

(Der Mann vom Felſen macht eine Bewegung mit der Hand, als wollte er die Schlange nach Ruſtan ſchleudern.)

Ruſtan (niederſtürzend).

Entſetzen!

(Die Erſcheinung verſchwindet.)

König.

Was iſt hier?

(Die Umhänge des Ruhebettes zurückſchlagend.)

Ruſtan am Boden?
Was geſchah? Sieh, Alter, hin!

(Der alte Kaleb nähert ſich dem Hingeſunkenen.)

Ruſtan

(ſich emporrichtend).

Iſt er fort? Ha, Zauberkünſte!
Und doch nur der Sinne Traum.

(Nach rückwärts gewendet.)

Kommſt du immer, wenn's zu ſpät?
Immer, wenn's bereits geſchehen?
Sieh den Becher halb geleert,
Ganz erfüllt ſchon mein Geſchick.

König.

Mir wird ſchwül, mein Innres brennt!
Aufwärts bäumen ſich die Fluten,
Alle Tropfen meines Blutes.
Böſer Trank! — Was war im Becher?
Ruſtan! Ruſtan! Was im Becher?

Ruſtan (bebend).

Herr, weiß ich's?

König.

Und das Gefäß!
Was nur trübte meine Augen? —
Das iſt nicht derſelbe Becher:
Fremde Zeichen ſtehen drauf,
Sinnlos wilde, wirre Zeichen.
Wo mein Becher? Ruſtan! Ruſtan!

Ruſtan

(in die Knie ſinkend).

Herr, weiß ich's?

Die Alte

(kommt hinter den Umhängen des Ruhebettes hervor. Sie rollt den mitgenommenen Becher mit dem Fuße vor ſich her dem Vorgrunde zu).

Hi, hi, hi!
Lauf', mein Mädchen,

Spinn' dein Fädchen!
Nun und nie!
Hi, Hi!

(Sie verſchwindet hinter den Vorhängen.)

(Ruſtan hat ſich bemüht, den rollenden Becher aufzuhalten und unter den am Boden liegenden Mantel zu verbergen.)

König.

Welch Geräuſch? — Das iſt mein Becher;
Dieſer hier ein unterſchob'ner.

(Er iſt vom Bette aufgeſtanden.)

Ruſtan, Ruſtan! — Heil'ge Götter!
Iſt denn Niemand hier? Kein Helfer?
Alter, komm, ſei du mir Stütze!

(Zu Ruſtan, der noch immer mit dem Becher beſchäftigt iſt.)

He, umſonſt verhüllſt du es,
Ewig ſichtbar dein Verbrechen!

Alter, hilf! Ach, ich vergehe!
Hört denn Niemand? Eilt nach Aerzten!
Rettung! Beiſtand! Rache! Hilfe!

(Er ſinkt am Eingange des Zeltes den dort entgegen Kommenden in die Arme. Die Vorhänge ſchließen ſich über der Gruppe.)

Ruſtan

(nachdem er einigemale nach dem vor ihm liegenden Becher gegriffen hat, ihn endlich faſſend).

Endlich! Endlich! — Ha, und dort!

(Er hebt auch den zweiten, neben dem Ruhebette liegenden, Becher auf. Die Becher in beiden Händen wechſelsweiſe betrachtend.)

Eins und Eins!

(Mit den Augen am Boden ſuchend.)

Wo iſt der zweite?
Eins und eins! Der zweite, wo?
Wo der andre, andre Becher?

(Er ſinkt erſchöpft mit dem Haupt gegen das Ruhebette.)

Zanga kommt.

Zanga.

Herr! ach, alles iſt verloren!

(Ruſtan fährt empor.)

Zanga.

In den Armen drauß der Seinen
Liegt der alte Fürſt vergehend;
Seine Lippen ſtammeln Worte,
Er enthüllt wohl, was geſchehen,
Was hier vorging, ſpricht er aus.

Ruſtan

(den Tiſch neben dem Sopha von der Stelle rückend).

Fort den Tiſch hier und das Bette!
Dort hinaus entkam die Alte;
Da hinaus entflieh' auch ich.

Zanga.

Fruchtlos, denn hier gränzt die Halle
An des Schloſſes innre Räume,
Hier im Wege feſte Mauern,
Dort verwehrt's ein tobend Volk.

Ruſtan.

Hier hinaus! Mit meinen Zähnen
Will ich an der Mauer brechen,
Hier mit dieſen meinen Armen
Einen Rettungsweg zur Flucht.

Zanga.

All' umſonſt! Denn horch! man kommt.

Ruſtan.

Nun, ſo halt' bereit dein Meſſer,
Und wenn ſie mich greifen, Zanga,

Stoß' von rückwärts mir's in Leib.
Hörſt du wohl? von rückwärts, Zanga,
Und wenn Alles erſt verloren.
(Er ſteht, auf Zanga geſtützt, mit vorhängendem Haupte.)

Die Vorhänge des Zeltes theilen ſich von beiden Seiten. Die Stadt iſt vom Monde hell beleuchtet. Volk erfüllt den äußeren Raum.

Gülnare von ihren Frauen gefolgt, kommt von der linken Seite und eilt nach dem Vorgrunde.

Gülnare.

Hier iſt der, den ich genannt!

Ruſtan.

Zanga! Deinen Dolch! Gib Waffen!

Gülnare.

Her zu dir gehn meine Schritte.
Todt im Staube liegt mein Vater,
Und die wüthentbrannten Mörder —

Ruſtan.

Wer? Wer ſah's? Wer weiß? Weiß ich's?

Gülnare (fortfahrend).

Jener greiſe, ſtumme Mann,
Der, den Tod des Sohnes rächend,
Ausgeſtreckt die frevle Hand
Nach des edlen Fürſten Leben,
Seine Helfer und Genoſſen
Ruhen nicht, bis ſie dem Vater
Mich, die Tochter, nachgeſandt.
Zwar der Frevler iſt gefangen,
Aber mächtig ſind die Seinen:

Man befreit ihn, er kehrt wieder
Und vollendet ſein Geſchäft.

Ruſtan.

Zanga! Zanga! Spricht ſie? Hör' ich?

Gülnare (knieend).

Herr, o ſtoß' mich nicht zurück!
Deinen Namen auf den Lippen,
Starb der gute, alte Vater,
Gleich, als wollt' er ſeine Liebe,
Sein Vertrau'n auf deinen Beiſtand
Noch im Abſchied von dem Leben
Mir als letzte Erbſchaft geben:
„Ruſtan", ſprach er, und verſchied.
Und ſo fleh' ich denn im Staube:
Nimm die Einſame, Verlaſſ'ne,
Einſt beſtimmt zu nähern Banden,
Nimm ſie auf in deinen Schutz!

(Trompeten.)

Gülnare (aufſtehend).

Hörſt du? Auch das Heer in Aufruhr!
Es rückt an auf dieſe Mauern:
Deinen Namen nennen ſie,
Ihren Führer, dich, das Heer.
Und das Volk ſchaart ſich zu ihnen,
Alle gegen mich gerichtet;
Ohne deinen, deinen Schutz!

Von der linken Seite, außer den Vorhängen, bringen einige Gewaffnete den alten **Kaleb.**

Gülnare.

Siehſt du dort den grauen Mörder?

Wie er funkelt, wie er glüht!
Weh!

Zanga

(die Hand an den Säbel gelegt).

Auf ihn! Hau't ihn in Stücke!

(Von der rechten Seite aus dem Hintergrunde ziehen in Reihen bewaffnete Krieger und ſchwenken ſich, gegen die Mitte zu, halb auf.)

Gülnare.

Dort das Heer! Ich bin verloren!

Ruſtan

(gegen Zanga und die Bewaffneten, die den alten Kaleb bedrohen).

Halt!

(Gegen die Reihen der Krieger.)

Und Ihr!

(Auf Kaleb.)

Was er verbrochen,
Ob er ſchuldig, ob er's nicht;
Uebergebt ihn meiner Obhut
Und beſtellet ein Gericht!

(Gegen das Heer.)

Und ihr Andern, wackre Krieger,
Aber ſchuldig jetzt — gleich mir! —

(Er wirft ſich vor Gülnaren nieder.)

Werft, gleich mir, Euch hin im Staube,
Eure Herrſcherin ſteht hier!

(Die Vorderſten des Heeres knien, die Uebrigen ſenken die Lanzen.)

Gülnare.

Habe Dank! — Euch ſei verziehen!
Allzuglücklich, als Empörer,
Daß, was Ihr mit Trotz begehrt,
Eure Fürſtin frei gewährt.

(Man hat den Turban des Königs gebracht und die Krone davon abgelöſt.)

Dieſes Landes Herrſcherſchmuck,
Er bleibt mein, ich geb' ihn Niemand,
Sollte Tod mich übereilen!
Niemand, Keinem, auch nicht dir!
Geben nie — wohl aber theilen.

(Sie hebt die Krone in der Rechten hoch empor, während Ruſtan mit den Zeichen wilder Verzweiflung die Stirne gegen den Boden drückt.)

Das Volk.

Hoch Gülnare, unſre Fürſtin!
Hoch Gülnare! Ruſtan! Ruſtan!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Saal im königlichen Schloſſe, links und rechts Seitenthüren. Im Hintergrunde links der Haupteingang, daneben ein alkovenartiger Raum, durch einen Vorhang bedeckt. Rechts im Vorgrunde ein Tiſch und Stuhl.

Ruſtan, ſchwarz gekleidet, einen goldenen Reif im Haar, kommt haſtig durch den Haupteingang. In demſelben Augenblicke tritt **Zanga** durch die Seitenthür links ein. Ruſtan bedeutet ihm mit auf den Mund gelegtem Finger, umzukehren. Zanga zieht ſich durch die Thür zurück. Ruſtan ſelbſt tritt in den, durch den Vorhang abgeſchloſſenen, Raum. **Karkhan** und **zwei ſeiner Verwandten** kommen durch den Haupteingang.

Karkhan.

Hierher kommt und folgt mir, Freunde!
Was ich längſt bei mir beſchloſſen,
Jetzt und jetzo führ' ich's aus.
Könnt Ihr länger es mit anſehn,
Wie der eingedrungne Fremde
Euer und der Euren ſpottet?
Jeden Tag an Kühnheit wachſend,
Jede Stunde an Gewalt.
Schwinden täglich nicht die Beſten,
Denen ſeine Furcht mißtrauet,

Unbemerkt aus unſrer Mitte?
Wie? Wohin? Wer kann es wiſſen?
Und ſein Helfer, jener Schwarze,
Den der Abgrund ausgeſpien,
Stachelt tückiſch ſeine Kühnheit
Bis zu ſelbſtvergeßner Wuth.
Wo iſt Recht noch und Gericht?
Schmachtet nicht mein alter Ohm,
Er, der ſprachlos Unglückſel'ge,
Schwarzer Frevel falſch beſchuldigt,
Ungehört und unvernommen,
Rechtlos hinter ſchwarzen Mauern,
Ueberwieſen, weil verklagt?
O, daß ein gerechter Richter
Mit den Augen, ſtatt den Ohren,
Hörte ſeine ſtumme Sprache,
Die er ſpricht, der Unglückſel'ge,
Statt mit Lippen, mit der Hand,
Manche Zweifel würden ſchwinden,
Manche Räthſel würden klar;
Die jetzt, richtend, Andre binden,
Stellten ſelbſt ſich ſchuldig dar.

Ha, ihr ſchweigt? Blickt auf den Boden?
Seid ihr Männer, wagt's zu ſein!
Folgt mir! Hier der Fürſtin Zimmer,
Wir zu Drei, wir treten ein:
Klagen ihr des Landes Nöthen,
Klagen ihr die eigne Noth,
Zeigen ihrem Schamerröthen,
Wie ſo machtlos ihr Gebot.
O, ich weiß, ſie ſeufzet ſelber

Unter jener Ketten Laſt,
Die der Fremde um ſie her ſchlingt,
Wie um eine Sklavin faſt.
Laßt uns auf die Höhe richten,
Meinem Oheim werde Recht:
Frei und laut vor allem Volke
Thue ſich Verborgnes kund,
Und wer ſchuldig und wer ſchuldlos,
Richte weiſer Richter Mund.
Einen Schritt ſchon that ich ſelber,
Einen ſchon hab' ich gewagt —
Doch ein Thor, der früher ſagt,
Was gethan erſt nützt und frommt.
Kommt und folget mir zur Fürſtin;
Dort allein iſt Schutz und Halt;
Dieſer Tag, er ſei der letzte
Eingedrungner Machtgewalt.

(Sie gehen auf die Seitenthür rechts zu.)

Ruſtan

(der während der letzten Worte hinter dem Vorhange hervorgetreten iſt, verſtellt ihnen den Weg).

Halt noch erſt, gebt euch gefangen.

Karkhan.

Welchen Rechtes?

Ruſtan.

Hochverräther!
Zanga! Wachen! Wachen! Zanga!

(Die Drei ziehen die Dolche.)

Ruſtan.

Zieht nur aus die feigen Waffen,
Nicht ein Heer von eures Gleichen
Fürcht' ich, einzeln, wie ich bin.

Aus der Seitenthüre links kommt **Zanga**, durch die Mittelthüre ein **Hauptmann** mit **Soldaten**.

Ruſtan.

Schafft ſie fort, die Hochverräther!

Karkhan.

Hochverräther! wir?

Ruſtan.

Ihr läugnet's?
Blinkt nicht noch in euren Händen
Der Empörung frecher Stahl?
O, ich kenne euer Treiben!
In dem Innern eurer Häuſer
Lauern meine wachen Späher,
Was ihr noch ſo leiſ' geſprochen,
Reicht von fern bis an mein Ohr.
Fort mit ihnen, ohne Zaudern!

Ich will dieſes Land durchflammen
Wie ein reinigend Gewitter,
Niederſchmettern ſeine Stämme,
Aus dem Grund die Wurzeln hau'n,
Und dem Boden, wenn gereutet,
Neue Samen anvertrau'n,
Fort mit ihnen!

(Der Hauptmann hat ſich Karkhan genähert, der mit einer bittenden, ſtummen Geberde auf die Thür der Königin zeigend, ihn einzuhalten bittet.)

Ruſtan

(zu Zanga im Vorgrunde leiſe).

Geh zum Kerker jenes Alten,
Den ich ſelbſt dem Licht erhalten:

Die Nothwendigkeit gebeut,
Schaff' ihn fort!

Zanga.

Wohl, Herr! Doch wie?

Ein Kämmerer

(kommt aus der Seitenthür rechts).

Herr, die Königin läßt fragen,
Welch Geräuſch in ihren Zimmern? —

Ruſtan.

Früh genug ſoll ſie's erfahren,
Wenn gethan, was Noth zu thun.

(Der Kämmerer geht wieder ab.)

Ruſtan

(zu Zanga leiſe).

Schaff' ihn fort aus dieſen Mauern!
Laß mit vorgehaltnem Dolch
Ihn geloben theure Eide;
Aber, von Gefahr bedrängt,
Beſſer er, als — merk': — wir Beide!

(Zanga zieht ſich zurück; während des Folgenden geht er leiſe fort.)

Ruſtan

(die Gefangenen erblickend).

Ihr noch hier? Fort mit den Frevlern!

Hauptmann.

Herr, die Königin naht ſelber.

(Er zieht ſich zurück.)

Zwei **Kämmerlinge** haben die Seitenthüre geöffnet. **Gülnare** tritt heraus mit Begleitung.

Gülnare.

Man verweigert die Erklärung
Dem von mir geſandten Diener.

Hier bin ich, mein eigner Bote,
Um zu fragen, was geſchah?

Ruſtan

(auf Karkhan zeigend).

Führt ſie fort!

Gülnare.

Wer ſind die Leute?

Ruſtan.

Hochverräther.

Karkhan.

Unterdrückte,
Die zu deinen Füßen flehn!

(Die Drei knien.)

Gülnare.

Laßt ſie ſprechen!

Ruſtan.

Einverſtanden
Mit dem alten grauen Frevler,
Der nur allzu leicht gebüßt.

Karkhan.

Einverſtanden, wenn er ſchuldlos,
Doch ſein Feind, wenn er der deine.
Nicht Verzeihung und nicht Schonung,
Nur Gehör bitt' ich für ihn;
Was Verbrechern ſelbſt zu Theil wird
Eines Richters Aug' und Ohr.

Gülnare.

Billig ſcheint, was ſie begehren.

Ruſtan.

Wär' es ſo, würd' ich's gewähren.

Gülnare.

Und wenn ich's nun ſelber wünſche?

Ruſtan.

Wünſche! Wünſche!

Gülnare.

Und befehle.

Ruſtan.

Ließe gleich ſich mancherlei
Noch entgegnen dieſem Spruche,
Der ein Wunſch und ein Befehl:
Doch, gefällig gegen Damen,
Füg' ich gern mich unbedingt.
Und ſchon ſandt' ich meinen Diener,
Der den vielbeſproch'nen Alten
Hin vor ſeinen Richter bringt.

Karkhan.

Trifft ihn der, iſt er verloren.
Sende ſelbſt nach ſeinem Kerker,
Leih ihm ſelbſt ein gnädig Ohr.

Gülnare

(zum Kämmerer).

Geh denn hin und führ' ihn vor.

Ruſtan.

Halt!

(Dem Kämmerer den Weg vertretend.)

Gülnare.

Ich ſprach!

(Der Kämmerer geht ab.)

Ruſtan.

Nun wohl, ich ſehe,

Was ein Bund mir ſchien der Kleinen
Und ein Anſchlag in Geheim,
Iſt ein offenkundig Bündniß
Zwiſchen Hohen, zwiſchen Niedern,
Gift von Schlangen und Inſecten,
Auf des Leuen Untergang.
Und auf nichts Geringres zielt man,
Als den überläſt'gen Vormund,
Der mit ſeines Armes Walten
Weiberhafter Launen Willkür
Fern von dieſem Reich gehalten,
Einzuſchüchtern, wenn nicht mehr.

Gülnare.

Was es ſei, es wird ſich zeigen;
Bringt man erſt den Alten her.

Ruſtan.

Eines nur haſt du vergeſſen:
Daß des weiten Landes Beſte
Meinem Arm ihr Heil vertrau'n.
Meinem Rufe folgt dein Krieger,
Und dein Höfling meinem Wort;
Zutraunsvoll der ſtille Bürger
Sieht nach mir, als ſeinem Hort.
Ja, der Diener, den du ſandteſt,
Jenen Alten zu befrein,
Kehrt erfolglos von der Pforte,
Läßt nicht mein Geheiß ihn ein.
Denn des feſten Thurmes Wache
Steht in meiner Fahnen Eid,
Mit dem Kopf bezahlt der Schwache,
Der ihn ohne mich befreit.

Längſt ſchon dieſes Tags gewärtig,
Sah ich ſo mich weiſe vor:
Wer von Gnade lebt, iſt zaghaft,
Wer auf Dank zählt, iſt ein Thor.

Gülnare.

Wie nur allzu ſchnell enthüllſt du,
Was die Ahnung längſt befürchtet.
Vater, Vater! welchem Schützer
Gabſt dein Liebſtes du in Haft!

Ruſtan.

Er wohl wußte, wem zu trauen:
Nicht der blöden Scheu, der Kraft!

Karkhan.

Fürſtin, ſei du nicht beklommen:
Noch iſt Alles nicht verloren,
Mancher Helfer bleibt dir noch.
Meine Freunde ſtehn in Waffen,
Und was lange ſtill beſchloſſen,
Frei und offen künd' ich's nun.
Während hier zu dir ich ſpreche,
Sprechen ſie zu deinem Volke,
Schütteln ab das feige Joch.
Und ſchon, dünkt mich, hat's begonnen,
Denn der Helfer ſeiner Thaten,
Sieh, verſchüchtert, ſtumm, beklommen,
Wie nach ſchlecht vollbrachtem Auftrag,
Kehrt er wieder, iſt er da.

Zanga

(iſt mit allen Zeichen der Verwirrung eingetreten und hat ſich in Ruſtans Nähe geſtellt).

Karkhan.

Und herauf die weiten Stiegen
Dringt ein buntverworrnes Rauſchen,
Wie von Tritten, wie von Stimmen.
Ja, dein Volk führt deine Sache,
Und es kam der Tag der Rache. —
Siehſt du dort? Mein Ohm iſt frei!

Der **alte Kaleb** erſcheint an der Thür. **Bewaffnetes Geleite** hinter ihm.

Ruſtan (zu Zanga).

Thor und Schurke!

Zanga.

Herr, gar alt
Iſt der Spruch: vor Recht Gewalt!

(Der alte Kaleb iſt eingetreten. Da er Ruſtan erblickt, will er wieder zurück.)

Gülnare.

Bleib du nur und fürchte nichts;
Ich bin hier zu deinem Beiſtand.
Ja, man braucht dein einfach Zeugniß
Ueber einen wicht'gen Punkt,
Den noch Nebel dicht umwallen
Und nur dir bekannt von Allen:
Deut' uns deines Königs Tod.

Ruſtan.

Er ihn deuten? Raſerei!
Er, der ſelbſt der That verdächtig,
Ueberwieſen wohl ſogar;
Der in jener grauſen Stunde

Schuldig hieß in jedem Munde,
Stellt ſich jetzt, ein Kläger, dar?

Gülnare.

Der Verdacht der erſten Stunde
Iſt darum nicht immer wahr.
Wohl hab' ich ſeitdem vernommen,
Daß der König, als er hinging
In den letzten, tiefen Schlaf,
Dieſen hier als Freund umfangen,
Ihm vertraut die letzten Worte,
Und er wußte, wer ihn traf.

(Der alte Kaleb iſt auf die Knie geſunken und ſtreckt flehend die Hände empor.)

Ruſtan.

Ha, vortrefflich ausgeſonnen!
Nur nicht auch ſo leicht vollbracht.
Du vergißt, daß hier dein Zeuge,
Daß er lautlos wie die Nacht.
Und mit Blicken und mit Mienen,
Die Ihr ſchlau ihm beigebracht,
Kann vor Kindern er beſtehen,
Nicht vor der Geſetze Macht.

Gülnare.

Und du ſelber haſt vergeſſen,
Daß der Menſch in ſeiner Weisheit
Längſt ein Mittel ausgedacht,
Zu verkörpern ſeine Laute,
Feſt zu halten, was gedacht.
Dort ein Tiſch, Papier und Feder,
Mit zwei Zügen iſt's vollbracht,
Und ein ärmlich Blatt erhellet
Des Geſchehnen dunkle Nacht.

Setzt ihn hin und laßt ihn ſchreiben,
Ihn beſchützet meine Macht.

(Der Alte iſt von ſeinen Verwandten an das Tiſchchen rechts im Vorgrunde geſetzt worden. Man hat ihm Schreibgeräthe gegeben.)

Ruſtan.

Mag er ſchreiben, mag er lügen,
Gleich viel, wen, ob mich es trifft:
(Den Säbel in der Scheide emporhaltend.)
Meine Feder birgt die Scheide,
Blut'ge Wunden meine Schrift.
Geifre Wurm! Ich geh' zu ordnen,
Was unſchädlich macht dein Gift.

(Er geht nach dem Hintergrunde zu, bleibt aber in der Mitte halb gegen den Alten gewendet erwartend ſtehen.)

Karkhan (zu dem Alten).

Zittre nicht, ſei nicht beklommen;
Iſt es doch ſchon bald vollbracht!
Sylben bilden ſich und Worte.
(Leſend.)
„Eures Königs Mörder" —

Ruſtan
(mit heftiger Bewegung den Säbel halb aus der Scheide gezogen).

Halt!

(Der Alte fährt erſchreckt empor, und hält ſich zitternd am Tiſche feſt. die Feder entſinkt ſeiner Hand, und fällt auf der rechten Seite des Tiſches zur Erde nieder.)

Ruſtan.

Ich verbiete, daß er ſchreibe!

Gülnare.

Ich befehle, daß er's ſoll!

Ruſtan.

Stellt ihn mir! Mir feſt ins Auge

Mag er ſchauen und vergehn!
Oder Ihr, die Ihr ſo eifrig
Seine Meuterkünſte fördert,
Iſt hier Landes denn nicht Sitte,
Daß in Fällen dunklen Rechts,
Wo's an Licht fehlt und Beweiſen,
Beide Theile ſich zum Zweikampf
Stellen mit geſchärften Eiſen?
Auf! Wer ficht für dieſen Alten?
Ich will Gegenpart ihm halten.

Gülnare.

Nicht, wer ſtärker, wer im Recht,
Zeige Einſicht ſtatt Gefecht!
Schreib du nur! Wo iſt die Feder?
Er verlor ſie, bringt ihm neue.

Zanga

(der während des Vorigen, in Abſätzen ſich von ſeinem Herrn entfernend, von rückwärts auf die rechte Seite des Vordergrundes gekommen iſt).

Neu iſt gut, doch alt iſt beſſer.

(Er hebt die am Boden liegende Feder auf.)

Hier die Feder.

(Raſch nach dem Eingange blickend.)

Doch wer naht?

(Die Blicke der Nächſtſtehenden folgen den ſeinigen und wenden ſich nach der Thüre.)

Zanga.

Alter, hier!

(Er reicht ihm die Feder mit der linken Hand. Während der Alte zögernd darnach greift, fährt Zanga mit der Rechten, in der er den Dolch verborgen hält, ihm entgegen und verwundet ihn.)

Doch ſieh dich vor!

(Der Alte ſinkt mit einem unartikulirten Schmerzenslaut in den Stuhl zurück, die verwundete Rechte mit der Linken, ſpäter mit einem Tuche bedeckend.)

Gülnare

(nach dem Alten blickend).

Ha, was iſt? Du biſt verwundet?

(Zanga hat die Hand, in der er den Dolch hielt, raſch auf den Rücken gelegt, und ſucht den Hintergrund und die Seite zu gewinnen, wo ſein Herr ſteht.)

Gülnare.

Wo der Thäter? Schließt die Thüren!

Karkhan.

Dieſer war's. Seht Ihr das Blut?
Seht den Dolch in ſeinen Händen!
Greift ihn!

Zanga.

Herr, errett', beſchütze!

Gülnare.

Schütz' ihn, ja, und hab's nicht Hehl!
War die That doch dein Befehl!

Ruſtan.

Mein Befehl? Der ich vor Allem
Wünſchen muß, daß dieſer Mann,
Der allein den gift'gen Argwohn
Mir vom Haupt entfernen kann,
Daß er lebe, daß er fähig —
Mit der Hand, wenn ſtumm ſein Mund, —
Auszuſagen, was ihm kund;
Und ich ſollt' ihn ſelbſt verletzen,
Selbſt Unmöglichkeit mir ſetzen,
Mich zu reinen hier zur Stund'?
Hat ihn dieſer hier verwundet,
Steh' dafür er ſelber ein;
Wer des Zeugen Worte ſcheuet,

Fühlt am mindeſten ſich rein:
War denn er nicht auch zugegen,
Als der alte Fürſt erblich?
Warum Einen nur beſchuld'gen,
Theilt der Schein in Viele ſich?
Hat ſein Arm es nicht vollzogen,
That's vielleicht ſein Wort, ſein Rath;
O es gibt der Arten viele,
Zu begehen eine That.
Und ſo kehr' ich ihm den Rücken,
Wende ab von ihm den Blick;
Iſt er ſchuldlos, ſei's zum Glück,
Schuldig, hab' ihn ſein Geſchick!

Zanga.

Herr! —

Ruſtan.

Umſonſt! Der Alte zeugte.

Zanga.

Das mein Dank!

Ruſtan.

Verräther! Dank?
Warſt nicht du's, der mich verleitet,
Aus der Heimath mich geriſſen,
Mich umgarnt, umſponnen mich?

Zanga.

Wohl! Nur Eins dient dir zu wiſſen:
Stumm der Alte, doch nicht ich!
Sammelt euch! Ich will verkünden,
Wie man Reich und Krone finden,
Heben kann vom Staube ſich.

Ruſtan.

Zanga!

Zanga.

Nun?

Ruſtan.

Du wollteſt —?

Zanga.

Will!

Ruſtan.

Du haſt Recht! und wir ſind thöricht,
Uns dem dunkeln Werk der Lügen,
Unſrer Feinde Trug zu fügen,
Nun, da ihre Liſt zerſtört.
Jener Zeuge, dem ſie trauten,
All' ihr Treiben auf ihn bauten,
Ihres Hoffens einzig Pfand,
Stumm an Zunge, todt die Hand.
Bleib bei mir! ich will dich ſchützen,
Ewig ſei der Treue Band!

Fürſtin, iſt dir ſonſt ein Mittel,
Muß zum letztenmal ich fragen,
Zu beweiſen deine Klagen?
Noch ein Zeuge? Bring ihn her.

Gülnare.

Niemand, nein, als Gott und er.

Ruſtan.

Gott iſt endlich über Allen;
Aber nicht nur, was begangen,
Sieht das wie auch, das warum.
Nein, dein Zeuge hier vor Menſchen

Zeuge jetzt zum letztenmal,
Schweige dann auf immerdar.

(Er iſt zum Tiſch getreten und hat den darauf liegenden Zettel ergriffen, ſich damit vor den Alten hinſtellend.)

„Eures Königs Mörder“ — Wer?
Warſt du's ſelbſt? Du wirſt's nicht ſagen:
War es jener dort, dein Neffe?
Er, ein Heuchler und mein Feind?
War's des Königs eigner Mundſchenk?
Oder ſie, des Fürſten Tochter,
Die, nach Reich und Krone lüſtern,
Vorgriff ſeinem trägen Ende? —

Nicht mit Winken und Geberden,
Deutlich zeug' vor dem Geſetz!

(Mit ſteigender Schnelligkeit.)

War's mein Diener, den ich ſelber
Angeklagt im Taumelwahn?
War's ein Zufall? war's natürlich?
Waren's Krieger, waren's Bürger?

(Einzelne mit dem Finger bezeichnend.)

Jener? Der dort? Dieſer?

Der Alte

(der ſich während des Vorigen emporgerichtet und mit blitzenden Augen und hocharbeitender Bruſt dageſtanden hat, ſtammelt jetzt in höchſter Anſtrengung nach einigen unartikulirten Lauten:)

D — U!

Gülnare.

Spricht er?

Ruſtan.

Thorheit! Aberwitz!
Abgebrochne Schmerzenslaute
Formt Ihr Euch zu Sinn und Worten?

Kannſt du zeugen, wohl, ſo zeuge!
Breche dann der Himmel ein.
Gib den Namen und vollende!
(Den Zettel hinhaltend.)
„Eures Königs Mörder?“ —

Der Alte
(nach einigen heftigen Bewegungen plötzlich die verwundete rechte Hand aus der ſie haltenden Linken loslaſſend und mit gebrochenen Gliedern in die Arme der Umſtehenden ſinkend, leiſe aber ſchnell).
Ruſtan!

Karkhan.
Gott, er ſtirbt!

Gülnare.
O, ew'ge Vorſicht!
(Alle um den Alten beſchäftiget. Pauſe.)

Ruſtan.
Zanga!

Zanga.
Herr?

Ruſtan.
Haſt du vernommen?

Zanga.
Wohl.

Ruſtan.
Es iſt nichts Wirklichs, ſag' ich.
Truggeſtalten, Nachtgebilde;
Krankenwahnwitz, willſt du lieber,
Und wir ſehen's, weil im Fieber.
(Es ſchlägt die Uhr.)
Horch! es ſchlägt! — Drei Uhr vor Tage.
Kurze Zeit, ſo iſt's vorüber!

Und ich dehne mich und ſchüttle,
Morgenluft weht um die Stirne.
Kommt der Tag, iſt Alles klar,
Und ich bin dann kein Verbrecher,
Nein, bin wieder, der ich war.

(Eine Dienerin der Königin, die ſich früher entfernt, kommt, mit einem Fläſchchen, zum Beiſtande des Verwundeten zurück.)

Ruſtan.

Sieh! Iſt das nicht Muhme Mirza? —
Auch ein Nachtgebild, wie Jene,
Die dort um den Alten ſtehn.
Sieh, ich hauche: ſie vergehn.

Wie, ſie bleiben? nahen? dräuen?
Eingetaucht denn nur von neuen,
Laß uns nach dem Weitern ſehn.

Gülnare

(ſich von dem Alten emporrichtend).

All' umſonſt! Die Pulſe ſtocken:
Nur zu ſicher, er verging.
(Ruſtan erblickend.)
Du noch hier? noch immer trotzend?

Ruſtan.

Fürſtin, halt! und ohne Haſt!
Was hier wirklich, was geſchehen,
Wie viel mir dran fällt zur Laſt:
Laß uns rechnen, laß uns abziehn,
Mir, was mein, dir, was du haſt.
Manchen Dienſt biſt du mir ſchuldig,
Manches Gute dieß dein Land,
Und doch ſchenk' ich dir's zur Stunde,
Laſſe los all' was dich band.

Wähle von den reichſten Schätzen,
Nimm die köſtlichſten Provinzen,
Kleinod, Perlen, Edelſtein:
Mir laß eine leere Wüſte,
Wo Verlangen buhlt mit Armuth,
Wo kein Gold als Sonnenſchein;
Doch die Herrſchaft, ſie ſei mein.

Gülnare.

Dir die Herrſchaft? Herrſch' in Ketten!
Nehmt gefangen ihn!

Ruſtan.

Bedenk'!

(Der Hintergrund hat ſich nach und nach mit Soldaten gefüllt.)

Nur ein Wort, und dieſe Krieger,
Deren Abgott ich in Schlachten —

Gülnare.

Für mich, doch nicht gegen mich.
Schau! ſie fliehen deine Reihen.
Kommt zu mir her, meine Treuen!

(Die Krieger, die auf Ruſtans Seite geſtanden haben, ſchließen ſich, Einer nach dem Andern, ſammt den Anführern, der gegenüberſtehenden Reihe an.)

Ruſtan

(ihnen zurufend).

Halt!

Gülnare.

Verlaßt ihn, der mein Feind!

(Alle, bis auf einige Wenige, ſind übergetreten.)

Ruſtan

(den Säbel ziehend).

Nun, wohlan, ſo gilt's zu fechten!
Hier mein Säbel; Zanga, bind' ihn,

Bind' ihn feſt mit eh'rnen Ketten;
Will den Kampfplatz denn betreten,
Erſt im Tod laſſ' ich den Stahl.

Zanga

(vor ſich hin)

Hier wird's heiß nun allzumal.

(Er entfernt ſich hinter Ruſtans Rücken durch die Seitenthür **links**, die offen ſtehen bleibt.)

Ruſtan

(in Fechterſtellung).

Kommt nur an! Ihr Alle, Alle!

Gülnare

(ihm entgegen tretend).

Dieſe nicht; ſie ſind nur Diener;
Triff mich ſelber, haſt du Muth!

Ruſtan

(zurückweichend).

Alle, nur nicht dich!

Gülnare.

Ei, Kühner!
Trafſt den Vater; ſcheuſt du Blut?

Ruſtan

(ſich vor ihr zurückziehend).

Zanga! Zanga!

Gülnare.

Nun mag's gelten!
Nun an Euch! Nun nehmt ihn feſt!

(Sie tritt nach der rechten Seite des Vorgrundes. Die dort Aufgeſtellten, Karkhan an ihrer Spitze, wenden ſich nach dem Hintergrunde. Gefecht.)

Ruſtans Stimme.

Zanga! Zanga! meine Pferde!

Eine Dienerin.

Fürſtin! ſchau dort durch die Zimmer,
Wo der Schwarze kaum entwich,
Sieh, mit hellentflammter Fackel
Ihn das weite Schloß durcheilen,
Und ich ſorg', er ſteckt's in Brand.

Gülnare.

Mag das Schloß, ich ſelbſt vergehen,
Fällt nur Er von ihrer Hand!

(Sie eilt mit ihren Dienerinnen durch die Seitenthür rechts ab. Der Alte iſt ſchon früher weggebracht worden. Das Gefecht hat ſich zur Thür des Hintergrundes hinausgedrängt. Waffenlärm. Kurze Pauſe. Dann ertönen aus der Thür links einige Harfen-Accorde, dazwiſchen Ruſtans Stimme, die wiederholt „Zanga!“ ruft. Die Scene ſchließt.)

Kurzes ländliches Zimmer, mit einer Thür im Hintergrunde und einer Seitenthür rechts. Dichtes Dunkel.

Mirza tritt mit einer Lampe, vom Hintergrunde her, auf.

Mirza.

Horch! war das nicht ſeine Stimme?
Ueb'rall, dünkt mich, hör' ich ihn,
Hilfeflehend, Beiſtand rufend,
Wie in tödtlicher Gefahr.

(An der Thür links horchend.)

Und ich bin allein, und Niemand
Hört mich an und tröſtet mich,
Schilt mich thöricht, nennt ihn ſicher,
Wahrhaft nichts als meinen Schmerz.

Nein, ich kann es nicht ertragen!
Muß ein nahes Weſen ſuchen

Auszuſchütten meinen Kummer,
Zu erleichtern dieſes Herz!

(An der Thür rechts.)

Vater, kannſt du ruhig ſchlafen,
Denkſt nicht mein und meiner Angſt?

Maſſuds Stimme

(aus der Seitenthür rechts).

Mirza, du?

Mirza.

Ich bin's, bin's ſelber.
Wachſt du, ſo wie ich in Kummer?
Biſt beſorgt um ihn, gleich mir?

Maſſud (von innen).

Iſt's ſchon ſpät?

Mirza.

Drei Uhr vor Tage.

Maſſud.

Tritt nur ein.

Mirza.

Zu dir?

Maſſud.

Ja wohl!
Gehn zuſammen dann hinüber.

Mirza.

Wirklich? — O, mein guter Vater!
Sieh, ich komme! — Und ihr Götter,
Euch ſei er indeß vertraut!
Während ich auf Andres denke,
Während ich von Andrem ſpreche,
Schützet ihr den theuern Mann!

Nicht vor Leiden nur und Nöthen,
Auch vor Wünſchen und Gedanken,
Daß kein Unheil mir ihn anficht,
Bis mein Innres wieder bei ihm,
Und ich wieder beten kann.

Maſſuds Stimme.

Kommſt du nicht?

Mirza.

Sieh nur, hier bin ich.

(Die Thür öffnend.)

Schon vom Lager? Schon gekleidet?
O, mein Vater! O, wie gut.

(Sie geht hinein.)

Waldgegend. Rechts im Vorgrunde der hereinſpringende Fels, im Hintergrunde die Brücke, wie zu Anfang des zweiten Aufzuges. Dunkel. Ferner Schlachtlärm, der ſich allmählig verliert.

Ruſtan, verwundet, auf **Zanga** geſtützt, kommt.

Ruſtan.

Zanga, ſchau, wie ſteht das Treffen?

Zanga.

Treffen? Sag' vielmehr: die Flucht!
Rings verlaſſen dich die Deinen,
Und der Reſt, er liegt erſchlagen
Unter Feindes Schwerter Wucht.

Ruſtan.

Dahin kam es? Das das Ende?

Zanga.

Ei, verklage deine Hände!
Wie man ſchlägt, ſo fliegt der Ball.

Hätteſt du, ſo wie ich wollte,
Als der Feind uns hart bedrängte
In der buntverworrnen Stadt,
Wenn du damals mir vergönnteſt,
Feuerbrände einzuſchleudern
In die ſchreckgeleerten Gaſſen,
In der Häuſerreihe Zahl,
Hätten uns wohl ziehen laſſen,
Stände beſſer allzumal.

Ruſtan.

Ungeheuer! So viel Leben! —
Und wer weiß, ob es gelang?

Zanga.

Ob's gelang? Da ſitzt der Knoten,
Nicht, weil's Frevel, weil's gefährlich,
Macht's der frommen Seele bang.
Und mit alſo ſchwankem Gang,
Mit ſo ärmlich halbem Muthe
Wollteſt du der Herrſchaft Sproſſen,
Du den ſteilen Weg zum Großen,
Du erklimmen Macht und Rang?
Bunt gemengt aus manchen Stoffen
Iſt das Roherz der Gewalt,
Kaum der Brand von zehen Reichen
G'nügt, die Miſchung auszugleichen,
Die im Tiegel kocht und wallt:
Doch ein Säkul erſt im Nacken,
Dem Vergangnen iſt man hold,
Feuer reint Metall von Schlacken,
Und der König glänzt wie Gold.
Doch du konnteſt's nicht ertragen,

Eng der Sinn, das Aug' nur weit;
Willſt du ſiegen, mußt du wagen;
Kehre denn zur Niedrigkeit!

Ruſtan.

Das zu hören von dem Diener,
Von der Frevel Stifter, Helfer!

Zanga.

Helfer? Stifter? Das vielleicht!
Aber Diener? Wo der Herr?
Biſt du nicht herabgeſtiegen,
Nicht gefallen von der Höhe,
Die mein Finger dir gewieſen,
Weil dem mächt'gen Willens-Rieſen
Fehlte Muth zur kühnen That?
Gleich umfängt uns Schuld und Strafe,
Gleich an Anſpruch, Rang und Macht;
Und wie gleich im Mutterſchooße,
Schaut als Gleiche uns die Nacht.

Ruſtan.

Nun, wohlan, ſo rett' uns Beide!
Sinn auf Mittel, ſteh' bei mir!
Denn welch' Ausweg bliebe dir,
Der gewußt um ſolche Thaten?

Zanga.

Welcher Ausweg? Dich verrathen!
Oder glaubſt du, kleinen Sold
Zahlt man dem, der aus dich liefert?
Ei, dein Kopf iſt eitel Gold.

Ruſtan

(einen Hieb nach ihm führend.)

Teufel! Ungeheuer!

Zanga

(mit dem Schwert, das er entblößt unter dem Mantel getragen, den Streich auffangend, und ihm den Säbel aus der Hand ſchlagend).

Halt!
Darauf war ich vorbereitet.
Vorſicht übt man mit Euch Herrn.
Die Verzweiflung ſchlägt gar gern.
Und was hält mich nun noch ab,
Dir den langgedehnten Stahl
Gradaus in die Bruſt zu ſtoßen,
Uebend ſo die eigne Rache,
Des zertretnen Landes Sache
Eines Streichs mit einemmal?
Und doch nein; ſchrick nicht zurück!
Warſt du gleich ein ſchwacher Schüler,
Warſt mein Schüler immer doch;
Das Gebilde meiner Hände
Ehr' ich ſelbſt zerſchlagen noch.
Fliehe du! ich bleibe hier;
Sammle deines Glückes Trümmer,
Sonne mich in neuem Schimmer;
Du giltſt todt, der Lohn wird mir.

(Nach dem Hintergrunde zeigend.)

Dort dein Weg! Nach dorthin flieh.

Ruſtan.

Zanga, noch zum letztenmale!
Geh mit mir! Denk, was ich war:
Wie die Menſchen mir gehuldigt;
Denk der Gnaden, die ich häufte
Auch auf dich, ob deinem Haupt.

Zanga.

Als du mich des Mords beſchuldigt,
Weil du hilflos mich geglaubt?

Ruſtan.

Eins und Alles ſei vergeſſen!
Bin verwundet, ſteh mir bei!
Nicht des Pfads, der Gegend kundig.

Zanga.

Nicht der Gegend? Ha, ha, ha!
Sieh um dich, es iſt dieſelbe,
Wo den König du gerettet,
Du und Einer noch zumal;
Wo du jenen Andern trafſt.
Siehſt du dort die dunkle Brücke?
Sie, der erſte Weg zum Glücke,
Sei nun auch des Unheils Pfad.

Ruſtan.

Weh mir, weh!

Zanga

(auf die Brücke zeigend).

Nach dorthin flieh!

Ruſtan.

Nimmermehr betret' ich ſie!
Dort hinaus!

(Nach der rechten Seite gewendet.)

Zanga.

Ei ja, ei ja!
Doch bemerk' nur erſt die Flämmchen,
Die die Gegend rings durchziehn.
Sind nicht Geiſter der Erſchlagnen,

Krieger ſind's, die Fackeln tragen,
Suchend dich!

Ruſtan

(nach links gekehrt).

Nun denn, zurück!
Rück den Weg, auf dem wir kamen.

(Entfernte Trompetenklänge von der linken Seite.)

Zanga.

Horch! Was dünkt dir von dem Klang?
Die Verfolger auch im Rücken.
Eingeengt biſt du, umgarnt.
Trauſt du noch nicht dem, der warnt?
Dort dein Weg!

Ruſtan

(der den emporſteigenden Weg betreten hat, der zur Brücke hinanführt, ſtehen bleibend).

Ich kann nicht, kann nicht!
Daß ich jemals dir getraut!

Zanga.

Fühlſt du's jetzt erſt, da 's zu ſpät?

Ruſtan.

O, mir ſchwindelt, o mir graut!
Fahles Licht zuckt durch die Gegend,
Fieber raſen im Gehirne,
Und die ſchwankenden Geſtalten,
Nicht zu faſſen, nicht zu halten,
Drehen ſich im Wirbeltanz.
Feind! Verſucher! Böſer Engel!
Wohin ſchwandſt du? Biſt ſo dunkel!

Zanga

(der Mantel und Kopfbedeckung weggeworfen hat, und in ganz ſchwarzer Kleidung daſteht).

Mir iſt warm, und ich bin ſchwarz.

Ruſtan.

Schlangen ſcheinen deine Haare!

Zanga

(zwei flatternde Streifen, die ſein Haupt umſchlingen, aus den Haaren ziehend).

Bänder, Bänder! nichts als Bänder!

Ruſtan.

Und das Kleid auf deinem Rücken
Dehnt ſich aus zu ſchwarzen Flügeln.

Zanga.

Böſe Falten, und doch gut auch.
So trägt man's bei uns zu Lande.

Ruſtan.

Und zu deinen Mörderfüßen
Leuchtet's fahl mit düſterm Glanz.

Zanga

(einen geſtielten, kolbenartigen Körper aufhebend, der ſchon früher am Boden lag, aber erſt jetzt zu leuchten anfängt).

Faules Holz und Moderſchwamm;
Doch zu brauchen, dient als Leuchte.
(Den Körper emporhaltend, der ein ſtärkeres Licht gibt.)
Leuchtet dir hinab zum Abgrund.
Dort hinauf, dort nur iſt Rettung,
Biſt umſponnen, ſiehſt du? Feinde!

Auf der rechten Seite des Vorgrundes treten **Gewaffnete** auf.

Anführer.

Ja, er iſt's! Gib dich gefangen!

Ruſtan.

Weh!

Zanga.

Hinauf!

Auf der linken Seite, hinter Zanga's Rücken, erſcheinen **Krieger.**

Anführer.

Hier iſt der Frevler!

Zanga.

Nur hinauf!

Ruſtan

(eilt den Weg zur Brücke hinauf).

Anführer

(der auf der linken Seite ſtehenden Krieger).

Verrennt den Weg ihm!

(Einige folgen ihm.)

Ruſtan

(erſcheint neben der Brücke).

Zanga!

Zanga.

Nur die Brücke frei noch!

(Ruſtan hat die Brücke betreten.)

Auf der rechten Seite der Anhöhe erſcheint **Gülnare** mit **Gefolge** und Fackeln.

Gülnare.

Halt! Du Blut'ger!

Zanga.

Willſt du fallen
Von des Henkers Hand, ein Feiger?

Nun ſtehſt du am rechten Platze!
Stürz' hinab dich in die Fluten,
Stirb als Krieger, fall' als Held!

Gülnare.

Gib dich! gib dich!

(Von allen Seiten ſind Krieger mit Fackeln aufgetreten. Die Gewaffneten dringen näher.)

Zanga.

Mir! Verloren!

(Eine, Ruſtan ähnliche, Geſtalt ſtürzt ſich in den Strom. In demſelben Augenblicke bricht der Fels rechts im Vorgrunde zuſammen. Ruſtan auf ſeinem Bette liegend, wird ſichtbar. Die beiden Knaben, wie am Schluſſe des erſten Aufzuges, ihm zur Seite. Ein Schleier zieht ſich über die Gegend, ein zweiter, ein dritter. Die Geſtalten werden undeutlich. Zanga verſinkt. Wolken bedecken das Ganze.)

Ruſtan

(ſich im Schlafe bewegend).

Weh mir, weh! ich bin verloren!

(Der zu Füßen des Bettes ſtehende, dunkel gekleidete Knabe zündet ſeine Fackel an der brennenden des zu Häupten ſtehenden Buntgekleideten an, der dafür die ſeine gegen den Boden auslöſcht. Ruſtan erwacht. Die Knaben verſinken. Die Wolken rückwärts verziehen ſich. Das Innere der Hütte erſcheint wie im erſten Aufzuge.)

Ruſtan

(emporfahrend und ſeine Arme befühlend).

Leb' ich noch? — Bin ich gefangen?
So verſchlang mich nicht der Strom?
Zanga! Zanga! O mein Elend!

Zanga

(in ſeiner Haustracht, wie im erſten Aufzuge, tritt ein mit einer Lampe, die er hinſetzt).

Endlich wach! der Morgen graut,
Und die Pferde ſtehn bereitet.

Ruſtan.

Unhold! Mörder! Schlange! Teufel!
Kommſt du her, um mein zu ſpotten?
Sind gleich Vipern deine Haare,
Flammen deiner Augen Sterne
Und ein Blitz in deiner Hand,
Doch, ein Sterblicher, Verlockter,
Will ich kühlen meine Rache,
Und der Dolch hier ſoll verſuchen,
Ob dein Leib von gleichem Erz,
Als die Stirn, der Grimm, das Herz!

(Er hat den Dolch ergriffen, der neben ſeinem Bette hängt, im Begriff ihn zu ſchleudern.)

Zanga.

Hilfe! Weh! er iſt von Sinnen!
Mirza! Maſſud! Hört denn Niemand?

(Er entflieht.)

Ruſtan.

Er entfloh! Ich bin nicht machtlos,
Seine Macht nicht unbezwinglich!
Und nun fort aus dieſen Räumen,
Rings umſtellt mit Todesgrauen!

Nur noch erſt verlöſcht das Licht,
Das mich kund gibt meinen Feinden.

(Er bläſt die Lampe aus. Durch das breite Bogenfenſter, das die größere Hälfte des Hintergrundes einnimmt, ſieht man den Horizont mit den erſten Zeichen des anbrechenden Tages beſäumt.)

Wo die Thüre? Iſt kein Ausgang
Aus den Schrecken dieſer Orte?
Muß ich hier denn untergehn? —
Horch, man kommt! So will ich theuer

Nur verkaufen dieß mein Leben;
Tod empfangen, doch erſt geben.
(Er ergreift den neben ſeinem Bette ſtehenden Säbel.)

Maſſud und **Mirza** kommen. Letztere trägt eine hellbrennende Leuchte in der Hand.

Ruſtan.

Ha, der König und Gülnare?
Nicht der König? — Wär' es möglich?
Du ſcheinſt Maſſud. — Mirza, Mirza!
Seid ihr todt, und bin ich's auch?
Wie kam ich in eure Mitte?
Sehe wieder dieſe Hütte?

O, verſchwende nicht dein Anſchaun,
Dieſe liebevollen Blicke
An den Dunkeln, den Gefall'nen!
Denn was mir die Liebe gibt,
Zahl' ich rück mit blut'gem Haſſe. —
Und doch nein, dich haſſ' ich nicht!
Nein, ich fühl's, dich nicht. — Und dich nicht. —
Haß? O mit welch' warmem Regen
Kommt mein Innres mir entgegen?
Haſſe euch nicht! Haſſe Niemand!
Möchte aller Welt vergeben,
Und mit Thränen, ſo wie ehmals,
In der Unſchuld frommen Tagen,
Fühl' ich neu mein Aug' ſich tragen.

Mirza.

Ruſtan!

Ruſtan.

Nein, bleib fern von mir!

Wüßteſt all' du, was geſchehn,
Seit wir uns zuletzt geſehn.

Mirza.

Uns geſehn?

Ruſtan.

Den Tagen, Wochen —

Mirza.

Wochen? Tagen?

Ruſtan.

Weiß ich's? weiß ich's?
Furchtbar iſt der Zeiten Macht.

Mirza.

War's denn mehr als Eine Nacht?

Zanga
(in der Thür erſcheinend).

Herr, befiehlſt du nun die Pferde?

Mirza.

Ach, erinnre dich doch nur!
Geſtern Abends — ſag ihm's, Vater,
Mir wird gar zu ſchwer dabei.

Maſſud.

Geſtern Abends, weißt du nicht?
Wollteſt du von uns dich trennen,
Du befahlſt für heut die Pferde.

Ruſtan.

Geſtern Abend —?

Maſſud.

Wann nur ſonſt?

Ruſtan.

Geſtern Abends? — Und das Alles,

Was geſehen ich, erlebt,
All' die Größe, all' die Gräuel,
Blut und Tod, und Sieg und Schlacht —?

Maſſud.

War vielleicht die dunkle Warnung
Einer unbekannten Macht,
Der die Stunden ſind wie Jahre
Und das Jahr wie eine Nacht,
Wollend, daß ſich offenbare,
Drohend ſei, was du gedacht,
Und die nun, enthüllt das Wahre,
Nimmt die Drohung ſammt der Nacht.
Brauch' den Rath, den Götter geben;
Zweimal hilfreich ſind ſie kaum.

Ruſtan.

Eine Nacht, und war ein Leben.

Maſſud.

Eine Nacht. Es war ein Traum.
Schau, die Sonne, ſie, dieſelbe,
Aelter nur um einen Tag,
Die beim Scheiden deinem Trotze,
Deiner Härte Zeugniß gab,
Schau', in ihren ew'gen Gleiſen
Steigt ſie dort den Berg hinan,
Scheint erſtaunt auf dich zu weiſen,
Der ſo träg in neuer Bahn;
Und mein Sohn auch, willſt du reiſen,
Es iſt Zeit, ſchick' nur dich an!

(Die durch das Fenſter ſichtbare Gegend, die ſchon früher alle Stufen des kommenden Tages gezeigt hat, ſtrahlt jetzt in vollem Glanze des Sonnenaufganges.)

Ruſtan

(auf die Knie ſtürzend)

Sei gegrüßt, du heil'ge Frühe,
Ew'ge Sonne, ſel'ges Heut!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schaar zerſtreut,
Dringt er auch in dieſen Buſen,
Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, iſt's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme, ſie iſt Licht.

Dank dir, Dank! daß jene Schrecken,
Die die Hand mit Blut beſäumt,
Daß ſie Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geſchehen, nur geträumt.
Daß dein Strahl in ſeiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,
Nicht auf mich, den blut'gen Frevler,
Nein, auf mich, den Reinen, fällt.

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Bruſt:
Eines nur iſt Glück hiernieden,
Eins: des Innern ſtiller Frieden
Und die ſchuldbefreite Bruſt!
Und die Größe iſt gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, ſind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es iſt ſo viel!

So denn ſag' ich mich auf immer
Los von ihrer Schmeichelei,

Und von dir, noch auf den Knien,
Fleh' ich, Ohm, der Gaben drei: —

Mirza.

Ruſtan! — Vater!

Ruſtan.

Erſt verzeih!
Nimm, geneigt der heißen Bitte,
Wieder auf in deine Hütte
Den Verirrten, ſeine Reu'!

Mirza.

Hörſt du, Vater?

Maſſud.

O, wie gerne!

Ruſtan.

Dann gib dem Verſucher dort,
Ihm, vor dem gewarnt die Sterne,
Gib die Freiheit ihm, gib Gold,
Laß ihn ziehn in alle Ferne!

Zanga.

Herr!

Ruſtan (zu Zanga).

Ich will's! — Ich bitte, Vater!

Maſſud.

Du begegneſt meinen Wünſchen.
(Zu Zanga.)
Ziehe hin, denn du biſt frei!
Nimm dir ein's der beiden Pferde.
Was des Säckels Inhalt faßt,
Den ich gab als Reiſezehrung,
Es ſei dein, nur aber ſcheide!

Zanga.

Wirklich frei?

Maſſud.

Du biſt's!

Zanga

(gegen Ruſtan).

Was ſag' ich?

Ruſtan.

Zeig' den Dank, indem du gehſt.

Zanga.

Ich benütz' die erſte Freude.
Lebt denn wohl, ihr guten Beide!
Schöne Jungfrau, ſeid bedankt,
Und nun fort durch Buſch und Heide!

(Mit einem Sprung zur Thüre hinaus.)

Ruſtan

(der aufgeſtanden iſt).

Nun zur letzten meiner Bitten!
Geſtern Abend, noch beim Scheiden,
Ließeſt du mich hoffen, glauben,
Daß hier dieſe, deine Tochter —

Maſſud.

Davon ſchweig und ſprich nicht weiter!
Dieß mein Haus und jede Gabe
Theil' ich mit dem Neu'gen gern;
Doch was mehr als Haus und Habe,
Meines Lebens tiefſten Kern,
Damit laß für jetzt mich ſparen,
Bis die Zeiten offenbaren,
Ob, was floh, auf immer fern.

Ruſtan.

Oheim, wie? und du kannſt zweifeln?

Maſſud.

Nicht, daß jetzo du ſo fühlſt;
Doch vergiß es nicht: die Träume,
Sie erſchaffen nicht die Wünſche,
Die vorhand'nen wecken ſie;
Und was jetzt verſcheucht der Morgen,
Lag als Keim in dir verborgen:
Hüte dich, ſo will auch ich.

Ruſtan.

Oheim, höre!

Mirza.

Hör' ihn, Vater!

Maſſud.

Du auch trittſt auf ſeine Seite?

Mirza.

Iſt er doch ſo mild und gut.

(Leiſe Klänge laſſen ſich hören.)

Maſſud.

Horch!

Mirza.

Mein Vater!

Maſſud.

Leiſe Töne!

Mirza.

Sprich ein Wort!

Maſſud.

Sie kommen näher.

(Zanga und der alte Derwiſch gehen außen am Fenſter vorüber. Der Alte ſpielt die Harfe, Zanga bläſt auf der Flöte dazu. Es iſt die am Ende des erſten Aufzugs gehörte Melodie.)

Maſſud.

Iſt das Zanga nicht, der Schwarze?
Und der Greis an ſeiner Seite —

Ruſtan.

Weh! Entſetzen!

Mirza.

Und warum?
Iſt es doch der güt'ge Derwiſch,
Er, der wunderthät'ge Mann,
Der mit Rathen und mit Lehren
Vatergleich an mir gethan.

Ruſtan.

Nun, hinab ihr dunkeln Träume!
Vater, ſprich ein gütig Wort!

Maſſud.

Schau', ſie nahen, ſchau', ſie kommen!
Neigen nun ſich vor der Sonnen.

Mirza.

Vater, ſprichſt du nicht?

Maſſud (leiſe).

Ei, ſpäter!
Laß uns horchen jetzt; nur leiſ'!

Ruſtan (eben ſo).

Aber dann —?

Mirza (eben ſo).

Verſprich es!

Maſſud.

Stille!

Ruſtan und **Mirza**

(ſich umfaſſend).

Vater! Oheim!

Maſſud

(noch immer nach außen hinhorchend, mit der linken Hand das Zeichen der Einwilligung gebend, leiſe).

Ja doch, ſei's!

(Die Beiden ſinken, ihn und ſich umfaſſend, auf die Knie. Die Töne klingen noch immer fort.)

Der Vorhang fällt.

Dies dramatiſche Mährchen „Der Traum ein Leben“ wurde 1834 am 4. October zum erſtenmale im Burgtheater aufgeführt.

Die Wirkung ließ bei dieſer erſten Vorſtellung lange auf ſich warten. Man nahm die bunte Begebenheit hin, ohne ſich für dieſelbe zu erwärmen — da, da wird es auf dem mit Menſchen überfüllten Theater unerwarteter Weiſe einen Augenblick ſtill, man hört eine Uhr ſchlagen, und der Held des Stückes, Ruſtan, ſpricht vor ſich hin, als ob er allein und unbehelligt wäre:

„Horch, es ſchlägt — drei Uhr vor Tage!
Kurze Zeit, ſo iſt's vorüber,
Und ich dehne mich und ſchüttle,
Morgenluft weht um die Stirne.
Kommt der Tag, iſt Alles klar,
Und ich bin dann kein Verbrecher,
Nein, bin wieder, der ich war.“

Das raſch auffaſſende Wiener Publikum verſtand ſogleich, daß die ganze bisherige Handlung in ihrer Buntheit einen Traum vorgeſtellt, und ein allgemeiner Beifall begrüßte die Ueberraſchung, obwohl ſonſt jegliche Ueberraſchung im Bühnenſtücke ein gefährlich Ding iſt.

Grillparzer ſelbſt geſtand zu, daß man wohl eben nur einmal ſolch eine kühne Form wählen dürfte.

So wie er ſie ausgeſtattet hat mit eigenthümlich daher ſpringendem, ſpannendem Vorgange, mit geradezu fliegender fortreißender Sprache, in welcher feine und tiefe Bemerkungen den abenteuerlichen Dingen eine Weihe verleihen, iſt das Stück ein Wurf großen Talentes.

Ein öſterreichiſcher „Fauſt“ iſt es genannt worden, dieſes Entwickelungsbild des Ehrgeizes, und wenn es ſich am Schluſſe gipfelt in Ruſtans Worte:

„Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Bruſt:
Eines iſt nur Glück hienieden,
Eins: des Innern ſtiller Frieden,
Und die ſchuldbefreite Bruſt!
Und die Größe iſt gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er giebt, ſind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es iſt ſo viel!“

da erreicht es von der Bühne herab einen ungemein wohlthätigen Eindruck. Geläutert gleichſam und poetiſch gehoben ſieht und hört man dieſen Schluß, welcher Weisheit und Verklärung über die Leidenſchaften ausbreitet.

Muſik und phantaſtiſche Dekoration, welche Grillparzer immer voll in Anſpruch nahm, wo ſie erhöhen und verſtärken, wirken in dieſem Stücke günſtig mit, die Phantaſie des Zuhörers und Zuſchauers ſinnig anzuregen, und ſo iſt dieſer „Traum ein Leben“ in Wien trotz ſeiner erhöhten Weiſe und Sprache ein verehrtes Volksſtück geworden.

Aber wiederum, wie die Hero, nur in Wien. Das Stück braucht ein geſchultes, mit lebhafter Phantaſie ausgeſtattetes Theaterpublikum, welches leicht beweglich mitgebt, welches raſch auffaßt und genießt, und welches auf der Stelle dankbar iſt für poetiſchen Zauber.

Unter den norddeutſchen Städten hat merkwürdigerweiſe Hamburg einige Aehnlichkeit mit Wien im Theatergeſchmacke. Vielleicht weil von Schröders Zeit her das dortige Publikum lange Jahre hindurch wohl geübt war in Beurtheilung von Theaterdingen. In Hamburg hat denn auch „Der Traum ein Leben“ Glück gemacht. Sonſt iſt er nur hie und da verſucht worden, ohne eine dauernde Stätte zu finden.

Im Originalmanuſcripte lautet der Titel: „Des Lebens Schattenbild.“ Den hat Grillparzer zuerſt umgewandelt in „Traum und Wahrheit,“ und zuletzt in „Der Traum ein Leben.“

In jenem Manuſcripte ſchließt auch der erſte Akt kürzer. Es heißt da: „Sanfte Muſik ertönt. Er entſchlummert. Hinter dem Bette erhebt ſich eine ſchwarz gekleidete Geſtalt, die, ſich vorbeugend, den Schleier über ſein Haupt breitet. Die Hinterwand der Mitte verſchwindet, und es zeigt ſich eine freie Gegend, wie zu Anfange des zweiten Aktes.“

Den Schluß des erſten Aktes hat er alſo ſpäter ausgeführt, wie ihn jetzt das Buch zeigt.

Ebenſo iſt der Schluß des zweiten Aktes ſpäter überarbeitet.

Das Manuſcript zeigt übrigens, obwohl die verwickeltſte Theaterhandlung zu zeichnen iſt, nur geringe Correkturen. Es ſtand dem Dichter eben Alles bis aufs Kleinſte deutlich vor Augen.

Grillparzer hat ſelbſt einmal ſpöttiſch geſagt: Ueberall ſpürt Ihr eifrig nach, ob ein Poet auch anderswo etwas entlehnt habe für ſein Werk, als ob darauf viel ankäme, und als ob ganz Neues noch möglich wäre, — und bei meinem „Traum ein Leben“ iſt Euch nichts eingefallen! Im Voltaire, den man viel im Munde führt, aber wenig liest, iſt der Stoff zu finden, welcher mir Veranlaſſung geworden. Die Erzählung heißt „Le blanc et le noir.“

Dieſer „Weiße“ und „Schwarze“ ſind in Geſtalt von Dienern der gute und der böſe Genius, welche einen vornehmen Orientalen, ebenfalls Ruſtan geheißen, in ſeinem Traumleben begleiten. Er iſt in die Prinzeſſin von Kaſchmir verliebt, und trachtet, ſie unter den mährchenhafteſten Abenteuern zu erringen. Aus Verſehen erſticht ſie ihn, und hierauf in Verzweiflung ſich ſelbſt. Dem im Sterben liegenden Ruſtan geben dann die beiden Genien noch Aufklärung, welche er nicht ganz verſteht — da erwacht er, und wird ziemlich komiſch inne, daß er eine Stunde ſchweißtriefend geſchlafen und geträumt. Die Moral davon lautet, daß alle Ereigniſſe der Welt im Laufe einer Sekunde vor ſich gehen können.

Man ſieht, daß dieſe Erzählung nur äußerliche Veranlaſſung geworden iſt für Grillparzer, ein gründlich anderes Werk zu ſchaffen. Die Bühnenform an ſich machte ſchon eine eigne künſtleriſche Thätigkeit nöthig, und gründlich anders iſt der Voltaireſche Stoff dadurch geworden, daß Grillparzer ihm einen ganz andern, und zwar einen ſtarken und tiefen Inhalt verliehen hat.

Mit Calderons „Leben ein Traum“ hat Grillparzers „Traum ein Leben“ nur inſofern eine Berührung, als Calderon ſeinen Helden durch die Vorſpiegelung: er habe geträumt — eine Aenderung des Charakters erreichen läßt. Bau und Gang beider Stücke ſind grundverſchieden von einander.

Raupach hat unter ſeinen erſten Schriften „ein Mährchen im Traum.“ Hier träumt ein Weib; außer dieſem Träumen iſt keine weitere Aehnlichkeit vorhanden.

Auch die Spanier haben von Saavedra, Herzog von Rivas, ein Drama „el desenganno en un suenno.“ Da aber Grillparzer ſelbſt Voltaire als ſeine Quelle bezeichnet, ſo hat das ſpaniſche Stück ſicherlich keine Bedeutung für ihn gehabt. Der Herzog von Rivas iſt übrigens ein moderner ſpaniſcher Dichter. Vielleicht hat er Grillparzers „Traum ein Leben“ gekannt.

H. L.

Meluſina.

Romantiſche Oper in drei Aufzügen.

Perſonen.

Graf Emerich von Forſt.
Bertha, ſeine Schweſter.
Raimund.
Troll, Diener.
Plantina, }
Meliora, } Feen.
Meluſina, }
Jäger. Ritter. Nymphen. Geiſter.

Erſter Aufzug.

Wald, im Hintergrunde von Felſen geſchloſſen. In der Mitte das Becken eines verfallenen Brunnens. Im Vorgrunde ein Felſenſitz, von Geſträuchen umgeben.

Jäger kommen.

Auf, auf! in den grünenden Wald,
Mit Bogen und ſchwirrenden Pfeilen
Das flüchtige Wild zu ereilen.
Auf, auf! nur im grünenden Wald
Iſt der Seligkeit Aufenthalt.

Es mag des Waidwerks edle Gewalt
Nicht das Wild des Waldes nur tödten,
Auch des Herzens Sorgen und Nöthen
Erbleichen alsbald,
Wenn das Jagdhorn ſchallt
Im grünenden Wald,
Der jubelnden Seligkeit Aufenthalt!

(Ab.)

Ein Kind, das einen weißen Hirſchkopf übergeſtülpt hat, an deſſen Ende ein faltenreiches weißes Gewand in die Luft flattert, tritt fliehend auf, und ſpricht zur Muſik:

Willſt du mich fangen?
Eitles Verlangen!
Irre gegangen!
Sucht nur, ihr findet!
Hirſchlein verſchwindet.
Mütterchen ruft,
Fort durch die Luft.

(Verſchwindet.)

Raimund, den Jagdſpieß zum Wurf gehoben, tritt umherſpähend auf.

Nicht mehr ſollſt du mir entgehen
Unbegreiflich ſeltſam Thier!
Aber ha! was muß ich ſehen?
Erſt ſo nah, und nun nicht hier!
Haſt du Federn, haſt du Schwingen?
Kannſt du durch die Erde dringen?
Oder lebſt du, weſenlos,
Nur in meinem Innern bloß?
Biſt, wie meines Wunſches Abbild,
Stets verfolgt und nie erreicht,
Sein Gebild auch nur vielleicht?
Alles leer
Rings umher!
Und ich wieder in denſelben Räumen,
Wo ich ſchon ſo oft mich ſtaunend fand:
Unter dieſen grünen Bäumen,
Hier an dieſes Brunnens Rand.
Bin ich gebannt?

Aefft mich ein Zauber,
Zwingt mich ein Stern?
Schweigt, wenn ich nahe,
Lockt, wenn ich fern.

(Gegen den Brunnen gewendet.)

Du hohe Macht, die ſich zu mir zu neigen,
Mich anzuſtrahlen ſchien mit ihrem Glanz;
Mög' dir gefallen, ganz dich mir zu zeigen,
Und willſt du's nicht, o ſo entlaß mich ganz!

Ein fremdes Streben haſt du mir entglommen,
Von dunkler Ahnung hebt ſich meine Bruſt,
Was ſonſt mein Glück war, iſt von mir genommen,
Und dürſtend lechz' ich nach geträumter Luſt.

Hör' auf, des Lebens Glück mir zu beneiden,
Nicht wende mich dem Unbekannten zu!
Und kannſt du mir nicht geben neue Freuden,
So laß mir wenigſtens die alte Ruh!

(Zurückkommend.)

Es iſt umſonſt! mich hören keine Götter!
Erloſchen iſt der Wunder altes Licht.
Das Wirkliche dünkt ſich allein das Wahre;
Nur durch die Spalten blickt das Unſichtbare,
Das Thor zu ſprengen glückt dem Wunſche nicht.

(Wirft ſich auf den Raſenſitz.)

Troll (hinter der Scene).

Holla ho!
Jagdparole,
Gnädiger Herr!

(Er tritt auf.)

Endlich erreicht!
Ach, aber wo?
Da wo er beſſer ferne vielleicht!

(Hinzutretend.)

Gnäd'ger Herr, ach laßt Euch warnen,
Macht Euch eilig, eilig fort!
Böſe Geiſter Euch umgarnen,
Nicht geheuer iſt der Ort.

Raimund (vor ſich hin).

Hab' ich gebangt, hab' ich geſtritten;
Hab' ich verlangt, hab' ich gelitten!
Alles umſonſt! — Räthſelhaft Thier!
Immer gleich nah und gleich ferne von mir.

(Er ſinkt wieder zurück.)

Troll.

Herr, ach folgt mir!

Raimund.

Nein, ich bleibe.

Troll.

Laßt Euch ſagen —

Raimund.

Geh allein.

Troll

(ſich von ihm entfernend).

Der iſt wahrlich zu beklagen,
Der zum Dienen ward verdammt,
Mag man noch ſo Kluges ſagen,
Hat der Herr allein Verſtand.

Ach bedenkt doch, daß zuweilen
Auch ein Herr ſich thöricht fand:
Müßt Ihr nun die Thorheit theilen,
Warum wir nicht den Verſtand?
(Wieder hinzutretend.)
Herr, der Ort —

Raimund.

Willſt du gehen?

Troll (ſchnell).

Iſt gebannt,
Und drei Feen,
Schön zu ſehen,
Aber tückiſch und gewandt
Dem Chamäleon gleich im Bunten,
Hauſen in dem Brunnen unten:
Meluſina,
Meliora,
Und Plantina zugenannt.

Raimund.

Meluſina, holder Name,
Klingſt du mir doch ſo bekannt!

Troll.

Hold ihr Antlitz, ihre Leiber
Halb ein Fiſch und halb wie Weiber.
Ich glaub's nicht, allein man ſagt's:
Mancher zweifelt und beklagt's.

Wer iſt ſeines Lebens Meiſter?
Man verliert's und weiß nicht wie:
Darum glaub' ich keine Geiſter,
Aber, Herr, ich fürchte ſie.

(Nach der Willkür des Tonſetzers.)

Raimund.

Ihr ſeid noch des Lebens Meiſter,
Und ihr zeiget euch nur nie;
Nun, ſo waltet denn, ihr Geiſter,
In dem Traum der Phantaſie!

Raimund.

Laß mich!

Troll.

Ich darf Euch nicht laſſen, Herr! Fräulein Bertha hat mir's auf die Seele gebunden. Sie jagt im Walde mit ihrem Bruder, und hätt' Euch gar zu gern an ihrer Seite behalten. Sie ſieht nur Euch; Ihr aber ſeht, weiß Gott, was! Immer hier herum an dieſem alten Brunnen. Ich glaube Ihr ſeid behext. Einſt wart Ihr ſo munter, nun ſeid Ihr traurig geworden. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß Alles nur Fabelzeug iſt, ich glaubte, die Fee — (Er ſieht ſich um.) Nu, den Teufel muß man denn doch nicht an die Wand malen! Kommt mit, gnäd'ger Herr! Fräulein Bertha macht uns dafür ein freundlich Geſicht!

Die drei Feen erſcheinen, die Arme in einander verſchlungen, im Becken des Brunnens.

Troll.

Gnäd'ger Herr, was iſt Euch denn? Ihr gebt keine Antwort. — Ihr ſchlummert wohl gar? Mir wird ſo ängſtlich. — Die Augen fallen mir zu. — Es iſt doch noch hoch am Tage! — Gnädiger Herr!

(Er ſinkt zu Raimunds Füßen nieder, der ſchon früher eingeſchlafen iſt.)

Meluſina

(ſtreckt die Hand aus und ſpricht zur Muſik):

Schlummre, damit die Seele wache!

(Der Rand des Beckens ſenkt ſich ſtufenartig. Meluſina ſteigt herab.)

Die Schweſtern.

Meluſina,
Ich warne dich!
Falſch iſt der Menſch und treulos;
Ihn reut, was er verſpricht:
Trau' du dem Menſchen nicht!

Meluſina.

Ihr ewig jung und ewig alt!
Mich lockt nicht euer träumendes Genügen,
Auf eurer Zauberburg iſt's mir zu kalt,
In wärmern Armen will ich liegen.

Schweſtern.

Meluſina,
Ich warne dich!
Er wird dich verlaſſen,
Die Liebende haſſen;
Es machen, wie's Andre, er Andren gemacht.
Dann kommt dir zu büßen,
Und rächend verſchließen
Dich zürnende Geiſter in ewige Nacht.

Meluſina.

Ueberall Nacht iſt ohne Liebe,
Ueberall Tag, wo Liebe lacht;
Wenn die Sonne fern auch bliebe,
Lieb' iſt Mond in ſel'ger Nacht.

Schweſtern.

An uns iſt zu rathen,
An dir iſt zu wählen;
Es richten die Thaten,
Es büßt wer gefehlt.

(Sie verſinken.)

Meluſina

(tritt zu Raimund und ſpricht zur Muſik):

Haſt du gehört, was Jene ſagten? — Glaubſt du's? Ich nicht. Du kannſt nicht treulos ſein, Raimund. Ich weiß nur wenig deine Sprache, ich will aber doch verſuchen, dir zu ſagen, was ich denke. Ich habe dich an meinem Brunnen ſchlafend gefunden, und mich dir gezeigt im Traum; du glaubteſt aber deinem Traume nicht. Ein andres Mal ſahſt du mich im Waſſerſpiegel meines Brunnens; du glaubteſt aber ſelbſt deinen Augen nicht. Seitdem ſuchte ich durch verſchiedene Erfindungen dich hieher zu locken, bis es endlich heute ganz gelang. Raimund! es iſt uns verboten, mit Menſchen Gemeinſchaft zu haben; aber ich liebe dich. Liebſt du mich nicht wieder, ſo komm nie wieder her an dieſen Ort, und ich will ſuchen dich zu vergeſſen. Liebſt du mich aber — Raimund, liebſt du mich? — Bedenk es wohl, eh du entſcheideſt! Viel wird dir gegeben werden, viel aber auch verſagt. Freuſt du dich am Umgange mit deines Gleichen; in meinem Schloſſe findeſt du deines Gleichen nicht. Lockt dich der Becher; wir keltern keine Trauben. Der Tafel Luſt? Schaum iſt unſre Koſt. Hängſt du am Weſenhaften und am Wahren? Traum umgibt uns, die wir Träume ſind. Kein Wechſel, nicht, was Euch reizt, Veränderung.

Ruh und Gleichmuth ſprießen,
In Meluſinens Reich,
Und die Tage fließen
Immerdar ſich gleich.

Was ſich auch geſtalte,
Nie ein Vielerlei,
Und allein das Alte
Iſt uns ewig neu.

So findeſt du's bei uns. Kann dir das genügen, ſo wirſt du überglücklich ſein, glücklicher als noch nie ein Menſch. Meiner Liebe biſt du gewiß. Der Erde Müh' und Noth entnommen, wirſt du erkennen, was du jetzt nur ahneſt, und ſchauen, was dir jetzt Mühe macht nur zu denken. Aber überlege wohl, eh' du entſcheideſt! Denn ſagſt du: Ja, und es reut dich ſpäter, ſo machſt du mich gränzenlos unglücklich. Machtlos, verbannt muß ich nach unſern Geſetzen endlos umirren, denn uns fehlt, was Euch tröſtet, der Tod. Dieſen Ring will ich an deine Bruſt legen, auf daß du wiſſeſt, du habeſt nicht geträumt, und damit du mich rufen kannſt, wenn du nach mir begehrſt. Der Ring, am Finger gedreht, bringt dich zu mir. Wirfſt du ihn von dir, ſind wir geſchieden auf ewig.

(Jagdhörner in der Ferne.)

Man kömmt; ich muß dich verlaſſen. — Bedenk' wohl, was du thueſt, und daß ich dich liebe.

(Sie verſchwindet hinter dem Gebüſch.)

Raimund (ſpringt auf).

Meluſina!

(Er eilt gegen den Brunnen.)

Troll (der auch erwacht).

Je, ſeid Ihr da, gnäd'ger Herr? Das nenn' ich kurioſe Dinge! Am hellen Mittag einzuſchlafen; Beide zugleich.

Raimund.

Haſt du gehört? Haſt du geſehn?

Troll.

Geſehn? Gehört? Geſchlafen hab' ich und geträumt. Von einem ſubſtanziöſen Mittagsmahl; und jetzt, da ich erwacht bin, ſtraft mich mein Hunger Lügen. Träume ſind Schäume!

Raimund (vor ſich hin).

Träume ſind Schäume!

Unter Hörnermuſik treten Graf **Graf Emmerich von Forſt** und ſeine Schweſter **Bertha** auf, mit **Jagdgefolge.**

Graf.

Sieh, Schweſter, hier iſt, den wir ſuchen! Wie geht's Euch, Raimund?

Bertha.

Eigentlich müßten wir um Entſchuldigung bitten, Euch geſucht zu haben; denn wer ſteht uns dafür, daß Ihr gefunden werden wolltet.

Graf.

So iſt's, Schweſter; er entzieht ſich uns. Und immer hier unter dieſen Bäumen, an dieſem Brunnen. Bald halt' ich die Sage für wahr, die ihn von drei Feen bewohnen läßt, und ſchreibe Euch Eine davon geradezu als Geliebte auf die Rechnung.

Bertha.

Wer weiß', ob du nicht Recht haſt? bis auf die Fee.

Graf.

Was habt Ihr hier gemacht?

Troll.

Geſchlafen. Geträumt! —

Graf.

Geſchlafen? O weh, das nimmt der Begebenheit alles Romantiſche. Ich merke, Ihr ſeid ein Träumer im eigentlichſten Verſtande!

Raimund.

Geträumt; den ſonderbarſten Traum!
So lebhaft, ſo entzückend, daß ich kaum
Mit dieſem Namen ihn vermag zu nennen!

Bertha.

Von was? von wem?

Raimund.

Von einem Weſen höhrer Art.
Ein Weib, wie keinem Aug zu ſchauen ward.

Bertha (ſich entfernend).

Mag ich wachen, mag ich träumen,
Neigt mein Weſen ſich zu dir;
Er, in weitentlegnen Räumen
Sieht nur junge Wünſche keimen,
Und kein einz'ger ſpricht von mir!

Graf.

Nun, ſo erzählt und brecht das Schweigen,
Ihr alſo lagt?

Raimund.

Ich lag und ſchlief.

Bertha.

Indeß ich ſorgte.

Troll.

Kann's bezeugen,
Ein Schlaf wie Einer, feſt und tief.

Raimund.

Da ſchien's im Brunnen ſich zu regen.

Graf.

Und er ſcheint doch waſſerleer.

Bertha.

Was man wünſcht, kommt uns entgegen!

Troll.

Ja im Traum; ſonſt hält es ſchwer.

Raimund.

Und drei Feen —

Graf.

Drei? Nicht ſpärlich!

Bertha.

Muß er träumend Andre ſehn!

Troll.

Eine, Fräulein, wär' gefährlich;
Aber Drei, das mag noch gehn!

Raimund.

Und Eine nun der Dreie,
Die Schönſte, eine Göttin anzuſehn,
Sie trat hervor aus ihrer Schweſtern Reihe,
Und — was dann ſonſt, was noch geſchehn,
Verwirrt ſich mir in meiner Sinne Wanken,
Und nur ihr Bild iſt lebhaft im Gedanken!

Ruh und Gleichmuth ſprießen
In Meluſinens Reich,
Und die Tage fließen
Immerdar ſich gleich.

So war ihr Wort. Es tönt die Bruſt entlang:
So ſagte ſie's, halb Rede, halb Geſang.
Und wie ich denke, klarer wird's,
Und was ſie ſagte, kann ich mich entſinnen.
Du zweifelſt ob ich treu? O zweifle nicht! —
Allein es war ein Traum, ein täuſchendes Geſicht!

Zu Vier.

Was die Bruſt im Wachen enget,
Aber treu verſchließt der Mund,
Hat der Schlaf das Band geſprenget,
Thut es ſich in Träumen kund.

Raimund.

Kommt, laßt uns gehn! Doch ſchau' ich dieſen Bronnen,
Wird mir mein Traumbild wieder klar,
Und die Geſtalt, die erſt in Luft zerronnen,
Stellt ſich mir neu in Lebensfülle dar.
Mir iſt, als müßte ſie ſich zeigen,
In ihrer Schönheit Allen offenbar,
Hernieder von des Brunnens Rande ſteigen
Und rufen: Nicht ein Traum! Nein, es iſt wahr!
Der Ring, der mich mit dir vermählet,
Gelegt hab' ich ihn dir an deine Bruſt.
Nimm ihn —

(Wie er die Hand auf die Bruſt legt, fühlt er den Ring.)

Troll.

Was iſt? Was kommt Euch an? Was fehlet?

Bertha.

Er ſchweigt in Staunen, ſchweigt in Luſt.

Raimund

(ganz in den Vorgrund tretend, immer die Hand auf der Bruſt).

Der Ring, das iſt der Ring! Ich habe nicht geträumt!

(Auf die andere Seite des Theaters gehend.)

Seligkeit! Seligkeit!
Naheſt du mir?
Schaukelſt mich,
Wiegeſt mich,
Rufſt mich zu ihr?

Graf. Bertha. Troll.

Verwirrt ſteht er, beklommen,
Dem Daſein faſt entnommen,
In wachem Traume da.

Raimund.

Wag' ich's, ihn zu berühren?
Die Hand mit ihm zu zieren?
Zu rufen, die mir nah?

Graf.

Bedenklich ſind die Zeichen!

Bertha.

Laß endlich Ruh erreichen!

Troll.

Nach gar ſo argen Streichen.

Zu Drei.

Wer ahnet, was geſchah?

Raimund

(der den Ring aus dem Buſen zieht.)

Es ſei, ich will dich ganz bekennen!
Das Zeichen, das du gabſt, iſt hier.
An dieſem Ringe ſollt' ich dich erkennen:
Wohl, du biſt mein, und ganz gehör' ich dir!

(Gegen den Brunnen.)

Meluſina,
Ich rufe dir!
Treu' ohne Reu',
Lieb' ohne Wanken,
Glück ohne Schranken,
Ewig dein eigen in That und Gedanken!

Chor.

Was wird geſchehn? Mich faßt ein Grauen,
Der Sinn erbebt, die Enthüllung zu ſchauen.

Graf. Bertha.

Raimund, frevle nicht,
Ruf' die finſtern Mächte nicht.

Troll.

Laßt Euch nicht vom Feind bethören!

Zu Drei.

Denn ſie lauſchen, denn ſie hören,
Und ſie kommen und zerſtören.

Raimund.

Meluſina,
Ich rufe dir!

Chor.

Weh! Es bebt des Brunnens Rand.

Zu Drei.

Fort den Ring von deiner Hand!

Raimund.

Ring am Finger ſoll ich drehen,
Nun wohlan!
(Er dreht den Ring.)
Laß mich dich ſehen!

Chor.

Himmel hilf! Es iſt geſchehen!

Unſichtbarer Mädchenchor.

Schlaget die Saiten,
Klinget die Leier,
Seht, denn er nahet,
Sehet, er kommt!

(Das Becken des Brunnens ſtürzt zuſammen, die Felſen im Hintergrunde öffnen ſich, und durch einen Schleier ſieht man das Innere von Meluſinens Pallaſt, ſie ſelbſt auf dem Thron, von Jungfrauen umgeben.)

Männerchor.

Fliehet, fliehet!

Bertha.

Bleibet, bleibt!

Chor.

Das Entſetzliche geſchieht.

Bertha.

Ihn zu retten, ihn zu ziehen
Aus des Böſen Macht-Bemühen.

Raimund.

Meluſina!

Troll.

Herr, ach ſchweigt!

Raimund.

Biſt du meinem Flehn geneigt?

Jägerchor.

Nicht laß dich verleiten!

Nymphenchor.

Schlaget die Saiten!

Erſter Chor.

Büßeſt zu theuer!

Zweiter Chor.

Klinget die Leier!

Erſter Chor.

Tod, wenn du naheſt!
Tod, wenn du kommſt!

Zweiter Chor.

Seht, denn er nahet,
Sehet, er kommt!

Meluſina.

Hier bin ich, Raimund, die du geruft!

Raimund.

Hin zu dir flieg' ich; wär's durch die Luft.

Troll

(hat ihn umfaßt. Beide verſinken; die Andern, die ihn gleichfalls zurückhalten wollten, prallen zurück).

Erſter Chor.

Furcht und Entſetzen
Feſſelt die Bruſt!

Zweiter Chor.

Klinget, ihr Saiten
Seliger Luſt!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Meluſinens Pallaſt. Sie ſitzt auf dem Throne. **Raimund** liegt auf den Stufen zu ihren Füßen. **Troll** ſteht auf der andern Seite im Vorgrunde. **Nymphen**, die ſingen und tanzen.

Chor.

Liebe! Königin!
Die du den Erdball umkreiſeſt,
Uebrall, die Welten entlang,
Mütterlich fromm dich erweiſeſt,
Liebe! Königin!
Dir tönt unſer Geſang!

Meluſina
(auf Raimund).

Liebe!

Raimund
(gegen Meluſinen).

Königin!

Meluſina.

Wenn dein Arm mich umkreiſet,

Raimund.

Wenn mich dein holder Umfang,

Beide.

Liebend an Liebe verweiſet:

Meluſina.

Liebe!

Raimund.

Königin!

Beide.

Dann tönet froh mein Geſang!

Troll

(bei der Wiederholung nachſpottend).

Liebe! — Königin!
Jauchzt nur, es währet nicht lang!

Geſang und **Tanz.**

Chor.

Ewig im Zauberſchooße
Fließet der Freude Born,
Hier nur ſprießt die Roſe,
Hier nur ohne Dorn.

Farbe kennt nicht Schatten,
Dunkel nicht das Licht,
Luſt kennt kein Ermatten,
Selber Sätt'gung nicht.

Troll.

Ach, und wo kein Schatten,
Da iſt auch kein Licht:
Luſt muß doch ermatten,
Reizt Entbehrung nicht.

Meluſina
(die aufgeſtanden iſt).

Schweig Tanz und ſchweig Geſang! Was mir zu Dienſt ſteht,
Der Künſte Machtgewalt und holder Umfang,
Ich geb' es hin für ſeines Mundes Lächeln,
Ein einzig Wort, von Liebe ſüß betont.
Und doch, vermögt Ihr ihn zu rühren,
Des Frohſinns Lächeln mir an ihm zu zeigen,
So töne Lied! und juble froher Reigen!

(Man hat ihr eine Leier gegeben.)

Schön biſt du, fröhlicher Tanz!
Wenn du die ſchwellenden Glieder
Hebeſt und ſenkeſt ſie wieder,
Schwingend,
Umſchlingend;
Schön biſt du, fröhlicher Tanz!

Chor.

Schwingend,
Umſchlingend;
Schön biſt du, fröhlicher Tanz!

Meluſina.

Doch wenn der Geliebte wandelt und geht,
Wo iſt der Tanz, der Vergleichung ihm ſteht?

Hoch vom Himmel tönt es nieder,
Und die Klüfte hallen's nach,
Das ſind Klänge, das ſind Lieder,
Tonkunſt ward, die holde, wach.

Brauſende Donner,
Hirtliche Flöten,
Racheposaunen,
Banges Erröthen.

Was geſchlummert, muß erwachen,
Und was wachte, ſchlummert ein,
Gleitet des Geſanges Nachen
In Gefühles Mondenſchein.

Chor.

Brauſende Donner,
Hirtliche Flöten,
Racheposaunen,
Liebend Erröthen!

Was geſchlummert, muß erwachen,
Und was wachte, ſchlummert ein,
Gleitet des Geſanges Nachen
In Gefühles Mondenſchein.

Meluſina.

Doch ſpricht der Theure, o dann ſchweige du,
Lauſche Muſik nur, und ihm höre zu!

Wort, das nicht der Seele Zeichen,
Das die Seele ſelber iſt,
Dichtung, komm aus deinen Reichen,
Sei die Zaubrin, die du biſt!

Sing ihm ein Wiegenlied,
Schläfr' ihn mir ein;
Sag' ihm, ſein Liebchen ſei
Reizend allein;

Sag' ihm: dieß Plätzchen hier
Es ſei die Welt,
Nirgend was locket ſonſt
Und was gefällt.

Chor.

Ach, und dieß Plätzchen hier
Iſt's nicht die Welt?
Wenn nur die Liebe den
Spiegel ihm hält!

Meluſina.

Doch ſchwört er Liebe, dann hilf du ihm nicht:
Liebe, ſei wahr, und ihr Schwur kein Gedicht.

Und nun genug! Ich fühle wohl, daß Alles vergebens iſt, dich zu zerſtreuen!

Raimund

(deſſen Antheil an dem Früheren durch einzelne Momente des Sinnens unterbrochen worden iſt).

Zu zerſtreuen, Meluſina?

Meluſina.

Nun denn: zu ſammeln alſo. Dir fehlt Etwas; und weh mir, wenn ich dir's nicht geben kann.

Raimund (lebhaft).

Zweifelſt du an meiner Liebe?

Meluſina.

Wie könnte ich an deiner Liebe zweifeln, da ich der meinigen mir ſo innig bewußt bin! Aber du biſt nicht befriedigt. Ich habe dich mit Allem umgeben, was das Daſein reizend und ſelig macht. Freuden, die deine Erde nur in weiten Abſtänden aufkeimen läßt, liegen, ein ununterbrochener Kranz, ſchwellend zu deinen Füßen. Ich habe dir die Bahn der Sonnen gezeigt in den Lüften; die Quellen des Lebens in der Erde Schooß; der Metalle Sitz, des Feuers Werkſtatt. In Wort und Ton, in Bild und Geberde breitete ich vor dir aus der Künſte unendliches

Reich. Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft liegen offen deinem Blick. Unnennbar iſt meine Liebe. Was kann dir fehlen?

Raimund

(nach einem kurzen Stillſchweigen).

Und wenn ich: Thätigkeit ſagte?

Meluſina.

Was ſoll Thätigkeit? wenn du haſt, was Thätigkeit erſt ſchaffen ſoll. Oder wirkt ihr, um zu wirken? Sei thätig: zerſtöre mich!

Raimund.

Meluſina!

Meluſina.

Mit geheimem Neid ſeh' ich's, wie du ſelbſt in meinen Umarmungen den Blick hinwendeſt nach jenem Knecht; wie er der Einzige iſt, der dir nicht fremd.

Troll.

Weils auch ſo iſt!

Raimund.

Schweig!

Meluſina.

Laß ihn reden! Er ſpricht nur aus, was du denkſt. Sprich immer!

Troll.

Vor Allem alſo läugne ich dich ſelber. Ich proteſtire gegen deine Figur und Korpulenz. Menſch biſt du nicht, und Geiſter gibt's nicht — alſo! Du, dein Pallaſt, deine Diener, ihr ſeid eigentlich gar nicht vorhanden; und ſo rede ich denn zu meinem Herrn, als ob ich mit ihm allein wäre. Edler Ritter! oder vielmehr: Nicht-Ritter; denn ſeid Ihr's noch?

Meluſina (zu Raimund).

Menſchen tödten wirſt du bei uns freilich nicht. Nennſt du das etwa thätig ſein?

Troll.

Was glaubt Ihr, daß man von Euch ſagen wird im ganzen Land?

Meluſina.

So wär' es der Menſchen Urtheil, was du ſcheu'ſt, und nicht dein eigenes?

Troll.

Ihr wart ein frommer Chriſt; was ſeid Ihr nun?

Meluſina.

Ich bekenne den Gott aller Weſen.

Troll.

Ja, der Teufel läugnet ihn auch nicht!

Raimund.

Schweig, Unverſchämter! oder —

Meluſina.

Sag ſelbſt, ob gar nichts von alle dem in deinem Herzen iſt?

Raimund.

Und wenn manchmal ein Gedanke nach meiner Heimath —?

Meluſina.

Nun wohl! Auch das ſei dir gewährt!
Was gäb' ich drum, du hätteſt's nie begehrt!
Die Heimath ſollſt du ſehn und auch die Deinen.
Und ſo zugleich enthüll' ich ein Geheimniß,
Das oft der Mund ſchon trug und ſtets verſagte.

Die Macht, die du an mir beneidenswerth gefunden,
Sie iſt doch an Bedingungen gebunden,
Die Niemand ahnet, Niemand kennt.
Die Feſſeln alles Endlichen zu tragen,
Muß einen Tag von ſieben Tagen
Ich kehren zu der Mutter Element.
Der Tag ſei dein, und Niemand ſoll dir wehren,
Der Erde ganz als irdiſch zu gehören.
Doch ich flehe —

Raimund.

Du und flehen?

Meluſina.

Daß du dann —

Raimund.

Ich ſchwör' es dir!

Meluſina.

Wenn der Ruf an mich geſchehen,
Mich nicht ſprechen, mich nicht ſehen,
Selbſt nicht forſchen willſt nach mir.

Lauernde Mächte
Wahren der Rechte.
Haſt du geſehen,
Muß ich vergehen,
Und unſer Bund kann nicht mehr beſtehen!

Raimund.

Kannſt du zweifeln, o Geliebte?
Ich verſprech's in deine Hand.

Meluſina.

Wenn ſich dein Vertrauen trübte!

Raimund.

Treue, Glauben und Beſtand!

Troll.

So gehört ſich's für Verliebte:
Treue, Glauben — Unverſtand!

Meluſina.

Wenn der Zeiger ſich beweget,
Bei der nächſten Stunde Schlag,
Tritt ein der erſte Tag,
Der Verbannung auf mir leget.
Wirſt du ſtark ſein?

Raimund.

Dir vertraun!

Meluſina.

Und nicht forſchen?

Raimund.

Und nicht ſchaun!

Meluſina.

Was ſich auch zeigt und offenbare,
Vor allem mir den Ring bewahre!
Horch! es tönet, horch, es ſchlägt!

Zu Drei.

Schaudernd ſich das Herz bewegt.

Die Glocke ſchlägt dreimal an. Die Nymphen, die im Hintergrunde verſammelt ſtanden, fliehen auseinander. Meluſinens **Schweſtern**, ſchwarz verſchleiert, ſtehen da.

Schweſtern.

Meluſina,
Wir rufen dir!

Die Stunde ſchlug.
Thu' dir und uns genug!

Meluſina.

Hier bin ich! Ich ſcheide!
Furchtbare Beide,
Hier!
(Sie tritt zu ihnen. Sie umſchlingen ſich.)

Alle Drei ſingen.

Aeußerſtes berührt ſich,
Höchſtes erniedert ſich;
Was dem Gott am nächſten ſchier,
Iſt am nächſten auch dem Thier!
(Sie verſinken.)

Troll.

Habt Ihr geſehn? Habt Ihr gehört?

Raimund.

In die Welt der Wunder bin ich getreten; ſoll ich über Wunder erſtaunen?

Troll.

Ihr ſeid in des Teufels Stricken.

Raimund.

Schweig! Rein iſt ihre Seele, fromm ihr Gemüth. Ich vertraue.

Troll
(geht mürriſch nach dem Hintergrunde).

Raimund.

Und doch, wenn ich in meinen Buſen ſchaue,
So regen düſtre Zweifel ſich.
Nein, Zweifel nicht! das hieße ſie beleid'gen!

Doch Unruh, die mein Innerſtes bewegt.
Den Ring, den ſie zu wahren mir gegeben,
Verſuch' ich oft vom Finger mir zu ziehn,
Und thu' ich's —

(Er thut's.)

Weh! Welch namenloſes Grauen,
Welch Schauder wird da meiner Sinne Herr.
Zurück an deinen Platz!

Laß dich nur drehen,
Dann laſſen ſich wie bunte Träume ſehen,
Und ſchlummernde Geſtalten werden wach.
Doch die auch ſprechen ſelten mir von Gutem.
Ein Ritter kommt, in ſeiner Waffen Zier,
Und zeigt mein Heerſchild, zeigt mein Wappen mir.

(Hinter ſeinem Rücken, an der Wand, iſt ein großer Spiegel, in dieſem zeigen ſich die Geſtalten, wie er ſie nennt, indeß er ſelbſt, nach vorwärts gewendet, ſteht.)

Was willſt du, Mann, mit deinem argen Troſte?
Willſt du mir ſagen, daß mein Eiſen roſte?

(Neue Erſcheinung.)

Ein Weib mit der Poſaune, gleich dem Ruf,
Schafft mir die Kraft, die erſt den Krieger ſchuf.
Sagſt du: mein Ruf, mein Name ſei verloren?
Trompeteſt meine Schmach in Aller Ohren!

(Neue Erſcheinung.)

Ein Pilger, hoch geſchürzt und leicht gefußt,
Das Zeichen unſers Heils auf Stab und Bruſt.
Glaubſt, ich verlor, was aller Welt erworben?
Geſtorben ſei ich dem, der Allen iſt geſtorben?

Nein! nein, nein!
Ich will hin, ich will es ſagen!
Nicht für Argen, nicht für Zagen,

Den die Luſt gefangen hält,
Schmähe mich der Mund der Welt.

Troll.

Gut, gut, gut!
Es beginnt denn doch zu tagen,
Will er erſt die Meinung fragen:
So zerbricht auch, was ihn hält,
Er gehört der alten Welt.

Raimund.

Ach, und ihr Lieben,
Die ich verlaſſen,
Einſam geblieben,
Werdet ihr haſſen.

(Im Spiegel erſcheint Bertha auf einem Ruhebett, bei ihr, wie tröſtend ihr Bruder.)

Raimund (ſich umwendend).

Ha ſieh!

Troll.

Was iſt?

Raimund.

Im Spiegel!
Wie matter Dämmrung Hauch —
(Zum Ringe gewendet.)
Brichſt du vom Möglichen die Siegel,
So brich vom Wirklichen ſie auch!
Geſtalten, lebt!

Wie Raimund die Hand mit dem Ringe gegen den Spiegel hält, ſo ſpringt deſſen Fläche, als Flügelthüre, auf; von ſeinen Rahmen ſenken ſich Stufen zur Erde. **Bertha** und ihr **Bruder** treten ins Gemach.

Bertha.

Ha, wo bin ich?

Graf.

Was geſchah?

Bertha.

Wundervoll!

Graf.

Die Sinne wanken.

Raimund (vortretend).

Nein, kein Spiel nur der Gedanken,
Seht, Verwandtes iſt Euch nah.

Graf.

Raimund, Ihr?

Bertha.

Ach, laß uns fort!

Beide.

Was er iſt, zeigt klar der Ort.

Graf.

Wehe, daß wir dich gefunden!
Geh zu ihr, der du verbunden;
Wen des Abgrunds Band umflicht,
Nahe frommen Menſchen nicht!

Bertha. Troll.

Raimund, du wardſt hintergangen;
Iſt dein Sinn nicht ganz gefangen,
O ſo kehre, kehr' zurück
Zu der Erde ſtillem Glück.

Graf.

Denn im Dunkeln —

Troll.

Hauſ't das Böſe.

Graf.

Feſſeln ſprenge!

Bertha.

Bande löſe!

Zu Drei.

Kehr' an unſrer Hand zurück,
Zu der Erde ſtillem Glück!

Raimund.

Iſt denn alle Welt erblindet,
Ich allein nur ſehe klar?
Höchſtem hab' ich mich verbündet!
Seht um euch, ob ſo verkündet
Sich der Böſen dunkle Schaar.

Bertha.

Ach, die Schönheit —

Graf.

Täuſchet lange.

Bertha.

Doch in Roſen —

Troll.

Liegt die Schlange.

Zu Drei.

Unter Schönheit, Anmuth, Zier,
Naht das Böſe lauernd dir.

Raimund.

Säht ihr ſie, ſäht Meluſinen!

Graf.

Zeig ſie mir —

Raimund.

Nein! Jetzo nicht!

Graf.

Reiß ich leicht, wenn ſie erſchienen,
Ihr die Larve vom Geſicht.
Bring mich hin!

Raimund.

Ich ſagte: Nein!

Graf.

Und warum?

Troll (ſchnell).

Es kann nicht ſein.
Denn in dumpfigen Gemäuern
Muß ſie heut den Sabbath feiern.

Raimund.

Wirſt du ſchweigen!

Graf.

Und warum?
Wahrheit ſpricht, der Trug iſt ſtumm.
Warſt ein Mann!

Raimund.

Ich bin es noch!

Graf.

Weiberdiener!

Raimund.

Frei von Joch!

Graf.

Drum nicht Mannes Rede werth!

Raimund.

Nun, ſo rede denn das Schwert!

Bertha.

Raimund, ach!

Troll.

O mein Gebieter!

Bertha.

Hör', mein Bruder!

Troll.

Haltet ein!

Zu Drei.

Raimund, laß dich nicht bethören!
Mögeſt Freundes Rath du hören!
Nur das Böſe ſcheut das Licht,
Dem Verborgnen traue nicht!

Raimund.

Nun wohlan, ihr ſollt ſie ſehn,
Mag was will und kann geſchehn,
Ritters Ehre muß beſtehn.
Iſt ſie wahr,
Fliehet ihr!
Iſt ſie Lüge
Folg ich euch;
Oder in des Dunkels Reich
Stürz ich mich mit ihr zugleich.

Zu Drei.

Halfſt du, Gott, ihn uns erweichen!

Raimund.

Ihr frohlocket noch zu früh!

Zu Drei.

Laß ihn Wahrheit ganz erreichen!

Raimund.

Was iſt wahr noch, wenn nicht ſie?
Doch ihr wollt's, und ihr ſollt's haben,
Wär' auch Ruh und Glück begraben!
Meluſina!
(Donnerſchlag.)
Horcht, ſie ruft!
Mein Verſprechen hat die Luft;
Folgt hinab zur Schauer-Gruft!

Zu Drei.

Der Enthüllung Stunde ruft,
Schweigend nieder in die Gruft.
(Alle ab.)

Kurze Felſenſchlucht, im Hintergrunde durch ein großes Thor geſchloſſen.

Meluſina kommt, in einen weiten Mantel gehüllt; **Dienerin** folgt.

Meluſina.

Die Lampe ſetze hin und hole mein Gewand,
Zur grauſenden Verwandlung mich zu kleiden.
So iſt denn auch das Höchſte Unbeſtand?
So gar vergänglich der Entzückung Freuden!
Und was dem Gotte gleich geſchwebt auf leichten Sohlen,
Es muß vom Thier ſich ſeine Stärke holen?
Und ſei's! Um meinetwillen klag' ich nicht,
Es iſt der Freund, der aus den Klagen ſpricht.
(Sie öffnet das Thor; ein ruhiger See liegt da vom Monde beglänzt.)

Im verſchwiegnen Mondenſcheine
Liegſt du heiter, ſtill und klar,
Lockſt, als wär' ich noch die deine,
Wie ich's früher, früher war.

Ach, mit ſeligem Genügen
Taucht' ich ſonſt in deine Flut,
Ließ von ihr mich ſchaukelnd wiegen,
Kühlen meines Buſens Glut.

Aber jetzo, wie in Flammen,
Steig ich nieder in den Born,
Denn wüßt' er's, er würd's verdammen;
Haſt du Kühlung gegen Flammen?
Gegen des Geliebten Zorn?

Zwei Dienerinnen kommen.

Meluſina.

Nehmt ab den Schmuck und löſet mir die Haare,
Den Schleier gebt; ſelbſt mein Aug' nicht gewahre
Das Gräuliche, Entſetzlich-Unnennbare!

(Sie ſitzt am Tiſche, die Dienerinnen nehmen ihr den Schmuck aus den Haaren.)

Meluſina.

Nehmt die Macht, die ihr gegeben!
Macht mich ſo wie Andre ſind;
Darf an ſeiner Bruſt ich leben,
Tauſch ich mit des Bettlers Kind.
Allein! ich fühl's, des Grauens Stund' iſt da!

(Donnerſchlag. Die Verwandlung geſchieht. Indem ſie nämlich emporfährt, und den Mantel wegzieht, zeigen ſich Arm und Bruſt mit glänzenden Schuppen bedeckt.)

Umſonſt mein Flehn; das Schreckliche geſchah!

(Sie verſinkt ſammt dem Tiſche.)

(Die Pforten des See's fallen zu; das Theater iſt ganz dunkel.)

Von Innen Geſang:

Zum Bade,
Najade!
Abgeſtreift die Glieder!
Schuppig wallt auf und nieder!
Zum Bade,
Najade!

Raimund, Graf, Bertha, Troll kommen.

Raimund.

Hier hört' ich Stimmen klingen,
Hier zieht mich her der Ring.

Graf. Bertha.

Hier hört' ich Stimmen klingen.

Troll.

Daß wir uns unterfingen,
Gefährlich wird das Ding.

Zu Drei.

Durch die Spalte ſchimmert Licht.

Raimund.

Halt, zurück! Ein Andrer nicht,
Selbſt will ich mein Urtheil ſchauen!

Zu Drei.

Welche Schrecken! Welches Grauen!

Raimund (an der Pforte).

Ha, Betrügerin!
Unter Ungethümen, Ungethüm:
Ich fluche dir!

(Drinnen ein Schrei.)

Raimund (kommt zurück).
Gräßlich, entſetzlich!
Schuppenbedeckt,
Abſcheulich!
Ungeheuer, ich fluche dir!

Das Thor ſpringt auf. **Meluſina**, in ihrer natürlichen Geſtalt, von ſchuppigen Geſtalten zurückgehalten, ſtrebt nach vorwärts.

Meluſina.
Raimund!

Geiſterchor.
Biſt verfallen, biſt unſer!
Er hat geſchaut,
Auf ewig verloren die Braut!

Meluſina.
Raimund, was haſt du gethan?
Mich verderbt. Ich muß vergehn.

Raimund.
Daß ich nimmer dich geſehn!

Geiſter.
Unſer! Unſer!

Graf. Bertha. Troll.
Daß er nimmer dich geſehn!

Raimund.
Sieh! Ich fluche dir!
Trennung auf ewig dir!
Und dein Ring —

(Pauſe in der Muſik.)

Meluſina (ſpricht):

Raimund! Behalte den Ring. So lang du ihn haſt, iſt noch nicht Alles verloren!

Zu Drei.

Wirf ihn von dir!

Raimund.

Eilend von hier!

Geiſter.

Biſt unſer! biſt unſer!
Ewig gekettet,
In Jammer gebettet!

Meluſina
(von Geiſtern fortgezogen).

Raimund! Raimund!

Zu Vier.

Fort! und von hier!

Geiſter.

Unſer! Unſer!

Meluſina.

Raimund!

(Sie wird von den Geiſtern zurück geſchleppt.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Jagdhaus im Walde. Rechts im Vorgrunde das Haus. Im Hintergrunde Felſen, davor ein Waſſerfall.

Meluſina, ärmlich gekleidet, liegt auf den Stufen der Thüre. Ihre beiden **Schweſtern** reich geſchmückt, Kronen in den Haaren, kommen.

Die Schweſtern.

Meluſina,
Was ſuchſt du hier?
Ward dir nicht geboten,
In der Höhle Bauch
Ruhen gleich den Todten?
Nun, ſo thu' es auch!

Fort aus Tageslicht,
Was der Meiſter ſpricht,
Dem entgehſt du nicht!

Meluſina.

Theure Schweſtern Einer Welle,
Laßt mich hier auf dieſer Schwelle,
Die ſein Fuß ſo oft betrat;
Und enteilt er dieſen Stätten,

Mög' er meine Leiche treten,
Wie er's meiner Liebe that.

Die Schweſtern.

Wenn ſich Hohes erniedert,
Wird ihm Erniedrung erwiedert:
Um ſo höher ſonſt im All,
Um ſo tiefer auch ſein Fall.
Konnteſt du Menſchen beneiden;

Meluſina.

Sie ſchienen gut und er ſchien treu.

Die Schweſtern.

Strebteſt nach menſchlichen Freuden;

Meluſina.

Gefühl der Liebe war mir neu.

Die Schweſtern.

Sollſt du wie Menſchen auch leiden!

Meluſina.

O wie gern! ſtünd' er mir bei!

Die Schweſtern.

Fort, fort!

Meluſina.

Ach nur ein Wort!

Die Schweſtern.

Sollſt ihn nicht ſprechen!

Meluſina.

Aber nur ſehn!

Die Schweſtern.

Selber nicht ſehn auch!

Meluſina.

Wandelnd nur gehn,
Nur im Bereich ſeines Athems zu ſtehn!

Die Schweſtern.

Fort! fort!

Meluſina.

Seliger Ort!

Zu Drei.

Ehernes Wort!
Fort! fort!

(Ab.)

Zwiſchenmuſik; es wird völlig Tag. **Raimund** kommt, auf **Troll** geſtützt. **Bertha** führt ihn an der Hand.

Bertha. Troll.

Seht im Oſten ſteigt die Sonne,
Alles lacht in ihrem Schein;
In die allgemeine Wonne
Stimmt nur Eure Bruſt nicht ein.

Raimund.

Ach, hinab iſt meine Sonne,
Und mein Auge ſinket ein.

Bertha. Troll.

Roſenwolken überziehen
Hell das heitre Firmament,
Und des Aufgangs Pforten glühen,
Und ein Feuermeer entbrennt.

Raimund.

Ach, in Meluſinens Lande
Sah ich ſchöner's, hell'res Licht,

Und die Sonn' in ihrem Brande
Reicht an jene Klarheit nicht!

Bertha. Troll.

Seht die Blumen!

Raimund.

Ohne Farben!

Beide.

Dieſe Kräuter.

Raimund.

Trockne Garben!

Beide.

Wie ſie duften Opfer-gleich.

Raimund.

Duft iſt nur in ihrem Reich!

Beide.

Welche Schönheit!

Raimund.

Ich weiß Schönres!

Beide.

Kann Entzückender's man ſehn?

Raimund.

Doch das Land, ich kann's nur nennen,
Aber hin kann ich nicht gehn!

Bertha.

Hebet die Augen,
Schärfet den Blick,
Nahrung zu ſaugen,
Keimendes Glück.

Viel iſt des Guten, viel was gefällt;
Herrlich die Schöpfung, glücklich die Welt.

Troll.

Und auch Solides
Ueberall iſt's,
Ach, Herr, man ſieht es
Und man genießt's.

Raimund.

Nehmt mich fort aus dieſen Tagen,
Denn mein Glück ſchwand wie ein Hauch;
Fehlte Kraft mir, es zu tragen,
Zu entbehren fehlt ſie auch!
Und ſchien ſie ſtrafbar, hätt' ich's geklagt!
Hab' ich geſprochen? Hab' ich gefragt?
Nein, ich verwarf ſie, ſtieß ſie von mir;
Ach und mein Glück und mein Alles mit ihr!

Und ſchau ich dieſen Ring mit ſeinen Wunderzeichen,
Fühl' ich mein Herz, ſich meinen Sinn erweichen;
Und dreh' ich ihn am Finger, wird's mir helle,
Ich ſchaue ſie. Dort! — Meluſina, dort!

(Der Waſſerfall verſiegt für eine Weile, Meluſina liegt unter ihm im Felſen.)

Bertha.

Was iſt Euch?

Raimund.

Sieh' im Felſenbett der Welle!
Komm, Meluſina, komm!

(Der Waſſerfall rauſcht wieder herab und bedeckt die Erſcheinung.)

Doch ſie iſt fort.
Die Schrift verlöſcht, die nur die Wünſche leſen,
Und Schaum bedeckt, was Schaum nur iſt geweſen.

Bertha.

Gebt mir den Ring!

Raimund.

Den Ring, wozu?

Bertha.

Nutzlos verwirrt er, ſtört Eure Ruh!

Raimund.

Einziges Zeichen, dich laß ich nie,
Bildender Kraft doch zeigſt du mir ſie!

Die Beiden.

Wollt Ihr geneſen, ſo wird's Euch nie;
Dauert das Zeichen, dauert auch ſie.

Der **Graf** kommt.

Bertha.

Bruder, ich habe mich über Raimund zu beklagen!

Graf.

Was iſt?

Bertha.

Endlos in ſeinem Jammer, ſtößt er allen Troſt von ſich. Er denkt nur an Jene und an ihrer Träume fabelhaftes Reich.

Graf.

Raimund, iſt's möglich?

Bertha.

Er hat einen Ring von ihr, den will er nicht ablegen.

Graf.

Raimund, gebt mir den Ring!

Raimund.

Nein.

Graf.

Nicht?

Raimund.

Jetzt nicht. Ich will ihn ſpäter von mir legen.

Graf.

Kann man ein Mann ſein und ſo kindiſch zugleich? Habt Ihr Euch nicht ſelbſt überzeugt, daß Alles Trug war?

Raimund.

Ja.

Graf.

Möchtet Ihr wieder zurückkehren, auch wenn Ihr könntet?

Raimund.

Nein.

Graf.

Was alſo wollt Ihr? Dieſes unbeſtimmte Sehnen und Verlangen iſt das Grab aller Thatkraft. Raimund, Ihr müßt handeln!

Raimund.

Ich will.

Graf.

Das unſelige Abenteuer hat Euren Ruf untergraben. Der Chriſt, der Menſch, der Ritter wendet ſich von Euch ab. Der Name Eurer Väter iſt befleckt.

Raimund.

Sieh da! doch noch eine Stelle, die ſchmerzt!

Graf.

Die Ritter, die Euch aus ihrer Zahl löſchen wollten, habe ich wieder zu gewinnen geſucht. Sie ſind bereit, Euch wieder unter ſich aufzunehmen, wenn Ihr Euch ganz losgemacht von jener feindlichen Gewalt.

Raimund.

Ich habe es gethan.

Graf.

Wenn ich Euch noch die Hand meiner Schweſter gebe, wie früher ausgemacht war, ſo iſt Alles vergeſſen, und Ihr gehört wieder zu den Unſern.

Raimund.

Ich dank' Euch!

Graf.

Ich höre die Ritter kommen. Seid männlich und lernt einſehen, daß man bei Entſchlüſſen mit der That anfangen muß, und daß ein bloßer Vorſatz, zu vergeſſen, das ſicherſte Mittel iſt, ſich ewig zu erinnern.

Chor der Ritter tritt auf.

Chor.

Den Ruhm, den Wein, die Frauen,
Laßt erheben unſer Lied!
Was in Lebens blüh'nden Auen
Schön und herrlich iſt zu ſchauen,
Huldigt ihrem Machtgebiet.

Schmettert Trompete,
Bäumt ſich das Roß,
Mähet der Schnitter
Emſiger Troß;

Dann iſt der Krieger ſelig beglückt,
Kränzt ſich mit Lorbeer, den er gepflückt.
Ruhm! Ruhm! Ruhm!
Mannes Eigenthum!

Graf, Bertha, Troll
(zu Raimund).

Biſt wieder ſelig, wieder beglückt,
Trageſt die Kränze, die Thaten gepflückt.
Ruhm, ſtrahlender Ruhm,
Wieder dein Eigenthum.

Ritterchor.

Und nach dem Kampfe
Sehnend zur Laube!
Schüchterne Taube,
Flatterſt ſo ſehr?
Ach, laß das Girren!
Mädchen zu kirren
Hält nicht ſo ſchwer!

Die Drei
(zu Raimund).

Sanfter und reiner
Harret auch deiner
Liebend ein Herz!

Chor.

Doch wie aller Erden Pracht
Erſt die Sonne ſichtbar macht;

Leiht auch hellen Freudenſchein
Jenen Beiden erſt der Wein.

Bringt denn die Becher!
Knaben ſchenkt ein!
Fröhliche Brüder,
Singet den Wein!
(Es wird Wein herumgegeben.)

Die Drei
(zu Raimund).
Willſt du den Becher?
Perlenden Wein?

Chor.
Schenket ihm, Knaben,
Uns ſchenket ein.

Raimund,
Wir grüßen dich!

Willſt dich als unſer beweiſen,
Gürt' um die Hüfte das Eiſen.
(Ein Schwert wird gebracht.)
Füge dich liebendem Band!
Becher nimm in die Hand!
Ritter!

Raimund.
Ich bin es!

Chor.
Mann!

Raimund.
Wer bezweifelt's?

Chor.

Zeig' dich als Ritter, zeig' dich als Mann!
Jubelnd als Bruder begrüß' ich dich dann!

Raimund.

Ich will es zeigen,
Ich will es ſein!
Herz, willſt du ſchweigen?
Flüſtre nicht ein!

Chor.

Nimm ihn, den Becher,
Leere den Wein;
Mann unter Männern
Freudig zu ſein.

Raimund.

Schwäche der Thoren,
Grübelnder Sinn!
Hab' ich verloren!
Fahre dahin!

(Er nimmt den Becher.)

Zu Dreien.

Sei uns gegrüßt, neu uns geboren!
Doppelt gewinnt, wer vergißt, was verloren!

Raimund.

Eingeſchenkt! Eingeſchenkt!
Schande ſei dem, der Vergang'nem gedenkt!

(Er trinkt.)

Chor.

Sehet, ſie haben,
Mädchen und Knaben,

Spenden gepflückt von dem kommenden Jahr,
Bringen ſie tanzend und ſingend Euch dar.

Landleute, kommen mit Blumen und Früchten, ſie tanzen.

Raimund

(mit einem Kranze, den er einem der Gabenbringenden abgenommen, zu Bertha).

Nimm ihn hin aus meinen Händen
Dieſen vollen duft'gen Kranz;
Froh fühl' ich mein Herz ſich wenden
Künftig dein gehör' ich ganz!

Bertha.

O mein Raimund!

Raimund.

Füllt den Becher!

Bertha.

Meine Liebe —

Raimund.

Lieb' und Wein,
Sangen ſie und ſo ſoll's ſein!

(Er trinkt.)

Chor.

Jauchzt ihm entgegen!
Wiedergegebner!
Bereuender du,
Wir jubeln dir zu!

Raimund, der ſich an **Bertha's** Seite, dem Tanze zuſehend, niedergeſetzt hat, ſpielt gedankenlos mit ſeinem Ringe. In der Mitte der Tanzenden ſteht auf einmal **Meluſina**, in ihrer grauen Kleidung, bleich. **Raimund** ſpringt auf, die Muſik ſchweigt.

Raimund.

Meluſina!

Graf.

Was iſt Euch?

Raimund.

Dort ſteht ſie, dort!

(Meluſina verſchwindet.)

Graf.

Es war nur Täuſchung Eurer Augen.

Bertha.

Der unglückliche Ring wirkt dieſe Störung.

Raimund.

Biſt du's, Pfand des Unheils? Herab vom Finger! Kannſt du mir ſie nicht wieder geben, ſo nimm auch die Erinnerung! Fort!

Er wirft den Ring von ſich. Eine haarumflatterte, ſchuppenbedeckte **Geſtalt** hebt ſich aus dem Boden, und greift gierig nach dem Ringe, ihn in die Höhe haltend.

(Die Muſik beginnt wieder.)

Geſtalt.

Auf ewig verloren!

Raimund.

Weh mir! Mein Ring!

Geſtalt.

Verloren auf ewig!

Raimund.

Nimm mein Leben, gib mir den Ring! Dunkel um mich her, Nacht. Mein Ring!

Geſtalt (entfliehend).

Erſt im Tod erhältſt du ihn! (Ab.)

Raimund.

So will ich ſterben! Tödtend ſterben! Mein Ring!

(Er hat das Schwert gezogen und die Geſtalt verfolgend ab.)

Bertha.

Fort, ihm nach, er iſt verloren!

Graf.

Rettung ſei, wie ich geſchworen!

Chor.

Wen das Unſichtbare faßt,
Hält es feſt und gönnt nicht Raſt.

(Alle ab.)

Gegend wie zu Anfang des Stücks an Meluſinens Brunnen.

Die Geſtalt

(tritt fliehend auf und ſpricht zur Muſik):

Verloren! Verloren!

Raimund (der folgt).

Den Ring! Mein Ring!

Geſtalt.

Hier nimm ihn, ſieh!

(Der Brunnen ſtürzt zuſammen, ein Grabmal wird ſichtbar.)

Raimund (zurückfahrend).

Weß iſt das Grab?

Geſtalt.

Das deine!

(Eine Aufſchrift: „Raimund“ entzündet ſich auf dem Grabmale.)

Raimund.

Mein Name dort! Entſetzen!

Geſtalt.

Im Grabe findeſt du den Ring.

(Die Erde öffnet ſich vor dem Grabmale, die Geſtalt wirft den Ring hinab und entflieht.)

Raimund.

Und ſei's im Grab, ich hol' ihn!

Eine andre ſchwarzverhüllte **Geſtalt** hebt ſich bei dem Grabmale mit halbem Leibe aus dem Boden.

Geſtalt.

Komm, Raimund, komm!
Schlafen! Schlafen!
Bei mir iſt Tod!
Ich habe deinen Ring!

Raimund.

Biſt du der Tod, bring mich zu ihr!
Und ſterbend, endend dank ich dir!

Graf, **Bertha**, **Troll**, der **Chor** treten auf, bleiben aber entſetzt im Vorgrunde.

Chor.

Raimund, hör auf uns!
Folge nicht!
Frevle nicht!
Biſt verloren
Ewig, ewig!

Schwarze Geſtalt.

Komm, komm!
Liebchen, komm!
Hier dein Ring!

Chor.

Raimund, folge nicht!

Raimund.

Wie Natur ſich auch empöret:
Haſt ein Pfand, das mir gehöret,
Das mich magiſch nach ſich zieht,
Haſt du jenes, nimm mich mit!

Geſtalt.

Komm, komm!

Chor.

Du gehſt in dein Grab!

Raimund.

Sei es! hinab!

Er ſtürzt ſich hinab, die Geſtalt umfaßt ihn. Flammen ſchlagen über ihm zuſammen.

Chor.

Er iſt verloren!
Ein ging er in der Schrecken Haus,
Wen ſich die finſtern Mächte erkoren,
Geben ſie nimmer, ſie nimmer heraus.

Aber welch Flüſtern?
Aber welch Säuſeln?
Wie wenn im Weſte
Blätter ſich kräuſeln!

Frauen-Chor
(von innen).

Sieg! Sieg!
Des Bannes Stimme ſchwieg!

Männerchor.

Was enthüllt ſich? Was geſchieht?
Glaub' ich, was das Auge ſieht?

Wo das Grabmal ſtand, heben ſich Wolken empor, in denen **Meluſina** ſitzt, reich gekleidet. Ihre beiden **Schweſtern** halten die Krone über ihrem Haupte.

Die Schweſtern.

Tod verſöhnt,
Treue gekrönt!

Meluſina.

Raimund komm,
Nun Meluſinen gleich,
Auf immerdar in ihrem Reich!

In der immer ſteigenden Wolke wird **Raimund** ſichtbar, der ganz weiß gekleidet, und von Lichtgeſtalten unterſtützt, kniet, und jetzt zu **Meluſinen** emporſtrebt.

Raimund.

Meluſina!

Meluſina.

Zum Verein!

Raimund.

Ewig dein nun!

Meluſina.

Ewig mein!

Geiſterchor.

Liebe verſöhnt,
Treue gekrönt!

Alle.

Wem ſich höh're Mächte künden,
Muß auf ewig ſich verbünden,
Oder nahen mög' er nie:
Halben Dienſt verſchmähen ſie.

Der Vorhang fällt.

◆

Hannibal.

Scene aus einem unvollendeten Trauerſpiele.

Hannibal.

Dieß alſo iſt der Platz, den man erſehen
Zur Unterredung?

Mago.

Dieſer iſt's, mein Feldherr.

Hannibal.

So ſo. Nun, wir ſind hier. Der Römer zaudert,
Er fühlt ſich, ſcheint es, ſchon als Herrn.

Mago.

Der Thor!
Kennt er den Hannibal und ſeinen Arm?

Hannibal.

Und ſeinen Arm; das heißt: ſein Heer! Wo iſt das?
Allein auch ſo wird ſich's wohl fügen, denk' ich.
Sieh dort: wie übermüthig! Einen Theil
Des Römerheers, wie hingeſtellt zur Schau. —
Die Reiter dort, dort vorne bei dem Berge,
Die ſchneid' ich ab mit einer Handvoll Macht.
Ich will dich Reiter ſtellen lehren, Fant!
Denn Scipio ſieht wie ein Varro aus,
Und Zama klingt viel anders nicht als Cannä.

Nun, nun, wir wollen ſehn. Zwar ſonſt, fürwahr,
Die Ordnung nicht ganz übel! Gut! Dort ſieh!
Dort in der Mitte! — Wer hat ihn's gelehrt?
Er hat nicht gegen mich gedient. In Spanien
Wächst derlei an den Bäumen nicht. — Sehr gut! —
Mein Freund, das iſt kein Varro; auch kein Fabius zwar;
Der hätte nimmermehr die Reiter hingeſtellt —
Kein Schild vielleicht, allein gewiß ein Schwert,
Und Hannibal allein, zu ſeiner Zeit,
War Schild und Schwert zugleich — zu ſeiner Zeit!

Mago.

Iſt doch die Zeit, wozu der Mann ſie macht,
Und jede Zeit iſt Hannibaln die ſeine.

Hannibal.

Schreib dir das auf, und ſag es deinen Kindern,
Das hört ſich fein, und macht zum Anfang Muth,
Das Ende findet ſich ja doch zuletzt von ſelbſt. —
Ja, wie geſagt, bis auf die Reiter dort,
Und bis auf das, daß er mich warten läßt —
Ein rechter Mann ehrt ſich in andern auch;
Das hätte nimmer Hannibal gethan.

Mago.

Dort ſprengt ein Mann, weithin vor den Begleitern —
's iſt Scipio!

Hannibal.

Nun endlich, endlich denn!
Gält's nicht mein Vaterland, beim Herkules,
Er fände ſich allein, wie ich mich früher.

Scipio, der raſch auftritt, zu **Mago**.

Scipio.

Verzeih, mein Feldherr, wenn ich zögerte —

Mago

(auf Hannibal zeigend).

Der dort iſt Hannibal.

Scipio.

Der dort?

Hannibal.

Ich bin's.

So glaubteſt du den Hannibal ſo jung?

Scipio.

Weil Hannibal den Scipio ſprechen wollte,
Und dieſer mir entgegen kam, indeß
Du ſelbſt dich ab von meinem Anſchau'n wandteſt,
Hielt ich den Suchenden für den, der mich geſucht.
Sei mir willkommen denn!

Hannibal.

Und du!

Scipio.

Dein Wunſch?
Mich ſprechen wollteſt du; ſieh mich bereit.

Hannibal.

Theils eigner Antrieb, theils Karthago's Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoſſnen Bluts —

Scipio.

Fühlt' es das Mitleid auch bei Cannä ſchon?
Am Traſimen und? — Doch verzeih die Unterbrechung.

Hannibal.

Theils eigner Wille, theils Karthago's Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoſſnen Bluts,
Beſtimmt mich, dich zu ſehn, mit dir zu ſprechen,

Eh noch der Schlag geſchehn, den wir bereitet.
Die Welt hat Krieg und braucht den Frieden,
Der Pflug will auch ſein Recht, nicht bloß das Schwert.
Rom und Karthago haben ſich gemeſſen,
Und beiderſeits zu ſtark gefunden, drum
Laß uns die Kämpfer trennen, eh der Athem,
Im Streit entgehend, beide niederſtreckt.
Will Rom den Frieden, wohl, ſo ſprech' es nun.

Scipio.

Den Anbot thut ſonſt, wer die Waare bietet.
Es iſt der Friede gut, und Gutes nimmt man
Wohl auch aus Feindes Hand. Sag an den Preis!

Hannibal.

Der Zufall, der denn auch ſein Recht verlangt,
Und feiger Menſchen Rath und — was weiß ich! —
Genug, es hat für einen Augenblick
Gewendet ſich des Krieges Loos und Glück,
Und, wie einſt Hannibal im Römerland,
So ſtehet jetzt, nur minder vorbedacht
Und minder nachbedacht und nachgeſichert auch,
Vom Oſtwind hergeweht, ein Römerheer
An Afrika's zu ſpät verſchloſſ'ner Pforte.

Scipio.

Sprich immer zu, ich bin nicht eitel! Nun?

Hannibal.

Da gält' es nun, die Thüre zuzuſchlagen,
Dem Feinde zuzuſperren vor den Augen:
Allein, wie du gehört, um Blut zu ſchonen,
Hat man den Weg der Güte fürgewählt,
Und weil ihr für den Augenblick im Vortheil,

Iſt's billig, daß ein Feind euch Vortheil gönnt.
Italien ſei geräumt, und Asdrubal zieht ab.

Scipio.

Und das gewährt ihr uns? Zieht jener ab,
So ſchenken wir Karthago den Gefangnen,
Den Eingeſchloſſ'nen, den Vernichteten.

Hannibal.

Wer ſagt das?

Scipio.

Ich! Und du weißt, ob ich irre!

Hannibal.

Sicilien ſei Roms. Mäht ab die Ernten,
Die römiſch und karthagiſch Blut gedüngt.
Der Punier holt ſich Korn auch anders her.

Scipio.

Du gibſt uns unſer Eigenthum!

Hannibal.

Noch habt
Ihr Hannibaln den Kaufpreis nicht gelöſt.

Scipio.

Wozu der Streit? Nun gut, ihr gebt Sicilien!

Hannibal.

Doch Spanien bleibt unſer, bleibt Karthago's,
Und Tod dem Römer, der im Handelsſchiff,
Der ſich aus Gallien ſchleicht in unſer Land!
Das laß uns unterzeichnen, und dann gut.

Scipio.

Sprichſt du im Ernſt?

Hannibal.

Mit Römern ſcherzt' ich nie.

Scipio.

Spricht ſo Karthago?

Hannibal.

So ſpricht Hannibal.
Es iſt mein Land, mir dankt es, was es iſt.
Da iſt kein Berg, an dem ich nicht geſiegt,
Da iſt kein Strom, der nicht mein Heer getragen,
Kein Feld, das meiner Sorge Spur entbehrt,
Kein Menſch, der zitternd oder hoffend mich nicht kennt.
Hiſpanien war meines Geiſtes Wiege,
Von dort her zog ich aus, um Rom zu fällen,
Dort dacht' ich meine Siege, meinen Ruhm.
Hiſpanien muß bleiben, wem es iſt.

Scipio.

Denkt auch Karthago ſo?

Hannibal

(auf die Bruſt ſchlagend).

Hier iſt Karthago.

Scipio

(auf ſeine Bruſt zeigend).

Hier iſt nicht Rom, ſonſt gönnte Scipio wohl
Dem alten Helden, was ihm Rom verweigert.
Hiſpanien iſt unſer, oder Krieg!

Hannibal.

So ſei's! Geh zu den Deinen.

Scipio.

Lebe wohl!

Hannibal.

Du gehſt? Du gehſt ſo ruhig? Junger Mann,

Dünkt Hannibal dir denn ſo wenig,
Daß du mit Ruhe gehſt zum Streit gen ihn?

Scipio.

Nicht Hannibal ſo wenig — Rom ſo viel!

Hannibal.

Und doch hat er dein Rom ſo oft beſiegt.

Scipio.

Er — Rom? Der Römer Feldherrn doch wohl nur!

Hannibal.

Die Männer machen doch, ſo ſcheint's, die Stadt!

Scipio.

Die Männer; nicht der Mann, der einzelne!
Du ſchlugſt den Varro und erſchlugeſt Römer,
Doch Rom blieb auch bei Cannä unbeſiegt.
Hat es ſich dir gebeugt, dir Wort gegönnt?
Wenn nicht, ſo rühme keines Siegs dich über ſie.

Hannibal.

Doch war's ja Rom, das jene Feldherrn wählte,
Und alſo ſeine Beſten fielen mir.

Scipio.

Roms Beſte glaubſt du jene Feldherrn? Kaum!
Zum mindeſten die beſten Krieger nicht.
Sie waren Conſuln, und zu Anderm noch,
Als bloß zum Fechten, werden die erwählt.
Vom Wechſel frei und unaufhaltſam, wie
Der Weſen Kreis im Umſchwung der Natur,
Geht unſers Staates immer kreiſend Rad;
Das Einzelne wird wohl erwägt, das Ganze, —
Wie Winter ſich und Sommer, Herbſt und Lenz

Mit Sturm und Sonne, Frucht und Blüthe folgen —
Bleibt ſich in ewig gleichen Bahnen gleich!
Auch ſchwache Führer liebt mein Staat zu haben,
Damit der ſtarke nicht zum ſtärkſten werde,
Und lieber ſei ein Varro ſelbſt beſiegt,
Als daß ein Conſul mit der Siegerfauſt
An ſeinen Buſen ſchlag' und rufe: Hier iſt Rom! —
Leb' wohl!

Hannibal.

Bleib noch, und laß uns weiter ſehen!

Scipio.

Die Römer hätteſt du beſiegt? Das waren —
Die du beſiegt, ſie waren keine Römer,
Selbſtſüchtig eitle Thoren waren ſie,
Nach Kränzen trachtend für ihr eigen Haupt.
Ein Römer aber ſieht in ſich nur Rom,
Rom will er heben, Rom verherrlichen,
Rom dienen, ſterben nur für Rom;
Als einen ſolchen ſiehſt du mich; ein ſolcher
Bin ich des Siegs für morgen ſo gewiß,
Als dieſe Hand gewiß iſt meinem Arm.
Und wär's, daß ich erläge — ſieh, ich glaub's nicht,
Wenn ich auch wollte, kann ich es nicht denken —
Wenn ich erläge, wird ein andrer Römer
Vollenden, was der erſtere begann.
Wenn Hannibal erliegt, erliegt Karthago —
Wenn Scipio fällt, doch triumphiret Rom!

Hannibal.

Ich ſeh', daß du ein Mann; daß du ein Feldherr,
Hat mir die Stellung deines Heers gezeigt.

Scipio.

Siehſt du, das iſt's! Du glaubſt das Scipio's Werk?
Roms Werk allein nur iſt es, Roms Verdienſt.
So ſtellte Rom ſein Heer in ält'ſter Zeit:
Hier die Haſtaten, dort die Legion,
Die Schleudrer vorn, die Reiter an den Flügeln,
Und in der Nachhut die Triarier,
Die noch gewinnen ſelbſt nach dem Verluſt.
So ſtellte ſchon Poſthumius ſeine Krieger,
Camillus ſo, als er den Gallier
Im erſten Keime unſrer Republik
Mit ſchwerem Eiſen zahlte, ſtatt mit Gold.
Am Traſimen und am Ticin, beim blut'gen Canna
Ging thöricht man von alter Uebung ab,
Und ſchnell war auch der alte Sieg entwandt.
Ich habe hergeſtellt und nicht erfunden —
Nicht mich haſt du gelobt, du lobteſt Rom!

Hannibal.

So möge jenes Zama dort entſcheiden,
Wie viel ein Mann kann, und wie viel ein Staat,
Ob dieſer Staat gleich Männer hat — wie du!

Dieſer Schluß wurde im März 1869 von Grillparzer hinzugefügt, zum Behufe der theatraliſchen Darſtellung.

So möge jenes Zama dort entſcheiden,
Wie viel ein Mann kann und wie viel ein Staat,
Ob dieſer Staat gleich Männer hat — wie du!

So laß uns denn in Zama dort verſuchen,
Wie viel die alte Uebung kann, wie viel
Der junge Geiſt, jung auch in alter Bruſt.

So wollen wir in Zama dort verſuchen,
Ob wirklich noch das altbewährte Lob,
Denn kräftig iſt doch nur die neue Kraft.

So wollen wir bei Zama dort verſuchen,
Ob kräftig noch ſo altbewährtes Lob,
Doch heut iſt kräftig, doch nur, was von heut.

◆

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
Weh dem, der lügt 1
Libuſſa 131
Eſther 269

Weh dem, der lügt!

Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Gregor, Biſchof von Chalons.
Atalus, ſein Neffe.
Leon, Küchenjunge.
Kattwald, Graf im Rheingau.
Edrita, ſeine Tochter.
Galomir, ihr Bräutigam.
Gregors Hausverwalter.
Der Schaffer }
Zwei Knechte } Kattwalds.
Ein Pilger.
Ein fränkiſcher Anführer.
Ein Fiſcher.
Sein Knecht.

Erſter Aufzug.

Garten im Schloſſe zu Dijon, im Hintergrunde durch eine Mauer geſchloſſen, mit einem großen Gitterthore in der Mitte.

Leon, der Küchenjunge, und der **Hausverwalter** am Gartenthore.

Leon.

Ich muß den Biſchof durchaus ſprechen, Herr.

Hausverwalter.

Du ſollſt nicht, ſag' ich dir, verweg'ner Burſch.

Leon

(ſein Küchenmeſſer ziehend).

Seht Ihr? ich zieh' vom Leder, weicht Ihr nicht.
Theilt Sonn' und Wind, wir ſchlagen uns, Herr Sigrid.

Hausverwalter

(nach dem Vordergrunde ausweichend).

Zu Hilfe! Mörder!

Leon.

'S iſt mein Scherz ja nur.
Doch ſprechen muß ich Euch den Biſchof, Herr.

Hausverwalter.

Es kann nicht ſein; jetzt in der Morgenſtunde
Geht er luſtwandeln hier, und meditirt.

Leon.

Ei, meditir' er doch vor Allem erſt auf mich
Und mein Geſuch, das liegt ihm jetzt am nächſten.

Hausverwalter.

Dein Platz iſt in der Küche, dahin geh!

Leon.

So? In der Küche, meint Ihr? Zeigt mir die!
Wenn eine Küch' der Ort iſt, wo man kocht,
So ſucht Ihr ſie im ganzen Schloß vergebens.
Wo man nicht kocht, iſt keine Küche, Herr,
Wo keine Küche, iſt kein Koch; das, ſeht Ihr,
Wollt' ich dem Biſchof ſagen; und ich thu's,
Ich thu's fürwahr, und ſäh't Ihr noch ſo ſcheel.
Pfui, Schande über alle Knauſerei!
Erſt ſchickten ſie den Koch fort, nun, da meint' ich,
Sie trauten mir ſo viel, und war ſchon ſtolz;
Doch als ich anfing meine Kunſt zu zeigen,
Iſt Alles viel zu theuer, viel zu viel,
Mit Nichts ſoll ich da kochen, wenn auch nichts.
Nur geſtern noch erhaſcht' ich ein Stück Wildpret,
So köſtlich, als kein andres, um 'nen Spottpreis,
Und freute mich im Voraus, wie der Herr ſich,
Der Alte, Schwache, laben würde dran.
Ja, proſt die Mahlzeit! Mußt' ich's nicht verkaufen,
An einen Sudelkoch verhandeln mit Verluſt,
Weil's viel zu theuer ſchien, gar viel zu koſtbar!
Nennt Ihr das Knauſerei, wie, oder ſonſt?

Hausverwalter.

Man wird dich jagen, allzulauter Burſch!

Leon.

Mich jagen? Ei, erſpart Euch nur die Müh!

Ich geb' von ſelbſt. Hier meine Schürze, ſeht,
Und hier mein Meſſer, das Euch erſt erſchreckt.
(Er wirft Beides auf den Boden.)
So werf' ich's hin, und heb' es nimmer auf.

Glaubt Ihr, für Geld hätt' ich dem Herrn gedient?
Es gibt wohl andre Wege noch und beſſre,
Sich durchzuhelfen für 'nen Kerl, wie ich.
Der König braucht Soldaten, und, mein' Treu!
Ein Schwert wär' nicht zu ſchwer für dieſe Hand.
Doch, ſah ich Euren Meiſter durch die Straßen,
Mit ſeinem weißen Bart und Lockenhaar,
Das Haupt gebeugt von Alterslaſt,
Und doch gehoben von — ich weiß nicht was,
Doch von was Edlem, Hohem muß es ſein: —
Die Augen aufgeſpannt, als ſäh' er Bilder
Aus einem andern unbekannten Land,
Die allzugroß für alſo kleinen Rahmen:
Sah ich ihn ſo durch unſre Straßen ziehn,
Da rief's in mir: Dem mußt du dienen, dem,
Und wär's als Stallbub. Alſo kam ich her.
In dieſem Haus, dacht' ich, wär' Gottesfrieden,
Sonſt alle Welt in Krieg. Nun, da ich hier,
Nun muß ich ſehn, wie er das Brot ſich abknappt,
Als hätt' er ſich zum Hungertod verdammt,
Wie er die Biſſen ſich zum Munde zählt:
Mag das mit anſehn, wer da will, ich nicht!

Hausverwalter.

Was ſorgſt du mehr um ihn, als ſelbſt er thut?
Iſt er nicht kräftig noch für ſeine Jahre?

Leon.

Mag ſein. Doch iſt's was Andres noch, was Tiefres.

Ich weiß es manchmal deutlich anzugeben,
Und wieder manchmal ſpukt's nur ſtill und heimlich.
Daß er ein Bild mir alles Großen war,
Und daß ich jetzt ſo einen ſchmutz'gen Flecken,
Als Geiz iſt, ſo 'nen hämiſch garſt'gen Klecks
Auf ſeiner Reinheit weißem Kleide ſehe,
Und ſehen muß, ich thu' auch, was ich will;
Das ſetzt mir alle Menſchen faſt herab,
Mich ſelber, Euch, kurz alle, alle Welt,
Für deren Beſten ich ſo lang ihn hielt,
Und quält mich, daß ich wahrlich nicht mehr kann.
Kurz, ich geh' fort, ich halt's nicht länger aus.

Hausverwalter.

Und das willſt du ihm ſagen?

Leon.

Ja, ich will's.

Hausverwalter.

Du könnteſt's wagen?

Leon.

Ei, wohl mehr als das.
Er ſoll ſich vor mir reinigen, er ſoll
Mir meine gute Meinung wieder geben;
Und will er nicht, nun, wohl denn, Gott befohlen!
Pfui, Schande über alle Knauſerei!

Hausverwalter.

Deß wagſt du ihn zu zeihn, den frommen Mann?
Weißt du denn nicht, daß Arme, Blinde, Lahme
Der Säckel ſind, dem er ſein Geld vertraut?

Leon.

Wohl gibt er viel, und ſegn' ihn Gott dafür;
Doch heißt das Gutes thun, wenn man dem Armen

Die Spende gibt, dem Geber aber nimmt?
Dann ſeht! Er ließ mich neulich rufen,
Und gab mir Geld aus einer großen Truhe
— Die Küchenrechnung nämlich für die Woche —
Doch eh' er's gab, nahm er 'nen Silberling
Und ſah ihn zehnmal an, und küßt' ihn endlich,
Und ſteckt' ihn in ein Säckel, das gar groß
Und ſtraff gefüllt im Winkel ſtand der Truhe.
Nun frag' ich Euch: ein frommer Mann
Und küßt das Geld. Ein Mann, der Hunger leidet,
Und Spargut häuft im Säckel, ſtraff gefüllt,
Wie nennt Ihr das? wie nennt Ihr ſo 'nen Mann?
Ich will ſein Koch nicht ſein, ich geh' und ſag' ihm's.

Hausverwalter.

Du thöricht toller Burſch, willſt du wohl bleiben?
Störſt du den guten Herrn, und eben heut,
Wo er betrübt im Innern ſeiner Seele,
Weil Jahrstag grade, daß ſein frommer Neffe,
Sein Atalus, nach Trier ward geſandt,
Als Geißel für den Frieden, den man ſchloß;
Allwo er jetzt, da neu entbrannt der Krieg,
Gar hart gehalten wird vom grimmen Feind,
Der jede Löſung unerbittlich weigert.

Leon.

Des Herren Neffe?

Hausverwalter.

Wohl, ſeit Jahresfriſt.

Leon.

Und hat man nichts verſucht, ihn zu befrei'n?

Hausverwalter.

Gar mancherlei, doch Alles iſt umſonſt.

Dort kommt der Herr, verſunken in Betrachtung.
Geh aus dem Wege, Burſch, und ſtör' ihn nicht!

Leon.

Er ſchreibt.

Hausverwalter.

Wohl an der Predigt für den Feſttag.

Leon.

Wie bleich!

Hausverwalter.

Ja wohl, und tief betrübt.

Leon.

Doch ſprechen muß ich ihn trotz alle dem.

Hausverwalter.

Komm, komm!

(Er faßt ihn an.)

Leon.

Herr, ich entwiſch' Euch doch.

(Beide ab.)

Der **Biſchof** kommt, ein Heft in der Hand, in das er von Zeit zu Zeit ſchreibt.

Gregor.

Dein Wort ſoll aber ſein: Ja, ja; nein, nein.
Denn, was die menſchliche Natur auch Böſes kennt,
Verkehrtes, Schlimmes, Abſcheuwürdiges,
Das Schlimmſte iſt das falſche Wort, die Lüge.
Wär' nur der Menſch erſt wahr, er wär' auch gut.
Wie könnte Sünde irgend doch beſtehn,
Wenn ſie nicht lügen könnte, täuſchen? erſtens ſich,
Alsdann die Welt; dann Gott, ging' es nur an.

Gäb's einen Böſewicht, müßt' er ſich jagen,
So oft er nur allein: du biſt ein Schurk!
Wer hielt ſie aus, die eigene Verachtung?
Allein die Lügen in verſchiednem Kleid:
Als Eitelkeit, als Stolz, als falſche Scham.
Und wiederum als Großmuth und als Stärke,
Als innre Neigung und als hoher Sinn,
Als guter Zweck bei etwa ſchlimmen Mitteln,
Die hüllen unſrer Schlechtheit Antlitz ein,
Und ſtellen ſich geſchäftig vor, wenn ſich
Der Menſch beſchaut in des Gewiſſens Spiegel.
Nun erſt die wiſſentliche Lüge! Wer
Hielt' ſie für möglich, wär' ſie wirklich nicht?
Was, Menſch, zerſtörſt du deines Schöpfers Welt?
Was ſagſt du, es ſei nicht, da es doch iſt,
Und wiederum es ſei, da es doch nie geweſen?
Greifſt du das Daſein an, durch das du biſt?
Zuletzt noch: Freundſchaft, Liebe, Mitgefühl
Und all' die ſchönen Bande unſres Lebens,
Woran ſind ſie geknüpft, als an das wahre Wort?
Wahr iſt die ganze kreiſende Natur;
Wahr iſt der Wolf, der brüllt, eh' er verſchlingt,
Wahr iſt der Donner, drohend, wenn es blitzt,
Wahr iſt die Flamme, die von fern ſchon ſengt,
Die Waſſerflut, die heulend Wirbel ſchlägt:
Wahr ſind ſie, weil ſie ſind, weil Daſein Wahrheit.
Was biſt denn du, der du dem Bruder lügſt,
Den Freund betrügſt, dein Nächſtes hintergehſt?
Du biſt kein Thier, denn das iſt wahr;
Kein Wolf, kein Drach', kein Stein, kein Schierlingsgift:
Ein Teufel biſt du: der allein iſt Lügner,
Und du ein Teufel, in ſofern du lügſt.

Drum laßt uns wahr ſein, vielgeliebte Brüder,
Und euer Wort ſei: ja und nein auf immer.

So züchtig' ich mich ſelbſt für meinen Stolz.
Denn wär' ich wahr geweſen, als der König
Mich jüngſt gefragt, ob Etwas ich bedürfe,
Und hätt' ich Löſung mir erbeten für mein Kind,
Er wär' nun frei, und ruhig wär' mein Herz.
Doch weil ich zürnte, freilich guten Grundes,
Verſetzt' ich: Herr, nicht ich bedarf dein Gut,
Den Schmeichlern gib's, die ſonſt dein Land beſtehlen.
Da wandt' er ſich im Grimme von mir ab,
Und fort in Ketten ſchmachtet Atalus.

(Er ſetzt ſich erſchöpft auf eine Raſenbank.)

Leon kommt von der Seite.

Leon.

Hat's Müh gebraucht, dem Alten zu entkommen!
Da ſitzt der Herr, daß Gott! mit bloßem Haupt.
Erſt ißt er nicht, dann in die Frühlingsluft,
Die rauh und kalt; noch nüchtern, wie er iſt.
Er bringt ſich ſelbſt um's Leben. Ja, weiß Gott!
Blieb' ich in ſeinem Dienſt, ich kauft' 'ne Mütz',
Und würf' ſie ihm in Weg, daß er ſie fände,
Und ſich das Haupt bedeckte; denn er ſelbſt,
Er gönnt ſich's nicht. Pfui alle Knauſerei!
Er ſieht mich nicht. Ich red' ihn an, ſonſt kehrt
Herr Sigrid wieder, und es iſt vorbei.
Ehrwürd'ger Herr!

Gregor.

Rufſt du, mein Atalus?

Leon.

Ich, Herr!

Gregor.

Wer biſt du?

Leon.

Ei, Leon bin ich,
Leon, der Küchenjunge, oder gar wohl
Leon, der Koch, will's Gott.

Gregor (ſtark).

Ja wohl, wenn Gott will.
Denn will er nicht, ſo liegſt du todt, ein Nichts.

Leon.

Ei, habt Ihr mich erſchreckt!

Gregor.

Was willſt du?

Leon.

Herr!

Gregor.

Wo iſt die Schürze, und dein Meſſer, Koch?
Und weß iſt das, ſo vor mir liegt im Sand?

Leon.

Das iſt mein Meſſer, meine Schürze, Herr.

Gregor.

Weßhalb am Boden?

Leon.

Herr, ich warf's im Zorn
Von mir.

Gregor.

Haſt du's im Zorn von dir gelegt,
So nimm's in Sanftmuth wieder auf.

Leon.

Ja, Herr —

Gregor.

Fällt's dir zu ſchwer, ſo thu' ich's, Freund, für dich.

(Er bückt ſich.)

Leon (zulaufend).

Je, würd'ger Herr; o weh, was thut Ihr doch!

(Er hebt das Weggeworfene auf.)

Gregor.

So; und leg' Beides an, wie ſich's gebührt.
Ich mag am Menſchen gern ein Zeichen ſeines Thuns.
Wie du vor mir ſtandſt vorher, blank und bar,
Du konnteſt auch ſo gut ein Tagdieb ſein,
Hinausgehn in den Wald, auf's Feld, auf Böſes.
Die Schürze da ſagt mir, du ſei'ſt mein Koch,
Und ſagt dir's auch. Und ſo, mein Sohn, nun rede.

Leon.

Weiß ich doch kaum, was ich Euch ſagen wollte;
Ihr macht mich ganz verwirrt.

Gregor.

Das wollt' ich nicht.
Beſinn' dich, Freund, war es vielleicht zu klagen?
Die Schürze da am Boden läßt mich's glauben.

Leon.

Ja wohl zu klagen, Herr; und über Euch.

Gregor.

So? Über mich? Das thu' ich, Freund, alltäglich.

Leon.

Nicht ſo, mein Herr, nicht ſo! Und wieder doch!
Allein nicht als Leon; ich klag' als Koch,

Als Euer Koch, als Euer Diener, Herr:
Daß Ihr Euch ſelber haßt.

Gregor.

Das wäre ſchlimm!
Noch ſchlimmer Eigenhaß, als Eigenliebe:
Denn haſſen ſoll man nur das völlig Böſe,
Und völlig bös, aufrichtig, Freund, glaub' ich mich nicht.

Leon.

Ei, was Ihr ſprecht! Ihr völlig böſe, Herr?
Ihr völlig gut, ganz völlig, bis auf Eins.

Gregor.

Und dieſes Eine wär', daß ich mich haſſe?

Leon.

Daß Ihr Euch ſelbſt nichts gönnt, daß Ihr an Euch
Abknappt, was Ihr an Andre reichlich ſpendet.
Und das kann ich nicht anſehn, ich, Eu'r Koch.
Ihr müßt dereinſt am jüngſten Tag vertreten
Wohl Eure Seel', ich Euren Leib von Rechtens;
Und darum ſprech' ich hier in Amt und Pflicht.
Seht, eſſen muß der Menſch, das weiß ein Jeder,
Und was er ißt, fließt ein auf all' ſein Weſen.
Eßt Faſtenkoſt, und Ihr ſeid ſchwachen Sinns;
Eßt Braten, und Ihr fühlet Kraft und Muth.
Ein Becher Wein macht fröhlich und beredt,
Ein Waſſertrunk bringt Allzuviel auf G'nug.
Man kann nicht taugen, Herr, wenn man nicht ißt.
Ich fühle das an mir, und deßhalb red' ich.
So lang ich nüchtern, bin ich träg und dumm,
Doch nach dem Frühſtück ſchon kommt Witz und Klugheit,
Und ich nehm's auf mit Jedem, den Ihr wollt.
Seht Ihr?

Gregor.

Haſt du gegeſſen heute ſchon?

Leon.

Ei ja!

Gregor.

Daß Gott! Drum ſprichſt du gar ſo klug.

Leon.

Ei, klug nun oder unklug, wahr bleibt's doch.
Der Braten nur vom Hirſchkalb, geſtern noch,
Zurück mußt' ich ihn ſchicken, ihn verkaufen;
Ein Stückchen Fleiſch, wie kein's Ihr je geſehn.

Gregor.

Es war zu koſtbar, Freund, für mich.

Leon.

Zu koſtbar?
Für ſo 'nen Herrn? Ei ſeht! Warum nicht gar?
Dann hätt' er Euch ſo viel als nichts gekoſtet;
Ja, wirklich nichts. Wollt Ihr ihn heute, Herr?
Er iſt noch da, und koſtet nichts; denn ſeht —
'S iſt ſo, 's iſt ein Geſchenk von frommen Leuten;
Wahrhaftig ein Geſchenk.

Gregor.

Lügſt du?

Leon.

Ei was!

Gregor.

Weh dem, der lügt!

Leon.

Nun — nun!

Gregor.

Verwegener!

Leon.

Hab' ich gelogen, war's zu gutem Zweck.

Gregor.

Was weißt du, ſchwacher Wurm, von Zweck und Enden?
Der oben wird's zu ſeinem Ziele wenden.
Du ſollſt die Wahrheit reden, frecher Burſch.

Leon.

Nun alſo: Ich hätt's, Herr, bezahlt für Euch.
Wozu ſo viel Geſchrei? Ich thu's nicht wieder.
Hätt' ich mein Tag geglaubt, daß ſo was Sünde!

Gregor.

Geh jetzt.

Leon.

So lebt denn wohl.
(Er geht, kehrt aber gleich wieder um.)
Doch noch ein Wort!
Zürnt nicht! ich kann wahrhaftiglich nicht anders.
So 'n Herr, ſo brav, daß ſelbſt die kleinſte Lüge,
Ein Nothbehelf, ihn aufbringt — zürnet nicht!
Ich rede ja den Lügen nicht das Wort.
Ich meine nur — daß ſo ein Herr — pfui, geizig!
Was hat denn Geld ſo Schön's, daß Ihr's ſo liebt!

Gregor.

Wie kommſt du darauf?

Leon.

Würd'ger Herr, mit Gunſt!
Ich ſah Euch einen Sack mit Pfennig' küſſen,
Der oben ſteht im Winkel Eurer Truhe;

Und hier ſpart Ihr Euch ab, um dort zu ſammeln.
Nennt Ihr das recht? Seht Ihr! ſo ſind wir wett.

Gregor.

Das alſo wär's?

Leon.

Ja, das. Und nicht bloß ich,
Auch andre Leute nehmen Euch das übel,
Und ſeht, das kränkt mich, Euren treuen Diener.

Gregor.

Da, ſeh' ich, wird Rechtfertigung zur Pflicht.
Ein Seelenhirt ſoll gutes Beiſpiel geben,
Und nimmer komme Aergerniß durch mich.
Setz' dich und höre, wie ich mich vertheid'ge.

Leon.

Je, Herr —

Gregor.

Ich ſage: Setze dich.

Leon.

Nun, hier denn.

(Er ſetzt ſich vor dem Biſchofe auf die Erde nieder.)

Gregor.

Dich hat geärgert, daß ich Spargut häufe,
Das Geld geküßt, das ich mir abgedarbt.
Hör' zu! Vielleicht, daß du mich dann entſchuldigſt.
Als man — es iſt jetzt über's Jahr — den Frieden,
Den langerſehnten, ſchloß mit den Barbaren
Jenſeits des Rheins; da gab und nahm man Geißel,
Sich wechſelſeits mißtrauend, und mit Recht.
Mein Neffe, meiner einz'gen Schweſter Sohn,
Mein Atalus, war in der Armen Zahl.

Die, aus dem Kreis der Ihren losgeriſſen,
Verbürgen ſollten den erlognen Frieden.
Kaum war er angelangt bei ſeinen Hütern
Im Rheingau, über Trier weit hinaus,
Wo noch die Rohheit, die hier Scham umkleidet,
In erſter Blöße Menſch und Thier vermengt:
Kaum war er dort, ſo brach der Krieg von neuem,
Durch Treubruch aufgeſtachelt, wieder los,
Und beide Theile rächen an den Geißeln,
Den ſchuldlos Armen, ihrer Gegner Schuld.
So liegt mein Atalus nun hart gefangen,
Muß Sklavendienſt verrichten ſeinem Herrn.

Leon.

Ach je; daß Gott!

Gregor.

Ich hab' um Löſung mich verwendet.
Doch fordern ſeine Hüter hundert Pfund
An guter Münze fränkiſchen Gepräges —
Und ſo viel hab' ich nicht.

Leon.

Ihr ſcherzt doch nur!
Denn dreimal hundert Pfund, und wohl noch d'rüber,
Zinſt ihrem Vorſtand Langres' Kirchgemeine.

Gregor.

Das iſt das Gut der Armen und nicht mein's.
Dem Biſchof gab man, daß er geben könne:
Des Kirchenguts Verwalter — nicht ſein Herr.
Doch Kleidung, Nahrung und des Leibes Nothdurft,
Das mag der Biſchof fordern, wie ein Andrer,
Und was er dran erſpart, iſt ſein vielleicht —
Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich hab's gewagt zu deuten.

So oft ich nun ein armes Silberſtück
Von meinem Theil erſpart, leg' ich's bei Seite,
Wie du geſehn, und mag's auch manchmal küſſen,
Wie du mir vorwirfſt, denn es iſt das Lösgeld
Für meinen Atalus, für meinen Sohn.

Leon

(aufſpringend).

Und iſt ſchon viel im Sack?

Gregor.

Schon bei zehn Pfund.

Leon.

Und hundert ſoll er gelten? Herr, mit Gunſt!
Da mögt Ihr lange ſparen, bis es reicht.
Indeß quält man den armen Herrn zu todt.

Gregor.

Ich fürchte, du haſt Recht.

Leon.

Ja, Herr, das geht nicht.
Das muß man anders packen, lieber Herr.
Hätt' ich zehn Burſche nur gleich mir, beim Teufel! —
Bei Gott! Herr, wollt' ich ſagen, — ich befreit' ihn.
Und ſo auch, ich allein. Wär' ich nur dort,
Wo er in Haft liegt! — Herr, was gebt Ihr mir? —
Das iſt 'ne Redensart — ich fordre keinen Lohn:
Was gebt Ihr mir, wenn ich ihn Euch befreie?
Wär' ich nur dort, ich lög' ihn ſchon heraus.

Gregor.

Weh dem, der lügt!

Leon.

Ja ſo? Nun, Herr, mit Gunſt!

Um Gottes willen gibt man ihn nicht frei.
Da bleibt nichts übrig, als: wir reden Wahrheit
Und er bleibt wo er iſt. Verzeiht, und Gott befohlen!
Ich hab's nicht ſchlimm gemeint.

(Er geht ab.)

Gregor.

Du Vater Aller!
In deine Hand befehl' ich meinen Sohn!

Leon (umkehrend).

Ach Herr, verzeiht, es fuhr mir ſo heraus.
Weiß man doch kaum, wie man mit Euch zu ſprechen.
Ich hatte faſt ein Plänchen ausgedacht,
Den dummen Teufeln im Barbarenland,
Des Neffen Hütern, ſeht Eins aufzuheften,
Und ihn wohl gar, wenn's gut geht, zu befrein.
Doch Wahrheit, Herr — —

Gregor.

Du ſollſt nicht fälſchlich zeugen,
Hat Gott, der Herr, im Donnerhall geſprochen.

Leon.

Allein bedenkt —

Gregor.

Weh dem, der lügt!

Leon.

Und wenn nun Euer Neffe drob vergeht?

Gregor.

So mag er ſterben; und ich ſterbe mit.

Leon.

Ach, das iſt kläglich! Was habt Ihr gemacht?
Ich bin nun auch in Haft, geplagt, geſchlagen,

Kann nimmer ruhn, nicht eſſen, trinken, ſchlafen,
So lang das zarte Herrlein Euch entwandt.
Bei Trier, ſagt Ihr, liegt er; war's nicht ſo?

Gregor.

Ja wohl.

Leon.

Wie, Herr, wenn Eins zum Feinde ginge,
Statt Atalus ſich ſtellte dem Verhaft?

Gregor.

Zu Geißeln wählt man mächt'ger Leute Kinder;
Leon bürgt kaum für ſich, wie denn für Andre?

Leon.

Hm, das begreift ſich. — Doch, wenn Atalus
Erſäh' den Vortheil, ſeiner Haft entſpränge? —

Gregor.

Er möcht' es ohne Sünde, denn der Krieg
Zählt ihrer Bürgſchaft los des Friedens Geißeln,
Und nur mit Unrecht hält man ihn zurück.
Allein, wie könnt' ein Jüngling, weich erzogen,
Vielleicht zu weich, in ſolcher Noth ſich helfen,
Durch wüſte Steppen wandern, Feinden trotzen,
Der Noth, dem Mangel? — Atalus kann's nicht.

Leon.

Doch wenn ein tücht'ger Burſch zur Seit' ihm ſtände,
Ihn zu Euch brächte, lebend und geſund?
Entlaßt mich Eures Dienſts!

Gregor.

Was ſinneſt du?

Leon.

Ich geh' nach Trier.

Gregor.
Du?

Leon.
Bring' Euch den Neffen.

Gregor.
Dünkt dir zu ſcherzen Zeit?

Leon.
Vergeb' Euch's Gott!
Ich ſcherzte nicht, drum ſollt auch Ihr nicht ſcherzen.
In vollem Ernſt, ich ſtell' Euch Euren Sohn.

Gregor.
Und wenn du's wollteſt, wenn du's unternähmſt,
Ins Haus des Feinds dich ſchlicheſt, ihn betrögſt,
Mißbrauchteſt das Vertraun, das Menſch dem Menſchen gönnt,
Mit Lügen meinen Atalus befreiteſt;
Ich würd' ihn von mir ſtoßen, rück ihn ſenden
Zu neuer Haft; ihm fluchen, ihm und dir.

Leon.
Topp! Herr, auf die Bedingung. — Aber ſeht,
Wenn nicht ein Bischen Trug uns helfen ſoll,
Was hilft denn ſonſt?

Gregor (ſtark).
Gott! Mein, dein, Aller Gott.

Leon
(auf die Knie fallend)
O weh, Herr!

Gregor.
Was?

Leon.

Es blitzte.

Gregor.

Wo?

Leon.

Mir ſchien's ſo.

Gregor.

Im Innern hat des Guten Geiſt geleuchtet,
Der Geiſt des Argen fiel vor ſeinem Blitz.
Was dir in dieſem Augenblicke recht erſcheint,
Das thu', und ſei dir ſelber treu und Gott.
Weh dem, der lügt!

Leon

(der aufgeſtanden iſt).

So gebt Ihr mir Vergünſt'gung?

Gregor.

Thu' was dir Gott gebeut, vertrau' auf ihn!
Vertraue, wie ich's nicht gethan, ich nicht;
Ich ſchwacher Sünder nicht.
Hier, nimm die Schlüſſel
Zum Säckel, der in meiner Truhe liegt.

(Er zieht ihn aus der Bruſt und will ihn Leon geben, gibt ihn aber dem Hausverwalter, der zur Seite ſichtbar geworden iſt, und ſich damit entfernt.)

Er hält zehn Pfund, des Neffen Löſegeld,
Das ich geſpart, den Darbenden entzogen,
Vom Golde hoffend, was nur Gott vermag.
Vertheil's den Armen, hilf damit den Kranken!
Es ſoll der Obmann nimmer Spargut ſammeln;
Den Hirten ſetzt man um der Heerde willen,
Der Nutzen iſt des Herrn. Leb wohl, mein Sohn.

Den Winzer ruft der Herr in ſeinen Garten.
Die Glocke tönt, und meine Schafe warten.
(Ab.)

Leon ſteht unbeweglich. Ein **Pilger** naht.

Pilger
(die Hand ausſtreckend).

Ein armer Pilgersmann!

Leon.

Was iſt? wer biſt du?

Pilger.

Ein armer Mann, von Compoſtella pilgernd
Zur Heimat weit.

Leon.

Wohin?

Pilger.

Ins Rheingau, lieber Herr.

Leon.

Ins Rheingau?

Pilger.

Hinter Trier.

Leon.

Trier?

Pilger.

Noch zwei Meilen.

Leon.

Nach Trier? — Gott — nimmſt du mich mit, mein Freund?

Pilger.

Wenn Ihr nicht Wegeslaſt und Mangel ſcheut?
(Herr **Sigrid** iſt mit dem Säckel gekommen. **Leon** nimmt ihn.)

Leon.

Ha, Mangel? Sieh den Säckel! — Aber halt!
Den Armen hat's der gute Herr beſchieden,
Den Armen ſei's. Hier, Freund, für dich ein Stück:
Arm biſt du ja doch auch!
Das andre Euch!

(Arme und Preßhafte, die ſich am Gitterthor geſammelt hatten, ſind nach und nach eingetreten.)

Ich ziehe fort mit Gott und ſeinem Schirm.

(Er vertheilt das Geld unter ſie.)

Er wird vollenden, was mit ihm begonnen.

(Zum Pilger, der dem Gelde nachſieht.)

Du haſt dein Theil. Nach Trier fort, mit Gott!

(Er zieht ihn fort.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Innerer Hof in Kattwalds Hauſe. Die rechte Seite ſchließt eine Lehmwand mit einem großen Thore, links im Mittelgrunde eine Art Laube von Brettern als Vorküche, deren Fortſetzung durch die Couliſſe verdeckt iſt. Im Hintergrunde, bis in die Mitte der Bühne hineinreichend, von einem Graben umgeben, die große Halle des Hauſes, deren Fenſter nach vorn gehen. Die Verbindung wird durch eine hölzerne Brücke hergeſtellt, die von der ſeitwärts angebrachten Thür der Halle an, parallel mit der Bühne laufend, durch eine Seitenabdachung ſich nach vorn wendet.

Der **Pilger** und **Leon** kommen.

Pilger.

Nun ſeht denn, mein Verſprechen iſt erfüllt:
Wir ſind im Hauſe Kattwalds, Graf im Rheingau.
Die Wand hier ſchließt ſein inneres Gehöft,
Und jene Halle herbergt ſeine Gäſte:
Geladne Gäſte nämlich, denn, mein Freund,
Mit ungeladnen fährt er nicht gar ſanft.
Ich ſag' Euch das voraus, daß Ihr Euch vorſeht.

Leon.

Ich werde wohl; habt Dank!
So hieß es: Kattwald,
Der Graf im Rheingau, da liegt er gefangen.

Pilger.

Ihr war't ſo munter auf der ganzen Reiſe,
Nun ſeid Ihr ernſt.

Leon.

Man wird's wohl ab und zu.
Doch mahnt Ihr recht; nur froher Muth vollbringt.
Leon, ſei erſt Leon, und Eins bedenk':
„Weh dem, der lügt.“ So mind'ſtens will's der Herr.
Man wird ja ſehn. — Nun, Freund, zwei Worte noch!

Pilger.

Ein Wort auch noch zu Euch, ſo ſchwer mir's fällt.
Ich hab' Euch her in dieſes Haus geleitet,
Wich drum von meiner Straße weithin ab,
Und muß zurück nun manche lange Meile.
Die Reiſezehrung iſt zu Ende.

Leon.

Recht!
Gerade davon wollt' ich ſprechen.

Pilger.

Auch
Habt Ihr wohl ſelbſt, da wir die Fahrt begonnen,
Mir zugeſichert —

Leon.

Reichliche Belohnung.

Pilger.

Und nun —

Leon.

Seh' ich dir nachgerad' nicht aus,
Als ob von Lohn gar viel zu holen wäre?

Pilger.

In Wahrheit fürcht' ich —

Leon.

Fürchte nicht!
Geld oder Geldeswerth, das gilt dir gleich?

Pilger.

Ja wohl.

Leon.

Nun, Geld hab' ich auch wirklich nicht;
Doch Waare, Waare, Freund!

Pilger.

Ei, etwa leichte?

Leon.

Nicht leichter, als ein Menſch von unſerm Schlag.
Kurz, einen Sklaven, Freund!

Pilger.

Wo wär' denn der?

Leon.

Ei, hier.

Pilger
(ſich rings umſehend).

Wo denn? wir ſind ja ganz allein.

Leon.

Das macht, der Sklav' iſt eben unter uns.

Pilger (zurückweichend).

Ich bin ein freier Mann.

Leon.

Nun alſo denn!
Wir ſind zu Zwei. Iſt Einer nun ein Sklave,
Und du biſt's nicht, ſo kann nur ich es ſein.

Pilger.

Ei, plumper Scherz.

Leon.

Der Scherz, ſo plump er iſt,
Iſt fein genug für etwas plumpe Leute.
Kurz, Freund, ich ſchenke mich als Sklaven dir,
Auf die Bedingung, daß du mich verkaufſt,
Und zwar im Hauſe hier; der Preis iſt dein,
Und iſt der Lohn, den damals ich verſprochen.
(Er geht gegen das Haus zu.)
Heda, vom Haus, herbei!

Pilger.

So hört doch nur.

Leon.

Niemand daheim?

Kattwald im Innern des Hauſes.

Kattwald.

Hurra, Packan! Halloh!

Leon.

Die Antwort iſt uns etwas unverſtändlich.
Kommt erſt und ſeht.

Kattwald
(auf der Brücke erſcheinend).

Was alſo ſoll es?

Pilger.

Er iſt toll.

Kattwald (herabkommend).

Und wer hat Euch erlaubt?

Leon.

Ei was, erlaubt!
So was erlaubt ſich ſelbſt; wen's ſchmerzt, der ſchreit.
Wer ſeid Ihr denn?

Kattwald.

Potz Blitz! und wer biſt du?

Leon.

Und wer ſeid Ihr?

Kattwald.

Man wird dir Beine machen.
Ich bin Graf Kattwald.

Leon.

Kattwald? Eben recht.
Seht nur, an Euch will mich mein Herr verkaufen.

Kattwald.

An mich?

Leon.

Im Grund iſt's lächerlich; ja wohl.
Ein ſchmucker Burſch, aus fränkiſchem Geblüt,
Am Hof erzogen, von den feinſten Sitten,
Und den in ein Barbarenneſt verkauft,
Halb Stall, halb Gottes freier Himmel. Pah!
Doch iſt's einmal beſchloſſen, und ſo bleibt's.

Kattwald.

Was hält mich ab, die Knechte 'rauszurufen,
Und dich ſammt deinem Herrn mit Hieb und Stoß —

Leon.

Seht Ihr, nun bricht er los. Es geht nicht, fürcht' ich.
Verkauft mich unter Menſchen, doch nicht hier.

Kattwald.

Wer iſt der tolle Burſch?

Pilger.

Ja, Herr —

Leon.

Mit Gunſt!
Ich bin ſein Sklav', man hat mich ihm geſchenkt,
Er will mich Euch verkaufen: das iſt Alles.

Kattwald.

Dich kaufen? Ei, du ſtähleſt wohl dein Brot.

Leon.

Wie Ihr's verſteht! Ich ſchaffe ſelbſt mein Brot,
Und ſchaff's für Andre auch.
(Zum Pilger.)
Erklärt ihm das,
Und wer ich bin, und meine Qualitäten.

Pilger.

Er iſt ein Koch, berühmt in ſeinem Fach.

Kattwald.

So kannſt du alſo kochen?

Leon

(zum Pilger)
Hört Ihr wohl?
(Zu Kattwald.)
Ja, kochen, Herr! Doch nur für fränk'ſche Gaumen,
Die einer Brühe Reiz zu ſchmecken wiſſen,
Die Zuthat merken und die feine Würze.
Die, ſeht Ihr? ſo das Haupt zurückgebogen,
Das Aug' gen Himmel, halb den Mund geſchloſſen,
Die Luft gezogen ſchlürfend durch die Zähne,
Euch fort und fort den Nachgeſchmack genießen,
Entzückt, verklärt.

Kattwald.

Ei ja, das kann ich auch.

Leon.

Die roth Euch werden, wenn der Braten braun,
Und blaß, wenn er es nicht.

Kattwald.

Braun, braun, viel lieber braun.

Leon.

Doch, Herr, zu braun —

Kattwald.

So recht die Mitte.

Leon.

Die Euch vom Hirſch den ſchlanken Rücken wählen,
Das Andre vor die Hunde.

Kattwald.

Ah, die Schenkel?

Leon.

Ich ſag' Euch: vor die Hunde. Doch, was red' ich?
Hier nährt man ſich, der Franke nur kann eſſen.

Kattwald.

Ei, eſſen mag ich auch, und gern was Gutes.
Wie theuer haltet Ihr den Burſchen da?

Leon.

Am Ende paſſ' ich wirklich nicht für Euch.

Kattwald.

Du ſollſt gehalten ſein nach Wunſch und Willen.

Leon.

Ein Künſtler lebt und webt in ſeiner Kunſt.

Kattwald.

Ei künſtle zu, je mehr, um deſto lieber,
Längſt hätt' ich mir gewünſcht 'nen fränk'ſchen Koch,

Man ſagt ja Wunder, was ſie thun und wirken.
Wie theuer iſt der Mann? und g'rade jetzt,
An meiner Tochter Hochzeittag; da zeige,
Was du vermagſt. An Leuten ſoll's nicht fehlen,
Die vollauf würdigen, was du bereitet.
Wie theuer iſt der Mann?

Leon.

Wenn Ihr verſprecht,
Zu halten mich, nicht wie die andern Diener:
Als Hausgenoß, als Künſtler.

Kattwald.

Je, ja doch.

Leon.

Euch zu enthalten alles rohen Weſens
In Worten, Werken —

Kattwald.

Bin ich denn ein Bär?
Wie theuer iſt der Mann?

Leon.

Wenn Ihr —

Kattwald.

Zu tauſend Donner!
Wie theuer iſt der Mann? frag' ich noch einmal.
Könnt Ihr nicht reden, oder wollt Ihr nicht?

Pilger.

Ja, Herr —

Kattwald.

Nun, Herr? —

Pilger.

Es iſt —

Kattwald.

Nun was?

Pilger.

Ich dächte —

Kattwald.

Wenn Ihr den Preis nicht auf der Stelle nennt,
So hetz' ich Euch mit Hunden vom Gehöft.
Bin ich Eu'r Narr?

Pilger (gegen Leon).

Wenn ich denn reden ſoll —

Leon.

Ei, redet nur.

Pilger.

So mein' ich: zwanzig Pfund.

Kattwald.

Edrita! Zwanzig Pfund aus meiner Truhe.

Leon.

Was fällt Euch ein? um zwanzig Pfund! Ei, ſchämt Euch!
Ein Künſtler, ſo wie ich.

Kattwald.

Was geht das dich an?

Leon.

Ich thu's wahrhaftig nicht. Ich geh' mit Euch.

Kattwald.

Du bleibſt.

Leon.

Nein, nicht um zwanzig Pfund, macht dreißig.

Kattwald.

Ein Sklave, der ſich ſelbſt verkaufen will!

Leon.

Nicht unter dreißig.

Kattwald (zum Pilger).

Wir ſind Handel eins.

Leon.

Ich aber will nicht.

Kattwald.

Ei, man wird dich zwingen.

Leon.

Mich zwingen? Ihr? Wenn Ihr nicht dreißig zahlt,
Lauf' ich beim erſten Anlaß Euch davon.

Kattwald.

Verſuch' es.

Leon.

Stürze mich vom höchſten Giebel.

Kattwald.

Man bindet dich.

Leon.

Verſalz' Euch alle Brühen.

Kattwald.

Halt' ein, verwegner Burſch. Nu — fünf und zwanzig.
Mit fünf und zwanzig Pfund —

Leon.

Herr, dreißig, dreißig.
Es geht um meine Ehre.

Kattwald.

Sollt ſie haben.
Geht in mein Haus, laßt Euch das Geld bezahlen.
Ich kann nicht mehr, der Aerger bringt mich um.

Pilger.

So ſoll ich denn —

Leon.

Geht hin, holt Euren Lohn!

Pilger.

Ihr aber bleibt?

Leon.

Ich bleibe hier mit Gott.

Pilger.

Nun, er behüt' Euch, wie er Euch verſteht.

(Pilger geht ab.)

Kattwald

(der ſich geſetzt hat).

Nun biſt du mein, nun könnt' ich dir vergelten,
Was du gefrevelt erſt mit keckem Wort.

Leon.

Wenn Ihr ſchon wollt, thut's bald; denn, wie geſagt,
Ich lauf' davon.

Kattwald

(aufſpringend).

Daß dich! — Und doch, 's iſt thöricht.
Schau, hier entkommſt du nicht. Ich lache drob.
Weißt du, wie's einem Burſchen jüngſt erging,
Der uns entſpringen wollte? einem von den Geißeln
Jenſeits des Rheins.

Leon.

Ach, Herr!

Kattwald.

Man fing ihn wieder,
Und —

Leon.

Und?

Kattwald.

An einen Baumſtamm feſtgebunden,
Ward ſeine Bruſt ein Ziel für unſre Pfeile.

Leon.

Ein Franke, Herr? Ein fränk'ſcher Geißel?

Kattwald.

Wohl.
Der Neffe —

Leon.

Neffe?

Kattwald.

Von des Königs Kämm'rer,
Klotar.

Leon (aufathmend).

Verzeih mir meine Sünde!
Ich kann nur ſagen: Gott ſei Dank!

Kattwald.

Doch biſt du klug, du wirſt es nicht verſuchen.
Sieh nur, das weiß ich, ſprich auch was du willſt.
Am Ende wirſt du finden, daß dir's wohlgeht,
Und luſt'ge Leute kennen ihren Vortheil;
Nur Grämlichen wird's ewig nirgends wohl.
Auch mag ich dir den kecken Ton erlauben,
Wenn wir allein ſind, doch vor Leuten, Burſche —

Leon.

Huſch, huſch!

Kattwald (zuſammenfahrend).

Was iſt?

Leon.

Dort lief ein Marder
Gerad' ins Hühnerhaus.

Kattwald.

Daß dich die Peſt!
Nun hab' ich's ſatt, die Peitſche ſoll dich lehren.

Leon (ſingt).

Trifft die Peitſche den Koch,
So rächt er ſich doch.
Mag die Peitſche auch kochen,
So lang er im Loch.

Kattwald.

Sing nicht.

Leon
(pfeift die vorige Melodie).

Kattwald.

Und pfeif auch nicht.

Leon.

Was ſonſt denn?

Kattwald.

Reden.

Leon.

Nun alſo: Euer Drohen acht' ich nicht.
Ihr könnt mich plagen; ei, ich plag' Euch wieder;
Ihr laßt mich hungern, ich laſſ' Euch deßgleichen;
Denn Euer Magen iſt mein Unterthan,
Mein untergebner Knecht von heute an,
Wir ſtehn, als Gleiche, gleich uns gegenüber.
Drum laßt uns Friede machen, wenn Ihr wollt.
Ich bleib bei Euch, ſo lang es mir gefällt,

Bin Euer Koch, ſo lang ich mag und will;
Mag ich nicht mehr, gefällt's mir fürder nicht,
So geh' ich fort, und all' Eu'r Drohn und Toben
Soll mich nicht halten, bringt mich nicht zurück.
Iſt's Euch ſo recht, ſo gebt mir Eure Hand.

Kattwald.

Die Hand? was glaubſt du denn?

Leon.

Ihr fallt ſchon wieder
In Euren alten Ton. — He, Knechte, ho —
Kommt her, und bindet mich! Bringt Stricke, Pflöcke,
Sonſt geh' ich fort, faſt eh' ich da geweſen.
He, holla, ho!

Kattwald.

So ſchweig nur, toller Burſch!
Hier haſt du meine Hand, auf daß du bleibſt.

Leon.

Und fortgeh', wenn —

Kattwald.

Du kannſt, und wenn du *willſt*,
Setz' ich hinzu, und weiß wohl, was ich ſage.
Beſorgſt du mir den Tiſch, wie ich es mag,
So ſoll dir Kattwalds Haus wohl noch gefallen.
Und nun geh an dein Amt und zeig mir Proben
Von dem, was du vermagſt.

Leon.

Wo iſt die Küche?

Kattwald.

Nun, dort.

Leon.

Das Hundeſtällchen? Ei, Gott walt's!
Das hat nicht Raum, nicht Fug, nicht Schick.

Kattwald.

Nun, nun —
Begnüg' dich nur für jetzt, man wird ja ſehn.
Was gibſt du heute Mittags?

Leon.

Heute Mittags?
(Ihn verächtlich meſſend.)
Rehbraten etwa.

Kattwald.

Gut.

Leon.

Gedämpftes. — Aber nein.

Kattwald (eifrig).

Warum nicht?

Leon.

Ihr müßt erſt eſſen lernen,
Erſt nach und nach den Gaum, die Zunge bilden,
Bis Ihr des Beſſern werth ſeid meiner Kunſt.
Für heute bleibt's beim Braten, und aufs höchſte —
Wir wollen ſehn.

Kattwald.

Nun, ſieh nur, ſieh!

Leon (rufend).

Nun Holz,
Und Fett und Mehl, und Würze! Tragt zuſammen,
Was Hof und Haus vermag. He, Knechte, Mägde!
(Diener ſind gekommen.)

Du feg den Eſtrich, du bring Holz herbei!
Iſt das Geräth? Habt Ihr nicht ſchärfre Meſſer?
Das Fleiſch mag angehn. Pfui, was trockne Rüben!
(Er wirft ſie weg.)
Der Pfeffer ſtumpf.
(Er ſchüttet ihn auf den Boden.)
Was knaupelſt du da 'rum?
Du Tölpel, willſt du gehn?
(Er jagt ihn mit einem Fußtritt aus der Küche.)
Verfluchtes Volk!
(Er nimmt Einem die Schürze, und bindet ſie um.)
Hat man nicht ſeine Noth mit all' den Thieren!

Edrita kommt.

Edrita.

Was iſt denn hier für Lärm?

Kattwald.

Pſt, pſt! der neue Koch.

Edrita.

Für den Ihr ſo viel Geld —?

Kattwald.

Ja wohl, ſei ſtill!
Er weiſ't uns ſonſt noch Beide vor die Thür.

Edrita.

Doch wer erlaubt ihm ſo zu lärmen?

Kattwald.

Je!
Ein Künſtler, Kind, ein großer Mann, dem's rappelt.
Man muß das Volk wohl dulden, will man's brauchen.
Ich ſchleiche fort, bleib du 'mal da und ſchau',

Ob du was abſehn kannſt; doch ſtör' ihn nicht.
Hörſt du? Nur ſtill! Und Mittags in der Halle.
(Er geht ab.)

(Leon beſchäftigt ſich in der Küche. Edrita ſteht entfernt und ſieht ihm zu.)

Leon (ſingt).

Den Wein, den mag ich herb,
Der Tüchtige ſei derb.
(Sprechend.)
Pfui Süßes! Hol' der Teufel das Süße.

Edrita.

Ein ſchmucker Burſch, doch vorlaut, wie es ſcheint.
Ich will mir ihn ein wenig nur betrachten.

Leon (ſingt).

Der Reiter reitet ho, ho!
Da ruft ſie vom Fenſter he, he!
Er aber lächelt ha, ha!
Biſt du da?
(Sprechend.)
Nun freilich da, wo ſollt' ich auch ſonſt ſein?

Edrita.

Bemerkt er mich in Wahrheit nicht, wie, oder
Stellt er ſich an? Ich will nur zu ihm ſprechen.
He, guter Freund!

Leon (ohne aufzuſehen).

He, gute Freundin! Ei,
Ich mag die guten Freundinnen wohl leiden.

Edrita.

Was macht Ihr da?

Leon
(der Fleiſch zurecht macht, ohne aufzuſehen).
Ihr ſeht, ich ſpalte Holz.

Edrita
(ſich zurückziehend).
Nun, das war grob.

Leon (ſingt).
Wer Augen hat, ohne zu ſehn,
Wer Ohren hat, und nicht hört,
Iſt Ohren, beim Teufel! und Augen nicht werth.

Edrita.
Ich ſah wohl, was Ihr thut, doch ſah ich auch,
Daß Ihr das Gut verderbt, das Ihr bereitet,
Und darum fragt' ich Euch. Seht einmal ſelbſt,
Ihr ſchneidet ab die beſten Stücke. Hier!
(Sie hat, hinweiſend, den Finger dem Hackbrette genähert. Leon ſchlägt mit dem Meſſer ſtärker auf, ſie zieht, ſchreiend, den Finger zurück.)

Edrita.
Ei Gott, das iſt ein grober Burſch. Bewahr',
Nun ſprech' ich nicht mehr, gält' es noch ſo viel.

Leon.
Es geht nicht. Nur daheim iſt Arbeit Luſt,
Hier wird ſie Frohne. Da lieg' du und du!
(Er legt Meſſer und Schürze weg.)
Sie mögen zuſehn, wie ſie heut ſich nähren;
Ich will 'mal ein's ſpazieren gehn. — Ja, dort,
Dort geht der Weg ins Freie. Laßt doch ſehn.

Edrita.
Das wird dir ſchlimm bekommen, grober Menſch.
Denn kaum im Freien, packen dich die Knechte,
Und führen dich mit manchem Schlag zurück.

Leon.

Ja ſo: Ihr fürchtet, daß man ſich verkühle.
Die freie Luft iſt ungeſund. Recht gut!
So laß denn du uns mit einander plaudern.
Ein feines Mädchen! Je, mein gutes Kind,
Kann man dir nahen, ohne viel zu wagen?

Edrita.

Wie meinſt du das?

Leon.

Je, trifft man ein Geſchöpf
Von einer neuen, niegeſeh'nen Gattung,
So forſcht man wohl, ob es nicht kneipt, nicht ſticht,
Nicht kratzt, nicht beißt; zum mind'ſten will's die Klugheit.

Edrita.

So hältſt du uns für Thiere?

Leon.

Ei bewahre!
Ihr ſeid ein wackres Völkchen; doch verzeih,
Vom Thier zum Menſchen ſind der Stufen viele.

Edrita.

Armſeliger!

Leon.

Sieh, Mädchen, du gefällſt mir.
Das läßt ſich bilden, ich verzweifle nicht.

Edrita.

Weißt du auch, wer ich bin?

Leon.

Ja doch, ein Mädchen.

Edrita.

Und deines Herrn, des Grafen Kattwald, Tochter.

Leon.

Ei, liebes Kind, da biſt du nicht gar viel.
Ein fränk'ſcher Bauer tauſchte wahrlich nicht
Mit Eures Herren Herrn; denn unter uns:
Ein Menſch iſt um ſo mehr, je mehr er Menſch.
(Mit einem Blick auf die Umgebung.)
Und hier herum mahnt's ziemlich an die Krippe;
Doch biſt du hübſch, und Schönheit war und iſt
So Adelsbrief und Doctorhut den Weibern.
Drum laß uns Freunde ſein.
(Er will ſie umfaſſen.)

Edrita.

Verwegener!
Man rühmt die feinen Sitten deines Volks,
Du aber biſt entartet und gemein.
Was ſahſt du wohl an mir, was ſprach, was that ich,
Das dich zu ſolcher Dreiſtigkeit berechtigt?
Und wenn denn auch —

Leon.

Mein Kind, wohl gar ein Thränchen?
Hörſt du, das Köpfchen hübſch zu mir gewandt!
Ich bitte dich: Verzeih; biſt nun zufrieden?

Edrita.

Wohlan, ich bin's. Ich mag nicht gerne grollen.
Auch nahm ich es wohl minder ſchmerzlich auf,
Ja, wies den Kühnen früher ſchon zurück,
Wenn du mir nicht gefielſt, fürwahr gleich Anfangs.
Sie ſprechen viel von euren fränk'ſchen Leuten,
Von ihren Sitten, Künſten; und der Erſte nun,
Auf den ich ſtieß, ſo ungeſchlacht und roh.

Leon.
Verzeih! noch einmal, und ich thu's nicht wieder.
Wir haben unſre Weiſe nun erkannt,
In Zukunft ſoll kein Zank uns mehr betrüben.

Edrita.
In Zukunft? Ja, was nennſt du Zukunft denn?
Mein Bräutigam iſt hier, und morgen ſchon
Gibt man ihm meine Hand drin in der Halle.
Dann noch zwei Tage höchſtens, oder drei,
Und wir ziehn fort auf ſeine ferne Hube.

Leon.
So biſt du Braut? Je ſieh, das thut mir leid.
Wer iſt dein Bräutigam? Wie heißt, was treibt er?

Edrita.
Ich nenn' ihn nur den dummen Galomir.

Leon.
Den *dummen* Galomir? o weh!

Edrita.
Ja wohl!
Doch iſt er unſer nächſter Stammverwandter,
Und ſo gebührt ihm meine Hand.

Leon.
Ja freilich.
Und was die Klugheit, die ihm fehlt, betrifft,
Mein Kind, die dummen Männer ſind die beſten.

Edrita.
So dacht' ich auch.

Leon.
Sie laſſen ſich was bieten.

Edrita.

Und fordern Alles nicht nach ihrem Kopf.
Doch ſiehſt du, manchmal, wenn auch nicht ſo oft,
Spricht man doch gern einmal ein kluges Wort.

Leon.

Kommt dir die Luſt, ein kluges Wort zu ſprechen,
So geh in Wald hinaus, und ſag's den Bäumen,
Dann kehr' erleichtert in dein Haus zurück.
Denn was dir ſelber nützt, taugt nicht für Viele,
Was Vielen frommt, das wächst mit Gras und Kraut.

Edrita.

Ganz faſſ' ich's nicht, doch will ich's alſo halten,
Nur freilich wünſcht man Antwort, wenn man ſpricht.

Leon.

Das findet ſich, eh' man's gedacht; doch nun
Laß uns den Tag benützen, der uns bleibt.
Führ' mich ins Feld hinaus, zeig' mir die Gegend,
Auch möcht' ich, wie's erfordert mein Geſchäft,
Nach Wurzeln etwa ſuchen, Würze, Kräutern.
O Atalus!

Edrita.

Wie ſagſt du?

Leon.

Atalus.

Edrita.

Iſt das ein Kräutlein auch?

Leon.

Wie du's nun nimmſt.

Edrita.

Ein nährendes?

Leon.
Mir nährt es Herz und Sinn.
Doch will ich dich nicht eben nur betrügen.
Der Name eines Freunds iſt's, den ich ſuche. —
Du lachſt?

Edrita.
Ei, eines Atalus gedenk' ich,
Der hier bei uns.

Leon.
Ein Franke?

Edrita.
Ja, vom Rhein.

Leon.
Der Neffe —

Edrita.
Sieh, ich weiß nicht, was er iſt.
Doch liegt er hier als Geißel unſrer Herrn.
Das iſt ein trockner Burſch und gut zu necken.
Wenn du verſprichſt, recht fromm zu ſein und artig,
Und etwa zu entfliehen nicht verſuchſt —

Leon.
Sorgſt du um mich?

Edrita.
Denk' nur, das viele Geld,
Das kurz nur erſt für dich der Vater gab.

Leon.
Ei geizig, wie die Weiber alle ſind.

Edrita.
Doch weißt du ja, unmöglich iſt die Flucht.
Ich nehme denn das Körbchen und du folg'.

Leon.

Doch naht dort Jemand.

Edrita.

Ei, wer immer.

Galomir

(der auf der Brücke erſcheint).

Eh!

Edrita.

Was kümmerſt du mich, dummer Galomir!

Galomir

(poltert die Brücke hinan, ins Haus zurück).

Edrita.

Ei, ſag's dem Vater nur, mich ſtört das wenig.
Nun komm, eh' man uns hindert, folg' mir raſch.
Ich zeige dir den Garten und die Gegend,
Dann unſern Atalus, der auch, wer weiß?
Der deine wohl. Zum mind'ſten iſt's ein Landsmann,
Deſſ' Anblick dich entſchädigt für den unſern.
Verſtell' dich nicht, ſo iſt's. Willſt du, ſo komm!

(Sie geht gegen das Thor zu.)

Leon.

Das geht ja raſcher, als ich dacht' und hoffte.
Der Himmel, ſcheint's, kürzt ab mir mein Geſchäft;
Ich nehm' es dankbar an. — Sieh nur, hier bin ich.

(Er folgt ihr; Beide gehen ab.)

Kurze Gegend mit Bäumen beſetzt.

Der **Schaffer** kommt, vor ihm her **Atalus.**

Schaffer.

Biſt du ſchon wieder müßig, wie du pflegſt?
Dort gehn die Pferde weiden. Hier dein Platz.

Und wenn ſich Ein's verliert, ſo wär' dir beſſer,
Du hätt'ſt dich ſelbſt verloren, als das Thier.

Atalus

(ſetzt ſich im Vordergrunde rechts auf die Erde. Der Schaffer geht; nachdem dieſer fort iſt):

Geh nur, du grober Bauer. Geh! Ich wollt',
Vergiften könnt' ich ſie mit Einem Blick.

(Er ſchnitzt an einem Stocke.)

Hab' ich den derben Stock erſt zugeſchnitzt,
Dann nah' mir Einer nur!
Verwünſchtes Volk!
Und auch das grobe Hemd kratzt mir die Haut,
Und nichts als Brot und grüne Koſt zur Nahrung.
Wär' ich erſt wieder heim bei meinem Ohm!
Der denkt nicht mein, und läßt ſich's wohl ergehn,
Indeß ich hier bei dieſen Heiden ſchmachte.

Edrita und **Leon** kommen.

Edrita

(Kräuter pflückend).

Sieh, hier iſt Salbei, blaues Kerbelkraut;
Und dort dein Landsmann, ſchau nur, Atalus,
Der brummt in ſeinen Bart, und ſchwingt den Stock,
Damit vermeint er all' uns zu erſchlagen.
Ei, Gott zum Gruß, mein hochgeſtrenger Herr!
Das ärgert ihn. — Verweile hier ein wenig,
Ich will zum Garten noch des Schaffers gehn,
Dort wächſt am Zaune ſchöner Majoran,
Davon ſtipitz' ich etwa dir ein Händchen.

(Sie ſetzt das Körbchen nieder.)

Bleib nur indeß.

Leon.

Ja wohl.

Edrita.

Bald komm' ich wieder.

(Sie geht.)

Leon

(ſetzt ſich links im Vordergrunde auf den Boden nieder, und legt den Inhalt des Körbchens aus).

Das hier iſt Kraut, und das geſprenkter Kohl —
He, Atalus!

Atalus

(gerade über ſich blickend).

Ruft's da?

Leon.

Hier gelbe Möhren —
Eu'r Oheim ſendet mich.

Atalus.

Wie nur? mein Ohm?

Leon.

Bleibt dort und ſchweigt; man darf uns nicht gewahren.

Atalus (aufſtehend).

Du ſprachſt von meinem Ohm?

Leon.

Dort Euer Platz.

Atalus.

Er ſelbſt —

Leon.

Wenn Ihr nicht bleibt, ſo geh' denn ich.

(Er ſteht auf, und entfernt ſich nach dem Hintergrunde.)

Atalus
(der ſich wieder geſetzt hat).
Das iſt denn auch ſo Einer, wie die Andern,
Sie necken mich, und haben ihre Luſt.
Dem Mädchen — nun — dem ſteht's noch artig an;
Doch dieſe groben Burſche — Gottes Wort!
(Mit dem Stocke auf den Boden ſchlagend.)
Ich wollt', Ein Streich genügte für ſie Alle.

Leon
(wieder nach vorn kommend und ſich ſetzend).
Noch einmal, Atalus, bleibt ſtill und hört.
Eu'r Oheim ſendet mich, Euch zu erretten.

Atalus.
Wie fingſt du das nur an?

Leon.
Mit Gott gelingt's!
Schon fand den Eingang ich in dieß Gehöft.
Ich bin hier Koch.

Atalus.
Da biſt du ſchon was Rechts.

Leon.
Iſt Alles gut doch, was zum Ziele führt,
Der Herr des Hauſes iſt mir hold geſinnt.
Ich will erbitten Euch mir zum Gehilfen.

Atalus.
Mich zum Gehilfen? in der Küche?

Leon.
Wohl.

Atalus.
Da ſuch' du einen Andern nur als mich.

Leon.

Und wenn Ihr ſonſt gefangen bleibt, wie dann?

Atalus.

Weit lieber hier gefangen, oder ſonſt,
Als alſo ſchänden meines Hauſes Namen.

(Der Schaffer geht im Hintergrunde beobachtend vorüber.)

Leon
(im Korbe kramend).

Hier Sellerie und das hier Paſtinak.
Die Zwiebel beißt; zu wenig von der Kreſſe.

(Der Schaffer geht ab.)

Leon.

Gält' es nur Euch, ſo wär' ich nun am Ende.
Doch Euer Oheim will's, und, junger Herr,
Da werdet Ihr wohl müſſen.

Atalus.

Müſſen? ich?

Leon.

Ja, Herr, und huckpack trag' ich Euch hinüber,
Wenn Ihr Euch ſträubt.

Atalus.

Ei, wag's nur, grober Bauer.

Edrita kommt.

Edrita.

Hier haſt du noch, nun iſt's wohl denn genug?
(Sie ſchüttet aus ihrer Schürze Kräuter in den Korb.)
Und ſprachſt du auch zu deinem Landsmann dort?
Das iſt ein wunderlicher Burſch, nicht wahr?

Atalus (aufſtehend).

Sprächt Ihr mit mir, Euch ſtünd' ich etwa Rede,
Doch Jener dort iſt albern und gemein.

Edrita.

Ei, klüger wohl als du.

Atalus.

Ja, überhaupt
Thut Ihr nicht gut, mich alſo zu verſchmähn.
Kehr' ich einſt heim, wer weiß? ich wär' Euch nütz.

Edrita.

Du reichteſt wohl die Hand mir gar?

Atalus.

Das nicht.

Edrita.

Ei ſieh!

Atalus.

Es wäre denn, der König, unſer Herr,
Erkennt' Eu'r Haus zu fränk'ſchem Helm und Schild.

Edrita.

Dann aber meinſt du?

Atalus.

Dann, o ja!

Edrita.

O nein!
Der hier gefällt mir, weil er leicht und froh,
Du aber biſt beſchwerlich und zur Laſt.

Leon.

Er ſoll in meine Küch'.

Atalus.

So wiederholſt du's?

Leon.

Mir als Gehilf'!

Edrita.

Er iſt wohl ungeſchickt.

Leon.

Wenn auch, er iſt ein Frank', und läßt ſich bilden.

Atalus.

Ich aber will nicht, ſag' ich noch einmal.
Die Pferde hüt' ich endlich, weil ich muß,
Und weil's ein edles ritterliches Thier,
Doch in der Küche? Eher hier am Platz
Laſſ' ich mein Leben, gliederweis zerſtückt.
(Er hat den Stock ergriffen.)

Kattwald und **Galomir** kommen.

Kattwald.

Die ſtreiten, ho!
(Da Galomir mit einer heftigen Bewegung nach der Gruppe hinweiſt.)
Nun ja, ich ſehe ſchon.
Was treibt ihr hier?

Edrita.

Wir ſuchten Küchenkräuter;
Hier dieſer kennt ſie, und ich pflückte ſie.

Leon.

Auch dacht' ich 'nen Gehilfen mir zu dingen.
Hier da mein Landsmann ſtand mir eben an;
Allein, er will nicht.

Atalus.

Nein.

Kattwald.

Nur eben nein?
Du willſt nicht, ſo? und all' dein Grund iſt: Nein?
Ich aber ſage dir: wenn er in meinem Namen
Dich folgen heißt, ſo folgſt du ohne Nein;
Sonſt dürften meine Knecht' an dir verſuchen,
Ob feſt das Eiſen noch an Beil und Spieß.

Edrita.

Nun ſtehſt du da, und weißt nicht, was du ſollſt,
Und mußt gehorchen doch, ich wußt' es ja.

Kattwald.

Merk' wohl, wenn er dir's heißt in meinem Namen;
Doch vor der Hand bleibſt du hier außen noch.

(Zu Leon.)

Mein Freund, du ſchnüffelſt mir zu viel herum
Und ſpionirſt, merk' ich, nach allen Seiten;
Du ſuchſt wohl den Genoſſen nur der Flucht.

Leon.

Errathen, Herr! zu Zweien läuft ſich's beſſer.

Kattwald.

Nun denn! Du haſt mich ſcherzhaft nur geſehn,
Da duld' und geb' ich wohl ein luſtig Wort.
Doch preſſ' ich meine Finger in den Mund
Und ruf' mein Schlachtgeſchrei, dann, guter Freund,
Setzt's Blut.

Edrita.

Du, das iſt wahr.

Leon.

Ich zweifle nicht.

Blut auch bei mir, von Hühnern, Tauben, Enten,
Von Allem, was nicht beißt und fromm ſich fügt.
(Er fängt an, das Grünzeug aus dem Korbe zu werfen.)

Kattwald (eifrig).

Was machſt du da?

Leon.

Was ſoll das viele Zeug?
Iſt Niemand hier doch, der's zur Küche trägt.

Kattwald.

Nimm du den Korb und geh!

Leon.

Ei, in der That?
Bin ich als Träger denn in Eurem Dienſt?

Edrita.

Laß mich —

Leon.

Wär't Ihr bemüht an meiner Statt?

Kattwald.

Am Ende ſoll ich ſelbſt —?

Leon.

Wer's thut, mir gleich.

Kattwald (umherblickend).

Da hilft denn wirklich nur ein tücht'ger Stock.

Atalus

(auf ſeinen Knittel gelehnt, vergnügt vor ſich hin).

Bricht's einmal los, er iſt auch gar zu frech.

Kattwald (zu Atalus).

Zu frech? Und du zu albern, leerer Burſch.
Wer etwas kann, dem ſieht man etwa nach;
Das Ungeſchick an ſich iſt ſchon ein Ungemach.

Du nimmſt den Korb und gehſt und dienſt ihm hilflich,
Und führt er Klag', gedenk an meinen Arm.
Für ihn wird ſich wohl auch der Meiſter finden.
Du widerſprichſt?

Edrita.

Er ſagt ja nicht ein Wort.

Kattwald.

Nun denn, hieher! und fort.
(Zu Galomir.)
Mach ihnen Beine.
(Da dieſer mit haſtiger Uebertreibung das Schwert ziehen will.)
Oho! Du ſpießeſt etwa mir den Koch,
Und brätſt ihn endlich gar. Brauch' deine Hände.

Leon (zu Edrita).

Indeß ſie hier ſich liebenswürdig machen,
So machen wir uns fort.

Edrita.

Mir recht.

Leon.

Und wer am beſten läuft, erhält — Nun, was?

Edrita.

Nun, nichts!
(Laufen Hand in Hand fort.)

Kattwald.

Holla! das läuft! die ſind ſchon ſehr bekannt.
Und was denkſt du dazu, mein armer Galomir?

Galomir.

Ich?

Kattwald.

Nun, ich weiß, du denkſt nicht gar zu viel.

Doch ſei getroſt. Nur noch ein Tage zwei,
So iſt ſie deine Frau und ihr zieht fort.
Da nimmſt du dieſen Burſchen etwa mit.
(Auf Atalus zeigend.)
Und macht der Andre hier ſich gar zu unnütz,
So thun wir ihm, wie Er den Hühnern thut,
Und ſchlachten ihn 'mal ab. Für jetzt, Geduld.
Zum Feſtſchmaus iſt er uns ja doch vonnöthen.
(Zu Atalus.)
Du dort voran.
Uns laß nur immer heim,
Die Gäſte fanden etwa auch ſich ein.
(Gehend, dann ſtehen bleibend, mit groteſkem Ausdrucke.)
Mir wäſſert ſchon der Mund nach leckern Biſſen.

(Indem Atalus, den Korb in der Linken tragend, und den Stock auf der rechten Schulter, widerwillig vorausgeht, und die Beiden folgen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Vorhof in Kattwalds Hauſe, wie im zweiten Akte.

Die Halle iſt erleuchtet, und man ſieht Gäſte an einem langen Tiſche ſitzen. Im Vordergrunde **Leon** beſchäftigt. **Atalus** vor der Küche auf einem Steine ſitzend, und mit ſeinem Stocke ſpielend.

Leon

(einem Knechte einen großen Braten reichend).

Trag nur hinauf, und ſag, es ſei das Letzte.
Sie mögen ihre Luſt am Weine büßen.

(Knecht über die Brücke in die Halle.)

Leon

(nachdem er Atalus eine Weile betrachtet).

Nun, habt Ihr überlegt?

Atalus.

Was nur?

Leon.

Was ich Euch ſagte.

Atalus.

Was ſagteſt du mir denn?

Leon.

Du meine Zeit!

Das hält auch gar zu ſchwer. So hört denn zu.
Warum ich Euch hierher gebracht, Ihr wißt's.
Der alte Währwolf aber ſchöpft Verdacht;
Ich hört' ihn ſagen, zieh' die Tochter fort,
Woll' er mit ihr Euch ſenden weit ins Land.

Atalus.

Das wär' mir eben recht.

Leon.

So, in der That?

Atalus.

Das Mädchen iſt gar hübſch.

Leon.

Das merkt' ich auch.

Atalus.

Sie will mir wohl.

Leon.

Das merkt' ich nicht.

Atalus.

Seit lange.

Leon.

Doch ſchien es mir, als lacht ſie über Euch.

Atalus (aufſtehend).

Mein Ohm hat mich den Studien beſtimmt,
Deßhalb verkehrt' ich wenig nur mit Weibern,
Doch ſagt man, was ſich neckt, das liebt ſich auch.

Leon.

Doch Necken und Verlachen, Herr, ſind zwei.

Atalus.

Ich glaub' es nun einmal.

Leon.

Ei, immer denn!
Doch, zieht mit der Euch liebenden Geliebten
Ihr weiter fort ins Land, wie ſteht's dann, Herr,
Mit Eures Oheims Wunſch, und unſrer Flucht?

Atalus.

Da haſt du wieder Recht.

Leon.

So hört denn weiter.

(Geſchrei und Lärm von zuſammengeſtoßenen Bechern im Hauſe. Leon nach rückwärts.)

Nur zu, nur zu! das paßt in meinen Plan.
Mein Anſchlag ging zuerſt ins Ferne, Weite,
Nach Wochen dacht' ich möglich erſt die Flucht;
Doch trennt man uns, welkt alle Hoffnung hin.
Auch iſt Gelegenheit ein launiſch buhlend Weib,
Die nicht zum zweitenmale wiederkehrt,
Fand ſie beim erſtenmal die Thür verſchloſſen.
Nun hoff' ich, daß der Wein, die fremden Speiſen,
Die ich zumal gepfeffert und gewürzt,
Daß ſie zum Trunk wie Sommerwärme laden,
Davon hoff' ich die Herren ſo bewältigt,
Die Diener ahmten treulich ihnen nach.

(Auf die große Pforte zeigend.)

Seht Ihr den Schlüſſel dort in jenem Schloß?
Vergißt man den, wenn's Abend, abzuziehn,
Iſt frei der Weg, und — halt noch! geht zur Seite!

(Sie treten auseinander; ein Diener kommt ſchwerfälligen Ganges, ein Lied mißtönig vor ſich hinbrummend. Er geht zur Pforte, ſchließt ſie ab und zieht den Schlüſſel aus. Leon macht eine Bewegung gegen ihn, tritt aber gleich wieder zurück. Der Diener geht über die Zugbrücke ins Haus.)

Atalus (lachend).
Ha, ha, damit ging's ſchief.

Leon.
Freut Ihr Euch drüber?

Atalus.
's iſt nur, weil du für gar ſo klug dich hältſt.

Leon.
Ob klug, ob nicht, das ſoll die Folge lehren.
Den Schlüſſel ſchaff' ich wieder, drauf mein Wort.
Ich hab' erkundigt, daß er Nachts im Zimmer
Des Alten hängt zu Häupten ſeines Betts,
Dort holt man ihn, thun Wein und Schlaf das Ihre.
(Neuer Lärm in der Halle.)
Hört Ihr? doch klingt's ſchon ſchwächer; ſie ſind matt.
Was heut gethan, erſparſt du dir für morgen.
Ein Helfer, wie dieß Feſt, kommt nicht im Jahr.
Auch iſt der Weg mir, den ich her gemacht,
Theils noch bekannt, theils ſtellt' ich Zeichen,
Die läng're Zeit verwirret und verwiſcht,
So, daß der Anſchlag heut, wie nie gelingt.
Kommt dann der Tag, und ſind ſie ſpät erwacht,
So ſichert uns der Vorſprung, will es Gott.
(Die Lichter in der Halle ſind nach und nach verlöſcht.)
Seht, es wird dunkel oben in der Halle,
Bald haben Wein und Schlaf ihr Amt vollbracht.
Doch wird man unſre Flucht vor Tag gewahr,
So iſt noch Eins zu thun. Seht dort die Brücke,
So roh, wie Alles hier, und ſchlecht gefügt,
Mit Pflöcken eingerammt die Tragepfähle.
Gräbt nun ein Mann der Pfeiler einen ab,
So ſtürzt die Brücke, wenn man ſie betritt,

Und der Verfolger liegt im ſumpf'gen Graben.
Das ſichert uns vor Jenen drin im Haus:
Und auch die Knechte werden früher eilen
Zu ziehen den Geſtürzten aus dem Grund,
Als daß ſie uns verfolgen, die wir fliehn:
Bis man den Zugang herſtellt, ſind wir weit.
So iſt nun zwei zu thun, doch ſind wir Zwei:
Der Eine ſchleicht ins Haus, indeß der Andre
Die Stützen losgräbt, wie ich Euch geſagt,
Wozu hier das Geräth ſchon in Bereitſchaft.

Atalus.

Ich dring' ins Haus.

Leon.

Ei, wahrlich! In der That!?

Atalus.

Hätt' ich ein Schwert, der Schlüſſel wäre mein.

Leon.

Hätt' ich, ſo würd' ich! — Poſſen! Wenn und aber
Sind, wie das Sprichwort ſagt, der Pferde ſchlecht'ſter Haber.
Ich will Euch nicht beſtreiten andre Gaben,
Doch ſchlauer, Herr, bin ich. Ich ſchleich' ins Haus.

Atalus.

So fällt das Schwerſte immer denn auf mich?

Leon.

So nennt Ihr das das Schwerſte? in der That!

Atalus

(Spaten und Haue mit dem Fuße wegſtoßend).

Nicht rühr' ich an dieß niedrige Geräth,
Ich bin der Beſſ're, darum muß das Kühn're
Mir anvertraut ſein, mir. Ich dring' ins Haus.

Leon.

Und wenn Euch Einer in den Gängen trifft?

Atalus.

So pack' ich ihn am Hals.

Leon.

Und er ſchreit Zeter.
Herr, kämpft mit Löwen, aber Vögel fangen,
Das laßt nur mir. Es ſei, wie ich geſagt.
Mir hat's Eu'r Ohm vertraut, ich ſteh' ihm ein,
Drum muß es gehn nach meinen klaren Sinnen:
Sonſt ſend' ich Euch zu Euren Pferden wieder,
Da mögt Ihr dann an Eurem Unmuth kaun,
Indeß ich ſelbſt die raſchen Beine brauche.
Was ſie für mich bezahlt, iſt dann wohl wett
Durch manchen Dienſt, den etwa ich geleiſtet.
Eu'r Oheim harret Euer — hört Ihr wohl?
Leiſ' mit den Abendwinden, däucht mich, dringt
Zu uns her ſein Gebet, das ſchützt, das ſichert!
Und Engel mit den breiten Schwingen werden
Um uns ſich lagern, wo wir wandelnd gehn.
Ich möcht' Euch ſchmeicheln, wie man Kindern ſchmeichelt:
Glaubt, Graben iſt ein adelig Geſchäft!
Was Ihr auch Großes wirkt und Großes fördert,
Der Euch einſt eingräbt, er beſiegt doch Alles,
Was in Euch ſiegt und wirkt, und prangt und trachtet.
Hier iſt der Spaten, tragt ihn wie ein Schwert.
Und hier die Haue — doch noch nicht — noch jetzt nicht.

Edrita erſcheint auf der Brücke.

Edrita.

Seid Ihr noch wach?

Leon.

Wir ſind's.

Edrita.

So geht zur Ruh!

Leon.

Wir werden's.

Edrita.

Habt Ihr Euch nun ſatt geplaudert?

Leon.

Man iſt nicht ſatt, ſo lang noch Hunger bleibt.

Edrita.

Wenn's Euch erfreut, mir recht! Ich geh' nun ſchlafen.

Leon.

Und ſchließeſt du dort oben wohl die Thür?

Edrita.

Das iſt des Vaters abendlich Geſchäft,
Der ſelbſt vor Schlafengehn die Runde hält.
Doch heute, denk' ich, unterläßt er's wohl.
Er hat des Weins zu viel in ſich gegoſſen,
Und liegt nun ſchon und ſchläft. Da mag er ſehn!
Ich thu' nur, was mein eignes Amt; nicht wahr?

Leon.

Das ſollte Jeder thun.

Edrita.

So geh' denn ſchlafen.
Das iſt zu Nacht der Müden ſüße Pflicht.
Und Träume wachen auf, ſo wie wir ſchlafen.
Wirſt du auch träumen heut?

Leon.

Weiß ich's?

Edrita.

Ich weiß.
Faſt ſchlummer' ich ſchon. Gut' Nacht.

Leon.

Schlaf wohl.

Edrita.

Ich will.

(Geht ins Haus.)

Leon
(nachdem er ihr eine Weile nachgeſehen).

Nun geht ans Werk mit Gott! Hier das Geräth!
Doch braucht es leiſe, daß das Ohr der Nacht
Nicht aufhorcht Eurem Thun. Vorſicht vor Allem.
(Er hat ihn nach rückwärts geführt.)
Steigt in den Graben nur. Seht zu, hier geht's.
Die Füße ſetzend in des Abhangs Raſen,
Gelangt Ihr leicht zum Grund, der ſeicht genug,
Zur Noth erreichbar mit 'nem tücht'gen Sprung.
(Atalus iſt in den Graben geſtiegen.)
So geht's, ſchon recht — nun das Geräth!
(Er reicht ihm die Werkzeuge.)
Und jenen Pfeiler rechts dort grabt mir an,
Er ſcheint am loſeſten befeſtigt und verrammt.
Der Grund iſt weich, es geht ſo leicht wie Eſſen.
(Nach vorn kommend.)
Nun will denn ich mich rüſten an mein Werk.
(Sich an den Hals fühlend.)
Sitzt denn der Kopf noch feſt? Ja, noch zur Hand,
Doch für demnächſt möcht' ich darauf nicht borgen.
Ob ich ſie ſchon mit derber Unverſchämtheit
So ſehr an jedes Aeußerſte gewöhnt,
Daß Scherz und Ernſt in Einem Topfe quirlt,

Und die Beleid'gung zur Entſchuld'gung wird.
Muth denn, Leon, es geht nicht gleich ans Leben.

(Halblaut ſingend.)

Es war einmal — —

Ja ſo, es gilt zu ſchweigen.
Und dann, wenn's endlich wirklich nun gelingt,
Und er, der gute alte Herr — Habt Acht!
Es geht zum Sturm! Den Schild hoch, Doppelſchritt!

(Er eilt die Brücke hinan, hinabſehend.)

So recht, mein Maulwurf, wühl' dich in den Grund!
Doch laß ein Reſtchen Pflockes nur noch ſtehn,
Sonſt droht beim Rückweg ſelber mir die Falle.

(Man hört unten einen lauten Schlag.)

Halt doch! zu laut — doch leiſe nur auch ich.

(Er geht ins Haus.)

Atalus (unten).

Leon!

(Er wird ſichtbar.)

Er iſt ſchon fort! der freche Burſch
Läßt mich hier frohnen, während er — Geduld!
Er ſoll mir's ſeiner Zeit mit Wucher zahlen.

(Er verſchwindet wieder.)

Verwandlung.

Kurzes Zimmer, an der Rückwand eine große bogenförmige Oeffnung, daneben links eine kleinere; beide durch Vorhänge geſchloſſen; hart an der letztern eine Seitenthür.

Nach einer Pauſe guckt **Leon** durch den Vorhang des kleinen thürförmigen Ausſchnitts.

Leon (gedämpft).

Hier iſt das Zimmer, hab' ich recht bemerkt,
Und dort der Raum, wo unſer Währwolf ruht.
Schläft er?

(Er ſetzt einen Fuß ins Zimmer, und tritt damit etwas ſtärker auf, wonach er ſich ſogleich wieder zurückzieht und verſchwindet; nach einer Weile wieder erſcheinend.)

Er ſchläft. In ſo weit wär' es gut!
Obgleich mit alle dem noch nicht am beſten.
Der Schlüſſel hängt zu Häupten ſeines Betts.
Und liegt er gleich in Wein und Schlaf begraben,
So hat das Raubthier doch gar leiſen Schlaf,
Wenn's ſelber wird beraubt. — Jetzt oder nie!
Ein raſcher Griff und Alles iſt gethan.
Erwacht er auch, ſo hilft ein Lügenkniff.
Doch halt, das hat der alte Herr verboten!
Ob's thöricht gleich, höchſt albern, lächerlich!
Wie ſoll man mit den Teufeln fertig werden,
Hilft nicht ein Fund? Wie immer — ſei's gewagt!

(Er hat ſich dem Vorhange genähert.)

Wer nur den Schlüſſel fänd' beim erſten Griff!

(Horchend.)

Ich hör' ihn athmen. Schnarchen, däucht mich, heißt's.
Iſt er ſo grob, was bin ich denn ſo ſittig?

(Er geht hinter den Vorhang.)

(Edrita erſcheint am Eingange der Mittelwand, den Finger auf dem Munde. Sie tritt horchend einige Schritte vorwärts.)

Kattwalds Stimme

(hinter dem Vorhange).

Hollah, halloh! Den Schlüſſel da —

Leon (eben dort).

So hört!

Kattwald.

Den Schlüſſel, ſag' ich, gib! Wo iſt mein Schwert?
Ich haue dich in hundert tauſend Stücke.

Leon.

Hört nur.

Kattwald.

Du höre, ſpricht mein Schwert.

(Edrita hat gleich bei den erſten Worten ſich nach der Seitenthüre links gewendet und in haſtiger Eile den Schlüſſel aus dem Schloſſe gezogen. Jetzt tritt ſie damit hinter den Vorhang der Eingangsthüre zurück.)

Leon (hervortretend).

Nun ſtehe Gott uns bei! Fort den Verräther!

(Er ſchleudert den Schlüſſel von ſich nach der Gegend des Eingangs.)

Kattwald

(mit bloßem Schwert ihm folgend).

Heraus mein Schwert! Wo iſt der freche Dieb?

Leon

(dem Schlüſſel nachblickend).

Vielleicht kann ich ihn noch beim Gehn erhaſchen.

Kattwald.

Wo iſt der Schlüſſel? wo?

Leon.

Ich hab' ihn nicht.

Kattwald.

Du nahmſt ihn.

Leon.

Ja, ich nahm ihn.

Kattwald.

Nun, und wo?

Leon.

Ich warf ihn, Herr, von mir.

Kattwald

(zum Stoß ausholend).

So ſchaff' ihn wieder.

Leon.

Man muß ihn eben ſuchen.

(Sucht auf der entgegengeſetzten Seite.)

Kattwald.

Such'!

Leon

(am Boden ſuchend).

Hier iſt er nicht.

Kattwald.

Ich aber will nicht wiſſen, wo er nicht;
Ich frage, wo er iſt.

Leon

(aufgerichtet).

Das frag' ich auch.

Kattwald.

Such', ſag' ich.

Leon.

Wohl, ich ſuche.

Kattwald.

Frecher Burſch!
War das der kecke Spaß, die tolle Kühnheit,
Mit der du dich ins Haus —?

Leon.

Herr, hebt den Fuß!

Kattwald.

Wozu?

Leon

(ihm einen Fuß emporhebend).

Hier — iſt er auch nicht.

Kattwald.

Donner!

So machſt du dich noch luſtig über mich?

Leon.

Man muß doch üb'rall ſuchen.

(Edrita iſt während des Vorigen leiſe eingetreten, hat den Schlüſſel vom Boden aufgenommen, den andern an deſſen Stelle gelegt, und ſich wieder leiſe entfernt.)

Kattwald.

Nun wohlan!

Ich zähle: Eins, Zwei, Drei; und iſt beim Dritten

Der Diebesſchlüſſel nicht in meiner Hand,

Fährt dir mein Schwert in deine feiſten Rippen.

Eins!

Leon.

Hört doch.

Kattwald.

Zwei.

Leon.

Ihr wollt doch nicht —

Kattwald

(zum Hiebe ausholend).

Und —

Leon (ſchreiend).

Poſſen!

(Kaltblütig nach der entgegengeſetzten Seite zeigend.)

Wir haben ja dort drüben nicht geſucht.

(Den Schlüſſel aufhebend.)

Hier iſt das Kleinod ja, da liegt's am Boden.

Kattwald.

Es war die höchſte Zeit, dir ging's ſchon nah.

Leon.

Doch iſt der Schlüſſel leichter, oder wahrlich
Mir zittert noch die Hand.

Kattwald.

Dort häng' ihn hin.

Leon.

Es iſt derſelbe Schlüſſel nicht.

Kattwald.

Dort, ſag' ich.

(Er hat den Vorhang nach einer Seite zurückgeſchlagen; man ſieht ein Bett, daneben einen Schemel.)

Leon

(zu Boden gebückt).

Man muß den andern ſuchen.

Kattwald.

Tauſend Donner!
So narrſt du mich von Neuem? Dort der Platz.

Leon.

Doch wenn's der rechte nicht? —

Kattwald.

Es iſt der rechte.
Weil du's bezweifelſt, grad.

Leon.

Faſt glaub' ich's auch.
Liegt doch kein andrer rings herum am Boden.

(Zur Schlafſtelle gehend.)

Hier häng' ich ihn denn auf.

(Er thut's.)

Kattwald.

Wo? Zeig' die Hände.

Leon.

Hier beide: ſie ſind leer.

(Der Alte befühlt die Hände.)

Kattwald.

Wohl.

Leon.

Dort der Schlüſſel.

Kattwald

(in die Höhe fühlend, wobei er aufs Bett zu ſitzen kommt).

Auch gut.

Leon.

Nun liegt und ſchlaft nur aus den Rauſch.

Kattwald.

Wie wäre das?

Leon.

Betrunken ſeid Ihr, ja.

Kattwald.

Heut ſchon' ich dich.

Leon.

Weil Ihr mich morgen braucht.
Doch werf' ich Giſt in alle Eure Brühen.

Kattwald.

Du ſollſt von Allem eſſen mir zuerſt.

Leon.

So eſſ' ich alle auf mit meinem Freund,
Der viel ein größrer Herr in unſrem Lande
Als Eure roſt'gen Gäſt' und Sippen alle.

Kattwald

(will aufſtehen, Leon ſtößt ſchnell den Schemel vor ſeine Füße, ſo daß er wieder hinſinkt).

Verdammt!

Leon.

Geduld, da braucht es ſchnell're Beine!
Und morgen denkt nur, Herr', Ihr habt geträumt
Und alles Das war nicht. Nun gute Nacht!
(Zur Thüre hinaus.)

Kattwald (ſitzend).

Im Grund kann man dem Burſchen gram nicht ſein,
Er ſagt grad Alles 'raus und iſt gar luſtig.
Wär' ich an ſeiner Statt, ich macht's nicht anders. —
Der Schlüſſel wieder da und —
(Sein Kopf ſinkt herab, auffahrend.)
Holla, Burſch!
Ja, er iſt fort. Ich will von Neuem ſchlafen.
Der Wein iſt wirklich etwas ſchwer im Kopfe.
(Er macht halbliegend mit der Schwertſpitze den Vorhang los, dieſer fällt zu und bedeckt die Schlafſtelle.)

Veränderung.

Vorhof des Hauſes, wie zu Anfang des Aufzuges.

Leon ſteht auf der Brücke.

Leon.

He, Atalus! Ich glaube gar, er ſchläft.
(Herabkommend.)
Ei, immerhin! Was nützt auch all ſein Graben?
Jetzt, da mißlang, was möglich macht die Flucht.
(Horchend.)
Er gräbt — O daß ich ihn gering geachtet!
Und er genügt dem Wen'gen, was ihm oblag,
Indeß ich ſcheitre, wo ich mich vermaß.
(Nach rückwärts ſprechend.)
Laßt ab! — Und doch, vorher noch erſt verſuchen,

Ob alſo feſt gefügt das Thor, die Flügel,
Daß keine Wuth, die Wuth ob eignem Unſinn —
(Er hat ſich dem Thore genähert, plötzlich zurücktretend.)
Du güt'ger Himmel! Täuſchen meine Augen?
Trugt mich die Nacht? — Im Thore ſteckt ein Schlüſſel.
Grabt immer, Atalus! — Es iſt nicht möglich!
Wie käm' er hier, der nur erſt kurz noch oben —
Und doch blinkt er liebäugelnd mir herüber.
(Hineilend.)
Ich muß dich faſſen — prüfen ob —
(Den Schlüſſel faſſend und damit ab- und zuſchließend.)
Er iſt's!
Und Freiheit weht wie Aether durch die Fugen.
(Mit gefalteten Händen.)
So will der Himmel ſichtbar ſeine Wege?
Stehn Engel um uns her, die uns beſchirmen?

Edrita
(die ſchon früher ſichtbar geworden, vortretend).

Du irrſt, kein Engel hilft, da wo der Menſch
Mit Trug und Falſch an ſeine Werke geht.

Leon.

Mit Trug und Falſch?

Edrita.

Du willſt entfliehn.

Leon.

Ich hab' es nie verhehlt.

Edrita.

Ei ja, ja doch!
Und darum hältſt du dich für wahr? Nicht ſo?
Du glaubſt mich thöricht, doch ich denke manchmal.
Es lügt der Menſch mit Worten nicht allein.

Auch mit der That. Sprachſt du die droh'nde Wahrheit,
Und wir, wir haben dennoch dir vertraut,
War Lüge denn, was dir erwarb Vertrauen.
Drum hoffe nicht auf Gott bei deinem Thun;
Ich ſelber war's, die dir den Schlüſſel brachte.
Du willſt entfliehn?

Leon.

Ich will.

Edrita.

So? und warum?

Leon.

Fragſt du, warum der Sklave ſucht die Freiheit?

Edrita.

Es ging dir wohl bei uns.

Leon.

Dann iſt noch Eins.
Ich habe meinem frommen Herrn verſprochen,
So fromm, daß, denk' ich ſeiner Abſchiedsworte,
Mit dem, was erſt nur ſprach dein Kindermund,
Ich in Beſchämung meine Augen ſenke;
Verſprochen hab' ich ihm, den Neffen ſein,
Dort jenen Atalus, zurück zu bringen.
O kenneteſt du den heilig würd'gen Mann!

Edrita.

Mir ſind nicht fremd die Heil'gen deines Volks.
Es wandern Chriſtenprieſter wohl durchs Land,
Gewinnend ihrem Herrn verwandte Seelen,
Wofür ſie Tod erdulden oft und Pein.
Sie lehren einen einz'gen Gott, und wahrlich,
(ſeine Hand berührend)

An was das Herz in gläub'ger Fülle hängt,
Iſt einzig ſtets und Eins. O fürchte nicht,
Daß, bleibſt du hier, ich dich mit Neigung quäle!
Ich bin nicht wie die Menſchen oft wohl ſind:
Ei, das iſt ſchön, das ſoll nur mir gehören,
Und das iſt gut, das eign' ich raſch mir zu:
Ich kann am Guten mich und Schönen freun,
Wie man genießt der Sonne goldnes Licht,
Das Niemand's iſt, und Allen doch gehört.
Auch bin ich nicht mehr mein, noch eignen Rechtes,
Obwohl ich ſchaudernd denke, wem ich eigne.
Es ſoll dir wohl ergehen, bleibſt du hier.
Mein Vater iſt nur hart im erſten Zorn,
Und jener Andre — Nein ich kann — ich mag nicht!
Bleib hier, das Andre gibt der Tag, das Jahr.

Leon.

Wie aber ſtänd' es dann um meinen Freund?

Edrita.

Laß ihn allein der Rettung Wege gehn.

Leon.

Du kennſt ihn, wie er iſt, wie rath- und hilflos,
Er fiele den Verfolgern doch anheim.
Doch iſt er erſt befreit, dann —

Edrita.

Hüte dich!
Du wollteſt ſagen: dann kehr' ich zurück.
Du kehrſt nicht wieder, biſt du fort erſt.

Leon

(nach ihrer Hand faſſend).

Edrita.

Edrita.

Laß nur das! Kannſt du mich miſſen,
Ich kann es auch. Und nun zu nöth'gern Dingen.
Wo iſt dein Freund?

Leon.

Er gräbt dort an der Brücke.

Edrita.

Er gräbt?

Leon.

Der Pfeiler Einen ſticht er ab,
Daß ein ſie bricht, wird irgend ſie betreten.

Edrita (lachend).

Und der Verfolger in den Graben fällt?
Nun, das iſt gut! Dort ſteht die Pforte offen, —
Und doch, ſieh nur, wie Trug und Argliſt ſich beſtraft.

Leon.

Wie nur?

Edrita.

Du glaubſt dich Meiſter nun der Flucht?
Doch gehen außen Wächter, raſche Knechte,
Die Jeden tödten, weiß er nicht das Wort,
Das nächtlich als ein Merkmal wird gegeben.
Das Wort heißt: „Arbogaſt.“ Merk' dir's.

Leon.

Ja wohl.

Edrita.

Am Ufer dann des Fluſſes wohnt der Fährmann,
Verſchuldet meinem Vater und verpflichtet;
Den täuſch' nur, wie du's kannſt, daß man dich ſendet,

Daß du im Auftrag meines Vaters gehſt,
Sag ihm auch: „Arbogaſt,“ er führt dich über.
(Im Graben geſchieht ein ſtärkerer Schlag.)

Edrita.

Was iſt nur dort?

Leon (hineilend).

Zum Henker, warum lärmt Ihr?

Atalus (heraufſteigend).

Es war der letzte Schlag.

Leon.

Müßt Ihr drum poltern?

Atalus
(auf Edrita losgehend).

Hier iſt das Mädchen auch.

Edrita (zu Leon).

Schütz' mich vor dem!
Nun haſt du deinen Freund, der dir ſo werth,
Und der mit Liebe lohnt dir deine Treue.
Ha, ha, fürwahr! Du ſiehſt recht artig aus!
Mit Koth bedeckt und naß.
(Sie berührt ihn mit dem Finger.)
Du armer Junker!

Atalus.

Der wollt' es ſo.

Edrita.

Nun aber geht ans Werk!
Denn ob mein Vater gleich im Schlafe liegt,
Wär's möglich, daß Verdacht ihn früher weckte.
(Sie geht zur Pforte, um zu öffnen, Leon thut es ſtatt ihrer.)

Der Weg läuft Anfangs grad, dann theilt er ſich.
Der eine links bringt ſchneller wohl ans Ziel;
Doch wählt den andern rechts, er führt durchs Dickicht,
Und da die Unſern euch zu Pferde folgen,
Durchdringt ihr leicht, was Jene ſtört und hemmt.
Den Schlüſſel ſteck' von außen in das Schloß,
Und ſeid ihr fort, ſchließ ab und wirf ihn weg,
So hält ein neues Hemmniß die Verfolger.

(Leon befolgt es.)

Edrita (zu Atalus).

Und kämen ſie euch nach, ergreif 'nen Aſt
Und fechte löwenkühn für deinen Freund.

Atalus.

Ich ſorg' um mich.

Edrita (zu Leon).

Hörſt du? das klingt recht gut.
Nun aber geht, die Zeit vergönnt nicht Wort,
Die ihr als Räuber kamt, wie Diebe macht euch fort.

Kattwald
(der mit Galomir am Fenſter der Halle erſcheint).

Dort ſtehn ſie — ſchau!

Edrita.

Nur ſchnell!

(Die jungen Leute entfliehen.)

Kattwald (zu Galomir).

Folg' ihnen, lauf!

Edrita.

Da bricht nun alles Wetter über mich.

(Galomir iſt aus der Thür gekommen und auf die Brücke getreten; dieſe wankt und bricht endlich mit ihm zuſammen; er ſtürzt in den Graben.)

Edrita (vortretend).

Ha, ha, ha, ha, der dumme Galomir!
Das haben ſie recht ſchlau ſich zugerichtet.

Kattwald

(am Fenſter den Spieß zum Wurfe ſchwingend).

Verruchter Balg, deß trägſt nur du die Schuld.

Edrita.

O weh! o weh! Sie bringen mich noch um.
Auch ließen Jene dort den Thorweg offen.
Ich dreh' den Schlüſſel ab, und mach' mich fort,
Iſt erſt der Zorn vorüber, kehr' ich wieder.

(Sie eilt durch die Pforte, die ſie hinter ſich zuzieht und abſchließt.)

Kattwald

(am Fenſter, mit den Händen in den Haaren).

So ſchlage denn der Donner —! Mord und Peſt!
Hört mich denn Niemand? Knechte, Leute! Brut!
Da ſteh' ich denn und freſſe meine Wuth.

(Indem er einen fruchtloſen Verſuch macht aus dem Fenſter zu ſteigen, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Waldige, dicht bewachſene Gegend. Links im Vordergrunde ein großer Baum mit einem natürlichen Moosſitze. Auf derſelben Seite im Hintergrunde dickes Geſtrüppe und Steinmaſſen, höhlenartig ein Verſteck bildend. Es iſt Tag.

Leon und **Atalus** kommen.

Leon.

Hier iſt der rechte Weg.

Atalus.

Nein, dort.

Leon.

Nein, hier.

Atalus.

Dort! hat das Mädchen ſelber mir geſagt.

Leon.

Euch ſagte ſie's?

Atalus.

Ja mir, und war beſorgt,
Weil ich durchnäßt, und rührte meinen Arm.

Leon.

So lebt denn fort in Eurer ſüßen Täuſchung!
Doch läuft der Fußſteig hier.

Atalus.

Ich geh' nicht weiter.
Soll Alles denn nach deinem Dünkel nur? —
Auch bin ich müd.

(Setzt ſich rechts auf einen Stein.)

Leon.

Und holen ſie uns ein?

Atalus.

Wenn ſie uns fangen, ei, dann geht's dir ſchlimm.
Mich kauft der Oheim etwa dennoch los.

Leon.

Er kauft Euch los? Weil er nicht kann, nicht mag,
Drum eben kam ich her.

Atalus.

Er mag nicht, ſagſt du?
Das iſt recht ſchlecht von ihm.

Leon.

Schmäht Ihr den Ohm?
Den frommen Mann, der fehllos bis auf Eins;
Nicht daß er geizig, wie ich einſt ihn hielt,
Nein, daß, beſchäftigt wohl mit höhern Dingen,
Den Neffen er nicht beſſer ſich erzog.
Weil er Euch liebt, drum ſandt' er mich hieher,
Wär's nicht um ihn! ich ließ Euch längſt im Stich.

Atalus.

Das wär' mir eben recht, du biſt mir widrig.

Leon.

Ihr ſäß't noch bei den Pferden ohne mich.

Atalus.

Dort war mir wohl, auch hatt' ich Eſſen ſatt.

(Aufſtehend.)

Nun denn, weil du für gar ſo klug dich hältſt,
Weißt du hier Pfad und Steg, und Ziel und Richtung?
Haſt du bedacht, was ſonſt dem Menſchen noth?
Was nützt es uns, daß wir im Freien ſind,
Wenn wir vor Mangel grauſamlich verſchmachten?
Der Wald dehnt ſich wohl etwa tagelang,
Und eher findet ſich ein reißend Thier,
Das uns verzehrt, als wir, wovon wir zehren.

Leon.

Vertraut auf Gott, der uns ſo weit geführt,
Er wird die Hungernden mit Nahrung tröſten,
Wie den Gefangnen er die Freiheit gab.
Und nun —

Edrita's Stimme

(hinter der Scene).

Leon!

Leon.

Man kommt! nur ſchnell von hinnen!

Atalus.

Hör' erſt.

Edrita (näher).

Leon!

Atalus.

Das iſt des Mädchens Stimme.

Leon.

Weß immer auch, hier ſind nur wir und Feinde.
Auch iſt ſie kaum allein.

Atalus.

Sie iſt's, ich ſeh's.

Leon.

Nun, ſo verplaudern wir die Zeit der Rettung.

Atalus.

Sie hilft uns wohl mit einem neuen Fund.
Geh immer wenn du willſt, ich harr' auf ſie.

Leon.

Nun denn, ſo ſtreck' ich wehrlos meine Hände;
Wenn's doch mißlingt, ich trage nicht die Schuld.

Edrita kommt.

Edrita.

Hier ſeid ihr ja. Nun das iſt recht und gut.

Atalus.

Sei mir gegrüßt.

Edrita (zu Leon).

Was wendeſt du dich ab?
Du fürchteſt, ich verzög're eure Flucht?
Doch umgekehrt; jetzt thut euch zaudern Noth.

Atalus.

Siehſt du?

Edrita.

Was ſoll er ſehn?

Atalus.

Ich wollte weilen,
Er trieb zu gehn.

Edrita.

Da hatt' er Recht, du nicht,
Da ihr nicht wußtet, was nur ich kann wiſſen.
Die Unſern gehn zu Roß die andre Straße;
In ſo weit iſt es gut, doch dieſer Pfad
Er trifft am Saum des Walds mit jenem andern,
Und da ihr Pferde doch nicht überholt,

So wär' euch ſchlimm, käm't ihr zu früh dahin.
Im Rücken ihrer aber geht ihr ſicher.

Leon.

Nun aber noch um aller Himmel willen,
Wie kommſt du her?

Edrita.

Ich, meinſt du? ei, ja ſo.
Ihr habt es klug gemacht, bis nur auf Eins.

Atalus.

Ei, er macht alles klug!

Edrita.

Ja, alles Andre.
Ihr wart kaum fort, da wollten ſie mich tödten,
Der Vater hob den Spieß in ſeiner Hand;
Da lief ich fort, ein Endchen in den Wald,
Bei Tagesanbruch wollt' ich wiederkehren.
Doch kam der Tag, da ſah ich euren Fußtritt
Im weichen Boden kenntlich eingedrückt;
Das, dacht' ich, das verräth ſie, und am Saum
Des Raſens gehend, wo kein Fußtritt haftet,
Beſtreut' ich Eure Spur mit Sand und Erde;
So kam ich weiter, weiter — und bin hier,
Und nun ich da, kehr' ich nicht mehr zurück.

Leon.

Was fällt dir ein?

Atalus.

Ja, ja, bleib nur bei uns.

Edrita.

Bedenk' nur ſelbſt; kehrt nun mein Vater heim,
Und fing euch nicht, was euer Gott verhüte!

So ſchlägt er mich, und wirft mich in den Erker,
Wo ich ſchon einmal lag, wie einſt die Mutter.
Und dann wird jener Galomir mein Mann.
Ich will ihn nicht, ich ſag' euch's nun, ich will nicht.
Nehmt mich mit euch, ich bin euch wohl noch nütz!
Die Wege kenn' ich hier und alle Schliche,
Ihr ſeid noch nicht ſo ſicher als ihr glaubt,
Sie führen Hunde mit, ich hört' es wohl,
Die wittern euch, und ſchlagen bellend an;
Mich aber kennen ſie, und jeder ſchweigt
Und ſtreichl' ich ihn, legt er ſich auf die Pfoten.
Ich will zu deinem Herrn, zu ſeinem Ohm,
Und dort den frommen Lehren horchend lauſchen,
Die er wohl weiß von Gott und Recht und Pflicht.
Will mich mein Vater, ſoll er auch nur kommen,
Und lernen auch, iſt er gleich grau und alt;
Das iſt ihm nütz, ſie ſind auch gar zu wild.

Leon.

Ich aber duld' es nicht.

Edrita.

Wie nur, Leon?

Leon.

Ich habe meinem frommen Herrn verſprochen.
Nichts Unerlaubtes, Greulichs ſoll geſchehn,
Bei dieſem Schritt, den nur die Noth entſchuldigt.
Hab' ich den Sklaven ſeinem Herrn entführt,
Will ich dem Vater nicht die Tochter rauben
Und mehren ſo den Fluch auf unſerm Haupt.

Edrita.

So hör' doch nur.

Leon.

Es ſoll, es darf, es kann nicht.

Atalus.

Er iſt nicht klug.

Edrita.

Ei klüger, als du glaubſt.
Er iſt der Mann des Rechts, des trocknen, dürren,
Das eben nur den Gegner nicht betrügt,
Allein durch ungekünſtelt künſtliches Benehmen
Vertraun erregen, Wünſche wecken, denen
Sein wahres Wort dann polternd widerſpricht,
Das mag er wohl, und führt es wacker aus;
(Zu Atalus.)
So nimm denn du mich mit.

Atalus.

Ja doch, wie gerne!

Leon.

Ich duld' es nicht.

Edrita.

Wir fragen dich auch nicht.
Wir ſind zu Zwei, da gilt denn unſre Meinung.

Leon.

So trenn' ich mich von dieſem Augenblick.

Edrita.

Auch das! wir helfen ohne dich uns weiter.
Die Wege kenn' ich alle bis zum Strom,
Von dort an weiß ſie der.

Atalus.

Ich weiß ſie nicht.

Edrita.

Nun denn, dann ſind wir nahe deinem Lande,
Und Jeder bringt uns auf die ſichre Fährte.

Leon.

Viel Glück dazu!

Atalus.

Siehſt du — er ſtreitet immer.

Edrita.

Dann treten wir vor deinen Oheim hin,
Und ſagen ihm: dein Knecht hat ſchlimm gethan,
Wir aber halfen ſelbſt uns wie wir konnten.
(Zu Leon.)
Du biſt ja trüb.

Leon.

Ich lieh dir meine Laune.

Edrita.

Siehſt du? man muß nur artig ſein und wollen,
Sonſt kommt das *Müſſen* und dann fehlt der Dank.
(Der Ton eines Horns von weitem.)

Leon.

Hör' doch! nun zitterſt du, und warſt ſo kühn.

Edrita.

Und wenn ich zittre, iſt's um euch.

Atalus.

Nur fort!

Leon.

Ich bleibe.

Edrita.

Keine Thorheit, die nur quält.
Das iſt kein Trupp, ein Einzelner, Verirrter,

Der die Genoſſen ſucht mit Hornesruf.
Er wird vorüberziehn, weil er allein,
Und, Zwei zu fangen, mehr als Einer nöthig.
Dort rückwärts iſt, ich weiß es, ein Verſteck,
Wo dichte Sträuche ſich zum Schirmdach wölben;
Dort warten wir, bis ſeine Schritte fern,
Vielleicht könnt ihr beſchleichen ihn, bewält'gen.
Wie immer! Nun hinein, und zwar im Umkreis,
Daß ihm der Tritt nicht unſre Spur verräth.

(Sie führt ſie leiſe auf den Zehen bis an die Bäume rechts, dann raſch am innern Umkreiſe zurück und in die Höhle.)

Kurze Pauſe; dann kommt **Galomir** von der linken Seite, einen Spieß auf der linken Schulter, das Schwert an der Seite, ein Horn um den Leib; er ſucht gebückt nach den Fußtritten am Boden.

Galomir.

Da, da! — eh, eh, die Kleine, oh! — Nach dort.

(Die Spur mit dem Finger verfolgend.)

Wart, wart! — Verirrt. — Kein Mann da? — wo? —
ach, weit. —
Uf — heiß —

(Seine Beine befühlend.)

Und müd — da! ach dort Schatten — Baum.
Ruh' aus Mann, ruh', dann weiter.

(Er ſetzt ſich.)

Heiß die Haube.

(Er nimmt den Helm ab und legt ihn neben ſich.)

Noch einmal rufen —

(Er ruft durch die hohle Hand.)

Hup!

(Horcht eine Weile, dann nach rückwärts gekehrt.)

Ah — Niemand hören!
Wozu das Horn? — Blaſ' an! — Verwirrt, verwirrt!

(Er lehnt den Spieß an den Baum und wickelt die verworrene Schnur des Horns auseinander.)

Ah, los! — nun an den Mund!

(Er ſetzt das Horn an.)

Edrita

(die ſchon während des Letztern ſichtbar geworden iſt, und Ruhe gebietend zurückgewinkt hatte, tritt vor).

Stoß nicht ins Horn!

Galomir (ſie erblickend).

Ah! Ah!

Edrita.

Ich bin's, was mehr?

Galomir.

Eh, fangen, fangen!

(Haſcht nach ihr.)

Edrita.

Was braucht's zu fangen, die du ja ſchon haſt?
Laß mir ein Bischen Raum, ſitz' ich zu dir.

Galomir (haſtig rückend).

Eh, eh!

Edrita.

Du wirſt mich doch nicht fürchten?

Galomir.

Du Schuld an Allem —

Edrita.

Ich? was fällt dir ein!

Galomir.

Der Vater —

Edrita.

Nun — er wird wohl etwas zürnen;
Doch, ſprech' ich ihn, ſetzt Alles ſich ins Gleis.

Galomir.

Nein, nein.

Edrita.

Nun, dann biſt du mein Bräutigam
Und ich die Braut, du mußt, du wirſt mich ſchützen.

Galomir.

Ha, ha.

Edrita.

Ei, das gefällt dir?

Galomir

(mit dem Finger drohend).

Du!

Edrita.

Wie, nicht?
Je, weil ein wenig etwa ich gelacht,
Als du in Graben fielſt? Das war ein Sprung!

Galomir

(den Arm reibend).

Ah!

Edrita.

Schmerzt's noch etwa?

Galomir

(nach unten zeigend).

Uh!

Edrita.

Und auch der Fuß?
Ein Ehmann muß an Manches ſich gewöhnen.
Nun ziehſt du aus und willſt die Beiden fangen?

Galomir
(nach ihr greifend).
Du, du!

Edrita.
Nur mich allein? wo bleibt dein Muth?
Nein, nein! Du ſelber mußt die Flücht'gen haſchen.
Sie ſind nicht fern.

Galomir (aufſtehend).
Ah! Wo?

Edrita.
Nicht grad vor dir,
Doch auch nicht weit. Sind Zwei, doch du bewaffnet.
Hier lehnt dein Spieß.
(Da Galomir darnach langen will.)
Er liegt auch gut am Boden.
Und dann dein breites ritterliches Schwert.

Galomir
(ans Schwert ſchlagend).
Ah, ah!

Edrita.
Ich weiß, dein Arm iſt ſtark. Nur neulich
Schlugſt du dem Stier das Haupt ab Einen Streichs.
Doch war der Kampf nicht billig. Du bewaffnet,
Er blank und bar. Gib künftig auf den Vortheil,
Dann kämpft ihr Gleich mit Gleich; allein auch ſo.
Ich will mich nur auf jene Seite ſetzen.
(Sie ſetzt ſich auf die andere Seite, er macht ihr Platz.)
Hier iſt dein Schwert, das gut und ſtark, doch ſchmucklos.
Was gibſt du mir? ſo knüpf' ich dir ein Bändchen,
Das, etwa blau, ich trug an meinem Hals,
(ſie macht eine Schleife am Halſe los.)
Wie, ſchau nur, dieß, das knüpft' ich an dein Schwert.

Galomir

(mit offner Hand ihr ins Geſicht greifend).

Eh!

Edrita.

Nur gemach! — das wär' ganz artig, däucht mir.
Zieh aus dein Schwert, und lehn' es zwiſchen uns,
So machen ſie's bei der Vermählung auch,
Da liegt ein Schwert erſt zwiſchen beiden Gatten.

(Er hat das Schwert neben ſie gelehnt.)

Edrita

(das Band um das Schwertheft windend).

So knüpf' ich denn — dann ſo — und wieder ſo —

(Sie huſtet wiederholt.)

Galomir.

Wie?

Edrita.

Ei, ich bin doch allzuſcharf gelaufen,
Nun ſteht es ſchön, nicht wahr? ei, ei, wie artig!

(Sie ſchlägt, wie erfreut, die Hände zuſammen, die Jünglinge, die ſchon früher leiſe vorgetreten, ſind ganz nahe.)

Edrita

(das Schwert umſtoßend).

O weh, es fällt!

Galomir.

Mein Schwert!

Edrita.

Heb's auf vom Boden!

(Sie tritt mit dem Fuße darauf. Galomir bückt ſich. Edrita, ſtehend und auf Leon ſprechend.)

Nur hier! da liegt ſein Speer, nimm ihn nur auf.

(Zu Galomir herabſprechend.)

Was zögerſt du?

Galomir (immer gebückt).

Der Fuß —

Edrita

(Atalus nach der andern Seite winkend).

Du hier herüber!

(Zu Galomir.)

Ja ſo, mein Fuß — er ſteht auf deinem Schwert.
Der böſe Fuß!

(Zu den Beiden.)

Nur hier!

Galomir

(ſich vom Boden aufrichtend).

So heb' ihn!

(Er erblickt Leon, der, auf der linken Seite ſtehend, den Spieß gerade gegen ſeine Bruſt hält.)

Ah!

(Er ſinkt auf den Sitz zurück.)

(Atalus iſt indeſſen von der andern Seite gekommen, und hat das Schwert aufgenommen.)

Edrita

(ſteht auf und eilt auf Leons Seite).

Du reg' dich nicht, ſonſt bringen ſie dich um!

Atalus.

Mich weht es an, hab' ich doch nun ein Schwert.

Edrita

(mit den Händen zuſammenſchlagend).

Ei, das iſt gut; ei, das iſt gut fürwahr!

(Zu Atalus.)

Du, droh' ihm auch!

Atalus

(mit gehobenem Schwerte).

Hier bin ich.

Leon (zu Galomir).

Mir thut leid,
Muß alſo ich an Euch die Worte richten.
Es war nicht meine Wahl, doch iſt's geſchehen,
Und da es iſt, benütz' ich es zur Rettung.
Bleibt ſitzen, Herr, Ihr ſeid in unſrer Macht.
(Seinen Gürtel löſend.)
Mit dieſer Schnur bin ich genöthigt, Herr,
Zu binden Euch an dieſes Baumes Stamm;
Es hält nicht lange gegen Eure Kraft,
Doch ſind wir fern, kehrt ruhig zu den Euren.

Edrita.

Ich halte dir den Spieß, doch regt er ſich,
Iſt flugs er wieder dort in deiner Hand.
(Galomirn den Speer zeigend, den ſie umgekehrt gefaßt hat.)
Du ſieh — Ja ſo!
(Sie kehrt ihn um. Zu Atalus.)
Du, droh' ihm — droh' ihm auch!
(Während Galomir nach Atalus blickt, der einen Schritt näher getreten, zieht Leon raſch die Schnur zwiſchen Galomirs Leib und Arme, auf die er ſich rückwärts ſtützt, und bindet ihn am Baume feſt.)

Galomir.

Ah — oh —

Leon.

Euch wird kein Leid, wenn ihr Euch fügt.

Edrita.

Du, bind ihn feſt — er hat wohl Kraft für Viele.

Leon.

Es iſt gethan, und wohl für jetzt genug.
Kommt, Atalus — Ihr ſeid mir anvertraut.
(Atalus tritt zu ihm.)

Edrita.

Ich nicht? Da ſorg' ich denn nur ſelbſt für mich.
(Laut, wobei ſie aber den Kopf verneinend ſchüttelt.)
Wir gehn nun grade in den Wald hinein.
(Galomir hat indeſſen heftige Bewegungen gemacht.)

Leon.

Er macht ſich los.

Edrita (zu Atalus).

Sorg' du!
(Atalus nähert ſich ihm. Edrita leiſe zu Leon.)
Wenn auch, wenn auch.
Allein genügt er nicht, Ihr ſeid bewaffnet,
Und zieht er unſre Leute zu ſich her,
Wird frei der untre Weg, der näh're, beſſ're,
Und ſo erreichen wir den Strom vor ihnen.
Leb' wohl denn, Galomir, auf lange, hoff' ich.

Leon.

Und kehrt Ihr zu dem Vater dieſes Mädchens,
Sagt ihm, nicht ich —

Edrita.

Ich ſelber, meinſt du, nicht?
Ich ſelber nahm die Flucht? Nun ſei bedankt
Um all' die Sorglichkeit für meinen Ruf!
Doch weiß ich ja, daß du die Wahrheit ſprichſt;
So laß uns ſchweigen, dann ſind wir am wahrſten
Und brauchen um nichts minder unſern Fuß.
Komm, Atalus!
(Sie geht nach der rechten Seite ab.)

Leon
(Atalus nach ſich ziehend).

Ja, komm.

Atalus.

Er regt ſich immer!
Ich dächt', ein ringer Streich —

Leon.

Was fällt Euch ein!
(Er zieht ihn fort. — Beide Edriten nach. — Ab.)

Galomir
(ihnen nachſehend, dann gegen ſeine Bande wüthend).

Ah — Schurken — Oh — Mord, Donner! Oh, das Band!
(Er verſucht mit den Zähnen ſich der Schnur zu nähern.)
Geht nicht! Und dort mein Horn. Blaſ' an!
(Das Haupt hingeneigt.)
Geht auch nicht.
(Rüttelnd.)
Verdammte Schurken!
(Er ſinkt ermüdet auf den Sitz zurück. Plötzlich mit einem liſtigen Geſichte.)
Ih!
(Es iſt ihm gelungen, den rechten Arm zum Theile aus dem Bande zu ziehen, er rüttelt aber ſogleich wieder von Neuem.)
Sei ruhig, Mann!
(Laut rufend.)
Ah — uh! Hört nicht! — Der Arm — Es geht! der Arm.
Geht, Galomir, der Arm — Ah! Eh!
(Er hat den rechten Arm aus dem Bande gezogen, und greift ſogleich nach dem Horn.)
Er bläſt.
(Stößt ins Horn. Horchend.)
Horch! — Nein!
(Macht ſich mit dem andern Arm los, den Weg der Fortgegangenen am Boden verfolgend.)
Da, da, im Wald — eh, eh — kein Schwert

(Auf die leere Scheide ſchlagend. Er bleibt am Ausgange rechts ſtehen und ſtößt von Neuem ins Horn; ein entfernter Ruf antwortet.)

Ah, ha, — wo Männer — wo?

(Neue Antwort — näher.)

Ah, dort. Heran!

Einer der Burgmänner kommt — es iſt der **Schaffer** — nach und nach ſammeln ſich mehrere.

Schaffer.

Seid Ihr's?

Galomir.

Ja, ja.

Schaffer.

Saht Ihr die Flücht'gen?

Galomir

(auf den Weg der Abgegangenen zeigend).

Ah!

Schaffer

(nach rückwärts zeigend).

Kommt dort hinüber, dort iſt unſer Pfad.

Galomir

(auf den Weg rechts zeigend).

Da — da —

Schaffer.

Allein, der Herr befahl —

Galomir.

Nein — da.

Schaffer.

Doch, ſie entwiſchen uns — ich ſag's Euch, Herr.
Nach dortaus treffen allſeit ſich die Pfade.

Galomir.

Ich ſelber ſie geſehn. — Gebunden — da.

(Auf den Baum zeigend.)

Schaffer.

Sie banden Euch?

Galomir

(den Weg bezeichnend).

Nur da, und mir ein Waffen!

(Er nimmt einem der Knechte den Kolben, ihn ſchwingend.)

Aha — nur da. —

Schaffer.

Nun denn, wenn Ihr befehlt,
Doch waſch' ich nur in Unſchuld meine Hände.

(Sie gehen nach rechts ab.)

Veränderung.

Offene Gegend am Strome, der im Hintergrunde ſichtbar iſt. Am Ufer die Hütte des Fährmanns.

Der **Fährmann** und ſein **Knecht.**

Fährmann.

Die ganze Heerde, ſagſt du, trieb er fort?

Knecht.

Der Kattwald, ja. Wir waren auf der Weide,
'ſ iſt nun der zweite Tag. Und als er ſchied,
Befahl er grinſend mir, Euch nur zu ſagen:
So treib' er Schulden ein, ſobald ſie fällig.

Fährmann.

Die ganze Heerde für ſo kleine Schuld?
So ſag' ich mich denn auch für immer los,

Der Wilden Trutz iſt nicht mehr zu ertragen.
Die Franken zahlen beſſer, ſind auch beſſer:
(Auf einen Baum zeigend, in dem ein Bild eingefügt iſt.)
Sie ſchenkten dort mir jenes fromme Bild,
Und wenn die Frucht man kennet aus der Saat,
Gilt mehr ihr Gott, als Wodan oder Teut.
Doch früher räch' ich mich an jenen Argen!
Dem Kattwald fang' ich nur ein Liebſtes weg,
Ein Kind, ein Weib, den Nächſten ſeines Stamms,
Und das ſoll bluten, zahlt er nicht mit Wucher,
Was ungerecht er meiner Habe ſtahl.

Nun rüſte mir den Kahn, ich will hinüber!
Man ſagt, die Franken brechen wieder los,
Und wollen jenes Ufer ſich gewinnen,
Das ſtreitig ohnehin, bald Deß, bald Jenes,
Und ſpärlich nur bewohnt, zwei Tag' im Umkreis.
Sie zielen wohl auf Metz, wo jene Teufel
Ob ihrem Land die plumpe Wache halten.
Doch wird's wohl nicht ſo bald; drum noch Geduld,
Bis dahin heißt's verbeißen ſeinen Aerger.
Nur jenem Kattwald thu' ich's früher an.
(Er geht in den Hintergrund, wo er ſich am Fluſſe beſchäftigt.)

Edrita tritt von der linken Seite kommend raſch auf.

Edrita.

Wir ſind am Strom.
(In die Scene ſprechend.)
Verbergt die Waffen nur,
Im Nothfall nehmt ihr leicht ſie wieder auf.
(Die Jünglinge kommen.)
Hab' ich mein Wort gehalten oder nicht?

(Leon eilt mit ſchnellen Schritten dem Ufer zu, von dort zurückkehrend erblickt er den Baum mit dem Heiligenbilde, und kniet betend davor nieder.)

Edrita (zu Atalus).

Wie unvorſichtig! jetzt dorthin zu knien.

Atalus.

Da hat er Recht, man muß wohl alſo thun.

(Er kniet auch hin.)

Edrita

(zum Fährmann, der, die Beiden betrachtend, vom Ufer nach vorn gekommen.)

Seid Ihr der Fährmann?

Fährmann.

Wohl, ich bin's.

Edrita.

Dem Grafen
Im Rheingau ob nicht hörig, doch verpflichtet?

Fährmann.

Dem guten Grafen Kattwald? ja.

Edrita.

Nun denn:
Die Beiden, die du ſiehſt, ſind Knechte Kattwalds,
Sie tragen ſeine Botſchaft in das Land.
Drum rüſte ſchnell ein Schiff, ein gutes, raſches,
Das ſie hinüberführt und mich mit ihnen.

Fährmann.

Des Grafen Kattwald?

Edrita.

Wohl! Damit du glaubſt,
(leiſer)
Das Wort heißt „Arbogaſt.“

Fährmann.
Ja wohl, ſo heißt's.
Das kommt mir recht gelegen, o fürwahr!
(Seinen Knecht rufend.)
He, Rotger, hier! Die wackern Leute da,
Sie thun für Grafen Kattwald ihre Reiſe,
Des frommen Manns', der unſre Heerden ſchützt.
Mach' immer nur das Schiff bereit.
(Die Kappe ziehend, zu Edrita.)
Verzeiht!
Ich muß dem Knecht da Auftrag geben.
(Leiſe zum Knecht.)
Führ' ſie zum Schein in Strom, dann ſuche Säumniß,
Indeß verſamml' ich Freunde, Fiſchersleute.

Leon
(der aufgeſtanden iſt).
Wo iſt der Fährmann?

Fährmann.
Hier.

Leon.
Wir wollen über.

Fährmann.
Ich weiß, ich weiß, in hohem Auftrag, ja.

Leon.
Was ſpricht der Mann?

Edrita.
Ich ſagt' ihm, was du weißt,
Daß Ihr die Beiden mit Graf Kattwalds Botſchaft —

Fährmann.
Und da gehorcht ein niedrer Mann, gleich mir.

Leon.

Wenn Ihr's nur deßhalb thut und nicht für Lohn,
Um deſſen Willen nicht, der prangt dort oben,
(auf das Heiligenbild zeigend)
So wißt: nicht in Graf Kattwalds Auftrag gehn wir,
Und nicht mit ſeinem Willen ſind wir hier.

Edrita.

Leon!

Leon.

Es iſt ſo, und ich kann nicht anders.

Fährmann.

Gehört Ihr nicht zu Kattwalds Freunden?

Leon.

Nein.

Fährmann.

Ihr habt nur erſt vor jenem Bild gekniet.
Seid Ihr vielleicht von jenen fränk'ſchen Geißeln?
Es ward um Einen kurz nur angefragt.

Leon.

Wer fragte?

Fährmann.

Wie es hieß, von Seite deſſen,
Der ihren Gläub'gen vorſteht in Chalons.

Atalus.

Leon!

Fährmann.

Ihr ſeid erwartet drüben; doch
Liegt feindlich Land dazwiſchen weit und breit.

Leon.

Nun Gott wird helfen. Wer wir immer ſei'n,

Willſt du den Strom uns nicht hinüber bringen,
Verſuchen wir denn anderwärts das Glück.

Fährmann.

Halt noch! Und habt Ihr Geld?

Leon (Münzen vorweiſend).

Wenn das genügt?

Fährmann.

Nun denn, ich führe ſelber Euch hinüber.
Nicht weil Ihr Kattwalds, nein doch, weil Ihr's nicht;
Denn wärt Ihr's, lägt inmitten Ihr des Stroms.
Er iſt mein Feind und Rache lechzt die Bruſt.

Leon (zu Edrita).

Siehſt du, man iſt nicht klug, wenn man nur klügelt.

Edrita

(ſich von ihm entfernend, und auf Atalus zeigend).

Ich geh' mit dem! Was ſoll es weiter nur?

Fährmann

(zu dem ſein Knecht geſprochen hat, der ſogleich wieder abgeht).

Nun kommt! denn Reiter ſtreifen durch die Gegend;
Seid Ihr entflohn, verfolgen ſie wohl Euch.
Seht dort! Folgt raſch — und dankt dem droben,
(auf das Bild am Baume zeigend)
Der Euren Fuß, der Euer Wort gelenkt.
(Sie gehen.)

Ein **Krieger**, der im Vordergrunde auftritt.

Krieger.

Halt da!

Fährmann.

Halt ſelber du! Es liegt ein Wurfſpieß,
Und auch wohl zwei im Kahn. Willſt ſie verſuchen?
(Sie gehen ab.)

Krieger (zurückrufend).

Halloh!

Zweiter Krieger

(der im Hintergrunde links aufgetreten).

Dort ſind ſie.

(Er iſt vorgeprellt, jetzt zurückweichend und ſein Haupt ſchirmend.)

Blitz, ſie haben Waffen!

Kattwald auftretend.

Kattwald.

Wo da? wo da?

Zweiter Krieger.

Sie ſind ſchon, ſeht, im Strom.

Kattwald.

Verfolgt ſie!

Zweiter Krieger.

Ja, da iſt ringsum kein Kahn.
Doch an der Sandbank müſſen ſie vorüber,
Dort rechts, da reichen wir mit unſern Pfeilen.

Kattwald.

Schießt immer, ſchießt! und träft ihr auch mein Kind,
Weit lieber todt, verwundet wollt' ich ſagen,
Als daß entkommen ſie, mein Kind mit ihnen.

(Knechte haben ſich rechts am Ufer aufgeſtellt.)

Knecht.

Es iſt umſonſt, ſie ſtau'n mit Macht den Strom,
Und halten ihren Kahn ſcharf nach der Mitte.

Kattwald.

Nicht alſo ſie? Nicht ſie? Nicht Rache, Rache?
So werf' ich mich denn ſelber in den Strom,
Und kann ich ſie nicht faſſen, mag ich ſterben.

Knecht

(ihn zurückhaltend).

Laßt ab! Vielleicht erreicht ſie Galomir.
Am Ende ſeines Wegs iſt eine Furt,
Da kommen denn noch drüben ſie zu Schaden.

Kattwald

(an ſeinem ausgeſtreckten Arm die Stellen bezeichnend).

Die Hand, den Arm in ihrem Blute baden.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Vor den Wällen von Metz. Im Hintergrunde ein großes Thor, die daran fortlaufende Seitenmauer zum Theile von Bäumen verdeckt. Rechts im Vordergrunde eine Art Scheune mit einer Flügelthüre. Es iſt vor Tag und noch dunkel.

Leon öffnet die Thür der Scheune und tritt, jene hinter ſich zuziehend, heraus.

Leon.

Die Sonne zögert noch, 's iſt dunkle Nacht,
Und dunkel, wie das All, iſt meine Bruſt.
(Zurückblickend.)
Da liegen ſie, und ſchlafen wie die Kinder,
Ich aber, wie die Mutter, bin beſorgt.
O daß ein Theil doch jenes ſtillen Glücks,
Die Freudigkeit am Werk mir wär' beſchieden!
(Nach vorn kommend.)
So weit gelang's, der Strom iſt überſchritten,
Wir ſind im Jenſeits, das ſo fern uns ſchien.
Zwar wohnen Feind' auch hier, doch weiß ich nicht,
Die Gegend, ſonſt belebt und menſchenvoll,
Iſt öd und leer und der Begegner flieht.
Zwar ſichert das vor Allen unſern Weg,

Doch fehlt auch, der den Weg uns deutend künde.
Die Stadt hier däucht mich Metz, der Feinde Burg;
Wo ſie die Wache halten über's Land.
Iſt die im Rücken, nähert ſich die Heimath.
Ich wünſchte Flügel unſerm Zauderſchritt,
Doch wag' ich's nicht das Schläferpaar zu wecken.
Sie ſind ermüdet bis zum bleichen Tod.
Trag du allein, Leon, trag du für Alle!

Und wenn wir nun vor meinem Herren ſtehn!
Wie tritt mit Eins ſein Ehrfurcht heiſchend Bild
Durch Nacht und Dunkel vor mein irres Auge!
Sein letztes Wort war Mahnung gegen Trug;
Und nun wie bunt, was Alles wir vollführt!
Die Tochter aus dem Vaterhaus geraubt —
Geraubt! Geſtattet mind'ſtens, daß ſie folge.
Wie werd' ich ſtehn vor meines Herren Blick?
Und dann, was wird aus ihr, die uns gefolgt
In kinderhaft unſchuldigem Beginnen,
Vertrauen ſchöpfend aus dem Gaukelſpiel,
Deß Zweck war, zu entfernen das Vertrauen?
Ich kann nicht glauben, daß ſie Jenen liebt,
Den Jüngling Atalus, iſt gleich ſein Weſen
Verändert und gebeſſert ſeit der Zeit,
Als er hinweg ſchied aus der wilden Fremde.
Erſt ſchien ſie mir mit Neigung zugethan,
Doch trieb mein Weigern, achtlos ernſtes Mahnen,
Von mir ſie fort zu ihm. — Sie liebt ihn nicht!
Und doch geht jedes Wort, das ſie ihm gönnt,
Wie Neid und Haß durch meine trübe Seele.

Nur in der Nachtruh erſt, da fiel ihr Haupt
Im Schlaf herabgeſenkt an meine Bruſt,

Ein ſtärk'rer Athemzug klang wie ein Seufzer.
So warm das Haupt, ſo ſüß des Athems Wehn,
Mir drang es fröſtelnd bis ins tiefe Mark:
Vielleicht denkt ſie an ihn. — Da ſtand ich auf
Und ging heraus und plaudre mit der Nacht.

Der Oſten graut, der Tag, ſcheint's, will erwachen.
Vielleicht erkenn' ich nun des Weges Spur,
Vielleicht, daß in der ſonderbaren Oede
Ein Wanderer — Horch, war das nicht ein Schritt?
Was ſoll die Vorſicht da, wo Vorſicht hemmt?
(An der linken Seite leiſe rufend.)
Iſt hier ein Mann? Geht Jemand dieſe Wege?
Nun wieder ſtill. — Doch nein, wer geht? gebt Antwort.

Knecht Kattwalds, der hinter ihm auftritt und ihn rückwärts faßt.

Erſter Knecht.

Die Antwort hier.

Leon.

Verrath!

Erſter Knecht.

Du ſelbſt Verräther.

Zweiter Knecht links im Vordergrunde auftretend.

Zweiter Knecht.

Iſt er's?

Erſter Knecht
(mit Leon ringend).

Er macht ſich los.

Zweiter Knecht.

Ich komme.

Leon
(hat ſich losgerungen).
Fort!
Eh noch mein Amt vollendet, fängt mich Niemand.
(Geht wieder nach der andern Seite.)

Kattwalds Schaffer kommt.

Schaffer.
So habt Ihr ſie?

Erſter Knecht.
Dort Einer.

Schaffer.
Nun, wo der,
Dort ſind die Andern auch. Kommt nur heran!

Galomir tritt auf.

Galomir.
Ha du! — Das Mädchen wo? Eh, oh, mein Schwert!
(Er zieht ſein Schwert.)

Schaffer.
Seid ruhig nur, ſie können nicht entrinnen.

Leon.
Lechzt Ihr nach meinem Blut? wohl denn, hier bin ich;
Die Rache ſucht des Schadens Stifter ja.
Wollt Ihr das Mädchen, Eures Herren Tochter?
Ich will ſie bitten, daß ſie mit Euch zieht,
Und geht ſie, gut; wenn nicht, ſo ſteht mein Blut
(die Hand an ein dolchartiges Meſſer legend, das er im Gürtel trägt)
Für ſie auch ein, wie ganz für jenen Andern.

Schaffer.
Wo ſind die Beiden? Sprich, hier hilft kein Läugnen.

Leon.

Ich läugne nicht, und habe nicht geläugnet.
Hier ſind ſie, ſchaut — doch haltet Euch entfernt.

(Er hat die Thür der Scheune geöffnet; man ſieht Atalus und Edrita in halbſitzender Stellung auf Strohbünden ſchlafend.)

Rührt Euch die Unſchuld nicht ob ihrem Haupt?
Wie Gottes Athem, weht des Schlafes Athem
Aus ihrer Bruſt, indeß ſie dort bei ihm.
O, Schlaf, du Anfang unſrer Seligkeit,
Nur unterbrochen von trübem Wachen!
Sprecht ſachte, leiſe, daß Ihr ſie nicht weckt.

(Er ſchließt die Thür.)

Nun aber noch — der Erſte der ſich naht,
Er fällt ein Opfer ſeines raſchen Eifers.

(Noch einmal die Hand am Meſſer.)

Iſt's Einer auch nur, droht's doch Allen gleich.

Schaffer

(da Galomir auf Leon eindringen will).

Wozu auch ohne Noth? Er hat ein Waffen
Und jener And're ſteht, erwacht, ihm bei.
Hier iſt ja Metz, der Unſern ſtarke Veſte;
Da drin ſind Feſſeln, Bande, ſichre Kerker,
Und Helfer der gefahrlos luſt'gen Jagd.
Poch' Einer dort ans Thor! Wir ſtehn und wachen.

(Einer geht hin.)

Leon.

Nun denn, ſie haben mich umſtellt mit Netzen;
Da hilft denn Einer nur — und der biſt du.

(Mit aufwärts geſtreckten Armen.)

In deinem Auftrag ging ich in dieß Land,
Durch meines Herren Mund haſt du geſprochen.
Aus ſeiner frommen Werke reichem Schatz

Gab er mir deinen Beiſtand auf die Reiſe,
O nimm die Hilfe nicht, bevor ſie half!
Ich weiß, Unmögliches ſchein' ich zu heiſchen;
Doch iſt ja möglich das nur, was du willſt,
Und was du nicht willſt, das nur iſt unmöglich.
Um mich nicht fleh' ich, nein, für ihn, um ſie.
Ein Menſchenleben — ach, es iſt ſo wenig,
Ein Menſchenſchickſal aber iſt ſo viel.
Beſchirm' ſie gegen Feinde — gegen ſich!
Das Mädchen, zu den Ihren heimgekommen,
Wird im Gewöhnen wild und arg, wie Jene;
Und Atalus — wir wiſſen's Beide, Herr,
Er iſt nur ſchwach, kehrt er in neue Haft,
Fällt er verzweifelnd ab von deinen Wegen,
Sein Oheim aber ſegnet ſich und ſtirbt.
Das ſoll nicht ſein, das darf nicht — nicht wahr, nein?
(Er fällt auf die Knie.)

Schaffer.

Er iſt verwirrt und ſpricht mit Luft und Wolken.
(Nach rückwärts.)
Kommt Niemand noch?

Leon.

Horch, welch bekannter Klang?
(Aus der Stadt tönt der entfernte Laut einer kleinen Glocke.)
So tönen ja der Chriſten fromme Zeichen,
Die Gläubigen verſammelnd zum Gebet.

Schaffer.

Du irrſt, da drin ſind keine Chriſtenvölker,
Da ehrt man Wodan und den ſtarken Teut.
Man kommt.

Leon.

Wohlan, ſo gilt es denn das Letzte!
Ich bitte nicht mehr Hilfe, nein ich ford're —
Ich bitte immer noch — ich bitte Herr!
Als ich von deinem frommen Diener ſchied,
Da leuchtete ein Blitz in meinem Innern,
Von Wundern ſprach's, ein Wunder ſoll geſchehen,
Und ſo begehr' ich denn — ich ford're Wunder,
Halt' mir dein heilig Wort — Weh' dem, der lügt!
(Er ſpringt auf.)

Die Thore gehen auf, **Gewaffnete** treten heraus, unter ihnen ein **Anführer**, glänzend geharniſcht.

Schaffer
(der ſich dem Thore genähert — zurückweichend).
Die ſind der Unſern nicht.

Anführer.
Hier Feinde — Greift!

Schaffer
(immer zurückweichend).
Iſt das nicht Metz, der Unſern ſtarke Veſte?

Anführer.
Noch ehegeſtern war's der Euren Stadt,
Ein Ueberfall bei Nacht gab ſie uns eigen.
(Glockentöne von Neuem.)
Und ſchon tönt heller Klang der frommen Glocken,
In Eile aufgerichtet, zum Gebet,
Und lockt zu glauben, die da liebend hoffen.

Leon
(zu Atalus und Edrita, die aus der Hütte getreten).
Hört Ihr?

Chorknaben kommen aus dem Thore.

Anführer.

Der fromme Kirchenvogt — er ſelber,
Deß Sprengel überall, wo Hilfe Noth,
Er kam herbei in ſeines Herren Dienſt,
Zu ſtreuen Ausſaat chriſtlicher Geſittung.
Dort kommt er, ſeht, ergebt Euch Gott und uns.

Gregor tritt heraus.

Leon (zu Atalus).

Dort Euer Ohm, lauft hin!

Atalus

(auf ihn zueilend).

O Herr — mein Herr!

Gregor.

Mein Atalus — mein Sohn! — Gott, deine Gnade!
(Sie halten ſich umarmt.)

Leon

(Edrita's Geſicht zwiſchen beide Hände faſſend).

Edrita, ſchau! Da ſind wir bei den Unſern.
(Sie loslaſſend.)
Ja ſo — du biſt im Ganzen doch der dunkle Fleck.

Edrita

(ſich von ihm abwendend).

Bin ich? Da muß ich mich denn ſelber reinen.

Gregor.

So halt' ich dich in dieſen meinen Armen.
(Atalus will ſich vor ihm auf die Knie niederlaſſen, er hebt ihn auf.)
Ich habe viel um dich geſorgt, mein Sohn;
Nicht nur wie du der Haft wohl frei und ledig,

Nein, um dich ſelbſt, um all' dein Sein und Thun.
Ein Schleier fiel von dem beſtoch'nen Auge.
Du biſt nicht wie du ſollſt. Wir wollen ſehn,
Ob wir durch Sorgfalt künftig das erſetzen.
Nun aber ſag', kamſt du allein hieher,
War nicht ein Andrer bei dir, den ich ſandte?

Atalus

(auf Leon zeigend).

Dort ſteht er, dem ich's danke, dort mein Schutz.

Gregor.

Ha, du mein toller Burſch? — mein Wackrer, Treuer!
Hier meine Hand! Nicht küſſen, drücken — ſo.
Nun? hübſch gelogen? brav dich was vermeſſen?
Mit Lug und Trug verkehrt? Ei, ja — ich weiß!

Leon.

Nun gar ſo rein ging's freilich denn nicht ab;
Wir haben uns gehütet, wie wir konnten.
Wahr ſtets und ganz war nur der Helfer: Gott.

Gregor.

Das iſt er auch in allen ſeinen Wegen.

(Zum fränkiſchen Anführer.)

Und ſo in ſeinem Namen bitt' ich Euch,
Laßt los die Männer hier, gönnt ihnen Heimkehr.

(Auf Galomir und die Seinen zeigend.)

Es wäre denn, es fühlte Einer Trieb,
Im Schooß der Kirche — Nun, ſie wollen nicht.
Geht immer nur mit Gott! — Hier iſt kein Zwang.
Am Ende zwingt die Wahrheit Jeden doch,
Sie braucht nicht äußre Helfer und Beſchützer;
Wär' ſie auch Wahrheit ſonſt? Zieht hin in Frieden!

Galomir
(auf Edrita zeigend).

Die dort —!

Schaffer.

Benützt die Freiheit, die ſie gönnen,
Eh ſie's gereut. Sie ſind wohl thöricht g'nug.

(Er zieht ihn nach ſich, die Seinigen folgen, von einigen Gewaffneten geleitet.)

Gregor
(der einige Schritte nach der Stadt gemacht hat).

Ihr ſteht noch immer da, folgt nicht zur Stadt?

Atalus.

Hier iſt noch Eine, Herr, die deiner harrt.
(Edrita tritt vor.)
Sie iſt des Kattwald, meines Hüters Tochter.

Gregor (ſtark).

Leon! That'ſt du mir das?

Leon.

Verzeiht, o Herr! —

Edrita.

Er wird Euch ſagen, daß nicht er es war,
Daß wider ſeinen Willen faſt ich folgte.
Auch iſt es ſo.

Gregor.

Was brachte dich dazu?

Edrita.

Was mich zuerſt zu dieſem Schritt bewog,
Ich wußt' es damals nicht, nun aber weiß ich's;
Doch ſei's vergeſſen auch für jetzt und ſtets.
Der zweite Grund — der edlere, der reine,

Er bleibt, wie damals, alſo jetzt und immer.
Du botſt nur erſt den Männern unſres Volks
Der Kirche Heil, ſie aber wollten nicht;
Schau Eine hier, die wollte und die will:
Nimm auf mich in die friedliche Gemeine.

Gregor.

Und ohne deines Vaters Willen denn?

Edrita.

Holt er ſie ſelbſt, gib ihm zurück die Chriſtin,
Dem Chriſten nur, vertrau' ich, gibſt du ſie.
So pflanzt ſich fort des Guten ſchwacher Same,
Und künftig Heil entſprießet für mein Volk.

Gregor.

Mir ziemt's zu kargen nicht mit dem, was Aller,
Und deinen Vorſatz weiſ' ich nicht zurück.

Atalus.

Und dann noch Ein's. Ich will Ihr wohl, o Herr,
Und wenn —

Gregor.

Was nur?

Atalus.

Wenn du's geſtatteſt, wollt' ich —

Gregor.

Was Neues denn? Das war ſonſt nicht dein Sinn.

Atalus.

Als ich gefangen lag in harten Banden,
War ſie die Einz'ge, die nicht rauh und wild.
Dann auf der Reiſe hielt ſie ſich an mich,
Nahm meinen Arm und ſonſt auch — Herr, du ſiehſt.

Gregor.

Ich ſehe, daß ſie hold und wohlgethan.

Atalus.

Auch ſtammt ſie von den Grafen her im Rheingau.

Gregor.

Und alſo, meinſt du, auch dir ebenbürtig?
Gib nicht für einen Ahn, ſo alt er iſt,
Den ält'ſten auf, den erſten aller Ahnen,
Ihn, der da war, eh noch die Sonne war,
Der niedern Staub geformt nach ſeinem Bild.
Des Menſchen Antlitz iſt ſein Wappenſchild.
Ich hatte andre Abſicht wohl mit dir,
Doch, wenn es Gottes Wille nun —

(Zu Edrita.)

Und du?

Edrita.

Ich denk' vorerſt in Einſamkeit zu leben;
Was du ſodann gebeutſt, das will ich thun.

Gregor.

Die Zukunft mag denn lehren, was ſie bringt.
Vorerſt reich' ihm als Schützer deine Hand.

Leon

(da Atalus die Hand ausſtreckt und Edrita im Begriff iſt die ihre zu heben).

O Herr!

Gregor.

Was iſt? Warum ſtehſt du ſo fern?

Leon.

Ich nahe denn, um Urlaub zu begehren.

Gregor.

Urlaub? warum?

Leon.

Das Reiſen wird Gewohnheit,
Reiſ't Einer nur ein Stück 'mal in die Welt.
Und dann — ihr wißt, mich trieb wohl ſtets die Luſt
Im Heer des Königs —

Gregor.

Das wär's —?

Leon.

Ja, das iſt's.

Gregor.

Dich treibt ein andrer Grund.

Leon.

Fürwahr, kein and'rer.

Gregor.

Weh dem, der lügt!

Leon.

Man ſollte ja doch meinen —

Gregor.

Noch einmal: weh dem Lügner und der Lüge!

Leon.

Nun, Herr, das Mädchen liegt mir ſelbſt im Sinn.
Will ſie mich nicht, mag ſie ein Andrer haben;
Doch zuſehn eben, wie man ſie vermählt —

Edrita

(auf ihrem Platze bleibend).

Leon!

Leon.

Ja, du!

Edrita.

Leon, und ich —

Leon.

Wie nur?

Edrita.

War ich gleich Anfangs dir denn nicht geneigt?

Leon.

Doch in der Folge kam's gar bitter anders.
Du gingſt mit Atalus.

Edrita.

Ei — gehen mußt' ich,
Du aber ſtießeſt grauſam mich zurück.

Leon

(auf Gregor zeigend).

Es war ja wegen dem. Er litt es nicht,
Sollt' ich mit Raub und Diebſtahl zu ihm kehren?

Edrita.

Du aber ſtahlſt mein Inneres und haſt's.

Leon.

Und willſt dich doch vermählen?

Edrita.

Ich?

(Mit gefalteten Händen den Biſchof vertrauensvoll anblickend.)

O nein!

Gregor.

Wer deutet mir die buntverworrne Welt?
Sie reden Alle Wahrheit — ſind drauf ſtolz,
Und ſie belügt ſich ſelbſt, und ihn; er mich
Und wieder ſie; der lügt, weil man ihm log —
Und reden Alle Wahrheit, Alle, Alle.
Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,
Glück auf, wächſt nur der Weizen etwa drüber.

(Zu Atalus.)

Es ſteht nicht gut für uns, was denkſt du, Sohn?

Atalus

(nach einer Pauſe).

Ich denke, Herr, das Mädchen dem zu gönnen,
Der mich gerettet, ach, und den ſie liebt.

Gregor.

So recht, mein Sohn, und daß dir ja kein Zweifel
Ob ihres Gatten Rang und Stand und Anſehn,
Von heut an, merk', hab' ich der Neffen zwei.
Der König thut mir auch wohl was zu Liebe,
Da frei' er immer denn das Häuptlings-Kind.
Du biſt betrübt? Heb' nur dein Aug vom Boden!
Du wardſt getäuſcht im Land der Täuſchung, Sohn.
Ich weiß ein Land, das aller Wahrheit Thron,
Wo ſelbſt die Lüge nur ein buntes Kleid,
Das ſchaffend er genannt: Vergänglichkeit,
Und das er umhing dem Geſchlecht der Sünden,
Daß ihre Augen nicht am Strahl erblinden.
Willſt du, ſo folg', wie früher war beſtimmt.
Dort iſt ein Glück, das keine Täuſchung nimmt,
Das ſteigt und wächſt bis zu den ſpät'ſten Tagen.
Und dieſe da —

(Mit einer Bewegung der verkehrten Hand ſich umwendend.)

Sie mögen ſich vertragen.

(Da Leon und Edrita ſich in die Arme ſtürzen, und Gregor eine Bewegung fortzugehen macht, fällt der Vorhang.)

Am 6. Mai 1838 wurde „Weh Dem, der lügt!“ zum erſtenmale im Wiener Hofburgtheater aufgeführt.

Vier Jahre waren vergangen ſeit der erſten Aufführung von „Der Traum ein Leben,“ dem letzten neuen Stücke Grillparzers, und man war über die Maßen geſpannt auf das neue Werk des heimathlichen Dichters.

Und nun gar ein Luſtſpiel! So beſagte der Zettel.

Der ſo ernſthafte Grillparzer brachte ein Luſtſpiel aus ferner, ans Heidenthum gränzender Zeit, und ein Biſchof ſteht obenan im Perſonenverzeichniſſe! Das war ja was Außerordentliches, und es ſchwirrte und ſummte von Vermuthungen, und die Spannung wurde Ueberſpannung.

Das iſt an und für ſich gefährlich für eine Theatervorſtellung: die überſpannte Stimmung ſchlägt am Leichteſten um. Ruhige Aufmerkſamkeit iſt jedem Kunſtwerke am Zuträglichſten.

Als ſich nun die Charaktere des erſten Aktes, der grundgütige Biſchof in ſeinem ſyſtematiſchen Eifer gegen jegliche Lüge, und der lebhafte, kerngeſunde Koch Leon entwickelt, und der Gang der Handlung ſparſam zu einer Unternehmungsreiſe abgeſponnen hatten, erwartete man luſtige Scenen unter den wilden Germanen in der Gegend von Trier. Wilde Patrone erſchienen nun wohl in der Geſtalt des Grafen Kattwald und im Bräutigam Galomir. Aber dieſer Galomir beſtürzte; er beluſtigte nicht. „Ein Trottel! ein wirklicher Trottel!“ flüſterte man ſich erſchreckt zu im landesüblichen Ausdrucke für einen Geiſtesſchwachen, und ſah ſich betroffen an. Das eigentlich Luſtige, durch dieſen Schreck zurückgedrängt, erwies ſich auch nur als Heitres, das Komiſche fehlte ganz, und der Gang des Stückes geſtaltete ſich — was ſonſt gar nicht Grillparzeriſch — mehr epiſch als dramatiſch.

Das Alles zuſammen erregte Mißbehagen und Unruhe. Das gebildetere Publikum mochte abwehren ſo viel es wollte, um dem würdigen Dichter die gröblichen Zeichen der Unzufriedenheit zu erſparen — ein auffallender Mißerfolg war nicht abzuhalten.

Es iſt dagegen viel geſcholten worden, es iſt mit Recht geſagt worden: ein Dichter erſten Ranges ſollte einer ſolchen Behandlung im Theater nicht ausgeſetzt ſein. Umſonſt! Ein Theaterpublikum iſt eben eine Volksverſammlung, welche ſich unumwunden äußert. Je mehr ſie gebildete Beſtandtheile enthält, namentlich im Theaterurtheile geſchulte Beſtandtheile, deſto höflicher wird die Aeußerung des Mißvergnügens ausfallen, aber die Enttäuſchung wird ſich nie verbergen laſſen.

Eigentlich war es auch nicht mehr als ein gewöhnliches Fiasko, ein ſogenanntes Durchfallen des Stücks. Die Sache erſchien nur größer, weil ſie einen großen Dichter betraf. Das Stück erhielt ſeine zwei weiteren Reſpektsvorſtellungen, wie jedes andere, das nicht angeſprochen hat und keinen zureichenden Beſuch findet.

Grillparzer, ſonſt nicht eben an Theoremen hängend, hatte hier durch einen theoretiſchen Eigenſinn weſentlich beigetragen zu nachtheiliger Stimmung, indem er für den Theaterzettel auf der Bezeichnung „Luſtſpiel“ beſtand.

Die äſthetiſche Theorie will nur zwei Gattungen des

Dramas geſtatten: Trauerſpiel und Luſtſpiel. Sie nennt das „Schauſpiel“ eine Zwittergattung, welche nicht anzuerkennen ſei. Aehnlich die Franzoſen, welche auch diejenigen Stücke „comédie“ nennen, welche ganz ernſthaften Ganges und Ausganges ſind, ſobald ſie nicht durch romantiſch geſteigerte Verhältniſſe den Titel „drame“ in Anſpruch nehmen können. Grillparzer ſteifte ſich darauf, dieſe im Publikum ſtets fremde Theorie durch ſein Stück zu bekräftigen.

Er verſetzte ihr im Gegentheile dadurch den Gnadenſtoß. Die Auffaſſung des deutſchen Publikums ſtimmt eben abſolut nicht damit überein, etwas luſtig zu nennen, was nicht luſtig iſt, und es ſteift ſich ſeinerſeits darauf, die Zwittergattung „Schauſpiel“ als eine nationale deutſche Gattung dramatiſcher Form zu betrachten, und zwar als eine werthvolle, ja vorzugsweis beliebte. Wäre „Weh Dem, der lügt“ als „Schauſpiel“ aufgetreten, der Weg wäre ihm um ein Bedeutendes geebnet worden.

Es iſt mir tadelnd vorgeworfen, und wohl auch von Grillparzer ſelbſt übelgenommen worden, daß ich nicht auch dieſes Stück wie alle übrigen Grillparzer'ſchen Stücke neu in Scene geſetzt habe auf dem Burgtheater. Grillparzers Charakter war von einer unerbittlichen Zähigkeit und Conſequenz: was er einmal für lobenswerth erachtet, das ließ er nicht fallen, die ganze Welt mochte dagegen ſagen, was ſie wollte. So verhielt er ſich bis an ſein Ende zu dieſem abgelehnten „Weh Dem, der lügt.“

Ich nahm aber das Stück nicht auf, weil ich es wohl für eine geiſtvolle literariſche Arbeit, nicht aber für ein wirkſames Theaterſtück halte.

Die Grundidee iſt fein geführt, auch darin fein, daß ſie dialektiſch ein verſchiedenes Antlitz gewinnt, und im

Grunde ziemlich verwirrt wird. Was Grillparzer ſicherlich zu ſeiner Luſtſpielidee rechnete. Selbſt der Urheber, der Biſchof, iſt am Ende zufrieden, wenn das Unkraut, die Lüge, nur von der guten Frucht überwachſen werde.

Dies feine Spiel mit dem Grundgedanken iſt aber nicht geeignet, die Wirkung von der Bühne herab zu verſtärken. Die Bühne braucht ſtarke, gerade Striche; ſie will auf eine bunt zuſammengeſetzte Maſſe wirken.

Ebenſo iſt ein roher Schwachkopf wie Galomir keine günſtige Bühnenfigur, da ihr keine gefällige Komik abzugewinnen iſt.

Trotz alle Dem möchte ich nicht geſagt haben, daß „Weh Dem, der lügt“ von der Bühne ausgeſchloſſen bleiben müßte, weil es auf ihr abſolut nicht beſtehen könnte. Das kann es wohl. Der Vorgang, wenn auch ein wenig epiſch geartet, iſt immerhin anziehend, und durch den Grundgedanken eigenthümlich belebt. Die Charaktere aber ſind theils ſehr intereſſant, theils doch feſt gezeichnet. Zu den letzteren gehört Kattwald, der Fährmann und der in ſeiner Mittelmäßigkeit anſpruchsvolle Junker Atalus. Auch der halb thieriſche Galomir. Es iſt eine Grille des Dichters, eine ſolche Figur gezeichnet zu haben, aber ſolch eine Grille ſteht ja dem Dichter zu, und ſie würde Niemand verwundern, wenn ſie nicht gerade auf die Bühne geſtellt würde. Die Shakeſpeare-Enthuſiaſten bewundern ja aber auch Kaliban, und wollen ihn auf der Bühne ſehn.

Die intereſſanten Charaktere ſind ſchön und werthvoll. Edrita iſt ein Frauenbild von vollendeter Charakteriſtik, als Naturkind dreiſt, und doch ſo fein fühlend. Leon iſt ein ungemein friſches, geſundes Menſchenkind, vielleicht nur ein wenig zu geiſtreich für die Erziehung, welche er genoſſen. Inſtinkt und Mutterwitz pflegt man da als

Erklärung hinzunehmen. Und der Biſchof Gregor iſt ein gar wohlthuender frommer Menſch.

Wenn das Stück — meine ich — jetzt nach des Dichters Tode als „Schauſpiel“ auf die Bühne kommt, und nicht mehr überſpannten Erwartungen anheimfällt, ſo kann es die Probe der Aufführung wohl beſtehn, und in unſerm Repertoire eine Stelle finden, die Stelle eines eigenartig anregenden und mäßig ſpannenden Schauſpiels von geiſtvollem Inhalte.

Ob übrigens Grillparzer auch das Talent gehabt zu einem wirklichen Luſtſpiele, das iſt gar ſehr der Frage werth. Ich möchte ſie mit Ja beantworten. Die Leſer ſeiner Gedichte werden zugeſtehen, daß ſeine Epigramme Witz und Laune kräftig und heiter bekunden, und die Wiener, welche ihn näher gekannt, wiſſen ſehr wohl, daß er in ſcherzhafter, namentlich in ſatiriſcher Auffaſſung ſeines Gleichen ſuchte. Wenn man dazu ſeine nachgelaſſenen Manuſcripte geleſen, unter denen luſtige Formen jeglicher Gattung — freilich nur in Anlagen und ſtreckenweiſer Ausführung — dann kommt man wie ich auch zu der Ueberzeugung: es iſt ein Zufall, daß Grillparzer kein volles Luſtſpiel geſchrieben. Dieſer Zufall rührt allerdings von ſeinem Lebensſchickſale her, welches ihm gar zu ſelten auf längere Zeit den fröhlichen Aufſchwung des Geiſtes gewährte. Hätte ihm das Schickſal öfter und für längere Dauer gelächelt, ſein reiches Talent würde ſich auch in der heiteren Richtung ausgiebig entfaltet haben.

H. L.

◆

Libuſſa.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Alle Dramen dieſer Geſammtausgabe Grillparzer's ſind den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.

Perſonen.

Kaſcha,	Schweſtern.
Tetka,	
Libuſſa,	
Primislaus.	
Domaslav,	Wladiken.
Lapak,	
Biwoy,	
Wlaſta,	Dienerinnen der Schweſtern.
Dobromila,	
Swarka,	
Slawa,	
Dobra.	
Ein Weib mit einem Kinde.	
Landleute.	
Gewaffnete.	
Diener.	

Erſter Aufzug.

Offener Platz im Walde. Rechts im Vorgrunde eine Hütte, daneben brennt ein Feuer.

Primislaus an der Thüre der Hütte horchend.

Primislaus.

Biſt du ſchon fertig?

Libuſſa (von innen).

Nein.

Primislaus (nach vorn kommend).

Ihr Götter!
Iſt es denn wahr? und iſt es wirklich ſo?
Daß ich im Walde ging, längshin am Gießbach,
Und nun ein Schrei in meine Ohren fällt,
Und eines Weibes leuchtende Gewande,
Vom Strudel fortgerafft, die Nacht durchblinken.
Ich eile hin und faſſe ſie und trage
Die ſüße Beute, laue Tropfen regnend,
Hierher; und ſie erholt ſich, und ich löſe
Die goldnen Schuhe ſelbſt ihr von den Füßen,
Und breit' ins Gras den ſchwergeſognen Schleier,

Und meine Hütt' empfängt den theuren Gaſt.
Glückſelige, ihr meiner Schweſter Kleider,
Die ſie getragen und mir ſterbend ließ,
Ihr werdet dieſer Hohen Leib umhüllen,
Und näher ſie mir zaubern, die ſo fern.

Libuſſa in ländlicher Tracht aus der Hütte tretend.

Libuſſa.

Hier bin ich, und verwandelt, wie du ſiehſt.
Des Bauern Kleider hüllen minder warm nicht
Als eines Fürſten Rock; inſoweit, merk' ich,
Sind ſie ſich gleich.

Primislaus.

Du Hohe, Herrliche!
Wie zierſt du dieſe ländlich niedre Tracht!
Das Bild der Schweſter, die mir kaum entſchwand,
Es tritt in dir neu athmend mir entgegen,
Daſſelbe Bild, doch lieblicher, gewiß.

Libuſſa.

Auch für die Kleider Dank! Du mein Erretter!
Wenn Rettung ja, wo die Gefahr nicht groß.
Ich half mir ſelbſt, glaub' nur, erſchienſt du nicht.
Doch nun erfülle ganz dein ſchönes Wort,
Und bring mich zu den Meinen, wie du wollteſt.

Primislaus.

Dein edler Leib, bedarf er nicht der Ruh?

Libuſſa.

Ich hab' geruht, nun ruft mich ein Geſchäft.

Primislaus.

Bei dem ein Helfer dich nicht fördert?

Libuſſa.

Nein.

Primislaus.

Du haſt den Ort bezeichnet, der dein Ziel.
Geleiten ſollt' ich zu drei Eichen dich,
Die auf dem Hügel ſtehn am Weg nach Budeſch.
Iſt dort dein Haus?

Libuſſa.

Dort nicht.

Primislaus.

Vielleicht von da aus
Erkennſt du ſelbſt den Weg?

Libuſſa.

So iſt's.

Primislaus.

Und ich
Soll dort dem Ungefähr dich übergeben,
Das niemals wohl uns mehr zuſammenführt?

Libuſſa.

Der Menſchen Wege kreuzen ſich gar vielfach,
Und leicht begegnet ſich Getrennter Pfad.

Primislaus.

Du biſt kein Weib, um das man werben könnte?

Libuſſa.

Du haſt's errathen.

Primislaus.

Und verbeut's dein Stand,
Sind's andre Gründe, die's verbieten?

Libuſſa.

Beides.

Nun noch einmal: gedenke deines Worts,
Und führe mich aus dieſes Waldes Schlünden
Zum Ziele meines Weges, das du kennſt.

Primislaus.

Wohl, du gebeutſt, und ich muß dir gehorchen.
Dort angebunden ſteht mein wack'res Roß,
Gefällt's dir, ſo beſteig' es, und ich leite
Am Zügel es den Trennungs-Eichen zu.
Den Trennungs-Eichen! Wohl für immer. Sei's denn!
Dein Schmuck liegt hier im Graſe rings verſtreut.
Der Schleier da, die goldnen Schuhe hier,
Des Gürtels reiche Ketten aufgeſprengt
Und in zwei Stücken ein ſo ſchönes Ganze.
Ich ſamml' es dir und trag' es dienend nach,
Bis an dem Ort der Trennung du's erhältſt.
Und kehr' ich wieder in die heim'ſche Hütte,
Iſt deines Daſeins jede Spur verweht,
Das Gras ſelbſt, wo du trateſt, es erſteht,
Und wie ein Träumender nach ſeines Traums Entſchwinden
Frag' ich mich ſelbſt: wie war's? und weiß mich nicht zu finden.
Komm denn!

Libuſſa.

Noch eins vorerſt, das ich vergaß.
(Sie geht in die Hütte.)

Primislaus.

Ich will ein Zeichen nehmen meiner That,
Daran ich ſie, ſie mich dereinſt erkennt,
Denn ſie verhehlt, ich ſeh's, mit Fleiß ihr edles Selbſt.
Des Gürtels goldnen Ketten eingefügt
Seh' ich ein Kleinod, wohl nicht reich zumeiſt,
Allein beprägt mit Bildern und mit Sprüchen;

Das löſ' ich los und wahre mir's als Pfand,
Das Namen mir enthüllt und Stamm und Haus und Stand.
(Er ſteckt das Kleinod in den Buſen und ſammelt Libuſſens übriges Geräthe.)

Libuſſa kommt zurück, ein Körbchen mit Kräutern tragend.

Libuſſa.

Sieh mich zurück!

Primislaus.

Und mich bereit!

Libuſſa.

Wohlan!
Wo iſt dein Pferd?

Primislaus.

Sieh, dort!

Libuſſa.

So komm!

Primislaus.

Mit Gott!
(Sie gehen. Primislaus Libuſſa's Gewande tragend.)

Pauſe. Dann kommt **Wlaſta** mit einem Jagdſpieße bewaffnet von der linken Seite.

Wlaſta.

Und nirgends Menſchen? — Doch! Hier eine Hütte.
(An die Thüre ſchlagend.)
Ihr drin im Hauſe! — Keine Antwort?
(Nachdem ſie die Thüre geöffnet.)
Leer!
Und wieder keine Spur und keine Kunde.

Dobromila tritt im Hintergrunde auf.

Wlaſta.

Wer ſchreitet dort?

Dobromila.

Halloh! Libuſſa's Mägde!

Wlaſta.

Libuſſa's Mägde hier!

Dobromila.

Biſt du's, o Wlaſta?

Wlaſta.

Ich bin's. Suchſt du die Fürſtin?

Dobromila.

Wohl, Libuſſa.

Wlaſta.

Und keine Spur?

Dobromila.

Noch keine. Einſam ging ſie,
Nach Kräutern ſuchend für den kranken Vater
Von Pſary aus, dem Schloß, gen Budeſch zu,
Und ward nicht mehr geſehn.

Wlaſta.

Wie lebt der Fürſt?

Dobromila.

Er lebt wie einer, der zu leben aufhört,
Ich fürchte bald, er ſtirbt.

Wlaſta.

Ei, ſeine Töchter,
Gar hoch erfahren in geheimer Kunſt,
Sie hindern wohl ſein Ende.

Dobromila.

Ach, die Kunſt,
Sie endet auch, oft eh' man noch am Ende.
Komm, laß uns jetzt nach Budeſch, und im Gehn
Erheben wir die Stimme, Zeichen gebend,
Vielleicht vernimmt's die Fürſtin und erſcheint.

Wlaſta.

Hier läuft ein Pfad. Du rechts, ich links ins Dickicht
Und ausgeruft: Libuſſa's Mägde, ho!

Dobromila

(ſchon außer der Scene).

Libuſſa!

(Beide ab.)

Schloß der Schweſtern auf Budeſch. Innerer Hof. Links ein Theil der Wohngebäude mit einer Pforte. Der Hintergrund durch eine wallartige Terraſſe geſchloſſen mit einem großen Eingangsthor.

Oben ſitzt **Swartka.** Links nach vorn **Dobra** an einem Tiſche, auf dem ein aufgeſchlagenes, großes Buch liegt. Ein großer, eherner Leuchter mit brennendem Lichte ſteht neben ihr.

Dobra.

Was iſt die Zeit?

Swartka.

Längſt Mitternacht vorüber.
Die Sterne gehen ſchaarenweis zur Ruh,
Und ein Gebilde ſchwindet nach dem andern.
Den Reihen führt der flammende Arktur,
Die Krone ſinkt am Himmel, und der Adler
Lenkt nach den Bergen ſeinen müden Flug.

Dobra

(in dem Buche nachſehend).

O weh, o weh!

Swartka.

Was klagſt, was jammerſt du?

Dobra.

Wenn Mars und Jupiter ſich ſo begegnen,
Iſt das die Stunde, die dem Leben droht,
Weh, Herzog Krokus, wenn du ja noch lebſt.
Welch' Sternbild glänzt zuhöchſt?

Swartka.

Ob meiner Scheitel
Spannt ſeine Flügel aus der helle Schwan,
Ein Erbe recht der Sterne, welche gingen,
Und wie geſchlagne Saiten zitternd klingen,
Kommt an mein Aug' der Leier Strahl heran.

Dobra.

O mög' es gute Vorbedeutung ſein
Für meiner Frauen Zukunft. Doch davon
Schweigt dieſes Buch.

Swartka.

Fuchs, Fiſch und Eidechs drängen
Die niedre Form dem edlen Vogel nach,
Die kluge Schlange droht mit fahlem Blinken,
Und auf dem Pfad der königlichen Sterne
Folgt namenloſes Volk zu weiter Ferne.

Dobra.

Laß nun genug ſein, Swartka. Komm herab!
Es wachen Kaſcha noch und Tetka oben
In ihrer Kammer. Laß zu ihnen uns,
Sie werden ihrer Diener Eifer loben.

Swartka.

Ich komme, harre noch!

(Sie ſteigt herab. Es wird ans Thor geſchlagen.)

Von außen.

Macht auf! Macht auf!

Dobra.

Wer lärmt?

Von außen.

Macht auf, um aller Götter willen!

Dobra.

Geh, Swartka, hin und öffne nur das Thor!
Der Lärm thut's an Gewicht dem Anlaß wohl zuvor.

Durchs geöffnete Thor dringen **Domaslav, Biwoy, Lapak** herein. **Volk** hinter ihnen.

Domaslav.

Wo ſind die Fürſtinnen? Bring mich vor ſie!

Dobra.

Sie wachen noch, doch zeigen ſie ſich nie.

Lapak.

Auch nicht dem Bringer wichtig ſchwerer Kunde?

Dobra.

Das Wicht'ge wiegt nicht gleich in dein', in ihrem Munde.

Domaslav.

Doch frommt es uns, es frommt dem ganzen Land.

Dobra.

Ob's ihnen ſelber frommt, blieb dir wohl unbekannt.

Biwoy.

So hebt die Stimme, ſchlaget an die Schilde!
Sie müſſen uns vernehmen, ſei's mit Zwang.

Dobra.

Am Thor der Einſicht tobt und lärmt der Wilde,
Hört er am liebſten doch der eignen Worte Klang.

Lapak.

So wiſſe denn: der Fürſt, der uns gebot,
Der Böhmen Herr und deiner Frauen Vater,
Fürſt Krokus lebt nicht mehr.

Dobra.

Ihr Götter! todt!

Lapak.

Des Landes Hort, ſein Schirmer und Berather
Starb dieſe Nacht.

Dobra.

So iſt ſie wahr geweſen,
Die Kunde, die mein Aug' in Sternenſchrift geleſen?
Fürſt Krokus todt!

Biwoy.

Du ſiehſt, der Grund genügt,
Daß man den Schlummer ſtört, in dem ein Weib ſich wiegt.

Dobra.

Sie ſchlummern nicht, doch wenn in Schlaf verſenket,
Ihr Träumen acht' ich mehr, als was ihr Andre denket.

Biwoy.

Nun wohl, ſo rüttl' ich ſelber an der Thür,
Wenn ſie zu uns nicht, wohl, komm' ich zu ihr.

Er geht auf die Thüre zu. Dieſe öffnet ſich und **Tetka** und **Kaſcha** treten heraus. Erſtere eine offene Rolle in der Hand, die zweite das Haupt nachdenklich geſenkt. Alle weichen ehrerbietig zurück.)

Kaſcha.

Ich ſage dir, es war um Mitternacht,
Da gieng er heim und ſegnete das Leben;
Hätt' ich der Zeichen Widerſtreit bedacht,
Vielleicht war's Zeit, ihm Friſtung noch zu geben.

Tetka.

Libuſſa war bei ihm.

Kaſcha.

Faſt glaub' ich: nein.
Ihr Platz iſt dunkel in den ſonn'gen Kreiſen.

Tetka.

Wo blieb ſie ſonſt?

Kaſcha.

Bald wird mir's klarer ſein.
Die nächſte Stunde muß ihr Handeln weiſen.
Gab ſie ihm jenen Trank, den du wohl kennſt,
Gepreßt von Kräutern, die die Wälder bieten,
Vielleicht ſtarb er noch nicht.

Tetka.

Daß es nicht möglich iſt,
Die Krankheit aufzuhalten, ja den Tod
Durch Vorſatz und Entſchluß! Kann Einer ſterben,
Weil er nicht leben will; warum nicht leben,
Weil er dem Tod ſich weigert? Könnte Schwäche
So viel, und Stärke nichts? Stand ich am Bette
Des Vaters, und erinnerte ihn dran,
Wie Vielen fromme, daß er länger lebe,
Er ſah dem Tod ins Aug' und ſtarb noch nicht.

Kaſcha.

Wie gerne bot ſich heilend meine Kunſt.

Tetka.

Ich ehre deine Kunſt, weil du ſie denkeſt,
Doch hilft ſie dem nur, der wie du gedacht.
Wenn du den Kranken mit dem Beſten tränkeſt,
Er ſtirbt, hält er für Gift, was du gebracht.

Als Krücke mag es ſein, daß ſie noch leiſte
Für ſchwache Seelen, die am Willen krank,
In Wahrheit hilft doch nur der Geiſt dem Geiſte,
Er iſt der Arzt, das Bette und der Trank.
Wenn ich mich über unſern Vater neigte
Und ihm die Sprüche alter Weisheit las,
Der Seinen Noth, der Feinde Schelſucht zeigte,
Er faßte neuen Muth und er genas.

Kaſcha.

Nun aber iſt er todt, wir ſind verwaist.

Tetka.

Biſt du verwaist? Ich nicht. Ich ſeh ihn noch,
Nicht wie zuletzt in ſeiner Schwachheit Banden.
Ehrwürd'ger Greis, war Greis er immer doch,
Mir iſt er als ein Jüngling auferſtanden.

Lapak (näher tretend).

Erhabne Fürſtinnen!

Kaſcha.

Was iſt?

Tetka.

Was ſucht, was wollt ihr?

Domaslav.

Die Nachricht euch zu bringen ſind wir da.

Kaſcha.

Wir haben es gewußt, bevor es noch geſchah.

Tetka.

Als ihr noch hofftet, zagtet, dieß und das gemeint,
Da war es uns bekannt, da haben wir's beweint.

Lapak.

Wenn nun der Tod den beſten Fürſten ſchlug —

Kaſcha.

Zu gut für euch, für uns nicht gut genug.
Denn ſorgt' er nicht um euch, und dacht' er an die Seinen,
Ihr lebtet wüſt wie vor, wir brauchten nicht zu weinen.

Tetka.

Weil euer Trutz vergällt' ihm jeden Tag!
Gab er dem Kummer ſich und welkte hin, erlag.

Domaslav.

Wenn's nun auch ſo, und wenn die Sorg' um uns
Beſchwert ſein Leben, gar es ihm geraubt,
Laßt das uns nicht entgelten, hohe Frauen,
Belohnt, mit dem wir nah'n, das kindliche Vertrauen,
Vollendet, was begann des Vaters hohes Haupt.

Lapak.

Die Krone, die er trug, dieß Land, ſein Reich,
Verſchmäht ſie nicht und nehmt, wählt eine unter euch.

Domaslav.

Ihr ſtammet, wiſſen wir, von höhern Mächten,
Wir ſind ein dunkles Volk, unkundig in den Rechten;
Der Stab, der in Fürſt Krokus Händen lag,
Wer, als ſein eignes Blut, zu halten ihn vermag?

(Alle auf die Knie ſinkend.)

Nehmt unſre Krone! Wählet! Kaſcha du!

Kaſcha.

Unter Sternen ſchweif' ich,
In der Tiefe walt' ich,
Was Natur vermag und kann,
Iſt mir willig unterthan.
Das Lebloſe lebt,

Des Lebend'gen Daſein iſt Tod,
Ich mag nicht herrſchen über Leichen,
Geht zu Andern mit euern Reichen,
Was iſt mir gemein mit euch?

Lapak.

So nimm denn, Tetka, du dich unſer an!

Tetka.

Was ſein ſoll, iſt nur Eins,
Was ſein kann, iſt ein Vieles;
Ich aber will ſein einig und Eins.
Nutzen und Vortheil zählen,
Aus Wahrheit und Lüge wählen,
Recht erdenken, das kein Recht,
Dafür ſucht einen Sündenknecht,
Mein ſonnig Reich ſtrahlt hell'res Licht;
Von mir, ich mag eure Krone nicht!

Lapak.

So laßt ihr uns denn hilflos und verwaist!
Wo iſt Libuſſa, eure jüngſte Schweſter?

Tetka.

Sie iſt nicht heim. Allein wenn auch zu Hauſe,
Sie folgt euch nicht.

Domaslav.

Laßt uns es doch verſuchen.

Tetka.

Ich ſag euch, ſie verweigert's.

Lapak.

Gut, doch hören,
Anhören ſoll ſie uns. Erlaubt, zu harren.

Kaſcha.

Seht ihr ſo gern noch einmal euch verſchmäht,
So wartet, bis ſie naht. Geht dort hinein!
Ihr aber gebt, was ſie am meiſten lockt,
Gebt ihnen Speiſ' und Trank, und damit gut.

Domaslav.

Wir nehmen unſern Urlaub, hohe Frauen.

Kaſcha.

Gehabt euch wohl! Und, wenn nicht eure Fürſtin,
Bin ich euch Freundin doch.

(Die Abgeordneten werden durch eine Pforte links abgeführt.)

Kaſcha.

Nun aber ihr!
Stellt euch ringsum, ſenkt eure düſtern Schleier,
Und feiert ſtill und trauernd das Gedächtniß
Des edlen Manns, der unſern Kreis verließ.
Nacht um uns und dunkel,
Damit in uns es Licht!

(Alle verhüllen ſich, die Scene verwandelt.)

Kurze Waldgegend. Es iſt noch dunkel.

Primislaus tritt auf, ein weißes Roß am Zügel führend, auf dem **Libuſſa** ſitzt.

Primislaus.

Hier iſt der Ort, den du mir haſt bezeichnet.
Der Weg nach Budeſch dieß, dieß die drei Eichen.
Gelöſt hab' ich mein Wort.

Libuſſa.

Sei drum bedankt.

Primislaus.

Nun ſoll ich von dir ſcheiden, dich verlaſſen,
Dich nie mehr wiederſehn vielleicht!

Libuſſa.

Vielleicht.

Primislaus.

Du biſt kein Weib, um das man werben könnte?

Libuſſa.

Ich hab' es ſchon verneint.

Primislaus.

Träf' ich dich wieder,
Je wieder, glaub', ich würde dich erkennen,
Wär's unter Tauſenden. Doch du auch mich?
Im Dunkel fand ich dich, im Dunkel ſcheid' ich,
Gib mir ein Zeichen, dran du mich erkennſt,
Wenn ich dich wiederſeh!

Libuſſa.

Es iſt nicht nöthig.

Primislaus.

Doch wenn rückkehrend ich in meine Hütte
Ein Kleinod fände, das dir angehört?

Libuſſa.

Bring es hierher, ich werde darnach ſenden,
Und löſ' es gern um Gold und jeden Preis.

Primislaus.

Für mich iſt Gold kein Preis. So laß uns ſcheiden!
Dein Schleier und die ſchimmernden Gewande,
In denen ich den Fluten dich entriß,
Hier eingebunden trägt's des Pferdes Rücken.

Nur eine Kette noch, es war dein Gürtel,
Der unter meiner Retterhand zerſtückt,
Doch füg' ich neu die goldnen Hakenglieder,
Neig mir dein Haupt und trag den neuen Schmuck.

(Libuſſa ſenkt ihr Haupt, er hängt ihr die Kette um den Hals.)

Primislaus.

So zier' ich dich, du Schöne, Hehre, Hohe,
Für wen? ich weiß nicht: iſt's doch nicht für mich.
Und ſo leb wohl!

Libuſſa.

Auch du!

Primislaus.

Nur noch drei Schritte.
Dort theilt, von ſelber kennbar, ſich der Weg
Und leicht gelangſt du wieder zu den Deinen,
Wenn du den Waldpfad rechts nur ſorglich meideſt,
Die du, ein Märchen, kamſt, und eine Wahrheit ſcheideſt.

(Das Pferd leitend.)

Vertrau dem Pferd, es trägt dich gut und ſicher.

(Beide ab.)

Vorhof auf dem Schloſſe der Schweſtern.

Kaſcha, Tetka und ihre **Jungfrauen** in derſelben Stellung, wie am Schluß der vorletzten Scene.

Kaſcha.

Das Todtenopfer iſt nach Recht vollbracht.
Nun laßt uns ſorgen für die Lebenden.

(Alle erheben ſich.)

Libuſſa iſt nicht hier. Auch war ſie, ſcheint es,
Bei unſers Vaters Tode nicht.

Swartka.

So iſt's!

Kaſcha (zu Tetka).

Was ſagt der Geiſt in dir?

Tetka.

Er ſchweigt. Nur
Ertönt es wie von Noth und Fährlichkeit.

Kaſcha

(die ſtarr auf den Boden geſehen hat).

Sie iſt in jener Lagen einer, ſpricht's mir,
Aus denen Glück und Unglück gleich entſteht,
Am Scheideweg von Seligkeit und Jammer.
Horch! Spricht ein Mann?

Tetka.

Wo?

Kaſcha.

Nein, Libuſſa ſpricht.
Allein ſie iſt begleitet.

Tetka.

Wie auch immer!
Sie ſei gefunden und ihr Heil bewahrt.
Die Diener ſendet aus, die Männer alle
Mit Leuchten, Fackeln in den dunkeln Wald;
Ihr Andern aber ſteigt dort auf die Zinnen,
Die Opferpauke tön', ein fernes Zeichen,
Dem Ohr der Irrenden bekannter Schall.
Und alle ruft: Libuſſa, auf!

Die Mädchen

(zum Theil den Wall hinaneilend).

Libuſſa!

(Der Ton eines fernen Hornes wird gehört. Alle ſtehen unbeweglich.)

Dobra.

Das ſind ſie ja, Libuſſas Mägde. Wlaſta
Und Dobromila auf der Herrin Spur.

Tetka (heftig).

Libuſſa hier!

(Der Ton des Hornes etwas näher.)

Tetka.

Sie iſt's. Thut auf die Pforten!
Und eilt entgegen ihr mit Licht und Beiſtand.

(Man öffnet. Einige gehen hinaus, Andere bleiben in der Brüſtung des Thors ſtehen, darunter Swartka.)

Swartka.

Sie kommt und hoch zu Roß. Und Wlaſta, Dobromila,
Begleiten ſie und blaſen in ihr Horn.

Libuſſa wird in der Thorbrüſtung ſichtbar. Sie hat einen weißen Mantel übergeworfen und ein Federbarett auf dem Kopfe. **Wlaſta** und **Dobromila** gewaffnet hinter ihr.

Libuſſa.

Führt nur das Pferd zurück zu den drei Eichen,
Und trefft ihr einen Mann, ſtellt's ihm zurück,
Denn es iſt ſein. Und nimmt er Lohn, ſo gebt.

(Eine Jungfrau geht.)

Libuſſa.

War't ihr beſorgt?

Tetka.

Wie ſehr!

Kaſcha.

Ich nicht, ich wußte,
Du kamſt.

Libuſſa.

Doch lag einmal die Sorge nah.
Im Wald verirrt, nicht Wegesſpur, noch Führer:
Ein Gießbach wollte ſich das Anſehn geben,
Als ſei er fürchterlich, da kam mir Hilfe,
(vor Tetka tretend und ihr ins Auge blickend)
Doch unſer Vater, gelt!

Tetka.

Ja wohl.

Libuſſa (an ihrem Halſe).

O meine Schweſter!
Und ich war fern!

Tetka.

Wie kam's?

Libuſſa (ſich aufrichtend).

In all der Zeit,
Als ich an ſeinem Bette ſaß und wachte,
Da ſchwebte vor den Augen des Gemüths,
Hatt' ich's gehört nun, oder wußt' ich's ſonſt,
Das Bild mir einer Blume, weiß und klein,
Mit ſiebenſpalt'gem Kelch und ſchmalen Blättern;
Die gib dem Vater, ſprach's, und er geneſt;
In feuchten Gründen, ſchien es, wachſe ſie,
Das Thal von Budeſch mußt' ich immer denken.
Da nahm ich Korb und Griffel und ging hin,
Ich ſuchte und er ſtarb. So lang ich lebe,
Will büßen ich die unfreiwill'ge Schuld.
Und dieß mein Aug', es ſei vom heut'gen Tag
Geweiht den Thränen um den Edlen, Guten.

Tetka (ſie umarmend).

Ja wohl, Libuſſa, Trauer ſei und Klage
Geſchäft uns und Erholung allen Drei'n.

Kaſcha.

Sag' Zwei'n.

Libuſſa (gereizt).

Warum? Wen ſchließeſt du nur aus?

Kaſcha.

Die, welcher obliegt mehr, als ihn beklagen:
Zu folgen ihm in ſeiner harten Pflicht.
Des Czechenvolkes Erſte ſind im Schloß;
Sie fordern von Fürſt Krokus Töchtern Eine
Als Herzogin für das verwaiſte Land.

Libuſſa.

Nehmt ihr's, ich nicht!

Kaſcha.

So ſprachen wir ſchon Beide.
Doch ſähe gern der Vater unvollendet,
Was er für dieſes dunkle Volk gethan?
Und heißt es ſein Gedächtniß hoch nicht ehren,
Fortſetzen, wenn auch ſchwach, was er begann?

Libuſſa.

Doch welche nimmt's?

Kaſcha.

Laßt denn das Loos entſcheiden.

Libuſſa.

Wie nur?

Kaſcha.

So hört, was ich mir ausgedacht.
Uns Jeder gab der Vater, der nun todt,
Am Jahrestag von unſrer Mutter Scheiden
Ein koſtbar Kleinod mit der Eltern Bild,

In halb erhobner Arbeit dargeſtellt,
Als Gürtel eingefaßt in goldne Spangen.
Und da die Zierde gleich, ſo ſagt der Name
Der Eignerin, mit Sorgfalt eingeprägt:
Libuſſens bin ich, Tetkas oder Kaſchas.
Die Gürtel nun, des Vaters letzte Gabe
Und geiſtiges Vermächtniß noch dazu —
Sprach er doch ja: ſo oft ihr ſie vereint,
Will ich im Geiſt bei euch ſein und mit Rath —
Laßt legen uns in dieſe Opferſchale.
Tetka, die Ernſte, trete dann hinzu
Und deren Namen blind ſie greifend, faßt,
Die iſt befreit — und alſo auch die Zweite.
Der Dritten Gürtel wird zum Diadem.
Sie folgt, ob ungern, in die Fürſtenwohnung.
Seid ihr's zufrieden?

Libuſſa

(Barett und Mantel abgebend und in Bauerntracht daſtehend).

Wohl!

Tetka.

Libuſſa, du?
Wie ſonderbar gekleidet!

Libuſſa (ſich betrachtend).

Sonderbar?
Vergaß ich's doch beinah! Ja, gute Tetka,
Der Zufall kommt und meldet ſich nicht an,
Auftauchend iſt er da; und wohl uns, wenn beim Scheiden
Er äußerlich verändert nur uns läßt.
Das Kleid iſt warm und alſo lieb' ich es.

Tetka.

Doch wir —?

Libuſſa

(das Geſchmeide vom Halſe nehmend).

Hier iſt mein Gürtel.

Tetka

(ihren Gürtel ablöſend).

Hier der meine.

Kaſcha

(Libuſſens Geſchmeide nehmend).

Am Hals?

Libuſſa.

Und doch er ſelbſt, wie ich dieſelbe.

Kaſcha.

Das iſt dein Gürtel nicht.

Libuſſa.

Wie wäre das?

Kaſcha.

Die Ketten wohl; allein der Mutter Bildniß,
Das Mittelkleinod fehlt mit deinem Namen.
O Unbeſonnene!

Libuſſa.

Was ſchmähſt du mich?

Die abgeſendeten **Jungfrauen** kommen zurück.

Dobromila.

Wir waren, hohe Frau, bei den drei Eichen,
Wie du befahlſt, und ſuchten jenen Mann.
Doch kam er nicht und war nicht aufzufinden.

Libuſſa.

Nun, es iſt gut.

(Vor ſich hin.)

Das hat mir der gethan!

(Die Jungfrauen ziehen ſich zurück.)

Kaſcha.

Die Nacht im Wald, in Bauerntracht gehüllt,
Verloren deines Vaters Angedenken.

Libuſſa.

Mein Vater lebt, ein Lebender, in mir;
So lang' ich athme, lebt auch ſein Gedächtniß.

Kaſcha.

Die Liebe knüpft ſich gern an feſte Zeichen,
Der Leichtſinn liebt, was ſchwankend, ſo wie er.

Libuſſa.

Mit einem Wort löſ' ich die Räthſel leicht,
Doch würdet's ihr entſtellen und verkehren.
Drum halt' nur, was du weißt, mein ſich'res Herz!

Kaſcha

(Libuſſens Geſchmeide hinwerfend).

Der Kreis getrennt, du kannſt mit uns nicht looſen.

Libuſſa

(auf deren Wink eine Jungfrau das Geſchmeide aufhebt).

Nicht looſen? Und wer weiß, ob ich's auch will?
Ein Schritt aus dem Gewohnten, merk' ich wohl,
Er zieht unhaltſam hin auf neue Bahnen;
Nur vorwärts führt das Leben, rückwärts nie,
Ich ſoll nicht looſen? Und ich will es nicht.
Wo ſind die Männer aus der Czechen Rath?
Den Vater will ich ehren durch die That,
Mögt ihr das Loos mit dumpfem Brüten fragen:
Ich will ſein Amt und ſeine Krone tragen.

Tetka.

Libuſſa, o!

Kaſcha.

Hör' erſt auf mich, Libuſſa;
Wenn ich gekränkt dich mit zu raſchem Wort —

Libuſſa.

Du kränkteſt mich nicht mehr, ich ſeh's, als dich.
Doch was ich ſprach, es bleibt. Mein Wort ein Fels,
Und mag ich's nur geſtehn! Denk' ich von heut
Mich wieder hier in eurer ſtillen Wohnung
Beſchäftigt mit — weiß ich doch kaum womit —
Mit Mitteln zu den Mitteln eines Zwecks:
Mit Mond und Sternen, Kräutern, Lettern, Zahlen,
Dünkt's allermeiſt einförmig mir und kahl.
Dieß Kleid, es reibt die Haut mit dichtern Fäden,
Und weckt die Wärme bis zur tiefſten Bruſt;
Mit Menſchen Menſch ſein, dünkt von heut mir Luſt.
Des Mitgefühles Pulſe fühl' ich ſchlagen,
Drum will ich dieſer Menſchen Krone tragen.
Heraus Wladiken! Czechenvolk heraus!

Die Jungfrauen (rufen).

Libuſſa Herzogin! Der Böhmen Fürſtin!

Domaslav, Biwoy, Lapak und die übrigen **Abgeordneten** aus der Pforte links.

Domaslav.

Täuſcht unſer Ohr und hörten wir genau?
Erkürt der Böhmen Fürſtin, unſre Frau?
Und welche will? —

Libuſſa.

Hier iſt von Wollen nicht,
Von Müſſen iſt die Rede und von Pflicht.

Und da nun eine muß aus unſrer Zahl,
So will ich und begebe mich der Wahl.

Lapak.

Libuſſa, du?

Libuſſa.

Die Jüngſte aus dem Kreiſe
Und minder gut vielleicht als ſie und minder weiſe,
Auf ihnen würde Hohes gut beruhn;
Doch handelt ſich's um irdiſch niedres Thun,
Wo zu viel Einſicht ſchädlich dem Vollbringen,
Fernſichtigkeit geht fehl in nahen Dingen.
Wenn nun des Vaters Geiſt auf mir beruht,
So fügt ſich's wie es kann und, hoff' ich, gut.
Seid ihr's zufrieden?

Die Abgeordneten (knieend).

Hoch, Libuſſa, hoch!
Der Böhmen Herzogin, der Czechen Fürſtin!

Libuſſa.

Steht auf! ſind's dieſe nicht und dieſer Ort,
Was euch zu Boden zieht. Doch hört mein Wort.
Es hielt euch feſt des Vaters ſtrenge Rechte,
Und beugt' euch in ein heilſam weiſes Joch.
Ich bin ein Weib, und, ob ich es vermöchte,
So widert mir die ſtarre Härte doch.
Wollt ihr nun mein als einer Frau gedenken,
Lenkſam dem Zaum, ſo daß kein Stachel noth,
Will freudig ich die Ruhmesbahn euch lenken, —
Ein überhörtes wär' mein letzt' Gebot.
So wie ich ungern nun von hinnen ſcheide,
Lenkt' ich zurück dann meinen müden Lauf

Und träte bittend zwiſchen dieſe Beide;
Ihr nähmet, Schweſtern, mich doch wieder auf?

Kaſcha.

Wenn du's noch kannſt, von Irdiſchem umnachtet!

Tetka.

Wer handelt, geht oft fehl.

Libuſſa.

Auch wer betrachtet.

Domaslav.

Nicht fruchtlos ſollſt du, zweimal nicht, uns mahnen.
Nimm unſern Schwur darauf und unſrer Unterthanen.

Libuſſa.

Dieß letzte Wort, es ſei von euch verbannt.
In Zukunft herrſcht nur eines hier im Land:
Das kindliche Vertraun. Und nennt ihr's Macht,
Nennt ihr ein Opfer, das ſich ſelbſt gebracht
Die Willkür, die ſich allzufrei geſchienen
Und, eigner Herrſchaft bang, beſchloß zu dienen,
Wollt ihr als Brüder leben eines Sinns,
So nennt mich eure Fürſtin und ich bin's;
Doch ſollt' ich zwei'n ein zweifach Recht erdenken,
Wollt' eher ich an euch euch ſelbſt als Sklaven ſchenken.
Seid ihr's zufrieden ſo?

Alle.

Wir wollen!

Libuſſa.

Nun, ſo kommt!
Allein vergeßt ihr, was uns allen frommt,
(auf ihre Schweſtern zeigend.)
Da dieſe hier den Rücktritt mir verſagen,
So ging' ich hin es meinem Vater klagen.

Lebt, Schweſtern, wohl! Auf Wiederſehn, und bald!
Ihr Andern folgt und jubelt durch den Wald.
Ihr Mädchen mir voraus und ſtoßt ins Horn.
Bis jetzt mir nächſt, ſteht billig ihr nun vorn.
Und ſo, gehobnen Haupts, mit furchtlos offnen Blicken,
Entgegen kühn den kommenden Geſchicken.

Die Männer.

Libuſſa hoch! der Böhmen Herzogin!

(Man hat Libuſſa wieder den Mantel und das Federbarett gegeben; ſie geht, die Mädchen vor ihr her, die Männer ſchließen; Alle mit Fackeln und Jubel durch das mittlere Thor ab.)

Kaſcha.

Haſt du gehört?

Tetka.

Ja wohl.

Kaſcha.

Nun?

Tetka.

Ich bedaure ſie,
Sie wird's bereu'n, und früher, als ſie denkt.

Kaſcha.

Die Rohheit kann des Höhern nicht entbehren,
Doch hat ſie's angefaßt, will ſie's in ſich verkehren,
Wer nicht wie Menſchen ſein will, ſchwach und klein,
Der halte ſich von Menſchennähe rein.
Komm mit!

Tetka.

Wohin?

Kaſcha.

An unſer täglich Werk.

Ihr aber reinigt mir ſo Hof als Hallen,
Was hier geſchehn, es ſei in Traum zerfallen.

(Die Schweſtern mit Begleitung ab.)

Dobra.

Nun wir denn auch ans Werk, und gib mir Kunde,
Ob gutes Zeichen eintritt dieſe Stunde.
Welch Sternbild herrſcht?

Swartka

(auf der Höhe der Mauer).

Die Jungfrau blinkt, doch nein,
Ich irrte mich, es iſt des Löwen Macht,
Der auf ſein Böhmen ſchaut.

Dobra

(gen Himmel blickend).

Hältſt du auch ſich're Wacht?

Swartka

(mit halbem Leibe über die Bruſtwehr gelehnt und laut ausrufend).

Der Oſten graut, dem Tage weicht die Nacht!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Ebene an den Ufern der Moldau. Rechts ein Theil von Libuſſa's Wohnung.

Auf derſelben Seite nach vorn ein kleines Gebüſch, vor dem ein **Weib** mit einem etwa vierjährigen **Kinde** ſitzt. Links gegenüber ein Tiſch mit plaudernden und zechenden **Geſellen.** Zwei darunter ſpielen eine Art rohes Brettſpiel. Im Hintergrunde wird zu einer Zither getanzt.

Das Weib

(ihren Knaben emporhebend).

Nun, Tomya, ſpring!

Einer der Spielenden.

Ei ja, der ſchwarze Stein,
Er ſtand erſt hier.

Zweiter.

Dir fällt wohl gar noch ein,
Daß ich betrüg' im Spiel?

Erſter.

Wer denkt an das?
Sei mir nicht bös und zieh!

(Sie ſpielen weiter.)

Ein Alter.

Ja, laßt euch ſagen:

Fürſt Krokus war ein Held in ſeinen Tagen,
Der ſchlug, wenn's etwa galt, auch einmal los
Und ließ den Mann am Herde nicht vertöffeln.
Da ſaßen wir die Hände nicht im Schooß,
Und ſuppten Frieden aus mit breiten Löffeln.

Ein Jüngerer.

Je nun, der Löffel hat noch keinen Mund zerriſſen,
Des Krieges Meſſer ſchneid't mitunter harte Biſſen,
Der Großen breiter Schlund mag derlei noch vertragen,
Den Kleinen ſtumpft die Zähn' er und verdirbt den Magen.
Ich lobe mir den Frieden.

Alter.

Ja, was denkſt du?
Verſteh' mich recht.
(Den Becher hebend.)
Libuſſa hoch!

Alle am Tiſche (ebenſo).

Libuſſa!

Ein **Gewaffneter** und **Wlaſta** mit Bruſtharniſch und Helm an ſeiner Seite haben, wie beaufſichtigend, die Menge durchſchritten.

Gewaffneter
(zum Tiſche tretend).

Iſt's hier ſo laut?

Alter.

Wir ſprachen von Libuſſen,
Und wenn auch laut, wer ſpricht da laut genug?

Wlaſta.

Doch horcht! Der Arbeit Ablösſtunde ſchlug.

Man hört Geſang von Männerſtimmen. Mehrere **Feldarbeiter** kommen, ſich paarweiſe umſchlingend, die Jacken über die Schultern gehängt. Sie ſingen:

Feldarbeiter.

Ruh nach der Arbeit,
Wird wohler thun.
Denn wer nicht müde,
Kann auch nicht ruhn.

Einer von denen am Tiſche.

Willkommen! Schon zurück!

Einer der Gekommenen.

Was denkſt du, Lieber?
Der Theil des Tags, der uns traf, iſt vorüber,
Nun kommt's an euch.

Der Erſte (aufſtehend).

Wir ſind auch ſchon bereit.
Zur Arbeit, ho!

(Mehrere am Tiſche ſtehen auf, und nehmen die abgelegten Jacken auf.)

Derſelbe.

Kamt ihr im Pflügen weit?

Der Andere.

Zum Rain.

Der Erſte.

Macht's heiß?

Der Andere.

Je nun, es ſengt die Matten,
(den Schweiß mit dem Aermel von der Stirne wiſchend)
Doch der die Sonne gibt, der gibt zuletzt auch Schatten.

Der Erſte.

Macht's euch bequem.
(Zu den andern vom Tiſche Aufgeſtandenen.)
Ihr kommt!

Einer von ihnen (zum Schenken):

Noch einen Trunk!

Schenke.

Was meinſt du auch? Ich denk', du haſt genug,
Sonſt gibt es eitel Zank, wie jüngſt beim Frühlingsfeſte;
Die Fürſtin liebt das nicht. Halt's wie die andern Gäſte.

Der Vorige.

So wart' ich bis zum Quell.

Schenke.

Thu' das, es kühlt den Brand,
Und heiter bleibt der Kopf und rührig Fuß und Hand.

Wlaſta

(die gewaffnet ab und zugegangen iſt, ohne Strenge).

Zur Arbeit!

Der letzt Zurückgebliebene.

Wohl! das iſt ja was ich meine.

(Er und die übrigen Aufgeſtandenen nach der rechten Seite ab. Die neu Angekommenen ſetzen ſich.)

Der Erſte von ihnen (zum Alten).

Wir pflügten heut dein Feld.

Alter.

Ging's gut?

Der Pflüger.

Ei, gar viel Steine,
Doch hielten wir darum nur doppelt feſt.

Alter.

Habt Dank!

Erſter Spieler (einen Zug machend).

Verloren!

Zweiter
(nachdem er das Spiel überſehen, dem Andern Geld hinſchiebend).
Nun hier iſt der Reſt.

Erſter.
Du hörſt wohl gar ſchon auf?

Zweiter
(auf eine Figur des Brettſpieles zeigend).
Fraß alles doch der Reiter.

Erſter
(einen Theil des Geldes zurückſchiebend).
Nimm von dem meinen da, und ſpielen wir nur weiter.

Wlaſta (hinzutretend).
Spielt ihr um Geld?

Erſter Spieler.
Es gibt kein großes Glück,
Wir zahlen nur zum Scherz, und geben's dann zurück.

Wlaſta.
Ihr thut ganz recht, wollt ihr die Fürſtin euch gewogen.

Erſter Spieler.
Wer will das nicht?
(Noch eine Hand voll Geld dem Andern hinlegend.)
Da nimm! und ausgezogen!
(Sie ſpielen weiter.)

Das Weib
(im Vorgrunde, das ſich unterdeſſen mit dem Kinde beſchäftigt hat, zu demſelben).
Wenn nun die Fürſtin kommt, küß ihr den Saum.
(Von den Tanzenden im Hintergrunde löst ſich ein Paar los, das jetzt gegen die Mitte zu, hervortanzt.)

Einer der Sitzenden.

Seht, wie der Janek ſpringt, der nimmt ſich Raum,
Tanzt er mit Ilſen doch.

(Mehrere ſtehen auf, dem Tanze zuzuſehen.)

Ein **Alter** von der linken Seite kommend.

Der Alte.

Laßt ab, ihr Beiden!
Wie oft ward's euch geſagt: ich will's nicht leiden.

Einer der Zuſehenden.

Ei, Alter, trenn' es nicht, das hübſche Paar!

Der Alte.

Zuletzt nennt ihr noch Mann und Weib ſie gar.

Der Vorige.

Warum auch nicht?

Der Alte.

Warum? Ich will's euch ſagen.
Mein Mädel da iſt reich, und er hat kaum zu nagen.

Der Vorige.

So lebt ihr Alten ſtets denn in vergangner Zeit?
Was geſtern feſt und wahr, iſt's darum nicht auch heut.
Der Reichthum letzter Zeit kam etwas ſtark zu Falle,
Sonſt hatten die und der, nun aber haben Alle.
Was kaufſt du um dein Geld da wo nichts käuflich iſt,
Das Land ein breiter Tiſch, an dem, wer hungert, ißt.
Deshalb des Burſchen Noth, der Tochter dich erbarme,
Er hat was ewig reich: ein Herz und rüſt'ge Arme.

Das Mädchen.

Mein Vater!

Der Alte
(zum Gehen gewendet).

Ei, ja doch!

Der vorher geſprochen.

Geht, folgt ihm auf dem Fuß!
Zuletzt ſagt er doch Ja, und wär's aus Ueberdruß.

(Muſik von der linken Seite.)

Derſelbe.

Schon wieder Sang und Klang? Das hat nicht Langeweile!

Weiber und Kinder
(hüpfend und in die Hände ſchlagend).

Ei ſchön! Die Knappenſchaft des Bergwerks aus der Eule!

Bergknappen mit Muſik von der linken Seite. In der Mitte auf den Schultern von vier Männern eine Tragbahre mit glänzenden Stufen, Erzſtücken und Gefäßen voll edlen Metallen. — Die Anweſenden drängen ſich betrachtend und bewundernd nach dem Hintergrunde. — **Lapak** von der linken Seite kommend und **Domaslav** mit **Biwoy** rechts auftretend, begegnen ſich.

Lapak.

Seid mir gegrüßt!

Domaslav.

Und du!

Lapak
(auf das Volk weiſend).

Das freut ſich.

Domaslaw.

In der That.

Lapak.

Man iſt recht glücklich hier.

Domaslaw.

Und Jedermann iſt ſatt.

Lapak.

So Herr als Knecht.

Domaslaw.

Der Knecht nun wohl am meiſten.

Lapak.

Das möcht' ich mir zu ſagen nicht erdreiſten.
Wir ſind doch Herrn.

Domaslaw.

Und ſatt ſo gut als die.

(Auf die Menge weiſend.)

Zwar ſatt ſein iſt nicht viel.

Lapak.

Zu viel macht doch nur Müh'!
Libuſſa —

Domaslaw.

Ah, ſie iſt der Frauen Zierde!

Lapak.

Gerecht.

Domaslaw.

Und weiſe.

Lapak.

Mild.

Domaslaw.

Und doch voll Würde.
Nur —

Lapak.

Meinſt du?

Domaslav.

Ich? — Sie iſt wie du geſagt.

Lapak.

Und wer im ganzen Land zu widerſprechen wagt?
Zwar wenn —

Domaslav.

Erkläre dich!

Lapak.

Was iſt da zu erklären?
Das Land iſt ſegensvoll, und mög' es ewig währen!

Domaslav.

Die Dauer freilich —

Lapak.

Wohl. Das Schöne währt nur kurz.
Und wer die Höhe wählt —

Domaslav.

Der wagt zugleich den Sturz.

Lapak.

Die Dauer, ja; und, wag' ich's anzudeuten —?
Siehſt du dort Wlaſta durch die Männer ſchreiten?
Da Tadeln nun ein Menſchenfehler doch —
Die Weiber, dächt' ich, ſtellt ſie allzuhoch.
Zwar wird ſie wiſſen wohl —

Domaslav.

In ihrer Weisheit Fülle —

Lapak.

Warum ſie alſo thut.

Domaslav.

Gewiß! Und dann — doch ſtille!

Lapak.

Was iſt?

Domaslav.

Mir ſchien, als käme Wer. — Dann noch zumeiſt,
Die Niedern, find' ich, werden allzudreiſt.

Lapak.

Man ſieht die Achtung doch nicht gerne ſich verſagen.

Domaslav.

Und braucht man nun ſein Recht —

Lapak.

So eilt das gleich zu klagen.

Domaslav.

Ja dieß, und daß die Weiber ſie ſo hoch geſtellt,
Sonſt iſt ihr Reich —

Beide.

Das beſte in der Welt.

Domaslav.

Und, Biwoy, du ſchweigſt ſtill?

Biwoy.

Was bleibt mir über?
Hör' ich die Klugen ſprechen als im Fieber.
Verkehrt iſt all' dieß Weſen, eitler Tand,
Und los aus ſeinen Fugen unſer Land.
Weiber führen Waffen und rathen und richten,
Der Bauer ein Herr, der Herr mit nichten.
Und all' dieß Tändeln mit ſanft und mild
Gibt höchſtens 'ne Sangweiſ', ein feines Bild;
Doch wie's entſtand unter Einer Stirn,
Hat's nirgends Raum als im Menſchenhirn.

Und fiel ein Feind in unſre Gauen,
Wir würden deß allen die Früchte ſchauen.
Lapak.
Wie kurz und raſch.
Domaslav.
Fürwahr, er übertreibt.
Zwar etwas iſt daran —
Lapak.
Das etwa übrig bleibt.
Domaslav.
Daß ich's denn grad' heraus nach meiner Einſicht deute,
Dem Ganzen fehlt ein Mann, ein Mann an ihrer Seite.
Lapak.
Vielleicht. Zu all den Gaben, die der Fürſtin Zier,
Ein ruhig ſich'res Aug —
Domaslav.
Gleich, weiſer Lapak, dir.
Lapak.
Weiſ' iſt Libuſſa ſelbſt. Sag: Domaslav der reiche.
Domaslav.
Der reiche Domaslav? Sind wir nicht längſt denn Gleiche?
Der ſtarke Biwoy wär' dem Land ein ſtarker Schild.
Biwoy.
Mag ſein. Doch frägt darnach das zarte Frauenbild?
Domaslav.
Wozu noch mehr? Laßt uns zum Werke uns vereinen!
Wir werben ohne Neid. Sie wähle von uns Einen.
Und wer das Loos erhält, gedenke dankbarlich
Des Brüderpaars, und ſtell' als Nächſte ſie nach ſich.

Lapak.

Wenn nur —

Wlaſta (rufend).

Die Fürſtin naht!

(Der Tanz hört auf.)

Wlaſta.

Laßt euch nicht ſtören!
Sie wird in eurer Luſt den ſchönſten Willkomm hören.

Libuſſa kommt von der rechten Seite, von Mehreren begleitet. Sie bleibt betrachtend ſtehen. Die Tanzenden machen noch einige Schritte, dann hören ſie zugleich mit der Muſik auf, wobei einige Weiber Blumenſträuße zu Libuſſa's Füßen legen.

Libuſſa.

Habt Dank, ihr Leute! Für die Blumen auch,
Mich freut es, wenn ihr ſie, die frommen, liebt,
Und ihnen gleich auch bleibt an ſtillem Blüh'n.
Was euch die Gärtnerin mit nächſter Sorge,
Vertheilend hilfreich Naß und Wärm' und Schatten,
Kann nützlich ſein, das iſt euch ja gewiß.
Die Freude, hoff' ich, ſtört nicht das Geſchäft?

Wlaſta.

Die Pflüger, kaum gewechſelt, ſind im Feld.

Libuſſa.

Mir ſchmerzt die Stirn; das zielt auf feuchte Zeit.
Sie ſollen eilen, daß ſie heut vollenden.
Doch wird der Sommer heiß. Das Jahr iſt gut.
Wer ſind die Leute dort?

Wlaſta.

Die Knappenſchaft

Des Bergwerks aus der Eule. Reiche Beute
Dir bietend ſind ſie da. Willſt du ſie ſprechen?

Libuſſa.

Nicht jetzt. Mich ekelt an der anſpruchsvolle Tand.
(Einen der Blumenſträuße in der Hand haltend.)
Die Butterblumen hier ſind helles Gold,
Und reines Silber nickt in dieſen Glöckchen.
Hat Jemand Luſt an ihrem todten Hort
Zu Schmuck und zu Geräth, ſei's ihm gegönnt.

Ah, Brom! Wie lebſt du und wie lebt dein Weib?
Seid ihr verſöhnt und ſtreitet ihr nicht mehr?
Demnächſt komm' ich zu dir, mich deß zu überzeugen.
Nicht immer von Gehorſam ſprich zu ihr,
Sie wird dir um ſo williger gehorchen.
Das heißt: wenn du im Recht; denn haſt du Unrecht,
So ſeh' ich nicht, warum ſie weichen ſollte.
Ich blicke rings um mich und finde nirgends
Den Stempel der Mißbill'gung, den Natur
Der off'nen Stirn des Weibes aufgedrückt.
Sieh, deine Fürſtin iſt ein Weib, und braucht ſie Rath,
Geht ſie zu ihren Schweſtern, und hier Wlaſta,
Sie wacht in Waffen und gebeut ſtatt mir.
Fühlt ſich dein Knecht als Menſch dem Herren ähnlich,
Warum ſoll ſich dein Weib denn minder fühlen?
Kein Sklave ſei im Haus und keine Sklavin:
Am wenigſten die Mutter deines Sohns.
(Zu dem Weibe mit dem Kinde.)
Ah, Gute! Und dein Kind! Iſt's nun geſund?
Und machten jene Kräuter es geneſen?
Doch eine Narbe noch, hier nächſt der Stirn!
Nimm Pfeilwurz, wie es auf den Wieſen wächst,

Und drück' ihm's an die Stirne wiederholt
Und ſag' dazu: in Gottesnamen. — Gut!

Auch gilt's hier eine Hochzeit, ſagt man mir.
(Das Tänzerpaar von vorher und der Vater treten näher.)
Ei, alter Risbak, fühlſt du dich erweicht
Und nennſt ſie Mann und Weib, das hübſche Paar?
Du thuſt ſehr wohl, ſie ſind einander werth,
Denn was du immer ſprachſt von arm und reich,
Da iſt nicht Sinn dabei. Wohl denn, Glück auf!
Kehrt nun zu Spiel und Tanz und froh zur Arbeit.
(Das Volk zieht ſich zurück. Sie kömmt gegen den Vorgrund.)
Sieh da, ihr Herrn, ſo vornehm abgeſondert?
Wie unzufrieden oder doch erſtaunt?

Domaslav.

Vielleicht erſtaunt, daß du, den Göttern ähnlich,
Die Gaben ſpendeſt, die du ſelbſt nicht theilſt.

Libuſſa.

Leih' deinen ſcharfen Sinn mir, weiſer Lapak,
Daß ich verſtehe, was dort Jener meint.

Domaslav.

So ſtifteſt du nicht Ehen, hohe Fürſtin,
Und biſt der Ehe doch, der Liebe feind?

Libuſſa.

Du hältſt mich wohl für raſend, guter Mann?
Wie ſollt' ich haſſen, was ſo menſchlich iſt?
Allein zu Lieb' und Ehe braucht es zwei:
Und, ſag' ich's nur, mein Vater, euer Fürſt,
War mir des Mannes ein ſo würdig Bild,
Daß ich vergebens ſeines Gleichen ſuche.
(Sich von ihnen entfernend.)
Zwar einmal ſchien's, doch es verſchwand auch ſchnell.

Lapak.

Du willſt Geprüfte, doch du willſt nicht prüfen.

Libuſſa (vor ſich hin).

Stellt er ſich denn der Prüfung? wollt' ich auch.

Domaslav.

Was man entfernt wünſcht, hüllt man gern in Dunkel.

Libuſſa.

Nun weiſer Lapak denn und ſtarker Biwoy
Und mächt'ger Domaslav, die ihr euch theilt
In das, was ich im Mann vereint mir denke,
Hört denn ein Räthſel, und als halbe Löſung
Füg' ich ein Zeichen bei nach Seherart.
War doch die Kette ſtets der Ehe Bild.

(Sie nimmt ihren Halsſchmuck und legt ihn auf ein Kiſſen, das ein Page hält.)

Wer mir die Kette theilt,
Allein ſie theilt, mit keinem dieſer Erde,
Vielmehr ſie theilt, auf daß ſie ganz erſt werde;
Hinzufügt, was, indem man es verlor,
Das Kleinod theurer machte, denn zuvor:
Er mag ſich ſtellen zu Libuſſa's Wahl,
Vielleicht wird Er, doch nie ein Andrer, ihr Gemahl.

Domaslav.

Wer mir die Kette theilt.

Biwoy.

Und wieder doch nicht theilt.

Domaslav.

Hinzufügt, was —

Libuſſa.

Müht euch nicht ab!

Der weiſe Lapak, ſah ich, ſchrieb ſich's auf.
Verbirg es nicht und theil' es dieſen mit,
Es ſoll für Alle. Nun mit Gott, ihr Herrn.
Sucht auf die Löſung: aber hört zugleich:
Bis ihr's gefunden, meidet meine Nähe. —
Libuſſa iſt kein Preis für jeden Werth.

(Zum Pagen.)

Geh nur voran! Ihr folgt! Glück auf den Weg!

Biwon (im Abgehen leiſe).

Sie narrt uns, ſagt' ich euch.

Lapak (ebenſo).

Wart' ab das Ende.

(Die Drei ſammt dem Pagen ab nach der linken Seite.)

Libuſſa.

Wer einſam wirkt, ſpricht in ein leeres All,
Was Antwort ſchien, iſt eigner Wiederhall.
Ha Wlaſta komm! Iſt irgend ein Geſchäft,
Ein Mühen, eine Sorge, eine Qual,
Daß ich bevölk're meines Innern Wüſte?

(Die im Hintergrunde Stehenden drängen ſich nach der linken Seite.)

Libuſſa.

Was dort?

Wlaſta.

Zwei Männer ſtreiten, wie du ſiehſt.
Sie faſſen ſich am Bart.

Libuſſa

(in die Scene blickend).

Schlägſt du den Bruder?
Gebt mir ein Schwert, er ſoll des Todes ſterben!
Und doch, ſchelt' ich den Zorn und fühl' ihn ſelbſt?
Trennt ſie!

(Einige gehen nach der linken Seite.)

Und iſt das Thier erſt Menſch geworden,
Bringt ſie, auf daß ich ſchlichte ihren Streit.
Ei Streit und Streit!

(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)

Iſt's hier denn etwa Friede?

(Ab nach der rechten Seite. Die Uebrigen zerſtreuen ſich.)

Verwandlung.

Kurze Gegend mit Felſen und Bäumen.

Die **drei Wladiken** kommen, vor ihnen der **Knabe** mit dem Kiſſen.

Domaslav.

Setz' nur das Kiſſen ab, dort leg' es hin,
Indeß wir uns berathen, was zu thun.

(Der Knabe ſetzt das Kiſſen auf ein niederes Felsſtück links im Vorgrunde und geht.)

Domaslav

(dem Knaben nachblickend).

Mir dünkt, ich ſehe Spott in ſeinen Augen.

Biwoy

(der ſich rechts im Vorgrunde zur Erde niedergeworfen hat mit ſeinem Schwerte ſpielend).

Hat er nicht recht, und ſind wir nicht genarrt?

Lapak

(im Hintergrunde, die Hände auf dem Rücken, auf und abgehend).

Das frägt ſich noch!

Biwoy.

Ei ja, dann klügle du!

Domaslav

(der links im Vorgrunde auf das Felſenſtück geſtützt, unverwandt die Kette betrachtet).

Wer mir die Kette theilt —

Biwoy.

Allein — wie heißt's?

Lapak

(unwillig hervorſprechend).

Allein ſie theilt mit keinem dieſer Erde.

(Er geht wieder auf und nieder.)

Biwoy.

Sie theilt, allein mit Niemand. Guter Schwank!

(Aufſtehend.)

Ich hab' es ſatt. Ich ſag' euch, es iſt Unſinn.
Der Widerſpruch, ja die Unmöglichkeit
Geknüpft in Reimwerk, um uns zu verſpotten,
Und uns zu bannen fern von ihrem Hof,
Weil ſie uns ſcheut und unſre Nähe fürchtet.
Wenn nicht der Sinn von Räthſel und von Kette
In jener Knechtſchaft liegt, die uns ihr Vater
Vor Jahren auferlegt, und ſie ſein Sprößling
Mit zarten Händen gern verdoppeln möchte.

Drum iſt mein Rath: Geh' Jeder auf ſein Schloß;
Du Lapak, du biſt weiſe, Domaslav
Biſt reich, haſt Diener, Schreiber, die dir helfen,
Um auszuklügeln, was vielleicht der Sinn.
Ich bin ein Mann des Schwerts. Gebt mir das Kleinod,
Ich will es hüten, daß, gelingt die Löſung,
Nicht Einer ernte, wo geſä't für Drei,
Und ſich allein das Ziel der Werbung eigne.

Domaslav.

Das darf nicht ſein!

Biwoy.

(die Hand ans Schwert).

Es darf nicht?

Lapak.

Nein und nein!

Biwoy.

So laßt das Loos denn zwiſchen uns entſcheiden.
Wir werden doch nicht wie die Blinden wandeln,
Uns wechſelſeits umklammernd mit den Händen?
Geführt von jenem Gold, als unſerm Auge,
Und jenem Knaben — Ruft den Knaben her!
Er ſoll entſcheiden, werfen uns das Loos.

Domaslav.

Damit er, rückgekehrt, am Hof Libuſſa's
Uns ihren Weibern ſchild're zum Geſpött?

Biwoy.

Da haſt du recht!

Lapak.

Dort geht ein Wandersmann,
Des Weges ſcheint's hierher. Er kennt uns nicht:
Sei unſer Loos ſein unbeſtochnes Wort.
(Da Biwoy ſich nach der bezeichneten Seite wendet.)

Lapak.

Tritt du nicht vor! Des Menſchen Sinn iſt raſch,
Zuerſt geſehn, iſt ihm zuerſt gekannt.
Er ſoll uns gleich mit einem Male ſchaun.
(Sie ziehen ſich zurück.)

Primislaus tritt im Vorgrunde von der linken Seite auf.

Primislaus.

So wie der Wolf rings um die Heerde kreiſt,
Halb Hunger und halb Furcht, ſchleich' ich im Stillen
Her um das Haus, das jene Hohe birgt.

Und in der Bruſt trag' ich das reiche Bild,
Das ſie mir gab, vielmehr: das ich mir nahm,
So daß, wenn's hier zur linken Seite pocht,
Ich unterſcheide kaum, ob es mein Herz,
Ob es ihr Kleinod, was ſo mächtig ſtürmt;
Und beide drängen hin zu ihrer Herrin.
Doch nah' ich ihr, rückſtattend meinen Raub,
Lohnt ſie mit Gold die That, die mich beglückt;
Und bleib' ich fern, ſo deckt ein ſchnell Vergeſſen,
Was ſie kaum weiß mehr und nur hier noch lebt.
Ich ſah dort einen Knaben ihres Hauſes,
Gekleidet in die Farben ſeines Dienſts.
Vielleicht kann ich ein Wort verſteckter Mahnung,
Rückrufender Erinnrung ihm vertraun,
Daß ſie gedenkt des Vorfalls jener Nacht.

Indem er ſich nach rückwärts wendet, treten die **drei Wladiken** hervor.

Lapak.

Erſchrick nicht, fremder Mann!

Primislaus.

Erſchrak ich denn?

Domaslav.

Du kennſt nicht uns, wir dich nicht.

Primislaus.

Alſo ſcheint's.

Lapak.

Zum Schiedsmann biſt du demnach wie erleſen.

Primislaus.

Was iſt zu ſcheiden und was iſt getrennt?

Lapak.
Etwa die Kette hier.

Primislaus (für ſich).
Libuſſa's Kette!

Domaslav.
Sie gab uns eine hohe Frau.

Primislaus.
Libuſſa!

Lapak.
So weißt du —?

Primislaus.
— Nichts, als nur, daß es die ihre.

Domaslav.
So ſag' denn kurz, wie kurz iſt unſre Frage:
Weß von uns Dreien ſoll das Kleinod ſein?

Primislaus.
Ich bin kein Mann des Zufalls und des Glücks,
Zumal wo's Richterſpruch gilt und Entſcheidung.
Wollt ihr den nähern Sinn mir nicht vertraun,
So bleibt mit Gott, ich ziehe meines Wegs.

Lapak.
Soll ich?

Biwoy.
Thu's immerhin, der Mann ſcheint klug.
Vielleicht verhilft er etwa uns zur Löſung.

Domaslav.
Nun alſo denn: Wir Drei, die du hier ſiehſt,
Sind mächtige Wladiken dieſes Landes,
Als mächtig eben, ſtark und reich, berufen,

Zu werben um der Fürſtin hohe Hand.
Als heute nun wir ſolcher Abſicht nahten,
Gab uns die Fürſtin dieſes Halsgeſchmeid'
Und ſprach dazu — Wie heißt's?

Primislaus.

Laßt mich es hören.

Lapak (leſend).

Wer mir die Kette theilt —

Biwoy.

Doch theilt mit keinem.
Es klingt wie Wahnſinn.

Primislaus.

Jedes Wort, ich bitte.

Lapak (leſend).

Wer mir die Kette theilt,
Allein ſie theilt mit Keinem dieſer Erde.

(Während die Wladiken neben Lapak ſtehen und in die Schrift blicken, hat Primislaus die Kette ergriffen, die hakenförmigen Glieder getrennt und raſch wieder zuſammengefügt.)

Lapak (fortfahrend).

Vielmehr ſie theilt, auf daß ſie ganz erſt werde;

Domaslav (leſend).

Hinzufügt, was, indem man es verlor,
Das Kleinod theurer machte denn zuvor.

(Bei dieſen Worten fährt Primislaus ſchnell nach der linken Seite der Bruſt, wo er das Kleinod verborgen.)

Biwoy (ebenfalls leſend).

Er mag ſich ſtellen zu Libuſſa's Wahl,
Vielleicht wird er, doch nie ein Andrer, ihr Gemahl.

Primislaus.

Ich will zu ihr!

Domaslav.
Was ficht Euch an? Ihr geht?

Primislaus.
Das Räthſel iſt gelöst.

Lapak.
Wie nur?

Primislaus.
— Es ſchien ſo,
Doch decket neue Nacht das kaum Erhellte.
Sie ſprach's zu euch als Werbern ihrer Hand?

Domaslav.
So war's.

Primislaus
(von ihnen wegtretend).
Und überließ dem Zufall denn,
Ob ſie des Räthſels Löſung dennoch fänden?
Und der es fand, er war ja ihr Gemahl!
Fahr' hin, mein Glück, dein Flug war allzuraſch!
Doch blieb ein Stachel ſcheint's in ihrer Bruſt.
Laß mich's verſuchen denn; ich drück' ihn feſter,
Ob ihn die Zeit vertieft, ob ſie ihn heilt.
(Laut.)
Nun denn, ob das das Kleinod oder jenes,
Iſt nicht die Frage, ſcheint's, zu dieſer Zeit,
Nicht Einen wollte ſie vorerſt bezeichnen,
Ihr Alle ſollt zur Werbung euch berecht'gen,
Den Einen wird beſtimmen ihre Wahl.
Weßhalb, da ſie zu „theilen" euch gebot,
Und „mitzutheilen" doch ſo ſtreng verpönte,
Sie in Geſammtbeſitz euch wünſcht zugleich:

Gemeinſam haben heißt als Freunde theilen.
Gebt Acht, ob ich die Wahrheit näher treffe:
Fürſt Krokus gab der Töchter Dreizahl, Jeder
Der Mutter Bild, umringt von edlen Steinen,
In Gürtelſpangen künſtlich eingefügt:
Die Spangen, ſie ſind hier, das Bildniß fehlt;
Wie ſie's verlor, die Fürſtin, wer kann's wiſſen?
Doch daß es fehlt, und damals ſchon gefehlt,
Als jene Frau'n um Böhmens Krone looſten,
Sagt das Gerücht in jedes Mannes Mund;
Wie auch, daß durch den Abgang jenes Bildes
Bezeichnet ward als Herzogin Libuſſa,
Und in der That „durch das, was man verlor,
Das Kleinod reicher wurde als zuvor,"
Denn es trug ein der Böhmen Herzogskrone.

Domaslav.

Mir däucht, der Mann hat Recht.

Lapak.

Mir ſcheint's nicht minder.

Biwoy.

So hätten wir das Räthſel denn!

Primislaus.

Das Wort,
Allein die Sache nicht. Sie will das Bildniß.
„Hinzufügt, was, indem man es verlor,"
Und wie es weiter heißt. Sie will die Sache.

Biwoy.

Allein wie finden wir die Sache nun?

Primislaus.

Ein Mittel wär' vielleicht. Was gebt ihr dem,
Der euch das Bildniß ſchafft, nach dem ihr ſtrebt?

Lapak (leiſe zu ihm).

Ein Kornmaß Silber, bringt er's heimlich mir.

Domaslav (ebenſo).

Mein Schloß in Kresnagrund, wird's mir zu Theil.

Biwoy (laut).

Werd' ich der Böhmen Herzog, all mein Eigen.

Primislaus.

Das iſt verſprochen viel, gegeben wenig.
Erkenntlichkeit iſt ein gar ſchwankend Ding.
Wer zielt, drückt das Geſchoß an Bruſt und Wange,
Doch wenn er traf, wirft er's verächtlich hin.
Die Kette hier iſt Gold, und Gold genug
Hat Böhmens Fürſtin, habt ihr Herren auch;
Mir wär's ein reicher Schatz. Gebt mir die Kette,
So ſchaff' ich euch das Bild.

Lapak.

Nicht ſo, nicht alſo.

Biwoy.

Wir wollen Beides, Bild und Kette.

Domaslav.

Ja.

Primislaus.

Wer auf den Markt geht, der ſteckt Geld zu ſich.
Für Nichts iſt Nichts. Und ſomit Gott befohlen!

Domaslav.

So habt Ihr ſelbſt das Bild?

(Leiſe zu den Uebrigen.)

Wir ſind zu Drei'n,
Vielleicht, daß mit Gewalt —

Primislaus.

Wer's nun beſitzt!
Der Ort, der es verbirgt, iſt mir bekannt,
Und wer mich ſchädigt, bringt ſich um den Schatz.
(Die Hand an ein dolchartiges Meſſer in ſeinem Gürtel gelegt.)
Nebſtdem, daß ich nicht wehrlos, wie ihr ſeht.

Domaslav.

Es ſei darum! Doch was ſoll dir die Kette?

Primislaus.

Vielleicht als Zeichen deſſen, was geſchah,
Als Bürgſchaft auch vielleicht für euern Dank;
Denn — wiederum vielleicht — geb' ich ſie ſpäter
Für einen Lohn, der höher, als ſie ſelbſt.

Biwoy.

Der Handel iſt geſchloſſen. Nun das Bild?

Primiſlaus

(mit Erwartung erregenden Geberden gegen die auf dem Kiſſen liegende Kette gewendet).

Wohl denn, ihr Herrn, betrachtet mir das Kiſſen,
Die Klugheit gilt gar oft als Zauberkraft,
Und iſt's auch oft. — Ihr ſeht — O weh, es fiel!

(Während die Augen der Wladiken auf das Kiſſen gerichtet ſind, hat er das Bild aus der Bruſt gezogen und in die linke Hand genommen. Jetzt ſtößt er, die Kette mit der rechten Hand faſſend, das Kiſſen von dem Felsſtück herab, ſo daß es nach rückwärts fällt, und gleichzeitig läßt er das Bild in derſelben Richtung fallen.)

Und hier das Bild.

Domaslav.

Es iſt's.

Lapak.

Ich ſah's zuerſt.

Domaslav.

Ich hab's zuerſt ergriffen.

Biwoy.

Nun, und ich?
Man wird mir meinen Theil doch nicht beſtreiten?

Domaslav.

Doch ob's das rechte nun?

Biwoy.

Ja wohl, laßt ſehn!

(Sie ſtehen ſeitwärts gewendet, das Bild betrachtend, das ſie ſich wechſelsweiſe aus der Hand nehmen.)

Primislaus

(die Kette in den Buſen ſteckend).

Ich nehme meinen Lohn, der mir ein Zeichen
So gut wie jenes andre. Und Libuſſa,
Sie wird erinnert. Hoffnung bleibt wie vor.

(Er entfernt ſich nach der linken Seite.)

Domaslav

(das Bild in der Hand haltend).

Hier ſteht es: Krokus, hier.

Lapak.

Und hier: Libuſſa.

(Sie wenden ſich um.)

Lapak.

Wo aber blieb der Mann?

Domaslav.

Und wo die Kette?

(ans Schwert greifend)

Verrätherei!

Biwoy.

Verräther? Und warum?

Der Handel ward geſchloſſen: Ihm die Kette
Und uns das Bild. Er iſt in ſeinem Recht.
Wir haben, was wir ſuchten. Laßt uns heim;
Libuſſa muß nun wählen unter uns,
Die ſie verbannt vielleicht für immer glaubte.
Und ſucht ſie Ausflucht etwa weiter noch,
Bleibt uns das Schwert.

Lapak.

Und was ſelbſt Schwache ſchützt:
Vereinigung.

Biwoy.

Recht gut, fühlt ihr euch ſchwach,
Ich nicht. — Du Knabe dort, komm nur herbei.
(Der Knabe kommt vom Hintergrunde links.)
Nimm jenes Kiſſen auf. Und lach' nicht wieder,
Wie du vorerſt gethan.
(Das Bild auf das Kiſſen legend.)
Hier iſt das Räthſel,
Das auch die Löſung iſt. Nun lachen wir.
Es ſoll ſich Manches ändern hier im Land,
Und auch in euerm Haus, geliebt's den Göttern.
Der Fürſtin Weisheit ehr' ich; doch ein Mann,
Es hat doch andern Schick!

Die Beiden.

Ja wohl.

Biwoy

(ſich mit einem verächtlichen Blick von ihnen wendend und dem Knaben folgend.)

Nur vorwärts!

(Die beiden Andern, hinter ihm hergehend, reichen ſich die Hände, indem ſie ihr Mißtrauen gegen ihn und ihr Einverſtändniß durch Geberden ausdrücken.)

Verwandlung.

Platz vor Libuſſa's Schloſſe, wie zu Anfang des Aufzuges.

Libuſſa kommt mit **Gefolge.** Auf der entgegengeſetzten Seite links im Hintergrunde haben ſich mehrere Männer aufgeſtellt.

Libuſſa.

Setzt mir den Stuhl heraus; ich will ins Freie.
Vielmehr nur: ſattelt mir das weiße Roß.
Daſſelbe, das mich einſt nach Budeſch trug
In jener Nacht, als bei des Vaters Scheiden
Ich Herrin, Sklavin ward von dieſem Land.
Wer ſind die Leute dort?

Wlaſta.

Die Streitenden
Von heute Morgen.

Libuſſa.

Und ſie ſtreiten noch?
Und einen Markſtein gilt's, den man verrückt?

Einer der Streitenden.

Hier dieſer hat's gethan!

Libuſſa.

Sahſt du's?

Derſelbe.

Ich ſah es nicht.

Libuſſa.

Und ſahen's Andre?

Der Nämliche.

Nein.

Libuſſa.

Und zeihſt den Bruder
Des Frevels doch? Vergleicht euch!

Der Zweite.

Wohl, ich will.

Der Erſte.

Ich nicht.

Libuſſa.

Und wenn ich dreifach Land dir gebe,
Für das, was du verlierſt?

Der Erſte.

Ich will mein Recht.

Libuſſa.

Von allen Worten, die die Sprache nennt,
Iſt kein's mir ſo verhaßt als das von Recht.
Iſt es dein Recht, wenn Frucht dein Acker trägt?
Wenn du nicht hinfällſt todt zu dieſer Friſt,
Iſt es dein Recht auf Leben und auf Athem?
Ich ſehe üb'rall Gnade, Wohlthat nur
In allem, was das All für Alle füllt,
Und dieſe Würmer ſprechen mir von Recht!
Daß du dem Dürft'gen hilfſt, den Bruder liebſt,
Das iſt dein Recht, vielmehr iſt deine Pflicht,
Und Recht iſt nur der ausgeſchmückte Name
Für alles Unrecht, das die Erde hegt.
Ich leſ' in euren Blicken, wer hier trügt,
Doch ſag' ich's euch, ſo fordert ihr Beweis.
Sind Recht doch und Beweis die beiden Krücken,
An denen alles hinkt, was krumm und ſchief.
Vergleicht euch! ſonſt zieh' ich das Streitgut ein
Und laſſe Diſteln ſäen drauf und Dornen,
Mit einer Ueberſchrift: Hier wohnt das Recht.

Erſter Streitender.

Doch du erlaubſt, o Fürſtin, daß den Anſpruch
Wir Männern unſers Gleichen legen vor.

Libuſſa
(ſich wegwendend).

Wenn Gleiches ſie begehren, ſind ſie gleich,
Doch Gleiches leiſten ſtört mit eins die Gleichheit.

Die **drei Wladiken** kommen mit dem **Knaben**, der das Kiſſen trägt.

Libuſſa.

Noch mehr der Thoren! Wollt ihr auch ein Recht?

Domaslav.

Ja, Fürſtin, ja; und zwar auf deine Hand.

Libuſſa.

Nicht mehr als das? Fürwahr, ihr ſeid beſcheiden.

Lapak.

Gelöst iſt die Bedingung, die du ſetzteſt.

Domaslav.

Wir haben, was du forderteſt. Hier iſt's.
(Auf das Kiſſen zeigend.)

Libuſſa.

So habt ihr ihn getödtet?

Biwoy.

Wen?

Libuſſa.

Den Mann,
Der es beſaß.

Biwoy.

Er lebt.

Libuſſa.

Und gab's?

Domaslav.

Für Gold.

Libuſſa.

So iſt er auch denn wie die Andern alle,
Ein Sklav des Nutzens; nur der Neigung Herr,
Um etwa mit Gewinn ſie zu verhandeln!
Fahr' hin, o Hoffnung! erſte, letzte du.

Der erſte der Streitenden

(zu den Wladiken herüberrufend).

Nehmt euch, ihr Herrn, der Unterdrückten an!

Libuſſa (zu ihm).

Geduld, mein Freund: ich werde, will dich richten,
Verhärtet, wie ich bin, paßt mir das Amt.

(Zu den Wladiken.)

Er nahm das Gold freiwillig?

Biwoy.

Ja, die Kette.

Libuſſa.

Dieſelbe, die ich gab? Sie fehlt!

Biwoy.

Er hat ſie.

Libuſſa.

Und ihr, ihr überließt —?

Biwoy.

Es war der Preis,
Den er, trotz höherm, einzig nur verlangte.

Libuſſa.

Habt Dank! — Der Mann iſt klug; wohl edel auch,

Befreit mich von der Werbung dieſer Thoren,
Erinnert mich an meinen Dank, und bat,
Was ihn als Gegenſtand des Danks bezeichnet.
Wo iſt der Mann? Bringt her ihn!

Lapak.

Er iſt fern.
Den Schiedſpruch kaum gethan, war er verſchwunden.

Libuſſa.

Wohl alſo ſtolz auch. Gut, ich liebe Stolz,
Zumal, wenn er in eigner Höhe ſucht
Den Maßſtab, nicht in fremder Niedrigkeit.
Verſchmäht er meinen Dank? Ich will ihn ſehn!

Lapak.

Doch erſt entſcheide, Fürſtin, unſern Anſpruch.

Libuſſa.

Wozu entſcheiden, was entſchieden ſchon?
Halb habt ihr nur erfüllt des Spruches Sinn.
Verboten ward zu theilen, ihr theilt mit
An einen Fremden, was euch ward zu hüten.
Hinzuzufügen galt's, was man verlor,
Ihr aber, ſtatt des Ganzen, bringt den Theil.
Halb habt ihr nur erfüllt, drum halb der Lohn.
Werbt wie bisher und bleibt an meinem Hof.

Domaslav.

Wir ſind betrogen.

Biwoy.

Sagt' ich's nicht?

Der erſte der Streitenden

(der indeſſen mit ſeinem Gegner gehadert).

Mein Recht!

Ich will mein Recht. O wäre hier ein Mann,
Der ernſt entſchiede, wo es geht um Ernſtes.

Mehrere

(mit Domaslav und Biwoy).

Ja wohl: ein Mann, ein Mann!

Libuſſa.

Da lärmen ſie,
Und haben, fühl' ich, recht. Es fehlt ein Solcher.
Ich kann nicht hart ſein, weil ich ſelbſt mich achte.
Den Zügel führ' ich wohl mit weicher Hand,
Doch hier bedarf's des Sporns, der ſcharfen Gerte.
Wohlan, ihr Herrn, ich geb' euch einen Mann.
(Da die Wladiken näher treten.)
Glaubt ihr von euch die Rede? Dermal nicht.
(Wieder vor ſich hinſprechend.)
Du dünkſt dich klüger, als Libuſſa iſt?
Ich will dir zeigen, daß du dich betrogen.
Dem Fiſcher gleich wirfſt du die Angel aus,
Willſt ferne ſtehn, belauernd deinen Köder.
Libuſſa iſt kein Fiſchlein, das man fängt.
Gewaltig, wie der fürſtliche Delphin,
Reiſſ' ich die Angel dir zuſammt der Leine
Aus ſchwacher Hand, und ſchleud're dich ins Meer,
Da zeig' dann, ob du ſchwimmen kannſt, mein Fiſcher.
(Zu dem Volke.)
Da gilt es denn, den Mann euch zu bezeichnen,
Der ſchlichten ſoll und richten hier im Land,
Und nahe ſtehn, wohl etwa nächſt der Fürſtin.

Ich habe lang zu euch Vernunft geſprochen,
Doch ihr bliebt taub; vielleicht horcht ihr dem Unſinn,
Ob ſcheinbar oder wirklich, gilt hier gleich.

Seht hier das Roß, denſelben weißen Zelter,
Der mich nach Budeſch trug an jenem Tag,
Da ich, nach Kräutern ſuchend, fand die Krone.
Führt ihn hinaus am Zaum zu den drei Eichen,
Wo ſich die Wege theilen in den Wald,
Dort laßt den Zügel ihm und folgt ihm nach,
Und wo er hingeht, ſuchend ſeinen Stall
Und früherer Gewohnheit alte Stätte,
Dort tretet ein. Ihr findet einen Mann
In Pflügerart, der — da es denn wohl Mittag —
An einem Tiſch von Eiſen tafelnd ſitzt,
Und einſam bricht ſein Brod, den bringt zu mir.
Das iſt der Mann, den ihr und ich geſucht.
Was jetzo leicht und los, das macht er feſt,
Und eiſern wird er ſein ſo wie ſein Tiſch,
Um euch zu bändigen, die ihr von Eiſen.
Die Luft wird er beſteuern, die ihr athmet,
Mit ſeinem Zoll belaſten euer Brod;
Der gibt euch Recht, das Recht zugleich und Unrecht,
Und ſtatt Vernunft gibt er euch ein Geſetz,
Und wachſen wird's, wie alles mehrt die Zeit,
Bis ihr, für euch nicht mehr, für Andre ſeid.
Wenn ihr dann klagt, trifft ſelber euch die Klage,
Und ihr denkt etwa mein und an Libuſſens Tage.

(Indem ſie mit einem leichten Schlage das Pferd zum Gehen ermuntert und die Uebrigen zu beiden Seiten Raum machen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Gehöft vor Primislaus' Hütte wie zu Anfang des erſten Aufzuges. Ein umgewendeter Pflug, rechts im Vorgrunde.

Primislaus
(rechts in die Scene ſprechend).

Bringt nur die Stiere zum erſehnten Stall!
Der Pflug bleibt hier. Ich will darauf mich ſetzen.
Der Tag war heiß, die Arbeit iſt gethan.
(Er ſetzt ſich, die Stirn in die Hand ſtützend.)
Nun, wackrer Pflügersmann, es ſteht dir wohl,
Aus deinem ſchlichten Thun den Blick zu heben
Nach dieſes Lebens Höh'n, vom Thal zum Gipfel.
Zwar heißt's, es war in längſtentſchwund'ner Zeit
Im Lande weit begütert unſer Stamm,
Und licht und hehr in ſeinen erſten Wurzeln.
Allein was ſoll das mir? Iſt heut doch heut,
Und Geſtern aus demſelben Stoff wie Morgen.

Nebſtdem, daß, wär' ich einer der Wladiken,
Ich mich nicht ſtellte zu ſo hoher Werbung.
Denn wie im Bienenſtock die Königin
Nicht nur die höchſte, einzig iſt, allein,
Von niedern Drohnen nur zur Luſt umflattert,

Indeß die Arbeitsbienen Honig bau'n,
So, iſt der auf dem Throne ſitzt, nur ſich,
Sich ſelber gleich, und Niemandes Genoß.
Der Fürſt verklärt die Gattin, die er wählt,
Die Königin erniedrigt den als Mann,
Den wählend ſie als Unterthan erhöht;
Denn es ſei nicht der Mann des *Weibes* Mann,
Das Weib des *Mannes* Weib, ſo ſteht's zu Recht.
Drum wie die Frau iſt aller Weſen Krone,
Alſo der Mann das Haupt, das ſich die Krone aufſetzt,
Und ſelbſt der Knecht iſt Herr in ſeinem Haus.

(Er iſt aufgeſtanden.)

So ſprichſt du, prahlſt, und trägſt im Buſen doch,
Was dich an jene Hoffnung jetzt noch kettet.

Man ſage nicht, das Schwerſte ſei die That,
Da hilft der Muth, der Augenblick, die Regung:
Das Schwerſte dieſer Welt iſt der Entſchluß.
Mit Eins die tauſend Fäden zu zerreißen,
An denen Zufall und Gewohnheit führt,
Und, aus dem Kreiſe dunkler Fügung tretend,
Sein eigner Schöpfer zeichnen ſich ſein Loos,
Das iſt's, wogegen Alles ſich empört,
Was in dem Menſchen eignet dieſer Erde
Und aus Vergangnem eine Zukunft baut.
Daß ſie mein denkt, daß wach in ihrer Seele
Mein Bild — nicht einmal das: Ein Traum, ein Nichts,
Das tauſend Formen ſo wie meine Kleider,
Das nicht einmal ein Name ihr bezeichnet,
Kein Gleichniß, denn ſie ſah mich damals kaum,
Als uns die Nacht im Wald zuſammenführte,
Das weckt in mir ein gleich verworrnes Nichts,

Das doch mein Glück iſt, meines Lebens Säule,
Und das zerſtören ich nicht mag, nicht kann.
Wär' ſie ein Hirtenmädchen, nicht Libuſſa,
Und ich der Pflüger, der ich wirklich bin,
Ich träte vor ſie hin und ſagte: Mädchen,
Ich bin derſelbe, dem du einſt begegnet.
Sieh hier das Zeichen. Wird's nun licht in dir,
Wie längſt in dieſer Bruſt, ſo nimm und gib!

(Die Hand hinhaltend.)

Dann könnte ſie nicht ſprechen: Guter Mann,
Stellt dort Euch zu den Dienern meines Hauſes;
Deß, weß Ihr mich erinnert, denk' ich kaum.
Ei, wackrer Mann, ſetz' dich nur wieder hin,
Nimm Käs und Brod aus deiner Pflügertaſche
Und halte Mahl am ungefügen Tiſch.
Iſt's eignes Brod doch, das erhält und ſtärkt,
Das Brod der Gnade nur beengt und laſtet.

(Er hat ſich wieder geſetzt und den Inhalt ſeiner Taſche auf die Pflugſchar ausgelegt.)

Sie hat mein Roß, das etwa ſoviel gilt,
Als dieſe goldnen Spangen, die ich trage,
Und ſo ſind ſie mein Eigenthum zu Recht.
Ich wollte, ſie beſtieg einmal den Zelter,
Und in Gedanken ihm die Zügel laſſend
Trüg' ſie das Thier hieher.
Doch welch' Geräuſch?
Täuſcht mich mein Aug'? Das iſt mein Roß; doch leer
Und ohne Reiter, rings von Volk umgeben.
Bin ich im Land der Märchen und der Wunder?
Doch folgen die Wladiken, ſeh' ich nun,
Die ſich erdachten etwa ſolchen Fund,
Um zu ergänzen, was nur halb in ihrer

Und halb in meiner Hand. Kommt immer, kommt!
Ich fühle mich als Herr in meinem Haus,
Und ſo brech' ich mein Brod. Iſt doch der Pflüger,
Indem er Alle nährt, den Höchſten gleich:
Wie Waſſer und wie Luft, die Niemand kauft,
Doch mit dem Leben zahlt, entbehrt er ihrer.

Die **drei Wladiken** kommen, von **Volk** begleitet, von der linken Seite.

Biwoy.

Hier blieb der Zelter ſtehn, hier iſt der Ort.

Domaslav.

Und hier der Mann, der, wie Libuſſa ſprach,
An einem Tiſch von Eiſen ſitzt, ſein Brod
Auf einer Pflugſchar mit den Händen theilend.

Biwoy.

Derſelbe iſt's, es iſt der Nämliche,
Der unſern Streit geſchlichtet.

Lapak.

Mir wird's hell.

Primislaus (aufſtehend).

Glück auf, ihr Herrn! Was führt euch her zu mir?
(Man hat das Pferd gebracht.)

Primislaus

(hinzutretend und es ſtreichelnd).

Ha, Priſchenk, du mein Roß, du wieder heim?

Lapak.

Sein Roß?

Primislaus.

Noch einmal denn: Was führt euch her?

Domaslav.

Der Fürſtin Wort.

Primislaus.

Libuſſa's?

Lapak.

Sie befahl,
An ihren Hofhalt dich mit uns zu führen.

Primislaus.

Galt mir auch, euch zu folgen, der Befehl?

Lapak.

Das nicht.

Primislaus.

Doch wenn ich's nun verweigerte,
Kommt ihr mit Macht, mich nöth'gen Falls zu zwingen?
Seid unbeſorgt, ich folg' euch ohne Zwang.
Was aber war der hohen Ladung Grund?

Domaslav.

Wir wiſſen's nicht.

Lapak.

Vielleicht doch ward ihr kund,
Daß du ein ſchlauer Richter biſt zu eignem Nutzen,
Und wünſcht als Richter dich zu Nutz' dem Volk.
Zum mindſten lag ein Fall vor, der verwirrte.

Primislaus.

Ich richte Niemand, als mich ſelber etwa,
Und täuſche nicht, als wer ſich ſelbſt getäuſcht.

Domaslav.

Beſteig' das Roß denn, und folg' uns nach Hof.

Primislaus.

Dieß Thier, das meine Fürſtin hat getragen,

Beſteige Niemand, der nicht eignen Rechts,
Nebſtdem, daß es das ihre, und ich wünſche,
Daß es das ihre bleibe, nach wie vor.
Dann, ſollt' ich mit der Arbeit Staub beladen
Mich nah'n dem Ort, wo Arbeit nur ein Gaſt,
Nicht der Bewohner iſt. Ich geh' ins Haus,
Und ſchmücke mich, wie ſich der Landmann ſchmückt.
Auch, da man Höhern naht mit Ehrengaben,
Bring' ich von Früchten und von Blumen ihr,
Wie ſie der Armuth eignen, ein Geſchenk.
So lang, ihr Herrn, zerſtreut euch im Gehöft.
Man reicht euch Meth und Milch und nährend Brod,
Auf daß geſtärkt wir gehn, wo Stärke noth.

(Er entläßt ſie mit einer Handbewegung und geht in die Hütte.)

Lapak.

Haſt du gehört?

Domaslav.

Wie ſtolz.

Biwoy.

Nun, um ſo beſſer.
Stolz gegen Stolz, wie Kieſel gegen Stahl,
Erzeugt, was beiden feind, den Feuerſtrahl.

(Alle nach der linken Seite ab.)

Verwandlung.

Tiefes Theater. Im Hintergrunde auf einem Felſen das Schloß der Schweſtern.

Wlaſta und **Swartka** vom Hintergrunde nach vorn kommend.

Wlaſta.

So weigern mir die Schweſtern, deine Frau'n,
Den Eintritt denn?

Swartka.
Sie ſind nicht gern geſtört.

Wlaſta.
Und wiſſen ſie: ich komme von Libuſſen?

Swartka.
Sie wiſſen es.

Wlaſta.
Und doch —?

Swartka.
Und doch. — Verzieh'!
Sie ſteigen nieder von dem jähen Abhang,
Den Weg vom Schloß ins Freie. — Tritt zurück!
Wenn ſie vorübergehen, ſprich ſie an.

Kaſcha und **Tetka** ſind von der Höhe herabgekommen.

Kaſcha.
Ich ſage dir: die Waſſerwage zittert,
Der Boden bebt, die Zeit gebiert ein Neues.

Wlaſta.
Erlauchte Frau!

Kaſcha.
Ah, Wlaſta, ſei gegrüßt!
Willkommen hier im Freien', denn im Schloß
War's nicht gegönnt.

Wlaſta.
Und wer verbot's?

Tetka.
Wir ſelber.
Wer aufmerkt, der gebeut ſelbſt und gehorcht.

Wlaſta.

Die Fürſtin, meine Frau —

Kaſcha.

Wir wiſſen es.
Libuſſa will zurück in ihrer Schweſtern Mitte,
Empört von ihres Volkes wildem Trotz.
Sag' ihr, es kann nicht ſein.

Wlaſta.

Du meinſt wie ich.

Kaſcha.

Vielleicht nicht ganz. Allein — und ſag' ihr das —
Wer gehen will auf höhrer Mächte Spuren,
Muß einig ſein in ſich, der Geiſt iſt eins.
Wem's nicht gelungen, all die bunten Kräfte
Im Mittelpunkt zu ſammeln ſeines Weſens,
So daß der Leib zum Geiſt wird und der Geiſt
Ein Leib erſcheint, ſich gliedernd in Geſtalt,
Wem ird'ſche Sorgen, Wünſche, und das Schlimmſte
Von allem, was da ſtört — Erinnerung,
Das weitverbreitete Gemüth zerſtreun,
Für den gibt's fürder keine Einſamkeit,
In der der Menſch allein iſt mit ſich ſelbſt.
Die Spuren ihres Wirkens, ihres Amts,
Sie folgen künftig ihr, wohin ſie geht.
Wozu noch kommt, daß in der letzten Zeit
Die Neigung ſcheint's, die Neigung zu dem Mann,
In ihrem edlen Innern Platz gegriffen;
Zum mind'ſten war das Kleinod, das du brachteſt,
Als Zeichen deiner Sendung, nicht mehr ſtrahlend,
Geweſen war's in einer fremden Hand.

Sie kann nicht mehr zu uns zurück, denn ſtörend
Und ſelbſt geſtört, zerſtörte ſie den Kreis.

(Sie thun ein paar Schritte. Wlaſta tritt ihnen in den Weg.)

Wlaſta.

Doch gebt ihr Rath, der Fürſtin, wie ſie bändigt
Die Meinungen des Volks, mit ſich im Kampf.

Kaſcha.

Kennt einen Weiſern ſie im Volk als ſich,
So ſteige ſie vom Stuhl', und gönn' ihn Jenem;
Doch iſt die Weiſ're ſie, wie ſie's denn iſt,
So gehe ſie den ungehemmten Gang,
Nicht ſchauend rechts und links, was ſteht und fällt.
Der Fragen viel erſpart die feſte Antwort.
Ich ſehe rings in weiter Schöpfung Kreiſen
Und finde üb'rall weiſe Nöthigung.
Der Tag erſcheint, die Nacht, der Mond, die Sonne,
Der Regen tränkt dein Feld, der Hagel trifft's,
Du kannſt es nützen, kannſt dich freuen, klagen,
Es ändern nicht. Was will das Menſchenkind,
Daß es die Dinge richtet, die da ſind?

Tetka.

Das Denken ſelbſt, das frei ſich dünkt vor allen,
Iſt eigner Nöthigung zu Dienſt verfallen.
Hat ſich der Grund geſtellt, ſo folgt die Folge,
Und zwei zu zwei iſt minder nicht noch mehr,
Als vier, ob fünf dir auch willkomm'ner wär'.
Wer ſeine Schranken kennt, der iſt der Freie,
Wer frei ſich wähnt, iſt ſeines Wahnes Knecht.

Kaſcha.

Hoffſt du durch Ueberzeugen dich geſchützt?
Es billigt Jeder das nur, was ihm nützt.

Ein Einz'ges iſt, was Meinungen verbindet:
Die Ehrfurcht, die nicht auf Erweis ſich gründet.
Der Sohn gehorcht, gab ſich der Vater kund,
Den Ausſpruch heiligt ihm der heil'ge Mund.
Daß Einer herrſche, iſt des Himmels Ruf,
Weil zum Gehorchen er die Menſchen ſchuf.
Wir ſelbſt, als Schweſtern deiner Fürſtin gleich,
Gehorchen ihr, weil ihrer ward das Reich.
Und fällt's zu widerſtreben Jemand ein,
Mag er verſuchen erſt, kein Menſch zu ſein.

(Indem die Fürſtinnen ihren Weg fortſetzen, und Wlaſta, wie zu neuen Vorſtellungen ihnen zur Seite folgt, gehen Alle nach links ab.)

Saal in Libuſſa's Schloſſe. Zur rechten Seite ein Thron auf Stufen.

Dobromila kommt von der rechten Seite, zurückſprechend.

Dobromila.

Der Erker hier reicht weiter in das Feld.

(Sie tritt an ein Fenſter, das ſie öffnet.)

Libuſſa von derſelben Seite kommend.

Libuſſa.

Und ſiehſt du hier auch nichts?

Dobromila.

Wie vor, noch immer
Ringsum von den Wladiken keine Spur.

Libuſſa.

Ich ſagte dir, du ſollſt nach Wlaſta ſehn,
Die ich geſandt zu meinem Schweſterpaar,
Und die, halb Mann ſie ſelbſt, nach Männerart
Die Zeit mit Vielgeſchäftigkeit zerſplittert.

Sagt einer Frau: Thu' das! ſie richtet's aus:
Der Mann will immer mehr als man geheißen.
Liebt ſie zu ſprechen, lüſtet's ihn zu hören,
Und was er ſeine Wißbegierde nennt,
Iſt Neugier nur in anderer Geſtalt.
Wenn nicht zu träg, er ſpräche mehr als ſie.

Ich will zu meinen Schweſtern auf Hradſchin
Zur Gnade leben trotzigen Vaſallen,
Die alles, was Gewicht, weil es Gehalt,
Erſt auf der Wage eignen Zweifels wägen,
Der nur bezweifelt, was ihm nicht genehm,
Das ſoll nicht ſein mit Krokus' Fürſtentochter.
Sie mögen ſich beſtreiten, ſich bekriegen,
Vielleicht wird ſie die Noth, doch nie das Wort beſiegen.
Faſt reut es mich, daß ich die Thoren ſandte
Nach jenem andern Thoren, wie es ſcheint,
Der, trotzig ſo wie ſie und ſtolz dazu,
Dort zögert, wo die Eile noch zu langſam.
Wenn ich gewürdigt ihn, noch ſein zu denken,
Wenn unter dieſer Stirn, in dieſer Bruſt
Die Spuren noch lebendig jenes Eindrucks,
Den gebend ich empfing, was hält ihn ab,
Hervorzutreten aus der Dunkelheit
Des Ohres und der Nacht ans Licht des Auges,
Den Dank zu holen, ob auch nicht den Lohn?

Und unter Solchen wär' mein Loos zu weilen?
Wohl etwa gar, wie die Wladiken meinen,
Mein Selbſt geknüpft an Einen ihrer Schaar?
Die Glieder dieſes Leibes, die mein eigen,
Zu Lehen tragen von der Niedrigkeit?
Der Hand Berührung und des Athems Nähe

Erdulden, wie die Pflicht folgt einem Recht?
Mich ſchaudert. All' mein Weſen wird zum Nein.
Es ſoll ſich Wlaſta einem Mann vermählen
Und ihre Kinder folgen mir im Reich.

Dobromila.

Ich ſehe Staub.

Libuſſa.

Nun, Staub iſt eben nichts.

Dobromila.

Allmählig doch entwickeln ſich Geſtalten:
Ha, die Wladiken ſind's.

Libuſſa.

Und Wlaſta nicht?

Dobromila.

Der Zug umgibt dein zügelfreies Roß.

Libuſſa.

Das keinen Reiter trägt?

Dobromila.

Ich ſehe keinen.
Vor Allen her nur geht ein Einzelner,
Geſchmückt mit Blumen wie —

Libuſſa.

Ein Opfer etwa?
Ich will des Schrittes Unluſt ihm erſparen,
Und ſchien die Frau ihm nicht des Kommens werth,
Soll ihm die Fürſtin werth der Achtung ſcheinen.

(In die Hände klatſchend.)

Herbei ihr Diener, Mägde dieſes Hauſes,
Umgebt, die euch gebeut, in voller Schaar,
Auf daß, wer Hohes ſonſt nicht kann erkennen,
Zum mind'ſten mit dem Aug' es nehme wahr.

Von der rechten Seite iſt **Libuſſa's Gefolge** eingetreten und hat ſich in Reihen geſtellt. Sie ſelbſt beſteigt den Thron. **Primislaus** kommt von der linken Seite. Hinter ihm die **Wladiken** und **Volk.** Er trägt einen Kranz von Aehren und Kornblumen auf dem Kopfe, in der rechten Hand eine Sichel, mit dem linken Arme hält er einen Korb mit Blumen und Früchten.

Primislaus.

Auf dein Geheiß erſchein' ich, hohe Fürſtin,
Mit Landmanns Gaben und in Landmanns Schmuck,
Und dir zu Füßen leg' ich meine Habe.
Den Kranz von Aehren, die der Fluren Krone,
Und minder nicht von Gold als Fürſtenſchmuck,
Ich neig' ihn vor der Fürſtin Diadem.
Die Sichel, die mein Schwert, der Waffen beſte,
Denn ſie bekämpft der Menſchen ärgſten Feind,
Deß Name ſchon ein Schreckensbild: die Noth,
Ich ſtrecke ſie von höh'rer Macht beſiegt.
Und dieß mein Schild, bemalt nicht nur mit Zeichen,
Geſchmückt mit Inhalt und mit Wirklichkeit,
Das Wappen meines Standes, meines Thuns,
Ich biet' es dir als ärmliches Geſchenk,
Wie es dem Höhern wohl der Nied're beut,
Der ſich als niedrig weiß, obgleich nicht fühlt.
Und ſo aus meinem Haus, das meine Burg,
Komm' ich zu Hof und, neigend dir mein Knie,
Frag' ich, o Fürſtin: was iſt dein Gebot?
(Er kniet.)

Libuſſa.

Es ſcheint, du ſprichſt als Gleicher zu der Gleichen.

Primislaus.

Dir neigt ſich nicht mein Knie nur, auch mein Sinn.

Libuſſa.

Doch wenn ſich beide nicht aus Willkür beugten,
Erreichten ſie wohl etwa doch mein Maß?
Steh auf!

Primislaus.

Wenn meine Gaben du erſt nahmſt,
Der Geber ſieht in ihnen ſich verſchmäht.

Libuſſa.

So nehmt ſie denn: Ich liebe dieſe Blumen,
Weil ſie als Meinung gelten ohne Werth.
(Man hat den Korb zu ihren Füßen geſetzt.)
Du nennſt ſie deinen Schild. Ein einfach Wappen!
Doch wär' ein Wahlſpruch etwa beigefügt,
Was gilt's? er wäre ſtolz, ſo wie ſie einfach.

Primislaus
(der aufgeſtanden iſt).

Ein Wahlſpruch auch fehlt meinem Schilde nicht,
Demüthig aber iſt er wie die Zeichen.
Du liebſt in Räthſeln auszuſprechen dich,
Und knüpfſt daran die höchſten deiner Gaben,
Dich ſelbſt. Erlaube, daß ich ähnlich ſpreche.
(Den Korb aufnehmend und ihr darreichend.)
Unter Blumen liegt das Räthſel
Und die Löſung unter Früchten;
Wer in Feſſeln legte, trägt ſie,
Der ſie trägt, iſt ohne Kette.

Libuſſa
(die Blumen betrachtend).

Das iſt nun wohl des Oſtens Blumenſprache,
Die träumend redet mit geſchloß'nem Mund,
Und dieſe Roſen, Nelken, ſaft'gen Früchte

Sind wohl geordnet zu geheimem Sinn.
Bei beſſ'rer Muße findet ſich die Deutung.
(Den Korb abgebend.)
Doch Räthſel geben ziemt nur der Gewalt,
Die Räthſel löſen eignet dem Gehorſam.
Drum offen, da geheim nur, was vertraut:
Sahſt du mich irgend ſchon?

Primislaus.

Wer ſah dich nicht,
Als dich das Land mit ſeiner Krone ſchmückte?

Libuſſa.

Und ſprach ich je zu dir?

Primislaus.

Zu mir, wie allen,
Die als dein Wort verehren dein Geſetz.

Libuſſa.

Der Zelter, den ich ſandte, ohne Leitung,
Er blieb in deines Hauſes Räumen ſtehn,
War er je dein?

Primislaus.

Und wär' er's ja geweſen,
Wenn ich ihn gab, war er nicht mehr mein eigen.
Ein Mann geht zögernd vorwärts, rückwärts nie.

Libuſſa.

Ein Mann, ein Mann! Ich ſeh' es endlich kommen.
Die Schweſtern mein, ſie leſen in den Sternen,
Und Wlaſta führt die Waffen wie ein Krieger,
Ich ſelber ordne ſchlichtend dieſes Land;
Doch ſind wir Weiber nur, armſel'ge Weiber:
Indeß ſie ſtreiten, zanken, weinerhitzt

Das Wahre überſehn in haſt'ger Thorheit
Und nur nach fernen Nebeln geizt ihr Blick,
Sind aber Männer, Männer, Herrn des All!
Und einen Mann begehrt ja dieſes Volk;
Das Volk, nicht ich; das Land, nicht ſeine Fürſtin.
Du giltſt für klug, und Klugheit iſt ja doch
Ein Nothbehelf für Weisheit, wo ſie fehlt.
Sie wollen einen Richter, der entſcheide,
Nicht was da gut und billig, fromm und weiſe,
Nein, nur was recht, wie viel ein Jeder nehmen,
Wie viel verweigern kann, ohn' eben Dieb
Und Schelm zu heißen, ob er's etwa wäre.
Dazu biſt du der Mann, wie's mind'ſtens ſcheint.
Allein der Richter ſei vor allem frei
Von fremdem Gut, ſoll er das Fremde ſchützen.
Drum ſag' nur an: iſt nichts in deinen Händen,
Was mir gehört, und du mir vorenthältſt?

Primislaus.

Dein bin ich ſelbſt, und all' was ich beſitze,
Was ich beſaß, iſt nicht in meiner Hand.

Libuſſa.

Mir widert dieſer Reden Doppelſinn,
Die nichts als Stolz, als ſchlecht verhüllter Hochmuth.
Drum frag' ich offen dich zum letztenmal —
Doch regt ſich auch der Stolz in dieſer Bruſt,
Ausweichen den zu ſehn, den ich begrüßt,
Den zu bemerken nur ich mich gewürdigt.
So höre du auch eine Gleichnißrede,
Sie ſoll mir zeigen, ob du weiſe biſt.

(Vom Throne herabſteigend.)

Ein König hatte ſich verirrt beim Jagen
Und fand bei einem Landmann Dach und Schutz.
Des andern Tags, zur Hofburg heimgekehrt,
Vermißt er — einen Ring, ihm werth, ja heilig,
Den er bei Nacht, man weiß nicht wie, verlor.
Da läßt verkünden er auf allen Straßen,
Daß, wer das Kleinod, ſeines Vaters Erbtheil,
Ihm wiederbringt, belohnt mit reichen Gaben
Ihm nächſt ſoll ſtehen, hoch in ſeiner Gunſt.
Was hätteſt du gethan, wärſt du der Landmann?

Primislaus.

Vielleicht fühlt' ich mich durch die That belohnt,
Und jener Ring, als Ausdruck des Bewußtſeins,
War theurer mir als ſelbſt der höchſte Lohn.

Libuſſa.

So that er auch, der Thor. Er gab ihn nicht;
Doch bald darauf brach aus in jener Gegend
Ein Aufſtand, den veranlaßt — was weiß ich? —
Vielleicht des Königs Güte, wie ſo oft.
Doch jener Fürſt, der nicht nur milder Vater,
Auch ſtrenger Richter, ſammelt raſch ein Heer,
Zieht gegen die Empörer und beſiegt ſie.
Ein Theil fällt durch das Schwert, der Ueberreſt,
Er harrt gefangen eines gleichen Schickſals
Durch Henkershand. Da läßt der Fürſt verkünden:
Der allgemeinen Strafe ſei entnommen
Der Einzige, der das vermißte Kleinod
Ihm wiederbringt; als Lohn für jenen Dienſt,
Den er, ob Pflicht, doch ſeinem Herrn erwieſen.

Primislaus (lebhaft).

Nun weiß ich die Geſchichte, hohe Frau!

Libuſſa.

Was alſo that der Mann, wenn's dir bekannt?

Primislaus.

Er warf den Ring am Weg in einen Buſch.
Unſchuldig, ſprach er, ſoll mich Unſchuld ſchützen.
Wenn ſchuldig, ſei die Strafe mir der Schuld,
Auf Alle gleich der Fürſt den Zorn entlade.
Dem Zufall dank ich nichts, noch eines Menſchen Gnade.

Libuſſa.

Weißt du, was nun geſchah?

Primislaus.

Ich weiß es nicht.

Libuſſa.

Der Fürſt gab Alle gleich dem Schwerte hin.
Verloren war der Ring, doch auch der Mann.
Ich habe mich getäuſcht, du biſt nicht klug,
Du kannſt nicht Richter ſein in dieſem Land.
Es ſinkt der Tag. Gönnt ihm für heut die Herberg.
Zeigt ihm das Schloß mit allen ſeinen Schätzen,
Damit er ſehe, was ein Herr und Fürſt.
Am nächſten Morgen mag er heimwärts reiſen
Und tafeln an dem ſelbſtgewählten Tiſch,
Vom ſelben Stoff, wie ſeine Worte weiſen:
Der Kopf, das Herz, ſo wie ſein Tiſch, von Eiſen.

(Indem ſie mit einer geringſchätzigen Handbewegung ſich abwendet und Primislaus tief verneigt daſteht, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Auf den Wällen von Libuſſa's Burg. Im Hintergrunde durch ein zinnenartiges Steingeländer geſchloſſen. Rechts und links halbrunde Thürme mit Eingängen.

Dobromila ſitzt im Hintergrunde am Geländer und lieſt. **Wlaſta** und **Primislaus** treten aus dem Thurme links.

Wlaſta.

Komm hier heraus! Dort rechts iſt deine
Wohnung; haſt du betrachtet dir das Schloß genau?
Und ſahſt du je im Leben ſolche Pracht?

Primislaus.

Ich nicht.

Wlaſta.

Ward manch' ein Wunſch dabei nicht rege?

Primislaus.

Wer wünſchte ſich auch Flügel wie der Adler
Und Floſſen wie der Fiſch? Sie mögen's haben
Das Höchſte; wie beſchränkt auch iſt der Menſch,
Im König ſelbſt der Menſch zuletzt das Beſte.
Auch, ſah ich eure Betten gar ſo weich,
Dacht' ich: Ihr Schlaf iſt ſchlecht wohl, weil ſo wählig;

Und die Geräthe in den Küchenräumen,
Verfälſchend das Bedürfniß mit der Kunſt,
Zu ſagen ſchienen ſie: Hier fehlt der Hunger,
Der beſte Koch und auch der beſte Gaſt.
In meiner Hütte ißt und ſchläft ſich's wohl;
Der Ueberfluß iſt ſchlecht verhüllter Mangel.

Wlaſta.

Da dich die Kunſt ſo widerſetzlich findet,
Wird Feld und Flur vielleicht dich mehr erfreun.
Komm hier und ſieh hinaus in die Gefilde,
Die endlos ſich dem Horizonte nahen.
Das Alles, Berg und Thal und weite Flächen,
Das Alles iſt Libuſſa's, meiner Frau.

Primislaus.

Und ſie die Seele denn ſo vieler Glieder?
Ich möchte nicht mein Selbſt ſo weit zerſtreun,
Aus Furcht, nichts zu behalten für mich ſelbſt.
(Kopf und Hände bezeichnend.)
Hier iſt mein Rath und hier ſind meine Diener,
Die Füße meine Boten, und das **Herz**,
Es iſt mein Reich, weit bis zum Sitz der Götter,
Und eine Spanne groß nur in der Bruſt,
Doch Raum für mich und alle meine Brüder.
Wär' ich ein Fürſt, erſchräk' ich vor mir ſelbſt,
So wie ein Bild erſchreckt, das gar zu ähnlich.
(Dobromila bemerkend.)
Doch halt! Wir ſtören hier.

Dobromila.

Ich war vertieft,
Da merkt' ich nicht, was rings um uns geſchah.

Primislaus.

Dein Buch iſt weiſe wohl?

Dobromila.

Komm ſelbſt und lies!

Primislaus.

Ich kann nicht leſen, Frau!

Dobromila.

Nicht leſen, wie?

Primislaus.

In Büchern nicht, allein in Mienen wohl.
Da leſ' ich denn: Du willſt mich, Frau, beſchämen.

Dobromila.

Vielleicht nur wundr' ich mich, daß du von Ländern
Und Fürſten ſprichſt, und weißt doch nicht, was nöthig:
Den Gang der Zeit von Anfang, die Geſchichte.

Primislaus.

Was heut, war geſtern morgen, — und wird morgen
Ein Geſtern ſein. Wer klar das Heut' erfaßt,
Erkennt die Geſtern alle und die Morgen.

Dobromila.

Was aber war das Erſte in der Welt?

Primislaus.

Das Letzte, Frau: Im Anfang liegt das Ende.

Dobromila.

Die Sterne kennſt du nicht?

Primislaus.

Ich ſehe ſie,
Und ſehen ſie nicht mich, bin durch mein Sehen
Ich beſſer denn als ſie.

Dobromila.

Was iſt das Schwerſte?

Primislaus.

Gerechtigkeit!

Dobromila.

Du irrſt, mein raſcher Freund!
Das Allerſchwerſte iſt: den Feind zu lieben.

Primislaus.

Halb iſt das leicht, und ganz vielleicht unmöglich;
Allein bei allen Kämpfen dieſes Lebens
Den Anſpruch bändigen der eignen Bruſt,
Nicht mild, nicht gütig, ſelbſt großmüthig nicht,
Gerecht ſein gegen ſich und gegen Andre,
Das iſt das Schwerſte auf der weiten Erde,
Und wer es iſt, ſei König dieſer Welt.
Doch laß die todten Lehren deiner Blätter!
Die Wahrheit lebt und wandelt wie du ſelbſt,
Dein Buch iſt nur ein Sarg für ihre Leiche.

(Zu Wlaſta hinzutretend, die von zwei hingelehnten Schwertern eines ergriffen hat und es prüfend beugt.)

Was ſchaffſt du hier?

Wlaſta.

Du ſiehſt, ich prüfe Waffen.

Primislaus.

Was ſoll dem Weib das Schwert?

Wlaſta.

Hier iſt ein zweites,
Verſuchen wir, gefällt's dir, einen Gang?

Primislaus.

Ich kann nicht leſen und ich kann nicht fechten.

Was ſoll das Spiel? Der Ernſt erſt macht die Waffe.
Allein bewehre drei und vier und fünf
Mit ſolchem Tand, und laß ſie Nachts verſuchen,
Zu dringen in die Hütte, meine Burg;
Bewehrt mit meines Vaters breiter Axt,
Tret ich entgegen ihnen, und der Muth
Mag dann entſcheiden, wer ein beſſ'rer Krieger.
Ich bin ermüdet, zeige mir die Stätte,
Wo man zu Nacht die Herberg mir beſtellt.

Wlaſta

(auf den Thurm rechts zeigend.)

Sieh dort!

Slawa (hinter der Scene).

Ihr ſollt nicht, ſag' ich euch!

Primislaus.

Was nur des Neuen?

Slawa aus dem Thurme links kommend.

Slawa.

O ſchützet mich!

Primislaus.

Du biſt das erſte Weib,
An dieſem Wunderort, das Schutz begehrt,
Die andern ſind vielmehr geneigt zu meiſtern.

Slawa.

Ja Schutz vor dir und deines Gleichen, Mann.

Primislaus.

Vor mir?

Slawa.

So denn vor deines Gleichen.

Sie bilden ſich nun ein, mich ſchön zu finden,
Obgleich ich es nicht bin, ja ſein nicht mag.
Da folgt mir denn der überläſt'ge Schwarm,
Und tritt entgegen mir auf allen Pfaden.
Der Eine faßt die Hand mir mit der ſeinen,
Der Andre dreht die Augen quer im Kopf
Wie ein Verſcheidender, ſchon halb Verſtorbner;
Der Dritte kniet und ſchwört beim hohen Himmel,
Ich ſei das Kleinod dieſer weiten Welt,
Von meinem Blick erwart' er Tod und Leben.
Wie jämmerlich iſt aber das Geſchlecht,
Das alles, was den Menſchen ehrt und adelt,
Blöd überſieht, und nur nach äußern Gaben,
Nach Weiß und Roth, nach Haar und Zahn und Fuß
Den Abgott wählt, das Letzte ſich des Strebens.

Primislaus.

Mein Kind, was dich die Männer heißt verachten,
Birgt etwa wohl Verachtung für dich ſelbſt.
Wer nach dem Aeußern ſeine Wahl beſtimmt,
Bezweifelt, fürcht' ich, ſehr den Werth des Innern.
Man ſucht den Diamant, läg' er im Staube,
Geſchliffnem Glas gibt erſt der Glanz den Werth,
Iſt all' ſein Weſen Glänzen doch und Scheinen.
Dein Weg führt dich zurecht, hier biſt du ſicher.
Mir iſt das Weib ein Ernſt, wie all' mein Zielen:
Ich will mit ihr — ſie ſoll mit mir nicht ſpielen.
Sag das der Fürſtin als den letzten Gruß
Am Morgen, wenn ich fern ſchon meiner Wege.

(Er geht in den Thurm rechts.)

Wlaſta.

Ich folg' ihm nach, ſo lautet der Befehl.

(Sie geht in denſelben Thurm.)

Libuſſa kommt aus dem Thurme links.

Libuſſa.

Wie iſt's mit jenem Mann?

Dobromila.

Er iſt von Stahl.

Libuſſa.

Es brach wohl auch ein Schwert ſchon im Gefecht;
Was ſpröde, iſt zerbrechlich.
(Zu Dobromila.)
Folg du ihnen!
Der Abend dämmert ſchon, es ziemt ſich nicht,
Daß er und ſie allein in ſolcher Stunde —
(Da Dobromila gehen will.)
Vielmehr, gieb einen Schleier mir. Ich ſelbſt
Will Zeuge ſein, wie weit ſein Starrſinn geht.
Gehorchen ſoll er, und dann mag er ziehn,
Ich fühl' es faſt wie Haß im Buſen quellen.
(Ab in den Thurm links.)

Gemach im Innern des Thurmes. Links im Vordergrunde ein teppichbehangener Tiſch.

Primislaus und **Wlaſta** treten ein.

Wlaſta.

Hier denn iſt dein Gemach.

Primislaus.

Ich danke dir,
Und da ich morgen mit dem früh'ſten ſcheide,
So nimm ſchon heut ein doppelt Lebewohl.

Wlaſta.

So willſt du fort?

Primislaus.
Mein Haus iſt unbeſtellt,
Auch gab mir meinen Abſchied ſchon die Fürſtin.

Wlaſta.
Und haſt du ihr, Libuſſen, nichts zu ſagen?

Primislaus.
Was nur?

Wlaſta.
Sie glaubt in dir denſelben zu erkennen,
Der einſt im Walde hilfreich ihr genaht.
Auch haben die Wladiken ausgeſagt,
Daß du es warſt, der Kleinod gegen Kette
Mit ſchlauer Liſt umwechſelnd ausgetauſcht.

Primislaus.
Wenn ihr es wißt, warum nur fragt ihr noch?

Wlaſta.
Vielleicht fühlt ſich der Fürſtin Stolz beleidigt,
Daß du, mit einem Recht auf ihren Dank,
Aufgibſt dein Recht, und ihren Dank verſchmähſt.

Primislaus.
Stolz gegen Stolz, wenn's wirklich alſo wäre.

Wlaſta.
Allein der Stolz des Pflügers und der Fürſtin!
Zudem iſt jenes Kleinod hoch ihr werth,
Als ihres Vaters deutungsvolle Gabe.
Durch Zufall nur gerieth's in deine Hand,
Und blieb ein Eigen meiner hohen Herrin.
Drum gib, was eines Andern, nicht das deine.

Primislaus.
Ich gab es ſchon.

Wlaſta.

Wann aber, wo und wie?

Primislaus.

Ich ſagt' es auch, ob etwas räthſelhaft,
Schon als ich kam, doch ihr verſtandet's nicht.

Wlaſta.

Hier aber will man Räthſel nicht, Gehorſam.

Primislaus.

Auch weiß ich, daß den werbenden Wladiken
Sie auferlegt, ihr ganz und ungetheilt
Das Kleinod auszuliefern, das ſie hoch hält.
Vielleicht, wär' erſt die eine Hälfte da,
Fügt' ich die zweite bei, beſäß' ich ſie.

Wlaſta.

Erfüllſt du deinen Theil, thatſt du genug?

Primislaus.

Ich bin hier in dem Wunderſchloß der Weiber,
Und alle weibliche Vollkommenheit
Hat man mir vorgeführt mit etwas Prangen;
Nur mit den Fehlern, ſcheint mir, des Geſchlechts
Hielt man zurück, bedächtiger als billig.
Da iſt nun Neugier, die man Schuld euch gibt.
Wie wär' es, holde Wlaſta, wenn nur Neugier
Dir dieſe Fragen in den Mund gelegt?
Sprichſt du zu mir im Auftrag deiner Frau?

Wlaſta.

In ihrem Auftrag nicht.

Primislaus.

Nun alſo denn?
Das Recht auf Antwort nur gibt Recht zur Frage.

Wlaſta.

Doch weiß, wovon ich ſpreche, meine Frau.

Primislaus.

Das ſoll ich glauben, eben weil du's ſagſt?

Wlaſta.

Als Zeichen denn, daß nicht die Neugier blos,
Daß mich ein höh'rer Wink dazu berechtigt,
Sieh hier das Kleinod, deſſen eine Hälfte
Du vorenthältſt, und das man ganz begehrt.

(Das Mittelkleinod des Gürtels aus dem Buſen ziehend.)

Primislaus.

Das ſchöne Bild! Die glänzend reichen Steine!
Derlei ſah ich in meinem Leben nicht.

Wlaſta.

Verſtell' dich nicht, es war in deiner Hand.

Primislaus.

Wie käme derlei in die Hand des Pflügers?
O gib es mir, o laß es mich betrachten.

Wlaſta.

Halt ab die Hand!

(Das Kleinod auf den Tiſch ihr zur Seite hinlegend.)

Hier leg' ich es denn hin.
Du aber nun erfülle, was dir Pflicht.
Die Fürſtin will nicht länger, kann's nicht dulden,
Daß, was ihr werth und theuer, heilig ſelbſt,
In niedrer Hand, als offenkundig Zeugniß
Von einer halb vertraulichen Begegnung,
Zum Anſpruch ſtempelnd, was ein Zufall war;
Du ſollſt, du mußt, die Fürſtin will es ſo.

Dobromila kommt, hinter ihr **Libuſſa**, eine Fackel tragend, vom Kopf bis zu den Füßen mit einem dichten Schleier bedeckt.

Dobromila.

Wollt ihr nicht Licht? Der Abend dämmert ſchon.
Ich laſſ' euch hier der Dien'rin helle Fackel.
Du aber, Wlaſta, fördre dein Geſchäft.

(Sie geht. Libuſſa bleibt, die Fackel emporhaltend, im Mittelgrunde gegen die linke Seite.)

Wlaſta

(Da ſie Libuſſa erblickt, vor ſich hin).

Sie iſt es ſelbſt!

Primislaus (für ſich).

Scheint Wlaſta doch beklommen?
Wär' ſie's? O ſtill, mein ahnungsvolles Herz!

Wlaſta

(zu Primislaus).

Was noth thut, ward geſagt. Gehorche nun!

Primislaus.

Ihr ſetzt ſo ſchnell voraus, was, erſt bewieſen,
Ein Unrecht bildete, das auch ein Recht.
Nimm an: Ich war es ſelbſt, der einſt bei Nacht
Begegnet' eurer Fürſtin, tief im Walde,
Nimm an: daß, aller Unterſcheidung bar,
Sie mir erſchien als Königin der Weiber,
Nicht als das Weib, das ſelber Königin.
Der Glieder holder Reiz, der Stirne Thron,
Das Aug', das herrſcht, die Lippen, die befehlen,
Selbſt wenn ſie ſchweigen, ja im Schweigen mehr;
Sie riefen in die Seele mir ein Bild,
Das mich umſchwebt ſeit meinen früh'ſten Tagen,
Und all' mein Weſen, es rief aus: ſie iſt's!

Ich wußte nichts von ihrem Rang und Stand,
Und nichts verbot, zu hoffen und zu werben.
Sie ſchied, es kam der Tag. Des Kleinods Pracht,
Das in der Hand ſtatt ihrer mir geblieben,
Bezeichnete ſie wohl als hoher Abkunft.
Doch iſt auch Primislaus nicht niedern Stamms,
Ein Enkelſohn von Helden, ob nur Pflüger.
Erſt als die Sage von Libuſſa's Unfall
Das Land durchzog, da war es plötzlich hell,
Und ich nur noch ein hoffnungsloſer Thor.
Doch aus den Trümmern meines äußern Glücks,
Erbaute ſich im Innern mir ein neues.
Wie Trauerfalter kreiſen um das Licht,
Umflogen meine Wünſche nun das Kleinod;
Was früher Zeichen, ward jetzt Gegenſtand,
Ich trug's mit mir auf meiner warmen Bruſt,
Ich drückt' es an das Herz, an meinen Mund,
Das Eigenthum verwechſelnd mit dem Eigner. —
Heiß' deine Freundin ſtill die Fackel tragen,
Wir ſind im Dunkeln, wenn verlöſcht das Licht.

Wlaſta.

Laß die Erzählung denn und komm zur Sache!

Primislaus.

Ein Traum iſt ja Erzählung und ſonſt nichts.
Zerſtört war nun, für immer ſchien's, mein Hoffen,
Da taucht's auf einmal wieder blinkend auf.
Zu meiner Hütte kamen die Wladiken,
Geführt von meinem Gaul, der, führerlos,
Den Weg gefunden zu der frühern Heimath.
Da ſprach es ſtill in mir: Sie denkt noch dein,
Entſchwunden iſt ihr ganz nicht die Erinn'rung

An jene Nacht, die holde Wunderzeit.
Nicht daß ich glaubte, meine Niedrigkeit
Erhöhe je mich zu der Hoheit Höhe.
Nicht daß ich glaubte, die Bedingung,
Die ſie geſetzt den werbenden Wladiken,
Sie würde je zum Anſpruch für mich ſelbſt:
Allein den Schatten eines flücht'gen Eindrucks,
Den müßigen Gedanken: Wenn's nicht ſo,
Wenn's anders wäre in der Welt der Dinge,
Wenn dieſer Umſtand fort und jener da,
Wenn niedrig wäre hoch und wenig viel,
Dann möcht' es ſein, dann könnt' es wohl geſchehen:
So viel, ein Nichts, ein ſchwebendes Atom
Dacht' ich mir wach in eurer Fürſtin Seele. —
Die Freundin dort wird ungeduldig, ſcheint's:
Wir müſſen eilen, denn ſie will von dannen. —
Mit ſolcher Hoffnung kam ich ſchwindelnd her,
Das Herz trat mir in Ohr und Aug' und Lippe,
Doch kalter Spott und rückſichtsloſer Hohn
Kam mir entgegen auf des Hauſes Schwelle.

Wlaſta.

Du dachteſt dir das Weib und fand'ſt die Fürſtin.

Primislaus.

Es iſt die Herrſchaft ein gewaltig Ding,
Der Mann geht auf in ihr mit ſeinem Weſen,
Allein das Weib, es iſt ſo hold gefügt,
Daß jede Zuthat mindert ihren Werth.
Und wie die Schönheit, noch ſo reich geſchmückt,
Mit Purpur angethan und fremder Seide,
Durch jede Hülle, die du ihr entziehſt,
Nur ſchöner wird und wirklicher ſie ſelbſt,

Bis in dem letzten Weiß der Traulichkeit,
Erbebend im Bewußtſein eigner Schätze,
Sie feiert ihren ſiegendſten Triumph —
So iſt das Weib, der Schönheit holde Tochter,
Das Mittelding von Macht und Schutzbedürfniß,
Das Höchſte, was ſie ſein kann nur als Weib,
In ihrer Schwäche ſiegender Gewalt.
Was ſie nicht fordert, das wird ihr gegeben,
Und was ſie gibt, iſt himmliſches Geſchenk:
Denn auch der Himmel fordert nur durch Geben.
Doch mengt der Stolz ſich in die holde Miſchung,
Ein ſcharfer Tropfen in die reine Milch,
Dann löſen ſich die Theile; Stark und Schwach,
Und Süß und Bitter treten auseinander,
Der Schätzung unterwerfend und Vergleichung,
Was unſchätzbar und unvergleichlich iſt.

Selbſt Wlaſta du, als du noch Waffen bogſt,
Mit rauher Stimme forderteſt zum Kampf,
Warſt du nicht du, zum wenigſten kein Weib;
Doch ſeit die Freundin dort ins Zimmer trat,
Hat holde Scheu bemeiſtert all' dein Weſen,
Die Hand, die ich erfaſſe, zittert faſt;
Du biſt nicht ſtolz, wie jene Freundin ſcheint,
Die mit unwill'gem Fuße tritt den Boden;
Die Wange färbt ein mädchenhaft Erröthen.

O weh! dein Haar ging los aus ſeinen Banden,
Als ſtrebt' es, ſchamhaft ſelber, zu verhüllen
Den holden Wandel aus dem frühern Trotz.
Ich ſtreich' es dir zurück. Nun wieder rein,
Erkenn' ich dich im Spiegel deiner Seele,
Und wäre nicht mein Herz auf andern Pfaden,

Ich ſagte: Wlaſta, kannſt du fühlen weich?
Begreifſt du, daß ein Innres ſchmelzen muß,
Um eins zu ſein mit einem andern Innern?
Hoffſt du, entfernt von dieſem ſtolzen Schloß,
Zu finden wieder Demuth, Milde, Schwäche?
Iſt eine Hütte dir ein Königsbau,
Bewohnen Herrſcher ſie im eignen Hauſe?
Sag' Ja, ſag' Ja! Und ſtelle dich mir höher,
Als deine Fürſtin ſteht, trotz Glanz und Pracht.

(Sich niederbeugend, um ihr in die Augen zu ſehen. Libuſſa hat einige Schritte nach vorn gemacht, wie um zu ſprechen; jetzt wirft ſie die Fackel weg und geht.)

Primislaus.

Die Fackel fiel; laß mich!

Wlaſta

(die die Fackel aufgehoben hat).

Die Fürſtin zürnt.

Primislaus.

Wie weiß die Fürſtin, was wir hier beginnen?
Du ſchuldeſt Antwort mir auf meine Frage.
Ich laſſ' dich nicht, du mußt mir Rede ſtehn!
Ich löſche dir die Fackel, dann entſchüchtert
Vertrauſt du das Geheimniß meinem Ohr.

(Indem er wiederholt nach der Fackel greift und dadurch die Widerſtrebende nach rückwärts drängt).

Wlaſta.

Verwegener und Spötter auch, zurück!
Ich fühle mich gelähmt zum Widerſtand,
Denn Uebermuth und Dreiſtigkeit vernichtet.

(Er hat ihr die Fackel entriſſen und am Boden ausgelöſcht.)

Wlaſta.

Wir ſind im Dunkeln.

Von außen.

Wlaſta!

Wlaſta.

Sieh mich hier!

(Durch die Thüre ab.)

Primislaus

(das auf dem Tiſche liegende Kleinod ergreifend und in den Buſen ſteckend).

Ich hab's, ich hab's! Wohl mir, die Liſt gelang!
Dort ſeh' ich einen Ausgang, fort ins Freie!

Indem er einer im Hintergrunde befindlichen Thüre zueilt, erſcheint **Libuſſa** mit zurückgeſchlagenem Schleier in der Thüre links und winkt mit gehobenem Arme. Eine Fallthüre im Boden bewegt ſich.

Primislaus.

Der Boden weicht, ich ſinke!

(Nach vorn gewandt.)

Ha, Libuſſa!

(Er verſinkt. Libuſſa zieht ſich durch die Thür zurück.)

Verwandlung.

Der Thronſaal wie im dritten Aufzuge, im Mittelgrunde durch einen Vorhang abgeſchloſſen. Es iſt dunkel.

Primislaus' Stimme

(hinter dem Vorhange).

Beſchützen mich die Götter! Fort die Hände!

Primislaus kommt hinter dem Vorhange hervor, gefolgt von mehreren **ſchwarzgerüſteten Männern.**

Primislaus.

Laßt ab! Der Boden ſchwankt, die Sinne ſchwindeln.

Aus ſteiler Höhe raſch herabgeglitten,
Schlägt noch die Erde Wellen unter mir,
Und die Bewegung ſetzt ſich fort ins Inn're.
Ich könnte ſagen, thun, was fremd mir ſelbſt.
Nun iſt es wieder gut. Nun kommt nur an!
Was wollt ihr und was fordert man von mir?
Ihr ſchweigt? Sind eure blanken Schwerter Worte?
Und heiſcht mein Leben eure milde Frau?
O Güte, Güte, himmelsgleiche Güte,
Wie preist dich hochentzückt ein ganzes Land!
Ich aber nenn' es Willkür, Weiberlaune,
Die, nur geleitet durch ein blind Gefühl,
Hier ausgießt ihres Füllhorns Ueberfluß,
Weil der Empfänger nah, weil er genehm,
Weil ihm ein dunkles Etwas Gunſt verleiht,
Dort wieder nimmt, weil doch parteiiſch Geben
Ein Geben und ein Nehmen iſt zugleich.
Es iſt die Welt kein traumgeſchaffner Garten,
Wo Duft und Farbenglanz den Platz beſtimmt,
Die Roſe Königin, und Raute, Lattich
Das Unkraut, das man austilgt mit dem Fuß;
Ein Ungefähr verlieh mir Werth und Huld,
Doch Beides nimmt ein launiſch Zürnen wieder,
Und wenn Freigebigkeit aus Himmelshöhn
Herniederſtiege zu der armen Erde,
Sie müßte ſtehen menſchlichem Ermeſſen,
Und Antwort geben, wenn gefragt: warum?
Ich will gewogen ſein mit gleicher Wage,
Wie hoch mein Anſpruch und wie tief mein Fehl.
Der Willkür fügt kein Freier ſich, kein Mann.
Ich ſehe Ketten dort in euern Händen —
Hier ſind die meinen, legt mir Feſſeln an!

In Thurmesnacht, von Lebenden geſchieden,
Will ich das Loblied ſingen eurer Frau,
Mich ſelber richten, daß ich ihr vertraut.
Dir ſcheinen Ketten zu gelinde Strafe,
Ich ſeh's, du zückſt das Schwert auf meine Bruſt.
Wohl weiß ich, was ihr wollt, was ihr begehrt:
Ich aber ſagte: nein, und ſag' es noch.
War's auch ein Spiel nur, ein verwegner Scherz,
Den Uebermuth zu bändigen durch Liſt,
Den Anſpruch mir zu wahren, der mein Recht,
Auf eurer Fürſtin Dank und Anerkennung.
Hab' ich's verweigert, ſo verweigr' ich's noch,
Mein Leben ſetz' ich ein für meinen Willen.
Stoß, Mörder, zu! Ich bin in eurer Macht,
Der Götter Schutz vertrau' ich meine Seele.
(Er ſinkt auf ein Knie und verhüllt die Augen mit der Hand.)

Libuſſa iſt von der linken Seite eingetreten. Auf ihren Wink haben ſich die Gewaffneten hinter den Vorhang zurückgezogen. Sie klatſcht in die Hände und von den Seitenwänden ſchieben ſich Armleuchter mit brennenden Kerzen vor. Es iſt licht.

Primislaus (emporblickend).

War das das Zeichen blutigen Vollzugs?
Du ſelber biſt's? So traf mich ſchon der Stoß,
Und wall' ich jenſeits in den ſel'gen Fluren,
Wo uns der Wunſch erfüllt entgegenkommt?
Wo dieſer Erde Druck und bittres Leiden
Als Kranz ſich windet um der Sel'gen Haupt?
Du biſt es nicht, du biſt dein eigner Schatten,
Sei mir, dem gleichen Schatten, denn gegrüßt.

Libuſſa.

Du lebſt, doch leb' auch ich. Ich bin Libuſſa

Und rühme mich gerechter als gerecht.
Du haſt mich ſchwer beſchuldigt, und ich komme
Dir Rede ſtehen, zu vertheid'gen mich.

Primislaus.

Vertheid'gen dich? Biſt du denn nicht die Hohe,
Die Himmliſche, den hohen Göttern ähnlich?
So wie die Sonne — wenn ſie Wolken zog,
Und Blitz auf Blitz den Horizont durchſchneidet,
In Finſterniß ſich hüllt die bange Welt;
Kaum daß durch eine Spalte des Gewölks
Sie vortritt in der ewig gleichen Schöne,
Das All die holde Dienſtbarkeit erkennt,
Vergeſſen faſt im Segen der Gewohnheit —
Biſt du am offenbarſten, wenn verhüllt,
Und trägſt die Krone, wenn du ſie verleugneſt.

Libuſſa.

Nun ſprichſt du ſo, nachdem du lang verweigert.

Primislaus.

Dem kränkenden Befehl.

Libuſſa.

Nun denn: ich bitte.

Primislaus.

Hört ihr's, ihr Mauern? Hörſt du's, laue Luft,
Die Wärme nimmt von ihrer Glieder Wärme?
Wir waren, o verzeih', ſetz' ich dich gleich,
Wir waren wie die Kinder, wenn ſie ſchmollen,
Wegweiſend was der Wunſch zumeiſt begehrt.
Nun fort auch jeder Anſpruch, jedes Recht,
All' was nicht Demuth iſt und Unterwerfung.

Womit ich binden wollte deine Huld,
Nimm es zugleich mit dem Gebundnen hin.
(Er hat das Kleinod aus der Bruſt gezogen und bietet es dar.)
O wären dieſe Hände Purpurkiſſen,
Um würdig dir zu bieten, was das Deine.

Libuſſa.

Die Hälfte deines Anſpruchs wahrſt du doch,
Es fehlt ein Theil, der voll erſt macht das Ganze.
Ich muß dich klug, muß dich verſtändig nennen,
Doch minder edel däucht mich, was du thatſt.
Sprich, iſt es zart, wie's gegen Frauen ziemt,
Vorzuenthalten, was ihr Wunſch begehrt,
Und ſich durch Liſt zu ſichern, was nur Gunſt,
Nicht Recht noch Schlauheit eignet zum Beſitz?

Primislaus.

Ich gab es ja, gab's ſchon bei meinem Eintritt.
Wir ſind am ſelben Ort, der mich empfing.
Hier ſtehn die Blumen, meiner Armuth Gabe,
Die man als werthlos nicht vom Ort verrückt.
So kommt denn ihr, gebt Zeugniß meinen Worten!
(Er hat den Korb aufgenommen.)
Den Sinnſpruch haſt du dennoch nicht errathen:
Unter Blumen liegt das Räthſel
Und die Löſung unter Früchten.
(Er ſtürzt den Korb zu ihren Füßen auf den Boden. Die Kette liegt oben auf.)
Wer in Ketten legte, hat ſie,
(zurücktretend.)
Der ſie trägt, iſt ohne Kette.
Und nun erlaube, daß gleich einer Magd
Ich wieder füge, was der Zufall trennte.

(Er ſetzt ſich auf die unterſte Stufe des Thrones, indem er die Kette trennend das Mittelkleinod einfügt.)

Wer mir die Kette theilt,
Allein ſie theilt mit Keinem dieſer Erde,
Vielmehr ſie theilt, auf daß ſie ganz erſt werde,
(mit erhobener Stimme)
Hinzufügt, was, indem man es verlor,
Das Kleinod theurer machte denn zuvor.
O wüßteſt du, was mir bei dieſem Wort
Für Hoffnungen durch meine Seele ſtürmten!
Ich war ein Thor! — Dein Auftrag nun erfüllt,
Leg' ich mein Werk zu deinen Füßen nieder,
Und kann nun ſcheiden ohne Schuld und Fehl.
(Er legt das Geſchmeide auf die Blumen am Boden.)

Libuſſa.

Noch einmal nenn' ich klug dich und auch edel.
Bleib hier! Es will das Volk beſtimmte Sprüche.
Was mir der Geiſt, in Ahnungen verhüllt
Und in Erinn'rung an des Vaters Weisheit,
Mit unbewieſ'ner Sicherheit verkündet,
Sie wollen's prüfen, wollen es begreifen,
Und ihres eignen Richters Richter ſein.
Sei du der Uebertrager meiner Worte,
Kleid' ihnen ein, wie's ihrer Faſſung ziemt,
Was ich errathe mehr, als faßlich denke,
Und erſt als heilſam ſich, als wahr bewährt.

Primislaus.

Du biſt umworben von des Landes Höchſten,
Bald ſteht ein Gatte, Fürſtin, neben dir.
Mein Leben und mein Blut ſind dir erbötig:
Doch dien' ich keinem Mann.

Libuſſa.

So glaubſt du wirklich,
Die Thoren träfe jemals meine Wahl?

Primislaus.

Doch wenn das Land nun unterſtützt die Werbung?

Libuſſa.

So wird auch du, ob hoffnungslos wie ſie.

Primislaus.

Sie ſind, noch einmal, dieſes Landes Beſte,
Ich bin der Letzten Einer, ohne Schutz.

Libuſſa.

Du biſt ſo machtlos nicht, als du wohl glaubſt.
Weißt du? — Und eben deßhalb kam ich her,
Trotz jenes Scherzes, erſt im Thurm, mit Wlaſta.
Ich weiß, es war nur Scherz, doch war er frech,
Und er verdiente wohl ein läng'res Zürnen.
Doch kam ich her ob wirklicher Gefahr.
Weißt du? Das Volk ſteht draußen vor den Thoren,
Sie glauben dich in Haft, bedroht dein Leben,
Und fordern dich zurück mit Wuth und Trotz.

Primislaus.

Iſt hier kein Schwert? Wo ſind die Waffenmänner,
Die kurz vorher ſich feindlich mir genaht?
Ich will hinaus! Ich will den Aufruhr lehren,
Daß rohe Macht nur Macht iſt im Gehorſam,
Und Niedres ſich vor Höherm willig beugt.

Libuſſa.

Da wäre ja der Schützer, den ich brauche!
Du biſt ein Mann, dir folgen ſie wohl willig,

Sehn ſie in dir das Bild doch des Geſchlechts.
Hartnäckigkeit hat dich als Mann bewieſen.

Primislaus.

Wenn du Beharrlichkeit ſtatt deſſen ſagſt,
Haſt du genannt vielleicht den einz'gen Vorzug,
In dem die Frau nachſteht dem feſten Mann.

Libuſſa.

Weßhalb euch denn die Herrſchaft auch gebührt;
Doch wär' ich nun beharrlich ſo wie du,
Und legte von mir dieſes Landes Krone
Und ließe die Beharrlichen beharren
In ihres Trotzes ungezähmter Gier?

Primislaus.

O thu's, Libuſſa, thu's! Sei wieder Jene,
Als die du mir im Walde dort erſchienſt!
Der Raſenplatz dein Reich, und deine Krone
Du ſelbſt, mit dir als Edelſtein geſchmückt.
Hüll' wieder dich in meiner Schweſter Kleider,
Dieſelben, die ich oft ans Herz gedrückt,
Als freilich eines andern Körpers Hülle,
Der minder ſchön, doch nahe mir, wie du.
Siehſt du? wie hart ihr ſeid und karg und ſelbſtiſch?
Ich gab dir alles, was mein Eigenthum,
Mein treues Roß, der Schweſter heil'ges Erbe,
(das Geſchmeide mit dem Fuße berührend)
Und ihr, ihr marktet um den blanken Tand,
Der kaum ein Tauſendtheil von deinen Schätzen.

Libuſſa.

Es iſt des Vaters theures Angedenken.

Primislaus.

Ich haſſe deine Eltern, deine Schweſtern,
Die Wurzel und den Stamm — bis auf die Blüthe.

Libuſſa.

Wohl gar auch mich?

Primislaus.

Auch dich, ſagt' ich beinah'.
Weil ohne Worte du verſprichſt, und ſprechend
Der Sprache deiner Anmuth widerſprichſt.
Und dennoch warſt du mein, in meiner Macht,
Als Zeuge nur die Luft und jene Bäume.
Die That war ehrfurchtsvoll, doch die Gedanken,
Sie haben räuberiſch an dir geſündigt.
Als ich aufs Pferd dich hob, bei jedem Straucheln
Dir Hilfe bot, da fühlt' ich deine Nähe.
Den unberührten Leib hab' ich berührt;
Ich weiß, wie warm die Pulſe deines Lebens,
Und wer dich freit, wer dich von dannen führt,
Ich werd' ihm ſagen: Du biſt nur der Zweite,
Den Vorſchmack deines Glücks hab' ich gefühlt.

Libuſſa.

Ich werde zürnen, wenn du achtlos ſprichſt.

Primislaus.

Du zürnſt ja ſchon und haſt gezürnt, und Strenge
Iſt all dein Weſen, bis auf jenen Tag;
Da warſt du mild und lebſt mir ſo im Herzen.
Als nun der Augenblick der Trennung kam,
Da ſprach ich bang zu dir: Neig' mir dein Haupt!
Und hing um deinen edlen Hals die Kette,
Von der ich mir den beſten Theil geraubt:
Das Kleinod, das der Jungfrau Schmuck und Zier,

Das Sinnbild erſter, ahnender Begegnung.
Jetzt iſt es keine Kette mehr, die bindet,
Ein Gürtel, den nur Weiberhand berührt,
Und anlegt um der Herrin ſchlanke Hüften.
Bis Jener kommt, der bindet ihn und löst,
Und dem ich weiche, wie einſt aus dem Leben.

Libuſſa.

Bleib hier! Ob ſtolz, ſollſt du mir dienſtbar ſein.
Leg an den Gürtel, hier an ſeinem Platz,
Und weh dem, der ihn noch nach dir berührt!

(Mit erhobener Stimme.)

Ihr aber, die gewärtig meines Winks,
Herbei! Und ſeht, was ihr begehrt, erfüllt.

Mägde, Wladiken und **Landleute** treten ein.

Libuſſa

(zu den Dienerinnen).

Ihr aber helft ihm, er iſt ungeſchickt.

Primislaus.

Ich zittre ja.

Libuſſa.

Nun denn zum letzten Mal!

(Die Dienerinnen legen ihr den Gürtel vollends an.)

Ihr Andre, die beſorgt um euern Freund,
Er iſt hier ſicher. Er iſt mein Gemahl.
Dient ihm wie mir, wenn nicht noch mehr als mir,
Denn ich, ich dien' ihm ſelbſt als meinem Herrn.
Ich neige mich, folgt eurer Fürſtin Beiſpiel.

(Indem ſie Primislaus' Hand ergreift und halb das Knie beugt, das Volk aber kniet, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Ländliches Gemach von querliegenden Baumſtämmen gefügt.

Im Hintergrunde zwei **Mägde Libuſſa's**, die ein breites Tuch ausgeſpannt vor ſich hinhalten, indeß eine andere am Boden knieend mit einem Griffel eine bezweckte Form davon abzumeſſen ſcheint. Im Vorgrunde rechts ein Stuhl mit einem davor gelehnten Spinnrocken. **Dobromila,** als eben von der Arbeit aufgeſtanden, ſteht daneben und ſieht den im Hintergrunde Beſchäftigten zu. Zu beiden Seiten Thüren. **Wlaſta** zur Thür links eintretend.

Wlaſta.

Iſt eure Fürſtin wach?

Dobromila.

Ach, Wlaſta, du?

Wlaſta.

Und iſt ſie hergeſtellt von ihrem Siechthum?

Dobromila.

Der Anlaß war ſo ſchön, und der Erfolg
Beglückt ſo überhoch, daß etwas Schwäche
Schon als Erinn'rung ſelber ein Genuß.

Wlaſta.

Ihr habt Euch hier recht ländlich eingerichtet.

Dobromila.

Der Fürſt durchzieht das Land, und ſeine Gattin
Folgt ihm auf jedem Schritt, ſo daß zur Zeit
Hier dieſe Hütte unſer Königsſchloß.

Wlaſta.

Und ſeid beſchäftigt auch. O Dobromila!
Du legteſt kaum die Spindel aus der Hand.
Ihr ſeid herabgekommen, gute Mädchen!

Dobromila.

Wir ſind vergnügt.

Wlaſta.

Ich aber bin es nicht.
Mir widert der Befehl aus niederm Mund.
Drum ging ich zu den Schweſtern deiner Frau,
Auf Wiſchehrad. Zwar wohnt dort Langeweile,
Doch dient man gern, wenn Hoheit heiſcht den Dienſt.
Kann ich Libuſſa ſprechen?

Dobromila.

Schau, ſie ſelbſt!

Libuſſa kommt aus der Seitenthüre rechts.

Libuſſa.

Ah, Wlaſta, du bei uns! Was führt dich her?

Wlaſta.

Libuſſa, hohe Frau!

Libuſſa.

Dein Aug' iſt feucht.
Was nur erpreßt der Starken dieſe Thränen?

Wlaſta

(zeigt mit Geberde auf die umgebenden Gegenſtände)

Libuſſa.

Ja ſo, du weinſt um uns? Wir ſind dir dankbar,
Man ſagt, kein irdiſch' Glück ſei ungetrübt.
Nimmſt du die Trübſal nun, ſtatt uns, auf dich,
So freu'n wir uns um deſto ungetrübter.

Wlaſta.

Der Abſtand martert mich von einſt auf jetzt.

Libuſſa.

Iſt dieſer Abſtand doch des Menſchen Leben!
Von Kind zu Jungfrau, bis zuletzt das: jung,
Erſt nur ein Wort, ſich ablöſt von der Frau:
Der einz'ge Name treu uns bis zum Tode.

Wlaſta.

Du weichſt mir aus, ein Zeichen, daß du's fühlſt.
Mein Jammer iſt, daß ich die Hohe, Hehre
Muß unterwürfig ſehn dem Sohn des Staubs.

Libuſſa.

Du ſprichſt von Primislaus? O, gutes Mädchen,
Wär' irgend Schmerz in meinem vollen Glück,
So wär' es, daß mein Gatte jeden Strahl
Der Hoheit rücklenkt auf mein eignes Haupt;
Daß wie ein Träger anvertrauter Macht,
Wie ein Verweſer nur von fremdem Gut,
Er nie ſich fühlt als Herr und als berechtigt.

Wlaſta.

Doch ſcheint mir, was geſchieht, iſt meiſt ſein Wille.

Libuſſa.

Es iſt ſo, ja; doch weißt du auch warum?
Er hat faſt immer Recht. Wir haben, Mädchen,
Die Macht geübt zum eigenen Genuß.

Wir pflückten ab die Blumen alles Guten,
Er geht vom Stamm herab bis zu der Wurzel,
Und ſchon des Samenkornes hat er Acht.
Wir fühlten in dem fremden Glück das eigne.
Er liebt im Fremden faſt das Fremde nur,
Das Edle ſelbſt, das wohlthut höherm Sinn,
Weist er zurück und duldet das Gemeine,
Wenn allgemein der Nutzen und die Frucht.
Drum wo uns Widerſetzlichkeit gedroht,
Dort findet er Gehorſam. Jeder hilft
Theilnehmend am Vollbringen, am Vollbrachten.
Es iſt ſo ſchön für Andere zu leben!
Lebt er für ſie — warum nicht ich für ihn?

Wlaſta.

Doch deine Schweſtern ſind nicht gleichen Sinns,
Sie fühlen noch die angeſtammte Hoheit
Und es beläſtigt ſie die neue Zeit.
Im Walde, wo ihr Schloß, ertönt die Axt,
Der tauſendjähr'gen Eichen Stämme fallen
Zu niedrigem Gebrauch. Der Felſen Inn'res
Durchwühlt der Eigennutz, und ſprengt die Fugen,
Dem Licht verſchloſſen ſeit dem Schöpfungstag,
Um Steine ſich zu brechen fürs Gehöft,
Für ſeiner Herde ſchmutzige Umfriedung.
Sie aber, deine Schweſtern, wollen einſam
Und ungeſtört vom lauten Pöbelſchwarm
Dem geiſt'gen Anſchau'n leben, der Betrachtung.

Libuſſa.

Ich ſag' es meinem Gatten, kehrt er wieder,
Wenn irgend möglich, ſtellt er's hilfreich ab.

Wlaſta.

Wenn möglich nur? Was wär' der Macht unmöglich?

Libuſſa.

Das Unvernünft'ge, Kind, und was nicht billig.

Wlaſta.

Bezweifelſt du ihr Recht und ihre Hoheit?

Libuſſa.

Ich zweifle nicht und liebe nicht zu zweifeln.
All, was ſich ſelbſt gemacht im Lauf der Dinge,
Dünkt als natürlich mir zugleich ein Recht;
Mein Gatte aber prüft und unterſucht,
Und jeder Anſpruch muß ihm Rede ſtehn
Als Allen nützlich in der Hand des Einen.
Allein mich däucht, er ſelber kehrt zurück;
Vereinen denn wir beide unſre Bitten.

Primislaus kommt.

Primislaus.

Libuſſa, hohe Frau!

Libuſſa.

Nimm als Entgegnung:
Mein hoher Gatte; ſomit Herr der Frau.

Primislaus.

Wir haben uns geplagt den langen Morgen,
Der Tag iſt heiß, faſt fühl' ich mich ermüdet.

Libuſſa.

So ſitz!

Primislaus.

Hier iſt kein zweiter Stuhl für dich.

Libuſſa.

Wohlan denn, ſo befehl' ich dir zu ſitzen.
Und du befiehl, daß ich hier ſteh' bei dir.
Nimm dieſes Tuch, ich trockne dir den Schweiß.

Primislaus
(der ſich geſetzt hat und die Stirne trocknet).

Wir waren früh am Werk und gingen raſtlos,
Ich und die Aelteſten rings durch die Gegend,
Und ſahen uns den Ort und ſeine Lage.
Weißt du denn auch? Wir bauen eine Stadt.
Wenn du's genehmigſt nämlich und es billigſt.

Libuſſa.

Sag' mir vorerſt: Was nennt ihr eine Stadt?

Primislaus.

Wir ſchließen einen Ort mit Mauern ein,
Und ſammeln die Bewohner rings der Gegend,
Daß hilfreich ſie und wechſelſeitig fördernd
Wie Glieder wirken eines einz'gen Leibs.

Libuſſa.

Und fürchteſt du denn nicht, daß deine Mauern,
Den Menſchen trennend vom lebend'gen Anhauch
Der ſproſſenden Natur, ihn minder fühlend
Und minder einig machen mit dem Geiſt des All?

Primislaus.

Gemeinſchaft mit den wandelloſen Dingen,
Sie ladet ein zum Fühlen und Genießen,
Man geht nicht rückwärts, lebt man mit dem All;
Doch vorwärts ſchreiten, denken, ſchaffen, wirken
Gewinnt nach Innen Raum, wenn eng der äußre.

Libuſſa.

Doch ſind die Menſchen ſtreng geſchiedne Weſen,

Ein Jeder iſt ein andrer und er ſelbſt;
Die enge Nähe, ſtörende Gemeinſchaft
Schleift ab das Siegel jeder eignen Geltung,
Statt Menſchen haſt du Viele, die ſich gleich.

Primislaus.

Was Jeder abgibt, geben auch die Andern,
Und ſo empfängt der Eine tauſendfach.
Es iſt der Staat, die Ehe zwiſchen Bürgern,
Der Gatte opfert gern den eignen Willen,
Was ihn beſchränkt, iſt ja ein zweites Selbſt.

Libuſſa
(die Hand auf ſeine Schultern legend).

Wohl, ich verſtehe das, mein Primislaus,
Und alſo bau' nur immer deine Stadt.
Allein warum denn hier an dieſer Stelle,
Wo manchen ſie beläſtigt und beirrt?

Primislaus (aufſtehend).

Siehſt du, die Moldau, dieſes Landes Ader,
Die Blut verbreitend durch den Körper ſtrömt,
Hier hat verſammelt ſie all ihre Quellen,
Und breitet ſich in weiten Ufern aus.
Noch weiter unten fließt ſie in die Alb,
Mit der vereint ſie durch die Berge bricht,
Die ſcheiden unſer Land vom deutſchen Land,
Und ſtrömt mit ihr, ſo ſagt man, bis ins Meer.
Steht unſre Stadt nun hier, ſo bau'n wir Schiffe,
Und laden auf des Landes Ueberfluß,
An Frucht, an Korn, an Silber und an Gold.

Libuſſa.

So achteſt du das Gold?

Primislaus.

Ich nicht, doch Andre,
Und Andern eben bieten wir es dar.
So ſchafft uns Tauſch, was hier noch etwa fehlt.

Libuſſa.

Genügſamkeit iſt doch ein großes Gut!

Primislaus.

Befriedigt iſt das Thier nur und der Weiſe;
Den Menſchen, die gleich mir und gleich den meiſten,
Ward das Bedürfniß als ein Reiz und Stachel
Von ew'gen Mächten in die Bruſt gelegt:
Bedürfniß, das ſich ſehnt nach der Befried'gung,
Und dort auch noch zu neuen Wünſchen keimt.
Hat auch das Land, was ihm zur Noth genug,
An unſern Gränzen wohnen andre Völker,
Die ſtreben vor und mehren ihre Macht.
Das Viel und Wenig liegt in der Vergleichung,
Und in der Truhe mindert ſich der Schatz;
Wer Hundert hat und ſich damit begnügt,
Er hat's nicht mehr, zählt jeder Nachbar Tauſend.
Nebſtdem iſt dieſes Werk nicht mehr mein eignes.
Des Landes Aelteſte, die mich begleitet,
Als wir umſchritten rings den weiten Raum,
Sie haben ſich, einſtimmend meinen Gründen,
Geſammt erklärt für dieſen ſelben Ort.

Libuſſa.

So hältſt du ſie für weiſer denn als dich?

Primislaus.

Ich weiß nicht. Etwa nein. Allein, Libuſſa,
Wenn wir das Ganze beſſer überſchaun,
Verſtehn die Einzelnen, was einzeln beſſer,

Und ihren Rath, nicht acht' ich ihn gering.
Dann, glaubſt du nicht, daß, wenn ſie eingewilligt,
Mit Doppelkraft ſie an die Arbeit gehn?
Nicht nur den eignen Nutzen liebt der Menſch,
Die eigne Meinung hat ihm gleichen Werth;
Er hilft dir gern, ſieht er im Werk das ſeine.
Ja ſelbſt der Himmel, ſcheint's, ſtimmt mit uns ein.
Wir gingen lang, ich und die Aelteſten,
Die zögernd folgten, Zweifel in den Blicken,
Ihr ganzes Weſen ein vernehmlich: Nein.
Da ſchallt mit Eins der Wald von Axtesſchlägen,
Und einen Mann gewahren wir, der rüſtig
Sich einen Eichbaum fällt mit voller Kraft.
Wir fragen ihn, wozu das Werkſtück ſolle?
Da ſagt' er: Prah! Was in des Volkes Munde
Soviel als Schwelle heißt, des Hauſes Eingang.
Daß uns nun beim Beginn des neuen Werks
Die Schwelle gottgeſandt entgegenkomme,
Das fiel die Männer, wie von oben, an.
Hier ſoll ſie ſtehn, ſo riefen ſie, die Stadt,
Und Praga ſoll ſie heißen, als die Schwelle,
Der Eingang zu des Landes Glück und Ruhm.

Libuſſa.

Die Schwelle, das iſt gut.

Primislaus.

Nicht wahr, Libuſſa?
Ich ſeh' es glühen hoch in deinem Auge,
Wir ſtehn auf deines Geiſtes Machtgebiet.
Man ſchelte mir die Vorbedeutung nicht!
Wenn irgend ein Gedanke, thatenſchwanger
Und einer Zukunft werth, entſteht im Menſchen,

Dann ſammeln ſich nicht nur die eignen Kräfte,
Daß Geiſt und Leib vereint im ſelben Punkt, —
Auch die Natur, die roh gedankenloſe,
Sie fühlt den Anhauch eines geiſt'gen Wehns,
Und eilt, als Mittel ſich dem Werk zu fügen,
Antheil zu nehmen an der edlen That.
Was weit entfernt und ſcheinbar widerſprechend,
Es nähert ſich, gibt auf den Widerſtand,
Das Unerklärte ſchimmert von Bedeutung,
Und eine Seele wird ihm der Gedanke,
Um den ſich ſchaart, was feindlich ſonſt und ſtarr.
Da mag denn auch, vorahnend, was geſchieht,
Wie einer ſchweigend nickt, wenn man ihn frägt,
Die Körperwelt durch Bild und Vorbedeutung
Andeuten, was erlaubt und ihr genehm.

Libuſſa.

Ich ſehe dich bekehrt zu meiner Meinung.

Primislaus.

Ich bin es, ja, und war es immerdar.
Schlecht iſt der Ackersmann, der ſeine Frucht
Von Pflug und Karſt, von ſeinen Müh'n erwartet,
Und Licht und Sonne, was von Oben kommt,
Nicht als die Krone achtet ſeines Thuns.
Es wirkt der Menſch, der Himmel aber ſegnet,
Und alſo vorbereitet, wirſt du uns
Verſagen nicht die Huld, um die wir flehn.

Libuſſa.

Was iſt es, Primislaus, was Ihr begehrt?

Primislaus.

Ich wünſche dieſes Werk als Götterwille,
Als einen Wink von Oben angeſehn.

Wir haben einen Altar aufgerichtet,
Und Opfer ſollen weihen unſern Platz.
Wär's dir genehm, nach deinem höhern Wiſſen,
Der Feier vorzuſtehn in Prieſterart?
Vielleicht, daß die Betrachtung ferner Zukunft
Ein Wort dir eingibt, das den Muth befeuert,
Und des Gelingens Hoffnung uns belebt.

Libuſſa.

Es ſchweigt der Geiſt ſeit lang in meiner Bruſt.
Ich bin nicht wie die Schweſtern, deren Ausſpruch
Aus ſtrengbewieſ'nen, ſichern Quellen rinnt;
Nur manchmal, wenn ich meines Vaters dachte,
Und meiner edlen Mutter, die, ein Räthſel,
Wie höhern Urſprungs, unter uns geweilt,
Da kam mich an ein unerklärtes Schauen,
Ich fühlte: alſo muß es, werd' es ſein!
Und ſiehe da: es war; ich weiß nicht wie.
Doch ſcheint's, nicht nur des Körpers rauhe Gaben,
Die edeln auch des Geiſtes brauchen Uebung,
Sonſt ſchlummern ſie auf weichen Kiſſen ein.
Seitdem ich angewohnt mich deiner Weisheit,
Mich deinem tiefen Sinne zu vertraun,
Entſteht kein Bild mir mehr in meinem Innern,
Des Schauens edle Gabe ſcheint verwirkt.

Primislaus.

Die Götter geben nicht, auf daß ſie nehmen,
Und was du warſt, das bleibſt du ewiglich.

Libuſſa.

Auch bin ich ſchwach von meinem letzten Siechthum,
Müßt ich mich zwingen, ſteigern mit Gewalt,
Der Leib ertrüg' es nicht, glaub', ich erläge.

Obwohl's mich lockte, noch einmal, zum letzten,
Hinanzuklimmen auf des Schauens Höh'n,
In Bild zu kleiden — ſchwerer Ahnung Träume,
Und zu verkörpern, was noch weſenlos.
Doch glaub' ich, Primislaus, mehr als die Seh'rin
Liebſt du dein Weib. Ich will ſie dir erhalten.

Primislaus.

Du lehnſt es ab, braucht's da noch weitern Grund?
Und unſers Werkes Abſicht auch mißfällt dir.
Du biſt die Frau in dieſem weiten Land,
Und ich der erſte deiner Unterthanen.

(Zu einem Begleiter.)

Beſtellt die Feier ab und ſagt den Männern,
Das Weitere erfahren ſie demnächſt.

(Der Angeſprochene geht.)

Primislaus (zu Wlaſta).

Und nun zu dir:

(Libuſſa hat Dobromila einen Wink gegeben und entfernt ſich während des Folgenden, nur von dieſer gefolgt, unbemerkt durch die Seitenthüre rechts.)

Primislaus.

Ich kenne deine Sendung.
Ich weiß, daß deine Frauen, nur ſich ſelbſt
Und ihres Urſprungs dunklen Quell betrachtend,
In unfruchtbares Sinnen tief verſenkt,
Mit Feindesaugen all' mein Thun betrachten.
Daß die Vermengung mit dem Menſchenſchickſal,
Daß Alles, was gemeinſam, ſie verletzt.
Mich aber widert's an, als ſchlauer Hirte
Zu weiden einer Heerde gleich das Volk,
Nur hoch, weil Andre niedrig und beſchränkt.
Beläſtigt ſie die laute Menſchenmenge,

Wir haben andre Schlöſſer noch im Land,
Dort mögen ſie mit ihrer Jungfrau'n Schaar
In unnahbarer Abgetrenntheit weilen,
Und das Gewohnte, weil es doch bequem,
Starr, wie ſie ſelbſt, für ew'ge Zeit bewahren.
Wir wollen weiter, weiter in der Bahn,
Ich und mein Volk, als Bürger und als Menſchen.
So ſagt' ich dir, wenn nicht Libuſſa ſelber
Mit ihren Schweſtern dießmal einig dächte.
Sie billigt's nicht, damit zerrinnt mein Vorſatz,
Und deine Frauen mögen ruhig hauſen,
Von mir und von der Wohlfahrt ungeſtört.

Wlaſta.

Die Kunde wird die Schweſtern hoch erfreun,
Zumal als Zeichen, daß Libuſſa frei,
Und Herrin noch von ihrem Thun und Wollen.

Primislaus.

Wer zweifelt dran? Iſt nicht das Land,
Bin ich nicht ſelbſt ihr dienend zu Gebot?

Wlaſta.

Sie liebt und fügt ſich, nennſt du das wohl frei?

Primislaus.

Wer frei ſich fügt, den nenn' ich nicht gezwungen.

Wlaſta.

Wer ſeinem innern Weſen widerſpricht,
Der iſt gezwungen, ob durch ſich, durch Andre.
Glaubſt du, Libuſſa ſei Libuſſa noch,
Als Ordnerin des Hauſes, als die Herrin
Von Mägden, die die laute Spindel drehn?
Hat darum Krokus, unſer hoher Herr,

Sich einer göttergleichen Frau vermählt,
Daß ſeine Töchter mit gemeiner Sorge,
Mit engem Treiben um ein Nichts bemüht?
Sie fühlt es nicht, allein ihr Weſen fühlt's.
Wo iſt der Blitz des Aug's, das adlergleich
Die Zukunft maß wie eine Gegenwart?
Wo iſt die Kraft, die, hebend ihre Bruſt,
Zu ſich erhob, was nah und was entfernt?
Sie ſehnt ſich nach den Schweſtern, glaube mir,
Dort iſt ihr Platz, hier iſt nur ihre Stätte.

Primislaus.

Und doch flieht ſie der Schweſtern Gegenwart.

Wlaſta.

Weil ſie ſich ſcheut vor ihren eignen Wünſchen.
Schon einmal ſandte ſie mich auf ihr Schloß,
Und bat um Rückkehr in den Kreis der Ihren.

Primislaus.

War ſpäter das als unſrer Ehe Bund?

Wlaſta.

Es war vorher.

Primislaus.

Du ſprichſt dir ſelbſt die Antwort.
Umgeben iſt ſie hier mit aller Ehrfurcht,
Vor ihrem Willen beugt ſich Jedermann.
Selbſt unſre Stadt, die wir ſchon Praga nannten,
Wir gaben ſie mit ſchwerem Herzen auf,
Weil ihr die Abſicht nicht, das Werk gefiel,
Sie iſt Gebieterin.

Wlaſta.

Hier meine Antwort.

Libuſſa kommt ſchwarz gekleidet, von zwei **Dienerinnen** gefolgt, aus der Seitenthür.

Primislaus.

Libuſſa, du, in Trauerart gekleidet?
Wahrhaftig, du biſt bleich.

Libuſſa.

Wohl nur der Abſtich
Der dunkeln Kleider, dir ſeit lang entwohnt.
So ging ich einſt an meines Vaters Seite,
So ging die Mutter, gehen meine Schweſtern,
Und ſoll ich ſammeln mich wie ſonſt im Geiſt,
Muß ich mich auch umgeben ſo wie ſonſt.
Die Gabe, wenn ſie friſch, braucht keine Hilfe,
Doch wird ſie ſchwach, ſo iſt ihr ſelbſt das Aeußre
Ein Nothbehelf, ein Anker, der ſie hält,
Und nun laß uns hinaus nur zu den Männern.

Primislaus.

Was willſt du?

Libuſſa.

Euren Platz, die Stätte weihn.

Primislaus.

Wir haben's abbeſtellt und aufgegeben.

Libuſſa.

Um meinetwillen ſoll kein Reifbedachtes,
Und Vielen Nützliches zu Grunde gehn.
Die Sorge für das Volk iſt meine Pflicht,
Da ſchweigen kindiſche Bedenken.

Primislaus.

Ich duld' es nimmermehr.

Libuſſa
(mit dem Fuße auftretend)
Ich aber will es. —
Verzeih, mein Primislaus! Der alte Geiſt,
Er kam zurück mit dieſen dunkeln Kleidern.
Du mußt dich fügen, wie du dich gefügt,
Als wir noch kämpften — zwar ich war beſiegt.
(Zu Dobromila.)
Der Gürtel drückt, bind ihn mir loſer.

Dobromila.
Herrin,
Er liegt ſchon locker jetzt.

Libuſſa
(zu Primislaus).
Kennſt du den Gürtel?

Primislaus.
Leg ihn von dir, wenn er die Bruſt beengt.

Libuſſa.
Er folgt mir bis ins Grab, und dann, mein Gatte,
Er bringt mir das Gedächtniß meines Vaters
Und meiner Schweſtern vor den dunklen Sinn.
Da wachen Bilder auf und gehn und kommen,
Ich ſeh' in ihrem Geiſt, was trüb in mir.
Nur jetzt! — Doch ſind ſie traurig. Fort mit ihnen!

Wlaſta.
Und glaubſt du dich berechtigt, ihn zu tragen?

Libuſſa.
Mein Vater gab ihn mir, ſo wie den Schweſtern.

Wlaſta.
Er gab ihn euch als Jungfraun, Unvermählten,

Als unberührt von dieſer Erde Harm,
Als Zeichen eines höhern Stamms und Urſprungs.
Du haſt vermengt dich mit dem Irdiſchen,
Biſt ausgetreten aus dem Kreis der Deinen.
Die Steigerung, die heilige Begeiſt'rung,
Dir ſonſt natürlich, iſt nur noch ertrotzt,
Erzwungen. Wag's nicht, du erträgſt es nicht.

Libuſſa.

Ich will nicht nutzlos ſein im Geiſt der Dinge;
Kann ich nicht wirken in der Zeit, die neu,
So will ich ſegnen — euch, das Volk und mich.
Darum ans Werk! Bringt dunkles Harz
Und Bilſenkraut, Stechapfelſamen,
Und werft es in die Glut. Wir wollen's ſchlürfen,
Mit Rauch umnebeln unſern matten Sinn,
Daß er im Schlafe wacht, und ſchläft im Wachen.

(Da Primislaus ſich ihr nähert.)

Libuſſa.

Ich will's, ich will's! Schon hab ich euch's geſagt.
Und endlich freut's dich doch, dient deiner Abſicht.
Hinaus, hinaus!

(An der Thüre ſtehen bleibend.)

Und kehren wir zurück,
So bin ich wieder dein gehorſam Weib.

(Ab.)

Primislaus.

Ich duld' es nicht!

(Er eilt ihr nach.)

Wlaſta.

Du wirſt, du mußt dich fügen!
Der Wurf geworfen, fliegt der Stein, und trifft.

(Sie folgt.)

Freier Platz mit Bäumen umgeben. Im Mittelgrunde gegen die rechte Seite zu ein Hügel mit einem Opferaltare, auf dem ein Feuer brennt, daneben ein goldner Stuhl.

Volk füllt den Hintergrund, darunter die **Wladiken**. **Lapak** nach vorn kommend.

Lapak.

Das Feſt iſt abgeſtellt.

Domaslav.

Um ſo viel beſſer!

(Halblaut.)

Was iſt auch dieſe ſchlauentworfne Stadt,
Als Schwächung unſers Anſehns, unſrer Macht!
Wenn erſt das Volk in großer Zahl vereint,
Iſt von uns Jeder minder als er war,
Der Mächt'ge kaum gewachſen ſo viel Kleinen.

Biwoy.

Es bleibt der Mann ein Mann, das Schwert ein Schwert.

Lapak.

Laßt uns nach Haus.

Domaslav.

Doch ſeht, dort kommt die Fürſtin.
So will man doch —

Lapak

(ſich zurückziehend).

Erwarten wir's in Demuth.

Libuſſa mit ſtarken Schritten voraus. Hinter ihr **Primislaus**, **Wlaſta** und **Gefolge**.

Libuſſa.

Hier iſt der Ort, und dort iſt meine Stelle.

(Gegen den Altar gewendet.)

Primislaus.

Noch einmal bitt' ich dich: laß ab, Libuſſa!

Libuſſa.

Du haſt den Geiſt in mir heraufbeſchworen,
Wie ſchwach er iſt, doch drängt er jetzt als Geiſt.
(Zu den Dienerinnen.)
Legt Kräuter in die Flamme, die ich gab,
Und Wlaſta kennt; wir wollen raſch vollenden.

Primislaus.

Laß uns den Bau beginnen, wenn du's billigſt,
Die Weihe ſparen wir für ſpät're Zeit.

Libuſſa.

Den Göttern iſt der Anfang und das Ende.
Was ohne ſie beginnt, vergeht beim Anfang.
Du, Primislaus, leb wohl! heißt das, auf kurz,
Bis wir uns wiederſehn auf lange — lange.
(Sie hat den Hügel beſtiegen.)
Der Rauch ſteigt nicht empor, ein böſes Zeichen,
Indeß in mir die ſonſt'ge Flamme Rauch.
(Sie ſetzt ſich.)
Der Geiſt erloſchen und der Körper ſchwach.
(Ihr Haupt ſinkt auf die Bruſt.)

Domaslav
(zu Biwoy halblaut).

Mir däucht, ſie ſchläft.

Primislaus.

Libuſſa!

Wlaſta.

Laß ſie, laß!
Wenn du ſie ſtörſt, gefährdeſt du ihr Leben.

Libuſſa.

Gehütet hab' ich euch, dem Hirten gleich,
Der ſeine Lämmer treibt auf friſche Weide.
Ihr aber wollt nicht mehr gehütet ſein,
Wollt ſelbſt euch hüten — Hirt zugleich und Heerde.
So will's vielleicht der Gang der raſchen Welt,
Das Kind wird Mann, der Mann ein Greis — und ſtirbt.

(Sich zurücklehnend.)

Im Geiſte ſeh' ich einen ſchönen Garten,
Und drin zwei Menſchen beiderlei Geſchlechts
Und einen Göttlichen, das Bild der Güte,
Der ihnen frei gibt jede Frucht und jeden Baum,
Bis nur auf Einen, deſſen Frucht Erkennen.
Ihr habt gegeſſen von dem Wiſſensbaum,
Und wollt euch fort mit ſeiner Frucht ernähren.
Glück auf den Weg! ich geb' euch auf von heut.
Und eine Stadt gedenkt ihr hier zu bauen:
Hervorzugehn aus euern frommen Hütten,
Wo Jeder war als Menſch, als Sohn und Gatte,
Ein Weſen, das er ſelbſt und ſich genug,
Nicht Ganze mehr, nur Theile wollt ihr ſein
Von einem Ganzen, das ſich nennt die Stadt,
Der Staat, der jedes Einzelne in ſich verſchlingt,
Statt Gut und Böſe, Nutzen wägt und Vortheil,
Und euern Werth abſchätzt nach ſeinem Preis.
Aus euerm Land, das euch und ſich genug,
Beglückt mit allem, was das Leben braucht,
Von Bergen eingeſchloſſen, die ſein Schutz,
So daß, wenn rings ſo Land als Meer verginge,
Es für ſich ſelbſt beſtünde, eine Welt —
Wollt ihr heraus mit habbegier'gem Trachten,
Und heimiſch ſein im Fremden, fremd zu Haus.

Seht an den Bach, ſo ſchön in ſeinen Ufern,
Wie alles blüht und lacht, wie froh er murmelt,
Doch ſtrebt er weiter, weiter bis zum Strom,
Ergießt ſein Waſſer in die fremden Wellen,
Dann wird er breit und tief, und raſch und mächtig,
Doch Diener eines Andern, nicht er ſelbſt,
Nicht mehr der Bach mit ſeinen klaren Wellen.
Es löſen ſich der Weſen alte Bande,
Zum Ungemeſſ'nen wird, was hold begränzt;
Ja ſelbſt die Götter dehnen ſich und wachſen,
Und miſchen ſich in einen Rieſengott,
Und allgemeine Liebe wird er heißen.
Doch theilſt du deine Liebe in das All,
Bleibt wenig für den Einzelnen, den nächſten,
Und ganz dir in der Bruſt nur noch der Haß.
Die Liebe liebt den nahen Gegenſtand,
Und Alle lieben iſt nicht mehr Gefühl;
Was du Empfindung wähnſt, iſt nur Gedanke,
Und der Gedanke ſchrumpft dir ein zum Wort,
Und um des Wortes willen wirſt du haſſen,
Verfolgen, tödten — Blut umgibt mich, Blut,
Durch dich vergoſſen fremdes und von Fremden deines —
Die Meinung wird dann wüthen und der Streit,
Der endlos, weil die Meinung nur du ſelbſt,
Und du der Sieger biſt und der Beſiegte.
Löſt endlich ſich die Zwietracht auf in Nichts,
Bleibt dir die Welt behaftet mit der Willkür.
Da du ſo lange dich in Gott gedacht,
Denkſt du zuletzt den Gott nur noch in dir.
Der eigne Nutzen wird dir zum Altar,
Und Eigenliebe deines Weſens Ausdruck.
Dann wirſt du weiter ſchreiten fort und fort,

Wirſt Wege dir erfinden, neue Mittel,
Für deinen Götzendienſt, den gier'gen Bauch,
Und der Bequemlichkeit zur eklen Nahrung.
Durch unbekannte Meere wirſt du ſchiffen,
Ausbeuten, was die Welt an Nutzen trägt,
Und allverſchlingend ſein, vom All verſchlungen.

Nicht mehr mit blut'gen Waffen wird man kämpfen,
Der Trug, die Hinterliſt erſetzt das Schwert.
Das Edle ſchwindet von der weiten Erde,
Das Hohe ſieht vom Niedern ſich verdrängt.
Und Freiheit wird ſich nennen die Gemeinheit,
Als Gleichheit brüſten ſich der dunkle Neid.
Gilt Jeder nur als Menſch, Menſch ſind ſie Alle,
Krieg jedem Vorzug heißt das Loſungswort.
Dann ſchließen ſich des Himmels goldne Pforten,
Begeiſterung und Glauben und Vertrau'n,
Und was herabträuft von den ſel'gen Göttern,
Nimmt nicht den Weg mehr zu der flachen Welt.
Im Leeren regt vergebens ſich die Kraft,
Und wo kein Gegenſtand, da iſt kein Wirken.
Laßt mich herab! Ich will nicht weiter forſchen,
Die Sinne ſchwindeln, und der Geiſt vergeht.

Primislaus.

Libuſſa, komm zu uns! Ich ſeh's, du leideſt,
Und unſer Werk, wir geben's auf von heut.

Libuſſa.

Baut eure Stadt, denn ſie wird blühn und grünen,
Wie eine Fahne einigen das Volk.
Und tüchtig wird das Volk ſein, treu und bieder,
Geduldig harrend, bis die Zeit an ihm.

Denn alle Völker dieſer weiten Erde,
Sie treten auf den Schauplatz nach und nach —
Die an dem Po und bei den Alpen wohnen,
Dann zu den Pyrenäen kehrt die Macht.
Die aus der Seine trinken und der Rhone,
Schauſpieler ſtets, ſie ſpielen drauf den Herrn.
Der Britte ſpannt das Netz von ſeiner Inſel,
Und treibt die Fiſche in ſein goldnes Garn.
Ja ſelbſt die Menſchen jenſeits eurer Berge,
Das blaugeaugte Volk voll roher Kraft,
Das nur im Fortſchritt kaum bewahrt die Stärke,
Blind, wenn es handelt, thatlos, wenn es denkt,
Auch ſie beſtrahlt der Weltenſonne Schimmer,
Und Erbe aller frühern glänzt ihr Stern.
Dann kommt's an euch, an euch und eure Brüder,
Der letzte Aufſchwung iſt's der matten Welt.
Die lang gedient, ſie werden endlich herrſchen,
Zwar breit und weit, allein nicht hoch, noch tief;
Die Kraft, entfernt von ihrem erſten Urſprung,
Wird ſchwächer, iſt nur noch erborgte Kraft.
Doch werdet herrſchen ihr und eure Namen
Als Siegel drücken auf der künft'gen Zeit.
Doch bis dahin iſt's lang, was ſoll ich hier?
Ihr habt gelernt Begeiſterung entbehren,
Ihr fragt den Geiſt und gebt die Antwort ſelbſt.
Ich ſehe meinen Vater, meine Mutter,
Sie ziehen fort und laſſen mich allein.
Auch dieſe Flamme, ſeht nur, ſie erliſcht,
Und ſtatt der Glut umnebeln mich die Dämpfe,
Sonſt angewohnt und nun belaſtend mich.

(Da die obenſtehende Dienerin die Flamme anfachen will.)

Laß nur, die Flamme liſcht, ich fühl' es wohl.

Primislaus.

Laßt mit Gewalt ſie uns vom Altar reißen,
Ihr theures Daſein, fürcht' ich, iſt bedroht.

Libuſſa (aufſtehend).

Hört ihr? Das ſind der Schweſtern Wanderſchritte.
Ihr habt vom Wiſchehrad ſie ausgetrieben,
Sie ziehen fort und laſſen mich allein.
Was ſoll ich noch, die Eltern-, Schweſternloſe,
Euch ſelber bin ich nur die Märchenkund'ge,
Auf die ihr hört, ſo weit es euch gefällt,
Und handelt, wie's euch eingibt eigne Luſt.
Ich aber rede Wahrheit, Wahrheit, nur verhüllt
In Gleichniß und in ſelbſtgeſchaffnes Bild.
Da kommen ſie, die Schweſtern, die Vertriebnen,
Sie fliehn vor euch, wie ihr vor ihnen floht.

Kaſcha und **Tetka**, von ihren **Jungfrauen** paarweiſe begleitet, kommen über eine Anhöhe im Hintergrunde.

Libuſſa.

So zieht ihr fort?

Kaſcha.

Nimm unſern Gruß zum Abſchied.

Libuſſa.

Wo aber hin?

Tetka.

Ins Elend, in die Welt.

Primislaus.

Sucht aus den Schlöſſern dieſes weiten Landes
In Berg und Thal euch aus den künft'gen Sitz.

Kaſcha.

Wir haben nichts mit dir.
(Zu Libuſſa.)
Gehſt du nicht mit?

Libuſſa.

Ich kann nicht, ſeht ihr wohl.

Kaſcha.

Wir warnten dich.
Warum haſt du an Menſchen dich geknüpft?

Libuſſa.

Ich liebe ſie, und all mein Sein und Weſen
Iſt nur in ihrer Nähe, was es iſt.

Tetka.

Sie aber tödten dich.

Libuſſa.

Vielleicht. — Und doch:
Der Menſch iſt gut. — O bleibt noch, bleibt! Ich fühle,
Wie eure Gegenwart den mächt'gen Geiſt,
Der halb erloſchen, neu zu Flammen facht.
Der Menſch iſt gut, er hat nur viel zu ſchaffen,
Und wie er einzeln dieß und das beſorgt,
Entgeht ihm der Zuſammenhang des Ganzen.
Des Herzens Stimme ſchweigt, in dem Getöſe
Des lauten Tags unhörbar übertäubt.
Und was er als den Leitſtern ſich des Lebens,
Nach Oben klügelnd, ſchafft, iſt nur Verzerrung,
Schon als verſtärkt, damit es nur vernehmlich.
So wird er ſchaffen, wirken fort und fort.
Doch an die Gränzen ſeiner Macht gelangt,
Von allem Meiſter, was dem Daſein noth,

Dann, wie ein reicher Mann, der ohne Erben,
Und ſich im weiten Hauſe fühlt allein,
Wird er die Leere fühlen ſeines Innern.
Beſchwichtigt das Getöſe lauter Arbeit,
Vernimmt er neu die Stimmen ſeiner Bruſt:
Die Liebe, die nicht das Bedürfniß liebt,
Die ſelbſt Bedürfniß iſt, holdſel'ge Liebe;
Im Drang der Kraft Bewußtſein eigner Ohnmacht;
Begeiſterung, ſchon durch ſich ſelbſt verbürgt,
Die wahr iſt, weil es wahr iſt, daß ich fühle.
Dann kommt die Zeit, die jetzt vorübergeht,
Die Zeit der Seher wieder und Begabten.
Das Wiſſen und der Nutzen ſcheiden ſich,
Und nehmen das Gefühl zu ſich als Drittes.
Und haben ſich die Himmel dann verſchloſſen,
Die Erde ſteigt empor an ihren Platz,
Die Götter wohnen wieder in der Bruſt,
Und Menſchenwerth heißt dann ihr Ob'rer, Einer.
Bis dahin möcht' ich leben, gute Schweſtern,
Jahrhunderte verſchlafen bis dahin.
Doch ſoll's nicht ſein, die Nacht liegt ſchwer am Boden,
Und bis zum Morgen iſt noch lange Zeit.
Die Kraft verſiegt, mein Auge ſchwimmt im Dunkel.
Fort alles, was um mich noch Gegenwart;
Die Luft der Zukunft ſoll mich frei umſpielen.
Fort, dunkler Schleier und du theures Kleinod,
Du drückſt die Bruſt, belaſtet zentnerſchwer —
(Schleier und Gürtel von ſich und den Hügel hinabwerfend.)
Nun iſt mir leicht. Ich ſehe grüne Felder,
Und weite Wieſen, himmliſch blaue Luft.
Die Erde ſchwankt, der Boden ſteigt empor,
Doch immer weiter, größer wird der Abſtand.

Ein dunkler Schmerz erkriecht an meine Bruſt,
Ich ſehe nicht mehr, die mir angehören.
(In den Stuhl zurückſinkend.)
O Primislaus, war das dein letzter Kuß?

Primislaus.

Libuſſa, meine Gattin, all mein Glück!

Kaſcha.

Es ſtand dir nah, du ſtießeſt es zurück.
Geliehen war ſie Euch und nicht geſchenkt,
Vertrau'n gehorcht, der Eigenwille denkt.
Wir nehmen ſie mit uns auf unſrer Fahrt,
Bis ihr des Segens würd'ger, als ihr war't.
(Indem ſie ihren Gürtel ablöst und zu dem auf dem Boden liegenden Libuſſa's hinwirft.)
Aus dieſem Gold laßt eine Krone ſchmieden.
(Mit Handbewegung nach dem Hügel und gegen den Boden.)
Das Hohe ſchied, ſein Zeichen ſei hienieden.

(Während ſie im Begriffe iſt, den Hügel zu beſteigen und ihre Jungfrauen paarweiſe dieſelbe Richtung nehmen, wobei Tetka ihren Gürtel gleichfalls ablöst und hinwirft, fällt der Vorhang.)

◆

Aus einem unvollendeten Drama

Eſther.

Alle Dramen dieſer Geſammtausgabe Grillparzer's ſind den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.

Erſter Aufzug.

Saal in der königlichen Burg zu Suſa. Den Hintergrund ſchließt, über Mannshöhe, ein Gehäge von goldenem Gitterwerk, um das ſich Weinreben ſchlingen, die aus reichen Töpfen hervorwachſen.

Bightan der Mundſchenk kommt.

Bightan.

Mit Staunen ſchreit' ich durch die leeren Säle,
Durch die Gemächer, ſonſt mit Volk erfüllt,
Mit Hofesprunk und reichen Dienerſchaaren,
Nun ſtill und öd. Bin ich in Suſa denn,
Dem Hauſe meines Königs, Aſiens Herrn?
Und Niemand hier auch, der mir's deutend löſte!
Doch naht nicht Hamans Gattin, Zares, dort,
Des Mächt'gen Gattin, und mir wohlgeſinnt?
Und der, auf den ſie ſtützet ihren Arm,
Gleicht Theres, meinem Freund und Landsgenoſſen.

Hamans Gattin, **Zares**, kommt, auf **Theres** geſtützt.

Bightan.

Willkommen, edle Frau, mir, deinem Knecht,
Und du, mein Freund, ſei innigſt mir gegrüßt! —

Allein du weichſt mir aus, entziehſt die Hand,
Die Augen haften auf dem Marmorboden?
Auch du, ich ſeh' es wohl, biſt trüben Sinns,
Und menſchenleer ſind dieſes Schloſſes Säle.
Was fehlt denn hier? wie deut' ich dieſe Trauer?
(Auf Theres losgehend.)

Zares.

Laß ihn, denn er iſt wild, nicht ohne Grund!
Auch, biſt du über unſern Schmerz erſtaunt,
Sind wir's weit mehr ob deinem leichten Sinn.

Bigthan.

Was aber iſt geſchehn? Zeigt klar mir's an!

Zares.

So kommſt du denn vom Monde jetzt herab,
Daß dir nicht kund ward dieſes Landes Trauer?

Bigthan.

Aus Babylon berief man mich hierher,
Das Schenkenamt gleich Theres zu verwalten.

Zares.

Berief dich! Wer?

Bigthan.

Die Königin!

Zares
(gegen Theres hohnlachend).

Ha, ha!
Und auf der ganzen Reiſe bis hierher,
Vernahmſt du nichts, was zögern dich gemacht?

Bigthan.

Ich reiste ſchnell auf abgelegnen Straßen.
Doch hört' ich wohl von leiſen Irrungen,
Obwaltend in dem Hauſe meines Herrn.

Zares.

Nun, ſo vernimm denn: dieſe Irrungen
Beſtehn in mehr und minder nicht, als: Vaſthi,
Die Königin, die dich und ihn beſchützt, —
So gnädig, wenn auch ſtolz, mir aber Freundin,
Sie iſt verbannt, getrennt des Königs Ehe.

Sightan.

Verhüt's ein Gott!

Theres.

Das nicht: doch wird er's rächen!

Sightan.

Ich bin erſtarrt. Schien doch des Fürſten Liebe
So heiß, ſo unabänderlich zu ihr.

Zares.

Das iſt die Art ſo dieſer weichen Männer,
Die leben nur und ſind in einem Weib.
Reich aus dem Vorrath ihrer tiefſten Wünſche
Bekleiden ſie der Neigung Gegenſtand.
Was irgend ſchön und wär' es unvereinbar,
Vereinen ſie ob dem geliebten Haupt.
Doch kömmt der Tag, der ſie des Irrthums zeiht,
Zerſtreut, was ſie Unmögliches verbunden,
Dann gährt's in ihnen und der Eigenwille
Stößt feindlich aus, was ſonſt ſo freundlich ſchien.

Sightan (zu Theres).

Was aber war der Anlaß?

Zares.

Laß ihn! laß ihn!
Er ſprudelt Grimm, ſtatt klug gemeſſ'ner Worte,
Du aber wiſſe mind'ſtens nur ſo viel:

Des Krönungstages Wiederkehr zu feiern
Hielt hier im Schloß der König ein Gelag,
So reich, daß, was an Pracht die Väter kannten,
Nur farblos ſchien vor dieſer Feſte Glanz.
Acht Tage währte ſchon die laute Feier,
Aus Oſt und Weſten kam der Gaſt herbei,
Und Wein floß ſtromweis aus den Goldgefäßen,
Die, des bezwungnen Aſiens reiche Beute,
Des Königs hohe Ahnen — merk'! nicht er! —
In Suſas Schatzgewölben aufgeſpeichert.
Zuletzt, umtönt von lauen Schmeichelworten,
Geprieſen als der Götter Lieblingsſohn,
Beſchloß der Fürſt, was unerhört bei uns,
Den Gipfel ſeines Glücks, ihm meiſt zu eigen,
Den Anblick ſeines Weibs, dem Schwarm zu zeigen,
Und Boten ſandt' er hin zur Königin,
Zu fordern ſie vor ihn, in ſeinen Saal;
Die aber hielt ein Feſt, er wußt' es wohl, gleich ihm,
Die Weiber ladend, wie die Männer er,
Und wie ſie war die Krone aller Zucht, —
Belehrt von Freundinnen, die gleichen Sinnes —
Hielt ſie's für ſchicklich nicht, die Pflicht der Wirthin
Verſäumend und der Bräuche altes Recht,
Dem Anſchaun ſich des Haufens bloß zu ſtellen.
Und ſie kam nicht. Der König — auch umgeben
Von Dienern, die ſich etwa machtlos fühlten,
Zu ſein die Herrn in ihrem eignen Haus,
Und die dem Schlag, geführt auf ihre Fürſtin,
Zudachten einen Streich der eignen Frau —
Der König, ſo umgeben und berathen,
Entbrennt in Zorn. Ein zweiter Bote geht,
Und kehrt zurück, doch nicht mit beſſerm Glücke.

Da ſtößt der Fürſt den Tiſch mit ſeinen Füßen
Mit Macht von ſich, und ſchwört: ein volles Jahr
Zu ſehen nicht das Antlitz ſeiner Frau.
Kaum ausgeſprochen, kommt der Fürſtin Kämm'rer,
Kraft jenes Eids den goldnen Schlüſſel fordernd,
Der Nachts dem König aufſchloß ihr Gemach.
Nun war's geſchehn: der Schlüſſel wird geſandt,
Und als des andern Tags die Frau, verſchleiert,
Den König antritt unter ſeinen Räthen,
Heimkehr verlangend zu den Ihrigen,
Ob der Beſchimpfung, die ihr zugefügt,
Da reicht der Fürſt ihr kalt den Scheidungsbrief,
Und ſie muß fort, vielleicht ihr unerwünſcht.
Doch hat es bitter ſich an ihm gerächt.
Denn lebend in Erinn'rung ihrer Schönheit,
Irrt er durch's Schloß, er ſelbſt ſich ſelbſt entfremdet.
Des Reichs Geſchäfte liegen unberührt,
Und dennoch hält Hartnäckigkeit, die ihm,
Als traurigen Erſatz verſagter Feſtigkeit,
Ein Gott verlieh, den guten Fürſten ab,
Zu thun, was einzig ihm und allen frommt:
Zurückzurufen, die zum Unglück fern.

(Sie geht gegen den Hintergrund.)

Theres

(ſchnell und leiſe zu Bightan).

Sie iſt nicht fern; ja, ihr vertrauter Kämm'rer,
Der Schwarze, Hiram, weilt in dieſer Stadt.
Und haſt du Muth und iſt dein Dankgefühl
Für ſie noch immer heiß —

Jares (zurückkommend).

Seht ihr, dort kommt er,
Nach deſſen Rath der König meiſt gehandelt;

Als er ſo ſchwer that unſrer hohen Freundin.
Er iſt mein Mann, und doch bin ich ihm Feind,
Ich könnt' ihn fliehn, ſchien's nicht als ſcheut' ich ihn.

Bightan.

Sonſt war dein Wort ja einflußreich bei ihm.

Zares.

Kein freundlich Wort ward ihm ſeit jenem Tag.

Bightan.

Wohl ſelbſt mit Trotz rangſt du ihm manches ab;
Und ſtellteſt du dich feſt ihm gegenüber —

Zares.

Geſteh' ich dir's? der Mann iſt klein und ängſtlich,
Kaum acht' ich ihn; und doch hat ſich's begeben,
Daß er mit ſeinem ſchneckengleichen Taſten
Das Nützliche oft richt'ger ausgeſpürt,
Als ſonſt ein Kluger und ein Muthiger.
Ich will noch warten, wo hinaus er's dreht.
Dort kommt er ja; und ſchau, wie jämmerlich!

Haman kommt mit **Aridai**, **Kesmal** und mehreren **Großen** von der rechten Seite.

Haman

(zu einem der Räthe).

Ich bitt' Euch, Herr; ich kann fürwahr nicht weiter!
Ihr ſeid der Aelt're, Euch gebührt der Vortritt!

(Der Andere lehnt ab.)

Haman.

Nein, nein. Schon unter dem höchſtſel'gen König
Habt Ihr mit Glück Geſchäften vorgeſtanden.
Mit Euch verglichen bin ich nur ein Jüngling!

Zares
(laut auflachend).

Ha, ha!

Haman.

Wir ſind allein nicht, wie ich merke.
Iſt das nicht Eure Schweſter, Aridai?
Hier iſt kein Ort für Weiber, ſagt ihr das!
Zares, wir Andern hier ſind da von Amteswegen.

Zares.

Auch ich bin da von wegen meines Amts. .
Die Königin war ſchmählich ausgetrieben,
Allein bis jetzt nicht aufgelöſt ihr Hof,
Als deſſen Haupt kein inneres Gemach,
Am mind'ſten dieſer Vorſaal mir verſchloſſen.

Haman.

Ja, ſie hat Recht. Der Hof der Königin
Beſteht zur Stund. Auch handelt ſich's um Fragen,
Wo uns ein Weiberrath vielleicht zu Nutz.
— Ah, Vetter Theres! — Und wer iſt dort jener?

Bightan (vortretend).

Ich heiße Bightan, komm' aus Babylon,
Von wo man mich als Schenk hierher berufen.
Hier dieſes Schreiben —
(er übergibt eine Schrift.)

Haman.

Gut, als Schenk.

Bightan.

Mein Vater,
Der Feldherr Mamri, war Euch wohl bekannt.

Haman.

Mein alter Freund, Ein Herz von Jugend an.
Ihr heißt? — Ei ja?

Bightan.

Ich heiße Bightan.

Haman.

Wohl!
Und kommt?

Bightan.

Von Babylon.

Haman.

Habt Ihr nichts Schriftliches?

Bightan.

Ihr haltet's in der Hand.

Haman.

Ei ja, ei ja,
Wie lebt Eu'r wackrer Vater?

Bightan.

Er iſt todt.

Haman.

Wie? todt? mein alter Bightan!

Bightan.

Er hieß Mamri,
Ich ſelber heiße Bightan.

Haman.

Wohl, ich weiß!
Und kommt von Ninive?

Bightan.

Von Babylon,
Von woher mich die Königin berief.

Haman.

Die Königin. Ganz recht. Ihr nehmt das Wort,
Das auf den Lippen ſchwebte, mir vom Mund.
Wollt jetzt nur gehn.

Zares.

Bleibt noch.

Haman.

Auch das! Auch das!
Was wir berathen, iſt des Landes Sache,
Die allgemeine Noth. So jedem nah,
Daß auf der Straße ich den Erſten, Nächſten
Anſprechen möchte: Freund, weißt du uns Rath?
So ſprich und nimm des alten Mannes Dank,
Des Landsgenoſſen Thräne dir zum Lohn.

(Die Hand am Auge.)

Der Zuſtand unſers Herrn, er iſt bekannt.
Verſchloſſen in dem Innern der Gemächer,
Entzieht er ſich des Reiches, ſeinen Dienern,
Verweigert Antwort, Auftrag und Befehl.

(Auf einen Tiſch zeigend, auf den er Papier gelegt hat.)

Fehlt doch, was Leben gibt, die Unterſchrift,
Und alle Räder ſtocken dieſes Staats.
Drum wend' ich mich an Jeden, der da hört:
Weiß Jemand Hilfe, tret' er vor und ſag's;
Wär' er mein Feind, er ſoll mein Bruder ſein.
Beim Worte Bruder, Ihr da, Aridai
Ihr ſeid der Bruder dieſer meiner Frau,
Sie, weiß ich wohl, iſt klug, und unterweilen
Sprecht ihr zuſammen über dieß und das.
Habt Ihr vielleicht ein Mittel ausgeſonnen,
Laßt uns nicht irre gehn, gebt Euern Rath.

Aridai.

Mein Rath iſt einfach wie die Sache ſelbſt.
Der König härmt ſich um die Königin,
Ruft ſie zurück, ſo heilt Ihr ſeinen Gram.

Haman.

Der Rath iſt einfach, allzueinfach wohl.
Denn abgeſehn die argen Irrungen,
Mit denen Haß und Rache, neue Gunſtſchaft
Bei ſolchem Umſchwung gern ſich thätig zeigen,
Glaubt Ihr, der König willige darein?
Verkehrt hat ſeine Liebe ſich in Haß.
Er haßt die Frau, die — wie er ſagt, nicht ich —
Mit Undank lohnte ſeine warme Neigung.
Gefällt Euch Euer Rath: verſucht es ſelbſt,
Bringt ihn an Mann. Ich wahre meinen Kopf.

Einer der Großen.

Da bliebe denn nur: andere Vermählung.
Des Inderfürſten Tochter ſteht zur Wahl.

Haman.

Recht gut.

Zweiter.

Auch an Egyptens reicher Gränze
Liegt ſtreitig ſchon ſeit lang ein Küſtenſtrich,
Dem Werber um der Tochter Hand gibt Pharao,
Was er des Kriegers trotz'gem Schwert verweigert.

Haman.

Noch beſſer. Heißt das: Sag' ich gut und beſſer,
So mein ich: ausführbar darum noch nicht.
Mir mind'ſtens ſcheint der Fürſt nicht ſolchen Sinnes,
Daß er die neue Gattin andrer Wahl

Als ſeiner eignen etwa gern verdankte.
Drum glaub' ich — Theres, ſchüttelt Ihr den Kopf?
Was meint Ihr? ſagt's. Wir wollen's hören.

Theres.

Man ſprach hier viel von Nutzen und von Vortheil;
Nur Eines ward noch nicht erwähnt: das Recht.
Iſt Vaſthi nur des Königs wahre Gattin,
Kann da noch Zweifel ſein wornach zu thun?

Haman.

Was Recht! Was Recht! Das Rechte iſt das Recht!
Heißt das: was Allen Recht und deßhalb möglich.
Ihr ſprecht als junger, unerfahrner Neuling;
Verſucht Euch ein paar Jahr' erſt in Geſchäften,
Und heilt das nicht die Skrupel und Bedenken,
So mögt als Schenk Ihr Wein den Andern ſchenken,
Ihn ſelber trinken werdet Ihr wohl nicht.
Auch wißt Ihr, iſt des Königs Eh' getrennt.
Deßhalb nun laßt das Recht und fragt die Klugheit.
Erwäg' ich nun — allein, wir ſind belauſcht.
Dort hinten regt ſich's — heil'ges Sonnenlicht!
Es iſt der König ſelbſt. Mein Wort erzittert.
Zieht euch zurück. Er wird vorübergehn.
Begibt ſich wohl durch jenen grünen Gang
Zum Garten oder ſonſt — Zurück und ſchweigt.

Sie ziehen ſich nach beiden Seiten zurück. Der **König** iſt ſchon früher in dem Laubgange ſichtbar geworden, jetzt kommt er in die mittlere bogenförmige Oeffnung, Blätter abbrechend und zu Boden werfend.

König.

Auch hier nicht ſicher in der Königsburg
Von Raupen und Gezücht? Auf dieſen Höh'n
Hier ſollte rein die Luft, der Boden leicht

Und günſtig ſein für jegliches Gedeihn.
Allein die Niedrigkeit erkriecht die Höh'n
Und wo ſich Leben regt, ob groß, ob klein,
Stellt ſich ein Wurm, ſtellt ſich ein Kummer ein.
(Die Höflinge rechts und links bemerkend.)
Da ſind ſie, da, die Feinde alles Blühns,
Das kriechende Geſchlecht, die leiſen Nagens
Anbohren jedes Blatt, bis es ſich krümmt
Mit bittrer Windung nach dem Innern zu,
Und fahl wird, hart, und ſtirbt. Das Böſe hier,
Das ſich dem Guten an die Ferſe kettet,
Und wie ein bittrer Schmack in edlem Wein
Des Trankes hundertfach verdoppelt Maß
Weit eher zu dem eignen Ekel wendet,
Als daß ihr Mißgeſchmack am beſſern endet.
Verneigt ihr euch? So ſpottet ihr denn mein?
Ich euer Herr? Ihr ſeid's, ihr ſeid die meinen.
Denn kann gleich jedem Einzelnen von euch
Den Kopf ich ſchleudern vor die eignen Füße,
Zuſammen ſeid ihr mächtiger als ich.
Ihr ſeid mein Aug', ihr ſeid mein Ohr, durch euch
Gelangt des Flehens-Stimme bis zu mir.
Ihr ſammelt meinem Blick die ſchwachen Strahlen,
Die, ſich durchkreuzend und wie oft gebrochen,
Aus ferner Niedrung ſchimmern bis zum Thron.
Ihr ſeid die Arme meiner Macht, die Boten,
Die meinen Segen tragen übers Land.
Seid ihr ſchlimm, bin ich's auch; bin ein Tyrann,
Der ich die Liebe möchte ſein, weil liebend.
Drum haſſ' ich euch, wie man die Herren haßt,
Wie ihr mich haßt, ich weiß. Ihr habt mein Glück zerſtört,
Vergiftet mir den Frieden meines Hauſes.

Elend bin ich durch euch, und Rache ſchäumt
Mitunter auf in kochend heißer Bruſt.
Doch fürcht' ich euch, und ſo verlaſſ' ich euch;
Nur Eines wiederhol' ich, ſchon geſagt:
Furchtbar ſeid ihr vereint, dieweil unſterblich,
Weil ihr der Hauſe ſeid, die Menge, das Gemeine,
Das ewig lebt, weil ewig neu erzeugt.
Doch kommt ein Einzelner in meine Bahnen
Mit Späherliſt, mit Lauern und Verrath,
Er zahlt für Alle und hat ausgelebt.
Mein Inn'res ſchaudert auf. Was iſt der Menſch?
(Er entfernt ſich.)

Nach einer Pauſe, während welcher die **Höflinge** von beiden Seiten ſich nach vorn bewegen.

Sightan.

War das der König?

Aridai.

Frag' ich doch mich ſelbſt,
Ob das derſelbe Fürſt, deß ſanfter Muth
Die Liebe war des menſchlichen Geſchlechts;
Deſſ' Wort Verzeihung hieß, ſein Anſchau'n Gnade,
Und jetzt zerſtört, im Innerſten verwandelt.

Zares.

Niemand iſt rein. Das Schlimme will ſein Recht,
Und wer's nicht beimiſcht tropfenweis dem Guten,
Den wird's geſammt aus Eimern überfluten.
Doch freut es mich, daß es ſo kam und wie.

Haman.

Was wir nur jetzt geſehn, ob längſt gewußt,
Beſtärkt mich in der Meinung, die ich hegte.
Der König hat ein Herz; wer hat es nicht?

Und da liegt ſeines Uebels Grund und Wurzel.
Mittheilung will ſein Herz. Allein an wen?
Sein Volk ſteht ihm zu fern, und uns, uns Andre,
Die wir ihm näher ſtehn, uns liebt er nicht,
Verkennt uns, unſre Neigung, unſern Schmerz.
D'rum bleibt nur Eins: ein Weib, ein Weib, ein Weib.
Doch wie verſchaffen wir's? Denn was man ſprach
Von Fürſtenkindern, Pharaonentöchtern,
Verfängt nicht, er weiſt alle, glaubt, zurück.
Er will was Schäferliches, hausgebacken Stilles.
Deßhalb nun mein' ich, wir erneu'n die Sitte,
Die ſonſt in Perſien galt zur Väterzeit.
Verſammeln aus des Reiches weiten Gränzen,
Was irgend ſich an Schönheit, Anmuth, Geiſt
Im Weiberkleid erhöht mehr als verbirgt,
Und ſtellen es am Hof, dem Herrn zur Wahl.
Mag er nun — wieder nach der Väter Sitte —
Der holden Schaar ſich dann geſammt-vermählen,
Mag Eine ſich, die Allerſchönſte wählen,
Der Zweck bleibt ſtets erreicht: Sein Herz hat Nahrung,
Fühlt ſich nicht einſam, liebt, und unterdeſſen
Iſt Menſchenhaß und Volksglück rein vergeſſen.
Doch iſt das Reich gar groß, kaum g'nügt ein Jahr
Zur Stellung all der reizenden Rekruten.
Deßhalb hab' ich, in deſſen Obhut ſtehn
Die nächſt am Hofe liegenden Provinzen,
In meines Eifers Drang das Werk begonnen,
Ausſchreiben gehn ſeit länger ſchon durchs Land,
Was ſchön und reizend, her an Hof zu bringen.
Man hofft und duldet keinen Widerſtand;
Doch wer ſein Glück verſchmäht, den muß man zwingen.

(Er geht triumphirend ab.)

Erſter Höfling.

Haſt du gehört?

Zweiter.

Ja wohl.

Erſter.

Das iſt Verrath,
Derlei ſteht zu nur dem geſammten Rath.

Zweiter.

Er gibt uns eine Fürſtin ſeiner Mache.

Erſter.

Sorgt er für ſie, führt dann ſie ſeine Sache.

Dritter.

Ich duld' es nicht, ich werfe mich auf's Roß,
Und eil' auf mein Gebiet, auf Baktra's Schloß,
Zu gleichem Ruf laſſ' ich Befehl ergehen.

Erſter.

Du kommſt zu ſpät, längſt war das abgeſehen.

Dritter.

Doch hindern wir's!

Zweiter.

Zu weichen wäre Schande.

Erſter.

Geläng's, ich nennt' ihn König dieſer Lande.

(Die Räthe ab.)

Zares

(zu Theres und Bightan).

Ha, ha! Sagt' ich es nicht? der Fuchs iſt ſchlau
Und hat ſie trefflich überliſtet. Doch
Iſt vorerſt noch ein Stein zu überſpringen,

Und der bin ich. Es ſoll ihm ſauer werden.
Sei muthig, Theres, und verzage nicht.
Für Vaſthi, unſre Fürſtin, Blut und Leben!
(Mit den Beiden ab.)

Ländliche Gegend außer den Mauern von Suſa. Links im Hintergrunde eine Hütte.

Eſther kommt von der rechten Seite und tritt zur Thüre der Hütte.

Eſther.

Macht auf! Macht auf! Ihr zahlt es mit dem Leben!
Ich bin es, Eſther, Eure gute Tochter.
Ich rüttle an der Thür, macht Ihr nicht auf,
Weiß Gott! ich breche, ſchäd'ge Schloß und Riegel.
Nun endlich gibt ſie nach. Er hat geöffnet.

Die Thüre geht auf, **Mardochai** tritt heraus, bleich und verſtört.

Eſther.

Dacht' ich es doch! Wie ſoll, wie kann das enden?
Die ganze Nacht habt Ihr kein Aug' geſchloſſen,
Bliebt über euern Schriften, Büchern wach,
Und nun ich Morgens, um Euch nicht zu ſtören,
Mich leiſe fortſchlich, durch die Gegend ſtreifte,
Find' ich Euch, wiederkehrend, feſtgebannt
An ſelben Ort, beſchäftigt mit demſelben.
Traut Ihr ſo viel zu der beſchränkten Kraft?
Des Menſchen Leib iſt ſchwächer als ſein Geiſt,
Ob freilich manchmal wohl der Satz ſich umkehrt.

Mardochai (vor ſich hin).

So aber ſprach der Herr —

Eſther.

Hört erſt auf mich,

Die ich Euch liebe, nicht wie Gott uns liebt,
Im Ganzen, Großen, wo des Einen Nachtheil
Des Andern Vortheil wird, nein, einzeln Euch,
Nicht Willens, für die Wohlfahrt einer Welt
Nur ein Atom von Eurem Sein zu geben.

Mardochai.

Du haſt bezeichnet, wie ihr Weiber liebt,
Und wie des Großen Sinn euch ſtreng verſchloſſen.

Eſther.

Verſchloſſen nicht, und auch bereit ein Daſein
Dafür zu opfern, aber nur das eigne;
Der Lieben Glück iſt anvertrautes Gut.

Mardochai

(die Hand auf ihr Haupt gelegt).

Zufrieden wär ich ganz mit dir, wenn du
Die Bücher mir, die hohen, nicht verſchmähteſt.

Eſther.

Was ſoll ich leſen? da ſo viel zu ſehn;
Was ſtumme Zeichen? da ſo viel zu hören.

Mardochai.

Es lebt mein Geiſt in Zeiten, die nicht ſind,
Und die die heil'gen Bücher rück mir führen.
Ja unſer Volk, es ward von Gott beſtimmt,
Zu ſein der Gipfel dieſer weiten Erde,
Der Mittelpunkt der Völker nah und fern.
Und wie der Sonne Pracht, wie Mond und Sterne,
Ob herrlich gleich ihr Reigen ſich geberde,
Geſchaffen doch zum Dienſt nur dieſer Erde:
So aller Völker Glanz und Herrlichkeit,
Ja ihrer Siege, ihrer Macht Vereine,
Für unſer Volk, wie dunkel es auch ſcheine.

Eſther.

Wer weiß?

Mardochai.

Was?

Eſther.

Ob auch Sterne, Mond und Sonne
Geſchaffen nur zu dienen unſrer Erde.

Mardochai.

Wozu auch ſonſt?

Eſther.

Ein Jedes wohl für ſich.
Und wenn dem Mond zu denken wär' gegönnt,
Die Erde hielt' er wohl für ſeinen Diener.

Mardochai.

So zweifelſt du an unſres Volkes Ruhm?

Eſther.

Das nicht, nur wünſcht' ich, daß es ſelbſt ihn minder fühlte
Und Andere ihn anerkennten mehr;
Die eigne Schätzung iſt ein ſchlimmer Maßſtab.

Mardochai.

Uns hat der Herr allein ſich offenbart,
Von heut bis zu der Menſchheit erſter Wiege
Geht unzerriſſen, ſtetig fort ein Band,
Das uns die Seinen nennt, des Höchſten Kinder.

Eſther.

Mitunter garſt'ge Kinder, unfolgſame.

Mardochai.

Als ſolche hat der Herr uns auch beſtraft,
Uns fortgeführt aus unſrer ſüßen Heimath,
In harte Sklaverei und Dienſtbarkeit.

Und doch — in jenen heil'gen Büchern ſteht's.
So manche Nacht durchwachend ſchlafberaubt,
Den Geiſt erſtarkend in des Leibs Entbehrung,
Ging hell der dunkeln Sprüche Sinn mir auf:
Aus unſerm Volk erſtehen wird ein Held,
Dem ſich in Oſt und Weſten beugt die Welt,
Der ganzen Menſchheit freudiger Gebieter.

Eſther.

Ein Mann des Schwerts?

Mardochai.

Das ward mir noch nicht klar.
Doch wie auch ſonſt? Kann je der Unterdrückte
Wohl anders ſich befrei'n als durch das Schwert?
Und aus dem Stamme Davids wird er ſein,
Aus jenem Blut, dem du auch angehörſt,
Du Glückliche, nicht ich, durch deine Mutter.
O, daß du fühlteſt ſolcher Abkunft Werth!
Der täglich größer, weil ſich täglich mindert
Die Zahl, die unſre Könige Väter nennt,
Und welche die Verheißung an ſich kettet.
Daß nur ein Funke jenes Geiſts in dir,
Der Deborah beſeelte, Jahel ſtärkte,
Und Judith ſchuf zur Heldin ihres Volks.

Eſther.

So ſoll ich tödten, täuſchen, ſoll verrathen,
Um werth zu ſein des Stammes, der mich trug?

Mardochai.

Du ſollſt dich fühlen ſchon dadurch bereit
Zu jedem Großen, das die Zeit dir auflegt.

Eſther.

Die Zeit zur Größe wäre wahrlich da.

Haſt du gehört? Sie ſuchen ihrem Herrn,
Dem König über Aſien, eine Frau,
Und wählen aus dem Volk ſie, dem gemeinen.
Es geht ein Ruf durchs Land, der alle Mädchen,
Nicht häßlicher als ich, nach Hofe fordert,
Zu ſtellen ſich der fürſtlich hohen Wahl.

Mardochai.

Und die nicht wollen —

Eſther.

Zwingt man.

Mardochai.

Großer Gott!

Eſther.

Sei ruhig, uns beſchützt ſchon unſre Abkunft,
Denn Iſrael, ſo hoch in eigner Schätzung,
Steht tief im Werth bei allem Nachbarvolk;
Man reicht nicht gern der Jüdin Hand und Ring.

Mardochai.

Und ſolche Schmach erwähnſt du ohn' Erröthen?

Eſther.

Nun, guter Gott! Erſt ſchreckt dich die Gefahr,
Und nun das Rettungsmittel auch. Doch ſieh!
Dort unſer Nachbar, der verkehrte Kosru,
Von dem die Kunde mir der Dinge kam,
Er hat ſein Weib, die garſtig wohl genug,
Doch ihm gar reizend ſcheint, im Haus verſteckt.
Nun aber ſcheint's, dünkt ihm die Sicherheit,
Die doppelte, nicht ſicher mehr genug,
Und beide fliehen eilig nach dem Wald.
Dort naht ein Zug von Männern. Blanke Waffen!
Das ſind des Königs Boten.

Mardochai.

Geh' ins Haus!
Vielmehr doch, bleib! Gott Iſraels, meiner Väter!
Wär' es dein Rathſchluß, Eine unſres Volks
Zu ſetzen hoch auf Aſiens ſtolzen Thron,
Daß ſie ein Schutz ſei ihrer flücht'gen Brüder,
Vielleicht ſie heimführt in ihr Vaterland,
Und neu erbaut des Bundes alten Tempel.
— Bleib, Eſther, bleib! — Geb' ich ſie hin,
Gäb' ich mein eignes Leben zehnmal hin
Zur Ehre meines Gottes, meines Volks.
Laß uns erwarten, Tochter, was da kommt;
Was immer auch, es kommt, bedenk', von oben.

Ein königlicher **Hauptmann** mit **Begleitung**, darunter **Bewaffnete**, kommt.

Hauptmann (im Auftreten).

Laßt nur die Pferde ſatteln für den Heimweg!
Nicht Eine, die der Forderung genügt,
Wir ſind am Ende, denk' ich!
(Er blickt in eine Schrift.)
Zwar zuletzt.
Wohnt hier ein Mardochai?

Mardochai.

Ja, Herr, ich bin es.

Hauptmann.

Mit einer Tochter?

Mardochai.

Nichte.

Hauptmann.
Dieſe hier! —
(Ein Knie auf die Erde ſetzend.)
Gefällt's Euch, mir zu folgen.
Mardochai.
Gott entſchied.
Eſther.
Ihm folgen? Hörſt du Vater? Oheim, ſprich!
Verläſſeſt du mich denn in deinem Schweigen?
Nun wohl, ſo ſprech ich ſelbſt, mein eigner Schutz.
(Zum Hauptmann.)
Euch folgen kann ich nicht, denn nebſt dem Abſcheu
Vor alſo roh gebieteriſcher Werbung,
Die, wenn ſie Eures Königs eigner Wille,
Mir ihn als kundlos darſtellt wahrer Neigung,
Iſt meine Abkunft --
Mardochai.
Schweig! Schmähſt du die Deinen?
Hauptmann.
Auch frommt es kaum. Nicht dahin geht mein Auftrag.
Nur mit dem Aug befahl man mir zu wählen,
Was ſonſt empfiehlt und hindert, findet ſpäter
Am mächt'gern Ort Entſcheidung und Gehör.
Mardochai.
Hörſt du? Sein Ausſpruch klingt wie höh're Stimme,
Und meine Meinung liegt in ſeinem Wort.
Ich werde bei dir ſtehn, und kommt die Zeit,
Tret' ich hervor, ein Hüter deines Wohls.
Hauptmann.
Und ſo denn, noch einmal geſenkt das Knie,

Fordr' ich Euch auf zu folgen, bittend Euch,
Daß, wenn der Herr dem Diener ähnlich urtheilt,
Ihr auf dem Gipfel einſt der Macht gedenkt,
Daß ich es war, der Euch dahin geleitet.
(Zu ſeinem Gefolge.)
Die Pferde vor!

Eſther.

So ſoll ich wirklich denn —

Mardochai.

Da bleibt nicht Wahl.

Eſther.

Faſt ſcheint's ein Märchen.

(Indem ſie ſich zum Fortgehen bewegen, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Koſtbares Zimmer im Innern des Palaſtes.

Eſther tritt ein von **Einigen** gefolgt.

Eſther.

Was ſoll mit mir? Wo leitet man mich hin?
Warum ward ich getrennt von meinem Oheim?
So war die Rede nicht, als man mich lockte,
Mich nöthigte vom Hauſe an den Hof.
Und keine Antwort. Sind ſie alle ſtumm?
Wie? oder iſt's die Knechtſchaft, die im Schweigen,
Im Horchen und Gehorchen ſich gefällt?
Auch alles ſonſt ſcheint hier im Schloß beſtürzt.
Man lauert, flüſtert, gleich als wär ein Plan,
Vorlängſt gehegt, zerſtört mit einem Mal.
Wie weit das mich trifft, muß ſich endlich zeigen.
Da kommen zwei von, ſcheint es, höher'm Range,
Die wagen mindeſtens zu ſprechen, hoff' ich.

Zwei Räthe ſind eingetreten und ziehen ſich auf die entgegengeſetzte Seite.

Erſter (leiſe).

Ich ſag' Euch, Hamans Einfluß iſt vernichtet.

Zweiter.

So ſcheint's. Der König zürnt ob des Verſuchs,
Ihn zu betreiben, alſo nennt er's, wie man Mädchen
Ausſtattet und für ſie den Freier ſucht.

Erſter.

Hohnlachend ſah er durch die bunte Reihe,
Geht ſie mit Fragen an, hört kaum die Antwort,
Ergrimmt, lacht auf, und heißt ſie ſämmtlich gehn.

Zweiter.

Sein Auge ſucht den Stifter des Gedankens,
Der in der Höflingsſchaar ſich bang verbirgt.

Erſter.

Doch früher oder ſpäter trifft er ihn.

Beide.

Und Hamans Einfluß iſt und bleibt vernichtet.

Haman kommt, ſich die Stirne trocknend.

Haman.

Der Herr ſcheint in den Plan nicht einzugehn,
Wer kennt auch alle Launen des Gebieters?
Ein treuer Diener lohnt ſich endlich ſelbſt
Mit dem Bewußtſein, daß er Gutes wollte.
(Zu den Räthen.)
Ihr Herren, Gott zum Gruß!
(Die Beiden ſehen nach der entgegengeſetzten Seite.)
Sie hören nicht.
Das heißt: ſie wenden nach dem Wind die Köpfe.
Was auch die Mädchen albern waren, thöricht
Und Vogelſcheuchen ähnlich anzuſehn.
Hat Perſien nicht ſchönrer Frauen Töchter?

Gott hat es ſo gewollt. Doch die Betrauten,
Die mir gefeilſcht und ausgeſucht die Waare,
Sie will ich treffen mit dem Schwert des Zorns.
Zwar frägt ſich jetzt, wer künftig zürnt und zittert.
(Zu den Räthen.)
Ihr Herren, wenn euch etwa nun beliebt —
(Sie gehen durch die Seitenthüre rechts fort.)
Klar iſt's, man hält mich für verloren, Himmel!
Und keine Hoffnung?!
(Er erblickt Eſther.)
Zwar noch Eine bleibt.
Der Herr ſah doch nur erſt den vollen Schwarm,
Den man geſammt ihm in den Sälen zeigte;
Die Ausgezeichneten, die Einzeln, Beſten,
Die man in Zimmer klüglich abgetheilt,
Sie ſind noch übrig, wie vor allen dieſe.
Da zeigt ſich Witz und Bildung und Verſtand,
Wenn ſie nur ſchlau ſind und ſich klug geberden.
(Sich Eſther nähernd.)
Mein Kind, es naht für uns der wicht'ge Augenblick.

Eſther.

Für uns?

Haman.

Für dich und mich. Der König kommt.

Eſther.

Vorerſt iſt das doch wichtig nur für Euch.

Haman.

Für mich? Und ſeine Wahl, wenn ſie dich trifft?

Eſther.

Ich fürchte nicht, ihm etwa zu gefallen.

Haman.

Sie fürchtet nicht! O, großer Unverſtand!
Und wieder doch nicht übel. Mind'ſtens neu,
So was gefällt, die Andern boten marktend
Sich ſelber aus, und ſie, ſie „fürchtet nicht.“
Bleib immer nur dabei, und iſt's Verſtellung,
Sieh zu, daß aus dem Ton du nimmer fällſt:
Iſt's Wahrheit — nun da wär's denn freilich ſchlimmer —
Doch iſt die Wahrheit ſelbſt mitunter nützlich.
Vor allem nun bedenk', wie gut ich es
Mit dir gemeint, wie mit den andern Vielen,
Wie all' mein Heil an dieſen Tag geknüpft.
Denn an dem Hof gilt nicht ein Mehr und Minder,
Wer nicht gefällt, mißfällt, und wer mißfällt,
Hat ausgelebt, ſchon lang vor ſeinem Tode.
Bedenk' das Alles und ſei klug, mein Kind.
Ich könnte mich zu deinen Füßen werfen,
Die Knie umfaſſen dir, der letzten Hoffnung.
Man kommt. Der König ſelbſt. Nun geht's ans Ende.

Eſther.

Faſt dauert mich der thöricht ſchwache Mann.

Der **König** kommt mit **Begleitung**, die zurückbleibt, zur Mittelthüre herein.

König.

Hier biſt du ja, mein kluger, weiſer Rath,
Nur dießmal hat der Rath kaum gut gerathen,
Das macht: ein Jeder trifft nur, was er iſt,
Und der Gemeine räth nur ewig das Gemeine.
So ſind ſie Alle. Wenn ſie lügen,
So glauben ſie ſich klug. Verrath iſt Schlauheit,

Die Härte Feſtigkeit. Gewiſſenlos
Und taub ſein bei der Menſchheit Klageruf
Ihr großer Sinn, der Kleines nicht beachtet.
Und weil ſie etwa, vom Geſchäft belehrt,
Durch Ohrenflüſtrer wiſſen dieß und das,
Was Andern nicht bekannt, hält ſich ein Jeder
Für klüger als die Weiſen allgeſammt.
Ich denke aufzuräumen hier im Schloß.
Zu einem, merk' ich, iſt der Aerger gut:
Er regt den Trübſinn auf zur Thätigkeit.

(Zu Eſther.)

Für dich, mein Kind, iſt hier nichts mehr zu thun,
Erlaubniß geb' ich dir hiemit zu gehn.

(Eſther wendet ſich mit einer Verbeugung der Thüre zu.)

König.

Du gehſt ſo froh, daß ich vermuthen muß,
Man habe mit Gewalt dich hergebracht.
Das mehrt die Schuld auf ſchon beſchwertem Haupt.

(Gegen Haman.)

Eſther (ſchnell).

Nicht mit Gewalt.

König.

So kamſt du gern?

Eſther.

Ich kam,
So wie ich gehe, weil man es gewollt.

König.

Und ohne Schmerz ob der verfehlten Hoffnung?

Eſther.

Hoffnung?

König.

Du weißt, wozu man euch beſtimmte.

Eſther.

Vielmehr iſt meine Furcht nunmehr zerſtreut.
Doch dieſer Mann, wie unverſtändig auch
Sein Mittel ſei, hat minder aus Bedacht,
So ſcheint's, gefehlt, als aus zu großem Eifer.

König.

Dir dünkt ſein Mittel unverſtändig auch?

Eſther.

Wie ſonſt?

König (gegen Haman).

Hörſt du?

(Zu Eſther.)

Du ſcheinſt ein kluges Mädchen — andrerſeits
Dünkt's wieder mir natürlich, daß dem Mann,
Der ſchwer verträgt die Trennung von der Frau,
Man andre Frau'n vorſtellt zu neuer Wahl.

(Zu Haman.)

Du ſollſt nicht horchen, geh.

Haman.

Allein —

König (milde).

Ich ſprach.

Haman.

Wie widerlich, nur immer ſich zu hören
Und alle Andern leerer Wiederhall.

(Haman entfernt ſich.)

König (zu Eſther).

Du ſchuldeſt Antwort mir auf meine Frage.

Eſther.

Es ſcherzt mein Herr mit ſeiner niedern Magd.

König.

Was ſchlügeſt du in gleichem Falle vor?

Eſther.

Ich?

König.

Ja doch!

Eſther.

Nichts.

König.

Das wäre lieblos.

Eſther.

Die Kranken heilt man, doch die Mißgeſtimmten
Vertraut man hoffnungsvoll der Welt und Zeit.

König.

Und wenn die Welt an ihnen nun geſündigt?

Eſther.

Wir ſündigen ſo viel, Herr, an der Welt,
Daß, wenn man abzieht, wir faſt nur im Vortheil.

König.

Du ſchmeichelſt nicht.

Eſther.

Was nützte Schmeicheln auch!

König.

Zugleich auch ſagt man, daß wir Könige
Die Welt ſo ſehr beglücken, daß das Höchſte,
Das ſie uns gibt, nicht abträgt ihre Schuld.

Eſther.

Es wird wohl nicht ſo ſein.

König.

Meinſt du? Je nun!
Auch bleibt uns immer noch die Frage ſtehn:
Was iſt zu thun in dieſem meinem Fall?
Da dir die Wahl aus Vielen nicht gefällt,
So bliebe nichts als ſich an Eine wenden.

Esther.

So iſt's.

König.

Und dieſe Eine wäre denn —?
(Bei Seite.)
Ich ſeh' ſie kommen, und der ganze Aufwand
Von ſcheinbar frommer Unbefangenheit
War nichts als Maske der verſteckten Abſicht.
(Laut.)
Du ſcheinſt dich zu beſinnen.

Esther.

Keineswegs.

König.

Und dieſe Eine nenne ſie! — Wohlan! —
Du wirſt doch ihren Namen kennen?

Esther.

Vaſthi,
Die Königin.

König
(überraſcht zurücktretend).

Wahrhaftig. In der That.

Esther.

Ruf' ſie zurück, mit ihr rufſt du dein Glück.
Ein neues Band, es wär' ein neu Beginnen,

Mit ihr nur ſetzeſt du dein Leben fort.
Und wie die Wunde, die von kluger Hand
Geſchloſſen, allgemach, verborgen heilt,
Die abgeriſſ'nen Fäſerchen ſich ſuchen,
Und eigner Heilkraft ſelbſterzeugte Säfte
Hinüber und herüber Brücken bau'n,
Bis ſelbſt der Narbe letzte Spur verſchwunden,
So wirſt du ſtehen, ein geſunder Leib,
In deiner frühern Kraft und deiner Schöne.
Sag' nicht, ſie habe Fehler, dieß und das.
Es iſt das Weib vom Selbſt des Manns ein Theil,
Und wer hat ſeinen Arm ſich abgehauen,
Weil er ihm nicht gefiel, den Fuß verkürzt,
Weil er zu lang, das Auge ausgebohrt,
Weil braun es war, nicht blau? Ertrag' das leicht,
Damit dir Jemand tragen hilft was ſchwer.
Und findeſt du die Beſte des Geſchlechts,
Kannſt du ihr geben die Erinnerungen,
Die Jene mitträgt aus dem Lenz der Tage,
Wo noch das Leben grün, die Wünſche biegſam,
Von Einem Schnitt der bitterſüßen Neigung
Sich Pfropfreis fügt und Stämmchen hold in Eins,
Zu eines Daſeins ungetheilten Früchten!?
Das Alter, Herr, ich ſeh's an meinem Ohm,
Iſt weiſ' und klug; die Jugend aber heilig;
Erhalt' ſie in der Jugendfreundin dir.

König.

Sprichſt aus Erfahrung du?

Eſther.

Wie meinſt du das?

König.

Kennſt du die Liebe?

Eſther.

Und was kümmert's dich?
Hier iſt von mir die Rede nicht, von dir;
Ich finde leicht mich wohl allein zurecht.

König.

Wie heißeſt du?

Eſther.

Nun eben: Eſther, Herr!
Hadaſſa nennen mich des Hauſes Nachbarn.
Ich brauche Beiſtand nicht, noch Rath und Hilfe,
Und meine Sorgen ſchlicht' ich alle ſelbſt.
Du aber auf der einſam ſteilen Höhe,
Belaſtet mit der Sorge um ſo Viel,
Du brauchſt die Helferin, brauchſt die Genoſſin,
Der du hinüberſchieben kannſt die breite Laſt,
Und ſagen: halt'! derweil ich einmal athme.
O daß — trau'ſt du den Männern nicht des Hofs —
Du irgend zu mir ſprächeſt: Geh, Hadaſſa,
Und hole mir die Herrin meines Glücks,
Die unerſetzte, ſchwervermißte Freundin!

König.

So weißt du, wo ſie weilt?

Eſther.

Ha! das war Mißtrau'n!
Willſt du Vertrau'n und haſt es nicht? ſuchſt Neigung,
Und hegſt Verdacht? O armer, armer Fürſt!
Das Edle, Hohe kauft ſich nicht, man tauſcht es,
Und man erhält ſo viel nur als man gibt.

König.

Wohl alſo denn, du kennſt ſie nicht, die Frau,

Für die du ſprichſt, du lobteſt ſonſt ſie minder.
Denn ſie iſt ſtolz.

Eſther.

Auf dich.

König.

Rachſüchtig.

Eſther.

Gib
Ihr nichts zu rächen.

König.

Eiferſüchtig —

Eſther.

Herr!
Die Eiferſucht der Frau'n iſt Liebe ſtets,
Die Männer nur ſind's auch aus Eitelkeit.

König.

Nun denn! ſie liebt mich nicht.

Eſther
(ſieht ihn raſch an und dann zu Boden).

König.

Hörſt du, Hadaſſa!
Sie liebt mich nicht und hat mich nie geliebt —
Was ſchüttelſt du dein Haupt und glaubſt mir nicht?

Eſther.

Das wäre freilich ſchlimm.

König.

Es iſt, es iſt, Hadaſſa.

Eſther.

Sonſt dächt' ich, Herr —

König.

Wie nur?

Eſther.

Was liebenswerth —
Man liebt es wohl?

König.

Auch du?

Eſther.

Die Fürſtin eben.

König.

Und ſagſt das all' mit abgewandtem Blick?

Eſther.

Was nützt es auch? War falſch, was ich gemeint,
Dann iſt denn nicht zu rathen noch zu helfen.
Und alſo will ich gehn. Mein Oheim harrt,
Schon macht ihn etwa bange mein Verweilen.
Weiß ich doch kaum die Thüre, wo ich eintrat.

König

(auf die Seitenthüre rechts zeigend).

Ich denke hier.

Eſther.

So, Herr, denn, lebe wohl!
Und wenn —

König.

Was meinſt du?

Eſther.

Wenn zu kühn ich ſprach —

König.

Nicht kühn, nur wahr. Auch was du nicht ſprachſt, hoff' ich,
Sei wahr.

Eſther.

Ich weiß nicht, was du meinſt. Und ſo
Noch einmal, Herr, leb' wohl.

König.

Auch du, Hadaſſa.

(Eſther ab.)

König

(an der Mittelthüre).

Haman!

Haman (eintretend).

Gebieter!

König.

Wer iſt dieſes Mädchen?
Von woher kam ſie? Wer ſind ihre Eltern?

Haman.

Wenn du befiehlſt, forſcht man mit Eifer, Herr —

König.

Laß nur!

Haman.

Und zürnſt du noch?

König

(ihm die Hand zum Kuſſe reichend).

Der Zufall führt,
Wie denn ſo oft, des Unverſtandes Sache.

(Auf einen Wink des Königs entfernt ſich Haman durch die Mittelthüre. Eſther kommt zurück.)

Eſther.

Hier iſt kein Ausgang. Reiche Prunkgemächer
Verdoppeln ſich in endlos langer Reihe,
Und üb'rall Diener, deren ſtummes Neigen

Nachahmt die Einſamkeit und all' ihr Schweiger
Hier iſt kein Ausgang, Herr!

König.

Ein Eingang denn!
Weißt du? du warſt in meinen Zimmern?

Eſther.

Weh!

König.

Dünkt dir das ſchlimm? Und wie nun, wenn's dein Loos,
In eben dieſen Zimmern künftig etwa —

Eſther

(auf die Mittelthüre zeigend und darauf hingehend).

Hier iſt die Thür, durch die ich kam, ich ſeh's.

König

(ſich vor die Thüre ſtellend).

Nicht eher, bis du Rede mir geſtanden!
Wie nun, wenn ich dir ſagte: bleib', Hadaſſa,
Verſuch', ob du mich findeſt wie ich dich.

Eſther.

Du weißt wohl, ich muß gehn.

König

(den Weg vertretend).

Nicht eh' du ſprachſt.

Eſther.

Das iſt nicht edel!

König.

Wohl, du ſagſt ein Wort,
Das wie ein Zauberſtab die Pforten öffnet,
Hier iſt kein Zwang.

(Von der Thüre wegtretend.)

Zu gehen ſteht dir frei. —
Allein du gehſt nicht — bleibſt. — Glaub' nur, Hadaſſa,
Du ſehnſt dich jetzt von hier, doch kaum entfernt,
Wirſt du zurück dich ſehnen, ja ich weiß.
Die Neigung, die entſpringt aus gleichem Trachten,
Ergreift nicht Eins und läßt das Andre frei;
Die Nähe iſt ein Naheſein von beiden,
Und was du zufügſt, kommt dir auch zu leiden.
(Auf die Mittelthüre zeigend.)
Da draußen iſt es laut, des Hofes Schwall.
Hier innen wohnt die Ruhe,
(auf die Seitenthüre)
und man denkt,
Man überlegt mit Sammlung und Genuß.
Auch fehlt's an Zeugen nicht der Schicklichkeit. —
(Er klopft in die Hände, Sklaven treten aus der Thüre, und ſtellen ſich zu beiden Seiten. Einer trägt einen goldenen Kranz.)
Sieh nur, man hat ſie eingelernt! Sie tragen
Den goldnen Reif, beſtimmt für die Gewählte,
Und wiſſen nicht, daß fruchtlos meine Wahl.
(Den Hauptſchmuck nehmend.)
Wie wär's, wenn du verſuchteſt, wie er ſteht.
(Da ſie abhaltende Bewegung macht, indem er den Kranz wieder abgibt.)
Ich wußt' es ja, mir iſt kein Glück beſchert
Und einſam wall' ich zu des Todes Pforten.
(Eſther ergreift ſchnell den Kranz und ſetzt ihn aufs Haupt.)

König.

Hadaſſa!
(Da ſie den Kranz wieder abnehmen will.)
Halt! laß ab! berühr' ihn nicht.
Es ſoll noch nicht Entſcheidung ſein, noch nicht!
Führt ſie hinein, gönnt Ruh zur Ueberlegung,

Ich ſelbſt entferne mich nach jener Seite.
Und wenn nach einer kurzen Stunde Friſt
Ich wieder komme und von Neuem frage:
Hadaſſa!

Eſther

(an der Thür ſtehen bleibend)

Herr!

König.

Es iſt! der Ton entſchied.
Nun fort von ihr! Ich ſelber will ſie führen.

(Er hat ſie umfaßt.)

Und was du meinſt, vertrau' es meinem Ohr.

(Sie gehen, die Andern folgen.)

◆

6. I.

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Ein Bruderzwiſt in Habsburg 1

Die Jüdin von Toledo 165

Ein
Bruderzwiſt in Habsburg.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Alle Dramen dieſer Geſammtausgabe Grillparzer's ſind den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.

Perſonen.

Rudolph II., römiſch-deutſcher Kaiſer.
Mathias,
Maximilian, } ſeine Brüder.
Ferdinand,
Leopold, } ſeine Neffen.
Don Cäſar, des Kaiſers natürlicher Sohn.
Melchior Kleſel.
Herzog Julius von Braunſchweig.
Mathes Thurn.
Graf Schlick.
Ein Wortführer der böhmiſchen Stände.
Seyfried Breuner.
Oberſt Wallenſtein.
Wolf Rumpf, des Kaiſers Kämmerer.
Oberſt Ramee.
Ein Hauptmann.
Feldmarſchall Rußworm.
Prokop, ein Bürger von Prag.
Lucretia, ſeine Tochter.
Ein Fahnenführer.
Mehrere Soldaten, Bürger und Diener.

Erſter Aufzug.

Auf dem Kleinſeiter Ring zu Prag.

Feldmarſchall **Rußworm**, ohne Waffen, von der Stadtwache geführt, an deren Spitze eine **Gerichtsperſon.** Rechts im Vorgrunde **Don Cäſar** mit Begleitern. — Früher Morgen.

Gerichtsperſon.

Im Namen kaiſerlicher Majeſtät
Ruf' ich Euch zu: Laßt ab!

Don Cäſar.

Ich nicht, fürwahr!
Ihr gebet den Gefangnen denn heraus,
Den man zurückhält ohne Fug und Recht.

Gerichtsperſon.

Nach Recht und Urtheil, wie's der Richter ſprach.

Don Cäſar.

So war das Urtheil falſch, der Richter toll.
Der Mann hat einen Anderen erſchlagen,
Weil jener ihn erſchlug, kam er zuvor nicht.

Gerichtsperſon.

Der Richter kam zuvor, hätt' er's geklagt.

Don Cäſar.

Ha Feiger Schutzwehr, die von Feigen ſtammt;
Wer hat ein Schwert, und bettelt erſt um Schutz?
Dann: wenn Belgiojoſo fiel von ſeiner Hand,
Geſchah's auf mein Geheiß.

Rußworm.

Mit Gunſt, Don Cäſar.
Ich war Euch ſtets mit Neigung zugethan,
Als einem wackern Herrn von raſchen Gaben,
Wohl auch erkennend und mich gerne fügend
Dem, was in Euch von höherm Stamm und Urſprung;
Doch hat Feldmarſchall Rußworm ſeine Tage
Befehl gegeben Andern oft und viel,
Empfangen nie, als nur vom Heeresfürſten.
Ob falſche Nachricht, Ohrenbläſer Tücke
Mich trieb zur That, die nun mich ſelbſt verdammt,
Ob meine Dienſt' in mancher Türkenſchlacht
Rückſicht verdienen, Mild'rung und Gehör,
Das mag der Richter prüfen und erwägen;
Allein, daß Belgiojoſo euch im Weg,
Euch Nebenbuhler war in euerm Werben,
Hat ſeinen Tod ſo wenig ihm gebracht,
Als, war er's nicht, es ihn vom Tod errettet.

Don Cäſar.

Nun denn, ſo faßt mich auch und führt mich mit!
Denn wahrlich, hätt' ihn dieſer nicht getödtet,
Belgioſo fiel durch mich, ich hatt's gelobt.

Gerichtsperſon.

Wir richten ob der That, den Willen Gott.

Don Cäſar.

Ich aber duld' es nicht! Mit dieſem Schwert

Entreiß' ich euch die Beute, die euch lockt.
Setzt an! Auf ſie! Macht den Gefangnen frei!

Gerichtsperſon.

Zu Hilfe der Gerechtigkeit!

Bürger kommen aus ihren Häuſern.

Rußworm.

Laßt ab!
Ihr ſeid zu ſchwach und bringt die Stadt in Aufruhr.
Steht meinen Feinden offen, nun wie vor,
Des ſonſt ſo güt'gen, meines Kaiſers Ohr,
So rettet mich kein Gott! Laßt ab, laßt ab!
Zu beten ſcheint jetzt nöth'ger als zu fechten.
Wo iſt der Minorit?

Don Cäſar.

Und ich ſoll's anſehn,
Es anſehn, ich mit meinen eignen Augen?

Lucretia kommt mit ihrem Vater aus einem Hauſe rechts im Vorgrunde.

Don Cäſar.

Ha, Heuchlerin, ſo kommſt du, dich zu weiden
Am Unheil, das durch dich, um deinetwillen da?
Sieh, dieſer iſt's, der deinen Buhlen ſchlug.
Er that's, nicht ich, doch freut mich, was er that —
Ein Ende ſetzte jenem nächt'gen Flüſtern,
Den Ständchen, dem Gekos, drob Aergerniß
Den Nachbarn kam, beſorgt um ſcheue Töchter;
Er that's, und ſtatt dafür ihn zu belohnen,
Schleppt man ihn vor den Richter und verdammt ihn.

Prokop (zur Gerichtsperſon).

Iſt es geſtattet, Herr, auf offner Straße
Ehrbare Mädchen zu beſchimpfen alſo?

Don Cäſar.

Ehrbare Mädchen? Ha, ſie täuſcht dich, Alter,
So wie ſie mich getäuſcht und alle Welt!
Wohin nur geht ihr? Ja, zur Kirche wohl!
Da weiſt ſie ab die volle Sündenſpule,
Um neue drauf zu winden, ſtill bemüht.
Warum gehſt du in Schwarz? Dir ſtarb kein Blutsfreund.
Regiſter führ' ich über alles Unheil,
Das dich bedroht und das dich ſchon betraf.
Kein Blutsfreund ſtarb dir. Warum denn in Schwarz?
Klagſt du ob dem, den dieſer Mann erſchlug?
Sprich ja, und dieſes Schwert — O Nacht und Gräuel!
Warum in Schwarz?

Prokop.

Komm, laß uns gehn, mein Kind!

Don Cäſar.

Geh nicht, und du! — Bleib noch! — Lucretia!

(Prokop mit ſeiner Tochter ab.)

Ich will ihr nach! — Und doch! — Rußworm verzeih,
Mich übermannte, blendete der Zorn.
Doch ſoll darob nicht deine Sache leiden.
Zum Kaiſer geh' ich, fordre deine Freiheit,
Und weigert er's — Glaub' nur, er wird es nicht! —
So werf' ich vor ihm ab die Gnaden alle,
Die Laſten, die mir ſeine Laune ſchuf,
Gönn' Andern das Bemühn, ihm zu gefallen,
Und ſuch' in Ungarn Türkenſäbel auf.
Leb' wohl — Ihr Andern aber merkt euch dieſes Wort:

Wird ihm ein Haar gekrümmt, eh' neue Botſchaft,
Des Kaiſers eigener Befehl es heiſcht,
Zahlt euer Kopf für jede raſche Regung.
(Im Vorübergehen vor Lucretia's Hauſe.)
Haus, ſei verdammt, du Hölle mir von je! (Ab.)
(Rußworm wird nach der andern Seite abgeführt.)

Verwandlung.

Saal im kaiſerlichen Schloſſe zu Prag.

Durch die Mittelthüre treten **Hofleute** auf, die ſich im Hintergrunde zerſtreuen. Ein **Kämmerer** kommt durch den Haupteingang, hinter ihm **Kleſel** und **Erzherzog Mathias.**

Kleſel.

Ich bitt' Euch, Herr!

Kämmerer.

Fürwahr, es kann nicht ſein.

Kleſel.

Ein Augenblick Gehör.

Kämmerer.

Sie ſind beſchäftigt.

Kleſel.

Des Kaiſers Bruder ſelbſt.

Kämmerer.

Wenn auch, wenn auch!
Doch will ich wohl verſuchen, ob's gelingt.
(Ab in eine Seitenthüre rechts.)

Mathias.

So viel denn braucht's, den Kaiſer nur zu ſehn!

Kleſel.

Den Kaiſer? Herr, glaubt Ihr, wir ſind ſo weit?

Bei Wolfen Rumpf, geheimem Kämmerer,
Sucht ihr nun Audienz.

Mathias.

Du heil'ger Gott!
Und das im ſelben Schloß, denſelben Zimmern,
Wo ich an unſers Vaters Hand einherging
Mit meinem Bruder — der geliebt're Sohn.

Kleſel.

Ja, der geliebt're Sohn! Da liegt es eben!
Hätt' Euer Vater minder Euch geliebt,
Was gilt es? Euer Bruder liebt' Euch wärmer.

Mathias.

Entehrt, verſtoßen!

Kleſel.

Hart, ich geb' es zu.
Doch war der Schritt bedenklich wohl genug,
Der Euch zuletzt gebracht aus allen Hulden.
Reist ab von Wien ins ferne Niederland,
Stellt an die Spitze der Rebellen Euch,
Entzweit die Höfe von Madrid und Wien,
Und was das Schlimmſte, kehrt denn endlich heim
Und habt nichts effektuirt.

Mathias.

Ich ward getäuſcht,
Oranien betrog mich um den Sieg.
Doch war der Plan, geſteht es, göttlich ſchön:
Hinein zu greifen in den wilden Aufruhr,
Und aus den Trümmern, ſchwimmend rechts und links,
Sich einen Thron erbaun, ſein eigner Schöpfer,
Niemand darum verpflichtet, als ſich ſelbſt.

Kleſel.

Ich ſeh' es kommen. Weht der Wind von daher?
Hab' was du haſt, woher du's haſt, gilt gleich,
Gekauft, ererbt — nur nicht geſtohlen, Herr.
Zwar Politik nennt ſo was acquirirt
Und find't ſich wohl dabei.

Mathias.

Mit mir iſt's aus.
Ich will den Kaiſer unterthänig bitten,
Mir zu verleihn die Stadt und Herrſchaft Steyr,
Dort will ich leben und dafür entſagen
All meinem Erbrecht, aller Succeſſion,
Die mir gebührt auf öſterreich'ſche Lande.
Der Anfallstag, er fände mich im Grab.

Kleſel.

Nun allzuwenig, wie nur erſt zu viel.
So treibt Ihr Euch denn ſtets im Aeußerſten,
O Maximilians unweiſe Söhne!

(Nachdem er ſich umgeſehen, leiſe.)

Eu'r Spiel ſteht gut, Ihr habt die Trümpfe, Herr!
Harrt aus! Harrt aus! Und nur nichts von Entſagung,
Von Schäferglück! Begehrt mir ein Commando
In Ungarn! Ein Commando ſag' ich, Herr!
Was ſoll Euch Steyr? Der Wagebalken ſteht,
Und kurze Friſt, ſo ſchnellt ein Quentchen mehr
In Eurer Schale, dieſe in die Höh'!
Auf Euch ruht Habsburgs Heil, das Heil der Kirche,
Ruht unſer Aller Heil.

Mathias.

Mit mir iſt's aus!

Kleſel.

Ich ſeh', es iſt, und ſo geb' ich Euch auf.
Hier kommt Herr Rumpf, führt ſelber Eure Sache.

(Er tritt zurück.)

Wolf Rumpf kommt aus der zweiten Seitenthüre rechts, Schriften unter dem Arme, gebückten Ganges, der **Kämmerer** hinter ihm. — Der Kämmerer zeigt mit der Hand auf Erzherzog Mathias. Rumpf geht, ohne darauf zu achten, der Mittelthüre zu. Nachdem er ſie faſt erreicht hat, tritt ihm Kleſel in den Weg.

Kleſel.

Eu'r Strengen! Darf erzherzogliche Durchlaucht
Gehör beim Kaiſer hoffen?

Rumpf.

Kann nicht ſein.

Kleſel

(auf Mathias zeigend, der im Vorgrund ſteht).

Dort ſind Sie ſelbſt.

Rumpf.

Je, Diener, Diener! — Geht nicht.
Des Kaiſers Majeſtät ſind unwohl. — Acta,
Negotia.

Kleſel.

Nur wenige Minuten.

(Leiſe zu Mathias.)

Drängt ihn, drängt ihn!

Mathias.

Herr Rumpf, gebt mir die Hand!

Rumpf.

Je, meritir's nicht. Aber kann nicht ſein.
Nicht wohl geruht; empfinden ſich turbirt

Mit mal di testa. Wage meinen Dienſt,
So ich es permittir'.

Kieſel.

Ihr ſcherzt, Herr Rumpf.
Wer kennt nicht Eure Macht an dieſem Hof?

Rumpf.

So ſcheint's, ſo ſcheint's. Doch ſind der Herr gar ſtreng.
Je näher ihm, ſo näher ſeinem Zorn.
Noch geſtern Abend waren hoch ergrimmt,
Sei'n kein Philipp der dritte, ſchrieen ſie,
Dictiren ſich zu laſſen von Privaten.
Mußt' meinen Abzug nehmen eilig durch die Thür.
Es darf nicht ſein. Ich kann nicht, kann nicht, nein!
(Er entfernt ſich von ihnen.)

Don Cäſar ſtürmt zur Thüre herein.

Don Cäſar.

Wo iſt der Kaiſer? Nun, Perückenmann,
Iſt er zu ſprechen?

Rumpf.

Huldreichſt guten Morgen,
Senjor Don Cäſar. Gott erhalt' Eu'r Gnaden!

Don Cäſar.

Wie geht's dem Kaiſer?

Rumpf.

Gut, verwunderlich.
Der Herr verjüngen ſich mit jedem Tage,
Seh'n wie ein Dreißiger. Sagt' ich doch heut nur:
Daß ſie ſo ſelten öffentlich ſich zeigten,
Die Weiber ſein's, die drob am meiſten klagten.
Da lachten Seine Majeſtät.

Don Cäſar.

Ich glaub's wohl.
War ich dabei, ich hätte auch gelacht.
Ein Dreißiger! mit ſolchem Bauch und Beinen.
Wie nun, kann ich ihn ſprechen?

Rumpf.

Allerdings.
Ein Weilchen nur, hochgnädige Geduld.
Des Kaiſers Majeſtät ſind —
(Er ſpricht ihm ins Ohr, auf Mathias zeigend.)

Don Cäſar.

Gut denn, gut.
Wem iſt das Pferd, das man im Hofe führt?

Rumpf.

Ach, Euer, wenn Ihr wollt. Der Kaiſer hat es heute
Beſehen und gekauft.

Don Cäſar.

Ich will's beſteigen.
(Ab.)

Mathias.

Wer iſt der junge Mann?

Kleſel.

So wißt Ihr nicht?
Ein Findelkind, im Schloſſe hier gefunden.
Der Kaiſer liebt ihn ſehr. Begreift Ihr nun?

Mathias.

Don Cäſar?

Kleſel.

Wohl, er ſelbſt. — Nun, noch einmal,
Begehrt in Ungarn ein Commando.

Mathias.

Wozu?

Kleſel.

Ihr ſollt noch hören; doch verlangt es!

Ein **Kämmerer** tritt ein.

Kämmerer.

Erzherzog Ferdinand aus Steiermark
Sind angekommen, bitten um Gehör.

Rumpf.

Du liebe Zeit! Ihr Gnaden ſind willkommen.

(Kämmerer ab.)

Kleſel.

Seht Ihr? Da kommt der künft'ge Kaiſer an,
Der Erb' von Oeſterreich, wenn Ihr nicht vorſeht.

Mathias.

Ich will in Ungarn ein Commando ſuchen.
Dann — hab' ich dich verſtanden? — Kleſel, dann,
Die Macht in Händen —

Kleſel.

Nur gemach, gemach!
Ihr habt die Macht noch nicht.

Mathias.

Und ich ſoll betteln?

Kleſel.

Um Gotteswillen, Ihr verderbt noch alles.

(Ein Kämmerer öffnet die Seitenthüre rechts.)

Rumpf.

Der Kaiſer kommt. Ich bitt' Eu'r Durchlaucht, freundlichſt
Abſeit zu treten, bis ich angefragt.

Mathias.

Ich muß den Kaiſer ſprechen und ich bleibe.

Rumpf.

Bedenkt!

Mathias.

Ich hab's geſagt.

Rumpf.

Nun denn, mit Gott!
Stellt Euch dorthin. Der Kaiſer geht vorüber,
Wenn er zur Meſſe ſich verfügt. Vielleicht
Will Euch das Glück, daß er Euch ſieht und anſpricht.
Er kommt.

Kleſel.

Verfärbt Ihr Euch? Nur Muth, nur Muth!
Der Augenblick gibt Alles oder nimmt es.

(Alles ſteht in ehrfurchtsvoller Erwartung. Erzherzog Mathias zieht ſich bis hinter die Seitenthüre links zurück. Kleſel in ſeiner Nähe.)

Zwei **Trabanten** treten aus der Seitenthüre rechts und ſtellen ſich daneben auf; dann einige **Pagen**, zuletzt der **Kaiſer**, auf einen Krückenſtab geſtützt. Zwei **Männer**, Gemälde haltend, knieen auf ſeinem Wege. Er bleibt vor dem erſten ſtehen, betrachtet es, zeigt dann mit dem Stocke darnach hin und bezeichnet an ſeinem eigenen linken Arme die Stelle, wo das Bild ihm verzeichnet ſcheint. Er ſchüttelt den Kopf, das Bild wird weggebracht. Er ſteht vor dem zweiten und gibt Zeichen der Billigung. Endlich nickt er Rumpfen zu, daß dieſes zu behalten ſei: zugleich hebt er drei Finger der rechten Hand empor.

Rumpf.

Zweitauſend?

Rudolph (heftig und ſtark).

Drei.

(Er tritt zum Tiſche, auf dem mehrere Bücher liegen. Er ergreift eines derſelben.)

Rumpf.

Aus Spanien.

Rudolph (heiter).

Lope de Vega.

Rumpf.

Depeſchen auch von Eurer Majeſtät
Geſandten an dem Hofe zu Madrid.

(Rudolph ſchiebt die auf dem Tiſche liegenden Briefſchaften verächtlich zurück. Er ſetzt ſich und lieſt, das aufgeſchlagene Buch in der Hand.)

Rumpf.

Erzherzog Ferdinand ſind angelangt.

(Rudolph ſieht aufhorchend einen Augenblick vom Buche weg und lieſt dann weiter.)

Rumpf.

Don Cäſar waren hier.

(Rudolph, obige Bewegung.)

Rumpf.

Sie kommen wieder.

Kleſel (zu Mathias).

Nehmt Euch nur Muth! Ihr zittert, weiß es Gott.

(Der Kaiſer lacht unterm Leſen laut auf.)

Kleſel.

Die Zeit iſt günſtig. Seine Majeſtät
Scheint frohgelaunt. Verſucht's!

Rudolph (im Leſen).

Divino autor,
Fenix de España.

(Mathias nähert ſich ihm.)

Mathias.

Gnäd'ger Herr und Kaiſer,
Ich hab's gewagt aus meinem Bann zu Linz —

Rudolph
(vom Buche aufblickend).

Sortija del olvido — Ei, ei, ei!
„Ring des Vergeſſens“ — Ja, wer den beſäße!

Mathias.

Ob Ihr vergönnt —
(er läßt ſich auf ein Knie nieder)
Bereit, mein Herr und Kaiſer,
Die Rechte alle, die mein Eigenthum,
Und die man mir beneidet, aufzugeben,
Mein Erbrecht auf die öſterreich'ſchen Lande,
Die Hoffnung, einſt zu folgen auf dem Thron,
Für einen Ort, um ruhig drauf zu ſterben.
(Er legt die Hand auf die Armlehne von des Kaiſers Stuhl.)

Rudolph.

Wer da? — Rumpf! Will allein ſein! — Rumpf allein!
Allein.

Mathias.

Mein Kaiſer und mein Herr!

Rudolph
(den Stock gegen Rumpf erhoben).

Allein!

Rumpf.

Ich ſagt' es ja, doch Seine Durchlaucht drängten.

Rudolph
(mit ſteigender Heftigkeit).

Allein!

Rumpf (zu Mathias).

Entfernt Euch, gnäd'ger Herr!

Kleſel.

Kommt, kommt!
Verloren geht ſonſt Alles.

Mathias.

Gott!

Rudolph (vor ſich hin).

Allein.

Mathias.

Führt mich ins Grab, da wird mir doch wohl Ruh.

(Ab, von Kleſel geführt.)

Rudolph (dumpf).

Allein.

Rumpf.

Was nun beginnen? Gott!

(Er hebt das Buch auf, das der Kaiſer weggeworfen hat und reicht es ihm.)

Das Buch!

(Rudolph weist es zurück.)

Rumpf.

Berichte ſind aus Ungarn eingelangt:
Raab iſt entſetzt und Papa wird belagert.
Die Malcontenten ſollen Willens ſein —

(lebhafter)

Ein Kaufmann aus Florenz hat ſich gemeldet.
Geſchnittne Steine führt er aller Art
Von hohem Werthe.

Rudolph.

Sehn!

Rumpf.

Allein die Preiſe
Sei'n unerſchwinglich.

Rudolph.

Albern.

Rumpf.

Soll ich alſo? — Gut.
Der ſpaniſche Orator, Balthaſar
Zuñiga, wünſcht Gehör.

(Der Kaiſer ſchüttelt den Kopf.)

Rumpf.

Beliebt's euch etwa
Nunmehro die Berichte —?

(Der Kaiſer ſtößt unwillig mit dem Stocke auf den Boden.)

Rumpf.

Guter Gott!

Don Cäſar kommt.

Rumpf.

Ihr kommt zur rechten Zeit. Verſucht, ob etwa —

Don Cäſar.

Ich küſſ' Eu'r Majeſtät die hohen Hände.

(Der Kaiſer mißt ihn mit zornigem Blicke.)

Ihr ſcheint nicht gut gelaunt, doch muß ich ſprechen.
Es gilt ein Leben, gilt wohl mehr als dieß.
Es hat ein Kriegsgericht, ob eines Todtſchlags,
Verübt im herben Fall der Selbſtvertheid'gung,
Zum Henkersſchwert verurtheilt Hermann Rußworm,
Den treuſten Diener Eurer Majeſtät,
Den Helden in der Türken heißen Schlachten.
Ich bitt' Euch nun, das Urtheil aufzuheben,
Das Unſinn iſt, Verrücktheit, Gottesläſtrung,
Euch zu erhalten ein ſo theures Leben,

Mir einen Freund, den ich nicht laſſen kann,
Und retten muß, gält' es das Aeußerſte.

(Rudolph ſieht Wolfen Rumpf fragend an.)

Rumpf.

Es iſt von wegen Hermann Rußworm,
Der halb gereizt, und halb aus leid'gem Zufall,
Den Oberſten erſchlug.

(Der Kaiſer wirft, wie ſuchend, die auf dem Tiſche liegenden Papiere untereinander.)

Rumpf.

Vielleicht das Urtheil?
Es lag zur Unterſchrift in dero Kabinet.
Soll ich vielleicht? — Ich gehe, es zu holen.

(Ab durch die Thüre rechts.)

Don Cäſar.

Ich dank' Eu'r Majeſtät denn nur im voraus
Für die Begnadigung des wackern Mannes,
Der alles iſt, was dieſes Wort beſagt,
Indeß ſein Feind ein Weiber=, Pfaffendiener,
Ein Heuchler und ein Schurk! Und wenn der Rußworm
In Zornesglut ſich allzuweit vergaß,
So denkt: derſelbe Zorn, der hier den Gegner ſchlug,
Gewann Euch auch in Ungarn zwanzig Schlachten.

(Rumpf kommt mit einem geſiegelten Paket zurück.)

Rumpf.

Das Urtheil.

(Er reicht die Schrift dem Kaiſer, der ſie zurückweiſt.)

Rumpf.

Guter Gott! — Beliebt vielleicht

Eu'r Majeſtät hochgnädig zu beſtimmen,
Was dero Abſicht mit ſo wicht'ger Schrift?

(Der Kaiſer nimmt das Paket, lieſt hohnlachend die Aufſchrift und gibt es zurück.)

Rumpf.

Ich weiß recht wohl: die äußre Fert'gung lautet:
An Rath und Schöffen Eurer Altſtadt Prag,
Doch, wenn das Urtheil wirklich unterſchrieben,
Wie ich vermuthen ſollte —

(Der Kaiſer ſtößt unwillig mit dem Stocke auf den Boden.)

Don Cäſar.

Gnäd'ger Herr!
Ich muß Euch bitten, für zwei Augenblicke
Die feindlich düſtre Laune aufzugeben,
Die ſich in dieſem Schweigen wohlgefällt.
Bedenkt: kommt dieſes Urtheil, ſo gefertigt
Und unterſchrieben auf das Prager Schloß,
So ſtirbt mein Freund.

Rudolph.

Er ſtirbt! — Und du mit ihm,
Wagſt ferner du's, ein Wort für ihn zu ſprechen. —
Entarteter! ich kenne deine Wege.
Du ſchwärmſt zu Nacht mit ausgelaſſnen Leuten,
Stellſt nach den Kindern ehrbar ſtiller Bürger,
Hältſt dich zu Meutern, Lutheranern.

Don Cäſar.

Meuter
Hab' ich mit meiner Freundſchaft nie beehrt.
Und was den Glauben, Herr, betrifft, da richtet
Nur Gott.

Rudolph.

Ja Gott und du. Ihr beide, nicht wahr?
Glaub du an das, was deine Lehrer glaubten,
Die Weiſeren, die Beſſern laß entſcheiden,
Dann kommt's wohl noch an dich. — Der Rußworm ſtirbt!
Und dank es Gott und einem Reſt von Neigung,
Daß ich die Helfer, ſie, die darum wußten,
Die lobten, billigten den feigen Mord,
An Belgiojoſo freventlich vollbracht,
Nicht ebnermaßen ſuche mit dem Schwert. —
Das Mädchen, dem du nachſtellſt, wüſten Sinns,
Laß frei!

Don Cäſar.

Nein Herr, denn ſie betrog mich.

Rudolph.

Meinſt du?
Cäſar, ſo lang die ew'gen Sterne kreiſen,
Betrügt der Mann das Weib.

Don Cäſar.

Zum mind'ſten war's ſo,
Mit einer Frau, die mir gar nah verwandt.

Rudolph.

Die dir verwandt? So kennſt du deine Mutter?
Und kennſt du den, der dir das Leben gab?
Sag' ja! ſag' ja! und ewiges Gefängniß,
Entfernt vom Strahl des gottgegebnen Lichts —
So haben in den Sternen ſie's geleſen:
Je näher mir, mir um ſo grimm'rer Feind.
Und alſo ſteht er da, hohnlachend, trotzend,
Wie einſt der Teufel vor des Menſchen Sohn,
Fort, dieſes Lachen, fort! — Gib deine Waffen!

Nehmt ihn gefangen! — Wie, ihr zögert? weilt?
So will ich ſelbſt mit meiner eignen Hand —
(Zu einem Trabanten, der zu äußerſt rechts ſteht.)
Leih deine Partiſan mir, alter Freund:
Daß ich —
(Indem er den Stock fahren läßt, um nach der Partiſan zu greifen, wankt er und iſt im Begriff zu fallen. Die Umſtehenden eilen herzu, ihn zu unterſtützen.)
Legt ihr die Hand an mich? Rebellen ihr:
Yo soy el emperador! Der Kaiſer ich!
Bin ich verkauft im Innern meiner Burg,
Und iſt kein Schirmer, iſt kein Helfer nah?

Erzherzog Ferdinand erſcheint in der Thüre.

Ferdinand.
Viel Glück ins Haus! — Wie, Eure Majeſtät?
Was iſt? Was war? Wer ſagt's?

Don Cäſar
(zu Rumpf, der ihn zu begütigen ſtrebt).
Mich kümmert's wenig,
Ob tauſend Teufel mir entgegen grinſen!

Ferdinand
(zu Don Cäſar, die Hand leiſe ans Schwert gelegt).
Geht junger Menſch! Ihr lernt ſonſt einſehn,
Daß uns der Böſe nah, wenn man ihn ruft.
Fort ihr! und ihr!
(Die Anweſenden ziehen ſich gegen den Hintergrund. Don Cäſar in ihrer Mitte, von Rumpf geleitet. Alle ab.)

Ferdinand
(zum Kaiſer tretend).
Mein kaiſerlicher Herr!

Rudolph.

Wer ſeid Ihr? Wer? Und wie erkühnt Ihr Euch?

Ferdinand.

Eu'r Neffe bin ich, Herr, und Euer Knecht,
Fernand von Grätz, zu jedem Dienſt bereit.

Rudolph
(ſich vor der Berührung zurückziehend).

Es bien! es bien! All gut! Seid uns willkommen!

Ferdinand.

Wollt Ihr nicht ſitzen, Herr? Ich ſeh's, der Zorn,
Er zehrt mit Macht an Euerm edlen Sein.
(Er leitet den Kaiſer zum Lehnſtuhl.)

Rudolph (ſitzend).

Seht Ihr, ſo halten wir's in unſerm Schloß —
So bringt die Zeit, die wildverworr'ne, neue,
Durch hundert Wachen bis zu uns heran,
Und zwingt zu ſchauen uns ihr greulich Antlitz. —
Die Zeit, die Zeit! Denn jener junge Mann,
Wie ſehr er tobt, er iſt doch nur ihr Schüler,
Er übt nur, was die Meiſterin gelehrt. —
Schaut rings um Euch in aller Herren Land,
Wo iſt noch Achtung für der Väter Sitte,
Für edles Wiſſen und für hohe Kunſt?
Sind ſie vom alten Tempel ihres Gottes
Nicht ausgezogen auf den Berg von Dan,
Und haben dort ein Kalb ſich aufgerichtet,
Vor dem ſie knieen, ihrer Hände Werk?
Es heißt: den Glauben reinigen. Daß Gott!
Der Glaube reint ſich ſelbſt im reinen Herzen.
Nein, Eigendünkel war es, Eigenſucht,
Die nichts erkennt, was nicht ihr eignes Werk.

Deshalb nun tadl' ich jenen Jüngling, ſtraf' ihn,
Und fährt er fort, erreicht ihn bald ſein Ziel,
Allein erkenn' auch, was ihn ſo entſtellt.
Däucht mir's doch manchmal grimmiges Vergnügen,
Mit ihm zu ringen, in des Argen Bruſt
Die Keime aufzuſuchen der Verkehrtheit,
Die ihm geliehn ſo wildverworr'ne Welt.
Die Zeit kann ich nicht bänd'gen, aber ihn,
Ihn will ich bänd'gen, hilft der gnäd'ge Gott.

Ferdinand.

Ihr werdet's, Herr, und bändigtet die Zeit,
Wär' Euch der Wille dort ſo feſt als hier.

Rudolph.

Mein Ohm, der fünfte Karl, hat's nicht gekonnt,
Sanct Juſt ſah ihn als büßenden Karthäuſer.
Ich bin ein ſchwacher, unbegabter Mann,
Ich kann es auch nicht.

Ferdinand.

O des argen Mißtrau'ns
In Euer edles Selbſt und ſeine Gaben!
Wollt erſt nur, wollt! Und Gottes Beiſtand wird
Wie ein erhört Gebet auf Euch ſich ſenken.
Die Zeit bedarf des Arztes und Ihr ſeid's.

Rudolph.

Ein wack'rer Arzt, der ſelber Heilung braucht!
Und dann: allein!

Ferdinand.

So wär't Ihr, Herr, allein?
Verzeiht dem Schüler, der den Meiſter meiſtert.
Um Euch ſchaart ſich die Hälfte einer Welt,
Die treu noch ihrem Gott und ſeinem Abbild:

Dem Fürſten auf dem angeſtammten Thron.
Für Euch iſt Spanien, der Papſt, iſt Welſchland,
Des eignen Erblands ungebrochne Kraft,
Noch nicht verführt von falſchen Glaubenslehren.
Zählt Eure Schaar, und zehnfach, hundertfach
Wiegt ſie die Gegner auf, die, ſchwach an Zahl,
Nur ſcheinbar ſich durch Regſamkeit verdoppeln.

Rudolph.

Der Arme viel, wo aber bleibt das Haupt?

Ferdinand.

Ihr ſelbſt, dem Niemand gleich an Sinn und Wiſſen.
Dann noch die edlen Fürſten Eures Hauſes,
Die Gott als Helfer ſelbſt Euch anerſchuf.

Rudolph.

Sprecht Ihr von Euch?

Ferdinand.

So werde nie mir Heil,
Als je mein Sinn ein andres Trachten kannte,
Als Oeſterreichs Wohl und Jeſu Chriſti Ruhm.
Mein Alter heißt mich lernen, ſtatt zu lehren,
Auch bin nicht ich's, die Brüder ſind's, die Nächſten:
Der edle Max, Albrecht, der ſinnig weiſe,
Und jener Dritte — Erſte, den nur eben
Im Vorgemach ich kummervoll —

Rudolph (ſich abwendend)

Es bien!

Ferdinand.

Seht Ihr, da ſenkt das alte Mißtraun wieder
Sich nebelgleich herab auf Eure Stirn.
O weh uns, wenn es wahr, was man ſich ſagt,

Daß jener finſtern Sternekund'gen Einer,
Die Euern Hof zum Sammelplatz erwählt,
Mit aſtrologiſch dunkler Prophezeiung
Euch abgewandt von Euerm edlen Haus,
Gefahr androhend von den Nahverwandten.
O weh uns, wenn es ſo, und Ihr für Schein
Den wahren Vortheil aufgebt, Aller Heil.

Rudolph (auffahrend).

Für Schein? Für Schein? So kennſt du dieſe Kunſt,
— Wenn's eine Kunſt — daß du ſo hart ſie ſchmähſt?
Glaubſt du, es gäb' ein Sandkorn in der Welt,
Das nicht gebunden an die ew'ge Kette
Von Wirkſamkeit, von Einfluß und Erfolg?
Und jene Lichter wären Pfennigkerzen,
Zu leuchten trunk'nen Bettlern in der Nacht?

Ich glaub' an Gott und nicht an jene Sterne,
Doch jene Sterne auch, ſie ſind von Gott.
Die erſten Werke ſeiner Hand, in denen
Er ſeiner Schöpfung Abriß niederlegte,
Da ſie und er nur in der wüſten Welt.
Und hätt' es ſpäter nicht dem Herrn gefallen,
Den Menſchen hinzuſetzen, das Geſchöpf,
Es wären keine Zeugen ſeines Waltens
Als jene hellen Boten in der Nacht.
Der Menſch fiel ab von ihm, ſie aber nicht.
Wie eine Lämmerheerde ihrem Hirten,
So folgen ſie gelehrig ſeinem Ruf,
So heut' als morgen, wie am erſten Tag.
D'rum iſt in Sternen Wahrheit, im Geſtein,
In Pflanze, Thier und Baum, im Menſchen nicht.
Und wer's verſtünde, ſtill zu ſein wie ſie,

Gelehrig fromm, den eignen Willen meiſternd,
Ein aufgeſpanntes, demuthvolles Ohr,
Ihm würde leicht ein Wort der Wahrheit kund,
Die durch die Welten geht aus Gottes Munde.
Fragſt aber du: ob ſie mir ſelber kund,
Die hohe Wahrheit aus der Weſen Munde?
So ſag' ich: nein, und aber, wieder: nein.
Ich bin ein ſchwacher, unbegabter Mann,
Der Dinge tiefſter Kern iſt mir verſchloſſen.
Doch ward mir Fleiß und noch ein andres: Ehrfurcht
Für das, daß Andre mächtig und ich nicht.

Wenn aber, ob nur Schüler, Meiſter nicht,
Ich gerne weile in den lichten Räumen;
Kennſt du das Wörtlein: Ordnung, junger Mann?
Dort oben wohnt die Ordnung, dort ihr Haus,
Hier unten eitle Willkür und Verwirrung.
Macht mich zum Wächter auf dem Thurm bei Nacht,
Daß ich erwarte meine hellen Sterne,
Belauſche das verſtänd'ge Augenwinken,
Mit dem ſie ſtehn um ihres Meiſters Thron —
(immer leiſer ſprechend)
Wenn nun der Herr die Uhr rückt ſeiner Zeit,
Die Ewigkeit in jedem Glockenſchlag,
Für die das Oben und das Unten gleich,
Ins Brautgemach — des Weltbau's Kräfte eilen
— Gebunden — in der Strahlen Conjunctur —
Und der Maleficus — — das böſe Trachten — —

(Er verſtummt allmählig. Sein Haupt ſinkt auf die Bruſt. Pauſe. Erzherzog Ferdinand tritt ihm, beſorgt, einen Schritt näher.)

Rudolph (emporfahrend).

Iſt Jemand hier? — Ja ſo! — Was ſoll's?

Ihr ſpracht von meinem Bruder, von Mathias.
Ich ſeh', es iſt ein Plan. Was alſo will man?
Warum verließ er ſeinen Bann zu Linz?

Ferdinand.

Und wenn's der Wunſch nach Thätigkeit nur wäre?

Rudolph.

Nach Thätigkeit? Iſt er denn thätig nicht?
Er reitet, rennt und ficht. Wir Beide haben
Von unſerm Vater Thatkraft nicht geerbt.
— Allein ich weiß es, und er weiß es nicht.
Was alſo noch? Zum mind'ſten will ich zeigen,
Daß nicht der Sterne Droh'n, daß euer Trachten,
Die Heimlichkeit der nah verwandten Bruſt,
Mir Mißtrau'n gab und gibt. — Die Klugheit riethe,
Zu halten ihn in heilſamer Entfernung,
Allein ihr wollt's. Was alſo ſoll's mit ihm?

Ferdinand.

Er wünſchte —

Rudolph.

Nun?

Ferdinand.

In Ungarn ein Commando.

Rudolph.

Hat er ſchon je, und wo hat er geſiegt?
Zwar iſt der Mansfeld dort, ein tücht'ger Degen,
Der gönnt ihm gern die Ehre des Befehls,
Und thut die Pflichten ſelbſt. Schickt ihn denn hin!
Doch heißt ihn zügeln ſeine Thätigkeit,
Er füge ſich des Feldherrn beſſ'rer Einſicht.
Auch ſind der Krieger dort, der Führer viel,

Die zugethan der neuen Glaubensmeinung.
Es iſt jetzt nicht die Zeit, noch da der Ort,
Zu ſtreiten für die Wahrheit einer Lehre.

(Da Erzherzog Ferdinand zurücktritt.)

Rudolph.

Was iſt? Was geht Ihr fort?

Ferdinand.

Nicht anzuhören,
Wie Oeſterreichs Haupt, wie Deutſchlands Herr und Kaiſer
Das Wort führt den Abtrünnigen vom Glauben.

Rudolph.

Das Wort führt, ich? Kommt Euch die Luſt zu ſcherzen?
Allein wer wagt's, in dieſer trüben Zeit
Den vielverſchlungnen Knoten der Verwirrung
Zu löſen eines Streichs!

Ferdinand.

Wer's wagte? Ich!

Rudolph.

Das ſpricht ſich gut.

Ferdinand.

Nur das? Es iſt geſchehn.
In Steier mindeſtens, in Krain und Kärnthen
Iſt ausgetilgt der Keim der Ketzerei.
An Einem Tag auf fürſtlichen Befehl
Bekehrten ſich an ſechzigtauſend Seelen,
Und zwanzigtauſend wandern flüchtig aus.

Rudolph.

Und ohne mich zu fragen?

Ferdinand.

Herr, ich ſchrieb,
So wiederholt als dringend, aber fruchtlos.

Rudolph
(die auf dem Tiſche liegenden Papiere unter einander ſchiebend).
Es iſt hier wohl Verwirrung oft mit Schriften.

Ferdinand.
Da ſchritt ich denn zur That, dem beſten Rath.
Mein Land iſt rein, o wär es auch das Eure!

Rudolph.
Und zwanzigtauſend wandern flüchtig aus?
Mit Weib und Kind? Die Nächte ſind ſchon kühl.

Ferdinand.
Durch Drangſal, Herr, und Schmerz erzieht uns Gott.

Rudolph.
Und das im ſelben Augenblick, wo du
Die Sachſenfürſtin frei'ſt, die Proteſtantin?

Ferdinand.
Gott gab mir Kraft, die Neigung zu beſiegen,
Wenn Ihr's erlaubt, ſo ſteh ich ab von ihr,
Und werbe um des Bayernherzogs Tochter.

Rudolph.
Sie iſt nicht ſchön.

Ferdinand.
Ihr Herz iſt ſchön vor Gott.

Rudolph
(eine Geberde des Schiefgewachſenſeins machend)
Beinah —

Ferdinand.
Gerad ihr Sinn, ihr Wandel und ihr Glauben.

Rudolph.
Nun, ich bewundre Euch. — Weiſ' deine Hände!
Iſt das hier Fleiſch? lebendig, wahres Fleiſch?

Und fließt hier Blut in dieſen bleichen Adern?
Frei't eine Andre, als er meint und liebt —
Mit Weib und Kind, bei zwanzigtauſend Mann,
In kalten Herbſtesnächten, frierend, darbend!
Mir kommt ein Grauen an. Sind hier nicht Menſchen?
Ich will bei Menſchen ſein. Herbei! Herein!

Mit dem Stocke auf den Boden ſtampfend. Die **Hofleute** kommen zurück.

Rudolph.

Die Kinderzeiten werden wieder wahr,
Und mich umſchaudert's wie Geſpenſterglauben.
(Zu Erzherzog Ferdinand.)
Weilt Ihr noch länger hier bei uns in Prag,
Treibts Euch zurück vielleicht ſchon nach der Heimath?

Ferdinand.

Ich reiſe nächſt, wenn Manches erſt geſchlichtet.
(Lebhaft.)
Und meinen Bruder ich Euch vorgeſtellt.

Rudolph.

So iſt der Leupold da? Wo iſt, wo weilt er?

Rumpf.

Im Schloßhof tummelt er das türk'ſche Roß,
Das Ihr gekauft, und das Don Cäſar ſchulte.
Sie jubeln, daß der Erker wiederhallt.

Rudolph.

Sie jubeln? Tummelt? Ein verzogner Fant,
Hübſch wild und raſch, bei Wein und Spiel und Schmaus.
Wohl ſelbſt bei Weibern auch, man ſpricht davon.

Allein er iſt ein Menſch. Ich will ihn ſehn,
Den Leupold ſehn! Wo iſt er? Bringt ihn her!

(Einige ſind gegangen.)

Rudolph (zu Ferdinand).

Beliebt's Euch unterdeſſen, die Gemächer,
Die man Euch hier bereitet, zu beſehn?
Wo bleibt der Range? Warum kommt er nicht?

Erzherzog Leopolds Stimme (von außen).

Senjor!

Rudolph.

Aha, er ruft. — — Was gibt es dort?

Aus der Seitenthüre links iſt ein **Hofbedienter** herausgetreten.

Rumpf.

Die Capellane fragen unterthänigſt,
Ob Eure Majeſtät den Gottesdienſt —

Rudolph (das Barret abnehmend und Mantel und Kleid ordnend).

Des Herren Dienſt vor allem.
(Zu Erzherzog Ferdinand.)
Wenn's beliebt!
(Zu den Uebrigen.)
Und kommt mein Neffe, heißt ihn nur uns folgen.

Erzherzog Leopold zur Thüre hereinſtürzend.

Leopold.

Mein gnäd'ger Ohm!

(Da er den bereits geordneten Zug ſieht, ſtutzt er und zieht das Barret ab.)

Rudolph.

Nur dort, an Eure Stelle.

(Auf einen Wink Erzherzog Ferdinands ſtellt ſich Leopold ihm zur Seite. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung, die beiden Erzherzoge unmittelbar vor dem Kaiſer. Nach einigen Schritten tippt Letzterer Erzherzog Leopold auf die Schulter. Dieſer wendet ſich um und küßt ihm lebhaft die Hand. Der Kaiſer winkt ihm liebreich drohend, Stillſchweigen zu, und ſie gehen weiter. Die Uebrigen folgen paarweiſe.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Freier Platz im kaiſerlichen Lager. Im Hintergrunde die Gezelte.

Ein **Hauptmann** tritt hinter ſich ſchreitend auf, wobei er eine kurze Partiſane wagrecht vor ſich hält.

Hauptmann.

Zurück, ſag' ich, zurück auf eure Poſten!
Seid ihr Soldaten, wie? und flieht den Feind?

Ein **Trupp Soldaten** kommt von derſelben Seite, ein **Fahnenträger** unter ihnen.

Fahnenträger.

Wir fliehen, meint Ihr, Herr? Nun denn mit Gunſt,
Sagt erſt, wo iſt der Feind, ob vor- ob rückwärts?
Ein Krieger ficht wohl, weiß er, gegen wen,
Doch wo nicht Ordnung, Kundſchaft und Befehl,
Wehrt er ſich ſeiner Haut und weiter nichts.

Hauptmann.

So meiſterſt du, ein Knecht, den Heeresfürſten?

Fahnenträger.

Ob zehnmal Herr und zwanzigmale Knecht,
Wenn Einer irrt, hat doch der Andre recht.

Wir waren auf am Damm bei Raab geſtellt,
Wir da, und fünfzig Andre, die der Säbel
Der Türken fraß, in dieſer blut'gen Nacht,
Auf blachem Feld, zur Unterſtützung rings
So weit das Auge trug, nicht Wacht, noch Poſten.
Doch machten wir 'nen Kirchhof zum Caſtell
Und hielten ſtraff. Da bricht's mit einmal los:
Allah! Allah! aus tauſend bärt'gen Kehlen,
Nicht vor uns, hinter uns. Die Donau durch,
Rauſcht wie ein zweiter Strom, quer durch den andern
Der Spahi und ſein Roß. Hilf Jeſu Chriſt!
Da galt kein Säumen, und war eitel Nacht,
Trapp, trapp, da ſprengen kaiſerliche Reiter,
Und jagen andre, kaiſerlich, wie ſie.
Der Musketier ſchießt los, und den er traf,
Es war ſein Landsmann, in des Dunkels Wirren,
Die raſche Kugel wechſelnd mit dem Freund.
Bald iſt das ganze Heer nur eine Flucht,
Ein Jammern und ein Tödten und ein Schrei'n.
In all' der Haſt vergaß man ganz auf uns,
Zu gehn, zu bleiben waren wir die Meiſter,
Doch blieben wir. Erſt nach drei heißen Stürmen,
Als Mancher ſchon mit ſeiner Haut bezahlt,
Brach auf das kleine Häuflein; und nicht ſeitwärts,
Nur Sicherheit für unſre Leiber ſuchend,
Zum Lager gradaus ſchlugen wir uns durch.
Und ſind nun hier, dem Türken, ſucht er uns,
Der Rückkehr Straße ſchwarz mit Blut zu zeichnen,
Doch ihn zu ſuchen, keineswegs gewillt,
Man zeig' uns denn, wer führt und wer befiehlt.

Mehrere im Trupp.

So iſts — Ein Führer erſt! — Dann folgen Alle.

Hauptmann.

So bin ich unter Meutern?

Oberſt Ramee kommt.

Hauptmann.

Mein Herr Oberſt,
Verrath und Aufruhr in des Lagers Mitte.
Die hier und der —

(Es haben ſich nach und nach immer Mehrere geſammelt.)

Ramee (halblaut).

Laßt nur, laßt nur für jetzt.
Der Feind im Anzug und das Heer entmuthigt,
Man drückt jetzt füglicher ein Auge zu,
Als den Gehorſam noch durch Strenge prüfen.
Was weiß man von dem Feldherrn?

Hauptmann.

Prinz Mathias?

Ramee.

Wem ſonſt?

Hauptmann.

Verſchieden gehen die Gerüchte.
Er ward geſehn in Mitte der Verwirrung.
Die Einen laſſen ihn am rechten Donauufer
Die Straße nehmen nach Haimburg und Wien,
Die Andern — heil'ger Gott, wenn er den Türken —!
Was machen wir, vereinzelt, ohne ihn?

Ramee.

Daſſelbe mein' ich, was mit ihm, den Frieden.

Hauptmann.

Allein der Kaiſer will nicht.

Ramee.

Wollen! Wollen!
Hier fragt ſich, was man muß, nicht was man will.
Auch, iſt der äußre Krieg erſt beigelegt,
Hat man die rüſt'gen Arme frei nach innen.

Hauptmann.

Was aber ſoll mit all der Soldateska?
Wir ſind im Rückſtand mit zwölf Monat Sold.

Ramee.

Erzherzog Leupold wirbt in Paſſau Völker,
Wenn hier das Handwerk ruht, fragt an bei uns.

Hauptmann.

Und gegen wen —?

Ramee.

Die Rüſtung geht in Paſſau!
Man weiß noch nicht. Für wen, ich hab's geſagt,
Auf jeden Fall für Oeſterreich und den Kaiſer.
Wer ſind die Männer?

Einige ſchwarz gekleidete **Herren** gehen quer über die Bühne. Mehrere grüßen ſie mit abgezogenen Hüten.

Hauptmann.

Mit den goldnen Ketten?
Die proteſtant'ſchen Herrn aus Oeſterreich.
Sie kamen, den Erzherzog anzuſprechen,
In Sachen ihres neuen Chriſtenthums,
Und halten ſich derweile zu den Ungarn.
Das lauſcht und flüſtert, ſchleicht und konſpirirt.
Wär' ich der Prinz, wie wollt ich heim ſie ſenden!

Ramee.

Heim ſenden? ei, wenn ihr ſie ſelbſt beriefſt?
(Weibergeſchrei hinter der Scene.)
Was dort?

Ein **Soldat**, eine gefangene **Türkin** an der Hand führend.

Soldat.

Nein, ſag' ich, nein!

Zwei Küraſſiere, die ihm folgen.

Küraſſier.

Muß doch, muß doch!

Soldat.

Mein iſt die Heidin, zehn und hundertmal.
Ihr Haus in Gran fiel mir zum Beutetheil,
Ich war's, der ihren Bräutigam erſchlug,
Drum iſt ſie mein und das von Rechtes wegen.

Küraſſier.

Mir drücken ſie die Hand.

Soldat (zur Türkin).

Iſts wahr? — Sie kann nicht reden.
Wenn's wahr, ſo ſpalt' ich ihr den Kopf. Doch jetzt,
Jetzt iſt ſie mein und —

Küraſſier
(die Hand am Säbel).

Wollen eben ſehn.

Soldat.

Kommt an, kommt an! Ob Einer gegen Zwei.
Iſt Niemand da, der einem Landsmann hilft?

Hauptmann
(zwiſchen ſie tretend).

Zurück, Samländer, ketzeriſche Hunde!

Küraſſier.

Was ſagen Mann?

Hauptmann.

Iſt's etwa nicht bekannt,
Daß Türk' und Lutheraner ſtets im Bunde?
Wie ging ſonſt alles ſchief in Rath und Lager?
Die heute Nacht der Flucht das Beiſpiel gaben,
Die Ketzer waren's, ſinnend auf Verrath.

Fahnenträger
(im Vorgrunde rechts).

Wer das ſagt, lügt.

Hauptmann
(ſein Schwert halb gezogen).

Mir das? Wer hat geſprochen?

Zweiter Soldat
(rechts im Vorgrunde).

Mit Gunſt: hat er doch recht. Hier dieſer Mann,
Obgleich ein Luth'riſcher und Kirchenläugner,
Gefochten hat er in der heut'gen Schlacht
Wie einer, der gedenkt des ew'gen Heils.
Und ob ich gleich als rechter Katholik
Verdammen muß, was ſeine Pred'ger lehren,
Im Lager hier ſind alle Tapfern Brüder,
Und ſomit meine Hand.

Fahnenträger (einſchlagend).

Hier meine.

Mehrere (ein Gleiches thuend).

Freund und Bruder!

Rings herum.

Auf Ja und Nein!
Trotz Papſt und Rom!
Wir Alle!

Hauptmann.

Hört Ihr?

Ramee.

Laßt nur!

Geſchrei (im Hintergrunde).

Hoheiſa! Die Zigeuner!

Im Hintergrunde tritt ſchlechte Muſik auf. Einige **Paare** folgen, ſich bei den Händen haltend und zum Tanze anſchickend. Die anweſenden Soldaten ſammeln ſich bei dem dort ſtehenden Marketenderzelte. Muſik und Tänzer gehen hinein. Gelächter, Zutrinken. — **Kleſel** von der rechten Seite kommend.

Kleſel.

Du heil'ger Gott! bin ich im Chriſtenlager,
Und dient kathol'ſchen Fürſten dieſes Heer?

Ramee.

Wenn Euch das kränkt, ſeid wohlgemuth,
Das Lager wird Euch fürder nicht mehr ärgern.
Ihr ſeid nach Prag berufen, wiſſen wir,
Der Kaiſer ſieht Euch hier nicht allzugern.
Wann reist Ihr ab?

Kleſel.

Wenn's meine Pflicht erheiſcht,

Die keineswegs mir Prag bis jetzt bezeichnet.
Der Seelenhirt gehört in ſeinen Sprengel.

Ramee.

Und iſt Eu'r Sprengel hier im Lager? Neuſtadt,
Neuſtadt und Wien, dort leuchte Euer Licht.
Ihr ſeid hier Schuld an manchem Schief' und Argen,
Setzt Eure Meinung durch und führt den Krieg
Als eine Wallfahrt nach 'nem Gnadenort,
Nebſtdem, daß wenig Gnad' in Eurem Thun.
Verkehrt Ihr doch mit eitel Proteſtanten,
Und wendet Eurem Herrn die Herzen ab,
Die ihm bereit aus den getreuen Landen.
Doch iſt zur Zeit ein andres Regiment.
Mathias, dieſes Lagers Fürſt und Führer,
Er fand den Rückweg nicht der andern Flücht'gen,
Und die Erzherzoge, die Ihr berieſt,
Aus Gräz und Wien, zu einem Rathſchlag heißt es,
Sie ſind im Lager, treten in ſein Amt,
Und werden Euerm Flüſtern wenig horchen.

Kleſel.

Ob Ihr beleidigt mich, es ſei verziehn,
Allein um aller Heil'gen willen, ſagt,
Was von Erzherzog Mathias Euch bekannt.

Ramee.

Bekannt, daß nichts bekannt. Er iſt nicht hier,
Ob nun in Wien, ob — hoffen wir das Beſte.
Euch ſei genug: im Lager iſt er nicht.
Drum reiſt nur ab, wenn Ihr nicht vorher noch
Bei denen, die ihm folgen im Befehl,
Und die dort nahn, wollt Euer Heil verſuchen.
Stellt Euch in Ordnung! Die Erzherzoge.

Die im Hintergrunde Befindlichen ſtellen ſich in eine Reihe. Von der linken Seite kommen die **Erzherzoge Ferdinand, Leopold** und **Maximilian.**

Maximilian

(ein beleibter, wohlbehaglicher Herr).

Die Wege rütteln, wie das böſe Fieber.
Hat noch von unſerm Bruder nichts verlautet?

Kleſel

(der in den Vorgrund rechts getreten, auf ſie zugehend).

Gott ſegne euern Eintritt, edle Herrn!

(Die Erzherzoge ſehen nach der entgegengeſetzten Seite und gehen quer über die Bühne ab.)

Kleſel

(ſich zurückziehend).

Du heil'ger Gott!

Leopold

(der zurückgeblieben, links in den Vorgrund tretend).

Ramee!

Ramee

(zu ihm tretend).

Erlauchter Herr!

Leopold.

Es ſteht hier ſchlimm, und doch, bedenk' ich's recht,
Möcht' ich faſt ſagen: gut. Sie haben Pläne.
Das Lager hier, ich fürchte, löſt ſich auf.
Haſt du verſucht, ob Ein und Andre willig,
Bei uns zu dienen im Paſſauer Heer?

Ramee.

Bei zwanzig Führer.

Leopold.

Halt, ſprich leiſe, hier!

(Er zieht ſich mit ihm nach der linken Seite, wo Ramee zu ihm ſpricht.)

Kleſel

(in der Mitte der Bühne mit einer Bewegung gegen den Erzherzog).

Ob ich's verſuche, noch einmal verſuche?

Eine **Gruppe Soldaten** rechts im Vorgrunde.

Erſter (halblaut).

Des Kaiſers Sohn, Don Cäſar, iſt im Lager.
Er wirbt Gehilfen zu geheimem Anſchlag.
Es ſoll 'ner Kutſche mit zwei Frauen gelten,
Begleitet nur von wenigen Berittnen.

Zweiter.

Das wär' ja wie ein Räuberüberfall.

Erſter.

Des Kaiſers Sohn und Räuber? Dann zuletzt,
Was kümmert's dich? Sieh hier, man zahlt mit Gold.

(Münzen zeigend.)

Zweiter.

Gehſt du?

Erſter.

Ja wohl! und Kunz und Hans und Märten.

Kleſel (im Mittelgrunde).

Nein, lieber ſterben, als den Einſichtsloſen
Die Einſicht opfern und gerechten Stolz.

Leopold

(zu Ramee, auf Kleſel zeigend).

Sei raſch und klug, und hüte dich vor dem!

Zweiter
(rechts im Vorgrunde).

Hier haſt du mich! Soll's bald?

Erſter.

Heut' Abend.

Zweiter.

Gut.

Geſchrei (hinter der Scene).

Vivat! Vivat!

Ramee.

Was iſt?

Hauptmann
(in die Scene nach links blickend).

Ein Mann — umgeben —
In ungriſch niedrer Tracht — 's iſt der Erzherzog.

Ramee.

Mathias?

Hauptmann.

Wohl! — Nun Vivat, Vivat denn,
Wer's treu mit Oeſtreich meint und ſeinem Haus.

(Kleſel, der bei dem Worte Mathias zuſammengefahren, ſtürzt jetzt auf den Hauptmann zu, ihm die Rechte mit beiden Händen drückend, dann eilt er nach der linken Seite ab.)

Alle
(in derſelben Richtung folgend).

Vivat! Vivat!

Ramee.

Nun, Vivat denn wir Alle!
(Er ſchließt ſich an.)

Erſter
(aus der Gruppe rechts).

Wir kommen noch zurecht. Doch wahrt die Zunge!

(Sie ziehen ſich nach der rechten Seite zurück. Die Bühne iſt leer geworden.)

Verwandlung.

Das Innere eines Zeltes. Kurzer Raum, im Hintergrunde durch einen Vorhang geſchloſſen.

Von Außen hört man noch immer Vivat rufen. **Erzherzog Mathias** in einfachem ungariſchem, bis an die Kniee reichenden Rocke, ein paar **Diener** hinter ſich, von der rechten Seite.

Mathias.

Ha, jubelt nur, ihr wackern, treuen Jungen!
Dießmal fürwahr ging's nahe gnug an Leib.
(Sein Kleid beſehend zu den Dienern.)
Gebt einen andern Rock! — Und doch, laßt immer!
Nicht trennen will ich mich von dieſen Kleidern,
Bis abgewaſchen dieſes Tages Schimpf.
Doch einen Stuhl, denn auszuruhn geziemt ſich,
Eh' man die Kraft zu neuem Wirken ſpannt.

Kleſel
(von rechts eintretend).

Gebt Raum! Gebt Raum! Ich muß zu meinem Herrn!
(Sich vor ihm auf die Kniee werfend und ſeine Hand faſſend.)
Ihr ſeid's, Ihr lebt! O, uns iſt Allen Heil!

Mathias
(Kleſel emporhebend).

Habt Dank, mein Freund! Habt Dank für Eure Liebe.
Ja, dießmal galt's. Ein Zoll, ein Haar,

Und Prinz Mathias ging zum dunkeln Land,
Wo Fürſten ſich als Bettlergleiche finden.
(Sein Kleid zeigend.)
Der Riß hier, ſchau! Das war ein türk'ſcher Säbel,
Den einzeln ich dem Einzelnen beſtand.
Es gab zu thun,
(mit einer Handbewegung)
doch eine ſchiefe Quart
Des alten Mazzamoro, unſers Lehrers
Aus früher Knabenzeit, das endlich half.
Ein alter Landmann gab mir dieſen Rock,
Und ſo kam ich zurück ins eigne Lager.
(Diener haben einen kurzen Mantel gebracht.)

Mathias.

Was ſoll's? — Sagt' ich denn nicht? Es gilt wohl gleich.
(Diener ziehen ihm das ungariſche Kleid aus und geben ihm den Mantel um, während deſſen.)

Kleſel.

Wie waren wir beſorgt ſeit Flucht und Schlacht.

Mathias.

Die Schlacht ging ſchief. Der alte Mansfeld
Mit ſeinem Zaudern hat das Heer verderbt,
Das iſt kein Mann für tücht'ges Werk und Wagen.
Dagegen dieſe Türken,
(den Mantel zurecht ziehend, die Diener entfernen ſich)
wahr bleibt wahr.
Sonſt ſchützt ein Fluß den drangelehnten Flügel,
Sie aber ſchwimmen durch mit Roß und Mann,
Und was ein Bollwerk ſchien, wird Punkt des Angriffs.
In Zukunft ſieht man ſich wohl vor. — Nun aber?

Was geht für Nachricht von den Flüchtigen?
Sind ſie zurück ins Lager? Fehlen Viel'?

Kleſel.

Ein Drittheil, ſagt man, faſt des ganzen Heeres.

Mathias

(auf und nieder gehend).

Ein Drittheil, ſchlimm!

Kleſel.

Nicht wahr? Ihr ſeht nun ſelbſt —

Mathias.

Es finden Manche ſich wohl ſpäter ein.
Doch hätt' ich mir gedacht —

Kleſel.

Der Reſt entmuthigt,
So daß kein Mittel, als —

Mathias.

Erneuter Angriff —

Kleſel.

Als Frieden.

Mathias.

Neuer, doppelt ſtarker Angriff.

Kleſel.

Ihr war't ja doch vor Kurzem überzeugt,
Daß nur allein Vertrag —

Mathias.

Vor Kurzem, ja,
Da war ich Sieger. Aber nun: beſiegt.
Bei dieſem Wort empört ſich mir das Blut,
Und ſteigt vom Herzen glühend in die Wangen.

Mir ſchwebt ein Plan vor aus Vegetius,
Bewährt ſich der, dann ſprechen wir des Weitern.
Was frag' ich nach des Heeres Zahl und Stärke?
Das Schlimmſte ſteht dem Beſten oft zunächſt.
Wälzt ſich der Strom erſt dieſes Heidenvolks
Bis an die Gränzen hin des deutſchen Reichs,
Iſt München erſt bedroht und Ulm und Augsburg,
Dann ſchütteln jene römiſch deutſchen Schläfer
Den Schlummer ab der eignen Sicherheit,
Und auf dem Lechfeld ſchlägt man eine Schlacht,
Die Türken tilgend, wie voreinſt die Hunnen.

Kleſel.

Iſt das Eu'r Wort, im ſelben Augenblick,
Wo die Erzherzoge, von Euch berufen,
Im Lager ſchon, zu handeln von dem Frieden?

Mathias.

Sie mögen ſich den Krieg einmal beſehn,
Mitmachen etwa gar. Dergleichen frommt
Für Gegenwart und Zukunft; endlich gehn,
Wohin ſie Laune treibt, Beruf, Geſchäft.

Kleſel.

Und wenn der Kaiſer nun erfährt,
Daß man hier Rath gehalten gegen ſeinen Willen.

Mathias.

Erfahren mußt' er's, ob nun jetzt, ob ſpäter.

Kleſel.

Doch ſchützte der Erfolg vor ſeinem Zorn.

Mathias.

Den beſten Schutz gibt in der Fauſt das Schwert.

Kleſel.

Und wenn er Euch nun ab vom Heer beruft?

Mathias.

Vielleicht gehorcht' ich nicht.

Kleſel.

Geſtützt auf was?
Der Feldherr, der Gehorſam weigert, heißt
Verräther, aber wer den Frieden gibt
Dem ausgeſognen Land, wär's ohne Auftrag,
Er iſt der Retter, Abgott ſeines Volks.
(Halbleiſe.)
Vergeßt Ihr denn, daß Sultan Amurat,
Der Frieden braucht, dem Geber dieſer Ruh
In Ungarn Macht und Einfluß gerne gönnt?
So wie, daß Oeſtreichs Stände beiden Glaubens
Dem Retter in der Noth ſich in die Arme —
Die doch auch Hände haben — freudig ſtürzen.

Mathias.

Ich hab's geſagt. Die Schmach ertrüg' ich nicht.

Ein **Diener** anmeldend.

Diener.

Die Herrn Erzherzoge.

Kleſel.

Um Gotteswillen!
Erkennt doch, daß es Wahnſinn, was Ihr wollt.
Und doch — Kommt's wie ein Lichtſtrahl nicht von Oben?
Es iſt zu ſpät. Bleibt, Herr, bei Eurer Weigrung.
(ſich nach dem Vorgrunde entfernend)
Vielleicht reift unſern Anſchlag dieß zumeiſt.

Die **Erzherzoge** werden eingeführt.

Maximilian.

Nun Bruder, Gott zum Gruß. Doppelt willkommen,
Als kaum entronnen ſolcher Fährlichkeit.

Mathias (ablehnend).

Gefahr iſt ja des Krieges Kern und Inhalt.

Maximilian.

Nun aber ans Geſchäft. Man rief uns her,
Als Zeugen dachten wir von einem Sieg,
Um zu bewundern Eure Strategie:
Doch ſcheint Gott Mars, der ſtrahlende Planet,
Vorläufig in rückgängiger Bewegung.

Mathias.

Aus Vor- und Rückwärts bildet ſich der Kreislauf.

Maximilian.

Doch bleibt man hübſch im Kreis, und kommt nicht vorwärts.
Nun Bruder, ſei nicht unwirſch, ging's mir auch doch
Nicht anders in dem Streit um Polens Krone.
Sie fingen mich ſogar, trotz Stand und Krone.
Der Krieg kennt nicht Reſpekt, er zahlt auf Sicht.
Hier bring' ich dir die Neffen, die du kennſt,
Obgleich ſeitdem
(auf Leopold zeigend)
gewachſen
(auf Ferdinand)
und gealtert.
Sie kamen her, den Kreislauf zu ſtudiren
Des Gottes Mars. Auch will man, heißt's, berathen
Um dieß und das. Zuletzt denn ſind wir hier.

Ferdinand
(auf Max zeigend).
Des Bruders Gruß, nicht theilend ſeinen Scherz.

Leopold.
Und hocherfreut, Euch, Oheim, wohl zu finden.

Mathias.
Das geht nun ſo im Lager ab und zu,
Bald oben und bald unten. Iſt's gefällig?
Ein Imbiß findet ſich wohl noch zur Labung.

Maximilian.
Ich liebe nichts vom Krieg, am wenigſten
Die Kriegerkoſt. Ein deutſcher Ordensmeiſter
Will Alles ordentlich, zumal die Tafel.
Wir haben uns aus unſrer Reiſeküche
Im Wagen ſchon geſtärkt, und danken freundlichſt.
Auch will ich keine Lorbeern hier erwerben;
Drum raſch nur ans Geſchäft; iſt das beendigt,
Kehr' ich nach Wien zurück, ſobald nur möglich,
Und wo ein Weg noch von den Türken frei.
Du ſcheinſt nicht meiner Meinung, Leopold?
Bleib hier, gebrauch' dein Schwert! Du biſt noch jung,
Und kommt's zur Flucht, bewegſt du rüſt'ge Beine.
Ich bin von Blei, das zwar aus der Muskete
Ein raſches Ding, ſonſt aber träg und ſchwer.
Nun aber: wo der Rathstiſch und die Stühle?

(Kleſel zieht an einer Schnur, der Vorhang des Zeltes öffnet ſich und zeigt einen grünbehangenen Tiſch und Armſeſſel.)

Maximilian.
Der Teppich grün, ah, ſo bin ich's gewohnt.
An einem rothen Tiſch fiel' mir nichts ein,

Ein blaubehangner führte grad ins Tollhaus,
Doch grün, das ſtärkt das Aug' und den Verſtand.
Kommt denn, ihr Herrn!
(Leiſe zu Mathias).
Doch hier iſt Einer,
Der überlei mir dünkt in unſerm Rath.

Kleſel (zu Mathias).

Befehlt Ihr irgend noch, erlauchter Herr?
Sonſt, mit Erlaubniß, zieh' ich mich zurück.

Maximilian.

Bleibt immer denn, und führt das Protokoll!
Man ſpricht ſonſt her und hin und weiß zuletzt
Nicht ja, noch nein, und wer und was geſprochen.
(Zu den Uebr'gen).
Geht ſitzen, ſitzen! Kommt!
(Kleſeln das Ende rechts am Tiſche anweiſend.)
Hier Euer Platz!
Doch mir zulieb, ſprecht erſt, wenn man Euch fragt.
Nun Leopold?

Leopold
(am Ende links).

Ihr wißt, ich ſtehe gern.

Maximilian.

Ich weiß, ich weiß! In Grätz vorm Bäckerladen
Haſt du geſtanden, eiſern, ſtundenlang,
Bis ſich die holde Mehlverwandlerin
Am Fenſter, günſtig, eine Venus, zeigte.

Leopold.

Ein Stadtgeklatſch.

Maximilian.

Es klatſchte, wie von Küſſen,
Und Niemand wußt' es, als die ganze Stadt.
(Zu Kleſel.)
Tunkt Ihr die Feder ein? Ihr werdet doch nicht
Das alles ſetzen ſchon ins Protokoll?
Seht nur, er mahnt uns Klügeres zu ſprechen,
Und er hat Recht, nun alſo denn: zur Sache.
Komm ſitzen, Leopold!

Leopold.

Nicht, bis ich weiß:
Ob mit des Kaiſers Willen, ob dawider
Wir uns vereinen hier zu Spruch und Rath.

Mathias
(nach einer Pauſe).

Sagt etwas, Kleſel!

Kleſel.

Wenn ich alſo darf:
Es will gewiß der Menſch ſein eignes Beſtes.
Wird nun des Kaiſers Beſtes hier berathen,
Kann man noch zweifeln, ob es auch ſein Wille?

Leopold.

Ich aber will nur, was ich ſelber will,
Und Herrſcher heißt, wer herrſcht nach eignem Willen.

Mathias.

Man merkt es wohl, Ihr ſucht des Kaiſers Gunſt.

Leopold.

Wer ſie nicht wünſcht, iſt nicht ſein Unterthan.

Mathias.

Doch hängt ein Nebenvortheil manchmal noch
Der Demuth an, die nur Gehorſam ſchien.

Ferdinand.

Komm, Bruder Leopold, es ſoll nicht heißen,
Daß wir aus Grätz Gerüchten Nahrung geben,
Die Erberſchleichung gegen das Geſetz
Auf unſers Hauſes Wappenmantel ſpritzen.

Leopold.

So will ich hören denn, doch ſitzen nicht.

Mathias.

Wie's Euch beliebt.

Maximilian.

Nun alſo denn; was ſoll's?

(Da Kleſel nach einer Schrift in ſeinem Buſen greift.)

Maximilian.

Laßt ſtecken, Herr, wir wiſſen, was Ihr bringt:
Ein künſtlich ausgefeilt Elaborat,
Das uns den Frieden mit den Türken ſoll
Als räthlich, nöthig, unerläßlich ſchildern.
Ihr ſeid der Wiederhall von Euerm Herrn,
Wenn nicht vielmehr das Echo er von Euch.
Und deßhalb ohne Vorwort zur Berathung.
Der Friede wäre gut, allein der Kaiſer,
Des Landes Haupt und Herr, er will ihn nicht.
Nebſtdem, daß unter ſolchen Schmeichelhüllen
Ein Anſchlag, meint man, andrer Art ſich birgt.

(Zu Kleſel.)

Ich will Euch ſchelten, Herr, drum hieß ich Euch
Hier ſitzen unter uns; da Bruderliebe
Und Fürſtenachtung mir nicht will geſtatten,
Zu ſchelten meinen Bruder, Euern Herrn.
Die Stände, ſagt man, proteſtant'ſchen Glaubens
Aus Oeſterreich verkehren ſtill mit Euch,

Und als den Preis der Sicherung vor den Türken,
Nebſt Zugeſtändniß ihrer Glaubensübung,
Verſpricht man einem Fürſten unſers Hauſes,
Den ich nicht kennen will, nicht nennen mag,
Ein neuerdachtes Schützeramt zu gründen,
Halb abgeſondert von dem Stamm des Reichs.
Ihr ſeht, was Ihr geſponnen, kam ans Licht.
Seid noch Ihr für den Frieden?

Kleſel.

Durchlaucht, ja.
Wenn dießmal auch Verläumdung wahr geſprochen,
Was gut, bleibt gut, wär' auch der Geber ſchlimm.

Maximilian.

Und, Bruder, du? — Allein, was frag' ich noch,
(auf Kleſel zeigend)
Hat dieſer deine Meinung doch geſprochen.

Mathias.

Glaubſt du?
(Zu Kleſel.)
Sagt Eure Meinung noch einmal.

Kleſel.

Den Frieden, hoher Herr.

Mathias.

Und ich den Krieg.
Ich bin beſchimpft im Angeſicht der Welt.
Die Ehre unſrer Waffen ſtell' ich her,
Dann mag die Klugheit und die Furcht berathen.

Maximilian.

Nun, Bruder, ſei nicht kindiſch, möcht' ich ſagen.
Hoffſt du, geſchlagen mit dem ganzen Heer,

Nun, mit dem halben, Sieg dir zu erringen?
Von hier bis Wien iſt nirgends eine Stellung,
Die Mauern Wiens verfallen, ungebeſſert,
Ein Wandelgang für friedliche Bewohner,
Nicht eine Abwehr gegen ſolchen Feind.

Kleſel
(die Feder eintauchend, eifrig).

So ſeid Ihr für den Frieden?

Maximilian.

Ich? Bewahr!

Kleſel.

Doch ſpracht entgegen Ihr dem Krieg.

Maximilian.

Ei, laßt mich!

Ferdinand (zu Mathias).

Wozu noch kommt, daß es mich heidniſch dünkt,
Für Kriegesruhm und weltlich eitle Ehre,
Das Wohl des Lands, der ganzen Chriſtenheit,
Zu ſetzen auf ein trügeriſches Spiel.

Leopold.

Fernand, ſie haben dich.

Ferdinand.

Was fällt dir ein?

Leopold.

Wer billigt, der bewilligt wohl zuletzt.

Ferdinand (fortfahrend).

Auch ſind im Heer beinah' nur Proteſtanten,
Und wo der Glaube fehlt, wo bleibt die Hoffnung?

Kleſel (zu Mathias).

Beliebt's Euch, hoher Herr?

Mathias.

Was das betrifft,
So weiß ich Keinen gläubiger als mich.
Doch iſt das Land, ſind ſeine höchſten Stellen
Mit dieſen Proteſtanten ja beſetzt.
Muß ich ſie ſchonen nicht, will ich ſie brauchen?
Muß ich ſie brauchen nicht, wenn zwingt die Noth?
Und ſag' ich's nur: die Fähigſten, die Kühnſten,
Die Ketzer ſind's, ich weiß nicht, wie es kommt.

Kleſel

(auf ſein Papier herabgebeugt, wie vor ſich).

Der Krieg iſt dieſer Spaltung Keim und Wurzel.

Ferdinand (auf Kleſel).

Da ſpracht Ihr wahr, wenn irgend jemals ſonſt!
Weil Ruhe war in meiner Steiermark,
Weil ich bei Ketzern brauchte nicht zu betteln,
Gelang's mir, ihre Rotte zu zerſtreu'n;
Und deßhalb, wäre nicht des Kaiſers Wille,
Stimmt' ich in Euern Antrag freudig ein.
Doch gäb' es einen Ausweg, wie mir däucht,
Der Krieg und Frieden gleicherweis vereint:
Den Waffenſtillſtand —

(Zu Kleſel.)

Schüttelt Ihr den Kopf?

Mathias.

Und ſoll er nicht, ſo lang ſein Kopf ihm eigen?
Glaubt Ihr, der Türke werde müßig gehn,
Für Waffenruh' und ſolchen armen Tand
Des Vortheils ſich begeben, der ihm lacht?
— Wenn er im Vortheil ja, wie's wirklich ſcheint —
Das iſt der Fluch von unſerm edeln Haus:

Auf halben Wegen und zu halber That,
Mit halben Mitteln zauderhaft zu ſtreben.
Ja oder nein, hier iſt kein Mittelweg.

Ferdinand.

Wenn man uns drängt, das iſt nicht Brauch noch Sitte.

Mathias.

Es drängt die Zeit; wir ſelbſt ſind die Bedrängten.

Ferdinand.

Und kennt man die Bedingungen des Feinds?

Kleſel

(den Stuhl rückend).

Das iſt zu wiſſen leicht aus erſter Quelle.
Des Ofner Baſſa Sekretär und Dolmetſch
Iſt hier im Lager; wenn Ihr es geſtattet,
Führ' ich ihn her, hört ſelbſt dann, was er bringt.

Maximilian.

Mir iſt gemein nichts mit den grimmen Türken.

Ferdinand.

Weiß ſonſt man irgend, frag' ich noch einmal,
Die Punkte, die der Heide nimmt und gibt?

Kleſel.

Der Stand wie vor dem Krieg.

Maximilian.

Das wäre billig.

Leopold.

Halt' aus, Fernand, halt' aus! Kehr' ruhig heim.
Ich bleibe hier; wär's als gemeiner Reiter,
Wär's auf den Trümmern des zerſtörten Wiens.
Durch Blut und Krieg mit allen ſeinen Schrecken,
Zu fechten für des Kaiſers Macht und Willen.

Ferdinand
(ſich mit Abſcheu von ihm wendend).

Nun Frieden alſo denn!

Leopold.

Fernand, auch du?

Ferdinand.

Fragſt du mich noch, der du mich ſelber zwingſt,
Mir ſchildernd alle Gräuel des Verweigerns.

Kleſel
(ruhig zu Mathias).

Ihr ſeid für Krieg?

Mathias.

Wenn man mich überſtimmt!

Leopold.

Hier iſt noch Einer. Ohm, wir ſind zu Zwei.

Mathias.

Gerade deßhalb Frieden auch.

Maximilian.

Wir ſind zu Ende.

Kleſel.

Vorerſt erlaubt, daß mit zwei Worten nur
Dem Pfortendolmetſch, der im Lager harrt,
Den Rathſchluß ich verkünde ſammt dem Frieden.

Ferdinand.

Warum ſo raſch?

Kleſel.

Wir haben dann, was Ihr
In Eurer Weisheit wünſchenswerth erachtet:
Stillſtand der Waffen. Denn, o Herr, bedenkt!

Benützt der Türke ſeinen jetz'gen Vortheil,
Und ſchneidet ab das Heer im Rücken gar,
So ſteigert er, befürcht' ich, ſeine Ford'rung,
Und unſre Opfer ſteigern ſich zugleich.

Maximilian.

Schreibt immer denn!

Ferdinand.

In mir ringt's wirren Zweifel.
Was gäb' ich nicht, wär' mir der Schritt erſpart.

Maximilian.

Zuletzt hat unſer Bruder jüngſter Zeit
So ſehr ſich von Geſchäften rückgezogen,
Und aufgeſchoben, was doch unverſchieblich,
Daß ihm ein milder Zwang vielleicht erwünſcht.

Leopold.

Ihr werdet ſehen, was Ihr angerichtet.

Kleſel klingelt, ein **Diener** erſcheint.

Kleſel

(den gefalteten Zettel übergebend).

Des Ofner Baſſa Sekretär. Sogleich!

(Diener ab.)

Maximilian.

Noch einmal ſag' ich denn, wir ſind zu Ende.

Kleſel.

Nicht ganz, erlauchte Herrn!

(Aufſtehend.)

Wenn ich bisher
Nur auf Erlaubniß ſprach und wider Willen,
Tret' ich nun auf in meinem eignen Amt,

Als Seelenhirt, als Redner für ein Volk,
Und als Vertreter unſers heil'gen Glaubens.
Dieſelbe Stimme, die in Wien und Neuſtadt
Zu Tauſenden bekehrt mit ihrer Macht,
Erheb' ich nun mit gleichem Feuereifer
Im Angeſicht der Gegenwart und Zukunft.
Ihr ſchloßt den Frieden, edle Herrn. Allein
Wenn ihn, geſetzt, der Kaiſer nun verwirft?

Maximilian.

Er wird es nicht.

Leopold.

Er wird's.

Kleſel

(zu Leopold, höhniſch).

Ihr habt's getroffen
Und kennt, ſo ſcheint's, des Kaiſers tiefſte Meinung.

(Mattias will auffahren. Kleſel hält ihn mit einer Handbewegung zurück.)

Ferdinand.

Das ſagt Ihr uns, nachdem der Bote fort,
Der unſer Wort verpfändet an den Türken?

Kleſel.

Die Noth erkennend ſchloßt Ihr den Vertrag,
Doch erſt gehalten ſind Verträge wirklich.
Wenn nun der Kaiſer euern Schluß verwirft?

Maximilian.

Dann waſchen wir in Unſchuld unſre Hände.

Kleſel.

Das wäre Unſchuld, ſchlimmer noch als Schuld.
Dieß edle Land, es darf nicht untergehn,
Und alles, was dem Menſchen hoch und heilig,

Nicht von dem Ueberdruß, den Wechſellaunen
Und der Entfernung zwiſchen Prag und Wien
Abhängig ſein zu drohendem Verderben.
Am heut'gen Tag vertragend mit dem Feind,
— Obgleich vorläufig nur, auf ſpätern Abſchluß —
Erkanntet in euch ſelber ihr die Macht
Zu ſorgen für des Vaterlandes Beſte.
Doch nicht der Kaiſer nur iſt wankelmüthig:
Der Türk' iſt treulos, als ein Heide ſchon,
Im ganzen Reich der fernen Möglichkeiten
Iſt nichts als Zweifel, Argliſt und Gefahr.
Ihr könnt nicht immer hier zu Rathe ſitzen,
Deßhalb iſt nöthig, daß für Alle Einer
Mit Macht bekleidet, wenn's die Noth erheiſcht,
Zu handeln als des Hauſes Hort und Säule.

Leopold.

Er ſpricht für ſeinen Herrn.

Kleſel.

Dießmal nicht alſo:
Befragt ihr mich, wen ich vor Allen liebe,
Wen ich an Tapferkeit, an hohem Sinn,
Voran den Fürſten mancher Länder ſetze,
So iſt die Antwort: ihn dort, meinen Herrn.
Allein zu ſolchem Amt fehlt ihm die Feſtigkeit,
Nicht Kraft, doch das Beharren im Entſchluß.

Mathias (zornig).

Ich will Euch zeigen, ob ich feſt, ob nicht.

Kleſel.

Auch hat man uns geheimes Einverſtändniß
Mit Ketzern, Unzufried'nen Schuld gegeben,

Das darf nicht ſein bei anvertrauter Macht.
Erzherzog Maximilian wäre rein.

Maximilian.

Ich bin entwohnt des Wirkens und Befehlens,
Mich träfe ganz, was meinen Bruder halb.

Kleſel.

Nun denn: ein Muſter hier der Feſtigkeit,
Der Herr der Steiermark, der, raſcher That,
Die Ketzerei getilgt in ſeinem Land.

Mathias.

Was fällt Euch ein? Iſt Euch denn nicht bekannt,
Daß dieſe Grätzer um des Kaiſers Gunſt,
Mit Hoffnung wohl, zu folgen auf dem Thron,
Der Eine laut, der Andre leiſe buhlen?

Ferdinand (zu Kleſel).

Auch, habt gerühmt Ihr meine Feſtigkeit,
Vergaßt Ihr ihre Wurzel: das Gewiſſen,
Das eine Beugung etwa mir erlaubt
Zu gutem Zweck, wie etwa heut und jetzt;
Doch Uebertretung, förmliche Verletzung
Mir nicht geſtattet, gält' es eine Krone.
Mathias iſt des Hauſes Aelteſter,
Thut Noth denn übertragene Gewalt,
Wie es faſt ſcheint, ſo ſei ſie ihm vertraut.

Mathias.

Ja, mir gebührt's vor Allen und mit Recht.

Kleſel

(ein Papier aus dem Buſen ziehend).

Da braucht es nur noch Eure Unterſchrift.

Leopold.

Seht ihr den Schalk? er hat's ſchon in der Taſche.

Kleſel.

Die Vollmacht ja, allein der Name fehlt.

(Die Schrift hinhaltend.)

Er blieb hier weiß.

Ferdinand (zu Maximilian).

Wenn's, Oheim, Euch genehm.

(Sie leſen die Schrift.)

Leopold.

Schreibt nur Rudolphus, ſo bleibt's nach wie vor.
Ihr habt uns hier am Narrenſeil geleitet,
Ich geh' nach Prag und zeig's dem Kaiſer an.

Mathias.

Das dürft Ihr nicht.

Kleſel (demüthig).

Herr, das war die Bedingung:
Geheim zu halten, was beſchloß der Rath.

Leopold

(ſein Wehrgehäng zurecht richtend)

So will ich nur im Offnen und Geheimen
Den Kaiſer ſchützen, den ihr doch bedroht.

Ferdinand.

Ich ſetze denn Mathias.

Maximilian.

Immerhin.

Ferdinand (unterzeichnend).

Und hier die Unterſchrift.

Maximilian (eben ſo).

So wie die meine.

Ferdinand (der aufgeſtanden iſt).
Wenn ich betrachte dieſe Unglücksſchrift,
So geht's durch meine Seele wie Verderben.

Kleſel.
Sie liegt noch hier; es braucht nur, ſie zerreißen,
So ſtehen wir auf gleichem Platz, wie vor.

Ferdinand.
Ich fühle wohl, es muß. Komm, Leupold, mit nach Grätz,
Es drängt mich, mein Gewiſſen auszuſchütten
Vor dem, der ſeine Zweifel kennt und löst.

Maximilian (aufſtehend).
Es iſt geſchehn. Nun, Bruder, aber höre:
Sei feſt und treu! Vor allem aber wiſſe:
Warſt Eines Sinnes du mit dieſem Mann,
(auf Kleſel zeigend)
Ich hätte die Gewalt dir nicht gegeben.
Drum brauch' ihn, er iſt klug, doch hüte dich.

Mathias (ſtreng).
Ich werde wohl, und hab' ihn heut erkannt.

Ferdinand.
Vielmehr begehr' ich, daß Ihr ihn gebraucht.
Er iſt ein Eifrer für die fromme Sache.

Leopold.
Du zitterſt ja!

Ferdinand.
Laß nur, es geht vorüber.

Leopold.
Wir haben keinen guten Kampf gekämpft.

Mathias.
Wollt ihr ſchon fort?

Maximilian.

Laß uns! wir ſind betrübt.
Und ohne Abſchied denn! — Geht ihr?

Ferdinand und **Leopold.**

Wir folgen.

Mathias.

Zur Kutſche wenigſtens nehmt das Geleit.
Auf bald'ges, frohes Wiederſehn.

Die Erzherzoge.

Wir hoffen's.

(Sie gehen von Mathias geleitet.)

Kleſel.

Nun raſch ans Werk! Vor allem die Depeſchen.

(Er ſetzt ſich und ſchreibt.)

Mathias (zurückkommend).

Wie, du noch hier? Du trittſt vor meine Augen,
Nachdem du erſt geſprochen wider mich?

Kleſel (aufſtehend).

Herr, wider Euch? Für Euch! Ihr habt die Schrift,
Die Euch zum Herren macht in dieſem Land.

(Da Mathias zu ihm tritt.)

Wenn Ihr mich ſtört, ſuch' anderwärts ich Ruh.
Es gilt zu ſchreiben, ſchreiben, raſch und viel.
Und dieſe Schrift, Ihr ſollt mir ſie noch küſſen,
Wie ich ſie küſſe jetzt.
Wir ſind geborgen.

(Er tritt ins Innere des Zeltes, deſſen Vorhänge er herabläßt.)

Mathias.

Er iſt ein Räthſel, was er thut und ſpricht.

Und ſeine Rede ſtreitet mit ihm ſelber.
— Nun ja, die Schrift —

(Freudig auffahrend.)

He, Kleſel, Kleſel höre!

(Er tritt an den Vorhang.)

Er gibt nicht Antwort; laſſ' ich ihn denn jetzt!
Ein Meer von Bildern ſchwimmt vor meiner Seele.

(Auf die Seitenthüre zugehend, bleibt er ſtehen, als ob er umkehren wollte, geht aber nach einigem Beſinnen ab.)

Gegend in der Nähe des kaiſerlichen Lagers. Abenddämmerung.

Man hört einige Flintenſchüſſe hinter der Scene. **Prokop**, ein bloßes Schwert in der Hand, kommt mit ſeiner **Tochter**.

Prokop.

Komm, meine Tochter, noch hält dieſer Arm
Und fühlt ſich ſtark genug, dich zu vertheid'gen.

Zwei kaiſerliche Soldaten folgen.

Erſter.

Gebt Euch, ſag' ich. Ihr lebtet längſt nicht mehr,
Wär' nicht die Furcht, das Mädchen zu verletzen.

Prokop (rufend).

Janek! Baſil!

Zweiter.

Die hörten auf zu hören.
Ihr ſeid der einzig Lebende, drum hört!

Prokop.

So will ich ſterben denn, mein Kind vertheid'gend.
Allein was wird aus ihr, wenn ich erlag!

Erſter.

Das eben, Herr, bedenkt und weicht der Noth,
Sonſt eins, zwei, drei und Euer Tag iſt aus.
(Sie nähern ſich ihm.)

Prokop.

Lebt denn kein Retter mehr im weiten All?
Kein Helfer, der bedrängte Unſchuld ſchirmt?
(Trompeten in der Nähe.)
Hört ihr?

Ein **dritter Soldat** kommt.

Erſter.

Was iſt?

Dritter.

Die Herrn Erzherzoge,
Die, ſtark begleitet, aus dem Lager kehren,
Ein Unſtern führt ſie eben hier vorbei.
Wir ſind zu ſchwach, entflieht!

Erſter.

Ich werde wohl!
Der Lohn, zum Glück, ward vorhinein bezahlt.
(Sie ziehen ſich zurück.)

Prokop.

Wir ſind gerettet, Kind! Lucretia, hörſt du?

Erzherzog Leopold und **Oberſt Ramee** kommen mit Begleitung, die bloßen Schwerter in der Hand.

Leopold.

Nicht Türken ſind's, des eignen Lagers Auswurf;
Zu Brudermord gezückt das feige Schwert.
Verfolgt ſie, gebt dem Henker ſeine Beute!
(Ramee und Einige in der Richtung der Flüchtigen ab.)

Leopold.

Und wer ſeid Ihr?

Erzherzog Ferdinand mit **Dienern** und Fackeln iſt gekommen.

Prokop

(gegen Ferdinand gewendet).

Ein Bürger, Herr, von Prag,
Mit ſeiner Tochter, die Euch dankt die Rettung.
Ein Mächtiger am Hof verfolgte ſie.
Deßhalb nun wollt' ich ſie nach Dukla bringen
Zu einer Tante, die dort lebt im Schloß.
Allein der Kriegslärm, damals weit entfernt,
Er überholte uns auf unſrer Reiſe.
Seitdem nun irren wir auf Seitenwegen,
Und hofften in dem Chriſtenlager Schutz.

Leopold

(Lucretia's Hand faſſend).

Erholt Euch, ſchönes Kind.

Lucretia

(die Hand zurückziehend).

Nicht ſchön, doch ehrbar.

Ramee und ſeine **Begleiter** kommen mit einem in einen dunkeln Mantel **Gehüllten** zurück.

Ramee.

Den Einz'gen nur gelang es, zu ereilen.

Leopold.

Verhüllt Ihr Euch? — Es iſt nicht Faſtnachtſpiel!
Die Fackel her.

(Ein Diener leuchtet hin.)

Lucretia.

O Gott, er iſt's.

Ferdinand.

Don Cäſar!

Prokop.

Derſelbe, den wir flohn.

Ferdinand.

Wie kommt Ihr hieher?

Don Cäſar.

Fragt nicht, und laßt mich frei.

Ferdinand.

Nicht alſo, Freund!
Der Kaiſer will Euch gern in ſeiner Nähe,
Und Ihr bedürft, ſo ſeh' ich, ſtrenger Hut.
(Zu einem Befehlshaber.)
Geleitet ihn mit Eurer Schaar von Reitern
Und ſagt dem Kaiſer, wenn Ihr kommt nach Prag —
Allein das thu' ich ſelbſt, wenn's an der Zeit.
Geht nur! Ihr haftet mir für ſeine Stellung.
(Don Cäſar wird fortgebracht.)

Prokop.

Allein was wird aus uns?

Ferdinand.

Schließt euch nur an,
Bis ihr die Gränze habt erreicht von Mähren,
Wo ſicher euer Weg.

Prokop.

Nehmt tauſend Dank.
Komm nur, mein Kind.
(Nach Don Cäſar hinweiſend.)
Er kann nicht weiter ſchaden.
(Ab mit Lucretia.)

Leopold.

Nun Bruder, ſieh, wir thaten doch ein Gutes.

Ferdinand.

Nachdem wir Schlimmes erſt, ich fühl's, gethan.

Leopold.

Sei nicht betrübt, es findet ſich noch Alles.
Was halb du weißt und halb ich dir verſchwieg:
Das Heer in Paſſau, das ich, andern Vorwands,
Seit lange werb', es ſtellt die Wage gleich,
Und gibt dem Kaiſer wieder ſeine Rechte.

Ferdinand

(die Arme auf ſeine Schultern legend).

Nichts Unvorſichtiges, mein Freund und Bruder!

Leopold

(während Ferdinand ſich auf ihn ſtützt).

Vorausſicht iſt ja Vorſicht, oder nicht?
Die Klugheit gibt nur Rath, die That entſcheidet.
Es ſoll ſich Alles noch zum Guten wenden.

(Indem ſie abgehen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Zimmer im Schloſſe auf dem Hradſchin. Rechts im Hintergrunde eine thürförmige Oeffnung, in der ein Schmelztiegel auf einem chemiſchen Ofen ſteht. Daneben der Haupteingang.

Kaiſer Rudolph kommt aus einer Seitenthüre rechts.

Rudolph.

He, Martin, Martin! Plagt dich denn der Böſe?
Iſt Alles denn verworren und verkehrt?
Es fehlt an Kohlen, Kohlen.

Ein **Mann** in berußter Jacke und Mütze, einen Korb Kohlen am Arme, iſt eingetreten.

Rudolph.

Träger Zaudrer!
Beſorgt denſelben Dienſt ſeit dreißig Jahren
Und gafft und glotzt, als wär's zum erſtenmal.
(Der Mann beſchäftigt ſich im Hintergrunde.)
Wo ſchütteſt du die Kohlen hin? Carajo!
Scheint's doch, du willſt mir die Retorte füllen,
Und nicht den Herd. Verwünſchter Schlingel!
Biſt du bezahlt, zu Tode mich zu ärgern?

Der Mann

(nach vorn kommend, ſeine Mütze abnehmend und ſich auf ein Knie niederlaſſend).

Verzeiht, o Herr, ich bin's nur nicht gewohnt.

Rudolph.

Du biſt nicht Martin? — Fuego de Dios!

(Der Mann hat auch das Wams geöffnet.)

Rudolph.

Ah — Herzog Julius von Braunſchweig, Liebden!
Wie kommt Ihr her? und doch zumeiſt —

(mißtrauiſch mehrere Schritte zurücktretend)

Was wollt Ihr?

Julius.

Seit vierzehn Tagen ſuch' ich Audienz,
Und konnte nun und nimmer ſie erhalten,
Da griff ich in der Noth zu dieſer Liſt.
Verzeiht dem Treuen, der es gut gemeint.

Rudolph.

Ha, ha, ha, ha! Kein übler Spaß! Steht auf!
Ihr könnt nun wenigſtens dem Volk beſtät'gen,
Daß ich noch lebe, was man, heißt's, bezweifelt.

Julius

(der aufgeſtanden iſt).

Bezweifelt, und mit Recht.

Rudolph.

Ja, alter Freund,
Damit ich lebe, muß ich mich begraben,
Ich wäre todt, lebt' ich mit dieſer Welt.
Und daß ich lebe, iſt vonnöthen, Freund.
Ich bin das Band, das dieſe Garbe hält,
Unfruchtbar ſelbſt, doch nöthig, weil es bindet.

Julius
(der den Kittel ausgezogen und auf einen Stuhl gelegt hat).
Doch wird das Band nun locker, Majeſtät?

Rudolph.
Mein Name herrſcht, das iſt zur Zeit genug.
Glaubſt, in Vorausſicht lauter Herrſchergrößen
Ward Erbrecht eingeführt in Reich und Staat?
Vielmehr nur: weil ein Mittelpunkt vonnöthen,
Um den ſich Alles ſchaart, was Gut und Recht,
Und widerſteht dem Falſchen und dem Schlimmen,
Hat in der Zukunft zweifelhaftes Reich
Den Samen man geworfen einer Ernte,
Die manchmal gut und vielmal wieder ſpärlich.
Zudem gibt's Lagen, wo ein Schritt voraus
Und einer rückwärts gleicherweis verderblich.
Da hält man ſich denn ruhig und erwartet,
Bis frei der Weg, den Gott dem Rechten ebnet.

Julius.
Doch wenn Ihr ruht, ruh'n deßhalb auch die Andern?

Rudolph.
Sie regen ſich, doch immerdar im Kreis.
Die Zeit hat keine Männer, Freund wie Feind.

Julius.
Allein der Krieg in Ungarn?

Rudolph.
Der iſt gut.
Den Krieg, ich haſſ' ihn, als der Menſchheit Brandmal,
Und einen Tropfen meines Blutes gäb' ich
Für jede Thräne, die ſein Schwert erpreßt;
Allein der Krieg in Ungarn, der iſt gut.

Er hält zurück die ſtreitenden Parteien,
Die ſich zerfleiſchen in der Meinung ſchon.
Die Türkenfurcht bezähmt den Lutheraner,
Der Aufruhr ſinnt in Thaten, wie im Wort,
Sie ſchreckt den Eifrer meines eignen Glaubens,
Der ſeinen Haß andichtet ſeinem Gott.
Fluch jedem Krieg! Doch beſſer mit den Türken,
Als Bürgerkrieg, als Glaubens-, Meinungsſchlachten.
Hat erſt der Eifer ſich im Stehn gekühlt,
Die Meinung ſich gelöst ins eigne Nichts,
Dann iſt es Zeit zum Frieden, dann, mein Freund,
Soll grünen er auf unſern lichten Gräbern.

Julius.

Allein der Friede ward geſchloſſen.

Rudolph.

Ward,
Ich weiß, doch nicht beſtätiget von mir,
Und alſo iſt es Krieg, bis Gott ihn ſchlichtet.
Doch daß ich nicht auf Zwiſt und Streit geſtellt —
Siehſt du? ich ſchmelze Gold in jenem Tiegel.
Weißt du wozu? — Es hört uns Niemand, mein' ich —
Ich hab' erdacht im Sinn mir einen Orden,
Den nicht Geburt und nicht das Schwert verleiht,
Und Friedensritter ſoll die Schaar mir heißen.
Die wähl' ich aus den Beſten aller Länder,
Aus Männern, die nicht dienſtbar ihrem Selbſt,
Nein, ihrer Brüder Noth und bittern Leiden;
Auf daß ſie, weithin durch die Welt zerſtreut,
Entgegentreten fernher jedem Zwiſt,
Den Ländergier und was ſie nennen: Ehre,
Durch alle Staaten ſä't der Chriſtenheit,

Ein heimliches Gericht des offnen Rechts.
Dann mag der Türke dräun, wir drohn ihm wieder.
Nicht außen auf der Bruſt trägt man den Orden,
Nein, innen, wo der Herzſchlag ihn erwärmt,
Er ſich belebt am Puls des tiefſten Lebens,
Mach' auf dein Kleid! — Wir ſind noch unbemerkt. —

(Er hat aus der Schublade des Tiſches eine Kette mit daranhängender Schaumünze hervorgezogen.)

Der Wahlſpruch heißt: Nicht ich, nur Gott — Sprich's nach!

Julius

(der ſein Kleid geöffnet und ſich auf ein Knie niedergelaſſen hat).

Nun denn: Nicht ich, nur Gott — und Ihr!

Rudolph.

Nein, wörtlich.

Julius.

Nicht ich, nur Gott.

Rudolph

(nachdem er ihm die Kette umgehangen).

Es iſt beſondres Gold,
Gewonnen auf geheimnißvollem Wege,
Nun aber ſchließ die Hülle, doppelt, dreifach,
Daß Niemand es erblickt. Du biſt ein Ketzer,
Allein ein Ehrenmann. So ſei geehrt.

Julius

(der aufgeſtanden iſt).

O Herr, wenn Ihr dem Andersmeinenden,
Ihr mir die Huld verleiht, die mich beglückt,
Warum verſöhnt Ihr nicht den Streit der Meinung,
Und gebt dem Glauben ſeinen Werth: die Freiheit,
Euch ſelbſt befreiend ſo zu voller Macht?

Rudolph.

Zu voller Macht? Die Macht iſt's, was ſie wollen.
Mag ſein, daß dieſe Spaltung im Beginn
Nur mißverſtandne Satzungen des Glaubens,
Jetzt hat ſie gierig in ſich eingeſogen,
Was Unerlaubtes ſonſt die Welt bewegt.
Der Reichsfürſt will ſich löſen von dem Reich,
Dann kommt der Adel und bekämpft die Fürſten;
Den gibt die Noth, die Tochter der Verſchwendung,
Drauf in des Bürgers Hand, des Krämers, Mäklers,
Der allen Werth abwägt nach Goldgewicht.
Der dehnt ſich breit und hört mit Spottes Lächeln
Von Thoren reden, die man Helden nennt,
Von Weiſen, die nicht klug für eignen Säckel,
Von Allem, was nicht nützt und Zinſen trägt.
Bis endlich aus der unterſten der Tiefen
Ein Scheuſal aufſteigt, gräßlich anzuſehn,
Mit breiten Schultern, weitgeſpaltnem Mund,
Nach Allem lüſtern und durch nichts zu füllen.
Das iſt die Hefe, die den Tag gewinnt,
Nur um den Tag am Abend zu verlieren,
Angränzend an das Geiſt- und Willenloſe.
Der ruft: auch mir mein Theil, vielmehr das Ganze!
Sind wir die Mehrzahl doch, die Stärkern doch,
Sind Menſchen ſo wie ihr, uns unſer Recht.

Des Menſchen Recht heißt hungern, Freund, und leiden,
Eh' noch ein Acker war, der frommer Pflege
Die Frucht vereint, den Vorrath für das Jahr;
Als noch das wilde Thier, ein Brudermörder,
Den Menſchen ſchlachtete, der waffenlos,
Als noch der Winter und des Hungers Zahn

Alljährlich Ernte hielt von Menſchenleben.
Begehrſt ein Recht du als urſprünglich erſtes,
So kehr' zum Zuſtand wieder, der der erſte.
Gott aber hat die Ordnung eingeſetzt,
Von da an ward es licht, das Thier ward Menſch.
— Ich ſage dir: nicht Scythen und Chazaren,
Die einſt den Glanz getilgt der alten Welt,
Bedrohen unſre Zeit, nicht fremde Völker;
Aus eignem Schooß ringt los ſich der Barbar,
Der, wenn erſt ohne Zügel, alles Große,
Die Kunſt, die Wiſſenſchaft, den Staat, die Kirche
Herabſtürzt von der Höhe, die ſie ſchützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis Alles gleich, ei ja, weil Alles niedrig.

(Er ſetzt ſich.)

Julius.

Ihr ſchätzt die Zukunft richtig ab, das Ganze,
Doch drängt das Einzelne, die Gegenwart.

Rudolph.

Mein Haus wird bleiben, immerdar, ich weiß,
Weil es mit eitler Menſchenklugheit nicht
Dem Neuen vorgeht oder es hervorruft,
Nein, weil es einig mit dem Geiſt des All,
Durch klug und ſcheinbar unklug, raſch und zögernd,
Den Gang nachahmt der ewigen Natur,
Und in dem Mittelpunkt der eignen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geiſter, welche ſchweifen.

Julius.

Doch Eure Brüder denken nicht wie Ihr.

Rudolph.

Mein Bruder iſt nicht ſchlimm, obgleich nicht klug,
Ich geb' ihm Spielraum, er begehrt zu ſpielen.

Julius.

War's Spiel? daß eigner Macht er ſchloß den Frieden,
Iſt's Spiel? daß er den Herren ſpielt im Land?

Rudolph.

Du ſpielſt mit Worten, wie er mit der Macht.

Julius.

Man ſagt, der Türke hab' ihm angeboten
Die Krone Ungarns.

Rudolph.

Sagt! die Krone Ungarns,
Der Türke hat das Land. Was ſoll das Zeichen?

Julius.

Die Proteſtanten — Herr, ich bin ein Proteſtant,
Doch nur im Glauben, nicht in Widerſetzung —
Sie haben ihm als Preis der Glaubensübung
Beiſtand geſchworen wider männiglich.

Rudolph.

Mein Bruder iſt katholiſcher als ich.
Er iſt's aus Furcht, indeß ich's nur aus Ehrfurcht.
Die Glaubensfreiheit ſtünde gut mit ihm!

Julius.

So nützt er ſie, um ſpäter ſie zu täuſchen.
Die Wirkung bleibt die nämliche für jetzt.
In Mähren greift die Regung ſchon um ſich,
Und fremde Truppen ziehen durch die Städte.

Rudolph.

Das iſt der Tilly, den ich hingeſandt —

Ich bin ſo blind nicht, als Ihr etwa glaubt —
Der hält das Land im Zaum.

Julius.

Es ſind die Völker
Aus Eures Bruders ungariſchem Heer.
In Böhmen ſelbſt —

Rudolph.

Du weißt nicht, was du ſprichſt.
Die Böhmen ſind ein ſtarres Volk, doch treu.

Julius.

Vor Allem treu ſtammalter Ueberzeugung.
Der Huß iſt todt, doch neu regt ſich ſein Glaube.
In Prag hält man ſchon Rath und knüpft Vereine.

Rudolph
(gegen die Thüre gewendet).

Und das verſchweigt man mir?

Julius.

Verzeiht, o Herr!
Man will es Euch gemeldet haben, doch —

Rudolph.

Der Eine ſagt mir dieß, der Andre das,
Wie's ihm ſein Vortheil eingibt, ſeine Meinung.
Arm ſind wir Fürſten, wiſſen das Geheime,
Allein das Offenkund'ge, was der Bettler weiß,
Der Tagelöhner, bleibt uns ein Geheimniß.
Auch war ſo viel zu thun in letzter Zeit.
Der Schotte Dee war hier. Ein Wundermann des Wiſſens,
Der eindringt in die Urnacht des Geſchaffnen,
Und ſie erhellt mit gottgegebnem Licht;
Ich habe viel gelernt in dieſer Zeit.

Hätt' ich gleich ihm nur Einen mir zur Seite,
Ich ſtünde dieſer Welt und ihrem Dräu'n.

Julius.

Ihr ſeid verrathen, hoher Herr, verkauft.
Indeß Ihr lernt, lehrt Ihr der Welt den Aufruhr,
Der ſchon entfeſſelt tobt in Euern Städten.

Rudolph.

Haſt du's geſehn?

Julius.

Ich nicht.

Rudolph.

So ſprich auch nicht!
Ein Jeder ſieht ein Andres, nein, ſieht nichts,
Und gibt den Rath, der nichtig ſchon von vornher.

Julius.

Ein Mann iſt hier, er kommt von Brünn und Wien.
Er hat geſehn. Es iſt derſelbe, Herr,
Der Euern Flüchtling rückgebracht — Don Cäſar.

Rudolph.

Bring ihn zu mir, den Mann! Ich will ihn ſprechen.
Er hat geleiſtet mir den höchſten Dienſt,
Der mir erwieſen ward ſeit langen Jahren.

Julius.

Er iſt im Vorgemach.

Rudolph.

Warum nicht hier?
Was zögert er? Warum nicht mir genüber?
Don Cäſar! Wie mein Innres ſich empört!
Der freche Sohn der Zeit. — Die Zeit iſt ſchlimm,

Die ſolche Kinder nährt und braucht des Zügels.
Der Lenker findet ſich, wohl auch der Zaum.

Herzog Julius hat indeſſen **Lucretias Vater** eingeführt.

Rudolph
(ihm einige Schritte entgegengehend).

Ah du, mein Ehrenmann!
(Zurücktretend.)
Bleibt immer dort:
Dort an der Thür. Ihr ſeid ein Bürger Prags?

Prokop.

Ich bin es, Majeſtät.

Rudolph.

Seit wann denn führen
Die Bürger Waffen?

Prokop
(auf den Dolch in ſeinem Gürtel blickend).

Herr, die böſe Zeit
Gebeut zu rüſten ſich.
(Den Dolch mit der Scheide aus dem Gürtel ziehend, mit einer Bewegung nach der Thüre.)
Doch will ich —

Rudolph.

Bleibt!
Ihr habt den Flüchtling, der ſich Cäſar nennt,
Geſtellt uns als Gefangenen zur Haft.
Wir danken Euch und denken Eure Tochter
Zu ſchützen gegen ihn; vorausgeſetzt,
Daß ſie nicht ſelbſt, wie etwa Weiberart,
Ihn Anfangs tändelnd angezogen —

Prokop.

Nein!

Rudolph.

Nun, Ihr ſprecht kurz. Ihr ſeid ein Proteſtant?

Prokop.

Herr, Utraquiſt, des böhm'ſchen Glaubens.

Rudolph.

So!
Warum des böhmiſchen und nicht des deutſchen?
Des wälſchen, griechiſch, ſpan'ſchen? — Arme Wahrheit!
Vergaß ich faſt doch, daß es ſo viel Kirchen
Als Kirchenräume gibt und — Kirchhofgräber.
Nun gut. Vor Cäſar lebt nur künftig ſicher,
Ich will ihn hüten, wie des Auges Stern.
Und hört Ihr einſt, er ſei zur Nacht geſtorben,
So denkt nur: ſeine Krankheit hieß Verbrechen,
Und Strafe war ſein Arzt. — Ihr kommt von Wien.
Ich weiß, was man dort treibt und halb ich dulde,
Und halb ein Wink von meiner Hand zerſtreut.
Doch lüſtet mich's zu hören, was Ihr ſaht,
Ein einfach ſchlichter Mann.

Prokop

(gegen Herzog Julius).

Das von der Huld'gung?

(Zum Kaiſer.)

Ich war dabei in Wien, als beide Oeſtreich
Im Landhausſaal geſchworen Euerm Bruder.

Rudolph.

Geſchworen als Erzherzog; nun, er iſt's.

Prokop.

Umringt war er von ung'riſchen Magnaten,

Als er den Saal betrat, die laut und jubelnd
Ihn grüßten als des Ungarlandes König.

Rudolph.

Das iſt nicht wahr!

Prokop

(zu Herzog Julius).

So kann ich wieder gehn?

Rudolph.

Wenn ich Euch's heiße, früher nicht, noch ſpäter.
Der Ungarn König? Nun: voraus bezeichnet,
Nachfolger etwa; ob auch das zur Zeit
Nicht ſicher noch, abhängig von gar Vielem.
In Mähren dann?

Prokop.

Ich war in Brünn zugegen
Beim Einzug Eures Bruders, wo er jubelnd,
Vor allem von den Dienern meines Glaubens,
Empfangen ward, ein Retter in der Noth.
Die proteſtant'ſchen Kirchen ſtehen offen;
Und ob er gleich ſich letzter Zeit entfernt —

Rudolph.

Entfernt? Wohin?

Prokop.

Man weiß nicht, Herr, die Richtung.

Rudolph

(zu Herzog Julius).

Ich ſage dir: er ging zurück nach Wien.
Ihm fehlt der Muth. Ich kenne dieſen Menſchen:
Zum Anfang raſch, doch zögernd, kommt's zur That.

(Zu Prokop.)
Ich danke dir, mein Freund, und weiß genug;
Der Aufſtand iſt am Schluß, wie dein Bericht.

Prokop.

Obgleich ſich der Erzherzog nun entfernt,
Blieb doch an ſeiner Stelle Biſchof Kleſel,
Der mit der Grenze meuteriſch verkehrt.

Rudolph.

Wie war das? Kleſel? Iſt er doch in Neuſtadt,
Wohin ich ihn gebannt, in ſeinem Sprengel.

Prokop.

Er iſt in Brünn, wo ich ihn ſelber ſprach
Von wegen meines ſicheren Geleits,
Und ſteht vor allen nahe dem Erzherzog.

Rudolph (zu Herzog Julius).

Das wäre ſchlimm. Wenn jener liſt'ge Prieſter
Das, was dem Andern fehlt, den Muth, die Thatkraft,
Ihm göße in die unentſchiedne Seele.
Das wäre ſchlimm, und denk' ich fort und weiter,
Vergrößert ſich's zu wirklicher Gefahr.
(Zu Prokop.)
Ich dank' Euch, guter Freund, Ihr ſeid entlaſſen,
Und Euer Kind, es zähl' auf meinen Schutz.
(Da Prokop ſich entfernt und die Thüre offen ſteht.)
He, Wolfgang! Wolfgang Rumpf!

Wolfgang Rumpf eintretend.

Rumpf.

Hier, Majeſtät.

Rudolph.

Bringt die Berichte dieſer letzten Tage,

Und was an Briefen, in mein Kabinet,
Und will ich künftig ungeſtört mich wiſſen,
So hindert's nicht, daß, wenn das Haus in Flammen,
Ihr dennoch kommt und anſagt: Herr, es brennt.

Herzog Julius
(zu Rumpf halblaut).

War's möglich denn?

Rumpf (ebenſo).

Ihr wißt nicht, edler Herzog.
Der Kaiſer drohten mit geſchwungnem Dolch,
Wenn Jemand nur ihn anzuſprechen wagte.

Rudolph.

Nun wohl, Ihr habt das Zünglein an der Wage,
Das ich mit Sorge hielt im Gleichgewicht,
Ihr habt es rohen Drängens angeſtoßen,
Es ſchwankt und blut'ge Todeslooſe fallen
Aus beiden Schalen auf die bange Welt.
Leiht mir nicht Eure Schuld; wenn's etwa Schuld nicht,
Daß ich vertraut, ein ſchwacher Sterblicher, kein Gott.
Ruft mir den Kanzler!

Rumpf.

Herr, er iſt ſchon hier,
Und ſpricht im ſpan'ſchen Saale zu den Ständen.

Rudolph.

Die Stände, wie?

Rumpf.

Die gleicherweiſ' erſchienen,
Von des Gerüchtes Stimmen aufgeregt.
(Zu Herzog Julius.)
O Herr, o Herr! Wir wiſſen's erſt ſeit jetzt:
Des Herrn Erzherzoges Mathias Gnaden

Sind insgeheim von Brünn verrückt nach Tabor,
Von wo ſie nun, durch Meuterer verſtärkt,
Mit Heeresmacht heranziehn gegen Prag.
Die Stadt iſt in Bewegung, Manifeſte
Sind angeſchlagen an den Straßenecken,
Die von des Kaiſers Hoheit ehrfurchtslos —

Rudolph.

Ich weiß den Inhalt dieſer Manifeſte:
Daß ich, ein alter Mann, an Willen ſchwach,
Entziehe mich dem Reich und ſeinen Sorgen;
Indeß mich das Geſpenſt der blut'gen Zukunft
Verfolgt bis in mein innerſtes Gemach,
Und, Nachts empor auf meinem Lager ſitzend,
Der Trommel Ruf, des Schlachtenlärms Getos
Mir wachend ſchlägt ans Ohr, den Traum ergänzend.
Dazu noch das Bewußtſein, daß im Handeln,
Ob ſo nun oder ſo, der Zündſtoff liegt,
Der dieſe Mine donnernd ſprengt gen Himmel.
Ihr habt gehandelt, wohl! das Thor geht auf
Und eine große Zeit hält ihren Einzug.
Was wollen ſie, die Stände? Weiß man es?

Rumpf.

Sie tragen eine Handfeſt vor ſich her,
Von Pergament gerollt, auf einem Kiſſen.

Rudolph.

Es iſt der Majeſtätsbrief, den ſie früher
Mir vorgelegt, doch damals ich zurückwies,
Berechtigung zuſichernd ihrem Glauben.
(Bitter.)
Die Zeit ſcheint ihnen günſtig zum Vertrag.

(Die Mütze abziehend, heftig.)

Allmächt'ger Gott, der du mich eingeſetzt,
Zu wahren deiner Ehre und der meinen,
Die Doppellaſt, ſie ſpottet meiner Kraft,
Und nicht vermag ich fürder, ſie zu tragen.
Ich ſtelle dir zurück, was deines Reichs,
Biſt du der Starke doch, und was du willſt,
Führſt du zum Ziel durch unerforſchte Wege.
Doch was mein eignes Amt, daß dieſe Welt
Ein Spiegel ſei, ein Abbild deiner Ordnung,
Daß Fried' und Eintracht wohnen brüderlich,
Vom Unrecht ungeſtört und von Verrath,
Das will ich üben, ſtehſt du, Gott, mir bei.

(Er hat ſein Baret wieder aufgeſetzt.)

Ich will hinüber zu den treuen Ständen;
Treu nämlich, wenn — und ehrenhaft, obgleich —
Anhänglich auch, jedoch — wahrhaft, nur daß —
Und wie die krummen Wege alle heißen,
Auf denen Selbſtſucht geht und die Gemeinheit.

(Er macht einige Schritte gegen die Thüre, dann bleibt er ſtehen, mit dem Fuße ſtampfend.)

Mich widert's an, ich mag den Hohn nicht ſehn,
Die Schadenfreude auf den frechen Stirnen.
Ruft ſie herüber. Heißt das: einen Ausſchuß,
Für Alle führend insgeſammt das Wort.
Erträglich iſt der Menſch als Einzelner,
Im Haufen ſteht die Thierwelt gar zu nah.
Was zögerſt du? Ruf' ſie herüber, ſag' ich.

(Rumpf ab.)

Nun, Herzog Julius, fühlt Ihr noch die Kraft,
Das Schwert zu ſchwingen in der alten Rechten?
Mich ſelbſt befällt ein Hauch der Jugendzeit,

Und an der Spitze, denk' ich, meiner Treuen
Hinauszuziehn, um Stirne gegen Stirn'
Den Aufruhr zu befragen, was ſein Ziel.
Nicht daß mich lockt die ſtolze Herrſchermacht,
Und wüßt' ich Schultern, die zum Tragen tüchtig,
Ich ſchüttelte ſie ab als ekle Laſt,
Von da an erſt ein Menſch und neu geboren:
Doch wenn es wahr, daß Gott die Kronen gibt,
Geziemt es Gott allein nur, ſie zu nehmen,
Sie abzulegen, ſelbſt, auch ziemt ſich nicht.
Wo iſt mein Degen? Wolfgang, Wolfgang Rumpf!
Er lehnt am Tiſch, zunächſt an meinem Bette.

(Da Herzog Julius auf das Kabinet zugeht.)

Herr, Ihr bemüht Euch ſelbſt? Habt Dank, o Lieber!

(Herzog Julius ins Kabinet ab.)

Rudolph

(gegen den Haupteingang gewendet).

Hört mich denn Niemand? Sind ſie ſchon geflohn
Vom Niedergang gewendet zu dem Aufgang?
Das ſoll ſich ändern, ja es ſoll, es muß.

(Herzog Julius kommt zurück.)

Rudolph.

Ihr bringt den Mantel auch? Habt Ihr doch recht,
Die Welt verlangt den Schein. Wir Beide nur,
Wir tragen innerhalb des Kleids den Orden.

(Nachdem er mit Herzog Julius' Hilfe den Mantel umgehängt.)

Den Degen legt nur hin! Iſt doch das Eiſen
Faſt wie der Menſch. Geſchaffen um zu nützen,
Wird es zur ſchneid'gen Wehr und trennt und ſpaltet
Die ſchöne Welt und aller Weſen Einklang.
Ich höre kommen. Nun, wir ſind bereit,
Und frommt die Milde nicht, ſo hilft das Schwert.

Der Kaiſer ſetzt ſich, mehrere **böhmiſche Stände** treten ein. Vor ihnen ein **Page**, der auf einem ſammtenen Kiſſen eine Pergamentrolle trägt.

Rudolph.

Fragt ſie, was ihr Begehr?

(Da Einer vortritt.)

Rudolph.

Nicht Ihr, Graf Thurn!
Ihr ſeid kein Eingeborner, ſeid kein Böhme,
Die Luſt an Unruh' hat Euch hergeführt.
Laßt einen Andern, laßt den Nächſten ſprechen.

Zweiter (vortretend).

Erlauchter Herr und König, gnäd'ger Kaiſer,
Euch iſt bekannt, was ſich im Land begibt
Und in dem Nachbarland an ſeinen Grenzen.
Bewaffnet ziehen Schaaren gegen Prag,
Und Eurer Hoheit Bruder heißt ihr Führer.
Da iſt das Volk nun mannigfach bewegt:
Die Einen wittern heimlich Einverſtändniß
Mit Eurer Majeſtät betrauten Räthen,
Und meinen, wenn das fremde Heer im Land,
Werd' es die Schneide kehren gegen uns,
Zum Umſturz unſrer Satzungen und Rechte.

Rudolph

(vor ſich hinſprechend).

Sehr heimlich wär' das Einverſtändniß, wahrlich.

Der Wortführer.

Die Andern wieder werden angelockt
Von dem, was ihnen anbeut die Empörung:
Freiheit der Meinung und der Glaubensübung,
Was jedem Menſchen theurer als ſein Selbſt.

Nicht wir nur ſind's, die dieſe Sprache führen,
Allein das Volk —

Rudolph.

Das Volk! Ei ja, das Volk!
Habt ihr das Volk bedacht, wenn Ihr die Zehnten,
Das Herrenrecht von ihnen eingetrieben?
Das Volk! Das ſind die vielen leeren Nullen,
Die gern ſich beiſetzt, wer ſich fühlt als Zahl,
Doch wegſtreicht, kommt's zum Theilen in der Rechnung.
Sagt lieber, daß ihr ſelbſt ergreift den Anlaß,
Mir abzuzwingen, was ich Euch verweigert,
Und jetzt auch weigern würde, ſtünde gleich
Ein Mörder mit gehobnem Dolch vor mir.
Doch handelt ſich's von mir nicht jetzt, noch Euch,
Vielmehr von dem, was ſein muß und geſchehn,
Soll nicht der Grundbau jener weiſen Fügung,
Die Gott geſetzt und die man nennt den Staat,
Im wilden Taumel auseinander gehn.
Ich ſeh's an jener Schrift. Es iſt die gleiche,
Wie ſie ſeit Monden liegt in meinem Zimmer,
Gleichſtellung fordernd für den neuen Glauben.
Was ihr hier bittet, beut euch an der Aufruhr.
Vor Irrthum kann ich länger euch nicht wahren,
Aufruhr erſparen aber kann ich euch.
Seid ihr zufrieden, wenn ich euch verſpreche,
Sobald geſtillt die Unruh' in dem Land,
Frei zu bewilligen, was ihr begehrt?
Ihr ſchweigt. Mißtraut ihr mir?

Abgeordneter.

Nicht Euch, Herr Kaiſer,
Dem Einfluß aber von Madrid und Rom.

Rudolph.

Hätt' ich gehört auf das, was dorther tönt,
Wär' längſt getilgt die Lehre ſammt den Schülern,
Und in Verbannung geiferte der Trotz.
Ich aber duldete mit Vatermilde,
Die Ueberzeugung ehrend ſelbſt im Irrthum.
Verfolgt ward Niemand wegen ſeiner Meinung;
Im Heer, im Rathe ſitzen eure Jünger.

(Auf Herzog Julius zeigend.)

Selbſt hier mein Freund iſt euch ein Lehrgenoß.
Geduldet hab' ich, aber nicht gebilligt,
Beſtät'gen wäre billigen zugleich.

Zuckt ihr die Schulter? Nun Ihr meint, das Meſſer
Sitzt eben an der Kehle, und habt recht.
Will ich vergeſſen nicht mein weltlich Amt,
Muß ich dem Himmel überlaſſen ſeines.
Gebt her die Schrift! Sie iſt wohl gleichen Inhalts
Mit jener frühern; doch da Ihr mißtraut,
Ziemt Mißtraun wohl auch mir. Gebt Eure Schrift!
(Die Rolle, die der Page ihm knieend darbietet, vom Kiſſen nehmend.)
Iſt doch, als ginge wild verzehrend Feuer
Aus dieſer Rolle, das die Welt entzündet
Und jede Zukunft, bis des Himmels Quellen
Mit neuer Sündflut bändigen die Glut,
Und Pöbelherrſchaft heißt die Ueberſchwemmung.

(Die Schrift entfaltend und leſend.)

Der Eingang, wie gewöhnlich, leere Formel
Von Treu', Anhänglichkeit — wohl Liebe gar!
Drum fordert ihr auch gleicher Neigung Pfänder.

Ein **Hofdiener** iſt unmittelbar aus der Thüre links gekommen und hat ſich Wolfgang Rumpf genähert, der dem Kaiſer gegenüber im Vorgrunde ſteht.

Diener (leiſe).

Erzherzog Leopold aus Steiermark
Sind angekommen, heimlich, unerkannt,
Und wünſchen augenblickliches Gehör.

Rumpf (ebenſo).

Es iſt nicht möglich jetzt.

Diener.

Sie dringen ſehr.

(Da Wolfgang Rumpf einige Schritte gegen den Kaiſer macht.)

Rudolph.

Was ſoll's? Jetzt iſt nicht Zeit. — Was immer. Später!

(Rumpf zieht ſich zurück und bedeutet dem Diener durch Zeichen, der ſich entfernt.)

Rudolph (weiter leſend).

Hier iſt ein Punkt, der neu. Der muß hinweg.
Gehorſam zu verweigern gibt er euch
Das ausgeſprochne Recht, wird irgendwie
Geordnet was entgegen eurer Satzung.
Das iſt der Aufruhr, ſtändig, als Geſetz.
Bedenkt ihr auch das Beiſpiel, das ihr gebt?
Ich nicht allein bin Herr, auch ihr ſeid Herren,
Habt Unterthanen, die in eurer Pflicht;
Wenn ihr mir trotzt, ſo drohen ſie euch wieder.
Erſt gebt dem Einzelnen, dem Unverſtänd'gen
Ein Urtheil ihr in dem, wo ſelbſt die Weiſen
Verſtummend ſtehn als an der Weisheit Grenze;
Dann ruft ihr ihn vom Acker auf den Markt,
Zählt ſeine Stimme mit und heißt ihn mehren

Die Mehrzahl wider Ehrfurcht und Geſetz.
Ihr ſtellt ihn gleich mit euch, und hofft doch künftig
Als Mindern ihn zu ſtellen unter euch?
Und wär't ihr auch ſo chriſtlich mild geſinnt,
Im Menſchen nur zu ſehen euern Bruder:
Seht an die Welt, die ſichtbar offenkund'ge,
Wie Berg und Thal und Fluß und Wieſe ſtehn.
Die Höhen, ſelber kahl, ziehn an die Wolken
Und ſenden ſie als Regen in das Thal,
Der Wald hält ab den zehrend wilden Sturm,
Die Quelle trägt nicht Frucht, doch nährt ſie Früchte,
Und aus dem Wechſelſpiel von hoch und niedrig,
Von Frucht und Schutz erzeugt ſich dieſes Ganze,
Deß Grund und Recht in dem liegt, daß es iſt.
Zieht nicht vor das Gericht die heil'gen Bande,
Die unbewußt, zugleich mit der Geburt,
Erweislos, weil ſie ſelber der Erweis,
Verknüpfen, was das Klügeln feindlich trennt.
Du ehrſt den Vater — aber er iſt hart;
Du liebſt die Mutter — die beſchränkt und ſchwach,
Der Bruder iſt der nächſte dir der Menſchen,
Wie ſehr entfernt in Worten und in That;
Und wenn das Herz dich zu dem Weibe zieht,
So fragſt du nicht, ob ſie der Frauen Erſte,
Das Mal auf ihrem Hals wird dir zum Reiz,
Ein Fehler ihrer Zunge ſcheint Muſik,
Und das: ich weiß nicht was, das dich entzückt,
Iſt ein: ich weiß nicht was für alle Andern;
Du liebſt, du hoffſt, du glaubſt. Iſt doch der Glaube
Nur das Gefühl der Eintracht mit dir ſelbſt,
Das Zeugniß, daß du Menſch nach beiden Seiten:
Als einzeln ſchwach, und ſtark als Theil des All.

Daß deine Väter glaubten, was du ſelbſt,
Und deine Kinder künftig treten gleiche Pfade,
Das iſt die Brücke, die aus Menſchenherzen
Den unerforſchten Abgrund überbaut,
Von dem kein Senkblei noch erforſcht die Tiefe.
O prüfe nicht die Stützen, beſſre nicht!
Dein Menſchenwerk zerſtört den geiſt'gen Halt,
Und deine Enkel lachen einſt der Trümmer,
In denen deine Weisheit modernd liegt.
Iſt eure Satzung wahr, wird ſie beſtehn,
Und, wie das Bäumchen, das vom Stein gedrückt,
Die Zweige breiten, ſiegend ob der Laſt;
Allein wenn falſch, ſo wißt, daß ſeine Wurzeln
Auflockern all, was feſt und alt und ſicher.
Der Zweifel zeugt den Zweifel an ſich ſelbſt,
Und einmal Ehrfurcht in ſich ſelbſt geſpalten,
Lebt ſie als Ehrſucht nur noch und als Furcht.
Maßt euch nicht an zu deuteln Gottes Wahrheit.

Abgeordneter.

Wir bau'n auf feſten Boden, auf die Schrift.

Rudolph.

Die Schrift?
(raſch unterſchreibend)
Hier meine Unterſchrift. Da ihr
Den todten Zügen einer welken Hand
Mehr traut, als dem lebendig warmen Wort,
Das, von dem Mund der Liebe fortgepflanzt,
Empfangen wird von liebedurſt'gem Ohr,
Hier ſchwarz auf weiß. — Und nun noch Blut als Siegel.
Blut iſt das rothe Wachs, das jede Lüge
Zur Wahrheit ſtempelt; wenn von Volk zu Volk,

Warum nicht auch von Fürſt zu Unterthan?
Und nun hinaus, beweiſen mit dem Schwert,
Was nur der Geiſt dem Geiſte ſoll beweiſen.
Des Reiches Ehre ſoll und muß beſtehn.
Und iſt das Thor dem Unheil nun geöffnet,
Iſt Mord und Brand geſchleudert in die Welt,
Dann denkt einſt ſpät, wenn längſt ich modre:
Wir waren auch dabei und haben es gewollt.

(Ein ferner Kanonenſchuß.)

Rudolph (zuſammenfahrend).

Was iſt? — Mein Geiſt iſt ſtark, mein Leib nur zittert.

Zu einem **Diener**, der eingetreten iſt und ſich Rumpf genähert hat.

Rudolph.

Was ſoll's?

Diener.

Man hat den Wall am Wiſſehrad beſetzt
Und ſchießt auf Truppen, die der Stadt ſich nahn.

Rudolph.

Man ſoll nicht ſchießen!

(Neuer Kanonenſchuß.)

Rudolph

(mit dem Fuße ſtampfend).

Soll nicht, ſag' ich euch!

Die Stände

(die Schwerter ziehend).

Mit Gut und Blut für unſern Herrn und Kaiſer!

Rudolph.

Da ſteht's vor mir! Der Mord, der Bürgerkrieg,
Was ich vermieden all mein Leben lang,

Es tritt vor mich am Ende meiner Tage.
Es ſoll, es darf nicht. Steckt die Schwerter ein,
Vertragt euch mit dem Feind. Und dieſe Handfeſt,
Die ihr als Preis des Beiſtands abgetrotzt,
Sei euch geſchenkt. — Ihr ſelbſt, Herr Kanzler, ſeht
Was ſie begehren draußen vor der Stadt.
Iſt es mein Bruder doch, beſtimmt zu herrſchen,
Wenn mich der Tod, ich hoffe bald, hinwegrafft.
Er übe ſich vorläufig in der Kunſt,
Der undankbaren, ewig unerreichten,
In der, verkehrt, was ſonſt den Menſchen adelt:
Erſt der Erfolg des Wollens Werth beſtimmt,
Der reinſte Wille werthlos — wenn erfolglos.
In Böhmen aber will ich ruhig ſitzen,
Und harren, bis der Herr mich zu ſich ruft.
(Mit einer Entlaſſungsbewegung gegen die Stände.)
Mit Gott, ihr Herrn!
(Die Stände entfernen ſich.)
Und Ihr, Herr Kanzler, eilt!
(Alle, bis auf Herzog Julius und den Kaiſer ab.)

Rudolph.

So ſind wir denn allein. — Ein wüſtes Wort.
Du tadelſt mich, mein Freund?

Julius.

Herr, ich verehr' Euch.

Rudolph.

Ich bin ſo gut nicht, als es etwa ſcheint —
Die Andern nennen's ſchwach, ich nenn' es gut.
Denn was Entſchloſſenheit den Männern heißt des Staats,
Iſt meiſtenfalls Gewiſſenloſigkeit,
Hochmuth und Leichtſinn, der allein nur ſich

Und nicht das Schickſal hat im Aug' der Andern;
Indeß der gute Mann auf hoher Stelle
Erzittert vor den Folgen ſeiner That,
Die, als die Wirkung eines Federſtrichs,
Glück oder Unglück forterbt ſpäten Enkeln.
Ich aber bin ſo gut nicht, als du glaubſt.
In dieſen Adern ſträubt ſich noch der Herrſcher,
Und Zorn und Rachſucht glüht in meiner Bruſt:
Zu züchtigen, die ſich an mir vergeſſen,
Die ſchwach mich nennen, ſchwächer weit als ich;
Die alte Bruſt zu ſchnüren noch in Erz,
Und in dem Glanz verletzter Majeſtät
Genüber mich zu ſtellen den Verräthern,
Ob ſich ihr Aug' empor zu meinem wagt.
Und war ein Funke Glut in dieſen Männern,
Die ſich Vertreter nennen eines Volks,
War irgend etwas nur in ihrem Blick,
Das mehr als Eigennutz und Schadenfreude,
Ich ſtünde jetzt mit ihnen drauß im Feld
Und tödtete mit Blicken den Verrath.

Die Seitenthüre links öffnet ſich. **Erzherzog Leopold** in einen dunkeln Mantel gehüllt, tritt heraus.

Rudolph.

Siehſt du, da kommt er, der Verſucher, da!
Mein Sohn, mein Leopold! — Und doch hinweg!
Er ſteht im Bund mit meines Herzens Wünſchen.
Er wird mir ſagen, daß ja noch ein Heer
In Paſſau ſteht, zu meinem Dienſt geworben:
Daß Rache ſüß und daß der Kampf gerecht.
Mein Sohn, es iſt zu ſpät! Ich darf nicht, will nicht.
Sie nennen ſchwach mich, und ich bin's zum Kampf,

Allein zum Fliehen reichen noch die Kräfte.
Verſucher fort! Ob hundertmal mein Sohn.
(Er eilt ins Kabinet rechts.)

Leopold
(der den Mantel abgeworfen).

Mein Oheim und mein Herr!
(An der Thüre des Kabinets.)
Verſchließt Ihr Euch?

Julius (zu Rumpf).

Geht Ihr und weilet draußen vor der Thür,
Damit kein Unberufner ſtörend nahe.
(Rumpf geht hinaus.)

Leopold.

So komm' ich her ſpornſtreichs auf Seitenwegen,
Verborgen, unerkannt, und bring' Euch Hilfe,
Und Ihr verſchließt die Pforte mir, das Herz?
Ja denn, noch iſt ein Kriegsheer Euch bereit,
Mit Müh' halt' ich's in Paſſau nur zurück.
Ein Wort von Euch und tauſend Schwerter flammen
Zu Euerm Schutz, zum Schutz der Majeſtät.
Doch wenn Ihr auch den Retterarm verſchmäht,
Stoßt nicht zurück das Herz, die Kindestreue.
Laßt mich, das Haupt gelehnt an dieſe Pfoſten,
Nicht glauben, Eure Bruſt ſei hart wie ſie. —
Die Thüre wird bewegt — ſie öffnet ſich — Mein Vater!
(Er ſtürzt in das Kabinet, deſſen Thüre ſich hinter ihm ſchließt.)

Julius
(mit gefalteten Händen).

O, daß nun nicht der Groll, gekränkte Würde,
Und die Empfindung, die, wenn aufgeregt,
Gern übergeht in jegliches Empfinden:

Von hart zu weich, von Innigkeit zu Zorn,
Ihn hinreißt einzuwill'gen in das Schlimmſte:
Zu handeln, da's zu ſpät.

Rumpf
(zur Thüre hereinſprechend).
Herr Biſchof Kleſel.

Julius.
Nicht jetzt, nur jetzo nicht!

Rumpf.
Sie laſſen ſich
Abweiſen nicht.

Kleſel eintretend.

Kleſel.
Nein, wahrlich, in der That.

Julius
(ihm entgegentretend, mit gedämpfter Stimme).
Ihr wagt es, Herr, hier in denſelben Räumen,
Die Euer Rath mit Zwietracht angefüllt —

Kleſel.
Ich komme her im Auftrag meines Herrn.

Julius.
Wollt Ihr den Kaiſer zwingen, Euch zu ſprechen?

Kleſel.
Da ſei Gott für! Gemeldet will ich werden,
So heißt mein Auftrag und, wenn abgewieſen,
Kehr' ich zurück. Doch melden muß man mich.
(Er ſetzt ſich links im Vorgrunde.)

Julius.
Ich bitt' Euch, Herr, ſprecht leiſe.

Kleſel.

Und warum?

Julius.

Glaubt Ihr denn nicht, die Stimme ſchon des Mannes,
Der ihm, er glaubt's, ſo Schlimmes zugefügt,
Muß in des Kaiſers Bruſt, jetzt wo Entſchlüſſe
Hart mit Entſchlüſſen kämpfen, Scham und Zorn —

Kleſel.

Jetzt iſt nicht von Entſchlüſſen mehr die Rede,
Nothwendigkeit iſt da und ſie ſchließt ab.

(In des Kaiſers Kabinet wird geklingelt.)

Julius.

Es iſt geſchehn! Nun wahre Gott der Folgen!

(Wolfgang Rumpf geht ins Kabinet.)

Julius.

Und war kein Anderer als Ihr zu finden
Zu ſolcher Botſchaft, die faſt klingt wie Hohn?

Kleſel.

Vielleicht weil ich allein kein Schranz und Höfling,
Gewohnt zu ſagen gradaus, was gemeint.

Julius.

Die Derbheit iſt nicht immer Redlichkeit.

Kleſel.

So iſt ſie denn Arznei, die, ſchon als bitter,
Den langverwöhnten Magen ſtärkt und heilt;
Und Heilung war gemeint mit dieſem Umſchwung,
Man wird's zuletzt erkennen, hört man mich.
Wer den Ertrinkenden erfaßt am Haar,
Er hat gerettet ihn und nicht beleidigt.

(Rumpf kommt aus dem Kabinete zurück.)

Rumpf.

Der Kaiſer iſt ergrimmt, er heißt Euch gehn,
Von ſeinem Antlitz fern der Strafe harren.
Der nächſte Augenblick droht Euch Gefahr.

Kleſel.

Ich gehe denn. Den Frieden wollt' ich bringen,
Wählt man den Haß, ſo ſuche man nach Macht.
Die Strafe, die man droht, ſie liegt ſo fern,
Wir freuen uns indeſſen an dem Lohn.

(Er geht.)

Julius.

Es werden Stimmen laut im Kabinet.
Geht Ihr hinein, verſucht es, ſie zu ſtören.
Ich fürchte dieß Geſpräch und ſeine Folgen.

Erzherzog Leopold kommt aus dem Kabinete, in das ſogleich Rumpf hineingeht.

Leopold
(einen Zettel in die Höhe haltend).

Ich hab's, ich hab's.

Aus der Seitenthüre links tritt **Oberſt Ramee** heraus.

Leopold.

Ramee und nun die Pferde!

(Er nimmt ſeinen Mantel auf.)

Nichts theurer iſt hier Lands, als der Entſchluß,
Man muß ihn warm verzehren, eh' er kalt wird.

Rumpfs Stimme (im Kabinet).

Erzherzogliche Hoheit!

Julius
(ſich Leopolden nähernd).

Gnäd'ger Herr!

Leopold.

Schon kommt die Reue, dünkt mich, laß uns gehn!

(Erzherzog Leopold und Ramee durch die Seitenthüre links ab.)

Rumpf

(aus dem Kabinet kommend).

Der Kaiſer will noch einmal mit Euch ſprechen,
Es iſt noch Eins zu ſagen.

Julius.

Er iſt fort.

Rumpf.

Der Herr iſt ſein kaum mächtig, ſchlägt die Bruſt.

Julius.

Ich will ihm nach! Gibt Flügel die Gefahr,
So flieg' ich, ſtatt zu gehn, denn das Verderben,
Es ſteht vor mir in gräßlicher Geſtalt.

(Er folgt dem Erzherzog durch die Seitenthüre links.)

Rumpf

(ſich dem Kabinet nähernd).

Man bringt ihn noch zurück. — Der Herzog ſelber —
Eh' er ſein Pferd beſteigt, ereilt man ihn.

(Er geht ins Kabinet.)

Der Kleinſeitner Ring in Prag. Volk füllt mannigfach bewegt den Hintergrund.

Die **drei Wortführer** der Stände kommen von der linken Seite.

Graf Thurn.

Laßt uns hinaus, begrüßen den Erzherzog.
Der Vortrab ſeines Heers nimmt heute Nacht
Quartier in unſrer Stadt. Man hofft ihn ſelbſt,

Ob freilich nur im Durchzug vor der Hand,
Dem künſt'gen Unterthan den künſt'gen Herrn
Mit mildem Segensblick vorerſt zu zeigen.
Wie immer denn! Kommt, ſchließt euch an!
Iſt er ja doch der Retter, der Befreier.

Schlick.

Nur fürcht' ich, ſproßt in ihm der alte Same,
Zur Macht gelangt, wirft er die Maſke weg.

Thurn.

Für neues Drängen gibt es neue Mittel,
Und ſag' ich: neue, mein' ich nur die alten.
Der leiſe Widerſtand ſtumpft jeden Stachel,
Und ſtreiten ſie um unſre Krone ſich,
Verarmen wie im Rechtsſtreit beide Theile,
Reich werden Richter nur und Anwalt, wir.
Kommt Zeit, kommt Rath. — Hört ihr die Glocken?
Man hat ihn von den Thürmen wohl erblickt,
Und dort der erſte Trupp von ſeinen Schaaren.

(Geläut der Glocken. Im Hintergrunde beginnt von der rechten Seite mit Muſik und Fahnen der Vorüberzug von Soldaten. Das Volk drängt ſich nach rückwärts, die Blicke eben dahin gerichtet, ſo daß ſie den Zug verdecken und der Vorgrund leer bleibt.)

Erzherzog Leopold und **Oberſt Ramee,** in Mäntel gehüllt, kommen von links im Vorgrunde. **Herzog Julius** folgt ihnen.

Julius.

Ich laß Euch nicht. Ihr müßt zurück zum Kaiſer.

Leopold.

Ich habe ſchriftlich ſeinen hohen Willen,
Nun iſt's an mir, ihn treulich zu vollziehn.

Julius.

Kommt Ihr ins Land mit fremdgeworbnen Truppen,
So gährt der Aufruhr neu, des Kaiſers Gegner
Benützen es zu ſeinem Untergang.
Es iſt zu ſpät.

Leopold.

Und früher war's zu früh.
Wann iſt die rechte Zeit?

Julius (ihn anfaſſend).

Ich laſſ' Euch nicht.
So faſſ' ich Euch und flehe: kehrt zurück!

Leopold
(den Mantel abſtreifend, der in Herzog Julius Hand zurückbleibt).

Wie Joſeph denn im Hauſe Potiphar
Laß ich den Mantel Euch, mich ſelber nicht.

Ramee
(auf das Volk zeigend).

Herr, wenn man Euch erkennt.

Leopold.

Man ſoll mich kennen!
(Mit ſtarken Schritten nach rechts abgehend.)
Halt' ihn zurück!
(Ramee tritt zwiſchen Beide.)

Julius.

Nun denn, es iſt geſchehn.
(Den Mantel fallen laſſend.)
Die Hülle liegt am Boden, das Verhüllte
Geht offen in die Welt als Untergang.
(Ramee folgt dem Erzherzog.)

Der Zug im Hintergrunde hat ſich indeſſen fortgeſetzt. Jetzt erſcheint **Erzherzog Mathias** zu Roß, die Menge überragend. Das **Volk** drängt ſich ihm entgegen.

Volk.

Vivat Mathias! Hoch des Landes Recht!

(Indem Herzog Julius mit einer ſchmerzlich abwehrenden Bewegung ſich nach rückwärts wendet, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Die Kleinſeite in Prag, wie zu Anfang des erſten Aufzuges. Die Sturmglocke wird gezogen. Man hört ſchießen.

Bürger treten fliehend auf.

Ein Bürger.

Flieht, Nachbar, flieht! 's iſt das Paſſauer Kriegsvolk.
Der Kaiſer hat ſie in das Land gerufen,
Erzherzog Leopold, ſein Neffe, führt ſie.

Prokop aus ſeinem Hauſe tretend.

Prokop.

Was iſt? was ſoll's?

Bürger.

Ihr wißt ja: die Paſſauer.

Prokop.

Doch iſt die Stadt bewahrt.

Bürger.

Man hat die Pforte
Geöffnet ihnen oben am Hradſchin,
Und nun ergießt der Trupp ſich durch die Straßen.

Prokop
(ſein Schwert ziehend).

So greiſt zur Wehr!

Bürger.

Dort, ſeht ihr, kommt ein Trupp.

Prokop.

Schließt euch und haltet aus! Iſt doch die Stadt
Von Männern voll; thut Jeder ſeine Pflicht,
So lehren wir den Räubern wohl die Reue.
(Gegen ſein Haus gewendet.)
Dich, Kind, indeß befehl' ich Gottes Hut.
Der iſt kein Bürger, der die eigne Sorge
Vergißt nicht in der Noth des Allgemeinen.
Zieht euch zu jener Ecke, ſie gibt Schutz,
Und gehn ſie vor, ſo fallt in ihre Seiten.
(Sie ziehen ſich zurück.)

Oberſt Ramee tritt auf mit **Soldaten.**

Ramee
(zu Einigen, die ihre Gewehre anſchlagen).

Halt' ein mit Schießen! Es erweckt die Schläfer.
Wir überfallen ſie, und ohne Blut,
So will es der Erzherzog, ſind wir Sieger.
Drängt nicht zu ſcharf! Denn raſch in ihrem Rücken
Eilt eine Reiterſchaar der Moldau zu,
Beſetzt die Brücke, dringt ins offne Thor;
Die Altſtadt unſer, ſind wir Herrn von Prag.
(Trompeten in weiter Ferne.)
Die Brücke iſt genommen. Jetzt auf ſie!
(Mit den Soldaten nach der rechten Seite ab. Man hört Lärm des Gefechts.)

Don Cäſar im Wams, ohne Hut, kommt von einigen **Soldaten** umgeben.

Cäſar.

Ich dank' euch, Freunde, daß ihr mich entledigt
Der bittern Haft, in der mich hielt die Willkür
Um Jener wegen, die dort oben wacht.
(Auf Prokops Haus zeigend, in deſſen oberm Geſchoß ein Licht brennt.)
Ich will mit euch, will kämpfen, fechten, ſterben,
Gleichviel für wen und gleichviel gegen wen,
Den, der mich tödtet, nenn' ich meinen Freund,
Doch vorher noch ein Wörtchen oder zwei
Mit ihr, die mich verdarb.
(Da Einige ſich der Thür nähern.)
Halt, kein Geräuſch!
Ich kenne die Gelegenheit des Hauſes,
Aus früh'rer Zeit. Dort rückwärts an der Mauer
Iſt noch ein Pförtchen, das ins Inn're führt,
Von wo zwei Treppen nach der Gartenſeite
Zum Söller ſteigen nächſt an ihr Gemach.
Dort ſei's verſucht, und ihr bewahrt den Eingang!
(Sie verlieren ſich hinter dem Hauſe.)

Zimmer in Prokops Hauſe. An der linken Seite ein Fenſter. Gegenüber eine Thüre. Im Hintergrunde zwei andere, worunter eine Glasthüre, die nach dem Söller führt.

Lucretia tritt aus der Seitenthüre links.

Lucretia.

Es kommt der Tag, allein mein Vater nicht.
Ich hörte ſchießen, ſchrei'n, Geklirr der Waffen
Und er verläßt ſein Kind in dieſer Noth.
O daß die Männer nur ins Weite ſtreben!

Sie nennen's Staat, das allgemeine Beſte,
Was doch ein Trachten nach dem Fernen nur.
Gibt's denn ein Beſtes, das nicht auch ein Nächſtes?
Mein Herz ſagt nein, nächſtpochend an die Bruſt.
(Ans Fenſter tretend.)
Nun iſt es ruhig und der graue Schein
Vom Ziskaberg verkündet ſchon die Sonne.
(Raſch umgewendet.)
Hör' ich Geräuſch und kehrt mein Vater heim?

Die Glasthüre des Söllers öffnet ſich und **Don Cäſar** tritt ein.

Don Cäſar.

Viel Glück ins Haus!

Lucretia.

O Gott, ſo ſchaut das Unglück!

Don Cäſar.

Erſchreckt nicht, holde Maid! Ich bin es ſelbſt;
Und bin's auch nicht. Die Aſche nur des Feuers,
Das einſt für Euch geglüht, ihr wißt, wie heiß;
Der Schatten nur des Weſens, das ich war.
Und ſelbſt der letzte Schimmer dieſes Daſeins,
Der noch ins Dunkel ſtrahlt, das Leben heißt,
Kommt zu verlöſchen mir in dieſer Nacht.
Ich geh' in Kampf und weiß, ich werde fallen,
Die Ahnung trügt nicht, wenn von Wunſch erzeugt.
Was ſoll ich auch in dieſer wüſten Welt,
Ein Zerrbild zwiſchen Niedrigkeit und Größe;
Verläugnet von dem Manne, der mein Vater,
Mißachtet von dem Weib, das ich geliebt —
Erzittert nicht! Davon iſt nicht die Rede.
Die Leidenſchaften und die heißen Wünſche,

Die mich bewegt, ſie liegen hinter mir,
Ich habe ſie begraben, eingeſargt.
Was iſt es auch: ein Weib? Halb Spiel, halb Tücke,
Ein Etwas, das nie Etwas und nie Nichts.
Je demnach ich mir's denke, ich, nur ich.
Und Recht und Unrecht, Weſen, Wirklichkeit,
Das ganze Spiel der buntbewegten Welt,
Liegt eingehüllt in des Gehirnes Räumen,
Das ſie erzeugt und aufhebt, wie es will.
Ich plagte mich mit wirren Glaubenszweifeln,
Ich pochte forſchend an des Fremden Thür',
Geleſen hab' ich und gehört, verglichen,
Und fand ſie beide haltlos, beide leer.
Vertilgt die Bilder ſolchen Schattenſpiels,
Blieb nur das Licht zurück, des Gauklers Lampe,
Das ſie als Weſen an die Wände malt,
Als einz'ge Leidenſchaft, der Wunſch: zu wiſſen.
Laßt mich erkennen Euch, nur deßhalb kam ich,
Zu wiſſen, was Ihr ſeid, nicht was Ihr ſcheint.
Denn wie's nur eine Tugend gibt: die Wahrheit,
Gibt's auch ein Laſter nur: die Heuchelei.

Lucretia.

Mir aber dünkt, der Heuchler, wie Ihr's nennt,
Zeigt mind'ſtens Ehrfurcht vor dem Heil'gen, Großen,
Das Eure Wahrheit läugnet, wenn ſie's ſchmäht.

Don Cäſar.

So ſeid Ihr Heuchlerin?

Lucretia.

Ich war es nie.

Don Cäſar.

Ich fürchte doch: ein Bischen, holde Maid,

Als ich, nun lang, zum erſtenmal Euch ſah,
Da ſchien mir alle Reinheit, Unſchuld, Tugend
Vereint in Euerm jungfräulichen Selbſt;
Zeigt wieder Euch mir alſo, laßt mich glauben!
Und wie der Mann, der Abends ſchlafen geht,
Von eines holden Eindrucks Macht umfangen,
Er träumt davon die ſelig lange Nacht,
Und beim Erwachen tritt daſſelbe Bild
Ihm mit dem Sonnenſtrahl zugleich vor's Auge;
So gebt mir Euch, Euch ſelber auf die Reiſe,
Von der zurück der Wandrer nimmer kehrt.
Kein Weib, ein Engel; nicht geliebt, verehrt.

Lucretia.

Wie ohne Grund Ihr mich zu hoch geſtellt,
So ſtellt Ihr mich zu tief nun ohne Grund.

Don Cäſar.

Nicht doch, nicht doch! — Ihr ſtießet mich zurück.
Ich mußt' es dulden, manchen Fehls bewußt.
Doch ſeht, da war ein Mann, Belgiojoſo hieß er,
Ein Heuchler und ein Schurk' —

Lucretia.

Er war es nicht.

Don Cäſar.

Vertheidigt Ihr ihn denn?

Lucretia.

Wer klagt ihn an?

Don Cäſar.

Ich, der ich ihn gekannt. — Er hielt zu mir;
In all' dem Treiben, das mit Recht man tadelt,
Im wilden Toben war er mein Genoß,

Doch ging er hin und zeigt' es heimlich an
Und brachte mich um meines Vaters Liebe.

Lucretia.

Der laute Ruf erſpart' ihm dieſe Müh'.

Don Cäſar.

Die Welt hat Recht zum Tadel, nicht der Freund:
Doch plötzlich kehrt' er ſichtlich mir den Rücken;
Zu gleicher Zeit betrat er Euer Haus.

Lucretia.

Er war der Freund des Vaters, nicht der meine.

Don Cäſar.

Als Freund des Vaters denn nahmt Ihr ihn auf,
Doch als der Eure, denk' ich, kam er wieder,
War Mitbewohner faſt in dieſem Haus,
Bei Tag, bei Nacht.

Lucretia.

Zu Abend, wollt Ihr ſagen,
Im Beiſein meines Vaters, anders nie.

Don Cäſar.

Ich aber ſtand genüber auf der Straße,
Mit Reif und Schnee bedeckt, und ſah empor
Zum Fenſter, wo die Schatten Glücklicher
Wie Mücken flogen um den Strahl des Lichts.
Da endlich kam der Tag, der ihn beſtrafte.

Lucretia.

Erinnert Ihr mich noch an ſeinen Tod?

Don Cäſar.

Nicht ich that's, noch geſchah's um meinetwillen,
Das Euch zu ſagen kam zumeiſt ich her.
Feldmarſchall Rußworm, zwar mein Freund und Lehrer,

Doch Thäter ſeiner Thaten er allein.
Im Streit, beim Spiel, was weiß ich? oder ſonſt.
Hat ihn beſiegt in ehrlichem Gefecht,
Wie's Edelleute pflegen und Soldaten.
Und wißt Ihr, welches Loos ward meinem Freund?
Der Kaiſer ließ auf offnem Marktplatz ihm
Das Haupt vom Rumpfe trennen, Angeſichts
Des ganzen Volks, beinah vor meinen Augen.
Gedenk' ich jenes Tags, ſo gährt's in mir
Und blutige Gedanken werden wach.
Stünd' er vor mir, der heuchelnde Verräther,
Nicht damals that ich's, aber jetzt geſchäh's:
Das Schwert bis an das Heft in ſeiner Bruſt,
Bezahlt' er mir die Schrecken jener Stunde.

Lucretia.

O Gott! wer rettet mich?

Don Cäſar.

Seid nicht beſorgt!
Mir iſt's, ſagt' ich, um Wahrheit nur zu thun.
Glaubt nicht auch, daß mich Eiferſucht bewegt!
Die Eiferſucht iſt Demuth, ich bin ſtolz,
Verachtung liegt mir näher als der Haß.
Doch daß Ihr von erlogner Tugend Höhe
Herabſeht auf die Welt, auf mich, auf Alle,
Den gleichen Fehl verhehlend in der Bruſt,
Das ſoll nicht ſein. Fluch aller Heuchelei!
Sagt mir: ich liebt' ihn, den geſchiednen Freund,
Ich liebt' ihn, weil ſein Antlitz zart und weiß,
Ich liebt' ihn, weil ſein Haar von Salben duftend,
Ich liebt' ihn, weil ich thöricht, albern, ſchwach,
Sagt's, und ich laß Euch frei.

Lucretia.

Ich liebt' ihn nicht:
Nur Gott hat meine Liebe und mein Vater.

Don Cäſar.

Recht gut, recht ſchön! — Doch weß iſt dieſes Bild —
Ich bin vertraut mit Eures Hauſes Räumen —
(die Seitenthüre öffnend)
Weß iſt das Bild, das hängt an jener Wand,
Vom Licht der Lampe buhleriſch beſchienen?
Iſt's Belgiojoſo's nicht? Ertappt, ertappt!

Lucretia.

Mein Vater hängt' es hin.

Don Cäſar.

Und Ihr, Madonna,
Ihr rücktet Euern Schemel zum Gebet
Hart an das Bild, daß, wenn die Lippen beten,
Das Herz zugleich ſchwelgt in Erinnerungen,
Erinnerungen, die — Und wenn ich todt,
Lacht an der Seite eines neuen Buhlen
Ihr mein und meiner Liebe, wie Ihr lachtet
An Belgiojoſo's Hand.
(Lucretia entflieht ins Seitengemach.)

Don Cäſar.

Nicht dort hinein!
Nicht dort hinein, vor meines Feindes Bild,
Des Heuchlers, Heuchlerin! — Ringſt du die Hände
Zu ihm als deinem Heiligen?
(Er hat eine Piſtole aus dem Gürtel gezogen, die er jetzt in der Richtung der offnen Thüre abſchießt.)

Folg' ihm nach!
— Was iſt geſchehn?

(In die Thüre blickend).

Weh mir! — O meine Thaten!

(Er wirft ſich auf die Knie, die Augen mit den Händen bedeckend.)

Ein **Hauptmann** kommt mit **Soldaten.**

Hauptmann.

Hier fiel ein Schuß, und er iſt in der Nähe.

Prokop, der ſich durch die Soldaten drängt.

Prokop.

Lucretia, mein Kind!

(An der offenen Thüre.)

O! gräulich, gräßlich!

(Er ſtürzt hinein, die Thüre ſchließt ſich hinter ihm.)

Hauptmann

(Don Cäſar emporrichtend).

Wir ſuchten Euch!

Don Cäſar.

Nun denn, Ihr habt gefunden.
Gibt's Richter noch in Prag?

Hauptmann.

Es gibt ſie wieder.
Der Feind hinausgeſchlagen aus der Stadt,
Kehrt Ordnung und das Recht zurück von neuem.

Don Cäſar.

So richtet mich! Erſpart mir ſelbſt die Müh'.

(Er geht auf die Hinterthüre zu, von den Soldaten gefolgt.)

Prokop in der Seitenthüre erſcheinend.

Prokop.

Hieher, hieher! Vielleicht iſt Hilfe möglich!

(Einige Diener, die während des Vorigen gekommen ſind, folgen ihm ins Seitengemach. — Alle ab.)

Garten im königlichen Schloſſe auf dem Hradſchin. In der Mitte des Hintergrundes ein Ziehbrunnen mit einem Schöpfrade.

Heinrich Thurn und **Graf Schlick** kommen mit einigen bewaffneten **Bürgern**.

Thurn.

Stellt Wachen aus, beſetzt die äußern Pforten!
Von hier aus ließ den Feind man in die Stadt,
Darum bewahrt vor allem den Hradſchin.

(Die Bürger gehen.)

Schlick.

Scheint's doch ein Wunder faſt, daß wir gerettet.

Thurn.

Das Wunder war der Muth, die Tapferkeit
Der wackern Bürger unſrer Altſtadt Prag.
Der Feinde Plan war liſtig angelegt:
Hier oben von Verräthern eingelaſſen,
Drang ihre Schaar nur langſam zögernd vor,
Als ob den Widerſtand der Gegner ſcheuend;
Doch deſto ſchneller fliegt durch Seitengaſſen
Ihr Reitertrupp der Moldaubrücke zu,
Die Altſtadt, wohl im Schlaf noch, überfallend.
Schon füllt die Brücke ſich mit Roß und Mann,
Schon dringen, die zuvorderſt, in die Stadt;
Da fällt mit eins das Gitter vor das Thor,

Und von dem Thurm, aus Büchſen und Karthaunen
Ergießt ſich Feuer auf die wilde Schaar.
Die Roſſe bäumen und die Reiter ſtürzen,
Der Vortrupp weicht, der Nachzug drängt nach vorn,
Und unentwirrter Knäuel füllt die Brücke
Entladend in die Moldau ſein Gedräng';
Bis endlich Schrecken, mächt'ger als die Raubgier,
Nach rückwärts treibt den lauten Menſchenſtrom,
Sich überſtürzend und den Nachbar ſchäd'gend,
Ins eigne Fußvolk bricht die Reiterei,
Daß unſern Bürgern, die im Ausfall folgen,
Die Mühe nur des Schlachtens übrig bleibt.
Die Wege, die er kam, verfolgt der Rückzug,
Und Bürgertreue ſchließt die Einbruchspforte,
Die Rachſucht öffnete und der Verrath.

Schlick.

Doch ſind ſie ſtark noch außen vor der Stadt.

Thurn.

Seid unbeſorgt! Der räuberiſche Durchzug
Von Paſſau her, durch's obre Oeſterreich
Bis fern nach Böhmen, blieb nicht unbewacht,
So wie er unvorhergeſehen nicht.
Von ringsum ſammeln ſich die Garniſonen,
Der Landmann greift zur Wehr, und der Erzherzog
Mathias, derzeit noch von Ungarn König,
Und bald von Böhmen, denk' ich, etwa auch,
Er iſt zur Hand, raſch folgend ihrer Ferſe.
Ja nur, weil nicht gewachſen ihm im Feld,
Verſuchten ſie heut Nacht den Ueberfall.
Von hier verdrängt, ihr Zufluchtsort verloren,
Zerſtäubt in alle Winde bald die Schaar.

Schlick.

Allein was thun wir ſelbſt?

Thurn.

Man wirbt um Euch.
Verhaltet Euch wie die verſchämte Braut,
Der neue Freier bringt Euch neue Gaben.

Herzog Julius kommt mit einem **Hauptmanne**, der einen Schlüſſel trägt.

Julius.

Ihr Herrn, iſt das wohl Fug und Recht? Man ſtellt
Im Schloſſe Wachen, wie in Kerkermauern,
Selbſt vor des Kaiſers fürſtliches Gemach.
Man fordert ab die Schlüſſel aller Pforten,
Des Eingangs Freiheit und des Ausgangs hemmend.
Zuletzt noch dieſen, der vor allem nöthig.
Er führt zum Thurm, in den man rück Don Cäſar,
Den unglückſelig, wildverworrnen brachte,
Im Wahnſinnfieber gen ſich ſelber wüthend.
Die Aerzte haben, Blut mit Blut bekämpfend,
Die Adern ihm geöffnet an dem Arm.
Er braucht des Beiſtands und des freien Zutritts,
Drum fordr' ich dieſen Schlüſſel hier von Euch.

Thurn.

Doch däucht' mich, daß Don Cäſar, eben er,
Verbunden mit den Räubern heute Nacht,
Theil nahm an all dem Gräuel, der geſchah,
Weshalb er in Gewahrſam nur mit Recht.

Julius.

Der Richter wird erkennen ſeine Schuld.

Thurn.

Man weiß noch nicht, wer Richter hier im Lande.

Julius.

Doch wohl nicht Ihr?

Thurn.

Verhüt' es Gott!
Doch auch nicht jene, die, des Unheils Stifter,
Als ſchuldig etwa ſelber ſich gezeigt.
Wir harren eines Höhern, der ſchon naht,
Allein damit Ihr ſeht, daß Euer Werth
Als Fürſt des Reiches und als Ehrenmann
Auch hier im fernen Böhmen anerkannt,
Nehmt dieſen Schlüſſel, ob zwar auf Bedingung:
Daß nur der Eintritt und für Aerzte nur,
Nicht auch der Austritt etwa gar für ihn
Geknüpft an dieſen Bürgen ſeiner Haft.

Julius.

Ich dank' Euch, edler Graf, und bin erbötig
Zu gleichem Dienſt, kommt Ihr in gleichen Fall.
Doch jetzt nehmt Euern Abſchied, wenn's beliebt.
Von fern ſeh' ich des Kaiſers Majeſtät,
Den Ihr vertrieben aus der Burg Gemächern;
Gönnt ihm den Athem in der freien Luft.

Thurn.

Die Luft iſt frei für Jeden, doch die Burg
Verſchließt man gern vor Untreu' und Verrath.
(Er entfernt ſich mit ſeinem Begleiter.)

Der **Kaiſer** kommt, von **Rumpf** und Einigen begleitet von der linken Seite. Er bleibt vor einem Blumenbeete ſtehen.

Rumpf.

Die Blumen ſind zum guten Theil geknickt,
Das that der böſe Sturm in heut'ger Nacht.
(Der Kaiſer nickt beſtätigend mit dem Kopfe.)

Rumpf.

Den Sturmwind mein' ich eben, Majeſtät.

(Der Kaiſer hat ſich nach vorn bewegt, jetzt bleibt er ſtehen und fährt mit dem Stabe einigemale über den Boden.)

Rumpf.

Der Fußtritt vieler Kommenden und Geh'nden
Hat arg gehaust in dieſes Gartens Wegen.
Des Gärtners Rechen gleicht es wieder aus.
Beliebt's Euch nun, den Thieren nachzuſehn,
Die in den Käfigen der Fütt'rung harren?
Der Löwe nimmt die Nahrung nur von Euch.
Die Wärter ſagen, daß geſenkten Hauptes
Er leiſe ſtöhnt, wie Einer der betrübt.

(Der Kaiſer hat den Herzog von Braunſchweig bemerkt und hält ihm die Hand hin.)

Julius

(auf ihn zugehend).

Mein Kaiſer und mein Herr!

(Er will ihm die Hand küſſen, der Kaiſer zieht ſie zurück und hält ſie, als zum Handſchlag, wieder hin.)

Julius

(des Kaiſers Hand mit beiden faſſend).

Nun denn, willkommen!
Mich freut das Wohlſein Eurer Majeſtät.

(Der Kaiſer lacht höhniſch.)

Julius.

Nach Wolken, ſagt ein Sprichwort, kommt die Sonne,
Die Sonne Aller aber iſt das Recht.

(Der Kaiſer weiſt mit dem Stabe gen Himmel.)

Julius.

Nicht nur dort oben, auch ſchon, Herr, hienieden.
Denn ſelbſt der Böſewicht will nur für ſich

Als einzeln ausgenommen ſein vom Recht,
Die Andern wünſcht er vom Geſetz gebunden,
Damit vor Räuberhand bewahrt ſein Raub.
Die Andern denken gleich in gleichem Falle
Und jeder Schurk' iſt einzeln gegen Alle;
Die Mehrheit ſiegt und mit ihr ſiegt das Recht.
Wär's anders, Herr, die Welt beſtünde nicht,
Und alle Bande des gemeinen Wohls,
Sie wären längſt gelöst von Eigennutz.
In Eurem Fall: glaubt ihr, des Reiches Fürſten,
Sie werden ruhig zuſehn dem Verderben hier,
Nicht böſes Beiſpiel für ſich ſelbſt befürchten?
Selbſt Euer Volk —

Ein **Bürger**, nachläſſig bewaffnet, die Muskete auf der Schulter, tritt von der linken Seite auf, betrachtet die Anweſenden und kehrt auf einen Wink Herzog Julius wieder zurück. Der Kaiſer fährt zuſammen.

Rumpf.

Es ſind die Wachen —
Die Leibwacht freilich nicht der Königsburg —
Weil ſie behaupten, daß hier vom Hradſchin
Den Feind man eingelaſſen in die Stadt,
Und weil man Thor und Pforte will verwahren.
(Der Kaiſer droht heftig mit dem Finger in die Ferne.)

Julius.

O ſcheltet nicht den Neffen, der Euch liebt!
Erzherzog Leopold, glaubt mir, o Herr,
Er fühlt das Unglück tiefer als Ihr ſelbſt.
Er war bei mir, als ſchon der Kampf entſchieden,
Und bat mich, naſſen Augs, ihn zu vertreten
Ob ſeiner Wagniß, die der Zufall nur,

Ein mißverſtandener Befehl vereitelt,
Sonſt wart Ihr frei und Herr in Euerm Land.
Er geht nach Deutſchland, um des Reiches Stände
Zum Schutze zu vereinen ſeines Herrn.
Zugleich die andern Fürſten Eures Hauſes —
(zu Rumpf)
Ward es gemeldet ſchon?
(Auf eine entſchuldigende Geberde Rumpfs.)
Sie ſind uns nah.
Sie kommen heut nach Prag, um als Vermittler
Zu ſchlichten dieſen unheilvollen Zwiſt,
Dabei auch, wie Ihr früher ſelbſt begehrt,
Abbittend der verletzten Majeſtät,
Genug zu thun für alles, was ſie ſelbſt
In guter Meinung früherhin geſündigt.
Die Welt, ſie fühlt die Ordnung als Bedürfniß
Und braucht nur ihr entſetzlich Gegentheil
In voller Blöße nackt vor ſich zu ſehn,
Um ſchaudernd rückzukehren in die Bahn.
(Der Kaiſer zeigt auf die Erde, wiederholt mit dem Stabe auf den Boden ſtoßend und entfernt ſich dann auf Rumpf geſtützt nach dem Hintergrunde.)

Ein **Diener** von der rechten Seite kommend, halblaut zu Herzog Julius.

Diener.

Um Gotteswillen gebt den Schlüſſel, Herr!

Julius.

Was iſt?

Diener.

Die Aerzte fordern Einlaß zu Don Cäſar.
(Der Kaiſer hat ſich umgewendet und blickt forſchend nach den Sprechenden.)

Rumpf.

Der Kaiſer wünſcht zu wiſſen, was die Sache.

Julius.

Man hat Don Cäſar in den Thurm gebracht,
Wo als Erkranktem, der dem Wahnſinn nahe,
Die Adern man geöffnet ihm am Arm.

Diener.

Er aber tobte an dem Eiſengitter
Und rief nach einem Richter, um Gericht,
Er wolle leben nicht; bis plötzlich, jetzt nur,
Er den Verband ſich von den Adern riß.
Es ſtrömt ſein Blut und die verſchloſſne Thür
Verwehrt den Eintritt den berufnen Aerzten.
Gibt man den Schlüſſel nicht, iſt er verloren.

Julius

(den Schlüſſel aus dem Gürtel ziehend).

Hier nimm und eil'!

(Der Kaiſer winkt mit dem Finger.)

Julius.

Allein bedenkt, o Herr!

(Da der Kaiſer den Schlüſſel genommen hat und ſich damit entfernt, ihm zur Seite folgend.)

Von einem Augenblick hängt ab ſein Leben,
Und nicht ſein Leben nur, ſein Ruf, ſein Werth.
Ihm ſelbſt und jedem Andern, der ihm nah,
Liegt nun daran, daß er vor ſeinen Richtern
Erläut're, was er that und was ihn trieb,
Daß nicht wie ein verzehrend, reißend Thier,
Daß wie ein Menſch er aus dem Leben ſcheide,

Wenn nicht gereinigt, doch entſchuldigt mind'ſtens.
Ihm werde Spruch und Recht.

Kaiſer

(der auf den Stufen des Brunnens ſtehend, den Schlüſſel hinabgeworfen hat, mit ſtarker Stimme).

Er iſt gerichtet,
Von mir, von ſeinem Kaiſer, ſeinem —

(mit zitternder, von Weinen erſtickter Stimme)

Herrn!

(Er wankt nach der linken Seite von Rumpf unterſtützt ab.)

Julius

(auf die Stufen des Brunnens tretend und hinabſehend).

Es iſt umſonſt! Don Cäſar iſt verloren.
Sprengt auf die Thür! — Und doch, es ziemt uns nicht
Dem Urtheil vorzugreifen ſeines Richters —
O daß er doch mit gleicher Feſtigkeit
Das Unrecht ausgetilgt in ſeinem Staat,
Als er es austilgt nun in ſeinem Hauſe.
Geht nur, es iſt geſchehn.

Hinter der Scene

(wird gerufen).

Halt da! Zurück!

Julius.

Was dort?
Der Kaiſer aufgehalten von den Wachen?
Legſt du die Hand an ihn, an den Geſalbten?
Das ſoll nicht ſein, ſo lang' ich leb' und athme.
Mein letztes Blut für ihn! Zurück die Hände!
Sonſt zahlſt du deine Frechheit mit dem Tod.

(Er geht, die Hand am Schwert, nach der linken Seite ab.)

Verwandlung.

Gemach in der Burg, wie zu Anfang des dritten Aufzuges. Die niſchenartige Vertiefung rechts im Hintergrunde mit einem herabgelaſſenen Vorhange bedeckt.

Thurn und **Schlick** kommen, ein **Arbeiter** mit Schurzfell hinter ihnen.

Thurn.

Ward jeder Ausgang nach Geheiß verſchloſſen?
Hier iſt noch eine Thür.

Arbeiter

(den Vorhang wegziehend und an einer in der Mauer befeſtigten Spange zurückſchlagend).

Sie iſt nicht mehr.
Mit ſtarken Bohlen hat man ſie verrammelt,
Sie hält ſo feſt nun, als die feſte Wand.

Thurn.

Geht immer nur und ſeht nach außen zu.

(Arbeiter ab.)

Thurn.

Vor allem liegt daran, daß unſer König,
Der aus ſich ſelbſt wohl Schlimmes nie begehrt,
Nicht von Verräthern heimlich weggebracht,
Zur Fahne diene feindlichem Beginn.

Schlick.

Allein, mein Freund, wir ehren unſern König,
Und das geht weiter, als die Abſicht war.

Thurn.

Die Abſicht, Freund, iſt ein vorſicht'ger Reiter
Auf einem Renner feurig, der die That,
Den ſpornt er an zu haſtigem Vollzug.

Hat er das Ziel erreicht, zieht er die Zügel
Und meint, nun wär's genug. Allein das Thier,
Von ſeiner edlen Art dahin geriſſen
Und von dem Wurf des Laufes und der Kraft,
Es ſtürmt noch fort durch Feld und Buſch und Korn,
Bis endlich das Gebiß die Glut beſiegt,
Da kehrt man denn zurück.

Schlick.

Wenn's dann noch möglich.

Thurn.

Wenn nicht, dann nur kein Wort von Zweck und Abſicht,
All was geſchehn, das haſt du auch gewollt.
Doch nahen Tritte; wohl der Kaiſer ſelbſt;
Laß uns noch ſehen nach der äußern Pforte.

(Sie gehen durch die Thüre links.)

Der **Kaiſer** kommt auf **Rumpf** geſtützt, **Herzog Julius** geht vor ihm her.

Julius.

Verzeiht, o Herr, der Wachen Unverſtand.
Der Mann, den man zur Obhut hingeſtellt,
Erkannt' Euch nicht.

(Der Kaiſer nickt höhniſch mit dem Kopfe.)

Julius.

Er folgte dem Befehl,
Der Jedermann den Zutritt unterſagte.

(Der Kaiſer erblickt den verſchloſſenen Eingang zum Laboratorium und zeigt mit dem Stocke darauf hin.)

Rumpf

(den zurückgeſchlagenen Vorhang herablaſſend).

Beſorgniß wohl für Eure Sicherheit,
Man will den Eingang Unberufnen wehren.

Rudolph.

Den Eingang? Sag' den Ausgang! Mir, dem Kaiſer.
Ich bin's und fühle mich als Herrn, obgleich in Haft.
Drum fort von mir, du menſchlich naher Schmerz,
Gib Raum dem Ingrimm der verletzten Würde.
Und weißt du, wer's gethan? Nicht daß mein Bruder
Die Hand erhoben wider meine Krone:
Ich hab' ihn nie geliebt und er iſt eitel,
Er that nach ſeinem Weſen, obgleich ſchlimm.
(Ans Fenſter tretend.)
Doch dieſe Stadt. Schau, wie ſie üppig liegt,
Geziert mit Thürmen und mit edlem Bau,
Verſchönt durch Kunſt, was Gott ſchon reich geſchmückt.
Und mein Werk iſt's. Hier war mein Königsſitz,
Für Prag gab ich das lebensvolle Wien,
Den Sitz der Ahnen ſeit des Reiches Wiege.
Die heuchleriſche Stille that mir wohl,
Weil ſelbſt ich ſtill und heimiſch gern in mir.
Gehütet wie den Apfel meines Auges
Hab' ich dieß Land und dieſe arge Stadt,
Und während alle Welt ringsum in Krieg,
Lag einer blühenden Oaſe gleich
Es in der Wüſte von Gewalt und Mord.
Doch biſt du müde deiner Herrlichkeit
Und ſtehſt in Waffen gegen deinen Freund?
Ich aber ſage dir: wie eine böſe Beule
Die ſchlimmen Säfte all' des Körpers anzieht,
Zum Herde wird der Fäulniß und des Greu'ls,
So wird der Zündſtoff dieſes Kriegs zu dir,
Der lang Verſchonten, nehmen ſeinen Weg.
Nachdem du ihm gewieſen deine Straßen,
In deinem Umfang kämpft er ſeine Schlachten.

Nach deinen Kindern richtet er ſein Schwert,
Die Häupter deiner Edlen werden fallen,
Und deine Jungfrau'n, losgebundnen Haars,
Mit Schande zahlen ihrer Väter Schande.
Das ſei dein Loos und alſo — fluch' ich dir! —
Die du die Wohlthat zahlſt mit böſen Thaten.
  Wo iſt mein Stock? Die Knie werden ſchwach,
Laßt Niemand ein! Ich höre Stimmen drauß',
Wer immer auch, ein Feind iſt's und Verräther.

Die **Erzherzoge Maximilian** und **Ferdinand** erſcheinen in der Thüre.

Rumpf.

Es ſind die Herrn Erzherzoge. O Wonne!

Rudolph.

Ihr ſeid es? Bruder du? Willkommen, Vetter!
Nehmt Sitz! Ihr kommt in wunderlicher Zeit.
(Er hat ſich geſetzt.)
Was Neues in der Welt? Zwar ſtets daſſelbe:
Das Alte ſcheidet und das Neue wird.
Kommt ihr zum Taufſchmaus oder zum Begräbniß?

Ferdinand.

Eh' wir uns ſetzen, ſo erlaubt, daß knieend
Abbitte wir für das Vergangne leiſten,
Den Willen unterſtellend für die That.
(Die Erzherzoge knieen.)

Rudolph.

Vom Boden auf! — Und du, mein guter Bruder,
Sprichſt nicht?

Maximilian.

Mir iſt das Weinen näher.
Auch kniet ſich's ſchwer mit meines Körpers Laſt.

Rudolph.

Vom Boden auf! Soll unſer edles Haus
Vor Jemand knieen als vor ſeinem Gott?
Iſt Einer todt, ſo liegt er auf dem Grund,
Doch lebend kniet kein Mann und kein Erzherzog.
(Die Beiden ſind aufgeſtanden.)
Sollt' ich euch ſtrenger richten als mich ſelbſt?
Wir haben's gut gemeint, doch kam es übel.
Das macht: dem reinen Trachten eines Edlen,
Kann er's nicht ſelbſt vollführen, er allein,
Miſcht von der Leidenſchaft, der böſen Selbſtſucht
Der Andern, die als Werkzeug ihm zur Hand,
So viel ſich bei, daß, hat er nun vollbracht,
Ein Zerrbild vor ihm ſteht, ſtatt ſeiner That.
Ich habe viel gefehlt, ich ſeh' es ein,
Seitdem ich aus den Nebeln, die am Gipfel,
Herabgeſtiegen in das tiefe Thal,
In dem das Grab liegt als die letzte Stufe.
Ich hielt die Welt für klug, ſie iſt es nicht.
Gemartert vom Gedanken droh'nder Zukunft,
Dacht' ich die Zeit von gleicher Furcht bewegt,
Im weiſen Zögern ſeh'nd die einz'ge Rettung.
Allein der Menſch lebt nur im Augenblick,
Was heut iſt, kümmert ihn, es gibt kein Morgen.
So rannten ſie hinein ins tolle Werk,
Und ihr, ihr ranntet nicht, allein ihr gingt.
Ich tadl' euch nicht, ihr war't beſorgt ums Ganze,
Nicht böſe Selbſtſucht hat euch irrgeführt.
Nur Einen tadl' ich, den ich hier nicht nenne;
Den ich verachtet einſt, alsdann gehaßt
Und nun bedaure als des Jammers Erben.
Er hat nur ſeiner Eitelkeit gefröhnt,

Und dacht' er an die Welt, ſo war's als Bühne,
Als Schauplatz für ſein leeres Heldenſpiel.

Maximilian
(vom Stuhle aufſtehend).

Gerade darum, Bruder, ſind wir hier.
Es muß der böſe Zwiſt zum Abgrund kehren,
Und Recht dir werden, der du rechtlich biſt.

Rudolph.

Davon kein Wort! Der König iſt dahin.
Ich geb' ihn auf. Allein das Königthum
Möcht' ich der Welt erhalten, der's vonnöthen.
Mein Bruder herrſcht in Ungarn und in Oeſtreich,
Er will's in Böhmen auch, nicht künftig, jetzt.
Wohlan, es ſei darum; denn keine Theilung
Verträgt, was alle Theile eint zum Ganzen.
Ich ſelbſt, wie einſt mein Oheim, Karl der fünfte,
Als er die Welt, wie ſie nun mich, zurückſtieß,
Im Kloſter von Sanct Juſtus in Hiſpanien
Den Tod erwartete, ſo will auch ich.
Es währt nicht lang, ich fühl' es wohl, denn Undank
Gräbt tiefer als des Todtengräbers Spaten;
Und Kloſter ſei und Zelle mir dieß Schloß.
Mathias herrſche denn. Er lerne fühlen,
Daß Tadeln leicht und Beſſerwiſſen trüglich,
Da es mit bunten Möglichkeiten ſpielt;
Doch Handeln ſchwer, als eine Wirklichkeit,
Die ſtimmen ſoll zum Kreis der Wirklichkeiten.
Er ſieht dann ein, daß Satzungen der Menſchen
Ein Maß des Thörichten nothwendig beigemiſcht,
Da ſie für Menſchen, die der Thorheit Kinder.
Daß an der Uhr, in der die Feder drängt,

Das Kronrad weſentlich ſo wie die Triebkraft,
Damit nicht abrollt Eines Zugs das Werk,
Und ſie in ihrem Zögern weist die Stunde.
Ihr ſelbſt war't um mein Herrſcheramt bemüht,
Mehr faſt als gut. Sorgt auch für ihn.
Allein bedenkt: der auf dem Throne ſitzt,
Er iſt die Fahne doch des Regiments,
Zerriſſen oder ganz, verdient ſie Ehrfurcht.

Fernand, du glaubſt dich ſtark und biſt es auch,
Vor allem, wenn du meinſt, für Gott zu ſtreiten.
Sei's gleicherweiſ' auch ſonſt, und ſtark, nicht hart!
Was dir als Höchſtes gilt: die Ueberzeugung,
Acht' ſie in Andern auch, ſie iſt von Gott,
Und er wird ſelbſt die Irrenden belehren.
Des Menſchen Inn'res, wie die Außenwelt
Hat er getheilt in Tag und dunkle Nacht.
Das Aug' ertrüge nicht beſtänd'ges Licht,
Da führt er an dem Horizont herauf
Die Dunkelheit mit ihrer holden Stille,
Wo die Empfindung aufwacht, das Gefühl
Und ſüße Schauer durch die Seele ſchreiten.
Doch immer Nacht, wär' ſchlimmer noch als nie,
Und was du weißt, weißt du durch Tag und Licht.

Ich ſelber war ein Mann der Dunkelheit.
Von ihren Streitigkeiten angeekelt,
Floh ich dahin, allwo die früh'ſten Menſchen
Zuerſt erkannten ihres Lebens Meiſter.
Vom Hügel auf zu den Geſtirnen blickend
Und ihre ſtet'ge Wiederkehr betrachtend,
Erſcholl's in ihrer Bruſt: es iſt ein Gott
Und ewig die Geſetze ſeines Waltens.

Seitdem hat er ſich kundig offenbart
Und übertönt die Stimmen der Natur,
Doch in der Stille klingen ſie noch nach,
Und als er ſelbſt als Menſch zu Menſchen kam,
Da ſandt' er einen Stern, und jene Weiſen,
Sie ließen ruhen ihrer Weisheit Dünkel,
Und folgten jenem Zeichen bis zur Hütte,
Wo ſchon die Hirten ſtanden und die Engel
Aus weiter Ferne „Friede, Friede!“ ſangen.
— Iſt hier Muſik?

Julius.

Wir hören nichts, o Herr.

Rudolph.

Nun denn, ſo iſt's der Nachklang von der Weihnacht,
Die mir herübertönt aus ferner Zeit,
An die ich glaube und im Glauben ſterbe.
— Nicht Stern, nur Gott! — Wer biſt denn du,
Du flammender Komet? Nur Dunſt und Nebel —
Nun Frieden auch mit dir, mit Allen Frieden. —
Wie hold es klingt und fort und fort und weiter! —

Maximilian.

Sein Geiſt beginnt zu ſchwärmen.

Ferdinand.

Laßt uns gehn!
Verſöhnen, was zu ſühnen iſt, und dann
Ihm ſchützend ſtehn zur Seite, Wächtern gleich.

Rumpf.

Ach, wir empfehlen euch den frommen Herrn.
(Die Erzherzoge gehen.)

Rudolph.

Und einig, einig ſeid! Das Neue drängt.
Die alternden Geſchlechter ſterben aus,
Das Band gelöſt, bricht es die Einzelnen.

Rumpf.

Sie ſind ſchon fort.

Rudolph.

Schon fort? Nun, um ſo beſſer!
Mir iſt ſo leicht, ſo wohl. Gebt mir nur Luft!
Ich will ans Fenſter.

Rumpf.

Herr, wir leiten Euch.

Rudolph.

Was fällt dir ein? Ich fühle Jugendkraft.
(Er verſucht aufzuſtehn.)
Doch iſt's der Geiſt nur, meine Glieder wanken.
Rückt einen Stuhl ans Fenſter, ich will Luft.
(Unterſtützt ans Fenſter gehend, zu Herzog Julius.)
Siehſt du? So lohnt die Welt für unſre Sorge.
Sie ſaugt uns aus und findet uns dann welk,
Indeß ſie prangt mit unſern beſten Kräften.
(Er ſitzt.)
Das Fenſter auf!

Rumpf.

Allein o Herr, bedenkt!
Ihr habt der Luft Euch ſorglich ſtets verſchloſſen.

Rudolph.

Nicht Kaiſer bin ich mehr, ich bin ein Menſch
Und will mich laben an dem Allgemeinen.

Wie wohl, wie gut! Und unter mir die Stadt,
Mit ihren Straßen, Plätzen, voll von Menſchen.

Julius.

Und gabt ihr erſt den Fluch in Euerm Zorn.

Rudolph.

That ich's? Nun, ich bereu's. Mit jedem Athemzug
Saug' ich zurück ein vorſchnell raſches Wort,
Ich will allein das Weh für Alle tragen.
Und alſo ſegn' ich dich, verlockte Stadt,
Was Böſes du gethan, es ſei zum Guten.

Mein Geiſt verirrt ſich in die Jugendzeit.
Als ich aus Spanien kam, wo ich erzogen,
Und man nun meldete, daß Deutſchlands Küſte
Sich nebelgleich am Horizonte zeige,
Da lief ich aufs Verdeck und offner Arme
Rief ich: mein Vaterland! Mein theures Vaterland!
— So dünkt mich nun ein Land, in dem ein Vater —
Am Rand der Ewigkeit emporzutauchen.
— Iſt es denn dunkel hier? — Dort ſeh' ich Licht
Und flügelgleich umgibt es meinen Leib.
— Aus Spanien komm' ich, aus gar harter Zucht,
Und eile dir entgegen — nicht mehr deutſches,
Nein, himmliſch Vaterland. — Willſt du? — Ich will! —

(Er ſinkt zurück.)

Rumpf.

Ruft Aerzte! Er hat öfter ſolchen Anfall.
Der Herzſchlag geht. Nach Aerzten, Hilfe, ſchnell!
Und bringt ihn auf ſein Bett in jene Kammer!
Ich mag nicht denken, daß es Schlimm'res wäre.

Julius (ſich entfernend).

Das Schlimmſte kennt kein Schlimm'res, er erlitt's.
Der Kaiſer ſtarb, ob auch der Menſch geneſe.

Rumpf.

Er lebt, ich fühl's. Faßt ihn nur ſorglich an!

Julius

(auf ihn zueilend und am Stuhle niederknieend).

Mein edler, frommer, mildgeſinnter Herr!

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Saal in der kaiſerlichen Burg zu Wien.

Kleſel ſteht wartend. **Erzherzog Ferdinand** tritt ein.

Ferdinand.

Iſt endlich mir gegönnt, bei meinem Oheim,
Mit dem ich ſpre[illegible] muß, Gehör zu finden?

Kleſel.

Die Thüre ſteht Euch offen jederzeit,
Ihr ſeht ihn täglich, ſtündlich, wenn Ihr wollt.

Ferdinand.

O ja! im Schwall des Hofs, bei Spiel, beim Tanz.
Wohl auch im Kabinet, in Eurem Beiſein.

Kleſel.

Er iſt der Herr und ich ſein Diener nur.
Befiehlt er mir zu gehen, geh' ich; bleibe,
Wenn er mein Bleiben förderlich ermißt.

Ferdinand.

Nur neulich ſprach ich endlich ihn allein,
Nur merkt' ich wohl aus den zerſtreuten Blicken,
Die ſtets er warf nach der Tapetenthür,

Daß Jemand dort verſteckt, der uns behorchte.
Und Ihr wart's, mein' ich; läugnet's, wenn Ihr könnt.

Kleſel.

Wär' es geſchehn, geſchah es auf Befehl:
Gehorchen ſchließt das Horchen ſelbſt nicht aus.

Ferdinand.

Wir aber wollen's länger nicht mehr dulden,
Daß ſich ein Fremder eindrängt zwiſchen uns
Und ſtört die Einigkeit von unſerm Hauſe.
War's darum, daß wir uns Euch angeſchloſſen
Und gegen ihn, den rechten, güt'gen Herrn?
So daß die Röthe mir der Scham noch jetzt,
Indem ich ſpreche, aufſteigt bis zur Stirne.
Da hieß es, daß ein Haupt dem Reich vonnöthen,
Daß nur mit feſtem Tritt und ſicherm Aug'
Der Ausweg ſei zu finden aus den Wirren,
In denen labyrinthiſch geht die Zeit,
Und wir, wir ſtimmten ein — wär's nie geſchehn! —
Doch kaum erreicht das langerſehnte Ziel,
Geſtillt die Gier des Herren und — des Dieners,
Wankt man auf gleichem Irrweg durch den Wald
Und meint: ſich regen, ſei ſchon weiter gehn.

Kleſel.

Ihr irrt; ein feſter Plan beherrſcht das Ganze,
Und jeder Schritt führt näher an das Ziel.

Ferdinand.

Doch dieſes Ziel, ſag' ich, es iſt verderblich.
Ausgleichung heißt's, Gleichgiltigkeit für Jedes;
Vermengung deß, was Menſchen iſt und Gottes.
Sagt ſelbſt, ob Euer Herr —

Kleſel.

Nur meiner?

Ferdinand.

Meiner auch.
Doch einen Abſtand bildet wohl, was nah und nächſt.
Sagt ſelbſt: war es nicht heißer Thatendurſt,
Zu zügeln kaum und kaum zurückzuhalten,
So lang die Krone lag im Reich der Hoffnung,
Und nun, bedeckt mit ihr, als einem Helm,
Den Scepter als ein Schwert in ſeiner Hand,
Schläft er auf trägen Purpurkiſſen ein
Und bringt die Zeiten Kaiſer Rudolphs wieder.
Ja ſchlimmer noch; denn Jener war die Waage,
Die beide Theile hielt im Gleichgewicht;
Ihr aber legt, was Euch noch bleibt an Schwere,
Der Einen Schale zu, und zwar der ſchlechten,
Der gottverhaßten, der verderblichen.
Iſt nicht halb Oeſterreich noch immer proteſtantiſch,
Mit Ketzern nicht beſetzt ein jeglich Amt?
Die hohe Schule, deren Rector Ihr,
Ertönt von Worten frecher Kirchenläugner.

Kleſel.

Wir ſuchen Wiſſen bei der Wiſſenſchaft,
Der Glaube wird gelehrt von gläub'gen Meiſtern.

Ferdinand.

Fluch jedem Wiſſen, das nicht aufwärts geht,
Zu aller Weſen Herrn und einz'gem Urſprung.

Kleſel.

Von oben rinnt der Quell, doch rinnt er nicht zurück,
Wo er das Licht berührt, iſt er ſchon Lauf, nicht Quelle.

Ferdinand.

Seid Ihr derſelbe, der, ein Kirchenfürſt,
Berufen zur Vertheid'gung ihrer Lehre?
Der ſie vertheidigt auch, o ja, ich weiß,
So lang der Kirche Gold und Rang und Anſehn
Euch noch ein Lohn ſchien, der des Strebens werth;
Und habt, ſo ſagt die Welt, nicht nur von Glaubensſchätzen
Auch von den Schätzen dieſer ird'ſchen Welt
Ein Artiges gehäuſt in Euern Speichern.

Kleſel.

Man ſieht ſich vor; die Zeiten ſchlagen um.

Ferdinand.

So mag der Einzelne vielleicht ſich tröſten,
Doch für den Staat gibt es kein Einzelnes,
Für ihn hängt Alles an derſelben Kette.
Ja ſelbſt die Mächte, die mit uns vereint,
Die gleichen Wegs mit unſern ebnen Bahnen,
Sie nehmen an der Lauheit Aergerniß
Und ziehen ſich zurück. Was bleibt uns dann?
Hiſpanien, der Papſt, das fromme Bayern.

Kleſel.

Von daher alſo kommt's? Mein hoher Herr,
Es ſorgt ein Jeder doch zunächſt für ſich,
Der Freund iſt mehr als meiner noch ſein eigner.
Hiſpanien begehrt die Niederlande
Durch unſern Beiſtand und mit unſerm Blut.
Der Papſt iſt der Compaß, deß ſichre Nadel
Die Richtung anzeigt uns zum fernen Pol;
Allein die Segel ſtellen und das Ruder brauchen,
Das überläßt er uns; wir hoffen ſo.
Und endlich Bayern. Arglos frommer Herr,

So ſeht Ihr nicht, wohin ſein Streben geht?
Iſt Oeſtreich erſt verworren und geſchwächt,
Steht nichts im Weg ihm zu der Kaiſerkrone.

Ferdinand.

Der Bayerfürſt hegt gottesfürcht'gen Sinn,
Das Wohl der Kirche ſucht er, nicht ſein eignes.

Kleſel.

Will Einer erſt die Herrſchaft Gott verſchaffen,
Sieht er in ſich gar leicht des Herren Werkzeug,
Und ſtrebt zu herrſchen, damit Jener herrſche,
Auch iſt der Seeleneifer und der Eigennutz
Nicht gar ſo unvereinbar, als man glaubt.
Die Ueberſpannung läßt zuweilen nach,
Und wie der Adler, der der Sonne nächſt,
Holt er ſich Kräftigung durch ird'ſche Beute.
Man meint's ſelbſt von der Curie in Rom.

Ferdinand.

Ob Ihr nun ſprecht, was Euch und mir nicht ziemt,
— Ihr nennt, ich weiß es, derlei Politik —
Doch Eins thut noth in allen ernſten Dingen:
Entſchiedenheit; ob unſer Ihr, ob nicht.

Kleſel.

Was nennt Ihr unſer? Ich bin meines Herrn.
Er iſt mein Uns, mein Euch, mein Ich, mein Alles.
Er iſt entſchieden und ich bin es auch.
Doch wenn die Macht nicht einig wie der Wille,
Wer trägt die Schuld, als Jene, die im Dunkeln
Am Hofe ſelbſt ſich bilden zur Partei,
Und die Parteiung in den Ländern nähren?
In Böhmen ſelbſt, wo man den Majeſtätsbrief
Erfüllen will, getreulich, ohne Hehl,

Trifft jeder Auftrag Seiner Majeſtät
Auf einen heimlich widerſprechenden,
Gegeben von den Nächſten ſeines Hauſes.
Die Utraquiſten wollen Kirchen bau'n,
Wozu ſie Kaiſer Rudolphs Brief berechtigt,
Man hindert ſie und ſtellt die Arbeit ein.

Ferdinand.

Null iſt der Majeſtätsbrief, als erzwungen.

Kleſel.

Erzwungen iſt zuletzt ein jeder Friede:
Der Schwächere gibt nach. Doch ſoll das Schwert
Nicht wüthen bis zu völliger Vertilgung,
Muß Friede werden, der nur Friede iſt,
Wenn er gehalten wird, ob frei, ob nicht.
Sie ſollen Kirchen bau'n, ſo will's ihr König.

Ferdinand.

Sagt doch vielmehr nur: Ihr.

Kleſel.

Nun alſo: ich,
Sofern mein Rath ein Theil von ſeinem Willen.
Mich hat umſonſt aus meiner Niedrigkeit
Die Vorſicht nicht geſtellt auf jene Stufe,
Zu der ſonſt nur Geburt und Gunſt erhebt,
Der Kirche Macht bekleidet mit dem Purpur,
Der mich den Königen zur Seite ſtellt.
Ich werde nicht vor Menſchen feig erzittern,
Und wären's Könige — im Land der Zukunft:
Die nämlich kommen kann, nicht kommen muß.

Ferdinand.

Da wär' zu zittern denn an mir?

Kleſel.

Niemand ſoll zittern!
Vor allem, der im Recht iſt und der klug.

Ferdinand

(auf die Kabinetsthüre zugehend).

Da iſt denn Einer nur, der hier entſcheidet.

Kleſel

(mit einer gleichen Bewegung).

Ich bin beſtellt.

Ferdinand.

Und ich, ich bin berufen,
Im Sinn der Schrift. Berufen und — erwählt,
In Böhmen wenigſtens als künft'ger König.

Ein **Kämmerling** erſcheint in der Kabinetsthüre.

Kleſel.

Sagt, daß wir warten hier, und ſputet Euch!

(Der Kämmerling geht ins Kabinet zurück. — Kleſel geht mit ſtarken Schritten auf und nieder.)

Ferdinand (ſich entfernend).

Der Bauer ſteckt noch ganz in ſeinem Leibe,
Mit des Emporgekommnen Uebermuth.

(Der Kämmerling kommt zurück.)

Ferdinand.

Hat man gemeldet alſo?

Kämmerling

(mit einer Einlaßbewegung).

Eminenz!

(Kleſel geht mit ſtarkem Schritt ins Kabinet.)

Kämmerling.

Entſchuld'gen ſoll ich Seine Majeſtät,

Hochwicht'ge Nachricht ſei aus Prag gekommen,
Sie ſtehn zu Dienſt, wenn das Geſchäft beendigt.

Ferdinand.

Ich bin's gewohnt, den Dienern nachzuſtehn.
Wie iſt's in Prag, vor allem mit dem Kaiſer?

Kämmerling.

Ein Anfall, wie er öfter ſchon ihn traf,
Nur ſtark wie nie, bedroht ſein Leben, ſorgt man.
Doch gibt man Hoffnung noch — für dieſesmal.

Ferdinand.

Ich bete drum, denn er iſt unſre Hoffnung,
Der, ſchutzlos ſelber, unſer einz'ger Schutz.
(Kämmerling geht zurück.)

Ferdinand.

Nun denn, der Augenblick der That, er kam.
Stirbt Kaiſer Rudolph, was wohl furchtbar nah,
Und folgt Mathias auf dem deutſchen Throne,
Verdoppeln ſich die furchtſamen Bedenken,
Die ihm dieß Schwanken in die Bruſt gelegt.
Des Reiches Fürſten, ketzeriſch zumeiſt,
Hier Sachſen, Brandenburg, die böſe Pfalz,
Sie nöthigen zur Schonung, ſchwachem Dulden,
Und jene Spaltung ſetzt ſich endlos fort,
In der Gott ſelbſt, ſowie ſein Wort geſpalten.

Vor allem jetzt muß dieſer Prieſter fort,
Deß ſchlimme Schmeichelei, gehüllt in Derbheit,
Ihn ehrlich nennt, wo liſtig er zumeiſt.
Deß Leichtigkeit in Schrift und Wort und That
Ihn unentbehrlich macht, weil er bequem
Die Herrſchaft auflöſt in die Unterſchrift.

Jetzt oder nie! Seit Monden ſeh' ich's kommen,
Und der ich Feſtigkeit von Andern fordre,
Mir ringen Zweifel ſelber in der Bruſt.
(Aus der Taſche ſeines Mantel's Briefe hervorziehend.)
Bin ich gewappnet nicht mit aller Vollmacht
Von Rom, von Spanien, dem kathol'ſchen Deutſchland?
Das böſe Beiſpiel, das ich etwa gebe,
Es findet ſich geheiliget im Zweck:
Der Ehre Gottes und dem Sieg der Kirche.
(Das Baret abnehmend.)
So war dem Hohenprieſter wohl zu Muth,
Als er den Ahab tödtete im Haus des Herrn.
Er warf ſich nieder vor der Bundeslade,
Wie ich jetzt beugen möchte hier mein Knie
Und Gottes Wink erflehn und ſeine Stimme.

Ich will noch einmal meinen Oheim ſprechen,
Ihm vor die Augen legen dieſe Briefe,
Die alle fordern, was das Heil von Allen,
Dann aber raſch, denn er iſt wankelmüthig!
Der nächſte Tag bringt einen andern Sinn,
Und die Gewohnheit iſt das Band der Schwäche.
(Die Thüre im Hintergrunde öffnend.)
Seyfried, biſt du bereit?

Seyfried Breuner eintretend.

Seyfried.
Ich bin's ſeit lange.

Ferdinand.
Nun dießmal gilt's. Beſorg' erſt einen Wagen.

Seyfried.
Des Kleſel Kutſche, die ihn hergebracht,
Hält unten noch im Hof.

Ferdinand.

Um deſto beſſer.
Indeß ich noch mit meinem Oheim ſpreche,
Halt' ihn zurück durch irgend einen Vorwand,
Bis ich dir ſage: jetzt! Dann ſchnell nach Kufſtein.
Merk wohl, er darf zurück nicht in ſein Haus,
Denn ſeine Schriften ſind vor allem wichtig.
Er kommt. Geh nur und ſieh nach deinen Leuten.

(Seyfried ab.)

Kleſel kommt aus dem Kabinet.

Ferdinand.

Darf ich nun endlich meinem Oheim nahn?

Kleſel.

Er ging nur eben nach der Schloßkapelle,
Doch kehrt er wieder, ehrt ihn der Beſuch.

Ferdinand.

Es iſt kaum zehn, um eilf Uhr iſt die Meſſe.

Kleſel.

Die Andacht bindet ſich an keine Zeit.

Ferdinand.

Nun, das habt Ihr gethan. Ich dank' Euch drum.
Ich forderte ein Zeichen erſt vom Himmel,
Ihr gebt das Zeichen ſelbſt. Noch einmal: Dank!
Das iſt der Lohn der Schlauheit, daß ſie fein
Den Faden ſpinnt, bis er, am feinſten, bricht.
Ihr ſollt nach Kufſtein, Herr!

Kleſel.

Nicht daß ich wüßte!
Mir iſt zu reiſen weder Zeit noch Luſt.

Ferdinand.

Doch wenn Ihr müßt?

Kleſel

(ſich dem Kabinete nähernd).

Wer wagt hier zu gebieten?

Ferdinand.

Ihr habt ja ſelbſt des Schutzes Euch beraubt.
Der König iſt von ſeinen Zimmern fern,
Geſendet habt Ihr ihn nach der Kapelle,
Und ſeid gegeben nun in unſre Macht.
Der Papſt will Euch in Rom; deßhalb nach Kufſtein,
Das annoch deutſch und auf dem Weg nach Wälſchland.

Kleſel.

Der König ruft zurück mich Augenblicks.

Ferdinand.

Seid deſſen wirklich Ihr ſo ſicher?

Kleſel.

— Nein!
Ihm hat die Herrſchaft aufgedrückt die Makel,
Die ſie der Kön'ge beſten nur erſpart:
Unſicherheit und Mangel an Entſchluß.
Doch ſpäter, wenn der Samen aufgegangen,
Den man geſät in den entzweiten Landen,
Verwirrung und Empörung, ja der Krieg
In blutigrother Blüthe wuchernd ſproſſen,
Dann wird man pilgern hin zu Kufſteins Thoren,
Dann kehr' ich heim in ſiegendem Triumph.

Seyfried (eintretend).

Es drängt die Zeit.

Ferdinand.

Sei immer ruhig, Freund,

Er hat dafür geſorgt, daß uns ſein Herr
Nicht vor der Zeit hier ſtöre im Beginnen.
Nun aber fort! Es ziemt nicht meiner Würde,
Den Schergen hier zu ſpielen nebſt dem Richter.
Obwohl's mich freut, erquickt in meinem Sinn,
— Nicht meinetwillen, nein, um Gottes wegen —
Im Staub zu ſehn den Mann, der ihm getrotzt.
Glück auf den Weg! Nach Kufſtein alſo raſch!
(Durch die Mittelthüre ab.)

Kleſel.

Herr Seyfried, ſeht, ich war Euch ſtets ein Freund.

Seyfried.

Drum habt Ihr meiner Schweſter auch verweigert
Die Penſion, die ihr zu Recht gebührt.

Kleſel.

Sie ſoll ſie haben, und verlangt Ihr Gold,
Nennt den Betrag bis dreißigtauſend Kronen,
Nur gönnt mir Aufſchub, eine Viertelſtunde.
Laßt mich zu Hauſe ordnen noch Papiere,
Man hat ſo viel, was nicht für Jeden taugt.

Seyfried.

Ich bin vom ſelben Stoff, wie meine Waffen,
Die Fauſt von Eiſen und die Bruſt von Erz.
(Auf die Seitenthüre links zeigend.)
Dort unſer Weg. Verlegt Euch nicht auf Bitten.

Kleſel.

Ihr mahnt mich recht. Ich habe hier geboten,
Und will nicht betteln um der Bettler Gnade.
Vollführt denn die Befehle Eures Herrn,
Der ſich von Eiſen fühlt, wie Euer Harniſch,

So oft ihn Glaubenseifer vorwärts treibt;
Doch, kommt's einmal zu menſchlicher Zerwürfniß,
Vor Jedem zittern wird, der ſtarken Sinns
Sich dienend aufgedrungen ihm zum Herrn.
Er wird mein Rächer ſein. Ich ahn' ihn ſchon,
Und höre ſeine Tritte aus der Ferne.

Ein **Diener**, der die Mittelthüre öffnet, anmeldend.

Diener.

Herr Oberſt Wallenſtein.

Kleſel.

Hört Ihr den Namen?

Seyfried.

Jetzt iſt nicht Zeit zu ſprechen. Dort hinaus!

Aus der Seitenthüre ſind **Trabanten** herausgetreten.

Kleſel

(zu Seyfried, der vorausgehen will).

Zurück, mir bleibt der Vorrang, wär's in Ketten.

(Er geht mitten durch die Trabanten ab. Seyfried folgt.)

Oberſt Wallenſtein iſt eingetreten und ſieht ihm verwundert nach.
Erzherzog Ferdinand kommt durch die Mittelthüre.

Ferdinand.

Wir freuen uns, Herr Oberſt, Euch zu ſehn.
Ihr kommt aus Prag?

Wallenſtein.

Auf einem Umweg, ja.

Ferdinand.

Wie ſteht's im Schloß?

Wallenſtein.

Verwirrung aller Orten.
Man ſpricht von Krankheit, Manche gar von Tod.

Ferdinand.

Verhüt' es Gott!

Wallenſtein.

Er wird wohl etwa, denk' ich.
Allein im Land bedarf es unſre Sorge,
Da iſt das Unterſte zu oberſt, Herr.

Ferdinand.

Vielleicht das Oberſte zu unterſt bald.

Wallenſtein.

Man hat den Bau der Kirchen eingeſtellt,
Die ihnen zugeſagt der Majeſtätsbrief.

Ferdinand.

Das hat er nicht.

Wallenſtein.

Nun, auch gut, alſo nicht.
Allein ſie glauben's, und der Aufſtand lodert
In Braunau, Pilſen, weit herum im Land.
Schon bis nach Prag erſtreckt ſich die Bewegung,
Der Mathes Thurn liegt dort im Hinterhalt.

Ferdinand.

Und unſre Treuen, Martiniz, Slawata,
Des Landes fromme Pfleger, dulden ſie's?

Wallenſtein.

Sie haben Aergeres bereits erduldet.
Der Mathes Thurn ließ eben, als ich abging,
Nach einer alten Landesſitte, ſagt' er,

Sie aus den Fenſtern werfen am Hradſchin,
Im vollen Landtag und im beſten Sprechen.
Doch ſind ſie unverletzt, ſeid unbeſorgt.
Sie haben noch gar höflich ſich entſchuldigt,
Weil nach dem Rang ſie nicht zu liegen kamen,
Zu oberſt, weil zuletzt, der Secretär.
Betrachtet Böhmen drum als feindlich Land.

Ferdinand.

Nun, um ſo beſſer denn!

Wallenſtein.

Ihr ſeid mein Mann!
Drum eben iſt Gewalt Gewalt genannt,
Weil ſie entgegen tritt dem Widerſtand.
Und wie im Feld der Heeresfürſt gebeut,
Nicht fremde Meinung oder Tadel ſcheut,
So ſei auch in des Landes Regiment
Ein Gott, Ein Herr, Ein Wollen ungetrennt.
Ich will nun noch zu Seiner Majeſtät.

Ferdinand.

Laßt das auf ſpäter. Setzt für jetzt Euch hin,
Schreibt die Befehle an die Garniſonen.

Wallenſtein.

Das iſt bereits geſchehn.

Ferdinand.

Durch wen? und wann?

Wallenſtein.

Da auf den Stationen, als ich herritt,
Man mit den Pferden zögerte, wie's Brauch,
Benutzt' ich jede Raſt und ſchrieb die Orders
An die entfernt gelegnen Truppen ſelbſt,

Sie theils nach Brünn, theils her nach Wien beſcheidend.
Erwartet heut noch die Dampierre'ſchen Reiter,
Kaprara's Fußvolk auch iſt wohl ſchon nah.
Der Krieg hat Füße denn doch nur und Hände,
Wenn er Geſchwindigkeit mit Kraft vereint.

Ferdinand.

Und das nahmt Ihr auf Euch?

Wallenſtein.

So ſollt' ich nicht?

Ferdinand.

Ich dank' Euch, Herr; und denk' Euch wohl zu brauchen,
Wenn mich einſt Gott auf dieſen Thron geſetzt.
Doch will ich mich auch hüten, nehmt's nicht übel,
Daß Ihr nicht mehr mir dient, als lieb mir ſelbſt.

Wallenſtein.

Wer kann wohl ſagen, meint ein altes Sprichwort:
Aus dieſem Brunnen will ich niemals trinken!
Die Zeit entſcheidet da, Herr — und der Durſt.

Ferdinand (die Mittelthüre öffnend).

Herbei, wer in den Vorgemächern draußen,
Und treu es meint mit Oeſtreichs edlem Haus.

Mehrere treten ein.

Ferdinand.

In Prag hat ſich der Pöbel, Glaubenspöbel,
Erfrecht, was nimmermehr zu dulden ziemt.
Wer Chriſt und Edelmann, iſt aufgefordert,
Zu ziehn mit uns für Gott und für das Recht.

Einige.

Seht uns bereit!

Andere.

Mit Gut und Blut und Leben!

Ferdinand.

Beſendet Tilly, ſchreibt an Bayerns Herzog,
Daß uns ihr Beiſtand ſicher, wenn er noth.
Obwohl für jedes Menſchenleben gern
Ich einen Theil hingäbe meines Selbſt,
Will ich nicht ruhn, bis dieſes böſe Schlingkraut
Vertilgt in jeder Windung bis zum Kern.
(Trompeten in der Ferne.)

Wallenſtein

(ans Fenſter eilend).

Das ſind, weiß Gott! ſchon die Dampierre'ſchen Reiter.
Die habt Ihr nun wie Würfel in der Hand.

König Mathias kommt aus dem Kabinete.

Mathias.

Was ſind das für Trompeten? und was ſoll's?

Ferdinand.

Die Truppen, Herr, die ſich nach Prag begeben,
Wo frecher Aufruhr uns die Stirne beut.

Mathias.

Die Früchte das von dem geheimen Treiben,
Das hinter unſerm Rücken ſtill bemüht.
Schickt nach dem Cardinal!
(da die Angeredeten verlegen zurücktreten)
Was zögert ihr?

Ferdinand.

Er iſt nur eben abgereiſt nach Kufſtein.

Mathias.

In dieſem Augenblick? Iſt er von Sinnen?

Ferdinand.

Gerad' in dieſem Augenblick, mein König.
(Auf das Kabinet zeigend.)
Gefällt's Euch hier ins Innre einzutreten,
So leg' ich Euch die Gründe dienſtlich vor.

Mathias (ſtreng).

Sprecht öffentlich, damit ich offen richte.

Ferdinand
(Schriften aus dem Mantel ziehend, halblaut).

Die Briefe hier von Bayern, Spanien, Rom,
Den einz'gen Stützen unſrer guten Sache,
Die nur auf die Entfernung dieſes Manns
Den Beiſtand uns verheißen, den wir brauchen.
Hier Oberſt Wallenſtein, er kommt aus Prag
Und meldet uns, daß dort der Aufſtand rege.
Die Andersgläubigen der andern Länder,
Erwarten nur das Zeichen ſolchen Aufbruchs,
Um zu vereinen ſich zu gleichem Trotz.
Glaubt Ihr, daß wir mit unſern eignen Kräften
(auf die Schriften zeigend)
Nicht unterſtützt von gleichgeſinnten Mächten,
Dem Sturm gewachſen, der uns rings bedroht?

Mathias.

Wär' Kleſel hier, er wüßte deß wohl Rath.

Ferdinand.

Er iſt kaum auf dem Weg. Geliebt es Euch,
So bringen Boten ihn noch heut zurück.
Allein alsdann verzeiht, wenn ich mich ſelbſt

Vereine mit den Schreibern dieſer Briefe,
Zurück mich ziehend in mein ſtilles Land.
(Mit gebeugtem Knie die Schriften hinhaltend.)

Mathias
(die Schriften ihm heftig aus der Hand nehmend).

Wir wollen ſehn! — Herr Oberſt Wallenſtein,
Ihr kommt von Prag, wie ſteht es mit dem Kaiſer?
(mit einem Seitenblicke auf Erzherzog Ferdinand)
Ich fühle mich nur jetzt an ihn gemahnt.

Wallenſtein.

Er ward ſo oft im Leben todt geſagt,
Daß nun auch kaum man den Gerüchten glaubt,
Die Unheil kündend ſich vom Schloß verbreiten.
Doch überholt' ich an der Taborbrücke
Ein Sechsgeſpann mit kaiſerlichem Wappen
Und Herren drin in Schwarz, vielleicht in Trauer.
Hier ſind ſie, däucht mich; hört die Antwort ſelbſt.

Herzog Julius von Braunſchweig und einige **Hofleute**, die reichverzierte Kleinodiengehäuſe tragen, ſämmtlich in Trauer, treten ein.

Mathias.

Ich weiß genug. Es ſprechen eure Kleider.
Mein Bruder todt. Wär' ich es erſt nur auch.
(an der Thüre des Kabinets)
Und Niemand folge mir! Ich will allein ſein.
(Er geht hinein.)

Ferdinand.

Und iſt es ſo?

Julius.

Es iſt. Ein jäher Anfall,
Der noch der Hoffnung Raum ließ, weil er öfter,

So ſagen ſeine Diener, ihn ergriff.
Doch dießmal war's der Tod. Er iſt geſchieden.

Ferdinand.

O daß der Drang der Zeit mir Weile gönnte,
Ihn zu beweinen, wie er es verdient.
Er war ein frommer Fürſt.

Julius.

Wohl, und ein weiſ'rer,
Als ihm die Haſt der Uebereilung zugibt.

Ferdinand.

Doch zeigt die Weisheit ſich im Handeln meiſt.

Julius.

Wo nichts zu wirken, iſt auch nicht zu handeln.
Die Zeit hilft ſelbſt ſich mehr, als man ihr hilft.
Wir bringen die Inſignien des Reichs,
Das einem Andern nun zu Recht gehört,
Ein Erbe, der die Erbſchaft ſchon beſitzt.
Und ſo nun, meine Freundespflicht erfüllt,
— Er war mein Freund, ich wenigſtens der ſeine —
Empfehl' ich dieſes Land in Gottes Schutz
Und kehre rück zu meinem, das mich ruft.

Ferdinand.

Vor allem noch nehmt unſers Hauſes Dank,
Herr, und erlaubt, daß bis zur äußern Thür —

Julius (ablehnend).

Der Tod macht gleich. Wir Alle müſſen ſterben.
(Er geht. Seine Begleiter ſetzen die Kapſeln mit den Inſignien auf einen rechts im Hintergrunde ſtehenden Tiſch. — Militärmuſik in der Ferne.)

Wallenſtein

(ans Fenſter eilend).

Das iſt Kaprara's Fußvolk, wie ich ſagte.

Ferdinand.

Laßt dieſe Töne ſchweigen, die den Jubel
In unſers Herzens Trauer ſpottend miſchen.
— Auch ſtört es etwa Seine Majeſtät,
Die jetzt wohl ſchwer von anderen Gedanken.

(Es iſt Jemand auf den Balkon getreten und hat mit dem Schnupftuch ein Zeichen gemacht. Die Muſik ſchweigt.)

Ferdinand.

Und ſo im Geiſt der Leichenfeier folgend
Des hingeſchiednen Herrn, laßt uns ihn rächen.
Zwar Rache ziemt dem echten Chriſten nicht,
Doch ſeine Feinde ſtrafen, die auch unſre,
Und ſtrafend ſie, wär's mit Verluſt des Lebens,
Zugleich erretten ſie vom ew'gen Tod.
Ein kurzer Feldzug nur ſteht uns bevor —

Wallenſtein (in der Menge).

Der Krieg iſt gut und währt' er dreißig Jahr.

Ferdinand.

Wer ſprach? Was fällt Euch ein? Und warum dreißig?
Iſt's doch, als ob mit wiederholtem Schall
Das Wort von allen Wänden wiedertönte.
Ein kurzer Feldzug, ſagt' ich, und ſo iſt's;
Was fällt Euch ein? Und warum dreißig eben?

Wallenſtein.

Ei Herr, man nennt ſo viel ein Menſchenleben,
Und eh nicht, die nun Männer, faßt das Grab,
Und die nun Kinder, Männer ſind geworden,
Legt ſich die Gährung nicht, die jetzt im Blut.

Ferdinand.

Wir achten Euch als wohlerprobten Krieger,

Als tücht'gen Führer, wohl dereinſt als Feldherrn,
Doch zum Propheten ſeid Ihr noch zu jung.
Und wenn Ihr, wie man ſagt, in Sternen leſ't,
So denkt an Kaiſer Rudolphs traurig Wiſſen.
Nun laßt uns die Befehle noch bereiten,
Daß Jedem kundig, wo ſein wahrer Punkt.
Denn gleich der That ehr' ich die kluge Schrift;
Die Feder ſchlägt oft ſichrer als die Waffe.

Muſik und Lärm
(auf der Straße).

Vivat Mathias!

Ferdinand.

Schweigt man nimmer denn?

Ein **Diener**, der eingetreten iſt.

Diener.

Der Tod des Kaiſers hat ſich ſchon verbreitet.
Man jauchzt dem neuen Herrn. Man will ihn ſehn.

Auf der Straße.

Vivat Mathias!

Ferdinand
(auf das Kabinet zeigend).

Geh' denn Einer hin —
Und ſage — Meldet Seiner Majeſtät
Des Volkes Wunſch und der Getreuen Bitte.
(Der Diener geht ins Kabinet.)

Ferdinand.

Man muß die Stimmung nützen, wenn ſie neu.
Gealtert theilt ſie gern des Alters Zweifel,
Und frägt nach Gründen, endlos im Warum.

Mathias

(aus dem Kabinete)

Wird mir denn nimmer Ruh? Was ſoll es noch?

Ferdinand.

Das Volk, von dem Ereigniß unterrichtet,
Das ſeinen Herrn beruft zum deutſchen Thron,
Dazu die Krieger, die ins Feld ſich rüſten,
Verlangen Euch zu ſehn, erlauchter Herr.

Mathias.

Nun denn, nur ſchnell.

Ferdinand

(auf die Glasthüre zeigend).

Vielleicht hier vom Balkon.

Mathias.

Geht Ihr mit mir und ſteht an meiner Seite,
Vielleicht erkennt das Volk dann, wer ſein Herr.

(Erzherzog Ferdinand tritt mit einer ehrerbietigen Verbeugung zurück.)

Mathias.

So öffnet denn die Thür! — Und —

(mit einer Abſchiedsbewegung)

Gott befohlen!

(Er tritt auf den Balkon; Jubelgeſchrei von außen.)

Ferdinand.

Wir wollen denn nicht länger läſtig fallen.
Ich ſelber ziehe nicht mit Euch ins Feld,
Doch will ich ſorgen, daß, dieweil Ihr fern,
Die Feinde tilgt mit ſcharfgeſchliffner Waffe,
Die Gegner in dem Rücken Eures Heers,
Die heimlichen, deßhalb gefährlichſten,
Gejätet und geſichtet und getilgt,

Auf daß das Land ein wohlbeſtellter Garten,
Ein Aehrenfeld, zu Frucht dem höchſten Herrn.

(Indem die Anweſenden ſich öffnen und einen Durchgang bilden.)

Ferdinand.

Es geht in Krieg, ſeid froh, Herr Wallenſtein.

Wallenſtein.

Ich bin's.

Mehrere.

Wir auch, und währt' es dreißig Jahr.
— Ja, wären's dreißig — dreißig! — Um ſo beſſer.

(Indem ſie Wallenſtein die Hand ſchütteln. Alle ab.)

Mathias

(der vom Balkon zurückkommt).

Was ſprachen ſie von Krieg und dreißig Jahren?
Ich werd' es nicht erleben. Glück genug.
Und üb'rall Lärm. Ich aber brauchte Stille.
Tönt's doch in meinem Innern laut genug;
Und wieder öde, daß kein Wiederhall
Des allgemeinen Jubels rückerklingt.
Am Ziel iſt nichts mir deutlich als der Weg,
Der kein erlaubter war und kein gerechter.

(Sein Blick trifft die Reichskleinodien, er wendet die Augen ab.)

O Bruder, lebteſt du und wär' ich todt!
Gekoſtet hab' ich, was mir herrlich ſchien,
Und das Gebein iſt mir darob vertrocknet;
Entſchwunden jene Träume künft'ger Thaten,
Machtlos wie du, wank' ich der Grube zu.

Ich will ins Freie, mich zerſtreun — und doch,
Wie ein Magnet zieht's mir die Augen hin,
Und täuſcht mit Formen, die nicht ſind, ich weiß.

Reicht denn dein Haß herüber übers Grab,
Selbſt nach der Strafe noch?

(Lärm und Muſik von Neuem aus der Ferne.)

Mathias

(gegen den Tiſch gekehrt in einiger Entfernung niederknieend und wiederholt die Bruſt ſchlagend).

Mea culpa, mea culpa,
Mea maxima culpa.

Von der Straße.

Vivat Mathias!

(Indem das Vivatrufen fortwährt und Mathias das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, fällt der Vorhang.)

◆

Die Jüdin von Toledo.

Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Alle Dramen dieſer Geſammtausgabe Grillparzer's ſind den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.

Perſonen.

Alphons der Edle (VIII.), König von Caſtilien.
Eleonore von England, deſſen Gemahlin. (Tochter Heinrichs II.)
Der Prinz, beider Sohn.
Manriquez, Graf von Lara, Almirante von Caſtilien.
Don Garceran, deſſen Sohn.
Donna Clara, Ehrendame der Königin.
Die Kammerfrau der Königin.
Iſaak, der Jude.
Eſther, } deſſen Töchter.
Rahel, }
Reinero, des Königs Knappe.
Standesherrn, Hofdamen, Bittſteller, Diener und Leute aus dem Volk.

Ort der Handlung: Toledo und Umgebung.
Zeit um das Jahr 1195.

Erſter Aufzug.

Im königlichen Garten zu Toledo.

Iſaak, Rahel und **Eſther** kommen.

Iſaak.

Bleib zurück, geh nicht in' Garten —
Weißt du nicht, es iſt verboten?
Wenn der König hier luſtwandelt,
Darf kein Jud' — Gott wird ſie richten! —
Darf kein Jud' den Ort betreten.

Rahel (ſingt).

La, la, la, la.

Iſaak.

Hörſt du nicht denn?

Rahel.

Ei, wohl hör' ich.

Iſaak.

Nun, und weichſt nicht?

Rahel.

Hör' und weiche doch nicht.

Iſaak.

Je, je, je! Was ſucht mich Gott?

Gab doch meinen Deut den Armen,
Hab' gebetet und gefaſtet,
Weiß nicht, wie Verbot'nes ſchmecket:
Je, und dennoch ſucht mich Gott!

Rahel (zu Eſther).

Ei, was zerrſt du mich am Arme?
Und ich bleib' und gehe doch nicht.
Ich will 'mal den König ſehen,
Und den Hof und all ihr Weſen,
All ihr Gold und ihr Geſchmeide.
Soll ein Herr ſein, weiß und roth,
Jung und ſchön, ich will ihn ſehn.

Iſaak.

Und wenn dich die Knechte fangen?

Rahel.

Ei, ich bitte mich wohl los.

Iſaak.

Ja, wie deine Mutter, gelt?
Die ſah auch nach ſchmucken Chriſten,
War nach Misraims Töpfen lüſtern,
Hielt' ich ſie nicht ſtreng bewacht,
Glaubt' ich — nu, Gott wird verzeihen! —
Deine Thorheit ſtamme dorther,
Sei ein Erbtheil ſchnöder Chriſten:
Da lob' ich mein erſtes Weib,
(zu Eſther)
Deine Mutter, brav wie du,
Wenn auch arm. Was nützte mir
Auch der Reichthum jener Zweiten?
Hat ſie nicht damit geſchaltet,

Schmaus und Gaſtgebot gehalten,
Schmuck gekauft und Edelſteine?
Schau! ſie iſt wohl ihre Tochter!
Hat ſie ſich nicht rings behangen,
Prangt ſie nicht in ſtolzen Kleidern,
Als ein Babel anzuſehn?

Rahel (ſingend).

Bin ich nicht ſchön,
Bin ich nicht reich?
Und ſie ärgern ſich,
Und mich kümmert's nicht, la, la, la, la.

Iſaak.

So geht ſie auf reichen Schuhen,
Nützt ſie ab, frägt nichts darnach,
Jeder Schritt gilt einen Dreier.
Hat im Ohr ihr reich Geſchmeide,
Kommt ein Dieb und nimmt ihr's ab,
Fällt's in' Buſch, wer findet's wieder?

Rahel
(ein Ohrgehänge abnehmend).

Sieh, ſo ſchraub' ich's los und halt' es,
Wie das blitzt und wie das flimmert!
Und doch acht' ich's ſo geringe,
Wenn mir's einfällt, ſchenk' ich's dir,
(zu Eſther)
Oder werf' es von mir, ſieh'!
(Sie macht mit der Hand eine fortſchleudernde Bewegung.)

Iſaak
(nach der Richtung des Wurfes laufend).

Weh, o weh! Wo flog es hin?
Weh, o weh! Wie find' ich's wieder?
(Er ſucht im Geſträuche.)

Eſther.

Ei, was kommt dich an? Das Kleinod —

Rahel.

Glaubſt du denn, ich ſei ſo thöricht
Und verſchleuderte das Gut?
Sieh' ich hab's, halt's in der Hand,
Häng' es wieder in mein Ohr,
Weiß und klein, zum Schmuck der Wange.

Iſaak (ſuchend).

Weh! Verloren!

Rahel.

Vater, kommt nur!
Seht, das Kleinod iſt gefunden,
's war ja Spaß nur.

Iſaak.

Daß dich Gott —!
So zu ſpaßen! Und nun komm!

Rahel.

Vater, jedes, nur nicht dieß.
Ich muß 'mal den König ſehen,
Und er mich, ja, ja, er mich.
Wenn er kommt und wenn er fragt:
Wer iſt dort die ſchöne Jüdin?
Sag', wie heißt du? — Rahel, Herr!
Iſaaks Rahel! ſprech' ich dann,
Und er kneipt mich in die Backen,
Heiße dann die ſchöne Rahel.
Mag der Neid darob zerplatzen,
Wenn ſie's ärgert, kümmert's mich?

Eſther.

Vater!

Iſaak.

Wie?

Eſther.

Dort naht der Haufen.

Iſaak.

Herr des Lebens! Was geſchieht mir?
's iſt Rehabeam und ſein Volk.
Wirſt du gehen?

Rahel.

Vater, hört doch!

Iſaak.

Nun ſo bleibe! Eſther komm!
Laſſen wir allein die Thörin.
Mag der Unrein-Händige kommen,
Sie berühren, mag ſie tödten!
Hat ſie's ſelber doch gewollt.
Eſther komm!

Rahel.

Je, Vater, bleibt!

Iſaak.

Immer zu! Komm, Eſther, komm!
(Er geht.)

Rahel.

Ich will nicht allein ſein! Hört ihr?
Bleibt! — Sie gehn — O weh mir, weh!
Ich will nicht allein ſein! Hört ihr?
Ach, ſie kommen — Schweſter! Vater!
(Eilt ihnen nach.)

Der **König**, die **Königin**, der Almirante von Caſtilien **Don Manriquez**, Graf von Lara, **Donna Clara** kommen mit **Gefolge**.

König (im Auftreten).

Laßt näher nur das Volk! Es ſtört mich nicht;
Denn wer mich einen König nennt, bezeichnet
Als Höchſten unter Vielen mich, und Menſchen
Sind ſo ein Theil von meinem eignen Selbſt.

(Zur Königin gewendet.)

Und du, kein mindrer Theil von meinem Weſen,
Willkommen mir in dieſer treuen Stadt,
Willkommen in Toledo's alten Mauern.
Sieh rings um dich und höher poch' dein Herz,
Denk' nur, du ſtehſt an meines Geiſtes Wiege;
Hier iſt kein Platz, kein Haus, kein Stein, kein Baum,
Der Denkmal nicht von meiner Kindheit Looſe.
Als ich vor meines böſen Oheims Wüthen,
Des Königs von Leon, ein vaterloſer,
Der Mutter früher ſchon beraubter Knabe,
Durch Feindes Land, es war mein eignes, floh,
Und mich von Stadt zu Stadt Caſtiliens Bürger
Wie Hehler eines Diebſtahls heimlich führten,
Weil Tod bedräute Wirth zugleich und Gaſt,
Und üb'rall nun umſtellt war meine Spur,
Da brachten mich die Männer, Don Eſtevan
Illan, den längſt der Raſen birgt des kühlen Grabs,
Und dieſer Mann, Manriquez Graf von Lara,
Hieher, den Hauptſitz von der Feinde Macht,
Und bargen mich im Thurm von Sanct Roman,
Den du dort ſiehſt hoch ob den Häuſern ragen.
Dort lag ich ſtill, ſie aber ſtreuten aus

Den Samen des Gerüchts ins Ohr der Bürger.
Und als am Tage Himmelfahrt die Menge
Verſammelt war vor jenes Tempels Pforte,
Da führten ſie mich auf des Thurmes Erker,
Und zeigten mich dem Volk und ſchrie'n hinab:
Hier mitten unter euch, hier euer König,
Der Erbe alter Fürſten, ihres Rechts
Und eurer Rechte williger Beſchirmer.
Ich war ein Kind und weinte, ſagten ſie,
Noch aber hör' ich ihn, den gellen Aufſchrei,
Ein einzig Wort aus tauſend bärt'gen Kehlen,
Und tauſend Schwerter wie in Einer Hand,
Der Hand des Volks. Gott aber gab den Sieg.
Die Leoneſer flohn; und fort und fort,
Ich ſelber Fahne mehr als Krieger noch
Inmitten eines Heers, durchzog das Land
Erfechtend mit des Mundes Lächeln Siege;
Sie aber lehrten mich und pflegten mein,
Und Muttermilch floß mir aus ihren Wunden.
Deßhalb, wenn andre Fürſten Väter heißen
Des eignen Volks, nenn' ich mich ſeinen Sohn,
Denn was ich bin, verdank' ich ihrer Treue.

Manriquez.

Wenn alles, was Ihr ſeid, vieledler Herr,
Von daher wirklich ſtammen ſollte — dann,
Dann nehmen wir den Dank und ſind deß froh,
Wenn unſre Lehren, unſre Pflege ſich
In ſo viel Ruhm, in ſo viel Thaten ſpiegeln,
Dann iſt der Dank ſo ein' als andre Pflicht,
(Zur Königin.)
Seht ihn nur an mit Eurem holden Blick;
Denn ſo viel Könige noch in Spanien waren,

Vergleicht ſich keiner ihm an hohem Sinn.
Das Alter iſt wohl tadelſüchtig ſonſt,
Auch ich bin alt und tadle gern und viel,
Und oft hab' ich, im Rath mit meiner Meinung
Beſiegt von ſeinem fürſtlich hohen Wort,
Geheim erbost — heißt das, auf kurze Zeit —
Bös Zeugniß aufgeſucht gen meinen Herrn,
Ihn eines Fehls, weiß Gott wie gerne, zeihend,
Doch immer kehrt' ich tief beſchämt zurück,
Mir blieb der Neid, und er war fleckenlos.

König.

Ei, Ei! Der Lehrer auch ein Schmeichler, Lara?
Doch wollen wir nicht dieß und das beſtreiten.
Bin ich nicht ſchlimm, ſo beſſer denn für euch,
Obgleich der Menſch, der wirklich ohne Fehler,
Auch ohne Tugend wäre, fürcht' ich faſt;
Denn wie der Baum mit lichtentfernten Wurzeln
Die etwa trübe Nahrung ſaugt tief aus dem Boden,
So ſcheint der Stamm, der Weisheit wird genannt,
Und der dem Himmel eignet mit den Aeſten,
Kraft und Beſtehn aus trübem Irdiſchen,
Dem Fehler nah Verwandten aufzuſaugen.
War Einer je gerecht, der niemals hart?
Und der da mild, iſt ſelten ohne Schwäche.
Der Tapfre wird zum Waghals in der Schlacht.
Beſiegter Fehl iſt all des Menſchen Tugend,
Und wo kein Kampf, da iſt auch keine Macht.
Mir ſelber ließ man nicht zu fehlen Zeit:
Als Knabe ſchon den Helm auf ſchwachem Haupt,
Als Jüngling mit der Lanze hoch zu Roß,
Das Aug' gekehrt auf meines Gegners Dräu'n,

Blieb mir kein Blick für dieſes Lebens Güter,
Und was den reizt und lockt, lag fern und fremd.
Daß Weiber es auch gibt, erfuhr ich erſt,
Als man mein Weib mir in der Kirche traute,
Die wirklich ohne Fehl, wenn irgend Jemand,
Und die ich, g'rad heraus, noch wärmer liebte,
Wär' manchmal, ſtatt des Lobs, auch etwas zu verzeih'n.

(Zur Königin.)

Nu, nu, erſchrick nur nicht, war's doch nur Scherz!
Doch ſoll den Tag man nicht vor Abend loben,
Und malen nicht den Teufel an die Wand.
Nun aber ſtatt zu rechten, laß die Zeit,
Die kurzgegönnte, uns der Ruh genießen.
Die Fehden inner Landes ſind gedämpft,
Doch rüſtet ſich, ſagt man, der Maure neu
Und hofft aus Afrika verwandte Hilfe,
Ben Juſſuf und ſein ſtreitgewohntes Heer;
Da gibt's dann neuen Krieg und neue Plage.
Bis dahin öffnen wir die Bruſt dem Frieden,
Und athmen ein die ungewohnte Luft.
Iſt keine Nachricht da? — Allein vergaß ich's?
Du ſiehſt ja nicht um dich her, Leonore,
Und ſchauſt, was wir geſchaffen, dir zur Luſt?

Königin.

Was ſoll ich ſehn?

König.

O weh doch, Almirante!
Wir haben's nicht getroffen, ob bemüht.
Da gruben wir nun Tag' und Wochen lang,
Und hofften dieſen Garten umzuſtalten,
Der nur Orangen trägt und Schatten gibt,

In einen, wie ſie England hegt und liebt,
Das ſtrenge Vaterland für einen Strengen:
Allein ſie lächelt, ſchüttelt ſtill das Haupt. —
So ſind ſie nun, Britanniens Kinder, alle;
Trifft man aufs Haar nicht den gewohnten Brauch,
So weiſen ſie's zurück und lächeln vornehm.
Die Meinung mindeſtens war gut, Lenore,
Und ſo gib nur ein Wort des Danks den Männern,
Die ſich für uns, weiß Gott, wie lang, bemüht.

Königin.

Ich dank' euch, edle Herrn!

König.

Nun zu was Anderm,
Der Tag hat einen Riß. Ich hoffte dir
An Hütten, Wieſen engliſchen Geſchmacks
Noch das und dieß im Garten rings zu zeigen;
Doch iſt's verfehlt. Verſtell' dich nicht, o Liebe!
Es iſt ſo, denken wir nicht mehr daran!
Da bleibt ein Stündchen denn für das Geſchäft,
Eh' fran'ſcher Wein uns Spaniens Küche würzt.
Iſt noch kein Bote von der Grenze da?
Toledo haben wir mit Fleiß erſehn,
Um nah zu ſein der Kundſchaft von dem Feinde,
Und doch kein Bote?

Manriquez.

Herr!

König.

Was iſt's? Wie nur?

Manriquez.

Ein Bote kam.

König.

Nun denn!

Manriquez

(auf die Königin zeigend).

Ein wenig ſpäter.

König.

Mein Weib, ſie iſt gewohnt an Rath und Krieg,
Die Königin theilt jedes mit dem König.

Manriquez.

Doch dürfte mehr noch als die Botſchaft etwa
Der Bote ſelber —

König.

Und wer iſt's?

Manriquez.

Mein Sohn.

König.

Ah, Garceran! Laß ihn nur kommen!

(Zur Königin.)

Bleib.

Der junge Mann hat höchlich wohl gefehlt,
Als er verkleidet ſchlich ins Frau'ngemach,
Die Holde ſeines Herzens zu erſpähn.
Nu, Donna Clara, ſenkt nur nicht das Haupt,
Der Mann iſt wacker, obgleich jung und raſch,
Geſpiele mir aus meiner Knabenzeit,
Und unverſöhnlich ſein, wär' etwa ſchlimmer
Als leichtgeſinnt den Fehler überſehn.
Auch, denk' ich, hat er reichlich abgebüßt,
Seit Monden ſchon verbannt zur fernen Grenze.

(Auf einen Wink der Königin entfernt ſich Donna Clara.)

Nun geht ſie doch: O Sittſamkeit,
Noch ſittlicher als Sitte!

Garceran kommt.

König.

Ah, mein Freund!
Wie ſteht's bei euch? Sind Alle dort ſo bang,
Wie du, und alſo mädchenhafter Scheu?
Dann ſteht es ſchlimm um unſrer Reiſe Schutz.

Garceran.

Ein wackrer Mann, Herr, fürchtet keinen Feind,
Doch ſchwer drückt edler Frau'n gerechter Zorn.

König.

Gerechter Zorn, ja wohl! Und glaube nicht,
Daß ich mit Brauch und Schick es minder ſtreng
Und ernſtlich halt', als meine Frau.
Doch hat der Zorn und Alles ſeine Grenze,
Drum nochmals, Garceran, wie ſteht's bei euch?
Macht euch der Feind, ob Frieden gleich, zu ſchaffen?

Garceran.

Wir ſchlugen uns, als wär's ein Scheingefecht,
Mit blut'gen Wunden dieſſeits, Herr, und drüben:
Der Friede glich dem Krieg ſo auf ein Haar,
Daß nur im Treubruch aller Unterſchied;
Seit kurzer Zeit jedoch hielt Ruh der Gegner.

König.

Ei, das iſt ſchlimm!

Garceran.

Wir denken's auch, und glauben,
Er rüſte ſich für einen größern Schlag.
Auch heißt's, daß Schiffe täglich Volk und Vorrath

Aus Afrika nach Cadix überführen,
Wo heimlich ſich vereint ein ſtattlich Heer,
Zu dem der neue Herrſcher von Marokko, Juſſuf,
Soll ſtoßen mit dem dort geworbnen Volk;
Dann käme wohl der Schlag, der uns bedroht.

König.

Nun, ſchlagen ſie, ſo ſchlagen wir dann wieder,
Wie ſie ein König, führt der eure euch.
Und iſt ein Gott, wie er denn wirklich iſt,
Und Recht der Ausſpruch ſeines Munds, ſo hoff' ich
Zu ſiegen, weil ein Recht und weil ein Gott.
Mich dauert nur des Landmanns bittre Noth,
Ich ſelbſt, als Höchſter, ich bin da zum Schwerſten.
Laßt in den Kirchen ſich das Volk verſammeln,
Und flehen zu dem Herrn, der Siege gibt;
Die Heiligthümer ſeien ausgeſtellt,
Und Jeder bete, der da künftig ſtreitet.

Garceran.

Schon ohne Aufruf ward dein Wort erfüllt,
Die Glocken tönen weithin an der Grenze,
Und in den Tempeln ſammelt ſich das Volk;
Nur daß ihr Eifer, irrend, wie ſo oft,
Sich gegen jene Andersgläub'gen wendet,
Die Handel und Gewinn im Land zerſtreut;
Schon ward ein Jude hier und da mißhandelt.

König.

Und ihr, ihr duldet's? Nun, beim großen Gott!
Wer ſich mir anvertraut, den will ich ſchützen,
Ihr Glaube kümmert ſie, mich, was ſie thun.

Garceran.

Man nennt ſie Späher in der Mauren Sold.

König.

Niemand verräth zuletzt, was er nicht weiß,
Und da ich ihren Mammon ſtets verachtet,
Hab' nie auch noch begehrt ich ihren Rath.
Was ſein wird, weiß nur ich, nicht Chriſt noch Jude,
Und deßhalb ſag' ich euch bei eurem Kopf —

Eine Weiberſtimme
(von außen).

Weh uns!

König.

Was iſt?

Garceran.

Dort, Herr, ein alter Mann,
Ein Jude, ſcheint's, verfolgt von Gartenknechten,
Zwei Mädchen neben ihm; die eine, ſchau!
Sie flieht hieher.

König.

Ganz recht; denn hier iſt Schutz,
Und Gottes Donner, wer ein Haar ihr krümmt.
(In die Scene rufend)
Hieher, nur hier!

Rahel kommt fliehend.

Rahel.

O weh, ſie tödten mich,
Wie dort den Vater! Iſt denn nirgends Hilfe?
(Sie erblickt die Königin und kniet vor ihr.)
O holdes Frauenbild, beſchirme mich,
Streck' aus die Hand und ſchütze deine Magd,
Ich will dir dienen auch, nicht Jüdin, Sklavin.
(Sie greift nach den Händen der Königin, die ſich von ihr abwendet.)

Rahel (aufſtehend).

Auch hier nicht Rettung, üb'rall Angſt und Tod.
Wohin nur flieh' ich?
Ach, hier ſteht ein Mann
Mit Mondſcheinaugen, ſtrahlend Troſt und Kühlung,
Und Alles um ihn her heißt Majeſtät.
Du kannſt mich ſchützen, Herr, ach, und du wirſt's.
Ich will nicht ſterben, will nicht! Nein, nein, nein!
(Sie wirft ſich vor dem Könige nieder, ſeinen rechten Fuß umklammernd, das Haupt zu Boden geſenkt.)

König
(zu Einigen, die ſich nähern).

Laßt ſie! Der Schreck beraubt ſie faſt der Sinne,
Und wie ſie ſchaudert, ſchütternd mich mit ſich.

Rahel (emporgerichtet).

Und Alles, was ich habe,
(ihr Armband ablöſend)
dieſe Spangen,
Das Halsgeſchmeid und dann dieß theure Tuch,
(ein Tuch ablöſend, das ſie ſhawlartig um den Hals geſchlungen trägt)
Der Vater hat's gekauft um vierzig Pfund,
Aecht indiſches Geweb', ich geb' es hin,
Nur laßt mein Leben mir, ich will nicht ſterben.
(Sinkt in ihre vorige Stellung zurück.)

Man hat **Iſaak** und **Eſther** gebracht.

König.

Was hat der Mann verbrochen?

Manriquez
(da Alle ſchweigen).

— Herr, du weißt,

Verboten iſt der Eintritt dieſem Volk
In Königs Garten, wenn der Hof zur Stelle.

König.

Nun, wenn's verboten, ſo erlaub' ich's denn.

Eſther.

Er iſt kein Späher, Herr, ein Handelsmann,
Die Briefe, die er führt, ſie ſind hebräiſch,
Und nicht arabiſch, nicht in Maurenſprache.

König.

Ich glaub's, ich glaub's.
(Auf Rahel zeigend.)
Und dieſe?

Eſther.

Meine Schweſter.

König.

So nimm ſie denn und bring ſie fort.

Rahel
(da Eſther ſich ihr nähert).

— Nein, nein!
Sie faſſen mich, ſie führen mich hinaus
Und tödten mich!
(Mit den Händen auf den abgelegten Schmuck zeigend.)
Hier iſt mein Löſegeld,
Hier will ich bleiben und ein wenig ſchlafen.
(Die Wange an des Königs Knie gelegt.)
Hier iſt die Sicherheit, hier ruht ſich's gut.

Königin.

Wollt Ihr nicht gehn?

König.

Ihr ſeht, ich bin gefangen.

Königin.

Seid Ihr gefangen, bin ich frei; ich gehe.
(Mit ihren Frauen ab.)

König.

Nun noch auch das! Mit ihrem Züchtigthun
Erſchaffen ſie, was ſie entfernen möchten.
(Zu Rahel ſtreng.)
Ich ſage dir, ſteh auf! — Gib ihr ihr Tuch
Und laß ſie gehn.

Rahel.

O Herr, nur noch ein Weilchen —
Die Glieder ſind gelähmt, ich kann nicht ſchreiten.
(Den Ellbogen aufs Knie und den Kopf in die Hand geſtützt.)

König (zurücktretend).

Und iſt ſie immer denn ſo ſchreckhaft?

Eſther.

O nicht doch!
Sie war vor Kurzem übermüthig noch,
Und trotzte, wollte, Herr, dich ſehen.

König.

Mich?
Sie hat es ſchwer bezahlt.

Eſther.

Auch ſonſt zu Hauſe
Treibt ſie nur Poſſen, ſpielt mit Menſch und Hund,
Und macht uns lachen, wenn wir noch ſo ernſt.

König.

So wollt' ich denn, ſie wäre eine Chriſtin
Und hier am Hof, wo Langeweil genug:

Ein Bischen Scherz käm' etwa uns zu Statten.
He, Garceran!

Garceran.

Erlauchter Herr und König.

Eſther

(mit Rahel beſchäftigt).

Steh auf, ſteh auf!

Rahel

(ſich emporhebend und Eſther den Halsſchmuck abnehmend, den ſie zu dem übrigen legt).

Und gib nur, was du haſt,
Es iſt mein Löſegeld.

Eſther.

Es ſei denn alſo.

König.

Was dünkt dir von dem Allen?

Garceran.

Mir, o Herr?

König.

Verſtell' dich nicht, du biſt ein feiner Kenner.
Ich ſelbſt hab' nie nach Weibern viel geſehn,
Doch dieſe ſcheint mir ſchön.

Garceran.

Sie iſt's, o Herr!

König.

So ſei denn ſtark; denn du ſollſt ſie geleiten.

Rahel

(die in der Mitte der Bühne mit gebrochenen Knien und geſenktem Haupte ſteht, den Aermel aufſtreifend).

Leg' mir das Armband an. — O weh, du drückſt mich,

Den Halsſchmuck auch — zwar der hängt ja noch hier,
Das Tuch behalt', mir iſt ſo ſchwer und ſchwül.

König.

Bring ſie nach Haus!

Garceran.

Doch, Herr, ich fürchte.

König.

Was?

Eſther

(Raheln das Kleid am Halſe zurecht richtend).

Und wie das Kleid verſchoben und zerſtört.

Garceran.

Das Volk iſt aufgeregt.

König.

Du haſt nicht Unrecht.
Obwohl ein Wort des Königs Schutz genug,
Iſt's beſſer doch, zu meiden jeden Anlaß.
Bring ſie vorerſt nach einem der Kiosk',
Die rings im Garten ſtehn, und kommt der Abend —

Garceran.

Ich höre, hoher Herr!

König.

Wie nur? Ja ſo! —
Seid ihr nicht fertig noch?

Eſther.

Wir ſind's, o Herr!

König.

Und iſt es Abend und das Volk verlaufen,
So führe ſie nach Haus, und ſomit gut.

Garceran.

Komm, ſchöne Heidin!

König.

Heidin! welche Poſſen!

Eſther

(zu Rahel, die ſich zum Fortgehen anſchickt).

Und dankſt du nicht dem Herrn für ſo viel Huld?

Rahel

(noch immer erſchöpft, ſich gegen den König wendend).

Hab' Dank, o Herr, für deinen mächt'gen Schutz!
O! daß ich nicht ein ärmlich Weſen wäre,

(mit einer Bewegung der Hand über den Hals)

Daß dieſer Hals gekürzt von Henkershand,
Daß dieſe Bruſt ein Schild gen deine Feinde —
Zwar das begehrſt du nicht —

König.

Ein hübſcher Schild! —
Somit denn geht mit Gott. Und — Garceran,

(leiſe)

Ich wünſchte nicht, daß dieſe hier mein Schützling
Durch irgendwie zudringlich kühne Poſſen
Beleidigt, je geſtört —

Rahel

(die Hand an die Stirne gelegt).

— Ich kann nicht gehn.

König

(da ihr Garceran den Arm bieten will).

Wozu den Arm? Laß ſie die Schweſter führen.
Du, alter Mann, bewahre deine Tochter,
Die Welt iſt arg, ſo hüte deinen Schatz.

(Rahel und die Übrigen, von Garceran begleitet, ab.)

König

(ihnen nachſehend).

Sie wankt noch immer. All ihr ganzes Weſen
Ein Meer von Angſt in ſtets erneuten Wellen.

(Den einen Fuß beſehend.)

Hielt ſie den Fuß mir doch ſo eng umklammert,
Daß er faſt ſchmerzt — Im Grunde wunderlich,
Ein feiger Mann, er wird mit Recht verachtet,
Und dieß Geſchlecht iſt ſtark erſt, wenn es ſchwach.
Oh, Almirante, was ſagt Ihr dazu?

Manriquez.

Ich denke, hoher Herr, daß meinen Sohn
Ihr eben jetzt ſo fein, als ſtreng beſtraft.

König.

Beſtraft?

Manriquez.

Als Hüter ihn beſtellend dieſem Pöbel.

König.

Die Strafe, Freund, iſt, denk' ich, nicht ſo hart.
Ich ſelbſt hab' nie nach Weibern viel gefragt.

(Auf das Gefolge zeigend.)

Doch dieſe Herrn ſind etwa andrer Meinung.
Nun aber fort mit dieſen wirren Bildern!
Laßt uns zur Tafel, mich verlangt nach Stärkung,
Und bei dem erſten Trunk am feſtlich frohen Tag
Gedenk' ein Jeder deß — woran er denken mag.
Hier iſt kein Rang! Nur zu! Voraus! Voran!

(Indem die Hofleute ſich zu beiden Seiten ordnen und der König mitten durch ſie abgeht, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Ein Theil des Gartens. Kurzes Theater. Rechts ein Gartenhaus mit einem Balkon und einer Thüre, zu der mehrere Stufen emporführen.

Garceran zur Thüre heraustretend.

Garceran.

So rett' ich mich denn etwa vor der Hand.
Das Mädchen, ſie iſt ſchön und eine Närrin,
Und da die liebe Thorheit iſt 'ne Thörin,
Gefährlicher als ſelbſt die ſchlauſte nicht.
Zudem thut's noth, daß meinen guten Ruf
Und meine Leidenſchaft für Donna Clara —
Die ſchweigſamſte von allen, die je ſchwiegen —
Ich neu zu Ehren bringe, da's noch Zeit;
Entfliehen der Gefahr nennt Sieg der Kluge.

Ein **Knappe** des Königs kommt.

Knappe.

Herr Garceran!

Garceran.

Ah, Robert, und was ſoll's?

Knappe.

Der König, Herr, befahl mir, nachzuſehn,
Ob Ihr noch hier mit Eurer Pflegbefohl'nen.

Garceran.

Ob wir noch hier? Befahl er doch — Ah, Freund,
Du ſollteſt nachſehn, ob ich etwa oben?
Sag' nur, das Mädchen ſei im Gartenhaus
Und ich hier außen. Das wird ihm genügen.

Knappe.

Hier ſind Sie ſelbſt.

Garceran.

Ah, Majeſtät!

Der **König** kommt in den Mantel gehüllt, der Knappe geht.

König.

Nun, Freund,
Noch immer hier?

Garceran.

Habt Ihr doch ſelbſt befohlen,
Daß erſt beim Anbruch von des Abends Dunkel —

König.

Ja wohl, ja wohl! Doch reifer Ueberlegung
Scheint beſſer, daß ihr reist bei Tageslicht —
Du giltſt für kühn.

Garceran.

So glaubt Ihr, hoher Herr —

König.

Ich glaube, daß du ehrſt des Königs Wort,
Der, was er ſchützte, unbeläſtigt wünſcht.
Allein Gewohnheit iſt des Menſchen Meiſter,

Und unſer Wille will oft, weil er muß.
Drum geht nur jetzt. Was aber treibt dein Schützling?

Garceran.

Zum Anfang war ein Weinen ohne Maß,
Allein die Zeit bringt Troſt, pflegt man zu ſagen;
So war's auch hier. Vorbei der erſte Schreck,
Fand Munterkeit, ja Scherz ſich wieder ein.
Man ſah nun erſt das ſchimmernde Geräth,
Die Seide der Tapeten ward bewundert,
Des Vorhangs Stoff nach Ellen abgeſchätzt,
Man hat ſich eingerichtet und iſt ruhig.

König.

Und ſcheint ſie ſich zu ſehnen nach der Heimath?

Garceran.

Beinah, und manchmal wieder ſcheint es, nein.
Doch leichter Sinn grämt ſich nicht gern voraus.

König.

Du haſt doch nicht verſäumt, der Worte Köder
Nach ihr auch auszuwerfen nach Gewohnheit?
Wie nahm ſie's auf?

Garceran.

Nu, Herr, nicht eben ſchlimm.

König.

Du lügſt. — Im Grunde biſt du glücklich, Menſch!
Schwebſt wie ein Vogel durch die heitern Lüfte,
Und ſenkſt dich nieder, wo die Beere lockt,
Und weißt zu finden dich beim erſten Blick.
Ich bin ein König und mein Wort erſchreckt,
Doch wär' ich ſelbſt erſchrocken, ſtünd' ich irgend
Genüber einem Weib zum erſtenmal.

Wie fängſt du's an? Belehre mich ein wenig,
Ich bin ein Neuling in dergleichen Dingen,
Nicht beſſer als ein groß gewachſnes Kind.
Da wird geſeufzt?

Garceran.

Pfui, Herr, das wär' veraltet!

König.

Nun denn geblickt! Und Junker Gänſrich ſchaut,
Bis Dame Gänschen wieder ſchaut. Nicht ſo?
Dann nimmſt du wohl die Laute gar zur Hand,
Genüber dem Balkon, wie etwa hier,
Und ſingſt ein krächzend Lied, wozu der Mond,
Ein bleicher Kuppler, durch die Bäume funkelt,
Und Blumenkelche duften ſüßen Rauſch,
Bis nun der günſt'ge Augenblick erſcheint,
Der Vater, Bruder — oder Gatte gar
Das Haus verläßt auf etwa gleichen Pfaden,
Und nun die Zofe winkt ihr leiſes: pſt!
Da trittſt du ein, und eine warme Hand
Ergreift die deine, führt dich durch die Gänge,
Die dunkel wie das Grab und endlos gleitend
Den Wunſch erhöhn, bis endlich Ambraduft
Und bleicher Schimmer durch die Ritzen dringend
Bezeichnen, daß erreicht das holde Ziel. —
Die Thür geht auf, und hell im Kerzenſchimmer,
Auf dunkeln Sammt die Glieder hingegoſſen,
Den weißen Arm umkreiſt von Perlenſchnüren,
Lehnt weichgeſenkten Hauptes die Erſehnte,
Die goldnen Locken — nein, ich ſage, ſchwarz! —
Des Hauptes Rabenhaar und ſo dann weiter.
Du ſiehſt, ich bin gelehrig, Garceran,
Und da gilt gleich denn: Chriſtin, Maurin — Jüdin.

Garceran.

Auf Maurinnen ſind Streiter wir der Gränze
Zu Recht verwieſen, doch die Jüdin, Herr —

König.

Spiel' etwa du den Koſtverächter doch!
Ich wette, wenn das Mädchen dir dort oben
Nur einen Blick gegönnt, du wäreſt Flamme.
Ich ſelber lieb' es nicht, dieß Volk, doch weiß ich,
Was ſie verunziert, es iſt unſer Werk;
Wir lähmen ſie, und grollen, wenn ſie hinken.
Zudem iſt etwas Großes, Garceran,
In dieſem Stamm von unſtät flücht'gen Hirten:
Wir andern ſind von heut, ſie aber reichen
Bis an der Schöpfung Wiege, wo die Gottheit
Noch Menſchen gleich in Paradieſen ging,
Wo Cherubim zu Gaſt bei Patriarchen,
Und Richter war und Recht der ein'ge Gott.
Sammt all der Märchenwelt, die Wahrheit auch
Von Kain und Abel, von Rebekka's Klugheit,
Von Jakob, der um Rahel dienend freite —
Wie heißt das Mädchen?

Garceran.

Herr, ich weiß nicht.

König.

Ei!

Von Ahasverus, der den Herrſcherſtab
Ausſtreckte über Eſther, die, ſein Weib
Und ſelber Jüdin, Schutzgott war den Ihren.
So Chriſt als Muſelmann führt ſeinen Stammbaum
Hinauf zu dieſem Volk als ältſtem, erſtem,
So daß ſie uns bezweifeln, wir nicht ſie.

Und hat es Eſau gleich ſein Recht verſcherzt,
Wir kreuz'gen täglich zehenmal den Herrn
Durch unſre Sünden, unſre Miſſethaten,
Und jene haben's einmal nur gethan.
Nun aber laß uns gehn! Vielmehr bleib du!
Geleite ſie und merke dir ihr Haus.
Vielleicht einmal, wenn müde Sorgen drücken,
Beſuch' ich ſie und freu' mich ihres Danks.
(Im Begriffe zu gehn, hört er Geräuſch im Hauſe und bleibt ſtehen.)
Was iſt?

Garceran.

Geräuſch im Haus. Scheint's doch beinah,
Sie ſtrafen Lügen dein geſpendet Lob
Und ſtreiten unter ſich.

König
(aufs Haus zugehend).

Was gibt's zu ſtreiten?

Iſaak kommt aus dem Gartenhauſe.

Iſaak
(zurückſprechend).

Nun denn, ſo bleibt und ſpielt um euer Haupt!
Schon einmal ging's euch nah. Ich rette mich.

König.

Frag', was es gibt.

Garceran.

Was ſoll es, guter Mann?

Iſaak (zu Garceran).

Ah, Ihr ſeid's, hoher Herr, der uns beſchirmt.
Mein Rachelchen, ſie ſpricht gar viel von Euch,
Sie hat Euch lieb.

König.

Zur Sache! Was Geſchwätz —

Iſaak.

Wer iſt der Herr?

Garceran.

Gleichviel. Du aber rede,
Was iſt der Anlaß des Gelärms dort oben?

Iſaak

(zum Fenſter hinaufſprechend).

Nun ja, es wird auch kommen. Wartet nur.

(Zu Garceran.)

Ihr ſelber habt geſehn mein Rachelchen,
Wie ſie geweint, geſtöhnt, die Brüſte ſchlug
Halb ſinnverwirrt. Ei ja doch, Herr, mein Leben!
Kaum wußte ſie vorüber die Gefahr,
Da kam zurück der alte Uebermuth.
Sie lachte, tanzte, ſang, halb toll von Neuem.
Sie rückte das Geräth, das heilig iſt
Bewacht von Tod, und poltert — wie ihr hört.
Trägt ſie am Gürtel nicht ein Schlüſſelbund?
Nun, das verſucht ſie, Herr, an allen Schränken
Die längs den Wänden ſtehn, und öffnet ſie:
Da hängen nun Gewänder aller Art:
Der Bettler bei dem König, Engel, Teufel
In bunter Reih' —

König

(halb laut zu Garceran).

Vom letzten Faſtnachtſpiel.

Iſaak.

Da wählt ſie eine Krone ſich heraus
Mit Federſchmuck, — nicht Gold, vergüldet Blech,

Man kennt es am Gewicht, gilt zwanzig Heller —
Legt ſich ein ſchleppend Kleid um ihre Schultern,
Und ſagt, ſie ſei die Königin.
(Zurückſprechend.)
Ja, Thörin!
Zuletzt — im Nebenzimmer hängt ein Bild
Des Königs, unſers Herrn, den Gott erhalte!
Das nimmt ſie von der Wand, und trägt's herum,
Nennt es Gemahl, ſpricht's an mit ſüßen Worten
Und drückt's an ihre Bruſt.
(Der König geht mit ſtarken Schritten auf das Haus zu.)

Garceran.

Mein hoher Herr!

Iſaak
(zurückweichend).

Weh mir!

König
(auf den Stufen ſtehend mit ruhiger Stimme).

Den Scherz ſäh' gern ich in der Nähe,
Zudem rückt eurer Heimkehr Zeit heran.
Ich wünſchte nicht verſäumt die günſt'ge Stunde.
Du Alter aber komm! Denn nicht allein,
Nicht unbewacht will nah'n ich deinen Kindern.
(Er geht ins Haus.)

Iſaak.

War das der König? Weh!

Garceran.

Geh nur hinein!

Iſaak.

Zieht er ſein Schwert, ſind alle wir gerichtet!

Garceran.

Geh immer nur! Und was die Furcht betrifft,
Nicht deine Tochter iſt's, noch du, für die ich fürchte.

(Er ſtößt den Zögernden zur Thür hinein und folgt. Beide ab.)

Saal in dem Gartenhaus; im Hintergrund nach links eine Thüre, im Vordergrund rechts eine zweite.

Rahel, eine Federkrone auf dem Kopf und einen goldgeſtickten Mantel um die Schultern, iſt bemüht, einen Lehnſtuhl aus dem Seitengemache rechts herauszuſchleppen. **Eſther** iſt durch den Haupteingang eingetreten.

Rahel.

Hier ſoll der Lehnſtuhl her, hier in der Mitte.

Eſther.

Um Gottes Willen, Rahel, ſieh dich vor!
Dein Muthwill' wird uns noch ins Unglück ſtürzen.

Rahel.

Der König hat das Haus uns eingeräumt,
So lang' wir es bewohnen, iſt's das unſre.

(Sie haben den Stuhl in die Mitte gerückt.)

Rahel (ſich beſehend).

Und meine Schleppe, nicht wahr? ſteht mir gut.
Und dieſe Federn nicken, wenn ich nicke.
Nun fehlt noch eins — und — warte nur, ich hol' es.

(Sie geht in die Seitenthür zurück.)

Eſther.

O wären wir nur weit, nur erſt zu Hauſe!
Der Vater auch bleibt fern, den ſie vertrieb.

Rahel
(kommt zurück mit einem Bild ohne Rahmen).
Hier iſt des Königs Bild gelöſt vom Rahmen,
Das nehm' ich mit.

Eſther.
Treibt wieder dich die Thorheit?
Wie oft nicht warnt' ich dich?

Rahel.
Und hab' ich dir gehorcht?

Eſther.
Beim Himmel, nein!

Rahel.
Und werd's auch dießmal nicht.
Das Bild gefällt mir, ſieh, es iſt ſo ſchön.
Ich häng' es in der Stube nächſt zum Bette.
Des Morgens und des Abends blick' ich's an,
Und denke mir — was man nun eben denkt,
Wenn man der Kleider Laſt von ſich geſchüttelt,
Und frei ſich fühlt von jedem läſt'gen Druck.
Doch daß ſie meinen nicht, ich ſtehl' es etwa,
— Bin ich doch reich und brauche Stehlens nicht —
Du trägſt mein eigen Bild an deinem Hals,
Das hängen wir an dieſes andern Stelle.
Das mag er anſehn, ſo wie ſeines ich,
Und mein gedenken, hätt' er mich vergeſſen.
Rück' mir den Schemel her, ich bin die Königin
Und dieſen König heft' ich an den Stuhl.
Die Hexen, ſagt man, die zur Liebe zwingen,
Sie bohren Nadeln, ſo, in Wachsgebilde,
Und jeder Stich dringt bis zum Herzen ein,
Und hemmt und fördert wahr geſchaffnes Leben.

(Sie befeſtigt das Bild an die vier Ecken mit Nadeln an die Lehne des Stuhls.)

O gäbe jeder dieſer Stiche Blut,
Ich wollt' es trinken mit den durſt'gen Lippen,
Und mich erfreun am Unheil, das ich ſchuf.
Nun hängt es da, und iſt ſo ſchön als ſtumm;
Ich aber red' ihn an als Königin
Mit Mantel und mit Krone, die mich kleiden.

(Sie hat ſich auf den Schemel geſetzt und ſitzt vor dem Bilde.)

Ihr ehrvergeſſner Mann, ſtellt Euch nur fromm,
Ich kenne dennoch jeden Eurer Schliche;
Die Jüdin, ſie gefiel Euch, läugnet's nur,
Und ſie iſt ſchön, bei meinem hohen Wort,
Nur mit mir ſelber etwa zu vergleichen.

Der **König**, von **Garceran** und **Iſaak** gefolgt, iſt gekommen und hat ſich hinter den Stuhl geſtellt, die Arme auf die Rücklehne gelegt, ſie betrachtend, Rahel fortfahrend.

Rahel.

Ich, Eure Königin nun, duld' es nicht,
Denn eiferſüchtig bin ich, wie ein Wieſel.
Ob Ihr nun ſchweigt, das mehrt nur Eure Schuld.
Geſteht! Gefiel ſie Euch? Sagt ja!

König.

Nun ja!

(Rahel fährt zuſammen, blickt nach dem Bilde, dann aufwärts, erkennt den König und bleibt regungslos auf dem Schemel.)

König (vortretend).

Erſchreckt dich das? Du wollteſt's und ich ſag's.
Ermanne dich, du biſt in Freundes Händen.

(Er ſtreckt die Hand nach ihr aus, ſie fährt vom Schemel empor und flieht nach der Thür rechts, wo ſie tiefathmend und mit geſenktem Haupt ſtehen bleibt.)

König.

Iſt ſie ſo ſcheu?

Eſther.

Nicht immer, gnäd'ger Herr!
Und ſcheu nicht, ſchreckhaft nur.

König.

Bin ich ſo gräulich?
(Sich ihr nähernd.)

Rahel
(ſchüttelt heftig mit dem Kopfe).

König.

Nun denn, ſo faſſe dich, mein gutes Kind.
Ja, du gefielſt mir, ſag' ich noch einmal,
Und kehr' ich heim aus dieſem heil'gen Krieg,
In den mich Ehre ruft und meine Pflicht,
Frag' in Toledo ich vielleicht nach dir.
Wo wohnt Ihr dort?

Iſaak (ſchnell).

Herr, in der Judenſtraße
In Ben Mathae's Haus.

Eſther.

Wenn man nicht früher
Uns etwa ſchon vertrieb.

König.

Dafür mein Wort;
Ich weiß zu ſchützen, wem ich Schutz gelobt.
Und wenn du dort auch ſo geſprächig biſt
Und gut gelaunt, wie früher mit den Deinen,
Nicht ſcheu, wie jetzt, verplaudr' ich wohl ein Stündchen,
Und hole Athem aus dem Qualm des Hofs.

Nun aber geht, denn es iſt hohe Zeit.
Du, Garceran, begleite ſie; doch erſt noch
Häng' dieſes Bild zurück an ſeine Stelle.

Rahel

(auf den Stuhl losſtürzend).

Das Bild iſt mein.

König.

Was kommt dir bei?
Zurück zum Rahmen ſoll's, aus dem du's nahmſt.

Rahel (zu Garceran).

Berühr' die Nadeln nicht, noch dieſes Bild,
Sonſt feſtig' ich's mit einem tiefern Stich,
(mit einer Nadel nach dem Bilde fahrend)
Siehſt du? gerad ins Herz.

König.

Halt ein! Beim Himmel!
Haſt du mich faſt erſchreckt. Wer biſt du, Mädchen?
Uebſt du geheime Künſte, die Verbrechen?
War's doch, als fühlt' ich in der eignen Bruſt
Den Stich nach jenem Bild.

Eſther.

Mein hoher Herr,
Sie iſt nur ein, verwöhnt, verwildert Mädchen
Und weiß von unerlaubten Künſten nichts,
Es kam ihr ein, und alſo that ſie's eben.

König.

Man ſoll mit derlei aber keck nicht ſpielen.
Es trieb bis zu den Augen mir das Blut,
Und wie im wirren Licht ſeh' ich die Dinge.
(zu Garceran)
Iſt ſie nicht ſchön?

Garceran.

Sie iſt's, mein Herr und König.

König.

Und wie das wogt und wallt und glüht und prangt.

(Rahel hat unterdeſſen das Bild abgenommen und zuſammengerollt.)

König.

Du willſt das Bild denn durchaus nicht entbehren?

Rahel (zu Eſther).

Ich nehm' es mit.

König.

Nun denn in Gottes Namen.
Er wird's verhüten, wenn ein Unheil droht.
Nur eilig fort. Nimm, Garceran,
Den Weg, der rückwärts durch den Garten führt.
Das Volk iſt aufgeregt; es liebt, als ſchwach,
Die Schwäche gern zu prüfen an dem Schwächern.

Garceran (am Fenſter).

Doch ſeht, o Herr, es naht der ganze Hof,
Die Königin an des Geleites Spitze.

König.

Hierher? Verwünſcht! Iſt hier kein andrer Ausgang?
Mich widern an die Deutungen des Schwarms.

Garceran

(auf die Seitenthür zeigend).

Vielleicht in dieß Gemach.

König.

Was fällt dir ein?
Soll ich verbergen mich vor meinen Dienern?
Und doch fürcht' ich den Schmerz der Königin,
Sie könnte glauben, — was ich ſelber glaube.

Ich rette denn die wirre Majeſtät.
Sieh zu, daß du baldmöglich ſie entferneſt.
(Er geht in das Seitengemach.)

Eſther.

Ich ſagt' es ja: es iſt der Weg des Unglücks.

Die **Königin**, von **Manriquez** und Mehreren begleitet, tritt ein.

Königin.

Es ward geſagt, der König ſei hier oben.

Garceran.

Er war, doch ging er fort.

Königin.

Und hier die Jüdin.

Manriquez.

Geſchmückt, dem losgelaſſnen Wahnſinn gleich,
Mit all dem Flitterſtaat des Puppenſpiels.
Leg' ab die Krone, die dir nicht geziemt,
Selbſt nicht im Scherz; den Mantel von der Schulter!
(Eſther hat ihr beides abgenommen.)
Was hält ſie in der Hand?

Rahel.

Es iſt mein eigen.

Manriquez.

Das wollen wir erſt ſehn.

Eſther.

Wir ſind ſo arm nicht,
Daß wir nach fremdem Werth die Hände ſtreckten.

Manriquez
(auf die Seitenthür zugehend).

Auch dort in jenen Zimmern forſcht man erſt,

Ob nichts abhanden, ob die Habſucht nicht
Sich mit der Frechheit, ſo wie hier, verbunden.

Garceran

(ihm in den Weg tretend).

Hier, Vater, ruf ich: Halt!

Manriquez.

Kennſt du mich nicht?

Garceran.

So Euch als mich. Doch gibt es, wißt Ihr, Pflichten,
Die ſelbſt dem Vaterrecht die Wage halten.

Manriquez.

Sieh mir ins Aug'! Er kann es nicht ertragen.
So raubt mir denn zwei Söhne dieſer Tag.

(Zur Königin.)

Wollt Ihr nicht gehn?

Königin.

Ich möchte, doch ich kann nicht.
Vielmehr ich kann, beim Himmel, denn ich muß.

(Zu Garceran.)

Ziemt Euer Amt gleich einem Ritter nicht,
Doch dank' ich Euch, daß Ihr es treulich übt.
Zu ſehen, wäre Tod — doch leiden kann ich,
Und trefft Ihr Euren Herrn vor Abend noch,
Sagt ihm, daß rück ich nach Toledo ging — allein!

(Die Königin und ihr Gefolge ab.)

Garceran.

So mußte mich das Unglück dieſen Tag,
Grade heut vom Heere heimwärts führen.

(Rahel zu Eſther, die ſich mit ihr beſchäftigt.)

Rahel.

Ich wäre nicht gewichen, gält's den Tod.

Eſther (zu Garceran).

Nun aber bringt uns fort, wir bitten euch.

Garceran.

Erſt frag' ich noch den König, was ſein Wille.
(An die Seitenthüre pochend.)
Mein hoher Herr! — Wie nur? Kein Zeichen? — Sollte
Ein Unfall? — Wie denn immer auch — ich öffne.

Der **König** tritt heraus und bleibt im Vordergrunde ſtehen, indeß die Andern ſich zurückziehen.

König.

So iſt die Ehre und der Ruf der Welt
Kein eb'ner Weg, auf dem der ſchlichte Gang
Die Richtung und das Ziel den Werth beſtimmt:
Iſt's nur des Gauklers ausgeſpanntes Seil,
Auf dem ein Fehltritt von der Höhe ſtürzt,
Und jedes Straucheln preisgibt dem Gelächter?
Muß ich, noch geſtern Vorbild aller Zucht,
Mich heute ſcheu'n vor jedes Dieners Blicken?
Drum fort mit dir, du Buhler um die Gunſt,
Beſtimmen wir uns ſelber unſre Pfade.
(Sich umwendend.)
Wie, ihr noch hier?

Garceran.

Wir harren des Befehls.

König.

Hätt'ſt du doch immer des Befehls geharrt
Und wärſt geblieben an der fernen Grenze.
Anſteckend iſt dein Beiſpiel, Garceran.

Garceran.

Gerechte Fürſten ſtrafen jeden Fehl,

Den eignen ſelbſt. Allein, da ſelber ſtraflos,
Trifft and're gern das Zürnen ihrer Bruſt.

König.

Ich bin kein ſolcher, Garceran. Sei ruhig!
Wir bleiben dir wie früher zugethan.
Doch nun bring' dieſe fort, und zwar auf immer.
Was Andern Laune, iſt beim Fürſten Schuld.

(Da Rahel ſich ihm nähert.)

Laß nur! Doch dieſes Bild leg' erſt noch ab,
Stell' es zurück, von wo es ward genommen.
Ich will's; drum zögre nicht.

Rahel (zu Eſther).

So komm du mit.

(Indem ſich beide der Seitenthüre nähern.)

Trägſt du mein eigen Bild wie ſonſt am Halſe?

Eſther.

Was willſt du?

Rahel.

Meinen Willen. Gält's das Schlimmſte.

(Sie gehen in die Seitenthüre.)

König.

Dann kehr' zur Grenze, wohin nächſt ich folge.
Wir wollen in der Mauren Blut die Schmach,
Die gleichgetheilte dieſes Tages waſchen,
Daß wieder wir ertragen Menſchenblick.

(Die Mädchen kommen zurück.)

Rahel.

Es iſt geſchehn.

König.

Und fort nun ohne Abſchied.

Eſther.

Nimm unſern Dank, o Herr.

Rahel.

Den meinen nicht.

König.

Nun ſo denn: ohne Dank.

Rahel.

Ich ſpar' ihn auf.

König.

Das heißt, auf nie.

Rahel.

Ich weiß das beſſer.

(Zu Eſther.)

Komm.

(Sie gehen, von Garceran begleitet, wobei der Alte tiefe Verneigungen macht.)

König.

Die höchſte Zeit war's, daß ſie ging, denn wahrlich,
Die Langeweile eines Fürſtenhofs,
Sie macht die Kurzweil manchmal zum Bedürfniß.
Doch dieſes Mädchen, obgleich ſchön und reizend,
Sie ſcheint verweg'ner Bruſt und heft'gen Sinns;
Da ſieht ſich denn ein Kluger billig vor.
Alonſo!

Ein **Diener** tritt ein.

Diener.

Hoher Herr.

König.

Bereit' die Pferde.

Diener.

Herr, nach Toledo?

König.

Nach Alarcos, Freund.
Wir wollen an die Grenze in den Krieg,
Darum bereit' das Nöthigſte nur vor.
Vier Augen droben in Toledo mir:
Voll Waſſer zwei, und andre zwei voll Feuer.
Sie wollte ſich von meinem Bild nicht trennen,
Dem Tode ſelbſt, ſo ſchien es, trotzte ſie,
Doch braucht' es nur mein ſtreng gebietend Wort,
So hing ſie's wieder an die alte Stelle.
Schauſpielerkünſte waren's, weiter nichts.
Doch ob ſie's auch dem Rahmen eingefügt?
Da ich auf lange dieſen Ort verlaſſe,
Sei alles, ſo wie früher, unverrückt.
Und dieſes Vorgangs letzte Spur verſchwunden.

(Er geht ins Seitengemach. Pauſe, während welcher der Diener die von Rahel abgelegten Kleider vom Stuhle aufnimmt und über den Arm hängt, die Krone aber in der Hand hält. — Der König kommt zurück, Rahels Bild haltend.)

König.

Mein Bildniß fort und dieß an ſeiner Stelle —
Ihr eignes iſt's; es brennt in meiner Hand.

(Das Bild auf den Boden ſchleudernd.)

Fort mit dir, fort! Geht ſo weit denn die Frechheit?
Das darf nicht ſein! Indeß ich ihrer ſelbſt
Nur mit gerechtem Widerwillen denke,
Schürt ſie, gemalt, mir Glut in meine Bruſt.
Und dann mein eigen Bild in ihren Händen!
Man ſpricht von magiſch unerlaubten Künſten,
Die dieſes Volk mit derlei Zeichen übt,
Und etwas, wie von Zauber, kommt mich an.

(Zum Diener.)

Nimm dieß vom Boden auf und eile ſpornſtreichs,
Bis du ſie einholſt.

Diener.

Wen, Gebieter?

König.

Wen?
Nun eben Garceran und jene Beiden,
Stell dieß zurück dem Mädchen und begehre —

Diener.

Was, hoher Herr?

König.

Soll ich die eignen Diener
Zu Mitbewußten machen meiner Scham?
Ich will nur ſelbſt den Tauſch, wär's Noth, erzwingen.
Nimm auf das Bild! — Ich ſelbſt berühr' es nicht.

(Der Diener hat das Bild aufgehoben.)

König.

Wie ungeſchickt! Birg's nur an deiner Bruſt;
Doch wär' es dort erwärmt von fremder Wärme:
Gib her, ich nehm' es ſelbſt, und folge mir,
Wir holen ſie noch ein.
Bedenk' ich's recht,
So kann, da einmal rege der Verdacht,
Ein Unfall ſie betreffen, ja Gewaltthat,
Da ſchützt zumeiſt mein eigenes Geleit.
Du aber folge mir.

(Er hat das Bild angeblickt und dann in den Buſen geſteckt.)

Iſt dort nicht ſeitwärts
Das Schloß Retiro, wo mein Ahn, Don Sancho,
Mit einer Maurin, aller Welt verborgen — ?

Diener.

So iſt's, erlauchter Herr.

König.

Wir wollen unſre Ahnen
Nachahmen in der Tapferkeit, dem Werth,
Und nicht in ihrer Schwäche niederm Straucheln.
Vor allem gilt es, ſich erobern ſelbſt —
Und dann entgegen feindlichen Erobrern.
Retiro heißt das Schloß? — Was wollt' ich nur?
Ja ſo, nur fort! Und ſei verſchwiegen. Zwar
Du weißt ja nicht. Um ſo viel beſſer. Komm!

(Mit dem Diener ab.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Garten im königlichen Luſtſchloß; im Hintergrund fließt der Tajo, nach vorn auf der rechten Seite eine geräumige Laube.

Links in einer Reihe mehrere **Bittſteller**, Geſuche in der Hand; **Iſaak** ſteht bei ihnen.

Iſaak.

Es ward euch ſchon geſagt, hier weilt man nicht,
Hier geht demnächſt luſtwandeln meine Tochter,
Und er mit ihr, er ſelbſt; ich ſag' nicht wer,
Erzittert denn und geht, und eure Schriften
Tragt zu des Königs Räthen nach Toledo.
(Er nimmt dem Einen ſeine Schrift ab.)
Laß ſehn. — Unſtatthaft, fort.

Bittſteller.

Ihr haltet's ja verkehrt.

Iſaak.

Weil eben auch verkehrt die ganze Bitte
Und ſo auch ihr. Stört hier nicht länger, fort.

Zweiter Bittſteller.

Herr Iſaak, hört! Ihr kennt mich von Toledo.

Iſaak.

Ich kenn' Euch nicht. In dieſer letzten Zeit
Sind fühlbar ſchwach geworden meine Augen.

Zweiter Bittſteller.

Nun ſo kenn' ich denn Euch, und dieſen Beutel,
Den ihr verlort, ich ſtell' ihn Euch zurück.

Iſaak.

Den ich verlor? O, ich erkenn' ihn wieder,
Von grüner Seide, zehn Piaſter drin.

Zweiter Bittſteller.

Herr, zwanzig.

Iſaak.

Zwanzig? Nun mein Aug' iſt gut,
Nur mein Gedächtniß wird mitunter ſchwach.
Und dieſes Blatt enthält wohl die Erklärung
Des ganzen Vorfalls, wo du fandſt und wie.
Die Meldung an die hohe Obrigkeit
Iſt nicht mehr nöthig, aber gib nur, gib.
Beſtellen wollen wir's an ſeinem Ort,
Daß ruchbar dein Geruch von Ehrlichkeit.
(Die Bittſteller halten ihre Geſuche hin, er ergreift mit jeder Hand eine Schrift und wirft ſie zu Boden.)
Was es auch immer ſei, hier eure Antwort.
(Zu einem Dritten.)
Du trägſt hier einen Ring an deiner Hand,
Der Stein iſt gut, laß ſehn.
(Der Bittſteller gibt ihm den Ring.)
Ein Faden zwar
Entſtellt den reinen Glanz. Da nimm ihn wieder.
(Er ſteckt ihn an den eignen Finger.)

Dritter Bittſteller.
Ihr ſtecktet ihn an Eure Hand!

Iſaak.
An meine?
Wahrhaftig ja, ich dacht', ich gab ihn dir.
Er iſt ſo eng, ich mart're mich umſonſt.

Dritter Bittſteller.
Behaltet ihn, doch nehmt auch dieſe Schrift.

Iſaak
(ſich mit dem Ring beſchäftigend).
Ich nehme beides denn, dir zum Gedächtniß.
Der König ſoll den Ring, vielmehr die Schrift
Erwägen, trotz dem Faden im Geſuch —
Dem Faden in dem Steine — wollt' ich ſagen.
Nun aber alle fort — Iſt hier kein Stock?
Muß ich mich mit dem Chriſtenpöbel plagen?

Garceran iſt währenddem eingetreten.

Garceran.
Glückauf, Ihr ſitzt im Rohr, und ſtimmt die Pfeifen,
Die Ihr Euch ſchneidet, find' ich, etwas hoch.

Iſaak.
Mir iſt des Ortes Heimlichkeit vertraut,
Der König iſt nicht hier, er will nicht hier ſein.
Und wer ihn ſtört — ſelbſt Ihr, Herr Garceran,
Ich muß Euch heißen gehn, es iſt nicht anders.

Garceran.
Ihr ſuchtet früher nur nach einem Stock;
Wenn Ihr ihn findet, bringt ihn mir. Er ziemt,
Scheint's, Eurem Rücken mehr, als Eurer Hand.

Iſaak.

Nun braust Ihr auf. So ſeid ihr Chriſten alle,
Nur immer grade zu. Allein die Klugheit,
Die Vorſicht, das geſchmeid'ge Warten fehlt.
Der König unterhält ſich gern mit mir.

Garceran.

Langweiligkeit wird ſelbſt zur Unterhaltung,
Wenn Langeweile vor ſich ſelber flieht.

Iſaak.

Er ſpricht mit mir von Staat und Geldeswerth.

Garceran.

So rührt von Euch vielleicht die neue Ordnung,
Nach der ein Dreier nur zwei Groſchen gilt?

Iſaak.

Geld, Freund, iſt aller Dinge Hintergrund.
Es droht der Feind, da kauft Ihr Waffen Euch,
Der Söldner dient für Sold, und Sold iſt Geld.
Ihr eßt das Geld, Ihr trinkt's, denn was Ihr eßt,
Es iſt gekauft, und Kauf iſt Geld, ſonſt nichts.
Die Zeit wird kommen, Freund, wo jeder Menſch
Ein Wechſelbrief, geſtellt auf kurze Sicht.
Ich bin des Königs Rath. Wenn Ihr nun ſelber
Einträchtig wolltet gehn mit Iſaaks Glück —

Garceran.

Einträchtig ich mit Euch? Es iſt mein Fluch,
Daß mich der Zufall und der leid'ge Anſchein
Gemengt in dieſer Thorheit wüſtes Treiben,
Das Pflicht und Eid auf harte Proben ſtellt.

Iſaak.

Mein Rachelchen ſteigt täglich in der Gunſt.

Garceran.

O daß doch dieſer König ſeine Jugend,
Der Knabenjahre haſt'gen Ungeſtüm,
In Spiel und Tand, wie Mancher ſonſt, verlebt!
Allein als Kind von Männern nur umgeben,
Von Männern großgezogen und gepflegt,
Genährt vorzeitig mit der Weisheit Früchten,
Selbſt ſeine Ehe treibend als Geſchäft,
Kommt ihm zum erſtenmal das Weib entgegen,
Das Weib als ſolches, nichts als ihr Geſchlecht,
Und rächt die Thorheit an der Weisheit Zögling.
Das edle Weib iſt halb ein Mann, ja ganz;
Erſt ihre Fehler machen ſie zu Weibern.
Und nun iſt auch der Widerſtand beſiegt,
Den die Erfahrung leiht dem oft Getäuſchten:
Zum bittern Ernſt wird ihm das loſe Spiel.
  Doch ſoll's nicht länger währen, ſag' ich Euch.
Der Feind ſteht an den Grenzen, und der König
Gehört zu ſeinem Heer, ich führ' ihn hin,
Und Euer Blendwerk fällt zurück ins Nichts.

Iſaak.

Verſucht's, ob's Euch gelingt. Wenn nicht mit uns,
So ſeid Ihr gegen uns. Ihr brecht den Hals,
Wenn Ihr den weiten Abgrund überſpringt.

(Muſik von Flöten ertönt.)

Hört Ihr, da kommen ſie mit Cymbeln und Poſaunen,
Wie Ahasverus mit dem Weibe Eſther,
Die unſer Volk zu Glanz und Ruhm erhöht.

Garceran.

Muß ich in dieſes Königs üpp'gem Treiben

Mein eignes Bild aus früh'rer Zeit erſpähn,
Und mich in ihm, in mir mich ſeiner ſchämen?

Ein Schiff, auf dem der **König** mit **Rahel** und **Gefolge**, erſcheint auf dem Fluſſe und legt an.

König.

Legt an! Hier iſt der Platz und hier die Laube.

Rahel.

Der Nachen ſchüttert. Haltet ein, ich falle.
(Der König iſt ans Land geſprungen.)

Rahel.

Und hier auf dieſem Brett, das ſchwank und ſchräg,
Soll ich ans Ufer?

König.

Hier nimm meine Hand.

Rahel.

Nein, nein, mir ſchwindelt.

Garceran (vor ſich).

Schwindelt's dir, fürwahr?

König
(der ſie ans Land geleitet).

Nun iſt's geſchehn, das übergroße Werk.

Rahel.

Nein, nie betret' ich, nimmermehr ein Schiff.
(Des Königs Arm ergreifend.)
Erlaubt, mein hoher Herr. Ich bin ſo ſchwach,
Und fühlt mein Herz, es ſchlägt, als wär's im Fieber.

König.

Die Furcht iſt Weiberrecht. Doch Ihr mißbraucht's.

Rahel.

Und nun entzieht Ihr mir hartherzig Eure Stütze,
Auch dieſes Gartens Gänge, nicht mit Sand,
Mit ſcharfen Steinen ſind ſie roh beſtreut,
Für Männertritt und nicht für Frauenſchritte.

König.

Legt einen Teppich ihr, und macht ein Ende.

Rahel.

Ich fühl' es wohl, ich bin Euch nur zur Laſt.
O wäre meine Schweſter nur erſt hier.
Denn ich bin krank und ſterbens-todesmatt.
Nur dieſe Kiſſen hier?
(Die Kiſſen in der Laube heftig untereinander werfend.)
Nein! nein, nein, nein!

König (lachend).

Die Mattigkeit zum Glück läßt etwas nach.
(Garceran erblickend.)
Ach, Garceran! Sieh nur, ſie iſt ein Kind!

Garceran.

Ein ſehr verwöhntes, ſcheint's.

König.

So ſind ſie alle.
Es ſteht ihr wohl.

Garceran.

Nachdem nun der Geſchmack.

König.

Sieh, Garceran, ich fühle ganz mein Unrecht;
Doch weiß ich auch, daß eines Winkes nur,
Es eines Worts bedarf, um dieſes Trauerſpiel
Zu löſen in ſein eigentliches Nichts.

Und alſo duld' ich es, weil ich's bedarf
In dieſen Wirren, die ich ſelbſt verſchuldet.
Wie ſteht's im Heer?

Garceran.

Wie Ihr ſeit länger wißt.
Die Feinde rüſten ſich.

König.

Wir wollen's auch.
Nur noch ein Tage drei, daß dieß Getändel,
Als abgethan, ich aus dem Innern weiſe,
Und zwar für immer, wenn kommt Zeit und Rath.

Garceran.

Der Rath vielleicht, allein die Zeit entflieht.

König.

Wir holen ſie mit Thaten wohl noch ein.

Rahel.

Nun ſprechen ſie, und ach, ich weiß, wovon,
Von Blut, von Krieg, von wüſter Heidenſchlacht,
Und Jener dort verſchwört ſich gegen mich;
Lockt ſeinen Herrn ins Lager fern von hier,
Daß frei der Weg zu mir für meine Feinde.
Und doch, Herr Garceran, ich hab' Euch lieb;
Ihr wißt mit zarten Frauen umzugehn,
Man ſpricht von Eurer Liebe kühnem Werben,
Von Euren Thaten in der Minne Streit.
Ihr ſeid nicht wie der König, Euer Herr,
Der rauh ſelbſt in der Zärtlichkeit Begegnung,
Der jedes milde Wort ſogleich bereut,
Und deſſen Neigung ein verſtecktes Haſſen.
Kommt her, ſetzt Euch zu mir, ich möchte ſprechen,

Nicht einſam ſein in all' dem lauten Schwarm;
Allein Ihr kommt nicht, wohl, man hält Euch ab.

(Weinend.)

Man gönnt mir keine Freude, keinen Troſt,
Hält mich in abgeſchiedner Sklaverei.
Wär' ich erſt nur daheim in Vaters Hauſe,
Wo Alles mir zu Willen und zu Dienſt,
Indeß ich hier ein Wegwurf der Verachtung.

König.

Geh hin zu ihr.

Garceran.

So ſoll ich?

König.

Geh nur, geh!

Rahel.

Setzt Euch zu mir, nur näher, näher, ſo.
Noch einmal, Garceran, ich hab' Euch lieb.
Ihr ſeid ein ächter Ritter in der That,
Nicht nur dem Namen nach, wie ſie's gelernt,
Die ſtolzen, eiſernen Caſtilier,
Von ihren Feinden, von der Mauren Volk;
Nur daß, was jene zierlich und geſchickt
Als Ausdruck üben angebornen Sinns,
Sie rauh und derb nachahmen, weil geborgt.
Gebt mir die Hand, ſieh doch, wie iſt ſie weich,
Und doch führt Ihr das Schwert, wie jene Andern.
Nur ſeid Ihr heimiſch auch im Frau'ngemach,
Ihr wißt, was Brauch und heitere Umgangsſitte.
Hier dieſer Ring iſt wohl von Doña Klara,
Die viel zu bleich für wangenfriſche Liebe,
Wär' nicht die Farbe, die dem Antlitz fehlt,

Erſetzt durch ſtets erneutes Schamerröthen.
Doch hier ſeh' ich noch andre Ringe mehr,
Wie viel habt Ihr Geliebte? nun — geſteht.

Garceran.

Wie, wenn ich Euch dieſelbe Frage ſtellte?

Rahel.

Ich habe nie geliebt, doch könnt' ich lieben,
Wenn ich in einer Bruſt den Wahnſinn träfe,
Der mich erfüllte, wär' mein Herz berührt.
Bis dahin mach' ich die Gebräuche mit,
Die hergebracht im Götzendienſt der Liebe,
Wie man in fremden Tempeln etwa kniet.

König

(der während des Vorigen von vorn nach rückwärts auf und niedergegangen iſt, jetzt links im Vorgrunde zu einem der Diener gewendet halblaut).

Bring meine Waffen, eine volle Rüſtung,
Abſeits zum Gartenhaus und harre mein.
Ich will ins Lager, wo man mein bedarf.

(Diener ab.)

Rahel.

Seht Euren König nur. Er glaubt zu lieben,
Und doch ſprech' ich zu Euch, drück' Euch die Hand.
Ihn kümmert's nicht, und wie ein guter Hauswirth
Vollbringt er den geſchäftig lauten Tag,
Zufrieden, ſchließt der Abend nur die Rechnung.
Geht nur, Ihr ſeid wie er und wie die Andern alle.
Wär' meine Schweſter hier, ſie iſt beſonnen
Und klüger weit als ich; doch fällt der Funke
Von Willen und Entſchluß in ihre Bruſt,
Dann lodert ſie in gleichen Flammen auf.

Wär' ſie ein Mann, ſie wär' ein Held. Ihr Alle
Erläget ihrem Blick und ihrem Muth;
Ich will indeß nur ſchlafen, bis ſie kommt.
Bin ich doch ſelbſt ein Traum nur einer Nacht.
(Sie legt den Kopf auf den Arm und dieſen auf die Kiſſen.)

Garceran
(zum König tretend, der ſtehen geblieben iſt und auf die Ruhende hinſchaut).

Erlauchter Herr!

König
(noch immer hinblickend).

Wie meinſt du?

Garceran.

Wenn's genehm,
Kehr' ich zurück ins Lager zu dem Heer.

König (wie oben).

Das Heer verließ das Lager, und warum?

Garceran.

Ihr hört mich nicht. Ich ſelber will dahin.

König.

Und wirſt erzählen dort von meinen Schwächen.

Garceran.

Wovon?

König.

Von mir, von dem, was hier geſchah.

Garceran.

Dazu müßt' ich vor allem es verſtehen.

König.

Ja ſo! Glaubſt du an Zauberei?

Garceran.

Beinahe.
Seit Kurzem, Herr!

König.

Und weßhalb nur ſeit Kurzem?

Garceran.

Man liebt doch ſonſt nur, was man achtet auch;
Doch Liebe und Verachtung, hoher Herr —

König.

Verachtung wär' ein viel zu hartes Wort.
Nichtachtung etwa, doch bleibt's wunderbar.

Garceran.

Das Wunder freilich iſt ein wenig alt,
Und ſtammt von jenem Tag im Paradies,
Wo Gott das Weib ſchuf aus des Mannes Rippe.

König.

Doch ſchloß er auch die Bruſt, nachdem's geſchehn,
Und gab den Eingang in die Hut des Willens.
Du ſollſt zum Heer, doch nicht allein, mit mir.

Rahel (ſich emporrichtend).

Die Sonne ſchleicht ſich ein in mein Verſteck,
Wer ſchürzt den Vorhang mir nach jener Seite?

(Rechts in die Scene blickend.)

Dort gehn zwei Männer, ſchwere Waffen tragend,
Die Lanze paßte gut für meinen Zweck.

(In die Scene rufend.)

Hierher! nach hier! Hört ihr denn nicht? und ſchnell!

(Der abgeſendete Diener und ein zweiter, von denen jener Helm und Lanze, der andre Schild und Bruſtharniſch des Königs tragen, kommen.)

Rahel.

Gebt Eure Lanze, guter Mann, und ſtoßt ſie

Hier mit der Spitze in den Boden ein,
Damit das Dach geſtützt nach jener Seite
Und breiter dann der Schatten, wie er ſoll
— Macht Ihr's? — Nun gut! — Und jener Zweite,
Er trägt, der Schnecke gleich, ſein eignes Haus,
Wenn's nicht vielmehr das Haus für einen Andern.
— Weiſ' her den Schild! — Ein Spiegel in der That!
Zwar rauh, wie Alles hier, doch dient's zur Noth.

(Der Schild wird ihr vorgehalten.)

Man bringt das Haar in Ordnung, weiſt zurück,
Was ſorglos ſich zuweit hervorgewagt,
Und freut ſich, daß uns Gott ſo löblich ſchuf.
Allein die Wölbung hier entſtellt. Hilf, Himmel!
Was für gedunſ'ne Backen. Nein, mein Freund,
Wir ſind zufrieden mit der eignen Fülle.
— Nun noch der Helm! Zweckwidrig für den Krieg,
Denn er verhüllt, was ſiegreich meiſt, die Augen;
Doch wie geſchaffen für der Liebe Streit.
Setzt mir den Helm aufs Haupt! — Ach, ihr verletzt mich. —
Empört ſich der Geliebte und wird ſtolz,
Den Helmſturz nieder!

(Das Viſir herablaſſend.)

Und er ſteht in Nacht.
Doch wollt' er etwa gar ſich uns entziehn,
Schickt nach dem Heergeräth, uns zu verlaſſen,
Hinauf mit dem Viſir.

(Sie thut es.)

Es werde Licht.
Die Sonne ſiegt, verſcheuchend alle Nebel.

König

(auf ſie zugehend).

Du albern ſpielend, thöricht weiſes Kind.

Rahel.

Zurück! — Gebt mir den Schild, gebt mir die Lanze:
Man naht mir mit Gewalt. Ich ſchütze mich.

König.

Streck' deine Waffen nur! Dir naht kein Arg.
(Ihre beiden Hände faſſend.)

Eſther kommt von rückwärts links.

Rahel.

Ah du, mein Schweſterlein! Sei mir gegrüßt!
Fort mit der Mummerei! Nur ſchnell, nur ſchnell!
Ihr reißt den Kopf mir mit! Seid ihr nicht tölpiſch!
(Ihr entgegeneilend.)
Willkommen noch einmal, o Schweſter mein,
Wie hab' ich mich geſehnt nach deiner Nähe!
Und bringſt du mir das Armband und die Spangen,
Die Salben mir und Wohlgerüche mit,
Die in Toledo feil und ich beſtellt?

Eſther.

Ich bringe ſie zugleich mit ſchwerern Dingen,
Mit übler Nachricht, die gar böſer Schmuck.
Erlauchter Herr und Fürſt! Die Königin
Hat von Toledo's Mauern ſich entfernt,
Nach jenem Luſtſchloß, wo zum erſtenmal
Zu unſerm Unheil, Herr, wir Euch geſehn.
(Zu Garceran.)
Zugleich mit ihr ging Euer edler Vater,
Manriquez Lara, rings mit offnen Briefen
Beſcheidend all' des Reiches Standesherrn,
Um zu berathen das gemeine Beſte.

Als wäre herrenlos das Königreich,
Und Ihr geſtorben, der Ihr Herr und König.

König.

Ich denke wohl, du träumſt.

Eſther.

Ich wache, Herr.
Vor Allem für das Leben meiner Schweſter,
Die man bedroht und die zuletzt das Opfer.

Rahel.

O weh mir, weh! Bat ich Euch denn nicht längſt,
Zu ſcheiden, Herr, zurückzugehn an Hof,
Und dort zu ſtören meiner Feinde Trachten.
Allein Ihr bliebt. Seht, hier ſind Eure Waffen,
Der Helm, der Schild, und dort der lange Speer,
Ich ſammle ſie. — Doch ich vermag es nicht.

König (zu Eſther).

Sorg' du für jene Thörin, die ſich zehnmal
In jedem Athemzuge widerſpricht.
Ich will an Hof; doch brauch' ich keiner Waffen:
Mit offner Bruſt, mit unbewehrtem Arm
Tret' ich in meiner Unterthanen Mitte
Und frage: Wer ſich aufzulehnen wagt?
Sie ſollen wiſſen, daß ihr Herr noch lebt,
Und daß die Sonne todt nicht, wenn es Abend,
Daß ſie am Morgen neu ſich ſtrahlend hebt.
Du folgſt mir, Garceran.

Garceran.

Seht mich bereit.

Eſther.

Doch, Herr, was wird aus uns?

Rahel.

O bleibt doch, bleibt!

König.

Das Schloß iſt feſt, der Kaſtellan bewährt,
Er wird Euch ſchützen mit dem eignen Leben.
Denn fühl' ich gleich, daß ich, wie ſehr, gefehlt,
Soll Niemand drunter leiden, der, vertrauend
Auf meinen Schutz, ſo Schutz als Fehl getheilt.
Komm, Garceran! Vielmehr geh du voraus;
Denn fänd' ich jene Stände noch verſammelt,
Von mir berufen nicht und nicht berechtigt,
So müßt' ich ſtrafen, und das will ich nicht.
Drum heiß' ſie ſchnell nur auseinandergehn.
Und deinem Vater ſag': War er mein Schützer
Und mein Vertreter in der Knabenzeit,
So weiß ich ſelber nun mein Recht zu ſchützen,
Auch gegen ihn und gegen Jedermann.
Komm nur! Und ihr lebt wohl!

Rahel

(ſich ihm nähernd).

Erlauchter Herr!

König.

Laß jetzt! Ich brauche Kraft und feſten Willen,
Und möchte nicht im Abſchied mich erweichen.
Ihr hört von mir, wenn ich mein Amt geübt;
In welcher Art, und was die Zukunft bringt,
Hüllt Dunkel noch und Nacht. Für jeden Fall
Setz' ich mein Wort an euern Schirm und Schutz.
Komm, Garceran! Mit Gott! Er ſei mit euch!

(Der König und Garceran nach der linken Seite ab.)

Rahel.

Er liebt mich nicht, ich hab' es längſt gewußt.

Eſther.

O Schweſter! nutzlos iſt das ſpäte Wiſſen,
Das kommt, wenn uns der Schade ſchon belehrt.
Ich warnte dich, du haſt mich nicht gehört.

Rahel.

Er war ſo heiß und feurig im Beginn.

Eſther.

Nun gleicht er kühl die Uebereilung aus.

Rahel.

Was aber wird aus mir, die ich vertraut?
Laß uns entfliehn!

Eſther.

Die Straßen ſind beſetzt,
Das ganze Land in Aufruhr gegen uns.

Rahel.

So ſoll ich ſterben denn, und bin noch jung,
Und möchte leben noch. Zwar leben nicht,
Nein, todt ſein unverwarnt und unverhofft.
Der Augenblick des Sterbens nur erſchüttert.
(An Eſthers Halſe.)
Unglücklich bin ich, Schweſter, rettungslos!
(Nach einer Pauſe mit von Schluchzen unterbrochener Stimme.)
Und iſt das Halsband auch mit Amethyſten,
Das du gebracht?

Eſther.

Es iſt, mit Perlen auch,
So hell wie deine Thränen und ſo reichlich.

Rahel.

Ich will es gar nicht ſehn. Nur ſpäter etwa,
Wenn unſre Haſt ſich dehnt zu läng'rer Zeit;
Zerſtreuung heiſcht das ew'ge Einerlei,
Verſuch' ich es und ſchmücke mich zum Tod.
Doch ſieh, wer naht? — Ha, ha, ha, ha! Fürwahr
Iſt's unſer Vater nicht? und zwar im Harniſch.

Iſaak, eine Sturmhaube auf dem Kopfe und einen Bruſtharniſch unter ſeinem langen Rock, kommt von links.

Iſaak.

Ich bin's, der Vater der ungerathnen Kinder,
Die meinen Tag verkürzen vor der Zeit.
In Harniſch, ja! Droht denn der Mörder nicht?
Schützt ſich der Leib von ſelber vor dem Dolch?
Ein unverſehner Schlag zerſchellt den Kopf.
Auch birgt der Harniſch mir die Wechſelbriefe,
Die Taſchen tragen das erſparte Gold;
Das grab' ich ein und ſchütze Leib und Seele
Vor Armuth und vor Tod. Und lacht ihr mein,
So geb' ich euch den Fluch des Patriarchen,
Der Iſaak hieß, wie ich; ihn, mit der Stimme
Des frommen Jakob und mit Eſau's Händen,
Nur mit verkehrtem Recht der Erſtgeburt.
Ich ſorg' um mich. Was kümmert ihr mich länger!
Horch!

Rahel.

Welch' Geräuſch?

Eſther.

Man zieht die Brücken auf.
Schutz und Gefängniß iſt uns nun dieß Schloß.

Rahel.

Ein Zeichen, daß der König aus den Thoren.
So eilt er fort! Wird er auch wiederkehren?
Ich fürchte: nein! Das Aeußerſte befürcht' ich.

(An Eſthers Bruſt ſinkend.)

Und hab' ihn, Schweſter, wahrhaft doch geliebt.

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Saal mit einem Thronſitze rechts im Vordergrund.

Daneben in gleicher Reihe nach links laufend mehrere Stühle, auf denen acht oder zehn **caſtiliſche Standesherrn** ſitzen. Dem Thron zunächſt **Manriquez de Lara**, der aufgeſtanden iſt.

Manriquez.

So ſind wir denn in Trauer hier verſammelt,
Nur Wenige, ſofern die kurze Friſt,
Verbunden mit der Nähe ſeines Sitzes,
Die Möglichkeit zur Ankunft Jedem bot.
Es finden Mehrere ſich ſpäter ein;
Doch jetzt ſchon heißt für voll uns zu erachten
Die dringende, die allgemeine Noth,
Die keinen Aufſchub gönnt. Vor allem fehlt
In unſerm ernſten Kreis Derjenige,
In deſſen hohem Recht nicht nur der Vorſitz,
Selbſt die Berufung ſteht zu ſolchem Rath,
So daß halb rechtlos ſchon wir im Beginn.
Deßhalb nun war ich, edle Herrn, bedacht,
Zu laden unſrer Kön'gin Majeſtät,
So ſchwer ſie trifft der Inhalt der Beſprechung,
Zu nehmen ihren Sitz dort unter uns;

Damit wir wiſſen, daß nicht herrenlos,
Daß nicht aus eigner Willkür wir verſammelt.
Der Gegenſtand nun unſers heut'gen Raths
Iſt, hoff' und fürcht' ich, Allen ſchon bekannt.
Es hat der König, unſer hoher Herr,
Nicht hoch an Stand und Rang und Würde nur,
Nein auch an Gaben, ſo daß, ſchaun wir rückwärts
In unſrer Vorzeit aufgeſchlagnes Buch,
Wir ſeines Gleichen kaum noch ein Mal finden,
Nur daß die Kraft, der Hebel alles Guten,
Hat ſie einmal vom Wege ſich verirrt,
Den Fehler auch mit gleicher Stärke will —
Es hat der König ſich vom Hof entfernt,
Verlockt von eines Weibes üpp'gem Sinn,
Was uns zu richten keineswegs geziemt. —
— Die Königin! —

Die **Königin**, von **Donna Clara** und einigen **Damen** begleitet, tritt von der rechten Seite auf, und nachdem ſie den Standesherren, die ſich erhoben haben, durch eine Handbewegung bedeutet, wieder ihre Plätze zu nehmen, ſetzt ſie ſich auf den Thronſeſſel.

Manriquez.

Erlaubt Ihr, hohe Frau?

Königin (leiſe).

Fahrt fort!

Manriquez.

Ich wiederhole denn mein Früh'res:
„Was uns zu richten keineswegs geziemt.“
Doch rüſtet ſich der Maure an den Gränzen
Und droht mit Krieg dem ſchwerbedrängten Land:
Da iſt des Königs Recht zugleich und Pflicht,

Mit ſelbſt berufnem und geworbnem Heer
Entgegen ſich zu ſtemmen der Gefahr.
Allein der König fehlt. Zwar wird er kommen,
Ich weiß. Wär' es auch nur, dieweil erzürnt
Ob unſerer Verſammlung Eigenmacht.
Doch bleibt der Grund, der ihn von uns entfernt,
So kehrt er wieder in die alten Bande,
Und wir ſind eben, nach wie vor, verwaiſt.
Beliebt?

(Die Königin bedeutet ihn, fortzufahren.)

Da muß vor Allem denn die Dirne fort.
Da liegt denn manch ein Vorſchlag etwa vor.
Die Einen wollen ſie mit Gold erkaufen,
Die Andern ſie gefangen aus dem Land
In weit entlegenen Gewahrſam ſenden.
Doch Gold hat auch der König, und ob fern,
Die Macht weiß wohl zu finden, was ſie ſucht.
Ein dritter Vorſchlag —

(da die Königin aufgeſtanden iſt)

Edle Frau, mit Gunſt.
Ihr ſeid zu mild für unſer hart Geſchäft,
Und Eure Güte, durch kein feſtes Wollen
Von Zeit zu Zeit gekräftigt und erneut,
Hat unſern Herrn vielleicht zumeiſt entfernt.
Ich tadle nicht, ich ſage nur, was iſt.
Deßhalb begebt Euch nur der eignen Meinung.
Zwar, wenn Ihr reden wollt, wohlan, ſo ſprecht.
Welch Blumen-Schickſal, welche Schmeichelſtrafe,
Glaubt Ihr dem Fehl der Buhlerin gemäß?

Königin (leiſe).

Den Tod.

Manriquez.

Fürwahr?

Königin (beſtimmter).

Den Tod.

Manriquez.

Ihr hört's, ihr Herren!
Das war der dritte Antrag, den ich früher,
Obgleich ein Mann, nicht auszuſprechen wagte.

Königin.

Iſt denn die Ehe nicht das Heiligſte,
Da ſie zu Recht erhebt, was ſonſt verboten,
Und was ein Abſcheu jedem Wohlgeſchaffnen,
Aufnimmt ins Reich der gottgefäll'gen Pflicht?
Die andern Satzungen des höchſten Gottes
Verſtärken nur den Antrieb eines Guten;
Doch was ſo ſtark, daß es die Sünde adelt,
Muß mächt'ger ſein, als jegliches Gebot.
Dagegen hat nun dieſes Weib gefrevelt.
Währt aber meines Gatten Fehltritt fort,
So war ich ſelbſt in all' der frühern Zeit
Nur eine Sünderin und nicht ein Weib,
Und unſer Sohn ein mißgeborner Auswurf,
Sich ſelber Schande und den Eltern Schmach.
Seht Schuld Ihr in mir ſelbſt, ſo tödtet mich.
Ich will nicht leben, wenn mit Schuld befleckt.
Dann mag er aus den Königstöchtern rings
Sich eine Gattin wählen, da nur Willkür,
Nicht das Erlaubte wohlthut ſeinem Sinn.
Doch iſt dies Weib der Schandfleck dieſer Erde,
So reinigt Euren König und ſein Land.

Ich ſchäme mich, daß ich vor Männern ſpreche,
Und was kaum ſchicklich auch; doch zwingt die Noth.

Manriquez.

Doch wird der König es, und wie ertragen?

Königin.

Er wird wohl, weil er ſoll und darum muß.
Auch bleibt ihm ja die Rache an den Mördern;
Vor Allem treff' er mich in dieſe Bruſt.

(Sie ſetzt ſich.)

Manriquez.

Es iſt kein andrer Ausweg, muß ich ſagen.
Es ſterben in der Schlacht die Edelſten,
Und eines bittern grauenhaften Tod's:
Von Durſt verſchmachtend, unter Pferdeshufen
In jedes Schmerzes ſchärferer Verdopp'lung,
Als je ein Sünder auf dem Hochgericht.
Die Krankheit rafft die beſten täglich fort,
Gott geizt mit ſeiner Menſchen Leben nicht;
Und ſoll man ängſtlich ſein, da wo ſein Wort,
Die heil'ge Ordnung, die er ſelbſt geſetzt,
Den Tod des Einen fordert, der gefrevelt.
Wir wollen insgeſammt den König angehn,
Ihn bitten, zu entfernen jenen Anſtoß,
Der ihn von uns, und uns von ihm entfernt.
Und weigert er's, dann walte blut'ges Recht,
Bis wieder Eins der Fürſt und das Geſetz,
Und wir dann Beiden in dem Einen dienen.

Ein **Diener** kommt.

Diener.

Don Garceran.

Manrique.

Und wagt es der Verräther?
Sagt ihm —

Diener.

Im Auftrag Seiner Majeſtät.

Manrique.

Das iſt ein Anderes und wär's mein Todfeind,
Er hat mein Ohr, ſpricht er des Königs Worte.

Garceran tritt ein.

Manrique.

Sagt Euern Auftrag und dann: Gott befohlen.

Garceran.

Erlauchte Königin und Ihr, mein Vater,
Zugleich ihr Andern, dieſes Landes Beſte,
Ich fühl' am heut'gen Tag wie niemals ſonſt,
Daß das Vertrau'n, der Güter köſtlichſtes,
Und Leichtſinn, wenn auch keiner Schuld bewußt,
Verderblicher und lähmender als Schuld;
Da einen Fehltritt man denn doch verzeiht,
Der Leichtſinn aber alle ſtellt in Ausſicht.
Und ſo, am heut'gen Tag, ob rein mich fühlend,
Steh' ich als ein Bemakelter vor Euch,
Den Unbedacht abbüßend meiner Jugend.

Manrique.

Davon ein andermal. Jetzt Euern Auftrag.

Garceran.

Der König löſt durch mich den Landtag auf.

Manrique.

Und gab er denn, da er den Leichtſinn ſandte,

Nichts Feſtes ihm als Bürgſchaft auf die Reiſe,
Kein ſchriftlich Wort zumeiſt von ſeiner Hand?

Garceran.

Er folgt mir auf dem Fuß.

Manriquez.

So viel genügt!
Und alſo löſ' ich in des Königs Namen
Die Reichsverſammlung auf. Ihr ſeid entlaſſen.
Doch hört ihr meinen Wunſch und meinen Rath,
So kehrt noch nicht zurück in eure Häuſer,
Vielmehr harrt in der Nähe, rings vertheilt,
Bis klar, ob Don Alfonſo unſer Amt,
Ob uns obliegt, das ſeine zu vertreten.

(Zu Garceran.)

Ihr aber, ſo gewandt in Fürſtendienſt,
Seid etwa Ihr zum Späher auch berufen,
So meldet nur dem König, was ich rieth,
Und daß die Stände in der That gelöſ't,
Doch auch bereit, zur That ſich zu vereinen.

Garceran.

Noch einmal denn im Angeſicht von Allen
Lehn' ich die Schuld ab dieſes wirren Vorgangs.
Wie Zufall nur mich aus dem Lager brachte,
War's Zufall, daß der König mich erſah,
Dies Mädchen vor des Volkes Wuth zu ſchützen;
Und was durch Warnung, Gegenred' und Gründe
Ein Mann vermag, um Unrecht zu verhüten,
Hab' ich verſucht, ob fruchtlos freilich wohl.
Verachtet mich, wenn's anders, als ich ſage.
Und Donna Clara, Ihr, die mir beſtimmt
Durch unſrer Väter Wunſch, der auch der meine,

Zu bergen braucht Ihr nicht Eu'r edles Haupt.
Zwar Eurer würdig nicht — ich war's wohl nie —
Doch minder würdig nicht als ſonſt und jemals
Steh' ich vor Euch und ſchwöre: Alſo iſt's.

Manriquez.

Iſt's alſo denn, und ſeid Ihr noch ein Mann,
Seid ein Caſtilier, tretet unter uns,
Und führt mit uns des Vaterlandes Sache.
Ihr ſeid bekannt im Schloſſe von Retiro.
Der Hauptmann öffnet Euch, wenn Ihr's begehrt.
Vielleicht iſt ſolch ein Einlaß uns vonnöthen,
Wenn taub der König, unſer hoher Herr.

Garceran.

Nichts gegen meinen König, meinen Herrn.

Manriquez.

Ihr habt die Wahl. Folgt jetzt nur dieſen Andern,
Vielleicht kommt Alles beſſer, als man glaubt.

Diener von links eintretend.

Diener.

Des Königs Majeſtät!

Manriquez

(zu den Ständen, auf die Mittelthür zeigend).

Nur hier hinaus!

(Zu den Dienern.)

Und ihr ſetzt dieſe Stühle an die Wand.
Nichts ſoll ihn mahnen, daß man hier getagt.

Königin

(die vom Thron geſtiegen).

Es wankt mein Knie, und mir ſteht Niemand bei!

Manriquez.

Die Kraft war mit der Sitte ſonſt vereint,
Doch wurden ſie in jüngſter Zeit ſich feind.
Die Kraft blieb bei der Jugend, wo ſie war,
Die Sitte floh zum altergrauen Haar.
Nehmt meinen Arm. Wie ſchwankend auch die Schritte;
Die Kraft entfloh, doch treulich hielt die Sitte.

(Er führt die Königin nach rechts ab. Die Stände mit Garceran haben ſich durch die Mittelthür entfernt.)

Der **König** kommt von der linken Seite, hinter ihm ſein **Knappe.**

König.

Der Braune, ſagſt du, hinkt? Nun, es ging ſcharf,
Doch hab' ich ſeiner fürder nicht vonnöthen.
Laß ihn am Zügel führen nach Toledo,
Dort ſtellt ihn Ruh als beſte Heilung her.
Ich ſelber will an meiner Gattin Seite
In ihrer Kutſche mich dem Volke zeigen,
Auf daß es glaubt, was es mit Augen ſieht,
Daß abgethan der Zwiſt und die Zerwürfniß.

(Der Knappe ab.)

Ich bin allein. Kommt Niemand mir entgegen?
Nur kahle Wand und ſchweigendes Geräth.
Hier haben ſie vor Kurzem, ſcheint's, getagt.
O dieſe leeren Stühle ſprechen lauter
Als jene, die drauf ſaßen, es gethan.
Allein was ſoll das Grübeln und Betrachten;
Gut machen heißt es. Damit fang' ich an.
Hier geht's hinein zu meiner Frau Gemächern,
Betret' ich denn den unwillkommnen Weg.

(Er nähert ſich der Seitenthür rechts.)

Allein die Thür verſperrt! — Holla da drinnen,
Der König iſt's, der Herr in dieſem Haus,
Für mich gibt's hier kein Schloß und keine Thür.

Eine **Kammerfrau** tritt aus der Thür.

König.

Verſperrt ihr euch?

Kammerfrau.

Die Kön'gin, Majeſtät —
(da der König mit ſtarken Schritten hin und her geht)
Die inn're Thür auch hat ſie ſelbſt verſchloſſen.

König.

Eindringen will ich nicht. Sagt ihr denn an,
Ich ſei zurück und laſſe ſie entbieten. —
Vielmehr ſagt: bitten, wie ich's jetzt geſagt.
(Die Kammerfrau geht.)

König
(dem Thron gegenüber).

Du hoher Sitz, die andern überragend,
Gib, daß wir niedriger nicht ſei'n als du,
Auch ohne jene Stufen, die du leihſt,
Das Maß einhalten deß, was groß und gut.

Die **Königin** kommt.

König
(ihr mit ausgeſtreckter Hand entgegen gehend).

Lenore, ſei gegrüßt!

Königin.

Seid uns willkommen!

König.

Und nicht die Hand?

Königin.

Ich freu' mich, Euch zu ſehn.

König.

Und nicht die Hand?

Königin

(in Thränen ausbrechend).

O Gott und Vater!

König.

Lenore, dieſe Hand iſt nicht verpeſtet.
Zieh' ich in Krieg, wie ich denn ſoll und muß,
So wird ſie Feindes Blut vollauf bedecken,
Doch klares Waſſer tilgt die Makel aus,
Und rein werd' ich ſie bringen zum Willkomm.
Das Waſſer nur der körperlichen Dinge
Hat für die Seelen geiſtigen Erſatz.
Du biſt als Chriſtin glaubensſtark genug,
Der Reue zuzutrauen ſolche Macht.
Wir Andern, die auf Thätigkeit geſtellt,
Sind ſo beſcheidnem Mittel nicht geneigt,
Da es die Schuld nur wegnimmt, nicht den Schaden,
Ja halb nur Furcht iſt eines neuen Fehls.
Wenn aber beſſ'res Wollen, freudiger Entſchluß
Für Gegenwart und für die Zukunft bürgt,
So nimm's, wie ich es gebe, wahr und ganz.

Königin

(beide Hände hinhaltend).

O Gott, wie gern.

König.

Nicht beide Hände!
Die Rechte nur, obgleich dem Herzen ferner,
Gibt man zum Pfand von Bündniß und Vertrag,

Vielleicht um anzudeuten, nicht nur das Gefühl,
Das ſeinen Sitz im Herzen aufgeſchlagen,
Auch der Verſtand, des Menſchen ganzes Wollen
Muß Dauer geben dem, was man verſprach;
Denn wechſelnd wie die Zeit iſt das Gefühl, —
Was man erwogen, bleibt in ſeiner Kraft.

Königin
(die Rechte bietend).

Auch das! Mein ganzes Selbſt.

König.

Die Hand, ſie zittert.
(Sie loslaſſend.)
Ich will dich nicht mißhandeln, gutes Weib.
Und glaube nicht, weil minder weich ich ſpreche,
Daß minder ich drum weiß, wie groß mein Fehl,
Und minder ich verehre deine Güte.

Königin.

Verzeihn iſt leicht. Begreifen iſt viel ſchwerer.
Wie es nur möglich war? Ich faß es nicht.

König.

Wir haben bis vor kurz gelebt als Kinder,
Als ſolche hat man einſtens uns vermählt,
Und wir, wir lebten fort als fromme Kinder;
Doch Kinder wachſen, nehmen zu an Jahren,
Und jedes Stufenalter der Entwicklung,
Es kündet an ſich durch ein Unbehagen,
Wohl öfters eine Krankheit, die uns mahnt,
Wir ſei'n dieſelben und zugleich auch Andre,
Und Andres zieme ſich im Nämlichen.
So iſt's mit unſerm Innern auch beſtellt,

Es dehnt ſich aus, und einen weitern Umkreis
Beſchreibt es um den alten Mittelpunkt.
Solch eine Krankheit haben wir beſtanden;
Und ſag' ich: wir, ſo mein' ich, daß du ſelbſt
Nicht unzugänglich ſeiſt dem innern Wachsthum.
Laß uns die Mahnung ſtumpf nicht überhören!
Wir wollen künftighin als Kön'ge leben,
Denn, Weib, wir ſind's. Uns nicht der Welt verſchließen
Noch Allem, was da groß in ihr und gut;
Und wie die Bienen, die mit ihrer Ladung
Des Abends heim in ihre Zellen kehren,
Bereichert durch des Tages Vollgewinn,
Uns finden in dem Kreis der Häuslichkeit,
Nun doppelt ſüß durch zeitliches Entbehren.

Königin.

Wenn du's begehrſt, ich ſelbſt vermiſſ' es nicht.

König.

Du wirſt's vermiſſen dann in der Erinn'rung,
Wenn du erſt haſt, woran man Werthe mißt.
Nun aber laß Vergang'nes uns vergeſſen!
Ich liebe nicht, daß man auf neuer Bahn
Den Weg verſperre ſich durch dieß und das,
Durch das Gerümpel eines frühern Zuſtands.
Ich ſpreche mich von meinen Sünden los,
Du ſelbſt bedarfſt es nicht in deiner Reinheit.

Königin.

Nicht ſo, nicht ſo! O wüßteſt du, mein Gatte,
Was für Gedanken, ſchwer und unheilvoll,
Den Weg gefunden in mein banges Herz.

König.

Wohl etwa Rachſucht gar? Nun, um ſo beſſer,

Du fühlſt dann, daß Verzeihen Menſchenpflicht,
Und Niemand ſicher iſt, auch nicht der Beſte.
Wir wollen uns nicht rächen und nicht ſtrafen;
Denn jene Andre, glaub', iſt ohne Schuld,
Wie's die Gemeinheit iſt, die eitle Schwäche,
Die nur nicht widerſteht und ſich ergibt.
Ich ſelber trage, ich, die ganze Schuld.

Königin.

O laß mich glauben, was mich hält und tröſtet.
Der Mauren Volk und All', was ihnen ähnlich,
Geheime Künſte üben ſie, verruchte,
Mit Bildern, Zeichen, Sprüchen, böſen Tränken,
Die in der Bruſt des Menſchen Herz verkehren
Und ihrem Willen machen unterthan.

König.

Umgeben ſind wir rings von Zaubereien,
Allein wir ſelber ſind die Zauberer.
Was weit entfernt, bringt ein Gedanke nah,
Was wir verſchmäht, ſcheint andrer Zeit uns hold,
Und in der Welt voll offenbarer Wunder
Sind wir das größte aller Wunder ſelbſt.

Königin.

Sie hat dein Bild.

König.

Sie ſoll es wieder geben,
Und heften will ich's ſichtlich an die Wand,
Und drunter ſchreiben für die ſpäten Enkel:
Ein König, der an ſich nicht gar ſo ſchlimm,
Hat ſeines Amts und ſeiner Pflicht vergeſſen;
Gott ſei gedankt, daß er ſich wieder fand.

Königin.

Allein du ſelber trägſt an deinem Hals —

König.

Ja ſo! ihr Bild? Ward dir das auch ſchon kund?

(Nimmt das Bild mit der Kette vom Halſe und legt es auf den Tiſch rechts im Vordergrund.)

So leg' ich es denn hin, und mög' es liegen,
Ein Blitz, der nicht mehr ſchädlich nach dem Donner.
Das Mädchen aber ſelbſt, ſie ſei entfernt!
Mag denn mit einem Mann ſie ihres Volks —

(Von vorn nach rückwärts auf und abgehend, in Abſätzen ſtehen bleibend.)

Ob das zwar nicht. — Die Weiber dieſes Stamms
Sind leidlich, gut ſogar — Allein die Männer
Mit ſchmutz'ger Hand und engem Wucherſinn,
Ein ſolcher ſoll das Mädchen nicht berühren.
Am Ende hat ſie Beſſern angehört. —
Allein was kümmert's uns? — Ob ſo, ob ſo,
Wie nah, wie fern! Sie mögen ſelber ſorgen.

Königin.

Doch wirſt du ſtark auch bleiben, Don Alfonſo?

König

(ſtehen bleibend).

Sieh nur, du haſt das Mädchen nicht gekannt.
Nimm alle Fehler dieſer weiten Erde,
Die Thorheit und die Eitelkeit, die Schwäche,
Die Liſt, den Trotz, Gefallſucht, ja die Habſucht,
Vereine ſie, ſo haſt du dieſes Weib.
Und wenn ſtatt Zauber räthſelhaft du's nennſt,
Daß jemals ſie gefiel, ſo ſtimm' ich ein,
Und ſchämte mich, wär's nicht natürlich wieder.

(Geht auf und nieder.)

Königin.

O, nicht natürlich, glaube mir, mein Gatte.

König
(ſtehen bleibend).

Ein Zauber endlich iſt, er heißt Gewohnheit,
Der Anfangs nicht beſtimmt, doch ſpäter feſthält;
Von dem, was ſtörend, widrig im Beginn,
Abſtreift den Eindruck, der uns nicht genehm,
Das Fortgeſetzte ſteigert zum Bedürfniß.
Iſt's leiblich doch auch anders nicht beſtellt,
Die Kette, die ſie trug — und die nun liegt,
Auf immer abgethan — ſo Hals als Bruſt,
Sie haben an den Eindruck ſich gewöhnt,
(ſich ſchüttelnd)
Und fröſtelnd geht's mir durch die leeren Räume.
Ich will mir eine andre Kette wählen.
Der Körper ſcherzt nicht, wenn er warnend mahnt.
Und damit nun genug!
Doch daß Ihr blutig
Euch rächen wolltet an der armen Thörin,
Das war nicht gut.
(Zum Tiſch tretend.)
Denn ſieh nur dieſe Augen —
Nun ja, die Augen — Körper, Hals und Wuchs,
Das hat Gott wahrlich meiſterhaft gefügt;
Sie ſelber machte ſpäter ſich zum Zerrbild.
Laß Gottes Werk in ihr uns denn verehren,
Und nicht zerſtören, was er weiſe ſchuf.

Königin.

Berühr' es nicht!

König.

Schon wieder denn der Unſinn!
Und wenn ich's nehme wirklich in die Hand,
(er hat das Bild auf die Hand gelegt)
Bin ich ein Andrer drum? Schling' ich die Kette
Aus Scherz, um dein zu ſpotten um den Hals,
(er thut's)
Das Bild, das dich erſchreckt, im Buſen bergend,
Bin wieder ich Alfonſo, der es einſieht,
Daß er gefehlt, und der den Fehl verdammt.
Drum ſei's des Unſinns endlich doch genug.
(Er entfernt ſich vom Tiſch.)

Königin.

Allein —

König
(wild nach ihr blickend).

Was iſt?

Königin.

O Gott im Himmel!

König.

Erſchrick nicht, gutes Weib. Doch ſei vernünftig,
Und wiederhole mir nicht ſtets Daſſelbe,
Es mahnt zuletzt mich an den Unterſchied.
(Auf den Tiſch, dann auf ſeine Bruſt zeigend.)
Dort jenes Mädchen — zwar jetzt iſt ſie hier —
War thöricht ſie, ſo gab ſie ſich als ſolche,
Und wollte klug nicht ſein, noch fromm und ſittig.
Das iſt die Art der tugendhaften Weiber,
Daß ewig ſie mit ihrer Tugend zahlen.
Biſt du betrübt, ſo tröſten ſie mit Tugend,
Und biſt du froh geſtimmt, iſt's wieder Tugend,
Die dir zuletzt die Heiterkeit benimmt,

Wohl gar die Sünde zeigt als einz'ge Rettung.
Was man die Tugend nennt, ſind Tugenden,
Verſchieden, mannigfalt nach Zeit und Lage,
Und nicht ein hohles Bild, das ohne Fehl,
Doch eben drum auch wieder ohne Vorzug.
Ich will die Kette nur vom Halſe legen,
Denn ſie erinnert mich —
Und dann, Lenore,
Daß du mit den Vaſallen dich verbündet,
Das war nicht gut, war unklug, widrig.
Wenn du mir zürnſt, biſt du in deinem Recht;
Doch dieſe Männer, meine Unterthanen,
Was wollen ſie? Bin ich ein Kind, ein Knabe,
Der noch nicht weiß, was er ſich ſelber ſchuldet?
Des Reiches Sorge theilen ſie mit mir,
Und gleiche Sorge, weiß ich, iſt mir Pflicht.
Doch ich, Alfonſo, ich, der Menſch, der Mann
In meinem Haus, in meinem Sein und Weſen,
Schuld' ich des Reiches Männern Rechenſchaft?
Nicht ſo! Und hört' ich nichts als meinen Zorn,
Ich kehrte raſch zurück, woher ich kam,
Nur um zu zeigen, daß nicht ihrem Urtheil,
Nicht ihrer Billigung ich unterthan.

(Nach vorn tretend und mit dem Fuß auf den Boden ſtampfend.)

Und endlich dieſer Alte, Don Manriquez,
Wenn er mir Vormund war, iſt er es noch?

(Don Manriquez erſcheint in der Mittelthür. Die Königin zeigt mit gerungenen Händen nach ihrem Gatten. Manriquez zieht ſich mit einer beruhigenden Bewegung beider Hände zurück.)

Erkühnt er ſich, dem König vorzuſchreiben
Die hausgebacknen Lehren ſeiner Weisheit?
Wohl gar zu heimlicher, verwegner That —?

(In der Quere der Bühne auf und nieder gehend.)

Ich will das unterſuchen, ich, als Richter,
Und zeigt ſich eine Spur nur von Vergehn,
Von frevelhafter Abſicht oder That,
Je näher mir der Schuldige, ja nächſt,
Nur um ſo härter büß' er ſein Erkühnen.
Nicht du, Lenore, nein, du biſt entſchuldigt.

(Die Königin hat ſich während des Letzten leiſe durch die Seitenthür rechts entfernt.)

Wo ging ſie hin? So läßt man mich allein?
Bin ich der Thor in meinem eignen Haus?

(Er nähert ſich der Seitenthür rechts.)

Ich will zu ihr! — Die Thür verſchloſſen?

(Die Thür mit einem Fußtritt ſprengend.)

Auf!
So nehm' ich mir im Sturm mein häuslich Glück.

(Er geht hinein.)

Don Manriquez und **Garceran** erſcheinen in der Mittelthür. Letzterer macht einen Schritt über die Schwelle.

Manriquez.

Willſt du mit uns?

Garceran.

Mein Vater!

Manriquez.

Willſt du nicht?
Die Andern ſind voran, folgſt du?

Garceran.

Ich folge.

(Sie ziehen ſich zurück, die Thüre geht zu.)

Pauſe. — Der **König** kommt zurück. In der Stellung eines Horchenden.

König.

Horch wieder! — Es iſt nichts, und Alles ſtille —
Die Zimmer meiner Gattin leer, verlaſſen:
Rückkehrend aber, in der Erkerſtube,
Vernahm ich Lärm von Wagen und von Roſſen,
In reißendem Galopp das Weite ſuchend.
Bin ich allein? — He, Garceran! Reinero!

Der **Knappe** kommt aus der Seitenthür links.

König.

Was iſt? Was geht hier vor?

Knappe.

Erlauchter Herr,
Das Schloß iſt menſchenleer; Ihr ſelbſt und ich
Zur Zeit die einzig lebenden Bewohner.

König.

Die Königin?

Knappe.

Verließ das Schloß zu Wagen.

König.

Schon nach Toledo denn zurück?

Knappe.

Ich weiß nicht.
Allein die Herrn —

König.

Welche Herrn?

Knappe.

Die Stände,
Die ſich geſammt auf ihre Pferde ſchwangen,

Sie nahmen ihren Weg nicht nach Toledo,
Vielmehr den Weg, auf dem Ihr ſelber kamt.

König.

Ha! nach Retiro? Fällt's wie Schuppen doch
Von meinen ſehenden und blinden Augen!
Das iſt der Mord! Sie gehen, ſie zu tödten.
Mein Pferd! Mein Pferd!

Knappe.

Das Eure, hoher Herr,
Ward als gelähmt, wie ſelber Ihr befahlt —

König.

Nun denn ein andres, Garcerans, das deine.

Knappe.

Man hat die Pferde ſämmtlich weggebracht,
Mit ſich geführt, vielleicht gejagt ins Freie.
Die Ställe ſind geleert, ſowie das Schloß.

König.

Sie denken mich zu überholen. Fort!
Schaff' mir ein Pferd, und wär's ein Ackergaul,
Es ſoll ihm Flügel leihen meine Rache.
Und wenn's geſchah? — Dann, guter Gott, dann gib,
Daß ich nicht als Tyrann, daß ich als Menſch
Die Schuld beſtrafe und die Schuldigen.
Schaff' mir ein Pferd! Sonſt biſt du einverſtanden,
Und zahlſt mit deinem Kopf, wie Alle,

(an der Thür ſtehen bleibend, mit heftiger Bewegung)

Alle!

(Er eilt fort.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Saal im Schloſſe von Retiro, mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. Ueberall Zeichen der Zerſtörung. Links im Vorgrunde ein umgeſtürzter Putztiſch mit zerſtreutem Geräthe. Rechts im Hintergrunde ein gleichfalls umgeworfener Tiſch, darüber ein Gemälde, halb aus dem Rahmen herausgeriſſen. In der Mitte des Gemachs ein Stuhl. Es iſt dunkel.

Von außen hinter der Mittelwand Geräuſch von Stimmen, Fußtritte und Waffengeklirr.

Stimmen von außen.

Es iſt genug!
Das Zeichen tönt!
Zu Pferde!

(Die Stimmen und die Fußtritte entfernen ſich.)

Pauſe. — Dann kommt der alte **Iſaak** aus der Seitenthüre rechts, einen nachſchleifenden Teppich über den Kopf geſtülpt, den er ſpäter fallen läßt.

Iſaak.

Sie ſind nun fort? — Ich höre nichts.
(Zurücktretend.)
Doch ja! —
Nein, wieder nichts. Ich habe mich verſteckt,
Als ſie nach Räuberart das Schloß durchſuchten.

Am Boden lag ich, in mich ſelbſt gekrümmt,
Und dieſe Decke war mir Dach und Schirm.
Doch nun wohin? — Was ich erſpart, erworben,
Hab' ich vorlängſt im Garten eingeſcharrt;
Das hol' ich ſpäter, wenn der Lärm vorüber. —
Wo iſt die Thür? Wie rett' ich meine Seele?

Eſther tritt aus der Thüre links.

Iſaak.

Wer kommt? Weh mir!

Eſther.

Seid Ihr's?

Iſaak.

Biſt du es, Rahel?

Eſther.

Wie meinſt du? Rahel? Eſther bin ich nur.

Iſaak.

Nur, ſagſt du, nur? Du, meine einz'ge Tochter,
Die einz'ge, weil die beſte.

Eſther.

Sag' vielmehr:
Die beſte, weil die einz'ge. Alter Mann,
So weißt du nicht vom heut'gen Ueberfall,
Und weißt du nicht, wem all' ihr Wüthen galt?

Iſaak.

Ich weiß es nicht und will es auch nicht wiſſen,
Iſt Rahel doch entflohn, in Sicherheit.
O ſie iſt klug — Gott meiner Väter!
Was ſuchſt du mich, mich armen alten Mann,

Und ſprichſt zu mir aus meiner Kinder Munde?
Ich aber glaub' es nicht. Es iſt nicht. Nein.

(Er ſinkt am Stuhle in der Mitte der Bühne nieder, das Haupt dagegen lehnend.)

Eſther.

So ſei denn ſtark durch feige Furchtſamkeit.
Doch ſchelt' ich Andre, was ich ſelber war.
Als ſie nun kamen und, vom Schlaf erwacht,
Ich hin zur Hilfe meiner Schweſter eilte
Ins letzte ferne, innerſte Gemach,
Da faßt mich Einer an mit ſtarker Hand
Und ſchleudert mich zu Boden. Und ich feige,
Ich fiel in Ohnmacht; als es galt,
Mein Leben für die Schweſter hinzugeben,
Zu ſterben wenigſtens zugleich mit ihr.
Als ich erwachte, war die That geſchehn,
Vergebens jedes Mittel der Belebung.
Da konnt' ich weinen, und die Haare raufen;
Das iſt die rechte Feigheit, Weiberart.

Iſaak.

Sie ſagen dieß und das. Ich aber glaub's nicht.

Eſther.

Leih deinen Stuhl zum ſitzen, alter Mann;
(Sie rückt den Stuhl nach vorne.)
Die Glieder werden ſchwach mir unterm Leib.
Hier will ich bleiben und will Wache halten.
(Setzt ſich.)
Vielleicht, daß Einem dünkt der Mühe werth,
Die Stoppeln zu verbrennen nach der Ernte,
Und kommt zurück und tödtet, was noch übrig.

Iſaak (am Boden).

Mich nicht! mich nicht! Hier kommt ſchon Einer. Horch!
Nein, Viele! — Schütze mich, ich flieh' zu dir.

(Er flieht zu ihrem Stuhl, wo er ſich am Boden niederkauert.)

Eſther.

Ich will Euch hüten, einer Mutter gleich,
Des altergrauten Vaters zweite Kindheit,
Und kommt der Tod, ſo ſtirbt Ihr kinderlos,
Ich geh' voran und folge meiner Schweſter.

In der Mittelthür erſcheint der **König** mit ſeinem **Knappen**, der eine Fackel trägt.

König.

Dring' ich noch weiter vor? Begnüg' ich mich
Mit dem, was ich ſchon weiß, eh' ich's geſehn?
Das ganze Schloß, zerſtört, verheert, verwüſtet,
Ruft mir aus allen Winkeln gellend zu:
Es iſt zu ſpät, der Greuel iſt geſchehn.
Und deß trägſt du die Schuld, verruchter Zaub'rer,
Wenn etwa gar nicht einverſtanden auch.
Allein du weinſt, und Thränen lügen nicht.
Sieh her, ich weine auch. Allein, aus Wuth,
Aus unbefriedigter Begier nach Rache.
Steck deine Fackel hier in dieſen Ring,
Und geh' ins Dorf, verſammle die Gemeinde,
Heiß' ſie mit Waffen, wie's der Zufall beut,
Sich ſtellen hier im Schloß. Ich ſelbſt entbiete,
Wenn's Morgen erſt, durch Schreiben rings mein Volk,
Der Arbeit Kinder und der harten Müh'n.
An ihrer Spitze will ich rächend gehn,
Und brechen all die Schlöſſer jener Großen,

Die, Diener halb, und halb auch wieder Herrn,
Sich ſelber dienen und den Herren meiſtern.
Beherrſcher und Beherrſchte, alſo ſei's.
Und jene Zwitter tilg' ich rächend aus,
Die ſtolz auf Blut, auf das in ihren Adern
Und auf das fremde, wenn's ihr Schwert vergoß.
Laß hier dein Licht und geh! Ich bleib' allein.
Ich brüte die Geburten meiner Rache.

(Der Diener ſteckt ſeine Fackel in den Ring neben der Thüre und entfernt ſich.)

König

(einen Schritt nach vorn machend).

Was regt ſich dort? Iſt hier noch Leben übrig?
Gebt Antwort!

Iſaak.

Gnädiger Herr Miſſethäter,
Verſchont uns, edler Mörder!

König.

Du biſt's, Alter?
Erinn're mich nicht dran, daß ſie dein Kind;
Es minderte ihr Bild in meiner Seele.
Und du biſt Eſther, nicht?

Eſther.

Ich bin es, Herr.

König.

Und iſt's geſchehn?

Eſther.

Es iſt.

König.

Ich wußt' es wohl,
Seit ich das Schloß betrat. Drum keine Klagen.

Glaub', das Gefäß iſt voll; was man noch zugießt,
Fließt ab vom Rand und ſchwächt des Inhalts Gift.
Als ſie noch lebte, wollt' ich ſie verlaſſen,
Nun da ſie todt, verläßt ſie nimmer mich.
Und dieß ihr Bild auf dieſer meiner Bruſt,
Es gräbt ſich ein und ſchlägt nach innen Wurzel.
Denn war nicht ſelber ich's, der ſie getödtet?
Blieb ſie mir fern, ſie ſpielte noch, ein Kind,
Sich ſelbſt zur Luſt und Anderen zur Freude.
Vielleicht — ob das zwar nicht. Ich ſage Nein!
Kein Andrer durfte ihre Hand berühren,
Und Niemands Lippen nahen ihrem Mund.
Kein frecher Arm — ſie war des Königs Eigen,
Ob nie geſehn, gehörte ſie doch mir,
Der Reize Macht dem Herrſcher auf dem Thron.

Iſaak.

Spricht er von Rahel?

Eſther.

Wohl, von Eurer Tochter.
So ſehr der Schmerz verlornen Werth verdoppelt,
Sag' ich Euch doch, Ihr ſchlagt zu hoch ſie an.

König.

Meinſt du? Ich ſage dir, ſie ſind nur Schatten,
Ich, du und jene Andern aus der Menge;
Denn biſt du gut, haſt du es ſo gelernt,
Und bin ich ehrenhaft, ich ſah's nicht anders;
Sind jene Andern Mörder, wie ſie's ſind,
Schon ihre Väter waren's, wenn es galt.
Die Welt iſt nur ein ew'ger Wiederhall,
Und Korn aus Korn iſt ihre ganze Ernte.

Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt,
All was ſie that, ging aus aus ihrem Selbſt,
Urplötzlich, unverhofft und ohne Beiſpiel.
Seit ich ſie ſah, empfand ich, daß ich lebte,
Und in der Tage trübem Einerlei
War ſie allein mir Weſen und Geſtalt.
So wie man ſagt, daß in Arabiens Wüſten
Der Wandrer, der ſich lang im Sand geplagt,
Der Sonne Brand ertragen glüh'nden Haupts,
Mit einemmal ein blühend Eiland trifft,
Umbrandet von der See der trocknen Stellen,
Da blühen Blumen, winkt der Bäume Schatten,
Der Kräuter Hauch ſteigt mildernd in die Luft,
Und wölbt ſich unter'm Himmel als ein zweiter.
Zwar ringelt ſich die Schlange unter'm Buſch,
Ein reißend Thier, von gleichem Durſt gequält,
Fand etwa ſeinen Weg zur kühlen Quelle,
Doch jubelt auch der Wandrer wegemüd,
Und ſaugt mit gier'gem Mund den Labetrank,
Und wirft ſich in des Graſes üpp'gen Wuchs.
Den üpp'gen Wuchs. Fürwahr! Ich will ſie ſehn,
Noch einmal jenen ſtolzen Bau der Glieder,
Den Mund, der Athem ſog und Leben hauchte,
Und der, nunmehr auf immerdar verſtummt,
Mich anklagt, daß ich ſie ſo ſchlecht beſchützt.

Eſther.

Thu's nicht, o Herr! Da's nun geſchehn,
Laß es geſchehen ſein. Laß uns den Jammer,
Du trenne nicht dich, Herr, von deinem Volk.

König.

Meinſt du? Ich bin der König, weißt du wohl?

Nicht nur an ihr, an mir hat man gefrevelt.
Gerechtigkeit und Strafe jeder Schuld
Hab' ich geſchworen an dem Krönungstag,
Und will es halten bis an meinen Tod.
Dazu muß ich mich ſtärken, mich verhärten;
Denn alles, was dem Menſchen hoch und werth,
Wird man entgegenſtellen meinem Grimm:
Erinnerung aus meiner Knabenzeit,
Des Mannes erſte bräutliche Begegnung,
Die Freundſchaft und die Dankbarkeit, die Milde,
Mein ganzes Leben, ſchroff in eins geballt,
Wird mir genüberſtehn in Waffenrüſtung
Und mich zum Kampfe fordern mit mir ſelbſt,
D'rum muß ich von mir ſelbſt mich erſt entfernen.
Ihr Bild, wie es vor mir ſteht hier und dort,
An jeder Wand, in dieſer, jener Ecke,
Zeigt mir ſie nur in ihrer frühern Schönheit,
Mit ihren Schwächen, die ſo reizend auch.
Ich will ſie ſehn, zerſtört, verſehrt, mißhandelt;
Verſenken mich im Greuel ihres Anblicks,
Vergleichen jedes Blutmal ihres Leibes
Mit ihrem Abbild hier auf meiner Bruſt,
Und lernen Unmenſch ſein genüber Gleichen.

(Da Eſther aufgeſtanden iſt.)

Sprich mir kein Wort! Ich will! Und dieſe Fackel
Soll mich begleiten, flammend wie ich ſelbſt,
Nur leuchtend, weil zerſtörend und zerſtört.
Sie iſt in jenem letzten innern Zimmer,
Wo ich ſo oft —?

Eſther.

Sie iſt, ſie war, ſie bleibt.

König (hat die Fackel ergriffen).

Mir däucht, ich ſehe Blut auf meinem Weg.
Es iſt der Weg zum Blut. — O Nacht der Greuel!

(Er geht in die Seitenthüre links.)

Iſaak.

Wir ſind im Dunkeln.

Eſther.

Wohl im Dunkel rings,
Umgeben von des Unglücks grauſer Nacht.
Allein der Tag bricht an. Laß mich verſuchen,
Ob ich die Glieder trage bis dahin.

(Sie tritt zum Fenſter und zieht den Vorhang.)

Der Morgen dämmert ſchon, ſein bleicher Schein
Schaut wie entſetzt die Greuel der Zerſtörung,
Den Unterſchied von Geſtern und von Heut.

(Auf die am Boden zerſtreuten Schmuckſachen blickend.)

Da liegen ſie, die Trümmer unſres Glücks,
Der bunte Tand, um deſſentwillen wir,
Ja wir, nur wir — nicht er, der dort ſich Schuld gibt —
Die Schweſter opferten, dein thöricht Kind.
All, was geſchieht, iſt Recht. Wer ſich beklagt,
Verklagt ſich ſelbſt und ſeine eig'ne Thorheit.

Iſaak

(der ſich in den Stuhl geſetzt hat).

Hier will ich ſitzen. Seit der König da,
Fürcht' ich ſie nicht und Alle, die noch kommen.

Die Mittelthüre öffnet ſich, **Manriquez** und **Garceran**, hinter ihnen die **Königin**, ihr **Kind** an der Hand führend, und mehrere **Große** treten ein.

Manriquez.

Kommt hier herein und ſtellt zunächſt euch auf.

Wir haben an dem König uns verſündigt,
Das Gute wollend, aber nicht das Recht.
Wir wollen uns dem Rechte nicht entziehn.

Eſther

(auf der andern Seite, eines Rucks den umgeſtürzten Tiſch aufhebend).

Verwüſtung, ordne dich! Laß ſie nicht glauben,
Daß wir erſchrocken oder daß wir feig.

Königin.

Hier ſind ſie, jene Andern.

Manriquez.

Immerhin!
Sie traf bereits, was uns vielleicht bedroht.
Stellt euch in Reih' und Ordnung, wenn's beliebt.

Königin.

Mich laßt voran, ich bin die Schuldigſte.

Manriquez.

Nicht alſo, edle Frau! Ihr ſpracht das Wort,
Doch als es kam zur That, habt Ihr gezittert,
Euch widerſetzt und Schonung anbefohlen,
Obgleich umſonſt: denn Noth war uns Gebot.
Auch wünſcht' ich nicht, daß ſich ſein erſter Grimm
Entlüde auf die Häupter, die uns hoch,
Zunächſt nach ihm die Hoffnung unſers Throns.
Ich ſelber that's, zwar nicht mit meiner Hand,
Allein mit Rath, mit furchtbar ernſtem Mitleid.
Ich trete vor Euch hin. Und du, mein Sohn,
Haſt du den Muth, als Mann auch zu vertreten,
Was du gehindert nicht, wenn nicht gefördert,
So daß dein Streben, wieder gut zu machen,
Und deine Rückkehr ſelbſt nicht ohne Schuld?

Garceran.

Seht mich bereit. Ich tret' an Eure Seite,
Und treffe mich des Königs erſter Zorn.

Eſther (herüberrufend).

Ihr dort, obgleich ihr Mörder ſeid geſammt,
Und würdig jeden Tods und jeder Strafe;
Genug des Unheils iſt bereits geſchehn,
Ich wünſchte nicht die Greuel noch vermehrt.
Der König iſt dort drin bei meiner Schweſter,
Und vorher ſchon ergrimmt, wird ihn ihr Anblick
Aufſtacheln zu vermehrter, neuer Wuth.
Auch dauert mich das Weib dort und ihr Kind,
Unſchuldig halb, und halb auch ſelbſt nur ſchuldig.
Drum geht, weil es noch Zeit. Begegnet nicht
Dem Rächer, der zum Richter noch zu heiß.

Manriquez.

Weib, wir ſind Chriſten.

Eſther.

Nun, ihr habt's gezeigt.
Ich lobe mir die Jüdin, weiß es Gott!

Manriquez.

Als ſolche abzubüßen auch bereit,
Was wir gefehlt, uns willig unterwerfend.
Legt eure Schwerter ab. Hier iſt das meine.
Die Wehr an Mannes Seite ſpricht von Schutz.
Schon unſre Anzahl ſtreitet mit der Demuth,
Sie theilt die Schuld, die doch in Jedem ganz.

(Alle haben die Schwerter vor Manriquez auf den Boden gelegt.)

So harren wir. Vielmehr geh' einer hin,
Und trete förderſamſt den König an:

Des Landes Noth erheiſcht, daß er ſich faſſe.
Ob ſo, ob ſo, und wär's auch nur bereuend
Zu raſche That, von der wir ſelbſt das Opfer.
Geh du, mein Sohn!

Garceran

(der einige Schritte gemacht hat, umkehrend).

Seht hier den König ſelbſt.

Der **König** ſtürzt aus dem Seitengemache. Nach ein Paar Schritten wendet er ſich um und ſieht ſtarr nach der Thüre.

Königin.

O Gott im Himmel!

Manriquez.

Ruhig, gnäd'ge Frau.

(Der König geht nach vorn. Er bleibt mit untergeſchlagenen Armen vor Iſaak ſtehen, der wie ſchlummernd im Seſſel liegt. Darauf geht er nach dem Vorgrund.)

Eſther (zu Iſaak).

Schau, deine Feinde zittern. Freuſt du dich?
Ich nicht. Die Todte wacht doch nimmer auf.

(Der König, im Vorgrunde, betrachtet ſeine beiden Hände und ſtreift daran, wie reinigend, mit der einen über die andere. Hierauf dieſelbe Bewegung über den Oberleib. Zuletzt fährt er nach dem Halſe, die Hände um den Umkreis deſſelben bewegend. In dieſer letzten Stellung, die Hände noch immer am Halſe, bleibt er ſtehen und ſieht ſtarr vor ſich hin.)

Manriquez.

Erlauchter Fürſt und König! Gnäd'ger Herr!

König (emporfahrend).

Ihr ſeid's. Ihr kommt zurecht. Euch ſucht' ich eben;
Und Alle. Ihr erſpart mir manche Müh'.

(Er tritt vor ſie hin, ſie mit zornigen Blicken meſſend.)

Manriquez
(auf die am Boden liegenden Waffen zeigend).
Wir haben unſre Wehr von uns gelegt —

König.
Ich ſehe Schwerter. Kommt ihr, mich zu tödten?
Vollendet euer Werk. Hier meine Bruſt.
(Er öffnet ſein Kleid.)

Königin.
Er hat's nicht mehr!

König.
Wie meint Ihr, ſchöne Frau?

Königin.
Das böſe Bild iſt fort von ſeinem Halſe.

König.
Ich gehe, es zu holen.
(Er macht ein paar Schritte gegen die Seitenthüre und bleibt ſtehen.)

Königin.
Gott, noch immer!

Manriquez.
Wir wiſſen wohl, wie ſehr wir, Herr, gefehlt;
Vor allem: nicht der Rückkehr zu dir ſelbſt,
Dir ſelbſt und deinem edlen Sinn vertrauend;
Allein die Zeit war dringender als wir.
Es bebt das Land. Der Feind an unſern Grenzen,
Er fordert auf zu Wehr und Widerſtand.

König.
Und Feinde muß man ſtrafen, oder nicht?
Ihr mahnt mit Recht; umringt bin ich von ſolchen.
He, Garceran!

Garceran.

Meint Ihr mich, hoher Herr?

König.

Ich meine dich. Du haſt mich zwar verrathen,
Allein du warſt mein Freund. Komm her zu mir.
Sag' mir, was hieltſt du von dem Mädchen dort?
Nun — die du morden halfſt — doch davon ſpäter.
Was hielteſt du von ihr, da ſie noch lebte?

Garceran.

Herr, ſie war ſchön.

König.

So! und was weiter noch?

Garceran.

Doch auch verbuhlt, und leicht, voll arger Tücken.

König.

Und das verſchwiegſt du mir, als es noch Zeit?

Garceran.

Ich ſagt' es Euch.

König.

Und ich hab's nicht geglaubt?
Wie kam das? Sag' nur an!

Garceran.

Die Königin,
Sie räth auf Zauberei.

König.

Das iſt der Aberglaube,
Der nachglaubt, was er erſt ſich vorgeglaubt.

Garceran.

Zum Theil war's freilich wieder auch natürlich.

König.

Natürlich iſt zuletzt nur, was erlaubt.
Und war ich nicht ein König, mild, gerecht?
Der Abgott meines Volks und all der Meinen;
Nicht leer an Sinn, und blind auch nicht vor allem.
Ich ſage dir: ſie war nicht ſchön.

Garceran.

Wie meint Ihr?

König.

Ein böſer Zug um Wange, Kinn und Mund,
Ein lauernd Etwas in dem Feuerblick,
Vergiftete, entſtellte ihre Schönheit.
Betrachtet hab' ich mir's, und hab' verglichen.
Als ich dort eintrat, meinen Zorn zu ſtacheln,
Halb bange vor der Steig'rung meiner Wuth,
Da kam es anders, als ich mir's gedacht.
Statt üpp'ger Bilder der Vergangenheit
Trat Weib und Kind und Volk mir vor die Augen.
Zugleich ſchien ſich ihr Antlitz zu verzerren,
Die Arme ſich zu regen, mich zu faſſen.
Da warf ich ihr ihr Bild nach in die Gruft,
Und bin nun hier, und ſchaud're, wie du ſiehſt.
Nun aber geh'. Haſt du mich doch verrathen,
Faſt thut mir leid, daß ich euch ſtrafen muß.
Tritt hin zu deinem Vater, zu den Andern.
Kein Unterſchied: denn alle ſeid ihr ſchuldig.

Manriquez
(mit ſtarker Stimme).

Und Ihr nicht auch?

König

(nach einer Pauſe).

Der Mann hat Recht; ich auch.
Allein was iſt die Welt, mein armes Land,
Wenn Niemand rein und üb'rall nur Verbrecher?
Doch hier mein Sohn. Tritt du in unſre Mitte,
Du ſollſt der Schutzgeiſt ſein von dieſem Lande,
Ob uns ein höh'rer Richter dann verzeiht.
Führt, Donna Clara, Ihr ihn an der Hand!
Euch hat ein günſtiges Geſchick verliehn
In Unbefangenheit bis dieſen Tag
Das Leben zu durchziehn; Ihr ſeid es werth,
Die Unſchuld einzuführen unter uns.
Doch halt! Hier iſt die Mutter. Was ſie that,
Sie that es für ihr Kind. Ihr iſt verziehn.

(Da die Königin vortritt und ein Knie beugt.)

Madonna, ſtraft Ihr mich? Wollt Ihr mir zeigen
Die Stellung, die mir ziemte gegen Euch?
Kaſtilier ſeht her! Hier euer König,
Und die Regentin hier an ſeiner Statt;
Ich bin nur der Feldhauptmann meines Sohns;
Denn wie die Pilger mit dem Kreuz bezeichnet
Zur Buße hinziehn nach Jeruſalem,
So will ich, meiner Makel mir bewußt,
Euch führen gegen jene Andersgläub'gen,
Die an der Grenze fern aus Afrika
Mein Volk bedrohn und dieß mein ſtilles Land.
Kehr' ich denn wieder, und will's Gott als Sieger,
Dann ſollt ihr ſagen, ob ich wieder werth,
Das Recht zu ſchützen, das ich nun verletzt.
Euch, Jeden trifft die Strafe, ſo wie mich;
Denn in die dicht'ſten Haufen unſrer Feinde

Sollt ihr mir folgen, ihr geſammt, zunächſt.
Und wer dann fällt, er hat gebüßt für Alle.
So ſtraf' ich euch und mich. Hier meinen Sohn,
Setzt ihn auf einen Schild, gleich einem Thron,
Denn er iſt heut der König dieſes Landes,
Und ſo geſchaart, laßt gehn uns vor das Volk.

(Man hat einen Schild gebracht.)

Ihr Frauen beide, reicht dem Kind die Hand,
Sein erſter Thron iſt ſchlüpfrig — wie der zweite.
Du Garceran, du bleibſt an meiner Seite,
Wir haben gleichen Leichtſinn zu vertreten,
Wir wollen kämpfen wie mit Einer Kraft.
Und haſt du dich gereinigt ſo wie ich,
Vielleicht hält jene Stille, Sittenreine
Dich ihrer Huld und ihres Auges werth.
Ihr ſollt ihn beſſern, Donna Clara: doch, um Gott!
Macht ihm die Tugend nicht nur achtungswerth,
Nein liebenswürdig auch. Das ſchützt vor Vielem.

(Trompeten aus der Ferne.)

Hört ihr! Sie rufen uns, die ich beſchieden
Als Beiſtand gegen euch, ſie ſind bereit
Zur Hilfe gegen unſer aller Feind,
Den grimmen Mauren, der den Grenzen droht,
Und den ich ſenden will mit Schmach und Wunden
Rück in ſein heimiſch dürres Wüſtenland,
Auf daß das unſre frei von Unbill,
Nach innen und nach außen wohl bewahrt.
Voraus! Voran! Geliebt es Gott zum Sieg.

(Der Zug hat ſich ſchon früher geordnet. Voraus einige Vaſallen; dann das Kind auf dem Schilde, das die Frauen zu beiden Seiten an den Händen halten, dann der Reſt der Mannen. Zuletzt der König, ſich vertraulich auf Garceran ſtützend.)

Eſther

(zu ihrem Vater).

Siehſt du, ſie ſind ſchon heiter und vergnügt,
Und ſtiften Ehen für die Zukunft ſchon.
Sie ſind die Großen, haben zum Verſöhnungsfeſt
Ein Opfer ſich geſchlachtet aus den Kleinen,
Und reichen ſich die annoch blut'ge Hand.

(In die Mitte des Theaters tretend.)

Ich aber ſage dir, du ſtolzer König:
Geh' hin, geh' hin in prunkendem Vergeſſen —
Du hältſt dich frei von meiner Schweſter Macht,
Weil abgeſtumpft der Stachel ihres Eindrucks.
Und du von dir wirfſt, was dich einſt gelockt.
Am Tag der Schlacht, wenn deine ſchwanken Reihen
Erſchüttert von der Feinde Uebermacht,
Und nur ein Herz, das rein und ſtark und ſchuldlos,
Gewachſen der Gefahr und ihrem Droh'n;
Wenn du emporſchauſt dann zum tauben Himmel,
Dann wird das Bild des Opfers, das dir fiel,
Nicht in der üpp'gen Schönheit, die dich lockte,
Entſtellt, verzerrt, wie ſie dir ja mißfiel,
Vor deine zagend bange Seele treten;
Dann ſchlägſt du wohl auch reuig an die Bruſt,
Dann denkſt du an die Jüdin von Toledo.

(Den Alten an der Schulter faſſend.)

Kommt, Vater, kommt! Wir haben dort zu thun.

(Auf die Seitenthüre zeigend.)

Iſaak

(der aus dem Schlafe erwacht).

Doch ſuch' ich erſt mein Geld.

Eſther.

Denkt Ihr noch deß
Im Angeſicht des Jammers und der Noth?
Dann ſeid Ihr ſchuldig auch, und ich — und ſie.
Wir ſtehn gleich Jenen in der Sünder Reihe;
Dann nehm' ich rück den Fluch, den ich geſprochen.
Verzeih'n wir denn, damit man uns verzeihe.

(Die Arme gegen die Seitenthüre ausgeſtreckt.)

Der Vorhang fällt.

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Das Kloſter bei Sendomir. (Aglaja 1828) 1

Der arme Spielmann. (Iris 1848) 39

Ein Erlebniß. (1822) 97

Erinnerungen an Beethoven 106

Studien zum ſpaniſchen Theater:

Ueber Lope de Vega im Allgemeinen 123

Ueber Lope de Vega's dramatiſche Dichtungen 135

Zur Philoſophie und Religion 345

Das Kloſter bei Sendomir.

Nach einer als wahr überlieferten Begebenheit.

(Aglaja 1828.)

Die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Abhänge eines der reizendſten Thäler der Woiwodſchaft Sendomir. Wie zum Scheidekuß ruhten ſie auf den Mauern des an der Oſtſeite fenſterreich und wohnlich prangenden Kloſters, als eben zwei Reiter, von wenigen Dienern begleitet, den Saum der gegenüberliegenden Hügelkette erreichten und, von der Veſperglocke gemahnt, nach kurzem, betrachtendem Verweilen, ihre Pferde in ſchärfern Trott ſetzten, thaleinwärts, dem Kloſter zu.

Die Kleidung der ſpäten Gäſte bezeichnete die Fremden. Breitgedrückte, befiederte Hüte, das Elennkoller vom dunkeln Bruſtharniſch gedrückt, die ſtraffanliegenden Unterkleider und hohen Stulpſtiefel erlaubten nicht, ſie für eingeborne Polen zu halten. Und ſo war es auch. Als Boten des deutſchen Kaiſers zogen ſie, ſelbſt Deutſche, an den Hof des kriegeriſchen Johann Sobiesky, und vom Abend überraſcht, ſuchten ſie Nachtlager in dem vor ihnen liegenden Kloſter.

Das bereits abendlich verſchloſſene Thor ward den Einlaßheiſchenden geöffnet, und der Pförtner hieß ſie eintreten in die geräumige Gaſtſtube, wo Erfriſchung und Nachtruhe ihrer warte; obgleich, wie er entſchuldigend hinzuſetzte, der Abt und die Konventualen, bereits zur Veſper im Chor verſammelt, ſich für heute die Bewillkommung ſo werther Gäſte verſagen müßten. Die Angabe des etwas mißtrauiſch blickenden Mannes ward durch den eintönigen Zuſammenklang halb ſprechend, halb ſingend erhobener Stimmen bekräftigt, die, aus dämpfender Ferne durch die hallenden Gewölbe ſich hinwindend, den Chorgeſang einer geiſtlichen Gemeine deutlich genug bezeichneten.

Die beiden Fremden traten in das angewieſene Gemach, welches, obgleich, wie das ganze Kloſter, offenbar erſt ſeit Kurzem erbaut, doch alterthümliche Spitzformen mit abſichtlicher Genauigkeit nachahmte. Weniges, doch anſtändiges Geräthe war rings an den Wänden vertheilt. Die hohen Bogenfenſter gingen ins Freie, wo der in Oſten aufſteigende Mond, mit der letzten Abendhelle kämpfend, nur ſparſame Schimmer auf die Erhöhungen des hüglichten Bodens warf, indeß in den Falten der Thäler und unter den Bäumen des Forſtes ſich allgemach die Nacht mit ihrem dunkeln Gefolge lagerte, und ſtille Ruhe, hold vermiſchend, ihren Schleier über Belebtes und Unbelebtes ausbreitete.

Die eigenen Diener der Ritter trugen Wein auf und Abendkoſt. Ein derbgefügter Tiſch, in die Brüſtung des geöffneten Bogenfenſters gerückt, empfing die ermüdeten Gäſte, die, auf hohe Armſtühle gelagert, ſich bald an dem zauberiſchen Spiele des Mondlichtes ergötzten, bald, zu Wein und Speiſe zurückkehrend, den Körper für die Reiſe des nächſten Tages ſtärkten.

Eine Stunde mochte auf dieſe Art vergangen ſein. Die Nacht war vollends eingebrochen, Glockenklang und Chorgeſang längſt verſtummt. Die zur Ruhe geſendeten Diener hatten eine düſterbrennende Ampel, in der Mitte des Gemaches hängend, angezündet, und noch immer ſaßen die beiden Ritter am Fenſter, im eifrigen Geſpräch; vielleicht vom Zweck ihrer Reiſe, offenbar von Wichtigem.

Da pochte es mit kräftigem Finger an die Thüre des Gemaches, und ehe man noch, ungern die Rede unterbrechend, mit einem: Herein! geantwortet, öffnete ſich dieſe, und eine ſeltſame Menſchengeſtalt trat ein, mit der Frage: ob ſie Feuer bedürften?

Der Eingetretene war in ein abgetragenes, an mehreren Stellen geflicktes Mönchskleid gehüllt, das ſonderbar genug gegen den derben, gedrungenen Körperbau abſtach. Obgleich von Alter ſchon etwas gebeugt, und mehr unter als über der Mittelgröße, war doch ein eigener Ausdruck von Entſchloſſenheit und Kraft über ſein ganzes Weſen verbreitet, ſo daß, die Kleidung abgerechnet, der Beſchauer den Mann eher für Alles, als für einen friedlichen Sohn der Kirche, erkannt hätte. Haar und Bart, vormals augenſcheinlich rabenſchwarz, nun aber überwiegend mit Grau gemiſcht, und trotz ihrer Länge, ſtark gekräuſelt, drängten ſich in dichter Fülle um Stirne, Mund und Kinn. Das Auge, klöſterlich geſenkt, hob ſich nur ſelten; wenn es aber aufging, traf es wie Wetterſchlag, ſo grauenhaft funkelten die ſchwarzen Sterne aus den aſchfahlen Wangen, und man fühlte ſich erleichtert, wenn die breiten Lider ſie wieder bedeckten. So beſchaffen und ſo angethan, trat der Mönch, ein Bündel Holz unter dem Arme, vor die Fremden hin, mit der Frage: ob ſie Feuer bedürften?

Die Beiden ſahen ſich an, erſtaunt ob der ſeltſamen Erſcheinung. Indeſſen kniete der Mönch am Kamine nieder und begann Feuer anzumachen, ließ ſich auch durch die Bemerkung nicht ſtören, daß man gar nicht friere, und ſeine Mühe überflüſſig ſei. Die Nächte würden ſchon rauh, meinte er, und fuhr in ſeiner Arbeit fort. Nachdem er ſein Werk vollendet, und das Feuer luſtig brannte, blieb er ein paar Augenblicke am Kamine ſtehen, die Hände wärmend, dann, ohne ſich ſcheinbar um die Fremden zu bekümmern, ſchritt er ſchweigend der Thüre zu.

Schon ſtand er an dieſer und hatte die Klinke in der Hand, da ſprach Einer der Fremden: „Nun Ihr einmal hier ſeid, ehrwürdiger Vater“ —

„Bruder!“ fiel der Mönch, wie unwillig, ein, und ohne ſich umzuſehen, blieb er, die Stirn gegen die Thüre geneigt, am Eingange ſtehen.

„Nun denn alſo, ehrwürdiger Bruder!“ fuhr der Fremde fort, „da Ihr ſchon einmal hier ſeid, ſo gebt uns Aufſchluß über Einiges, das wir zu wiſſen den Wunſch hegen.“

„Fragt!“ ſprach, ſich umwendend, der Mönch.

„So wißt denn,“ ſagte der Fremde, „daß uns die herrliche Lage und Bauart Eures Kloſters mit Bewunderung erfüllt hat, vor Allem aber, daß es ſo neu iſt und vor Kurzem erſt aufgeführt zu ſein ſcheint.“

Die dunkeln Augen des Mönches hoben ſich bei dieſer Rede und hafteten mit einer Art grimmigen Ausdruckes auf dem Sprechenden.

„Die Zeiten ſind vorüber,“ fuhr dieſer fort, „wo die Errichtung ſolcher Werke der Frömmigkeit nichts Seltenes war. Wie lange ſteht das Kloſter?“

„Wißt Ihr es vielleicht ſchon?“ fragte, zu Boden blickend, der Mönch, „oder wißt Ihr es nicht?“

„Wenn das Erſtere, würde ich fragen?“ entgegnete der Fremde.

„Es trifft ſich zuweilen,“ murmelte Jener. „Drei Jahre ſteht dieß Kloſter. Dreißig Jahre!“ fügte er verbeſſernd hinzu und ſah nicht auf vom Boden.

„Wie aber hieß der Stifter?“ fragte der Fremde weiter. „Welch gottgeliebter Mann?“ — Da brach der Mönch in ein ſchmetterndes Hohngelächter aus. Die Stuhllehne, auf die er ſich geſtützt hatte, brach krachend unter ſeinem Druck zuſammen; eine Hölle ſchien in dem Blicke zu flammen, den er auf die Fremden richtete, und plötzlich gewendet, ging er ſchallenden Trittes zur Thüre hinaus.

Noch hatten ſich die Beiden von ihrem Erſtaunen nicht erholt, da ging die Thüre von Neuem auf, und derſelbe Mönch trat ein. Als ob nichts vorgefallen wäre, ſchritt er auf den Kamin zu, lockerte mit dem Störeiſen das Feuer auf, legte Holz zu, blies in die Flamme. Darauf ſich umwendend, ſagte er: „Ich bin der Mindeſte von den Dienern dieſes Hauſes. Die niedrigſten Dienſte ſind mir zugewieſen. Gegen Fremde muß ich gefällig ſein und antworten, wenn ſie fragen. Ihr habt ja auch gefragt? Was war es nur?"

„Wir wollten über die Gründung dieſes Kloſters Auskunft einholen," ſprach der Aeltere der beiden Deutſchen, „aber Eure ſonderbare Weigerung" —

„Ja, ja!" ſagte der Mönch, „Ihr ſeid Fremde und kennet Ort und Leute noch nicht. Ich möchte gar zu gerne Eure thörichte Neugierde unbefriedigt laſſen, aber dann klagt Ihr's dem Abte, und der ſchilt mich wieder, wie damals, als ich dem Palatin von Plozk an die Kehle griff, weil er meiner Väter Namen ſchimpfte. Kommt Ihr von Warſchau?" fuhr er nach einer kleinen Weile fort.

„Wir gehen dahin," antwortete Einer der Fremden.

„Das iſt eine arge Stadt," ſagte der Mönch, indem er ſich ſetzte. „Aller Unfrieden geht von dort aus. Wenn der Stifter dieſes Kloſters nicht nach Warſchau kam, ſo ſtiftete er überhaupt kein Kloſter, es gäbe keine Mönche hier, und ich wäre auch keiner. Da Ihr nicht von dort her kommt, mögt Ihr rechtliche Leute ſein, und alles betrachtet, will ich Euch die Geſchichte erzählen. Aber unterbrecht mich nicht und fragt nicht weiter, wenn ich aufhöre. Am Ende ſprech' ich ſelbſt gerne wieder einmal davon. — Wenn nur nicht ſo viel Nebel dazwiſchen läge, man ſieht kaum das alte Stammſchloß durchſchimmern, und der Mond ſcheint auch ſo trübe." — Die letzten Worte verloren ſich in ein unverſtändliches Gemurmel und machten endlich einer tiefen Stille Platz, während welcher der Mönch, die Hände in die weiten Aermel geſteckt, das Haupt auf die Bruſt geſunken, unbeweglich da ſaß. Schon glaubten die Beiden, ſeine Zuſage habe ihn gereut, und wollten kopfſchüttelnd ſich entfernen, da richtete er ſich plötzlich mit einem verſtärkten Athemzuge empor; die vorgeſunkene Kapuze fiel zurück; das Auge, nicht mehr wild, ſtrahlte in faſt wehmüthigem Lichte; er ſtützte das dem Mond entgegengewendete Haupt in die Hand, und begann:

„Starſchensky hieß der Mann, ein Graf ſeines Stammes, dem gehörte die weite Umgegend und der Platz, wo dieß Kloſter ſteht. Damals war aber noch kein Kloſter. Hier ging der Pflug; er ſelber hauſte dort oben, wo jetzt geborſtene Mauern das Mondlicht zurückwerfen. Der Graf war nicht ſchlimm, wenn auch gerade nicht gut. Im Kriege hieß man ihn tapfer; ſonſt lebte er ſtill und abgeſchieden im Schloſſe ſeiner Väter. Ueber Eines wunderten ſich die Leute am meiſten: nie hatte man ihn einem weiblichen Weſen mit Neigung zugethan geſehen, ſichtlich vermied er den Umgang mit Frauen. Er galt daher für einen Weiberfeind; doch war er keiner. Ein von Natur ſchüchterner Sinn, und — laßt ſehn, ob ich's treffe!" ſagte der Mönch, indem er ſich aufrichtete — „ein über Alles gehendes Behagen im Beſitz ſeiner ſelbſt, hatte ihm bis dahin keine Annäherung erlaubt. Abweſenheit von

Unluſt war ihm Luſt. — Habt Ihr noch Wein übrig? Gebt mir einen Becher! der Graf war ſo ſchlimm nicht.“

Der Mönch trank, dann fuhr er fort: „So lebte Starſchensky, ſo gedachte er zu ſterben; doch war es ihm anders beſtimmt. Ein Reichstag rief ihn nach Warſchau. Unwillig über die Verkehrtheit der Menge, deren jeder nur ſich wollte, wo es das Wohl des Ganzen galt, ging er eines Abends durch die Straßen der Stadt; ſchwarze Regenwolken hingen am Himmel, jeden Augenblick bereit, ſich zu entladen, dichtes Dunkel ringsum. Da hört er plötzlich hinter ſich eine weibliche Stimme, die zitternd und ſchluchzend ihn anſpricht: Wenn Ihr ein Menſch ſeid, ſo erbarmt euch eines Unglücklichen! Raſch umgewendet, erblickt der Graf ein Mädchen, das bittend ihm die Hände entgegen ſtreckt. Die Kleidung ſchien ärmlich, Hals und Arme ſchimmerten weiß durch die Nacht. Der Graf folgt der Bittenden. Zehn Schritte gegangen, tritt ſie in eine Hütte, Starſchensky folgt, und bald ſteht er mit ihr allein auf dem dunkeln Flur. Eine warme, weiche Hand ergreift die ſeinige. — Seid Ihr Ordensritter?“ unterbrach ſich der Mönch, zu dem Jüngern der Fremden gewendet. „Was bedeutet das Kreuz auf Eurem Mantel?“ — „Ich bin Maltheſer,“ entgegnete dieſer. — „Ihr auch?“ wendete der Mönch ſich zum Zweiten. — „Keineswegs,“ war die Antwort. — „Habt Ihr Weib und Kinder?“ — „Beides hatt' ich nie.“ — „Wie alt ſeid Ihr?“ — „Fünf und vierzig.“ — „So! ſo!“ murmelte kopfnickend der Mönch. Dann fuhr er fort:

„Ein bis dahin unbekanntes Gefühl ergriff den Grafen bei der Berührung der warmen Hand. Sie erzählen ein morgenländiſches Märchen von Einem, dem plötzlich verliehen ward, die Sprache der Vögel und andern Naturweſen zu verſtehen, und der nun, im Schatten liegend am Bachesrand, mit freudigem Erſtaunen rings um ſich überall Wort und Sinn vernahm, wo er vorher nur Geräuſch gehört und Laute. So erging es dem Grafen. Eine neue Welt ſtand vor ihm auf, und bebend folgte er ſeiner Führerin, die eine kleine Thüre öffnete und mit ihm in ein niederes, ſchwacherleuchtetes Zimmer trat."

„Der erſte Strahl des Lichtes fiel auf das Mädchen. Starſchensky's innerſtes Weſen jubelte auf, daß die Wirklichkeit gehalten, was die Ahnung verſprach. Das Mädchen war ſchön, ſchön in jedem Betracht. Schwarze Locken ringelten ſich um Stirn und Nacken und erhoben, mit der gleichgefärbten Wimper, bis zum Sonderbaren den Reiz des hellblau ſtrahlenden Auges. Der Mund mit üppig aufgeworfenen, beinahe zu hochrothen Lippen, ward keineswegs durch eine kleine Narbe entſtellt, die, als ſchmale, weißlich gefärbte Linie ſchräg abwärts laufend, ſich in den Karmin der Oberlippe verlor. Grübchen in Kinn und Wangen; Stirn und Naſe, wie vielleicht gerade der Maler ſie nicht denkt, wie ſie aber meinen Landsmänninnen wohl ſtehen, vollendeten den Ausdruck des reizenden Köpfchens und ſtanden in ſchönem Einklange mit den Formen eines zugleich ſchlank und voll gebauten Körpers, deſſen üppige Schönheit die ärmliche Hülle mehr erhob als verbarg. — Nicht wahr, davon wißt Ihr nichts, Maltheſer? Ja, ja, bei dem alten Mönch rappelt's einmal wieder! Laßt uns noch Eins trinken! — So, und nun gut."

„Der Graf ſtand verloren im Anſchaun des Mädchens, und bemerkte kaum, daß in einem Winkel der Hütte, auf moderndes Stroh gebettet, einen zerriſſenen Sattel ſtatt des Kiſſens unter dem Kopfe, mit Lumpen bedeckt, die Jammergeſtalt eines alten Mannes lag, der jetzt die Hand aus ſeinen ärmlichen Hüllen hervorſtreckte und mit erloſchener Stimme fragte: Biſt du's, Elga? Wen bringſt du mir da? — Hier der Unglückliche, ſprach das Mädchen zu Starſchensky gewendet, für den ich, durch äußerſte Noth getrieben, Euer Mitleid anſprach. Er iſt mein Vater, ein Edelmann von altem Stamm und Adel, durch Verfolgungen bis hierher gebracht. — Damit ging ſie hin, und am Lager des Greiſes niedergekauert, ſuchte ſie, durch Zurechtrücken und Ausbreiten, in die Lumpen, die ihn bedeckten, einen Schein von Anſtändigkeit und Ordnung zu bringen."

„Der Graf trat näher. Er erfuhr die Geſchichte. Der vor ihm lag, war der Staroſt von Laſchek. Er und ſeine zwei Söhne hatten ſich in politiſche Verbindungen eingelaſſen, die das Vaterland mißbilligte. Ihre Anſchläge wurden entdeckt. Die beiden Söhne ſammt einigen Unvorſichtigen, die mit ihnen gemeine Sache gemacht, traf Verbannung; der Vater, ſeiner Güter beraubt, war im Elend."

„Im erſten Augenblicke, als Starſchensky den Namen Laſchek hörte, wußte er auch ſchon, daß die Lage des Unglücklichen nicht ganz unverſchuldet war. Denn, wenn er auch einer unmittelbaren Theilnahme an den Anſchlägen ſeiner Söhne nicht geradezu überwieſen werden konnte, ſo hatte er doch durch Leichtſinn in der Jugend und üble Wirthſchaft im vorgerückten Alter ſeinen Söhnen die rechtlichen Wege des Emporkommens ſchwierig und Wagniſſe willkommen gemacht. All dieß war dem Grafen nicht verborgen. Aber es galt, einen Unglücklichen zu retten, und Elga's Vater hatte den beredteſten Fürſprecher bei dem Entbrannten für ſeine Tochter."

„Laſchek ward in eine anſtändige Wohnung gebracht, er und ſeine Tochter mit dem Nothwendigen verſehen. Starſchensky verwendete ſeinen Einfluß, ſeine Verbindungen, er ließ ſich bis zu Geld und Geſchenken herab, um die Wiederherſtellung des Entſetzten, die Rückberufung der Verbannten zu erwirken. Glücklicherweiſe waren die äußern Verhältniſſe längſt vorüber, welche die Anſchläge jener Unvorſichtigen gefährlich gemacht hatten. Verzeihung ward bewilligt; die Verwieſenen rüſteten ſich zur Heimkehr. Mehrere der Unglücksgenoſſen hatten, ihrem Leichtſinne treu, Dienſte in fremden Landen genommen; nur Laſcheks beide Söhne und ein entfernter Verwandter des Hauſes, Oginsky genannt, machten Gebrauch von der ſchwer erlangten Erlaubniß. Täglich erwartete man ihre Ankunft.“

„Die Wiedergabe von Laſcheks eingezogenen Gütern zeigte ſich indeß als wenig Nutzen bringend. Täglich erſchienen neue Gläubiger. Hauptſtock und rückſtändige Zinſen verſchlangen weit den Werth des vorhandenen Unbeweglichen. Starſchensky trat ins Mittel, bezahlte, verſchuldete ſeine eigenen Güter und konnte dennoch kaum einen geringen Reſt der Stammbeſitzungen, als Pfropfreis für die Zukunft, retten.“

„Glücklicher ſchien er mittlerweile in ſeinen Bewerbungen um Elga's Herz. Als das Mädchen ſich zum erſtenmale wieder in anſtändigen Kleidern erblickte, flog ſie ihm beim Eintritte aufſchreiend entgegen, und ein lange nachgefühlter Kuß von ihren brennenden Lippen lohnte ſeine Vorſorge, ſein Bemühn. Dieſer erſte Kuß blieb freilich vor der Hand auch der letzte, nichts deſtoweniger durfte ſich aber doch Starſchensky mit der Hoffnung ſchmeicheln, ihrem Herzen nicht gleichgültig zu ſein. Sie war gern in ſeiner Geſellſchaft, ſie bemerkte und empfand ſeine Abweſenheit.

Oft überraſchte er ihr Auge, das gedankenvoll und betrachtend auf ihn geheftet war; ja einigemale konnte er nur durch ſchnelles Zurückziehen verhindern, daß nicht ein Kuß, den er gar zu gerne ſeinen Lippen gegönnt hätte, auf ſeine Hand gedrückt wurde. Er war voll der ſchönſten Hoffnungen. Doch mit einemmale änderte ſich die Scene. Elga ward düſter und nachdenkend. Wenn ſonſt ihre Neigung für Zerſtreuungen, für Kleiderzier und Lebensgenuß ſich auf's Beſtimmteſte ausſprach und manchmal hart an die Grenzen des Zuviel zu ſtreifen ſchien, ſo mied ſie jetzt die Geſellſchaft. Streitende Gedanken jagten ihre Wolken über die ſchöngeglättete Stirne; das getrübte Auge ſprach von Thränen, und nicht ſelten drängte ſich ein Einzelner der ſtörenden Gäſte unter der ſchnellgeſenkten Wimper hervor. Starſchensky bemerkte, wie der Vater ſie dann ernſt, beinahe drohend anblickte, und eine erkünſtelte Heiterkeit das Beſtreben des Mädchens bezeichnete, einen heimlichen Kummer zu unterdrücken. Einmal, raſch durch's Vorgemach auf die Thüre des Empfangzimmers zuſchreitend, hörte Starſchensky die Stimme des Staroſten, der aufs Heftigſte erzürnt ſchien und ſich ſogar ziemlich gemeiner Ausdrücke bediente. Der Graf öffnete die Thüre und ſah ringsum, erblickte aber kein Drittes; nur die Tochter, die nicht weinend und höchſt erhitzt, vom Vater abgekehrt, im Fenſter ſtand. Ihr mußten jene Scheltworte gegolten haben. Da ward es feſter Entſchluß in der Seele des Grafen, durch eine raſche Werbung um Elga's Hand, der marternden Ungewißheit des Verhältniſſes ein Ende zu machen."

„Während er ſich kurze Friſt zur Ausführung dieſes Vorſatzes nahm, und Elga's vorige Heiterkeit nach und nach zurückkehrte, langten die aus der Verbannung heimberufenen Angehörigen an. Elga ſchien weniger Freude über den Wiederbeſitz der ſo lange entbehrten Brüder zu empfinden, als der Graf vorausgeſetzt hatte. Am auffallendſten aber war ihre ſchroffe Kälte, um es nicht Härte zu nennen, gegen den Gefährten von ihrer Brüder Schuld und Strafe, den armen Vetter Oginsky, den ſie kaum eines Blickes würdigte. Gut gebaut und wohl ausſehend, wie er war, ſchien er eine ſolche Abneigung durch nichts zu verdienen; vielmehr war in ſeinem, beinahe zu unterwürfigen Benehmen, das Streben ſichtbar, ſich um die gute Meinung von Jedermann zu bewerben. Keine Härte konnte ihn aufbringen; nur ſchien ihm freilich jede Gelegenheit erwünſcht, ſich der beinahe verächtlichen Behandlung Elga's zu entziehen. Zuletzt verſchwand er ganz, und Niemand wußte, wo er hingekommen war."

„Nun endlich trat der Graf mit ſeiner Bewerbung hervor, der alte Staroſt weinte Freudenthränen, Elga ſank ſchamerröthend und ſprachlos in ſeine Arme, und der Bund war geſchloſſen. Laute Feſte verkündeten der Hauptſtadt Starſchensky's Glück, und wiederholte, zahlreich beſuchte Feſte verſicherten ihn der allgemeinen Theilnahme. Durch eine Ehrenbedienſtung am Hofe feſtgehalten, lernte er bald ſich in Geräuſch und Glanz fügen, ja wohl gar daran Vergnügen finden, wenigſtens inſoweit Elga es fand, deren Geſchmack für rauſchende Luſtbarkeiten ſich immer beſtimmter ausſprach. Aber war ſie nicht jung, war ſie nicht ſchön? Hatte nicht, nach langen Unfällen, jede Luſt für ſie den doppelten Reiz, als Luſt und als neu? Der Graf gewährte und war glücklich. Nur Eines fehlte, um ihn ganz ſelig zu machen: ſchon war ein volles Jahr ſeit ſeiner Vermählung verſtrichen, und Elga gab noch keine Hoffnung, Mutter zu werden."

„Doch plötzlich ward der Rauſch des Glücklichen auf eine noch weit empfindlichere Weiſe geſtört. Starſchensky's Hausverwalter, ein als redlich erprobter Mann, erſchien, trübe Wolken auf der gefurchten Stirn. Man ſchloß ſich ein, man rechnete, man verglich, und es zeigte ſich bald nur zu deutlich, daß durch das, was für Elga's Verwandte geſchehen war, durch den ſchrankenloſen Aufwand der letzten Zeit, des Grafen Vermögensſtand erſchüttert war und ſchleunige Vorſorge erheiſchte. Das Schlimmſte zu dieſer Verwirrung hatten Elga's beide Brüder gethan. Wie denn überhaupt das Unglück nur Beſſerungsfähige beſſert, ſo war die alles verſchlingende Genußliebe des leichtfertigen Paares durch die lange Entbehrung nur noch gieriger geworden. Auf die Kaſſe des Grafen mit ihrem Unterhalte angewieſen, hatten ſie den überſchwänglichſten Gebrauch von dieſer Zugeſtehung gemacht, und nachdem der in Seligkeit ſchwimmende Graf auf die erſten Anfragen ſeiner beſorgten Geſchäftsleute ungeduldig die Antwort ertheilt hatte: man ſolle es nicht zu genau nehmen und ſeinen Schwägern geben, was ſie bedürften, war bald des Forderns und Nehmens kein Ende.“

„Der Graf überſah mit einem Blicke das Bedenkliche ſeiner Lage, und ordnungsliebend wie er war, hatte für ihn ein raſches Umkehren von dem eingeſchlagenen Taumelpfade nichts Beängſtigendes. Nur der Gedanke an Elga machte ihm bange. Wird das heitere, in unbefangenem Frohſinn ſo gern hinſchwebende Weſen —? Aber es mußte ſein, und der Graf that, was er mußte. Mit klopfendem Herzen trat er in Elga's Gemach. Aber wie angenehm ward er überraſcht, als, da er kaum die Verhältniſſe auseinandergeſetzt und die Nothwendigkeit geſchildert hatte, die Stadt zu verlaſſen, um auf eigener Scholle den Leichtſinn der letztverfloſſenen Zeit wieder gut zu machen, als bei der erſten Andeutung ſchon Elga an ſeine Bruſt ſtürzte und ſich bereitwillig und erfreut erklärte. Was er wolle, was er gebiete, ſie werde nur gehorſam ſein! Dabei ſtürzten Thränen aus ihren Augen, und ſie wäre zu ſeinen Füßen gefallen, wenn er es nicht verhindert, ſie nicht emporgehoben hätte zu einer langen, Zeit und Außenwelt aufhebenden Umarmung."

„Alle Anſtalten zur Abreiſe wurden gemacht. Starſchensky, der, von Jugend auf an Einſamkeit gewohnt, alle Freuden des Hofes und der Stadt nur in der Freude, die ſeine Gattin daran zeigte, genoſſen hatte, ſegnete beinahe die Unfälle, die ihn zwangen, in den Schooß ſeiner ländlichen Heimath zurückzukehren. Elga packte und ſorgte, und in den erſten Nachmittagsſtunden eines warmen Maitages war man mit Kiſten und Päcken in dem alterthümlichen Stammſchloſſe angekommen, das, neu eingerichtet und auf's Beſte in Stand geſetzt, durch Nachtigallenſchlag und Blüthenduft wetteifernd erſetzte, was ein verwöhnter Geſchmack in Vergleich mit den Paläſten der Städte allenfalls hätte vermiſſen können."

„Bald nach der Ankunft ſchien ſich zum Theile aufzuklären, warum Elga'n die Aenderung der bisherigen Lebensweiſe ſo leicht geworden war. Sie ſtand in den erſten Monaten einer bis jetzt verheimlichten Schwangerſchaft, und Starſchensky, mit der Erfüllung aller ſeiner Wünſche überſchüttet, kannte keine Grenzen ſeines Glücks."

„Frühling und Sommer verſtrichen unter ländlichen Ergötzlichkeiten, ordnenden Einrichtungen und frohen Erwartungen. Als das Laub gefallen war, und rauhe Stürme, die erſten Boten des Winters, an den Fenſtern des Schloſſes rüttelten, nahte Elga'n die erſehnte und gefürchtete Stunde.

ſie gebar, und ein engelſchönes, kleines Mädchen ward in die Arme des Grafen gelegt, der die Tochter mit ſegnenden Thränen benetzte. Leicht überſtanden, wie die Geburt, waren die Folgen, und Elga blühte bald wieder einer Roſe gleich.

„Soviel günſtige Vorfälle wurden leider durch unangenehme Nachrichten aus der Hauptſtadt unterbrochen. Der alte Staroſt, Elga's Vater, war geſtorben und hatte ſeine Umſtände in der größten Zerrüttung hinterlaſſen. Die beiden Söhne, in ihrer tollen Verſchwendung nicht mehr von ihrem bedächtlicher gewordenen Schwager unterſtützt, häuften Schulden auf Schulden, und ihre Gläubiger, die in Hoffnung auf den Nachlaß des alten Vaters zugewartet hatten, ſahen ſich zum Theile in ihrer Erwartung dadurch getäuſcht, daß in dem Teſtamente des Staroſten eine beträchtliche Summe, in Folge einer früher geſchehenen förmlichen Schenkung, an jenen armen Vetter Oginsky überging. Dieſer Vetter war, wie bekannt, ſeit längerer Zeit verſchwunden. Er mußte aber doch noch leben, und ſein Aufenthalt nicht Jedermann ein Geheimniß ſein, denn die ihm beſtimmte Summe ward gefordert, übernommen, und die Sache blieb abgethan."

„Zu den Verſchwendungen der beiden Laſchek geſellten ſich überdieß noch Gerüchte, als ob ſie neuerdings verbotene Anſchläge hegten und Parteigänger für landesſchädliche Neuerungen würben. Starſchensky ſah ſich auf's Ueberläſtigſte von ſeinen Schwägern und ihren Gläubigern beſtürmt, er wies aber, nachdem er gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, alle weitere Anforderung ſtandhaft von ſich und hatte das Vergnügen, Elga'n in ihren Geſinnungen mit den ſeinigen ganz übereinſtimmen zu ſehen. Ja, als die Brüder, gleichſam zum letzten Verſuch, ſich auf dem Schloſſe des Grafen einfanden, ſahen ſie ſich von der Schweſter mit Vorwürfen überhäuft, und man ſchied beinahe in Feindſchaft."

„So gingen mehr als zwei Jahre vorüber, und der Friede des Hauſes blühte, nach überſtandenen Stürmen, nur um ſo ſchöner empor. Sah ſich gleich der Graf in ſeinen Wünſchen nach einem männlichen Stammhalter fortwährend getäuſcht, ſo wendete ſich dafür eine um ſo größere, eine ungetheilte Liebe auf das theure, einzige Kind."

„Kaum konnte aber auch etwas Reizenderes gedacht werden, als das kleine, raſch ſich entwickelnde Mädchen. In allen ſchon angekündigten Formen der Mutter Abbild, ſchien ſich die ſchaffende Natur bei dem holden Köpfchen in einem ſeltſamen Spiele gefallen zu haben. Wenn Elga bei der Schwärze ihrer Haare und Brauen durch ein hellblaues Auge auf eine eigene Art reizend anſprach, ſo war bei dem Kinde dieſe Verkehrung des Gewöhnlichen nachgeahmt, aber wieder verkehrt; denn goldene Locken ringelten ſich um das zierliche Häuptchen, und unter den langen blonden Wimpern barg ſich, wie ein Räuber vor der Sonne, das große ſchwarzrollende Auge. Der Graf ſcherzte oft über dieſe, wie er es nannte, auf den Kopf geſtellte Aehnlichkeit, und Elga drückte dann das Kind inniger an ſich, und ihre Lippen hafteten auf den gleichgeſchwellten, ſtrahlenden von gleichem Roth."

„Der Graf widmete alle Stunden, die er nicht den häuslichen Freuden ſchenkte, einzig der Wiederherſtellung ſeiner, durch die unüberlegte Freigebigkeit an Elga's Verwandte, herabgekommenen Vermögensumſtände und der Verbeſſerung ſeiner Güter. Tagelang durchging er Meierhöfe und Fruchtſcheuern, Saatfelder und Holzſchläge, immer von ſeinem Hausverwalter begleitet, einem alten, redlichen

Manne, der, vom Vater auf den Sohn vererbt, deſſen ganzes Vertrauen beſaß. Schon ſeit längerer Zeit bemerkte Starſchensky eine auffallende Düſterheit in den Zügen des Alten. Wenn er unvermuthet ſich nach ihm umwendete, überraſchte er das ſonſt immer heitere Auge beinahe wehmüthig auf ſich geheftet. Doch ſchwieg der Mann."

„Einſt, als Beide die Hitze eines brennenden Vormittages mit den Schnittern getheilt hatten, und der Graf, im Schatten eines Erlenbuſches gelagert, mit Behagen einen Trunk friſchen Waſſers aus der Hand ſeines alten Dieners empfing, da rief dieſer losbrechend aus: Wie herrlich Gottes Segen auf den Feldern ſteht! Wie glücklich ſich der Beſitzer von dem Allen fühlen muß! Das thut er auch, entgegnete, kopfnickend und zu wiederholtem Trinken anſetzend, der Graf. Es begreift ſich allenfalls noch, fuhr der Alte fort, wie es in den Städten Unzufriedene gibt, die an Staat und Ordnung rütteln, und denen die Gewalt Nichts zu Danke machen kann, aber auf dem Lande, in Wald und Feld, fühlt man's deutlich, daß doch am Ende Gott allein Alles regiert; und der hat's noch immer gut gemacht bis auf dieſen Augenblick. Aber die Ruheſtörer haben keine Raſt, bis ſie Alles verwirrt und zerrüttet, Vater und Bruder in ihr Netz gezogen, Schweſter und Schwäger. Gottes Verderben über ſie! — Der Graf war aufgeſtanden. Ich merke wohl, ſprach er, daß du auf meiner Frauen Brüder zielſt. Haſt du etwa neuerlich von ihnen gehört? Da fiel der alte Mann plötzlich zu Starſchensky's Füßen, und in heiße Thränen ausbrechend, rief er: Herr, laßt Euch nicht verlocken! Denkt an Weib und Kind! An ſo Manches, was Ihr beſitzt! An Eurer Väter ruhmwürdigen Namen! — Was kommt dir an? zürnte der Graf. — Herr, rief der Alte, Eure Schwäger ſinnen Böſes, und Ihr wißt um ihr Vorhaben! — Spricht der Wahnſinn aus dir? ſchrie Starſchensky. — Ich weiß, was ich ſage, entgegnete der Alte. Ein Vertrauter Eurer Schwäger kommt zu Euch heimlich auf's Schloß. Heimlich wird er eingelaſſen. Tagelang liegt er in der halbverfallenen Warte am weſtlichen Ende der Thiergartenmauer verborgen. — Wer ſagt das? — Ich, der ich ihn ſelbſt geſehen habe. — Heimlich auf's Schloß kommend? — Heimlich auf's Schloß! — Wann? — Oft! — Ein Vertrauter meiner Schwäger? — In Warſchau ſah ich ihn an ihrer Seite. — Weißt du ſeinen Namen? — Euch iſt wohlbekannt, daß ich nur einmal in Warſchau war, und da hatte ich Wichtigeres in Eurem Dienſte zu ſchaffen, als mich um die Namen von Eurer Schwäger zahlreichen Zechgeſellen zu bekümmern. Aber, daß ich ihn mit ihnen ſah, deß bin ich gewiß. — Zu welchen Stunden ſahſt du ihn auf's Schloß kommen? — Nachts! — Starſchensky ſchauderte unwillkürlich zuſammen bei dieſer letzten Antwort, obgleich eine kurze Beſinnung ihm ſo viele mögliche Erklärungsarten dieſer räthſelhaften Beſuche darbot, daß er bei ſeiner Nachhauſekunft ſchon wieder beinahe ganz ruhig war. Nur fragte er wie im Vorbeigehen Elga'n: ob ſie ſchon lange keine Nachricht von ihren Brüdern erhalten habe? Seit ſie zuletzt ſelbſt hier waren, keine, — entgegnete ſie ganz unbefangen. Der Graf gebot dem alten Hausverwalter, dem er ſeine patriotiſchen Beſorgniſſe leicht ausgeredet hatte, das tiefſte Stillſchweigen über die ganze Sache, beſchloß aber doch, wo möglich, näher auf den Grund zu ſehen.“

„Einige Zeit verſtrich, da war er eines Nachmittags zu Pferde geſtiegen, um eine ſeiner entferntern Beſitzungen zu beſuchen, wo er mehrere Tage zubringen wollte. Schon hatte er einen guten Theil des Weges gemacht, und der Abend fing an einzubrechen, da hörte er hinter ſich laut und ängſtlich ſeinen Namen rufen. Umblickend, erkannte er den alten Hausverwalter, der auf einem abgetriebenen Pferde keuchend und athemlos ihn einzuholen ſich beſtrebte und mit Rufen und Händewinken anzuhalten und ihn zu erwarten bat. Der Graf zog den Zügel ſeines Roſſes an und hielt. Angelangt, drängte der Alte ſich hart an ſeinen Herrn und ſtammelte ihm keuchend ſeine Kunde ins Ohr. Der Veranlaſſer jener Beſorgniſſe, der räthſelhafte Unbekannte war wieder in der Nähe des Schloſſes geſehen worden. Der Graf wandte ſein Roß, und eines Laufes ſprengten ſie den Weg zurück, heimwärts, mit Mühe von den Dienern gefolgt. Eine gute Strecke vom Schloſſe ſtiegen Beide ab und gaben die Pferde dem Diener, der angewieſen wurde, ihrer an einem bezeichneten Platze zu harren. Durch Geſtrüpp und Dickicht gingen ſie jener Warte zu, wo der Fremde ſich am öfteſten zeigen ſollte. Es war indeß dunkel geworden, und der Mond zögerte noch aufzugehen, obſchon bereits durch eine dämmernde Helle am Saum des Horizontes angekündigt. Da fiel plötzlich durch die dicht verſchlungenen Zweige ein Licht in ihre Augen, in derſelben Richtung, in der jene Warte liegen mußte. Sie beeilten ſich, den Rand des Waldes zu erreichen, und waren nun am Fuße des von Bäumen entblößten Hügels angekommen, auf dem die Warte ſtand. Aber kein Licht blickte durch die ausgebröckelten Schußſcharten; keine Spur eines menſchlichen Weſens. Zwar wollte der alte Verwalter bei dem Schein des eben aufgehenden Mondes friſche Fußtritte am Boden bemerken, auch war es keineswegs in der Ordnung, die Thüre unverſchloſſen zu finden; aber das erſte Anzeichen konnte täuſchen, das andere ließ ſich ſo leicht aus einer Nachläſſigkeit des Schloßwarts erklären.“

„Leichter athmend, ging der Graf mit ſeinem Begleiter den Hügel herab, dem Schloſſe zu. Der Mond warf ſein Silber über die ruhig ſchlummernde Gegend und verwandelte das vor ihnen liegende Schloß in einen ſchimmernden Feenpalaſt. In der Seele Starſchensky's ging, reizender als je, das Bild ſeiner Gattin auf. Jetzt erſt geſtand er ſich's, daß ein Theil des in ihm aufkeimenden Verdachtes ihr gegolten hatte, und nun, im Gefühle ſeines Unrechts, ihr Bild, wie ſie ſorglos ſchlummernd im jungfräulichen Bette lag, vor den Augen ſeiner Seele, entſtand eine Sehnſucht nach ihr in ſeinem Innern, wie er ſie, ſeit den Tagen des erſten Begegnens, der bräutlichen Bewerbung kaum je empfunden hatte.“

„So träumte er, ſo ging er. Da fühlte er ſich plötzlich angeſtoßen. Sein Begleiter war's; der zeigte mit dem Finger vor ſich hin in das hellerleuchtete Feld. Starſchensky folgte der Richtung und ſah eine Mannsgeſtalt, welche, die vom Monde unerleuchtete, dunkle Seite ihnen zugekehrt, über's Feld dem Schloſſe zuſchlich. Der Graf war ſein ſelbſt nicht mächtig. Mit einem lauten Ausruf, den gezückten Säbel in der Fauſt, ſtürzte er auf die Geſtalt los. Der Fremde, frühzeitig gewarnt, floh, vom Schloſſe ab, den Bäumen zu. Schon im Begriffe, ihn dahin zu verfolgen, ward der Graf durch eine zweite Erſcheinung davon abgehalten, die dicht an der Mauer des Schloſſes ſich hinſchob. Dieſe zweite ward bald erreicht und gab ſich zitternd und bebend als Dortka, der Gräfin Kammermädchen, kund. Auf die erſte Frage: Was ſie hier gemacht? ſtotterte ſie unzuſammenhängende Entſchuldigungen; die zweite: wie ſie hierher gekommen? beantwortete an ihrer Statt das geöffnete Ausfallpförtchen, das, gewöhnlich verſperrt und verriegelt, nur auf des Grafen Befehl mit einem Schlüſſel, den er ſelbſt verwahrte, geöffnet werden konnte.“

„Alle Verſuche, von dem Mädchen ein Geſtändniß zu erpreſſen, waren vergeblich. Da ergriff ſie der Graf hocherzürnt bei der Hand und führte ſie gewaltſam durch die mannigfach verſchlungenen Gänge bis zu den Zimmern ſeine Gemahlin, die er noch erleuchtet und unverſchloſſen fand. Elga ſelbſt war wach und in Kleidern. Der Graf, ſtotternd vor Wuth, erzählte das Geſchehene und verlangte, daß das Mädchen entweder augenblicklich bekenne, oder auf der Stelle aus Dienſt und Hauſe entfernt werde. Dortka war auf die Kniee gefallen und zitterte und weinte.“

„Starſchensky hatte ſich ſeine Gattin verlegen, oder ſeinem gerechten Zorne beiſtimmend gedacht. Keines von beiden geſchah. Kalt und theilnahmlos bat ſie ihn Anfangs, die Ruhe des Hauſes nicht durch ſein lautes Schelten zu ſtören, und als er fortfuhr und die Entfernung des Mädchens begehrte, da erklärte ſie mit ſteigender Wärme: Ihr gebühre, über das Verhalten ihrer Dienerinnen zu richten, ſie ſelbſt werde unterſuchen und entſcheiden. Der Graf, außer ſich, zog das Mädchen vom Boden auf, ſie gewaltſam aus dem Zimmer zu bringen, aber Elga ſprang hinzu, ergriff des Mädchens andere Hand, riß ſie zu ſich, indem ſie ausrief: Nun denn, ſo ſtoß' auch mich aus dem Hauſe, denn darauf iſt es doch wohl abgeſehen! daß ich früher dich ſo gekannt! Unglückliche, die ich bin! fuhr ſie laut weinend fort: gekränkt, mißhandelt! Aber ſchuldloſe Diener ſollen nicht um meinetwillen leiden! Dabei zeigte ſie dem Mädchen mit dem Finger auf die Thüre ihres

Schlafgemaches; dieſes verſtand den ſtummen Befehl und ging eilig hinein. Elga folgte und ſchloß die Thüre hinter ſich ab.“

„Starſchensky ſtand wie vom Donner getroffen. Einmal raffte er ſich empor und ging auf das Zimmer ſeiner Frau zu; halben Weges aber blieb er ſtehen und verſank neuerdings in dumpfes Staunen. Der alte Hausverwalter trat zu ihm und ſprach einige Worte: der Graf aber ging ohne Antwort an ihm vorüber zur Thüre hinaus, über die Gänge, auf ſein Gemach, das im entgegengeſetzten Flügel des Schloſſes lag. An der Schwelle wendete er ſich um, durch eine Bewegung der Hand jede Begleitung zurückweiſend, und die Thüre ging hinter ihm zu. Wie er die Nacht zubrachte; wer kann es wiſſen? Der Diener, der des Morgens zu ihm eintrat, fand ihn angekleidet, auf einem Stuhle ſitzend. Er ſchien zu ſchlafen, doch näher beſehen, ſtanden die Augen offen und ſtarrten vor ſich hin. Der Diener mußte einigemal ſeinen Namen nennen, bis er ſich bewegte. Dann erſt meldete jener ſeine Botſchaft, indem er ihn im Namen der Gräfin bat, das Frühſtück auf ihrem Zimmer einzunehmen. Starſchensky ſah ihn ſtaunend an, dann aber ſtand er auf und folgte ſchweigend, wohin jener ihn, vortretend, geleitete.“

„Heiter und blühend, als ob Nichts vorgefallen wäre, kam ihm Elga entgegen; ſie erwähnte halb ſcherzend der Ereigniſſe der verfloſſenen Nacht. Das Kammermädchen ward eines heimlichen Liebeshandels angeklagt, Dortka ſelbſt gerufen, die ein unwahrſcheinliches Märchen unbeholfen genug erzählte. Zuletzt bat ſie um Verzeihung, welche die Gräfin, mit Rückſicht auf ſonſt gezeigtes gutes Betragen, im eigenen und in ihres Gatten Namen großmüthig ertheilte. Der Graf, am Schluſſe doch auch um ſeine Zuſtimmung befragt, ertheilte dieſe kopfnickend, und das Mädchen blieb im Hauſe.“

„Schweigend nahm Starſchensky das Frühſtück ein, ſtumm ging er aus dem Schloſſe. Der alte Hausverwalter, der ihm auf ſeinem Wege entgegenkam, wagte, neben ihm hergehend, nicht, das Stillſchweigen zu brechen, und ſuchte nur in den Zügen ſeines Herrn Antwort auf ſeine zurückgehaltenen Fragen und Zweifel. So gingen ſie, ſo verrichteten ſie ihre Geſchäfte, wie ſonſt, wie immer. Der Graf beſtrebte ſich nicht bloß über die Vorfälle des geſtrigen Tages nichts zu denken, er dachte wirklich nichts. Denn wenn der verfolgte Strauß ſein Haupt im Buſch verbirgt und wähnt, ſein Nichtſehen der Gefahr ſei zugleich ein Nichtdaſein derſelben, ſo thut der Menſch nicht anders. Unwillkürlich ſchließt er ſein Auge vor einem hereinbrechenden Unvermeidlichen, und jedes Herz hat ſeine Geheimniſſe, die es abſichtlich verbirgt vor ſich ſelbſt.“

„Einige Tage darauf wollte Starſchensky eintreten bei ſeiner Gemahlin. Es hieß, ſie ſei im Bade; doch hörte er die Stimme ſeines Kindes im nächſten Gemache, und er ging hinein. Da fand er die Kleine am Boden ſitzend, mitten in einer argen Verwirrung, die ſie angerichtet. Elga's Schmuck und Kleinodien lagen rings um das Kind zerſtreut, und das offene, umgeſtürzte Schmuckkäſtchen nebſt dem herabgezogenen Teppich des daneben ſtehenden Putztiſches zeigte deutlich die Art, wie es ſich das koſtbare Spielzeug verſchafft hatte. Starſchensky trat gutmüthig ſcheltend hinzu, ſtritt dem Kinde Stück für Stück ſeinen Raub ab und verſuchte nun die glänzenden Steine wieder an ihre Stelle zu legen. Der Deckel des Schmuckkäſtchens, augenſcheinlich ein doppelter, war durch den Sturz vom Tiſche aus den Fugen gewichen, und da der Graf verſuchte, ihn, mit dem Finger drückend, wieder zurück zu preſſen, fiel der innere Theil der doppelten Verkleidung auf den Boden und zeigte in dem rückgebliebenen hohlen Raume ein Porträt, das, ſchwach eingefügt, leicht von der Stelle wich und das nun der Graf hielt in der zitternden Hand.“

„Es war das Bild eines Mannes in polniſcher Nationaltracht. Das Gefühl einer entſetzlichen Aehnlichkeit überfiel den Grafen wie ein Gewappneter. Da war das oft beſprochene Naturſpiel mit den ſchwarzen Augen und blondem Haare, wie — bei ſeinem Kinde. — Er ſah das Mädchen an, dann wieder das Bild. — Dieſe Züge hatte er ſonſt ſchon irgend geſehen; aber wann? wo? — Schauer überliefen ihn. — Er blickte wieder hin. Da ſchaute ihn ſein Kind mit ſchwarzen Schlangenaugen an, und die blonden Haare loderten wie Flammen, und die Erinnerung an jenen verſchmähten Vetter in Warſchau ging gräßlich in ihm auf. — Oginsky! ſchrie er und hielt ſich am Tiſche, und die Zähne ſeines Mundes ſchlugen klappernd aneinander.“

„Ein Geräuſch im Nebenzimmer ſchreckte ihn empor. Er befeſtigte den Deckel an ſeine Stelle, ſchloß das Käſtchen, das Bild hatte er in ſeinen Buſen geſteckt; ſo floh er, wie ein Mörder.“

„Dieſen Tag ward er im Schloſſe nicht mehr geſehen. Sein Platz blieb leer am Mittagstiſche. Gegen Abend kam er ins Zimmer der Wärterin und verlangte nach dem Kinde. Das nahm er bei der Hand und führte es in den Garten, der einſam gelegenen Mooshütte zu. Dort fand ihn nach einer Stunde der ſuchende Hausverwalter, in eine Ruhebank zurückgelehnt. Das Kind ſtand zwiſchen ſeinen Knieen, er ſelbſt hielt ein Bild in der Hand, abwechſelnd auf dieſes, dann auf die Kleine blickend, wie einer, der vergleicht, — meinte der alte Mann.“

„Am folgenden Morgen war Starſchensky verreist. Niemand wußte, wohin. Er aber war in Warſchau; dort forſchte er, zu ſpät! nach Elga's früheren Verhältniſſen. Er erfuhr, daß ſie und Oginsky, der in des alten Staroſten Hauſe erzogen war, ſich ſchon frühzeitig geliebt, daß, aus Beſorgniß vor der wachſenden Vertraulichkeit, der ausſichtsloſe Vetter entfernt wurde; daß, aus ſeiner Verbannung zurückkehrend, kurz vor Starſchensky's Vermählung, er ſeine Anſprüche erneuert habe, und jene bedeutende Summe Geldes, die in des alten Laſchek letztem Willen ihm zugedacht war, zum Theil der Preis ſeines Rücktrittes war; daß Elga ſich nur ſchwer von ihm getrennt, und ſeine Armuth und Starſchensky's Reichthum, verbunden mit dem Andringen ihrer Verwandten, der Hauptgrund ihrer Einwilligung zur Verbindung mit dem Grafen geweſen war. All dieſe Geheimniſſe ſoll einer von Elga's Brüdern, gegen den er ſich zur rechten Zeit freigebig zeigte, dem Grafen für Geld verrathen und ihm zugleich den Ort angezeigt haben, wo Oginsky, einem geleiſteten Schwur zufolge, ſich verborgen hielt."

„Auf dem Schloſſe herrſchte unterdeſſen Unruhe und Beſorgniß. Elga ſelbſt war übrigens augenſcheinlich die Ruhigſte von Allen. Sie ſchien das befremdliche Betragen ihres Gatten noch auf Rechnung jener nächtlichen Ueberraſchung zu ſchieben, über die, da durchaus Niemanden etwas Beſtimmtes zur Laſt gelegt werden konnte, der Graf, wie ſie hoffte, ſich am Ende wohl ſelbſt beruhigen werde. Jenes Kammermädchen war noch immer in ihren Dienſten."

„Unvermuthet erſchien nach einiger Zeit der Graf auf der Grenze ſeiner Beſitzung, in ſeinem Gefolge ein verſchloſſener Wagen, von deſſen Inhalt Niemand wußte. Eine verhüllte Geſtalt, vielleicht durch Knebel am Sprechen verhindert, ward herausgehoben und dem durch Briefe im Voraus an die Grenze beſchiedenen Hausverwalter übergeben. Die alte Warte an der Weſtſeite des Thiergartens, ſeitdem ſorgfältig verſchloſſen, nahm die ſonderbare Erſcheinung in ihren Gewahrſam, und dunkle Gerüchte verbreiteten ſich unter den Bewohnern der Umgegend.“

„Der Graf ging auf ſein Schloß. Laut jubelnd kam ihm Elga entgegen, das Kind an ihrer Hand. Er hörte, wie unruhig man über ſeine plötzliche Abreiſe geweſen, wie ſehnlich man ihn zurückerwartet. Der Kleinen Fortſchritte wurden angerühmt, einige Proben der erlangten Geſchicklichkeit auf der Stelle abgelegt. Da die Zeit des Abendeſſens gekommen war, erklärte Starſchensky ſich unpaß und ermüdet von der Reiſe. Er ging, trotz aller Gegenvorſtellungen, allein auf ſein Zimmer, wo er ſich einſchloß. Doch war ſein Bedürfniß nach Ruhe nur vorgegeben, denn Nachts verließ er ſein Gemach und ging allein nach der Warte, wo er bis zum grauenden Morgen blieb.“

„Am darauf folgenden Tage war Elga verdrießlich, ſchmollend. Des Grafen nächtlicher Gang war nicht unbemerkt geblieben. Elga fand ſich vernachläſſigt und zeigte ihre Unzufriedenheit darüber. Starſchensky unterbrach ihre mißmuthigen Aeußerungen, indem er von ihrer beiderſeitigen Lage zu ſprechen anfing. Er bemerkte, daß bei ſeinem jetzigen Aufenthalte in Warſchau, bei dem erneuten Anblick der Zerſtreuungen jener genußliebenden Stadt, es ihm klar geworden, wie ein ſo reizendes, lebensfrohes Weſen, als Elga, auf dem Lande gar nicht an ihrer Stelle ſei. Er fragte ſie, ob ſie den Aufenthalt in der Hauptſtadt vorziehen würde? — An ſeiner Seite, entgegnete ſie. — Er ſelbſt, verſicherte der Graf, werde durch ſeine Geſchäfte auf den Gütern feſtgehalten: ſeine Vermögensumſtände ſeien ſchlimmer, als man geglaubt, er müſſe bleiben. Dann bleibe auch ſie, ſagte Elga. An ſeiner Seite wolle ſie leben und ſterben. — Nun verwünſchte ſie die beiden Brüder, die durch ihre unverſchämten Forderungen, den allzu guten Gatten in ſo manche Verlegenheit geſtürzt. Sie verſicherte, nun aber auch jeden Reſt von Liebe für ſie abgelegt zu haben. Wenn ihre Brüder bettelnd vor der Thüre ſtänden, ſie würde nicht öffnen, ſagte ſie. Der Graf übernahm zum Theil die Vertheidigung ſeiner Schwäger. Er habe ſie in Warſchau geſprochen. Es war einer ihrer Verbannungsgefährten bei ihnen, — wie hieß er doch? — Elga ſann gleichfalls nach. — Oginsky! rief der Graf und blickte ſie raſch an. Sie veränderte nicht eine Miene und ſagte: Die Genoſſen meiner Brüder ſind alle ſchlecht, dieſer aber iſt der ſchlechteſte! — Welcher? — Den du nannteſt! — Welcher war das? — Nun, Oginsky! antwortete ſie, und ein leichtes Zucken in ihren Zügen verrieth eine vorübergehende Bewegung."

„Der Graf war ans Fenſter getreten und blickte hinaus. Elga folgte ihm, ſie lehnte den Arm auf ſeine Schulter. Der Graf ſtand unbeweglich. Starſchensky, ſagte ſie, ich bemerke eine ungeheure Veränderung in deinem Weſen. Du liebſt mich nicht, wie ſonſt. Du verſchweigſt mir Manches. Der Graf wendete ſich um und ſagte: Nun denn, ſo laß uns reden, weil du Rede willſt. Du kennſt die Zerrüttung meiner Vermögensumſtände, du kennſt deren Urſache. Was noch ſonſt mich drückt, weiß nur ich. Wenn nun dieſe Ereigniſſe ſchwer auf mir liegen, ſo martert nicht weniger der Gedanke, daß ich die Urſache wohl gar ſelbſt herbeigeführt habe. Gewiß war der Leichtſinn tadelnswerth, mit dem ich das Erbe meiner Väter verwaltete; vielleicht war ich aber ſogar damals ſtrafbar, als ich, der Störriſche, an Abgeſchiedenheit Gewohnte, um die Hand des lebensfrohen Mädchens warb, unbekümmert, ob ich ſie, meine Frau geworden, zu einer Lebensart verdammte, deren Einförmigkeit ihr unerträglich werden mußte. — Starſchensky! ſagte Elga und ſah ihn mit ſchmeichelndem Vorwurfe an. — Man hat mir fremde Dienſte angeboten, fuhr Starſchensky fort, und genau beſehen, iſt es vielleicht am Beſten, ich meide für einige, vielleicht für längere Zeit das Land meiner Väter. Geſtern noch waren meine Entſchlüſſe finſterer. Aber die Ueberlegung der heutigen Nacht zeigte mir dieſen Entſchluß als den beſten. Heute Nacht, verſetzte Elga mißtrauiſch, heute Nacht haſt du überlegt? Und wo? Auf jener Warte etwa? Und da Starſchensky betroffen zurückfuhr: Hab' ich dich? — fuhr ſie fort. Von dort her holſt du deine Beſorgniſſe? Von dorther deinen Wunſch, zu reiſen? Und die Reiſegefährtin wohl auch? Durch das Gerücht mußte ich erfahren, wie eine verhüllte Geſtalt, wahrſcheinlich eine glücklichere Geliebte, dort abgeſetzt ward, zu der du nun allnächtlich die Zärtlichkeit trägſt, die du an dem Altare mir zugeſchworen. Iſt das mein Lohn? — Komm! wendete ſie ſich zu dem danebenſtehenden Kinde, komm! Wir ſind ihm zur Laſt! Er hat andere Freuden kennen gelernt, als in dem Kreiſe der Seinen! damit wendete ſie ſich zum Gehen. Ein gellendes Hohngelächter entfuhr dem Munde des Grafen, über das er ſelbſt zuſammenſchrack, wie über das eines Andern. Elga wendete ſich um. Ich wußte wohl, ſagte ſie, daß es nur Scherz war. Aber die Enthüllung des Geheimniſſes jener Warte erſparſt du dir doch nicht. Ich muß ſelbſt ſchauen, was ſie verbirgt. Verſprichſt du mir das? Der Graf war auf ein Ruhebett geſunken und verhüllte das Geſicht in ſeine beiden Hände. Da hörte er eine Thüre gehen. Durch die Finger blickend, ſah er das Kammermädchen ſeiner Frau, die eben mit ihrem Nachtzeuge eintreten wollte, und Elga'n, die mit einem liſtigen Geſichte ihr Entfernung zuwinkte. Elga nahte hierauf dem Ruhebette, und ſich neben ihren Gatten hinſetzend, ſprach ſie: Komm, Starſchensky, laß uns Frieden ſchließen! Wir haben uns ja doch ſchon ſo lange nicht ohne Zeugen geſprochen. Damit neigte ſie ihre Wange an die ſeinige und zog eine ſeiner Hände an ihr klopfendes Herz. Ein Schauder überfiel den Grafen. Höllenſchwarz ſtand's vor ihm. Er ſtieß ſein Weib zurück und entfloh."

„Mitternacht hatte geſchlagen. Alles im Schloſſe war ſtille. Elga ſchlief in ihrem Zimmer. Da fühlte ſie ſich angefaßt, und aus dem Schlafe emporfahrend, ſah ſie beim Schein der Nachtlampe ihren Gatten, der, eine Blendlaterne in der Hand, ſie aufſtehen und ſich ankleiden hieß. Auf ihre Frage: wozu? entgegnete er: Sie habe Verlangen gezeigt, die Geheimniſſe jener Warte kennen zu lernen. Am Tage ginge das nicht an; wenn ſie aber Finſterniß und Nachtluft nicht ſcheue, ſo möge ſie ihm folgen. Aber haſt du nichts Arges im Sinne? ſagte die Gräfin; du warſt geſtern Abends ſo ſonderbar! — Wenn du nicht folgen willſt, ſo bleibe, ſprach Starſchensky und war im Begriffe, ſich zu entfernen. Halt! rief Elga. Wenn Furchtſamkeit der Weiber allgemeines Erbtheil iſt, ſo bin ich kein Weib. Auch muß dieſer Zuſtand von Ungewißheit enden. Vielleicht biſt du in dich gegangen, haſt erkannt. — Wenn du dich überzeugen willſt — ſprach Starſchensky, ſo ſteh auf und folge mir. — Elga war aus dem Bette geſprungen und hatte einen Schlafpelz übergeworfen. Sie wollte gehen. Aber indeß war das Kind erwacht, das in dem Bette ihr zur Seite ſchlief. Es fing an zu weinen. Dein Kind wird die Bewohner des Schloſſes wecken, ſagte der Graf. Da, ohne ein Wort zu ſprechen, nahm Elga die Kleine empor, wickelte ſie in ein warmverhüllendes Tuch, und das Kind auf dem Arme, folgte ſie dem leitenden Gatten.“

„Die Nacht war kühl und dunkel. Die Sterne zwar ſchimmerten tauſendfältig am trauergefärbten Himmel, aber kein Mond beleuchtete der Wandler einſamen Pfad, nur des Grafen Blendlaterne warf kurze Streiflichte auf den Boden und die unterſten Blatter der mitternächtig ſchlummernden Geſträuche.“

„So hatten ſie den, von ſeiner ehemaligen Benützung ſo genannten Thiergarten durchſchritten und waren nun bei jener Warte angelangt, dem eigentlichen Ziele ihrer Wanderung. Da wendete der Graf ſich um zu ſeiner Gattin und ſprach: Du biſt nun im Begriffe, das verborgenſte Geheimniß deines Gatten zu erforſchen. Du willſt ihn überraſchen über dem Bruche ſeiner ehelichen Treue, ihn beſchämen in Beiſein einer verworfenen Geliebten. Es iſt billig, daß Gefahr und Vortheil auf beiden Seiten gleich ſei. Bevor du eintrittſt, ſchwöre mir, daß du ſelber nie eines gleichen Fehls dich ſchuldig gemacht, daß du rein ſeiſt an dem Verbrechen, deſſen zu zeihſt deinen Gatten. Du ſuchſt Ausflüchte, ſprach Elga. Weib! fuhr der Graf fort, durchgeh in Gedanken dein verfloſſenes Leben, und wenn du eine Makel, ich will nicht ſagen, ein Brandmal, darin entdeckſt, ſo tritt nicht ein in dieſes Gemäuer. Elga drängte ſich am Grafen vorbei, dem Eingange zu. Er ſtellte ſich ihr von Neuem in den Weg, indem er ausrief: Du gehſt nicht ein, bevor du mir's eidlich verſichert. Lege die Hand auf das Haupt deines Kindes und ſchwöre! — Da legte Elga die Rechte auf das Haupt der ſchlummernden Kleinen und ſprach: So überflüſſig mir ein ſolcher Schwur ſcheint, ſo gut du ſelbſt davon überzeugt biſt, wie ſehr er es ſei, ſo bekräftige ich doch! — Halt! ſchrie Starſchensky, es iſt genug. Tritt ein und ſieh!

„Der Graf ſchloß auf. Sie ſtiegen eine ſchmale Wendeltreppe hinan, die zu einer gleichfalls verſchloſſenen Thüre führte. Der Graf öffnete auch dieſe, und nun traten ſie in ein geräumiges Gemach, deſſen innerer Theil durch einen dunklen Vorhang abgeſchloſſen war. Der Graf ſetzte Stühle an einem vorgeſchobenen Tiſche zurecht, entzündete an dem Lichte ſeiner Blendlaterne zwei Wachskerzen in ſchweren, ehernen Leuchtern, zog aus der Schublade des Tiſches ein Heft Papiere hervor und winkte ſeiner Frau, ſich zu ſetzen, indem er ſich gleichfalls niederließ. Elga ſah rings um ſich her, bemerkte aber Niemand. Sie ſaß und hörte."

„Da begann der Graf, dem Lichte näher rückend, zu leſen aus den Papieren, die er hielt: „Auch bekenne ich, mit der Tochter des Staroſten Laſchek unerlaubte Gemeinſchaft gepflogen zu haben; vor und nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Starſchensky. Ihrer Ehe einziges **Kind** — —" Unerhörte Verleumdung! ſchrie Elga und ſprang auf. Wer wagt es, mich ſolcher Dinge zu zeihen? — Oginsky! rief der Graf. Steh auf und bekräftige deine Ausſage! Bei dieſen Worten hatte er den Vorhang hinweggeriſſen, und eine Mannsgeſtalt zeigte ſich, auf Stroh liegend, mit Ketten an die Wand gefeſſelt. Wer ruft mir? fragte der Gefangene. Elga iſt hier, ſagte der Graf, und fragt, ob es wahr ſei, daß du mit ihr gekost? — Wie oft ſoll ich's noch wiederholen? ſagte der Mann, ſich in ſeinen Ketten umkehrend. — Hörſt du? ſchrie der Graf zu ſeiner Gattin, die bleich und erſtarrt da ſtand. Nimm hier den Schlüſſel und öffne die Feſſeln dieſes Mannes! Elga zauderte. Da riß der Graf ſeinen Säbel halb aus der Scheide, und ſie ging. Klirrend fielen die Ketten ab, und Oginsky trat vor.

Was wollt Ihr von mir? ſagte er. Du haſt mich am Tiefſten verletzt, ſprach der Graf. Du weißt, wie Männer und Edelleute ihre Beleidigungen abthun. Hier nimm dieſen Stahl, fuhr er fort, indem er einen zweiten Säbel aus ſeinem Oberrocke hervorzog, und ſtelle dich mir! — Ich mag nicht fechten! ſagte Oginsky. Du mußt! ſchrie Starſchensky und drang auf ihn ein. Mittlerweile hörte man Geräuſch auf der Treppe. Elga, die unbeweglich da geſtanden hatte, ſprang jetzt der Thüre zu und verſuchte dieſe zu öffnen, indem ſie laut um Hilfe ſchrie. Starſchensky ereilte ſie, da ſie eben nach der Klinke griff, ſtieß das Weib zurück und ſchloß die Thüre ab. Die Zwiſchenzeit benützte Oginsky, und während der Graf noch am Eingange beſchäftigt war, riß er das Fenſter auf und ſprang hinab. Der Fall war nicht tief; Oginsky erreichte unbeſchädigt den Boden, und als der Graf von der Thüre weg zum Fenſter eilte, verhallten bereits die Fußtritte des Entflohenen in weiter Entfernung."

„Der Graf wendete ſich nun zu ſeiner Gemahlin. Dein Mitſchuldiger iſt entflohen, ſagte er, aber du entgehſt mir nicht. Kannſt du jene Verleumdung glauben? ſtammelte Elga. Ich glaube dem, was ich weiß, ſprach Starſchensky, und dem Stempel der Aehnlichkeit in den Zügen dieſes Kindes. Du mußt ſterben, ſagte er, und zwar hier auf der Stelle! Elga war auf die Kniee gefallen. Erbarme dich meines Lebens! rief ſie. Beginne mit mir, was du willſt! Verbanne mich! verſtoße mich! heiße mich in einem Kloſter, in einem Kerker den Reſt meiner Tage vollbringen, nur laß mich leben! leben! — Der Graf bedachte ſich eine Weile, dann ſprach er: Weil du denn dieſes ſchmacherfüllte, ſcheußliche Daſein ſchätzeſt über Alles, ſo wiſſe: ein einziges Mittel gibt es, dich zu retten. Nenn' es, nenne es, wimmerte Elga. Der Brandfleck meiner Ehre, ſprach der Graf, iſt dieß Kind. Wenn ſeine Augen der Tod ſchließt, wer weiß, ob mein Grimm ſich nicht legt. Wir ſind allein, Niemand ſieht uns, Nacht und Dunkel verhüllen die That. Geh hin und tödte das Kind! — Wie, ich? ſchrie Elga. Tödten? Mein Kind? Unmenſchlicher! Verruchter! Was ſinnſt du mir zu? Nun denn! rief Starſchensky und hob den weggeworfenen Säbel vom Boden auf. Halt! ſchrie Elga, halt! Ich will! Sie ſtürzte auf ihr Kind los und preßte es an ihren Buſen, bedeckte es mit Thränen. Du zauberſt? ſchrie Starſchensky und machte eine Bewegung gegen ſie. Nein! nein! rief Elga. Verzeihe mir Gott, was ich thun muß, was ich nicht laſſen kann. Verzeihe du mir, zum Unglück Gebornes! Damit hatte ſie das Kind wiederholt an ihre Bruſt gedrückt; mit weggewandtem Auge ergriff ſie eine große Nadel, die ihren Pelz zuſammenhielt; das Werkzeug blinkt, der bewaffnete Arm — Halt! ſchrie plötzlich Starſchensky. Dahin wollt' ich dich haben! ſehen, ob noch eine Regung in dir, die werth des Tages. Aber es iſt ſchwarz und Nacht. Dein Kind ſoll nicht ſterben, aber, Schändliche, du! und damit ſtieß er ihr den Säbel in die Seite, daß das Blut in Strömen emporſprang und ſie hinfiel über das unverletzte Kind."

„Dieſelbe Nacht war eine des Schreckens für die Bewohner der umliegenden Gegend. Von einer Feuerröthe am Himmel aufgeſchreckt, liefen ſie zu und ſahen die alte Warte an der Weſtſeite der Thiergartenmauer von Starſchensky's Schloſſe in hellen Flammen. Alle Verſuche, zu löſchen, waren vergebens; bald ſtanden nur ſchwarze Mauern unter ausgebrannten, rauchenden Trümmern. Man wollte den Grafen wecken; er fehlte, mit ihm ſein Weib, ſein Kind. Die Brandſtätte ward durchſucht und zwar allerdings menſchliches Gebein aufgefunden, aber ſollten das die Reſte dreier Menſchen ſein?“

„Beim Scheiden derſelben Nacht aber fühlte ſich ein armes Köhlerweib im Gebirge die Glücklichſte aller Sterblichen. Denn als ſie mit ihrem Manne lag und ſchlief, pochte es an der Hüttenthüre. Sie ſtand auf und öffnete; da ſah ſie im Scheine des anbrechenden Morgens ein weinendes Kind von etwa zwei Jahren vor ſich ſtehen, ſtatt aller Kleider in ein weites Tuch gehüllt, ein Käſtchen neben ſich. Geöffnet, zeigte dieſes mehr Gold, als ſich das arme Paar je beiſammen geträumet hatte. Ein paar beigelegte Zeilen empfahlen das Kind der Vorſorge der Beiden und verſprachen fernere Geldſpende in der Zukunft.“

„Nach zwei Tagen erſchien der Graf wieder in der Mitte der Seinigen, aber nur um ſich zu einer Reiſe nach Warſchau zu bereiten. Dort angelangt, ſuchte und erhielt er perſönliches Gehör beim Könige, nach deſſen Beendigung der Fürſt, ſichtbar erſchüttert, ſeinen Kanzler holen ließ und ihm offene Briefe auszufertigen befahl, welche dem Grafen Starſchensky, als Letzten ſeines Stammes, die freie Verfügung über ſeine Lehengüter einräumten.“

„Die Güter ſelbſt wurden theils verkauft und der Erlös zur Tilgung von Schulden verwendet, theils als Stiftung einem Kloſter zu Eigenthume gegeben, das man nicht fern von der Stelle zu bauen anfing, wo die alte, abgebrannte Warte geſtanden hatte. Das iſt die Geſchichte dieſes Kloſters,“ endete der Mönch.

„Der Graf ſelbſt aber?“ — fragte Einer der Fremden.

„Ich habe Euch gleich Anfangs gewarnt,“ ſagte der Mönch, „nicht weiter zu fragen, wenn ich aufhöre, nun thut Ihr's aber doch! Zahlreiche Seelmeſſen wurden geſtiftet für die Ruhe derjenigen, die eine raſche Gewaltthat hinweggerafft in der Mitte ihrer Sünden; um Vergebung für den Unglücklichen, der in verdammlicher Uebereilung Verbrechen beſtraft durch Verbrechen. Der Graf war Mönch geworden in dem von ihm geſtifteten Kloſter. Anfangs fand er Troſt in der Stille des Kloſterlebens, in der Einförmigkeit der Bußübungen. Die Zeit aber, ſtatt den Stachel abzuſtumpfen, zeigte ihm ſtets gräßlicher ſeine That. Ueber ihn kam ſeines Stammes thatenheiſchender Geiſt, und die Einſamkeit der Zelle ward ihm zur Folterqual. In Zweiſprach mit Geiſtern und gen ſich ſelber wüthend, hütete man ihn als Wahnſinnigen manches Jahr. Endlich geheilt, irrte er bei Tag umher; jedes Geſchäft war ihm Erquickung, an den Bäumen des Forſtes übte er ſeine Kraft. Nur Nachts, um die Stunde, da die beklagenswerthe That geſchah, die erſte nach Mitternacht, wenn die Todtenfeier beginnt" -- — So weit war er in ſeiner Erzählung gekommen, da ward dieſe durch die erſten Töne eines aus der Kloſterkirche herübertönenden Chorgeſanges unterbrochen; zugleich ſchlug die Glocke Ein Uhr.

Bei den erſten Lauten ſchütterte der Mönch zuſammen. Seine Kniee ſchlotterten, ſeine Zähne ſchlugen aneinander, er ſchien hinſinken zu wollen, als ſich plötzlich die Thüre öffnete und der Abt des Kloſters in hochaufgerichteter Stellung, das Kreuz ſeiner Würde funkelnd auf der Bruſt, in die Schwelle trat. „Wo bleibſt du, Starſchensky?" rief er. „Die Stunde deiner Buße iſt gekommen." Da wimmerte der Mönch, und zuſammengekrümmt, wie ein verwundetes Thier, in weiten Kreiſen, dem Hunde gleich, der die Strafe fürchtet, ſchob er ſich der Thüre zu, die der Abt, zurücktretend, ihm frei ließ. Dort angelangt, ſchoß er wie ein Pfeil hinaus, der Abt, hinter ihm, ſchloß die Thüre.

Noch lange hörten die Fremden dem Chorgeſange zu, bis er verklang in die Stille der Nacht und ſie ihr Lager ſuchten zu kurzer Ruhe.

Am Morgen nahmen ſie Abſchied vom Abte, ihm dankend für die gaſtfreundliche Bewirthung. Der Jüngere gewann es über ſich, nach dem Mönche der geſtrigen Nacht zu fragen, worauf der Prälat, ohne zu antworten, ihnen eine glückliche Reiſe wünſchte.

Sie zogen nach Warſchau und nahmen ſich vor, auf der Rückreiſe weitere Kunde von dem Zuſtande des Mönches einzuziehen, in dem ſie wohl den unglücklichen Starſchensky erkannt hatten. Aber eine Aenderung in ihren Geſchäften ſchrieb ihnen eine andere Straße zur Rückkehr vor, und nie haben ſie mehr etwas von dem Mönche und dem Kloſter bei Sendomir gehört.

◆

Der arme Spielmann.

(Iris 1848.)

In Wien iſt der Sonntag nach dem Vollmonde im Monat Juli jedes Jahres ſammt dem darauf folgenden Tage ein eigentliches Volksfeſt, wenn je ein Feſt dieſen Namen verdient hat. Das Volk beſucht es und giebt es ſelbſt; und wenn Vornehmere dabei erſcheinen, ſo können ſie es nur in ihrer Eigenſchaft als Glieder des Volks. Da iſt keine Möglichkeit der Abſonderung; wenigſtens vor einigen Jahren noch war keine.

An dieſem Tage feiert die mit dem Augarten, der Leopoldſtadt, dem Prater in ununterbrochener Luſtreihe zuſammenhängende Brigittenau ihre Kirchweihe. Von Brigittenkirchtag zu Brigittenkirchtag zählt ſeine guten Tage das arbeitende Volk. Lange erwartet, erſcheint endlich das ſaturnaliſche Feſt. Da entſteht Aufruhr in der gutmüthig ruhigen Stadt. Eine wogende Menge erfüllt die Straßen. Geräuſch von Fußtritten, Gemurmel von Sprechenden, das hie und da ein lauter Ausruf durchzuckt. Der Unterſchied der Stände iſt verſchwunden; Bürger und Soldat theilt die Bewegung. An den Thoren der Stadt wächſt der Drang. Genommen, verloren und wiedergenommen, iſt endlich der Ausgang erkämpft. Aber die Donaubrücke bietet neue Schwierigkeiten. Auch hier ſiegreich, ziehen endlich zwei Ströme, die alte Donau und die geſchwoll'nere Woge des Volks, ſich kreuzend quer unter und über einander, die Donau ihrem alten Flußbette nach, der Strom des Volkes, der Eindämmung der Brücke entnommen, ein weiter, toſender See, ſich ergießend in Alles deckender Ueberſchwemmung. Ein neu Hinzugekommener fände die Zeichen bedenklich. Es iſt aber der Aufruhr der Freude, die Losgebundenheit der Luſt.

Schon zwiſchen Stadt und Brücke haben ſich Korbwagen aufgeſtellt für die eigentlichen Hierophanten dieſes Weihfeſtes: die Kinder der Dienſtbarkeit und der Arbeit. Ueberfüllt und dennoch im Galopp durchfliegen ſie die Menſchenmaſſe, die ſich hart vor ihnen öffnet und hinter ihnen ſchließt, unbeſorgt und unverletzt. Denn es iſt in Wien ein ſtillſchweigender Bund zwiſchen Wagen und Menſchen: nicht zu überfahren, ſelbſt im vollen Lauf; und nicht überfahren zu werden, auch ohne alle Aufmerkſamkeit.

Von Secunde zu Secunde wird der Abſtand zwiſchen Wagen und Wagen kleiner. Schon miſchen ſich einzelne Equipagen der Vornehmeren in den oft unterbrochenen Zug. Die Wagen fliegen nicht mehr. Bis endlich fünf bis ſechs Stunden vor Nacht die einzelnen Pferde- und Kutſchen-Atome ſich zu einer compacten Reihe verdichten, die ſich ſelber hemmend und durch Zufahrende aus allen Quergaſſen gehemmt, das alte Sprichwort: Beſſer ſchlecht gefahren, als zu Fuße gegangen, offenbar zu Schanden macht. Begafft, bedauert, beſpottet, ſitzen die geputzten Damen in den ſcheinbar ſtille ſtehenden Kutſchen. Des immerwährenden Anhaltens ungewohnt, bäumt ſich der Holſteiner Rappe, als wollte er ſeinen, durch den ihm vorgehenden Korbwagen gehemmten Weg obenhin über dieſen hinaus nehmen, was auch die ſchreiende Weiber- und Kinderbevölkerung des Plebejer-Fuhrwerks offenbar zu befürchten ſcheint. Der ſchnell dahinſchießende Fiaker, zum erſtenmale ſeiner Natur ungetreu, berechnet ingrimmig den Verluſt, auf einem Wege drei Stunden zubringen zu müſſen, den er ſonſt in fünf Minuten durchflog. Zank, Geſchrei, wechſelſeitige Ehrenangriffe der Kutſcher, mitunter ein Peitſchenhieb.

Endlich, wie denn in dieſer Welt jedes noch ſo hartnäckige Stehenbleiben doch nur ein unvermerktes Weiterrücken iſt, erſcheint auch dieſem status quo ein Hoffnungsſtrahl. Die erſten Bäume des Augartens und der Brigittenau werden ſichtbar. Land! Land! Land! Alle Leiden ſind vergeſſen. Die zu Wagen Gekommenen ſteigen aus und miſchen ſich unter die Fußgänger, Töne entfernter Tanzmuſik ſchallen herüber, vom Jubel der neu Ankommenden beantwortet. Und ſo fort und immer weiter, bis endlich der breite Hafen der Luſt ſich aufthut und Wald und Wieſe, Muſik und Tanz, Wein und Schmaus, Schattenſpiel und Seiltänzer, Erleuchtung und Feuerwerk ſich zu einem pays de cocagne, einem Eldorado, einem eigentlichen Schlaraffenlande vereinigen, das leider, oder glücklicherweiſe, wie man es nimmt, nur einen und den nächſt darauf folgenden Tag dauert, dann aber verſchwindet, wie der Traum einer Sommernacht, und nur in der Erinnerung zurückbleibt und allenfalls in der Hoffnung.

Ich verſäume nicht leicht, dieſem Feſte beizuwohnen. Als ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Menſchen, vorzüglich des Volkes, ſo daß mir ſelbſt als dramatiſchem Dichter der rückhaltsloſe Ausbruch eines überfüllten Schauſpielhauſes immer zehnmal intereſſanter, ja belehrender war, als das zuſammengeklügelte Urtheil eines an Leib und Seele verkrüppelten, von dem Blut ausgeſogener Autoren ſpinnenartig aufgeſchwollenen literariſchen Matadors; — als ein Liebhaber der Menſchen, ſage ich, beſonders wenn ſie in

Maſſen für einige Zeit der einzelnen Zwecke vergeſſen und ſich als Theile des Ganzen fühlen, in dem denn doch zuletzt das Göttliche liegt, — als einem Solchen iſt mir jedes Volksfeſt ein eigentliches Seelenfeſt, eine Wallfahrt, eine Andacht. Wie aus einem aufgerollten, ungeheuren, dem Rahmen des Buches entſprungenen Plutarch, leſe ich aus den heitern und heimlich bekümmerten Geſichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechſelſeitigen Benehmen der Familienglieder, den einzelnen halb unwillkürlichen Aeußerungen, mir die Biographieen der unberühmten Menſchen zuſammen, und wahrlich! man kann die Berühmten nicht verſtehen, wenn man die Obſcuren nicht durchgefühlt hat. Von dem Wortwechſel weinerhitzter Karrenſchieber ſpinnt ſich ein unſichtbarer, aber ununterbrochener Faden bis zum Zwiſt der Götterſöhne, und in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber ſeitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Dido's und die Medeen.

Auch vor zwei Jahren hatte ich mich, wie gewöhnlich, den luſtgierigen Kirchweihgäſten als Fußgänger mit angeſchloſſen. Schon waren die Hauptſchwierigkeiten der Wanderung überwunden, und ich befand mich bereits am Ende des Augartens, die erſehnte Brigittenau hart vor mir liegend. Hier iſt nun noch ein, wenn gleich der letzte Kampf zu beſtehen. Ein ſchmaler Damm, zwiſchen undurchdringlichen Befriedungen hindurchlaufend, bildet die einzige Verbindung der beiden Luſtorte, deren gemeinſchaftliche Grenze ein in der Mitte befindliches hölzernes Gitterthor bezeichnet. An gewöhnlichen Tagen und für gewöhnliche Spaziergänger bietet dieſer Verbindungsweg überflüſſigen Raum; am Kirchweihfeſte aber würde ſeine Breite, auch vierfach genommen, noch immer zu ſchmal ſein für die endloſe Menge, die, heftig nachdrängend und von Rückkehrenden im entgegengeſetzten Sinne durchkreuzt, nur durch die allſeitige Gutmüthigkeit der Luſtwandelnden ſich am Ende doch leidlich zurecht findet.

Ich hatte mich dem Zug der Menge hingegeben und befand mich in der Mitte des Dammes, bereits auf klaſſiſchem Boden, nur leider zu ſtets erneutem Stilleſtehen, Ausbeugen und Abwarten genöthigt. Da war denn Zeit genug, das ſeitwärts am Wege Befindliche zu betrachten. Damit es nämlich der genußlechzenden Menge nicht an einem Vorſchmack der zu erwartenden Seligkeit mangle, hatten ſich links am Abhang der erhöhten Dammſtraße einzelne Muſiker aufgeſtellt, die, wahrſcheinlich die große Concurrenz ſcheuend, hier an den Propyläen die Erſtlinge der noch unabgenützten Freigebigkeit einernten wollten. Eine Harfenſpielerin mit widerlich ſtarrenden Augen. Ein alter invalider Stelzfuß, der auf einem entſetzlichen, offenbar von ihm ſelbſt verfertigten Inſtrumente, halb Hackbrett und halb Drehorgel, die Schmerzen ſeiner Verwundung dem allgemeinen Mitleid auf eine analoge Weiſe empfindbar machen wollte. Ein lahmer, verwachſener Knabe, er und ſeine Violine einen einzigen ununterſcheidbaren Knauel bildend, der endlos fortrollende Walzer mit all der hektiſchen Heftigkeit ſeiner verbildeten Bruſt herabſpielte. Endlich — und er zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich — ein alter, leicht ſiebzigjähriger Mann in einem fadenſcheinigen, aber nicht unreinlichen Moltonüberrock mit lächelnder, ſich ſelbſt Beifall gebender Miene. Baarhäuptig und kahlköpfig ſtand er da, nach Art dieſer Leute, den Hut als Sammelbüchſe vor ſich auf dem Boden, und ſo bearbeitete er eine alte vielzerſprungene Violine, wobei er den Tact nicht nur durch Aufheben und Niederſetzen des Fußes, ſondern zugleich durch übereinſtimmende Bewegung des ganzen gebückten Körpers markirte. Aber all dieſe Bemühung, Einheit in ſeine Leiſtung zu bringen, war fruchtlos, denn was er ſpielte, ſchien eine unzuſammenhängende Folge von Tönen ohne Zeitmaß und Melodie. Dabei war er ganz in ſein Werk vertieft: die Lippen zuckten, die Augen waren ſtarr auf das vor ihm befindliche Notenblatt gerichtet — ja wahrhaftig Notenblatt! Denn indeß alle andern, ungleich mehr zu Dank ſpielenden Muſiker ſich auf ihr Gedächtniß verließen, hatte der alte Mann mitten in dem Gewühle ein kleines, leicht tragbares Pult vor ſich hingeſtellt mit ſchmutzigen, zergriffenen Noten, die das in ſchönſter Ordnung enthalten mochten, was er ſo außer allem Zuſammenhange zu hören gab. Gerade das Ungewöhnliche dieſer Ausrüſtung hatte meine Aufmerkſamkeit auf ihn gezogen, ſo wie es auch die Heiterkeit des vorüberwogenden Haufens erregte, der ihn auslachte und den zum Sammeln hingeſtellten Hut des alten Mannes leer ließ, indeß das übrige Orcheſter ganze Kupferminen einſackte. Ich war, um das Original ungeſtört zu betrachten, in einiger Entfernung auf den Seitenabhang des Dammes getreten. Er ſpielte noch eine Weile fort. Endlich hielt er ein, blickte, wie aus einer langen Abweſenheit zu ſich gekommen, nach dem Firmament, das ſchon die Spuren des nahenden Abends zu zeigen anfing, darauf abwärts in ſeinen Hut, fand ihn leer, ſetzte ihn mit ungetrübter Heiterkeit auf, ſteckte den Geigenbogen zwiſchen die Saiten; sunt certi denique fines, ſagte er, ergriff ſein Notenpult und arbeitete ſich mühſam durch die dem Feſte zuſtrömende Menge in entgegengeſetzter Richtung, als Einer, der heimkehrt.

Das ganze Weſen des alten Mannes war eigentlich wie gemacht, um meinen anthropologiſchen Heißhunger aufs

Aeußerſte zu reizen. Die dürftige und doch edle Geſtalt, ſeine unbeſiegbare Heiterkeit, ſo viel Kunſteifer bei ſo viel Unbeholfenheit; daß er gerade zu einer Zeit heimkehrte, wo für andere ſeines Gleichen erſt die eigentliche Ernte anging; endlich die wenigen, aber mit der richtigſten Betonung, mit völliger Geläufigkeit geſprochenen lateiniſchen Worte. Der Mann hatte alſo eine ſorgfältigere Erziehung genoſſen, ſich Kenntniſſe eigen gemacht, und nun — ein Bettelmuſikant! Ich zitterte vor Begierde nach dem Zuſammenhange.

Aber ſchon befand ſich ein dichter Menſchenwall zwiſchen mir und ihm. Klein, wie er war, und durch das Notenpult in ſeiner Hand nach allen Seiten hin ſtörend, ſchob ihn Einer dem Andern zu, und ſchon hatte ihn das Ausgangsgitter aufgenommen, indeß ich noch in der Mitte des Dammes mit der entgegenſtrömenden Menſchenwoge kämpfte. So entſchwand er mir, und als ich endlich ſelbſt ins ruhige Freie gelangte, war nach allen Seiten weit und breit kein Spielmann mehr zu ſehen.

Das verfehlte Abenteuer hatte mir die Luſt an dem Volksfeſt genommen. Ich durchſtrich den Augarten nach allen Richtungen und beſchloß endlich, nach Hauſe zu kehren.

In die Nähe des kleinen Thürchens gekommen, das aus dem Augarten nach der Taborſtraße führt, hörte ich plötzlich den bekannten Ton der alten Violine wieder. Ich verdoppelte meine Schritte, und ſiehe da! der Gegenſtand meiner Neugier ſtand, aus Leibeskräften ſpielend, im Kreiſe einiger Knaben, die ungeduldig einen Walzer von ihm verlangten. Einen Walzer ſpiel! riefen ſie; einen Walzer, hörſt du nicht? Der Alte geigte fort, ſcheinbar ohne auf ſie zu achten, bis ihn die kleine Zuhörerſchaar ſchmähend und ſpottend verließ, ſich um einen Leiermann ſammelnd, der ſeine Drehorgel in der Nahe aufgeſtellt hatte.

Sie wollen nicht tanzen, ſagte wie betrübt der alte Mann, ſein Muſikgeräthe zuſammenleſend. Ich war ganz nahe zu ihm getreten. Die Kinder kennen eben keinen andern Tanz, als den Walzer, ſagte ich. Ich ſpielte einen Walzer, verſetzte er, mit dem Geigenbogen den Ort des ſoeben geſpielten Stückes auf ſeinem Notenblatte bezeichnend.

Man muß derlei auch führen, der Menge wegen. Aber die Kinder haben kein Ohr, ſagte er, indem er wehmüthig den Kopf ſchüttelte. — Laſſen Sie mich wenigſtens ihren Undank wieder gut machen, ſprach ich, ein Silberſtück aus der Taſche ziehend und ihm hinreichend. — Bitte! bitte! rief der alte Mann, wobei er mit beiden Händen ängſtlich abwehrende Bewegungen machte, in den Hut! in den Hut! — Ich legte das Geldſtück in den vor ihm ſtehenden Hut, aus dem es unmittelbar darauf der Alte herausnahm und ganz zufrieden einſteckte: das heißt einmal mit reichem Gewinn nach Hauſe gehen, ſagte er ſchmunzelnd. — Eben recht, ſprach ich, erinnern Sie mich auf einen Umſtand, der ſchon früher meine Neugier rege machte! Ihre heutige Einnahme ſcheint nicht die beſte geweſen zu ſein, und doch entfernen Sie ſich in einem Augenblicke, wo eben die eigentliche Ernte angeht. Das Feſt dauert, wiſſen Sie wohl, die ganze Nacht, und Sie könnten da leicht mehr gewinnen, als an acht gewöhnlichen Tagen. Wie ſoll ich mir das erklaren?

Wie Sie ſich das erklaren ſollen? verſetzte der Alte. Verzeihen Sie, ich weiß nicht, wer Sie ſind, aber Sie müſſen ein wohlthatiger Herr ſein und ein Freund der Muſik, dabei zog er das Silberſtück noch einmal aus der Taſche und drückte es zwiſchen ſeine gegen die Bruſt gehobenen Hände. Ich will Ihnen daher nur die Urſachen angeben, obgleich ich oft deßhalb verlacht worden bin. Erſtens war ich nie ein Nachtſchwärmer und halte es auch nicht für recht, Andere durch Spiel und Geſang zu einem ſolchen widerlichen Vergehen anzureizen; zweitens muß ſich der Menſch in allen Dingen eine gewiſſe Ordnung feſtſetzen, ſonſt geräth er ins Wilde und Unaufhaltſame. Drittens endlich — Herr! ich ſpiele den ganzen Tag für die lärmenden Leute und gewinne kaum kärglich Brod dabei; aber der Abend gehört mir und meiner armen Kunſt. Abends halte ich mich zu Hauſe und — dabei ward ſeine Rede immer leiſer, Röthe überzog ſein Geſicht, ſein Auge ſuchte den Boden — da ſpiele ich denn aus der Einbildung, ſo für mich ohne Noten. Phantaſiren, glaub' ich, heißt es in den Muſikbüchern.

Wir waren Beide ganz ſtill geworden. Er, aus Beſchämung über das verrathene Geheimniß ſeines Innern; ich, voll Erſtaunen, den Mann von den höchſten Stufen der Kunſt ſprechen zu hören, der nicht im Stande war, den leichteſten Walzer faßbar wiederzugeben. Er bereitete ſich indeß zum Fortgehen.

Wo wohnen Sie? ſagte ich. Ich möchte wohl einmal Ihren einſamen Uebungen beiwohnen. — Oh, verſetzte er faſt flehend, Sie wiſſen wohl, das Gebet gehört ins Kämmerlein. — So will ich Sie denn einmal am Tage beſuchen, ſagte ich. — Den Tag über, erwiderte er, gehe ich meinem Unterhalt bei den Leuten nach. — Alſo des Morgens denn. — Sieht es doch beinahe aus, ſagte der Alte lächelnd, als ob Sie, verehrter Herr, der Beſchenkte wären, und ich, wenn es mir erlaubt iſt zu ſagen, der Wohlthäter; ſo freundlich ſind Sie, und ſo widerwärtig ziehe ich mich zurück. Ihr vornehmer Beſuch wird meiner Wohnung immer eine Ehre ſein; nur bäte ich, daß Sie den Tag Ihrer Dahinkunft mir großgünſtig im Voraus beſtimmten, damit weder Sie durch Ungehörigkeit aufgehalten, noch ich genöthigt werde, ein zur Zeit etwa begonnenes Geſchäft unziemlich zu unterbrechen. Mein Morgen nämlich hat auch ſeine Beſtimmung. Ich halte es jedenfalls für meine Pflicht, meinen Gönnern und Wohlthätern für ihr Geſchenk eine nicht ganz unwürdige Gegengabe darzureichen. Ich will kein Bettler ſein, verehrter Herr. Ich weiß wohl, daß die übrigen öffentlichen Muſikleute ſich damit begnügen, einige auswendig gelernte Gaſſenhauer, Deutſchwalzer, ja wohl gar Melodieen von unartigen Liedern, immer wieder von denſelben anfangend, fort und fort herab zu ſpielen, ſo daß man ihnen giebt, um ihrer los zu werden, oder weil ihr Spiel die Erinnerung genoſſener Tanzfreuden oder ſonſt unordentlicher Ergötzlichkeiten wieder lebendig macht. Daher ſpielen ſie auch aus dem Gedächtniß und greifen falſch mitunter, ja häufig. Von mir aber ſei fern, zu betrügen. Ich habe deßhalb, theils weil mein Gedächtniß überhaupt nicht das beſte iſt, theils weil es für Jeden ſchwierig ſein dürfte, verwickelte Zuſammenſetzungen geachteter Muſikverfaſſer Note für Note bei ſich zu behalten, dieſe Hefte mir ſelbſt ins Reine geſchrieben. Er zeigte dabei durchblätternd auf ſein Muſikbuch, in dem ich zu meinem Entſetzen mit ſorgfältiger, aber widerlich ſteifer Schrift ungeheuer ſchwierige Compoſitionen alter berühmter Meiſter, ganz ſchwarz von Paſſagen und Doppelgriffen, erblickte. Und derlei ſpielte der alte Mann mit ſeinen ungelenken Fingern! Indem ich nun dieſe Stücke ſpiele, fuhr er fort, bezeige ich meine Verehrung den nach Stand und Würden geachteten, längſt nicht mehr lebenden Meiſtern und Verfaſſern, thue mir ſelbſt genug und lebe der angenehmen Hoffnung, daß die mir mildeſt gereichte Gabe nicht ohne Entgelt bleibt durch Veredlung des Geſchmackes und Herzens der ohnehin von ſo vielen Seiten geſtörten und irre geleiteten Zuhörerſchaft. Da derlei aber, auf daß ich bei meiner Rede bleibe — und dabei überzog ein ſelbſtgefälliges Lächeln ſeine Züge — da derlei aber eingeübt ſein will, ſind meine Morgenſtunden ausſchließend dieſem Exercitium beſtimmt. Die drei erſten Stunden des Tages der Uebung, die Mitte dem Broderwerb und der Abend mir und dem lieben Gott, das heißt nicht unehrlich getheilt, ſagte er, und dabei glänzten ſeine Augen wie feucht; er lächelte aber.

Gut denn, ſagte ich, ſo werde ich Sie einmal Morgens überraſchen. Wo wohnen Sie? Er nannte mir die Gärtnergaſſe. — Hausnummer? — Nummer 34 im erſten Stocke. — In der That! rief ich, im Stockwerke der Vornehmen? — Das Haus, ſagte er, hat zwar eigentlich nur ein Erdgeſchoß; es iſt aber oben neben der Bodenkammer noch ein kleines Zimmer, das bewohne ich gemeinſchaftlich mit zwei Handwerksgeſellen. — Ein Zimmer zu Dreien? — Es iſt abgetheilt, ſagte er, und ich habe mein eigenes Bette.

Es wird ſpät, ſprach ich, und Sie wollen nach Hauſe. Auf Wiederſehen denn! und dabei fuhr ich in die Taſche, um das früher gereichte gar zu kleine Geldgeſchenk allenfalls zu verdoppeln. Er aber hatte mit der einen Hand das Notenpult, mit der andern ſeine Violine angefaßt und rief haſtig: Was ich devoteſt verbitten muß. Das Honorarium für mein Spiel iſt mir bereits in Fülle zu Theil geworden, eines andern Verdienſtes aber bin ich mir zur Zeit nicht bewußt. Dabei machte er mir mit einer Abart vornehmer Leichtigkeit einen ziemlich linkiſchen Kratzfuß und entfernte ſich ſo ſchnell ihn ſeine alten Beine trugen.

Ich hatte, wie geſagt, die Luſt verloren, dem Volksfeſte für dieſen Tag länger beizuwohnen, ich ging daher heimwärts, den Weg nach der Leopoldſtadt einſchlagend, und von Staub und Hitze erſchöpft, trat ich in einen der dortigen vielen Wirthsgärten, die, an gewöhnlichen Tagen überfüllt, heute ihre ganze Kundſchaft der Brigittenau abgegeben hatten. Die Stille des Ortes, im Abſtich der lärmenden Volksmenge, that mir wohl, und mich verſchiedenen Gedanken überlaſſend, an denen der alte Spielmann nicht den letzten Antheil hatte, war es völlig Nacht geworden, als ich endlich des Nachhauſegehens gedachte, den Betrag meiner Rechnung auf den Tiſch legte und der Stadt zuſchritt.

In der Gärtnergaſſe, hatte der alte Mann geſagt, wohne er. Iſt hier in der Nähe eine Gärtnergaſſe? fragte ich einen kleinen Jungen, der über den Weg lief. Dort, Herr! verſetzte er, indem er auf eine Querſtraße hinwies, die, von der Häuſermaſſe der Vorſtadt ſich entfernend, gegen das freie Feld hinaus lief. Ich folgte der Richtung. Die Straße beſtand aus zerſtreuten einzelnen Häuſern, die, zwiſchen großen Küchengärten gelegen, die Beſchäftigung der Bewohner und den Urſprung des Namens Gärtnergaſſe augenfällig darlegten. In welcher dieſer elenden Hütten wohl mein Original wohnen mochte? Ich hatte die Hausnummer glücklich vergeſſen, auch war in der Dunkelheit an das Erkennen irgend einer Bezeichnung kaum zu denken. Da ſchritt, auf mich zukommend, ein mit Küchengewächſen ſchwer beladener Mann an mir vorüber. Kratzt der Alte einmal wieder, brummte er, und ſtört die ordentlichen Leute in ihrer Nachtruhe. Zugleich, wie ich vorwärts ging, ſchlug der leiſe, langgehaltene Ton einer Violine an mein Ohr, der aus dem offen ſtehenden

Bodenfenſter eines wenig entfernten ärmlichen Hauſes zu kommen ſchien, das, niedrig und ohne Stockwerk wie die übrigen, ſich durch dieſes in der Umgrenzung des Daches liegende Giebelfenſter vor den andern auszeichnete. Ich ſtand ſtille. Ein leiſer, aber beſtimmt gegriffener Ton ſchwoll bis zur Heftigkeit, ſenkte ſich, verklang, um gleich darauf wieder bis zum lauteſten Gellen empor zu ſteigen, und zwar immer derſelbe Ton mit einer Art genußreichem Daraufberuhen wiederholt. Endlich kam ein Intervall. Es war die Quarte. Hatte der Spieler ſich vorher an dem Klange des einzelnen Tones geweidet, ſo war nun das gleichſam wollüſtige Schmecken dieſes harmoniſchen Verhältniſſes noch ungleich fühlbarer. Sprungweiſe gegriffen, zugleich geſtrichen, auch die dazwiſchen liegende Stufenreihe höchſt holperig verbunden, die Terz markirt, wiederholt. Die Quinte daran gefügt, einmal mit zitterndem Klang, wie ein ſtilles Weinen, ausgehalten, verhallend, dann in wirbelnder Schnelligkeit ewig wiederholt, immer dieſe ſelben Verhältniſſe, die nämlichen Töne. — Und das nannte der alte Mann Phantaſiren! — Obgleich es im Grunde allerdings ein Phantaſiren war, für den Spieler nämlich, nur nicht auch für den Hörer.

Ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben mochte und wie arg es geworden war, als plötzlich die Thüre des Hauſes aufging, ein Mann, nur mit dem Hemde und loſe eingeknöpftem Beinkleide angethan, von der Schwelle bis in die Mitte der Straße trat und zu dem Giebelfenſter emporrief: Soll das heute einmal wieder gar kein Ende nehmen? Der Ton der Stimme war dabei unwillig, aber nicht hart oder beleidigend. Die Violine verſtummte, ehe die Rede noch zu Ende war. Der Mann ging ins Haus zurück, das Giebelfenſter ſchloß ſich, und bald herrſchte eine durch nichts unterbrochene Todtenſtille um mich her. Ich trat, mühſam in den mir unbekannten Gaſſen mich zurechtfindend, den Heimweg an, wobei ich auch phantaſirte, aber, Niemand ſtörend, für mich, im Kopfe.

Die Morgenſtunden haben für mich immer einen eigenen Werth gehabt. Es iſt, als ob es mir Bedürfniß wäre, durch die Beſchäftigung mit etwas Erhebendem, Bedeutendem in den erſten Stunden des Tages mir den Reſt deſſelben gewiſſermaßen zu heiligen. Ich kann mich daher nur ſchwer entſchließen, am frühen Morgen mein Zimmer zu verlaſſen, und wenn ich, ohne vollgültige Urſache, mich einmal dazu nöthige, ſo habe ich für den übrigen Tag nur die Wahl zwiſchen gedankenloſer Zerſtreuung oder ſelbſtquäleriſchem Trübſinn. So kam es, daß ich durch einige Tage den Beſuch bei dem alten Manne, der verabredetermaßen in den Morgenſtunden ſtattfinden ſollte, verſchob. Endlich ward die Ungeduld meiner Herr, und ich ging. Die Gärtnergaſſe war leicht gefunden, ebenſo das Haus. Die Töne der Violine ließen ſich auch dießmal hören, aber durch das geſchloſſene Fenſter bis zum Ununterſcheidbaren gedämpft. Ich trat ins Haus. Eine vor Erſtaunen halb ſprachloſe Gärtnersfrau wies mich eine Bodentreppe hinauf. Ich ſtand vor einer niedern und halb ſchließenden Thüre, pochte, erhielt keine Antwort, drückte endlich die Klinke und trat ein. Ich befand mich in einer ziemlich geräumigen, ſonſt aber höchſt elenden Kammer, deren Wände von allen Seiten den Umriſſen des ſpitzzulaufenden Daches folgten. Hart neben der Thüre ein ſchmutziges, widerlich verſtörtes Bette, von allen Zuthaten der Unordentlichkeit umgeben; mir gegenüber, hart neben dem ſchmalen Fenſter, eine zweite Lagerſtätte, dürftig, aber reinlich, und höchſt ſorgfältig gebettet und bedeckt. Am Fenſter ein kleines Tiſchchen mit Notenpapier und Schreibgeräthe, am Fenſter ein Paar Blumentöpfe. Die Mitte des Zimmers von Wand zu Wand, war am Boden mit einem dicken Kreidenſtriche bezeichnet, und man kann ſich kaum einen grelleren Abſtich von Schmutz und Reinlichkeit denken, als dieſſeits und jenſeits der gezogenen Linie dieſes Aequators einer Welt im Kleinen herrſchte.

Hart an dem Gleicher hatte der alte Mann ſein Notenpult hingeſtellt und ſtand, völlig und ſorgfältig gekleidet, davor und — exercirte. Es iſt ſchon bis zum Uebelklang ſo viel von den Mißklängen meines und, ich fürchte beinahe, nur meines Lieblings die Rede geweſen, daß ich den Leſer mit der Beſchreibung dieſes hölliſchen Concertes verſchonen will. Da die Uebung größtentheils aus Paſſagen beſtand, ſo war an ein Erkennen der geſpielten Stücke nicht zu denken, was übrigens auch ſonſt nicht leicht geweſen ſein möchte. Einige Zeit Zuhörens ließ mich endlich den Faden durch dieſes Labyrinth erkennen, gleichſam die Methode in der Tollheit. Der Alte genoß, indem er ſpielte. Seine Auffaſſung unterſchied hierbei aber ſchlechthin nur zweierlei, den Wohlklang und den Uebelklang, von denen der erſtere ihn erfreute, ja entzückte, indeß er dem letztern, auch dem harmoniſch begründeten, nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Statt nun in einem Muſikſtücke nach Sinn und Rhythmus zu betonen, hob er heraus, verlängerte er die dem Gehör wohlthuenden Noten und Intervalle, ja nahm keinen Anſtand, ſie willkürlich zu wiederholen, wobei ſein Geſicht oft geradezu den Ausdruck der Verzückung annahm. Da er nun zugleich die Diſſonanzen ſo kurz als möglich abthat, überdieß die für ihn zu ſchweren Paſſagen, von denen er aus Gewiſſenhaftigkeit nicht eine Note fallen ließ, in einem gegen das Ganze viel zu langſamen Zeitmaß vertrug, ſo kann man ſich wohl leicht eine Idee von der Verwirrung machen, die daraus hervorging. Mir ward es nachgerade ſelbſt zu viel. Um ihn aus ſeiner Abweſenheit zurückzubringen, ließ ich abſichtlich den Hut fallen, nachdem ich mehrere Mittel ſchon fruchtlos verſucht hatte. Der alte Mann fuhr zuſammen, ſeine Kniee zitterten, kaum konnte er die zum Boden geſenkte Violine halten. Ich trat hinzu. Oh, Sie ſind's, gnädiger Herr! ſagte er, gleichſam zu ſich ſelbſt kommend. Ich hatte nicht auf Erfüllung Ihres hohen Verſprechens gerechnet. Er nöthigte mich, zu ſitzen, räumte auf, legte hin, ſah einigemal verlegen im Zimmer herum, ergriff dann plötzlich einen auf einem Tiſche neben der Stubenthür ſtehenden Teller und ging mit demſelben zu jener hinaus. Ich hörte ihn draußen mit der Gärtnersfrau ſprechen. Bald darauf kam er wieder verlegen zur Thüre herein, wobei er den Teller hinter dem Rücken verbarg und heimlich wieder hinſtellte. Er hatte offenbar Obſt verlangt, um mich zu bewirthen, es aber nicht erhalten können. Sie wohnen hier recht hübſch, ſagte ich, um ſeiner Verlegenheit ein Ende zu machen. — Die Unordnung iſt verwieſen. Sie nimmt ihren Rückzug durch die Thüre, wenn ſie auch derzeit noch nicht über die Schwelle iſt. Meine Wohnung reicht nur bis zu dem Striche, ſagte der Alte, wobei er auf die Kreidenlinie in der Mitte des Zimmers zeigte. Dort drüben wohnen zwei Handwerksgeſellen. — Und reſpectiren dieſe Ihre Bezeichnung? — Sie nicht, aber ich, ſagte er. Nur die Thüre iſt gemeinſchaftlich. — Und werden Sie nicht geſtört von Ihrer Nachbarſchaft? — Kaum, meinte er. Sie kommen des Nachts ſpät nach Hauſe, und wenn ſie mich da auch ein wenig im Bette aufſchrecken, ſo iſt dafür die Luſt des Wiedereinſchlafens um ſo größer. Des Morgens aber wecke ich ſie, wenn ich mein Zimmer in Ordnung bringe. Da ſchelten ſie wohl ein wenig und gehen.

Ich hatte ihn während deſſen betrachtet. Er war höchſt reinlich gekleidet, die Geſtalt gut genug für ſeine Jahre, nur die Beine etwas zu kurz. Hand und Fuß von auffallender Zartheit. — Sie ſehen mich an, ſagte er, und haben dabei Ihre Gedanken? — Daß ich nach Ihrer Geſchichte lüſtern bin, verſetzte ich. — Geſchichte? wiederholte er. Ich habe keine Geſchichte. Heute wie geſtern, und morgen wie heute. Uebermorgen freilich und weiter hinaus, wer kann das wiſſen? Doch Gott wird ſorgen, der weiß es. — Ihr jetziges Leben mag wohl einförmig genug ſein, fuhr ich fort; aber Ihre früheren Schickſale. — Wie es ſich fügte — Daß ich unter die Muſikleute kam? fiel er in die Pauſe ein, die ich unwillkürlich gemacht hatte. Ich erzählte ihm nun, wie er mir beim erſten Anblicke aufgefallen; den Eindruck, den die von ihm geſprochenen lateiniſchen Worte auf mich gemacht hätten. Lateiniſch, tönte er nach. Lateiniſch? das habe ich freilich auch einmal gelernt, oder vielmehr hätte es lernen ſollen und können. Loqueris latine? wandte er ſich gegen mich, aber ich könnte es nicht fortſetzen. Es iſt gar zu lange her. Das alſo nennen Sie meine Geſchichte? Wie es kam? — Ja ſo! da iſt denn freilich allerlei geſchehen; nichts beſonders, aber doch allerlei. Möchte ich mir's doch ſelbſt einmal wieder erzählen. Ob ich's nicht gar vergeſſen habe. Es iſt noch früh am Morgen, fuhr er fort, wobei er in die Uhrtaſche griff, in der ſich freilich keine Uhr befand. — Ich zog die meine, es war kaum 9 Uhr. — Wir haben Zeit, und faſt kommt mich die Luſt, zu ſchwatzen, an. Er war während des Letzten zuſehends ungezwungener geworden. Seine Geſtalt verlängerte ſich. Er nahm mir ohne zu große Umſtände den Hut aus der Hand und legte ihn aufs Bette, ſchlug ſitzend ein Bein über das andere und nahm überhaupt die Lage eines mit Bequemlichkeit Erzählenden an.

Sie haben — hob er an — ohne Zweifel von dem Hofrathe — gehört? Hier nannte er den Namen eines Staatsmannes, der in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem beſcheidenen Titel eines Bureauchefs einen ungeheuren, beinahe Miniſter-ähnlichen Einfluß ausgeübt hatte. Ich bejahte meine Kenntniß des Mannes. — Er war mein Vater, fuhr er fort. — Sein Vater? des alten Spielmanns? des Bettlers? Der Einflußreiche, der Mächtige, ſein Vater? Der Alte ſchien mein Erſtaunen nicht zu bemerken, ſondern ſpann, ſichtbar vergnügt, den Faden ſeiner Erzählung weiter. Ich war der Mittlere von drei Brüdern, die in Staatsdienſten hoch hinauf kamen, nun aber ſchon beide todt ſind; ich allein lebe noch, ſagte er und zupfte dabei an ſeinen fadenſcheinigen Beinkleidern, mit niedergeſchlagenen Augen einzelne Federchen davon herableſend. Mein Vater war ehrgeizig und heftig. Meine Brüder thaten ihm genug. Mich nannte man einen langſamen Kopf; und ich war langſam. Wenn ich mich recht erinnere, ſprach er weiter, und dabei ſenkte er, ſeitwärts gewandt, wie in eine weite Ferne hinausblickend, den Kopf gegen die unterſtützende linke Hand, — wenn ich mich recht erinnere, ſo wäre ich wohl im Stande geweſen, allerlei zu erlernen, wenn man mir nur Zeit und Ordnung gegönnt hätte. Meine Brüder ſprangen wie Gemſen von Spitze zu Spitze in den Lehrgegenſtänden herum, ich konnte aber durchaus nichts hinter mir laſſen, und wenn mir ein einziges Wort fehlte, mußte ich von vorne anfangen. So ward ich denn immer gedrängt. Das Neue ſollte auf den

Platz, den das Alte noch nicht verlaſſen hatte, und ich begann ſtockiſch zu werden. So hatten ſie mir die Muſik, die jetzt die Freude und zugleich der Stab meines Lebens iſt, geradezu verhaßt gemacht. Wenn ich Abends im Zwielicht die Violine ergriff, um mich nach meiner Art ohne Noten zu vergnügen, nahmen ſie mir das Inſtrument und ſagten, das verdirbt die Applicatur, klagten über Ohrenfolter und verwieſen mich auf die Lehrſtunde, wo die Folter für mich anging. Ich habe Zeitlebens Nichts und Niemand ſo gehaßt, als ich damals die Geige haßte.

Mein Vater, aufs Aeußerſte unzufrieden, ſchalt mich häufig und drohte, mich zu einem Handwerke zu geben. Ich wagte nicht, zu ſagen, wie glücklich mich das gemacht hätte. Ein Drechsler oder Schriftſetzer wäre ich gar zu gerne geweſen. Er hätte es ja aber doch nicht zugelaſſen, aus Stolz. Endlich gab eine öffentliche Schulprüfung, der man, um ihn zu begütigen, meinen Vater beizuwohnen beredet hatte, den Ausſchlag. Ein unredlicher Lehrer beſtimmte im Voraus, was er mich fragen werde, und ſo ging Alles vortrefflich. Endlich aber fehlte mir — es waren auswendig zu ſagende Verſe des Horaz — ein Wort. Mein Lehrer, der kopfnickend und meinen Vater anlächelnd zugehört hatte, kam meinem Stocken zu Hilfe und flüſterte es mir zu. Ich aber, der das Wort in meinem Innern und im Zuſammenhange mit dem Uebrigen ſuchte, hörte ihn nicht. Er wiederholte es mehrere Male; umſonſt. Endlich verlor mein Vater die Geduld. Cachinnum! (ſo hieß das Wort) ſchrie er mir donnernd zu. Nun war's geſchehen. Wußte ich das Eine, ſo hatte ich dafür das Uebrige vergeſſen. Alle Mühe, mich auf die rechte Bahn zu bringen, war verloren. Ich mußte mit Schande auf ſtehen, und als ich, der Gewohnheit nach, hinging, meinem Vater die Hand zu küſſen, ſtieß er mich zurück, erhob ſich, machte der Verſammlung eine kurze Verbeugung und ging. Ce gueux ſchalt er mich, was ich damals nicht war, aber jetzt bin. Die Eltern prophezeien, wenn ſie reden! Uebrigens war mein Vater ein guter Mann. Nur heftig und ehrgeizig.

Von dieſem Tage an ſprach er kein Wort mehr mit mir. Seine Befehle kamen mir durch die Hausgenoſſen zu. So kündigte man mir gleich des nächſten Tages an, daß es mit meinen Studien ein Ende habe. Ich erſchrak heftig, weil ich wußte, wie bitter es meinen Vater kränken mußte. Ich that den ganzen Tag nichts, als weinen und dazwiſchen jene lateiniſchen Verſe recitiren, die ich nun aufs Und wußte mit den vorhergehenden und nachfolgenden dazu. Ich verſprach, durch Fleiß den Mangel an Talenten zu erſetzen, wenn man mich noch ferner die Schule beſuchen ließe, mein Vater nahm aber nie einen Entſchluß zurück.

Eine Weile blieb ich nun unbeſchäftigt im väterlichen Hauſe. Endlich that man mich verſuchsweiſe zu einer Rechenbehörde. Rechnen war aber nie meine Stärke geweſen. Den Antrag, ins Militär zu treten, wies ich mit Abſcheu zurück. Ich kann noch jetzt keine Uniform ohne innerlichen Schauder anſehen. Daß man werthe Angehörige allenfalls auch mit Lebensgefahr ſchützt, iſt wohl gut und begreiflich; aber Blutvergießen und Verſtümmelung als Stand, als Beſchäftigung. Nein! Nein! Nein! Und dabei fuhr er mit beiden Händen über beide Arme, als fühlte er ſtechend eigene und fremde Wunden.

Ich kam nun in die Kanzlei unter die Abſchreiber. Da war ich recht an meinem Platze. Ich hatte immer das Schreiben mit Luſt getrieben, und noch jetzt weiß ich mir keine angenehmere Unterhaltung, als mit guter Tinte auf gutem Papier Haar- und Schattenſtriche an einander zu fügen zu Worten oder auch nur zu Buchſtaben. Muſiknoten ſind nun gar überaus ſchön. Damals dachte ich aber noch an keine Muſik.

Ich war fleißig, nur aber zu ängſtlich. Ein unrichtiges Unterſcheidungszeichen, ein ausgelaſſenes Wort im Concepte, wenn es ſich auch aus dem Sinne ergänzen ließ, machte mir bittere Stunden. Im Zweifel, ob ich mich genau ans Original halten oder aus Eigenem beiſetzen ſollte, verging die Zeit angſtvoll, und ich kam in den Ruf, nachläſſig zu ſein, indeß ich mich im Dienſte abquälte, wie Keiner. So brachte ich ein Paar Jahre zu, und zwar ohne Gehalt, da, als die Reihe der Beförderung an mich kam, mein Vater im Rathe einem Andern ſeine Stimme gab und die übrigen ihm zufielen aus Ehrfurcht.

Um dieſe Zeit — ſieh nur, unterbrach er ſich, es giebt denn doch eine Art Geſchichte. Erzählen wir die Geſchichte! Um dieſe Zeit ereigneten ſich zwei Begebenheiten: die traurigſte und die freudigſte meines Lebens. Meine Entfernung aus dem väterlichen Hauſe nämlich und das Wiederkehren zur holden Tonkunſt, zu meiner Violine, die mir treu geblieben iſt bis auf dieſen Tag.

Ich lebte in dem Hauſe meines Vaters, unbeachtet von den Hausgenoſſen, in einem Hinterſtübchen, das in des Nachbars Hof hinausging. Anfangs aß ich am Familientiſche, wo Niemand ein Wort an mich richtete. Als aber meine Brüder auswärts befördert wurden und mein Vater beinahe täglich zu Gaſt geladen war — die Mutter lebte ſeit lange nicht mehr — fand man es unbequem, meinetwegen eine eigene Küche zu führen. Die Bedienten erhielten

Koſtgeld: ich auch, das man mir aber nicht auf die Hand gab, ſondern monatweiſe im Speiſehauſe bezahlte. Ich war daher wenig in meiner Stube, die Abendſtunden ausgenommen; denn mein Vater verlangte, daß ich längſtens eine halbe Stunde nach dem Schluß der Kanzlei zu Hauſe ſein ſollte. Da ſaß ich denn, und zwar, meiner ſchon damals angegriffenen Augen halber, in der Dämmerung ohne Licht. Ich dachte auf das und jenes und war nicht traurig und nicht froh.

Wenn ich nun ſo ſaß, hörte ich auf dem Nachbarshofe ein Lied ſingen. Mehrere Lieder, heißt das, worunter mir aber eines vorzüglich gefiel. Es war ſo einfach, ſo rührend und hatte den Nachdruck ſo auf der rechten Stelle, daß man die Worte gar nicht zu hören brauchte. Wie ich denn überhaupt glaube, die Worte verderben die Muſik. — Nun öffnete er den Mund und brachte einige heiſere rauhe Töne hervor. Ich habe von Natur keine Stimme, ſagte er und griff nach der Violine. Er ſpielte, und zwar dießmal mit richtigem Ausdrucke, die Melodie eines gemüthlichen, übrigens gar nicht ausgezeichneten Liedes, wobei ihm die Finger auf den Saiten zitterten und endlich einzelne Thränen über die Backen liefen.

Das war das Lied, ſagte er, die Violine hinlegend. Ich hörte es immer mit neuem Vergnügen. So ſehr es mir aber im Gedächtniß lebendig war, gelang es mir doch nie, mit der Stimme auch nur zwei Töne davon richtig zu treffen. Ich ward faſt ungeduldig von Zuhören. Da fiel mir meine Geige in die Augen, die aus meiner Jugend her, wie ein altes Rüſtſtück, ungebraucht an der Wand hing. Ich griff darnach, und — es mochte ſie wohl der Bediente in meiner Abweſenheit benützt haben — ſie fand ſich richtig geſtimmt. Als ich nun mit dem Bogen über die Saiten fuhr, Herr, da war es, als ob Gottes Finger mich angerührt hätte. Der Ton drang in mein Inneres hinein und aus dem Innern wieder heraus. Die Luft um mich war wie geſchwängert mit Trunkenheit. Das Lied unten im Hofe und die Töne von meinen Fingern an mein Ohr, Mitbewohner meiner Einſamkeit. Ich fiel auf die Kniee und betete laut und konnte nicht begreifen, daß ich das holde Gotteswesen einmal gering geſchätzt, ja gehaßt in meiner Kindheit, und küßte die Violine und drückte ſie an mein Herz und ſpielte wieder und fort.

Das Lied im Hofe — es war eine Weibsperſon, die ſang — tönte derweile unausgeſetzt; mit dem Nachſpielen ging es aber nicht ſo leicht.

Ich hatte das Lied nämlich nicht in Noten. Auch merkte ich wohl, daß ich das Wenige der Geigenkunſt, was ich etwa einmal wußte, ſo ziemlich vergeſſen hatte. Ich konnte daher nicht das und das, ſondern nur überhaupt ſpielen. Obwohl mir das jeweilige Was der Muſik, mit Ausnahme jenes Lieds, immer ziemlich gleichgültig war und auch geblieben iſt bis zum heutigen Tag. Sie ſpielen den Wolfgang Amadeus Mozart und den Sebaſtian Bach, aber den lieben Gott ſpielt Keiner. Die ewige Wohlthat und Gnade des Tons und Klangs, ſeine wunderthätige Uebereinſtimmung mit dem durſtigen, zerlechzenden Ohr, daß — fuhr er leiſer und ſchamroth fort — der dritte Ton zuſammenſtimmt mit dem erſten und der fünfte desgleichen, und die Nota sensibilis hinaufſteigt, wie eine erfüllte Hoffnung, die Diſſonanz herabgebeugt wird als wiſſentliche Bosheit oder vermeſſener Stolz, und die Wunder der Bindung und Umkehrung, wodurch auch die Secunde zur Gnade gelangt in den Schooß des Wohlklangs. — Mir hat das Alles, obwohl viel ſpäter, ein Muſiker erklärt.

Und, wovon ich aber nichts verſtehe, die fuga und das punctum contra punctum und der canon a duo, a tre und ſo fort, ein ganzes Himmelsgebäude, eines ins andere greifend, ohne Mörtel verbunden und gehalten von Gottes Hand. Davon will Niemand etwas wiſſen bis auf Wenige. Vielmehr ſtören ſie dieſes Ein- und Ausathmen der Seelen durch Hinzufügung allenfalls auch zu ſprechender Worte, wie die Kinder Gottes ſich verbanden mit den Töchtern der Erde: daß es hübſch angreife und eingreife in ein ſchwieliges Gemüth. Herr, ſchloß er endlich, halb erſchöpft, die Rede iſt dem Menſchen nothwendig wie Speiſe, man ſollte aber auch den Trank rein erhalten, der da kommt von Gott.

Ich kannte meinen Mann beinahe nicht mehr, ſo lebhaft war er geworden. Er hielt ein wenig inne. Wo blieb ich nur in meiner Geſchichte? ſagte er endlich. Ei ja, bei dem Liede und meinen Verſuchen, es nachzuſpielen. Es ging aber nicht. Ich trat ans Fenſter, um beſſer zu hören. Da ging eben die Sängerin über den Hof. Ich ſah ſie nur von rückwärts, und doch kam ſie mir bekannt vor. Sie trug einen Korb, mit, wie es ſchien, noch ungebackenen Kuchenſtücken. Sie trat in ein Pförtchen in der Ecke des Hofes, da wohl ein Backofen inne ſein mochte, denn immer fortſingend, hörte ich mit hölzernen Geräthen ſcharren, wobei die Stimme einmal dumpfer und einmal heller klang, wie Eines, das ſich bückt und in eine Höhlung hineinſingt, dann wieder erhebt und aufrecht daſteht. Nach einer Weile kam ſie zurück, und nun merkte ich erſt, warum ſie mir vorher bekannt vorkam. Ich kannte ſie nämlich wirklich ſeit längerer Zeit. Und zwar aus der Kanzlei.

Damit verhielt es ſich ſo. Die Amtsſtunden fingen früh an und währten über den Mittag hinaus. Mehrere von den jüngeren Beamten, die nun entweder wirklich Hunger fühlten, oder eine halbe Stunde damit vor ſich bringen wollten, pflegten gegen eilf Uhr eine Kleinigkeit zu ſich zu nehmen. Die Gewerbsleute, die Alles zu ihrem Vortheile zu benutzen wiſſen, erſparten den Leckermäulern den Weg und brachten ihre Feilſchaften ins Amtsgebäude, wo ſie ſich auf Stiege und Gang damit hinſtellten. Ein Bäcker verkaufte kleine Weißbrode, die Obſtfrau Kirſchen. Vor Allem aber waren gewiſſe Kuchen beliebt, die eines benachbarten Grieslers Tochter ſelbſt verfertigte und noch warm zu Markt brachte. Ihre Kunden traten zu ihr auf den Gang hinaus, und nur ſelten kam ſie, gerufen, in die Amtsſtube, wo dann der etwas grämliche Kanzleivorſteher, wenn er ihrer gewahr wurde, eben ſo ſelten ermangelte, ſie wieder zur Thüre hinauszuweiſen, ein Gebot, dem ſie ſich nur mit Groll, und unwillige Worte murmelnd, fügte.

Das Mädchen galt bei meinen Kameraden nicht für ſchön. Sie fanden ſie zu klein, wußten die Farbe ihrer Haare nicht zu beſtimmen. Daß ſie Katzenaugen habe, beſtritten Einige, Pockengruben aber gaben Alle zu. Nur von ihrem ſtämmigen Wuchs ſprachen alle mit Beifall, ſchalten ſie aber grob, und Einer wußte viel von einer Ohrfeige zu erzählen, deren Spuren er noch acht Tage nachher gefühlt haben wollte.

Ich ſelbſt gehörte nicht unter ihre Kunden. Theils fehlte mir's an Geld, theils habe ich Speiſe und Trank wohl immer — oft nur zu ſehr — als ein Bedürfniß anerkennen müſſen, Luſt und Vergnügen darin zu ſuchen aber, iſt mir nie in den Sinn gekommen. Wir nahmen daher keine Notiz von einander. Einmal nur, um mich zu necken, machten ihr meine Kameraden glauben, ich hatte nach ihren Eßwaaren verlangt. Sie trat zu meinem

Arbeitstiſch und hielt mir ihren Korb hin. Ich kaufe nichts, liebe Jungfer, ſagte ich. Nun, warum beſtellen Sie dann die Leute? rief ſie zornig. Ich entſchuldigte mich, und ſo wie ich die Schelmerei gleich weg hatte, erklärte ich ihr's aufs Beſte. Nun, ſo ſchenken Sie mir wenigſtens einen Bogen Papier, um meine Kuchen darauf zu legen, ſagte ſie. Ich machte ihr begreiflich, daß das Kanzleipapier ſei und nicht mir gehöre, zu Hauſe aber hätte ich welches, das mein wäre, davon wollt' ich ihr bringen. Zu Hauſe habe ich ſelbſt genug, ſagte ſie ſpöttiſch und ſchlug eine kleine Lache auf, indem ſie fortging.

Das war nur vor wenigen Tagen geſchehen, und ich gedachte aus dieſer Bekanntſchaft ſogleich Nutzen für meinen Wunſch zu ziehen. Ich knöpfte daher des andern Morgens ein ganzes Buch Papier, an dem es bei uns zu Hauſe nie fehlte, unter den Rock, und ging auf die Kanzlei, wo ich, um mich nicht zu verrathen, meinen Harniſch mit großer Unbequemlichkeit auf dem Leibe behielt, bis ich gegen Mittag aus dem Ein- und Ausgehen meiner Kameraden und dem Geräuſch der kauenden Backen merkte, daß die Kuchenverkäuferin gekommen war, und glauben konnte, daß der Hauptandrang der Kunden vorüber ſei. Dann ging ich hinaus, zog mein Papier hervor, nahm mir ein Herz und trat zu dem Mädchen hin, die, den Korb vor ſich auf dem Boden und den rechten Fuß auf einen Schemel geſtellt, auf dem ſie gewöhnlich zu ſitzen pflegte, daſtand, leiſe ſummend und mit dem auf den Schemel geſtützten Fuß den Tact dazu tretend. Sie maß mich vom Kopf bis zu den Füßen, als ich näher kam, was meine Verlegenheit vermehrte. Liebe Jungfer, fing ich endlich an, Sie haben neulich von mir Papier begehrt, als keines zur Hand war, das mir gehörte. Nun habe ich welches von

Hauſe mitgebracht und — damit hielt ich ihr mein Papier hin. Ich habe Ihnen ſchon neulich geſagt, erwiderte ſie, daß ich ſelbſt Papier zu Hauſe habe. Indeß man kann Alles brauchen. Damit nahm ſie mit einem leichten Kopfnicken mein Geſchenk und legte es in den Korb. Von den Kuchen wollen Sie nicht? ſagte ſie, unter ihren Waaren herummuſternd, auch iſt das Beſte ſchon fort. Ich dankte, ſagte aber, daß ich eine andere Bitte hätte. Nu, allenfalls? ſprach ſie, mit dem Arm in die Handhabe des Korbes fahrend und aufgerichtet daſtehend, wobei ſie mich mit heftigen Augen anblitzte. Ich fiel raſch ein, daß ich ein Liebhaber der Tonkunſt ſei, obwohl erſt ſeit Kurzem, daß ich ſie ſo ſchöne Lieder ſingen gehört, beſonders eines. Sie? Mich? Lieder? fuhr ſie auf, und wo? Ich erzählte ihr weiter, daß ich in ihrer Nachbarſchaft wohne und ſie auf dem Hofe bei der Arbeit belauſcht hätte. Eines ihrer Lieder gefiele mir beſonders, ſo daß ich's ſchon verſucht hätte, auf der Violine nachzuſpielen. Wären Sie etwa gar derſelbe, rief ſie aus, der ſo kratzt auf der Geige? — Ich war damals, wie ich bereits ſagte, nur Anfänger und habe erſt ſpäter mit vieler Mühe die nöthige Geläufigkeit in dieſe Finger gebracht, unterbrach ſich der alte Mann, wobei er mit der linken Hand, als einer, der geigt, in der Luft herumfingerte. Mir war es, ſetzte er ſeine Erzählung fort, ganz heiß ins Geſicht geſtiegen und ich ſah auch ihr an, daß das harte Wort ſie gereute. Werthe Jungfer, ſagte ich, das Kratzen rührt von daher, daß ich das Lied nicht in Noten habe, weßhalb ich auch höflichſt um die Abſchrift gebeten haben wollte. Um die Abſchrift? ſagte ſie. Das Lied iſt gedruckt und wird an den Straßenecken verkauft. Das Lied? entgegnete ich. Das ſind wohl nur die Worte — Nun ja, die Worte, das Lied. — Aber der Ton, in dem man's ſingt. — Schreibt man denn derlei auch auf? fragte ſie. Freilich! war meine Antwort, das iſt ja eben die Hauptſache. Und wie haben denn Sie's erlernt, werthe Jungfer? — Ich hörte es ſingen, und da ſang ich's nach. — Ich erſtaunte über das natürliche Ingenium; wie denn überhaupt die ungelernten Leute oft die meiſten Talente haben. Es iſt aber doch nicht das Rechte, die eigentliche Kunſt. Ich war nun neuerdings in Verzweiflung. Aber welches Lied iſt es denn eigentlich? ſagte ſie. Ich weiß ſo viele. — Alle ohne Noten? — Nun freilich; alſo welches war es denn? — Es iſt gar ſo ſchön, erklärte ich mich. Steigt gleich Anfangs in die Höhe, kehrt dann in ſein Inwendiges zurück und hört ganz leiſe auf. Sie ſingen's auch am öfteſten. Ach, das wird wohl das ſein! ſagte ſie, ſetzte den Korb wieder ab, ſtellte den Fuß auf den Schemel und ſang nun mit ganz leiſer und doch klarer Stimme das Lied, wobei ſie das Haupt duckte, ſo ſchön, ſo lieblich, daß, ehe ſie noch zu Ende war, ich nach ihrer herabhängenden Hand fuhr. Oho! ſagte ſie, den Arm zurückziehend, denn ſie meinte wohl, ich wollte ihre Hand unziemlicherweiſe anfaſſen, aber nein, küſſen wollte ich ſie, obſchon ſie nur ein armes Mädchen war. — Nun, ich bin ja jetzt auch ein armer Mann.

Da ich nun vor Begierde, das Lied zu haben, mir in die Haare fuhr, tröſtete ſie mich und ſagte: der Organiſt der Peterskirche käme öfter um Muskatnuß in ihres Vaters Gewölbe, den wolle ſie bitten, Alles auf Noten zu bringen. Ich könnte es nach ein Paar Tagen dort abholen. Hierauf nahm ſie ihren Korb und ging, wobei ich ihr das Geleite bis zur Stiege gab. Auf der oberſten Stufe die letzte Verbeugung machend, überraſchte mich der Kanzleivorſteher, der mich an meine Arbeit gehen hieß und auf das Mädchen ſchalt, an dem, wie er behauptete, kein gutes Haar ſei. Ich war darüber heftig erzürnt und wollte ihm eben antworten, daß ich, mit ſeiner Erlaubniß, vom Gegentheile überzeugt ſei, als ich bemerkte, daß er bereits in ſein Zimmer zurückgegangen war, weßhalb ich mich faßte und ebenfalls an meinen Schreibtiſch ging. Doch ließ er ſich ſeit dieſer Zeit nicht nehmen, daß ich ein liederlicher Beamter und ein ausſchweifender Menſch ſei.

Ich konnte auch wirklich deſſelben und die darauf folgenden Tage kaum etwas Vernünftiges arbeiten, ſo ging mir das Lied im Kopfe herum, und ich war wie verloren. Ein Paar Tage vergangen, wußte ich wieder nicht, ob es ſchon Zeit ſei, die Noten abzuholen oder nicht. Der Organiſt, hatte das Mädchen geſagt, kam in ihres Vaters Laden, um Muskatnuß zu kaufen; die konnte er nur zu Bier gebrauchen. Nun war ſeit einiger Zeit kühles Wetter und daher wahrſcheinlich, daß der wackere Tonkünſtler ſich eher an den Wein halten und daher ſo bald keine Muskatnuß bedürfen werde. Zu ſchnell anfragen ſchien mir unhöfliche Zudringlichkeit, allzu langes Warten konnte für Gleichgültigkeit ausgelegt werden. Mit dem Mädchen auf dem Gange zu ſprechen, getraute ich mir nicht, da unſere erſte Zuſammenkunft bei meinen Kameraden ruchbar geworden war, und ſie vor Begierde brannten, mir einen Streich zu ſpielen.

Ich hatte inzwiſchen die Violine mit Eifer wieder aufgenommen und übte vor der Hand das Fundament gründlich durch, erlaubte mir wohl auch von Zeit zu Zeit, aus dem Kopfe zu ſpielen, wobei ich aber das Fenſter ſorgfältig ſchloß, da ich wußte, daß mein Vortrag mißfiel. Aber wenn ich das Fenſter auch öffnete, bekam ich mein Lied doch nicht wieder zu hören. Die Nachbarin ſang theils gar nicht, theils ſo leiſe und bei verſchloſſener Thüre, daß ich nicht zwei Töne unterſcheiden konnte.

Endlich — es waren ungefähr drei Wochen vergangen — vermochte ich's nicht mehr auszuhalten. Ich hatte zwar ſchon durch zwei Abende mich auf die Gaſſe geſtohlen — und das ohne Hut, damit die Dienſtleute glauben ſollten, ich ſuchte nur nach etwas im Hauſe — ſo oft ich aber in die Nähe des Grieslerladens kam, überfiel mich ein ſo heftiges Zittern, daß ich umkehren mußte, ich mochte wollen oder nicht. Endlich aber — wie geſagt — konnte ich's nicht mehr aushalten. Ich nahm mir ein Herz und ging eines Abends — auch dießmal ohne Hut — aus meinem Zimmer die Treppe hinab und feſten Schrittes durch die Gaſſe bis zu dem Grieslerladen, wo ich vor der Hand ſtehen blieb und überlegte, was weiter zu thun ſei. Der Laden war erleuchtet, und ich hörte Stimmen darin. Nach einigem Zögern beugte ich mich vor und lugte von der Seite hinein. Ich ſah das Mädchen hart vor dem Ladentiſche am Lichte ſitzen und in einer hölzernen Mulde Erbſen oder Bohnen leſen. Vor ihr ſtand ein derber, rüſtiger Mann, die Jacke über die Schulter gehängt, eine Art Knittel in der Hand, ungefähr wie ein Fleiſchhauer. Die Beiden ſprachen, offenbar in guter Stimmung, denn das Mädchen lachte einigemale laut auf, ohne ſich aber in ihrer Arbeit zu unterbrechen oder auch nur aufzuſehen. War es meine gezwungene vorgebeugte Stellung oder ſonſt was immer, mein Zittern begann wieder zu kommen; als ich mich plötzlich von rückwärts mit derber Hand angefaßt und nach vorwärts geſchleppt fühlte. In einem Nu ſtand ich im Gewölbe, und als ich, losgelaſſen, mich umſchaute, ſah ich, daß es der Eigenthümer ſelbſt war, der, von auswärts nach Hauſe kehrend, mich auf der Lauer überraſcht und als verdächtig angehalten hatte. Element! ſchrie er, da ſieht man, wo die Pflaumen hinkommen und die Handvoll Erbſen und Rollgerſte, die im Dunkeln aus den Auslagkörben gemaust werden. Da ſoll ja gleich das Donnerwetter dreinſchlagen! Und damit ging er auf mich los, als ob er wirklich drein ſchlagen wollte.

Ich war wie vernichtet, wurde aber durch den Gedanken, daß man an meiner Ehrlichkeit zweifle, bald wieder zu mir ſelbſt gebracht. Ich verbeugte mich daher ganz kurz und ſagte dem Unhöflichen, daß mein Beſuch nicht ſeinen Pflaumen oder ſeiner Rollgerſte, ſondern ſeiner Tochter gelte. Da lachte der in der Mitte des Ladens ſtehende Fleiſcher laut auf und wendete ſich, zu gehen, nachdem er vorher dem Mädchen ein Paar Worte leiſe zugeflüſtert hatte, die ſie, gleichfalls lachend, durch einen ſchallenden Schlag mit der flachen Hand auf ſeinen Rücken beantwortete. Der Griesler gab dem Weggehenden das Geleit zur Thüre hinaus. Ich hatte derweil ſchon wieder all meinen Muth verloren und ſtand dem Mädchen gegenüber, die gleichgültig ihre Erbſen und Bohnen las, als ob das Ganze ſie nichts anginge. Da polterte der Vater wieder zur Thüre herein. Mordtauſendelement noch einmal, ſagte er, Herr, was ſoll's mit meiner Tochter? — Ich verſuchte, ihm den Zuſammenhang und den Grund meines Beſuches zu erklären. Was Lied? ſagte er, ich will euch Lieder ſingen! wobei er den rechten Arm ſehr verdächtig auf und ab bewegte. — Dort liegt es, ſprach das Mädchen, indem ſie, ohne die Mulde mit Hülſenfrüchten wegzuſetzen, ſich ſammt dem Seſſel ſeitwärts überbeugte und mit der Hand auf den Ladentiſch hinwies. Ich eilte hin und ſah ein Notenblatt liegen. Es war das Lied. Der Alte war mir aber zuvorgekommen. Er hielt das ſchöne Papier zerknitternd in der Hand. Ich frage, ſagte er, was das abgiebt? Wer iſt der Menſch? Es iſt ein Herr aus der Kanzlei, erwiderte ſie, indem ſie eine wurmſtichige Erbſe etwas weiter als die andern von ſich warf. Ein Herr aus der Kanzlei? rief er, im Dunkeln, ohne Hut? — Den Mangel des Hutes erklärte ich durch den Umſtand, daß ich ganz in der Nähe wohnte, wobei ich das Haus bezeichnete. Das Haus weiß ich, rief er. Da wohnt Niemand drinnen als der Hofrath — hier nannte er den Namen meines Vaters — und die Bedienten kenne ich alle. Ich bin der Sohn des Hofraths, ſagte ich, leiſe, als ob's eine Lüge wäre. — Mir ſind im Leben viele Veränderungen vorgekommen, aber noch keine ſo plötzliche, als bei dieſen Worten in dem ganzen Weſen des Mannes vorging. Der zum Schmähen geöffnete Mund blieb offen ſtehen, die Augen drohten noch immer, aber um den untern Theil des Geſichtes fing an, eine Art Lächeln zu ſpielen, das ſich immer mehr Platz machte. Das Mädchen blieb in ihrer Gleichgültigkeit und gebückten Stellung, nur daß ſie ſich die losgegangenen Haare, fortarbeitend, hinter die Ohren zurückſtrich. Der Sohn des Herrn Hofraths? ſchrie endlich der Alte, in deſſen Geſichte die Aufheiterung vollkommen geworden war. Wollen Euer Gnaden ſich's vielleicht bequem machen? Barbara, einen Stuhl! Das Mädchen bewegte ſich widerwillig auf dem ihren. Nu, wart, Tuckmauſer! ſagte er, indem er ſelbſt einen Korb von ſeinem Platze hob und den darunter geſtellten Seſſel mit dem Vortuche vom Staube reinigte. Hohe Ehre, fuhr er fort. Der Herr Hofrath — der Herr Sohn, wollt' ich ſagen, practiciren alſo auch die Muſik? Singen vielleicht, wie meine Tochter, oder vielmehr ganz anders, nach Noten, nach der Kunſt? Ich erklärte ihm, daß ich von Natur keine Stimme hätte. Oder ſchlagen Klavierzimbel, wie die vornehmen Leute zu thun pflegen? Ich ſagte, daß ich die Geige ſpiele. Habe auch in meiner Jugend gekratzt auf der Geige, rief er. Bei dem Worte Kratzen blickte ich unwillkürlich auf das Mädchen hin und ſah, daß ſie ganz ſpöttiſch lächelte, was mich ſehr verdroß.

Sollten ſich des Mädels annehmen, heißt das in der Muſik, fuhr er fort. Singt eine gute Stimme, hat auch ſonſt ihre Qualitäten, aber das Feine, lieber Gott, wo ſoll's herkommen? wobei er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand wiederholt übereinander ſchob. Ich war ganz beſchämt, daß man mir unverdienter Weiſe ſo bedeutende muſikaliſche Kenntniſſe zutraute, und wollte eben den wahren Stand der Sache auseinander ſetzen, als ein außen Vorübergehender in den Laden hereinrief: Guten Abend alle miteinander! Ich erſchrak, denn es war die Stimme eines der Bedienten unſeres Hauſes. Auch der Griesler hatte ſie erkannt. Die Spitze der Zunge vorſchiebend und die Schulter emporgehoben, flüſterte er: Waren einer der Bedienten des gnädigen Papa. Konnten Sie aber nicht erkennen, ſtanden mit dem Rücken gegen die Thüre. Letzteres verhielt ſich wirklich ſo. Aber das Gefühl des Heimlichen, Unrechten ergriff mich qualvoll. Ich ſtammelte nur ein Paar Worte zum Abſchied und ging. Ja ſelbſt mein Lied hatte ich vergeſſen, wäre mir nicht der Alte auf die Straße nachgeſprungen, wo er mir's in die Hand ſteckte.

So gelangte ich nach Hauſe, auf mein Zimmer, und wartete der Dinge, die da kommen ſollten. Und ſie blieben nicht aus. Der Bediente hatte mich dennoch erkannt. Ein Paar Tage darauf trat der Sekretär meines Vaters zu mir auf die Stube und kündigte mir an, daß ich das elterliche Haus zu verlaſſen hatte. Alle meine

Gegenreden waren fruchtlos. Man hatte mir in einer entfernten Vorſtadt ein Kämmerchen gemiethet, und ſo war ich denn ganz aus der Nähe der Angehörigen verbannt. Auch meine Sängerin bekam ich nicht mehr zu ſehen. Man hatte ihr den Kuchenhandel auf der Kanzlei eingeſtellt, und ihres Vaters Laden zu betreten, konnte ich mich nicht entſchließen, da ich wußte, daß es dem meinigen mißfiel. Ja, als ich dem alten Griesler zufällig auf der Straße begegnete, wandte er ſich mit einem grimmigen Geſichte von mir ab, und ich war wie niedergedonnert. Da holte ich denn, halbe Tage lang allein, meine Geige hervor und ſpielte und übte.

Es ſollte aber noch ſchlimmer kommen. Das Glück unſeres Hauſes ging abwärts. Mein jüngſter Bruder, ein eigenwilliger, ungeſtümer Menſch, Offizier bei den Dragonern, mußte eine unbeſonnene Wette, in Folge der er, vom Ritt erhitzt, mit Pferd und Rüſtung durch die Donau ſchwamm — es war tief in Ungarn — mit dem Leben bezahlen. Der ältere, geliebteſte, war in einer Provinz am Rathstiſch angeſtellt. In immerwährender Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Landesvorgeſetzten und, wie ſie ſagten, heimlich dazu von unſerem Vater aufgemuntert, erlaubte er ſich ſogar unrichtige Angaben, um ſeinem Gegner zu ſchaden. Es kam zur Unterſuchung, und mein Bruder ging heimlich aus dem Lande. Die Feinde unſeres Vaters, deren viele waren, benützten den Anlaß, ihn zu ſtürzen. Von allen Seiten angegriffen und ohnehin ingrimmig über die Abnahme ſeines Einfluſſes, hielt er täglich die angreifendſten Reden in der Rathsſitzung. Mitten in einer derſelben traf ihn ein Schlagfluß. Er wurde ſprachlos nach Hauſe gebracht. Ich ſelbſt erfuhr nichts davon. Des andern Tages auf der Kanzlei bemerkte ich wohl, daß ſie heimlich flüſterten und mit den Fingern nach mir wieſen. Ich war aber derlei ſchon gewohnt und hatte kein Arges. Freitags darauf — es war Mittwochs geweſen — wurde mir plötzlich ein ſchwarzer Anzug mit Flor auf die Stube gebracht. Ich erſtaunte und fragte und erfuhr. Mein Körper iſt ſonſt ſtark und widerhaltig, aber da fiel's mich an mit Macht. Ich ſank beſinnungslos zu Boden. Sie trugen mich ins Bette, wo ich fieberte und irre ſprach den Tag hindurch und die ganze Nacht. Des andern Morgens hatte die Natur die Oberhand gewonnen, aber mein Vater war todt und begraben.

Ich hatte ihn nicht mehr ſprechen können; ihn nicht um Verzeihung bitten wegen all des Kummers, den ich ihm gemacht; nicht mehr danken für die unverdienten Gnaden — ja Gnaden! denn ſeine Meinung war gut, und ich hoffe ihn einſt wiederzufinden, wo wir nach unſern Abſichten gerichtet werden und nicht nach unſern Werken.

Ich blieb mehrere Tage auf meinem Zimmer, kaum daß ich Nahrung zu mir nahm. Endlich ging ich doch hervor, aber gleich nach Tiſche wieder nach Hauſe, und nur des Abends irrte ich in den dunkeln Straßen umher, wie Kain, der Brudermörder. Die väterliche Wohnung war mir dabei ein Schreckbild, dem ich ſorgfältigſt aus dem Wege ging. Einmal aber, gedankenlos vor mich hinſtarrend, fand ich mich plötzlich in der Nähe des gefürchteten Hauſes. Meine Kniee zitterten, daß ich mich anhalten mußte. Hinter mir an die Wand greifend, erkenne ich die Thüre des Grieslerladens und darin ſitzend Barbara, einen Brief in der Hand, neben ihr das Licht auf dem Ladentiſche und hart dabei in aufrechter Stellung ihr Vater, der ihr zuzuſprechen ſchien. Und wenn es mein Leben gegolten hätte, ich mußte eintreten. Niemanden zu haben, dem man ſein Leid klagen kann, Niemanden, der Mitleid fühlt! Der Alte, wußte ich wohl, war auf mich erzürnt, aber das Mädchen ſollte mir ein gutes Wort geben. Doch kam es ganz entgegengeſetzt. Barbara ſtand auf, als ich eintrat, warf mir einen hochmüthigen Blick zu und ging in die Nebenkammer, deren Thüre ſie abſchloß. Der Alte aber faßte mich bei der Hand, hieß mich niederſitzen, tröſtete mich, meinte aber auch, ich ſei nun ein reicher Mann und hätte mich um Niemanden mehr zu kümmern. Er fragte, wie viel ich geerbt hätte. Ich wußte das nicht. Er forderte mich auf, zu den Gerichten zu gehen, was ich verſprach. In den Kanzleien, meinte er, ſei nichts zu machen. Ich ſollte meine Erbſchaft im Handel anlegen. Knoppern und Früchte würfen guten Profit ab; ein Compagnon, der ſich darauf verſtände, könnte Groſchen in Gulden verwandeln. Er ſelbſt habe ſich einmal viel damit abgegeben. Dabei rief er wiederholt nach dem Mädchen, die aber kein Lebenszeichen von ſich gab. Doch ſchien mir, als ob ich an der Thüre zuweilen raſcheln hörte. Da ſie aber immer nicht kam und der Alte nur vom Gelde redete, empfahl ich mich endlich und ging, wobei der Mann bedauerte, mich nicht begleiten zu können, da er allein im Laden ſei. Ich war traurig über meine verfehlte Hoffnung und doch wunderbar getröſtet. Als ich auf der Straße ſtehen blieb und nach dem Hauſe meines Vaters hinüberblickte, hörte ich plötzlich hinter mir eine Stimme, die gedämpft und im Tone des Unwillens ſprach: Trauen Sie nicht gleich Jedermann, man meint es nicht gut mit Ihnen. So ſchnell ich mich umkehrte, ſah ich doch Niemand; nur das Klirren eines Fenſters im Erdgeſchoſſe, das zu des Grieslers Wohnung gehörte, belehrte mich, wenn ich auch die Stimme nicht erkannt hätte, daß Barbara die geheime Warnerin war. Sie hatte alſo doch gehört, was im Laden geſprochen worden. Wollte ſie mich vor ihrem Vater warnen? oder war ihr zu Ohren gekommen, daß gleich nach meines Vaters Tode theils Kollegen aus der Kanzlei, theils andere, ganz unbekannte Leute, mich mit Bitten um Unterſtützung und Nothhilfe angegangen, ich auch zugeſagt, wenn ich erſt zu Geld kommen würde. Was einmal verſprochen, mußte ich halten, in Zukunft aber beſchloß ich, vorſichtiger zu ſein. Ich meldete mich wegen meiner Erbſchaft. Es war weniger, als man geglaubt hatte, aber doch ſehr viel, nahe an eilftauſend Gulden. Mein Zimmer wurde den ganzen Tag von Bittenden und Hilfeſuchenden nicht leer. Ich war aber beinahe hart geworden und gab nur, wo die Noth am größten war. Auch Barbara's Vater kam. Er ſchmähte, daß ich ſie ſchon drei Tage nicht beſucht, worauf ich der Wahrheit gemäß erwiderte, daß ich fürchte, ſeiner Tochter zur Laſt zu ſein. Er aber ſagte, das ſolle mich nicht kümmern, er habe ihr ſchon den Kopf zurecht geſetzt, wobei er auf eine boshafte Art lachte, ſo daß ich erſchrak. Dadurch an Barbara's Warnung rückerinnert, verhehlte ich, als wir bald im Geſpräche darauf kamen, den Betrag meiner Erbſchaft; auch ſeinen Handelsvorſchlägen wich ich geſchickt aus.

Wirklich lagen mir bereits andere Ausſichten im Kopfe. In der Kanzlei, wo man mich nur meines Vaters wegen geduldet hatte, war mein Platz bereits durch einen Andern beſetzt, was mich, da kein Gehalt damit verbunden war, wenig kümmerte. Aber der Secretär meines Vaters, der durch die letzten Ereigniſſe brodlos geworden, theilte mir den Plan zur Errichtung eines Auskunfts-, Copir- und Ueberſetzungs-Comptoirs mit, wozu ich die erſten Einrichtungskoſten vorſchießen ſollte, indeß er ſelbſt die Direction zu übernehmen bereit war. Auf mein Andringen wurden die Copirarbeiten auch auf Muſikalien ausgedehnt, und nun war ich in meinem Glücke. Ich gab das erforderliche Geld, ließ mir aber, ſchon vorſichtig geworden, eine Handſchrift darüber ausſtellen. Die Caution für die Anſtalt, die ich gleichfalls vorſchoß, ſchien, obgleich beträchtlich, kaum der Rede werth, da ſie bei den Gerichten hinterlegt werden mußte und dort mein blieb, als hätte ich ſie in meinem Schranke.

Die Sache war abgethan, und ich fühlte mich erleichtert, erhoben, zum erſten Male in meinem Leben ſelbſtſtändig, ein Mann. Kaum daß ich meines Vaters noch gedachte. Ich bezog eine beſſere Wohnung, änderte Einiges in meiner Kleidung und ging, als es Abend geworden, durch wohlbekannte Straßen nach dem Grieslerladen, wobei ich mit den Füßen ſchlenkerte und mein Lied zwiſchen den Zähnen ſummte, obwohl nicht ganz richtig. Das B in der zweiten Hälfte habe ich mit der Stimme nie treffen können. Froh und guter Dinge langte ich an, aber ein eiskalter Blick Barbara's warf mich ſogleich in meine frühere Zaghaftigkeit zurück. Der Vater empfing mich aufs Beſte, ſie aber that, als ob Niemand zugegen wäre, fuhr fort, Papierdüten zu wickeln, und miſchte ſich mit keinem Worte in unſer Geſpräch. Nur als die Rede auf meine Erbſchaft kam, fuhr ſie mit halbem Leibe empor und ſagte faſt drohend: Vater! worauf der Alte ſogleich den Gegenſtand änderte. Sonſt ſprach ſie den ganzen Abend nichts, gab mir keinen zweiten Blick, und als ich mich endlich empfahl, klang ihr: Guten Abend! beinahe wie ein Gott ſei Dank!

Aber ich kam wieder und wieder, und ſie gab allmählig nach. Nicht als ob ich ihr irgend etwas zu Danke gemacht hätte. Sie ſchalt und tadelte mich unaufhörlich. Alles war ungeſchickt; Gott hatte mir zwei linke Hände erſchaffen; mein Rock ſaß wie an einer Vogelſcheuche; ich ging wie die Enten, mit einer Anmahnung an den Haushahn. Beſonders zuwider war ihr meine Höflichkeit gegen die Kunden. Da ich nämlich bis zur Eröffnung der Copiranſtalt ohne Beſchäftigung war und überlegte, daß ich dort mit dem Publikum zu thun haben würde, ſo nahm ich, als Vorübung, an dem Kleinverkauf im Grieslergewölbe thätigen Antheil, was mich oft halbe Tage lang feſthielt. Ich wog Gewürz ab, zählte den Knaben Nüſſe und Welkpflaumen zu, gab klein Geld heraus; letzteres nicht ohne häufige Irrungen, wo denn immer Barbara dazwiſchen fuhr, gewaltthätig wegnahm, was ich eben in den Händen hielt, und mich vor den Kunden verlachte und verſpottete. Machte ich einem der Käufer einen Bückling oder empfahl mich ihnen, ſo ſagte ſie barſch, ehe die Leute noch zur Thüre hinaus waren: Die Waare empfiehlt! und kehrte mir den Rücken. Manchmal aber wieder war ſie ganz Güte. Sie hörte mir zu, wenn ich erzählte, was in der Stadt vorging; aus meinen Kinderjahren; von dem Beamtenweſen in der Kanzlei, wo wir uns zuerſt kennen gelernt. Dabei ließ ſie mich aber immer allein ſprechen und gab nur durch einzelne Worte ihre Billigung oder — was öfter der Fall war — ihre Mißbilligung zu erkennen.

Von Muſik oder Geſang war nie die Rede. Erſtlich meinte ſie, man müſſe entweder ſingen oder das Maul halten, zu reden ſei da nichts. Das Singen ſelbſt aber ging nicht an. Im Laden war es unziemlich, und die Hinterſtube, die ſie und ihr Vater gemeinſchaftlich bewohnten, durfte ich nicht betreten. Einmal aber, als ich unbemerkt zur Thüre hereintrat, ſtand ſie, auf den Zehenſpitzen emporgerichtet, den Rücken mir zugekehrt und mit den erhobenen Händen, wie man nach etwas ſucht, auf einem der höheren Stellbretter herumtaſtend. Und dabei ſang ſie leiſe in ſich hinein. — Es war das Lied, mein Lied! — Sie aber zwitſcherte wie eine Grasmücke, die am Bache das Hälslein wäſcht und das Köpfchen herumwirft und die Federn ſträubt und wieder glättet mit dem Schnäblein. Mir war, als ginge ich auf grünen Wieſen. Ich ſchlich näher und näher und war ſchon ſo nahe, daß das Lied nicht mehr von außen, daß es aus mir herauszutönen ſchien, ein Geſang der Seelen. Da konnte ich mich nicht mehr halten, und faßte mit beiden Händen ihren in der Mitte nach vorn ſtrebenden und mit den Schultern gegen mich geſenkten Leib. Da aber kam's. Sie wirbelte wie ein Kreiſel um ſich ſelbſt. Glutroth vor Zorn im Geſichte, ſtand ſie vor mir da; ihre Hand zuckte, und ehe ich mich entſchuldigen konnte —

Sie hatten, wie ich ſchon früher berichtet, auf der Kanzlei öfter von einer Ohrfeige erzählt, die Barbara, noch als Kuchenhändlerin, einem Zudringlichen gegeben. Was ſie da ſagten von der Stärke des eher klein zu nennenden Mädchens und der Schwungkraft ihrer Hand, ſchien höchlich und zum Scherze übertrieben. Es verhielt ſich aber wirklich ſo und ging ins Rieſenhafte. Ich ſtand wie vom Donner getroffen. Die Lichter tanzten mir vor den Augen. — Aber es waren Himmelslichter. Wie Sonne, Mond und Sterne; wie die Engelein, die Verſteckens ſpielen und dazu ſingen. Ich hatte Erſcheinungen, ich war verzückt. Sie aber, kaum minder erſchrocken als ich, fuhr mit ihrer Hand wie begütigend über die geſchlagene Stelle. Es mag wohl zu ſtark ausgefallen ſein, ſagte ſie, und — wie ein zweiter Blitzſtrahl — fühlte ich plötzlich ihren warmen Athem auf meiner Wange und ihre zwei Lippen, und ſie küßte mich: nur leicht, leicht, aber es war ein Kuß auf dieſe meine Wange, hier! Dabei klatſchte der alte Mann auf ſeinen Backen, und die Thränen traten ihm aus den Augen. Was nun weiter geſchah, weiß ich nicht, fuhr er fort. Nur daß ich auf ſie losſtürzte und ſie in die Wohnſtube lief und die Glasthüre zuhielt, während ich von der andern Seite nachdrängte. Wie ſie nun, zuſammengekrümmt und mit aller Macht ſich entgegenſtemmend, gleichſam an dem Thürfenſter klebte, nahm ich mir ein Herz, verehrteſter Herr, und gab ihr ihren Kuß heftig zurück, durch das Glas.

Oho, hier geht's luſtig her! hörte ich hinter mir rufen. Es war der Griesler, der eben nach Hauſe kam. Nu, was ſich neckt — ſagte er. Komm nur heraus, Barbe, und mach' keine Dummheiten! Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren. — Sie aber kam nicht. Ich ſelbſt entfernte mich nach einigen halb bewußtlos geſtotterten Worten, wobei ich den Hut des Grieslers ſtatt des meinigen nahm, den er lachend mir in der Hand austauſchte. Das war, wie ich ihn ſchon früher nannte, der Glückstag meines Lebens. Faſt hätte ich geſagt: der einzige, was aber nicht wahr wäre, denn der Menſch hat viele Gnaden von Gott.

Ich wußte nicht recht, wie ich im Sinne des Mädchens ſtand. Sollte ich ſie mir mehr erzürnt oder mehr begütigt denken? Der nächſte Beſuch koſtete einen ſchweren Entſchluß. Aber ſie war gut. Demüthig und ſtill, nicht auffahrend wie ſonſt, ſaß ſie da bei einer Arbeit. Sie winkte mit dem Kopfe auf einen nebenſtehenden Schemel, daß ich mich ſetzen und ihr helfen ſollte. So ſaßen wir denn und arbeiteten. Der Alte wollte hinausgehen. Bleibt doch da, Vater, ſagte ſie; was Ihr beſorgen wollt, iſt ſchon abgethan. Er trat mit dem Fuße hart auf den Boden und blieb.

Ab- und zugehend ſprach er von dieſem und jenem, ohne daß ich mich in das Geſpräch zu miſchen wagte. Da ſtieß das Mädchen plötzlich einen kleinen Schrei aus. Sie hatte ſich beim Arbeiten einen Finger geritzt, und obgleich ſonſt gar nicht weichlich, ſchlenkerte ſie mit der Hand hin und her. Ich wollte zuſehen, aber ſie bedeutete mich, fortzufahren. Alfanzerei und kein Ende! brummte der Alte, und vor das Mädchen hintretend, ſagte er mit ſtarker Stimme: Was zu beſorgen war, iſt noch gar nicht gethan! und ſo ging er ſchallenden Trittes zur Thüre hinaus. Ich wollte nun anfangen, mich von geſtern her zu entſchuldigen; ſie aber unterbrach mich und ſagte: Laſſen wir das und ſprechen wir jetzt von geſcheidtern Dingen.

Sie hob den Kopf empor, maß mich vom Scheitel bis zur Zehe und fuhr in ruhigem Tone fort: Ich weiß kaum ſelbſt mehr den Anfang unſerer Bekanntſchaft, aber Sie kommen ſeit einiger Zeit öfter und öfter, und wir haben uns an Sie gewöhnt. Ein ehrliches Gemüth wird Ihnen Niemand abſtreiten, aber Sie ſind ſchwach, immer auf Nebendinge gerichtet, ſo daß Sie kaum im Stande wären, Ihren eigenen Sachen ſelbſt vorzuſtehen. Da wird es denn Pflicht und Schuldigkeit von Freunden und Bekannten, ein Einſehen zu haben, damit Sie nicht zu Schaden kommen. Sie verſitzen hier halbe Tage im Laden, zählen und wägen, meſſen und markten; aber dabei kommt nichts heraus. Was gedenken Sie in Zukunft zu thun, um Ihr Fortkommen zu haben? Ich erwähnte der Erbſchaft meines Vaters. Die mag recht groß ſein, ſagte ſie. Ich nannte den Betrag. Das iſt viel und wenig, erwiderte ſie. Viel, um etwas damit anzufangen; wenig, um vom Breiten zu zehren. Mein Vater hat Ihnen zwar einen Vorſchlag gethan, ich rieth Ihnen aber ab. Denn einmal hat er ſchon ſelbſt Geld bei derlei Dingen verloren. dann, ſetzte ſie mit geſenkter Stimme hinzu, iſt er ſo gewohnt, von Fremden Gewinn zu ziehen, daß er es Freunden vielleicht auch nicht beſſer machen würde. Sie müſſen Jemand an der Seite haben, der es ehrlich meint. — Ich wies auf ſie. — Ehrlich bin ich, ſagte ſie. Dabei legte ſie die Hand auf die Bruſt, und ihre Augen, die ſonſt ins Graulichte ſpielten, glänzten hellblau, himmelblau. Aber mit mir hat's eigene Wege. Unſer Geſchäft wirft wenig ab, und mein Vater geht mit dem Gedanken um, einen Schenkladen aufzurichten. Da iſt denn kein Platz für mich. Mir bliebe nur Handarbeit, denn dienen mag ich nicht. Und dabei ſah ſie aus wie eine Königin. Man hat mir zwar einen andern Antrag gemacht, fuhr ſie fort, indem ſie einen Brief aus ihrer Schürze zog und halb widerwillig auf den Ladentiſch warf; aber da müßte ich fort von hier. — Und weit? fragte ich. — Warum? was kümmert Sie das? — Ich erklärte, daß ich an denſelben Ort hinziehen wollte. — Sind Sie ein Kind! ſagte ſie. Das ginge nicht an und wären ganz andere Dinge. Aber wenn Sie Vertrauen zu mir haben und gerne in meiner Nähe ſind, ſo bringen Sie den Putzladen an ſich, der hier nebenan zu Verkauf ſteht. Ich verſtehe das Werk, und um den bürgerlichen Gewinn aus Ihrem Gelde dürften Sie nicht verlegen ſein. Auch fänden Sie ſelbſt mit Rechnen und Schreiben eine ordentliche Beſchäftigung. Was ſich etwa noch weiter ergäbe, davon wollen wir jetzt nicht reden. Aber ändern müßten Sie ſich! Ich haſſe die weibiſchen Männer.

Ich war aufgeſprungen und griff nach meinem Hute. Was iſt? wo wollen Sie hin? fragte ſie. Alles abbeſtellen, ſagte ich mit kurzem Athem. — Was denn? — Ich erzählte ihr nun meinen Plan zur Errichtung eines Schreib- und Auskunfts-Comptoirs. Da kommt nicht viel heraus, meinte ſie. Auskunft einziehen kann ein Jeder ſelbſt, und ſchreiben hat auch ein Jeder gelernt in der Schule. Ich bemerkte, daß auch Muſikalien copirt werden ſollten, was nicht Jedermanns Sache ſei. Kommen Sie ſchon wieder mit ſolchen Albernheiten? fuhr ſie mich an. Laſſen Sie das Muſiciren und denken Sie auf die Nothwendigkeit! Auch wären Sie nicht im Stande, einem Geſchäfte ſelbſt vorzuſtehen. Ich erklärte, daß ich einen Compagnon gefunden hätte. Einen Compagnon? rief ſie aus. Da will man Sie gewiß betrügen! Sie haben doch noch kein Geld hergegeben? — Ich zitterte, ohne zu wiſſen, warum. — Haben Sie Geld gegeben? fragte ſie noch einmal. Ich geſtand die dreitauſend Gulden zur erſten Einrichtung. — Dreitauſend Gulden? rief ſie, ſo vieles Geld! — Das Uebrige, fuhr ich fort, iſt bei den Gerichten hinterlegt und jedenfalls ſicher. — Alſo noch mehr? ſchrie ſie auf. — Ich gab den Betrag der Caution an. — Und haben Sie die ſelbſt bei den Gerichten angelegt? — Es war durch meinen Compagnon geſchehen. — Sie haben doch einen Schein darüber? — Ich hatte keinen Schein. — Und wie heißt Ihr ſauberer Compagnon? fragte ſie weiter. Ich war einigermaßen beruhigt, ihr den Secretär meines Vaters nennen zu können.

Gott der Gerechte! rief ſie aufſpringend und die Hände zuſammenſchlagend. Vater! Vater! — Der Alte trat herein. — Was habt Ihr heute aus den Zeitungen geleſen? — Von dem Secretarius? ſprach er. — Wohl, wohl! — Nun, der iſt durchgegangen, hat Schulden über Schulden hinterlaſſen und die Leute betrogen. Sie verfolgen ihn mit Steckbriefen! — Vater, rief ſie, er hat ihm auch ſein Geld anvertraut.

Er iſt zu Grunde gerichtet. — Von Dummkopfe und kein Ende! ſchrie der Alte. Hab' ich's nicht immer geſagt? Aber das war ein Entſchuldigen. Einmal lachte ſie über ihn, dann war er wieder ein redliches Gemüth. Aber ich will dazwiſchen fahren! Ich will zeigen, wer Herr im Hauſe iſt. Du, Barbara, marſch hinein in die Kammer! Sie aber, Herr, machen Sie, daß Sie fortkommen, und verſchonen uns künftig mit Ihren Beſuchen. Hier wird kein Almoſen gereicht. — Vater, ſagte das Mädchen, ſeid nicht hart gegen ihn, er iſt ja doch unglücklich genug. — Eben darum, rief der Alte, will ich's nicht auch werden. Das, Herr, fuhr er fort, indem er auf den Brief zeigte, den Barbara vorher auf den Tiſch geworfen hatte, das iſt ein Mann! Hat Grütz' im Kopfe und Geld im Sack. Betrügt Niemanden, läßt ſich aber auch nicht betrügen: und das iſt die Hauptſache bei der Ehrlichkeit. — Ich ſtotterte, daß der Verluſt der Caution noch nicht gewiß ſei. — Ja, rief er, wird ein Narr geweſen ſein, der Secretarius! Ein Schelm iſt er, aber pfiffig. Und nun gehen Sie nur raſch, vielleicht holen Sie ihn noch ein! Dabei hatte er mir die flache Hand auf die Schulter gelegt und ſchob mich gegen die Thüre. Ich wich dem Drucke ſeitwärts aus und wendete mich gegen das Mädchen, die, auf den Ladentiſch geſtützt, da ſtand, die Augen auf den Boden gerichtet, wobei die Bruſt heftig auf und niederging. Ich wollte mich ihr nähern, aber ſie ſtieß zornig mit dem Fuße auf den Boden, und als ich meine Hand ausſtreckte, zuckte ſie mit der ihren halb empor, als ob ſie mich wieder ſchlagen wollte. Da ging ich, und der Alte ſchloß die Thüre hinter mir zu.

Ich wankte durch die Straßen zum Thor hinaus, ins Feld. Manchmal fiel mich die Verzweiflung an, dann kam aber wieder Hoffnung. Ich erinnerte mich, bei Anlegung der Caution den Sekretär zum Handelsgerichte begleitet zu haben. Dort hatte ich unter dem Thorwege gewartet, und er war allein hinaufgegangen. Als er herabkam, ſagte er, alles ſei berichtigt, der Empfangsſchein werde mir ins Haus geſchickt werden. Letzteres war freilich nicht geſchehen, aber Möglichkeit blieb noch immer. Mit anbrechendem Tage kam ich zur Stadt zurück. Mein erſter Gang war in die Wohnung des Sekretärs. Aber die Leute lachten und fragten, ob ich die Zeitungen nicht geleſen hätte? Das Handelsgericht lag nur wenige Häuſer davon ab. Ich ließ in den Büchern nachſchlagen, aber weder ſein Name noch meiner kamen darin vor. Von einer Einzahlung keine Spur. So war denn mein Unglück gewiß. Ja beinahe wäre es noch ſchlimmer gekommen. Denn da ein Geſellſchaftscontract beſtand, wollten mehrere ſeiner Gläubiger auf meine Perſon greifen. Aber die Gerichte gaben es nicht zu. Lob und Dank ſei ihnen dafür geſagt! Obwohl es auf Eines herausgekommen wäre.

In all dieſen Widerwärtigkeiten war mir, geſtehe ich's nur, der Griesler und ſeine Tochter ganz in den Hintergrund getreten. Nun da es ruhiger wurde und ich anfing, zu überlegen, was etwa weiter geſchehen ſollte, kam mir die Erinnerung an den letzten Abend lebhaft zurück. Den Alten, eigennützig, wie er war, begriff ich ganz wohl, aber das Mädchen! Manchmal kam mir in den Sinn, daß, wenn ich das Meinige zu Rathe gehalten und ihr eine Verſorgung hätte anbieten können, ſie wohl gar — aber ſie hätte mich nicht gemocht. — Dabei beſah er mit auseinander fallenden Händen ſeine ganze dürftige Geſtalt. — Auch war ihr mein höfliches Benehmen gegen Jedermann immer zuwider.

So verbrachte ich ganze Tage, ſann und überlegte.

Eines Abends im Zwielicht — es war die Zeit, die ich gewöhnlich im Laden zuzubringen pflegte — ſaß ich wieder und verſetzte mich in Gedanken an die gewohnte Stelle. Ich hörte ſie ſprechen, auf mich ſchmähen, ja es ſchien, ſie verlachten mich. Da raſchelte es plötzlich an der Thüre, ſie ging auf, und ein Frauenzimmer trat herein. — Es war Barbara. — Ich ſaß auf meinem Stuhl angenagelt, als ob ich ein Geſpenſt ſähe. Sie war blaß und trug ein Bündel unter dem Arme. In die Mitte des Zimmers gekommen, blieb ſie ſtehen, ſah rings an den kahlen Wänden umher, dann nach abwärts auf das ärmliche Geräthe und ſeufzte tief. Dann ging ſie an den Schrank, der zur Seite an der Mauer ſtand, wickelte ihr Packet auseinander, das einige Hemden und Tücher enthielt — ſie hatte in der letzten Zeit meine Wäſche beſorgt — zog die Schublade heraus, ſchlug die Hände zuſammen, als ſie den ſpärlichen Inhalt ſah, fing aber gleich darauf an, die Wäſche in Ordnung zu bringen und die mitgebrachten Stücke einzureihen. Darauf trat ſie ein paar Schritte vom Schranke hinweg, und die Augen auf mich gerichtet, wobei ſie mit dem Finger auf die offene Schublade zeigte, ſagte ſie: Fünf Hemden und drei Tücher. So viel habe ich gehabt, ſo viel bringe ich zurück. Dann drückte ſie langſam die Schublade zu, ſtützte ſich mit der Hand auf den Schrank und fing laut an zu weinen. Es ſchien faſt, als ob ihr ſchlimm würde, denn ſie ſetzte ſich auf einen Stuhl neben dem Schranke, verbarg das Geſicht in ihr Tuch, und ich hörte aus den ſtoßweiſe geholten Athemzügen, daß ſie noch immer fortweinte. Ich war leiſe in ihre Nähe getreten und faßte ihre Hand, die ſie mir gutwillig ließ. Als ich aber, um ihre Blicke auf mich zu ziehen, an dem ſchlaff hängenden Arme bis zum Ellenbogen emporrückte, ſtand ſie raſch auf, machte ihre Hand los und ſagte in gefaßtem Tone: Was nutzt das alles? Es iſt nun einmal ſo. Sie haben es ſelbſt gewollt, ſich und uns haben Sie unglücklich gemacht; aber freilich ſich ſelbſt am meiſten. Eigentlich verdienen Sie kein Mitleid — hier wurde ſie immer heftiger — wenn man ſo ſchwach iſt, ſeine eigenen Sachen nicht in Ordnung halten zu können; ſo leichtgläubig, daß man Jedem traut, gleichviel, ob es ein Spitzbube iſt oder ein ehrlicher Mann. Und doch thut's mir leid um Sie. Ich bin gekommen, um Abſchied zu nehmen. Ja, erſchrecken Sie nur. Iſt's doch Ihr Werk. Ich muß nun hinaus unter die groben Leute, wogegen ich mich ſo lange geſträubt habe. Aber da iſt kein Mittel. Die Hand habe ich Ihnen ſchon gegeben, und ſo leben Sie wohl — für immer. Ich ſah, daß ihr die Thränen wieder ins Auge traten, aber ſie ſchüttelte unwillig mit dem Kopfe und ging. Mir war, als hätte ich Blei in den Gliedern. Gegen die Thüre gekommen, wendete ſie ſich noch einmal um und ſagte: Die Wäſche iſt jetzt in Ordnung. Sehen Sie zu, daß nichts abgeht. Es werden harte Zeiten kommen. Und nun hob ſie die Hand auf, machte wie ein Kreuzeszeichen in die Luft und rief: Gott mit dir, Jakob! — In alle Ewigkeit, Amen! ſetzte ſie leiſer hinzu und ging.

Nun erſt kam mir der Gebrauch meiner Glieder zurück. Ich eilte ihr nach, und auf dem Treppenabſatze ſtehend, rief ich ihr nach: Barbara! Ich hörte, daß ſie auf der Stiege ſtehen blieb. Wie ich aber die erſte Stufe hinabſtieg, ſprach ſie von unten herauf: Bleiben Sie! und ging die Treppe vollends hinab und zum Thore hinaus.

Ich habe ſeitdem harte Tage erlebt, keinen aber wie dieſen; ſelbſt der darauf folgende war es minder. Ich wußte nämlich doch nicht ſo recht, wie ich daran war, und ſchlich daher am kommenden Morgen in der Nähe des Grieslerladens herum, ob mir vielleicht einige Aufklärung würde. Da ſich aber nichts zeigte, blickte ich endlich ſeitwärts in den Laden hinein und ſah eine fremde Frau, die abwog und Geld herausgab und zuzählte. Ich wagte mich hinein und fragte, ob ſie den Laden an ſich gekauft hätte? Zur Zeit noch nicht, ſagte ſie. — Und wo die Eigenthümer wären? — Die ſind heute früh Morgens nach Langenlebarn gereist. — Die Tochter auch? ſtammelte ich. — Nun freilich auch, ſagte ſie, ſie macht ja Hochzeit dort.

Die Frau mochte mir nun Alles erzählt haben, was ich in der Folge von andern Leuten erfuhr. Der Fleiſcher des genannten Ortes nämlich — derſelbe, den ich zur Zeit meines erſten Beſuches im Laden antraf — hatte dem Mädchen ſeit lange Heirathsanträge gemacht, denen ſie immer auswich, bis ſie endlich in den letzten Tagen, von ihrem Vater gedrängt und an allem Uebrigen verzweifelnd, einwilligte. Deſſelben Morgens waren Vater und Tochter dahin abgereist, und in dem Augenblick, da wir ſprachen, war Barbara des Fleiſchers Frau.

Die Verkäuferin mochte mir, wie geſagt, das Alles erzählt haben, aber ich hörte nicht und ſtand regungslos, bis endlich Kunden kamen, die mich zur Seite ſchoben, und die Frau mich anfuhr, ob ich noch ſonſt etwas wollte, worauf ich mich entfernte.

Sie werden glauben, verehrteſter Herr, fuhr er fort, daß ich mich nun als den unglücklichſten aller Menſchen fühlte. Und ſo war es auch im erſten Augenblicke. Als ich aber aus dem Laden heraustrat und, mich umwendend, auf die kleinen Fenſter zurückblickte, an denen Barbara gewiß oft geſtanden und herausgeſehen hatte, da kam eine ſelige Empfindung über mich. Daß ſie nun alles Kummers los war, Frau im eigenen Hauſe, und nicht nöthig hatte, wie wenn ſie ihre Tage an einen Herd- und Heimatloſen geknüpft hätte, Kummer und Elend zu tragen, das legte ſich wie ein lindernder Balſam auf meine Bruſt, und ich ſegnete ſie und ihre Wege.

Wie es nun mit mir immer mehr herabkam, beſchloß ich, durch Muſik mein Fortkommen zu ſuchen; und ſo lange der Reſt meines Geldes währte, übte und ſtudirte ich mir die Werke großer Meiſter, vorzüglich der alten, ein, welche ich abſchrieb; und als nun der letzte Groſchen ausgegeben war, ſchickte ich mich an, von meinen Kenntniſſen Vortheil zu ziehen, und zwar anfangs in geſchloſſenen Geſellſchaften, wozu ein Gaſtgebot im Hauſe meiner Miethfrau den erſten Anlaß gab. Als aber die von mir vorgetragenen Compoſitionen dort keinen Anklang fanden, ſtellte ich mich in die Höfe der Häuſer, da unter ſo vielen Bewohnern doch Einige ſein möchten, die das Ernſte zu ſchätzen wußten — ja endlich auf die öffentlichen Spaziergange, wo ich denn wirklich die Befriedigung hatte, daß Einzelne ſtehen blieben, zuhörten, mich befragten und nicht ohne Antheil weiter gingen. Daß ſie mir dabei Geld hinlegten, beſchämte mich nicht. Denn einmal war gerade das mein Zweck, dann ſah ich auch, daß berühmte Virtuoſen, welche erreicht zu haben ich mir nicht ſchmeicheln konnte, ſich für ihre Leiſtungen, und mitunter ſehr hoch, honoriren ließen. So habe ich mich, obzwar ärmlich, aber redlich fortgebracht bis dieſen Tag.

Nach Jahren ſollte mir noch ein Glück zu Theil werden. Barbara kam zurück. Ihr Mann hatte Geld verdient und ein Fleiſchhauergewerbe in einer der Vorſtädte an ſich gebracht. Sie war Mutter von zwei Kindern, von denen das älteſte **Jakob** heißt, wie ich. Meine Berufsgeſchäfte und die Erinnerung an alte Zeiten erlaubten mir nicht, zudringlich zu ſein, endlich ward ich aber ſelbſt ins Haus beſtellt, um dem älteſten Knaben Unterricht auf der Violine zu geben. Er hat zwar nur wenig Talent, kann auch nur an Sonntagen ſpielen, da ihn in der Woche der Vater beim Geſchäft verwendet, aber Barbara's Lied, das ich ihn gelehrt, geht doch ſchon recht gut: und wenn wir ſo üben und handtieren, ſingt manchmal die Mutter mit darein. Sie hat ſich zwar ſehr verändert in den vielen Jahren, iſt ſtark geworden und kümmert ſich wenig mehr um Muſik, aber es klingt noch immer ſo hübſch, wie damals. Und damit ergriff der Alte ſeine Geige und fing an, das Lied zu ſpielen, und ſpielte fort und fort, ohne ſich weiter um mich zu kümmern. Endlich hatte ich's ſatt, ſtand auf, legte ein paar Silberſtücke auf den nebenſtehenden Tiſch und ging, während der Alte eifrig immer fortgeigte.

Bald darauf trat ich eine Reiſe an, von der ich erſt mit einbrechendem Winter zurückkam. Die neuen Bilder hatten die alten verdrängt, und mein Spielmann war ſo ziemlich vergeſſen. Erſt bei Gelegenheit des furchtbaren Eisganges im nächſten Frühjahre und der damit in Verbindung ſtehenden Ueberſchwemmung der niedrig gelegenen Vorſtädte erinnerte ich mich wieder an ihn. Die Umgegend der Gärtnergaſſe war zum See geworden. Für des alten Mannes Leben ſchien nichts zu beſorgen, wohnte er doch hoch oben am Dache, indeß unter den Bewohnern der Erdgeſchoße ſich der Tod ſeine nur zu häufigen Opfer auserſehen hatte. Aber entblößt von aller Hilfe, wie groß mochte ſeine Noth ſein! So lange die Ueberſchwemmung währte, war nichts zu thun, auch hatten die Behörden nach Möglichkeit auf Schiffen Nahrung und Beiſtand den Abgeſchnittenen geſpendet. Als aber die Waſſer verlaufen und die Straßen gangbar geworden waren, beſchloß ich, meinen Antheil an der in Gang gebrachten, zu unglaublichen Summen angewachſenen Collecte perſönlich an die mich zunächſt angehende Adreſſe zu befördern.

Der Anblick der Leopoldſtadt war grauenhaft. In den Straßen zerbrochene Schiffe und Geräthſchaften, in den Erdgeſchoßen zum Theil noch ſtehendes Waſſer und ſchwimmende Habe. Als ich, dem Gedränge ausweichend, an ein zugelehntes Hofthor hintrat, gab dieſes nach und zeigte im Thorwege eine Reihe von Leichen, offenbar Behufs der amtlichen Inſpection zuſammengebracht und hingelegt; ja, im Innern der Gemächer waren noch hie und da, aufrechtſtehend und an die Gitterfenſter angekrallt, verunglückte Bewohner zu ſehen, die — es fehlte eben an Zeit und Beamten, die gerichtliche Conſtatirung ſo vieler Todesfälle vorzunehmen.

So ſchritt ich weiter und weiter. Von allen Seiten Weinen und Trauergeläute, ſuchende Mütter und irregehende Kinder. Endlich kam ich an die Gärtnergaſſe. Auch dort hatten ſich die ſchwarzen Begleiter eines Leichenzuges aufgeſtellt, doch, wie es ſchien, entfernt von dem Hauſe, das ich ſuchte. Als ich aber näher trat, bemerkte ich wohl eine Verbindung von Anſtalten und Hin- und Hergehenden zwiſchen dem Trauergeleite und der Gärtnerswohnung. Am Hausthor ſtand ein wacker ausſehender, ältlicher, aber noch kräftiger Mann. In hohen Stiefeln, gelben Lederhoſen und langherabgehendem Leibrocke ſah er einem Landfleiſcher ähnlich. Er gab Aufträge, ſprach aber dazwiſchen ziemlich gleichgültig mit den Nebenſtehenden. Ich ging an ihm vorbei und trat in den Hofraum. Die alte Gärtnerin kam mir entgegen, erkannte mich auf der Stelle wieder und begrüßte mich unter Thränen. Geben

Sie uns auch die Ehre? ſagte ſie. Ja, unſer armer Alter! der muſicirt jetzt mit den lieben Engeln, die auch nicht viel beſſer ſein können, als er es war. Die ehrliche Seele ſaß da oben ſicher in ſeiner Kammer. Als aber das Waſſer kam und er die Kinder ſchreien hörte, da ſprang er herunter und rettete und ſchleppte und trug und brachte in Sicherheit, daß ihm der Athem ging wie ein Schmiedegeblas. Ja — wie man denn nicht überall ſeine Augen haben kann — als ſich ganz zuletzt zeigte, daß mein Mann ſeine Steuerbücher und die paar Gulden Papiergeld im Wandſchrank vergeſſen hatte, nahm der Alte ein Beil, ging ins Waſſer, das ihm ſchon an die Bruſt reichte, erbrach den Schrank und brachte Alles treulich. Da hatte er ſich wohl verkältet, und wie im erſten Augenblicke denn keine Hilfe zu haben war, griff er in die Phantaſie und wurde immer ſchlechter, ob wir ihm gleich beiſtanden nach Möglichkeit und mehr dabei litten, als er ſelbſt. Denn er muſicirte in einem fort, mit der Stimme nämlich, und ſchlug den Takt und gab Lectionen. Als ſich das Waſſer ein wenig verlaufen hatte und wir den Bader holen konnten und den Geiſtlichen, richtete er ſich plötzlich im Bette auf, wendete Kopf und Ohr ſeitwärts, als ob er in der Entfernung etwas gar Schönes hörte, lächelte, ſank zurück und war todt. Gehen Sie nur hinauf, er hat oft von Ihnen geſprochen. Die Madame iſt auch oben. Wir haben ihn auf unſere Koſten begraben laſſen wollen, die Frau Fleiſchermeiſterin gab es aber nicht zu.

Sie drängte mich die ſteile Treppe hinauf bis zur Dachſtube, die offen ſtand und ganz ausgeräumt war bis auf den Sarg in der Mitte, der, bereits geſchloſſen, nur der Träger wartete. An dem Kopfende ſaß eine ziemlich ſtarke Frau, über die Hälfte des Lebens hinaus, im bunt gedruckten Kattunüberrocke, aber mit ſchwarzem Halstuch und ſchwarzem Band auf der Haube. Es ſchien faſt, als ob ſie nie ſchön geweſen ſein konnte. Vor ihr ſtanden zwei ziemlich erwachſene Kinder, ein Burſche und ein Mädchen, denen ſie offenbar Unterricht gab, wie ſie ſich beim Leichenzuge zu benehmen hatten. Eben, als ich eintrat, ſtieß ſie dem Knaben, der ſich ziemlich tölpiſch auf den Sarg gelehnt hatte, den Arm herunter und glättete ſorgfältig die herausſtehenden Kanten des Leichentuches wieder zurecht. Die Gärtnersfrau führte mich vor; da fingen aber unten die Poſaunen an zu blaſen, und zugleich erſcholl die Stimme des Fleiſchers von der Straße herauf: Barbara, es iſt Zeit! Die Träger erſchienen, ich zog mich zurück, um Platz zu machen. Der Sarg ward erhoben, hinabgebracht, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voraus die Schuljugend mit Kreuz und Fahne, der Geiſtliche mit dem Kirchendiener. Unmittelbar nach dem Sarge die beiden Kinder des Fleiſchers und hinter ihnen das Ehepaar. Der Mann bewegte unausgeſetzt, als in Andacht, die Lippen, ſah aber dabei links und rechts um ſich. Die Frau las eifrig in ihrem Gebetbuche, nur machten ihr die beiden Kinder zu ſchaffen, die ſie einmal vorſchob, dann wieder zurückhielt, wie ihr denn überhaupt die Ordnung des Leichenzuges ſehr am Herzen zu liegen ſchien. Immer aber kehrte ſie wieder zu ihrem Buche zurück. So kam das Geleite zum Friedhof. Das Grab war geöffnet. Die Kinder warfen die erſten Handvoll Erde hinab. Der Mann that ſtehend daſſelbe. Die Frau kniete und hielt ihr Buch nahe an die Augen. Die Todtengräber vollendeten ihr Geſchäft, und der Zug, halb aufgelöst, kehrte zurück. An der Thüre gab es noch einen kleinen Wortwechſel, da die Frau eine Forderung des Leichenbeſorgers offenbar zu hoch fand. Die Begleiter zerſtreuten ſich nach allen Richtungen. Der alte Spielmann war begraben.

Ein paar Tage darauf — es war ein Sonntag — ging ich, von meiner pſychologiſchen Neugierde getrieben, in die Wohnung des Fleiſchers und nahm zum Vorwande, daß ich die Geige des Alten als Andenken zu beſitzen wünſchte. Ich fand die Familie beiſammen ohne Spur eines zurückgebliebenen beſondern Eindrucks. Doch hing die Geige mit einer Art Symmetrie geordnet neben dem Spiegel einem Krucifix gegenüber an der Wand. Als ich mein Anliegen erklärte und einen verhältnißmäßig hohen Preis anbot, ſchien der Mann nicht abgeneigt, ein vortheilhaftes Geſchäft zu machen. Die Frau aber fuhr vom Stuhle empor und ſagte: Warum nicht gar! Die Geige gehört unſerem Jakob, und auf ein paar Gulden mehr oder weniger kommt es uns nicht an! Dabei nahm ſie das Inſtrument von der Wand, beſah es von allen Seiten, blies den Staub herab und legte es in die Schublade, die ſie, wie einen Raub befürchtend, heftig zuſtieß und abſchloß. Ihr Geſicht war dabei von mir abgewandt, ſo daß ich nicht ſehen konnte, was etwa darauf vorging. Da nun zu gleicher Zeit die Magd mit der Suppe eintrat und der Fleiſcher, ohne ſich durch den Beſuch ſtören zu laſſen, mit lauter Stimme ſein Tiſchgebet anhob, in das die Kinder gellend einſtimmten, wünſchte ich geſegnete Mahlzeit und ging zur Thüre hinaus. Mein letzter Blick traf die Frau. Sie hatte ſich umgewendet, und die Thränen liefen ihr ſtromweiſe über die Backen.

Ein Erlebniß.

1822.

1822. 5. Mai. Geſtern begegnete mir einer der ſonderbarſten Vorfälle in meinem Leben. Frau von P., deren Tochter, die ich gekannt, vor einiger Zeit geſtorben iſt, läßt mich bitten ſie zu beſuchen. Beinahe ein volles Jahr vor dem Tode ihrer Tochter war ich aus ihrem Hauſe weggeblieben, theils weil ich in dem dort herrſchenden Tone etwas Geſuchtes zu bemerken glaubte, theils weil ich fürchtete, es könne durch Zeit, Gewohnheit und Gerede der Leute ein näheres Verhältniß zwiſchen mir und der Tochter vom Hauſe, einem übrigens höchſt geiſtreichen, gebildeten, guten Mädchen entſtehen, das, wenn auch nicht gerade ſchön, doch beſonders durch ihren über allen Ausdruck ſchönen Wuchs, auch äußerliche Vorzüge genug beſaß, um eine ſolche Furcht nicht ungegründet zu machen. Zu all dem geſellte ſich noch meine alte Menſchen- oder vielmehr Geſellſchafts-Scheu, und kurz, ich blieb weg. Nach einigen nur ſchwachen und bald ganz aufgegebenen Verſuchen, mich wieder in ihren Kreis zu ziehen, ſtellte ſich auch die P.ſche Familie darüber zufrieden, und ich hatte alle Urſache, zu glauben, daß ſie, mutatis mutandis, eben ſo wenig mehr an mich dächten, als ich an ſie. Verfloſſenen Winter höre ich plötzlich, Marie P. ſei ſchwer krank. Sie war mit ihrem Bruder bei meinem Onkel S. auf dem Balle geweſen, hatte ſtark getanzt, während ihr Bruder, der ſich unwohl befand, unmäßig Thee trank, um ſich von dem ſtarken Grimmen, das ihn plagte, zu befreien, dadurch aber nur das Uebel ſtärker machte und vor Schluß des Balles mit ſeiner Schweſter nach Hauſe fahren mußte. Zu Hauſe angekommen, nimmt der Schmerz zu, das Mädchen in ihrer Gutmüthigkeit will Niemand wecken, lauft ſelbſt, noch vom Tanzen erhitzt, in die Küche, macht Thee, wärmt Tücher, beſorgt den Bruder. Des andern Morgens findet man ſie in heftigem Fieber, ſie hat ſich erkältet und iſt nun ſelbſt ſehr krank. Die Krankheit nimmt zu, greift beſonders auf die Nerven, weicht aber doch endlich der vereinten Bemühung geſchickter Aerzte, und das Mädchen naht der Geneſung.

Beinahe erſt in dieſem letzten Zeitraume erfahre ich etwas von der ganzen Sache. In Zweifel, ob ich hingehen ſoll, oder nicht, entſcheidet ſich meine Trägheit, wie gewöhnlich, für das letztere, und ich ging nicht. Kurz darauf höre ich, das Mädchen ſei von Neuem in die Krankheit zurückgefallen, die nun ganz einen nervöſen Charakter angenommen habe, und als ich eben bei meiner Tante S. bin, fragt mich dieſe, wie um etwas ganz Bekanntes: Du weißt ja doch, daß Marie B. geſtorben iſt? Ich war heftig erſchüttert, obgleich mehr über das Unerwartete, als über die Sache ſelbſt, obſchon ich das Mädchen wahrhaft geſchätzt hatte und ihren Umgang gewiß geſucht haben würde, wenn ich überhaupt Umgang ſuchte und der etwas gezierte Ton ihrer Verwandten nicht ein unangenehmes Licht auf ſie ſelbſt geworfen hatte.

In ein paar Tagen darauf war das Leichenbegängniß. Ich ging an der Stephanskirche vorüber, als man eben die Anſtalten dazu machte und ward innerlich ergrimmt über mich, daß mich der traurige Fall ſo gleichgiltig laſſe. Ich nahm es als einen neuen Beweis einer ſeit einiger Zeit nur zu deutlich empfundenen allmähligen Verhärtung des Herzens, das mich zuletzt noch zu einem Ideen-Egoiſten machen wird, wie es Egoiſten des Vortheils gibt. Wie geſagt, ich ärgerte mich über meine Gefühlloſigkeit und ging in die Kirche, um mich auf die Probe zu ſtellen, wie weit das ginge. Der Leichenzug kam, die Bahre, mit dem Jungfrauenkranz geziert, hinterher der alte, grämliche Bediente, der mir oft, wenn ich neben dem Mädchen ſaß, die Teller gewechſelt, ſonſt barſch, faſt grob, jetzt in Thränen zerfließend, faſt wankend bei all ſeiner derben Beleibtheit. Alle Anweſenden weinten „über das brave, ſchöne Fräulein, das ſo wohl ausgeſehen, und ſo früh ſterben müſſen.“ Da kam mich denn doch auch eine Art Rührung an, aber mehr eine allgemeine, auf die Hinfälligkeit des ganzen Menſchengeſchlechtes gehende; nur wenn ich mir in der Phantaſie das Mädchen, im Sarge liegend, mit geſchloſſenen Augen, mit gefalteten Händen, ausmalte, miſchte ſich ein perſönliches Bedauern mit ein, das aber bald wieder verſchwand.

Ich habe dieſe Verſtocktheit, dieſe Gefühlloſigkeit zur Zeit, wenn mich fremdartige Ideen beſchäftigen, oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt. Kurz, das Mädchen ward eingeſegnet, ich lehnte während der Grabgeſänge, in Dumpfheit verſunken, an der Wand und ging eben ſo wieder nach Hauſe. Am vorhergehenden Tage des Morgens hatte ich Vater und Bruder der Verſtorbenen bei einem Spaziergange begegnet, ich wollte ſie nicht anſprechen und grüßte nur im Vorübergehen. Der Bruder ſah zur Erde. Der Vater aber warf mir einen halb troſtloſen, halb grimmigen Blick zu.

Die Sache war für mich abgethan, ich dachte auf nichts weiter. Nur Eins muß ich erwähnen, ſo lächerlich es klingen mag. Von Jugend auf war ich nicht frei von Geſpenſterfurcht, die aber von Zeit zu Zeit bei einzelnen Anläſſen bis zum Thörichten ſich vermehrte. Zum Beiſpiel als ich die Ahnfrau ſchrieb; dann nicht bei meines Vaters, wohl aber ſehr bei meiner Mutter Tode. Seit einer längern Periode war ich frei davon geblieben. Nach dieſem Begräbniß kehrte ſie auf einmal ſehr heftig wieder. Alle Abende glaubte ich, Marie P. müſſe mir erſcheinen und — ſonderbar genug! — müſſe mir Vorwürfe machen, daß ich mit Urſache an ihrem Tode ſei; ſie habe mich heimlich geliebt. Zu letzterer Vermuthung hatte ich um ſo weniger einen Grund, da mir das Mädchen nie ein Zeichen von tieferer Neigung gegeben hatte und ſelbſt, wenn wir beiſammen waren, ſie ſich immer mehr um meine Arbeiten als um mich zu intereſſiren ſchien. Genug, ſo war's. Auch dieſe Abendmahnungen gingen vorüber, und ich dachte nicht mehr an die Sache.

Vorgeſtern, beinahe ſechs Wochen nach dem Todesfalle, kömmt der junge P. zu mir, in Thränen ausbrechend, bittet er mich im Namen ſeiner Mutter, ſie nächſten Tags zu beſuchen. Er ging bald und ſagte nichts Näheres. Ich dachte: ſie wollen dem Mädchen einen Grabſtein ſetzen und verlangen von mir eine Inſchrift. Manchmal kam mir der Gedanke, ſie habe mir ein Andenken, einen Ring oder dergleichen hinterlaſſen, wie man wohl Bekannten zu geben pflegt, immer aber verwarf ich dieſe Idee wieder, als Eingebung der Eitelkeit.

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Thränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, ſchließt die Thüre ab, ſetzt ſich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geſchieht. Nun zieht ſie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geſchriebenes Heft heraus, es iſt das Teſtament ihrer Tochter. Darin blätternd und den gehörigen Artikel aufſuchend, ſagte ſie: Es war der Wunſch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das ſie ſelbſt heimlich gezeichnet und ſehr werth gehalten hat. Daß es doch lieber Ihrer Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? verſetzt die Frau, auch das beſtimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es ſelber begehren würden. Und nun bricht ſie in Thränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieſelbe aber mit ſo ungeheurer Selbſtbeherrſchung verborgen, daß weder ich, noch ihre Eltern etwas davon bemerkten, erſt das Teſtament gab darüber Aufſchluß. Wohl war den Eltern ein gewiſſes Intereſſe für mich nicht verborgen geblieben, das ſie aber, wie ich und Jedermann, auf meine poetiſchen Arbeiten bezogen. Auch ſchien in der letzten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahnte die Urſache nicht.

Das Teſtament machte alles klar. Mein Wegbleiben aus dem Hauſe ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie ſuchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt gewordenen Verhältniß mit Katty F* und ſchwieg gegen Jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm ſie keinen Antheil. Um ſo weniger konnten jene die Urſache des Trübſinns erfahren, der ſie nunmehr befiel, und die ſie in körperlichen Zuſtänden ſuchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht erfahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie ſagte Niemanden etwas davon, ſetzte ſich aber hin und ſchrieb auf zwei Bogen ihr Teſtament, in dem ſie auch ihre tiefe Neigung mit den beſtimmteſten Zügen ausdrückt. So verlebte ſie den Sommer ſtill und ruhig. Bei Anfang des Herbſtes wiederholte ſich ihr der vorige todverkündende Traum, und nun erzählte ſie ihn ihren Eltern, indem ſie ihre Ueberzeugung ausſprach, daß ſie gewiß ſehr bald werde ſterben müſſen. Aber noch kein Wort über ihre Leidenſchaft. Die Eltern ſuchen ſie von dem Albernen ihrer Beſorgniß zu überzeugen. Aerzte verlachen die Furcht der ſcheinbar von Geſundheit Strotzenden. Im Winter erkrankt ſie, wie oben erwähnt iſt, wird beſſer, ſchlimmer, ſtirbt. Kurz vor ihrem Tode verließ ſie jene früher auf ihr gelaſtete Melancholie; ſie ward heiter, fröhlich, geſprächig und erklärte, daß ſie nie glücklicher geweſen ſei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung.

So ſtarb ſie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß ſie für mich ſorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenſtelle an mir vertreten ſollten; das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerſtreut hörte ich das alles an, ſchlug aus, lehnte ab, ſpielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Thräne Meiſter und war froh, als ich wieder gehen konnte.

Angegriffen hat es mich wohl, aber, weil ich ſonſt die Frau etwas geziert und outrirt in ihren Empfindungen gekannt habe, ſo konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht los werden, obgleich bittre Thränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu ſehr beurkundeten.

Verſtändige Männer haben es nicht für ſchlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeſchiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erſcheinen können. Ich habe an dem Gegentheile wohl nie im Ernſte gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktiſch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erſchienen ſein.

Unter Grillparzer's Papieren fand ſich folgende, für jenes Mädchen Marie P., entworfene Grabſchrift: „Jung ging ſie aus der Welt, zwar ohne Genuß, dafür auch ohne Reue.“

Erinnerungen an Beethoven.

Ich leſe einen Aufſatz von Hrn. L. Rellſtab: „Beethoven“ überſchrieben, und finde darin meines Verhältniſſes zu dem genannten großen Meiſter, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geſchrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig iſt. Dieſe Anſchuldigung gilt nicht Hrn. Rellſtab, der ohne Zweifel alles, was ihm Beethoven ſagte, bis auf die Worte getreu niederſchrieb. Die Urſache dürfte vielmehr in dem traurigen Zuſtande des Meiſters während ſeiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geſchehenes und bloß Gedachtes, nicht immer deutlich unterſcheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, iſt immer intereſſant, ich will daher unſer Zuſammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieſer Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und ſie hier aufzuzeichnen.

Das erſtemal ſah ich Beethoven in meinen Knabenjahren — es mochte 1804 oder 1805 geweſen ſein — und zwar bei einer muſikaliſchen Abendunterhaltung im Hauſe meines Onkels, Joſeph Sonnleithner, damaligen Geſellſchafters einer Kunſt- und Muſikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden ſich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anweſenden. Er war damals noch mager, ſchwarz und zwar, gegen ſeine ſpätere Gewohnheit, höchſt elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum ſo gut merkte, weil er in ſpäterer Zeit, ſich dieſer Hilfsmittel eines kurzen Geſichtes, nicht mehr bediente. Ob er ſelbſt und ob Cherubini Muſik ſpielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, ſich Abbé Vogler noch ans Klavier ſetzte und über ein afrikaniſches Thema, das er ſelbſt aus dem Mutterlande herübergeholt, endloſe Variationen zu ſpielen anfing. Die Geſellſchaft verlor ſich nach und nach während ſeiner muſikaliſchen Durchführungen in den Speiſeſaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieſer, und Beethoven ſtand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abbé Vogler, nunmehr ganz allein gelaſſen, aufhörte, ſein Thema in allen möglichen Formen zu liebkoſen. Ich ſelbſt war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von dieſem Augenblicke an weiter geſchah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtniß völlig. Neben wem Beethoven bei Tiſche ſaß, ob er ſich mit Cherubini unterhielt, ob ſich ſpäter Abbé Vogler zu ihnen geſellte — es iſt, als ob ein dunkler Vorhang ſich mir über alles das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenſtadt bei Wien. Unſere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemiethet. Beide Abtheilungen waren durch einen gemeinſchaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann, er war unterdeſſen ſtärker geworden und ging höchſt nachläſſig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberſchoß. Meine Mutter aber, eine leidenſchaftliche Freundin der Muſik, ließ ſich hinreißen, je und dann, wenn ſie ihn Klavier ſpielen hörte, auf den gemeinſchaftlichen Gang, und zwar nicht an ſeiner, ſondern unmittelbar neben unſerer Thüre hinzutreten und andächtig zu lauſchen. Das mochte ein paarmal geſchehen ſein, als plötzlich Beethovens Thür aufgeht, er ſelbſt heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie ſtürmt. Von dieſem Augenblicke an berührte er ſein Klavier nicht mehr. Umſonſt ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeſchnitten waren, durch ſeinen Bedienten verſichern, daß nicht allein Niemand ihn mehr belauſchen werde, ſondern unſere Thüre nach dem Gange verſchloſſen bleiben und alle ihre Hausgenoſſen ſtatt der gemeinſchaftlichen Treppe ſich nur im weiten Umwege des Ausganges durch den Garten bedienen würden; Beethoven blieb unerweicht und ließ ſein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbſt in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer beſuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenſtern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen ſeiner Lüderlichkeit berüchtigten Bauers, Flohberger hieß er. Dieſer Flohberger beſaß außer ſeinem garſtigen Hauſe auch eine zwar ſehr hübſche, aber vom Rufe eben auch nicht ſehr begünſtigte Tochter Liſe. Beethoven ſchien an dem Mädchen vieles Intereſſe zu nehmen. Noch ſehe ich ihn, wie er die Hirſchengaſſe heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachſchleppend, in der rechten Hand, und nun an Flohbergers Hofthore ſtehen blieb, innerhalb deſſen die leichtſinnige Schöne, auf einem Heu- oder Miſtwagen ſtehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüſtig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven ſie anredete, ſondern er ſtand ſchweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, deſſen Geſchmack mehr auf Bauernburſche gerichtet war, ihn, ſei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignoriren, in Zorn brachte, dann ſchnurrte er mit einer raſchen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächſtemal wieder am Hofthore ſtehen zu bleiben. Ja ſein Antheil ging ſo weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängniß (Kotter genannt) geſetzt wurde, Beethoven ſich perſönlich bei der verſammelten Dorfgemeinde für deſſen Freilaſſung verwendete, wobei er aber nach ſeiner Art die geſtrengen Rathsherrn ſo ſtürmiſch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte ſeinem gefangenen Schützling unfreiwillige Geſellſchaft leiſten müſſen.

Später ſah ich ihn höchſtens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehauſe, wo er ſich viel mit einem jetzt ſeit lange verſtorbenen und vergeſſenen Dichter aus der Novalis-Schlegel'ſchen Gilde, Ludwig Stoll, zu ſchaffen machte. Man ſagte, ſie projektirten zuſammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von dieſem haltloſen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut verſifizirte — Phantaſtereien erwarten konnte.

Unterdeſſen hatte ich ſelbſt den Weg der Oeffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erſchienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moriz Dietrichſtein, die Kunde kam, Beethoven habe ſich an ihn gewendet, ob er mich vermögen konne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu ſchreiben.

Dieſe Anfrage, geſtehe ich es nur, ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu ſchreiben, an ſich ſchon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdeſſen völlig gehörlos geworden war und deſſen letzte Kompoſitionen, unbeſchadet ihres hohen Werthes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singſtimmen im Widerſpruche zu ſtehen ſchien; ich zweifelte, ſage ich, ob Beethoven noch im Stande ſei, eine Oper zu komponiren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchſt intereſſanten Werke zu geben, überwog alle Rückſichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatiſchen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden ſich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulaſſen ſchienen. Der eine bewegte ſich im Gebiete der geſteigertſten Leidenſchaft. Aber nebſtdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachſen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußerſten Gränzen der Muſik, die ohnehin ſchon wie Abſtürze drohend da lagen, durch einen halb diaboliſchen Stoff verleitet, noch näher zu treten.

Ich wählte daher die Fabel der Meluſine, ſchied die reflektirenden Elemente nach Möglichkeit aus und ſuchte durch Vorherrſchen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatiſch hielt, mich den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichſt anzupaſſen. Mit dem Kompoſiteur früher über den Stoff zu konferiren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Anſicht erhalten wollte, auch ſpäter einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freiſtand, das

Buch zu komponiren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzuthun, ſandte ich ihm das Buch auf demſelben Wege zu, auf dem die Anforderung geſchehen war. Er ſollte durch keine perſönliche Rückſicht irgend einer Art beſtimmt oder in Verlegenheit geſetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geſchäftsmann Beethovens, derſelbe, der ſpäter ſeine Biographie geſchrieben hat, zu mir und lud mich im Namen ſeines Herrn und Meiſters, der unwohl ſei, ein, ihn zu beſuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorſtadt Landſtraße wohnte. Ich fand ihn, in ſchmutzigen Nachtkleidern auf einem zerſtörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand ſich eine kleine Thüre, die, wie ich ſpäter ſah, zur Speiſekammer führte und die Beethoven gewiſſermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er ſich, mitten im eifrigen Geſpräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen ſeines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, ſtand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß ſich in Ausdrücken des Wohlwollens und der Achtung und kam ſogleich auf die Oper zu ſprechen. Ihr Werk lebt hier, ſagte er, indem er auf die Bruſt zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich ſogleich anfangen, es zu komponiren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie ſehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte; wo ſoll das hinführen? Obwohl ich die Nothwendigkeit dieſer Schlußfolge nichts weniger als einſah, erklarte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeſchadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeſtändniß er ſehr zufrieden ſchien, und weder damals noch ſpäter hat er irgend ſonſt eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er beſtand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu ſchließen. Die Vortheile aus der Oper ſollten gleich zwiſchen uns getheilt werden u. ſ. w. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieſelben, die ich, Uhland ausgenommen, für das Beſte halte, was Deutſchland ſeit dem Tode ſeiner großen Dichter hervorgebracht, alleſammt kaum ſo viel eingetragen, als einem Verſtorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtodten ein einziger Band ihrer Reiſenovellen und Phantaſiebilder). Am wenigſten ſolle zwiſchen uns davon die Rede ſein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm ſchließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Geſprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich verſprach, ihn in Hetzendorf zu beſuchen, wenn er einmal dort eingerichtet ſein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geſchäftliche ſeiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauſer, zu mir und ſagte, Beethoven beſtünde auf der Abſchließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entſchließen könnte, ſollte ich mein Eigenthumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauſer, abtreten, er würde dann das Weitere mit Beethoven abmachen, der davon ſchon prävenirt ſei. Ich war froh, der Sache los zu werden, ließ mir von Wallishauſer eine mäßige Summe auszahlen, cedirte ihm alle Rechte der Autorſchaft und dachte nicht weiter daran. Ob ſie nun wirklich einen Kontrakt abgeſchloſſen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil ſonſt Wallishauſer nicht unterlaſſen haben würde, mir über ſein aufs Spiel geſetzte Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles dieß nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellſtab ſagte: „er habe anders gewollt, als ich.“ Er war damals vielmehr ſo feſt entſchloſſen, die Oper zu komponiren, daß er ſchon auf die Anordnung von Verhältniſſen dachte, die erſt nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers beſuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf ſeine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, ſagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir Jemand ſchon früher geſagt, Beethoven ſei durch dringende beſtellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Kompoſition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Geſpräch darauf zu bringen. Wir gingen ſpazieren und unterhielten uns ſo gut, als es halb ſprechend, halb ſchreibend, beſonders im Gehen möglich iſt. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tiſche ſetzten, ins Nebenzimmer ging und ſelbſt fünf Flaſchen herausbrachte. Eine ſetzte er vor Schindlers Teller, eine vor das ſeine, und drei ſtellte er in Reihe vor mich hin, wahrſcheinlich um mir in ſeiner wild-naiven, gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr ſei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, beſtand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er ſetzte ſich zu mir in den offenen Wagen, ſtatt aber nur bis an die Grenze ſeines Umkreiſes, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Thoren er ausſtieg und nach einem herzlichen Händedruck, den anderthalb Stunden langen Heimweg, allein antrat. Indem er aus dem Wagen ſtieg, ſah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er geſeſſen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergeſſen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber ſchüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterliſt, lief er nur um ſo ſchneller in der entgegengeſetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutſcher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn ſeine Lebensweiſe allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umſtänden in einem ſolchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie ſie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutſcher mit dem geſchenkten Gelde.

Später ſah ich ihn, ich weiß nicht mehr, wo, nur noch einmal wieder. Er ſagte mir damals: Ihre Oper iſt fertig. Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verſtändlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchſtückweiſe enthielten, kann ich nicht ſagen.

Gewiß iſt, daß nach ſeinem Tode ſich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinſchaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorſatze getreu, ihn, auch nicht aufs Leiſeſte, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf ſchriftlichem Wege läſtig war, nicht mehr in ſeine Nähe, bis ich, im ſchwarzen Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter ſeinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und ſeine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der

Schauſpieler Anſchütz an ſeinem Grabe halten ſollte. Ich war um ſo mehr erſchüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, ſuchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuſchreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Beſtellte abzuholen, denn Beethoven ſei eben geſtorben. Da that es einen ſtarken Fall in meinem Innern, die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, und wie es mir auch bei ſonſtigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte, ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der ſie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäſte entfernten ſich in andächtiger Rührung, und — — Beethoven war nicht mehr unter uns! —

Rede am Grabe Beethovens.

Indem wir hier am Grabe dieſes Verblichenen ſtehen, ſind wir gleichſam die Repräſentanten einer ganzen Nation, des deutſchen geſammten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte deſſen, was uns übrig blieb von dem dahingeſchwundenen Glanz heimiſcher Kunſt, vaterländiſcher Geiſtesblüthe. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutſcher Sprache und Zunge; aber der letzte Meiſter des tönenden Liedes, der Tonkunſt holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bach's, von Haydn und Mozart's unſterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir ſtehen weinend an den zerriſſenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn ſo nennen! Denn ein Künſtler war er, und was er war, war er nur durch die Kunſt. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, ſo floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schweſter, des Leides Tröſterin, von oben ſtammende Kunſt. Feſt hielt er an dir, und ſelbſt als die Pforte geſchloſſen war, durch die du eingetreten bei ihm und ſprachſt zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge, durch ſein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er ſtarb, lag's noch auf ſeiner Bruſt.

Ein Künſtler war er, und wer ſteht auf neben ihm?

Wie der Behemoth die Meere durchſtürmt, ſo durchflog er die Grenzen ſeiner Kunſt. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der ſpitzfindigſten Verwebung eigenſinniger Kunſtmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regelloſe Willkür ſtreitender Naturgewalten, alles hatte er durchmeſſen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortſetzen, er wird anfangen müſſen, denn ſein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunſt aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demüthiges Lied! — Kinder ihr der drei- und vier-getheilten Stimmen! brauſende Symphonie: „Freude ſchöner Götterfunken," du Schwanengeſang! Muſe des Lieds und des Saitenſpiels: ſtellt euch rings um ſein Grab und beſtreut's mit Lorbeeren!

Ein Künſtler war er, aber auch ein Menſch, Menſch in jedem, im höchſten Sinn. Weil er von der Welt ſich abſchloß, nannten ſie ihn feindſelig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer ſich hart weiß, der flieht nicht! Die feinſten Spitzen ſind es, die am leichteſten ſich abſtumpfen und biegen oder brechen.

Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich ſeines liebenden Gemüths keine Waffe fand, ſich ihr zu widerſetzen. Er entzog ſich den Menſchen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einſam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an ſein Grab bewahrte er ein menſchliches Herz allen Menſchen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, ſo ſtarb er, ſo wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unſerem Geleite gefolgt bis hierher, gebietetet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unſterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erſt öffnen ſich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er ſteht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantaſtbar für immer. Drum kehrt nach Hauſe, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt ſeiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinſtrömt in der Mitte eines jetzt noch ungebornen Geſchlechts, ſo erinnert euch dieſer Stunde und denkt: wir waren dabei, als ſie ihn begruben, und als er ſtarb, haben wir geweint.

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von ſeinen Aeußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, ſo kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künſtler nicht das intereſſirt, was er ſpricht, ſondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßſtab für Künſtlerwerth abgäbe, ſo wäre Deutſchland gegenwärtig ebenſo voll von Künſtlern, als es in der That leer iſt. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichſam gebundene Denkvermögen zu gute, das ſich inſtinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit iſt. Je weiter der Kreis, um ſo ſchwerer ſeine Erfüllung. Je größer die Maſſe, um ſo ſchwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, ſchrieb er den erſten Theil des Fauſt, als das ganze Reich des Wiſſenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von Einzelnem, was Beethoven ſagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schiller ſehr hoch hielt, daß er das Loos der Dichter, gegenüber den Muſikern, als das beglücktere pries, weil ſie ein weiteres Gebiet hätten, endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen ſchien. Im Ganzen dürften es doch Webers Erfolge geweſen ſein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, ſelbſt wieder eine Oper zu ſchreiben. Er hatte ſich aber ſo ſehr an einen ungebundenen Flug der Phantaſie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt im Stande geweſen wäre, ſeine Ergüſſe in gegebenen Schranken feſtzuhalten. Er ſuchte und ſuchte und fand keines, weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch ſonſt Einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Rellſtab vorſchlug, beſonders ehe ihn noch Mängel der Ausführung zurückſchrecken konnten, wenigſtens in der Idee anziehen müſſen.

Mein Opernbuch, als deſſen Eigenthümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam ſpäter durch die Buchhandlung Wallishauſer in die Hände Konradin Kreuzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Muſiker der Mühe werth findet, es zu komponiren, ſo kann ich mich darüber nur freuen. Die Muſik liegt ebenſo im Argen als die Poeſie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verſchiedenen Künſte. Die Muſik ſtrebt, um ſich zu erweitern, in die Poeſie hinüber, wie die Poeſie ihrerſeits in die Proſa. Dieß weiter auseinanderzuſetzen ſcheint nicht an der Zeit, ſo lange Kunſtphiloſophen, Kunſthiſtoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwiſſer, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach, als eine Befähigung für jedes fremde anſehen, — ſo lange derlei ſachunkundige Schwätzer den deutſchen Kunſtboden inne haben. Von dem geſunden Sinne der Nation iſt übrigens zu erwarten, daß ſie ſich der Herrſchaft der Worte baldmöglichſt entziehen und wieder auf Sachen und Thaten zurückkommen werde.

Studien

zum

ſpaniſchen Theater.

Ueber Lope de Vega im Allgemeinen.

Das Thal von Carriedo in Aſturien. Darin das Dorf la Vega, der alte Solar, Lehenſitz der Vorfahren Lope de Vega's. Er erwähnt in mehreren ſeiner Stücke mit Vorliebe des Thals von Carriedo. Der Vater Lope's, Felix de Vega, vertauſchte dieſen Wohnſitz mit Madrid, wohin er einer Dame nachgefolgt ſein ſoll, in die, obwohl verheirathet, er ſich verliebt hatte. Seine Gattin kam ihm aber dahin nach, und ſie verſöhnten ſich wieder. In Madrid alſo, nahe bei dem Thore von Guadalajara, am 25. November 1562 wurde Lope geboren Traditionen über die frühe Reife ſeiner Fähigkeiten. Uebrigens ſoll er ſpäter ſprechen, als denken, gelernt und Anfangs ſeine Lektionen durch Geberden und Zeichen wiedergegeben haben. Mit fünf Jahren läßt man ihn, außer der ſpaniſchen, auch noch der lateiniſchen Sprache mächtig ſein. Als er noch nicht ſchreiben konnte, ſoll er bereits Verſe gemacht und ſeinen Kameraden diktirt haben. Ja, wie Lope von ſich ſelbſt ſagt, ſchrieb er bereits Verſe, ehe er zu ſprechen vermochte, was ſich aber leichter erklärt, wenn ſich die Sprachorgane bei ihm erſt ſpät entwickelten.

Mit zehn Jahren wurde er nach Alcala de Henares geſchickt. Er lernte dort, wie er ſelbſt ſagt, das Lateiniſche vollkommen, vom Griechiſchen aber nur die Anfangsgründe. Später ſoll er auch des Italieniſchen und einigermaßen des Franzöſiſchen mächtig geworden ſein. Portugieſiſch konnte er wohl wie alle gebildeten Spanier ſeiner Zeit.

Als er dreizehn oder vierzehn Jahre alt war, ſtarben ihm ſchnell hinter einander Vater und Mutter. Um ihren Nachlaß ſoll ihn und ſeine beiden ältern Geſchwiſter, einen Bruder und eine Schweſter, ein Betrüger gebracht haben, der damit nach Amerika entfloh. Sein Bruder diente in der ſpaniſchen Armee und war außer Stande, ihn zu unterſtützen. Von entfernten Verwandten ſoll er einige Hilfe erhalten haben.

Da kam ihm plötzlich mit ſeinem Mitſchüler Hernando Muñoz die Luſt, die Welt zu ſehen. Sie nahmen, was ſie an Geld und Geſchmeide zuſammenbringen konnten, und reiſten zu Fuße ab. In Segovia kaufen ſie einen Gaul, um ihr Gepäcke und ſie ſelbſt zu tragen, und kamen bis Aſtorga. Dort aber ſchon bemerken ſie, daß ihr Geld ſchneller zu Ende geht, als ſie geglaubt hatten, und beſchließen daher, umzukehren. Nach Segovia zurückgekommen, werden ſie von einem Goldſchmied, dem ſie eine goldene Kette verkaufen wollen, als verdächtig angehalten. Der Alkalde aber ſchickt ſie ihren Verwandten nach Madrid zu.

Dort findet ſich Lope, kaum fünfzehn Jahre alt, der größten Noth preisgegeben. Er wird Soldat und dient in Portugal, verläßt den Dienſt aber nach einem Jahre wieder.

Bald darauf findet er ſich als Sekretär des Biſchofs von Avila, Geronimo Manrique de Bara, Generalinquiſitoren und päpſtlichen Legats der Flotte gegen die Türken. Lope ſpricht von ihm mit der höchſten Verehrung, und ſeiner Aufmunterung ſollen die erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten des Jünglings ihre Entſtehung zu verdanken haben.

Dieſes waren einige Eklogen und das Schäferſpiel Jacinta, um das Jahr 1578 geſchrieben, als Lope nur erſt ſechzehn Jahre alt war.

Siebzehn Jahre alt, verließ Lope des Biſchofs Dienſte, ohne daß man weiß, warum, wahrſcheinlich aber in Folge der erwachenden Leidenſchaften, die ihn von nun an durch eine Reihe von Jahren beſaßen und umhertrieben.

Nicht leicht hat ein Schriftſteller ſo widerſprechende Schickſale erlebt, als Lope de Vega in ſeinen dramatiſchen Werken. Ich ſage: in ſeinen dramatiſchen Werken, da ſeine übrigen, die obras sueltas,[1] im Laufe des vorigen Jahrhunderts mit eigentlich ſpaniſcher Pracht in Quart gedruckt und herausgegeben worden ſind, was auf eine fortwährende Anerkennung derſelben von Seite der Nation ſchließen läßt. Die dramatiſchen dagegen wurden ſeiner Zeit als ein Wunder angeſtaunt und ſind im Laufe von zwei Jahrhunderten ſo rein vergeſſen worden, daß ein vollſtändiges Exemplar ihrer auf 27 Quartbände angewachſenen Sammlung, gegenwärtig unter die größten bibliographiſchen Seltenheiten gehört.

Dieſe Erſcheinung iſt zum Theile erklärlich. Er lebte zur Zeit der Kindheit des ſpaniſchen Theaters, oder hat vielmehr daſſelbe aus ſeiner Kindheit heraus- und herangezogen. Sein Publikum beſtand nicht, wie das der bald darauf folgenden franzöſiſchen, ſogenannten klaſſiſchen Bühne, aus den Gebildeten der Nation, ſondern wie denn überhaupt in ſüdlichen Ländern die Abſonderung der Stände nie ſo ſchneidend war, gab ſich Hoch und Niedrig, mit einem ſtarken Uebergewichte der Letztern, dem leidenſchaftlich begehrten Theatergenuß hin, und er mußte auf alle Theile ſeines Publikums Rückſicht nehmen, wenn man auch vorausſetzen wollte, daß die Vornehmen, bei aller Ueberbildung von Einer Seite, nicht doch auch an Plattheiten und mitunter ziemlich groben Späßen, Wohlgefallen gefunden haben ſollten.

---

[1] Vermiſchte Schriften.

Allen gemein war übrigens das Streben nach Neuem und, bei der Starkgläubigkeit der Zeit, nach Unerhörtem. Mit der wahren Innerlichkeit nahm man es nicht ſo genau, um ſo mehr, als die Spanier das Bewußtſein, daß ſie doch nur ein Spiel vor ſich hätten, nie ganz außer Augen ſetzen, wie denn ſelbſt bei den tragiſchen Stücken am Schluß eine der handelnden Perſonen aus ihrer Rolle heraustritt und in der wirklichen Eigenſchaft als Schauſpieler das Publikum anſpricht, es um Verzeihung wegen der vielen Fehler bittend, und ſo die Illuſion gerade da zerſtört, wo die Dichter aller andern Nationen und Zeiten ſie aufs Höchſte zu ſteigern pflegen.

Dieſen Anforderungen nun trat Lope de Vega mit einer Leichtigkeit der Produktion gegenüber, die in der literariſchen Welt ihres Gleichen nicht hat. Einer ſeiner gleichzeitigen Freunde ſchreibt ihm 3000 Komödien zu, er ſelbſt geſteht über 700, von denen gegen vierthalbhundert gedruckt ſind.[1] Daß bei dieſer großartigen Vielſchreiberei an Vorbereitungen, ja ſelbſt an die gewöhnliche Ueberlegung kaum zu denken war, verſteht ſich von ſelbſt.[2]

[1] In der Vorrede zum 20. Bande ſeiner Komödien bekennt Lope de Vega 1070 Komödien geſchrieben zu haben. In der arte nueva gibt er nur 483 zu. Das Wahre iſt wohl, daß er ihre Zahl ſelbſt nicht wußte.

[2] A. Royer in ſeiner histoire du theatre nennt die zahlloſen Hervorbringungen Lope de Vega's ſehr gut: une improvisation, qui dura toute sa vie.

Das Publikum begehrte immerfort, und er ſchrieb in einem fort.

Später, als der Heißhunger der Nation geſtillt, und ſie, namentlich durch franzöſiſche Heirathen, mit dem übrigen Europa in Verbindung getreten war, fing ſie an, ſich des Kindiſchen ihrer Vorzeit zu ſchämen, und in der dadurch entſtandenen Reaktion geriethen dieſelben Schriftſteller in Vergeſſenheit, die früher ihr Hochgenuß geweſen waren.

Ueberhaupt wird jede Nation, die ſich europäiſch zu bilden beginnt, anfänglich immer nach der franzöſiſchen Literatur greifen. Das Korrekte und Verſtändig-Klare, wenn auch Abgeſchwächte derſelben, ſagt dem Geiſte zu, der, ehe er neue Erwerbungen machen kann, vorerſt alte Feſſeln abwerfen will. War es doch in Deutſchland, ja ſelbſt in England nicht anders. Nur brauchte Deutſchland nichts zu vergeſſen, da es nichts hatte.

Auf dieſe Art iſt Lope de Vega der neuern Welt ziemlich unbekannt geworden. Ein paar deutſche Ueberſetzungen einzelner Stücke (von denen ich Halm's Bearbeitung von: „König und Bauer“ ausdrücklich ausnehmen will) wollen nicht viel bedeuten, da man Dichter überhaupt nicht überſetzen kann, am wenigſten die Spanier, bei denen der Zauber des Ausdrucks die Hälfte des Werthes ausmacht.

Auch die Kritiker ſind unſäuberlich mit ihm verfahren. A. W. Schlegel, der den Calderon ſo ziemlich, Lope de Vega aber wahrſcheinlich gar nicht kannte, wirft ihm Pedanterie vor, indeß Lope das reine Gegentheil eines Pedanten war. Lord Holland hat ein eigenes Buch über ihn und Cervantes geſchrieben, in dem Letzterer ſo hoch geſtellt wird, als er verdient, indeß ſeinem ſpaniſchen Landesgenoſſen geradezu der geſunde Menſchenverſtand abgeſprochen wird.

Schack's lobenswerthe Geſchichte des ſpaniſchen Theaters habe ich geleſen, aber bei einem ſchlechten Gedächtniſſe die Einzelnheiten wieder vergeſſen, nur erinnere ich mich, daß bei allen Vorzügen des Werkes, der Verfaſſer ſich von der Schooßſünde des neuern Deutſchlands: der Uebertreibung, nicht frei hält und geneigt iſt, manches zu loben, was einen beſtimmten Tadel verdient.

So iſt der Vorwurf des freilich ganz unberufenen Lord Holland, daß der geſunde Menſchenverſtand mitunter in den Stücken Lope de Vega's zu kurz komme, völlig gegründet, nur hat er Unrecht, wenn er meint: was den Stücken fehlt, fehle dem Verfaſſer. Lope de Vega hat in den beſſern ſeiner Dramen eine ſo ſcharfe Urtheilskraft, eine ſo alles berechnende Ueberlegung gezeigt, daß das Abſurde in manchen ſeiner Stücke irgend anderswo, als in der Abſurdität des Verfaſſers, geſucht werden muß.

Um alſo gleich in die Sache einzugreifen, kann Lope de Vega nicht jenes Abſurde zur Laſt gelegt werden, was in dem Charakter und der Richtung ſeiner Zeit und ſeines Volkes lag. Die bis zum Lächerlichen gehenden Uebertreibungen der ſchönen Empfindungen: Ehre, Liebe und Glaube (als Aberglaube nämlich) gehen ſo ſehr durch alle Schriftſteller jener Zeit und ſind namentlich von Calderon ſo ſehr auf die Spitze geſtellt worden, daß unſerem Autor daraus kein Vorwurf gemacht werden kann, und zwar um ſo weniger, als aus vielen Stellen hervorgeht, daß er über dieſe Erbſünden des Mittelalters viel richtiger geſehen hat als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Lope de Vega war ein proſaiſch heller Kopf, und nur als Dichter gab er ſich, abgerechnet davon, daß die Muttermilch doch auch ſein Inneres tingirt hatte, jenen Schwärmereien hin, die ſein Publikum verlangte und die dem Dichter, als Farbe und Geſtalt gebend, willkommen waren und immer willkommen ſein werden, da das Geiſtige als ſolches keine Geſtalt hat und das Licht keine Farbe.

Lope de Vega iſt ein vortrefflicher Charaktermaler. In ſeinen ernſthaft gemeinten Stücken iſt nichts conſequenter und wahrer, als die Haltung ſeiner Perſonen. Wie es aber einmal zum Spaß kommt, hört alles Recht der Folgerichtigkeit auf. Der Zweck iſt nur, den Zuſeher zu unterhalten, und je toller, je beſſer. Mit Würde und Empfindung angelegte Charaktere ſtürzen ſich mit einem Sprung in den tollen Sabbath und geberden ſich ſo närriſch, als der Narr. Die ſüdlichen Nationen haben alle dieſe Neigung zur Poſſenhaftigkeit, und die opera buffa der Italiener iſt deſſen das letzte Zeugniß. Aber ſelbſt bei Shakeſpeare muß die Perſon, die mit dem Clown ſich unterredet, in ſeine Späſſe eingehen und gibt, wenn auch vorübergehend, ihren Charakter auf, ſo lange das Ballſpiel des Scherzes währt. So Desdemona, ſo jenes ſpäter als Aerztin erſcheinende Frauenzimmer in einem ſeiner Luſtſpiele, „Ende gut, Alles gut“.

Liebe und Ehe waren zu Lope's Zeiten keineswegs Fortſetzung und Ausbildung eines und deſſelben Zuſtandes, ſondern Eingehen in einen neuen. Erſtere frei und mehr Sache der Sinnlichkeit und der Phantaſie, als des Gefühls, letztere das Werk des Verſtandes und der Convenienz. Väter und Brüder ſind froh, die Sorge für den Ruf (opinion) ihrer Pflegebefohlenen auf einen Gatten zu übertragen, und der Gegenſtand der Sorgfalt freut ſich gleichermaßen, nach dem vollen Genuß einer kurzen Freiheit, den nur allzuſehr gefühlten Gefahren derſelben zu entrinnen.

Liebesverhältniſſe mit Verheiratheten (Weibern nämlich) kommen bei Lope ſelten vor, indeß die Männer auch nach der Ehe ſich wenig Gewalt anthun. Die Leichtfertigkeit der Sitten ſcheint groß geweſen zu ſein, die Ehe aber ward durch Dolch und Rache bewacht. Nichts geht über die Schnelligkeit, mit der man ſich verheirathet, es iſt ein Geſchäft und wird als ſolches abgemacht. Am Schluſſe des Stückes bekommt jeder der Männer ein Weib, es mag hergenommen werden, woher es wolle. Die Ausſtattung als ultima ratio fehlt nie.

Lope de Vega hatte es eben mit einem Publikum zu thun, das durch ſeine Romanzen, Ritterromane und Novellen an das Bizarre, Wunderbare, ja Wunderliche gewöhnt war und es vom Dichter forderte. Was uns bei ihm abſurd erſcheint, iſt es nur dadurch, daß die Mittelglieder der Entwicklung überſprungen werden und das Factum, der Gemüthszuſtand ſchroff und abgeſchnitten hingeſtellt wird, ohne verbindende Fäden des Pragmatismus. Was glaubten die Leute damals nicht alles dem Pfaffen, dem Reiſenden, dem Dichter. Die Einführung der Wahrſcheinlichkeit in die Poeſie iſt eine ſpätere Erfindung.

Lope de Vega iſt natürlich, was aber das Uebernatürliche, ja das Unmögliche nicht ausſchließt, Calderon iſt künſtlich, ohne darum auf das Unmögliche und Uebernatürliche Verzicht zu leiſten. Lope de Vega geht aber von der natürlichen Empfindungsweiſe des Spaniers zu jeder Zeit aus; Calderon nimmt die künſtliche Verbildung ſeiner Zeit zum Ausgangspunkte.

Nicht in Erfindung der Hauptverwicklungen oder Entwicklungen iſt Lope de Vega ſo vortrefflich, da iſt er oft ſchreiend unwahrſcheinlich, wiederholt ſich auch häufig, wohl aber in Erfindung kleiner Nebenmotive, die machen, daß ſelbſt die Ausfüllungsſcenen ein lebendiges Intereſſe haben und das entfernteſt Scheinende nicht müßig daſteht. Darin iſt er unnachahmlich und gibt, nebſt der Vortrefflichkeit des Dialogs, ſeinen Stücken eine Lebendigkeit, die anzieht, ſelbſt wo man das Ganze nicht billigt. Zugleich hat er die wahre und die ſagenhafte Geſchichte ſeines Landes, ja jeder Provinz, jeder Stadt ſo vor Augen, daß man ihn einen Chroniſten nennen kann (was er ja immer werden wollte), jede Beſonderheit, jede Sitte, jede Gewohnheit des Landes findet Platz in ſeinen Stücken; man könnte ſagen, er iſt ganz Spanier, wenn er nicht großentheils frei von ihren Vorurtheilen wäre, die er benützt, wo er ſie brauchen kann, über denen er aber als geſunder Kopf hoch ſteht.

Ich erſchrecke manchmal über den Gedankenreichthum in Lope de Vega. Indem er immer im Beſonderſten zu bleiben ſcheint, ſtreift er jeden Augenblick ins Allgemeine hinüber, und kein Dichter iſt ſo reich als er an Beobachtungen und praktiſchen Bemerkungen. Man kann wohl ſagen, daß *kein* Lebensverhältniß iſt, das er in dem Kreiſe ſeiner Hervorbringungen nicht berührte. Und das Alles geſchieht ſo nebenbei, wie es ihm in die Feder kommt, ſcheinbar rein im Dienſte der Fabel und der Wirkung. Deßhalb iſt es auch ſeinen bisherigen Beurtheilern entgangen, die keine Lehre kennen, als in der Form der Abſtraktion.

Daß Lope de Vega ſeine unſchuldig Verfolgten ſo gerne bei Bauern einkehren und ſich dort verbergen läßt, bei welcher Gelegenheit er die ländlichen Verhältniſſe dieſer Letztern mit ſo viel Vorliebe ausmalt, rührt wohl von dem noch nicht ganz erloſchenen Geſchmacke ſeines Publikums für die früher ſo beliebte Schäferpoeſie her.

Am öfteſten ſpielt Lope de Vega auf ſeinen Wunſch an, Chroniſt von Spanien zu werden. Deutlich wie nirgends im triunfo de la humildad [1] 10. Band ſeiner Dramen in der Perſon des ſpaniſchen Bedienten Lope, wo er auf die Frage des Königs: was er zu werden wünſche? antwortet:

> Señor, ser tu coronista,
> para escrivir tus mercedes.
> Que si va á decir verdades,
> no querria que la muerte
> me hallase agradando á muchos,
> pues nadie en el mundo puede.
> Unos son tristes, señor,
> y quieren cosas alegres;
> otros alegres tambien
> y las tristes apetecen
> unos las ciencias ignoran,
> otros las ciencias aprenden,
> unos miran con pasion,
> y otros con pasiones vienen.
> Sacame deste trabajo
> ansi Dios tu vida aumente,
> y haré un libro en tu alabanza

---

[1] Triumph der Demuth.

que digo un libro, y aun siete,
que te llame el gran Filipe,
rey de Albania, y rey de reyes.[1]

Einige Entſchuldigung für Lope de Vega iſt, daß ihm zu ſeinen allerunſinnigſten Stücken der Stoff (wie er ſelbſt in den Vorreden ſagt) von Damen des Hofes aufgegeben wurde. Er wollte überhaupt in allem dem Hofe gefällig ſein, aber es gelang nicht. Calderon war darin glücklicher.

Ich erinnere mich nicht, in den Lebensbeſchreibungen Lope de Vega's den Umſtand erwähnt gefunden zu haben, daß er Philipp III. auf einer Reiſe nach Frankreich (?) begleitet habe, und doch ſpricht Lope davon ſelbſt in der Zueignung des mejor Mozo de España[2] an Pedro Vergel (Comedias parte 20), ſo wie von einem Seeſturm, den ſie damals zwiſchen Yrun und Fuenterabia ausgeſtanden, der beinahe Allen das Leben gekoſtet. Eben daſelbſt führt er auch den Licentiaten Juan Perez de Montalvan, als ſeinen vertrauten Freund und Landsmann auf. Daß Lope und Montalvan in der Autorſchaft mehrerer Stücke verwechſelt worden ſeien, erhellt aus den Anmerkungen, die mehreren Komödien beigeſetzt ſind, wo ausdrücklich bemerkt wird: dieſes Stück iſt von Lope de Vega und nicht von Juan Perez de Montalvan.

---

[1] Herr, dein Geſchichtſchreiber ſein, um deine Gnaden zu beſchreiben. Denn wenn die Wahrheit geſagt ſein muß, ich wünſchte nicht, daß mich der Tod fände, Vielen zu gefallen lebend, denn dieß iſt Niemand in der Welt im Stande. Die Einen ſind traurig, Herr, und wollen luſtige Sachen, Andere ſind heiter und wollen Trauriges. Die Einen wiſſen nichts von Wiſſenſchaften, Andere lernen dieſelben, die Einen ſehen mit Leidenſchaft zu, und die Andern kommen voll von Leidenſchaften. Nimm mir dieſe Laſt, Gott ſchenke dir langes Leben, und ich werde ein Buch ſchreiben zu deinem Lobe, was ſage ich ein Buch, wohl ſieben, und werde dich den großen Philipp, König von Albanien und König der Könige, nennen.

[2] Beſten Jünglings von Spanien.

In einer der Komödien: El desprecio agradecido.[1] die lange nach Lope's Tode in den obras sueltas Tom. X gedruckt worden, kommt folgende Stelle vor. Das Kammermädchen gibt dem Galan, der die Nacht verſteckt zubringen ſoll, ein Buch zur Unterhaltung.

Ines. Pues ten libro y esta vela
os serań de gran provecho.[2]
Bern. ¿Quien es?[3]
Ines. Parte veinte y seis
de Lope.[4]
Bern. Libros supuestos
que con su nombre se imprimen.[5]

Das ſollte uns faſt ein Mißtrauen gegen die 27 Bände von Lope's Komödien einflößen. Wenn es nicht etwa nur ſagen ſoll, daß damals noch nicht 26 Bände rechtmäßig erſchienen waren.

[1] Die willkommene Verſchmähung.

[2] Da nehmt ein Buch und dieſe Kerze, ſie werden euch von großem Nutzen ſein.

[3] Was iſt es?

[4] Der 26. Theil von Lope.

[5] Untergeſchobene Bücher, die unter ſeinem Namen gedruckt werden.

Ueber Lope de Vega's dramatiſche Dichtungen.

San Nicolas de Tolentino. Ein wenig in der gewöhnlichen Form dieſer Heiligengeſchichten. Sankt Nicolas als Student mit mehreren Mitſtudenten, wo denn ſein frommer Ernſt gegen den Leichtſinn der Uebrigen, wie natürlich, ſehr abſticht. Einer aus ihnen wird von einer Maske zu einem Rendezvous verführt, aber da er die Leiter zum Balkon emporſteigt, fällt er ſich zu Tode, und es zeigt ſich nun, daß die Maske der Teufel iſt, der um die Seele, mit dem in Lüften in Begleitung von Gerechtigkeit und Gnade erſcheinenden göttlichen Richter, einen Streit beginnt, der aber durch die Dazukunft der Jungfrau gegen ihn entſchieden wird, die, höchſt römiſch-katholiſch, als einen Hauptgrund für den zu verurtheilenden Sünder anführt, daß er ein Vetter des frommen Nicolas ſei. Letzterer hat inzwiſchen eine Domherrnpräbende erhalten. Aber von der Predigt eines Auguſtiner Barfüßers gerührt, gibt er mit Einwilligung ſeiner Eltern ſein Kanonikat auf und tritt in den Orden, in den ihm ſein Begleiter der gorron[1] Rupert nachfolgt.

Los peligros de la ausencia.[2] Der erſte Akt, nach Lope'ſcher Art, etwas loſe mit dem Uebrigen verknüpft. Ein Veinticuatro [1] von Sevilla liebt ein Mädchen, wobei er zwei Nebenbuhler hat. Ein Einheimiſcher, D. Bernardo, etwas bornirt und langweilig, und ein Höfling, D. Felix, etwas geckenhaft, der eben im Begriffe iſt, ſich zur Wiederherſtellung ſeiner Umſtände nach Amerika einzuſchiffen. In der Angſt über ein Duell zwiſchen den beiden erſtern erklärt ſich die Geliebte dem Vater, der den Handel vermittelt und das liebende Paar vereinigt. D. Felix reiſt ab.

---

[1] Liederliche Student.

[2] Die Gefahren der Abweſenheit.

Im zweiten Akt finden wir das Paar verheirathet und höchſt glücklich. Die Beſchreibung dieſes Glückes gleich in der erſten Scene wunderſchön. Nun aber trübt ſich der Himmel. D. Pedro, der Veinticuatro, wird zu den Cortes nach Hof berufen. Sein Vermögen erlaubt ihm nicht, die Gattin mitzunehmen, er reist allein, und hier zeigt ſich eine Art geiſtiges Band, das den zweiten Akt an den erſten knüpft. Beide Gatten ſchärfen den beiderſeitigen Dienern, die ihnen bei ihrer Liebesintrigue behilflich geweſen, ein, ſich während der Trennung ja nichts Aehnliches zu Schulden kommen zu laſſen, ſo wie der Abreiſende auch ſpäter die Untreue ſeiner Gattin nicht ſo leicht geglaubt haben würde, wenn ſie nicht als Mädchen ihren Vater mit Liſt hintergangen hätte.

Die Gefahren der Abweſenheit zeigen ſich. Der Indianer kommt zurück, reich geworden, aber noch nicht von ſeiner Liebe geheilt. Eine Verwandte Blanka's, Da. Ines, hat ſich ſchon früher in ihn verliebt und benützt ſeine Leidenſchaft, um ihn mit Hilfe der verſchmitzten Zofe Leonora ins Haus einzuführen, wo er ſich im Dunkeln mit ihr vergnügt, in der Meinung, Da. Blanka zu genießen. Höchſt komiſch wird er im Herausgehen von dem andern unglücklichen Liebhaber D. Bernardo überfallen, der ſomit den Ehrenhüter der Frau ſeines Nebenbuhlers macht. Er muß verſprechen, ſich ſogleich von Sevilla zu entfernen. Don Bernardo glaubt nun aber auch, etwas wagen zu dürfen. Er wird aber von Da. Blanka aufs ſchmählichſte abgeführt, worüber es ſogar zum Duell mit ihrem Vater kommt. D. Felix begegnet auf ſeinem Wege dem rückkehrenden Veinticuatro, den er nicht kennt und dem er ſein gutes Glück zugleich und ſein Unglück erzählt. D. Pedro bewegt ihn zur Umkehr, verſpricht ihm Beiſtand u. ſ. w. Eben im Begriff, ſeine ſchuldige Frau zu tödten, klärt ſich das Mißverſtändniß auf, und alles nimmt ein gutes Ende. An dem Stoffe iſt gerade nicht gar zu viel, die Ausführung aber iſt ſo vortrefflich, daß, wenn die gefährlichen Vorgänge bei Nacht und der Zwiſchenraum von drei Jahren zwiſchen dem erſten und zweiten Akte nicht wäre, eine Bearbeitung für die deutſche Bühne ſehr lohnend ſein müßte.

---

[1] Rathsherr.

Porfiar hasta morir.[1] Die Geſchichte jenes ſpaniſchen Dichters, Mazias, den der Gatte ſeiner Geliebten durch einen Speerwurf tödtet, weil er, außen am Thurme ſtehend, ihn inwendig ein Liebesgedicht ſingen hört. Das Ganze vortrefflich gehalten, bis auf den Schluß, der mir etwas übereilt ſcheint und dadurch an Wirkung verliert. Sehr gut die Charaktere der Geliebten und Gattin Klara und des Großmeiſters von Santiago. Mazias und ſein Nebenbuhler Tello nach Lope's Art nicht beſonders ſcharf, aber darum nicht minder gut gehalten.

---

[1] Beſtändig bis zum Tode.

La envidia de la Nobleza.[1] Der Untergang der Abencerragen. War, glaube ich, ſeiner Zeit eines der berühmteſten Stücke Lope's, und iſt auch wirklich vortrefflich. Niemand hat, wie er, die Chronik und die Romanze geltend zu machen gewußt. In dieſem Stücke geht es ſo weit, daß bei der Zuſammenkunft der Königin mit dem geliebten Abencerragen, beide offenbar wörtlich Stellen aus einer Romanze herſagen, wobei ſie von ihrem Verhältniß, wie von einem fremden erzählend, ſprechen. Demungeachtet verfehlt es ſeine Wirkung nicht. Der Schluß, wie bei Lope häufig, matter als das Uebrige.

El robo de Dina.[2] Der Eingang eigentlich bibliſch-patriarchaliſch. In der Folge tritt es zum Theil aus dieſer Haltung heraus und wird allgemeiner, nur Jakob und ſeine Söhne beharren. Dina, eine eigentliche Spanierin. Etwas ſtark die Scene, wenn ſie, unmittelbar nach ihrer Schändung, mit zerrauften Haaren und maltratada[3] aufs Theater kommt, ſo wie, wenn ſie, ſpäter den Vorgang ihrem Vater erzählt. Uebrigens alles das ſehr gut. Ebenſo das Verhalten Jakobs, der ſich mit einer Vermählung begnügt. Dagegen die hebräiſche Rachſucht ſeiner Söhne, in die Dina ſelbſt, ächt ſpaniſch, einſtimmt. Glückliche Dichter, die ein ſo wenig verbildetes Publikum vor ſich haben, daß ſie Umſtände, wie die Beſchneidung des ganzen Volkes von Sichem, erwähnen können, ohne einem Grinſen zu begegnen. Das von Lope oft gebrauchte Kunſtmittel, einem dem Geſchicke Verfallenen, ſeinen eigenen Schatten erſcheinen zu laſſen, hier vor dem Tode Sichems nicht ſehr glücklich angebracht. Dagegen der Schluß wieder vortrefflich. Die Hirten ziehen nach vollbrachter That mit ihren Heerden weiter. Sogar die ſcherzhafte Perſon kommt noch einmal vor, und die Sorge für die Heerden nimmt die letzten Verſe des Stückes ein. Gewiß: an Naturempfindung und Einwohnen in den Kern der Begebenheit hat Niemand Lopen übertroffen.

---

[1] Der Neid des Adels.

[2] Die Entführung der Dina.

[3] Mißhandelt.

El saber puede dañar.[1] In zwei Gattungen des Drama iſt Lope ſchwach (als Gegenfüßler Calderons, der gerade darin ſeine Stärke hat): in ſolchen, die einen philoſophiſchen oder moraliſchen Satz an die Spitze ſtellen und lehrhaft die Idee in der Handlung ausführen; dann in den eigentlichen Verwicklungs-Komödien. Das gegenwärtige Stück ſoll eines der letztern Gattung ſein, die Intrigue iſt aber weder neu, noch durchgeführt, und überhaupt außer einigen glücklichen Scenen und guten Charakteren (Celia) nicht viel Beſonderes an dem Ganzen.

Los pleitos de Ingalatérra.[2] Soll ich denn immer fortfahren, dieſe höchſt wunderlichen Produktionen als vortrefflich anzuſprechen? Und doch kann ich nicht anders. Es iſt ein Reiz der Natürlichkeit, eine Atmoſphäre von Poeſie, und bei den barockſten Anläſſen eine Wahrheit der Ausführung, der man nicht widerſtehen kann. Z. B. daß König und Königin nach einer Trennung von freilich zwanzig Jahren ſich nicht wieder erkennen, wenigſtens er ſie auch ſpäter nicht, und ſich von Neuem in einander verlieben. Wie ſeine Neigung nach und nach geradezu ſinnlich wird, die beiden ſich auf dem Wege nach London in die Gebüſche verlieren. Was ſie ſich da ſagen, und wie die beiden begleitenden Bauern, um die Tugend ihrer bis dahin muſterhaften Herrin, anfangen beſorgt zu werden.

---

[1] Das Wiſſen kann ſchaden.

[2] Die engliſchen Händel.

Die Doppelſcene, die daraus entſteht. Ich weiß damit nichts zu vergleichen. Die Liebesſcene in Romeo und Julie erſcheint dagegen beinahe wie gemacht.

Los palacios de Galiana.[1] Wahrſcheinlich beſtehen oder beſtanden zu Lope's Zeiten in Cordova Ruinen, die im Munde des Volkes palacios de Galiana hießen. Dadurch gewann das Stück für den Spanier ein örtliches antiquariſches Intereſſe, das gegenwärtig wegfällt. Einige gut ausgeführte Scenen ſind nicht abzuleugnen, ebenſo einige geſchickt geführte, z. B. wo der Graf Arnaldo den Wachen, die Geſchichte einer Befreiung in ſeinem Vaterlande erzählt, und dadurch, der vom Balkon zuhörenden Prinzeſſin, die Mittel zu ihrer eigenen Flucht andeutet. Ebenſo mußte eine gute Wirkung machen, jene frühere Scene mit der Unterredung des Liebespaares, in Gegenwart des Vaters und ſeiner Geliebten, indem Carlos ſtatt des Erſteren zur Letzteren ſpricht, dabei aber den Sinn der Worte auf Galiana richtet, indeß dieſe, hinter der Freundin verborgen, ihr die Antworten ſoufflirt, die der König auf ſich bezieht. Das Prototyp aller ſpaniſchen Liebesheldinnen iſt übrigens die im Stücke vorkommende Armelinda, die, trotz ihrer wüthenden Liebe zu Einem, doch aus einer Hand in die andere geht, vier- oder fünfmal im Begriffe iſt, geſchändet zu werden, alle Abſcheulichkeiten aus Eiferſucht begeht, und am Ende doch rein daſteht, wie friſch gefallener Schnee. Mit dem Haupthelden Karlos ſcheint übrigens nichts mehr und weniger als Karl der Große gemeint.

El saber por no saber, y vida de S. Julian.[2] Schade, daß in dem Exemplar der Hofbibliothek, das ich benütze, der Schluß fehlt. Der Charakter der Hauptperſon, menſchlich genommen, etwas outrirt bis zur Annäherung an Heuchelei und Unwahrhaftigkeit, aber im damalig katholiſchen, d. i. mönchiſch-pfäffiſchen Sinne nicht zu tadeln; für jeden Fall aber höchſt wirkſam. Die Geſchichte des Studenten Claudio und der Schankwirthstochter Iſabella eigentlich kunſtmäßig als Mittelpunkt der übrigen iſolirten Ereigniſſe hingeſtellt, ſo daß ſelbſt der den Heiligen allerwege begleitende alberne Laienbruder Tome, anfänglich als eine Art Diener und Begleiter Don Claudio's erſcheint. Ebenſo wußte er die ſchelmiſche Ines und den Mohren Ali, indem er ſie an mehreren Orten einflocht, aus dem rein Epiſodiſchen herauszuziehen.

---

[1] Der Palaſt der Galiana.

[2] Wiſſen, um nicht zu wiſſen, und das Leben des h. Julian.

Guardar y guardarse.[1] Don Felix und Chakon kommen. Sie fliehen aus Kaſtilien und haben den Weg verloren. Dazu Doña Elvira und Hippolyta als Landmädchen gekleidet. Wir erfahren, daß Elvira vom Könige von Arragonien geliebt und deßhalb von ihrem Bruder, dem Almirante, in einem einſamen Landhauſe abgeſondert gehalten wird. Die Reiſenden wenden ſich an ſie. Felix erinnert ſich des Ovid und ſeiner Nymphen, und wir ſind eines Schlages auf dem Gebiete der Phantaſie. Redensarten der ausgeſuchteſten Qualität, werden mit vornehmer Sicherheit abgelehnt und in Schranken gehalten. Für jeden Fall aber das nahe gelegene Landhaus als Ausruheplatz angeboten, wobei man jedoch Sorge trägt, daß Name und Stand der Wirthinnen verborgen bleibe.

Warum Don Felix aus Kaſtilien entflohen, erfahren wir in der zweiten Scene, wo König Alonſo die Beleidigungen auszugleichen ſucht, die einem Don Sancho von Felix zugefügt worden ſind. Seine Bemühungen bleiben übrigens fruchtlos, und er iſt genöthigt, den Racheſchnaubenden gefangen ſetzen zu laſſen, da er droht, den Gegner zu tödten.

---

[1] Hüten und ſich hüten.

Auf dem einſamen Schloſſe finden wir Felix und Elvira wieder. Sie verhehlt den Eindruck nicht, den er auf ſie gemacht, erklärt aber jedes nähere Verhältniß für unmöglich und gibt ihm, indem ſie ihn fortſendet, einen Empfehlungsbrief an den König von Arragonien mit.

Indem nun Don Felix ſeine bella labradora, mas que de campos, de almas, y de enojos,[1] höchſt verliebt mit der Sonne vergleicht, kommt Hippolyta und beſchenkt ihn mit Juwelen als Zeichen ihrer Gunſt.

Der König von Arragonien und der Admiral. Der König, der ſeine Liebe zu Elviren dem Zuſeher deutlich genug macht, eröffnet ihrem Bruder den Plan, ſie zu vermählen, ohne zu ſagen mit wem. Es könnte wohl der König ſelbſt dieſer Gemahl ſein, meint der Almirante, beſchließt aber doch, vorſichtig zu ſein.. Don Felix bringt ſeine Empfehlungsbriefe. Wir erfahren jetzt als den Grund ſeiner Flucht aus Kaſtilien, daß er aus Eiferſucht wegen einer Doña Blanca ſeinen Nebenbuhler Don Sancho beim Ballſpiel mißhandelt:

y levantando la pala
le doy lo que parecia
el nombre si es mas afrenta
que con mujer los reciba.[2]

---

[1] Schöne Arbeiterin, nicht ſowohl des Feldes, als der Seelen und des Unwillens.

[2] Und die Rakete (zum Ballſpiel) erhebend, gebe ich ihm, was dem Namen (nämlich palo, der Schlag, um die Aehnlichkeit der Worte pala und palo dreht ſich das Wortſpiel) ähnelt, und was eine um ſo größere Beleidigung iſt, wenn man es in Gegenwart einer Frau erhält.

Es liegt hier wohl das Wortſpiel von pala und palos (Prügel) zu Grunde. Der König verſpricht ihm Schutz und übergibt ihn dem Almirante zu hüten.

Indeſſen ſind Elvira und Hippolyta vom Lande angekommen und in ihrem Hauſe abgeſtiegen. Der Almirante ſtellt Don Felix als ſeinen Schutzbefohlenen vor.

Der Almirante bleibt mit ſeinem Diener, der ihm ein Schreiben übergibt, das ein durcheilender Kurier gebracht. Es wird erbrochen und enthält die Nachricht, daß die Familie der Mendoza', einen vom Almirante durch Verweigerung einer Heirath ihnen angethanen Schimpf zu rächen, Don Felix abgeſendet habe, den Beleidiger zu tödten. Und nun beginnt die Situation, die der Titel enthält: Hüten und ſich hüten. Sie erfordert einen ausgezeichneten Schauſpieler, denn die Furcht des Almirante darf nie eigentlich burlesk werden, wie denn auch ſeine Worte und Ausdrücke immer würdig bleiben und nur Geberde und Benehmen die komiſche Beimiſchung geben. Der Gang der Handlung hat weiter eben nichts Ausgezeichnetes. Merkwürdig aber iſt der Charakter Elvirens, eine eigentliche Verſinnlichung der ſogenannten sal española.[1] Wenn das Porträt von Felix früherer Geliebten gefunden wird, und ſie anfängt, eiferſüchtig zu werden. Die burlesken Verſe, mit denen ſie die Unterſchrift des Bildes ergänzt:

Doña Blanca es esta dama
„asi su galan lo quiere
„por si acaso se perdiere
„que sepan como se llama.“[2]

---

[1] Des ſpaniſchen Witzes.

[2] Donna Blanca iſt dieſe Dame, ſo will es ihr Verehrer, damit, wenn ſie etwa verloren gienge, man wiſſe, wie ſie heiße.

Das alles iſt unwahrſcheinlich und zwar um ſo mehr, als es nur ein geiſtiger Hauch iſt, der jeder Zergliederung ſpottet.

Uebrigens wiederholen dieſe Dichter in einzelnen Zügen und Sätzen nicht nur ſich ſelbſt, ſondern borgen auch von einander, wo man dann nicht weiß, welcher das Original und welcher die Copie iſt. Einmal kommt vielleicht ſogar ein Hieb auf Calderon vor:

. . . . . primero que veas
que . . . .
me caso contra mi gusto
. . . .
avrá estrellas en la mar
y flores en las estrellas.[1]

Wenigſtens gehören Vermengungen wie letztere unter Calderons Lieblingsfiguren.

La hermosa fea.[2] Eins von der Art Stücken, in der Lope nicht glücklich iſt, und um derentwillen ihm Lord Holland Mangel an Urtheilskraft Schuld gegeben hat. Der Stolz, mit dem die Prinzeſſin von Lothringen, Eſtela, alle Bewerbungen zurückweist, bringt Ricardo den Herzog von Polen auf die Idee, ſie dadurch zu reizen, daß er ihr zu Ohren kommen läßt, er habe ſie häßlich gefunden. Zugleich aber weiß er ſich unter falſchem Namen in ihr Haus einzuführen und ſie in ſich verliebt zu machen u. ſ. w. Obwohl man nun nicht ſagen kann, daß die beiden Theile dieſes Doppelplans in keiner Verbindung mit einander ſtehen, ſo wirkt doch die Hauptidee bei weitem nicht genug aus, und wenn der verkleidete Herzog nur liebenswürdig genug iſt, um als Mann zu intereſſiren, ſo hätte es des Reizmittels der beleidigten Eitelkeit gar nicht bedurft, um auch ſo zum Ziele zu gelangen. Was aber Mangel an Urtheilskraft ſcheint, iſt eigentlich nichts, als die Uebereilung der Vielſchreiberei und eine gewiſſe epiſche Gleichgiltigkeit, die die Fakten ſo hinrollen läßt und ſie theilweiſe ausbildet, ohne ſich um ihren Zuſammenhang ſonderlich zu kümmern. Liebevolles Haften am Beſondern iſt der Fehler, aber auch der unermeßliche Vorzug Lope de Vega's.

---

[1] Zuerſt damit du ſeheſt, daß . . . ich mich gegen meinen Willen vermähle. Sterne wird es im Meere geben und Blumen in den Sternen.

[2] Die ſchöne Häßliche.

El caballero de Olmedo.[1] Da iſt nun gleich wieder im erſten Akt ein ſo abgeriſſenes Ereigniß, das mit allen Vorbereitungen einer Intrigue angeknüpft wird und, wenn es eintritt, nicht die geringſte Wirkung auf den Gang der Handlung ausübt. Ines, um ihren verborgenen Liebhaber an einem Zeichen zu erkennen, ſchreibt ihm, ſie werde eines ihrer grünen Schuhbänder ans Fenſtergitter binden, das er nehmen und am Hute tragen ſoll. Nun kommt ihm aber der vom Vater begünſtigte Bräutigam zuvor, eignet ſich das Band zu, ja theilt es ſogar mit ſeinem Freunde, dem Bewerber der zweiten Schweſter, und ſie erſcheinen nun beide mit dem grünen Bande. Aber es erfolgt nichts daraus, und kaum geſchehen, iſt es auch ſchon wieder vergeſſen. Uebrigens iſt das Stück offenbar nach einer alten Romanze bearbeitet, und er führt eben die Umſtände noch einmal auf, wie ſie dort vorkommen.

Aber wie vortrefflich die Scene, wo er den Brief ſeiner Geliebten erhält und ihn nur ſtellenweiſe lieſt, weil man ſo viel Süßes auf einmal nicht vertragen könne. Das Liebesgeſpräch an der reja,[2] und wie ſie ſo natürlich findet, daß er abreiſe, um ſeine Eltern nicht die Nacht über in Sorge zu laſſen. Es iſt ein Zauber der Natürlichkeit über all dieſen Scenen, der ſich nur empfinden läßt.

---

[1] Der Ritter von Olmedo.

[2] Gitterfenſter.

El bastardo Mudarra.[1] Die Geſchichte jener ſieben Infanten von Lara, in all ihrer Chroniken- oder vielmehr romanzenartigen Urſprünglichkeit dargeſtellt, bis auf die ſieben Steine, die die rachſüchtige Doña Lambra dem alten Vater täglich ins Zimmer werfen läßt, um ihn an den Mord ſeiner Söhne zu erinnern. Der Schluß übereilt, wie bei Lope häufig.

La ilustre fregona.[2] Nach der bekannten Novelle des Cervantes, aber, wenn ich mich recht erinnere, mit weſentlichen Verbeſſerungen, als Luſtſpielhandlung betrachtet. Namentlich der den Herrn vorſtellende Diener als Liebhaber nach der Mode, der ſich im Original nicht vorfindet. Ueberhaupt das Ganze konſequenter und zuſammenhängender, als es ſonſt bei den komiſchen Stücken Lope's der Fall iſt, ein eigentliches Luſtſpiel, ſo daß es ohne Abänderungen auf der heutigen Bühne unfehlbares Glück machen müßte. Höchſtens die Art, wie der Tomas zum Beſitze des Bildniſſes kommt, und die Gewaltthätigkeitsgeſchichte im letzten Akt müßte etwas anders angedeutet werden.

El nacimiento de Christo.[3] Ein wunderliches Stück, das mit dem Sündenfalle anfängt. König Adam und Königin Eva, von Unſchuld und Gnade begleitet, werden durch die Schlange, Schönheit und Neid, verführt. Gott Vater tritt als Kaiſer des Himmels auf und Gott Sohn als göttlicher Prinz.

---

[1] Der Baſtard Mudarra.

[2] Die vornehme Küchenmagd.

[3] Die Geburt Chriſti.

Uebrigens iſt mir bei dieſer Gelegenheit aufgefallen, daß meines Wiſſens noch nicht darauf hingedeutet worden iſt, welcher Akt der auch äußerlichen, ſymboliſchen Genugthuung darin liegt, daß die durch den verbotenen Genuß des Apfels verlorene Reinheit, durch den Genuß des göttlichen Leibes wieder hergeſtellt wird. Das Heilmittel iſt wunderlich, aber großartig kombinirt. Gewiß, der Witz iſt in das Chriſtenthum nicht erſt durch die Scholaſtiker hineingekommen.

Iſt der erſte Akt metaphyſiſch und wunderlich, ſo ſteigt der zweite dafür ins Menſchenleben herab und iſt um ſo beſſer. Originell die Art, wie Joſeph und Maria aufgefaßt ſind. In aller traditionellen Noth und Entblößung, und doch der königlichen Abſtammung ſich bewußt und als Könige ſich fühlend. Man wird an die alten Gemälde erinnert, wo Maria im Stroh des Stalles, aber zugleich in goldverzierten Kleidern, ihr Kind beſorgt. Dann die Hütte der Hirten, vielleicht zu ſehr ausgeſponnen, aber Lope liebt, ſich in die Einzelnheiten des Schäfer- und Landlebens zu vertiefen. Gibt es etwas Anmuthigeres als dieſe Hirtin Delia, die den Kopf in die Kapuze und die Hände in die Aermel verſteckt, vor Kälte trippelt, wie denn überhaupt die ganze Scene, den Froſt der Jahreszeit und die Noth der obdachloſen Gebärerin, aufs Lebhafteſte verſinnlicht. Den größten Theil des dritten Aktes nimmt ein Geſellſchaftsſpiel der Hirten ein, nach Art unſeres Schenkens und Logirens. Wohl etwas zu ſehr ausgeſponnen. Hierbei Erſcheinung des Engels. Joſeph und Maria kommen mit dem Kinde, offenbar von der Beſchneidung, was wunderlich genug iſt, aber ganz dem Taufen der Kinder, gleich nach der Geburt entſpricht. Ankunft der drei Könige mit Tänzen und Geſängen, wo ſich beſonders das Kauderwälſch der Mohren ſehr gut ausnimmt. Sie meinen, ihre Schwärze rühre vom Sündenfalle her, und hoffen nun alles von dem weißen Lamme. Schluß.

Los Ramirez de Arreliano.[1] Zerfällt für uns, trotz der Einheit der Hauptperſon und einigen ſehr geſchickt durch das Ganze mitlaufenden Nebenperſonen, ziemlich undramatiſch in drei abgeſonderte Begebenheiten, nach Anzahl der Akte, für den Spanier aber, dem es die Verherrlichung eines ſeiner großen Geſchlechter und, was die Einheit gibt, die Geſchichte der Ueberſiedelung dieſes Geſchlechtes von Navarra nach Kaſtilien war, mußte wohl ein Ganzes, aus den ſonſt auch ziemlich geſchickt hie und da mit einander durchflochtenen Theilen, werden. Die Einzelnheiten ſo gut, als es bei Lope faſt immer der Fall iſt. Der Schluß ein wenig gar zu objektiv, wo Enrique von Traſtamara den König Pedro gegen ſein gegebenes Wort anfällt und ſo gut, als meuchelmordet, der redliche Arrelano aber, ohne ein Arges daran zu nehmen, in ſeiner Ergebenheit und Liebe gegen den Mörder beharrt. Im Dialog ſelbſt einmal merkwürdig der Unterſchied zwiſchen honra und honor, ungefähr wie wir Ehren und Ehre unterſcheiden.

Don Gonzalo de Cordova. Gleich der Anfang, die Liebesgeſchichte des ſpaniſchen Fähnrichs, Juan Ramirez, mit der neapolitaniſchen Dame Liſarda: wie er in den Krieg zieht, Verzweiflung von beiden Seiten; doch kaum iſt er fort, ſo werden die Bewerbungen eines Nebenbuhlers angenommen, und zurückgekehrt, ſie noch einmal zu ſehen, findet er ſie ſchon auf einer Luſtpartie mit dem neuen Geliebten, das alles ſo vortrefflich, daß es dem Beſten an die Seite zu ſetzen iſt, was im Luſtſpiele je geleiſtet worden iſt.

---

[1] Die Ramirez von Arreliano.

Die darauf folgenden hiſtoriſchen Perſonen, der Baſtard von Mannsfeld, der Biſchof von Oſta (?)[1] und der Herzog von Bouillon von einer und Gonzalo von Cordova (natürlich nicht der gran Capitan),[2] Baron Tilly und Franzisco Ibarra von der anderen Seite, treten nicht mit der Prägnanz auf, die Lope ſonſt in ähnlichen Fällen zeigt. Die komiſchen Auskünfte des Bedienten Barnabe über ſeine Perſon gegen den Feldherrn ſind übrigens ſehr gut.

Im zweiten Akt tritt eine flamändiſche Dame, die Geliebte des Mannsfeld, auf, der Barnabe, auf gut ſtraßenräuberiſch, eine Kette mit dem Bilde ihres Liebhabers abnimmt. Aber auch Liſarda erſcheint wieder in Mannskleidern, dem Fähnrich Juan Ramirez nachreiſend. Sie wird, von ihm aus dem brennenden Dorfe gerettet, das die Lutheraner aus Rache angezündet. Kriegsrath der ſpaniſchen Feldherrn. Nun gewinnt auf einmal die Figur Cordova's für den Leſer die Haltung, die ſie für den Zuſeher gleich von vornherein haben mußte. Wir erfahren nämlich, daß er ein noch junger Menſch, mancebo, iſt, gegen welche Jugend die Ruhe und der Ernſt, die er bisher gezeigt, charakteriſtiſch genug abſticht. Auch Mannsfeld kommt mit ſeiner Madama Lauretta, die von ihm drei Gaben: den Kopf Cordova's, die Hauptfahne der ſpaniſchen Armee und die Kette mit ſeinem Bildniſſe begehrt, die ihr ein Spanier abgenommen, den ſie nach deſſen eigener Angabe als Barnabe, Marquez de los Arneros und Conde de la Sebada[3] aus dem Hauſe Lacaya[4] bezeichnet.

Im dritten Akt geht nun das Strafgericht über die

---

[1] Oſtad, Halterſtad.

[2] Große Feldherr.

[3] Markgraf von den Sieben und Graf von der Gerſte.

[4] Hauſe der Lakaien.

Lutheraner los. Sie werden geſchlagen. Der Baſtard und der ketzeriſche Biſchof bleiben. Aber auch der Fähnrich Ramirez wird zur Raiſon gebracht. Trotz der Reue ſeiner Geliebten ſchien ihm denn doch ihr Vergehen zu ſtark. Noch immer verliebt, verweigert er doch die Verſöhnung. Da beſchließt ſie, zu ſterben. Sie ſtürzt in die Schlacht, erobert eine Fahne und kommt auf den Tod verwundet zurück. Nun iſt die Erbitterung beſiegt, die Liebe behauptet ihre Rechte, und glücklicherweiſe kommt die Sinnesänderung nicht zu ſpät, denn die Verwundung war nur erdichtet, und das Paar iſt vereinigt. Ueberhaupt dieſe ganze Liebesgeſchichte ein kleiner Diamant. Das Ganze ſchließt mit einer militäriſchen Revue, die die Infantin Klara Eugenia über die ſiegreichen Truppen hält. Eine gute Nebenfigur iſt die Wirthin Sabina mit ihrem Kauderwälſch, in dem das franzöſiſche bu (vous) und das deutſche niti liston (nicht verſtehe) höchſt wunderlich abwechſelt. Und wenn man bedenkt, daß das gleichzeitige Begebenheiten waren, die den Zeitgenoſſen in einem ſo poetiſchen Kolorit vorgeführt werden konnten.

La Llave de la honra.[1] Da iſt nun wieder mein alter Lope de Vega, ohne ſeine ſonſt häufigen Widerſinnigkeiten, aber auch beinahe ohne Verwicklung, oder die vorhandene ſo kunſtlos, daß ſie kaum ſo genannt werden kann. Aber die Charaktere voll Wahrheit, die Tugend der Frau ohne Uebertreibung, die Liebe des Mannes zu ſeiner Frau, ohne daß ſie ihn unzugänglich machte für die Lockungen des Ehrgeizes. Der Bediente voll geſunden Humors und endlich die Rede, die Verſifikation von einem Fluß, von einem Wohllaut, daß ſie faſt zur Muſik wird, indeß ſie ſich kaum über die Proſa erhebt. Wenn der Plan, die dramatiſchen Werke Lope's herauszugeben, zu Stande kommt, nicht die Deutſchen werden ihn zuerſt erkennen, ſie ſind heutzutage zu natürlich; nicht die Engländer, ſie ſind zu einſeitig in ihren Shakeſpeare verrannt; die Franzoſen werden zuerſt ſeine Naturwahrheit herausfinden, denn ſeit ihnen ihre klaſſiſche Form verleidet worden iſt, ſind ihre Beſſern zugänglich für Alles.

---

[1] Der Schlüſſel der Ehre.

Mas pueden zelos que amor.[1] Wenn damals die Verwicklung neu war, daß eine verlaſſene Geliebte, oder vielmehr eine, die erſt dadurch verliebt wird, daß ihr Geliebter eine Andere heirathen will, ihm nachreist und in Männerkleidern die neue Braut in ſich verliebt macht, ſo daß dieſe ſie heirathen will, ſo mag das Stück intereſſirt haben. Sonſt iſt nicht viel Gutes daran, als die Liebe, die erſt durch die Eiferſucht entſteht, und wie gleich anfangs ihre Entſtehung geſchildert wird. Nicht viel Natur, keine guten Späße, ſonſt Hauptvorzüge Lope de Vega's. Scheint auch in ſpäterer Zeit geſchrieben, wo ſchon Calderon die langen Reden und ihre blumigen Ausſchmückungen in Mode gebracht hatte.

El juez en su causa.[2] Ein ungemein lebendiges Stück. Die Begebenheit novellenartig übereilt, aber reich und gut gegliedert. Die Situationen mannigfaltig und eindringlich, die Figuren ſcharf von einander geſchieden und einen weiten Raum von Exiſtenzen umfaſſend. Das Ganze auf ein Publikum berechnet, das intereſſirt ſein und empfinden, aber ſich dieſer Empfindung nicht in dem Zwang einer nachgeäfften Wirklichkeit, ſondern im freien Spiel des Märchens und der Fabel bewußt werden will. Es fehlt nicht an Momenten, die jeder Tragödie Ehre machen würden. Der Seelenzuſtand Albano's, wenn er ſein Weib tödten laſſen will, und Roſardo's, wenn er die That vollführt und vollführt hat. Die meiſterhafte Scene, in der Erſterer dem Letztern den Mordbefehl gibt.

---

[1] Die Eiferſucht vermag mehr als die Liebe.

[2] Der Richter in eigener Sache.

In den embustes de Fabio[1] (Akt 2) macht er ſich ſelbſt über die Freiheiten luſtig, die er ſich mit der Theatereinrichtung und Wahrſcheinlichkeit erlaubt. Aurelio, an der Thüre des Senators abgewieſen, befindet ſich, ohne die Bühne zu verlaſſen, mit einemmale vor dem Palaſte des Kaiſers, da ſagt er denn:

> cerca llegué por aqui.
> Este es palacio, acá sale
> Neron nuestro emperador,
> que lo permite el autor,
> que desta industria se vale.
> Porque si acá no saliera
> fuera aqui la relacion
> tan mala y tan sin razon
> que ninguno la entendiera.[2]

Das ganze Stück von einer ungeheuren Naturauffaſſung. Die großartige Sinnlichkeit dieſer Fabia, die alles bezaubert, was in ihre Nähe kommt, ſo daß ſelbſt die verſchmähten, die hintergangenen Liebhaber, in der Mitte ihres Haſſes ſich gleich wieder von ihr angezogen fühlen, dabei die Stärke ihres Charakters, die mit dem Tode und allem

---

[1] Betrügereien (Lügen) Fabio's.

[2] Hierher bin ich von ungefähr gekommen, dieß iſt der Palaſt, hier geht Nero, unſer Kaiſer, hinaus, denn ſo geſtattet es unſer Verfaſſer, der ſich dieſes Kunſtgriffes bedient; denn wenn er hier nicht hinausgehen würde, wäre gerade hier die Erzählung ſo ſchlecht und ſo unverſtändig, daß Niemand ſie verſtehen würde.

Gräßlichen ſpielt, und am Ende ſich gegen das Gute zu wenden ſcheint. Man muß ſagen: ſcheint, denn gegen das Ende ſind offenbar mehrere Scenen verloren gegangen, die der Herausgeber durch Wiedereinſchaltung früherer, nach einer anderen Lesart, ausgefüllt hat. Dieſer Umſtand zeigt, wie man mit dem Druck dieſer Komödien überhaupt verfahren iſt, und daß wir kaum berechtigt ſind, aus dem, was wir haben, ein Urtheil über Lope zu fällen. Daneben die Figur des kindiſch verliebten alten Senators, die nichtsnutzige Zofe mit ihrem ſcharfen Verſtand bei aller Unverſchämtheit, und die doch wieder zur Närrin des Burſchen Fabricio wird, in den ſie verliebt iſt.

Contra valor no ay desdicha.[1] Die Geſchichte der Jugend des Cyrus. Von vorn herein recht gut und natürlich. Ein wenig ſonderbar, daß Aſtyages, da man ihm von dem Scherzkönige der Hirten erzählt, ſogleich auf die Idee geräth, daß es ſein Enkel ſein dürfte, den er getödtet glauben muß. Das Uebrige ordentlich und ganz in der milden Art des Lope, daß das Gräuelmahl des Harpagus nur erzählt und zwar ſo ſchonend als möglich erzählt wird. Gegen den Schluß geſtaltet ſich das Ganze etwas ſonderbarer, um den abſtrakten Titel zu rechtfertigen. Derlei Ideologien mögen dem ſchlichten Lope durch das Beiſpiel ſeines jüngern Mitwerbers Calderon aufgedrungen worden ſein, in ſeiner Anlage kommt derlei nicht vor. Die Viſion im dritten Akte ſieht auf dem Papiere ſonderbar aus, durch das Spiel und Haltung konnte ſie aber wirkſam genug werden. Wenn dabei ein Komet über das Theater geht, ſo muß man den Dichter um ſein anſpruchsarmes Publikum beneiden.

---

[1] Gegen die Tüchtigkeit kämpft das Unglück vergebens.

In der Viſion eine ſchöne Stelle, wo von einem Seeſturm die Rede iſt:

> Con remolinos pretende
> el mar, que la nave suba
> á la que argentan estrellas
> por escalas de agua turbia.[1]

In einem andern Stücke vergleicht er noch viel vortrefflicher die See, die ein Schiff herumſchleudert, mit einem Stiere, der einen Menſchen auf den Hörnern ſpießt. (Es iſt in juez en su causa).[2]

Las Batallas del duque de Alva.[3] Ein ſehr artiges Stück, auf die Sage gegründet, daß zur Zeit der Belagerung von Granada, in den Gebirgen der Peña de Francia, ein wilder Stamm gefunden worden ſei, der noch von flüchtigen Gothen aus der Zeit der mauriſchen Eroberung herrührte. Das Ganze beinahe aus nichts gemacht. Die Wilden ſehr gut gehalten. Die übrigen Charaktere nach Lope's Art durchaus nicht ſcharf umriſſen, und doch ſo individualiſirt, daß ſie Niemand gleichen, als ſich ſelbſt. Dieſer völlig vornehme Herzog von Alba, dieſer Liebhaber in ſeiner Hausofficiantenhaltung, dieſe Geliebte, an der eben auch nichts Beſonderes iſt, und die durch die Lage zu einer Art Heldin wird. Wie klug er einlenkt, wenn der Spaß aufs Höchſte geſtiegen iſt, und die als Mann verkleidete Brianza, die Mutter geworden iſt, ihrer wilden Geliebten weiß macht, daß in Spanien die Männer ſchwanger werden und gebären.

---

[1] Mit Wirbeln fordert das Meer, daß das Schiff auf Treppen von trübem Waſſer dorthin emporſteige, wo die Sterne ſilbern leuchten.

[2] Richter in eigener Sache.

[3] Schlachten des Herzogs von Alba

Las cuentas del gran Capitan.[1] Vortrefflich. Einmal der gran Capitan, das Ideal eines Spaniers aus der guten Zeit der Nation. Vor allem aber König Fernando. Ganz wie er war. Mißtrauiſch, argwöhniſch, ohne daß es dem Eintrag thut, was ſein Zeitalter an ihm verehrte. Die beiden Hauptmomente, das Duell, das der Kapitän ſtatt ſeines für feig gehaltenen Neffen übernimmt, in dem er ihn ſelbſt durch Anbohrung des Nachens in Gefahr ſetzt, zu ertrinken, ja ihn wohl gar ertränken will; dann die Ablegung der Rechnung, von der das Stück den Titel führt, wohl zu leicht angedeutet, ja im Augenblicke der Darſtellung kaum ganz auffaßbar und daher unklar.

Es wird aber mit Recht vorausgeſetzt, daß Haltung und Spiel des Schauſpielers das Fehlende ergänzten. Die Schlußſcene, wo der gran Capitan an der Tafel der Könige ſpeist, wohl allerdings die kunſtgemäße höchſte Verklärung des Helden, aber daß deßhalb eigens die Perſonen, die wir zwei Minuten vorher in Neapel verlaſſen haben, nach Frankreich verſetzt werden, eine der dramatiſchen Wildheiten, die der Zeit angehören, Lope aber ſo ſchreiend ſich dennoch ſelten erlaubte.

El piadoso Veneciano.[2] Anfang und Ende ſehr gut, die Mitte ſchwach. Anfangs beſonders der Charakter der tugendhaften Gattin und die Art, wie ſie die Bewerbungen des vornehmen Verführers von ſich weist. Am Schluß vortrefflich, wie der mittlerweile herangewachſene Sohn des letzteren, in der Abſicht, den Tod ſeines Vaters zu rächen, das Haus der verarmten und vereinſamten Lucinda aufſtört und ihm nun ihre Tochter entgegentritt, das Abbild ihrer Mutter. Wie er, von ihrer Perſönlichkeit getroffen, das Vergehen ſeines Vaters und die Rache des beleidigten Gatten begreiflich findet. In der Perſon der Kinder ſich das Verhältniß der Eltern wiederholt, aber gegenſeitig und rechtlich. In der Vereinigung der beiden finden die vorhergegangenen Unthaten Abſchluß und Verſöhnung.

---

[1] Die Rechnung des gran Capitan.

[2] Der barmherzige Venetianer.

La santa liga [1] von Lope de Vega. Die Seeſchlacht von Lepanto mit den ihr vorausgehenden und ſie begleitenden Begebenheiten, dramatiſch behandelt. Der Kaiſer Solim mit ſeinen Liebſchaften, ſeiner Weichlichkeit und der durch alles dieß verurſachten Uneinigkeit unter ſeinen Feldherrn, iſt gewiſſermaßen der Träger der Handlung. Die Epiſode von der in Sklaverei gerathenen Conſtancia nicht bedeutend, ja dort, wo die beiden türkiſchen Feldherrn aus Liebe zu ihr in Zwiſt gerathen, als gar zu ſpaniſch-komödienhaft, wohl gar ſtörend. Dagegen ihr Kind, das alle Zumuthung, Mohamedaner zu werden, und das cortar cierta cosa [2] ſtandhaft zurückweiſt, gewiß ungeheuer wirkſam für Spanier und jene Zeit. Die Scene, wo Solim den Schatten ſeines Vaters ſieht, großartig. Sehr gut wird man in ſchnell wechſelnden Scenen durch Geſpräche einmal von Türken, dann von Chriſten in der Kenntniß vom Gang der politiſchen und kriegeriſchen Begebenheiten gehalten.

Vortrefflich endlich die Art, wie der Zeitverlauf der Schlacht ſelbſt durch ein Geſpräch der perſonificirten drei chriſtlichen Nationen, España, Venecia, Roma, ausgefüllt wird, indeß man im Hintergrunde den Papſt knieend für das Glück der chriſtlichen Waffen beten ſieht. Den

---

[1] Die heilige Liga.

[2] Ein gewiſſes Ding beſchneiden.

Schluß machen zwei Spaßmacher, truhanes, die den Sieger mit wahrſcheinlich damals gangbaren Volksliedern empfangen:

Muera el perro Soliman
Vivan Felipe y don Juan.[1]

Uchali, wenn er aus der Schlacht entflieht, ruft am Schluß einer längeren Jammerrede:

Llevadme á Argel, reniego de Mahoma
O á Meca, porque alli sus huessos coma![2]

Da mußte wohl das Publikum vor Freude außer ſich kommen!

In der Beſchreibung der Schlacht eine vorzüglich lebendige Stelle:

Ya paran el son horrendo
Culebrinas y bombardas.
A cuja musica fiera
Cuerpos por el ayre danzan.[3]

El favor agradecido.[4] Sehr gut der Zug in der Nachtſcene, wo der furchtſame Gracioſo, der beim erſten Zuſammentreffen der beiden Nebenbuhler, deren Einer ſein Herr iſt, die Flucht genommen hatte, das zweitemal, nachdem er ſich gewaltſam in Zorn geſetzt hat, kaum zurückzuhalten iſt, drein zu ſchlagen, obgleich ihm ſein Herr begreiflich macht, daß es gar nicht mehr Noth thue. Derlei Meiſterzüge bei Lope ſehr häufig.

---

[1] Es ſterbe der Hund Selim, hoch leben Philipp und Don Juan!

[2] Führt mich nach Algier, ich fluche Mohammed und Mekka und will ſeine Knochen verzehren.

[3] Schon ſchweigt der gräßliche Schall der Feldſchlangen und Donnerbüchſen, bei deren wilder Muſik die Körper durch die Luft tanzen.

[4] Die dankbar empfangene Gunſt.

Uebrigens die Geſchichte jener Königin (aus der Hecatommiti glaub' ich), deren Liebhaber von einem Nebenbuhler getödtet wird und die ihre Hand Jenem verſpricht, der ihr den Mörder liefere. Da ſtellt ſich dieſer ſelbſt und fordert den Preis, der ihm auch zu Theil wird.

Ich habe das Stück beim Leſen ſo mit eigenen Gedanken vermiſcht, daß ich nicht weiß, ob es gut iſt, oder nicht.

La hermosa Ester.[1] Grüne Augen offenbar damals eine Schönheit in Spanien, denn Ahasverus vergleicht die Augen der Königin Vaſti mit Smaragden (Esmeraldas). (Auch bei Calderon iſt oft die Rede von grünen Augen.)

Dieſe hermosa Ester ſcheint dem Anfange nach zu urtheilen ein vortreffliches Stück zu ſein. Wie das orientaliſch Deſpotiſche in dem Verfahren Ahasverus dadurch gemildert wird, daß eigentlich ſeine Hofleute es ſind, die ihn bereden, die Königin Vaſti zu verſtoßen, daß ſie es ſind, die Befehl geben, alle Jungfrauen von Schönheit und Verſtand ſollten der Wahl des Königs geſtellt werden, indeß er ſelbſt, in dem Andenken an die verſtoßene und dennoch geliebte Vaſti, ſich unglücklich fühlt. Einem neuern Dichter wären dieſe Milderungen nahe gelegen, Lope de Vega aber müſſen ſie hoch angerechnet werden.

Welche ruhige Schönheit in dem Geſpräche zwiſchen Eſther und Mardochai. Wie herrlich das Gebet der Eſther und wie glücklich der Entſchluß Eſthers, ſich vor den König zu ſtellen, aus dem Wunſche abgeleitet, ihrem leidenden Volke nützlich zu ſein.

Im Uebrigen auch ſehr gut. Vortrefflich der Gegenſatz Hamans und Mardochai's. Wie der eitle Haman ſich beinahe körperlich krank fühlt über den Gedanken, daß ein Mann im Lande ſei, der ihm die ſchuldige Achtung verſage. Die Scene, die wirklich auf dem Theater vorgeht, wo Haman das Pferd am Zaume führt, auf dem Mardochäus im Triumphe einherzieht und beide ſich über ihre Lage in kontraſtirenden, länger fortgeſetzten Reden äußern, voll von jener naiven Sinnbildlichkeit, die im Dramatiſchen von ſo großer Wirkung iſt, wenn das Publikum ſich einmal aus jener engen franzöſiſchen Wahrſcheinlichkeit hinausgedacht hat, die der Zerſtörer alles Großartigen iſt. Der Gang des ganzen Stückes überhaupt unſchuldig und ſimpel, wie die Quelle, aus der es genommen.

---

[1] Die ſchöne Eſther.

Dieſer Lope de Vega bemeiſtert ſich meiner mehr, als einem Dichter neuerer Zeit gut iſt. Er iſt die Natur ſelbſt, nur die Worte gibt die Kunſt. Wir aber wiſſen mit der geſunden Natur nichts mehr zu machen, höchſtens ihre Extreme ſetzen uns in Spannung.

El leal criado.[1] Der erſte Akt ſehr gut, die zwei folgenden ebenſo matt. Ueberhaupt der erſte Akt unverhältnißmäßig ausgebildet, ein hors d'œuvre, ein Stück für ſich. Es iſt ein Fehler, dem Lope in der Exuberanz ſeines Genies häufig ausgeſetzt iſt, daß er die ſeiner Fabel vorausliegenden Begebenheiten, die etwa in einer einzelnen Scene hinlänglich exponirt wären, gern zu einem ganzen Akte anſchwellt, der ſich dann zu dem Ganzen mehr wie ein Vorſtück zum Nachſtücke, als wie ein erſter Akt zu den übrigen Akten verhält. Mangel an Einheit der Handlung iſt daher ſein häufigſter Fehler.

Im cavallero del sacramento[2] wirft ſich Lope de

---

[1] Der treue Diener.

[2] Ritter des Sakramentes.

Vega auf einmal in den hochtrabendſten Bombaſt (1. Akt: Scene zwiſchen D. Luis und D. Gracia), er, der ſonſt, vergleichungsweiſe, ſo einfach und natürlich iſt. Vielleicht iſt das Stück eines ſeiner ſpätern, und er wollte ſeinen Landsleuten zeigen, daß er auch ſo hochpoetiſch ſein könne, als Calderon und Andere.

Luis de Moncada iſt eben im Begriff, ſeine Geliebte zu entführen, als er erfährt, daß eine naheſtehende Kirche in Brand gerathen ſei. Er verläßt das Mädchen, ſtürzt in das brennende Gebäude und iſt glücklich genug, „den Herrn des Himmels und der Erde“ (die konſekrirte Hoſtie) aus der Flamme zu retten. (Er nennt ſich daher auch in der Folge: den Aeneas ſeines Gottes.) Ja ſeine Euſebie geht ſo weit, daß, nachdem jenes Rettungswerk vollbracht, er doch Anſtand nimmt, zur Geliebten zurückzukehren, um nicht die Hand, die das Berühren ſeines Gottes geheiligt, unmittelbar darauf durch irdiſches Thun zu entweihen. Doña Gracia fühlt ſich beleidigt und heirathet den König von Sicilien.

Die Königin gibt ihrer Muhme, die gleichfalls in D. Luis verliebt iſt, eine Ohrfeige, und dieſe, aus Rache, verräth dem Könige die Anweſenheit des ehemaligen Liebhabers ſeiner Frau. Der König iſt im Begriff, den Nebenbuhler verbrennen zu laſſen. Da ruft eine Stimme: ſo rette ich den, der mich gerettet, und D. Luis und Criſpin verſchwinden durch die Luft. Sie kommen gerade zu rechter Zeit nach Barcelona, um die Franzoſen zu ſchlagen, die eingefallen ſind. Der Kronprinz bleibt, der regierende Graf ſtirbt aus Gram. D. Luis folgt ihm nach u. ſ. w.

Al senado le enfadan cumplimentos:[1] das Publikum liebt keine Weitläufigkeiten, am Schluß des verdadero amante [1] von Lope de Vega, könnte man als Motto über alle ſeine Komödien ſetzen. Sein Publikum wollte keine weitläufigen Motivirungen und Herbeiführungen; die Situation und ihre intereſſante Durchführung war alles, was ſie verlangten, und das hat Lope geleiſtet wie Keiner.

---

[1] Wörtlich: Den Senat langweilen Komplimente.

Er beklagt ſich ſelbſt (in der Vorrede zum 15. Bande), wie es ihm gar nicht mehr möglich ſei, ſeine Stücke auf ihre urſprüngliche Geſtalt zurückzubringen, ſo ſeien ſie von Andern geändert und verunſtaltet worden.

Als ob er für heutige Deutſche geſchrieben hätte, ſagt er bei dieſer Gelegenheit: caso notable, que tengan muchos por bueno aquello solo, que no entienden: creo que tienen razon: porque desconfiando de sus juycios les paresca cosa de poco ingenio, la que con facilidad alcanza el suyo.[2]

Es ſchwebt ein eigenes Unglück über Lope de Vega. Da iſt dieſe mal casada.[3] Die erſten beiden Akte ſo ſchön, der Dialog ſo vortrefflich, die Empfindungen ſo wahr, als je irgend etwas geſchrieben worden iſt, und der dritte Akt ein ſo vollkommener Unſinn, daß der letzte Schmierer ſich deſſen ſchämen würde. Alles Folge ſeiner Vielſchreiberei und Uebereilung. Aber unbeſchreiblich iſt der Zauber dieſer beiden erſten Akte, den ich mit nichts vergleichen kann.

---

[1] Wahrhafte Geliebte.

[2] Merkwürdigerweiſe halten Viele nur das für gut, was ſie nicht verſtehen, ich glaube, daß ſie Recht haben, denn, ihrem eigenen Urtheile mißtrauend, ſcheint ihnen das nicht geiſtreich zu ſein, was ihr eigener Geiſt leicht verſteht.

[3] Uebel Vermählte.

In dem 3. Bande der Obras de Lope de Vega,[1] der eigentlich eine Sammlung von Stücken verſchiedener Autoren iſt, kommt ein Entremes de los Romanos[2] vor, ohne Namen des Verfaſſers, aber offenbar von Lope, nicht wegen des übrigen Inhaltes, der eine ziemlich ſchlechte Nachahmung des Don Quixote iſt, ſondern wegen einer Scene zwiſchen einem unmündigen Buben und einem eben ſolchen Mädel erwähnenswerth, die, indem ſie nur von Kinderſpielereien reden, doch eine ſolche Lüſternheit kundgeben, daß ſie denn endlich auch auf dem Söller des Hauſes in ſo unzweideutiger Lage gefunden werden, daß man ſich genöthigt ſieht, ſie ſchließlich mit einander zu verheirathen. Das iſt ſehr unanſtändig, ja unſittlich, aber mit einer ſolchen Naturwahrheit und — ich habe kein anderes Wort — mit einer ſolchen Süßigkeit geſchrieben, daß nur Lope de Vega und nur in ſpaniſcher Sprache ſo etwas ſchreiben konnte. Ueberhaupt ſind derlei etwas ſchlüpfrige Stellen eine der Hauptſtärken Lope's.

Wenn Jemand in Lope de Vega's exemplo de casadas[3] für die Wahrheitstreue des Stückes auftreten wollte, ſo könnte man ihn ſehr gut auslachen. Eine Mutter, die, da ihr Gemahl und Landesfürſt befiehlt, ihre Kinder auszuliefern, um ſie zu tödten, ohne viel Bedenken die Kinder wirklich ausliefert, ſcheint denn doch gegen alle Natur zu ſein. Lope iſt aber dem Geiſte der allgemein verbreiteten Erzählung und der Meinung treu geblieben, die ganz Spanien von dieſer Frau (Griſeldis) hatte, und ſo entſteht eine eigene Wahrheit, die eine poetiſche und daher wieder Naturwahrheit iſt. Eine Wahrheit nicht in der Sache, ſondern in den Gemüthern.

---

[1] Werke von Lope de Vega.

[2] Zwiſchenſpiel von den Römern.

[3] Vorbild der Vermählten.

Dios hace reyes.[1] Herzog Otto von Polen und ſein Vertrauter Floriberto treten auf. Man erfährt, daß Otto ein Gegner des eben erwählten Kaiſers Konrad iſt, und Floriberto gibt ihm den Rath, ſich, da die Partie nun ſo ungleich ſtehe, zu unterwerfen und Verzeihung anzuſuchen.

Ein Diener meldet einen fremden Ritter an. Er trifft ein. Es iſt Graf Leopoldo mit ſeinem Weibe Eſtela auf der Flucht vor den ſiegreichen Waffen des Kaiſers, nur eben jetzt beſiegt. Der Muth beider iſt aber noch nicht gebrochen, ſie ſinnen neuen Widerſtand, ja Leopoldo hofft mit Otto's Unterſtützung wohl noch einmal den Kaiſer vom Throne herabzuſtürzen. Otto zeigt ſich von gleichen Geſinnungen belebt. Als aber das flüchtige Paar ſich entfernt hat, findet Floriberto's Einflüſterung, daß durch ihre Auslieferung an den Kaiſer die Verſöhnung mit dieſem am vortheilhafteſten eingeleitet werden könnte, nur zu ſchnellen Eingang, und die Einwürfe der Ehre werden durch die razon de estado[2] ſiegreich bekämpft. Hierauf werden wir unter die Fenſter Fauſtina's verſetzt, der der ſiegreiche Kaiſer auf gut ſpaniſch den Hof macht. Nach einem kurzen Geſpräch mit ihr, erſcheint Otto's Vertrauter Floriberto und bietet ihm die Auslieferung des flüchtigen Rebellen an. Scheinbar einwilligend, ſendet doch der Kaiſer, ſobald Jener ſich entfernt hat, ſeinen Diener Leonido, um den Grafen Leopold von dem Verrath zu unterrichten.

In einem Geſpräche Otto's mit einem andern ſeiner Vertrauten, Albano, erfahren wir, daß der wetterwendiſche Herzog von der Schönheit Eſtela's, der Gattin

---

[1] Gott macht die Könige.

[2] Staatsklugheit.

Leopoldo's, bezaubert worden iſt. Dazu kommt das verfolgte Ehepaar und ſetzt durch ſeinen lebhaften Dank für den gewährten Schutz das Schändliche in Otto's Benehmen in noch grelleres Licht. Floriberto, zurückgekommen, ſetzt durch ein Aparte in Gegenwart der Verrathenen den Herzog vom Erfolg ſeiner Plane in Kenntniß. Man beſchließt, Leopoldo noch in derſelben Nacht gefangen zu nehmen. Sie gehen, und während Leopoldo noch einmal ſeinen Dank ihm nachſpricht, kommt des Kaiſers Diener Leonido mit der blutigen Enttäuſchung. Leopoldo beſchließt, zu fliehen, und fühlt den Groll gegen ſeinen großmüthigen Feind mit einemmale verſchwinden.

Der Kaiſer und Fauſtina, Liebesgeſpräch. Wir erfahren, daß die Kaiſerin ſchwanger iſt. Fauſtina wünſcht ihm einen Sohn und Erben. Da meldet ein Diener, daß die Kaiſerin, von Eiferſucht gekränkt, mit einem todten Prinzen niedergekommen ſei. Der Kaiſer, außer ſich, verwünſcht Liebe und Eiferſucht. Eine Art Zerſtörungsluſt bemächtigt ſich ſeiner. Er geht auf die Jagd, die Leidenſchaften mit wilden Thieren vergleichend und verwechſelnd.

Amarilis und Laura, ein Liebespaar, treten auf. Dazu die Köchin Silvia und der Rüpel Bato, der eben wegen Näſcherei aus der Küche gejagt worden iſt. Komiſche Erzählung des Vorgangs. Hierauf Leonido, der eine Unterkunft für den Grafen Leopoldo und Eſtela ſucht. Bato ſieht durch dieſe Ankömmlinge ſeinen Antheil am Abendmahle verkürzt, und da er hört, daß die Frau ſchwanger und nächſt am Gebären ſei, wird auch das Ungeborne unter die Gäſte gezählt. Leopoldo und Eſtela kommen und werden ins Haus geführt. Zu Bato, der allein bleibt, kommt Laura mit der Nachricht, die Gräfin habe einen Knaben geboren.

Der Kaiſer mit Jagdgefolge. Neue Verzweiflung Bato's. Silvia und Amarilis bringen das neugeborne Kind. Sie beſprechen es, wie nur Lope es kann:

Amarilis. Bendigalo el cielo, amen!
¿Que cara?
Silva. Es un angel bello.
Amarilis. ¿Que oyos? y ¿que cabello?
vida los cielos te den.
Silva. Es hecho de mil pinceles
de mil oros, de mil platas.
Amarilis. Parece, que sobre natas
han deshojado claveles
¿que dezis? riendo està.
¿Ay tal gracia? [1]

Der Kaiſer befiehlt, das Kind ihm zu bringen, das ihm ſo viel Neid erregt. Indem er es bewundert und liebkoſt, ruft eine Stimme von innen: Dieſer wird dein Nachfolger ſein. Der Kaiſer entſetzt ſich, hofft aber doch, es könne eine Täuſchung geweſen ſein. Da wiederholt dieſelbe Stimme: Er wird nach dir regieren! Nun beſchließt der Kaiſer, das Kind zu tödten, und übergibt es Leonido zu dieſem Ende. Die Andern aber macht er glauben, er habe es zu einer Wärterin geſendet, welche unter ſeinem Gefolge ſich befinde. Graf Leopoldo kommt und ſtattet dem Kaiſer den Dank für ſeine Verzeihung ab. Da der Kaiſer ſich entfernt hat, fragt Leopoldo um ſein Kind, und nun glaubt dieſer zu erkennen, der Tyrann habe an dem unſchuldigen Sprößling die Vergehen des Vaters rächen wollen. Vortreffliche Scene. Er eilt fort, den Mörder zu tödten oder ſich ſelbſt dem Tode anzubieten. Die Zurückgebliebenen ſprechen ihre Beſorgniß aus, das Ereigniß werde der Gräfin den Verſtand oder das Leben koſten. Bato ſchließt den Akt mit der Hoffnung, bei der allgemeinen Verwirrung alleiniger Verzehrer des Abendeſſens zu bleiben.

---

[1] Amar. Der Himmel ſegne es, Amen!
Was für ein Antlitz!
Silv. Es iſt ein ſchöner Engel.
Amar. Welche Augen? und welches Haar?
Der Himmel ſchenke dir das Leben.
Silv. Es iſt mit tauſend Pinſeln von tauſendfachem
Gold und Silber gemacht.
Amar. Als hätten Nelken ihre Blätter
auf Milch fallen laſſen. Was ſagſt du?
Es lacht, gibt es ſolche Anmuth?

Den zweiten Akt eröffnet Leopoldo, jetzt ſchon alt, in Felle gekleidet, von Enrique verfolgt, der ihn für ein wildes Thier hielt. Wir erfahren, daß Leopoldo's Gattin, Eſtela, deſſelben Tages geſtorben ſei, und Enrique, allein geblieben, öffnet die Thüre einer Höhle, in der man die Verſtorbene, in Felle gekleidet und ein Buch in der Hand, in ſitzender Stellung erblickt. Enrique fühlt ſich von dem Anblicke wunderſam ergriffen, und er nimmt das Buch aus den Händen der Leiche, um etwas Näheres von den Schickſalen des merkwürdigen Paares zu erfahren.

Doriſta und Luzela. Letztere ſpricht in einer wunderhübſchen Stelle ihre Liebe zu Enrique und ihre Hoffnungsloſigkeit aus. Man merkt bald, daß Doriſta, Enrique's vermeintliche Schweſter, was die Liebe betrifft, in einem gleichen Falle iſt. Enrique kommt, er hat in dem Buche die Geſchichte ſeiner Eltern geleſen, von denen er aber noch nicht weiß, daß ſie es ſind, ſo wie er in Doriſten bald ſeine Schweſter ſieht, bald die Wünſche des Liebhabers gegen ſie empfindet. Er hat einige Ahnung, daß er der ausgeſetzte Sohn Leopoldo's ſein könne. Sowohl um dem Widerſtreit ſeiner Empfindungen zu entgehen, als Gewißheit über ſich ſelbſt zu erhalten, beſchließt er, in die Welt und zwar an den Hof zu gehen.

Der Kaiſer mit dem Pfalzgrafen Roland und Gefolge tritt auf. Der Herzog von Polen, Otto, hat neuerdings Unruhen erregt. Der Kaiſer beſchließt, ein Heer gegen ihn zu ſenden, und der Pfalzgraf erhält das Kommando. Aus den Aeußerungen des Kaiſers, namentlich aber aus einem Monologe Rolands geht hervor, daß dieſer die Hand von des Kaiſers einziger Tochter Teoſinda und mit ihr die römiſche Königskrone zu erhalten hofft.

Enrique, angelangt, trifft mit einem Diener des Pfalzgrafen Rufino zuſammen und wird nach einigen recht guten Wechſelreden über Hof und Welt, von jenem unter dieſelbe Dienerſchaft aufgenommen. Sie gehen, und Doriſta tritt in Männertracht auf. Sie hat aus Liebe zu Enrique ihren Vater verlaſſen und beſchließt, erſteren aufzuſuchen. Einige Hofherren kommen, von einer Verſammlung ſich unterhaltend, die der Kaiſer angeſagt und in der, wie ſie vermuthen, er den Gemahl ſeiner Tochter und ſeinen Nachfolger bezeichnen werde. Doriſta wendet ſich fruchtlos an ſie um Auskünfte über ihren Bruder. Rufino, der zurückbleibt und dem der junge Menſch gefällt, nimmt ihn in Dienſt als Page für Enrique. Einige nicht gar ſaubere, aber ſehr komiſche Andeutungen über das Pagenleben. Er fragt ſie:

¿Teneis sarna?
Dor. No.
Ruf. Pues bien
luego no estais graduado
de paje.

Dor. No, que he estudiado
limpieza.
Ruf. ¡Hermoso desden!
¿Sin sabanas muchas noches
avreis dormido?
Dor. Callad
que es mucha riguridad.
Ruf. Poyos y caxas de coches
ya os deben de conocer.
Camisa, una, y ninguna
mientras se lava, si alguna
os haze tanto placer.
¿Alcahuete? ya avreis sido
deste oficio.
Dor. Bien supiere u. ſ. w. [1]

Verſammlung der Großen des Reichs, der Kaiſer erklärt ſeinen Entſchluß, einen Nachfolger zu ernennen. Die Prätendenten prahlen jeder, ſo gut er kann. Der Kaiſer läßt einen Lorbeer bringen (laurel, wohl Kranz oder gar Krone). Die Aeußerungen der Bewerber haben ihn mißtrauiſch gemacht. Indem er wählend herumblickt und endlich ſich beſtimmt, fällt ihm der Kranz aus der Hand. Enrique, der dienend daneben ſteht, hebt ihn auf. Der Kaiſer, wahrſcheinlich darin eine Vorbedeutung ſehend, frägt ihn, wer er ſei. Enrique erzählt mit kurzen Worten ſein Schickſal, und daß er weder Vater noch Mutter kenne. Der Kaiſer hebt die Verſammlung auf, verfügt aber zugleich, daß die Grenzen ſeines Reiches künftig Jedem unterſagt ſein ſollen, der ſeine Eltern nicht anzugeben vermag. Ja er verbannt Enriquen, wenn er binnen drei Tagen dieſer Forderung nicht genüge. Enrique antwortet ganz ruhig: Gran Señor, Dios haze reyes, y los hombres leyes.[1]

---

[1] Ruf. Habt Ihr die Krätze?
Dor. Nein.
Ruf. Nun wohl, dann ſeid Ihr als Page nicht graduirt.
Dor. Ich habe mich der Reinlichkeit befleißigt.
Ruf. Zu was ſo zimperlich! Ihr werdet viele Nächte ohne Betttuch geſchlafen haben.
Dor. Schweigt, das iſt zuviel.
Ruf. Steinbänke und Kutſchenkaſten werdet Ihr ſchon noch kennen lernen. Ein Hemd, und während man ſich wäſcht keines, wenn Euch an dieſem etwas daran liegt, und habt Ihr Euch im Kupplergeſchäft ſchon umgethan?
Dor. Ich werde wiſſen u. ſ. w.

Es wird ihm ſein junger Page vorgeſtellt. Beide erkennen ſich, verheimlichen es aber. Auf die Ermahnung Rufino's, nicht traurig zu ſein, erwidert Jener:

Bien dices
Dios haze reyes, que temo
los leyes, que hazen los hombres
á su voluntad sujetos.[2]

Im dritten Akt ſehen wir das gegen Herzog Otto geſendete Heer unter Rolands Anführung, ſiegreich zurückkehren. Enrique hat ſich ausgezeichnet, auch Doriſta als Page Celio wird rühmlich erwähnt. Der Kaiſer aber, aufgefordert, Enrique zu belohnen, beharrt darauf, erſt wiſſen zu wollen, wer ſein Vater geweſen ſei.

Rufino, mit Enrique zurückgeblieben, gibt dem Jüngling den Rath, irgend Jemanden zu ſuchen, der ſich für ſeinen Vater ausgeben wolle. Graf Leopold, der in ſtandesgemäßen Kleidern eben dazukommt, wird um den Liebesdienſt angegangen, und er iſt bereit dazu, um ſo mehr, als die beiden ſich von ihrem Jagdabenteuer her wieder erkennen und der Graf eine Ahnung hat, daß Jener wirklich ſein Sohn ſein könnte. Auch Doriſta ſoll wieder weibliche Kleider nehmen und für Enrique's Schweſter gelten.

---

[1] Hoher Herr! Gott lenkt und der Menſch denkt.

[2] Wohl ſagſt du, Gott macht die Könige, denn ich fürchte die Geſetze, welche die Menſchen, den ihrem Willen Unterworfenen, vorſchreiben.

Zu Rufino kommt der Pfalzgraf Roland, und da er Doriſta's Umwandlung erfährt, zeigt ſich, daß er Neigung gegen ſie fühle, die Rufino auf Kupplerart ans Ziel zu bringen verſpricht.

Zum Kaiſer, der trübſinnig eintritt, kommt der Pfalzgraf Roland und macht ihm die heftigſten Vorwürfe über ſeine Undankbarkeit, und daß er ihn nicht zum Nachfolger beſtimmt, wie beſchloſſen war. Er geht, und der Kaiſer, höchſt erzürnt, äußert, er wolle jene Wahl ſo ſehr von ſeinem eigenen Gefallen abhängig machen, daß ſie den erſten Soldaten treffen ſolle, der eintreten werde. Kaum ausgeſprochen, tritt Enrique ein, was denn der Kaiſer als eine neue Vorbedeutung aufnimmt.

Enrique iſt eigentlich gekommen, um dem Kaiſer ſeinen improviſirten Vater Leopoldo vorzuſtellen. Da dieſer auf die Fragen des Kaiſers über ſeine eigene Abkunft ſich ausweichend erklärt, erwacht in Jenem von Neuem die Idee, daß er in Enrique doch vielleicht den ihm Gefahr drohenden Sohn ſeines alten Feindes vor ſich habe.

Die Gunſt, die der Pfalzgraf Roland verſcherzt hat, wendet der Kaiſer dem Herzog Celio zu. Er befiehlt ſeinem Sekretär, eine Ausfertigung zu deſſen Gunſten herbeizuholen, die in ſeinem Kabinette liegt, wo ſich auch eine zweite für Enrique befinde. Herbeigebracht, händigt der

Kaiſer die beiden Gnadenbriefe aus und geht. Dabei geſchah aber eine Verwechslung, denn als Herzog Celio den ſeinen lieſt, findet er darin eine Schenkung von zehntauſend Dukaten, worüber er in Wuth geräth und Aufruhr und Verderben droht, indeß Enrique ſich zum Grafen von Schwaben ernannt ſieht, dem erſten Fürſtenthum Deutſchlands.

Rufino macht Doriſten in des Pfalzgrafen Namen Anträge, die dieſe zurückweiſt. Sie geht. Der Pfalzgraf kommt und erfährt von Rufino ſowohl die Abweiſung ſeiner Bewerbungen, als Enrique's Standeserhöhung. Indeß Rufino auf etwas Gewaltthätiges gegen Doriſten zu ſinnen ſcheint, hat dagegen die veränderte Lage der Perſonen offenbar günſtigen Einfluß auf die Geſinnungen des Pfalzgrafen gehabt.

Nach einer kurzen Scene zwiſchen dem Kaiſer und Rufino, in welcher letzterer endlich auch zu einer Belohnung von zweitauſend Dukaten kommt, überlegt Konrad, wem er ſeine Tochter zur Ehe geben ſoll, und beſchließt endlich, ſie dem Grafen (wahrſcheinlich meint er den Pfalzgrafen) zu geben.

Da tritt Enrique plötzlich ein und dankt ihm für dieſe neue Gnade. Da du deine Tochter dem Grafen geben willſt und mich eben zum Grafen gemacht haſt. — Zum Grafen? Das Mißverſtändniß durch die verwechſelte Schrift erklärt ſich. Der Kaiſer begreift, daß gegen ſo viele Schickſalsnöthigungen kein Mittel bleibt, als die Tödtung des Trägers ſo vieler Anzeichen.

Er befiehlt ihm, einen Brief der Kaiſerin zu überbringen, und geht hin, dieſen zu ſchreiben.

Während einer Scene in Leopolds Hauſe, da der Pfalzgraf ihm und Doriſten ſeinen Glückwunſch über

Enrique's Standeserhöhung darbringt, dringt Rufino mit drei Dienern, ſämmtlich verlarvt, ein und rauben Doriſten.

Enrique, auf dem Wege zur Kaiſerin, kehrt bei einem Schüler ein. Während er auf die Poſtpferde wartet und ſeinem Wirth auf die gutmüthigſte Art Protection am Hofe verſpricht, ſchläft er ermüdet ein. Der Schüler betrachtet das kaiſerliche Schreiben, das Jener auf den Tiſch gelegt hat, und da er ſieht, daß man es eröffnen kann, ohne das Siegel zu verletzen, ſo thut er es. Er liest nun den Auftrag an die Kaiſerin, den Ueberbringer des Briefes augenblicklich tödten zu laſſen. Der gutmüthige Schüler radirt das Schreiben und ändert es dahin, daß die Kaiſerin den Ueberbringer auf der Stelle mit ihrer Tochter zu vermählen habe.

Die Kaiſerin mit ihrer Tochter Teoſinda. Enrique langt an. Die Kaiſerin liest den Brief, verwundert ſich, iſt aber bereit, zu gehorchen. Die Tochter deßgleichen, wenigſtens freut es ſie, daß der Bräutigam gut ausſieht. Der Biſchof von Trier wird gerufen zur Vermählung.

Leopoldo und Doriſta; ſie fühlt, daß durch die ihr geſchehene Schmach, Enrique für ſie verloren iſt.

Dazu der Kaiſer und der Pfalzgraf. Der Kaiſer hat bereits erfahren, daß jenes Kind, das er vor Jahren zu tödten befohlen, nicht getödtet, ſondern nur ausgeſetzt worden ſei.

Die Kaiſerin kommt und berichtet, daß ſie den erhaltenen Befehl ausgerichtet. — Alſo iſt er todt? — Todt? Verheirathet. Nur vor Kurzem gingen ſie zu Bette. Er liest den corrigirten Brief, erkennt die Hand des Himmels und beſchließt, einzuwilligen, da er nichts ändern kann. Leopoldo gibt ſich als der, der er iſt, und Enrique's Vater zu erkennen. Die Vorbedeutungen ſind erfüllt. Das neue Ehepaar erſcheint, und ein zweites macht ſich im Pfalzgrafen und Doriſten.

La discreta enamorada.[1] Der ſeltene Fall einer durchgeführten oder wenigſtens durch den Verlauf immer genährten Intrigue. In der That nicht von der feinſten Art, und trotz der Heftigkeit der Leidenſchaften in jener Zeit ſo ſtoßweiſe geführt, daß eben nur ein damaliges Publikum es für baar annehmen konnte. Der Anfang in der beſten Lope'ſchen Manier, bald wird aber auch die discreta enamorada in den wirbelnden Hexentanz hineingezogen.

Sehr witzig die Erzählung der Gerarda, wie ſie, der ſchlechten Geſellſchaft (Compagnie) ihres Gatten überdrüſſig, ſich einen Fähndrich wählte, mit dem ſie in Wort und Werk ſechzehn Monate marſchirte, bis der Neid die Trommel ſchlug und der Gatte, um die Geſchützſalven auf ſeine Ehre zu hintertreiben u. ſ. w.

La Portuguesa.[2] Mag ſeiner Zeit ſehr gefallen haben, wenn die Heldin des Stückes eine vortreffliche Schauſpielerin war, die das Radbrechen des Portugieſiſchen graziös vorbrachte. Sonſt lauter oft dageweſene Verwicklungen. Celia ſogar ohne jene Kunſt oder Natur (was auf eins herauskommt), mit der ſonſt Lope derlei Figuren auszuſtatten weiß. Ob die Liederlichkeit jener Zeit ſo groß war, daß eine muger principal[3] vermummt zu einem Fremden aufs Zimmer kommt, um ſeine Bekanntſchaft zu machen, und ob daher das Ereigniß nur einen Schatten von Wahrſcheinlichkeit hat, kann man jetzt nicht beurtheilen. Zuletzt regnet es die improviſirten Heirathen, die Tauſende von Dukaten und die allgemeine Zufriedenheit.

---

[1] Die kluge Verliebte.

[2] Die Portugieſin.

[3] Vornehme Frau.

El maestro de danzar.[1] Ein armer Edelmann, der ſich in eine der beiden Töchter eines reichen Hidalgo verliebt und, ohne Ausſicht, ſie zu erhalten, ſich im Hauſe als Tanzmeiſter aufnehmen läßt. Wer erwartet da nicht, daß er während der Lection ſich das Mädchen nach und nach geneigt machen wird? Aber beim erſten Zuſammentreffen hat ſie ſich ſchon in ihn verliebt und die Tanzlectionen dienen nur dazu, um verdächtiges Beiſammenſein zu maskiren. Daneben läuft eine Intrigue der ältern, bereits verlobten Schweſter, die einen andern Liebhaber der jüngern auf Rechnung dieſer letzten „genießen" will. Der Tanzmeiſter trägt die Briefe hin und her, verwirrt die Sache und erzeugt ſehr wohlfeile und abgeſchmackte Verwicklungen. Die Tanzlectionen machten wohl, als Neuheit, den Hauptſpaß aus.

Lo que está determinado.[2] Ich ſchäme mich faſt, niederzuſchreiben, daß das Stück mit Ausnahme des dritten Aktes mich ſehr unterhalten hat. Ich ſchäme mich, denn es kommen darin ſo unerhörte Grauſamkeiten vor. — Ein Großvater, der ſeinen Enkel ermorden läßt wegen eines Traumes, der ihm Gefahr durch Jenen droht und der dann wieder auf die Vermuthung, daß ſein mit dem Mord Beauftragter den Auftrag nicht vollzogen habe, dieſem ſein eigenes Kind zum Eſſen vorſetzt — alſo dieſe unerhörten Grauſamkeiten haben mich nicht geſtört, weil die Sache dadurch in die Reihe der Kindermärchen kommt, die alle unerhört grauſam ſind. Zugleich ſind die ländlichen Scenen und der erſte Akt, wie bei Lope alle erſten Akte, ſo gut.

---

[1] Der Tanzmeiſter.

[2] Was beſchloſſen iſt.

daß es mir Vergnügen gemacht hat. Lope hat nicht einmal allen Vortheil aus der allbekannten Fabel gezogen, ſondern begnügte ſich mit ſeiner bequemen Schleuderhaftigkeit, ſich mit beliebten Knalleffecten abzufinden.

San Diego de Alcalá.[1] Da iſt denn doch des Abſurden gar zu viel und nicht einmal das eingemiſchte Halbkomiſche, ſowie die vorkommenden Wunder ſchlagend genug. Da wir übrigens nicht den ächten Glauben haben, ſo können wir auch nicht begreifen, wie die damaligen Leute in derlei Stücken wie in einem Spiegel ſich ſelbſt und ihre Ueberzeugungen wiederfanden. Wahrſcheinlich zum Behuf irgend eines kirchlichen Feſtes geſchrieben.

Los donayres de Matico.[2] Eines der ſchwächſten Stücke von Lope de Vega. Nicht als ob nicht andere eben ſo abgeſchmackt wären, aber kaum iſt eines ſo leer. Außer der Scene, wo Rugero im Lateiniſchen unterrichtet wird und ihm die Redetheile und Paradigmen Gelegenheit zu einigen Doppelſinnigkeiten und Wortſpielen geben, iſt kaum eine zweite, die irgend des Beachtens werth wäre. Daß zuletzt Prinz und Prinzeſſin, die aus Liebe von Hofe entflohen ſind und ſechs Jahre in der Wildniß gelebt haben, jedes mit einem Fremden ſich verheirathet, doch gar zu ſpaniſch.

El perseguido.[3] Das iſt nun eines von Lope de Vega's guten Stücken. Die Charaktere bis auf das Ungemeſſene der Leidenſchaften und das Abenteuerliche, das nun einmal in der Nation, dem Geſchmacke der Zeit und in Lope de Vega ſelbſt liegt, vortrefflich gehalten. Namentlich dieſer Herzog Arnaldo. Auf dieſe Art die Mitte zwiſchen Güte,

[1] Der heil. Jakob von Alcala.

[2] Die Witzworte des Matico.

[3] Der Verfolgte.

Schwachheit und Ehrenhaftigkeit zu halten, iſt nur dem wahren Dichter gegeben. Jede einzelne Aeußerung hängt durch innere Anſchauung mit den gegebenen der Figur zuſammen. Die Herzogin kann von vorneherein mit der Phädra in die Schranken treten, ſpäter wird ſie uns zum Scheuſal; war es aber nicht in einer Zeit, wo die Rachſucht noch als in ihrem vollen Rechte galt. Der ſchwächſte Theil, Leonora da, wo ſie von der äußerſten Heftigkeit über das verrathene Geheimniß ihrer Liebe, ſo daß ſie ſogar ihr Kind zu tödten droht, um ihrem Gatten wehe zu thun, ein paar Scenen darauf, ohne erklärenden Zwiſchenfall, ganz gefaßt und manierlich wieder erſcheint.

El cerco de santa Fé.[1] Dieſes Stück, eine Reihenfolge von Heldenthaten bei der Belagerung von Granada, gewinnt erſt gegen das Ende Conſiſtenz durch die Beſiegung Tarfe's durch Garcilaſo de la Vega. Der frühere Kryſtalliſationspunkt, das Liebesverhältniß des mauriſchen Vorkämpfers mit der ihn verſchmähenden Aliſa, ſehr gut mit Rückſicht auf Tarfe, verliert aber durch die matte Haltung des ihm vorgezogenen Celimo. Die eigentliche Einheit lag aber außer dem Stücke, in der vaterländiſchen Begeiſterung der Zuhörer.

Rey Bamba.[2] Großartig der Monolog Ervicio's, wo er den Himmel anklagt, daß er ihn als Neidiſchen ſchuf, und doch gleich darauf ſeine habgierigen Pläne ins Werk zu ſetzen beſchließt. (I.) Unmittelbar darauf Bamba mit ſeiner Gattin, Zufriedenheit und Wohlwollen in jedem Worte. Derlei Gegenſätze, ungeſucht und aus der Nothwendigkeit der Sache fließend, erfriſchen das Gemüth und gliedern den Stoff. Die Verſammlung der gothiſchen

---

[1] Die Belagerung von Granada.

[2] König Bamba.

Großen, wo Jeder, nicht um zu fechten, ſondern als Sinnbild des Haders, mit gezogenem Schwerte auftritt. Die Scene, wo Wamba die Vorbedeutung der königlichen Würde erhält und wo, ehe die Hand mit der goldenen Krone erſcheint, ihm vorher einleitend und vorbereitend aus den Zweigen deſſelben Baumes, Blumenkränze zufliegen, das iſt alles von einer Schönheit und Einfalt, die nur in jenen Zeiten der reinen Gemüthsauffaſſung möglich war. Zugleich ſind er und ſeine Frau, ohne Schaden ihrer Würde, durch ihre bäuerliche Unſchuld, halb und halb, die Luſtigmacher des Stückes. Mitten unter dieſen phantaſtiſchen Vorgängen: die überliefert hiſtoriſchen Umſtände, daß Wamba der Erfinder von Maß und Gewicht, wohl auch der Früheſte war, von dem ſich Münzen in ſpäterer Zeit erhalten hatten. Ein wenig Radicalismus, da die gothiſchen Großen den König wegen ſeiner niedern Geburt verachten, wogegen er ſich durch heroiſche Thaten rechtfertigt. Schon beginnt das Stück durch den Kronenſtreit mit dem Griechen Paulus matter zu werden, als es auf einmal einen unerwarteten Aufſchwung erhält. Die Sage, daß der letzte König der Gothen, Roderich, als er eine verſchloſſene Höhle frevelhaft eröffnen ließ, dort auf einem Gemälde, das Niemand deuten konnte, den ſpätern Einfall der Mauren bildlich dargeſtellt fand, wird hier auf eine wahrhaft virtuoſe Weiſe, als aus ihrem Ausgangspunkte, eingewoben. Dem Verräther Ervicio, durch den Wamba am Ende des Stückes ſtirbt, wird von dem Mauren Mujarabe die Krone, aber auch vorhergeſagt, daß der dritte ſeines Geſchlechtes Spanien an die Mauren verlieren werde. Er läßt jenes Bild malen und in jener Höhle einſchließen. Das Geſchlecht des Verräthers ſollte jenes Unglück über Spanien herbeiführen. Da die Sage von dem Bilde und der Höhle in jedes Spaniers Munde war, ſo kann man ſich die Großartigkeit der Wirkung denken, die das im Publikum hervorbringen mußte. Lope de Vega erinnert hier an Euripides, der es gleichfalls verſtand, durch ſolche unerwartete Wendungen noch gegen das Ende der Fabel, neue Ausſichten zu eröffnen und das Gemüth emporzuheben. Dieſer König Wamba iſt ein vortreffliches Stück.

Es gilt von Lope de Vega etwas, was Goethe in einem etwas barocken Bilde von Euripides ſagt, wo er ihn mit einer Stückkugel vergleicht, die auf Queckſilber ſchwimmt. Die Wunder des Katholicismus und die Großthaten des ſpaniſchen Alterthums, das Sagenhafte ihrer Geſchichte war ſeinem Publikum ſo geläufig, daß er anklingen konnte, wo er wollte, und ſicher war, in jeder Bruſt Verſtändniß und Wiederhall zu finden. Er iſt die vollkommenſte Proteſtation gegen die Begriffspoeſie. Calderon iſt es ſchon nicht mehr, obſchon ſeine ungeheure belebende Kraft das abſichtliche Moment meiſtens glücklich, ja glorreich überwindet. Darum wäre eine größere Verbreitung Lope de Vega's durch eine neue Auflage ein eigentliches Glück für unſere heutige, in Klügeleien und Abſtractionen verſunkene Welt. Aber freilich, unſere Deutſchen würden ihn nachahmen, wie die Kinder mit Allem zum Maule fahren; und nachzuahmen iſt an ihm nichts. Aber ſich mit ihm erfüllen, die Phantaſie, das Vorhandene und die Beſchauung wieder in ihre Rechte einſetzen, es aber der äußern Form, ja dem Inhalte nach ganz anders machen, als Lope de Vega, das wäre die Aufgabe.

La traycion bien acertada.[1] Man begreift kaum, wie derſelbe Autor einen König Wamba und dieſes Stück ſchreiben konnte. Dort alles weiſe angelegt und auf eine beſtimmte Abſicht bezogen, hier alles willkürlich, loſe, unzuſammenhängend, kaum eine Compoſition zu nennen, ſelbſt über das, der Novelle Erlaubte hinausgehend; Fäden angeknüpft, die gleich wieder zerreißen; das ſcheinbar von vornher Beabſichtigte in den Hintergrund gedrängt und neuen Bezügen Platz machend, die ſich ebenſo in Nichts auflöſen. Der erſt gegen das Ende ſich ſchürzende Knoten, daß Polyxena's Vater die verloren gegangene Tochter dem zur Ehe verſpricht, der ſie ihm wieder bringt, ſteht mit den Begebenheiten der beiden erſten Akte, beſonders mit der Feindſchaft und den Nachſtellungen Gerardo's, in gar keinem Zuſammenhange. Es ſcheint faſt, als ob Lope de Vega mit ſeinem großen **Naturſinne**, in derlei Stücken das Willkürliche und Zufällige des wirklichen Lebens habe nachbilden wollen. Es ſind in Scene geſetzte Novellen. Und da ſein Publikum das Drama doch immer weſentlich als Spiel betrachtete — wie denn ſelbſt in planvollen Stücken, die an das Publikum gerichteten Schlußworte, die Illuſion und ſcheinbare Wahrheit aufheben — ſo hatte es nichts dagegen, einem ſolchen poetiſchen Spaziergange zu folgen, wenn man dabei nur auf Parthien und Gegenſtände ſtieß, die die Mühe des Gehens verlohnten. In dem Ganzen iſt mir nichts Ingeniöſes aufgefallen, als wenn Gerardo, der den Don Antonio herausgefordert und nicht überflüſſigen Muth hat, bei ſeinem Secundanten, dem ſpaniſchen Hauptmann, vorläufig Lectionen im Fechten nimmt. Ein ſo einfaches und aus der Sache genommenes Mittel, Mannigfaltigkeit in die Ereigniſſe zu bringen, daß es der Beachtung und Nachahmung zu empfehlen wäre, wenn das Walten des Talentes überhaupt nachzuahmen ſtünde.

---

[1] Der gelungene Verrath.

Ein Gedanke kommt vor, der an einen Ausſpruch Leſſings erinnert oder vielmehr ganz und gar derſelbe iſt. Als Polyxena verloren iſt, ſagt Don Antonio in ſeinem Schmerz:

no es posible que esté cuerdo,
pues que no me he vuelto loco.[1]

El hijo de Reduan.[2] Das iſt nun ein wildes Zeug. Zwei Alte, die ſich jugendlich verlieben, ohne, wie es ſcheint, darum lächerlich zu werden. Ein König, ſonſt ehrenhaft, der ſeine Gattin zu ermorden beſchließt, um ſich anderweits zu verheirathen. Die Königin, die ihm daſſelbe zurückgeben will, unmittelbar nachdem er ihr, ſie mit ſeiner Geliebten verwechſelnd, körperlich beigewohnt hat. Gomez, der Held des Stückes, gleich bereit, den König zu ermorden, ſobald er erfahren, daß dieſer ihm nachſtellen laſſe. Seine Tapferkeit ohne Gleichen, die ſogar einen wirklichen Löwen zur Anerkennung zwingt, der ſich auch leibhaft vor den Augen der Zuſeher zu ſeinen Füßen niederlegt, welches Ereigniß das Volk von Granada bewegt, den Mörder ſeines Vaters zum Könige zu machen. Wenn das Ganze irgend einen Anſpruch hatte, zu ſeiner Zeit zu gefallen, ſo war es, außer der Luſt am Bunten, wohl nur der Gedanke: Das iſt nun die gerühmte Tapferkeit der Mauren! Derlei Gräuel miſchen ſich in ihre großartigſten Thaten! Das Beſte noch die derben Proteſtationen des Helden gegen die mauriſch-ſpaniſche Galanterie von Lope's Zeitalter. Es fehlt übrigens nicht an guten Stellen. Eine davon, wenn der alte Reduan von ſich ſelbſt ſagt:

---

[1] Es iſt nicht möglich, daß ich bei Verſtande bin, da ich nicht närriſch geworden bin.

[2] Der Sohn Reduans.

Que soy mozo quando viejo,
porque mozo y viejo fui: [1]

Urson y Valentin.[2] Wenn man einmal für einen Dichter eine Vorliebe hat, iſt man in Gefahr, ſich von ihm Alles gefallen zu laſſen. Ludwig Tieck müßte dieſes Stück vortrefflich finden, wenigſtens hat er ſelbſt Aehnliches gemacht, und ich habe auch nichts dagegen einzuwenden. Die Fabel beſitzt alle Fehler eines Drama der damaligen Zeit. Vor Erfindung der Wahrſcheinlichkeit muß man es mit Unwahrſcheinlichkeit nicht genau nehmen. Was aber daran, wie an allen Lope'ſchen Stücken, bewunderungswürdig erſcheint, iſt der Reichthum, mit dem er ſeine Perſonen, und gerade die Nebenperſonen am meiſten, zu individualiſiren und den Ausfüllſcenen Inhalt zu geben weiß. Dieſe wiederholten Schäferſcenen, wo einmal die Sprödigkeit der Weiber, das anderemal die Nachtheile der Blödigkeit, den Stoff des Geſpräches hergibt. Der humoriſtiſche Belardo mit einem Beiſchmack von Fourberie. Der Milchbruder Valentins, der, nachdem ſie ſich im Zank erhitzt, durch brüderliche Nachgiebigkeit rührt und gewinnt. Die bis zum Revoltanten unwahrſcheinliche Scene, wo der König auf die bloße Anklage Uberto's ſein geliebtes Weib, ohne daß ſie eine Einwendung dagegen macht, tödten will, durch das Benehmen Iſabela's zu einem kleinen Meiſterſtücke erhoben und ſo in einen Winkel des Stückes hingeworfen, was ein ärmerer Dichter ſich als einen Effektmoment für eine Hauptſituation aufgeſpart hätte. Ein paar Deutſche von der Leibwache weiß er durch nichts Beſſeres zu charakteriſiren, als durch Trunkenheit, wo denn unter angeblich deutſchen Ausdrücken, als nite fiston (nicht verſtehn), brindis, auch bon ami mit figurirt.

---

[1] Daß ich, obſchon alt, jung bin, denn jung war ich alt.

[2] Urſon und Valentin.

El casamiento en la muerte.[1] Der Charakter des Bernardo del Carpio unübertrefflich, ganz in der Haltung jener herben, heroiſchen Zeit. Die Befreiung ſeines Vaters und die Rehabilitation ſeiner unehelichen Geburt, tauchen wie eine fixe Idee aus all' ſeinen Großthaten empor, in denen er für eine Zeit ſich ſelbſt über dem Vaterlande vergißt. Sein Auftreten am Hofe Karls des Großen (toma silla con estruendo y sientase[2]). Wie dieſes: ſich ſetzen mit Geräuſch durch die Wirkung auf die Sinne, den Eindruck verſtärkt, den ſeine trotzigen Worte auf den Verſtand machen. Die ganze Poeſie iſt nichts als eine Verbindung dieſer beiden Factoren. Immer in ſeinen Hoffnungen durch die Wortbrüchigkeit des Königs getäuſcht, kommt er doch immer wieder auf denſelben Wunſch zurück. Ja endlich entſteht ſogar der Gedanke in ihm, ſich an dem Könige zu rächen, wo er aber nach einer Rede voll Heftigkeit ſich ſelbſt zurechte weiſt.

perdonad Rey y señor
que ladra agora qual perro
que castiga su señor.[3]

Endlich befiehlt der König die Befreiung ſeines Vaters. Er eilt ins Gefängniß und findet den Gefangenen — todt. Wie nun der Schmerz über den Verluſt, die Liebe zu ſeiner Mutter, letzteres bis zur Härte, alles dem Gedanken

---

[1] Die Vermählung im Tode.

[2] Er nimmt einen Stuhl mit Geräuſch und ſetzt ſich.

[3] Verzeiht, König und Herr, denn der Hund, den ſein Herr züchtigt, bellt gleich.

Platz macht, die Ehrlichkeit ſeiner Geburt herzuſtellen. Wie er Doña Ximena, die Mutter, dem Kloſter entreißt, ſie dem todten Vater gegenüberſtellt und beide vermählt, wo er denn die Einwilligung des Todten dadurch ſupplirt, daß er deſſen Kopf mit der Hand faßt und ihn nicken macht. Das iſt von einer Großartigkeit, auf die ein Dichter in unſerer Verſtandeszeit freilich Verzicht leiſten muß.

In ſeiner Art nicht minder gut, der König, der trotz ſeiner Frömmigkeit immer wieder ſein gegebenes Wort bricht.

Die Franzoſen kommen, obwohl ſie als Feinde auftreten, noch ziemlich glimpflich davon, wahrſcheinlich wegen der Ehrfurcht für Karls des Großen zwölf Pairs und ihren Platz in den Romanen und Romanzen der Zeit. Nichtsdeſtoweniger ſind ſie, wo ſie unter ſich auftreten, mit Ausnahme Rolands, ziemlich matt gehalten. Erſt im Unglück erheben ſie ſich durch ihre Frömmigkeit, wo denn dem Dichter wieder ächt Euripideiſch ein Umſtand entgegen kommt, der dem Stücke neuen Schwung gibt. Sie verbergen ein Muttergottesbild in der wahrſcheinlich noch heute ſo genannten peña de Francia [1], und dieſes ſpäter wieder aufgefundene Muttergottesbild, war wahrſcheinlich noch zu Lope de Vega's Zeiten ein Gegenſtand der Andacht und Wallfahrt zur peña de Francia. So kommt alles dem Genie entgegen, vornehmlich in einer ſagenreichen, poetiſchen Zeit.

Was nun aber das Künſtliche des Ausdrucks, die Gleichniſſe, die Wortſpiele in den leidenſchaftlichſten Situationen, überhaupt das Lyriſche im Dialog, vornehmlich im Monolog betrifft, ſo hielt jene Zeit den Begriff der Poeſie auch im Drama feſt, und aus der Poeſie die Poeſie wegzulaſſen, hätte ihnen höchſt wunderlich geſchienen. Es bietet ſich hier der ähnliche Vorgang der italieniſchen großen Opern-Compoſiteure und Sänger dar, die in den leidenſchaftlichſten Situationen Triller und Paſſagen nicht verſchmähen, ohne daß daraus für die Wahrheit des Ausdrucks nur der geringſte Nachtheil entſtünde.

---

[1] Felſen Frankreichs

La escolastica celosa.[1] Dieſe Intriguenſtücke ſind die ſchwache Seite Lope de Vega's. An Intriguen fehlt es zwar nicht, ſie ſind aber ſo ſchlecht mit einander verbunden, jeder Akt knüpft eine neue an, ſo daß man am Ende kaum weiß, wie man den Titel des Stückes rechtfertigen ſoll. So ſind hier zwei eiferſüchtige Studentinnen. Der erſte Akt ſcheint Julien als den Mittelpunkt des Stückes anzukündigen, ja im dritten Akt macht ſie Miene, ſich von Neuem dazu zu erheben. Das verſchwindet aber wieder, und Celia, durch das größere Maß ihrer Thorheiten und ihr überwiegendes Verhältniß zum Helden des Stückes, gibt den Abſchluß und den Namen her. Die Behandlung übrigens mit Lope's gewöhnlichem Leben und Schwung der Rede, warm und überreich, ſo daß, wie ſehr auch ſeine Vergleiche und Spitzfindigkeiten mitunter hinken mögen, man doch bei der Schnelligkeit, mit der Lope ſchrieb, kaum begreift, wie ihm das Alles im Lauf der Feder einfallen konnte.

La amistad pagada.[2] Von dieſem Stücke iſt wenig Gutes zu ſagen. Eine bis zur Caricatur getriebene Dankbarkeit, die im Römer Furio ſelbſt die nächſten Pflichten über dem phantaſtiſchen Wettſtreit der Freundſchaftsbeweiſe vergißt. Dazu die Perſonen alle in einer neblichten Allgemeinheit gehalten, die außer der augenblicklichen Empfindung, nichts Weſenhaftes in ihnen zurück läßt. Ich weiß nicht, ob dieſer Leoneſe Curiene in Geſchichte oder Sage als eine wirkliche Perſon vorkommt.[1] Im Bejahungsfalle wäre Manches zu entſchuldigen. Das Geſchichtliche hat einen geringen Werth für die Poeſie; begründet aber doch den Unterſchied, daß der Dichter bei hiſtoriſchen Perſonen es ſich mit der Objectivirung etwas leichter machen kann, da die Wirklichkeit für ihn einſteht. Sollten es aber erfundene Perſonen ſein, ſo muß man denken, daß das Stück etwa für das Theater von Leon geſchrieben war, wo ein Lokalintereſſe dem allgemein Menſchlichen zu Hilfe kam. Daß Lope außer dem Helden des Stückes auch die Gefangene Claudia zu einer Leoneſerin macht, iſt ein Beweis von ſeinem glücklichen Takt, und rundet den Kern der Handlung nothdürftig ab.

---

[1] Die eiferſüchtige Studentin.

[2] Die erwiederte, vergoltene Freundſchaft.

Die beiden Konſuln mit ihrer knabenhaften Liebe, mitten in den Gefahren und Pflichten des Krieges, eigentliche abgeſchmackte Perſonen, und doch in den Mitteln, die ſie anwenden, und in der Art, wie ſie ſich nach dem Scheitern ihrer Plane benehmen, einigermaßen individualiſirt.

Uebrigens iſt das Stück ein Beleg von der Zerſtreutheit, in der Lope de Vega ſchrieb. Er, der in ſeiner Jugend doch gewiß mit der klaſſiſchen Literatur genug geplagt worden war, miſcht die Epochen und die Heldennamen der römiſchen Welt ſo wunderlich untereinander, daß kaum das Jahrhundert zu beſtimmen wäre, in dem ſeine Handlung möglicherweiſe hätte vorgehen können.

---

[1] Er kommt vor.

Ebenio vergißt er, daß Furio ſich bei der Flucht Curieno's die ſeine Mitwiſſenſchaft verbergenden Wunden ſelbſt beigebracht hat, und läßt ihn mit dem ganzen Gefühle der Wahrheit, dieſelben Wunden als einen Beweis ſeiner Unſchuld in Anſpruch nehmen.

Ueberhaupt herrſcht in allen ſpaniſchen Stücken der damaligen Zeit die traurige Anſicht vor, daß das Glänzende der Handlungen und die Stärke der Leidenſchaft, von allen Anſprüchen der bürgerlichen Moral völlig entſchuldigen.

La comedia del molino.[1] Da wären nun wieder Intriguen über Intriguen, aber die Fugen ſind locker, und es klappt nichts. Der Hauptſpaß, wie ſchon der Titel anzeigt, daß die Verkleidungen in der Mühle vorgehen und die mit Mehl beſtäubten Geſichter die Perſonen unkenntlich machen. Die zweite Atrappe, daß man einen als den Liebhaber Verkleideten zum Schein gefangen nimmt, um die Liebhaberin durch die Beſorgniß für deſſen Schickſal zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wogegen ſie, von dem wahren Sachverhalt unterrichtet, denſelben Umſtand benützt, um die Freigebung ihres Geliebten, eine ſohin unmögliche Sache, als Preis ihrer Gunſtbezeigung von dem verliebten alten Könige zu begehren. — Dieſe zweite Verwicklung ſo loſe hingeſtellt, daß daraus keine rechte Wirkung hervorgehen will. Die Perſonen matt und allgemein gehalten. Daß der alte König ſich Knall und Fall verliebt, ſchadet ſeiner Würde nichts. Ich bin ein Feind jener weithergeholten deutſchen Deutelei, die das Gras wachſen hört, demungeachtet fiel mir aber bei dem Prinzen von vornherein Don Karlos ein, nicht der ſchilleriſch idealiſirte, ſondern der wirkliche, brutal gewaltthätige.

---

[1] Die Komödie der Mühle.

um ſo mehr, als von einer franzöſiſchen Heirath die Rede iſt. Dem Zuſchauer mochte vielleicht Aehnliches vorſchweben. Selbſt das der Anlage nach komiſche Verhältniß der Müllerstochter, die von Liebhaber an Liebhaber abgetreten wird, nicht bis zum eigentlich Schlagenden ausgebildet. Demungeachtet kommen aber alle Ingredienzen vor, um mit Hilfe guter Darſtellung einem Publikum, das die Planmäßigkeit wohl vom Ernſte, aber noch nicht vom Spiele verlangte, hinlänglich zu gefallen.

El testimonio vengado.[1] Wenn die Fabel dieſes Stückes von Lope erfunden wäre, ſo ließe ſich nicht viel Gutes davon ſagen. Es kam ihm aber ſchon wieder eine Sage oder Romanze entgegen, und er ſetzte ſie in Handlung, ohne viel hinzu oder weg zu thun. Daß die Söhne ihre eigene Mutter des Ehebruchs mit dem Stallmeiſter anklagen, weil ſie dem älteſten von ihnen das weiße Lieblingsroß des Vaters verweigert hatte, iſt ein derbes Stück alter Natur, das Lope, als einmal vorhanden, ſich gar nicht viel Mühe gibt, weitläufig pſychologiſch zu begründen. Nicht allein, daß Lope's Zeit derlei glaubte, derlei geſchah wirklich in einer noch ältern Zeit. Herodots Geſchichte, die Geſchichte der römiſchen Könige, die ſkandinaviſchen und orientaliſchen Ueberlieferungen ſind, das Uebernatürliche abgerechnet, durchaus nicht ſo fabelhaft, als man glaubt. Uns ſcheinen ſie freilich ſo unſtatthaft, als es uns unbegreiflich iſt, wie man je einen Gott verehren konnte, der ſeine Kinder freſſen will und dem man einen Stein unterſchob. Die Erfindungen einer Zeit ſind nur ein Abbild ihrer Handlungen. Glücklich übrigens der Dichter, der noch ſo ganze Ereigniſſe, ohne Zerſetzung und

---

[1] Das gerächte Zeugniß

Abſchwächung, vorführen kann. Die Poeſie iſt im Bilde und nicht im Räſonnement. Wie poetiſch hingegeben mußte ein Publikum ſein, das nichts Lächerliches darin fand, wenn eine Frau, wie hier die Königin, ihren mannbaren Stiefſohn, allen anſichtig, unter den Mantel nimmt und die leibliche Geburt nachahmend, ihn als ihren eigenen Sohn anerkennt.

In der Behandlung nichts eigentlich Hervortretendes.

Die dem erſten Bande beigegebenen zwölf Entremeses,[1] mit Ausnahme der langweiligen Meliſendra, ergötzlich genug, das Komiſche aber von einer ſo derben Art, daß es im ſchreiendſten Gegenſatze mit dem überbildeten Liebesgeſchwätze der eigentlichen Luſtſpiele ſteht. Ueberhaupt ſind ſie in dem Tone einer viel frühern Zeit geſchrieben und zeigen, daß das Volk an ſeinen alten Erinnerungen und Genüſſen feſthielt und die feinere Welt eine wunderliche Miſchung von galanter Ueberbildung und unausgetilgter Rohheit war.

Die Erfindung dieſer Poſſen ſcheint wohlfeil; wer aber Aehnliches und zwar in ſolcher Menge verſuchen wollte, würde ſich leicht von der Schwierigkeit überzeugen. Merkwürdig der Abſtich zwiſchen dem rohen Tone dieſer Entremeses und den zu denſelben Vorſtellungen gehörigen Loas,[2] die vortrefflich verſifizirt und mitunter von eigentlich poetiſchem Werthe ſind.

La fuerza lastimosa.[3] Dieſes Stück genoß ſeiner Zeit des höchſten Anſehens in Spanien, und wenn ich mich recht erinnere, ſo war es das erſte von Lope de Vega, auf welches vor dreißig oder vierzig Jahren die deutſchen Romantiker verfielen, wobei es denn hin und her beſprochen wurde. Was die Behandlung betrifft, ſo kann man auch, namentlich von den beiden erſten Akten, nicht zu viel Gutes ſagen; der Stoff dagegen, die Handlungen und ihre Motive ſind ſo grell, ja zurückſtoßend, daß alles, was man mit Rückſicht auf die Zeit, den Geſchmack und den Geiſt der Nation zur Entſchuldigung anführen kann, nicht ausreicht, des Widerwillens Herr zu werden, den dieſe eigentlich türkiſchen Vorgänge nothwendig erregen. Daß ein Mann ſein geliebtes Weib ermordet auf Befehl des Königs, zur Sühne eines Verbrechens, das er gar nicht begangen, ohne auch nur einen Verſuch zu machen, die falſche Anſchuldigung von ſich abzulehnen. Aber alle dieſe Motivirungen hätten Zeit und Raum weggenommen, die der Dichter brauchte für die Ereigniſſe und Situationen, um die es ihm vor allem zu thun war. Abgeſehen von der Geringſchätzung des Menſchenlebens, der Häufigkeit der Mordthaten in jener Zeit, der übertriebenen Ehrfurcht vor dem Willen der Könige, bleibt hier, wie in allen ähnlichen Stücken Lope's, der Hauptpunkt, daß er das Ereigniß in den Romanzen ſo verſtand, die Zuſchauer damit bekannt waren und er ſich daher keine Mühe gab, erſt zu begründen, was man ohne Grund hinnahm. Die Motivirung des Kindermords der Medea wird ſehr dadurch abgekürzt, daß der Zuſeher bei ihrem Namen ſchon weiß, daß ſie ihre Kinder ermorden wird. Das Grelle, das uns zurückſtößt, war eben, was jene Zeit liebte, und ſelbſt Shakeſpeare häuft gern die Mordthaten nach Möglichkeit. Den Stoff zugegeben aber, iſt die Behandlung der zwei erſten Akte von unſchätzbarem Werthe. Dieſes Durchfühlen der Situation bis in die ſcheinbaren Zufälligkeiten, dieſe Belebung ſelbſt der Nebenfiguren, die geſteigertſte Lyrik des Ausdrucks Hand in Hand mit der prägnanteſten dramatiſchen Geltung. Es iſt, als ob man eine Landſchaft im ſchwarzen Spiegel ſähe. Die Färbung bekömmt etwas Fremdartiges, aber der Eindruck gewinnt an wohlthuender Harmonie. Wie pſychologiſch wahr die Scene, wo Enrique ſich gedrängt fühlt, ſein Glück den beiden Dienern mitzutheilen und er nun einen um den andern ruft und wegweist, je nachdem er Theilnahme in ihnen vorausſetzt. Die ſchwierige Figur der Prinzeſſin übervortrefflich, oder vielmehr, es gab keine Schwierigkeit für Lope. Er fühlt ſich in die Perſonen hinein und findet, wo es ihm um Wahrheit zu thun iſt, die richtige Haltung immer und unfehlbar.

---

[1] Zwiſchenſpiele.

[2] Vorſpiel.

[3] Die bedauernswürdige Stärke.

Wo es ihm um Wahrheit zu thun iſt! Denn häufig iſt ihm ſeine Schriftſtellerei nur ein äußerliches Treiben, für das Publikum beſtimmt, ihn ſelbſt nur durch die Buntheit der Bilder und einzelne poetiſche Stellen intereſſirend.

Der dritte Akt etwas verſchwommen. Der vierjährige D. Juan als General der Armee macht einen recht artigen Eindruck, nebſtdem, daß etwas darin liegt, daß, nachdem alle Erwachſenen ſich an Schuld und Gräueln überboten, ein Kind die Rettung und ein glückliches Ende herbeiführt. Das Komiſche, das der Erſcheinung dieſes kindiſchen Heerführers anklebt, entwickelt ſich gegen das Ende mit ſteigendem Bewußtſein. Ja als, nach ſpaniſchem Komödiengebrauch, am Schluß alle Männer mit Weibern und alle Weiber mit Männern verſehen werden, wird auch der kleine D. Juan mit der eben gebornen Tochter der Prinzeſſin verlobt, was denn ſeine Wirkung auf die allgemeine Heiterkeit nicht verfehlen konnte.

Als vortreffliche Scenen ſind noch nachzutragen die beiden, wo die Prinzeſſin, ſtatt ihrem Vater ihre Entehrung mündlich zu geſtehen, fortgeht und unmittelbar darauf in einem Briefe ihre Schuld bekennt, ſowie die damit im Zuſammenhange ſtehende, wenn Enrique, nachdem er, über einen erdichteten Fall zu Rathe gezogen, ſein eigenes Urtheil unbewußt ausgeſprochen, durch denſelben Brief erfährt, daß der gräßliche Spruch ihm ſelber gelte. Sowie eine frühere andere Scene, in der die Muſiker zur Erheiterung der Prinzeſſin eine Romanze von einer durch Liebe hintergangenen Herzogin ſingen, und nun jene, ſich in die Perſon des Liedes vermengend, ihre eigene Verzweiflung im Namen der betrogenen Herzogin ausſpricht. Man würde nicht fertig, wenn man alle vortrefflichen Einzelnheiten aufzählen wollte. Denn das Große in Lope de Vega iſt ſeine, bei aller Künſtelei der Form, tiefe und innige Naturempfindung.

La ocasion perdida.[1] Das iſt nun einmal ein Stück mit einer vollkommen durchgeführten Intrigue. Für uns dürfte es freilich eine höchſt wunderliche ſein; die Spanier waren, zum Behuf ihres Vergnügens, bereit, alles das anzunehmen, was dieſes Stück vorausſetzt. Wie ja auch heut zu Tage ein Beiſeite der Schauſpieler, das man in der vierten Gallerie vernimmt, von den Mitſpielenden auf dem Theater nicht gehört wird, oder in einer Nacht-Dekoration die Schauſpieler auf dem Theater ſich nicht zu ſehen angenommen werden, indeß man im Parterre jede ihrer Bewegungen wahrnimmt. Man nimmt alſo bei Lope de Vega Einen für den Andern, trotz der Verſchiedenheit in Geſtalt und Stimme. Der körperliche Genuß der verwechſelten Liebespaare geht hinter der

---

[1] Die verſäumte Gelegenheit.

Scene vor, ohne daß die Sittſamkeit es übel nimmt. Das Aergſte dürfte ſein, daß die Prinzeſſin, um ohne Gefahr für ihren Ruf des von ihr geliebten ſpaniſchen Flüchtlings „zu genießen,“ ihr Fräulein Doriclea verſchiebt, ſo daß D. Juan ſich in letztere verliebt, und unwiſſend ſo das Verhältniß mit der Prinzeſſin unterhält. Als endlich der als ſein eigner Botſchafter verkappte König von Leon, der durch ein Verſehen die für Don Juan beſtimmte Einladung der Prinzeſſin erhält, den Vorſchmack der Ehe mit ihr genießt und ſomit denn ihr Gatte iſt, löſen ſich alle Verwicklungen. Doriclea, die dem Spanier ein gleiches Stelldichein zugedacht, geräth in die Arme ihres verſchmähten Liebhabers; es werden nach Gewohnheit noch mehrere Ehen für alle Mitſpielenden geſchloſſen, und Jedermann gibt ſich mit dem zufrieden, was der Zufall ihm zuführte. Nur der edle Don Juan hat die Gelegenheit verſäumt. Es iſt etwas ſehr Hübſches in dieſer Figur, die getäuſcht wird, ohne lächerlich zu werden. Auch daß die Prinzeſſin, die bereit war, eine gefährliche Unbeſonnenheit zu begehen, durch Verwechslung einem königlichen Freier in die Arme geführt wird, hat etwas providenziell Ausgleichendes.

El gallardo Catalan.[1] Da iſt denn die Romantik mit ihrem ganzen Rüſtzeuge. Eine alles hintanſetzende Liebe. Seefahrt. Seeräuber, eine verſchmähte Geliebte, die als Mann verkleidet ihren Ungetreuen rettet, aber auch ſein neues Verhältniß ſtört und zerſtört. Von vornherein will das Ganze nicht viel ſagen, aber mit der Ankunft in England folgt eine Reihe ſehr guter Scenen. Die Deutſchen, zu denen das Stück ſich drauf hinſpielt, kommen als Nation nicht ſehr gut weg. Gegen das Ende ſchleicht ſich das Abſurde wieder ein, und die als Mann verkleidete Clavela beſiegt im Gottesgericht-Zweikampfe einen ritterlichen Gegner, wofür ihr auch als Lohn der ungetreue Geliebte zu Theil wird.

---

[1] Der tapfere Catalonier.

Die Grundlage von Lope's Poeſie iſt das Märchen, und das Vehikel der Glaube. Wo die Handlung Sprünge macht, ſpringt nothwendig die Empfindung mit. Aber von einem Haltpunkte bis zum andern entfaltet ſich ſein großer Naturſinn; das Einzelne iſt von der größten Wahrheit, das Ganze mag ſo bunt ſein, als es will. Sein Reichthum zeigt ſich auch darin, daß er ſeine Nebenperſonen nicht gerade individualiſirt, ihnen aber beſondere Intereſſen und Zwecke gibt, wodurch ſelbſt die Ausfüllſcenen Leben und Bewegung bekommen. Lebendigkeit und Fülle iſt der Charakter ſeiner Poeſie.

El mayorazgo dudoso.[1] Fängt ganz vortrefflich an. Die Perſonen und Verhältniſſe individualiſiren ſich. Ein eiferſüchtiges Weib in der erſten Scene, die Molière auch nicht beſſer hätte ſchreiben können. Die Verlegenheit des geplagten Ehemannes, als ihm das Kind der Prinzeſſin, die auf offener Straße unter ſeinem Beiſtande gebiert, in den Händen bleibt. Von da an aber wird das Ganze allgemein und unbedeutend. Ein König, der, wie Lope's Fabel-Könige überhaupt, alles einkerkert und umbringen will. Das im erſten Akte geborne Kind erſcheint im zweiten Akte als zwanzigjähriger Jüngling, als Maure Luzman, kommt nach Dalmatien zurück, findet den Vater im Kerker und die Mutter im Kloſter. Erwirbt unerkannt die Liebe ſeines tyranniſchen Großvaters, erwirkt die

---

[1] Das zweifelhafte Erbrecht.

Freiheit ſeiner Eltern, heirathet die Tochter ſeines Nährvaters u. ſ. w. Außer dem erwähnten Eingange und der unmittelbar darauf folgenden Scene, wo Luzmans Vater, noch jung und als Gärtner verkleidet, die Hoffnungen ſeiner Liebe in einem hübſchen Monologe ausſpricht, nur noch eine Scene im zweiten Akt herauszuheben, in der Luzmans Milchſchweſter und nachmalige Braut Clavela, über ihre erwachende Neigung von der Mutter zur Rede geſtellt, den Fragen ausweicht und die Antwort verſchiebt. Das wiederholte: mire, se lo diré[1] macht eine höchſt unſchuldige Wirkung.

Warum übrigens das Stück el mayorazgo dudoso heißt, begreift man nicht recht. Denn ob Luzman der Enkel des Königs ſei, mag allerdings zweifelhaft ſein, ob aber, wenn er es iſt, ihm das Erbrecht, das mayorazgo gebühre, liegt außer allem Zweifel, da kein anderer Bewerber ſich vorfindet. Wahrſcheinlich hat Lope von vornherein die Handlung ganz anders führen und das dem Pflegevater Luzmans gleichzeitig geborne Kind, das jetzt ein Mädchen iſt, einen Knaben ſein laſſen wollen, wo denn allerdings Verwechslungen hätten ſtattfinden können. Die Unbekümmertheit und der Leichtſinn, mit dem Lope ſchrieb, geben einer ſolchen Deutung hier und an hundert andern Orten, nur zu ſehr Raum.

La resistencia honrada.[2] Das iſt nun wieder ein ſo artiges Frag- und Antwortſpiel. Der ganze erſte Akt mit der tollköpfigen Madama Floris könnte allenfalls wegbleiben, die Handlung fängt erſt mit dem zweiten an. Die beiden Weiber ſehr gut gehalten, beſonders die tugendhafte Matilde, in welchen Figuren Lope eine beſondere

---

[1] Schau, ob ich es ſagen werde.

[2] Der ehrbare Widerſtand.

Stärke beſitzt. Floris ſcheint von vornherein beſtimmt, einen Hauptantheil an der Handlung zu nehmen, verſchwindet aber ſpäter beinahe gänzlich. Sie überläßt ſich dem ganzen Uebermuthe der Schönheit und des Angebetetſeins. Wenn ſie als Page verkleidet den Feſtſaal betritt, meint ſie, darüber möge ſich Niemand wundern:

que por ser maravillosas
se suelen contar las cosas
que siendo faciles no.[1]

Dieſe Worte könnte man als Motto und Entſchuldigung allen Komödien Lope's voranſetzen.

Der Prinz eine Miſchung von Begehrlichkeit und Heldenmuth. Er und ſeine geliebte Floris, beſonders im Lügen ſtarker Worte, einander würdig. Daß doch eine Nation, bei der das famoſe: mentis[2] der größte Schimpf war, in Liebe und Eiferſucht jede Unwahrheit für erlaubt hielt.

Ich weiß nicht, iſt es meine mangelhafte Kenntniß der ſpaniſchen Sprache, oder ſind es die vielen Druckfehler, oder das Schwankende in der übereilten Ausdrucksweiſe Lope's, oder ſchien die Dunkelheit damals eine Schönheit; ich habe Mühe, den genauen Sinn aus manchen dieſer Wechſelreden herauszufinden. Aber wie fließend und mit dem vollen Reize der Zufälligkeit die ganze Behandlung! Mich bezaubert dieſer Schriftſteller, ohne mich blind gegen das Heer ſeiner Fehler zu machen.

Los Benavides.[3] Hat von vornherein ganz jene alterthümliche Größe, welche Lope de Vega derlei Chronikſtoffen zu geben weiß. Das Ganze handelt ſich um eine Ohrfeige, welche der alte Mendo von Payo de Vivar erhalten hat und als hochbetagter Mann ſelbſt nicht rächen kann; auch fehlen ihm Söhne, die es an ſeiner Statt könnten. Höchſt wunderlich des Alten Freude, als er erfährt, daß ſeine Tochter von dem verſtorbenen König Bermudo zwei uneheliche Kinder habe. Die königliche Würde des Verführers, und daß ſie unter dem Verſprechen der Ehe erzeugt wurden, ſcheint die Baſtardſchaft von ihnen abzuwälzen. Der Enkel Sancho wird zum Rächer auserſehen, tödtet aber aus Mißverſtändniß einen Unrechten. Durch die Ehrbegriffe der Zeit gerechtfertigt, aber für uns abſcheulich, iſt die Art, wie nun Mendo ſelbſt den Beleidiger im Angeſicht des Gottesgerichtes durch einen Dolchſtoß meuchelmörderiſch aus der Welt ſchafft. Gut gehalten Payo de Vivar, auf den nicht als bête noire alle Mängel und Schändlichkeiten zuſammengehäuft werden, ſondern der zwar gewaltthätig und eigennützig, aber tapfer, gerade und in ſeiner Art ehrenhaft iſt.

---

[1] Man erzählt ſolche Dinge, weil ſie wunderbar ſind, nicht aber, weil ſie leicht geſchehen können.

[2] Du lügſt.

[3] Die Benavides.

Ebenſo König Alfons als Kind, beſonders weil er nicht ſo altklug iſt, als Lope's Kinder zu ſein pflegen. Er ſagt einmal bei einer Staatshandlung gerade heraus, daß ihm die Zeit lang werde. Als ihn die Mohren gefangen nehmen, wundert er ſich, daß ſie wie Menſchen ausſehen und doch nicht an Gott glauben.

Los comendadores de Cordova.[1] Das Stück iſt ganz gut. Der Charakter des Veinticuatro[2] ehrenhaft, verſtändig, ja in ſeinen Bemerkungen über die Ehre zeigt der Verfaſſer ihn und ſich, über die Vorurtheile der Zeit erhaben. Aber Vorurtheile, die das Weſen der Zeit ausmachen, müſſen geachtet werden, und ſo rächt denn der beleidigte Gatte, den noch dazu die Schlechtigkeit der beiden Comthure und ſeiner Frau erbittert, die Ehre ſeines Bettes auf eine um ſo furchtbarere Art, als derjenige immer das Maß überſchreitet, der nicht die volle Ueberzeugung von ſeinem leitenden Grundſatze hat. Nicht nur die Schuldigen, auch alle Diener, ja die Meerkatze und der Papagei werden getödtet. Der Todtſchlag, ſcheint es, erzeugt erſt die Wuth, ſtatt von ihr erzeugt zu werden. Der König billigt am Schluſſe das gräßliche Ehrengericht und gibt dem Wittwer ein anderes Weib, womit dieſer ſich ganz zufrieden bezeigt. Die Mordſcene, vielleicht nur wegen Undeutlichkeit der ſpaniſchen Einrichtung, nicht wirkſam genug.

---

[1] Die Comthure von Cordova.

[2] Rathsherrn.

Der Verlauf des Stückes untadelhaft bis auf den Umſtand, daß die ſündhafte Frau den Ring des Königs, den ihr ihr Gatte gab, wieder an Don Jorge verſchenkt, was früher oder ſpäter nothwendig an den Tag kommen mußte. Auch iſt es wirklich der König ſelbſt, der auf die Spur des Frevels kommt, da er ſeinen Ring an der Hand des Comthurs erblickt.

Sehr ſchön die Scene, wo der Veinticuatro, in ſeine vier Wände zurückgekommen, das Glück der Ehe preiſt, während der Zuſchauer ſchon weiß, daß der Wackere betrogen iſt. Don Jorge, einmal ganz roh, dann wieder in ſeinen Redeblumen und Vergleichungen höchſt ſpitzfindig. Namentlich da, wo er das Wort prima, das ſowohl Muhme, als die erſte Stufe der Tonleiter in der Muſik bedeuten kann, in dieſer letzten Bedeutung quetſcht und auspreßt. Ich muß hier wieder unentſchieden laſſen, ob es meine mangelhafte Kenntniß der Sprache iſt, die mir das Gleichniß ſo geſchraubt, ja grammatikaliſch unzuſammenhängend erſcheinen läßt, oder begnügte ſich Lope und das Publikum, bei der Raſchheit des Schreibens und der Deklamation, mit nur allgemeinen Anklängen und Andeutungen des Gedankens, ohne die genaue Ausführung und Durchbildung zu begehren und zu vermiſſen. Der gerügte Mangel kommt ſo oft vor, daß die letztere Erklärung wohl die richtige ſein dürfte. In den Ausfüllſcenen bilden die Verhandlungen zur Heirath der Infantin Johanna mit dem Erzherzog Philipp ein ſehr dankbares Thema.

La bella malmaridada.[1] Das iſt nun ein wildes und ziemlich langweiliges Zeug. Von den Charakteren höchſtens der italieniſche Graf gut zu nennen mit ſeiner romantiſchen Liebe, worüber ihn ſeine eigenen Diener auslachen. Die übelverheirathete Schöne hat doch, beſonders gegen das Ende zu, etwas von dem Zangenartigen der tugendhaften Weiber, wodurch ſie ihren Ehemännern zur Laſt werden. Als ihr Gatte Hand an ſie legt, ruft ſie Vater, Vetter und Bruder zu Hilfe. Freilich, als letzterer herbeieilt, gibt ſie vor, geſtrauchelt zu ſein und ſich den Fuß verrenkt zu haben. Der Gatte ein gewöhnlicher Lümmel. Teodoro der Unbeſtändige iſt ſeinem Charakter ſo treu, daß er jeden Augenblick ſeine Neigung ändert und bei dem bloßen Namen eines Frauenzimmers ſchon in ſie verliebt iſt. Nachdem die zwei erſten Akte unter nichtsſagenden, ſchattenſpielartigen Ereigniſſen hingegangen ſind, überſtürzt ſich die Handlung im dritten ſo, daß kaum klar wird, wie ſich der Gatte von der Unſchuld ſeiner Frau überzeugt hat und daher Hoffnung zur

---

[1] Die übelverheirathete Schöne.

Beſſerung gibt. Die alte Kupplerin Marcela ganz gut. Daß der Graf ihr im Finſtern, ſie für Lisballa haltend, fleiſchlich beiwohnt, muß man eben hinnehmen.

Los tres diamantes.[1] Dieſe drei Diamanten ſpielen nur auf dem Titel eine Rolle, aus dem Stücke könnten ſie eben ſo gut wegbleiben. Zur Verwicklung tragen ſie wenig bei, zur Entwicklung gar nichts. Die Fabel eine gewöhnliche, märchenhaft bunte. Die Charaktere ohne Bedeutung, man müßte denn den Entſchluß der entführten Prinzeſſin, ein Hoſpital zu gründen und dort Pilger und Kranke ſelbſt zu pflegen, für einen Ausfluß ihres Charakters ausgeben, was aber, da es mit ihrem frühern nicht zuſammenhängt, mehr eine und zwar wunderſchöne Wendung der Erzählung iſt, als daß ſie aus irgend einer innern Nothwendigkeit hervorginge. Eine Scene aber hält für das ganze Stück ſchadlos. Es iſt die, wo der Held des Stückes auf der Flucht ſeiner wegemüden Geliebten ſeine Abſtammung und frühern Schickſale erzählt und dieſe trotz aller Aufmerkſamkeit dabei einſchläft. Ich zweifle, ob das ganze Gebiet der Poeſie etwas ſo Naturwahres und unausſprechlich Süßes aufzuweiſen hat. Shakeſpeare's Miranda hält dagegen keine Vergleichung aus, höchſtens die Liebesſcene in Romeo und Julie, nur freilich mit dem Unterſchiede, daß letzteres Stück ein tiefgedachtes und künſtleriſch abgeſchloſſenes Ganzes iſt, indeß Lope de Vega ſeinen Reichthum wie ein ſpielendes Kind mitten unter die Albernheiten eines armſeligen Stoffes hineinwirft.

La quinta de Horencia.[2] Der erſte Akt ganz vortrefflich. Meiſterhaft geſchrieben. Der Herzog ein Fürſt in der edelſten Bedeutung. Wie wohlwollend ſeine Neigung zu Don Caſar, wie zart im Ausdruck und der Vorſorge für ihn. Andrerſeits die Melancholie Cäſars mit ihrer unbekannten Urſache, liebenswürdig und gewinnend. Der Herzog will ihm ſogar die eigene Geliebte abtreten, da er eine Neigung für ſie bei ihm vorausſetzt. Ebenſo gut gehalten die ſchöne Müllerstochter, Cäſars eigentliche Leidenſchaft. Der Scherz mit den unmöglichen Bedingungen, die letztere ihren ländlichen Liebhabern ſetzt, wohl zu weit getrieben. Der zweite Akt erhält ſich noch bis auf Cäſars Entſchluß, ſie aus dem Vaterhauſe zu rauben und, nachdem er ſie genoſſen, mit ſeinem Hausverwalter zu vermählen. Es fehlt uns an einem Anhaltspunkte, um die Geſinnung jener Zeit zu beurtheilen, die die Heirath eines Adeligen mit einer Bäuerin für etwas halb Undenkbares hielt.

---

[1] Die drei Diamanten.

[2] Das Landhaus von Horencia.

Laura wird geraubt, geſchändet. Der Vater wendet ſich an den Herzog, der in die Mühle und von da in Cäſars Landhaus kommt. Dieſer, mit dem Tode bedroht, heirathet nach mancher Weigerung das arme Mädchen, wo es denn ziemlich kindiſch iſt, daß unter die Gründe ſeiner Einwilligung auch der gehört, daß der alte Müller mit dem Herzoge an einem Tiſche geſpeiſt habe und alſo dadurch gewiſſermaßen geadelt ſei.

El padrino desposado.[1] Das iſt nun wieder ein Stück, welches ſeine Bedeutung erſt durch einen in der Mitte auftauchenden, inhaltreichen Umſtand erhält. Dort nämlich tritt hervor, daß der Maurenkönig Argolan, eine prächtige Figur voll Tapferkeit und halb barbariſchem Stolz, ſich um des Herzogs von Medina Tochter Doña

---

[1] Der Beiſtand als Bräutigam.

Maria nur bewirbt, weil ihm geweiſſagt worden, daß, wenn ſie ſich einem Könige vermähle, ihr Sohn die Mauren aus Spanien vertreiben werde. Er gönnt ſie daher ſeinem Freunde, dem Grafen Don Pedro, eben deßhalb, weil er kein König iſt und daher die Prophezeiung durch ihn nicht in Erfüllung gehen könne. Da erſcheint aber im letzten Akte der König von Arragonien, nachmals Vater Ferdinands des Katholiſchen, wird als Beiſtand zur Hochzeit gebeten, verliebt ſich aber in die Braut und heirathet ſie ſelbſt, daher der Titel: el padrino desposado: der Beiſtand als Bräutigam.

Der erſte Akt macht ſich ganz vortrefflich. Im zweiten Akte tritt eine ziemlich unwahrſcheinliche Verwicklung mit einem an die falſche Adreſſe gelangten Briefe und Ring auf, der an die von Don Pedro ausgeſchlagene Schweſter D. Ines gelangt, indeß er der geliebten D. Maria beſtimmt war. Es wird nicht recht klar, ob D. Maria den Grafen nur ihrer in ihn verliebten Schweſter zu Gefallen ausſchlägt, oder ob ihr der abgeſchmackte D. Luis am Herzen liegt, dem ſie die leidenſchaftlichſten Vorwürfe macht, als er den Ring, den ſie ihm gab, an den Grafen im Spiele verlor.

Der Schluß wird für unſere Empfindung widerlich, theils weil ſich der König ſo Knall und Fall in D. Maria verliebt und trotz ſeiner Verpflichtung als Beiſtand keinen Augenblick anſteht, ſie dem Grafen wegzunehmen, theils wegen des bei den Spaniern ſo häufig vorkommenden Umtauſches der Geliebten. Daß der Graf D. Pedro ſeine Braut ſeinem Könige abtritt, mag angehn; daß er aber die verſchmähte D. Ines ſo ohne Umſtände heirathet, iſt nur in einer Zeit und bei einem Volke erklärlich, wo die Liebe nur Sache der Sinnlichkeit und der Phantaſie war, die Ehe aber wie ein Geſchäft nach Nutzen und Vortheil abgeſchloſſen wurde. D. Ines, die geringſchätzig genug behandelt wurde, iſt gleichermaßen froh, den Gegenſtand ihrer unweiblichen Beharrlichkeit denn doch zu bekommen.

Las ferias de Madrid.[1] Eine lebendige und höchſt ergötzliche Zuſammenſtellung von Volksſcenen, die ihren Anlaß in dem Jahrmarkt von Madrid haben. Die Unverſchämtheit der damaligen roués, die Habgier der Weiber und die Geldverlegenheit der Stutzer einer gewiſſen Klaſſe, vereinigen ſich zu einem Ballſpiel von Witz und Leichtfertigkeit. Aus dieſem bewegten Element taucht eine einzelne Verwicklung empor, die auch von Shakeſpeare und Molière benützte Geſchichte eines Liebhabers, der ſein Abenteuer und ſeine Erfolge dem Gatten ſeiner Geliebten anvertraut, den er nicht kennt. Daß Shakeſpeare's Weiber von Windſor eines ſeiner ſchwächſten Stücke ſei, gibt Jedermann zu. Bei Molière macht dieſe falſche Vertraulichkeit den einzigen Inhalt des Stückes aus, wodurch das Ganze etwas einförmig wird. Hier aber, nur als Stickerei auf dem bunten Stoffe der Volksbeluſtigung, iſt es von äußerſt angenehmer Wirkung. Eine Zuthat, die den Werth einer Hauptſache hat; das Abſurde übrigens, das Lope de Vega immer auf dem Fuße folgt, geht auch hier nicht leer aus. Der betrogene Gatte ruft endlich den Vater ſeiner Frau als Zeugen ihrer Verirrungen herbei. Dieſer, obwohl höchſt erzürnt, findet denn doch zu ſtark, daß der Geprellte ſeine gekränkte Ehre durchaus durch den Tod der Schuldigen rächen will, und ſtreckt den armen Teufel durch einen herzhaften Degenſtoß mauſetodt zur Erde. Dieſe blutige Entwicklung einer komiſchen

---

[1] Der Jahrmarkt von Madrid.

Geſchichte macht eine höchſt wunderliche Wirkung. Die junge Wittwe, die unſeres Wiſſens von ihrem Gatten nur ein paar verdiente Maulſchellen zu leiden hatte, tröſtet ſich augenblicklich über die „verlorne Geſellſchaft" und verſpricht dem Liebhaber nach überſtandenem Trauerjahr ihre Hand.

El santo negro Rozambuco.[1] Die Geſchichte eines Negers, der, als Korſarenkapitän gefangen, durch den Anblick eines Wunders zum Chriſtenthum bekehrt wird und als ein Heiliger ſtirbt. Der erſte Akt, wie es bei Lope de Vega öfter der Fall iſt, weit ſorgfältiger ausgearbeitet als die übrigen. Der Herr, dem der gefangene Korſar als Sklave geſchenkt wird, faßt einen entfernten Verdacht gegen die Treue ſeiner Frau und will ſie, ächt ſpaniſch, kurzweg umbringen, ſelbſt die Wohlthat der Beichte verweigert er ihr. Endlich geſtattet er ihr doch, ſich an die Statue des heiligen Benedikt in ihrem Oratorium zu wenden. Sie wirft ſich auf die Kniee, und ihre Unſchuld betheuernd, bittet ſie um ſeinen Segen. Und ſiehe da! Der Heilige hebt die Hand auf und gibt ihr die Abſolution. Während der Gatte nun ſein Unrecht einſieht, wird auch der Neger, der als Gehilfe beigezogen ward, zum Chriſtenthume bekehrt, das er früher entſchieden zurückgewieſen hat. In das Ganze hinein ſpielt eine im Hauſe dienende Negerin, ein liederliches Weibsſtück, das durch ihre Geſchwätzigkeit und ihr ſpaniſch-mohriſches Kauderwälſch eine höchſt komiſche Wirkung macht. Sie hat Abſichten auf den ſchwarzen Landsmann; von ihm zurückgewieſen, begnügt ſie ſich aber mit einem alten ſchlottrigen Bedienten, mit dem ſie überraſcht und Rücken gegen Rücken zuſammengebunden wird, in welcher Stellung ſich die Beiden (wie vorgeſchrieben ſteht) mit dem Hintern einander Stöße geben und ſo mit Prügeln vom Theater gejagt werden; einer der wenigen ſichtlich obſcönen Späſſe, die ſich Lope de Vega erlaubt. Der bekehrte Neger wird nun Franziskaner, in der Folge Guardian, zeichnet ſich beſonders durch die erniedrigendſte Demuth aus, kommt in den Geruch der Heiligkeit, wirkt Wunder, indem er Kranke heilt, Todte erweckt, wobei als prägnant nur die Austreibung des Teufels aus dem Kinde des Vicekönigs anzuführen iſt. Die diaboliſchen Reden, der Spott, der Hohn aus dem Munde des unſchuldigen Kindes; und endlich, als der Teufel wirklich ausfährt, weiß es Lope durch nichts anzudeuten, als daß er hinter der Scene einen Flintenſchuß abfeuern läßt. Das klingt beinahe läppiſch, wenn man ſich aber in die Situation hineinverſetzt, begreift man die Wirkung, die dieſer Schlag machen mußte, der zugleich die Vorſtellung von Feuer, Rauch und Schwefelgeruch mit ſich führte. Ein ſchurkiſcher Mönch, der erbittertſte Feind des Heiligen, in dem dieſer aber doch gleich von vorneherein gleichfalls einen prädeſtinirten Heiligen erkennt, bildet den Hebel der darauffolgenden ziemlich kahlen Ereigniſſe. Er will ſchon früher, um das Anſehn ſeines Guardians herabzuſetzen, deſſen Perſon beim Vicekönig vorſtellen und ſich deßhalb das Geſicht ſchwärzen. Statt nach Ruß zu greifen, kommt ihm aber — ungewiß ob durch Wunder oder Verſehen — Mehl in die Hand, mit dem er ſich das Geſicht ganz weiß einſtäubt, was denn die komiſche Wirkung nicht verfehlt haben wird. Zuletzt will er den Guardian vergiften, dieſer aber ſegnet das Glas, worauf es zerbricht, was ſeine Wirkung auf den Sünder nicht verfehlt, der plötzlich auch bekehrt wird. Dieſe letzten Sachen und überhaupt die ſpätern Akte, mit Ausnahme der Teufelsbeſchwörung, ſind übereilt und nicht mit Lope de Vega's gewöhnlicher Empfindung der Situation ausgeführt.

---

[1] Der heilige Neger Rozambuco.

Laura perseguida.[1] Ein Prinz, der mit einem adeligen, aber nicht ebenbürtigen Frauenzimmer außer der Ehe, zwei Kinder erzeugt. Der König, ſein Vater, will ihn von ihr trennen und wendet jenes Mittel an, das ſeit Arioſt ſo oft angewendet worden iſt und in der Entfernung der Erzählung ſich ganz gut macht, in der Nähe des Drama aber noch immer verunglückt iſt, daß eine Dienerin in den Kleidern ihrer Herrin Nachts einen ins Fenſter Steigenden mit Liebkoſungen empfängt und ſo weiter. Auch hier glaubt der Prinz dem plumpen Spiel, mißhandelt die unſchuldige Geliebte, verſtößt ſie, kann ſie aber doch nicht vergeſſen. Unterdeſſen hat ſein Vater eine Prinzeſſin Braut herbeigeſchafft, er iſt eben im Begriff, ſich zu vermählen, als das Geſchehene ſich aufklärt, der Prinz mit ſeiner Geliebten entflieht und ſie nun wirklich zum Weibe nimmt. Der Vater bietet ein kleines Heer auf und will eben das Schloß Laura's, wohin ſich die Beiden geflüchtet, belagern, als jene mit ihren beiden Kindern ſich ihm zu Füßen werfen, der Alte verzeiht und, da die verſchriebene Prinzeſſin einmal da iſt, ſie ſelber heirathet.

Die Ausführung iſt nicht viel bedeutender als der Stoff. Ein paarmal nimmt es den Anlauf, als ob etwas daraus werden ſollte, verſchwindet aber gleich wieder. Einmal im erſten Akt, wo der Prinz, erzürnt, daß ſein

---

[1] Die verfolgte Laura.

Vater an der Würdigkeit, ja an der Schönheit ſeiner Geliebten gezweifelt, dieſe, die jener nicht kennt, zu ihm ſchickt, wo ſie auch unter Erzählung einer erdichteten Geſchichte den alten Herrn beinahe verliebt macht. Ganz gut auch die Scene, wo der Prinz, zwiſchen Abſcheu und Liebe kämpfend, einmal die Falſche zu rufen befiehlt und dann den Befehl zurücknimmt.

que á Laura me han quitado, que no tengo
á Laura, ni la hablo, ni la toco;
que no me puedo regalar con Laura,
que sus dolces palabras ya no escucho,
que no la he de ver mas. Llama a essa puerta.[1]

Zum Schluß bekommt ſogar der Böſewicht des Stückes ein Weib, jene Zofe nämlich, die ſich als Werkzeug ſeiner Schurkerei hergegeben. Man weiß nicht, ob dieſe Heirath eine Belohnung oder eine Strafe iſt, da er vorher in Laura verliebt war. Uebrigens zeigen ſich beide Theile als vollkommen zufrieden.

Nuevo mundo descubierto por Christoval Colon.[2] Da iſt nun ein weltgroßer Stoff, den Lope de Vega in ſeiner etwas kindiſchen Manier und doch, was den Grund der Sachen betrifft, mit reifer Urtheilskraft und, für ſeine Zeit, mit völliger Prägnanz dargeſtellt hat. Ich ſage: mit reifer Urtheilskraft, trotz dem vielen Abſurden, das in dem Stücke vorkommt, denn es zeigt ſich, daß er die ſchändliche, ja für Spanien ſchädliche Kehrſeite dieſer Entdeckung einer neuen Welt vollkommen eingeſehen hat. Durch dieſe Einſicht in die Vorurtheile ſeiner Zeit unterſcheidet er ſich weſentlich von Calderon, der ihm an Verſtandigkeit der Anordnung und Feſthalten einer Grundidee himmelweit überlegen, dagegen aber von jenen Vorurtheilen ſo befangen iſt, daß ihm auch nicht der geringſte Zweifel dagegen einfällt. So wie Lope in früheren Stücken die Galanterie, den abſurden Ehrbegriff und die blinde Unterthänigkeit ſeiner Zeit leiſe verſpottet hat, ſo entgehen ihm auch hier die üblen Folgen der Goldvermehrung für Spanien nicht: Das Vaterland wird ſich entvölkern (3. Akt 1. Scene), böſe Kriege werden entſtehen, das Gold, trotz ſeiner Vermehrung, wird ſich verſtecken und endlich fehlen.

---

[1] Sie haben Laura mir genommen, ich habe Laura nicht mehr, kann nicht mit ihr reden, ſie nicht mehr berühren, kann nicht mit ihr mich ergötzen, höre ihre ſüßen Worte nicht mehr, ſoll ſie nicht mehr ſehen. Klopfe an jener Thüre.

[2] Die neue von Chriſtophoro Colombo entdeckte Welt.

Despoblaránse las tierras
por ver los nuevos que encierras
Nuevo mundo en tu Orizonte.[1]

und ſpäter:

Tarrazas: ¿Vendrá el oro a ser mejor?
Arana: Mas á esconderse y faltar.[2]

Nachdem er mit dieſen hingeworfenen Bemerkungen dem Verſtande genug gethan hat, kommt nun die Betrachtung, die Alles überwiegt und die er daher zum Mittelpunkte des Ganzen gemacht hat: die Ausbreitung des Chriſtenthums. Ganz ſeinem Zwecke gemäß läßt er daher die Indianer ſchon bei ihrem erſten Auftreten im Unrecht ſein. Ein Kazike hat den andern überfallen und ihm ſeine Braut geraubt. In der Folge gibt ſich dieſelbe Braut, die ihren Bräutigam bejammert, ohne viel Umſtände einem Spanier hin. Dieſe ſeine Landsleute kommen ſelbſt nicht beſſer weg. Sie ſind mit Ausnahme der Hauptperſonen ſo ziemlich Lumpengeſindel. Nur das Kreuz, Columbus ſelbſt und der Geiſtliche der Expedition, bleiben bei Ehren. Die Indianer übrigens werden durch theils naive, theils komiſche Züge auch zu Gegenſtänden des Wohlgefallens gemacht. Der erſte Spiegel, klingende Schellen geben Anlaß zu ergötzlichen Scenen. Ein Brief, den ein Indianer zu überbringen erhält, und der ſeine Mauſerei enthüllt, wird von dieſem für ein lebendiges, mit Sprache begabtes Weſen gehalten.

---

[1] Die Länder werden ſich entvölkern, die Seltſamkeiten zu ſchauen, Land, deines neuen Horizontes.

[2] Tarrazas: Denkſt du, daß das Gold von nun an reiner werde?
Arana: Es wird ſich mehr verſtecken und wieder fehlen.

Columbus ſelbſt iſt ſehr gut gehalten. Wir ſehen ihn anfangs in Portugal, um dem Könige ſeine Entdeckung anzubieten. Er ſpricht mit ſeinem Bruder und geſteht ſelbſt das Abenteuerliche, ja Unwahrſcheinliche ſeiner Projecte, beruft ſich aber auf eine innere Stimme, der er nicht mißtrauen könne. Der König von Portugal verlacht ſein Anerbieten. Er beſchließt, nach Spanien zu gehen, und ſchickt ſeinen Bruder nach England. In der dritten Scene finden wir ihn in Spanien angelangt und ſeinen Bruder mit einer abſchlägigen Antwort aus England zurückgelangt. Die katholiſche Königin erwartend, hat nun Columbus eine Viſion. Eine Geſtalt, in bunten Farben gekleidet, erſcheint ihm und kündigt ſich als ſeine eigene Imagination an. Sie führt ihn durch die Luft zum Throne der Providenz, der die chriſtliche Religion und die Abgötterei zur Seite ſtehen. Letztere widerſetzt ſich der Entdeckung von Amerika und wird von dem hinzugekommenen Teufel unterſtützt, aber wie natürlich vergebens, und Columbus ſieht ſich in ſeinem Vorhaben beſtärkt. Die katholiſchen Könige nehmen den Antrag an und ſo weiter bis zum Schluſſe, wo des Undanks derſelben Könige nicht gedacht wird, ſondern der aus der neuen Welt zurückgekehrte Entdecker, zum Herzoge von Veraguas ernannt, den Königen die Fahne vorträgt und das Ganze mit der Taufe der mitgebrachten Indianer ſchließt.

Halb widerſinnig, und doch wieder durch eine Art Nothwendigkeit gerechtfertigt und daher nicht ohne Wirkung iſt, daß die Wilden, die, wie natürlich, von vorneherein ſpaniſch ſprechen, doch bei ihrem erſten Zuſammentreffen mit den Spaniern, ſie nicht recht zu verſtehen angenommen werden, durch Zeichen Antwort geben, barbariſche Namen von Oertlichkeiten mit Wiederholung herausſtoßen, und im dritten Akte die Rede iſt, daß ſie nach und nach ſchon ſpaniſch verſtehen und ſprechen. Ebenſo wirkſam die Scene, wo ſie das aufgepflanzte Kreuz niederreißen wollen, und hinter der Scene einige Schüſſe fallen, was ſie auf die wunderthätige Natur des räthſelhaften Holzſtammes beziehen und ſo verahnend ſich zum Chriſtenthum neigen, ehe ſie noch wiſſen, was Chriſtenthum ſei. Noch einmal: Lope de Vega iſt nicht der größte Dichter, aber die poetiſcheſte Natur der neuern Zeit.

El asalto de Mastrique.[1] Da iſt nun Lope in ſeinem Elemente, und er ſchwimmt darin wie ein Fiſch im Waſſer, wenigſtens in der erſten Hälfte des Stückes. Eine liederliche Lagerwirthſchaft. Spaniſche Soldaten, die über Hunger klagen, den Krieg verwünſchen und doch gleich darauf zu jeder Unternehmung bereit ſind, beſonders ſobald ihnen die Plünderung verſprochen wird, ja der ärgſte Krakehler iſt zum Schluß der Tapferſte der Tapfern. Sie murren über Mangel an Sold, und geben doch ſpäter Börſen und goldene Ketten her, da der Feldherr Geld braucht. Eine Spanierin, Marcela, iſt ihrem Geliebten in Männerkleidern gefolgt. In dieſer Verkleidung ſticht ſie einem dicken, flamändiſchen Weibsbilde, Aynora, in die Augen, die ein plumper Deutſcher, Biſanzon, aus der Beute von Antwerpen mit ſich genommen hat. Marcela, die auf die Dicke eiferſüchtig iſt, kommt ihrer Liebesbewerbung entgegen und ſagt ihr in einer Scene die unglaublichſten Schweinigeleien, wogegen die Flamänderin immer in den Grenzen des Anſtandes bleibt, ja empfindſam wird, nur daß ſie in Bezug auf das Körperliche die Schwachheit hat, mit Jedem zu gehen, der gerade Luſt zu ihr trägt. Prügel und Ohrfeigen werden auch zu den Liebesbezeugungen gerechnet. Beſonders freigebig mit letzteren iſt Don Lope de Figuerra, einer der Anführer, der, trotz ſeiner ſchlechten Beine, an der Flamänderin Gefallen findet und ſie auch wirklich davonträgt, ſchon früher als Zeltgenoſſin, aber ſpäter mit ganzer Willfahrigkeit, da ſie erfahren hat, daß ihr geliebter Marcela ein Weib wie ſie ſei. Sogar Flamändiſch oder Deutſch wird in dem Stücke geſprochen, in der letzten Scene des erſten Aktes nämlich, wo Marcela, nachdem ſie Aynora an Don Lope verhandelt, ihrem Geliebten ſagt, ſie wolle ſeine Flamänderin ſein. Da ich einen Theil dieſer Ausdrücke, wahrſcheinlich in Folge von Druckfehlern, nicht verſtehe, ſo will ich den Schluß der Scene herſetzen, vielleicht daß ſich in der Folge das Verſtändniß eröffnet.

---

[1] Der Sturm von Maeſtricht.

Alonso: ¿Quieres me dar un abrazo
mis ojos?
Marcela: Ta velſterthine (vielleicht well
verdiene?).

Alonso: Tantos dizes que conviene
alargarte luego el brazo.
¿Quieresme quanto te quiere
esta alma?
Marc.: Dat vuilghimeil.
Alonso: Yo lo soy, y te soy fiel.
¿seráslo tu?
Marc.: Yit minhere.
Alonso: ¿Olvidarás mi aficion?
Marc.: Liuerte sterven, mi bien.
Alonso: ¿Y querrás alguno bien
Marcela?
Marc.: Ni ti liston.[1]

Das Schalkhafte dieſes letzten Ausdruckes bekam dadurch ſeine ganze Wirkſamkeit, daß das ni ti liston (nicht verſtehen), wahrſcheinlich aus dem Munde der walloniſchen Gardeſoldaten, jedem Spanier bekannt genug war.

Wie nachläſſig Lope ſeine Stücke ſchrieb und bei ihrer Reviſion zum Drucke verfuhr, geht auch daraus hervor, daß, als das erſtemal von der Flamänderin Aynora geſprochen wird, dieß unter dem Namen Serafina geſchieht.

Das Stück erhält ſich in Bezug auf die Perſonen gleich gut bis zum Ende, nur kommt ſo viel Gefecht und Sturmlaufen vor, daß es für uns etwas Puppenſpielmäßiges erhält. Zur Zeit der Aufführung mochte das anders beurtheilt werden. Bei Einnahme der Stadt heißt es ſogar: aqui no ay representacion, sino cuchilladas.[1]

---

[1] Alonſo: Willſt du mich umarmen, mein Augenlicht?
Marcela: Tu velfterthine.
Alonſo: Du ſprichſt ſo gut, daß ich dir gleich den Arm reichen muß. Liebſt du mich, wie dich meine Seele liebt?
Marc.: Dat vuilghinnil.
Alonſo: Ich bin es und werde dir treu ſein. Wirſt du es ſein?
Marc.: Yit Minhere.
Alonſo: Wirſt du meine Liebe vergeſſen?
Marc.: Liverte sterven, mein Schatz.
Alonſo: Und wirſt du irgend Jemanden lieben, Marcela?
Marc.: Ni ti verston.

Peribañez y el Comendador de Ocaña.[2] Hier haben wir eines der Lieblingsthemen Lope de Vega's. Das Glück und die Zufriedenheit des einfachen Landlebens. Ein Bauer Peribañez vermählt ſich zu Anfang des Stückes mit Caſilda, einem Landmädchen, und ſie erſchöpfen ſich in ziemlich unbeholfenen, aber wahren Verſicherungen wechſelſeitiger Neigung; ſelbſt der anweſende Pfarrer wird ſo ziemlich zur komiſchen Perſon. Da wird plötzlich der Ordenscomthur und Gutsherr, den ein zum Feſte vorbereiteter Stier ſammt dem Pferde zu Boden geworfen hat, ohne Beſinnung herbeigetragen. Man leiſtet ihm jeden Beiſtand, er erholt ſich und verliebt ſich in die Neuvermählte. Dieſe hat unterdeſſen ihrem Mann das Verlangen ausgedrückt, nach Toledo zum Feſt der virgen del Sagrario[3] zu gehen, und deſſen Einwilligung erhalten, was dem Comthur Gelegenheit gibt, als Zeichen ſeines Dankes dem Bauer koſtbare Pferdedecken, ja ſogar zwei Maulthiere für deſſen Wagen zu ſchenken. Den Comthur muß ſich Lope ſehr jung und dieſe Liebe als ſeine erſte gedacht haben, denn in dieſer romantiſchen Exaltation pflegt ſich ſonſt die Liebe eines Gutsherrn zu einer Bäuerin nicht zu äußern. Das Paar geht nach Toledo, der Comthur folgt verkleidet zu Pferde und läßt dort von einem Maler verſtohlen das Bild ſeines geliebten Gegenſtandes anfertigen.

---

[1] Hier gibt es keine Darſtellung, ſondern nur Meſſerſtiche.

[2] Peribañez und der Comthur von Ocaña

[3] Jungfrau des Altares.

Im zweiten Akte hat Peribañez, der bei ſeiner Gemeinde in großem Anſehen ſteht, den Auftrag übernommen, einen heiligen Rochus, der durch Alter unſcheinbar geworden, nach Toledo zu bringen, um ihn durch einen Maler auffriſchen zu laſſen. Ebenſo fanden der Bediente und ein Freund des Comthurs inzwiſchen Gelegenheit, der erſtere ſich als Schnitter im Hauſe des Bauers aufnehmen zu laſſen, indeſſen der andere einer im Hauſe befindlichen Muhme Ines den Hof macht, beide um dem Comthur die Gelegenheit anzubahnen. Der verkleidete Bediente läßt wirklich ſeinen Herrn ins Innere des Gehöftes ein, wo dieſer, als Caſilda das Fenſter öffnet, um die Leute zur Arbeit zu rufen, anfangs unter der Maske eines Schnitters ihr die Liebe des Comthurs anrühmt, worauf ſie, auf die Maske eingehend, ihre Liebe zu ihrem Gatten erklärt und den Comthur an Frauen ſeines Gleichen verweist und, als der Ritter ſich als Comthur zu erkennen gibt, ohne weiter von ihm Notiz zu nehmen, fortfährt, die Schnitter zur Arbeit aufzufordern. Dieſe Scene, obwohl, mit Ausnahme des charakteriſtiſchen Schluſſes, mehr lyriſch als dramatiſch gehalten, iſt von ergreifender Schönheit. Peribañez, in Toledo angekommen, geräth mit ſeinem heiligen Rochus auf den nämlichen Maler, der Caſilda's Bild ins Große zu bringen übernommen hat. Er erfährt, daß der Comthur es beſtellt hat, ja, nach Ocaña zurückgekommen, hört er ſeine Schnitter, die etwas gemerkt haben, ein Lied auf jenen nächtlichen Beſuch ſingen. Er weiß nun, was geſchehen iſt, doch vertraut er ſeiner Frau. Der Comthur ergreift nun ein anderes Mittel, ihn zu entfernen. Er macht ihn zum Hauptmann über eine Schaar Landleute, die dem Könige gegen Granada zu Hülfe ziehen ſollen. Peribañez nimmt die Sendung an und läßt ſich vom Comthur ſelbſt das Schwert umgürten, was einer Art Ritterſchlag gleichkommt, offenbar, um das Recht zu erwerben, ihn in der Folge umbringen zu können. Er reiſt ab, kommt Nachts heimlich zurück, tritt bei ſeinem Nachbar ein, durch deſſen Hof in ſeinen eigenen, findet den Comthur eben im Begriffe, ſeiner Gattin Gewalt anzuthun, tödtet ihn und zur Geſellſchaft auch die verliebte Gelegenheitsmacherin, Muhme Ines, ſtellt ſich ſelbſt dem Könige, der einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hat, und mit einer hübſchen Wendung bittet er, ſeine Frau als diejenige zu betrachten, die ihn geſtellt hat, und das Blutgeld der Verlaſſenen als Unterſtützung zukommen zu laſſen. Das wahre Verhältniß wird aufgeklärt und Peribañez belobt und belohnt.

In dieſem letzten Akte iſt Lope de Vega etwas begegnet, das ihm ſonſt nicht leicht zu geſchehen pflegt: er iſt abſichtlich geworden. Nachdem ſein Held ſchon mit Gedanken von Ehre und Rache umgeht, gibt Lope ſich ſichtliche Mühe, ihn noch als ſchlichten Landmann zu halten. Er läßt ihn ausdrücklich mit komiſcher Gravität hinter ſeiner Compagnie hermarſchiren, ihn, als er ſich ſchon zur blutigen That anſchickt, noch von Schweinen, Gänſen und Hühnern ſprechen, wogegen nichts zu ſagen wäre, aber es hat etwas Gemachtes, was, noch einmal geſagt, bei dieſem Dichter äußerſt ſelten vorkommt. Auch habe ich ſchon die Vermuthung ausgeſprochen, daß unter der oft vorkommenden Figur eines Belardo, Lope de Vega ſich ſelbſt gemeint habe. Hier wird es deutlicher als je, da Belardo einmal ſich gegen die Tadler auflehnt, die ihm Mangel an Kenntniſſen vorwerfen, und meint, er ſei der Erſte, der ſchreiben könne, ohne leſen gelernt zu haben.

El Genoves liberal.[1] Ein theils unbedeutendes, theils abſurdes Stück. Ottavio Grimaldo wird vom genueſiſchen Senate nach Paris geſchickt, um die Herrſchaft über Genua dem Könige von Frankreich anzutragen. Er hat eine Geliebte, Alexandra, zurückgelaſſen, die während ſeiner Abweſenheit einen Edlen, Camillo, heirathet. Auch hat ſich in Paris eine vornehme Dame, Marcela, gefunden, die ſich in ihn verliebt und, bei ſeiner Abreiſe, ihm, als Mann verkleidet, in Pagenweiſe folgt. Seine Verzweiflung bei der Rückkehr iſt groß, man merkt aber bald, daß es ihm hauptſächlich um den „Genuß“ zu thun war. Als Gelegenheitsmacher wird die als Page verkleidete Marcela dem Gatten Alexandra's ins Haus überlaſſen, die den Plan darauf baut, ſich bei Gelegenheit der Geliebten unterzuſchieben und durch eine Verwechslung der Perſon ihres, gleichfalls ſinnlichen, Wunſches theilhaft zu werden. Das vergißt aber Lope de Vega ſpäter, oder es gereute ihn, eine bei ihm ſo oft vorkommende Verwicklung auch hier anzuwenden. Wenigſtens wird im Laufe des Stückes nichts mehr daran angeknüpft. Mittlerweile aber hat das Volk von Genua etwas von den Unterwerfungsplanen des Senates gemerkt; ſie empören ſich und vertreiben den Adel. Darunter auch den Gatten Alexandra's, der aber Gelegenheit findet, von Zeit zu Zeit heimlich zurückzukehren und ſeiner Frau im Lauf des Stückes drei Kinder zu verfertigen. Nur Ottavio weiß ſich durch Achſelträgerei dem allgemeinen Verbannungsurtheile zu entziehen, ja als ſpäter der König von Frankreich die Stadt belagert und auszuhungern beſchließt, iſt Ottavio der Einzige, der ſein Haus zum Kaſtell umgeſtaltet und, als der Hunger ſchon in der Stadt wüthet, allein mit allem Nöthigen im Ueberfluß verſehen iſt. Auch im Hauſe Alexandra's, die inzwiſchen alle Bewerbungen Ottavio's zurückgewieſen hat, ſteigt die Noth aufs Höchſte. Sie ſelbſt wäre bereit, Hungers zu ſterben, auch an ihrem Vater, meint ſie, läge nicht gar ſo viel, weil er denn doch ſchon alt und hinfällig ſei, aber ihre Kinder will ſie retten. Sie nimmt daher den Rath der Jhrigen, in den auch die durch Hunger gebändigte Marcela einſtimmt, obwohl mit Widerwillen, an, bei Ottavio um Nahrung zu bitten. Jhr Vater gibt ihr einen Dolch auf den Weg, den ſie ſich, wenn Ottavio den Sündenpreis für ſeine Hilfeleiſtung begehre, nur friſchweg ins Herz ſtoßen möge. Sie kommt an, Ottavio wird von ihrer Lage gerührt, er hält mit allen ſeinen Seelen-Fakultäten einen Rath, was er thun ſolle, und beſchließt endlich, ſeinen Gelüſten Zaum anzulegen, ihr mit allen ſeinen Vorräthen im übertriebenſten Maße beizuſpringen (worunter auch hunderttauſend Dukaten vorkommen) und dabei ihrer Ehre zu ſchonen. Das iſt denn nun die Großmuth dieſes Genueſers.

---

[1] Der großmüthige Genueſer.

Die Stadt wird eingenommen. Der vom Volk zum Herzog gewählte Färber, der die vernünftigſte Perſon im Stücke iſt, hingerichtet. Alexandra erhält ihren Gatten, Marcela gibt ſich zu erkennen und wird mit dem großmüthigen Genueſer vermählt.

Es hat wohl noch keinen Dichter in der Welt gegeben, bei dem die höchſte poetiſche Begabung mit der leichtſinnigſten Schleuderei ſo Hand in Hand gieng.

Das Handwerk trug wahrſcheinlich wenig ein; das Verſemachen war ihm zum Bedürfniß geworden, der Begehr nach neuen Stücken war groß, und ſo überließ er denn der Stimmung und dem Zufall, ob die in Gang geſetzte Scheibe eine Baſe oder einen Krug hervorbrachte.

Los torneos de Aragon.[1] Wo möglich noch unbedeutender als das vorige. Eine Eſtela, Schweſter des Grafen Balduyno, wird von Herzog Arnaldo auf der Reiſe überfallen, geſchändet und gefangen gehalten, findet aber Gelegenheit, zu entkommen. Dem Herzog Arnaldo wird die Hand Marcela's, der Tochter des Königs von Frankreich, Clodoveo, angeboten, die er auch mit Freuden annimmt. Sie iſt aber ſchon in den Grafen Balduyno verliebt, der ſie mit Hülfe eines Carlos, verſprochenen Bräutigams der geſchändeten Eſtela, entführt, bei welcher Gelegenheit aber Carlos gefangen wird. Sämmtliche Flüchtlinge nehmen ihren Weg nach Spanien, wo Eſtela in Männerkleidern und zwar, man weiß nicht, warum, als Narr am Hofe von Aragon auftritt. Inzwiſchen hat Balduyno erfahren, daß Carlos' Leben in Gefahr ſchwebt und er nur durch einen Gerichtskampf gerettet werden kann. Er verläßt daher heimlich ſeine Marcela und reist nach Paris, befreit ſeinen Freund, wird dabei ſelbſt gefangen und ſeinerſeits wieder von Carlos befreit. Das Ende davon iſt, daß beide Freunde nach Arragonien gehen, wo der König ein Turnier ausgeſchrieben hat, in dem der höchſte Preis der Schönheit für ſeine Gattin von dem Platzhalter in Anſpruch genommen wird. Dahin hat ſich auch Marcela gewendet, die ſich von ihrem Geliebten verrathen wähnt und in Männerkleidern Nachricht von ihm einzuziehen gedenkt. Die als Narr bei Hofe in Gunſt ſtehende Eſtela verliebt ſich hier in den mädchenhaften Jüngling, wobei ſie meint,[1] da ſie doch ſchon einmal geſchändet ſei, ſo wolle ſie doch ihre Luſt an ihrem neuen Liebling büßen. Hieraus entſteht die beſte Scene im ganzen Stücke, wo die beiden Weiber, ſich wechſelſeitig für Männer haltend, die Eine für ihre Keuſchheit beſorgt iſt und die Andere die ihrige an Mann bringen will, wobei es denn nicht an argen Zweideutigkeiten fehlt. Eſtela erklärt ſich zuerſt und trägt ſich an.

---

[1] Die Turniere von Aragon.

Marcela: . . . . . . no podré.
Estela: ¿con que causa?
Marcela: Esse con que
es porque sin el estoy.
Estela: ¿Como?
Marcela: Porque soy muger.[1]

Der König von Frankreich und der Herzog von Arnaldo ſind unterdeſſen in Verfolgung der Flüchtigen auch nach Arragonien gekommen. Das Turnier findet ſtatt. Allſeitige Erkennungen. Balduyno erhält ſeine Marcela, Carlos eine Verwandte des Königs, die er noch gar nicht kennt; und die begehrliche Eſtela iſt noch immer gut genug für ihren Ehrenſchänder Arnaldo.

La boda entre dos maridos.[2] Die aufopfernde Freundſchaft zweier jungen Leute, des Spaniers Lauro und eines Franzoſen Febo. Die wechſelſeitige Empfindung, bis auf eine gar zu große Spitzfindigkeit mit dem: Ineinanderleben und eins im andern ſein und zu häufiger Wortſpiele mit dem Namen Phöbus als Sonne, ganz gut gehalten. Lauro iſt in eine Fabia verliebt. Theils um dem Freunde ſeine Geliebte ſehen zu machen, und wohl auch, weil er ihm ihre jüngere Schweſter Celia zudenkt, nimmt er ihn bei einer ſeiner heimlichen Zuſammenkünfte mit, wobei aber Febo das Unglück hat, ſich heftig in Fabia zu verlieben, ohne jedoch ſeinem Freunde etwas davon merken zu laſſen. Die Zuſammenkünfte werden ruchbar und führen eine Verlobung Lauro's mit Fabia herbei. Nun erkrankt Febo plötzlich mit allen Zeichen der Geiſtesverwirrung. Lauro wendet vergebens alle Mittel an, um die Urſache dieſer Schwermuth zu ergründen. Erſt als er ſich ſelbſt den Dolch auf die Bruſt ſetzt und ſich zu ermorden droht, geſteht Febo ſeine Liebe. So ſehr er nun ſelbſt verliebt iſt, beſchließt er doch ohne Zaudern, die Braut dem Freunde abzutreten, deſſen Leidenſchaft ſtärker ſein muß, da ſie ihn krank gemacht hat:

---

[1] Marcela: . . . . . . ich kann nicht.
Eſtela: Aus welchem Grunde?
Marcela: Weil ich das, was Ihr habt, nicht habe.
Eſtela: Wie?
Marcela: Weil ich ein Weib bin.

[2] Die Heirath zwiſchen zwei Ehegatten.

Febo tu estas á la muerte
de amores desta donzella,
y yo no me muero agora.
Amor nos puso esta mesa
quien tiene mas hambre coma.[1]

Er ſchützt eine nothwendige Reiſe vor und gibt ſeinem Freunde eine falſche Vollmacht (?) (un fingido poder), ſich in ſeinem Namen mit Fabia trauen zu laſſen, und als die Nacht kommt, ſchwärzt er ihn in das Brautgemach ein.

Aus Furcht vor den Verwandten der Neuvermählten entflieht Febo mit Fabia und ihrer Schweſter nach Frankreich. Dagegen fällt Lauro in ihre Hände. Er verliert

---

[1] Phöbus, du biſt aus Liebe zu dieſem Fräulein dem Tode nahe, und ich bin noch nicht in Gefahr, zu ſterben. Amor deckte uns dieſe Tafel, wer mehr Hunger hat, der eſſe.

Hab und Gut und muß als Bettler gleichfalls nach Frankreich fliehen. Auf dem Wege fällt er Räubern in die Hände und kommt, von Mangel und Hunger erſchöpft, in Paris an, wo er auf öffentlicher Straße ſeinen Freund Febo um Almoſen anſpricht, der ihn mit einem Gott helf! abfertigt. Nun glaubt er ſich von ihm verrathen, nimmt ſelbſt einen im Walde begangenen Todtſchlag auf ſich, um zu ſterben. Febo hat ihn aber nicht erkannt, als er ihn abwies, und da Lauro nun als Mörder vor den Prevot von Paris gebracht wird, nimmt er den Todtſchlag auf ſich, und ſo ſtreiten ſie an Großmuth, bis endlich ein anderer Spanier Andronio, ein früherer Liebhaber Fabia's, geſteht, den Verblichenen im Zweikampfe getödtet zu haben, Alles ſich aufklärt und bei der Schlußverheirathung ſämmtlicher Weiber, Lauro die jüngere Schweſter Fabia's, die bis dahin unbeachtete Celia, erhält. Gegen das Ende hebt ſich das Stück etwas, das ſonſt ziemlich unbedeutend verläuft.

El amigo por fuerza.[1] Ein Prinz Turbino von Ungarn, der einen Grafen Aſtolfo haßt, weil er der begünſtigte Liebhaber der Schweſter des Prinzen iſt und doch wieder ſein Beſchützer und Freund iſt, weil er ſelbſt die Schweſter deſſelben liebt. Da wäre nun Stoff, ſollte man meinen, zu artigen Verwicklungen, intereſſanten Gegenſätzen und unerwarteten Ereigniſſen jeder Art. Aber nichts von dem Allem. Das Ganze verläuft ſich ſo ungeſchlacht und derb, daß der Gedanke, ſtatt den Bau daraus organiſch zu entwickeln, beinahe nur zum Aushängſchild wird, um die Kneipe von andern ihres Gleichen dadurch zu unterſcheiden. Die Prinzeſſin wird von ihrem

---

[1] Der aufgenöthigte Freund.

Vater in Folge eines Friedenstractates dem Könige von Böhmen zur Gemahlin beſtimmt und zugleich der Graf Aſtolfo, der einen Verwandten des Letztern getödtet, demſelben zur Hinrichtung ausgeliefert. Der Prinz befreit ſeine Schweſter, indem er ſie auf dem Wege zur gezwungenen Hochzeit rauben läßt. Er will auch ſeinen aufgenöthigten Freund Aſtolfo befreien, worin ihm aber die beiden Weiber zuvorgekommen ſind, die, als Sklave und Sklavin verkleidet, mit einem alten Luſtigmacher Hortenſio als Sklavenhändler Eingang in den Thurm gefunden haben, wo der Alkalde des Gefängniſſes ſich in die Sklavin verliebt, und nun beide Damen mit eigenen zarten Händen die Dolche brauchen, und dem verliebten Hüter den Garaus machen. Aſtolfo iſt nun zwar befreit, dafür aber wird der Prinz Turbino, der in der Verkleidung eines Briefträgers einen abgeſonderten Plan verfolgte, ſchlafend gefunden und ſeinerſeits gefangen genommen. Ein neuer Fund muß aushelfen. Der Luſtigmacher Hortenſio wird zum griechiſchen Arzt, den die beiden Weiber als Pagen und der befreite Aſtolfo als Diener begleiten. Der Prinz ſtellt ſich, nach Verabredung, krank, die Griechen werden eingelaſſen, knebeln den Aufſicht führenden Herzog Mauricio und entfliehen mit dem Gefangenen. Der König von Ungarn, in der Freude, ſeine Kinder wieder zu haben, erfüllt die Wünſche ihrer Herzen.

Ich bin zu wenig bekannt mit der Vorgeſchichte des ſpaniſchen Theaters, um zu wiſſen, ob Lope de Vega der Erſte war, der dieſen Reichthum von Ereigniſſen und das Melodramatiſche der Handlung auf die Bühne brachte. Im Bejahungsfalle bleibt ihm immer das Verdienſt als Erfinder, das kein kleines wäre, da das Bunte doch immer beſſer iſt, als das Leere, und er dadurch einem künftigen, gehaltvolleren Intereſſe den Weg gebahnt hätte. Wenn nicht, ſo bliebe es halb unbegreiflich, wie ein Dichter in vollem Sinne des Wortes, dem Publikum zu Liebe, ſich bis zu derlei Hervorbringungen herablaſſen konnte. Denn ſelbſt in der Ausführung ſind kaum ein paar Verſe, die ſich über die Jahrmarktsbude erheben.

El galan Castrucho.[1] Eines jener liederlichen Stücke, in denen ſonſt Lope de Vega's Hauptſtärke beſteht, das übrigens auch nichts weniger als leer ausgeht. Eine alte Kupplerin, Teodora, die noch viel preiswürdiger wäre, wenn nicht die berühmte Celeſtina als Muſter vorgeſchwebt hätte. Dazu ihr Mündel Fortuna, die, obgleich bereit, ſich auf Befehl, ja aus Furcht vor ihrer ſie vergötternden Schützerin, Jedem preiszugeben, der den Preis bezahlt, doch wieder ſo gehorſam, eingeſchüchtert, natürlich, ja unſchuldig iſt, daß ſie unter die beſten Figuren gehört, die in dieſer Art je geſchaffen worden ſind. Sie geht durch alle Hände. Der Hauptmann, der Fähnrich, der Sergeant ſind in ſie verliebt. Der commandirende General genießt ihre Gunſt und bezahlt ſie auch richtig, wozu ihr die Alte auch eigens einen leeren Geldbeutel umgehängt hat; der General-Quartiermeiſter iſt eben mit ihr handelseins geworden, als ihn die Lärmtrommel abruft. Sie hat für Alle nur Eine Antwort: ſie möchten vorher mit ihrer Mutter ſprechen. Eine wirkliche Neigung zeigt ſie nur für die als Page gekleidete Lucretia, welches Liebesverſtändniß ſie denn freilich gleich mit der Entwicklung anfangen möchte; dazu nun der Galan Caſtrucho, ein Lump, Spieler, Lügner, Prahler, Kuppler, der die beiden Weiber, nöthigenfalls ſelbſt durch die Gewalt der Fäuſte, in Unterwürfigkeit hält.

---

[1] Der galante Caſtrucho.

Er jagt die ſchöne Fortuna, die er ſelbſt unter dem Verſprechen der Ehe verführt hat, jedem der drei in ſie verliebten Offiziere ab, indem er einen gegen den andern aufhetzt und im allgemeinen Handgemenge als wirklicher Beſitzer übrig bleibt; ja ſpäter, von den drei Martisſöhnen gedrängt und vom Prahler zum Feigen geworden, verſpricht er Jedem ihren Beſitz, wo er denn dem Fähnrich und Sergeanten ihre eigenen verlaſſenen Geliebten, dem Hauptmann gar die alte Teodora unterſchiebt; dieſe beiden verlaſſenen Soldatenfreundinnen ſind der Armee nachgereist und befinden ſich, beide als Pagen verkleidet, im Hauſe Teodora's. Es iſt vielleicht die unſittlichſte Scene des ſpaniſchen Theaters, daß, nachdem die Offiziere ſich mit dem gehabten Genuſſe zufrieden erklärt haben, Caſtrucho vorausſetzt, ſie hätten Knaben Gewalt gethan, und ſie gar darüber gerichtlich zu belangen droht. Den Schluß macht der General, der den treuloſen Liebhabern befiehlt, ihre verlaſſenen Geliebten zu heirathen, wobei denn die kleine Fortuna dem lumpigen Caſtrucho zu Theil wird, ein Beſitz, um welchen er freilich nicht ſehr zu beneiden iſt, die arme Willenloſe aber noch viel weniger. Die Attrapen des Stücks ſind nichts weniger als geſchickt ins Werk geſetzt, was denn überhaupt nicht Lope de Vega's glänzende Seite iſt.

Es iſt merkwürdig, daß ein Stück von ſo nichtswürdigem Inhalte uns nichts deſto weniger Vergnügen macht. Es iſt eben die Naturwahrheit der Darſtellung und das Intereſſe an der menſchlichen Natur, ſelbſt in ihren Ausartungen, wenn ſie nur nicht geradezu verderblicher Art ſind. Ja, es freut uns, jenen Energien der Urſprünglichkeit, die wir in der Wirklichkeit möglichſt einzuſchränken ſuchen, auf dem Boden der Fiktion einmal freien Spiel raum zu geben. Ein Spaziergang gegenüber dem Geſchäftsgang. Nicht anders ſprechen uns auf Reiſen jene Völker am meiſten an, unter denen wir am wenigſten leben möchten.

Los embustes de Zelauro.[1] Da iſt ein Lupercio, der ſich gegen den Willen ſeines Vaters heimlich verheirathet hat. Gleich beim Eingange des Stückes iſt der Alte darüber her, den Sohn mit dem Stocke zur Vernunft zu bringen; Lupercio leugnet, verſpricht Alles, geht aber gleich darauf zum heimlichen Liebchen. In dieſe Letztere hat ſich indeſſen ein Zelauro verliebt, der das gute Verhältniß zwiſchen den Gatten zu ſtören ſich vornimmt. Er führt zuvorderſt ſeinen Freund Lupercio ins Spielhaus, wo dieſer alles Geld verliert, das ihm der Vater in der Freude ſeines Herzens gegeben hat, ohne daß dieſer Leichtſinn für Lope de Vega nur den geringſten Schatten auf deſſen Charakter wirft. Darauf macht Zelauro die Gattin Fulgencia eiferſüchtig. Er nimmt den argloſen Lupercio als Rückhalt zu einem vergeblichen Stelldichein mit, in dem Zelauro's eigene Schweſter die Rolle der Angebeteten ſpielt und vom Fenſter aus mit den beiden Abenteurern ſpricht. Zelauro hat die eiferſüchtig gemachte Fulgencia in Männerkleidern als Zeugin hinbeſtellt, wo ſie denn zum Schluſſe, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, vom Leder zieht und als Unbekannter ihren Gatten im Zweikampfe anfällt, was die beſte, ja die einzige gute Scene im Stücke bildet. Im zweiten Akte wird der Mann auf die indeß verſöhnte Frau eiferſüchtig gemacht. Er verſtößt ſie und nimmt ihr ihre zwei Kinder. Im dritten Akte kommt ſie auf das Gut des Vaters, der ſie nicht kennt und der ſie als Magd in ſeine Dienſte nimmt, ja endlich gar heirathen will. Zelauro, der ihren Weg verfolgt, iſt indeß Bauern in die Hände gefallen, die ihn als vermeintlichen Räuber ſchwer verwunden. In der Todesangſt geſteht er dem dazu gekommenen Lupercio ſeine Niederträchtigkeiten. Die Gatten finden ſich, der Alte gibt, wie natürlich, ſeine Anſprüche auf, und ſelbſt dem Schurken Lupercio wird verziehen. Auch in dieſem Stücke kommt ein Belardo vor, unter welcher Figur ich vermuthete, daß Lope de Vega ſich ſelbſt gemeint habe. Hier iſt nichts, was dieſe Vorausſetzung beſtätigte.

---

[1] Die Betrügereien des Zelauro.

La fe rompida.[1] Ein König von Arkadien wird auf der Jagd von Meuchelmördern überfallen, als plötzlich eine Jägerin Lucinda, die Tochter eines reichen Landmannes, erſcheint und die Verſchworenen in die Flucht treibt. Sie führt den König in das Haus ihres Vaters, wo er, unter dem Verſprechen der Ehe, ihre Liebe genießt, aber, was ſchon von vornherein ſeine Abſicht war, ſie am andern Morgen heimlich verläßt. Lucinda, die ihn, ſeinem Vorgeben gemäß, für den Sekretär des Königs hält, hüllt ſich in Männerkleider und folgt ihm, von einem Diener ihres Vaters begleitet, an den Hof, dort erkennt ſie in ihrem treuloſen Liebhaber den König, findet ihn aber zugleich in einem Liebesverſtändniſſe mit der Schweſter des Herzogs Floriberto, der, aus gekränktem Ehrgefühl, ſchon im erſten Akte die Meuchelmörder gegen den König beſtellt hat und ihn auch jetzt unter den Fenſtern ſeiner Schweſter neuerdings überfallen läßt. Lucinda befreit ihn mit Hilfe einiger Landleute auch dieſesmal, wirft ihm ſeinen Undank vor und gibt ſich endlich zu erkennen, was aber auf den König wenig Eindruck macht, der meint, daß, da ſie ſich einem Sekretär ergeben habe, ſie auch nur Anſpruch auf die Hand eines Sekretärs habe. Es kommt ſo weit, daß Lucinda die Hand an den Dolch legt, und ſie trennen ſich in Unfrieden. Im dritten Akt ſammelt ſie ein Heer und bringt das Land in Aufruhr. Sie hält einen engen Paß beſetzt, wo ſie jeden Wanderer zwingt, eine Erklärung zu unterſchreiben, daß der König ein Treuloſer und ein Schurke ſei. Der König, der mit ſeiner Flotte gegen die Rebellen ausgezogen iſt, leidet Schiffbruch und geräth, an die Küſte ausgeworfen, in denſelben Engpaß. Lucinda zwingt auch ihn, jene ſchmähliche Erklärung zu unterſchreiben, was er, da er ſie mittlerweile erkennt, denn auch, obwohl nicht ohne Zaudern, endlich thut. Bei dieſer Gelegenheit zeigt ſich aber, mitten durch die Erbitterung, Lucinda's Liebe ſo übermächtig, daß der König ſich beſiegt fühlt, wo denn das Uebrige ſich von ſelbſt verſteht. Dieſe letzte Scene iſt wunderſchön und ganz gemacht, ein leidenſchaftliches Spiel zur vollen Geltung zu bringen. Einmal, da der König eine Geringſchätzung ſeines Lebens zu erkennen gegeben, ſagt Lucinda unter anderm:

---

[1] Die gebrochene Treue.

Sin bravatas mi señor,
que en rendidos es locura.
El que vida no procura
no tiene mucho valor
que quien la vida no estima
es señal que no es honrado,
pues que no la tiene en nada
ni el perdella le lastima.
Es muy de los afrentados

querer la vida perder,
y el saberla defender
muy de los que son honrados.[1]

Auch der ganze erſte Akt iſt gut und nur in der Mitte wird die Behandlung durch das Abgeſchmackte der Begebenheiten aus dem Gleichgewichte gebracht.

El tirano castigado.[2] Ein Herzog von Sardinien, glaub' ich, hat zwei Söhne, einen ächten, Floriſeo, und einen Baſtard, Teodoro. Floriſeo wird gleich in den erſten Scenen des Stückes bei einem verliebten Abenteuer von ſeinem Nebenbuhler mit Gehilfen überfallen, geknebelt und in einem lecken Nachen ins Meer hinausgeſtoßen. Unter Vorausſetzung ſeines Todes ſieht ſich nun der Baſtard als Erben des Thrones an und beſchließt, ſeinen Vater zu entſetzen, um ſo mehr, als er zugleich in ſeine Stiefmutter Laudemia verliebt iſt, der er auch ſeine Leidenſchaft erklärt, aber von ihr zurückgewieſen wird. Floriſeo iſt von Seeräubern aufgefangen worden, und wir treffen ihn im zweiten Akte in Biſerta, wo er dem Könige das Leben gerettet hat und dafür ſeine Freiheit erhält. Seine Geliebte, Arminda, die in Männerkleidern ſeiner Spur gefolgt, wurde gleichfalls gefangen und nach Biſerta gebracht, wo denn gleich eine Eiferſuchtsſcene Statt findet, da Floriſeo nicht übel Luſt hat, die Liebe der mauriſchen Königstochter zu erwiedern. Unterdeſſen langen

---

[1] Die Drohungen, mein Herr, ſind bei Gefangenen Narrheit. Der, der ſich um ſein Leben nicht müht, ſchätzt geringen Werth. Denn wer ſein Leben nicht achtet, der gibt damit zu erkennen, daß es ihm an Ehre gebricht, weil er es gering ſchätzt und den Verluſt deſſelben nicht bedauert. Nur Entehrte wünſchen das Leben zu verlieren, und die Ehrenhaften wiſſen ſehr wohl, es zu vertheidigen.

[2] Der beſtrafte Tyrann.

Geſandte des Baſtarden Teodoro an, der die Hilfe der Heiden gegen ſeinen Vater in Anſpruch nimmt, welche Hilfe der König, in der Abſicht, das Land ſpäter für ſich ſelbſt zu behalten, ihm zuſagt und ein Heer ſammelt, dem Floriſeo und die verkleidete Arminda ſich als Hauptleute anſchließen. Mittlerweile hat der tyranniſche Baſtard ſeinen Vater ins Gefängniß geworfen; die Stiefmutter iſt entflohen. Die Mauren langen an; auf dem Marktplatze wird ein Gerüſt aufgerichtet, auf dem der alte Herzog die Krone an ſeinen unächten Sohn abtreten ſoll, deſſen er ſich weigert und wieder ins Gefängniß zurückgebracht wird. Dieß Gefängniß, das Kaſtell der Stadt, haben indeß die Mauren beſetzt, und ihr König erklärt nun, daß er gekommen, um ſich ſelbſt zum Herrn des Landes zu machen, was er als den erſten Schritt zur künftigen Eroberung Spaniens betrachtet. Aber der Hauptmann Floriſeo, der ihm zur Seite ſteht, droht ihm, ihn von den Mauern herabzuſtürzen, wenn er nicht ihm, dem rechtmäßigen Erben, das Land frei gibt. Es geſchieht, der Baſtard Teodoro iſt im Gefechte ſchwer verwundet worden, wo ihn denn ſein Vater auf die Schultern nimmt, ihm verzeiht, was zu rührenden Scenen Anlaß gibt. Jedermann erhält Verzeihung, und das Stück endet aufs Beſte.

Der Inhalt iſt eben ſo bunt, aber nicht ſo abſurd als bei ähnlichen Stücken Lope de Vega's. Die Behandlung flüchtig und ohne hervortretende Stellen.

Wenn ich übrigens von derlei Hervorbringungen Lope de Vega's abſchätzig zu ſprechen ſcheine, ſo möchte ich mich nur vor der deutſchen Erbſünde bewahren, an einem Lieblingsſchriftſteller alles gut zu finden. Lope ſteht in ſeinen guten Stücken den beſten Schriftſtellern aller Zeiten gleich, ja an Anlage den meiſten voraus. Das Uebrige iſt

Fabriksarbeit, und wenn ſeine Zuhörer daran Gefallen fanden, ſo möchte ich nicht mit ihm rechten, ſich die Sache leicht gemacht und das Schreiben, wie die Befriedigung eines natürlichen Bedürfniſſes, was es ihm war, ſo ſchnell abgethan zu haben, als ihm eben beliebte.

El exemplo de la paciencia [1] behandelt die Geſchichte der Griſeldis, die hier Laurencia heißt. Die Darſtellung ihres erſten ländlichen Zuſtandes ſo vortrefflich, als derlei Schilderungen einfacher Glückſeligkeit bei Lope de Vega immer ſind. Ihre Güte, Milde, Verſtändigkeit, verbunden mit großer Schönheit, machen begreiflich, daß der Graf von Rouſſillon, der ſich als einen Feind der Ehe aus Mißtrauen gezeigt hat, ſich in ſie verliebt und ſie am Schluſſe des erſten Aktes heirathet. Im Anfange des zweiten Aktes, wo eben ihr zweites Kind zur Taufe getragen wird, kehrt, man weiß nicht recht warum, der Zweifelſinn des Grafen zurück, und er beſchließt, ſeine Gattin zu prüfen. Er fängt auf gut ſpaniſch gleich mit dem Aeußerſten an und begehrt, daß Laurencia ihr eben nur gebornes Kind, mit der ausgeſprochenen Abſicht, es zu tödten, ausliefere. Sie fügt ſich in Geduld und wünſcht nur, daß man es nicht den wilden Thieren ausſetzen möge. Auch ihr älteres, ein Knabe, wird begehrt, weil die edlen Vaſallen nicht einem Herrn von ſo niederer Abkunft dereinſt unterthänig ſein wollen. Gleiche Willfährigkeit. Offenbar hilft hier, nebſtdem, daß das Unglaubliche einmal ein Hauptingrediens der Dramen jener Zeit ausmacht, auch die Vorſtellung von der Würde des Adels und der Gottähnlichkeit der Herrſchergewalt mit, um derlei ſelbſt einem damaligen Publikum zuläßig erſcheinen zu machen. Endlich trifft er ſie mit ein paar Landleuten ihrer frühern Bekanntſchaft, die zum Beſuch gekommen ſind, wirft ihr ihre Niedrigkeit vor, miſcht einen ſehr gut erzählten Apolog von der Katze ein, die in ein Mädchen verwandelt wurde und ſich auch ſehr gut menſchlich betrug, bis ſie zufällig einer Maus anſichtig wurde, wo die alte Natur hervorbrach und ſie dem Thierchen nachlief, um es zu haſchen. Sie antwortet ihm mit einer andern Fabel, deren Inhalt ich vergeſſen habe, obwohl die Seite, die Spalte und der Ort, wo ſie ſteht, mir vor den Augen ſchwebt, und er ſchickt die Arme ihrem Vater zurück.

---

[1] Das Muſter der Geduld.

Ueberhaupt iſt der beinahe gänzliche Verluſt meines Gedächtniſſes der Grund, warum ich dieſe Hauptzüge Lopiſcher Schauſpiele hier niederſchreibe, damit beim Wiederanblick der Umriſſe ich mich der Ausfüllungen zum Theile wenigſtens wieder erinnere. Zugleich der immer zunehmende Widerwillen gegen das Schreiben, ſo daß ich mich wenigſtens zwinge, die Feder in die Tinte zu tauchen und zuſammenhängende Sätze aufs Papier zu werfen.

Laurencia kommt alſo zu ihrem Vater zurück, der Graf zieht ins heilige Land, eine Reihe von Jahren vergeht. Unterdeſſen hört ein Graf von Bearn von Laurencia's Vortrefflichkeit und Schönheit, und er trägt ihr durch einen Abgeſandten ſeine Hand an. Zugleich aber iſt der Graf von Rouſſillon zurückgekommen und begehrt ſie als Magd in ſein Haus, da er geſonnen ſei, zu einer neuen Ehe zu ſchreiten. Laurencia zieht vor, Magd im Hauſe ihres frühern Gatten zu ſein, und weiſt den vornehmen Heirathsantrag zurück. Wir finden ſie mit dem Beſen in der Hand in den Zimmern, die ſie einſt als Gebieterin bewohnt. Die neue Braut langt an, von ihrem

Brautführer begleitet. Die vorgebliche Braut iſt aber Niemand anders als Laurencia's Tochter, ihr Begleiter Laurencia's Sohn. Das Ende ergibt ſich von ſelbſt.

Auch in dieſem Stücke kommt ein Belardo vor, der dieſesmal ſich ſogar mit Versmachen abgibt und gewiß Lope de Vega ſelbſt iſt.

A. W. Schlegel, der über Lope de Vega abgeurtheilt hat, offenbar, ohne ihn zu kennen, hebt als einen Hauptzug Lope's Neigung zu ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten heraus. Nichts kann im Allgemeinen falſcher ſein. Das gegenwärtige Stück trägt übrigens mehrere Spuren davon und an Stellen, wo ſie nicht hingehören.

La batalla del honor.[1] Ein König von Frankreich (offenbar Franz I.) iſt in die Frau ſeines Vetters, des Almirante Carlos (der Konnetable Karl von Bourbon) verliebt und bedient ſich aller Mittel, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, welche Angriffe und ſeine eigene Vertheidigung dem Almirante unter dem Bilde einer Schlacht oder vielmehr eines Krieges vorſchweben, von woher der Titel des Stückes rührt. Den Anfang machen jene Nachtſcenen unter den Fenſtern der Geliebten, die bei Lope nie fehlen, aber dießmal geſchickter angelegt ſind, ſo daß wir hier entweder die Anfänge des Intriguenſtückes ſehen, das Calderon ſpäter ſo bewunderungswürdig ausgebildet hat, wenn nicht Calderon inzwiſchen bereits erſchienen war, und Lope de Vega keinen Anſtand nahm, ſeinen glücklichen Nebenbuhler ſeinerſeits nachzuahmen.

Der Almirante führt alſo den Vertheidigungskrieg ſeiner Ehre. Er ſtattet die Dienerinnen ſeiner Frau aus und verheirathet ſie, da er ſie als Spione des Feindes betrachtet. Der König läßt die Mauer eines Nachbarhauſes einbrechen, um in den Garten ſeiner Geliebten zu gelangen. Da iſt denn eine Belagerung in beſter Form. Später will er ſogar einen Gang unter der Erde graben laſſen; alſo ein Minenkrieg. Blanka ſchläft im Garten, der König überraſcht ſie, aber der Almirante hat ſich ſeinerſeits auch hingelegt, und ſcheinbar im Schlafe ſprechend, ſagt er einzelne Warnungsworte, die den König vertreiben, ja, als Blanka ſpäter aufwacht, ſetzt er dieſes Spiel fort, was er eine glückliche Kriegsliſt nennt. Da er übrigens gegen ſeine Frau geäußert, daß die koſtbaren Kleider der Frauen nur Mittel ſeien, Liebhaber anzureizen, ſo legt dieſe ihren Schmuck ab und erſcheint ganz einfach gekleidet, ja ſie meint, ihr Gatte möge jene abgelegten Kleider auf die niedergeriſſene Mauer, als einer Breſche, fahnenartig aufpflanzen, zum Zeichen, daß an eine Uebergabe nicht zu denken ſei. Unterdeſſen kommt aber der König, findet, daß Blanka, ſeine Muhme, da er ſie ſo einfach gekleidet ſieht, nicht ſtandesmäßig behandelt werde, und gibt ſeine Abſicht zu erkennen, die Ehe auflöſen zu laſſen. Darüber wird der Almirante Knall und Fall närriſch, und die fixe Idee eines Krieges verfolgend, läßt er ſich Sporen anſchnallen, eine Lanze geben, glaubt, zu Pferde zu ſitzen, und treibt ſolche Albernheiten, daß man kaum begreift, wie irgend ein Publikum ſich derlei gefallen laſſen konnte. Die Nachricht von dieſem Wahnſinn wirkt aber andererſeits auf den König ſo wohlthätig, daß er von ſeiner Liebe abſteht und, theils zur Genugthuung, theils um die frühern Vorgänge umzudeuten, die Schweſter des Almirante heirathet, wo denn dieſer augenblicklich wieder zu Verſtande kommt.

---

[1] Der Kampf für die Ehre.

La obediencia laureada y primer Carlos

de Ungria.[1] Ein alter Edelmann in Neapel hat zwei Söhne und eine Tochter. Der Vater iſt in den Jüngern vernarrt, einen liederlichen Burſchen, einen Spieler und Schläger, der das Vermögen des Hauſes nach und nach durchbringt, die Tochter hat einen nicht kleinen Beiſchmack von ähnlichem Leichtſinn. Der ältere Sohn Carlos, von der Univerſität zurückkehrend, findet das Haus in dieſer Verwirrung. Seine Schweſter zurechtweiſend, gibt er ihr eine Ohrfeige, was der alte Vater ſo übel nimmt, daß er ihn mit dem Stocke verfolgt und, als er ihn einholt, wirklich prügelt, wobei er aber aus Altersſchwäche zu Boden fällt. Der fromme Sohn aber hebt den Vater auf, küßt den Stock, mit dem er ihn geſchlagen, und da der Alte ihn aus dem Hauſe weiſt, nimmt er den Stock als Zeichen des Gehorſams mit auf die Reiſe. Er kommt ins Lager des Königs von Böhmen, der eben mit der Königin Maria von Ungarn Krieg führt, weil dieſe ſeine Hand ausgeſchlagen. Er tritt ins Heer des Königs, erwirbt ſich deſſen Gnade und bietet ſich an, als Kundſchafter den Fluß zu durchſchwimmen, der beide Heere trennt. Am andern Ufer angekommen, findet er ſich im Garten der Königin von Ungarn, die mit einer einzigen Begleiterin dort ſpazieren gieng und, von der lauen Sommernacht angelockt, ſich entfernt, um im Fluſſe die Füße zu baden. Carlos ſieht die Halbentblößte, ergießt ſich in Vergleichungen ihrer Füße mit Marmorſäulen, Jasmin, Schnee, Mondſtrahlen, und wird augenblicklich verliebt. Die Frauen hören Geräuſch und entfliehen über's Theater, wobei ſie Schuhe und Strümpfe in den Händen tragen. Sie erſcheinen darauf auf dem Balkon, und Carlos weiß ſeinen Charakter ſo glücklich geltend zu machen, daß die Königin, die der Meinung iſt, daß der Mann, der ſie, wenn auch nur zum Theile, nackt geſehen, ſterben oder ihr Gemahl werden müſſe, ihn für die nächſte Nacht beſtellt, wo ihn ein Nachen abholen werde. Er erſcheint, begleitet von dem verkleideten König, wo denn die ſchnell entſtandene Neigung ſich befeſtigt, und da ſich zeigt, daß Carlos von ſehr alter und guter Abkunft ſei, die Königin ihm ihre Hand reicht. Sein väterliches Haus iſt unterdeſſen ſo herabgekommen, daß der Alte mit beiden Kindern auswandert und am Orte der Handlung anlangt, wo ſie denn, da ſich der König von Böhmen, wie natürlich, in die Schweſter Marcela verliebt hat, von dieſem zu Carlos Hochzeitsfeſte mitgenommen werden, bei welcher Gelegenheit der liederliche Bruder ihm das Waſchbecken hält, der alte Vater das Waſſer aufgießt und die Schweſter das Handtuch reicht. Bei all dieſen Wechſelfällen hat den gehorſamen Sohn der Stock begleitet, mit dem ſein Vater ihn geſchlagen. Zum Hauptmann ernannt, befeſtigt er die eiſerne Spitze des Spontons (gineta) an ebendemſelben Stocke. Da er General wird, läßt er den Stock abſchneiden und gebraucht ihn als Kommandoſtab. Noch einmal muß er abgeſchnitten werden, da er als König von Ungarn keinen andern Scepter will, als dieſen Stock.

---

[1] Der belohnte Gehorſam und Karl I. von Ungarn.

Das wäre nun alles recht gut und Stoff zu einem vortrefflichen Stücke. Leider aber iſt die Hauptpartie: die Liebe der Königin von Ungarn und ihr Entſchluß, den Abenteurer zu heirathen, ſo übereilt, daß das Stück von dieſem Mangel ſich nicht erholen kann. Die Ausführung übrigens vorzüglich, beſonders die Haltung der Perſonen im erſten Akte und die Gartenſcene im zweiten. Auch der Schluß, mit Ausnahme der improviſirten Heirathen, macht ſich ſehr gut und rundet den Gedanken ab.

El hombre de bien.[1] Da iſt denn endlich ein Stück, in dem es ſo ziemlich vernünftig zugeht und das ein Intriguenſtück vorſtellen kann, ohne daß die Ereigniſſe gerade ſehr ſchlagend oder beſonders ſpannend wären. Der König von Dalmatien verliebt ſich auf der Jagd in die Tochter eines Landedelmannes, Lucinda, die in einem heimlichen Einverſtändniſſe mit einem ſeiner Hofleute, Jacinto, ſteht. Das Mädchen, um ſich dem Könige zu entziehen, entflieht mit ihrem Bruder, aber freilich, ſonderbarerweiſe, nach der Hauptſtadt des Landes. Der König hat ſie dort bald ausgekundſchaftet und ſtellt ſich des Nachts unter ihrem Fenſter ein, wohin ein gleiches Verlangen auch den begünſtigten Jacinto führt, der, von den königlichen Begleitern angefallen, ſich durch alle durchſchlägt und auf die Frage nach ſeinem Namen antwortet: un hombre de bien. Die Aufgabe iſt nun, herauszubringen, wer der Unbekannte ſei, der auch ein zweitesmal, da der König, auf Anſtiften einer verlaſſenen Geliebten Clavela, von Wegelagerern angefallen wird, ihn befreit und auch hier wieder keine andere Auskunft von ſich gibt, als daß er ein ehrlicher Mann ſei. Es erfolgen ein paar Eiferſuchtsſcenen, die auf den Gang des Stückes wenig Einfluß nehmen. Einmal iſt es Clavela, die, um herauszubringen, ob Lucinda in den König verliebt ſei, zu ihr geht und ihr verſtellte Vorwürfe macht, daß ſie ihren Liebhaber zu verlocken ſuche, als den ſie auf gut Glück Jacinto bezeichnet. Lucinda hat nichts eiliger zu thun, als ſich, vermummt, auf's Ballhaus zu begeben, wo Jacinto mit andern Hofherrn im Spiel begriffen iſt, ihn herausrufen zu laſſen, ihm die heftigſten Vorwürfe zu machen, wo es ſich dann prächtig ausnimmt, wie die hitzige Spanierin ihm geradezu erklärt, daß ſie bereit ſei, ſich dem Könige zu ergeben, was ſie in dieſem Augenblicke gewiß auch meint. Ein anderesmal ſpricht Clavela, die mit Lucinden Freundſchaft geſchloſſen hat, aus den Fenſtern derſelben Nachts mit dem Könige, wird von Jacinto für Lucinden gehalten, was einen neuen Sturm erregt, der ſich aber wie der erſte legt und zwar ohne weitere Folgen. Endlich kommt der König doch auf die Vermuthung, daß der verkappte „ehrliche Mann“ Jacinto ſei, und um ſich zu überzeugen, ſendet er ihn zugleich mit dem Bruder Lucindens ſeiner fürſtlichen Braut entgegen, die eben in einem entfernten Hafen angekommen iſt. Jacinto aber reist in einer verhängten Kutſche fort, ſteigt außer den Thoren der Stadt aus, und als der König zu Nacht vor den Fenſtern Lucindens erſcheint, findet er den hombre de bien wieder. Nun iſt jeder Gedanke an eine mögliche Identität verſchwunden, und da der König, zum Behuf künftiger Pläne, vor ſeiner eigenen Verheirathung Lucinden mit einem Manne vermählen will, der ihr gleichgiltig iſt, gibt er die beiden heimlich Liebenden zuſammen, wo denn, da der König eine neue Eiferſucht ſtiften will, herauskommt, daß Jacinto der räthſelhafte Unbekannte ſei.

---

[1] Ein ehrlicher Mann.

Das Stück mochte, bei der Vorliebe des ſpaniſchen Publikums für Nacht- und Eiferſuchtsſcenen, einer günſtigen Wirkung nicht entbehren.

Servir con mala estrella.[1] Ein Franzoſe, Roger von Valois, kommt an den Hof König Alfonſo's von Caſtilien, deſſelben, der auch Schattenkaiſer von Deutſchland war. Er nimmt Dienſte und zeichnet ſich gegen die

---

[1] Unter einem böſen Sterne dienen.

Mauren bei allen Gelegenheiten aus. Der König würdigt ihn ſeiner Freundſchaft, gibt ihm aber nie etwas. Alle Andern werden belohnt, Rugero aber immer vergeſſen. Das wird ihm denn endlich doch zu viel, und er begehrt ſeinen Abſchied. Der König, der die Urſache davon einſieht und ſich ſeines eigenen Undanks ſchämt, tröſtet ſich damit, daß es nicht ſeine Schuld, ſondern der böſe Stern des Fremden ſein müſſe, was ihn unbelohnt gelaſſen, da, wo alle Andern mit Gnaden überſchüttet wurden. Er beſchließt, die Probe zu machen, und gibt dem Abreiſenden einen Begleiter mit, mit dem Auftrage, ihn an Hof zurückzubringen, wenn Rugero ſich über den Undank des Königs beklagen würde, ſonſt aber ſeines Weges ziehen zu laſſen. Der Begleiter bringt immer das Geſpräch auf den König, um Rugero'n zu Klagen zu verleiten. Dieſer aber weicht aus, und als er nicht mehr kann, läßt er das Bild des Königs, das ihm dieſer geſchenkt, herbeibringen, indem er ſagt: in Gegenwart der Könige beklagt man ſich nicht. Da gibt ihm jener den Zurückberufungsbrief des Königs, und ſie reiſen zurück. Der König hat indeſſen das reiche Löſegeld eines gefangenen mauriſchen Fürſten in einer koſtbaren Kiſte empfangen. Er läßt eine ähnliche anfertigen, die aber leer bleibt. Bei der Rückkunft Rugero's bietet ihm der König die Wahl zwiſchen beiden Kiſtchen an, und Rugero greift wirklich nach der leeren. Da iſt nun der böſe Stern außer Zweifel geſtellt, den der König aber außer Wirkſamkeit ſetzt, indem er ihm die volle, und dazu die Hand einer in Spanien erworbenen Geliebten gibt.

Dieſe Idee wäre nun ganz gut, wenn nur dem immer ſich wiederholenden Vergeſſen des Königs begreiflichmachende Umſtände beigefügt wären. Die Annahme eines böſen Sterns oder eines Unglücklich-Geborenſeins iſt nicht ſo in der menſchlichen Natur begründet, als die Idee eines Schickſals, einer Nemeſis, einer ausgleichenden Gerechtigkeit, daß man darauf wie auf ein feſtes Haus Wechſel ziehen könnte. Lope's Aufgabe war, uns zu ſeiner Idee hinzuführen, nicht von ihr auszugehen. Ohnehin wird die Wirkſamkeit des böſen Sterns durch die Großmuth des Königs am Schluß wieder aufgehoben.

Durch das Ganze zieht ſich ein Liebesverſtändniß des Königs zu einer Doña Sancha, das im Gegenſatz des Phantaſtiſchen krudhiſtoriſch oder ſagenhaft behandelt iſt. Die Gute nimmt keinen Anſtand, ihren eigenen Bruder zu vergiften, dafür wird aber auch ihre und des Königs Tochter von einer wahrſagenden mauriſchen Zofe im Voraus als die „unglückliche“ Eſtefania bezeichnet, als welche ſie ohne Zweifel ſpäter in der Tradition eine Rolle ſpielt. So kommt dem Spanier überall ein hiſtoriſcher Anknüpfungspunkt entgegen.

Die bei den ältern ſpaniſchen Dichtern öfter vorkommende Situation, daß der König, bei ſeiner Geliebten überraſcht, ſich nicht verbergen will, ſondern bleibt und ſich durch Unbeweglichkeit und Schweigen für nicht anweſend gibt, erſcheint auch in dieſem Stücke. Nur ſchadet der Großartigkeit hier, daß der eintretende Bruder der Geliebten zwar ſeine Abſicht reſpektirt, aber von ihm doch, als von einem Bilde des Königs, ſpricht. Worauf dieſer ihm den Rücken wendet und fortgeht.

El cuerdo en su casa.[1] Einer der Lieblingsſtoffe Lope de Vega's. Ein ſchlichter Landmann, der, ohne Bildung, aber mit viel natürlichem Verſtand, ſich um alles Fremde wenig bekümmert, ſondern glücklich und zufrieden in ſeinem Hauſe lebt. Er hat ſogar ſeinen nächſten Nachbar, einen Edelmann und Gelehrten, bis jetzt nicht kennen gelernt, mit dem er zu Anfang des Stückes, als mit einem auf der Jagd Verirrten, auf einer entfernten Schäferei zuſammentrifft, wo ſie die Nacht zubringen und für die Zukunft Freundſchaft zu machen beſchließen. Der Gelehrte und ſeine Frau wiſſen ihren Antheil auf keine beſſere Art zu bezeigen, als daß ſie ſich alle Mühe geben, das Haus des reichen Bauers auf einen vornehmern Fuß einzurichten, was dieſer aber entſchieden zurückweist. Es haben ſich unterdeſſen auch zwei Neffen des Biſchofs gefunden, die ſich in die beiden Weiber des Edelmanns und Bauers verlieben. Die Edelfrau iſt nicht unempfindlich gegen dieſe Bewerbungen, die Frau des Bauers weist aber die auf ſie gerichteten entſchieden zurück. In der Mitte des Stückes kommt letztere mit einem geſunden Knaben nieder, der Bauer nimmt ſeinen eigenen Knecht und eine Magd zu Gevattern, obwohl der Neffe des Biſchofs und die adeligen Nachbarn ſich zu dieſem Liebesdienſte anbieten. Früher hat ſchon derſelbe Neffe des Biſchofs Gelegenheit gefunden, ins Haus des Bauers einzudringen und ſeine Bewerbungen anzubringen. Die Frau gibt ihm kein Gehör, iſt aber kindiſch genug, den jungen Menſchen, da ihr Mann zurückkommt, hinter einem Vorhang zu verſtecken. Mendo entdeckt ihn, zweifelt aber darum keinen Augenblick an der Treue ſeiner Frau, ſondern begleitet den Ertappten ſelbſt aus dem Hauſe, damit nicht gerade ſein heimliches Entſchlüpfen Verdacht errege. Minder unſchuldig iſt die Frau des Gelehrten, und minder klug und beſonnen der Gelehrte ſelbſt. Der zweite Neffe des Biſchofs findet bis auf einen höchſt bedenklichen Grad Gehör bei der Edelfrau; der Gatte, den man durch ſeine

---

[1] Der Kluge in ſeinem Hauſe.

Lieblingsleidenſchaft, die Jagd, aus dem Hauſe gelockt, kommt unvermuthet zurück und der Liebhaber wird unter's Bette verſteckt. Der Gatte, der ihn dort entdeckt, bewaffnet ſich mit Schild und Schwert, nur daß ihn ſeine hohe Bildung hindert, ſogleich ein Unglück anzurichten, wie er ſelbſt ſagt:

Bien dizen, que hay pocos hombres
valientes con muchas letras
porque en abriendo discursos
no se vengan las ofensas.[1]

Er ſperrt vielmehr ſeine Hausthüre zu und ruft den Nachbar Bauer zu Hilfe. Dieſer erſcheint mit zwei Knechten und nimmt die Sache auf ſich. Er verwechſelt den verſteckten Liebhaber mit deſſen im Hauſe befindlichen Bedienten und ſchiebt das ganze Ereigniß auf dieſen letztern, der ein Liebesverhältniß mit der Magd habe. Der Gatte iſt froh, dieſes zu glauben. Die Gattin ſieht ſich kaum außer Gefahr, als ſie die unſchuldig Gekränkte ſpielt und nur mit Mühe ſich begütigen läßt. Alles kehrt in ſeine Ordnung zurück, und der Bauer iſt klug in ſeinem Hauſe geweſen, indeß die Andern, die klug im fremden ſein wollen, Narren im eigenen ſind.

Es fehlt nicht an Stellen von eigentlicher Lebensweisheit. So als Mendo den Literaten auf die Ungleichheit ihres Standes aufmerkſam macht, ſagt ihm dieſer:

La vida, Mendo, contiene
un mismo fin, que es vivir
en que el savio hasta morir
con el mas rudo conviene.[2]

---

[1] Man ſagt mit Recht, daß es wenig tapfere Gelehrte gibt, wenn man immerfort überlegt, rächt man keine Beleidigung.

[2] Das Leben, Mendo, enthält das gleiche Ziel, nämlich zu leben, das bis zum Tode den Weiſen mit dem Roheſten verbindet.

Ebenſo einfach und natürlich iſt der Charakter von Mendo's Gattin Antona. Als ihr eben Mendo verboten hat, eine reiche Mantille anzunehmen, die ihre vornehmen Freunde ihr ins Haus geſchickt haben, und er ſie fragt:

¿Estas enojada? [1]

antwortet ſie ganz unſchuldig:

¿yo?
¿porque he de estar enojada? [2]

Solche Meiſterzüge kommen in allen Werken Lope de Vega's vor, mitunter in den abſurdeſten.

La reyna Juana de Napoles.[3] Eines von den Stücken Lope de Vega's, wo, wie mir ſcheint, ſchon der Einfluß Calderons ſich ſichtbar macht, wo nämlich das Märchenhafte nicht mehr als das geträumt Natürliche, ſondern als das abſichtlich Geſteigerte vorkommt. Von dieſer Art wenigſtens iſt die Scene, wo Ludovico im Garten einſchläft und ihm die Königin, die in ihn verliebt iſt, die Krone auf's Haupt ſetzt. Nur ſtellt es Lope de Vega nicht ſo geſchickt an, als ſein Nebenbuhler, weil ihm das Begriffsmäßige fehlt, das bei Jenem derlei Phantasmagorien erſt ihre Bedeutung gibt. Der Inhalt des Stücks abſonderlich genug. Die Königin iſt eben in jenen Ludovico verliebt, den eine Prinzeſſin Eſtela, eine Verwandte der Königin, gleich lebhaft in Anſpruch nimmt. Nun iſt aber der ungariſche Prinz Andreas, begleitet von ſeinem Vater Mathias, mit einem Heere ins Land gekommen, um das Königreich und die Königin ſich anzueignen. Letztere widerſteht auf's Aeußerſte, wird aber von ihren Unterthanen verlaſſen und muß ſich der verabſcheuten Verbindung fügen. Ludovico wird dadurch wieder ein herrenloſes Gut und den Bewerbungen Eſtela's zugänglich. Er will eben bei ihr den Brautwerber für ſeinen Freund Mathias machen und nöthigt ihr das Verſprechen ab, ihm ſeine noch zurückgehaltene Bitte nicht abzuſchlagen, als Eſtela von ihm und Mathias ſich das gleiche Verſprechen geben läßt und nun von Mathias verlangt, ſeinen Freund zu vermögen, daß er ihr ſelbſt ſeine Hand gebe. Beide nehmen keinen Anſtand, ihr Wort zu halten, und Ludovico iſt nun Eſtela's Verlobter. Darüber wird er verrückt, zündet den Bauern die Ernte an und treibt allerlei Unſinn.

---

[1] Biſt du ärgerlich?

[2] Ich? Warum ſollte ich ärgerlich ſein?

[3] Die Königin Johanna von Neapel.

Mittlerweile entwickelt Prinz Andreas den brutalſten Charakter. Er hat ſeine Gattin ſatt und ſtellt Eſtelen nach. Ja, ſeine Abſicht, ihr Gewalt anzuthun und ſie dann von einem ſeiner Helfershelfer ermorden zu laſſen, wird von dem Gerücht als wirklich ausgeführt verbreitet. Dieſe Nachricht ſteigert den Haß der Königin gegen ihren Gemahl auf's Aeußerſte, beſonders da nun auch die Hoffnung dazu kommt, den durch Eſtela's Tod freigewordenen Ludovico ſelbſt zu beſitzen. Ohnehin hat der König beſchloſſen, ſeine Gattin durch Gift aus dem Wege zu räumen. Als er in dieſer böſen Abſicht zu ihr ins Zimmer tritt, lockt ſie ihn in ein Nebengemach, wo ſie ihn (hinter der Scene nämlich) mit Hilfe ihrer Frauen erdroſſelt oder vielmehr aufhenkt. Sie reicht hierauf, nicht ohne ſich den Verlauf des Trauerjahres vorzubehalten, ihre Hand dem Geliebten Ludovico, und auch die mittlerweile zum Vorſchein gekommene Eſtela hat nichts mehr einzuwenden, des Prinzen Mathias Frau zu werden.

Wie loſe und puppenſpielartig das Ganze iſt, leuchtet ein. Nichts deſtoweniger fehlt es dem Charakter der Königin keineswegs an einer Art wilder Großartigkeit. Schon das erſte Zuſammentreffen mit dem Prinzen Andreas, als ſie ihm ihren Abſcheu in den ſtärkſten Ausdrücken zu erkennen gibt, dabei aber nicht vergißt, ihn immer mit dem Titel „Eure Hoheit" anzureden, macht den Eindruck verhaltener Wuth und einer großen Gewalt über ſich ſelbſt. Als der König ſeinen ſchlechten Charakter gezeigt hat, behandelt ſie ihn geradezu als einen Ungezogenen, der ſich zu ändern habe, widrigenfalls man ihn zurecht bringen werde, welche Mühe ſie auf ſich nehmen wolle; wo denn die Ausdrücke: enmendaros,[1] ja castigaros[2] vorkommen. Das Gewaltigſte aber zuletzt, wo die Königin bei ihrer Arbeit ſitzt, die in Verfertigung einer Schnur beſteht, während ihre Dienerinnen ſie mit einem Liede unterhalten, deſſen Refrain lautet:

Si te quiere matar
algun enemigo fiero
madruga y mata primero,[3]

welches madruga[4] ihre Vertraute Margarita ihr während der folgenden Scenen wiederholt zuruft.

Hierzu kommt der König, der ſchon den Entſchluß gefaßt hat, ſie mit Gift zu tödten. Das Geſpräch verdient, ganz hergeſetzt zu werden, wobei man ſich aber die Königin ganz ruhig denken muß:

---

[1] euch beſſern.

[2] züchtigen.

[3] Wenn dich irgend ein Feind tödten will, komme zuvor und tödte ihn zuerſt.

[4] Komme zuvor.

Principe. ¿Que estais haziendo?
Reina. Un cordon
para ahorcaros con el.
Princ. ¿Para ahorcarme?
Reina. Para ahorcaros.
Princ. Digo, que de buena gana.
Margarita. Como es San Andres mañana
quiere la Reina colgaros.
Princ. (á parte). Que mal que nos ha entendido!
De otra suerte me ahorcara,
si el veneno adevinara.
Un cordon aveis Tegido.
¿no sabremos para que?
Reina. Para ahorcaros.
Princ. No es bueno
que os pienso yo dar veneno.
Reina. ¿Veneno a mi? Ya lo sè.
Princ. Conde ¿que os parece desto?
Ella se burla conmigo
yo en burlas, veras le digo.
Reina. Yo os he de ahorcar bien presto.
Princ. Yo el veneno os he de dar.
Reina. Uno será de los dos
el burlado.
Princ. Sereis vos.
Margarita. ¿Oyes?
Reina. Si.
Marg. Pues madruga!
Reina. Oy fama a mi nombre doy.
Fingiré que tengo sed.
Dai me agua!

Princ. Conde, traed
un vaso á la Reina.
Conde. Voy.
Princ. El veneno.
Conde. Ya lo entiendo.[1]

Nun folgt die Scene des Erwürgens oder Aufhenkens im Nebengemach, mit derſelben Schnur, die die Königin, wie es nun ſcheint, ſchon von vorneherein zu dieſem Zwecke verfertigt.

---

[1] **König.** Was macht ihr?
Königin. Eine Schnur, euch an derſelben zu hängen.
König. Mich aufhängen?
Königin. Ja, euch aufhängen!
König. Ich ſage mit gutem Willen.
Margarita. Da morgen der Tag des heiligen Andreas iſt, will euch die Königin dieß Angebinde machen.
König (bei Seite). Wie unangenehm, daß ſie uns gehört hat! Auf eine andere Art wäre ihr Angebinde, wenn ſie die Vergiftung ahnen würde. Eine Schnur habt ihr gewoben, darf man wiſſen für wen?
Königin. Euch aufzuhängen.
König. Iſt es nicht gut, daß ich daran denke, euch Gift zu geben?
Königin. Mir Gift, ich weiß es ſchon.
König (zu ſeinem Begleiter). Wie gefällt euch das? — Sie ſcherzt mit mir, und ich ſage ihr im Scherz die Wahrheit.
Königin. Ihr werdet bald gehängt werden.
König. Und ihr bald Gift bekommen.
Königin. Einer von uns Zweien wird der Gefoppte ſein.
König. Ihr werdet es ſein.
Marg. Hört ihr?
Königin. Ja.
Marg. Nun denn, komme zuvor!
Königin. Heute mache ich meinen Namen berühmt. Ich gebe vor, daß ich Durſt habe. Gebt mir Waſſer.
König. Graf! — Gebt der Königin ein Glas.
Graf. Ich gehe.
König. Das Gift.
Graf. Ich habe verſtanden.

El duque de Viseo.[1] Dieſes Stück ſcheint in Spanien einen großen Ruf zu haben und wohl auch bei den Literaten außer Spanien, denn mir hat neulich ein hieſiger namhafter Dichter — der es wohl nicht geſagt, wenn er es nicht irgendwo geleſen hätte — geradeheraus erklärt, daß er dieſen Duque de Viseo für das beſte Stück Lope de Vega's halte. Dazu fehlt nun freilich viel, aber merkwürdig bleibt es immer. Es iſt von vorneherein hiſtoriſch gehalten, heißt das: in der Art, wie Lope de Vega die Geſchichte zu nehmen pflegt. In den erſten zwei Akten ſind eigentlich der Herzog von Guimarains und ſeine drei Brüder die Träger der Handlung. Einer von ihnen, der Condeſtable[2] von Portugal, kommt eben ſiegreich aus dem afrikaniſchen Feldzuge zurück, wird aber, trotz ſeiner Anſprüche auf Belohnung, von dem Könige Don Juan el Bravo (der Grauſame) höchſt widerwärtig empfangen. Die Brüder nehmen das, wie natürlich, ſehr übel und äußern ſich demgemäß über den König, mit Ausnahme des Herzogs von Guimarains, den ſeine Ehrfurcht vor der Krone den Träger derſelben reſpektiren heißt. Unglücklicherweiſe findet ſich eine Doña Ines, wie es ſcheint, eine ehemalige Geliebte des Condeſtable, die eben im Begriffe ſteht, ſich mit dem Günſtlinge des Königs, Don Egas, zu vermählen, und die den Condeſtable um Auskunft über die Perſon ihres Bräutigams angeht. Dieſer verhehlt ihr nicht, daß Don Egas von weiblicher Seite aus mauriſchem Blute herſtamme, wobei er ſich aber ausbedingt, daß ſein Name, als des Auskunftgebers, in der Sache nicht erwähnt werde. Nichts deſto weniger aber läßt ſich Doña Ines in dem darauf folgenden Streite mit dem nunmehr verſchmähten Bräutigam hinreißen, den Condeſtable als Bürgen für die Wahrheit der Aufklärung zu nennen. Von dieſem Augenblicke iſt Don Egas der Feind der Brüder, und er erklärt dieſes dem Condeſtable rund heraus. Der Herzog von Guimarains nimmt es auf ſich, die Sache auszugleichen, was nur dadurch geſchehen könne, daß Doña Ines den königlichen Günſtling dennoch heirathe. Als er ſie dazu überreden will, gerathen ſie in einen Wortwechſel, der ſo weit geht, daß Doña Ines ihn einen Dummkopf nennt, was er ihr mit einer Ohrfeige beantwortet. Auf ihr Geſchrei kommt der König herbei, der den Herzog von Guimarains ins Gefängniß ſchickt und ſeinen drei Brüdern Verhaft in ihren Häuſern gibt.

---

[1] Der Herzog von Viſeo.

[2] Connetable.

Der König iſt mit der Schweſter des Herzogs von Viſeo vermählt, demungeachtet aber ſcheint er an einer Doña Elvira Gefallen zu finden, die die Geliebte ſeines Schwagers iſt. Dieſer wendet ſich daher an Doña Elvira, damit ſie bei dem Könige für den Herzog von Guimarains vorbitte. Der König läßt ſich auch bewegen auf die Bedingung, daß Guimarains die beleidigte Doña Ines heirathe. Dieſer weist die Bedingung als ſchmählich zurück. Nun läßt ihn der König in Ketten legen und verweist ſeine Brüder aus Portugal. Auch der Herzog von Viſeo, deſſen Beliebtheit beim Volke der König ſeit lange fürchtet und gegen den ihn Don Egas neuerlich eingenommen, wird von Liſſabon verbannt. Kaum an ſeinem Verbannungsorte angekommen, wird er zurückgerufen. In Liſſabon angekommen, führt ihn der König ins Gefängniß des Herzogs von Guimarains. Ein Vorhang wird weggezogen, und an einem ſchwarzbehangenen Tiſche zeigt ſich der Gefangene mit abgeſchlagenem Haupte. Der König heißt ihn, das Beiſpiel als Warnung für ſich hinzunehmen, was Jener kaum zu bedürfen ſcheint, da er noch jetzt den König nicht zu tadeln wagt und voll Ehrfurcht und Ergebenheit iſt, wie früher.

Im dritten beſchließt er, heimlich nach Liſſabon zu gehen, um ſeine geliebte Elvira zu ſprechen. Er findet einen bettelnden Studenten, den er beſchenkt und der ihm dafür ſchriftlich ſein Horoſkop ſtellt. In Liſſabon unter den Fenſtern D. Elvirens tauſcht er Briefe mit ihr aus, wobei er aus Verſehen, ſtatt des ſeinigen, das Horoſkop des Studenten an die herabgelaſſene Schnur bindet. Dieſes, das die Prophezeiung enthält, daß er König ſein werde, fällt unglücklicherweiſe dem lauernden wirklichen König in die Hände, der ſeines Schwagers Tod beſchließt. Nun kommt die ſchönſte Scene des Stückes. Der Herzog von Viſeo hat ſich, um Elvira's Brief zu leſen, an eine Lampe geſtellt, die bei einem Kruzifixe brennt. Indem er ſich bemüht, die Worte zu entziffern, ertönt ein Getöſe von Ketten und gedämpften Trompeten, dem bald darauf eine einzelne Weiberſtimme folgt, die den ganzen Verlauf von Viſeo's Schickſal ſingt und zuletzt die Warnung hinzufügt, auf ſeiner Hut zu ſein. Wie Lope de Vega überhaupt das Wunderbare gern nach und nach einführt, meint der Herzog: das werde wohl ein Frauenzimmer ſein, das bei ihrer Arbeit wacht. Da erſcheint aber der Geiſt des ermordeten Guimarains im weißen Mantel und an ihm vorüberſchreitend, mahnt er ihn, ſich vor dem Könige zu hüten. Er verſucht, zu entfliehen, wird aber aufgefangen, und nachdem der König vergebens alle ſeine

Höflinge aufgefordert hat, den Herzog zu tödten, erſticht er ihn endlich ſelbſt. Zuletzt kommt die Nachricht, daß des Herzogs Knappe den Verräther Don Egas auf der Straße getödtet habe.

Ich habe das Stück hiſtoriſch genannt, inſofern es mehr eine Begebenheit als eine Handlung enthält. Der Herzog von Viſeo thut eigentlich nichts, um ſein Schickſal herbeizuziehen oder abzuhalten. Die Grauſamkeit des Königs, das Schickſal der vier Brüder, Viſeo's Unglück ſtehen vereinzelt da und werden nur durch das Ereigniß zuſammen gehalten. Ja man kann ſich wundern, daß Guimarains Geiſt es der Mühe werth findet, denjenigen zu warnen, dem jener erſte Mord nicht einmal ein Wort der Mißbilligung entlockte. Aber wie es nun immer ſei, der Herzog von Viſeo lebte einmal als unſchuldig Ermordeter im Munde des Volkes, und als ſolchen, der ſich nicht, ſelbſt mit einem Worte gegen den König vergieng, hat ihn Lope de Vega genommen. Dichter ſeiner Art haben immer Recht, auch wo ſie irren. Ich komme noch einmal auf den duque de Viseo zurück, weil ich Lope de Vega nicht gerne Unrecht thun möchte. Ihm fehlt das Abſichtliche, welches aber gerade das iſt, was die Handlung von der Begebenheit unterſcheidet. Dieſe Abſicht kann aber entweder in den handelnden Perſonen liegen oder in dem Dichter oder in den Begebenheiten ſelbſt, in welchem letztern Falle man es das Schickſal nennt. Tritt dieſe Abſicht nun zu ſehr in den Vorgrund, ſo wird das Begriffsmäßige daraus ein geſchworener Feind des Natürlichen, und in dieſer Geſtalt erſcheint es bei Calderon, wo es denn deſſen ganze belebende Kraft braucht, um das fremde Element dem warmen Organismus zu aſſimiliren. Bei Lope de Vega ſteigen die Anſchauungen aus dem tiefen Brunnen der Empfindung empor, und ſie fordern nicht mehr zum Denken auf, als die Natur ſelbſt den Betrachter dazu auffordert, denn auch das Wunderbare iſt bei Lope de Vega ein Theil des Natürlichen. So iſt hier die Warnung des Herzogs von Guimarains überflüſſig und ohne Wirkung. Daß er ſich vor dem Könige zu hüten habe, wußte Viſeo ohnehin. Er ſchlägt die Warnung nicht aus irgend einem beſtimmenden Grunde in den Wind. Er thut zu ſeiner Rettung nicht etwas, das ihn, durch eine ſchickſalsartige Verkettung in das Gegentheil überſchlagend, gerade ſeinen Feinden in die Hände führte. Er benimmt ſich ſo, wie er ſich ohne die Warnung benommen hätte. Er entflieht und wird ganz einfach gefangen. Andererſeits kommen aber wieder aus der Anſchauung hergenommene Intentionen vor, die viel zu flüchtig ſind, um mit der Anſchauung aufgefaßt zu werden. So, als der Herzog von Viſeo, blutig und todt, Krone und Scepter zur Seite, ſich dem Zuſchauer darſtellt, liegt ihm gegenüber, gleichfalls todt, Doña Elvira, und zwar, wie ausdrücklich angegeben wird, eine Hand auf die Wange gelegt. Das ſoll ohne Zweifel auf die Ohrfeige anſpielen, die, von Doña Inez empfangen, Anlaß des ganzen traurigen Herganges war, und zugleich auf eine zweite, die D. Egas im Begriffe war, Elviren zu geben und nur durch die Anweſenheit des Königs davon abgehalten wurde. Wer Henker ſoll ſich aber derlei denken beim bloßen Anblick der auf die Wange gelegten Hand der Todten.

Während bei Calderon alles, ſelbſt der tiefſte Gedanke, auf die Oberfläche herausgeworfen wird, hat Lope de Vega, dieſer oberflächlich ſcheinende Dichter, eine Innigkeit, die häufig bis zum Fehlerhaften geht. So weiß ich nicht, ob jene über alle Beſchreibung ſchöne Scene, wo der Herzog von Viſeo durch eine verborgene Weiberſtimme vor dem Könige gewarnt wird, möglicherweiſe auf dem Theater nur die Hälfte des Eindrucks machen wird, zu der ſie im Leſen unwiderſtehlich hinreißt.

El Secretario de si mismo.[1] Ein Herzog von Mailand, der in kinderloſer Ehe lebt, hat einen natürlichen Sohn, Feduardo, den er, um ihn den möglichen Nachſtellungen ſeiner Gemahlin zu entziehen, einem Edelmann Uberto übergibt, der ihn mit ſeinem eigenen Sohn Ceſarino erzieht. Ins höhere Alter gekommen und noch immer kinderlos, verabredet der Herzog eine Heirath dieſes ſeines natürlichen Sohnes mit der Tochter des Herzogs von Mantua, Otavia. Der Wunſch, die Nachfolge zugleich in Mailand und Mantua ſeinem eigenen Geſchlechte zuzueignen, verleitet den Pflegevater Uberto, ſeinen eigenen Sohn Ceſarino für den des Herzogs auszugeben, was um ſo leichter angeht, da der Herzog ſein Kind durch eine Reihe von Jahren nicht geſehen hat. Mittlerweile hat des Alten zweite Frau, Caſandra, ſich in den jungen Feduardo verliebt, und dieſer, um ſich ihren Zudringlichkeiten zu entziehen, beſchließt, eine Reiſe zu machen, was ſein Pflegevater nur zu gerne zugibt. Er kommt zuerſt nach Rom, macht ſich dort durch die richtige Erklärung einer eben aufgefundenen alten Statue (freilich etwas wunderlich) bekannt, und da bald darauf der Herzog von Mantua dort um einen Lehrer für ſeine Tochter anfragt, wird ihm Feduardo empfohlen, und er geht nach Mantua. Wie natürlich verlieben ſich die beiden jungen Leute unmittelbar in einander und es kommt bald dahin, daß ihm die Prinzeſſin einen Brief an ihren Liebhaber dictirt, den ſie ihm abzugeben befiehlt, und als er fragt, wer der Gemeinte ſei, ſagt ſie ihm ganz einfach: Er ſelbſt; wobei ſie ſich entfernt. Auf dieſe Art nun iſt er der Secretär ſeiner ſelbſt. Sie haben bald darauf eine nächtliche Zuſammenkunft, bei der ſie überraſcht werden. Feduardo entflieht, ohne erkannt zu werden, und obwohl dieß der Prinzeſſin Gelegenheit gibt, die Schuld auf einen unbegünſtigten Liebhaber, den Prinzen von Biſignano, zu ſchieben, der deßhalb auch gefangen genommen wird, ſo bleibt doch der Makel auf ihrer Ehre, und als bald darauf der unterſchobene herzogliche Sohn Ceſarino zur Hochzeit anlangt, erklärt man ihm, die Heirath könne unter den obwaltenden Umſtänden nicht ſtattfinden. Dieſer ſammt ſeinem vermeintlichen Vater halten dieß nur für eine Ausflucht, um das gegebene Wort zurückzunehmen, und fangen Krieg an. Sowohl der alte Uberto als der mittlerweile nach Hauſe gekehrte Feduardo ſammt der verliebten Caſandra in Männerkleidern nehmen Theil an dem Feldzuge. Caſandra hat inzwiſchen von dem alten Uberto herausgebracht, daß eigentlich Feduardo der wahre Sohn des Herzogs von Mailand ſei, und als die Sachen auf's Aeußerſte gekommen ſind, tritt ſie mit dem Geheimniſſe hervor, wo denn der Schluß ſich von ſelbſt ergibt.

---

[1] Sein eigener Geheimſchreiber

Die Erzählung iſt zugleich eine Darlegung der Mängel des Stückes. Uebrigens iſt es einer poetiſch unſchuldigen Zeit nicht zu mißgönnen, wenn ſie an derlei Ereigniſſen Gefallen findet. Im Einzelnen tritt nichts beſonders hervor. Höchſtens die Stelle, wo der alte Uberto Feduardo das Glück ſeines Bruders gemeldet hat, und daß er nun Thronfolger von Mailand ſei, und ihn nun fragt: ¿pesate de tanto bien?[1] antwortet dieſer mit dem rührendſten Edelmuth: Pesame de que no sea mi hermano.[2]

Llegar en occasion.[3] Eines jener Stücke von ziemlich lascivem Inhalt, in denen ſich Lope de Vega gewöhnlich con amore ergeht. Ein Marcheſe von Ferrara iſt in eine junge Wittwe Laura verliebt, der er ſchon früher nachgeſtellt, zu der ihm aber jetzt der Tod ihres Mannes den Zugang frei gemacht. Theils die Furcht vor dem Lehensherrn, theils doch eine Art Neigung, bringt ſie zur Einwilligung, und es wird verabredet, daß er zu Nacht die Thüre offen finden ſoll. Da kommt ihm aber plötzlich die Nachricht, daß ein Federico, deſſen Schweſter er verführt, einen Aufſtand gegen ihn erregt, was ihn nöthigt, ſich von Laura's Landſitz nach Ferrara zurückzubegeben, wo er den Aufſtand dämpft und ſeinen Gegner Federico gefangen nimmt. Während Laura ihn erwartet, wird ein Edelmann Otavio in der Nähe ihres Sitzes von Räubern überfallen, die ihm Alles nehmen, namentlich die Hoſen, ſo daß er, und zwar zur Winterszeit, im Hemde vor Laura's Hauſe ankommt, wo ihm anfangs, da Laura allen Männern zürnt, ſogar der Eintritt verweigert wird. Endlich läßt ſie ſich doch erweichen; der Fremde wird aufgenommen, in ein wohlriechendes Bad geſetzt, das für den Marcheſe beſtimmt war, in ein Gewand des verſtorbenen Gatten gekleidet, Laura läßt ihn ſogar vor ſich, ihre Phantaſie iſt von dem beabſichtigten Rendezvous mit dem Marcheſe aufgeregt, llega en occasion,[4] er gefällt ihr, und am Schluſſe des erſten Aktes merkt man, daß er ſchon etwas wagen dürfe.

---

[1] Schmerzt dich ſo großes Glück?

[2] Es kränkt mich, daß er nicht mein Bruder iſt

[3] Zur gelegenen Zeit eintreffen

[4] Er kommt zur gelegenen Zeit an

Er wagt es auch. Im zweiten Akte erzählt Laura ihren Vertrauten, daß, als ſie von ſchweren Träumen geplagt in ihrem Bette lag, der Fremde in ihr Zimmer gekommen ſei. Sie habe ihn anfangs für eine Erſcheinung gehalten, wo er ihr dann ſagte:

No soy vision, ni tal pienses;
tientame. Ay triste! tentéle,
y vi que estava en camisa.
. . . .
atrevióse hasta abrazarme.
Di un grito, mas no muy fuerte.
El, porque no diesse mas
y á socorrerme viniesses,
Tapóme toda la boca,
y assi me quexé entre dientes.
Fenisa: ¿Con la mano?
Laura: Ay no, Fenisa
necia estás, que no lo entiendes.[1]

Otavio iſt als begünſtigter Liebhaber im Hauſe inſtallirt. Der Marcheſe wird unter verſchiedenen Vorwänden abgehalten, das frühere Verſprechen einzulöſen und ſein Herrenrecht auszuüben. Einmal führt man ihm Otavio als einen Vetter des Hauſes vor, ein andermal ſoll Lauren ihr verſtorbener Gatte erſchienen ſein, ja, als ſie ſich nicht anders zu helfen wiſſen, ſtellt ſich Otavio an, von einem wüthenden Hunde gebiſſen zu ſein und auch Lauren ſeinerſeits gebiſſen zu haben, und was denn des Unſinns mehr iſt, was aber nicht hindert, daß der Dialog und die ganze Behandlung ſich in ächt Lope'ſcher Lebendigkeit und Natürlichkeit erhält. Zuletzt heirathet Otavio Lauren, der Marcheſe ſeine verlaſſene Geliebte und der Rebell Federico des Marcheſen Schweſter.

---

[1] Denke nicht, daß ich eine Erſcheinung ſei, rühre mich an. Ach, zu meinem Schaden berührte ich ihn, und fand, daß er im Hemde war.

. . . .

Er erkühnte ſich, mich zu umarmen, ich ſtieß einen Schrei aus, aber nicht allzulaut. Er ſtopfte mir, weil ich nicht laut genug geſchrieen hatte, daß du mir zu Hilfe gekommen wärſt, den Mund ganz zu, und ſo verhallten meine Klagen zwiſchen den Zähnen.

Feniſa: Mit der Hand!
Laura: Ach nein, Feniſa, du biſt nicht klug, wenn du mich nicht verſtehſt.

El testigo contra si.[1] Das iſt nun einmal ein Luſtſpiel mit einer Verwicklung im eigentlichen Sinne des Wortes, wenn gleich etwas derber Natur. Ein Edelmann, Liſardo, durch einen aufgefangenen Brief eiferſüchtig gemacht, verläßt ſeine Geliebte Eſtela und Madrid. Er kommt nach Sevilla, wo er nichts Angelegentlicheres zu thun hat, als ſich auf einem öffentlichen Spaziergange in eine Dame Otavia zu verlieben, die auch geneigt ſcheint, ihm Gehör zu geben, als der Bruder ſeiner verlaſſenen Geliebten mit einem Gerichtsdiener dazu kommt und ihn kraft ſeines gebrochenen Eheverſprechens gefangen ſetzen läßt. Zufällig aber iſt der Aufſeher der Gefängniſſe ein Bekannter Liſardo's. Dieſer läßt ihn auf ſein Wort frei. Dieſe Freiheit benützt er, um ſein Abenteuer zu Ende zu führen, und er iſt eben im galanten Geſpräch mit Otavia, als ihr eigener Bruder und der Madrider Bruder dazu kommen, zwiſchen Letzterem und Liſardo eine Ausforderung ſtattfindet und in dem darauf entſtandenen Zweikampfe Liſardo, wie Alle glauben, todt zu Boden fällt.

Zunächſt hat ſich der rächende Bruder in dieſelbe Otavia verliebt, und um ihren Bruder zur Einwilligung geneigt zu machen, verſpricht er ihm ſeine eigene Schweſter, die Braut des getödteten Liſardo. Die Sevillianer kommen nach Madrid, und aus Liebe zu ihrem Bruder, und da ihr Geliebter denn doch todt iſt, entſchließt ſich Eſtela, der Doppelheirath ſich zum Opfer zu bringen.

---

[1] Der Zeuge gegen ſich ſelbſt.

Liſardo, der noch immer für todt gilt, iſt aber geheilt worden. Er kommt nach Madrid und beſchließt, jene Doppelheirath zu ſtören. Da Otavia in früherer Zeit ein Verhältniß mit einem Feliciano gehabt hat, der nach Lima gegangen iſt, ſo verkleidet er ſeinen Bedienten Morato in einen Hauptmann Alvarado, der von Lima mit einer Vollmacht Feliciano's komme, um ſich in ſeinem Namen mit Otavia trauen zu laſſen. Otavia, als ſie von den reichen Geſchenken hört, die der Indianer mit ſich bringt, iſt gleich bereit, ihren Madrider Bräutigam aufzugeben. Kaum aber wieder zurecht gebracht, findet ſich ein neues Hinderniß. Ein Ricardo, gegen den eiferſüchtig Liſardo zu Anfang des Stückes Madrid verlaſſen hat, gibt vor, ein Eheverſprechen von Eſtela zu haben. Er leitet einen Prozeß ein, und da er ſich nach Zeugen, natürlich falſchen, umſieht, macht ihn ſein Diener auf Liſardo aufmerkſam, der, den vorgeblichen Indianer Morato als Bedienter begleitend, zu einem falſchen Zeugniß wohl zu bringen ſein werde. Liſardo, halb der Intrigue willen, halb weil er von einem frühern Verſtändniß zwiſchen Ricardo und Eſtela ſich überzeugt hält, iſt bereit, Zeugenſchaft abzulegen. Und ſo iſt er denn der testigo contra si, der Zeuge gegen ſich ſelbſt. Die Sache verwirrt ſich aber noch mehr, indem der wirkliche Indianer Feliciano anlangt, der Otavien längſt vergeſſen hat, und da er nun hört, daß Jemand da ſei, der ſich in ſeinem

Namen mit ihr vermählen wolle, voll Schreck hineilt, um die Sache zu hintertreiben. Otavia iſt gleich wieder bereit, ihrem vergeſſenen Liebhaber in die Arme zu fallen, der ſich gegen ſie aus allen Kräften wehrt, ja ſie verfolgt ihn endlich bis in ſein Gaſthaus, nachdem vorher die beiden Weiber, die ſich wechſelſeitig die Schuld der Verwirrung zuſchreiben, bis zum materiellen Handgemenge gekommen ſind, ſo daß man ſie kaum auseinander bringen kann. In demſelben Gaſthofe langt auch Eſtela an, die mit Liſardo entflohen iſt, da man ſie in Folge von Ricardo's gerichtlicher Klage und Liſardo's Zeugenſchaft verhaften will. Hier klärt ſich endlich die Sache auf, Liſardo bekommt ſeine Eſtela, und Otavia, da Feliciano durchaus nichts von ihr wiſſen will, wird denn doch Eſtela's Bruder zu Theile. Das Stück iſt ſorgfältig und ſehr gut geſchrieben, der Dialog nach Art Lope de Vega's mit allem Anſchein der Zufälligkeit und des Geſchwätzes doch ſo, daß er immer die Situation und die Handlung weiter bringt. Von den Charakteren der etwas derbe Indianer Feliciano ſehr gut. Ebenſo Otavia, deren unbefangener Eigennutz bei allen Gelegenheiten durch den gemachten ſentimentalen Modeton durchbricht.

El marmol de Felisardo.[1] Hier wird nun wieder die Glaubensfertigkeit eines guten Katholiken ſehr in Anſpruch genommen. Ein junger Student Feliſardo befindet ſich auf dem Dorfe, wo er ſich in die Tochter des Alkalden, Eliſa, verliebt. Er gilt als der Sohn eines vornehmen Mannes und für hohe kirchliche Würden beſtimmt. Als man ſie aber bei einer verliebten Zuſammenkunft überraſcht, was das Mädchen in üblen Ruf bringen müßte, und Feliſardo verſpricht, ſie zu heirathen, gibt der Vater denn doch ſeine Einwilligung. Feliſardo iſt aber ein natürlicher Sohn des Königs (von Gelanda. Ich weiß nicht, wo das liegt). Da dieſer König im Laufe des erſten Aktes durch den Tod ſeines rechtmäßigen Thronfolgers erblos wird, muß er ſich nothgedrungen an den natürlichen Sohn wenden, und er ſchickt den Almirante ab, der ihn auch wirklich an den Hof bringt. Nun fängt der Unſinn an. Eliſa hat einen Zwillingsbruder, Celio, der ihr ſo ähnlich iſt, daß, als ihr Vater dieſen Celio als Pagen nach Hof bringen will, er ſich vergreift und ſeine Tochter in Pagenkleidern dem Prinzen als Diener ſtellt. Feliſardo iſt ſelbſt im Zweifel über das Geſchlecht dieſes Zwitterweſens, wo ihm denn der luſtige Diener Triſtan den Rath ertheilt, dem Pagen einen Schilling geben zu laſſen, wo ſich denn herausſtellen müſſe, ob er ein Mann oder ein Weib ſei. Unterdeſſen will man den Prinzen mit der Tochter des Almirante verheirathen. Triſtan gibt wieder den Rath, ſein Herr möge ſich wahnſinnig und in eine Statue im Garten verliebt ſtellen (el marmol de Felisardo). Nachdem alle Mittel der Heilung fruchtlos verſucht worden ſind, gibt der König, wieder auf den Rath Triſtans, endlich ſeine Einwilligung zu der Vermählung mit der Statue. Es verſteht ſich, daß Eliſa in die Statue verkleidet worden iſt und der König, durch ſein Wort gebunden, nun auch die Ehe mit der lebendigen Stellvertreterin zugeben muß, was er um ſo lieber thut, da ſich zeigt, daß der Alkalde, ihr Vater, eigentlich von hohen Verwandten abſtamme. Zuletzt hat ſogar der Zwillingsbruder Celio, der in dem Perſonenverzeichniſſe gar nicht vorkommt, einen einzigen Vers zu ſagen, als man ihn nämlich mit der für Feliſardo beſtimmten Tochter des Almirante verheirathet.

---

[1] Die Statue des Feliſardo.

El mejor maestro el tiempo.[1] Das iſt nun ein ganz vernünftiges Stück, höchſtens ſollte es ſtatt: der beſte Lehrer die Zeit, heißen: der beſte Meiſter das Unglück. Doch kann man die Zeit auch für den Inbegriff alles deſſen nehmen, was die Zeit mit ſich bringt. Ein König von Iberien hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide in Anmaßung und Ungeſtüm ſich ähnlich, was eine gute Wirkung macht, da das Proſaiſche des Gegenſatzes dadurch wegfällt. Die Prinzeſſin Euphroſia prügelt ihre Muhme (hinter der Scene nämlich) mit einem Gartenpfahl, was der Bruder der Geprügelten übel nimmt, dafür aber von dem Bruder der Prinzeſſin, Otto, verwundet wird. Dieſe Gewaltthat bringt das Mißvergnügen des Volkes über die beiden Königskinder zum Ausbruch. Es entſteht ein Aufruhr, in dem der König mit den Seinigen vertrieben wird. Er flüchtet über's Meer und ſieht ſich genöthigt, mit ſeinen Kindern zu betteln, ſo daß er froh ſein muß, von dem fremden Herzog eine Gärtnersſtelle zu erhalten. Die Kinder ſind übrigens jetzt ſchon von ihrem Uebermuthe völlig geheilt.

Der Fürſt des fremden Landes beſitzt ebenfalls einen Sohn und eine Tochter, natürlich verlieben ſich die Paare wechſelſeitig in einander. Otto benimmt ſich wie alle Liebhaber in der Welt. Sehr gut iſt ſein alter Vater, der, indeß er ſich völlig in ſeine neue Lage fügt, doch überall die Würde des Königs durchſchimmern läßt. Auch Euphroſia hat von ihrem hohen Sinne ſo viel bewahrt, als gut iſt. Sehr hübſch macht ſich die Scene, wo der vertriebene König, von der Dorfgemeinde zum Richter erwählt, dem Herzoge die Hand zu küſſen naht und unterdeſſen ſeinen Stab der Tochter zu halten gibt. Da ſie mittlerweile vom Sohne des Herzogs angeſprochen wird, antwortet ſie ganz im Sinne eines Richters, deſſen Stab ſie in den Händen trägt. Lope iſt unübertrefflich in ſolchem Geltendmachen von ſcheinbaren Zufälligkeiten.

---

[1] Der beſte Lehrmeiſter die Zeit.

Der Sohn des Herzogs, der den Bruder ſeiner Geliebten ſcheut, läßt ihm Geld in den Weg werfen, das dieſer findet und ſich dafür als Ritter kleidet und ausrüſtet, ſo daß er nun bald als Prinz, bald als Gärtner der Herzogstochter in den Weg kommt, was einige nicht ſehr ſchlagende Verwicklungen gibt, bis endlich die Unterthanen des vertriebenen Königs des eingedrungenen Gewaltherrſchers überdrüſſig werden, ihn verjagen und den frühern Herrn aufſuchen. Der entdeckte königliche Stand des vermeinten Bettlers macht allen Schwierigkeiten ein Ende, und eine Doppelheirath führt zum Schluß.

El villano en su rincon.[1] Das Stück iſt durch die Bearbeitung Friedrich Halms für die deutſche Bühne bekannt genug, ſo daß ich nicht fürchten darf, den Inhalt je aus dem Gedächtniſſe zu verlieren, weßhalb ich ihn auch gar nicht näher berühren will. Anders iſt es aber mit den Charakteren, die Halm, den Bedürfniſſen der Zeit und des heutigen Theaters nach, nothwendig modificiren und zum Theil abſchwächen mußte. Die Hauptfigur des Juan Labrador ſteht für ſich und gediegen da. Dieſe mit Stolz gemiſchte Zufriedenheit, dieſe Gediegenheit in Allem, was er ſagt und thut, macht ihn zu einer der vortrefflichſten Theaterperſonen. Der Grund, warum er den König nicht ſehen will, obgleich er in ſeiner letzten Verwirrung einen andern läppiſchen angibt, iſt, außer dem

---

[1] Der Bauer in ſeinem Winkel (König und Bauer).

Stolze, die Furcht, daß er weniger zufrieden ſein werde, wenn er einen Höhern als ſich ſelbſt geſehen, was er im Lauf des Stückes einmal deutlich ſagt. Lope de Vega iſt bei all' ſeiner Natürlichkeit doch ein Frondeur, er ſieht das Nichtige aller Vorurtheile ſeiner Zeit ein. Hier hat er's nun mit der königlichen Macht zu thun. Der König iſt durch ſeine Unbehilflichkeit und Rathloſigkeit, als er ſich in der Hütte des Bauers befindet, wo, nach erloſchenem Schimmer des Königthums, Niemand von ſeiner Perſon Notiz nimmt, gedemüthigt genug; es muß nun, den Begriffen der Zeit gemäß, auch dem Königthume ſein Recht geſchehen, und der Bauer wird für das Zuviel ſeines Selbſtgefühls beſtraft. Trotz ſeiner Demüthigung bleibt er aber doch der Mittelpunkt des Ganzen, und Niemand möchte lieber der König als er ſein. Bewunderungswürdig aber iſt die Mannigfaltigkeit, die er in die Charaktere und in den, gegen Lope's Gewohnheit, etwas doctrinären Stoff hineinzubringen wußte. Schon daß die Kinder dem Vater ſo unähnlich ſind, iſt, obgleich begriffswidrig, da ſie ſeine Weisheit in der Erziehung in Zweifel ſetzten, doch ſo ganz natürlich. Der Sohn Feliciano iſt in ſeiner unbeſtimmten Eitelkeit ziemlich unbedeutend. Dagegen die Tochter Liſarda mit der eigentlichen sal española[1] prächtig und trotz aller Verſchiedenheit die wahre Tochter ihres Vaters. Mit ihr im Gegenſatze die beſonnene und weiſe Coſtanza, die der Alte trotz ihrer Armuth ſeinem Sohne zur Frau beſtimmt. Der Kämmerling Oton, der, um in ſeine Liebesbewerbung Intereſſe und Bewegung zu bringen, gegen den Schluß zu auf den König eiferſüchtig werden muß. Die Art, wie der König auf den ſtolzen Bauer, indem er deſſen anticipirte Grabſchrift auf dem Kirchhofe liest, zuerſt aufmerkſam wird, wo unter dem herzugedrängten Volk auch die romanhafte Liſarda ſich befindet. Wie die Mädchen und Burſchen mit Stangen und Stäben ausziehen, um Oliven abzuſchlagen, welche Bewaffnung die Mädchen ſehr gut kleiden mußte. Was dabei vorfällt, der Geſang, der Tanz, die geſellſchaftlichen Spiele, das Alles iſt ſo mannigfaltig und wahr, daß man ſeiner Bewunderung kein Ende findet. Ich wollte, Leſſing hätte Calderon und Lope de Vega gekannt, er hätte vielleicht gefunden, daß ein Mittelweg zwiſchen Beiden dem deutſchen Geiſte näher ſtehe, als der gar zu rieſenhafte Shakeſpeare.

---

[1] Spaniſchem Witze

El castigo del discreto.[1] Der Beſonnene iſt anfangs ziemlich unbeſonnen. Riccardo, die Titelrolle, obgleich mit einer Caſandra verheirathet, macht doch der Schweſter Alberto's, Hippolyta, den Hof. Auf ſeinen nächtlichen Liebesſtreifereien wird er von einem andern Bewerber Hippolyta's, Leonelo, in Begleitung zweier Diener überfallen, und es ſtünde ſchlimm um ihn, wenn nicht zufällig ein Sevillaner, Feliſardo, der eben in Madrid angekommen und in Alberto's Hauſe abgeſtiegen iſt, dazu käme und ſich auf Riccardo's Seite ſtellte, mit deſſen Hilfe die Angreifer zurückgeſchlagen und Einer von ihnen ſchwer verwundet wird. Riccardo nöthigt ſeinen Retter zu ſich nach Hauſe, wo er ihn ſeiner Gattin Caſandra vorſtellt, die ihn denn auch wirklich liebenswürdig findet, ohne aber bei ihrer großen Tugend weiter ein Arg zu haben. Von da ab aber iſt Riccardo ſo voll von dem Lobe ſeines Retters, er ſchildert deſſen Eigenſchaften Caſandra'n in ſo bezauberndem Lichte, daß dieſe ſich endlich in Feliſardo verliebt fühlt und beſchließt, ihm einen Brief zu ſchreiben. Während ſie damit beſchäftigt iſt, kommt ein Diener Leonelo's, des Veranlaſſers jenes nächtlichen Ueberfalls, mit einer Ausforderung an Riccardo. Der Bediente des Hauſes Pinabel übernimmt den Zettel und bald darauf auch den Brief Caſandra's an Feliſardo, und da er beide in dieſelbe Taſche ſteckt, verwechſelt er ſie, und gibt Riccardo'n den Liebesbrief ſeiner Frau, die Ausforderung aber dem Feliſardo. Riccardo iſt wie aus den Wolken gefallen. Das Einfachſte ſchien ihm, ſeine Frau umzubringen, als Beſonnener aber beſchließt er doch, ſie auf eine minder gefährliche Art zu beſtrafen. Er beantwortet daher im Namen Feliſardo's den Liebesbrief und verſpricht, ſich bei der angebotenen Zuſammenkunft einzufinden. Ebenſo hat ſich Feliſardo der Ausforderung geſtellt. Leonelo iſt zwar über die Verwechslung der Perſon überraſcht, da aber doch Feliſardo auch ſein Feind noch von jenem nächtlichen Ueberfall her und zugleich ſein Nebenbuhler in der Liebe zu Hippolyta iſt, ſo ſchicken ſie ſich zum Kampfe an, der nur durch die Dazwiſchenkunft des Gaſtfreundes Alberto gehindert wird.

---

[1] Die Strafe des Beſonnenen.

Nun kommt die Reihe an die Strafe des Beſonnenen. Riccardo gibt eine Reiſe vor, um ſeiner Gattin Raum für die verabredete Zuſammenkunft zu geben. Nachts zurückgekehrt, kommt er in der Perſon Feliſardo's in ſein eigenes Haus, wo er die liebesdürſtende Gattin, immer im fremden Namen, aufs Aeußerſte durchprügelt, während ſein Diener, Pinabel, dieſelbe Operation mit der Zofe Teodora vornimmt. Ja, er lädt ſpäter Feliſardo ſelber in ſein Haus, wo denn die geprügelte Geliebte Feuer und Flamme gegen ihn ſpeit, indeß er Feliſardo, der ſich in alles dieß nicht zu finden weiß, glauben macht, ſeine Frau habe Anfälle von Wahnſinn, wodurch denn auch jeder künftigen Annäherung vorgebeugt wurde. Das eigentlich Künſtleriſche an der Sache aber iſt, daß auch Riccardo, aus Beſorgniß für ſein häusliches Verhältniß, von ſeiner Neigung zu Hippolyta geheilt wird und alles Mögliche thut, um ſie Feliſardo zum Weibe zu verſchaffen. Ja, derſelbe Fall iſt mit Leonelo, der ebenſo für eine Schweſter fürchtet, die er bei ſich im Hauſe hat, und von der er glauben muß, daß Feliſardo ihr den Hof mache. Die Heirath kommt denn endlich auch zu Stande und entwirrt die Fäden.

Las pobrezas de Reynaldos.[1] Mit dieſem Stücke hatte Lope de Vega wahrſcheinlich ſein Publikum im Kernſchuſſe getroffen. Es iſt eine jener Rittergeſchichten, die Cervantes mit ſeinem Don Quixote wohl lächerlich machen, aber nicht tödten konnte. Höchſtens ſind die Unmöglichkeiten abgeſtreift, die Abgeſchmacktheiten aber ſind geblieben. Reynaldos, bei Karl dem Großen verleumdet, wird aller ſeiner Güter beraubt, verbannt und in eine ſolche Armuth gebracht, daß er mit Frau und Kind Brod bei den Hirten betteln muß. Ein Einfall der Mauren von Marokko wird ſeinen Aufreizungen zugeſchrieben. Auf ſein Schloß Montalvan zurückgezogen, erhält er aber kaum Kunde von dieſem Einfalle, als er ſich zur Hilfe aufmacht, die Tochter und den Eidam des Königs von Marokko, ja endlich dieſen ſelbſt gefangen nimmt, die Reichsfahnen, die der Mainzer Florante auf der Flucht auf die Seite ſchafft, rettet und überhaupt den ſchon verlornen Sieg wieder den Franzoſen zuwendet. Die

---

[1] Die Armuth des Reynaldos.

Mainzer wiſſen aber alles das, als von ihnen bewirkt, dem Kaiſer darzuſtellen. Endlich wird er ſogar durch Verrätherei gefangen, wo ſein Bruder Malgeſi ſeine Schwarzkunſt zu Hilfe nimmt, ihn befreit und an ſeiner Stelle einen Spiritus familiaris zurückläßt, der, als man ihn zum Tode führen will, wahrſcheinlich zum großen Jubel des Publikums, die verhaßten Mainzer Brüder mit Prügeln traktirt. Eben ſo ſicher des Beifalls war wohl die Scene, wo in Abweſenheit des Burgherrn, das Schloß Montalvan lediglich von ſeiner Frau und ſeinem Kinde unter den großſprecheriſchſten Redensarten gegen die ſturmlaufenden Soldaten Galalons vertheidigt wird. Wer übrigens das Wohlgefallen an derlei Dingen nicht theilt, findet kaum eine einzige erträgliche Scene in dem ganzen Stück.

El gran Duque de Moscovia.[1] Gegen dieſes, ſo Gott will, hiſtoriſche Schauſpiel läßt ſich nichts einwenden. Es behandelt die Geſchichte jenes falſchen Demetrius, den Lope de Vega für einen ächten nimmt, was ihm, wie natürlich, freiſteht. Er fängt nach ſeiner Gewohnheit mit den Kinderjahren ſeines Helden an. Seinem Vater Teodoro iſt mit Gift vergeben worden, das ihn aber, ſtatt zu tödten, blödſinnig gemacht hat. Der Großvater Baſilius will daher die Nachfolge auf ſeinen jüngern Sohn Johann übertragen. In einem entſtandenen Wortwechſel tödtet er aber dieſen durch einen Schlag mit dem Stocke, der bei den Ruſſen die Stelle des Scepters vertritt, und ſtirbt ſelbſt bald darauf aus Gram über dieſen Todtſchlag. Nun ſoll Demetrius' Mutter ſtatt ihres blödſinnigen Gatten regieren, ſie begeht aber die Unvorſichtigkeit, die Gewalt ihrem Bruder Boris zu überlaſſen, der ſich nun des Reiches bemächtigt und vor allem ſeinen Neffen Demetrius aus der Welt zu ſchaffen trachtet. Dieſen hat die beſorgte Mutter zu einem alten Ritter Lamberto in Sicherheit gebracht, der, als die Mörder anlangen, mit einem, damals wohl großen Effekt machenden Heroismus der Treue, wiſſentlich ſeinen eigenen zwölfjährigen Sohn unterſchiebt, nach deſſen Ermordung Demetrius für todt gilt. Dieſer hat nun verſchiedene Schickſale. Zuerſt begibt er ſich in ein Mönchskloſter, aus dem er aber wieder entfliehen muß, da der Tyrann Boris auf einer Rundreiſe durch ſeine Staaten im Kloſter anlangt und gegen Demetrius aus der Aehnlichkeit mit ſeinem Vater Verdacht zu ſchöpfen beginnt. Er kommt darauf als Küchenjunge ins Haus eines polniſchen Palatins (aus dem Lope, wahrſcheinlich wegen der geläufigen Benennung eines Pfalzgrafen am Rhein, einen Conde Palatino macht). Dort macht deſſen Tochter Margarita einen bleibenden Eindruck auf ihn, die aber, wie natürlich, ſeine Annäherung höchſt lächerlich findet. Glücklicher iſt er bei dem Vater ſelbſt, dem er ſich entdeckt und der ihn ohne viel Umſtände für den ächten Demetrius nimmt, ſowie ſpäter der König von Polen ſelbſt. Sie geben ihm eine Armee. Er beſiegt den Tyrannen Boris und erhält die Krone des moskowitiſchen Reiches, ſowie die Hand ſeiner Geliebten, Margarita, die anfangs in höchſt komiſcher Verlegenheit iſt, ob er ſein als Küchenjunge ihr gegebenes Eheverſprechen, das ſie damals verlacht, nun als Großherzog auch halten werde. Das Stück iſt mit Ausnahme des annehmbaren Verlaufs der Begebenheiten höchſt unbedeutend. Allenfalls könnte der Vater des Demetrius, aus deſſen Blödſinn Spuren eines unterdrückten Verſtandes hindurchblitzen, für etwas gelten. Sehr gut iſt auch die Scene, wo der Tyrann Boris mit ſeiner Frau und mit ſeinem Vertrauten die auftauchenden Gerüchte beſpricht, daß Demetrius noch lebe. Wie der Vertraute verſichert, er habe ſelbſt die Leiche des Knaben in den Händen gehalten, ehe ſie das Feuer verzehrt, welches das ganze Schloß dem Erdboden gleich gemacht, ſo daß jetzt mannshohes Gras an der Stelle wachſe. Das alles nimmt man für gewiß, und doch taucht die Beſorgniß immer wieder auf. Beſonders bei der Frau, die allen Gründen ihres Mannes mit einem: ſo iſt es, ich glaube es, antwortet und zuletzt doch wieder darauf zurückkommt: ich möchte wohl das Schloß ſehen. Eben ſo die Anſicht des Tyrannen in derſelben Scene über den Vorſchlag, er ſolle verbieten, Tod und Leben des Demetrius zu beſprechen. Er meint nämlich: ein Verbot, zu ſprechen, habe nothwendig die Wirkung, daß man das Verbot beſpreche und ſomit ſtillſchweigend die Sache.

---

[1] Der Großherzog von Moskau.

Las pazes de los Reyes y la Judia de Toledo.[1] Eines der beſten Stücke von Lope de Vega. Leider hat er ſich hinreißen laſſen, auch die Jugendgeſchichte König Alfonſo's mit aufzunehmen. Ich ſage: leider, weil, ungerechnet die Unzukömmlichkeit, dieſelbe Perſon als Mann auftreten zu ſehen, die im erſten Akte als Kind erſchien, dieſe Ausdehnung der Fabel ihm den Raum genommen hat, die Haupthandlung: das Liebesverhältniß zur Jüdin von Toledo, mit gebührender Ausführlichkeit zu behandeln. Der erſte Akt, der die Einführung König Alfonſo's als Kind in die von den Truppen ſeines Oheims beſetzte Stadt und die Gewinnung von

---

[1] Der Friede der Könige und die Jüdin von Toledo.

Toledo für ihn zum Gegenſtand hat, bewegt ſich faſt ganz in patriotiſchen Erinnerungen. Doch iſt hineingeſtreut eine vortreffliche Scene ehelicher Zärtlichkeit zwiſchen dem Befehlshaber des befeſtigten Schloſſes Lope de Arena, einer vollkommenen Nebenfigur, und ſeiner Gattin. Lope de Vega wirft häufig ſeine Perlen ſo am Wege hin. Im zweiten Akte, bereits Mann geworden und mit der engliſchen Prinzeſſin Leonore vermählt, verliebt er ſich in die Jüdin von Toledo, die er beim Baden im Fluſſe überraſcht. Es iſt dafür geſorgt, daß dieſes Vergehen, das unmittelbar nach der Vermählung eintritt, dem Könige nicht gar zu hoch angerechnet werde, denn die Jüdin ſpricht ſchon bei ihrem erſten Auftreten von der Kälte des engliſchen Blutes der Königin, und den Zeitgenoſſen Lope's mochte eine ſpaniſche Jüdin für jeden Fall anziehender vorkommen, als eine Königin aus dem Stamme der verhaßten engliſchen Eliſabeth. Nichts deſto weniger vertritt ihm aber doch ein Engel den Weg, als er ſich Nachts zu ſeiner geliebten Jüdin begeben will, die er in dem Palaſt Galiana eingeſchloſſen hält, ſowie ſpäter ihm ein zweiter Engel erſcheint, als er nach der Ermordung der Jüdin Wuth und Rache gegen ſeine Großen und die Königin ſchnaubt. Auf Aufforderung dieſer Letztern nämlich wird die Jüdin Rahel überfallen und getödtet.

Nun kommt der übervortreffliche Schluß des Ganzen, ſo vortrefflich, daß ich ihm an Innigkeit beinahe nichts im ganzen Bereiche der Poeſie an die Seite zu ſetzen wüßte. Der König, der an den Hof zurück will, und die Königin, die ihrem Gatten entgegenreiſt, treffen, ohne von einander zu wiſſen, in einer Kapelle zuſammen, in der ein wunderthätiges Bild der Muttergottes zur Verehrung aufgeſtellt iſt. Sie knieen, von einander entfernt, nieder und fangen an, in lauten, ſich durchkreuzenden Worten ihr Herz vor der Gnadenmutter auszuſchütten. Der König, der ſich dadurch in ſeiner Andacht geſtört findet, ſchickt ſeinen Kämmerling, die fremde Dame um Mäßigung ihres lauten Gebetes zu erſuchen. Die Königin lehnt die Botſchaft ab. Sie habe ihren Gatten verloren, und ſei in ihrem Rechte, zu klagen. Indeß iſt ihr Kammerfräulein zu den Kammerherrn des Königs hingekniet, die Erkennungen tauſchen ſich aus, und das fürſtliche Ehepaar feiert ſeine Verſöhnung vor dem Altare der Gebenedeiten.

Merkwürdig iſt übrigens, daß Lope de Vega ſich ſo ziemlich auf die Seite der Jüdin ſtellt. Sie iſt durchaus edel gehalten, und ſelbſt den Makel des Judenthums nimmt er für den Zuſeher dadurch hinweg, daß ſie vor ihrem gewaltſamen Tode begehrt, eine Chriſtin zu werden. Wieder ein Beweis von ſeiner Vorurtheilsfreiheit. Ja, ſelbſt in dem Titel: las pazes de los Reyes,[1] liegt vielleicht eine verſteckte Ironie. Im erſten Akte wird der Friede des Königreichs durch die verrätheriſche Ermordung Lope de Arena's geſchloſſen; im dritten iſt das Pfand des Friedens der Tod der von Allen am wenigſten ſchuldigen Jüdin.

Lope de Vega kommt in der Maske des Gärtners Belardo dießmal völlig deutlich vor.

Los Porceles de Murcia.[2] Dieſes Stück wurde wahrſcheinlich für das Theater der Stadt Murcia geſchrieben. Lope fand daſelbſt ein edles Geſchlecht los Porceles (die Junker Schweinichen), und die auch anderwärts verbreitete Sage, daß eine Bettlerin, mit Zwillingen auf den

---

[1] Der Friede der Könige.

[2] Die Porceles von Murcia.

Armen, von einer Edeldame als unenthaltſam und unkeuſch geſcholten, dieſer im Zorn angewünſcht habe, ſie möge ſo viel Junge gebären, als ein Schwein. Dieſen unbildſamen und eigentlich undramatiſchen Stoff hat er nun zum Gegenſtande ſeiner Fabel gemacht. Man möchte ſagen: er habe ihn mit Erfindungen bereichert, wenn es eigentlich Erfindungen wären. Er nimmt nur alles, was ihm im Wege liegt, auf, weiß alle Ereigniſſe ſo aus ſich ſelbſt zu gliedern, gibt allen Nebenperſonen ein, wenn gleich loſes, doch beſtimmtes Verhältniß zum Ganzen, ſo daß man am Ende erſtaunt iſt, wie aus dem kleinen Samenkorn, ein wenig Erde und ein Bischen Regen eine Pflanze geworden iſt. Er knüpft das Intereſſe ganz paſſend an die Bettlerin. Dieſe iſt ein edles Fräulein, das ſich in der Liebe vergeſſen und, nachdem ihr Liebhaber, der ſeinen Nebenbuhler auf den Tod verwundet, ſich zur Flucht genöthigt ſah, gleichfalls die Flucht ergriff und, von Mutterwehen überraſcht, auf freiem Felde Zwillinge zur Welt bringt, die von gutmüthigen Landleuten zuſammt der Mutter aufgenommen werden. In der Nähe iſt eine Kapelle mit einem wunderthätigen Bilde, zu dem eben ein vornehmes Ehepaar aus Murcia ſeine Zuflucht genommen hat, um Segen für ihre kinderloſe Ehe zu erbeten. Hier fällt nun ganz paſſend die Scene der Verunglimpfung und Verwünſchung vor. Aber ſchon im erſten Akte iſt das Eiferſuchtsverhältniß der beiden Bewerber dadurch dem Gewöhnlichen und Allgemeinen entzogen, daß der begünſtigte Liebhaber, ein wackerer, aber blutarmer junger Mann, von dem die Geliebte, nach damaliger Art, ein Veſperbrod in einem öffentlichen Garten verlangt, das Geld dazu von ſeinem Nebenbuhler borgt, was die Erbitterung des Letztern, als er ſie dabei überraſcht, wie natürlich verdoppelt. Im zweiten Akte geht der Fluch der Bettlerin in Erfüllung. Die Edelfrau iſt ſchwanger geworden und gebiert in Abweſenheit ihres Mannes gleich einem Mutterſchwein ſieben Kinder auf einmal. Die Dame, die ſich gegen ihren Gatten vermeſſen hatte, daß, wenn ſie je mehr als Ein Kind zur Welt brächte, er ſie als eine überwieſene Unkeuſche auf der Stelle tödten möge, wählt in ihrem Schreck das ſchönſte der Kinder aus und gibt die andern Sechs einer Sklavin, ſie heimlich ins Waſſer zu werfen. Die Sklavin fällt dem nach Hauſe kehrenden Gatten in die Hände, der durch Drohungen die Wahrheit erpreßt und als beſonnener Hausvater die ſechs Kinder bei Landleuten unterbringt, den Vorfall aber gegen Jedermann verſchweigt.

Unterdeſſen iſt der entflohene Liebhaber der vermeinten Bettlerin zurückgekommen und hat ſich, ſo wie ſie, bei denſelben Bauern als Knecht verdingt; der todtgeglaubte Nebenbuhler hat ſich in die im Stücke nicht vorkommende Schweſter ſeines Gegners verliebt, alles iſt zur Verſöhnung und Entwicklung reif, als auch der nachkommenreiche Vater Don Lope unter dem Vorwande, das Geburtsfeſt ſeines Majoratserben zu feiern, ein Gaſtmahl anſtellt, zu dem auch die ausgeſetzten ſechs übrigen Kinder mit ihren Pflegeeltern beigezogen werden, wo denn alles ſich aufklärt und, ohne daß viel dabei herauskäme, ſich abſchließt. Es iſt hier auch nicht die Rede von einem guten Stücke, ſondern nur von dem Reichthum dieſer wunderbaren Natur, die aus allem Vortheil zu ziehen weiß und alles ſpecificirt.

Die Natur der Fabel macht viele Nebenperſonen nothwendig. Was dieſe ſagen und thun, ſteht keineswegs immer mit der Haupthandlung in Verbindung, bezieht ſich aber immer auf die Lage und Verhältniſſe der Stadt Murcia. Einmal treffen wir die Landleute mit den Bienen beſchäftigt, wo der Tölpel mit der Zeidelkappe auf dem Kopfe erſcheint, ein zweitesmal wird von der wunderbaren Natur des Seidenwurms geſprochen, und nun war gerade Murcia wegen ſeiner Seidenkultur berühmt, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie eben ſo gute Bienenzüchter waren. Ja, die Wächter, welche die Sklavin mit dem Korbe, in dem ſie die ſechs Kinder trägt, anhalten, ſind Gefällsaufſeher des Seidenzolles. Es iſt ein Einleben in die Sache, die nur bedauern läßt, daß dieſe Sache keine beſſere iſt.

La hermosura aborrecida.[1] Der Stoff hat einige Aehnlichkeit mit einem Stücke von Shakeſpeare: Ende gut, Alles gut. Ein Frauenzimmer, das von dem verſchmäht wird, den ſie liebt, erwirbt ihn endlich dadurch, daß ſie den König von einer ſchweren Krankheit heilt und nun, halb auf königlichen Befehl, halb durch Inſichgehen des geliebten Gegenſtandes, in deſſen ungeſtörten Beſitz kommt. Wie mir denn überhaupt Shakeſpeare mit der ſpaniſchen Dramatik ſeiner Zeit, wenn auch nur aus zweiter Hand, nicht ganz unbekannt geweſen zu ſein ſcheint. Die Fabel des vorliegenden Stückes iſt albern genug. Don Sancho de Guevara verabſcheut, aus einem vorherrſchenden Hange zur Liederlichkeit, ſeine ſchöne und tugendhafte Frau. Von ihm verſtoßen, kommt ſie mit der Königin Iſabella zuſammen, die ſie gütig aufnimmt, bald aber bemerkt, daß ihr eigener Gatte, König Fernando, Wohlgefallen an der neuen Kammerfrau findet, weßhalb die Königin, „wie ſie in ähnlichen Fällen immer zu thun pflegte,“ den Gegenſtand ihrer Eiferſucht zu entfernen ſucht und daher den brutalen Don Sancho als Vicekönig nach Navarra ſchickt. Dieſer iſt aber noch nicht geheilt. Er geht ſogar damit um, ſeine ihm läſtige Gefährtin zu ermorden, bis dieſe ſich bereit erklärt, Pamplona heimlich zu verlaſſen und vor der Welt für todt zu gelten. Sie kommt bei Landleuten an und wird dort von dem Barbier des Dorfes aufgenommen, wo wir denn annehmen müſſen, daß ſie von der Heilkunde ihres Meiſters möglichſt profitirt habe. Wenigſtens wird ſie als angehender Heilkünſtler zu einem Bauernmädchen Coſtanza gerufen, die ſich in den hübſchen Barbierjungen verliebt hat, zu deren Heilung aber weder ihre wiſſenſchaftliche, noch phyſiſche Begabung ausreicht, was eine gute Scene gibt. Unterdeſſen iſt König Fernando, der Katholiſche, bei oder nach der Eroberung von Granada durch einen jungen Mauren ſchwer verwundet worden. Bei ihm iſt der junge Arzt glücklicher. Er ſtellt den König her und wird dafür mit Ehren und Belohnungen überhäuft. Eben jetzt trifft die Nachricht von den Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen des Vicekönigs von Navarra bei Hof ein. Der junge Arzt bittet als einzigen Lohn aus, daß man ihn als Kommiſſär zur Unterſuchung nach Navarra ſende, wie alle Welt glauben muß, um ſich an dem treuloſen Gatten zu rächen. Es kommt aber ganz anders. In Pamplona angelangt, ſucht ſie auf alle Art die Anſchuldigungen gegen den Vicekönig zu entkräften. Sie läßt die Hauptankläger jeden mit hundert Peitſchenſtreichen abfertigen, und ſetzt ſich dadurch bei dem Angeſchuldigten, wie natürlich, in höchſte Gunſt, ſo daß, als zuletzt die Identität des königlichen Kommiſſärs mit der verſtoßenen Gattin an den Tag kommt, der Ehetyrann zu Kreuz kriecht und froh iſt, wieder mit ihr vereinigt zu werden. Die beſte Wendung kommt am Schluß vor, als die Könige ſelbſt nach Pamplona gekommen ſind und vor ihnen zwei Ankläger auftreten, von denen der eine den Vicekönig beſchuldigt, ſeine eigene Frau getödtet zu haben, der andere, das Landmädchen Coſtanza, vorgibt, von dem königlichen Kommiſſär, als ehemaligen Barbiergeſellen, entehrt worden zu ſein, welche beiden Anklagen letzterer durch die einfache Angabe entkräftet, daß er ein Weib und zwar des Vicekönigs Weib ſei, ſo daß er weder ein Mädchen verführen, noch von dem Vicekönig getödtet worden ſein konnte.

---

[1] Die verſchmähte Schöne.

El primer Faxardo.[1] Hier muß dem Dichter ein höchſt ſpezieller Zweck vorgeſchwebt haben, ohne Zweifel die Abſicht, dem Geſchlechte der Faxardo ſeine Verehrung zu bezeigen, denn es will ſich hier gar nichts zuſammenbauen, nicht einmal ein Liebesverhältniß. Letzteres iſt auf den Abencerragen Abindarraez und die Maurin Xariſa übertragen, ohne daß es aber auch hier durch die Eiferſucht des Königs von Granada zu mehr als den ganz gewöhnlichen Verwicklungen und Verfolgungen käme. Der Held des Stückes ſelbſt, Juan Gallego, beſiegt den übermüthigen Mauren Abenal-Faxar und erhält daher den Namen Faxardo, zeichnet ſich als Parteigänger durch glückliche Scharmützel und Ueberfälle aus, verliert im Spiele vier Mauren, die er dann einfängt und unter denen ſich auch der verfolgte Liebhaber Abindarraez befindet, den er ſpäter wieder freigibt, und der dafür ihn ſelber wieder befreit, als ihn der König von Kaſtilien gefangen nehmen läßt. Das Spiel um die vier Mauren mit einem Fähnrich gibt Anlaß zur beſten Scene im Stücke. Der Fähnrich nimmt es nämlich ſehr übel, daß Faxardo um etwas ſpiele, das er noch gar nicht habe. Als nun ſpäter Zarardo die Mauren fängt und als Spielverluſt übergibt, wird er gar nicht fertig, zu verſichern, daß er gar nicht gewohnt ſei, im Spiele oder ſonſt zu täuſchen, daß ſein Wort ſo gut ſei als die That ſelbſt, er wiederholt immer das Nämliche, und man merkt, daß ihm die Gelegenheit erwünſcht wäre, loszubrechen, welche Gelegenheit ihm aber der Fähnrich durch ſeine Nachgiebigkeit benimmt. Ja er fordert zwei der Gefangenen zurück, in was aber der andere wieder ohne Streit einwilligt, ſo daß er ſich endlich zur Ruhe geben muß. Eine jener vortrefflichen, naturwahren Nebenſcenen, wie ſie in Lope's ſchwachen Stücken häufig vorkommen.

---

[1] Der erſte Faxardo.

Zarardo wird bei dem Könige verleumdet, wird gefangen genommen, von dem dankbaren Mauren Abindarraez befreit, muß zu den Mauren nach Granada fliehen, tritt da eine Maurin Fatima, die ſich in ihn verliebt, an ihren mauriſchen Liebhaber ab, kehrt gerechtfertigt an den Hof von Kaſtilien zurück und iſt zum Schluß im Beſitz ſeiner verdienten Ehren.

Viuda, casada y donzella.[1] Da ſind nun einmal wieder alle Novellen-Elemente vereinigt, welche Novellen vor dem Märchen wenigſtens das voraus haben, daß das völlig Abſurde darin nicht vorkommt. Clavela, Tochter eines Alberto, heirathet gegen den Willen ihres Vaters einen armen Edelmann Feliciano. Nach geſchloſſener, aber noch nicht vollzogener Ehe findet ſich der verſchmähte Nebenbuhler Liberio mit Begleitern vor dem Hauſe ein, um wenigſtens durch Lärmmachen zu ſtören. Feliciano geht mit gezogenem Degen hinaus und hat das

---

[1] Wittwe, Frau und Mädchen.

Unglück, den Bruder ſeines Nebenbuhlers zu tödten. Er flüchtet und ſchließt ſich einem nach Italien gehenden ſpaniſchen Regimente an. Ein Sturm zerſtreut die Schiffs-Abtheilung, und Feliciano, der ſich mit ſeinem Diener Celio auf eine wüſte Inſel rettet, wird dort von Barbaresken Seeräubern gefangen. Um nicht als Edelmann eine höhere Ranzion zahlen zu müſſen, gibt er ſich für einen Arzt aus, wo denn bei der Ankunft in Tremecen ſeine Kunſt ſogleich für eine Favorit-Sklavin Fatima in Anſpruch genommen wird, die aber nichts Schnelleres zu thun hat, als ſich in den ſchmucken Spanier zu verlieben. Sie verabreden die Flucht; der Maure Haquelme wird auf die derbſte Art von der Welt betrogen, welche Derbheit wahrſcheinlich dem Publikum das größte Vergnügen verſchaffte. Die Maurin hat einen bedeutenden Schatz an Gold und Edelſteinen mit ſich genommen, und ſo langen ſie glücklich in Spanien an. Dort erklärt nach einigen Bedenken Feliciano ſeiner Maurin (die ihm denn doch nur für eine galga, Betze, gilt), ganz trocken, daß er ſchon verheirathet ſei. Die Heidin begehrt wenigſtens ihre Kleinodien zurück, was er ihr eben ſo trocken verweigert, ſich aber doch endlich zu einer Theilung herbeiläßt und ſie mit der Hälfte als Mitgift ſeinem Diener, dem Spaßmacher Celio, zum Weibe gibt, womit ſie ſich zur Noth zufrieden ſtellt. Unterdeſſen hat ſeine Wittwe Clavela, die ihn für todt hält, ſich halb gezwungen die Werbungen Liberio's gefallen laſſen, und ſie feiert eben ihre Hochzeit mit ihm, als Feliciano erſcheint: die Heirath geht zurück, und Clavela, Wittwe, Gattin und Jungfrau zugleich, wird mit dem Gegenſtande ihrer erſten Liebe vereinigt. Liberio erhält eine Schweſter Feliciano's, die er früher verſchmäht und die im Laufe des Stückes aus Liebe zu ihm alle möglichen Albernheiten gemacht hat.

El principe despeñado[1] (Despeñado im eigentlichen Wortſinne: vom Felſen herabgeſtürzt, genommen). Ein in ſeinen Hauptpartieen vortreffliches Stück, nur daß die Nebenereigniſſe, für uns wenigſtens, ſehr am Fehler des Läppiſchen leiden. Nach dem Tode des Königs D. Sancho von Navarra theilen ſich die Großen über die Nachfolge in zwei Parteien: für den im reifen Mannesalter befindlichen nächſten Agnaten D. Sancho und für das Kind des Verſtorbenen, das die Königin Wittwe D. Elvira noch ungeboren im Schoße trägt. An der Spitze der beiden Parteien ſtehen die zwei Brüder Guevara, der ältere D. Martin für D. Sancho, indeß der jüngere D. Ramon an dem Kinde ſeines Königs feſthält. Die Partei D. Martins ſiegt, die Königin und D. Ramon müſſen fliehen, und Erſtere gebiert mitten in den unwirthbaren Pyrenäen, von einem zufällig hinzugekommenen Landmann unterſtützt, einen Knaben, den der Bauer, ohne Mutter oder Kind zu kennen, nach dem Landhauſe ſeines Gutsherrn, D. Martins von Guevara, bringt, wo er von der Gattin deſſelben, Doña Blanka, eben ſo unbekannter Weiſe aufgenommen wird. Bis hieher iſt alles tadellos, ja die Königin Wittwe erinnert in der Großartigkeit ihres Schmerzes an ähnliche Figuren in Shakeſpeare, indeß die Uebrigen ganz in den herben Umriſſen der Volksſage gehalten ſind.

Aus dieſer Faſſung fällt das Stück jedoch im zweiten Akte, wo die Königin und D. Ramon, als Wilde, in Felle gekleidet, in den Bergen herumirren und auf ſie als auf Thiere Jagd gemacht wird, indeß die ländlichen Nebenfiguren mit nichtsſagenden Liebes- und Eiferſuchtsſcenen den Raum nicht ſehr intereſſant ausfüllen.

---

[1] Der geſtürzte Fürſt.

Das Stück erholt ſich jedoch von dem Augenblicke, wo der König ſich in die Gattin D. Martins verliebt und zuletzt dem Drang, ſie zu genießen, nicht widerſtehen kann, was ihm denn auch mit Hilfe eines treuloſen Thürſtehers gewaltſamerweiſe gelingt.

Im dritten Akte kommt D. Martin von einem ihm zum Schein aufgetragenen Kriegszuge in ſein Haus zurück. Er findet es verödet und ſämmtliche Bewohner, die ihm ausweichen, in Trauer gekleidet. Er weicht ihnen im Vorgefühl eines Unglücks eben ſo aus, wie ſie ihm, ja hält den Diener zurück, als dieſer eine vorübergehende Kammerfrau um die Urſache dieſer Trauer fragen will.

porque quando el mal se acerca
el llegará sin llamarle.[1]

Endlich tritt eine Dame gleichfalls in Trauer auf ihn zu. Er meint:

La Reyna deve de ser
del estado de la muerte.[2]

Es iſt D. Elvira, ſeine Gattin. Auf ſeine Frage:

¿quien es muerto?[3]

antwortet ſie ihm

tu honor.[4]

Wunderſchön iſt nun, wie er, der den Zuſammenhang ahnet, ſich die Wahrheit und ſeiner Frau das Geſtändniß hinauszuſchieben ſucht. Als ſie ihm erzählt:

---

[1] Denn wenn das Unglück herankommt, dann tritt es ungerufen ein.

[2] Sie muß die Königin des Todtenreiches ſein.

[3] Wer iſt geſtorben?

[4] Deine Ehre.

El Rey don Sancho . . . .[1]
La noche . . . .[2]
vino á tu casa, Señor.[3]
D. Mar. ¿Como?[4]
D. Bl. El Rey vino á tu casa.[5]
D. Mar. Mira Blanca lo que dices.[6]
Mira lo que dices Blanca.
Mira que el Rey no seria.
Mira Blanca que te engañas.

Sie aber auch zögert auf alle Art. Sie erzählt ihm ihre weiſſagenden Träume in jener Nacht, die Vorahnungen und Vorbedeutungen, die er ihr ſämmtlich widerlegt und natürlich erklärt. Wo ſie denn endlich ſagt:

No te cuento aquestas cosas
porque las creas, ni hagas
conjetura en tus desdichas
mas solo por dilatarlas
que tardandose las nuevas
parece, que el mal se tarda.[7]

---

[1] Der König Don Sancho.

[2] Zur Nacht.

[3] Kam er, Herr, in dein Haus.

[4] Wie?

[5] Der König kam in dein Haus.

[6] Bedenke Blanca, was du ſagſt.
Bedenke, was du ſagſt, Blanca.
Bedenke, ob es der König ſein konnte.
Bedenke Blanca, ob du dich nicht täuſcheſt.

[7] Ich erzähle dir dieſe Dinge nicht, damit du ſie glaubeſt, noch Vermuthungen über dein Mißgeſchick aufſtellſt, ſondern nur es zu verzögern. Denn das Uebel ſelbſt ſcheint zu zögern, wenn die Kunde von demſelben zögert.

Endlich erfährt er den gräßlichen Zuſammenhang. D. Elvira will ſich tödten, er hält ſie zurück und beſchließt dann, wie natürlich, Rache gegen den König. Er fordert ihn zur Jagd gegen die beiden Wilden oder wilden Thiere im Gebirge auf, findet und erkennt dort ſeinen Bruder D. Ramon, und beide vereint ſtürzen den König von einem Felſen herab (el principe despeñado). Natürlich wird nun die königliche Wittwe zurückgebracht, ihr Kind als König anerkannt und D. Martin, nachdem der Schänder ſeiner Ehre getödtet iſt, nimmt ſeine Gattin als unſchuldig wieder auf.

La serrana de la Vera.[1] Auch hier hatte Lope de Vega, wie aus mehreren Stellen deutlich wird, eine Romanze vor ſich von einem Weibe, das an der Spitze einer Räuberbande ſich in der ganzen Vera-Gegend furchtbar machte. Nach ſpaniſcher Art, die die äſthetiſche Abſchätzung von der moraliſchen beinahe völlig trennte, werden nun die Gräuel dieſer Räuberin aufs Aeußerſte übertrieben. Haufen von Ermordeten, Wegelagerung aller Art, Haß gegen das Männergeſchlecht, der ſich im Tode jedes Vorkommenden ſättigte, das alles kommt theils in Erzählung, theils in wirklicher Handlung ſo maſſenweiſe vor, daß man gar nicht begreift, wie ein ſolches Ungeheuer je wieder in die bürgerliche Geſellſchaft als Weib und Gattin zurückgeführt werden konnte, was zuletzt denn doch wirklich geſchieht. Ein Umſtand erinnert an Calderons devocion de la cruz,[2] der nämlich, daß die Räuberin, als einziger Zuſammenhang mit dem Guten, zu jedem Ermordeten ein Kreuz ſetzen läßt, ſo daß Calderon die Idee zu ſeinem eben genannten Stücke vielleicht aus dieſer Serrana geſchöpft haben könnte, nur daß Letzterer, abgeſehen von dem Unterſchiede zwiſchen Mann und Weib, auch den Verlauf der Handlung unendlich geſchickter anlegt, da ſein Euſebio erſt durch die Verkettung der grauenhafteſten Ereigniſſe zu dem Räuberhandwerke und all jenen Gräueln getrieben wird, indeß bei Lope die erſten zwei Akte eine vollkommen heitere Luſtſpielverwicklung enthalten, und Leonarda's Eiferſucht am Schluſſe des zweiten, höchſtens ihre Flucht aus dem Hauſe ihres Bruders rechtfertigt, keineswegs aber das kannibaliſche Wüthen im Reſte des Stückes erklärlich macht.

---

[1] Die Gebirgsbäuerin von La Vera.

[2] Andacht zum Kreuze.

Leonarda's Charakter iſt von vorn herein komiſch ganz gut gehalten. Ihre Luſt am Reiten, Fechten und Jagen. Ihr männliches Weſen, das ſie beſonders zeigt, als ſie einmal die Thüre zu ſchließen befiehlt, um ihre beiden vermeinten Nebenbuhlerinnen durchzuprügeln. Aber zuletzt überſtürzt ſich alles.

Ein Bild von dem erbärmlichen Hofweſen jener Zeit gibt übrigens die Entwicklung des Stückes, wo eine von Leonarda verſchonte Nebenfigur des Stückes, D. Juan, durch eine Verwandte, die als Kammerfrau bei Hofe dient, kurzweg eine königliche Begnadigung für die Räuberin und Mörderin erwirkt, worauf ſie denn ohne Umſtände ihren gerechtfertigten Liebhaber heirathet: eine allerhöchſte Clemenz, an der Niemand Anſtand genommen zu haben ſcheint. Die Idee des Spiels iſt in allen dieſen Stücken vorherrſchend.

S. Isidro, labrador de Madrid.[1] Eine Verherrlichung des Madrider Lokal-Heiligen, Iſidor. Auf eine ungezwungene und der Dürftigkeit des Inhalts zu Hilfe kommende Weiſe läßt er das Stück mit Rückkehr des Madrider Adels von einem ſiegreichen Feldzuge gegen die Mauren beginnen, deſſen Trophäen ſie in der Kapelle der Mutter Gottes von Almudena aufhängen, in welcher Kapelle Iſidor gewöhnlich ſeine Andacht zu verrichten pflegt. Den Reſt des erſten Aktes füllt die Verheirathung Iſidors mit einem Landmädchen, Maria. Die ſchlichte Frömmigkeit des Bräutigams und die jungfräuliche Eingezogenheit der Braut ſind ſehr hübſch gehalten. Letztere iſt ſo groß, daß, weil ſie mit niedergeſchlagenen Augen daſteht, und man ihr ſagt, ſie ſolle doch ihren Verlobten anſehen, ſie erwiedert, ſie werde ihn ſchon ſehen, wenn er einmal ihr Mann ſei. Unter den Hochzeitsfeierlichkeiten iſt beſonders eine Tanzweiſe überaus ſchön, deren Worte alle Arbeiten des Landmannes vom Ackern bis zum Einernten ſchildern, wozu der Tanz das Darzuſtellende mit Geberden ausdrückt.

---

[1] Der h. Iſidor, der Ackersmann von Madrid.

So viele Frömmigkeit erweckt den Zorn der Hölle. Der Neid erſcheint und regt die übrigen Arbeiter auf, Iſidoren bei ſeinem Herrn zu verklagen, daß er über dem Gebet die Arbeit verſaume. Don Yvan de Vargas, der Gutsherr, bewahrt ſeine charaktervolle Mäßigung, beſchließt aber doch, ſich Ueberzeugung zu verſchaffen. Er findet wirklich Iſidoren, der, ſtatt zu arbeiten, betet, dagegen ſieht er aber auch die Engel, die an ſeiner Statt das Feld beſtellen. Zum Neid geſellt ſich ſpäter auch der Teufel und endlich die Lüge, welche letztere Iſidoren die Tugend ſeiner Frau verdächtig macht. Iſidor iſt Spanier genug, um eiferſüchtig zu werden. Da er ſich aber nach der Ermita [1] verfügt, wo Maria dem Gebete obliegt, und dieſe, da ein Flüßchen ſie trennt, ihren Mantel auf das Waſſer breitet und darüber, wie über eine Brücke, in ſeine Arme eilt, erkennt er an dieſem Wunder ihre Unſchuld, wo denn wieder ſehr hübſch iſt, daß er bei dieſer Ausſöhnung, ſeines Verdachtes nicht mit einem Worte erwähnt.

---

[1] Einſiedelei.

Nachdem das heilige Paar ſich entfernt, erſcheinen den verſammelten Landleuten die Flußgötter, Manzanares und Xarama, aus ihren Flußbeeten emporſteigend, und indem ſie das Lob von Madrid anſtimmen, ſagen ſie die künftigen Wunder Iſidors voraus, ſowie, daß er nach fünfhundert Jahren werde heilig geſprochen werden. Endlich erſcheinen der Teufel und der Neid, die uns ſagen, daß Iſidor inzwiſchen geſtorben ſei, und die vierzig Jahre vorübergehen machen, ſo daß man die Handlung um eben ſo viel ſpäter in die Zeit König Heinrich II. verſetzt findet. Ein Vorhang wird weggezogen, und man ſieht den Heiligen auf einem Prachtbette ausgeſetzt. Wunder geſchehen. Namentlich an einem Domherrn, der dem Heiligen Haare abſchneidet, und an der Königin, die gar einen Finger deſſelben als Reliquie mitnehmen will, und die ſich Beide nicht von der Stelle bewegen können, bis ſie den frommen Raub zurückgeſtellt. Ueberhaupt ſind Wunder durch das ganze Stück verſtreut.

Despertar á quien duerme.[1] Der Grundgedanke des Stückes ſehr gut. Graf Anſelmo von Barcelona beſitzt das Land, nachdem die rechtmäßigen Herrn aus der Familie Moncada von ſeinen Verfahren vertrieben worden ſind. Obgleich Rugero, der letzte Sprößling der abgeſetzten Herrſcherfamilie, ruhig auf ein paar Hufen Landes lebt, die ihm geblieben, läßt dem Grafen Anſelmo der Gedanke keine Ruhe, daß jener denn doch Abſichten zur Wiedergewinnung des Landes hegen könne, und er zieht daher ſo viele Erkundigungen ein, ſendet ſo oft Spione, ihn auszuforſchen, daß in dieſem endlich wirklich Pläne wach werden, auf die er früher nicht gedacht. Ja als er ihn endlich gefangen ſetzen läßt, ſpricht er wieder ſeiner Tochter ſo viel von dem Prätendenten vor, vergrößert die Gefahr ſo ſehr durch das Anpreiſen ſeiner guten Eigenſchaften, daß endlich dieſe neugierig wird, ihn zu ſehen, und ſich zuletzt gar in ihn verliebt. Despierta á quien duerme.[1] Die Ausführung bleibt aber hinter dem Gedanken weit zurück, indem ſie nichts als ein Abſpinnen längſt dageweſener und unbedeutender Ereigniſſe iſt. Die Tochter des Grafen befreit den Gefangenen. Dieſer findet eine Königin von Sicilien, die eben auf einem anderweitigen Kriegszuge begriffen iſt. Sie ſetzt ihn auch wirklich mit Gewalt der Waffen in das Reich ſeiner Väter ein, und obwohl der Preis des Beiſtandes die Hand des neuen Grafen ſein ſoll, ſo findet ſich doch dieſe Heirath zuletzt unmöglich. Rugero hat nämlich die Hilfe als ſein eigener Geſandter angeſprochen, indeß die Prinzeſſin Eſtela in Männerkleidern ſeine Rolle als wirklicher Thronbewerber ſpielt. Zwei Weiber können ſich nicht heirathen. Die Königin von Sicilien iſt daher mit einem gleichfalls zum Beiſtande gekommenen Herzog von Urgel zufrieden, indeß Rugero die Grafſchaft und die Hand Eſtela's erhält.

---

[1] Den Schläfer wecken.

Eine einzige Scene erhebt ſich über das Mittelmäßige. Als Eſtela Rugero aus dem Gefängniſſe befreit, bringt ſie ihn als Diener verkleidet ſelbſt ins Gebirge. Mit einer Umarmung von ihr Abſchied nehmend, fühlt er, daß ſie ein Weib ſei. Sie gibt ſich auch als ſolche, ja endlich als ſeine Muhme Eſtela zu erkennen, begehrt aber Achtung für ihr Geſchlecht und die Einſamkeit des Ortes, worauf er ſich denn auch beſcheiden zurückzieht. Nun wird ſie aber gar nicht fertig, Abſchied von ihm zu nehmen, woraus man merkt, daß der Mißbrauch, den ſie ſich verbeten, ihr eigentlich nicht gar ſo unangenehm geweſen wäre. Als er endlich Anſtalt macht, ihr zu folgen, meint ſie, die Gelegenheit ſei verſäumt, und entfernt ſich vollends. Auch hier iſt ein despertar á quien duerme: das Sinnliche der Leidenſchaft.

---

[1] Er weckt den Schlafenden.

El anzuelo de Fenisa.[1] Man muß annehmen, oder vielmehr es geht aus allen Luſtſpielen Lope de Vega's hervor, daß Gewinnſucht in den roheſten Formen, das Charakteriſtiſche der Weiber ſeiner Zeit war, nicht bloß der abſolut liederlichen; dieſer letztern alſo um ſo mehr. Hier iſt nun eine ſolche Buhlerin Feniſa, die in Palermo ihre Angel auswirft und ſich ſchon ein hübſches Sümmchen erangelt hat. Ein junger Kaufmann aus Valencia, Namens Lucindo, begleitet von ſeinem Diener Triſtan, iſt mit einem reichbeladenen Schiffe angekommen und ſtößt im Hafen auf die dort nach Beute ausgehende Sirene. Trotz der Warnungen ſeines Dieners beißt er ſogleich an den Köder, und es iſt recht hübſch, wie er, zufolge dieſer Warnungen, Geld, Kette, alles, was er Werthvolles hat, an den Diener abgibt und nun glaubt, ohne Gefahr ihr in ihre Wohnung folgen zu können. Feniſa, die das bemerkt, richtet ſogleich darnach die Lockſpeiſe. Statt Geld zu fordern, gibt ſie ihm kleine Beträge, beſchenkt ihn mit Hemden, und Lucindo findet ſich glücklich, nur um ſeiner ſelbſt geliebt zu werden und aller Gefahr entronnen zu ſein. Es ſoll aber bald anders kommen. Feniſa erhält einen Brief mit der Nachricht, daß ihr Bruder wegen 2000 Dukaten in Gefahr des Todes ſei. Sie iſt in Verzweiflung, kein baares Geld zu haben, erklärt ſich aber bereit, Schmuck und Geſchmeide für ein Darlehen zu verpfänden. Lucindo hat aber ſchon ſo angebiſſen und hält ſich ſeiner Sache für ſo ſicher, daß er das Geld ohne Pfand und Schrift hergibt. Kaum aber hat er das Geld gegeben, als er verſpottet und abgewieſen wird, ja man ſtellt ſogar den Empfang des Darlehens in Abrede. Mit Verwünſchungen kehrt er nach Valencia zurück. Neben dieſen Ereigniſſen ſpinnt ſich aber eine zweite Intrigue fort. Unter den Anbetern Feniſa's befindet ſich auch ein Sevillaner Albano, der eine Geliebte, Dinarda, zu Hauſe zurückgelaſſen hat. Dieſe folgt ihm in Männerkleidern, und Feniſa hat das Unglück, ſich in dieſen weiblichen Mann zu verlieben, der, um ſich vor den Zudringlichkeiten ſeiner Reiſegefährten zu retten, die in ihm das Weib ahnen, ihr entgegenkommt und ſogar die Ausſicht auf eine Heirath als Köder braucht. Der Valencianer kann indeß den Verluſt ſeines Geldes nicht verſchmerzen. Er kehrt nach Palermo zurück, deponirt im Zollamte unter der Scheinangabe als weiche Waaren, mit unbedeutenden Gegenſtänden gefüllte Kiſten und begibt ſich, wie ein von der alten Liebe noch Gefeſſelter zu Feniſa, die von ſeiner Ankunft und der reichen Ladung bereits Nachricht erhalten hat. Sie empfängt ihn auch mit der alten Zärtlichkeit, und da ſich findet, daß ſeine Waaren mit doppeltem Gewinn in ſpäterer Zeit verkauft werden können, erbietet ſie ſich, Jemand zu finden, der ihm gegen zwanzig Procent 3000 Dukaten verſtrecken wolle. Sie gibt aber das Geld aus ihrem

---

[1] Der Köder Feniſa's.

Eigenen und empfängt dafür als Pfand die Schlüſſel des zollamtlichen Verſchluſſes. Der Valencianer hat kaum das Geld empfangen, das er als ſein eigenes ſammt Zinſen betrachtet, als er wieder nach Hauſe ſegelt. Da ſich nun auch Dinarda als Weib zu erkennen gibt, ſo iſt die Buhlerin vielfach betrogen: um ihr Geld, um den Bräutigam und um die Geſchenke, die ſie in der Freude ihres Herzens aus Anlaß der Heirath an Mehrere gegeben hat.

Die Unbefangenheit von Lope de Vega's Geiſte gibt ſich auch in dieſem Stücke kund. Ein ſpaniſcher Hauptmann Oſorio und mehrere ſpaniſche Soldaten laſſen ſich geradezu als Schreckmittel im Dienſte der Buhlerin gebrauchen. Unter den Eigenſchaften der Spanier wird geradezu die Prahlerei als charakteriſtiſch aufgeführt. Ja einmal werden ſie als albern bezeichnet, da das Gold ihrer neuen Welt mehr den übrigen Nationen, als ihnen ſelbſt, zu Gute komme. Uebrigens das Ganze roh und wenig bedeutend. Genau der Inhalt einer Novelle Cervantes'.

Los locos por el cielo.[1] Offenbar eines der langweiligſten Stücke, das Lope de Vega, oder ſonſt irgend ein Menſch jemals geſchrieben. Der Titel ſchreibt ſich von einer einzigen Scene her, in der die beiden zum Chriſtenthum bekehrten Geliebten ſich als wahnſinnig ſtellen, um den Verfolgungen der Heiden zu entgehen, wenn nicht überhaupt ihre Selbſtverleugnung und Leiden um des Glaubens willen, als ein Wahnſinn im Sinne der Welt bezeichnet werden ſoll. Die Handlung ſelbſt bilden die Begebenheiten einer heidniſchen Prieſterin Dona, die auf Befehl des Kaiſers Maximianus das Orakel des Apollo befragt und von einer unſichtbaren Stimme die Antwort erhält: Christe vive. Sie verfällt darauf in einen Schlaf, in dem ihr ein Engel erſcheint, der ein Buch neben ſie hinlegt. Es ſind die Briefe des Apoſtels Paulus mit der aufgeſchlagenen Stelle: Mortui enim estis et vita nostra abscondita est cum Christo in Deo. Sie reflektirt darüber, anfangs allein, dann mit ihrem Bräutigam Indes. Eine chriſtliche Dame Agaſtes hilft ihr auf die rechte Spur, und ſie und ihr Geliebter laſſen ſich taufen. Nun fangen die Verfolgungen an, die mit dem gewaltſamen Tode aller im Stücke vorkommenden chriſtlichen Lehrer und Schüler endigen. Am beſten die Scene, wo die Chriſten in ihrer heimlichen Verſammlung ein Weihnachtsſchauſpiel aufführen und, als nun die Heiden hereinbrechen, die Perſonen des Joſeph und der Maria, wie in einer Fortſetzung ihrer Rolle, die beſtürzten Zuſeher zur Standhaftigkeit und Todesverachtung auffordern. Gleichſam eine Nobilitirung des Schauſpiels und der Schauſpieler im Allgemeinen. Das Stück iſt übrigens am Rande mit Citationen aus der heiligen Schrift bedeckt und enthält am Schluſſe die Klauſel: Si quid dictum contra fidem et bonos mores, tanquam non dictum, et omnia sub correctione Sanctae matris Ecclesiae.

---

[1] Die Wahnſinnigen um des Himmels willen.

El mas galan Portugues, duque de Verganza.[1] Das jedenfalls nicht große Verdienſt dieſes Stückes beſteht mehr in der Haltung der Perſonen, als in der Ausbildung und Bedeutſamkeit der Handlung. Der erſte Akt hängt nach Lope de Vega's übler Gewohnheit mehr in Weiſe einer Vorbegebenheit mit dem Reſte des Stückes zuſammen, als daß darin der Keim und die Bedingung des Späteren enthalten wäre. Der Groß-Prior von San Juan, auf einer Geſchäftsreiſe in Portugal und von dem Herzoge von Verganza gaſtfreundlich aufgenommen, läßt, nicht ohne Abſicht, unter dem Kopfkiſſen ſeines Bettes das Porträt ſeiner Schweſter Mayor zurück. Der Herzog verliebt ſich auch nach Wunſch in das Bildniß und ſucht den Gegenſtand ſelbſt in Kaſtilien auf. Nun haben zwar die zwei andern Brüder Mayors ihre Schweſter dem Almirante[1] von Arragonien zur Ehe verſprochen, die Sache wird aber rückgängig gemacht, und der Herzog von Verganza (Braganza?) erhält die Hand ſeiner phantaſtiſch Geliebten. Man könnte nun allenfalls annehmen, daß die Unglücksfälle des eigentlichen Stückes eine Art Strafe dieſes Wortbruches in ſich ſchlößen. Aber einerſeits fällt es Niemanden im Stücke ein, ſich jenes Wortbruches nur noch zu erinnern, andererſeits träfe die Strafe gerade diejenigen, die ſich keines Treubruches ſchuldig gemacht haben, das Ehepaar nämlich; auch wäre die Strafe weder durch die Gleichheit des Uebels, noch als Fortwirkung eines ſchuldbaren Charakterzuges mit der Verſchuldung in einen kauſalen Zuſammenhang gebracht. Ueberhaupt muß man derlei weit hergeholte Deutungen bei Lope de Vega nicht ſuchen, und ich ſchäme mich, bei ſeinen leichtblütigen Hervorbringungen auf derlei deutſche Grübeleien auch nur zu denken. Uebrigens iſt es da und mag für die Spekulanten den erſten Akt mit dem folgenden verbinden.

---

[1] Der galanteſte Portugieſe, Herzog von Verganza.

Das Glück der Ehe wird durch eine Liſarda geſtört, die, von ihrem niederträchtigen Geliebten verlaſſen, ja mit dem Tode bedroht, in Männerkleidern als Page in des Herzogs Dienſte tritt. Man muß annehmen, daß die

---

[1] Admiral.

Herzogin durch den ſpezifiſchen Geruch, den Lope de Vega bei einer andern Gelegenheit, den beiden Geſchlechtern zuſchreibt, eine dunkle Vorſtellung von der weiblichen Natur ihres Pagen erhalten habe, denn ihre Vertraulichkeit geht ſo weit, daß die Eiferſucht des Herzogs halb und halb als gerechtfertigt erſcheint. Die verhaltene Wuth kommt endlich zum Ausbruch, und während der Herzog mit gezogenem Schwerte fruchtlos den Pagen verfolgt, entflieht die Herzogin an den Hof des Königs von Portugal. Ein Gericht wird angeordnet, die Verwandten der Herzogin kommen aus Kaſtilien herbei, es erfolgt eine Ausforderung, aber die Enthüllung von Liſarda's weiblichem Geſchlecht bringt alles ins Gleiche und das Stück zu Ende. Die Spanier nämlich, ſo haarſpaltend in Bezug auf die männliche Ehre, kannten für die weibliche keine andere Verletzung, als die höchſt körperliche. Sogar Liſarda heirathet zuletzt, wahrſcheinlich auch zur Herſtellung ihrer Ehre, ihren niederträchtigen Geliebten.

Wenn die Handlung nicht viel ſagen will, ſo ſind doch mehrere der Figuren des Stückes recht gut. Wie der Herzog von Berganza zu den Beinamen el mas galan Portugues kommt, begreift man nicht wohl. Darin eine ſatyriſche Anſpielung zu ſuchen, verbietet die allem Verſteckten fremde Natur Lope de Vega's. Beſſer die Brüder Doña Mayors. Die innige Liebe des Groß-Priors zu ſeiner Schweſter zeigt ſich auf eine einfache ſinnliche Art, indem er in dem Geſpräch mit ihr, immer ihren Vornamen Mayor im Munde führt, obgleich der wunderliche Namen Mayor etwa Lope de Vega ſelber gefallen haben mag. Mayor iſt ein vollkommenes Weib im ſpaniſchen Sinn. Gehorſam ihren Brüdern, wird ſie durch das Lob, das der Groß-Prior dem Herzog von Berganza ſpendet, aufmerkſam gemacht und erkundigt ſich um ſeinen Wuchs und ſeine ſonſtigen Eigenſchaften, wo ſie denn, obgleich die Braut eines Andern, bis zur Aeußerung geht: Glücklich, die ihn bekommt! In der Eiferſuchtsſcene mit dem Herzoge wird ihre Geſtalt auf einmal wirklich und lebendig, indem ſie ſich, mit dem Tode bedroht, trotz ihrer Furcht, doch nicht enthalten kann, ihrem Gatten zu ſagen: ihre Brüder ſeien mehr werth, als er. Ebenſo der König von Portugal, wenn er gegen den Schluß die Zeugen verhört und, obwohl ihm um die Wahrheit zu thun iſt und er von der Unſchuld der Herzogin überzeugt iſt, er doch die Diener des Herzogs, die zu ihren Gunſten zeugen, hart anläßt und barſch behandelt, weil ihm zugleich leid thut, den Herzog verurtheilen zu müſſen, und er wohl auch einen Widerwillen empfindet, derlei niederes Volk gegenüber ſeinem Freund und Verwandten zu Wort kommen zu laſſen. In ſolchen Naturzügen iſt Lope de Vega unerreicht.

NB. Am Ende mag doch das gebrochene Wort den verſteckten Zuſammenhang des Ganzen ausmachen. Durchaus fehlerhaft. Denn, obgleich das Begriffsmäßige der Tod der Poeſie iſt, ſo muß doch der geiſtige Zuſammenhang ſchon im Eindruck liegen, und nicht erſt hinterher herausgeklügelt werden.

Argel fingido y Renegado de amor.[1] Das Stück fängt mit einem Dialog in jenen Klappverſen an, die Lope de Vega ſo meiſterhaft zu gebrauchen weiß, wo jeder einzelne Vers, Rede und Gegenrede enthält und Schlag auf Schlag ſich alles auf die Spitze getrieben findet. Es iſt nämlich ein Roſardo in eine Florida verliebt, die ihn aber, trotz ſeines Reichthums, verſchmäht und ihre Neigung ſeinem Nebenbuhler Leonido zugewendet hat. Das Liebespaar überwindet endlich den Einſpruch von Florida's Bruder, Aureliano, welcher Einſpruch zum Theile auch daher rührt, daß Leonido's Bruder, Manfredo, der begünſtigte Liebhaber Flavia's iſt, des Gegenſtandes von Aureliano's eigener Bewerbung. Mit einer, leider nur zu natürlichen Rückſichtsloſigkeit opfert auch Leonido das Intereſſe ſeines Bruders ſeinem eigenen auf, entfernt letzteren unter einem Vorwand, und Aureliano, der nun Platz für ſeine Bewerbung hat, gibt die Einwilligung zur Heirath ſeiner Schweſter. Der verſchmähte Liebhaber Roſardo geräth darüber außer ſich und erklärt ſeinen Entſchluß, nach Algier zu gehen und als Renegat ſeine Feinde grimmig zu verfolgen. Er iſt aber zu guter Chriſt, um derlei in Wirklichkeit zu thun. Wohl aber nimmt er mit ſeinen Leuten mauriſche Tracht an, zieht ſich auf eine benachbarte wüſte Inſel zurück, und als erſte Seeräuberthat nimmt er die beiden Weiber ſammt dem Bruder Aureliano auf einer Spazierfahrt im Meere gefangen. Er bedroht ſeine abtrünnige Geliebte mit den fürchterlichſten Dingen, welche ſeine Drohungen mit ebenſo übertriebenen Betheuerungen zurückweiſt, wo denn Lope den richtigen Sinn hat, daß, obwohl Florida alles für Ernſt hält, ſie doch gerade durch die Uebertreibung unwillkürlich in den Spaß mit eingeht. Leonido und ſein inzwiſchen zurückgekommener Bruder Manfredo verkleiden ſich als Mönche von dem Orden zur Auslöſung der Gefangenen und begeben ſich nach der Inſel, werden aber gleichfalls erkannt und gefangen. Es leitet ſich nun eine wohlfeile Intrigue ein, daß nämlich Roſardo ſich anſtellt, als ob er ſeine Liebe von Florida auf Flavia gewendet, und von Leonido verlangt, daß er ihm einen Liebesbrief an Flavia ſchreibe. Dieſen zeigt er Florida und macht ſie glauben, Leonido habe ihn im eigenen Namen an Flavia geſchrieben. Ein guter Zug iſt, daß, ſo lange Leonido und Florida an die Liebe Roſardo's zu Flavia glauben, ſie letzterer auf alle Art zureden, den Korſaren zu erhören, und ſo bereit ſind, Flavia eben ſo ihrem eigenen Nutzen aufzuopfern, als früher Leonido mit ſeinem Bruder gethan hat. Sobald aber Florida die Witterung erhält, daß ihr Leonido Flavien den Hof mache, ſo iſt ſie in aufbrauſender Eiferſucht auf der Stelle bereit, ihren Glauben abzuſchwören, den Korſaren zu heirathen u. ſ. w. Zuletzt klären ſich die Dinge auf. Die Gefangenen nehmen den Korſaren, den ſie abſeits treffen, ihrerſeits gefangen, und alles erreicht ſein natürliches Ende, ohne daß beſonders viel Spaß oder Ernſt herauskäme.

---

[1] Das angebliche Algier und der Renegat aus Liebe.

In jener Zeit, wo man täglich von Seeräubern und Sklaverei in trauriger Wirklichkeit hörte, mochte eine Art Parodie ſolcher Zuſtände einen angenehmen Eindruck machen.

El postrer Godo de España.[1] Das iſt nun ein Stück, von dem man, wenn man ihm auf neudeutſche Weiſe nachhelfen, oder vielmehr es als einen Kanevas für ein erſt zu ſchreibendes Stück betrachten will, recht viel Gutes ſagen könnte. Der hiſtoriſche Gang iſt eingehalten. Der Kauſalnexus der Ereigniſſe rundet ſich zur Handlung. Dem poetiſchen Gerechtigkeitsgefühl geſchieht Genüge. Nur iſt aber alles, was einer Ausbreitung und pſychologiſchen Vermittlung bedarf, ſo knapp und roh an einander gefügt, daß das Ganze doch mehr eine enumeratio partium, oder vielmehr eine Zuſammenfaſſung ohne vorhergegangene Entwicklung iſt. Es iſt nämlich die Geſchichte der Eroberung

---

[1] Der letzte Gothe Spaniens.

Spaniens durch die Mauren. Die Tochter des Königs von Algier wird auf einer Spazierfahrt im Meere von den Spaniern gefangen. König Roderich verliebt ſich in ſie. Sie nimmt den chriſtlichen Glauben an und wird ſein Weib. Während der Tauf- und Trauungsfeierlichkeit kommt Graf Julian mit ſeiner Tochter an den Hof. Von der Trauung zurückkehrend, ſieht König Roderich dieſe Tochter und verliebt ſich eben ſo augenblicklich in ſie. Im zweiten Akte finden wir Florinden (die Cava), ſchon ſich über Gewalt beklagend, die ihr der König angethan. Graf Julian, als Geſandter bei den Mauren, reizt dieſe auf die Nachricht von jener Schandthat zum Einfalle in Spanien an. Sie finden das Land unvertheidigt und waffenlos. König Roderich fällt im Treffen. Den Grafen Julian befällt die Reue über ſeinen Verrath. Er macht ſeiner Verzweiflung gegen die Mauren Luft und wird von ihnen getödtet. Die Cava ſtürzt ſich vom Thurme herab.

Der letzte Akt befaßt ſich mit den Heldenthaten Pelayo's, ſo daß dieſes Stück, deſſen Gegenſtand die Niederlage Spaniens iſt, mit dem Siegesgeſchrei der Spanier endet, wodurch denn auch dem Nationalgefühl Genüge geſchieht.

Alles dieß, wobei ich noch zu berühren vergeſſen habe, daß das Stück eigentlich mit der Thronbeſteigung und Krönung König Roderichs anfängt, alles dieß in einen Topf geworfen, würde dem Geſchmacke jedes Volkes unerträglich ſein, wenn nicht dieſe Ereigniſſe den Spaniern ſo geläufig geweſen wären, daß es für ſie einer Ausbreitung und weitläufigen Vermittlung gar nicht bedurfte. Dadurch wird aber das Stück als dramatiſches Kunſtwerk nicht beſſer.

La prision sin culpa.[1] Wenn man den Inhalt dieſes Stückes aufzeichnen wollte, müßte man eigentlich das ganze Stück abſchreiben. Da iſt ein Hin- und Hergehen und Kommen, und die Perſonen werden zuletzt mehr an demſelben Orte vereinigt, als daß ſie derſelben Abſicht dienten. Ein D. Felix aus Toledo reiſt nach Amerika. Er iſt zu Hauſe in eine Lucinda verliebt, an deren voller Gegenliebe er zwar zweifelt, denn, meint er, hätte ſie ihn wahrhaft geliebt, ſo würde ſie ihm auch körperlich zu Willen geweſen ſein. Vor der Einſchiffung in Sevilla übergibt er die Briefe und das Bild ſeiner Geliebten einem dortigen Freunde D. Carlos, um ſich das Marternde der Erinnerung zu erſparen. Dieſer hat nichts Schnelleres zu thun, als ſich in das Bild zu verlieben. Er reiſt nach Toledo, macht der zurückgebliebenen Geliebten ſeines Freundes glauben, dieſer ſei auf der See verunglückt, und die Geliebte verliebt ſich eben ſo ſchnell in ihn. Da ihr aber eine gezwungene Heirath droht, beſchließen ſie, zu entfliehen. In der Dunkelheit der Nacht nimmt ſie einen Bedienten ihres Bräutigams für den Diener ihres Geliebten, vertraut ihm ihr Schmuckkäſtchen und entflieht, von ihm begleitet. Dieſer beraubt und verläßt ſie, ſo daß ſie kaum ſo viel behält, um ſich Knabenkleider anzuſchaffen, in denen ſie ſich nach Sevilla begibt und als Page in die Dienſte von Carlos' Schweſter tritt, die eben auch verheirathet werden ſoll; indeß Carlos ſelbſt, die verlorne Geliebte überall ſuchend, noch immer abweſend iſt. Endlich kommt D. Felix aus Amerika zurück und heirathet Carlos' Schweſter, indeß Carlos ſelbſt ſeine und ſeines Schwagers Lucinde zur Frau bekommt. Der Titel des Stückes rührt von einem gegen das Ende vorkommenden Incidenzfalle her, wo der ſpitzbübiſche Bediente, der Lucinden auf ihrer Flucht beraubt hat, eine von jenem Raube herrührende Kette verkaufen will, die D. Carlos als das Eigenthum ſeiner Geliebten erkennt, wo denn der Reihe nach D. Carlos, D. Felix und ſelbſt die als Page verkleidete Lucinde in den Verdacht des Diebſtahls kommen und ins Gefängniß gebracht werden. Der Spaß hat aber eigentlich gar keinen Einfluß auf den Gang des Stückes. Der erſte Akt und der Anfang des zweiten übrigens ſehr gut geſchrieben.

---

[1] Das Gefängniß ohne Schuld.

El esclavo de Roma.[1] Die Geſchichte jenes Androkles, der einem Löwen den Dorn (hier eine Pfeilſpitze) aus der Tatze zieht und dafür von demſelben verſchont wird, als er in der Arena ihm zum Zerreißen vorgeworfen wird; verbunden mit einer ganz abſurden Liebesgeſchichte. Das Beſte der erſte Akt; dann aber folgen Ereigniſſe, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ſie als unwahrſcheinlich bezeichnet.

La imperial de Oton.[2] Da iſt nun die Geſchichte Ottokars von Böhmen und ſein Kronenſtreit mit Rudolf von Habsburg. Leider waren Lopen de Vega die Nebenumſtände dieſes in ſich reichen Stoffes zu wenig bekannt, weßhalb er ſich zur Ausfüllung eigener Erfindungen bedient, die nicht von der beſten Art ſind. Da iſt nun vor allem ein Geſandter des ſpaniſchen Bewerbers um die Kaiſerkrone, D. Juan de Toledo, und ſein Liebesverhältniß zu einer Margarita, die im Perſonenverzeichniſſe als eine Dama Alemana[3] vorkommt, aber im Stücke ſich als eine Spanierin zeigt. Dieſes Verhältniß wird übrigens nach dem erſten Akte nicht mehr berührt. Lope's Einſicht in die Fehler ſeiner Nation zeigt ſich übrigens auch hier. Dieſer D. Juan iſt ein lächerlicher Großſprecher, der übrigens durch perſönliche Tapferkeit ſeinen Fehler zum Theile wieder gut macht. Die Hauptperſonen ſind ganz hiſtoriſch treu gehalten. Das Hauptverdienſt Rudolfs von Habsburg iſt, von Rechtens wegen, daß von ihm das Haus Oeſtreich ſtammt, dem die damaligen Könige von Spanien ihren Urſprung verdankten. Eine Art Zauberer Merlin ſagt ihm auch dieſe künftigen Dinge voraus. Seine Tapferkeit iſt außer Zweifel, mit Treu und Glauben ſieht es aber nicht gar gut aus, da jenes ſagenhafte Zuſammenſtürzen des Zeltes während Ottokars Huldigung hier auf ſein Geheiß geſchieht, über welche Doppelzüngigkeit er ſich in der Folge damit rechtfertigt, daß er Ottokarn keinen Eid geſchworen und ihm nichts Schriftliches gegeben habe. Ueberhaupt iſt etwas Fadenſcheiniges in der ganzen Figur, welches die Meinung ausdrücken dürfte, welche die damaligen Spanier überhaupt von den Deutſchen hatten. Die Majeſtät des Kaiſerthums, als der Gipfel aller menſchlichen Größe, wird übrigens aufs Lebhafteſte urgirt.

---

[1] Der Sklave Roms.

[2] Die Kaiſerkrone Otto's.

[3] Deutſche Dame.

Ottokar ſteht im Nachtheile gegen ſeine ſtolze und heldenmüthige Gattin, welche hier Etelfrida heißt, ohne gegenüber allen Andern dadurch an perſönlichem Werth zu verlieren. Seine erſte Unterwerfung am Vorabende der Schlacht wird hier auf ſpaniſch-phantaſtiſche Art dadurch motivirt, daß ihm eine ſchwarze Schattengeſtalt erſcheint (man ſollte faſt meinen, ſeine eigenen Umriſſe und Geberden nachahmend), die das Schwert gegen ihn zückt, als er mit ſeinem auf ſie losgeht. Er ſieht darin ein Vorzeichen ſeines Todes und eine Beſtätigung von dem bereits früher in ihm wach gewordenen Gedanken über die Ungerechtigkeit ſeiner Sache. Er unterwirft ſich. Da folgt die Scene mit dem zuſammenbrechenden Zelte. Als er nach Hauſe kommt, verwehrt ihm Etelfrida den Eingang in ſeine

Königsburg. Anfangs auf der Zinne erſcheinend, dann mit einem Wurfſpieß ins Thor tretend, überhäuft ſie ihn mit Vorwürfen und Schmähungen, die ſich in bildernden Antitheſen überbieten. Er tritt ihr mit männlichem Zorn entgegen, beſchließt aber doch im eigenen Gefühle der Schmach, einen ſolchen Zuſtand nicht zu ertragen. Er erneuert den Krieg. Als die Entſcheidungsſchlacht ſchon verloren iſt, erſcheint er allein auf der Bühne und ergeht ſich, wie in jenem deutſchen Stücke,[1] in allgemeinen menſchlichen Betrachtungen, in denen aber doch der Gedanke an ſeine Frau mit Vorwurf und Liebe vorherrſcht. Hier finden und tödten ihn gemeine Krieger, wobei die Schattengeſtalt aus dem zweiten Akte wieder erſcheint und ihm von rückwärts die Arme hält.

Auch in der übrigen Haltung finden ſich Aehnlichkeiten. Von vorn herein die ſtolze Zuverſicht auf den Ausſchlag der Kaiſerwahl, die Verachtung Rudolfs, als Grafen, gegenüber einem Könige, wogegen die bangen Ahnungen der hochmüthigen Königin über den Ausgang ſchon des erſten Feldzuges recht glücklich und ächt künſtleriſch abſtechen.

El vaquero de Morana.[2] Ein Graf von Saldaña wird von dem Könige von Leon eingekerkert, ja bei Gelegenheit ſogar zur Hinrichtung beſtimmt, wegen eines Liebesverhältniſſes mit der Infantin Marina, das der König nicht billigt. Das Stück beginnt damit, daß der Graf von einem Freunde D. Juan aus dem Kerker befreit wird, indem dieſer die Wachen durch einen betäubenden Trank vorübergehend verrückt macht. Die Infantin, die in ein Kloſter eingeſperrt iſt, findet gleichzeitig Mittel, zu entkommen. Sie erreichen das Gebiet der Grafen von Kaſtilien, und finden ſich auf dem Landgute eines D. Fernando zuſammen, und treten unerkannt in die Dienſte deſſelben, ſie als Magd und er als Kuhhirt (vaquero). Daß ſich die beiden Sprößlinge des Edelmanns, der Sohn in die Infantin, und die Tochter in den Grafen verlieben, verſteht ſich von ſelbſt. Die Infantin iſt überhaupt der Gegenſtand der allſeitigen Bewerbung, ſogar der alte Edelmann ſtellt ihr nach, und bedient ſich ſogar ſeiner Tochter als Gelegenheitsmacherin, was dieſe ganz natürlich findet. Endlich will er ſie zu ſeinen Zwecken mit dem Tölpel Tirreno verheirathen, wozu dieſer, obwohl er eine andere Geliebte hat, doch auch bereit wäre. Die Prinzeſſin ſelbſt findet ſich, nach Lope's Gewohnheit, in ihre Verkleidung ſo gut, daß ſie Zweideutigkeiten anhört und Anſtößigkeiten ſelber ſpricht, wofür ſie ſich freilich durch hochtrabende Oktaven entſchädigt, wenn ſie mit ihrem geliebten Grafen allein iſt. So ſpinnt ſich das Stück gut und ſchlimm durch Bewerbungs- und Eiferſuchtsſcenen fort. Endlich kommt der König von Leon auf die Vermuthung, daß ſeine Verwandte und ihr Geliebter ſich zu den Mauren nach Toledo geflüchtet haben, und er kündigt den letztern Krieg an, wobei er den Grafen von Kaſtilien als Bundesgenoſſen gewinnt. Im Lande deſſelben, zu Morana, angekommen, findet er die Infantin Marina, die er in ihrer Verkleidung nicht erkennt (und ſich gleichfalls in ſie verliebt). Als zuletzt die Erkennungen erfolgen, erwacht die Verfolgungswuth des Königs aufs Neue. Der Graf von Kaſtilien tritt aber als Schützer und Vermittler ein, ſo daß alle nur irgend zu vereinigenden Paare vereinigt werden.

---

[1] Grillparzers Ottokar. D. H.

[2] Der Kuhhirt von Morana.

Angelica en el Catay.[1] Dieß iſt das einzige aus allen Stücken Lope de Vega's, bei dem ihn ſein dramatiſcher Takt verlaſſen hat. Alle übrigen, die Begebenheiten und Motive mögen noch ſo wunderlich, ja mitunter abſurd ſein, ſchlingen ſich doch zuletzt in Einen alles verbindenden und abſchließenden Knoten zuſammen, hier iſt aber von einem ſolchen dramatiſchen Zuſammenfaſſen keine Spur, und er hat lediglich Arioſts Abenteuer in Scene geſetzt; Angelica kommt zuletzt in ihr Königreich Catay, und macht Medoro zu ihrem Gemahl und zum Könige des Landes, ſo daß ihre Begebenheiten allerdings als abgeſchloſſen erſcheinen; aber ihre Perſon iſt zu oberflächlich gehalten, als daß eine Charakterentwicklung von ihrer Seite ſich als der Mittelpunkt des Ganzen darſtellte, ſo wie Medoro's Unbedeutendheit ſich nicht einmal, ſelbſt als ſolche, in einen hervortretenden Kontraſt gegen die übrigen Bewerber ſetzte. Zugleich ſchweben alle andern Figuren beim Schluſſe in der Luft. Reynaldos iſt abhanden gekommen. Roldan iſt wahnſinnig geworden, und wird bei ſeinem letzten Erſcheinen eben als Wahnſinniger eingefangen. Nicht einmal die von Allen Umworbene iſt Angelica, denn Rodamonte und Mandricardo ſtreiten eben ſo heftig um eine Doralize. Die Begebenheiten Zerbins und Iſabellens ſtehen kaum in einer oberflächlichen Verbindung mit den Uebrigen. Das alles iſt in einem wenig bedeutenden Stücke ziemlich gleichgiltig, und nur darum zu bemerken, weil Lope de Vega einmal ſeinem glücklichen Naturell untreu geworden iſt. Das fin de la Comedia[1] am Schluſſe des Stückes überraſcht, als ob man im Traume einen Fall gethan hätte.

---

[1] Angelica in Catay.

Die abenteuerliche Haltung, die Großſprechereien der

---

[1] Ende des Stückes.

Helden, in denen manchmal ſogar ein Bewußtſein des Lächerlichen durchſchimmert, und die Liebesſcene zwiſchen Angelica und Medoro übrigens recht gut.

El niño inocente de la Guardia.[1] Ein eigentlich abſcheuliches Stück, da, wenn auch nicht gerade ſein Zweck, doch die nothwendige Folge eine Steigerung des Haſſes gegen die Juden ſein mußte. In dieſer Abſcheulichkeit erreicht übrigens Lope de Vega lange nicht ſeinen Zeitgenoſſen Calderon, bei dem Aberglaube und Vorurtheil meiſtens den Anſtoß zur Begeiſterung darbieten. Der Inhalt des vorliegenden Stückes iſt der Martertod eines Kindes, das die Juden, um ſich an den Chriſten zu rächen, in ſcheußlicher Nachahmung die ganze Leidensgeſchichte Chriſti durchgehen laſſen. Den Anfang machen die chriſtlichen Könige Ferdinand und Iſabella, die, nach Anpreiſung der Inquiſition, ihr frommes Werk durch die Vertreibung der Juden zu krönen beſchließen. Letztere beſchicken einen Magier in Frankreich, der ihnen auch ein Zaubermittel anräth, das in einer geweihten Hoſtie und dem Herzen eines unſchuldigen Kindes beſteht, welche, beide vereinigt und in einen Fluß verſenkt, alle daraus Trinkenden vergiften werde. Die Abgeſandten, um das Mittel zu prüfen, handeln einem franzöſiſchen Vater ſein Kind ab, der ſie täuſcht und ihnen das Herz eines Schweines überantwortet, ſo daß bei der Probe, ſtatt aller Chriſten, alle Schweine ſterben. Nach Spanien zurückgekommen, beſchließen ſie daher, ſich auf Niemand Fremden zu verlaſſen, ſondern ſtehlen ſelbſt ein Chriſtenkind, das ſie unter fortwährenden Mißhandlungen bis zum Oſterfeſte aufbewahren. Nun fügen ſie ihm, — wobei die Blasphemie eigentlich auf den Autor und die Zuſeher fällt — alle Unbilden und Qualen zu, die die Leidensgeſchichte Chriſti ausmachen. Sie theilen ſich in die bibliſchen Perſonen. Einer iſt Kaiphas, der andere Pilatus; nur Judas kommt mit ſeiner Rolle zu kurz, da er ſtatt der dreißig Silberlinge, die er verlangt, nur drei erhält. Das Kind benimmt ſich ganz wie Chriſtus, ſpricht auch in den entſcheidenden Momenten dieſelben Worte wie dieſer. Zur Rechtfertigung dieſes, bei einem Kinde Unglaublichen, wird etwas Unmögliches herbeigebracht. Es erſcheinen nämlich der Verſtand (offenbar der des Kindes) und die Vernunft. Der Verſtand wundert ſich ſelbſt, mit Aufzählung aller ſcholaſtiſchen Erforderniſſe des Verſtehens, über ſeine frühzeitige Ausbildung in dem unmündigen Kinde, wird aber von der Vernunft belehrt, daß durch die Liebe Gottes die Vernunft der Zeit vorauseile, und durch den dem Heilande nachgeahmten Tod der Verſtand jene Reife erhalte, die dem Alter Chriſti zur Zeit ſeines Todes entſpricht, nämlich die von dreiunddreißig Jahren. So wird das Kind endlich gekreuzigt und ſtirbt. Die Vernunft ſagt die Strafe der Juden voraus, und damit auch die Auferſtehung nicht fehle, fliegt das Kind zuletzt in einer Maſchine in die Luft.

---

[1] Das unſchuldige Kind von La Guardia.

Der Umſtand, daß Lope das niño de la Guardia in der Zahl der Heiligen und Märtyrer vorfand, und alſo mit dem Ganzen vor allem die Verherrlichung eines Schutzpatrones gemeint war, mildert etwas die Atrocität der Unternehmung.

La prueva de los ingenios.[1] Ein Herzog Alexandre (von Mantua, glaube ich) hat ein Liebesverhältniß mit Florela, einem durch Körper und Geiſt ausgezeichneten Frauenzimmer, von, wenn nicht niedriger, doch keineswegs ausgezeichneter Herkunft. Er aber, der nach einer ſtandesmäßigen und politiſch vortheilhaften Heirath ſtrebt, ſetzt ſich in Bewerbung um die Tochter und Erbin des Herzogs von Ferrara, um die aus gleichem Grunde ein Infant von Arragonien und ein Prinz von Urbino in die Schranken treten. Florela beſchließt, die Heirath zu ſtören, und begibt ſich unter dem Namen Diana in die Dienſte der vielumworbenen Prinzeſſin Laura. Sie weiß ſich in ihre Gunſt zu ſetzen, und dieſer einmal ſicher, gibt ſie ſich, wunderlicher Weiſe, für einen Mann aus und ſpielt die Rolle eines begünſtigten Liebhabers. Aus dieſer, wie geſagt, höchſt wunderlichen Situation iſt nicht einmal aller Vortheil gezogen, der ſich im Intereſſe der Romantik daraus ziehen ließ. Die Zweifel, die der Prinzeſſin über das Geſchlecht ihrer Sekretärin aufſteigen, haben nun zur Folge, daß ſie dieſelbe von einer ihrer Damen im Schlafe überraſchen läßt, wo aber dieſe in ihrer Unterſuchung nicht weiter kommt, als auf die Füße, deren blendende Weiße aber eben ſo gut einem Weibe, als einem Manne, angehören kann. Florela erreicht aber wenigſtens ſo viel, daß Laura gegen die Vorzüge Alexandros und ihrer übrigen Bewerber unempfindlich bleibt, ja wünſcht, ihren Bewerbungen enthoben zu ſein. Es werden daher, unter dem Vorwande, keinen der Freier zurückſetzen zu wollen, Proben des Geiſtes feſtgeſetzt, denen ſich jeder unterziehen, und demnach mit der Sekretärin über eine philoſophiſche Frage diſputiren, und zuletzt noch den Weg in einem eigens zu dieſem Zwecke erbauten Labyrinthe bis zum Mittelpunkt finden ſoll, wo die Prinzeſſin als Preis des Sieges ſich befinden werde. Die Diſputation iſt über die Vollkommenheit des Weibes, und wird in allen Feinheiten der damaligen Hegel'ſchen Philoſophie, mit nego majorem, minorem concedo, distinguo, von Florela und den Freiern durchgeführt. Der Unſinn iſt von beiden Seiten gleich groß, und man merkt nur aus dem Verſtummen der Freier, daß Florela den Sieg davon getragen hat, ſowie der ganze Verlauf den Beweis gibt, daß Lope mit Nutzen die unnützen Wiſſenſchaften ſtudirt hat. Um den Weg ins Labyrinth zu finden, hat der Infant von Spanien ſein Vertrauen auf einen Knäuel Faden geſetzt, der ihm aber zerreißt. Alexandro hat auf den Rath ſeines Dieners Kiſten mit angeblichen Geſchenken ins Labyrinth bringen laſſen, in denen aber Zunder und Schwefel nebſt Lebensmitteln ſich befinden, um den Weg zu erhellen und, wenn die Probe zu lange dauern ſollte, nicht zu verhungern. Dieſe Kiſten werden aber auf Florela's Rath geöffnet, die Liſt entdeckt und die Kiſten beſeitigt. Nur der Prinz von Urbino hat Feuerzeug in dem Griff ſeines Schwertes verborgen. Er erreicht den Mittelpunkt und erhält die Prinzeſſin. Alexandro merkt, daß Florela alles aus Liebe zu ihm gethan, und, die vornehme Braut verloren, heirathet er die Verlaſſene. Auch die Prinzeſſin gibt ſich zufrieden, nachdem ſie das wahre Geſchlecht ihrer Sekretärin erfahren.

---

[1] Die Probe des Geiſtes.

La donzella Teodor.[1] Die Begebenheiten eines gelehrten Mädchens, Tochter des Maeſtro Leonardo, der Schule hält, wobei er ſich ſeiner Tochter als Unterlehrers bedient. Sie docirt und diſputirt auch gleich Anfangs nach allen Formen der Dialektik und Scholaſtik. Einer der Schüler, D. Felix, verliebt ſich in ſie. Der Vater hat ſie aber ſeinem Freunde, dem alten Catedratico[2] Floresto, zum Weibe beſtimmt, der auch ſie abzuholen kommt, und davonführt, dabei aber von D. Felix mit ſeinem Diener Padilla und einem Freunde Leonelo überfallen werden, welche die Braut als Beute mit ſich führen. Es hat aber der König von Oran, von der Vortrefflichkeit der Chriſtennatur überzeugt, beſchloſſen, ſeinen Neffen und Thronfolger Celindo mit einer Spanierin zu vermählen, und deßhalb Schiffe auf den Mädchenraub ausgeſendet. Dieſen fallen die Flüchtlinge in die Hände und werden als Sklaven nach Oran geführt. Theils weil Teodor ſich taub und blödſinnig ſtellt, theils weil eine ſeiner Nichten dem Könige Verdacht gegen ſeinen Neffen Celindo einzuflößen verſteht, ändert der König ſeinen Plan und beſchließt, um doch Chriſtenblut in ſein Haus zu bekommen, jene Nichte mit D. Felix zu vermählen. Dieſer willigt auch zum Schein ein, begehrt aber als erſte Gunſt, daß Teodor nach Spanien zurückgeſendet werde, in der Abſicht, ihr baldmöglichſt ſelbſt zu folgen. Auch dieſen Plan wittert die mauriſche Prinzeſſin, und Teodor wird, ſtatt nach Spanien, nach Konſtantinopel geführt und dort als Sklavin ausgeboten. Dort findet ſie der mauriſche Prinz Celindo, den man in verrätheriſcher Abſicht gleichfalls nach Konſtantinopel geſendet hat, und kauft ſie los. Teodor, die das Ganze einem Wortbruch ihres Liebhabers D. Felix zuſchreibt, begibt ſich in den Schutz eines Griechen, Finardo, um mit ihm nach Hauſe zu kehren. Sie leiden aber Schiffbruch, wobei der Grieche ſein ganzes Vermögen verliert. Zum Erſatz fordert ſie ihn auf, ſie für 10,000 Dukaten an den Hof des Schachs von Perſien zu verkaufen, der ein großer Freund von Gelehrten iſt. Unterdeſſen hat der türkiſche Kaiſer den Spanier D. Felix vom Könige von Oran als Feldherrn gegen die Perſer begehrt. Dieſer beſchließt vielmehr, die kriegführenden Parteien zu verſöhnen, und begibt ſich deßhalb an den Hof des Schachs von Perſien, wo er eben zurecht kommt, um einer gelehrten Diſputation beizuwohnen, die der Schach angeſtellt hat, um ſich von dem Wiſſen ſeiner theuer erkauften Sklavin zu überzeugen. Eben daſelbſt haben ſich auch Teodors Vater und ihr verabſcheuter Bräutigam Floreſto, ihre Spur verfolgend, eingefunden. Die Diſputation geht geradezu in der Form eines Räthſelſpieles vor ſich. Teodor beſiegt alle Gegner und erhält zum Schluß ihren gerechtfertigten D. Felix, wobei auch deſſen Begleiter mit Heirathen nicht überſehen werden.

---

[1] Die Jungfrau Theodora.

[2] Profeſſor.

Das Stück hat nichts von dem ſchreienden Nonſens anderer Produktionen Lope de Vega's, dafür aber auch nichts von ſeinen ſonſtigen einzelnen Schönheiten. Es mochte ſich anſehen, wie man ein Märchen erzählen hört. Die Perſonen ſind nicht übel gehalten, und die gelehrte Teodor nimmt ſich ganz gut aus.

El Amete de Toledo.[1] Ein abſcheuliches und, in ſeiner Art, wieder vortreffliches Stück. Dem Ganzen iſt zu Grunde gelegt, daß die Mauren den Johann den Täufer der Chriſten eben ſo hoch halten, als dieſe. Der Anfang ſpielt daher auch in der Johannisnacht. Nachdem D. Juan Caſtelvi, ein Maltheſer (deren Schutzpatron Johann der Täufer iſt), von ſeiner Geliebten in Valencia Abſchied genommen, weil er zu einem Kreuzzuge einberufen worden iſt, werden wir nach Oran verſetzt, wo eine Geſellſchaft von Mauren dieſelbe Nacht feiert. Eine Art Wahrſagerin läßt Jedem in einem geheimnißvollen Buche ſein künftiges Schickſal in Zeichen ausgedrückt leſen. Hamet, der ſich mit ſeiner Geliebten Argelina unter ihnen befindet, ſieht auf ſeinem Blatte einen Galgen, Feuer, Ketten und eine Menge Johanniskreuze, die gegen Himmel ſteigen. Die Wahrſagerin macht ihm glauben, er werde viele Sklaven von den Maltheſern erbeuten. Zugleich kommt die Meldung, daß ein reiches Chriſtenſchiff im Angeſicht der Küſte ſei, und er macht ſich, von ſeiner Geliebten begleitet, auf, um es zu kapern. Statt deſſen ſtößt er auf Maltheſer Galeeren und wird ſelbſt gefangen. D. Juan de Caſtelvi ſendet durch ſeinen Diener Beltran das mauriſche Liebespaar nach Valencia, der Gebieterin ſeines Herzens zum Geſchenke. Dieſe, Unordnung im Hauſe beſorgend, behält die Maurin, läßt aber den Mauren weiter verkaufen. Erſte Verzweiflung, von ſeiner Geliebten getrennt zu ſein. Er wird von einem D. Martin erhandelt, dem er ſich aber bald furchtbar macht durch ſeine ungeheure Körperſtärke, indem er im Ringen jeden Gegner beſiegt, einen entkommenen Stier bei den Hörnern feſthält. Endlich, als er, während ſein Herr ſchläft, deſſen Schwert aus der Scheide zieht, vor der Hand noch ohne böſe Abſicht, fühlt ſich dieſer veranlaßt, ihn auch ſeinerſeits zu verkaufen. So kommt er nach Toledo ins Haus eines D. Gaſpar de Suarez, der nur kurz erſt ſeine Muhme geheirathet und mit ihr in einer wahren Taubenehe lebt. Nichts iſt lieblicher, als die Art, wie ſie ihre Empfindungen austauſchen, und ihr Verhältniß erhält einen eigenthümlichen Anſtrich dadurch, daß in das Eheband auch das Band der Verwandtſchaft mit hineinſpielt. Auch hier macht der Sklave keinen guten Eindruck auf die Frau, indeß der Mann ſich der ungeheuren Körperkraft und Tüchtigkeit Hamets erfreut. Auch Beltran, der Diener des Maltheſers D. Juan, nimmt Dienſte in demſelben Hauſe, da er das für den Sklaven gelöſte Geld verſpielt hat und ſich daher nicht mehr zu ſeinem Herrn zurückgetraut. Hamets edle Natur hat ſich durch ſo viele Unglücksfälle auf die wildeſte Art verhärtet. Er mißhandelt eine Magd des Hauſes und nimmt ihr ihr Eſſen weg. Der Hausherr, darüber erzürnt, ſtraft ihn mit Stockſchlägen. Nun iſt das Maß voll. Ein edler Maure auf die verächtlichſte Art behandelt. Er ſinnt Rache. Während D. Gaſpar nach Wache geht, um den Sklaven zu binden, ſchließt dieſer das Hausthor. Während man das Thor einbrechen will, hört man von innen die Stimme der zurückgebliebenen Hausfrau und ihre Magd, um Hilfe rufend. Das Thor wird geſprengt, und Doña Leonor liegt in ihrem Blute. Hamet entkommt, nachdem er vorher den ſpitzbübiſchen Beltran ſchwer verwundet hat. Er durchſchwimmt den Tajo und entgeht dadurch der Verfolgung. Auf dem Wege tödtet er einen Müller, der ihn erkennt. Er kommt zu ganz fremden Landleuten, hält aber alle ihre unbefangenen Reden für Anſpielungen auf ihn und ſeine That, und tödtet und verwundet auch hier, wer ihm vorkommt, ſo daß des Guten doch eigentlich zu viel wird, bis endlich ein Alkalde mit Begleitung, worunter ein Fechtmeiſter, ſeiner Herr wird und ihn, ſchwer verwundet, einfängt. Seine Strafe ſoll nun natürlich eine außerordentliche ſein. Mit Zangen gezwickt, gebrannt, die Hände und Füße abgehauen und ſo an den Galgen geheftet. Das alles geſchieht nicht anſichtlich, aber man ſieht ihn, noch lebend, in dieſem entſetzlichen Zuſtande. Ein Mönch verſucht alles Mögliche, ihn zum Chriſtenglauben zu bewegen, er verharrt aber im verſtockten Stillſchweigen. Nachdem die Vorſtellung von Gott, Chriſtus, den Apoſteln fruchtlos geweſen, fordert er ihn endlich im Namen Johann des Täufers auf. Da bricht der Maure ſein Schweigen, begehrt die Taufe und will Johannes geheißen werden. Er wird getauft und ſtirbt, indem er Jeſus, Maria und Johann den Täufer anruft.

---

[1] Der Hamete von Toledo.

Dieſes, wie geſagt, gräuliche Zeug, wird durch die lebensvolle Individualiſirung aller, ſelbſt der Nebenperſonen, zu einer Art künſtleriſchen Geltung gebracht. Das fromme Ehepaar, der leichtfertige Beltran, ja ſelbſt die Bäuerinnen, die in ihrem Sonntagsſtaat zur Hinrichtung, wie zu einem Feſte gehen, das alles lebt und bewegt ſich. Ja ſelbſt eine Art Vergeltung geht durch das ganze Stück: Hamet, der der Wahrſagerin zu ſeinem Schaden glaubte. Der untreue Beltran, der ſchwer verwundet wird und bei der Hinrichtung mit verbundenem Kopfe erſcheint. Ja ſelbſt über D. Gaſpar und ſeiner Gattin dürfte vielleicht ein leiſer Tadel ſchweben, daß ſie als Nahverwandte eine Ehe eingegangen haben. Lope de Vega erwähnt derlei nicht, aber die Dinge ſind da und erweiſen ſich ſelbſt. Warum denn ſonſt hätte er ſie zu Vetter und Muhme gemacht?

D. Juan Caſtelvi, der das Stück eröffnet, verſchwindet im Verfolge, indeß es doch leicht war, ihn, allenfalls bei der Zuſtandebringung des Mörders, noch einmal vor die Augen zu bringen.

NB. Was das Verhältniß von Vetter und Muhme betrifft, ſo könnte ja ſein, daß ſie's wirklich waren, da das Stück offenbar auf einer wahren Begebenheit beruht. Man muß mit Deutungen nicht zu freigebig ſein.

El ausente en el lugar.[1] Dieß Stück iſt ein kleiner Edelſtein. Nicht als wäre es als Luſtſpiel gar ſo vortrefflich, dazu iſt der Inhalt denn doch zu unbedeutend; aber daß dieſer Inhalt, aus Schaum und Nichts gebildet, mit der gewandteſten Kunſt, oder vielmehr der glücklichſten Natur, ſich in volle drei Akte aus einander legt, ſo daß die Zuſeher, wenigſtens die damaligen, keinen Augenblick aus dem Zug der Begebenheiten herauskamen, das iſt das wahrhaft Meiſterliche an dieſem artigen kleinen Ding. Zwei Frauenzimmer, mit ihren Zofen und Ehrendienern (von denen der Eine Dichter aus Hunger iſt, welche Qualifikation er bis ans Ende bewahrt), machen Bekanntſchaft auf dem Wege aus der Kirche. Sie plaudern von allem: von Schönheitsmitteln, von ihren Liebhabern, und die eine, Laurencia, verſpricht der andern, Eliſa, ihr ihren Liebhaber Feliciano zum Scheine mit einem Briefchen zuzuſenden, damit ſie deſſen Bekanntſchaft mache. Feliciano ſtellt ſich ein, findet Wohlgefallen an der Freundin ſeiner Geliebten, wird aber von Eliſa's Vater und Bruder überraſcht, die durch den Beſuch die Ehre ihrer Tochter und Schweſter bloßgeſtellt finden und zur Genugthuung auf eine Heirath dringen. Feliciano, der nicht überflüſſigen Muth und eine Beimiſchung von Eigennutz hat, fügt ſich dem Unvermeidlichen und iſt nun Eliſa's Bräutigam. Laurencia, von dem Treuloſen ſelbſt in Kenntniß geſetzt, beſchließt, echt ſpaniſch ſich zu rächen, und läßt Eliſa's Liebhaber Carlos zu ſich bitten, unter dem Vorwande, daß ſie ihn, als einen Erfahrenen in der Aſtrologie, rühmen gehört und ſich von ihm wahrſagen laſſen wolle. Er erſcheint, macht das Kreuz über ihre Hand, küßt dieſes Kreuz und ſomit die Hand, und Wohlgefallen und Rachbegier ſpielen auch bei ihm ihr natürliches Spiel. Carlos ſtellt ſich an, nach Flandern in den Krieg gehen zu wollen, und begibt ſich zu Eliſa's Vater, um von ihm Wechſel dahin einzuhandeln. Er findet die ganze Familie mit dem Bräutigam Feliciano beiſammen. Der Vater muß ihm geſtehen, daß ſeine Vermögenszuſtände herabgekommen ſeien, und er keine Verbindungen mit Flandern mehr habe. Unter dem Bilde eines treulos gewordenen Freundes erzählt er das Unglück ſeiner Liebe, und Eliſa iſt außer ſich. Unterdeſſen hat aber auch Feliciano ſeine Treuloſigkeit bereut. Da die Kontrakte ſchon geſchloſſen ſind, nimmt er die Geringfügigkeit der Mitgift zum Vorwande, und begehrt ſtatt der verſprochenen 6000 Dukaten 10,000. Er glaubt ſich nunmehr ſchon frei, aber Eliſa's Bruder Octavio, der die Heirath um ſo mehr wünſcht, als er ſelbſt in Laurencia verliebt iſt, erklärt, auf ſeinen Theil der Erbſchaft Verzicht zu leiſten, ja Eliſa dringt ſelbſt auf die Heirath, da ſie ihre Ehre für gefährdet hält, wenn ihr Bräutigam, etwa gar in der Meinung der Welt wegen eines entdeckten Fehlers, ſelbſt zurückträte. Unterdeſſen hat Carlos, der für abweſend gilt, vorgeblich als ſein eigener Bedienter, mit Eliſa Nachts am Fenſter eine Zweiſprache gehalten, an deren Schluß er aus der Verſtellung herausfällt und Eliſa's Bild ſammt ihren Briefen vor ihrem Angeſicht zerreißt, was aber nur Spielkarten ſind, die ihm ſein Bedienter heimlich zugeſteckt. Eine ſehr komiſche Scene iſt, wie Eliſa, des Skandals wegen, Zofe und Diener herabſchickt, um die zerriſſenen Trümmer aufzuleſen, und ſie nun nichts als Spielkarten findet.

---

[1] Der Abweſende im Orte.

Feliciano iſt in ſeinem eigenen Netze gefangen, die Bedingung der vermehrten Ausſteuer iſt erfüllt, und es kommt zur Verlobung, zu der ſich unter den übrigen Gäſten auch Carlos und Laurencia vermummt einfinden. Hier tritt nun Eliſa's eigentliche Abſicht hervor. Sie wollte nicht von ihrem Bräutigam aufgegeben ſein, aber feierlich um ihr Ja befragt, ſpricht ſie ein feſtes und beſtimmtes Nein aus. Daß nun Carlos in ſeine alten Rechte tritt, ver ſteht ſich von ſelbſt. Laurencia aber, ſtatt zu Feliciano zurückzukehren, wählt Eliſa's Bruder Otavio, wodurch denn natürlich alle Einwendungen gegen ſeiner Schweſter Heirath hinwegfallen.

Das alles iſt nicht viel, aber die Ausführung iſt im höchſten Grade lebendig und anziehend.

La niña de plata.[1] Ein bis auf eine einzige Scene ſehr gutes Stück, nur leider iſt dieſe einzige ſchwache die Hauptſcene der Handlung. Dorotea, ein wunderſchönes, aber armes Mädchen in Sevilla, wegen ihrer Körper- und Geiſtesvorzüge das Silbermädchen genannt. D. Juan, der Sohn eines Veinticuatro[2] von Sevilla, liebt ſie gegen den Willen ſeines Vaters, der ihn zu einer reichen Heirath zwingen will. Da kommt der König Don Pedro (ſpäter der Grauſame) mit ſeinen beiden Brüdern Enrique und dem Meiſter von Santiago in die Stadt. Enrique wird von der Schönheit des Mädchens getroffen, die von ihrem Balkon dem Einzuge zuſchaut. Er ſieht ſie wieder in Alcazar, wohin ſie gleich andern Einwohnern von Sevilla als Zuſeherin der Feſte kommt; ihr Geiſt bezaubert ihn nicht weniger, als ihre Geſtalt, und er beſchließt, ſie zu beſitzen. Unter dem Vorwande eines Pferdehandels, läßt er ihren Bruder D. Felix kommen, und nimmt dieſen in ſeine Dienſte. Als erſter Verſuch einer Annäherung tritt er bei einem Gange durch die Stadt mit dem Könige und dem Ordensmeiſter bei Dorotea ein, um ein Glas Waſſer zu begehren. D. Juan, der eben gegenwärtig war, und ſich bei der Ankunft der königlichen Perſonen verſteckt hat, iſt Zeuge der Unterredung und bricht nun in eiferſüchtige Wuth aus, die

---

[1] Das Silbermädchen.

[2] Rathsherrn.

Doroteen ſo unbegründet vorkommt, daß ſie es als Scherz aufnimmt und in gleichem Tone erwiedert, was ihn bis zum Bruch des Verhältniſſes aufſtachelt, um ſo mehr, als die drei königlichen Brüder Doroteen Geſchenke von Werth zurückgelaſſen haben.

Im zweiten Akte finden wir den Bruder Doroteens, D. Felix, mit ſeiner Geliebten Marcela, einer Art Courtiſane, die eben eine Wohnung ſucht. D. Felix bietet ihr ſeine eigene an, die Dorotea verlaſſen will, um ſich den Beſuchen des Infanten zu entziehen. Der Antrag wird angenommen, und es tritt ein Wohnungstauſch ein, welcher die Verwicklung des Stückes bildet. D. Juan, noch ganz aufgebracht, erhält einen Brief von Dorotea, begleitet von einem Käſtchen, von dem er glaubt, daß ſie ihm ſeine früheren Geſchenke zurückſende, in dem ſich aber bei der Eröffnung die Gaben der drei Prinzen befinden, mit einem Sonett, das Liebe und Unterwürfigkeit zugleich ausdrückt. Schon iſt er überwunden, als ſein Diener ihm anzeigt, daß in Dorotea's Wohnung koſtbares Hausgeräthe geſchafft werde, was er, der von dem Wohnungstauſche nichts weiß, für Geſchenke des Infanten nimmt, indeß es nichts als die Einrichtung der neuen Mietherin Marcela iſt. Aber auch der König, der ſieht, daß die Leidenſchaft an der Geſundheit, ja dem Leben ſeines Bruders zehrt, ſchickt einen Kämmerer in das Haus Dorotea's, um ſie durch Gold zu bewegen, dem Infanten zu Willen zu ſein, welche Botſchaft natürlich an die neue Bewohnerin Marcela gelangt, der es auf eine ſolche Willfährigkeit nicht ſehr ankommt. Zugleich aber ſendet er einen mauriſchen Arzt und Sterndeuter, der eben angekommen iſt, zu ſeinem Bruder, um ihm auch ärztlich beizuſtehen. D. Juan iſt mittlerweile Zeuge, wie Marcela, die er, als aus deren Hauſe kommend, für Dorotea halten muß, dem Abgeſandten des Königs Folge leiſtet. Er beſchließt, ſich zu rächen und ſeine Liebe Marcela zuzuwenden. Er tritt unter ihren Balkon, und ſpricht, ſtatt ihrer, Doroteen an, der er auch mittelſt eines herabgelaſſenen Bandes die an ihn gelangten Gaben der Infanten als Liebespfand zuſendet.

Nun kommt eine der Großartigkeiten Lope de Vega's. Der mauriſche Arzt hat ſich nicht auf Arzneien beſchränkt, ſondern er gibt dem Infanten auch ein Papier, das eine Prophezeiung ſeiner ganzen Zukunft in aſtrologiſcher Beſtimmung enthält. Zuerſt ſagt er ihm, er werde ſeiner Liebe nicht theilhaftig werden, dann aber auch: der König werde des Infanten Mutter und Bruder tödten, ſelbſt aber von Enrique getödtet werden, und darauf dieſer als König in Spanien regieren, was alles dem Infanten unglaublich vorkommt, um ſo mehr, als eben Dorotea angeſagt wird, und die Falſchheit des erſten Punktes der Prophezeiung die Richtigkeit der übrigen nur zu ſehr in Zweifel ſtellt. Als aber die vorgebliche Dorotea eingeführt wird, iſt es Marcela, die der Prinz mit Verachtung von ſich weist. Da der Prinz nun ſeine Liebe nicht genießt, ſo ſchwebt die wahr gewordene Prophezeiung wie ein großartiger Hintergrund über dem Reſt des Stückes, und knüpft die Gegenwart an eine Ferne, die in der Bruſt jedes Spaniers vaterländiſche Empfindungen anregen mußte.

Hierauf gewinnt der Prinz die Tante Dorotea's mit Geld, die ihm die Schlüſſel des Hauſes einhändigt. Er begibt ſich zu Nacht in Dorotea's Schlafzimmer, wo wir ſie halb entkleidet im Nachtgewande mit ihm finden. Sie beſchwört ihn jedoch, ſie zu ſchonen, erzählt ihm ihre Liebe zu D. Juan, ſowie die Hinderniſſe dieſer Liebe durch den Geiz des Vaters, und der Prinz — verſchont ſie. Dieſe

Scene iſt ſchwach, nicht allein dem Ausdrucke nach, ſondern auch, weil der Prinz nichts erfährt, als was er ohnehin ſchon wußte: daß Dorotea tugendhaft iſt und daß ſie — was er ſich wohl denken konnte — ſchon einen andern Liebhaber hat. Nichtsdeſtoweniger liegt darin die Entwicklung des Stückes. Der Prinz beſchließt, das tugendhafte Mädchen glücklich zu machen. Er gibt ihr eine Ausſteuer, verſichert dem Veinticuatro ein Ordenskreuz von Santiago, und dieſer iſt bereit, die Heirath Dorotea's mit ſeinem Sohne zuzugeben. D. Juan aber, der von dem nächtlichen Beſuch des Prinzen Kunde bekommen hat, ſieht darin nur ſeine Schande und ſchlägt Dorotea's Hand aus. Das Ehrenwort des Prinzen, daß er ſie nicht berührt, gleicht zuletzt Alles aus, und das Paar wird vereinigt. Auch Don Felix erhält die Hand ſeiner mehr als zweideutigen Geliebten Marcela. Aber ſo will es die ſpaniſche Theaterſitte: auf jedem Topf ein Deckel.

In dieſem Stücke kommt auch das berühmt gewordene Sonett vor, das der Bediente Chacon vorbringt: Un soneto me manda hacer Violante,[1] deſſen ganzer Inhalt nichts iſt, als der Verſuch, ein Sonett zu machen, und das Gelingen von Vers zu Vers.

El animal de Ungria.[2] In dieſem Stücke wird eben auch wieder der Einfluß Calderons fühlbar. Ohne Zweifel ſind die in Felle gekleideten Wilden eine Erfindung dieſes Letztern. Wenn nun bei Calderon häufig Ein ſolcher Wilder vorkommt, ſo ſind hier zwei und noch dazu Weiber. Auch polemiſirt Lope in einer Nebenſcene, wo er ſich als poetiſchen Barbier Pablo einführt, gegen die neue, ſpekulative Poeſie. Er erklärt, keine Autos[1] machen zu wollen, überhaupt habe er ſich immer nur mit menſchlichen Dingen auf menſchliche Art befaßt, und wenn jeder Tropf ihn tadle, wolle er lieber die ganze Poeſie an den Nagel hängen. Er läßt ſich bereit finden, auf der Stelle 1000 Sonette auf den König zu verfertigen, indeß die Andern, wenn man von ihnen ein Sonett für Weihnachten begehrt, damit erſt auf Johannis fertig werden.

---

[1] Ein Sonett befiehlt mir Violante zu machen.

[2] Das ungariſche Thier.

Faltales el natural
que da cielo, á quien el quiere.[2]

Armer Lope! Deine allerdings zu natürliche Naturgabe ſank im Werth, als einmal das Ueberkünſtliche ſich Platz gemacht hatte.

Das Stück ſelbſt mochte ſeinen Zeitgenoſſen wohl behagen. Eine Königin, die, von ihrer Schweſter verdrängt, unter wilden Thieren lebt und ſelbſt für ein ſolches gilt. Sie findet dieſe ihre Schweſter und Nachfolgerin auf dem Thron und in der Ehe, wie ſie bei Gelegenheit einer Jagd von Geburtswehen überfallen wird, und raubt das neugeborne Mädchen, das ſie nun in der Wildniß gleich wild erzieht. Aber auch ein Knabe, der illegitime Sohn einer Gräfin von Barcelona, iſt in derſelben Wildniß ausgeſetzt und von mitleidigen Bauern aufgenommen worden. Im zweiten Akte ſind die beiden Kinder erwachſen und verlieben ſich in einander, wo denn die verworrenen Begriffe des jungen Mädchens von Liebe, von Mann und Weib, von Erzeugung und Fortpflanzung dem ebenſo naiven und noch unabgenützten Publikum viel Spaß geben mochten, beſonders wo ſie, um zu prüfen, ob der Gegenpart ein Engel oder Teufel ſei, wiederholt das Kreuz über ihn macht und jedesmal dazu ausruft: cata la cruz![1] ihn für einen Engel nehmend, da ihm das Kreuzzeichen keinen Schaden thut. Als der Geliebte, in ihrer Vertheidigung, gefangen wird, begibt ſie ſich freiwillig zu ihm ins Gefängniß. Ihre wilde Ernährerin folgt ihr, als Bauer verkleidet. Die Falſchheit der verrätheriſchen Schweſter, die ihren Gemahl bei herannahender Enthüllung vergiften will, kommt an den Tag, und die fromme Königin wird mit ihrem Gemahl vereinigt, indeß man die Schweſter in ein Kloſter einſperrt. Auch die beiden Findlinge erhalten als ebenbürtig eines das andere.

---

[1] Opferdarſtellungen.

[2] Es fehlt ihnen die natürliche Begabung, die der Himmel nach Belieben ertheilt.

Del mal lo menos.[2] Ein völlig plauſibles Stück. Die erſten beiden Akte als gut an ſich, und der dritte, wo eigentlich der Hauptknoten ſchon gelöst iſt, durch die wunderbare Gabe Lope de Vega's, die Handlung zu entwickeln und zu gliedern, überall natürliche Motive zu finden und ſo ſelbſt Neben- und Ausfüllſcenen ein Intereſſe zu geben. Ein ſpaniſcher Ritter Don Juan de Mendoza hat ſich einer Ehrenſache wegen nach Neapel geflüchtet und iſt dort, ſeines perſönlichen Werthes wegen und als der natürliche Sohn eines vornehmen Mannes, gut aufgenommen worden. Er verliebt ſich dort in die Muhme des Königs, Caſſandra, die bereits an den König von Dänemark verſprochen iſt, und findet Erwiederung. Seine Lage macht ihn einer Unterſtützung bedürftig; Caſſandra beſchließt, ſie ihm zu verſchaffen, und wendet ſich deßhalb an die Königin um ihre Vorſprache. Vortrefflich iſt die Scene, in der ſie dieß thut. Die Königin ſagt ihr beim erſten Worte ſchon Gewährung zu, ſie fährt aber demungeachtet immer fort, Gründe anzuführen, und nachdem ihr die Königin ſchon zehnmal Ja geſagt, iſt ſie noch immer nicht müde, ſie zu beſtürmen. Jeder Andere würde der Königin anfangs Weigerungen in den Mund gelegt haben, um der Scene Mannigfaltigkeit zu geben, aber dieſe Mannigfaltigkeit in der Wiederholung zu finden, in dem Immerwiederausſprechen des einzigen Gedankens, der die Bittwerbende beherrſcht, beurkundet den Meiſter. Die Königin bringt die Bitte an ihren Gemahl, der auch dem Spanier auf der Stelle einen Gnadengehalt bewilligt, obwohl ihm der Eifer ſeiner Gemahlin bei dieſer Fürſprache unangenehm aufgefallen iſt. Die aufquellende Eiferſucht wird verſtärkt, als D. Juan bei einem Turnier durch Sinnbild und Sinnſpruch auf ſeinem Schilde zu erkennen gibt, daß er eine hohe Dame liebe, deren Beſitz er nie , hoffen könne. Don Juan, der das veränderte Betragen des Königs merkt und keine Ahnung von ſeinem eigentlichen Verdacht hat, muß glauben, daß der König in Caſſandra verliebt ſei. Unterdeſſen verbreiten die Neider, worunter ein Nebenbuhler D. Juans, ein Cartel ſeines in Spanien zurückgelaſſenen Gegners, in dem er ihn zum Zweikampf nach Paris fordert. Caſſandra, um ihn von der Reiſe abzuhalten, wendet ſich wieder an die Königin, damit deren Gatte die Ehrenſache am ſpaniſchen Hofe vermittle. Die Königin läßt ſich wieder bereit finden, und nun iſt für den König kein Zweifel mehr. Er beſchließt, Don Juan aus der Welt zu ſchaffen.

---

[1] Schaue das Kreuz.

[2] Von Uebeln das geringſte.

Unterdeſſen kommt der Connetable des Königs von Dänemark an, um die Braut ſeines Herrn abzuholen. Caſſandra weiß kein Mittel, als eine Krankheit vorzugeben, wobei der Lakai des Spaniers Monçon als verkleideter Chirurg ihr zur Ader läßt und es an Späſſen nicht mangelt. Der König hat ſich auf die Jagd begeben, und mit D. Juan von ſeinem Gefolge entfernt, will er dieſen tödten. Da kommt endlich das Geheimniß der Liebe zu Caſſandra an den Tag, und ſo peinlich dieß Verhältniß dem Könige iſt, kann er ſich doch vor Freude über das Unbegründete ſeines Verdachtes gegen die Königin kaum faſſen. Da übrigens das Verhältniß der Liebenden bei einem nächtlichen Beſuche ſehr verwickelt geworden iſt, ſo meint er: Von Uebeln das kleinſte, und beſchließt, das Paar zu vereinigen, zu welchem Ende er D. Juan zum Almirante, zum Oberſtkämmerer und mehr dergleichen ernennt.

Aber auch der König von Dänemark, der inzwiſchen angekommen iſt, hat einen Brief von Caſſandra erhalten, in dem ſie ihm ihre Liebe zu einem Andern erklärt. Auch er meint: del mal lo menos, und zur Schonung ſeiner Ehre macht er ſich zum Freiwerber für Don Juan, der nun Caſſandra's Gatte wird.

Dieſer Auszug iſt, wie alle übrigen, ſehr liederlich, da ich die Stücke nicht in Einem Zuge leſe und am Schluſſe viele Nebendinge wieder vergeſſen habe. Mir iſt aber auch nur um die Hauptſache zu thun.

La hermosa Alfreda.[1] Jene ſchon mehrfältig bearbeitete Geſchichte, wo ein König von England einem ſeiner Vertrauten den Auftrag gibt, ein wegen ihrer Schönheit berühmtes Frauenzimmer in Augenſchein zu nehmen, um, wenn das Gerücht ſich beſtätigt, in des Königs Namen um ſie zu werben, der Abgeſandte ſich aber ſelbſt in die Schöne verliebt, den König mit falſchem

---

[1] Die ſchöne Alfreda.

Bericht über die Mißgeſtalt des Mädchens täuſcht, ſich aber ſelbſt mit ihr vermählt. Als nun der Betrug an den Tag kommt, tödtet der erzürnte König den entlarvten Günſtling und heirathet die ſchöne Wittwe. Ein ganz guter Stoff, nur daß ſchwer ein Schluß zu finden iſt. Lope de Vega, der die Handlung nach Deutſchland verlegt, hat einen Schluß gefunden, aber welchen? Wie er denn überhaupt ſein Talent zur Vermannigfaltung hier auf eine ſehr unglückliche Weiſe in Anwendung gebracht hat. Die ſchöne Alfreda hat ſchon einen amante non corrisposto, Selandio, der durch das ganze Stück mit ſeinen Liebesklagen hindurchgeht. Der Günſtling Godofre, dem der König einen Begleiter auf die Geſandtſchaft mitgegeben hat, tödtet dieſen, da er ihn von dem Verrath an ſeinem Herrn zurückhalten will, ſchiebt aber die Schuld auf den meuchelmörderiſchen Anfall eines Unbekannten, ſo daß dieſe auf den unglücklichen Selandio fällt, der eben im Zimmer hinter den Tapeten verborgen war. Den König täuſcht er mit einem ſo übertriebenen Bericht von Alfreda's Häßlichkeit, daß das Gerücht ihrer Schönheit ſchon von vornherein unter die Unmöglichkeiten gehört. Demungeachtet erklärt er aber, die Häßliche heirathen zu wollen, um ſeine Vermögenszuſtände zu verbeſſern. Zugleich tritt er dem Könige, der nun einmal im Liebesfieber iſt, ſeine eigene frühere Geliebte, Liſandra, ab, ſo daß ſeine Vermählung zugleich den Anſchein einer eiferſüchtigen Rache bekommt. Die ſchöne Alfreda hat nichts weniger als eine beſondere Neigung zu Godofre, entſchließt ſich aber doch zur Heirath, da ſie bei einem kalten Temperamente eben nicht anderweitig verliebt iſt. Godofre bringt ſeine junge Frau, um ſie den Augen des Königs zu entziehen, auf eines ſeiner Güter, wo er ſie in ländlichen Kleidern unter Landleuten verbirgt, was die Stolze und Eitle ziemlich übel nimmt.

Lope de Vega, der eine große Vorliebe für Ländlichkeit und Landleute hat und beinahe in keinem ſeiner Stücke verſäumt, ſolche Naturkinder anzubringen, findet hier eine gute Nebenſcene, wo ein Bauernburſche Abſchied von ſeinem Vater nimmt, um unter die Soldaten zu gehen, und ſich ſchon im Voraus in allen Schwüren, Flüchen und Impertinenzen des damaligen Soldatenſtandes an ſeinem eigenen Vater einübt.

Im Verfolg kommt der König bei Gelegenheit einer Jagd auf das Gut Godofre's, ſieht dort die ſchöne Alfreda in ihren Bauernkleidern und will durchaus ihrer habhaft werden. Es nützt nichts, daß Godofre ſie für ſeine Schweſter ausgibt, die Begierden des Königs werden dadurch nicht geſchwächt. Er muß endlich erklären, daß ſie ſeine Frau ſei, dieſelbe Alfreda, die er dem König als ſo häßlich geſchildert. Der König geräth in den heftigſten Zorn, und die ſchöne Alfreda, die nun erſt erfährt, um welche Hoheit und Größe ſie von Godofre betrogen worden, iſt, ihrem Charakter getreu, auf der Stelle bereit, dem Könige zu folgen, der ihr ſeine Hand anträgt. Godofre hat nichts Beſſeres zu thun, als auf der Stelle wahnſinnig zu werden. Daſſelbe thut Liſandra über die Untreue des Königs und hat bereits früher der amante non corrisposto Selandio gethan, ſo daß wir nun drei Wahnſinnige haben und das Stück dazu als vierten. Der Vermählung des Königs mit Alfreda ſteht das Leben ihres bisherigen Gatten im Wege. Der König will es kurz abthun und ihn hinrichten laſſen, was aber dem Zartgefühle Alfreda's widerſtrebt. Wie ſoll nun alles das enden? Auf die natürlichſte oder vielmehr unnatürlichſte Art von der Welt. Der tollgewordene Gatte kommt mit ſeinen und Alfreda's beiden Kindern auf dem Arme ins Königsſchloß und beſchwört ſeine Gattin, ihn nicht zu verlaſſen. Alfreda wird auch wirklich gerührt und will zu ihm zurückkehren. Als man aber den Hingeſunkenen aufheben will, findet ſich, daß er todt iſt. Das Hinderniß iſt nun gehoben, und Alfreda heirathet den König.

Das Uebelſte bei der Sache aber iſt, daß dieſes Stück im neunten Bande von Lope's dramatiſchen Werken vorkommt, dem erſten, deſſen Herausgabe der Verfaſſer ſelbſt beſorgte, welcher Band, ſo weit ich ihn bis jetzt geleſen habe, wirklich nur vergleichungsweiſe gute Stücke enthält, ſo daß es ſcheint, daß dieſe hermosa Alfreda dem Dichter ſelbſt gefallen habe. Das wäre denn freilich, wie geſagt, ein doppeltes Unglück. Es mag wohl viel Beifall gehabt haben; bunt genug wenigſtens iſt es.

Los Ponces de Barcelona.[1] Der erſte Akt läßt ſich recht gut an. Don Pedro Ponce, der Sohn eines reichen, aber geizigen und harten Vaters, heirathet eine arme Malerstochter. Nach dem Tode ihres Vaters, der das junge Paar von dem Ertrage ſeiner Kunſt erhalten hat, führt Don Pedro, von Noth getrieben, ſein ſchwangeres Weib ſeinem Vater zu, der über die Heirath außer ſich iſt und geradezu verlangt, daß die Ehe getrennt werde. Zuletzt kommt er gar, mit einer Flinte bewaffnet, auf das Landgut, wohin der Sohn ſeine dem Gebären nahe Gattin gebracht hat, in der ausgeſprochenen Abſicht, den Ungehorſamen zu tödten. Dieſer, der fürchtet, ſich gegen ſeinen Vater zu vergeſſen, entfernt ſich, wobei er freilich nicht in Anſchlag bringt, daß nun der ganze Zorn ſich auf ſeine Gattin und ihr Kind entladen werde. So weit iſt Alles gut, ja die Perſonen ſind vortrefflich gehalten. Mit welcher Empfindung mochte wohl Lope de Vega das Lob des verſtorbenen Malers niederſchreiben, wenn Lucania ſagt:

---

[1] Die Ponces von Barcelona.

Quedaronnos por hacienda
algunas pintadas tablas
bien hechas por detenidas
pocas por bien estudiadas.[1]

Es liegt in dieſen Verſen ein Verdammungsurtheil über ſeine eigenen Stücke, die er Augenblicks in die Welt ſchickte, und deren viele waren, weil ohne Ueberlegung geſchrieben.

Mit dem zweiten Akte fängt eine ganz neue Geſchichte an, die mit dem erſten eigentlich in gar keiner Verbindung ſteht: die Begebenheiten des Sohnes, den die verfolgte Lucrecia zur Welt gebracht hat und der mittlerweile ſchon zum Jüngling herangewachſen iſt. Er iſt Gärtner und dient mit ſeiner Mutter, unerkannt, in dem Hauſe eines Gutsherrn, deſſen Vater die Hilfloſen aufgenommen hat. Eine wechſelſeitige Liebe zwiſchen ihm und der Tochter ſeines Herrn findet ein unüberſteigliches Hinderniß in der Ungleichheit des Standes. Eine Reihe wenig bedeutender Liebes- und Eiferſuchtsſcenen, wobei ſelbſt die noch immer ſchöne Mutter Lucrecia ihre ländlichen Bewerber findet, endet mit der Zurückkunft des vermißten Vaters. Dieſer iſt bis Konſtantinopel gekommen, hat dort den berüchtigten Barbaroſſa von einer Waſſerſucht geheilt, was höchſt rühmend erwähnt wird, obwohl dieſer dadurch in den

---

[1] Es blieben uns als Habe einige Gemälde, und zwar gut ausgeführte, weil ſie zurückbehalten wurden. Wenige, aber gut ausgeführte

Stand geſetzt wurde, Karl dem Fünften als Gegner in den Weg zu treten. Die Ankunft des Vaters löst den Knoten. Der Sohn iſt dadurch ebenbürtig geworden, und die Heirath geht vor ſich.

La Varona Castellana.[1] Der erſte Akt prächtig, ganz in der beſten chronikaliſchen Manier Lope de Vega's. Der dritte mag hingehen. Der zweite iſt dem Teufel. Die Geſchichte der Thronbeſteigung Alfons VIII., merkwürdiger Weiſe in einer andern Verſion, als ſie in einem andern Stücke Lope de Vega's vorkommt. Damit iſt die Liebesgeſchichte der Varona Castellana, Doña Maria Perez, verflochten, die eigentlich das Schlimme an der Sache iſt. Sie erſcheint als ein heldenmüthiges Mädchen, die von ihren zwei Brüdern aus Beſorgniß für ihre Ehre von allen männlichen Beſuchern entfernt gehalten wird. Der Infant von Navarra, Don Vela, der gekommen iſt, um die Brüder zur Hilfe für den jungen Alfons aufzufordern, dem von ſeinem Stiefvater, dem Könige von Arragonien, ſein Reich vorenthalten wird, gelangt durch Beſtechung eines Dieners dazu, ſie als Bote verkleidet zu ſehen, wo denn eine wechſelſeitige Neigung entſteht.

Die Brüder, als ſie in den Krieg ziehen, nehmen die Schweſter, um ſie nicht allein zurückzulaſſen, als Page verkleidet mit ſich. Unterdeſſen haben die Großen von Kaſtilien beim Papſte es dahin gebracht, daß die Ehe des Königs von Arragonien mit Alfons Mutter wegen naher Verwandtſchaft aufgelöst wird, ſo daß Jener, ſeines Scheinanſpruches beraubt, Kaſtilien aufgeben muß. Sehr ſchön die Scene, als die Großen Kaſtiliens ihren jungen König im Gebirge aufſuchen, wo er, mit Herrſchergedanken beſchäftigt, die Bäume des Waldes, den Einen als ſeinen Kanzler, den Andern als einen ſonſtigen Beamten anſpricht, und ihre furchtſamen Meinungen mit ſeinem eigenen Muthe zum Schweigen bringt.

---

[1] Die tapfere Caſtilianerin.

Um die verwittwete Königin wirbt übrigens D. Pedro de Lara, nicht unerhört. D. Vela von Navarra glaubt indeſſen in dem verkleideten Pagen Doña Maria Perez zu erkennen. Sie läugnet geradezu, und um ihn völlig zu desorientiren, begehrt ſie von ihm ſeinen Diener, um ſie auf einem verliebten Abenteuer mit einer Dame zu begleiten. D. Vela, der ſich auf dieſe Art ſeiner Liebe entrückt findet, bewirbt ſich gleichfalls um die Hand der Königin.

Nun kommen die Großthaten der Barona Caſtellana, von denen die erſte ſehr hart an den Unſinn ſtreift, oder ihn vielmehr völlig erreicht. Es iſt ein Löwe ſeinem Käfig entſprungen, vor dem alles flieht, den aber Doña Maria einfängt und an eine Säule im Palaſte feſtbindet. Ueber denſelben Löwen kommen D. Pedro de Lara und Don Vela in Streit, zufolge deſſen ſie ſich fordern. Doña Maria, unter dem Deckmantel der Nacht, nimmt die Stelle Don Vela's ein und beſiegt den Gegner deſſelben im Zweikampfe. Da indeſſen der König von Aragonien ins Land gefallen iſt, ficht ſie die Schlacht mit, trifft einzeln auf den König, beſiegt ihn und bringt ihn gefangen ins Lager. Da ſich nun alles aufklärt, kehrt auch D. Vela zu ſeiner Liebe zurück und wird Doña Maria's Gatte.

Los melindres de Belisa.[1] Ein verzogenes Mädchen, dem die Albernheiten als Kind ſo wohl angeſtanden haben, daß ſie ſich ſpäter nicht entſchließen konnte, als

---

[1] Die Zimperlichkeiten Beliſa's.

Erwachſene dieſe bewunderten Naivetäten abzulegen und die nun, halb ein plapperndes Kind und halb eine eigenſinnige Närrin iſt. Ihre Mutter, früh verwittwet, hat eine Schuldforderung an einen Edelmann, der ſich wohl ſelbſt um die Hand der Tochter beworben hat. Die Gläubigerin läßt den Schuldner auspfänden. Als die Gerichtsperſonen in dem Hauſe des Letztern ankommen, hat ſich eben ein junger Mann, Feliſardo, zu ihm geflüchtet, der, ſeine Geliebte, Celia, vor den Zudringlichkeiten eines Navarreſen vertheidigend, dieſen im Zweikampfe ſchwer verwundet hat. Die ans Haus pochenden Gerichtsperſonen werden für die verfolgende Kriminal-Juſtiz gehalten, und Feliſardo und Celia, um unerkannt zu bleiben, ziehen die Kleider der eben abweſenden beiden Sklaven ihres Gaſtfreundes an. Das hat aber zur Folge, daß ſie als Eigenthum des Schuldners in die Pfändung einbezogen und in das Haus von Beliſa's Mutter gebracht werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Beliſa ſich in Feliſardo, und ihr Bruder D. Juan, eben ſo verzogen wie ſie, aber in einer derbern Manier, ſich in die vermeinte Sklavin Celia verliebt. Das gibt denn Anlaß zu mehreren ganz guten Scenen, bei denen die Zimperlichkeit (melindres) des großgewachſenen Kindes die Hauptunterhaltung ausmacht. Letztere hat ſogar ein paar hinreißend ſchöne Stellen in Art eines muſikaliſchen Solo's oder der Opern-Arie, in denen ſie ſich über ihren Charakter und Seelenzuſtand ausſpricht. Da die Mutter ſich auch in den Sklaven Feliſardo verliebt und ihn durchaus heirathen will, wobei der trockene Hausverſtand des väterlichen Freundes und Vormundes, Tiberio, ſich ſehr gut ausnimmt, wird die Sache immer verwickelter. Der Knoten löst ſich durch die Nachricht, daß der von Feliſardo Verwundete ſich außer Lebensgefahr befindet. Feliſardo und Celia werden vereinigt, die Mutter muß ſich tröſten, und für die zimperliche Beliſa findet ſich jener früher ausgepfändete Schuldner, der es kein Hehl hat, daß er hauptſächlich ihr Geld im Auge habe.

El galan de la Membrilla.[1] Der Hauptreiz dieſes Stückes für das Publikum von Madrid beſtand wohl darin, daß die Handlung in zwei nahe von der Hauptſtadt liegenden Dörfern, Membrilla und Manzanares, vorgeht. Mit der Erfindung der Fabel hat ſich's Lope nicht ſchwer gemacht. D. Felix, der Sohn eines armen Edelmanns aus Membrilla, liebt die Tochter eines reichen Landmannes aus Manzanares, um die ſich zugleich ein reicher Bauernſohn aus letzterem Orte, Ramiro, bewirbt. Der Vater des Mädchens fügt ſich endlich und gibt dem armen Edelmann eine Summe Geldes, um ſich damit an den Hof zu verfügen und vom Könige eine Belohnung für geleiſtete Kriegsdienſte zu erbitten. D. Felix iſt nicht glücklich in ſeinen wiederholten Geſuchen, und da zugleich ſein Geld und die ihm von dem Vater der Geliebten geſetzte Friſt zu Ende gehen, kehrt er heimlich nach Manzanares zurück und bewegt das Mädchen, mit ihm zu entfliehen. Sie begeben ſich zum Heere vor Granada und zwar Leonor in Männerkleidern, denen ſie durch Tapferkeit ſo viel Ehre macht, daß der König ſie zum Hauptmann ernennt, eine Würde, die ſie als zu groß von ſich ablehnt und auf ihren eben abweſenden Bruder (D. Felix) überträgt, indeß ſie ſich ſelbſt mit der Fähnrichsſtelle begnügt. In Manzanares hat man indeß Spottgedichte auf Leonor's Flucht gemacht, die der unglückliche Nebenbuhler Ramiro vor dem Hauſe des Vaters abſingen läßt. Von dieſen Unwürdigkeiten hat

---

[1] Der Liebhaber von La Membrillo.

D. Felix gehört, iſt von der Armee heimlich nach Manzanares abgegangen und hat dort den plumpen Ramiro bei einer ſolchen Katzenmuſik überraſcht und aufs gefährlichſte verwundet. Unterdeſſen iſt aber auch gegen ihn ein Verhaftbefehl im Lager ausgetrommelt worden, da der König durch den beleidigten Vater von der Entführung in Kenntniß geſetzt worden iſt, und die verkleidete Leonor hat den Auftrag zur Vollziehung der Haft erhalten. Die Wirkung dieſes Befehls wird dadurch hinausgeſchoben, daß das Heer von Granada abzieht. Auf dem Rückmarſch werden D. Felix und die verkleidete Leonor in dem Hauſe ihres Vaters einquartiert, wo denn das Mädchen als Mann mit der wehenden Fahne ſich recht gut ausgenommen haben mag. Um es kurz zu machen: Die Erkennungen erfolgen, der König verzeiht, der Vater auch, und die Sache hat ein Ende.

La venganza venturosa.[1] Dieſes Stück hat vor vielen andern Lope's den Vorzug, daß die Begebenheiten im Kreiſe des Möglichen oder, wenn man will: des Wahrſcheinlichen, bleiben, die ſpaniſchen Ehrbegriffe und die laxe Moral jener Zeit vorausgeſetzt. Ein Herzog von Luſignan trägt Verlangen zu Felipa, der Tochter eines armen Edelmanns Feliciano. Um zu ſeinem Zweck zu gelangen, gibt er ihr ein ſchriftliches Eheverſprechen, in der ausgeſprochenen Abſicht, es in der Folge nicht zu halten. Bei dem nächtlichen Stelldichein wird er vor vollzogener That von dem Vater überraſcht und muß die Flucht ergreifen. Als letzterer am nächſten Tage den Herzog in deſſen Wohnung an die Erfüllung des Eheverſprechens mahnt, behandelt er ihn mit der größten Geringſchätzung und gibt ihm endlich eine Ohrfeige, worüber der Alte, als über eine Verachtung ſeiner Ehre, außer ſich kommt. Er ſchreibt ſeinem Sohne Liſardo, der ſich in Portugal bei der Armee befindet, und beauftragt ihn mit der Rache. Dieſer nimmt einen Freund Celio und einen gemeinen Soldaten Trebacio mit und begibt ſich nach Madrid. Dort findet er durch fingirte Empfehlungsbriefe Mittel, in die Dienſte des Marques als Sekretär einzutreten, und wartet auf Gelegenheit, ihn meuchelmörderiſch aus der Welt zu ſchaffen, was man damals als Rache für beleidigte Ehre, einem Mächtigen gegenüber, für nicht unerlaubt gehalten haben mag. Es kommt aber anders, als er glaubte. Der Marques, nachdem er ihm einmal, um ihn ſicher zu machen, ſcheinbar das Leben gerettet hat, überhäuſt ihn mit Wohlthaten, ſo daß ein Gefühl der Dankbarkeit ihn bei jeder günſtigen Gelegenheit zurückhält. Einmal will er ihn eben vergiften, als aber der Marques den Becher ergreift, macht er ihn, von plötzlicher Reue überfallen, glauben, es ſei eben eine Spinne in das Gefäß gefallen, und gießt den Inhalt weg, was denn bei dem damaligen Glauben an die giftige Eigenſchaft der Spinnen wieder für eine Lebensrettung gilt, und die Wohlthaten des Marques ſteigert. Der Soldat Trebacio, der als Diener Liſardo's figurirt, hat indeſſen der Schweſter des Marques, Flora, glauben gemacht, ſein Herr ſei ein Sohn des portugieſiſchen Herzogs von Aveiro, der, in ſie verliebt, ſich als Sekretär ins Haus eingeſchlichen. Der Dame hat der hübſche junge Mann ſchon früher gefallen, und der ins Vertrauen gezogene Marques glaubt noch ein gutes Geſchäft zu machen, wenn er ſeine Schweſter mit dem reichen Herzogsſohne vermählt. Die Verlobung geſchieht, und das iſt denn die glückliche Rache. Als der Marques den Betrug erfährt, meint er: das haben nicht die liſtigen Erfindungen eines

---

[1] Die glückliche Rache.

Bedienten, das hat Gott ſelber gethan, als Strafe für meinen Hochmuth und mein Vergehen, und um die glückliche Rache vollſtändig zu machen, gibt er ſeine Hand der früher verachteten Felipa. Man ſieht, der Schluß iſt recht ſchön, auch fehlt es ſonſt nicht an mehreren guten Scenen und Spiel-Intentionen. Der Dialog, bei Lope faſt immer vortrefflich, iſt es in dieſem Stücke noch mehr als gewöhnlich.

Sonderbar iſt, daß Feliſardo's Waffengefährte Celio ſich in der Mitte des Stückes in die Schweſter Felipa verliebt, am Schluß aber zurücktreten und ſich mit einer andern Heirath abfinden laſſen muß. Man weiß nicht, ob der Verfaſſer die ſonſt kahle Figur dadurch lebendig machen wollte, oder aber von vornherein noch gar nicht mit ſich einig war, auf welche Art er das Stück ſchließen werde. Da wäre denn Celio Felipa's Tröſter geworden, und die Idee der Doppelheirath kam ihm vielleicht erſt zuletzt.

Wer dieſem Zweifel widerſtrebt, hat von der Uebereilung und Schleuderhaftigkeit dieſes, darum nicht weniger außerordentlichen Dichters, noch keine eigene Erfahrung.

Don Lope de Cordona. Da ſind denn die wunderlichſten Begebenheiten zuſammengewürfelt. Ich habe eben eine Geſchichte des ſpaniſchen Theaters von Schack geleſen. Der preiſt an Lope de Vega vor allem den Reichthum ſeiner Erfindungen. Nun bin ich ein großer Verehrer der Erfindungsgabe und Lope de Vega's. Wo dieſe Gabe ſich aber im Zuſammenſtellen des Abſurdeſten oder im bloßen Umſtellen vielfach ſich wiederholender Beſtandtheile zeigt, da kann ich keine große Achtung dafür haben. Lope's Verdienſt liegt nicht im Herbeiführen der Situationen und Ereigniſſe, ſondern in der naturwahren und poetiſchen Behandlung der unberechtigt und ungerechtfertigt herbeigeführten. Aber auch letzteres findet in dem vorliegenden Stücke nicht Platz. Die Ereigniſſe wären kaum für ein Melodram gut genug, und die Ausführung iſt oberflächlich und gemacht. Höchſtens wird er ein wenig warm in der Scene, wo D. Lope de Cordona ſeine todtgeglaubte Frau in Soldatenkleidern wieder findet und ihn die Aehnlichkeit zu Liebesäußerungen hinreißt, die der vermeinte Kriegsmann wie natürlich ſehr unſchicklich findet, was denn mitten in der Verzweiflung einen halb komiſchen Effekt macht, auf den wahrſcheinlich auch gerechnet war. Der Stoff iſt offenbar aus einer Romanze genommen, in die ſich der Dichter auch an einer Stelle verirrt, im zweiten Akte nämlich, wo der König befohlen hat, auf den Helden des Stückes zu ſchießen, wenn er ſich der Stadt nähere. Da ſagt denn der Königsſohn D. Pedro: „Der König befahl, daß man auf ihn ſchieße, er aber ſprach in folgender Weiſe,“ und nun fängt D. Lope an, zu ſprechen, wie jener angibt, daß er bereits geſprochen habe, in der Romanze nämlich. Der Inhalt iſt ein buntes Gemenge von Unterthanentreue und Undank der Könige. Der Kronprinz verliebt ſich, unerhört, in D. Lope's Gattin. Als letzterer den Krieg zwiſchen Sicilien und Arragonien durch einen Zweikampf entſcheiden will, ſtellt man ihm, in der Rüſtung des Kronprinzen, ſeinen eigenen Vater entgegen, den man zu dieſem Ende aus dem Gefängniß geholt hat. Damit es auch an Eiferſucht nicht fehle, fällt D. Lope ein Brief ſeiner erprobten Gattin in die Hände, den dieſe im Namen der verliebten Prinzeſſin von Sicilien an den Kronprinzen von Arragonien geſchrieben hat, wo denn D. Lope nicht einen Augenblick anſteht, ſie für untreu zu halten, und was denn der eigentlichen Albernheiten mehr ſind. Man hat eine geringe Meinung von den Vorzügen eines Schriftſtellers, wenn man auch ſeine Fehler für Vorzüge ausgeben will.

Der Verfaſſer jener Geſchichte des ſpaniſchen Theaters iſt ein übriggebliebener Romantiker. Die Romantik nicht im Sinne der heutigen Kunſtrichter genommen, wo ſie eines und daſſelbe mit der Poeſie iſt, die ſie verbannen wollen, ſondern im Sinne jener Nebler und Schwebler zu Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Dieſen Leuten iſt der Unverſtand ein nothwendiges Ingrediens jeder Poeſie, weil ihnen der Verſtand proſaiſch ſcheint. Sie befinden ſich mit einem Lieblingsautor aus alter Zeit in der Lage eines Erwachſenen gegenüber einem reichbegabten Kinde, das ſie bewundern und dem ſie ſich zugleich überlegen fühlen, was denn ein Feſt für die Kunſtliebe und für die Eitelkeit zugleich iſt. Ja ſelbſt für die Bewunderer Shakeſpeare's liegt der Hauptgenuß darin, daß ſie Dinge aus ihrem Eigenen hineinlegen können, von denen ſich die übrigen Menſchen nichts träumen laſſen.

D. Beltran de Aragon.[1] Hat mir nicht den Eindruck der übrigen Lope'ſchen Schauſpiele gemacht. Im erſten Akt eine Intrigue mit einem verſchenkten, durch vier Hände gehenden Ring, die gar keinen Einfluß aufs Ganze nimmt. Im Uebrigen D. Beltran, der einen armen Edelmann, D. Juan Abarca, in Schutz nimmt und in den Dienſt des Kronprinzen, nachmaligen Königs, bringt, in deſſen Gunſt er immer ſteigt, während der Günſtling D. Beltran, durch Neider verläumdet (denen der König, wie alle Lope'ſchen Könige, ohne Umſtände glaubt), deſſen Vertrauen verliert und, endlich verbannt, aller ſeiner Güter beraubt wird. Selbſt

---

[1] Don Bertram von Aragonien.

D. Juan, der treu an dem Verbannten gehalten, fällt endlich von ihm ab, da er glauben muß, daß er ſeine, D. Juans Schweſter, die, vom Hörenſagen in ihn verliebt, ihm in Pagenkleidern unerkannt dient, verführt und entehrt habe. Don Beltran, von D. Juan aufgefordert, kehrt an den Hof zurück, wird gefangen, zum Tode verurtheilt. Don Juan, obgleich ſich von ihm verrathen glaubend, erbietet ſich, für ihn im Zweikampf zu ſtreiten. Die allſeitige Unſchuld wird entdeckt, die nothwendigen Heirathen werden geſchloſſen u. ſ. w.

Das Beſte der dritte Akt, nebſt dem Schluß des zweiten, wo D. Beltran im großartigen Sichgehenlaſſen des Unglücks ſeine beiden Begleiter, den mädchenhaften Pagen und den tölpiſchen Bedienten, als Rathgeber befragt, ob er an den Hof zurückgehen ſoll oder nicht, und ihrer Meinung wie einer Vorbeſtimmung folgt.

La noche Toledana.[1] Liſena, von ihrem Liebhaber aus Eiferſucht verlaſſen, verdingt ſich, in der Hoffnung, ihm auf die Spur zu kommen, als Kellnerin in einem Wirthshauſe in Toledo. Der Ungetreue kommt wirklich, verliebt ſich aber, in eine zum ſelben Wirthshaus gelangte Fremde, Gherarda, der bald auch ihr Bräutigam, Fimo, nachfolgt. Zwei toledaniſche Ritter, ein abgeſchmackter Hauptmann mit ſeinem nichtsnutzigen Fähnrich, vermehren die Geſellſchaft und machen theils jener Gherarda, theils ihrer Freundin Lucrezia, die meiſten aber der verſchmitzten Kellnerin den Hof. Letztere verſpricht den Einen Gelegenheit zu machen, den Andern ihren eigenen Beſuch für die Nacht und weiß die Verliebten ſo in die Zimmer zu vertheilen, daß Gherarda mit ihrem

---

[1] Die Nacht von Toledo.

Bräutigam, der Hauptmann mit dem Fähnrich, ebenſo die Toledaner mit einander, ſie ſelbſt aber mit ihrem Flüchtling Florencio zuſammenkommt, wo denn, da der Vollzug der Ehen im Dunkeln vorangegangen, dem förmlichen Abſchluß derſelben nichts weiter im Wege ſteht. Gute Figuren der Hauptmann und Florencio's Freund Beltran, ein luſtiger Genußmenſch. Die Atrappen im letzten Akt etwas unbeholfen, aber ergötzlich. Beſonders die Flucht Florencio's und Beltrans über die Dächer, da ſie ſich von Gerichtsdienern verfolgt glauben, dafür aber ihnen gerade in die Hände fallen. Ebenſo der Schluß, wo aus allen Zimmerthüren des Wirthshauſes wie aus einer Arche die unreinen Thiere, herausgenöthigt werden. Uebrigens muß das Schamgefühl der Schauſpielerinnen nicht groß geweſen ſein, wenn ſie über ſich gewinnen konnten, auf die Scene zu treten, nachdem dem Publikum bekannt geworden, daß ſie eben nur „genoſſen“ worden ſeien.

El triumfo de la humildad y soberbia abatida.[1] Die Geſchichte von zwei Brüdern, Herzogen und ſpäter Königen von Albanien. Der ältere hochmüthig, der jüngere demüthig. Der ältere mißhandelt den andern auf jede Art, nimmt ihm ſogar ſeine Braut weg, was ſich dieſer ergebenſt gefallen läßt. Da kömmt Isbella, die Tochter des gefangenen und gleichfalls mißhandelten Königs von Macedonien, mit einem Heere ins Land. Der ſtolze Trebacio ſieht ſich nothgedrungen, dem jüngeren Bruder Filipo die Führung des Heeres anzuvertrauen. Isbella wird von Filipo perſönlich gefangen, wobei ſich die Beiden in einander verlieben. Trebacio aber begehrt, daß ihm Filipo auch dieſe neue Geliebte abtrete. Da wird es aber den Großen und dem demüthigen Filipo zu viel, und ſie verjagen in einem Aufſtand den Tyrannen. Dieſer flüchtet ſich zu Kohlenbrennern, kommt in der Folge mit einem Kohlentransport nach Hof, wo ihn Niemand kennt, und muß, da bei der Krönung des jüngern Bruders die Stufen des Throns ſich zu hoch vom Boden finden, ſeinen Rücken als Fußſchemel hergeben. Das iſt denn die Erniedrigung des Stolzen und die Erhöhung des Demüthigen. Es fehlt nicht an einzelnen guten Scenen, z. B. eine räthſelhafte Hirtin Liſena, die in prägnanten Momenten vorübergeht und, ſich auf einem Inſtrumente begleitend, das Lob der Demuth und die Verwerflichkeit des Hochmuths ſingt. So wie, wenn der gewaltthätige Trebacio mit der ſeinem Bruder geraubten Braut in die Kirche eintreten will, dort eben das Magnificat angeſtimmt wird, wo denn die Schlußverſe: Deposuit potentes de sede et exaltabit humiles, ihren Eindruck nicht verfehlen. Die Haltung der Perſonen aber und die Führung der Fabel iſt im höchſten Grade roh und willkürlich. Trebacio iſt eben nichts als hochmüthig, und Filipo die Demuth ſelbſt. Die Scene, wo ſich Filipo und die ſtolze Isbella auf dem Kampfplatze verlieben, äußerſt oberflächlich und ohne überzeugende Motive abgemacht, höchſtens ſagt die Prinzeſſin gleich zum Eingang: buen talle tienes.[1] Lope beſitzt durchaus nicht die Gabe Calderons, den abſtrakten Gedanken mit Fleiſch und Blut zu bekleiden, bei ihm iſt nur das Ereigniß lebendig. Uebrigens die Haltung der frühern Geliebten, Feliſarda, deren Wiedererſcheinen nach der Vertreibung des Tyrannen jeden Dichter in Verlegenheit geſetzt hätte, ganz mit Lope's ſicherm Naturgefühle behandelt. Unter den Perſonen iſt auch eine Art Gracioſo, ein Spanier Lope, der ſeinem Herrn Filipo den Wunſch zu erkennen gibt, ſein Chroniſt zu werden, da es gar zu ſchwer ſei, immer der Menge zu gefallen. Lope de Vega's eigener Wunſch, auf den er in mehreren ſeiner Komödien anſpielt. (Bei Gelegenheit von Schacks Geſchichte des ſpaniſchen Theaters und der Verbreitung deſſelben im übrigen Europa, bemerke ich auch, daß zur Zeit Holbergs in Kopenhagen ein deutſcher Schauſpieldirektor war, der, wie es ſcheint, Stücke aus oder nach dem Spaniſchen daſelbſt darſtellte. Siehe Holbergs: Zauberei oder blinder Lärm.)

---

[1] Der Triumph der Demuth und der erniedrigte Stolz.

---

[1] Du beſitzeſt einen guten Wuchs.

El amante agradecido.[1] Die Dankbarkeit dieſes Liebhabers D. Juan rührt daher, daß Doña Lucinda, die er in Toledo auf der Straße kennen gelernt, ihm mit Geld aushilft, als er ſich in ſeinem Wirthshauſe beſtohlen findet. Er kann auf dieſe Art in ſeine Heimath Sevilla zurückreiſen. Aber auch Lucinda iſt von ihrem Oheim eben dahin gebracht worden, da um ihretwillen in Toledo ein Duell vorgefallen und in demſelben Einer ihrer Bewerber getödtet worden iſt, ſo daß der Oheim, den ohnehin Geſchäfte nach auswärts rufen, ſie zugleich vor den Nachforſchungen der Gerichte ſicher ſtellen will. Er bringt ſie dort, ohne es zu ahnen, in ein höchſt verdächtiges Haus, zu einem alten Weib, die nicht viel beſſer als eine Kupplerin iſt. D. Juan, der als Begleiter eines Freundes auf die Spur des friſchangekommenen Wildes geht, erkennt ſeine Geliebte aus Toledo, und da alle Umſtände gegen ihre Ehrbarkeit ſprechen, beſchließt er, ſie auf eine höchſt wunderliche Probe zu ſtellen. Er verkleidet ſeinen Diener als reichen Indianer, der ihr auf die plumpſte Art Anträge macht, und da ſie dem Poſſenreißer widerſteht, iſt er völlig von ihrer Unſchuld überzeugt. Er trägt ihr trotz ihrer Armuth ſeine Hand an, und nun wäre die Komödie eigentlich zu Ende. Da der dritte Akt aber noch nicht die erforderliche Länge hat, werden noch eine Menge Ereigniſſe angereiht, worunter auch gehört, daß D. Juan ſeine Braut in das Haus ſeiner Mutter, ſein eigenes, bringt, wo ſie aber von ſeinem Oheim D. Pedro auf's Schmählichſte ausgewieſen wird. Bei dieſer Gelegenheit kommt ein Zug vor, der allein ein ganzes Stück von gewöhnlicher Mache werth iſt. Nachdem der Oheim D. Juans ihr alles Erniedrigende geſagt und ſie eigentlich zur Thüre hinausgeworfen hat, verſetzt ſie, ſich auf ihr reines Verhältniß berufend:

---

[1] Der dankbare Liebhaber.

pero por el respeto, que se deve
á una muger no mas, no porque sea,
ni aya de su jamas lo que decia,
embiadme acompañada de algun hombre
que soy muger de bien y forastera.[1]

worauf D. Pedro einen Diener ruft und ohne Reue oder weitere Reflexion ihm befiehlt:

Llevad aquesta dama,
adonde ella os dixere.[2]

Man kann die Ehrenhaftigkeit des Spaniers und die Achtung gegen das Geſchlecht nicht prägnanter zeichnen.

---

[1] Aber um der Achtung willen, die man einer Frau, bloß darum, weil ſie eine iſt, ſchuldig iſt, und damit ihr nie das geſchehe, was ihr ſagt, ſchickt mich in Begleitung irgend eines Mannes fort, denn ich bin eine rechtſchaffene Frau und eine Fremde.

[2] Führt jene Dame, wohin ſie es Euch befehlen wird.

Darum wiederhole ich: wenn man Lope de Vega wieder auflegt, muß man keines ſeiner Stücke weglaſſen, es iſt kaum Eines, welches derlei herrliche Züge, oft wo man es am wenigſten ſucht, nicht aufzuweiſen hätte.

Zuletzt kommt Lucindens Oheim zurück, und es findet ſich, daß von ihrem Vater, was weiß ich, wie viel tauſend Dukaten aus der neuen Welt für ſie angekommen ſind, was denn die volle Belohnung des Liebhabers ausmacht.

Ueberhaupt iſt das Stück gar nicht uneben, der erſte Akt ſogar vortrefflich und auch die übrigen mit Rückſicht auf den höchſt einfachen Stoff ſehr gut mit allerlei Scenen und Geſpräch ausgefüllt.

Los Guanches de Tenerife.[1] Die beiden erſten Akte ziemlich alltäglich. Die Geſchichte der Eroberung von Teneriffa durch die Spanier. Letztere ganz gut als Helden mit einiger Verſchiedenheit in den Individualitäten charakteriſirt. Die Eingebornen ſo einfach und unſchuldig dargeſtellt, daß man manchmal zu dem Glauben verführt wird, der Verfaſſer nehme Partei für ſie. Das Zuſammentreffen des Kapitän Caſtillo mit der Tochter des Königs von Teneriffa hat einige gute naive Pointen. Der Spaß, daß drei Spanier an eben ſo viele Mädchen von Teneriffa ihre Seelen im galanten Verſtande ſchenken und dieſe im wörtlichen Sinne nehmen, iſt, wenigſtens für uns, ziemlich froſtig. Die Spanier werden durch die Uebermacht vertrieben und der Kapitan Caſtillo bleibt als Gefangener bei der Königstochter zurück. Der dritte Akt endlich eröffnet die Hauptintention des Stückes: die Verherrlichung einer Señora de la Candela,[2] eines Muttergottesbildes, das, ich weiß nicht wie, in einer Grotte auf der Inſel zurückgeblieben.

---

[1] Die Guanches von Teneriffa.

[2] Unſerer lieben Frau von der Kerze.

oder allenfalls durch ein Wunder dahin gekommen iſt. Die Spanier ſind zurückgekehrt, und einige Hirten, die ihre Heerden in Sicherheit bringen wollen, entdecken die Grotte, in der das Wunderbild verborgen iſt. Als ſolches zeigt es ſich ſogleich, da ein Eingeborner, der einen Stein nach ihr werfen will, mit ſteifgewordenem Arme ſtehen bleibt, und ein Andrer, der es mit dem Meſſer beſchädigen will, ſich in die eigene Hand verletzt, ſobald ſie aber ſich mit Bitten an die Ueberirdiſche wenden, eben ſo ſchnell ſich wieder geheilt finden. Die Dankbarkeit dieſer Leute und die Art, wie ſie einfache Geſchenke darbringen, hat etwas Poetiſches. Von da an iſt dieſe Muttergottes der Mittelpunkt des Ganzen. In derſelben Grotte erſcheint dem Könige von Teneriffa der Erzengel Michael und ermahnt ihn, ſein Land den Spaniern zu übergeben und ſelbſt katholiſch zu werden, was er denn auch thut. Ja, der Kapitän Caſtillo, der der Königstochter im Angeſicht der damals noch unenthüllten Grotte und, dieſe zur Zeugenſchaft, die Ehe verſprochen, ſpäter aber wenig Luſt hat, ſein Wort zu halten, geht in ſich, als die Grotte ihren Schatz enthüllt, und wird der Gatte ſeiner Geliebten.

La octava maravilla.[1] Tomar, König von Bengalen, will zum Gedächtniß eines erfochtenen Sieges dem Mahomet den größten Tempel erbauen, den es in der Welt gebe. Er läßt ſich daher von verſchiedenen Architekten Pläne vorlegen, worunter ein Spanier ihm den Abriß des Eskurials zeigt, den der König ſofort für das achte Wunder der Welt erklärt. Aber auch ſonſt begeiſtert er ſich aus den Erzählungen des Baumeiſters für Spanien, und deſſen König Philipp und beſchließt, ſelbſt mit einer

---

[1] Das achte Wunder der Welt.

Flotte dahin zu reiſen. Dieſe Reiſe beſchließt der Vezier und des Königs Schweſter, deſſen Geliebte, zu benützen, um ſich des Thrones zu bemächtigen. Der König leidet Schiffbruch und wird, auf einer Planke ſchwimmend, auf den kanariſchen Inſeln von dem Kapitän Don Baltaſar aufgefangen und als Sklave zu ſeinen Verwandten nach Sevilla mitgenommen.

Einer dieſer Verwandten, D. Juan, hat ſeine Schweſter D. Anna einem reichen Indianer zur Ehe verſprochen, obwohl dieſe einen Andern liebt. Eben als der Sklave Tomar in Sevilla anlangt, hat jener Indianer, Gerardo, in Erfahrung gebracht, daß ſeine Braut D. Anna ein uneheliches Kind ſei, und ſein Wort zurückgezogen. In den Streitigkeiten, die darüber entſtehen, zeigt Tomar ſeine Tapferkeit und Rieſenſtärke, ja er verliebt ſich bei dieſer Gelegenheit in D. Anna, die ſich ihm gleichfalls geneigt erzeigt, um ſo mehr, als auch ihr früherer Liebhaber, D. Pedro, ſich zurückzieht, da er außer der Baſtardſchaft auch erfährt, daß die Mutter ſeiner Geliebten noch dazu eine Maurin geweſen ſei. Der Bruder D. Juan tödtet den Indianer Gerardo im Zweikampf, und die Familie muß nun fliehen. Sie gehen nach Madrid. Der Anblick der Stadt und des Königs Philipp ſteigert die Begeiſterung Tomars für Spanien. Edelſteine, die Tomar aus ſeinem Lande mitbrachte und die er jetzt verkaufen will, bringen ihn, ja ſelbſt ſeinen Herrn, in den Verdacht des Diebſtahls, und Tomar wird eingekerkert, wo ihn denn die übrigen Gefangenen, da er ſich mit einer Dublone freigebig zeigt, zum König des Gefängniſſes ausrufen. Der etwas dunkle Schlußvers des zweiten Aktes läßt zweifelhaft, ob er dieſes Ereigniß, oder die Stadt Madrid für das achte Wunder der Welt erklärt.

Die Geſellſchaft kommt wieder nach Sevilla zurück, und hier eröffnet endlich Tomar ſeinen wahren Stand und wirbt um D. Anna's Hand. Die Verwandten haben nichts Beſſeres zu thun, als ſie ihm zu verſprechen und mit ihm nach Bengalen zurückzukehren. Dort hat indeß des Königs Schweſter und der treuloſe Vezier den Thron an ſich geriſſen, ja auf die Nachricht von Tomars Wiederkehr ſchicken ſie Leute, ihn zu fangen und zu tödten. Durch die alte Liebe ſeines Volkes und die Würde, mit der er den Mördern entgegentritt, bringt er jedoch das Land auf ſeine Seite und beſteigt wieder den Thron, den er mit D. Anna theilt. Er hat mittlerweile die Taufe und in ihr den Namen Philipp erhalten, ſo daß bei ſeiner fortgeſetzten Begeiſterung für Spanien alle ihm ausgebrachten Viva Felipe[1] vom Publikum ſehr leicht auf ihren eigenen König Philipp (III.) bezogen werden konnten, welcher ſonach das achte Wunder der Welt vorſtellt.

Don Juan de Dios y Martin.[2] Die Stiftung eines Ordens der Hoſpitäler, beſonders für geheime Kranke gegründet. Da kommen denn Männer und Weiber, mit dieſem Uebel behaftet, und geriren ſich ohne Scheu, wo nur zu wundern iſt, daß ſich Schauſpieler und Schauſpielerinnen für derlei Rollen gefunden haben. Das Ganze übrigens nach dem Schnitte dieſer Heiligengeſchichten, aber mit voller Wirkſamkeit. Sogar der gewöhnliche heilige Spaßmacher fehlt nicht, ein früherer Dieb, Spieler und Lump, deſſen Erbaulichkeit mitunter ſpaßhafte Rückfälle hat. Man muß die Spanier glücklich preiſen, ſo aus der Mitte ihrer eigentlichſten Natur ergötzt und erhoben worden zu ſein.

---

[1] Es lebe Philipp.

[2] Don Juan de Dios (von Gott) und Martin.

El poder vencido y el amor agradecido,[1] oder wie der Titel heißt (denn ich habe das Buch bereits zurückgegeben). Wenn die Erfindung, daß ein zur Heirath Gezwungener, um ſeiner Braut einen Abſcheu zu erregen, ſeinen Bedienten die Stelle ſeiner einnehmen läßt und dafür ſelbſt als deſſen Bedienter figurirt — von Lope de Vega als erſtem Urheber — ſo iſt das Stück wegen Neuheit der Situation nicht ganz ohne Verdienſt, ſollte aber das Verhältniß ſchon früher einmal da geweſen und ſomit nur Nachahmung ſein, ſo iſt von dem Ganzen wenig Gutes zu ſagen.

El anemal de Ungria.[2] In dieſem Stücke führt ſich Lope de Vega ſelbſt als der poetiſche Barbier Pablos auf, als welcher er ſich gegen die autos und überhaupt gegen die ganze (Calderon'ſche) Spekulations-Poeſie erklärt. Er habe immer nur menſchliche Dinge gemacht, und da jeder Tropf ihn tadle, wolle er die ganze Poeſie aufgeben. Als die Bauern von ihm tauſend Sonette auf den König verlangen, iſt er bereit, ſie auf der Stelle zu machen. Und da Einer glaubt, das ſei unmöglich, indem ſo viele Andere, wenn man von ihnen ein Gedicht für Weihnachten verlangt, damit erſt auf Johannis fertig werden, meint dagegen der Barbier:

faltales el natural
que da cielo a quien el quiere.[3]

Wunderlich allerdings, daß, indeß alle Perſonen des Stückes, wie natürlich, ſpaniſch reden, Lauro, als er den kleinen Neffen des Grafen von Barcelona in der Einöde findet, erklären muß, daß er ſpaniſch verſtehe und alſo mit dem Kinde reden könne. Vielleicht iſt ein Spaß damit gemeint. Die Sache kommt übrigens bei Lope öfters vor.

---

[1] Die beſiegte Macht und die dankbare Liebe.

[2] Das Thier von Ungarn.

[3] Es fehlt ihnen die natürliche Begabung, die der Himmel dem verleiht, den er will.

Calderon und Lope de Vega ſprechen in Bildern. Aber Calderon iſt bilderreich und Lope de Vega iſt bildlich. — Calderon ſchmückt ſeinen Dialog mit ausgeſponnenen und prächtigen Vergleichungen. Lope de Vega vergleicht nichts, ſondern beinahe jeder ſeiner Ausdrücke hat eine ſinnliche Gewalt, und das Bild iſt nicht eine Ausſchmückung, ſondern die Sache ſelbſt.

Sehr gut die kurze Scene, wo Kaſſandra die Königin um ihre Interceſſion beim Könige für D. Juan bittet. Die Königin iſt ſchon bei der erſten Erwähnung bereit, alles für den Spanier zu thun, Kaſſandra aber unerſchöpflich in neuen Gründen für die Gewährung ihrer Bitte, worauf die Königin ihr immer wieder von neuem Gewährung zuſagt, ohne daß Kaſſandra aufhört, die bereits erhaltene Zuſage ſich noch einmal verſprechen zu laſſen.

Wohl wunderlich, daß D. Pedro dem Zorne ſeines Vaters entflieht aus Furcht, ſich gegen ihn zu vergeſſen, ſeine Gattin aber zurückläßt, die von dieſem Zorne mehr zu fürchten hat, als er.

El verdadero amante.[1] In der Zueignung an ſeinen eigenen Sohn bezeichnet es Lope als das früheſte ſeiner Stücke, das er geſchrieben, als er das Alter dieſes ſeines Sohnes hatte. Zugleich wird von dieſem geſagt, daß er eben bei den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache ſei; Lope konnte alſo, da er jenes Stück ſchrieb, nicht älter als vierzehn oder höchſtens fünfzehn Jahre alt geweſen ſein. Für das iſt es allerdings eine Art Wunderwerk. Es theilt die Vorzüge, aber freilich auch die Fehler ſeiner ſpäteren Stücke, namentlich den Hauptfehler: die Unwahrſcheinlichkeit und Willkürlichkeit der Fabel. Man darf aber nicht vergeſſen, daß Lope's Zeit durch die Chroniken, Rittergeſchichten, Romanzen, Volkstraditionen, ja Novellen an das Wunderliche, Kindiſch-Märchenhafte gewöhnt war, und dieſe Auswüchſe nicht allein duldete, ſondern wahrſcheinlich ſogar forderte. Das pragmatiſch Begründete hätte ihm vielleicht langweilig geſchienen, und ein Volk, das in Glauben und Wundergeſchichten aufgewachſen war, fand ſich bereit, auch im Theater zu glauben und ſich über nichts zu verwundern.

---

[1] Der wahre Liebhaber.

In derſelben Vorrede bekennt ſich Lope de Vega auch zu 900 Schauſpielen, ſo wie auch ſonſt ſo viel geſchrieben zu haben, daß der Druck nie das erreichen werde, was noch zu drucken da wäre, und doch habe er damit kaum den nöthigen Unterhalt erworben.

Merkwürdig iſt, daß er ſeinem Sohn von dem Studium der griechiſchen Sprache abräth. Ein deutlicher Beweis, daß er ſelbſt die Meiſterwerke Griechenlands nicht kannte. Seine Vorbilder waren alſo die Italiener und die römiſchen Autoren. Ein Umſtand, der vieles erklärt. Plautus und Terenz haben reichlich gefruchtet, und Seneca konnte ihm keine Luſt zum Trauerſpiele geben.

◆

Studien

zur

Philoſophie und Religion.

Ich möchte die Philoſophie eine Brille für das geiſtige Auge nennen. Perſonen von ſchwachem Geſichte können ſich ihrer mit gutem Erfolg bedienen. Für ganz Geſunde und für ganz Blinde, iſt ſie ganz überflüſſig. Man hat ſogar Fälle, daß bei Erſteren durch unvorſichtigen Gebrauch dieſer Brille das Augenlicht etwas geſchwächt wurde.

Braucht keine Worte, möchte ich den Philoſophen zurufen, die in einer andern Bedeutung, als in der ihr ſie braucht, ſchon gang und gäbe geworden ſind! Es iſt der erſte Schritt zur Begriffs-Erſchleichung. Was haben die Worte: Glaube, Heilig, Gott für Verwirrungen angerichtet in unſeren Tagen!

Man kann jedes Ding dieſer Welt entweder einzeln für ſich, oder in Verbindung mit den übrigen Dingen betrachten. Im erſten Falle nimmt man die zu Grunde liegende Idee zum Maßſtabe, und ſchätzt das Ding nach dem Grade ſeiner Uebereinſtimmung mit dieſer, d. h. mit ſich ſelbſt, und ſpricht ihm ſonach eine Würde zu oder ab; im zweiten betrachtet man es als Zweck für andere Mittel oder als Mittel zu andern Zwecken, in ſtufenweiſer Unterordnung und Fortbildung bis zu einem letzten Menſchheitszweck. Man ertheilt dadurch dem Dinge einen Werth und die Individualität ſinkt herab zum Träger jener neuen, einer allgemeinen Geltung.

Ich begreife nicht, wie die Idee vom moraliſchen Uebel jemals den Weltweiſen eine Schwierigkeit machen konnte. Wenn wir nicht eine individuelle und ſpecielle Vorſehung wollen, ſo mußte die Natur, um die Exiſtenz des Geſchlechtes zu ſichern, doch jedem Individuum einen ins Unbeſtimmte fortwirkenden Erhaltungs- und Vervollkommnungstrieb mitgeben. Wenn nun zwei ſolche unabgegränzte Beſtrebungen zuſammentreffen, müſſen ſie ſich nothwendig faſſen, und das Uebel iſt da. Mißgunſt, Neid, Liſt, Gewalt, was weiß ich? Eine genau abgegränzte Sphäre aber, wie wäre die — um in der Sprache jener Leute zu reden — mit der Freiheit vereinbarlich? oder um vernünftiger zu reden — mit der Perfektibilität?

Die Idee fängt beim oberſten Kettengliede an und läßt ſich zum unterſten herab, der Begriff beginnt beim unterſten Gliede und ſteigt zum oberſten hinauf: ſo gut es nämlich gehen will bei Beiden. In der Mitte der Kette pflegen gewöhnlich einige Glieder unſicher und mangelhaft zu ſein, bei dem Begriff mehr gegen oben zu, bei der Idee, wenn es näher gegen die Erde kommt.

Wenn Jemand glaubt, eine neue Idee (metaphyſiſche, moraliſche, anthropologiſche) gefunden zu haben, ſo kann er 99 unter hundertmal darauf zählen, daß ſie falſch ſei; denn es haben bis jetzt ſo viel geſcheidte, ja ausgezeichnete Menſchen gelebt, daß die wahren (bei vielen falſchen) ſchon wiederholt gedacht, geſagt und geſchrieben worden ſind. Hievon machen nur die naturwiſſenſchaftlichen eine Ausnahme, da ihr Feld unbegrenzt iſt und daſſelbe erſt ſeit etwa drei Jahrhunderten zweckmäßig bebaut wird.

Die Vernunft iſt nur der durch die Phantaſie erweiterte Verſtand.

Erinnerung ruft den Eindruck auf das Subjekt zurück, Einbildungskraft ſtellt zugleich das Objekt dar, von dem der Eindruck ausging. Ich erinnere mich eines geleſenen Satzes; ich ſtelle mir die Seite, die Zeile vor, auf denen er ſtand.

Der erſte Schritt vom Wahrnehmen zum Denken iſt nämlich, daß von den unter Einer Gattung zu ſubſumirenden Gegenſtänden ſich ein Typus bildet, deſſen Vorhandenſein und Zugrundeliegen bei jedem Begriffe man, auch noch in der höchſten Ausbildung der geiſtigen Kräfte, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit gewahr wird. Dieſer Typus vertritt Anfangs die Stelle des Begriffes, und ſein Ausdruck iſt die Sprache, die eigentlich erſt den Begriff möglich macht. Durch öfteres Wiederkommen auf denſelben Gegenſtand und öfteres Hervorrufen ſeines Typus wird die Bildlichkeit dieſes letztern immer ſchwächer, und es bleibt endlich nur noch ſeine Form, der Eindruck, den er gemacht, gleichſam die Erinnerung, daß er da geweſen: ſo geht er in den Begriff über, den ich in ſeinem Entſtehen die Erinnerung einer Erinnerung nennen möchte.

Der Geiſt iſt nicht ein Ruhendes, ſondern vielmehr das abſolut Unruhige, die reine Thätigkeit, das Negiren oder die Idealität aller feſten Verſtandesbeſtimmungen — nicht abſtrakt einfach, ſondern in ſeiner Einfachheit zugleich ein Sich-von-ſich-ſelbſt-unterſcheiden — nicht ein vor ſeinem Erſcheinen ſchon fertiges, mit ſich ſelber hinter dem Berge der Erſcheinungen haltendes Weſen, ſondern nur durch die beſtimmten Formen ſeines nothwendigen Sich-offenbarens in Wahrheit wirklich, und nicht (wie jene Pſychologie meinte) ein nur in äußerlicher Beziehung zum Körper ſtehendes Seelending, ſondern mit dem Körper durch die Einheit des Begriffes innerlich verbunden.

Was wir Gefühlsvermögen nennen, iſt vielleicht eines und daſſelbe mit dem Denkvermögen. Dann wäre der Gedanke eine klare Vorſtellung, das Gefühl eine dunkle. Jeder Gedanke wirkt ſchon als Bejahung oder Verneinung, als Steigerung oder Herabſtimmung der Perſönlichkeit auf das Bewußtſein (Phyſiſche). Dieſe Wirkung iſt natürlich um ſo ſtärker, je mehr Gedanken auf einen und denſelben Punkt coincidieren. Klare Vorſtellungen können aber ihrer ſcharf gezogenen Gränzen wegen nur weniger Aſſociationsberührungen haben; bei dunkeln Vorſtellungen aber laufen, eben des Unbegrenzten wegen, die Berührungen wie an einer elektriſchen Kette ins Unermeßliche fort, und jede der nach- und mitklingenden trägt ihren Theil zur Nervenwirkung bei; es kann daher, wenn ſie auf ein weitausgreifendes Feld gerathen, wohl eine Oscillation des ganzen Weſens entſtehen, die ſo mächtig iſt, daß ſie ſich nicht dem Grade, ſondern der Gattung nach von der Wirkung des Gedankens zu unterſcheiden und als Gefühl abgeſondert dazuſtehen ſcheint. Wie der Gedanke auf das ſogenannte Phyſiſche wirke, muß man freilich nicht fragen, ſondern er wirkt, und das iſt genug.

Man hat von dem Gewiſſen auf die wunderlichſte Art geſprochen, ja es geradezu für eine göttliche Stimme erklärt. Nun hat aber z. B. das point d'honneur, die lächerlichſte Empfindung, die je in eines Menſchen Bruſt Platz genommen, ein eben ſo lebhaftes Gewiſſen als das Moralgeſetz, und der Offizier, der in einem Streithandel eine Ohrfeige bekommen, bietet alle innern Erſcheinungen des Todtſchlägers oder Betrügers und dgl. Das Gewiſſen iſt eine angebildete Empfindung, heißt das: im beſten Sinne des Wortes; und ſteht in genauer Verbindung mit dem Grade der Einſicht in die Natur der Handlung und ihrer Folgen. Wo es nicht zuſammenfällt mit der Furcht vor Entdeckung und Strafe und halb thieriſch erſcheint, iſt es die Mißbilligung der That, verbunden mit dem entſetzlichen Gefühl der verlornen Selbſtachtung.

Wenn das Schreiben den Seelenzuſtand erleichtert, ſo ſollte man das Mittel auch nicht ſo ſelten in Anwendung bringen. Das Schreiben iſt für das Denken das Nämliche, was der Gegenſtand für die Vorſtellung iſt, nur dort von innen heraus, wie hier von außen hinein. Es fixirt die Kraft und ordnet, indem es beſtimmt. Wir glauben oft von etwas überzeugt zu ſein, weil uns das Reſultat anzieht und wir uns der Mittelglieder nicht völlig bewußt ſind. Indem wir uns die Gedankenverbindung einzeln vor die Augen legen, bemerken wir erſt den Abgang oder den

Fehler, das Schreiben iſt daher zur Verdeutlichung nützlicher, als das Reden, weil das Wort entſchwindet, die Schrift aber bleibt.

Die übertriebene Religioſität kann in ihrer Wurzel ganz verſchieden ſein. Einmal entſteht ſie bei Perſonen von heißem Gefühl und glühender Einbildungskraft, die die Ueberſpannung dieſer Grundkräfte wie auf alles, ſo auch auf die Religion übertragen. Dann findet ſie aber auch ſtatt, bei Perſonen von dürftigem Gefühl und ohne alle Einbildungskraft, welche, da es der Menſch in einer ſolchen Wüſte nicht aushalten kann, gerade die bereits fertigen Geſtalten der Religion mit hartnäckigem Eifer ergreifen. Dieſer Enthuſiasmus iſt bei all ſeiner anſcheinenden Erhitzung doch ſeinem Weſen nach kalt, weil er nicht aus Wärme entſteht, ſondern nach Wärme trachtet.

Unſterblichkeit der Seele.

Nehmt ihr einen frühern Zuſtand der Seele an vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? — Nein? Alſo iſt ſie bei der Geburt des Menſchen entſtanden; und warum ſoll ſie nicht vergehen können, wenn ſie entſtanden iſt?

Von dieſem frühern Zuſtande hat ſie keine Erinnerung, es iſt alſo folgerecht zu ſchließen, daß ſie nach dem Tode auch von ihrem dermaligen keine haben werde. Iſt das aber noch meine Seele, was keine Erinnerung, mithin kein Bewußtſein der Identität, keine Perſönlichkeit hat?

Könnte es denn nicht eine Unſterblichkeit geben für Diejenigen, die den höhern Theil ihres Weſens ausgebildet haben bis zur Geiſtigkeit, indeß die andern rohen Körper ſterblich wären, wie das Thier, das auch einen geiſtigen Theil hat, aber untergeordnet und ſchwach, ſo daß mit dem Tode des Körpers auch dieſer feinere Anflug zerſtäubt und vergeht? Das Vorherrſchende überwöge, und die Unſterblichkeit wäre der Lohn, die eigentliche Seligkeit der Auserwählten.

Wenn man einmal die Sterblichkeit der Seele und das Nichtdaſein Gottes *glaubte*, dann wäre es allerdings traurig und um alles Heil und Glück, um Tugend und Kunſt geſchehen; ſo lang man aber nur die Unſterblichkeit der erſtern und das Daſein des letztern *nicht* glaubt, hat es nicht viel zu bedeuten, und es geht alles ſeinen gehörigen Gang.

Der Grundfehler des deutſchen Denkens und Strebens liegt in einer *ſchwachen Perſönlichkeit*, zufolge deſſen das Wirkliche, das Beſtehende nur einen geringen Eindruck auf den Deutſchen macht. Dieſe Eigenſchaft äußert ſich in verſchiedenen Perioden auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe. Einmal läßt ſie ihn, wenn nicht ein gewaltiger Anſtoß dazu kommt, Jahrhunderte lang in dumpfem Hinbrüten fortvegetiren; iſt der Anſtoß aber einmal gegeben, ſo wirkt er beinahe mechaniſch fort, unaufgehalten, endlos, wie die Wurfkraft ohne Reibung thun würde, weil er in nichts einen Widerſtand findet. Wie Scheidewaſſer greift der deutſche Geiſt alles an: Gott, Willensfreiheit, Moral, Materie. Er bleibt bei keinem letzten ſtehen, weil nichts einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn macht, daß es eine Ueberzeugung für ihn in ſich ſelbſt führte. So iſt die deutſche Philoſophie weſentlich atheiſtiſch, und wenn in neuerer Zeit viel von Gott die Rede iſt, ſo iſt das nur eine willkürlich-geſetzte Gedanken-Barriere, um nicht ganz in die bodenloſe Kluft hineinzufallen, die dahinter unausweichlich gähnt. Sie nehmen einen Gott an, ſtatt von ihm überzeugt zu ſein; er hat keine Wirklichkeit für ſie, ſie achten ihn als ihr Werk, nicht ſich als ſeines.

Man hat die franzöſiſche Literatur unmoraliſch genannt, die deutſche iſt es viel mehr. In Frankreich tritt die Unſittlichkeit mit Frechheit auf, und der congeniale Theil des Publikums genießt ſie mit Uebermuth. In Deutſchland macht ſich das Unmoraliſche als höhere Weltanſicht geltend, mitunter wie eine Art Gottesdienſt, und das Publikum nimmt es hin als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht und wogegen nichts einzuwenden iſt. Letzteres iſt bei weitem das Gefährlichere, denn gegen Spitzbuben gibt es Kerker und Galgen, gegen die Grundſatzloſigkeit aber findet ſich keine Schranke und kein Geſetz. Nichts deſto weniger iſt der Deutſche moraliſch im gewöhnlichen Leben, aber ohne Energie, weil ohne Ueberzeugung.

So ſind ſie Idealiſten, weil ſich die Materie nicht beweiſen läßt, und zwar aus demſelben Grunde, warum man das Licht nicht hören und den Schall nicht ſehen kann.

Und wenn die Menſchen einen Gott denken können, ſo iſt dieſer Gedanke ſchon ein Gott; vielleicht aber auch kein anderer Gott als dieſer Gedanke.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich ein Mittelpunkt und Complex des Göttlichen, wohl gar ein Anordnendes, Schaffendes, dem wir aber vielleicht näher kommen, wenn wir ſagen: es iſt kein Gott, als wenn wir nach unſern Begriffen ausſprechen: es iſt ein Gott.

Könnte nicht ein Atheiſt ſagen: die Idee der Gottheit ſei eine rein formale? Ohne Inhalt, bloß durch die Technik in der Einrichtung des menſchlichen Verſtandes bedingt? Wenn der menſchliche Geiſt ſo eingerichtet iſt, daß er ſeiner Natur nach von Wirkung auf Urſache ſchließen, von der Mannigfaltigkeit zur Einheit dringen muß, ſo wäre ja wohl möglich, daß er noch fortſchließt und fortſubſumirt, wenn er, ihm unbewußt, in eine Sphäre geräth, wo andere Grundlagen ganz andere Reſultate bedingen, wo ihm ganz eigentlich der Stoff ausgeht, und ſeine mechaniſch fortgehenden Funktionen gleich ſind denen eines leeren Magens, oder einer Mühle, die, einmal in Gang geſetzt, fortmahlt, wenn auch alles Getreide bereits verſchroten und kein neues aufgeſchüttet worden iſt.

Der Satz: die Dinge müßten urſprünglich gedacht ſein, weil ich ſie ſonſt nicht denken könnte, iſt gerade ſo, als wenn ich ſagte: ſie müßten urſprünglich gemalt ſein, weil ſie ſonſt der Maler nicht malen könnte.

Die Nothwendigkeit eines vernünftigen Urhebers aller Dinge wird gewöhnlich von ihrer Zweckmäßigkeit abgeleitet; da aber, was nicht zweckmäßig iſt, gar nicht exiſtiren kann, ſo ſollte man ſich wundern, daß überhaupt etwas iſt; ſich wundern, daß man ſich verwundert, und ſo weiter, oder umgekehrt verſuchen, ſich das Nichts zu denken, was auch wieder kaum gelingen wird. Die

Gedanken ſpielen überhaupt da die Hauptrolle. Weil man etwas Nichtübereinſtimmendes denken kann, glaubt man, es könne auch ſein. Das iſt aber nicht wahr. Sein und Zweckmäßigkeit ſind eins und daſſelbe. Die ärgſte Mißgeburt, die nur Eine Stunde lebt, iſt in Bezug auf das Leben dieſer Stunde zweckmäßig.

Die Syſteme der Philoſophen ſind wie die Sternbilder am Himmel und die Benennungen, die man ihnen gibt. Die Grund-Fakten des Bewußtſeins ſind die Fixſterne, nach denen, als den gegebenen Punkten, jeder die Linien zu einer beliebigen Figur zieht, die er dann benennt nach dem, was ihm individuell das Bedeutendſte ſcheint, und leicht ſeine Buchdruckerwerkſtätte, ſeine Friedrichs-Ehre, ſeinen poniatowskiſchen Stier u. ſ. w. am Himmel wiederfindet. Da nun aber doch Alle dieſelben Sterne gelten laſſen müſſen, ſo liegt eigentlich an der Verſchiedenheit der Bilder ſo viel eben nicht.

Wenn die Menſchen von Gott reden, ſo kommen ſie mir vor, wie Lichtenbergs Kahlenberger Bauern, die, wenn ein Meſſer fehlt, dafür ein Stück Holz in die Scheide ſtecken, damit dieſe nicht leer ſei.

Es iſt falſch, daß die Vor-Kantiſche Philoſophie das Ding-an-ſich nicht gekannt habe. Wenn Spinoza an die Spitze ſeines Syſtems den Satz ſtellt: Gott iſt die Subſtanz, beſtehend aus unendlichen Attributen, von denen uns aber nur zwei, das Denken und die Ausdehnung, bekannt ſind, ſo gibt er ja ſtillſchweigend zu, daß eine unendliche Menge Modifikationen dieſer unendlichen, uns unbekannten Attribute gar nicht in unſere menſchliche Vorſtellung fallen, ja es hindert nichts, daß ſelbſt in jenem Kreis, den wir vorſtellen, Beſtandtheile jener uns unfaßbaren, göttlichen Weſenheiten enthalten ſind, die eben daher von uns unerkannt bleiben, und ſo das eigentliche Ding-an-ſich bilden, nicht allein unſerm Vorſtellen, ſondern ſelbſt unſerm Denken unerreicht.

Spinoza mag ſich wenden, wie er will: er hat ſich ſeinen Gott doch geiſtig gedacht. Seine Schöpfung hängt immer vom Verſtande Gottes ab, und wenn er alles auf motus und quies reducirt, ſo ſind Ruhe und Bewegung Eigenſchaften, die aus dem Begriffe ſelbſt nur dem Denken, der Materie aber nur aus der Erfahrung, oder aus einer Abhängigkeit vom Denken zukommen können. Seine Materie iſt daher kein Attribut, ſondern nur ein, wenn auch nothwendig mit der Subſtanz verbundener Modus, allenfalls ein Außereinander des Hegel.

Kant ſchikanirt den Ariſtoteles offenbar mit ſeinem Tadel gegen deſſen Aufſtellung und Begründung der Kategorieen. Ariſtoteles ſtellte aber ſeine Kategorieen durchaus zu keinem transcendentalen, ſondern zu einem rein logiſchen Zwecke auf. Sie ſprechen ihm die Form der Prädikate in allen möglichen Urtheilen aus, ohne daß er ſich um ihre Herſtammung gerade beſonders bekümmerte. Ja, ſelbſt die Genauigkeit der Eintheilung liegt ihm nicht gar ſo ſehr am Herzen. Er will lieber ein Eintheilungsglied zweimal in zwei Gattungen aufführen, als daß es der Schüler vermiſſen ſollte, wie er es ſelbſt bei Erwähnung jener Grenzlinien ausſpricht, wo die προς τι und die ποια zuſammenlaufen.

Gerade für Menſchen, bei denen das Gemüth vorherrſcht, ſind Kants Schriften höchſt nützlich. Da ſie von dem Ihrigen da anzuſtücken vermögen, wo Kant aufhört, indeß er ihnen Ordnung machen hilft in der Sphäre, die in ſeinem Bereich liegt. Trockene Verſtandesmenſchen müſſen durch Kants Philoſophie nothwendig ganz austrocknen.

Trendelenburg glaubt Kant widerlegt zu haben, wenn er das Princip der Bewegung aufſtellt. Wie aber, wenn die Bewegung allerdings die primitive, weſenhafte Eigenſchaft der Dinge wäre, den Geiſt gleichfalls als Ding (ens) genommen, könnte dann nicht Zeit und Raum noch immer die Form ſein, in der ſie der Vorſtellung erſcheinen? Ueberhaupt wenn Kant gemeint hätte, daß Zeit und Raum nur Formen der Anſchauung ſeien, ſo hätte er dadurch indirekt erklärt, daß er das Ding an ſich kenne, was er immer geläugnet.

Schelling fängt ſeine Philoſophie der Mythologie gleich von vornherein mit einem Unſinn an. Er meint, wenn die gewöhnliche philoſophiſche Anſicht der Mythologie unzureichend ſei, ſo müſſe man immer höher ſteigen, bis man endlich auf die letzte und daher (?) nothwendige Anſicht gelange. Wenn aber Mythologie nichts wäre, als ein Mangel an Philoſophie, ſo würde im Höherſteigen der Abſtand immer größer, und es wäre vielmehr ein Herabſteigen indicirt. Auf dieſelbe Weiſe haben ſich die

Deutſchen ihre Anſicht über die Poeſie verdorben, die mit der Mythologie Geſchwiſterkind iſt.

Wenn Einer ein neues Land entdeckt, ſo macht nicht das entdeckte Land, ſondern der entdeckte Weg den Werth der Entdeckung aus. Schelling wäre noch immer kein Philoſoph, wenn ſein letztes Reſultat zufällig auch wahr wäre.

Wenn die neueſten Vertheidiger Hegels ſagen: das menſchliche Denken ſei nur ein Nachdenken deſſen, was in der Welt, den Dingen vorgedacht iſt, ſo muß man dagegen erwidern: Ihr nehmt ja auf die Dinge keine Rückſicht, ſondern bewegt euch nur im reinen Denken. Euer Denken iſt daher Eins mit dem göttlichen.

Die Nachtheile der Hegel'ſchen Philoſophie für die deutſche Bildung concentriren ſich vielleicht in folgenden Punkten. Erſtens hat er durch ihre, das Geſetz des Widerſpruchs verſchmähende Spekulation, das natürliche Denken, was man den geſunden Menſchenverſtand nennt, beeinträchtigt. Zweitens durch ihre Schwerverſtändlichkeit, ja Unverſtändlichkeit ans Nachbeten gewöhnt, das ſich in alle Fächer eingeſchlichen. Endlich durch ihre Verſicherung, daß von nun an die Welt durchſichtig geworden und das Räthſel des Univerſums gelöſt ſei, einen Eigendünkel erzeugt, der in dieſer Schroffheit früher noch nie dageweſen.

Mir kommt die Hegel'ſche Philoſophie vor, wie das Chriſtenthum. Aus dem Geſaſel der Theologen ſollte man ſchließen, daß nach der Genugthuung Chriſti und der Tilgung der Erbſünde, die Menſchen nothwendig hätten beſſer werden müſſen; ſie ſind aber ſo ſchlecht, als ſie früher waren. Ebenſo wäre natürlich, daß, nachdem Hegel die letzten Gründe und den nothwendigen Zuſammenhang alles Wiſſens und Seins gelehrt, die Wirkungen davon ſich in den ſpeciellen Doktrinen zeigen müßten. Sie ſind aber ſämmtlich auf der Stufe geblieben, auf der ſie vor Hegel waren. Die Nothwendigkeit hat auf die Zufälligkeiten keinen Einfluß geübt, und um die Zufälligkeiten eben wäre es uns zu thun.

Die Hegel'ſche Philoſophie, die monſtroſeſte Ausgeburt des menſchlichen Eigendünkels, ſcheint als Philoſophie endlich abgethan, ſie ſpukt aber noch immer als alma en penas in den meiſten Zweigen des menſchlichen Wiſſens fort; namentlich in der Geſchichte und in der Aeſthetik. Die erſtere knüpft noch immer alles an den ſich ſelbſt entwickelnden Begriff, an die nachweisbare Nothwendigkeit, an den immerwährenden Fortſchritt, indeß die Aeſthetik mit ihren dürftigen Begriffsbeſtimmungen, ſich den unerklärten Wundern des menſchlichen Innern nicht etwa zu nähern — was erlaubt, ja wünſchenswerth wäre — ſondern ſie vollſtändig zu erreichen meint. Ich nenne die Erſcheinungen des Gemüthes wunderbar und unerklärlich wegen ihrer Zuſammenſetzung ins Unendliche, oder, wenn man lieber will, wegen des Zuſammenwirkens unberechenbarer und unzählbarer Faktoren. Es iſt mit der Kunſt in der moraliſchen Welt nicht anders, als mit dem, was wir in der phyſiſchen: Leben, nennen, deſſen Abbild und Gegenbild im Geiſtigen ſie iſt. Durch dieſes Verfahren verliert die Geſchichte ihren praktiſchen Werth, indem ſie den Zuſammenhang der Begebenheiten von der ſichern Erde weg in ein höchſt unſicheres und zweifelhaftes Mittelreich verlegt und das Streben in ein Zuſchauen verwandelt. Die Aeſthetik wird hemmend, da ſie das Zuſammenſpiel aller menſchlichen Kräfte der Geſetzgebung einer einzelnen, der Denkkraft, unterwerfen will, die zwar alle andern überwachen ſoll, aber nur da entſcheidende Macht hat, wo auch die Gründe und Fälle der Entſcheidung auf ihrem eigenen Gebiete vorkommen. Daß, nachdem man die Methode Hegels verworfen hat, man noch immer ſeine Reſultate beibehält, liegt einerſeits darin, daß die gegenwärtige Generation unter dem Einfluß ſeines Syſtems herangewachſen iſt, anderſeits aber darin, daß dieſe Reſultate der menſchlichen Eitelkeit ſchmeicheln.

Alle Bildung geht ſchrittweiſe. Jeder Sprung, wenn er ein wirkliches Vorwärtskommen ſein ſoll, muß zurückgemacht und das Vorwärts ſchrittweiſe noch einmal durchgemacht werden. Siehe z. B. die Revolution der neunziger Jahre. Selbſt das Chriſtenthum, ſcheinbar der grellſte Abſchnitt, der unſere ganze Geſchichte in ein Dieſſeits und Jenſeits theilt, iſt keineswegs ſo verbindungslos, als man glauben will.

Freilich, wenn man die Chriſtuslehre mit dem Saturn zuſammenhält, der ſeine Kinder frißt, und dem Jupiter, der aus Liebe zum Stier wird, iſt der Abſtand bedeutend genug, aber Sokrates und Plato, Confucius und Zoroaſter, das Judenthum abgerechnet, liegen als Mittelglieder dazwiſchen. Oder glaubt man, daß, ehe dieſe Vermittlung eintrat, etwa zur Zeit des Miltiades oder Tullus Hoſtilius, des Feridun, und, wie die Leute alle heißen, eine Ausbreitung des Chriſtenthums möglich geweſen wäre?

Abendländiſche rohe Kraft in Verbindung gebracht mit einer morgenländiſchen ſpitzfindig-aſcetiſchen Religion; Brutalität moderirt durch Abſurdität; aus dieſem Geſichtspunkte erklärt ſich das ganze Mittelalter ſo bis aufs Kleinſte, daß alle weitwendigen Forſchungen der neueſten Zeit als ein reiner Luxus erſcheinen. Damit ſind dieſer Uebergangsperiode nicht alle guten Seiten abgeſprochen. Der Menſch iſt immer von Gott, aber die Zeit war des Teufels.

Religion iſt die Poeſie der unpoetiſchen Menſchen.

Der Ausſpruch jenes Kirchenvaters: credo quia absurdum, hat eine richtige Bedeutung. Der letzte Zuſammenhang der Dinge mußte allerdings dem Menſchen, als weit über ſeine Vernunft reichend, abſurd vorkommen. Warum man aber von den vielen möglichen Abſurditäten gerade die eine mehr als eine andere glauben ſoll, wird dadurch freilich nicht entſchieden.

Religioſität iſt die Weingährung des ſich bildenden, und die faule Gährung des ſich zerſetzenden Geiſtes.

Der Thierdienſt mancher alten Völker (ſelbſt mancher gebildeteren, wie der Egyptier) iſt ſo unbegreiflich nicht, als es beim erſten Anblicke ſcheint. In ganz rohem

Zuſtande wird nämlich der Menſch durch ſeine noch unentwickelte Vernunft in Manchem offenbar unſicherer geleitet, als das Thier durch ſeinen unfehlbaren, ohne Ausbildung vollkommenen Inſtinkt. Wohnungen bauen, Wurzeln ausgraben, fiſchen, jagen u. ſ. w. hat wohl der Menſch eher von den Thieren, als dieſe von jenem lernen können. Dadurch muß der ganz rohe Wilde die Thiere wohl in Vielem als ſeines Gleichen, in manchem ſogar als ſeine Beſſern erkennen. Worin ſie unter ihm ſind, kann er kaum früher bemerken, als bis einige von ihnen ihm Nachbarn und Hausgenoſſen geworden ſind. So entſteht Ehrfurcht für die Thiere, Verehrung. Wenn die Völker in der Folge ſich mehr bilden, ſo verſchwinden die mythiſchen und religiöſen Vorſtellungen ihrer Urzeit darum nicht, ſie modificiren ſich nur und erhalten den Reiz des Geheimnißvollen durch das Vergeſſen des Grundes ihrer Entſtehung. Was vorher im buchſtäblichen Sinne für wahr galt, gilt nun im Symboliſchen, und bleibt nun brauchbar für alle Zeiten. Auf dieſelbe Art erklärt ſich das Lächerliche alles alten Götterdienſtes. Es ſind Ueberbleibſel unvordenklicher Zeit, an denen die Nachwelt gebildet, geſtaltet, zugeſchnitten hat, immer aber den Kern ſchonen mußte, der eben das Göttliche enthielt. Das Welt-Ei, der Stein des Saturn und die Sichel des Zeus, galten gewiß einmal buchſtäblich, erſt in der Folgezeit wurden ſie Symbole, und am Ende lächerlich, weil jedes Sinnbild es iſt, dem man den Sinn nimmt.

Der Grundfehler bei allen dieſen Mythenerklärungen iſt, daß man ſie von vornherein als ein Ganzes betrachtet, was grundfalſch iſt. Ein Geiſt, der, im Mittelpunkt ſtehend, die Mythen nur als Verſinnlichung der einzelnen Lehrſätze gebraucht und betrachtet, hätte bald dieſe Mythen ſelbſt weggeworfen und die Wahrheit offen und deutlich ausgeſprochen ohne Furcht, dadurch beim Volke anzuſtoßen, das leichter eine nackte Wahrheit begreift, als ſich aus freier Fauſt ein Faktum aufheften läßt. Dieſe Mythen ſind einzeln erfunden, ſtehen urſprünglich miteinander in keinem Zuſammenhang, haben mitunter ſo viel lehrhafte Bedeutung, als eine mäßige äſopiſche Fabel, wirken als Faktum und nicht als Theorem, und werden erſt beim Fortſchreiten der Bildung in Verbindung gebracht und aus der gegenſtändlichen Geltung in die ſinnbildliche übertragen. Thor iſt ſchon als rüſtiger Kämpfer göttlich genug für eine Zeit, die nichts Höheres kennt, als Kampf und Rüſtigkeit.

Der Hauptirrthum bei Beurtheilung der alten Religionen beſteht darin, daß man ſie ſchon vornherein für ein Ganzes nimmt, indeß ſie doch, einige allgemeine Nationalübereinſtimmungen vorausgeſetzt, atomiſtiſch aus einzelnen Sagen, Zuthaten, Tempelwundern und Prieſterlügen ſich heranbilden. Dann, daß man die ſpätere Bedeutung und Symbolik der Kultusobjekte ſchon auf ihr erſtes Vorkommen in den Anfängen der Religion überträgt, indeß ſie hier doch nur in ihrer roheſten Geltung zu nehmen ſind, ſo daß die Bedeutſamkeit wie die Gliederung erſt als die Frucht jahrhundertlangen Beſtehens angeſehen werden müſſen.

Es iſt nicht wahr, daß dieſen uralten Religionen pantheiſtiſche, kosmologiſche, aſtronomiſch-phyſikaliſche Andeutungen zu Grunde liegen. Sie ſind von vornherein roher

Unſinn von und für Barbaren; erſt die vorgeſchrittene Bildung der Nachkommen hat in das ererbt Heilige, bildlichen Zuſammenhang hineinzudeuten geſucht.

Es iſt das ſchreiendſte Mißverſtändniß, wenn wir die Götter der Alten mit unſerm Gott vergleichen. Die Götter waren nicht das Höchſte; über ihnen ſtand das ewige Recht. Das haben wir perſonificirt und nennen es: Gott. Die Götter ſollten nie als Muſter des Wandels dienen, ſie waren nur die Natur mit ihren Gewalten. Das Recht war als gewiß erkannt in des Menſchen Bruſt, ſein Zuſammenhang mit einer höhern Quelle ward geahnet und dunkel angedeutet, aber man beſchied ſich, daß eine Erkenntniß davon nicht möglich.

Strenge Vollzieher des Rechtes waren die unterirdiſchen, die alten Götter. Sie hatten kein Mitleid, aber auch keinen Haß. Den neuen Göttern war beides. Sie hatten die Rolle des Gefühls. Sie waren die Verſöhner und Verſucher der Chriſten in Einer Perſon.

Iſt denn die heidniſche Weltanſicht nicht wahr? Das Leben gibt dir nichts! Falſche Götter herrſchen drin! Nichts bleibt dir treu, als dein Selbſt, wenn du ſelbſt ihm treu bleibſt.

Als ob der jüdiſche Monotheismus minder eine Abgötterei geweſen wäre, als der griechiſche Polytheismus, und Jehova minder ein anthropomorphitiſcher National-Abgott, als Zeus, Pallas, Aphrodite ꝛc.? Vergißt man denn immer, daß die griechiſchen Gottheiten eigentlich gar keine Götter (Gott nach unſern Begriffen genommen) waren, ſondern Dämonen, Elohim, die wohl über die Menſchen geſetzt waren und die Erſcheinungen des Luftkreiſes regierten, aber ſelbſt unter einem höheren Geſetze ſtanden, und, ſtatt das All hervorgebracht zu haben, vielmehr ſelbſt von ihm und ſeinen Stellvertretern hervorgebracht worden waren. Wenn wir ſie Götter nennen, haben wir ihr Weſen ſchon mißverſtanden, wir ſollten ſie eigentlich Naturgeiſter nennen. Das Unausgeſprochene, Unerklärte, Vorausbeſtimmende, das, als über dieſen Dämonen Waltende Homers Zeus ſo häufig bekennt, das können wir unſerm Gott parallel ſetzen, und das war offenbar etwas Höheres und Würdigeres, als der bornirte jüdiſche Winkel-Gott.

Das indiſche Brahm kann für einen Gott (für Gott) gelten, ebenſo vielleicht das Zeruane Akerene der Parſen, aber die θεοί der Griechen würde man vielleicht ſachrichtiger mit: die Göttlichen, überſetzen, als: die Götter.

Der gerühmte Monotheismus der Juden rührt vielleicht nur daher, daß ſie urſprünglich ein vereinzelter, verachteter Stamm waren, der ſich gar nicht getraute, anzunehmen, daß mehr als Ein himmliſches Weſen ſich ſpeziell um ſie bekümmern ſollte. Es iſt derſelbe Separatismus, der ſie das ganze Menſchengeſchlecht von einem einzigen Menſchenpaare herleiten ließ. In ſeiner Urſprünglichkeit kommt dieſer Glaube etwa noch bei Jakob und ſeinen Söhnen vor. Die moſaiſche Anſicht iſt ſchon eine erweiterte, als ſie ein Volk unter Völkern geworden waren. Aber auch damals bezweifelten ſie die fremden Götter nicht.

ſie hielten nur ihren Gott für den mächtigſten und höchſten. Sie waren übrigens eiferſüchtig auf ſeinen Alleinbeſitz, und es fiel ihnen nie ein, fremde Völker an ihm Theil nehmen zu laſſen. Der Monotheismus als veredelter Fetiſchismus war in den urälteſten Zeiten wahrſcheinlich häufiger, als man zu glauben geneigt iſt.

Das Chriſtenthum iſt ſeiner früheſten Beſchaffenheit nach offenbar nur als Sekte berechnet. Es hat all das Abgeſchloſſene, ſich Ausſchließende, Ueberſpannte, aber auch Liebenswürdige, das von jeher den „Stillen im Lande“ eigen war. Das Papſtthum wußte aus dem einfachen Grundſtoffe allerdings etwas zu machen, wodurch dieſe Lehre, obgleich mit Aufopferung ſeines beſten Theiles, eine Weltreligion für liebende und haſſende, hoffende und fürchtende Menſchen werden konnte. Der Proteſtantismus hingegen hat das Chriſtenthum als Religion von Grund aus und unwiederbringlich zerſtört.

Das Evangelium Johannis hat einen Punkt der Sonderbarkeit, der mir bisher nicht genug hervorgehoben erſcheint. Die Hinneigung zum philoſophiſch-myſtiſchen Geſchwätz in ſeinem Lieblingsjünger mußte Chriſtus doch bekannt ſein, und da iſt denn zu verwundern, daß er ihm nicht geſagt: Freund, laß dieſe Thorheiten und halte dich gleich mir an die Sache, um ſo mehr als ſie eine göttliche iſt und deine Phraſen nur menſchliche Spitzfindigkeiten. Hat er ihn aber davon nicht abgemahnt, ſo dürfte er wohl ſelbſt nicht ohne Zuſammenhang mit der Philoſophie ſeiner und der vorhergegangenen Zeiten geweſen ſein, ſo daß das Urſprüngliche ſeiner Lehre und Haltung in eine etwas ſchiefe Stellung geriethe.

Man hat die chriſtliche Religion ſo oft als die Haupturſache der neuern Bildung, als ihre letzte und weſentliche Bedingung bezeichnet. Sie iſt es auch, aber nur negativ. Die chriſtliche Religion hindert nämlich keine Art der Bildung, und das zwar darum, weil ſie außer dem vortrefflichen Satze: liebe Gott über Alles und den Nächſten, wie dich ſelbſt, durchaus nichts Feſtes in ihren Anordnungen hat. Sie bereitet daher allerdings durch ihren Charakter einer allgemeinen Humanität der Bildung den Weg, dann aber geht ſie ihr nach, ſtatt ihr vorzugehen, und wird ſelbſt gebildet, ſtatt andere zu bilden. Daher war das Chriſtenthum in ſeinen Anfängen quietiſtiſch und ſeparatiſtiſch, ſpäter ſektireriſch, im Mittelalter roh und abgöttiſch, dann grauſam und fanatiſch, und erſt in der neueſten Zeit hat es mit der Bildung Frieden geſchloſſen, aber ſehr auf eigene Koſten.

Die chriſtliche Religion hat das vor allen andern voraus, daß ſie ſich ſo leicht allen Kulturſtufen, gewiſſermaßen ſogar den höchſten anpaßt. Dieß rührt von dem Unbeſtimmten ihrer Lehrſätze und Vorſchriften her, das wieder in dem Fragmentariſchen ihrer heiligen Schriften ſeinen Grund hat. Ihre Moral iſt, wenn auch überſpannt, doch gut und löblich, ihre Mythen kann man ſymboliſch nehmen, wenn ſie Einem krud nicht anſtehen, und der ſchrankenloſe Geiſt iſt endlich froh, ſich durch etwas Poſitives zu beſchränken, beſonders wenn die Schranke nicht gar zu unverrücklich iſt. So könnte man wohl ſagen, die chriſtliche Religion werde dauern bis ans Ende der Welt. Wenigſtens wird ſie nicht leicht von einer andern verdrängt werden.

Das Chriſtenthum iſt die Religion der Melancholiker und Hypochondriſten. Wenn dagegen der Islam das Phlegma begünſtigt und der Judäismus ſeinen Anhängern eine gewiſſe choleriſche Heftigkeit mittheilt, ſo kann man den griechiſchen Heiden wohl recht gut den glücklichen Sanguiniker nennen.

Wenn man die praktiſche Seite des Heidenthums mit der des Chriſtenthums in zwei Worten vergleichen wollte, könnte man ſagen: das Heidenthum hielt den am höchſten, der die meiſten Vorzüge, das Chriſtenthum den, der die wenigſten Fehler hat.

Das Gräßliche in der neueſten Religioſität oder der Religioſität der Gelehrten iſt, daß ſie von einem theoretiſchen Bedürfniß ausgeht. Sie wollen das Geheimniß des Werdens, das Weſen der Subſtanz, das Verhältniß der Nothwendigkeit zum Willen einſehen, indeß der Kern des Chriſtenthums kein theoretiſcher, ſondern ein praktiſcher iſt. Zwar nicht die Moral, wie die Aufklärung meinte, wohl aber die Heiligung, die Rehabilitirung des Menſchengeſchlechtes, die Austilgung der böſen Anlage, die durch die Erbſünde in unſer Thun und Wollen gekommen ſein ſoll. Wenn der Zweck Jeſu die Erleuchtung des Verſtandes geweſen wäre, ſo läge der Haupteinwurf gegen die Göttlichkeit ſeiner Sendung in dem Unzureichenden ſeiner Erklärungen.

Es iſt in neueſter Zeit ein großes Gejammer über die an verſchiedenen Orten auftauchenden Verſuche, antiquirte Confeſſions- und Aberglaubens-Elemente wieder ins Leben zu rufen. Die Sache iſt für den Augenblick wohl unangenehm genug. Manches und mancher Vernünftige dürfte ſich dadurch in der Gegenwart auf eine betrübende Art geſtört und gehemmt finden. Für die entferntere, ja für die nächſte Zukunft iſt daraus aber durchaus kein Schaden zu beſorgen.

Warum für die ſittliche Verbeſſerung des gegenwärtigen Zeitalters auf dem Wege der poſitiven Religion durchaus nichts zu hoffen iſt, liegt in dem Aphoriſtiſchen und rein Gelegenheitlichen der heiligen Schriften des Chriſtenthums. Dieſe Religion hat keinen abgeſchloſſenen Codex ihrer Lehren, wie der Koran oder die moſaiſchen Bücher ſind. Erſt die Zuſammenfaſſung und Auslegung einer Kirche bringt Ganzheit und Zuſammenhang in die Maſſe von Andeutungen, Parabeln, ſcheinbaren Widerſprüchen und Uebertreibungen. Nun wird aber keine Macht des Himmels und der Erde unſere pragmatiſche, auf Unterſuchung, Verfeinerung, Luxus, Gewinn, nicht bloß geſtellte, ſondern baſierte neue Zeit auf jenen Standpunkt der Unſchuld zurückbringen, um ſich fremde Auslegungen in irgend etwas blind gefallen zu laſſen. Die atomiſtiſchen Lehren und Sagen der Schriften des alten und neuen Bundes aber in ein unruhiges, zerriſſenes, eigenwilliges Gemüth gegoſſen, müſſen darin nothwendig eine ſolche Gährung, ein ſolches Hexengebräu hervorbringen, daß der unſelige Experimentator bald ſehen würde, er hätte beſſer gethan, die gefährliche Miſchung ihrer eigenen Abklärung zu überlaſſen. Wenn die franzöſiſchen Liberalen, wie es wohl theilweiſe kommen möchte, ſich auch noch auf die Religion werfen, dann erſt iſt des Unheils kein Ende und keine Hilfe. In Deutſchland iſt das Amalgam ſchon halb vor ſich gegangen, da macht es aber der Mangel an Thatkraft unſchädlich.

Der Charakter der neuen Zeit iſt der Geiſt der Unterſuchung. Theils die vorgeſchrittene Verſtandesbildung (Naturwiſſenſchaft), theils das durch Uebervölkerung geſteigerte materielle Bedürfniß, treibt unabweislich zur Analyſe, um durch Kenntniß der Gründe und Beſtandtheile hier zu neuen Entdeckungen, dort zu neuen Erfindungen und Befriedigungsmitteln fortzuſchreiten.

Wenn nun einmal der Geiſt der Unterſuchung allgemein geworden iſt, ſo ſetzt er ſich nicht leicht Schranken, am allerwenigſten aber läßt er ſich ſolche von außen und willkürlich ſetzen. Der Verſtand gibt gern zu, daß es etwas für ihn Unlösliches gibt, und erkennt daher als eine Wohlthat, wenn der für ihn unüberſchreitbare Abgrund durch ein Ehrfurchtgebietendes ausgefüllt wird, das ſeinem eigenen Weſen nicht geradezu widerſpricht, aber ein Uebergreifen dieſes Traditionellen in die von ihm erkannten Geſetze der Natur und in die Grundlagen der moraliſchen Werthbeſtimmung läßt er ſich nun und nimmermehr gefallen. Von einer Schöpfung aus Nichts, von einer Geſtaltverwandlung, einer Erbſünde und Erlöſung durch fremdes Verdienſt wird wohl ernſthaft nicht mehr die Rede ſein. Aber in einer gewiſſen magiſchen Ununterſcheidbarkeit kann das fort und fort beſtehen, ſo daß, den moraliſchen Werth des Chriſtenthums dazu genommen, dieſe Religion das Menſchengeſchlecht hoffentlich bis an ſein Ende begleiten wird. Die confeſſionellen Unterſchiede aber wieder zu beleben, dazu reicht keine Macht der Erde hin. Dazu müßte man ſie erſt lebhaft ins Bewußtſein rufen, wo ſie ſich dann in Nichts auflöſen.

Die Religion iſt endlich dahin gekommen, wo ſie eine eigentliche Wohlthat für die Menſchen wird. Daß die peinigende Lehre des Unbegreiflichen eine gegenſtändliche Ausfüllung, daß das Gute und Wahre eine objective Geltung erhält, deren ſupernaturaliſtiſche Gebilde zugleich aber nicht mehr ſtark genug ſind, um im Widerſpruch mit dem Guten und Wahren eine beſtimmende Macht auszuüben, das wäre vor der Hand der Gipfelpunkt der ſchwer erkauften Fortſchritte. Man ſollte ſich hüten, dieſes glückliche Verhältniß durch gewaltſame Verſtärkung des einen der beiden Factoren zu ſtören. Und wenn ja, eher durch ein minus des Poſitiven, als durch ein plus.

◆

Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Gleich den Gedichten fanden ſich die hier und im 8. Bande geſammelten „Studien und Aphorismen“ in dem Nachlaſſe des Dichters, ungeordnet, auf Hunderten von Blättern.

In ſeinem Stillleben, mit einer alle Fächer des Wiſſens umſchließenden Lektüre beſchäftigt, warf Grillparzer Gedanken, die ſich mächtig in ihm regten und nach Ausdruck rangen, auf das Blatt Papier, das ihm nächſt zur Hand lag, unbekümmert, was er früher ſchon auf daſſelbe verzeichnet, und ſchloß es für immer in ſeinen Schreibtiſch ein.

Es war die Aufgabe der Herausgeber, dieſe Blätter zu ſichten, und ihren reichen, mannigfaltigen Inhalt, wenigſtens annähernd, nach Fächern und Kategorien zu ordnen.

Wenn auch mancher der größeren Aufſätze augenſcheinlich für die Veröffentlichung vom Dichter ſelbſt gleich bei der Niederſchrift beſtimmt war, ſo erſcheint doch unſeres Wiſſens, mit Ausnahme einer Studie über das Drama (S. 114), welche 1838 in einer Wiener Zeitſchrift (Archiv von Kaltenbäck) zur Hälfte erſchien, und 1869 in der officiellen Wiener Zeitung reproducirt wurde, Alles was dieſer Band enthält, zum erſtenmale vor dem Publikum.

Da Grillparzer wahrſcheinlich, was er einmal aphoriſtiſch geſchrieben und zur Seite gelegt, nie wieder angeſehen, konnte es nicht fehlen, daß in dieſen Studien, welche ein halbes Jahrhundert umfaſſen, ein und derſelbe Gedanke oftmals wiederkehrt.

Die Herausgeber glaubten um ſo weniger eine Abänderung oder Kürzung vornehmen zu dürfen, als dieſe wiederholt auftretenden Gedanken eben nur beweiſen, wie unabläſſig ſie den Dichter zu allen Zeiten beſchäftigten, und ſie überdieß immer in einer andern Form und ſo mit dem ganzen Gange der Unterſuchung verwebt, wieder erſcheinen, daß ſie nicht weggenommen werden könnten, ohne die logiſch gekettete Gedankenreihe zu zerſtören.

Eine Reihe philologiſcher und äſthetiſcher Unterſuchungen über die klaſſiſchen griechiſchen Dramatiker, ſind in dieſe, für das große Leſepublikum beſtimmte Ausgabe, vorläufig nicht aufgenommen.

Wenn ſich in den Anſchauungen des Dichters manchmal Widerſprüche finden, ſo war ſich Grillparzer ſelbſt deſſen bewußt; er ſchrieb dieſe Studien weniger im

Hinblick auf Andere, als um in ſich ſelbſt über Manches ins Klare zu kommen. Folgender Ausſpruch, der ſich im Nachlaſſe fand, möge dem Leſer den rechten Standpunkt zur Beurtheilung geben:

> „Ich nehme mir vor, ohne Rückſicht auf ein Syſtem, dasjenige nieder zu ſchreiben, was mir aus ſeinem eigenen Weſen zu fließen ſcheint. Die entſtehenden Widerſprüche werden ſich am Ende von ſelbſt heben, oder indem ſie nicht wegzuſchaffen ſind, mir die Unmöglichkeit eines Syſtems beweiſen.“

Wien, Juli 1872.

Heinrich Laube.
Joſef Weilen.

Inhalt.

Seite

I. Abtheilung. Politiſche Studien 1

Fürſt Metternich 3

Zur Lehre vom Staate 20

Zur Geſchichte im Allgemeinen 35

Zur Zeitgeſchichte 42

Zur Geſchichte einzelner Perſönlichkeiten 55

II. Abtheilung. Aeſthetiſche Studien 61

Zur Aeſthetik im Allgemeinen 63

Zur Poeſie im Allgemeinen 98

Zur Dramaturgie 114

Zur Muſik 141

Zur Malerei 153

Zur Literargeſchichte 156

Aphorismen 262

I. Abtheilung.

Politiſche Studien.

Fürſt Metternich.

1839.

> Das Urtheil über Fürſt Metternich dürfte bald fertig ſein: Ein ausgezeichneter Diplomat und ein ſchlechter Politiker.
>
> Grillparzer.

Man hält den Fürſten Metternich ziemlich allgemein für einen großen Staatsmann. Ich war nie dieſer Meinung. Das iſt ziemlich gleichgiltig für das Urtheil der Welt; übrigens hindert mich auch nichts, meine eigene Meinung zu haben. Gehen wir einmal die hervorragendſten Epochen ſeiner Laufbahn durch, vielleicht daß ſich Manches zur Begründung einer ſo abweichenden Anſicht vorfindet. Vor dem Jahre 13 kann von ihm nicht die Rede ſein, denn bis dahin war ſeine Laufbahn rein diplomatiſch, und ihn für einen der gewandteſten Diplomaten zu halten, darin vereinige ich mich gern mit der allgemeinen Stimme. Die Frage iſt nur, ob er auch ein großer Politiker ſei. Im Jahre 13 nun iſt zuerſt die Allianz gegen Napoleon. Man hat darin viel Großes gefunden. Wenn man aber weiß, daß es ſich dort nur um einen Intereſſenſchacher handelte, und, wenn Napoleon ſich hätte entſchließen können, die illyriſchen Provinzen mit Trieſt an Oeſterreich zurückzugeben, letzteres ſeiner Partei treu geblieben wäre, ſo fällt das Großartige der Sache ſo ziemlich von ſelbſt weg. Das Gelingen war ein Zufall, die Schlacht von Dresden hatte entſchieden, und wenn Vandamme ſich nicht ſo unvorſichtig bei Kulm benahm, war die Allianz zerſprengt, denn nichts hätte den Kaiſer Franz abgehalten, nach ſeiner Art in vierzehn Tagen einen Separatfrieden zu ſchließen. Ein Unbilliger könnte dem Fürſten Metternich daraus einen Vorwurf machen, daß er vor ſeinem Beitritt zum Bund der Mächte nicht die Theilung der Beute im Voraus ſichergeſtellt und dadurch die ungeheure Vergrößerung Rußlands verhindert hätte, das unmittelbar nach Napoleons Sturze ſich an deſſen Stelle ſetzte, nur mit einer nachhaltigern Furchtbarkeit, eben weil dieſe nicht wie dort auf einer Perſon, ſondern auf Sachen beruhte. Dieſer Vorwurf aber wäre unbillig. Die Mächte ließen ſich ihre Succeſſe nicht träumen. Das Unerwartete, der Zufall trat ins Spiel, was aber andererſeits wieder den Anſichten und Planen der vereinigten Staatsmänner ihr Großartiges und Vorausſichtiges benimmt. Daß er dazu half, den Enkel ſeines Kaiſers zu entthronen, daran that er ganz recht, denn es galt, nicht bloß Napoleon zu ſtürzen, ſondern ſein Syſtem, das unter einem Nachfolger früh oder ſpät wieder aufgelebt hätte. Die Gründe aber, die ihn zunächſt beſtimmten, mögen wohl einer materielleren, in Zahlen auszudrückenden Natur geweſen ſein. Genz' Briefe werfen auf dieſe Seite des politiſchen Charakters unſeres Mannes ein ziemlich helles Licht. Wenn ein Vorgeſetzter die Geſchenkannahme bei Untergebenen duldet, ſo nimmt er es gewöhnlich in dem Punkte ſelbſt nicht gar genau, und der ungeheure Aufwand des Fürſten, ſein Ankauf von Gütern, er, der den Nachlaß ſeines Vaters in Cridaſtand übernahm, deutet ziemlich klar auf diplomatiſche pour boire. Doch das mag ſo Sitte ſein.

Die Einſetzung der Bourbons, die materialiſtiſche Vertheilung der Welt unter die Nachfolger und Nachahmer von Napoleons Gewaltherrſchaft ſei ihm geſchenkt, denn wer weiß, ob er dieſe Dinge gewollt und ob er ſie hätte verhindern können. Das Geheimniß der heiligen Allianz, die wohl vornehmlich auf einer romanhaften Idee Alexanders im erſten Momente des Gelingens beruht haben mag, iſt noch unerforſcht; unzweifelhaft aber iſt die diplomatiſche Geſchicklichkeit, mit der man durch Niederträchtigkeit aller Art, in denen Religion und Gewiſſensbiſſe wohl eine große Rolle ſpielen, den von Natur edeln ruſſiſchen Kaiſer bis zur völligen Sinnesänderung brachte. Aber, wie geſagt, an Metternichs diplomatiſchem Talente hat noch Niemand gezweifelt.

Daß dieſer Staatsmann nicht nur unterließ, die gute Stimmung Deutſchlands zu benützen, um die Reichskrone auf Oeſterreich zurückzubringen, daran that er recht. Wer nicht zu antworten weiß, handelt klug, der Frage aus dem Wege zu gehen. Daß er ſich aber von Preußen verlocken ließ, Oeſterreich an die Spitze der antiliberalen Reaktion zu ſtellen, Oeſterreich, das bei der Geſinnung ſeiner Völker der Streit gar nichts anging, und er dadurch die Neigung Deutſchlands in Haß und Abſcheu verkehrte, das zeigt, wie wenig großartig ſein Blick von jeher war, eng auf die Kabinette beſchränkt, und ohne Ahnung, daß die Zeit der Völkerpolitik gekommen war. Hier fing auch offenbar der nachtheilige Einfluß von Genz' auf ihn an. Dieſer Mann von hellem Verſtand, aber eine ſybaritiſche, feige Natur, als Deutſcher Pedant, trotz früherer Beweglichkeit, brachte durch den Einfluß ſeiner Unterhaltung die Idee von Syſtem in das mousseux der geiſtreichen Natur des Fürſten. Ohne Inſtruktion, von einem mehr weiblichen, taktartigen, als männlichen, denkenden Verſtande (wie er in den diplomatiſchen Geſellſchaften und Antichambern ausgebildet wird), hatte der Fürſt ſeine bisherigen Succeſſe der augenblicklich geſchickten Benützung der Umſtände zu verdanken. Nun kam ein neues Agens hinzu: Principien, von denen er bisher nichts geträumt hatte. Dieſes neue Element ſchmeichelte, weil es Würde und ſcheinbare Conſequenz in ſeine Handlungen brachte, ſeiner Eitelkeit, ſeinen ariſtokratiſchen Neigungen, denn der Aushängeſchild hieß: Beſtehen, Legitimität; ohne auf der andern Seite ſeinem aphoriſtiſchen Geiſte zu enge Schranken zu ſetzen, denn es hinderte ihn nicht, von Zeit zu Zeit mit einzelnen Intriguen dazwiſchen zu fahren und ſein diplomatiſches Gelüſten zu büßen, auf die Gefahr, durch ſolche Huſarenſtreiche all' das wieder zu zerſtören, was ein methodiſcher Gang ſeit Jahren feſtgeſtellt hatte. Hierbei kam ihm ſein an Auskunftsmitteln fruchtbares Talent zu ſtatten, das immer wieder einzulenken und aus allen Zufällen Vortheil zu ziehen wußte. So oder ſo aber blieb der eigentliche Leitſtern ſeiner Handlungen immer das Gelüſten, und ſein Haupt-, wenn nicht einziges Mittel: die Intrigue. Napoleon, der freilich ſeinen Feinden nicht gern Gutes nachredete, hat ihn auf St. Helena bezeichnet als: bugiardo, bugiardo e niente che bugiardo. Das klingt freilich hart. Wenn man aber die etwas grobe Wachſtubenſprache in Salonausdrücke überſetzt: Intriguant, Intriguant und nichts als Intriguant, ſo iſt man der Wahrheit vielleicht ziemlich nahe gekommen.

Dieſes Sich-Andichten und Verlügen von Geſinnungen und Principien hatte nun die üble Folge, daß à force de repetition der Fürſt endlich anfing, ſeine eigenen Lügen zu glauben, was immer der Zeitpunkt iſt, wo der Betrüger in den Betrogenen übergeht. Auch der Fürſt entging dieſer Klippe nicht, und der als gran tacaño anfing, hat als Don Quixote aufgehört.

Die erſte üble Wirkung dieſes Hervorſtellens legitimiſtiſcher Geſinnungen war, wie geſagt, daß es Preußen möglich wurde, den Haß des conſtitutionellen Deutſchlands von ſich auf Oeſterreich zu wälzen. Geſchah dieß nicht, ſo konnte erſtere Macht nie daran denken, unter dem Aushängſchild eines Zollvereines die politiſche Suprematie über Deutſchland ſich vorzubereiten.

Wir übergehen hier die Ungeſchicklichkeit des in dieſe Zeitfolge fallenden Vertrages mit Bayern über Salzburg und Berchtesgaden, wo der Wiener Staatsmann eine Unkenntniß der gemeinſten geographiſchen Verhältniſſe an den Tag legte und endlich zum Abſchluß der Convention ſeinen Haus- und Tiſchnarren ſendete, bloß um dem armſeligen Gecken zu einem Orden zu verhelfen. Beſagter Geck ließ ſich auch wirklich übertölpeln, was zur Folge hatte, daß die reichſten Bezirke Salzburgs nebſt ganz Berchtesgaden an Bayern kamen, ja die Oeſterreich gebliebenen Salzwerke nebſt den Betriebswaldungen ſich im Augenblicke des Abſchluſſes ſchon auf bayeriſchem Grund und Boden befanden, was eine neue Convention und neue Opfer erforderlich machte. Wir übergehen die Ungeſchicklichkeit, die Sieben-Inſeln, die (wie Metternich wenigſtens ſelbſt gegen einen venetianiſchen Bevollmächtigten verſicherte) Oeſterreich angeboten wurden, den Engländern zu überlaſſen, was den venetianiſchen Handel in einen immerwährenden Blokadezuſtand verſetzte und (wie wieder die Venetianer verſichern) jeden Aufſchwung deſſelben für alle Zeit unmöglich machte.

Nach Uebergehung aller dieſer ſecundären Griffe und Mißgriffe gelangen wir auf den zweiten Fall, wo der helle Verſtand des Fürſten ſich von Eitelkeit und aufgedrungenen Syſtemen irre, und zwar wie folgenſchwer für die Zukunft! irre leiten ließ. Es iſt dieß die griechiſche Frage. Sonderbarerweiſe hat gerade dieſes Ereigniß am meiſten dazu beigetragen, den Ruf des Fürſten als vollendeten Politiker feſtzuſtellen. Daß er von allen Staatsmännern der Einzige war, der die aus jener Verwicklung hervorgegangene Uebergewalt Rußlands vorherſah, der Einzige, der den allgemeinen Schwindel nicht theilte, das hat ihn, ſowie in jener Zeit zum Abſcheu, doch, nach ausgekühltem Enthuſiasmus, zum Gegenſtande der Bewunderung von Jung und Alt gemacht.

Laßt einmal ſehen, was an der Sache iſt! Daß er und ſein Kaiſer die Einzigen in Europa waren, die kein Mitgefühl für die Leiden der Griechen hatten, die Einzigen, bildungslos genug, um an der Erhaltung des Landes, von dem alle Bildung ausging, kein Intereſſe zu nehmen, oder endlich die Einzigen, die von vorneherein entſchloſſen waren, keinem menſchlichen Gefühl Einfluß auf den Gang ihrer winkelzügigen Politik zu geſtatten — dieſe Seite der lobenden Anerkennung wird am Ende nicht ſo beneidenswerth ſein.

Aber, wird man einwenden (obwohl es nicht wahr iſt), ſie haben gefühlt wie die Andern, aber ihr Gefühl dem Verſtande untergeordnet, die Nothwendigkeit der Erhaltung der Türkei ſammt der Größe der ruſſiſchen Gefahr erkannt, und darnach gehandelt. Das klingt ganz gut, ohne darum ein großes Lob zu ſein. Niemand, ohne beſondern Aufwand von Scharfſinn, erkennt die Gefährlichkeit der Katze beſſer, als die Maus, ſowie die Nothwendigkeit der Erhaltung von Mauerlöchern und Vorrathskammern. Jedes Land hat, wie ſeine Vorurtheile, ſo auch ſeine Wahrheiten, die Jedermann weiß, durch die beſondere Lage und das Bedürfniß belehrt, indeß ſie andern, weit vorgeſchrittenen Nationen noch lange ein Geheimniß bleiben. So iſt es in Oeſterreich mit der orientaliſchen Frage. Ein Drittheil des induſtriellen und zwei Drittheile des commerciellen Gewinnes knüpfen ſich an den Orient, und jeder Fiaker auf der Straße wird euch ſagen, wie nothwendig die Erhaltung der Türkei für Land und Leute ſei. Daß nun der Staatsmann Oeſterreichs das gewußt hat, was jeder Lohnkutſcher weiß, iſt nicht ſo bewundernswerth. Die Frage iſt aber: welche Mittel hat er ergriffen, um das drohende Unheil abzuwenden, und welche Folgen haben dieſe Mittel nothwendig nach ſich gezogen? Hier wollen wir ihn erwarten, und dann loben, wenn wir können.

Sein erſter Irrthum alſo war, daß er glaubte, es ſei möglich, die Befreiung Griechenlands zu hintertreiben. Die bejahende Antwort auf dieſe Freiheitsfrage war zu einem Völkeraufſchrei geworden, und keine der Regierungen Europa's hätte es wagen dürfen, der allgemeinen Stimme der civiliſirten Welt dieſe Genugthuung zu verſagen. Aber Metternich, unbelehrt durch die franzöſiſche Revolution, durch den ſpaniſchen und den deutſchen Befreiungskrieg, war mit ſeiner Politik noch immer in der Zeit zurückgeblieben, wo die Kabinette in ſtrenger Sonderung von den Völkern daſtanden, wo man nur die Maitreſſe des Fürſten oder den Kammerdiener des Günſtlings beſtochen zu haben brauchte, um jedes politiſchen Erfolges ſicher zu ſein. Oder vielmehr ſein ganzes Beſtreben ging dahin, dieſe Zeit des diplomatiſchen Schachſpiels wieder zurückzubringen. Er glaubte ſie alſo ſchon zurückgebracht und verzweifelte daher nicht an der Möglichkeit des Gelingens. Dieſen Irrthum wollen wir ihm verzeihen; als aber die Erfahrung die Unmöglichkeit der Verwirklichung ſeiner Conſervativpolitik gezeigt hatte, welche Thorheit, welcher Aberwitz, ſich von der orientaliſchen Frage, einer Lebensfrage für Oeſterreich, entweder aus gekränkter Eitelkeit ſelbſt auszuſchließen oder aus Ungeſchicklichkeit ausſchließen zu laſſen. Der Mißgriff wirkte nach zwei Seiten: Einmal gab das Nichtanſchließen Oeſterreichs an die allgemeine Forderung der Pforte Muth zum Widerſtand und führte dadurch den ruſſiſchen Feldzug herbei. Zweitens beraubte ſich Oeſterreich durch ſein Ausſchließen von der Procedur auch ſeines Votums bei der Entſcheidung, und mußte ruhig mit anſehen, wie der Vertrag von Adrianopel die Selbſtſtändigkeit der Türkei auf immer vernichtete. Der Fürſt hat ſich in ſpäterer Zeit, bei Entſtehung der Dampfſchiffahrt, mit wohlgefälligem Lächeln die neue Handelsverbindung als ſeine Idee zuſchreiben laſſen. Hätte er bei Gelegenheit der griechiſchen Frage eine Ahnung gehabt, daß die Donau etwas anderes ſei, als ein großes Waſſer, das beim Ausgange des Winters große Verheerungen anrichte, er würde nicht unthätig geblieben ſein bei einer Verhandlung, die den Ruſſen das Donau-Delta und dadurch das Schickſal des Donauhandels, für immer in die Hände gab.

Die nächſte Reihenfolge trifft nun die Julirevolution. Dieß Ereigniß war zu drohend, nicht nur für die abſoluten Staaten, ſondern für die ganze Welt, als daß man es nicht verzeihlich, ja klug finden ſollte, wenn die drei Mittelmächte, für den Augenblick ihre gegenſeitigen Beſchwerden vergeſſend, ſich zu einem engen Bündniß gegen das in der Entwicklung begriffene Monſtrum vereinigten; vorausgeſetzt, daß jeder der Theilhaber klug genug war, nach Vorübergehen der Gefahr, wieder ſeine perſönlichen Intereſſen zu beſorgen, und die nicht weniger monſtroſe Verbindung geheimer Feinde unter einander wieder aufzugeben. Aber auch abgeſehen von der Verſäumung dieſes Zeitpunktes, ließ ſich der Fürſt gleich anfangs zwei unerſetzliche Fehler zu Schulden kommen. Beide betreffen die inneren Verhältniſſe Oeſterreichs, und ſind daher bei der Abſchätzung des Ruhmes unſeres Mannes von Ausländern nie gehörig gewürdigt worden.

Oeſterreich war die erſte Macht, welche unmittelbar auf die Nachricht von der Julirevolution ihre Militärmacht verſtärkte. Dieſe Vermehrung war unnöthig, den aufrichtigen Bund der drei Mächte vorausgeſetzt; unzureichend, wenn Rußland eine Doppelrolle ſpielen wollte; in einem und andern Falle aber für die Finanzen verderblich. Oeſterreich, durch abſurd unternommene und geführte Kriege, durch eine geiſtloſe Verwaltung zu Grunde gerichtet, durch wiederholte Bankerotte um alles Vertrauen gebracht, hatte eben im Jahre 1830 angefangen, ſich aus ſeiner Zerrüttung zu erholen. Das Budget dieſes Jahres bot, ſeit einem Menſchenalter zum erſtenmal, einen unbedeutenden Ueberſchuß der Einnahmen über die Ausgaben dar.

Dieſe günſtigen Ausſichten wurden durch die neuen Rüſtungen für alle Zukunft zerſtört. Der vermehrte Militäretat, in den der Adel ſehr froh war, ſeine jüngeren Söhne unterzubringen, oder für die ſchon untergebrachten ſchnelle Avancements zu erhalten, vermehrte die nur durch Anlehen zu deckenden Auslagen dergeſtalt, daß Oeſterreich nach Verlauf von neun Jahren ſeine Staatsſchuld um 200 Millionen vergrößert und ſich der Lage nahe gebracht ſah, neue Anlehen, bloß zur Deckung der Zinſen, aufzunehmen, was, wie man zugeben wird, bereits der ausgeſprochene Bankerott iſt. Aber noch nicht genug! Die Unmöglichkeit, die vermehrte Laſt zu tragen, machte eine nur allmählige Reduktion des Heeres zur unerläßlichen Nothwendigkeit, und heute, am Schluſſe jener neun Jahre, wo die orientaliſchen Verwicklungen die Stütze einer Armee gebieteriſch forderten, ſieht ſich Oeſterreich, wie beim Beginne, wieder ohne ſchlagfertige Heeresmacht, aber auch ohne Geldmittel, eine ſolche ins Feld zu ſtellen! Man wird einwenden: die jetzige Gefahr iſt groß, aber die damalige war es nicht minder. Was hätte man thun ſollen? Antwort: was Preußen gethan hat, das auf ſeiner Hut war, aber nicht um einen Thaler mehr ausgegeben hat, als ſeine finanzielle Lage erlaubte. Aber freilich haben dafür ſeine Staatsmänner der Eitelkeit entbehrt, die Schiedsrichter von Europa zu heißen, und den Schuldenmachern zu gleichen, die, indem ſie das Gold mit vollen Händen wegwerfen, dafür von dem Pöbel als wichtige Leute angeſtaunt werden.

Hatte den einen Fehler die Eitelkeit begangen, ſo beging den andern der Schreck. Ungarns wurmſtichige, zeitunangemeſſene Conſtitution durch allmähliges Ignoriren nach und nach außer Uebung zu bringen, war ſeit jeher eine der Hauptaufgaben der öſterreichiſchen Staatskunſt geweſen. Wenn der Billigkeitsſinn einerſeits der Willkür abgeneigt iſt, ſo mußte er andererſeits wohl erkennen, daß in der egoiſtiſch-ariſtokratiſchen Tendenz eines ungariſchen Landtages wenig Heil für das Beſte des Landes zu erwarten und — Willkür gegen Willkür — ſelbſt der vorübergehende Druck eines einzelnen Gewaltherrſchers noch leichter zu ertragen ſei, als der durch Privilegien verewigte einer unwiſſenden, rohen, hab- und machtgierigen Adelsclique, die nur in der Niederhaltung jeder Entwicklung eine Bürgſchaft für ihre unſinnigen Vorrechte finden konnte. Daſſelbe Syſtem hatte Kaiſer Franz während einer dreißigjährigen Regierung befolgt, Landtage wurden ſelten gehalten, Rekruten ohne Bewilligung der Stände ausgehoben, die unbedeutenden Geldbeiträge gingen unregelmäßig ein. Man murrte dagegen in Adelsconventikeln, ſchmähte, ließ ſeinem Unmuth gegen die ſogenannten Schwaben (Deutſche) freien Lauf, und hatte ſich endlich daran gewöhnt. Da kam die Julirevolution. Im erſten Schreck wußte die Regierung (und das war Metternich in allen Staatsrechtsfragen) kein beſſeres Mittel, als dem auftauchenden demokratiſchen Princip ein ariſtokratiſches entgegenzuſetzen. Landtage wurden wieder gehalten, die ungariſche Conſtitution mit Bewußtſein der Lügenhaftigkeit belobt (habetis bonam constitutionem, ſagte Kaiſer Franz, et non tenebo illam), und ſo ging der Unſinn ſeinen erneuten Gang. Ja man vergaß ſogar der Rückwirkung, welche die durch die Julirevolution rege gewordenen Ideen auf den ungariſchen Adel ausüben mußten, der unſcharfſichtig genug iſt, um gar nicht zu begreifen, daß ihr Fall gerade das Gegentheil der franzöſiſchen Freiheits- und Gleichheitsfrage iſt. Weil ſie Reden hielten, ſchrieen und Oppoſition machten, wie die franzöſiſchen und engliſchen Liberalen, ſo hielten ſie ſich für Freiheitsmänner und Liberale, wie jene. In dieſem Lärm nun trotzten ſie der Regierung ein Zugeſtändniß nach dem andern ab, und wenn die Ausbeute gleich jedes Einzelnemal nicht bedeutend iſt, ſo wird ſie doch im Laufe der Jahre zu einer Maſſe anwachſen, gegenüber welcher die Ausübung einer geordneten Staatsgewalt nicht ferner möglich iſt.

Wie viel zu weit man nun aber auch in der erſten Furcht vor jener Revolution gegangen ſein mochte, gerecht war, auf das gehörige Maß zurückgebracht, die Beſorgniß allerdings, und klug, daß man ſich gegen mögliches Weitergreifen ſtärkte und verbündete. Nur hätte man, als die Furcht vorüber war, nicht den Haß an deren Stelle ſetzen und aus Kaſtengeiſt dem Manne ſein Amt erſchweren ſollen, dem es gelungen war, den überſchwellenden Strom in ſeinen natürlichen Ufern zurückzuhalten. Statt deſſen benützte man jeden Anlaß, um den Bürgerkönig fühlen zu laſſen, welcher ungeheure Unterſchied zwiſchen ihm und den Tröpfen von Gottes Gnaden befeſtigt ſei, um die Nationaleitelkeit der Franzoſen bis aufs Innerſte zu kränken, gerade als ob die Aufgabe geweſen wäre, einen Ausbruch herbeizurufen, ſtatt ihn zu hintertreiben.

Wenn Rußland ſo handelte, war es gewiſſermaßen natürlich, denn es wollte die Zerwürfniß. In Preußen iſt einmal das Ruſſiſch-Thun und die Großſprecherei zu Hauſe. Oeſterreich aber hätte begreifen ſollen, daß vielleicht in kurzer Zeit Frankreich in der orientaliſchen Frage dieſelbe Rolle ſpielen werde, die es, Oeſterreich, ſelbſt in der Julifrage ſpielte, die Rolle des mindeſtbetheiligten Schiedsmannes. Statt deſſen wurden die Abgeſandten Louis Philipps in den Salons des Fürſten Metternich von deſſen eigenen, plump-hochmüthigen, verſtandloſen Gemahlin öffentlich beſchimpft, man ergriff jede Gelegenheit, um die Erinnerung an die vom Throne gefallene — geſtürzt wäre ein zu heroiſcher Ausdruck — alſo vom Throne gefallene Dynaſtie wach zu erhalten, ja als Louis Philipp, der Pacificator von Europa, den Bund mit dem Beſtehenden durch eine Heirath ſeines Thronfolgers mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin beſiegeln wollte, ſchlug man ihm nicht etwa die Hand dieſer Prinzeſſin ab — das wäre der blinden Leidenſchaft, dem ariſtokratiſchen Hochmuth, der hohlen Theoriemacherei zu wenig geweſen! — nein, man ließ ihn nach Wien kommen, gab das Mädchen dem Freiwerber, der kurz vorher erſt eine Schweſter des Prinzen plantirt hatte, und ſchickte ihn ſo beſchimpft und verſpottet nach Hauſe. Man benahm ſich, als ob man alle Prinzeſſinnen von Europa unterm Verſchluß hätte, als ob man eine Heiraths-Continentalſperre auf gut Napoleoniſch gegen das neue Königshaus verhängen könnte.

Was Oeſterreich zurückwies, nahm Preußen an. Geſchah es mit beiderſeitiger Einwilligung oder ſpielte Letzteres dabei ſeinen hohen Alliirten ein Stückchen aus der Taſche, genug, es geſchah, und die Einwirkung auf die Politik ließ nicht lange auf ſich warten. Preußen ernannte ſeinen Geſandten in Paris zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, fing an, in den Tuilerien ſich als eine verwandte Macht zu benehmen, die Invectiven gegen Frankreich hörten auf, kurz, die Zeichen einer Annäherung waren nicht mehr zu verkennen. Da mußte Rath geſchafft werden! Der deutſche Zollverband noch von früher her, jetzt die Ausſicht auf ein Bündniß mit Frankreich in der nächſten Zukunft, wozu noch eine kleine Rancune über die Zillerthaler Religionsgeſchichte kam. Was war nun gleich dagegen anzuzetteln? Die Hermeſianiſche Ketzerei bot ſich da, wie gerufen.

Der Fürſt hatte von jeher geliebt, ſich mit Lumpen aller Art zu umgeben. Die vorzüglichſte Rolle darunter ſpielten die Renegaten und Convertiten, überhaupt die Ueberläufer religiöſer und politiſcher Gattung. Wer von jeher den Meinungen zugethan war, die Fürſt Metternich als ſein Evangelium predigte, den verachtete er als einen Dummkopf; hatte er doch ſelbſt dieſe Meinungen nur zum Behuf ſeiner Rolle vorangeſtellt. Wer aber von der entgegengeſetzten Partei, mit Bewußtſein der Lügenhaftigkeit, ſeines Bruches, ſeines Säckels, ſeiner Dienſtcarriere wegen, zu ihm übertrat, der galt ihm als ein kluger Mann, und verſtand er noch die Kunſt, ihn zu amüſiren — wäre es auch nur durch Schwächen geweſen, die etwas zu lachen gaben — ſo war er willkommen. Die meiſten dieſer Lumpe nun waren religiöſer Art. Daß ein dummes und bigottes Volk am leichteſten zu regieren ſei, mochte ihm wohl ſchon früh vorgeſchwebt haben, daher duldete er dieſe Energumenen ſchon zu einer Zeit, wo er ſelbſt noch ziemlich Freidenker war. Nun aber kam bei ihm nach und nach das Alter mit der Perſpective des Todes heran. Durch den Tod des Kaiſers Franz war der Hofeinfluß in die Hände der Damen des kaiſerlichen Hauſes gekommen, die, nach Art der Beſſeren dieſer Hochgeſtellten, gewohnt waren, die Langeweile eines unbeſchäftigten Lebens mit Religionsübungen auszufüllen, und — der alternde Fürſt hatte zum drittenmale geheirathet. Da der Leitſtern ſeiner Handlungen im Privat- wie im öffentlichen Leben immer das *Gelüſten* war, ſo nahm er ſich ein junges, raſches, ungebildetes, von einer hochmüthigen und bigotten Mutter geleitetes Weib. So ſehr ſich der Fürſt durch großartigen Leichtſinn und vornehmes Behagen conſervirt hatte, mußte doch mancher Wunſch der rüſtigen Magyarin unerfüllt bleiben. Um deſto mehr galt es, die erfüllbaren Wünſche zu befriedigen. Schenken, Geben, Zuvorkommen war die Loſung. Aber Hals- und Armſchmuck, Perlen und Diamanten hatte ſie zu Genügen. Was blieb da zu geben, als: zum Geburtstagsangebinde die Jeſuiten, zum Neujahrsgeſchenke die gemiſchten Ehen? Der Fürſt ward in dieſer Umgebung zum Frömmler, oder wußte wenigſtens ſelbſt nicht mehr, was er war.

In ſolcher Verfaſſung fand ihn die Kölner Angelegenheit. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man annähme, daß er die ganze Größe der Verwicklung von vornhinein durchſchaut, daß er zu einer Zeit, wo Krieg und Aufſtand von Belgien her Europa bedrohte, das Ereigniß in ſeiner nachherigen Ausdehnung gewollt habe, gewiß aber iſt, daß der erſte Anlaß dazu: die Denunciation der hermeſianiſchen Lehre in Rom, von Wien, von der nächſten Umgebung des Fürſten, mit ſeinem Vorwiſſen ausging. Er überließ ſich dabei nur ſeiner gewöhnlichen Neigung zur Intrigue, ſeiner gereizten Stimmung gegen Preußen und dem Wunſche, der drohenden commerciellen und politiſchen Vereinigung Deutſchlands unter Preußens Aegide, eine religiöſe Spaltung entgegenzuſetzen. Der gewünſchte Erfolg ſchlug jedoch gerade in ſein Gegentheil aus. Deutſchland vereinigte ſich nur noch enger zur Abweiſung der römiſchen Anmaßung, außer Bayern — und das nur für die Lebensdauer des gegenwärtigen Königs — gelang es keinen Proſelyten zu machen; Preußen — nach Abwendung der belgiſchen Gefahr — erwartete feſt und ruhig von der Zeit die Ebnung der aufgeregten Meinungswellen; Rußland ernannte aus eigener Machtvollkommenheit einen katholiſchen Metropoliten, und der römiſche Hof hat durch ſeine voreiligen und zeitungemäßen Gewaltſtreiche dieſe ſeine Gewalt für jetzt und immer zerſtört. Von dem Augenblicke, als ſich zeigte, daß er noch immer daſſelbe wolle, wie im neunten Jahrhunderte, ſtößt ihn das neunzehnte unwiderruflich zurück, und verliert er nun auch noch Spanien, ſo geht der Romanismus zugleich mit dem Abſolutismus zu Grabe.

Der Abſolutismus muß aber zu Grabe gehen, ſeit durch den Tod des Sultans Mahmud und die dadurch neu aufgetauchte orientaliſche Frage der Streit zwiſchen den abſoluten Mächten ſelbſt ausgebrochen iſt. Oeſterreich, von ſeinen Finanzen mit einem Bruche bedroht, durch ein neunjähriges Vergeuden ſeiner Kräfte mitten im Frieden erſchöpft, iſt außer Stande, gegen die Anmaßungen Rußlands irgend ſelbſtſtändig aufzutreten. Es muß ſich den liberalen Mächten in die Arme werfen, die es früher zurückſtieß, glücklich genug, wenn man es mit Verzeihung ſonſtigen Hochmuths, und ſoweit es die eigenen Intereſſen geſtatten, aufnimmt. Frankreich, an das ſich anzuſchließen man früher verſäumt, wird aus einer ſuchenden Macht die geſuchte. Der Preis der neuen Allianz wird die unbedingte Einwilligung in alles das ſein, was Frankreich und England im Sinne des conſtitutionellen Liberalismus einzurichten für gut finden. Ehe der Zuſtand der Hilfsbedürftigkeit eintrat, konnte man als Alliirter derlei Neuerungen hemmen, modificiren, nun muß man ſich ihnen fügen. Ja will man nicht ganz das Spielwerk fremder Mächte ſein, ſo wird man, wie zur Zeit von Napoleons Weltherrſchaft, ſeine Zuflucht zu den eigenen Völkern nehmen müſſen, und die gefürchteten Ideen von Nationalität, Völkerfreiheit, Mißbrauch der Gewalt werden, von der Regierung angerufen, wieder auftauchen, wie damals.

Kurz, der Fürſt Metternich muß am Ende ſeiner Laufbahn die zwei Aufgaben ſeiner conſervativen Politik verfehlt ſehen: Niederhaltung des Liberalismus und Erhaltung des status quo, namentlich der Türkei; verfehlt durch ſeine Schuld als nothwendige Folge ſeiner Maßregeln. Aber das, was Genz das „raſende Glück“ des Fürſten nennt, kam ihm auch hier zu Hilfe. Der Tod Sultan Mahmuds und die Ausſicht auf das, was kommen wird, ſchlug ihn wie ein Blitzſtrahl zu Boden. Eine alle Fakultäten des Geiſtes zerſtörende Krankheit erſparte erſtens ſeiner Eitelkeit die Demüthigung, vielleicht noch mit einem Herrn Thiers oder Guizot in freundſchaftliche, bittweiſe Correſpondenzen treten zu müſſen, und ließ ſeinen Lobrednern die Möglichkeit, ſagen zu können: Ja, wenn Metternich noch lebte, oder wenn Metternich noch geſund wäre! indeß doch die Lage ſo iſt, daß auch die höchſte Geſchicklichkeit nichts daran zu ändern vermöchte.

Wenn der hier ausgeſprochene Tadel etwa den Schein der Geringſchätzigkeit angenommen hätte, ſo muß man ſich dagegen hiemit ausdrücklich verwahren. Fürſt Metternich war von Hauſe aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entſchloſſen und muthig, der Verſtand aber, in den diplomatiſchen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr polirt, als geſtählt, mit der Spitze ritzend, ſtatt mit der Schneide trennend, und, durch eine glückliche Auffaſſungsgabe verführt, das Reſultat der Unterſuchung vor der Operation des Unterſuchens anticipirend.

Zur Lehre vom Staate.

Der Staat iſt eine *Rechtsanſtalt*, und die übrigen Zwecke der *Geſellſchaft* gehen nur nebenbei.

Beweis. Als Staat gibt er *Geſetze* und erzwingt ihre Befolgung, als Geſellſchaft überläßt er dem eigenen Ermeſſen die Benützung ſeiner Vorſorge.

Aus dem Geſichtspunkte des Staates als Anſtalt zur Sicherung der Rechte iſt die *Strafe* ein Mittel zur Abhaltung von Verbrechen. Als Mittel der *Beſſerung* gehört es zu den übrigen moraliſch-politiſchen Zwecken der Geſellſchaft.

Um vom Verbrechen abzuhalten, muß die Strafe oder vielmehr ihre Androhung einen ſtarken Eindruck auf die Phantaſie und die Sinnlichkeit machen. Der Kerker iſt ein Uebel, das ſeine ganze Schrecklichkeit erſt dem ſchon wirklich Eingekerkerten darſtellt. Im Kerker kann der Verbrecher vielleicht gebeſſert werden, er wird gewiß für die Dauer ſeiner Haft unſchädlich gemacht. Aber die Strafe will ſchon das *erſte* Verbrechen verhüten. Auch der *erſte* Ermordete hatte ein Recht auf den Schutz, nicht erſt der mögliche *zweite*.

Der Abſcheu vor der Todesſtrafe iſt nur eine Folge der Feigheit der neueren Zeit, die nichts Höheres kennt, als das Leben. Der Soldat auf dem Schlachtfeld ſtirbt einen viel gräßlichern Tod als der Verbrecher unter der Guillotine oder am Galgen. Die Schande der Hinrichtung trifft das Verbrechen und nicht den Tod. Derſelbe Monarch, der mit Zittern und Thränen ein Todesurtheil unterſchreibt, erläßt ganz ruhig eine Verfügung, die einen Krieg zur Folge hat, der tauſend Unſchuldigen das Leben koſten kann.

Wer die Geſellſchaft in ihrer Grundbedingung angreift, ſchließt ſich ſelbſt von der Menſchheit aus, die ihre Grundbedingung in der Geſellſchaft hat. Er macht ſich ſelbſt zum Thier und muß als Thier behandelt werden.

Im Staat geht es wie in der Welt: Wer nicht ſchwimmen kann, der erſauft.

Der Staat iſt eine Anſtalt zum Schutz, nicht zur Verſorgung. Helfen ſollen die Einzelnen. Was der Staat den Verhungernden gibt, muß er den Hungernden nehmen.

Der Staat kann nichts geben als Recht, denn ſein einziges Mittel iſt der Zwang.

Das Geſetz ſtraft die Verbrechen, die Natur die Ungeſchicklichkeit.

Die Frage von der Volksſouveränetät beruht auf einer Art Wortſpiel. Die Souveränetät ſetzt eine Einheit der Gewalt voraus, und dieſe eine Regierungsform: ſo daß eigentlich nur die Regierung ſouverän iſt und nie das Volk. Es iſt damit, wie mit der Berühmtheit. Der Einzelne für ſich allein iſt nie berühmt, weil er es durch Andere wird, aber er kann ſich berühmt machen, und dann iſt er es. So iſt das Volk nie ſouverän, aber es kann ſich einen Souverän geben, der es aber nur iſt, weil man ihn dazu gemacht hat.

In manchen Ländern Europa's faſelt man noch von der Möglichkeit einer patriarchaliſchen Regierung, einem blind gläubigen Zuſammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbſtbeſchränkung der Anſprüche der Einzelnen. Die Möglichkeit läßt ſich nicht ableugnen. Zahlt eure Staatsſchulden, reducirt eure ſtehenden Heere auf das Drittel und eure Abgaben auf das Fünftel, miſcht euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zu Hauſe allerdings einen ſolchen Verſuch machen. Die bisherigen geſteigerten öffentlichen Zuſtände aber bildet euch nicht ein, mit herabgeſtimmten Mitteln, die ungeheure Laſt, die ihr euch ſelber aufgebürdet, mit ſchlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt euern durch Bildung großgewordenen Nachbarn gleichſtehen, und doch in der Bildung zurückbleiben, ihr wollt tüchtige Beamte, aber keine Kenntniſſe; Staatsmänner, aber keine Geſchichte; Erfinder, aber keine Eigenthümlichkeit; Krieger, aber keine Charakterſtärke; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfſinn fordert ihr die Früchte der Weisheit.

Es iſt lächerlich, wenn man behauptet: der Menſch ſei von der Natur zum geſellſchaftlichen Zuſtande beſtimmt. Wenn die Natur das gewollt, ſo hätte ſie uns als Theilweſen gebildet, mit einzelnen Fähigkeiten und Kräften, aus deren Vereinigung erſt ein Zuſtand der Fortdauer und des Genuſſes möglich wäre. Das hat ſie aber nicht gethan, ſondern jeder Menſch ſteht als ein Ganzes da, mit allen Vermögen ſeines Bruders begabt und nur dem Grade nach verſchieden. Jeder Menſch kann als ein Einzelweſen exiſtiren. Obige Redensart iſt überhaupt Unſinn. Die Natur will alles, was der Menſch kann.

Wenn man mir vom chriſtlichen Staate ſpricht, ſo möchte ich die Gewalthaber fragen: wenn man euch einen Backenſtreich gibt, haltet ihr die andre Wange hin? Liebt ihr eure Feinde, oder ſchlagt ihr ſie nicht vielmehr todt? Setzt ihr euern Vortheil dem eurer Nächſten (der benachbarten Völker) nach? Erlaubt ihr nicht dem reichen Gläubiger, den armen Schuldner auszupfänden, wenn er deſſen Handſchrift in Händen hat? Gebt ihr den Dürftigen oder fordert ihr nicht vielmehr Steuern von ihnen? Wenn ihr nun als Staat gerade das Gegentheil von dem thut, was das Chriſtenthum lehrt, wie könnt ihr ein chriſtlicher Staat ſein? Die Einzelnen mögen, können und ſollen Chriſten ſein, der Staat iſt keine chriſtliche, ſondern eine weltliche, auf das ſtarre Recht und den Nutzen gerichtete Anſtalt. Er iſt nur in ſo fern chriſtlich, als dieſes mit dem Menſchlichen zuſammentrifft.

Es iſt ſchon darum Unſinn, von einem göttlichen Rechte zu ſprechen, weil der Begriff von Recht die Idee einer Unvollkommenheit mit ſich führt. Das Recht widerſtreitet der moraliſchen Geſetzgebung, indem es das Princip des Egoismus über das der Liebe ſetzt; indeß wir doch Alle übereinſtimmen, daß Gottes Wille gerade das Gegentheil ſei. Das Recht iſt eine Ausgeburt des Bedürfniſſes und der Verſchlechterung, daher menſchlichen Urſprunges. Gottes Wort ſagt: liebe deinen Feind; das Recht ſagt:

ſchlag ihn todt, wenn er dich beſchädigt. Gott befiehlt: ſei deinem Bruder hilfreich; das Recht erlaubt mir, meine Forderung einzuklagen, wenn der Schuldner darüber auch verhungern ſollte. Es gibt keine göttlichen Rechte. Sagt man aber, das Recht ſei von Gott, weil alles von Gott ſei; nun denn, dann iſt auch das Uebel und die Sünde von Gott, und wir wollen aufhören, ihn als den Heiligen zu preiſen.

Man beſpöttelt die Conſtitutionen, weil die Regierung nur zu häufig Mittel findet, ihren Anträgen eine Mehrheit zu verſchaffen. Die Wirkſamkeit der Conſtitutionen iſt aber nicht aus den Anträgen zu beurtheilen, die wirklich zurückgewieſen werden, ſondern aus denen, die ſich die Regierung, der Zurückweiſung im voraus überzeugt, gar nicht zu machen getraut.

Der Sinn der Conſtitutionen liegt nicht darin, daß das Volk im Stande ſei, ſich am beſten ſelbſt zu regieren. Das iſt aber höchſt ſelten der Fall, ſondern darin, daß Jedermann das Recht hat, ſeine eigenen Angelegenheiten, gleichviel, ob gut oder ſchlecht, ſelbſt zu verwalten.

Man erzählt ſich, der König von Preußen gebe ſeinem Lande eine Conſtitution. Das Ereigniß wäre welthiſtoriſch. Wichtig nicht bloß für Preußen, ſondern für den ganzen Continent. In Bezug auf Frankreich wird dadurch eine Breſche gebrochen in die feindliche Proteſtation der abſoluten Mächte gegen die dortigen Zuſtände. Die Julius-Revolution iſt anerkannt, und Frankreich tritt in die Familie der übrigen Staaten ein. Die Conſtitutionen der kleinen deutſchen Länder werden jetzt erſt eine Wahrheit. So lange die einzelnen Regierungen in ihrer Oppoſition gegen die Volksſtimme ſich durch eine überlegene äußere Macht geſchützt ſahen, mußte die Vertretung des Landes ohnmächtig bleiben und endlich zu einem Beirathe herabſinken. Rußland iſt von nun an der gemeinſame Feind. Oeſterreich, das ſeine dynaſtiſche Sicherheit in der Vereinzelung ſeiner Provinzen ſuchen zu müſſen glaubte, wird bald einſehen, daß es gegen die Anziehungskraft von außen einer Schwerkraft nach innen bedürfe, und würde, bei der Auflockerung aller andern Verknüpfungsbande, dieſe nur in einer Verfaſſung finden. Wenn der König von Preußen ſeinem Volke eine gute Conſtitution gibt, ſo iſt Oeſterreich in zehn Jahren von heute conſtitutionell.

Aber wohlgemerkt, wenn er eine gute gibt. Eine ungenügende würde ſchlimmer ſein als keine. Streng genommen, iſt der richtige Zeitpunkt ſchon verſäumt. Bei ſeiner Thronbeſteigung oder ein Jahr ſpäter würde jede Form mit Dank und Jubel aufgenommen worden ſein. Jetzt iſt das Land, oder vielmehr die Meinung ſchon in Oppoſition getreten. Die Gabe iſt nicht mehr ganz freiwillig, oder vielmehr nur in ſo ferne erzwungen, weil der König ein Ehrenmann iſt; wäre er's nicht, ſo ſtünde es ihm frei, einen König von Hannover zu ſpielen, und ich bin überzeugt, es wäre ihm nicht ſchwer geworden, die Volksſtimme niederzuhalten, ja zum Schweigen zu bringen.

Der dieſe Zeilen ſchreibt, iſt kein unbedingter Freund der Conſtitutionen, oder vielmehr er hält ihre erſte Einführung für gefährlich. Der Reiz der Ungebundenheit nach langer Bevormundung hat ſich ſchon manchem Pflegbefohlenen als verderblich gezeigt. Staatliche Grundveränderungen gleichen den chirurgiſchen Operationen: heilbringend für die Zukunft, verdoppeln ſie das Uebel für die Gegenwart, und mehr als ein Patient iſt ſchon am Wundfieber geſtorben. Der richtige Gang für jede ſolche Veränderung wäre der der engliſchen Verfaſſung.

Vom Geringen anfangend, durch das Bedürfniß vermehrt, im Gebrauche beſtätigt, ſteht endlich das Ganze als ein nothwendiger Organismus da, in dem ſelbſt die Auswüchſe durch den Zuſammenhang gerechtfertigt erſcheinen. Aber zu einer ſolchen Entwicklung aus dem Keime iſt für Preußen der Zeitpunkt verſäumt. Das Wenige genügt nicht mehr, man will etwas Fertiges, ſchon im Beginne Befriedigendes.

Woher nun den Bauplan für ein ſolches, nicht mehr natürliches, ſondern Kunſt-Produkt nehmen? Die Vernunft allein genügt bei derlei praktiſchen Dingen nicht, das hat die franzöſiſche Revolution der Neunziger Jahre gezeigt. Alſo die Erfahrung, das ſchon anderwärts, zu andern Zeiten Geſchehene: die Geſchichte.

Das juste milieu iſt freilich ein Unſinn, wenn man es als die Mitte zwiſchen zwei Entgegengeſetzten betrachtet; denn dieſe Mitte iſt die Unbeweglichkeit, die Gleichgültigkeit, die Indifferenz. Sie muß nicht die Mitte zwiſchen Negation und Affirmation, ſondern die Mitte zwiſchen der mindeſten Stufe der Affirmation und ihrem Aeußerſten ſein. So iſt die Mitte zwiſchen Tyrannei und Zügelloſigkeit nicht die Freiheit, ſondern die Geſetzlichkeit; und erſt zwiſchen Geſetzlichkeit und Zügelloſigkeit liegt mitten inne die Freiheit.

Es iſt eigentlich lächerlich, von natürlichen (angebornen) Rechten zu ſprechen; Recht iſt nichts anders, als daß ich in irgend einer Kraftäußerung von Andern nicht gehindert werden darf. Wie ſoll nun zur Natur des Menſchen gehören, was nicht in ihm, ſondern in Andern liegt? Horaz ſagt ſehr richtig: Das Recht entſteht aus dem Unrecht. Der Menſch bringt nichts auf die Welt mit, als ſeine Perſönlichkeit; die iſt aber nicht ſein Recht, ſein Anſpruch, ſondern er hat ſie, er iſt ſie ſelbſt. Wer ſich einen Eingriff darauf erlaubt, begeht ein Unrecht, denn er maßt ſich etwas an, das einem Andern gehört. Auf die äußern Dinge hat Niemand ein Recht. Wenn ich aber Mühe darauf verwende, und ſo von meiner Perſönlichkeit etwas damit verbunden habe, darf letzteres von Niemand angetaſtet werden, weil er mich ſonſt zu ſeinem Diener machen würde, wozu er keine Befugniß hat.

Nichts wird in den menſchlichen Dingen, namentlich in der Staatskunſt und der Diplomatie, ſo häufig verwechſelt, als die Verſtändigkeit und die Schlauheit. Sie unterſcheiden ſich darin, daß die Schlauheit nur das Gegenwärtige im Auge hat und Mittel ſucht, das Nächſtliegende zu Nutzen und Vortheil zu bringen, indeß die Verſtändigkeit das Gegenwärtige aus dem Vergangenen herleitet, und die wahrſcheinliche Zukunft nicht aus dem Auge verliert. Die Schlauheit iſt daher oft ſcharfſichtiger und faſt immer geſchickter, als ihr verſtändiges Gegenbild, eben weil ſie einen engern Geſichtskreis hat und man weniges leichter überſieht, als viel. Nur zu oft aber entgeht ihr der kaum errungene Nutzen, und der Held von Heute iſt das Geſpötte von Morgen. Dazu kommt noch, daß dieſe Fehler der Einſicht, denn das iſt ſie, faſt immer mit Fehlern des Charakters und des Willens verbunden ſind; vor allem Eitelkeit und Selbſtſucht.

Genau genommen, ſind alle Gräuel der Gegenwart nur dadurch entſtanden, daß der Schlechtigkeit, der Unbeſonnenheit und dem Unverſtand von unten, von oben her ſtatt dem Verſtande nur die Schlauheit entgegengetreten iſt. Louis Philipp, ein ſo verſtändiger Mann, als je auf einem Throne geſeſſen iſt, wollte endlich auch den diplomatiſchen Schlaukopf ſpielen, und er iſt darüber zu Grunde gegangen.

Der Staatsmann Oeſterreichs, durch Schmeichelei verführt, knüpfte ſo viel Fäden an, daß er ſich endlich ſelbſt in ſie verwickelte und den Staat an den Rand des Untergangs brachte. Wer wird den Wortführern der Ungarn die Schlauheit, ja die Geſchicklichkeit abſprechen? Ueber den Augenblick hinaus aber war alles Unſinn und Verrücktheit.

Ein vor Kurzem verſtorbener Monarch hat bei einer feierlichen Gelegenheit den Profeſſoren einer Landesuniverſität rundheraus erklärt: Ich brauche keine Gelehrten! Dieſem Ausſpruche hätten wir zwar entgegenſetzen können: Wenn Ew. Majeſtät keine Gelehrten brauchen, ſo brauchen wir ſie. Beſagter Monarch aber, der einen zwar wenig ausgedehnten, in ſeiner Beſchränktheit aber ganz richtigen Verſtand beſaß, hat etwas ausgeſprochen, deſſen Wahrheit nicht geläugnet werden kann: der Zweck des Staates bei Errichtung und Erhaltung der Univerſitäten iſt nicht die Bildung von Gelehrten.

Man gefällt ſich zwar in neuerer Zeit, den Staat als den Inbegriff und die Weſenheit alles Anzuſtrebenden und menſchlich Erreichbaren aufzuſtellen, wobei man ſich aber anderſeits ebenſo lebhaft gegen jene Bevormundung von Seite des Staates ſträubt, die aus einer ſolchen Anſicht nothwendig hervorgehen müßte. Dieſe Anſicht und dieſe Bevormundung fand auch wirklich in den Staaten des Alterthums ſtatt, wo Fremder und Feind, oder wenigſtens Fremder und Barbar, gleichbedeutende Ausdrücke waren. Wo der beſtimmte Staat zugleich Quelle und Hüter alles Menſchlichen iſt, fällt alles Menſchliche nothwendig in ſeine Beſtimmung und ſeinen Zweck. In neuerer Zeit aber, wo der Freizügigkeit die ganze Erde offen ſteht und man dieſen oder jenen äußern Staat leicht für einen beſſern und wünſchenswerthern erkennen könnte, als den eigenen, hat ſich der Zweck des Staates auf das reducirt, was jeder leiſten kann und muß, wenn er überhaupt ein Staat genannt werden ſoll: Sicherheit und, als an den Ort geknüpft, Förderung des materiellen Wohles. Die geiſtigen Intereſſen fallen dadurch nicht weg, aber ſie werden dem Nutzen dienſtbar, mit ihrem Ueberſchuß reichen ſie über die Grenzen des Staates hinaus und gehören der ganzen Menſchheit.

Wenn daher der Staat Unterrichtsanſtalten gründet, ſo hat er vor allem den praktiſchen Nutzen der Wiſſenſchaften im Auge. Eine Theologie, die, ſtatt die Religion zu unterſtützen, ihre Grundfeſten angriffe; eine Jurisprudenz, die den Standpunkt des Rechtes als eine dialektiſch ſich aufhebende Darſtellung, und das Verbrechen als einen Fehler im Schließen oder ein Unglück betrachtete; eine Medicin, welche, die Heilung außer Acht laſſend, ſich mit naturwiſſenſchaftlicher Spekulation abgäbe, hätten durchaus keinen Anſpruch, in den Kreis ſeiner ſpeziellen Aufgabe gezogen zu werden.

Man hat zwar ſchon den Namen Univerſität, universitas scientiarum urgirt, und daraus gefolgert, daß alles Wiſſenswürdige auf dieſen Anſtalten gelehrt werden müſſe. Das war auch der Sinn und die Abſicht bei Gründung der Univerſitäten in der letzten Hälfte des Mittelalters. Da es in jener Zeit außer den Klaſſikern und den theologiſchen Scholaſtikern keine Bücher gab, und auch dieſe nur in ſeltenen und koſtbaren Exemplaren, ſo war das Vehikel der Bildung allerdings auf die Lehrſtühle und den mündlichen Vortrag beſchränkt. Gegenwärtig aber, wo die Literatur als eine zweite Sündflut die Welt überſchwemmt und man ein Wunder von Gelehrſamkeit ſein kann, ohne je eine Univerſität beſucht zu haben, ſtellt ſich das Verhältniß ganz anders heraus. Das Wiſſen um des Wiſſens willen, wird in praktiſch vernünftigen Ländern der Buchdruckerpreſſe und dem Privatfleiße überlaſſen, und die Staatsanſtalten beſchränken ſich auf den Unterricht als Vollendung der Erziehung und als Bildung für praktiſche Zwecke.

Im Gegenſatz mit dieſer in allen Ländern Europa's geltenden Anſicht wurden nun in Deutſchland die Univerſitäten auf die Gelehrſamkeit, auf die Befriedigung der Wißbegierde, um nicht zu ſagen: wiſſenſchaftliche Neugierde baſirt. Mit dem Schimpfnamen der Brodſtudien bezeichnet, traten die praktiſchen Fächer in den Hintergrund, und Lern- und Lehrfreiheit ward das Feldgeſchrei der Schule. Was nun die Lernfreiheit betrifft, ſo iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Die Staatsanſtalten fordern bei der Aufnahme eines Kandidaten ſtrenge Fachprüfungen, und wer da ſeine Lernfreiheit nicht auf das zu Lernende gerichtet hat, fällt durch. Viel ſchreiender aber iſt der Unſinn der Lehrfreiheit. Der Schriftſteller, der für die gelehrte Welt, auf jeden Fall für Männer ſchreibt, iſt Preßgeſetzen unterworfen, die ſeine Richtung controliren und die ſchädliche beſtrafen; der Profeſſor aber, der die unerfahrene und widerſtandsloſe Jugend vor ſich hat, ſoll, verſtärkt durch das Gewicht der Autorität und der Perſönlichkeit, jede Verkehrtheit und jeden Unſinn in die empfänglichen Gemüther ſchleudern können. Auf welche Art die Lehrfreiheit zu beſchränken ſei, gehört nicht hieher — auf keinen Fall durch die Polizei — daß ſie aber in ihrer ganzen Ausdehnung nicht beſtehen könne, leuchtet ein.

Ueber Cenſur.

Nichts hat ſich in neuerer Zeit allgemeiner gemacht, als die Invektiven gegen die Cenſur. Ich bin nun gar kein Freund dieſer Anſtalt, aber die Gründe, die man dagegen anführt, ſcheinen mir höchſt ungeſchickt gewählt. Im Ganzen gehen ſie gewöhnlich da hinaus: die Cenſur ſei eine Beſchränkung des Rechtes des Menſchen, ſeine Meinung zu ſagen.

Nun finde ich aber eine Meinung, die nicht Luſt hat, ſich durch Handlungen zu bekräftigen, eine höchſt läppiſche Sache; die Handlungen finden wir aber allerwegen beſchränkt. Die Geſellſchaft, das Wohlergehen Aller hängt von dieſer heilſamen Beſchränkung ab. Wenn nun Meinungen, da ſie den Willen beſtimmen, zu Thaten führen, und gewiſſe Thaten verboten ſind, warum nicht auch die Meinungen, der Anlaß dazu? Sollte wirklich Jedermann das Recht haben, ſeine Meinung zu ſagen? Auch wenn ſie ſchädlich, zum Böſen verlockend, ſittenverderbend, das Gute verlachend, heilſame Beſchränkungen angreifend wäre?

True words are things, ſagt Byron, „Worte ſind Dinge,“ und ich glaube, er hat Recht.

Im weitern Verfolge ſehe ich nun auch, daß dieſe Vertheidiger der Meinungsfreiheit allerdings ein Recht zugeben, ſchädliche Meinungen hintanzuhalten, aber nur durch Strafe nach der Begehung (Veröffentlichung). Aber dann hat ja die Meinung ſchon ſchädlich gewirkt, man ſperrt den Stall zu, wenn das Pferd geſtohlen iſt. Dasſelbe, werdet ihr ſagen, iſt der Fall bei den Handlungen. Man beſtraft Keinen als Dieb, als wenn er ſchon geſtohlen hat. Selbſt der Mörder wird erſt als ein ſolcher behandelt, wenn die daliegende Leiche keinen Zweifel über ſeine Verſchuldung mehr übrig läßt. — Aber wäre es für die menſchliche Geſellſchaft nicht unendlich beſſer, wenn man die That verhüten könnte, ſtatt ſie zu beſtrafen? Seht ſelbſt zu, ob nicht die Freiheit unſchuldbarer Handlungen, eine Freiheit, die eben ſo unzweifelhaft iſt, als die der Meinungen, in hundert Fällen von vornherein beſchränkt wird? Man erlaubt Gifte, der Arzneikunſt und manchen Gewerben unentbehrlich, nur unter Vorſichten zu verkaufen. Das Tragen verborgener Waffen, auch als Schutzmittel, iſt verboten. Hazardſpiele, dem Beſonnenen ein unſchuldiges Vergnügen, werden nicht geſtattet. Ausweisloſe Menſchen ſehen ſich einer läſtigen Aufſicht unterworfen. Die Verirrungen mancher Genüſſe nicht nur moraliſch gemißbilligt, ſondern auch durch geſetzliche Abhaltungen hintangehalten. Dieſer Präventionszwang, dieſe verhütende Cenſur der Handlungen würde zum Beſten der Geſellſchaft bis zum eigentlichen Unmöglichmachen des Verbotenen gehen, wenn es bei Handlungen nur möglich wäre. Aber bei Schriften, bei Druckwerken iſt es möglich. Sagt ſelbſt: wäre es nicht ein Glück für die Menſchheit und die Literatur, wenn durch eine gute Cenſur jedes unzweifelhaft ſchlechte, jedes verderbliche Werk vor der Verbreitung ſchon im Keime zerſtört würde?

Es ſoll alſo eine Cenſur beſtehen? — Ja, eine gute. Da aber eine gute Cenſur nicht möglich iſt, eine ſchlechte aber verderblicher als keine, darum keine; aber nur darum. Was nun eine gute Cenſur betrifft, ſo müßte dieſe die gewöhnliche Frage: iſt dieß Werk, iſt dieſe Meinung ſchädlich oder nicht ſchädlich? vor allem ſo umſtellen: iſt dieſe Meinung wahr, oder iſt ſie falſch? Denn wäre ſie wahr und doch ſchädlich, ſo mag ſich dasjenige ändern, dem das Wahre ſchädlich iſt, denn es iſt ſchlecht, das Wahre dagegen die Quelle alles Guten. Zum Schutz des Schlechten aber, weil es einmal beſteht, das Wahre und das Gute abhalten, iſt der größte Frevel, deſſen die menſchliche Natur ſich theilhaft machen kann. Die Cenſur ſoll alſo nur das Wahre (in Künſten das Schöne, was nach den verſchiedenen Geſichtspunkten eins und daſſelbe iſt) zulaſſen, das Falſche und Schlechte aber verbieten. Nun frage ich: gibt es nicht ganze Länder, hat es nicht ganze Jahrhunderte gegeben, wo nicht Ein Menſch lebte, der das Wahre und das Schöne in allen ſeinen Formen unter allen Umſtänden zu erkennen fähig geweſen wäre? Ja hat, ſolange das ganze Menſchengeſchlecht beſteht, nur Ein Mann gelebt, der dieſe Unterſcheidungsgabe ſich in allen Fällen hätte zutrauen können? oder auch nur annähernd? Glaubt ihr, die ausgezeichneten Männer, die man noch allenfalls als Surrogat ſolcher Schiedleute zugeben könnte, würden, ſtatt ſelbſt das Wahre zu ſuchen und das Schöne darzuſtellen, ſich der geiſttödtenden Mühe unterziehen, die endloſen Akten des wunderlichen Proceſſes zu durchleſen, deſſen Ergebniß: die Bildung, die Wahrheit iſt, um bei jedem prägnanten Falle zu ſagen: mir ſcheint das ſo, mir ſcheint das anders, abzuurtheilen aber fühle ich mich nicht berufen. Und wenn dieſe ſich zurückgezogen haben, was bleibt euch übrig, als zu Miethlingen und Lohnknechten zu greifen, die wahr nennen, was bisher für wahr gegolten, und falſch, was ſie nicht verſtehen. Und dieſen nun vertraut ihr die köſtlichſten Güter der Menſchheit an, das Wahre, das Gute, das Schöne?

Es kann keine Cenſur geben, weil es keine Cenſoren gibt.

Zur Geſchichte im Allgemeinen.

Ueber den Nutzen des Studiums der Geſchichte.

Ich geſtehe, daß mich eine Art Schauder bei dieſen Worten anwandelt. Jeder Menſch erkennt ſein Leben als eine Verkettung von Leidenſchaften und Irrthümern, ſieht daſſelbe in dem Leben der Andern vielleicht in verſtärktem Maßſtabe und doch ſoll aus dem Geſammtleben der Menſchheit, dieſem Weltſyſtem von Irrthümern und Leidenſchaften, das Wahre hervorgehen, die Wahrheit. Man ſpreche nicht von den unzweifelhaften, ungeheuren Fortſchritten, die trotz ihrer Verirrungen die Menſchheit bis auf dieſen Tag gemacht hat; denn dann müßte man ja vielmehr den gegenwärtigen Augenblick ſtudieren, wo die Fortſchritte ſchon gemacht ſind, und nicht die Geſchichte, wo ſie erſt zu machen waren. Dieſer geheime Schauder nimmt übrigens dem Studium der Weltereigniſſe nichts von ſeinem Werthe, nur wird er mehr ein negativer: durch die Kenntniß deſſen, wovor man ſich zu hüten, als ein poſitiver, die Regel angebend für das, was zu geſchehen hat.

Weiter, was iſt denn Geſchichte? Was geſtern geſchehen, iſt für heute Geſchichte, ſowie was heute geſchieht, für morgen. Will man aber Geſchichte im engern Sinne, als durch die letzten Folgen belehrend, auf jene Zuſtände beſchränken, die bereits zum Abſchluſſe gekommen ſind, ſo mag man bedenken, daß nichts als abgeſchloſſen betrachtet werden kann, als was zu Grunde gegangen iſt, und eben deßhalb nur eine negative Lehre darbietet. Die Entdeckung von Amerika und das Chriſtenthum ſind noch heute nicht abgeſchloſſen, eben weil ihre Wirkungen noch fortdauern.

Nihil novi in mundo, ſagt man. In der Welt geſchieht nichts Neues. Der Satz iſt ganz richtig, eben ſo richtig als der andere: das Alte kommt nie wieder. Wer in der Zeit immer nur das Alte ſieht, iſt ein Pedant. Wer in ihr nur Neues erblickt, iſt ein Dummkopf, und ich fürchte, daß meine lieben Landsleute, die von einer neuen Welt, einer neuen Literatur, einer neuen Kunſt faſeln, ſehr in dieſes letztere Prädikament fällen. Das Alte unter immer neuen Umſtänden iſt der ewige Gang der Welt. Wer die Geſchichte richtig anwenden will, muß aus den neuen Umſtänden den alten Kern heraus erkennen und über den alten Beſtandtheilen die neue Zuſammenfügung nicht überſehen. Das iſt nicht leicht, und ein Geſchichtskenner iſt deßhalb noch kein Welterfahrner. Durch dieſe Betrachtung wird das Maßgebende in der Geſchichte ſehr ins Enge geführt und auf das unter gleichen oder vielmehr ähnlichen Umſtänden Vorkommende eingeſchränkt.

Welche Geſchichte ſoll alſo den Maßſtab abgeben? Da läge als nächſte: die Geſchichte des eigenen Volkes, die deutſche. Nur fürchte ich ſehr, daß die deutſche Nation allerdings Begebenheiten, wichtige, erhebende, großartige Begebenheiten aufzuweiſen hat, aber keine Geſchichte, inſofern dadurch ein Zuſammenhang der Ereigniſſe eine Entwicklung nationeller Anlagen und Zuſtände bezeichnet wird. Namentlich kommt das, was wir jetzt ſuchen, das Merkmal der Freiheit, nur in den abſurdeſten Verzerrungen darin vor. Um auf die früheſten Zeiten zurückzugehen (denn ſpäter erſcheint es nirgends mehr) gibt der Roman des Tacitus de moribus Germanorum keinen Anhaltspunkt, eben weil es ein Roman iſt; daß es aber ein ſolcher iſt, geht ſchon daraus hervor, daß ſeine Schilderung der Deutſchen mit denen der übrigen römiſchen Schriftſteller, des Julius Cäſar, der Beſchreiber der cimbriſch-teutoniſchen Kriege, ja mit denen des Tacitus ſelbſt in ſeinen übrigen hiſtoriſchen Schriften, durchaus nicht zuſammentrifft. Indeß wir nach dem erſtgenannten Werke uns die Deutſchen als eine einfach-verſtändige, ſich ſelber maßgebende, patriarchaliſche Nation denken müßten, kommen ſie ſonſt überall, ja in den Annalen des Tacitus ſelbſt, als ein zügelloſer, tumultuariſcher, faſt nur durch Wildheit tapferer Haufen, als eigentliche Barbaren vor. Der Hang nach Ungebundenheit iſt allen Wilden gemein. Für die Freiheit iſt aber da nichts zu lernen, wo der Begriff von Ordnung fehlt. Von da abwärts durch die Völkerwanderung, das Auftreten der Longobarden in Italien, der Franken in Gallien, der Sachſen in Britannien, beim Jornandes und Gregor von Tours, überall daſſelbe Bild von roher Gewaltthat, Grauſamkeit, ja Treuloſigkeit und Verrath. Ja ſelbſt mit der Thatkraft jener Völker iſt es übel beſtellt, die den Antrieb dazu aus der Wildheit ſchöpfen. Wir ſehen dieß, um der Deutſchen zu geſchweigen, bei den Skandinaviern, die bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte ihre deutſchen Brüder an Heldenſinn und eigentlicher Ritterlichkeit weit übertreffen, welchen Eigenſchaften aber die Fortſchritte der Civiliſation nur zu bald ein Ende gemacht haben.

Die Geſchichte des darauffolgenden Mittelalters iſt eine Geſchichte der fortſchreitenden Knechtſchaft und die deutſche

Reichsfreiheit hat mit der menſchlichen Freiheit nichts gemein. Ueberhaupt möchte ich die Anpreiſer des Mittelalters fragen: welche der verſchiedenen Epochen dieſes Zeitabſchnittes ſcheint euch denn wünſchenswerth oder auch nur erträglich, mit Rückſicht auf Freiheit oder ſonſt? Wo aber alle Theile ſchlecht ſind, da iſt das Ganze nicht gut.

Es bliebe uns daher nichts übrig, als in der Geſchichte *fremder* Nationen Belehrung zu ſuchen, und da böten ſich denn als ſtammverwandt zuerſt die Engländer dar. Aber nicht alle Brüder ſind ſich ähnlich. Die Grundlage des engliſchen Charakters ſind die Tüchtigkeit und die Beharrlichkeit. Nun fällt mir nicht ein, den Deutſchen, ſo wie den meiſten andern Nationen, Tüchtigkeit abzuſprechen; aber wie ſteht es mit der Beharrlichkeit? Einerſeits ſcheint freilich dieſer Zweifel wunderlich, da man den Deutſchen ein Beharren an dem Gewohnten ſeit dreihundert Jahren zum Vorwurfe macht; andererſeits aber dürfte es mit dieſer Beharrlichkeit ebenſo gehen, wie wir oben mit der Tapferkeit geſehen haben, ſie dürfte ein Ergebniß der Unkultur ſein und mit den Fortſchritten der Kultur ſich verlieren. In der That auch, je tiefer wir auf der Stufenleiter der Bildung hinabſteigen, um ſo beharrlicher finden wir noch heut zu Tage den Deutſchen, je höher wir aber dieſelbe Leiter hinaufſteigen, um ſo veränderlicher. Betrachten wir zum Beiſpiel die Phaſen der Literatur in den letzten fünfzig Jahren. Man weiſe dieſes Beiſpiel nicht als zur Sache ungehörig zurück. Denn einerſeits wollen wir ja gerade die *gebildeten* Stände abſchätzen, andererſeits geht die Billigung und Mißbilligung in der Literatur von der Urtheilskraft aus, und von der Feſtigkeit des Urtheils hängen zugleich alle praktiſchen Dinge ab.

Einer der ſchielenden Ausdrücke unſerer Zeit iſt, wenn man von der Macht der Geſchichte ſpricht. Ich weiß nicht, warum man nicht lieber ſagt: die Macht der Begebenheiten, welche allerdings die größte iſt, die es gibt. Die Geſchichte iſt nur unſer Wiſſen von den Begebenheiten, und letztere haben gewirkt, ehe es noch eine Geſchichte gab, und wirken noch jetzt, wenn auch Niemand von ihnen weiß. Es gibt eine Macht der Geſchichte, nämlich die alles Wiſſens und Erkennens, welche aber auf die Begebenheiten oder den Weltlauf eine nur ſekundäre Wirkung ausübt. Derlei Worte werden von den Pedanten in Gang gebracht, um ihrem armſeligen Wiſſen ein Scheinleben anzudichten, oder von Phantaſten, die ſich im Beſitz einer natürlichen Magie glauben, weil die Natur allerdings für uns eine Magie iſt.

Die Forderungen an die Geſchichte ſind, nach Verſchiedenheit des Standpunktes der Leſer, verſchieden. Das gewöhnliche Publikum, wenn es ſich je mit Geſchichte befaßt, verlangt Fakten, unbekümmert um die Richtigkeit, wenn ſie nur intereſſant ſind, weil es Anregung und Unterhaltung ſucht, wie ſie allenfalls von einem Roman zu verlangen ſind. Die ſogenannten Gebildeten wollen Reflexionen, Reſultate, Gedanken, weil ſie ſich nicht die Mühe geben wollen oder unfähig ſind, Gedanken zu haben. Der Selbſtdenker verlangt vor allem Richtigkeit der Fakten, verbunden mit genauer, lebendiger Schilderung der Zeit, weil nur aus dem Leben derſelben, aus ihren Sitten, Gewohnheiten, Ueberzeugungen, Vorurtheilen, Beſtrebungen die wahre Geltung der Fakten hervorgeht. Zu viel Reflexionen machen ihm die Genauigkeit des Verfaſſers verdächtig, und Mangel an Lebendigkeit verfälſcht den Standpunkt, aus dem ſie beurtheilt werden ſollen.

Ich zweifle nicht, daß in den menſchlichen Dingen, alſo auch in der Geſchichte, eben ſo gut eine Nothwendigkeit iſt, als in den Naturdingen. Aber jeder Menſch hat zugleich ſeine Separat-Nothwendigkeit, ſo daß Millionen Richtungen parallel, in krummen und geraden Linien nebeneinander laufen, ſich durchkreuzen, fördern, hemmen, vor- und rückwärts ſtreben und dadurch für einander den Charakter des Zufalls annehmen, und es ſo, abgerechnet die Einwirkung der Naturereigniſſe, unmöglich machen, eine durchgreifende, alle umfaſſende Nothwendigkeit des Geſchehenden nachzuweiſen. Es geht damit wie mit der Witterung, die gewiß ſo beſtimmte Geſetze hat als der Umlauf der Welten, aber durch die Mannigfaltigkeit der Einwirkungen es unmöglich gemacht hat, auch nur für eine kurze Periode etwas Beſtimmtes vorauszuſagen, oder das wirklich Eingetroffene folgerichtig zu erklären.

Man beginnt gewöhnlich die ſogenannte Weltgeſchichte mit Darſtellung fremder Märchen oder eigener Muthmaßungen über den Urſprung des Univerſums: Dinge, welche vielleicht in einer allgemeinen Naturgeſchichte Platz verdienten, aber im Anfange einer Weltgeſchichte (Menſchengeſchichte möchte ich ſie lieber nennen) eine ſeltſame Figur machen. Die Abgeſchmacktheiten eines Moſes ſind uns einmal geläufig geworden, und man nimmt und gibt ſie wie Papiergeld, von deſſen Unwerth Jedermann überzeugt iſt, das aber doch in Handel und Wandel gilt — aus Mangel an beſſerer Münze. Es iſt in der That lächerlich genug, unſere größten Köpfe, die plumpen Dichtungen eines rohen Naturkindes, der Gott die Welt wie einen Taglöhner zuſammenzimmern läßt, nachbeten zu hören.

Man entſchuldigt dieſe Sonderbarkeit gewöhnlich damit, daß man doch nichts habe, was man an die Stelle der moſaiſchen Kosmogonie ſetzen könne; aber muß man das Abſurde annehmen, weil man das Wahre nicht weiß? Wer wird die Sterne mit einigen Alten für Löcher im Himmelsgewölbe halten, weil er ihre eigentliche Natur nicht kennt?

Das hat wohl ſchon Mancher empfunden, demungeachtet ſehen wir noch immer in unſern hiſtoriſchen Werken den lieben Gott rüſtig an ſeine ſechstägige Arbeit gehen, nachdem er die Erde, das unendliche Sonnenſyſtem aus dem Nichts hervorgewinkt, ſein Werk endlich mit der Schaffung des erſten Menſchen krönen (eine Idee, ganz der ſelbſtgenügſamen Barbarei unwiſſender Völker angemeſſen) und endlich am Sonntag ſich auf gut handwerksburſchenmäßig einen guten Tag anthun, und ausraſten von den Beſchwerden der Woche. Daß man den Schreiber dieſer Nachrichten lange Zeit für inſpirirt hielt, mag ein Beweis ſein, wie feſt in der Jugend eingeſogene Ideen ankleben. Wenn auch der gute Mann kein Philoſoph war, ſo war er doch ein deſto beſſerer Dichter. Nicht als ob ich das berühmte: Es werde Licht! ſo ſehr bewunderte. Jeder Wilde würde ſich über dieſelbe Sache ebenſo ausdrücken, es iſt weiter nichts, als die Sache mit ſo wenigen Worten geſagt, als möglich; aber die Geſchichte der beiden erſten Menſchen hat in der That ſehr viel Poetiſches.

Zur Zeitgeſchichte.

Jedermann iſt darüber einig, daß das Concordat in Oeſterreich ein großes Unglück für die Unterthanen war, weil es die Erziehung, den Unterricht, die Ehe, alle bürgerlichen und menſchlichen Verhältniſſe mehr oder weniger unter die Herrſchaft einer Kirche gebracht hat, die nothgedrungen iſt, ſich aller Verſtandesentwicklung entgegenzuſetzen, weil nur der Unverſtand ihre übernatürlichen Vorausſetzungen annehmen kann. Das iſt aber nur die eine Hälfte des Unglücks, das Uebel nach unten. Das Uebel nach oben iſt, daß die Kirche ſich dieſe Vorzüge nicht ſchenken läßt, ſondern etwas dafür gibt: das göttliche Recht des Monarchen. Das iſt nun die reine Deſpotie. Der Monarch kann alles thun, was ihm beliebt, und iſt nur ſeinem Gewiſſen und denen alſo, die ſein Gewiſſen dirigiren, verantwortlich. Ueber den Satz: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verſtand, lacht Jedermann; denn Gott gibt die bürgerlichen Aemter nicht, ſondern die Menſchen geben ſie, und die Menſchen können wohl ein Amt geben, aber die Fähigkeiten dazu nicht. Aber wenn Gott ſelbſt dem Monarchen das Amt gibt, ſo kann und muß er ihm dazu auch die Fähigkeiten geben. Daher entſteht nun nebſt der Willkür auch der Eigendünkel, die Meinung alles beſſer zu verſtehen, der dieſes Land zu Grunde richten wird, und den guten Anfang dazu bereits (1859) gemacht hat.

Herr Profeſſor Palacky iſt wahnſinnig geworden. Er ſtellt in einem ernſthaft gemeinten Aufſatze an die Regierung die Anforderung, den einzelnen Kronländern eigene Miniſterien des Innern, des Unterrichts u. ſ. w. zu gewähren. Er iſt alſo durch die letzten Erfahrungen in Ungarn nicht belehrt worden. Glaubt er nun, daß die Regierung, die nothgedrungen die Sache in die Hand genommen hat, auf derlei Vorſchläge wirklich eingehen werde? Und wenn nicht, was iſt ſeine Abſicht mit jenem Aufſatze? Will er nur der Eitelkeit ſeiner Landsleute ſchmeicheln und ſeiner eigenen dazu? Die Lage iſt zu ernſt für derlei Spielereien. Oder will er Unzufriedenheit mit der Regierung erwecken, indem er ſie hindert, auf dem konſtitutionellen Wege fortzugehen, den ſie eingeſchlagen und, wie wir glauben, redlich einhalten will? Will er die baldige Zuſammenberufung der Reichsſtände unmöglich machen und Ausnahmszuſtände verlängern, deren Aufhören jeder Rechtſchaffene wünſcht? Das wäre boshaft; und die Vorausſetzung von Wahnſinn wäre noch ein Lob gegenüber der von Heimtücke.

Glücklicherweiſe aber iſt Herrn Palackys Geſinnung nicht die der Mehrheit ſeiner Landsleute, ſondern nur einer kleinen Fraktion, der Partei der germaniſirten Czechen. Nachdem ſie alles, was ſie wiſſen und können, von den Deutſchen gelernt haben, ahmen ſie ihnen, zum ſchuldigen Danke, auch ihre neueſten Narrheiten nach. Denn woher ſtammt dieſes Geſchrei von Nationalität, dieſes Voranſtellen der einheimiſchen Sprach- und Alterthumswiſſenſchaft anders als von den deutſchen Lehrkanzeln, auf denen gelehrte Thoren den Geiſt einer ruhig verſtändigen Nation bis zum Wahnſinn und Verbrechen geſteigert haben? Dort iſt die Wiege eurer Slavomanie, und wenn der Böhme am lauteſten gegen den Deutſchen eifert, iſt er nichts als ein Deutſcher, ins Böhmiſche überſetzt.

Glücklicherweiſe aber, wiederhole ich, gibt es noch einen Kern der Nation, der von dieſem ſlaviſchen Deutſchthum nicht angeſteckt iſt. Es ſind jene eigentlichen Czechen, verſtändig natürliche Menſchen, die ihre Sprache reden, weil ſie eben ihre Mutterſprache iſt, aber auch nichts dagegen hätten, ſich einer andern zu bedienen, wenn ſie zufällig zehn Meilen weiter rechts oder links geboren wären. Sie wiſſen, daß die Sprache allerdings ein hohes Gut des Menſchen iſt, daß aber ſein Werth in dem beſteht, was er denkt und will, nicht in den Lauten, in denen er beides ausdrückt. Sie wiſſen, daß jahrhundertalte Verhältniſſe ſich nicht auf gutdeutſch durch einen läppiſchen Enthuſiasmus über Nacht aufheben laſſen, und daß Gleichberechtigung nicht eins und daſſelbe iſt mit Gleichgeltung, ſo wie mein Eigenthum gleichberechtigt iſt mit dem des Fürſten Liechtenſtein, was aber nicht hindert, daß er eben ſo viele Millionen beſitzt, als ich hunderte. Es fällt ihm nicht ein, zu glauben, daß ſein von ein paar Millionen geſprochener Dialekt ſich je von dem Einfluſſe einer der vier oder fünf herrſchenden Weltſprachen werde frei halten können, und wenn man ihm ſein Böhmiſch durch das Prädikat Slaviſch in den Adelſtand erheben will, ſo lacht er ungläubig, wie der Engländer lacht, wenn ihn ein Berliner Sprachgelehrter als germaniſchen Stammverwandten in ſeine deutſche Familie aufnehmen will. In der Erziehung ſeines Sohnes endlich hat er nicht Luſt, ihn auf vaterländiſches Salz und Brod zu ſetzen, wenn hart daneben eine reichbeſetzte Tafel die nahrhafteſten Speiſen darbietet, noch glaubt er ihn auf eine böhmiſche Univerſität geſchickt zu haben, wenn der Profeſſor für ſeinen böhmiſchen Vortrag ſich vorher aus deutſchen Büchern vorbereiten und der Schüler in denſelben deutſchen Büchern ſich Raths erholen muß, ob ſein Lehrer ſie richtig verſtanden, oder nicht.

Ich ſtelle die Sprachfrage voran, weil Herrn Palackys Begeiſterung weſentlich eine neudeutſche, d. h. antiquariſch-literariſche iſt. Das Wohl und Wehe ſeiner Landsleute liegt ihm weniger am Herzen, als die Sprache, in der ſie über ihr Unglück jammern.

Es iſt etwas Eigenes um das Aufblühen und Verwelken der Völker. In jedem iſt eine hervorſtechende Kraft, die heilſam wirkt, ſo lange ſie Hinderniſſe zu beſiegen hat, nach dieſem Siege aber ſich gegen ſich ſelbſt kehrt. So war's mit dem Geiſte der Freiheit in Athen zur und nach der Zeit des Perikles, ſo war's mit der Tapferkeit der Römer, nach Beſiegung der Welt, in den Bürgerkriegen. Cäſar kam ſchon zu ſpät, zudem wurde er von kurzſichtigen Enthuſiaſten ermordet. Auguſtus wußte nichts Beſſeres zu thun, als die ſchädlich gewordene Kraft niederzuhalten. Darauf kamen ſeine unmittelbaren Nachfolger, die man kurz abgethan hat, indem man ſie als Wahnſinnige bezeichnet. Sie waren aber nicht wahnſinnig, Caligula ſo wenig als Nero, der in ſeinen erſten Jahren als Weiſer regierte. Ihr Wahnſinn war die rohe Selbſtſucht und der Uebermuth der Gewalt. Das alles hat nichts Erſtaunliches; aber nachdem die eigenthümliche Kraft der Römer einmal gebrochen war, kam eine Reihe der vortrefflichſten Fürſten: Veſpaſian, Titus, Trajan, Hadrian, die Antonine: es entſtand ſogar eine zweite höchſt achtbare Literatur, das alles aber konnte dem Verwelken keinen Einhalt thun. Die natürlichen Energien der Nation waren zerſtört, Vaterlandsliebe und Heldenmuth in der Selbſtſucht untergegangen.

Einen ſolchen Culminationspunkt hatte das grübelnde und unterſuchende Deutſchland in der Epoche zwiſchen Kant und Goethe's Tode erreicht. Schon beginnt die Kraft, ſich gegen ſich ſelbſt zu wenden. Wenn nicht bald ein Mann oder ein Ereigniß das Gleichgewicht wieder herſtellt, wird ein Späterer oder ein ſpäteres die Nation verwelkt und unfähig finden, ſich aus der Zerſtörung wieder emporzuarbeiten, wie es mit Italien z. B. ſchon wirklich der Fall ſcheint.

11. 1849.

Das Traurigſte in den Ereigniſſen der letzten Zeit beſteht nicht in dem Unglück, das ſie über die Gegenwart gebracht haben, ſondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menſchheit, an die ſogenannte Erziehung des Menſchengeſchlechtes darin höchſt wankend geworden iſt. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer, weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und ſie ſteht ſchlechter und alberner da, als jemals. Ja ſie zeigt geradezu die Erſcheinungen einer abwärts gehenden oder ſich auflöſenden Kultur. Das iſt kein hypochondriſcher Peſſimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereigniß alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unternehmbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unſerer Bildungsepoche nicht anders ergeben, als es der griechiſchen und römiſchen vor uns ergangen iſt. Das natürliche Denken durch ein künſtliches Gedankenſpiel verdrängt, die Vorurtheile entfernt, aber durch keine Urtheile erſetzt; die Empfindung nur noch in der Selbſtſucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloſchen und die Rechtſchaffenheit einer erlogenen oder geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein feſter Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Verſunkenen anſetzen könnte? Am übelſten daran iſt Frankreich durch ſeine moraliſche und Deutſchland durch ſeine geiſtige Verworrenheit. Ja letzteres noch ſchlimmer, da man aus dem Verſtande eine wenigſtens nothgedrungene Ehrlichkeit machen kann, aus der Ehrlichkeit aber — ſelbſt dieſe den Deutſchen zugegeben — ewig keinen Verſtand. Wie die Deutſchen dazu kommen ſollen, ihrem Eigendünkel zu Trotz, von der hohen Stufe herabzuſteigen, die ſie erreicht zu haben glauben, und die Sache wieder anzufangen, wo Leſſing und Kant und Goethe ſie gelaſſen haben, das überſteigt jede Vorausſagungsgabe. Ein Mann, ein Mann! ein Königreich für einen Mann! In einer gleich prekären Lage befinden ſich aber Rußland und England. Die andern Staaten gehen zu Grunde, weil ſie wollen, England weil es muß. Sein erkünſtelter Produktionszuſtand muß brechen. Lord Palmerſton hatte als eigenſüchtiger Engländer ganz Recht, den Continent anzuzünden, denn nur der Brand der Welt gibt Wärmeſtoff für ihre Maſchinen, und nur Bettler ſind Käufer für ihre Fabrikate. Nichts deſto weniger iſt Englands Untergang ein Unglück für die Welt. England hat die Macht Napoleons gebrochen, und ſeine geſicherte Stellung gäbe den alleinigen feſten Punkt, um dem allgemeinen Verderben einen Damm zu ſetzen. In Rußland aber macht die ungeheuere Kluft zwiſchen den gebildeten Ständen und der rohen Maſſe des Volkes, daß die Durchſchnittslinie der Bildung, die die Regierung einhalten muß, ſich von der gebildeten Hälfte allzuweit entfernt. Das werden ſie unter dem Einfluß der europäiſchen Traditionen auf die Länge nicht ertragen, und eine Revolution kann kaum ausbleiben. Aber was dann? Dann ſteht Polen als ein natürlicher Alliirter Frankreichs da, und Italien als unnatürlicher, aber für den Augenblick unzweifelhafter. Vielleicht daß ein neuer Napoleon der Revolution in Frankreich dann den gewohnten Abfluß durch Raub und Eroberung verſchafft und die Welt den Kreislauf wieder durchzumachen hat, dem kein Winter und kein Moskau ein elementariſches Ziel ſetzt. Ich will nicht an derlei glauben, aber man muß ein ſtarkes Vertrauen in die Vorſehung haben, um nicht ſchwarz zu ſehen. Ich ſtehe am Rande meiner Tage. Es iſt nicht Beſorgniß um mich, es iſt meine begeiſterte Liebe für das Gute und Schöne, was mich kleinmüthig macht.

Wenn die Ungarn den Slaven die magyariſche Sprache wenigſtens für die öffentlichen Verhandlungen aufdringen wollen, ſo bedienen ſie ſich vornehmlich zweier Argumente. Das erſte iſt, daß ſie die erobernde Nation ſeien und daher ein Recht hätten, ihre volle Nationalität auf die Beſiegten zu übertragen. — Wenn aber die Magyaren in früheſter Zeit Ungarn erobert haben, ſo iſt daſſelbe in ſpäterer Zeit von den Deutſchen geſchehen, die das Land den Türken entriſſen haben, und die Deutſchen hätten daher daſſelbe Recht für ihre Sprache geltend zu machen, was auch unter Kaiſer Joſeph geſchehen iſt und, genau beſehen, für die ganze Einwohnerſchaft das Vernünftigſte wäre, wieder nur für die öffentlichen Verhandlungen, verſteht ſich.

Das zweite Argument iſt, daß die Slaven bei Erlernung der magyariſchen Sprache doch nichts verlieren, da ſie auch früher die lateiniſche hätten erlernen müſſen; dabei iſt nur der kleine Unterſchied, daß bei Aneignung der lateiniſchen Sprache man zugleich einen großen andern Beſitz erwirbt, den der geſammten römiſchen Literatur nämlich, indeß man mit der magyariſchen Sprache nichts erhält als ein Ausdrucksmittel, das kein Kulturmittel iſt und auch nie eines werden wird. Die Ungarn ſollten vielmehr ſelbſt bedenken, daß, wenn bei der allgemeinen Kulturloſigkeit ihrer eigenen Nation, ſich in ihren beſſern Köpfen, wie nicht zu läugnen, eine gewiſſe Originalität und Kraft kund gibt, ſie dieß vielleicht hauptſächlich der von Kindheit auf betriebenen römiſchen Literatur verdanken. Ich will der ungariſch-lateiniſchen Sprache nicht das Wort reden, ſie hatte aber wenigſtens Einen Vorzug, das allgemeine Verſtändigungsmittel für drei verſchieden redende, gleichberechtigte Nationen zu ſein.

Die magyariſche Sprache wird dem Lande nie das werden, was die lateiniſche war. Dieſelbe Nationalität, welche die Anſprüche der Magyaren hervorgerufen hat, iſt im verdoppelten Maßſtabe, wie immer bei den Unterdrückten, unter den Slaven rege geworden; ſie werden ſich die Sprache ihrer Bewältiger nie, als höchſtens zu den öffentlichen Verhandlungen aufdringen laſſen, und zwar um ſo mehr, als die ungariſche Sprache keine Zukunft hat. Ohne Zuſammenhang mit irgend einem europäiſchen Idiom und auf ein paar Millionen größtentheils unkultivirter Menſchen beſchränkt, wird ſie — abgeſehen davon, daß in der ungariſchen Nation ſich nie ein wiſſenſchaftliches oder Kunſttalent bemerkbar gemacht hat — nie ein Publikum haben. Und ohne Leſer keine Literatur. Wenn Kant ſeine Kritik der reinen Vernunft in ungariſcher Sprache geſchrieben, ſo hätte er vielleicht drei Exemplare abgeſetzt. Gedichte und allenfalls einzelne Romane, Zeitungsartikel und politiſche Diatriben können, beſonders ſo lang die Mode warm iſt, mit Glück in der Landesſprache debitirt werden; das iſt aber die Literatur des Augenblicks und der Oberflächlichkeit, wo bleibt da die ſonſtige, die eigentliche Bildung? Ein Ungar, der nichts als ungariſch kann, iſt ungebildet und wird es bleiben, wenn ſeine Fähigkeiten auch noch ſo gut wären. Anders dagegen iſt es ſchon mit dem Slaven. Er gehört einem weit verbreiteten Stamme, deſſen Zeit nahe bevor ſteht und ſchon da wäre, wenn nicht an der Spitze das mit Recht verabſcheute Rußland ſtände. Er hat alſo für ſeine Sprache wenigſtens eine Ausſicht, der Ungar keine, obwohl für die Gegenwart dem Slaven ſeine Ausſicht eben auch nichts hilft, und er, wie der Ungar, genöthigt iſt, zu einer andern Sprache als Bildungsmittel ſeine Zuflucht zu nehmen, und das iſt die deutſche.

Was folgt nun aus dem allem? Es folgt, daß, was die Ungarn gegen die lateiniſche Sprache gethan haben, alles, nicht für die ungariſche, ſondern für die deutſche Sprache geſchehen iſt. Ungarn iſt germaniſirt und wird's mit jedem Jahre mehr werden. Jeder Kandidat der Bildung iſt zugleich ein Kandidat der deutſchen Sprache. Hier iſt von keinem gewaltſamen Aufdrängen die Rede, wie Kaiſer Joſeph gethan hat, ſondern die Sache nöthigt, und das iſt der rechte Zwang. Fünf oder ſechs große Nationalitäten haben den Raum der Welt eingenommen, und nur für die ſlaviſche iſt noch Platz. Kleinere Corporationen gelangen nicht mehr an die Oberfläche. Der Schotte und

Irländer befindet ſich, was Sprache betrifft, wohl dabei, ſich mit den Schätzen der engliſchen zu bereichern, und der Baske dieß- und jenſeits der Pyrenäen lieſt und ſchreibt franzöſiſch oder ſpaniſch, je nachdem er dieſem oder jenem Völkerverbande angehört, obſchon von gleichem Stamme, und im Verkehr mit Stammverwandten der mütterlichen Urſprache noch immer und mit Vorliebe ſich bedienend. Sollten die Ungarn, um ſich vor der zwingenden Gewalt des deutſchen Idioms zu retten, auf die Möglichkeit einer Bildung durch die franzöſiſche oder engliſche Sprache hinweiſen, ſo wird dadurch die Verwirrung nur größer, der Viellern- und Nichtswiſſerei fände ſich Thür und Thor geöffnet, und die magyariſche Sprache gewänne doch auch nichts dabei.

Bildet daher eure ungariſche Sprache aus und verbreitet ſie ohne andern Zwang, als den ihrer Vorzüge, nach Möglichkeit; beſonders da einmal die Mode der Nationalität gekommen iſt, ein Artikel, den ihr wie eine Kinderkrankheit eben von den perhorreſcirten Deutſchen durch Anſteckung ererbt oder doch in neuen Schwung gebracht habt. Aber bedenkt: mit Umſchlag der Mode wird die jetzt verſpottete Humanität wieder in ihre früheren Rechte treten, und man wird einſehen, daß das Beſte, was der Menſch ſein kann, eben iſt, ein Menſch zu ſein, ob er nun einen Attila trägt und ungariſch ſpricht, oder trotz ſeiner deutſchen Sprache in einem engliſchen Frack und franzöſiſchen Hut einhergeht.

Kirchenſtaat.

1846.

Die gegenwärtige Erledigung des römiſchen Stuhles böte Gelegenheit, die politiſche Lage des Kirchenſtaates auf eine bleibende Art zu reguliren. Ueberhaupt iſt die ganze Idee eines Kirchenſtaates nur in ſofern zuläſſig, anderſeits aber nothwendig, als dadurch dem Haupte der katholiſchen Kirche die erforderliche Unabhängigkeit verſchafft wird. Sein dermaliges Gebiet aber macht ihn gerade abhängig, von jenen Nachbarn nämlich, die ihn nach Umſtänden entweder bedrohen oder beſchützen. Es müßte ihm daher eine iſolirte Stellung gegeben werden, von jeder unmittelbaren Nachbarſchaft getrennt, und das wäre nur auf einer Inſel möglich, die durch ihre Lage mit Niemand und mit Jedermann in Berührung kommt. Sollte auch eine einzelne Macht auf die Meere einen vorzüglichen Einfluß ausüben, ſo wäre dieß glücklicherweiſe eine proteſtantiſche, England nämlich, deren Einwirkung durch eine glückliche Glaubens-Antipathie ſo ziemlich paralyſirt würde. Soviel für das Intereſſe des Katholicismus im allgemeinen. Zugleich haben aber die Bewohner des römiſchen Staates ſpeziell den Anſpruch auf eine bürgerliche und politiſch regulirte Exiſtenz, der bei der gegenwärtigen Prieſterregierung niemals verwirklicht werden wird und jenes Mißvergnügen und jene Unruhe erzeugt, deren Ende, weil ohne Abhilfe, nicht abzuſehen iſt.

Glücklicherweiſe gibt die geographiſche Lage von Italien ein Auskunftsmittel an die Hand. Man räume dem Könige von Neapel den Kirchenſtaat ein und gebe dem Papſte die Inſel Sicilien in voller Souverainetät. Die Unterſchiede der Einkünfte ließen ſich leicht durch Oktroirung dieſer oder jener Gefälle unter Garantie der engliſchen Regierung ausgleichen. Da aber die Erinnerungen des Katholicismus weſentlich an der ewigen Weltſtadt haften, ſo hätte das Traſtevere mit der Petruskirche und dem Vatikan als ausgeſchiedene Domaine dem römiſchen Hofe zu verbleiben und zwar ſo, daß, wenn von Zeit zu Zeit der Pabſt ſelbſt oder, bei vorher feſtzuſetzenden Gelegenheiten, durch einen Stellvertreter die großen kirchlichen Ceremonien der katholiſchen Kirche in Rom abhielte, das Trastevere in das Verhältniß einer vollkommenen Unabhängigkeit von der neapolitaniſchen Regierung tritt. Der Weg von Sicilien nach Rom auf einem guten Dampfſchiffe iſt weder weit noch beſchwerlich, und der Papſt macht ja jährlich Reiſen und hält Villeggiaturen. Sicilien, um vor dem Schickſale des dermaligen Kirchenſtaates geſichert zu ſein, müßte eine Conſtitution bekommen, was bei der Romagna, der Nachbarſchaft wegen, nun und niemals ſtattfinden kann. Es müßten dann die Geiſtlichen auf immer für unfähig erklärt werden, ein Staatsamt zu bekleiden, mit Ausnahme allenfalls desjenigen Kardinals, der die Stelle des Papſtes in weltlichen Angelegenheiten zu vertreten hätte, da das Zuſammentreffen des politiſchen Macchiavellismus mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in ein und derſelben Perſon auf jede Art zu vermeiden wäre.

Bei einer ſolchen Scheidung der Obliegenheit würde vor allem der Katholicismus ſelbſt gewinnen. Das Zwitterweſen eines römiſchen Monſignore hörte auf, und man brauchte nicht abgefeimte Staatsmänner dahin zu ſtellen, wo Seelenhirten erforderlich ſind. Der Vorſchlag mag abenteuerlich ſcheinen, und er iſt es auch. Aber das Abenteuerliche iſt immer noch beſſer als das Unmögliche; daß aber ein Fortbeſtehen des Kirchenſtaates in den gegenwärtigen Verhältniſſen unter die Unmöglichkeiten gehört, leuchtet Jedermann ein.

* * *

Das Beſte, was man für das Papſtthum ſagen kann, iſt, daß für eine ſo kenntnißloſe, rohe, alberne Zeit, als das Mittelalter war, eine ſo brutale, unſinnige, aber nachhaltige Zwangsgewalt, noch immer ein Glück zu nennen iſt. Menſchen mag man lehren und ermahnen, aber für Thiere gehört ein Maulkorb. Objektiv genommen, möchte man ſagen: alles iſt gut, was ſich erhalten kann, denn es zeigt ſich dadurch als mehr oder weniger nothwendig; aber es ſubjektiv vertheidigen, wie Hurter gethan, iſt eine Schändlichkeit oder Verrücktheit.

Ein Erklärungsgrund des weiten Umſichgreifens der päpſtlichen Macht gegen die weltliche im Mittelalter, mag unter andern wohl auch in dem Umſtande zu finden ſein, daß die Päpſte gewählt wurden, wobei man doch immer mehr oder weniger auf ihre Eigenſchaften Rückſicht nahm, indeß die weltlichen Regenten Erbherrn waren. Wirklich findet ſich im ganzen Mittelalter beinahe kein Papſt ohne ausgezeichnete Talente.

Zur Geſchichte einzelner Perſönlichkeiten.

Napoleon I.

Napoleon, in der Schilderung, die er dem Direktorium von den Generalen ſeiner Armee macht, (Oeuvres I. 58) vergißt bei Aufzählung ihrer Eigenſchaften nicht, beizuſetzen, ob ſie in ihren Unternehmungen *glücklich* ſeien, oder nicht.

Fürchterlich iſt ſchon bei ſeinem erſten Auftreten die Art, wie Napoleon überall nichts ſieht, als ſeine Ideen, und bereit iſt, ihnen alles aufzuopfern. Er iſt nicht grauſam von Natur, kaum hart, und doch begeht er Härten und Grauſamkeiten, wenn die Ausführung ſeiner Plane es erfordert. Gewiß hat er ſich aber aus keiner derſelben jemals ein Gewiſſen gemacht, denn ſeine Gedanken, immer nur auf die Hauptſache gerichtet, ließen ihm die Nebenſachen mit ihrer Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit gar nicht in die Augen fallen. Er iſt gewiß ruhig geſtorben.

Was war es denn, was Napoleon zu all' ſeinen ungeheuren Unternehmungen antrieb? — Frankreich, die Welt zu beglücken? Daran hat er wohl nie ſo eigentlich gedacht. — Nachruhm? Er hat wohl nicht feſt genug an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt, als daß die Unſterblichkeit des Namens ein ſo gewaltiges Motiv für ihn ſein konnte. —

Was alſo denn? Das Bedürfniß ſeines unabläſſig bewegten Geiſtes nach immer neuen, nach immer ſtärkern Reizmitteln. Es fehlte ihm die Fähigkeit, zu genießen, darum mußte er immer handeln, wenn er ſich nicht ſelbſt verzehren wollte.

Wie der Branntweinſäufer zuletzt Scheidewaſſer trinken muß, um nur einen Reiz auf der Zunge zu fühlen, ſo gingen ſeine Unternehmungen immer mehr ins Koloſſale, bis ſie ſich im Schrankenloſen verloren. Nicht Ehrſucht war der Hebel, ſondern Thatendurſt.

Was mag er vom Ueberſinnlichen gedacht haben? Ueber das Ganze im Zuſammenhang dachte er vielleicht gar nicht. Einzelne Erſcheinungen erklärte er, wie überhaupt die Phantaſie pflegt, außer dem Zuſammenhange aus ſich ſelbſt, immer mit Außerachtlaſſung eines höchſten, letzten Grundes, den nächſten ins Auge faſſend. So glaubte er an eine Vorherbeſtimmung und an ein Glück. Das war von jeher die Weiſe der Thätigen.

Was nicht auf den Körper und die Denkkraft ſich bezieht, bezeichnet er mit dem Beiwort: morale; in dieſen weiten Bezirk gehört der Muth nicht weniger, als das Ehrgefühl und die Rechtlichkeit. Napoleon hatte Lieblingsausdrücke, im Jahr 1796 war es das Adjektiv moral.

Robespierre.

In Robespierre iſt etwas, das ſelten vorkommt, dafür aber auch furchtbar iſt, wie nichts Zweites: die Exaltation eines kalten Gemüthes. Thiers findet den Schlüſſel zu ſeinem Charakter im Neide. Ich glaube, er hat ſeine Gegner mehr verachtet, als beneidet. Er war der Pedant der Revolution. Er hielt ſich allein für klug, weil kein

Gefühl Zutritt in ſeinem Innern hatte. Wenn er Diktator ſein wollte, ſo geſchah es, weil er ſonſt Niemanden dazu fähig glaubte, und hat er ſpäter mit den Feinden Frankreichs oder den Bourbons unterhandelt, ſo war gewiß weniger Eigennutz die Urſache, als Geringſchätzung.

Fouché.

Fouché gibt in ſeinen Memoiren einen Grund für die Verurtheilung Ludwigs XVI., der furchtbar ſtichhaltig iſt, den nämlich: alle Machthaber der Nationalverſammlung gleichmäßig zu compromittiren, ſo daß keiner an eine Rückberufung der Bourbons ferner denken konnte. So viel ich weiß, hat das Niemand aufgegriffen.

Talleyrand.

Mr. de Talleyrand voulut donc deux chambres et un pouvoir exécutif. C'est vers ce but, qu'il a constamment marché. In der That? So glaubt man, daß es Talleyrand je um ein Princip zu thun war? Zwar in ſeiner Jugend vielleicht. Später hat er wohl gewiß nur ſein Intereſſe, wenn möglich ohne zu großen Nachtheil des Ganzen, geſucht; wenn mit deſſen Vortheil, um ſo lieber. Talleyrand kann ſeiner ganzen Natur nach kein Conſtitutioneller ſein. Man denke ſich ihn als Miniſter in einer Kammer!

Karl I.

Ich weiß nicht, ob jene Anekdote, die Mad. Motteville I. 266 erzählt, in die Geſchichte übergegangen iſt. Daß König Karl, im Begriff, ins Parlament zu gehen, ſeiner

Gemahlin zuſagte: in einer Stunde wolle er frei ſein; er gedachte nämlich, ſeine vorzüglichſten Gegner im Parlamente gefangen nehmen zu laſſen. Die Königin ſah ungeduldig auf die Uhr, und da die Stunde vorüber war, theilte ſie der Gräfin Carlilo jene Worte des Königs mit, und bezeichnete die zu Verhaftenden mit Namen. Dieſe, ohne ſich etwas merken zu laſſen, geht hinaus und ſchreibt auf der Stelle einige Zeilen an die Bedrohten. Der König aber war durch einige Bittſteller aufgehalten worden, und trat erſt ins Parlament, als Jene bereits die Zettel erhalten, und das Parlament demgemäß geſtimmt hatte. Dadurch ging denn natürlich der ganze Anſchlag verloren. Mad. Motteville verſichert übrigens, die Geſchichte aus dem Munde der Königin ſelbſt zu haben.

Cromwell.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Cromwell trotz ſeiner Heuchelei und Schurkerei doch weſentlich religionsgläubig war, an das Uebernatürliche der Religion nämlich, mit Uebergehung des Natürlichen, menſchlich Begründeten. Das geht auch hervor aus den Briefen des talentvollern ſeiner Söhne, Heinrich, unmittelbar nach dem Tode des Vaters, an Thurlon (Guizot 5. Bd., S. 12): „Je ne connais personne qui égale mon père, et pourtant lui même ne suffirait pas à une telle tâche s'il n'était en intime communion avec Dieu.“

Gregor VII.

Aehnlichkeit der Beſtrebungen Gregors VII. mit denen des Lykurg. Nur war die Verfaſſung des Letztern möglich, denn — der überall ſchlagendſte, hier aber vielleicht einzige Beweis der Möglichkeit — ſie beſtand wirklich und erhielt ſich. Gregors Vorausſetzungen exiſtirten nirgends, als in ſeinem Kopfe. Die Reinheit des Herzens und der Aufſchwung der Geiſter beim Klerus, die allein ſeinen Plan ohne horreur denkbar machten, war durchaus nie in ſo hohem Grade und ſo allgemein vorauszuſetzen, und ſein Syſtem hat höchſtens der Form nach ab und zu, dem Gehalt nach aber nicht einen Augenblick beſtanden. Die Neuern mögen ihn loben, wie ſie wollen, was man ihm an Schurkerei nimmt, muß man ihm an Verrücktheit zulegen.

Pius IX.

1847.

Die Welt hat ſich noch nicht erholt von ihrem Erſtaunen über das Benehmen des neuen Papſtes. Eine Gewalt, die nur durch Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, durch eiſerne Conſequenz das geworden iſt, was ſie iſt, aus dieſer Conſequenz hinauswerfen und auf einen neuen Weg bringen; die blinde Ehrfurcht der Diskuſſion preisgeben, indem man ſelbſt diskutirt, um Nützlichkeiten Gehör zu geben, wo bisher nur Nothwendigkeit geſprochen, das hat allerdings etwas in Erſtaunen ſetzendes. Der neue Papſt iſt entweder ein ſehr rechtſchaffener, ja geiſtreicher, aber etwas unvorſichtiger Mann, oder er iſt ſchlauer, als man denkt. Wie, wenn er eingeſehen hätte, daß das Papſtthum in ſeiner bisherigen Faſſung eine Unmöglichkeit geworden, daß die Zeit der Wunder und Zaubereien für immer vorüber ſei? Wie, wenn er ein menſchlicherer Hildebrand wäre, der die päpſtliche Gewalt zu einer Zuflucht der Völker gegen den Druck und die Anmaßung der

Regierungen machen wollte? Der das alte Sprichwort: unterm Krummſtab iſt gut wohnen, in neue Geltung zu bringen gedächte? Ob das Mittel auf lange vorhielte, wäre die Frage, aber Rettung für die nächſte Zukunft läge allerdings darin. Die Zerwürfniſſe in der katholiſchen Kirche hörten mit eins auf. Der Proteſtantismus, der ſich ſeiner Haltloſigkeit eben jetzt am deutlichſten bewußt worden iſt, müßte froh ſein, einen Mittelpunkt gewonnen zu haben. Die in Deutſchland auftauchenden Ideen von Einheit kämen auf die natürlichſte Art entgegen. Die unmittelbarſte Wirkung wäre auf Italien, das, als ein Fürſten- und Völkerbund unter der Suprematie des Papſtes, innere Conſiſtenz gewänne. Es träte ein Waffenſtillſtand zwiſchen Wiſſen und Glauben ein, während deſſen man nach und nach, halb unmerklich, verſuchen könnte, die Grenzen des letztern auf Koſten des erſtern zu erweitern. Aber würde das angegriffene Pfaffenthum ruhen? Würde der unfehlbare Papſt nicht gerade bei ſeinen Anhängern den größten Widerſtand finden? Meuchelmord und Gift ſind ſchon einmal ähnlichen Beſtrebungen entgegen getreten. Dann, wo fände ſich ein Nachfolger, oder vielmehr eine Reihe von Nachfolgern, das begonnene Werk im Geiſte des Anfangs fortzuführen? Hildebrand hat ſie gefunden, aber an Schurken und Tyrannen war nie ein Mangel; die Ehrlichkeit, ſelbſt die halbe, iſt ſelten mit der Gewalt verbunden. Was es ſei, das Ganze iſt ein Problem, deſſen Löſung, im negativen Wege, nur zu bald, fürchte ich, eintreten wird.

II. Abtheilung.

Aeſthetiſche Studien.

Zur Aeſthetik im Allgemeinen.

Wenn man das Wort Aeſthetik ausſpricht, ſo kann man damit zweierlei meinen: Aeſthetik als einen Theil der Philoſophie, und Aeſthetik als eine Kunſtlehre. In erſterem Sinne ſoll der Menſch über alles denken, nicht aufhören, zu verſuchen, auf die Gefahr, das Letzte ſeines Strebens nie zu erreichen. Denkt er doch über den Zuſammenhang der Welt nach, obwohl Tauſend an Eins zu ſetzen iſt, daß er dieſen Zuſammenhang nie einſehen wird. Da zeigt ſich eben gleich ein großer Unterſchied: die wirkliche Welt beſteht, gleichviel, ob wir ſie begreifen oder nicht; die Welt des Kunſtſchönen ſoll aber erſt hervorgebracht werden, und da dürfte eine falſche Auffaſſung leicht von den nachtheiligſten Folgen ſein. Glücklicherweiſe iſt die Natur der Beſchränktheit des menſchlichen Geiſtes ſchon von vorneherein zu Hilfe gekommen. Man kann richtig denken ohne Logik, rechtſchaffen handeln ohne Moral, und das Schöne empfinden, ja hervorbringen ohne Aeſthetik. Außer allem Zweifel werden unſere natürlichen Vermögen durch die Wiſſenſchaft geſchärft, erhöht, ja berichtigt, aber die Wichtigkeit jener Theorien liegt weniger in dem Nutzen der wahren als in der abſoluten Schädlichkeit der falſchen. Es iſt ſchon oft geſagt und wiederholt worden, daß die vorzüglichſten Dichtwerke entſtanden ſind, ehe man von Regeln nur einen Begriff hatte, und die entgegengeſetzte Erſcheinung, daß in neuerer Zeit, je mehr man ſich mit Aeſthetik beſchäftigt, die praktiſche Poeſie immer leerer und matter wird, ſcheint eins wie das andere nicht ſehr zu Gunſten einer ſolchen Wiſſenſchaft zu ſprechen. Ohne Zweifel würde eine richtige Aeſthetik ein großer Gewinn für die Kunſt ſein. Sie würde zwar die ſpecifiſche Begabung oder das Talent nie entbehrlich machen, uns aber doch vor dem ganz Verkehrten und Abſurden bewahren, das in unſerer Zeit eine ſo große Rolle ſpielt, nicht gerechnet die demüthigende Erſcheinung des immerwährenden Geſchmackwechſels, die ihren Wohnſitz vor allem in unſerem Deutſchland aufgeſchlagen hat.

Wozu alſo eine Aeſthetik, wenn ſie weder lehren kann, wie das Schöne hervorzubringen, noch wie es mit Geſchmack zu genießen iſt? Dazu, weil es die Sache eines vernünftigen Menſchen iſt, ſich von allen ſeinen Handlungen und Urtheilen einen Grund angeben zu können. Wenn die Aeſthetik auch keine Rechenkunſt des Schönen iſt, ſo iſt ſie doch die Probe der Rechnung.

Ich hätte faſt Luſt, jene Eintheilung der Aeſthetiker geradehin zu leugnen, nach welcher das Erhabene als ein eigenes Genus dem Schönen an die Seite geſetzt wird. Das Erhabene iſt nichts als ein Modus des Schönen, und als ſolcher dem Lieblichen entgegengeſetzt, beide als letzte Grenzpunkte des Schönen, über die hinaus das Reich der Schönheit aufhört, in den Bezirken des Kleinlichen und

Giganteſken. Das Gefühl des Erhabenen über ſich ſelbſt, das den Menſchen beim Anſehen des Erhabenen ergreifen ſoll, und als charakteriſtiſches Zeichen deſſelben angegeben wird, muß die Betrachtung jedes Schönen begleiten, und iſt eben das Merkzeichen, an dem ſich das Schöne von dem bloß Wohlgefälligen ausſcheidet.

Die Schönheit iſt die vollkommene Uebereinſtimmung des Sinnlichen mit dem Geiſtigen.

Schön iſt, was durch die Vollkommenheit in ſeiner Art die Idee der Vollkommenheit im Allgemeinen erweckt.

Schön iſt dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug thut, iſt angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommene Sinnliche dahin zu gelangen, iſt gut, wahr, recht, was man will, aber nicht ſchön.

Man ſagt: der Zweck des Schönen iſt Vergnügen! Erſtens: was heißt denn das: Zweck des Schönen? Der Zweck des Wahren iſt das Wahre und der Zweck des Schönen das Schöne, denn, wenn man je auf die praktiſchen Wirkungen des Schönen achten will, wer wird da bloß das Vergnügen nennen, das auch das Angenehme hervorbringt, und das Schöne nur in ſo fern, als es auch angenehm iſt, was nicht immer der Fall iſt. Rechnet man für nichts die Erhebung des Geiſtes, die Erhöhung des ganzen Daſeins, das Thätigwerden von Gefühlen, die oft im ganzen wirklichen Leben eines Menſchen nicht in Anregung kommen? Den Ueberblick über das Ganze des Lebens, die Einſicht in die eigene Bruſt, in das Getriebe eigener und fremder Leidenſchaften? Das Wacherhalten des Enthuſiasmus jeder Art, wenn die engen Verhältniſſe der Bürgerwelt ſo leicht einſchläfern? Iſt das alles nichts, daß man nöthig hat, durch das Unterſchieben des bloßen Vergnügens als Zweck der Kunſt, den Künſtler mit dem Taſchenſpieler in eine Klaſſe zu ſetzen?

A priori läßt ſich das Gefühl des Schönen durchaus nicht deduciren. Es iſt zwar von vornherein gewiß, daß dasjenige, was Ordnung und Harmonie in unſere Theilvorſtellungen bringt, indem es das Auffaſſen erleichtert, eben dieſer Erleichterung wegen ein großes Vergnügen erregen müſſe, aber dieſes Wohlgefallen iſt von dem äſthetiſchen ſo himmelweit unterſchieden, als die Berechnung der Quinte von ihrem Klang.

A priori betrachtet, müßte das ſyſtematiſch geordnete Lehrgebäude einer Wiſſenſchaft eben ſo viel Vergnügen machen, als das ſchönſte Kunſtwerk.

Das Gefühl des Schönen iſt ein unendliches, weßhalb es auch unter deſſen charakteriſtiſche Zeichen gehört, daß dabei die Wirkung weit die veranlaſſende Urſache überſteigt. Was liegt denn in dem Materiellen oder ſelbſt in den Verhältniſſen einer wohlgeordneten Säulenreihe, daß es mit einem Schlage dein ganzes Weſen erhebt, dich anzieht, feſſelt, dich bis zu Thränen entzückt, alles, was du Großes und Herrliches geſehen, geleſen, gehört.

empfunden, mit einem Zauberſchlage emporregt und in lauen Wellen durch die erweiterten Adern ſtrömen läßt? Warum biſt du beſſer, milder, gütiger, muthiger in dem Augenblicke der Beſchauung und bald darauf, ſo lange der Eindruck noch in deinem Innern wogt? Warum entzückt dich die Natur ſelbſt in dieſer Stimmung mehr, ſo daß ſelbſt Gräſer und Mücken eine Bedeutung gewinnen? Kannſt du haſſen, grollen, beneiden, hinterhalten in dieſer Stimmung? Scheint nicht der ewige Zwieſpalt der ſittlichen und ſinnlichen Natur, des Wollens und Sollens, in dieſem Augenblicke ausgeglichen? Iſt dir Gott noch unbegreiflich und unverſtändlich das All? Fühlſt du nicht deine Verwandtſchaft mit den Weſen unter dir und mit etwas über dir? Iſt es nicht, als ob unſichtbare Fäden ſich aus deinem Innern ausſpannten und in ungeahnten Beziehungen die ganze Welt verbänden? Und das alles hätte der armſelige Säulengang aus hartem Sandſtein, nach dem oder jenem Verhältniſſe geordnet, bewirkt? Oder wäre es nicht das Gefühl der Ganzheit; das momentane Aufhören der Zerſplitterung, in die das Leben unſer Weſen verſetzt, das Gefühl der Einheit alles Endlichen in einem Unendlichen, was dieſe Wirkungen hervorruft? Ferner zum deutlichen Beweis, daß nicht bloß die Phantaſie auf Koſten der übrigen Vermögen erhöht wird — du denkſt auch leicht in dieſem Zuſtande, alle Wahrheiten, höchſtens die mathematiſchen ausgenommen, die eben die ſtrengſte Sonderung fordern, ſind dir einleuchtender, ſelbſt die philoſophiſche Abſtraktion gelingt beſſer, zum deutlichen Beweiſe, daß die durch das Schöne bewirkte Erhöhung der innern Kräfte nicht eine theilweiſe, ſondern eine allgemeine iſt.

Bouterwek erklärt ſehr gut das äſthetiſche Gefühl aus dem Urgefühle des Menſchen, mit dem derſelbe, außer dem Zuſtande der Rohheit, aber noch vor der Sonderung ſeiner einzelnen Vermögen gedacht, die Welt mit all ſeinen Auffaſſungsmitteln, phyſiſchen Geiſtes- und Gemüthskräften ungetheilt in ſich aufnimmt, ſo daß in dem entſtehenden Wahrnehmungsbilde Beziehungen aller Art ſich zu Einem, erfreuenden, erhebenden, aber zugleich unbeſtimmten Eindruck vereinigen.

Es iſt unſtreitig, daß durch öftere Wahrnehmung mannigfaltiger Individuen, die zu einer Gattung gehören, ſich der Einbildungskraft ein gewiſſes abgezogenes Bild, ein Typus der Gattung eindrückt, der ſodann beim Formen von Begriffen die Grundlage macht. Die gewöhnliche Aufmerkſamkeit auf die Operation des Denkens zeigt dieß. In dem Augenblicke z. B., als ich den Begriff „Farbe" denke, zuckt, beinahe zugleich, ein gewiſſes undeutliches Bild von Etwas, das, ohne eigentlich eine beſtimmte Farbe darzuſtellen, doch mit jeder Farbe mehr Aehnlichkeit hat, als mit ſonſt irgend etwas in der Welt. Dieſes undeutliche Bild, ſage ich, dieſes ununterſcheidbare Aggregat von Bildergliedern zuckt wie ein Blitz zugleich mit dem Gedanken durch die Seele und gibt der Form des Begriffes erſt den Inhalt. Dieſes Phantaſiebild liegt ſelbſt den abſtrakteſten Begriffen und Ideen, denen von Zeit, Ewigkeit, Gott u. ſ. w. zu Grunde, ſonſt ſind ſie undenkbar. Dieſer Typus der Einbildungskraft nun, weiter verfolgt, in ſeinen Theilen zu größerer Klarheit des Bewußtſeins gebracht, gibt die Grundlage des Ideals für die Kunſt.

Die Einbildungskraft iſt entweder *reproduktiv*, wenn ſie bloß das *Gegebene*, Anweſende oder Abweſende vorſtellt: oder ſie iſt *produktiv*, wenn ſie bloß das Abweſende, als ſolches noch nicht Gegebene darſtellt. Jedoch gibt auch die produktive nicht den Stoff, den ſie aus der Natur nimmt, ſondern nur die Form, inſofern ſie den erhaltenen Stoff in neue Verbindungen bringt. Sie erhebt ſich inſofern über die Erfahrung und wird *Phantaſie* genannt. Dieſe äußert ſich entweder 1) als *Combinationsvermögen*, indem ſie die gegebenen Formen zu neuen, über die Erfahrung hinausgehenden Bildern vereinigt. Dieß geſchieht entweder *unwillkürlich*, wie im Traum, oder mit *Willkür*, und Letzteres zwar entweder zu einem *beſtimmten Zwecke*, unter der unmittelbaren Leitung des Verſtandes, wie bei den mechaniſchen Künſten, oder ohne *eigentlichen Zweck*, in welchem Falle ſie das *Dichtungsvermögen* heißt. —

2) Aeußert ſie ſich als *Vermögen der Grundanſchauungen* (des Raumes, der Zeit, der Geſtalt, der Dauer, des Grades, der Zahl ꝛc.), welche Vorſtellungen uns nicht durch die Erfahrung gegeben werden, daher ſie auch reine *Anſchauungen* heißen, und die Einbildungskraft in Beziehung auf ſie transcendental genannt wird.

Die combinirende Phantaſie liefert entweder 1) Bilder, die aus den *Geſetzen der Gedankenaſſociation* (durch das Geſetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtſchaft der Vorſtellungen, ſowie deren Beziehungen auf das individuelle Subjekt) zu erklären ſind; oder 2) ihre Wirkungen ſind aus dem Geſetze der Gedankenaſſociation nicht zu erklären; hier iſt ſie ſelbſtthätig und macht die Grundbedingung des *Dichtungsvermögens* aus.

Man hat die Nachahmung der Natur als das höchſte Geſetz der Kunſt aufgeſtellt. Ich frage aber: kann man die Natur nachahmen? — Die Bildhauerkunſt gibt Formen, aber des höchſten Reizes, der Bewegung, der Farbe, entbehrt ſie. Die Malerei ſtellt Landſchaften dar, und das Höchſte, was ſie erreichen kann, iſt, daß ſie das äußere Anſehen des Baumſchlages, der Gräſer, der Wolken ſo täuſchend als möglich darſtellt; kann ſie uns aber auch das Rauſchen dieſer Bäume, das Wallen dieſer Gräſer, das Ziehen dieſer Wolken, was gerade in einer wirklichen Landſchaft den Hauptreiz ausmacht, wiedergeben? Wo bleibt der Geſang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Geläute der Glocken? Von einer beſchriebenen Landſchaft, die das Bewegliche darin allerdings, wenn auch matt, wieder geben kann, iſt wieder hinſichtlich der Anſchaulichkeit an keine Vergleichung mit der wirklichen zu denken. Und doch bewegt die einfärbige, regungsloſe Natur, die gemalte, beſchriebene Landſchaft in der Kunſt Menſchen, welche die wirkliche kalt ließ in der Natur! Wie kommt es nun, daß das matte Abbild ſtärker anſpricht, als das lebendige Urbild? Denn die techniſche Vollendung der Nachahmung kann doch keine Rührung hervorbringen, höchſtens ein Erſtaunen, wie es die Kunſtſtücke eines ſogenannten ſtarken Mannes, oder die unzähligen Geſichter in den Kirſchkernen unſerer Kunſtkammern erregen. Ferner: wirkt denn die Natur (inſofern ſie nämlich nicht Befriedigungsmittel unſerer Bedürfniſſe darbeut) wirklich unmittelbar auf uns, und warum wirkt ſie denn nicht auch auf die Thiere, warum nicht auf alle Menſchen gleich? Was liegt denn in der Röthe der Wolken, im Verglimmen des Lichtes, im Hereinbrechen der Schatten beim Untergange der Sonne Rührendes, daß mir darüber die Thränen in den Augen ſtehen? Warum gehe ich die friſchen, grünenden Bäume vorüber, und bleibe ſtehen vor dem blitzgetroffenen, betrachte ihn, bleibe verſunken ſtehen und kehre mich zuletzt mit einem Seufzer ab? Was beſeufze ich? den Baum? Er fühlt ſeine Verletzung nicht. Oder beſeufze ich halb unbewußt das Fallen alles Großen, das Verblühen des Blühenden, das Loos des Schönen auf der Erde? Trage ich meine Empfindung auf den Baum über, und iſt er mir nur ein Bild deſſen, was ich dabei denke? Wenn es nun ſo iſt, und es iſt ſo, ſo wird es auch begreiflich, warum die Natur bloß tiefer denkende und empfindende Menſchen bewegt, indeß die andern, durch zufällige Nebendinge zerſtreut, gar nicht zum Bewußtſein des eigentlich Wirkſamen kommen.

Wenn nun aber der zum Auffaſſen und Wiedergeben des Gemüth-Anſprechenden in der Natur Fähige ſich hinſetzt, um ſeine Empfindung bleibend darzuſtellen, und er demnach aus dem beobachteten Naturgegenſtande, mit Hinweglaſſung des für die Wirkung Gleichgiltigen oder Störenden, dasjenige aufzeichnet, was die gefühlte Wirkung auf ihn hervorgebracht hat: ſo wird nun auch der flachere Beſchauer auf dieſe Art zur Aufmerkſamkeit angeregt, und durch das Wegſchneiden der gleichgiltigen Nebendinge auf den eigentlichen Punkt gefeſſelt, die vorher ihm entzogene Beziehung deutlich werden, und er wird vor dem Kunſtwerke fühlen, was er an dem Naturgegenſtande weder bemerkte, noch ohne den Künſtler je bemerkt hätte, da es weniger der Gegenſtand dem Beſchauer, als vielmehr der Beſchauer dem Gegenſtande mitgetheilt hat. Er wird die Idee des Künſtlers erkennen, und die Nachahmung des Gegenſtandes wird nur das Mittel der Verſtändlichung geweſen ſein.

Man hat die Kunſt eine Nachahmung der Natur genannt. Warum ſollten wir aber etwas nachmachen, das wir ſchon ohnehin in der Wirklichkeit beſitzen. Die Porträtmalerei ahmt die Natur nach, damit wir einen Gegenſtand, ſelbſt dann, wenn er von uns entfernt iſt, vor uns haben können. Wie tief ſteht aber die Porträtmalerei auf der Stufe der Künſte. Und wäre die Kunſt überhaupt nichts als das? — Sie iſt auch keine Verſchönerung der Natur: denn wer könnte die Natur im Einzelnen ſchöner machen, als ſie iſt. Vergleicht einen gemalten Baum mit einem lebendigen, eine beſchriebene Landſchaft mit einer wirklichen, die mediceiſche Venus mit eurer Geliebten! — Was iſt denn alſo die Kunſt? Sie iſt die Hervorbringung einer andern Natur, als die, welche uns umgibt, einer Natur, die mehr mit den Forderungen unſeres Verſtandes, unſerer Empfindung, unſeres Schönheitsideals, unſeres Strebens nach Einheit übereinſtimmt. Wenn wir dabei die äußere Natur nachahmen, ſo geſchieht es nur, weil wir unſerer Schöpfung auch eine Exiſtenz geben und ſie von einem leeren Traumbild unterſcheiden wollen. Nun ſind aber, ſo ſehr es in unſerer Willkür ſteht, den Dingen eine Eſſenz zu leihen, doch unſere Vorſtellungen von Exiſtenz durchaus nur vom Exiſtirenden abſtrahirt, und gehen nicht weiter als dieſes, daher müſſen wir wieder zur Natur unſere Zuflucht nehmen, und ihre Nachahmung iſt nicht der Punkt, von dem wir ausgehen, ſondern der, auf den wir zurückkommen.

Auch das Wunderbare iſt der Nachahmung der Natur nicht enthoben. Nicht zwar als ob es in ſeiner Bilderverbindung an das wirklich in der Natur Vorkommende oder ſelbſt an das phyſiſch Mögliche gebunden wäre, ſondern dadurch, daß es eine aus der Menſchennatur fließende, durch den Lauf der Jahrhunderte bewährte und ausgebildete Form des Wunderglaubens gibt, der es treu bleiben muß, wenn es poetiſch geglaubt werden oder praktiſch wirkſam ſein ſoll. Als unangreifbar für das Wunderbare erſcheinen: das Urfaktum des Selbſtbewußtſeins; das Geſetz der Cauſalität (vermöge deſſen wohl die Urſache erdichtet ſein kann, aber nie die Wirkung, oder deutlicher: das Erdichtete der Wirkung ſchon in der Urſache vorkommen muß). Auf gleiche Weiſe können beim Fühlen und Wollen allerdings die Motive außer dem Kreiſe der Natur liegen, aber aus dieſen Motiven muß pſychologiſch natürlich der Gefühls- und Willensakt fließen. Die thätige Aeußerung des Willens gehört wieder unter den oben gegebenen allgemeinen Beſchränkungen völlig dem Reiche des Wunders an.

Es gibt auch eine *teleologiſche Begeiſterung* (aus abbildloſer Betrachtung der Natur). Dieſe unterſcheidet ſich von der äſthetiſchen dadurch, daß letztere durch unmittelbare Beziehung auf ein begrenztes Objekt der Anſchauung zur Einheit gebracht und befriedigt wird.

Die volle Uebereinſtimmung eines Gegenſtandes mit unſerm Erkenntnißvermögen iſt ein Begriff; er begründet das Wahre; im Schönen liegt gleichſam bloß eine dunkle Vorahnung einer ſolchen Uebereinſtimmung.

Nicht der Gedanke macht das Kunſtwerk, ſondern die Darſtellung des Gedankens. Das bei den Deutſchen ſo beliebte Vorherrſchen der Idee hat den Nachtheil, daß dabei leicht die Nachahmung der Natur als untergeordnet erſcheint; ohne Naturgemäßheit aber gibt es in der Kunſt keine Wahrheit, und ohne Wahrheit keinen Eindruck. Worüber iſt denn der reiche Zacharias Werner zu Grunde gegangen, als durch dieſe immerwährende Unterordnung der Natur unter den Begriff? Alle unſere Vorſtellungen von Exiſtenz ſind nur vom Exiſtirenden abgezogen, und wenn man das letztere aus den Augen verliert, ſo gibt es nur Träume und keine Weſen, logiſche Möglichkeiten, aber keine Wirklichkeiten, nicht einmal den Schein davon. Die Kunſt ſoll aber eine, wenn auch höhere Welt mit Weſen ſein, ein erhöhtes Wachen mit glänzenden Geſtalten; nicht ein Schlaf voll Träume.

Kants Zweckmäßigkeit ohne Zweck und Zuſammenſtimmung zur Erkenntniß überhaupt ohne Begriff in ſeiner Erklärung der Schönheit, verſtehe ich ungefähr ſo: Außer der objektiven Beſchaffenheit eines Gegenſtandes, die vor allem dem Begriff zu Grunde liegt, und den ſubjektiven Beziehungen, die am Vorherrſchendſten in der Empfindung des Angenehmen walten, kann es ja noch einen dritten Bezug geben, das Daſein z. B. eines gemeinſchaftlichen Bandes, das, aus einem gemeinſchaftlichen Urheber hervorgehend, den Betrachtenden und das Betrachtete umſchlingt und ſich gegenſeitig nähert. Vielleicht oder vielmehr wahrſcheinlich liegt der im Geſchmacksurtheil gefühlten Zuſammenſtimmung ein ſolches Drittes zu Grunde, welches das Wort des Räthſels, den wirklichen Begriff des Zweckes zur erkannten bloßen Form der Zweckmäßigkeit enthält; dieß dritte kommt aber nicht in unſer deutliches Bewußtſein, und wir müſſen es daher beim *Denken* über das Schöne außer der Rechnung laſſen.

Darum iſt in der Kunſt das Bewußtloſe das Höchſte, weil auch in der Natur der bewußtloſe Zweck das Herrſchende iſt. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant genannt. Ich ſtelle mir die Sache ſo vor: Der Mittelpunkt des menſchlichen Weſens, ſinnlichen und geiſtigen, iſt die Seele. In ihr liegt alles vereinigt und aufbewahrt: Erfahrenes, Erlebtes, Gedachtes, Gefühltes. Dieſer Zuwachs iſt, was man Bildung nennt. Er ändert in einem gewiſſen Grade ſelbſt die Subſtanz der Seele, und durch ihn iſt der Menſch im vierzigſten Jahre ein anderer, als im vierten. Den Geſammtausdruck der Seele, inſoferne ihr Streben nicht nach außen geht, nenne ich die Empfindung. Die Empfindung iſt nicht ohne Unterſcheidung, weil das Geiſtige eben auch in ihr liegt. Wird die Empfindung durch ſtarke Eindrücke angeregt, ſo verliert ſich dieſe Unterſcheidung, und ſie wird Gefühl, ſowie andererſeits durch gemäßigte Anläſſe die Unterſcheidung vom Geiſte aus, ſich mehr und mehr Platz macht und das entſteht, was Kants Urtheilskraft iſt, ein anſchauender Verſtand, der die Regel aus dem Geiſte, und die Theile aus dem ſich gliedernden, unermeßlichen Vorrathe von aufbewahrten Eindrücken nimmt. Dieſe Urtheilskraft liegt dem geſunden Menſchenverſtande zu Grunde. Im vollſtändigen Auseinandertreten verfällt die Empfindung einerſeits dem ſinnlichen Bedürfniß, andererſeits verfeinert ſie ſich zum Verſtande, oder Vernunft oder Geiſte, wie man es eben nennen will.

Der Sitz der Kunſt iſt in der Empfindung, die einerſeits den Unterſcheidungen der Urtheilskraft nahe ſteht, andererſeits aber durch ihr Hineinreichen in den ganzen Menſchen eine ungeheure Verknüpfung — Ideenaſſociation — anregt, deren Vorſtellungen ihrem Urſprunge von außen nach ſich zu Bildern verkörpern und als Phantaſie die natürliche Auffaſſung des Menſchen nachahmen, die ſinnlichen Eindrücke mit Gedanken verbindet, nur daß hier die Bilder ſich ſchon nach einem Geſichtspunkte einſtellen, indeß die äußern Eindrücke zufällig und unvermittelt überraſchen.

Ich weiß wohl, daß das alles dummes Zeug iſt, aber die Welt würde in dieſem Augenblicke zuſammen brechen, wenn ihre Verbindungen ſolche wären, die wir einſehen könnten.

Daß ſich über die Kunſt durch den Vernunftgebrauch von vornherein nichts ausmachen läßt, erhellt ſchon daraus, daß der Gegenſtand der Kunſt: das Schöne, durchaus ein Ergebniß der Erfahrung iſt. Ob der Gedanke, in inniger Verbindung mit dem ſinnlich wohlgefälligen Bilde, mehr Vergnügen über die Veredlung des ſinnlichen Eindrucks, oder mehr Mißvergnügen über den unadäquaten Ausdruck des Gedankens hervorbringen wird, läßt ſich vom Standpunkte des Geiſtes nicht voraus beſtimmen. Ich ſage: unadäquater Ausdruck, weil ſich der Gedanke nur durch Gedanken völlig entſprechend ausdrücken läßt. Und wenn wir auch den Menſchen als ſo vorherrſchend ſinnlich annähmen, daß ein Bild ihn mehr befriedigte, als eine Ausführung durch Gedanken, ſo wäre doch erſt das Wohlgefallen an der Kunſt vorausbeſtimmt, aber noch nicht die Begeiſterung, das Entzücken, das Hinreißende der Kunſt.

Andere Nationen ſuchen in der Kunſt Befriedigung, die Deutſchen Anregung, Aufregung, vielmehr ein unbeſtimmtes, endloſes Vibriren gehört unter ihre Genüſſe.

Die Wiſſenſchaft überzeugt durch Gründe, die Kunſt ſoll durch ihr Daſein überzeugen, wie die Wirklichkeit, wie die Natur.

Das Aeſthetiſche iſt vielleicht eins mit dem Eindrucke, den das Vollkommene in ſeiner Art auf uns macht. Eben weil letzteres im Individuum gewöhnlich nicht vorkommt, erweckt es den Begriff der Gattung, des Zuſammenhanges der Weſen, des Ganzen, und erhebt den Menſchen ſo über ſich, ja über die Welt.

Wenn man vom Verderben eines Strebens, einer Richtung, einer Kunſt ſpricht, ſo meint man wie natürlich nicht die mangelhaften Schritte, die vom Anfange aus bis zur Gewinnung eines, der Vollkommenheit ſich nähernden Standpunktes gemacht werden. Sie ſind förderlich, nothwendig und in ihrer Unvollkommenheit verehrungswürdig, ob es gleich lächerlich iſt, wenn eine überſättigte Zeit ihnen einen höheren Werth zuſchreiben will, als den, den ſie wirklich haben. Verderben heißt: eine ſchon vorgeſchrittene Kunſt durch falſche Beſtrebungen wieder rückgängig machen. Da ſtößt man denn freilich bei den Vertheidigern eines immerwährenden Fortſchrittes gewaltig an. Aber wollte man dieſen auch, gegen alle Erfahrung, im Ganzen der Welt zugeben, ſo ſtößt man doch im Einzelnen damit gewaltig an, beſonders wenn es ſich um Begabungen und Energien handelt, die nur bei Einzelnen vorkommen, ja ihrer Natur nach eine Art Abgeſchloſſenheit, um nicht zu ſagen Einſeitigkeit bedingen. Kenntniſſe laſſen ſich mittheilen, Kräfte nicht. Die Bildung, die allerdings in den letzten drei Jahrhunderten in immerwährendem Fortſchritt war, beruht auf einem Gleichgewicht aller menſchlichen Fähigkeiten;

Beſtrebungen, die weſentlich ein Uebergewicht beſonderer Eigenſchaften vorausſetzen, ſind weit entfernt, durch ſolche Allgemeinheiten gefördert zu werden. Bildung haben und ſeine Bildung am gehörigen Orte vergeſſen zu können, ſind für den neuern Dichter gleich wichtige Erforderniſſe, ja letzteres beinahe wichtiger, wie es ſchwerer iſt.

Man kann eine Kunſt theoretiſch oder praktiſch verderben. Die falſchen Theorien verderben eigentlich die Kunſt nicht, ſie kommen erſt, wenn ſie bereits verdorben iſt. Die Produktion hat eine ſo überwältigende Macht, daß äſthetiſches Gefaſel dagegen unwirkſam bleibt. Erſt wenn die Ausübung ermattet, oder ſich ſelber untreu geworden iſt, dann machen ſich die falſchen Grundſätze breit und erſchweren, ja machen die Rückkehr für die Maſſe halb unmöglich. Erſt ein neues ſchaffendes Talent bricht oft ſpät genug den Bann; denn die ächten Grundſätze liegen im Talente ſelbſt und, als erweckbarer Keim, auch in der Maſſe.

Alſo nur die Künſtler verderben die Kunſt. Das iſt oft geſagt worden und daher nichts Neues. Meiſtens aber wurde der Satz ſo gebraucht, als ob es die eigentlich ſchlechten Künſtler wären, die dieſes Verderbniß herbeiführen. Das iſt aber ganz unwahr. Die ſchlechten Dichter bleiben unbeachtet, und die mittelmäßigen unterhalten, oft ganz mit Recht, die Menge, die aber recht wohl zu unterſcheiden weiß, daß, wenn ſie Wallenſteins Tod ſieht, ſie auf eigentlichem Kunſtgebiete ſteht, indeß ſie ſich geſtern bei Kotzebue oder Iffland ganz einfach nur unterhalten hat.

Die ausgezeichneten Künſtler ſind es, die die Kunſt verderben, wenn ſie ſich individuellen Richtungen mit zu großer Vorliebe hingeben. Der Tadel trifft aber dann eigentlich nicht ſie. Jede Begabung hat das Recht, zu ſein, was ſie iſt, und wenn die Kunſt ein Allgemeines hat, das aus der Sache ſelbſt fließt und in dem Zuſammentreffen mit allen großen Künſtlern deſſelben Faches ſich kund gibt, ſo macht das Individuelle den eigentlichen Reiz aus, der unterſcheidet und erfriſcht. Wollte Gott, jeder Künſtler wäre ein Anderer. Wenn aber die Nachahmer, durch den Glanz des Namens und das Einſchneidende der Beſonderheit verführt, ſich auf das Individuelle werfen, ohne die Individualität zu beſitzen, die es naturgemäß erzeugt, und eben ſo rechtfertigt als entſchuldigt, dann weicht die Kunſt von ihrem Wege ab, und die Verwilderung tritt ein, entweder augenblicklich, wenn das Nachgeahmte leidenſchaftlicher Natur war, oder ſpäter als Nachwirkung gegen reflektive Kälte und launiſche Ablehnung.

Man muß daher unter den ausgezeichneten Künſtlern einen großen Unterſchied machen, zwiſchen den Vortrefflichen als ſolchen und den Muſtergiltigen (der eigentliche Begriff für das, was man klaſſiſch nennt). Die erſteren gehen einen Pfad, der nur für ſie gangbar iſt, die zweiten den Weg, der für Alle paßt. Der Ausdruck originell iſt daher ſehr zweideutiger Natur, und es gehört eine große Begabung dazu, um einen Künſtler nicht ſchon durch dieſe Bezeichnung in die zweite Rangſtufe zu ſetzen. Auf den eigentlich großen Künſtler übt das von ſeinen Vorgängern Uebernommene als Vorhandenes die Macht eines Natürlichen, und er macht es wie alle Andern, nur unendliche Male beſſer. So iſt in der Muſik Beethoven vielleicht ein ſo großes muſikaliſches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in ſeiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu ſein, und allbekannte traurige Lebensumſtände ihn dahin geführt, daß in weiterer Ausbildung durch talentloſe Nachtreter, die Tonkunſt zu einem Schlachtfelde geworden iſt, wo der Ton mit der Kunſt und die Kunſt mit dem Tone blutige Bürgerkriege führen.

Allerdings iſt es falſch, daß die Form das Höchſte in der Kunſt ſei, aber das Höchſte iſt in der Kunſt nur inſofern Etwas, als es in der Form erſcheint; d. h. inſofern es der Künſtler nicht bloß gedacht und empfunden, ſondern das Vorgeſtellte auch adäquat dargeſtellt hat.

Jede Entfernung von der Natur in der Kunſt iſt entweder Styl oder Manier. Styl, wenn die Entfernung nach den Forderungen des Ideals geſchieht; Manier, geſchieht ſie aus was immer für einem andern Geſichtspunkte.

Die ſogenannte moraliſche Anſicht iſt der größte Feind der wahren Kunſt, da einer der Hauptvorzüge dieſer letzteren gerade darin beſteht, daß man durch ihr Medium auch jene Seiten der menſchlichen Natur genießen kann, welche das Moralgeſetz mit Recht aus dem wirklichen Leben entfernt hält.

Ein Kunſtwerk muß ſein, wie die Natur, deren verklärtes Abbild es iſt: für den tiefſten Forſcherblick noch nicht ganz erklärbar; und doch ſchon für das bloße Beſchauen Etwas und zwar etwas Bedeutendes. Wer etwas ſchafft, das der gemein-menſchlichen Faſſungskraft Nichts iſt, und erſt der tiefſinnigen Reflexion ſich geſtaltet, hat vielleicht ein philoſophiſches Problem glücklich in poetiſcher Einkleidung gelöst, aber er hat kein Kunſtwerk gebildet.

Das Grundübel unſerer neueſten deutſchen Literatur und Kunſt ſcheint mir in dem Vorherrſchen eines gewiſſen Dilettantismus zu liegen.

Der Dilettant iſt ein geſteigerter Liebhaber. So wie dieſer, kann auch er viele, ja bedeutende Einſicht in das Weſen einer Kunſt, ja ſelbſt eigene Ideen von größerem oder geringerem poetiſchen Gehalte haben, und fehlt ihm bei allem Streben doch das Vermögen einer genügenden Darſtellung. Solche Leute kommen im Leben häufig vor. Sie ſind, wenn ihre Auffaſſungsgabe mit Selbſterkenntniß und Beſcheidenheit gepaart iſt, höchſt liebenswürdig und intereſſant. Was ſie hervorbringen, entzückt ihre Freunde, weil dieſe im Stande und in der Stimmung ſind, das Fehlende der Darſtellung aus ihrer Kenntniß des Verfaſſers zu ſuppliren, und eine gewiſſe Unbeholfenheit in der Anwendung der Mittel wird nicht ſelten zu einem eigenen Reiz, wie das Lallen des Kindes der Mutter entzückender klingt, als aller Wohllaut der Dichtkunſt im Munde der Muſik.

Beim Dilettanten gilt immer der Wille fürs Werk, indeß ein Künſtler nur derjenige genannt werden kann, der auch ins Werk zu ſetzen vermag, was er will. Jede Kunſt liegt in der vollkommenen Darſtellung der mehr oder weniger vollkommenen Idee; und dieß zwar ſo ſehr, daß nur darin ihr charakteriſtiſcher Unterſchied von der Wiſſenſchaft zu ſuchen iſt.

Wer das Schöne weder weiß noch fühlt, iſt ein Tropf; wer es fühlt, ein Liebhaber, wer es weiß, ein Kunſtphiloſoph; wer, was er davon fühlt und weiß, auszuführen ſtrebt, ein Dilettant; wer es ausführt, ein Künſtler. Wer mit einem beſchränkten Ideenkreiſe ſeinen kleinen Vorrath ſelbſtſtändig außer ſich hinzuſtellen vermag, iſt ein Künſtler, indeß der Ideenreichſte, dem die Gabe, das Gedachte von ſeinem Innern abzulöſen, mangelt, dieſes Namens ewig wird entbehren müſſen. Hölty in ſeiner Nußſchale wird ein Dichter bleiben bis ans Ende der Welt, und die Schlegel werden es *nicht* ſein, wären ſie auch tiefer als die Tiefe des Weltmeers. Die niederländiſchen Kuh- und Gemüſe-Raphaels ſind Maler, und der *ſinnige* Schnorr wird es täglich weniger, je mehr er ſinnt.

Es liegt aber dieſe *Darſtellung*, die ich als das charakteriſtiſche Merkmal jedes Kunſtwerkes betrachte, wie ſchon oben bemerkt wurde, in der vollkommenen Ablöſung des Hervorgebrachten von dem hervorbringenden Gemüthe. Erſt wenn die Frucht von dem Mutterleibe getrennt und die letzte verbindende Schnur abgeſchnitten iſt, dann erſt tritt ein neuer Menſch ins Daſein, der das Prinzip ſeines Daſeins in ſich ſelbſt trägt und als Geſchöpf wandelt nach eigener Richte.

Es gibt, beſonders in Deutſchland, Kunſtliebhaber und Dilettanten, die in einem fremden Werke nur das lieben, was ſie von ihrem Eigenen hineingetragen haben. Wie gewiſſe Inſekten, die, da ſie nicht Lebenswärme genug haben, ihre Jungen ſelbſt auszubrüten, die Eier in fremde lebende Körper hineinlegen. So gefällt Tieck, der mit dem Erhabenen nur durch das Medium Shakeſpeare's zuſammenhängt, an dem großen Britten eigentlich nur das, was er in ihn hineindeutet und dichtet. Solche Leute, an ſich ziemlich unſchädlich, ſind als Kritiker und Freunde beſonders gefährlich für ausübende Künſtler.

Die Kunſt iſt keine Frucht der Bildung, denn das Weſen der Bildung iſt Vielſeitigkeit, die Kunſt aber beruht auf einer Einſeitigkeit. Ihr muß nämlich ein Stoff und ein Gedanke im Augenblicke des Schaffens und des Genießens an die Stelle der ganzen übrigen Welt treten.

Die Kunſt verhält ſich zur Natur, wie der Wein zur Traube.

Was den Deutſchen vor Allem fehlt, iſt der Kunſtſinn. Dieſer beſteht darin, den Gedanken im Bilde zu genießen. Die Deutſchen gehen aber auf den Gedanken los, ohne ſich um das Bild viel zu bekümmern. Dieſe Geiſtesverfaſſung gehört der Wiſſenſchaft an, zerſtört aber die Kunſt.

Wenn eine Zeit in der Kunſt für das Hohe und Tiefe ſchwärmt, ſo iſt der Geſchmack verdorben; denn der wahre Sinn — um nicht zu ſagen, das Verſtändniß — für das Tiefe und Hohe, iſt immer nur das Vorrecht einzelner Begabter, die Andern beten nach.

Die Betrachter von Kunſtwerken laſſen ſich nach drei Stufen der Ausbildung eintheilen. Die erſten ſehen bloß aufs Außen- und Machwerk; das ſind die roheſten und gemeinſten, und die meiſten. Die zweiten, die, obſchon über die vorige Stufe hinaus, doch ſelbſt nicht überflüſſig Ideen haben, und bei denen die wenigen vorhandenen als Embryonen unentwickelt daliegen, ſehen auf Gehalt, Gefühl, Rührung, Begriff, moraliſchen Werth, weil ſie ſich durch dieſe Eigenſchaften eines Kunſtwerkes ihrer eigenen Empfindungen und unentwickelten Anſichten erſt bewußt werden und zu einem wohlthätigen Gefühl ihres eigenen Selbſt gelangen. Die dritten endlich, die ſelbſt was zu machen im Stande ſind, oder die wenigſtens wiſſen, worauf es dabei ankommt, ſehen auf die Darſtellung. Sie, denen hundertmal die herrlichſten Ideen durch den Kopf gehen, bis ſie einmal zur künſtleriſchen Ausbildung einer einzigen gelangen können, wiſſen, daß Ideen wohlfeil ſind und nur dann ein Verdienſt begründen, wenn ſie durch Verſchmelzung mit der Natur zum äußern Leben gekommen, wenn das Begriffs-Skelett mit dem weichen Fleiſch des Daſeins bekleidet worden iſt. Sämmtliche Neu-Altdeutſche mit ihrer Bewunderung der Kunſtwerke des Mittelalters ſind auf der zweiten Kunſtſtufe. Der Umſtand, daß trotz alles Redens und Theoretiſirens keiner von ihnen etwas Tüchtiges hervorbringt, könnte ſie ſchon über ihre Impotenz belehrt haben und über ihr Verkennen deſſen, worauf es ankommt.

Schlendrian und Pedantismus in der Kunſt urtheilen immer gern nach Gattungen, dieſe billigen, dieſe verwerfen ſie; der offene Kunſtſinn aber kennt keine Gattungen, ſondern nur Individuen.

Wenn Geiſter vom erſten Range ſich nicht bloß in der Löſung ihrer Aufgaben, ſondern auch ſchon darin als ſolche beurkunden, daß ſie ſich keine anderen Aufgaben machen, als, welchen vollkommen Genüge zu leiſten inner dem Maß ihrer Kräfte liegt, ſo pflegt dagegen Jene von minderen Ordnungen oder von noch nicht völlig ausgebildeten Gaben oft gerade das gewöhnliche, Menſchenkräfte Ueberſteigende, vorzugsweiſe anzuziehen. Wenn ſie nun nicht erreichen, was eigentlich zu erreichen unmöglich war, ſo verdammt man ſie doch nicht geradezu, ſondern ſchätzt den Werth ihres Strebens nach dem größeren oder geringeren Grad der Annäherung zum Ziele. Billig aber ſollten wenigſtens diejenigen, denen auch nur einen ſolchen Grad zu erreichen nicht gegönnt iſt, vor dergleichen Leiſtungen immer noch Achtung haben und nicht beſpötteln, was weder ſie noch ihre Freunde und Angehörigen beſſer machen können.

Die Idee iſt ein Sprung, den der Geiſt aus ſeinem diskurſiven Fortſchreiten heraus ins Weite macht. Iſt ſie einmal da, ſo ſucht er ſie nachträglich mit ſeinem übrigen Beſitzthum einſpinnend zu verbinden. Gelingt es ihm, ſo wird die Idee zum Vernunftbegriff. Die Idee als ſolche gehört der Philoſophie nicht an, ſondern der Poeſie.

Die Welt mit den Geſetzen der Empfindung in Uebereinſtimmung zu bringen, das iſt die Aufgabe der Poeſie, oder vielmehr der Kunſt im Allgemeinen.

Philoſophiſch wahr iſt, was ſich erweiſen läßt; poetiſch wahr das, wovon man überzeugt iſt, oder beſſer, was man als wahr fühlt, im Gegenſatze zu dem, was man als wahr weiß.

Was dem empfindenden Menſchen wahr iſt, iſt poetiſch wahr, und was dem denkenden Menſchen wahr iſt, philoſophiſch wahr.

Der Kunſt die Erkenntniß der Ideen zuzuſchreiben, iſt lächerlich, da der Ausdruck Idee doch immer eine objektive Giltigkeit beanſprucht, wo es denn endlich auf die Urbilder der Dinge hinausgeht, deren Erkenntniß dem Menſchen wohl nicht gegeben ſein dürfte. Daß dem Künſtler, bei vollſtändiger Concentration aller Kräfte (der Philoſoph concentrirt nur die geiſtigen), das innere Weſen der Gegenſtände deutlicher werde, als den übrigen Erdenſöhnen, iſt allerdings anzunehmen, aber wie weit iſt es da noch bis zu den Urbildern. In früherer Zeit hat man ſtatt Ideen Anſichten geſagt, und da kann es denn allerdings höchſt vernünftige und annähernd richtige geben.

Was iſt komiſch? Iſt komiſch und lächerlich das Nämliche? Wenn lächerlich das iſt, worüber man lacht, ſo iſt auch der Witz lächerlich, ohne darum komiſch zu ſein. Der Witz iſt korroſiv, das Komiſche iſt expanſiv. Witzige Menſchen ſind oft nicht gute Menſchen, komiſche ſind faſt nie böſe. Der Witz gehört dem Geiſte an, die Komik jener gemiſchten Region, die man Gemüth nennen kann, wenn es Einem beliebt, wo Empfindung und Gefühl, Fürwahrhalten (Glauben?) und Phantaſie, Neigung und Wärme ihren Sitz haben. In der Wirkung ſteht das Komiſche am nächſten dem Spaßhaften, obwohl die Hervorbringung des letztern etwas Bewußtes hat, das bei dem Komiſchen nicht nothwendig iſt. Man macht einen Spaß, und man iſt komiſch. — Hier wäre vielleicht einzubohren! — Wie, wenn das Komiſche das Objektiv-Lächerliche wäre, gegenüber dem Spaßhaften, dem Witzigen, dem Satyriſchen, das in der Wendung liegt und ſubjektiver Natur iſt.

Man ſchreit jetzt in allen Künſten ſo ſehr gegen die Regeln und daß das Genie ſich durch ſie nicht könne binden laſſen. Das letztere iſt wohl auch wahr. Aber durch gänzliches Aufheben der Regel, auch jene Köpfe davon zu befreien, die keine Genie's ſind, muß doch nothwendig zum Unſinn führen; und das thut es auch.

Der Blinde und der Sehende.

Gewiſſen Kritikern gewidmet.

Der Sehende: Welch herrlicher Garten!

Der Blinde: Ja, ja, es geht noch an! Wir haben uns heiß gegangen; die Luft weht erquickend. — Uph — Meine Naſe fetirt ſich mit Düften.

Der Sehende: O! daß Sie doch ganz genießen könnten! Armer Mann!

Der Blinde: Ganz? Ich thue es. — Dieſe Blätter, wie ſammtweich! Dieſe Birne — Oh! — wie ſchmackhaft, wie ſaftig! Die Birnen ſind denn doch eines Gartens Hauptzierde. Man weiß doch, was man hat.

Der Sehende: Und dieſe Blumen! Welche Farben!

Der Blinde: Farben? Was will das ſagen?

Der Sehende (für ſich). Armer Unglücklicher!

Der Blinde: Farben. Ich habe öfters ſchon von Farben reden hören. Mir ſcheint das ganze Wort Unſinn.

Der Sehende (ablenkend). Horchen Sie.

Der Blinde: Nicht doch! Bei der Farbe geblieben! Merken Sie das Wortſpiel? — Von der Farbe zu reden. Definiren Sie mir die Farbe.

Der Sehende: So was definirt ſich auch! Die Farbe ſelbſt vielleicht zur Noth, aber auch ihr Reiz?

Der Blinde: Nicht wahr? Was iſt Farbe? Antwort! He, he, he, Antwort! Hört man die Farbe? Riecht man ſie? Schmeckt man ſie? — Antwort!

Der Sehende: Unglücklicher, man ſieht ſie.

Der Hauptgrund der Verſchiedenheit in den Kunſturtheilen der Männer und denen der Frauen liegt darin, daß letztere in der Regel keiner Abſtraktion fähig ſind und nur das bewundern können, was ſie zugleich auch vollkommen billigen.

Das Unerwartete darf allerdings und ſoll in der Kunſt vorkommen, aber wie es eintritt, muß es wirken, wie ein Nothwendiges und durch ſich ſelbſt Gerechtfertigtes.

Unſer Entzücken über ein Kunſtwerk iſt offenbar aus dieſen drei Empfindungen zuſammengeſetzt; das iſt nicht bloß möglich; das iſt! — So mein Innerſtes anſprechend, ſo auf einen Punkt vereinigt, ſo eins mit meinem Weſen, habe ich es ſelbſt in der Natur nicht geſehen! — Und das hat ein Menſch gemacht! —

Was iſt denn nun dieſe Begeiſterung, die zum Schaffen in der Kunſt als nothwendig bezeichnet wird? Es iſt nicht jene Steigerung der Gemüths- und Geiſteskräfte, die, von ähnlichen phyſiſchen Zuſtänden begleitet und unterſtützt, gewöhnlich mit einem ſolchen Namen bezeichnet wird. Dieſe Begeiſterung iſt bloß theils die äußere Erſcheinung, theils die Folge einer vorausgegangenen anderen Urſache. Sonſt würden ja Kunſtwerke Ausgeburten eines kranken Zuſtandes, einer Art geiſtig-körperlichen Trunkenheit heißen müſſen. Die eigentliche Begeiſterung iſt die Concentration aller Kräfte und Fähigkeiten auf Einen Punkt, der für dieſen Augenblick die ganze übrige Welt nicht ſowohl verſchlingen, als repräſentiren muß. Die Steigerung des Seelenzuſtandes entſteht dadurch, daß die einzelnen Kräfte, aus ihrer Zerſtreuung über die ganze Welt in die Enge des einzelnen Gegenſtandes gebracht, ſich berühren, wechſelſeitig unterſtützen, heben, ergänzen. Durch dieſe Iſolirung nun wird der Gegenſtand gleichſam aus dem flachen Niveau ſeiner Umgebungen herausgehoben — ſtatt nur an der Oberfläche, von allen Seiten umleuchtet, durchdrungen — gewinnt Körper, bewegt ſich, lebt. Dazu gehört aber die Concentration aller Kräfte. Nur wenn das Kunſtwerk für den Künſtler eine Welt war, wird es auch eine Welt für den Beſchauer. In neuerer Zeit aber breiten ſich die Richtungen zu ſehr aus. Der Raum des Kunſtwerkes ſcheint dem Künſtler zu eng, er will daneben und dazwiſchen noch dieß und das, und wie ihm das Gefühl der Nothwendigkeit des Geſchaffenen fehlt, ſtellt es ſich auch bei dem Beſchauer nicht ein.

Die neueſte Zeit unterſcheidet ſich von ihrer Vorgängerin auch darin, daß ſie in allen Dingen einen ganz neuen Weg gefunden zu haben glaubt, obgleich dieſe Neuerungen, genau betrachtet, eben auch nur Nachahmungen, oder Umkehrungen oder Verwechslungen längſt dageweſener, allgemeiner oder beſonderer Erſcheinungen ſind. — So iſt die neueſte Kriegskunſt wahrſcheinlich nur dadurch entſtanden, daß die improviſirten Generale der franzöſiſchen Revolution inſtinktmäßig die Kriegführung der wilden Horden nachahmten und dadurch ihre taktiſch gebildeten, aber geiſtloſen Gegner in heilloſe Verwirrung ſetzten, bis endlich der letzte Vervollkommner der kannibaliſchen Methode in eigener Waghalſigkeit, ein ſeiner glänzenden Laufbahn unwürdiges Ende fand. Und ſo wird das Syſtem in künftigen Horden-Feldzügen fortdauern, bis einmal ein Mann von Geiſt etwa die Grundſätze Friedrichs des Großen als eine neue Neuheit hervorſucht und die ſtumpfgewordene Genialität mit denſelben Waffen beſiegt, die ſie ſiegreich verſpottete.

Was von den garſtigen Künſten gilt, gilt auch von den ſchönen. Sie haben ſich in neueſter Zeit ſämmtlich erweitert, weil ſie theils in ihre wechſelſeitigen Gebiete, theils in die Proſa hinübergriffen, und halten ſich nun für reicher, weil ſie mehr Geld in der Kaſſa haben, wenn auch geborgtes.

Ich will hier vorzugsweiſe von der Muſik ſprechen; einmal weil ich ſie liebe und immer mit Eifer getrieben habe, dann weil es die einzige Kunſt iſt, in der wir Deutſche einen eigenen Weg gebrochen haben, indeß wir in den übrigen viel zu ſpät gekommen ſind, um auf etwas anders, als auf den Ruhm mehr oder weniger glücklicher Nachahmer Anſpruch machen zu können.

Meine Behauptung geht dahin, daß die Muſik, abgeſehen von dem Mangel an Talenten, in Deutſchland auf dem Wege der Verſchlechterung ſei, weil ſie ſich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poeſie hinüber begeben hat.

Hier iſt nun vor Allem nöthig, daß wir die Gebiete der verſchiedenen Künſte zu beſtimmen ſuchen.

Wie unähnlich ſie jedoch im Einzelnen ſein mögen, ſo kommen ſie doch in den Hauptbeſtimmungen, aus einer und derſelben Richtung des menſchlichen Geiſtes, der Kunſt angehörig, wie natürlich überein. Dieſe Grundbedingungen oder weſentlichen Beſtandtheile aller Kunſt nun ſind: der ſinnliche Eindruck, die Empfindung, der Gedanke. Was Einen dieſer Faktoren entbehrt, gehört nicht mehr der Kunſt an, verſchieden aber iſt das Maß des Antheils und die Stufenfolge, in der die verſchiedenen Künſte an denſelben Theil nehmen.

Die Malerei (die Plaſtik mit einbegriffen) geht von ſinnlichem Eindruck aus, erweckt dadurch den Gedanken und durch dieſen die Empfindung. Die Muſik, gleichfalls vom Sinn empfangen, geht jedoch unmittelbar auf die Empfindung über, und der Gedanke, der kaum je zum völligen Bewußtſein gelangt, iſt in ſeiner Unbeſtimmtheit der letzte, gleichgiltigſte Beſtandtheil des Wohlgefallens oder Mißfallens. Die Poeſie endlich, die freilich auch ſinnlich gehört oder geſehen werden muß, wo dann aus dem guten oder ſchlechten Fall der Verſe allerdings ein Minimum von Luſt oder Unluſt entſtehen mag, fängt doch eigentlich erſt mit dem, den Worten entſprechenden Gedanken an, erregt durch ihre Verknüpfung die Empfindung, und die nicht von Außen hinein, ſondern von Innen herausgehende Verſinnlichung iſt erſt die letzte Stufe der Vollendung.

Dieſe Unterſchiede, wie gleichgiltig ſie von vornherein ſcheinen mögen, beſtimmen doch wirklich das Gebiet der Künſte.

Von ſeinem Urſprunge kann ſich nichts losſagen. Der ſinnliche Eindruck, wo er den Anfang macht, iſt ſo ſtark, daß die ſpäter folgende Billigung oder Mißbilligung des Verſtandes die Wirkung nie mehr ausgleichen kann, die das Individuum durch ſeine natürlichſte Wahrnehmungsquelle, den Sinn, empfangen hat; es könnte höchſtens dadurch ein Umkehren, eine Art Reue entſtehen, die aber immer einen zuſammengeſetzten Eindruck gäbe, nie einen einfachen ganzen, wie ihn die Kunſt fordert.

Das Urtheil ausübender Künſtler über Kunſtwerke iſt nicht immer das verläßlichſte. Denn von Neid und abſichtlicher Parteilichkeit abgeſehen, überſchätzt unter ihnen der Thor das, was er ſelbſt hat, auch in der fremden Gabe; der Einſichtige hingegen das, was er nicht hat, und wornach er ſtrebt.

Der Künſtler, an dem man die Originalität als charakteriſtiſche Eigenſchaft hervorhebt, gehört ſchon deßhalb in den zweiten Rang, denn die Geiſter erſten Ranges charakteriſirt der Sinn für das Natürliche. Sie machen es wie alle Andern, nur unendliche Male beſſer.

Ihr Elenden, die ihr Geiſt habt, aber nur nicht, um eure Werke damit zu begeiſtigen! Was kümmert mich der Menſch in euch! Das geht eure Angehörigen, eure Frauen und Kinder an.

Im Künſtler lebt nur das, was er zu verarbeiten, was er zum Zwecke der Kunſt zu verwenden weiß. Eure Werke ſind Ihr. Wer hat nicht Geiſt? Der Philiſter hat ihn auch. Nicht die Hand gibt einen Werth, ſondern was man mit der Hand macht.

Man hört in neuerer Zeit nichts häufiger als den Ausdruck: genial. Da fragt ſich's nun zuerſt, was das heißen ſolle. Will man damit von Jemanden ſagen, er ſei ein

Genie? oder nur, er ſei etwas annähernd dem Genie Aehnliches? Im erſten Falle ſollte man bedenken, daß das Genie, wie die Aloe, kaum alle hundert Jahre einmal blüht. Es hat ganze Zeiträume gegeben, die nicht ein einziges Exemplar dieſer ſeltenen Pflanze aufzuweiſen hatten, und ſollte die neuere Zeit daran auf einmal ſo fruchtbar geworden ſein? Wodurch und wie? da es ſich hier um eine Naturgabe handelt und nicht um etwas Erworbenes, Angebildetes, wie Jedermann zugibt. Nimmt man aber genial nur für etwas dem Genie Aehnliches, ſo muß vor allem genauer beſtimmt werden, was denn das Genie eigentlich ſei, um es auch in ſeiner Aehnlichkeit wiederzuerkennen und von verwandten Gaben zu unterſcheiden. Die nächſtverwandte Gabe aber iſt das Talent. Betrachtet man nun Talent und Genie nur als Stufenleiter eines und deſſelben Vermögens, nur dem Grade nach verſchieden, ſo würden die Ausdrücke: ein großes und ein außerordentliches Talent, und: ein Genie, gleichbedeutend ſein, was man wieder nicht zugibt. Schon die Ausdrucksweiſe des gewöhnlichen Lebens unterſcheidet hier ſehr genau. Wer viele Sprachen mit Leichtigkeit erlernt und mit Fertigkeit gebraucht, iſt ein Sprachtalent; wer die Uebereinſtimmung und die allgemeinen Bezüge derſelben Sprachen oder vielmehr der Sprache überhaupt durchſchaut, von den Zweigen zum Stamm, vom Stamm zur Wurzel verfolgt und nachweiſt, iſt ein Sprachgenie, wenn er ſich auch in keinem einzigen fremden Idiome mit Bequemlichkeit auszudrücken vermöchte. So nennen wir den Abbé Mezzofanti ein außerordentliches Sprachtalent, Jakob Grimm, wenn man will, ein Sprachgenie. Es bleibt alſo nichts übrig, als einen ſpezifiſchen Unterſchied zuzugeben, und das Genie an die Eigenthümlichkeit der Auffaſſung und das Talent in die Geſchicklichkeit der Ausübung zu ſetzen.

Da leuchtet nun ſogleich ein, daß in den geiſtigen Beſtrebungen, die auf Erforſchung der Wahrheit, auf Erweiterung unſerer Kenntniſſe gehen, das Genie und nur das Genie es iſt, in dem alles Heil liegt. Wer eine neue Wahrheit gefunden hat, geſetzt, er drückte ſich auch ſo unbeholfen aus, als Kant oder Hegel, iſt ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes.

Anders aber dürfte es in den Künſten ſein. Wenn irgend ein Künſtler, ein Dichter zum Beiſpiel, eine neue Idee, eine Wahrheit nämlich gefunden hätte — obwohl mir im ganzen Bereich der Poeſie kein Dichter bekannt iſt, von dem man ſo etwas ſagen könnte — ſo hätte er ſich dadurch nur in die Reihe der Philoſophen oder Naturkundigen geſtellt, als Dichter aber noch gar nichts geleiſtet. Denn die Kunſt beſteht in der Lebendigmachung der Idee, in der Zurückführung des Gedankens auf die Wirklichkeit, in der *Darſtellung* mit einem Worte. Wenn man ſich hier durch eine Unterſcheidung der philoſophiſchen von der poetiſchen Idee helfen wollte, ſo wäre dabei wenig gewonnen, denn die poetiſche Idee iſt ſchon eine Einkleidung, eine Verſinnlichung, eine Verkörperung der philoſophiſchen, und ſomit ſie ſelbſt ſchon eine Darſtellung. Was bei den Philoſophen gegenüber der Auffindung des Gedankens Nebenſache iſt: die Auffaßbarkeit von Seite des Zuhörers, iſt bei dem Künſtler die Hauptſache; die Kunſt iſt eben nichts, als der Complex der Mittel, ſeine Gedanken lebendig auf den Zuhörer übergehn zu machen. Wer die höchſten Gedanken hat, aber ſie nicht darzuſtellen vermag, kann ein außerordentlicher Menſch ſein, ein Künſtler aber iſt er nicht.

Da man nun aber anderſeits doch Gedanken haben muß, wenn man ihrer darſtellen will, ſo iſt allerdings Genie, verbunden mit dem Talente, Eigenthümlichkeit der Auffaſſung, Hand in Hand mit der Gabe der Lebendigmachung, das Höchſte, was die Kunſtwelt aufzuweiſen hat. Nur kommt das Ding, wie geſagt, oft in Jahrhunderten nicht einmal vor. Das eigentliche Genie ausgeſchloſſen, kann daher die Bezeichnung genial nur auf einen Theil jenes weltbeglückenden Ganzen gerichtet ſein, und da die als genial Bezeichneten den Beinamen: Talent mit Entſchiedenheit, als eine Art Unglimpf, zurückweiſen, ſo bleibt für ſie vom Genie, mit Ausſchluß der Darſtellungsfähigkeit, nur das Eigenthümliche der Auffaſſung, die Originalität des Gedankens übrig. Da kommt nun zu bemerken, daß in einer Zeit, wo die Ideen fixirt ſind, die Eigenthümlichkeit der Anſicht allerdings eine gewiſſe Stärke des Geiſtes vorausſetzt. Sind die Ideen aber einmal im Fluß, hat ſich die Zeit von Ehrfurcht und Ordnung emanzipirt, ſo iſt nichts leichter, als aus dem wirbelnden Strudel ein paar Gedanken: qui heurlent de se trouver ensemble, herauszugreifen und gewaltthätig zu verbinden. Wenn man es nur mit der Richtigkeit nicht genau nimmt, ſo hat dann die Eigenthümlichkeit wenig Schwieriges. Jeder Gedanke, auf den Kopf geſtellt, gibt einen neuen, und ein Narr im Narrenhauſe hat mehr originelle Einfälle, als alle Dichter ſeit Erſchaffung der Welt zuſammengenommen.

Aber auch die Originalität im beſten Sinne zugegeben, ſo iſt doch in der Kunſtwelt derjenige, der eigenthümliche Gedanken hat und ſie nicht angemeſſen darzuſtellen vermag, das, was man im gewöhnlichen Leben einen Stümper nennt, d. h. ein Solcher, der das nicht machen kann, was er machen möchte.

Ich bin hier bei dem Punkte angekommen, auf den ich von vornherein mein Augenmerk richtete. Genialität ohne Talent iſt der Teufel der neueren Kunſt. Wenn ich ſage: ohne Talent, ſo meine ich nicht, als ob dieſe Gabe der neuern Zeit ganz fehlte. Aber je größer der Gedanke, um ſo ſchwieriger die Ausführung. Ein Talent, welches für einen mäßigen Stoff ausgereicht hätte, wird lächerlich, wenn es ſich mit einem großen befaßt, und ſo haben wir denn lauter verunglückte Meiſterwerke, ſtatt genießbarer Kunſtprodukte. Wenn hierin in Deutſchland die bildende Kunſt eine Ausnahme macht, ſo beruht dieſes auf der einfachen Urſache, daß die Natur in ihrer unerforſchten Machtvollkommenheit ſich entſchloſſen hat, nach langer Sparſamkeit einige dem Genie nahkommende, wenn nicht gar es erreichende Talente hervorzubringen, die dann den andern die Richtung geben. Poeſie und Muſik aber ſind gleichmäßig in jenem Grundübel befangen.

Genialität iſt Eigenthümlichkeit der Auffaſſung; Talent Fähigkeit des Wiedergebens; Genialität ohne Talent gibt keinen andern Werth, als einen höchſt perſönlichen. Sie geht nur den Beſitzer und ſeine nächſte Umgebung an. Was nicht ausgeführt wird, iſt leer; was nicht ausgeführt werden kann, iſt verrückt. Das Talent gehört der Welt. Es iſt das Vermögen, der Idee eine Ueberzeugung oder ein Gegenbild beizugeſellen. Das heutige Deutſchland iſt die Heimath der Genialen und Talentloſen.

In Deutſchland pflegt man Genie und Talent als Stufengrade derſelben Kraft, als quantitativ verſchieden zu betrachten. Ihr Unterſchied iſt aber qualitativ. Genialität bezeichnet die Eigenthümlichkeit der Auffaſſung, Talent die Fähigkeit des Wiedergebens und der Ausführung;

das Genie faßt einen großen Gedanken, das Talent fügt ihm eine Ueberzeugung oder ein Gegenbild bei. Das neueſte Deutſchland iſt vielleicht genial, aber gewiß talentlos. Gott, gib uns für jedes Dutzend unſerer Genies nur Ein Talent, und wir ſind geborgen.

Das Genie bezieht ſich auf die Auffaſſung, das Talent auf die Ausführung. Talent ohne Genie behält immer ſeinen Werth, Genie ohne Talent iſt ein Vorſatz ohne That, ein Wollen ohne Können, ein Satz ohne Ueberzeugung. Niemand ſpricht mehr von Genie als die Talentloſen.

Wenn ein Talent und ein Charakter zuſammenkommen, ſo entſteht das Genie.

Leute von Talent, wie man gewiſſe Leute zu nennen pflegt, unterſcheiden ſich, außer manchen andern Fällen, noch darin von großen Köpfen, daß es ihnen ſehr leicht wird, etwas Angewöhntes abzulegen; z. B. ein ſolcher Menſch wird, wenn er im Griechiſchen die Reuchliniſche mit der Erasmiſchen Ausſprache vertauſchen ſoll, es leicht thun, und in acht Tagen ſo leſen, als ob er nie anders geleſen hätte; ein wahrer Kopf, der einmal eine Sache ſeinem Geiſte eingeprägt hat, nimmt ſehr ſchwer etwas Widerſprechendes auf, und wenn es ihm ja die Vernunft anräth, wird ihn das Alte noch oft genug in den Nacken ſchlagen.

Sich des Geiſtes der Zeit bemächtigen, iſt die Sache des großen Talentes; ſich vom Geiſte der Zeit fortziehen laſſen, bezeichnet das gewöhnliche. Beides unterſcheidet ſich wie Handeln und Leiden.

Zur Poeſie im Allgemeinen.

Die Poeſie iſt wie der Lichtnebel im Schwert des Orions. Ein ungeheures Lichtmeer läßt dort den Mittelpunkt des Sonnenſyſtems ahnen, aber beweiſen kann man nichts.

Was die Lebendigkeit der Natur erreicht, und doch durch die begleitenden Ideen ſich über die Natur hinaus erhebt, das *und auch nur das* iſt Poeſie.

Poeſie iſt die Verkörperung des Geiſtes, die Vergeiſtigung des Körpers, die Empfindung des Verſtandes und das Denken des Gefühls.

Nichts iſt abgeſchmackter, als von ſchönen Wiſſenſchaften zu ſprechen. Die Poeſie iſt eine bildende Kunſt, wie die Malerei.

Die Wiſſenſchaft und Kunſt (Poeſie) unterſcheiden ſich darin, daß die Wiſſenſchaft die Erſcheinungen auf das Weſen oder den Grund zurückführt, und dadurch die Erſcheinung als ſolche aufhebt, die Poeſie dagegen läßt die

Erſcheinung als ſolche beſtehen, und rechtfertigt ſie nur dadurch, daß ſie ſie auf eine tiefer liegende Grunderſcheinung bezieht, die ohne weitere Beglaubigung, durch ihr Vorkommen in allen Menſchen ſich als eine der Grundlagen der menſchlichen Natur im *allgemeinen* ausweist. Omni autem in re consensio omnium gentium lex naturae putanda est. (Cicero Tuscul. I. 13.)

Wiſſenſchaft und Kunſt, oder wenn man will: Poeſie und Proſa, unterſcheiden ſich von einander, wie eine Reiſe und eine Spazierfahrt. Der Zweck der Reiſe liegt im Ziel, der Zweck der Spazierfahrt im Weg.

Der Geiſt der Poeſie iſt zuſammengeſetzt aus dem Tiefſinn des Philoſophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern.

Die Enunciationen und Eindrücke des Lebens in ihrer Fülle ſind der Gegenſtand der Poeſie. Alles, was den Menſchen im Gefühl einer Realität über ſich ſelbſt, d. h. über ſeinen gewöhnlichen Zuſtand erhebt, hat ihn begeiſtert, und dieſe Begeiſterung iſt die Poeſie. Jede Realität nimmt hieran Theil. Die Vorſtellung oder Darſtellung einer Idee erweckt das Gefühl des Aehnlichen im Menſchen, bringt ihn für länger oder kürzer ſeinem Urſprunge, dem Urbilde der Menſchheit näher, macht ihn ſich weſenhaft fühlen, und der Genuß dieſer Weſenhaftigkeit iſt die Poeſie. Die moraliſche Kraft gehört auch in den Kreis der Poeſie, aber nicht mehr, als jede andere Kraft, und nur inſofern ſie Kraft, Realität iſt; als Negation, als Schranke liegt ſie außer der Poeſie; und gerade um die Lebensgeiſter von den ewigen Nergeleien, dieſer läſtigen Hofmeiſterin, etwas zu erfriſchen, dem innern Menſchen neue Spannkraft zu geben, flüchtet man von Zeit zu Zeit aus der Werkſtube des Geiſtes in ſeinen Blumengarten.

Die Poeſie iſt die Aufhebung der Beſchränkungen des Lebens.

Die Poeſie ſtellt die Naturverhältniſſe wieder her, welche die konventionellen Verhältniſſe geſtört, und ſie iſt daher nothwendig um ſo unmoraliſcher, je verwickelter dieſe Verhältniſſe im Gange der Civiliſation werden. Das Verhältniß Achills zur Briſeis, das unſchuldigſte zur Zeit Homers, würde revoltant im Munde eines neuern Dichters ſein, eben weil die neue Civiliſation das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib . . .

Religiöſe Entzückungen unterſcheiden ſich dadurch von poetiſchen, daß erſtere nur einer innern Wahrheit bedürfen (gleichviel, ſei ſie nun objektiv oder ſubjektiv), letztere aber nebſt der formalen inneren, noch auch eine äußere Wahrheit brauchen, d. h. daß ſie ſich auf das allgemeine Menſchengefühl ſtützen, mit dem wirklichen oder möglich geglaubten Gang der Natur zuſammentreffen müſſen. Worauf die Vernunft in ſtetigem Fortſchreiten nach Prinzipien folgerecht kommt, das iſt wahr, gleichviel, ob ſie dafür ein entſprechendes Bild nachweiſen kann oder nicht, ſie iſt ihre eigene Geſetzgeberin, und in der Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt liegt der Rechtstitel und der Erweis ihrer Anſprüche. Die Phantaſie als Schöpferin der Kunſt hat aber keine eigene Geſetzgebung aus ſich ſelbſt; je weiter ſie fortbildet, je mehr geräth ſie in Gefahr, ſich zu verirren, und der Dichter wäre ein Wahnſinniger, wenn er ſich ihr allein überließe. Der Verſtand muß die Wirkſamkeit der Phantaſie zwar allerdings formell leiten, wie er denn der formale Leiter aller unſerer inneren Vermögen iſt; hinſichtlich des eigentlichen Zweckes der Kunſt aber kann er uns nichts helfen, da ſie nicht auf formale Möglichkeit, ſondern auf ideale Wirklichkeit ausgeht, und als höchſtes Prinzip ihrer Entſcheidungen ein dunkles Gefühl des Schönen anzunehmen genöthigt iſt, das, indeß es manches anerkannt Wahre als Nicht-Schön vorbeiläßt, ſeinen ganzen Beifall oft dem rein Erdichteten zuwendet, inſofern es mit jenem dunklen Ideale zuſammenſtimmt.

Jedes Streben iſt proſaiſch, das einer Realität nachgeht. Kants Definition wird ewig wahr bleiben: Schön iſt dasjenige, was ohne Intereſſe gefällt. Aller Poeſie liegt die Idee einer höhern Weltordnung zum Grunde, die ſich aber vom Verſtande nie im Ganzen auffaſſen, daher nie realiſiren läßt, und von welcher nur dem Gefühl vergönnt iſt, dem Gleichverborgenen in der Menſchenbruſt, je und dann einen Theil ahnend zu erfaſſen. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant ausgedrückt, tiefer ſchauend, als vor ihm und nach ihm irgend ein Philoſoph.

Das Symboliſche der Poeſie beſteht darin, daß ſie nicht die Wahrheit an die Spitze ihres Beginnens ſtellt, ſondern, bildlich in Allem, ein Bild der Wahrheit, eine Inkarnation derſelben, die Art und Weiſe, wie ſich das Licht des Geiſtes in dem halbdunkeln Medium des Gemüthes färbt und bricht.

Die proſaiſche Wahrheit iſt die Wahrheit des Verſtandes, des Denkens. Die poetiſche iſt dieſelbe Wahrheit, aber in dem Kleide, der Form, der Geſtalt, die ſie im Gemüthe annimmt. Man hat die poetiſche Wahrheit auch die ſubjektive genannt. Unrichtig: denn die Grundlage iſt ebenſo objektiv, als die andere, denn alle Wahrheit iſt objektiv. Aber die Geſtalt, das Bild, die Erſcheinung iſt aus dem Subjekt genommen. Man würde ſie am beſten die ſymboliſche Wahrheit nennen. Warum nimmt denn aber die Wahrheit Geſtalt? Weil alle Kunſt auf Geſtaltung, Formgebung, Bildung beruht, und die nackte Wahrheit ihr Reich ohnehin in der — Proſa hat.

Die Gewalt des bildlichen, alſo uneigentlichen Ausdrucks in der Poeſie kommt daher, daß wir bei dem eigentlichen Ausdruck ſchon längſt gewohnt ſind, nichts mehr zu denken oder vorzuſtellen. Das Bild und, weiter fortgeſetzt, das Gleichniß nöthigt uns aber aus dieſer ſtumpfen Gewohnheit heraus, und die unentſprechende Bezeichnung wirkt ſtärker als die völlig gemäße.

Dieſes matte Schaukeln zwiſchen Himmel und Erde, Proſa und Poeſie, das die neuere Lyrik charakteriſirt, macht eine Uebelkeit; will ich einmal den Boden verlaſſen, ſo geſchehe es im Luftball ſteilrecht in die Wolken hinauf.

Die Gegenwart iſt nie poetiſch, weil ſie dem Bedürfniſſe dient, das Bedürfniß aber iſt die Proſa.

Es handelt ſich nicht darum, was die Poeſie in ihren erſten Anfängen war: gegenwärtig iſt ſie da, um, in erhabener Einſeitigkeit, jene Eigenſchaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menſchliche Beiſammenleben, die Unterordnung des Einzelnen unter eine Geſammtheit, nothwendig und nützlich beſchränkt und zurückdrängt; die aber eben darum — köſtliche Beſitzthümer der menſchlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöſchen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde.

Es geht der Poeſie gerade ſo, oder vielmehr umgekehrt wie der Philoſophie. Letztere iſt bei ihrem Entſtehen mit der Religion vereinigt, und umfaßt das geſammte Schauen, Ahnen und Denken des Volkes, bis ſie ſich endlich von ihr ſcheidet, und ſich auf das durch den Verſtand Erweisbare beſchränkt. Ebenſo iſt die Poeſie anfangs das Organ für den Geſammtinhalt des menſchlichen Geiſtes. Später, nach Erfindung der Proſa, überläßt ſie dieſer das Lehrhafte und behält für ſich die Darſtellung, die Empfindung, ſtatt der Einſicht die Ausſicht.

Es ließe ſich ſehr gut durchführen, daß der Poeſie die natürliche Anſicht der Dinge zu Grunde liege, der Proſa aber die geſellſchaftliche. Die Poeſie würdigt Perſonen und Zuſtände nach ihrer Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, oder der ihnen zu Grunde liegenden Idee; die Proſa nach ihrem Zuſammenhang mit dem Ganzen. Sie ſind daher weſentlich von einander getrennt, zwei abgeſonderte Welten; und wer poetiſche Ideen in die wirkliche Welt einführt, ſteht in Gefahr, mit proſaiſchen die Poeſie zu verfälſchen.

Des Menſchen unabweisliches Streben iſt, ſich mit der Welt in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Wo das nun nicht gehen will, ſucht die Philoſophie am Menſchen zu beſſern, die Poeſie kehrt es um, und ändert die Welt.

Die Proſa der neueren Zeit beſteht beſonders darin, daß ſie das Symboliſche der poetiſchen Wahrheit nicht anerkennen will und nichts zuläßt, was nicht eine Realität iſt.

Wenn man von einem goldenen Zeitalter der Literatur ſpricht, ſo meint man gewöhnlich den Gipfelpunkt, den die Redekünſte, namentlich die Poeſie eines Landes erreicht haben. Und mit Recht. Eines Theils iſt die Poeſie der Ausdruck und die Zuſammenfaſſung der literariſchen und menſchlichen Bildung einer Nation; ihr Einfluß iſt der durchgreifendſte und weitgreifendſte, und ſo lange es keine Wiſſenſchaften im ſtrengſten Verſtande gibt, wird die Poeſie immer an der Spitze der geiſtigen Beſtrebungen ſtehen, da ſie das iſt, oder wenigſtens ſein kann, was ſie ſein ſoll, ein Ziel, das den Wiſſenſchaften entweder für immer, oder doch für jetzt ſtreng verſagt iſt. Wenn die letzteren einmal demonſtrativ werden ſollten, wenn ſie je die erſtletzten Gründe ihrer Folgerungen angeben könnten, würde die Poeſie zu einem angenehmen Spielzeug herabſinken, für jetzt aber hat ſie den Vorzug, wie die Natur ſagen zu können: Das iſt, und wenn das Gemüth die Wahrheit empfunden hat, iſt von einem Erweis oder Zweifel weiter nicht die Rede.

Man hat lange darüber geſtritten, ob die Nachahmung der Natur der Zweck der Kunſt überhaupt ſei, und die

Vernünftigen ſind darüber einig, daß dieſe Naturnachahmung, wenn auch nicht der Zweck, doch gewiß das Mittel der Kunſtdarſtellung ſei. Ja man könnte ſogar ſagen, ohne darum ein Anhänger der proſaiſchen Kunſtſchule zu ſein, daß der Künſtler, der ſich darauf beſchränkt, die Natur vortrefflich nachzuahmen, dabei alle Empfindungen und Gedanken mit in den Kauf bekomme, die dem Beſchauer bei der Betrachtung des Originals der Nachahmung in der Wirklichkeit unmittelbar in der Seele entſtehen, indeß der Künſtler, der von Ideen und Empfindungen ausgeht, nichts weniger als ſicher iſt, jene Geſtaltung zu finden, die ſeine Intention aus dem Reich der Möglichkeit zur Anſchauung und Wirklichkeit bringt. Die eigentliche Naturnachahmung aber, und die mit dem Abklatſchen des Wirklichen nichts zu thun hat, beſteht darin, daß den Beſchauer des Kunſtwerkes, das ſich möglicherweiſe weit von dem gewöhnlich Vorkommenden entfernt, daſſelbe Gefühl des Beſtehens anwandelt, wie bei Betrachtung der Natur. Das oben erwähnte: Es iſt, hat das echte Kunſtwerk mit der Natur gemein. Es ſchließt ab, weil die Geſtalt in ihren Gränzen beſtimmt iſt, und es befriedigt, weil der ewig bewegte Gedanke froh iſt, endlich auch einmal zur Ruhe zu kommen.

Das, was aller Poeſie zu Grunde liegt, womit ſie anfängt, iſt etwas, das dem geiſtigen Wiſſen gar nicht zur Ehre gereicht. Sie fängt nämlich an mit dem Bilde, dem Gleichniß. Worin liegt es denn nun, daß das poetiſche Bild, der Tropus, das Gleichniß, einen Eindruck macht, den die zu Grunde liegende Wahrheit ewig nimmer machen würde? Darin — worüber ſich eben die Metaphyſik die Haare ausraufen ſollte — daß ein wirklich exiſtirendes Staubkörnchen mehr Ueberzeugung mit ſich führt, als all' die erhabenen Ideen, die unſerer geiſtigen Bildung zu Grunde liegen ſollen, oder wirklich liegen.

Ihr habt die Poeſie zu etwas Menſchlichem gemacht, ſie iſt aber ein Göttliches; ſie iſt nicht die Proſa mit einer Steigerung, ſondern das Gegentheil der Proſa.

Die Proſa iſt des Menſchen Speiſe, die Poeſie ſein Trank, der nicht nährt, ſondern erquickt. Man kann aber auch, wie die neueſten Deutſchen, Bier trinken, in dem Nährungsſtoffe zur Gährung gebracht ſind, wovon man fett wird und noch dazu einen ſchweren Duſel in den Kauf bekommt.

Es beſteht die Poeſie aus zwei Theilen: Poeſie der Auffaſſung und Poeſie der Darſtellung; der Roman iſt deßhalb auch nur höchſtens halbe Poeſie.

Die Perſonifikation, als Verſinnlichung eines Begriffes, wird dann zur Allegorie, wenn nicht die Schönheit der Darſtellung, ſondern der Begriff ſelbſt als Hauptſache und Zweck erſcheint, und die Verſinnlichung nur als Mittel zur Möglichkeit (wie in der bildenden Kunſt), oder zur größeren Eindringlichkeit und Annehmlichkeit der Darſtellung des Begriffes (wie in der Poeſie) angewendet wird. Die Allegorie gehört daher, wie die äſopiſche Fabel, nur zum Theile ins Gebiet der Kunſt.

Die Richtigkeit der Empfindung, die erſte und weſentlichſte Eigenſchaft des Dichters, iſt nicht eins und daſſelbe mit der Wahrheit des Gefühls. Letztere geht den Menſchen an und beſtimmt ſeinen Werth, nicht aber den Werth des Gedichtes. Die Richtigkeit der Empfindung beſteht in der Fähigkeit, ſich durch ſtarke Anſchauung in die Gemüthslage eines wahr Fühlenden zu verſetzen. Verſtand und Phantaſie haben dabei eben ſo viel zu thun, als das Gefühl.

Inhalt! Inhalt! Was kann der Dichter für einen Inhalt geben, den ihm der denkende, fühlende Leſer nicht überbietet? Aber die Form iſt göttlich. Sie ſchließt ab wie die Natur, wie die Wirklichkeit. Ueber das wahrhaft Vorhandene geht kein Geſund-Organiſirter hinaus. Durch die Form beruhigt die Kunſt und iſt allem Wiſſen überlegen.

Was Schiller die naive und ſentimentale, Schlegel die antike und romantiſche Poeſie genannt hat, wo aber allen dieſen Bezeichnungen theils falſche, theils unbeſtimmte Nebenbeſtimmungen anhängen, möchte ich die Anſchauungs- und Empfindungspoeſie nennen.

Nicht die Ideen machen den eigentlichen Reiz der Poeſie aus; der Philoſoph hat deren vielleicht höhere; aber daß die kalte Denkbarkeit dieſer Ideen in der Poeſie eine Wirklichkeit erhält, das ſetzt uns in Entzücken. Die Körperlichkeit der Poeſie macht ſie zu dem, was ſie iſt, und wer ſie, wie die Neuern, zu ſehr vergeiſtigt, hebt ſie auf. — Hierher gehört der Reiz des Bildes, der

Metapher, der Vergleichung, und warum z. B. eine Fabel mehr überzeugt, als der ihr zu Grunde liegende moraliſche Satz.

Die Poeſie beruht häufig auf nicht bis zum Ende ausgedachten Gedanken, wie ſie denn überhaupt den Habitus des empfindenden Menſchen ausſpricht und vorausſetzt. So im Prometheus vinctus. Wenn er wirklich die Zukunft voraus weiß, worin liegt das Verdienſtliche ſeines Widerſtandes, da er doch nicht anders handeln kann, als er wirklich handelt.

Die vollendete Form iſt es, wodurch die Poeſie ins Leben tritt, ins äußere Leben. Die Wahrheit der Empfindung gibt nur das innere; es iſt aber Aufgabe aller Kunſt, ein Inneres durch ein Aeußeres darzuſtellen.

Den Gedanken feſtzuhalten auch in einem größern poetiſchen Werke, iſt nicht ſchwer, wenn man die Theile über der Idee des Ganzen vernachläßigen will. Aber mannigfaltig und lebendig bis ins Kleinſte ſein, und dabei doch nie den Grundgedanken aus den Augen zu verlieren, das iſt die Schwierigkeit.

Eigentlich abſurde, aber durch ihr immerwährendes Vorkommen als in der innerſten Natur des Menſchen begründet anzuſehende Vorſtellungen, daher für die Philoſophie verwerflich, für die Poeſie aber von hohem Werth ſind: Strafe der Unthat bis ins ſpäteſte Geſchlecht. Wirkung von Elternfluch und Segen. Vorbedeutende Träume. Das

Schickſal, mit Vorauswiſſen und Vorausbeſtimmen gedacht. Die Gottheit leidenſchaftlich. Eine von den natürlichen Folgen der That verſchiedene Nemeſis. Wahrſagung. Geſpenſterglauben. Spezielle Erhörung des Gebetes. Glück und Unglück, objektiv gedacht.

Wenn man von der neuen Zeit und der Nothwendigkeit einer neuen Richtung der Poeſie ſpricht, ſo fallen mir die Griechen ein, die in der Zeit ihrer wüthendſten Demagogie noch immer in ihrem monarchiſchen Homer das höchſte Ideal der Poeſie verehrten, und ſich poetiſch von ihm ganz befriedigt fanden. Ja, als alle Dynaſtengeſchlechter geſtürzt waren, und ſie die Freiheit bei Salamis und Marathon mit ihrem Blute erkauft, wußte ſich die neu entſtandene dramatiſche Poeſie keinen gemäßeren Gegenſtand, als die Schickſale und Großthaten jener Könige und Machthaber. Den Bedürfniſſen der Gegenwart klebt immer etwas Proſaiſches an, nur die Erinnerung iſt poetiſch.

Die komiſche Poeſie ſtrebt dem Ideal ebenſo nach, wie die ernſthafte. Nur ſpricht letztere das Ideal aus, indeß erſtere dasjenige angreift und verſpottet, was dem Ideal entgegen ſteht.

Die Poeſie der Deutſchen hat alle die Fehler, die daraus hervorgehen, daß ſie gegen den natürlichen Entwicklungsgang erſt *nach* der Wiſſenſchaft entſtanden iſt. Lauter Sinn, lauter Sinn! indeß die Poeſie der Proſa gegenüber doch eine Art Unſinn ſein ſollte.

Warum die Alten beſſer ſind, und, bei gleichen Gaben, beſſere ſein müſſen, als die Neueren? Weil ihnen das große Feld des Einfachen und Natürlichen auszubeuten frei ſtand, und ſie, um neu zu ſein (was jeder Schriftſteller will), nicht gekünſtelt zu ſein brauchten.

Die Streitfrage über den Vorzug des Klaſſiſchen und Romantiſchen kommt mir vor, wie wenn ein Hauswirth an der Mittagstafel ſeine Gäſte fragte: ob ſie lieber eſſen oder trinken wollten? Ein Vernünftiger wird antworten: Beides.

Das Unterſcheidende des Romantiſchen gegenüber dem Klaſſiſchen iſt, daß erſteres bloß die Gemüthswirkung bezweckt, gleichviel, auf welche Art ſie bewirkt wird; das Intereſſante, das Geiſtreiche, das Bedeutende, ja das Häßliche, Alles iſt ihr willkommen, wenn nur die beabſichtigte Aufregung dadurch hervorgebracht wird.

Die alte Kunſt aber ging bloß auf das Schöne, d. h. auf jene Gemüthserhebung, die einzig und allein aus dem ſinnlich vollkommenen Eindruck entſpringt.

Es iſt das Grundübel der Poeſie (der lyriſchen beſonders) aller neueren (neueſten) Nationen, daß ſie ſich zur Proſa hinneigt. Nicht dadurch, daß ſie trivial wird (das geſchah eher in früheren Zeiten), ſondern gerade, wenn ſie ſich erhebt. Ihre höchſte Erhebung iſt nämlich bis zum Gedanken, indeß nichts poetiſch iſt als die Empfindung.

Dieſe neuere Lyrik iſt kein Fluß, in dem man ſchwimmen kann; ſie iſt ein Weiher, in dem ſich zwar auch Sonne und Sterne ſpiegeln, der aber durchrankt von Waſſerpflanzen iſt, durchſtreckt von Gedankenſtämmen, beſandet mit Niederſchlag aller Art, ſo daß es ohne Waten nicht abgeht. Man kann darin allerdings noch baden, aber ſchwimmen nicht. Und es ſchwimmt ſich ſo erquicklich in Gottes freier Luft!

Die ältern lyriſchen Dichter der Deutſchen unterſcheiden ſich von den neueren beſonders darin: jenen war das lyriſche Ganze das höchſte. Um die Continuität des ſchwellenden Zuges nicht zu unterbrechen, nahmen ſie es mitunter mit dem Gedankenreichthum nicht zu genau. Der Gedanke mußte ſich dem Ausdruck fügen. Die Neuern ſetzen ſich den Gedanken vor und ſuchen dann die Einkleidung. Ausdruck und Gedanken ſollen aber zugleich geboren werden; wenigſtens darf keines vorherrſchen.

Die Novelle iſt das erſte Herabneigen der Poeſie zur Proſa; der Roman das Hinaufſteigen der Proſa zur Poeſie. Jede gute Novelle kann man in Verſe bringen, ſie iſt eigentlich ein unausgeführtes poetiſches Sujet; ein verſifizirter Roman wäre ein Unding. Daher im Roman die Begebenheiten vielfach vermittelnd, in der Novelle poſitiv auftretend, ſo daß in erſterm die Urſachen vorherrſchen, in zweiter die Wirkungen. Der Roman pſychologiſch, die Novelle pſychopathiſch; der Roman, wie ſchon Goethe bemerkt hat, retardirend, die Novelle fortſchreitend.

Das Heer der deutſchen Poeſie hat ſchwere und leichte Reiterei, wie jede Kriegsmacht. Die ſchwere iſt Mann und Roß dichtgepanzert, unangreifbar und undurchdringlich. Das Rüſtzeug beſteht zwar nur aus vielfältig verdoppeltem Papier und Pappdeckel; aber man weiß, daß ein Buch, Druckpapier oder Makulatur, ſelbſt einer Flintenkugel widerſteht. Leider hindert ſie das Gewicht des Apparats, weiter zu kommen. Selbſt unangreifbar, ſind ſie auch nicht im Stande, zu ergreifen, zu bewegen, zu erobern, zu gewinnen. Unbeweglich ſtehn ſie und ſchwingen den Flammberg ins Blaue. Was freiwillig in ihre Nähe kommt, wird ihre ſichere Beute.

Die leichte Reiterei iſt eben ſo leicht, als die andere ſchwer iſt. Ihre Armatur klafft von allen Seiten. Unfähig, den Wind zu durchſchneiden, werden ſie vielmehr vom Windzuge vor ſich hergetrieben. Sie beſiegen alles, was im jeweiligen Strich der Windroſe von ihnen überritten wird.

Der größte Theil der Dichter aber gehört zum Fußvolk. Sie ſind zwar wie die Reiter und noch dazu meiſtens ſchwer gerüſtet, haben aber keine Pferde. Sie begnügen ſich daher, mit den Füßen zu trappeln und dazu in die hohle Fauſt Schnetterdeng, Schnetterdeng zu blaſen. Die gefeiertſten Dichternamen der neuern Zeit gehören zu dieſer Abtheilung. In ihrer Fahne führen ſie eine Roſe mit einem ganz kleinen p davor.

Weh dem Dichter, der ſich ſeinen Stoff und die Behandlung deſſelben vom Publikum diktiren läßt. Aber weh auch dem, der vergißt, daß ſeine Aufgabe iſt, ſein Werk der allgemeinen Menſchennatur verſtändlich und empfindbar zu machen. Von dieſer allgemeinen Menſchennatur kennen wir aber keinen unzweideutigeren Ausdruck, als die Stimme der allgemeinen Menſchheit.

Warum man in der Poeſie die Gattungen nicht miſchen ſoll? Weil jede ihren eigenen Standpunkt der Anſchauung, einen anderen Grad der Verkörperung mit ſich führt und erfordert, welche, gemiſcht, ſich ſtören und aufheben: Lyrik, Epos, Drama, Ausſicht, Umſicht, Anſicht.

Die Poeſie muß ſchlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben ſuchen; und nur dadurch unterſcheidet ſie ſich von der Proſa und wird Poeſie. Die Mittel, wodurch ſie dieſes thut, ſind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Silbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichniſſe u. ſ. w. Alle dieſe Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher, aber ſie machen ſie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich ſind alle Gattungen, die ſich nur dieſer Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poeſie zu betrachten, und die höchſte Gattung der Poeſie iſt die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das iſt aber die dramatiſche; denn in dieſer hören die Worte auf, willkürliche Zeichen zu ſein, und werden natürliche Zeichen willkürlicher Dinge. Daß die dramatiſche Poeſie die höchſte, ja die einzige Poeſie iſt, hat ſchon Ariſtoteles geſagt, und er gibt der Epopoe nur inſofern die zweite Stelle, als ſie größtentheils dramatiſch iſt, oder ſein kann.

Zur Dramaturgie.

Von allen poetiſchen Formen die ſtrengſte iſt die dramatiſche. Alle andern gehen formell von einer Wahrheit aus, die dramatiſche von einer Lüge, und ihre Aufgabe iſt, dieſe Lüge aufrecht zu erhalten, ja ſie in letzter Ausbildung zu einer Wahrheit zu machen. Die Lyrik ſpricht ein Gefühl aus; das Epos erzählt ein Geſchehenes (für die Form gleichviel, ob wahr oder erdichtet); das Drama lügt eine Gegenwart.

Man hat ſich in neuerer Zeit ſehr luſtig gemacht über die Täuſchung, welche man in früherer einem Schauſpiele zum Erforderniſſe machte, und gewiß, eine unabweisliche, zwingende Täuſchung würde alle Kunſt von vornherein aufheben, eine einſchneidendere Wirklichkeit an deren Stelle ſetzen und namentlich die Tragödie zu einem Schauſpiele für Schlächter und Kannibalen machen. Es gibt aber noch eine andere, willkürlich ſelbſt gewählte (übernommene) Täuſchung, eine Suppoſition, die der Zuſeher übernimmt (in die der Zuſchauer eingeht), auf die ſtillſchweigende Bedingung, ſie wegzuwerfen, wenn ihre Wirkungen läſtig, wenn ſie quälend würden. Die Aufgabe der dramatiſchen Kunſt, als Form, beſteht nun darin, daß dieſe Suppoſition einer Gegenwart (ja nicht mit Wirklichkeit zu verwechſeln) aufrecht erhalten, ihre Bewahrung dem Zuſchauer erleichtert und nicht geſtattet werde, daß er ſie aus Langeweile oder Zerſtreuung fallen laſſe, oder wohl gar im Widerwillen wegwerfe.

Wer dieſe Sätze läugnen wollte, müßte erſt verhindern, daß als gegenwärtig dargeſtellte Perſonen nicht auch wie gegenwärtige wirken; er müßte ungeſchehen machen, daß die dramatiſchen Meiſterwerke aller Zeiten, gut geſpielt oder geleſen, jenen tiefen Eindruck machen, den nur die Gegenwart gewährt; er müßte endlich erklären, warum man überhaupt die in jeder anderen Rückſicht unbequeme dramatiſche Form wählt, wenn es dabei bloß auf kühle Möglichkeiten und behagliche „Es war einmal“ abgeſehen iſt.

Dieß vorausgeſchickt, fragt es ſich: Durch welche Mittel kann nun bewirkt werden, daß eine niemals dageweſene, oder längſt vergangene Begebenheit als eine, wenn auch nur angenommene (vorausgeſetzte) Gegenwart wirke? Die bloßen Gegenreden der Perſonen mit: tritt auf, und: geht ab, u. dergl., reichen dazu nicht hin, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt. Was iſt es alſo ſonſt?

Die Wirklichkeit zwingt. Die Häuſer in meiner Straße abzuläugnen, fällt mir nicht ein, und wenn ich morgen einen Stein vom Himmel fallen ſehe, muß ich mir's gefallen laſſen, ich mag es begreifen oder nicht. Wenn mir aber Jemand erzählt, er habe ein Schiff in der Luft fahren geſehen, ſo werde ich es erſt dann glauben, wenn ich es, durch Urſache und Wirkung vermittelt, in den Kreis meiner Ueberzeugungen aufnehmen kann. Cauſalität zwingt den Geiſt, wie das Wirkliche die Sinne; und was als Gegenwart gelten will, muß vor Allem als

Urſache und Wirkung ſtreng verknüpft ſich erweiſen. Daher verweigert auch das Drama dem Zufall ſein Spiel, und die eifrigſten Verfechter der Willensfreiheit, die täglich von Jedermann die tugendhafteſten Handlungen wie aus der Kanone verlangen, ſind höchſt erzürnt, wenn derlei unmotivirt auf dem Theater vorkommt. Der Charakter ſei nicht gehalten, ſagen ſie.

Scharf und beſtimmt ſind die äußern Geſtalten der Wirklichkeit. Mit nebelhaften Abſchattungen wird Niemand eine Gegenwart anſchaulich machen.

Ebenſo inciſiv ſind ihre inneren Auskündungen. Glücklicherweiſe verlangt die Kunſt eine Milderung mancher Gefühle des wirklichen Lebens, wer würde ſonſt auslangen? Und auch das, was übrig bleibt, wer erreicht's?

Endlich fügt ſich das Wirkliche in ſeiner Beſtimmtheit allerdings der Anwendung des Begriffes, iſt ihm aber nirgends adäquat. Eine Menge Zufälligkeiten begleiten es und machen das Lebendige deſſelben aus, unterſcheiden das wirkliche Ding von dem Gedankending.

Alles dieß zugegeben, wird man von dem dramatiſchen Dichter, alle andern poetiſchen Qualitäten eingerechnet, außerdem noch in beſonders hervorſtechendem Grade folgende Eigenſchaften fordern:

Scharfen, ſichtenden Verſtand zur Motivirung und Begründung.

Bildliche Phantaſie: ſie erfindet und ſtellt dar.

Warmes, richtiges Gefühl.

Endlich Empfindung, im Verſtande der Maler genommen, wo es den Sinn für die Abſtufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Naturtypen bedeutet.

Man könnte hier ſtehen bleiben und im Entgegenhalt der deutſchen Naturanlage zu ermitteln ſuchen, welche von dieſen Eigenſchaften den Nationalvorzügen entſprechen, und welche, im mindern Maße vorhanden, dem Gelingen dramatiſcher Compoſition ſchon von vornherein ſtörend im Wege ſtehen.

Es würde ſich vielleicht zeigen, daß der deutſche Verſtand ſeine Stärke mehr im Vorarbeiten für die Zwecke der Vernunft zeige, als in rein analytiſcher Brauchbarkeit für die Aufgaben des Wirklichen, daß die Abweiſung des gemeinen Menſchenverſtandes von Seite der deutſchen Philoſophie ihre Wirkungen mitunter weiter erſtrecke, als auf jene abſtracten Höhenpunkte, für die ſie eigentlich gemeint war, und unbefangener, geſunder Sinn, unbeſchadet aller anderen Vorzüge, unter deutſchen Literatoren vielleicht ſeltener gefunden werde, als irgend anderswo.

Die deutſche Phantaſie könnte man beſchuldigen, gar zu gern ins Weite zu gehen und dadurch unbildlich zu werden. Je höher dieſe Kraft ſich verſteigt, um ſo nebelhafter werden ihre Gebilde, bis ſie endlich zu blaſſen Schematen entſchwinden, die den Gedanken wohl unterſtützend begleiten, aber nicht mehr verſinnlichen, nicht darſtellen. Der Werth der Phantaſie für die Kunſt liegt in ihrer Begrenzung, welche die Geſtalt iſt. Die deutſche Phantaſie liebt, ihre Bilder nach einwärts, auf den Hintergrund des Gefühls zu werfen, was in der lyriſchen Poeſie oft hinreicht; die epiſche, beſonders aber die dramatiſche Poeſie fordert beſtimmte Geſtalten nach auswärts, die ſelbſtſtändig für ſich daſtehen und keiner Nachhilfe von Seite des Gemüthes bedürfen. Das deutſche Gefühl ſei in Ehren gehalten. Was ſich dagegen, außer einer gewiſſen Vorliebe für die Halbtinten, ſagen läßt, wird am beſten in Verbindung mit dem folgenden Abſatze ausgeſprochen.

Dieſer begreift die Empfindung in dem oben angedeuteten Sinne. Hier liegt vielleicht die poetiſche Hauptſchwäche der Deutſchen, was um ſo trauriger iſt, da das Geheimniß der Compoſition damit allernächſt zuſammenhängt. Gewohnt, von ſcharfbeſtimmten Begriffen auszugehen, verlieren ſie nur zu leicht den Takt für die Zufälligkeiten des Lebendigen. Da nun zugleich ihr Gefühl warm und wahr iſt, an welchen Eigenſchaften ſie ſich zu verſündigen glaubten, wenn ſie davon im Einzelnen auch nur ein Jota abgeben ließen, ſo werden nur zu häufig die verſchiedenen Figuren, ihre Erlebniſſe, Geſinnungen, Gefühle und deren Aeußerungen ſo haarſcharf und ungeſchwächt aneinander gefügt, daß man dabei an die Kartenmalerei und, wenn's gut geht, an die unbehilflichen Uranfänge der bildenden Kunſt erinnert wird, die noch keine Ahnung davon hat, daß die ſchönſten Einzelheiten zuſammen ein ſchlechtes Bild machen können. Da iſt nichts refüſirt, das eben Emportauchende macht ſeine Wirkung geltend, ohne auf den Eindruck eines Vorher oder Nachher Rückſicht zu nehmen; Licht ſammelnde und ſparende Gegenſätze werden als Effectmacherei verworfen, an Ruhepunkte zur Erleichterung der Auffaſſung iſt nicht zu denken, und ſo rollt denn die ganze Compoſition (!) als ein unentwirrbares Chaos beläſtigender Schönheiten um ihre eigene Achſe, und der Leſer (denn bis zum Zuſchauer gelangt derlei ſelten) weiß ſich nicht anders Rath, als den Knäuel hinzulegen, um ſich zu beſinnen und Kraft zu ſammeln, wo ihm denn keine Ahnung beikommt, daß, wenn er ſich nun orientirt hat und fortfährt, er kein Drama mehr mitlebt, ſondern ein Buch lieſt. Die

Deutſchen können nicht componiren. Was in Frankreich der letzte Scribler (bei allen Mängeln des Inhaltes) kann, iſt in Deutſchland höchſtens die Gabe Einzelner. So war es aber nicht immer. Unſere großen Dichter verſtanden zu componiren, und es gab eine Zeit, wo es auch die mittelmäßigen konnten. Was hat alſo in neuerer Zeit die Deutſchen für die Anforderungen der dramatiſchen Kunſt weniger tauglich gemacht? Das ſei der Inhalt des zweiten Theils meiner Predigt.

Was für Erſcheinungen haben in Deutſchland während der neuen und neueſten Zeit Platz gegriffen, um das Gelingen dramatiſcher Compoſitionen noch mehr zu erſchweren, als dieß bereits früher der Fall war?

Die hieher gehörigen Erſcheinungen laſſen ſich, ſo mannigfach ſie ſind, vielleicht auf folgende beiden Hauptpunkte bringen: Mißbrauch der Gelehrſamkeit und Mißachtung der Rechte des Publikums. Die Gelehrſamkeit, oder, wenn man will, Beleſenheit, ſo ſchätzbar ſie an ſich und ſo förderlich ſie für alle Seiten des menſchlichen Erkennens, ja Vollbringens iſt, hat doch auch mitunter hemmenden Einfluß, und dieſer äußerte ſich in Bezug auf unſern Gegenſtand:

1) In Geſtalt der Ideologie.

Die deutſche Philoſophie hatte kaum durch Kant ihre große Umwälzung vollbracht und in ihren erſten Ausbildungsformen Beſtand und Platz genommen, als ſie auch, ziemlich revolutionär, anfing, ihre Uſurpationen über benachbartes und weltfremdes Gebiet auszudehnen. — Wobei jedoch vor Allem Kant ſelbſt ausgenommen werden muß. Nie hat ein Philoſoph anregender über die Vorfragen der Kunſt geſprochen, als er, und wenn, was er ſagte, nicht künſtleriſch förderlicher war, ſo liegt die Urſache nur darin, daß aus dem Standpunkte der Philoſophie die Kunſt überhaupt nicht zu fördern iſt. — Damals alſo, wo man Principien für Alles auffand, ging, wie natürlich, die Kunſt auch nicht leer aus. Das Schöne war a priori erwieſen, die Kunſtformen deßgleichen, ſo daß, wenn ſie zufällig verloren gegangen wären, man ſie augenblicklich aus freier Fauſt wieder hätte erfinden können. Große Schubfächer wurden gezimmert für die Hervorbringung aller Zeiten; da mußten ſie unterkriechen, und was für das eine Schubfach als Grundwahrheit galt, war für das andere grundfalſch, als ob der Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch, in allen Lagen und Zeiten weiß Gott wie groß wäre. Dem geſammten Alterthum ward als Marionettendraht die Schickſalsidee beigegeben, und Atriden und Labdakiden mußten ſich abmartern, bloß um den breitgetretenen Heiſcheſatz: daß Niemand ſeiner Beſtimmung entgehen könne, beiſpielsweiſe einzuſchärfen. Der Chor war der idealiſirte Zuſeher, auch da, wo er Mitſpielender, auch da, wo er Hauptperſon, auch da, wo er einſeitiger befangen iſt, als der Zuſeher ſelbſt. Was nun, obſchon man es mit der Conſequenz nicht ſehr genau nahm, durchaus der Anwendung widerſtrebte, ward als unwürdig und ſchlecht ausgeſchieden; wie denn Euripides, einem ſchlechtbeſtandenen Schüler gleich, bis auf dieſen Tag mit dem ſchwarzen Täfelchen herumgeht.

Mit dem Schubfach für die neuere Zeit ging das nicht ſo leicht an. Daß namentlich das Tragiſche im Kampfe der Freiheit mit der Nothwendigkeit liege, darüber war man bald einig; nur darüber nicht, ob der

Freiheit oder ihrer Gegnerin der Sieg bleiben ſolle. Ein kleiner Unterſchied, wie man ſieht. Statt eines allgemeinen Princips ward daher jeder einzelnen Hervorbringung ein beſonderes zugewieſen, eine Schulidee, deren Verſinnlichung die Aufgabe des Kunſtwerkes ſein ſollte; ein Satz, und zwar kein moraliſcher — worauf hingearbeitet zu haben, man den Vorgängern ſehr übel nahm — ſondern womöglich ein theoretiſch-dogmatiſcher, was weniger veraltet, dafür aber bedeutend lächerlicher war. Fand das ſchon unter der Herrſchaft der kritiſchen Philoſophie ſtatt, ſo ward der Drang noch heftiger, nachdem durch Beimiſchung von Gefühls- und Phantaſie-Elementen die Philoſophie ſelbſt eine Art Poeſie geworden war, wo man denn, um doch auch eine Philoſophie zu haben, gerne die Poeſie dazu gemacht hätte.

Entſtünde nun die Frage: ob man überhaupt Ideen an die Spitze dramatiſcher Hervorbringungen ſtellen ſolle? ſo wäre die Antwort: Warum nicht? Wenn man ſich einer ſo gewaltig lebendig machenden Kraft bewußt iſt, als z. B. Calderon. Sonſt haben aber die großen Dichter meiſtens den Gang der Natur zum Muſter genommen, die Ideen anregt, aber vom lebendigen Factum ausgeht.

Auch müßte jederzeit der Unterſchied zwiſchen philoſophiſcher und poetiſcher Idee im Auge behalten werden, von denen die erſte auf einer Wahrheit beruht, die zweite auf einer Ueberzeugung. Denn es iſt die Aufgabe der Philoſophie, die Natur zur Einheit des Geiſtes zu bringen; das Streben der Kunſt, in ihr eine Einheit für das Gemüth herzuſtellen.

Die hier bezeichnete Richtung der ſogenannten Kunſtphiloſophie hatte ein ſo allgemeines Erlahmen jeder Productionskraft zur Folge, daß ſie ſich unmöglich lange halten konnte. Sie iſt im Ganzen aufgegeben und ſpukt nur noch unter dem recenſirenden Troß, wenn er ſeine Sachunkenntniß hinter Worten verſchanzen will.

Länger, und bis auf unſere Tage nachwirkend, dauerte die zweite Ausgeburt falſch angewendeter Gelehrſamkeit: Uebertreibung der Forderungen an die Production.

Hatte man ſich in früherer Zeit mit der Kenntniß der ewigen Alten und etwas förmlichem Franzoſenthum begnügt, ſo entſtand, unmittelbar vor und mit dem neuen Jahrhundert, plötzlich eine Entdeckungswuth unbekannter Regionen, den portugieſiſch-ſpaniſchen Oſt- und Weſtindienzügen vergleichbar.

Mit nicht genug zu preiſendem Eifer ward Shakeſpeare den Deutſchen näher gebracht, und eine neue Welt that ſich auf, als Calderon ſeine erſten Strahlen durch's weichende Gewölk herüberſandte. Die klaſſiſche Welt, bisher ausſchließliches Eigenthum der Gelehrten, ward durch Ueberſetzung Gemeingut für Alle. Was man den Römern entzog, häufte man um deſto überſchwänglicher auf die Griechen; und im ſchwindelnden Wirbeltanze drehten ſich Kunſtvollkommenheiten und Meiſterwerke um den ſtaunenden Lehrling. Aber durch einen leicht begreiflichen Irrthum vergaß man, daß, was ſo mit einem Male und in einem Maße die nächſte Nähe vereinigte, in der Wirklichkeit durch Länder und Meere, durch Völker und Jahrhunderte getrennt war.

Weil man das Alles wußte, glaubte man ſich zu der Forderung berechtigt, das Alles zu können, und Shakeſpeare und Sophokles wurden als Wegſäulen und Meilenzeiger hingeſtellt, indeß ſie Sterne ſind, nach denen man aus unendlicher Entfernung allenfalls ſeinen Lauf einrichten kann. Das Gute erſchien klein im Vergleich mit jenen ewigen Heroen, und das Dankenswerth-Annehmbare ſchrumpfte zum Atome ein, im Entgegenhalt eines Maßſtabes, deſſen Grade Volksbildungen waren, und deſſen Ganzmaß die Cultur des Menſchengeſchlechtes.

Daß nun Niemand erreichen konnte, was gefordert ward, ſetzt die Fordernden ſcheinbar hoch hinauf über die nach Erfüllung Strebenden, d. h. die Kritik über die Production, was allemal und jederzeit ein ſicheres Zeichen des Verfalles der Kunſt war.

Ja ſelbſt ein Theil des Publikums fand die dauernde Stellung auf den unfruchtbaren Höhen des Ueberſchwänglichen lohnender für das Selbſtgefühl, als die Unterordnung, die Jeder übernimmt, der einen Eindruck auf ſich wirken läßt, und der Dichter fand ablehnende Grübler, wo er dankbare Zuhörer vorausgeſetzt hatte.

All' dieſe Verkehrtheit wäre noch zu ertragen geweſen, ohne die nothwendige Rückwirkung, die dieſes Hetzen und Drängen endlich auf die Producirenden ſelbſt ausüben mußte. Ueber all' dem Vermeiden und ſich Hüten ward die Aufgabe des Dichters zuletzt bald negativ. Um doch einigermaßen zu wirken, mußte ſich Jeder mit einem ſolchen Apparat, einem ſolchen Rüſthaus von Offenſiv- und Defenſivwaffen beladen, daß unter ihrem Gewichte kein freier Schritt mehr möglich war. Jedes Vornehmen ging ſo ins Ungeheure und Weite, daß das Continuum zur innern Ausfüllung ermangelte. Das natürlich Genießbare verſchwand, und man ſah nichts mehr, als verunglückte Meiſterſtücke.

Der Schreiber dieſes Aufſatzes läßt das Alles gerne auf ſich und ſeine eigenen Werke anwenden. Er wollte nicht Dieſen oder Den tadeln, ſondern die Richtung einer

Zeit, zu der er auch gehört. Man mag ſich verwahren, wie man will: iſt einmal derlei in der Luft, ſo ſaugt Jeder ſeinen Theil davon beim Athemholen ein.

In letzter Ausbildung gedieh dieſe Richtung — was entſetzlich zu ſagen iſt — bis zur Verfälſchung des Gefühls.

Kenntniſſe und Wahrheiten werden von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt, und der wäre ein Thor, der ſich keine andere Bildung aneignen wollte, als die er ſelbſt aus ſich ſelbſt gefunden. Das eben unterſcheidet den Menſchen von den übrigen Naturweſen, daß der ſpäte Enkelſohn, weiterbildend, fortſetzt, was der Urahn, dunkel ahnend, begonnen; indeß der Sprößling des am beſten abgerichteten Thieres genau von demſelben Punkte wieder anfangen muß, von dem ſein gelehrter Vorfahr gleichmäßig ausging: das Palladium der Geiſtesbildung iſt die ungehinderte Mittheilung. Das Gefühl dagegen iſt der Ausdruck der beſondern Exiſtenz des Einzelnen; es ſtirbt mit Jedem und wird mit Jedem neu geboren. Ich kann ebenſowenig das Gefühl eines Andern annehmen, als die Perſon mit ihm tauſchen, und die eigene Art, zu fühlen, aufgeben, heißt ſo viel, als ſeine Individualität verläugnen, ſich als Menſch vernichten.

Das Weſen des Drama iſt, da es etwas Erdichtetes als wirklich geſchehend anſchaulich machen ſoll, ſtrenge Cauſalität. Im Lauf der wirklichen Welt beſcheiden wir uns gern, daß Manches vorkommen könne, was ſich für uns in die ſtätige Kette von Urſache und Wirkung nicht fügt, weil wir einen unfaßlichen Urheber des Ganzen anzunehmen genöthigt ſind und immer hoffen können, daß das, was für unſere Beſchränktheit unzuſammenhängend iſt, in ihm einen uns unbegreiflichen Zuſammenhang habe: im Gedicht aber kennen wir den Urheber der Begebenheiten und ihrer Verknüpfung, und wiſſen in ihm einen dem unſern ähnlichen Verſtand, daher ſind wir wohl auch berechtigt, anzunehmen, was in ſeiner Schöpfung für unſere, und überhaupt für die menſchlich-endliche Denkkraft nicht zuſammenhänge, habe überhaupt keinen Zuſammenhang und gehöre in die Klaſſe der leeren Erdichtungen, die der Verſtand, von deſſen formaler Leitung ſich auch die ſchaffende Phantaſie, wie jedes innere Vermögen, nicht losmachen kann, unbedingt verwirft, oder die wenigſtens die beim Drama beabſichtigte Annäherung an das Wirkliche ganz ausſchließt.

Das Cauſalitätsband iſt nun, den Begriff der Freiheit vorausgeſetzt, ſeiner Möglichkeit nach ein doppeltes: Nach dem Geſetze der Nothwendigkeit, d. i. der Natur, und nach dem Geſetze der Freiheit. Unter dem Nothwendigen wird hier alles dasjenige verſtanden, was, unabhängig von der Willensbeſtimmung des Menſchen, in der Natur oder durch Andere Seinesgleichen geſchieht, und was, durch die unbezweifelte Einwirkung auf die untern, unwillkürlichen Triebfedern ſeiner Handlungen, die Aeußerungen ſeiner Thätigkeit, zwar nicht nöthigend, aber doch anregend beſtimmt. Die Einwirkung dieſer äußern Triebfedern iſt bekanntlich ſo ſtark, daß ſie bei Menſchen von heftigen, durch verkehrte Erziehung und unglückliches Temperament genährten Neigungen oft alle Thätigkeit der Freiheit aufzuheben ſcheint, und ſelbſt die Beſten unter uns ſind ſich bewußt, wie oft ſie dadurch zum Schlimmen fortgeriſſen wurden, und wie dieſe Triebfedern einen Grad von extenſiver und intenſiver Größe erreichen können, wo faſt nur ein halbes Wunder möglich machen kann, ihnen zu entgehen. Das nun, was außer unſerem Willenskreiſe, unabhängig von uns, alſo nothwendig vorgeht und, ohne daß wir es nach Willkür beſtimmen könnten, auf uns beſtimmend (nicht nöthigend) einwirkt, nennen wir, im Zuſammenhange und unter dem für die ganze Natur geltenden Cauſalitätsgeſetze als Urſache und Wirkung ſtehend gedacht, **Verhängniß**, und inſofern wir einen Verſtand vorausſetzen, der, ohne Einwirkung auf die Verhängniſſe, das Verhängniß denkt, und, außer der Beſchränkung von Raum und Zeit, von vorher und nachher erkennt, **Schickſal** (Fatum). Das Schickſal iſt nichts, als eine Vorherſehung ohne Vorſicht, eine **paſſive** Vorſehung möchte ich ſie nennen, entgegengeſetzt der aktiven, die als die Naturgeſetze zu Gunſten des Freiheitsgeſetzes modificirend gedacht wird. Im Trauerſpiele nun wird entweder der Freiheit über die Nothwendigkeit der Sieg verſchafft, oder umgekehrt. Die Neuern halten das Erſtere für das allein Zuläſſige, worüber ich aber ganz der entgegengeſetzten Meinung bin. Die Erhebung des Geiſtes, die aus dem Siege der Freiheit entſpringen ſoll, hat durchaus nichts mit dem Weſen des **Tragiſchen** gemein, und ſchließt nebſtdem das Trauerſpiel ſcharf ab, ohne jenes weitere Fortſpielen im Gemüthe des Zuſchauers zu begünſtigen, das eben die eigentliche Wirkung der wahren Tragödie ausmacht. Das Tragiſche, das Ariſtoteles nur etwas ſteif mit Erweckung von Furcht und Mitleid bezeichnet, liegt darin, daß der Menſch das Nichtige des Irdiſchen erkennt, die Gefahren ſieht, welchen der Beſte ausgeſetzt iſt und oft unterliegt; daß er, für ſich ſelbſt, feſt das Rechte und Wahre hütend, den ſtrauchelnden Mitmenſchen bedaure, den Fallenden nicht aufhöre, zu lieben, wenn er ihn gleich ſtraft, weil jede Störung vernichtet werden muß des ewigen Rechts. Menſchenliebe, Duldſamkeit, Selbſterkenntniß, *Reinigung der Leidenſchaften durch Mitleid und Furcht* wird eine ſolche Tragödie bewirken. Das Stück wird nach dem Fallen des Vorhangs fortſpielen im Innern des Menſchen, und die Verherrlichung des Rechts, die Schlegel in derber Anſchaulichkeit auf den Brettern und in den Lumpen der Bühne ſehen will, wird glänzend ſich herabſenken auf die ſtillzitternden Kreiſe des aufgeregten Gemüths.

Es iſt ein Schickſal, das den Gerechten hienieden fallen läßt und den Ungerechten ſiegen, das „unvergoltene" Wunden ſchlägt, *hier* unvergolten. Laßt euch von der Geſchichte belehren, daß es eine moraliſche Weltordnung gibt, die im Geſchlechte ausgleicht, was ſtört in den Individuen; laßt euch von der Philoſophie und Religion ſagen, daß es ein *Jenſeits* gibt, wo auch das Rechtthun des Individuums ſeine Vollendung und Verherrlichung findet. Mit dieſen Vorkenntniſſen und Gefühlen tretet vor unſere Bühne, und ihr werdet verſtehen, was wir wollen. *Die wahre Darſtellung hat keinen didaktiſchen Zweck*, ſagt irgendwo Goethe, und wer ein Künſtler iſt, wird ihm beifallen. Das Theater iſt kein Correctionshaus für Spitzbuben, und keine Trivialſchule für Unmündige. Wenn ihr mit den ewigen Begriffen des Rechts und der Tugend vor unſere Bühne tretet, ſo wird euch das zerſchmetternde Schickſal ebenſo erheben, wie es die Griechen erhob; denn der Menſch bleibt Menſch „im Filzhut und im Jamerlok," und was einmal wahr geweſen, muß es ewig ſein und bleiben.

Wenn das Drama in einen Mittelpunkt zuſammengeht, ſo geht das Epos von einem Mittelpunkte aus. Wenn das Verhältniß des Einzelnen im erſten, wie das von Mittel zum Zweck iſt, ſo ſtellt es ſich im zweiten mehr als Verhältniß des Theils zum Ganzen dar.

Die Urſache, warum das Gräßliche nicht auf der Bühne erſcheinen darf, iſt, weil es durch ſeine, ich möchte ſagen: phyſiſche, Wirkung auf die Nerven ſich als ein *Wirkliches* darſtellt. Selbſt das Tragiſche müßte von der Bühne verbannt bleiben, wenn nicht das Bewußtſein, daß es erdichtet ſei, es immer begleiten könnte.

Offenbar liegt ein Theil des Grundes von dem Wohlgefallen an dem Tragiſchen in der Poeſie auch darin, daß der unbeſtimmte, formloſe Schmerz über die Uebel des Lebens durch die bildende Kunſt Geſtalt bekommt, und nun nicht mehr als ein Unbegrenztes in dumpfer Marter, ſondern als ein zu Ueberſchauendes bei vollem Bewußtſein wirkt. — Das bliebe, meine ich, ſelbſt dann noch übrig, wenn man beim Sprechen über Poeſie von der Poeſie ſelbſt abſähe.

Man gefällt ſich in neueſter Zeit darin, einen Unterſchied zwiſchen Dramatiſchem und Theatraliſchem zu machen. Ganz falſch, wie mir ſcheint. Das ächt Dramatiſche iſt immer theatraliſch, wenn auch nicht umgekehrt. Das Theater iſt der Rahmen des Bildes, inner welchem die Gegenſtände Anſchaulichkeit und Verhältniß zu einander haben. Ueber den Rahmen hinaus ſind ſie nicht mehr mit

Einem Blicke zu umfaſſen, die Anſchauung wird ſchwächer und verwirrt ſich, ſie nimmt mehr die Form der epiſchen Succeſſion, als der dramatiſchen Gleichzeitigkeit und Gegenwart, an.

Die neueſten Aeſthetiker wollen der Stoffe ſuchenden tragiſchen Kunſt bloß allein die Geſchichte anweiſen, deren Facta, als unmittelbare Ausflüſſe des Weltgeiſtes, allein die nöthige Tiefe und Würde hätten. Lächerlich! Die Begebenheiten mögen wohl allerdings das Werk des Weltgeiſtes ſein, aber die Geſchichte? Was iſt denn die Geſchichte anders, als die Art, wie der Geiſt des Menſchen dieſe ihm undurchdringlichen Begebenheiten aufnimmt; das, weiß Gott, ob Zuſammengehörige, verbindet; das Unverſtändliche durch etwas Verſtändliches erſetzt; ſeine Begriffe von Zweckmäßigkeit nach Außen einem Ganzen unterſchiebt, das wohl nur eine nach Innen kennt; Abſicht findet, wo keine war; Plan, wo an kein Vorausſehen zu denken; und wieder Zufall, wo tauſend kleine Urſachen wirkten. Was anders iſt die Geſchichte? Was anders, als das Werk des Menſchen? Da es nun aber nicht die Begebenheiten, ſondern ihre Verbindung und Begründung iſt, worauf es dem Dichter ankommt, ſo laßt ihn in Gottes Namen ſich auch ſeine Begebenheiten ſelbſt erfinden, wenn er anders dazu Luſt hat.

Ein hiſtoriſches Drama in dem Sinne ſtatuiren, daß der Werth deſſelben in der völlig treuen Wiedergabe der Geſchichte beſtehe, iſt eben ſo lächerlich, als wenn man einſt die Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen in der getreuen Nachahmung der Natur ſuchte und zu finden glaubte. Die Natur in Handlung (Geſchichte) iſt Natur wie die lebloſe, und beide Beſtreben ſind eins ſo abſurd und proſaiſch als das andere.

Die Aufgabe der dramatiſchen und epiſchen Poeſie gegenüber der Geſchichte beſteht hauptſächlich darin, daß ſie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geſchichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raum der kleinen gewählten Begebenheit anſchaulich macht.

Die Handlung unterſcheidet ſich dadurch von der Begebenheit, daß bei letzterer hauptſächlich auf die *Folgen* einer gegebenen Lage Werth gelegt wird, bei der Handlung aber auf ihre *Urſachen*, wo dann freilich wieder die Lage ſelbſt in die Reihe der Urſachen tritt und mit einer letzten Folge endlich abſchließt.

Man hat öfter über die Bedeutung des Wortes *Handlung* in poetiſcher Beziehung geſprochen, und wodurch ſie ſich vom Ereigniß unterſcheide. Eben darin, wodurch ſie ſich hiſtoriſch oder ethiſch unterſcheiden. Handlung iſt ein Ereigniß, dem *Abſicht* zu Grunde liegt. Dieſe Abſicht kann aber entweder in dem Subjecte der Thätigkeit liegen, oder ihrer Thätigkeit von Außen entgegengeſetzt werden, und zwar wieder entweder von einer andern Perſon, oder von Umſtänden, die die Form von Abſicht annehmen. Letzteres nennen wir Schickſal.

Ueber Fatum und Schickſal.

Es iſt in der neueſten Zeit ſo viel über das Schickſal und ſeine Anwendbarkeit oder Unanwendbarkeit für die neuere Tragödie geſagt und geſchrieben worden, daß ich, da beſonders mein Trauerſpiel: die Ahnfrau, den Streit neu entzündet hat, es für meine Schuldigkeit achte, dem Publikum meine Anſichten von dieſer vielbeſprochenen Sache vorzulegen.

Um nicht weitläufig zu ſein, gleich zur Sache: Vor Allem: was verſtanden die Alten (die Griechen nämlich) unter dem Worte Fatum, und in welchem Sinne machten ſie davon Gebrauch in ihrer Tragödie? Da ſtoßen wir nun gleich auf verſchiedene Meinungen. Der Eine findet in dem Fatum der Griechen bloß eine Naturnothwendigkeit, ein Zweiter die ſtrafende Weltgerechtigkeit, ein Dritter eine feindſelig einwirkende Macht. Unſere Verwunderung über dieſe Verſchiedenheit der Meinungen nimmt ab, wenn wir die Werke der alten Dichter und insbeſondere der Tragiker in dieſer Beziehung durchgehen, und das Schickſal in eben ſo vielen Geſtalten wieder finden. Bald erſcheint es als ausgleichende, ſelbſt die Götter feſſelnde Gerechtigkeit, wie im Prometheus, bald als bedingt nothwendige Vorherbeſtimmung, wie in der Fabel vom Untergange des Labdakosſtammes, bald als rächende Nemeſis über den Tantaliden. Einmal in Oppoſition mit den Göttern, ein andermal (wie bei dem Geſchlechte des Tantalos) zuſammenfallend mit dem Willen der Olympier. Ja im Euripides treten meiſtentheils die Götter ſelbſt an die Stelle des Schickſals. Alles dieſes muß uns auf den Gedanken bringen, daß wohl die Griechen ſelbſt mit dem Worte Fatum keinen beſtimmten, genau begrenzten Begriff verbanden, daß es ihnen erging, wie uns mit den Worten: Zufall, Glück und andern, die wir gebrauchen, um gewiſſe Erſcheinungen zu bezeichnen, die da ſind, ohne daß wir ſie erklären könnten, Worte, die Jedermann verſteht, wenn ſie auch Niemand begreift. Und ſo iſt es auch. Die Griechen nannten Schickſal die unbekannte Größe $= x$, die den Erſcheinungen der moraliſchen Welt zu Grunde liegt, deren Urſache unſerem Verſtande verborgen bleibt, ob wir gleich ihrer Wirkung gewahr werden. Der ganze Begriff war lediglich ein Ausfluß des dem menſchlichen Geiſte angeborenen Strebens, dem Begründeten einen Grund aufzufinden, des Strebens, ein Cauſalitätsband unter den Erſcheinungen der moraliſchen Welt herzuſtellen.

Dieſes Streben des menſchlichen Geiſtes liegt in ſeiner Natur und beſteht gegenwärtig noch ebenſo, wie unter den Heiden. Es ſollte zwar ſcheinen, als ob das Chriſtenthum hierin die Lage der Dinge ganz geändert hätte, es *ſcheint* aber nur ſo. Das Chriſtenthum hat uns einen allmächtigen Gott gegeben, der in ſeinen Händen die Gründe alles Seins hält, und von dem alle Veränderungen ausgehen. Das iſt genug, um das ahnende Gemüth zu befriedigen. Aber auch, um den grübelnden Verſtand, die ſchwelgende Phantaſie zu bezähmen? Die Erfahrung von 1800 Jahren hat das Gegentheil gezeigt. Wir kennen Gott als den *letzten* Ring in der Kette der Dinge, aber die Mittelglieder fehlen, und gerade eine *Reihe* ſucht der Verſtand. Statt, wie das Gemüth, von oben anzufangen und das Irdiſche an jenes zu knüpfen, beginnt der Verſtand, ſeiner Natur nach, von dem, was er faßt, von dem unterſten Gliede nämlich, und ſucht nun zu dem oberſten auf einer Leiter ohne Stufen emporzuſteigen. Hat er ſich hier eine Weile vergebens abgemattet, ſo bricht die Phantaſie, die er bisher zügelte, los und verknüpft die hier und dort ſichtbaren Ringe der in Dunkel gehüllten Kette mit ihrem Bande, und — nihil novi in mundo! Tauſend Dinge, die wir nicht begreifen, tauſend Schickungen, deren ausgleichenden Grund wir nicht einſehen und die uns ewig an die läſtige Beſchränktheit der menſchlichen Natur verweiſen, machen uns irre; die Gewohnheit, Erſcheinungen, die auf einmal folgen, in dem Verhältniß von Urſache und Wirkung zu betrachten, trägt das Ihrige bei. Daß das wirklich ſo iſt, zeigt der ſo allgemein verbreitete Glaube an: Glück, Zufall, Vorbedeutung; unheilbringende Tage, Worte, Handlungen; die Aſtrologie, die Chiromantie u. ſ. w. Der Glaube an einen gütigen und gerechten Gott wird dadurch nicht aufgehoben — auch devote Perſonen hängen an derlei Aberglauben — ſondern nur für Augenblicke aus dem Geſichte gerückt. Die Phantaſie iſt zufrieden, ihr Gebäude bis zu einer Höhe geführt zu haben, deren Entfernung ein klares Weiterſchauen unmöglich macht, und ergötzt ſich an den verfließenden Umriſſen. So iſt es und ſo wird es bleiben, bis es das Gemüth mit ſeinem Ahnen und Glauben bis zur Deutlichkeit der Verſtandesbegriffe und Phantaſiebilder gebracht hat, das heißt, bis ans Ende der Welt.

Dieſes vorausgeſchickt, erhellt, daß die Idee des Schickſals, obſchon für die Philoſophie verwerflich, für die Poeſie von höchſter Wirkung iſt. Nicht theoretiſch Erwieſenes, ſondern praktiſch Vorhandenes braucht dieſe Letztere, und was könnte ihren Phantaſiegebilden erwünſchter ſein, als ein von der Phantaſie ſelbſt gemalter Hintergrund, der in ſeiner Unermeßlichkeit ihr Raum zur freieſten Bewegung gibt. Die Frage über Anwendbarkeit des Fatums in der Poeſie fällt hiedurch zuſammen mit der Frage über die

Anwendbarkeit der Geſpenſter, der vorbedeutenden Träume u. ſ. w., welche letztere ſogar die geiſterſcheuen Franzoſen in ihren Tragödien ſo wichtige Rollen ſpielen laſſen.

Soll daher die Idee des Fatums in der neuen Tragödie ebenſo vorherrſchen, wie in der antiken? Nichts weniger als das. Bei der religiöſen Tendenz, die den Tragödien der Alten, von ihrem Urſprunge her, anhing, war das Fatum ſo gut, als das Götterſyſtem, nothwendige Vorausſetzung; bei den Neuern wird ſie — Maſchine, eine ſchwer zu behandelnde, vorſichtig zu brauchende Maſchine, und zwar lediglich für die Tragödie, mit Ausſchluß jeder andern Dichtungsart, der Epopöe zum Beiſpiel. Aus dem Grunde dieſes Unterſchiedes wird zugleich die Art des Gebrauches folgen.

Der Begriff Schickſal iſt bei uns nicht eine Frucht der Ueberzeugung, ſondern der dunkeln Ahnung. In allen andern Dichtungsarten ſpricht der Dichter ſelbſt; was er ſagt, iſt ſeine Meinung, und daher wäre ein auf die Idee des Fatums gegründetes neues Epos ein Unding. Im Drama ſprechen die handelnden Perſonen, und hier liegt es in der Macht des Dichters, ihre Charaktere ſo zu ſtellen, den Sturm ihrer Leidenſchaften ſo zu lenken, daß die Idee des Schickſals in ihnen entſtehen muß. Wie das Wort ausgeſprochen oder die Idee rege gemacht worden iſt, ſchlägt ein Blitz in die Seele des Zuſehers. Alles, was er hierüber in ſchmerzlicher Stunde ausgegrübelt, gehört, geahnt und geträumt, wird rege, die dunkeln Mächte erwachen, und er ſpielt die Tragödie mit. Aber nie trete der Dichter vor und erkläre den Glauben ſeiner Perſonen für den ſeinigen. Daſſelbe Dunkel, welches über das Weſen des Schickſals herrſcht, herrſche auch in ſeiner Erwähnung deſſelben; ſeine Perſonen mögen ihren Glauben daran deutlich ausſprechen, aber immer bleibe dem Zuſchauer unausgemacht, ob er dem launigen Wechſel des Lebens, oder einer verborgenen Waltung das ſchauderhafte Unheil zuſchreiben ſoll, er ſelber ahne das Letztere, es werde ihm aber nicht klar gemacht; denn ein ausgeſprochener Irrthum ſtößt zurück.

Auf dieſe Art hat Müllner die Idee des Schickſals gebraucht, auf dieſe Art, ſchmeichle ich mir, ſie gebraucht zu haben, und die Wirkung, die dieſelbe auch auf den gebildeten Theil des Publikums gemacht hat, bekräftigt meine Meinung.

Mit dieſer Erklärung werden vielleicht gerade die eifrigſten Vertheidiger des Fatums am wenigſten zufrieden ſein, die demſelben einen großen Dienſt zu erweiſen glaubten, wenn ſie es in Verbindung mit den Grundſätzen der chriſtlichen Religion zu bringen ſuchten, und der Tragödie, wer weiß, was für eine hohe moraliſche Beſtimmung anwieſen. Aber ſie mögen ſich vorſehen. Das eben iſt das Unglück der Deutſchen, daß ſie ewig all ihr Wiſſen zu Markte bringen und nicht glauben, eine ächte Tragödie gemacht zu haben, wenn ſie nicht im Nothfall zugleich als ein Compendium der Philoſophie, Religion, Geſchichte, Statiſtik und Phyſik gelten kann, ſo daß man in ihren dramatiſchen Werken Alles, bis auf das Dramatiſche, antrifft. Ich kann einmal nicht helfen, und alle eigentlich productiv poetiſchen Köpfe werden mir hoffentlich beiſtimmen. Menſchliche Handlungen und Leidenſchaften ſind der Vorwurf der tragiſchen Kunſt, alles Andere, und wäre es auch das Höchſte, bleibt zwar nicht ausgeſchloſſen, aber iſt — Maſchine. Religion auf die Kanzel, Philoſophie auf den Katheder, der Menſch mit ſeinem Thun und Treiben, ſeinen Freuden und Leiden, Irrthümern und Verbrechen auf die Bühne. Und ſomit genug.

Der vorzüglichſte Grund, warum die (ſogenannte) heidniſche Idee vom Fatum der Poeſie, namentlich der dramatiſchen, mehr zuſagt, als die Vorſtellung von Vorſehung, fließt ſchon aus der Betrachtung des Weſens der Poeſie, als Gegenſatz der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft bringt das Beſondere unter das Allgemeine, ſie erhebt die Wahrnehmung zum Begriff. Die Poeſie hingegen, in ihrer Function der Wiſſenſchaft entgegengeſetzt, ſucht das Beſondere aus dem Allgemeinen heraus, indem ſie, ihrem Weſen nach, das letztere anſchaulich zu machen, zu verſinnlichen ſucht. Die Wiſſenſchaft hat es mit Begriffen zu thun, die Poeſie mit Bildern. Hieraus fließt, wenn beide ihre Erzeugniſſe nach dem dem Menſchen einwohnenden Bedürfniſſe aneinander reihen und verbinden, eine weſentliche Verſchiedenheit. Die Wiſſenſchaft ſucht den denkbar letzten Grund auf, die Poeſie den letzten ſinnlich erkennbaren, bildlich darſtellbaren. Die Philoſophie iſt zufrieden, wenn ſich in den Gliedern der Kette, durch die ſie die Erſcheinung an ihren letzten Grund knüpft, nur kein Widerſpruch ergibt, die Poeſie muß jedes Glied vorzeigen können, wenn es für ſie da ſein ſoll, und ſie läßt ſich lieber einen wirklichen verborgenen, als einen ſcheinbaren, obgleich in der That nicht vorhandenen, Widerſpruch gefallen.

Das iſt der innere Zuſammenhang des Drama, daß jede Scene ein Bedürfniß erregen und jede eines befriedigen muß.

Das Publikum fordert unnachſichtlich Eines, wodurch es eben zu einer ſo vortrefflichen Controle für den dramatiſchen Dichter wird, und dieſes Eine iſt Leben.

Fragt mich aber nun Jemand, ob ein Drama eine Idee zur Grundlage haben könne und ſolle? ſo antworte ich: warum nicht, vorausgeſetzt, daß ſich der Verfaſſer einer großen lebendigen Kraft bewußt iſt, wie Calderon allenfalls. Die übrigen großen Dichter haben es aber nur ſelten prakticirt, und ſind in ihren Hervorbringungen zu Werke gegangen mit ihrer großen Meiſterin, der Natur: Ideen anregend, aber von lebendigen Facten ausgehend. **Im Anfange war die That.**

Die Conſequenz der Leidenſchaften iſt das Höchſte, was gewöhnliche Dramatiker zu ſchildern und gewöhnliche Kunſtrichter zu würdigen wiſſen, aber erſt die aus der Natur gegriffenen Inconſequenzen bringen Leben in das Bild, und ſind das Höchſte der dramatiſchen Kunſt: nur faßt dieſe Niemand auf, als etwa noch das unbewußte Gefühl der Menge, und der Kritiker höchſtens an abgeſchiedenen Klaſſikern auf Autorität.

Es iſt eine große Frage: ob das zu ſcharfe Individualiſiren der Charaktere, wie wir es bei Shakeſpeare finden, dem dramatiſchen Effect nicht ſchädlich iſt. Der Menſch verſchwindet in eben dem Verhältniſſe, in welchem das Individuum hervortritt.

Die Kunſt des Schauſpielers hat drei Stufen: eine Rolle verſtehen, eine Rolle fühlen, und das Weſen einer Rolle anſchauen.

Man eifert jetzt gegen die Declamation im verſificirten Trauerſpiele. Man kann allerdings die Emphaſe zu weit treiben, darf aber auch nie vergeſſen, daß der Vers die Mitte zwiſchen der Rede und dem Geſange iſt.

Ein großer Theil der Beſchränktheit der franzöſiſchen Tragödie entſpringt gewiß aus der vorherrſchenden Neigung der Zuhörer, überall ein Lächerliches zu finden. Alles daher, was einen Doppelſinn veranlaſſen, was ins Komiſche gezogen werden könnte, muß von dem Dichter vermieden werden. Dadurch wird ſeine Aufgabe größtentheils negativ, und dieſe negative Kälte muß ſich nothwendigerweiſe auch auf ſein Werk ausdehnen. Daher vermeiden ſie auch ſoviel als möglich alle äußere Handlung, weil da ein einziger Mißgriff eines Schauſpielers die ganze Wirkung des Stückes bei dem lachluſtigen Publikum aufheben könnte. So lange den Franzoſen dieſe Charakterſeite bleibt, iſt ihre Tragödie für ſie die möglichſt beſte, und ſie ſollten ſich hüten, durch Vermengung mit der ausländiſchen ſich und ihre Dichter irre zu machen.

Was die dramatiſche Poeſie der Spanier ſo verſchieden von der deutſchen macht, iſt der Charakter der beiden Völker. Der Deutſche iſt weich und ſentimental. Er will die Poeſie ins Leben ziehen und ſich mit der Wirklichkeit des Gedichtes ſchmeicheln. Daher intereſſirt ihn im Drama die Auflöſung mehr, als die Verwicklung, denn durch jene bekommt dieſe erſt einen realen Gehalt. Dem Spanier dagegen iſt das Schauſpiel eben ein Spiel. Er gibt ſich der Verwicklung mit Antheil und Begeiſterung hin, hat aber nichts dagegen, ja liebt es vielmehr, wenn das Intereſſe aufs Höchſte geſteigert und der Perſönlichkeit des Zuſchauers gewiſſermaßen Gewalt angethan worden iſt, durch eine abrupte Auflöſung enttäuſcht und ſich ſelbſt wiedergegeben zu werden; daher ſelbſt bei dem viel conſequenteren Calderon, noch vor dem Fallen des Vorhanges, die handelnden Perſonen als Schauſpieler das Publikum anreden, und mit einem perdonen sus muchas faltat (man möge ihre vielen Fehler verzeihen) die Illuſion zerſtören. Dem Deutſchen iſt die Poeſie ein Haus, in dem er wohnen möchte; dem Spanier ein Garten, in dem er ſich ergeht. Das Erſtere ſcheint poetiſcher, das Letztere iſt es. (Griechen, Chor, Tanz, Muſik beim Drama.)

Die zweite Hauptverſchiedenheit entſteht aus der verſchiedenen Geltung des Haupthebels der neueren Poeſie, der Liebe. Bei dem Deutſchen tritt ſie als Gemüthsbedürfniß auf, bei dem Spanier verläugnet ſie nie ihren ſinnlichen Urſprung. Er umkleidet den Naturtrieb mit Phantaſie, Geiſt und Gefühl, und veredelt ihn ſo zum Ideale. Aber am Ziele angelangt, oder das Ziel verfehlt, gibt er die erborgten Illuſionen den Gläubigern zurück. Das Verhältniß tritt ihm in die Reihe des Natürlichen, und ſtatt die geſteigerte Stimmung zum Thema ſeines Lebens zu machen, wendet er die Kraft ſeines Innern gebieteriſchern Nothwendigkeiten zu. Daher iſt dem Deutſchen im Gang der Liebe das Ziel der poetiſche Glanzpunkt, dem Spanier der Weg. Die Heirathen werden im ſpaniſchen Drama mit einer Unbekümmertheit geſchloſſen, vor der die Sentimentalität zurückſchaudert.

Das ſpaniſche Theater ſcheint keinen vom Anfang und nach dem Ende den Schauplatz verhüllenden Vorhang nach Art der heutigen Bühnen gehabt zu haben, denn in der Aurora (Morgenröthe) de Copacabana kommt zum Schluß, als etwas Außergewöhnliches, die Vorſchrift vor, daß die dort aufgeführte Proceſſion der heiligen Jungfrau, damit das Abgehen ſo vieler Perſonen keine Verwirrung errege, durch eine herabzulaſſende Cortine bedeckt werden ſolle (caerà una cortina, que lo cubra todo). Daß außer dem gewöhnlichen Podium noch eine ſchmale, erhöhte Bühne um das ganze Theater herumlief, leidet keinen Zweifel. Uebrigens hatten ſie nicht bloß ihre einzelnen Verſetzſtücke, die den Ort der Handlung oder einzelne beſonders herauszuhebende Lokalobjekte bezeichneten, ſondern mitunter ganze Decorationen, el teatro serà de bosque (das Theater ſtellt einen Wald vor), Verwandlungen, die durch Emporziehen eines ganzen Vorhanges angedeutet werden. Maſchinen und Flugwerke ohnehin. Daß der Ort als geändert gedacht wird, während die Perſonen das Theater nicht verlaſſen, kommt häufig vor (wahrſcheinlich wurde da ein Verſetzſtück geändert).

Ein Hauptunterſchied des ſpaniſchen Theaters von dem gleichzeitigen engliſchen iſt, daß auf erſterem die weiblichen Rollen von Frauenzimmern geſpielt wurden, ja dieſe gaben auch Jünglinge und Knabenrollen, z. B. las mocedadas de Roldan (die Jugend Rolands). Ein weſentlicher Vorzug! Denn wenn bei den Griechen und Römern Männer die Weiberrollen ſpielten, ſo war dafür auch bei ihnen nie das Geſchlechtsverhältniß der Gegenſtand der Handlung, dagegen Shakeſpeare's Julietta aus dem Munde eines Mannes oder Jünglings der Gipfel der Geſchmackloſigkeit, ja Widerwärtigkeit ſcheint. Welche Wirkung die ſo häufigen Verkleidungen von derlei Weibern in Männer, die Viola's u. dgl. machen mußten, wo ein Mann in Manneskleidern als Weib gedacht werden ſollte, läßt ſich nun gar nicht beſtimmen.

Zur Muſik.

Der übelſte Dienſt, den man in Deutſchland den Künſten erweiſen konnte, war wohl der, ſie ſämmtlich unter den Namen der Kunſt zuſammenzufaſſen. So viel Berührungspunkte ſie unter ſich allerdings wohl haben, ſo unendlich verſchieden ſind ſie in den Mitteln, ja in den Grundbedingungen ihrer Ausübung.

Wenn man den Grundunterſchied der Muſik und der Dichtkunſt ſchlagend charakteriſiren wollte, ſo müßte man darauf aufmerkſam machen, wie die Wirkung der Muſik von Sinnenreiz, vom Nervenſpiel beginnt, und, nachdem das Gefühl angeregt worden, höchſtens in letzter Inſtanz an das Geiſtige gelangt, indeß die Dichtkunſt zuerſt den Begriff erweckt, nur durch ihn auf das Gefühl wirkt, und als äußerſte Stufe der Vollendung oder der Erniedrigung erſt das Sinnliche Theil nehmen läßt; der Weg beider iſt daher gerade der umgekehrte. Die eine Vergeiſtigung des Körperlichen, die andere Verkörperung des Geiſtigen. Aus dieſem theoretiſchen Unterſchiede ergibt ſich nun aber ein wichtiger praktiſcher, in Bezug auf den Gebrauch des Häßlichen nämlich. Die Poeſie darf das Häßliche (Unſchöne) ſchon einigermaßen freigebig anwenden. Denn da die Wirkung der Poeſie nur durch das

Medium der unmittelbar von ihr erweckten Begriffe an das Gefühl gelangt, ſo wird die Vorſtellung der Zweckmäßigkeit den Eindruck des Häßlichen (Unſchönen) von vornherein in ſoweit mildern, daß es als Reizmittel und Gegenſatz ſogar die höchſte Wirkung hervorbringen kann. Der Eindruck der Muſik aber wird unmittelbar vom Sinn empfangen und genoſſen, die Billigung des Verſtandes kommt zu ſpät, um die Störungen des Mißfälligen wieder auszugleichen. Daher darf Shakeſpeare bis zum Gräßlichen gehen, Mozarts Grenze war das Schöne.

Der oft gebrauchte Satz: Die Muſik iſt eine Poeſie in Tönen, iſt ebenſo wenig wahr, als es der entgegengeſetzte ſein würde: Die Poeſie iſt eine Muſik in Worten. Der Unterſchied dieſer beiden Künſte liegt nicht bloß in ihren Mitteln; er liegt in den erſten Gründen ihres Weſens.

Drei Hauptunterſchiede im Weſen der Muſik und Poeſie müſſen nothwendig auch eine große Verſchiedenheit in den Geſetzen ihrer beiderſeitigen Hervorbringungen veranlaſſen. Dieſe ſind:

Erſtens, daß eine Verbindung von Tönen gefallen, ja ſogar auf das Gemüth wirken kann, ohne daß man ſich etwas dadurch Ausgedrücktes dabei beſtimmt zu denken braucht, was bei Worten nicht der Fall iſt, die immer nur durch ihren Sinn wirken.

Zweitens, daß die Worte zunächſt auf den Verſtand und höchſtens durch ihn auf die Sinne, die Töne aber zunächſt auf die Sinne und nur durch ſie und höchſt entfernt auf den Verſtand wirken.

Drittens, daß Töne nur höchſt allgemein und vag bezeichnen, und zwar faſt allein Gefühle, nie Sachen; indeß das Wort mit der Schärfe des Begriffes bezeichnet. Ich möchte ein Gegenſtück zu Leſſings Laokoon: über die Grenzen der Muſik und Poeſie ſchreiben.

Es müßte darin gezeigt werden, wie unſinnig es ſei, die Muſik bei der Oper zur bloßen Sklavin der Poeſie zu machen, und zu verlangen, daß erſtere, mit Verläugnung ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit, ſich darauf beſchränke, der Poeſie unvollkommen nachzulallen mit ihren Tönen, was dieſe deutlich ſpricht mit ihren Begriffen. Es müßte aufmerkſam darauf gemacht werden, um wie viel und worin der Kreis der Muſik weiter iſt und worin enger; wie verſchieden die Art ihrer Wirkung iſt, bei der Muſik zuerſt als Sinn- und Nervenreiz, nur mittelbar den Verſtand berührend; bei der Poeſie erſt durch das Medium des Verſtandes auf das Gemüth wirkend. Wie die Muſik als eine, für ſich beſtehende Kunſt ihre eigenen, an Regeln gebundenen und in ihrer eigenen Weſenheit gegründeten Bedingungen habe, die ſie Niemanden, auch der Poeſie zu Liebe nicht, aufgeben kann und darf; daß ſie, wenn ſie ein Thema aufgefaßt hat, es organiſch ausbilden und zu Ende führen muß, die Poeſie mag auch dagegen einwenden, was ſie will. (Hier darauf hingedeutet, wie ſelbſt die größten, ja darunter die denkendſten Tonſetzer in ihren Opern das vielmalige Wiederholen einzelner Worte und Sätze, ja oft ganzer Stellen, zum großen Skandal der Dichter nicht aufgeben wollen.)

Als Grundſatz gelte: Keine Oper ſolle vom Geſichtspunkte der Poeſie betrachtet werden — von dieſem aus iſt jede dramatiſch-muſikaliſche Compoſition Unſinn — ſondern vom Geſichtspunkte der Muſik: als ein muſikaliſches Bild mit darunter geſchriebenem, erklärendem Texte. Ballet-Muſik wäre eigentlich der Triumph der Tonkunſt, wenn ſie einmal aus ſich herausgeht, vorausgeſetzt, daß wir nämlich eigentliche Ballete hätten und nicht Gauklerſprünge.

Es wird keinem Operncompoſiteur leichter ſein, genau auf die Worte des Textes zu ſetzen, als dem, der ſeine Muſik mechaniſch zuſammenſetzt; da hingegen der, deſſen Muſik ein organiſches Leben, eine in ſich ſelbſt gegründete innere Nothwendigkeit hat, leicht mit den Worten in Colliſion kömmt. Jedes eigentlich melodiſche Thema hat nämlich ſein inneres Geſetz der Bildung und Entwicklung, das dem eigentlich muſikaliſchen Genie heilig und unantaſtbar iſt, und das er den Worten zu Gefallen nicht aufgeben kann. Der muſikaliſche Proſaiſt kann überall anfangen und überall aufhören, weil Stücke und Theile ſich leicht verſetzen und anders ordnen laſſen; wer aber Sinn für ein Ganzes hat, kann es nur entweder ganz geben, oder ganz bleiben laſſen. Das ſoll nicht der Vernachläſſigung des Textes das Wort reden, ſondern ſie nur in einzelnen Fällen entſchuldigen, ja rechtfertigen. Daher iſt Roſſini's kindiſches Getändel doch mehr werth als Moſels proſaiſche Verſtandesnachäffung, welche das Weſen der Muſik zerreißt, um den hohlen Worten des Dichters nachzuſtottern; daher kann man Mozarten häufig Verſtöße gegen den Text vorwerfen, Glucken nie; daher iſt das ſo geprieſene Charakteriſtiſche der Muſik häufig ein ſehr negatives Verdienſt, das ſich meiſtens darauf beſchränkt, daß die Freude durch Nicht-Traurigkeit, der

Schmerz durch Nicht-Luſtigkeit, die Milde durch Nicht-Härte und der Zorn durch Nicht-Milde, die Liebe durch Flöten und die Verzweiflung durch Trompeten und Pauken mit obligaten Contrabäſſen ausgedrückt wird. Der Situation muß der Tonſetzer treu bleiben, den Worten nicht; wenn er beſſere in ſeiner Muſik findet, ſo mag er immer die des Textes übergeben. Dieß führt wieder auf den ſchon öfter bemerkten Unterſchied zwiſchen Singſpiel und Oper. Im erſtern (wozu faſt alle Opern des wahrhaft großen Gluck gehören) dient die Muſik dem Text, in der zweiten iſt der Text die Unterſchrift des muſikaliſchen Bildes.

Wäre die Muſik in der Oper nur da, um das noch einmal auszudrücken, was der Dichter ſchon ausgedrückt hat, dann laßt mir die Töne weg, ich will die Worte des Dichters allein leſen, denn die Muſikbegleitung wäre in dieſem Falle denn doch nur ein Kunſtſtück, ein Gauklerverſuch, mit andern, ſcheinbar unzureichenden Darſtellungsmitteln das zu erreichen, was der andre leichter, verſtändlicher und genügender ſchon erreicht hat. Oder ſoll dadurch der Eindruck des Gedichtes verſtärkt werden? Das mag bei Gedichten gelten, die keine ſind, wie z. B. bei italieniſchen Operntexten; aber dann enthaltet euch von eigentlichen Dichterwerken, und hört auf, zu klagen, daß nur ſchlechte Dichter euch Textbücher machen wollen. Aber das alles iſt's nicht. Sämmtliche Künſte, wenn gleich aus gemeinſchaftlicher Wurzel entſproſſen, ſind ſtreng getheilt in ihren Gipfeln. Wo die Poeſie aufhört, fängt die Muſik an. Wo der Dichter keine Worte mehr findet, da ſoll der Muſiker mit ſeinen Tönen eintreten. Wer deine Kraft kennt, Melodie! die du, ohne der Worterklärung eines

Begriffs zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Bruſt wieder zum Himmel zurückziehſt, wer deine Kraft kennt, wird die Muſik nicht zur Nachtreterin der Poeſie machen: er mag der letztern den Vorrang geben (und ich glaube, ſie verdient ihn auch, wie ihn das Mannesalter verdient vor der Kindheit), aber er wird auch der erſtern ihr eigenes, unabhängiges Reich zugeſtehen und beide wie Geſchwiſter betrachten und nicht, wie Herrn und Knecht, oder auch nur wie Vormund und Mündel.

Die von einer Oper eine rein dramatiſche Wirkung fordern, ſind gewöhnlich jene, die dagegen auch von einem dramatiſchen Gedichte eine muſikaliſche Wirkung begehren, (d. i. Wirkung mit blinder Gewalt).

Mein Herr!

Ich habe die Ouvertüre zum Tannhäuſer gehört und bin entzückt. Heißt das: gegenwärtig, denn während des Anhörens thaten mir die Ohren ziemlich weh. Ich bemerkte aber gleich, daß es ſich hier nicht um ein Vergnügen für das Ohr, ſondern um den Sinn und die tiefere Bedeutung handle. Ueber dieſe Bedeutung waren übrigens ich und einige neben mir ſitzende Kunſtfreunde, die damals gleich mir nicht einmal den Titel des Werkes kannten, ſehr im Zweifel.

Der Eine meinte, die Muſik drücke den ruſſiſch-türkiſchen Krieg aus, wo die Poſaunen und Trompeten des chriſtlichen Chorals den Todesmuth der Ruſſen, und das Zittern der Violinen die Furcht der Türken verſinnlicht, obwohl in Wahrheit die Türken ſich nicht ſehr zu fürchten ſchienen.

Ein Zweiter meinte, es ſtelle den Eisſtoß dar.

Zwei Andere dachten, der Eine auf die Erſchaffung, der Andere auf den Untergang der Welt.

Endlich gab uns ein freundlicher Mann, leider erſt am Schluſſe der Ouvertüre, das Programm des Verfaſſers. Nun erſt waren wir im Klaren und beſchloßen, dieſe herrliche Ouvertüre bei keiner ſpäteren Aufführung zu verſäumen.

Ein alter Herr, der hinter uns ſaß, meinte zwar, man ſollte lieber nur das Programm leſen und die Muſik gar nicht hören, um die Meinung des Tondichters ganz zu faſſen; aber wer wird auf Leute achten, die hinter der Zeit zurückgeblieben ſind?

Es lebe der Fortſchritt!

Wenn man über den Unterſchied der franzöſiſchen und italieniſchen Opernmuſik urtheilen will und über das Charakteriſtiſche und Nichtcharakteriſtiſche, das in ihnen herrſcht, ſo muß man ſich vor allem auf den Standpunkt ſetzen, von dem aus beide Nationen das Verhältniß des Textes zur Muſik betrachten. Dem Franzoſen ſoll die Muſik die Wirkung der Worte verſtärken, weßhalb er auch auf ſeine Opernbücher viel Fleiß verwendet und der Werth oder Unwerth des Gedichtes mehr als zur Hälfte ſein Urtheil über die Oper beſtimmt; dem Italiener gelten die Worte kaum mehr, als eine Ueberſchrift über das Tongemälde des Componiſten, weßhalb auch ihre Bücher ſchlecht und bloß darauf berechnet ſind, dem Tonſetzer Gelegenheit zu effektvollen Muſikſtücken zu geben.

Es heißt, man will die Inſtrumentalmuſik in den Kirchen verbieten. Damit iſt erſtens das Todesurtheil über die Muſik ausgeſprochen, der einzigen geiſtigen Beſtrebung, in der Oeſtreich noch bis vor Kurzem in der Welt einen Rang eingenommen hat. Die ausübenden Muſiker werden ihren Unterhalt verlieren; die Dorfſchulmeiſter werden ſich nicht mehr mit den Regeln des Satzes und der Begleitung beſchäftigen, der katholiſche Süden wird muſikaliſch mit dem proteſtantiſchen Norden in Eine Reihe treten. Ja, aber der Pabſt iſt gegen die Inſtrumentalmuſik in den Kirchen! Der Pabſt, deſſen Anſehen in Glaubensſachen allerdings entſcheidend iſt, kennt die deutſche Kirchenmuſik nicht, er kennt nur die italieniſche, die Opernarien und Militärmärſche während der heiligen Handlung ſpielt, und dadurch allerdings revoltant wird. In Deutſchland hat man einen Kirchenſtyl, der in ſeiner größern oder mindern Strenge dem Ohr der großen Maſſe nicht ſehr ſchmeichelt, und wenn in den Hauptſtädten wohl ein Theil der ſogenannten Muſikkenner vielleicht nur der Muſik wegen in den Gottesdienſt geht, ſo fühlt dagegen in den kleinern Orten der ſchlichte Einwohner ſich durch die Muſik nicht zerſtreut, vielmehr geſammelt, erhoben und in ſeiner Andacht unterſtützt. Ihr wollt die Muſik wegnehmen? Warum nicht auch die Bilder? Warum nicht die Pracht in der Ausſchmückung der Kirchen, der Gewänder und Aufzüge? Warum nicht ſo manche fromme Ceremonie, denen von den Andersgläubigen etwas Dramatiſches, ja Theatraliſches vorgeworfen wird? Entkleidet den Katholicismus nicht ſeiner Kunſtgewänder, der Proteſtantismus iſt nackt.

Der Text zur Schöpfung war eigentlich von van Swieten für Mozart geſchrieben. Als er ihn in der Folge Haydn zur Compoſition übergab, ließ van Swieten, ein großer Muſikkenner, ſich jedes Muſikſtück, ſo wie es fertig ward, mit kleinem Orcheſter vorprobiren. Vieles verwarf er, als für den großen Stoff zu kleinlich. Haydn fügte ſich gern, und ſo kam jenes erſtaunliche Werk zu Stande, das die kommenden Zeiten noch bewundern werden. Alles dieß habe ich aus dem Munde eines wohlunterrichteten Zeitgenoſſen, der bei jenen erſten Theilproben ſelbſt mitwirkte.

Merkwürdig iſt die große Vorliebe Napoleons für die Muſik. Große Orcheſtermuſik aber mißfiel ihm. Nebſt der militäriſchen, die ihm wahrſcheinlich die ſie begleitenden Erinnerungen lieb machten, zog er ſanfte Muſik, italieniſchen Geſang allem andern vor. Dann ſchien er ſich ganz dem Genuſſe zu überlaſſen; aber dieſe Muſik mußte immer gleichſam von einer Farbe ſein; kein Inſtrument durfte vorherrſchen, und kein Forte vorkommen. „Meine Herren, ich will nur einen Tonhauch,“ ſagte er oft. Ein ſanfter Ton hatte überhaupt einen großen Reiz für ihn, und eine Perſon, deren Stimme ſeinem Ohr ſchmeichelte, mißfiel ihm ſelten. Wenn aber ein Name übel lautete, ſo kauete er ihn gleichſam zwiſchen den Zähnen und ſprach ihn niemals gehörig aus. (Memoiren Joſephinens.)

Ueberhaupt mögen wohl alle bedeutenden Menſchen die ſanfte und ſomit die italieniſche Muſik jeder andern vorgezogen haben. Leute, die zu denken im Stande ſind, mögen dafür aber über nichts denken, als wo etwas des Denkens Werthes dabei herauskommt. Sie ſuchen die

Muſik als ein Beſänftigungsmittel; Thoren lieben zuſammengeſetzte Muſik zur Erregung.

Menſchen von Talent ſind weniger Muſiker, als vielmehr muſikaliſche Inſtrumente; ohne fremde Hilfe bringen ſie keinen Ton hervor, aber bei fremder, auch der leiſeſten Berührung entwickelt ſich aus ihnen herrliche Melodie.

Sind die Molltonarten nicht die Weiber der Muſik? die ſich von ihrem Vater (der Durtonart, von der ſie entſtanden) trennen, und die Vorzeichnung ihres Gatten (der Durtonart ihrer nächſten Verwandtſchaft) annehmen?

Iſt dieſe wohltemperirte Stimmung der neuern Muſik nicht wie ein wohltemperirter Staat? Die armen einzelnen Terzen und Quinten müſſen ſo viel ab- und zugeben, damit nur das Ganze einen irgend erträglichen Zuſammenklang erhält! Was werden die intereſſanten Kinder alltäglich, wenn ſie, als Erwachſene, unter dem Stimmhammer der geſelligen Verhältniſſe durchgegangen ſind! Arme zweite Stufe mit deinen verſtümmelten Gliedmaßen; noch ärmere ſiebente, über deine geräderte Quint. Iſt denn nur das im Menſchen etwas, was dem Andern nützt? Iſt denn nicht jede Realität ein Vorzug?

Es iſt nur zu offenbar, daß die Muſik als für ſich beſtehende Kunſt bei den Griechen eigentlich gar nicht exiſtirte, ſondern immer nur als Begleiterin der Poeſie erſchien. Das zeigt unter anderm auch ſchon die dürftige

Beſaitung und die ſonderbare Stimmung ihres Hauptinſtrumentes, der Lyra. Es iſt ſchlechterdings nicht möglich, daß mit der Stimmung auf die unharmoniſche Scala irgend eine für menſchliche Ohren hörbare, ſelbſtſtändige Melodie hätte hervorgebracht werden können; wohl aber konnte gerade dieſe ſonderbare Stimmung zur Unterſtützung des Singenden dienen, die ſchwerſten Töne des gewählten Modus anzugeben, und ſo der Intonation zum Leitfaden zu werden. Daſſelbe beweiſt der Mangel an aller Taktbezeichnung, wozu lediglich die Länge und Kürze der Silben des Textes dienen mußten. Wenn in ſpäterer Zeit auch Muſik ohne Worte vorkommt, ſo war es immer nur die für ſich allein geſpielte Melodie eines bekannten Liedes, wo nur für den Augenblick die Worte weggelaſſen wurden. So war der Kriegsmarſch der Spartaner die Melodie zu einem Hymnus an den Kaſtor. Die Muſik als ſelbſtſtändige Kunſt iſt daher gänzlich für eine Erfindung der Neuern zu halten, und das iſt auch das Einzige, was ſie in Künſten vor den Alten voraus haben.

Wie, wenn ein Theil unſerer Irrthümer über die griechiſche Muſik daher entſtünde, daß man auf ihre Art, die Intervallen zu berechnen, nicht genug Acht gegeben hätte? Es ſcheint, daß die Beſaitung ihrer Leier nicht, wie unſere Geige oder Guitarre, mit der tiefſten Chorde anfing, ſondern wie unſere Harfe mit der höchſten, daher auch der Name der erſten (vom Körper des Spielenden an gerechnet), ὑπάτη, die Höchſte, ſo wie der entfernteſten νεάτη, νήτη, die Letzte. Iſt es nun ſo, ſo zählten ſie ihre Intervalle nicht aufwärts, wie wir, ſondern abwärts, und ihr διατέσσαρον iſt eine Unterquarte, d. i. eigentliche

Quinte. Daß ihnen die Terz keine Conſonanz war, iſt natürlich, weil die untere Terz mit der Sekunde zuſammenfällt, die eine Diſſonanz iſt.

Drieberg in ſeiner „Muſik der Griechen“ hält die Lyra für ein bloß ideales Inſtrument, das mit ſeinen 3, 4, oder 7 und 8 Saiten als ſolches nie exiſtirt habe. Aber, alles andere unberückſichtigt, reicht die einzige von ihm ſelbſt angeführte Anekdote von dem ſpartaniſchen Ephor, der dem Timotheus bei dem Wettkampf, indem er ihm ein Meſſer reichte, befahl, die von ihm erfundenen Saiten von dem Inſtrument abzuſchneiden; — dieſe einzige Anekdote reicht hin, dieſe Meinung zu widerlegen und die Wirklichkeit der Lyra, als eines beſtimmten muſikaliſchen Inſtrumentes, zu beweiſen. Ferner: wenn ſie auch unmöglich ein melancholiſches Inſtrument ſein konnte, war ſie nicht vielleicht ein harmoniſches, d. h. bloß gebraucht, um die Stimme zu unterſtützen, dieſer die feſtſtehenden Töne, die ſich in allen drei Tongeſchlechtern gleich blieben, anzugeben; mit einem Wort, mehr das Inſtrument des Direktors oder des Geſang-Akkompagnirenden, als des eigentlichen Tonkünſtlers, Virtuoſen? Auf dieſe Art verſchwände das ſcheinbar Widerſinnige ihrer Beſaitung und Stimmung.

Zur Malerei.

Die Maler kann man en gros in zwei Hauptrubriken theilen. Die einen betrachten die Darſtellung der Natur als Hauptaufgabe, die andern jene des Gedankens. So ſehr nun der eigentliche Maler beides vereinigen müßte, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß, die Spaltung einmal als vorhanden zugegeben, die erſtere Klaſſe im Vortheil iſt. Denn wer die Natur nachahmt, bekommt jene Gedanken, die in der Natur ſelbſt liegen, gratis in den Kauf mit, indeß in dem Gedanken keineswegs noch die äußere Naturwahrheit mit eingeſchloſſen iſt.

Die Deutſchen ſind in der neueſten Zeit ſehr geneigt, die ſogenannte erſte (jugendliche) Manier großer Künſtler, den Werken ihrer Reife vorzuziehen. Ob ihnen dabei nicht der Verdacht kommt, daß ſie vielleicht im Allgemeinen knabenhafte Forderungen an die Kunſt machen!

Eigentliche Ideenmaler ſind die Kinder. Bei dieſen iſt ein vierbeiniger Schragen und darauf ein paar ſenkrechte Striche mit einem Säbel und Federbuſch, ein Huſar. Das drückt die Idee vollkommen aus.

Dieſer neuern deutſchen Malerſchule fehlt, bei manchen Vorzügen, doch die ſtarke Empfindung der Natur. Ueberall bloß Gedanken- und Gefühlszwecke.

Ein großer Theil von dem angenehmen Eindruck, den die Gemälde der ältern Meiſter auf uns machen, mag wohl auch in dem Rührenden liegen, das jedes redliche Streben hat, dem der Erfolg aus Mangel der Mittel entgeht. So zieht auch das Steife in alten Gedichten und Chroniken an. Die Unbeholfenheit ſcheint Unſchuld, und die Manier einer verfloſſenen Zeit wird, wenn man ſie, ſtatt mit ihrer, mit unſerer Zeit vergleicht, zum Charakter, wohl gar zum Styl. Ein Chineſe iſt in Europa eine Sonderbarkeit, in China eine Gemeinheit.

Kunſtgeſpräch.

Liebhaber. Welch' koloſſale Figur! Was für Verhältniſſe! Der Mund ungeheuer; die Grübchen in den Wangen, daß man allenfalls die Fauſt hineinlegen könnte. Lächerlich! Abſcheulich!

Künſtler. Mir däucht, Sie haben nicht den rechten Standpunkt gewählt. Belieben Sie, etwas zurückzutreten. Derlei will nicht ſo aus der Nähe betrachtet werden.

Liebhaber. Ich liebe die Bilder von leicht überſehbarem Maß.

Künſtler. Ich gleichfalls. Ich verſtehe aber auch, die darüber hinausgehenden zu betrachten.

Wie leer iſt, was Gauby (Römerfahrt) über Michael Angelo's letztes Gericht ſagt. Es ſoll nicht in Einheit zuſammengehn, zu ausgedehnt koloſſal ſein. Wer hieß ihn die Seitengruppen als Hauptſache betrachten? Der Welterlöſer als Richter mit der entſetzlichen Geberde der Verwerfung iſt nicht nur der Mittelpunkt, er iſt die Eſſenz des Gemaldes, das Andere iſt nur Staffage.

Spath bemerkt bei der Madonna della sedia von Raphael: „Das Kind verſtecke die eine Hand zu tief in den Buſen der Mutter, was dem lüſternen Geiſt Urſache gebe, in Gedanken ſich zu beluſtigen, welche der Seele beim Anblick eines Bildes, das das Heiligſte in irdiſchen Geſtalten zeigt, durchaus fremd ſein müſſen.“ Elender! für Leute deines Gleichen hat Raphael nicht gemalt. Ja freilich, wer bei dem Anblick dieſer Madonna an ſo etwas nur denken kann, hat wohl nöthig, religiöſe Geſinnungen auch in der Kunſt zu ſuchen, denn Schufte brauchen Religion, damit ſie im Zaume gehalten werden.

Zur Literargeſchichte.

Nicht leicht iſt die Geſchichte je in ſo hohem Anſehen geſtanden, als bei den neueſten Deutſchen. Und mit Recht. Die Naturwiſſenſchaften beiſeite geſetzt, und ſo lange es keine Philoſophie gibt, iſt die Geſchichte die Lehrerin des Menſchengeſchlechtes. Freilich iſt ihr Nutzen großentheils ein negativer. Sie zeigt uns den Hochmuth, den Eigennutz, die Leidenſchaften, die Irrthümer, die von jeher an den Geſchicken der Welt gerüttelt haben, und lehrt, ſich davor zu hüten; aber eben dadurch wird ihr Nutzen auch poſitiv, denn wenn man erſt alle falſchen Wege bezeichnet hat, fände man wohl auch den rechten. Wer eine ſolche Anſicht des Menſchengetriebes für zu dunkel hielte und dagegen die unleugbaren Fortſchritte der Welt zum Beſſern anführte, mag in Bezug auf das Trübe der Anſicht, unſere Zeit und die nächſtverfloſſene betrachten; was aber den Fortſchritt betrifft, nicht vergeſſen, daß einzelne ausgezeichnete Männer der That, des Wiſſens und der Kunſt allerdings wie Leuchtthürme ihr Licht auf ganze Generationen und Epochen geworfen haben; andererſeits aber den glücklichen Umſtand in Anſchlag bringen, daß das Gute und Rechte, abgeſehen von ihrem innern Werth, auch noch den äußern haben, daß ſie der Nutzen Aller, gegenüber dem

Eigennutz des Einzelnen ſind, ſo daß jeder Gewinn und Ehrſüchtige im Großen das ganze Menſchengeſchlecht gewiſſermaßen aus dem nämlichen Motiv gegen ſich hat, und der gewaltthätige Frevler zuletzt nicht ſo wohl beſiegt als erdrückt wird.

Wenn man nun aber der neudeutſchen Verehrung der Geſchichte näher nachforſcht und, wie in einem Kaufladen, außer der Aufſchrift auf der Büchſe, in die Büchſe ſelber hinein ſieht, ſo wird die Freude über jene Werthſchätzung ſehr vermindert. Da iſt denn die Geſchichte der ſich ſelbſt realiſirende Begriff, und noch dazu mit nachweisbarer Nothwendigkeit und zu immerwährendem Fortſchritt. Hier hört auf einmal der praktiſche Nutzen der Geſchichte auf, und ſie bekommt dafür einen theoretiſchen Heiligenſchein. Sie iſt das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber ſeinerſeits durch die Geſchichte erſt gemacht wird. Die Vergangenheit zu erforſchen, wäre ein Geſchäft für die Schwachköpfe, die nicht die Gaben haben, ſie aus der Gegenwart zu deducieren, und der Geſchichtſchreiber hätte ſich vielmehr an die Zukunft zu wenden, um ſie, gleichfalls mit Nothwendigkeit, im Voraus zu beſtimmen. Man ſage nicht, daß dieſe Anſichten einer halbverrückten Philoſophie unſerer wirklichen Geſchichtſchreibung aufgedrungen ſeien; in den Werken unſerer ausgezeichnetſten Hiſtoriker finden ſich Spuren davon, und werden dieſe Werke, trotz ihrer Vorzüge, einer aus der Trunkenheit erwachten Nachwelt geradezu ungenießbar machen. Warum ich von dieſer Verirrung der Geſchichte ſpreche, iſt, weil ſie ihren Einfluß auf die Literargeſchichte ausgeübt hat, von der ich eben ſprechen will.

Zwiſchen dieſer, der Literargeſchichte und der Menſchen- oder Völkergeſchichte, zeigt ſich nun gleich von vornherein ein ungeheurer Unterſchied, der nicht nur ihren Gegenſtand, ſondern auch ihren Werth und Nutzen betrifft. Die Begebenheiten der Völkergeſchichte ſind vergangen, und ſie zu erforſchen und richtig zu ſtellen, iſt die Hauptaufgabe des Hiſtorikers; die Begebenheiten der Literargeſchichte, die Werke der Schriftſteller ſind noch heute da, wie vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtauſend. Homer und Shakeſpeare ſtehen vor mir auf meinem Pulte, und ich kann jeden Augenblick ſie mir vergegenwärtigen, nicht bloß die Nachricht von ihnen, ſie ſelbſt, als ob ich mit ihnen zugleich lebte. Die Zeit- und Ortsverhältniſſe, in denen ſie ſich befanden, ſind allerdings wichtig zum Verſtändniß ihrer Werke, aber das leiſtet die Völkergeſchichte, und es braucht dazu keine weitere Beihilfe. Biographiſche Nachrichten erläutern Manches, vor allem die Mängel der Schriftſteller; die Welt lebt aber von ihren Vorzügen. An dem Schriftſteller mehr Antheil zu nehmen, als an ſeinen Schriften, iſt eine ſentimental-verhätſchelnde Manier, die nur dazu dient, verunglückte Halbgenie's mit dem Troſte zu erquicken, was ſie alles Erſtaunliches geleiſtet hätten, wenn Zeit und Umſtände ihnen günſtig geweſen wären.

Wenn auf dieſe Art die eigentlichen Fakten der Literargeſchichte, die Werke der bedeutenden Schriftſteller Jedermann ohnehin zugänglich ſind, ſo bliebe ihr als Hiſtorie nichts übrig, als von den Unbedeutenden zu ſprechen. Die mögen aber nur unbekannt bleiben. In der politiſchen Geſchichte iſt das Volk oder (wenn ich die Beſten weggenommen habe) der Pöbel nicht ohne Bedeutung; er fügt den Unternehmungen der hervorragenden Männer die phyſiſche Kraft bei; in der Literatur iſt der Schriftſtellerpöbel nur da, um durch Nachahmung das Gute zu entſtellen und dem Schlechten eine längere Dauer zu geben; mit Ausnahme der Zeiten, die von Originalität und Genialität träumen, wo derlei Subjekte Albernheiten auf eigene Fauſt treiben.

Man konnte mir einwenden, daß die Literargeſchichte wenigſtens für jenen Theil des Publikums ihren Werth behalte, der, andern Beſchäftigungen hingegeben, nicht Zeit und Gelegenheit hat, von den Werken vieler ausgezeichneter Schriftſteller ſelbſt Kenntniß zu nehmen, ſowie daß für daſſelbe Publikum, ja für einen Theil der die Literatur ex professo treibenden Perſonen, das richtige Verſtändniß jener Werke mitunter ſchwierig ſei und daher eine Nachhilfe nöthig mache. Aber nebſtdem, daß letzteres ſchon aus dem Felde der Geſchichte in das der Kritik übergeht, ſpare ich mir die Beſprechung dieſer beiden Punkte für den weitern Verfolg auf.

Mit alle dem will ich nicht von der Literargeſchichte übel geſprochen haben. Sie hat mir ſelbſt zu viel Vergnügen gemacht, als daß ich es nicht dankbar erkennen ſollte. Der Menſch will alles wiſſen; er ſoll über alles denken. Außer der Wißbegierde (ich meine ſo, wenn man etwas wiſſen will, was innern oder äußern Nutzen gewährt) gibt es auch eine erlaubte, ja löbliche Neugier, die vor allem den geiſtreichen Menſchen befällt und unabläßlich nach Befriedigung ſtrebt. Ich eifere nur gegen den in neuerer Zeit prätendirten Nutzen der Literargeſchichte ſelbſt für die praktiſche weitere Fortbildung der Literaturzweige, und zähle ſie vielmehr jenen mitunter gefährlichen Beſtrebungen zu, die, indeß ſie einerſeits die Maſſe der oberflächlichen Kenntniſſe, will ſagen: Notizen vermehren, auf der andern Seite den Geſichtskreis ins Unermeßliche erweitern, ſo daß endlich jene innere Concentration immer ſchwieriger wird, ohne die eine That oder ein Werk nicht möglich iſt. Im Mangel dieſer Concentration liegt aber der Fluch unſerer Zeit.

Wie wenig gering ich von der Literargeſchichte denke, zeigt ſchon die Ueberſchrift dieſer Blätter. Ich habe nämlich verſprochen, nicht über, ſondern zur Literargeſchichte zu ſprechen, alſo einen Theil Geſchichte ſelbſt und zwar, wie ich mich jetzt näher erkläre, zur Literargeſchichte der Gegenwart. Daß ich hierbei, nach der Natur meiner eigenen Beſchäftigungen, vor allem die Poeſie im Auge habe, wird wohl Jedermann ſchon von vornherein vermuthet haben. Ich werde hierbei keine Werke beurtheilen oder Namen nennen; mir iſt's um das Ganze der Erſcheinung und ihre Gründe zu thun. Wenn ich hierdurch in den Tadel verfalle, den ich kurz vorher über Jene ausgeſprochen habe, die aus dem Boden der Geſchichte gar zu gerne in den der Kritik übergehen, ſo bleibt allerdings wahr, daß, wer die Geduld hat, all das Mittelmäßige und Schlechte zu leſen, das der Hiſtoriker als ſolcher ſich nicht erſparen kann, wohl kaum je die Gabe haben wird, ein berechtigtes Kunſturtheil zu fällen, indeß der künſtleriſch Begabte nie den Ekel überwinden wird, den eine ſolche nichtsſagende Lektüre mit ſich führt. Ein Dichter aber, und ein ſolcher ſchmeichle ich mir zu ſein, dürfte wohl, mit Vernachläßigung des Einzelnen, ſeine Meinung über den allgemeinen Standpunkt abgeben dürfen.

Eigentlich iſt Geſchichte der Gegenwart ein Widerſpruch. Die Gegenwart iſt ein Augenblick, ein Jetzt, das im nächſten Augenblick in die Zukunft übergeht, von der wir nichts wiſſen, andererſeits aber ſich an die nächſte Vergangenheit knüpft, die man wohl unter dem Namen der Gegenwart auf ein ſogenanntes Menſchenalter ausdehnen kann; ſoweit die Jetztlebenden ſich zurückerinnern, und zwar um ſo mehr, wenn dieſer Zeitverlauf zugleich einen Wendepunkt in ſich ſchließt, wo er dann zur Epoche wird. Ein ſolcher Wendepunkt hat nun in der deutſchen Poeſie allerdings ſtattgefunden, und er dürfte ſo ziemlich mit Schillers Tode zuſammentreffen; der große Goethe hat ihn zwar um viele Jahre überlebt, aber an der Poeſie zuletzt faſt nur durch den Wechſelverkehr mit ſeinem Freunde feſtgehalten, gab er ſich von da an immer mehr und mehr den Naturwiſſenſchaften hin, und ſeine ſpätern poetiſchen Erzeugniſſe haben, bei dieſem getheilten Intereſſe, dem Verfalle der Poeſie eher Thür und Thor geöffnet, als ihr einen wirkſamen Damm entgegengeſetzt. Hievon, ſo frevelhaft es klingen mag, vielleicht ſpäter mehr.

Die erſte Erſcheinung dieſer neuen Epoche: die Abnahme des Talents, mit einem immer ſich mehrenden Beiſchmack von Talentloſigkeit, darf uns, was die bloße Abnahme betrifft, weder wundern noch beſchämen. Die unmittelbar vorausgegangene Periode war eben das goldene Zeitalter der deutſchen Poeſie, ja der deutſchen Literatur überhaupt. Alle Literaturen haben ſolche Glanzperioden, deren Gründe zum Theil erklärbar, theils ſo unerklärlich ſind, als alle Erſcheinungen der geiſtigen und körperlichen Natur. Nach einigen anregenden Vorläufern erſcheinen ein, gewöhnlich aber zwei große Dichter, welche die Poeſie mit einem Ruck auf eine bis dahin nicht geahnte Stufe erheben. Die Nation fühlt ſich auf den neuen Weg hingewieſen, die Sprache gewinnt Farbe und Geſtalt; Gleichgeſtimmte werden ſich ihrer dunkeln Begabung bewußt; die der allgemeinen Richtung Widerſtrebenden werden durch die Gewalt des Mittelpunktes zu einer gewiſſen Concentricität gezwungen. Selbſt das Mittelmäßige arbeitet ſich zur Angemeſſenheit und Brauchbarkeit empor. So weit iſt alles erklärlich. Aber die große Maſſe und Bedeutenheit der Talente auf einem Punkt, verglichen mit der frühern Dürre und der darauf folgenden ſpätern, obgleich den Nachgekommenen das Beiſpiel der großen Männer mit den Gleichlebenden gemeinſchaftlich iſt; darin liegt das Räthſelhafte der Sache.

Dieſe Glanzperioden haben nämlich für die nächſte Zukunft etwas Gefährliches. Nationen von Geſchmack und geſundem Urtheil ſind von der Vortrefflichkeit des Vorhergegangenen ſo durchdrungen, daß ſie in der genauen Nachahmung das einzige Heil ſehen, und ſo allgemach in leeren Formalismus gerathen, indeß Völker, denen jene Eigenſchaften im mindern Grade eigen ſind, meinen das Vortreffliche zu haben, das ſie nur beſitzen, und ſich gedrungen fühlen, darüber hinauszugehen. — Fortſchreiten nennt man es. Unſere Landesgenoſſen haben dieſen letztern Weg erwählt. Wie es kaum lohnt der Mühe betrachtet zu werden.

Die Deutſchen waren von dem Zeitpunkt an, als die Fauſt aufhörte den Werth zu beſtimmen, die beſcheidenſte Nation der Erde. Aus ihrer politiſchen Bedeutung herabgeſunken, von ihren Nachbarn, nicht an löblichen Eigenſchaften, wohl aber an Macht, Glanz und Bildung übertroffen, fiel es ihnen nicht ein, von ſich ſelbſt groß zu denken. Sie hatten bereits eine große Literatur, und ſie maßten ſich noch keiner Ueberhebung, ja kaum einer Vergleichung an. Wenn Goethe den oft wiederholten Ausſpruch that: „nur die Lumpe ſeien beſcheiden," ſo fühlte ganz Deutſchland, erſtens, daß es dem alten Herrn ſelbſt nicht geſchadet hätte, wenn er etwas beſcheidener geweſen wäre; dann, daß er dabei wohl nur gemeint habe, wie er eben nicht Luſt empfinde, gegen irgend einen ſeiner Zeitgenoſſen demüthig zu ſein; worin er ganz recht hatte. Selbſt die Vormänner der Literatur waren ſich bewußt, als die Letztgekommenen, ſich an fremden Muſtern herangebildet zu haben, und ſie ſchämten ſich weder ihrer Lehrlingſchaft, noch verläugneten ſie ihre Lehrer. Die Anmaßungen der Schlegel, die Selbſtüberhebung der Nach-Kantiſchen Philoſophen hielten ſich im Kreis der Schule, und die Nation blieb beſcheiden wie vorher. Es fehlte nämlich, was auch den Einzelnen über ſich ſelbſt aufklärt: die fremde Anerkennung.

Dieſe Anerkennung wurde Deutſchland durch das Werk der Madame Staël de l'Allemagne zu Theil. Obwohl ſie ſelbſt ihren Gegenſtand größtentheils nur aus fremder Zurichtung kannte und bei ihrem Lob, wie ihr Vorgänger Tacitus, nach einer andern Seite aggreſſive Hintergedanken im Sinne hatte, ſo hob ſich doch durch die Darſtellung der geiſtreichen Frau, in der Weltſprache geſchrieben, das literariſche Deutſchland wie eine neuentdeckte Inſel aus dem Weltmeere der Jahrhunderte empor. Das Ueberraſchende des Eindrucks, dort wo man nichts als Leere vermuthet hatte, eine vollſtändige und bedeutende Literatur zu erblicken, dazu der Umſtand, daß die übrigen Literaturen Europa's eben damals gar nichts hatten, und die deutſche, als von geſtern, der Empfindungs- und Anſchauungsweiſe von heute am gemäßeſten entgegenkam, wirkte magiſch, und der Lichtglanz nach Außen verklärte, zurückgeworfen, das Land. Hierbei ging es freilich wie mit der gerühmten Weisheit der alten Egyptier; man lobte, was man nicht kannte. Ueberhaupt hat die deutſche Literatur, unbeſchadet ihrer Vorzüge für den, der ſie kennt, etwas ungemein Beſtechendes für den, der ſie aus der Entfernung betrachtet. Das kommt von der Vermiſchung der Gattungen. Man mengt die Philoſophie in die Poeſie, und dafür wieder letztere in jene. Naturwiſſenſchaft und Geſchichte ſtrotzen von ſogenannten Ideen, die in ihrer Halbwahrheit überraſchen. Dadurch werden die Umkreiſe ins Ungeheure ausgedehnt, und man muß ſcharf hinſehen, um zu bemerken, daß die Mitte häufig leer iſt.

In dieſer Geiſtesſtimmung fanden uns die Befreiungskriege, die den kulturhiſtoriſchen Abſchluß der früheren Literaturperiode bilden, wie Schillers Tod den literariſchen. Deutſchland hatte damals ſeine Schuldigkeit gethan und wohl auch mehr. Die Unabhängigkeit der deutſchen Gauen war errungen. Sie hatten, und zwar, wie ſie gütigſt vorausſetzten, allein den Helden des Jahrhunderts beſiegt, nicht auf Geheiß ihrer Fürſten, ſondern gewiſſermaßen ſelbſt gegen den Willen derſelben, aus eigenem Antrieb, freiwillig, durch Volksmacht. Ein neues tauſendjähriges Reich von Freiheit, Ruhm und Größe ſchien angebrochen. Wer alt genug iſt, um ſich jener Zeit, als ein damals ſchon Gereifter, lebhaft zu erinnern, wird ſich leicht die Ungeheuerlichkeiten vergegenwärtigen, die das erwachte Nationalgefühl an das Licht der Sonne brachte.

Augenblicklich wirkte das noch nicht auf die Literatur. Die Schlachtenſänger der Zeit hielten ſich ſo ziemlich in den Fußſtapfen Schillers, und Goethe, obgleich politiſch bemakelt, blieb der Abgott der Nation.

Unglücklicherweiſe mußte aber der außerordentliche Mann ſelbſt dem Verderbniß in die Hand arbeiten. Einerſeits erging es ihm, wie jedem, der widerſtrebt; indem er ſich nicht fortreißen laſſen will, nähert er ſich unwillkürlich der entgegengeſetzten Seite mehr als billig. Mit Ausnahme Lord Byrons (wo denn der Engländer und der Lord auch mit in Rechnung kommen), widmete er ſeine Anerkennung nur dem Wirkungsloſen, abgeſchwächt Ruhigen. Trotz ſeiner anderweitigen Beſchäftigungen konnte er doch nicht unterlaſſen, ſich von Zeit zu Zeit poetiſch auszukunden.

was aber ſo nebelhaft, abſtrus und matt gerieth, daß nur eine alte Garde von Hochgebildeten, den Einbruch der Barbaren in ſein Feldlager mühſam abhielt. Ich habe mich in dem Bisherigen ſo ziemlich als einen Freund des Alten dargeſtellt; demungeachtet aber muß ich bekennen, daß der Dalai-Lama-Dienſt der damaligen Goetheaner nicht ſo abſurd, aber bedeutend abgeſchmackter war, als die Burſchikoſität unſerer heutigen Feuer- und Waſſermänner.

Da geſchah etwas, was der Urtheilsfähigkeit der deutſchen Nation auf ewig zur Schande gereichen wird. Ein obſkurer Skribler ſchrieb falſche Wanderjahre, in denen er Goethe offenbar angriff, und mit Einem Schlage, ſo zu ſagen, über Nacht, fielen zwei Drittheile Deutſchlands von dem für alle Zeiten Ehrfurcht gebietenden Großmeiſter ihrer Literatur ab. Es wurde offenbar, daß, mit Ausnahme ſeiner Jugendwerke, Goethe's Wirken der Nation fremd geblieben und ſeine Verehrung nichts als Nachbeterei war.

Die entſtandene Breſche ſtürmte das junge Deutſchland. Die Maſſe war froh, auf die frühern Nebelbilder und Schaueſſen wenigſtens etwas Subſtanzielles zwiſchen die Zähne zu bekommen, und die Verwilderung machte reißende Fortſchritte.

Vielleicht wäre bei der ſehr geringen Begabung der damals thätigen Geiſter die Wirkung nur eine vorübergehende geweſen, wenn nicht zwei andere Faktoren thätigſt mitgewirkt hätten: die ſeit den Befreiungskriegen immer fortwuchernden politiſchen und Freiheitsideen, dann, und vor allem: die Hegelſche Philoſophie.

Die erſtern machten es jedem Tropf möglich, den Antheil des Publikums zu gewinnen, wenn er nur gegen die Gewalt ankämpfte, den Fürſten bittere Wahrheiten ſagte und alles Heil vom Volke, will ſagen: von ſeinen Leſern erwartete. Ja dieſe Ideen wirkten nach einer zweifachen Seite. Selbſt die Dichter wurden beſſer, als ſie waren, wenn ſie, beim Mangel eigener Begeiſterung, ſich an der allgemeinen begeiſterten. Wie einer ſich am Ofen wärmt, wenn ihm die eigene Wärme ausgeht, oder die Bauernburſche und Mägde, die ſonſt kein Wort zu ſagen wiſſen, witzig, ja in ihrer Art geiſtreich werden, wenn das Geſpräch auf verſteckte Zweideutigkeiten und Unanſtändigkeiten fällt. Vielen dieſer politiſchen Gedichte kann man eine gewiſſe Anerkennung nicht verſagen, indeß die Verfaſſer, als ihnen das Handwerk in dieſer Richtung gelegt wurde, entweder ganz verſtummten, oder über keinen andern gedenkbaren Gegenſtand etwas nur Leidliches vorzubringen wußten.

Es iſt hier nicht der Ort, und ich bin wohl auch nicht im Stande, die Hegelſche Philoſophie philoſophiſch abzuſchätzen, was übrigens auch nicht nothwendig ſein dürfte, da ſie ihre Geltung bei allen Vernünftigen bereits verloren zu haben ſcheint. Mir iſt nur um ihren Einfluß auf die übrige Literatur zu thun. Und der war nun: der maßloſeſte Eigendünkel. Was Wunder auch? Die Natur war durchſichtig geworden, die Schlüſſel zu allen Räthſeln der Welt waren gefunden. Gott war nur noch ein Rattenkönig des Menſchen, oder vielmehr er war ein Deutſcher, da die Deutſchen ihn nach ihrem Ebenbilde geſchaffen, indem ſie ihn demonſtrirten und allein begriffen. Da die Entwicklung des objektiven Begriffes den immerwährenden Fortſchritt nothwendig in ſich ſchloß, ſo konnten die Mitlebenden nicht zweifeln, ihren Vorgängern unendlich überlegen zu ſein, wenn nicht an Talent, doch durch die Höhe des Standpunktes, auf den alles ankam. Wir haben erlebt, daß bei einer Schillerfeier der große Mann entſchuldigt wurde, daß er ſich mit der Ausſchmückung von romantiſchen Albernheiten befaßt habe, aber daran trage ſeine Zeit die Schuld, und nicht er. Wenn Goethe bei den Wortführern in großer Achtung blieb, ſo verdankte er es weniger ſeinen Vorzügen, als ſeinen Fehlern, worunter eine gewiſſe Gleichgiltigkeit gegen Recht und Unrecht gehört, ſo daß das Moraliſche dem Thatſächlichen untergeordnet wird.

Ueber ihren Mangel an Talent tröſteten ſie ſich damit, daß unſere Zeit eine Uebergangsperiode ſei, und ihr Augenmerk ging beſonders auf die Zukunft, der ſie die Richtung vorzeichneten und den Weg pflaſterten; daß auf dieſem Wege das Außerordentliche kommen müſſe, zweifelten ſie keinen Augenblick. Ich erinnere mich hierbei eines politiſchen Zeitungsſchreibers aus dem Jahre 1848, der ſich wunderte, daß die allgemeine Revolution noch keinen großen Mann hervorgebracht habe, indeß doch die Revolutionen die großen Männer auf die Oberfläche brächten; was auch allerdings wahr iſt, wenn nämlich eben große Männer wirklich vorhanden ſind.

Dieſer Eigendünkel und die damit zuſammenhängende Geiſtesverwirrung ſchien durch nichts mehr geſteigert werden zu können, und doch geſchah es von einer entgegengeſetzten Seite, und zwar durch einen Wiſſenszweig, der für jeden Deutſchen höchſt intereſſant wäre, und für den er ſich den Urhebern zu wahrem Danke verpflichtet fühlen muß, nur daß die eingeriſſene Uebertreibung und Nachbeterei auch hier, dem an ſich Erfreulichen, den Samen des Schädlichen beizumiſchen verſtand. Ich meine die deutſche Sprach- und Alterthumswiſſenſchaft. Es fand ſich auf einmal, daß die deutſche Nation eine urpoetiſche ſei, obgleich die aufgefundenen Gedichte, mit Ausnahme des räthſelhaften

Nibelungenliedes, den fremden Urſprung eingeſtändlich und offen an der Stirn trugen. Man poſtulirte antediluvianiſche, maſtodontiſch-ichthyoſauriſche Volksepen oder doch Fragmente derſelben, die nur ein mittelhochdeutſcher Pedant zuſammengeſetzt und ſo das Außerordentliche auf mechaniſchem Wege hervorgebracht hatte. Die Volkslieder, die Niemand gemacht hatte, wurden der rohen Maſſe in die Schuhe geſchoben, und man bedurfte von nun an nur das Volk und ein paar Pedanten, um jede poetiſche Begabung überflüſſig zu machen.

Es theilten ſich demzufolge die Dichter in mehrere Richtungen. Die Ideendichter, die irgend einem halb verrückten Satze einen ganz ausgerenkten und verkrüppelten Körper anzupaſſen ſtrebten; die Alterthümelnden und Volkstondichter, und endlich die Dichter des wirklich Wahren, die nämlich ihre eigenen lumpigen Zuſtände für ſo bedeutend hielten, daß ſie dieſelben von Mund auf in den Himmel der Poeſie einzubürgern hofften.

Ich habe früher von der Talentloſigkeit unſerer Zeit geſprochen. Damit meinte ich keinen gänzlichen Abgang des Talentes. Eine ſolche Zeit war nie und wird nie ſein. Es gibt aber auch eine Talentloſigkeit, die dadurch entſteht, daß man ſich Aufgaben ſtellt, zu deren Ausführung die Kräfte bei weitem nicht zureichen, und endlich noch eine andere durch die Befolgung ganz falſcher Grundſätze. Die richtigen Grundſätze, oder mit andern Worten: die wahre Aeſthetik, wenn es ja eine ſolche gibt, iſt ziemlich gleichgiltig. Die richtigen Grundſätze ſind mehr oder weniger unbewußt im Talente ſelbſt enthalten, wie im geſunden Menſchenverſtande die Logik und in der Rechtſchaffenheit die Moral. Wie man denn ſchon früher bemerkt und oft wiederholt hat, daß die großen Dichter da waren, ehe es eine Aeſthetik gab. Wenn auf dieſe Art die wahre Aeſthetik entbehrlich und für jeden Fall durch das Studium der großen Vorbilder zu erſetzen wäre, ſo iſt dafür eine falſche Aeſthetik geradezu verderblich, indem ſie in ihrer aus allen Fächern des Wiſſens zuſammengeſtoppelten Rüſtung der Waffenloſigkeit der Anſchauung weit überlegen iſt, und indem ſie Worte und Begriffe gebraucht, die auf einem andern Felde Werth, ja Würde haben, die Production an ſich ſelber irre macht und einem falſchen Standpunkte zutreibt. Auf einem falſchen Standpunkte aber erlahmt jedes Wirken.

In dieſes traurige Geſchäft, das in früherer Zeit die Kunſtphiloſophen betrieben, treten nun, in Folge der geſtiegenen Werthſchätzung der Geſchichte, die Kunſthiſtoriker ein. Mitunter ganz geſcheidte, ohnehin höchſt unterrichtete Leute, hatten ſie nur Einen Fehler, den nämlich, daß ſie gar nicht wußten, was Poeſie allenfalls ſein durfte. Außer dem lächerlichen Streben, die auf einander folgenden Erſcheinungen der Literatur mit Nothwendigkeit aus einander abzuleiten, war es ihnen hauptſächlich um die Fällung eigener Kunſturtheile zu thun, wobei ſie den künſtleriſchen Standpunkt in einem fort mit dem kulturhiſtoriſchen vermiſchten, und der Poeſie Zwecke andichteten, die allerdings die höchſten Aufgaben der Proſa ſind. Ein guter Bürger und tüchtiger Landmann muß man ſein, und nicht mit der Phantaſie ſich auf den Standpunkt eines ſolchen verſetzen. Die politiſche und bürgerliche Freiheit iſt ein ſchönes Ding, aber die Wege dazu müſſen mit dem Verſtande erwogen und angebahnt werden, und nicht mit dem poetiſchen Halloh. Exempla sunt odiosa.

Aber ſoll denn die Literargeſchichte bloß Fakten geben, und die Urtheile ganz ausſchließen? Keineswegs, ſie ſoll ſie geben; aber als Geſchichte, hiſtoriſch. Es iſt intereſſant, zu wiſſen, wie die Mitlebenden über einen Dichter geurtheilt haben, in welcher Geltung er bei der darauf folgenden Zeit geſtanden, und wie die berufenen Geiſter heutzutage über ihn urtheilen. Es iſt intereſſant, zu wiſſen, daß die Academia della Crusca Taſſo's befreites Jeruſalem verwarf, was den Verfaſſer veranlaßte, es umzuarbeiten, d. h. zu verſchlechtern, ſo daß man ſpäter die Verbeſſerung wegwarf und das urſprünglich Verworfene bewundert. Es iſt intereſſant, zu wiſſen, daß Shakeſpeare unmittelbar nach ſeinem Tode, von Beaumont und Fletcher verdrängt wurde und vergeſſen blieb, bis anderthalb Jahrhunderte ſpäter ein Schauſpieler ihn wieder zu Ehren brachte. Selbſturtheilen ſollen nur Sachkundige, und das iſt man noch nicht, wenn man weiß oder wohl auch lebhaft fühlt, daß Schiller und Goethe große Dichter ſind und Leſſing ein vortrefflicher Kopf war.

Wenn auf dieſe Art die Nachhilfe zum beſſern Verſtändniß der Literatur wegfällt, ſo iſt der zweite Vortheil der Literargeſchichte, daß dadurch die Summitäten der Literatur aller Zeiten und aller Völker dem Leſepublikum bekannt werden, noch viel problematiſcher. Vielleicht waren die Dichter früherer Zeiten nur darum um ſo viel beſſer, als die heutigen, weil ſie, mit Ausnahme der Klaſſiker, die fremden Literaturen gar nicht kannten. Ich ſpreche hier nicht von den Wiſſenſchaften, ſondern von der Poeſie. Ein Dichter muß ſeine eigene Empfindung ausſprechen, und das Publikum ihn ebenſo mit der eigenen genießen. So lächerlich es iſt, wenn man in eine vorgeſchrittene und gewiſſermaßen fertige Literatur die Nationalität hinterher einführen will, ebenſo gewiß iſt, daß nur jene Literaturen Kraft und eigentliche Geiſtesfriſche zeigen, die vom nationellen Standpunkte angefangen haben. Mit Abſtraction, d. h. von einem fremden Standpunkte aus, zu genießen, iſt ein trauriges Vorrecht der Literatoren ſelbſt, traurig, weil ſie an ihrer wahren Empfindung als Menſchen häufig ebenſoviel einbüßen, als ſie an der Erweiterung ihrer Empfindungsfähigkeit als Literatoren gewinnen. Es iſt ſchon die Ueberſetzung fremder Dichter, beſonders wenn ihre Formen ſehr künſtlich ſind und man ſie möglichſt genau überſetzen will, ein halbes Unglück. Die in einer ſolchen Ueberſetzung kaum zu vermeidenden, verrenkten Redensarten und das daraus entſtehende Wortgepolter, erzeugen bei den der Originalſprache Unkundigen die Meinung, die Dichter ſelbſt hätten ſich auf eine ſo ungeſchickte und verworrene Art ausgedrückt, was in der Nachahmung dieſer Vorbilder die ſchauerlichſten Wirkungen hervorbringt. Vielleicht iſt unſere poetiſche Sprache hauptſächlich durch ſolche wortgetreue Ueberſetzungen verdorben worden. Nun erſt die Darſtellungen, Inhaltsangaben und Lobpreiſungen der Literarhiſtoriker, die von dem, was für den Geſchmack beſtimmt iſt, höchſtens den Geruch geben.

Die traurigſte Wirkung iſt aber die auf das Publikum, für das man die Größen der Literatur zum Geſprächsſtoff macht, und dem die ausgezeichneten Geiſter, zu deren Hervorbringung die Natur Jahrhunderte, ja Jahrtauſende gebraucht hat, in die Nähe von Wand-Nachbarn gebracht werden, von welcher unmittelbaren Nähe ſie dann allenfalls in der eigenen Beurtheilung ihrer Zeitgenoſſen Gebrauch machen und meinen: das oder jenes hätte Shakeſpeare beſſer gemacht oder Aeſchylus wahrſcheinlich tiefer aufgefaßt.

In Deutſchland iſt der Werth des Publikums nie genug erkannt worden. Schiller und Goethe haben an kleinen Orten gelebt, und daher den Eindruck dieſer großartigen

Erſcheinung nie empfunden, weßhalb ſie auch von der unberufenen Menge abſchätziger ſprechen, als billig. Für ſeine Gedanken und Intentionen muß der Dichter ſelbſt einſtehen, ob er aber mit der Darſtellung die allgemeine Menſchennatur getroffen, kann er nur vom Publikum erfahren. Dieſes iſt nicht ein geſetzkundiger Richter, wohl aber eine Jury, die ihr Schuldig oder Nichtſchuldig nach geſundem Menſchenverſtande und natürlicher Empfindung ausſpricht. Was dieſe Natürlichkeit und Unbefangenheit ſtört, hebt den ganzen Werth des Publikums auf. Wenn Gefallen oder Nichtgefallen kein Grund mehr der Billigung oder Mißbilligung iſt, wenn ſtatt dem Zeugniß des eigenen Innern das Publikum nachgebetete Meinungen und fertige Phraſen in Bereitſchaft hat, dann taumelt die Literatur, Richter und Partei zugleich, ſchrankenlos jeder Uebertreibung und Abgeſchmacktheit zu.

Uebrigens iſt dieſer Mißbrauch der Literargeſchichte keine vereinzelte Erſcheinung, ſondern fällt mit der Populariſirung der Wiſſenſchaften, den phyſiologiſchen, odiſchen und metaphyſiſch-theologiſchen Briefen in unſern Zeitungsblättern, kurz zu ſagen: mit jener Vielwiſſerei zuſammen, die ſchon unter Vorausſetzung einer wahren Bildung gefährlich, bei einer falſchen aber geradezu verderblich iſt.

Zur Geſchichte der deutſchen Dichtung von Gervinus.

Vor allem ſcheint dem Verfaſſer nicht klar geworden zu ſein, ob er, wie der Titel beſagt, eine Geſchichte der poetiſchen Literatur Deutſchlands oder eine deutſche Kulturgeſchichte vom Standpunkte der Poeſie ſchreiben wollte. Ein Unterſchied, der, wenn er auch über die Faſſungskraft des Herrn

Verfaſſers geben ſollte, doch nichtsdeſtoweniger höchſt bedeutend iſt. Ob Horaz und Ovid durch ihre Werke den ſittlichen und geſellſchaftlichen Zuſtand damals ſehr gefördert haben, iſt eine große oder vielmehr keine Frage, daß ſie aber demungeachtet vortreffliche Dichter ſind, wird wohl auch Herr Gervinus, und wäre es auch nur wegen der lateiniſchen Ausgangsſilbe ſeines Namens, gerne zugeben.

Im Uebrigen bringt Herr Gervinus zur Löſung ſeiner Aufgabe eine ſehr gute und eine ſehr üble Eigenſchaft mit. Die gute iſt, daß er geſunden Menſchenverſtand beſitzt, ein Vorzug, der in dem literariſchen Deutſchland ein ſeltener zu werden anfängt. In Folge dieſes geſunden Menſchenverſtandes hält er z. B. bei Beurtheilung der mittelhochdeutſchen Poeſie inſtinktmäßig den Mittelweg zwiſchen zu enthuſiaſtiſchem Lob und zu ablehnendem Tadel ein, und kommt dadurch auch vergleichungsweiſe der Wahrheit am nächſten. Andererſeits borgt er bei den Erſcheinungen der ſpäteren Literatur, wo es mit einem juste milieu nicht abgethan iſt, fremde Kunſturtheile, und geht dabei, eben durch jenen geſunden Menſchenverſtand geleitet, meiſtens vor die rechte Schmiede. Leſſing und Goethe, Schiller und Herder müſſen ihr Contingent zur Abſchätzung ihrer gleichzeitigen oder vorhergegangenen Periode abgeben, nur daß das en bloc genommene Urtheil, z. B. über Jean Paul, in der weitern, Herrn Gervinus angehörigen Ausführung, leicht ins Verkehrte hinübergeſpielt wird. Es iſt viel Richtiges in dem Buche, nur gehört dieß durchaus nicht dem Verfaſſer an, was aber für die Sache gleichgiltig iſt.

Dieſes führt mich, nachdem ich die gute Eigenſchaft des Herrn Gervinus: geſunden Menſchenverſtand im Allgemeinen, geltend gemacht habe, auch auf ſeine ſchlimme: er verſteht nämlich von ſeinem Gegenſtande nicht das Geringſte. Das iſt nicht gleichgiltig. Ein Geſchichtſchreiber der allgemeinen menſchlichen Dinge verſteht von ſeinem Gegenſtande immer ſo viel, als er eben Verſtand hat. Bei Specialitäten iſt das aber ein anderer Fall. Sowie ein Geſchichtſchreiber der Chemie mehr Chemiker ſein muß, als Hiſtoriker, und einer, der die Geſchichte der Aſtronomie ſchreibt, vor allem Aſtronom, ſo müßte auch der Verfaſſer eines Buches über die poetiſche Literatur Deutſchlands nothwendig, wenn auch nicht ein Dichter ſein, doch wenigſtens poetiſchen Sinn haben. Dieſe Gabe der Natur aber ward Herrn Gervinus leider nicht zu Theil. Erfindung und Compoſition, Lebendigmachung und Ausführung, üben auf ſein äſthetiſches Urtheil nicht den geringſten Einfluß aus. Wenn er ſich bei Goethe mit der Form viel zu ſchaffen macht, ſo geſchieht es nur darum, weil Goethe in ſeinen Confeſſionen den Anſpruch ſelbſt ſo häufig urgirt; eine gleiche Rückſicht aber den andern Dichtern angedeihen zu laſſen, fällt Herrn Gervinus nicht ein. Das macht, weil er von der Form keine Vorſtellung hat, und ſie nur in ihrer Uebertreibung gewahr wird. Ihm iſt die Poeſie lediglich ein Mittel, ſeine Gedanken und Meinungen auszuſprechen, zu nützen, zu belehren, volksthümliche und rechtſchaffene Geſinnungen zu erwecken und fortzupflanzen.

Alles das war die Aufgabe der Poeſie auch wirklich in ihrem Anfange, vor Erfindung der Proſa nämlich. Seit dieſem letzten Ereigniſſe aber hat man das begriffsmäßig Wahre, Belehrende, Erbauende, mit einem Worte: Alles, was dem Bedürfniſſe angehört, ihr, der Proſa, überlaſſen, und für die Poeſie das Gebiet des Gefühls und der Phantaſie in Anſpruch genommen. Es gibt etwas, das man das Schöne heißt, kann ich Herrn Gervinus verſichern. Wenn nun aber ein ſtockdürrer, lederner Scribent in einer gräßlichen Diſſertationsproſa die Angelegenheiten des Gemüthes und der Phantaſie vor den Richterſtuhl des Utilitarismus oder Socialismus ſchleppt, ſo iſt das die ekelhafteſte Gerichtsverhandlung, die man ſich denken kann. Damit ſei nicht geſagt, daß es Herrn Gervinus an einer gewiſſen Begeiſterung fehlt, welche immer etwas Poetiſches hat. Aber Archimedes war auch begeiſtert, als er im Bade das Geſetz der ſpecifiſchen Schwere gefunden hatte, und nun nackt, wie ein Verrückter, durch die Straßen von Syrakus lief, er blieb aber nichtsdeſtoweniger der A+B-Mann, der er früher geweſen war. Jede Wiſſenſchaft hat ihre Begeiſterung als geſteigerten Zuſtand; in der Poeſie aber iſt ſie zugleich der ganze Umfang des Objectes: der Inhalt. Dieſer angelernte Enthuſiasmus, dieſer Miethpferd-Galopp geht nun durch das ganze Streben des Herrn Gervinus. Man kann wohl von ihm behaupten, daß er für die Wiſſenſchaft ebenſo verdorben iſt, als für die Kunſt. Indeß er den Pragmatismus in der Geſchichte verlacht, wohin er doch gehört, huldigt er ihm in der Nachweiſung der Kunſtentwicklung mit der Aengſtlichkeit eines Pedanten. Die Fortſchritte der Kunſt ſind von den Talenten abhängig und nicht von den Weltbegebenheiten. Goethe wäre derſelbe große Dichter geworden, wenn es auch nie einen Friedrich den Großen gab, und die franzöſiſche Revolution, die doch draſtiſch genug war, hat doch keinen einzigen Poeten hervorgebracht. Ja die Bildung und die Poeſie ſind ſich in einer gewiſſen Beziehung ſogar entgegengeſetzt; denn die erſtere ſtrebt nach Allſeitigkeit, gleich der Vernunft, und die letztere iſt und ſoll einſeitig ſein, wie das Gefühl. Sie iſolirt ihren Gegenſtand, und ſtatt ihn nach ſeinem Verhältniſſe zu den übrigen Dingen zu beurtheilen, macht ſie ihn zum Maßſtab ſeiner ſelbſt. Deßhalb iſt Homer größer als Schiller, und wem es um volle Poeſie zu thun iſt, der wird ſich immer vorzugsweiſe an die früheren, minder kultivirten Zeiten wenden müſſen.

Wenn Herrn Gervinus' Buch demungeachtet ſo viel Anklang in Deutſchland gefunden hat, ſo zeigt es nur, daß dieſes Land in der Gedankenvermiſchung immer weiter fortſchreitet, und da träumt, wo es denken, und da denkt, wo es fühlen ſollte. Wolfgang Menzel, ein gleiches Rüſtzeug, hat ja auch ſeine Periode gehabt, wo er nicht verlacht wurde.

Zum Schluß gibt Herr Gervinus den jetzt lebenden Dichtern den Rath, durch fünfzig Jahre ihre poetiſchen Arbeiten einzuſtellen. Es iſt möglich, daß die Welt dabei nicht viel verlöre; der Rath aber iſt hart. Denn erſtens ſollte Herr Gervinus aus ſeinem eigenen Beiſpiele erkennen, wie ſchwer es iſt, die Schreibkunſt zu zügeln, ſelbſt in Dingen, denen man nicht gewachſen iſt; dann hätte ich einen Gegenvorſchlag zu machen. Wie, wenn ſämmtliche Kunſtphiloſophen, Kunſthiſtoriker, und wie die Fortſchrittsapoſtel heißen mögen, die aus Verzweiflung, in ihrem eigenen Fache etwas leiſten zu können, ſich centaurenartig auf dem Boden der Poeſie herumtummeln, es verſuchten, fünfzig Jahre lang Ruhe zu halten? Ich glaube wenigſtens vorausſagen zu dürfen, daß der zerſtampfte Boden wieder von Neuem grünen und Blüthen der Poeſie hervortreiben würde, die, wenn auch nicht vom feinſten Aroma, doch immer beitragen würden, der von den Winterſtürmen der Zeit bedrängten Gegenwart, eine heilſame Frühlingserholung zu verſchaffen. Man verweiſe hiezu nicht auf die Werke der Vergangenheit, die eben vorher als die poetiſcheren, geprieſen worden ſind; der Gefühlsausdruck einer fremden Zeit kann immer nur mit Abſtraction genoſſen werden, was natürlich nur die Sache Weniger iſt. Die Maſſe, im guten Sinne, wird doch nur von demjenigen angeregt, worin ſich ihre eigene nächſte Empfindungsweiſe ausſpricht und verklärt. Die Zeit, die verſäumt, ihre eigenen Anſchauungen zu bilden und zu geſtalten, fällt, indem ſie der Gemeinheit aus dem Wege geht, der Pedanterie in die Arme.

Sollte übrigens Jemand ſich dieſes Urtheils bewußt worden ſein, und ſchon der Zuſatz Nationalliteratur auf dem Titel ſeines Buches dieſen kulturgeſchichtlichen Standpunkt andeuten, ſo mag er nur wiſſen, daß er ſich eine der abſtracteſten Aufgaben geſtellt hat. — Eine Geſchichte der Pflanzen nach ihrem ökonomiſchen oder mediciniſchen Gebrauche, hat einen unzweifelhaften Werth; aber eine Claſſifikation der Blumen aus demſelben Geſichtspunkte, wodurch die Kamille über die Roſe zu ſtehen käme, wäre denn doch gar zu abſurd.

Nicht leicht iſt mir bei allem unläugbaren Geiſt und Verdienſt etwas ſo unerträglich geworden, als dieſe Geſchichte der deutſchen Literatur von Gervinus. Die geiſtige Welt wird da, als ein vollkommenes Gegenbild der körperlichen, den Geſetzen der Schwere, der Attraction, der Cohäſion, und was weiß ich, unterworfen; Alles, was kommt, mußte ſo kommen; der Willkür, der Stimmung, dem Genie, der Laune iſt kein Spielraum gelaſſen, bis aufs Blut wird Alles erklärt, und wenn der Menſch bis dahin ein kaum lösbares Räthſel ſchien, ſieht man mit einemmal, daß jede Erſcheinung der ſittlichen Welt ſich nach den Anhandgebungen der Regeldetri und des Einmaleins darlegen laſſe. Wenn Wille und Entſchluß des

Menſchen nicht frei ſein ſollten, ſo ſind doch die Fäden ihrer Leitung ſo fein und complicirt, daß Seildreher und Zwirnſpinner ewig nicht dahin kommen werden, ſie zu unterſcheiden und aufzuzählen.

Gervinus wundert ſich über Goethe's Erklärung, daß er ſich für unfähig halte, eine wahre Tragödie zu ſchreiben, und daß er fürchte, durch das bloße Unternehmen ſich aufzureiben. Er ſieht eben nicht ein, daß Goethe's Art, ſich in die innerſte Natur des Darzuſtellenden hineinzuſetzen, ihm die Identificirung mit den Perſonen einer Tragödie nothwendig grauenhaft machen mußte, indeß Schiller die Charaktere von der Oberfläche aufnahm, das Innere aus ſeinem eigenen, reichen Weſen ſupplirte, und ſo mit einer bald abzuſchüttelnden Fieberaufregung leicht zu Ende kam. Von den Neuern hat nur Shakeſpeare ſich tragiſchen Stoffen in Goethe's Sinne hingegeben. Selbſt die großen Alten haben es mehr in Schillers Sinn gethan, mit Ausnahme des Euripides, der daher ſeine beiden Mitbewerber in dieſer Hinſicht übertrifft, nur daß ſie ihn wieder an Großartigkeit übertreffen, wie Schiller Goethen, aber nur aus demſelben Grunde.

1819.

Die wunderliche Richtung des neueſten Kunſtgeſchmackes in Deutſchland läßt ſich ſehr einfach erklären aus dem Zuſammentreffen zweier Thatſachen: hiſtoriſche, ja analytiſch-wiſſenſchaftliche Kenntniß des vor uns geweſenen Vortrefflichen in der Kunſt, verbunden mit eigener Impotenz. Die Tonangeber unter uns ſind, was Jean Paul weibliche Genies nennt. Da fehlt es weder an Empfänglichkeit noch Liebe für das Schöne, aber an Kraft, es zu geſtalten und außer ſich hinzuſtellen. Da nun aber dieſe Kraftloſigkeit ſich nicht leicht Jemand ſelbſt geſteht, ſo ſuchen ſie den Grund des Nichtgelingens, ſtatt in ſich, immer in dem Abgang gewiſſer äußerer Bedingungen, die einmal dageweſen ſein ſollen, und jetzt nicht mehr ſind. Die Religion, meinen ſie, habe die dramatiſchen Meiſterwerke der Griechen und Spanier hervorgebracht, und gegenwärtig hat man keine Religion — folglich auch keine Meiſterwerke. Eben daher kommt der gegenwärtig vorwaltende Hang zum ſogenannten Romantiſchen, zu jenem Ahnen, Sehnen und überſinnlichen Schauen, für das es in der Natur überall kein Gegenbild gibt. Alle großen Meiſter aller Zeiten von Shakeſpeare und Milton bis Goethe waren mehr oder weniger plaſtiſch, weil eben dieſes plaſtiſche, geſonderte Hinſtellen mit ſcharfen Conturen, als das Schwerſte in der Kunſt, nur dem kräftigen Meiſter gelingt und deßhalb auch ſeines Strebens Hauptziel iſt. Die Formloſigkeit, welche ein Hauptingrediens der ſogenannten Romantik iſt, war von jeher ein Zeichen eines ſchwachen, kränkelnden Geiſtes, der ſich ſelbſt und ſeinen Stoff nicht zu beherrſchen vermag. — Was heißt denn eigentlich der Ausdruck: romantiſch? Soll er auf jenen Charakter hindeuten, den die neuere Kunſt durch das Chriſtenthum erhielt, das, den menſchlichen Willen einem höhern unterordnend, die Verſenkung des erſtern in den letztern als höchſtes Ziel des Strebens aufſtellt und mit Vernichtung des Leiblichen als eines von Anfang Schlimmen, ewig Vergeiſtigung predigt, ſo weiß ich nicht, wie man Shakeſpeare einen romantiſchen Dichter nennen kann. Oder zielt man damit — beſonders im Dramatiſchen —

auf die erweiterte Form, ſo macht man damit, ungerechnet alle Kunſtgründe, die dagegen ſprechen, die rohen Verfaſſer der geiſtloſen Moralitäten des Mittelalters zu Gründern einer neuen Kunſtnorm im Gegenſatz mit Aeſchylus und Sophokles; denn daß Shakeſpeare und Calderon die Gattung, in der ſie ſchrieben, nicht ſchufen, ſondern nur veredelten durch die Bedeutung, die ſie dem vorher Unbedeutenden gaben, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte des Theaters vor ihnen. Daſſelbe gilt von der Miſchung des Ernſten und Komiſchen in den Werken dieſer Meiſter. Was folgt nun daraus? Daß die romantiſche Gattung ſchlecht und verwerflich ſei? — Daß es keine Schubfächer gebe, folgt daraus, in denen man den menſchlichen Geiſt und die Arten, in denen er erſcheint, einſchließen kann und regiſtriren wie eine Inſektenſammlung, daß, wenn auch das Zeitalter eines Dichters mit ſeinen Anſichten, als nothwendiges Medium der Einwirkung der Natur auf ſein Gemüth, nothwendig auf die Art dieſer Einwirkung Einfluß nehmen muß, die Auffaſſung der Natur ſelbſt und nicht das Medium die Hauptſache iſt. Daß, da metaphyſiſche und religiöſe Ideen wandelbar ſind, der Charakter des Schönen aber ein unwandelbarer, ſich die Kunſt, wenn ſie letzteres abſpiegeln will, auf etwas Feſteres gründen müſſe, als metaphyſiſche und religiöſe Ideen ſind, auf den Menſchen und die Natur nämlich; daß es zwar allerdings zuläſſig, ja — da es ſich nicht um Porträtirung, ſondern um Idealiſirung der Natur handelt — unerläßlich ſei, in das Sinnliche das Ueberſinnliche hereinſpielen zu laſſen, daß es aber immer auf eine, mit der allgemeinen Menſchennatur, mit dem allgemeinen Menſchengefühl übereinſtimmende Art geſchehen müſſe, die ſubjektiv wahr bleibt, wenn auch die getraumte, objektive Wahrheit längſt verloren gegangen wäre, ſo daß alſo Meinungen, die immer da waren, die, vermöge eines nicht zu deducirenden Grundzuges der menſchlichen Natur, auch immer da ſein werden, ungeachtet ihres Schwankenden, für die Poeſie brauchbarer ſind, als ſogenannte Wahrheiten, unangreifbar gelagert unter den Kanonen eines philoſophiſchen oder Religionsſyſtems.

Betrachtet den Calderon. Hundertmal hat er den katholiſchen *Aberglauben* gebraucht (der nichts iſt, als ein maskirter heidniſcher oder, kurzweg, menſchlicher), kaum einmal den *Glauben*. Und doch erſchüttert dieſer Aberglaube im Gedicht Menſchen, die ihn verachten in der Religion. Erklärt mir das, ihr alten Neudeutſchen!

1822.

Dasjenige, was die neuere Welt von der ältern unterſcheidet, iſt vornehmlich das *Gefühl einer unbeſtimmten Sehnſucht*, das der erſtern eigen iſt und letzterer beinahe ganz unbekannt war. Die erſte Quelle dieſes Gefühls iſt ein *Thätigkeitstrieb ohne Wirkungkreis*. So lange es noch einen *Staat* gab oder vielmehr ein *Volk*, hatten alle Fähigkeiten des Körpers und Geiſtes ihren Zweck, oder wenigſtens ihre Richtung, und von Zeit zu Zeit eintretende, außerordentliche Vorfälle gaben auch der Begeiſterung ein *sfogo*. Als der Verbrauch nach außen aufhörte, wendete ſich die beſte Thätigkeit des Geiſtes nach innen. Wer aber einmal die Süßigkeit des Umgangs mit ſich ſelbſt genoſſen hat, kehrt nicht mehr zurück. Wie der ſelbſt ſich Befleckende zuletzt die Weiber flieht, flieht der Selbſtbeſchauende die Welt. In ſeinem Innern iſt er Herr und König. Alles fügt ſich nach ſeinem

Sinne, und ſelbſt was ſich nicht fügt, was ihm widerſteht, ihn quält, iſt doch wenigſtens ſein Gedanke, ſein eigenes Werk. Auch Selbſtverdammung iſt noch immer ſüß; denn wird dadurch der Menſch als Verdammter erniedrigt, ſo iſt ja doch der hoch ſtehende Verdammende wieder er ſelbſt. So lebt er in einer eigenen Welt, unwiderſprochen, alles gebietend, alles nach eigenen Geſetzen denkend. Dieſes ſüße Schalten führt nun endlich zum eigentlichen, unmittelbar letzten Quell des Uebels: dem Bedürfniß ſtarker Eindrücke.

Mit einer unendlich erhöhten Reizbarkeit haben die ſogenannten gemeinen Genüſſe ihr Anziehendes verloren, und der Menſch findet zuletzt nichts mehr, was ihn befriedigt. Ohne Thatkraft voll Thatendurſt, voll Reiz zum Genuß ohne Sinn dafür; voll Gedanken ohne Wollen, das iſt der Zuſtand eines ſolchen Menſchen, einer ſolchen Zeit, daher jene Sehnſucht nach etwas Unbeſtimmtem, dem man zu viel Ehre anthut, wenn man es aufs Religiöſe bezieht, da es eigentlich nichts iſt als die Sehnſucht nach einem neuen Reiz, der im Stande wäre, den Ueberreizten zu reizen. Die Deutſchen appliciren ſich alle zehn Jahre ein neues Zugpflaſter und werden darin ſo lange fortfahren, bis ſie ein äußeres praktiſches Intereſſe bekommen haben, wie die Engländer, die von jener romantiſchen Sehnſucht am entfernteſten geblieben ſind, eben weil ſie praktiſche Intereſſen haben. Daher weh jedem Volke, das ſich mit der deutſchen Literatur befaßt. Sie wird ihre eigene verſchlingen, und Faſler und Querköpfe werden die Frucht ſein. Die deutſche Literatur iſt die des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schon iſt die engliſche davon angeſteckt, die franzöſiſche im Begriffe, zu folgen. Die deutſche Literatur entnervt. Für uns iſt ſie die beſte, weil wir keine andere haben können; aber jeder Fremde ſoll ſich davor hüten. Gebt aber ein den Deutſchen rein praktiſches Intereſſe, und ſie werden nach außen und nach innen ſein, was ſie ſollen und was ſie können.

Deutſchland hat angefangen, ſich auf das praktiſche Intereſſe zu werfen. Es iſt mit der Kunſt nichts mehr anzufangen, ſie fängt an, nachdem ſie theoretiſch geworden, didaktiſch werden zu wollen, und das war immer ihr, wenigſtens momentaner Untergang.

Deutſchland hat ſich mit Phantaſie den Magen überladen, und möchte nun die Einfalt als diätetiſche Kur brauchen. Wir haben Philoſophie und Religion zur Poeſie gemacht, und möchten nun dafür aus der Poeſie Philoſophie und Religion machen.

Das Streben nach Realität in der Kunſt, die Religionsſchwärmereien und die politiſchen Umtriebe entſpringen aus Einer Quelle, dem erwachten Sinn, der aber noch nicht weiß, woran er ſich halten und wie weit er gehen ſoll.

Die Leiden der letzten Zeit haben die Deutſchen ins Leben gezogen und jenen Sinn fürs Praktiſche geweckt. Seit den Reformationskriegen war es das erſtemal, daß den Deutſchen eine herrſchende Idee ward, deren Realiſirung zugleich Bedürfniß war.

Ich tadle dieſes Streben der Deutſchen nicht; es kann vielleicht zum beſten Ziele führen und Nationalität begründen, die auf einem andern Wege nicht möglich iſt. Aber die Kunſt muß darüber auf einige Zeit verſchwinden, und ich beklage daher bloß die Künſtler. Jene aber, die das nicht einſehen und, indem ſie dem Anpochen der Zeit nachtönen, glauben Kunſtwerke hervorgebracht zu haben, und zwar um ſo mehr Kunſtwerke, je mehr ſie von der geglaubten Realität in ſich haben; die ſind nun als Künſtler lächerlich.

Die Regenten merken nicht, daß, indem ſie den Religionsenthuſiasmus unterſtützen, ſie das ihnen drohende Feuer anfachen und die Stimmung nähren, die ihnen ſo gefährlich ſcheint.

Es iſt eine traurige Zeit gekommen für die Dichter. Der enthuſiaſtiſche Schwindel aller Art, der die Köpfe in Deutſchland ergriffen hat, drängt Alle, die den Narrentanz nicht mitmachen wollen, ſo ſehr auf die Seite des kalten, ſichtenden Verſtandes, daß ſelbſt die poetiſche Begeiſterung dabei kaum emporkommen kann. Ueberhaupt hat jedes Extrem, auf das der menſchliche Geiſt mit Parteiung geräth, ſchon das Schlimme, daß diejenigen, die den Unſinn jenes Strebens erkennen, ſtatt die richtige Mitte zu halten, leicht in der Hitze des Streites ſich dem entgegengeſetzten Punkte nähern und ſo auch inconſequent werden. Das iſt die Geſchichte aller menſchlichen Streitigkeiten von jeher geweſen.

1828.

Daß die Deutſchen dieſem ſchaukelnden Träumen, dieſer bild- und begriffloſen Ahnungsfähigkeit einen ſo hohen Werth beilegen, iſt eben das Unglück dieſer Nation. Daher kommt es, daß ſie ſich ſo gerne jedem Irrthum in die Arme werfen, wenn er nur irgend einen Halt darzubieten ſcheint, an den ſie jenes flatternde, verworrene Gewebe anknüpfen können. Daher kommt es, daß von zehn zu zehn Jahren die ganze Nation mit Einem Schlage ihr geiſtiges Glaubensbekenntniß ändert und die Götzen des geſtrigen Tages (Schelling) heute wie Schatten von Verſtorbenen umherwandeln. Unmännlich! herabwürdigend! Sie glauben, das ſei etwas ihrer Nation Eigenthümliches, aber andre Völker kennen dieſen Zuſtand auch, nur werden bei ihnen die Knaben endlich Männer. Ich ſpreche hier nicht als einer, dem dieſer dumpf träumende Zuſtand fremd iſt, denn er iſt der meine. Aber ich erkenne wenigſtens, daß man ſich aus ihm herausarbeiten muß, wenn etwas geleiſtet werden ſoll. Mönche und Klausner mögen „Hymnen an die Nacht“ heraustönen, für thätige Menſchen iſt das Licht!

Das junge Deutſchland.

Man hat geglaubt, dem Unweſen der ſogenannten „jungen Literatur“ (Gutzkow, Wienbarg, Laube u. ſ. w.) durch ausdrückliche Verbote der verdächtigten Schriften ein Ende machen zu müſſen. Das iſt, abgeſehen von dem Verwerflichen jedes ſolchen Verbotes, auch in literariſch-menſchlicher Hinſicht ein Fehler und ein Schaden. Allerdings iſt dieſe junge Literatur ein Unſinn, ja eine Verrücktheit. Aber wodurch ſoll denn die alte Verrücktheit bekämpft werden, als durch eine neue? Die Zeiten ſind ſelten, wo die Vernunft ſich Platz macht, und eben ſo ſelten die Männer, die das Reizloſe des geſunden Menſchenverſtandes der richtigen Anſicht geltend zu machen wüßten. In Ermanglung der Leſſinge nun bleibt nichts, als einen Unſinn durch den andern beſchränken. Die faſelnd-mittelalterliche, ſelbſttäuſchend-religiöſe, geſtaltlos-nebelnde, Tieckiſch und Menzliſch-unfähige Periode hat lange genug gedauert, und wie denn das neue Schlechte immer ſchon darum beſſer iſt als das ſchlechte Alte, weil wenigſtens die Verjährungszeit des Letztern durch den Einſpruch unterbrochen wird, ſo hätte man froh ſein ſollen, in der Unverſchämtheit der neuen Apoſtel einen Damm gegen die Anmaßung der bisherigen zu bekommen. Uebrigens hat dieſe junge Schule bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenſchaft, die gegenwärtig in Deutſchland ſehr fehlt, eine, wenn auch täppiſche, Geradheit nämlich. Sie macht ſich keine Illuſionen. Sie iſt frech, weil das Zeitalter frech iſt; irreligiös, und die ganze Religion der Zeit iſt Selbſttäuſchung oder Heuchelei; ſie ſagt, was ſie denkt, indeß man in Deutſchland häufig nichts denkt bei dem, was man ſagt. Inſofern wäre ſie alſo allerdings als eine Art Pferdekur zu brauchen geweſen. Gerade weil ſie verächtlich war, konnte ſie wenig Schaden thun und mußte ein baldiges Ende nehmen. Ließen die Menſchen nur erſt die Natur in ihren Gegenſätzen ungeſtört auswirken, die Uebel fänden bald ihre Heilung in ſich ſelbſt. Von Unſinn zu Unſinn geht der Bildungsgang der Welt, und in dem ewigen Zickzack kommt ſie ewig ein wenig weiter. Durch unſaubere Ausleerungen führen ſich die Krankheitsſtoffe ab. Beim Individuum darf allerdings der Natur zu Hilfe gekommen werden, denn die Kraft und das Leben des Einzelnen iſt beſchränkt, und für einen todten Patienten kommt jede Regeneration zu ſpät; das Geſchlecht aber ſtirbt nicht aus, und der Frühling findet alljährlich ſeine Bäume.

Die Schriftſteller fehlen gewöhnlich nach zwei Seiten: die Einen ſind ſo verliebt in ihre eigene Gedanken, daß ſie auf das Publikum gar keine Rückſicht nehmen. Ein großer Fehler; denn man denkt für ſich, ſchreibt aber und läßt drucken oder aufführen für Andere. Die zweite Klaſſe will nur dem Publikum gefallen. Da läßt ſich denn ſchwer vorausſehen, was dem Publikum jederzeit und überall gefallen wird, nebſtdem, daß dieſes Verfahren geradezu zur Gemeinheit führt. Das Wahre iſt: die Moralregel des Chriſtenthums; was du nicht willſt, daß dir ein Anderer thue, das thue ihm auch nicht, geradezu auf die Poeſie anzuwenden und ſich beim Schreiben zu fragen: würde dir das gefallen, wenn es ein Anderer ſchriebe?

Wir ſind alle verdorben, wir neuern deutſchen Dichter, durch unſer ewiges Leſen der ältern, der fremden. Wir wiſſen kaum mehr, wie ſich die Empfindung bei unſern Zeitgenoſſen äußert. Wir laſſen ſie (die Empfindung) Sprünge machen, wie ſie ſie heut zu Tage nicht mehr macht. Wir empfinden mit Abſtraktion. Daher weiß ſich das Publikum im Theater nicht mehr zurecht zu finden, und nur Stümperwerke oder die unbewußten Verſuche der Anfänger gefallen. Hier nämlich kann das Publikum folgen, indeß die ſogenannten Meiſterwerke ſich ihm wie Rechenexempel darſtellen. Schiller war der letzte populäre eigentliche Dichter, und ſelbſt der Wortüberfluß, den ihm der leſende Kritiker zum Vorwurf macht, iſt für den Zuſeher die vermittelnde Brücke, mittelſt der er die Höhen der ſchwierigſten Situationen und Charakteräußerungen, Schritt für Schritt, ohne Anſtrengung erklimmt. Shakeſpeare hat uns Neueren alle verdorben.

Eines der größten Uebel der deutſchen Literatur iſt, daß Niemand bei ſeinem Fache bleibt. Jeder ſucht ſeine Grenzen auszudehnen, ſo weit, als möglich. Jeder walkt ſeinen Teig nach Leibeskräften, und indem er nach den Enden zu immer ausgedehnter wird, wird er immer dünner in der Mitte, bis er endlich reißt, und die Lücken im Innern entſtehen, die man nach außen vermeiden wollte. Was man von einer allſeitigen Bildung ſagt, iſt ganz gut; aber eine allſeitige Thätigkeit gibt es nicht.

Freilich hat gerade dieſe Vermiſchung der Fächer in neueſter Zeit der deutſchen Literatur großes Anſehen im Auslande verſchafft. Wenn ein armer fremder Dichter ein neudeutſch poetiſches Werk lieſt und ein Siderallicht von weltphiloſophiſchen, welthiſtoriſchen, pſychologiſchen politiſchen, magiſchen, artiſtiſchen Halbheiten ihm entgegenſtrahlt, muß er freilich verblüfft werden, und mit der Natur zürnen, die ihn zu nichts als zum Dichter gemacht hat; wie anderſeits der Gelehrte, der den feſten Boden ſeiner Wiſſenſchaft verſchwinden und ſich in die hängenden Gärten des Idealismus verſetzt ſieht, wo ſtatt der Diſtel des Begriffes die Blume der Inſpiration wuchert und es keine Schlöſſer gibt, ſondern nur Schlüſſel, ein ſolcher wird gleichmäßig die Stirn auf die Erde ſchlagen und ausrufen: Herr, ich bin nicht würdig.

Ein *Werk* nenne ich eine Hervorbringung, die ſo viel inneres Leben oder innere Wahrheit hat, um wenigſtens *mehrere* der wandelbaren Gefühls- und Meinungsphaſen der Zeit zu überdauern. Was aus einer Zeitrichtung entſteht und mit ihr untergeht, iſt eine *Flugſchrift*, und wenn ſie dreißig Bände ſtark wäre.

Dieſe neue deutſche Poeſie mit ihren Theorien kommt mir vor wie eine Schuljugend, die, von ihrem Meiſter wegen Unartigkeit zur Rede geſtellt, ſich verantwortete: ſie hätten neue Geſetze der Artigkeit erfunden, und nach dieſen ſeien ſie ſehr geſittet.

Vortreffliche Bauſteine, dieſe Legion wahrgefühlter, deutſcher Gedichte; aber ich ſehe kein Gebäude.

Volkslieder ſind wie die Wieſenblumen, die, wenn man ſie im Felde ohne Pflege und Kultur aufgewachſen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwiſchen Roſen, Nelken und Lilien verſetzt, ſind ſie nicht viel beſſer als Unkraut.

Deutſche Volks-Epen; was heißt denn das? Epen, die vom Volk ausgingen? Kein Epos ging je vom Volk, ſondern von einzelnen, ſeltenen begabten Männern aus, die allenfalls das im Volk zerſtreute Sagen- oder Liedermaterial ſammelten und zum Ganzen bildeten, mit Hinzufügung eigener Erfindungen (denn zum Nachſchreiber ſich herzugeben, hat von jeher jeder Begabte verſchmäht). Oder waren ſie Volks-Epen, weil ſie im Munde des Volkes lebten, etwa wie die Homeriſchen Geſänge? Aber das deutſche Volk konnte nicht leſen, und Rhapſoden gab es bekanntlich in Deutſchland nicht, vor den Zeiten der Minneſänger, die aber an den Höfen herumzogen und das Volk verſchmähten. Dann, wenn ſie im Munde des Volkes lebten, wo findet man ihrer irgend in Chroniken oder gleichzeitigen Zeitſchilderungen erwähnt? Die Rittergedichte und die letzte Bearbeitung der Nibelungen rührt bekanntlich aus dem dreizehnten Jahrhunderte her. Wie kam es, daß bei Erfindung der Buchdruckerei im fünfzehnten, Niemand aus dem Druck dieſer Lieblingswerke des Volkes, Gewinn zu ziehen ſuchte? Ohne Zweifel hätte man es gethan, wären ſie nicht damals ſchon rein vergeſſen geweſen, nach Verlauf von armen zwei Jahrhunderten. Hofpoeſie waren dieſe Epen. Das Volk hat nie etwas davon zu hören bekommen, als die alten Sagen oder Märchen, vielleicht Lieder, die der Erfindung zu Grunde lagen.

Es iſt noch die Frage, ob man Walther von der Vogelweide einen eigentlichen Dichter nennen kann. Dichteriſche Glut und Phantaſie fehlen beinahe ganz. Verſtand und Empfindung kann man ihm nicht abſprechen. Er iſt größtentheils Reflexions- oder Spruchdichter. Mitunter hat er höchſt glückliche Wendungen, ſie ſind aber ſelten.

Wie wär's, wenn man aus dem Nibelungenliede ein Heldengedicht machte? Kein alterthümelndes, ſondern ſo, wie man heutzutage einen alterthümlichen Stoff behandeln mag. Wer weiß, wie viel Vorarbeiter Homer vor ſich gehabt hat?

Im Nibelungenliede ſind vielleicht nur zwei Punkte, die auf urdeutſchen Sagen beruhen. Der Hort, der, im Rhein verſenkt, dem Sande ſeine Goldhaltigkeit mittheilt; und, daß eine Schaar deutſcher Helden irgendwann in Ungarn durch Verrath oder Ueberfall den Tod gefunden. Siegfried iſt wahrſcheinlich eine Applikation des ſkandinaviſchen Sigurd; Chrimhilde erdichtete Trägerin des Faktums; Brunhildens Brautwerbung ein hineingezogenes fremdes Märchen. Die Fahrt ins Hunnenland willkürliche Ausmalung eines vielleicht hiſtoriſchen Umſtandes. Das alles im Munde der Erzähler, wenn man will, des Volkes, ſich allmählig näher und näher gebracht und endlich von einem Dichter völlig verbunden. Daß das Gedicht ſich im Munde des Volkes gemacht oder gebildet habe, iſt eine analogieloſe und eigentlich Unmögliches vorausſetzende Annahme.

Man thut nichts Gutes, wenn man die Nibelungen in neue Sprachen überſetzt. Es wirft ſich dann die Rohheit des Ganzen bloß auf den Inhalt und Stoff, die dadurch unleidlich werden. In der unbehilflichen Sprache des Originals aber zeigt ſich erſt das unvergleichliche Verdienſt des Dichters, der in einer ſo brutalen Zeit der wahren Poeſie — was Auffaſſung, Charakteriſtik und ſelbſt Compoſition betrifft — wenigſtens ſo nahe kam.

Was das für eine Idee iſt! Die nationale Poeſie Deutſchlands im eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderte ſei durch die aufgezwungene klaſſiſche Bildung erſtickt worden. Als ob irgend Jemand damals klaſſiſche Bildung gehabt hätte, als höchſtens ein paar Geiſtliche, die der Nationalpoeſie weder nützen noch ſchaden konnten. Und als ob die klaſſiſche Bildung der Nationalpoeſie irgend genützt oder geſchadet hätte, als endlich in der letzten Zeit der Hohenſtaufen wirklich nationelle Dichter, die Minneſänger, aufſtanden. Mangel an Talenten war das

Hinderniß, das der Nationalpoeſie früher im Wege ſtand, kein anderes.

Das Hervorziehen altgermaniſchen Weſens und deſſen Gegenüberſtellung einem weit verfeinerten, aber auch mannigfach ausgearteten Zuſtande, das gegenwärtig die deutſchen Schriftſteller ſo ſehr beſchäftigt, iſt nichts Neues; ſchon Tacitus hat es gethan. Aber der weiſe Römer ſuchte für ſeine Zeitgenoſſen in jener Schilderung biederer Rohheit, höchſtens Arzenei für das Uebermaß, indeß unſere Neu-Altdeutſchen darin Nahrung für das Bedürfniß zu finden glauben.

Was die mittelalterliche oder romantiſche Poeſie von der neuern unterſcheidet und unterſcheiden muß, iſt das Pragmatiſche in dem Charakter der neuern Zeit. Die Poeſie des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts begnügt ſich mit dem poetiſchen Was, dieſes bildet ſie möglichſt vollſtändig und ſcharf aus, die Verbindungen und Vermittlungen erſcheinen dabei als Nebenſache. Unſere Poeſie kann ſich der Nachweiſung des Wie nicht entſchlagen. Die Verknüpfung der Begebenheiten und Empfindungen macht ſich vor dieſen ſelbſt geltend, und wo ein Sprung gewagt werden ſoll, muß der Dichter den Beſchauer mit Gewalt fortreißen, von ſelbſt überſchreitet er keine Lücke.

Friedrich Schlegel.

1822.

Dieſer Friedrich Schlegel, wie er jetzt duſelt und frömmelt, iſt doch noch immer derſelbe, der er war, als er die ſcheußliche Lucinde ſchrieb. Ich habe ihn ganz kennen lernen, bei einem Mittagsmahl, das vor vier Jahren, als ich in Neapel war, der Hamburger Kaufmann Nolte uns beiden gab. Wie er fraß und ſoff und, nachdem er getrunken hatte, gern mit dem Geſpräch ins Sinnliche jeder Art hinüberging, wie er über mich lachte, als, da die Rede auf ſeine Lucinde kam, ich verſicherte, ein Mädchen würde mir unerträglich ſein, wenn ſie ohne Schmerz daran denken könnte, ſich ergeben zu haben. Dieſer Menſch könnte jetzt noch einen Ehebruch begehen und ſich völlig beruhigt fühlen, wenn er dabei nur ſymboliſch an die Vereinigung Chriſti mit der Kirche dächte. Bei dieſen neuen Myſtikern wirkt das Chriſtenthum durchaus nicht aufs Praktiſche. So wie nur ein wiſſenſchaftliches Bedürfniß ſie darauf hingetrieben hat, ſo iſt die ganze Wirkung deſſelben auch nur ein theoretiſcher Glaube, und indem ſie ſich mit Gott vereinigt denken, glauben ſie den Gang ihres Lebens eben ſo nur all' ingrosso betrachten zu dürfen, wie man das Wirken der Vorſehung in der Natur anzuſehen genöthigt iſt, wo ſelbſt das Ueble als ein nothwendiges Mittelglied zum guten Hauptzwecke allerdings ſich zeigen darf.

Tieck.

Tieck, ein geiſtreicher Mann. Dieſe Bezeichnung zugleich als Lob und als Tadel ausgeſprochen. Das will ſagen: er hat Geiſt, wo Geiſt von Nöthen; er hat aber auch beinahe nur Geiſt, wo es auf Empfindung ankommt. Sein poetiſches Talent äußerſt ſchwach und ohne alles Urſprüngliche, ausgenommen im Auffaſſen und Wiedergeben komiſcher Bezüge und Charaktere. Komiſch iſt beinahe nicht das rechte Wort. Die Herausſtellung und Verſpottung des *Abgeſchmackten*, iſt ſein eigenthümliches Feld. Dagegen iſt das eigentlich Poetiſche, d. h. in ſchöner Steigerung Empfundene, bei ihm faſt durchaus nur angebildet. Goethe rühmt einmal an ſich die Gabe, Landſchaften und andere Natur-Aeußerlichkeiten, mit den Augen dieſes oder jenes beſtimmten Malers anſchauen zu können, und bezeichnet ſich dadurch, nicht unbewußt, als Dilettant in der bildenden Kunſt. Daſſelbe kann man von Tieck in der Poeſie ſagen. Wenn er Shakeſpeare als eine Brille aufgeſetzt hat, ſieht er die herrlichſten Dinge. Deßhalb hat er ſich auch in dieſen Meiſter ſo hineingelebt, der ihm einen Halt, gleichſam die Pappe hergibt, auf die er ſeine eigenen, umkippenden Papier-Männerchen aufklebt. In früherer Zeit mußten ihm die Minneſänger, der Katholicismus, die Spanier ähnliche Dienſte leiſten. Am entſchiedenſten fehlt ihm der Sinn für alle und jede Form. Bei ſeiner Anlage zum Komiſchen hätte er ein guter Luſtſpieldichter werden müſſen, wenn nicht ſein haltloſer Geiſt ſich in der Formloſigkeit, als ſeinem eigentlichen Elemente, bewegte.

Er kann nichts *machen* (ποιειν, ποιητης). Keine Epopöe, kein Drama, keinen Roman, ja kein lyriſches Gedicht, in dem der Gedanke ſcharf abgeſchnitten, auf gleichen Flügeln des Rhythmus lerchenartig emporſchwebte. Ein geiſtreicher Skizzismus der Ausdruck ſeines Talents. Hierzu kommt noch der Mangel eines Innern. Ich weiß nicht, ob Wahr und Falſch für ihn Gegenſätze ſind, oder Gut und Böſe. — Er iſt ein guter poetiſcher Farbenreiber, wollte Gott, er wäre auch ein Maler.

Jean Paul.

Jean Paul iſt in Gedanken, ja in ſeinen Empfindungen erhaben, aber ſeine Phantaſie iſt gemein, ſie malt nur niedrige Gegenſtände mit Wahrheit, und gerade die Phantaſie iſt das Spiegelbild des Menſchen. Gedanke und Empfindung zeigen nur, was er ſich beſtrebt zu ſein; die Einbildungskraft gibt wieder, was er iſt.

Jean Pauls Phantaſie, ſo herrlich im Abſpiegeln innerer Zuſtände, iſt aber beinahe gar nicht geeignet zum Darſtellen äußerer Handlungen, er übergeht ſie daher auch häufig ganz kurz, und indeß er die Urſachen bis ins Kleinſte ausmalt, werden die Wirkungen oft nur leicht angedeutet. Daher ſind auch ſeine Werke da am ſchwächſten, wo das dramatiſche Element vorgreifend wird. Ich kann mir denken, daß ein Drama von ihm leicht das elendeſte Machwerk ſein könnte. Er neigt zur Miniaturmalerei hinüber, ein Dramatiker ſoll aber al fresco malen, ſchon Goethe thut es zu wenig. Shakeſpeare kann's und auch Calderon, dieſes Anlegen großer Partien mit breiten Schatten und derbem Pinſeldrücken. Was mich an Jean Paul überhaupt anzieht, iſt ſein Verſtand und ſein Humor; ſeine Empfindung ſchwillt oft bis zum Erſäufen an, und ſeine Phantaſie verflattert leicht, bis zur Bildloſigkeit, d. h. bis zur Unphantaſie. Wenn er gern in Bildern denkt, ſo malt er dafür auch manchmal mit Begriffen.

Lenau.

Lenau's Gedichte haben wunderliche Eigenſchaften. Ein unleugbares poetiſches Talent, das manchmal ſogar ans

Bedeutende ſtreift. Der Vers gut gebaut, obwohl er ſich ſelten bis zum Rhythmus erhebt. Der Verlauf der Empfindung oft untadelhaft, nur daß ſelten ein Ganzes der Empfindung daraus wird; denn wenn es nun darauf ankommt, die einzelnen Strahlen in einen Brennpunkt zu ſammeln, ſchnappt das Ganze falſch ab, und irgend ein fern Herbeigeholtes oder Wunderliches ſtempelt, was wir bis dahin für gedacht und empfunden gehalten hatten, zur hohlen Grübelei. Der Ausdruck findet faſt immer ein ſchickliches, ſelten aber das prägnante Wort. Dabei herrſcht eine unſelige Schwermuth vor, d. h. eine ſolche, die ſich nicht durch das Gedicht kopf-aufwärts befreien, ſondern kopf-abwärts tiefer hineinarbeiten will. Das alles verbreitet einen Qualm über dieſe Gedichte, der mir wenigſtens, bei aller Anerkennung, höchſt widerlich iſt.

Heinrich Heine.

Heine iſt für jeden Fall eine ſehr begabte Natur. Erſtens hat er viel Verſtand, eine, neuerer Zeit unter den deutſchen Literatoren, ſehr ſeltene Eigenſchaft. Sein Talent iſt vorzugsweiſe ſatyriſch, verſpottend, in welcher Richtung auch ſeine Einbildungskraft höchſt objektiv, bildlich iſt. Was ſeine Poeſie, als Ausdruck der Empfindung, betrifft, ſo hatte er wohl in ſeiner Jugend, der überhaupt edlere Gefühle eigen ſind, poetiſche Erhebungen, die, verſtärkt durch den Einfluß fremder Produktionen, namentlich Goethe's, einige wahrhafte Gedichte zu Stande brachten. Das verlor ſich bald, und erſt, am Ausgange eines diſſoluten Lebens, aufs hoffnungsloſe Krankenlager geheftet, kam eine abgenöthigte Einkehr in ſich ſelbſt, eine Erinnerung an die Jugendgefühle, vielleicht ein Wunſch, die eigene Nichtswürdigkeit vor ſich ſelbſt zu verbergen, über ihn, daher man auch von ſeinen Verſen, nur die erſten (in den Reiſebildern) und einige ſeiner letzten, als Gedichte anſprechen kann, indeß man die aus der mittleren Zeit, wenn ſie nicht verſpottend ſind, geradezu als ſchlecht bezeichnen muß. Wie es aber mit der Wahrheit der Empfindung, der eigentlichen Quelle der Poeſie, bei ihm ſteht, zeigt ſich ſchon daraus, daß er die ſcheinbar wärmſten **Ergüſſe**, meiſtens durch eine **Unflätherei** oder ein **hanswurſtiſches** Anhängſel, ſelbſt wieder vernichtet und lächerlich macht.

Graf Platen.

Dieſer Graf Platen kann gewiſſermaßen als ein Prototyp der neuern Deutſchen gelten. Nicht als ob ſie alle ſo gute Verſe machen könnten, als er, nicht als ob ſie alle ſo viel Geiſt hätten, als er; aber darin gleichen ſie ihm alle, daß ſie mehr oder weniger gut ſind, wenn ſie ſich ſchreibend in eine andere Natur hineindenken; ſchreiben ſie aber aus ihrem eigenen Weſen heraus, erbärmlich. Hat ſo ein Matador den Ariſtophanes oder Shakeſpeare als Brille aufgeſetzt, ſo ſieht er die bewunderungswürdigſten Dinge, er fühlt ganz wie ein Zeitgenoſſe des Perikles oder der Königin Beß; wenn er aber als Herr Platen oder Herr Immermann fühlen ſoll, als Deutſcher des neunzehnten Jahrhunderts, als Menſch ſtatt als Buch, ſo geht alles leer aus.

Es iſt etwas Trockenes und Dürres in Platens Gedichten. Nicht als ob ihm Empfindung abginge, aber er empfindet nicht, während er ſchreibt, ſondern ſchreibt, wenn er ſchon empfunden hat.

Freiligraths Gedichte. Dieſe Gedichte ſind wie ein ſchönes Theater mit prächtigen Kleidern und Dekorationen, aber ohne Schauſpieler. Oder wie die Welt, ehe noch der Menſch erſchaffen war.

Feuchtersleben.

Ich bin mit Feuchtersleben verhältnißmäßig ſpät bekannt geworden. Ich weiß daher — beſonders da unſere Beziehungen vorzugsweiſe literariſch waren — von ſeinen früheren Lebensverhältniſſen ſo gut als nichts, und muß mich daher darauf beſchränken, von ſeinen Charakter- und Geiſteseigenſchaften, überhaupt von demjenigen zu ſprechen, worin wir der Beurtheilung anderer unterliegen, und worauf auch nur entfernt hinzudeuten, ihn ſelbſt eine gewiß nicht geheuchelte, ſondern mit ſeinem innerſten Weſen verbundene Beſcheidenheit, unter allen Verhältniſſen gehindert hätte.

Schon daß wir uns ſo ſpät kennen lernten, deutet auf eine Grundverſchiedenheit in unſerem beiderſeitigen Weſen hin. Ich war durch meine poetiſchen Arbeiten, wenigſtens unter meinen nächſten Landsleuten, zu Achtung und Namen gekommen, und doch fühlte Feuchtersleben, der ſich ſo gerne anſchloß, kein Bedürfniß, mir näher zu kommen. Er mochte wohl in dem Verfaſſer der Ahnfrau, Lebens- und Kunſtanſichten vorausſetzen, die mit jenen allerdings barocken Ausbrüchen in einem nächſten Zuſammenhange ſtunden. Ja, als ein gemeinſchaftlicher

Freund uns zum erſtenmale einander gegenüber brachte, waren Feuchterslebens Aeußerungen und Haltung nicht frei von einer gewiſſen oppoſitionellen Schärfe, die er ſich fruchtlos Mühe gab zu verhehlen. Aber ein erſtes Geſpräch reichte hin, uns in geiſtige Gemeinſchaft zu bringen, obwohl er gewiſſermaßen in ſich fertig, und ich wenigſtens nicht geneigt war, von meinen Ueberzeugungen, irgend Jemand zu Liebe, auch nur ein Haarbreit nachzugeben. Wir waren Freunde, ehe wir's wußten, wobei der Unterſchied der Jahre in keine Rechnung kam, da das Syſtematiſche ſeiner Bildung ſeinem Alter vorauseilte, indeß von meiner Seite die poetiſche Anſchauung immer etwas Jugendliches mit ſich führt.

Ich will aber nicht von mir reden, ſondern von ihm. Von ſeinen Lebensumſtänden alſo iſt mir nichts bekannt, als ſeine beiſpiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, ja von vorneherein ſogar an Bildung, das Gegentheil ſeiner war, hatte er ſich, durch Nachgeben und Beharren, durch geiſtigen Einfluß und harmloſes Sichgehenlaſſen, ein Muſterbild von Ehe geſchaffen, wie es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird, und indem es allein ſchon ſeinen Charakter verbürgt, ihn als das bezeichnet, was er war: als Weiſer in der That. — Die Grundlagen ſeines Charakters waren Rechtſchaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Beſcheidenheit. Er hat mit Recht von ſich ſelbſt geſagt: Ich habe mir alles erkämpfen müſſen; denn nie iſt ihm ein Vortheil geworden, den er durch Aufgeben einer Ueberzeugung oder durch Abweichen von dem ſtrenggezogenen Pfade der Pflicht ſich erworben hätte. Manche ſind zwar in der letzten Periode ſeines Lebens an ihm irre geworden, aber da war er nicht mehr allein, ſondern mit der Sorge für Andere betraut, und auch der pflichtgetreue Schiffer wirft im Sturme anvertraute Ballen über Bord, wenn er dadurch hofft, das Fahrzeug zu retten.

Wenn ich von ſeiner Wahrhaftigkeit ſprach, ſo meinte ich nicht die gegen Andere, denn dieſe iſt wohl ſchon an ſich in der Rechtſchaffenheit mitbegriffen; ich meinte damit die in unſerer Zeit, beſonders in Deutſchland, ſelten gewordene Wahrhaftigkeit gegen ſich ſelbſt. Er hat ſich nie eine große Idee angelogen, Ueberzeugungen eingebildet und Bedürfniſſe gemacht. Nicht nur ſein Denken, auch ſeine Empfindung war einig mit ſich und wahr. Er kannte die Grenze ſeiner Begabung, und nie iſt es ihm eingefallen, darüber hinauszugehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papierne Geltung angeboten hätten. So war das erſte Streben ſeiner Jugend ein poetiſches. An Verſtand und Gefühl ſtand er ſo manchen Dichtern voran, aber die Phantaſie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben ihn nicht Andere aufmerkſam gemacht, ſondern er ſelbſt hat es bei reiferen Jahren erkannt, und er war ein ſo ſtrenger Richter ſeiner ſelbſt, daß er ſich geradezu jedes poetiſche Talent abſprach. Hundertmal mochte ich ihm ſagen: Das Reflektive und Gnomiſche ſei zwar nicht *die* Poeſie, aber *auch* Poeſie; er blieb unerſchütterlich und verurtheilte ſich ſelbſt.

Beinahe kein Feld des menſchlichen Wiſſens blieb ihm fremd. In der Philoſophie war Kant ſein Mann. Dieſe Philoſophie der Beſcheidenheit, die das demüthige: „Ich weiß nicht“ an die Spitze des Syſtems ſtellt, das Gegebene, als eines Beweiſes eben ſo wenig fähig als bedürftig, zum Ausgangspunkte nimmt, völlig zufrieden, wenn ſie das logiſch Richtige, Würdige und Allen Förderliche damit in Uebereinſtimmung bringen kann; die gerade, weil ſie dem Denken ſeine Grenzen ſetzt, der Ahnung und Empfindung möglich macht, die leer gewordenen Räume als Religion und Kunſt auszufüllen. Kants Philoſophie war die ſeinige. Daß er als Arzt ohne eine Spur von Materialismus gar zu gerne Brücken zwiſchen der Phyſiologie und Pſychologie gebaut hätte, iſt wohl begreiflich. — Das Ziel ſeines Strebens und der Mittelpunkt ſeines Weſens war übrigens die Bildung, inſofern damit die möglichſte Erweiterung und harmoniſche Durchdringung aller Fähigkeiten und Erkenntniſſe gemeint iſt. Die entgegengeſetzte Anſicht, daß jedes Wirken und jedes Talent eine gewiſſe Einſeitigkeit, ein Uebergewicht nach Einer Seite vorausſetze, gab er zwar zu, war aber nicht geneigt, die Uebereinſtimmung ſeines Innern einer ſolchen, wenn auch geiſtreichen Störung preiszugeben.

Daß unter dieſen Umſtänden Goethe ſein Ideal ſein mußte, leuchtet von ſelbſt ein. Nie iſt vielleicht der Kultus für dieſen, allerdings größten aller Deutſchen, weiter getrieben worden, als von ihm. Er war nicht geneigt, einen Unterſchied im Werthe zwiſchen den früheren und ſpäteren Arbeiten des außerordentlichen Mannes zuzugeben, ja ich habe alle Urſache, zu glauben, daß ihn die ſpäteren mehr befriedigten, als die früheren; wie denn auch Goethe als Menſch und Mann bis zu ſeinem Ende immer im Fortſchritte begriffen war, nur daß die Bildungskraft, ſchon nach Naturgeſetzen, eben ſo ſehr abnahm. So weit es ihm bei ſeiner Gutmüthigkeit möglich war, grollte er mir vielleicht ein wenig, wenn ich jenen Unterſchied, nach ſeiner Meinung, zu ſehr hervorhob. Wir ließen uns daher über dieſen Punkt nicht leicht in ein Geſpräch ein. Freunde müſſen auch Geheimniſſe vor einander haben.

Seiner Begeiſterung für die Kunſt machte er, der ſich die Kunſtbegabung unbilliger Weiſe ſelbſt abſprach, dadurch Luft, daß er ſich dem Streben Anderer auf das Innigſte anſchloß. Nicht auf jene in Deutſchland beliebte Weiſe, daß man ſich in irgend einen großen Schriftſteller hineindenkt und nun, von der fremden Höhe herab, auf alles Andere mit wegwerfender Verachtung hinſieht. Gerade das Gegentheil. Er war mit der hingebendſten Liebe vorzugsweiſe dem Streben ſeiner Zeitgenoſſen, ihm näher Stehenden zugewendet, auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entſtanden waren und eine ſolche Hingebung nur irgend vertrugen, jede gute Seite hervorzukehren, jede Wendung, jeden Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes vorauszuſetzen, zu ſuppliren, zu ergänzen, ſich ganz in das Fremde hineinzuleben. Er war unermüdet in ſolchem liebevollen Anerkennen. Dieſe ſeine Weiſe hatte für einzelne ſeiner Freunde ſogar etwas Gefährliches, und ich ſelbſt mußte auf der Hut ſein, ſeine optimiſtiſchen Deutungen in Bezug auf mich, bei mir ſelbſt auf ihre wahre Geltung zurückzubringen.

Das iſt, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und dieſe ſelbſtvergeſſende Liebe war es, die ihm, verbunden mit ſeinen übrigen Eigenſchaften, den Stempel der vollkommenſten Liebenswürdigkeit aufdrückte.

Als ein Solcher wurde er in die Bewegungen des Jahres 48 hineingeworfen. Ich weiß, wie ſehr die Annahme der von ihm bekleideten Stelle[1] ſeinem Inneren widerſtrebte, und daß man ſein ganzes vaterländiſches

---

[1] Er wurde im Juli 1848 Unterſtaatsſekretär im Unterrichtsminiſterium, doch legte er dieſen Poſten bald nieder, und ſtarb am 3. September 1849.
T. H.

Gefühl in Anſpruch nehmen mußte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er wäre für ruhige Zeiten der beſtgedenkbare Unterrichtsminiſter geweſen. Hier aber kam er mit Etwas in Conflikt, was ſeiner Natur rein entgegengeſetzt war: mit der Rohheit. Wie er in dieſer Zeit, wo jede Bitte eine Sturmpetition, und jede Verweigerung der Anlaß zu einem Aufſtande war — wie er alſo in dieſer Zeit ſeiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder verſagt hat, kann ich nicht ſagen, denn ſeine Ueberhäufung mit Geſchäften hatte eine Lücke in unſerem Umgange zur Folge. Aber das weiß ich, daß das Bewußtſein, nicht immer das Beſte haben thun zu können und nothgedrungen mancher ſeiner Ueberzeugungen untreu geworden zu ſein, ihn getödtet hat. Er iſt vom Geiſte aus geſtorben.

Ferdinand Raimund.

Man hat oft bedauert, daß es Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn dieſe noch dazu gekommen wäre, ſtünde der leibhafte Shakeſpeare noch einmal da. Ich glaube, es fehlt Raimund nicht ſowohl an Bildung, als an der Fähigkeit, ſich eine Bildung zu nutze zu machen. Andererſeits merken ſeine Bewunderer nicht, daß gerade dieſer Zuſammenſtoß von geahnet Poetiſchem und gemein Unkultivirtem es iſt, was den Hauptreiz von Raimunds Hervorbringungen ausmacht. Das Barocke iſt ſein Verdienſt, aber ſein großes Verdienſt.

Der erſte Band von Ferdinand Raimunds Werken iſt erſchienen. Je lebhafter im Publikum Wiens noch die

Erinnerung an jenen vortrefflichen Zuſtand des Leopoldſtädter Theaters rege iſt, an jenes Zuſammenwirken ausgezeichneter Talente, welche dieſe Bühne zu einer der merkwürdigſten Erſcheinungen im Kreiſe der deutſchen Dramatik machten, je wärmer die Anhänglichkeit iſt, welche daſſelbe Publikum dem begabteſten unter dieſen Darſtellern, dem Verfaſſer der hier angezeigten Werke, widmete, um ſo erfreulicher muß eine Gabe ſein, die, nachdem die Begeiſterung des Augenblicks zu wirken aufgehört hat, nunmehr auch dem Urtheil ſein unbeſtreitbares Recht auszuüben geſtattet.

Allerdings hat die vortreffliche Darſtellung von Raimunds Stücken, ſeine eigene mit eingeſchloſſen, zu den glänzenden Erfolgen derſelben vieles beigetragen; aber die Darſtellung gehört auch dem Verfaſſer, wie die Schlacht dem Feldherrn gehört, ohne daß deßhalb das Verdienſt der einzelnen Krieger das Geringſte von ſeinem Werthe verliert. Die glänzendſte Tapferkeit iſt wirkungslos, wenn ein leitender Geiſt ihr nicht die gehörige Stelle anweiſt, und der begabteſte Schauſpieler wird nie mehr leiſten, als der wahre Dichter nicht etwa bloß gewollt (das wäre leicht), ſondern ſelbſt in die Rolle hineingelegt hat. Es gibt wohl dramatiſche Konzertſtücke, die, bei ſchwacher Verſinnlichung von Seite des Verfaſſers, dem Schauſpieler Gelegenheit bieten, in der Entwicklung ſeines eigenen Talentes, Halt und Verbindung zu ſuchen und zu finden; das ſind aber nur, um in der Kriegsſprache fortzufahren, gelegentliche Scharmützel, Ueberfälle, Huſarenſtreiche, deren Erfolg, zur Würdigung des Feldherrn wie des Dichters, eben nichts beiträgt. Der wahre dramatiſche Dichter ſieht ſein Werk darſtellen, indem er es ſchreibt, und die Darſtellung auf der Bühne kann ihn höchſtens durch die Genauigkeit der Copie angenehm überraſchen.

So hat Raimund in ſeiner beſten Zeit geſchrieben. Aber dieſe beſte Zeit war ſeinem Entwicklungsgange nach nicht ſeine erſte. Er fing, durch die ungünſtigſten Verhältniſſe ſich ſelber Bahn brechend, damit an, eigentliche Theaterſtücke (was ich oben Concertſtücke nannte). zu ſchreiben. Er wollte ſich und ſeinen Kameraden Gelegenheit geben, ihre Darſtellungsgabe an einem, die Aufmerkſamkeit feſſelnden, Kanevas zu zeigen, wo dann die eigentliche Ausmalung der Charaktere und Situationen dem Talente, ja der Perſönlichkeit jedes Einzelnen überlaſſen blieb. Ein wenig zu dieſer Gattung gehört, man muß es geſtehen, das erſte der in dem vorliegenden Bande gebotenen beiden Stücke: Der Diamant des Geiſterkönigs. Voll guter Einfälle, mit einer nicht unglücklich geführten Handlung, würde doch Niemand, z. B. in dem leicht ſkizzirten Entwurfe der Geliebten des Bedienten Florian, jene Naturwahrheit und Grazie erkennen, welche die unnachahmliche Krones in dieſe Rolle zu legen wußte. Korntheuer ſpielte ſich ſelbſt, als er den Geiſterkönig gab, und die Figur gewann dabei offenbar. Nichtsdeſtoweniger aber iſt das Ganze auch im Leſen unterhaltend und lobenswerth.

Was aber von Raimund oben Rühmliches geſagt worden iſt, gilt in ganzer Ausdehnung von dem zweiten Stücke: Der Alpenkönig und der Menſchenfeind. Man muß die Wüſte der neueſten *deutſchen* Poeſie durchwandelt haben, gefühlt haben, wie Naturwahrheit und *Leben*, aus dem begriffsmäßigen Gerüſte talentloſer Ueberſchwänglichkeiten, ſich nach und nach völlig zurückzuziehen droht, um das Erquickende dieſer friſchen Quelle ganz zu empfinden. Zuerſt der Gedanke des Ganzen, die etwas barocke Einkleidung des, auf der Volksbühne auch der Form nach ſtationär gewordenen, Zauberhaften abgerechnet, hätte ſelbſt Molière eine vortrefflichere Anlage nicht erdenken können. Ein Menſchenfeind — oder vielmehr, um den Namen für die Sache zu gebrauchen — ein Rappelkopf, dadurch geheilt, daß er ſein eigenes Benehmen ſich ſelbſt vor ſeine eigenen Augen gebracht ſieht: ein pſychologiſch wahreres, an Entwicklungen reicheres Thema hat noch kein Luſtſpieldichter gewählt.

Nun aber die Entwicklung ſelbſt, die eigentliche Aufgabe der Poeſie: die Belebung des Gedankens! Raimund hatte den Vortheil, in der wunderlichen Hauptperſon ein wenig ſich ſelbſt kopiren zu können; aber auch alle übrigen Perſonen: dieſer in ſeiner Langweiligkeit ergötzliche Bediente gegenüber dem ſchnippiſchen Stubenmädchen, durch einen natürlichen Antagonismus in immerwährendem Wechſelſpiel gegen einander. Die Seelenreinheit, ja Seelenadel im Charakter der Gattin, deren natürlicher Sinn (es iſt nicht zu ſagen, wie viel Kunſt darin liegt) ſelbſt den im Stücke geforderten und von allen übrigen Perſonen unbedingt getheilten Glauben an den geiſterhaften Alpenkönig, nur als ein Halbfremdes aufnimmt. Die Tochter, anfangs nur leicht angedeutet, gegen das Ende zu aber immer beſtimmter, eigentlich rührend ohne Sentimentalität. Jene Scene in dem „ſtillen Haus," der an niederländiſcher Gemäldewahrheit ich kaum etwas an die Seite zu ſetzen wüßte. Und das Alles zu einer Einheit der Form gebracht, die anregt, feſthält und das ganze Gemüth des Zuſehers in den bunten Kreis hineinbannt. Ueberall Blutumlauf und Pulsſchlag bis in die entfernteſten Theile des eigentlich organiſchen Ganzen. Ich wollte, ſämmtliche deutſche Dichter ſtudirten dieſes

Werk eines Verfaſſers, dem ſie an Bildung himmelweit überlegen ſind, um zu begreifen, woran es unſern geſteigerten Beſtrebungen eigentlich fehlt, um einzuſehen, daß nicht in der Idee die Aufgabe der Kunſt liegt, ſondern in der Belebung der Idee; daß die Poeſie Weſen und Anſchauungen will, nicht abgeſchattete Begriffe; daß endlich ein lebendiger Zeiſig mehr werth iſt, als ein ausgeſtopfter Rieſengeier oder Steinadler.

Dem Andenken Schreyvogels (West).

Am 28. Juli 1832 ſtarb hier zu Wien, als ein Opfer der ſchrecklichen Cholera, nach einem kaum vierundzwanzigſtündigen Krankenlager, der penſionirte Sekretär des kaiſerlichen Hoftheaters, Joſeph Schreyvogel, der Welt unter den Namen Thomas und Auguſt Weſt, als Herausgeber der geiſtreichen Wochenſchrift: Das Sonntagsblatt, als congenialer Bearbeiter der Moreto'ſchen Donna Diana und mehrerer Calderon'ſcher Schauſpiele, endlich jedem deutſchen dramatiſchen Schriftſteller und Darſteller als der ſcharfſinnigſte Kenner und Beurtheiler ihrer beiderſeitigen Künſte bekannt.

Deutſchland verliert an ihm mehr, als es weiß und wiſſen kann. Durch entgegenſtehende Lebens- und andere Verhältniſſe auf der ſchon früh betretenen Bahn der Literatur gehemmt, kehrte er erſt bei abnehmenden Jahren zu derſelben zurück, und es fehlte ihm eigentlich das phyſiſche Zeitelement, um all das ans Licht der Welt zu ziehen, was ſein reiches Innere verbarg. Das literariſche Publikum kennt nur die beiden Weſt; man muß Schreyvogel gekannt haben, um nicht etwa bloß den Menſchen, nein, ſelbſt den Schriftſteller in ihm gehörig würdigen zu können.

Leſſing ſteht einzig, ohne Gegenbild und ohne Nebenbuhler, in der deutſchen Literatur da. Es hieße ſich an ihm verſündigen, wenn man auf ihn hin, von irgend einem der Nachgekommenen aus, Parallele ziehen wollte; aber an Art und Geiſt war unſer Verblichener jenem großen Vorgänger aufs Innigſte verwandt, und eine ungeſtörtere Laufbahn hätte ihn demſelben vielleicht näher gebracht, als man jetzt ſagen darf, ja zu denken ſich getraut. Mit ihm hatte er jene Schärfe des Verſtandes, jenen männlichen Schönheitsſinn, jene glühende Liebe für das Wahre und Tüchtige gemein; ja vor ihm voraus hatte er eine jugendliche Friſche der Empfindung, die bei Leſſing wenigſtens zum Theil ſich unter dem Druck herabſtimmender Erfahrung verlor, bei unſerm Landsmann aber bis zum letzten Tage ſeines Lebens ſich ungeſchwächt erhielt, obgleich es ihm an herabſtimmenden Erfahrungen eben auch nicht fehlte.

Ich, der ich dieſes ſchreibe, und Schreyvogeln jahrelang gekannt und geliebt habe, der ich von ihm, gleichſam als ein halb Widerſtrebender, in die Literatur eingeführt worden bin, konnte ihn, den ältern Freund, vom erſten bis zum letzten Tage nie ohne ein immer neues Staunen, mußte ihn geradezu als ein nur halb erklärtes pſychologiſches Räthſel betrachten.

Dieſer ſcharfe, eigentlich analytiſche Verſtand in nächſter Nähe von der überſtrömendſten Begeiſterung, die weniger aus dem Gemüthe hervorzugehen, als unmittelbar aus dem Verſtande ſelbſt zu entſpringen ſchien, ſich wenigſtens nie früher, aber auch augenblicklich einſtellte, wenn der Verſtand kalt geprüft und gebilligt hatte, dieſe innige, gleichſam polarartige Verkettung der ſcheinbar widerſprechendſten Eigenſchaften iſt mir, in dieſem Maße, ſonſt nie und bei Niemand vorgekommen.

Im Suchen des Guten ein Greis und beim Auffinden deſſelben ein Knabe, mußte man die Gediegenheit ſeines Weſens genau kennen, um die Zeichen ſeiner Freude nicht manchmal geradezu für kindiſch zu halten.

So viel Beſonnenheit und ſo viel Wärme, all' dieſe mannigfachen Geiſtes- und Gemüthskräfte, all', was er wußte und vermochte — und deß war viel — all' dieß nun war einem Schooßkinde, der dramatiſchen Kunſt, zugewendet. Was das Alterthum, was die mittlere und neue Zeit Vorzügliches geleiſtet, hatte er geleſen, geprüft, verglichen, die Empfindungen auf Gedanken gebracht, und die Gedanken in ſeiner Bruſt erwärmt, bis ſie wieder zu Empfindungen wurden. Inſoweit man ohne ein großes, hervorragendes Talent Kunſtrichter ſein kann, war er es im vollen Maße. Das ganze Gebiet der dramatiſchen Kunſt lag wie eine Weltkarte vor ihm da, oder vielmehr wie eine Welt, denn es war Leben in ſeinem Umfaſſen. Ja ſo unerſchöpflich war der Born der Liebe in ſeiner Bruſt, daß nach Durchſtrömung des Ganzen noch Wärme, ja Glut übrig blieb für die kleinſten Einzelnheiten, daß Rollenbeſetzung und Bühneausſchmückung, die Betonung einer Stelle, die Miene und Geberde der Schauſpieler in einem hundertmal geſehenen Stücke, ſeine Seele ſo friſch fand, als hätte ſie nie ein Großes gehegt, und der Knabe, der zum erſtenmal das Theater beſucht, war kein ſo dankbarer Zuſchauer als er.

So war der Mann. Er hatte Fehler, und wer hat ſie nicht? Er hat im Feuereifer Manche, auch Künſtler beleidigt, aber eine vortreffliche Kunſtleiſtung war für ihn ſtets wieder ein unwiderſtehlicher Verſöhnungsgrund, und nur Mangel an Talent oder innerem Werthe erſchwerte den Weg zur gutmüthig fröhlichen Rückkehr.

Lord Byron.

Unter die merkwürdigſten Erſcheinungen gehört die verhältnißmäßig geringe Achtung Lord Byrons für Shakeſpeare; des zweitgrößten engliſchen Dichters, für den erſten. Tieck oder ähnliche Fasler werden ſich leicht mit der Annahme zufriedenſtellen, daß der mindere Geiſt eben den höhern nicht begriffen habe. Da genannte Fasler nun aber ſelbſt Shakeſpeare zu verſtehen behaupten, und Lord Byron ihnen in jeder geiſtigen Befähigung himmelweit überlegen war, ſo muß doch ein anderer Grund dieſer Nichtbeachtung aufgeſucht werden.

Es iſt auch ein anderer Grund. Er liegt theils in der Geiſtesſelbſtſtändigkeit, theils in der völlig modernen Richtung Lord Byrons. Jene Selbſtſtändigkeit machte, daß alle ſeine Ueberzeugungen genau aneinander hiengen und nichts in ſeinem Innern Platz hatte, was nicht aus ihm ſelbſt hervorgegangen war. Er kannte als Engländer die Alten und ſchätzte ſie hoch, ſchon um der erſten Jugendeindrücke willen, dann weil nur ein Thor ſie nicht hochſchätzen kann. Man hat aber alle Urſache, zu glauben, daß er ſie auf dieſelbe allgemein menſchliche Weiſe ſich aneignete und zurechtlegte, wie die großen Geiſter der franzöſiſchen Schule gethan hatten, und die praktiſchen Köpfe der engliſchen Oeffentlichkeit noch gegenwärtig thun. Seine Verehrung für Pope ſcheint darauf hinzudeuten, daß er gegen die Art, wie dieſer Geſchmacksmann mit Homer umgegangen war, nicht viel einzuwenden hatte. Indeß wir Deutſche an den Alten vorzüglich das beachten, wodurch ſie ſich von uns unterſcheiden, was kulturhiſtoriſch gewiß das Richtigere iſt, heben andere Nationen an ihnen das heraus, was ſie mit uns gemein haben, wodurch ſie zu praktiſchen Muſtern werden und in die fortſchreitende Bildung eingreifen, indeß ſie bei uns gewiſſermaßen zu Hemmniſſen geworden ſind und nur in der iſolirten Betrachtung, aber freilich um ſo herrlicher daſtehen. Niemand, ſeit die Welt ſteht, allenfalls mit Ausnahme Shakeſpeare's, iſt weniger Pedant geweſen, als **Lord Byron,** und das führt auf ſeine zweite Eigenſchaft: ſeine durch und durch moderne Richtung.

Letzteres kommt aber daher, daß Lord Byron eigentlicher Empfindungsdichter iſt, nicht zu verwechſeln mit Gefühlsdichter. Denn Gefühl und Empfindung ſind verſchieden. Das Gefühl iſt ſympathiſch, die Empfindung monopathiſch. Erſteres bezieht alles auf den Gegenſtand und liebt oder verabſcheut, letzteres auf das eigene Selbſt und billigt oder mißbilligt. Das Gefühl iſt zunächſt mit dem Begehrungsvermögen verwandt, die Empfindung mit dem Erkenntnißvermögen. Das erſtere wirkt unbewußt, das zweite unterſcheidet die Momente des Eindrucks. Sie verhalten ſich zu einander wie der unartikulirte Aufſchrei und die artikulirte Rede. Das Gefühl gehört dem Dichter als Menſchen, das zweite ihm als Dichter.

Walter Scott.

Walter Scotts Poeſie eine Wahrnehmungspoeſie, im Gegenſatz der Anſchauungspoeſie.

Man iſt ſo weit gegangen, Walter Scott mit Shakeſpeare zu vergleichen, ja wohl gar zuſammenzuſtellen. Etwas Verrückteres läßt ſich wohl nicht leicht denken.

Gerade das, worin man ſie verwandt finden will: die Charakteriſtik, begründet die ungeheuerſte Verſchiedenheit. Alle Charaktere Shakeſpeare's haben das beſtimmteſte Leben, durch eine geniale Anſchauungsgabe, einen Blick in die innerſte Werkſtätte der menſchlichen Natur aufgefaßt, entwickeln ſie ſich mit einem eigenthümlichen Organismus, ſie ſind da; ſelbſt ihre ſcheinbaren Widerſprüche gleichen ſie durch die ſiegende Beweiskraft der Exiſtenz aus. Shakeſpeare, er gab ſeinen Perſonen keine Charaktere, ſie ſtellten ſich ihm ſchon mit einem vollſtändigen Charakter begabt dar.

Scott macht Charaktere: manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Geſchick; immer will er vorher, ehe er ſchafft, und ſeine gelungenſten Züge können die Abſicht nie verleugnen. Er iſt ein ſcharfer Beobachter: was er beobachtet hat, weiß er lebhaft und gewandt hinzuſtellen, aber jede ſeiner Perſonen iſt, genau betrachtet, eine Mehrheit von Zügen, die erſt ein ordnender Verſtand zur Einheit gebracht hat, indeß bei Shakeſpeare alles aus der Einheit der innern Anſchauung hervorgeht, und aus dieſer erſt die Mannigfaltigkeit der oft ſcheinbar widerſprechenden Eigenthümlichkeiten hervorgeht. Was man durch Welt- und Menſchenkenntniß, durch Studium der Geſchichte und Pſychologie, durch Beobachtungsgeiſt und Scharfſinn erlangen kann, hat Scott alles, und er ſei geprieſen um deßwillen! Aber der eigentliche Mittelpunkt, das unerklärte Lebensprinzip fehlt ſeinen Figuren, und er kann von dieſer Seite keineswegs auf eine hohe Stufe Anſpruch machen. Seine Perſonen ſcheinen daher auch nur beſtimmte Charaktere zu haben, ſo lange er ſie beſchreibt, ſo lange ſie in Ruhe ſind, ſo lange von ihnen geſprochen wird: ſobald ſie handeln, ſchüttert der zuſammengetragene Bau, und ſie beurkunden immer mehr und mehr ihren Urſprung: den Begriff.

Was die Anordnung der Fabel betrifft, ſo ſind mir die Details darüber nicht ſo gegenwärtig, da ich leicht vergeſſe, was ich ohne beſondern Antheil leſe. Meiſtens ſcheinen aber die Begebenheiten intereſſant zu ſein (wobei freilich nicht entſchieden wird, ob ſie dieſen Vorzug der Erfindungskraft des Verfaſſers oder der Treue des Chroniſten verdanken, aus dem ſie genommen ſind). Die Verknüpfung derſelben ermangelt ſelten der Conſequenz.

In Bezug auf die Darſtellung iſt zwiſchen der Schönheit der Form und der Lebendigkeit und Wirkſamkeit zu unterſcheiden. Erſtere hat vielleicht noch kein Dichter, der zu einem Namen gelangte, ſo ſehr vernachläßigt, als der Verfaſſer der Romane, die unter Scotts Namen gehen. Eine breitere, wortreichere Proſa kann kaum in einer juriſtiſchen Deduction vorkommen, und jedes Streben nach Schönheit iſt ſo ganz daraus verbannt, daß wohl noch Niemanden die Luſt angekommen iſt, wie einem doch ſonſt begegnet, eine oder die andere Stelle zum zweitenmale zu leſen. Wenn Scott wirklich der Verfaſſer dieſer Romane iſt, was ich jedoch ſehr bezweifle, ſo iſt dieſe Verflößung der Form das Sonderbarſte, was einem ſo geübten Verſificateur begegnen kann. Dieſe Einleitungen! Dieſe erſten Bände! Oft trägt dieſe mit Umſtändlichkeit verbundene Breite zwar allerdings zur Bildlichkeit des Dargeſtellten bei, öfter aber noch ermüdet ſie bis zum Ueberdruß.

Die Wahrheit der Darſtellung nun iſt beinahe durchgehends ſehr groß, und hierin liegt eigentlich das Hauptverdienſt des Verfaſſers und der Hauptgrund ſeiner Wirkung auf das Publikum. Seine Schilderungen aller Art ſind unübertrefflich. Wo die Erzählung in das

Dramatiſche ſtreift, wo der Ausbruch der Leidenſchaft das Lyriſche erfordert, iſt die Schwäche des Autors. Man kann kühn von ihm als Dichter behaupten, daß er weder im eigentlichen Epos, noch im Drama, oder in der höhern Lyrik etwas Bedeutendes zu leiſten vermöge. Er iſt auf die Erzählung beſchränkt; braucht es mehr, um ihn von jeder eigentlich höhern Rangesſtufe auszuſchließen?

Der Hauptmangel endlich iſt der Abgang des Gewahrwerdens eines über dem Ganzen ſchwebenden, erhabenen, überlegenen Geiſtes. Wenn Homer in ſeinem Stoffe gleichſam unterzugehen, mit ihm Eins zu ſein ſcheint, ſo iſt der Stoff darnach, und Alles, was die Erde Hohes und Großes kennt, findet darin einen Raum. Wenn aber ein Stoff, wie der des Ivanhoe oder Waverley, und der Geiſt eines Verfaſſers ſich ſo vollkommen decken, ſo entſteht für letztern unmöglich die Vermuthung einer beſondern Ausgebreitetheit.

Das Obengeſagte gilt eigentlich wohl nur zum Theil von Walter Scott. In einigen ſeiner beſſern Werke, ſeiner beſten Charaktere iſt wirkliche Anſchauung. Das gilt beſonders von ſeinen, zum Theil öfters wiederkehrenden Lieblingsperſonen; der Raum aber neben dieſen iſt ſelbſt in ſeinen vorzüglicheren Hervorbringungen mit ſolchen Begriffsweſen ausgefüllt, die er ſich leicht erſparen könnte, wenn er unbedeutend ließe, was unbedeutend iſt, und ſich nicht in den Kopf geſetzt hätte, durchaus einmal charakteriſtiſch ſein zu wollen.

Dante.

Mir iſt auf der Welt nichts zuwiderer, als die weithergeholten Deutungen dichteriſcher Werke. Ein guter

Dichter iſt im Stande, zu ſagen, was er will; und was er mit Abſicht verbirgt, ſoll man nicht gewaltſam hervorziehen, am wenigſten aber als Hauptſache in den Vordergrund ſtellen. Die Poeſie iſt eben die Geſtaltung des Gedankens. Der Gedanke geht zwar immer über die Geſtalt hinaus, aber das Nächſtliegende, Natürlichſte iſt immer das Wahrſte. Ich dehne das ſogar bis auf Dante aus, deſſen Inferno mich entzückt, wie alle Welt, deſſen Purgatorio, vor allem aber ſein Paradiso, mir immer Langweile gemacht hat.

Da ſoll denn alles allegoriſch ſein, indeß doch das Meiſte nur bildlich iſt.

Das Ganze iſt eine Viſion, in der alles Geſchehene als wirklich angenommen wird. Weder bei den Erſcheinungen in der Hölle, im Fegfeuer und Himmel iſt etwas Anderes zu denken, als was geſagt wird. Virgil iſt der Schatten des wirklichen Dichters Virgil. Dante's Muſter und Vorbild höchſtens, dem Volksglauben gemäß mit einer kleinen Beimiſchung von Zauberer; Beatrice iſt die wirkliche Beatrice, nur, ſeit ſie, 9 Jahre alt, geſtorben iſt, gewachſen in Reinheit und Frömmigkeit, ſo daß ſie als ein bevorzugtes Muſter aller Tugenden gelten kann.

Selbſt die Thiere zum Anfang ſind, wenn einmal das Ganze eine Wanderung darſtellt, eben wilde Thiere, wie ſie einem Wanderer in einem einſamen Walde wohl begegnen. Es iſt von ihnen nichts geſagt, was dieſem wirklichen Thiercharakter nicht entſpräche, und wenn man ſtatt ihrer etwas Anderes dächte, etwas hinzufügte oder wegließe, ſo wäre das Bildliche des Ganzen zerſtört. Daß Dante ſelbſt etwas Anderes dabei dachte, iſt wohl kein Zweifel, aber ſchon, daß man nicht merkt: Was, nimmt der Allegorie ihren Stachel. Letzteres geht wohl zu weit, aber am Ende könnte man jedes Bild zu einer Allegorie ſtempeln.

Dante's großes Wiegenlied, mit dem er ſeine Leidenſchaften und das Gefühl ſeines Unglückes einſchläferte. In der Hölle iſt ſein Haß, im Fegfeuer ſeine Sehnſucht und im Paradieſe ſeine Reſignation. Das Metaphyſiſche und Unkörperliche der letzten Abtheilung drückt nur ſymboliſch aus, daß ihm kein anderer Troſt mehr geblieben war, als die Studien, an deren Spitze freilich nach damaliger Art die ſcholaſtiſche Theologie ſtand.

Merkwürdig, daß Dante's Gleichniſſe faſt nie von lebloſen Dingen, ſondern immer von menſchlichen Handlungen und Zuſtänden hergenommen ſind.

Racine.

Racine, ein ſo großer Dichter, als je einer gelebt hat, mußte eben dafür büßen, an die Scheidegrenze der Mittel- und neuen Zeit hingeſtellt zu ſein, wo die heroiſchen Leidenſchaften des Mittelalters noch fortglimmten, indeß ein ſchauprunkender König beſchloſſen hatte, keiner von ihnen ferner Spielraum zu geben, als jener Minne, die durch Förmlichkeit längſt zur Galanterie herabgeſunken war. Fünfzig Jahre früher, und der Dichter hätte all' jene Tapferkeit, Haß, Blutrache, Herrſch- und Ruhmſucht, in ihrer urſprünglichen Gewalt dargeſtellt; fünfzig Jahre ſpäter, und er hätte ſie ſchon ſo abgeſchwächt gefunden, daß er ſich ſeiner Neigung für ſanftere Empfindungen unbedingt hätte überlaſſen können. So aber finden ſich jene herben Elemente in dieſes ſüßliche Medium eingetaucht. Und das iſt ſein Fehler, aber auch ſein einziger.

Molière.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Molière im Miſanthropen ſich ſelbſt geſchildert hat. Einmal wimmelt es darin von kleinen intimen Nuancen, die nur derjenige findet, der das Dargeſtellte ſelbſt empfunden hat. Daß des Miſanthropen Meinung von der Poeſie Molière's eigene war, leugnet Niemand. Sogar der unbefriedigende, ſtumpfe Ausgang des Stückes deutet darauf hin und wird jeder Dichtung eigen ſein, die aus Selbſtironie hervorgegangen iſt, wie z. B. Goethe's Wilhelm Meiſter und Taſſo zeigen. Wie er von Eiferſucht, und zwar gegründeter, geplagt war, lehrt die Geſchichte ſeines Lebens. Nun endlich dieſes ſein Leben ſelbſt. Ein Dichter, im eigentlichen Sinne des Wortes, auf das Edle und Große hinſtrebend, wie er denn von der Darſtellung ernſter Charaktere nur durch wiederholtes Verunglücken auf der Bühne zurückgeſchreckt wurde, und nun genöthigt, den Luſtigmacher, den Hans Narren zu ſpielen, mitten im Jubel des Beifalles ſich wahrſcheinlich ſelbſt verachtend, über die Verſündigung an ſeinem beſſeren Inneren. In der Geſellſchaft tief unter denjenigen ſtehend, die er nicht einmal als ſeines Gleichen anerkennen konnte. Selbſt der Miſanthrop fiel durch, als nicht pudelnärriſch genug. Mußte ſich da nicht eine Feindſeligkeit gegen die geſellſchaftlichen Zuſtände anſetzen? Ich denke hier an Raimund, der, obgleich tief unter Molière ſtehend, doch hierin eine Aehnlichkeit mit ihm hatte. Wie nahe Molière der eigentlichen Gemüthspoeſie ſtand, von der ihn nur das Zeitalter und vielleicht der überlegene Einfluß ſeines Freundes Boileau zurückſchreckte, zeigt nebſt einzelnen Stellen in allen ſeinen Werken vor allem das kleine Bruchſtück: Malicerte. Der Monolog der Heldin im zweiten Akt zeugt von einer ſeine Zeit weit überflügelnden Empfindung, wie ſie ſelbſt bei Racine ſelten vorkommt.

Ob nicht der Name Tartuffe von dem aus Scherz dem Deutſchen nachgeahmten Worte: Der Teuff oder Dar Teuff (der Teufel) herkommt, deſſen ſich die Franzoſen noch heute wie: Vas is das, Surcrout, la Schlague, bedienen. Die Verwechslung von D mit T iſt ebenſo natürlich, da ſie die Deutſchen überhaupt wegen ihrer harten Ausſprache der weichen Buchſtaben auch beim Franzöſiſchreden lächerlich finden.

Es iſt merkwürdig, wie in den früheſten Stücken Molière's die Empfindungspoeſie hervortritt, und erſt ſpäter der Verſtandespoeſie den Platz räumt, z. B. in dem freilich etwas abſurden dépit amoureux die Figur des mannweiblichen Ascagne. Das hing ihm wohl noch von den Spaniern an, ſowie die Buffonerie von den Italienern. Vielleicht hat erſt die Bekanntſchaft mit Boileau und der Vorgang der damaligen Tragödie, den Streit zu Gunſten des Styls und der Reflexion entſchieden.

Es iſt merkwürdig, mit wie viel Galanterie Calderon ſeine Damen von ihren Rittern behandeln läßt, ſo lange ſie ihnen noch als Geliebte gegenüberſtehen, und wie er ſie wegwirft, wenn's zum Heirathen geht; am Ende müſſen ſie immer nur froh ſein, wenn ſie überhaupt einen Mann bekommen, wenn's auch ein vorher verſchmähter, oder wohl gar ſie verſchmähender wäre. Das iſt aber eben das Weſen der Galanterie; denn ſie, die im Alterthum beinahe ganz unbekannt war, iſt wohl nur dadurch entſtanden, daß das Chriſtenthum die letzte Gunſt, wornach denn doch eigentlich die Liebe ſtrebt, ſo ſchwer verpönte. Wie weich ein ſolches Verlangen und Verſagen einen kräftigen Ritter, beſonders in den heißen Ländern, machen mußte, läßt ſich wohl denken. Auch hat ſich die Galanterie in Spanien und im ſüdlichen Frankreich am erſten gezeigt. Nach Deutſchland kam ſie in ihrer vollen Ausdehnung wohl erſt mit der provenzaliſchen Poeſie, und ſie ſteht daher den Leuten auch nicht recht zu Geſichte. Im Nibelungenliede iſt davon noch keine Spur. Ueberhaupt laſſen ſich wohl alle Eigenheiten der romantiſchen Poeſie aus der, durch das Chriſtenthum bewirkten, einſeitigen Verkehrung des Verhältniſſes zwiſchen Körper und Geiſt erklären, wodurch der erſtere mit ſeinen Anforderungen als ſündlich abgewieſen, und durch den daraus entſtehenden ewigen Kampf, der Grund zu all den melancholiſchen Grübeleien gelegt wurde, an denen die neuere Zeit krank liegt. Wann wird der medius terminus da gefunden werden!

Leſſing.

Friedrich der Große und Leſſing.

(Ein Geſpräch im Elyſium.)

Friedrich. Leſſing, komm herab!

Leſſing. Seid Ihr es, Sire?

Friedrich. Ich ennuyire mich und habe Luſt, zu plaudern.

Leſſing. Und wenn ich meines Theils nun keine Luſt dazu hätte?

Friedrich. Du mußt dich eben fügen. Denk', ich war ein König.

Leſſing. Und ich ein deutſcher Gelehrter. Ich füge mich.

Friedrich. Das währt lange! — Ah! — Willkommen! Was gilt's, du haſt geſchrieben?

Leſſing. Errathen, Sire.

Friedrich. Und was? Anmerkungen zu den Wolfenbüttler Fragmenten etwa?

Leſſing. Es kam auf ſo etwas heraus.

Friedrich. Geſteh nur, daß wir heute nicht viel mehr von derlei Dingen wiſſen, als damals. Mit der Unſterblichkeit hat's ſeine Richtigkeit. Man ſpricht auch von einem Himmel und einer Hölle, für die ganz Guten und ganz Böſen nämlich. Wir Leute vom Mittelſchlag aber leben ſo ziemlich fort wie vorher, und wenn nicht die Geſellſchaft und die Lektüre wäre, man wüßte bei Gott nicht, was anfangen; denn ewig Schlachten liefern auch hier noch, wie der kleine Napoleon Bonaparte, iſt denn doch zu handwerksmäßig.

Leſſing. Man ſetzt eben dieſſeits fort, was man jenſeits geübt.

Friedrich. So ganz denn doch nicht. Denn kennſt du den Hauptgegenſtand meiner hieſigen Lukubrationen?

Leſſing. Errathen möcht' ich's beinahe.

Friedrich. Nun ja denn: deutſche Literatur, und die habe ich, mort de ma vie, im Leben nicht ſehr geübt.

Leſſing. Wir haben's noch in Erinnerung.

Friedrich. Ihr Deutſchen wart aber auch langweilige Kerls damals. Der kryptogamiſche Klopſtock-Gellert war noch der beſte. Du ſelbſt, Leſſing, biſt ein ausgezeichneter, aber kein großer Schriftſteller.

Leſſing. Ich weiß es, Sire.

Friedrich. Ich ſage das, wie ich geſtehe, ein ſchlechter Dichter geweſen zu ſein. Du haſt nichts geſchaffen und nichts erwieſen. Das kommt, weil es euch Deutſchen an Fleiß fehlt.

Leſſing. Der Vorwurf iſt neu.

Friedrich. Sitzfleiſch habt ihr, und Fleiß beim Sammeln, aber keinen zum Reifwerdenlaſſen und Ausarbeiten. Drum kann eure Literatur auch keine Werke aufweiſen, nur Bücher. Sein Leben an drei Bände ſetzen, wie Montesquieu, oder wenigſtens an ein einziges Werk, wie Gibbon, das kommt bei euch nicht vor. Höchſtens Kant hat ſo gethan. Der war aber auch ein Philoſoph, und jede Philoſophie involvirt eine fixe Idee. Alſo daß ich auf dich zurückkomme: du haſt deine Kräfte zu ſehr zerſtreut, deine Gegenſtände ſind unbedeutend, aber in der Art, wie du ſie behandelſt, kommt dir Niemand gleich. Aber flüchtig, flüchtig, immer was Neues. Für einen Gelehrten warſt du ein guter Dichter, aber für einen Dichter viel zu ſehr Gelehrter. In deinem Nathan ſind vortreffliche Charaktere, aber als Stück taugt es nichts.

Leſſing. Das iſt auch meine Meinung.

Friedrich. Die Emilia Galotti gefällt mir beſſer.

Leſſing. Mir nicht.

Friedrich. Das Verdienſt von Minna von Barnhelm liegt in den Nebenſachen, die Hauptſache will nicht viel bedeuten.

Leſſing. Die Hauptſache iſt auch nicht von mir.

Friedrich. Von wem ſonſt?

Leſſing. Von dir.

Friedrich. Ja ſo, weil der Tellheim kein Geld kriegen konnte! War nothwendig damals, war nothwendig.

— Aber laſſen wir die Anweſenden! — Alſo die deutſche Literatur war ſchlecht zu meiner Zeit.

Leſſing. Aber ſie iſt ſpäter gut geworden.

Friedrich. Gut? Hm!

Leſſing. Und wie ſchnell!

Friedrich. Aber auch wie kurz! Oder hältſt du die heutige auch für gut?

Leſſing. Sie wird's wieder werden.

Friedrich. Wird! Wird! Wir wollen nicht die Propheten machen, ſondern die Beurtheiler. — Erſtens alſo leugne ich eure deutſche Literatur; in dem Sinne nämlich, als es eine franzöſiſche, italieniſche, engliſche, ſpaniſche gibt; die eure iſt nur ein Reſumé aller übrigen. Aus Nachahmung entſprungen und nicht aus Naturdrang, aus Büchern, nicht aus eigenthümlicher Auffaſſung, hat ſie ſich ſämmtliche Literaturen angeeignet, ſchon aus dem natürlichen Grunde, weil ſie die letzte war, und kein Menſch da erfindet, wo er nur zu benützen braucht. Du fandeſt deine Landsleute über der Nachahmung der Franzoſen und haſt ſie ihnen verleidet.

Du thateſt recht daran. Denn die Literatur der guten Zeit Frankreichs iſt leer ohne die Urbanität und den Geſchmack derſelben Zeit, wo aber dieſe hernehmen im damaligen Deutſchland oder im jetzigen? Du haſt ſie dafür auf die Engländer verwieſen und thatſt Unrecht; denn die engliſche Derbheit wird nur durch die engliſche Tüchtigkeit wieder gut gemacht; der Deutſche aber iſt in Nichts tüchtig, als in der Pflichterfüllung. Einige von euch haben zwar einen eigenthümlichen Ton angeſchlagen, wie der Goethe, den ich übrigens nicht leiden mag; er nahm aber nur das aus der Natur, was die Kunſt gar nicht brauchen kann, ſo wie das Gras in der Wirklichkeit recht gut, ja ſchön iſt, der Blumenmaler es aber doch nicht nachbilden kann, ſondern eben Blumen nehmen muß. Die Kunſt beruht auf einer Steigerung des Wirklichen und unterſcheidet ſich eben dadurch von Natur. Nun haben aber gerade jene kleinen, hausbackenen Empfindungen, deren Werth in der Wirklichkeit ich nicht leugnen will, das Beſondere, daß ſie zu nichts werden, wenn man ihnen nur das Geringſte nimmt oder zuſetzt. Es muß daher auch die Darſtellung, wenn ſie ſich an ſolche Zuſtände macht, aus einer künſtleriſchen zu einer bloß natürlichen werden, was das größte Unglück iſt, das der Kunſt irgend paſſiren kann. So lange das nun nur die ausgezeichneten Geiſter treiben, geht es noch an, denn Leute dieſer Art faſſen die Natur mit ſcharfen Sinnen auf, und das Wirkliche iſt immer intereſſant, wenn auch nicht immer ſchön; die Nachtreter aber, deren blöde Augen nur allgemeine Umriſſe empfangen und nun das Schattenbild treulichſt auf Löſchpapier abklatſchen, liefern ein Unding, das endlich ſelbſt deutſchen Geſchmackswerkzeugen zu matt vorkommen muß.

Leſſing. Deutſchen Geſchmackswerkzeugen!

Friedrich. Ja! Ja! Daß ihr keinen Geſchmack habt, nämlich keine Empfindung. — Lächle nicht! Es iſt ſo. Gefühl habt ihr, vielleicht mehr als Andere, aber Empfindung? Gefühl iſt nur der unartikulirte Aufſchrei des Innern, der ſich nichts bewußt iſt, als ſeines Zuſtandes im Ganzen, die Empfindung erkennt aber auch die einzelnen Beſtandtheile des Eindrucks, daher ſie vor Allem dem Schriftſteller nöthig iſt, der ſeinen Zuſtand Andern begreiflich machen, auf Andere übertragen will. Auch die Thiere haben Gefühl, aber nur der Menſch hat Empfindung, weil nur er Verſtand hat. Die Empfindung ſteht der Erkenntnißkraft eben ſo nah, als der Gefühlsgabe. Verzeih, daß ich dir das vordemonſtrire, der du es beſſer verſtehſt, als ich; ich bin aber einmal im Zuge.

Leſſing. Man lernt immer, wenn man mit vernünftigen Leuten ſpricht. Und überdieß: der Philoſoph von Sansſouci.

Friedrich. Laſſen wir das! Alſo eure ſchöne Literatur taugt nichts.

Leſſing. Und doch wird ſie gegenwärtig von ganz Europa bewundert.

Friedrich. Weil die Andern eben gar nichts haben. Zudem iſt eure Literatur von geſtern und befriedigt daher die Bedürfniſſe von heute. Die Glanzepochen der übrigen Nationen fallen in eine ſo frühe Zeit, daß ihre Hervorbringungen auf viele Zuſtände der Gegenwart keine Anwendung leiden. Sie müſſen mit Abſtraktion genoſſen werden, indeß die eure das Grobzeug recht im Kernſchuß trifft. Auch verhalten ſich die andern Nationen zur deutſchen Literatur, wie man ſonſt von der Weisheit der Egyptier ſprach. Man lobt, was man nicht kennt. Um wieder auf Goethe zu kommen: ſeine frühern Werke ſind zu natürlich, und ſeine ſpätern zu künſtlich. Am beſten noch gefällt mir ſein Wilhelm Meiſter. Er iſt der deutſche Don Quixote und ſteht an Werth dem ſpaniſchen nichts nach.

Leſſing. Aber der Schluß!

Friedrich. Er wollte eben aufhören. — Schiller iſt gut. Er iſt der deutſche Racine.

Leſſing. Das wäre mir nicht eingefallen.

Friedrich. Lies ſeine Ueberſetzung der Phädra, und du wirſt glauben, Racine habe ſich ſelbſt überſetzt. Sie decken ſich. Wenn Schiller weiter iſt, ſo iſt es die im Wiſſen vorgeſchrittene Zeit. Verſetze Schillern in die

Zeit Ludwigs XIV. und mache Racine zum deutſchen Profeſſor im 19. Jahrhundert, und jeder Unterſchied hat aufgehört. Shakeſpeare hat einen übeln Einfluß auf deinen Landsmann ausgeübt, indem er ſeine Form erweiterte. Wäre der Wallenſtein in fünf Akte zuſammengedrängt, ich wüßte ihm nichts an die Seite zu ſetzen.

Leſſing. Und doch, ohne Shakeſpeare als Vorgänger, was wäre Schiller?

Friedrich. Du magſt recht haben. Voltaire hat Shakeſpeare einen Wilden genannt. Er hätte nur dazu ſetzen ſollen: ein großer Wilder, um die Wahrheit ganz zu treffen. Seine Form iſt nämlich wild und taugt nichts, oder vielmehr nur für eine halb rohe Zeit, die neue und ſtarke Eindrücke wollte, ohne ſich um ihre Herbeiführung und Verbindung viel zu kümmern.

Leſſing. Und doch geht er immer den Weg der Natur.

Friedrich. Auf den Stationsplätzen trifft er allerdings faſt immer mit ihr zuſammen, aber auf dem Wege eilt er ihr ſo ziemlich voraus. Er gibt ein précis, ein abrégé der Natur, aber nicht die Natur ſelbſt. In der Kunſt aber ſind ihre Stufen eben ſo wichtig als ihre Höhe.

Leſſing. Du forderſt die Natur bei Shakeſpeare, und weiſeſt ſie bei Goethe zurück.

Friedrich. Shakeſpeare hat eben die Natur genommen, wie der Dichter ſoll: in ihren großen Verhältniſſen. Goethe ſtellt ſie zwar mit Treue dar, bringt ſie aber vorher auf ſein eigenes Maß herab. Hat er nicht aus Egmont einen Lebemenſchen gemacht, und aus dem Tyrannen Alba einen ganz plauſibeln homme d'état? Iſt in der Iphigenie eine Spur von dem heroiſchen Zeitalter, in der die Handlung ſpielt? Oder glaubſt du, daß ſolche

Geſinnungen und Charaktere möglich ſind, wenn nicht lange vor Anfang der Handlung, der Herr Onkel ſeine eignen Kinder gegeſſen und der Vater ſeine Tochter den Göttern zum Opfer gebracht hat? Nichts davon zu ſagen, daß dieſer König Thoas nicht darnach ausſieht, daß ein neues Menſchenopfer irgend von ihm zu befürchten ſtünde. Goethe hat nur den Winkelmann in Handlung geſetzt und auf lebende Menſchen angewendet, was von todten Statuen allerdings ſeine Geltung haben mag.

Leſſing. Ich war Goethe's Freund nicht, ſo lange ich lebte, er war aber auch damals nicht, was er ſpäter geworden iſt. Er iſt denn doch der Glanzpunkt unſerer Nation.

Friedrich. Das iſt ja, was ich ſage. Ich tadle nicht ihn, ſondern euch. Daß ihr nichts Großartiges in eurer Natur habt, und keine Energie. Hat ſich nicht Goethe über ſich ſelbſt als Dichter luſtig gemacht? Oder was anders wäre der Kern ſeines Wilhelm Meiſter, ja ſeines Taſſo, wo zuletzt die Lumpe Recht behalten? Goethe iſt überdieß ein unmoraliſcher Dichter. Die gefallenen Mädchen ſind ſeine Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtſchaften ſind abſcheulicher, als die franzöſiſchen Schmutzromane. Die Sünde war da und wird da ſein, und im Leben, mag ſich der Menſch mit ihr abfinden, wie er kann, aber für den Schriftſteller muß ſie nicht bloß ein Unglück ſein, ſondern ein Verbrechen.

Leſſing. Laß uns nicht ungerecht ſein, König, wir ſind auf dem graden Wege.

Friedrich. Es hört uns Niemand, da können wir ſchon ein wenig übertreiben. Dann? Hat er nicht nur die Blüthe eurer Poeſie herbeigeführt, ſondern iſt auch Urſache an ihrem Verfall.

Leſſing. Ich weiß, was du ſagen willſt, und es iſt etwas daran.

Man iſt gegenwärtig ſehr geneigt, Leſſing als den Ausgangspunkt unſerer Literatur hinzuſtellen. Das iſt aber nicht wahr. Der Vater unſerer Literatur iſt Klopſtock. Er hat zuerſt den Funken der Begeiſterung in die träge und pedantiſche Maſſe geworfen, und erſt als in der Mitte von Klopſtock und Goethe, mit Wieland zur Seite, kann Leſſings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden. Ueberhaupt iſt des Mannes Wahrheitsliebe nicht ohne Streitſucht, und ſeine Kritik nicht ohne Neid. Statt Klopſtock mit offenen Armen als den einzigen deutſchen Dichter aufzunehmen, hat er an ihm genergelt, Wielanden hat er die Freude an ſeinen harmloſen Produkten zerſtört, den Werth von Goethe's erſten Hervorbringungen hat er verkannt. Seine Freundſchaft mit Ramler und Nicolai iſt nicht ohne erklärende Bedeutung. Wenn er gegen die Fehler der franzöſiſchen Tragiker zu Felde zog, ſo hatte die Derbheit ſeiner Natur daran ſo viel Antheil, als ſein kritiſcher Scharfſinn, und ſeine ſyllogiſtiſche Aeſthetik hat ihn weit ſchlechtern Gattungen in die Arme geführt, der weinerlichen Komödie und dem bürgerlichen Trauerſpiele. Sein Kultus für Shakeſpeare konnte ihn vor der Nachahmung Diderots nicht bewahren. Damit ſollen nicht die unendlichen Verdienſte Leſſings geleugnet, ſondern nur der Vergötterung in den Weg getreten werden, die ihm Leute zukommen laſſen, die eine Aehnlichkeit zwiſchen ihm und ſich finden, und ſich loben, wenn ſie ihn preiſen. Leſſing hat aber nur Werth als der Höchſte einer nichts weniger als wünſchenswerthen Gattung; der Nächſte nach ihm iſt ſchon ein Klopffechter und ein poetiſirender Proſaiker.

Gegenwärtig treibt man die metaphyſiſche Aeſthetik, Leſſing trieb die ſyllogiſtiſche. Von der richtigen Anſicht ausgehend, daß, wo die Urſache räthſelhaft iſt, man die Wirkungen im Auge behalten muß, erkannte er mit Ariſtoteles, Furcht und Mitleiden als die Quellen des Wohlgefallens an der Tragödie. Aber nun ſchloß er logiſch weiter. Je mehr Furcht und je mehr Mitleid, um ſo größer die Wirkung. Da nun, je näher uns die Perſonen ſtehen, um ſo größer der Antheil an ihrem Schickſale ſein muß, ergo. — Und ſo kam er auf das bürgerliche Trauerſpiel und in weiterer Folge auf das weinerliche Luſtſpiel: die zwei ſchlechteſten Gattungen, die es gibt. Wenn man ſyllogiſtiſch zu Werke gehen will, ſo muß man vor allem einen unzweifelhaften und vollſtändigen Begriff vor ſich haben, ſonſt kommt man um ſo mehr in den Irrthum, je richtiger die Schlüſſe ſind.

Was den Werth Leſſings ausmacht, iſt die Vereinigung des Kunſtſinnes mit der Logik. Es iſt zwar weder der Kunſtſinn ſo rein, noch die Logik immer ſo ächt; aber in dieſer Vereinigung ſind ſie vielleicht noch nie dageweſen; ja gewöhnlich ſchließen ſie ſich ſogar aus.

Bedeutende Schauſpielerinnen (Mad. Rettich) wiſſen ſich in der Rolle der Emilia Galotti nur ſo zu helfen, daß ſie eine verborgene Neigung zu dem Prinzen vorausſetzen, beſonders um das Widerliche: „meine Sinne ſind auch Sinne,“ und ihren Wunſch, zu ſterben, zu motiviren. Leſſing ſcheint aber einer ſolchen Geheimlehre nicht geneigt geweſen zu ſein, da er einmal an Nicolai ſchreibt: „die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunſt. Naiv und natürlich ſpielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweiſung.“ Wie aber nun dieſen Widerſpruch erklären? Damit, daß Leſſing erwieſenermaßen mit dem Schluſſe nur ſpät und da, mit einer Art Uebereilung, zu Stande kam. Er hatte ſich das ganze Stück deutlich gemacht, nur den Schluß nicht, und da merkte er vielleicht, daß er ein vortreffliches Schauſpiel, aber ein ſchlechtes Trauerſpiel geſchrieben hatte.

Schiller und Goethe.

Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben.

Calderon: der Schiller der ſpaniſchen Literatur, Lope de Vega: ihr Goethe.

Calderon: großartiger Manieriſt, Lope: Naturmaler.

Schiller und Calderon ſcheinen philoſophiſche Schriftſteller, Goethe und Lope de Vega ſind es. Jene ſcheinen es vorzugsweiſe zu ſein, weil ſie die philoſophiſche Discuſſion geben, dieſe haben nur die Reſultate.

Goethe nimmt häufig zu wenig Rückſicht auf ſeine Leſer. Er widerſpricht ſcharf, um ſich einen Irrthum beſtimmt vom Leibe zu halten, und kümmert ſich nicht darum, ob der Widerſpruch in all' ſeiner ungemilderten Schärfe, unabhängig von einer gegenüberſtehenden Meinung betrachtet, vielleicht ſelbſt einen Irrthum, ein Zuwenig oder Zuviel einſchließe. Goethe kann nur begriffen werden, wenn man ihn in ſteter Polemik ſich vorſtellt. Seine Polemik iſt aber nicht angreifender Natur, ſondern abwehrender, und am Ende bloß Selbſtvertheidigung. Goethe als Literator iſt der completeſte Egoiſt, er iſt ſein eigener Hof- und Hausdichter.

Sonderbar mag allerdings die Lage geweſen ſein, als Goethe aus Italien zurückkam, wo er die glimmenden Kohlen ſeines frühern Dichterfeuers zu einer nachhaltigen und wohlthuenden Glut zuſammengeſchürt hatte, und er nun den lohen Brand Schillers in vollen Flammen fand.

Es iſt nicht zu ſagen, was wir an Goethe haben würden, wenn er mit 30 Jahren Dichter hätte bleiben können, und mit 60 Miniſter geworden wäre, ſtatt daß es jetzt beinahe der umgekehrte Fall iſt.

Die beſte Kritik über ſeine, übrigens wohl vortreffliche, Iphigenie hat Goethe ſelbſt ausgeſprochen, wenn er in einem Briefe an Schiller ſagt: er habe ſie nach langer Zeit einmal wieder durchgeſehen und finde ſie **verteufelt human**.

Goethe mag ein größerer Dichter ſein, und iſt es wohl auch. Schiller aber iſt ein größeres Beſitzthum der Nation, die ſtarke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeiſterung in einer an Mißbrauch des Geiſtes kränkelnde Zeit. Er iſt nicht zum Volke herabgeſtiegen, ſondern hat ſich dahin geſtellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen, und die Ueberfülle des Ausdruckes, die man ihm zum Fehler anrechnen mochte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsſtufen, zu ſeiner Höhe gelangen können. Sind ſeine Anſichten immer natürlich und ſelbſt ſein Uebernatürliches immer ein ſolches, welches durch ſein Vorkommen zu allen Zeiten ſich als ein in der Menſchennatur unaustilgbar Begründetes darſtellt, ſo iſt ſeine Form geradezu muſterhaft. Zwiſchen dem Allzuweiten der Engländer und dem Engen der älteren Franzoſen bildet ſie gerade jene Mitte, welche einerſeits jeder Entwicklung Raum gibt und andererſeits ein durch literariſche Genüſſe abgenütztes Publikum hinlänglich feſthält, um nicht nach allen Seiten ſich zu zerſtreuen. Und wahrlich: die Anſicht oder, will's Gott, „die Ideen" der Kunſt ſind menſchlich, aber die Form iſt göttlich; ſie ſchließt ab wie die Natur.

Lächerlich iſt die Behauptung, Goethe habe ſich nach dem Publikum gerichtet und ihm jederzeit gegeben, was es zu wünſchen ſchien. Dem Publikum aufzudringen, was es nicht wollte, war ſein Streben. Es hat ſich lange genug, ja immer gegen die natürliche Tochter u. dgl. gewehrt. Kotzebue gab ihm, was es wollte.

Schiller ſah ein, daß es etwas Höheres, Tieferes gebe, als Goethe's Vorwürfe. Gewiß! Er ergriff ſie und ſtellte ſie dar. Gut! Aber wie? Er wurde der Lieblingsdichter des Volks. Gewiß, weil dieſes auf das Wie nicht ſo ſehr zu achten pflegt. Ich glaube ſelbſt, daß Schillers Gattung die höhere iſt, aber Goethe war als Individuum größer.

Ihr ſchreit immer: Goethe! Goethe! Der Mann hat ſo viel Formen, welche davon iſt euch denn ſo lieb? Alle. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann. Der Reiſende, der Reife, ja ſelbſt der Ueberreife noch. Seine vielen

Geſtalten werden doch nicht verſchiedener ſein, als Pfirſichblüthe und Pfirſichfrucht, die kaum einen Aehnlichkeitspunkt haben, und die gleich entzücken.

„Hoch auf dem alten Thurme ſteht" wird als eines der ſchönſten Goethe'ſchen Gedichte angeſprochen. Warum nicht? Wenn der Leſer gerade in der Stimmung iſt, es ſelbſtthätig dazu zu machen. Ein Hauptfehler der Goetheſchen lyriſchen Gedichte iſt aber, daß ſie dem Leſer zumuthen, ſich durch eine Reihe von Operationen erſt auf den Standpunkt zu ſetzen, auf dem ſich der Dichter befand, da er es ſchrieb, und die Stimmung vorauszuſetzen, ſtatt zu erwecken.

Die neueſte deutſche Poeſie theilt ſich in zwei Klaſſen, die ich mit den Namen der *Schlafrock-Poeſie* und der *radikalen Poeſie* bezeichnen möchte.

Die erſte Klaſſe beſteht aus den Nachahmern Goethe's. Wohlgemerkt! den *Nachahmern*, nicht den *Verehrern*. Wer kein Verehrer Goethe's iſt, für den ſollte kein Raum ſein auf der deutſchen Erde. Dieſer vielleicht Größte aller Deutſchen hat, ein anderer Napoleon, ſeine vorher bürgerlichen Angehörigen, alle Deutſche geadelt, ſo daß man ihnen noch lange alle ihre Unbeſonnenheiten und Eingriffe um ſeinetwillen verzeihen wird, bis einmal, vielleicht bald, der Glanz erliſcht, den er auf ſeine Umgebung warf, und nur der ſeine bleiben wird bis ans Ende der Zeiten. Für ſeine Feinde ſollte kein Raum ſein auf der deutſchen Erde. Ich nehme hier einen Einzigen aus,[1] deſſen großartiger, aber einſeitiger Haß, ihm darum verziehen werden kann, weil es ein Haß, alſo eine Leidenſchaft iſt, die, aus

[1] Börne. A. d. H.

anderer Quelle entſprungen, auf Goethe den Schriftſteller nur einen entfernten Bezug hat. Auch hat er ſich ſelbſt aus Deutſchland verbannt.

Aber Goethe verehren und nachahmen, ſind verſchiedene Dinge. Schiller kann und ſoll man nachahmen, weil er der Höchſte einer Gattung iſt, und daher ein Muſter für Alle ſeiner Gattung. Goethe dagegen iſt ein Ausnahmsmenſch, eine Vereinigung von halb widerſprechenden Eigenſchaften, die vielleicht im Lauf der Jahrhunderte ſich nicht wieder beiſammen finden. Er gehört keiner Gattung an, oder wenn man ihn an die Spitze einer ſolchen ſtellen wollte, ſo wäre es eine ziemlich bedenkliche Gattung, nur daß er ſelbſt um eine Unendlichkeit von dem auf ihn folgenden Nächſtbeſten abſtünde.

Goethe's Gebrauch der Interjectionszeichen unmittelbar an der prägnanten Stelle, nicht erſt am Ende des ganzen Satzes, iſt ſehr zu empfehlen. Vielleicht ebenſo ſein, den Italienern nachgeahmter, Gebrauch des Superlativs als Poſitiv, zur Bezeichnung eines Vorzüglichen, jedoch außer der Vergleichung.

Form, d. h. der Inbegriff der Mittel, um den Gedanken in ſeiner vollen Lebendigkeit auf den Zuhörer übergehen zu machen.

Goethe's Werke theilen ſich nun in Werke von ſtrenger und von loſer Form.

Die ſtrenge Form (Taſſo, Iphigenie, natürliche Tochter) hat das Gefährliche, daß ſie die Mannigfaltigkeit ausſchließt, ohne die es minder begabten Geiſtern unmöglich wird, zu intereſſiren und zu befriedigen.

Die loſe Form (Goethe's früheſte und letzte Arbeiten) hat den Nachtheil, daß dem Leſer, Beſchauer zugemuthet wird, die Lücken der Behandlung auszufüllen oder zu überſpringen, was nur dann mit Erfolg zu erwarten iſt, wenn ihm die Vortrefflichkeit des Gegebenen, Luſt und Schwungkraft dazu verliehen hat.

1822.

Goethe's neueſte Schriften gehen aus der Oppoſition gegen die Richtung der Zeit hervor. Wenn man dieſen Standpunkt nicht aufgefaßt hat, muß man auch dieſe Schriften falſch beurtheilen. Wer aber in Oppoſition iſt, ſagt immer mehr, als er eigentlich ſelbſt für wahr hält, gleichſam in der Ueberzeugung, daß das entgegengeſetzte Streben der Widerſacher ſchon von ſelbſt das wegnehmen werde, was daran zuviel iſt. Wenn Goethe in ſeinen Schriften Selbſtbeſchränkung oder vielmehr Selbſtbegrenzung predigt, ſo lehrt er durch ſein Beiſpiel ſie erſt für den Fall, wenn man ſich vorher nach Erforderlichkeit ſelbſt erweitert hat.

Ich habe vor einiger Zeit eine Beurtheilung von Goethe's Geſchwiſtern geleſen. Da war nun die Meinung, daß an einer ſo einfachen Geſchichte inner den Wänden einer bürgerlichen Wohnung, an der Liebe eines unbedeutenden Mädchens für einen ebenſo unbedeutenden Mann, der ſogar vor dem Laden einer Käſehändlerin ſtehen bleiben und dabei bewundernde Betrachtungen über die menſchliche Gewerbsthätigkeit anſtellen könne, gar nichts Beſonderes, und es daher unbegreiflich ſei, wie man derlei Armſeligkeiten einem an große Ideen gewohnten Publikum vorführen könne. Ich erinnerte mich dieſer Recenſion bei Gelegenheit einer andern von einem ähnlichen — Kritiker über meine Erzählung: ein alter Spielmann. Es geht eben mit der Betrachtung von Kunſtwerken, wie mit der Beſchauung von Naturgegenſtänden. Während der ſtumpfe Sinn des gewöhnlichen Hinſchlenderers beim Anblick eines Baumes eben nichts bemerkt, als daß er grün ſei, ſieht das ſcharfe, wohl gar kunſtgeübte Auge eine ſolche Welt von Abſtufungen der Farbe und des Lichts, daß er ſtundenlange ſtehen und immer wieder den Baum betrachten kann, ja, wenn er Maler iſt und eine Nachbildung verſuchen will, geräth er in Verzweiflung, auf der Palette jene Farben zu finden, die der Andere mit der allgemeinen Bezeichnung „grün“ ſo ſchnell abgefertigt hat. Es ſoll hier nicht eine Parallele zwiſchen jener anſpruchsloſen Erzählung und einem Meiſterwerke Goethe's gezogen, ſondern nur darauf aufmerkſam gemacht werden, welch ungeheurer Unterſchied bei den einfachſten Gegenſtänden zwiſchen einem ſinnigen Betrachter ſei und einem Dummkopf.

Wie Goethe im Wilhelm Meiſter die tieferen, gewaltigeren Leidenſchaften und Empfindungen gewiſſermaßen doch nur effleurirt. Das Wunder, immer über ſeinem Stoffe zu ſtehen, vermindert ſich doch etwas, wenn er ſich weigert, in demſelben unterzutauchen. Shakeſpeare thut es und beherrſcht ihn doch, er ſteigt in den Schacht hinab und erzählt, was er darin geſehen; Goethe ſchaut, oben ſtehend, hinunter, ohne darum weniger davon zu wiſſen. Nicht, als ob ich der innigen Verehrung für Goethe dadurch eine Beſchränkung beifügen wollte; es iſt nur, um

Erſcheinungen zu erklären und den Armen einigen Troſt zu geben, die, nur in den Stoff ſelbſt eingehend, etwas daraus zu machen wiſſen und ſich ſo leicht darin verlieren.

Manche wollen annehmen, daß Wilhelm Meiſter wirklich ein des Reifens und Früchtebringens fähiges Kunſttalent gehabt, und ſich nur in den Wegen, in den Mitteln geirrt habe; daß er aber ein ſolches nicht hat, iſt eben der Faden, der das Ganze zuſammenhält.

Wer glaubt, daß Meiſter durch Lehre, durch Zurückführung auf moraliſche Anhaltspunkte zu heilen geweſen wäre, zeigt nur, daß er ſolche Charaktere gar nicht kennt. Alle Lehre führt ſie nur tiefer ins Brüten und Grübeln. Für ſie gibt es nur Ein Heilmittel: Thätigkeit. Dahin iſt das Ganze gerichtet. Als Wilhelm in Weib und Kind, in der Nothwendigkeit, um ihretwillen praktiſch ins Leben einzugreifen, einen Beſtimmungsgrund zur Thätigkeit gefunden hat, ſind ſeine Lehrjahre vorbei.

Man mag Goethe noch ſo hoch verehren: die Wanderjahre ſind kein Werk, der zweite Theil des Fauſt kein Gedicht, die verſificirten Maximen der letzten Zeit keine Lyrik. Aber Alles gehört zuſammen. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann und Goethe der Greis ſind ein Rieſenbild, an dem ſich die kommenden Jahrhunderte erquicken, deſſen Gleichen ſie nicht ſehen werden. Aber er war eben ein Menſch. Nicht der Dichter, ſondern ein Dichter, und das in der vollſten Bedeutung des Wortes.

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde.

Da iſt vor Allem Eines, das ein ſchiefes Streiflicht hereinwirft. Bettina iſt im Jahre 1807, wo dieſes wunderliche Verhältniß ſeinen Anfang nimmt, 13 Jahre alt, da iſt ein Mädchen, vor Allem ein ſo frei erzogenes, kein *Kind* mehr, das verändert ſehr die Lage der Dinge.

Von Goethe's Mutter hat mich geſtört, daß ſie, die alte Frau, ſo wenig Ehrfurchtgebietendes gegenüber dem kindnahen Mädchen hat. Uebrigens ſind ihre Briefe köſtlich, reizend möchte ich ſagen, als ob ſie dem Sohne bei ſeinen erſten Jugendwerken geholfen hätte. Viel Phantaſie, ein guter Theil Leichtſinn. Goethe, ſonſt ein Meiſter im Darſtellen, war nicht glücklich im Schildern ſeiner eigenen Mutter. Er hat ſie in Dichtung und Wahrheit viel zu allgemein gehalten. In dieſen Briefen erſt macht man ihre Bekanntſchaft. In ſolch glücklichen, leichten Boden der Pedantismus des Vaters eingelegt, mußte einen Goethe als Frucht geben. Bewegliche Conſequenz iſt das Erſte und Letzte alles Genie's.

Wenn Bettinens Briefe und Leidenſchaft *vor* Wilhelm Meiſter gekommen wären, hätten ſie hundertfachen Werth. So kann man ſich des Verdachtes von Phantaſie und Mignon denn doch nicht entſchlagen.

(Tagebuch S. 4:) „Wie du biſt, will ich dir *dienen*" — das mignont.

Dieſe Ergüſſe des Tagebuchs ſtreifen manchmal ganz gelinde an dem Unſinn hin, manchmal greifen ſie ein derbes Stück herunter. Häufig fehlt ihnen aber auch nicht jene ſymboliſirende Wahrheit und Innigkeit, die derlei Erleichterungen geſteigerter Zuſtände gewöhnlich eigen iſt: „Er (der Wind) wollte mir das Licht auslöſchen, da ſprang ich auf den Tiſch und ſchützte es.“ Auf den Tiſch? Wer ſpringt auf den Tiſch, um ein Licht zu ſchützen? Die iſt ſich bewußt, daß das burſchikoſe Weſen ſie kleidet.

Was immer Sonderbares in dem Verhältniß Goethe's zu dem Kinde ſein mag, es iſt zugleich etwas Wunderbares in dem Mädchen und in dem Verhältniſſe. Wenn ſie Nachts zum Fenſter hinausſehen und begeiſterte Geſpräche über Tugend und Schönheit führen, begeiſterte wie Plato's; wer erkennt da den ſtarren Goethe, wie ſie ihn heißen, und wie er Unkundigen manchmal ſcheint. Das Gute: die Ruhe des Geiſtes, um ſich zu einem andern Daſein vorzubereiten. Einpuppung, Schönheit: der Leib, der von ſeinem Geiſte ganz durchdrungen iſt. Goethen war die Nachtſeite des Ich und der Natur nicht fremd, er wußte aber auch, daß nur die Sonne Früchte reift.

„Die Kunſt iſt es, die dir ein ſinnliches Ebenmaß des Geiſtes vor die leiblichen Augen zaubert.“

Wenn der „falſche Wanderer“ Goethen beſchuldigt, er verſtehe keinen Charakter zu zeichnen, keine ſeiner Perſonen habe einen Charakter, ſo zeigt er, daß ihm die Bedeutung dieſes Wortes in künſtleriſcher Beziehung ganz fremd iſt, da er es ſtatt in dieſer, immer im moraliſchen Sinne nimmt, wo es für Feſtigkeit, Unwandelbarkeit des Charakters, Begründetheit deſſelben auf feſte Ueberzeugungen, gilt. Meiſter und Philine, Serlo und die Gräfin haben beſtimmt geſchiedene, künſtleriſch völlig begründete Charaktere, obwohl ſie ſämmtlich in Gefahr ſind, moraliſch als charakterlos beurtheilt zu werden.

Dieſes Schickſal theilen ſie mit Hamlet und Phädra, mit Lear und Richard II.; vielleicht ſogar mit Macbeth und Othello.

Dieſe Thoren, die verkennen, daß Goethe's Poeſie allerdings einen Mittelpunkt hat; aber nicht einen durch Grübeln geſuchten, im Traum gefundenen, ſondern einen ewiggeltenden, für alle Zeiten beſtehenden, ſich allein genügenden, herrlichen, großen: Die Menſchheit, das Wirkliche, das Factum, die Welt.

Was in dieſen Wahlverwandtſchaften am meiſten ſtört, iſt gleich von vorneherein die widerliche Wichtigkeit, die den Parkanlagen, kleinlichen Baulichkeiten und dergleichen Zeug, faſt parallel mit der Haupthandlung, gegeben wird.

Es iſt, als ob man ein Stück aus Goethe's Leben läſe, der auch ſeine unvergleichlichen Gaben dadurch zum Theil paralyſirt hat, daß er faſt gleichen Antheil an derlei Zeitverderb, wie an den wichtigſten Angelegenheiten ſeines eigentlichſten Berufes, nahm. Es ſoll aber eine Abſtufung des Intereſſes geben, und was man an Nebenſachen verſchwendet, wird immer der Hauptſache entzogen. Durch dieſes Ausſpinnen der Nebenſache hat er ſich zugleich zweitens den Raum genommen, den Chemismus ſeiner Wahlverwandtſchaften gehörig ins Pſychologiſche oder vielmehr Moraliſche zu übertragen.

Die Charlotten ſpringen nicht ſo leicht mit ihrer Neigung ab, und es braucht eine große Stufenleiter von Ereigniſſen und Empfindungen, bis die Ottilien der Verirrung, ja dem Vergehen auch nur im Gedanken Raum geben. Angedeutet iſt Manches: z. B. daß Charlotte früher ſelbſt ein Verhältniß zwiſchen Eduard und Ottilie habe einleiten wollen, aber die abgeſchmackten Parkgeſchichten nehmen allen Raum zur genauen Entwicklung fort. Abſcheulich iſt, wie ſie jetzt daſteht, die Geſchichte jener ehelichen Nacht, gleich in Verbindung mit der Gelegenheitmacherei zwiſchen dem Grafen und der Baroneſſe.

Aber all' das zugegeben, welch ein unendliches Meiſterſtück iſt dieſes Werk. An Menſchenkenntniß, Weisheit und Empfindung, Darſtellungsgabe, Charakterzeichnung und dichteriſcher Veredlung des ſcheinbar Gewöhnlichen hat es in keiner Literatur ſeines Gleichen. Vor dem fünfzigſten Jahre kann man es kaum völlig würdigen, aber es gehört ebenſowohl zum Fluch als zum Segen des Gereiftſeins, daß man es kann.

Wenn man mir es übrigens ſchenken wollte, ich möchte es nicht geſchrieben haben. Die leidenſchaftliche Steigerung eines Byrons mag es immerhin mit Grenzen und Schranken nicht genau nehmen, ja die Poeſie lebt zum Theil in dieſem Sichhinausſetzen; je näher ein Werk aber dem gewöhnlichen Leben ſteht, je mehr muß es dasjenige achten, ohne welches dieſes Leben ein Gräuel und Abſcheu iſt.

Ueber jenen zweiten Theil des Fauſt. Was läßt ſich ſagen? Goethe hatte theils durch das höhere Alter, größtentheils wohl aber durch die kanzleiartige Geſchäftigkeit ſeiner letzten Jahre von jener lebendig-verſinnlichenden Kraft eingebüßt, welche allein Geſtalten gibt und Gemüthsintereſſen erweckt. Die Figuren, die er aus ſeinen Jugendſchätzen bereichert, hatten ſich ihm daher zu Träumen und blutloſen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja bewundern muß, denen man ſich aber nicht mehr mit Theilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen ſein, jener begreifliche Wunſch von Goethe's letzter Zeit, keines ſeiner geiſtigen Kinder unverſorgt zurückzulaſſen. Sowie ihn das veranlaßte, mit weitem, allgemeinem Streben in individueller Beſonderheit angefangene Werke fortzuſetzen und abzuſchließen, ſo ſcheint es ihn ſogar verleitet zu haben, Theile und Bruchſtücke, die urſprünglich nicht für einander beſtimmt waren, gewaltſam in Einen Verband zuſammenzubringen, und die Sorge für die Herſtellung der Einheit zum Ganzen, der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt ſeines Namens überlaſſen zu haben. Was bei Wilhelm Meiſters Wanderjahren ſichtlich geſchehen iſt, dürfte bei dieſer Fortſetzung des Fauſt zum Theile auch der Fall geweſen ſein. Die darin aufgenommenen antikiſirenden Beſtandtheile wenigſtens, ſind offenbar Bruchſtücke aus einer Tragödie Helena, die Goethe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenſo trägt die klaſſiſche Walpurgisnacht deutliche Spuren eines antiquariſchen Scherzes, unabhängig von Fauſt, von mittelalterlichen Wunderlichkeiten, der Brocken-Scene ähnliche Monſtroſitäten der griechiſchen Zeit gegenüberzuſtellen. Es iſt ein poetiſch ausgeführtes Schema, wie Goethe ſie zu machen liebte.

Die Briefe Goethe's an Frau von Stein (von denen ich erſt zwei Bände geleſen habe) ſind für mich das Intereſſanteſte, was ich bisher von Goethe's Correſpondenz geleſen habe, obſchon ſie, einzeln genommen, ziemlich langweilig ſind, da ſie alle das Nämliche ausdrücken. Daß aber dieſer ſtarre Charakter ſo hingebend, ſo weich ſein konnte, iſt ein merkwürdiger Beitrag zur Geſchichte ſeines Innern. Dieſe Frau war alſo das Ideal, das ihm bei ſeinen Iphigenien und der Prinzeſſin in Taſſo vorſchwebte. Die Briefe ſelbſt jedoch zeichnen wohl den Liebhaber, nicht aber die Geliebte. Dieß geſchieht nur mit ein paar Zeilen, aber hinlänglich, in einem andern, ſonſt ziemlich unbedeutenden Lebensbilde aus jener Zeit: Charlotte von Kalb von Ernſt Köpke in folgender Stelle Seite 82: Von der liebenswürdigen Fr. v. Schardt .... wurde ſie der Fr. v. Stein .... von Neuem bekannt gemacht. Schon vor zehn Jahren hatten ſie ſich in Meiningen geſehen, und Frau von Kalb trug noch die erſten Eindrücke, die jene damals im weißen Tafftgewande, eine dunkle Roſe im braunen Haar, von einem Blondenſchleier faſt verdeckt, auf ſie machte, in friſcher Erinnerung .. — Freilich war Fr. v. Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über ſie ausgegoſſen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinfloß.

Goethes Geſpräche mit Eckermann.

Da iſt denn wieder eine Sammlung von Aeußerungen Goethe's, wie Alles, was dieſen außerordentlichen Mann betrifft, von unſchätzbarem Werth, für den Einſichtigen nämlich, für den Uneinſichtigen aber eine gefährliche Klippe; ein Doppelſchickſal, das Goethe und ſein Streben mit allem Bedeutenden und Großen theilt. Wenn man den rechten Standpunkt zur Beurtheilung oder vielleicht Benützung dieſer Ausſprüche gewinnen will, darf man vor Allem nicht vergeſſen: wann dieſe Geſpräche gehalten wurden und zu wem?

Wann? Zu einer Zeit, als Goethe im hohen Alter, theils die Energie ſeines Inneren von der Kunſt ab und der Wiſſenſchaft zugewendet, theils, von den abgeſchmackten Beſtrebungen der jüngern Welt ennuyirt, ſich in ein ablehnendes Verhältniß zu jeder ſtärkern Wirkung geſetzt hatte.

Zu wem? Zu einem jungen Mann, den er im Allgemeinen und zu ſeinen Privatzwecken bilden wollte, und in dem er vielleicht mehr Talent zu einer anſchließenden, ruhigen Entwicklung, als zu großartigem Selbſtſchaffen entdecken mochte.

In dieſer letzten Beziehung iſt z. B. hauptſächlich Dasjenige zu nehmen, was er gegen künſtleriſche Arbeiten von größerer Ausdehnung warnend ausſpricht, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß wir Alle durch Aufgaben über unſere Kräfte, uns ſelbſt mannigfachen Schaden gethan, und vielleicht der Kunſt wenig genützt haben. Andererſeits aber würde ein Zeitalter bald ganz verflachen, das, auch bei beſchränktem Vermögen, das Streben nach Großartigkeit, dem Gehalt und der Form nach, ganz und völlig aufgeben wollte. Das Bedürfniß des in Ruhe zurückgezogenen älteren Beobachters und der im Lebensſtrudel fortgeriſſenen, zuletzt doch ewig jungen Welt, geht hier, mit Recht, einen ganz entgegengeſetzten Weg.

Unter den vielen Stimmen über Goethe iſt auch in ganz neueſter Zeit die eines bekannten Publiciſten (um nicht zu ſagen Staatsmannes[1]) hinzugekommen, der in einem ſeiner Briefe (Rahel) von dem großen Meiſter ſagt: Aus dem perſönlichen Umgang mit ihm kommt in Ewigkeit nichts heraus. Ich glaube es: beſonders mit Rückſicht auf die Perſonen, die eben mit Goethe in perſönlichen Umgang traten. Goethe hatte allerdings auch etwas

---

[1] Varnhagen. A. d. H.

Mephiſtopheliſches in ſeiner Natur, was ſich beſonders darin zeigte, daß er auch den Mephiſtopheles in den Andern leicht errieth. Dann habe ich immer bemerkt, daß im Geſpräche über die letzten und erhabenſten Dinge, Niemand unerſchöpflicher iſt, als erſtlich jene Gutmüthigen, Tugendhaften, denen es bei vollem Ernſt um die Sache an einem Talente fehlt, ihre Geſinnungen wiſſenſchaftlich oder künſtleriſch darzuſtellen und ſo abzuſchließen. Dieſe ſind unerſchöpflich, weil das Geſpräch ihre einzige Productivität iſt. Dann aber auch jene Halbſpitzbuben, welche, indeß ſie nicht geneigt ſind, dem Wahren und Guten auch nur den mindeſten Einfluß auf ihr Leben zu geſtatten, doch Geſchmack genug haben (beſonders in den Zwiſchenzeiten, dem crapule aller Art), auch in dem Erhabenen eine Quelle äſthetiſchen Genuſſes zu finden.

Ein hervorſtechender Zug in Goethe's Charakter war immer ſeine Abneigung gegen das Fratzenhafte, Uebertriebene. Als Italiener wäre er vielleicht Carbonaro geweſen (?), aber die Deutſchen miſchen in Alles eine ſolche knabenhafte Phantaſterei, daß es Goethen, bei jenem Charakterzug, durchaus zur Laſt, eigentlich verhaßt ſein mußte. Mit ſolchen Leuten gemeine Sache zu machen, war nicht denkbar, und da er, trotz ſeiner Ruhe, immer höchſt praktiſch und thätig war, ſich alſo gegen nichts paſſiv verhalten konnte, ſo ſtieß er ab, was ihn nicht anzuziehen vermochte. Dazu kam noch die ewige Antaſtung und Verkümmerung ſeiner eigentlichen Göttin, der Wahrheit, und wohl auch die Furcht, daß die Deutſchen durch das täppiſche Hineinmengen in die Fragen des Tages, ohne Gewinn auf einer Seite, auf der andern jene ſtillen wiſſenſchaftlichen Vorzüge verlieren möchten, die ſo lange ihr eigentlicher Ruhm geweſen waren.

Ob er recht gehabt hat?

Wenn Schiller in ſeinem Aufſatze über das Pathetiſche meint: das Tragiſche liege in dem Widerſtande der geiſtigen Kraft gegen die ſinnliche Gewalt, ſo möchte ich wiſſen, wo in Romeo und Julie auch nur der geringſte Widerſtand gegen die Empfindung geleiſtet wird, und doch iſt Romeo und Julie im höchſten Grade tragiſch. Darin ſoll kein Tadel gegen Schiller liegen, ſondern gegen die philoſophiſche Theorie in Kunſtſachen überhaupt. Die Regel paßt nie auf alle Fälle, und darum hat Schiller in den Jahren ſeiner Reife ausdrücklich jede Stunde bedauert, die er mit ſolchen Spekulationen verloren.

Shakeſpeare.

Es dürfte Shakeſpearen vielleicht gegangen ſein, wie dem Petrarca. Dieſer erwartete den Nachruhm von ſeinen lateiniſchen Gedichten, legte alſo auf ſeine Sonette geringern Werth, indeß die Nachwelt erſtere vergeſſen hat und nur die Sonette im rühmlichen Andenken behielt. Eben ſo wäre möglich, daß Shakeſpeare ſeinen epiſchen und lyriſchen Gedichten einen Vorzug vor ſeinen dramatiſchen Arbeiten gab, da er dort mit den Gebildeten zu thun hatte, im Drama aber ſich dem Geſchmack eines mitunter ungebildeten Publikums fügen mußte. Die Stelle im Hamlet, wo dieſer eine höchſt ſchwülſtige Tirade aus einem Trauerſpiele als muſterhaft recitiren läßt, deutete auf ſo etwas hin. Meinte er vielleicht, wie Lope de Vega, die

Regeln einſperren zu müſſen, um ſich ſeinen Zuſehern zu fügen, und war er ungehalten darüber, eigenthümliche Meiſterſtücke geſchaffen zu haben, ſtatt Abklatſche von den Tragödien des Seneca? Man ſage nicht: Shakeſpeare werde nicht blind gegen ſeine eigenen Vorzüge geweſen ſein. Was der Menſch am Vortrefflichſten gemacht hat, das meint er gerade recht gemacht zu haben, und Shakeſpeare wollte vielleicht nur als Schauſpieler und Schauſpieldirektor ſein Brod verdienen und ſeinem Publikum gerecht ſein, indeß er in Tiefen der menſchlichen Natur hinabſtieg, die ſeinem durchdringenden Geiſte eben nichts als Oberflächen waren. Daß er faſt immer nur fremde Stücke bearbeitete und überarbeitete, konnte auch dazu beitragen, ihm und ſeinen Zeitgenoſſen den Geſichtspunkt zu verrücken. Letztere haben ihn ja, unmittelbar nach ſeinem Tode, hinter Beaumont und Fletcher zurückgeſetzt. Was mich aber am meiſten in dieſer Meinung beſtärkt, iſt das Manierirte und Spitzfindige, ja Kalte in ſeinen lyriſchen und epiſchen Gedichten, wo es in ſeiner Macht ſtand, lediglich dem zu folgen, was er für Schönheit und Kunſt hielt

Mir iſt ſchon öfter die Vermuthung gekommen, ob nicht Shakeſpeare, wenn er auch nicht ſelbſt ſpaniſch verſtand, doch etwa durch einen Freund, der der Sprache kundig war, mit der ſpaniſchen dramatiſchen Literatur in einigem Zuſammenhang war. Was mir ſchon bei Lope de Vega vorgeſchwebt hatte, iſt mir jetzt wieder bei Leſung des Lope de Runda vor die Seele getreten (Comedia de los engaños — comedia of errors).

Bei Shakeſpeare hat die Darſtellung des Gefühls und der Leidenſchaft häufig etwas Symboliſches, er gibt eine Metaphyſik der Leidenſchaft, ein précis, ein abregé des Gefühls. Bei Lope de Vega iſt die Darſtellung immer rein der Natur abgeſehen.

Shakeſpeare's Zeit hatte von ihm keineswegs die große Meinung, die wir haben. Wenigſtens wird Spencer in ſeiner Grabſchrift the prince of poets in his tyme genannt. Da nun Spencer im Jahre 1596, nach Einigen 1598 ſtarb, ſo war er unzweifelhaft ein Zeitgenoſſe von Shakeſpeare. Es müßte nur ſein, daß man damals überhaupt die Dichter fürs Theater nicht unter die eigentlichen Poeten zählte (was mir ſehr wahrſcheinlich iſt), da ſie doch auch mitunter für den Pöbel ſchrieben, weßhalb denn wohl auch Shakeſpeare ſeine beiden, nicht ſehr empfehlenswerthen epiſchen Gedichte ſchrieb, um doch auch einen Rang in der gebildeten Welt zu haben. Auch ſeine Sonette erklären ſich theils aus dieſem Geſichtspunkte, theils als Ausdruck inneren Bedürfniſſes, aus ſich ſelbſt.

Um Shakeſpeare zu rechtfertigen, da doch ein großer Theil ſeiner Sonette an ein männliches Individuum gerichtet ſind, führen die Ausleger viele Stellen aus ſeinen Dramen an, wo das Wort Liebhaber (lover) von Mann zu Mann, für Freund, wohlgeneigt, ergeben gebraucht wird. In all dieſen Fällen iſt aber nie die Schönheit der Grund des Wohlwollens.

Die letzten dieſer Sonette (ſo wie die ſechs oder acht erſten) ſind wieder an ein Frauenzimmer gerichtet. Sie ſind aber auch die ſchlechteſten, ſpitzig und kalt. Man merkt aus ihnen, daß das Frauenzimmer nichtsnutzig war und Shakeſpeare alt; alſo auch wieder eine widerliche Empfindung. Man ſollte überhaupt dieſe Sonette auf ſich beruhen laſſen. Sie können Shakeſpeare's Ruhm nichts beifügen und, aufs Beſte gedeutet, nur Bedauern erwecken.

Vor allem ſoll man ſie nicht überſetzen. Man überlaſſe ſie den Literatoren, deren Straußenmagen alles verdaut.

Es iſt immer nur die Rede von den Verunglimpfungen, die ſich Voltaire gegen Shakeſpeare erlaubt hatte. Er war aber ſehr empfänglich gegen ſeine Vorzüge, und erſt, als ein franzöſiſcher Schriftſteller ſich erlaubt hatte, Racine gegen ihn herabzuſetzen, brach ſein Unmuth aus.

In dem Artikel Intolerance (Dictionnaire philosophique T. III) ſetzt er ihn in die Reihe der klaren Köpfe, welche die Intoleranz nicht kannten, unter die Newton, Friedrich den Großen, Locke, Shakeſpeare, Leibnitz. Und dieſe Leute gelten nicht wenig bei ihm.

Unſere Theater-Entrepreneurs machen es mit den Schauſpielen wie der bekannte Räuber Prokruſtes mit den Reiſenden. Sie haben ein enges Bette, in dieß legen ſie jedes Stück, und was zu groß iſt und nicht hineinpaßt, wird zu beiden Enden abgeſchnitten. Daher ſehen wir Shakeſpeare ſo oft auf unſern Theatern lahm und ohne Kopf.

Hamlet.

Man hat ſo viel über die Grundidee des Hamlet geſagt, mich hat nichts befriedigt. Vielleicht liegt die Urſache von der unglaublichen, unerklärlichen Wirkung dieſes

Stückes gerade zum Theil darin, daß der Faden, der durch dieſes Labyrinth geht, ſo unſichtbar bleibt. Dadurch wird es zu einem getreuen Bilde der Weltbegebenheiten und wirkt eben ſo ungeheuer, als dieſe. Ein Geiſt erſcheint und fordert zur Rache auf, er verweht wieder, beides ſcheinbar ohne Wirkung; die handelnden Perſonen werden nach allen Weltgegenden verſchlagen; gräuliche Dinge geſchehen faſt ohne Zweck; der Zielpunkt des Ganzen entrückt ſich beinahe unſern Augen, und gerade jetzt, wo alles aufgegeben ſcheint, erfüllt ſich das Geſchick, alles mit ſich fortreißend und verderbend. Shakeſpeare iſt zu dieſer ſcheinbaren Planloſigkeit offenbar dadurch gekommen, daß er ſeiner Gewohnheit nach die wüſte Geſchichte, Schritt vor Schritt, verfolgte. Der Inſtinkt ſeines Genie's aber brachte jenen ungeheuren, obgleich loſen Zuſammenhang hinein, der ungleich wirkſamer iſt, als die Ideen, die in den Stücken der neueſten Mache auf Koſten der Handlung, wie Geſpenſter am hellen Tage, ſichtbar und greifbar ſpuken. Aber freilich darf Niemand wagen, das Shakeſpeare nachzumachen.

Wenn Tieck behauptet, Polonius habe anfangs die Liebe Hamlets zu Ophelien begünſtigt, ja Hamlet habe Opheliens letzte Gunſt genoſſen, ſo bleibt nach dieſer Vorausſetzung unbegreiflich, wie Polonius eine Unterredung zwiſchen Beiden veranſtalten kann, die er den König auffordert zu behorchen. Mußte der Vater nicht fürchten, daß Hamlet, dem die Anweſenheit des Lauſchers unbekannt war, durch ein oder die andere Aeußerung, dem Könige das doppelte Spiel ſeines Miniſters verrathen könnte? Würde ſich ferner jemals Ophelia zu dieſer Scene hergegeben haben, wenn ſie fürchten mußte, daß ein einziges Wort des vormals begünſtigten Liebhabers, ihre Schande dem Vater und dem Könige bekannt machte? Wenn ſie den Prinzen jemals in letzterm Grade begünſtigte, und ſich nun, auf Geheiß des Vaters, von ihm zurückzog, war es nicht natürlich, daß bei erſter Gelegenheit, da er ſie allein traf, ihr Hamlet das Vergangene in den beſtimmteſten Ausdrücken vorwarf?

Ich beneide Tieck als Menſch und bedaure ihn als Dichter, wenn er die Wirkungen der Schwermuth, des Zerfallenſeins mit ſich und der Welt ſo wenig kennt, daß er das Betragen Hamlets gegen Ophelia nur dadurch erklären zu können glaubt, daß er einen beſtimmten Grund der Verachtung gegen ſie in dem Prinzen vorausſetzt.

Im Brüten über ſeinem dunkeln Vorhaben verſunken, iſt für ihn die ganze übrige Welt nicht da, und wenn er ſich ihrer erinnert, ſo geſchieht es mit dem innerſten Ekel gegen ſie und alle ihre Verhältniſſe. Seine Empfindung für Ophelien war gewiß nie viel mehr, als ihr Vater und Bruder gleich anfangs vermuthen, nur daß das arme Mädchen leichte Neigung mit warmer Leidenſchaft erwiederte. Die Erſcheinung des Geiſtes verwiſchte jede Spur jenes Eindruckes in dem Prinzen. Zu furchtbaren Dingen beſtimmt, den Mächten jenſeits des Grabes verbündet, hört jedes menſchliche Verhältniß für ihn auf. Mit dieſem Gefühle und mit tiefem Mitleid über das, in ſeinen ſchönſten Hoffnungen, getäuſchte Kind, tritt er zu Ophelien mit herabhängenden Strümpfen, unordentlicher Kleidung, in jenem jammernswerthen Zuſtande, den Ophelia beſchreibt. Wie wahr iſt jenes Bild, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet! Selbſt der ſinnliche Trieb, in ſolchem Zuſtande der brütenden Verſunkenheit, hört auf, eine aktive Potenz zu ſein, und verbreitet ſich mit einer gewiſſen paſſiven Stumpfheit über die ganze Exiſtenz. Als er nun noch das Zurückziehen Opheliens und das Auflauern des Vaters bemerkt, glaubt er wohl gar Beide im Einverſtändniß mit ſeinen Feinden, und nun iſt ſein ganzes Betragen erklärt. Unter dieſen Umſtänden bleibt Hamlets Benehmen gegen Ophelien zwar immer verletzend; wenn man aber eine vorausgegangene höchſte Vertraulichkeit vorausſetzt, wird es empörend, und Hamlet erſcheint als ein roher Unmenſch.

Wer in Ophelien die Unſchuld nicht erkannt, der hat noch wenig Unſchuld geſehen.

Wenn man Hamlet für gar ſo kleinmüthig und unfähig für die That hält, die auf ihn gelegt iſt, vergißt man denn, daß, da er Polonius durch die Tapete erſticht, er wirklich glaubt, den König zu treffen? Nicht ohne Kraft iſt Hamlet, aber ſeine Kraft iſt durch die Schwermuth dekomponirt, durch die Schwermuth, die, abgeſehen von ſeiner natürlichen Gemüthsbeſchaffenheit, ihn überfallen mußte, wenn er nach dem Tode ſeines Vaters, voll ſchrecklicher Ahnungen, aber ohne Gewißheit, voll Abneigung gegen ſeinen Oheim, ohne einen eigentlichen Grund zum Haſſe, mißtrauiſch gegen ſeine Mutter und alle Welt, zur Unthätigkeit verdammt, ſeine Tage in ermüdendem Einerlei hinſchleppte; dann, vergißt man denn, durch wie viel ihm die That erſchwert wird. Seine Mutter, zum Theile Mitſchuldige des Verbrechens, das er rächen ſoll. Der zu Strafende, ſein Oheim, ſein nächſter Verwandter, der in ſeiner frühern Jugend ihm gewiß Achtung gebietend, gegenüberſtand. Ferner ſoll die That in der Mitte der Anhänger des Tyrannen geſchehen, und Hamlet hat ſich nicht nur über einen geraubten Vater zu beklagen, ſondern auch über eine geraubte Krone. Den Mörder tödten und dann ſelbſt getödtet werden, konnte Hamlets Abſicht nicht ſein. Vielmehr, nach vollbrachter Strafe, die Krone ſelbſt zu tragen.

Schwermuth tritt nicht bloß bei Schwäche ein, ſondern auch, wenn gleiche Gründe für und gegen eine Handlung ſprechen, vornehmlich aber, wenn Aufforderung zur Thätigkeit da iſt, aber kein beſtimmtes Ziel. Da arbeiten ſich alle Kräfte ab und erlahmen endlich. Eine ſolche Lage war jene Hamlets vor der Erſcheinung des Geiſtes. Nach der Erſcheinung iſt jener Zuſtand einmal da, und bei wem je derſelbe einmal habituell geworden iſt, der weiß, wie ſchwer man ihn abſchüttelt, ohne darum gerade ſchwach zu ſein. Nur ein ungemiſchtes, rein beſtimmendes Thatgefühl kann herausreißen; von welcher Art iſt aber die That, zu der Hamlet durch das Geſpenſt aufgefordert wird? Wie viel ſpricht dagegen? Welche Intereſſen und Gefühle werden dadurch nicht verletzt? Ein ſolches Thätigkeitsziel kann einen Schwermüthigen nicht beſtimmen. So war Timoleon ſchwermüthig ohne Vorwurf der Schwäche, nach der Ermordung ſeines Bruders, die er doch dem Grundſatze nach billigte, und blieb es (worüber ihn auch Plutarch hart anläßt) durch lange Zeit, bis die rein erhebende Beſtimmung, Syrakus zu befreien, ihn ſeiner Schwermuth auf immer entriß.

Welche Wahrheit in dem Verhältniß zwiſchen Antonio und Baſſanio (Kaufmann von Venedig)! Antonio durch Charaktereigenthümlichkeit, vielleicht auch frühe Verluſte und Täuſchungen, oder Verſäumen des rechten Augenblickes unter Geſchäften, für ſeine eigene Perſon vom eigentlichen Genuſſe des Lebens abgehalten, genießt es in der Perſon Baſſanio's. Er liebt, wirbt, hofft und leidet mit ihm, und iſt ſo beſorgt, ihn den Kelch, der ihm ſelbſt verſagt war, ja ganz ohne Hefen trinken zu laſſen, daß er, ganz im Widerſpruch mit ſeiner ſonſtigen umſichtigen Denkungsart, die leichtſinnige Sorgloſigkeit Baſſanio's vielmehr beſtärkt. I think, he only loves the world for him, ſagt Solanio Akt II. Scene 8.

In ſeinen ſtreng hiſtoriſchen Stücken eilt Shakeſpeare oft ſehr raſch über die wichtigſten Momente, Entſchlüſſe und Sinnesumkehrungen hinweg. Da ſie, als unzweifelhaft und hiſtoriſch gewiß, ſich ſelbſt rechtfertigten und ſeinen Zuſchauern geläufig waren, ſo hielt er ſich nicht lange mit ängſtlicher Motivirung auf, z. B. im I. Theil von Heinrich VI. der Uebertritt Burgunds zur Sache der Franzoſen.

Ein Fehler gewiß, aber einer, dem man im hiſtoriſchen Drama, wo die Begebenheiten ſich drängen und der Raum mangelt, überhaupt ſchwer entgehen kann. Iſt aber auch der erſte Theil (Heinrich VI.) von ihm? Warum nicht? Vielleicht eine ſeiner erſten Arbeiten, wobei der völlig undramatiſche Stoff ſeines Talentes ſpottete. In der Unterredung zwiſchen Suffolk und Margaretha iſt Shakeſpeariſches genug.

Heinrich VIII. iſt ein höchſt wunderliches Stück. Man weiß nicht, ob Shakeſpeare dabei unendlich viel, oder ob er dabei (was den Gang des Ganzen betrifft) gar nichts gedacht hat. Im erſteren Falle, indem er die Inkongruenzen der menſchlichen Natur, als wirklich, unvermittelt aneinander gereiht und das Amt des Dichters eben der Wirklichkeit überlaſſen hat; letzteres, dem Gang der Chronik bis auf die Ausdrücke folgend und alle Bedenken, als überflüſſig, von der Hand weiſend. Die Spitze des Ganzen iſt denn doch die Geburt der Königin Eliſabeth und die Reformation, und doch iſt die einzige honette Perſon des Stückes die katholiſche Katharina, und ſie ſtirbt geradezu als eine Heilige, indeß der Biſchof Cranmer, der Vater der Reformation, der Einzige von den Geiſtlichen iſt, der die, durch Leidenſchaft bedingte Scheidung des Königs, gutheißt und billigt. Der König ſelbſt mit ſeinen Gewiſſensbiſſen, die, wenn ſie durchaus falſch wären, ihn zu dem verächtlichſten Heuchler machen würden, und wären ſie wahr, ſo könnte er nicht am Ende jener Staatsverſammlung, nachdem er eben erklärt, er würde, wenn über ſein Gewiſſen beruhigt, mit Freude fort und fort an ſeiner Gattin feſthalten, auf die aufſchiebende Entſcheidung der Kardinäle, vor ſich hin ſagen: das Ding dauert mir zu lange; ich will den Biſchof Cranmer zu Rathe ziehen. Auch iſt es eine wunderliche Schmeichelei für Eliſabeth, ihre Mutter als ein alltägliches Geſchöpf in jener Scene mit einer alten Dame hinzuſtellen. Und eine Schmeichelei iſt ja im fünften Akte gemeint, die wahrſcheinlich erſt ſpäter auf König Jakob ausgedehnt wurde. Oder war es von vorne herein auf Jakob abgeſehen, wie Macbeth? Dann erklärte ſich das Ganze viel leichter.

Die luſtigen Weiber von Windſor ſtehen in keinem beſondern Kredit bei den Shakeſpeare-Bewunderern. Ich finde es nichts deſto weniger ein ſehr luſtiges Stück und manchem bewunderten, vorzuziehen. Dieſe Maſſe von komiſchen Figuren, wie er die beiden Ehemänner im Gegenſatz zu halten gewußt, mit dem Feenauftritte die Sache ins Poetiſche gezogen und endlich die wahre Liebesintrigue in den Spaß verwebt hat, das alles iſt beſſer als manches Andere.

Ein engliſcher Kunſtrichter hat das ſcheinbare Paradoxon aufgeſtellt: Fallſtaff ſei nicht feige. Er iſt's eigentlich auch nicht. Er war gewiß in ſeiner Jugend herzhaft, ſo wie er bei ſeinem Verſtande gewiß noch manche andere gute Eigenſchaft beſaß; aber die Lebensluſt hat alles verſchlungen. Der moraliſche Speck, mit dem phyſiſchen zugleich wachſend, hat ihn ganz in Behaglichkeit und Genuß eingehüllt. Seine melancholiſche Laune, von der er öfter ſpricht, iſt nichts als das halbunbewußte Gefühl ſeiner Verkehrtheit. Hierin liegt wohl mit ein großer Theil der Urſache, warum uns Fallſtaff, er mag thun, was er will, nie verletzt, und ſo ſehr unſer Liebling bleibt, daß der Schluß des zweiten Theils von Heinrich IV. beinahe nicht befriedigt. Uebrigens iſt auch gewiß, daß über die Hälfte dieſes letzten Stückes hinaus, die erſte Stärke der Begeiſterung, etwas von Shakeſpeare gewichen iſt. Es iſt auch hier alles vortrefflich, aber Shakeſpeare hätt' es noch beſſer machen können.

Maß für Maß.

Gervinus hat in ſeinem abſurden Commentar über Shakeſpeare nicht übel Luſt, dieſes Stück mit Othello in eine Reihe zu ſtellen, ja ſeiner albernen Anſicht nach, daß das Herausſtellen des Lehrhaften den Hauptvorzug eines dramatiſchen Werkes ausmache, ſieht er ſich ſogar genöthigt, ihm Vorzüge vor jenem Meiſterſtücke Shakeſpeare's einzuräumen. Nun hat aber Maß für Maß allerdings meiſterhafte, unübertreffliche Züge, gehört aber darum doch nichts deſto weniger unter die mittelmäßigen Stücke Shakeſpeare's. Von vorne herein ſchadet dem Stücke, daß es auf abſurde Vorausſetzungen gebaut iſt. Ein Geſetz, daß Jeder, der ſich mit einem Frauenzimmer fleiſchlich vergangen hat, mit dem Tode zu beſtrafen ſei, iſt höchſtens in Tauſend und einer Nacht unter einem märchenhaften Chalifen denkbar. Dadurch bekömmt das Ganze etwas Willkürliches, das zwar in den ergreifenden Scenen verſchwindet, aber doch immer dunkel nebenher ſchwebt, das Ganze zum Spiel ſtempelt und aus dem Leben auf die Schaubühne verweiſt. Das hat auch Shakeſpeare ganz richtig empfunden, und in keinem ſeiner ernſthaften Stücke, dem Komiſchen einen ſo beträchtlichen Raum gegönnt. Dieſes Märchenhafte erſtreckt ſich auch auf den Verfolg der Handlung. Dieſes Unterſchieben **Marianens** für Iſabella und ſo manches Andere, kann man ſich recht wohl gefallen laſſen, um ſein Vergnügen nicht zu ſtören; Niemand aber wird glauben, ein Stück Leben vor ſich zu haben, was doch eigentlich die Aufgabe des Drama iſt. Das Hauptverdienſt ſind die Charaktere, namentlich der Iſabellens, der allerdings unter das Vortrefflichſte gehört, was Shakeſpeare je in dieſer Art hervorgebracht hat. Nur hat es mit den Charakteren Shakeſpeare's ein eigenes Bewandtniß. Alle ſind gleich vortrefflich angelegt, und werden auch ebenſo gehalten, wenn es der Gang der Handlung erlaubt. Das iſt auch mit ſeinen Hauptperſonen in ſeinen vortrefflichen Stücken immer der Fall. In den Stücken zweiten Ranges aber legt er die Charaktere nach den hervortretenden Hauptbegebenheiten an, macht ſich aber kein Gewiſſen daraus, wenn er ſeine Luſt an ihnen gebüßt, oder das Bunte, wohl gar Abſurde der Handlung ihrer Entwicklung im Wege ſteht, ſie auf die Seite zu ſchieben, und ſie für eine Zeit lang ganz zu vergeſſen. Das iſt ihm ſogar, in einem ſeiner unbeſtrittenen Meiſterwerke, mit der Figur der Lady Macbeth geſchehen. Sobald ſie ihren Zweck, den Gatten zum Mord anzuſpornen, erreicht hat, ſchiebt er ſie, weil er keinen Platz mehr für ſie hat, bei Seite, und ſie bekommt dadurch bis zu ihrer letzten unübertroffenen Scene, etwas Untergeordnetes, ja Aengſtliches, was eben Tieck, der keinen Fehler in Shakeſpeare zugeben will, und lieber das Ganze als einen kleinen Theil aufgibt, verleitet hat, ſie für eine zärtliche Gattin und gute Mutter zu erklären. So iſt es auch mit Iſabellen. Von vornherein iſt ſie einer der herrlichſten Charaktere, die je ein Dichter in ſeiner Begeiſterung geſchaffen hat. Daß ſie hier auch ſchon Unanſtändigkeiten und Zweideutigkeiten, ohne Zeichen des Widerwillens, hinnimmt, wollen wir mit dem Charakter der Zeit entſchuldigen, der allerdings minder ekel war, als der unſere; von dem Augenblicke aber, als Mariane auftritt und die Handlung ins Märchenhaft-Bunte übergeht, vergißt ſie ihre frühere Strenge ſo weit, daß ſie ſich die unſäuberliche Vermengung ihrer Perſon mit der Marianens, das Sündhafte des fleiſchlichen Vorganges, ohne Widerrede gefallen läßt und höchſtens zum Schluſſe wieder einen Weg in das Edle ihrer Natur findet. Ja ganz zuletzt wird über die Charakterſtarke, die ſich früher dem klöſterlichen Leben beſtimmt, zu einer Heirath mit dem Herzog ohne viel Fragens verfügt. Auch der Charakter Angelo's mit ſeinen unbeſtreitbaren guten Eigenſchaften, die dann auch zum Schluſſe bei ſeiner Begnadigung poſtulirt werden, im

Gegenſatz ſeiner Schändlichkeit und Wortbrüchigkeit, gehört ſo ziemlich ins Gebiet der Fabel und des Unmöglichen. Daß von allen Schuldigen zuletzt nur der mindeſt Schuldige, der plauderhafte Lucio allein beſtraft wird, iſt eine ſchreiende Satyre auf den Titel: Maß für Maß. Selbſt als Compoſition betrachtet, iſt das Stück fehlerhaft, durch den vierten Akt nämlich, der ganz inhaltlos und nur da iſt, um die Handlung bis zum fünften Akte fortzuſpinnen, welche Fünfzahl damals wohl kanoniſch war, wie die vielen Todtſchlägereien im Trauerſpiel.

Damit ſoll kein Tadel gegen Shakeſpeare ausgeſprochen ſein, der auch in dieſem Stücke ſo viel Herrliches geleiſtet hat, daß es hinreicht, einen andern Dichter als Einzigen für alle Zeiten zu adeln. Der Tadel gilt jenen ſtumpfſinnigen Kunſtrichtern, die, ohne Geſchmack auf der Zunge und aus ſachunkundiger Lobhudelei, ſich an den naturwüchſigen Meiſterwerken deſſelben Dichters verſündigen, indem ſie dieſes Stück mit ihnen, in dieſelbe Reihe ſtellen.

Othello.

Die Deutſchen betrachten den Shakeſpeare als den vollkommenen Abdruck der Natur. Wenn ſie ihn, und zwar mit Recht, über alle Dichter der neuern Zeit ſetzen, ſo iſt es vor Allem die Wahrheit ſeiner Dichtungen, die ſie dabei im Auge haben. Nun iſt merkwürdig, daß dieſe Naturwahrheit nicht überall und jederzeit gefühlt worden iſt. Voltaire, ein ſo begabter Mann, als je einer in der Welt war, und dabei in einigen ſeiner Dramen ein nicht zu verachtender Dichter, hat ziemlich abſchätzig von Shakeſpeare geſprochen, und wenn man ihn, nicht mit Unrecht, als befangen betrachten wollte, ſo war der zweitgroße

Dichter Englands, Lord Byron, dem es an Sinn für Naturwahrheit keineswegs fehlte, von den Vorzügen ſeines großen Landsmannes nichts weniger als durchdrungen. Woher nun dieſe Verſchiedenheit des Urtheils in einer Sache, die ſich doch jederzeit gleich bleiben ſollte, und gleich bleibt, wie Natur und Wahrheit? Zur Löſung dieſes Räthſels bietet nun Othello, das pſychologiſch getreueſte Bild menſchlicher Leidenſchaft, einen willkommenen Beitrag. Jago's Ohrenbläſerei, ſeine abgeriſſenen Reden, der Kampf in Othello zwiſchen Liebe und Verdacht, nichts kann wahrer ſein: ſo entſteht die Leidenſchaft, ſo wächſt ſie, ſo ſteht ſie endlich furchtbar da — aber nicht in ſo kurzer Zeit. Shakeſpeare gibt häufig ein compendium, ein précis, ein abrégé der Natur, ſtatt der Natur ſelbſt. Wozu kaum fünf Akte ausgereicht hätten, das wird hier in den Raum eines einzigen (des dritten) zuſammengedrängt. Othello hat ſeinen Lieutenant entlaſſen, mehr der Dienſtordnung zu Liebe, als daß er ihm gram wäre. Er findet ihn, nicht in Geheim, ſondern ohne alle verdächtige Nebenumſtände bei ſeiner Gattin, um ihre Vorbitte anzuflehen. Sie bittet wirklich vor. Was iſt einfacher, natürlicher, unſchuldiger? Und doch wird es Jago möglich, in dem Raum eines einzigen Aktes ſeinen Verdacht zu einer ſolchen Höhe zu ſteigern, daß der Reſt des Stückes kaum noch etwas hinzufügt, als den Mord. Ich übergehe die Geſchichte des Tuches,* das für ſich ſchon keine ernſthafte Prüfung aushält. Daß Desdemona ein ſo werthes, vielbedeutendes Liebespfand als gewöhnliches Schnupftuch gebraucht, dürfte wohl kaum als natürlich betrachtet werden. Shakeſpeare geht immer den Weg der Natur, er kürzt ihn aber häufig ab. Das iſt zugleich die Wahrheit und die Unwahrheit ſeiner Poeſie.

Nicht anders iſt es mit den Charakteren. Desdemona iſt ein Engel an Reinheit, vielleicht der himmliſcheſte Charakter, den ein Dichter je geſchaffen. Wie kam es aber, daß dieſe zarte, furchtſame, kindiſch anhängliche Natur, heimlich aus dem Hauſe ihres Vaters entfloh? Man kann ſich da ganz genügende Möglichkeiten denken. Wenn aber Shakeſpearen an der Wahrheit ihres Charakters lag, ſo hätte er durch Angabe des von ihm gedachten Verlaufes, vor Allem dieſe Inkonſequenz aus dem Wege ſchaffen müſſen. Daß Jago's Charakter unmöglich ſei, wird ziemlich allgemein zugegeben, und ich will es zur Ehre der menſchlichen Natur glauben.

Da wären denn eine Menge Fehler! Wie kommt es denn aber, daß wir bei der Darſtellung oder bei gehöriger Leſung, von dieſen Fehlern gar nicht geſtört werden, daß ſie wie lauter Vortrefflichkeiten auf uns wirken? Shakeſpeare's Wahrheit iſt eben eine Wahrheit des Eindruckes, und nicht der Zergliederung. Die Prägnanz der Ausführung, die Gewalt ſeiner Verkörperung iſt ſo übermächtig, daß wir an die Möglichkeiten gar nicht denken, weil die Wirklichkeit vor uns ſteht. Die Gabe der Darſtellung in dieſem Grade hat alle Vorrechte der Natur, die wir anerkennen müſſen, auch wo wir ſie nicht verſtehen.

Zu dieſen Abkürzungen der Natur iſt er aber wahrſcheinlich durch ſein Publikum gezwungen worden, die bunte Begebenheiten und keine pſychologiſchen Weitläufigkeiten wollten. Zugleich durch den Inhalt ſeiner Stoffe, die er fertig vorfand, als Wirklichkeiten aufnahm, und von denen er nur höchſt ſelten abwich.

Wir aber, die wir Aehnliches mit unendlich geringern Kräften anſtreben, mögen uns dieſer Fehler nur bewußt werden, und in Shakeſpeare ein Vorbild, aber nicht ein Muſter erkennen. Nur dem Gange des Genies folgt das

Gefühl der Nothwendigkeit auf dem Fuße nach; wir Andern müſſen Wahrſcheinlichkeit und Folgerichtigkeit feſt im Auge behalten, und werden nur überzeugen, wo wir uns rechtfertigen können.

Was das Eigentlichſte von Shakeſpeare's Geiſt ausmacht und ihn von allen andern Dichtern unterſcheidet, iſt: daß die empfangende oder reproduktive Seite ſeiner Natur die produktive weit überwiegt, oder, um es handwerksmäßig auszudrücken, daß der Schauſpieler in ihm ſo thätig iſt, als der Dichter. Die produktive Phantaſie geſtaltet, und iſt daher leicht mit einer Oberfläche befriedigt; die empfangende Natur aber geht als Empfindung in die Tiefe, und als Phantaſie bildet ſie zu dem gegebenen Ganzen das Einzelne und Stetige aus. Beide Seiten müſſen wohl in jedem Dichter vereinigt ſein, aber ihn nöthigte der Schauſpieler, ſich mit den Perſonen und Situationen zu identificiren und aus ihnen herauszudichten, ſtatt in ſie hinein. Er hat ſeine Perſonen gelebt, als er ſie ſchrieb, und er war eben ſo ſehr der Geſammtſchauſpieler ſeiner Stücke, als ihr Dichter, welches letztere Amt er der Geſchichte oder der Novelle, meiſtens ſogar einem früheren Schauſpiele überließ, von denen er kaum abwich und ſie nur im Innern bereicherte und erfüllte. Wie wenig er ein Dichter im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, zeigen ſeine erſten lyriſch epiſchen Verſuche, die durchaus verfehlt ſind: Venus und Adonis, bei einzelnen Schönheiten, plump bis zum Widerlichen, die Lucrezia ſpitzfindig und gemacht. Erſt als er als Schauſpieldirektor anfing, Stücke für ſein Theater zuzurichten, kam unbewußt ſein eigentlicher Genius über ihn, und er ward der größte Dichter der neuern Zeit, indeß er glaubte, nur ſein Brod zu verdienen.

Aphorismen.

Wie groß ſind die Fortſchritte der Menſchheit, wenn wir auf den Punkt ſehen, von dem ſie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo ſie hin will.

Der Geiſt des Menſchen und der Gang der Welt iſt ſich unter allen Umſtänden und zu allen Zeiten ſo gleich, daß ſelten ein Wahres ganz neu und ſelten ein Neues ganz wahr ſein wird.

Die auf dem Ocean des menſchlichen Wiſſens rudern wollen, kommen nicht weit, und die die Segel aufziehen, verſchlägt der Sturm.

Jede poetiſche Feuersbrunſt bringt, wie jede wirkliche ihren eigenen Wind mit ſich, der die Flammen nicht ſelten weiter trägt, als man anfangs vermuthen konnte.

Die Betrachtung tödtet, weil ſie die Perſönlichkeit aufhebt; die Bemerkung erfriſcht, denn ſie erregt und unterſtützt die Thätigkeit. Mitten zwiſchen beiden durch wäre der wahre Weg.

Unter hundert Menſchen iſt kaum Einer, der einen tüchtigen, ſelbſtſtändigen Verſtand hat; unter tauſend kaum Einer, der eine tüchtige, lebhafte Phantaſie hat; und unter zehntauſend mit Verſtand und Phantaſie begabten Menſchen kaum Einer, bei dem beide Hand in Hand gehen können, wie ſie es müſſen, wenn ein Kunſtwerk hervorgebracht werden ſoll.

Die activen Factoren der Menſchennatur ſind die Neigungen und Leidenſchaften; ihr Uebermaß zu hemmen, iſt die Aufgabe des Sittlichen. Letzteres iſt daher negativ und kann als ſolches nicht der Zweck des Menſchen ſein.

Projectenmacher, die ſich mit geheimnißvollen Plänen beſchäftigen, ſprechen ſelten in zuſammenhängenden Sätzen, ſondern meiſtens abgebrochen, herausgeſtoßen, ſo daß oft das Zeitwort, faſt immer die Verbindungswörter fehlen. Geberden, vorzüglich Mienen, erſetzen das Abgehende. Ich habe das heute wieder an einem vom Opernorcheſter abgedankten Muſiker bemerkt, der über den Verluſt ſeiner Anſtellung nicht ſehr betrübt ſchien, weil er, wie er ſagte, dadurch Zeit gewänne, ſich ausſchließend der Chemie zu widmen, durch deren Hilfe er dahin zu gelangen hoffe, ein unverbrennbares Oel zu erfinden.

Das iſt das Unglück der Deutſchen als Schriftſteller, daß Keiner ſich mit ſeiner eigenen Natur hervorwagt. Jeder glaubt, er müſſe mehr ſein, als er ſelbſt.

Aus Uhrmachern ſind die Deutſchen mathematiſche Inſtrumentmacher geworden, welche die Inſtrumente machen, mit denen man Uhren macht, und wenn zuletzt die Uhrmacherkunſt ganz verloren iſt, wird Niemand mehr wiſſen, wieviel die Zeit iſt.

Das Grundübel unſerer Zeit iſt die hiſtoriſche Abſchätzung der moraliſchen Handlungen. Die Vergangenheit darf und ſoll hiſtoriſch beurtheilt werden, weil ſie fertig vor uns daliegt, und wir nichts dazu oder davon wegthun können. Handlungen aber, die in die Zukunft hinausreichen, unterliegen der moraliſchen Beurtheilung, aus dem einfachen Grunde, weil wir für die Folgen nicht einſtehen können. Gutes aus Ueblem hervorzubringen iſt die Sache Gottes oder des Weltgeiſtes, oder wie man es ſonſt nennen mag.

Der erſte Grund der Größe der Römer liegt vielleicht eben darin, daß ſie urſprünglich Eingedrungene waren, Flüchtlinge, Sklaven, Verbrecher, die nehmen mußten, wollten ſie etwas haben; gegen die Jedermann war, wie ſie gegen Jedermann. Ging der Staat zu Grunde, ſo hörte ihre eigene Exiſtenz auf; viele mußten ſogar fürchten, zu Verantwortung und Strafe für früher Begangenes gezogen zu werden. Daher dieſe eiſerne Anhänglichkeit und Ergebenheit an ein Verhältniß, das allein ihre Exiſtenz begründete, daher dieſer Bürgerſinn, der Rom auszeichnet, und den die ſpätern Enkel von ihren erſten Vätern erbten.

Was die alten Völker gegenüber den neuen vornehmlich charakteriſirt, iſt das reinmenſchliche Anerkennen alles in ſeiner Art Ausgezeichneten und Vortrefflichen. Bei den Neuern, wo die Individualität in dem bürgerlichen Verbande beinahe untergeht, wird nur das, der Geſammtheit Nützliche, geſchätzt und Alles abgelehnt, was, wenn es auch den Einzelnen auszeichnen möchte, doch dem Ganzen Schaden bringen könnte.

Wenn man das Angenehme und Schlimme in dem Charakter der Italiener, oder vielmehr in ihrem Benehmen gegen Fremde, mit Einem Worte bezeichnen wollte, ſo müßte man ſie mit *Gaſtwirthen* vergleichen; und das ſind ſie ja auch: die Gaſtwirthe des ganzen reiſenden Europa.

Der Franzoſe will ſeinen Leſer unterhalten, der Deutſche, der neuere nämlich, will ihn immer belehren. Ich bin Jedem dankbar, der mich unterhält; wenn mich aber Jemand belehren will, ſo ſeh' ich mir den Meiſter vorher zweimal an.

Wenn Jemand einem Andern etwas zu ſagen hat (was er ſich ihm zu ſagen ſcheut), ſo thut er es meiſtens, wenn er ſich endlich Muth dazu nimmt, mit einer Inſolenz, die deſto derber wird, je größer ſeine Furcht iſt.

Ein Weiſer mag und ſoll höher ſtehen, als ſeine Zeit; der Dichter als ſolcher nicht, aber ihr Gipfel ſoll er ſein.

Durchbildung iſt ein ſehr gutes neues Wort und zeigt an, daß ein Menſch ſo von Bildung durchdrungen iſt, daß, nach Austreibung alles Natürlichen, er ſich als ein ausgeſpritztes anatomiſches Präparat darſtellt.

Man hat ſo viel über die Gründe geſagt und geſchrieben, warum die Schauſpieler, obwohl ſo häufig gehätſchelt und geſchmeichelt, doch im Allgemeinen der eigentlichen bürgerlichen Achtung entbehren? Sollte nicht der Hauptgrund dieſer Erſcheinung in dem indignirenden Gefühle liegen, Jemanden zu ſehen, der das Tiefſte ſeines Gemüthes, die edelſten Empfindungen, Gefühle, die wir im Innerſten hegen, und jedem Fremden verſchließen möchten, offen und ohne Hülle, dem Ungebildeten, Rohen, für — Geld hingibt? Es geht beim Gemüthe, wie beim Körper. Beide haben Theile, die nicht entblößt ſein wollen, wenigſtens der Neugierde nicht.

Dilettanten genießen das Werk, Profeſſoren zugleich den Meiſter.

Die geſcheidten und die dummen Leute erkennt man unter andern auch daraus, daß die dummen das verehren, was in ihrer eigenen Richtung liegt, die geſcheidten aber, was ſie fühlen, daß ihnen abgeht.

Um es in einem Berufe weit zu bringen, muß man nicht allein die Vorzüge, ſondern auch die Fehler desſelben haben. Die erſten ſind der Geiſt, die zweiten der Körper der Aufgabe.

Der Ungebildete ſieht überall nur Einzelnes, der Halbgebildete die Regel, der Gebildete die Ausnahme.

Die Ungebildeten haben das Unglück, das Schwere nicht zu verſtehen, dagegen verſtehen die Gebildeten häufig das Leichte nicht, was ein noch viel größeres Unglück iſt.

Wenn man in neueſter Zeit gar ſo viel Weſens von der Bewahrung der Nationalitäten macht, ſo ſollte man bedenken, daß, was die Nationen von einander unterſcheidet, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge ſind —, und, wenn Vorzüge, gerade ihr Hervortreten eine Uebertreibung oder nicht geſunde Miſchung beurkundet.

Gegen was ſie ſich in Deutſchland am meiſten verwahren, ſind die Gemüthswirkungen.

Die Deutſchen ſind und waren eine grübleriſche Nation. Aus dieſem Geſichtspunkte läßt ſich ihre ganze Kunſt und Wiſſenſchaft erklären.

In gewiſſen Ländern ſcheint man der Meinung: drei Eſel machten zuſammen einen geſcheidten Menſchen aus. Das iſt aber grundfalſch. Mehrere Eſel in concreto geben den Eſel in abstracto, und das iſt ein furchtbares Thier.

Wollte Gott, Gedrucktes und Geſchriebenes hätte ſo viel Einfluß auf die Menſchen, als die Regenten und ihre Cenſoren fürchten! Bei den unzähligen guten Schriften, die wir haben, müßte dann die Welt ſchon lange beſſer geworden ſein, als ſie iſt.

Die Regierung ſoll durch die Preſſe ebenſogut belehrt werden, als die Privaten, alſo kann die Regierung auf die Preſſe keinen Einfluß ausüben.

Mir ſchien es immer höchſt lächerlich, wenn man ein Volk in ſeinen Bewegungen anklagte und tadelte. Der Menſch iſt ein ſelbſtſtändiges, frei-wollendes und dem gemäß handelndes Weſen höchſtens dann, wenn er allein iſt.

Der Geiſt der Menge iſt blind und aufs Nothwendige gerichtet, wie die Kräfte der Natur. Die muthige Begeiſterung des Unkriegeriſchen in der Schlacht und der paniſche Schreck, der auch die Tapfern ergreift, ſind nur einzelne, aber ſichere Belege hiezu. Daher iſt, was ein Volk thut, immer gut, wie dieſe Welt gewiß die beſte iſt, und wer über das, was geſchieht, ſich ärgert, kommt mir ebenſo thöricht vor, als Einer, der nicht recht weiß, daß das Feuer warm und Eis kalt macht.

Ob es Klöſter geben ſoll? — So lange das Cölibat beſteht, d. h. ſo lange das Weſen der katholiſchen Geiſtlichkeit auf einem fortwährend exaltirten Zuſtand baſirt iſt, werden auch immer Anſtalten ſein müſſen, die, von der bürgerlichen und häuslichen Geſellſchaft abgeſondert, Pflanzſchulen in ſolcher, von der gewöhnlichen abweichenden, Sinnesart abgeben können.

Die Allopathie möchte die Arzneikunſt in eine Wiſſenſchaft verwandeln, die Homöopathie in ein Handwerk.

Die Homöopathie fehlt ſchon darin, daß ſie die Thätigkeit des Körpers bei einer Krankheit rein als das Beſtreben anſieht, die Störung des Organismus zu entfernen. Sie iſt aber zuſammengeſetzt aus der Gegenwirkung gegen die Krankheit und aus der durch die Krankheit herbeigeführten Störung.

Der Mann thut durch Untreue ſeiner Frau ein Unrecht; die Frau, indem ſie untreu iſt, dem Mann einen Schimpf. Die Frau eines untreuen Mannes bedauert man, über den Mann einer untreuen Frau ſpottet man. Schon hierin liegt genug von dem Unterſchiede, der zwiſchen beiden Geſchlechtern in Bezug auf den Grad der Beleidigung obwaltet, die ſie ſich durch Untreue zufügen.

Wer Sittlichkeit zum alleinigen Zweck des Menſchen macht, kommt mir vor, wie Einer, der die Beſtimmung einer Uhr darin fände: daß ſie nicht falſch gehe. Das Erſte bei der Uhr aber iſt: daß ſie gehe; das Nichtfalſchgehen kommt dann erſt als regulative Beſtimmung hinzu. Wenn das Nicht-Fehlen das Höchſte bei Uhren wäre, ſo möchten die unaufgezogenen die beſten ſein.

Mit der Geſundheit der Seele iſt es, wie mit der des Körpers. Ohne Geſundheit keine erſprießliche Thätigkeit; aber die Erhaltung der Geſundheit zum Geſchäfte ſeines Lebens zu machen, iſt die Sache der müßigen Thoren und Hypochondriſten.

In die Zukunft ſchauen, iſt ſchwer; in die Vergangenheit rein zurückblicken, noch ſchwerer. Ich ſage: rein, d. h. ohne von dem, was in der Zwiſchenzeit ſich begeben oder herausgeſtellt hat, etwas in den Rückblick mit einzumiſchen.

Wenn Jemand meinte, die Bäume ſeien da, um den Himmel zu ſtützen, ſo müßten ſie ihm alle zu kurz vorkommen.

Unſer Erklären der Natur beſteht darin, daß wir ein ſelten vorkommendes Unverſtändliches auf ein oft vorkommendes, aber ebenſo Unverſtändliches, zurückführen.

Alexander Humboldt der Herder der Naturwiſſenſchaften.

Die Naturgeſchichte der deutſchen Poeſie von Gervinus.

Das fürchterlichſte Mittel gegen quälende Gedanken iſt die Zerſtreuung, ſie führt zur Gedankenloſigkeit.

Nachahmen oder Anfeinden iſt der Charakter der Menge.

Napoleon bildete ſich ein, er hätte Corneille zum Fürſten gemacht, wenn er zu ſeiner Zeit gelebt; ich glaube, er hätte ihn auf lebenslang einſperren laſſen.

Von Einem haben die ſogenannten gebildeten Leute gewöhnlich keine Vorſtellung: daß Jemand den zuſammengeſetzten und künſtlichen Zuſtand, den ſie Bildung nennen und der auch wirklich Bildung iſt, durchgemacht haben könne und auf der andern Seite wieder ins Einfache und Natürliche herausgekommen ſei. Ihnen ſcheint alles Schlichte: Unkultur.

Seit man nicht mehr in die Kirche geht, iſt das Theater der einzige öffentliche Gottesdienſt, ſowie die Literatur die Privatandacht.

Alle dieſe Inſeln im weiten Meere, wie klein ihre Oberfläche und wie unermeßlich ihre Feſten vom Spiegel des Waſſers an bis zum Grunde des Meeres! In wie unermeßlichen Flächen und Krümmen, in wie mannigfaltigen Formationen mögen ſie ſich hinziehen unter dem Meere, ungeheure Länder und Regionen! Der Menſch nennt aber nur *das* Land, was für ihn ſichtbar und bewohnbar, über der Oberfläche ſich zeigt. Mir kommen dieſe Gipfelländer über dem Meere wie die Zeit vor, gegenüber der verhüllten, unermeßlichen Ewigkeit. Wenn man ſo viel Waſſer auf der Karte ſieht, ſo drängt ſich einem das Bild auf, das Land ſei im Waſſer; und im Grunde iſt doch Alles Land, nur daß das Waſſer die niedrigen Stellen bedeckt. O ihr armen Länder in der Tiefe der Waſſer, Gott gebe, daß ihr auch einmal die freudige Sonne erblickt, o ihr Menſchen vom Unglück überflutet, Gott ſchenke euch einen freudigen Tag!

Wenn man die Neigung der Menſchen in neueſter Zeit zur Immoralität und Geſetzloſigkeit bemerkt, muß man darüber nicht zu ſehr erſchrecken und nicht vergeſſen, daß, wenn Jeder die Ungebundenheit für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen möchte, er doch zugleich das Gebundenſein aller Andern wünſcht, ſo daß das Ganze ohne viel Aenderung ſeinen Weg fortgeht, und der Egoismus die öffentliche Moral nicht mehr ſtört als erhält.

Man hat als einen Einwurf gegen den Grundſatz der Gleichheit angeführt: die Natur ſelbſt, indem ſie die Menſchen mit verſchiedenen Gaben ausſtattet, ſei die erſte Quelle der Ungleichheit. Gewiß! Aber eben weil es die Natur ſchon von ſelbſt thut, laßt die Natur nur machen und ſpart eure Geſetze!

Ohne Ahnung vom Ueberſinnlichen wäre der Menſch allerdings Thier; eine Ueberzeugung davon aber iſt nur für den Thoren möglich und nur für den Entarteten nothwendig.

Sich ſelbſt kennen iſt bei einem ſelbſt mittelmäßigen Verſtande nicht ſo ſchwer, als manche Leute ſagen; aber im Leben dem gemäß handeln, was man von ſich erkannt hat, iſt ebenſo ſchwer, als die Praxis in allen Dingen, gegen die Theorie betrachtet.

Auffallendes an Spielern: Scheinbare tiefe Ruhe von Außen (Ruhe aus Grundſätzen möchte ich ſie nennen) bei der heftigſten innern Bewegung. Das ſcharfe Anblicken eines Jeden, der ſich dem Tiſche naht. Ihr langſames, forſchendes Aufnehmen der Karten (Guſtiren), indeß ungeübte Spieler ungeduldig und raſch zugreifen. — Erinnere dich immer des Croupiers an der Pharaobank in Neapel.

Man kann den Charakter eines Menſchen nie beſſer kennen lernen, als an ſeinem Krankenbette, ſowie die Geſinnungen während ſeines Rauſches: ich habe zwei der Hauptapoſtel des neuen Katholicismus in dieſen Zuſtänden geſehen, und erſchrack, daß man von da her Heil erwarte.

Worte verzeiht man allenfalls, Vorwürfe werden rückgegeben, widerlegt, beſchwichtigt. Aber der ſtillſchweigende Vorwurf, der aus dem Weſen eines Menſchen hervorgeht, der erbittert die Schurken, und da iſt keine Verzeihung.

Dem das Weſen, das du biſt,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf iſt.[1]

Niemand iſt ſo ſehr in Gefahr, ſtumpf zu werden, als der höchſt Reizbare.

Wenn wir an dem Werke des ofterprobten Mannes einzelne Fehler bemerken, ſo können und werden wir oft Recht haben; wenn wir aber glauben, er habe ſich völlig und im ganzen Umfange geirrt, ſo ſind wir in Gefahr, gar nicht zu wiſſen, um was es ſich handelt.

---

[1] Rückert. A. d. H.

Alle Unruhe im Menſchen entſpringt aus der Phantaſie; denn ſelbſt das Gewiſſen, wenn es auch ſeinen Stoff aus dem moraliſchen Sinne zieht, nimmt doch wenigſtens ſeine Form aus ihr.

Fehler, an deren entgegengeſetztem Extremen wir uns ſelbſt zu laboriren bewußt ſind, kommen uns leicht wie Vorzüge vor. Das ſollten die unbedingten Bewunderer Shakeſpeare's und der Alten überhaupt nicht vergeſſen.

Man iſt nie eiferſüchtiger, als wenn man in der Liebe anfängt, zu erkalten. Man traut dann der Geliebten nicht mehr, weil man dunkel fühlt, wie wenig einem ſelbſt mehr zu trauen iſt.

Jemandem große Verbindlichkeiten ſchuldig ſein, hat nichts Unangenehmes, denn die Dankbarkeit iſt eine ſüße Pflicht; nur kleine Verpflichtungen ſind quälend.

Von allen Tugenden die ſchwerſte und ſeltenſte iſt die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmüthige gegen Einen Gerechten.

Wir ſind gegen keine Fehler Anderer intoleranter, als welche die Karikatur unſerer eigenen ſind.

Die Schurken ſind immer praktiſch tüchtiger, als die ehrlichen Leute, weil ihnen die Mittel gleichgiltig ſind.

Mit Monarchen iſt's wie mit der Sonne: die Menſchen, die ihr am nächſten ſind, ſind auch die ſchwärzeſten.

In der Kirche ſingen immer die am Lauteſten, die falſch ſingen.

Frauenzimmer haben in der Regel keinen Sinn für den Scherz, ſie goutiren ihn nur, wenn ſie gerade in luſtiger Stimmung ſind.

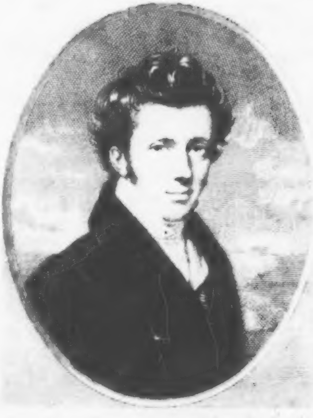
Die Frömmelei des einen Theils der vornehmen Weiber fließt aus derſelben Quelle, wie die Koketterie des andern Theils: Müßiggang und Langeweile. Sie vertrödeln den Tag an der geiſtlichen Toilette, wie die andern an der leiblichen. Der Beichtvater iſt ihr Marchand de modes, die Beichte ihr Ankleidſpiegel, Kirchgänge ihre Rendezvous, Haß und Verfolgung Andersdenkender ihre Eiferſüchteleien und dépits amoureux.

Warum die Orientalen vorzugsweiſe Räthſel lieben? Weil ſie weniger denken, als wir, und es ihnen daher wohlthut, die Denkkraft manchmal aufzuregen, ohne ſie zu ermüden. Es iſt eine Commotion des Verſtandes, wenn er lange geruht hat.

In einem kalten Zeitalter zu leben, iſt kein Unglück. Denn, indem man ſich der Kälte entgegenſtellt, ergreift man nothwendig das Entgegengeſetzte: die Begeiſterung. Begeiſterung aber iſt die Mutter alles Großen. Unheilbringend iſt aber eine falſch begeiſterte Zeit, denn um ſich nicht mit fortreißen zu laſſen, wird man auf die Kälte hingewieſen. Kälte jedoch ſichtet und ſcheidet, bringt aber nichts hervor.

Auf die Maſſe ſoll und muß jeder Dichter wirken, *mit* der Maſſe nie.

Ich halte es mit der Gelehrſamkeit, wie die Fürſten mit der Verrätherei. Ich ehre die Gelehrſamkeit und verachte die Gelehrten, die eben nichts als Gelehrte ſind.



Grillparzer's

Sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Selbſtbiographie. (1791—1836) 1
Reiſe-Erinnerungen an **Rom** und Neapel. (1819) 241
Tagebuch aus dem Jahre 1836. (Paris und London) 279
Beiträge zur Selbſtbiographie 427

Selbſtbiographie.

1791—1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ich bin zu Wien am 15. Jänner 1791 geboren. Mein Vater war Advokat, ein ſtreng rechtlicher, in ſich gezogener Mann. Da ſeine Geſchäfte und ſeine natürliche Verſchloſſenheit ihm nicht erlaubten, ſich mit ſeinen Kindern viel abzugeben, er auch ſtarb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war, und in den letzten Jahren ſeines Lebens Krankheit, die gräßlichen Kriegsjahre und der durch Beides herbeigeführte Verfall ſeiner häuslichen Umſtände, jene Verſchloſſenheit nur vermehrten, ſo kann ich von dem Innern ſeines Weſens mir und Andern keine Rechenſchaft geben. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Geſellſchaft, war aber ein leidenſchaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, ſpäter einen gemietheten Garten ſelbſt zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe ſeine einzige Erheiterung aus. Nur auf Spaziergängen, bei denen er auf unglaubliche Entfernungen manchmal die ganze Familie, häufig aber auch nur mich, noch als Kind mitnahm, wurde er froh und mittheilſam. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm bei ſolchen Spaziergängen am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inſeln im Fluſſe, nach Art der Weltumſegler, ſelbſtgewählte Namen zu geben, ſo muß ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantaſie ihm nicht fremd geweſen ſein müſſen, ja noch ſpäter, in den Jahren meiner Leſewuth, konnte ich ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausſchließlich Ritter- und Geiſtergeſchichten, zutrug, die dann der ernſte Mann, am ſchwediſchen Ofen ſtehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die ſpäte Nacht hinein las. Neuere Geſchichten waren ihm wegen ihres Conventionellen zuwider.

Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte ſich mit ihren Kindern, ſuchte Ordnung herzuſtellen, die ſie, die Wahrheit zu ſagen, ſelbſt nicht gar genau hielt, und lebte und webte in der Muſik, die ſie mit Leidenſchaft liebte und trieb.

Ich war der älteſte von drei Brüdern, zu denen erſt ſpät, als ich ſchon ziemlich erwachſen war, ein vierter hinzukam. Man hielt mich für den Liebling meines Vaters, obwohl er mir nie ein Zeichen davon gab. Im Gegentheile unterhielt er ſich am liebſten mit dem Dritten, der ihn, von Geſchäften ermüdet, durch unſchädliche Wunderlichkeiten in ſeinem Entwickelungsgange, erheiterte. Der Zweite war ihm durch ſein trotziges und ſtörriſches Weſen beinahe zuwider. —

Ueberhaupt kann man ſich verſchiedenere Charaktere als dieſe drei Brüder nicht denken. Von dem Zweiten iſt ſchon die Rede geweſen. Der Dritte war ein bildſchöner Knabe und deßhalb von den Weibern verhätſchelt. Da nun zugleich meine Mutter, wenn der Lärmen zu arg wurde, kein Mittel wußte, als die Schuldigen zu ſich zu rufen und, in Form von Strafe, zu verhalten, an einem Strumpfband zu ſtricken, ſo hatte der Jüngſte die Sache ernſthaft genommen und ſtrickte und ſtickte wie ein Mädchen. Er hatte ſich drei Ecken des Zimmers mit gedachten und auch benannten Frauen bevölkert, denen er wechſelsweiſe Beſuche abſtattete. Mein Vater, Abends im Zimmer auf und niedergehend, verſuchte ihm auch für die vierte Ecke eine vierte Frau aufzudringen, die aber, da der vorgeſchlagene Name den Spott gar zu deutlich an ſich trug, der Knabe durchaus nicht acceptirte.

Durch dieſe Grundverſchiedenheit von meinem Bruder entfernt gehalten, und da unſer Vater zugleich ſich von jeder Bekanntſchaft abſchloß, wuchs ich in völliger Vereinzelung heran. Um das Formloſe und Trübe meiner erſten Jahre begreiflich zu machen, muß ich ſogar unſere Wohnung beſchreiben.

Mein Vater, mit der Abſicht zu heirathen umgehend, ſuchte Quartier. Einmal Abends bei einem Bekannten zu Gaſte, kann er nicht fertig werden, die Wohnung des Wirthes zu loben. Zwei ungeheure, ſaalähnliche Zimmer, den Zugang bildend ein minder großes, ganz geeignet für die Kanzlei des Advokaten, nach rückwärts noch einige Gemächer, zum Schlafzimmer und ſonſtigen Bedarf.

Seinen ausgeſprochenen Wünſchen kommt der Inhaber der Wohnung mit der Aeußerung entgegen, wie es leicht ſei, ſich den Beſitz alles deſſen zu verſchaffen. Er ſelbſt habe die Wohnung aufgekündet, und unter den Geladenen befinde ſich der Hausherr, mit dem er ſogleich ſprechen könne. Geſagt, gethan. Die Männer geben ſich den Handſchlag, und mein Vater hat, was er wünſcht. Er hatte bemerkt, daß die Fenſter der Wohnung nach zwei Seiten gehen. Was war alſo natürlicher, als daß die eine Hälfte die Ausſicht auf die Straße, den „Bauernmarkt“ hat und die andere in den ziemlich geräumigen Hof des Hauſes. Bei ſpäterer Beſichtigung aber fand ſich, daß es mit der Ausſicht in den Hof allerdings ſeine Richtigkeit habe, die zweite Hälfte aber in ein enges, ſchmutziges Sackgäßchen ging, von deſſen Exiſtenz ſogar viele Menſchen in Wien gar keine Kenntniß haben.

In dieſem Hauſe wurde ich geboren und verlebte meine erſten Knabenjahre.[1] Finſter und trüb waren die rieſigen Gemächer. Nur in den längſten Sommertagen fielen um Mittagszeit einzelne Sonnenſtrahlen in das Arbeitszimmer unſeres Vaters, und wir Kinder ſtanden und freuten uns an den einzelnen Lichtſtreifen am Fußboden.

Ja auch die Eintheilung der Wohnung hatte etwas Mirakuloſes, nach Art der uralten Häuſer war es mit der größten Raumverſchwendung gebaut. Das Zimmer der Kinder, das ſo ungeheuer war, daß vier darin ſtehende Betten und einige Schränke kaum den Raum zu verengen ſchienen, empfing ſein Licht nur durch eine Reihe von Glasfenſtern und einer Glasthür von einem kleinen Hofe auf gleicher Ebene mit dem Zimmer, alſo wie das Zimmer ſelbſt im erſten Stockwerke. Dieſer Hof war uns ſtreng verſperrt, wahrſcheinlich in Folge einer Convention mit dem grämlichen Hausherrn, der den Lärm der Kinder ſcheute. Hierher verlegten wir in Gedanken unſere Luft- und Sommerfreuden.

Nächſt der Küche lag das ſogenannte Holzgewölbe, ſo groß, daß allenfalls ein mäßiges Haus darin Platz gehabt hätte. Man konnte es nur mit Licht betreten, deſſen Strahl übrigens bei Weitem nicht die Wände erreichte. Da lag Holz aufgeſchlichtet. Von da gingen hölzerne Treppen in einen höheren Raum, der Einrichtungsſtücke und derlei Entbehrliches verwahrte. Nichts hinderte uns, dieſe ſchauerlichen Räume als mit Räubern, Zigeunern, oder wohl gar Geiſtern bevölkert, zu denken. Das Schauerliche wurde übrigens durch eine wirkliche, lebende Bevölkerung vermehrt, durch Ratten nämlich, die in Unzahl ſich da herumtrieben, und von denen einzelne ſogar den Weg in die Küche fanden. Ein bei uns lebender Neffe meines Vaters und mein zweiter Bruder begaben ſich manchmal, mit Stiefelhölzern bewaffnet, auf die Rattenjagd, ich ſelbſt konnte mich kaum ein paarmal entſchließen, das Gewölbe zu betreten und mir Angſt und Grauen zu holen.

---

[1] Dieſes Haus beſteht noch in ziemlich unverändertem Zuſtande. Es befindet ſich in der innern Stadt auf dem „Bauernmarkt“ und iſt gegenwärtig mit Nr. 10 bezeichnet.

Anmerkung der Herausgeber.

Von der Küche ab ging ein zweiter langer Gang in ein bis zu einem fremden Hauſe reichendes, abgeſondertes Zimmer, das die Köchin bewohnte, die in Folge eines Fehltritts mit dem, auch Schreibersdienſte leiſtenden, Bedienten verheirathet war, welche Beide dort eine Art abgeſonderten Haushalt bildeten. Sie hatten ein Kind und zu deſſen Wartung ein halberwachſenes Mädchen, als Magd der Magd. Der Zutritt zu dieſem Zimmer war uns verboten, und wenn manchmal das ſchmutzige Mädchen mit dem unſauberen Kind, wenn auch nur im Durchgange erſchien, ſo kamen ſie uns vor, wie Bewohner eines fremden Welttheiles.

In den erſten Jahren ſeit dem Erreichen meines Bewußtſeins wurde das Traurige unſerer Wohnung dadurch gemildert, daß mein Vater gemeinſchaftlich mit ſeiner Schwiegermutter und einem ſeiner Schwäger, ein großes Haus in Enzersdorf am Gebirge kaufte, das Raum genug bot, um drei Familien ganz abgeſondert von einander zu beherbergen. Das Beſte daran war ein weitläufiger Garten, in dem mein Vater, wenn er von Samſtag Abend bis Montag Morgen hinauskam, ſeiner Gärtnerluſt nachhing. Für uns Kinder wurde der Genuß dieſes Gartens durch einen — wie es uns damals vorkam — ſehr großen Teich geſtört, der ſich an einem Ende deſſelben befand und der, obwohl man ihn mit einer ſchwachen Barriere eingefaßt hatte, doch eine immerwährende Gefahr des Hineinfallens darbot. Da war denn der Gebote und Verbote kein Ende, und an ein Herumlaufen ohne Aufſicht war gar nicht zu denken. Beſonders hatte der, der Gartenmauer zugekehrte hintere Rand des Teiches, der nie betreten wurde, für mich etwas höchſt Myſteriöſes, und ohne etwas Beſtimmtes dabei zu denken, verlegte ich unter die breiten Lattigblätter und dichten Geſträuche, alle die Schauder und Geheimniſſe, mit denen in unſerer Stadtwohnung das „Holzgewölbe“ bevölkert war. Wir wurden zwar nicht mit Geſpenſtern bedroht oder geſchreckt, demungeachtet als ich und mein zweiter Bruder einmal in dem gemeinſchaftlichen Saale unterm Billard ganz allein ſpielten, ſchrieen wir Beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbeilief, erzählten wir, wir hätten einen Geiſt geſehen. Auf die Frage: wie er ausgeſehen? ſagte ich: wie eine ſchwarze Frau mit einem großen Schleier. Mein Bruder aber: wie ein „Hörndler“ (Hirſchkafer).

Die Freude an dieſer Landwohnung wurde nur zu bald geſtört. Mein Vater trieb in dem gemeinſchaftlichen Garten die Blumenzucht nicht ohne Pedanterie. Nun konnten ſich aber meine, damals noch unverheiratheten, Tanten gar keine andere Beſtimmung für Blumen denken, als, wie eine hervorkam, ſie abzureißen und entweder als Strauß an die Bruſt zu ſtecken, oder in Waſſer und Glas ans Fenſter zu ſtellen.

Noch ärger trieben es die ſchon etwas herangewachſenen und ſich einer großen Ungebundenheit erfreuenden Kinder meines Onkels. Sie liefen ohne Umſtände in den Beeten herum und zertraten die Pflanzen, ehe noch an Blumen zu denken war. Da gab es denn immerwährende Klagen, das Haus wurde allen drei Parteien verleidet, und man war froh, einen Käufer zu finden. Erſt einige Jahre ſpäter miethete mein Vater einen Garten in Hernals, wo wir den Sommer über wohnten und mein Vater als alleiniger Beſitzer, jede Störung von ſeinen geliebten Blumen abhielt.

Als die Sinnesart meines Vaters bezeichnend, erinnere ich mich noch, daß er einmal uns drei Kindern Peitſchen machte. Meine Brüder bekamen ganz einfache, handſame, mit denen ſie nach Herzensluſt klatſchten. Für mich, ſeinen vorausgeſetzten Liebling aber, nahm er einen ſo dicken Prügel und eine ſo ſtarke Schnur, daß ich damit durchaus nichts anzufangen wußte, obgleich er ſelbſt, mich im Gebrauch unterweiſend, dem ungeheuern Werkzeug weitſchallende Klatſche entlockte. Er konnte ſich nicht gut in die Weiſe der Kinder finden.

Sonſt weiß ich von Enzersdorf nur noch, daß ich daſelbſt durch einen alten Schulmeiſter die Anfangsgründe der Buchſtabenkunde, wohl auch des Buchſtabirens empfing. Der Mann war äußerſt reſpektvoll, und außer ſeiner Geſtalt iſt mir nur noch erinnerlich, daß er das Schmollen und Trotzen, mit dem wunderlichen Namen des „Eſerlbindens" bezeichnete.

Wahrſcheinlich fing ſchon in Enzersdorf an und ſetzte ſich in der Stadt fort, was die Plage meiner Knabenjahre gemacht hat. Ehe ich noch den vollkommenen Gebrauch meiner Gliedermaßen hatte, ſetzte ſich nämlich meine, für Muſik begeiſterte, Mutter vor, mich in die Geheimniſſe des Klavierſpiels einzuweihen. Noch gellt in meinen Ohren der Ton, mit dem die ſonſt nachſichtige Frau in ihrem Eifer die Lage der Noten: ober den Linien, unter den Linien, auf den Linien, zwiſchen den Linien, in mich hineinſchrie. Wenn nun gar der Verſuch auf dem Klavier gemacht wurde, und ſie mir bei jedem verfehlten Tone die Hand von den Taſten riß, duldete ich Höllenqualen.

In die Stadt zurückgekommen, wurde ein eigener Klaviermeiſter aufgenommen. Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Medaritſch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Contrapunktiſten, der aber durch Leichtſinn und Faulheit gehindert wurde, ſeine Kunſt zur Geltung zu bringen. Beſtellte Arbeiten konnte Niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Kapellmeiſter Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in Dienſten des letzten Königs von Polen, ging er jedesmal zur Hinterthüre hinaus, wenn der Wagen des Königs am vorderen Thore anfuhr, ſo daß dieſer ihn endlich entließ, ohne ihn je ſpielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Klavierunterricht geben, obwohl es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber ſein Unterricht war eine Reihe von Kinderpoſſen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der ſchmutzige, der ungeſchickte u. ſ. w. Wir krochen mehr unter dem Klavier herum, als daß wir darauf geſpielt hätten. Meine Mutter, die gegenwärtig war, begütigte er dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde und oft darüber hinaus phantaſirte und fugirte, daß ihr das Herz im Leibe lachte. Statt mir Fingerſatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß ſpielen zu laſſen, ja einmal komponirte er, der Faule, ſogar für mich ein Concert mit allen Inſtrumenten, das ich in ſeiner Wohnung aufführen mußte, bei dem, da ich gar nichts konnte, das Klavier wahrſcheinlich nur einzelne Töne und Akkorde hatte, indeß die Inſtrumente das Uebrige thaten. Für meinen Spaß konnte er ſich ſogar Mühe geben, zum Ernſte war er nie zu bringen. Und doch war er kein Spaßmacher, mehr kindiſch als ſcherzhaft. Da er nun zugleich in ſeinen Stunden ſehr nachläſſig war, ſo kam manchmal ſtatt ſeiner ſeine Schweſter, eine äußerſt lange, ſehr häßliche, übrigens aber vortreffliche Frau. Im Klavierſpiele machte ich auch bei ihr keine bemerkbaren Fortſchritte, dafür lehrte ſie mich aber, während der nur zu häufigen Ausruhepauſen, nach einer damals wenig bekannten, gegenwärtig aber, wie ich höre, häufig angewandten Lautier-Methode buchſtabieren und leſen, und zwar, da ich die Buchſtaben ſchon kannte, am Klavier ſitzend, ohne Buch. Ich weiß nicht, wie es ging, aber ich konnte leſen, ehe noch Jemand eine Ahnung davon hatte.

Nun wurde beſchloſſen, mich in die Schule zu ſchicken. Man wählte dazu eine unſerer Wohnung am Bauernmarkte gegenüber liegende, alle Vorzüge einer öffentlichen genießende Privat-Anſtalt. Da ich die Hauptſache: fertig leſen, konnte, ſo ging man über den Mangel der Kenntniß im Rechnen und der Sprachlehre hinaus und verſetzte mich ſogleich in die höhere, zweite Klaſſe. Hier machte ich es nun, wie ich es leider immer gemacht hatte, trieb das, was mich anzog, nicht ohne Eifer, vernachläſſigte aber das Uebrige. Das Einmaleins iſt mir bis auf dieſe Stunde nicht geläufig. Einen Theil der Schuld trägt aber mein Vater, der nur immer vorwärts drängte und meinte, die verſäumten Anfangsgründe würden ſich ſchon nachholen. Später in der lateiniſchen Schule ging es nicht anders. Nichts aber trägt ſich ſchwerer nach, als Anfangsgründe. In dieſer Schule habe ich zwiſchen Lob und Tadel zwei Jahre ausgehalten, lernte ganz gut ſchreiben, blieb aber im Rechnen und Grammatik zurück.

Den Mangel der letzteren erſetzte ich praktiſch durch eine unermeßliche Leſeluſt, die ſich auf alles erſtreckte, deſſen ich habhaft werden konnte. Vor der Hand waren es die bibliſche Geſchichte des neuen Teſtamentes in für Kinder beſtimmter Erzählung. Was mir ſonſt in die Hände fiel, weiß ich nicht mehr. Eines der früheſten Bücher, die ich las, war das Textbuch der Zauberflöte. Ein Stubenmädchen meiner Mutter beſaß es und bewahrte es als heiligen Beſitz. Sie hatte nämlich als Kind einen Affen in der genannten Oper geſpielt und betrachtete jenes Ereigniß als den Glanzpunkt ihres Lebens. Außer ihrem Gebetbuche beſaß ſie kein anderes als dieſen Operntext, den ſie ſo hoch hielt, daß, als ihr die Anfangsblätter abhanden gekommen waren, ſie mit eigener Hand mühſelig das Fehlende abſchrieb und dem Buche beilegte. Auf dem Schooße des Mädchens ſitzend, las ich mit ihr abwechſelnd die wunderlichen Dinge, von denen wir Beide nicht zweifelten, daß es das Höchſte ſei, zu dem ſich der menſchliche Geiſt aufſchwingen könne.

Wenig ſpäter fiel mir eine uralte Ueberſetzung des Quintus Curtius in die Hände, wahrſcheinlich als Derelikt unter altem Gerümpel auf dem Dachboden unſerer Landwohnung, das mir der Hausherr, ein Tiſchler und Säufer von Profeſſion, gerne überließ. Ich weiß nicht, wie oft ich das dickleibige, großgedruckte Buch mit immer neuer Begeiſterung von Anfang bis zu Ende durchlas. Was ich nicht verſtand, ließ ich in den Kauf gehen, umſomehr, als weder meine Mutter, noch das Stubenmädchen mir Aufklärung geben konnten; meinen Vater zu fragen aber, hielt mich die Furcht ab, er könnte mir das Buch, wie ſchon öfters geſchehen, als für mich nicht paſſend, wegnehmen. Vor allem quälte mich das erſte lateiniſch gedruckte Wort, mit dem der Ueberſetzer oder erſte Herausgeber das von Curtius verloren Gegangene erzählend beifügte. Es hieß wohl Paralipomena oder ähnlich. Stundenlang marterte ich mich, um dem Zauberworte einen Sinn abzugewinnen, aber immer vergebens. Es machte mich unglücklich.

Eben auf dem Lande, wahrſcheinlich aus derſelben Quelle, gerieth ich auf Heiligen- und Wundergeſchichten des Pater Kochem, welche ſich in meinem Kopfe mit dem macedoniſchen Helden ſehr gut vertrugen, nur daß die Thaten dieſes Letzteren mir keinen Wunſch zur Nacheiferung erweckten, indeß ich glaubte, die Leiden und Qualen der Märtyrer ebenſo gut erdulden zu können, als jene Glaubensmänner. Ich beſchloß, Geiſtlicher zu werden, wobei ich aber nur auf den Einſiedler und Märtyrer mein Abſehen richtete. In die Stadt zurückgekehrt, wurde ein Meßkleid aus Goldpapier verfertigt; ich las die Meſſe, wobei mein zweiter Bruder, der Klingel wegen, bereitwillig miniſtrirte. Ich predigte von einer Stuhllehne herab, wobei ich freilich als einzige Zuhörerin unſere alte Köchin hatte, die von meinem Unſinn ſehr erbaut ſchien. Sie war auch mein Publikum am Klavier, aber nur für ein einziges Stück, das ſie unaufhörlich wieder zu hören begehrte. Es war damals die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in friſchem Gedächtniß. Man hatte mir unter andern Uebungsſtücken auch einen Marſch gebracht, von dem man behauptete, daß er bei dieſer Hinrichtung geſpielt worden ſei, in deſſen zweitem Theile ein Rutſch mit einem einzigen Finger über eine ganze Oktave vorkam, welcher das Fallen des Mordbeiles ausdrücken ſollte. Die alte Perſon vergoß heiße Thränen bei dieſer Stelle und konnte ſich nicht ſatt hören.

Meine kirchliche Richtung war übrigens nicht im minbeſten religiös. Mein Vater war in der joſephiniſchen Periode aufgewachſen und mochte nicht viel auf Andachtsübungen halten, die Mutter ging alle Sonntage in die Meſſe, mit dem Bedienten, der ihr das Gebetbuch nachtrug; wir Kinder kamen nie in die Kirche. Ich erinnere mich noch, daß ich ſpäter im Gymnaſium, wo jeder Schultag mit einer Meſſe begonnen wurde, immer wie ein Wilder meine Schulkameraden anſehen mußte, um aus ihrem Vorgange zu merken, wo man aufzuſtehen, niederzuknieen oder an die Bruſt zu ſchlagen habe.

Bald darauf kam uns die Luſt, Komödie zu ſpielen. Wie ſie kam und wer ſie anregte, weiß ich nicht. Wir Knaben waren äußerſt ſelten ins Theater gekommen. Von meiner Seite war es das erſtemal, noch als Kind in eine italieniſche Oper mit meinen Eltern, denen ein ungariſcher Graf, ein Client meines Vaters, für den Abend ſeine Loge überlaſſen hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich ſchrecklich langweilte und höchſtens eine einzige Scene mich beluſtigte, wo die Leute in einer Laube Chokolade tranken, und der Geck des Stückes, der mit dem Stuhle ſchaukelte, ſammt Taſſe und Becher rücklings zu Boden fiel. Darauf folgte ein Ballet, deſſen Titel: die Hochzeit auf dem Lande, mir noch jetzt gegenwärtig iſt. Da ging es etwas beſſer, und vor Allem ſetzte mich in Erſtaunen, daß in dem allgemeinen Tanze gegen den Schluß die Tänzer in eine auf halbe Theaterhöhe angebrachte fenſterartige Oeffnung, mit einem Satze hineinſprangen.

Sonſt führte man uns Kinder höchſtens an Namenstagen ins Leopoldſtadter Theater, wo uns die Ritter- und Geiſterſtücke mit dem Käsperle Laroche ſchon beſſer unterhielten. Noch ſehe ich aus den zwölf ſchlafenden Jungfrauen die Scene vor mir, wo Ritter Willibald eine der

Jungfrauen aus einer Feuersbrunſt rettet. Das Gebäude war eine ſpirale Seitenkouliſſe, und die Flammen wurden durch herausgeblaſenes Colophonium-Feuer dargeſtellt; damals aber ſchien es mir von ſchauerlicher Naturwahrheit. Vor Allem aber bewunderte ich die Verwandlung eines in ſchleppende Gewänder gehüllten Greiſes, mit einer Fackel in der Hand, in einen roth gekleideten Ritter, wobei mir als das Wunderbarſte erſchien, daß der rothe Ritter auch eine Fackel in der Hand hielt; was eben die ſchwache Seite der Verwandlung war und von meinem damaligen Scharfſinne keine vortheilhafte Meinung gibt.

Außer dieſen einzelnen Theaterabenden mochten zu unſeren dramatiſchen Gelüſten auch die Erzählungen eines in unſerm Hauſe lebenden verwaiſten Neffen meines Vaters beigetragen haben, der in der Kanzlei als Schreiber verwendet wurde, und der, um mehrere Jahre älter als wir, da er ſich auf ſolche Art ſein Brod ſelbſt verdiente, einer ziemlich großen Freiheit genoß. Wie denn überhaupt mein Vater ein großer Freund von Verboten, aber nichts weniger als ein Freund von Beaufſichtigung war. Dieſer Vetter, der nicht frei von einer gewiſſen Geckenhaftigkeit war, mochte uns nun von ſeinen Theatergenüſſen erzählt haben, ja durch ihn bekam ich vielleicht die erſten Komödienbücher in die Hand, von denen ich mich nur noch auf „Klara von Hoheneichen" von weiland Spieß erinnere. Mein Vater nahm ſcheinbar oder wirklich von unſern Kunſtbeſtrebungen keine Notiz, ja ich erinnere mich nicht, daß er unſeren Darſtellungen auch nur ein einziges Mal einen Blick gegönnt hätte. Die Mutter wurde dadurch gewonnen, daß unſer Klavierlehrer Gallus, der die Sache, wie jede Kinderei, mit Eifer auffaßte, ſich bereit erklärte, unſere Produktionen mit Ouverture und Zwiſchenakten in freier

Phantaſie auszuſchmücken. Dieſe ſeine Improviſationen, zu denen er, wenn die Handlung bedeutender wurde, ſogar melodramatiſche Begleitungen fügte, verſchaffte unſeren Abſurditäten ſogar eine gewiſſe Celebrität. Einige Muſikfreunde nämlich, worunter ein uralter Baron Dubaine, ein Vor-Mozartiſcher Kunſtfreund, die nie Gelegenheit hatten, Gallus ſpielen zu hören, fanden ſich nämlich, ohne ſein Vorwiſſen, im Nebenzimmer ein, wo ſie durch die fingerweit offengelaſſene Thüre, ſein Klavierſpiel entzückt behorchten, ohne ſich, wie natürlich, um unſer Schauſpiel, das ſie nicht einmal ſahen, auch nur im geringſten zu bekümmern.

Daß wir nur Ritterſtücke aufführten, verſteht ſich von ſelbſt, die Geiſter wurden durch das Mangelhafte unſeres Apparats von ſelbſt ausgeſchloſſen. Es ging nun an eine Verfertigung von hölzernen Schwertern, mit papierenen Scheiden. Zu den Wämſern und Kollern wurden abgelegte Kleider mit Puffen und farbigen Schnüren ausſtaffirt. Ich war ſogar ſo glücklich, die untere Hälfte eines alten Atlaskleides meiner Mutter als Mantel benützen zu können.

Meinem jüngſten Bruder fielen die Weiberrollen zu, und er ſtickte ſich Gürtel und Armbänder und Halsgeſchmeide aufs Prächtigſte mit eigener Hand. Der mittlere mußte halb mit Gewalt gepreßt werden, und er fügte ſich in die Knappenrollen nur auf die Bedingung, daß ihm in ſeinen Kleidern die Aermel und die Beinkleider auf halben Schenkel abgeſchnitten wurden, ſo daß er halbnackt umherging. Aber auch ſo war er kaum zum Auftreten zu bewegen, ſondern warf ſich auf ſein Bett und mußte durch vereinte Kraft der ganzen Geſellſchaft herabgezogen und auf die Scene geſtoßen werden, wo er dann nur an den

Gefechten Theil nahm. Unſer Vetter Albert Koll und ich theilten uns in die Heldenrollen, wo dann immer eine Nebenbuhlerſchaft um die Perſon meines jüngſten Bruders zu Grunde lag, der geraubt, befreit und in jeder Art auf dem Theater herumgeſchleppt wurde. Da unſer Perſonal doch gar zu klein war, ſo nahmen wir mit Vergnügen den Antrag unſeres Orcheſterdirektors Gallus an, ſeine kleine Tochter Marie in die Frauenzimmerrollen eintreten zu laſſen; das Mädchen war recht artig und für ihr Alter geſcheidt, hinkte aber zum Unglück beträchtlich, ſo daß wir, ihr gegenüber, unſern Mißhandlungen doch etwas Einhalt thun mußten. Das Amt des Theaterdichters fiel mir zu. Nicht als ob ich ein Wort niedergeſchrieben oder den Gang der Handlung anders, als höchſt allgemein, vorausbeſtimmt hätte. Wir improviſirten, eine Scene gab die andere, und das Stück ging aus, wie es konnte und mochte. Nur der Ausgang der Kämpfe wurde feſtgeſetzt, da Niemand unterliegen wollte. Ein einzigesmal entſchloß ich mich zum Schreiben, als ich Klara von Hoheneichen durch Hinweglaſſen von zwei Dritttheilen des Stückes für unſere Bühne einrichtete, wo dann vor allem der Name des Ritters Adelungen geändert werden mußte, der mir durch ſeinen Gleichlaut mit dem verhaßten Adelung der Sprachlehre, unerträglich proſaiſch vorkam. Im Lauf eines einzigen Winters begannen und endeten unſere theatraliſchen Vorſtellungen, wozu die nächſte Veranlaſſung war, daß ein uns ſehr entfernt verwandter, älterer Burſche, unter dem Vorwand, Helme und Harniſche von Pappe herbeizuſchaffen, uns Geld aus unſerer Sparbüchſe lockte; wie dann, als der Betrug herauskam, es ſogar zu Auseinanderſetzungen mit dem Vater des Schuldigen kam, und wir ſowohl die Luſt verloren, als unſer Vater Einſprache that.

Mittlerweile, ungefähr in meinem achten Jahre, hatte ich die deutſchen Schulgegenſtände zurückgelegt und ſollte ins Gymnaſium eintreten. Mein Vater aber, der beſonders mit Rückſicht auf meine große Jugend dem Beſuch der öffentlichen Schule abgeneigt war, beſchloß, uns Privatunterricht ertheilen zu laſſen. Es wurde daher ein Hofmeiſter aufgenommen; das war nun einer der wunderlichſten aller Menſchen. Ein ſonderbares Gemiſch von innerem Fleiß und äußerlicher Indolenz. Er kam als Theolog in unſer Haus, änderte ſeine Meinung und ſtudirte Medicin. Als ich ihn nach Jahren wieder fand, hatte er auch dieſe aufgegeben und die Rechte abſolvirt, ſo daß wir trotz eines Altersunterſchiedes von beinahe zwanzig Jahren, in gleicher Eigenſchaft als Conceptspraktikanten bei der Finanzhofſtelle gleichzeitig eintraten. Seine Lernbegierde ging über alle Grenzen. So hatte man ihm vorgeworfen, daß er nicht franzöſiſch könne. Nun legte er ſich mit ſolchem Eifer auf dieſe Sprache, und übte ſich ſo unausgeſetzt, daß, als wir zuſammen bei der Finanzſtelle dienten, er alle wichtigeren Ausarbeitungen erſt franzöſiſch concipirte und dann, für den Amtsgebrauch, ins Deutſche überſetzte. Die fremde Sprache war ihm geläufiger geworden, als die eigene.

Dabei grenzte aber ſeine Indolenz nach außen beinahe an Stumpfſinn, von dem eine große Blödſichtigkeit den körperlichen Ausdruck bildete. Wir hatten ſeine Schwächen bald weg, und die Streiche, die wir ihm ſpielten, grenzten ans Unglaubliche. So liebte er, zum Beiſpiel des Morgens lange im Bette zu liegen. Da ſtürze ich denn eines Tages ins Zimmer mit der Nachricht, es ſei eine Frau da, die unſere Wohnung beſehen wolle, in der Abſicht, ſie zu miethen. Mein Gärtner, ſo hieß er, ſpringt im Hemde aus dem Bette und flüchtet ſich hinter einen Vorhang, der eine abgeſperrte Verbindungsthür mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdeſſen führe ich meinen Bruder herein in den Kleidern unſerer Mutter, den ich erſuchte, Platz zu nehmen und die Rückkunft unſerer Eltern abzuwarten. Da ſetzt ſich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Vorhang gekehrt, in einen Seſſel und bleibt ein paar Stunden lange ſitzen, indeß der arme Hofmeiſter im Hemd und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angſt und der Kälte erduldet.

Wenn es dem armen Teufel zu arg wurde, beſchloß er endlich, zu ſtrafen. Die Strafe beſtand in dem Verbote, bei Tiſch von der vierten Speiſe zu eſſen. Nun duldete mein Vater nicht, daß wir uns, aus Vorliebe oder Abneigung, im Eſſen wähleriſch bezeigten. Wenn nun die verbotene Speiſe kam, ſchob der Sträfling ſeinen Teller von ſich ab. „Was ſoll das bedeuten?“ fragte mein Vater. — „Ich danke, ich mag davon nicht eſſen.“ — „Du wirſt eſſen,“ ſagte mein Vater. Und nun ließ ſich der Schuldige reichlich herausfaſſen und aß nach Herzensluſt, wobei er triumphirend nach dem Hofmeiſter blickte, der, aus Furcht vor dem Vater, ſich nicht zu ſagen getraute, daß eine Strafe im Mittel liege, deren volle Beſtätigung und Ausführung ſonſt außer allem Zweifel gelegen hätte.

Wir Brüder hätten uns nicht ſo leicht emancipirt. Der Haupturheber war einer jener Söhne meines Onkels, die meinem Vater in Enzersdorf ſeine Blumenbeete zertreten hatten. Er beſuchte uns manchmal und, um mehrere Jahre älter als wir, wurde von dem in unſerem Hauſe lebenden Vetter Albert Koll getreulich unterſtützt. Sie marterten den armen Gärtner bis aufs Blut. Er aber glaubte alles und ging immer wieder von Neuem in die Falle.

Ich ſelbſt muß mir das Zeugniß geben, nur an den unſchuldigen Neckereien Theil genommen zu haben, denn ich achtete ihn, obgleich ſeine Abſurditäten gar zu verführeriſch waren.

Meine Achtung gründete ſich auf ſeine Bücher, die er unausgeſetzt las, und nach ſeiner Fahrläſſigkeit auf allen Tiſchen liegen ließ. Da war nun ein franzöſiſcher Telemach und ein lateiniſcher Autor, wahrſcheinlich Suetonius, beide mit deutſchen Anmerkungen und ausführlichen Sach- und Namenregiſtern in derſelben Sprache. In dieſe vertiefte ich mich, ſo oft ich ihrer nur habhaft werden konnte, und ich kann daher wohl ſagen, daß ich von dem guten Gärtner gefördert worden bin, obwohl ich in den Schulgegenſtänden von ihm rein nichts lernte.

Seine Trägheit ging nämlich ſo weit, daß er uns nicht einmal die Schulbücher kaufte, obgleich er das Geld dafür erhalten hatte, das ſich bei der ſpäteren Kataſtrophe unberührt in ſeinem Schranke vorfand. Er drohte uns täglich mit dem Ankaufe dieſer Bücher, kam aber nie dazu. Ja endlich wurde der Müſſiggang als eine Belohnung für ſonſtiges Wohlverhalten oder für geleiſtete kleine Dienſte, förmlich zu Recht erhoben. Da er alles umher liegen ließ, ſeinen Schrank nie verſperrte, ja ſogar die herausgezogenen Schubladen zurückzuſchieben vergaß, ſo nahmen wir von ſeinen Sachen ungeſcheut alles, was uns als Spielwerk eben anſtand. Die Entſchuldigung war immer: wir hätten es gefunden. Da wurde nun feſtgeſetzt, daß, wer ihm etwas Verlorenes zurückbringe, für denſelben Tag nichts zu lernen brauche. Ich erinnere mich, daß der Eine die eine Schuhſchnalle, der Andere die zweite und der Dritte die Beinkleiderſchnalle ihm als gefunden zurückbrachten und dafür alle drei vom Lernen frei waren.

So ging es beinahe ein volles Jahr fort. Endlich aber brach das Schickſal herein. Mein Vater hatte einen lateiniſchen Brief nach Ungarn zu ſchreiben, und war wegen eines Ausdruckes in Zweifel. Er ging daher in unſer Zimmer, das er ſonſt nie betrat, um ſich in meinem Wörterbuche Raths zu erholen. Er findet aber weder Wörterbuch noch Schulbücher. Ein großes Verhör wird vorgenommen, in Folge deſſen der ſchuldige Hofmeiſter das Haus verlaſſen muß, und ein neuer, ein Tiroler, Namens Scarpatetti, aufgenommen wird.

Die Hauptſchwierigkeit war aber nun, daß, nach verſtrichenem Schuljahr, die Prüfung vor der Thür ſtand. Mein Vater wollte mich, wie er ſagte, kein Jahr verlieren laſſen. Der neue Hofmeiſter erhielt daher die Weiſung, mit Zuhilfenahme der Schulferien, in ſechs oder acht Wochen mir alles das beizubringen, was in einem vollen Jahre hätte gelernt werden ſollen. Dem Gefährlichen der Prüfung wurde dadurch begegnet, daß der prüfende Profeſſor ein großer Gartenfreund war. Nun beſaß mein Vater ſechs oder acht große Oleanderſtöcke in Kübeln. Dieſe wurden meinem Weiterkommen aufgeopfert; die Prüfung ging glücklich vor ſich, und ich trat nach verſäumter erſter, in die zweite lateiniſche Klaſſe ein, zu der mich eben mein Vater, durch die Erfahrung gewarnt, in die öffentliche Schule zu ſchicken beſchloß.

Da lernte ich denn die neuen Aufgaben nicht ohne Fleiß, da mir aber die Anfangsgründe nicht geläufig waren, machte ich namentlich in den Schulcompoſitionen eine Unzahl von Fehlern; der Arithmetik gar nicht zu gedenken, da mir das Rechnen noch von der deutſchen Schule her fremd war. Ich wurde daher unter die höchſt Mittelmäßigen gerechnet, was, ſtatt meinen Eifer anzuſpornen, ihn vielmehr auf das ſtreng Pflichtmäßige beſchränkte.

Dagegen ſtand mir nun, als einem Halberwachſenen, die Bibliothek meines Vaters offen. Da war eine Sammlung von Reiſebeſchreibungen, von denen mich beſonders Cooks Weltumſeglung ſo intereſſirte, daß ich bald in Otaheiti mehr zu Hauſe war, als in unſerer eigenen Wohnung. Büffon, deſſen allgemeine Naturgeſchichte, mit ſeinen Planeten, Kometen und Ur-Revolutionen mich bald verrückt gemacht hätte. Eine Theaterbibliothek mit allen in Wien aufgeführten Stücken, unter denen von Schiller und Goethe gar nichts, von Shakeſpeare nur Hamlet und Lear in der Schröder'ſchen Bearbeitung vorkam. In Leſſings Nathan ſtörte mich die wunderliche Abtheilung der Zeilen, die Verſe, und zugleich der matte Ausgang, wo ich vielleicht nicht ſo unrecht hatte. Tſchecks Geiſterſeher; die Krone für mich aber war Guthrie und Grays Weltgeſchichte in mehr als neunzig Bänden, die ich, ich weiß nicht wie oft, mehr verſchlang als las. Von eigentlichen Dichtern war nur Geßner und Ewald Kleiſt vorhanden. Geßner entzückte mich. Ich habe ihn ſeit meinen Kinderjahren nicht wieder geleſen, glaube aber, auf Bürgſchaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich iſt, obwohl ihn eine, aufs Gewaltſame geſtellte Zeit, nicht mehr anerkennen will.

Mit Kleiſt wußte ich nichts anzufangen. Der Sinn des Verſes war mir damals noch nicht aufgegangen.

Dieſe Leſerei reihte ſich an eine frühere, in der Büchersammlung meiner unverehelichten Tante, die aus ſieben oder acht vereinzelten Bänden beſtand. Der erſte Band von Tauſend und einer Nacht in einer uralten Ueberſetzung, mir vor allem ſchätzbar. Ein Band von Goethe mit Götz von Berlichingen, Clavigo und Claudine von Villabella; daß Götz und der Reiterjunge Georg mich entzückten, kann man wohl denken, dagegen hätte ich Weislingen und Adelheid wohlfeil hergegeben. Im Clavigo ließ ich dem Beaumarchais alle Gerechtigkeit widerfahren. Aus Claudine von Villabella wußte ich nichts zu machen. Noch war Wallenſteins Lager und die beiden Piccolomini da, von denen ich nur das erſtere in ganzer Folge, die Piccolomini aber nur ſtellenweiſe las, da mir die langen Reden auf nichts hinauszugehen ſchienen. Meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte ſich Gozzi's Rabe in deutſcher Ueberſetzung, den ich Goethe's, Schillers und Shakeſpeare's Dramen weit vorzog.

Das Haus unſerer mütterlichen Großmutter, in dem jene Tante zugleich mit zwei Schweſtern wohnte, war der Zielpunkt aller unſerer Beſuche. Ich ſtand in ziemlicher Gunſt bei der alten, geſcheidten und energiſchen Frau. Noch erinnere ich mich, daß ſie einmal, als meine Mutter über mein abgeſchloſſenes Weſen klagte, erwiederte: „Laßt ihn gehen, er hat's wie die Geis zwiſchen den Füßen," wobei ſie, in derber altwieneriſcher Manier, wahrſcheinlich den werthvollſten Theil der Ziege, das Euter, meinte, das dieſe, halbverborgen, zwiſchen den Beinen trägt.

In dem Hauſe meiner Großmutter erneuerten ſich auch meine dramatiſchen Genüſſe. Die drei unverheiratheten Töchter, zugleich zwei meiner Onkel, von denen der Eine ein vorzügliches komiſches Talent beſaß, und einige Freunde des Hauſes führten nämlich auf einem, von ſpaniſchen Wänden improviſirten Theater, Komödien auf. Da es nur Converſationsſtücke waren, ſo griffen ſie mich nicht ſonderlich an, und ich geſtehe, daß die Mandelmilch und eine gewiſſe wohlſchmeckende Torte, die man in den Zwiſchenakten herumtrug, eine ſtarke Nebenbuhlerſchaft mit dem geiſtigen Genuſſe behaupteten.

Man drängte ſich übrigens zu dieſen Darſtellungen, die man vortrefflich fand, obgleich meine Tanten einen, in der Familie meiner Großmutter, verbreiteten Sprachfehler hatten, den auch meine Mutter theilte, und dem auch ich als Knabe unterworfen war. Erſt ſpäter, als ich von Demoſthenes las, daß er einen, vielleicht ähnlichen, Fehler der Zunge dadurch bezwang, daß er mit, in den Mund genommenen, kleinen Kieſelſteinen laut und anhaltend las, wurde ich, indem ich ſein Beiſpiel nachahmte, des Ziſchlautes bis zum Unmerklichen mächtig. Ich war mir dieſes Sprachfehlers, im Gegenſatz meiner Verwandten, die ganz unbefangen plauderten, und ſogar Komödie ſpielten, vollkommen bewußt, und vielleicht rührte meine Schüchternheit als Knabe zum Theile daher, daß ich in große Verlegenheit gerieth, ſo oft mich Jemand Fremdes anſprach, und daher jeden ſolchen Anlaß vermied, ſowie mir auch mein Name ſo häßlich vorkam, daß ich mich erſt ſpät entſchließen konnte, ihn meinen Stücken auf dem Theaterzettel beiſetzen zu laſſen.

Dieſe Vorgänge in dem Hauſe meiner Großmutter ſind übrigens aus einer früheren Zeit nachgetragen. Als Gymnaſiaſt trieb ich meine Studien ſo, daß ich eben leidliche Fortgangszeugniſſe erhielt. Erſt in der erſten Humanitätsklaſſe ſollte ich einen nachhaltigen Anſtoß bekommen. Unſer Profeſſor, ein alter Exjeſuit, Namens Walpert, behandelte mich ſo gleichgiltig, wie ſeine Vorgänger. Da fällt es ihm einmal ein, uns über Sonntag eine redneriſche Aufgabe in deutſcher Sprache, behandelnd „die Vergänglichkeit der Zeit,“ zu geben. Daß die Zeit vergehe, wußte ich wohl, was aber weiter davon zu ſagen ſei, kam mir nicht in den Sinn. Da beſuchte mich am Sonntag Morgen ein Schulkamerad, der einen Hauslehrer hatte, und das Schulpenſum ſchon reinlich abgeſchrieben in ſeiner Rocktaſche trug. Ich erſuchte ihn, mich es leſen zu laſſen. Er aber fürchtete, ich möchte es abſchreiben, und ließ mich nur in die Anfangsworte hineinblicken. Da ſtand nun: Wo iſt Cäſar, wo iſt Pompejus hingekommen? Mir ging ein plötzliches Licht auf, was ſich über die Vergänglichkeit der Zeit ſagen laſſe. Ich dränge ihn, fortzugehen, ſetze mich nieder und ſchreibe in einem Zuge, ohne Korrektur, eine Ausarbeitung, die des nächſten Tages in der Schule als die zweitbeſte anerkannt wird.

Das beſte, oder nach dem Schulausdrucke zu reden: das erſtbeſte der Elaborate war das eines gewiſſen Meiller, der ſich nun einmal im Beſitze des Vorrechtes befand, in allem der Beſte zu ſein. Er war der Sohn eines Müllers in Neunkirchen, und da er anfangs ſeinem Vater in deſſen Geſchäfte an die Hand ging, trieb ihn erſt ſpät ſeine Neigung in die Studien. Er war daher viel älter und viel gereifter als wir, damals ſchon nahe an ſeinem zwanzigſten Jahr. Der Hauptvortheil meines Schulerfolgs war nun, daß dieſer Matador, der auf den erſten Bänken ſaß, anfing, von mir, dem Jüngſten der Schule und einem Einheimiſchen des Berges der hinteren Bänke, Notiz zu nehmen. Wir ſchloſſen uns bald nah und näher an einander an. Sein Einfluß auf mich war höchſt vortheilhaft, beſonders da er mein früher unzuſammenhängendes Weſen zur Einkehr in ſich ſelbſt trieb, nur daß, aus einer mir angebornen Neigung zum Gegenſatz, ſein Ernſt mich in eine Luſtigkeit warf, die mir früher fremd war. Als wir uns daher ſpäter mit Poeſie abgaben und er ein Trauerſpiel aus der römiſchen Geſchichte verfaßte, ſchrieb ich ein Luſtſpiel, in dem unſere Profeſſoren mit ihren bis zur Carikatur getriebenen Eigenheiten die Rolle der unglücklichen Liebhaber ſpielten. Wir beide zweifelten nicht, daß er zur Tragödie und ich zum Luſtſpiel geboren ſeien.

Vor der Hand aber blieb in der Schule alles, wie es früher war. Mein Fleiß wurde nicht größer, mein Meiſterwerk war bald vergeſſen, und Profeſſor Walpert gab ſich mit mir allerdings mehr ab als früher, nur daß er durch die wunderlichſte Ideenverbindung mich vor allem für die Geographie ausbilden wollte.

So gelangten wir in die letzte Humanitätsklaſſe, in die „Poeſie," wie wir ſie nannten. Auch da ging es ſo ziemlich im alten Tone. Als uns die antiken Versmaße erklärt wurden, war ich zerſtreut wie immer, und die aufgezeichnete offene Hand mit den kurzen und langen Silben, die den Hexameter deutlich machen ſollte, kam mir höchſt wunderlich vor. Meine erſte Probe fiel daher ſehr unglücklich aus. Wir bekamen nämlich als Aufgabe zerbrochene deutſche Hexameter, von Zachariä glaub' ich, um ſie zuſammenzuſetzen und wieder einzurenken. Ich, der ich vom deutſchen Verſe keine andere Vorſtellung hatte, als daß ſich die Verſe reimen müßten, ſetzte die unglückſeligen Hexameter nach dem beiläufigen Gleichlaute der Schlußworte zuſammen, nicht ohne Rhythmus, aber ohne Spur von Metrum. Zum Ueberfluß kam noch in der diktirten Aufgabe ein Wort vor, dem ich kein Verſtändniß abgewinnen konnte, und deſſen Erklärung in der Schule ich überhört hatte. Im Tempel des Schlafes nämlich ſtand „der Hojahnen" (das Gähnen) Wache. Ich glaubte, falſch gehört zu haben, und machte aus dem Hojahnen unbedenklich Huhlanen, wie man bei uns das Wort Uhlanen ausſpricht, ſo daß an der Schwelle des Schlafes die Wache der Uhlanen poſtirt war, was allerdings ſo lächerlich iſt, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie ich darauf verfiel. Dieſes Gelächter entſtand denn auch wirklich des andern Tages in der Schule, und unſer guter Profeſſor Stein erklärte ohne Anſtand, daß unter allen dießjährigen Schülern ich das wenigſte Ohr für den Vers hätte.

Es kam bald eine Gelegenheit, die ihn eines Beſſern überzeugen konnte. Wir bekamen über Sonntag die Aufgabe, deutſche Verſe, ein Gedicht über einen beliebigen Gegenſtand, zu machen. Alſo ein Gedicht und worüber? In Geßneriſcher Proſa hätte ich mich über jeden Gegenſtand ausſchütten können, aber ein Gedicht und worüber? Ich verbrachte den ganzen Sonntag in fruchtloſem Nachſinnen oder vielmehr in gedankenloſer Stumpfheit. Es wurde Abend, und ich hatte noch keine Feder angeſetzt. Allein zu Hauſe geblieben, indeß die übrige Familie auf einem Spaziergange war, lag ich im offenen Fenſter von meines Vaters Kanzlei und ſtarrte hinaus in die wunderſchöne Nacht. Der Mond in ſeltener Reinheit ſtand gerade über mir. Da überfiel's mich. Ein Gedicht an den Mond. Ich ſchrieb augenblicklich die erſte Strophe nieder:

Wandle, wandle, holder Schimmer,
Wandle über Berg und Au,
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des ſtillen Meeres Blau.

Der Anfang wäre gut genug geweſen. Damit war aber auch mein ganzer Ideenvorrath erſchöpft, ich fügte noch ein paar ungeſchickte Strophen hinzu, und hatte ſo wenigſtens mein Penſum für morgen zu Stande gebracht. Unglückſeligerweiſe wurde unſer Profeſſor Stein, der Sinn genug hatte, um auch in dem Wenigen die Spuren von Talent zu erkennen, des andern Tages krank gemeldet.

An ſeiner Stelle erſchien ein Supplent, der nur das Nöthigſte beſorgte, und von meinen Verſen war keine Rede.

Es ſollte aber bald eine andere Gelegenheit kommen, mich in ein vortheilhafteres Licht zu ſetzen. Bis jetzt hatte ich die lateiniſche Sprache nur als eine traurige Nothwendigkeit betrachtet, aber wir kamen auf Horaz, und da fühlte ich zuerſt ein Bedürfniß, das bisher Vernachläſſigte nachzuholen. Vor allem aber zog die Aufmerkſamkeit des Profeſſors auf mich, daß meine, nicht Sprach-, wohl aber Sinn- und Sacherklärungen immer die richtigen waren. Er fragte mich öfter, woher ich alles das wüßte? Worauf ich ihm antwortete, mir ſchiene es eben ſo.

Leider wurde ſein Antheil an mir durch jenen, wie ich oben erwähnte, in mir ganz gegen meine ſonſtige Natur erwachten Hang zur Luſtigkeit in Schatten geſtellt, in Folge deſſen ich, während ich laut und öffentlich den Horaz mit Sinn und Verſtändniß commentirte, bald darauf heimlich und leiſe meinem Nebenſitzenden parodiſche und ſcurrile Deutungen zuflüſterte, die Lachen erregten, ja die oft unſittlich geweſen wären, wenn ich die volle Bedeutung meiner traveſtirenden Ausdrücke immer gekannt hätte. Wenn nun Profeſſor Stein um die Urſache des Gelächters fragte und dieſe und mich als Urheber erfuhr, kam er in eben ſo heftigen Zorn, als er ſich mir vorher als geneigt zugewendet hatte, und unſere wechſelſeitige Stellung befeſtigte ſich nie.

Einen Beweis meines Uebermuthes gab ich noch am Schluſſe des Jahres bei der ſchriftlichen Compoſition, die im Lokale der Schule ſelbſt zu Stande gebracht werden mußte, und deren Aufgabe eine äſopiſche Fabel, „der Hund und der Wolf“ in lateiniſcher Sprache war, nach Wahl in Proſa oder Verſen. Ich ſetzte mich aber über die

Bedingung hinaus und ſchrieb meine Fabel in deutſchen Reimen, nicht aufs Beſte, ſo viel ich mich erinnere.

Nach allen dieſen Vorgängen konnte ich in dem Profeſſor nicht die vortheilhafteſte Meinung von mir vorausſetzen. Wie war ich alſo des nächſten Tages erſtaunt, oder vielmehr entſetzt, als ich unter den fünf Beſten der Schule zur gemeinſchaftlichen Prüfung aufgerufen wurde. Dieſem Eliten-Tentamen wohnte der geiſtliche Studien-Referent, ſpätere Erzbiſchof von Salzburg, Gruber, bei, deſſen fleißiger, aber etwas duckmäuſeriſcher Neffe, ſich eben in unſerer Fünfzahl befand.

Meine Prüfung ging zu meinem eigenen Erſtaunen ganz gut vor ſich. Nur als lateiniſche Verſe aus der ars poetica auswendig herzuſagen waren, die ich ganz gut wußte, fiel mir bei der Stelle Romani tollunt equites peditesque cachinnum, das letzte Wort nicht ein. Der Profeſſor einer anderen Klaſſe, der als Ehrengeleit mit dem Herrn Studienvorſteher gekommen war, meinte abſurder Weiſe, daß ich die Sache nicht wüßte; indeß mir das Wort fehlte, und um mich auf die Spur zu bringen, ahmte er die Geberde eines Lachenden nach, wobei er ſich den Bauch hielt und die wunderlichſten Geſichter ſchnitt; ich aber glaubte, er lache mich aus, und warf ihm grimmige Blicke zu, wodurch ich aber immer mehr aus dem Contexte kam.

Das Uebelſte aber ſollte nachkommen. Wir hatten im Schuljahre den König Oedipus von Sophokles geleſen. Die letzten Tage vor der Prüfung waren wir damit zu Ende. Da aber doch die für das Griechiſche beſtimmte Stunde ausgefüllt werden mußte, fingen wir ein Stück von Euripides zu leſen an. Jedermann war überzeugt, daß dieſes Fragment, zu einer Zeit geleſen, wo Jeder ſchon über Hals und Kopf ſich anderweitig für die Prüfung vorbereitete, bei dieſer Prüfung ſelbſt gar nicht zur Sprache gebracht werden würde. Das war ſelbſt die Abſicht des Profeſſors. Unglücklicherweiſe aber ließ er, als es aufs Griechiſche kam, um dem Herrn Studien-Referenten den Hof zu machen, deſſen Neffen die Wahl der zu überſetzenden und zu zergliedernden Stelle, und der Duckmäuſer, um zu zeigen, daß er auch noch in den letzten Tagen mit gleicher Aufmerkſamkeit zugehört habe, wählt die Scene aus dem Euripides. Die darauf Folgenden zogen ſich ganz leidlich aus der Sache; ich aber, der ich den König Oedipus am Schnürchen hatte, ſcheiterte am Euripides; ſo fiel denn, was zu meiner Ehre gemeint war, zu meiner Beſchämung aus.

Nun kommt eine trübe wüſte Zeit, die aber glücklicherweiſe nur ein Jahr dauerte. Ich trat in die Univerſitätsſtudien über. Die Ideen von akademiſcher Freiheit, die Jeden anwandelten, befielen mich ſtärker, als jeden Andern. Leider waren unſere Profeſſoren von ſolcher Art, daß nur die Gewohnheit des Fleißes, die meine Sache nicht war, zur Fortſetzung deſſelben aneifern konnte. In dem Profeſſor der Philoſophie hatten wir einen Pedanten, aber nicht nur in gewöhnlichem Sinne, ſondern als eigentliche Luſtſpielfigur, als ob der Dottore aus der italieniſchen comedia dell' arte ſich in ihm verkörpert hätte. Er hatte eine „Philoſophie ohne Beinamen“ als Vorleſebuch geſchrieben, und hielt ſich für ganz ſelbſtſtändig, bloß weil er die Neuerungen Kants von ſich ſtieß, indeß ſein Syſtem nichts als der baare Wolfianismus war. Oft, erinnere ich mich, rief er während der Vorleſung aus: Komm her, o Kant, und widerlege mir dieſen Beweis! Seine Philoſophie beſtand bloß aus Diſtinktionen und Diviſionen, zwiſchen denen ſich die Definitionen nothdürftig Platz machten.

Auf ſein ſchematiſches Gerüſt war er ſo ſtolz, daß er den Schülern erlaubte, daſſelbe bei Prüfungen in Handſchrift vor ſich zu haben, wo dann die mit ſcharfen Augen Begabten, ſich die Definitionen mit kleiner Schrift dazwiſchen ſchrieben. Ich, der ich ein ſo kurzes Geſicht hatte, als der Profeſſor ſelbſt, entbehrte leider dieſes Hilfsmittels. Das Ganze wurde im Küchenlatein abgehandelt; nur bei heftigen Aufwallungen bediente ſich der, übrigens höchſt gutmüthige, Mann der deutſchen Sprache.

Der Profeſſor der Mathematik mochte ſo übel nicht ſein, nur hatte er in Einem Jahre ſieben Bände eines mathematiſchen Lehrbuches abzuhandeln, ſo daß er von einem Lehrſatze auf den andern ſprang und wieder ging, ehe man das Erſte begriffen hatte, und ſo der Hauptnutzen von der Mathematik, die innere Erfahrung von dem Weſen des ſtrengen Beweiſes, ganz verloren ging.

Der Profeſſor der philoſophiſchen Philologie galt für einen tüchtigen Mann, nur war er trocken bis zum Abſchreckenden, und ſo auf ſeine Ueberſetzung der tuskulaniſchen Unterſuchungen verſeſſen, daß er jeden andern, als den von ihm gebrauchten Ausdruck, mit ſtummem Kopfſchütteln zurückwies.

Am meiſten befriedigte uns der Profeſſor der Geſchichte, trotz ſeiner vollendeten Geckerei. Sein Vortrag war affektirt, aber lebhaft. Da mir die Geſchichte aus meinen Kinderjahren geläufig war, ſo fand ich mich hier am Beſten zurecht. Ich erinnere mich ſogar, daß er meine Art, die Geſchichte zu ſtudiren, ſämmtlichen Mitſchülern als Muſter empfahl, da, bei einer Prüfung über die Handelswege der Alten, er aus meinem Herumzeigen mit den Fingern auf der Schulbank abnahm, daß ich mit Zuhilfenahme der Landkarte ſtudirt hätte.

Meine gleicherweiſe aus Büffon erworbenen Kenntniſſe in der Naturgeſchichte, halfen mir bei dem Profeſſor dieſes Faches wenig, da er, als Mitglied der Landwirth-Geſellſchaft, hauptſächlich auf die Configurationen und Schichten der Erdoberfläche geſtellt war, welche mich nicht intereſſirte. Von dem Profeſſor der Aeſthetik läßt ſich nur ſagen, daß er das gerade Widerſpiel ſeines Faches war, wie denn, in einem in Gegenwart der Schüler geführten Wortwechſel mit dem Profeſſor der Philoſophie, ſie ſich gegenſeitig mit den Schimpfnamen Pedant und Ignorant belegten.

Leider übertrug ich meine Geringſchätzung der Profeſſoren auf die von ihnen vorgetragenen Wiſſenſchaften, und lernte im erſten Halbjahre, im ſtrengſten Sinne des Wortes, gar nichts, was um ſo unbegreiflicher iſt, da nach der damaligen Studieneinrichtung man am Schluſſe des Halbjahres, eine mehr oder weniger ſtrenge Prüfung, zu überſtehen hatte. Ich verließ mich darauf, daß ich dieſe pſychologiſchen Aufzählungen und logiſchen Formen denn doch ſchon von ſelbſt wüßte und des Lateiniſchen mächtig genug ſei, um der Philologie zu genügen, beſonders da ich den Inhalt der tuskulaniſchen Unterſuchungen ſo unbedeutend fand, daß ich gar nicht begriff, wie ein ſo berühmter Mann als Cicero ſich habe die Mühe geben mögen, das alles niederzuſchreiben. Die Geometrie widerte mich geradezu an, beſonders durch ihre Mißhandlung der Geſtalt, wo denn Linien ins Willkürliche verlängert, Verſchiedenes als gleich geſetzt, und die reinlichſten Kreiſe durch hineingezeichnete Dreiecke und ſonſtigen Kram verunſtaltet wurden. Wie dumm das war, braucht mir Niemand zu ſagen.

Meine Neigung zur Ungebundenheit führte mich auch auf das Billardſpiel, zu dem mich ein Verwandter von gleichem Alter an- oder wohl gar verleitete. Da wir Beide wenig Geld hatten, übten wir uns in der Hinterſtube eines Kaffeehauſes, welche ſo finſter war, daß wir mehrere Minuten brauchten, um nur das Billard und die Ballen unterſcheiden zu können.

Zugleich hatte ſich ſchon in den letzten Gymnaſialjahren meiner eine unerſättliche Luſt zur Romanenlektüre bemächtigt, und ich, der ich in meiner Knabenzeit nur gute Bücher geleſen hatte, verſchlang nun Spieß, Kramer und Lafontaine mit eigentlicher Wuth. Ich erinnere mich, in Sommernächten bei Licht bis zum Morgen, und nach Aufgang der Sonne, ohne Schlaf bei der Tageshelle weiter geleſen zu haben, und ſo oft ich jetzt ein chemiſches Feuerzeug zur Hand nehme, überkömmt mich ein Dankgefühl, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich bei Nacht mich ſtundenlange fruchtlos abmühte, mir mit Stahl und Stein Licht zu verſchaffen.

Meine eigenen ſchöngeiſtigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hinderniß gefunden; ſo oft ich ihm ein Gedicht, meine Arbeit, oder ähnliches zeigte, konnte er anfangs eine gewiſſe Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die ſtehende Phraſe war, „ich würde noch auf dem Miſte krepiren.“ Das hing wahrſcheinlich ſo zuſammen: Einer der Brüder meiner Mutter, ein liebenswürdiger und anſtelliger Mann, hatte, ohne eigentliches Talent, ſich eben auch mit poetiſchen Beſtrebungen abgegeben. Er machte Gedichte, überſetzte Theaterſtücke aus dem Franzöſiſchen, wobei eben äußerſt wenig herauskam. Ja, er vernachläſſigte darüber die eigentlichen Nothwendigkeiten, und nur ein eigener Glücksſtern, verbunden mit einer großen Gewandtheit, machten, daß er ſich doch immer über dem Waſſer erhielt, und nach unzähligen

Beſtimmungswechſeln ſich in Anſehen und guten Vermögensumſtänden befand. Mein Vater mochte mir kein größeres Talent bei einem vielleicht minderen Glücksſtern und gewiß geringerer Anſtelligkeit zutrauen, und da war dann dem ernſten Manne unleidlich, mich durch ſolche Nebengelüſte von eigentlich zweckfördernder Thätigkeit abgezogen zu glauben. Sein Mißvergnügen ſtieg auf den äußerſten Grad, als gerade damals, da nach einer Reihe ungeſchickt geführter Kriege die Franzoſen zum erſtenmale Wien beſetzten, ich, der ich nach dem Beiſpiele meines Vaters der eifrigſte Patriot war, mich doch nicht enthalten konnte, meinen Unwillen über ſo viel verkehrte Maßregeln in einem Spottgedichte, oder vielmehr erbärmlichen Gaſſenhauer Luft zu machen. Er wurde blaß vor Schrecken, als ich es ihm vorlas, machte mir die eindringlichſten Vorſtellungen, wie mein ganzes künftiges Schickſal durch dieſe Verſe in Gefahr geſetzt werden könnte, und band mir auf die Seele, nicht, es zu zerreißen (was denn doch eine gewiſſe Befriedigung vorausſetzt), wohl aber, es Niemand ſehen zu laſſen. Das habe ich treulich gehalten und es Niemanden gezeigt, demungeachtet kam ſchon des andern Tages mein Vater beſtürzt aus dem Gaſthaus zurück, wo er manchmal des Abends ein Glas Bier zu trinken pflegte, rief mich bei Seite und ſagte mir, daß das Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäſte vorgeleſen worden ſei. Das Zeug machte gerade ſeiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicherweiſe errieth aber Niemand den Verfaſſer. (Siehe Anhang 1.)

Das iſt einer der beiden Fälle in meinem Leben, wo ein, von mir ſorgfältig verborgen gehaltenes, Gedicht den Weg, das erſtemal zur Oeffentlichkeit, das zweitemal an ſeine beſondere Adreſſe fand.

Ich will auch den zweiten Fall hier anführen, obwohl er nicht in die Zeitfolge gehört, aber für ſich vereinzelt daſteht, keine Entwicklungsperiode bezeichnet und ich ihn an ſeiner Stelle leicht vergeſſen könnte.

Mehrere Jahre ſpäter hatte ich mich in eine Theaterſängerin verliebt, die als Cherubin in Mozarts Figaro in der doppelten Verklärung, der herrlichen Muſik und ihrer eigenen friſchen jugendlichen Schönheit, ſich meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte. Ich ſchrieb ein Gedicht an ſie, das man wohl gut nennen kann, obwohl die Gluth darin ein wenig an das Verrückte, wohl gar Unſittliche ſtreifte. Mich ihr ſelbſt zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigſten Umſtänden, ſelbſt meine Garderobe legte davon Zeugniß ab, indeß die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Perſon ließen keinen günſtigen Eindruck vorausſetzen. Ich ſchloß daher meine Verſe mit einem demüthigenden Gefühle; nie und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, es Jemanden mitzutheilen.

Lange darnach kam ich mit einem, wenigſtens damals noch, reichen jungen Manne zuſammen, der in der Zeit meines Cherubinfiebers der Begünſtigte, nämlich zahlende Liebhaber der Huldin geweſen war. Wir ſprachen von Poeſie, und er bemerkte, es ſei doch ſonderbar, daß manche Dichter, die mit entſchiedenem Talent aufträten, in der Folge ganz verſchwänden. So ſei in der Zeit ſeines Verhältniſſes mit jener Sängerin, er wiſſe nicht wie, ihr ein Gedicht in die Hände gekommen, das die geſteigertſte Liebeswerbung in den ſchönſten Verſen ausſprach. Das Mädchen ſei darüber wie wahnſinnig geworden, habe alles aufgeboten, um den Verfaſſer ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn es ihr gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen, um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er ſo ſchön bitte. Es ſei darüber beinahe zum Bruche zwiſchen ihnen gekommen. Und nun wäre unter allen jetzt thätigen Dichtern keiner, dem er jene Verſe zuſchreiben könne. Ich verlangte das Gedicht zu ſehen: es war das meinige. Auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art hatte es den Weg zu ihr gefunden, und während ich mich in hoffnungsloſer Sehnſucht abquälte, erwartete der ſchöne Gegenſtand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegen zu kommen.[1] So iſt es mir aber mein ganzes Leben ergangen. Mißtrauen in mich ſelbſt, wenn ich bedachte, was ſein ſollte, und damit abwechſelnder Hochmuth, wenn man mich herabſetzen oder vergleichen wollte. Das iſt aber der im Leben ſchädlichſte Stolz, der nicht aus eigener Werthſchätzung, ſondern aus fremder Geringſchätzung hervorgeht.

Ich kehre aber in die Reihenfolge zurück. Schon jetzt, obſchon kaum fünfzehn Jahre alt, faßte ich, als Vorſpiel künftiger Herzensangelegenheiten, eine heftige Neigung für eine Schauſpielerin und Sängerin an einem der Vorſtadt-Theater, die, mir noch aus ihren Kinderrollen erinnerlich, damals nicht älter ſein mochte, als ich ſelbſt. Ich war mir bei dieſer Neigung beinahe etwas Willkürliches bewußt, der Gedanke ſtand mir nicht völlig fern, daß ich dieſem Mädchen, ſowohl ihrem Talent als ihrem Aeußern nach, eine höhere Geltung beilege, als ſie allenfalls habe, und doch vertiefte ich mich ſo in meine Leidenſchaft, daß, als ſich in der Folge herausſtellte, was ich früher ſchon als Gerücht vernommen hatte, daß ſie von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden ſei, und ich ſie mit dieſem in einer Loge ſah, es mich dermaßen ergriff, daß ich in ein, nicht unbedeutendes, nervöſes Fieber verfiel.

---

[1] Es iſt dieſes das im 1. Bande dieſer Ausgabe, S. 10, unter dem Titel „Cherubin“ mitgetheilte Gedicht. A. d. H.

Dieſes allerdings diſſolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluß. Ein mir angebornes Schamgefühl nach innen und außen, bewahrte mich ſogar vor dem übeln Beiſpiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich ſah kaum, was an meinen Augen vorüberging. Ja dieſes — ſoll ich es Rechtlichkeitsgefühl nennen? — war ſo ſtark, daß ich mir nicht einmal erlaubte, hinter die Schule zu gehen. Ich habe meines Wiſſens nie eine Vorleſung verſäumt; ich wohnte jeder bei, obwohl ich nur mit halbem Ohre zuhörte, oder wohl gar, wenn es mich zu ſehr langweilte, an etwas Anderes dachte. Das war nicht etwa Furcht vor meinem Vater, denn bei einem ſcharfen und richtigen Verſtande war Niemand leichter zu täuſchen als er, und ſeine Strenge beſchränkte ſich auf Ernſt. Vielleicht lag ſogar ein Erziehungsplan zu Grunde. So mochte er bei jener nervöſen Krankheit, verbunden mit meinem häufigen ſpäten Ausbleiben an den Theaterabenden, den Zuſammenhang ſehr gut einſehen, nie hat er aber mit mir ein Wort darüber geſprochen, und er nahm die Sache, als ob ſie eine natürliche wäre. Auch bei ſpäteren, im Hauſe ſelbſt eintretenden Anläſſen dieſer Art, begnügte er ſich, ſtatt zu warnen, zu belehren, zu drohen, einfach damit, die Gelegenheit zu entfernen, und die Gefahr war zugleich mit der Möglichkeit verſchwunden.

Endlich ſollte das alles ſich ſelbſt ſtrafen. Die Zeit der halbjährigen Prüfung kam heran, und ich erhielt eine oder zwei ſchlechte Fortgangsklaſſen. Da war es nun wieder nicht mein Vater, der kaum zu wiſſen ſchien, daß eine Prüfung vor ſich gegangen ſei, indeß meine Mutter zum Verheimlichen und Vertuſchen immer geneigt war; mein eigenes Selbſtgefühl fand ſich empört, daß ich mich auf eine ſo liederliche Weiſe den Schlechten und Nichtswerthen gleich gemacht hatte. Ich beſchloß, dieſem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort. Schon im nächſten Halbjahre mußten dieſelben Profeſſoren, die mir jenen Makel angehängt hatten, mir im Schulzeugniſſe primam cum ingenii laude geben, und das ging ſteigend fort, bis ich für einen der beſten Studenten unſerer Klaſſe galt.

Ein halbkomiſches Intermezzo bildete Profeſſor Stein, derſelbe, der mir in der oberſten Humanitätsklaſſe ein Ohr für den Vers abgeſprochen hatte. Er war als Profeſſor der Philologie an die Univerſität berufen worden, und quälte ſich und uns mit der Zerfaſerung von gewählten Autoren, wobei ſeine heftige Wunderlichkeit es nicht an Spaß fehlen ließ. Er ließ uns auch Stylübungen treiben, wobei uns oft die Wahl des Gegenſtandes überlaſſen war. Da brachte ich ihm denn einmal ein ziemlich mittelmäßiges Gedicht: Der Abend. Er las es mit Lob in der Klaſſe vor, wobei denn doch ein gewiſſes Mißvergnügen durchſchimmerte. Am Schluß der Stunde wies er mich zu ſich und fragte: von wo ich das Gedicht abgeſchrieben hätte? Ich ſagte, ich hätte es ſelbſt gemacht. Da brach er los und kündigte mir ſeine Verachtung für meine Lügenhaftigkeit an. Er war auch das ganze Jahr über nicht zu begütigen, und erſt ſpät, nachdem ſchon meine erſten dramatiſchen Arbeiten erſchienen waren, ſuchte er ſeine Ungerechtigkeit durch das liebevollſte Entgegenkommen wieder gut zu machen; ja er erlaubte mir ſogar, in ſeiner Anweſenheit eine Cigarre zu rauchen, die höchſt denkbare

Gunſt, da er den Tabak in allen Formen mit der ihm natürlichen Uebertreibung haßte.

Um dieſe Zeit waren mir auch die erſten Dramen Schillers in die Hände gekommen. Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko hatte ich aufführen geſehen, und Don Karlos. Das letztere Stück entzückte mich, und ich ging daran, auch ein Trauerſpiel zu ſchreiben. Ich wählte dazu aus der Geſchichte Peters des Grauſamen die Ermordung ſeiner Gattin Blanka von Kaſtilien, und dieſe Letztere gab den Titel her.

Ich übereilte mich nicht und ſchrieb ziemlich lang daran, wobei ich immer den Don Karlos im Auge behielt, mit dem es übrigens auch zwei Fehler gemein hatte, daß ich nämlich in der Mitte des Stückes am Plane änderte, und es ſo ungeheuer lang gerieth, daß man gut zwei volle Abende daran zu ſpielen gehabt hätte. Als es fertig war, legte ich es hin und zeigte es Niemanden, auch meinem Vater nicht, da ich ſeine Abneigung gegen ſolche Beſchäftigungen zu kennen glaubte.

Nun ging es, nach Vollendung der philoſophiſchen, an die Rechtsſtudien. Bei dieſer Gelegenheit verlor ich meinen alten Kameraden Meiller, der ſich der Theologie widmet, bald darauf aber ſtarb. Er hatte lange meinen einzigen Zuſammenhang mit der ſchönen Literatur gemacht. Wir wollten ſogar einmal gemeinſchaftlich ein belletriſtiſches Journal „Irene“ herausgeben, zu dem ich das gleichnamige Einleitungsgedicht ſchrieb, das mir abhanden gekommen iſt. Die Cenſurſtelle, der wir die Probebogen handſchriftlich vorlegten, verſagte aber die Bewilligung zur Herausgabe, wobei ſie wahrſcheinlich ſehr Recht hatte. Meiller hatte übrigens auf meinen verminderten oder vermehrten Fleiß in den Studien gar keinen Einfluß, da er ſich vielmehr an den Gedanken gewohnt hatte, mich für ein liederliches Genie zu halten, wobei er ſich vielleicht in beiden Bezeichnungen irrte.

Zu größerem Eifer in den nun beginnenden Rechtsſtudien wurde ich vielmehr dadurch angetrieben, daß mein Vater ein leidenſchaftlicher Juriſt war und ich wohl wußte, daß ich ihm keine größere Freude machen konnte, als wenn ich ihm ausgezeichnete Zeugniſſe nach Hauſe brachte. Das trieb ich aber ganz äußerlich. Während des ganzen Halbjahrs nahm ich von den laufenden Studien gar keine Notiz, ſechs oder acht Wochen vor der Prüfung aber warf ich mich auf den Gegenſtand mit einem ſolchen, alles Andere vergeſſenden Eifer, ſtudirte vom anbrechenden Tage bis in die ſpäte Nacht ſo ausdauernd und eiſern, daß die guten Zeugniſſe nie ausblieben; woran ſich mein Vater wohl heimlich erfreuen mochte, ohne daß er mir aber je ein Zeichen davon gab. Alle meine Profeſſoren hielten mich für einen ausgezeichneten Juriſten, und nur ich wußte, daß ich es nicht war, denn es fehlte mir Luſt und Liebe und daher auch der Geiſt und der Zuſammenhang.

Freund Meiller ſollte mir nun mehr als zehnfach erſetzt werden. Durch eine alte Kindsfrau, die nacheinander bei uns und einem Hofſekretär Wohlgemuth gedient hatte, und die mich ſehr liebte, wurde ich in dem Hauſe des Letzteren bekannt. Er hatte unter vier Kindern einen Sohn, ein Jahr älter, als ich, und mir ein Jahr in den Studien voraus. Ein äußerſt fleißiger, wohl auch fähiger, aber etwas unklarer junger Menſch. Bei ihm verſammelten ſich die drei oder vier Beſten ſeiner Klaſſe. Da war nun von Poeſie keine Rede, aber die Wiſſenſchaften kamen an die Reihe, vor allem die für uns damals neue Kantiſche Philoſophie, für welche der Sohn des Hauſes ein reichhaltiges, mit Streitſchriften und Commentaren wohl verſehenes Rüſthaus beſaß. Noch erinnere ich mich ſeiner, wie er, um alle Genüſſe zu vereinigen, auf dem, den Unterſatz zu ſeiner Bücherei bildenden, Schranke ſaß, an einem großen Stück Brod eſſend, wobei er in einem philoſophiſchen Buche las und dazu mechaniſch auf der Violine ſpielte. Vor allem lag uns Juriſten Kants Naturrecht nah; wo dann auch Fichte mit hereinſpielte, in dem beſonders ein ungeheuer fleißiger, aber etwas pedantiſcher junger Mann, Namens Kaufmann, beleſen war, der ſpäter als Profeſſor des römiſchen Rechtes geſtorben iſt. — So trieben wir uns ziemlich zwecklos herum, bis es auf einmal hieß: der Verhältnißmacher kommt! Das war nun ein anderer junger Mann, Namens Altmütter, ein früherer Schulkamerad meiner neuen Freunde, der aber, da er Zwiſtigkeiten mit einem der Wiener Profeſſoren gehabt hatte, auf die Univerſität nach Prag gegangen war, und nun von dort zurückkehrte. Altmütter lebt zu meiner Freude noch jetzt als Profeſſor der Technologie am polytechniſchen Inſtitute, indeß die übrigen alle todt ſind. Damals war er Juriſt, und den Namen Verhältnißmacher hatte er davon bekommen, daß er ſeine Schulkameraden häufig zum Beſten hatte und ihnen allerlei unſchuldigen Schabernack ſpielte. Endlich erſchien der Erwartete. Ein ſchwarzer gedrungener, durchaus nicht hübſcher, ſogar etwas ordinär ausſehender junger Mann, dem aber bei jedem Anlaß der Humor und der Verſtand aus den Augen blitzte. Wodurch er ſich an mich gezogen fühlte, weiß ich nicht, nur ſo viel weiß ich, daß beinahe vom erſten Augenblicke unſerer Begegnung an wir uns mit einer faſt leidenſchaftlichen Neigung aneinander ſchloſſen. Indeß er ſeine alten Freunde nach alter Gewohnheit fortwährend hänſelte, hat er nie auch nur Ein

Wort des Spottes an mich gerichtet. Durch die ganze Zeit unſerer Studienjahre waren wir täglich Vormittags im Hauſe unſeres gemeinſchaftlichen Freundes, und jeden Abend vier bis fünf Stunden allein uns gegenüber. Was wir in dieſen vielen Abenden und unzähligen Stunden gedacht, geſprochen und getrieben haben, um den Reiz des Beiſammenſeins immer neu zu erhalten, kann ich mir jetzt kaum denken; beſonders bei der Verſchiedenheit unſerer Richtungen. Ich beſchäftigte mich ziemlich deſultoriſch mit allerlei, er hatte ſich, mit Vernachläſſigung ſeiner juriſtiſchen Studien, mit Eifer auf die Chemie geworfen, in der er vielleicht beſtimmt war, durch ſeinen Scharfſinn eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten. Ich weiß, daß er vor Davy auf die Idee der Kali-Metalloide gekommen war. Als zur Zeit des Wiener Congreſſes Alexander Humboldt nach Wien kam, überreichte ihm Altmütter einen Aufſatz in dieſer Richtung zur Beurtheilung. Der berühmte Mann fand aber entweder nicht Zeit, oder Altmütters Schrift zu beſchwerlich zum Leſen, und der Aufſatz folgte ohne Bemerkung zurück. Altmütter ſteht gegenwärtig als Profeſſor der Technologie in großer Achtung, aber die Gaben ſeiner Jugend haben ihn zu unendlich mehr berechtigt, und vielleicht war es nur ein damals ſchon ſichtbarer Hang zur äußeren Vernachläſſigung, was ihm hindernd in den Weg getreten iſt. Er brachte mit einemmale Leben und Richtung in die wiſſenſchaftlichen Anwandlungen unſers Jugendkreiſes. Wir ſtifteten eine Akademie der Wiſſenſchaften, in der allwöchentlich Verſammlungen gehalten und Aufſätze vorgeleſen wurden. Damit die Sache aber nicht gar zu ernſthaft werde, gründeten wir nebenbei ein Journal der Thorheit, in der jede Albernheit eines Akademikers oder der ſonſtigen Mitglieder des Wohlgemuthiſchen Hauſes, nicht ohne Widerſpruch des Betheiligten, da es mitunter die tiefſinnigſten Gedanken waren, eingetragen wurden. Mit den ſchriftlichen Aufſätzen in unſerer Akademie ging es etwas knapp, nur Freund Kaufmann war unerſchöpflich. Da gab er z. B. einen gar nicht enden wollenden lateiniſchen Aufſatz über die präſtabilirte Harmonie, bei deſſen Vorleſung die Akademiker Einer nach dem Andern ſich entfernten, nur ich hielt aus Mitleid und Neugierde aus. Als es mir aber auch zu viel wurde, faßte er mich mit ſeiner Rieſenfauſt am Kleide, und ich mußte das Werk bis zu Ende anhören, wo er dann aber gutmüthig genug war, ſelbſt über ſeine Ueberſchwänglichkeit zu lachen. — Altmütter und ich gehörten unter die faulſten, uns war es mehr um die Diskuſſion zu thun. Wir ſtreiften wohl auch in der ſchönen Umgebung von Wien herum und unterhielten uns mit Planen für die Zukunft, die nicht minder überſchwänglich waren, als Freund Kaufmanns Abhandlungen. — So ſtanden wir einmal auf der Höhe des Kahlenberges, hinter uns das Fußgeſtelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir beſtiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendirten Göttlichkeit, und ſahen in die unermeßlich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umſchlungen hielten. Von uns unbemerkt, hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutſcher, die Höhe erklommen und ſtand nun und ſah uns verwundert an. Ja, ſagte Altmütter, indem wir herunterſtiegen, ſtaunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen, und ich werde einen niederreißen. Er meinte bei letzterem Lavoiſiers, damals neues, Syſtem der Chemie. Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnſinnige vor ſich zu haben.

Dieſe mitunter höchſt geſteigerten Ideen hinderten uns übrigens nicht, zu den eigentlichſten Kinderpoſſen herabzuſteigen. So beſaß der jüngſte Bruder unſeres Freundes Pepi (Joſeph) Wohlgemuth, Muckerl (Johann von Nepomuck) genannt, indeß die älteſte Schweſter Xaverl (Franziska Xaveria) hieß — ein kleines Kindertheater, mit dem er ſehr ungeſchickt hantirte. Wir beſchloſſen, ihm zu Hilfe zu kommen. Ich malte Dekorationen und Figuren, die auf Pappe aufgeklebt und nach unten mit hölzernen Stämpelchen verſehen wurden. Wir Akademiker theilten uns in die Rollen. Selbſt der pedantiſche koloſſale Kaufmann übernahm die Partie der Greiſe, wo wir ihn dann unausgeſetzt auslachten. Einer Freundin der Tochter des Hauſes, einem ſehr hübſchen Mädchen, fielen die Liebhaberinnen zu. Der kleine Muckerl, der die Figuren dirigirte, gab nebenbei die Zoſen und ſonſtigen weiblichen Vertrauten, und ſo führten wir, ohne uns zu ſchämen, vor einer zahlreichen Zuhörerſchaft die größten Stücke auf. Ich verliebte mich pflichtſchuldigſt in die Liebhaberin, welche ſchon verſprochene Braut war, und da ſie eben deßhalb mit Argusaugen bewacht wurde, gab es auch außer den Theaterabenden die luſtigſten Verwickelungen. Die in den Stücken vorkommenden Umarmungen und Küſſe wurden in dem durch Vorhänge abgeſchloſſenen Raume der Schauſpieler auch in der Wirklichkeit gegeben, und das Verhältniß ging ſchon in das höchſt Bedenkliche über, als das Studentenmädel — dieſen Spottnamen gaben ihr die erboſten Verwandten — in die projektirte Heirath hineingejagt wurde, was mich übrigens nicht ſehr anfocht. — Auch ſie iſt jetzt todt, wie beinahe alles, was mir im Leben näher geſtanden hat, männlichen, vor allem aber weiblichen Geſchlechtes, und doch bin ich nicht älter als 62 Jahre.

Der Haupthebel unſerer pſeudo-dramatiſchen Unterhaltungen war der Herr des Hauſes, der alte Hofſekretär Wohlgemuth, ein großer Freund und täglicher Beſucher des Leopoldſtädter Theaters. Er veranlaßte uns auch zu einem Verſuch auf einem wirklichen ſogenannten Haustheater. Wir führten zwei kleine Stücke auf, in deren einem ich einen Officier ſpielte. Ich weiß nur, daß mir zu Muthe war, als ob ich allein auf einer Inſel im Weltmeere mich befände, ſelbſt die Mitſpielenden ſchienen mir unendlich entfernt. Ich habe nur noch ein einzigesmal ſpäter einen zweiten theatraliſchen Verſuch gemacht, auch damals aus Gefälligkeit, nie aus Neigung, obwohl man mit meinen Leiſtungen zufrieden war. Die Fortſetzung jener erſten Darſtellung ſcheiterte an dem gänzlichen Mangel dramatiſchen Talentes bei dem Sohne des Hauſes. Obwohl er nur einen Bedienten zu ſpielen hatte, ſo murmelte er doch ſeine wenigen Worte ſo unverſtändlich, daß ſein theaterliebender Vater — obgleich das Stück, wie natürlich, indeß weitergeſpielt hatte — doch hartnäckig verlangte, er ſollte noch einmal heraustreten und ſeine Rolle verſtändlich vortragen.

Dieſes ſorgloſe Schlaraffenleben ſollte übrigens bald geſtört werden. Mein Vater, der ſonſt einer eiſernen Geſundheit genoß, fing an, zu kränkeln. Ein ſcheinbar unbedeutender Huſten wurde von einem Anhänger der Browniſchen Heilmethode — unſer eigener Arzt, der in Wien berühmte Dr. Cloſſet befand ſich ſelbſt krank — mit draſtiſchen Mitteln behandelt, und als Cloſſet nach vierzehn Tagen ſelbſt die Kur übernahm, erklärte er ſchon nach dem erſten Beſuche heimlich meiner Mutter, das Leiden habe ſich auf der Bruſt feſtgeſetzt, es ſei ein organiſches Uebel vorhanden. Da mein Vater aber das ſechsundvierzigſte Jahr ſchon erreicht hatte, ſo meinte der Arzt, er könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben. Die, wenn auch entfernte Gefahr, erſchütterte uns, wie natürlich, alle ſehr. Ich blieb mehr zu Hauſe und fühlte mich auch ſonſt melancholiſch geſtimmt. Da erwachte plötzlich die Neigung zur Muſik in mir.

Ich habe ſchon erzählt, wie mir in den Knaben-, ja Kinderjahren das Klavierſpiel verleidet wurde. Dieſe Abneigung nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Muſik zu ſein. Denn als mein zweiter Bruder, der überhaupt kein Freund des Lernens war, um ſich dem verhaßten Klavierſpiel zu entziehen, eine Luſt zur Violine vorgab, auch einen Geigenmeiſter erhielt, bei dem er aber eben ſo wenig lernte, als bei dem Klaviermeiſter, nahm ich bei jeder Gelegenheit ſeine Violine zur Hand, übte Skalen und Beiſpiele und ſpielte endlich mit dem Meiſter leichte Duetten, ohne je die geringſte Anweiſung erhalten zu haben. Der alte Deabis, ſo hieß er, ſchrieb mir ein großes Talent zu, und beſchwor meine Eltern, mich fortfahren zu laſſen. Es wurde aber verweigert, ja mir die Violine aus der Hand genommen, und da mein Bruder doch nichts lernte, der Meiſter entlaſſen, weil ich in meinen Knabenjahren eine Anlage zum Verwachſen zeigte, welche durch die emporgehobene Schulter bei Behandlung der Geige vermehrt werden konnte. Hatte doch meine Großmutter, als ſie mich auf jene Befürchtungen hin körperlich unterſuchte, den Ausſpruch gethan: „Ja er wird bucklich, aber es ſchadet nicht, da er doch Geiſtlicher werden will.“ Glücklicherweiſe iſt beides nicht eingetroffen.

Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter. Demungeachtet mußte ich an dem Unterricht Theil nehmen, den meinem dritten Bruder und mir — nachdem unſer erſter Meiſter Gallus längſt wieder nach

Polen zurückgekehrt war — eine wunderlich aufgeputzte, ſonſt aber recht tüchtige Meiſterin ertheilte, von deren Geſchicklichkeit die Fortſchritte meines Bruders zeugten. Endlich ſollte ich befreit werden. Mein Vater ſchloß ſich das ganze Jahr ab. Um aber ſeinen geſellſchaftlichen und Familienverpflichtungen nachzukommen, gab er jeden Faſching einen einzigen, aber ſo glänzenden, ja koſtſpieligen Ball, daß in der halben Stadt davon die Rede ging. Als wir ſpäter die Wohnung wechſelten und die neue nicht mehr jene ungeheuren, zum Tanze bequemen Räume der alten darbot, wurde der frühere Ball in zwei oder drei Abendgeſellſchaften mit Spiel und Souper aufgelöſt, bei deren einer mein Bruder und ich die Geladenen durch unſer Klavierſpiel unterhalten ſollten. Mein Bruder Camillo ſpielte mit allgemeinem Beifall, als aber an mich die Reihe kam, war ich nirgends zu finden. Ich hatte mich in das Bett unſeres Bedienten verkrochen, und alles Suchen war vergebens. Erſt nachdem die Gäſte ihren Abſchied genommen, kam ich aus meinem Verſteck wieder hervor. Da brach mein Vater in heftigen Zorn aus. Wenn ich nun ſchon einmal nichts lernen wollte, ſo ſollte ich doch wenigſtens nicht meinem Bruder die Hälfte der Lehrſtunden rauben. Und ſo war es mit meinen Lektionen zu Ende. Durch ſieben oder acht Jahre habe ich mit keinem Finger das Klavier berührt.

In meiner damaligen trüben Stimmung fühlte ich wohl das Bedürfniß einer Ableitung nach außen. Die Poeſie lag mir zur Zeit ziemlich fern, wäre auch mit ihrem ſcharf ausgeprägten Gedanken ein wenig geeigneter Ausdruck für meine, in die Zukunft greifenden, unbeſtimmten Empfindungen geweſen. Ich verfiel auf die Muſik. Das Klavier war geöffnet, aber ich hatte alles vergeſſen, ſelbſt die Noten waren mir fremd geworden. Da kam mir nun zu Statten, daß mein erſter Klaviermeiſter Gallus, als er mich in halb kindiſcher Tändelei bezifferten Baß ſpielen ließ, mir eine Kenntniß der Grundakkorde beigebracht hatte. Ich ergötzte mich an dem Zuſammenklang der Töne, die Akkorde löſten ſich in Bewegungen auf, und dieſe bildeten ſich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abſchied und ſpielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine ſolche Fertigkeit, daß ich ſtundenlang phantaſiren konnte. Oft legte ich einen Kupferſtich vor mir auf das Notenpult und ſpielte die darauf dargeſtellte Begebenheit, als ob es eine muſikaliſche Compoſition wäre. Ich erinnere mich noch, daß ſpäter, während meiner Hofmeiſterſchaft, in einem vornehmen Hauſe, der Geigenmeiſter des jungen Grafen, ein ſehr geſchätzter Muſiker, mir viertelſtundenlange außer der Thüre zuhörte, und beim Eintritte ſeines Lobes kein Ende finden konnte. Auf dem Gute deſſelben Grafen war kein anderes Inſtrument, als ein altes Klavier ohne Saiten, demungeachtet habe ich mit Entzücken halbe Tage lang darauf geſpielt, und der Abgang des Tones war mir gar nicht fühlbar. Als ich mich ſpäter der Poeſie ergab, nahm dieſe Fähigkeit des muſikaliſchen Improviſirens ſtufenweiſe ab, beſonders ſeit ich, um Ordnung in meine Gedanken zu bringen, Unterricht im Contrapunkte nahm. Die Entwickelungen und Fortſchreitungen wurden nun richtiger, aber das Inſpirirte gieng mir verloren, und gegenwärtig kann ich nicht viel mehr als beim Erwachen meiner muſikaliſchen Neigung. Ich hatte immer das Wunderliche, daß, wenn ich von einem Gegenſtande auf den andern überging, ich mit der Luſt an dem früheren auch zugleich alle erlangte Fertigkeit, ja Fähigkeit verlor. Ich habe alles getrieben, was der Menſch treiben kann; Tanzen und Jagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts iſt mir fremd geblieben, ja ich habe es, mit Ausnahme der Jägerei, mit einer beſtimmten Anlage getrieben, und das alles iſt mir fremd geworden. So war ich einer der beſten, oder wenigſtens der eleganteſten Schwimmer, und wenn man mich heute ins Waſſer würfe, ich würde gewiß ertrinken. Die Inſpiration war mein Gott und iſt es geblieben. —

In jener Zeit nun dachte ich auf nichts als Muſik. Ich ſetzte ſogar Lieder, die ich mit einer leidlichen Tenorſtimme ſang, darunter Goethes „König von Thule.“ Dieſes Lied konnte ſich mein Vater, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, nicht ſatt hören. Ich mußte es immer wieder ſpielen und ſingen. Nur als es ſich mit ſeiner Krankheit zu Ende neigte, ließ er mir ſagen, ich möchte es nicht mehr ſingen, es mache ihn traurig. —

Die Vorausſetzung unſeres Arztes Cloſſet: mein Vater könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben, hatte ſich, ohne ſeine Schuld, nicht bewährt. Mein Vater zwar ließ es an Diät nicht fehlen, aber die Zeitumſtände beſchleunigten den Lauf ſeiner Krankheit. Als wir unſere neue Wohnung bezogen, hatte er, damals noch in ungeſchwächter Geſundheit, den bedeutendſten Theil ſeines Erſparten auf Herſtellung und Einrichtung derſelben verwendet. Da wurden Thüren vermauert und neue durchgebrochen, Parketten gelegt, Tapeten gezogen und ſeidene Möbel angeſchafft, was um ſo ſonderbarer war, da uns Niemand beſuchte; aber es ſchien einmal der Grundſatz meines Vaters, alles, was er machte, vollſtändig zu thun. Ein ungetreuer Sollicitator hatte ihn um eine namhafte Summe betrogen. Dazu kamen nun die Kriegsläufe des Jahres 1809, die verlorenen Schlachten, die Beſchießung der Stadt, der Einzug der Franzoſen in Wien, die Stockung der Geſchäfte, die Einquartierung, die Kriegsſteuer und Contributionen, vor allem aber ſein vaterländiſches Herz, das unter allen dieſen Erniederungen unendlich litt. —

Ich hatte mich bei der Belagerung von dem Studentenkorps nicht ausſchließen können, das einen Theil der Feſtungsmauer beſetzte. — Als nun in der Nacht die Geſchütze unausgeſetzt donnerten, die Granaten ſich in der Luft kreuzten und die Stadt an mehreren Orten brannte, wußte mein Vater, der mich allen dieſen Kugeln ausgeſetzt glaubte, ſeiner Unruhe kein Ende. Am nächſten Morgen, nach Uebergabe der Stadt, erſchien meine Mutter unter anderen Angehörigen Anderer, weinend auf der Baſtei und beſchwor mich, doch ſogleich nach Hauſe zu kommen und meinen Vater von meinem Leben zu überzeugen. Er empfing mich ganz kalt, ja es war, als ob er einen Theil ſeines Unwillens auf mich übertrüge.

Was meine eigene Haltung während der Beſchießung betrifft, ſo war ſie nicht beſonders muthig, aber auch nicht furchtſam. — Ich ließ eben die Dinge gewähren. In den letztverfloſſenen Tagen, als wir mit unſeren Feldzeichen auf den Hüten in den Straßen herumgiengen, fühlte ich ſogar Anwandlung von Heldenmuth. Dieſer Aufſchwung wurde jedoch ziemlich herabgedrückt, als Jemand die (unwahre) Nachricht mittheilte, die franzöſiſchen Küraſſiere trügen nach neuer Einrichtung, außer den Harniſchen auch Armſchienen. Dieſer an ſich gleichgiltige Umſtand machte einen höchſt ungünſtigen Eindruck auf meine Phantaſie. —

Am entſcheidenden Tage ſelbſt, führte man uns mit einbrechender Nacht auf die Baſteien, und kündigte uns das bevorſtehende Bombardement an. Da war denn allerdings ein gewiſſes Schwanken in unſeren Reihen ſichtbar, das nicht vermindert wurde, als die erſten Brandkugeln hart ober unſern Häuptern, in die Dachfenſter des hinter uns befindlichen Palaſtes des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen hineinfuhren. Nachdem aber ſpäter die Franzoſen — wie wir glaubten, aus Ungeſchicklichkeit, da wir unſere Perſonen für ihr einziges Ziel hielten — ihre Würfe höher richteten, und die Kugeln weit von uns weg fielen, verbeſſerte ſich unſere Stimmung ſichtlich. Die in der Stadt entſtehenden Feuersbrünſte, von denen wir nur den Wiederſchein in den Wolken ſehen konnten, hielten wir für das Aufgehen des Mondes und freuten uns, bald die ganze Scene überblicken zu können. Eben ſo ſchienen uns die von dem Flackern der Flamme bewegten Schatten ſämmtlicher Stangen und Pflöcke im Stadtgraben, ebenſoviel wandelnde Franzoſen zu ſein, und wir gaben, da wir uns eine Belagerung ohne Sturmlaufen gar nicht denken konnten, wiederholte Salven aus unſern Musketen, wodurch die auf einem niederen Parapet unter uns aufgeſtellten Landwehrſoldaten, in augenſcheinliche Lebensgefahr geriethen. — Ich machte das Alles mit, mit Ausnahme der Furcht. Dennoch, als mein Nebenmann und Mitſchüler, ein ſonſt höchſt ſtiller und ruhiger junger Menſch, mit Heftigkeit verlangte, außer den Mauern dem Feinde im freien Felde entgegengeführt zu werden, bemerkte ich, nicht ohne Bedächtlichkeit, wie es ein Unſinn wäre, ungeübte Truppen, gleich uns, einem kriegserfahrenen Feinde gleich auf gleich, gegenüber zu ſtellen. Die Nachricht von der Uebergabe der Stadt erfüllte uns mit Unwillen. Ich machte dem meinigen durch einen nur halbgefühlten Ausfall gegen unſere Bürgerſchaft Luft, denen ihre Dächer lieber ſeien als ihre Ehre, ein Wort, das ſogleich von unſerem Anführer, einem bildhübſchen jungen Cavallerie-Officier, mit dem Arm in der Binde, aufgegriffen wurde und die ganze

Compagnie wiederholte. Im Grunde aber waren wir Alle froh, wieder nach Hauſe zu kommen, umſomehr, als wir ſeit ſechzehn oder achtzehn Stunden nichts genoſſen hatten. —

Alle dieſe Dinge, wozu noch ökonomiſche Verlegenheiten kamen, griffen die Geſundheit meines Vaters ungeheuer an. Ich beſitze noch ſein Einſchreibbuch, in das er Einnahmen und Ausgaben allmonatlich eintrug. Während die Ausgaben mit den ſteigenden Preiſen fortwährend wuchſen, fielen die Einnahmen ſtufenweiſe bis zum Unbedeutenden herab, bis er in den letzten Monaten mit unſicherer Hand: Nihil einſchrieb. Er mußte ſogar ein Darlehen aufnehmen, er, für den Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren. —

Die Stadt vom Feinde beſetzt zu wiſſen, war ihm ein Greuel, und jeder ihm begegnende Franzoſe ein Dolchſtich. Und doch ging er gegen ſeine Gewohnheit jeden Abend in den Straßen ſpazieren, aber nur, um bei jedem Zwiſt zwiſchen Franzoſen und Bürgern, die Partei des Landsmannes zu nehmen und ihm gegen den Fremden beizuſtehen. Die Schlacht von Aſpern war Oel in ſeine Lampe, die von Wagram machte freilich allen Hoffnungen ein Ende, was dann auch in dem Herabkommen ſeines Körperzuſtandes nur allzu ſichtbar war.

Ich ſelbſt war kein geringerer Franzoſenfeind, als mein Vater, und demungeachtet zog Napoleon mich mit magiſcher Gewalt an. — Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militäriſchem Schaugepränge, verſäumte ich doch keine ſeiner Muſterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der ſogenannten Schmelz. — Noch ſehe ich ihn, die Freitreppe des Schönbrunner Schloſſes mehr herablaufen als gehen. Die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter ſich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eiſern daſtehen, ſeine vorüberziehenden Gewalthaufen, mit den unbewegten Blicken des Meiſters überſchauend. Seine Geſtalt iſt mir noch jetzt gegenwärtig. Seine Züge haben ſich leider mit den vielen geſehenen Porträten vermengt. Er bezauberte mich, wie die Schlange den Vogel. Mein Vater mochte mit dieſen unpatriotiſchen Excurſionen wenig zufrieden ſein, doch verbot er ſie nie.

Nun kam der entſcheidende Moment: der Abſchluß des Preßburger Friedens. Mein Vater war damals ſchon genöthigt, den größten Theil des Tages das Bett zu hüten. Wir verbargen ihm das Ereigniß nach Möglichkeit. Er mochte aber doch Kunde davon erhalten haben, denn im höchſten Zorne befahl er mir, ihm augenblicklich ein Exemplar des gedruckten Traktates zu verſchaffen, durch den bekanntlich ein Drittheil der Monarchie an Frankreich abgetreten wurde. Er las die Druckſchrift ganz durch, legte ſie dann von ſich und kehrte ſich gegen die Wand. Von da an hatte er kaum mehr ein Wort geſprochen. Nur als ich an einem der folgenden Tage, von einer dunklen Ahnung eines baldigen Endes ergriffen, an ſeinem Bette auf die Knie ſank und ſeine Hand wärmend küßte, ſagte er: Nun iſt's zu ſpät! womit er denn doch wohl andeuten wollte, daß er mit meinem Weſen und Treiben nicht völlig zufrieden ſei.

Deſſelben Tages ſaßen wir Mittags bei Tiſche, und zwar, ſeinem Wunſche gemäß, in dem Zimmer, in dem er lag. Da that er ein paar ſtärkere Athemzüge. Wir ſprangen auf und eilten hinzu, er aber war — — todt.

Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu ſchroff. Indem er mit einem höchſt erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der eigenen Empfindung in ſich verſchloß, machte er die Annäherung jeder fremden beinahe unmöglich. Erſt ſpäter, als ich die Gründe mancher ſeiner Handlungen einſehen lernte, und der bis auf jetzt fortdauernde Ruf ſeiner beinahe fabelhaften Rechtſchaffenheit mich beglückte und — in weiter Entfernung — zur Nacheiferung begeiſterte, habe ich ſeinem Andenken nachgetragen, was ich in der Gegenwart zum Theil verſäumte.

Der Tod meines Vaters verſetzte uns in eine beinahe hilfloſe Lage. Die von ihm in den letzten Monaten kontrahirte Schuld mußte abgetragen werden. Seine eigenen Forderungen an Clienten waren theils uneinbringlich, theils erhielten wir kaum den zehnten Theil. Was ſonſt vorhanden war, reichte kaum hin, die Heirathsanſprüche meiner Mutter zu decken. — Auf uns Kinder kam beinahe nichts, welches Beinahe durch das zwei Jahre ſpäter erſcheinende Finanzpatent vom Jahre 1811 auf ein wirkliches Nichts herabgeſetzt wurde. Daſſelbe Finanzpatent brachte die Penſion, welche mein Vater durch jährliche Einlagen bei der Fakultätskaſſe ſeiner Wittwe geſichert hatte, auf 90 Gulden Papiergeld herab. Und davon ſollte eine Mutter mit vier Kindern leben, ob zwar eigentlich nur mit drei, denn mein zweiter Bruder Karl war nach den wunderlichſten Ereigniſſen, die für ſich allein einen Roman bilden würden, unſichtbar geworden. Ich ſelbſt, damals 18 Jahre alt, befand mich im vorletzten Jahrgange meiner juridiſchen Studien. Natürlich mußte ich ſie fortſetzen. Meinem dritten Bruder, Camillo, wurde durch ſeine muſikaliſche Geſchicklichkeit das Glück zu Theil, daß ihn der Amtmann einer Staatsherrſchaft, zugleich als Amtspraktikanten und Klavierlehrer ſeiner Tochter, in ſein Haus und völlige Verſorgung nahm. Der ſpätgeborene vierte, Adolph, beſaß eine gute Stimme und wurde ſchon ſeit längerer Zeit im Singen unterrichtet, um ſpäter als Hofſängerknabe im kaiſerlichen

Convikte ſeine Studien vollenden zu können. Das waren alles Hoffnungen für die Zukunft, aber die Gegenwart drängte. Da kam mir zu Statten, daß meine Profeſſoren mich für einen guten Juriſten hielten. Sie verſchafften mir, ſo viel ich weiß, unaufgefordert, Informationsſtunden bei zwei jungen Cavalieren, die mich ſo gut bezahlten, daß meine Bedürfniſſe gedeckt waren und wohl auch etwas für die Familie übrig blieb. Zugleich fiel mir mein vergeſſenes Trauerſpiel ein. Vielleicht, daß ſich dadurch etwas verdienen läßt. Ich ſchrieb es gemeinſchaftlich mit meinen Freunden Wohlgemuth und Altmütter ab und überreichte es dem Bruder meiner Mutter, demſelben, mit deſſen Beiſpiel mich mein Vater von der Poeſie abgeſchreckt hatte und der damals, in Folge einer der vielen Phaſen ſeines Lebensplanes, als Sekretär und Dramaturg bei dem Wiener Hofburgtheater angeſtellt war. Ich wartete lange auf Entſcheidung, endlich erhielt ich es mit der Aeußerung zurück, daß es nicht verwendbar ſei. Darin hatte der Mann allerdings recht, demungeachtet glaube ich, daß er das Stück, abgeſchreckt durch die unmäßige Länge und die nicht einladende Handſchrift Altmütters, gar nicht, oder wenigſtens nicht zu Ende geleſen hat, er hätte ſonſt unzweideutige Spuren eines Talentes darin entdecken müſſen, das nicht ſo kurz abzufertigen war, umſomehr, als es ihm weder an Herzensgüte, noch an Verſtand fehlte. Nur war er ungeheuer flüchtig. So erinnere ich mich, daß er Müllners Schuld als Manuſcript, ein Jahr lang ungeleſen auf ſeinem Pulte liegen hatte, ja, es als ein Zeichen des Unſinns unſerer Zeit bezeichnete, daß Jemand ein Stück in „Stanzen,“ ſo nannte er Trochäen, zu ſchreiben unternommen habe. Erſt der Schauſpieler Herteur, der um ein Stück für ſeine Einnahme verlegen war, las es und brachte es zur Aufführung, wo es dann die ungeheuerſte Wirkung in ganz Deutſchland machte.

Mir ſelbſt fiel bei der Rückgabe meines Trauerſpieles die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entſchluſſe beſtärkt, der Poeſie, vor allem der dramatiſchen, für immer den Abſchied zu geben.

Inzwiſchen verlor ich meine beiden Inſtruktionen, da einer meiner Eleven, ein ziemlich ſchwacher Kopf, die Studien ganz aufgab, der andere aber, ein geiſtreicher junger Menſch, der freilich in den Lehrſtunden lieber von Literatur als von juridiſchen Dingen ſprach, in ſein Vaterland Wälſch-Tirol zur Bewirthſchaftung ſeiner Güter zurückkehren mußte.

Der Erſatz war übrigens bald gefunden. Eben wieder einer meiner ehemaligen Profeſſoren machte mir den Antrag, in ein adeliges Haus mit bleibender Beſtimmung zu treten. Es war der Neffe eines reichen Grafen in den juridiſchen Gegenſtänden zu unterrichten, wozu man, da der Sommer auf den Gütern zugebracht werden ſollte, einen Informator brauchte, der Herr über ſeine Zeit war. Der junge Menſch hatte einen eigenen Hofmeiſter, und es galt daher, nur ein paar Stunden des Tages Unterricht zu geben, wofür ein freilich mäßiger Gehalt, dafür aber gänzliche und, wie ſich in der Folge zeigte, glänzende Verpflegung zugeſichert wurde. Ich hatte unterdeſſen meine Studien vollendet, fühlte aber einen Widerwillen gegen die Staatsdienſte. Ich nahm daher an, beſonders um meine Mutter der immerwährenden Sorge um die wechſelvolle Zu- und Abnahme meiner Einkünfte zu entheben. Da kam ich denn nun in ein wunderliches Haus. Der junge Graf, ungefähr von meinem Alter, der noch jetzt lebt, wird mir nicht übel nehmen, wenn ich hier niederſchreibe, daß aus unſern Studien, wohl aus beiderſeitiger

Schuld, nicht viel herauskam. Der alte Onkel war eine eigentliche Carikatur, höchſt bornirt, eigenwillig, geizig, bigott. Als ehemaliger Geſandter an einem großen deutſchen Hofe und kaiſerlicher Concommiſſarius in Regensburg, ſprach er gerne von ſeinen Miſſionen. Ich habe ihn geizig genannt, er war es, mit Ausnahme von zwei Rubriken: ſeinen Stall und die Küche. In erſterem hielt er eine Anzahl der ausgezeichnetſten Prachtpferde, die er aus übergroßer Schonung kaum benützte. — Die Küche beſorgten abwechſelnd ein franzöſiſcher und ein deutſcher Koch vom erſten Range. Seine Neigung gewann ich beſonders durch meinen damals ſtarken Appetit. Täglich kam er zwiſchen eilf und zwölf Uhr in ſeinem ſchmutzigen Schlafrocke auf mein Zimmer, um mir den Küchenzettel des Tages vorzuleſen, und eine Art Feldzugsplan zu verabreden: von welcher Speiſe nämlich viel und von welcher wenig, mit Rückſicht auf eine nachfolgende, beſſere, zu eſſen ſei. Ich hätte in ſeinem Hauſe ein Feinſchmecker werden müſſen. Demungeachtet war ich in der Folge froh, wieder zur ärmlichen Koſt meiner Mutter zurückzukommen. Uebrigens hielt er mich für einen Jakobiner, mit welchem Namen er Alle bezeichnete, die anders dachten, als er. Seine Frau, wir nannten ſie die Fürſtin, weil ſie aus fürſtlichem Hauſe war, verbrachte ihre Zeit mit Andachtsübungen und fuhr ſo oft des Tages in die Kirche, als ihr Gemahl erlaubte, die müßig ſtehenden Prachtpferde abwechſelnd einſpannen zu laſſen. Der Hofmeiſter war ein kenntnißloſer, unterthäniger, übrigens gutmüthiger alter Mann. Ich befand mich Anfangs ſehr gut in dieſem Verhältniſſe. Mit Ausnahme von zwei oder drei Stunden, in denen ich meinen Zögling unterrichtete, der Tiſchzeit und dem obligaten Vorleſen des Küchenzettels, war ich Herr meines Tages. Zugleich befand ſich eine zahlreiche und mit älteren Werken wohl ausgeſtattete Bibliothek im Hauſe, beſonders reich an engliſchen Büchern, die der Großvater des Grafen, der als Geſandter in London ſtand, von dort mitgebracht hatte. Außer der Schwierigkeit, das verroſtete Schloß des Bibliothekzimmers zu öffnen, hinderte mich nichts, von dem todten Schatze, um den ſich Niemand kümmerte, ſo viel mit mir zu ſchleppen, als mir beliebte, und mich ganz der Lektüre zu überlaſſen. Leider fand ſich meine Kenntniß des Engliſchen, das ich ſchon früher ohne Meiſter und ſonſtige Hilfsmittel zu betreiben angefangen hatte, zu mangelhaft, um Shakeſpeare, der ſich in der Theobald'ſchen Ausgabe da befand, mit Genuß leſen zu können. Es eiferte mich übrigens an, meine Kenntniß dieſer Sprache zu vervollkommnen. Auf dieſe Art verſtrich der Winter, und die Zeit kam heran, ſich auf die ausgedehnten Güter der Familie in Mähren zu verfügen. Bei der Abreiſe wurde mir der junge Graf anvertraut, und es hieß, der Hofmeiſter werde nachkommen. Auf dem prächtigen Schloſſe, in der fruchtbarſten, obgleich nicht ſchönſten Gegend Mährens angekommen, wartete ich fruchtlos auf die Ankunft des alten Mannes. Endlich erfuhr ich von dem Hauschirurgen, daß man den Hofmeiſter, mit dem man unzufrieden war, weil man ihn in Verdacht hatte, den verſtorbenen ältern Bruder meines Zöglings in ſeinem Widerſtreben gegen eine vorgeſchlagene Heirath beſtärkt zu haben, mit Penſion entlaſſen habe. Meine Stellung wurde dadurch auf eine unangenehme Art verändert. Indeß ich früher nur ein paar Stunden mit meinem Zöglinge zu thun hatte, blieb er mir nun den ganzen Tag auf dem Halſe. Ich mußte ihn ſogar täglich in die Kirche begleiten, wo ich den Vicar of Wakefield mitnahm, von dem man im Hauſe, wegen der geiſtlichen Benennung Vicar auf dem Titelblatte, nicht zweifelte, daß es ein Gebet- oder Andachtsbuch ſei. Ebenſo mußte ich auf alle meine poetiſchen und dramatiſchen Brouillons, von denen ich mich doch nicht ganz losgemacht hatte, obenan ſetzen: aus dem Engliſchen oder Franzöſiſchen überſetzt, damit ſie als Sprachübungen gelten könnten, da jedes Zeichen eines eigenen poetiſchen Talentes den alten Grafen in ſeiner Meinung, daß ich ein Jakobiner ſei, beſtärkt haben würde. Ich ſetze das hierher, damit nach meinem Tode derjenige, dem mein ſchriftlicher Nachlaß in die Hände geräth, ſich nicht etwa fruchtloſe Mühe gebe, die Originale zu dieſen angeblichen Ueberſetzungen aufzufinden. Uebrigens ſind es durchaus unbedeutende Bruchſtücke, mehr Erzeugniſſe der langen Weile, als eines längſt aufgegebenen ernſten Strebens. Das Landleben iſt angenehm für ſich, und ſo fand ich mich denn endlich zurecht. Ich fing ſogar an, die böhmiſche Sprache zu lernen, habe es aber nie weiter gebracht, als zur Benennung der Speiſen, den Schimpfnamen und den Jagdausdrücken. Erſtere durch die Nothwendigkeit bei weitern Exkurſionen, die zweiten vom oftmaligen Hören, die letztern von unſern Jagdunterhaltungen. Der alte Graf war der ſchlechteſte Schütze in der Welt; es ſchoß daher, angeblich ohne ſein Wiſſen, immer der erſte ſeiner beiden Büchſenſpanner zugleich mit ihm. Was nun getroffen wurde, hatte der Graf getroffen; ging aber das Wild durch, ſo wendete ſich der alte Herr zornig zu ſeinem Leibjäger um und ſagte: Eſel! Da ich nun ſelbſt in Folge meiner Kurzſichtigkeit ſchlecht ſchoß, bei dem jungen Grafen aber man froh ſein mußte, nicht ſelbſt für einen Haſen oder ein Rebhuhn gehalten zu werden, ſo gehörte die ganze Jagdbeute gewöhnlich dem Haupt des Hauſes, und er war ſtolz auf ſeine Kunſt.

Ebenſo konnte er, obwohl er ſeit dreißig Jahren alljährlich ſechs Monate in Mähren zubrachte, nicht Ein Wort böhmiſch. Daß die Bauern nicht deutſch und nicht franzöſiſch verſtanden, wußte er, in jeder andern Sprache aber prätendirte er, verſtanden zu werden. Beſonders freigebig war er mit lateiniſchen Ausdrücken und ärgerte ſich, wenn die Bauern nicht wußten, was er wollte.

So verging die ſchöne Jahreszeit, und wir kehrten in die Stadt zurück. Ich weiß nicht, war es Sparſamkeit, oder war man mit mir ſo zufrieden, es erſchien noch immer kein Hofmeiſter. Mir ward das Verhältniß unleidlich. Nicht allein, daß meine Verbindung mit Altmütter abgeriſſen wurde und ich meine beſte Zeit verlor, vor allem dadurch, daß ich in meinem einundzwanzigſten Jahre durch geſetztes Betragen ein Muſter und Beiſpiel für meinen Zögling ſein ſollte, der nur um Ein Jahr jünger war als ich. Meinen Vorſtellungen wurde entgegengeſetzt, daß man einen Hofmeiſter ſuche, aber noch immer keinen gefunden habe. Es war die traurigſte Zeit meines Lebens, hat die übelſte Wirkung auf meine Stimmung und Jugendentwicklung gehabt, und nur die Lage und dringenden Bitten meiner Mutter hielten mich ab, den Zwang gewaltſam zu durchbrechen.

Nun verwirren ſich, wahrſcheinlich durch die Langweiligkeit der Sache, meine Erinnerungen. Ich weiß nur, daß ich im Februar 1813 als unbeſoldeter Praktikant bei der Wiener Hofbibliothek eintrat, zugleich aber noch immer im Hauſe des Grafen hofmeiſterte. Wie ich das vereinigte, verſtehe ich nicht, noch weniger, wie ich im Sommer deſſelben Jahres mit der Familie wieder nach Mähren gehen konnte; wahrſcheinlich folgte ich erſt in den Ferialmonaten der Hofbibliothek ihnen nach, und der Onkel machte inzwiſchen ſelbſt den Hofmeiſter. Ich finde mich wieder mit ihnen auf einem Jagdſchloſſe im waldigten Theile des Hradiſcher Kreiſes. Es war in der Mitte eines Faſan- und Wildgartens auf einer ziemlichen Anhöhe einſam gelegen, wunderſchön, aber klein. Es war unterdeſſen das verhängnißvolle Jahr 1812 vorübergegangen, der Zug nach Moskau, der Untergang des franzöſiſchen Heeres. Ich erinnere mich noch der kannibaliſchen Freude, mit der wir alle, ich auch, die gehäuften Greuel vernahmen. Jetzt hatte ſich Oeſterreich in die Verhandlungen gemiſcht, und man zweifelte nicht, daß es Theil an dem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Daß in dieſem Falle die Franzoſen in Böhmen einbrechen und darin weiter vordringen würden, als uns irgend lieb war, war uns nach frühern Erfahrungen höchſt wahrſcheinlich, und wir waren immer zur Flucht bereit; ja vielleicht hatte der Graf nur darum ſein Schloß Lukow, nahe der ungariſchen Grenze, zum Aufenthalte gewählt, um von der Gefahr möglichſt entfernt und der Zuflucht möglichſt nahe zu ſein. Aber auch die Communikationen fingen an, geſtört zu werden. So fehlte es in unſerem Schloſſe, wo ſonſt Alles in Ueberfluß war, allgemach an Colonial-Artikeln. Da beſtimmte der alte Onkel, ſein Neffe ſollte ſtatt des Kaffee's täglich eine Milchſpeiſe frühſtücken. Mir wurde freigeſtellt, entweder daran Theil zu nehmen, oder den gewohnten Kaffee, ſo lange der Vorrath währte, wie früher zu trinken. Ich entſchied mich für erſteres aus Rückſicht für die alten Leute. Dieſe Milchſpeiſen beſchwerten mir wahrſcheinlich den Magen und waren Miturſache an meiner ſpätern Krankheit.

Unſer Schloß lag, wie geſagt, ganz einſam, und die nächſte Kirche, ein Wallfahrtsort, Maria Stip, lag eine halbe Stunde entfernt. Nur die fromme Fürſtin ließ ſich täglich hinfahren, wobei ſie etwa den Neffen mitnahm, wir andern begnügten uns mit der Sonntagsandacht. An einem ſolchen Sonntag hing der Himmel voll dicker Regenwolken. Schon war ich im Begriffe, mit der alten Dame und meinem Zöglinge in einen ungeheuern, wohlverſchloſſenen Wagen einzuſteigen, als der Onkel hinzukam und mir anlag, ihn nicht allein fahren zu laſſen. Er war nämlich furchtſam mit Pferden und fuhr nie anders, als auf einem niedern Wurſtwagen mit zwei alten Schimmeln, die er ſelbſt leitete. Dabei war ich faſt immer ſein Begleiter, dem er, indeß er beinahe unausgeſetzt Tabak ſchnupfte oder die ungeheure rothe Naſe ſchneuzte, Zügel und Peitſche anvertraute. Auch ſonſt ging es ſo langſam, daß in ſolchen Momenten die Pferde ſtehen blieben und ſogar an den Rainen des Weges graſeten. Die Fürſtin, die mich lieb hatte, proteſtirte, er aber verſprach dießmal den Schimmeln „etwas ins Ohr zu ſagen,“ und mich noch vor dem Regen nach Maria Stip zu bringen. Ich gab nach, und wir fuhren ab. Wir hatten längſt den Wagen der Fürſtin aus den Augen verloren und befanden uns etwa auf der Hälfte des Wegs, als der Regen in Strömen herabgoß. Als wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Maria Stip ankamen, war mein erſter Gang nach den beiden einzigen Häuſern, die ſich nebſt der Kirche da befanden, dem Hauſe des Geiſtlichen und des Kirchendieners, um Wäſche zu wechſeln und im Nothfalle ſelbſt eine Kutte des Geiſtlichen anzuziehen. Wir hatten uns aber verſpätet. Beide Häuſer waren verſchloſſen und die Bewohner in der Kirche. Mir blieb nichts übrig, als auch hinzugehen, wo mich denn ſchon ein empfindlicher Froſt anwandelte. Des nächſten Morgens erwachte ich in einem hitzigen Fieber mit Phantaſien und allem Zugehör. Da war nun Noth an Mann. Das kleine

Schloß ließ eine Abſonderung kaum zu, und der Chirurg hatte die Krankheit für ein Nervenfieber, mithin nicht ohne Gefahr der Anſteckung, erklärt. Man beſchloß daher, mich in ein von Maria Stip nicht weit entferntes ſogenanntes Badhaus zu bringen, das ſo hieß, nicht weil Bäder da waren, ſondern weil es ein Bader bewohnte, der ſeinen Lebensunterhalt aus der chirurgiſchen Operation des Schröpfens an den Perſonen der von weit herkommenden Wallfahrter gewann.

Hier beſuchte mich der Chirurg des Grafen täglich, und ſoweit war ich leiblich verſorgt. Den übrigen Bewohnern des Schloſſes hatte der Gebieter ſtreng jede Gemeinſchaft mit mir unterſagt. Trotz dieſes Verbotes kam eines Abends die alte Fürſtin, ſetzte ſich an mein Bette und weinte bitterlich. Des andern Tages ſollte mir die Urſache ihres Weinens deutlich werden. Der Chirurg des Grafen erſchien nicht mehr. Die Familie war von Lukow abgereiſt, und ließ mich in den Händen des unwiſſenden Baders allein zurück. Meine Krankheit verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag, woran außer der Unfähigkeit des Arztes wohl auch die Beſchaffenheit der Arzneien Schuld tragen mochte, die (Chinarinde, ſo viel ich weiß) von Hradiſch geholt werden mußten, einem kleinen Orte, deſſen Apotheke die vaterländiſche Eichenrinde wohl näher lag, als die überſeeiſche Chinarinde. Noch bin ich mir einer Art Herrſchaft über meine Phantaſien bewußt. Beim Ausbruch der Krankheit, noch im Schloſſe, glaubte ich, eine Prinzeſſin läge unter meinem Strohſacke, und ich rückte daher jeden Augenblick von der Stelle, um die arme Perſon nicht zu drücken. In dem mir fremden Badehauſe hörte ich immer Stimmen von Außen, die riefen, meine Mutter komme. Ich richtete mich gewaltſam auf und wußte augenblicklich, daß Alles Täuſchung ſei. Sobald ich aber aus Mattigkeit zurückſank, fingen dieſelben Stimmen wieder von Neuem zu rufen an. Dieſe Sehnſucht nach meiner Mutter mochte wohl auch die alte Fürſtin ſo gerührt haben, verbunden mit dem Bewußtſein der Grauſamkeit, einen jungen Menſchen am Eingange des Lebens, einen Hausgenoſſen, in einer ſolchen Lage hilflos zu verlaſſen.

Ich kam dem Tode nahe, wußte es und war gleichgiltig. Schon erſchien der Geiſtliche von Maria Stip, um mir, als einem Sterbenden, Troſt zuzuſprechen. Ich aber wendete mich von ihm, der Mauer zu. Da ſagte er: er phantaſiert, ging und kam nicht wieder.

Auch ſonſt war ich ſchlimm daran. Niemand im Badhauſe verſtand deutſch, als nothdürftig der Bader ſelbſt. Des Nachts legte man einen Ackerknecht in mein Zimmer, der ſogleich zu ſchnarchen anfing und mir jeden Schlaf unmöglich machte, ſtatt mir irgend zu Dienſte zu ſein. Einmal, eben auch bei Nacht, glaubte ich, eine Weibsperſon nähere ſich meinem Bette und ziehe das Schublädchen aus dem Tiſche, der neben mir ſtand, und in dem ich mein Geld verwahrte. Ich hielt es für Täuſchung, aber des andern Morgens war mein Geld wirklich verſchwunden. Endlich aber ſiegte die Jugend und meine niemals ſtarke, aber unendlich zähe Natur. Ich genas. Als ich das erſtemal Eßluſt verſpürte, gab man mir als Krankenſpeiſe einen Haſen mit Knödeln, und bei meinem erſten Ausgange in den Garten, wo die Zwetſchgenbäume voll reifer Früchte hingen, erlaubte mir mein Arzt, davon ſo viel zu eſſen, als mir beliebte, was ich denn auch that.

In welcher Art ich meine Rückreiſe, wahrſcheinlich mit Geld von dem Verwalter des Grafen verſehen, antrat, weiß ich nicht mehr. Nur ſchwebt mir vor, daß ich auf meinem Wege irgendwo mit dem gräflichen Chirurg zuſammentraf, der mir geradezu erklärte, daß man meinen Tod für unvermeidlich gehalten habe. Auch traf mich die erſte Nachricht von der Schlacht bei Leipzig auf dieſer Rückreiſe, die dadurch beinahe verzögert wurde. Kein Poſtmeiſter, kein Poſtillon, kein Wirth oder Aufwärter war in den Häuſern zu finden, Alles befand ſich auf den Straßen. Man las die Zeitungen vor, man erzählte, man umarmte ſich, jubelte, weinte, das tauſendjährige Reich ſchien angebrochen.

Bei meiner Rückkunft nach Wien machte ich den Eindruck der Erſcheinung eines Verſtorbenen. Ich konnte nichts von Scham oder Reue in den hochadeligen Geſichtern bemerken, wohl aber eine gewiſſe Verlegenheit. Das Räthſel klärte ſich bald auf. Man hatte nun wirklich einen Hofmeiſter gefunden. Daß ich meinen Unterricht fortſetzen ſollte, war ausgemacht. Die weitere Frage aber, ob im Hauſe oder außer demſelben wohnend, ward bald dadurch entſchieden, daß ich ein Recidiv meiner Krankheit bekam. Ich ließ mich zu meiner Mutter bringen, wo mich derſelbe Dr. Cloſſet behandelte, der leider zu ſpät kam, um den Tod meines Vaters zu verhindern. Mein Uebel war weniger ein Recidiv, als ein vollkommnes Nachlaſſen aller Kräfte. Die Nachtſchweiße ſtellten ſich ſo heftig ein, daß die gewechſelten und an die Luft gehängten Unterbetten, kaum für den zweiten Tag zum Gebrauche getrocknet waren.

Endlich ging auch das vorüber. Dr. Cloſſet nahm keine Bezahlung, und ſagte, mir bei ſeinem letzten Beſuche die Hand drückend, er fühle ſich hinreichend dadurch belohnt, daß mein Fall einer der wenigen in ſeiner Praxis ſei, auf die er ſich als Arzt etwas zu gute thue. Er hatte ſelbſt nicht an meine Heilung geglaubt.

Ich nahm nun meinen Unterricht wieder auf, ſpeiſte auch mit der gräflichen Familie zu Mittag, miethete mich aber in einem andern Hauſe ein. Da bemerkte ich nun eine ſeltſame Verſtimmung in den erhabenen Perſonen, ganz im Widerſpruche mit dem ſonſtigen, nicht immer angenehmen, aber zutraulichen Tone. Die Urſache habe ich erſt viele Jahre ſpäter, durch die mitbetheiligte Perſon ſelbſt erfahren, ſetze ſie aber jetzt ſchon her. Das Hausweſen des Grafen hatte ſich in letzter Zeit durch eine Nichte vermehrt, die, bis dahin im Kloſter erzogen, nun von den Verwandten zu ſich genommen wurde, ein äußerlich nicht gerade bevorzugtes, aber herzensgutes, heiteres, und unter dem verwandtſchaftlichen Druck, bitter leidendes Frauenzimmer. Wir ſahen uns natürlich oft, aber ohne beſonderes Intereſſe, und Niemand hatte ein Arges dabei. Als ich nun zu meiner Mutter gebracht wurde, und man im gräflichen Hauſe von der Armuth derſelben ſprach, vermiſchte die etwa ſechzehnjährige Comteſſe, noch von ihrer Kloſterlektüre her, die Armuth mit der Bettelhaftigkeit, packte ihren kleinen Schmuck zuſammen und gab ihn ihrer Kammerjungfer, die ihn, heimlich, und ohne zu ſagen, von wem, meiner Mutter überbringen ſollte. Die Kammerjungfer fand die Sache bedenklich, fragte ſich bei dem Grafen an, der polternden Gegenbefehl gab und, da er ſich eine ſolche Großmuth ohne beſonderes Motiv gar nicht denken konnte, auf ein Liebesverſtändniß ſchloß, das weder von Seite der kleinen Gräfin, noch vor allem von der meinigen, je und irgend beſtand.

Inzwiſchen beſchäftigte ich mich, ich hätte bald geſagt: eifrig, in der Hofbibliothek. Von Eifer war damals in dieſer Anſtalt überhaupt nicht viel zu bemerken. Die Beamten, beinahe durchaus gutmüthige Leute, benahmen ſich ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughauſe, oder der Hund beim Heu, bewahrten das Vorhandene, wieſen die Seltenheiten den Beſuchern vor, verwendeten die ſpärliche Dotation zum Ankauf aller gedenkbaren Auflagen der alten Klaſſiker, und hielten die verbotenen, das heißt alle neuern Bücher, nach Möglichkeit fern. Von bibliothekariſchen Syſtemalarbeiten war gar nicht die Rede. Das war nun gerade mein Geſchmack. Ich las und ſtudirte, was mich ſelber anzog. Da lag mir nun vor allem die Vervollkommnung im Griechiſchen am Herzen, zu deſſen Betreibung ich und mein damaliger College Eichenfeld uns vereinigten. Um ungeſtört zu ſein, begaben wir uns ins Manuſkriptenkabinet der Bibliothek, und laſen, von allen Hilfsmitteln umgeben, die griechiſchen Autoren. Das ging eine Weile. Bis der erſte Cuſtos der Anſtalt, ein widerwärtiger Illiterat, eben ein Hund beim Heu, nach meiner obigen Bezeichnung, davon Nachricht bekam, und ohne Luſt und Fähigkeit, ſelbſt ein Manuſcript zu benützen, doch einen mißgünſtigen Neid über eine mögliche Edirung durch einen Andern empfindend, uns den Eintritt in das Manuſcriptenkabinet verbot. Zugleich betrieb ich eine andere Sprache, zu der ich den Grund ſchon früher gelegt hatte, und die von dem weſentlichſten Einfluß auf meine künftige Laufbahn werden ſollte. Ich war von jeher der Ueberzeugung, daß man einen Dichter nicht überſetzen könne. Trotz meines ſchlechten Gedächtniſſes, hatte ich mir daher, außer den beiden alten und der nothwendigen franzöſiſchen, auch die italieniſche und engliſche Sprache angeeignet und, durch Bertuchs Ueberſetzung des Don Quixote und ſeine Aeußerungen über die ſpaniſchen Dichter aufmerkſam gemacht, noch in meinen früheſten Zeiten mich auch mit dieſer Sprache beſchäftigt. Es war mir eine uralte, ſpaniſche

Grammatik in die Hände gefallen, ſo uralt, daß ſie ſelbſt der Sprache Lope de Vega's und Calderons vorausging, und ich ſpäter die aus ihr gelernten Formen wieder umlernen mußte. Aus Geldmangel konnte ich mir kein Wörterbuch anſchaffen, bis mir endlich beim Antiquar ein Sobrino in die Hände fiel, bei dem zwar der ganze Buchſtabe A fehlte, der aber dafür um einen Gulden Papiergeld käuflich war. Mit dieſem Rüſtzeug war nicht viel auszurichten. Da erſchien Schlegels Ueberſetzung einiger Stücke Calderons, von dem mich beſonders die Andacht zum Kreuze anzog. Für ſo vortrefflich ich die Ueberſetzung Shakeſpeare's von demſelben Schriftſteller anerkennen mußte, ebenſo mangelhaft und ungenügend erſchien mir jene Calderons. Daß ein Dichter, deſſen Schwung beinahe die Poeſie ſelbſt überflog, ſich nicht in ſo ſteifen und verrenkten Phraſen bewegt haben könne, war mir deutlich. Die Hofbibliothek bot alle Hilfsmittel dar, ich warf mich daher auf die ſpaniſche Sprache, und zwar, um das Brett zu bohren, wo es am dickſten war, unmittelbar auf Calderon. Damit ich aber über die Schwierigkeiten nicht zu leicht hinausginge, und genöthigt wäre, jedes Wort im Wörterbuche nachzuſchlagen, überſetzte ich das gewählte Stück: Leben ein Traum, nach Entzifferung jedes Abſatzes, ſogleich in deutſche Verſe, ja, nach Vorgang des Originals, in Reime. Wie lange ich mit dieſer unſäglichen Arbeit zugebracht habe, weiß ich nicht, nur daß ich nicht über die Hälfte des erſten Aktes hinausgekommen bin. Ohnehin hatte ich bei dieſer Ueberſetzung nur mein Studium der Sprache im Auge.

Da treffe ich mit einem Jugendbekannten zuſammen. Wir ſprechen über das Theater und die wunderliche Mannigfaltigkeit aus allen Geſchmacksrichtungen, die dem

Publikum dargeboten werde. Nun bereitet man gar ein Stück aus dem Spaniſchen vor, ſagte er: Leben ein Traum. Ich frage nach dem Verfaſſer der Ueberſetzung. Er meint, er heiße Wendt, oder ähnlich. Nun wußte ich, daß es einen Profeſſor Wendt in Leipzig gebe, dem man eine ſolche Ueberſetzung wohl zutrauen konnte. Im Verfolg des Geſpräches bemerkte ich, daß ich das Stück wohl kenne, und zum Theil ſelbſt überſetzt habe. Der Freund wünſcht meine Arbeit zu leſen, was ich denn endlich auch zugebe. Nach ein paar Tagen kommt er, mir zu melden, daß meine Ueberſetzung nicht nur ihm ſelbſt, ſondern auch dem Redakteur der literariſch-kritiſchen Modenzeitung, dem er ſie mitgetheilt, unendlich gefallen habe, und letzterer mich erſuchen laſſe, ihm wenigſtens die erſten beiden Scenen zum Abdruck in ſeinem Blatte zu überlaſſen.

Ich war von jeher ein Feind der Oeffentlichkeit, und habe, außer einem Gedichte: Die Muſik, in reimloſen Verſen, die, ich weiß nicht durch weſſen Vermittlung, in einem Wiener Journale ohne meinen Namen erſchienen war, früher nie etwas drucken laſſen. Ich weigerte mich daher, mußte mich aber den Gegengründen fügen: daß es Schade um meine gehabte Mühe wäre. Jetzt ſei die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes Stück gerichtet, und wenn nicht jetzt, könne mein Fragment wohl nie mehr zur Geltung gebracht werden. Ich willigte ein. Längere Zeit verging, und meine Ueberſetzung erſchien nicht, was mich herzlich wenig kümmerte. Endlich wird „Leben ein Traum“ mit Beifall aufgeführt, und des nächſten Morgens gibt die Modenzeitung mein Fragment, das, unter den höchſten Lobpreiſungen, zum Angriffspunkt gewählt wird, um über die aufgeführte Ueberſetzung aufs Feindlichſte herzufallen. Zugleich hatte ich ſchon aus dem Theaterzettel erſehen, daß der Verfaſſer jener Bearbeitung nicht Wendt, ſondern Weſt heiße, unter welchem angenommenen Namen der damalige Dramaturg des Hofburgtheaters, Schreyvogel, in der Vorzeit ſich literariſch beſchäftigte. Schreyvogel war in unſerer Familie, zufolge eines ausgangsloſen Liebesverhältniſſes mit einer Schweſter meiner Mutter, nicht im beſten Andenken. Trotz eines heimlichen Grauens verehrte ich ihn aber ſchon in meinen Knabenjahren, und eine von ihm zu Anfang des Jahrhunderts herausgegebene vortreffliche Zeitſchrift: Das Sonntagsblatt, hat einen großen Einfluß auf meine Bildung gehabt, indem ſie beitrug, mich vor den Albernheiten zu bewahren, die jene Zeit eben ſo gut hatte, als die jetzige, nur daß damals zwei große Geiſter wie eine Centralſonne in der Mitte ſtanden, und die faſelnden Romantiker doch zu einer Art Concentricität in ihren Bahnen zwangen, indeß jetzt die leere Mitte Jedem die Erlaubniß zu einer Kometenreiſe ins Leere und Bodenloſe gibt.

Mein, jenem Fragment beigeſetzter Name war Schreyvogeln nicht entgangen. Schon ein paar Tage darauf ſagte mir der alte Skriptor Leon auf der Hofbibliothek, es habe Schreyvogeln ſehr wehe gethan, daß der Sohn eines Jugendfreundes ſich zu einer ſo niedrigen Intrigue gegen ihn hergegeben. Ich erklärte dem alten Leon den Zuſammenhang der Sache und meinen eigenen Abſcheu vor dem Mißbrauche, den man mit meiner Arbeit getrieben. Da kam denn die Rückantwort, wie es Schreyvogeln ſehr erfreue, mich unſchuldig zu wiſſen, und wie er lebhaft wünſche, mich kennen zu lernen. Ich ließ mir das geſagt ſein und ging nicht hin. Eine zweite Aufforderung hatte denſelben Erfolg. Da erklärt endlich Leon auf der Bibliothek, nun laſſe er mich nicht mehr, ich müſſe auf der

Stelle mit ihm zu Schreyvogel. Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden, und ich ging mit ihm. Schreyvogel empfing mich wahrhaft väterlich. Von einer Entſchuldigung war nicht mehr die Rede. Er erklärte ſelbſt, daß ihm meine Ueberſetzung ſehr gefallen habe, und er fragte, ob ich denn keine Luſt zu eigenen dramatiſchen Arbeiten habe. An der Befähigung ſei kaum zu zweifeln. Ich erzählte ihm, daß ich in meinen Knabenjahren ein endloſes Trauerſpiel geſchrieben, von deſſen Unbrauchbarkeit ich aber nun ſelbſt überzeugt ſei. Seitdem hätte ich es aufgegeben. Wenn ich nichts Tüchtiges leiſten könne, dulden laſſen, wolle ich mich nicht. Er fragte weiter: ob ich nicht in der Zwiſchenzeit Stoffe durchdacht hätte, ich möchte ihm derlei erzählen. Nun hatte ich gerade damals einen Stoff ganz gegliedert in meinem Kopfe. Damit ging es ſo her:

Ich hatte in der Geſchichte eines franzöſiſchen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art ſeiner Gefangennehmung geleſen. Von den Häſchern verfolgt, flüchtete er in ein herrſchaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältniß unterhielt, ohne daß dieſe, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch' einem Verworfenen ſie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragiſche Keim in dieſem Verhältniſſe, oder vielmehr in dieſer Erkennung, machte einen großen Eindruck auf mich.

Ebenſo war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geſchlechtes, vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Geſpenſt umwandelnden Urmutter, zu den ſchauderhafteſten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Geſpenſt, dann wieder, beſonders bei einer beabſichtigten Entführung, das Geſpenſt für das Mädchen nahm.

Beide Eindrücke lagen längere Zeit neben einander in meinem Kopfe, beide in dieſer Iſolirung unbrauchbar. Im Verfolg des erſteren wäre mir nie eingefallen, einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Drama zu machen: beim zweiten fehlte der geſpenſterhaften Spannung der ſonſtige menſchliche Inhalt.

Einmal des Morgens, im Bette liegend, begegnen ſich beide Gedanken und ergänzen ſich wechſelſeitig. Der Räuber fand ſich durch das Verhängniß über der Urmutter eines Geſchlechtes, dem auch er angehören mußte, geadelt; die Geſpenſtergeſchichte bekam einen Inhalt. Eh' ich aufſtand und mich ankleidete, war der Plan zur Ahnfrau fertig. An die Ausführung zu gehen, hinderte mich theils mein Entſchluß, der dramatiſchen Poeſie für immer zu entſagen, theils ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchſtens für die Vorſtadttheater geeignet ſchien, und mich einer Klaſſe von Dichtern gleichzuſetzen, die ich immer verachtet hatte; obwohl ich Poeſie genug in mir fühlte, die Geiſtergeſchichte ſo auszuſtatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutſcher Gelehrter ſein müſſe, um viel dagegen einwenden zu können. Dieſen Stoff nun erzählte ich Schreyvogeln, und zwar mit einer frohen Lebhaftigkeit, und einer ſolchen bis ins Einzelnſte eingehenden Folge, daß er, ſelbſt Feuer und Flamme, ausrief: Das Stück iſt fertig, Sie brauchen es nur niederzuſchreiben. Meine Einwendungen ließ er nicht gelten, und ich verſprach, darüber weiter nachzudenken. Inzwiſchen war auch eine bedeutende Veränderung in meinen äußern Verhältniſſen eingetreten. Einmal hatte ich den Unterricht des jungen Grafen vollendet, worüber ich herzlich froh war. Nun ließ mir die Familie ihren mir damals unerklärlichen Groll dadurch fühlen, daß ſie mir ein beim Eintritt, freilich nur mündlich, gegebenes

Verſprechen nicht halten wollte, mir nämlich meinen kleinen Gehalt bis zum Eintritt in ein beſoldetes Staatsamt belaſſen zu wollen. Erſt die Dazwiſchenkunft eines in der Familie geachteten Geiſtlichen machte der Schwierigkeit ein Ende. Zugleich hatte einen meiner Oheime ſeine Geſchäfte zu dem damaligen dirigirenden Vicepräſidenten der Finanz-Hofkammer, Grafen Herberſtein, geführt. Herberſtein hatte meinen Vater gekannt und geachtet, er erkundigte ſich um deſſen rückgebliebene Familie, erfuhr unſere Umſtände, und daß der älteſte Sohn ohne Gehalt in der Hofbibliothek diene. Der praktiſche Mann fuhr auf, fand Letzteres, als ohne Ausſicht für die Zukunft, unverantwortlich, und begehrte, mich zu ſprechen. Als ich kam, machte er mir die Hölle heiß, erinnerte mich an die Pflicht, für meine Mutter und Geſchwiſter zu ſorgen, und fügte bei, daß, wenn ich auch mich ihm anvertrauen und zu den Finanzen übertreten wollte, die Sorge für mein Fortkommen ſeine Sache ſein werde. Ich war durch die Widerlichkeit des zweiten Vorſtehers der Hofbibliothek ſehr verſtimmt, die neue Ausſicht ſchien lockend, und ich willigte ein.

Da ſollte ich nun ein vollendeter Kameraliſt werden. Ich wurde der niederöſterreichiſchen Zollverwaltung zugetheilt, mußte, als Expedient, im Protokoll-, Hauptzoll- und Verzehrungsſteuer-Amt, alle dieſe Fächer praktiſch durchüben, bis man mir endlich, als Zeichen der höchſten Zufriedenheit, ein eignes Bureau in der Examinatur anvertraute, wo ich Schwärzer und Gefälls-Uebertreter von minderem Belang ſelbſtſtändig unterſuchte. Ich weiß nicht, war es die Neuheit der Sache, das gefällige Entgegenkommen aller Vorgeſetzten, oder das angenehme Gefühl der Freiheit von dem Druck im gräflichen Hauſe, ich fand mich ganz gut in Alles, und es ſtellte ſich ſogar eine Art Heiterkeit ein.

Die Ahnfrau war inzwiſchen vergeſſen, auch hatte ich Schreyvogeln ſeither nicht beſucht. Da, am Ausgange des Sommers, begegne ich ihm auf einem Spaziergange am Glacis. Er ruft mir ſchon von weitem zu: Wie ſteht's mit der Ahnfrau? Ich aber antworte ihm ganz trübſelig: Es geht nicht! Schreyvogel, urſprünglich im Beſitz eines beträchtlichen Vermögens, das er erſt ſpäter im Kunſthandel verloren, war in den Neunziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts, durch ſeine Bekanntſchaft mit Männern, die einem traurigen Schickſale verfielen, in den Verdacht einer Anhanglichkeit an die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution gekommen.

Obſchon ihm nichts nachgewieſen werden konnte, ſchien es doch gerathen, ſich für einige Zeit mit Genehmigung der Behörden von Wien zu entfernen. Er ging nach Jena und Weimar, wo er, durch mehrere Jahre verweilend, mit den damaligen Heroen der Literatur in nähere Verbindung kam.

Als ich ihm nun ſagte: Es gehe nicht, erwiederte Schreyvogel: Dieſelbe Antwort habe ich einſt Goethen gegeben, als er mich zur literariſchen Thätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: Man muß nur in die Hand blaſen, dann geht's ſchon. — Und ſo ſchieden wir von einander. Dieſe Worte des großen Meiſters gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Sollte es — bei allem Abſtand der Begabung — Andern ſo leicht werden, daß ſie nur in die Hand zu blaſen brauchten, und ich ſelbſt brächte gar nichts zu Stande! Mein tiefſtes Weſen fand ſich empört. Meinen Spaziergang allein fortſetzend, dachte ich über die Ahnfrau nach, brachte aber nichts zu Stande, als die acht oder zehn erſten Verſe, die der alte Graf zu Anfang des Stückes ſpricht, und zwar in Trochäen, die mir meine Beſchäftigung mit Calderon lieb gemacht hatte.

Man hat mich um dieſer Versart und wohl auch der ſogenannten Schickſalsidee willen als einen Nachahmer von Müllners „Schuld" bezeichnen wollen.

Eigentlich war es aber wohl Calderon, und namentlich deſſen Andacht zum Kreuze, was mir unbewußt vorſchwebte, nebſtdem, daß der Trochäus meinem erwachten Muſikgefühle wohl that. Allerdings hätte ich ohne Müllners Vorgang wahrſcheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die deutſche Bühne zu bringen.

Als ich nach Hauſe gekommen war und zu Nacht gegeſſen hatte, ſchrieb ich ohne weitere Abſicht jene acht oder zehn Verſe auf ein Blatt Papier, und legte mich zu Bette.

Da entſtand nun ein ſonderbarer Aufruhr, und eine Fieberhitze überfiel mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Kaum eingeſchlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alle dem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte.

Des andern Morgens ſtand ich mit dem Gefühle einer herannahenden, ſchweren Krankheit auf, frühſtückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den geſtern hingeſchriebenen, ſeitdem aber rein vergeſſenen Verſen in die Augen.

Ich ſetze mich hin und ſchreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verſe kommen von ſelbſt, ich hätte kaum ſchneller abſchreiben können.

Des nächſten Tages dieſelbe Erſcheinung, in drei oder vier Tagen war der erſte Akt, beinahe ohne ein durchſtrichenes Wort, fertig.

Ich lief damit ſogleich zu Schreyvogel, um es ihm vorzuleſen. Er war im höchſten Grade befriedigt, und drang nur um ſo mehr in mich, doch ja fortzufahren.

Eben ſo ſchnell entſtanden der zweite und dritte Akt. Noch erinnere ich mich, daß ich an der großen Scene, wo Jaromir Berthen zur Flucht beredet, von fünf Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends geſchrieben habe, ohne Ruhepunkt, und ohne etwas zu mir zu nehmen. Meine Mutter klopfte zur Zeit des Frühſtückes und des Mittagsmahles vergebens an die Thüre. Erſt Abends ging ich hervor, machte einen Spaziergang über die Baſtei und aß zu Nacht mein Mittagmahl.

Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein, und es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich ſchlich ganz traurig zu Schreyvogel und klagte: ich hätte wohl vorausgeſagt, daß es nicht ginge. Er meinte aber, es werde ſchon wieder kommen. Und ſo geſchah es auch. Nach zwei- oder dreitägiger Unterbrechung vollendete ich das Stück mit derſelben Raſchheit, mit der es begonnen war. In nicht mehr als fünfzehn oder ſechzehn Tagen habe ich es geſchrieben.

Es wurde nun Schreyvogeln übergeben, damit er über die Aufführbarkeit entſcheiden möge. Als ich nach ein paar Tagen vorfragte, fand ich ihn beträchtlich abgekühlt. Schreyvogel war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abſtande, allerdings eine Art Leſſing. Nur hatte er außer der logiſchen Schärfe mit ſeinem Vorbilde auch das gemein, daß ſeine künſtleriſchen Grundſätze mehr das Ergebniß eines Studiums der Muſter, als ein Erzeugniß aufquellender, eigener Anſchauungen waren. Er wußte nun nicht recht, wohin er mein Mondkalb anreihen ſollte, und war ängſtlich, nicht als ob er den Geſpenſterſpuk oder die ſogenannte Schickſalsidee verworfen hätte, er verlangte vielmehr, daß letztere mehr herausgebildet werden ſollte, namentlich der ganz unberührt gebliebene Umſtand, daß das jetzt lebende Geſchlecht geradezu die Frucht der Sünde der Ahnfrau ſei. Als ich mich darein nicht finden wollte, erbot er ſich ſogar, mein Stück zu überarbeiten, es ſollte dann als unſer gemeinſchaftliches Werk erſcheinen.

Dagegen proteſtirte ich; es ſollte entweder gar nicht aufgeführt werden, oder als mir angehörig.

Schreyvogel hatte bereits mit den Schauſpielern geſprochen, denen er die Rollen zugedacht hatte. Madame Schröder wählte bloß vom Hörenſagen, das Stück zu ihrer Einnahme und für ſich die Rolle der Bertha und des Geſpenſtes.

Herteur, der den Jaromir geben ſollte, beſuchte mich in meiner Wohnung in dem ſogenannten „Elend,“ wo er dann erſtaunt war, den Dichter am Schreibtiſche in dem Rohr-Lehnſeſſel ſeines Vaters ſitzen zu ſehen, auf welchem Lehnſtuhle, weil das Rohr durchgeſeſſen war, durch ein quer darüber gelegtes Brett ein neuer Sitz improviſirt war.

In dieſem Getümmel verlor ich ganz den Ueberblick. Ich machte die verlangten Aenderungen, durch welche mein Stück nicht beſſer wurde, zum Theil auch darum, weil ich ſie nur äußerlich anfügte. Ich habe ſogleich nach der Aufführung bemerkt, daß durch dieſe „tiefere Begründung“ mein Stück aus einem Geſpenſtermärchen mit einer bedeutenden, menſchlichen Grundlage, ſich jener Gattung genähert hatte, in der Werner und Müllner damals ſich bewegten. Bei den ſpätern Auflagen wollte ich auch geradezu auf mein urſprüngliches Manuſcript zurückgehen. Da ich aber bei der zweiten Redaktion, wie der Dichter ſoll und muß, zugleich Manches in der Diktion und ſonſtigen Anordnung geändert hatte, welches alles mit Rückblick auf jene Erweiterung der Ideen geſchah, ſo hätte es einer dritten Ueberarbeitung bedurft, was mir viel zu langweilig war. Jenes urſprüngliche Manuſcript mit Schreyvogels Randbemerkungen wird ſich, als Beweis deſſen, unter meinen Papieren finden.

Nun kamen die äußern Verlegenheiten, die, wenn ſie mir nicht von Andern abgenommen worden wären, mich geradezu beſtimmt hätten, mein Stück zurückzuziehen. Es wurde bei der Cenſur eingereicht und verboten. Durch die Connexionen der Schauſpielerin Madame Schröder, die, als zu einer Einnahme berechtigt, ein Wort mitreden durfte, wurde es erlaubt. Es iſt aber nach dieſer erſten Vorſtellung zum zweitenmale verboten worden. Da trat denn der penſionirte Hofſchauſpieler Lange, der den Grafen Borotin gab, und die dritte Vorſtellung zu ſeiner Einnahme geben wollte, in die Schranken, und mit ſeiner Rührung als tragiſcher Vater, brachte er die Erlaubniß auch für dieſe Vorſtellung zuwege. Zuletzt kam der Eigenthümer des Theaters an der Wien, Graf Palffy, mit utilitariſchen Gründen, und erklärte, wenn man ihm die Stücke, die Geld eintrügen, verbiete, müſſe er ſein Theater zuſchließen. Das wirkte, und Barrabas ward freigegeben.

Ich habe den Ereigniſſen vorgegriffen und kehre zurück. Die Schauſpieler waren von ihren Rollen entzückt. Als ich auf den Proben erſchien, wurde ich trotz meines fadenſcheinigen Ueberrocks wie ein junger Halbgott empfangen. Zufällig fanden ſich auch, mit Zuhilfnahme der Hofſchauſpielerin Madame Schröder und des penſionirten Hofſchauſpielers Lange, die Gaſtrollen gaben, alle Subjekte vor, um das Stück ſo aufzuführen, wie es wohl auf keiner deutſchen Bühne wieder gegeben worden iſt. Es wurde darum auch dem Theater an der Wien der Vorzug vor dem Hofburgtheater für mein erſtes Erſcheinen vor dem Publikum gegeben.

Das alles geſchah ohne mein Zuthun, ja beinahe ohne mein Vorwiſſen. Da endlich kam der Tag der erſten Vorſtellung (31. Jänner 1817). Meinen Namen auf den

Zettel drucken zu laſſen, war ich durchaus nicht zu bewegen. Die Ahnfrau, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, ohne Angabe des Verfaſſers, ſtand an den Straßenecken angeſchlagen. Das gab keine gute Vorbedeutung, und das Theater war ſchwach beſucht, es gab eine ſchlechte Einnahme, was mir aber Madame Schröder, die Geld wahrlich brauchte, nie nachgetragen, ſondern ſich ſo gegen mich benommen hat, als hätte ich ihr Tonnen Goldes eingebracht. Mir waren von der Benefiziantin drei Sperrſitze in der erſten Galerie zugekommen, die ich mit meiner Mutter und meinem jüngſten, damals eilf- oder zwölfjährigen Bruder, einnahm. Die Vorſtellung, obgleich vortrefflich, machte auf mich den widerlichſten Eindruck, es war mir, als ob ich einen böſen Traum verkörpert vor mir hätte. Ich faßte damals den Vorſatz, der Vorſtellung keines meiner Stücke mehr beizuwohnen, ein Vorſatz, den ich bis heute gehalten habe. Die Haltung unſerer Familie war höchſt wunderlich. Ich ſelbſt recitirte, ohne es zu wiſſen, das ganze Stück leiſe mit. Meine Mutter, vom Theater ab und zu mir gewendet, ſagte in einem fort: Um Gotteswillen, Franz, mäßige dich, du wirſt krank; indeß zu ihrer andern Seite mein kleiner Bruder unausgeſetzt betete, daß das Stück gut ausfallen möge. Das Widerliche wurde dadurch vermehrt, daß auf der ſpärlich beſetzten Bank hinter uns ein ganz gut ausſehender alter Herr ſaß, der mich natürlich nicht kannte und, obſchon ihn das Stück zu intereſſiren ſchien, ſich doch nicht enthalten konnte, ein oft wiederholtes: grell, grell! an meinen Ohren vorbeitönen zu laſſen. Es wurde viel geklatſcht, aber durchaus nur an Stellen, wo die trefflichen Schauſpieler ihre Glanzpunkte hatten. Als ich daher nach geendigter Vorſtellung auf die Bühne ging, widerſprach ich aufs

Beſtimmteſte der Meinung der Schauſpieler, daß das Stück ſehr gefallen habe.

Bei der Wiederholung am nächſten Abend hatte ich alle Urſache, meine Anſicht für die richtige zu halten, denn das Theater war halb leer. Da meinte aber der Schauſpieler Küſtner: ich kenne ihr Theater nicht, bei ihnen in der Vorſtadt brauche es immer ein paar Tage, bis das Gerücht eines Erfolges im Publikum herumkomme. Und ſo war es auch; bei der dritten Vorſtellung fand ſich das Theater wie belagert, und das Stück machte in Wien und in ganz Deutſchland die ungeheuerſte Wirkung.

Ungeachtet dieſes allgemeinen Antheils hat mir die Ahnfrau nicht mehr eingetragen, als 500 fl. Papiergeld von der Theaterdirektion, und eben ſo viel vom Verleger, was Beides ungefähr 400 fl. Silber gleichkommt. Ich ließ nämlich das Stück, auf Schreyvogels Rath, unmittelbar nach der Aufführung drucken, weil die erſchienenen Recenſionen den Inhalt und die Geſinnung aufs Unverſchämteſte entſtellten. So gaben es alle Theater in Deutſchland nach dem gedruckten Exemplar, und machten ungeheure Einnahmen, ohne daß es einem einzigen einfiel, mir ein Honorar zu zahlen. Das in Wien Erhaltene diente übrigens dazu, unſerm Hausweſen aufzuhelfen. Wir bezahlten die fällige Wohnungsmiethe, und ich behielt für mich nur 50 fl. Papiergeld, um die ich mir die Braunſchweiger Ausgabe von Shakeſpeare in engliſcher Sprache und die Heyne'ſche Iliade anſchaffte.

Mein Hauptgegner in der Journaliſtik war, weil ich jetzt mit Schreyvogel gut ſtand, derſelbe Redakteur der Modenzeitung, der mich einſt gegen Schreyvogel benützt und damals ungeheuer gelobt hatte. Er veranlaßte ſogar, ehe das Stück noch gedruckt war, einen damals beliebten Dichter in Salzburg, Weißenbach, eine verdammende Kritik, bloß nach den empfangenen brieflichen Mittheilungen, mithin ins Blaue zu ſchreiben, was mir der ehrliche Mann ſpäter abgebeten hat. Die Urtheile waren beinahe ſo albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunſtphiloſophien und Literaturgeſchichten zu leſen bekommt. Da war nun von nichts die Rede als vom Schickſal, daß Verbrechen durch Verbrechen geſühnt würden, und ſo weiter.

Genau genommen nun, befindet ſich die Schickſalsidee gar nicht in der Ahnfrau. Wenn der Richterſpruch gegen dieſes geiſtige Weſen lautete, daß ſie zu wandeln habe, bis ihr Haus durch Verbrechen ausſtürbe, ſo hätten dieſe Verbrechen allerdings eine Nothwendigkeit; da aber das Ende ihrer Strafe nur bis zum Ausſterben ihres Hauſes, gleichviel wann und wie, beſtimmt iſt, ſo iſt der Zeitpunkt, und daß es durch Verbrechen geſchieht, zufällig. Daß die Perſonen, zufolge einer dunklen Sage eines frühern Verſchuldens, ſich einem Verhängniß verfallen glauben, bildet ſo wenig ein faktiſches Schickſal, als Einer darum unſchuldig iſt, weil er ſich für unſchuldig ausgibt.

Damit will ich nicht gegen das Schickſal eifern, ſondern gegen ſein krudes Vorkommen in der Ahnfrau. Die Poeſie kann des Hereinſpielens eines Ueberſinnlichen in das Menſchliche nie entbehren. Da uns nun die Wiſſenſchaft darüber gar nichts, oder wenigſtens nichts Vernünftiges zu ſagen weiß, die Religion aber leider mehr im „Bewußtſein," als in der Ueberzeugung lebt, ſo bleibt uns nichts übrig, als dieſe Verbindung zweier Welten ſo zu nehmen, wie ſie, einem Grundzuge der menſchlichen Natur gemäß, in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen iſt. Die Alten hatten die grandioſe Geſtalt des Schickſals; aber auch nur für die Poeſie. Es wäre ihnen im wirklichen Leben nicht eingefallen, bei einer Gefahr die Hände in den Schooß zu legen, weil doch das Unvermeidliche nicht zu vermeiden ſei, ſowie der Richter einem Verbrecher ins Geſicht gelacht haben würde, wenn er ſich auf ein Schickſal oder einen erhaltenen Orakelſpruch berufen hätte. Dieſe großartige Geſtalt iſt allerdings durch die neuen Religionen zerſtört worden, aber die Trümmer davon leben unvertilgbar als Vorbedeutung und Vorahnung, als Wirkung von Fluch und Segen, als Geſpenſter- und Hexenglauben fort. Als letztern hat ihn Shakeſpeare im Macbeth benützt. Wenn ihr mir ſagt, dieſe Hexen ſeien der eigene Ehrgeiz des Helden, ſo antworte ich euch: Thut die Augen auf. Was ihr da vor euch ſeht, das ſind Hexen, und nicht der Ehrgeiz. So wie das Geſpenſt Banquo's ein wirkliches Geſpenſt iſt, weil ihr es mit euren eigenen Augen ſeht, indeß der Gedankendolch vor dem Morde nur ein Gedankendolch iſt, denn nur Macbeth ſieht ihn, ihr aber nicht. Meint ihr aber, dieſe Hexenfiguren bekämen ihren Werth für alle Zeiten dadurch, daß ſie den Ehrgeiz Macbeths repräſentiren, ſo habt ihr vollkommen recht, dann denkt aber auch bei der Ahnfrau an den bibliſchen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers, bis ins ſiebente Glied, und ihr habt einen Akt geheimnißvoller Gerechtigkeit vor euch, ſtatt eines Schickſals.

Die Grundirrthümer der menſchlichen Natur ſind die Wahrheiten der Poeſie, und die poetiſche Idee iſt nichts Anderes, als die Art und Weiſe, wie ſich die philoſophiſche im Medium des Gefühls und der Phantaſie bricht, färbt und geſtaltet.

Auch hat man bei dieſen ekelhaften Streitigkeiten nur immer von Werner, Müllner und der Ahnfrau geſprochen und ſich nicht erinnert, daß Schiller in der Braut von

Meſſina das Schickſal in ſeiner ſchroffſten Geſtalt benützt und es auch theoretiſch vertheidigt hat. Nun gebe ich gerne zu, daß Schiller ſich geirrt haben kann, nur tritt dieſe Möglichkeit, bei den Eintagsfliegen der Kritik und Literaturgeſchichte, mit verdoppeltem Maße ein. Zugleich ſollten die Deutſchen in ihrer abgeſchmackten Gründlichkeit nie den Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa, noch den Umſtand vergeſſen, daß ein Trauerſpiel, ſo traurig es ſein mag, doch immer auch ein Spiel bleibt.

Ich bin gegen meine Abſicht weitläufig geworden, weil der widerliche Eindruck der damaligen Beſprechungen ſich mir in der Erinnerung erneuert. Es hat mir die Freude an dem Gelingen meines Werkes verkümmert. Zugleich aber, da immer von Räubern, Geſpenſtern und Knalleffekten die Rede war, beſchloß ich, bei einem zweiten Drama, wenn es je zu einem zweiten kommen ſollte, den möglichſt einfachen Stoff zu wählen, und mir und der Welt zu zeigen, daß ich, durch die bloße Macht der Poeſie, Wirkungen hervorzubringen im Stande ſei.

Ich fand keinen ſolchen Stoff, vielleicht nur darum, weil ich keinen ſuchte. Mein Gemüth war verbittert. Ich merkte wohl, daß ich als der letzte Dichter in eine proſaiſche Zeit hineingekommen ſei. Schiller — bei deſſen Leichenfeier im Kärnthnerthortheater ich, von der Menge mit der Bruſt gegen eine halbgeöffnete Thür gedrängt, bald ſelbſt das Leben verloren hätte, war todt, Goethe hatte ſich der Wiſſenſchaft zugewendet, und förderte in einem großartigen Quietismus nur das Gemäßigte und Wirkungsloſe, indeß in mir alle Brandfackeln der Phantaſie ſprühten. So verging Frühling und Sommer in träumeriſchem Nichtsthun. Gegen Anfang des Herbſtes machte ich einen Spaziergang längs der Donau in den Prater. Bei den erſten

Bäumen begegnete mir ein noch jetzt lebender Doktor Joel, der mich aufhält und mir ſagt, wie der Kapellmeiſter Weigl lebhaft einen Operntext wünſche. Meine Poeſie, in Verbindung mit Weigls Muſik — und ſo weiter! Er ſelbſt habe einen vortrefflichen Opernſtoff gefunden. Obwohl ich nicht die geringſte Luſt hatte, einen Operntext zu ſchreiben, fragte ich doch nach dieſem Stoffe. Er nannte Sappho. Ich verſetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerſpiel. Er dagegen meinte, dazu ſeien denn doch zu wenig Begebenheiten. So trennten wir uns, er ging nach der Stadt, und ich dem Prater zu.

Der Name Sappho hatte mich frappirt. Da wäre ja der einfache Stoff, den ich ſuche. Ich ging weiter und weiter in den Prater, und als ich ſpät Abends nach Hauſe kam, war der Plan zur Sappho fertig. Ich ließ mir nur noch des andern Tages in der Hofbibliothek, die erhaltenen Fragmente ihrer Gedichte geben, fand das eine der beiden vollſtändigen, an die Liebesgöttin, ganz für meinen Zweck geeignet, überſetzte es auf der Stelle, und ging ſchon des nächſten Morgens an die Arbeit.

Wir hatten zu dieſer Zeit von der Wohnung einer gleichfalls verwittweten, aber ungleich beſſer geſtellten Schweſter meiner Mutter, im Schottenhofe, zwei Zimmer zur Aftermiethe bezogen. Daß ſie im erſten Stocke, gerade über der Backſtube eines unten wohnenden Bäckers lagen, ſchien kein Anſtand, da der Sohn meiner Tante mehrere Jahre lang in dem Zimmer geſchlafen hatte, das für mich beſtimmt war. Bald zeigte ſich aber ein bedeutender Unterſchied in unſerm verwandtſchaftlichen Nervenſyſtem. Ich konnte nämlich der dumpfen Wärme und des leiſen Hantierens der Bäckerknechte wegen, in der Nacht kein Auge ſchließen. Da erbot ſich eine zweite, gleichfalls im Schottenhofe wohnende Tante, eine noch jetzt im hohen Alter lebende, vortreffliche Frau, mir ein Zimmer ihrer Wohnung, das ſie nur bei Tage benützte, Nachts zum Schlafen zu überlaſſen. Ich nahm mit Vergnügen an, und wanderte nun täglich im Finſtern, während Alles im Hauſe ſchon ſchlief, nach meinem ſubſidiariſchen Schlafgemache, wo ich mich leiſe zu Bette legte, um des nächſten Morgens ſo früh als möglich aufzuſtehen, und bei einem ſchlechten Tintenzeuge auf grobem Conceptpapier an meinem Stücke zu arbeiten. Ich legte mir, obwohl der Stoff mich anzog, doch ein tägliches Penſum auf, dem ich um ſo mehr treu blieb, als unſere, wieder dringend gewordenen häuslichen Bedürfniſſe, einer Nachhilfe dringend bedurften. Auch die Sappho wurde in weniger als drei Wochen vollendet.

Mein Freund und früherer Rathgeber Schreyvogel war während dieſer ganzen Zeit auf einer Reiſe in Deutſchland abweſend, wo er taugliche Subjekte für das Hofburgtheater aufſuchte. Als ich ihm bei ſeiner Zurückkunft das Stück fertig übergab, ſchien er Anfangs nicht ſehr erbaut, erwärmte ſich aber nach und nach, ohne daß von Aenderungen oder Verbeſſerungen auch nur die Rede war, die ich auch nicht zugegeben hätte. Ja, eines Tages ſagte er mir: „Sie haben einen großen Begünſtiger Ihres Stückes gefunden.“ Es war dieß der Schauſpieler Moreau, der auch als Comparſen-Inſpicient fungirte, und dem das Manuſcript zur Herbeiſchaffung und Abrichtung der erforderlichen Sklaven und Sklavinnen übergeben worden war. Er hatte ſich geäußert, das Stück gefalle ihm beſſer als „Die Schuld,“ was damals kein kleines Lob war, und woran Schreyvogel vorderhand nicht zu glauben ſchien.

Nun ging es an die Beſetzung der Rollen; Madame

Schröder, in deren Fach die Sappho gehörte, befand ſich, in Folge eines ihrer immerwährenden Kriege mit der Direktion, im Auslande, und drohte, nicht wiederzukommen. Man war daher genöthigt, auf eine in andern Fächern vortreffliche Schauſpielerin, Madame Löwe, zu denken, die aber dieſer Rolle nicht gewachſen war. Herr Korn war Phaon. Für die Rolle der Melitta hatte ich zur allgemeinen Verwunderung die Gattin dieſes Letztern bezeichnet, die, höchſt liebenswürdig in den ſogenannten Ingénues, nie in verſificirten Stücken, vor allen aber nicht in der Tragödie geſpielt hatte. Endlich kam Madame Schröder zurück, bemächtigte ſich der Hauptrolle, war Feuer und Flamme, und ſteckte Jedermann mit ihrer Begeiſterung an.

Es kam zu den Proben. Damals war es mit dieſen Vorübungen im Hofburgtheater ſehr ſchlecht beſtellt; beſonders bei Stücken, wo nur drei oder vier Rollen, und dieſe in den Händen von als vortrefflich anerkannten Schauſpielern, vorkamen, verliefen die beiden erſten Proben in Verabredungen über das Rechts und Links des Auftretens, die Feſtſtellung der Plätze und den Grad der Annäherung oder Entfernung. Die Rollen wurden beinahe nur gemurmelt, um ſo mehr, als die Schauſpieler ihrer noch gar nicht mächtig waren. Bei der dritten und letzten Probe endlich mußten ſie doch mehr aus ſich herausgehen. Da machte denn Madame Korn als Melitta ſolche Wunderlichkeiten, war ſo manierirt und unwahr, daß mich Schauder befielen. Ich ſaß im finſtern Parterre allein auf einem Sperrſitze, und dachte, die kleine Perſon allein reicht hin, um das ganze Stück umzuwerfen. Da, während des vierten und fünften Aktes, wo man mit Vorrichtungen für den Sturz vom leukadiſchen Felſen längere Zeit hinbrachte, raſchelt es plötzlich neben mir. Ein Frauenzimmer hat ſich neben mich geſetzt, ſie fängt an, zu reden, es iſt Madame Korn. Sagen Sie mir doch, hebt ſie an, haben Sie ſich denn die Melitta ſo gedacht? — Aufrichtig geſagt, erwiederte ich: Nein! — Aber wie ſoll ich ſie denn ſonſt ſpielen? fährt ſie fort. — Ich glaube, Sie würden ſie ſpielen, wie Sie Ihre übrigen Rollen ſpielen. — Aber mein Mann und die Schröder ſagen, im griechiſchen Trauerſpiele müſſe alles gehoben ſein. — Da haben Ihr Gemahl und die Schröder allerdings recht, aber der Vers, die Umgebung — ich hätte hinzuſetzen können, Ihr unvergleichliches Talent — werden ſchon die nöthige Hebung hineinbringen, ohne daß Sie ſich deßhalb beſondere Mühe zu geben brauchen. — Aber, ſagt ſie weiter, das Stück wird morgen ſchon gegeben, wie ſoll ich denn die ganze Rolle umlernen? Das wußte ich freilich nicht, meinte aber, ſie ſollte wenigſtens ſo viel als möglich von ihrem natürlichen Tone hineinbringen. — Damit ging ſie fort, warf über Nacht die ganze ihr aufgedrungene Anſicht der Rolle von ſich, und war bei der Aufführung ſo über alle Beſchreibung liebenswürdig, daß ſie die Krone des Abends davon trug.

Das Stück machte unglaubliche Senſation. (21. April 1818.) Ich ſelbſt befand mich, meinem Vorſatz getreu, nicht unter den Zuſehern, ſondern auf der Bühne. Meine Mutter aber, die einen Sperrſitz in der dritten Galerie inne hatte, wurde erkannt und ſogleich von Einigen aus dem Publikum umringt, die ihr zu ihrem Sohne und ſeinem Erfolge Glück wünſchten, ſo daß die gute Frau vor Freude weinend nach Hauſe kam.

Mit der Kritik kam ich dießmal ſehr gut zu rechte. Damals herrſchten noch Leſſings, Schillers, Goethe's Anſichten in der deutſchen Poeſie, und daß menſchliche Schickſale und Leidenſchaften die Aufgabe des Dramas ſeien, fiel

Niemand ein, zu bezweifeln. Das Antiquariſche, Geographiſche, Hiſtoriſche, Statiſche, Spekulative, der ganze Ideenkram, den der Dichter fertig vorfindet und von außen in ſein Werk hineinträgt, wird dadurch von ſelbſt zur Staffage und ordnet ſich dem Menſchlichen unter. Höchſtens meinten Einige, das Stück ſei nicht griechiſch genug, was mir ſehr recht war, da ich nicht für Griechen, ſondern für Deutſche ſchrieb.

Ebenſo war es mit einem weiteren Tadel: ich hätte in Sappho mehr das Weib, als die Dichterin, geſchildert. Ich war nämlich immer ein Feind der Künſtlerdramen. Künſtler ſind gewohnt, die Leidenſchaft als einen Stoff zu behandeln. Dadurch wird auch die wirkliche Liebe für ſie mehr eine Sache der Imagination, als der tiefen Empfindung. Ich wollte aber Sappho einer wahren Leidenſchaft, und nicht einer Verirrung der Phantaſie, zum Opfer werden laſſen. Von allen Kritikern zeigte ſich nur Müllner erbost und ungerecht. Es gehört jetzt zum Ton, über den Verfaſſer der „Schuld“ und des „Yngurd“ abſchätzig zu ſprechen; demungeachtet aber lebt jetzt kein Dichter, der in dem, was Müllner gut gemacht hatte, ihm an die Seite geſetzt werden könnte, ſowie er auch der letzte ſachkundige Kritiker in Deutſchland war.

Schreyvogel ſtand mit Müllner in Briefwechſel, er ſchickte ihm die Sappho im Manuſcript. Da erhalte ich denn ein Schreiben von Müllner, in dem er, in den geſteigertſten Ausdrücken, ſeine Billigung des Stückes ausſpricht, nur ſollte ich den erſten Akt weglaſſen, meinte er. Ich ſchrieb ihm in dem Tone, wie es dem Jüngern gegen den Aeltern zukommt, die Gründe, warum mir dieſer erſte Akt nothwendig ſcheine. Darüber wurde nun der Mann ſo erbost, daß er in ſeinem Mitternachtsblatte eine Kritik erſcheinen ließ, die über das Stück vom Anfange bis zu Ende den Stab brach. Ich hätte nichts gebraucht, als ſeinen frühern lobenden Brief drucken zu laſſen, um ihn durch ſich ſelbſt zu widerlegen. Ich that es nicht, wie ich denn überhaupt auf Kritiker nie geantwortet habe, nicht aus Aengſtlichkeit, ſondern aus Verachtung.

Der Ertrag meines Stückes war wieder höchſt unbedeutend. Die Theater in Deutſchland honorirten damals äußerſt bettelhaft, ja ich erinnere mich, daß eine königliche Hofbühne für die Sappho, die in ganz Deutſchland mit Enthuſiasmus aufgenommen und unzähligemale gegeben wurde, mir drei, ſage drei Dukaten bezahlte, welche ich nur darum nicht zurückwies, weil eine Compenſation mit der Forderung eines dortländigen Dichters an das Wiener Hoftheater dabei ins Mittel trat.

Für den Druck des Stückes erhielt ich Anträge von den meiſten deutſchen Buchhandlungen, ich gab es aber für ein höchſt mäßiges Honorar demſelben Wiener Buchhändler, der die Ahnfrau gedruckt hatte, größtentheils aus meinem vaterländiſchen Gefühle, weil es mich verdroß, daß ein öſterreichiſcher Dichter durchaus eine fremde, wenn auch deutſche Protektion nöthig haben ſollte. Ich that unrecht, denn die Verbreitung meiner Arbeiten in Deutſchland wurde ſehr durch die mißliebige Wiener Firma beſchränkt und gehemmt. (Siehe Anhang 2.)

Nachhaltiger aber wurde unſer ökonomiſcher Zuſtand durch die Vorſorge der Staatsbehörden verbeſſert. Graf Stadion, damaliger Finanzminiſter, dem die Wiener Hoftheater untergeordnet waren, ließ das Burgtheater mit mir einen Contrakt auf unbeſtimmte Zeit abſchließen, durch den mir, bis ich im Staatsdienſte befördert werden könnte, als Theaterdichter ein Gehalt von jährlichen 2000 fl.

Papiergeld zugeſichert wurde. Selbſt Fürſt Metternich ließ mich zu ſich kommen und empfing mich, wobei Hofrath Gentz als Dritter gegenwärtig war, aufs freundlichſte. Er belobte mich und mein Stück, fragte mich um meine Ausſichten und Wünſche, und erbot ſich jeden derſelben, ſoweit ſein Einfluß reichte, wie er ſich höchſt beſcheiden ausdrückte, zu unterſtützen und zu fördern. Ich erzählte, was bereits Graf Stadion für mich gethan, und daß ich vollkommen zufrieden ſei. Ueberhaupt herrſchte damals die günſtigſte Stimmung für mich in allen Schichten der Geſellſchaft. Hätte ich nie etwas Anderes geſchrieben, als wobei es ſich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten geweſen; kaum aber ging ich über dieſe engen Verhältniſſe hinaus, ſo fing die Verfolgung von allen Seiten an.

Graf Stadion, einer der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit und mein einziger Gönner und Beſchützer unter allen Verhältniſſen, legte aber, ohne es zu wiſſen und zu wollen, zugleich den Grund zu allen ſpätern Mißſtänden. Ich diente damals bei der Finanzhofſtelle im Zollbureau. Die Idee, mich unter den Zöllnern zu wiſſen, wie er ſich ausdrückte, war ihm unerträglich. Trotz meiner Weigerung beſtand er darauf, mich ins Departement zu verſetzen, dem nebſt den allgemeinen Kaſſengegenſtänden die Hoftheater untergeordnet waren, und zwar ſollte ich nur in Theaterſachen arbeiten. Da fand ich denn einen Chef, dem nicht allein jede Kunſtanſicht fremd war, ſondern der ſogar von dem Techniſchen nicht das Geringſte verſtand, und dabei von ſo verſchmitztem und niedrigem Charakter, daß, nachdem ſich einmal die Unverträglichkeit unſerer Anſichten herausgeſtellt hatte, er einen eigentlichen Haß auf mich warf und jede Gelegenheit ergriff, mir zu ſchaden, was ihm denn auch nur zu gut gelang.

Das Erſte war, daß er mich mit Schreyvogel zu verfeinden ſuchte, den er für einen Kunſtenthuſiaſten, d. h. nach ſeiner Meinung für einen Halbwahnſinnigen, hielt. Als wir uns aber über die Lügen und erdichteten Aeußerungen, die er uns über einander mittheilte, verſtändigten, warf er mich in Eine Klaſſe mit jenem, und that von allem das Gegentheil, was ich ihm rieth. Da ich mich nun jeder Mitwirkung nach Möglichkeit entzog und ſomit ziemlich unbeſchäftigt blieb, ſo kam ich in den Ruf eines nachläſſigen Beamten, indeß mein früherer Chef im Zolldepartement in Verzweiflung war, mich, als einen ſeiner brauchbarſten Arbeiter, zu verlieren.

Ich hatte indeß den Plan zu einem neuen Stücke gefaßt, demſelben, das viele Jahre ſpäter unter dem Titel „Der Traum ein Leben“ auf die Bühne kam. Es iſt einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich ſo wenig verbergen wollte, daß ich ſogar die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man lieſt eben Voltaire nicht mehr, man begnügt ſich, über ihn abzuurtheilen, ohne ihn zu kennen. Das Stück ſollte, da es phantaſtiſcher Art war, im Theater an der Wien aufgeführt werden, und der Schauſpieler Herteur, der den Jaromir in der Ahnfrau mit ſo vielem Glücke gegeben hatte, die Rolle des Ruſtan ſpielen. Der Neger Zanga war für Küſtner beſtimmt, einen talentvollen, aber nach Art der Vorſtadttheater etwas grellen Darſteller. An ihm ſcheiterte aber das Vorhaben. Da er ſich auf ſeine Mimik viel zu Gute that, die, die Wahrheit zu ſagen, etwas ans Fratzenhafte grenzte, lag er mir unaufhörlich an, den Zanga keinen Schwarzen ſein zu laſſen, da der ſchwarze

Anſtrich ihn eines Haupthebels, ſeines Spiels beraubte. Mir ſtand nun aber Zanga als Schwarzer da, wie er denn auch als ſolcher in der Erzählung vorkommt. Darüber verlor ich die Luſt, und ließ das Stück mit dem erſten Akte liegen. Nun begab ſich aber das Sonderbare, daß Küſtner zu ſeiner bald darauf erfolgenden Einnahme, ein Stück brachte, dem gleichfalls ein objektivirter Traum zu Grunde lag. Ob das Zufall war, oder Küſtner, der es überhaupt mit der Ehrlichkeit nicht ſehr genau nahm, ſich nach vagen Erinnerungen ein ſolches Stück von einem andern Dichter beſtellt hatte, weiß ich nicht. Es machte wenig Eindruck, nahm mir aber doch die Luſt, an dem meinigen weiter zu arbeiten, da die Neuheit der Sache einmal verloren war.

So viele mir ungewohnte Aufregungen, zugleich die ſich immer mehr aufdringende Ueberzeugung, daß meine rein künſtleriſchen Anſichten mit einer in Deutſchland ſich mehr und mehr Platz machenden Ideologie, in geradem Widerſpruch ſtänden, ſo daß auf eine ungetrübte Wirkſamkeit nicht zu rechnen ſei, griffen meine von Natur ſchwache Geſundheit bedeutend an. Unſere verbeſſerten Umſtände machten einen, von den Aerzten angerathenen, Landaufenthalt nunmehr möglich. Wir wählten Baden bei Wien, um ſo mehr, als meiner Mutter der Gebrauch der dortigen Bäder verordnet worden war. Hier ſollte ich, wieder durch einen Zufall, den Stoff zu meiner dritten dramatiſchen Arbeit finden. Wir waren in Baden angekommen, indeß unſer Gepäck noch zurück war. Das mir beſtimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirthin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelaſſenen Schweinslederband. Es war Heberichs mythologiſches Lexikon. Darin herumblätternd, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wußte ich, wie natürlich, die Geſchichte dieſer berüchtigten Zauberin ſehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereigniſſe in ſolcher Nähe auf einmal, nie vor mir gehabt. Mit derſelben Plötzlichkeit, wie bei meinen frühern Stoffen, gliederte ſich mir auch dieſer ungeheure, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt hat. Das goldene Vließ war mir als ein ſinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals Niemand dachte, höchſt willkommen. Mit Rückſicht auf dieſes Symbol, und da mich vor allem der Charakter der Medea und die Art und Weiſe intereſſirte, wie ſie zu der für eine neuere Anſchauungsweiſe abſcheulichen Kataſtrophe geführt wird, mußten die Ereigniſſe in drei Abtheilungen auseinander fallen. Alſo eine Trilogie, obwohl mir die Vorſpiele und Nachſpiele von jeher zuwider waren. Demungeachtet fühlte ich mich zur Ausführung unwiderſtehlich hingezogen, und ich gab nach. Ich hatte darin doppelt unrecht. Einmal iſt die Trilogie oder überhaupt die Behandlung eines dramatiſchen Stoffes in mehreren Theilen, für ſich eine ſchlechte Form. Das Drama iſt immer Gegenwart, es muß alles, was zur Handlung gehört, in ſich enthalten. Die Beziehung eines Theiles auf den andern, gibt dem Ganzen etwas Epiſches, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinnt, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliert. Die Trilogie des Aeſchylus iſt eine Aneinanderreihung dramatiſch unabhängiger Stücke. In den Koephoren treten ganz neue Perſonen auf, und es entlehnt aus dem Agamemnon nichts, als den ohnehin Jedermann bekannten Gattenmord, wie denn auch Sophokles und Euripides, beide Elektren ohne Vorſtücke geſchrieben haben. Die Eumeniden ſind ein atheniſch-patriotiſches Stück, eine Verherrlichung des Areopags und der Nationalgottheit Athene, ſo daß das Schickſal Oreſts gleichſam in den Hintergrund tritt. Der durchgehende Faden verknüpft, ohne zu bedingen. Anders iſt es im Wallenſtein. Das Lager iſt völlig überflüſſig, und die Piccolomini ſind nur etwas, weil Wallenſteins Tod darauf folgt. Dieſe Form iſt die fehlerhafte, unbeſchadet der Vortrefflichkeit unſeres deutſchen Meiſterwerkes. Außer dieſen formellen Bedenken hatte mich auch die Rückſicht auf die Natur meiner poetiſchen Begabung zurückhalten ſollen. In mir nämlich leben zwei völlig abgeſonderte Weſen. Ein Dichter von der übergreifendſten, ja ſich überſtürzenden Phantaſie, und ein Verſtandesmenſch der kälteſten und zäheſten Art. Nun war nicht zu hoffen, daß, meine ſchwankende Geſundheit in Anſchlag gebracht, ich mich durch einen ſo langen Zeitverlauf, als dieſe Ausarbeitung vorausſetzte, immer auf dem Standpunkte der Anſchauung werde erhalten können, und ſobald ich zur Reflexion Zuflucht nehmen mußte, war Alles verloren. Dabei waren noch gar nicht hemmende und unglückliche Ereigniſſe in Anſchlag gebracht, die in der Folge wirklich eintraten. Ich gab alſo nach, und wenn ich nicht gleich zur Arbeit ſchritt, war es nur der Zuſtand meiner Geſundheit, der ſich von Tag zu Tag verſchlimmerte. Magen und Eingeweide verſagten ihren Dienſt, ein heißer Kopf und kalte Füße deuteten auf Krämpfe und eine Verſtimmung der Nerven, gegen die der Arzt keinen Rath mehr wußte. Da beſuchte mich eines Tages der damalige Prälat von Lilienfeld, ſpätere Erzbiſchof von Erlau, Ladislaus Pyrker. Als er meinen Zuſtand ſah, forderte er mich auf, mit ihm nach Gaſtein zu gehen, wohin er eben ins Bad abreiſen wollte. Ich zog den Arzt zu Rathe, er billigte das Unternehmen, und zwei Stunden darauf ſaß ich mit Pyrker im Wagen, und wir zogen nach Gaſtein. Dieſes Bad hat mir damals wahrſcheinlich das Leben gerettet. Ich kam geſtärkt und wieder arbeitsfähig zurück.

Es ging nun an die Ausführung des goldenen Vließes. Nie habe ich an etwas mit ſo viel Luſt gearbeitet. Vielleicht war es gerade die Ausdehnung und Schwierigkeit der Aufgabe, die mich anzog. Die erſten beiden Abtheilungen ſollten ſo barbariſch und romantiſch gehalten werden, als möglich, gerade um den Unterſchied zwiſchen Kolchis und Griechenland herauszuheben, auf den alles ankam. Ich erhielt mich glücklich auf der Höhe, die ich mir vorgeſetzt, und war über die Hälfte der zweiten Abtheilung gelangt, ſo daß ich hoffen konnte, dieſe baldigſt zu vollenden. Aber Oben war es anders beſchloſſen. Während ich mich in Gaſtein befand, hatte meine Mutter immer fortgekränkelt. Sie hatte ihr achtundvierzigſtes Jahr erreicht und befand ſich auf dem gefährlichen Punkt, wo die weibliche Natur einen großen Umſchwung erleidet. Trotz des Beiſtandes eines ſehr geſchickten Arztes verſchlimmerte ſich ihre Krankheit von Tag zu Tag, ſie konnte endlich das Bett nicht mehr verlaſſen, ja es ſtellte ſich periodenweiſe eine eigentliche Geiſtesverwirrung ein. In dieſem Zuſtande begehrte ſie, da die öſterliche Zeit heranrückte, aufzuſtehen und zur Communion zu gehen, obſchon ſie ſonſt gerade nicht ſehr religiös geſtimmt war. Auf mein Befragen erklärte der Arzt, daß von einem Selbſtbeſuch der Kirche für ſie durchaus nicht die Rede ſein könne, ja ſelbſt die Communion im Hauſe ſchien ihm, wegen der damit verbundenen Aufregung, bedenklich, um ſo mehr, als an eine nahe bevorſtehende Todesgefahr gar nicht zu denken ſei. Sie könnte, meinte er, ſich und Andern zur Qual, in ihrem gegenwärtigen Zuſtande noch mehrere Jahre leben. Um ſie zu beruhigen, verſprach ich ihr, nächſten Tages den Prieſter mit dem Allerheiligſten holen zu laſſen, indem ich hoffte, daß bis dahin ſich ihre Beſinnung wieder hergeſtellt haben werde. Und ſo legte ich mich zu Bette. Nach Mitternacht gegen Morgen, wurde ich durch ein Klopfen an meine Thüre aufgeweckt. Es war die Magd, die neben der Köchin eigens zur Pflege der Kranken aufgenommen worden war. Sie bat mich um Gotteswillen, hinüber zu kommen, da die gnädige Frau durchaus nicht ins Bett zurückgehen wolle. Ich eilte ins Zimmer meiner Mutter und fand dieſe, halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes ſtehend. Ich beſchwor ſie, ſich keiner Verkältung auszuſetzen und ſich wieder niederzulegen, erhielt aber keine Antwort. Ich faßte ſie an, um allenfalls ihrer Schwäche nachzuhelfen, da, bei dem Scheine des von der Magd gehaltenen Lichtes, ſah ich ihre Züge ſtarr und leblos. Ich hielt meine Mutter todt in meinen Armen. Wahrſcheinlich war ihr während der Nacht der Gedanke wiedergekommen, in die Kirche zur Communion zu gehen. Während ſie ſich ankleiden wollte, traf ſie ein Schlagfluß, wobei ihr Rücken gegen die Mauer lehnte, während ihre Kniee ſich gegen den vor ihr ſtehenden Nachttiſch ſtemmten, ſo daß ſie aufrecht im Tode daſtand. Das Entſetzen dieſes Momentes läßt ſich begreifen. Da aber vielleicht noch Hilfe möglich ſein konnte, befahl ich den Mägden, die Frau ins Bett zu bringen, und eilte augenblicklich fort nach dem Arzte, der mir auch eben ſo ſchnell folgte. Als wir kamen, hatten ſich die dummen Weibsbilder nicht getraut, die Todte anzufaſſen, und ſie ſtand noch immer neben ihrem Bette. Wir brachten ſie in dieſes, wobei aber der Arzt ſogleich erklärte, daß hier von einer Hilfe keine Rede mehr ſei. Was ich empfand, könnte nur derjenige beurtheilen, der das, ich möchte ſagen, Idylliſche unſeres Zuſammenlebens geſehen hätte. Seit ich nach dem Verſiegen ihrer eigenen Hilfsquellen allein die Bedürfniſſe des Hauſes beſtritt, vereinigte ſich für ſie in mir, der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige geweſen wäre. Alles Aeußere überließ ich ihr blindlings, wogegen ſie ſich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Ueberzeugungen gleicherweiſe enthielt. Sie hatte, nach der Art der weiblichen Zeitgenoſſen ihrer Jugend, wenig ſogenannte Bildung, von Lernen beſonders war damals bei dem weiblichen Geſchlechte wenig die Rede, aber nach dem Künſtleriſchen ihrer muſikaliſchen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für Jedes, und ſie konnte in Alles eingehen, wenn ſie's auch nicht verſtand. Aus unſerem Zuſammenleben konnte ich abnehmen, daß ein eheliches Verhältniß meinem Weſen gar nicht entgegengeſetzt war, obwohl ein ſolches Verhältniß ſich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Reconciliantes und Nachgiebiges in mir, das ſich nur gar zu gern ſelbſt der Leitung Anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müſſen allein ſein können in einer Ehe, indem ich vergeſſen hätte, daß meine Frau ein Anderes ſei, meinen Antheil an dem wechſelſeitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu Zweien zu ſein, verbot mir das Einſame meines Weſens. Einmal ſchien ein ſolches Verhältniß ſich geſtalten zu wollen, es wurde aber geſtört, weiß Gott, ohne meine Schuld.

Die, wenigſtens für mich, gräßlichen Umſtände bei dem Tode meiner Mutter griffen meine Geſundheit aufs Feindſeligſte an. Die Aerzte riethen zu einer augenblicklichen Entfernung von Wien. Die frühe Jahreszeit, es war im Monat März, erlaubte einen Landaufenthalt nicht; alſo eine Reiſe; aber wohin? Italien ſtand mir zwar von jeher lockend da, aber die Reiſe eines Beamten ins Ausland brauchte damals ſo viele Vorbereitungen. Es mußte ein Vortrag an den Kaiſer oder deſſen Stellvertreter erſtattet werden, und erſt nach erlangter höchſter Genehmigung, wurde der erforderliche Paß ausgefertigt. Auch waren die Reiſegelegenheiten damals nicht ſo organiſirt, wie gegenwärtig. Extrapoſt zu nehmen, erlaubten meine Geldmittel nicht, ſelbſt Eilwägen gab es nicht, alle übrigen Transportmittel waren eher Geſundheit zerſtörend als heilend. Da erſcheint mein Vetter und Freund Paumgartten und ſagt mir: ein Graf Deym wolle mit eigenem Wagen und Extrapoſt nach Italien reiſen und ſuche einen Gefährten auf halbe Koſten.

Es war nämlich in demſelben Jahre (1819) der Kaiſer von Oeſterreich mit Frau und einem beträchtlichen Gefolge nach Rom und Neapel gereiſt, auch ſchon an erſterem Orte angelangt. Graf Deym war kaiſerlicher Kämmerer und hielt für ſeine Pflicht, ſeinem Herrn in der Fremde aufzuwarten, wohl auch ſeine Dienſte anzubieten. Man beſchrieb mir den Mann als wunderlich, aber gutmüthig; ſo war er auch. Die fehlende kaiſerliche Genehmigung zu meiner Reiſe erbot ſich der Finanzminiſter Graf Stadion dadurch zu erſetzen, daß er mir auf eigene Verantwortung die Erlaubniß ertheilte; mit dieſer ſollte ich einen Paſſirſchein der Wiener Polizei erheben, der förmliche Paß würde mir ſpäter nachgeſendet werden. Der Wiener Polizeidirektor gab mir, auf Grundlage der Erlaubniß des Grafen Stadion, einen Paſſirſchein für das Inland und einen verſiegelten Brief, in Folge deſſen man mir in jeder Provinzial-

Hauptſtadt einen Reiſepaß ins Ausland ausfertigen würde. Mein Entſchluß war gefaßt, ich begab mich mit Graf Teym auf den Weg. In Gratz übergab ich meinen verſiegelten Brief der dortigen Polizeidirektion, man erbrach ihn, las ihn und gab mir ihn neu verſiegelt wieder, indem man mir ſagte, in Laibach würde ich ſicher einen Reiſepaß bekommen. In Laibach daſſelbe Manöver. In Trieſt begnügte man ſich nicht einmal damit, ſondern die Polizei war ſogar ſo gefällig, uns zur Miethung eines Handels-Trabeccola zur Reiſe nach Venedig behilflich zu ſein, deſſen Gouverneur, wie man ſagte, die Macht hätte, mir einen Paß fürs Ausland auszufertigen. Ich war alſo noch immer in Gefahr, an der Grenze wieder umkehren zu müſſen.

Befanden ſich die Communikationsmittel zu Lande für einen Reiſenden, der Eile hatte, damals in einem übeln Zuſtande, ſo war es mit den Gelegenheiten zur See noch ſchlimmer. Man hatte gerade in jenem Jahre ein Dampfboot in Trieſt eingerichtet, das aber nur ein oder zweimal die Woche nach Venedig abging und gerade am Tage unſerer Ankunft dahin abgegangen war. Wir mußten uns daher in das kleine Handels-Trabeccola einpferchen laſſen, das von Käſe und Thran ſtank, um ſchon am Lande Uebelkeiten zu erregen. Ein Beamter der Polizei begleitete uns auf das Fahrzeug, ich weiß nicht, ob aus Gefälligkeit, oder zur Ueberwachung. Ich möchte wohl wiſſen, was in dem verſiegelten Briefe des Wiener Polizeidirektors geſtanden hat.

Unſere Ueberfahrt war, theils durch die Unbequemlichkeit unſerer Barke, theils durch abwechſelnde Windſtillen und widrige Winde, beinahe unleidlich. Wir brauchten von Trieſt nach Venedig, ein Zwiſchenraum, den man mit dem Dampfboote in wenigen Stunden zurücklegt, zwei volle Tage.

Zugleich quälten mich die Anfänge der Seekrankheit, ein Leiden, das mir immer um ſo unerträglicher war, da meiner Körperbeſchaffenheit die natürliche Erleichterung als Heilmittel verſagt iſt.

Ich kam halb krank in Venedig an, was mich aber nicht hinderte, die wundervolle Stadt, dieſe verſteinerte Geſchichte, mit all ihrem Zauber in mich aufzunehmen. Auch für den Reſt meiner Reiſe ſollte hier geſorgt werden, da der Gouverneur von Venedig, Graf Goes, ein liebenswürdiger, menſchenfreundlicher Mann, ſich bereit erklärte, mir meinen Paß auszufertigen, was auch geſchah. Er lud uns wiederholt zu Tiſche, ja er erbot ſich ſogar, mir die Bekanntſchaft von Lord Byron zu verſchaffen, der ſich damals eben in Venedig befand. Er wollte ihn über den dritten Tag zu ſich laden, da die andern Tage mit officiöſen Diners beſetzt waren. Unter allen andern Umſtänden, ſagte er, würde Lord Byron die Einladung ausſchlagen, aber eben jetzt iſt er mir großen Dank ſchuldig, weil ich ihn in der Entführungsgeſchichte mit jener Bäckersfrau, vor der Wuth des Pöbels geſchützt habe. Er wird kommen, freilich ſo wenig als möglich ſprechen, aber Sie werden ihn wenigſtens ſehen, und wer weiß, ob Sie ihm nicht denn doch Rede abgewinnen. Nun hatte ich Lord Byron gewiſſermaßen ſchon geſehen, im Theater nämlich. Da ſetzte er ſich aber gefliſſentlich in den Schatten der Logenwand, ſo daß mein ſchlechtes, obgleich bewaffnetes Auge von ihm nichts unterſcheiden konnte, als daß er beleibter war, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte. Das Anerbieten des Grafen Goes ſetzte mich in große Verlegenheit. Einerſeits hätte ich alles darum gegeben, mit Lord Byron beiſammen zu ſein, andererſeits rückte die Oſterwoche heran, und die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom ließen ſich nicht nachtragen. Da nun zugleich mein Reiſegefährte wenig Luſt hatte, um Lord Byrons willen die Oſterceremonien zu verſäumen, ſo mußte ich auf die intereſſante Bekanntſchaft Verzicht leiſten, und wir reiſten deſſelben Abends ab. Noch erinnere ich mich des zauberiſchen Eindrucks, als bei Rovigo die Sonne aufging und, indeß wir uns auf dem Wege durch Kärnthen und Krain mit Schnee und Eis herumgeſchlagen, in Venedig aber nichts als zeitloſe Steine und Mauern geſehen hatten, mit einemmale der Frühling mit Blättern und Blüthen vor uns ſtand. Dieſer Frühling hinderte aber nicht, daß, als wir Nachts die Apenninen paſſirten, wir eine Kälte ausſtanden, wie ich ſie im Leben nie mehr empfunden habe. Ja dieſe Kälte verſchaffte mir den erſten und einzigen Rauſch meines Lebens. Wir reiſten Tag und Nacht, trotz der Warnungen vor Räubern, ja ſelbſt der Widerſetzlichkeit der Poſtillone. In Radicofani aber war es durchaus nicht möglich, weiter zu kommen, und wir beſchloßen, zu übernachten. Auf die Frage des Wirthes, welchen Wein wir trinken wollten, überließen wir ihm die Wahl, und er brachte uns zwei Sorten: Montefiascone und Lacrymä Chriſti, in den bekannten wälſchen großen Korbflaſchen, wo man dann nach Maßgabe des entſtandenen leeren Raumes bei der Zeche bezahlt. Wir verſuchten die beiden Gattungen, fanden ſie beide vortrefflich und tranken am Kaminfeuer bis in die Nacht, ohne daß ich auch nur die geringſte Anmahnung einer Befangenheit des Kopfes verſpürt hätte. Als ich aber, dem Cameriere nach meinem Schlafzimmer folgend, den kalten Gang betrat, verlor ich augenblicklich die Beſinnung, ging aber nichts deſto weniger mechaniſch hinter ihm her, ohne daß er, wie es ſcheint, nur das Geringſte von meinem Zuſtande bemerkte. Des andern Morgens fand ich mich unausgekleidet auf meinem Bette, das Licht im Leuchter bis zu Ende herabgebrannt, übrigens aber ohne Kopfweh und vollkommen reiſerüſtig. Wir kamen denn auch am Donnerſtag vor Oſtern in Rom an, ſo daß die Feierlichkeiten des Mittwochs bereits verſäumt waren. Dieſe Feierlichkeiten ſind Jedermann aus tauſend Beſchreibungen bekannt. Das wunderbare Miſerere von Allegri, durch die herrlichſten Stimmen ausgeführt, wobei man mit theatraliſcher Kunſt den Zeitpunkt abwartet, wo die ſixtiniſche Kapelle mit Michel Angelo's Meiſterwerken ſich ſchon in Dunkelheit zu hüllen anfängt, und nun aus dem allein erleuchteten Chor die Töne wie aus dem Himmel herabſteigen, die Fußwaſchung, die Pontificalmeſſe mit dem Segen des Papſtes, dazu der Drang, in den freien Zwiſchenzeiten die Gemälde und Antiken, bis zu näherer Betrachtung, wenigſtens zu durchköſten, das alles verbunden mit den Beſchwerden der übereilten Reiſe und den vorhergegangenen, erſchütternden Ereigniſſen, machten auf mich einen Eindruck, der allenfalls einen Schlagfluß begreiflich gemacht hätte. In den Antikenſälen des Vatikans befiel mich eine Uebelkeit, ſo daß ich den Antrag eines Beamten der Wiener Staatskanzlei annehmen mußte, mich in ſeiner (natürlich päpſtlichen) Equipage nach Hauſe zu bringen. Demungeachtet konnte ich meinem Eifer keine Grenzen ſetzen. Von Morgen bis Abends in den Galerien oder auf antiquariſchen Exkurſionen, und zwar letztere zu Fuße, da meine angeborne Abneigung, zu fahren, noch dadurch unterſtützt wurde, daß ſämmtliche Fahrgelegenheiten von den, durch die Anweſenheit des öſterreichiſchen Hofes in Unzahl herbeigezogenen, Fremden in Beſchlag gelegt waren. So ging ich denn unermüdet in der ſchon heiß gewordenen Jahreszeit, und immer allein, da ich mit meinem Reiſegefährten ſchon halb zerfallen war. Er beanſpruchte eine Gemeinſchaftlichkeit der Exkurſionen, wobei er aber landwirthſchaftliche und gewerbliche Zwecke im Auge hatte, was ſich mit meinem künſtleriſchen Heißhunger nicht vereinbaren ließ. Den deutſchen Künſtlern mich zu nähern, hielt mich aber der Widerwille vor einer damals unter ihnen herrſchenden affektirten Richtung ab, zufolge welcher ſie in mittelalterlicher Tracht herumgingen und auch in ihren Werken einer abgeſchmackten Nürnbergerei nachhingen, obwohl, wie ſich in der Folge zeigte, nicht alle, und unter den Beſſern mit ſpätern lobenswerthen Bekehrungen. Den Ausſchlag gab eine Wanderung zum Grabmale der Cäcilia Metella in der größten Tageshitze. Ich bekam den Durchfall. Indem ich ihn mit aus Deutſchland gewohnten Mitteln bekämpfen wollte und eine Flaſche Bordeaux trank, vermehrte ich das Uebel. Ich wohnte in der strada fratina bei einem der größten Schurken von Rom, einem Advokaten, der einmal ſogar den Wagen meines ſorgloſen Reiſegefährten verkaufen wollte, ja ihn ſchon wirklich verkauft hatte, ſo daß nur, weil er auch den Käufer, einen Engländer, betrügen wollte und vor Uebergabe des Wagens den abgemachten Preis ſteigerte, der Betrug an den Tag kam, und ich durch die Drohung, die Sache vor den Fürſten Metternich zu bringen, den Kauf rückgängig machte. Ganz das Gegentheil des Hausherrn waren ſeine Frau und ſeine Tochter Dudurina, ein Name, den ich fruchtlos verſucht habe, auf eine Kalenderheilige zurückzubringen. Sie ſaßen ganze Tage lang bei mir und unterhielten mich mit Geſprächen, wobei denn freilich ein Hauptthema war, wie viele Deutſche in Rom ſchon am Durchfall und am römiſchen Fieber geſtorben ſeien. Das Fieber ließ auch bei mir nicht auf ſich warten. Da drangen ſie mir endlich ihren Hausarzt auf, einen Don Bucciolетto, eine Carikatur, wie ſie bei Goldoni vorkommen, in Perrücke, Staatskleid und ellenlangen Manſchetten, offenbar denſelben, deſſen ſich, wie ich ſpäter gefunden habe, auch Kotzebue bei ſeinem Aufenthalte in Rom bedient hatte. Er verſchrieb mir eine Mixtur in einer ziemlich bedeutenden Flaſche. Als ich ihn fragte, wie viel Löffel voll ich davon auf einmal nehmen ſollte, antwortete er mit Geberde: il tutto. Ich nahm alſo dieſen Trank im eigentlichſten Verſtande, das Uebel wurde aber nicht beſſer, ſo daß mir die Idee, nicht mehr aus Rom herauszukommen, ſchon ziemlich geläufig wurde. Da fiel mir ein, daß ſowohl der anweſende Kaiſer von Oeſterreich, als Fürſt Metternich, gewiß deutſche Aerzte bei ſich hätten, die meine nordiſche Natur beſſer verſtehen möchten, als mein marktſchreieriſcher Dulcamara. Vom Kaiſer wußte ich, daß ihn ſein Leibarzt, Staatsrath Stifft, begleitete, der aber, unbeſchadet ſeiner übrigen Eigenſchaften, als praktiſcher Arzt eines ſehr geringen Vertrauens genoß. Es kam alſo darauf an, den ärztlichen Begleiter des Fürſten Metternich herauszubringen. Zufällig hatte ich erfahren, daß Friedrich Schlegel, den der Fürſt in der getäuſchten Hoffnung mitgenommen hatte, daß er etwas Literariſches über die Reiſe veröffentlichen werde, in meiner Nähe wohne. Ich hatte den Mann in Wien nie kennen gelernt, ja ſeiner Bekanntſchaft ausgewichen, da mir ſeine Art und Weiſe widerlich war. Nun machte ich aus der Noth eine Tugend und beſuchte ihn, was er ſehr gut für einen ſeiner Celebrität dargebrachten Zoll aufnehmen konnte. Es war gegen Abend, und ich fand ihn und ſeine Frau in Geſellſchaft eines wälſchen Geiſtlichen, der ihnen aus einem Gebet- oder ſonſtigen Erbauungsbuche vorlas, wobei die Frau mit gefalteten Händen zuhörte, der Gatte aber mit gottſeligen Augen der Leſung folgte, indeß er aus einer vor ihm ſtehenden

Schüſſel mit Schinken und einer großen Korbflaſche Wein, ſeinen animaliſchen Theil erfriſchte. Den Geiſtlichen vertrieb bald meine weltliche Nähe. In dem darauf folgenden Geſpräche ward es mir leicht herauszubringen, daß Fürſt Metternich den berühmten Augenarzt und auch in den übrigen Zweigen der Medicin mit Recht hochgeſchätzten Dr. Friedrich Jäger, in ſeinem Gefolge habe. Ich begab mich des andern Tages zu ihm. Er empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, und mit einer einzigen Arznei milderte und hob er bei kurzem Gebrauche das Uebel, an dem die Kunſt ſeines römiſchen Collegen geſcheitert hatte. Ich war in der Beſſerung begriffen, als mich ein Bedienter des Grafen Wurmbrand, Oberſthofmeiſters der Kaiſerin, aufſuchte und aufforderte, mich zu ſeinem Herrn zu verfügen. Ich ging hin, fand den gutmüthigſten und herzlichſten Mann in dem Grafen, und es zeigte ſich bald die Urſache meiner Berufung. Mein Vetter Ferdinand Paumgartten, der in Wien zurückgeblieben war und, nebſt ſeiner Stelle im Kabinete des Kaiſers, auch die Dienſte eines Sekretärs der Kaiſerin beſorgte, hatte in der Zwiſchenzeit meinen, von den heimiſchen Behörden ausgefertigten, Reiſepaß behoben und, da er meine Wohnung in Rom nicht wußte, das Dokument an ſeinen Vorgeſetzten, den Oberſthofmeiſter der Kaiſerin, geſendet mit der Bitte, mich in Rom aufſuchen und mir den Paß zuſtellen zu laſſen. Das geſchah nun, und wir ſprachen über dieß und jenes. Der Graf bemerkte mein übles Ausſehen, erfuhr die Urſache und meinte, ich ſollte mich ſobald als möglich von Rom entfernen, beſonders da die aria cattiva ſich bereits fühlbar mache. Ich war derſelben Meinung, mußte aber nothgedrungen ausharren, da bei der nächſt bevorſtehenden Abreiſe des öſterreichiſchen Hofes nach Neapel, alle Poſtpferde für ihn in Bereitſchaft gehalten wurden, ſämmtliche Vetturini aber bereits abgezogen waren, da die Fremden, welche die Anweſenheit des Hofes nach Rom gezogen hatte, die Empfangsfeierlichkeiten in Neapel nicht verſäumen wollten. Als ich ihm das erklärte, verſetzte der Graf: „Ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Ich fahre in einer vierſpännigen Kaleſche allein im Gefolge des Kaiſers und langweile mich. Wollen Sie einen Platz an meiner Seite bis Neapel annehmen, ſo machen Sie mir eine Freude. Die Verantwortung gegenüber des Hofes nehme ich auf mich.“ Der Antrag war lockend, der Graf gefiel mir ſehr wohl, und ich willigte mit Dank ein. Und ſo fuhr ich am zweiten Tage in einer prächtigen Equipage von Rom ab und langte unter Glockengeläute und Kanonendonner in Neapel an. Hier angekommen, begleitete ich den Grafen in ſeine Wohnung im albergo reale, wo eine Reihe von Prachtzimmern, auf Koſten des Hofes von Neapel, für ihn in Bereitſchaft ſtanden. Als ich Abſchied nehmen wollte, fragte er mich: was werden Sie nun anfangen? „Wohnung ſuchen,“ war meine natürliche Antwort. Jetzt bei einbrechender Nacht? verſetzte er. Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom die Pferde weggenommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen nicht eben ſo gemacht haben werden? bleiben Sie über Nacht bei mir, morgen haben Sie den ganzen Tag, um nach Bequemlichkeit Quartier zu ſuchen. Dagegen ließ ſich nun wieder nichts einwenden, und ich blieb. Des andern Tages frühſtückten wir zuſammen, und da kam denn ein neuer Vorſchlag. Sie ſehen, ſagte er, die Reihe von Zimmern, die man mir bereitet hat und ich nicht einmal benützen kann, da mich mein Dienſt den ganzen Tag bei Hofe feſthält, bewohnen Sie eines davon, und wenn Sie glauben, daß darin eine

Gefälligkeit von meiner Seite liegt, ſo erweiſen Sie mir eine zweite und helfen Sie mir die Rechnungen der Kaiſerin in Ordnung zu halten. Dieſe Rechnungen waren das Einfachſte von der Welt und beſtanden nur darin, die Almoſen und Trinkgelder, die der Graf für die Kaiſerin beſtritt, am Ende der Woche in eine Summe zu bringen, ein Geſchäft, das kaum mehr als zehn Minuten in Anſpruch nahm, demungeachtet aber den Grafen, der ein ſchlechter Rechenmeiſter war, nicht wenig beirrte. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der vortreffliche Mann, bei ſeiner Güte für mich, urſprünglich eine Nebenabſicht hatte, ſpäter mochte aber eine ſolche Rückſicht doch mitgewirkt haben. Ein Anderer an meiner Stelle oder vielmehr ich in der meinigen, wenn ich mir die Sache genauer überlegt hätte, würde nicht eingewilligt haben, aber mein natürlicher Widerwille gegen alle häuslichen Weitläuftigkeiten und dazu die Erfahrung von dem Schmutz der italieniſchen Wohnungen und der Spitzbüberei der Hauswirthe, verleiteten mich zur Annahme, und doch lag darin, wie ſich ſpäter zeigen wird, die Quelle von allen Mißgeſchicken, die mich ſeitdem ſo reichlich betroffen haben.

Wir wirthſchafteten übrigens ſehr gut zuſammen, frühſtückten gemeinſchaftlich und ſahen uns den übrigen Theil des Tages nicht mehr, ſo daß mich nichts an meinen Exkurſionen hinderte, die ich theils allein in Neapel und Gallerien, theils in der Umgebung gemeinſchaftlich mit einigen Landsleuten machte, die ich ſchon in Rom getroffen und mit denen ich eine Weiterreiſe, nach Sicilien verabredet hatte. Letztere Reiſe wurde übrigens dadurch vereitelt, daß, wie in Rom die Malaria, ſo in Neapel die Hitze und der Scirocco mir gewaltig zuſetzten. Ein däniſcher Arzt, den ich zu Rathe zog (die italieniſchen waren mir verleidet worden), erklärte bei der vorgerückten Jahreszeit, die Beſchwerlichkeit einer Reiſe in Sicilien als geradezu verderblich für mich. Ich begleitete daher meine Landsleute mit ſchwerem Herzen bis zum Schiff und blieb ſelbſt in Neapel zurück.

Ich habe vorher geſagt, daß Graf Wurmbrand keine Nebenabſicht in Bezug auf mich gehabt habe, muß aber dem zum Theil widerſprechen, nur war es eine äußerſt wohlwollende, nach ſeiner Meinung auf meinen Nutzen gerichtete Nebenabſicht. Er zeigte nämlich ein immerwährendes Beſtreben, mich in die Nähe ſeiner Gebieterin, der Kaiſerin von Oeſterreich, zu bringen. Er ſagte mir wiederholt und oft: die Kaiſerin wird morgen da oder dorthin kommen, gehen Sie eben dahin, ich weiß, daß es ihr angenehm ſein wird, mit Ihnen zuſammenzukommen. Nun lag es aber gar nicht in meinen Wünſchen, in irgend ein Verhältniß zum Hofe zu kommen. Die Kaiſerin, eine der vortrefflichſten und gebildetſten Frauen, war zugleich wegen der Strenge ihrer religiöſen Ueberzeugungen bekannt, indeß meine eigene Religioſität ſich nicht ſehr in den kirchlichen Formen bewegte. Jede Annäherung oder irgend ausgeſprochene Gunſt, hätte mir bei meinen künftigen Arbeiten die Rückſicht aufgedrungen, ob ich damit nicht gegen die Anſichten hoher Gönner verſtieße. Zugleich hatte ſich im Gefolge des Kaiſers die Meinung verbreitet, ich würde Sekretär der Kaiſerin werden, ja ich ſei es vielleicht ſchon gar. Nun verſah aber dieſes Sekretariat mit Vermehrung ſeines Einkommens mein nächſter Verwandter und damaliger beſter Freund. Ich hätte daher vor allem dieſen ausſtechen müſſen, was mir natürlich ſo fern als möglich lag. Auf alle Aufforderungen des Grafen Wurmbrand wiederholte ich daher immer: wenn die Kaiſerin mich eines Geſpräches würdigen will, braucht ſie mir nur Tag und Stunde zu beſtimmen, mich aber aufzudringen oder durch eine Hinterthüre einer ſolchen Ehre theilhaftig zu werden, widerſpricht meinen Grundſätzen. So habe ich die hohe Frau, als deren einſtiger Sekretär ich in den Converſations-Lexikons erſchien, während der ganzen Reiſe nicht ein einzigesmal auch nur geſehen. Begegnet einmal, aber auch da nicht geſehen. Ich machte nämlich mit meinen Landsleuten und projektirten ſicilianiſchen Reiſegefährten eine Exkurſion nach dem Veſuv, der dem öſterreichiſchen Hofe die Ehre anthat, einen ſeiner beträchtlicheren Ausbrüche zum Beſten zu geben. Nach einem luſtigen und luxuriöſen Mittagmahle in Portici, es gehörte nämlich zur Geſellſchaft ein junger Fürſt Eſterhazy und ein Graf Karoly mit ihren Begleitern nebſt dem damaligen Hauptmann, jetzigen Feldzeugmeiſter Wocher, durch welch letzteren ich mit den übrigen zuſammenhing; alſo nach Tiſche, mehr als heiter geſtimmt, machten wir uns zu Eſel auf den Weg, um bei einbrechender Nacht die Spitze zu erreichen. Mein Saumthier war das trägſte von allen, und nur ſchwer gelang es mir, es durch Stockſchläge in Trott zu bringen, wo es denn nun aber auch allen andern vorauslief. In der Nähe der Einſiedlerwohnung kommt uns eine Cavalkade von einigen verſchleierten Damen mit Begleitung entgegen. Aus der Livree der Bedienten merkte ich, daß es die Kaiſerin von Oeſterreich ſei. Ich ſuchte nun vor allem meinen dahinſtürmenden Eſel zum Stehen oder wenigſtens aus der Mitte des Weges zu bringen, welches letztere mir aber nur ſo gelang, daß er ſich neben den Weg mit dem Kopf nach außen ſtellte, ſo daß die hohe Frau an unſern beiderſeitigen Rücken vorüber reiten mußte und ich nur den Hut abziehen, ſie aber nicht ſehen konnte. Auch Fürſt Metternich erwies mir die Ehre, mich zu Tiſche zu laden. Ich erwähne dieß nur um eines dabei vorkommenden merkwürdigen Umſtandes willen. Der Fürſt war liebenswürdig wie immer, nach Tiſche beim Kaffee aber recitirte er mit Begeiſterung aus dem Gedächtniſſe den damals eben erſchienenen und mir noch unbekannten vierten Geſang von Lord Byrons Childe Harold, in engliſcher Sprache von Anfang bis zu Ende, wobei ihm nur ſeine anweſende Tochter, die ſeitdem verſtorbene Gräfin Joſeph Eſterhazy, eben auch aus dem Gedächtniſſe, bei einzelnen Anſtänden ſoufflirte. Es war außer der Gräfin Eſterhazy nur ihr nunmehr auch verſtorbener Gemahl und Doktor Friedrich Jäger zugegen, welch letzterer die Wahrheit meiner Angabe bezeugen kann.

Nach Vereitelung meiner Projekte nach Sicilien, ſchickte ich mich zur Abreiſe von Neapel an, da, als ich eines Abends in unſere Wohnung im albergo reale zurückkehre, finde ich den Platz vor dem Hauſe mit Menſchen bedeckt. Ich frage und erfahre, daß der Oberſthofmeiſter der Kaiſerin von Oeſterreich, der ſeinen Hof auf das engliſche Admiralſchiff im Hafen begleitet hatte, indem er einen durch die Schiffslucken reichenden lackirten Luftſchlauch für einen Maſtbaum nahm, bei zu ſtarker Annäherung in den unterſten Schiffsraum hinabgeſtürzt und nur durch die Reibung der Wände des Schlauches vor völliger Zerſchmetterung bewahrt worden ſei. Schwer beſchädigt, habe man ihn eben in ſeine Wohnung gebracht. Ich eile hinauf, finde den Grafen unter den Händen der italieniſchen Wundärzte, wo er mir dann, traurig aber nicht kleinmüthig, die Hand reicht und, als ehemaliger Militär, von der Sache, als einer wenig bedeutenden, ſpricht. Die königlichen Wundärzte waren derſelben Meinung. Es ſei kein Knochenbruch vorhanden, und in acht bis zehn Tagen werde der Patient das Bett verlaſſen können. Des andern Morgens rückt der Graf mit einem Anliegen hervor. Der Hof werde in einigen Tagen von Neapel abreiſen. Krank, in einem fremden Lande mit zwei Bedienten, von denen keiner ein Wort italieniſch verſtehe, zurückzubleiben, ſei ihm unerträglich, ob ich mich entſchließen könne, meine eigene Abreiſe aufzuſchieben und die kurze Zeit bei ihm auszuhalten, bis er wieder transportabel ſei; er würde mich dann zurückbringen, bis er wieder mit dem Hofe zuſammentreffe, wo ich dann Herr meiner weiteren Beſtimmungen ſei. Ich hatte den Mann lieb gewonnen, war durch ſein Wohlwollen zu Danke verpflichtet, es handelte ſich nur um acht oder zehn Tage; ich willigte daher ein, obgleich unter einer Bedingung. Mein Urlaub als Beamter der Finanzhofſtelle ging zu Ende. Eine Verlängerung anſuchen, wollte ich nicht, da ich ſchon dem Dienſtrange nach, der Nächſte zu einer bald bevorſtehenden Beförderung war. Ich erklärte daher, daß, wenn Se. Majeſtät der Kaiſer mich zu bleiben autoriſire, und daher ſelbſt meinen Urlaub verlängere, ich allerdings bei ihm aushalten wolle. Ich erhielt demnach eine Zuſchrift von dem Oberſtkämmerer und Reiſemarſchall Grafen Wrbna, nach deren Inhalt Se. Majeſtät meinen Antrag, bei dem kranken Grafen Wurmbrand zurückzubleiben, mit höchſter Bewilligung annahm; wegen Verlängerung meines Urlaubes ergehe unter Einem das Nöthige an die Finanzhofſtelle. Kaum war dieß aber geſchehen und der Hof abgereist, ſo änderte ſich die Lage der Dinge. Gleich nach dem Unglücksfalle war ein Stabsarzt von Mailand verſchrieben worden. Er kam an, verwarf die Behandlungsart der italieniſchen Aerzte, da ein Knochenbruch wirklich vorhanden ſei, worin er, wie der Erfolg zeigte, vollkommen recht hatte. Während die Aerzte ſtritten und der öſterreichiſche Militärchirurg unabänderlich ſein Syſtem befolgte, verſtrich die Zeit, ſtatt Einer Woche mußte ich drei oder vier Wochen in Neapel bleiben, da der Graf mich durchaus nicht von ſich laſſen wollte, während welcher Zeit ich, mit Ausnahme der Wohnung, durchaus auf eigene Koſten lebte. Der Graf meinte nämlich, der Hof werde mir meine Auslagen vergüten, als ich aber in der Folge in Wien davon nur Erwähnung machte, meinte man, ich ſollte die Quittung der Gaſtwirthe beibringen, bei denen ich zu Mittag und zu Abend gegeſſen hatte, ſo daß ich die Sache mit Ekel fallen ließ. Als Graf Wurmbrand endlich die Rückreiſe antreten konnte, war, wie früher mein Urlaub, ſo jetzt mein Reiſegeld zu Ende, und ich mußte nothgedrungen ſeinen Antrag annehmen, mich bis nach Wien zurückzubringen. Wir kamen nach Rom, wo der Graf im Quirinal einquartiert wurde und er, um mich bei ſich zu behalten, mich, wie ich ſpäter erfuhr, allerdings für den Sekretär der Kaiſerin ausgab. Ich erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren Gemächern, päpſtliche Equipage nebſt Bedienten und einen Abbate, der im Kriegsdepartement angeſtellt war, zur Begleitung. Da ereignete ſich denn ein komiſcher Auftritt. In meinem Zimmer angekommen, warf ich die Kleider von mir und wuſch Geſicht und Hände aufs Nachdrücklichſte. Unterdeſſen war der Staatsſekretär, Kardinal Conſalvi, angekommen, um den Oberſthofmeiſter der Kaiſerin zu complimentiren; er erfuhr, daß der Sekretär Ihrer Majeſtät in deſſen Begleitung ſei, und wollte auch dieſem alle Höflichkeit erweiſen. Plötzlich öffnen ſich die Thüren meines Zimmers, päpſtliche Bediente reißen die Flügel auf, und der Kardinal Conſalvi tritt ein. Ich ſtreife die aufgeſtreckten Hemdärmel herab und eile auf meinen Rock zu, den ich neben der Thür auf einen Stuhl niedergelegt hatte. Kardinal Conſalvi bemerkt die Bewegung, ergreift meinen Rock und präſentirt ihn mir, eine Ehre, die wohl wenigen Menſchen widerfahren iſt. Eine zweite Ehre widerfuhr mir, in Folge meiner angemaßten Würde, am Peter- und Paulsfeſte in der Peterskirche. Dem Grafen war für die Pontifikalmeſſe ein eigenes Oratorium angewieſen worden. Am Tage ſelbſt fühlte er Schmerzen in ſeinem kaum geheilten Fuße, und er forderte mich daher auf, allein das Oratorium zu benützen. Der alte Papſt Pius der ſiebente, der von dieſem Ausbleiben des Grafen nichts wußte, nahm mich für ihn, blieb im Vorbeigehen beim Oratorium ſtehen und ertheilte mir einen Specialſegen in aller Form.

Dafür ſollte ich aber auch für einen Mangel an kirchlicher Pietät empfindlich geſtraft werden. Bei meinem erſten Aufenthalt in Rom hatte mir der öſterreichiſche Geſandte, Fürſt Kaunitz, der mich ſammt ſeiner Familie aufs Liebenswürdigſte empfing, angetragen, mich mit mehreren andern Landsleuten dem Papſte vorzuſtellen. Ich war immer ein Feind ſolcher leerer Schauſtellungen, beſonders aber, wie ich geſtehen muß, ſchreckte mich die damit verbundene Verbindlichkeit des Handkuſſes zurück. Ich lehnte daher ab und ſollte jetzt beſtraft werden. Indem ich zum letztenmale die Peterskirche beſehen wollte, begegne ich einem Grafen Schaffgotſche, einem innerlich und äußerlich wohlbeſchaffenen, liebenswürdigen, ſchleſiſchen Edelmann. Als Katholik in einem großentheils proteſtantiſchen Lande, war er dem Papſte vorzugsweiſe intereſſant, und er hatte daher ſchon mehreremale Unterredungen mit ihm gehabt. Jetzt trug er ein großes Paket unter dem Arme. Es waren Roſenkränze, die er gekauft und der Papſt ihm zu ſegnen verſprochen hatte. Mir fiel ein, daß ich mehrere meiner weiblichen Bekannten durch ſolche Roſenkränze ſehr erfreuen könnte. Der Laden, wo ſie feil ſtanden, war in der Nähe, ich kaufte daher auch eine ziemliche Anzahl und begab mich mit Graf Schaffgotſche in den Vatikan. Er wurde überall eingelaſſen, und wir gelangten in die inneren Gänge, wo wir uns aufſtellten und unſere Roſenkränze auf unſere ſeidenen Schnupftücher am Boden auslegten. Endlich öffnen ſich die Thüren der päpſtlichen Gemächer, Schweizergarden, Monſignori, treten heraus, hinter ihnen der Papſt, deſſen ehrwürdige Geſtalt ſich in einem weißſeidenen Pilgergewande und einem rothſeidenen Schifferhute, etwas wunderlich ausnahm. Wir knieten nieder, der Papſt näherte ſich im Vorübergehen dem Grafen Schaffgotſche, machte eine kleine Kopfbewegung wie zu einem Bekannten, ſegnete ſeine Roſenkränze und ſchleifte dann mit dem Fuße vorwärts, den der junge Mann andächtig küßte. Zu mir gekommen, den er freilich nicht kannte, ſegnete er dennoch meine Roſenkränze und machte dieſelbe Fußbewegung, wo mir denn, auf die Gefahr, von den Schweizern zum Fenſter hinausgeworfen zu werden, nichts übrig blieb, als meine Ehrfurcht auf gleiche Art zu beweiſen. Und ſo mußte ich, der ich dem Papſte nicht hatte die Hände küſſen wollen, nunmehr ſeinen Fuß küſſen. Alles rächt ſich in dieſer Welt.

In Florenz trafen wir mit dem Hofe, unmittelbar vor deſſen Abreiſe zuſammen, und ſo ging es in einem Zuge bis nach Wien, wobei ich jedoch meinem urſprünglichen Reiſeplan untreu werden mußte und zweimal über Venedig kam, indeß ich die Rückreiſe über Mailand, Verona und die italieniſchen Seen durch Tyrol richten wollte.

Bei meiner Zurückkunft nach Wien zeigte ſich ſogleich die erſte traurige Wirkung meiner Reiſeverwicklungen. Im

Gefolge des Hofes hatte ſich, wie geſagt, die Meinung verbreitet, ich ſei Sekretär der Kaiſerin geworden; das ſchrieben ſie denn auch ihren Bekannten nach Wien, und es ward dort zum allgemeinen Gerüchte. Ich hatte den Urlaub meiner vorgeſetzten Behörde überſchritten, die Verlängerung deſſelben durch Se. Majeſtät war entweder nicht eingelangt oder diente nur zur Beſtätigung jenes Gerüchtes, kurz, eine wirkliche Concipiſtenſtelle, die in demſelben Departement, in dem ich diente, in Erledigung kam, wurde, nicht ohne Mitwirken meines elenden Bureauchefs, verbunden mit der Vorliebe des Kanzleidirektors, einem Jüngerdienenden aus dem Bureau dieſes Letzteren verliehen. (Siehe Anhang 3.) Man tröſtete mich mit einem verzeihlichen Mißverſtändniß, die nächſte Stelle jedoch könne mir nicht entgehen. Aber auch dieſe wurde einem, im allgemeinen kürzer, aber ſpeziell länger bei einer Hofbehörde Dienenden ertheilt. Die dritte erhielt der gänzlich unfähige Bruder eines allerdings ſehr fähigen Hofrathes. Ich war empört und beſchloß, die Staatsdienſte zu verlaſſen, glaubte jedoch meinem Gönner, dem Finanzminiſter, Grafen Stadion, davon die Anzeige machen zu müſſen. Dieſer erwiderte, wenn ich die Staatsdienſte verlaſſen wolle, ſo könne ich es ohne ſeine Einwilligung thun; wenn ich aber dieſe begehre, ſo werde er ſie mir nie ertheilen. Bei den obwaltenden Cenſur- und ſonſtigen Verhältniſſen, ſei es in Oeſterreich für Jemanden von meiner Richtung unmöglich, von der Literatur zu leben. Ich ſolle ausharren, für meine Beförderung werde Er ſorgen. Da ich mich aber durch die erfahrenen amtlichen Mißhandlungen in jener Gemüthsruhe geſtört finde, die zur Vollendung eines poetiſchen Werkes erforderlich ſei, ſo ertheile er mir hiemit einen unbeſchränkten Urlaub, den ich benützen könne, ſo lange es meine Arbeit nöthig mache.

Als ich ihn bat, mir dieſen Urlaub ſchriftlich zu ertheilen, überkam ihn der Aerger über das Benehmen der ihm untergeordneten Hofkammer gegen ſeinen Schützling, und er trug mir auf, zum Präſidialſekretär dieſer Hofkammer zu gehen und ihm zu ſagen, der Finanzminiſter habe mir Urlaub ertheilt; wenn er daran zweifle, möge er kommen und ſich anfragen, wo er den mündlichen Beſcheid erhalten werde. Ich ſetzte dieß getreulich ins Werk, das Präſidium der Hofkammer fragte ſich aber nicht an, und behandelte mich fortwährend als einen unbefugt Abweſenden. Ueberhaupt ward ich jetzt das Opfer der Reibung zwiſchen zwei Behörden. Der Finanzminiſter, Graf Stadion, hatte, um ſich die läſtigen Details vom Halſe zu halten, der ihm untergeordneten, mit der Ausführung ſeiner Maßregeln betrauten Hofkammer, völlige Freiheit über ihre inneren Angelegenheiten zugeſtanden. So oft nun eine Stelle bei dieſer Hofkammer in Erledigung kam, erließ Graf Stadion ein Miniſterialſchreiben, in dem er mich für dieſelbe in Erinnerung brachte. Die Hofkammer aber, um ihre Selbſtſtändigkeit zu wahren, verlieh jedesmal die Stelle einem Andern. Ja die Hofräthe, die mir am meiſten wohlwollten, wurden vermöge dieſes Gemeingeiſtes meine heftigſten Gegner. Erſt nach ein paar Jahren, als eine Concipiſtenſtelle im Finanzminiſterium ſelbſt erledigt wurde, verlieh mir ſie Graf Stadion augenblicklich, und zwar die beſte und nächſte um ſeine Perſon, mit der damit verbundenen Gehaltszulage. Es waren aber inzwiſchen die Hälfte aller kürzer dienenden Beamten meine Vormänner geworden, und ich wurde für immer in den minderen Bereichen des Dienſtes feſtgehalten. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, daß meine meiſten Mißgeſchicke mich gerade durch Diejenigen trafen, die ſich meiner annahmen und mein Wohl fördern wollten. Da war Graf Herberſtein, der mich aus einer, meinen Neigungen gemäßen, Stellung in der Hofbibliothek wegnahm und in die Finanzverwaltung brachte, bald darauf aber durch ſeinen Tod mich ohne Anhaltspunkt in einem uferloſen Meere zurückließ. Da war Graf Wurmbrand, der redlich in Italien für mein Beſtes ſorgen wollte, mich aber dadurch in alle ſpäteren Verwicklungen ſtürzte. Graf Stadion, der großartigſte Mann, dem ich je begegnet bin, zwang mir die Theatergeſchäfte auf und brachte mich in die Mitte ſeines Confliktes mit der mir unmittelbar vorgeſetzten Hofkammer. Ein Vierter, viel ſpäter endlich, der mir ſeine Geneigtheit, ſchriftlich und mündlich, zu erkennen gegeben hatte, als ich in einer Stellebewerbung mit dem Schützling eines anderen, noch viel höheren Staatsmannes in Competenz trat, beſtätigte, amtlich über mich befragt, meine Brauchbarkeit und Verdienſtlichkeit aufs Wärmſte, fügte aber — um dem Schützling des mächtigen Gönners den Weg frei zu halten — hinzu, daß ich auf meiner dermaligen Stelle als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich ſei. Ich als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich: für einen Dritten mag das einen guten Spaß gegeben haben.

Damals nun ſuchte ich den mir vom Finanzminiſter ertheilten Urlaub aufs beſte zur Vollendung meines, durch die italieniſche Reiſe unterbrochenen, goldenen Vließes zu benützen. Aber es zeigte ſich ein trauriger Umſtand. Durch die Erſchütterung beim Tode meiner Mutter, die gewaltigen Reiſeeindrücke in Italien, meine dortige Krankheit, die Widerlichkeiten bei der Rückkehr, war Alles, was ich für dieſe Arbeit vorbereitet und vorgedacht, rein weggewiſcht. Ich hatte Alles vergeſſen. Vor Allem den Standpunkt, aber auch alle Einzelnheiten deckte völliges Dunkel;

letzteres um ſo mehr, als ich mich nie entſchließen konnte, derlei aufzuſchreiben. Die Umriſſe müſſen im Voraus klar ſein, die Ausfüllung muß ſich während der Arbeit erzeugen, nur ſo verbindet ſich Stoff und Form zur völligen Lebendigkeit. Während ich in meiner Erinnerung fruchtlos ſuchte, ſtellte ſich etwas Wunderliches ein. Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Compoſitionen großer Meiſter, für das Klavier eingerichtet, vierhändig geſpielt. Bei all dieſen Symphonien Haydns, Mozarts, Beethovens dachte ich fortwährend auf mein goldenes Vließ, und die Gedanken-Embryonen verſchwammen mit den Tönen in ein ununterſcheidbares Ganzes. Auch dieſen Umſtand hatte ich vergeſſen, oder war wenigſtens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu ſuchen. Nun hatte ich ſchon früher die Bekanntſchaft der Schriftſtellerin Caroline Pichler gemacht und ſetzte ſie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute Klavierſpielerin, und nach Tiſche ſetzten wir uns manchmal ans Inſtrument und ſpielten zu vier Händen. Da ereignete ſich nun, daß, wie wir auf jene Symphonien geriethen, die ich mit meiner Mutter geſpielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem erſten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anſchauung nicht mehr rein gewinnen konnte, ſo hellte ſich doch die Abſicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit, vollendete die Argonauten und ſchritt zur Medea.

Meine italieniſche Reiſe ſollte aber wie eine Pandorenbüchſe ein neues Unglück gebären. Ich hatte in Italien mehrere lyriſche Gedichte geſchrieben, unter anderen eines auf die Ruinen des campo vaccino, im Coloſſeum ſelbſt mit Bleiſtift angefangen, und dort auch zum größten Theile vollendet. Bei meiner Begeiſterung für das Alterthum, vermehrt durch den Eindruck dieſer Statuen und Monumente, ſtellte ſich das neue Kirchliche oder vielmehr dem Alten aufgedrungene Pfäffiſche, ziemlich in Schatten. Das Uebelſte, was man von dem Gedichte ſagen kann, iſt, daß der Grundgedanke ſchon unzählige Male da war und nur die topographiſche Aneinanderreihung ſämmtlicher, als mit Empfindung begabt angenommener Denkmäler, allenfalls eine Wendung genannt werden kann. Selbſt den überkatholiſchen Grafen Stolberg hat auf dem campo vaccino dieſelbe Empfindung angewandelt. Mein Wiener Verleger Wallishauſer gab einen Almanach: „Aglaja“ heraus, für den er mich immer um Beiträge quälte. Ich gab ihm dieſe italieniſchen Gedichte, und ſie kamen in die Hände Schreyvogels, der ſich der guten Sache zu Liebe als Cenſor hatte aufnehmen laſſen, um nämlich ſo viel zum Drucke zu erlauben, als irgend möglich war. Er nahm keinen Anſtand, das imprimatur zu ertheilen, der Almanach wurde gedruckt, gebunden, und es waren bereits vierhundert Exemplare ins Ausland verſandt worden. Da ergab ſich plötzlich ein literariſcher Aufſtand. Die damals noch in herbis befindliche kirchliche Partei, hatte Aergerniß an meinen Ruinen des campo vaccino genommen. Das Gedicht wurde förmlich denuncirt, und der Sturm ging von allen Seiten.

Der Kaiſer nahm vor Allem übel, daß — wie denn höchſtgeſtellte Perſonen die kleinen Umſtände nie genau wiſſen können — daß alſo, indeß ihm in Rom alle Ehre widerfahren war, Jemand, der Rom in ſeinem Gefolge beſucht hatte, ſich derlei Aeußerungen zu Schulden kommen laſſe. Auf welche Art ich — erſt bei der Abreiſe von Rom —

ins Gefolge des Kaiſers, oder vielmehr in den Wagen des Grafen Wurmbrand gekommen bin, habe ich erſt vorher auseinandergeſetzt. Am Eifrigſten war die Staatskanzlei. Fürſt Metternich, der den vierten Geſang von Byrons Childe Harold, in dem doch ganz andere Dinge vorkommen, auswendig wußte und mit Begeiſterung recitirte, ſtand geradezu an der Spitze der Verfolgung, wenn nicht vielmehr ſeine elende Umgebung, die den in mancher Beziehung ſo ausgezeichneten Mann, im Jahre 1848 zu ſo ſchmählichem Falle vorbereitete. Um ſämmtliche Theilnehmer nach Möglichkeit zu entſchuldigen, muß ich eine Verſion beibringen, die mir viele Jahre ſpäter durch einen hohen Staatsmann des betheiligten fremden Hofes an die Hand gegeben worden iſt. Mein Verleger hatte, ohne daß ich es wußte, oder mich darum kümmerte, ſeinen Almanach der Gemahlin des, ebenſo wegen ſeiner erleuchteten Kunſtanſichten, als wegen ſeiner ſtrengen Religioſität, bekannten Kronprinzen eines benachbarten Hofes zugeeignet.[1] Dieſer nahm von dem Almanach um ſo mehr Notiz, als mein Verleger wahrſcheinlich auf eine goldene Doſe oder derlei als Gegengeſchenk ſpekulirt hatte. Er fand ſich nun von meinem Gedichte in höchſtem Grade geärgert, und, ohne die Folgen ſeines übereilten Schrittes zu bedenken, ließ er an die höchſten Orte in Wien ſchreiben, wie die Cenſur habe zugeben können, daß ein Almanach, in dem ſich ein ſolches Gedicht (das meinige) befinde, ſeiner Gemahlin zugeeignet werde. Eine ſolche Inſinuation einer hochſtehenden und noch dazu nahe verwandten Perſönlichkeit, ließ ſich nun freilich nicht ganz ignoriren. Daß die untergeordneten Schurken und Dummköpfe, die fürchten mochten, daß ich ihnen irgend einmal im Wege ſtehen könnte, alles thaten, um die Flamme zu ſchüren, verſteht ſich von ſelbſt, oder vielmehr ich weiß es.

---

[1] Bayern. A. d. H.

Die Cenſur that alles Mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gedicht wurde aus ſämmtlichen, noch in Wien befindlichen Exemplaren herausgeriſſen, zum großen Schaden des Verlegers, der ſeine Almanache neu binden laſſen mußte. Leider aber verfehlte dieſe Verfügung ihren Zweck. Wie ich geſagt, waren vierhundert unverſtümmelte Exemplare, bereits ins Ausland verſendet worden. Dieſe ließen nun die Liebhaber verbotener Schriften und des Skandals überhaupt, mit großen Koſten ſämmtlich wieder zurückbringen. Wer ſich kein gedrucktes Exemplar verſchaffen konnte, ſchrieb wenigſtens aus einem ſolchen mein Gedicht ab, und nie hat irgend eine meiner Arbeiten eine ſolche Verbreitung in meinem Vaterlande erhalten, als dieſes Gedicht, das, wenn man es unbeachtet gelaſſen hätte, von dem verehrungswürdigen Publikum ohne Geſchmack auf der Zunge gefreſſen worden wäre, wie Gras.

Das war aber noch nicht Alles. Durch ein vom höchſten Orte ergangenes Handſchreiben, in dem ich mit der in Steckbriefen gewöhnlichen Bezeichnung: ein ſicherer Grillparzer, höchſt unſicher gemacht wurde, erhielt der Präſident der Polizei und Cenſurshofſtelle den Auftrag, mich perſönlich zur Verantwortung aufzufordern. Meine Verantwortung wäre nun ganz kurz geweſen. Das Gedicht hatte das imprimatur der Cenſur erhalten, und ſo war ich als Schriftſteller vollkommen gedeckt. Dadurch fiel aber das Vergehen auf den Cenſor, meinen Freund Schreyvogel, zurück, und das mußte abgehalten werden. Ich ſchrieb daher in einem Aufſatze, den ich dem Polizeipräſidenten überreichte, alles zuſammen, was ſich zur Rechtfertigung oder Milderung der Gedanken und Ausdrücke irgend ſagen und aufbringen ließ. (Siehe Anhang 4.) Die erſte Hitze mochte vergangen ſein, die Sache blieb auf ſich beruhen, ſelbſt Schreyvogel wurde nicht angefochten. Aber von da an glaubte jeder Lump ſich an mir reiben, mich angreifen und verläſtern zu können. Jeder Wunſch und jede Ausſicht wurde durch die ſtehende Formel von Oben, „ja wenn er die Geſchichte mit dem Papſte nicht gehabt hätte“ (ſo beliebte man ſich auszudrücken), im Keime vereitelt, man hielt mich, wie einſt der alte Graf Seilern für einen halben Jakobiner und Religionsſpötter, und es brauchte der traurigen Ereigniſſe des Jahres 1848, um die Regierung (auf wie lange?) zu überzeugen, daß ſie keinen wärmeren Anhänger ihrer Sache, als zugleich der Sache meines Vaterlandes, habe als mich, der zugleich als Menſch und Schriftſteller die angeſteigerten Anſichten der Poeſie und die gemäßigten Anforderungen des Lebens, ſehr gut von einander zu unterſcheiden wiſſe.

Die damaligen Widerwärtigkeiten nun hemmten meinen Eifer in Ausführung meines dramatiſchen Gedichtes durchaus nicht. Ich erinnere mich noch, daß ich die Verſe, die Kreuſa im zweiten Akte der Medea als ein Lieblingsliedchen Jaſons herſagt, im Vorzimmer des Polizeipräſidenten, einer ſtürmiſchen Audienz harrend, mit Bleiſtift niedergeſchrieben habe; da ich aber wohl fühlte, daß die Aufregung des Ingrimms bald der Abſpannung des Mißmuths Platz machen werde, ſo eilte ich ſo viel als möglich zum Schluſſe und weiß noch, daß ich die beiden letzten Akte der Medea, jeden in zwei Tagen, geſchrieben habe. Als ich zu Ende war, fühlte ich mich völlig erſchöpft, und ohne das Stück zu überarbeiten und ohne daß, außer den Correcturen im Verlauf des erſten Niederſchreibens, etwas geändert worden wäre, trug ich es in halb unleſerlichem Concept zu Schreyvogel hin. Dieſer beobachtete, nachdem er es geleſen hatte, ein langes Stillſchweigen, meinte aber endlich, das wunderliche Ding müßte denn doch noch ein wenig liegen. Ich, mit meiner gewöhnlichen Unbekümmertheit um das äußerliche Schickſal meiner Arbeiten, ſuchte mir durch Zerſtreuungen aller Art, aber auch durch Beſchäftigung mit den Alten und mit Kants Philoſophie, die mir erſt ſeit Kurzem näher bekannt geworden war, die läſtigen Gedanken über Gegenwart und Zukunft aus dem Kopfe zu ſchlagen. Da kommt auf einmal Schreyvogel zu mir, umarmt mich und meint, das goldene Vließ müſſe unmittelbar in Scene geſetzt werden. Was dieſe Aenderung ſeiner Anſicht bewirkt hat, weiß ich nicht. Hatte er anfangs das ſchlecht geſchriebene Manuſcript nicht gut leſen können, hatte er erſt bei wiederholter Durchleſung ſich meine Abſicht bei der allerdings barocken, aber von vornherein gewollten, Vermengung des ſogenannten Romantiſchen mit dem Klaſſiſchen deutlich gemacht, ich kann es nicht ſagen, denn wir haben uns ſpäter nie darüber beſprochen. Allerdings mochte es den ausgezeichneten Mann, dem ich ſo Vieles verdankte, verdroſſen haben, daß ich ihm meine Stücke als fertige und abgeſchloſſene zur Aufführung übergab, ohne ſie vorher ſeiner Kritik zu unterziehen. Ich hätte nun allerdings ein Thor ſein müſſen, wenn mir die Bemerkungen eines ſolchen Freundes über das Einzelne gleichgültig geweſen wären, ich wußte aber aus Erfahrung, daß ſeine desiderata auf das Innere und das Weſen der Stücke gingen, und das wollte ich mir rein erhalten, auf die Gefahr, einen Fehlgriff gethan zu haben. Aus demſelben Unabhängigkeitsgefühle bin ich allen literariſchen Coterien fern geblieben. Nie hat ein

Journaliſt oder eine Celebrität von mir einen Brief erhalten, mit Ausnahme von zweien, als Antwort auf vorhergegangene von ihrer Seite. Ich ſtand immer allein da, wurde daher auch anfangs von allen Seiten angegriffen und ſpäter ignorirt, was ich mit hochmüthiger Schadenfreude hinnahm, obgleich es mir ſpäter die Luſt an der Hervorbringung verkümmerte. Ich trage hier nur noch nach, daß ich bei der oben erwähnten Vermengung des Romantiſchen mit dem Klaſſiſchen, nicht eine läppiſche Nachäfferei Shakeſpeares oder eines ſonſtigen Dichters der Mittelzeit im Sinne hatte, ſondern die möglichſte Unterſcheidung von Kolchis und Griechenland, welcher Unterſchied die Grundlage der Tragik in dieſem Stücke ausmacht, weßhalb auch der freie Vers und der Jambus, gleichſam als verſchiedene Sprachen hier und dort, in Anwendung kommen. Dieſes Monſtrum ſollte nun zur Aufführung gebracht werden. Mit Uebergehung des elenden Theaterhofrathes, wendete ich mich mit meinen Wünſchen unmittelbar an Grafen Stadion, der mir bereitwillig entgegenkam, ja deſſen Geneigtheit, durch die mir kürzlich widerfahrenen Unbilden, nur verſtärkt ſchien. Die Rolle der Medea gehörte der Schröder. Daß ich aber während der Arbeit auf ſie gedacht, oder wie man ſich auszudrücken pflegt, die Rolle für ſie geſchrieben, zeigt ſich ſchon dadurch als lächerlich, weil ich mich in dieſem Falle gehütet haben würde, in den beiden Vorſtücken die junge und ſchöne Medea vorzuführen, indeß die Schröder ſich dem fünfzigſten Jahre näherte und nie hübſch geweſen war. Für die Rolle der Amme brauchte ich eine Perſönlichkeit in Organ und ſonſtigem Beiweſen noch um einige Tinten dunkler als die gewaltige Kolcherin. Graf Stadion bewilligte mir eine Altſängerin der Oper, Madame Vogel, die auch recht gut ſpielte. Die helle Kreuſa paßte für Madame Löwe, die, obſchon in gleichem Alter mit der Schröder, doch noch Reſte einer unverwüſtlichen Schönheit bewahrte. Ich habe überhaupt immer viel auf das Verhältniß der Figuren und die Bildlichkeit der Darſtellung gehalten; das Talent ſetzte ich als Schuldigkeit voraus, aber das phyſiſch Zuſammenſtimmende und Contraſtirende lag mir ſehr am Herzen. Ut pictura poesis. Hierbei kam mir mein in der Jugend geübtes Talent zum Zeichnen, ſowie für die Verſifikation mein muſikaliſches Ohr zu ſtatten. Ich habe mich nie mit der Metrik abgegeben.

Auch die übrigen Rollen waren gut beſetzt, und das Stück ging mit würdiger Ausſtattung in die Scene (26. und 27. März 1821). Die Wirkung war, vielleicht mit Recht, eine ziemlich unbeſtimmte. Das Schlußſtück erhielt ſich durch die außerordentliche Darſtellung der Schröder, die beiden Vorſtücke verſchwanden bald. Die übrigen deutſchen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abtheilung, weil ſich überall eine Schauſpielerin fand, die ſich der Medea für gewachſen hielt. Dieſe Medea iſt das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nichtöſterreichiſchen Bühnen unſeres deutſchen Vaterlandes gefunden hat. Was man den Geiſt der Zeit zu nennen beliebte, um welchen ich mich wenig kümmerte, und deſſen angebliche Fortſchritte mir lächerlich waren, vor Allem aber, daß ein Hauptbeſtandtheil der Kunſt, die Phantaſie, aus den Zuſehern, Schauſpielern und Schriftſtellern ſich immer mehr zu verlieren anfing, ein Abgang, den man durch doktrinäre, ſpekulative und demagogiſche Beimiſchungen zu erſetzen ſuchte: dieſe Verhältniſſe haben die Wirkungen meiner ſpäteren Stücke auf die öſterreichiſchen Lande beſchränkt. (Siehe Anhang 5.)

Ich habe immer viel auf das Urtheil des Publikums gehalten. Ueber die Conception ſeines Stückes muß der dramatiſche Dichter mit ſich ſelbſt zu Rathe gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menſchennatur getroffen, darüber kann ihn nur das Publikum als Repräſentant dieſer Menſchennatur belehren. Das Publikum iſt kein Richter, ſondern eine Jury, es ſpricht ſein Verdikt als Gefallen oder Mißfallen aus. Nicht Geſetzkunde, ſondern Unbefangenheit und Natürlichkeit machen ſeinen Rechtsanſpruch aus. Von dieſer Natürlichkeit, die im nördlichen Deutſchland durch falſche Bildung und Nachbeterei ſehr in den Hintergrund getreten iſt, hat ſich in Oeſterreich ein großer Reſt erhalten, verbunden mit einer Empfänglichkeit, die bei gehöriger Leitung durch den Dichter bis zum Verſtändniß in unglaublichem Grad gehoben werden kann. Das Gefallen eines ſolchen Publikums beweiſt wenig, denn es will vor Allem unterhalten ſein, ſein Mißfallen aber iſt im höchſten Grade belehrend. Dießmal begnügte es ſich mit einem succès d'estime.

Dieſe Achtung oder wohl gar Vorliebe für den Dichter zeigte ſich aber ſehr wenig praktiſch. Meine drei Trauerſpiele, da ſie zwei Theaterabende ausfüllten, ſollten mir als zwei Stücke honorirt werden. Da erklärte nun Graf Stadion ſchon vor der Aufführung, mir die eine der beiden Hälften auf die gewöhnliche Art honoriren zu laſſen, für die zweite wolle er ein Theatergeſetz Kaiſer Joſephs, das nie widerrufen worden ſei, von Neuem in Anwendung bringen, ein Geſetz, zufolge deſſen bei neuen Stücken der Verfaſſer die Wahl zwiſchen dem Honorar oder dem Ertrag der zweiten Einnahme haben ſollte. Durch letzteres hoffte er dem Publikum, dem ich durch meine Ahnfrau und Sappho ſo viel Vergnügen verſchafft hatte, Gelegenheit zu geben, mir ſeine kunſtſinnige und patriotiſche Anhänglichkeit, allenfalls durch Ueberzahlung der Logen und Sperrſitze, auf eine thätige Art zu beweiſen. So geſchah es, der Tag erſchien, aber von den ſiebzig oder achtzig abonnirten Logen des Hofburgtheaters waren nur drei genommen. Die Hälfte der Sperrſitze leer, der übrige Schauplatz gefüllt; da aber die Beamten der Theaterdirektion für die Einnahmen eines Fremden ſich zu keiner gar ſo genauen Controle verbunden glaubten, war der Ertrag des Abends ſo gering, daß er kaum die Hälfte des gewöhnlichen Honorars erreichte. Ich erwähne dieß nur, um das Wiener Publikum, das ich kurz vorher gelobt und das mich beinahe der Undankbarkeit anklagte, wenn ich ihm nicht alljährlich ein Stück brachte, darauf aufmerkſam zu machen, daß es mich jedesmal im Stich gelaſſen habe, wo ich von ſeiner Anhänglichkeit mehr als leeres Händeklatſchen in Anſpruch nahm.

Der wenig durchgreifende Erfolg des goldenen Vließes, inſofern er mit meinen eigenen Bedenklichkeiten zuſammenfiel, hat mir übrigens in meinem Innern großen Schaden gethan. Ich fühlte wohl, daß ich meine Kräfte überſchätzt hatte, und die harmloſe Zuverſicht, mit der ich an meine bisherigen Werke ging, fing an, ſich zu verlieren. Ich beſchloß daher, bei meinen künftigen Arbeiten mir das Ziel näher zu ſetzen, was mich vor der Hand um ſo mehr ſtörte, als mir bereits ein Stoff im Kopfe herum ging, der zwar an ſich nicht ſo weitgreifend, doch wenigſtens ungeheure Vorarbeiten nöthig machte. Doch davon ſpäter.

Der Grund des mir ertheilten Urlaubes war nunmehr erloſchen, und ich kehrte in die Geſchäfte zurück. Um mir die Nähe der feindlich geſinnten Hofkammer zu erſparen, nahm mich Graf Stadion, obgleich in meiner bisherigen

Eigenſchaft, in eines ſeiner eigenen Bureaus bei dem ihm unmittelbar untergeordneten Finanzminiſterium. Ich muß hier einen Umſtand aus meinem Aufenthalt in Neapel nachtragen. Während meiner dortigen Anweſenheit kam der Hofrath im Finanzminiſterium, Baron Kübeck, auf ein paar Tage dahin, um dem Kaiſer einen wichtigen Gegenſtand vorzutragen. Graf Wurmbrand erzählte mir das, wie auch, daß Baron Kübeck von mir geſprochen habe; ich möchte ihn doch beſuchen. Ich that das des nächſten Tages, erhielt aber im Vorzimmer den Beſcheid, daß Baron Kübeck beſchäftigt ſei und Niemand vorgelaſſen werden könne. Ich fand das natürlich, ging daher und kam nicht wieder. Ein paar Tage darauf, als Jener ſchon wieder abgereist war, ſagte mir Graf Wurmbrand: Sie hätten doch ein zweites Mal hingehen ſollen, denn Baron Kübeck brauchte einen Hilfsarbeiter für die weitläufigen Ausfertigungen, und er hatte auf Sie gezählt. Und das ſagte mir der gute Mann, der von Geſchäften gar keine Vorſtellung hatte, erſt nach der Abreiſe des hochgeſtellten Staatsmannes. Er nahm mir dadurch die Gelegenheit, in die Nähe deſſelben zu kommen, und wer den Weg und die gegenwärtige Stellung des Baron Kübeck kennt, weiß, von welcher Bedeutung eine ſolche Nähe geweſen wäre.

Wer mich ſo viel von amtlichen Ausſichten oder Honoraren reden hört, dürfte wohl zu dem Schluſſe kommen, daß es mir an jenem hohen Sinne gefehlt habe, der den Künſtler nur die Kunſt im Auge halten und alles Andere gering ſchätzen ließe. Vielleicht hat er recht; ich will mich aber auch nicht beſſer ſchildern, als ich bin, ſondern wie ich bin. Da ich aber einmal die Laſt des Staatsdienſtes auf mich genommen hatte, wollte ich doch aus der Reihe der Handarbeiter herauskommen und durch eine beſſere

Stellung mir die Möglichkeit verſchaffen, in ein anderes Fach überzutreten, das meinen Neigungen mehr zuſagte, als der Dienſt bei den Finanzen. Zugleich hat die immerwährende Zurückſetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menſchen nur gar zu gern ihre Amtsautorität gegen mich geltend machten, mein Gemüth verbittert. Als nun noch dazu die Abnahme meiner Geltung in der deutſchen Literatur kam, bemächtigte ſich meiner ein Gefühl von Verlaſſenheit, das, bei einer hypochondriſchen Anlage, endlich auch jener Stimmung gefährlich wird, die gerade zur Hervorbringung poetiſcher Arbeiten vor Allem erforderlich iſt. Was aber Geld und Geldeswerth betrifft, ſo iſt das eine Vorausnahme der Zukunft. Zur Zeit hat es mich wenig gekümmert. Jetzt aber, im vorgerückten Alter, mit körperlichen Gebrechen behaftet, fühle ich oft nur zu ſehr den Abgang jener Bequemlichkeiten und Erleichterungen, die beim weitern Vorſchreiten endlich ſogar zu Nothwendigkeiten werden. Hätte ich mich verheirathet, wie ich vielleicht geſollt, ich müßte geradezu mit Nahrungsſorgen kämpfen.[1]

In meiner neuen amtlichen Beſtimmung kam ich unter unmittelbare Leitung des Bureauchefs Baron Pillersdorff, der im Jahre 1848 ſo viel von ſich reden gemacht hat. Weit entfernt ſei es von mir, daß ich die Rolle billige, die er in dieſem letztern Jahre geſpielt, ich theile vielmehr die allgemeine Verwerfung. Noch aber iſt in mir das Gefühl der Bewunderung lebendig, das ich, trotz meiner Abneigung gegen amtliche Dinge, für Baron Pillersdorff damals fühlte, als ich mit ihm in geſchäftliche Berührung kam. Dieſer Scharfſinn, dieſe Ruhe, dieſe

---

[1] Dieſes iſt im Jahre 1852 geſchrieben. A. d. H.

Gabe der Entwicklung und Darſtellung, ja dieſe Feſtigkeit des Charakters — ſo lange die Sache ſich hinter dem Schreibtiſch abmachen ließ — ſind mir in der Folge nicht wieder vorgekommen, und ich fühlte wohl, daß es ein Geſchäftsgenie gebe, das ſich in der Reihe der menſchlichen Befähigungen jeder andern Genialität würdig an die Seite ſetzen könne. Er, in Verbindung mit Baron Kübeck, hat Licht und Ordnung in das Chaos der öſterreichiſchen Finanzen gebracht. Unter ſeiner Leitung zeigte der Staatshaushalt im Jahre 1830 zum erſtenmale ſeit Jahrzehnten, einen Ueberſchuß der Einnahmen gegen die Ausgaben. In demſelben Jahre war das Patent ſchon gedruckt, durch welches der Zinsfuß der Staatsſchuld von 5 auf 4 Procent herabgeſetzt wurde, und wenn die Julirevolution in Frankreich um ein paar Monate ſpäter eintrat, ſo war die finanzielle Operation für alle künftige Zeiten vollbracht. Eben im Jahre 1830 widerſetzte er ſich den Rüſtungen, die das Land in eine neue Schuldenlaſt geſturzt haben, und die, als man nach einigen Jahren die Koſten nicht mehr aufbringen konnte und ſich zu Reduktionen genöthigt ſah, bei den ſpätern Kataſtrophen den Staat ohne Geld und ohne Soldaten gelaſſen haben. Er widerſetzte ſich dieſer Maßregel, obwohl er wußte, daß er damit das Todesurtheil ſeines Einfluſſes ausſprach. Er wurde auch unmittelbar von der Leitung der Finanzen entfernt und als Vicepräſident zu einer andern Hofſtelle verſetzt, wo er mit der Reviſion fremder Concepte und der Ausbeſſerung orthographiſcher Fehler, die achtzehn ſchönſten Jahre ſeines Lebens zubrachte. Dieſe Verſetzung war mit Unwürdigkeiten begleitet, die verdienten, aufgezeichnet zu werden, aber nicht hieher gehören. Ob dieſe Ereigniſſe in ihm nicht einen Keim von Rachſucht, andererſeits aber eine Abſpannung erzeugt haben, die ſich im Jahre 1848 als Wechſel von Schwäche und erkünſtelter Energie darſtellten, will ich nicht entſcheiden.

Ich ſtand nie in beſonderer Gunſt bei Baron Pillersdorff. Nachdem er fruchtlos verſucht hatte, mich in die höhern Geſchäfte einzuweihen, behandelte er mich mit Achtung, aber Gleichgiltigkeit; demungeachtet drängt es mich, einer Zeit, die Alles vergißt, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß der Mann, über den jetzt jeder Tropf abſpricht, ſeiner Zeit der Ausgezeichnetſte unter den Ausgezeichneten war, und dem Lande unendliche Dienſte geleiſtet hat. Hier fällt mir ein Zug des Grafen Stadion ein, den ich nicht übergehen will. Graf Stadion, als Diplomat von Jugend auf, hatte, wie er ſelbſt aufrichtig geſtand, nur geringe finanzielle Kenntniſſe. Seine Gegner, die ihm immer Verlegenheiten zu bereiten ſuchten, wollten ſchon früher dem Baron Pillersdorff eine andere Beſtimmung geben. Nun war ihm Baron Pillersdorff perſönlich zuwider. Demungeachtet erklärte er jetzt, daß, wenn man ihm dieſen ausgezeichneten Hilfsarbeiter entziehe, er ſein Amt niederlegen müſſe, das er ohne ihn fortzuführen, außer Stande ſei. Das iſt groß, dünkt mich. Es hat zwar keine Beziehung auf mich, aber ich ſchreibe meine Erinnerungen, und da gehört meine Zeit ebenſo gut hinein, als ich. Oder vielmehr, ich will mich amüſiren, und es freut mich, Perſonen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die mir wohlgewollt haben, der Uebelwollenden war ohnehin die größere Anzahl.

Wenn Baron Pillersdorffs Verſuche, mir Intereſſe an den Geſchäften beizubringen, fruchtlos waren, ſo lag die Urſache zum Theile darin, daß mich ein neuer dramatiſcher Stoff eingenommen hatte. Das Schickſal Napoleons war damals neu und in Jedermanns Gedächtniß. Ich hatte, mit beinahe ausſchließlicher Begierde, Alles geleſen, was über den außerordentlichen Mann von ihm ſelbſt und von Andern geſchrieben worden war. Es that mir leid, daß das weit Auseinanderliegen der entſcheidenden Momente, nicht allein für jetzt, ſondern wohl auch für die Zukunft, eine poetiſche Behandlung dieſer Ereigniſſe unmöglich macht. Indem ich, von dieſen Eindrücken voll, meine ſonſtigen hiſtoriſchen Erinnerungen durchmuſterte, fiel mir eine, obgleich entfernte Aehnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheurem Abſtande, thatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umſtände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück daſſelbe traurige Ende, zuletzt der Umſtand, daß den Wendepunkt von beider Schickſal, die Trennung ihrer erſten Ehe und eine zweite Heirath gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der Habsburgiſchen Dynaſtie in Oeſterreich hervorging, ſo war das für einen öſterreichiſchen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und ſetzte dem Ganzen die Krone auf. Es war alſo nicht Napoleons Schickſal, das ich im Ottokar ſchildern wollte, aber ſchon eine entfernte Aehnlichkeit begeiſterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigenthümliche, daß ich beinahe alle Ereigniſſe, die ich brauchte, in der Geſchichte oder Sage bereitliegend vorfand. Um nun nicht ohne Noth eigene Erfindungen einzumiſchen, fing ich eine ungeheure Leſerei von Allem an, was ich über die damalige öſterreichiſche und böhmiſche Geſchichte irgend auftreiben konnte. Ja ſelbſt mit der mittelhochdeutſchen Sprache — die damals noch nicht unter die Modeartikel gehörte, und zu deren Verſtändniß alle Hilfsmittel fehlten — mußte ich mich befaſſen, da eine meiner Hauptquellen die gleichzeitige Reimchronik Ottokars von Horneck war. Ich war damals noch fleißig und notirte und excerpirte in ganzen Maſſen.[1]

Ich befand mich alſo auf dem Boden der hiſtoriſchen Tragödie, ehe noch Ludwig Tieck und ſeine Nachbeter darüber ihre Albernheiten ausgekramt haben. In der That Albernheiten. Der Dichter wählt hiſtoriſche Stoffe, weil er darin den Keim zu ſeinen eigenen Entwicklungen findet, vor Allem aber, um ſeinen Ereigniſſen und Perſonen eine Conſiſtenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Antheil aus dem Reiche des Traumes in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer ertragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Heldenthaten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen ſolchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden ſoll. Alexander der Große oder Napoleon als erdichtete Perſonen würden der Spott aller Vernünftigen ſein. Das eigentlich Hiſtoriſche aber, nämlich das wirklich Wahre, nicht bloß der Ereigniſſe, ſondern auch der Motive und Entwicklungen, gehört ſo wenig hieher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallenſteins völlige Schuld oder völlige Unſchuld bewieſen, Schillers Meiſterwerk nicht aufhören würde, das zu ſein, was es iſt und, unabhängig von der hiſtoriſchen Wahrheit, bleiben wird für alle Zeiten. Shakeſpeare fand das, was man damals history nannte, vor und hat es eben auch kultivirt. In allen ſeinen hiſtoriſchen Stücken iſt aber ſeine eigene Zuthat das Intereſſante:

---

[1] Wirklich fanden ſich im Nachlaß des Dichters, auf Hunderten von Blättern, die eingehendſten geſchichtlichen Vorſtudien zum „Ottokar.“
A. d. H.

die komiſchen Perſonen in Heinrich IV. nebſt dem unnachahmlichen Hotspur, die herzzerreißenden Scenen in König Johann u. ſ. w., zugleich aber muß man ausſprechen, daß, wenn er nicht ſeine, auf Novellen und fabelhafte Sagen gegründeten, Stücke geſchrieben hätte, von ſeinen hiſtoriſchen wenig die Rede ſein würde. Uebrigens, was iſt denn Geſchichte? Ueber welchen Charakter irgend einer hiſtoriſchen Perſon iſt man denn einig? Der Geſchichtsſchreiber weiß wenig, der Dichter aber muß alles wiſſen.

Dieß ſcheint im Widerſpruch mit dem Obigen zu ſtehen, wo ich einen Werth darauf gelegt habe, daß alle Ereigniſſe im Ottokar entweder durch die Geſchichte oder wenigſtens durch die Sage beglaubigt ſind. Ich habe es aber auch nur als eine Kurioſität angeführt, obgleich anderſeits das den Schluß bildende und in ſeinen Wirkungen bis in die Gegenwart reichende Faktum, die Gründung der Habsburgiſchen Dynaſtie in Oeſterreich, der Wahrhaftigkeit der Ereigniſſe ein patriotiſches Intereſſe verlieh.

Der Stoff hatte ſich gegliedert, die Begebenheiten waren eingereiht, die Compoſition mußte ich eine vorzügliche nennen: demungeachtet ging ich nur ſchwer an die Ausführung; ich hatte es nämlich mit einer Form zu thun, die mir durchaus nicht empfehlenswerth ſchien — dem hiſtoriſchen Drama. Ich hatte in meinen bisherigen Arbeiten immer die Ereigniſſe ſo nahe aneinander gedrängt als möglich, jetzt ſollten entfernt liegende mit einander verbunden werden. Man hat viel über die drei Einheiten geſpottet. Die Einheit der Handlung gibt jeder Vernünftige zu. Die Einheit des Ortes hängt mit der Einrichtung der alten Theater zuſammen und wird nur bedeutend, wenn ſie mit der dritten Einheit zuſammenfällt. Dieſe dritte, die Einheit der Zeit, hingegen iſt höchſt wichtig. Die Form des Drama iſt die

Gegenwart, welche es bekanntlich nicht gibt, ſondern nur durch die ununterbrochene Folge des nach einander Vergehenden gebildet wird. Die Nichtunterbrechung iſt daher das weſentliche Merkmal derſelben. Zugleich iſt die Zeit nicht nur die äußere Form der Handlung, ſie gehört auch unter die Motive: Empfindungen und Leidenſchaften werden ſtärker oder ſchwächer durch die Zeit. Wenn ich den Zuſeher zwinge, die Stelle des Dichters zu vertreten und, durch Reflexionen und Rückerinnerungen, die weit entfernten Momente an einander zu knüpfen, ſo verliert ſich jene Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die Stärke derſelben bedingt und das Charakteriſtiſche des gegenwärtig Wirkenden iſt. Der Eitelkeit des gegenwärtigen literariſchen Publikums, welches mehr angeregt als befriedigt ſein will, ſchmeichelt zwar dieſes Mitgeſchäftigſein, dieſes Deuten und Suppliren; in die aufnehmende Empfindung kommt aber dadurch etwas Willkürliches, das dem Gefühle der Nothwendigkeit entgegengeſetzt iſt, welche die innere Form des Dramas ausmacht, wie die Gegenwart die äußere. Das Drama nähert ſich dem Epos.

Was den Inhalt betrifft, ſo macht die Maſſe der Begebenheiten es unmöglich, jeder einzelnen ihr Recht widerfahren zu laſſen; die Motive müſſen verſtärkt, die Charaktere dem Uebertriebenen näher gebracht werden; bekanntlich aber ſind das Bunte und Grelle eben nicht Zeichen eines guten Geſchmackes.

Zu meinem Troſte konnte ich mir übrigens ſagen, daß mein Stoff wenigſtens jenes Erforderniß habe, das eine hiſtoriſche Tragödie allein zuläſſig macht, daß nämlich die hiſtoriſch oder ſagenhaft beglaubigten Begebenheiten im Stande wären, eine gleiche Gemüthswirkung hervorzubringen, als ob ſie eigens zu dieſem Zwecke erfunden wären.

Dieſe meine Bedenken und dieſen meinen Troſt werden freilich Diejenigen lächerlich finden, für welche die Geſchichte: der ſich ſelbſt realiſirende Begriff iſt. Ich muß mir ihr Lachen gefallen laſſen, oder vielmehr ich bin ſo frei, ihnen dieſes Lachen im verſtärkten Maße zurückzugeben.

Meinem Zögern wurde durch ein, immer heftiger werdendes, Halsübel ein Ende gemacht, das, ohne daß ich jedoch ärztliche Hilfe angewendet hätte, mich doch zwang, während eines ganzen Wintermonates mein Zimmer zu hüten. Oder vielmehr, nachdem die Abgeſchiedenheit und Langeweile mich zum Beginn der Arbeit veranlaßt hatte, nahm ich mir vor, bis zum Abſchluß mein Zimmer nicht zu verlaſſen, ging Mittags in das gegenüber liegende Gaſthaus „zum Jägerhorn" eſſen, kehrte aber unmittelbar in meine vier Wände zurück, die ich mit meinen Geſtalten bevölkerte. Ich darf des Antheils nicht vergeſſen, den ein „Mars Moravicus" in folio, den ich mir als Quelle für den Ottokar beigelegt, auf das Zuſtandekommen jenes Durchbruchs allerdings genommen hat. Auf dem Titelblatte dieſes mähriſchen Mars war nämlich der Kriegsgott in voller Rüſtung ungefähr ſo abgebildet, wie ich mir die äußere Erſcheinung Ottokars gedacht hatte. Dieſe Figur reizte mich an, meine Geſtalten nach auswärts zu werfen, und auch während der Arbeit kehrte ich jedesmal zu ihr zurück, ſo oft ſich meine Bilder zu ſchwächen ſchienen. Ebenſo hatte, als ich an den Argonauten ſchrieb, die thurmartige Wendeltreppe in dem Hofe eines uralten Nachbarhauſes, in den eines der Fenſter unſerer damaligen Wohnung ging, meiner Phantaſie zu einem willkommenen Stützpunkt gedient.

Ich machte nun meiner freiwilligen Gefangenſchaft ein

Ende, und mein erſter Gang war zur Theaterdirektion, der ich mein Stück überreichte, und zwar im Concept, da, indem ich den Stoff ſo lange in mir getragen, das Niederſchreiben beinahe ohne Correctur von Statten ging. Dießmal war Schreyvogel gleich von vorneher einverſtanden. Wir ließen das Stück abſchreiben und gaben es zur Cenſur, von der wir keine Anſtände beſorgten, da, wenn das regierende Haus eigens einen Schmeichler bezahlt hätte, dieſer der Handlung keine günſtigere Wendung geben konnte, als die dramatiſche Nothwendigkeit mir von ſelber aufgedrungen hatte.

Jetzt erhielten auch meine amtlichen Verhältniſſe eine günſtige Wendung. Der ſogenannte Miniſterialconcipiſt des Finanzminiſteriums, nämlich der Conceptsbeamte, der, in der unmittelbaren Nähe des Finanzminiſters, im eigenen Bureau deſſelben fungirte, wurde befördert, und Graf Stadion verlieh mir augenblicklich dieſe Stelle, mit der außer dem gewöhnlichen Gehalte auch noch eine beſondere Gratifikation von einigen hundert Gulden des Jahres verbunden war. Dieſe Beförderung erfreute mich um ſo mehr, als ich nun auch dem Hoftheater meinen Contract als beſtellter dramatiſcher Dichter zurückgeben konnte, und von nun an freie Hand über meine Arbeiten hatte. Meine neuen Geſchäfte waren höchſt geringfügig und erhielten erſt einige Bedeutung in Verhinderungs- und Krankheitsfällen des Miniſterialſekretärs, weil man dann die eingelangten Geſchäftsſtücke dem Miniſter perſönlich vorzulegen und von jedem den Inhalt in Kurzem anzugeben hatte, in Folge deſſen er die wichtigern zur eigenen Leſung bei ſich behielt, die andern aber zur Vertheilung an die Departements zurückſtellte. Auch dieſer Theil der Geſchäftsführung wurde nur dadurch beſchwerlich, daß ſich Graf

Stadion, noch von ſeiner diplomatiſchen Laufbahn her, an eine ſonderbare Verkehrung der Tageszeiten gewöhnt hatte. Er legte ſich erſt gegen Morgen zu Bette und ſtand auf, wenn die andern Leute ſich zum Mittagsmahl ſetzten. Da galt es denn, ihm nach Mitternacht, wenn er aus den Geſellſchaften nach Hauſe kam, über Akten und Geſchäfte Rechenſchaft zu geben, was in halber Schlaftrunkenheit nicht immer fließend von Statten ging. Glücklicherweiſe war der Miniſterialſekretär auf ſeine Sonnennähe ſo eiferſüchtig, daß er ſo ſelten als möglich krank wurde und eine andere Abweſenheit ſich nicht leicht zu Schulden kommen ließ. Bei Reiſen des Miniſters aber, worunter beſonders der Sommeraufenthalt auf ſeinen Gütern gehörte, fiel die ganze Laſt auf den Concipiſten, der ihn alsdann zu begleiten hatte, eine Laſt, die durch die peinliche Mittelſtellung zwiſchen angenehmem Geſellſchafter und untergeordnetem Beamten bedeutend erſchwert wurde. Außer dieſen Ausnahmsfällen beſtand das Geſchäft des Miniſterialconcipiſten nur in der Protokollirung der eingegangenen Stücke und ihrer Vertheilung an die Departements. Mein Vorgänger hatte auch über dieſen Theil ſeiner Amtsführung ein myſteriöſes Dunkel zu verbreiten gewußt. Er lief zehnmal des Tages ab und zu. Man ſah ihn nie ohne ein verſperrtes Aktenportefeuille unterm Arm. Ein beredtes Stillſchweigen deutete an, daß er, weiß Gott was für Geheimniſſe wiſſe. Nun gab es allerdings im Finanzminiſterium höchſt wichtige und geheime Dinge, derlei kamen aber unmittelbar unter eigener Adreſſe und zu eigener Eröffnung an den Miniſter ſelbſt, der klug genug war, ſie erſt nach der Bearbeitung und Ausführung, wenn ſie aufgehört hatten, geheim zu ſein, an das Protokoll zur Einſchaltung abzugeben. Da ich nun über dieſen Umſtand auf Befragen kein Hehl hatte, meine unbedeutenden Geſchäfte ſo einfach und ſchnell als möglich abthat, ſo verſchwand bald der Nimbus meines Amtes, und Alle, die meinen Vorgänger angeſtaunt und ob ſeiner Geſchäftslaſt bedauert hatten, ſagten von mir: ich hätte nichts zu thun, worin ſie der Wahrheit ſo ziemlich nahe kamen.

Des Hauptvortheils meiner Stellung, der Nähe des Miniſters, ſollte ich bald durch eigene Schuld verluſtig gehen. Die Zeit meines eigentlichen Dienſtes, der Sommer, kam, und ich mußte den Grafen auf ſeine Güter begleiten. Human, wie er war, zog er den jeweiligen amtlichen Begleiter auch in ſeinen Familienkreis, und er hatte kein Hehl, wie es ihn erfreue, ſeiner Familie, ſtatt meines bornirten Vorgängers, einen Dichter und Mann von Geiſt zuführen zu können.

In Wien beſtehen über meine geſelligen Talente die entgegengeſetzteſten Anſichten. Die Einen finden mich höchſt liebenswürdig, die Andern unerträglich. Ob die Erſten Recht haben, weiß ich nicht, die Letztern können unzweifelhafte Erfahrungen für ſich anführen. Den Erklärungsgrund bildet, daß für mich der Schrecken aller Schrecken die Langeweile iſt. Die vorzugsweiſe Beſchäftigung mit Büchern, mit guten nämlich, erzeugt meine Gewohnheit, intereſſirt zu ſein, die ſich endlich zum Bedürfniß ſteigert. Selbſt mit geiſtloſen Menſchen kann ich umgehen, wenn irgend ein Charakterzug, ja eine unſchuldige Verkehrtheit hervortritt, die einen Anknüpfungspunkt darbietet. Heiter zu ſein, ja ſelbſt Spaß zu machen, fällt mir unter ſolchen Umſtänden nicht ſchwer, nur darf es nicht zu lange dauern oder ſich zu oft wiederholen; wenn die Situation ausgekoſtet iſt, hat der Reiz ein Ende. Unerläßliche Bedingung iſt jedoch, daß ich mich unbefangen und ungehindert geben laſſen kann: treten Rückſichten ein, die dieſe Freiheit der Bewegung hemmen, dann wird mir der Zuſtand unleidlich. Gegenüber von unbedeutenden, gleichgiltigen, oder wohl gar übelwollenden Perſonen, weiß ich mir ſehr gut zu helfen, und zwiſchen der Ortsveränderung und der eigentlichen Grobheit, liegen eine Menge Mittelſtufen, deren ich mich in ſolchen Fällen ſchon mit Glück bedient habe. Sind es aber gute, wohlwollende, etwa gar Perſonen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, ſo gerathe ich in einen Zuſtand der Abſpannung, der ſich nur durch die Willkürlichkeit der äußern Bewegung vom Schlafe unterſcheidet. Dadurch, daß ich mich dieſes Mangels an Herrſchaft über meine Stimmung, nicht vor Andern, ſondern vor mir ſelbſt ſchäme, gerathe ich immer tiefer hinein, ein geiſtiges Dunkel umgibt mich, und ich weiß kaum mehr, was ich thue oder ſage.

Die Familie des Grafen beſtand aus ſeiner Gemahlin, einer, wie man ſagte, ariſtokratiſch ſtolzen, aber höchſt gutmüthigen, nur ebenſo bornirten Frau; aus zwei herangewachſenen Töchtern, die Geiſt haben mochten, ſich aber immer in den Redeſchranken wohlerzogener Comteſſen hielten; einer Schweſter oder Schwägerin, die etwas Spöttiſches hatte, ohne durch ihr Weſen dazu berechtigt, oder aus jener Sphäre heraus zu ſein, die ſelbſt zum Gegenſtande des Spottes macht; aus zwei Söhnen, von denen der eine ſpäter für kurze Zeit eine bedeutende Rolle geſpielt hat, die aber damals ziemlich wilde Knaben von 14 bis 15 Jahren waren. Dazu kam ein Hofmeiſter, der in die Familienverhältniſſe genug eingeweiht war, um in das leerſte Gewäſch ein Wort mit hineinwerfen zu können, der aber im Bewußtſein der Atmoſphäre ſich wohl hütete, irgend etwas allgemein Intereſſantes zur Sprache zu bringen, obwohl er ein zwar etwas verworrener, aber wirklich bedeutender Menſch war. Wenn ſich nun noch Beſuche von adeligen Familien aus der Nachbarſchaft oder von Diplomaten zweiten Ranges aus der ehemaligen Sphäre des Grafen einſtellten, ſo gab das ein Gemenge und Getreibe, dem meine Kopfnerven durchaus nicht gewachſen waren. Als die Leerſten und Geiſtloſeſten zeigten ſich die Diplomaten, und ich mußte in der Folge oft ſeufzen, wenn ich dieſelben Namen in den politiſchen Verhandlungen früherer Zeit, als Mitwirkende und Theilnehmer las. Sie unterhielten den Grafen mit einer ungeſalzenen chronique scandaleuse aus ihrem Umgangskreiſe, man ſah ihnen aber wohl an, daß ſie auch bei ihrem gegenwärtigen Wirthe nur Stoff zu Zwiſchenträgereien für die Unterhaltung der eben jetzt Verſpotteten ſuchten. Der Graf wußte das ſo gut als ich, es kümmerte ihn aber nicht.

Er war überhaupt einer der charaktervollſten Männer ſeiner Zeit, und übte über ſich ſelbſt eine unglaubliche Gewalt aus. Für das Geſellſchaftliche war ihm freilich die Langeweile der Hofzirkel und der diplomatiſchen Salons eine gute Vorübung geweſen; demungeachtet aber blieb es bewundernswürdig, wie er jeder Lage eine Seite abzugewinnen wußte, um ſich zu unterhalten oder zu zerſtreuen, oder wenigſtens die Zeit vorwärts zu ſchieben. Dieſelbe Gewalt, die er über ſich ausübte, forderte er aber auch, mit Recht, von jedem eigentlichen Manne und ich bin überzeugt, daß er mir mein knabenhaftes Herumtaumeln ſehr übel nahm, obgleich er nie davon ein Zeichen gab. Gerade dieſe Güte aber war es, die mir jedes energiſche Herausreißen unmöglich machte.

Wie nun auch immer, das Verhältniß geſtaltete ſich mir als unleidlich, und als des nächſten Sommers die

Zeit des Landaufenthaltes herankam, benützte ich eine leichte Unpäßlichkeit, um mich der Begleitung zu entheben, eine Gelegenheit, welche ein untergeordneter Beamter, der dem Grafen nicht unangenehm war, mit Begierde ergriff. Der vortreffliche Mann hat mich über alles das wahrſcheinlich mehr entſchuldigt, als ich mich ſelbſt. Wie weit es aber doch etwa auf ſeine Geſinnung einwirkte, konnte nicht deutlich werden, da er bald darauf ſtarb.

Ich habe hier ſcheinbar einen langen Zwiſchenraum ſeit Ueberreichung meines Ottokar überſprungen, der aber eigentlich keiner iſt, denn zwei Jahre waren verfloſſen, und ich ſtand mit meinem Stücke noch auf demſelben Punkte. Es war bei der Cenſur eingereicht worden, dort aber verſchwunden. Es wußte Niemand, wo es hingekommen ſei. Anfangs hieß es, es ſei der Staatskanzlei mitgetheilt worden und befinde ſich in den Händen des Hofrathes Gentz. Ich ging denn zu Gentz.

Noch erinnere ich mich des widerlichen Eindrucks, den die Wohnung des Mannes auf mich machte. Der Fußboden des Warteſalons war mit gefütterten Teppichen belegt, ſo daß man bei jedem Schritte wie in einen Sumpf einſank und eine Art Seekrankheit bekam. Auf allen Tiſchen und Kommoden ſtanden Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naſchen für den ſybaritiſchen Hausherrn, im Schlafzimmer endlich lag er ſelbſt auf einem ſchneeweißen Bette im grauſeidenen Schlafrocke. Rings herum Inventionen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Gebrauche näher brachten, ein Schreibpult, das ſich von ſelbſt hin und her ſchob, ich glaube, daß ſelbſt der Nachttopf allenfalls durch den Druck einer Feder, ſich zum Gebrauche darreichte. Gentz empfing mich kalt, aber höflich. Er hatte mein

Stück allerdings empfangen und geleſen, aber bereits wieder abgegeben. Ich ging. Neuer Kreislauf, neue Ungewißheit, zuletzt Verſchwinden aller weitern Spur.

In welche Lage mich das ſetzte, kann Jedermann denken. Es fiel mir nicht einmal ein, einen neuen Stoff zu wählen, denn wenn dieſer loyal patriotiſche, Anſtände fand, was war irgend ſonſt durchzubringen. (Siehe Anhang 6.)

Da kam endlich Hilfe von einer Seite, wo man's am wenigſten erwartet hätte. Die jetzige Kaiſerin-Mutter, damals regierende Kaiſerin, befand ſich unwohl. Der Dichter Matthäus Collin, einer der Lehrer des Herzogs von Reichſtadt, kam zu ihr, wahrſcheinlich um Bericht über die Fortſchritte ſeines Zöglings abzuſtatten. Da erſucht ihn die gebildete Frau, ihr Bücher zur Lektüre vorzuſchlagen. Er nennt ihr einige Werke, die ſie aber bereits kennt. Gehen Sie doch zur Theaterdirektion, ſagt ſie ihm, und fragen Sie an, ob nicht irgend ein intereſſantes Manuſcript vorliege, bei der künftigen Aufführung werde ich es mit doppeltem Antheile ſehen. Collin geht zur Theaterdirektion und erfährt, daß nichts als unbedeutende Bluetten da ſeien, die erſt durch die Aufführung einen Werth bekommen. König Ottokars Glück und Ende könnte allenfalls Ihre Majeſtät intereſſiren, es liege aber ſeit zwei Jahren bei der Cenſur, und man könne es trotz aller Bemühungen nicht zurück erhalten. Collin nimmt ſeinen Weg auch zur Cenſurshofſtelle, und als man dort den Zweck der Nachfrage erfährt, iſt das Stück augenblicklich gefunden.

Collin lieſt es der Kaiſerin vor, die nicht genug erſtaunen kann, daß man das Stück verbieten wolle. In dem Augenblicke tritt ihr Gemahl ins Zimmer. Die Kaiſerin theilt ihm ihre Verwunderung mit, und wie ſie in dem Stücke nichts als Gutes und Löbliches gefunden. Wenn ſich das ſo verhält, ſagt der Kaiſer, ſo mag Collin zur Cenſur gehen und ſagen, daß ſie die Aufführung erlauben ſolle. Collin, ein im höchſten Grade ehrenwerther Mann, hat den Vorgang vor Niemand verhehlt, und ſo habe auch ich ihn erfahren. Und ſo bedurfte es eines Zufalls, um eine Arbeit, die mir, alles Andere abgerechnet, eine mehr als jahrelange Sammler-Mühe gekoſtet, nicht aus der Reihe der Dinge verſchwinden zu laſſen.

Man ging nun an die Aufführung. Anſchütz gab den Ottokar ſehr gut. Die Schröder übernahm die kleine Rolle der Margarethe. Es fanden ſich für alle andern paſſende Schauſpieler. Noch erinnere ich mich der Wunderlichkeit, daß Herteur, der Darſteller des Rudolph von Habsburg, der Alles bildlich nahm und wegen Unpäßlichkeit der Leſeprobe nicht beiwohnen konnte, als er mir ein paar Tage darauf auf dem Glacis begegnete, anhielt, um mich über ſeine Auffaſſung der Rolle zu Rathe zu ziehen. Nun, und wie wollen Sie den Rudolph ſpielen? fragte ich. Halb Kaiſer Franz und halb heiliger Florian, war ſeine Antwort. Sehr gut, verſetzte ich. Wir gingen auseinander, und Herteur gab ſeine Rolle höchſt befriedigend.

Als der Tag der Aufführung kam (19. Februar 1825), gab es ein Gedränge, deßgleichen man im Hofburgtheater weder früher noch ſpäter erlebt hat. Leider konnte ich die Ehre dieſes Zulaufs nicht bloß mir anrechnen, es war vielmehr das Gerücht, daß das Stück von der Cenſur verboten geweſen ſei, was dem Publikum die Ausſicht auf ein allfälliges Skandal eröffnete. Als nun alles höchſt loyal und unverfänglich ablief, ſelbſt die Verſuche, längſtvergangene Ereigniſſe an neue und an gegenwärtig lebende Perſonen anzuknüpfen, nicht recht gelingen wollten, ſah man ſich in einem Theil ſeiner Erwartungen getäuſcht. Zugleich war die Form des Hiſtoriſchen damals glücklicherweiſe noch nicht geläufig, man hatte ſich noch nicht Rechenſchaft gegeben, daß man derlei nicht wie ein Miniaturbild nahe vor das Auge, ſondern wie ein Deckengemälde in einige Entfernung bringen müſſe. Die wegen Mangels des Raumes auf die Spitze getriebenen Situationen ſchienen übertrieben, man vermißte die ſtetige Folge des Natürlichen. Das Publikum war nämlich ſelbſt noch natürlich, es hatte noch nicht jene Höhe erklommen, auf der ihm nichts gefällt, als was ihm mißfällt, der Zuſtimmung aber den Anſchein einer höheren Bildung gibt. Es wurde ungeheuer viel geklatſcht, oder vielmehr, da das Gedränge das Klatſchen unmöglich machte, gejubelt und geſtampft, aber ich merkte wohl, daß der Eindruck nicht lebendig ins Innere gedrungen war. Der Beifall erhielt ſich bei allen Wiederholungen, demungeachtet war es, als ob das Stück durchgefallen wäre, wenigſtens wichen mir alle Freunde und Bekannten aus, als ob ſie ein Geſpräch über das neueſte theatraliſche Ereigniß gefürchtet hätten. Am übelſten waren die Bewunderer meiner Sappho zu ſprechen, ſie wendeten auf das eine Stück an, was von dem andern galt, als ob ſie von der Verſchiedenheit der Stoffe gar keine Vorſtellung hätten, und ich entfernte mich aus den wenigen Häuſern, die ich bisher beſucht hatte, um nur nicht ſachkundige Einwendungen in Einem fort berichtigen zu müſſen. (Siehe Anhang 7.)

Was bei den Uebrigen heimlich rumorte, ſprachen in höchſter Entrüſtung die in Wien lebenden Böhmen aus. Die czechiſche Nation iſt gewohnt, den König Ottokar als den Glanzpunkt ihrer Geſchichte zu betrachten. Darin haben ſie ganz recht; wenn ſie ihm aber durchaus löbliche Eigenſchaften zutheilen, ſo widerlegt ſie ſchon der Umſtand, daß ſeine neuen Unterthanen ſich gegen ihn gewendet und ſeine alten ihn verlaſſen haben. Im Ganzen dürfte meine Auffaſſung auch hiſtoriſch ziemlich richtig geweſen ſein. Wenn ich ihm etwas Zufahrendes und, wie ich es oben genannt, Wachſtubenmäßiges gegeben hatte, ſo war es, weil mir der Kaiſer Napoleon vorſchwebte; man kann aber nicht ſagen, daß Ottokar nicht ſo geweſen iſt, weil Niemand weiß, wie er wirklich war. Die Aufzeichnungen über ihn ſind höchſt dürftig. Indem ich vorzugsweiſe öſterreichiſchen Quellen folgte, gerieth freilich — was übrigens ſchon die dramatiſche Nothwendigkeit forderte — die Hauptfigur etwas ins Dunkle, aber vor ein paar Jahren hatte man ein Stück: „Ottokar“ von Kotzebue aufgeführt, in dem der Held zu einer Art Kinderſchreck gemacht war, ohne daß Jemand dabei ein Arges gehabt hätte.

Dieſe Stimmung der Böhmen erzeugte ſich übrigens nicht ohne Aufhetzerei, und die Fäden gingen ſo ziemlich auf einen Staatskanzlei-Rath böhmiſcher Abkunft zuſammen, der wohl auch ſeinen Antheil an den urſprünglichen Cenſurhinderniſſen beigeſteuert hatte. Man hatte ihm nämlich im Miniſterium des Aeußern das Fach der Cenſur zugetheilt, weil, wie man glaubte, ſeine Unfähigkeit dort den geringſten Schaden anzurichten vermöge. Um ihn und die Art, wie damals das Cenſoramt ausgeübt wurde, zu zeichnen, will ich einen guten Spaß anführen, obwohl er mich ſelbſt nichts angeht. Baron Hormayr, dem es nicht an Verſtand und Witz, wohl aber an Rechtſchaffenheit und eigentlichem Fleiß fehlte, hatte für ſein eigenes hiſtoriſches Taſchenbuch einen Aufſatz, Philippine Welſer, geſchrieben. Als derſelbe dem obgedachten ſtaatskanzleiräthlichen Cenſor i[illegible] Hände kam, erklärte er, darüber nicht aburtheilen zu können. Da es ſich um eine Mesalliance in dem kaiſerlichen Hauſe handle, müſſe vor Allen der Chef des Hauſes, der Kaiſer, ſelbſt befragt werden. Das iſt allerdings richtig, verſetzte Hormayr, wenn Sie den Erzherzog Ferdinand hindern wollen, die Philippine Welſer zu heirathen. Sollte aber die Heirath ſchon vor dreihundert Jahren wirklich vor ſich gegangen ſein, ſo ſehe ich nicht ein, was der Chef des Hauſes noch dazu oder davon wegthun könnte.

Die nationale Aufregung, die von den böhmiſchen Studenten in Wien ausging, ſetzte ſich aber auch nach Prag fort. Ich erhielt von dort anonyme Drohbriefe, von denen ich noch einen aufbewahre, wo ſchon auf der Adreſſe die Grobheiten beginnen, indeß im Innern mit der Hölle als Strafe für meine teufliſchen Verleumdungen gedroht wird. Es ging ſo weit, daß, als ich im nächſten Herbſte eine Reiſe nach Deutſchland beabſichtigte, und dabei Prag als eine der intereſſanteſten Städte nicht übergehen wollte, meine Freunde mir ernſtlich abriethen, weil ſie von der gereizten Stimmung eine Gefahr für mich befürchteten. Ich ging trotz Stimmung und Warnung über Prag, und habe während eines dreitägigen Aufenthalts wohl ſchiefe Geſichter geſehen, aber ſonſt nichts Unangenehmes erfahren.

So lächerlich mir einerſeits dieſe Uebertreibungen eines im Grunde löblichen Nationalgefühles waren, ſo weh that es mir andrerſeits, gerade des Löblichen der Grundlage wegen, ohne Abſicht Anlaß gegeben zu haben, daß ein ehrenwerther, in denſelben Staatsverband gehöriger Volksſtamm, ſich meine harmloſe Arbeit zu einer Verunglimpfung und Beleidigung formulire. Ich wußte in der That nicht mehr, was ich thun ſollte. Wo ich hintrat, ſtieß ich an, und wo ich Dank erwartet hatte, machte man mich für fremde Abſurditäten verantwortlich. Es iſt ein Unglück für Oeſterreich, in ſeinen Länderkomplex zwei der eitelſten Nationen dieſer Erde einzuſchließen, die Böhmen nämlich und die Ungarn. Damals ſchlummerte dieſe Eitelkeit noch, und war in dem Streben nach einer allgemeinen Bildung eingehüllt; als aber in der Folge die deutſche Literatur die Nationalitäten hervorhob, wobei ſie aber nicht die Deutſchen zur Wahrung ihres Nationalcharakters ermunterte, ſondern ihnen einen ganz neuen Charakter anbilden, ſie aus einem ruhigen, verſtändigen, beſcheidenen und pflichttreuen Volke zu Feuerfreſſern und Weltverſchlingern machen wollte, da überſetzten Czechen und Magyaren die deutſche Albernheit unmittelbar ins Böhmiſche und Ungariſche, dünkten ſich originell in der Nachahmung und erzeugten jene Ideenverwirrung, die im Jahre 1848 ſich ſo blutig Bahn gebrochen hat. Sie vergaßen dabei, alle Andere abgerechnet, daß ein Volksſtamm kein Volk, ſowie ein Idiom oder Dialekt keine Sprache iſt, und wer nicht allein ſtehen kann, ſich anſchließen muß.

Da ich bei der damals in Deutſchland herrſchenden Erbitterung gegen Oeſterreich nicht hoffen konnte, für meinen durchaus öſterreichiſch gehaltenen Ottokar einen Platz auf den übrigen deutſchen Bühnen zu finden, und zugleich in der Heimath Rückfälle der Cenſur fürchtete, ſo hatte ich, zugleich mit der Aufführung, mein Stück im Druck erſcheinen laſſen, wo ſich das Merkwürdige begab, daß mein Verleger an Einem Tage, dem der Aufführung nämlich, neunhundert Exemplare verkaufte, ein Abſatz, der ſich freilich in der Folge ins natürliche Verhältniß zurücklenkte.

Als von einem gedruckten Stücke, für das man daher kein Honorar zu bezahlen brauchte, bereitete auch ein zweites Wiener Theater, das an der Wien, die Aufführung vor. Wie dieſe beſchaffen war, kann man daraus abnehmen, daß der mit der Rolle des Ottokar betraute Schauſpieler, der jetzt in Berlin engagirte Herr Rott, am Tage nach der erſten Darſtellung im Burgtheater, einen meiner Bekannten über den geſtrigen Erfolg, vor Allem aber über die Art fragte, wie Anſchütz den Ottokar gehalten habe. Als dieſer ihm ſagte: ſtreng, heftig, hart, erwiderte Korn, der das Stück noch gar nicht kannte: ich werde ihn mild geben.

Ich muß noch eine Anekdote als hierher gehörig anführen, und zwar eine Cenſur-Anekdote. Ein paar Jahre ſpäter fuhr ich mit dem Hietzinger Geſellſchaftswagen von Hietzing nach Wien. Ich kam neben einen Hofrath der Cenſurhofſtelle zu ſitzen, der mir ſchon früher als Polizei-Direktor in Venedig während meines dortigen Aufenthaltes alle Freundlichkeiten erwieſen hatte, und mir bis auf dieſen Augenblick immer zugethan geblieben iſt. Er begann das Geſpräch mit der damals in Wien ſtereotypen Frage: warum ich denn gar ſo wenig ſchreibe? Ich erwiderte ihm: er, als Beamter der Cenſur, müſſe den Grund wohl am Beſten wiſſen. Ja, verſetzte er, ſo ſeid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Cenſur als gegen euch verſchworen. Als Ihr Ottokar zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrſcheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wiſſen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin. Aber, Herr Hofrath, verſetzte ich, was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden? Gar nichts, ſagte er, aber ich dachte mir: man kann doch nicht wiſſen —! Und das ſprach der Mann im Tone der wohlwollendſten Gutmüthigkeit, ſo daß man wohl ſah, der mit den Angelegenheiten der Literatur betraute Beamte, habe nicht die geringſte Vorſtellung von literariſchem Eigenthum, ſowie daß die Arbeit des Dichters wenigſtens eben ſo viel Anſpruch auf Geltung und Vergeltung habe, als die des Beamten oder Handwerkers.

Daß unter dieſen Umſtänden in dem damaligen Oeſterreich für einen Dichter kein Platz ſei, wurde mir immer deutlicher. Ich verſank immer mehr in eine hypochondriſche Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches Letztere von da an der Grundtypus meiner poetiſchen Produktionskraft geblieben iſt. Auf alte Stoffe zurückkommen, hat aber immer etwas Gefährliches. Selbſt die Fortſchritte in der Bildung, die man in der Zwiſchenzeit gemacht hat, werden zu Hinderniſſen. Man fühlt ſich genöthigt, am Plane zu ändern, was manchmal auf die Geſchloſſenheit der Form, manchmal ſogar auf die Einheit der Anſchauung von nachtheiliger Wirkung iſt.

Mir war damals zu Muthe, als ob ich nie mehr etwas ſchreiben würde. Dazu traten noch in Verwirrung gekommene Herzensangelegenheiten. Ich beſchloß, dem Zuſtande durch eine Reiſe ein Ende zu machen.

Was die Herzensangelegenheiten betrifft, ſo werde ich, weder jetzt noch ſpäter, ihrer im Einzelnen Erwähnung machen, obwohl ſie eine große, leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwickelungsgange geſpielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimniſſe, aber nicht der der Andern. Wie jeder wohl beſchaffene Menſch fühlte ich mich von der ſchönen Hälfte der Menſchheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, dieſe Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorſtellung von Poeſie und Dichter, oder ſelbſt das Schwerflüſſige meines Weſens, das, wenn es nicht abſtößt, gerade aus Widerſpruchsgeiſt anzieht: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte, in der erſten Annäherung zu ſein. Das gab nun Glück und Unglück in nächſter Nähe, obwohl letzteres im verſtärkten Maße, da mein eigentliches Streben doch immer dahin ging, mich in jenem ungetrübten

Zuſtande zu erhalten, der meiner eigentlichen Göttin, der Kunſt, die Annäherung nicht erſchwerte, oder wohl gar unmöglich machte.

Eine Reiſe iſt ein vortreffliches Heilmittel für verworrene Zuſtände. Dieſesmal ſollte das Ziel der meinigen: Deutſchland ſein. Die deutſchen Größen hatten zwar ſo ziemlich Abſchied genommen, noch aber lebte Einer, Goethe, den zu ſprechen oder auch nur zu ſehen, mich im voraus glücklich machte. Ich war nie, wie damals der Modeton ging, ein blinder Anbeter Goethe's, ſo wenig als irgend eines andern einzelnen Dichters. Da wo ſie alle zuſammentrafen, ſchien mir die Poeſie zu liegen; die einzelnen Abweichungen gaben ihnen theils den Reiz der Individualität, theils waren ſie nicht frei von dem allgemeinen Loos der Menſchheit: zu irren nämlich. Beſonders Goethe hatte ſich ſeit Schillers Tod von der Poeſie ab und den Wiſſenſchaften zugewendet. Indem er ſeine Wärme in zu viele Richtungen vertheilte, wurde ſie ſchwächer in jeder, ſeine neueſten poetiſchen Hervorbringungen waren lau oder kühl, und, wenn er ſich der Haltung wegen dem Antiken zuwendete, manieriert. Die Empfindungsmattigkeit, die er der damaligen Zeit mittheilte, hat vielleicht vor Allem zum Verfall der Poeſie beigetragen, indem ſie der darauf folgenden Rohheit des jungen Deutſchlands, der Volkspoeſie und des mittelhochdeutſchen Unſinns, Thür und Thor öffnete; das Publikum war froh, nur wieder etwas Subſtantielles zwiſchen die Zähne zu bekommen. Nichtsdeſtoweniger iſt er einer der größten Dichter aller Zeiten und der Vater unſerer Poeſie. Klopſtock hat den Anſtoß gegeben, Leſſing den Weg gezeigt, Goethe iſt ihn gegangen. Vielleicht iſt Schiller ein größeres Beſitzthum der deutſchen Nation, denn ein Volk braucht ſtarke, fortreißende Eindrücke, aber Goethe ſcheint der größere Dichter zu ſein. Er füllt ein eigenes Blatt in der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, indeß Schiller zwiſchen Racine und Shakeſpeare in der Mitte ſteht. So wenig ich nun mit der neueſten Wirkſamkeit Goethe's einverſtanden war, und bei ſeinem damaligen ablehnenden Quietismus hoffen konnte, daß er den Dichter der Ahnfrau und des goldenen Vließes, nur irgend einer Beachtung würdigen werde, ſo war mir doch, als ob ſchon ſein Anblick hinreichend wäre, mir neuen Muth in die Seele zu gießen. Dormit puer, non mortuus est.

Außer dieſer ächt katholiſchen Reliquien-Andacht, zog mich auch noch der nur halb klare Gedanke nach Deutſchland, mich umzuſehen, ob da vielleicht ein Ort ſei, wo man ungeſtörter der Poeſie nachhängen könne, als in dem damaligen Wien.

Ich begab mich daher auf den Weg, und zwar allein, wie ich immer geliebt habe. In Prag genoß ich die verkörperten hiſtoriſchen Erinnerungen der herrlichen Stadt, und vorbereitete Stoffe aus der böhmiſchen Geſchichte gingen auffordernd durch meinen Sinn. Von da über Teplitz nach Dresden und zwar mit dem Landkutſcher, da es damals mit Reiſegelegenheiten ſchlecht beſtellt war. Den Weg verkürzte mir übrigens ein ältlicher Mann mit ſeiner jungen Frau, der unerſchöpflich in dem Lobe von Prag war. Haben Sie die Gemäldeſammlung geſehen? fragte er. Ich wußte gar nicht, daß es eine ſolche in Prag gab. Das ſind Bilder! ſagte er, beſonders eines darunter von Raphael oder Gabriel, wie er heißt.

In Gießhübel hörte ich zuerſt von einem, dem Anſcheine nach vornehmen Mann, den ſächſiſchen Dialekt ſprechen, und ich glaubte vergehen zu müſſen. Die öſterreichiſche Mundart iſt plump, die ſächſiſche aber abgeſchmackt. Einen noch viel wunderlicheren Eindruck machte es auf mich, als ich in der Gegend von Meißen eine ziemlich hübſche Kellnerin mit einigen Fuhrleuten die gröbſten Zoten in dem reinſten Deutſch vorbringen hörte. In Dresden zog mich die Bildergalerie ſo an, daß ich ihr faſt meine ganze achttägige Zeit widmete, und erſt am letzten Tage nach Tharand hinausfuhr, um doch auch etwas von der ſchönen Natur zu genießen. Winkler (Theodor Hell) nahm mich ſehr gut auf. Sonſt kannte ich Niemand, als Tieck, der mich in Wien beſucht hatte, und Böttiger, mit dem ich zur Zeit der Sappho einmal Briefe gewechſelt, wo denn mein Antwortſchreiben ſich in den anerkennendſten Ausdrücken erging, weil ich bei meinem ſchlechten Gedächtniſſe und geringer Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur, ihn mit Bertuch in eine Perſon zuſammenwarf, welch letzterer bei mir durch ſeine Ueberſetzung des Don Quixote und ſeine Andeutungen über die ſpaniſche Literatur in gutem Andenken ſtand. Höchſt komiſch war es, als ich ihn beſuchte und ſtatt ſeiner eine junge Frauensperſon, vielleicht ſeine Tochter, antraf, die eben des Vaters kleine antiquariſche Sammlung reinigte. Sie hielt nämlich eben eine kleine, höchſt obſcöne Erzfigur mit einem für die Schamhaftigkeit viel zu kurzen Mantel in der Hand, an der ſie unbefangen fortputzte, während ſie mit mir ſprach. Auch zu Tieck ging ich, der mich für den Abend auf die Vorleſung eines Shakeſpeareſchen Stückes einlud. Tieck las vortrefflich, aber höchſt ermüdend, da er zwiſchen den Akten keine Abſätze machte, und auch die redenden Perſonen weder durch die Namen, noch, mit Ausnahme der komiſchen Figuren, durch Abwechslung der Stimme bezeichnete. Die Hälfte ſeiner höchſt gemiſchten Zuhörer nickte daher auf den Sitzen ein und wurden nur durch die Zeichen des Beifalls aufgeweckt, in welche ſie lebhaft miteinſtimmten. Mich ſelbſt ſtrengte die Vorleſung ſo an, daß ich darauf bei ſinkender Nacht eine Stunde im Freien herumgehen mußte, um meine Geiſter für den Schlaf in Ruhe zu ſetzen. An einem der folgenden Abende ließ er mir die Wahl des zu leſenden Stückes. Um den Umfang ſeines deklamatoriſchen Talentes kennen zu lernen, wählte ich ein antikes. Er las den Oedip auf Kolonos von Sophokles. Da war aber das Merkwürdige, daß er bei Leſung des Titels das zweite O in Kolonos kurz ausſprach, alſo nicht wußte, daß es im Griechiſchen mit langem O geſchrieben wird. Das Merkwürdigſte aber, daß er nun auch durch das ganze Stück gegen Versmaß und Rhythmus immer Kolonos mit kurzem O las, als ob er den Text verbeſſert und nicht einen Bock geſchoſſen hätte. Trotz ſeiner mannigfachen Gaben habe ich Tieck nie leiden mögen. Im Komiſch-Parodiſchen iſt er mitunter vortrefflich, und wenn nicht das Formloſe ſeine Anlage wäre, er hätte ein guter Luſtſpieldichter werden können. Alles Uebrige iſt geſucht und gemacht. Er und Jean Paul gehören unter die früheſten Verderber unſerer Literatur.

Soll ich hier auch meine Meinung von Jean Paul niederſchreiben, da ſich ſpäter wohl keine Gelegenheit findet? Jean Paul hatte, im Gegenſatz von Tieck, eine wirkliche und wahre Empfindung; er ging ihr aber als einem Genußmittel nach und verfiel dadurch in Empfindelei. Da nun zugleich ſeine Phantaſie nicht gleichen Schritt hielt, ſo gerieth er, ſo oft die Empfindung vorherrſchte, in Nebelgeſtalten, und wenn er objektiv ſein wollte, auf Gemeinheiten. Nur in ſeinem Stillleben gelang es ihm, beide zu vereinigen, und da iſt er auch vortrefflich. Wem es hart ſcheinen ſollte, ſo begabte Schriftſteller als Kunſtverderber bezeichnet zu ſehen, der mag nur wiſſen, daß die jeweiligen Verderber der Kunſt immer begabte Schriftſteller ſind, da nur ſolche zur Billigung oder Nachahmung verlocken. Unbegabte verlacht man, und ſie verderben Niemanden als ſich ſelbſt.

Von Dresden ging es nach Berlin. Ich kannte von den dortigen Literatoren Niemanden, wohl aber ein paar Juſtiz-Commiſſäre, vortreffliche Leute, die kurz vorher in Wien geweſen waren. Einer von ihnen war Vormund der Sängerin Sontag, und ich machte die Bekanntſchaft dieſer halben Landsmännin eben erſt in Berlin. Ueberhaupt bildete damals das Königsſtädter Theater die Hauptunterhaltung. Das königliche Schauſpielhaus wurde, wenn ich mich recht erinnere, zur Zeit (im Jahre 1827 oder 1828) eben erſt gebaut, und in dem prächtigen alten Opernhauſe waren die Milder und die Seidler ſchon bedeutend in der Abnahme. Ich war im Königſtädter Theater zugegen, als die Sontag nach ihrer erſten Pariſer Reiſe zum erſtenmale wieder auftrat. Das germaniſche Publikum empfing ſie mit Pfeifen und Pochen. Fort mit der Franzöſin, wurde von allen Seiten gerufen. La petite morveuse war aber durch nichts aus ihrer Faſſung zu bringen, ſie ſpielte und ſang, als ob all der Lärm ſie nichts anginge, und am nächſten Abende war ſie ſchon wieder der unbeſtrittene Liebling des Publikums. Das reizende Geſchöpf von damals iſt ſie noch.

In die literariſchen Bekanntſchaften wurde ich durch einen mir bis dahin gleichfalls unbekannten Literator eingeführt, deſſen erſte Erſcheinung aber mit einem höchſt ſtörenden kleinen Unglücksfalle begleitet war. Ich war eben am Raſiren, als mir der Kellner im „König von Portugal," wo ich wohnte, einen Offizier anmeldete, der mich zu ſprechen wünſche. Ich deckte daher ſchnell ein offenes Schnupftuch über das Raſirgeräthe und empfing den Fremden, der, in voller Uniform und mit Orden geſchmückt, niemand Anderer als Baron Lamotte Fouqué war. Wenn man gegenwärtig den Namen Fouqué nennt, ſo verziehen ſich die Geſichter zu ſpöttiſchem Lächeln; damals aber war er in ſo hoher Geltung, daß ein großer Theil der Nation ihn dem Altmeiſter Goethe an die Seite ſetzte. Ich beſitze noch ein geſtochenes Portrait von ihm, das durch ſeine Inſchriften und Embleme nicht weit von einer Apotheoſe entfernt iſt. Ueberhaupt überfällt einen Deutſchen, der das ſechzigſte Jahr überſchritten hat, ein wunderliches Gefühl, wenn er die unzähligen Geſchmackswendungen, den immerwährenden Wechſel von philoſophiſchen und ſonſtigen Ueberzeugungen, ſich zurückruft, die er in dieſer Zeit erlebt: Ueberzeugungen, die von einer Ueberſchwenglichkeit begleitet waren, die ihnen eine ewige Dauer zu verſprechen ſchien, indeß ſie doch nach kaum mehr als zehn Jahren in Nichts zerfloſſen waren. Goethe, Schiller und Leſſing ſind zwar die einzigen aus unſerer ganzen Literatur geblieben, bis dieſen Tag. Niemanden aber fällt ein, zu glauben, daß der Werth dieſer Heroen nicht bloß in ihrem Talente, ſondern auch in ihren leitenden Grundſätzen lag. Man ändert, beſſert, ſchreitet vor, und immer glaubt man wieder das Rechte gefunden zu haben. Da überſchleicht einen ſolchen Beobachter denn wohl gar der Zweifel, ob aus einer ſo wetterwendiſchen, in ihren Anſichten ſo unklaren, in ihren Ueberzeugungen ſo ſchwankenden Nation, je etwas Vernünftiges werden könne? Das war der Grund, warum ich im Jahre 1848 — doch davon zu ſeiner Zeit.

Gegenwärtig befinde ich mich in Berlin, Fouqué ſitzt an meiner Seite, genießt eines nicht ganz unverdienten

Ruhmes, und iſt demungeachtet ſo natürlich, lieb und gut, als nur immer möglich. Ich mußte ihm verſprechen, mit ihm ſeinen kranken Freund Franz Horn zu beſuchen, und er erbot ſich, mich in die literariſche Mittwochsgeſellſchaft einzuführen. Als er ungefähr nach einer Stunde wieder ging, trat das Unglück ein. Ich wollte mein Raſirgeräth wieder aufnehmen, über das ich mein Schnupftuch gebreitet hatte, vergaß, daß das Meſſer geöffnet war, und griff durch das Tuch in die Schneide, ſo daß ich mir das oberſte Glied von dem Zeigefinger der rechten Hand vollkommen ſpaltete. Das Blut wurde ſchwer genug mit Waſſer geſtillt, man rieth mir, ich glaube, Feuerſchwamm auf die Wunde zu legen, die auch heilte, aber die getrennten Theile ſtanden in zwei Hälften auseinander. Ich mußte chirurgiſche Hilfe anſprechen. Der Finger wurde von neuem zum Bluten gebracht und vereinigte ſich endlich auch bei der Geneſung. Die Narbe davon iſt noch jetzt ſichtbar. Dieſer Umſtand verbitterte mir ein wenig meinen Berliner Aufenthalt, und war zum Theil Urſache, daß ich meine Reiſe nicht bis nach Hamburg fortſetzte, wie Anfangs meine Abſicht war. Ich fuhr nichts deſto weniger fort, mir Berlin nach allen ſeinen Seiten anzueignen. Fouqué führte mich zu Franz Horn, der im Bette lag und aus dem Krankſein eine Art Geſchäft zu machen ſchien. Ueber Alles, was er dachte und ſagte, war eine Mattigkeit verbreitet, die ich ſpäter auch in ſeinem Commentar zu Shakeſpeare wiederfand. Er war der erſte dieſer Commentatoren, die ſich von Tieck bis Gervinus alle Mühe gegeben haben, dieſen verſtändlichſten aller Dichter unverſtändlich zu machen. Wenn ich Shakeſpeare verſtändlich nenne, ſo meine ich nicht, daß man ihn demonſtriren könne. Demonſtriren kann man überhaupt keinen Natur- und daher auch keinen vollkommen natürlichen Kunſt-Gegenſtand. Aber denſelben Hamlet, den Goethe ſich fruchtloſe Mühe gegeben hat, zu deduciren, verſteht der Schneider in der vierten Galerie, das heißt, er findet es natürlich, daß die Menſchen ſich ſo und nicht anders benehmen, und faßt das Ganze in Eine erhöhte Empfindung auf. Eine Dichtung mitleben heißt aber, ſie verſtehen. Wir mindern Poeten müſſen uns an die Conſequenzen der Natur halten, die großen Dichter ſind aber nur darum groß, weil ſie auch die Inkongruenzen der Natur zur Geltung und Wirklichkeit zu bringen im Stande ſind.

Ich glaube, es war auch Fouqué, der mich in die literariſche Mittwochsgeſellſchaft einführte. Die Verſammlung war nicht zahlreich, da der ſchönen Jahreszeit wegen die Meiſten ſich von Berlin abweſend befanden. Ich lernte da Varnhagen und Chamiſſo kennen, der mir, bis auf ſeine langen Haare, ſehr wohl gefiel. Varnhagen ging mit mir nach Hauſe. Als wir an ſeiner Wohnung vorüberkamen, meinte er, er wolle ſeiner Frau — jener ſpäter bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntſchaft verſchaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war daher herzlich froh, als man uns an der Hausthüre ſagte, die Frau Legationsräthin ſei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schickſal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübſche, von Krankheit zuſammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu ſagen Hexe, ähnliche Frau zu ſprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie ſprach und ſprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben ſie mich fortgetrieben, oder ging ich von ſelbſt fort. Ich habe nie in meinem Leben intereſſanter und beſſer reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Beſuch nicht wiederholen.

Schon in den erſten Tagen nach meiner Ankunft beſuchte mich ein Herr Stieglitz. Ich weiß nicht, war es derſelbe Dichter, der ſpäter durch den Selbſtmord ſeiner Frau eine ſo traurige Celebrität erlangt hat, oder ein Anderer gleichen Namens. Meine bis heute währende literariſche Unſchuld, hat öfter zu Verſtößen und Verwechslungen Anlaß gegeben. Dieſer ſchien ein bevorzugter Schüler Hegels zu ſein. Nach den erſten Höflichkeiten fragte er mich, ob ich den großen Philoſophen nicht beſuchen würde. Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht getraue, da ich von der Wirkſamkeit und dem Syſtem deſſelben nicht das Geringſte wiſſe. Nun vertraute er mir, daß er mit Vorwiſſen Hegels komme, der meine Bekanntſchaft zu machen wünſche. Ich ging daher hin und wiederholte dem Meiſter, was ich dem Schüler geſagt hatte: der Grund, warum ich ihn nicht früher beſucht, wäre, weil man bei uns erſt bis zum alten Kant gekommen, und mir daher ſein, Hegels, Syſtem ganz unbekannt ſei. Um ſo beſſer, verſetzte höchſt wunderlich der Philoſoph. Es ſchien, als ob er beſonders an meinem goldenen Vließ Intereſſe genommen habe, obwohl wir uns kaum darüber, und überhaupt über Kunſtgegenſtände nur im allgemeinen beſprachen. Ich fand Hegeln ſo angenehm, verſtändig und reconciliant, als ich in der Folge ſein Syſtem abſtrus und abſprechend gefunden habe. Er lud mich für den künftigen Tag zum Thee, wo ich ſeine ſchlicht-natürliche Frau kennen lernte, und auch die niedliche Sontag fand, ſo daß der Abend unter heiterem Geſpräch und Muſik verging, ohne daß man durch irgend etwas an den Katheder gemahnt wurde. Eben da erfolgte eine zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubniß bat, einen meiner Landsleute beiziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wem er die Ehre ſeiner Geſellſchaft gönne, mir gleichfalls willkommen ſein werde. Es zeigte ſich am beſtimmten Tage, daß damit Herr Saphir aus Wien gemeint war, der gerade damals ſein Unweſen in Berlin trieb, ſich aber dem Philoſophen gegenüber ſehr ſchweigſelig und untergeordnet benahm. Man ſagte mir, Hegel begünſtige ihn, theils aus Luſt an ſeinen wirklich oft guten Spaßen, theils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn ſeine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter Einem Dache geweſen bin.

Für mein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geiſtigkeit, ſorgten vier oder fünf Juſtizkommiſſäre, von denen ich zwei, wie ich ſchon früher ſagte, in Wien kennen gelernt, mit den übrigen aber in Berlin durch jene erſten bekannt geworden war. Sie luden mich in der Reihe zu Gaſt, wo ich denn bemerken konnte, daß, wenn man auch tagtäglich in Berlin frugaler lebe als in Wien, bei Gaſtmählern dagegen Wien offenbar die Segel ſtreichen müſſe. Da Einer von ihnen Mitdirektor des Königſtädter Theaters, ein zweiter aber Vormund der Sontag war, ſo fehlte auch die Liebliche höchſt ſelten. Der Eifrigſte unter ihnen war der Juſtizkommiſſär Margand, der ſammt ſeiner vortrefflichen Frau mich mit Vorſorge überhäufte. Wo irgend eine lokale Merkwürdigkeit war, führte er mich hin, unter andern in die Weinhandlung zu Lutter und Wegener, wo ſonſt der phantaſtiſche Hoffmann ſeine Abende zubrachte. Hoffmann ſelbſt — auch eine mit Unrecht vergeſſene Celebrität —

war damals vor Kurzem geſtorben, und ſeine Zechbrüder ſaßen ſtumm und vereinzelt. Endlich kam auch ihr Matador, der Schauſpieler Ludwig Devrient. Als man mich ihm vorſtellte, benahm er ſich wie ein im Geiſte Abweſender, und auf meine ſpätere Frage: wo er wohne? ſah er mich an, als über die Zumuthung erſtaunt, daß er ſelber wiſſe, wo er ſelber wohne. Erſt nach ein paar Gläſern Wein kam er aus ſeinem Stumpfſinne zurück. Ich ſah übrigens damals Devrient nicht ſpielen, weil, wie geſagt, das Schauſpielhaus eben im Baue begriffen war. Ein paar Jahre darauf kam er nach Wien, und auch da habe ich ihn nur in weniger bedeutenden Rollen geſehen, da bei bedeutendern das Theater allzu überfüllt war. Ich erinnere mich daher keines, ſeinem großen Rufe entſprechenden Eindrucks. Nur eine phyſiologiſche Erſcheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der erſten Seitenlogen. Er und alle Anderen gaben mir bei meinem höchſt ſchwachen Geſichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Scene, wo der Vater ohnmächtig hinſinkt, und der Sohn, weil er ihn todt glaubt, das Geſicht mit teufliſcher Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient ſpringe in die Loge hinein, ſo bis ins Einzelne ſah ich plötzlich jeden ſeiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte ſich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein zweitesmal erinnere ich mich einer ähnlichen Erſcheinung. Mich intereſſirte eine ſehr ſchöne Frau, die in Wien auf dem ſogenannten Stock-am-Eiſen-Platze im dritten Stocke wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung befand, erblickte ich an einem Fenſter des mir wichtigen Hauſes und dritten Stockwerkes, etwas

Weißes, das eben ſo gut ein Mann, als eine Frau, oder wohl gar ein Stück aufgehängte Wäſche ſein konnte. Im nächſten Augenblicke aber ſah ich die Züge der Frau mit einer ſolchen Porträtähnlichkeit, daß ich ſie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermuthung hervorgebracht, daß meine Kurzſichtigkeit nicht von einer Beſchaffenheit der Linſe, ſondern von einer Schwäche des Augennervs herrühre, die ſich durch Aufregung und Zuſtrömen des Blutes für Momente verliert. Dieſe Schwäche meines Auges, dem ſchwache Gläſer nicht helfen, und das ſcharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Beſuche des Theaters immer mehr und mehr, und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als zehn Jahren beſuche ich keines mehr.

Auch an Gelegenheit, mit Höhergeſtellten in Beziehung zu kommen, fehlte es nicht. Man wollte mich in die Theezirkel eines Miniſters, Stägemann, glaub' ich, hieß er, einführen, was ich aber ablehnte, weil ich weder den Thee, noch die Miniſter liebe. Dem Fürſten Wittgenſtein, damaligem Oberaufſeher der Theater, meine Aufwartung zu machen, wurde ich ſo oft aufgemuntert, daß ich faſt glaube, es lag die Abſicht vor, mich mit dem Berliner Theater in eine Verbindung zu bringen. Ich ging aber nicht hin, da die Schaubühne im Allgemeinen eine Schöne iſt, der ich ſehr gerne den Hof machen, die ich aber durchaus nicht heirathen will. Auch, ſo ſehr mir Berlin gefiel, hätte es mir Wien nicht erſetzen können. Abgerechnet die Schönheit der Natur rings um die öſterreichiſche Kaiſerſtadt, iſt, wie in Wien zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutſche Bildung das Eigenthümliche, daß ſie ſich gar zu gern von dem geſunden Urtheile und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einſtimmigkeit der literariſchen Meinungen zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir Jemand ſagte, er finde Goethe langweilig und Shakeſpeare roh, nicht als ob ich ihm Recht gegeben hätte, ſondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort ſchon voraus wußte. Nun herrſcht zwar in Frankreich, oder herrſchte noch vor Kurzem dieſelbe Einſtimmigkeit; dort geht ſie aber aus dem Charakter der Nation, wie eine Art Naturnothwendigkeit, hervor, in Deutſchland dagegen werden die Meinungen von Coterien der Nation gegen ihre Natur — wie ſchon der ewige Wechſel zeigt — gewaltthätig aufgedrungen.

Da ich ſchon dabei bin, ſo intereſſirt mich, mich ſelber zu fragen, worin denn der Grund dieſer literariſchen Feigheit der deutſchen Nation, oder vielmehr des deutſchen Publikums, d. h. des ſogenannten gebildeten Theiles dieſer in ſo vieler Hinſicht ausgezeichneten Nation, allenfalls liegen mag? Mir ſcheint die Urſache in dem vielleicht durch das Klima bedingten Mangel eines ſtarken Naturells, in der Sprödigkeit, um nicht zu ſagen Stumpfheit der Auffaſſungsorgane und der ihnen entſprechenden Begehrungen zu liegen, zu Folge deſſen das Wirkliche nur einen ſchwachen Eindruck auf ſie macht. Oder wenn dieſer Eindruck auch ſtark im Ganzen wäre, ſo fehlt die Unterſcheidung der Beſtandtheile der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in jedem Einzelnen liegt. Dadurch werden ſie zu Allgemeinheiten und Abſtraktionen hingezogen, die, da ſie im Geiſte keine hinlängliche Rechtfertigung finden, im Wirklichen aber keinen Maßſtab und kein Gegenbild haben, man ihnen geben und nehmen kann, wie man will. Sobald man ſcheinbar ihren Verſtand überzeugt hat, folgt das Naturell ohne Widerſtand; dem ſcheint zu widerſprechen, daß in der

Iffland-Kotzebue'ſchen Zeit gerade die Darlegung der Einzelnheiten des bürgerlichen Lebens Glück machten. Aber ſolche gedrückte Organiſationen erfreuen ſich auch, wenn man ihnen Unterſchiede bemerklich macht, die ihrer eigenen Auffaſſung entgangen waren, nur fehlt dann das geiſtige Band, die Erhebung der Seele, die erſt den eigentlichen Kunſtgenuß ausmacht.

Dieſe Lenkbarkeit, gegenüber welcher das: Es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht, keinen Grund ausmacht, iſt, was ich die Feigheit des deutſchen Publikums genannt habe. Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich nothwendig eine unverſchämte Literatur.

Als ich am Tage vor meiner Abreiſe von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abſchied nahm, fand ich dort einen ſächſiſchen Grafen, der ſich in den Kopf ſetzte, der ſchon etwas alternden, aber noch immer hübſchen Frau, den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geſchenke, die ſie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam. Als er hörte, daß ich nach Leipzig gehe, erbot er ſich mir zum Reiſegeſellſchafter, was ich bereitwillig annahm. Des anderen Tages machten wir uns auf den Weg, und zwar über Potsdam und Sansſouci, das ich mir eigens für dieſe Gelegenheit aufgeſpart hatte. Wir verfolgten dort alle Erinnerungen an Friedrich den Großen, der mir immer widerlich war, ohne deßhalb weniger groß zu ſein. Beſonders im Vergleich mit Napoleon, darum, weil ſeine Größe gerade im Unglücke am Leuchtendſten hervortrat, indeß ſie bei Napoleon ſich jedesmal, und nur zu ſehr, verdunkelte.

Von da machten wir uns auf den Weg nach Leipzig. So lange mein Geld währte, beſtritt ich die Poſtpferde und die ſonſtigen Auslagen. Auf der Hälfte unſerer Reiſe aber meinte ich, daß nun die Reihe an meinen Gefahrten gekommen ſei. Da fand ſich nun aber zum beiderſeitigen Schrecken, daß er ohne Groſchen Geld war. Als ich nämlich in Berlin von der Seidler Abſchied nahm, ſagte ich, ich müſſe zum Bankier gehen, um Geld zu beheben. Nachdem ich aber meine Baarſchaft überzählt hatte, fand ich, daß ſie für die halben Reiſekoſten hinreiche, und beſchloß, erſt in Leipzig von meinem Kreditbrief Gebrauch zu machen. Mein Graf, der ſein Geld in Berlin verthan hatte, zweifelte nach meiner Aeußerung bei der Seidler nicht, daß ich damit verſehen ſei, und beſchloß ächt edelmänniſch, mein Schuldner bis Leipzig zu bleiben. Nun war Noth an Mann, und mein Reiſegefährte mußte ſeinen, wie es ſich zeigte, höchſt baufälligen Kredit anſtrengen. Er fand aber doch, als in ſeinem Vaterlande und einer der beſten Familien Sachſens angehörig, einmal einen Poſtmeiſter, der ihm Pferde auf künftige Zahlung gab, ein andermal Jemanden, der ihm ein paar Thaler borgte, und ſo kamen wir, wie ein paar Lumpe, in Leipzig an.

Dort war Meſſe und die Stadt überfüllt. Mein Graf verſchaffte mir aber ein Stübchen im Hôtel de Bavière, deſſen Eigenthümer er mich, unter Nennung meines Namens, als einen Dichter aus Wien empfahl. Der Wirth aber kannte keinen Wiener Dichter, als den Spaßmacher Caſtelli. Er nahm mich daher für Dieſen, und behandelte mich als ſolchen mit vieler Aufmerkſamkeit. Ich ließ mir das nach dem Veſpaſianiſchen Wahlſpruch gern gefallen, und befand mich ſehr wohl dabei.

In Leipzig lernte ich den Profeſſor Wendt, der mir, durch die Verwechslung ſeines Namens mit dem ähnlich klingenden Weſt, die Bekanntſchaft Schreyvogels verſchafft hatte, und den Juſtizrath Blümmer, einen kenntnißreichen und ſogar kunſtverſtändigen Mann kennen. Mit ihnen und meinem kreditarmen, aber gar nicht ungebildeten Reiſegefährten, brachte ich drei Tage recht angenehm zu.

Je näher die Zeit meiner Abreiſe heranrückte, um ſo ſchwerer wurde mir das Herz. Es ging nun nach Weimar. Einerſeits freute ich mich darauf, andererſeits aber ſank meine, ohnehin nicht große Meinung von mir ſelbſt, Grad für Grad in mir ſelbſt zuſammen. Uebrigens mußte es ſein, und ich fuhr in der Landkutſche ab. In Weißenfels, wo der damals als Dichter und Kunſtrichter geſchätzte und gefürchtete Adolf Müllner wohnte, hielten wir Mittag. Ich fuhr weiter, ohne ihn zu beſuchen, obwohl mich ſogar der Kellner im Wirthshauſe dazu aufforderte, mit dem Beiſatze, daß der Herr Doktor ſehr gerne Fremde bei ſich empfange. Der Mann hatte ſich gar zu niederträchtig gegen mich benommen. Müllners Bosheit hinderte nicht, daß er ſo ziemlich der letzte ſachkundige Kritiker in äſthetiſchen Dingen war. Es iſt nämlich ſeitdem der Begriff von Kunſt verloren gegangen, den Müllner wenigſtens feſthielt.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutſchland bekannten Gaſthofe „zum Elephanten,“ gleichſam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da ſandte ich den Kellner mit einer Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimerath habe Gäſte bei ſich und könne mich daher jetzt nicht ſehen. Er erwarte mich für den Abend zum Thee.

Ich aß im Gaſthauſe, durch meine Karte war mein Name bekannt geworden, und der Geruch deſſelben verbreitete ſich in der Stadt, ſo daß es an Bekanntſchaften nicht fehlte.

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Geſellſchaft, die des noch nicht ſichtbar gewordenen Herrn Geheimeraths wartete. Da ſich darunter — und das waren eben die Gäſte, die Goethe Mittags bei ſich hatte — ein Hofrath Jacob oder Jacobs mit ſeiner ebenſo jungen als ſchönen, und eben ſo ſchönen als gebildeten Tochter befand, derſelben, die ſich ſpäter unter dem Namen Talvj einen literariſchen Ruf gemacht hat, ſo verlor ſich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Geſpräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete ſich eine Seitenthüre, und — er ſelbſt trat ein. Schwarzgekleidet, den Ordensſtern auf der Bruſt, gerader, beinahe ſteifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er ſprach mit dieſem und jenem ein paar Worte, und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengeſetzten Seite des Zimmers ſtand. Er fragte mich, ob bei uns die italieniſche Literatur ſehr betrieben werde? Ich ſagte ihm, der Wahrheit gemäß, die italieniſche Sprache ſei allerdings ſehr verbreitet, da alle Angeſtellten ſie vorſchriftsmäßig erlernen müßten. Die italieniſche Literatur dagegen werde völlig vernachläſſigt, und man wende ſich aus Modeton vielmehr der engliſchen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimiſchung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Kultur, vornehmlich der poetiſchen, mir nichts weniger als förderlich ſcheine. Ob ihm dieſe meine Aeußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wiſſen, glaube aber faſt Letzteres, da gerade damals die Zeit ſeines Briefwechſels mit Lord Byron war. Er entfernte ſich von mir, ſprach mit Andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte ſich endlich, und wir waren entlaſſen.

Ich geſtehe, daß ich mit einer höchſt unangenehmen Empfindung in mein Gaſthaus zurückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt geweſen, Goethe hatte mich im Gegentheile freundlicher und aufmerkſamer behandelt, als ich vorausſetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Fauſt, Clavigo und Egmont als ſteifen Miniſter zu ſehen, der ſeinen Gäſten den Thee geſegnete, ließ mich aus all' meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten geſagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte, wäre es mir faſt lieber geweſen. Ich bereute faſt, nach Weimar gegangen zu ſein.

Demnach beſchloß ich, den nächſtfolgenden Tag zur Beſichtigung der Merkwürdigkeiten Weimars zu verwenden, und beſtellte im Gaſthaus die Pferde für übermorgen. Des nächſten Vormittags kamen Beſuche aller Art, darunter der freundliche und ehrenhafte Kanzler Müller, vor allen aber mein Landsmann, der ſeit mehreren Jahren in Weimar angeſtellte Kapellmeiſter Hummel. Er hatte Wien verlaſſen, eh' ich durch meine poetiſchen Arbeiten die Aufmerkſamkeit auf mich gezogen, wir kannten uns daher von früher gar nicht. Nun war aber die Freude faſt rührend, mit welcher, der ſonſt im Umgange trockene Mann, mich begrüßte und ſich aneignete. Einerſeits brachte ich ihm wohl die Erinnerung an ſeine ſchwer verlaſſene Vaterſtadt zurück, dann mochte es ihm wohlthun, in Weimar, wo er nur abſchätzige Urtheile über die geiſtige Begabung Oeſterreichs zu hören bekam, einen Landsmann literariſch geehrt und geachtet zu finden. Endlich bekam er Gelegenheit, mit einem Wiener, Wieneriſch zu ſprechen, welche Mundart er mitten unter Andersſprechenden rein und unverfälſcht erhalten hatte. Ich weiß nicht, war es der Abſtich, oder habe ich in meinem Leben nicht ſo ſchlecht deutſch ſprechen gehört. Während wir den Beſuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten, und Kanzler Müller, der meine Herabſtimmung bemerkt haben mochte, mir verſicherte, die Steifheit Goethe's ſei nichts als eigene Verlegenheit, ſo oft er mit einem Fremden das erſtemal zuſammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den nächſtfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern, und beſtellte die bereits für morgen beſprochenen Pferde ab.

Der Vormittag verging mit Beſichtigung der literariſch berühmt gewordenen Oertlichkeiten der Stadt. Am meiſten intereſſirte mich Schillers Haus, vor Allem aber der Umſtand, daß in des Dichters Arbeitszimmer, einem eigentlichen Dachſtübchen im zweiten Stockwerke, ein Greis, der noch zu Schillers Zeit als Souffleur beim Theater geſtanden haben ſoll, einen kleinen Knaben, ſeinen Enkel, im Leſen unterrichtete. Die offene und geiſtig angeregte Miene des Kleinen gab der Illuſion Raum, als ob aus der Studierſtube Schillers dereinſt ein neuer Schiller hervorgehen könnte, was freilich nicht eingetroffen iſt.

Die Ordnung der Tage verwirrt ſich mir. Ich glaube, es war an dieſem erſten, daß ich bei Hummel zu Mittage aß und zwar ganz allein mit ſeiner Familie. Ich fand da ſeine Gattin, die einſt ſo hübſche Sängerin Mamſell Röckel, die mir in Pagenkleidern und prallen ſeidenen Tricots noch immer vor der Erinnerung ſchwebte. Jetzt war ſie eine tüchtige, ehrenwerthe Hausfrau, die mit ihrem Gatten an Freundlichkeit wetteiferte. Ich fühlte mich zur ganzen Familie mit Liebe hingezogen, ſo wie ich Hummel, trotz etwas Handwerksmäßigem in ſeiner Geſinnung, doch als den letzten unverfälſchten Schüler Mozarts achtete und verehrte.

Abends ging ich mit Kanzler Müller ins Theater, wo man ein unbedeutendes Stück gab, in dem aber Graff ſpielte, der der erſte Wallenſtein Schillers geweſen war. Ich fand ihn durch nichts ausgezeichnet, und als man mir erzählte, daß nach jener erſten Vorſtellung Schiller aufs Theater geeilt ſei, Graff umarmt und ausgerufen habe: jetzt erſt verſtehe er ſeinen eigenen Wallenſtein! dachte ich mir, um wie viel größer wäre der große Dichter geworden, wenn er je ein Publikum und ächte Schauſpieler gekannt hätte. Uebrigens bleibt merkwürdig, wie der im Grunde wenig objektive Schiller ſich in der Darſtellung ſo ganz und gar objektiviren läßt. Er wurde bildlich, während er nur beredt zu ſein glaubte. Ein Beweis mehr für ſein unvergleichliches Talent. Bei Goethe iſt gerade das Gegentheil. Während er vorzugsweiſe objektiv genannt wird, und es großentheils auch iſt, verlieren ſeine Geſtalten in der Darſtellung. Seine Bildlichkeit iſt nur für die Imagination, in der Wirklichkeit verliert ſich der zarte poetiſche Anhauch mit einer Art Nothwendigkeit. Das ſind übrigens ſpätere Reflexionen, die gar nicht hierher gehören.

Endlich kam der verhängnißvolle Tag mit ſeiner Mittagsſtunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäſte waren ſchon verſammelt, und zwar ausſchließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj ſchon am Morgen nach jenem Theeabende mit ihrem Vater abgereist, und Goethe's Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geſchiedenen Tochter ſpäter ſo werth geworden iſt, damals von Weimar abweſend war. Als ich im Zimmer vorſchritt, kam mir Goethe entgegen und war ſo liebenswürdig und warm, als er neulich ſteif und kalt geweſen war. Das Innerſte meines Weſens begann ſich zu bewegen.

Als es aber zu Tiſche ging, und der Mann, der mir die Verkörperung der deutſchen Poeſie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abſtande, beinahe zu einer mythiſchen Perſon geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speiſezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorſchein, und ich brach in Thränen aus. Goethe gab ſich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskiren. Ich ſaß bei Tiſch an ſeiner Seite, und er war ſo heiter und geſprächig, als man ihn, nach ſpäterer Verſicherung der Gäſte, ſeit langem nicht geſehen hatte. Das von ihm belebte Geſpräch wird allgemein. Goethe wandte ſich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber ſprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über dieſe Reiſe nichts aufgeſchrieben. Oder vielmehr, ich fing an, ein Tagebuch zu halten. Als mir aber durch meine Verwundung in Berlin das Schreiben Anfangs unmöglich, ſpäter ſchwer wurde, entſtand eine große Lücke. Das verleidete mir zum Theil die Fortſetzung, zum Theil währte die Schwierigkeit des Schreibens ſelbſt noch in Weimar fort. Ich beſchloß daher unmittelbar nach der Rückkunft in Wien, bei noch friſcher Erinnerung, das Fehlende nachzutragen. Als ſich aber dort, wie man ſehen wird, ſogleich eine andere Beſchäftigung aufdrang, kam die Sache in Vergeſſenheit, und ich habe von dieſem, ich hätte bald geſagt: wichtigſten Moment meines Lebens, nichts als die allgemeinen Eindrücke im Gedächtniß behalten. Von dem Tiſch-Ereigniſſe iſt mir nur noch als charakteriſtiſch erinnerlich, daß ich im Eifer des Geſpräches nach löblicher Gewohnheit, in dem neben mir liegenden Stücke Brod krümelte, und dadurch unſchöne Broſamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte ſie auf ein regelmäßiges Häufchen zuſammen. Spät erſt bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abſchiede forderte mich Goethe auf, des nächſten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu laſſen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von ſeinen Beſuchern, die ihn intereſſirten, von einem eigens dazu beſtellten Zeichner in ſchwarzer Kreide porträtiren zu laſſen. Dieſe Bildniſſe wurden in einen Rahmen, der zu dieſem Zwecke im Beſuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechſelt. Mir wurde auch dieſe Ehre zu Theil.

Als ich mich des anderen Vormittags einſtellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in ſeinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Urſache ſeiner ſteifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht ſpurlos an ihm vorübergegangen. Wie er ſo im Gärtchen hinſchritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibes mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieſer natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er ſah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir ſprachen im Auf- und Niedergehen.

Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen ſchien, worin er freilich ſich ſelbſt lobte, denn ich hatte ſo ziemlich mit ſeinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, ſagte er, was wir ſeitdem gedruckt von ihm geleſen haben: daß der Menſch nur in Geſellſchaft Gleicher oder Aehnlicher wirken könne. Wenn

Er und Schiller das geworden wären, als was die Welt ſie anerkennt, verdankten ſie es großentheils dieſer fördernden und ſich ergänzenden Wechſelwirkung. Inzwiſchen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in ſein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und ſich von den Fortſchritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabſchiedung des Malers ließ Goethe durch ſeinen Sohn mehrere Schauſtücke von ſeinen Schätzen herbeibringen. Da war ſein Briefwechſel mit Lord Byron; alles, was ſich auf ſeine Bekanntſchaft mit der Kaiſerin und dem Kaiſer von Oeſterreich in Karlsbad bezog; endlich das kaiſerlich öſterreichiſche Privilegium gegen den Nachdruck für ſeine geſammelten Werke. Auf Letzteres ſchien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konſervative Haltung Oeſterreichs gefiel, oder, im Abſtich der ſonſtigen literariſchen Vorgänge in dieſem Lande, als Kurioſum. Dieſe Schätze waren, halb orientaliſch, jedes Zuſammengehörige einzeln, in ein ſeidenes Tuch eingeſchlagen, und Goethe benahm ſich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs Liebevollſte entlaſſen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu beſuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Beſuch ihm durchaus nicht unangenehm ſein. Erſt ſpäter fiel mir auf, daß Müller das nicht ohne Goethe's Vorwiſſen geſagt haben konnte.

Nun begab ſich meine zweite Weimar'ſche Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu ſein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin.

Dieſe Furcht beſtand aus mehreren Elementen. Einmal ſchien mir in dem ganzen Bereich meines Wiſſens nichts, was würdig geweſen wäre, Goethen gegenüber vorgebracht zu werden, dann habe ich meine eigenen Arbeiten erſt ſpäter im Vergleich mit den Zeitgenoſſen ſchätzen gelernt; im Abſtande von dem Frühergeweſenen, namentlich hier in der Vaterſtadt der deutſchen Poeſie, kamen ſie mir höchſt roh und unbedeutend vor. Endlich habe ich ſchon geſagt, daß ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Verſiegens meines poetiſchen Talentes verlaſſen hatte, welches Gefühl ſich in Weimar bis zur eigentlichen Niedergedrücktheit vermehrte. Goethen aber Klagelieder vorzuſingen, und von ihm durch nichts verbürgte Tröſtungen entgegenzunehmen, ſchien mir doch gar zu erbärmlich.

In dieſem Unſinn war übrigens doch auch ein Körnchen Sinn. Goethe's damalige Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltſame war mir bekannt. Nun war ich aber der Meinung, daß Ruhe und Gemeſſenheit nur demjenigen anſtehe, der im Stande iſt, einen ſo ungeheuren Gehalt hineinzulegen, als Goethe in der Iphigenie und im Taſſo gethan hat. Zugleich meinte ich, daß Jeder die Eigenſchaften ins Spiel bringen müſſe, in denen er ſeine Stärke hat. Das waren nun bei mir damals warme Empfindung und ſtarke Phantaſie. Die Gründe einer ſolchen Abweichung von ſeinen Anſichten ihm ſelbſt gegenüber zu vertheidigen, fühlte ich mich, auf meinem damaligen Standpunkte der unbefangenen Anſchauung, viel zu ſchwach; ſeine Darlegung aber mit einer geheuchelten Billigung oder einem lügenhaften Stillſchweigen hinzunehmen, dazu hatte ich vor ihm viel zu viel Ehrfurcht.

Wie nun immer, ich ging nicht hin, und das hat Goethen verſtimmt. Mit Recht mochte es ihm auffallen, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mich über meine Arbeiten und mich ſelbſt aufzuklären, ſo gleichgiltig verſäumte. Oder er kam der Wahrheit näher und meinte, daß die Ahnfrau und die Vorliebe für ähnliche, ihm widerliche Ausbrüche, bei mir noch nicht erloſchen ſei. Oder er durchſah meine ganze Stimmung und urtheilte, daß Unmännlichkeit des Charakters auch ein bedeutendes Talent zu Grunde richten müſſe. Er war von da an viel kälter gegen mich.

Was aber jene Unmännlichkeit betrifft, ſo geſtehe ich, und habe ſchon geſtanden meine Schwäche, ſo oft ich mich einer verworrenen Maſſe von kleinen Beziehungen, vor allem aber dem Wohlwollen, der Ehrfurcht und der Dankbarkeit gegenüber befinde. So oft ich mir das Widerſtrebende ſcharf begrenzen konnte, ſowie im Ablehnen des Schlechten und im Beharren auf der Ueberzeugung, habe ich früher und ſpäter eine Feſtigkeit bewieſen, die man freilich auch Hartnäckigkeit nennen könnte. Im Allgemeinen aber kann man wohl ausſprechen: Nur aus der Verbindung eines Charakters mit einem Talente geht das hervor, was man Genie nennt.

An einem dieſer Tage wurde ich auch zum Großherzoge beſchieden, den ich im ſogenannten römiſchen Hauſe in all ſeiner Schlichtheit und Natürlichkeit antraf. Er unterhielt ſich über eine Stunde mit mir, und meine Schilderung der öſterreichiſchen Zuſtände ſchien ihn zu intereſſiren. Nicht er, aber die meiſten Uebrigen ließen einen Wunſch durchblicken, mich für das Weimariſche Theater zu gewinnen, ein Wunſch, der nicht zugleich auch der meinige war.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthaltes von Goethe Abſchied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte ſich, daß ich ſchon ſo früh Weimar verlaſſe, und fügte hinzu, daß, wenn ich ſpäter von mir Nachricht geben wolle, es ſie ſämmtlich erfreuen werde. Alſo „ſie“

in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er iſt mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, in ſoferne ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abſtande, für den beſten halte, der nach ihm und Schiller gekommen iſt. Daß das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu ſagen.

Am Tage meiner Abreiſe gab mir das ſämmtliche Weimar einen Abſchiedsſchmauß im Schützenhauſe, zu dem Goethe auch ſeinen Sohn hinausgeſchickt hatte. Es ging ſehr lebhaft her, und auf mein Wohl und eine glückliche Reiſe wurde vehement getrunken. Ich war damals eine deutſche Celebrität. Das Intereſſanteſte war mir mein Landsmann Hummel, der ſich zum Schluſſe ans Klavier ſetzte und phantaſirte, wobei er die Melodie des ſächſiſchen Poſthornes zum Thema nahm. Ich habe ihn, weder früher noch ſpäter, ſo hinreißend ſpielen gehört.

Endlich ſaß ich im Wagen und fuhr über Jena nach Kahle. In Jena wurden Pferde gewechſelt. Da aber eben Ferienzeit war, ſah ich nur einige Studenten in ihrer damals noch höchſt wunderlichen Tracht. Vor Kahle wäre ich bald in die Saale gefallen. Ich war bei hereinbrechendem Abend im Wagen eingeſchlafen, und der Poſtillon ahmte mein Beiſpiel nach. Plötzlich erweckte mich ein lautes Geſchrei. Es kam von einem Manne, der in die Zügel der Pferde griff, die bereits mit den Vorderfüßen auf dem Abhange ſtanden, der hoch und ſteil in den Fluß hinuntergeht.

Man hatte mir die Verbindung mit Süddeutſchland von Kahle aus als leicht dargeſtellt. Ich hatte aber alle Mühe, dort, oder in der Nähe mit einer ungeheuren Diligence zuſammenzutreffen, in der ich, auf gräßlichen Wegen, als einziger Paſſagier in der Nacht den Thüringer Wald paſſirte. Auch in Koburg mußte ich einen Tag verweilen, wo ich mich gräßlich langweilte, ohne bei meiner geringen literariſchen Topographie zu wiſſen, daß ſich der Dichter Rückert dort aufhielt, der mir am Ende vielleicht noch übel genommen hat, daß ich ihn nicht beſuchte. Endlich traf ich mit einem leidlichen Eilwagen zuſammen, der mich bis nach München brachte.

München war damals im Entſtehen. Von all den jetzigen Prachtgebäuden war erſt die Glyptothek fertig, und zwar auch erſt von Außen. Von den Deckengemälden im Innern war erſt der Götterſaal im Angriff. Ich hatte den Genuß, mit Cornelius auf den Gerüſten herumzuſteigen und in ihm den einzigen Maler kennen zu lernen, bei dem das deutliche Bewußtſein der Idee, der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege ſtand. In ein nahes Verhältniß kam ich mit dem damaligen Miniſter Schenk, einem liebenswürdigen und poetiſch begabten Manne. In ſeinem Hauſe, in dem er damals eine nicht mehr ganz jugendliche, aber höchſt anziehende Verwandte beherbergte, habe ich ſehr glückliche Stunden verlebt. König Ludwig hat weder damals, noch ſpäter von mir Notiz genommen.

Der Aufenthalt in München und die Reiſeeindrücke überhaupt, hatten meinem Stumpfſinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beſchloß ich, ſogleich an ein neues dramatiſches Werk zu gehen, das ich, ſtatt eines langweiligen Verkehres durch Briefe, Goethen zueignen wollte.

Es ſollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem literariſchen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelnheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatiſch gegliedert waren. Dieſe wollte ich nun, einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück ſchreiben, um dem hypochondriſchen Grübeln für immer den Abſchied zu geben.

Daß ich vor allen denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigſten Cenſur-Schwierigkeiten darzubieten ſchien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Bancbanus, dem „treuen Diener ſeines Herrn,“ obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen. Ich war auf ihn folgender Weiſe gekommen.

Als die damals regierende Kaiſerin, zur Königin von Ungarn gekrönt werden ſollte, kam ihr Oberſthofmeiſter, Graf Dietrichſtein, zu mir, und forderte mich im Namen der Kaiſerin auf, ein Stück zu ſchreiben, das bei ihrer Krönung in Preßburg geſpielt werden könnte. Mir war nicht unlieb, durch einen ſolchen Anlaß von Außen aus meinem Schwanken, von einem Stoff zum andern, und überhaupt zur Thätigkeit gebracht zu werden. Ich nahm daher die ungariſchen Geſchichtſchreiber Belius und Iſtvanfyus vor und hatte auch bald eine paſſende Fabel gefunden. Es war die Geſchichte jenes Aufruhrs, der gegen den König Stephan und ſeine bairiſche Gemahlin Giſela, theils wegen der Bemühungen dieſer letzteren für das Chriſtenthum, theils aus alter Abneigung gegen die Deutſchen, entſtand. Alles Licht wäre auf die Königin Giſela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei ſie ſich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle geſpielt hätte, wie im „treuen Diener“ der Palatin Bancbanus.

Als ich jedoch die Sache näher betrachtete, fanden ſich bedeutende Schwierigkeiten. Einmal ſchien es wunderlich, zur Feier eines Krönungsfeſtes die Geſchichte eines Aufruhres zu wählen. Dann wären in meinem Stücke zwei Kalender-Heilige vorgekommen: der heilige König Stephan und ſein Sohn Emeram; eine Profanation, welche die Cenſur nie zugegeben hätte. Ich erklärte daher dem Grafen Dietrichſtein auf ſeine Anfrage: ich hätte keinen paſſenden Stoff gefunden. Man ließ demnach für die Gelegenheit von einem höchſt ſubordinirten Schriftſteller ein anderes Stück ſchreiben, deſſen loyale Anſpielungen ſehr beklatſcht wurden.

Bei Durchgehung der ungariſchen Chroniſten gerieth ich auf den Palatin Bancbanus, deſſen Geſchichte ich darum eine Sage genannt habe, weil daſſelbe Ereigniß in zwei Epochen mit geringen Verſchiedenheiten zweimal vorkommt, und daher wahrſcheinlich nichts als eine Einkleidung für die Abneigung der Ungarn gegen die Deutſchen iſt.

Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtiſchen Unterwürfigkeit ſei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinne, der ein Heroismus iſt, ſo gut, als jeder Andere. Im franzöſiſchen Religionskriege iſt die Aufopferung der Vendeer ſo erhebend, als die Begeiſterung der Republikaner. Bancbanus hat dem Könige ſein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält ſein Wort, trotz allem, was den Menſchen in ihm wankend machen und erſchüttern ſollte. Seine Geſinnungen können übrigens nicht für die des Verfaſſers gelten, da Bancbanus bei allen ſeinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornirter alter Mann geſchildert iſt.

Das Stück erfuhr gar keine Hinderniſſe von Seite der Cenſur und wurde, ohne daß faſt ein Wort geſtrichen worden wäre, mit ungeheurem Beifall aufgeführt (28. Febr. 1828). Am Schluß des dritten Aufzuges begehrte das Publikum den Verfaſſer. Als dieſer nicht erſchien, währte das Klatſchen und Rufen beinahe bis zur Reſpektwidrigkeit gegen den anweſenden Hof, den ganzen Zwiſchenakt hindurch. Nach dem vierten Aufzuge ließ mich der Oberſtkämmerer und, als ſolcher, oberſte Leiter des Theaters, Graf Czernin, rufen, um mir im Auftrage Sr. Majeſtät zu ſagen, daß dem Kaiſer mein Stück ſehr gefalle, und daß, wenn das Publikum mich am Schluſſe wieder zu ſehen begehre, ich mich demſelben zeigen ſollte. So geſchah es. Der Beifall wollte nicht enden, ich erſchien auf der Bühne und ſtattete durch eine ſtumme Verbeugung meinen Dank ab. Meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfniß befriedigte.

Des nächſten Vormittags wurde ich zum Präſidenten der Polizeihofſtelle, Grafen Sedlnitzky, berufen. Mir ſchwante nichts Gutes, und ich ging. Der Graf empfing mich ſehr freundlich, aber in einiger Verlegenheit. Er ſagte mir, er habe den Auftrag von Sr. Majeſtät, mir zu eröffnen, daß Höchſtdemſelben mein Stück ſehr wohl gefallen habe. Ich verſetzte, daß ich daſſelbe ſchon geſtern durch den Grafen Czernin erfahren hätte. Graf Sedlnitzky fuhr fort: das Stück habe Sr. Majeſtät ſo ſehr gefallen, daß ſie alleiniger Beſitzer deſſelben zu ſein wünſchten. Ich fragte: wie das zu verſtehen ſei? Die Antwort war: ich ſollte mein urſprüngliches Manuſkript abgeben, dem Theater würden die Souffleurbücher und einzelnen Rollen abgefordert und das Ganze in der Privatbibliothek des Kaiſers aufgeſtellt werden, der alleiniger Beſitzer des Stückes zu ſein wünſche, weil es ihm gar ſo gut gefallen habe. Man werde mir jeden Vortheil erſetzen, der mir aus der Aufführung auf anderen Bühnen oder aus der Drucklegung zufließen könnte, es wäre vielmehr die Meinung, daß ich in meinen Forderungen nicht allzu ängſtlich ſein ſollte; Seine Majeſtät ſeien ſogar zu Opfern bereit. Auf meine Entgegnung:

man werde mich doch nicht für ſo erbärmlich halten, daß ich eine meiner Arbeiten für Geld vom Erdboden verſchwinden laſſen wollte, erwiederte man mir: die Frage ob? wünſchten Se. Majeſtät ganz außer der Verhandlung gelaſſen, es handle ſich nur um das: Wie? — Ich führe das alles wörtlich genau an.

Da man mir mein Stück im Nothfalle auch ohne Einwilligung wegnehmen konnte, dachte ich auf Auskunftsmittel. Ich ſagte daher der Wahrheit gemäß, daß ich gar nicht mehr Herr über mein Stück ſei. Ich ſelbſt hätte mein Manuſcript abſchreiben laſſen, beim Theater ſei es wiederholt copirt worden. Jedermann wiſſe, daß die mit der Copiatur betrauten Souffleure der Theater, einen heimlichen Handel mit widerrechtlich genommenen Abſchriften trieben. Der Kaiſer könne ſein Geld ausgeben, ohne daß das Stück, und zwar ohne meine Schuld, der Oeffentlichkeit entzogen werde. Ich ſah, mit welcher Freude der Präſident dieſe meine Aeußerung aufnahm, wie denn überhaupt in dem ganzen Vorgange eben ſo gut ein Tadel gegen die Cenſur, die mein Stück erlaubt, als gegen mich ſelbſt, der es geſchrieben hatte, verborgen lag. Er forderte mich auf, dieſe meine Bemerkungen ſchriftlich aufzuſetzen, und ihm zur weiteren Beförderung zu überreichen.

Das geſchah. Ich ſetzte meine innern und jene äußern Gründe auseinander und übergab die Schrift dem Präſidenten. Als ich nach einiger Zeit wiederholt des Erfolges wegen nachfragen wollte, wurde ich nicht mehr vorgelaſſen, indeß man mich vorher mit Zuvorkommenheit empfangen hatte. Die Sache war eingeſchlafen. Das Stück wurde noch ein paarmal gegeben und dann zurückgelegt. Als ich es für den Druck einreichte, erhielt ich das Imprimatur, ohne daß ein Wort geſtrichen worden wäre.

Was dem Kaiſer an dieſem, bis zum Uebermaß loyalen Stücke mißfallen, oder wer ihm, nachdem er es ſelbſt mit Beifall angeſehen, etwas darüber ins Ohr geſetzt habe, iſt mir bis auf dieſen Augenblick ein Geheimniß geblieben. Perſonen, die, ohne zur nächſten Umgebung des Kaiſers zu gehören, doch mit dieſer Umgebung genau bekannt waren, haben nichts darüber erfahren können. Nur ſo viel weiß ich, daß der Polizeipräſident ſelber völlig im Dunkeln war, woher auch ſeine Verlegenheit entſtand. Wie viel in dem ganzen Vorgang Aufmunterung zu künftiger poetiſcher Produktion lag, überlaſſe ich Jedem zu beurtheilen.

Bei meiner Zurückkunft aus Deutſchland hatte ich mir vorgenommen, meine erſte poetiſche Arbeit Goethen zuzueignen, und deßhalb unterlaſſen, ihm, nach ſeiner Erlaubniß, zu ſchreiben. Als es nun an den Druck des treuen Dieners ging, fand ich das Stück viel zu roh und gewaltthätig, als daß ich glauben konnte, daß es auf ihn einen guten Eindruck machen werde. Ich unterließ daher die Dedikation, und da ich auch vorher unterlaſſen hatte, ihm zu ſchreiben, ſo mochte Goethe wohl denken, mein Beſuch in Weimar ſei nur eine Sache der Mode und der Neugier geweſen, und ich fühlte nicht jene Liebe und tiefe Verehrung für ihn, die ich bewahren werde bis ans Ende meiner Tage. Er hat in der Folge, Dieſer und Jener in Schriften und Geſprächen erwähnt, meiner nie. Es ſcheint, er warf mich mit dem übrigen Geſindel zuſammen.

Um dieſe Zeit — ich weiß nicht mehr die Folge der Jahre — trat auch eine Aenderung in meiner amtlichen Beſtimmung ein. Ich führe ſie nur an, um die Art und Weiſe zu bezeichnen, wie ich immer in meinem Vaterlande behandelt wurde. Ich war in meiner Anſtellung als Miniſterial-Concipiſt an die Perſon des Finanzminiſters angewieſen und bezog in dieſer Eigenſchaft eine jährliche Gehaltszulage. Nach dem Tode des Grafen Stadion kam ein neuer Finanzminiſter, ein gutartiger, rechtſchaffener, aber höchſt bornirter Mann, eigentlich nur ein Namensträger für den Vicepräſidenten Baron Pillersdorff, der die Geſchäfte leitete. Dieſer herzensgute Mann, der gegen Jedermann wohlwollend war, hatte eine eigene Abneigung gegen mich gefaßt. Ich weiß nicht, war die Urſache, daß ich in früherer Zeit unfreiwilliger Zeuge der geringſchätzigen Art ſein mußte, mit der ihn ſein damaliger Vorgeſetzter, Graf Stadion, behandelte, oder war es der Nachklang einer Polizeigeſchichte, die ich früher übergangen habe, jetzt aber doch als charakteriſtiſch für die damalige Zeit anführen muß.

In Wien beſtand ſeit mehreren Jahren eine luſtige Geſellſchaft, die ſich und ihren Verſammlungsort: die Ludlams-Höhle nannte. Anfangs höchſt zufällig durch das Zuſammenkommen einzelner Literatoren in einem Gaſthofe gegründet, fanden ſich bald ohne Wahl Geſellſchafter aller Art ein, ſo daß das Ganze den Charakter von niedriger, ja obſcöner Spaßmacherei bekam. Die Beſſern darunter änderten ihr Lokal, ſchloßen die räudigen Schafe aus und verfaßten ſogenannte Statuten, die nichts als die Abhaltung der Unanſtändigkeit bezweckten. Die neue Geſellſchaft fand großen Anklang, und bald gehörten alle beſſern Maler, Muſiker und Literatoren der Reſidenz ihr an. Die Leute beſaßen auch, theils durch natürliche Anlage, theils durch lange Gewohnheit, eine Virtuoſität im nicht unanſtändigen Spaß, daß es etwas Aehnliches, wenigſtens in Deutſchland, wahrſcheinlich nie gegeben hat. Vorleſungen, improviſirte Parodien am nämlichen Abend im Theater neu aufgeführter Stücke, Geſang, Muſik, unſchuldiger Spott, ließen die Stunden im Flug vorübergehen. Durchreiſende

Künſtler und Literatoren ſuchten und fanden Zutritt, und haben noch lange ſpäter geſtanden, gleich vergnügte Abende niemals und nirgends zugebracht zu haben. Mein Altersgenoſſe, Baron Zedlitz, der damals noch im Gegenſatz ſeiner jetzigen diplomatiſchen Richtung ſtand, hatte ſich gleichfalls aufnehmen laſſen, und nun drang alles ſo ſehr in mich, ein Gleiches zu thun, daß die Weigerung beinahe zur Unhöflichkeit geworden wäre. Ich ging einmal hin, mir die Sache anzuſehen, wurde durch Akklamation zum Mitgliede aufgenommen und brachte von da an einige vergnügte Abende dort zu. Vorgeleſen habe ich in der Geſellſchaft nichts, als jene Viſion, die ich bei der Geneſung des Kaiſers Franz von einer ſchweren Krankheit ſchrieb und die, im höchſt loyalen Sinne, eine unglaubliche Wirkung in der ganzen Monarchie hervorgebracht hat. Uebrigens währte meine Mitgliedſchaft nicht länger als ſechs oder acht Wochen, ja ich glaube, daß mein und Zedlitzens Beitritt die Kataſtrophe herbeigeführt, oder doch beſchleunigt hat. — —

Es war damals ein Polizeidirektor in Wien, den ich wohl einen Schurken nennen darf, da er wenig ſpäter, wegen Geldunterſchlagung, ſich ſelbſt den Tod gegeben hat. Er hatte damals eine Beförderung im Sinn, und da er den Widerwillen, um nicht zu ſagen, die Furcht des Kaiſers vor allem Geheimen kannte, ſo beſchloß er, um ſich ein Verdienſt zu machen, die Ludlams-Höhle als geheime Geſellſchaft zu behandeln und als ſolche aufzuheben. Schon der Lärm, den die Mitglieder an ihren Verſammlungsabenden machten, ſchloß jeden Verdacht des Geheimen aus. Ja, man hatte ihnen ſogar Geldbeträge, die ſie, von dem Ueberſchuß der eingegangenen Strafgelder, für wohlthätige Anſtalten alljährlich abführten, als von dieſer Geſellſchaft herrührend, amtlich quittirt.

Trotz dem Allen wurde das Verſammlungslokal in einem Gaſthauſe bei tiefer Nacht von Polizeibeamten überfallen, die Thüren geſprengt, die vorhandenen Schriften und Muſikalien weggenommen und im Triumph davongetragen. Am darauf folgenden frühen Morgen fanden ſich bei mehreren Mitgliedern, aber wohlgemerkt nur bei Schriftſtellern, worunter auch ich gehörte, gleicherweiſe Polizeibeamte ein, welche die Schriften verſiegelten, Protokolle aufnahmen und mit einer Wichtigkeit die Verhöre betrieben, als ob das Heil des Staates in Gefahr ſtünde. Ich durfte denſelben Tag meine Wohnung nicht verlaſſen, ja nicht einmal meinen Bedienten ins Gaſthaus um Eſſen ſchicken. Ein Polizeidiener holte das Mittagsmahl, das wir, ich mit dem Zurückgebliebenen der beiden Beamten, mein Bedienter mit dem im Vorzimmer aufgeſtellten Polizeidiener, gemeinſchaftlich verzehrten.

Obſchon die Polizeibehörde noch am Abende des nämlichen Tages merkte, daß ſie eine Dummheit begangen habe, trieb ſie es doch bis zum wirklichen Urtheilsſpruche, der, als über ein ſchweres Polizeivergehen, die bürgerliche Stellung der in der Geſellſchaft befindlichen Beamten gefährdet hätte. Das Urtheil wurde nun zwar von der politiſchen Oberbehörde als lächerlich kaſſirt, für die Aengſtlichen und Schwarzſeher blieb aber immer eine Makel auf denjenigen kleben, die der Geſellſchaft angehört hatten.

Jetzt erſt erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieſer Gelegenheit erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reiſe geweſen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutſchland unternahm.

Unter die Aengſtlichen und Schwarzſeher, deren ich oben erwähnt habe, gehörte nun auch mein Vorgeſetzter, der Finanzminiſter. Wenigſtens als ich mich, da eben

Staatspapiere nach Brüſſel zu überbringen waren, zur Reiſe erbot, lehnte er es gegen den Kanzleidirektor ab, und zwar darum, weil ich ein Mitglied der Ludlam geweſen ſei. Dieſe Abneigung hatte zur Folge, daß, indeß allen vom Grafen Stadion hinterlaſſenen Miniſterialbeamten ihre Gehaltszulagen ohne Weigerung ausgezahlt wurden, der neue Miniſter nur bei mir eine Ausnahme machte und ich nach Verlauf jedes Quartals, Vorbitter und Protektionen bedurft hätte, um zum Genuß des Meinigen zu kommen. Ich konnte dieſe Zulage aber um ſo weniger entbehren, als ich im Vertrauen auf dieſe Mehreinnahme die ſtändige Unterſtützung meines zweiten Bruders mit ſeiner Familie auf mich genommen hatte, der durch eigene Schuld in die betrübteſten Umſtände gerathen war.

Während ich auf allen Seiten nach Auswegen ſuchte, ſtarb der Archivsdirektor der Finanzhofſtelle. Sein Gehalt betrug genau ſo viel, als mein bisheriger, zuſammen mit der Zulage. Ich ergriff dieſes Auskunftsmittel und ſetzte mich um dieſe Stelle in Bewerbung, die ich auch erhielt, weil keiner meiner Kollegen ſie mochte. Ihr Antritt war nämlich zugleich auch ein Ausſcheiden aus jenem Geſchäftsbereich, der zu höhern Beförderungen berechtigte, gewiſſermaßen ein Abſchneiden jeder weiteren Ausſicht. Eben deßhalb bezog mein Vorgänger im Archiv, außer jenem feſten Gehalte noch eine Perſonalzulage, um, bei den eben berührten Verhältniſſen, einen Beamten, der die philoſophiſchen und Rechtsſtudien zurückgelegt hatte, zu vermögen, mit dieſer letzten Hoffnung für das ganze Leben ſich zu begnügen. Auch dieſe Zulage wurde mir zugeſagt, mit dem Beiſatze jedoch, daß erſt nach drei oder viermonatlicher Dienſtleiſtung, man mit Berufung auf meine gezeigte Geſchäftstüchtigkeit bei Sr. Majeſtät auf dieſe Gehaltsvermehrung antragen könne. So trat ich denn mein neues Amt an, das mir Anfangs durch die feindliche Geſinnung meiner Untergebenen, von denen die Aelteſt-Dienenden ſich ſelbſt um die Direktorsſtelle beworben hatten, ſehr ſauer gemacht wurde.

Als die Zeit herankam, bei Seiner Majeſtät um jene Zulage einzuſchreiten, hatte ſich ein neues Unglück begeben.

Die Vaterlandsliebe war geradezu mit meinem Innerſten verwachſen. Außer dem, was davon in jedem wohlgeſchaffenen Menſchen natürlich iſt, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für alles empfängliche Sinn des Oeſterreichers, ein mir gemäßes wohlthätig warmes Element. Ich hatte mich deßhalb auch mit dem übrigen Deutſchland nicht ganz befreunden können. Dieſe Liebe des Vaterlandes trug ich nun auch gar zu gern auf die regierende Familie, als die Repräſentanten deſſelben, über. So wenig Gutes mir bis dahin noch von ihr widerfahren war, ſo brauchte ich doch unendlich lange, bis ich mit einem oder dem andern aus ihrer Mitte, mit mir ſelbſt aufs Reine kam.

Um dieſe Zeit war der Kronprinz, nachmaliger Kaiſer Ferdinand, ſchwer erkrankt. Die Meinungen über dieſen jungen Prinzen waren ſehr getheilt. Die Einen dachten gering von ſeinen Fähigkeiten, die Andern ſchloßen aus ſeinem Schweigen bei der ſtaatsräthlichen Verhandlung unbeliebter Maßregeln, auf oppoſitionelle volksfreundliche Geſinnungen. Ueber ſeine vollkommene Gutmüthigkeit war Jedermann einig. Als er nun ſchwer krank darniederlag, machte ich, meiner Beſorgniß und meinen Hoffnungen, in einigen Strophen Luft, wie es denn überhaupt meine Gewohnheit war, zur Lyrik nur als einem Mittel der Selbſterleichterung Zuflucht zu nehmen, weßhalb ich mich auch für einen eigentlich lyriſchen Dichter nicht geben kann. Der Sinn des Gedichtes war, der Wahrheit gemäß, daß erſt die Zukunft ſeine geiſtigen Eigenſchaften enthüllen müſſe, vor der Hand mache es uns glücklich, zu wiſſen, daß er den höchſten Vorzug des Menſchen, die Güte, die in ihrem vollendeten Ausdruck ſelbſt eine Weisheit ſei, ganz und vollkommen beſitze. Mir entging nicht, daß dieſe Wendung übeln Deutungen ausgeſetzt ſein könnte, ich ſchrieb das Gedicht aber auch für mich und dachte auf keine Veröffentlichung. Als es vollendet auf meinem Arbeitstiſche lag, beſuchte mich ein Freund, der, ohne ſelbſt Literator zu ſein, doch mit allen Literatoren Wiens in Verbindung ſtand. Ich wurde abgerufen, und in der Zwiſchenzeit las er ziemlich unbeſcheidener Weiſe das offen daliegende Gedicht. Er war, vielleicht gerade, weil die Darſtellung inner den Gränzen der Wahrheit blieb, ganz entzückt und ſprach davon in dieſem Sinne zu ſeinen literariſchen Freunden. Dieſe begehrten es nun auch zu hören, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Ich las es Abends im Gaſthauſe vor, wo wir ein abgeſondertes Zimmer inne hatten, und nun drang alles, vorzüglich aber der Redakteur der damals beſtehenden Wiener Zeitſchrift in mich, es drucken zu laſſen. Einerſeits beruhigte mich die ausnahmsloſe Billigung ſo vieler ganz geſcheidter Leute über die Furcht einer möglichen übeln Deutung, andererſeits mußte das Gedicht der Cenſur vorgelegt werden, die, wenn ſie ein Arges fand, es ohnehin verbieten würde. Es wurde daher ausgemacht, daß es der Redakteur der Wiener Zeitſchrift dem uns Allen wohlbekannten Cenſor nicht amtlich, ſondern als Freund überreichen und, wenn dieſer Bedenken fände, das Gedicht wieder zurücknehmen ſollte. Das geſchah. Der Cenſor, ſelbſt Dichter und durch einige Zeit Theaterdirektor, erklärte, die Bewilligung zum Drucke nicht auf ſich nehmen zu können. Als aber der Redakteur der Zeitung das Gedicht wieder zurückverlangte, entgegnete jener, das laufe gegen ſeine Pflicht, er müſſe es der höhern Behörde vorlegen. Ob das nun unverſtändiges Beſtreben, die Drucklegung zu fördern, oder Schurkerei war, weiß ich nicht. Die Druckbewilligung wurde verweigert, zugleich aber das Gedicht in unzähligen Abſchriften verbreitet. Gerade diejenigen, die von dem Prinzen übel dachten, ſahen in meinen Verſen eine beabſichtigte Verſpottung deſſelben. Feile Schufte ſchrieben in gleichfalls abſchriftlich verbreiteten Knittelreimen gegen mich und mein Gedicht. Es war ein literariſch dynaſtiſcher Aufruhr.[1]

Unter dieſen Umſtänden gelangte der Vortrag der Finanzhofſtelle, mit dem Einrathen auf eine Gehaltszulage, an Seine Majeſtät.

Es iſt in Oeſterreich die Gewohnheit, daß diejenigen, für welche eine ſogenannte Gnadenſache Sr. Majeſtät zur Entſchlußfaſſung vorgelegt wird, ſich perſönlich dem Kaiſer in beſonderer Audienz vorſtellen. Theils konnte ich nicht, theils wollte ich gerade in meinem Falle von dieſer Uebung nicht abweichen. Man hatte mir den Kaiſer als höchſt erzürnt über mein Gedicht vorgeſtellt. Mir lag daran, wenn er ſich etwa in dieſem Sinne äußern ſollte, ſeine falſche Anſicht nach Möglichkeit zu berichtigen.

Ich meldete mich zur Audienz und wurde angenommen. Es war das einzigemal, daß ich den Kaiſer Franz ſprach. Bei meinem Eintritt in den Vorſaal ziſchelten ſich Mehrere heimlich in die Ohren; ein hochgeſtellter Geiſtlicher, ſonſt mein vertrauter Freund, that alles Mögliche, meine Nähe zu vermeiden, ja einer der beim Eingang in das Arbeitszimmer des Kaiſers aufgeſtellten Gardiſten ſprach allerlei von der üblen Stimmung deſſelben und ſeiner Strenge im Zorn, was offenbar auf mich gemünzt war. Ich dachte mit Goethes Georg im Götz von Berlichingen: Guckt ihr —! Endlich wurde ich, der Allerletzte oder einer der Letzten, eingelaſſen. Der Kaiſer empfing mich ſehr gütig. Als ich meinen Namen und den Gegenſtand meiner Bitte nannte, fragte er — obſchon er es wahrſcheinlich ſo gut wußte als ich — „Sind Sie der Nämliche, der der Autor iſt?“ Ich bejahte und ſetzte meine Gründe und Anſprüche auf die, mit der Archivsdirektorsſtelle verbundene, Gehaltszulage auseinander. Der Kaiſer hörte mich ruhig an und ſagte: „Ihr Geſuch iſt ganz billig, da Sie ganz in dem Falle Ihres Vorgängers ſind.“ Endlich entließ er mich mit den Worten: „Sein Sie nur fleißig, und halten Sie Ihre Leute zuſammen.“ Da der Kaiſer meines Gedichtes nicht erwähnte, fühlte ich mich auch meinerſeits nicht berufen, darüber ein Wort zu verlieren, und ging. So mild aber ſeine Worte waren, ſo wenig waren es ſeine Handlungen. Er hatte ſchon damals den mich angehenden Vortrag der Finanzhofſtelle unter diejenigen Aktenſtücke gelegt, die er entſchloſſen war, während ſeines ganzen Lebens nicht zu entſcheiden. Erſt länger als ein Jahr nach ſeinem Tode, wurde es mit Mühe unter den Rückſtänden aufgefunden, die aus ähnlichen Urſachen ſich angehäuft hatten. Aber auch als es ſich jetzt fand, hatte bereits ein Staatsrath, auch einer meiner Maulfreunde und Gönner, ſein Müthchen an mir oder vielleicht nur an der Finanzhofſtelle, die ſeinen Sohn nicht nach Wunſch beförderte, amtlich gekühlt, indem er, ſtatt der Gehaltszulage auf eine Gehaltsvermehrung einrieth, durch welche ich freilich 200 Gulden jährlich verlor, ein Verluſt, der mir erſt ſpäter unter dem Miniſterium des Baron Kübeck gutgemacht worden iſt.

---

[1] Dieſes Gedicht, mit einem Nachwort: „die Klage“ findet ſich Bd. I., S. 196—198. A. d. H.

Auch der Hauptbeleidigte, der Kronprinz, war gegen mich ſo ſehr erzürnt, als ſeine wirkliche Gutmüthigkeit ihm erlaubte. Es befand ſich damals eben der Bauchredner Alexandre, ein ziemlich gebildeter Mann, in Wien, mit dem ich zufällig bekannt wurde. Er machte ſeine Künſte auch bei Hofe, und in einem Geſpräche mit dem Kronprinzen erwähnte er auch meines Gedichtes, und wie er wiſſe, daß ich gar keine üble Abſicht dabei gehabt habe. Er hat ſie allerdings gehabt, ſagte der Prinz; man hat ihn aufmerkſam gemacht, und dennoch wollte er es drucken laſſen. Als Alexandre mir das erzählte, dachte ich wieder mit Götz von Berlichingen: „Kaiſer, Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder,“ obwohl ein Bauchredner eigentlich kein Räuber iſt. Wer dem Kronprinzen jene böswillige Lüge geſagt hat, weiß ich freilich nicht.

Ich ſtand nunmehr ſowohl mit dem gegenwärtigen als mit dem künftigen Kaiſer in dem übelſten Verhältniſſe, was für keinen Fall erfreulich iſt.

Ganz literariſch unthätig war ich in der Zwiſchenzeit nicht geweſen. Die Ereigniſſe bei Gelegenheit meines Ottokar und des treuen Dieners hatten mich belehrt, daß hiſtoriſche Stoffe zu behandeln in den öſterreichiſchen Landen höchſt gefährlich ſei. Reine Empfindungs- und Leidenſchafts-Tragödien aber verlieren ihr Intereſſe bei des Dichters zunehmenden Jahren. Man kann mir einwenden, ich hätte mich über die engen öſterreichiſchen Verhältniſſe wegſetzen, und für die Welt oder doch für Deutſchland ſchreiben ſollen. Aber ich war nun einmal eingefleiſchter Oeſterreicher und hatte bei jedem meiner Stücke die Aufführung, und zwar in meiner Vaterſtadt, im Auge. Ein geleſenes Drama iſt ein

Buch, ſtatt einer lebendigen Handlung. Wenige Leſer haben die Gabe, ſich jene Objektivirung, jene Wirklichkeit hinzuzudenken, welche das Weſen des Drama ausmacht, wenigſtens ſeinen Unterſchied von den übrigen Dichtungsarten.

Da fiel mir einmal der erſte Akt von: „Traum ein Leben" in die Hände, welches Stück ich ſchon in meiner früheſten Zeit begonnen, aber weggelegt hatte, weil der mit der Rolle des Zanga betheilte Schauſpieler, ſtatt des Negers durchaus einen Weißen haben wollte. Das Bunte, Stoßweiſe des Stoffes war eben geeignet, mir ſelber einen Anſtoß in meiner Verdroſſenheit zu geben.

Es iſt hier vielleicht der Ort, über das Gewaltthätige zu ſprechen, das ſich in meinen meiſten Dramen findet, und das man leicht für Effektmacherei halten könnte. Ich wollte allerdings Effekt machen, aber nicht auf das Publikum, ſondern auf mich ſelbſt. Die ruhige Freude am Schaffen iſt mir verſagt. Ich lebte immer in meinen Träumen und Entwürfen, ging aber nur ſchwer an die Ausführung, weil ich wußte, daß ich es mir nicht zu Dank machen würde. Die ſchonungsloſeſte Selbſtkritik, die ſich in früherer Zeit unmittelbar nach der Vollendung Platz machte, fieng jetzt ſchon an, ſich während der Arbeit einzuſtellen. Es war daher immer, entweder die Schwierigkeit der Aufgabe, oder die Heftigkeit des Anlaufs, was die Luſt am Vollenden vor dem Schluſſe nicht erkalten ließ. Zugleich war ich kein Freund der neuern Bildungsdichter, ſelbſt Schiller und Goethe mitgerechnet; nebſt Shakſpeare zogen mich die Spanier, Calderon und Lope de Vega, an, nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung, was durch ſeine bloße Exiſtenz Glauben erzwingt, das ſchien mir die wahre Aufgabe der dramatiſchen Poeſie zu ſein. Eine gefährliche Richtung, der ich vielleicht nicht gewachſen war.

Sich immer auf dem Standpunkte der Anſchauung zu erhalten, wird ſchwer in unſerer, auf Unterſuchung geſtellten Zeit.

Als ich mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieſer war gar nicht gut darauf zu ſprechen. Er zweifelte an der Möglichkeit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig ausgemacht war; hatte ich es doch aufführen geſehen, als ich es ſchrieb. Dieſes Mißfallen war um ſo ſonderbarer, da vor mehreren Jahren, als ich Schreyvogeln die erſte Idee mittheilte, er davon ganz entzückt ſchien. Der vortreffliche Mann wurde aber leicht ängſtlich, wenn ihm ein Neues vorkam, wozu er kein Gegenbild in den klaſſiſchen Muſtern fand. Auch mochte der Titel: „Traum ein Leben“ ihn ſtören, da es ſich dadurch gleichſam als ein Seitenſtück zu Calderons: „Leben ein Traum“ anzukündigen ſchien, das Schreyvogel ſelbſt für die deutſche Bühne bearbeitet hatte. Bei ſeiner großen und gerechten Verehrung für Calderon mochte ihm dieſe Gegenüberſtellung, als Kunſtrichter und als Bearbeiter, mißfallen.

Da ich gar nicht Willens war, mit Schreyvogel in Conflikt zu gerathen, legte ich das Stück ruhig hin. Hatte es doch ſeinen Zweck, mich zu beſchäftigen und zu zerſtreuen, vollkommen erreicht.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich über die Zeitfolge der Ereigniſſe in großer Verwirrung bin. Die Urſache davon iſt, daß ich bis auf den gegenwärtigen Augenblick immer beſtrebt war, ſie zu vergeſſen. Ich fühlte mich vielleicht, etwas hypochondriſcher Weiſe, ſo von allen Seiten bedrängt und eingeengt, daß ich kein Hilfsmittel wußte, als die marternden Gedankenfäden abzureißen und mich in eine neue Reihe zu verſetzen. Das hat mir übrigens auch ſonſt unendlich geſchadet. Es hat das urſprünglich Stetige meines Weſens, um mich Kantiſch auszudrücken, zum Fließenden gemacht, und ſelbſt mein Gedächtniß, das in der Jugend gut war, wurde durch das immerwährende Abreißen und Neuanknüpfen untreu und ſchwach. Ich möchte Jedem, der etwas Tüchtiges werden will, anrathen, die unangenehmen Gedanken fortzudenken, bis ſie im Verſtande eine Löſung finden. Nichts iſt gefährlicher, als die Zerſtreuung.

Alſo ich glaube, es war um dieſe Zeit, daß ich von Beethoven angegangen wurde, ihm einen Operntext zu ſchreiben. Ich habe die Geſchichte meiner Bekanntſchaft mit Beethoven und dieſes Operntextes in einem beſondern Aufſatze beſchrieben, ich erwähne daher hier nur ſo viel, daß mein Verleger Wallishauſer, der ein gutes Geſchäft zu machen glaubte, mir mein Autorrecht auf dieſen Operntext abkaufte und mir dadurch die Möglichkeit einer Reiſe verſchaffte.

Sie ging dießmal nach Paris und London.[1] Außer meinem gewöhnlichen Reiſezwecke, einmal freier Athem zu holen, war es dießmal auch der Wunſch, mir von dieſen oft erwähnten Weltſtädten, eine deutliche Vorſtellung zu verſchaffen. Ich ging, wieder allein, über München, Stuttgart, Straßburg nach Paris. In Stuttgart machte ich die Bekanntſchaft Uhlands, des letzten deutſchen Dichters, der bei ſich zu Hauſe eben ſo liebenswürdig iſt, als in der Fremde ſchweigſelig und neblicht. In Paris hütete ich mich, die franzöſiſchen Schriftſteller zu beſuchen. Dieſe Leute ſind ungemein von ſich eingenommen, weil ihnen nicht deutlich wird, daß ſie zwei Drittheile ihres Ruhmes dem Umſtande verdanken, daß ſie franzöſiſch, alſo in der

---

[1] Das ausführliche Tagebuch der Reiſe iſt dieſem Bande beigegeben.
A. d. H.

Weltſprache, ſchreiben. Da ſie nun zugleich von fremden Literaturen, großentheils mit Recht, nichts wiſſen, ſo kommt man mit ihnen immer in die Stellung eines Handwerksburſchen, der auf ſeiner Wanderung bei einem fremden Meiſter vorſpricht. Mit Alexandre Dumas wurde ich durch einen deutſchen Arzt bekannt. Er lud mich zum Frühſtück, zu dem auch Viktor Hugo gebeten war, der aber nicht kam. Dumas hatte durch ſeine damalige Maitreſſe, ſpätere Frau, die Schauſpielerin Ida, die in Straßburg erzogen war, eine dunkle Idee von der „Ahnfrau," für die er, als ſelbſt dem genre romantique angehörig, einen großen Reſpekt bezeigte. Er galt übrigens unter ſeinen Kollegen für einen Kenner der deutſchen Literatur. Seine Egeria hierin war eben jene Mlle. Ida, die auch nur ein paar deutſche Worte wußte, indeß er ſelbſt nicht ein einziges verſtand. Dieſer Ruf der Kennerſchaft fremder Literaturen iſt übrigens in Paris leicht zu erwerben. Ich ſaß einmal im théâtre français zwiſchen zwei Herren, die in mir leicht den Deutſchen erkannten. Sie ſprachen daher von deutſcher Poeſie, indem ſie dabei auf einen etwas ſeitwärts von uns auf der vordern Bank ſitzenden Mann wieſen, den ſie als einen grand connoisseur de littérature allemande bezeichneten. Während ſie nun von Schillair und Goëthe ſprachen, wendete ſich der Kenner um und verbeſſerte: on prononce Gouthe.

Wenn ich in Wien nie ins Theater ging, ging ich beinahe täglich in Paris, der Unterſchied intereſſirte mich. Das théâtre français war damals ganz im Verfall. Talma war todt und die Rachel noch nicht erſchienen. Die Mars ſpielte nur noch bei einzelnen Gelegenheiten. Ich ſah ſie in den „falſchen Vertraulichkeiten," einer ihrer Glanzrollen, wo ich mir aber ſagen mußte, daß Mad. Löwe in Wien mir beſſer gefallen hatte, ſelbſt was die Haltung und die Feinheit des Spiels betrifft. Dagegen war ſie in der blinden „Gabriele,“ deren ſentimentale Jugendlichkeit mit ihren ſehr vorgerückten Jahren im ſchreiendſten Contraſt hätte ſtehen ſollen, unübertrefflich. Das Uebrige war mittelmäßig und, wenn ſie tragirten, widerlich. Am Beſten geriethen ihnen noch neuere Tragödien, aber eine von Racine, die ſie gaben, ſah ſich an, wie ausgewaſchener Kattun.

Deſto beſſer waren die kleinen Theater. Was der Franzoſe ſelbſt beobachten kann, das ſtellt er mit Meiſterſchaft dar, aber das Styliſiren und Idealiſiren gelingt ihm durchaus nicht.

Auch die große Oper iſt höchſt intereſſant, ſchon wegen der Vollendung der Mittel, wenn man auch mit dem Zwecke nicht immer einverſtanden ſein ſollte. Eine Darſtellung, wie die von Meyerbeers Hugenotten, die damals neu waren, hat man außer Paris wohl nie geſehen. In Wien mußte ich mir die Oper auf zwei Abende eintheilen, in Paris habe ich ſie fünf- oder ſechsmal, von Anfang bis zu Ende, mit immer ſteigendem Intereſſe geſehen. Ueberhaupt laſſen die franzöſiſchen Darſteller eine Ermüdung nicht aufkommen. Sie übertreiben, aber ſie reißen hin. Es iſt, als ob man eine Landſchaft durch ein rothes Glas anſähe, die Farbe iſt nicht mehr natürlich, aber die Einheit der Färbung erzeugt eben auch eine Harmonie. Die Kunſt iſt etwas Anderes, als die Natur. Voltaires genre ennuyeux hat ſeinen Wohnſitz in Deutſchland.

Ich machte die Bekanntſchaft Meyerbeers, der ſich ſehr liebenswürdig benahm, und mir eben wiederholt Platz zu den überfüllten Aufführungen ſeiner Hugenotten verſchaffte. Auch Thalberg war da, für mich der Klavierſpieler par excellence.

Mit Alexandre Dumas hatte ich ein eigenes Unglück. Es war damals eben zwölfmal mit ungeheurem Beifall ſein neueſtes Trauerſpiel „Don Juan de Maranna“ aufgeführt worden. Dumas lud mich ein, der dreizehnten Vorſtellung beizuwohnen, und gab mir ſogar eine Anweiſung auf einen Sperrſitz, den man aber an der Kaſſa nicht reſpektirte. Das Stück war, trotz einigen Zügen von Talent, das Abſurdeſte, was man ſehen konnte. Hochromantiſch, oder phantaſtiſch. Es kam eine Geiſterredoute der Todten vor, die der Held des Stückes alle umgebracht hatte. Eine Scene ſpielte im Himmel, wo Engel der Jungfrau Maria räucherten, die aber nur bei den erſten Vorſtellungen ſichtbar war, in den ſpäteren, als in der Couliſſe befindlich, angenommen wurde. Das Stück hatte mit Beihilfe der Freunde und bezahlten Klatſcher einen ungeheuern Erfolg, durch zwölf Darſtellungen. Bei der dreizehnten, der ich beiwohnte, mochte die Beifalls-Aſſekuranz der Direction zu koſtſpielig oder überflüſſig ſcheinen. Das unbefangene bezahlende Publikum gewann die Oberhand, und das Stück wurde ſo entſetzlich ausgepfiffen, daß es von da an nicht mehr auf den Brettern erſchien. Selbſt dieſes Auspfeifen wurde mit einer Art richterlicher Haltung ausgeübt, wenigſtens kamen Pöbelhaftigkeiten nicht vor, wie bei ähnlichen Anläſſen in Wien. Der Kunſtſinn des Franzoſen iſt nicht immer auf der rechten Fährte, was ihm aber im Wege ſteht, iſt doch immer nur eine falſche Anſicht, nie die Gemeinheit.

Von den Menſchen in Paris waren mir die intereſſanteſten zwei deutſche Landsleute, Börne und Heine. Mit Erſterem kam ich in ein faſt freundſchaftliches Verhältniß. Börne war gewiß ein ehrlicher Mann, und das politiſch Aufreizende in ſeinen Schriften, oder vielmehr das auf den höchſten Grad Geſteigerte derſelben, kam wahrſcheinlich nur daher, daß er die Deutſchen für ſo dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinſchlagen müſſe, um nur die Spur eines geringen Eindruckes zurückzulaſſen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutſchlands, ſich ſeinem Tyrannenhaß humoriſtiſch überlaſſen zu können. Es ging aber dabei, wie bei Patienten von harten Naturen. Man verſtärkt die Doſen und ſteigert die Mittel; lange Zeit ohne Erfolg; bis endlich die letzte Arznei wirkt, und nun zugleich die Wirkung der früheren ſich bis zum Uebermaße Luft macht. Hätte er ein Jahr achtundvierzig für möglich gehalten, er wäre etwa vorſichtiger geweſen.

Ich ging öfters zu ihm nach Auteuil hinaus, und er kam mir zu Liebe nach Paris. Bis auf ſeinen wunderlichen Haß gegen Goethe, fanden wir uns recht gut zuſammen. Aber auch dieſer Haß war nur gegen Goethe's ſogenannten Ariſtokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutſchland ein neuer Fauſt erſchien, den der Verfaſſer Börnen zuſchickte, zeigte ſich in der Indignation über dieſes Gegenübertreten der hohe Werth, den Börne auf den größten unſerer Dichter legte. Das Schlimmſte für unſere Zuſammenkünfte war, daß man bei Börne immer deutſche Flüchtlinge antraf, die ihren Unſinn im Tone von anno achtundvierzig anbrachten. So geſchah es mir einmal, daß, als ich einmal meiner Unzufriedenheit über die damaligen öſterreichiſchen Zuſtände in Gegenwart eines ſolchen Exilirten Luft machte, des nächſten Tages unſer ganzes Geſpräch mit Nennung meines Namens in einer Pariſer Zeitung erſchien. Ich weiß nicht, ob die öſterreichiſche Geſandtſchaft von dem Blatte Notiz genommen hat. Börne ſelbſt konnte ſich in meine Stellung nicht finden. Als ich eines Tages bei ihm in Auteuil gefrühſtückt hatte, forderte er mich auf, mit ihm in Paris zu Mittag zu eſſen. Wir waren bis zum Eingange des beſtimmten Gaſthofes gekommen, als er mir ſagte, ich würde mich köſtlich amüſiren. Es ſei ein Gaſtmal von Refugiés aller Nationen. Man würde Reden halten, meine Geſundheit, einen Toaſt auf die Befreiung des Menſchengeſchlechtes trinken u. ſ. w. Worauf ich, Abſchied nehmend, erwiederte, er möge ſich nur allein dieſe Unterhaltung verſchaffen, ich würde in einem anderen Gaſthauſe eſſen.

Heine fand ich in Fülle der Geſundheit, aber, wie es ſchien, eben in ſehr beſchränkter ökonomiſcher Lage. Er bewohnte in der cité bergère zwei kleine Zimmer, in deren erſtem ſich zwei Weibsbilder mit Betten und Kiſſen zu ſchaffen machten. Das zweite, noch kleinere, Heine's Arbeitszimmer, bekam durch die Spärlichkeit der Möbel, faſt das Anſehen des Geräumigen oder doch des Geräumten. Seine ganze oſtenſible Bibliothek beſtand in Einem, wie er ſelbſt ſagte, entlehnten Buche. Er hielt mich anfangs für den Schriftſteller Cuſtine, mit dem ich Aehnlichkeit haben ſollte. Bei Nennung meines Namens zeigte er große Freude und ſagte mir viel Schmeichelhaftes, das er wahrſcheinlich in der nächſten Stunde vergeſſen hat. In der gegenwärtigen Stunde aber unterhielten wir uns vortrefflich. Ich habe kaum je einen deutſchen Literator verſtändiger reden gehört. Er hatte aber mit Börne und überhaupt mit den ſelbſt verſtändigeren unter den Deutſchen das gemein, daß er bei aller Mißbilligung des Einzelnen einen großen Reſpekt für das Ganze der deutſchen Literatur hatte, ja ſie allen anderen voranſetzte. Ich aber kenne kein Ganzes, als welches aus Einzelnen beſteht. Dieſen aber fehlt der Nerv und der Charakter. Ich will mit Jemandem zu thun haben, wenn ich ein Buch leſe. Dieſes Sichſelbſtaufgeben hätte noch einen Werth, wenn es ein Aufgeben in den Gegenſtand wäre. Aber auch der Gegenſtand wird aus ſeiner urſprünglichen Prägnanz geriſſen und zu Anſichten ſublimirt, wo man ſich denn in einer Mittelwelt befindet, in der die Schatten Geiſter und die Geiſter Schatten ſind. Ich ehre die deutſche Literatur; wenn ich mich aber erfriſchen will, greife ich doch zu einer fremden.

So ſehr mir Heine im Geſpräch unter vier Augen gefiel, ebenſo ſehr mißfiel er mir, als wir ein paar Tage ſpäter bei Rothſchild zu Mittage waren. Man ſah wohl, daß die Hauswirthe Heine'n fürchteten, und dieſe Furcht mißbrauchte er, um ſich bei jeder Gelegenheit verdeckt über ſie luſtig zu machen. Man muß aber bei Niemand eſſen, dem man nicht wohlwill, und wenn man Jemand verächtlich findet, muß man nicht bei ihm eſſen. Es ſetzte ſich daher auch von da an unſer Verhältniß nicht fort. Unter den Gäſten bei Rothſchild befand ſich auch Roſſini.

Ich hatte ihn vor Jahren flüchtig in Italien geſehen. Jetzt war er ganz Franzoſe geworden, ſprach die fremde Sprache wie ein Eingeborner, und war unerſchöpflich an Witz und Einfällen. Seine Feinſchmeckerei iſt bekannt. Er war, obwohl Hausfreund, dießmal vornehmlich geladen, um die Proben einer anzukaufenden Partie Champagner zu verſuchen, worin er als ein vorzüglicher Kenner galt. Beim Nachhauſegehen gingen wir eine Strecke mitſammen. Ich fragte ihn, ob das Gerücht wahr ſei, daß er für die Krönung des Kaiſers von Oeſterreich zum Könige von Italien, eine Oper ſchreibe. Muſikaliſch merkwürdig war mir ſeine Antwort. Wenn man Ihnen jemals ſagt, erwiederte er, daß Roſſini wieder etwas ſchreibe, ſo glauben Sie's nicht. Erſtens habe ich genug geſchrieben, dann gibt es Niemand mehr, der ſingen kann.

Im Uebrigen habe ich in Paris geſehen, was Jedermann ſieht, es iſt daher darüber nichts zu ſagen. Als die Abreiſe nach London heranrückte, ſtellten ſich gewaltige Bedenken wegen der Sprache ein. Ich hatte nämlich das Engliſche ohne Meiſter, bloß aus Grammatik und Wörterbuch gelernt, nie ein Wort engliſch geſprochen, ja auch nie anders als im Vorübergehen engliſch ſprechen gehört. In den letzten Tagen, ehe ich von Wien abging, beeiferte ſich ein artiges Fräulein meiner Bekanntſchaft, mich in etwas mit der Ausſprache bekannt zu machen, eine Bemühung, die ein Engländer, den ich in Paris fand, und von Wien her kannte, einigermaßen fortſetzte. Aber das Alles zeigte mir nur, wie himmelweit ich von dem ſprachlichen Chineſenthum der Engländer entfernt ſei. Da übrigens mein ganzes Weſen aus Bedenken und Unbeſonnenheit zuſammengeſetzt iſt, ſo beſchloß ich, erſt im Strome ſelbſt das Schwimmen zu verſuchen.

Ich ging nach Boulogne, um von da nach Dover überzuſetzen. In Boulogne aber fand ſich ein engliſches Dampfſchiff, welches ſich erbot, um einen geringen Preis die Reiſenden unmittelbar nach London zu bringen. Obwohl auf dieſe Art die Gelegenheit verloren ging, das Stück Land zwiſchen Dover und London kennen zu lernen, ſo war doch die Abkürzung der Reiſe zu verführeriſch, um ſo mehr, als ich ohnehin beſchloſſen hatte, von der Hauptſtadt Excurſionen, wohl gar bis Schottland, zu machen. Ich ſchiffte mich alſo ein, überſtand bei nicht ſtürmiſcher, aber ziemlich bewegter See eine Nacht, die ich, trotz des kalten Windes, auf dem Verdeck zubrachte, da ſchon der Dunſt der überfüllten Kajüten mir Anmahnungen des Seeübels hervorrief. Des anderen Morgens gab ich ſehr niederſchlagende Proben meiner Ausſprache des Engliſchen. Ich begehrte nämlich beim Frühſtück Butter, und man brachte mir — Waſſer. Die durchwachte Nacht und die geſtörten Eingeweide, verkümmerten mir in Etwas den Eindruck der ſich allmählig nähernden Weltſtadt.

Im Zollhauſe angekommen, zeigte ſich ein neues Mißgeſchick. Ich hatte in Boulogne mit einem Franzoſen gemeinſchaftliche Sache gemacht, da das Dampfſchiff Esmerald mit einem zweiten konkurrirte, und ſie ſich wechſelſeitig im Preiſe herabſteigerten, ſo daß das Fahrgeld halb im Licitationswege abgemacht wurde, der Franzoſe übrigens noch weniger Engliſch verſtand, als ich, nämlich gar nichts, ſo kamen wir überein, daß ich für Beide die Fahrbillete löſen, er dagegen das gemeinſchaftliche Gepäcke beſorgen ſollte, zu welchem Ende ich ihm eine Karte mit meinem Namen gab.

Im Zollhauſe wurden die einzelnen Reiſenden namentlich aufgerufen, in ein Nebenzimmer geführt, wo ſie nach vorgängiger Viſitation ihr Gepäcke erhielten. Schon war mein Franzoſe, endlich die ganze übrige Geſellſchaft abgefertigt, und mein Name erſchien noch immer nicht. Da, als ſchon eine neue Dampfſchiffsbemannung in den Saal trat, drängte ich mich neben dem Namens-Aufrufer ins Amtszimmer, wo mein Koffer noch allein am Boden ſtand. Der windige Franzoſe hatte wahrſcheinlich meine Karte weggeworfen oder verloren, und mein Name erſchien daher gar nicht auf der Gepäcksliſte. Glücklicherweiſe ſtand dieſer Name auf dem Deckel meines Koffers, und die Identität deſſelben mit meinem Paſſe verſchaffte mir endlich meine Habſeligkeiten, was bei der bekannten Strenge der engliſchen Zollvorſchriften für ein nicht geringes Glück gelten konnte.

Das war aber noch nicht genug. Schon im Paßbureau hatte ich erfahren, daß der Deutſche, der ein Koſthaus für

Fremde hielt, und an den ich eine Adreſſe von Wien mitbrachte, Bankrutt gemacht und ſich von London entfernt hatte. Wo ſollte ich nun hin, in der mir ganz unbekannten Rieſenſtadt? Zum Glück erinnerte ich mich, daß mir in Paris ein däniſcher Hauptmann Czerning — derſelbe, der ſpäter als Kriegsminiſter eine Rolle ſpielte — eine, wie er es nannte, Rothadreſſe gegeben hatte an eine Miſtreß Williams, die in Ruſſel-Street, Bloomsburg-Square, ein Koſthaus mindern Ranges hielt. Dahin ließ ich mich bringen, wobei mich der Cabführer durch halb London kutſchirte, um das Fahrgeld ſo hoch als möglich zu ſteigern. Ich fand die Hausfrau und ihre beiden hübſchen Töchter höchſt angenehm, nur daß ſie mein Engliſch und ich das Franzöſiſch der älteſten Tochter nicht verſtand. Doch merkten ſie endlich, daß ich ein Zimmer wollte, was mir denn in möglichſt beſcheidenen Dimenſionen zu Theil wurde.

Des andern Tages begann ich meine Wanderungen, und zwar ohne Führer, dergleichen in unſerm beſcheidenen Hotel nicht zu haben war. Ich ſtudirte meinen Weg auf dem Plane von London, deſſen darauf bezüglichen Theil ich mir auf ein handgroßes Blatt nachzeichnete. Da es ſich um die Pulsader von London, eine breite gerade Straße handelte, die zur Bank führt, ſo bot die Richtung keine Schwierigkeit, ja ich fand endlich auch die Seitenſtraße Biſhopgate-Street, in der der Bankier wohnte, an den ich adreſſirt war. Denn vor Allem engliſches Geld holen, war mein Zweck. In Biſhopgate-Street wußte aber Niemand das Haus des Bankiers, obſchon es einer der erſten von London war. Ich trat daher mit meiner Nachfrage in einen Spezereiladen; aber auch dort hatte man die Namen Louze and Civet nie gehört. Da holte endlich der Herr des Ladens einen Handels-Schematismus von der Wand, und es fand ſich, daß das Comptoir des Bankiers unmittelbar gegenüber lag. Und das wußte Niemand von ſeinen nächſten Nachbarn. Aber ſo ſind die Engländer überhaupt. Jeder kennt nur das, womit er in unmittelbarem Verkehre ſteht. Ein Einwohner der City z. B. iſt im Weſtende ebenſo ein Fremdling, wie ein eben angekommener Fremder. Das gibt den Londonern bei Nachfragen auch häufig den Anſchein der Ungefälligkeit. Aber ſie wiſſen das Gefragte ſelbſt nicht. Freilich machen ſie dabei keine Entſchuldigungen, ſondern wenden ſich um und gehen ihrer Wege. Was ſie wiſſen, erklären ſie mit der gefälligſten Umſtändlichkeit, ohne ſich übrigens in die leicht erklärliche Abſicht des, vielleicht aus Unkunde, mangelhaft Fragenden hineinzudenken, ſondern ſie beantworten einfach das Wort der Frage. So ſuchte ich einmal den St. James-Palaſt, und als ich ganz in der angegebenen Richtung ein prächtiges Gebäude fand, fragte ich einen Vorübergehenden, ob das der St. James-Palaſt ſei. Er erwiederte, das Gebäude gehöre dem Herzog von Southerland, blieb gefällig ſtehen, erzählte mir eine Menge Wunderlichkeiten des Beſitzers, und nahm endlich Abſchied, ohne mir zu ſagen, daß dreißig Schritte weiter der St. James-Palaſt liege, wie ich denn gleich ſpäter fand. Aber ich hatte auf das Haus des Herzogs von Southerland hingewieſen, darüber gab er mir Auskunft; daß mir eigentlich um den königlichen Palaſt zu thun ſei, fiel ihm nicht ein.

Meine Kenntniß Londons wurde mir übrigens ſehr dadurch erleichtert, daß ein junger Mann aus Wien, Namens Figdor, der für ſein Handlungshaus Wollegeſchäfte betrieb, meine Anweſenheit, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich aufſuchte, und mich theils in die näheren Umgebungen führte, theils die größeren Induſtrie-Etabliſſements kennen lehrte, die, ſo gleichgiltig ſie mir ſonſt überall in der Welt ſind, doch in London einen ſolchen Charakter von Großartigkeit und Weltumfaſſung haben, daß ſie faſt den Eindruck von Epopeen machen. Zufällig fand ſich eben Figdors Vater und ſeine höchſt liebenswürdige Schweſter zum Beſuche bei dem jungen Manne, in deren Geſellſchaft ich mich wie zu Hauſe fühlte.

Figdor der Vater veranlaßte einmal einen komiſchen Auftritt, der mich eine intereſſante Perſönlichkeit, wenigſtens von Anſehen kennen lehrte. Es war damals eben im Parlament die iriſche Zehentbill in Verhandlung. Ich verſäumte keinen Tag, oder vielmehr keine Nacht, der Diskuſſion, die oft bis vier Uhr Morgens währte, beizuwohnen. Bei meinem für die Ausſprache des Engliſchen ungeübten Ohre verſtand ich zwar kaum die Hälfte der Reden, aber ſchon als Schauſpiel war das Ganze hinreißend. Ich weiß nicht, wie die Parlamentshäuſer jetzt eingerichtet ſind, aber damals war der Saal des Unterhauſes lang und verhältnißmäßig ſchmal, die beiden Parteien waren ſich daher wie Kriegsheere ganz nahe, und die Redner traten wie homeriſche Helden vor und ſchleuderten die Speere ihrer Worte in die feindliche Schaar. Am beſten, wenigſtens am Lebhafteſten ſprach Shirl. Der Miniſter Peel kalt, aber fließend und mit der Kraft der Ueberzeugung. O'Connell und die meiſten Uebrigen hatten weniger Fluß der Rede, als ich vorausſetzte und die gedruckten Verhandlungen glauben machen. Die vielen hear, hear! der Verſammlung, die nach einer Art Melodie abgeſungen werden, ſind häufig nur ein Beſtreben der Partei, das Stocken des Redners zu verkleiden und ihm Zeit zur Anknüpfung zu geben. Das Ganze iſt großartig und hinreißend.

Meiſtens ging ich allein, wo ich dann nur mit Hilfe der Police-Männer den Rückweg in meine Wohnung fand. Eines Abends begleiteten mich die beiden Figdor. Das Gedränge war groß, und wir mußten lange im Vorſaale warten. Auf einmal entfernt ſich der Vater Figdor und kommt bald darauf ganz kleinlaut zurück. Später zeigte ſich, daß er ſich zu dem Thürhüter begeben und einen Vorzug für uns unter der Angabe beanſprucht hatte, es befinde ſich ein deutſcher Literator da, der ein Bekannter des Herrn Bulwer ſei. Ich wußte von dem Allen nichts, und war wie aus den Wolken gefallen, als bald darauf der Thürhüter mit einem elegant gekleideten und wunderhübſchen jungen Manne zu uns trat und mir ſagte: hier iſt Herr Bulwer, und zu letzterem: hier iſt der deutſche Gentleman, Ihr Freund. Bulwer erſparte mir die Verlegenheit, indem er ſeinen Arm um meine Schulter ſchlang, mit mir im Vorſaale auf und niederging und mir ſagte: heute ſei der Saal zu überfüllt, um mich einzuführen, aber morgen, — will ſagen: Niemals — möchte ich wieder kommen u. ſ. w. Er verließ uns, wie taumelnd, und machte auf mich ganz den Eindruck eines Betrunkenen. Bald aber erfuhr ich, daß er eben eine Rede gehalten, und was ich für Trunkenheit nahm, war die Nachwirkung der aufgeregten Lebensgeiſter. Ich unterließ um ſo mehr, ihm meinen Namen zu ſagen, als er ihn ja doch nicht gekannt hätte. Wenn ein Deutſcher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er unbekannt durch die ganze Welt.

Das Theater war, wie natürlich, ein Hauptgegenſtand meiner Aufmerkſamkeit. Im Trauerſpiele, ſämmtlich Shakeſpeare'ſche Stücke, war mir die Sprache nicht hinderlich, da mir jedes Wort, vom vielfältigen Leſen her, beiwohnte. Deſto weniger aber erbaute mich das Spiel. Macready polterte und übertrieb. Einer der beiden Kemble, der, vom

Theater bereits zurückgezogen, im Julius Cäſar Gaſtrollen gab, ſchien mir farblos, die Weiber waren letzteres im höchſten Grade. Das war in Coventgarten und in Drurylane. Nur in der English opera habe ich einmal Romeo und Julie in den beiden Hauptperſonen übervortrefflich darſtellen geſehen. Juliette war Miß Ellen Tree, den Namen Romeo's habe ich vergeſſen.

Das engliſche ernſte Theater muß aber nothwendig zu Grunde gehen. Die vornehme oder auch nur beſſere Welt geht um acht Uhr Abends zu Tiſch, und das Theater beginnt um ſieben Uhr. Den Anfang auf ſpäter zu verlegen, oder, da man gewöhnlich zwei Stücke gibt, das Trauerſpiel nach der Poſſe aufzuführen, geht ſchon darum nicht, weil der Pöbel ſich das Recht nicht nehmen läßt, um neun Uhr um den halben Preis ins Theater zu gehen, ein Recht, das er ſo ſtreng ausübt, daß er bei längern Trauerſpielen mitten in der tragiſchen Kataſtrophe in Parterre und Logen hineinpoltert. Es müßten daher Shakeſpeare'ſche Stücke entweder nach neun Uhr vor einer unruhigen und gelangweilten Menge, oder wie jetzt um ſieben Uhr vor halbleerem Hauſe aufgeführt werden. Zugleich aber tritt der Mangel an Pietät überall hervor. So habe ich in Coventgarden einer Vorſtellung beigewohnt, wo nach Richard dem Dritten die franzöſiſche Oper, die Jüdin, als Schauſpiel bearbeitet, aufgeführt wurde. Da in der Jüdin ganze Schwadronen von Pferden mitſpielten, ſo mußte am Proſcenium auf halbe Mannshöhe eine Verſchränkung von ſtarkem Eiſendraht angebracht werden. Und da das wohl viel Mühe und Zeit brauchte, ſo geſchah die Vorrichtung ſchon vor Anfang beider Vorſtellungen, und Shakeſpeare's Richard der Dritte wurde hinter dieſem eiſernen Zaun geſpielt.

Warum man das gemeine Volk an Wochentagen (an

Sonntagen wird ohnehin nicht geſpielt) ſo ſorgfältig von ernſthaften Stücken ausſchließe, ward mir deutlich in einer Vorſtellung am Pfingſtmontage, dem einzigen halben Feiertage des engliſchen Kalenders. Man gab auch dießmal ein Shakeſpeare'ſches Stück und eine elende Poſſe mit Muſik. Das wegen des arbeitsloſen halben Feiertages maſſenhaft verſammelte Volk, machte nun während des Shakeſpeare'ſchen Trauerſpieles einen ſolchen Lärm, daß man nicht etwa nur die Schauſpieler nicht verſtand, ſondern auch nicht hören konnte, ob ſie überhaupt ſprächen oder nicht. Die entgegengeſetzten Seiten der Galerie führten über das Parterre weg Geſpräche untereinander, zankten, ſchrieen, begehrten, daß Dieſer oder Jener hinausgeworfen werde. In einem Branntweinhaus voll Betrunkener kann es nicht anders hergehen. Kaum ließ ſich aber der erſte Ton der Muſik zur zweiten elenden Poſſe hören, als eine Todtenſtille eintrat, die nur von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche des lebhafteſten Beifalls unterbrochen wurde. Ueberhaupt iſt der Engländer bei einem völlig unmuſikaliſchen Ohre der größte Liebhaber der Muſik. Alle öffentlichen Anſtalten thun das Möglichſte, um das gemeine Volk auszuſchließen. So haben die Eigenthümer des zoological garden, wie mir einer der Direktoren ſelbſt geſtand, nur darum ein Eintrittsgeld feſtgeſetzt, weil ſie fürchten, daß der Pöbel die Thiere reizen, quälen, ja böswillig beſchädigen werde. Anderſeits ſcheinen mir alle dieſe Ausſchließungs-Maßregeln, ja die ganze puritaniſche Sonntagsfeier wieder nur da, um denſelben Pöbel abſichtlich in ſeiner Rohheit zu erhalten.

So wenig mich die engliſchen Schauſpiele in der Tragödie befriedigten, um ſo beſſer fand ich ſie, gegen meine Erwartung, im Luſtſpiele. Sie haben weniger gute Komiker, als die Franzoſen, aber beſſere komiſche Schauſpieler.

Ihre Laune hat etwas Männliches, man merkt ihren heitern Menſchen an, daß ſie auch ernſthaft ſein können, wenn es Noth thut, und das iſt es, was den Humor vom Witz und Spaß unterſcheidet. Nur verſtand ich unglücklicherweiſe von dem, was ſie ſprachen, Anfangs kaum ein Wort. Ich merkte daher, daß die Schule für die Sprache, als die man das Theater preist, vor der Hand für mich eine zu hohe ſei.

Ich begab mich daher in die Gerichtsverhandlungen, und da fand ich, was ich ſuchte. Die plaidirenden Advokaten, beſonders die jüngeren, ſprachen langſam, um ſich beſinnen zu können. Da nun zugleich der Engländer auf ſeine häßliche Sprache ſo ſtolz iſt, als kaum eine andere Nation, und ſich daher Mühe gibt, ſie ſo gut als möglich zu ſprechen, ſo war mir der Gerichtsſaal eine wahrhafte Sprachſchule, und ich brachte es auch ſo weit, daß in der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes mich Jedermann verſtand, nur ich die Andern nicht, wenn ſie nicht langſam ſprachen, wie meine Advokaten.

Auch ſonſt waren mir dieſe Gerichtsverhandlungen im höchſten Grade intereſſant. Das Publikum wohnte denſelben nicht mit der Neugierde der Franzoſen, ſondern mit einer Art kirchlicher Pietät bei. In der Unterſuchung eines Unzuchtfalles, der ſo öffentlich verhandelt wurde, wie alle übrigen, that der alte, ernſte, in ſeine Perücke vermummte Richter, zur Conſtatirung der fleiſchlichen Umſtände, Fragen an die Zeugen, die überall ſonſt in der Welt wieherndes Gelächter erregt haben würden. Hier aber fiel Niemanden ein, nur den Mund zu verziehen. Man merkte, daß das Gefühl von Recht und Gericht, die geiſtige Atmoſphäre der Verſammlung bildete. Und dieſes ſelbſtrichterlichen Gefühls wegen, thut es mir leid, daß die Geſchwornengerichte in meinem Vaterlande wieder abgeſtellt worden ſind.

Der Sommer des Jahres 1836 war einer der kälteſten und regneriſchten des laufenden Jahrhunderts. Das Reiſen ins Innere von England wurde dadurch beinahe unmöglich gemacht. Von Eiſenbahnen beſtanden damals nur einzelne Anfänge. Die Landkutſchen waren in der Inſeite zu theuer, und die Außenſeite, des häufigen Regens halber, nicht verwendbar. Vor Allem hätten mich die Univerſitäten intereſſirt, als direkt den deutſchen entgegengeſetzt, die mir, ihres Princips der Vielwiſſerei wegen, zuwider waren, obwohl das Exkluſive der engliſchen auch nichts Gutes ſein mag. Aber dazu gehörten Bekanntſchaften, die ich nicht machen wollte, obgleich es mir an Adreſſen und Empfehlungen nicht mangelte. Schlöſſer und Landeskultur zu betrachten, hinderte das Wetter. Die gothiſchen Baudenkmäler, die mich in meiner Jugend entzückt hatten, waren mir durch die Uebertreibungen meiner deutſchen Landsleute ſo widerlich geworden, daß mir noch jetzt eine gothiſche Kirche unmittelbar den Eindruck des Ascetiſchen, Ketzer-verfolgeriſchen, Abſurd-dummen macht. Ich trieb mich daher in London herum, das, im Gegenſatz von Paris, Anfangs wenig imponirt, aber allmählig zum Rieſenhaften und Bewältigenden anwächſt.

Endlich kam der Tag der Abreiſe. Ich hatte mir vorgenommen, die Hauptpunkte von Holland zu ſehen und dann über Belgien nach Hauſe zu reiſen. Bei der damals feindlichen Stellung beider Länder aber, war die Ueberſchreitung der Grenze mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Ich entſchied mich daher für Belgien und ging mit dem Dampfboote nach Antwerpen. Von da auf Brüſſel und Lüttich, wo ich zum erſtenmal eine längere Strecke Eiſenbahn befuhr (ſchon in London gab es ein kleines Endchen in der Richtung nach Greenwich). Den weitern Weg weiß ich nicht mehr. Wer mir den Vorwurf macht, daß ich wie ein Mantelſack reiſte, thut mir nicht Unrecht. Mir war aber immer das Reiſen zuwider, nur die Nachwirkung that mir wohl.

Unterdeſſen war in meinem Vaterlande Kaiſer Franz zu ſeinen Vätern verſammelt worden, und an ſeiner Stelle regierte Kaiſer Ferdinand, oder vielmehr an deſſen Stelle ſein Oheim Erzherzog Ludwig. Ungefähr um dieſe Zeit wurde der Dienſtplatz eines Bibliothekars der Wiener Univerſitätsbibliothek erledigt. Mir war die Gelegenheit erwünſcht, von dem Aktenweſen loszukommen, und ich ſetzte mich dafür in Bewerbung. (Siehe Anhang 8.)

Eigentlich war es nur ein Dienſttauſch, da mit beiden Stellen der nämliche Gehalt verbunden war. Ich mußte der Uebung gemäß dem Stellvertreter des Kaiſers, Erzherzog Ludwig, meine perſönliche Aufwartung machen. Man machte mich im voraus aufmerkſam, daß der Erzherzog die Gewohnheit habe, den Bittſteller anzuhören, ohne ſelbſt ein Wort zu ſprechen, daß ſein Stillſchweigen aber gar kein Vorzeichen einer ungünſtigen Entſcheidung ſei. Wie war ich daher am Audienztage erſtaunt, als mir der Erzherzog entgegentrat, mich freundlich anredete, ſich mit mir längere Zeit unterhielt, und mich endlich eben ſo wohlwollend entließ. Die Stelle ſelbſt aber erhielt nicht ich, ſondern trotz dieſer hoffnungerregenden Freundlichkeit, ein Schreibersknecht der Hofbibliothek, der mir an Dienſtjahren und Gehalt um die Hälfte nachſtand, aber von einem dortigen Vorgeſetzten empfohlen war, der ſelbſt einer Empfehlung bedurft hätte, um Jemand Andern empfehlen zu können. Dieſer ſelbe Vorſtand gehörte übrigens unter meine begeiſtertſten Freunde und Bewunderer. Im Allgemeinen herrſchte rückſichtlich meiner eine Art Blödſinn, vermöge deſſen man glaubte, mit

Lob und Werthſchätzung mich vollkommen abgefunden zu haben.

Ich kehrte daher zu meinen Akten zurück, die mir täglich widerlicher wurden, indeß ſie mich anfangs wenigſtens hiſtoriſch intereſſirt hatten.

Auch ein neuer dramatiſcher Stoff fand ſich, oder vielmehr ein alter, den ich wieder aufnahm: Hero und Leander. Eine wunderſchöne Frau reizte mich, ihre Geſtalt, wenn auch nicht ihr Weſen durch alle dieſe Wechſelfälle durchzuführen. Der etwas pretiös klingende Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen, ſollte im voraus auf die romantiſche oder vielmehr menſchlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten. Mein Intereſſe concentrirte ſich auf die Hauptfigur, und deßhalb ſchob ich die übrigen Perſonen, ja, gegen das Ende, ſelbſt die Führung der Begebenheit, mehr zur Seite als billig. Aber gerade dieſe letzten Akte habe ich mit der eigentlichſten Durchempfindung, jedoch wieder nur der Hauptperſon, geſchrieben. Daß der vierte Akt die Zuſeher ein wenig langweile, lag ſogar in meiner Abſicht, ſollte doch ein längerer Zeitverluſt ausgedrückt werden. Aber auch ſonſt iſt nicht alles, wie es ſein ſollte. Man kann eben nicht immer, was man will.

Als es zur Aufführung kam (3. April 1831), erhielten die drei erſten Akte begeiſterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus. Erſt nach mehreren Jahren gelang es einer begabten Schauſpielerin, das Ganze zu Ehren zu bringen, ohne übrigens meine Ueberzeugung von den Compoſitionsfehlern dieſer letztern Akte aufzuheben.

In Deutſchland wurde es nirgends gegeben. Es fehlte nämlich, wie an Dichtern, ſo auch allgemach an Schauſpielern, und endlich ſogar an einem Publikum.

Anhang zur Selbſtbiographie.

1.

Dieſes Gedicht des fünfzehnjährigen Grillparzer iſt für denſelben zu charakteriſtiſch, als daß wir es nicht vollinhaltlich hierher ſetzten:

Schlecht und Recht.

Mit frechen Feinden kriegen
Und ſie auch ſtets beſiegen,
Das wär' ſchon recht;
Doch, ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Mit einem Andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,
Das wär' ſchon recht;
Doch Pläne, die nichts taugen
Und nur das Land ausſaugen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Daß Schurken ſich berathen
Und Fürſt und Land verrathen,
Das iſt nicht recht;

Doch ſie zu penſioniren,
Statt ſie zu arquebuſiren,
Ei! das iſt ſchlecht.

Im ſiebenjähr'gen Kriege
Hatt' man ſehr wenig Siege,
Das war nicht recht;
Doch jetzt, ſo ſchrecklich kriegen,
Und auch nicht Einmal ſiegen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Dem Lande Frieden ſchenken,
Und Land und Leut' bedenken,
Das wär' ſchon recht;
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber Alle lachen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Wenn man uns reformirte,
Und Alles anders führte,
Das wär' ſchon recht;
Jedoch, es bleibt beim Alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei wahrlich! das iſt ſchlecht.

2.

Der Buchausgabe der „Sappho" ſollte nachfolgende Dedikation an Schreyvogel beigegeben werden:

Als zuerſt der Gedanke in mir entſtand, Ihnen, theurer väterlicher Freund, dieſen meinen zweiten dramatiſchen Verſuch zuzuſchreiben, ſetzte ich mich freudig hin und ſchrieb eine Zueignung. Sie war ſo übel nicht. Es ward darin erwähnt, was ich Ihnen ſchuldig bin, wie viel ich Ihnen danke, daß nur Ihre Aufmunterung mich zu meinem erſten Verſuche in der Ahnfrau ermuthigte, und dieſem erſten einen zweiten folgen ließ; daß nur Ihr Rath und Beiſtand, nur Ihre Freundſchaft und Sorgfalt mich die mancherlei Schwierigkeiten überwinden machte, die theils fremde Mißgunſt und Verkehrtheit, theils des Dichters eigenes, oft ſeltſam angeregtes Innere, dem Gelingen in den Weg legte. Das alles war mit gewählten Worten geſagt und machte mir — wie denn jede Herzenserleichterung wohl thut — große Freude. Als ich aber das Ding bei ruhiger Stimmung noch einmal überlas, überraſchte mich ein ſeltſames Gefühl. Jedes Wort ſchien mir einen jener Fäden zu zerreißen, die heilige Augenblicke zwiſchen uns geknüpft; jede gewählte Wendung ſchien mir unſer Verhältniß herabzuziehen zu dem, wofür ein geifernder Tagblattſchreiber es ausgeben wollte, zu dem Verhältniſſe zwiſchen dem Theaterpoeten und dem Theaterbeamten. Zürnend ſtand ich auf und zerriß das Blatt. Keine Zueignung! ſagt' ich zu mir ſelber,

Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich,
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreuen,
So kann ich auch nur ſagen: Nimm es hin!

Sie werden im Ganzen Sappho nicht viel anders finden, als ſie im erſten Manuſcripte vor Ihnen lag. In Wort und Ausdruck iſt Manches geändert worden, im Weſentlichen nichts. Es hat zwar nicht an mancherlei, gut und nichtgut gemeinten, Vorſchlägen zu Verbeſſerungen gefehlt; aber da bei Verbeſſerungen denn doch die Hauptſache iſt, daß dadurch die Sache beſſer werde, und ich mich bei den meiſten Vorſchlägen eben davon nicht überzeugen konnte, ſo ließ ich's kurz und gut beim Alten, beſonders da mir nun einmal wenig daran liegt, ob, was ich geſchrieben, ſo oder ſo gut, um ſo viel beſſer als Hinzens Buch oder um ſo viel ſchlechter als Kunzens Schrift, ſondern vielmehr, daß es der Abdruck einer Empfindung, daß es die Darſtellung meiner Idee ſei. Auch fremde Verbeſſerungen wären mir zuwider, eben weil ſie fremde ſind. Ich bin, Gott ſei Dank, nicht über die Periode hinaus, wo die Poeſie Herzensangelegenheit iſt und jedes Gedicht eine Ergießung; als ſolche will ich, daß man die meinige betrachte und als nichts Anderes. Man nehme mich für einen Menſchen, der Verſe macht, wenn er Luſt dazu hat, und es bleiben läßt, wenn's ihn verdrießt. Warum ſucht man mir lobend und tadelnd die ſchönen Vorrechte des Dilettanten zu entreißen, die ich anſpreche und nicht aufgeben will, um keinen Preis. Ich will kein Schriftſteller ſein und heißen, will nicht zünftig werden in der ehrſamen Gilde, will mir keinen Namen bauen aus Correſpondenzartikeln und Theaterberichten, und dann die Zähne blöcken gegen Jeden, der das wackelnde Kartenhaus antaſtet, will nicht jedem Hämiſchen oder Narren Rede ſtehen, der gegen mich in einem Tagblatt zu Felde zieht.

Ich bin auf den Punkt gekommen, der mir am meiſten weh thut, auf die Tagesblätter und ihre Angriffe. Man hat ſich gewundert, daß ich mich nicht vertheidigt habe gegen all die Schmähungen, mit denen man mich und meine Werke übergoß; man hat mein Schweigen für Zaghaftigkeit ausgelegt, gemeint, ich fürchtete mich! — O liebe Leute — ich fürchte mich wahrlich vor Niemand, höchſtens ein wenig vor mir ſelbſt, und ein wenig von dieſer Furcht empfehle ich euch dringend, wenn das Gefühl des eigenen

Werthes etwa gar zu übermächtig in euch wird. O wie beſcheiden! wird man ſagen und hat es geſagt, hohnlächelnd geſagt. Was doch die Begriffe verſchieden ſind in Verſchiedenen. Ihr, die ihr für ſtolz geltet, ſeid es nicht zu ſehr, Klatſchartikel in Tagsblättern zu ſchmieden, fremdes Verdienſt zu verkleinern, euch zum Ergötzen des Publikums und unter Geſchrei der literariſchen Straßenjungen, in den Zeitungen herumzubalgen — ich bin zu ſtolz dazu. Die Sache entſcheide: Worte ſind unzureichend oder überflüſſig. Gebe mir Gott Luſt und Muth, was Neues zu ſchreiben und was Gutes. Damit will ich euch widerlegen, alle andern Mittel fühl' ich unter mir.

Hilf Himmel! wo bin ich hingerathen? An Sie wollte ich ſchreiben, und — ein Brief an das Publikum iſt daraus geworden.

Doch immerhin! Inſoferne ich unter dem Publikum mir nur die darunter befindlichen, erleuchteten, redlichmeinenden Menſchen denke, kann ich wohl zum Publikum ebenſo ſprechen, als ſpräche ich zu Ihnen und umgekehrt. Das Verſehen iſt alſo nicht groß.

Noch einmal: Verehrung, Dank und Freundſchaft bis in den Tod.

Der Ihrige

Grillparzer.

3.

Nachfolgend die ſchriftliche Rechtfertigung Grillparzers wegen ſeiner Urlaubsüberſchreitung.

Durch das hohe Präſidialdekret vom . . . . . aufgefordert, mich über mein nicht autoriſirtes Wegbleiben von Geſchäft und Amt zu verantworten, finde ich mich zum

Theil in nicht geringer Verlegenheit. Indem ich nach Rechtertigungsgründen ſuche, finde ich höchſtens Umſtände zur Entſchuldigung, und dieſe von der Art, daß Jedermann ſie eben ſo gut weiß und noch dazu beſſer anführen kann, als ich ſelbſt. Dieſes Letztere war wohl auch die Urſache, warum ich ihre wiederholte Anführung unterließ und den aus Gründen bewilligten Urlaub ſtillſchweigend als eben ſo lange dauernd anſah, als die Gründe der Bewilligung ſelbſt. Ich bekenne, daß eine ſolche Vorausſetzung außer der amtlichen Regel iſt, aber ich war eigenliebig genug, meinen Fall ſelbſt als eine Ausnahme zu betrachten.

Ich bin kein Müßiggänger; kein liederlicher Bureauflüchtling, der die Stunden, die er dem Dienſte ſtiehlt, in Vergnügen und Beluſtigungen hinbringt. Anhaltende Studien und anſtrengende Arbeiten haben mir vor der Zeit meine Jugend geraubt und ihre Freuden; die Art meiner Körperleiden zeigt deutlich die Quelle, aus der ſie entſprungen. Hat mich irgend Jemand einmal lachen, oder reiten oder ſpazieren gehen und fahren geſehen, ſo ſah er nicht einen übermüthig fröhlichen, ſondern einen gepeinigten Gemüthskranken, der ſich auf Geheiß des Arztes und nach ſchwer gefaßtem Entſchluß nöthigte, ſeinen Zuſtand auf Augenblicke zu vergeſſen und in dieſem Vergeſſen vielleicht zu lindern. Ganz Deutſchland weiß, daß und wie ich mich beſchäftige. Ich habe mir Ehre gemacht und meinem Vaterlande, und meine Arbeiten ſind nicht von der Art derjenigen, die ein glücklicher Augenblick unvorbereitet gebiert; ſie tragen die Spuren der Wehen oft leider nur zu deutlich an ſich, und zeugen von anhaltenden Studien und Vorarbeiten. Man kann nicht zwei Herren dienen, ſagt ſchon die Bibel, und die allgemeine Hofkammer hat mir durch oftmalige Verwerfung bei Dienſtverleihung nur zu deutlich gezeigt, daß ſie ſich nicht für den Herren halte, dem ich mit Glück zu dienen im Stande wäre. Weit entfernt, mich dadurch beleidigt zu glauben, gab ich vielmehr alle weiteren Dienſtbewerbungen bei der allg. Hofkammer auf, und erwartete von dieſer hohen Stelle nichts mehr als Duldung ſolange, bis es meinem wiederholten Streben gelungen ſein würde, irgend einen anderen, mit meinen literariſchen Beſchäftigungen mehr im Einklang ſtehenden Poſten zu erhalten. Dieſe Bitte um Duldung — hauptſächlich durch den Wunſch erzeugt, ſieben ſchwerzurückgelegte Dienſtjahre nicht gänzlich zu verlieren, wird auch nicht größer erſcheinen, als meine, wenn gleich geringen Verdienſte. — Aber, dürfte man fragen, wie kommt die Kammer zu der Zumuthung, poetiſche Verdienſte zu belohnen? Es gibt Staaten, die Akademieen und Penſionen für Literatoren haben; Oeſterreich hat ſie, vielleicht aus guten Gründen, nicht; was daher anderswo Pflicht Einer Behörde iſt, kann bei uns nur Obliegenheit aller ſein, und die Begünſtigung, um die ich bitte, iſt ja ſo klein, ein Jahresgehalt von 400 fl. ſo gering, das Geſchäft eines, ohnehin nicht glücklich arbeitenden Conceptspraktikanten, ſo leicht erſetzt! Lebte ich in Frankreich oder England, ſo wäre mein Lebensunterhalt nach drei gelieferten dramatiſchen Arbeiten geſichert, in Wien bin ich ohne Mittel und wahrlich in Verlegenheit, wenn die allgemeine Hofkammer mich nach Dienſtesſtrenge behandelt. Fürchtet man, durch ſolche Nachſicht ein böſes Beiſpiel zu geben, ſo geſtehe ich, nicht zu glauben, daß einer der Conceptspraktikanten der allg. Hofkammer, aus gleichen Gründen eine gleiche Begünſtigung werde anſprechen können, und der Tadel der Welt dürfte dieſe hohe Stelle in vorliegendem Falle vielleicht eher bei allzugroßer Strenge treffen, als bei rückſichtnehmender Milde. Man ſpricht ſo viel von Beſchützung der Kunſt und Schonung der Künſtler, und trotz alles Mitleides im Allgemeinen bleibt man doch immer gleich hart im Beſonderen, und nur die Taſſo's und Correggio's werden weniger, indeß die Antonio's und Battiſta's bleiben.

Ich bekenne, daß das Alles keine Gründe für die allgemeine Hofkammer ſind; aber es ſoll auch weder für dieſe Stelle, noch ſelbſt für ihr Präſidium; für Sie ſei es, Graf von Chorinsky! der Sie den Menſchen zu ſchätzen verſtehen und den Künſtler, die Literatur und den Literatoren; der Sie aus eigener Erfahrung die Leiden kennen, mit denen überſpannte Geiſtesanſtrengung den Körper angreift und das Gemüth; der Sie mich in ähnlichen Anſtänden noch nie ohne Troſt entlaſſen haben, und aus deſſen Auge ich ſo gerne perſönlich Gewährung meiner Bitte geleſen hätte, wenn mir nicht ſchriftliche Rechtfertigung zur Pflicht gemacht worden wäre.

Daher auch kein Beibringen halberlogener ärztlicher Zeugniſſe, kein Herumlaufen hier und dort nach Verſprechen und Protektion, kein Geſuch mit Stempel und Kanzleiform, ſondern unmittelbare Annahme voll Unterwerfung und Zuverſicht.

4.

Vertheidigung des Gedichtes: „Am Campo vaccino,“ gerichtet an Se. Excell., Graf Sedlnitzky.

Eure Excellenz haben mir, als Sie mich vor ſich beriefen, und das mir ſo ſchmerzliche Mißfallen Sr. Majeſtät über mein Gedicht: an die Ruinen des Campo vaccino, zu erkennen gaben, erlaubt, dasjenige, was ich in dieſer Sache zu ſagen hätte, E. E. ſchriftlich vorzulegen.

Ich hielt es für ſehr leicht, nun aber, da ich an die Ausführung gehe, dünkt mir's immer ſchwerer. Der Schein ſpricht gegen mich. Aber glauben E. E. nicht, daß, wenn mir um die Sache zu thun geweſen wäre, ich getrachtet und gewußt hätte, den Schein zu vermeiden? Konnte ich, wäre ich mir einer übeln Abſicht bewußt geweſen, ſo unſinnig ſein, Worte auszuſprechen, die ſchon beim erſten Blicke auffallen, und erſt in ihrer Beziehung auf das Ganze, ihren eigentlichen Sinn erhalten? Ganz anders müßte Jemand verfahren, der ſeinen Widerwillen gegen eine Sache in einem Lande ausſprechen wollte, wo ihre Aufrechterhaltung — und mit Recht — erſter Grundſatz der Regierung iſt; ganz anders ſind von jeher diejenigen verfahren, die unter ähnlichen Umſtänden dieſes gewollt haben. Ich kann verlangen, daß man mich, wenn auch nicht von vornherein für gutgeſinnt, doch wenigſtens nicht für wahnſinnig halte, und das müßte ich wahrlich ſein, wenn ich meine Gegenwart und Zukunft auf eine ſo lächerliche Art aufs Spiel ſetzen könnte.

Was war denn nun aber die Abſicht des Ganzen? Hier bitte ich E. E. vor allem nicht zu vergeſſen, daß von einem Gedichte die Rede iſt. Die Sache der Wiſſenſchaft und der Proſa iſt: zu ſagen, was wahr iſt, und was falſch; die Poeſie und alle Kunſt überhaupt befaßt ſich nicht mit Lehren, und wenn ſie's thut, hört ſie in dem Augenblicke auf, Kunſt zu ſein. Statt zu ſagen, was jeder Gegenſtand iſt oder ſein ſollte, denkt ſie ſich in denſelben hinein und ſpricht nur verſchönernd aus ihm, in ſeinem Geiſte heraus. Mit andern Worten: Ein Gedicht als ſolches enthält keine Meinung, ſondern iſt die Darlegung eines Eindruckes, einer Empfindung. Wer, der das klaſſiſche Alterthum kennt und liebt, iſt vor den Ruinen des Campo vaccino geſtanden, ohne daß ihn ein wehmüthiges Gefühl beſchlich, ohne daß ihn, voll von dieſer Empfindung, in dem Augenblicke der Gedanke befiel: Daß doch das Alles nicht untergegangen wäre und noch daſtünde in ſeiner Herrlichkeit, daß doch diejenigen, die das Neue herbeiführten, nicht geglaubt hätten, es nur auf die gänzliche Zerſtörung des Alten gründen zu können, und ſtumpfſinnig dieſes zertrümmerten, ſtatt beide zu vereinigen, und Eines durch das Andere zu ſtärken.

Hier iſt das Gedicht! In dieſer augenblicklichen Stimmung habe ich es geſchrieben, mit Bleiſtift in den Ruinen des Coloſſeums ſelbſt geſchrieben, wie ich mich durch die Darlegung der erſten Urſchrift ausweiſen kann. Ob ich ein paar Stunden darauf ausgekühlt und, auch die Kehrſeite des Ganzen betrachtend, nicht anders gedacht habe, iſt damit noch nicht ausgeſprochen, denn wie geſagt, das Ganze iſt ein Gedicht und keine ſtrengwiſſenſchaftliche Betrachtung. Aus der Verwechslung dieſer beiden Geſichtspunkte iſt von jeher alles Mißverſtehen und Anfeinden der Dichter entſtanden. So auch hier. Mein Gedicht iſt eine Klage über den Untergang der herrlichen klaſſiſchen Zeit. Die Ruinen des Campo vaccino ſind darin perſonifizirt; ſie werden, wie übergebliebene halbſterbende Helden jener kräftigen Zeit, angeſprochen, die unwillig ſind über das Neue, das ihnen den Untergang bereitete. Ich lieh ihnen mein Organ, ſie mir ihre Geſinnung. Es iſt nicht mein Glaubensbekenntniß, was ich da ſchrieb.

Wenn nun aber auch hierdurch meine Geſinnung gerechtfertigt iſt, ſo entſteht noch eine andere Frage: Bin ich nicht in der dichteriſchen Gegenüberſtellung der beiden Zeitalter, im Feuer des Hervorbringens und durch den halb unbewußten Wunſch, etwas Nicht-Gewöhnliches, Auffallendes zu ſagen, zu weit gegangen? Habe ich nicht meine Ausdrücke ſo gewählt, daß ein Mißverſtehen nothwendig war? Auch das nicht, wie ich glaube.

Aber vieles traf zuſammen, daß ein Mißverſtehen wirklich entſprang. Vor allem: Niemand hat das Gedicht ohne Prävention geleſen. Eh es noch erſchien, eh ſich noch Jemand vom Gegentheil überzeugen konnte, hatten neidiſche hämiſche Menſchen, die ſich gerne mit dem Mantel der Religion bedecken, weil ſie viel zu bedecken haben; Eiferer, deren Eifer erſt dann klar werden wird, wenn ihnen das geworden iſt, was ſie dadurch erreichen wollen, dieſe Menſchen hatten von allen Seiten Geſchrei erhoben.

Gerade die Gutgeſinnten waren am wenigſten unbefangen, denn das Aergerniß war einmal gegeben; ob durch das Gedicht verurſacht oder dadurch veranlaßt, gleichviel, es war da, und daß es vor allem der Regierung am wenigſten gleichgiltig ſein konnte, begreife ich wohl: nur möge man nicht mir allein zürnen, ſondern auf die Umſtände Rückſicht nehmen, die erſt die Sache bedenklich machten.

Was alſo nun die Ausdrücke des Gedichts betrifft: Wenn Konſtantin darin getadelt wird, ſo geſchah es in dem, wie ich glaube, gerechten Unwillen, daß er und ſeine Nachfolger es waren, die, ſtatt durch das Chriſtenthum die geſunkene römiſche Größe wieder aufzurichten und zu veredeln, dieſe vielmehr ganz zu Boden ſtürzten und dadurch der Barbarei des Mittelalters mit allen ihren traurigen Folgen Thür und Thor öffneten.

Wenn ich dem erſchlagenen Remus ſagte, er ſei an ſeinem Mörder Romulus dadurch gerächt, daß ſein Reich zerfallen und in dem Tempel, in dem er als Gott verehrt wurde, Prieſter einer andern Religion einen andern Gottesdienſt feierten, ſo iſt es ja allerdings gewiß, daß es für Romulus keine empfindlichere Strafe geben kann, als das zerfallen zu ſehen, was er mit Gewaltthaten erbaut.

Endlich zu der am meiſten mißverſtandenen Stelle: Vom Coloſſeum, ober deſſen Eingang höchſt unzweckmäßiger Weiſe ein Kreuz gemalt iſt (ich wenigſtens finde es über dem Eingange einer Arena zu wilden Thierkämpfen aufs Geringſte ebenſo übel angebracht, als wenn wir es an unſere Schauſpielhäuſer malen wollten) — von dieſem Coloſſeum wird geſagt:

Und damit, verhöhnt, zerſchlagen,
Du den *Martertod* erwarbſt,
Mußteſt du das Kreuz noch *tragen*,
An dem, Herrlicher, du ſtarbſt.

Das heißt doch, unbefangen genommen, nichts, als: Du ſtehſt da mit dem Kreuz auf deiner Schulter, wie einer, der zum Tode geführt wird, und das Werkzeug ſeiner Hinrichtung noch *ſelbſt* zum Richtplatze tragen muß. Daß hier das Kreuz nicht in ſeiner chriſtlich ſymboliſchen, ſondern in ſeiner natürlichen, als ein im Alterthume ſehr gewöhnliches Inſtrument der Todesſtrafe genommen wird, leuchtet jedem ein, der das Gedicht *ohne Prävention* lieſt. Sollte Jemand noch zweifeln, ſo wird die nächſte Strophe alles aufklären:

Nehmt es weg, dieß *heil'ge Zeichen*!
Alle Welt gehört ja dir;
Ueb'rall — nur bei dieſen Leichen —
Ueb'rall ſtehe — nur nicht hier.

Wenn man ſagt: Ueberall in der ganzen Welt möge und ſolle das *heilige* Zeichen der chriſtlichen Religion ſtehen, nur nicht hier, nur nicht an dieſem Kampfplatz für wilde Thiere, nur nicht an dieſem durchaus heidniſchen Gebäude, wo es nicht hin gehört. — Iſt das ein Ausfall gegen das Kreuz?

Die nächſten vier Verſe ſind ebenfalls Anklagspunkte gegen mich geworden, und gerade ſie ſind es, durch welche ich jeden Mißverſtand heben wollte, und auf die ich mich zu meiner Vertheidigung berufe. Sie lauten:

Wenn ein Stamm ſich losgeriſſen
Und den Vater mir erſchlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küſſen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Der Sinn dieſes Gleichniſſes, dieſes Bildes, proſaiſch dargeſtellt, iſt: Mein Vater geht im Walde, ein Baumſtamm, vom Winde losgeriſſen, fällt auf ihn und erſchlägt ihn. Werde ich — geſetzt, der Stamm wäre, wie es ſich wohl trifft, mit einem Kreuze bezeichnet, — werde ich dieſes Kreuz, gerade dieſes, küſſen? Ebenſo nun — geht der Sinn des Gleichniſſes weiter — wie mir das Kreuz an dem Werkzeuge von meines Vaters Tode kein erfreulicher Anblick ſein kann, eben ſo wenig kann es mir jenes an dem Eingang des Coloſſeums ſein. Ich bitte, nach den Aufklärungen, die ich jetzt gegeben, das Gedicht noch einmal zu leſen, und alles wird deutlich ſein.

Aber wenn zum Verſtändniß des wahren Sinnes dieſe Aufklärungen nothwendig ſind, warum es dem Publikum ohne dieſelben in die Hand geben? Dieſe Aufklärungen ſind erſt dann nothwendig geworden, als durch das Geſchrei übelwollender Menſchen der klare Sinn des Gedichtes getrübt, und jeder Leſer unwillkürlich aufgefordert worden war, mehr Bedeutung in den Worten zu ſuchen, als ſie enthalten. Wäre dieß nicht geſchehen, das Gedicht würde ſpurlos vorübergegangen ſein. Die Wenigen, deren Sache es iſt, ein Gedicht als Gedicht zu würdigen, hätten es geleſen, ſich vielleicht über die nicht mißlungene Darſtellung gefreut, ich wäre durch ihren Beifall für die Mühe, es gemacht zu haben (denn wofür machte man ſonſt Gedichte), belohnt, und die Sache wäre zu Ende.

Man hat getadelt, daß das Gedicht eben für einen Almanach, für die Aglaja beſtimmt wurde; in einer Sammlung von Gedichten, ſagt man, wäre es — wenn irgendwo — doch noch unbedenklich geweſen. Ich denke nicht ſo. Einen Band geſammelter Gedichte, der höchſtens ein paar Gulden koſtet, kauft Jedermann; aber die durch ihre koſtbaren Kupfer vertheuerte Aglaja, wie viele kaufen ſie? — wie viele leſen ſie? Ferner: Iſt das Gedicht auch nur für Jemand verſtändlich, der nicht in Rom war, oder ſeine Ruinen wenigſtens nicht hiſtoriſch kennt? Von Solchen aber war — ohne Prävention geleſen — ein Mißverſtehen nicht vorauszuſetzen und im ärgſten Falle kein ſchädlicher Einfluß zu fürchten.

Der übrige Theil der wenigen Leſer der Aglaja hätte ſich wahrlich nicht die Mühe gegeben, in einem für ihn eben ſo unverſtändlichen als unintereſſanten Gedichte, lange nach zweifelhaften Stellen zu ſuchen.

Endlich zur Erklärung des Umſtandes, warum ich ein Gedicht dieſer Art, wenn eine Mißdeutung auch nur entfernt möglich war, dem Druck übergab? ſei Folgendes geſagt:

Ich hatte bisher vermieden, in Tagesblätter und Taſchenbücher etwas von meinen Arbeiten einzurücken, weil ich einen ſolchen Kleinbetrieb, nach dem Ziel, das ich mir vorgeſteckt habe, und nach der Stelle in der Literatur, auf die ich Anſpruch machen zu können glaube, unter meiner Würde hielt. Als ich daher aufgefordert wurde, in die Aglaja, in den Muſenalmanach von Oeſterreich, nach deſſen Inhalt das Ausland unſere Fortſchritte in dieſem Theile der ſchönen Künſte beurtheilt, Beiträge zu liefern, konnte ich mich nur unter der Bedingung dazu entſchließen, wenn ich *etwas Ganzes* liefern könnte und mir Gelegenheit gegeben würde, mich hier in einem größeren Umfange als lyriſcher Dichter eben ſo zu zeigen, wie ich mich früher als dramatiſcher gezeigt hatte. Ich ſuchte daher alles zuſammen, was ich an Gedichten Vorzügliches gemacht zu haben glaubte, und da ich das Gedicht auf das Campo vaccino, als *Gedicht betrachtet*, und abgeſehen von ſeinem mißverſtandenen Inhalt, für eines meiner beſten halte, ſo würde ich es ungern vermißt haben, beſonders da es mit meinen übrigen, in Italien geſchriebenen Gedichten, ein kleines Ganzes ausmacht.

Hat es jedoch, gegen meine Abſicht, einen wahrhaft Frommen gekränkt, war ich ſo unglücklich, mir ſogar dadurch das Mißfallen Sr. Majeſtät zuzuziehn, ſo wollte ich es lieber nie geſchrieben haben, und ich kann wohl aufrichtig ſagen, daß mich die Bekanntmachung deſſelben wahrhaft und innig reut. Trifft es ſich, daß E. E. in dieſer freilich an ſich unbedeutenden, aber durch die Umſtände bemerkenswerth gewordenen und beſonders für mich wichtigen Sache, Sr. Majeſtät noch irgend etwas berichten, ſo bitte ich, meine Reue über dieſes ohne Abſicht begangene Verſehen, Sr. Majeſtät mit der Verſicherung zu Füßen zu legen, daß ich mit meinem Willen in einen ähnlichen Fehler nie mehr zu verfallen hoffe, eine Verſicherung, deren Wahrheit, meine nicht unbekannte Denkungsart und mein bisheriges Betragen, wohl verbürgen dürfte.

5.

Zu der Buchausgabe ſeiner „Trilogie“ hatte Grillparzer nachfolgende Vorrede entworfen, jedoch nicht veröffentlicht.

Ich übergebe das vorliegende Werk dem Drucke, ungeachtet mancher Unvollkommenheiten, die ich ſelbſt daran bemerke. Sie ſind aber theils zu ſehr in der erſten Anlage des Stückes gegründet, als daß ſie ohne Zerſtörung des Ganzen weggeſchafft werden könnten; theils hat mir eine Reihe von Unannehmlichkeiten, die mich ſeit dem Beginne deſſelben betrafen, dann auch ſeine Vollendung, gegen meine ſonſtige Gewohnheit ſo ſehr verzögerten, der Luſt und des Vermögens zu weitausſehenden Verbeſſerungen beraubt. Ich habe zwiſchen dem erſten Akte der Argonauten und dem letzten der Medea die Verluſte und Erfahrungen eines halben Lebens gemacht; Unglücksfälle, Reiſen, ſchmerzliche Enttäuſchungen liegen dazwiſchen, und ich fühle mich außer Stande, die Fußſtapfen auszugleichen, die ſo Vieles, was darüber ging, in den empfänglichen Boden eingedrückt hat. Ich konnte daher das Ganze nur entweder ſo geben, wie es iſt, oder gar nicht, welches letztere, wegen des vielen Guten, das ich doch auch an meiner Arbeit zu bemerken glaubte, mir keineswegs räthlich ſchien.

So viel zur Entſchuldigung mancher Ungleichheiten, die der Kritik nicht entgehen werden. Was aber die Verſchiedenheit des ganzen Tons und der Behandlungsart zwiſchen den beiden großen Hälften meines Gedichtes, und beſonders den Mangel an Griechheit in der erſten betrifft, ſo lag dieſe, reif erwägt, von vorneherein in meinem Plane, und ich rathe Denjenigen, die mich darüber gar hart anlaſſen, lieber zu verſuchen, ob ſie meine Gründe dafür aufzufinden und zu faſſen vermögen, als daß ſie mich einer Unkenntniß beſchuldigen, die doch wahrlich nicht gering ſein müßte, da ſie ſogar die ihrige überſteigt. Kritiker, die mein Werk verdammt haben, eh ſie es noch geleſen (ich meine namentlich den Hofrath Müllner in Weißenfels), werden nun Gelegenheit finden, zu entſcheiden, ob ihre Scheelſucht zu voreilig war, als ſie aus den Journalanzeigen meiner erbärmlichſten Tadler, ein Nebelbild meines Werkes zuſammenſetzten und daſſelbe eifrigſt bekämpften, oder ob ſie wirklich in einer Art von Inſpiration, vorahnend die Wahrheit getroffen haben. Unter den Kritikern möchte ich Einem gefallen, unter den jetzt lebenden Dichtern — außer Einem, der aber mit ſeinen Gedanken nicht mehr unter uns lebt, und der von meiner Arbeit wohl keine Notiz nimmt, nur einigen wenigen, von den Tonangebern — — keinem.

Der Gottſchedianismus unſerer Tage, der in ſeiner Pedanterie nur um ſo gefährlicher iſt, weil er — auf Irrpfaden — von dem Höchſten und Heiligſten ausgeht, was die Menſchheit kennt, muß unſerer poetiſchen Literatur über kurz oder lang ein ſchmähliches Ende bereiten. Die Nachwehen jedes goldenen Zeitalters, eine aufgeblaſene Kritik, macht ſich immer mehr Raum unter uns, bis ſie alle Geiſtesfreiheit getödtet haben und ſich dann ſelbſt aufzehren wird. Es gehört — bei aller Beſonnenheit — eine gewiſſe Unſchuld des Gemüthes zu aller Produktion; wer iſt dann noch im Stande, ſie zu bewahren? Daher ſind die erſten Werke unſerer neueſten Dichter ihre beſten; ſobald ſie zur Reflexion kommen, tödtet die Maſſe der eindringenden Rückſichten jedes freie Emporſtreben, und Nebel und Begriffe geben ſie, ſtatt Anſchauung und Geſtalt. Ueber dem Suchen nach immer tieferer Begründung, nach immer höheren Anhaltspunkten verliert ſich das ganze

Beſtreben ins Ungeheure, Unſinnliche, Schatten- und Formloſe, bei jedem Schritt wird an Extenſion gewonnen, und darüber geht zuletzt alle Intenſion bis zur hohlen Leerheit verloren.

Ich würde dieſen harten Ausdruck nicht gewagt haben, wenn ich nicht fühlte, daß er zum Theil auch mich trifft, gerade vielleicht in vorliegendem Werke trifft. Man kann ſich dem Geiſte ſeiner Zeit nicht entziehen, und wenn man auch verſchmäht, mit ihren Waffen zu kämpfen, ſo muß man es doch immer auf ihrem Boden thun. Aber ich gebe meinem deutſchen Vaterland mein Wort, daß ich mich losmachen will, ſo viel es immer gehen mag. „Ich muß es eben tragen,“ ſagt Aurelia im Wilhelm Meiſter, „daß ich eine Deutſche bin. Es iſt eine Eigenheit der Deutſchen, daß ſie über Allem ſchwer werden, und Alles über ihnen ſchwer wird.“ Aber ſo viel an mir liegt, will ich mich zu beſſern ſuchen.

Und ſomit nehme ich Abſchied vom Leſer auf ſo lange, bis etwa ein neues Werk mir wieder die Freiheit einer neuen Vorrede gönnt. In Journalen werden ſie meinen Namen nie leſen: weder angreifend noch vertheidigend.

Wenn man mich deßhalb für dünnthueriſch und furchtſam ausgibt, ſo muß ich mir's gefallen laſſen; ich ſelbſt erkenne mich für zu ſtolz dazu.

6.

In der Angelegenheit des „Ottokar“ richtete Grillparzer an den Grafen Sedlnitzky, Präſidenten der Polizeihofſtelle, nachfolgende Anfrage:

Es geht ein Gerücht — und von nur zu guter Hand wird es mir beſtätigt — man gehe damit um, mein

Trauerſpiel König Ottokar zu verbieten. So unwahrſcheinlich mir die Sache ſchien, und noch ſcheint, ſo wenig eine ſolche Vorausſetzung ſelbſt mit dem übereinſtimmt, was ich von E. E. mündlich zu vernehmen die Ehre hatte, ſo fühle ich mich doch beunruhigt, und fange an zu fürchten, was ich zu glauben kaum über mich gewinnen kann.

Um E. E. nicht noch einmal perſönlich zur Laſt zu fallen, nehme ich meine Zuflucht zu dieſen Zeilen und bitte E. E., eh Sie etwa ungünſtig entſcheiden, den vollen Umfang deſſen zu überblicken, was Sie zerſtören und wie ſehr Sie entmuthigen.

Ich habe mich nie unter die Schriftſteller des Tages gereiht. Kein Journal hat Beiträge von mir aufzuweiſen. All die Correſpondenz-Nachrichten und Tagesneuigkeiten, wodurch andere Literatoren ſo leichten und ſo reichlichen Gewinn finden, habe ich verachtend von mir gewieſen, meine Kräfte anhaltend, ernſten Studien, meine Zeit der Hervorbringung weitausſehender Werke gewidmet, und von der Anerkennung meines Vaterlandes jenen Lohn erwartet, der der Ehre nichts benimmt, und ohne den dieſe Ehre ſelbſt, mehr das Anſehen eines höhnenden Spottbildes für Leichtgläubige und Thoren hätte, als eines wünſchenswerthen Zieles, werth, daß Verſtändige darnach trachten.

Ich habe ein Recht auf Berückſichtigung von Seite der Cenſur.

Wenn E. E. meinen Ottokar verbieten, rauben Sie mir die Frucht jahrelanger Arbeiten, meine Ausſicht auf die Zukunft, vernichten mich und in mir, vielleicht eine Reihe aufkeimender Talente, die mein Beiſpiel ſich zur Warnung nehmen und ſich zu den Gemeinheiten der Journale oder den Poſſen der Leopoldſtädterbühne flüchten werden, von denen mich enthalten zu haben, an mir ſo hart beſtraft wird.

7.

In den folgenden fingirten Briefen charakteriſirt Grillparzer die Stimmung des Publikums ſeinem „Ottokar“ gegenüber.

I.

Liebſter Hannibal!

Verzeihe, daß ich geſtern mit dem verſprochenen dettes-à-dettes nicht zuhalten konnte; aber ich mußte mit meinem Mann ins Theater, wo man das abſcheuliche Stück gab, von dem die Leute ſich ſo lange zerſprochen haben. Ja wohl ein abſcheuliches Stück! und unmoraliſch! Eine Frau, die ihrem Manne in Gegenwart der Leute, und in ſeiner eigenen, untreu wird! Ich bitte dich! Und dann was für ein Mann? Jung, ſchön, robuſt, wie Milch und Blut. Ja, wenn's noch ein Knirps, wie der meinige wäre! Ein höchſt indicentes Stück!

Das Wichtigſte zuletzt. Mein Mann iſt heut Abends nicht zu Hauſe. Wenn du nichts Beſſers weißt, ſo eile in die Arme deiner

in Sehnſucht harrenden

Madlein.

II.

Herzensfreund!

Das war dir ein Jux geſtern Abends im Theater! Man gab das neue Stück: König Ottokrin oder Glück ohne Ende. Das Ding dauerte zwar verflucht lang, aber ich habe mich keinen Augenblick anuirt. Um vier Uhr war ſchon kein Platz mehr im Theater, und die Leute haben dir geſtanden bis nahe an zwölf Uhr, und konnten ſich nicht regen und rühren. Ich hatte meinen Hauptſpaß. Nicht genug, daß ich den neben mir Stehenden unaufhörlich auf die

Zeben trat, ſo klatſchte ich auch, wo ſich nur irgend ein Anlaß zeigte, aber bloß um meinen Nachbarn mit den Ellnbogen in die Viehſionimie zu gerathen. Am Meiſten Spaß machte mir ein ältlicher Herr, der vor mir ſtand, und gar zu gerne auf das Stück acht gab, wenn ich ihm einen Augenblick Ruhe gelaſſen hätte. Als es zuletzt an das Hervorrufen des Autors ging, trampelte ich mit den Füßen, daß der Staub aufging. Der dumme Kerl kam nicht, der ich bin

der Deinige
Sebaſtian Mollton.

III.

Geſtern im Theater geweſen? Ja? Langweilig, langweilig, langweilig! Was intereſſirt mich ſo ein König mit ſeinem Glück ohne Ende, oder Ende ohne Glück. Ein Glück, daß es zu Ende. Ich und Freund Schewa haben ſeit geſtern Abends nichts als witzige Einfälle über das Stück. Ich gönne dem arroganten Burſchen, dem Verfaſſer, dieſe Demüthigung. Er iſt zwar mein Freund, man muß aber auch gegen Freunde unparteiiſch ſein, und dann hat mich immer geärgert, daß man auf ſein Urtheil mehr gab, als auf das meinige. In Zukunft will ich ihn derber abtrumpfen.

Ihr Freund
Hurra.

IV.

Werthgeſchätzter Herr Theatermaſchiniſt!

Ich habe mich geſtern Abends ſchwer geärgert im Theater. Das iſt ein Stück ohne Natur und Wahrſcheinlichkeit. Denn haben Sie je geſehen, daß die Vorhänge eines Zeltes von allen Seiten niederfallen, ſobald eine einzige Schnur abgehauen wird? So was geht in Praxi nicht. Auch iſt es dumm, daß ſich der Kaiſer nicht mehr erbost, wenn ſein ſchönes Zelt in Trümmer geht. Legen Sie das Stück beiſeite, und wenn Sie um die Urſache gefragt werden, ſo ſagen Sie, ich hätte es geſagt, der ſich darauf verſteht,

der Zeltſchneider

Knopf.

V.

Warum mußten Sie vorgeſtern nach Brünn abreiſen? Sie haben einen Genuß verſäumt, der einzig war, unausſprechlich. Man gab den König Ottokar — Nun ja König Ottokar! Wenn man nicht wüßte, wer darunter gemeint iſt! Das ganze Stück iſt voll Beziehungen und Anſpielungen. Kein Wort, das nicht in einem verſteckten Sinne genommen wäre. Ich habe die Vorſtellung angeſehen, wie man ein franzöſiſches Pamphlet liest, oder eine engliſche Parlamentsverhandlung, wo ſich die Leute Grobheiten aller Art ſagen und weder Tod noch Teufel in Ruhe gelaſſen wird. Köſtlich! vortrefflich! der * kommt darin vor und die **, die ***, die **** nebſt ***** und ****** und *******, *********, **********, ja ſogar das *********** iſt nicht vergeſſen. Seit Adolph von Schadens Meiſter Fuchs iſt mir nichts ſo Intereſſantes vorgekommen. Aber freilich der dumme Pöbel merkte von dem Allen nichts, und nahm das Ding wörtlich, wie es gegeben iſt; ſchien daher auch nicht ſehr erbaut.

Der Ihrige

Pfiffig.

VI.

Victoria! Ein vaterländiſches Stück auf der Bühne! Stelle dir vor! Marchegg wird darin erwähnt, Horn und Krems, wo wir ſo oft Bratwürſte mit Senf gegeſſen haben, ja der letzte Akt ſpielt ſogar in Götzendorf, unſerm gemeinſchaftlichen Geburtsorte. Wer gibt mir Worte, ich habe nur Thränen! Viele wollen behaupten, das Stück hienge nicht gar wohl zuſammen, was frage ich darnach! Genug, der fünfte Akt ſpielt in Götzendorf.

Leb wohl! Ich drücke dir die Hand, Freund! Bruder!! Landsmann!!! Götzendorfer!!!!

Hans Dampf.

VII.

Um des Himmels Willen, theuerſtes Fräulein! Sollte es wahr ſein, was Ihr Herr Bruder mir achſelzuckend meldete? Daß Ihnen das geſtrige Stück gefallen habe? Nein, ich kanns nicht glauben! Wäre das Poeſie? Und iſt denn überhaupt Poeſie, wo kein Gemüth, keine Zartheit, keine Liebe?

Haben Sie die Gemeinheiten, die Späße, die — Unanſtändigkeiten vernommen? und zum Theile im Munde würdiger, oder würdig ſein ſollender Perſonen. Unſere Spanier ſchrieben anders! und wenn auch mein Shakeſpeare ſich manchmal etwas erlaubt, ſo hält er durch Charaktere ſchadlos, die dieſem Stücke gerade durchaus fehlen. Denn ſagen Sie ſelbſt! iſt in dem Machwerke ein einziger Charakter, der ſich treu bliebe bis zum Ende? Ein rauher, harter König, der aber wieder kniet und weint und betet. Zawiſch, der eigentliche Clown oder Rüpel des Stückes, und als ſolcher ganz gut, geberdet ſich wieder manchmal recht ernſthaft. Sogar der von vornherein würdig aufgefaßte Kaiſer, bekömmt mitunter nicht übel Luſt, Spaß zu machen. Endlich der Geiſt der Zeit! Wäre dieß das köſtliche Mittelalter mit ſeinen Minnehöfen und Troubadours? — Kurz, mein Fräulein, tilgen Sie aus Ihrem Gedächtniſſe die Spur ſo vieler Unwürdigkeiten und halten Sie ſich bereit, heut Abends am Klavier durch den Vortrag eines gemüthvollen Liedes, Ihre Verirrung wieder gut zu machen. Mein Auge ſehnt ſich nach Thränen!

Ihr Schaal.

VIII.

Sie fragen, wie mir das geſtrige Stück gefallen habe? Zum Theile nicht ſonderlich, zum Theile aber kam mir vor, als hätte ich es nicht ganz verſtanden. Ich will daher mit meinem Urtheile vor der Hand noch ein wenig warten.

Florian Kurz.

8.

Bewerbungsgeſuch Grillparzer's um die Stelle eines Direktors an der Univerſitätsbibliothek in Wien.

Hochlöbliche k. k. Studienhofkommiſſion!

Der Unterzeichnete erlaubt ſich um Verleihung der, durch den Tod des Regierungsrathes Wilhelm Riedler erledigten, Stelle eines Vorſtehers der Wiener Univerſitäts-Bibliothek gehorſamſt zu bitten.

Mein Geſuch war bereits zur Abgabe bereit, als ich die Ausſchreibung des Concurſes in der Wiener Zeitung las. Es liegt mir daher ob, daſſelbe abzuändern, und den daſelbſt ausgeſprochenen Erforderniſſen anzupaſſen.

Was nun erſtens die Kenntniß einer ſlaviſchen Sprache betrifft, ſo beſitze ich keine. Ich kann nämlich die halbvergeßnen Reſte des Böhmiſchen, das ich mir während eines früheren zweijährigen Aufenthaltes in Mähren eigen machte (obwohl es im Nothfalle ſehr gut als Grundlage einer ſchnellen Wiedererlernung dienen könnte) nicht als eine eigentliche Kenntniß betrachten. — Da übrigens, ſo viel ich weiß, die Univerſitäts-Bibliothek nicht im Beſitze irgend bedeutender ſlaviſcher Werke, der Zuſtand der ſlaviſchen Literatur aber zugleich vor der Hand, und wohl auch noch für das nächſte Menſchenalter, von der Art iſt, daß eine Bibliothek von beſchränkter Dotation, in einer deutſchen Provinz, und zunächſt für den Lehrzweck berechnet, auf den Ankauf ihrer Hervorbringungen kaum wird denken können, ſo dürfte dieſer Mangel theils von geringerer Bedeutung ſein, theils durch einen Ueberſchuß anderer Eigenſchaften überwogen werden. Wodurch nicht abgeleugnet ſei, daß unter unſern Kindern und Enkeln, das Verhältniß ſich anders ſtellen könne.

Von Diplomatik weiß ich als praktiſcher Archivsbeamter ſo viel, als einem Bibliothekar nöthig iſt, und mehr als der Vorſteher der Wiener Univerſitäts-Bibliothek davon in Anwendung bringen kann, welche Anſtalt, wie bekannt, ihre Handſchriften ſämmtlich an die Hofbibliothek abgegeben hat.

Meine zurückgelegten Studien, mit Einſchluß der rechtlichen, weiſet der Umſtand aus, daß ich durch volle 21 Jahre im Conceptsfache, namentlich als Hofconzipiſt bei der k. k. allg. Hofkammer gedient habe.

Ueber encyklopädiſche Kenntniſſe in den meiſten wiſſenſchaftlichen Fächern gibt es keinen Erweis, als eine ſimple Behauptung; und ich erlaube mir dieſelbe. Daß ich in Geſchichte und Sprachen bewandert bin, thut das Blatt der Wiener Zeitung vom 31. Jänner 1822 dar, welches enthält, daß ich, um dieſer Eigenſchaften willen, von der

k. k. allg. Hofkammer zu ihrem Archivs-Direktor ernannt worden bin.

Dieſe Sprachen nun ſind: die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche, engliſche und ſpaniſche, und zwar in einer Ausdehnung, wie ſie wahrſcheinlich keiner meiner Mitbewerber wird aufweiſen können.

Man dürfte einwenden, daß derlei zu behaupten leicht ſei; zum Glücke aber bin ich kein Unbekannter, über den man Auskünfte einzieht, oder ſich zu erkundigen braucht. Ich bekenne mich nämlich — um vor allem die Identität der Perſon außer Zweifel zu ſetzen — als Denſelben, der durch ſeine dramatiſchen Arbeiten die Aufmerkſamkeit Deutſchlands, ja, wenn den Ueberſetzungen in alle europäiſchen Sprachen zu trauen iſt, wohl auch eines größern Publikums auf ſich gezogen hat.

Ich fürchte nicht, in den erleuchteten Collegien, die mein Geſuch zu durchwandern hat, auf einen in der Bildung ſo Verwahrlosten zu ſtoßen, daß er der Poeſie — auch wenn ſie die Spuren ernſter Studien minder deutlich an der Stirne trüge — einen Platz unter den übrigen literariſchen Illuſtrationen verſagen ſollte. Ich habe meinem Vaterlande Ehre gemacht, und darf daher wohl hoffen, daß die Beigeſellung meines Namens der Wiener Hochſchule und ihrer Bibliothek, als nicht zur Unzier gereichend, werde erkannt werden.

Meine literariſchen Verdienſte dürften vielleicht Manchem etwas veraltet, und meine neuere Thätigkeit nicht ganz mit der frühern übereinſtimmend ſcheinen. Auch hievon liegt mir ob zu ſprechen, auf die Gefahr, dem böſen Willen dadurch Waffen gegen mich in die Hände zu geben. Durch den Zufall in die Beamtencarriere geworfen, befriedigt mich meine gegenwärtige Anſtellung im Archive der k. k.

allg. Hofkammer als Beamter, ja als Menſch vollkommen; von dem Schriftſteller aber läßt ſich nicht ein Gleiches ſagen. Die mit meinen literariſchen Beſtrebungen mitunter in grellem Widerſpruche ſtehenden Geſchäfte meiner Stelle unterlaſſen nicht, auf erſtere den nachtheiligſten Einfluß auszuüben. — Nur in der erſten Jugend vermehren Hinderniſſe die Energie des Talents, bei herannahenden ſpätern Jahren will es gepflegt ſein. — Eine Anſtellung, die, wenn ſie gleich mit dem ganzen Ernſte des Geſchäfts betrieben werden muß, doch durch ihren vorzugsweiſe wiſſenſchaftlichen Bereich den Geiſt in verwandten Bahnen feſthielte, könnte hierin nicht anders als höchſt förderlich ſein. Ich weiß nicht, ob mich die Eitelkeit zu weit führt, wenn ich glaube, es werde keinem gebildeten Oeſtreicher gleichgiltig ſein, ob der Verfaſſer der Sappho und Medea ferner literariſch thätig iſt oder nicht.

Um von den weitern Erforderniſſen zu ſprechen, ſo iſt begehrt worden, daß der Competent ſchon früher in einer Bibliothek gedient habe. Ich habe in einer ſolchen gedient, in der Wiener Hofbibliothek nämlich, wo ich das ganze Jahr 1813 in Geſchäftsübung zubrachte. Wenn man dieſe Zeit zu kurz, die Unterbrechung dagegen zu lange findet, ſo muß ich bemerken, daß Verſchiedene das Nämliche in verſchiedener Zeit lernen; dann, daß die äußern Erforderniſſe des Bibliothekdienſtes nicht ſo ſchwer zu erwerben ſind, als die Unterrichteten glauben, die innern dagegen viel ſeltner, als der gewöhnliche Bibliothekenpöbel davon eine Ahnung hat. Inſofern nun ein mit ernſten Studien zugebrachtes Leben, die ausgebreitetſte Lektüre in allen Zweigen der Wiſſenſchaften, Kunſt- und Literar-Geſchichte alter und neuer Zeit, Bücherkunde, als Hilfsmittel eigener beträchtlicher Sammlungen getrieben, dieſe innern

Erforderniſſe eines Bibliothekars verſchaffen kann, oder vielmehr dieſes innere Erforderniß ſelbſt iſt, glaube ich, wenn ich mich nach allen Seiten umſehe, Niemanden den Rang über mir einräumen zu müſſen.

Endlich ſuche ich weder Beförderung noch Gehaltsvermehrung, ſondern einfache Ueberſetzung auf einen mir mehr entſprechenden Poſten. Ich ſtehe als Archivsdirektor der allg. Hofkammer in einem fixen Genuſſe von 1500 fl. Beſoldung und 300 fl. Quartiergeld. Mein Vorgänger bezog überdieß noch eine Zulage von 500 fl., und zwar nicht wegen beſonderer Verdienſte, deren er ſich zur Zeit der Verleihung (ein halbes Jahr nach ſeinem Dienſtesantritt) noch nicht erworben haben konnte, ſondern bloß in Bezug auf die Wichtigkeit und Beſchwerlichkeit des Geſchäftes. Auf Ertheilung dieſer Zulage iſt auch für mich von Seite der hohen Hofkammer bei Seiner Majeſtät bereits der Antrag geſtellt worden. Da durchaus kein billiger Grund denkbar iſt, daß dieſe Zulage mir verweigert werden ſollte, ſo werde ich nach Herablangung der A. H. Entſchließung an Gehalt 2000 fl. und ein Quartiergeld von 300 fl. beziehen, was im Entgegenhalt der Bibliothekarsbeſoldung von 2000 fl. und 150 fl. Quartiergeld einen reinen Verluſt von jährlichen 150 fl. darſtellt. Aber ſelbſt wenn Seine Majeſtät befinden ſollte, mir gegenwärtig allenfalls nur die größere Hälfte jener Zulage zu verleihen, den andern Theil aber in Zukunft vorzubehalten, ſo würde auch dann der augenblickliche Mehrbetrag der Bibliothekargenüſſe nur ein äußerſt unbedeutender, ein kaum in Rechnung zu bringender ſein.

Alles dieſes zuſammengenommen, hoffe ich zuverſichtlich auf gnädige Gewährung meiner Bitte.

Reiſe-Erinnerungen

an

Rom und Neapel.

1819.

Rom.

Beinahe ſchon hinter Viterbo kündigt ſich die Nähe der Prieſterſtadt auf eine traurige Art an. Unfruchtbare, dürre Haiden, ohne Kultur, ohne Wohnung, ohne Menſchen, ſagen vernehmlich: hier iſt ein Wahlreich, und der Gewählte iſt ein Prieſter, und dieſer Prieſter iſt gewöhnlich ein Greis. Man hatte, wegen der Reiſe des Kaiſers und ſeines Gefolges, das Geſträuche weghauen laſſen, das ſonſt zu beiden Seiten der Straße ſtand, weil es den Räubern zu Schlupfwinkeln diente. Dadurch aber ward die Gegend noch kahler, noch trauriger. Den Gipfel zu alle dem, ſetzen noch die zerriſſenen Ueberreſte von Räubern und Mördern auf, die, an der Sonne getrocknet, rechts und links an der Straße baumeln und dem armen Reiſenden die Stellen bezeichnen, wo ſeine Vorgänger geplündert und ermordet worden ſind. Schneidend iſt der Contraſt dieſer Oede mit der herrlichen **Via Flaminia**, auf der man fährt und die auf jedem Schritte erinnert, wie reich und glücklich einſt Gegenden waren, wo man derlei Straßen bauen konnte. Mit einem eigenen Gefühl fährt man auf der Straße, auf der einſt römiſche Heere zogen, und hinter jedem Hügel glaubt man beinahe Helme und Spieße hervorragen zu ſehen.

Endlich hielt der Poſtillon, wies mit der Peitſche vor ſich hin und ſagte: ecco la città, und am Horizonte zeigte ſich ein ferner grauer Punkt, und es war die Peterskirche.

Wenn man Luſt hätte, Vergleichungen anzuſtellen, ſo würde man ſagen, St. Stephan in Wien ſei eine Kirche für deutſche, St. Peter in Rom eine für italieniſche Andacht.

Ich finde St. Peter auf allen bildlichen Darſtellungen bei Weitem erhabener, als beim erſten Anblick in der Wirklichkeit. Dieſe Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß es keinen Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Colonnaden erreicht hat, ſieht man dieſe nicht, ſondern bloß die Kirche, weil elende Häuſer die erſtere verdecken; hat man aber einmal die Colonnaden erreicht, ſo muß man nicht bloß vor ſich blicken, ſondern auch um ſich, und hat ſomit keinen Geſammtüberblick mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältniſſe, in denen dieſe Kirche gebaut iſt, daß man nur durch Vergleichungen mit daneben befindlichen Gegenſtänden, ſich die eigentliche Größe derſelben verſinnlichen kann. Nach einer ſolchen Vergleichung iſt es aber denn auch natürlich ſchon um das Erhabene des Eindrucks geſchehen, das als ein Unermeßliches erſcheinen muß und daher durch Meſſen verloren geht. Ganz anders verhält es ſich aber mit dem Innern. Hier geben die Statuen und Verzierungen ſchon beim erſten Anblick unwillkürlich einen Maßſtab zur Vergleichung, und daher verfehlt auch das Innere ſeine Wirkung nicht. Wenn man auch der Peterskirche als Kirche etwas vorziehen könnte, ſo kann man es doch nicht als Gebäude.

Es iſt ſchauerlich, wie dieſes Gebäude mit dem Himmel durch ſeine Kuppel und mit der Unterwelt durch das Grab der Apoſtel Peter und Paul zuſammenhängt, das gerade unter der Kuppel auf geheimnißvollen Treppen unter die Erde hinabſteigt. Daß dieſes Grab eine Treppe tief, ſtatt mit einer Thüre, mit einem goldenen, aber nur halb durchſichtigen Gitter verſchloſſen iſt, zeigt, wie Diejenigen, die die Kirche bauten, wußten, wie auf das Gemüth des Menſchen gewirkt werden muß.

Von allen Oſterfeierlichkeiten, die ich bisher geſehen, hat keine ſo ſehr auf mich gewirkt, als die Austheilung des päpſtlichen Segens vom Altare der Peterskirche. Der ungeheure Altar, dunkelroth ausgeſchlagen, mit einer Reihe von Kardinälen beſetzt, von denen jeder für ſich ſchon ausſieht wie ein König, und nun, über all dieſen Königen in Purpur hoch erhaben, auf ſeinem weit hervorragenden Throne: der Papſt in vollem Schmuck, mit ausgeſtreckter Hand den Segen ſpendend orbi et urbi, Alles niedergeworfen, er allein, ein Gott, thronend hoch über Allem — ich werde den Augenblick nie vergeſſen.

Man lacht über die Rüſtungen der Schweizer am Oſterdonnerſtag: ich finde die Beibehaltung des Alterthümlichen gerade hier ſehr an ſeinem Platze. Sehr gut ſehen die Kerls darin aus, die ſonſt ſo ziemlich Hanswurſten gleichen; und wäre ich ein Maler, ich würde nicht verſäumen, den alten, beinahe achtzigjährigen Schweizer, Cammeriere des Papſtes, der die Aufſicht am Eingang der Sixtina hat, zu malen in ſeinem Harniſch und grauſeidenen Kleide. Er ſieht aus, wie ein Zurückgekommener aus dem dreizehnten Jahrhundert.

In Rom ließ ich mir ein Beinkleid machen. Der Schneider, ein Lombarde, verſicherte, auf meine Ausſtellungen, daß der Caſimir dazu von der feinſten Gattung ſei. Ich äußerte meine Zweifel. Glauben Sie etwa, ich wolle Sie hintergeben? rief er: ich bin kein Römer. Als ich mich weiter mit ihm ins Geſpräch einließ, verſicherte er, er könne keinen Römer als Geſellen brauchen. i Romani sono tutti ladri, meinte er.

Oſtermontag. Wir hatten uns mit Meyer, dem Verfaſſer der Dianaſore, verabredet, die Reſte des Forums zu beſehen. Um 9 Uhr Morgens fanden wir uns beim Bogen des Septimius Severus unterm Capitol. Dieſer Bogen iſt nebſt dem des Conſtantinus, beinahe das beſterhaltenſte unter allen Denkmälern der Vorzeit. Von beiden dieſen Bogen gilt faſt das Nämliche; was daran aus früherer Zeit und von andern Denkmalen, beſonders von denen des Trajan, geraubt iſt, kann man wohl vortrefflich nennen, die zeitgenöſſiſche Arbeit daran iſt ſchlecht, wie z. B. die Siegesgöttinnen am Bogen des Conſtantin und die meiſten Basreliefs mit Ausnahme der oberſten, die eben aus dem Bogen Trajans genommen ſind. Die Tempel des Jupiter tonans und stator beſtehen nur noch in einigen Säulen. Was uns in Rom am meiſten auffiel, war die ausnehmende Kleinheit aller öffentlichen Gebäude. All dieſe Werke, die ſich die Phantaſie als ſo groß vorſtellt, waren, aus dem Raum zu ſchließen, der von einer Ruine bis zur andern geht, nur äußerſt klein, und demungeachtet mußte wegen ihrer Menge das Forum ſo mit Gebäuden überladen ſein, daß man kaum an ein gutes Ausſehen desſelben glauben kann. Hiezu kommt noch, daß die Gebäude offenbar ohne Symmetrie unter ſich hingepflanzt waren; mit Einem Wort, man kann ſich keine klare Vorſtellung machen, wie das je ſchön ſein konnte.

Der Vorwurf der Kleinheit, den man den älteſten Bauwerken mit Grund machen kann, trifft keineswegs die Gebäude, welche die ſpätern Zeiten hervorgebracht haben.

Der Tempel des Friedens, von Titus erbaut, von dem nur noch die Reſte der hinteren Hälfte ſtehen, iſt ein ungeheures Gebäude mit ſeinen drei mächtigen Hallengewölben und den Spuren einer Colonnade, die ſich von außen herumzog. Conſtantin ließ das Ganze in eine Kirche umgeſtalten, und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelſte Halle hinausgebauten Ausbuges, die Verſchiedenheit der Zeitalter in der Verſchiedenheit der Arbeit zu beobachten.

Der Tempel der Sonne und des Mondes, oder der Roma und Venus, die mit einander vereinigt waren, ſteht nur noch mit halben Kuppeln.

Die Säule des Phokas iſt ganz aus ältern Monumenten zuſammengeſtohlen.

Die ungeheuren Mauern des Tempels des Antonin und der Fauſtina hat man benützt, um eine Kirche des heiligen Lorenz daran zu flicken, die jetzt Antonins herrliche Säulen unwillig ſchmücken. Dieſes Gebäude zeichnet ſich noch vorzüglich durch ſein vortrefflich gearbeitetes Säulengebälke aus.

Der Bogen des Titus, der einfachſte von allen, mit herrlichen Basreliefs, worunter der heilige Leuchter von Jeruſalem bemerkbar iſt.

Von hier gingen wir in die Bäder des Titus, eine unförmliche wildbewachſene Steinmaſſe. So bewunderungswürdig alle dieſe Gebäude, beſonders der ſpätern Zeit ſind, ſo iſt doch ihre Größe eine barbariſche, und man kann nicht verkennen, daß ſie von Deſpoten gebaut ſind. Das dringt ſich Einem ſchon hier in den Bädern des Titus auf, noch mehr aber in den Kaiſerpaläſten. Hohe, aber enge Kammern und Gänge, ohne Fenſter, ohne Licht, die ſich ſchweigend winden durch die Nacht; ein lebensfroher Grieche hätte es darin gewiß nicht aushalten können. Zeigen auch dieſe Höhlen wilder Thiere jetzt noch Spuren kunſtreicher Verzierungen, ſo iſt doch auch die Art, wie ſie angebracht ſind, barbariſch. Ungeheuer hohe Gänge ſind an der Decke mit Bildchen bemalt, die man in der Hand halten müßte, um ſie betrachten zu können. Dort oben verſchwinden ſie beinahe zu unförmlichen Farbenpunkten. So mißbraucht die Kunſt nur ein Tyrann, und war Titus auch keiner de facto, ſo war er doch einer de jure, ſein Zeitalter war ſo, wenn auch er nicht.

Der Umfang dieſer Bäder iſt über allen Begriff. Man hat nur den kleinſten Theil davon aufgegraben, und davon kann man auf das Uebrige ſchließen. In dieſen Bädern iſt der herrliche Laokoon gefunden worden.

Ein lebhaftes Bild der römiſchen Größe, ſo daß die Phantaſie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hieſigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Coloſſeum. Herrlicheres kann man nicht mehr ſehen. Dieſes wird beſonders in Rom klar, wo man ſo viele vorzügliche Gebäude ſieht, und doch verſchwinden alle in nichts vor dieſem Coloß. Es iſt intereſſant, eine Vergleichung zwiſchen dem Eindruck anzuſtellen, den die noch ungeheurere Peterskirche macht, gegen den des Coloſſeums. Wenn man in Rom ausſpricht, daß die Peterskirche beim erſten Anblick nur eine mäßige Idee von Größe erwecke, ſo pflegt man gewöhnlich zu ſagen: das rühre von den richtigen Verhältniſſen her, in denen ſie gebaut iſt. Aber iſt es denn das Coloſſeum in minder richtigen? und doch erſcheint es beim erſten Anblick als ein Großes, indeß man die Peterskirche mehrere Male ſehen und erſt Vergleichungen anſtellen muß, um ſie ganz zu würdigen. Meiner Meinung nach rührt dieſe Verſchiedenheit nicht von daher, daß die Peterskirche in richtigen, ſondern daß ſie in ungeheuren Verhältniſſen gebaut iſt, das Coloſſeum aber nur in großen. Dieſe fünf Reihen Bogen über einander, deren jeder ſich ſogleich als ſehr groß darſtellt, machen mich die Größe der letzteren beim erſten Blick erkennen; wer ſagt mir denn aber, bei der Peterskirche, wie hoch dieſe einzige Säulenreihe ſei, welche das Gebälk trägt? Erſt wenn man die Entfernung des Petersplatzes praktiſch erfahren hat, bewundert man die Kirche, und man muß die Größe herausrechnen, ſtatt ſie anzuſchauen.

Wendet man ſich nun hinüber gegen den palatiniſchen Berg, ſo hat man, von den Stufen der Baſilica St. Gregorio den herrlichſten Anblick der Kaiſerpaläſte, die ſich in mannigfachen, über einander gethürmten Mauern und Wölbungen auf jenen Hügel hinüberziehen. So ungeheuer dieſe Maſſe von Gebäuden iſt, an der faſt alle Kaiſer der frühern Zeit gebaut haben, ſo genügte ſie doch dem nach Betäubung und Sinnenberauſchung haſchenden Nero nicht. Sein goldenes Haus füllte nebſt dem palatiniſchen Hügel auch das Thal zwiſchen dieſem und dem esquiliniſchen und bedeckte ſogar noch dieſen letzteren, wo in der Folge Titus ſeine Thermen hinſetzte.

Auf dem Wege zwiſchen dem palatiniſchen und aventiniſchen Hügel hin liegen rechts die Trümmer des Circus maximus, an denen nichts mehr zu erkennen iſt. Weiterhin, auf der Via di S. Sebastiano findet man die Thermen des Caracalla. Staunend betrat ich ſie. Eine Reihe von einſt gewölbten Hallen, jede ſo groß, daß ſie für ſich ein bedeutendes Gebäude ausmachen würden, ziehen ſich an einander hin. Ueberall ungeheure Maſſen, überall Spuren von Pracht, an den noch hie und da mit Marmor bedeckten Gewölben, an dem an manchen Orten aufgedeckten muſiviſchen Fußboden aus den ſeltenſten Marmorarten. In der Ecke von einer der innerſten Hallen ſieht man noch die Reſte eines halb verlöſchten Madonnenbildes, von wem gemalt, wann und zu welchem Ende? weiß Niemand. Erſt wenn man dieſe Thermen mit jenen des Titus zuſammenhält, kann man ſich einige Vorſtellung von der eigentlichen Beſchaffenheit ſolcher Kaiſerbäder machen. Wahrſcheinlich ſtand über dem noch vorhandenen Erdgeſchoß der letzteren Thermen noch ein ähnliches Obergeſchoß, wie hier Caracallas Bäder zeigen, was denn freilich die Sache verändert. Die Gemächer Caracallas haben übrigens durchaus Fenſter, wenn nicht etwa die lichtloſen tiefer, noch unenthüllt unter der Erde liegen.

Weiter fort auf der Straße liegen die Gräber der Scipionen, die aber, ſeit der dort geſtandene Sarkophag ins Museum Clementinum gebracht worden iſt, kein Intereſſe haben.

Durchs Thor St. Sebaſtian wandelt man auf der Appiſchen Straße fort, die, obſchon nicht der Flaminiſchen gleichkommend, doch noch in alter Herrlichkeit prangt. In der Kirche St. Sebaſtian iſt der eine Eingang in die Katakomben. Ungeheure Felſengänge winden ſich, bald eng, bald weiter, bald niedrig, ſo daß man mit gebücktem Haupte fortwandeln muß, bald höher ſtrebend, unter der Erde fort, und rechts und links ſind Höhlungen in den rippenförmig über einander laufenden Felſen, die wohl allerdings ſo ausſehen, daß man ſie als Grabhöhlen betrachten könnte. Mein Führer, der Küſter von St. Sebaſtian, nannte mir eine unermeßliche Zahl von Märtyrern, die hier begraben geweſen ſein ſollen. Uebrigens begreift ſich die düſtere Richtung, welche die Religion des ſchönmenſchlichen Chriſtus bei ſeinen Verehrern genommen hat, einigermaßen, wenn man ſieht, an welchen Orten ſie gezwungen waren, zu beten und zu lehren. Ariſtipp hätte in den Katakomben zum Heautontimorumenos werden müſſen. Die tiefern Gänge der Katakomben ſind jetzt vermauert, ſeit viele Menſchen, unter andern auch, wie mein Führer verſicherte, eine Abtheilung von Zöglingen des collegio Romano, darin ſich verirrt und nie mehr den Rückweg gefunden haben.

Als ich herausgeſtiegen war aus dieſen Klüften der Unterwelt und hinüberblickte nach dem herrlichen Rom und ſeinen Denkmalen der Vergangenheit, da ward mir nachdenklich und ſonderbar zu Muthe. Dort die Stadt, urbs et orbis, thronend und prangend, und hier die Katakomben, wie Repräſentanten des Heidenthums und des Chriſtenthums. Und all deine Kraft und all deine Pracht hat dich nicht retten können, göttliche Roma, du biſt erlegen, und auf den Zinnen deiner Götter prangt das Zeichen, das hervorging aus dieſen Klüften und, langſam wandelnd, aber unabläßlich, dich überholte, als du müde warſt und nicht mehr fliegen konnteſt.

Langſam weiter wandelnd ſah ich noch die Ruinen von Caracallas Cirkus und das wohlerhaltene Grabmal der Cäcilia Metella, zu ſchön für eine ſo unbedeutende Frau, und müde, aber heitern Geiſtes kehrte ich auf derſelben Straße zurück, immer in einer Hand den Plan von Rom und in der andern Vaſi's verdienſtliches Itinerario.

Ich war in Thorwaldſens Studio. Es war an einem unglückſeligen Tage. Von einer Diarrhöe und verdorbenem Magen, den traurigen Wirkungen des römiſchen Klima und meiner Unbekanntſchaft mit der hieſigen Lebensweiſe, geplagt, ſchlenderte ich mißmuthig durch die lauten Straßen, an all den rings ſich aufdrängenden Kunſtwerken vorüber, ohne daß mir etwas auch nur einen Blick abgewinnen konnte. Da, vor dem Palaſt Barberini, gewahre ich Marmortrümmer. Gedankenlos trete ich hinzu und frage: es iſt Thorwaldſens Studio. Ich trete hinein und fahre erſtaunt zurück. So etwas hatte ich nicht vermuthet. Als ich Canova's Werkſtätte betreten, glaubte ich das Beſte geſehen zu haben, was die neuere Zeit, gegenüber der alten, an Bildwerken aufzuweiſen hätte, und achſelzuckend bedauerte ich den ungeheuern Abſtand: aber hier —. Canova's Bilder ſind ſchön, aber todt und nebſtdem ſo behandelt, daß mir dabei immer der Simſon einfiel, den ich in der Oſterwoche hier in einem Laden ſah und der höchſt kunſtreich aus — Butter gemacht war. Dagegen Thorwaldſen. Ich habe keine ſeiner ganz fertigen Statuen geſehen, und ich weiß daher nicht, ob er in der Vollendung des mechaniſchen Theils der Arbeit ſeinem Nebenbuhler gleich kommt — und eine Statue in ſeinem Studio, von der mir die Gehilfen ſagten, es fehle nichts als die Politur, ſchien dieſen Zweifel eher zu bekräftigen, als zu heben — aber was die edle Form, die Belebung des Todten und die Compoſition betrifft, hierin ſteht meiner Meinung nach Thorwaldſen weit über Canova. Da iſt ein Ganymed, der den Adler trinken läßt. Die Formen ſchmächtig, jugendlich, beinahe dünn und doch wie reizend, gerade durch dieſe keuſche Behandlung reizend. Welche himmliſche Unſchuld in dem ganzen Knaben, der auf nichts anders denkt, als ſein Geſchäft, und in genügſamer Geduld wartet, bis das gierige Thier genug getrunken hat. Und dagegen der Adler mit ſeinem gierigen Auge, als ob er Trank, Schale und Knaben mit einem Zuge verſchlingen wollte, in herrlichem Contraſte mit dem ſanften Kinde. — Ein anderer Hirtenknabe, wahrſcheinlich auch ein Ganymed, mit der Rechten ſeinen Fuß nachläſſig umfaſſend, die Linke hinter ſich aufgeſtemmt und unſchuldig, halb gedankenlos vor ſich hin in die Welt blickend, weicht dem andern an Schönheit kaum. Ich habe durchaus in meinem Leben nichts geſehen, was in dieſer Gattung jenen beiden Statuen die Wage halten könnte. — Eine Venus mit dem Apfel, unbeſchreiblich reizend. — Ein Antinous, vielleicht weniger vollendet, ebenſo ein Amor mit dem Pfeil. Herrlich wieder eine in köſtliche Falten gehüllte Tänzerin. Alles Andere aber übertreffen die Basreliefs. Da iſt ein Herkules, gegenüber einer Hebe, im herrlichſten Contraſte. Bemerkt man gleich, daß der Bildner des Werkes den farneſiſchen Herkules geſehen hat, und iſt vielleicht auch mit Rückſicht auf dieſen, der Nacken des Unbändigen zu ſtark gerathen, ſo kann man doch der kühnen, übermenſchlichen Form ſeine Bewunderung nicht verſagen. Briſeis, die Agamemnons Herolde dem Achill entführen; der eine Herold hat das Mädchen angefaßt, die, mit Zögern ihm folgend, den traurigen Blick zurückwendet nach dem blühenden Bettgenoſſen. Dieſer ſitzt herrlich auf einem Stuhle in der linken Ecke des Bildes, die linke Hand krampfig auf die Bruſt gepreßt. Vielleicht wäre übrigens, bei aller Vortrefflichkeit dieſer Figur, mehr Zorn und weniger Schmerz beſſer geweſen. Beinahe wird er von dem im Vorgrunde ſtehenden Patroklus verdunkelt. Oder wäre die Bedeutung der Figuren umgekehrt, dann wäre der Schmerz der ſitzenden Figur zu heftig; ſo trauert man nur über eigenen Verluſt. Alles Andere übertrifft der Triumphzug des Alexander, ein Basrelief, dergleichen ich kaum unter den Antiken geſehen habe. Dieſe Krieger, immer verſchieden und nur an Schönheit ſich gleich, dieſe

Pferde, dieſe Kinder voll unſchuldiger Bewußtloſigkeit, dieſe Viktoria, dieſe Griechen, dieſe Perſer — was helfen die Worte, wo man kaum dem Sehen traut.

Ich war im Theater el nobile teatro di Pordinone. Man gab eine Oper Isabella e Florange mit Muſik von Pacini, dann ein Schauſpiel, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Ich hatte gehofft, daß man wegen Anweſenheit des öſterreichiſchen Hofes ſich doch ein wenig ins Zeug werfen und den übeln Ruf zu widerlegen ſuchen würde, in dem das römiſche Theater in ganz Italien ſteht, aber vergebliche Hoffnung. Schon die Anordnung der aufzuführenden Stücke war ſonderbar. Erſt kam der erſte Akt der Oper, dann ein Aufzug des Drama, hierauf die Fortſetzung der Oper, ſo daß der Reſt des Schauſpiels den Beſchluß machte. Das Ding ging erſt alle due di notte, d. h. gegen neun Uhr an und dauerte daher wahrſcheinlich bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht, wenigſtens war als ich in der Hälfte der Vorſtellung, ermüdet und halb todt vor Langeweile, das Haus verließ, eilf ſchon vorüber. Die Oper war wirklich elend: gewöhnliche italieniſche Muſik, von einem höchſt zahlreichen Orcheſter mittelmäßig ausgeführt. Unter den Sängern war noch ein Herr Bottari am Erträglichſten, der einen eindringlichen Baß ſang, ſich aber zuweilen durch das Beſtreben, die Stärke ſeiner Stimme zu zeigen, zu höchſt ohrenzerreißenden Anſtrengungen hinreißen ließ, wobei beſonders lächerlich anzuſehen war, wie er ſich zu jeder Paſſage aufblies, wie der Froſch in der Fabel. Die Prima Donna, ein dürres, widerliches Geſchöpf ohne nur irgend ausgezeichnete Stimme oder Vortrag. Der Buffo unergötzlich bis zur Widerwärtigkeit.

Die Krone von allem aber war der erſte Tenor. Gebaut wie ein Laſtträger, die emporgehobenen Schultern beinahe zum Buckel mißſtaltet, der Kopf hinabgedrückt, das Geſicht ein Gemiſch von Rohheit, Häßlichkeit und Stupidität, dabei in ein pomeranzenfarbiges Gewand, mit brennend blauer Leibbinde und goldenen Treſſen auf den Nähten gekleidet, machte er einen wahrhaft unausſtehlichen Eindruck und glich auf ein Haar dem Prinzen Höckerich im Feenmärchen. Ihn als kampfgerüſteten Ritter bei dem vorkommenden Lumpenturnier am Schluß des erſten Akts zu ſehen, war wirklich merkwürdig. Zu dem allem noch die Dekorationen elend, die Kleidung geſchmacklos und lumpenhaft, die Chöre ſchwach und ſchlecht, Aufzüge und Comparſen ſo erbärmlich, daß es vielleicht kaum in dem geringſten Landſtädtchen in Deutſchland ärger ſein kann. — Mehr unterhielt mich das recitirte Stück, halb Luſtſpiel, halb Drama von der empfindſamen Art, wo eine Amerikanerin, von ihrem Gatten verlaſſen, als Kammermädchen in das Haus der Geliebten ihres Treubrüchigen ſich einſchleicht, und mit Hilfe eines gutherzigen Murrkopfes von Oheim, alles wieder ins Geleiſe bringt. Hier ſah ich zum erſtenmal die Schauſpielkunſt des eigentlichen Italiens. Außerordentlich ſprechend war jede Bewegung des alten Onkels. Keinen Augenblick ruhte das Mienenſpiel ſeines ausdrucksvollen Geſichtes, und in alledem war unleugbar viele Wahrheit, obgleich italieniſche Wahrheit, die einem Deutſchen leicht an Karikatur zu ſtreifen ſcheinen konnte. Die verkleidete Gattin ward in dem gefälligen Theil ihrer Rolle recht verdienſtlich, in dem ernſthaften aber mit all dem Pathos und der Heftigkeit dargeſtellt, die den Italienern ſo geläufig iſt. Das Uebrige war ſchlecht. — Artig iſt das Innere des Theaters mit ſechs Reihen verſchiedenartig gezierter Logen übereinander, und das Publikum benahm ſich ziemlich gut, indem es während der Recitative, ſtatt zu ſchreien, laut zu ſprechen ſich begnügte. Es iſt bei den hieſigen Theatern noch eine eigene Einrichtung, die mir nicht übel ſcheint. Sowohl Logen als Parterre haben keinen beſtimmten Preis, ſondern das Eintrittsgeld richtet ſich nach dem Maße der Neuheit oder Beliebtheit des gegebenen Stückes oder der auftretenden Künſtler. Auf dieſe Art bezahlen die erſten Abende immer die Hauptauslagen, und auch in der Folge wird das Theater, wegen des niedrigen Preiſes, nie zu leer.

Die Römer ſind bis zu einem unglaublichen Grade kindiſch. Nicht allein, daß man Erwachſene allenthalben Spiele treiben ſieht, die bei uns nur Knaben vergnügen; auch Leute von Diſtinktion bleiben ſtehen, wo dergleichen geſpielt wird, und nehmen den lebhafteſten Antheil an dem Gange und dem Ausſchlage der Kinderei. So ſah ich heute einen Haufen Trasteveriner auf dem Petersplatze ein Spiel treiben, das darin beſtand, daß Einem die Augen verbunden wurden und er ſo blindlings verſuchen mußte, den Obelisk zu finden. Die bärtigen Kerls geberdeten ſich alle wie beſeſſen mit Jauchzen und Schreien, ja ſelbſt Abbate's, die dabei ſtanden, hüpften vor Luſt und riefen ihr: tocca, tocca! ſo gut als die andern.

Wir hatten unſere Reiſe auf Koſten aller Bequemlichkeit, ja ſelbſt des Vergnügens und der Geſundheit beſchleunigt, um noch zu den Feierlichkeiten der Oſterwoche in Rom zu ſein, da wir uns nicht anders vorſtellen konnten, als daß dieſelben in der Metropole der katholiſchen Chriſtenheit von außerordentlicher Wirkung und Erhabenheit ſein müßten, worin wir auch durch Erzählungen und Beſchreibungen früherer Reiſenden beſtärkt wurden. Hierin fand ich mich meines Theils ziemlich getäuſcht. Alle Ceremonien der Charwoche, an ſich rührend und erhaben, haben durch die Länge der Zeit und die abſtumpfende Macht der Gewohnheit von Seite der mitwirkenden Perſonen, ſo ſehr alle Bedeutenheit, ſo allen Geiſt verloren, daß ſie, mit wenigen Ausnahmen ſich beinah komödienmäßig ausnehmen. Dazu kommt noch, daß der Zweck, zu verblüffen, zu blenden, auf den Haufen zu wirken, größtentheils ſo grell hervorſticht, daß an irgend eine Erbauung kaum zu denken iſt. Dieß war beſonders der Fall mit der Pontificalmeſſe des Papſtes in der Peterskirche am Oſterſonntag. Ich hatte einen ſehr guten Platz, auf einer Tribüne gewonnen, wo ich der in Andacht verſunkenen Kaiſerin gerade gegenüber war, und den Papſt kaum dreißig Schritte vor mir hatte. Der Einzug, in welchem derſelbe auf Menſchenſchultern, die Tiara auf dem Haupte, in ein weißes, mit Gold geſticktes Gewand gekleidet, durch die ungeheuren Hallen der Peterskirche herumgetragen wird, während Alles auf die Kniee fällt, hat etwas Erhebendes, das durch die ehrwürdige, geiſtvolle, durch Jahre und Leiden gebeugte Geſtalt Pius VII. ſehr vermehrt wird, und es noch mehr werden würde, wenn die häufigen Kreuzeszeichen langſam und weit vor ſich hin, ſtatt ſchnell und mit kaum vom Leibe getrennter Hand gemacht würden. Hinter dem Hochaltar wird der Trag-Thron niedergeſetzt, worauf ſich der Papſt zum Gebet niederwirft und nach vollbrachter Andacht, von zwei Cardinälen geleitet (Gonchelai und Reſſo), den auf mehrere Stufen erhobenen Thron beſteigt, indeß der ihn umgebende Haufe von Cardinälen und Prälaten ſich zu beiden Seiten reiht. Das macht ſich ſchön, wenn gleich der Verſtand ſich zuzugeben ſträubt, daß der oberſte Prieſter der Gottheit, ſtatt als servus servorum ein Beiſpiel der Demuth zu geben, ſich ſelbſt als einen Götzen hinſtellt, nicht minder hoch und glänzend auf ſeinem Thron, als der Gott gegenüber auf ſeinem Tabernakel. Wenn nun aber erſt die langen und langweiligen, ohne Geiſt und Bedeutung abgehaſpelten Ceremonien der Pontificalmeſſe beginnen, während welcher die Cardinäle und Prälaten wie Gaſſenbuben ſich auf die Stufen des Thrones halb hinſetzen und halb legen, wenn man in die geiſtloſen Geſichter dieſes Kirchenpöbels ſchaut, der da mitſpielt, weil er ſeinen Antheil am Gewinn zieht, ſo ekelt Einem, und ſelbſt der würdige Anblick des Papſtes kann die widrige Empfindung nicht zerſtreuen. Wie da die Ceremonienmeiſter herumlaufen, gleich als wäre der Dom ein Geſellſchaftsſaal, wie Alles ſich marionettenmäßig bewegt. Pfui! — Ich wollte, man hätte uns auf den Poſten die Pferde hartnäckiger verweigert, als man that, damit ich erſt nach der Oſterwoche nach Rom gekommen und mir der Anblick ſolcher Entwürdigungen erſpart worden wäre. Mit all dieſen Ceremonien ſtimmt der Anblick des Innern der Peterskirche ganz überein. Dieſes Gebäude, iſt durchaus mit keiner Kirche, ſondern etwa mit den Ritterſälen in den Schlöſſern unſrer Fürſten zu vergleichen. Ungeheuer hell, geſchmückt, iſt Pracht und Majeſtät der erſte Eindruck, den ſie erweckt. Kein Betſtuhl, kein Winkel, wo beſcheidene Andacht ſich zurückziehen könnte, um von Niemand geſehen zu werden, als von Gott. Wie in Rom Abbate's die Stelle von Kammerherrn und Pagen vertreten, ſo muß die Peterskirche ſtatt des Prunkſaales dienen. Es bleibe daher jeder Andächtige fern und gönne ſeinen Platz dem Neugierigen.

Ich habe Maffei's Merope im Theater Pordenone aufführen geſehen. Die Raſerei, mit der dieſe Italiener tragiren, iſt unbeſchreiblich. Die Königin geberdete ſich wie eine Megäre und ſchrie zum Zerplatzen. Wenn vom Niederſtürzen die Rede war, ſo wirbelte ſie blitzſchnell die Arme und geballten Fäuſte übereinander, wie man wohl in der outrirten Balletmanier zu thun pflegt. In der höchſten Wuth griff ſie mit den Fingern in die Augen, als ob ſie ſich die Augäpfel ausreißen wollte. — Obgleich auch häufig bis zur Karikatur heftig, zeigte doch der Schauſpieler, der den Aegiſth gab, unverkennbare Spuren von Talent. Der Ton einer jugendlichen Unſchuld gelang ihm manchmal vortrefflich, und in der Scene, wo er das Geheimniß ſeiner Abkunft erfährt, riß er hin. Herrlich gebaut und mit einem ausdrucksvollen Geſichte, bot jede ſeiner Stellungen ein Modell für den Maler, beſonders da auch ſeine Kleidung, weit entfernt von den knappen Jacken, in denen wir unſere Griechen gleich Bäckerjungen auftreten laſſen, ſehr gut gewählt war. Die übrigen Mitſpielenden waren ſchlecht, hatten aber durchaus gut memorirt und ſpielten in den Enſembles raſch und gut zuſammen.

Die Muſik in der Siſtina bei den Metten in der Charwoche hat wirklich etwas Außerordentliches. Ohne Inſtrumentalbegleitung wird ſie bloß von Männerſtimmen ausgeführt, die durchaus vortrefflich ſind und worunter Diskant und Alt von Kaſtraten geſungen werden. Der Geſang dieſer Letztern verſtärkt durch ſein Sonderbares, Eindringliches die Wirkung ungemein. Den Anfang machen Pſalmen in dem ſogenannten canto fermo, die, ſo ſchön ſie in ihrer Art ſind, doch durch ihre Länge ermüden und zuletzt bei dem ungeheuren Gedränge, in dem man gequetſcht daſteht, beinahe widerlich werden. Nun iſt das letzte Licht an dem großen Leuchter verlöſcht, die Pſalmen verklingen, und es wird ſtill in der Kapelle, die während dem immer dunkler und dunkler geworden iſt, mit Ausnahme des vergitterten Chors, der, beleuchtet, allein noch ſparſames Licht ausſtreut. Da — nach einer langen Stille, klingt auf einmal ein jammernder, ſchneidender Diskantton durch das Schweigen, und — das Miſerere beginnt. Dieſe Verkettung der Töne, dieſe langſame, zögernde Auflöſung der disharmoniſchen Klänge, dieſes ſcheinbar einfache und doch kunſtreiche Fortſchreiten des Geſanges, verfehlt ſeine Wirkung nicht. Selbſt die derben Naturen der Engländer konnten der Macht dieſer Muſik nicht widerſtehen, ſie wurden ſtill und horchten, ſichtbar berührt. Aber auch die Ausführung der Sänger kann nicht genug gelobt werden. Durchaus genau und rein, kann das geübteſte Ohr bei all den Ausweichungen und Auflöſungen keinen falſchen Ton bemerken. Die Diskante waren vorzüglich, beſonders ausgezeichnet aber der Baſſiſt, der mit einem ſonoren Organ und richtigen Sinn, kräftige Schatten in das Rembrandtiſche Nachtgemälde hineinlegte. Man gibt abwechſelnd zwei Compoſitionen dieſes Miſerere's von verſchiedenen Meiſtern, wovon mir aber das von Allegri beſſer gefällt, da die gehäuften disharmoniſchen Töne des andern zu häufig ſind, und in ihrer Geſuchtheit häufig zu wirklichen Mißtönen werden.

All dieſer Genuß wird Einem übrigens ſehr durch das unermeßliche Gedränge verleidet, das in der engen Siſtina in der Charwoche immer iſt und heuer durch die Anweſenheit ſo unverhältnißmäßig vieler Fremder ganz beſonders war. Am Charfreitag fürchtete ich wirklich im Ernſte todtgedrückt zu werden. Hierbei tritt nun die Derbheit der päpſtlichen Schweizer in ihr volles Licht, die ich aber übrigens nicht Grobheit nennen möchte, da dieſe tüchtigen Kerls nur genau erfüllen, was ihnen befohlen worden, ohne daß ſie je eigentlich beleidigen, wenn man ſich nicht widerſetzt, oder der Drang ſo groß wird, daß eine gradweiſe Steigerung der Milde zur Strenge nicht mehr möglich iſt. Man muß auch nur den Ungeſtüm ſehen, mit dem ſich Alles, beſonders die Engländer, bei ſolchen Gelegenheiten zudrängt. Da ſtoßen und ſchlagen denn endlich zuletzt die ehrlichen Schweizer, was das Zeug hält, und ich war ſelbſt Zeuge einer ſolchen Scene, wo ſie mit umgekehrten Hellebarden auf Herrn und Damen losſchlugen, die mit Gewalt die Thüre erſtürmen wollten, die zu dem Saale der Fußwaſchung führt. Einen ſolchen Lärm, ein ſolches Gewühl und Gedräng werde ich vielleicht nie mehr erleben. Wie alles die Treppen hinaufſtürzte und die Schweizer, beinahe übermannt, den andrängenden Haufen wieder die Stufen hinunter warfen, daß die Mittelſten, von beiden Seiten gedrängt, beinah erdrückt wurden. Drohen, Schreien, ohnmächtige Damen, brüllende Engländer, prügelnde Schweizer; ich war froh, aus dem Gedränge mit Aufopferung der Fußwaſchung nur wieder herauszukommen. Es iſt ein Zeitpunkt, wo Rom dem Fremden, beſonders demjenigen, der ſich nur kurze Zeit dort aufhalten kann, unerträglich wird, nämlich in den erſten acht Tagen nach der Ankunft. Man langt an, von der Reiſe ermattet und körperlich herabgeſtimmt. Die erſten Eindrücke, welche man von der Stadt ſelbſt und ihren Umgebungen erhält, ſind nichts weniger als erfreulich, und dem ungeachtet quält man ſich ſelbſt, aus alle dem etwas Bedeutendes herauszubringen, da man ſich beinahe ſchämt, in dem hochgeprieſenen Rom nur einen Augenblick kalt geweſen zu ſein. In dieſer unbehaglichen, mit Unzufriedenheit über ſich ſelbſt verbundenen Stimmung fängt man nun die Jagd nach Sehenswürdigkeiten an. Aber die Fülle von Gegenſtänden erdrückt, dabei iſt noch das Traurige, daß alles Einzelne beinah durchaus unter der Idee bleibt, die eine dichteriſche, durch Hyperbeln der Reiſebeſchreiber geſpannte Phantaſie ſich gebildet hatte. Vielmehr, um es recht eigentlich auszudrücken: Was man ſieht, läßt beim erſten Anblick unbefriedigt, weil es die ungeheuern Bilder, die ſich die Phantaſie davon gemacht hat, nicht erreichen kann, in der Folge aber, wenn einmal der Verdruß über dieſe getäuſchte Erwartung vorüber iſt, und man ſich einmal gewöhnt hat, die Sache aus dem neuen, gemäßigten Geſichtspunkte zu betrachten, fängt erſt der Gegenſtand wieder zu intereſſiren an, beſonders, da doch die Umriſſe, was ſie an Größe verlieren, an Deutlichkeit gewinnen, wozu noch der unendliche Reiz kommt, der in jeder Berichtigung unſerer Erkenntniß liegt.

Neapel.

Wir hatten einen Plan gemacht, nach dem wir unſere Excurſionen durch die Umgegenden Neapels einrichten wollten, und zufolge deſſelben ſollte der Anfang mit der weſtlichen Seite gemacht und demnach zuerſt der Meerbuſen von Bajä mit ſeinen Trümmern und Naturwundern beſucht werden. Am — Mai brachen wir, durch Mißverſtändniſſe bis 10 Uhr Vormittags verſpätet, in zwei Wagen auf. Wir machten eine frohe Geſellſchaft von jungen Männern aus, an Büchern und antiquariſchen Nachweiſungen fehlte es nicht, ebenſo wenig als an kalter Küche und vielleicht nur zu reichlichem Vorrath von Wein; der Tag war herrlich, kurz, es ließ ſich mit Grund aller nur erſinnlicher Genuß im Voraus verſprechen.

Am nordweſtlichen Ufer des Golfs von Neapel läuft eine köſtliche Hügelkette hin, die man den Poſilipp nennt. Mit Landhäuſern und anderen Gebäuden, ſo wie mit Weinpflanzungen und Bäumen aller Art überdeckt, an ſeinem Fuße vom Meere beſpült, gewährt er den reizendſten Anblick, den man ſich nur irgend denken kann. Da wo ſeine Seite mit der Verlängerung der herrlichen Straße Chiaja zuſammentrifft, iſt, man weiß nicht von wem, der Hügel durchſtochen, und zu einer ungeheuren Pforte ausgebauen.

Hier ſtellt ſich ein Durchgang dar, der von einer Breite iſt, daß drei Wagen nebeneinander ausweichen können, und ſo hoch, daß die beträchtliche Breite faſt eng ſcheint, den ganzen Berg durchſchneidet, und nach einer unterirdiſchen Fahrt von mehr als zehn Minuten auf der andern Seite wieder ans Tageslicht führt. So ſchauerlich iſt der Eingang in eine Gegend, die die Natur ſchon vor Jahrtauſenden zum Schauplatz ihrer Schauerſcenen gemacht hat. Nach einer ahnungsvollen Fahrt durch den hallenden Berggang, nachdem der Lichtpunkt, der ſchon am Eingange vom andern Ende herüberſchimmerte, ſich nach und nach zur Pforte vergrößert und als Ausgang den Wanderer von ſich gelaſſen hat, ſtellt ſich eine herrliche, üppig blühende Landſchaft dem Auge dar. Auf einer vortrefflichen Straße, rechts und links mit Baumreihen, und weiter hin mit Pflanzungen bedeckt, wo Weinreben von Ulme zu Ulme ſich ihre Gehänge zureichen, dazwiſchen friſcher Mais und Flachs mit blauen Blüthen, gelangten wir wieder ans Meer, das, vom unbewölkten Himmel überwölbt, einen zweiten blauen Himmel aus ſeinen Wellen uns entgegen hielt. Die Wunder des Lago d'Agnano und ſeiner Umgebungen für den nächſten Tag verſparend, ſchlugen wir den Weg ein, der links am Geſtade des Meeres nach Puzzuoli führt. Hier iſt die rechte Seite der Straße mit Felſenreihen beſetzt, die den Anfang der phlegräiſchen Felder machen und ihren vulkaniſchen Urſprung auf der grau und ſchwarzen, wild abgeriſſenen Oberfläche zur Schau tragen. Schauerlich iſt der Anblick dieſer Maſſen, deren Rücken aber, ſo kahl ihre Seiten ſind, doch mit mannigfachem Grün und zum Theil ſelbſt mit nutzbaren Pflanzungen bedeckt iſt. Endlich, zwiſchen Meer und Felſen durch graue Staubwolken hingeſchleppt, erblickten wir Puzzuoli, das auf einer Anhöhe maleriſch daliegt. Dieſe Stadt, das alte Puteoli, der Schauplatz römiſcher Ueppigkeit und römiſchen Frevels, iſt am linken Geſtade des Meerbuſens von Baja.

Veſuv.

Es ward beſchloſſen, den Veſuv zu beſteigen. Man hatte mir ſo viel von den Beſchwerlichkeiten dieſer Bergreiſe geſagt, daß ich, beſonders da ich mich eben nicht wohl befand, beinahe Anſtand nahm, ſie mitzumachen.

Nur das Verlangen, das Wunder in der Nähe zu ſehen, und die Betrachtung, daß meine Geſundheit wohl während meines ganzen Aufenthaltes in dem mir nicht zuträglichen Neapel, dem Unternehmen nie günſtiger ſein dürfte, bewogen mich, trotz des Abrathens aller meiner Bekannten, in guter Geſellſchaft es zu wagen. Freitags, am 14. Mai, fuhr ich mit Carolyi und Chialli nach Portici, wo wir bei Eſterhazy ein fröhliches Mahl einnahmen, und dem Veſuv, der in ſeiner düſtern Pracht vor uns lag, aus vollen Champagnergläſern nur allzuhäufige Lebehoch brachten. Endlich kam es zum Aufbruch, den die Freuden der Tafel wohl um zwei Stunden über unſer erſtes Vornehmen hinausgeſchoben hatten, und wir fuhren um 4 Uhr in zwei Wagen von Portici ab. In Reſina, von wo aus man nicht mehr weiter zu Wagen gehen kann, hielten wir an und waren in einem Augenblicke von einem Haufen zerlumpter Kerls umringt, die jeder, einen geſattelten Eſel an der Hand, uns ihr Thier zum Beſteigen anboten, wobei ſie mit entſetzlichem Geſchrei ſich bald untereinander wegdrängten und wegſtießen, bald ſogar an uns ſelbſt Hand anlegten, um uns Zögernde kurz und gut auf die Thiere hinaufzuheben. Ich ſuchte mir aus dem Haufen den ſtärkſten Kerl ſammt dem tüchtigſten Eſel aus, und machte mich ſo reiſefertig. Bald war die ganze Geſellſchaft im Sattel, und umringt von Eſeltreibern und lärmenden Gaſſenbuben, die theils Wein und Orangen nachtrugen, theils durch Eſelhalten oder andere kleine Handreichungen eine buona mano zu erhaſchen hofften, traten wir unſern komiſch romantiſchen Zug an. Der Berg lag vor uns da, von den Strahlen der dem Untergang nahen Sonne maleriſch beleuchtet, und der dicke Rauch, der ſeinem Gipfel entſtieg, ließ auf eine intereſſante Nacht hoffen, was uns auch unſere Führer im Voraus zuſicherten. Man kann ſich überhaupt nicht leicht etwas Schöneres denken, als dieſen Veſuv, beſonders von der jenſeitigen, der Stadt abgewendeten Seite betrachtet. Am Fuße mit herrlichem Grün bedeckt, ſchneiden ſich die ſcharfen Conturen ſeiner höhern Theile durch ihr Schwarz herrlich von dem tiefblauen Himmel ab. Dazu die glühende Rauchſäule vom Gipfel und das blaugrüne Meer zu ſeinen Füßen, — ich konnte während meines ganzen Aufenthaltes in Neapel nicht ſatt werden, ihn zu betrachten und mich zu freuen. Wir ſtiegen nun auf unſern Thieren den ſanften Abhang hinauf, der von Reſina zu dem Sattel führt, von dem aus die beiden Gipfel des Berges ſich trennen, und wo die Hütte eines Einſiedlers als Gränzſcheide daſteht zwiſchen dem Gebiete der Menſchen und dem freien Reiche der ungebändigten Natur. Anfangs geht der Weg ſehr anmuthig zwiſchen Rebengehängen und Baumgruppen, aber bald wirft das Ungeheuer den gleißenden Schein ab und ſteht da, ſchroff und kahl und ſchwarz wie das Verderben. Nun hatten wir einige Höhe erreicht und konnten die veralteten Ströme der Lava verfolgen, wie ſie, von Epoche zu Epoche, ihren verwüſtenden Lauf genommen hatten ins blühende Thal. Hier weit verbreitet der Ausbruch von 1794, der Torre del Greco begrub und bis ins kochende Meer hinab ſich ſtürzte, an deſſen Ufern er noch geſtockt daſteht wie ein geſprengter Fels; dort frühere und ſpätere, die ſich durch Farbe und Dichtigkeit leicht unterſcheiden laſſen. Gräßlich iſt der Anblick dieſer Lavafelder, die von nun an, faſt durch keine Vegetation unterbrochen, ſich ſchwarz und ſchroff bis zur Hütte des Einſiedlers hin erſtrecken. Aber blickt man hinter ſich, dann merkt man wohl, daß man ſich trotz all' des Greuels noch immer auf der ſchönen Erde befinde, wo das Gräßliche wohl auch vorkommt, aber nur als Ausnahme, unbeſchadet der lieblichen Regel. Rechts, tief unten, das herrliche Neapel und der ſorgenbrechende Pauſilipp, links die reiche Küſte von Caſtell' a Mare und Sorrent, ſammt Vico, von ſeiner Felſenplatte hinabſchauend ins abendbeleuchtete Meer, das ſich unermeßlich ausbreitet, mit Inſeln gekrönt.

Hier begegneten wir der Kaiſerin, die, grün verſchleiert, auf einem Maulthiere reitend, nur von ihrem Oberſthofmeiſter und einigen Frauen begleitet, den Berg hinabſtieg, und ſich faſt feenhaft ausnahm, ſo beritten und begleitet mitten im Zauber dieſer Wunderwelt. Symboliſch bedeutend dünkte uns Allen das Erſcheinen der herrlichen Frau, gerade auf dieſem Platze, der als ein verſöhnender Vermittler daliegt zwiſchen des Berges ſchroffer Größe und der anmuthigen Milde des Thales. Wir aber ritten aufwärts. Die Sonne ſenkt ſich glühend ins glühende Meer, vor uns begann's zu dämmern, ſchon leuchtete die Rauchſäule des Veſuvs, und die Lava brannte. Endlich war des Berges Sattel erreicht, und wir ſahen die Hütte des Einſiedlers, wo das Pflanzenleben als Laub und Gras zum letztenmale ſich zeigt und Abſchied nimmt von dem

Wanderer zur Behauſung des Feuers. Ohne uns aufzuhalten, ſetzten wir unſern Weg weiter fort, um noch vor einbrechender Nacht den Gipfel zu erreichen, der bei völliger Dunkelheit beſchwerlich zu erklimmen iſt, und bald war der Ort erreicht, wo der Berg ſo ſchroff ſich emporhebt, daß an kein Reiten mehr zu denken iſt, und man ſich den eigenen Füßen vertrauen muß.

Auf dem Wege dahin begegnete mir, vom Berg herabkommend, ein einzelner Wanderer, der mich beim Namen rief und mühſam ſein Reitthier auf mich zuzulenken ſuchte. Ich hielt an. Es war der preußiſche Major Seidel. Allein mit einem Führer und todtenblaß. Um's Himmelswillen — rief er mir zu, — wenn Ihnen Ihre Geſundheit lieb iſt, kehren Sie jetzt noch um, da es Zeit iſt. Man kann ſich den Tod holen auf dem Berge! — Ich, die leuchtenden Flammen des Veſuvs vor mir und von brennender Begierde angeſpornt, dachte weder an Geſundheit noch Gefahr, und mit luſtigem Uebermuth für die Warnung dankend, ritt ich davon, dem allanziehenden Magnetberge entgegen. Jetzt waren wir am Fuße der letzten Spitze, auf deren Gipfel der Krater ſich befindet.

Wir ſtiegen von den Thieren, ergriffen mächtige Stöcke und folgten jeder unſerm Führer, die, Gürtel um den Leib geſchlungen, an denen man ſich auf den beſchwerlichſten Stellen anhalten kann, den Berg zu erklimmen begannen. Das iſt nun wirklich ein höchſt mühevolles Beginnen. Einmal iſt der Berg ungemein ſteil, ſo, daß, wenn nicht das lebhafte Intereſſe wäre, das er einflößt und das jede andere Betrachtung verſchlingt, es einem manchmal ſchauerlich zu Muthe werden müßte; dann wird das Klettern ſelbſt noch dadurch beſchwerlich, daß man theils auf lockerem Geſchiebe fortklimmt, das dem Tritte nachgibt und hinabrollend den Fuß nach ſich zieht, theils in Sand und Aſche, in der man waten muß bis an die Knöchel, theils endlich auf feſter Lava, die durch ihre Zacken und Unebenheiten ſehr beſchwerlich wird. So klettert man wohl eine Stunde. Ich aber war ſo begeiſtert von dem, was ich ſah, daß ich oben auf dem Gipfel mich kräftiger fühlte, als unten am Fuß des Berges. Es war bereits dunkel geworden, als ein uns entgegenwehender ſchweflichter Dunſt uns ankündigte, daß wir uns dem Feuerherde näherten. Zugleich fing der Boden unter unſern Füßen an warm zu werden; denn, da der Lavaſtrom ſich erſt vor einigen Tagen geändert und aus der Richtung von Portici ſich nach der Gegend von Torre del Greco hingezogen hatte, wandelten wir auf Lava, die nicht älter war als drei Tage, und die erſt auf der Oberfläche etwas abgekühlt war, unten aber noch glühte, wie wir leicht durch die tiefen Ritzen ſehen konnten, die allenthalben klafften. Man ſagte mir, das ſei grauſenhaft anzuſehen, ich fand es nur begeiſternd und erhaben. Habe Dank, Natur, daß es ein Land gibt, wo du herausgehſt aus deiner Werkeltags-Geſchäftigkeit, und dich erweiſeſt als Götterbraut und Weltenkönigin, habe Dank! Und mir ſei vergönnt, dich von Zeit zu Zeit zu ſchauen in deiner Majeſtät, wenn du mich lang genug ermüdet haſt in deiner Alltäglichkeit!

Dichter und dichter wurden die Dämpfe, heißer und heißer der Boden, da quoll's rechts hervor wie ein leuchtender Strom, und es war die Lava, die durch eine Seitenöffnung des Berges, tief unter dem Krater ſich glühend ergoß. Wir darauf hin über Rauch und Qualm. Der feurige Strom hatte ſich eine Rinne gebildet aus ſeiner eigenen geſtockten Maſſe, in dieſer Rinne wälzte er ſich nun, etwa ellenbreit, weitleuchtend fort. Wie geſchmolzenes, ſchwerflüſſiges Metall war ſein langſamer Lauf, der in der Dunkelheit der bereits hereingebrochenen Nacht, einen fürchterlich ſchönen Anblick darbot. Wir traten hinzu, ungeachtet der Hitze, die der im Innern eines Schmelzwerkes gleichkam, und den Schweiß am ganzen Körper ausbrechen machte. Die Maſſe war ſo hochglühend, daß ein hineingeſtoßener Stock ſich auf der Stelle entzündete, und ſo zäh und dicht, daß man nicht ohne Mühe tief hineinſtechen konnte. Dabei war der Boden ſo heiß, daß man kaum einige Sekunden auf derſelben Stelle ſtehen konnte und immer den Platz wechſeln mußte. Meine Füße waren durch die Sohlen meiner ungewöhnlich ſtarken Stiefel halb gebraten, als wir endlich uns entfernten, nachdem wir vorher ſämmtlich allerlei Münzen in herausgeholte Lava getaucht und dieſe zum Andenken mitgenommen hatten.

Nun galt es, den letzten Aſchenhügel zu erklimmen, auf deſſen Spitze ſich der Krater befindet. Dieſer letztere liegt eigentlich, von Portici aus betrachtet, etwas tiefer und wird von einer Spitze gedeckt, die, mit ihm zuſammenhängend, ihn überragt. Eine dritte Spitze deſſelben Lavahügels liegt faſt in gleicher Höhe mit dem Krater weiter links.

Wir begannen die obengenannte zweite Spitze zu erklettern, von der man, da ſie höher liegt, den Krater überſehen und auch zu demſelben hinabſteigen kann. Bis dahin hatte ſich der Berg ziemlich ruhig verhalten. Regelmäßige Ausbrüche, von mäßigen Steinwürfen begleitet, die alle größtentheils wieder in den Krater zurückfielen, ſchienen unſerm Unternehmen günſtig zu ſein. Aber eben, als wir nun hinaufzuſteigen begannen, änderte ſich die Scene. Nach einer Stille, die länger dauerte, als ſonſt gewöhnlich, erdonnerte es tief unten, und mit einer hoch emporſchlagenden Flamme flogen hunderte von Steinen nach allen Richtungen durch die Luft. Noch erreichte uns zwar der Wurf der Steine nicht, aber, wenn ſie am Hügel niederfielen, ſprangen die größten davon in weiten Sätzen den Abhang herunter, ſo daß man kaum ausweichen konnte, und ſtatt auf den Weg, immer in die Luft ſehen mußte. Von dieſen Steinen, die bis zu unſeren Füßen fielen und wohl noch tiefer hinab rollten, waren einige größer als ein Menſchenkopf, und nicht etwa ausgebrannte leichte Schlacken, ſondern dichte Felstrümmer, die wir kaum mit unſeren Stöcken vom Platze fortſchieben konnten, dabei ſo glühend, daß an einem derſelben, der einen von uns beinah am Fuße beſchädigt hatte, unſere Führer die Fackeln anzündeten. Dieſe Ausbrüche wiederholten ſich ohne Aufhören, ſo daß die glühenden Steine allenthalben herumflogen und wir zurückweichen mußten. Zugleich erklärten unſere Führer, daß ſie um keinen Preis weiter vorgehen würden, da jeder Schritt todesgefährlich ſein könne. Güte und Drohen war vergebens. Da es nun überdieß wirklich Tollkühnheit geweſen wäre, ſich in dunkler Nacht, auf einem unſichern Wege, Gefahr von unten und oben, dem fortwährenden Steinregen auszuſetzen, ſo blieb nichts übrig, als das Beſteigen des Kraters auf einen ruhigern Tag zu verſchieben und ſich für jetzt mit der Betrachtung der Ausbrüche zu begnügen, zu welchem Ende wir die Spitze links vom Krater beſtiegen, und nun in das uns gegenüber liegende Flammenmeer hineinſahen, ohne daß die Steinwürfe uns erreichen konnten. Unausgeſetzt, als wollte er uns ein Feſt geben, fuhr der Berg in ſeinen Ausbrüchen fort, die mit ungewöhnlicher Stärke jedesmal die ganze Gegend in Flammen ſetzten, und ein Schauſpiel darboten, mit dem nichts verglichen werden kann. Nachdem wir eine Stunde uns an der Herrlichkeit geweidet und vergeblich erwartet hatten, daß ein Nachlaſſen der Ausbrüche uns Gelegenheit verſchaffen würde, dennoch den Krater zu beſteigen, traten wir unſern Rückweg an, der auf einer andern Seite ſteilrecht durch Aſche und Gerölle geht, in der man ganz eigentlich bis über die Kniee waten muß. Wie wir nun mit großer Beſchwerlichkeit beim Scheine der Fackeln hinabglitten, die Hütte des Einſiedlers erreichten, ohne uns aufzuhalten, fortritten, um eilf Uhr Nachts in Portici angelangt, die Bergfahrt eben ſo, wie wir ſie begonnen — mit einem fröhlichen Mahle ſchloſſen, und endlich ziemlich ermüdet nach Neapel zurückkehrten, beut nichts dar, was einer beſondern Erinnerung würdig wäre.

Als wir den Veſuv beſtiegen, ſtießen wir auf eine Geſellſchaft, die anfangs weit vor uns voraus war, und nun, da wir beſſere Kletterer waren, hinter uns zurückblieb. Unſere Führer, ſelbſt Neapolitaner, wieſen hohnlachend auf die Zurückbleibenden, indem ſie ſagten: i genti neapolitanaccio, non hanno coraggio!

Wir waren zur Revue aufs campo di marte gefahren. Daſelbſt angelangt, ſtiegen wir aus und hießen den Miethwagen warten. Die Muſterung verſpätete ſich, und erſt nach drei Stunden kehrten wir zum Wagen zurück. Schon von Weitem winkte uns freudig der Kutſcher, wie von einer großen Angſt befreit. Wir ſtiegen ein. Siehſt du, ſagte der Kamerad unſeres Kutſchers zu dieſem, daß die Herren zurückgekommen ſind! Du glaubteſt ſchon, ſie würden ſich fortmachen, ohne zu zahlen! Sind's doch Fremde!

Ja, wenn's Neapolitaner geweſen wären! Was ſoll man denken, wenn das Volk ſelbſt von ſich ſo urtheilt! — So haben mich ganz unbekannte Leute auf der Straße erinnert, den aus der Taſche heraushängenden Zipfel des Schnupftuches einzuſtecken, damit es nicht geſtohlen werde: es gibt gar ſchlechte Leute hier, ſagten ſie.

Der König von Neapel befindet ſich in einer komiſchen Verlegenheit. Er hat zur Zeit ſeiner höchſten Bedrängniß gelobt, dem heiligen Franz von Padua eine Kirche zu bauen. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, fängt er an, auf einem dazu bereiteten Platze, dem königlichen Schloſſe gegenüber, das Werk nach einem weitläufigen Plane ausführen zu laſſen. Nun wird ihm aber prophezeit, daß der Tag, an dem die Kirche vollendet ſein werde, ſein Todestag ſei. — Was nun thun? — Dem Heiligen das Wort brechen? oder es erfüllen und ſterben? — Es wird fortgebaut, durch drei Arbeiter nämlich, ſo daß der 60jährige König, was die Vollendung der Kirche betrifft, leicht noch einmal ſo alt werden kann, als er iſt. — Noch iſt zu merken, daß dieſe Kirche von dem Ertrag der Pacht der Hazardſpiele gebaut wird. Ein wahrhaft gottgefälliges Werk!

In der hieſigen ſehr elenden Kunſtausſtellung hat eines der beſſern Bilder, den Beſuch des heiligen Franz von Paula in einem Nonnenkloſter zum Gegenſtande. Nonnen und Zöglinge der Schule umringen den Heiligen, der durch das Friſche ſeiner Züge mich gleich beim erſten Anblick in Erſtaunen ſetzte. Endlich löste man mir das Räthſel. Das Bild ſtellte eigentlich einen Beſuch Murats in dem Kloſter vor, und der Maler, beſorgt, ſeine Mühe zu verlieren, übermalte die Figur des Exkönigs und kanoniſirte ihn zum Heiligen.

Ich war in der Januariuskirche, um das Wunder der Flüſſigmachung des Blutes des Heiligen mit anzuſehen. Leider konnte ich an dem eigentlichen Feſttage, an dem Tage der Uebertragung der Reliquien nämlich, nicht zugegen ſein, wodurch ich den Hauptgenuß, den erſten Eindruck der Sache auf das Volk zu ſehen, verſäumte. Ich mußte mich daher mit der kirchlichen Feierlichkeit begnügen. In der Kapelle angelangt, fand ich ſie weniger voll, als ich bei der allgemeinen Verehrung der Neapolitaner für ihren Heiligen vermuthet hätte. Auf geziemendes Anſuchen bei einem der Bewahrer der Kirche ward mir und mehreren Fremden das Gitter des Altares geöffnet, ſo daß wir uns auf die Stufen reihen und die ganze Handlung aus der nächſten Nähe betrachten konnten. Während der Meſſe, die noch nicht zu Ende war, betrachtete ich mir die Kapelle. Geſchmackloſe Pracht ſchimmerte rings herum. Eine Unzahl von Heiligenbüſten, durchaus von Silber, die ſilbernen Stirnen höchſt widrig mit farbigen Inſeln geziert, ſtand an den Wänden herum. Auf den Altären, deren größter gleichfalls maſſives Silber mit erhabenen Figuren war, wechſelten ſilberne Leuchter mit Blumenſtöcken, gleichfalls von Silber, wozu noch ſilberne ungeheure Kandelaber kamen, ſo daß das Auge von der Einförmigkeit dieſes, matt gearbeitet ohnehin nicht ſehr gut in die Augen fallenden Metalles, bis zum Ueberdruß ermüdet ward, beſonders da der Kunſtwerth aller dieſer Bildwerke nichts weniger als bedeutend iſt. Koſtbare Marmorgattungen bedecken die Wände, aber ohne daß die Verzierung irgend einen erfreulichen Anblick gewährte. Endlich war die Meſſe geendigt, und die Ceremonie ging an. Das Volk, das bisher ruhig geweſen war, gerieth nunmehr mit einemmale in Bewegung. Vorzüglich drängten ſich die alten Weiber vor, denen man überall Platz machte, und die, wie man mir ſagte, einen Vorrang auch mit Grund anſprechen, da ein altes Weib es war, die das Blut des Heiligen, als er enthauptet ward, im Sand auffing und ſo den Schatz auf die Nachwelt brachte. Auch ſchrie ein ſolches Weib, das durch ſeine markirte Phyſiognomie, ſowie durch Grimaſſen und Geſchrei während der Ceremonie ſich vor allen auszeichnete, als man zögerte, ſie vorzulaſſen: via, via! son parente del Santo! Man brachte nun Blumen und Schmuck, was alles auf dem Altar ausgebreitet wurde. Endlich erſchien ein Domherr mit dem Blute des Heiligen. Dieſes befindet ſich in zwei Phiolen von ungleicher Größe, die wieder beide in einem größern Gefäße eingeſchloſſen ſind, das auf beiden Seiten mit Gläſern verſehen iſt, und an Größe und Geſtalt faſt unſern Wagenlaternen gleicht. Beim Erſcheinen dieſes Heiligthums fing das Volk an, unbändig zu ſchreien, wobei ſich beſonders die Weiber wie Beſeſſene geberdeten. Das Blut ward in der Mitte eines Blumenſtraußes auf dem Altare dem Anblick freigeſtellt, bis ein paar andere Geiſtliche die ſilberne und vergoldete Büſte des Heiligen herbeigebracht und gleichfalls auf den Altar hingeſtellt hatten. Das Bild ward nun ſeines einfachen Mantels, ſeiner Biſchofsmütze und eines umgehangenen Perlenſchmuckes entkleidet, und ſtatt deſſen in Goldſtoff und Edelſteine gehüllt, aus welchen letzteren die Biſchofsmütze ganz zuſammengeſetzt war, indeß eine ungeheure Menge als Halsſchmuck, als Sterne und Kreuze von allen Seiten herabhing. Nachdem nun der Heilige im

Angeſicht ſeines Blutes hingeſtellt war, ergriff der Domherr das letztere und zeigte es rings herum, indem er dazu ſetzte: e duro. Das war es denn auch offenbar. Nach allen Seiten gewendet und geſchüttelt, blieb es unverrückt in dem untern Theile der Fläſchchen, und ſoweit war die Sache über alle Kritik. Nun faßte der Fungirende das Gefäß, wobei er den Stiel deſſelben in der geſchloſſenen rechten Hand hielt, den Daumen dieſer letzteren aber über den untern Rand des Gefäſſes an die Seite des Glaſes legte. Dabei ſtand er auf einem Schemel, ohne Noth, da ſchon die Stufen des Altares ihn hinlänglich erhöhten. (Ich konnte den Schemel nicht näher unterſuchen, aber ich habe beinahe auf einen Iſolierſchemel gedacht.)

Nun gingen die Bemühungen an. Der Domherr, das Gefäß, und ein Prieſter hinter ihm, ein Licht in der Hand haltend, mit dem er manchmal hinleuchtete, den Fortgang der Liquefaction zu beobachten, beteten laut, wobei das Volk ſchreiend einſtimmte, indem es dem Heiligen alle erſinnlichen Schmeicheleien ſagte, um ihn zu bewegen. Beſonders wiederholten die Weiber immer in dem widerlichen Tone der aufdringlichſten Schmeichelei: o che buono, che bello! womit ſie den Heiligen meinten. Ungefähr zehn Minuten waren vorüber, und das Blut bewegte ſich noch immer nicht. Das Volk ward lauter, die Geiſtlichen anſcheinend ängſtlicher. Mir waren dieſe Pfaffen intereſſant. Der Domherr, der das Blut hielt, war ausgelernt. Er machte eine ſo verzückte Miene, ſo begeiſterte Augen, zitterte ſo natürlich und wiſchte ſich ſo eifrig den Angſtſchweiß von der Stirne, daß man ihn für wahrhaft hätte halten können, hätte ich nicht bemerkt, wie er in der höchſten Extaſe immer verſtohlen nach mir ſchielte, der ich ihn unverrückt beobachtete, und wie er unter all' den Grimaſſen gewaltſam die Augen zuſammendrückte, um eine Thräne herauszupreſſen, die aber nicht kam, daher er die wegwiſchte, die nicht da war. Weniger geſchickt war ſein Aſſiſtent, ein wohlgenährter, feiſter Pfaffe. Auch er drückte die Augen zuſammen und that ängſtlich und andächtig, es wollte aber durchaus nicht von Statten gehen, ſo widerſpenſtig war ſein mit Fett ausgepolſtertes, unbewegliches Geſicht. Nur ganz zuletzt, als es zur Traurigkeit durchaus ſchon zu ſpät und das Blut ſchon flüſſig geworden war, erpreßte er eine Thräne, mit der im Auge, er ſich triumphirend gegen die verſammelte Menge wandte. Siebenundzwanzig Minuten waren ſchon vorüber, und das Volk wurde bereits ſo laut, daß ich das Geſchrei beinahe nicht mehr aushalten konnte. Da fingen auf einmal die Geſichter der Prieſter an, ſich zu verklären, das Licht ward hingehalten, und ſiehe da! das Blut floß. Was das Volk nun trieb, wie es tobte und ſchrie, davon kann man ſich keine Vorſtellung machen. Nun ward das Gefäß mit dem Blute im Kreiſe zum Küſſen herumgereicht, und jedem Einzelnen beſonders gezeigt, nach allen Seiten umgekehrt, vornen und hinten beleuchtet, um nur zu überzeugen, daß das Wunder wirklich geſchehen ſei. Ueberhaupt war das Betragen dieſer Menſchen bei der Ceremonie ganz das der Taſchenſpieler, die vor und nach ihren Kunſtſtücken immer den Aermel und Schooß ſehen laſſen, und aufmerkſam machen, daß alles ohne Betrug abgelaufen ſei. Dieſes immerwährende Hindeuten auf die Möglichkeit eines Betruges iſt überhaupt höchſt naiv. Man hat ſchon früher bemerkt, daß die Flüſſigkeit in den Phiolen nicht die Subſtanz von Blut hat, weil es am Glaſe nicht anklebt, und ſo iſt es auch. Zudem ward dieſesmal nur die Flüſſigkeit in der größern Phiole fließend, die in der kleinern blieb feſt, ohne daß Jemand daran ein Arges genommen hätte. Merkwürdig war mir die Toleranz der Neapolitaner bei dieſer Gelegenheit. Ich und ein paar Engländer, wir betrachteten die Flaſchen mit mehr Neugierde und Mißtrauen als Andacht; aber man zeigte uns das Heiligthum darum nicht minder und unermüdlich, ſo oft wir es nur verlangten. Il miraculo fu fatto, und alles verlief ſich.

Tagebuch

aus dem Jahre 1836.

Paris und London.

In Paris angekommen. Der erſte Eindruck keineswegs ein angenehmer. Die alten Straßen düſter, ſchmutzig, erinnern ſehr an die ähnlichen in Neapel. Unmittelbar vor der Stadt war der Koth ſo tief und ſo in Klumpen, daß man über geackertes Feld zu fahren ſchien. Auf der Poſt abgeſtiegen. Die Koffer noch einmal, nun zum drittenmal viſitirt. Mit vieler Mühe für Hermine einen Fiaker erhalten, in dem ſie, mit meinem Segen und adieu pour jamais ihrer tanzenden Verwandten in die Arme fuhr. Ich zu Fuß mit einem Träger durch die Stadt. Meine franzöſiſchen Reiſegeſellſchafter wohnten im Hotel de Bretagne. Ich wollte mich auch einmiethen, aber, außer au quatrième, kein Zimmer zu haben. Wanderung nach Quartier. Ueberall alles beſetzt. Endlich rue Richelieu im Hotel de l'Europe ein eigentliches Dachſtübchen gefunden, das ich vor der Hand bezog, um nur des Weiterlaufens überhoben zu ſein. Gewaſchen, angekleidet, gefrühſtückt, und ſo, ohne ſeit drei Nächten geſchlafen zu haben, unmittelbar auf die Straße hinaus. Ich hatte keinen Plan der Stadt, keinen Guide de Voyageurs, nahm mir aber vor, bei dem nächſten Buchhändler im Vorbeigehen das alles zu kaufen, und ſo meinen Lauf einzurichten. Es war aber Sonntag und viele Gewölbe, namentlich der Buchhändler, geſchloſſen. Ich ging denn ſo zu, die gerade Straße Richelieu hinab. Und es führte mich zum Glück. Auf einem unregelmäßigen Platz angekommen, ſehe ich rechts ein großes Gebäude, Menſchen, die ſich an ein Gitter drängen; Trommeln. — Was iſt hier? — Manoeuvre des troupes, Monsieur. — Ich ſtand vor den Tuilerien. Der Triumphbogen Napoleons vor mir mit den modern gekleideten ſteinernen Grenadieren und Musketieren auf dem Simſe, die gegen den antiken Styl des Ganzen ganz ſonderbar abſtechen. Eine ſteinerne Bärenmütze iſt nicht um ein Haar künſtleriſcher als der marmorne Hoſenträger des Andreas Hofer zu Innsbruck. Ich wollte nicht aus meiner Richtung kommen und ging wieder zurück in die rue Richelieu, die für mich, vor der Hand, die Lebensader dieſes ungeheuren Körpers war. Ich wollte ſehen, wohin ſie an ihrem andern Ende führte. Ein düſteres Gebäude an der rechten Seite der Straße, Anſchlagzettel dabei. Don Juan d'Autriche par .... Delavigne. Es war das Théâtre français, und ich wußte nun ſchon, was ich des Abends zu thun hatte. Gleich daneben ein Eingang, mit Haufen von Aus- und Einſtrömenden. Ich ging hinein, feſt entſchloſſen, in derſelben Richtung wieder zurückzukehren. Ein ungeheurer Hof, daran ſtoßend eine Art Garten, beide mit bedeckten Arkaden umgeben, die unzählige Buden enthielten.

Est-ce bien le palais Royal? Oui Monsieur. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieſes berühmte Gebäude mir anfangs kleinlicher vorkam, als ich erwartet hatte. Vielleicht trat ich zuerſt in den kleinen Hof, und der erſte Eindruck war ſomit verloren. Da waren denn, trotz des Sonntags, all die Hunderte der glänzenden Buden offen, und ich ließ mich zum guten Anfang mit einem Plan von Paris betrügen, an dem nichts neu war, als die Jahrzahl 1836, die man auf das veraltete Zeug eingekratzt hatte.

Am oberen Ende führte meine rue Richelieu (von der ich noch einen zweiten Seitenabſtecher auf den Börſenplatz und zum Théâtre de l'opera comique . . gemacht hatte), auf den boulevard des Italiens, und nun ſah ich denn, was man mit dem Namen Paris eigentlich für ein Ding bezeichnen will. Graben und Kohlmarkt, hundertmal an einander geſtückt und zwanzigmal in die Weite gedehnt und zehnfach bevölkert und tauſendfach verſchönert, würden ungefähr ein Bild dieſer Boulevards geben. Die Kaffeehäuſer weiß ich (die Größe abgerechnet) mit nichts zu vergleichen, als mit dem Staatswagen, in dem der Kaiſer von Oeſterreich am Oſtermontage nach St. Stephan fährt. So ging ich denn fort und fort, und ich ſog den Eindruck der ungeheuren Stadt in mich ein. Endlich erinnerten mich meine Füße an die drei durchwachten Nächte und an die ſechs andern meiner Reiſe, die von jenen nur durch eine Nacht Schlaf getrennt waren. Ich konnte nicht weiter. Ich ſchleppte mich in mein Gaſthaus, wo ich bis zur Eſſenszeit ($^1/_2$6 Uhr) meinen plan de Paris ſtudirte. Table d'hôte von wenigſtens 20 Schüſſeln, von einer Feinheit der Zurichtung, von der man in Wien, aber, die Wahrheit zu ſagen, in dieſem Grade auch in den meiſten andern Pariſer Gaſthäuſern, keine Vorſtellung hat. Uebrigens ennuyirte ich mich ſehr und ließ gern das Deſſert im Stiche, um, da es inzwiſchen $^3/_4$7 Uhr geworden war, ins Théâtre français zu gehen.

Das Stück wurde zum fünf- oder ſechsundſiebenzigſten Male gegeben, und doch mußte man Queue machen, um zur Kaſſe zu gelangen. Glückliche Theater! Glückliche Autoren! — Ich bewunderte die ungezwungene Grazie eines gemeinen Gendarmen, der mit dazwiſchen gehaltener Hand eine Barriere bildete und die Zuſtrömenden nur paarweiſe zur Kaſſe ließ. Keine petite maîtresse hätte das artiger thun können.

Man reſpektirte aber auch die nachläſſig ausgeſtreckte Hand, als ob es eine eiſerne Barriere geweſen wäre. Endlich war ich im Innern. Ein junger Mann aus der Normandie zeigte mir den Eingang, und bald ſaßen wir auf den beiden letzten Plätzen, die auf den Bänken des Parterre noch zu haben waren. Das Haus iſt groß und ſchön. Man hört und ſieht auf der letzten Bank ſo gut als auf der erſten. Der Vorhang ging auf, und — ein Gemälde lag vor mir da. Ein Zimmer mit einigen Bücherſtellen, dunkel gehalten. Keine Couliſſen, keine Soffiten, keine Seitenlampen, keine Einſicht zwiſchen die Wände; ſondern eben ein Zimmer, wie man es in der Wirklichkeit ſieht. Weit entfernt, daß man daſſelbe von den Schauſpielern ſagen könnte. So ſpricht man nicht im Leben; aber man könnte allenfalls ſo ſprechen. Gilt in der Oper Geſang zur Muſik für Sprache der Leidenſchaft, warum nicht auch Geſang ohne Muſik oder cadenzirter Rhythmus ohne Geſang? Das iſt alles ſchärfer und betonter als im Leben, aber man will eben Aufmerkſamkeit erregen. Die Wirklichkeit drückt ſich mit Recht gemäßigt aus, denn ſie hat die Unbeſtreitbarkeit ihres Weſens für ſich; ſoll die Fiktion nichts thun, um das, worin ſie im Nachtheil ſteht, auszugleichen? Dazu kommt die Genauigkeit der Schule, die macht, daß nichts vor dem andern hervortritt und alles, geſteigert, aber harmoniſch ſich fortbewegt. Es iſt, als ob man eine Landſchaft durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Die Luft flammt, die Bäume rötheln, alles ſpielt ins Feurige und Gelbe. Da der Ton aber allen gemeinſchaftlich iſt, ſo hat man wenig dagegen einzuwenden. Damit will ich dieſer Schule nicht das Wort reden, ſondern mir nur begreiflich machen, wie ſie wirkt und wirken kann. So viel wenigſtens iſt gewiß, daß indeß bei unſerer matten

Natürlichkeit die Zuſeher nach drei Stunden, ſich bang nach Thür und Ausgängen umſehen, die Leute hier von 7 Uhr bis Mitternacht in immer geſteigerter Erwartung ſaßen, und die Theilnahme eher ſtieg als ſank.

Die Individuen nicht eben bedeutend, bedeutend aber die allen gemeinſchaftliche Schule. Der beſte vielleicht Firmin, der den Don Juan gab. Er legte etwas Bäuriſches in den komiſchen Theil der Rolle, das kaum darin liegen dürfte, aber zur Individualiſirung diente. Mad. Volays oder wie ſie hieß, vortreffliche Momente, aber von der Art, wie ſie alle franzöſiſchen Schauſpielerinnen haben. Die Armbewegungen mit dem ganzen Arme machen viele Wirkung. Einmal ſpuckt ſie dem Könige ins Geſicht. Ja, wer das beſchreiben könnte! Das ganze Schimpfliche der Handlung und nichts von dem Eckelhaften. Das Ganze lag bloß in der Bewegung des Kopfes, ohne daß die Lippen dabei etwas zu thun gehabt hätten. Ein Einzigesmal machte ſie einen jener eigentlichen Natur-Schreie, die ich ſo ſehr haſſe. König Philipp ſang gar zu ſehr, auch ſonſt nichts Bedeutendes. Don Juan's Erzieher gegen das Ende zu immer beſſer. Der Schlechteſte Karl V. Wie ein reducirter Dragoner-Officier, der in einem Kloſter das Gnadenbrod genießt et qui s'en moque. Ein junger Laienbruder, Mlle. Anais, recht gut, nur noch mehr hervortretend, als wohl der Dichter ſelbſt wollte und viel mehr als die Sache erfordert. Das Stück iſt in Proſa, die Schauſpieler ſprachen aber durchaus, als ob es Verſe wären. Von den Dekorationen, dem Künſtleriſchen der Koſtüme, Anordnung, Bewegung und Stellungen (immer mit Ausnahme Karls V.) läßt ſich nicht genug Gutes ſagen. Das Stück ſah ſich mitunter an, als ob es etwas Beſonderes wäre, was es doch, bei Gott! nicht iſt.

Die Aufmerkſamkeit des Publikums bis ans Ende (1/2 1 nach Mitternacht) bewunderungswürdig, aber eben ſo merkwürdig die Unzahl von Streitigkeiten, vor allem wegen der Plätze. Hinter mir forderten ſich ein Paar.

Nach Hauſe. Weniger gut geſchlafen, als man nach ſo vielen durchwachten Nächten hätte glauben ſollen.

Montag Morgens hätte gern Manches aufgeſchrieben, konnte aber lange weder Tinte noch Papier erhalten. Dann ausgegangen, um Börne aufzuſuchen, der rue Lafitte Nr. 44 wohnen ſolle. In ſelbem Hauſe wohnt Herz's Schweſter, Mad. Neuwall, an die ich einen Brief hatte. Börne, erfuhr ich, iſt aufs Land nach Auteuil. Daher bloß meinen Brief abgegeben. Eine Einladung zum Mittagseſſen für Donnerſtag erhalten, wo auch Börne gebeten werden wird. Aus dem Hauſe tretend, bleibt ein Vorbeigehender ſtehen und ſieht mich ſtarr an. Ruft fragend meinen Namen aus, gibt mir die Hand. Ich erkenne ihn nicht. Es iſt Mr. Brant, ein Engländer, den ich vor Jahren in Wien kennen gelernt. Ein angenehmer Mann, der ſehr gut deutſch ſpricht. Nun iſt für alles geſorgt. Er verſpricht, mich in Paris herumzuführen, und da er hört, daß ich ſpäter nach London gehe, und es mit meiner Kenntniß des Engliſchen ſchlecht ſteht, verſpricht er, mir auch darin unter die Arme zu greifen. Wir machen gleich einen guten Anfang, ſtreichen in den Tuilerien herum, gehen zum Louvre, dann zurück bis gegen die elyſäiſchen Felder. Endlich führt er mich zum Eſſen ins Palais Royal, wo bei den deux frères für zwei Franken eine halbe Flaſche Wein, Brod, Suppe und vier Gerichte nach Auswahl zu haben ſind, nicht aufs Beſte, aber doch noch immer gut genug für mäßig wünſchende Leute. Mit einer engliſchen Familie von Brants Bekanntſchaft geſpeist. Da ſie immerfort engliſch zwitſcherten, wendete ich mich endlich auch mit einer Frage in derſelben Sprache an meine Nachbarin, eine der Töchter. Dieſe gab mir ganz kurz keine Antwort. Ich glaubte, ſie hätte mich nicht verſtanden, als Mr. Brant ſich an den alten Engländer wandte und ihm meine Befürchtung mittheilte, in England nicht verſtanden zu werden, was der Mann unter vielen Betheuerungen für unbegründet erklärte. Die Miß hatte daher nur für gut befunden, mir ganz einfach nicht zu antworten.

Nach Tiſch mit Brant ins Gymnase dramatique, wo man drei Stücke gab, wovon zwei, jedes von zwei Akten. Ich bewunderte das gute Spiel der Schauſpieler in den beiden erſten l'Intérieur d'un Bureau und Chut! von Scribe, glaube ich; konnte aber, weil man gar zu raſch ſprach, Vieles nicht verſtehen. Ganz entzückt aber war ich über das letzte Stück: Le gamin de Paris. Daß Bouffé ein vortrefflicher Komiker iſt, der den gamin ſowohl in den Gaſſenbübereien mit unübertrefflicher Laune, als in den ernſthaften Scenen höchſt wirkſam ſpielt, findet man allenfalls noch in der Ordnung, daß aber auch die Untergeordneten, namentlich Terville den General u. ſ. w. vortrefflich, daß überhaupt Niemand da ſchlecht ſpielt: das erregt gerechtes Erſtaunen.

Dienſtag: Meyerbeer beſucht mich Morgens. Ein wackerer Mann mit Künſtleraugen; nicht aufgeblaſen durch ſeine neueſten Erfolge. Ging dann zum öſterreichiſchen Geſandten ins Foubourg St. Germain, den Sitz des Adels. Ein ſchmutziges Quartier voll Dreck und Hotels, der Geſandte freundlich, ohne Uebermaß. Die Frau kam. Scheint ſehr liebenswürdig. Soll bei ihnen eſſen. Eſſen muß der Menſch. Werde erſcheinen. Der Geſandte gab mir ſeine Karte in die Deputirtenkammer, die fünfzig Schritt von ſeinem Hauſe im Palais Bourbon iſt. Schönes Gebäude. Ein Labyrinth von Eingängen und Couloirs. Das Innere wunderſchön, zu hübſch faſt. Ein Halbzirkel um den Präſidentenſtuhl gezogen, der, prächtig von Bronze, wohl acht Fuß vom Boden erhaben iſt. Unter ihm die Rednerbühne mit Aufgängen zu beiden Seiten. Die Bänke und Galerien purpurfarb ausgeſchlagen. Gerade dem Präſidenten gegenüber die zwei Bänke der Miniſter, bloß durch eine goldene Inſchrift als ſolche bezeichnet, ſonſt in allem den übrigen gleich, die in Reihen von zwei, drei und vier Sitzen auf Stufen emporlaufen. Unter der Rednerbühne Huiſſiers in ſchwarzen Kleidern, Degen an der Seite und goldene Ketten um den Hals. Der Anfang ſollte um zwei Uhr ſein. Es war aber noch kaum Jemand da. Um halb drei Uhr kam der Präſident, den die Wache mit Trommelwirbel empfing. Dupin iſt nicht groß und ziemlich beleibt. Gefärbtes Geſicht, weißes Haar. Ich habe viele Kaufleute geſehen, die ſo ausſehen. Nach und nach kamen auch Deputirte, in allem wohl Einhundert oder ſo. Ein Greffier trat auf die Tribüne und las etwas vor. Wahrſcheinlich die geſtrige Verhandlung. Niemand aber merkte auf. Die Deputirten ſchwatzten, der Präſident ſchwatzte, und der Greffier, der das wußte, murmelte nur, faſt ohne den Mund zu bewegen. Endlich nahm das Geleſe ein Ende. Nun hatte man aber Teufelsmühe, die Deputirten auf ihre Plätze zu bringen. Endlich gelang es, und die Sitzung fing an. Sie war ohne Intereſſe. Der Gegenſtand nicht unwichtig, denn es handelte ſich um die Entſchädigungen für Privatgüter, die zum Behuf öffentlicher Arbeiten in Anſpruch genommen würden. Die Sache wurde aber mit vieler Gleichgültigkeit behandelt. Die meiſten ſchrieben Briefe oder ſchwatzten, ſo daß der Präſident wiederholt klingeln mußte, damit die Redner nur verſtanden würden. Alle Reden kurz, mitunter nicht ohne Stottern. Am Beſten ſprach Einer der Oppoſition von ſeinem Sitze aus. Ziemlich jung mit einer kräftigen hellen Stimme. Von den Miniſtern, deren drei zugegen waren, ſprachen Zwei. Einmal der Finanzminiſter d'Argout, von ſeiner Bank aus, wie es ſchien, ohne zu überzeugen. Er iſt ein übel ausſehender, häßlicher Mann, dem die Haare wie ungekämmt vom Kopfe herabhängen. Der Zweite der Miniſter, der nach der Aehnlichkeit mit dem Porträte mir Montalivet zu ſein ſchien, wollte auch auf ſeinem Sitze bleiben, man rief ihm aber ſo lange zu, bis er ſich auf die Rednerbühne begab. Merkwürdig die Schnelligkeit, mit der bei Zwiſchenfragen, die man nur durch Aufſtehen von den Bänken entſcheidet, die Stimmen gezählt werden. Drei Beamte treten auf die Tribüne, während die Stimmenden ſich nur für zwei Sekunden erheben, und ſchon ſind die Zahlen bekannt. Das eigentliche Votiren geſchieht durch Kugeln. Zwei Vaſen werden zur rechten und linken Seite auf die Rednerbühne geſtellt, und die Deputirten gehen nun einer nach dem andern über die Tribüne und werfen die beiden Kugeln, die ſie von einem der unter dem Präſidenten ſitzenden Beamten erhalten, je eine, in die dort ſtehenden beiden Vaſen. Gegen vier Uhr ward die Sitzung aufgehoben.

Zu Tiſch ins Palais royal, Abends zu Brant, wo ich einen jungen Engländer fand. Sie tranken Thee. Ich nahm auch eine Taſſe. Wir ſchwatzten. Gegen neun Uhr ging ich ins Théâtre porte St. Martin, wo man ein gräßliches Stück: Les sept Infants de Cara gab. Mlle. George, einſt ſchön, noch immer edle Züge, ſchreit, raſt, in den ruhigen Momenten oft wirkſam. Das Arrangement gut.

Schlecht — Niemand. Ich war erſt zum zweiten Akt gekommen und ging um Mitternacht, da eben der fünfte angehen ſollte. Habe daher ſo viel als nichts von der ganzen Handlung verſtanden. Nur weiß ich, daß es ſehr gräßlich herging. Zwei Gegner, ein Don Gonzalo von hoher Figur, mit ſchönem kräftigen Organ, und ein hagerer dünnbärtiger Araber erzählten einander, wie ſie ſich haßten und was ſie Luſt hatten mit einander vorzunehmen. Die Mutter der ſieben Infanten warf jedem ihrer Söhne insbeſondere einen eigenen Mord oder ſonſt eine Schandthat vor. Der eigentliche Kern aber ging mir verloren. Das Theater übrigens gedrängt voll. Wenig Fremde, faſt alles Eingeborne.

Mittwoch mit Brant die Stadt durchſtrichen. Garten und Tuilerien. Nicht groß, aber angenehm, beſonders dadurch, daß Jedermann den Garten wie ſeinen eigenen betrachtet. Die Kinder ſchlagen den Reifen, andere tanzen im Kreiſe und ſingen dazu. So abſcheulich ſie als Erwachſene ſingen, ſo gut läßt es den Kindern, die überhaupt das Artigſte ſind, was man ſehen kann. Ein weiteres Spiel iſt, daß Zwei, oft Erwachſene, eine Schnur ſchwingen, und nun ein ſo kleines Weſen aufs Graziöſeſte darüber hin und her hüpft. Alles iſt ſo heiter, und dazu die ſonoren Organe und die ſelbſt beim gemeinen Volke elegant markirte Sprachweiſe.

Die Champs Élysées unbedeutend, dafür aber mitten in der Stadt, drei Schritte von Jedermanns Wohnung entfernt. Hierauf über die pont neuf. Statue Heinrichs IV. Wüßte nicht, daß ſie mir ſonderlich gefallen hätte. Der Kopf des Pferdes gut, das Uebrige ſcheint mir nicht ausgezeichnet. Notre Dame, etwas ſchwer, beſonders mit dem Straßburger Münſter verglichen. Im Innern, wie dieſer, ausgeweißt und ſo verdorben. Die Prieſter ſangen eben eine Art Vesper, von einem Inſtrumente gleich einem Serpent begleitet, was eine gute Wirkung machte. Ganz weiß gekleidete Chorknaben ſtanden vor ihnen ſehr anſtändig und gemeſſen in ihren Bewegungen. Die Kirche muß man natürlich wiederholt beſehen. Platz des zerſtörten erzbiſchöflichen Palaſtes. Aufs andere Ufer zurück. Hôtel de Ville. Kleiner, als ich mir's vorgeſtellt hatte und es einer Stadt wie Paris ziemt.

Für den Abend hatte ich mich mit dem jungen Neuwall ins Théâtre de vaudeville zuſammen beſtellt. Man gab deux maitresses, wo eine Mad. Brohan recht gut ſpielte. Dann Renaude de Caën. Arnal, der Komiker, ſehr gut, trocken natürlich. Suzete, ein ſehr hübſches Mädchen, mit dem deutſchen Namen L. Mayer. Endlich M. und Mad. Galochard, wo Arnal und die Brohan das Ehepaar aufs Beſte darſtellten. Ein Bauernmädchen Suzon, die nur zehn Worte zu ſagen hatte, von einer Mlle. Joſephine ſo vortrefflich gegeben, als bei uns kaum die erſten Perſonen im Stande ſind. Mir entgeht übrigens zu viel in dieſen Stücken, als daß ſie mir nicht mitunter lange Weile machen ſollten. Die angeſtrengte Aufmerkſamkeit ermüdet mich unendlich.

Schlecht geſchlafen. Als ich vor Tag erwachte, war mir wie Einem zu Muthe, dem eine große Krankheit bevorſteht. Das Zimmer drehte ſich mit mir. Ich ſuchte eine Weile vergebens nach dem Puls. Machte mir doch ein wenig bange. Aufs Frühſtück ward es übrigens beſſer. Ich bin ein ſolches Jagen und Hetzen nicht gewohnt. Will mich mehr ſchonen und zum Frühſtück die Butter weglaſſen, die mir nicht bekommt.

Zu Brant. Wir leſen engliſch. Beſchließen, in den jardin des plantes zu gehen. Es beginnt zu regnen. Machen einen Gang durch ein paar Straßen. Der immer ſtärkere Regen zwingt uns, umzukehren. Gehe nach Hauſe, und fange an, dieſe Erinnerungsbehelfe niederzuſchreiben.

Mittags bei Neuwall. Treffe Börne. Den Witz ſieht man dem Manne wohl an, kaum aber die Gewalt, am Wenigſten die Ausgelaſſenheit. Ich hatte mich herzlich auf ihn gefreut. In der Art wollte es ſich nicht recht geben, wozu wohl auch die größere Geſellſchaft beitrug. Ein Doktor David aus Kopenhagen, mit ſeiner Frau, der mir kaum gefiel. Soll wegen Liberalismus verbannt ſein. Ein Herr Leidesdorf aus Kopenhagen. Scheint ein geſcheiter Menſch. Brant. Ein paar Unbekannte. Gutes Diner, ſchlechter Champagner. Der Sohn vom Hauſe gefällt mir recht wohl. Abends mit dem Hauswirthe zu einer deutſchen Familie Valentin, oder wie ſie heißen. Kruſchmann aus Berlin. Den angenehmen Liederſänger dort getroffen. Im Uebrigen bleiben ſich die Deutſchen aller Orten gleich. Man muß mit ihnen in einem herzlichen Verhältniſſe ſtehen, um ſie nicht abgeſchmackt zu finden. Ich war ſehr müde, und daher froh, als ich fort kam.

Freitag, den 15. April. Kamen Morgens ein paar junge Schweden zu mir, die ich in Wien kennen gelernt, und geſtern bei Tiſch im Palais royal wieder gefunden hatte. Beſchloſſen, Abends zuſammen in die Oper zu gehen, wo man den zweiten Akt der Oper Wilhelm Tell, und ein Ballet: la revolte au serail gibt. Gieng zu Geymüllers Tochter, die als Frau des Grafen Kielmansegge, hannoveraniſchen Geſandten, hier lebt. War nicht zu Hauſe, d. h. ließ ſich verleugnen. Die Gans mag warten, bis ich wieder komme. That es ohnehin bloß, um dem Vater bei meiner Rückkunft ſagen zu können, ich hätte ſie beſucht. Kam mir manches Widerliche aus den Verhältniſſen in meiner Vaterſtadt ins Gedächtniß. War verſtimmt. Wollte eine hiſtoriſche Tour, allein, machen. Den Platz der Baſtille, den Temple, ſehen. Verfehlte die Direktion und gieng bis an die Champs Élysées, ehe ich meinen Irrthum gewahr wurde. Umgekehrt, und in der entgegengeſetzten Richtung die Seine hinaufgewandelt. Man kann ſich nichts Maleriſcheres denken, als den Anblick von Paris, von den Brücken und Quais aus. Konnte den Platz der Baſtille vor Müdigkeit nicht erreichen. In einem Omnibus zurückgekehrt. Schnell iſt dieſe Gelegenheit nicht, da alle zehn Schritte der Wagen anhält, um Jemanden ein oder aus zu laſſen. Für weite Entfernungen und müde Beine haben ſie ihr Gutes. Mittagseſſen mit meinen Schweden. Abends in die Oper.

Der Saal prächtig und geſchmackvoll zugleich. Es iſt ſchon ein Schauſpiel, nur ihn zu ſehen. Roth mit Gold. Vier Reihen Galerien, in äußerſt angenehmen Krümmungen. Das Orcheſter vortrefflich. Die Ouverture ging, wie man bei uns keine Vorſtellung hat, bis auf das letzte Preſto, wo, wie überall, die Violinen zu wenig hervortraten. Sänger: Mad. Dorus, ſehr gut, Stimme und Ausbildung. Tenor, Lafort, wenig Klang, eine Art Binder, mit beſſeren Formen. Tell, Derivis, unangenehm. Serda, tiefer Baß, mit einem Anklang von Strohbaß. Das berühmte Terzett gefiel mir in Wien viel beſſer. Der Chor wird häufig von den Inſtrumenten übertäubt, die Rütliſcene auch im Arrangement nicht vorzüglich.

Das Ballet, ſchlechte Erfindung von Taglioni. Die Tänzerinnen kamen mir unbedeutend vor. Ein Mr. Albert gefiel mir. Die Chortänze viel beſſer als bei uns. Dekoration und Koſtüme ſehr gut, ohne außerordentlich zu ſein.

Erſtere gefielen mir im Théâtre français weit beſſer. Im Anfang des zweiten Aktes das Innere des Serails, wo die Mädchen in einem Baſſin baden, eigentlich reizend. Sonſt dummes Zeug und Langweile.

Sonnabend, den 16. Meine Hypochondrie kömmt wieder. Fürchte, dieſe Reiſe umſonſt gemacht zu haben. Der Gedanke, nach Hauſe zurückzukehren, macht mich ſchaudern, und doch fühle ich, daß ich hier nichts zu thun habe. Courage, mon ami!

Mein Zimmer iſt unbehaglich. Feuer im Kamin wäre mir recht angenehm. Aber das Anmachen, das Unterhalten, das Ab- und Zulaufen der Dienſtleute wäre mir zuwider. Daher mag es nur kalt bleiben. Es geht mir damit, wie mit der Geſellſchaft von Paris. Ich möchte ſie wohl kennen lernen, habe auch Empfehlungsbriefe im Portefeuille, die alle Thüren öffnen würden, kann mich aber nicht entſchließen, mich der damit verbundenen gêne zu unterziehen. Auch iſt mir die franzöſiſche Sprache zu wenig geläufig, um im Geſpräch über der Schwierigkeit des Wie, oder Was, nur einigermaßen froh zu werden. Meyerbeer hatte ſich ſehr empreſſirt gezeigt, jetzt bekomme ich ihn nicht mehr zu ſehen. Ich war zweimal bei ihm, ohne ihn zu treffen. Thalberg, der Klavierſpieler, verſprach mir eine Karte in ſein heutiges Concert. Er hat bis jetzt nicht Wort gehalten. Es wird wohl unmöglich geweſen ſein.

Ich bin für die Geſellſchaft verdorben. Ich kann mit Niemand ſprechen, an dem ich keinen Herzensantheil nehme. Es unterhält mich mehr, einem Redlichen ſtumm gegenüber zu ſitzen, als mit einem Zweifelhaften noch ſo geiſtreich zu converſiren. Brant gefällt mir erſt, ſeit ich einen Zug von ihm gehört habe, der ihn als Ehrenmann charakteriſirt. Bin heute mit ihm in der Stadt herumgeſchlendert.

Pantheon. Prachtvolles Gebäude, wunderlicherweiſe ganz leer. In den Souterrains höchſt widerlich die Sarkophage einiger grands hommes aufgeſchichtet, die Niemand kennt. Ich dachte mir die Monumente in der Kirche ſelbſt. Rouſſeaus erſtes Grabmal. Voltaires Bildſäule. Charakteriſtiſch liegt der Eine, und der Andere ſteht. Die Kuppel beſtiegen. Unangenehme Empfindung beim Emporſteigen. Seit mich vor Jahren auf dem Tiſchberge bei Gaſtein der Schwindel ſo heftig ergriff, machen alle Höhen mir einen beängſtigenden Eindruck. Ungeheure Ausſicht. Doch ſollte man eigentlich gar nie die Gränzen eines großen Gegenſtandes zu ſehen begehren. Paris iſt größer, wenn man ſeine endloſen Gaſſen durchwandert, als wenn man die Maſſen Stein und Kalk vom Pantheon aus überſchaut.

Jardin des plantes. Der Schönbrunner Garten beſſer gehalten. Den Werth der Pflanzen verſtehe ich nicht. Der Pariſer Garten unendlich reicher an Thieren, in weiteren, luſtigeren Räumen aufbewahrt. Die intereſſanteſten waren verſchloſſen. Ein Biſam-Ochſe merkwürdig. Das Vordertheil mit dem Kopfe ungeheuer, das Hintertheil ſchwach.

Ueber place de la Bastille zurückgekehrt. Bizarre Idee des Elephanten als Springbrunnen. Noch nicht vollendet. Boulevard du temple. Reiſe bis zum Mittelpunkte der Stadt. Mit Brant in einer Reſtauration nach engliſcher Art eingekehrt, wo man für beinahe nichts, wirklich nichts erhielt. Mein Magen fordert tüchtigere Mahlzeiten. Die Stadt durchwandert, die ſich bei Nachtbeleuchtung feenhaft ausnimmt. Vor allem die mit Glas bedeckten Paſſagen, rue Vivienne, die einer einzigen ungeheuren Lampe gleicht, oder einem Kryſtallpalaſte, von Feuergeiſtern bewohnt. Die Boulevards heller als bei Tage. In dieſer Richtung geht auch der Hauptzug der

Veſtalen vom ausgelöſchten Feuer, die großentheils ſehr hübſch ſind, übrigens viel weniger zahlreich, und anſtändiger, als ich gedacht hatte. Früher ſoll letzteres anders geweſen ſein, beſonders im Palais royal, von wo ſie jetzt ganz verbannt ſind. Das Eine und das Andere verdankt man dem jetzigen Könige. Louis Philipp iſt überhaupt ein Ehrenmann, und ein erzgeſcheiter Mann obendrein. Ich habe ihn vom erſten Augenblicke an dafür gehalten, und ſehe hier nichts, was mich meine gute Meinung zurücknehmen ließe. Abends bei Brant mit dem jungen Neuwall. Wir ſchwatzten beim Thee bis 11 Uhr.

Sonntag. Gewaltig verſtimmt aufgewacht. Dieſes leere Herumſchlendern iſt am Ende doch gar zu armſelig. Sollte mich ein wenig mit der Geſellſchaft bekannt machen, kann mich dazu aber nicht entſchließen. So angenehm es mir einerſeits iſt, hier immer mit Deutſchſprechenden umzugehen, ſo hindert es mich anderſeits, mich ins Franzöſiſche hineinzudenken, und ich weiche der Unterhaltung in dieſer Sprache aus. Ueberdieß mein Widerwille gegen jede Geſellſchaft, und Unluſt, zu ſprechen. Ich werde nach Wien zurückkommen, wie ich es verlaſſen, der Zweck der Reiſe läge im Gegentheil.

Meine gewöhnliche Zuflucht zu Brant. Er iſt es zufrieden, daß er denn doch keine Geſchäfte hat. Den jungen Ditzfield dort getroffen. Konnte mich nicht entſchließen, engliſch zu ſprechen, ſchwieg daher ganz und war ziemlich unangenehm. Spaziergang in den Tuilerien. Ausflug zu den Invaliden, Marsfeld, Militärſchule. Alles ſchön, großartig. Letzteres herrliches Gebäude. Die Invaliden ſehr gut gehalten. Küche, Speiſezimmer reinlich, elegant. Silberne Suppentöpfe der Offiziere. Die Statue Napoleons im Hofe nicht gut placirt.

Bei Neuwall gegeſſen. Die Familie gefällt mir ſehr wohl. Eine franzöſiſche Dame da, franzöſiſche Converſation. Macht ſich ganz leidlich. Behauptung, daß Viktor Hugo's theatraliſche Succeſſe mehr die Sache einer Parthei ſei, die eigentlich Gebildeten aber nur an ſeinen Romanen Theil nehmen. Woher dann aber die vielen Auflagen ſeiner Dramen?

Abends ins Théâtre porte St. Martin, um die Lucrezia Borgia zu ſehen, die man dort zugleich mit einem Luſtſpiel von zwei Akten, und der tour de Nesle von fünf Akten gibt, zuſammen alſo zwölf Aufzüge. Zum Schluß der tour de Nesle gekommen, wo die zwei Hauptſchauſpieler ein Geheul vollbrachten, wie Wölfe im Winter.

Lucrezia Borgia, die ſchlechteſte Vorſtellung, die ich hier noch geſehen. Kein Schauſpieler ſeiner Rolle gewachſen. Die George, ein widerliches Weibsbild. Das Stück iſt gewiß nicht gut, wenn es aber Tieck ſo de haut en bas traktirt, ſo ſollte er ſich vorher erforſcht haben, ob er im Stande ſei, eine einzige Scene davon zu ſchreiben. Es hat große Schönheiten, und mit einigen Aenderungen, wozu beſonders das unkünſtleriſche Wiederkehren derſelben Vergiftungs- und Entgiftungs-Verwicklung gehört, könnte ein, wenn auch nicht in jeder Hinſicht befriedigendes, doch höchſt achtbares Werk daraus gemacht werden. Die reine, unſchuldige Haltung des Gennaro iſt ein Meiſterſtück. Die Figur des Herzogs; die Scene zwiſchen den beiden Ehegatten. Dazu die eigentliche Sprache der Leidenſchaft. Ich wüßte Niemand in Deutſchland, der das machen könnte. Bei dieſer Aufführung gieng aber alles verloren. Sogar die äußere Anordnung, mit Ausnahme des letzten Nachtmahles, ſchlecht. Der Calembourg mit dem Orgia fand in einer Bicoque ſtatt, die unmöglich für das Portal eines fürſtlichen Palaſtes gelten konnte. Ebenſo das Arrangement des herzoglichen Zimmers ganz gegen die Abſicht des Verfaſſers. Oder wenn er es ſo gemeint, ſo habe ich ihm mehr Phantaſie zugetraut, als er hat. Die Tiſchſcene im letzten Akt vortrefflich. So was können ſie nur in Frankreich. Wie maleriſch, wie natürlich. Und wenn dann die Lichter ausgelöſcht werden, welche wunderliche Beleuchtung waltet dann über dem Ganzen. Die Todtenchöre, Mönche und Särge, ganz ſo wirkungslos, als ich ſie mir beim Leſen vorgeſtellt hatte. Hier einer von den wenigen Fällen, wo das Theatraliſche und Dramatiſche von einander abweicht. Dramatiſch läßt ſich nichts dagegen einwenden. Es iſt übrigens die Frage, ob es ſich denn doch nicht auch darſtellen ließe.

Vor dem Ende fortgegangen, es war ¾ auf 1 Uhr. Das Publikum benahm ſich, beſonders während der Zwiſchenakte, ziemlich unanſtändig. Man pfiff, krähte, heulte. Liebespaare in den höhern Logen wurden mit dem Finger bezeichnet, ausgelacht, aufgefordert, ſich näher zu rücken. Beſonders unterhielt es die oberſte Galerie, kleine Papierchen wie Schneeflocken herabregnen zu laſſen. Bedenkt man aber, daß die Leute von 6 bis 1 Uhr da ſaßen, ſo muß man ihnen ſchon einige Aufheiterung zu Gute halten.

Montag. Die franzöſiſche Dame von geſtern hatte mir eine Karte in die Deputirtenkammer verſprochen, wo eine intereſſante Sitzung ſein ſollte. Der junge Neuwall brachte ſie mir. Gieng daher ſchon bald nach 12 Uhr dahin, um nichts zu verſäumen und Platz zu finden. Vorher auf die Poſt, um nach Briefen zu ſehen. Nichts. — — Bis zu dieſem Grade der Vereinſamung habe ich es gebracht. In der Kammer war noch Niemand, als Zuſeher. Kaum hatten ſich noch 3 bis 4 Deputirte verſammelt, als Trommelwirbel ſchon die Ankunft des Präſidenten verkündeten. Ein Mann von nicht viel mehr als 40 Jahren, ſchlank, groß, mit dunkeln Haaren, bis auf die höhere Statur ein wenig dem Kriegsagenten Dembſcher in Wien gleichend, ſetzte ſich auf den erhabenen Stuhl. Da er in nichts dem Präſidenten von neulich glich, fragte ich. Es war Dupin, jener nur ein remplaçant, vielleicht der Vicepräſident. Dupin gefiel mir ſehr. Durch nichts in Verlegenheit zu bringen, wohl gar mit einem bon mot antwortend, nachläſſig, überlegen, wie zu Hauſe. Er hatte das weiße Schnupftuch in der Bruſttaſche ſtecken, welchen Achtungsverſtoß der Zerſtreuung er mit einer, wie mir vorkam, nicht ganz unaffektirten Haſt verbeſſerte. Uebrigens ſchnitt er ein Buch auf und las, auch während eines großen Theils der Verhandlungen. Als er citirte Paragraphe laut vorleſen ſollte, verfehlte er Seite und Abſatz und las ganz was Anderes, worauf er von allen Seiten zurecht gewieſen wurde, was ihn aber gar nicht genirte. Ruhig las er von Neuem; wieder was Falſches; wieder unterbrochen, bis er endlich das Rechte fand. Die Verhandlung, die den Zolltarif betraf, ſollte, wie geſagt, intereſſant werden; die Kampfhähne wollten aber nicht recht beißen. Ein Artikel, wenn mir recht iſt, über die Foulardtücher, wurde zum Theil verſchoben. Ueber die Havannah-Cigarren fing man an, ſich zu erwärmen, aber das Centrum mit ſeinem immerwährenden aux voix! unterbrach alles, und man bekam keine größere Rede zu hören, als die eines unglücklichen Deputirten, der zu Gunſten der minderen Zollſätze ſprach, aber ſo langweilig, daß die Uebrigen ſpazierten, diskurrirten, lachten. Anfangs ſchellte der Präſident einmal mit der Glocke, und der Huiſſier rief mit Stentorſtimme: Silence, Messieurs! Dann aber überließ auch er den armen Teufel ſeinem Schickſale, und er vollendete ſeine Rede während eines Lärmens, der nicht geringer war, als der auf dem Michaelsplatz nach Beendigung des Burgtheaters. Unmittelbar nach ihm kam ein Mann mit einem Faungeſichte, der einige Späße über die Langweiligkeit der Rede ſeines Vorgängers machte, was anfangs gut aufgenommen wurde; als er aber weiter fortfuhr, ergieng es ihm nicht viel beſſer, man converſirte wie vorher, nur daß er, bei einem kräftigen Organe, doch auch einer der Mitredenden blieb. Von den Miniſtern ſprach d'Argout, der es mit einer Art Superiorität, ja Schärfe that, und ſich wie verweiſend umſah, wenn er geſtört wurde. Sehr gefiel mir der Handelsminiſter Paſſy, ein großer hagerer Mann, nicht alt, mit kahlem Kopfe. Er ſpricht gut, ohne Lebhaftigkeit, aber wie es ſcheint, bündig und überzeugend. Ungefähr in derſelben Art, obgleich gewiß beſſer, würde bei uns Baron Pillersdorff ſprechen. In der Frage über den Zollſatz des Mahagoniholzes beſtieg er gewiß fünfmal die Bühne, um den Gegnern zu antworten. Der Hauptgegner, der eigentliche diabolus rotae, war ein junger Mann, den ich nach ſeinem Sitze für de Sade halten muß. Er ſcheint der Rapporteur des Ausſchuſſes der Kammer geweſen zu ſein, und ihm lag ob, all die Aenderungsvorſchläge zu vertheidigen, die dieſe Commiſſion gegen den Antrag der Regierung gemacht hatte. Das that er denn recht klug und verſtändig, mit Beredtſamkeit und Lebhaftigkeit. Er ſprach wohl zwölfmal gegen die Miniſter und ihre Redner. Es war aber alles umſonſt. Die Anträge der Regierung wurden durchweg angenommen.

Ich ging vor der Ballotirung, und kam erſt um ſechs

Uhr zu Tiſche. Meine Schweden ſagten mir, daß im théâtre du Palais royal ein paar gute Stücke gegeben würden. Wir gingen hin. Acteon, eine Art Parodie, wo Chiron als Pferdemenſch mit dem Regenſchirm unter dem Arme vorkömmt. Die Hauptrolle ſpielte ein Herr Alcida recht gut. Das Theater iſt wegen ſeiner derben Späße bekannt. Einer der beſten, daß, als Acteon fragt, ob er (Chiron) ſchon einen Jäger (chasseur) mit Hörnern geſehen habe, dieſer antwortet: er glaube, bei der Nationalgarde. Eine der Albernheiten Chirons fertigt Acteon damit ab: jetzt habe ſich einmal wieder ſeine partie de derrière geltend gemacht. Hierauf zwei Akte von les chansons de Desanzier, wo Levaſſor und Mad. Dejazet in verſchiedenen Verkleidungen auftreten. Erſterer als Engländer, Milord Doy, recht gut. Ich habe eine ähnliche Figur aber von Alexander viel beſſer geſehen. Die Dejazet als Poſtillon wollte mich nicht recht anſprechen. Im Anfange des zweiten Aktes liegen die Beiden, als Herr und Madame Denis, in zwei Himmelbetten, wo es denn an Zoten nicht fehlt, ohne daß ich dabei einen ſonderlichen Spaß entdeckt hätte. L'enfant du Faubourg, das Stück en vogue, iſt eine ſchlechte Nachahmung des Gamin de Paris. Levaſſor ſpielt den erſten Akt als Taugenichts, recht gut, dann verſchlechtert er ſich zugleich mit dem Stücke. Zuletzt ſtirbt er als Galeerenſklave, von ſeinem eigenen Kameraden ermordet, was mich höchlich überraſchte, da, wenn in dem Stücke irgend ein Sinn wäre, es ihm nach ſeiner Beſſerung eher beſſer, als ſchlimmer hätte ergehen müſſen. Ich wartete das letzte Stück Coliche nicht ab. Das Theater iſt ſehr klein, kleiner als unſer Leopoldſtädter. Im Nachhauſegehen verfehlte ich den rechten Ausgang des palais royal, irrte eine Weile herum, und fühlte alle Anzeichen einer Verkühlung, als ich mich, ſeit langem zum erſtenmal, vor Mitternacht zu Bette legte.

Dienſtag, 19. April. Sehr ſchlechte Nacht zugebracht. Meine Geſundheit leidet ſichtlich unter dem Andrange ſo vieler Gegenſtände und Neuigkeiten. Wäre doch höchſt unangenehm, hier krank zu werden. Doch ich kann meiner Natur ſchon etwas zutrauen. Beſonders die Verdauung ſchlecht, obſchon ich wenig eſſe. Nur einmal des Tags und da, außer Suppe, ein Stückchen Rindfleiſch, eine Cotelette, eine Obſtſpeiſe und irgend ein Nichts als Deſſert.

Muß heute beim Geſandten ſpeiſen. Aergere mich jetzt ſchon darüber.

Mit Brant zum Kirchhofe des pere la chaise. Ich bin ein guter Fußgänger, Brant geht mich aber doch in Grund und Boden. Er will von Fiaker oder Omnibus nichts wiſſen, und ſo geht es denn zu Fuß in dieſen ungeheuern Entfernungen. Der Kirchhof wunderſchön. Es gibt nirgends etwas dem Aehnliches. Ein fortgeſetzter Hain mit Grabmälern, einige mit Gärtchen, Blumenſtöcken, alle mit Kränzen von Immortellen. Obgleich die Rührung, die der letztere Schmuck erregt, etwas dadurch vermindert wird, daß dieſe Kränze auf allen Zugängen ſchon fertig zu Hunderten verkauft werden, ſo zeigt es doch immer Aufmerkſamkeit der Angehörigen. Grabmal Abailards und Heloiſens mit den ganzen Figuren beider, liegend unter einem gothiſchen Baldachin-Gewölbe. Heloiſe, ſchöne Züge. Heloiſe! — Sanct Anna ſitzt im Neſt und brütet Heloiſen.

Mittags beim Geſandten gegeſſen. Gut empfangen. Niemand da, als die Familie. Doch einige Aufhorchereien, ob man mit Börne und Heine ſchon geſprochen. Die Miniſterin den Börne gelobt. Heißt das, wenn nicht — obſchon. Ich finde es natürlich. Habe nun mein Futter.

Werde nicht leicht wieder hingeben. Die Frau habe ich mir natürlicher, herzlicher vorgeſtellt. Die Söhne benahmen ſich, als ob ich eben aus China angelangt. Die Miniſterin zeigte ihren Wunſch, mich öfter zu ſehen, wenn nur dem Fremden in Paris ſeine Augenblicke nicht ſo koſtbar wären, in welche Wahrheit ich herzlich einſtimmte. Der Miniſter meinte, zu dem tanzenden Frühſtück, das er am 3. Mai geben wolle, müſſe ich denn doch kommen. Allerdings. Mögen leicht zu den Beſten einer ſchlechten Gattung gehören. Mir iſt, als witterte ich etwas Uriasartiges bei meinen hieſigen Landsleuten, mit Ausnahme der Familie Neuwall. Gut, gut! Wird ſich ja aufklären. Oder auch nicht. Die Straßen von Paris können ſie mir doch nicht wegnehmen und die Theater auch nicht.

Des Abends mir Ruhe gegönnt. In einem Leſekabinet zum erſtenmal ſeit drei Wochen die Zeitungen geleſen. Nichts Neues gefunden. In Spanien die alte Trägheit. Um $^1/_2$11 Uhr nach Hauſe. Will mich ausſchlafen.

Mittwoch, 20. Gut geſchlafen. Heiterer aufgeſtanden bis auf eine Unbehaglichkeit des Magens, die gewöhnlich bis 1, 2 Uhr ſteigt, ſich dann vermindert und nach dem Eſſen ganz verſchwindet.

Um zwölf Uhr zu Börne. Den Wagen nach Auteuil verſäumt, mit einem elenden Cabriolet hinausgefahren. Die Gegend außer der Barriere von Paſſy recht hübſch. Die Bäume in voller Blüthe. Hab' zum erſtenmale den Frühling empfunden.

Traf Börne allein. Er hatte eben ein Schläfchen gemacht und mußte ſich erſt finden. Er wohnt ſehr hübſch da draußen. Mehrere Zimmer ſehr gut möblirt, eigenen Bedienten. Ich freue mich, daß er ſo viel hat, um leben zu können, ſonſt würde es ihm bei allen dieſen Cenſur-

Verboten übel ergeben. Kamen eben ins Geſpräch, als zwei Herren angemeldet hereintraten, die mir Börne als deutſche Verbannte, ehemalige rheinbaieriſche Deputirte vorſtellte. Die Namen habe ich vergeſſen. Das Geſpräch wendete ſich um ſtaatsrechtliche Fragen, Politik, Literatur. Wunderte mich, wie dieſer eigentlich geſcheite Menſch ſich noch immer in dem Kreiſe von Beſtrebungen herumtreiben mag, die mit der letzten Spur der Möglichkeit gewiſſermaßen ihren Gegenſtand verloren haben. Börne ſcheint übrigens mit den übrigen deutſchen Malcontenten darin in Streit zu ſein, daß ihm, bis auf das Syſtem der Regierung, das franzöſiſche Weſen gefällt, indeß dieſe, in ächtdeutſcher Verblendetheit, ihren Landsleuten das Uebernatürlichſte zutrauen und von den Franzoſen als einem höchſt unglücklichen Volke reden. Der Eine der beiden Männer dauerte mich wirklich, ſo angegriffen war er, ſo bitterer Ernſt ſchien es ihm. Arme Teufel! Ich wette darauf, es ſind ehrliche Männer, ſeien ſie nun erleuchtet oder verblendet. Man ſprach übrigens mehr von franzöſiſchen als deutſchen Zuſtänden. Börne ſchien die politiſche Wendung nicht angenehm, entweder weil er mir doch nicht ganz traute, oder mich nicht für voll nahm, da ich gleich von vorn herein meine gemäßigten Geſinnungen deutlich erklärte. Er fragte mich, ob ich für den Mittag geladen ſei, was ich bejahte, theils weil ich heimiſche Klagen genug auf dem Herzen habe und keinen Beruf fühlte, ſie beim offenherzig machenden Glaſe Wein an Uebertriebene gelangen zu laſſen, theils weil ein Beſuch bei Börne ſchon Stoff genug für einen Geſandtſchaftsbericht iſt, ein Mittagmahl aber gar, und noch dazu in ſolcher Geſellſchaft, ohne Zweifel die Zahl der ſieben Todſünden um eine achte vermehren würde.

Ich weiß wohl, daß ich Unrecht habe. Die Gemäßigten werden weder geliebt noch gefürchtet, ſtehen daher von allen Seiten ſchlecht. Sei's! Ich hege auch weder Furcht noch Liebe, höchſtens Mitleid und Verachtung.

Mittags im Palais royal. Abends in der Oper la Juive von Halevy. Die Muſik großentheils blinder Lärm, bis auf einige choralmäßige Chöre, die wirklich ſchön ſind. Von den Sängern die Weiber Dorus und Falcon gut, die Männer unangenehm. Lafont ungefähr wie neulich. Nourrit ein hieſiger Liebling, hohe Halsſtimme ohne eigentlichen Klang, nur wirkſam, wo er ſchreit. Serda, ſchnurrender Baß, aber ausgiebig, wirkſam. Nur ſingt er gern noch um ein paar Töne tiefer, als ſeine tiefe Stimme reicht. Das Ganze ohne Intereſſe. Aber welche äußere Ausſtattung: die Dekorationen Wirklichkeiten, aber nein: Bilder. Dadurch unterſcheidet ſich die franzöſiſche Dekorationsmalerei von der der übrigen Nationen, daß letztere die Gegenſtände der Wahrheit gemäß abbilden, und nun dem Zufall überlaſſen, ob das unwahre Lampenlicht, die Gruppirung und Bekleidung der Figuren, die Wirkung ſteigern, ſtören oder aufheben werden. Hier aber malt man das Licht, die Steigerung und Abſchwächung, das Weſentliche und die Beiläufigkeit gleich in die Dekoration hinein; da man der leidigen Allſeitigkeit der Lampenbeleuchtung nicht los werden kann, ſo wird in den Gruppen Licht und Schatten durch helle und dunkle Farbe der Bekleidung ausgedrückt. So entſtehen eigentliche Bilder, von deren Wirkung man bei uns keine Vorſtellung hat. Der Marktplatz einer Reichsſtadt gleich beim Aufziehen des Vorhangs, eine Kirche im Vorgrunde, dunkel gehalten mit ſtehenden und knieenden Gruppen. Gegenüber Männer auf Barrieren und Eckſteinen ſitzend, mit den Füßen ſchlenkernd, ſtehend, liegend. — Straßenjungen im Hintergrunde perſpektiviſch ſich emporhebend, gewappnete Männer, die Harniſche graulich glänzend, um nicht ſehr vorzutreten. Dazu aus der Kirche Orgeltöne, Chorgeſang, Frauen mit ſchlepptragenden Pagen, die in die Meſſe gehen. Der Kardinal erſcheint auf den Stufen. Man muß das geſehen haben. Ich glaube Phantaſie zu haben. Hier zum erſtenmale in meinem Leben habe ich ein theatraliſches Arrangement geſehen. Der Einzug des Kaiſers. Pferde. Prächtig. Bei uns iſt derlei Spielerei, hier nicht, weil es die Wirkung des Ganzen erhöht. Tänze eingeflochten, nicht eingezwängt. Die Koſtüme von einer Pracht, die ärgerlich wäre, wenn ſie ihren Zweck nicht ſo vollſtändig erfüllten; von einer Genauigkeit, die ans Abſurde ſtreift, durch die Großartigkeit des Ganzen aber nur noch als volle Wahrheit wirkt. Dazu die Geſchicklichkeit all dieſer Leute. Nichts, was ſtört, Keiner geht, ſteht, ſitzt wie der Andere, Alles künſtleriſch geordnet, und natürlich aufgefaßt und wiedergegeben. Alle Ehre den Künſtlern unſerer Theater, aber unſere Bühnen ſind elende Marktbuden im Vergleich mit dieſen Wirkungen. Hier kann ein Mann von Phantaſie und Geſchmack einer Vorſtellung beiwohnen. Die Dekoration des letzten Aktes war ſchlecht.

Das Haus gedrängt voll, der Beifall groß. Die Leute meinten, es wäre die Oper, was ihnen gefiel.

Donnerſtag, den 21. April. Ziemlich gute Nacht. Die Geſundheit beſſert ſich. Nur gar ſo wenig Beſinnung. Kann man ein Greis und ein Knabe zugleich ſein, indeß man das Mittlere zwiſchen beiden ſein ſollte: ein Mann.

Mit Brant engliſch geleſen. Wie es mir in England mit der Sprache gehen wird, weiß vor der Hand Gott allein. Ich habe mich gefliſſentlich in dieſe Reiſe geworfen, wie ein Nichtſchwimmer ins Waſſer, die Noth ſollte die Bewegungen von ſelbſt lehren. Ertrunken bin ich vor der Hand auch wirklich noch nicht, aber Waſſer habe ich in Mund und Naſe bekommen, teufelmäßig, und wer weiß, was noch kommt.

Soll ich die Schuld auf Mangel an Charakter ſchieben? Kein wirkliches Unglück, keine eigentliche Gefahr hat mich noch unmännlich gefunden. Aber dieſe kleine Ennuy, dieſe immer wiederkehrenden Plackereien matten mich auf eine Art ab, daß ich dagegen durchaus nicht aushalten kann. Das eigentliche Unglück iſt, daß ich das Fehlerhafte, das Abſurde meiner Stimmungen und Eigenthümlichkeiten völlig einſehe und mir alle Mühe gebe . . . .

Bin hier im Schreiben durch Hagberg unterbrochen worden, und konnte den ganzen Tag nicht wieder dazu kommen. Jetzt da ich mich wieder dazu hinſetze, habe ich die merkwürdigen Ereigniſſe rein vergeſſen. Weiß nur noch, daß ich die Kirche St. Euſtach beſah, dieſelbe, die Ludwig der Vierzehnte aus einer gothiſchen in eine haarbeutelmäßige ſo glücklich verballhornen ließ. Die Reſte noch immer ſchön. Die Halle aux blés geſehen mit der rieſenmäßigen Dachkuppel. Merkwürdiges Echo in der Mitte, das, trotz der ungeheuern Entfernung des Daches, jedes geſagte Wort wiederholt, beinahe ehe man's zu Ende geſprochen. Ich finde die natürlichen Erklärungen der natürlichen Dinge äußerſt unnatürlich.

Großer Marktplatz, ſchmutziger als irgend etwas bei uns. Dames de la Halle. Die ſehen eher nach einer Revolution von 1830, als nach der von 1792 aus. Gott iſt mächtig in den Schwachen. Heißt das: Gott in Frankreich. Was ſonſt geſchah, deckt die Nacht des Vergeſſens.

Mittags bei Neuwall. Nach Tiſche waren wir ſchon im beſten Zuge, uns gegenſeitig zu ennuyiren, da erklärte ich, ins Theater gehen zu wollen.

Ging in die Variétés. Kam zum dritten Akte eines fünfaktigen Drama le Marquis de Brunoy. Verſtand daher nicht viel von der Verwicklung. Frédéric Lemaitre ſpielte die Hauptrolle ſehr gut, bis auf eine Art Wahnſinn zum Schluß, was ſich nicht recht geben wollte. Ueberhaupt alle Schauſpieler recht gut. Was müßte man einer deutſchen Truppe anbieten, damit ſie ſich eine ſolche Treue des Koſtümes gefallen ließe, wie man ſie hier täglich auf dem Theater ſieht. Gepuderte Friſuren, Reifröcke, Haarbeutel.

Zum Schluß ma femme et mon parapluie. Ein Klavierſtimmer, dem man beide dieſe Einrichtungsſtücke entführt, der um beide ungefähr in gleichem Maße trauert, und in ſeinen Klagen ſie ewig vermiſcht und verwechſelt. Vernet, der ihn ſpielte, vortrefflich. Das iſt der Unterſchied zwiſchen unſern Wiener Komikern und den hieſigen, daß erſtere immer mehr oder weniger Poſſenreißer ſind, d. h. Späße aus freier Fauſt einmiſchen, indeß die Pariſer für ihre Komik immer bloß den Charakter und die Situation ausbeuten. Einer, der plötzlich ins Theater einträte, ließe ſich gar nicht einfallen, daß Vernet der Komiker des Stückes ſei, bis er nach und nach aus der Wirkung es bemerkte. Nicht einmal auffallend gekleidet hatte er ſich. Er ſah wie Tauſende aus, die unbeachtet auf der Straße an uns vorübergehen. Sehr gut war auch Proſper als Mr. Coquerdon. Mehr chargirt, aber doch vollkommen wahr. Nur ganz gegen das Ende fingen beide an, ſich ein wenig gehen zu laſſen.

Freitag, den 22. Leidlich geſchlafen. Frühmorgens kam Meyerbeer, der mir ein Billet für die heutige Vorſtellung ſeiner Hugenotten verſprach, auch Wort hielt. Beſuch von Schleſinger. Hagberg kam. Gieng mit ihm, die Galerie im Luxembourg zu beſehen, was höchſte Zeit iſt, da ich ungebildeter Weiſe noch gar nichts von ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften mitgemacht habe. Da die Galerie des Louvre, der Ausſtellung zu Liebe, ausgeräumt und daher nicht zu ſehen iſt, ſo intereſſirt mich das Uebrige auch im Grunde wenig. Alſo: Galerie Luxembourg. Iſt das Schofel: Süßigkeiten und Uebertreibungen, grau in grau gemalt. Guérin's Hippolyte ſieht aus wie eine Demoiſelle, der man die Röcke überm Knie abgeſchnitten. Zudem iſt er mit ſeiner chevelure aus der Mode gekommen. Dazu von Farbe keine Spur. Dadurch ſei nicht abſchätzig von dem Talente des Künſtlers geſprochen. Er gab eben der Mode ſeiner Zeit nach, und da die Flut vorüber iſt, liegt er auf dem Trockenen. In neuerer Zeit fangen ſie an, die Niederländer zu ſtudiren, und eine ſterbende Königin Eliſabeth ſieht aus, als ſei Rubens wahnſinnig geworden. Das Beſte von Horace Vernet, der in ſeiner Art vielleicht keinem der Münchner Künſtler nachſtehen dürfte. Hat er Cornelius Großartigkeit nicht, ſo iſt dafür ſeine Farbe beſſer.

Zurück. Noch einmal Nôtre Dame beſehen. Daß die Arbeit viel roher iſt, als an unſern Kirchen, kein Zweifel. Dazu die Façade etwas gedrückt, obgleich ſchön. Das Schiff würde mir kaum gefallen, wenn es auch nicht geweißt wäre. Dafür die Nebengänge, beſonders der links, mit der Ausſicht in eine Säulenhalle, ſchön. Sollten die Säulen des Schiffes ſchon bei der Erbauung ſo geweſen und in der Folge nichts daran geändert worden ſein?

Erinnere mich eben, daß ich geſtern auch auf der Börſe war. Das Aeußere mit ſeiner Colonnade wunderſchön. Das Innere macht einen wüſten Eindruck. Die aufeinander geſtellten zwei Reihen Pilaſter laſſen die, durch die äußeren Säulenordnungen erhobenen Gemüther, unangenehm wieder herabfallen. Gedränge, Lärm. Von der Galerie herab macht es den Eindruck eines aufgeregten Meeres. Gegen das obere Ende des Saales ein zirkelförmiges Gelände, um das die Senſale herumſtehen, und in den innern leeren Kreis hineinſchauen, als ob da Orakel am Boden aufgeſchrieben wären; ſich dann plötzlich umwenden, und mit Stentorſtimme Preiſe und Anträge herausſchreien, welche Anſtrengung nothwendig iſt, da man ſein eigenes Wort nicht hört.

Heute mit Hagberg noch ins Louvre zur Kunſtausſtellung gegangen. Unabſehbare Menge von Bildern. Wie überall und natürlich, nicht viel Gutes. Wieder Horace Vernet bei Weitem der beſte. Ein Bild von einem Siege des Marſchalls von Sachſen vortrefflich. Vorzüglich rechts im Vorgrunde die Gruppe eines, wie es ſcheint, öſterreichiſchen gefangenen Generals, der ſeinen Sohn wieder findet. Der junge Menſch, mit ſeinem durch die ungeſchickte Kleidung durchleuchtenden ſchönen Körper, halb emporgehoben in der Umarmung des kräftigen alten Mannes, hinreißend. Auch einige Napoleongeſchichten von demſelben Maler. Beſonders gut auf einem derſelben der Kaiſer, über die Schulter zurück nach vorwärts ſchauend. Ausgezeichnet ſchöne Portraits. Einige in engliſcher Manier mit glücklicher Kühnheit. Unſer Amerling fände hier würdige Nebenbuhler. Weiberköpfe, wunderſchön als Weiber, und als Bilder. Nirgends mehr Grecs und Romains, aber leider auch keine Griechen und Römer. Die Farbe durchaus beſſer, als auf jenen David Gerardſchen ungebleichten Kattun-Figuren.

Zu Tiſche. Traktirte meinen ſchwediſchen Freund und mich mit einer Bouteille Champagner, der aber ſchlecht war, wie aller, den ich noch in Paris getrunken. Ins Café de la régence. Wenige Schachſpieler da. Die beſten ſollen Vormittag zwiſchen 1 und 5 Uhr kommen.

In der Oper. Ungeheuer voll. Meyerbeer hatte mir eine Stalle im erſten Rang verſchafft. Vortrefflicher Platz. Die Ouverture ging an, vielmehr nur Introduktion. Ich war zu geſpannt, als daß ſie mir beſonders hätte gefallen können. Der Vorhang geht in die Höhe. Eine Art Feſt katholiſcher Herren. Das Arrangement nicht beſonders. Das Opernbuch hat den Fehler, um ¼ zu lang zu ſein. Die Muſik muß nur immer hinter den Worten herlaufen, daß ihr ja keines entgeht, wodurch ſie ſich, beſonders anfangs, zu wenig in ſich ſelbſt concentriren kann. Macht daher eine etwas zerſtreuende Wirkung. Dazu ſind zu complicirte Zuſtände, ſo daß man ſich, ſelbſt mit dem Buche in der Hand, kaum zurechtfinden kann. In der Mitte des dritten Aktes fängt mit einem Duo eigentlich die Muſik der Oper an, und erhält ſich recht kräftig, oft ausgezeichnet, bis ans Ende. Ich war aber durch die Bemühungen, ſchon dem Anfange zu folgen, viel zu ſehr hergenommen, als daß ſich mir die Folge klar auseinander geſetzt hätte. Muß daher noch einer Vorſtellung beiwohnen, um auch nur gegenüber mir ſelbſt mir ein Urtheil zu erlauben.

Von den Darſtellenden, die Weiber Dorus und Falcon ſehr gut, beſonders die letztere. Die Männer, was man dramatiſche Sänger nennt, das heißt ſchlechte. Sie verſtehen ſich ziemlich vortrefflich darauf, die Winkelpoeſie eines erbärmlichen Opernbuches geltend zu machen, ſind aber nicht im Stande, die muſikaliſchen Intentionen einer guten Compoſition ins Leben zu bringen. Aus einem Chor herausſchreien, oder die Lichter auf finſtere Violon Hintergründe aufzuſetzen, dazu ſind ſie ganz die Leute: die Cantilene mag aber beſorgen, wer Luſt hat. Ueberhaupt kommen ſie, wie neuere Soldaten, erſt dann ins Feuer, wenn die Kanonen, d. h. die Bäſſe donnern.

Samſtag, den 23. Die Körperſtimmung wieder etwas gedrückt. Beſinnung und Erinnerungskraft beſonders ſchwach. Weiß mich am folgenden Morgen kaum zurecht zu finden, was am Tage vorher geſchehen. O die Zeit meines Lebens: Ich habe geträumt bis heute, weiß es, und werde fortträumen bis zum Tode. *Δος μοι που ϛω* . . . . . .

Was alſo dieſen Samſtag Vormittag geſchah, weiß ich heute, Sonntag Morgens, nicht mehr. Doch ja. Ging zu Frau von Neuwall, mich für Sonntag Mittag zu entſchuldigen, da Meyerbeer mich zu Tiſche geladen. Darauf — ja doch! den Montmartre beſtiegen, und von da die Stadt betrachtet, was einen gewaltigen Anblick gibt, doch um nichts bedeutender, und um Vieles weniger ſchön, als die Anſicht Wiens, allenfalls vom Kobenzl aus.

Werde täglich erinnert, meinen Empfehlungsbrief an M. Rothſchild abzugeben, auch Heine ſoll ich beſuchen, verſchieb' es aber von Tag zu Tag.

Mit Brant bei einem Reſtaurant im Palais royal gegeſſen. Nach Tiſch in den Cirque olympique Franconi's, wo man nun ſeit zwei Monaten alle Tage Jérusalem délivrée gibt. Demungeachtet das Haus ſo voll, daß wir kaum noch ein paar der ſchlechteſten Plätze fanden. Freilich ein wenig Brants Schuld. Man bot uns vor der Thüre stalles an; da ſie aber 5 Francs das Stück koſteten, und Brant ſparſam iſt, ſo nahmen wir Plätze auf den Seiten, wo man ziemlich ſchlecht ſieht.

Ueberhaupt iſt mir Brant ein großer ökonomiſcher Nutzen in Paris. Obgleich etwas ängſtlich bei größeren Ausgaben, laſſe ich mich doch bei kleineren gern gehen, wenn ich einmal im Zuge bin. Vor den Nullen habe ich allen Reſpekt, aber die Einheiten fliegen. Da ich nun viel mit Brant bin, und er das Seine ſehr zu Rathe hält, fehlt mir die Gelegenheit, meine Erkaufwuth in Gang zu erhalten. Ein paar hundert Franken mag das im Ganzen wohl austragen.

Von dem befreiten Jeruſalem nun wüßte ich nichts zu ſagen, als daß es dabei ſehr bunt herging. Dekorationen gut; Kleider prächtig; Comparſerie, zwei Heere im eigentlichſten Verſtande; 30 bis 40 Pferde zugleich auf der Bühne. Letztere iſt durch bretterne Steige mit der Arena in Verbindung geſetzt, und da fliegen denn nun Ritter und Knappen, Mann und Weib in voller Carriere auf und nieder. Geſang, Chöre, Tanz, Flugwerke, feuerſpeiende Drachen. In Wien würde das Stück nicht bloß zwei Monate, ſondern ein ganzes Jahr Tag für Tag gegeben. Beſonders ein Aufwand von Harniſchen, wie er ſeit Erfindung des Schießpulvers nie mehr vorgekommen. Uebrigens weiß ich nicht, ob hier die Schauſpieler zugleich Kunſtreiter, oder die Kunſtreiter zugleich Schauſpieler ſind; denn die Hauptperſonen des Schauſpiels, die eben nicht ſo übel ſprechen, machen Dinge zu Pferde, die einem die Haare empor treiben. Das Beſte des Ganzen ein förmliches Rennen von ſechs Rittern, anfangs mit Lanzen, dann mit Schwertern, wobei die Hiebe auf den Harniſchen klatſchen. Endlich bearbeiten ſich die zwei allein Uebriggebliebenen mit Kolben und Streitäxten, daß man wahrhaft meint, ſie müßten ſich die Hirnſchädel einſchlagen, Hieb auf Hieb, klitſch, klätſch, wohin's trifft, ohne auszuſetzen oder zu pariren. Endlich fiel der Sarazene vom Pferde und — wir gingen. Wenn ſie nicht in den folgenden Akten Einen wirklich todt geſchlagen haben, ſo konnte das Geſehene nicht mehr überboten werden, und wir hatten daher ganz recht, uns fortzumachen.

Ich ging noch in ein Café, um mich abzukühlen. Auf gut Glück nahm ich ein Zeitungsblatt in die Hand, und las bons mots auf die Gräfin Apponi, als eine Art faiseuse politique, eine Fürſtin Lieven. Aha! Daher alſo manche Verſchiedenheiten mit dem, was ich früher von ihr gehört hatte. Daher dieſes air de triomphe. Man ſpricht hier von einer Heirath des Kronprinzen mit der Tochter des Erzherzogs Karl. Das hat wohl ſie gemacht, heißt das: vermittelt.

Wieder eine meiner politiſchen Vorausſagungen eingetroffen! Wäre ich nicht ſo bête, d. h. ehrlich, und Herr meiner Stimmungen, ich hätte einen Staatsminiſter abgeben können.

Sonntag, den 24. Eins gibt dem Andern die Thüre. Werde erinnert, meinen Empfehlungsbrief an die Baronin Rothſchild gewiß morgen abzugeben. Einladung auf morgen zu Mr. und Mad. Valentin. Der geheime Rath Koreff. Der Rummel ginge an. Gott ſei Dank, daß ich in vierzehn Tagen wieder fortkomme. Koreff ſagt, Roſſini habe die Idee, aus der Ahnfrau eine Oper zu machen. Proficiat.

Hagberg bietet mir an, die Galerie des Palais royal zu ſehen, wozu er Billete erhalten hat. Muß es leider ablehnen, da ich Many Neuwall und Brant verſprochen, mit ihnen ins Diorama, und was weiß ich, wohin nach zu gehen. Ein plötzlicher Regen hindert alle Pläne. Spazieren demungeachtet in den Straßen ein wenig herum. Der Koth ennuyirt uns, unſere eigene Unterhaltung will dagegen nicht auslangen. Es iſt vier Uhr geworden, und ich gehe nach Hauſe, um mich anzukleiden.

Um fünf Uhr zum Eſſen zu Meyerbeer in meinem Hotel. Er iſt noch nicht zu Hauſe. Finde die Mutter. Geſpräch, durch ein nicht hübſches, aber ſcheinbar gutartiges und daher mir angenehmes Geſellſchaftsfräulein unterſtützt. Kruſchmann kommt. Ein Franzoſe, der Theaterdirektor, oder etwas dieſer Art. Meyerbeer, der mir verblümt zu verſtehen gibt, ich hätte ſeine Mutter doch früher einmal beſuchen können, welche Bemerkung mich wenig genirt. Bin in derlei Grobheiten noch von Wien her eingeübt. Endlich Herr Leo, der Deutſche, den ich bei Valentins getroffen. Zu Tiſche. Machte der Einladung, was das Eſſen betrifft, Ehre. Verfiel, nachdem ich mich eine Weile im Geſpräche recht gut gehalten, in meine gewöhnlichen Abweſenheiten, während deren ich aber zu ſprechen pflege, ohne zu wiſſen was. Meyerbeer mag ziemlich erſtaunt geweſen ſein über dieſe Worte eines Verſtorbenen. Erfahre, daß heute Concert im Conſervatorium geweſen, über deſſen Vortrefflichkeit Giacomo (ſo nennt ihn die Mutter) nicht fertig werden konnte. Wußte nichts davon. Wäre froh, Paris wieder im Rücken zu haben. Was brauch ich all' das Zeug zu ſehen und zu hören. Werde Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigſtens allein ſein kann. Wenn nur dort der ſchändliche Geiſtesdruck nicht wäre und die Erniedrigung des Nebenmenſchen. Was mit mir ſelbſt geſchähe, ſollte mich wenig anfechten. Mich erniedrigen ſie nicht, und wenn ſie tauſend Jahre daran verſuchten.

Leo iſt ein geſcheiter Menſch. Er lebt 20 Jahre in

Paris, und obſchon ein Deutſcher, überſtrömt er vom Lobe der hieſigen Zuſtände. Gleich mir hält er Louis Philipp nicht bloß für tief verſtändig, ſondern auch für einen ehrlichen Mann. Der gegenwärtige Wohlſtand Frankreichs ſoll unbeſchreiblich ſein. Merkwürdige Details über die arbeitende Klaſſe, die, nach Leo, eine angeſtrengtere Exiſtenz führe, als ſelbſt die Negerſklaven, aber nur durch 12 bis 15 Jahre, dann ziehen ſie ſich zurück und leben von ihren Renten. Gewohnheit unter allen Ständen, ihre kleinen Kinder aufs Land zu geben. Nicht aus Herzloſigkeit, denn die Mütter ſeien ſelbſt in Verzweiflung darüber, ſondern aus Unmöglichkeit, ſie zu behalten. Die Mütter nämlich haben ſämmtlich ihren angewieſenen Platz im Geſchäft. Ungeheurer Lohn der Ammen; aller Dienſtleute überhaupt. Ein Bedienter bekommt monatlich 100 Franken. Die männlichen Diener im Allgemeinen ſchlecht, die weiblichen gut. Details über den innern Verkehr, der durch nichts gehemmt wird. Fühle mich unglücklich, von ſolchen Dingen nichts zu verſtehen, ja ſelbſt die Erklärungen darüber nicht zu begreifen.

Wir gehen gegen neun Uhr. Ich zu Brant, dem ich's verſprochen habe. Trinken Thee und ennuyiren uns. Ich bleibe gefliſſentlich, weil ich durchaus dieſer Stimmung Herr werden will. Finde es unmöglich. Um halb eilf Uhr nach Hauſe.

Montag, den 25. April. Kann nicht ausweichen, heute der Frau v. Rothſchild meinen Brief abzugeben. Wollte vorher noch die Gemäldeausſtellung ſehen; war verſchloſſen. Ging in den Tuileriengarten, las die Zeitungen. Der Kronprinz geht nach Berlin und Wien. Die öſterreichiſche Heirath dürfte ſich beſtätigen. Fängt an zu regnen. Flüchte mich in die Galerien des Palais royal. Möchte einige

Kleinigkeiten kaufen, kann ſie nirgends finden. Nach Hauſe gegangen, umgekleidet. Zu Rothſchild. Von der Frau ſehr gut empfangen. Sie iſt liebenswürdig, gebildet, ſpricht wahrhaft gut. Sie gehen auf's Land. Soll ſie dort beſuchen. Sie gibt mir die Adreſſe von Heine. Gehe von ihr fort, meine Reiſegefährtin zu beſuchen. Hermine kommt heraus, ſagt mir, daß viel Geſellſchaft bei ihrer Schweſter ſei, Franzoſen, zweifelt, ob mir das angenehm ſei. Spreche mit dem Mädchen, finde ſie weniger hübſch als auf der Reiſe. Sonſt ganz dieſelbe. Ein alter General, der bei der Schweſter war, kommt, um Abſchied von ihr zu nehmen. Thut ziemlich bekannt. Das Aushängſchild zeigt das Gewerbe. Gehe endlich auch, eben als Auber, der Operncompoſiteur, ſich entfernt, der mit den Schweſtern artiſtiſche Conferenz gehalten hat. Bin gar nicht begierig, ſeine, oder irgend Jemandes Bekanntſchaft zu machen. Noch ehe ich zu Rothſchild gieng, beſuchte mich Lapique, der Gefährte unſerer Reiſe von Nancy nach Paris. Es plagt ſie offenbar die Neugierde, zu wiſſen, wer Hermine iſt. Ich mag es ihnen aber durchaus nicht ſagen. Muß ſie aber doch beſuchen. Sie ſind gar zu freundlich und gut.

Mittags bei Valentin. Der üble Eindruck, den ich am erſten Abende unſerer Bekanntſchaft erhielt, verſchwindet. Es ſind liebenswürdige Leute. Leo, den ich damals abſprechend fand, iſt es vielleicht, aber nicht mehr als alle Deutſche, die Verſtand haben. Ein Doktor Julius aus Berlin da, der eben aus Amerika kommt, und der aller Orten die Gefängniſſe unterſucht, auch ein ſehr gutes Werk darüber geſchrieben haben ſoll. Er gibt mir einen Brief an den Londoner Buchhändler Murray, der mich gleich in den Mittelpunkt der dortigen gelehrten Welt ſetzen ſoll. Guter Gott! Mich in den Mittelpunkt der gelehrten Welt! Nahm übrigens den Brief, der wohl nie aus meinem Portefeuille herauskommen wird.

Hatte Dr. Koreff verſprechen müſſen, ihn in der Oper, wo er eine Loge genommen hat, zu beſuchen, um die Bekanntſchaft ſeiner Frau zu machen. Gehe um neun Uhr hin. Die Frau äußerſt hübſch. Ein wenig auffallend angezogen. Der Verfaſſer des Greuelſtückes la tour de Nesle iſt bei ihr. Ein gut ausſehender junger Mann. Ich ſuchte vergebens nach dem Kainszeichen an ihm. Gehen während der Zwiſchenakte ins prächtige Foyer, wo die Leute auf und ab ſpazieren. Man zeigt mir Jules Janin. Ziemlich jung, wohlbeleibt, unelegant gekleidet, heiteres, franzöſiſch-behagliches Geſicht.

Meine eigene Behaglichkeit fing nach und nach an, zu Ende zu gehen. Die letzten Akte der Oper machten auf mich weniger Eindruck, als das erſtemal. Nach dem Schluſſe ging ich mit Dr. Julius, der auch gekommen war, ins Café, Eis zu eſſen. Wollte ſich kein rechter Austauſch geben.

Dienſtag, den 26. Hagberg hatte mir verſprochen, mich in die Bibliothek abzuholen. Ich wartete bis ein Uhr. Er kam nicht. Ging, Heine aufzuſuchen. Madame Rothſchild hatte mir eine falſche Adreſſe gegeben. Er war ausgezogen. Da ich nun ſchon in der rue des petits Augustins und ſomit am andern Ufer der Seine, entfernt vom Mittelpunkte der Stadt war, beſchloß ich, den jardin des plantes noch einmal zu beſuchen. Kam ſo der Kirche Notre-Dame näher und betrachtete mir ſie wieder. Sie iſt unleugbar ſchön. Die Breite der Façade ſticht vortheilhaft gegen die Dürftigkeit jener der Stephanskirche in Wien ab. Was letztere auszeichnet, iſt der Thurm und das Innere. Das Hauptſchiff von Notre-Dame will mir auch jetzt noch nicht gefallen. Die vier Nebengänge aber, von denen die zwei äußerſten ſich um den Hochaltar herumſchlingen, machen einen wunderbaren Eindruck. Was mir am Hauptſchiff nicht gefällt, iſt das etagemäßige Uebereinandergebautſein von Säulen, Säulchen und Wänden. Außer einigen Gaffern, gleich mir, waren nicht drei oder vier Menſchen darin. Die Depots von zu vermiethenden Stühlen machen einen widerlichen Eindruck.

Erinnerte mich des palais de justice, und daß ich noch keine Gerichtsſitzungen geſehen. Herrliches Gebäude, die mittlere Halle großartig. Ging zuerſt in die Criminalſitzungen (oder iſt es bloß police correctionelle?). Da war alles ſo voll, daß ich kaum an der Thüre feſten Fuß faſſen konnte. Ein concierge, huissier oder dergleichen, um beſſern Platz zu verſchaffen, war nicht zu ſehen. Es handelte ſich um eine öffentliche Gewaltthätigkeit. Eine Flinte und ein ſackartiges Bündel lagen als corpus delicti auf der Tafel. Drei Richter. Links vom Zuſeher der procureur du roi. Rechts die Beſchuldigten, die ich aber vor Gedränge nicht ſehen konnte. Der Advokat war mitten in ſeiner Rede. Er ſprach gut. Der Beſchädigte, zur Angabe ſeines Schadens aufgefordert, weigerte ſich, einen Ausſpruch zu thun. Er verfolge eine Sache der öffentlichen Moral, ſagte er, nicht des Vortheiles.

Der Richter reſumirte den Fall, ich konnte es aber über dem Anſtoß ewig neu Zudrängender nicht aushalten. Ich ging in ein anderes Zimmer, wo das Gedräng geringer war, ich daher auch ſehr leicht guten Platz fand. Dafür war aber auch der Gegenſtand minder intereſſant. Der Diebſtahl einer Uhr. Zwei übel ausſehende Burſche und zwei garſtige Weibsbilder, in der Reihe von Stadtſoldaten getrennt, daſitzend, waren die Angeklagten. Hier war der Richter eben in ſeiner Rede an die Geſchworenen. Er ſprach aber ziemlich ſchlecht, ſtotternd, ſich ſelbſt unterbrechend und verbeſſernd. Die Jury entfernte ſich, und da ſie nicht wiederkommen wollte, ging ich endlich auch. Mein gutes Glück führte mich durch die mittlere, ſäulengetragene Halle zur Abtheilung der Civiljuſtiz. Ich hörte ein paar Proceſſe plaidiren. In einer Stunde waren zwei Fälle abgethan, um die man bei uns zehn Jahre geſtritten hätte, oder wenn auch nicht abgethan, doch der Entſcheidung nahe gebracht, obgleich mir erſteres ſchien. Beim zweiten Proceſſe unterbrach der Richter den zuletzt ſprechenden Advokaten. Sie wüßten ſchon genug, ſagte er, der eben enthüllte Umſtand entſcheide die Sache.

Die Advokaten ſprachen nicht alle gut. Das Ganze nimmt ſich würdig aus. Die ſchwarzen Talare und Mützen der Richter und Anwälte, die anſtändige Dekorirung der Richterſitze. Man fühlt, um was es ſich handelt. Das Publikum nimmt aber auch den lebhafteſten Theil an den Proceduren. Beſonders die peinlichen Gerichte zum Erſticken voll. Leute der niedrigſten Stände, die ihr Gefallen und Mißfallen beſtimmt, obgleich anſtändig und leiſe zu erkennen geben. Ein paar Schuſterjungen mit bloßem Kopf traten ein, von Niemandem gehindert, hörten eine Weile dem plaidirenden Advokaten zu, und gingen dann eben ſo ruhig wieder fort. Was für eine Wirkung muß das nebſt der Journallektüre auf die Bildung der Maſſe haben. Das gemeine Volk ſpricht aber auch ſo gut, graziös möchte ich ſagen, daß man lediglich auf die Marktplätze gehen muß, um eigentliche Pöbelſprache zu hören.

Mittags mit Brant und Many zu Very beſtellt. Vortreffliche Küche. Intereſſirt mich nicht ſehr. Bezahlen dafür aber auch für zwei Portion Suppe, eben ſo viel filet de boeuf, eine Portion Turbot, ein Poulard mit Salat und zwei Portionen Pudding, der noch dazu nicht gar gekocht war, endlich zwei Flaſchen Chablis, 25 Francs.

Da die Mars, die gewöhnlich nicht mehr auftritt, im Theater Odeon zum Benefiz eines Akteurs ſpielt, im Fiaker hinaus. Kamen um halb neun Uhr eben zu recht, um eine Mlle. Reisner auf der Blasbalgharmonika (accordéon) recht hübſch ſpielen zu hören. Dann ſang ein Herr abſcheulich zwei Romanzen.

Hierauf Mlle. Mars in der gageure imprévue. Hat meine Erwartungen nicht erreicht. Md. Löwe in ihrer guten Zeit war mir lieber. Ueberhaupt will mir, was ich von der haute comédie geſehen, nicht recht ein. Der Franzoſe iſt in allen Künſten nur da ausgezeichnet, wo er ſich unbekümmert ſeiner Natur überläßt; wie ihm einmal das Wort Kunſt in den Kopf ſteigt, macht er die wunderlichſten Schnörkel. Mlle. Mars gibt den vornehmen Ton noch abgeſchliffener und farbloſer, als er iſt. Man glaubt Flöhe huſten zu hören und man greift im Leeren herum, wie Einer, dem die Luft ausgeht. Uebrigens kann man von einemmale kein Urtheil fällen, auch war das Stück und Umgebung ziemlich langweilig.

Mlle. Mars dagegen ſehr gut in Valerie, was bei uns Gabriele heißt. Die Sechzigjährige ſo zart, warm, weich, furchtſam, liebenswürdig. Das Entzücken nach vollbrachter Augenkur dagegen ſchwach, und für jeden Fall unter der Aufgabe.

Im Nachhauſegehen geriethen wir auf einen Weg an den Kai's, den zu gehen verboten iſt. Die Schildwache, die uns zurückwies, fing ihre Rede mit Messieurs an. Ein deutſcher Krieger hätte ſich kräftiger ausgedrückt.

Mittwoch, den 27. April. Hatte endlich die Wohnung

Heine's erfragt, ging heute 12 Uhr zu ihm. Cité Bergère Nr. 3. Als ich ſchellte, öffnete mir ein hübſcher, runder, junger Mann, im Schlafrocke, der mir wie einem alten Bekannten die Hand reichte. Es war Heine ſelbſt, der mich für den Marquis de Cüſtine hielt. Er zeigte große Freude, als ich mich nannte, und führte mich in ſeine tolle Wirthſchaft hinein. Tolle Wirthſchaft. Denn er wohnt da in ein paar der kleinſtmöglichen Stuben mit einer oder zwei Griſetten, denn zwei waren eben da, die in den Betten herumſtörten, und von denen er mir eine, eben nicht zu hübſche, als ſeine petite bezeichnete. Er ſelbſt ſieht aber auch wie die Lebensluſt und, mit ſeinem breiten Nacken, wie die Lebenskraft aus. Machte mir einen ſehr angenehmen Eindruck, denn mir iſt der Leichtſinn nur da zuwider, wo er die Ausübung deſſen, was man ſoll, hindert.

Wir kamen gleich in die Literatur, fanden uns in unſern Neigungen und Abneigungen ziemlich auf demſelben Wege, und ich erfreute mich des ſeltenen Vergnügens, bei einem deutſchen Literator geſunden Menſchenverſtand zu finden. Er ſcheint durch die Bundestagsbeſchlüſſe ſehr alterirt, und ſchrieb eben an einer Denkſchrift an die abgeſchmackte Verſammlung. Vom Ultra-Liberalismus will er durchaus nichts wiſſen und ſpricht mit Verachtung von den deutſchen Refugié's. Mit Börne ſteht er ſchlecht. Beklagt ſich, daß dieſer ihn für ſeinen Freund ausgegeben, was er nie geweſen. Ging nach einer Stunde, herzlich entlaſſen.

Der Beſuch hatte mich heiter geſtimmt. Ging zu Brant, um mit ihm in die Pairskammer zu gehen, wohin Many Neuwall mir Billets gebracht hatte. Engliſch geleſen. Die Nothwendigkeit, mich wenigſtens verſtändlich machen zu können, leuchtet immer deutlicher ein. Brant war erſtaunt, mich das erſtemal heiter zu finden.

Regnet in Strömen. Wir benützen endlich einen leidlichen Augenblick, und gehen ins Luxembourg, nach Brants Gewohnheit zu Fuß.

Der Saal der Pairs viel weniger ſchön, als der der Deputirten, obwohl viel reicher. Vielleicht nur, weil die Einrichtung älter iſt. Blauer Sammt mit Goldſtickerei. Statt der Bänke Armſeſſel. Die ältern bis zum Grau verſchoſſen und daher abſtechend von den neuen, lebhaft blauen. Baron Fasquin, der Präſident, geiſtreiches Geſicht, lebhaftes Benehmen, kahles Haupt. Ein Pair lieſt eben von ſeinem Stuhl eine Rede ab, die die ganze Welt langweilt. Die übrigen Bären geniren ſich nicht; machen ſich wohl auch ſichtlich über ihn luſtig. Der Finanzminiſter d'Argout antwortet in artigeren Formen, als in der Deputirtenkammer. Der Bär duplicirt. Das war nicht mehr auszuhalten. Brant ſchlief ſchon, ich war nahe daran, und ſo gingen wir um halb fünf Uhr.

Als wir in den Hof kamen, goß der Regen in Strömen. Die Mitte der Straßen glich eben ſo vielen Waldſtrömen. Kerls, die durch Brücken auf Rädern die Verbindung herſtellen, und ſchreiend die Darübergehenden um eine Vergütung anſprechen; Niemand hört, Niemand zahlt, Parapluis, Wagen, Kabriolets.

Der Uebergang über die Bereſina kann nicht viel ärger geweſen ſein.

Endlich nach Hauſe. Ziehe mich um. Mittags zu Neuwall. Die Geſellſchaft war angenehm überraſcht, mich zum erſtenmal erträglich zu finden. Leidesdorf ſpricht recht gut. Angenehme Converſation bis neun Uhr.

Hatte Leo verſprochen, den Abend dort zuzubringen, da ich das Mittagseſſen ablehnen mußte. Fand Börne nicht mehr da. Hiller, der Klavierſpieler. Muſik. Vortreffliche Pariſer Fortepiano. Thee. Geſpräch. Jean Paul. Die Frauen ſind gegen ihn. Iſt mir lieber, als ſie beteten ſein Lob nach. Gegen zwölf Uhr nach Hauſe.

Donnerſtag, den 28. April. Ging früh aus, weil ich mir einbildete, es ſei Einlaßtag in die Bibliothek. Habe Donnerſtag mit Dienſtag verwechſelt. Durchſtreife für mich allein die Stadt. Finde mich doch ſchon recht gut allein zurecht. Erſt in der Straße Louis le grand, um Leo das Billet in die Deputirtenkammer zurückzuſtellen. Dann zur rue J. J. Rousseau, wo die Poſt iſt. Keine kleine Aufgabe, fand alles auf, aber keinen Brief. Tu l'as voulu, George Dandin! Dann die rue St. Honoré entlang. Marché des Innocents. Noch einmal St. Euſtache. Vortreffliche Bildſäule Colberts am Hochaltare knieend. St. Roch. Scheint die beſuchteſte der Kirchen zu ſein. Doch wenigſtens eine Meſſe da, was mir bis jetzt noch nicht vorgekommen. Viele Grabmäler in der Kirche. Endlich zu Brant. Zwei Stunden mit ihm engliſch geleſen. Gebe die Hoffnung auf. Was iſt das für eine kokette Sprache. Gar nicht aus Buchſtaben, nur aus Worten beſtehend, gleich der Chineſiſchen. Fühlte mich ungeheuer angeſtrengt.

Gingen ein wenig in der Stadt herum. Mußte mir die Haare ſchneiden laſſen, Brant desgleichen. Nach ſeinem Geſetze der Sparſamkeit führte er mich zu einem Friſeur für 10 Sous, wo augenſcheinlich ein Lehrling an mir ſeinen erſten praktiſchen Verſuch machte. Er ließ mir nichts als die Haut auf dem Kopfe, und eine kleine Auswahl von abwechſelnd kurzen und langen Haaren, daß ich ausſah wie eine Vogelſcheuche, und den Tag meiner Geburt verfluchte. Hierauf ins Palais royal wieder zu einem wohlfeilen Traiteur, wo ich nichts gut fand als die Suppe, die ich verabſcheue, und meinen Hunger zuletzt mit Käſe ſtillte, der mir noch jetzt im Magen liegt.

Abends allein in die opéra comique. Fand keinen Platz im Parterre, mußte eine stalle d'orchestre zu ſechs Francs nehmen. Erſtes Stück: die zwei Savoyarden, die zu gleicher Zeit mit den Haarzöpfen zu gefallen aufgehört haben. Zugleich die niederträchtigſte Vorſtellung. Die beiden Menſchen ſpielten, als ob ſie aus Wien von Duports kleiner Oper verſchrieben wären, und ſangen, wie die Dienſtmägde bei der Wäſche. Die Männer muß man aus den Billeteurs und Feuerwächtern rekrutirt haben. Von einem ſolchen Chore hat man keine Idee. Sie trafen nie auf den Taktſtreich zuſammen, und thaten, als ob in einer komiſchen Oper auch die Muſik ein Spaß wäre.

Ich war ſchon im beſten Schlaf, als mich die Ouvertüre des zweiten Stückes, Sarah, Oper in zwei Aufzügen, Muſik von Griſar, aufweckte, deren zweite Vorſtellung heute war. Ouvertüre ſchön, kam mir, ſo viel ich davon verſtehe, gut bearbeitet vor. So ging es denn recht lobenswerth fort. Leider hat ſich meine Natur einmal zu dem ihr eigenthümlichen Theaterſchlaf geneigt, und da das Sujet gar zu einfach oder wirklich langweilig iſt, ſo überhörte ich Vieles in ſüßem Vergeſſen.

So oft ich aber wieder zu mir ſelbſt kam, hörte ich immer was Gutes, und der zweite Akt, den ich ganz vernahm, gefiel mir theils recht wohl, theils fand ich ihn ausgezeichnet. Mlle. Jenny Colon, deren zweites Debüt war, ſpielt ſehr und ſingt recht gut. Sie iſt hübſch, hat aber Neigung zum Embonpoint, was ihr in der Folge ſchaden kann. Die beiden Tenore, Janſenne und Couderie, ſind für die komiſche Oper vorzüglich. Von einem Baß war nichts zu hören, es müßte denn Dougal, Deslande etwas der Art geweſen ſein. Er ſpielte aber recht brav. Die Chöre gingen viel beſſer, als die der erſten Oper, jedoch die ſchwierigeren Stellen ohne Genauigkeit. Das Orcheſter oft ausgezeichnet, immer gut. Vorzüglich Hörner und Violinen. Um elf Uhr nach Hauſe.

Freitag, den 29. Mein Schwede iſt entweder krank, oder es hat ihn verdroſſen, daß ich einige ſeiner wahrhaft gütigen Anerbietungen nicht annehmen konnte. Er hat ſein Verſprechen, mich in die Bibliothek zu führen, nicht gehalten. Ging daher heute allein. Das Gebäude rue Richelieu von außen unſcheinbar, gefängnißartig, von innen freundlich, ſchön; der Hof ein Garten. Die Bücherſäle nichts weniger als impoſant oder prächtig. Mit dem Wiener nun ſchon gar nicht zu vergleichen. Die Einbände, mit Recht als Nebenſache behandelt, häufig ſchmutzig, immer gewöhnlich. Die Bücher nach Materien geordnet. Gleich beim Eingange Voltaire's Bildſäule von Erz, dieſes Napoleons der geiſtigen Welt, oder Robespierre's vielmehr, dieſer Guillotine verjährter Anſprüche und Ueberzeugungen. Man hat ihn mit Recht in einen Imperatorſeſſel geſetzt, denn er hat die Welt beherrſcht und gemacht; der einflußreichſte Menſch aller Zeiten. Er iſt jetzt in Frankreich vergeſſen, man kauft ſeine Werke um 10 Sous den Band, aber er war der Pflug, der die Erde aufriß, in die die Zeit ihren Samen legte. — Noch allerhand Spielereien. Ein Parnaß mit ſpannhohen großen Männern. Ein plaſtiſcher Aufriß der Gegend um die Pyramiden. Was mögen das für Coloſſe ſein! Ich benahm mich ganz wie der unwiſſende Reiſende, den mein guide des voyageurs beſchreibt, und begaffte die Sachen, ohne mich um irgend etwas näher zu bekümmern. Theils ſieht man derlei überall, theils verſtehe ich's nicht, theils fehlt es mir an Zeit, etwas zu approfondiren. Nicht einmal Herrn Haſe ſuchte ich auf, der die Deutſchen ſo freundlich empfängt. Ich fürchtete, weiter hineingezogen zu werden, als die Umſtände räthlich machen. Goethe's Widerſpiel, möchte ich außer der Poeſie und dem allgemein Menſchlichen, ſonſt nichts betreiben.

Die Münzen, in intereſſanten Suiten unter Glas, der allgemeinen Beſchauung frei gegeben. Ueberhaupt die Einrichtung vortrefflich, daß man ohne Führer, und ſcheinbar ohne Aufſicht, die Säle durchwandelt, und beſieht, was und wie man Luſt hat. Egyptiſche Mumien, Rüſtungen. In einem eigenen Saale zu ebener Erde der Thierkreis von Denderah. Sogar in den Himmel haben dieſe Chineſen der alten Welt ihre Scheußlichkeiten übertragen. Inſchriften-Bruchſtücke. Ich bin der Meinung, daß man bei kurzem Aufenthalte gleich von vorn herein vieles ausſchließen muß, was man nicht ſehen will, wenn man nicht erdrückt werden ſoll. Dazu gehört nun für mich hier in Paris alles gelehrte und alles Kunſtweſen, mit Ausſchluß der Theater. Sie würden mich todt von hier wegführen müſſen, wenn ich das auch noch mitmachen ſollte. Ich leide ohnehin ſchon. Mein Unterleib iſt eiſern und mein Kopf nicht viel geſchmeidiger.

Mit Brant engliſch geleſen. Der Mann iſt ſehr geplagt mit mir. Heute ſchlief er mir unter dem Leſen ein. Dann die Kirche St. Sulpice beſehen. Nach Nôtre-Dame die ſchönſte Kirche in Paris. Die Façade prächtig, ohne gerade ſchön zu ſein. Die doppelt übereinander geſtellten Säulen wollen mir nicht gefallen. Das Innere wunderſchön. Nichts iſt gefährlicher, als auf Säulen am Aeußern eines Gebäudes einen Pilaſter folgen zu ſehen. Die von St. Sulpice aber ſind von ſo ſchönen Verhältniſſen, ſo ſchlank bei aller Tüchtigkeit, daß ſie dem Eindrucke nichts entziehen. Alle Wände mit Bildern geziert. Die Freſken darunter höchſt mittelmäßig, bis auf eines, St. Roch während einer Peſt darſtellend, mit häufig unrichtiger Zeichnung und auffallender Nachahmung der Raphael'ſchen Stanzen, aber eben vielleicht aus dieſem letzteren Grunde, und weil recht gut zuſammengeſtellt, Wohlgefallen erregend.

Drauf mit Brant und Moreau, weil wir Abends in die Oper gehen wollten, wieder in ein wohlfeiles und ſchlechtes Gaſthaus in die passage de l'opéra. Die Beiden wollten ins Parterre; mußten daher ſchon um ſechs Uhr ſich aufmachen. Mir hatte Meyerbeer eine stalle im Amphitheater der erſten Logen gegeben, mir blieb daher eine volle Stunde; da es aber den ganzen Tag grimmig kalt geweſen war, und ich es im Freien nicht aushalten konnte, ging ich in ein Café, und las Zeitungen. Endlich ins Theater. Fand meine frühere Meinung beſtätigt. Die Schuld des erſten Aktes liegt im Buche. Die verwickelte Luſtſpiel-Intrigue und der zu viele Text machen es der Muſik unmöglich, zu folgen. Im zweiten Akt hätte ſich gute Muſik machen laſſen, ſie wurde aber nicht gemacht. Der Anfang wenigſtens böte Gelegenheit, dann kommt wieder ein Stück Komödie, wie im erſten Aufzuge. Der dritte Akt beginnt mit einem ſehr guten Chor, nimmt dann etwas ab, erhebt ſich aber ſehr in dem Duett zwiſchen Valentine und Marcel. Gegen den Schluß kam mir eine gewöhnliche Theaterſchwäche. Ich erinnere mich aber, daß es mir das erſtemal gefiel. Von nun an iſt die Muſik wahrhaft großartig. Man vermißt das etwas ſparſamer gehaltene melodiſche Element weniger, und die Situationen werden von der Compoſition aufs Hinreißendſte unterſtützt, mit Ausnahme einer Cavatine gegen den Schluß, die in Nourrits Munde ſich etwas abgeſchmackt ausnimmt. Ueberhaupt die Sänger nicht nach meinem Geſchmacke. Sardou mit ſeinem, zwar nicht angenehmen, aber durchgreifenden Baſſe, wirkt allein muſikaliſch, die andern ſingende Komödianten. Derivis, der den Grafen von Nevers gibt, blöckt, wird aber ſehr beklatſcht. Blöckt, iſt nicht der rechte Ausdruck. Man glaubt ſtatt aller Vokale immer ein unreines E zu hören, mit widerlicher Vehemenz hinausgeſtoßen. Levaſſeur ein vorzüglicher Darſteller. Aber es klingt bei Allen, als ob man ein Violinſtück auf einer Bratſche ſpielte. Rauh, unangenehm, klanglos. Ich glaube, wenn Einer falſch ſänge, man würde es nicht ſehr merken. Es ſind ſo Kommuntöne. Die Dorus gefiel mir heute weniger. Bei aller Richtigkeit, ja Geläufigkeit, iſt ſie doch die hieſige Grünbaum, ſogar im Herausſchlagen und -Schnellen der Paſſagen. Sie und Mlle. Flecheux, der Page, kalte Stimmen mit hartem A-Klang. Die Krone von Allen Mlle. Falcon, die ich, mit Ausnahme der großen Italienerin, dem Beſten an die Seite ſtelle, was ich in dieſem Falle jemals gehört. Ihr Geſang thut dem Spiel, ihr Spiel dem Geſang nirgends Eintrag. Dabei von einem Fleiß, einer Hingebung, um das Wort Anſtrengung nicht zu gebrauchen.

Wenn ich die Hugenotten mit Robert dem Teufel vergleichen ſollte, ſo hat letzterer bei weitem mehr ſchöne Einzelnheiten, dafür aber nichts, was ſich ſo ſehr auf gleicher Höhe erhielte, als die zwei, oder wenn man will, die drei letzten Akte der Hugenotten.

Samſtag, den 30. April. Heute gerade ein Monat, daß ich dieſe wunderliche Reiſe antrat; ich nenne ſie wunderlich, denn was war ihr Zweck? Zu ſehen? Ich ſuche Zerſtreuung! Zerſtreut wäre ich wohl genug. Wenn ihr

Zweck aber Sammlung, Faſſung, Ermuthigung geweſen wäre, ſo bin ich davon ſo weit entfernt, als da ich von Hauſe abging. Indeß, vielleicht kommt die Wirkung, wie bei den Bädern, hinten nach.

Es iſt entſetzlich kalt, dem ungeachtet meine Geſundheit beſſer. Die Wolken des Innern theilen ſich, ein wenig Licht ſchimmert durch. Gehe ſchon um 12 Uhr zu Brant. Wir leſen viel engliſch. Die Zunge fängt an, ſich etwas zu gewöhnen. Wir beſchließen, einige Sehenswürdigkeiten nachzuholen. Kaum auf der Gaſſe, beginnt es zu ſchneien. O la belle France, was iſt das?

Wir treiben uns in bedeckten Gängen, Paſſagen herum, zur Eſſenszeit. Brant hat Luſt, mich zum Eſſen wieder in eine Kneipe zu ſchleppen, wo man für 32 Sous ſpeist. Setze es doch durch, daß wir zu einem menſchlichen Reſtaurateur gehen. Ich bin beinahe froh, bald wieder von Paris weg zu kommen. Paris geſehen habe ich. Es kennen zu lernen braucht's ein Jahr und darüber. Diners und Geſellſchaften mag ich nicht mitmachen, weil ich übler Laune bin, und mich derlei genirt. Hätte ich meinen Brief an die Rothſchild früher abgegeben, ſo war ein Haufen Einladungen kaum zu vermeiden, jetzt hoffe ich früher loszukommen, ehe es eigentlich losgeht. In London kenn' ich Niemand; da will ich eigentlich leben, wie mir's gefällt. Kein Geſandter dort. Den Brief, den mir der hieſige Rothſchild an den dortigen mitgeben ſoll, warte ich nicht ab. Ein paar kleine Empfehlungen, die ich für den Fall der Noth bei mir habe, will ich eben nur im Fall der Noth brauchen. Und ſo bin ich mein eigener Herr. So lieb und gut die Neuwalls ſind, ſo hat mir ihr Haus doch den hieſigen Aufenthalt verleidet. Ich verliere alle Haltung und Richtung, wenn ich üble Stimmungen nicht mit mir allein abmachen kann, ſondern mich Andern gegenüber zwingen muß. Vor allem durch das gewöhnlich fruchtloſe Streben, meine Stimmung zu verbergen, zu überwinden, die Andern nicht darunter leiden zu laſſen.

Alſo wir aßen im Café français, ganz gut bei ſchlechtem Wein. Brant wollte mich für den Abend zum Thee, ich beſchloß aber ins Theater zu gehen, das für mich denn doch ein Hauptzweck iſt. Vielleicht überwinde ich dadurch meinen Widerwillen dagegen, und kann auch zu Hauſe wieder hineingehen. Diesmal ſollte es ins Palais royal, wo die Dejazet und die Achard ſpielen. Da das Ding erſt um acht Uhr anfängt, trank ich eine Taſſe Kaffee im Café de la régence, dem Zuſammenkunftsorte der guten Schachſpieler, fand aber keine einzige Partie.

Die Zugänge zum Theater gedrängt voll. Mußte Queue machen, und kam endlich gegen halb neun Uhr in meine stalle.

Esther à St. Cyr, ein munteres Stück. Alcide Touſaz ſpielt eine Art Haremswächter ſehr gut. Ein trockener Komiker, nach Art unſers Korntheuer. Eben ſo einſeitig und wirkſam als er. Mlle. Theodore als Gouvernante recht gut. Eben ſo auch Herr Octave. Dabei ein bildhübſcher Menſch.

Hierauf la Marquise de Pretintaille, was eigentlich jetzt das Zugſtück dieſes Theaters iſt. Eine Verſpottung des alten Adels. Das Koſtüme der Zeit Ludwigs XV. treu bis zum Abgeſchmackten, und in dieſer Genauigkeit völlig wirkſam. Die Dupuis ſieht aus wie die Madame Batavia in der Hundskomödie, und nach den erſten zehn Worten ſtört es nicht mehr. Levaſſor der Chevalier, als ſchwindſüchtiger Roué, dünn wie eine Kerze, in rother Chevauxlegers-Uniform, die dümmſte Suffiſance im Geſichte, das er nie verleugnet bis ans Ende. Achard, als Jean Grivet, von einer Vortrefflichkeit, von der man keine Vorſtellung hat. Der hübſche Kopf, mit feurigen ſchwarzen Augen, und eben ſolchen Augenbrauen, in einer weißgepuderten Stutzperrücke nimmt ſich prächtig aus. Die altmodiſche Kleidung, als ob er nie eine andere getragen hätte, dabei ſein Spiel, jede ſeiner Bewegungen ſo eins mit ſeiner Rolle, der damaligen Zeit und der heutigen Empfindung, daß man nur anſtaunen kann. Derlei iſt nirgends als hier. Nicht viel weniger gut die Dupuis, als Kammermädchen. Was die Dejazet, den Liebling des Publikums des Palais royal, betrifft, ſo gefällt ſie mir nicht. Man kann ihr Spiel nur loben. Sie weiß die Momente zu ergreifen und durchzuführen, aber für mich hat ſie eine verletzende Gemeinheit. Es iſt ein delabrirtes Sichgehenlaſſen der Liederlichkeit in ihr, das mich anwidert. Damit ſtimmt auch das ſackmäßig Hängende ihrer nicht übeln Züge überein. Es war einmal eine junge Schauſpielerin auf den Wiener Vorſtadttheatern, an die mich ihr Weſen erinnert, Demoiſelle Groll oder Hoch oder Groß. Nur ſpielte die Dejazet unendlichemale beſſer. Arien ſingt ſie ganz gut, mit Spuren von Schule; die eigentlichen Vaudevilles aber gellend, pöbelmäßig, widrig.

Das dritte Stück, La fille du cocher, recht hübſch. Eine Mlle. Emma, äußerſt gut, liebenswürdig. Dazu ſieht ſie recht gut aus. Dürand, der ehemalige Kutſcher, wie ein dermaliger. Den Hauptſpaß des Stückes macht eine deutſche Ehrenwächterin, die kein Wort Franzöſiſch verſteht, ihre Kenntniß der deutſchen Sprache aber durch die Worte: Was iſch das? und Nix beurkundet. Daß ſie ſich mehr wie ein Thier als ein Menſch benimmt, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Colonel des Stücks ſchien anfangs ſeine Rolle nicht hinlänglich memorirt zu haben. Schon wollte ein Sturm losbrechen, als er glücklicherweiſe abzugeben hat. Beim Wiederauftreten ging die Rede wie am Schnürchen. Um ein Viertel auf 12 Uhr nach Hauſe.

Sonntag, den 1. Mai. Sollte ein großer Tag ſein, als Namenstag des Königs, der höchſt glänzend gefeiert werden ſollte, und wozu die Vorbereitungen ſchon ſeit vier Wochen getroffen worden. Aber ſchon ſeit ein paar Tagen iſt es ungeheuer kalt, und heute droht es zu regnen.

Many kommt, der Verabredung gemäß, mich abzuholen. Wir gehen zu Brant. Es war noch zu früh für Leute, die erſt um halb ſieben Uhr eſſen, und bis dahin fortwährend auf den Beinen bleiben wollten. Endlich, um halb zwei Uhr machten wir uns auf. Doch treten wir kaum aus dem Hauſe, als ein ungeheurer Platzregen uns zurückjagt. Nach einer halben Stunde konnte man's von Neuem verſuchen, und wir gingen durch den Tuilerien-Garten, an den drei Fronten eines prächtigen Feuerwerks — derzeit noch im Embryo — vorüber in die Champs Élysées, deren lange Haupt-Allee, von der einen Seite zum königlichen Schloß, von der andern zum Stern der Barriere von Neuilly führend, mit der Ausſicht auf beide, durch zuſammenhängende Feſtons ſehr großer Talglampen verbunden waren, ſo daß der Stern von Neuilly, der ganz mit Lampen und Feuerwerkshülſen bedeckt ſtand, einen zauberiſchen Schluß- und Augenpunkt abgeben mußte.

Trotz des Regens, der nie ganz aufhörte, und von Zeit zu Zeit goß, wimmelte es von Menſchen, obgleich, wie man mir ſagte, nicht der fünfte Theil der ſonſtigen Anzahl. Unter den Bäumen, auf erhabenen Bühnen, vollzählige Orcheſter, die abwechſelnd ſpielen, ohne daß man aber vor dem Lärm mehr als je und dann eine Trompetenpaſſage vernehmen könnte. Obſthändler, Orangenverkäufer, Fleiſch- und Würſtebrater, die ihr Erzeugniß, in ein Stück vortreffliches Brod eingeklemmt, nicht unappetitlich dem Käufer überliefern. Vor einer ſolchen Braterin ſtand ein Savoyardenbube, ſchmutzig, zerlumpt, in verſunkener Betrachtung der allzu koſtbaren Speiſe, die Miene halb aus der Witterung eines Wachtelhundes, halb aus dem Tiefſinne zuſammengeſetzt, mit dem Newton dem Gravitationsgeſetze der Welt auf die Spur kam. Ich weiß aber noch nicht, ob die Urſache ſeiner Betrachtung Dürftigkeit oder Sparſamkeit war. Denn als wir ihm ein paar Sous ſchenkten, war ſeine erſte Bewegung, mit dem Geſchenke fortzugehen, erſt ſpäter kehrte er zurück, und holte ſeinen Antheil aus dem Glückstopfe, der, wie ſo oft in der Welt, ein Fleiſchtopf war. Von allen Seiten Geſchrei der Lotterie- und Glückshafen-Unternehmer, bei denen man vom Bisquit bis zur ſilbernen Uhr gewinnen, und auf der andern Seite, nur etwas leichter, auch wieder bis zur ſilbernen oder goldenen Uhr verlieren kann. Eine Unzahl iſt dieſer Lotterien, die nebſt dem Scheibenſchießen die Hauptluſt des gemeinen Pariſers ausmachen. Geſchoſſen wird mit Armbrüſten, doch auch — mitten im Gedränge — mit Feuergewehr; wenigſtens knallt das Gewehr wie ein ſolches. Die Scheibe gibt häufig ein ohne Schmeichelei gemalter Koſak zu Pferde ab, oder man ſchießt nach kleinen Gypsfiguren. Keine der tauſend und tauſend ſolch kleiner Schießſtätten ſteht einen Augenblick leer. Ein Anderer hat einen Popanz aufgeſtellt, auf den man, mit einer übergeſtülpten grotesken Maske vermummt, alſo blind, losgeht, und ihn abzuſtechen verſucht. Selten gelingt's. Das Gelächter iſt groß. Dort ſchreit ein Kreis Zuſeher wie Wüthende. Wir gehen hinzu. Es iſt eine Art Blindekuhſpiel, wobei Einer mit verbundenen Augen einen Andern zu fangen ſucht. Die Umſtehenden ſchreien dabei aus vollem Halſe: à droite, à gauche! und zappeln vor Vergnügen. In einigen der vielen aufgeſchlagenen, ſehr hübſch dekorirten Tanzſäle fängt man jetzt ſchon zu tanzen an, Ladenburſche und Griſetten, viel geringer angezogen, als die gleichen bei uns, ſich aber tauſendmal anſtändiger benehmend. Schon das iſt ſchön, daß nicht der plump-ſinnliche Walzer, ſondern Contretänze getanzt werden, die nicht den Ausbruch, ſondern den Verlauf des Vergnügens bezeichnen, und die Theilnehmenden zu einer Art Anſtand nöthigen.

Endlich das Hauptvergnügen: spectacle gratis. Zwei große, hübſch dekorirte Theater, in der Entfernung von ein paar hundert Schritten einander gegenüber aufgeſchlagen, in denen nur bei Tage und abwechſelnd ſo geſpielt wird, daß, wie der Vorhang bei einem ſinkt, er bei dem andern aufgeht. Die Zuſeher im Zwiſchenraum, unzählig, glücklich, aufjubelnd, ſich in ſeliger Bequemlichkeit nur rechts und links wendend, je nachdem hier oder dort die endloſe Luſt ſich anknüpft. Die Stücke wie natürlich à grand spectacle. Auf einer Seite Franzoſen und Spanier, die endlos fechten und feuern. Dazwiſchen wird geſprochen, wovon man natürlich kein Wort verſteht. Das andere Theater beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dem Orient. Scenen aus Algier. Indianer und Wilde beiderlei Geſchlechts. Dazwiſchen regnet es unaufhörlich auf Zuſeher und Schauſpieler, welche letztere durch nichts geſchützt ſind. Die Zuſeher ſpielen mit, indem ſie laut aufſchreien, ihre Landsleute auf dem Theater zur Tapferkeit ermuntern und ſich über ihre Siege und Heldenthaten erfreuen. Dabei nicht ohne Gedräng, aber ohne Unhöflichkeit. Der Franzoſe genirt ohne Bedenken, läßt ſich aber auch eben ſo gutwillig wieder geniren. Nichts wird übel genommen, als die Abſicht, zu beleidigen. Ich habe keinen Streit vernommen, keine Unartigkeit geſehen, und obſchon viele ihre Parapluis aufgeſpannt hatten und dadurch den Uebrigen die Ausſicht benahmen, hörte man zwar häufig à bas les parapluies, aber lachend ausgeſprochen. Die Rückſtehenden ließen ſich gefallen, nichts zu ſehen, weil die Vorſtehenden doch nur von ihrem Rechte Gebrauch machten.

Zwiſchen beiden Theatern ein mat de cocagne. Ein ungeheurer, fettbeſtrichener Baum, mit Uhren, einem ſilbernen Becher u. dgl. behängt, auf den man hinanzuklimmen verſuchte. Der Eine hatte ſich faſt nackt ausgezogen. Alle hatten Säcke mit Aſche oder derlei anhängen, mit denen ſie während des Klimmens die Hände rauh zu erhalten ſuchten. Aber der Regen hatte die Glätte des Baumes verdoppelt. Keiner brachte es höher, als auf die Hälfte. Nun ſtrömte der Regen wieder von neuem. Er hatte uns ſchon einmal vertrieben, und wir waren im Omnibus nach Hauſe gefahren, und hatten uns wärmer angezogen, denn es war zugleich unerträglich kalt. Nun war es nicht mehr auszuhalten. Der Magen wollte auch nicht mehr gehorchen. Zudem machte die verabredete Stunde des Mittagsmahls, ſechs Uhr, um welche Zeit die Eltern Neuwall uns bei den frères provençaux erwarteten. Vortreffliches Diner. Suppe, filet de boeuf, ragout, morue à la maître d'Hôtel, homard, meringue à la glace, was weiß ich noch alles. Die Kochkunſt in ihrer höchſten Ausbildung. Saucen von einer Feinheit, die unſern Fürſten und Schmeckern unbekannt bleibt. Verhältnißmäßig wohlfeil. Sammt zwei Flaſchen Chablis fünf Franken auf den

Kopf. Nach Tiſch im Wagen die Beleuchtung anzuſehen. Konnten nicht weit fahren, mußten anhalten, eben als die erſten Raketen des Feuerwerks auf dem Platze Louis XV. platzten. Ich mit Many aus dem Wagen. Sahen eben noch die letzte prächtige Fronte und mehrere échappées von Tauſenden dreifarbiger Raketen, von denen beſonders die letzte einem feuerſpeienden Berge glich, der ſich in ein Firmament von Sternen auflöste. Damit die franzöſiſche Effektmacherei nicht fehle, entwickelte ſich, da alles ſchon ſich zum Gehen wendete, eine neue Feuergarbe, die mit einem Kanonenſchlage alles endete. Das Publikum war in beſter Laune, obſchon die beabſichtigte Beleuchtung größtentheils zu Waſſer wurde, namentlich in den großen Alleen nur einzelne Lampen unausgelöſcht blieben, welchem Schickſale nur die Gaslichter entgingen, als z. B. am Hotel des Finanzminiſteriums. Auch der alte Talleyrand hatte beleuchtet. Die übrige Einwohnerſchaft ſetzte ſich in keine Unkoſten, auch fiel Niemand ein, die Luſtbarkeit auf deſſen Geber und Gegenſtand zu beziehen. Von einem Vivat oder dergleichen nichts zu hören, obſchon ſie Louis Philipp wirklich lieben. Der Enthuſiasmus will eben, wie alles andere Feuer und Licht, nicht vom Regen geſtört ſein. Bei gutem Wetter wäre es vielleicht anders geweſen.

Unabſehbare, unabwartbare Maſſen, die ſich durch die Straßen nach Hauſe wälzen. Tuilerienplatz und Garten öde. Der Tambour gibt das Schlußzeichen. Gehen nach Hauſe. Schon um halb zehn Uhr klappernd vor Kälte in meiner Stube angekommen, die noch etwas kälter iſt als die Straße.

Montag, den 2. Mai. Schlechte Nacht zugebracht. Mein Bette blieb Eis, und die Glieder ſtarrten. Dazu, obſchon ich nicht ſonderlich viel gegeſſen, machte der unverdauliche homard den Magen beſchweren. Hätte Abends Thee oder Kaffee nehmen ſollen, wie mir Many rieth. Wälzte mich ſchlaflos umher. Die Unbehaglichkeit bezog ſich immer deutlicher auf den Magen. Es ward ärger und ärger. Schon begann mir angſt zu werden. Da erklärte ſich die Natur, und der Feind nahm, da er die Thüre zu beſchwerlich fand, durchs Fenſter den Abzug. Ein Ding, das mir ſeit zwanzig Jahren nicht geſchehen. Gleich darauf ein Gefühl von Wohlbehagen. Die Gliedmaßen erweichen ſich. Der Schlaf ſtellt ſich ein.

Am Morgen noch immer leidlich genug erwacht. Schwarzen Kaffee getrunken. Unerträgliche Kälte. Man bringt mir die Rechnung für den verfloſſenen Monat. Leidlich für ein ſo theures Gaſthaus als das Hôtel du prince, obſchon ſechsundzwanzig Kreuzer ſchweres Geld für ein und ein halb Schalen Kaffee mit Brod ohne alle Zuthat nicht gerade wohlfeil ſind.

Zu Brant, um das Engliſche fortzuſetzen. Leider kommt ein Comte tel et tel, der ſich eben auch anſchickt, nach London zu gehen, und der ſich bei Brant über allerlei Rathes erholen will. Gedenkt ſpäter über Wien nach Konſtantinopel zu reiſen, ſchreibt ſich daher meine Adreſſe auf, da es ihm wohl an Empfehlungen fehlen mag. Unſere Lektion geſtört. Es iſt drei Uhr. Ich begleite Brant auf die Poſt. Die Sonne kommt etwas hervor. Wir gehen durch einige Gaſſen. Da erwacht in mir ein Zweifel, ob ich nicht bei Neuwall für dieſen Mittag eingeladen ſei. Ich gehe hin, den Bedienten zu fragen. Während ich mit dieſem ſpreche, erkennt man im Nebenzimmer meine Stimme. Neuwall, der Vater, kommt heraus. Ich muß hinein. Die Einladung beſtätigt und wiederholt. Die Leute meinen es gut, und ich finde ſie liebenswürdig, aber meine Freiheit wäre mir unendlichemale lieber. Auf einen Augenblick nach Hauſe. Um ſechs Uhr zu Tiſche. Das heißt ſeine Zeit an einem intereſſanten fremden Ort ziemlich vergeudet, aber die jämmerliche Kälte hindert jede zweckmäßige Benützung. War mit den drei Neuwalls allein zu Tiſche. Unterhielten uns recht gut.

Abends in die große Oper. Le philtre. Weh mir, daß ich zur Strafe meiner Sünden einem ſolchen Geheule beiwohnen muß. Die Dorus recht niedlich, in Geſang nicht beſſer und nicht ſchlechter als ſonſt. Die einfachen Tonfolgen (daß ich nicht Cantilenen ſage) machen ſich recht gut, nur bei den Paſſagen, die ſie liebt, und von denen ihr, materiell, keine zu ſchwer iſt, zeigt ſich das unangenehme, weniger Geſtoßene als Geſchleuderte ihrer Methode. Scheußlich aber die Männer. Da zeigt ſich, was ein dramatiſcher Sänger, d. h. ein ſolcher, der die muſikaliſchen Zwecke der Darſtellung der Situation unterordnet, für ein häßliches Ding iſt. Ihr Geſang iſt ein Theil ihres Spiels. Bei komiſchen Stellen machen ſie eigentlichen Spaß mit ihrer Stimme. Ich glaubte hundertmal, davon laufen zu müſſen. Lafont gab den Bauernburſchen mit einer Gemeinheit, die mich anekelte, dazu ſeine quäckende Stimme, die die Empfindung aus dem Halſe und die Stärke aus der Mundhöhle hervorholt. Levaſſeur, der in den Hugenotten ſeinen alten Diener nicht übel gibt, brachte heute keinen geſunden Ton hervor. Er war offenbar der Meinung, er müſſe das Lächerliche ſeiner Rolle (des Charlatans) auch auf den Geſang übertragen. Wodurch Prevoſt, der Soldat, ſich für einen Sänger hält, gehört unter die Unbegreiflichkeiten. Ohne Spur der Stimme, ohne Methode, wäre er kaum zum Choriſten gut genug. Madame Larotte, als junge (alte) Bäuerin, war ſo unmaskirt ſchlecht, daß ſelbſt die Franzoſen ſie auslachten, indeß ſie die Andern beklatſchten, die im Grunde viel ſchlechter als ſie. Denn die Arme ſang nur ein paarmal falſch, indeß die Andern den ganzen Abend häßlich ſangen.

Endlich das Ballet la tempête von Coralli, eine wunderliche Verſchmelzung von Sheakſpeares Sturm mit „Fee und Ritter," oder einem andern Ballet, von dem letzteres etwa der zehnte oder hundertſte Nachklang iſt. Das Tableau beim Aufziehen des Vorhangs vortrefflich. Die übrigen Gruppirungen und Chortänze nicht ſonderlich. Albert ein ſehr guter Tänzer. Die Damen Noblet und Alexis, mit denen er ein pas de trois tanzt, nicht zu verachten. Endlich die beiden Schweſtern Elsler, um derentwillen ich eigentlich dießmal ins Theater gegangen war. Thereſe, ein tanzender Straßburger Münſter oder St. Stephansthurm, konnte mir hier ſo wenig gefallen, als in Wien, obſchon ſie bewundernswürdige Sachen macht, und ſo viel Grazie hat, als die Umſtände erlauben. Fanny, bei Weitem niedlicher als ſie, obgleich auch ein wenig aus dem Frakturalphabet, ſcheint ſich im Tanze ſehr gebeſſert zu haben. Im Spiele habe ich, verglichen mit ihrer Leiſtung in „Fee und Ritter," eher das Gegentheil gefunden. Es iſt ein immerwährendes Wiederkauen derſelben Bonbons, ein Küſſen und Hinneigen und Beugen in allen Nuancen, das dem Freunde der Wirklichkeit auch in der Nachahmung immer wieder gefällt. Auch Fanny hat nicht das Aetheriſche, Luftige, das mir den Tanz allein zu einem Genuſſe macht. Ein tanzender Körper mit Begierden, ſtatt Seele und Leidenſchaften. Uebrigens unendlich viel Gutes. Die Füße mehr Kraft als Elaſticität. Arme und Hände oft wirklich graziös. Die Büſte ohne Geſchmeidigkeit. Das

Ganze ſich zum Derben hinneigend. Vielleicht zeigt nichts mehr den Verfall der ſchönen Tanzkunſt in Paris, als der ungeheure Beifall, den ich übrigens meinen Landsmänninen von Herzen gönne.

Auch die Compoſition dieſes Ballets verhielt ſich zu Nina oder der fille mal gardée wie ein Bauernkirchtag zu einem Ball in den Tuilerien.

Dienſtag, den 3. Mai. Fühle noch immer die Folgen des geſtrigen Uebelſeins. Unerträgliche Kälte. Muß zum erſtenmale während meines Hierſeins Feuer im Kamin anmachen laſſen, und genieße nun das in Frankreich ſo gerühmte Vergnügen, mir Kopfweh zu holen durch Herumſtören, Ab- und Zulegen an dem widerwillig brennenden Feuerherde. Gott möge das Alles zum Beſten lenken. Wäre meine Heimath nicht gar ſo entwürdigt, ich würde mich dahin zurückſehnen.

Ich ſehe immer mehr, der hieſige Zuſtand der Dinge iſt befeſtigter, als man bei uns glaubt. Nicht Louis Philipp und ſeine Dynaſtie. Man liebt ihn, oder vielmehr, man iſt der Ueberzeugung, daß er für die Bedürfniſſe des Landes paßt. Er dürfte aber nur gewiſſe Gränzen überſchreiten, an denen er beinahe ſchon hinſtreift, und es wäre um ihn geſchehen. Aber auch der Herzog von Bordeaux, wenn man ihn, um einer Republik zu entgehen, die Niemand will, nähme, müßte als erſter König einer neuen Race regieren. Eine Fortſetzung der Bourbonherrſchaft iſt undenkbar. Man müßte Frankreich erſt arm machen, wenn man ihm eine Ungleichheit, ein ariſtokratiſches Syſtem aufdrängen wollte. Der allverbreitete Wohlſtand, der Reichthum jedes Tüchtigen und Fähigen, iſt es mehr, als die Freiheitsliebe, was ſich jeder Rückkehr widerſetzt.

Der Franzoſe iſt genußſüchtig und eitel. Er unterſcheidet ſich aber von den Eiteln und Genußſüchtigen unter uns dadurch, daß ihm keine Anſtrengung zu groß iſt, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er iſt immer bereit, eine Gegenwart zu opfern, um ſich eine Zukunft zu ſichern. Müßig ſein mag der Franzoſe ſo gerne als ein Anderer, wenn er nicht zu arbeiten braucht, ja das Ziel ungeheurer Anſtrengungen der hieſigen erwerbenden Klaſſe iſt nur, ſich für ſpätere Tage Freiheit von Sorgen und Geſchäften zu ſichern. Er iſt aber nie träge. Trägheit iſt ein deutſches Laſter. Vielleicht ein noch mehr ruſſiſches. Die praktiſchen Folgen davon ſieht Jedermann ein.

Wollte den Beſuch in der Bibliothek wiederholen, theils konnte ich mich aber nicht entſchließen, bei der unerträglichen Kälte die Wohlthat meines Feuers aufzugeben, das erſt nach zwei Stunden Flamme etwas Wärme zu geben anfing, theils fürchtete ich die kalten, ungeheizten Säle, die ſchon neulich bei gutem Wetter und beſſerer Geſundheit mir arg zugeſetzt hatten. Ich blieb daher bis ein Uhr zu Hauſe, und machte dann nur eine Wanderung von meinem zu Brants Kamine. Wir laſen an zwei Stunden engliſch. Mir geht's hier, wie einſt in den Schulen. Während des philoſophiſchen Kurſes holte ich die alten Sprachen nach, die ich im Gymnaſium hätte lernen ſollen, in den juridiſchen Hörſälen die Philoſophie; ſo daß ich die Rechte eigentlich nie lernte. Eben ſo treibe ich in Paris Engliſch, das ich zu Hauſe hätte betreiben ſollen, und mein Franzöſiſch vergeſſe ich da, wo ich mich darin hätte völlig ausbilden können. Es gibt eben abſurde Menſchen! Aber mich befällt ein Schauder, wenn ich an London denke, und daß die Leute da engliſch ſprechen, eine Sprache, die ich ohne Meiſter gelernt, in der ich nie zehn Worte geredet und worin meine Ausſprache, aus dem pronouncing dictionary zuſammengeleſen, ſo originell iſt, als Grabbe's Tragödien oder die Romane des jungen Deutſchland.

Um vier Uhr wollten wir einen Gang durch die Stadt machen. Erneuerter Regen zwang uns aber bald, durch bedeckte Paſſagen uns ins Palais royal zu flüchten, wo wir in den Gängen Motion machten, bis die fünfte Stunde erlaubte, uns im Café français an einer rauchenden Suppe und ein paar Gläſern Chablis zu erwärmen. Nach Tiſch kaufte ich bei Baudry Bulwers Rienzi, um vor dem Schlafengehen etwas zu leſen, und nebſtdem Uebung im Engliſchen zu haben. Dann verließ ich Brant und ging ins Théâtre français, wo man Delavigne's neueſtes Trauerſpiel in einem Akt: Une famille au temps de Luther und ein Luſtſpiel: les deux Anglais gab. Ueber erſteres enthalte ich mich zu reden; ja ich will verſuchen, in Zukunft auch nicht mehr daran zu denken. Wäre mir nicht Manches entgangen, ſo würde ich es eine bis zum Unſinn geſteigerte Gräßlichkeit, oder einen bis zur Gräßlichkeit gehenden Unſinn nennen. So aber beſcheide ich mich, und bin froh, daß es überſtanden iſt. Hatte die hieſige Darſtellungsweiſe mir neulich imponirt, ſo mußte ich dafür heute das Lehrgeld zahlen. Ligier, der tragiſche Schauſpieler par excellence, iſt, wie alle, in den gehaltenen Momenten gut, oft ſehr gut. In den Ausbrüchen aber ſchlägt er eigentliche Triller der Wuth. Er dehnt nämlich die letzte Sylbe des prägnanten Wortes ungeheuer, heult nach Möglichkeit und füllt den Zwiſchenraum mit einer Art Trommelwirbel aus. Muſikaliſch würde ſich das Ding ungefähr ſo bezeichnen laſſen: de mon pè ^{tr}········ re; das macht nun, ſo oft es vorkommt, auf die Zuſeher einen ſolchen Eindruck, daß ſie in vollem Sturm losbrechen, und ich nicht begreiſe, warum die übrigen Schauſpieler es ihm nicht nachthun, da es die leichteſte Sache von der Welt iſt. Aber nur die Mutter, Mad. Dorval, trat in Wettkampf mit ihm, und traf es mitunter ganz genau. Herr Volnys, der zweite der (mir) feindlichen Brüder, ſpielte natürlicher und wurde nur von dem Stücke gehindert, einen guten Eindruck zu machen. Der Diener Marco, Herr Samſon, qui a, wie die hieſigen Blätter ſich ausdrücken, créée cette rôle (bei uns thut das der Dichter), gefällt ſehr. Er iſt nicht übel. Einen angenehmen Eindruck machte Anfangs Mde. Pleſſy. Schön ausſehend, mit einem Organ und einer Ausſprache, wie kein deutſches Theater es aufzuweiſen hat, ſchien ſie ein Himmelslicht unter dieſen Höllenbreughels; gegen das Ende aber nahm ſie ſich zuſammen und that einige Quitſche und Nothſignale, daß mein Mittagmahl ſich mir im Leibe umkehrte, und ich glaubte, der eine der Brüder habe im Eifer des Spiels dem andern wirklich das Meſſer in den Leib geſtoßen. Ein paar Franzoſen, die neben mir ſaßen, und mit denen ich mich recht gut unterhielt, meinten: c'est horrible, mais c'est beau. Auf meine beſcheidenen Zweifel ließen ſie doch mit ſich handeln, und äußerten die Ueberzeugung, daß dieſe gräßliche Epoche der Literatur bald vorüber ſein werde, wie denn das Publikum ſchon anfange, das Ding ſatt zu haben.

Das Luſtſpiel les deux Anglais iſt auch in Wien ſchon gegeben worden. Die Darſtellung war im Allgemeinen nicht beſſer als bei uns, weßhalb ich mich auch langweilte, wie bei uns, und das Ende kaum abwarten konnte. Höchſtens möchte man Perrier, der den Lord ſpielte, vorzüglich nennen. Im Ganzen finde ich überhaupt das ſogenannte höhere Luſtſpiel durchaus unbedeutend. Ich glaube, es iſt in Wien beſſer, wenigſtens entſpricht es durchaus ſeinem Rufe nicht. Nur die Schauſpieler der kleinen Theater ſind vortrefflich. Nicht bloß die Hauptperſonen, die die foule machen; Alle, Alle!

Um halb zwölf Uhr nach Hauſe in mein kaltes Bett.

Mittwoch, den 4. Es regnet immer fort. Die Luft iſt eiſig. Engliſche Lektüre mit Brant. Locke on the conduit of unterstanding. Die Klarheit der Darſtellung erquickt mich. Das Intereſſe an dem Buche wirkt ſelbſt vortheilhaft auf den Accent. Hierauf gehe ich, eine Karte bei Dr. Koreff abzugeben, der mich mit Güte überhäuft, und erſt geſtern wiederholt da war, mich ins Théâtre de la porte St. Martin abzuholen, wo man ein neues Stück von Alexandre Dumas gibt: Don Juan de Maranna, über das die Leute hier ſonderbar reden. Ich glaube es, denn ein guter und ein böſer Engel treten darin auf, nebſt andern Kurioſitäten. Fand wider Erwarten Koreff zu Hauſe und brachte eine angenehme Stunde mit ihm zu. Mußte ihm den Plan von Hero und Leander erzählen, über den er entzückt ſchien. Glaube es wohl. An dem Plan iſt auch wenig auszuſetzen. Es fragt ſich nur, ob die Ausführung nicht hinter dem Vorſatze zurückgeblieben, und darüber kann mich Niemand zur Gewißheit bringen. Koreff beſteht darauf, mit ihm bei Alexandre Dumas zu frühſtücken, der ein gewaltiger Freund der deutſchen Poeſie iſt, und ſehr wünſcht, meine Bekanntſchaft zu machen. Auch zur Mars will er mich führen. Das Letztere verbitte ich mir. Gegen Dumas iſt nichts einzuwenden, obſchon ich eigentlich kein großes Verlangen darnach trage. Es wird ſich ja doch alles zeigen. Koreff verſpricht zugleich, in London für mich Quartier zu beſtellen und mir einen

Deutſchen zuzuweiſen, der, dort vollkommen bekannt, mir behilflich ſein könnte. Das ließe ſich hören.

Finde Brant im Palais royal. Gehen zu den deux frères eſſen. Iſt mir der angenehmſte Reſtaurateur. Meine Schweden und Dänen dort. Hagberg war krank. Zahnſchmerz, deſſen Spuren ich auch zu fühlen anfange. Meine Wohnung zeigt Spuren von Feuchtigkeit.

Einer der Dänen will mich morgen abholen in die Bibliothek, Haſe's Bekanntſchaft zu machen. Nach Tiſch ins Café de la régence, um noch was Erwärmenderes als Wein in den Leib zu kriegen. Abends macht uns, mir und Many Neuwall, der gute Brant Thee, und wir plaudern bis eilf Uhr. Ich war im einfachen Rocke. Schütternd und geſchüttelt kam ich nach Hauſe. Das heißt ſeine Zeit gut zubringen!

Donnerſtag, den 5. Mai. Befinde mich recht übel. Ein rheumatiſches Unwohlſein fängt an, ſich durch Geſchwulſt und einen Ausbruch am Munde Luft zu machen. Kälte geht wie ein brummender Orgelpunkt fortwährend durch das ganze Zimmer. Hoffe, ohne Feuer zurecht zu kommen. Finde es endlich unmöglich. Ziehe wiederholt die Klingel. Muß endlich ſelbſt den Einheizer holen. Er kommt, ich genieße ſchon in Gedanken die wohlthätige Wärme; da tritt, ehe das Feuer noch brennt, mein hilfreicher Schwede ein, mich, ſeinem Verſprechen gemäß, in die Bibliothek abzuholen. Ich verlängere das Geſpräch des Empfangs nach Möglichkeit, um mich während desſelben zu erwärmen. Umſonſt! Noch erſtarrt, muß ich in die Bücherſäle, die, ungeheizt, wie ſie ſind, ein froſtiges Gegenſtück zu meinem eigenen Muſeum bilden. Suchen und finden Herrn Haſe, den deutſchen Kuſtoden. Sehr freundlich empfangen, merke ich erſt nach und nach, daß mein Beſuch gar keinen eigentlichen Zweck hat. Zum Glück intereſſirt mich, das Syſtem der Anordnung, Katalogiſirung und Aufſtellung der Bibliothek zu kennen; ich laſſe mir das erklären, was Herr Haſe mit großer Gefälligkeit thut. Endlich verfällt er ſelbſt darauf, mir Handſchriften der Minneſänger und Troubadours zu zeigen. Wir gehen in das Manuſcriptenzimmer, wo ich einen ſolchen Kodex in die Hand bekomme. Unendlich wichtiger iſt mir der erſte Band des gedruckten Katalogs der hieſigen Bibliothek, die Theologie umfaſſend. Ich durchgehe ihn mit großer Aufmerkſamkeit, den Hut auf dem Kopfe, da die Temperatur des Leſezimmers ungefähr die eines porte cochère bei ſchlechtem Wetter iſt. Um ein Uhr kommt Brant, mich abzuholen. Herr Haſe war inzwiſchen von andern Geſchäften abgerufen worden, und hatte mir vorher noch verſprochen, des andern Tages um zwei Uhr mich zu einer kleinen Sitzung des Institut royal zu führen. Ich nahm mit Vergnügen an, da ich denn doch nichts Beſſeres zu beginnen wußte. Brant machte mir die Nothwendigkeit begreiflich, einmal wieder nach mehreren Tagen dem Körper Bewegung zu verſchaffen. Es iſt Pferderennen im Champ de Mars. Wir beſchließen, hinzugehen. Die Sonne kommt hervor. Schon werden unſere Hoffnungen kühner und kühner. Das Pferderennen beginnt. Keines der größten. Die prägnanten Punkte von Zuſchauern beſetzt, der übrige Theil der Bahn ziemlich leer. Drei Pferde laufen. Zwei davon machen ſich den Sieg ziemlich ſtreitig. Da umziehen ſchwarze Wolken von Neuem den Horizont. Wir eilen, nach Hauſe zu kommen. Bald aber bricht der Platzregen los. Schon durchnäßt, flüchten wir unter die Säulen des Palaſtes der Deputirtenkammer. Da hatten wir Zeit genug, die abgeſchmackt placirten Statuen an den Stufen dieſes ſonſt herrlichen Gebäudes, und die noch viel alberneren des Pont de la concorde zu betrachten. Endlich während eines mäßiger gewordenen Regens zu Brant. Engliſche Lektüre, durch Locke's geſunden Menſchenverſtand erheitert. Ich gehe nach Hauſe, mich umzukleiden. Finde eine Einladung von Rothſchild auf morgen zum Eſſen. Wohl! Wird dann abgethan ſein. Zugleich ſagt mir der Portier, eine Madame Cheſe oder Chiſe, die ſeit drei Wochen ſchon in Nro. 12 hart neben meiner Stube wohne, habe ſich angelegentlich nach mir erkundigt. Sollte das Mde. Chezy, die Dichterin, ſein? Ich kann es kaum glauben. Wäre übrigens doch möglich. Beſchließe endlich, wie gewöhnlich, den Göttern die Aufklärung zu überlaſſen. Kaum in meinem Zimmer angelangt, und halb ausgezogen, poch! poch! an meiner Thüre, und die leibhaftige Frau von Chezy, Dichterin der Euryanthe u. ſ. w., tritt ein. Sie ſcheint betrübt, und hat, wie natürlich, gealtert. Sonſt gut und herzlich wie immer. Bei der Erwähnung ihres älteſten Sohnes ſteigen ihr die Thränen in die Augen. Er ſcheint ihr Kummer gemacht zu haben. Sie iſt hier, um ihre Penſion zu ſollicitiren. Sie will mich überall hinführen und mit der ganzen Welt bekannt machen. Ich, nach meiner ſtockiſchen Art, wehre mich dagegen aus Leibeskräften. Muß ihr (nicht gerne) verſprechen, morgen bei ihr zu frühſtücken. Endlich kann ich mich ankleiden, und zu Neuwalls zum Eſſen gehen. Die franzöſiſche Dame von neulich, eben ſo groß im Eſſen als Reden, ſpeiſt da. Unterhalte mich ziemlich lange mit ihr, im gewählteſten Franzöſiſch. Sie ſcheint zufrieden, was von einer franzöſiſchen Dame, gegenüber einem deutſchen homme d'esprit, immer genug iſt. Spät gehe ich mit Brant Thee trinken, und wir beſchließen den Tag.

Freitag, den 6. Habe die Bemerkung gemacht, daß die unerträgliche Temperatur meines Zimmers daher rührt, daß durch den immerwährenden Regen die Näſſe bei einigen Stellen der Mauer eingedrungen iſt. Will ein anderes Zimmer begehren, oder das Hotel verlaſſen. Das Wetter ſcheint ſich übrigens etwas aufzuheitern. Bin eben im Begriffe, mich zu waſchen, als Madame Chezy an meine Thüre pocht, mir zu ſagen, daß der Kaffee fertig ſei. Ziehe mich in der Haſt an, und den Ueberrock über die Nachtweſte, und gehe zu ihr hinüber. Ihr Zimmer noch kleiner als das meine. Nur ein Bett mit ſo viel Raum, um hinein und heraus zu ſteigen. Wo ſie Platz für den Kaffeetiſch hergenommen hatte, weiß ich jetzt noch nicht. Aber wenigſtens die Wände trocken. Ein vernünftiges Feuer im Kamin, an dem ſie den Kaffee macht, den ſie lobt, ohne daß ich ihn beſonders gefunden hätte. Plaudern eine Stunde. Sie, in ihrer grandioſen Naivetät, verglich unter anderm einen Roman der Madame Sand mit einer wohlgekleideten Dame, die in Geſellſchaft die Röcke, obwohl nur für einen Augenblick, über den Kopf hebe. Lob dieſer Schriftſtellerin, die von ihrem Manne übel behandelt wurde, obwohl ſie ſich im ganzen Leben nur zweimal vergangen. Jetzt freilich ſcheine ſie in einem intimen Verhältniß mit einem jungen Republikaner, dem Sohne des bekannten Arago zu ſtehen. Sie ſei ſehr hübſch, geiſtreich, gut, ziehe ſich manchmal als Mann an, rauche Cigarren und betrinke ſich ein wenig (se grise). Ihr Styl werde kaum dem Chateaubriands nachgeſetzt. Ich ſoll durchaus in die Abendgeſellſchaft der Damen Brady und Abrantes gehen. Meines Vaters Sohn deprecirte. Kehre endlich in mein Zimmer zurück, wo ich von den Reſten des Holzes von geſtern, das bald nach meinem Fortgehen ausgelöſcht ſein mußte, Feuer zu machen verſuche. Umſonſt. Endlich, Hilfe von Gott. Den Wandſchrank nach Papier durchſuchend, finde ich — einen Blasbalg und einige Stämmchen Reiſig. So muß Robinſon zu Muthe geweſen ſein, als der Blitz einen Baum entzündete, und er nun Feuer hatte für alle künftigen Tage. Bald flackert die Flamme auf und dauert noch jetzt fort, da ich dieſes ſchreibe. So bald ſie verlöſcht, gehe ich aus, da das Wetter beſſer geworden iſt, es wenigſtens nicht regnet.

Um zwei Uhr auf die Bibliothek zu Haſe, um mich von ihm in die Sitzung der Académie des inscriptions et belles lettres führen zu laſſen. Warten bis drei Uhr auf der Bibliothek der Akademie, wo Haſe meinen Namen einſchreiben läßt, und mir dadurch das Recht verſchafft, hingehen und leſen zu können. Endlich die Sitzung. Schöner Saal. Lichtbraun in Holz ausgetäfelt. Die Fenſter hoch oben. Dazwiſchen ſchöne Porträte berühmter Männer aller Fächer: J. J. Rouſſeau, d'Alembert, Gretry. Von andern nur die Namen in Gold. Der Fond hellblau, was zuſammen einen hübſchen Eindruck macht. Der immerwährende Sekretär liest das Protokoll der letzten Sitzung. Niemand verſteht ein Wort. Darauf die eingelangten Bücher vorgezeigt und beſprochen. Dépôt à la bibliothèque, remerciment à l'auteur. Haſe, als Präſident, verſpricht ſich nicht ſelten. Endlich die Abhandlungen. Erſtlich eine über die verſchiedenen Schriftzeichen, dann Raoul Rochette, die Fortſetzung eines ſchon früher begonnenen Aufſatzes über antike Ueberbleibſel. Er war eben bei den Eßwaaren und Küchengeräthen. Das nächſtemal kamen vielleicht die Nachtſtühle an die Reihe. Da werden denn Eierſchalen, Fiſchgräten und Hühnerknochen hergezählt. Endlich doch auch die Grabmäler, beſonders über den Umſtand, daß chriſtliche Gräber mit heidniſchen Emblemen gefunden werden. Raoul Rochette, ein hübſcher Mann, mit klarem deutlichem Vortrage. Endlich ein verzwickter Poet, deſſen Namen ich vergeſſen, der deklamirt wie auf dem Theater, und ſich gegen Diejenigen ereifert, die behaupten, Anakreon ſei ein ivrogne und kein honnête-homme geweſen. Sein Gerede ward auch den Akademikern zu viel. Einer ging nach dem andern, und der Vorleſer erbot ſich endlich ſelbſt, die Vorleſung auf ein nächſtesmal zu verſchieben; was mit Dank angenommen wurde.

Hierauf zu Rothſchild zu Tiſche. Vortreffliches Diner. Man kann nicht gemeiner ausſehen, und zum Theil ſich benehmen, als der Hausherr. Die Hausfrau gegen ihn eine Göttin, obwohl ſie mir weniger gefiel, als das erſtemal. Heine iſt da, unwohl, leidend. Man ſekirt ihn ſehr, ne noceat, wie man ſagt. Hombro aus Kopenhagen. Die Familie Neuwall, Roſſini. Letzterer iſt ganz Franzoſe geworden, ſpricht die Sprache, wie kein Italiener ſie je geſprochen, und ich es am Wenigſten Roſſini zugetraut. Meine Frage, ob er ſich mit einer neuen Arbeit beſchäftige, wies er beinahe mit Widerwillen zurück. Paris, meint er, ſei eine ville de plaisir, das müſſe man da ſuchen: das werde man finden, ſonſt aber auch nichts. Für die Muſik beſonders ſei es die letzte Stadt der Welt. Selbſt meine Falcon will er mir nicht gelten laſſen. An Wien erinnert er ſich mit Vergnügen. Als wir mitſammen fortgingen, führte er als ſeinen Grund gegen Italien an, daß alle Aeußerungen dort verboten ſeien. Er iſt äußerſt munter, geſprächig, und hat eine eigene Weiſe, die Leute auf eine gutmüthige Art zum Beſten zu haben, welche Gabe er an einer der anweſenden Damen exercirte. Heine war nicht ſehr angenehm und ging bald. Da man ſich erſt gegen ſieben Uhr zu Tiſche ſetzte, war es bald 10 Uhr. Ich machte eine kleine Tour über die Boulevards, und legte mich gegen 11 Uhr zu Bette.

Samſtag, den 7. Eine fürchterliche Nacht zugebracht. Anfangs ziemlich gut geſchlafen, aber ſehr früh aufgewacht. Alle Anzeichen eines ſtarken Fiebers. Der Puls heftig, Kopf ſchwer. Jeder Andere würde ärztliche Hülfe geſucht haben. Ich pflege derlei nicht. Ging früh aus, weil mir die Temperatur meines Zimmers unerträglich war, und das heftige Feuer, das ſie hier anmachen, mir nicht weniger widerlich iſt. Dazu das Nachſehen und Anblaſen, ohne welches es auslöſcht. Ging alſo aus und befahl, das Feuer in meiner Abweſenheit zu machen. In den Tuileriengarten. Wollte mich in den ſpärlichen Sonnenſtrahlen erwärmen. Aber die Luft war ſo kalt, der Boden feucht. Faſt bis ans Ende der elyſäiſchen Felder gegangen. War müde, ohne auch nur ein wenig Tranſpiration gewonnen zu haben.

Brant beſucht. Der junge Neuwall war früher bei mir geweſen, zu melden, daß ſeine Eltern morgen nicht nach Verſailles fahren, wie doch ſeit Langem ausgemacht war, und mich in Verlegenheit ſetzte, da ich um deßwillen keine andere Geſellſchaft geſucht hatte. Brant will auch nicht gehen. Wir leſen Engliſch. Befand mich in einer wahrhaft betrübten Stimmung. Paris fängt mir an, zur Laſt zu werden, und der Gedanke an meine Heimath iſt mir unerträglich. Untergehen; verſteht ſich von Gottes Hand, aber nicht durch eine widerliche Krankheit in der Fremde.

Gehe mit Brant über die Boulevards: die Sonne kommt etwas hervor. Ich fühle mich erheitert. Will für morgen einen Platz nach Verſailles beſtellen. Alle Plätze ſind genommen.

Bei Tiſche finde ich meine Schweden, die gerne die Partie mit mir gemacht hätten, aber nun ſind ſie bereits verſagt. Nach dem Eſſen kommt das Fieber wieder, mit einer Heftigkeit, daß es mir die Klarheit des Sehens benimmt. Setze mich ins Théâtre des variétés, wo ich, halb ſchlafend, vier Stücke anſehe, und nur Vernet in der Madelon triques durch die Vortrefflichkeit ſeines Spieles mich manchmal aus meinem widerlichen Zuſtande reißt. Uebrigens iſt er doch ein klein wenig poſſenhaft, mehr als die übrigen hieſigen Komiker. Derlei abgeriſſene, übrigens höchſt ergötzliche Faxen entſtellen unter andern auch ſeine Darſtellung des Rauſches im zweiten Akte der Madelon.

Sonntag, den 8. Mai. Beſſere Nacht. Kopf und Magen immer leidend, aber ohne fieberhafte Zufälle. Gleich des Morgens kommt der eine meiner guten Schweden, Carlſon, um mir zu ſagen, er und Hagberg hätten ihre Geſellſchaft nach Verſailles aufgegeben, um mit mir hinauszufahren. Die Sonne ſcheint. Es verſpricht ein hübſcher Tag zu werden. Glücklich, daß les grandes eaux ſich dießmal auf die Fontainen beſchränken werden.

Wir gehen zu drei nach den Champs élysées, und nehmen Platz in einem Coucou, zu vier, ſage vier Francs die Perſon. Bis zu dieſer Unverſchämtheit haben es die Wiener Zeiſelkutſcher noch nicht gebracht. Zwei ſolche Fahrten zahlen dem Kerl Pferd und Wagen.

Die ganze Straße mit Fuhrwerken aller Art bedeckt. Poſtchaiſen, Gondoles, Pariſiennes, Citadines, Cabriolets, reich und arm, die ganze Strecke von vier Lieues eine Reihe von Geſpannen. Unſer Kutſcher überhäuft die vornehmen Equipagen mit Grobheiten, die ſeinem Karren im ſauſenden Fluge zu nahe kommen. Die Gegend wirklich ſchön. Endlich Sevres erreicht, der halbe Weg. Wir halten an. Der Fuhrmann gibt ſeinem Pferde etwas Heu, ſo ſparſam, als ob es Bisquit wäre; indeß die tolle Jagd unausgeſetzt an uns vorüber raſt. Die Gondoles mit fünf Pferden in geſtrecktem Galopp. Die Reſtaurants machen gute Geſchäfte. Man trinkt ſich aus den Wagen und den Wirthshausfenſtern wechelſeitig zu. Endlich wird eingeſeſſen. Wir hatten unſer zweites Frühſtück auf Verſailles verſpart. Rechts am Wege zeigt ſich St. Cloud, links, wenn ich nicht irre, Meudon. Hübſche Lage. Endlich hält die Wagenreihe. An der Barrière von Verſailles wird viſitirt. Das iſt noch dummer als bei uns. Endlich la grille. Die Wagen ſtürmen von Neuem vorwärts. Das Schloß liegt vor uns, wir ſteigen aus.

Das Schloß präſentirt ſich von der Stadtſeite nicht gut. In einander geſchachtelte Gebäude, widerlich bemalt, an die man vorn einige griechiſche Dinge angebaut hat. In den Garten. Dahinaus geht die Hauptfaçade. Prächtig, ungeheuer. Doch verliert der Eindruck dadurch, daß das Mittelgebäude zu weit vorragt, und dadurch die zurückweichenden Flügel dem Beobachter verkürzt. Das Schloß von Schönbrunn präſentirt ſich, bei aller Albernheit ſeines Bauſtyls, beſſer. Eben ſo die Hauptanſicht des Gartens. Der von Schönbrunn durch den Hügel mit der Gloriette ſchön abgeſchloſſen, hier geht die Ausſicht auf ewig lange Waſſerſtücke, die etwas lachenartiges haben, und ſich wie Ueberſchwemmungen eines ausgetretenen Fluſſes ausnehmen. Ueberhaupt zu viel Waſſer im Garten. Der Fontainen kein Ende. Doch auf dieſe war es ja, zur Feier des königlichen Namenstages, heute abgeſehen. Auch von unten, an der ſchönen Gruppe des Neptun im großen Teiche, nimmt ſich das Schloß nicht zum Beſten aus.

Die Treppe, die ſich von der oberſten Terraſſe herabſenkt, ſieht in der Ferne wie eine Mauer aus, und von Menſchen beſetzt, glaubt man eine belagerte Stadt zu ſehen.

Die oberſte Terraſſe nach beiden Seiten großartig. Das Mittelſtück des Gartens nicht ſo impoſant als in Schönbrunn. Man muß ſich dieſen Garten erſt zuſammen ſuchen. Man hatte uns geſagt, die Waſſer würden um ein Uhr ſpringen. Hier erfahren wir, daß es erſt um fünf Uhr geſchehen werde, les grandes eaux erſt um ſechs. Da wir nicht hoffen konnten, in Verſailles ein Mittagseſſen zu bekommen, und nach Paris erſt um neun Uhr zu kommen hofften, beſchloßen wir, uns noch vorher ein wenig zu reſtauriren. Mein Vorſchlag, etwas Warmes zu nehmen, fand keinen rechten Anklang, wir nahmen daher in einer Art Kneipe nur etwas Wein, wozu man uns Zuckerwerk, und erſt nach mehrmaligem Verlangen Brod gab. Zeche: vier Francs mehrere Sous. Das Ganze mochte die Sous werth ſein. Hierauf in den Garten zurück. Er verliert im gegenwärtigen Augenblicke dadurch, daß viele Bäume, die die Ferne bilden, noch nicht hinlänglich belaubt ſind. Es war drei Uhr. Da wir noch zwei Stunden vor uns hatten, gingen wir, die beiden Trianon zu ſehen. Das ſind die Perlen des Parks. Im kleinen der beiden Schlöſſer oder vielmehr Pavillons war die Treppe ſo mit Menſchen beſetzt, daß wir das Innere aufgaben und nur den Park beſuchten. Welcher Park. Im ganzen Leben habe ich nichts Schöneres geſehen. Soll man hier die Natur bewundern oder die Kunſt? Dazu ſchien die Sonne warm, das getretene Gras duftete, die Luft offenbar blauer als bei uns. Ich ſchlug an meine Bruſt. Ich war wie ein Kind. Alles ſo ſchön, ſo ſchön.

Zum großen Trianon. Die Zimmer durchwandert.

Die Zeit des Einlaſſes ging zu Ende. Wir wurden erinnert. Prächtiger, aber viel weniger reizend, als ſein Nachbar. Aber wenn man auf die Terraſſe gegen den Garten hinaustritt! Hyacinthen-Tulpen in Beeten. Die ſchönſten Baumgruppen. Ausſichten, zwar nur wieder auf Bäume und Laubpartien, aber weit, weich, verſchlungen, paradieſiſch. Es war fünf Uhr. Wenn die Waſſer geſehen werden wollten, mußten wir gehen.

Als wir in den großen Garten zurückkamen, war denn das große Werk bereits angegangen. Da ſah man erſt die vorher zerſtreute Menge beiſammen. Genug, um zwei Städte damit zu bevölkern. Und alles fröhlich, geſchwätzig, glücklich. Die Waſſer ſpielten. Die Gruppe des Neptun im untern Teiche nahm ſich herrlich aus. Weniger die Latona mit dem ſie anſpeienden Bauer und Bäuerin von Delos, die eben in der Verwandlung begriffen ſind. Endlich zu einem großen, abſeitig gelegenen Teiche gekommen, ſehen wir den ganzen Umkreis mit Stühlen beſetzt. Wir fragten. Es iſt wegen der grandes eaux, ſagte man uns. Wir bildeten uns ein, daß dieſe nur hier zu ſehen ſeien, und ſtanden wohl eine Viertelſtunde in Erwartung, da dieſes Hauptſpektakel erſt um ſechs Uhr angehen ſollte. Endlich erfuhren wir, daß das Spiel der großen Waſſer ſich auf alle Baſſins erſtrecke, und dieſer Teich, als Hauptfronte nur den Schluß bilde. Wir gingen wieder in den Garten zurück, wo denn nun alle Springbrunnen in voller Thätigkeit waren. Früher müßig ſcheinende Figuren und Gegenſtände zeigten jetzt erſt, weßhalb ſie da waren. Von überall her ſtürmte Waſſer gegen den Himmel. Jetzt erſt nahm ſich die früher etwas armſelige Latona gut aus, und die von allen Seiten ſpringende Quelle bildete ein bewegliches ſilbernes Throndach über die mißhandelte Göttermutter.

Bin im Schreiben unterbrochen worden, und kann jetzt erſt, nach zwei Tagen, wieder fortfahren. Kurz, wir beſahen uns den ganzen Waſſerſpaß, fuhren in einem elenden Coucou nach Paris zurück, ſtiegen, von der Elendigkeit des Fuhrwerks gelangweilt, an der Barrière ab, verirrten uns in den Champs-Elysées, trennten uns auf der Place de la Concorde, und um halb zehn Uhr Nachts nahm ich in einer elegant ausſehenden, aber, wie es ſich zeigte, elenden Reſtauration mein Mittagmahl ein, wo ich mich beſonders von dem Wein eigentlich vergiftet fühlte.

Montag, den 9. war Börne bei mir, und lud mich für den andern Tag dringend zum Frühſtück nach Auteuil ein. Konnte ihm's nicht verſagen, obſchon bei meiner edlen Gewohnheit, alles bis auf den letzten Augenblick zu verſchieben, mir die Zeit ſchon koſtbar zu werden anfängt. Ich will nämlich Samſtag abreiſen. Die Geſundheit nicht zum Beſten. Das Wetter ſtreng kalt.

Muß Brant wieder in eine ſeiner wohlfeilen Reſtaurationen begleiten, wobei ſich heute wenigſtens meine angegriffene Verdauung nicht übel befindet. Abends in der großen Oper einer unſäglich ſchlechten Vorſtellung der Belagerung von Korinth beigewohnt. Dießmal fehlt ſogar das Orcheſter.

Darauf ein anfangs niedliches, ſpäter abſurd-langweiliges Ballet, l'Île des Pirates. Die Elsler. Sehr hübſch, aber immer das Nämliche. Zwar das gilt von der ganzen neuern Tanzkunſt.

Um Mitternacht nach Hauſe gekommen, finde ich ein Billet der Gräfin Kielmansegge. Bedauert, wünſcht mich zu ſehen; iſt liebenswürdig. Soll ſie morgen zwiſchen ein und drei Uhr beſuchen. Geht nicht, wegen Börne's Dejeuner.

Dienſtag, den 10. Schreibe der Gräfin einen der artigſten Briefe, die ſeit Erfindung der Schreibkunſt je geſchrieben worden ſind. Würde im Laufe des Tages bei ihr vorſprechen, mir eine andere Stunde für die projektirte diplomatiſche Entrevue entgegen zu nehmen. Nach Auteuil zu Börne. Er ſteht ſchon erwartend auf dem Balkon, da ich um eine ganze Stunde zu ſpät gekommen bin. Macht mich mit ſeinen Hausgenoſſen bekannt. Eine liebenswürdige Frankfurterin mit ihrem wackern Manne. Sind aus Anhänglichkeit für Börne zu ihm nach Paris gezogen. Nun begreife ich, daß der Mann hier aushalten kann. Börne herzlich, gutartig. Keine Erwähnung von Politik. Nur ganz einfache Verunglimpfungen beiderſeitiger Regierungen, Syſteme und Bureaukraten. Man hätte ſelbſt bei uns nicht viel damit riskirt. Sumptuoſes Frühſtück, einem ziemlichen Mittagsmahl nicht unähnlich. Die Frau entbietet ſich, mir das Bois de Boulogne zu zeigen, an deſſen Eingang Auteuil liegt. Börne bittet, zu bleiben. Sie aber weiß, daß er gern ein Viertelſtündchen ſchläft, und beſteht darauf. Ich nehme gern an, um die warme Luft zu genießen, und da ich das hiſtoriſche Wäldchen doch geſehen haben will.

Wir gehen in dem jungen Waldanflug ſpazieren. Sprechen über Börne. Er hat die Frau zu ſeiner Anſicht über Goethe bekehrt. Ich erkläre mich auf das Beſtimmteſte für die entgegengeſetzte Anſicht. Sie meint, ich möchte bei unſerer Zurückkunft Börne ein wenig damit aufziehen. Wenn das Geſpräch es fügt, warum nicht? Ich hatte ihm ſchon neulich, als er, obſchon ſehr manierlich, einen Seitenblick auf unſern großen Dichter that, warnend mit dem Finger gedroht. Ohnehin verzeihe ich ihm noch am Erſten ſeine Ketzereien darin. Er trägt ſeinen politiſchen Haß gegen Goethe, den Ariſtokraten, nur auf Goethe, den Dichter, über. Jeder Menſch, der lebhaft Partei nimmt, iſt ungerecht. Was ſoll man aber von dem Menzel und derlei Geſchmeiß ſagen?

Wir kommen zurück. Das Geſpräch lebhaft und angenehm. Lenau hat ihm ſeinen Fauſt zugeſchickt und gebeten, das Gedicht zu beſprechen. Börne ſcheint damit nicht ſehr zufrieden. Da ich den Schluß nicht kenne, konnte ich nur über die erſte Hälfte mich lobend, warm ausſprechen. Was auch an dieſer Hälfte, wie bei allem Menſchlichen fehlt, war freilich auch mir nicht entgangen. Auch Auersperg hat ihm ſeinen „Schutt" geſendet. Armer Thor, der ich war, als ich mir's mein ganzes Leben zu einer Gewiſſensſache machte, auch nicht mit einem Worte Kritiker und Journaliſten für mich zu ſtimmen.

Börne fordert mich auf, entweder den Abend da zu bleiben, oder mit ihm zu einem großen Diner zu fahren, wo eine große Menge Literaten, fremde Polen, Refugiés und dergleichen ſich verſammeln, und wo eine Geſundheit au plus grand poëte de l'Allemagne mir nicht entgehen könne. Ich mochte Beides nicht. Wir fahren zuſammen in die Stadt. Am Tuileriengarten trennen wir uns. Er zu ſeinem radikalen Diner, ich Place Vendôme zur Gräfin Kielmansegge. Unter dem Hausthor begegnet mir der Mann. Soll Samſtags bei ihnen eſſen. Es iſt der Tag, wo ich Morgens abreiſe. Verſpreche für Mittwoch, ſie zu beſuchen.

London, 26. Mai. Ich nehme ſpät wieder mein Tagebuch zur Hand, und die Wahrheit zu ſagen, habe ich ſo ziemlich die Luſt dazu verloren. Wie und warum wird die Folge zeigen.

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in Paris waren höchſt unruhig. Das Widerliche, aus einem einmal gewohnten Aufenthalt neuerdings in all' die Widerwärtigkeiten eines Zigeunerlebens überzugehen, und noch dazu alle Anſtalten ſelbſt beſorgen zu müſſen, ich, dem es zu Hauſe ſchon unerträglich war, nur einen Geſchäftsgang über die Gaſſe zu machen. Dazu in ein Land zu kommen, deſſen Sprache ich wohl im Leſen recht ſehr gut verſtehe, aus dem Munde eines Sprechenden gehört, aber nicht dem zehnten Worte nachfolgen, vielweniger, daß ich ſie irgend ſelbſt ſprechen könnte. Dazu einige Beſorgniſſe über die hohen Preiſe des Lebens daſelbſt und Zweifel, ob mein Ausgeſetztes zureichen wird. Endlich meine ſchlechte Geſundheit, die durch die Seereiſe, nach früheren Proben, nur noch mehr geſtört werden mußte. Doch was war zu thun? Ich hatte mir die Reiſe einmal als eine Art Buße, als einen Verſuch auferlegt, mich an Menſchen und äußere Thätigkeit wieder zu gewöhnen. Je ſchwieriger, um ſo beſſer zum Zwecke. Auch begann mir Paris nach und nach ſchon widrig zu werden. Der gute Brant (für mich wenigſtens) langweiliger als billig. Die Güte der Familie Neuwall, gerade durch das allzugroße Maß, beinahe drückend. Immer auf dem Punkte, in literariſche Bekanntſchaften hineingezogen zu werden, welche zu vermeiden meine beſtimmte Abſicht war. Dazu ſchlechtes Wetter, ſchlechte Wohnung, üble Laune. Obwohl mir Alles anlag, länger zu bleiben, und Koreff ſich gar nicht darein finden konnte, beſtellte ich doch meinen Platz auf der Poſt für Sonntag den 15. (für Samſtag war kein guter mehr zu haben), verſchwieg es aber ſorgfältig, um die Bekanntſchaftwerber mit einer längern Ausſicht hinzuhalten. Konnte doch nicht vermeiden, mit Koreff bei

Alexandre Dumas zu frühſtücken, der mit einer hübſchen Schauſpielerin lebt und ein junger gutausſehender Kerl iſt. Er hatte Viktor Hugo geladen, der nicht kam. Thut mir leid. Gerade den hätte ich am Liebſten geſehen. Das Geſpräch war etwas kauderwälſch. Offenbar endoctrinirt Koreff den jungen Mann in deutſcher und ſpaniſcher Literatur. Ich ging um vier Uhr, weil ich der Chezy verſprochen, die Herzogin von Abrantes zu beſuchen, die denn doch eine intereſſante Perſon iſt. Da ſie jedoch Krankheitshalber zu Bette liegt, und ihre Dienerſchaft von meiner Ankunft nicht unterrichtet war, ſo ward ich abgewieſen, ließ meine Karte da und ging. Um ſo beſſer. Zwei Tage vor meiner Abreiſe ſpeiste ich noch mit Neuwalls im Café de Paris vortrefflich. Den letzten Mittag mit Brant und Many bei den frères provençaux. Die andern Ereigniſſe habe ich vergeſſen. Beſuchte noch Koreff, der mir eine Adreſſe nach London und ein Mittel gegen meine hartnäckigen Obſtruktionen verſprochen hatte. Fand ihn nicht zu Hauſe, was mir dießmal leid that. Das Verhältniß mit Brant macht ſich immer ſchlechter. Er begreift nicht, daß ein Fremder, der nur fünf Wochen in Paris bleibt, anders leben muß, als ein eigentlicher Einwohner, und bei ſeiner Sparſamkeit ärgert es ihn, ſo oft ich ins Theater gehe. Lieber ſollte ich den Abend bei ihm an ſeinem Kaminfeuer zubringen, in das er verliebt iſt, und an dem wir uns beim Thee ennuyiren. Komme dießmal beinahe zu einer harten Erklärung. Er verleidete mir und Many für den Abend das Theater. Wir gingen alſo nur noch nach dem Spielhauſe Rue Richelieu, dem erſten hier, das aber in kleinerem Styl iſt, als ich dachte. Das in Neapel war viel grandioſer. Huren und Silbergeld-Spieler. Many verlor vierzig

Francs, ich gewann fünf, nachdem wir eine halbe Stunde mitgemacht hatten. Letzte Nacht in Paris.

Sonntag, den 15. Tag der großen Sonnenfinſterniß und meiner Abreiſe. Ich war in dem unliebenswürdigſten Humor von der Welt. Die Chezy brachte einen jungen deutſchen Dichter auf mein Zimmer, der mir die Viſirung meines Paſſes auf den affaires étrangères zuſagte, endlich aber mit der Nachricht zurückkam, daß er Niemand von den Beamten da gefunden, was meine üble Stimmung vermehrte, da ich Anſtände befürchtete. Koreff, der mir einen Beſuch zugeſagt, kam nicht. In mediciniſcher Hinſicht unangenehm. Many Neuwall wollte mich ins Diorama führen, was ich ablehnte, theils weil ich nicht geſtimmt war, theils um Koreff nicht zu verſäumen, wenn er doch kommen ſollte. Die Chezy hielt treulich bei mir aus, beſſerte mir ungenirt einen Schaden an meinen Beinkleidern aus, wozu ſie, da die poetiſche Frau weder Zwirn noch Seide führte, den Faden aus einem ihrer Hüte herauszog. Frühſtückte à la fourchette. Meine Freundin aß die Reſte und nahm ein Glas Chablis an. Endlich die Stunde der Abreiſe. Brant kam, leidlich ausgeſöhnt. Er iſt ein vortrefflicher Menſch, und die Urſachen unſerer minderen Harmonie lagen gewiß in mir. Wir machten noch einen Gang durch ein paar Straßen. Die Sonnenfinſterniß war eben auf ihrem höchſten Punkte. Ich hatte keine Luſt, hinzuſehen. Es ſchlug halb vier Uhr, und wir gingen in den Packhof, Rue St. Honoré, Lafittes und Gagliards Etabliſſement. Der Wagen iſt bereit. Im Coupé außer mir nur noch eine kranke Frau aus Boulogne. Brant, meine Schweden ſtanden am Wagen. Abſchiedszurufe. Die fünf Pferde ſetzten ſich in Gang. Ich hätte nun viel über meinen

Aufenthalt in Paris nachdenken können, aber ich dachte nichts und war verſtimmt. Dieſe Plackereien und Beſchwerlichkeiten, ganz allein, genöthigt, für alles ſelbſt zu ſorgen, und dazu noch in den Ausgaben höchſt beſchränkt. Was ſollte nun erſt in London werden? Es ging weiter und weiter. Das Land recht hübſch. Muntere Bauersleute. Die Mädchen elegant, am Wege Ball ſchlagend, im Kreis tanzend. Es wird Nacht. Gegen alle Erwartung ſchlief ich recht gut. Folge der letzten Anſtrengungen und darauf nothwendige Abſpannung. Der Morgen leidlich hübſch. Frühſtücke in Abbéville, wenn ich nicht irre. Das Interieur des Wagens bloß mit Engländern beſetzt, die von meinem Engliſch ſo wenig verſtehen, als ich von dem ihren. Das wird gut gehen. Endlich Boulogne. Schon eine Poſt vorher ſchrie ein Mann engliſch in den Wagen, daß ein Paketboot noch dieſe Nacht unmittelbar nach London abgehen werde. Das änderte auf einmal alle meine Entſchlüſſe. Sollte ich nun einen halben Tag und Nacht in Boulogne bleiben, dann nach Dover überſetzen, dort wieder ſchlafen und, weiß Gott, wie lange, mich nach London hinrädern laſſen? Ich zog eine zwölfſtündige Waſſerreiſe vor. In Boulogne, im Hôtel de l'Univers, abgeſtiegen. Leidliches Mittagmahl. Dann ſogleich in den Hafen, Anſtalten für die Ueberfahrt zu machen. Es lagen ſtatt eines, zwei Dampfſchiffe da. Ich zog das theurere vor, da ich das andere mir überfüllt dachte. So war es auch. Da ich, der Seekrankheit wegen, doch in keine Kajüte gehen wollte, miethete ich mich im second cabin ein, d. h. da die Betten ſchon von Damen in Beſchlag genommen waren, auf dem Verdecke. Ging ein wenig auf dem Hafendamm ſpazieren und ſah die Sonne im Meere untergehen. War nicht mehr übellaunig, ſondern traurig. Daß ich ſo von allen Banden des Lebens losgetrennt bin, eben ſo unwillig, das Vergeſſenſein zu ertragen, als die Laſten der Berühmtheit, wenn ich dieß Wort brauchen darf.

Endlich zum Gaſthaus zurück. Fand dort ſchon einen Franzoſen mit einer Engländerin, die die Ueberfahrt auf demſelben Dampfboote machen wollten. Wir vereinigten unſer Gepäcke und gingen nach dem Hafen zurück, der unterdeß dunkel geworden war und vom Verwirre der Einſchiffung ertönte. Der Platzbediente beſorgte das Gepäcke, und wir traten ins Schiff. Ich wählte mir einen Platz auf dem Verdeck, den ich für die Nacht nicht zu verlaſſen beſchloß. Eine gute Bank in der Mitte des Schiffs, wo die Bewegung am geringſten ſein mußte. Wickelte mich in meinen Mantel und erwartete die Dinge, die da kommen ſollten. Die Nacht wird immer dunkler. Große Sterne am Himmel. Die Schiffsglocke läutet, die Seile raſſeln. Es iſt Flutzeit, das Schiff wird beweglich. Immer dickerer Rauch qualmt aus dem Schornſtein, wir ſind im Gang. Der „Emerald,“ ſo hieß das Schiff, bewegt ſich langſam an dem andern fünf Schillingdampfſchiffe „Sovereign“ vorüber. Das Verdeck des letzteren iſt mit Paſſagieren bedeckt, die uns den Abſchiedsgruß zujubeln. Wir nahen uns dem Ausgang des Hafens, wir ſind in See. Meine Eingeweide verhielten ſich ganz leidlich, obgleich ein ziemlich ſtarker Wind die Wellen erregte, der noch dazu ſehr kalt war, ſo daß ich den Mantel hart an die Augen emporzog. Die Paſſagiere verloren ſich in die Kajüten, wo ſie geſpieen haben mögen oder nicht. Ich blieb zuletzt allein mit dem Steuermann, der ein Lied knarrte, und dem Kapitän, der auf und nieder ging die ganze Nacht. Selten überfiel mich der Anfang eines Schlummers, von dem ich jedoch bald wieder emporſchreckte, und jedesmal ein Uebelbefinden fühlte, das ſich aber glücklich wieder verlor. Endlich bleicht ſich die dunkle See; im Oſten röthet ſich hinter Wolkenmaſſen der Himmel, der Wind aber nimmt zu. Es war greulich kalt. Die engliſche Küſte zeigt ſich links. Eine Stadt, fern, fern. Es war Southampton, ſagte man. Die Küſte entſchwindet wieder. Es wird Tag. Schon früher waren Schiffe aller Art, ununterſcheidbar im Dunkeln, an uns vorübergezogen, jetzt wächſt die Menge. Fiſcherboote, Handelsfahrzeuge, Dreimaſter. Bald iſt kein Punkt des Horizonts, in dem nicht irgend etwas die Anweſenheit eines Schiffes bezeichnete. Die Reiſenden kamen wieder aufs Deck, mit ſonderbar überwachten Geſichtern. Die Bewegung des Schiffes wird milder, die Waſſer der Themſe machen ſich fühlbar. Endlich geht es hinein in den Strom, die Ufer werden von beiden Seiten ſichtbar. Ein paar Wachtſchiffe, Handelsfahrzeuge vor Anker. Die Küſte ziemlich kahl. Endlich zeigen ſich nahe liegende Häuſer, von London durch keine Zwiſchenräume mehr getrennt. Im Fluſſe ein Wald von Kohlenſchiffen vor Anker. Die Stadt beginnt. Zwiſchen unbedeutenden Häuſern, herrliche einzelne Gebäude; Schiffswerften, Docks. Wieder eine Handelsflottille vor Anker. Nun Thürme und Säulen, und Häuſer rechts und links. Vor uns Brücken, rechts der Tower. Wir nähern uns dem Lande, es iſt das Zollhaus, neben der Londoner Brücke.

Haufen von Menſchen. Wir ſteigen aus. Die Geſellſchaft des Paketboots zerſtreut ſich, ſcheinbar nach allen Seiten. Ein einziger Jude war in meinem Bereich. Ich fragte ihn, wohin es nun ginge: ins Custom house. Und ich folgte ſeinen Schritten. Wir kommen an. Die

Zöllner ſind mit anderm Gepäck beſchäftigt; wir müſſen warten. Man führt uns in ein Zimmer, wo an allen Wänden die Warnung angeſchrieben ſteht, nicht Mäntel oder Hüte liegen zu laſſen, wegen der Gefahr des Geſtohlenwerdens. Ich als Fremder muß in die Alien-Abtheilung, meinen Paß abzugeben, um eine Aufenthaltskarte dafür zu erhalten. Ein deutſcher Jude iſt da, ein Platzbedienter, der mich in ſeine Klauen zu bekommen ſucht. Die Beamten ſind höflich, betrügen mich aber, wie ich ſpäter ſah, mit einem veralteten Plan von London, und einem ſchlechten Guide des Voyageurs. Endlich nach ein paar Stunden Wartens kommt die Reihe an das Gepäck unſeres Schiffes. Einzeln wieder die Eigenthümer eingelaſſen. Ich warte drei, vier Stunden. Mein Name erſcheint immer nicht. Endlich erinnere ich mich, daß der franzöſiſche Platzbediente in Boulogne beim Einſteigen ins Schiff geſagt, er habe alles Gepäck auf den Namen des franzöſiſchen Mitreiſenden abgegeben. Ich ging damals als gleichgiltig darüber hinaus, merkte aber nun, daß mein Name gar nicht auf der Liſte der Paſſagiere ſtehen dürfte. Mit Mühe machte ich endlich den Zollbeamten auf dieſen Umſtand aufmerkſam und mit noch größerer Mühe erhielt ich endlich, daß meine Sachen, die letzten, viſitirt, und gegen Vorzeigung des Paſſes unter weiß Gott welchen Verklauſulirungen mir ausgefolgt wurden. Es war nun nahe an fünf Uhr, und ich wußte noch nicht, wohin mich wenden in der ungeheuren Stadt. Ich war an einen Deutſchen Namens Friedmann gewieſen, der ein Boarding house in Percy-street hielt, hörte aber, im Alien office, er ſei ausgezogen, und man wiſſe nicht wohin. Ein anderes Boarding house in golden Square, das mir empfohlen war, wußte ich meiſtens mit Fremden überladen. Da fiel mir ein, daß Kapitän N. N. in Paris mir eine Mde. Williams in Charlotte-street Floomsbury square genannt, und ich beſchloß, dahin zu gehen. Ein Fiaker wird geholt, die Effekten eingepackt, und es geht nun endlos durch die ungeheure Stadt, die im Vorüberfliegen eben nicht den beſten Eindruck auf mich machte. Endlich komme ich an. Ich werde zur Hausfrau geführt, die mit einer recht artigen Tochter im Erdgeſchoß ſitzt. Ich merke bald, mein Engliſch reicht nicht zu, nur die Tochter ſpricht etwas franzöſiſch. Endlich verſtändigen wir uns. Man führt mich in den erſten Stock in ein Zimmer, das dreieckig und klein, die Form und Größe eines gewöhnlichen Bügeleiſens hat. Ein beſſeres bei erſter Erledigung wird mir verſprochen. Ich bin nur froh, unter Dach zu ſein, und nehme an. Der Kutſcher begehrt vier ein halb Schilling, d. h. etwa dritthalb Gulden Conventionsmünze. Ich nehme Beſitz, waſche mich, kleide mich um. Es geht um ſechs Uhr zu Tiſche. Der iſt nun nicht glänzend beſtellt, wie ich ſehe. Ein Hammelbraten, eine pie, etwas Käſe, dazu dünnes Bier oder Waſſer — voilà tout. Man muß ſich fügen. Ich bemerke bald, daß man allenfalls noch mich verſtehe, ich aber nicht die andern. Ich hatte eben in meinem ganzen Leben früher kaum zweimal engliſch ſprechen gehört; ſelbſt mit Brant in Paris las ich nur; und ſo war denn die geſprochene Sprache eine Art chaldäiſch für mich. Zum Glück befanden ſich einige Deutſche im Hauſe, die aber da waren, um engliſch zu lernen, und die ſich alſo wohl hüteten, ihre Mutterſprache über Tiſch hören zu laſſen. Sonſt recht liebenswürdige gefällige Leute. Nach Tiſch führte mich einer der Koſtgänger, ein Däne, durch ein paar Straßen: great-Russell-street, Oxford-street, bis zum

Eingang des Hydepark. Oxford-street fand ich recht ſchön, aber die Boulevards von Paris wog es nicht auf. Als es dunkel wurde, kehrten wir zurück, tranken Thee. Die Leute charmant, aber für mich ſehr langweilig, da ich kaum das dritte Wort von dem verſtehe, was ſie ſagen. Um zehn Uhr war ich froh, ein Licht zu bekommen und ſchlafen zu gehen, denn ich war müde zum Niederſinken. Das Bett ziemlich ſchlecht. Dennoch gut geſchlafen.

Des andern Morgens ziemlich geſtärkt aufgeſtanden. Das Leben in einem ſolchen Boarding house will mir durchaus nicht gefallen. An eine beſtimmte Eſſensſtunde wollte ich mich noch allenfalls gewöhnen, meine Schäferſtunde aber, die Zeit des Frühſtücks einzubüßen, das ich ſeit meiner Kindheit allein eingenommen, und das als eine Vorbereitung auf den ganzen Tag, als Moment der Sammlung, für mich ſo ungeheuren Werth hat, das war zu hart. Man mußte jedoch vor der Hand ſich fügen. Um neun Uhr läutet's zum Breakfast. Dieſelbe Verſammlung, daſſelbe engliſche Geſtammel, dieſelbe Langeweile. Dazu die Wahl zwiſchen Thee, der mir nicht bekommt, und Kaffee, den man hier nicht zu bereiten verſteht. Dazu Brod mit Butter, die mich krank macht. Kaltes Fleiſch, das ich nicht verdaue. Ich greife jedoch zu, bis auf das Fleiſch, das mir vor der Hand noch zu engliſch war, was, wie ich wohl ſah, die Hausfrau etwas beleidigte. Ein paar Engländer, die auch da wohnten, und die, wie alle ihrer Nation, im Anfange einer Bekanntſchaft höchſt unangenehm ſind, vermehrten mein Mißbehagen. Ich wünſchte mich auf tauſend Meilen fort, wußte aber noch nicht wohin. Nach dem Frühſtück ging ich in mein Zimmer zurück, in das der kalte Wind in Strömen einzog, durch ein Schloß, das nicht ſchloß, wie ich erſt ſpäter bemerkte. Ein Umſtand, der mir bereits eine Art Augenentzündung zugezogen hatte, die ich nothgedrungen vermehren mußte, denn es galt, den Plan von London zu ſtudiren mit ſeinen kleinen Buchſtaben und verwiſchten Contouren. Ich weiß nicht mehr, wo ich des erſten Tags überall hingewollt. Nun ſuchte ich, anfangs fruchtlos, wieder die Oxford-street zu erreichen, und wollte mich des Weges nach Drurylane verſichern, wo man ſchon geſtern Hamlet gegeben hatte, und das ich heute nicht verſäumen wollte. Ich irrte aber in den ungeheuren Straßen umher, und mußte fürchten, wenn auch den Weg ins Theater, doch den Rückgang nach Hauſe ſicherlich nicht zu finden.

Unerträgliches Mittagseſſen. Der unabhängigſte Menſch unter der Sonne von einer lumpigen Sprache abhängig. Der unabhängigſte Menſch? Ja wenn's nur wahr wäre. Es gibt der Sprachen und der Abhängigkeiten noch viele. Abends ins Theater. Man gab drei Stücke, Luſtſpiele. Das erſte weiß ich nicht mehr. Das zweite: „Etiquette“ oder ſo, wurde vortrefflich gegeben. Viel beſſer, als man es in Deutſchland, oder ſelbſt in Paris aufführen könnte, an welch' letzterem Orte nur noch die Boulevard-Poſſe blüht, aber auch unerreichbar daſteht. Die engliſchen Schauſpieler haben etwas Feſtes, auf ſich ſelbſt Beruhendes, Männliches, das außerordentlich wohl thut. Wenn, wie man einmal von den Bourbons und der Herzogin von Angoulème ſagte, unter den Wiener Schauſpielern ein einziger Mann iſt, Madame Schröder nämlich, ſo ſind hier alle Männer, ſelbſt die Weiber, verſteht ſich im beſten Sinne. Unbekannt mit den hieſigen Sitten, hatte ich mir keinen Theaterzettel beigelegt, und weiß daher nicht, wie die Schauſpieler hießen, die mir ſo wohl gefielen. Da ich wenig von den Worten verſtand, ermüdete ich doch auf die Länge und ging gegen elf Uhr, fand auch nach mancher Mühſeligkeit den Weg nach Hauſe. Einer der Schauſpieler, erinnere ich mich, war scape goat Mr. Farmen, der im scape goat, oder wie das Ding hieß (unſer Hofmeiſter in der Klemme), den alten Präceptor unnachahmlich ſpielte.

Doch nein, eben finde ich den Theaterzettel und erſehe daraus, daß ich das erſtemal Fidelio mit der Malibran, scape goat und die Oper Maſaniello hörte. Jene drei Luſtſpiele waren am 19. in Coventgarden, wo ich im Drurylane keinen Platz mehr fand, um wild oats und heart of Midlothian zu ſehen.

Alſo die Malibran. Ich kam der ſpäten Eſſensſtunde wegen zu ſpät zum Anfange, hörte daher den erſten Akt nicht. Von vornherein fand ich jene berühmte Sängerin weit unter ihrem Rufe. Sie ſingt jedoch hier engliſch, was, obgleich ſie es ſehr gut ſpricht, einen nicht vortheilhaften Einfluß auf ihre Geſangsweiſe haben mag. Die große Arie im zweiten Akt vortrefflich. Die Paſſagen ſcheinen nicht immer ſo gerundet, als bei den andern großen italieniſchen Sängerinnen, manchmal ſogar etwas geſtoßen, auch haben offenbar die hohen Töne gelitten, heißt das die ganze höhere Oktave, denn die höchſten nimmt ſie wieder mit Leichtigkeit. Die tiefe Lage noch immer vortrefflich. Sie hat offenbar die Manie des Spiels, wodurch ſie ſich ſo in Bewegung ſetzt, daß ihre Töne nothwendig darunter leiden müſſen. Keinen Augenblick ruhig, wird dieſes immerwährende Hervordrängen geradezu läſtig. Aber das gerade gefällt hier. Im dritten Akte, beim Grabmachen, gräbt ſie wie ein Taglöhner, daß ihr der Schweiß an der Stirne ſteht, wo denn nun freilich an kein Singen zu denken iſt. Das berühmte Kerkerduett habe ich nicht leicht ſchlechter ſingen gehört, ihre Mitteltöne waren unhörbar. Das hieſige Publikum aber, das von Muſik rein nichts verſteht, bewundert gerade dieſes Auftragen, und während ſie grub, und als ſie die Piſtole dem Gouverneur geradezu ins Maul ſteckte, ihn auch nicht mehr losließ, war des Beifalls kein Ende. Von den übrigen, Herr Templeton, Floreſtan, gute Stimme, ſcharfer, mitunter harter Vortrag, ſonſt lobenswerth. Pizarro, Mde. Giubolei, ſchöne Stimme, wüthender Vortrag. Rocco, Herr Seguin, ſo, ſo. Jaquino, Duruſel, der unleidlichſte Spaßmacher, hier aber ſehr beliebt. Chor ſchwankt vom Mittelmäßigen zum Schlechten.

Den Eindruck von scape goat habe ich oben angegeben.

Donnerſtag, den 19. Mai, mußte ich meinen Bankier Doxat and company aufſuchen, da es mir an engliſchem Gelde zu fehlen anfing. Er ſollte in der City, Bishopgate-street wohnen, einer Kirche gegenüber, Nro. 24. Das war nun ungefähr vier Meilen (engliſche) von meiner Wohnung. Ich beſchloß dennoch zu Fuße zu gehen, weil man nur ſo eine große Stadt bald und genau kennen lernt. Es ward daher der Plan genommen und die Lage der Straßen, zum Glücke bloß große, auf ein Blatt Papier nachgezeichnet, da man doch nicht immer zur Beluſtigung der Vorübergehenden die große Karte zu Rathe ziehen konnte. Um zwölf Uhr machte ich mich auf den Weg. Die größte Mühe hatte ich nun, mich nur aus dem Gewirre kleiner Gaſſen in der Nähe meiner Wohnung herauszufinden. Als einmal Wight-street, Holborn und ſo weiter erreicht war, ging es ſchon beſſer. Ich weiß nicht, verdarb mir die Aengſtlichkeit des Suchens den

Genuß, oder verglich ich, halb unbewußt, das Gewöhnliche des Hieſigen immer mit dem Beſten von Paris. Auch dieſer Gang brachte mich noch nicht zu jener Bewunderung Londons, die mich jetzt durchdringt. Ich ging nahe an zwei Stunden und fand endlich auch Bishopgate-street, auch Nr. 24, aber da war an keinen Bankier zu denken. Der Kirche gegenüber lag ein Haus, aber ohne Inſchrift, mit Gittern verſchloſſen. Ich fragte in dem Laden nebenan, aber die geberdeten ſich, als ob ſie den Namen Dorat nie hätten ausſprechen hören. Endlich ging ich in einen andern Laden. Der gefällige Inhaber, der den Namen Dorat gleichfalls nicht kannte, ſchlug eine Art Adreſſenbuch auf, und ſchrieb mir die Wohnung des geſuchten Unbekannten, eines der bedeutendſten Bankiers, auf ein Blatt Papier. Sie war Nr. 13 — gerade gegenüber, und hart neben dem Laden, in dem ich zuerſt nachgefragt hatte, in demſelben verſchloſſenen Hauſe ohne Hausnummer. Und ſo war den nächſten Nachbarn, gleichfalls Kaufleuten, ihr nächſter Nachbar, Kaufmann wie ſie, völlig unbekannt. Derlei findet man oft in London. Niemand weiß, als was ihn zunächſt angeht, und man rechnet den Leuten oft als Ungefälligkeit an, was nichts als reines Nichtwiſſen iſt. Ich erhielt ziemlich trocken mein Geld, worüber ich ſehr froh war, denn jede Gefälligkeit wäre mir höchſt unbequem geweſen. Den Weg zurück fand ich leicht, ermüdete mich aber bis zum Sterben. Von Fiakern war ich ſchon den erſten Tag ſo ziemlich geprellt worden, hatte auch kein Geld in der Taſche als meine fünf Pfundnoten und meine Souvereigns in Gold nebſt etwas Kupfergeld. Die Omnibus, für die das letztere hingereicht hätte, fuhren zwar von allen Seiten und geradezu in ununterbrochener Folge, da ich aber die

Lage der Richtungen nicht kannte, fürchtete ich, in ein entgegengeſetztes Stadtviertel zu gelangen, und ging daher wacker meinen Weg. Nur dem vortrefflichen Pflaſter verdanke ich es, daß ich lebend meine Wohnung, nicht ohne Verwicklung in den nächſten Straßen, erreichte.

Etwas beſſeres Diner mit Fiſch, der nicht übel war. Nach Tiſch in Drurylane, wo ich keinen Platz bekam, und daher nach Coventgarden ging. Hier war es, wo ich die drei Luſtſpiele ſah, deren Namen ich vergeſſen habe. Das Haus in Coventgarden, weiß mit Gold, nicht im beſten Geſchmacke, höchſtens dreißigmal ſchöner, als unſer ſchönſtes Theater in Wien, dagegen Drurylane, karmoiſinroth mit erhabener Goldverzierung. Das Herrlichſte, was man ſehen kann. Selbſt die große Oper in Paris muß, denke ich, zurückſtehen. Die Form iſt dort gefälliger, der Eindruck hier majeſtätiſcher. Dazu die Geſellſchaft in den Boxes des erſten Ranges, wie ein verſammeltes Oberhaus, impoſant, erhaben. Das pitt wird einem durch die gar zu große Ungezwungenheit des Publikums etwas verleidet (obſchon es nahe an zwei Conventionsgulden koſtet). Wem's einfällt, der behält den Hut auf dem Kopfe. Kommen nun gar die half-price-Leute, ſo ſetzt ſich Jeder, wo kein Platz iſt, und giebt ſich ſcheinbar alle Mühe, die Nebenſitzenden nach Möglichkeit zu geniren.

Ueberhaupt zerſtören die Halbpreiſe die hieſigen Theater. Um ihnen das Beſte nicht Preis zu geben, werden die guten Stücke zu Anfang gegeben, wo noch die gute Geſellſchaft beim Mittagsmahl ſitzt. Kommen die ordentlichen Leute ins Theater, ſo ſehen ſie höchſtens den Schluß des Beſſern, und für den übrigen Abend das elende Zeug, das eben des Halbpreis-Haufens wegen, die weitere Unterhaltung ausmacht. Auch iſt die Verwaltung der Theater gewinnſüchtig, elend. Man theilt ſelbſt für die Logen, wo doch nur eine beſtimmte Anzahl Platz findet, Billets ins Unendliche aus. Die ſpäter Kommenden ſtürmen nun die Logen, ſteigen hinter den Rücken auf die Bänke der Sitzenden, drängen ſich ein. Die Logenthüren bleiben offen, und ich mußte eine Vorſtellung des Julius Cäſar, wo Renoble ſpielte, im vierten Akte verlaſſen, bloß weil ich den Schluß nicht mit einer Erkältung erkaufen wollte.

Freitag, den 20. Nahm meinen Weg ins Weſtende, Oxford-street, Regent's-street, Charing-cross, Parliament-street. Wohnte einer Sitzung des Lordkanzlers bei, in einem kleinen Zimmer, der erhabenen Handlung kaum würdig. Der Lordkanzler ſelbſt in großem Koſtüme, ſein Stab und ein großer Blumenſtrauß vor ihm auf dem Tiſche. Er in mächtiger Perrücke, die Advokaten in mäßigen. Die Weſtminſterabtei vor der Hand von außen beſehen. Leider erinnerte ich mich nicht, daß heute das Parlament prorogirt wird, und verſäumte, der letzten Sitzung beizuwohnen, auch war es erſt drei Uhr, und das Haus ſollte ſich erſt gegen fünf Uhr verſammeln. Beſah Whitehall, die Horseguards, Admiralty, und hatte außerdem den unerläßlichen Gang ins Alien-office, um meinen Aufenthaltsſchein beſtätigen zu laſſen, bei Geld- oder Gefängnißſtrafe. O freies England! Erhielt die Verlängerung bis zum 1. Juli mit großer Höflichkeit. War ſehr müde. Ging in den St. James-Park, und ſetzte mich in die kühle Sonne. Darauf zurück, verlor den Weg; gerieth ins Pallmall, das mir mit ſeinen nicht ſo außerordentlichen Gebäuden, und dem Gedränge von Wagen und Fußgängern, in der Erſchöpfung der Müdigkeit, wie eine Feenwelt vorkam, orientirte mich endlich mit Mühe, und kam erſchöpft nach Hauſe.

Abends in Drurylane. Madame Malibran und Sonambula. Was dieſe Frau als Sängerin vermag, zeigte ſie heute, ungeachtet der ſchon neulich erwähnten Wuth, zu ſpielen, die ihr von vornherein ſchon nicht erlaubte, auch nur einen Augenblick ruhig zu ſein. Heute war ihre Stimme rein, hinlänglich, in den tiefen Tönen ſchön, zu jeder Verzierung geſchmeidig, dem Ausdruck des Gefühles vom leiſeſten und noch immer vernehmlichen Tone bis zum Sturme des noch immer muſikaliſchen Aufſchreis folgſam. Sie iſt eine wahrhaft große Sängerin. Die übrigen Leute ſangen auch. Herr Templeton ſogar manchmal gut, nur iſt etwas Seemänniſches in ſeiner Manier.

Samſtag, den 21. Beſchloß, ins Geſandtſchaftshotel zu gehen, der Verlängerung meines Paſſes wegen. Eine für mich völlig unbekannte Gegend. Chandos-street, Leicester-square. Entwarf mir eine völlige Marſchroute. Zugleich galt es, ein anderes Koſthaus zu ſuchen, da ich mit dem meinigen völlig unzufrieden war. Fand doch meinen Weg. Der Botſchaftsſekretär war nicht anweſend. Ein Commis, ich glaube ein junger Lebzeltern, recht höflich. Wußte meinem Nachfragen nach Herrn Weſterholz aus Wien, auf deſſen Beiſtand ich hier gehofft hatte, nicht zu genügen. Fragte in ein paar Boardinghäuſern vor, wo es mir aber nirgends ſonderlich gefiel. Ueberall kleine ſchlechte Schlafzimmer, für den Aufenthalt des Tags über, an das meiſtens prächtige Geſellſchaftszimmer angewieſen, was mit meinen Neigungen nicht übereinſtimmt. Wollte noch ein wenig in meinem alten Hauſe abwarten, wo ich doch wenigſtens einige gefällige Deutſche habe. Eſſen kann ich ja irgend ſonſt wo. Ging noch weiter. Regentsſtreet, Pallmall, Picadilly, alles prächtig, herrlich, von Herr abgeleitet. Bunte Bediente, glänzende Equipagen. Strand. Beſah ein paar Brücken, die ſeit der Aſen-Welt, wo der Regenbogen eine bildete, nicht mehr ſo wunderbar vorgekommen ſind. Templebar mit dem Thor der City, das der Lordmayor vor dem Könige ſchließt. Fleetſtreet, mit all' der wimmelnden Bewegung einer Handelsſtadt. Durch Drurylane nach Hauſe.

Abends war Concert im Drurylane-Theater. Größtentheils Händelſche Muſik. Ausgewählte Stücke aus fünf oder ſechs Oratorien. Der Schauplatz vortrefflich hergerichtet. Vorn auf der Baluſtrade der Sopran und Alt (letzterer von Männern geſungen), dahinter auf, in die Couliſſen emporlaufenden Stufen, Tenor und Baß. Dahinter das Orcheſter in einem concentriſchen Kreiſe. Die wenigen Blasinſtrumente hinter und in gleicher Richtung mit den männlichen Singſtimmen. Es wird nämlich die Muſik ohne, oder mit höchſt geringer Vermehrung der Blasinſtrumente, ganz wie Händel ſie ſchrieb, gegeben. Die Wirkung ſcheint mir viel beſſer. Die Chöre ſehr gut, wahrſcheinlich wegen vielmaliger Wiederholung. Anfangs auch die Soloſtimmen gut. Endlich machte man ſich's aber leichter, und es ging ſo ſchlecht, daß man ſich die Ohren hätte verhalten mögen. Das hinderte jedoch den unmäßigſten Applaus gar nicht. Madame Malibran ſang ein paar wenig bedeutende Dinge, wobei ſie ſich, ſehr gut, ſelbſt auf dem Klavier accompagnirte. Sie iſt eine hinreißende Frau.

Bald hätte ich vergeſſen. Der Hintergrund des Schauplatzes iſt als gothiſche Halle behandelt, mit hineingemalten Muſikern, ſo natürlich, daß es einen wunderbaren Eindruck von Unendlichkeit des Orcheſters macht. Auch eine gemalte Orgel fehlt nicht.

Sonntag, den 22. Machte mit fünf oder ſechs der in meinem Hauſe wohnenden Deutſchen, Norwegern und Dänen eine Partie nach Richmond. Fuhren um 11 Uhr im Dampfboot ab, durch die Häuſermaſſen und Brücken durch ins Freie. Anfangs unbedeutende Gegend, immer angenehmer und ſchöner. Unzählige Landhäuſer und Parks rechts und links. Die Fahrt dauerte wohl dritthalb Stunden. Endlich Richmond. Beſtellten Eſſen in einem wenig ſcheinbaren Gaſthofe, und gingen ſpazieren. Die Lage wunderſchön, die Ausſicht ſo bezaubernd, als es in einer Gegend, der es an Bergen, aber nicht an Waſſer fehlt, ſein kann. Zu Fuß nach Hamptoncourt, einem königlichen Luſtſchloſſe. Befinden ſich Raphael'ſche Kartons da, die ich ſehen wollte, und die Andern gingen mit. Als wir ankamen, erwartete man den Prinzen von Oranien, und Niemand wurde eingelaſſen. Verwünſchte den Prinzen, und gönnte ihm den Verluſt von Belgien. Kann das müßige Volk nicht an den Arbeitstagen der Beſchäftigten ſeine Unterhaltungen abthun? Beſahen die Gärten. Wunderſchön, und das alles in einer Zeit angelegt, wo das übrige Europa noch tief in der Haarbeutelperiode ſteckte. Nach Richmond zurück. Das vortrefflichſte Mittagsmahl gehalten, deſſen ich mich in meinem Leben erinnere. Ein Kalbsbraten, wie aus einem Elephanten ausgeſchnitten, und weich und ſaftig, wie ein junges Huhn. Vortreffliche pies. Käſe, Salat, roh zu eſſen, was ich nicht verſuchte. Porter, Ale, wie ich nie getrunken. Eine halbe Krone per Kopf. Oder vielmehr der Gang nach Hamptoncourt geſchah nach Tiſche. Abends Thee und dann nach der Stadt zurück, zum erſtenmale auf der Outside einer Landkutſche, d. h. auf dem Dache. Vortreffliche Pferde. Im Galopp zu gehen, hinderte ein Engländer,

der aus der Inside mit aller Macht ſchrie, und endlich ausſtieg aus Furcht. Bei dunkler Nacht angekommen.

Montag, den 23. Halber Feiertag, als ehemaliger Pfingſt-, hier White Monday. Ging in die Weſtminſter-Abtei, die heute offen ſteht, heißt das, gegen Bezahlung. Herrliches Innere. Im Styl von Notre-Dame, aber ſchöner, höchſtens mit St. Denis zu vergleichen. Alle Kapellen, alle Monumente beſehen, erſtere vom Führer gezeigt, letztere nach Herzensluſt. Kaum iſt eines dieſer Denkmäler ſchön zu nennen, aber alle zuſammen, was machen ſie für einen Eindruck! Und das iſt nicht todt, wie die Geſchichte Deutſchlands, ſondern lebt im gegenwärtigen Leben, in noch beſtehenden Inſtitutionen. Wahrlich, dieß Land hat eine Geſchichte, wir haben nur Kurioſitäten und Begebenheiten. Shakeſpeare's Denkmal eines der ſchlechteſten.

Abends ſpielte Macready den Macbeth. Ich ging hin. Es war aber der Feiertagspöbel da, der einen ſolchen Lärm machte, daß ich nicht ein Wort verſtehen konnte. Die Hexen von Männern dargeſtellt. Ihre Scenen geſungen, zu welchem Ende ganze Chöre von männlichen und weiblichen Hexen zu Hilfe genommen wurden. Der Unſinn, der daraus entſtand, kümmerte die Leute wenig. Die Compoſition übrigens gut. Die Scene mit Banquo's Geiſt anders genommen als bei uns. Der König ſitzt, abgeſondert von den Gäſten, auf einem Stuhl in der Mitte der Bühne. Wenn er aufſteht, kommt Banquo in ſeiner gewöhnlichen Kleidung aus der Couliſſe und ſetzt ſich. Das macht um ſo weniger Eindruck, als man ſeinen Tod nicht geſehen hat, und der Mord hinter der Scene vorgeht. Wer ſteht dafür, daß er wirklich ein Verſtorbener iſt? Das zweitemal kommt er von der entgegengeſetzten Seite, und da iſt ſein Erſcheinen völlig wirkſam, da man aus dem frühern Benehmen Macbeths nun weiß, mit was für einem Gaſt man zu thun hat. Ich wäre unbedingt für die hieſige Darſtellungsart, wenn Banquo's Ermordung dem Zuſchauer ſichtbar vor ſich ginge.

Dienſtag, den 24. Kann mich durchaus auf die tageweiſe Folge der Begebenheiten nicht mehr erinnern, will daher nur Einiges, wie es mir einfällt, cumulativ herſetzen; nur für die Abende geben mir die aufbewahrten Theaterzettel einige Richtung. Guildhall beſehen, ein ſonderbar alterthümliches Gebäude, in der großen Halle die beiden Koloſſe, Gog und Magog genannt, eigentliche Kinderſchrecker. Die Bank, die Exchange, Post-Office, wo ich einen Brief abgab, aber keinen vorfand. Manſion-Houſe. St. Pauls Kathedrale: Gebäude in neuerem Geſchmack, prächtig, ungeheuer, ohne ſonderlichen Eindruck von außen und innen. Mit Denkmälern angefüllt, großentheils beſſer, als die in der Weſtminſter-Abtei.

Abends in Drurylane. Richard III. Ein neuer Debutant in der Titelrolle. Nicht ſchlecht, aber ohne alle Großartigkeit. Wüthende Parteien im Publikum. Förmliche Geſpräche zwiſchen Galerie und Parterre. Der dort im ſchwarzen Rocke hat geziſcht, rief mein Nebenmann, let him be gone! Das Beſte: der kleine Herzog von York, von einem kleinen Mädchen recht brav dargeſtellt. Die Koſtümes ohne individuelle Wahrheit, die Comparſerie ärmlich. Deſto mehr Pracht verſchwendet auf die Jüdin, das zweite Stück, eine Paraphraſe der gleichnamigen franzöſiſchen Oper. Einzüge, Harniſchmänner, zu welchem Ende man einen eigenen Gang um's Orcheſter herum gebaut hatte, der ſchon während Shakeſpeare's Richard die Ausſicht auf die Bühne ſtörte. Mit aller Anſtrengung doch nur ein ſchwaches Abbild des geſchmackvollen Aufwands der Pariſer großen Oper. Hatte das Ding im zweiten Akte ſatt.

Mittwoch, den 25., beſchloß ich den Tunnel zu ſehen. Fuhr daher im Omnibus bis zur Bank, und ſuchte von da meinen Weg, da ich nicht wußte, daß eigene Wagen dahin gehen. Hatte mir meinen ungeheuren Weg aufgezeichnet, am linken Ufer des Fluſſes. In die unbekannten Regionen des rechten wagte ich mich nicht. Fand mit vieler Mühe endlich die Wapping Stairs an der Themſe, und ließ mich hinüberrudern. Eingang. Eine ungeheure Dampfmaſchine empfängt den Beſucher. Dann auf hölzernen Treppen hinab. Da liegt nun das Rieſenwerk, von Gaslampen taghell erleuchtet. Ein dumpfes Getöſe, man weiß nicht, ob von dem rauſchenden Waſſer des Fluſſes oder (was wahrſcheinlich) von der arbeitenden Dampfmaſchine, umfängt Einen. Tonnengewölbe, unten vom Zirkel nach einwärts abweichend. Beträchtliche Strecke, und doch noch nicht bis zur Hälfte des Fluſſes fortgeführt. Man kann dem Werke allen Fortgang wünſchen, und doch zweifeln am Gelingen. Meinen Namen ins Buch eingeſchrieben, und wieder zurück über den Fluß. Aufs Höchſte ermüdet, bei der Bank in einen Omnibus eingeſetzt und nach Hauſe. Abends ging ich in ein Theater, weiß nicht mehr in welches, und was man gab.

Donnerſtag, den 26. waren die Docks zu beſehen, ein ungeheures Unternehmen, da die oſtindiſchen wohl zwei deutſche Meilen von meiner Wohnung entfernt liegen.

Erinnere mich erſt, daß ich geſtern die London-Docks, und nebenbei den Tower geſehen hatte. Die erſteren machten mir eben Luſt, die übrigen Docks auch zu beſehen. Der Tower weit unter meiner Erwartung. Das

Aeußere impoſant. Das Innere koſtet ſieben Schillinge, und iſt nicht ſieben Pence werth. Rüſtungen, Waffen. Die Kronjuwelen über alle Beſchreibung prächtig, beſonders die Krone, die allein mehr werth ſein dürfte, als das Königreich Dalmatien. Ich war allein. Der alterthümlich gekleidete, mit einem Degen in der Hand vor mir herſchreitende Aufſeher, ſuchte mir daher ſo viel als möglich von den Sehenswürdigkeiten zu entziehen, und ich kümmerte mich wenig, noch mehr alten Wuſt zu ſehen.

Heute alſo nach den indiſchen Docks. Bis zur Bank gefahren. In Oldgate fand ich einen neuen Omnibus, der bis zu den East India Docks geht. Bald verlor ich alle Richtung, und fürchtete für den Rückweg, wenn ich den Omnibus verfehlen ſollte. Ich redete daher einen mitfahrenden Commis an, der ein Kiſtchen mit ſich führte, nach Madras überſchrieben, ſo daß er nothwendig meinen Weg nehmen mußte. Er war auch ſogleich bereitwillig, mir, wenn ich mit ihm auf das Douanenzimmer gehen wollte, alles in den oſtindiſchen Docks zu zeigen, und mich dann auf den Weg zu den weſtindiſchen zu bringen. Wie geſagt, ſo gethan. Ich begleitete ihn, dann er mich. Ich ſtaunte die ungeheuern, kokett geſchmückten Schiffe an. Groß wie Linienſchiffe, ſcheinbar neu zur Abreiſe bereit, und wie halb neu von der halbjährigen, ſtürmiſchen Reiſe zurückkommend. Letztere, fremde Thiere, Gazellen, Papageien, ſeltſame Schweine auf dem Verdecke. Ein Original-Indier in weißem Kaftan. Wir beſtiegen zwei der Schiffe. Ein Steuermann war gleich bereit, uns überall herumzuführen. Mahagony-Möbel, blendende Reinlichkeit. Der Schiffe kein Ende. Waarenhäuſer auf allen Seiten. Ein- und Ausladen. Nachen mit Handelsleuten, die ſich zu den

Schiffen hinrudern laſſen. Endlich gingen wir. Bei den weſtindiſchen Docks angekommen, ſchüttelte mir mein neuer Freund die Hand, und freute ſich, mir behilflich geweſen zu ſein. Die Westindia Docks. Wiederholung der vorigen, aber, wenn ich mich recht erinnere, noch ungeheurer, die Schiffe aber kleiner und minder prächtig. Es war ſchon ſpät, und ich mußte zu Fuße fort. Auf dem Wege aber holte mich ein Omnibus ein, und ich benützte ihn. Wunderſchönes Frauenzimmer unter den Mitfahrenden, ſcheinbar höchſt ſittſam. Als ſie aber ausgeſtiegen war, verſicherte mich ein Seemann, der neben mir ſaß, und ſich um den alten Begleiter derſelben ſehr zu thun gemacht, ihn auch mit Cigarren beſchenkt hatte, es ſei leichte Waare, und der alte Herr ihr Hüter oder Mäkler. Es war zu ſpät, um nach Hauſe zu gehen. Suchte daher ein dining room, und gerieth zufällig in eines der ſchlechteſten. Mutton chops, eine Art geröſtete große Nieren, guter Käſe, keine Mehlſpeiſe zu haben. Gutes Ale, recht guter Portwein.

Abends in English Opera House. The middy ashore. Mrs. Kraly, der Midſhipman, recht gut; eben ſo Herr Salter als Bootsmann.

Hierauf Yeoman's daughter, ein weinerliches Drama, aber vortrefflich dargeſtellt. Dieſelbe Miſtreß Kraly, die im erſten Stücke den Seekadetten, einen luſtigen Burſchen, geſpielt, jetzt als ſentimentale Yeoman's daughter, aber ſo vortrefflich, ſo weiblich, ſo ſanft und engliſch liebenswürdig, daß ich nicht bald einen gleich vortheilhaften Eindruck empfangen habe. Gleich gut Herr Serle, als ihr Liebhaber. Der Yeoman, Herr Williams; der Konſtabler, Herr Salter; der Rattenfänger, Mr. Romer; alle nach Wunſch.

Man about town durch das ausgezeichnete Spiel eines Mr. Wrench in der Titelrolle ungemein ergötzlich.

Freitag, den 27. Ging in den zoological-garden, Regents-Park. An der Kaſſe angekommen, verweigert man mir den Eintritt, weil die Erlaubniß eines Direktors dazu nothwendig ſei, was ich, da man einen Schilling bezahlt, nicht vorausgeſetzt hatte. Während ich nicht weiß, was zu thun, tritt ein hübſcher Mann, eine Dame am Arm, hinzu; unterſchreibt eine Karte, gibt ſie mir, ſchreibt eine zweite in der Vorausſetzung, daß ich noch ein zweitesmal zu kommen wünſchen möchte, und macht endlich von ſeinem Rechte Gebrauch, mich, als einer der Direktoren, gratis einzuführen, ſo daß ich mein Geld und noch dazu zwei Karten in der Taſche hatte. Er ſpricht franzöſiſch mit mir, und macht mich anfangs auf alles aufmerkſam, bald aber trennt uns die Menge. So thätige Gefälligkeit findet man nur in England. Ich durchſtreife den wunderſchönen Garten, und beſehe die Menagerie, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Und alles durch Subſcription von Privaten. Auf einmal werde ich in meiner Mutterſprache angeredet. Es iſt ein Deutſcher, ein Herr Bulwering aus Lievland, den ich ſchon neulich auf dem Dampfboote nach Windſor getroffen. Wir tauſchen unſere Namen aus. Er iſt erfreut u. ſ. w. Fordert mich auf, des nächſten Tages mit ihm und einem ſeiner in London bewanderten Freunde die Feierlichkeiten des königlichen Geburtstages mit anzuſehen. Ich nehme mit Vergnügen an, und wir trennen uns, da ſeine Tour ſchon vollendet iſt. Ich genieße noch nach Herzensluſt den ſchönen Garten, die warme Sonne und den Anblick der merkwürdigen Thiere. Zwei Elephanten, wovon ein oſtindiſcher der größten Art. Ein Nashorn, vier, ſage vier Giraffen. Was weiß ich noch alles.

Abends ins Haymarket-Theater. The housekeeper. Miß

Taylor, ausgezeichnet. Ein Herr Vining, zugleich Herr Korn und ein Mann. Er gleich gut, ſie etwas ſchwächer, ja ein wenig gemacht im zweiten Stücke atonement. Ein Bruder des erſtern, J. Vining, höchſt ergötzlich in der Rolle des Dandy, Capitän Papinger. Alles Andere gut. Das Luſtſpiel iſt auf einem hohen Grade der Vollkommenheit in England.

Samſtag, den 28. Holte mich Herr Bulwering zur Auffahrt nach St. James ab. Ich gehe mit ihm in ſeine Wohnung, wo noch zwei Deutſche und ein alter, in London eingebürgerter Franzoſe, ſich uns anſchließen. Durchſtreifen den St. Jamespark, ſtellen uns am Palaſte auf, und ſehen die Wagen vorbeipaſſiren. Die Anzahl der Wagen iſt ungeheuer, die Pracht minder, als ich ſie mir vorgeſtellt habe. In Wien iſt ſie, leider, bei ähnlichen Gelegenheiten größer. Prinzeſſin Viktoria, ein gut ausſehendes Mädchen. Die königliche Garde königlich, da kaiſerlich zu wenig wäre; vorausgeſetzt, daß hier von einem Regiment die Rede iſt, und nicht von 60 galonnirten Invaliden auf ausgeborgten Pferden, oder eben ſo vielen adeligen Strohjunkern.

Um vier Uhr ſollte erſt der Einzug der Mail-coaches ſein, wir beſchloſſen daher, noch vorher eine Dampfmaſchinen-Druckerei zu beſehen, die des Atlas nämlich, in der Nähe des Strand. Gefällig eingelaſſen, beſehen wir das Ganze. Zauberartige Menſchenthätigkeit der Maſchine.

Den Zug der Mail-coaches verſäumen wir aus Unkenntniß ihres Weges, und ich gehe mit meinen neuen Freunden in ihr Boarding-Houſe zu Tiſche. Man ißt recht ſehr gut da.

Abends mit ihnen ins Haymarket-Theater zu halben Preiſen. Sehen ein Ballet Zulema. Nicht ſo übel.

Beſonders ein junger hübſcher Tänzer. Mr. Maſſot, und die Favoritſultanin Mlle. Joſephine Danſe, die auch andern Leuten als Favorite angeſtanden hätte. Darauf ein Luſtſpiel in fünf Akten, married life oder ſo. Das Stück gut, die Darſtellung vortrefflich. Ueberſetzt würde es auch bei uns ſehr gut gefallen. Gegen ein Uhr Morgens nach Hauſe.

Sonntag, den 29., machte ich mit mehreren meiner Mitkoſtgänger einen Ausflug nach Highgate und Hamſtead in der Nähe von London, berühmt wegen ihrer hübſchen Lage. Alles zu Fuß, ermüdend, und nicht ganz belohnend. Die Gegend, außer dem wunderſchönen Grün, mit unſern Gegenden nicht zu vergleichen. Ein Lunch, an dem ich aus Erſchöpfung mit Theil nahm, bloß aus Ale und Käſe beſtehend, ſetzte meinen Magen in eine etwas unbehagliche Verfaſſung. Wir kamen Mittags nach Hauſe, was mir unlieb war, da bekanntlich der Sonntag das langweiligſte Ding in London iſt. Im Nachhauſegehen auf offener Straße ein junger Methodiſtenprediger, der ſich das Heil ſeiner Mitmenſchen ſehr zu Herzen nahm, recht gut ſprach, aber nur wenig Zuhörer fand. Nach Tiſch mochte ich mich mit der häuslichen Unterhaltung nicht begnügen, beſonders da an Sonntagen nicht einmal Kartenſpiel oder Muſik geduldet wird. Ging daher aus und durchſtrich die Straßen, die ich, zu meinem großen Erſtaunen, nur wenig belebt fand, da ich bei dem Geſchloſſenſein aller öffentlichen Unterhaltungsplätze nicht begreife, was die ungeheure Volksmenge an dieſem Jammertage beginnt. Ging aus Ermüdung in eine Weinſtube und trank Sherry-Wein, der nicht übel ſchmeckte, aber, wie die Folge zeigte, doch verfälſcht ſein mochte.

Montag, den 30. Fühlte gleich beim Erwachen Kopf und Magen widerlich beſchwert, wie denn überhaupt geſtörte

Verdauung und Hartleibigkeit die beiden Plagegeiſter meiner Reiſe ſind.

Ging demungeachtet, ein paar Kunſtateliers zu beſehen. Zuerſt in die Nationalgalerie Pallmall, die ich anfangs Mühe hatte, zu finden, ſo unbekannt war ſie Allen, die ich fragte. Endlich, in einem Kupferſtichladen, gab man mir richtige Anweiſung. Im gegenwärtigen Lokale iſt ſie nur proviſoriſch aufgeſtellt, daher das Gebäude nicht ſonderlich. Die Wahrheit zu geſtehen, gefiel ſie mir auch nicht beſonders. Große Namen, wie mir ſchien, und mittelmäßige Bilder. An der Aechtheit der Claude Lorrains wollte ich zweifeln; ein guter norwegiſcher Maler verſicherte mich aber vom Gegentheile und ihrem hohen Werthe. Er mag wohl Recht haben, und meine Unkenntniß oder kränkelnde Mißſtimmung die Schuld tragen. Eben ſo kamen mir die Correggio's ſonderbar vor. Ich bin kein Kenner, obgleich ſonſt ein ziemlich richtiger Empfinder. Doch das glaubt Jedermann zu ſein. Die Wilkies Jedermann einleuchtend und gewiß vortrefflich. Hogarths Heirath nach der Mode, im Original und, wie natürlich, die Kupferſtiche im Ausdrucke weit hinter ſich laſſend. Für die Weſts gebe ich nicht viel. Rembrandts Ehebrecherin vortrefflich angeordnet und beleuchtet, ſonſt wohl ein wenig gemein. Rubens, wie überall u. ſ. w.

Hierauf in die British Institution; eine Ausſtellung von Privaten, aus ihren Kunſtſchätzen zuſammengeſtellt. Hier ging mir das Herz auf. Gleich der Galerie im Vatikan, braucht man ſich nicht durch Schund und Mittelgut hindurchzuarbeiten. Nicht viel Bilder, aber alles von Werth. Murillo's, die ihren Meiſter in die erſte Reihe der Maler ſtellen. Velasquez voll ſtrengen Ernſtes. Niederlande wie geſtern gemalt. Die vier Menſchenalter von

Tizian ließen mich kaum von ſich. Den ſieben Sakramenten von Pouſſin konnte ich keinen Geſchmack abgewinnen. Dieſe Claude Lorrains leuchteten mir ein. Zwei Landſchaften von Ruysdael, wie man nichts Schöneres ſehen kann. Ein Magdalenenkopf von Guido, der an weicher Schönheit nicht übertroffen werden kann, beſonders der Mund. Eine heilige Familie von Raphael, entweder nicht von ihm, oder aus einer Zeit, wo er noch nicht Raphael war.

Ich hatte mich mit meinem neuen Freunde ſchon um halb fünf Uhr zum Eſſen in eine Taverne zuſammenbeſtellt, da Charles Kemble im Julius Cäſar auftreten ſollte, und räthlich war, ſchon um ſechs Uhr im Theater zu ſein, eine Stunde, wo man in den Boarding-Häuſern erſt zu Tiſche geht. Ging daher nach dem Strand, fand die Geſellſchaft, und wir aßen gemeinſchaftlich, eine halbe Krone per Kopf. Dafür hatte man Suppe (real turtle), ſehr guten Fiſch, in Portionen, daß Chriſtus mit ſieben derſelben allerdings hätte dreißigtauſend Mann ſpeiſen können, roast beef, nach Belieben ſich ſelbſt von einem Rieſenſtücke herabzuſchneiden, und Käſe. Ich hütete mich ſehr im Eſſen, obgleich die Anſtrengung des Sehens mir gewaltigen Hunger gemacht hatte. Auf etwas Ale ſetzte ich guten Sherry mit heißem Waſſer und Zucker gemiſcht, ein Magenmittel nach hieſigem Gebrauch. Darauf ins Theater. Dr. Bulwering beſtand darauf, ins pit zu gehen, wir fanden aber ſchon die ungeheuerſte Menſchenmaſſe, die ſich auf engliſche Art, d. h. wie die wilden Thiere, drängte. Ein paarmal in Gefahr, die Bruſt zerdrückt zu haben, machte ich mich von meinem Begleiter los, und nahm einen Platz in den Boxes, wo ich anfangs ziemlich gut daran war.

Die Vorſtellung gut. Sheridan Knowles, als Brutus, nicht beſonders, Caſſius, Macready, lobenswerth. Kemble, der den Antonius gab, vorzüglich in der Scene nach Cäſars Tode, und in der Leichenrede ausgezeichnet. Die Volksſcene viel beſſer, als Aehnliches bei uns. Ich hätte gern das Ganze mit angeſehen. Aber als um neun Uhr die Halbpreiſe eintraten, wurde das Theater im eigentlichen Verſtande geſtürmt. Die Thüren der Logen aufgeriſſen. Die kalte Luft drang ſchneidend in den erhitzten Raum. Keine Möglichkeit, die Eingedrungenen wieder zu vertreiben. Hinter den Rücken der Sitzenden ſtiegen ſie auf die Bänke. Huren drängten ſich in jede Oeffnung. Unausgeſetzter Wortwechſel, ſelbſt Handgemenge. Da ſagte ich Shakeſpare im vierten Akte Valet, riß mich durch die Menge, und erreichte wie ein gehetzter Hirſch meine Wohnung.

Dienſtag, den 31. Mai. Die Tochter des Hauſes, wo ich wohne, wurde heute vermählt. Großes Frühſtück, auf das wir armen Koſtgänger aber bis 11 Uhr mit leerem Magen warten mußten. Es ging dabei auf eine Art ſteif her, wie man ſelbſt in Deutſchland keinen Begriff hat. Nebſt dem Bräutigam hielten noch drei bis vier Perſonen kleine Reden, und eine Anzahl Geſundheiten wurden vorſchriftsmäßig ausgebracht. Hierauf mit ein paar der hier wohnenden Deutſchen nach Greenwich, vorher aber eine der größten hieſigen Brauereien beſehen. Manche Einzelheiten kaum ſo groß, als ich ſie mir gedacht, das ganze Etabliſſement aber ſo rieſenhaft, daß es einen ſchaudert. Beinahe alles durch eine Dampfmaſchine verrichtet, die ziemlich unſcheinbar, aber unermüdlich ihren Weg geht, und das verſchiedenartigſte durch denſelben Mechanismus verrichtet. Gerſtenvorräthe, um eine belagerte

Stadt zu verproviantiren; Kühlapparate, um darauf Schiffbruch leiden zu können; eine Reihe von vielleicht mehr als 100 Fäſſern, deren kleinſtes 1000, das größte 3500 Barrels hält. 160 Arbeitspferde im Stalle. Hierauf auf dem railway nach Deptford. Der ganze Weg in der Luft auf Bogenbrücken fortgeführt. Dreißig bis vierzig Kutſchen aneinander gehängt, erwarten den Dampfwagen, der ſie in Bewegung ſetzen ſoll. Man ſteigt ein. Endlich verkündet ein Schnauben das rückkehrende Ungeheuer. Es wird vorgeſpannt. Nun ſtampft es und tobt es, die Bewegung erfolgt anfangs langſam, dann raſcher und raſcher, bis das Ganze ungefähr mit der Geſchwindigkeit des Vogelfluges dahinſtürmt. Die Schnelligkeit bemerkt man übrigens mehr an dem Vorüberfliegen der Gegenſtände, als daß man im Wagen ſitzend davon afficirt würde. In ſechs Minuten kommt man in Deptford an, was doch eine halbe deutſche Meile entfernt ſein mag. Von hier nach Greenwich. Herrlicher Park. Schöne Ausſicht. Das Invalidenhaus ſchöner als ein Königsſchloß. Die Kapelle mit den Portraiten berühmter Admirale, und der Schilderung großer Seegefechte herrlich, herzerhebend. Die Geſellſchaft trennt und verfehlt ſich durch unrichtige Zuſammenbeſtellung. Ich und einer der Deutſchen, Schulze, finden uns allein. Das Dampfboot nach London geht erſt um fünf Uhr. Gehen daher zur Eiſenbahn zurück. Warten auch dort, und kommen erſt um halb ſieben Uhr zum Mittageſſen nach Hauſe.

Abends in die italieniſche Oper, Gazza ladra. Rubini wie immer, nicht mein Mann. Tamburini vortrefflich. Lablache hat etwas verloren, nebſtdem daß der Podeſta wohl nie ſeine Rolle war. Die Griſi, vortreffliche Stimme, große Geläufigkeit, mitunter mißbraucht.

Singt gern zu hoch, was auf mich einen gräßlichen Eindruck macht. Einen großen Moment im Spiel oder Geſang habe ich bei ihr nicht bemerkt. Das Haus ſchön, ungeheuer, die vornehmſte Geſellſchaft, voller Putz. Da ſitzend und wartend, höre ich auf einmal neben mir — wieneriſch ſprechen. Ich frage: es ſind wirklich zwei Wienerinnen, die eine hier an einen Buchdrucker vermählt, die andere eine Mde. Reichmann aus Wien. Ich hatte in der erſten Freude meinen Namen genannt, und war recht vergnügt, als die Buchdruckerin nach meiner Wohnung fragte, und mir wiederholt anbot, mich mit einem Profeſſor der deutſchen Sprache am Kings College bekannt zu machen, der mir u. ſ. w. Das war gegen meine Abſicht, und ich benutzte die Applaudiſſements am Ende der Oper, um mich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Ich hatte mich den ganzen Tag ſehr übel befunden. Jetzt war ich von Durſt ausgetrocknet. Da ich keines der hieſigen geiſtigen Getränke vertragen kann, und Waſſer am Brunnen auch nicht zu ſchöpfen wußte, ſo trank ich ein Glas Ginger-Beer, was mich erquickte und mir ſehr wohl bekam. Will dieſes Zeug zu meinem Getränke machen.

Mittwoch, den 1. Juni. Der letzte Monat meines Urlaubes beginnt. Ging ins britiſche Muſeum, das die ganze Zeit meiner bisherigen Anweſenheit geſchloſſen war. Nahm mir vor, bloß die Antiken zu beſehen, und den naturgeſchichtlichen Theil der Zukunft zu überlaſſen. Vortreffliche Sachen, die man durchlaufen muß, ſtatt bei jeder ſtundenlang ſtehen zu bleiben. O ewige Griechen! Daneben egyptiſche Bruttogewichte, Dinge. nebſt indiſchen Scheußlichkeiten, die darſtellen wollen, was man höchſtens denken könnte. Endlich die Elginſchen Marmore. London iſt eine nicht üble Stadt, der Parthenon mag aber denn doch mehr werth geweſen ſein. Alles zerſtört, aber überall Spuren einer Schönheit, die man mit keinem Dampfapparat herſtellen und mit den höchſten neuern Erzeugniſſen nicht aufwägen kann. Die Gruppe der drei Schickſalsgöttinnen, die Theſeusbildſäule, die Metopen, die Frieſen. Nicht Rieſen-, Götterwerke. Was mag das geweſen ſein. Die Einbildungskraft erlahmt, um nachzuconſtruiren. Es erlahmten aber auch meine Füße. Ich konnte mich, als es vier Uhr war, kaum mehr regen. Doch wollte ich noch zum Geſandten gehen, um mir Eintritt ins Parlament zu verſchaffen, das heute, nach unglücklicher, zehntägiger Prorogation, wieder beginnt. Unglücklicherweiſe aber regnet es, und ich muß nach Hauſe, denn bei meinem Geſundheitszuſtande durchnäßt werden, wäre nicht räthlich.

Abends Concert des norwegiſchen Violinſpielers Ole Bull im Kings-Theater. Einige ſagen: ein Schüler Paganini's, die meiſten: ſein gefährlichſter Nebenbuhler. Ouverture von Mozart aus G-Moll. So ſchlecht aufgeführt, daß man in den Wiener concerts spirituels zu ſein glaubt, mitunter ſchlechter. Die Geſangsſtücke von den erſten italieniſchen Sängern ſo unbedeutend, daß man merkt, ſie wiſſen, vor was für einem Publikum ſie ſingen. Ole Bull ſelbſt vortrefflich, was die mechaniſche Fertigkeit betrifft. Der Körper Paganini's ohne ſeine Seele. Selbſt die Schwierigkeiten weiß er mit dem eigentlich muſikaliſchen Theil nicht ſo zu verbinden, daß ſie zuſammen ein Ganzes ausmachten, ſie bleiben meiſtens ein Getrenntes. Kunſtſtücke zum bewundern. Moſcheles ſpielte eine Phantaſie, d. h. phantaſirte zu Hauſe, und ſpielte dann im Theater. Im Anfang ſogar ohne Beſtimmtheit und Sicherheit, dann rollte es glatt weg. Thalberg hat mich für die andern Klavierſpieler verdorben. Seinen Ton muß man bei Moſcheles nicht ſuchen, ſelbſt in Geläufigkeit, namentlich in den Oktavepaſſagen ſteht er ihm nach. Fand einen Herrn Präger aus Leipzig im Theater, einen liebenswürdigen Mann, der ſich nach meinem Namen erkundigte und mich erkannt haben wollte. Schon während des Mittagseſſens war ein junger Figdor aus Wien da geweſen, der mich engagirte, mir des andern Tags mehrere merkantiliſche Merkwürdigkeiten zu zeigen, was ich mit Vergnügen annahm.

Donnerſtag, den 2. Ging zu Figdor, wo ich auf dem Comptoir ſeinen Vater antraf. Gingen zuſammen. Beſehen erſt die Börſe, die Winter und Sommer in einem von Säulengängen umgebenen freien Raume abgehalten wird. Dann ins East India House. Viele indiſche Merkwürdigkeiten. Waffen, Tiger, Shebs. Ein Lieblingsſpielzeug deſſelben, vorſtellend einen Tiger, der einen Menſchen zerreißt, wo denn eine angebrachte Drehorgel das Gebrüll des Tigers und das Geſchrei des Menſchen nachahmt. Eine conſervative Unterhaltung. Meine Begleiter drängten, hätte gern alles genauer beſehen. In die Goldsmith Hall. Von einer Pracht, die alle Vorſtellung überſteigt. Rieſenſpiegel aus einem Stücke. Mahagonimöbel, wie aus Eiſen gegoſſen und zugleich wie aus Papier geſchnitten. Das Etabliſſement eines Herrn Moriſon, mit aller Art Waaren, vom Seidenband bis zum Shawl und feinſten Vigogne-Tuch. Ein Möbelmagazin, durch ſechs oder acht Etagen im Schneckengewinde hinauflaufend. Der Eigenthümer ſtieg mit uns ſelbſt hinauf, obſchon wir gleich erklärten, daß wir nur zum Beſehen da wären. Mußte mit den Beiden in ihre Wohnung nach Islington zum Eſſen. Fängt an zu regnen. Finde die Tochter. Scheinbar ein höchſt liebenswürdiges Frauenzimmer. Mittagsmahl nach engliſcher Weiſe, zwei Gerichte, aber vortrefflich. Gute Portweine. Angenehme Unterhaltung. War höchſt liebenswürdig.

Nach Tiſch ins Parlament. Mußten zwei Stunden warten, um für unſere halbe Krone in die Fremdengalerie zu kommen. Eine Aeußerung von mir, ich könnte allenfalls den Dichter Bulwer herausrufen laſſen, um Einlaß zu erhalten, veranlaßte den Vater Jigdor, in dieſem Sinne mit dem Conſtabler zu ſprechen; und ſiehe da, auf einmal kommt Herr Bulwer auf mich zu, was mir natürlich ſehr unangenehm war, da meine Aeußerung nur im Spaß gemeint war. Trug dem gutausſehenden Manne mein Anliegen vor, da nun einmal geſprochen werden mußte. Er ſchien, wie natürlich, nicht ſehr au fait der Namen und Sachen, benahm ſich etwas cavalièrement, verſicherte, heute ſei das Gedränge zu groß, wenn ich aber des andern Tags um fünf Uhr kommen wollte. Redensart. Ich war froh, ihn wieder los zu werden.

Das Haus, nur ein proviſoriſches, macht anfangs einen höchſt unbedeutenden Eindruck, der aber bald zum großartigen wird. Ein langer ſchmaler Saal, mit Stufenſitzen zu beiden Seiten. Die Sprecher im Fond. Alles ohne Schmuck. Galerien rings herumlaufend, die zu beiden Seiten für die Mitglieder zum Ausruhen, was ſie denn liegend, lümmelnd, mit den Füßen auf der Baluſtrade höchſt unanſtändig thun. Gegenüber dem Sprecher die Fremdengalerie, ſo weit entfernt, daß man nur mit Mühe hören und, der Kronleuchter wegen, immer nur eine Seite des Hauſes ſehen kann. Wir ſaßen rechts, alſo im vollen Anblick der miniſteriellen Seite. O'Connell ganz ſchwarz gekleidet, mit kleiner vorſtehender Hemdkrauſe. Ein ſtarker Mann, ſchwarzes Haar, eine Papierrolle in der Hand, die er während der Rede der Gegenpartei wie eine Klarinette an den Mund hielt. Seine Züge konnte ich nicht ausnehmen. Er ſaß auf der zweiten Bank. Beinahe vor ihm auf der erſten Sheil. Hager, blond, lebhaft. Wie wir eintraten, hielt eben der Sekretär für Irland, Lord Morpeth, eine Rede. Stark und kräftig, von hear, hear ſeiner Partei und oh, oh, und ey, ey, der Gegenpartei unterbrochen. Darauf Sir James Graham. Anfangs abgebrochen, ohne Fluß, darauf fortlaufend, mehr im Sprech- als Rednerton, nur bei der häufigen Unglücksprophezeiung mit erhobener Stimme. Da waren denn die Groans und Eys viel häufiger, manchmal fünf Minuten lang, als ob ſich beide Parteien überbieten wollten. Dauerte wohl zwei Stunden. Endlich ſtand Sheil auf. Seine Stimme iſt wie ein zweiſchneidiges Schwert, von vornherein unangenehm, er ſelbſt eine Feuerflamme. Die Lebhaftigkeit ſeiner Bewegungen, die Abwechslung der Stimme, die Bitterkeit ſeines Hohns, das Donnern ſeiner Verwünſchungen unbeſchreiblich. Daß es meiſtentheils Variationen oft dageweſener Themate waren, iſt wohl natürlich. Auch konnte ich der Entfernung wegen, der Schnelligkeit, beſonders von Sheils Redeweiſe, und meiner geringen Fähigkeit, engliſch Geſprochenes zu verſtehen, ſehr vieles nicht auffaſſen. Doch machte es großen Eindruck. Mir ſchien der Strom ſeiner Rede heute mitunter mehr gemacht als natürlich. Das hinderte doch nicht den Eindruck des Ganzen. Die Engländer mögen nur ruhig ſein. Sie kennen die andern Nationen vielleicht nicht genug, um ganz zu wiſſen, wie allmächtig ſie ſind. Wenn ſie einmal ernſthaft wollen, wird alles vor ihnen zerſtäuben, wie ſelbſt Napoleon zerſtäubte. Die Welt iſt geſichert. Als Sheil ausgeredet hatte, brauchte es keine Auflöſung der Sitzung, alles ging aus einander. Ich kam um halb zwei Uhr nach Hauſe.

Freitag, den 3. Juni. Hatte verſprochen, um zwölf Uhr zu Figdor zu kommen, einige Dinge in der City zu beſehen. Aber es regnete. Ging daher, da gerade ein Einlaßtag war, ins Muſeum. Durchlief den naturhiſtoriſchen Theil, der, außer der Mineralogie mit merkwürdigen Verſteinerungen, nichts Beſonderes zu ſein ſcheint, und wendete mich wieder zu den Alterthümern, d. h. zu den Elgin-Marmoren. Sog mich voll von den Eindrücken des Minervatempels. Dieſe Metopen, mehr als halb zerſtört, und doch die Denkmäler der höchſten Schönheit. Was für Arme und Beine. Dieſe Prieſterinnen, in halb ſoldatiſchem Ausſchritt, und doch ſo weiblich gelehrig vor dem ſie belehrenden Prieſter. Dieſe Pferdebändiger, dasſelbe hundertfach abgeſtuft. Endlich die Figuren der beiden Frontiſpize. Das öſtliche kann man ſich beinahe vollkommen in Gedanken zuſammenſetzen. Die drei Schickſalsgöttinnen möchten wohl, wenn unverſtümmelt, das Schönſte ſein, was im Fach der Gruppe auf uns gekommen. Laokoon iſt nur im Einzelnen ſchön, die Knaben haben mir nie gefallen können. Und das alles in Einem Tempel. Die erhaltenen Säulenſchäfte zeigen das Rieſenhafte des Baues. O neue Pfeffer- und Thee-Welt, wie kommſt du da zur Vergleichung.

Abends wieder ins Unterhaus. Nach einer Stunde Wartens eingelaſſen. Es ſprach eben Mr. Ward, einer der Miniſter, wie ich glaube. Ziemlich langweilig. Dann ſtand ein Conſervativer auf, How-Bane oder wie er hieß. Droſch das oft gedroſchene Stroh. Ward unterbrochen, verſpottet, nahm's übel, berief ſich auf das Recht, ſeine Meinung zu ſagen. Plötzliche Bewegung, alles drängt ſich, die Zuſeher ſtehen auf. O'Connell fängt an, zu ſprechen. Wenn je ein Menſch alle äußern Eigenſchaften eines Redners vereinigte, ſo iſt er's. Tüchtige Geſtalt, tiefes klingendes Organ, leichte, treffende Bewegungen; im Spott wie im Donner des Ernſtes gleich wirkſam. Was er ſagte, ſchien nicht viel Neues, wenigſtens was ich davon verſtand. Auch war der Fluß ſeiner Rede nicht immer ununterbrochen, nicht ſo ununterbrochen als bei der Feuerflamme Sheils. Des Lärmens und Beifalls war kein Ende. Er ſpie Invektiven auf Perſönlichkeiten, ſo daß ihn der Sprecher zurecht weiſen mußte. Jeden Augenblick unterbrach ihn ſeine Partei mit Geſchrei und Jubel, ſo daß er faſt keinen ganzen Satz ausſprechen konnte. Die Irländer ſcheinen vortreffliche Deklamatoren. Die Engländer gute Redner, Sprecher möchte ich eher ſagen. Aus der Vereinigung beider würde der gute Redner hervorgehen. Am Ende ſeiner Rede eine ungeheure Bewegung unter den Mitgliedern, deren Urſache ich nicht abnehmen konnte. Vielleicht wollte man ſchon abſtimmen. Da ertönt plötzlich eine klare, ruhige Stimme, es war Sir Robert Peel. Meine Kraft aber war erſchöpft. Ich konnte nicht mehr ſitzen. Von ſieben Uhr bis ein Uhr gedrängt, beſtürmt, ohne Haltpunkt, von der Aufmerkſamkeit auf die mir nur halb verſtändliche Sprache aufgerieben. Dazu drängte mein Begleiter, ein Deutſcher aus demſelben Koſthauſe, der trotz ſeiner athletiſchen Conſtitution nicht mehr aushalten konnte, und der den nothwendigen Hausſchlüſſel mit ſich führt (die vorige Nacht hatte ich eine halbe Stunde mit Klingeln zubringen müſſen). Es war gegen ein Uhr. Ich konnte nicht mehr hören, verſtehen ſchon gar nicht. Dazu peinigte mich ein kaum mehr auszuhaltender Durſt. Die Zeitungen mußten ja den weitern Verfolg erzählen. Ich ging, und ſchlief wie ein Todter bis neun Uhr in den Tag hinein.

Samſtag, den 4. Juni. Gar zu gewöhnlicher Tag. Mußte einige Einkäufe machen; wollte Figdor beſuchen. Zuerſt zur Geſandtſchaft. Fand den unfindbaren Legationsſekretär wieder nicht. Sprach mit einem der Beamten und trug ihm mein Anliegen wegen des Eintritts in die Pairskammer vor. Hierauf mit Dankel in die City. Kaufte Raſirmeſſer, die ſchlecht waren. Zu Figdor, den ich nicht zu Hauſe antraf. Holte bereits gekaufte East-India Schnupftücher, die ziemlich häßlich ſind, ab, und ſo war der Vormittag vertrödelt.

Schon während des Mittagseſſens fing es zu gießen an. Ich wollte in die italieniſche Oper, was denn nun nicht möglich war. Hatte Vormittags die beiden Nummern des Morning Chronicle gekauft, die die Reden enthielt, die ich mit angehört hatte. Las jetzt bis zum Erblinden das Gehörte nach, und fand die Reden, mit Ausnahme der von Lord Morpeth, unbedeutender, als ich mir vorgeſtellt hatte. Spielte, da es zu regnen nicht aufhörte, ein kaſuelles Whiſt und zu Bette.

Sonntag, den 5. Juni. Wer weiß, was für ein ſchreckliches Ding ein Sonntag in London iſt, wird meine Lage begreifen, wenn ich ſage, daß es ſchon am frühen Morgen zu regnen anfing, und mit kurzen Unterbrechungen erſt am Abende aufhörte. Wollte eine Partie in die Umgegend machen, allenfalls nach Windſor. Das ward alles durch das Wetter zerſtört. Wendete den Vormittag an, theils meine Zeitungen zu leſen, und mich ſo in der Sprache zu üben, größtentheils aber die ausgelaſſenen Tage in meinem Reiſe-Journal nachzutragen, und dieſes ſo gewiſſermaßen zu vervollſtändigen. Freilich ſind die erſten Eindrücke unter dem Schwall neuer Dinge vergeſſen, doch iſt es beſſer ſo, und in der Folge wird, hoffe ich, die Erinnerung an manches Uebergangene mit Hilfe des wenigen Niedergeſchriebenen wieder erwachen, und mir die Möglichkeit geben, das Bild dieſer ungeheuern Stadt für alle kommenden Tage bei mir feſtzuhalten. Was mich gleich anfangs daran hinderte, Tag für Tag das Erlebte aufzuzeichnen, war das völlig Unbehagliche meiner Lage. Schlecht bewohnt, unzufrieden, kaum im Stande, mir Tinte zu verſchaffen, durch das abgeſchmackte Boarding-Leben, wo das gemeinſchaftliche Frühſtück den halben Tag wegnimmt, und die Nothwendigkeit, den Plan der Stadt zu ſtudiren, um ſich auf ſeine Excurſionen vorzubereiten, die andere Hälfte. Kurz, es war rein unmöglich, und geſteh' ich's nur, meine wenige Bekanntſchaft mit der Sprache, die mir allenfalls erlaubte, mich ſelbſt zur Noth auszudrücken, mir aber, was die Andern ſagten, beinahe unverſtändlich machte, ſetzte mich ſo ziemlich in die Lage eines Schiffbrüchigen, der im löchrigen Kahn allein in der Unermeßlichkeit des Weltmeeres herumtreibt. Doch hoffe ich dem Zweck meiner Reiſe, Wiedergewinnung der eigenen Selbſtthätigkeit und der Möglichkeit, mit Menſchen beiſammen zu ſein, durch alle dieſe Drangſale hier näher gerückt zu ſein, als in Paris, wo mir alles entgegen kam, und gerade durch die Unzweckmäßigkeit der Berührung mich ſtörte und verwirrte.

Heute alſo, nachdem ich bis gegen drei Uhr geſchrieben, benützte ich vor Tiſch eine regenloſe halbe Stunde, um ein paar Straßen zu durchlaufen, und mir einige körperliche Bewegung zu verſchaffen. Mittagsmahl um fünf Uhr, wie hier des Sonntags gewöhnlich, um den Dienſtleuten einen längern Nachmittag zu verſchaffen.

Nach Tiſch ein wenig mit einem der hier lebenden Engländer geleſen, dann wieder ins Freie durch die ſonntäglich wenig bedeckten Straßen. Bei geſchloſſenen Buden gibt die Stadt mit ihren ſchwarzen gleichförmigen Häuſern einen traurigen Anblick. Durch Oxford-street, Regent's-street, Piccadilly in den Hydepark. Achillesſtatue zum Andenken Wellingtons und ſeiner Armee. Die einbrechende Dunkelheit verbot, weiter in den Park einzudringen, der hübſch genug ausſieht. Zurück, vom Wege abgewichen, mich in den Straßen von Grosvenor-square verirrt, durch einen artigen jungen Mann wieder in die Oxford-street zurückgebracht. Nach Hauſe. Sah den jungen Leuten zu, die der Langeweile des Sonntags durch Kinderſpiel Herr zu werden verſuchten, weßhalb die Frau und Tochter vom Hauſe in ächt engliſcher Sonntagsabgötterei ſich entfernt hatten. Die Theezeit war längſt vorüber. Etwas Käſe mit Brod that die nämlichen Dienſte. Zu Bette.

Montag, den 6. Juni. Wollte zu Figdor gehen, vorher aber meines Paſſes wegen ins Alien office. Erhielt meinen Paß, ohne Bezahlung einer Taxe, eine Folge der neuen Einrichtungen, zufolge deren das ganze Alien office mit 1. Juli aufzuhören hat. Sehr würdig dieſes freien Landes, nicht mehr die Fremden allein als Knechte zu behandeln. Beſah die Weſtminſterhalle, die mir früher entgangen war. Groß, wüſt, aber von ausgezeichneter Arbeit in den Skulpturen der ungeheuern Bogen und Tragſteine. Letztere Jagdgegenſtände. Aus der Halle die Eingänge in die verſchiedenen Gerichtshöfe. Vice-Chancellors court, court of common pleas, Kingsbench. Ging in jeden derſelben und wohnte den Verhandlungen bei. Bewunderungswürdige Ueberlegenheit der Richter in Auseinanderſetzung der Fälle und augenblicklicher Zurechtführung der Advokaten. Hierauf nach dem Strand. Die Adelaidengalerie beſehen. Vor dem Eingange ein hübſches Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, gut gekleidet, ſo betrunken, daß ſie ſich kaum auf den Beinen halten konnte. Theilte demungeachtet Ohrfeigen und Rieſenpüffe an die Vorübergehenden aus, die ſie zum Gegenſtande ihrer Neugier machten. Die Galerie höchſt merkwurdig. Eine Maſſe mechaniſcher Erfindungen und phyſikaliſcher Experimente. Auffallende Beweiſe von der Einerleiheit der magnetiſchen und elektriſchen Kraft. Dampfkanonen, die mit ſekundenübereilender Schnelligkeit einzelne Kugeln, und mit fürchterlichem Gepraſſel ganze Hagel auf einmal fortſchleuderten. Verlor einige Stunden im Warten auf die mikroſkopiſchen Darſtellungen, da mehr Leute da waren, als das geräumige Zimmer auf einmal faſſen konnte. Es war fünf Uhr, als ich herauskam, und ein ſchnell einfallender Platzregen nöthigt mich, mit höchſter Eile meine Wohnung zu ſuchen.

Nach Tiſch ins Drurylane-Theater. Das Mädchen vor Artois, original engliſche Oper von Balfé. Einzelne hübſche Sachen. Das Ganze langweilig und bunt. Mde. Malibran vortrefflicher als jemals. Eine ihrer Arien, ein ſchönes Duett. Vor allem aber eine Art Walzer, der das Ganze höchſt unſchicklich ſchließt, den ſie aber mit einer Virtuoſität ſang, die alles hinter ſich läßt. Dieſer leichte Wechſel von hohen und tiefen Tönen in dem ſchnellſten Zeitmaße, dieſe völlig ausgebildeten Pralltriller, dieſer vollendete Geſchmack im Uebergehen zu der wiederkehrenden Anfangsmelodie, dieſes Aufjubeln, dieſe tiefe Empfindung. Die Paſta geht ihr gewiß an Tiefe und Großartigkeit vor, ſie aber iſt unendlich mannigfaltiger, frei genialer. In den Paſſagen nach aufwärts iſt manchmal ein Anklang vom Stoßweiſen, überhaupt nicht die vollendete Nettigkeit der Fodor, manchmal ein ſtumpfer Ton in Verbindung der Höhe mit der Tiefe, der fortgeſetzte Triller nicht ſo beſtimmt, ſo tonreich als bei mancher ihrer großen Nebenbuhlerinnen, aber als Ganzes ſteht ſie gewiß den Beſten nicht nach und übertrifft ſie alle als Theaterſängerin im ausgedehnteſten Bereich.

Als ich gegen Mitternacht nach Hauſe kam, fand ich einen Brief vom Legationsrath, der mir eine Karte zur Pairsſitzung für dieſen Abend überſendete. Natürlich nicht zu benützen. Sonderbare Gefälligkeit, mehr um eine Bitte abzuthun, als wirklich förderlich zu ſein.

Dienſtag, den 7. Juni. Wollte die Familie Figdor vor ihrer Abreiſe ſehen, ward durch einen Beſuch Prägers weit über meine Abſicht lange zu Hauſe gehalten. Nach Wallbrook-street. Fand die Figdors nicht. Trieb mich in der City herum, wo ich Raſirmeſſer und ſonſt Einiges kaufte, von dem immer wieder losbrechenden Regen aber fortwährend in der Nähe der Börſe gehalten wurde, wo doch der bedeckte Gang einigen Schutz darbot. Endlich, um nicht ganz durchnäßt zu werden, zeitlich nach Hauſe.

Abends trotz Regen ins italieniſche Theater; l'assedio di Corinto. Ich habe der Griſi bisher unrecht gethan. Das iſt eine ſo vortreffliche Sängerin, als je eine war. Weniger ſtark leidenſchaftlich, aber dafür immer wohltönend. Anfangs dieſelbe Neigung zum Zuhochſingen, als da ich ſie das erſtemal hörte. Später ſetzte ſich alles zurecht. Ich habe dieſe Oper oft aufführen geſehen, aber erſt heute gehört. Sie hat eine Leichtigkeit und Annehmlichkeit der Stimme wie ſelten eine Prima Donna, die meiſtens ſchon halb ausgeſungen ſind, wenn ſie zu den letzten Stufen gelangen. Der Chor ſchlecht. Von den übrigen liebe ich weder Tamburini beſonders, noch Rubini überhaupt. Lablache taugt nicht mehr für den Prieſter, der ihm immer zu tief lag, beſonders aber jetzt, wo ſeine Stimme ſehr in Verfall iſt. Aber das Zuſammenwirken, wie natürlich, vortrefflich. Die Ausſtattung viel kleinlicher als in Paris.

Mittwoch, den 8. Juni. Frühmorgens kam der junge Figdor zu mir, deſſen Angehörige eben abgereiſt waren, und der mich nach dem Coloſſeum abholte. Sahen das Panorama von London, das an Großartigkeit und Treue nichts zu wünſchen übrig läßt, aber doch etwas gar zu bleich und verwaſchen in der Farbe gerathen iſt. Wie ungeheuer! Aber der Eindruck Wiens vom Kalenberge iſt auch nicht kleiner. In den Straßen ſelbſt merkt man, wie groß London iſt. Drauf die Schweizer Hütte, eine Spielerei mit einigen artigen Einzelnheiten. Darauf Straßen auf und ab. Corn Exchange, ein ungeheures Gebäude zum Behuf des Getreidehandels. Verabredeten für nächſten Samſtag eine Partie nach Windſor. Morgen iſt großes Dankfeſt der Pfarrſchulen St. Paul. Mittags zu Hauſe.

Abends ging ich ins Aſtleys-Theater, um es doch auch geſehen zu haben. Schlechte Spektakelſtücke. Reiterkünſte beſſer, als man ſie irgend ſieht. Eine Miß als Pferde-Abrichterin, mit einem herrlichen Pferde voll Gelehrigkeit, machte darauf im einfachen eleganten Reithabit die Reitſchule zum wahren Genuſſe. Gruppirungen, Menſchenpyramiden von wirklichen oder vorgeblichen Beduinen dargeſtellt, bis zum Unglaublichen. Beſondere Meiſter in den unmöglichſten Gliederverrenkungen, Seiltänzer ziemlich ſchlecht. Der Eine fiel derb aufs Maul, daß er forthinkte. Ein königlicher Prachteinzug, nur in Paris überboten. Ein Wettrennen von Knaben auf kleinen Ponies, den großen aufs Täuſchendſte nachgeahmt. Ging endlich, überſatt.

Donnerſtag, den 9. Früh Morgens mit Figdor und einem andern deutſchen Kaufmanne in die St. Paulskirche, die mit endloſen Stufen zum Kinderfeſt hergerichtet war. Rings unter der ungeheuern Kuppel, und dem, was man bei uns Presbyterium nennt, die emporſteigenden Sitze, deren ich ſechzehn übereinander zählte, Raum für achttauſend Kinder. In der Mitte ein Predigtſtuhl, im Fond die Orgel. Die Verſammlung im Ganzen bis vierzehntauſend Menſchen. Die Zuſeher waren bald verſammelt, unabſehbar, außer der Peterskirche in Rom nichts damit vergleichbar. Nach und nach ſtellten ſich die Kinder ein. Nach den Pfarren in verſchiedenen Farben gekleidet. Die Knaben höchſt barock, die Mädchen, obwohl im Coſtüme alter Weiber, doch durch die außerordentliche Reinlichkeit ihrer Hauben, Schürzen und Halskrägen nach Pilgerſchnitt, ſämmtlich glänzend weiß, ein wohlthuender Anblick. Blau, grün, roth in allen Schattirungen, ſchwarz, braun, grau, die Mädchen von unten hinanſteigend, die Knaben von oben herab. Als alle achttauſend beiſammen waren, gab es einen Anblick, deſſen Gleichen in der Welt nicht iſt. Gegen die Orgel zu ein Fächer von lauter Mädchen, ſchneeweiß, von dunkeln Farben eingeſäumt, wahrhaftig wie eine Engelsglorie. Die andern ſaßen horizontal getheilt. Die weißen Mädchen bildeten die Schneeregion des Menſchengebirges, und dieſe fiel ſo umgekehrt nach unten. Hie und da war die gleiche Linie durch einen Hauben- und Schürzenzwickel nach oben maleriſch unterbrochen. Langweilige Gebete, von Chören unterbrochen, die die achttauſend Kinder ſangen, wie ein Donnerwetter, im Sopranſchlüſſel geſetzt. Die ziemlich ſchweren Sachen gingen beſſer, als ich gedacht hatte. Der proteſtantiſche Erzbiſchof über ganz Irland (all Ireland. Gott verdamm' ihn!) hielt eine Predigt, die er ſelbſt verſtanden haben mag. Der hundertdreizehnte Pſalm recht gut componirt. Ein Alleluja von Händel, das den Kindern denn doch zu bunt war. Endlich nach dritthalb Stunden ein nicht unwillkommenes Ende. Wir, die wir ſchon um zehn Uhr da waren, hatten eigentlich fünf Stunden ausgehalten. Ging mit Figdor ins London-Kaffeehaus, wo er mich traktirte. Vortreffliche engliſche Küche. Salm, für einen Kaiſer zu gut. Roaſtbeef über alle Vorſtellung. Johannisbeertorte für einen großbritanniſchen Gaumen. Grüne Erbſen, im Waſſer abgekocht. Grüner Salat, roh zu eſſen, was wir bleiben ließen. Stilskäſe, dem nichts gleichkommt. Das Couvert vier Shillinge. Dazu Ale, Hochheimer und zum Schluß etwas Sherry. Hernach in den Cigarrendivan, wo für einen Shilling die Perſon eine Cigarre und eine Taſſe ſchlechten Kaffee erhält. Zeitungen in Ueberfluß. Sah und las ſeit beinahe drei Monaten zum erſtenmale wieder die Allgemeine Zeitung. Unter anderm, der Kaiſer von Oeſterreich habe den Erzherzog Ludwig zum Mitglied des Staatsminiſteriums ernannt, ihn, der ſo lange die oberſten Geſchäfte halb ſelbſtſtändig leitete. Iſt das eine Erhöhung oder Erniedrigung?

Ging darauf in die italieniſche Oper. Marino Faliero von Donizetti. Hübſche Sachen. Die Griſi gefiel mir nicht. Tamburini hat offenbar ſeine Stimme verloren. Lablache der beſte, ohne ſonderlich zu ſein. Die Chöre ein Skandal. Mit mir in derſelben Loge ein recht artiger Engländer, der recht leidlich franzöſiſch ſprach und die

Muſik zu goutiren ſchien. Zwei ſeltene Eigenſchaften in dieſem Lande.

Ich komme um Mitternacht nach Hauſe und finde, daß die jungen Leute ſich eine kleine Abend- oder Morgenunterhaltung machen, wobei ſie einen Höllenlärm verbringen. Ich will noch ein wenig ſchreiben, vielleicht kriegen ſie's mittlerweile ſatt.

Die Ordnung war bewunderungswürdig in der Paulskirche, nur ſtörte, was aber nicht anders ſein konnte, das Commandomäßige gewiſſer Handlungen. So bedeckten bei manchen Stellen der Gebete die Kinder auf ein Tempo ſich die Augen mit Händen und Schürzen, was ein wenig heuchleriſch ausſah, high-church-mäßig. Die Prinzeſſin Viktoria war da mit ihrer Mutter und dem Herzog von Oranien. Sie ſaß anfangs zu unterſt, mitten unter den Kindern. Da nun aber die Leute auf die Bänke ſtiegen, um ſie zu ſehen, trotz der Stewards, die unermüdlich die Obenſtehenden mit ihren Stäben berührten, und zur Anſtändigkeit aufforderten, verließ ſie ihren Platz und ſetzte ſich in den Chor. Da kehrten ſich denn die dort ſitzenden Mädchen mit dem Geſichte nach ihr, und machten in einem Tempo ihr unabläſſige Verneigungen, ſo daß das Ganze ausſah wie ein wallendes Meer. Mitten unter den Gebeten fiel es auf einmal ein paar Schulbuben ein, ihr ein lautes Hurrah (Hurräh) zu bringen, in das das ganze Kinderheer einſtimmte, zum offenbaren Mißvergnügen des Erzbiſchofs von Armagh (eines hochtoriſtiſchen Lords Beresford); auch ſcheinen die Kleinen einen Wink zur Unterlaſſung bekommen zu haben, denn es blieb bei dieſem einmaligen Ruf, was ſonſt nicht in der hieſigen Sitte iſt.

Die jungen Leute lärmen noch immer fort. Mein

Licht iſt zu Ende, ich will mich daher zu Bette legen, vielleicht nimmt es doch bald ein Ende.

Freitag, den 10. Es war ein förmlicher Ball im Hauſe, was ich nicht wußte, da ich des Mittags auswärts gegeſſen hatte. Man tobte bis zum hellen Morgen, ſo daß ich kein Auge zuthun konnte.

Beim Frühſtück erfahre ich, daß der Legationsſekretär geſtern noch einmal da geweſen iſt. Das ſcheint denn doch mehr als leere Höflichkeit. Will verſuchen, ihn heute zu ſprechen.

Mir thut leid, daß ich Raumers Werk über England vor meiner Abreiſe nicht leſen konnte, oder vielmehr nur in den letzten beſchäftigten zwei Tagen durchblättern. Will es zu Hauſe nachholen. Hier gefällt er den Radikalen ſehr, die Tories ſchimpfen über ihn. Auch in der Allgemeinen Zeitung, die ich geſtern las, wird er heftig angegriffen. Auf deutſche Weiſe, d. h. ungeſchickt. Der Menſch hat viele gute Eigenſchaften, und nur eine üble, die aber bei einem hiſtoriſchen Schriftſteller alle andern zerſtört. Er iſt kein Mann. Wer aber das nicht ſchon bei der Geſchichte der Hohenſtaufen ſah, dem iſt nicht zu helfen. Manchmal erinnert er ſich des Johannes Müller, dann bringt er auf Tugend, Religioſität, und was weiß ich. Dann fällt ihm wieder ein, daß er ein Freund Tiecks iſt, und nun geräth er in einen Tieckiſchen moraliſchen Indifferentismus, den Tieck Goethen nachgeahmt hat, und er Tiecken. Manchmal thut er liberal, um nicht hinter Rotteck an Popularität zu ſtehen, dann will er's doch mit der preußiſchen Regierung nicht verderben, und modificirt ſeine Anſichten, daß nichts übrig bleibt, als was allenfalls im märkiſchen Sande auch aufkeimen könnte. In Deutſchland merkt man aber derlei ſpät, weil die geſunde Stimme des Publikums für nichts gilt, ſondern Lob und Tadel von einigen miſerablen Tagblattſchreibern ausgeht. Mir iſt der Mann immer widerlich geweſen. Eine Art Hormayr, mit mehr Fleiß und weniger Perſönlichkeit, übrigens von leidlicherem Charakter.

Beſchloß, einen Verſuch zu machen, mit meiner Karte vom verfloſſenen Montag, heute in die Pairskammer zu gehen. Vorher zum Geſandtſchaftsſekretär Humelauer, den ich auch dießmal zu Hauſe fand. Offenbar ein geſcheidter Menſch, doch vielleicht davon zu ſehr überzeugt. Seine Augen ſind es, durch die das öſterreichiſche Kabinet die hieſigen Dinge anſieht. Ich las den öſterreichiſchen Beobachter in ſeinen Worten. In Bezug auf die Lügenhaftigkeit der Whigs und Tories iſt er meiner Meinung. Keine der beiden Parteien getraut ſich zu ſagen, was ſie will. Daher ſind ihre Reden ſo leer, und ſie machen ſich wechſelſeitig ſo leicht lächerlich, weil nämlich ihre vernünftige Abſicht nie ausgeſprochen wird. Die Radikalen hält er für die einzigen Vernünftigen und Talentvollen. Eine Revolution im demokratiſchen Sinne, mit Staatsbankerott u. ſ. w., ſcheint ihm unvermeidlich. Was ich nicht glaube und nur dann möglich würde, wenn die gemäßigten Tories noch länger ſich von den Whigs entfernt halten, und dieſe dadurch zwingen, ihre Majorität bei den Radikalen zu ſuchen. Aber auch dann wird's nicht geſchehen. Eher kommen die Tories wieder ans Ruder. Der Geiſt der Maſſe iſt offenbar monarchiſch.

Ich kam um halb drei Uhr ins Oberhaus, und ſuchte als ein Fremder, der London demnächſt verlaſſen muß, und der durch Unwohlſein gehindert wurde, von ſeiner Karte zu gehöriger Zeit Gebrauch zu machen, Einlaß. Ward auf halb fünf Uhr beſchieden, da der door keeper nicht zugegen war. Ging unterdeß in den court of common pleas, wo eben eine ſchlüpfrige Materie verhandelt wurde. Eine verheirathete Frau, die ſich bei Gelegenheit einer Landpartie auf einem Seitenfußſteige brauchen ließ. Es war merkwürdig, mit welcher Ernſthaftigkeit die Richter die unanſtändigſten Zeugenausſagen herablaſen, und Niemand lachte oder ziſchelte. Der Advokat ſprach ausgezeichnet. Ging, eh' es zu einem Abſchluß kam. Ward in die Pairskammer glücklich eingelaſſen. Der Saal klein, hochroth ausgeſchlagen. Im Fond der Thron, und zwölf Schritt davor der Wollſack des Lordkanzlers. Die Biſchöfe, obwohl in der Oppoſition, doch auf der rechten miniſteriellen Seite ſitzend. Es waren kaum ein halb Dutzend Mitglieder da, die unterdeſſen ſich in kurzen Wechſelreden übten. Nach und nach füllte ſich das Haus. Einer der erſten, Lord Wellington. Er ſieht entſchloſſen und doch geiſtlos aus, was er auch iſt. Die Rede war von Beſtechungen bei den Wahlen, mit offenbarer Hinſicht auf einen beſtimmten Fall. Wellington ſprach, kurz und ſtockend. Ein paar Miniſterielle, der eine fließend, der andere nicht übel. Alle Reden kurz. Ein Oppoſitionslord ſehr gut. Bittſchriften wurden eingebracht. Ein miniſterieller Graf Shrewsbury ſcheint ein ausgezeichneter junger Mann. Ein Biſchof ſprach gegen die Miniſter. Lord Melbourne, der nicht gut ausſieht und faſt ſchmutzig gekleidet war, weißen Hut auf dem Kopfe, einen Knittel in der Hand, antwortete kräftig, im Gefühl der Ueberlegenheit. Lyndhurſt ſtand auf; allgemeine Aufmerkſamkeit. Ihm antwortete Melbourne heftig, drohend, beleidigend. Lyndhurſt wies die Vorwürfe nicht auf die höflichſte Art von ſich. Es entſtand eine Pauſe. Ich ging, da es nahe an ſieben Uhr war, und ich noch nicht gegeſſen hatte. Speiſte im Strand recht gut. Ich hatte mich mit Figdor zuſammenbeſtellt, bei einer deutſchen Familie Thee zu nehmen. Als ich nach Hauſe kam, war er da geweſen, aber ſchon wieder fortgegangen. Fand einen Zettel von ihm, wodurch die Partie nach Windſor auf Morgen vier Uhr Nachmittags feſtgeſetzt war.

Blieb zu Hauſe und brachte den Abend zu, wie es eben gehen wollte.

Samſtag, den 11. Hatte Verſchiedenes vor, beſchloß aber zu Figdor zu gehen, um das Nähere wegen der Partie nach Windſor zu erfahren. Fand ihn dort mit ein paar preußiſchen Windbeuteln, die ihn um Geld prellen wollten, die er aber herzhaft ablaufen ließ. Endlich kam auch Eötvös, ein armer Teufel von Ungar, der nach Nordamerika auswandern will. Gingen endlich zu unſerm dritten Reiſegefährten, der aber, drohenden Wetters halber, nicht mit wollte. Uns fing auch an, die Luſt zu vergehen, da der Himmel jeden Augenblick Regen drohte, und ein kalter Weſtwind jede Annehmlichkeit hinwegnahm. Ich wäre gerne in die Gerichtshöfe gegangen, der Sprache wegen, wollte aber Figdor nicht beleidigen, der ſich meinetwegen von allen Geſchäften frei gemacht hatte, und ſo gingen wir in der Stadt herum, beſahen eine Society of arts, wo ſchlechte Maſchinen-Modelle ſtanden, und nicht viel beſſere Bilder hingen. Hunger-ford-Market, einiges Beiläufige. Gingen ins Hôtel de la Sablonière eſſen. Abends nach Haymarket ins Theater, wo man School for scandal gab. Das Spiel theilweiſe ſehr gut. Miß Tree, als Lady Teazle, ausgezeichnet. Miß E. Philipps fiel mir wegen ihres echt engliſchen Weſens in Sprache und Benehmen nicht unangenehm auf. Vandehoff, als Joſeph Surface gut, manchmal etwas geſucht. Gut Vicinny, als Charles, nur gibt er die Weigerung, des Onkels Bild zu verkaufen, gleich von vornherein zu ernſthaft. Mrs. Glover, als Klatſcherin, ſehr brav. Mr. Bobſter, Sir Peto Teazle, hat die üble Gewohnheit, aus Streben nach Mimik, fortwährend die häßlichſten Geſichter zu ſchneiden, was einen unerträglichen Eindruck macht, und die Mimik doch nicht erſetzt. Sonſt viel Gutes. Im Ganzen war die Darſtellung doch nicht à la hauteur des Stückes. Man merkte das Theater vom zweiten Rang.

In Very's Kaffeehaus, Regent's-street, noch ein Glas Eis genommen, und die Abendzeitungen geleſen. Große Aufregung unter den Leuten. Man glaubt, es müſſe zu einem Bruche mit dem Oberhauſe kommen. Die Tories ſind vorige Nacht in der Minorität von 86 geblieben, und doch ſcheint nicht, daß ſie nachgeben wollen. Schein trügt oft.

Sonntag, den 12. Fuhr mit Figdor um 10 Uhr nach Windſor. War, des Sonntags wegen, nicht im Stande, eine Taſſe Thee in London zu bekommen, und mußte daher nüchtern die 27 engliſche Meilen machen. Die Gegend dahin weniger ſchön, als man nach der übertriebenen Beſchreibung glauben ſollte. Wir ſaßen Outside, und es fing zu regnen an, hörte aber zum Glück bald auf. Doch ſchien der Tag gefährlich bleiben zu wollen. Windſor-Caſtle macht bei Vormittagsbeleuchtung keinen beſonderen Eindruck. Die gothiſche Bauart, verbunden mit dem abgeputzten, neuen Anſehen, hat etwas Disharmonirendes, Spielwerkartiges. Auch da die Gegend ohne Berge, ja (den Hügel, auf dem das Schloß liegt, abgerechnet), ſelbſt ohne Anhöhen iſt, macht die gerade Beleuchtung von oben, einen kahlen Eindruck. Nahmen in der Eile ein unentbehrliches Frühſtück und gingen in den Park, nachdem wir für ſechs Uhr Plätze zur Rückkehr beſtellt hatten, und das Schloß, als den nächſten Gegenſtand, für die letzte Stunde vor der Abfahrt aufſparten. Der Park iſt ſchön, doch wüßte ich nicht, worin das Beſondere läge, vornehmlich für Jemand, der aus Oeſterreichs ſchönen Gegenden kommt, und nicht aus dem Berliner Thiergarten. Die coloſſale Statue Georgs des Dritten. Hatten ſoviel von den Virginia Waters reden gehört, daß wir ſehr lüſtern nach ihnen waren. Der Park war ganz menſchenleer. Gingen kreuz und quer durch zwei Stunden, bis wir endlich das Wunderwerk erreichten, das ſo unbedeutend iſt, als etwas in der Welt. Ein artiges Stück Waſſer, leidlich von Baumgruppen umgeben. Ein paar Segelſchiffe darauf. Soll ein chineſiſcher Tempel da ſein, in den man aber nicht hinein darf, wenigſtens nicht am bigotten Sonntage. Hatten uns in unſerer (nicht meiner) Hartnäckigkeit ſo übergangen, daß wir erſt gegen halb ſechs Uhr nach Windſor zurückkamen. Wollten das Schloß nachholen. Der eingeſchlagene Weg ward uns, als nur für die königliche Familie beſtimmt, verwehrt. Mußten einen andern einſchlagen, verloren den letzten Reſt der Zeit, und konnten, da ohnedieß das Innere des Schloſſes am Sonntag nicht zu ſehen war, kaum einen ſchnellen Ueberblick des Gebäudes, und der Ausſicht von der Terraſſe gewinnen. Letzterer iſt bei Abendbeleuchtung wirklich bezaubernd. Die längeren Schatten geben Mannigfaltigkeit, das rothe Licht miſcht den ſchönen Raſen mit Gold. Ohnehin iſt die Umſicht weit, durch nichts als die natürliche Entfernung beſchränkt. Die Maſſen des Schloſſes löſen ſich von einander ab. Es verliert das Kartenhausmäßige, und zeigt ſich ſchön. Die Terraſſe ſelbſt wunderhübſch mit Blumen und Statuen. Heute war Muſik da, viel Spaziergänger. Die Luft ſo weich, rein und angenehmer, als irgendwo in der Welt. Ein bezaubernder Ort.

Mußten einſitzen und zur Stadt zurück, da nach ſechs Uhr keine stage-coach mehr fährt. Im Wagen zwei Wiener. Schnelle Bekanntſchaft. Aßen mit ihnen um 10 Uhr Nachts zu Mittag im Hôtel de la Sablonière, wo ſie wohnen. Figdor macht ſich unliebenswürdig. Die Fremden gefallen ihm nicht, und er weder ihnen noch mir. Der Verluſt eines Schnupftuches hat ihn ärgerlicher gemacht, als billig. Vor 11 Uhr trennen wir uns. Der Spaß hat einen Sovereign gekoſtet, was er wahrlich nicht werth iſt.

Montag, 13. Juni. Ging zu Figdor, der in ſeiner Gutmüthigkeit ſich für verpflichtet hält, mir die letzten Tage meines hieſigen Aufenthaltes noch die Honneurs der Stadt zu machen. Und ich gehe fleißig zu ihm, obſchon mir's wahrhaftig lieber wäre, meine Zeit allein zu benützen. Gerade ſo war's in Paris mit Brant.

Heute war mein Paß bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu viſiren. Wir gingen zuſammen hin. An der Krontaverne, im Strand, drängten ſich die Leute. Unten im Eingange lag eine Petition zur Unterſchrift, oben war ein Meeting. Wir gingen hinauf. Im Saale, von Menſchen umringt, waren Huſtings, auf denen ein ziemlich übel ausſehender Mann ſchwadronirte. Der Antheil der Zuhörer ſchien nicht ſehr groß, als auf einmal Lärm entſteht. Zudrängen, Geheul, Schreien: throw him out, throw her out! Ich glaubte, ein Taſchendieb ſei ertappt worden. Es war aber Miſtreß Courtenay mit ihrem 13 oder 14jährigen Burſchen, den ſie für O'Connells Sohn ausgibt. Sie hatte dieſe Gelegenheit benützen wollen, um ihre Anſprüche geltend zu machen, hatte ſprechen wollen, und wurde aber jetzt im ſtrengſten Wortverſtande hinausgeworfen. Anfangs that ſie etwas weinerlich, auf der Straße aber geſellte ſie ſich ziemlich ruhig zu Einigen, die ſie da erwarteten, und ging mit ihnen fort, als ob nichts geſchehen wäre. Sie und der Bube ſehen ziemlich ärmlich aus, letzterer hat rothes Haar, was der gerühmten Aehnlichkeit mit dem ſchwarzhaarigen O'Connell nicht ſehr entſpricht.

Darauf beſehen wir die Kenſington Gardens mit dem Palaſt der Prinzeſſin Viktoria. Die Gärten wunderſchön, eine ſchöne Natur mit ſorgfältig verſteckter Kunſt. Der Palaſt ein wunderliches Gemäuer, ziegelroth im Geſchmack des St. James-Palace. Der freie grüne, von Baumgruppen begrenzte Platz vor dem Schloſſe das reizendſt Großartige, was man irgend ſehen kann. Es war nahe an ſieben Uhr, daher zu ſpät, zum Eſſen nach Hauſe zu gehen. Fuhren im Omnibus. Eine ordentlich ausſehende Dame, die behauptet, ihren Geldbeutel verloren zu haben, und der ich daher einen Shilling borge, den Wagen bezahlen zu können. In Coventgarden geſpeist, in einem vortrefflichen, aber unſinnig theuern Hotel. Roaſtbeef, von einer Zartheit wie Lammsfleiſch, Moſelwein, recht gut, aber für eine halbe Million. Abends ins Coventgarden-Theater. Eine neue Oper, oder wie es heißt: Operatic romance: The sexton of Cologne. Die Sänger nicht übel, die Muſik leidlich, Decorationen verſchwenderiſch. Darauf The hunchback, in dem der Verfaſſer Sheridan Knowles ſelbſt ſpielte. Er nahm die Rolle luſtiger, als bei uns geſchieht, und überhaupt, wie es ſcheint, geſchehen ſollte. Miß Faucits eine vortreffliche Schauſpielerin. Manchmal mit etwas Uebertreibung. Aber was für natürliche Vollkommenheit! Ich weiß nichts ſo Impoſantes in Deutſchland. Das iſt der Ausdruck. Impoſant ſind die hieſigen beſſeren Schauſpieler. Ich weiß, außer der Schröder, keinen impoſanten Schauſpieler in Deutſchland. Schöne Figur, ſchönes Haar, prächtiges Auge, herrliches Organ. Nichts hingeworfen, vernachläſſigt, alles gehalten. Die Deutſchen ſtreben bis zur Unbedeutendheit, natürlich zu ſein, hier wiſſen ſie wenigſtens, daß ſie eine Kunſt ausüben.

Frechheit der Weiber in den Corridors. Uebrigens alle hübſch und prächtig gekleidet. Gegen Mitternacht nach Hauſe.

Dienſtag, den 14. Juni. Ging mit Figdor, einen Platz im Dampfboote zu nehmen, das übermorgen nach Antwerpen abgeht. Nur noch die letzte Kajüte erhalten. Päſſe beſorgt. Den Entlaßſchein in Alien office. Drauf ins warme Schwimmbad. Recht hübſch, aber halb unreinlich, halb unanſtändig. Man muß nackt ins Waſſer gehen, das, wie natürlich, nicht ohne Spuren der Badenden iſt. Darauf nach dem Strand zu Tiſch.

Abends in die italieniſche Oper. Othello. Die Griſi vortrefflich, ihre beſte Rolle. Rubini den Othello, lächerlich! Er läßt eben alles fallen, was den Charakter zum Charakter macht. Tamburini, Jago. Winte, Rodrigo. Chöre und Orcheſter beſſer als gewöhnlich.

Vormittags ſah ich im Vorübergehen bei einem Wirthſchaftsgarten zwei Boxer. Es war im vorhinein nicht im Ernſt gemeint, und doch geben ſie ſich Schläge auf Kopf und Bruſt, daß es weithin tönte. Scheußlich, ich mußte gehen.

Mittwoch, den 15. Ging noch Einiges beſorgen, dann eingepackt, eingepackt. Der Tag heiß, wie im Auguſt, der Schweiß lief mir ſtromweiſe vom Leibe. Um ſechs Uhr holte mich Figdor ins Hôtel de la Sablonière ab, um mit vier Landsleuten zu ſpeiſen. Herr Miesbach, ſein Neffe, und zwei Ungarn. Artige Leute. Miesbach traktirt mit Champagner.

Nach Tiſch ins Strandtheater, das ich noch nicht geſehen.

Sehr klein, aber artig. Sehr gute Schauſpielerin, deren Namen ich vergeſſen. Früh mit Figdor nach Hauſe. Vorher aber noch Jeder bei Very drei Gläſer Eis gegeſſen, ſo unerträglich heiß war es.

Donnerſtag, den 16. Juni. Tag der Abreiſe. Wieder gepackt, die Rechnung bezahlt, die die gute Frau Williams doch höher angeſetzt, als anfangs ausgemacht war. Uebrigens doch billig. Frühſtück. Ein junger Deutſcher, der im Hauſe wohnt, Schultze aus Mecklenburg, will die Reiſe bis Mainz mitmachen. Iſt ein artiger Menſch. Figdor kommt. Ein Wagen wird geholt. Abſchied. Miſtreß Williams hat Thränen in den Augen. Auch die kleine Bella ſcheint betrübt. Händedruck, Good by! und in den Wagen. Das Coſtumhouſe iſt erreicht, die Effekten in ein Boot gebracht, wir ruderten zum Dampfſchiffe. Figdor begleitet uns an Bord. Das Schiff iſt keins der hübſcheſten, auch keins der ſchnellſten, wie man ſagt. Erſt vor 14 Tagen mußte es drei Tage bei Vließingen liegen bleiben, weil die Maſchine brach. Es heißt „der Touriſt." Beſehe mir die Kajüte, ein Hundeſtall, obgleich innen von Mahagony und Bronce. Das Verdeck voll Reiſender, faſt ausſchließlich Engländer.

Ich fürchtete ein wenig das Meer, denn ich war ſchon beim Einſteigen ins Schiff ſo gut als ſeekrank, wahrſcheinlich vom geſtrigen Champagner. Ich wußte mir in der Eile nicht beſſer zu helfen, als ein großes Glas Grog zu trinken, was wirklich half.

Um halb 11 Uhr fahren wir ab, bei regneriſchem, aber windſtillem Wetter. Machen noch einmal, zum letztenmal, die Waſſerſtraße von London durch. Schon ſind die oſtindiſchen Docks erreicht. Die Häuſer werden ſpärlicher, verlieren ſich. Die Themſe ſchwillt zum See an, die Ufer weichen immer weiter zurück, werden unſcheinbarer; verſchwinden. Wir ſind in offener See. Man deckt zum Mittagsmahle, auf dem Verdeck, in den Kajüten. Ich nehme Theil und trinke zur Magenſtärkung eine Pint Sherry. Der Tag haſpelt ſich ab. Kurze Converſationen. Ein artiger Schwede, der deutſch ſpricht. Ein Anderer, nur des Franzöſiſchen mächtig. Eine engliſche Familie, die mir wohl gefällt. Der Vater, ein Lebemann, zwei erwachſene Söhne, wie junge Jagdhunde, und die Mutter noch jetzt ſchön. Ein paar andere, nicht üble Frauenzimmer; Abendthee. Es hat geregnet, und wird nun immer kälter und kälter. Ich nehme meinen Mantel, und da außer Regen auch ſchon die Nacht anfängt, die Gegenſtände unkenntlich zu machen, gehe ich in die Kajüte, die mit Matratzen und Schläfern beſäet iſt. Krieche in mein Loch. Fange zwei bis dreimal an, einzuſchlafen, werde aber immer wieder durch Lärm aufgeweckt. Wache zum letztenmale auf und kann nun nicht mehr einſchlafen. Die Ausdünſtung ſo vieler Schlafenden war unerträglich. Endlich werden die Kajütenfenſter licht. Ich gehe aufs Verdeck, es iſt halb vier Uhr, Schultze iſt ſchon da. Die hübſcheſten Weiber und Mädchen liegen in Betten und Mänteln eingehüllt, kreuz und quer auf dem Deck. Die Zimperlichſten lümmeln herum, wie die Laſtträger. Die Temperatur erträglich. Feiner Regen rieſelt noch immer. Bald zeigt ſich rechts ein Streifen Land. Es iſt die belgiſche Küſte, links Walcheren, wir laufen in die Schelde ein. Unzahl von Seehunden, die auf einer Sandbank ſpielen, und ſich ins Meer ſtürzen. Vließingen. Holländiſche Fregatte. Ein neuer Lootſe an Bord gebracht, Frühſtück, Erwartung. Endlich ein ſenkrechter Nebelſtreif, der Thurm der Kathedrale von Antwerpen. Die Schelde verengt ſich zum Fluſſe. Wir ſind in der Stadt. Artiges Benehmen der Zollbeamten. Keine Frage nach einem Paſſe. Wir beſchließen, ſammt den beiden Schweden, ins Gaſthaus St. Antoine zu gehen, von welchem aus ein Aufwärter zum Menſchenfang aufs Schiff geſendet worden iſt. Wandelte durch die alterthümliche Stadt. Nur halb altdeutſch, halb vielleicht ſpaniſch. Wunderſchön. Der Thurm ſcheint aus der Ferne größer, iſt aber von herrlicher Arbeit. Das Aeußere ſchwunghafter als Notre-Dame, das Innere mit fünf faſt gleichbreiten Schiffen (und darin Notre-Dame nachſtehend, wo das Hauptſchiff breiter iſt), durch Anweißen verdorben. Sonſt herrlich. Und was für Gemälde: Rubens Kreuzabnahme, gewiß das edelſte Bild dieſes Malers, an die beſten Italiener erinnernd. Die Himmelfahrt Mariä, an der die Jungfrau ſelbſt der ſchwächſte Theil. Noch mehrere gute, ja vortreffliche Sachen. Die Kirche ſelbſt durch eine Kuppel merkwürdig, was ſonſt bei altdeutſchen Kirchen nicht der Fall iſt. Nach Tiſch ins Muſeum. Ein vortrefflicher Quintin Meſſys. Mehrere vortreffliche Sachen. Der bekannte Chriſtus, auf Maria's Schooße liegend, von Van Dyk. Ausgezeichnetes von Van der Boß. Die einbrechende Dunkelheit verbot längere Beſichtigung. Ein wenig durch die Stadt. Das ſchöne Rathhaus, durch Abbildungen bekannt. Die Stadt ſcheint ſehr herabgekommen, oder iſt es der Abſtich von dem lauten, rieſenhaften London, was dieſen Eindruck macht. In drei Stunden nicht eine Kutſche geſehen. Nach Hauſe. Thee getrunken, um 10 Uhr zu Bette.

Samſtag, den 18. Juni. Gut, aber kurz geſchlafen. Um halb vier Uhr ſchon wach, und um halb ſechs aufgeſtanden. Nach langer Zeit wieder einmal zum Frühſtück Kaffee genommen, der mir nicht behagt. Freilich iſt auch der hieſige Thee nicht der engliſche.

Hierauf fort in die St. Jakobskirche. Zu ſagen, was da für Schätze von Gemälden zu finden, ſcheint mir unmöglich. Ein todter Chriſtus von Van Dyk. Rubens: der heilige Georg mit ſeinen drei Weibern. Chriſtus und die Ehebrecherin, von Rubens' Lehrmeiſter, wo, wie mir dünkt, Chriſtus Charakter beſſer getroffen iſt, als in irgend einer andern Darſtellung dieſer Art. Eine Innigkeit in Blick und Stellung, die, bei all ſeiner Größe, Rubens ihm nicht abgelernt hat. Eine Verſuchung des heiligen Antonius mit der Chiffre Albrecht Dürers. Vortrefflich, aber, wie mir ſcheint, nicht in der Manier dieſes Malers. Gemalte Fenſter, die ihres Gleichen in der Welt nicht haben. Die Geſchichte von Rudolf von Habsburg und dem Prieſter, von Albrecht und ſeiner Gattin Iſabella geſtiftet. Es iſt ein Reichthum zum Erdrücken. Maler, größer als ihr Name, und ſolche, deren Name größer iſt als ſie. Antwerpen iſt, außer den italieniſchen Städten, die merkwürdigſte in Kunſtrückſicht, weil all das weder gekauft, noch geſtohlen iſt, ſondern hier gewachſen.

Darauf in die Citadelle. Die Belagerungsgeſchichte im Detail angehört. Wenn Chaſſé ſeine Drohung erfüllt und die Kunſtſachen zerſtört hätte, man müßte ihn mit den türkiſchen Helden in Athen in eine Reihe ſtellen. Darauf in die Franziskanerkirche. Die berühmte Geißelung von Rubens. Eine Kreuztragung von Van Dyk, nicht vollendet. Der Kopf des Erlöſers unübertrefflich. Am Hochaltar drei Marmorgruppen, darunter eine Jungfrau Maria, die, nicht im Styl, aber in der Lebendigkeit des Ausdrucks, nicht ihres Gleichen hat. Nach Tiſch auf die Eiſenbahn nach Brüſſel. Das Land ein Garten. Niemand fragte nach unſeren Päſſen.

Zu Brüſſel im Hôtel de Suède abgeſtiegen, unſern ſchwediſchen Reiſebegleitern zu Liebe. Abends noch mit Schultze die Stadt durchſtreift. Einige ſchöne Straßen. Der Park ſehr angenehm. Schöner botaniſcher Garten, einer Privatgeſellſchaft angehörig. Das Gebäude zweckmäßig und ſchön. Früh zu Bette.

Sonntag, den 19. Juni. Gut geſchlafen. Vielleicht eine Folge des vortrefflichen Bettes, das, weiß wie Schnee, das Darinliegen zu einem wirklichen Genuſſe machte. Um 10 Uhr zu Vieren ausgegangen. Zuerſt ins Muſeum. Ein Reichthum von vortrefflichen Sachen. Die Bekanntſchaft eines Malers, wie mir wenigſtens ſcheint, vom erſten Range gemacht, Caſpar de Crayer, von dem eine Maſſe ausgezeichneter Bilder hier ſind. Rubens nicht beſſer als überall. Van Dyk ſich ſelbſt beinahe unähnlich. Sehr gut Jordaens. Ein merkwürdiger Ruysdael u. ſ. w., an vierhundert Stück, ſehr gut erhalten. Meine Begleiter hatten weniger Geduld als ich, mußte daher die älteren Sachen ziemlich ſchnell abfertigen. Von ganz neuen ein, nach meinem Urtheil, vortreffliches Stück, die Revolution von 1830 darſtellend. Ich weiß kein Bild, neue Ereigniſſe darſtellend, das ich dieſem vorziehen, ja nur gleichſtellen möchte, höchſtens die Farbe gegen den Vordergrund zu etwas bleich, aber componirt, gedacht, gefühlt, wie wenig. Der Meiſter iſt wahrſcheinlich in der Kunſtwelt allbekannt, ich weiß ihn nicht.

Darauf in den Palaſt des Prinzen von Oranien. Mußten bei einer Stunde warten, bis man uns einführte, uns Pantoffel anziehen ließ, und durch einige Prachtzimmer hetzte, ſo daß man einen Raphael, Paul Veroneſe, Perugino nur im Fluge ſehen konnte. Der Führer vertröſtete auf einen künftigen Tag, da heute der Zudrang zu groß war. Für mich giebt's hier leider keinen künftigen Tag, beſonders da, wenn man auch noch einen zugeben wollte, der Montag eben ſo tumultuariſch ſein ſoll. Dann zerſtreuten ſich meine Begleiter, und ich beſah allein das Hôtel de ville, ein impoſantes Gebäude, und die Kirche St. Gudule, mit den vortrefflichſten Fenſtergemälden, beſonders, wie mir ſchien, auf der rechten Seite des Presbyteriums. Meiſterhaftes Schnitzwerk unter der Kanzel. Adam und Eva mit dem Apfel. Engel und Tod dabei, das ſchönſte Laubwerk mit Vögeln und Thieren. Suchte auch eine Kirche der Notre-Dame, die in Büchern gerühmt wird, konnte ſie aber nicht finden, weil es drei Kirchen dieſes Namens mit verſchiedenen Beinamen in Brüſſel gibt. Fragte mich ſterbensmüde in den Gaſthof zurück. Die Stadt recht hübſch, nur unbequem wegen der Ungleichheit des Bodens. Ganz nach Pariſer Sitte alle Buden am Sonntag offen.

Nach Tiſch ein wenig die Stadt durchſtrichen. Nahmen Abſchied von unſern ſchwediſchen Freunden, die ins Theater gingen. (Einer iſt ein Graf Roſen, der andere ein Baron. Seinen Namen habe ich nicht behalten, obſchon er der Liebenswürdigere war. Beide Officiere.) Nahmen Thee. Um acht Uhr auf die Poſt und fort nach Lüttich. Fanden einen recht angenehmen Deutſchen mit ſeiner Frau. Noch einen Deutſchen, der beſoffen war, von Einem auf den Andern fiel und ſtets zu ſpeien drohte. Die kalte Nacht ſchlaflos vorüber gegangen. Gegen acht Uhr Ankunft in Lüttich. Hübſche Stadt. Wenn Hoffnung geweſen wäre, jenes berühmte große Fabriks-Etabliſſement zu ſehen, wären wir geblieben. Man ſprach uns aber alle Hoffnung ab. Wir wollten die Sehenswürdigkeiten der Stadt betrachten, es regnete in Strömen. Da beſchloßen wir, nach zwei Stunden wieder fortzufahren. Da wir nicht wußten, wo der Ort des Einſteigens war, und im Thore des Poſthauſes ſtehen blieben, fuhr mit einem Mal der Wagen an uns vorüber, und kaum konnten wir ihn laufend einholen. Die Spitzbuben hatten ſtatt uns, eine ganze belgiſche Familie mit zwei ungerechneten Kindern aufgenommen, die nun im Wagen ſtanden, ſaßen, wie es gehen wollte. Ein Engländer mit dem deutſchen Namen Meyer und ſeine artige Frau fuhren mit. Ein Frankfurter Goldarbeiter, aufgeweckt und geſcheidt. Die Unterhaltung war ganz angenehm. Preußiſche Gränze; Paßabgabe. Endlich Aachen. Höfliche, nachahmungswürdige Behandlung auf dem Zollhauſe. Wir kehren im Gaſthauſe zur Kaiſerkrone ein. Nothmittagsmahl, durch eine große Flaſche Rheinwein verbeſſert. Darauf ausgegangen. Das Rathhaus beſehen mit dem Krönungsſaale, wo der König von Preußen in knapper Lieutenantsuniform an der ehrwürdigen Stelle hängt. Haben denn dieſe Diebe gar kein Schicklichkeitsgefühl. Es war zu ſpät, den Dom anders als von außen zu beſehen. Gingen auf einen artig bepflanzten Hügel am Rande der Stadt, beſahen im Abendgrauen die wunderſchöne Gegend, nahmen Thee und gingen zu Bette.

Dienſtag, den 21. Um fünf Uhr aufgeſtanden, da die Poſt nach Köln um halb ſieben Uhr abgeht. Finden auf dem Poſthauſe unſern Engländer mit ſeiner Frau wieder, auch das deutſche Ehepaar, mit dem wir die Fahrt nach Lüttich gemacht. Ein nicht übles Frauenzimmer aus Köln, wozu endlich ein zierlich in eine Blouſe mit Perlenſchnüren und Puffärmeln gekleideter junger Menſch kam, der eine erbärmliche Geſchichte erzählte, wie er, längere Zeit in Rußland abweſend, als Conſcriptionsflüchtiger citirt, eingeſperrt, bedroht, und was weiß ich alles, ſei. Er gehe jetzt nach Köln, in ein Regiment eingereiht zu werden. Das Mitleid mit ihm ward durch ſeine unverkennbare Geckerei geſchwächt. Die Engländerin iſt offenbar ungehalten, daß Schultze, der ein hübſcher Burſche iſt, mit der Kölnerin ſpricht, ſtatt mit ihr. Eine Meile vor Köln wird noch zu Mittag gegeſſen, obgleich es erſt zwölf Uhr iſt. Köln. Wir kommen mit Regen an, und es regnet noch jetzt in Strömen, wo ich, den alten Rhein mit der Schiffbrücke unter mir, auf der Stube ſitze und dieſes niederſchreibe. Beim Rheinberg eingekehrt. Hübſche Stuben, herrliche Ausſicht. Gleich nach der Ankunft gehe ich mit dem Engländer und ſeiner Frau, den Dom zu beſehen. Herrlich. Ich weiß nicht, iſt ein Theil der Vorhalle nicht ausgebaut oder zerſtört. Das Schiff von einer erſtaunlichen Höhe. Die Säulen ſchön. Die Fenſtergemälde des Presbyteriums vortrefflich, doch meiner Meinung nach unter denen in den niederländiſchen Kirchen. Leider überall durch Baugerüſte der Eindruck geſtört oder genommen. Von Bildern ein einziges altes merkwürdiges, deſſen Meiſter mir entfallen iſt, beſehen für zwei Thaler die Schätze. Unendlich reich, ſehenswerth, damit man ſie geſehen habe. War wegen der Regengüſſe und der einbrechenden Dunkelheit unmöglich, jenes berühmte Rubensſche Bild in einer der hieſigen Kirchen zu beſehen. Habe ihrer genug geſehen.

Mittwoch, den 22. Morgens um halb ſieben Uhr beſteigen wir das Dampfſchiff Concordia bei drohendem Wetter. Die Einrichtung des Schiffes hübſch, die Kajüte offenbar zu klein für ſo viel Paſſagiere. Der behagliche Engländer mit ſeiner ganzen Familie und ſeinem Bedienten, in dem ich bald einen Oeſterreicher erkenne, iſt da, meine neue engliſche Bekanntſchaft. Ein junger Juwelier, der — etwas deutſch ſpricht. Ein Berliner Kaufmann und ein Mecklenburger Arzt, letzterer ein liebenswürdiger

Menſch, mit welch' beiden ich bald in nähere Berührung komme. Die Ufer von Köln aus unbedeutend, das Wetter immer ſchlechter, endlich in einen Platzregen übergehend, der der Schirme und Mäntel ſpottet und uns in die Kajüte zurückjagt. Unterhalte mich mit meinem Lütticher Engländer und ſeiner Frau. Er iſt, wie ich erfahre, ein Muſiker, Harfenſpieler, den ein Armbruch zwingt, ſich zurückzuziehen. Man iſt froh, die Langeweile durch das Mittagsmahl unterbrochen zu ſehen. Endlich Bonn erreicht. Wunderſchöne Lage. Der Engländer mit ſeiner Frau verläßt uns. Oder war das vor dem Mittagseſſen. Von Bonn an verſchönern ſich die Ufer. Das Wetter wird etwas leidlicher, man kann mit dem Regenſchirm auf dem Verdecke aushalten. Doch iſt an der Gegend nicht eben ſo viel Beſonderes. Rolandseck. Das große Schloß Rheineck, das ein Prinz von Preußen herſtellen ließ und bewohnt. Schöne Lage von Andernach. Endlich Coblenz mit der Feſtung Ehrenbreitſtein. Schlechte Zimmer im Gaſthauſe. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt. Wir beſtiegen den Ehrenbreitſtein, ohne aber ins Innerſte der Feſtung zu gelangen, da nach ſieben Uhr keine Erlaubniß mehr gegeben wird. Abendeſſen. Schlechte Nacht, durch die dumpfe Feuchtigkeit des Zimmers veranlaßt.

Donnerſtag, den 23. Früh Morgens auf das Dampfſchiff geſtiegen. Der herrlichſte Tag. Schultze nimmt Abſchied, er geht von Coblenz nach Ems. Mein erſter Blick trifft auf jenen wunderlichen Schnurrbart, den ich an der Wirthstafel in Antwerpen für einen Oeſterreicher erkannt hatte. Er nähert ſich uns. Nach den erſten Späßen zeigte ſich gar bald, daß das ein völlig geſcheidter Menſch iſt, voll guter Einfälle und nichts weniger als kenntnißlos. Er machte uns die ganze Fahrt zu einer eigentlichen

Luſtpartie, faſt mehr, als mir lieb war. Der Eindruck des Tages wird mir nie verlöſchen. In orientaliſcher Behaglichkeit etablirt, die wunderſchöne Gegend an ſich vorübergleiten zu laſſen. Endlich auf dem Verdeck getafelt, ohne durch die Rheinweingläſer an irgend einer Ausſicht gehindert zu ſein. Das Außerordentliche der Lage iſt auch die Hauptwürze, denn die Gegenden, ſo ſchön ſie ſind, haben doch ihres Gleichen zu viel in der Welt, mit Ausnahme der Ruinen, die nirgends ſo ſchön und ſo häufig anzutreffen ſind. Die Brüder, Katze und Maus, Rheinfels, St. Goar, vornehmlich Bacharach. Bei Bingen verliert ſich die Schönheit, und man iſt, vom Sehen müde, endlich froh, Mainz zu erreichen, das wunderſchön daliegt. In Mainz noch herumgeſchlendert. Die Rheinbrücke beſehen. Zu Tiſche. Vortrefflichen Hochheimer getrunken. Unſer Wiener, ein Sohn des vormaligen Stabsarztes Zang, erheitert fortwährend die Geſellſchaft und ſöhnt unſern Berliner Kaufmann mit den Oeſterreichern aus.

Freitag, den 24. Juni. Morgens die Domkirche beſehen. Wunderliches Gebäude, ſchon durch ſeinen Thurm von allen ähnlichen verſchieden. Von innen nur ein Theil alt, der übrige unbedeutend. Grabmal Frauenlobs. Nach den ſogenannten Anlagen, gegenüber dem Einfluſſe des Mains in den Rhein. Schöne Ausſicht. Um eilf Uhr in den Wagen und nach Wiesbaden. Große Hitze. Wiesbaden ſchöner Badeort. Hazardſpiele im herrlichen Kurſaale. Nach Tiſche fort nach Frankfurt, drohende Gewitter. Die Geſellſchaft iſt höchſt aufgeräumt. In Frankfurt beim Schwan eingekehrt.

Samſtag, den 25. Frankfurt beſehen. Den Römer mit ſeiner ehrwürdigen Halle und abgeſchmackten Sälen. Die Erinnerung ausgenommen. Danneckers Ariadne.

Schönes Werk. Der Kopf ohne Ausdruck. Der Leib höchſt lobenswerth, und, wie es ſcheint, ohne jene feinen Nuancen des Lebendigen, das die Antiken ſo ſehr auszeichnet. Die Bildergalerie verſchloſſen. In Goethe's Haus Eintritt zu erhalten, war nicht möglich, begnügte mich, das Aeußere anzuſtarren. Mittagseſſen. Die Geſellſchaft trennt ſich. Ich nehme einen Platz nach Stuttgart. Zang und der Arzt nach Würzburg. Roſenberg, der Berliner, bleibt, geht aber Geſchäften nach. Herzlicher Abſchied. Ich durchſtreife allein die Stadt, immer mit Bezug auf Goethe. Von wo der Menſch ausgeht, dahin kommt er endlich zurück. Goethe fieng mit den Ritterburgen und Naturſchönheiten ſeines Jugendgeſichtskreiſes an, kam bald in das bereits Förmliche der Nachahmung des Antiken, und hörte mit den Schnörkeln und der Steifheit ſeines Geburtsortes auf. Ehre und Bewunderung ihm, wo er das Rechte im Mittel traf, wo er abirrte und ſelbſt wo er's irgendwo verfehlte. Um acht Uhr nach Stuttgart.

Sonntag, den 26. Die Nacht hindurch erlaubte der Mond die Schönheit der Bergſtraße zu genießen. Merkwürdige Gleichförmigkeit der links fortlaufenden Berge. Gegen Morgen etwas Schlaf. Um vier Uhr in Heidelberg angekommen. Ging ſogleich, das Schloß zu beſehen. Es zu beſteigen, verbot die Zeit. Schöne Lage, doch weniger grandios, als die Abbildungen verſprechen. Um fünf Uhr fort mit einem dicken Irländer und einem recht angenehmen Belgier. Läſtige Reiſetage. Obgleich die Gegend ſchön genug. Mittagmahl zu Heilbronn, ohne Käthchen. Um ſechs Uhr in Stuttgart angekommen, wo einer meiner Reiſegefährten mich verleitet, im Schwan einzukehren, das ein ziemlich ſchlechtes Gaſthaus ſcheint. Allein die Stadt durchſtrichen. Altes königliches Schloß, merkwürdig nur ſeine Alterthümlichkeit. Das neue ſchön genug. Die Anlagen, unendlich liebliche, blühende Orangenbäume, alles nach Wunſch. Um neun Uhr zu Tiſche. Nicht ganz gut geſtimmt, wegen der Beſuche, die es morgen für mich gibt.

Montag, den 27. Juni. War um zehn Uhr Morgens bei Uhland, den ich der Kammerſitzung wegen nicht zu Hauſe antraf. Ging in die Sitzung. Der Anblick des Saales würdig. Auch Uhland ſprach, nicht ganz geläufig. Man ſah, daß er es ſelbſt fühlte, und nicht mit ſich zufrieden war. Ueberhaupt die ganz kurzen Reden nicht bündig. Die Partei der Regierung und die Beamten ſprachen am Beſten. Nach Tiſche wieder zu Uhland. Fand ihn mit ſeiner liebenswürdigen Frau. Er ſo einfach und gutmüthig, als man ſich ihn vorſtellt. Anfangs etwas gepreßt, dann immer gemüthlicher und freier. Gingen beide mitſammen in den Muſeumsgarten und blieben bei einer Flaſche Wein bis Viertel auf zehn Uhr. Vorher beſuchten wir Schwab, der aber nicht zu Hauſe war. Unſere Geſpräche drehten ſich um Literatur, beſonders alte deutſche und die neueſte lyriſche, die ihm nicht ganz ſo abſchmeckend zu ſein ſcheint, als mir, ſo daß ich geradezu Uhland für den einzigen echt lyriſchen Dichter unſerer Epoche halte. Abends nach Hauſe, von Uhland begleitet. Fand eine Karte von Schwab, der den Beſuch bereits erwidert hatte, mich aber nicht zu Hauſe fand.

In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder Karl, Weib, Kinder und Amt verlaſſen, und die Amtskaſſe ſich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er ſich eines Mordes an, und gab alle Zeichen des Wahnſinnes.

Es ſchließt ſomit mein Tagebuch.

Beiträge

zur

Selbſtbiographie.

Ein poetiſches Tagebuch zu führen, d. h. keinen Tag vorübergehen zu laſſen (ausgenommen während man mit größern Arbeiten beſchäftigt iſt), ohne die eben im Gemüth obwaltende Stimmung poetiſch auszudrücken. Das müßte für Vieles helfen, und vor allem zu Sammlung, Ruhe und Klarheit führen.

Mein Vorſatz iſt: der Verſtandes- und Meinungs-Poeſie unſerer Zeit nicht nachzugeben. Das Bild, die Geſtalt, Gefühl und Phantaſie feſtzuhalten, und der Unmittelbarkeit der Anſchauung zu gehorchen, die ſplitterrichtende Kritik mag dazu ſagen, was ſie will.

1824.

Bin ich nicht mit meinem Streben, mich der Poeſie zu entziehen, und im gewöhnlichen Leben unterzutauchen, eine Art Ludwig XV., der, indeß er wollüſtig die Vortheile ſeines hohen Amtes genoß, ſich den Anforderungen ihrer Bürden „gemein-idealiſirend dadurch zu entziehen ſtrebte, daß er ſich gern als Privatmann dachte; knickerig ein Privatvermögen ſammelte, indeß er das öffentliche vergeudete, und hoffte, ſich um ſo mehr als eigentlicher Menſch zu fühlen, je ſchlechter er als König ſich erkennen mußte.

Warum ich Schriftſteller der vergangenen Zeit, wär' es auch der nächſtvergangenen, denen aus den Zeitgenoſſen vorziehe, liegt auch mit darin: daß die Irrthümer jeder Vorzeit klar vor den Augen der Nachwelt daliegen, und man ſie mit hiſtoriſchem Auge betrachtet, ohne dadurch afficirt zu werden; die Gegenwart aber haftet ſich mit ſo vielen Fäden an uns, daß ſelbſt ſchon die Gewalt, die man anwendet, ſich von ihren Irrthümern loszureißen, ein *Zuviel* von der andern Seite hervorbringen muß. — Es gibt keinen unparteiiſchen Beſchauer ſeiner Zeit.

Wenn es Leute gibt, die immer die Farbe ihrer Umgebung tragen, ſo iſt es, höchſt ſonderbarer Weiſe, bei mir gerade das Gegentheil. Je entzückter bei Beſchauung eines Kunſtwerkes z. B. die Andern ſind, deſto kalter bin ich, und je gleichgültiger die Andern, deſto gerührter werde ich dagegen.

So fühle ich mich auch unwiderſtehlich gezogen, dasjenige zu tadeln, was Andere beſonders übermäßig loben; und, worüber Jedermann loszieht, das zu vertheidigen, und die guten Seiten hervorzuziehen, macht mir ein eigenes, bis zur Hartnäckigkeit gehendes Vergnügen.

Die Empfindung hat bei mir immer eine vorherrſchende Neigung zum Formloſen; das Formgeben bringt mich dem Verſtande näher, als billig iſt.

Daß mir die meiſten Dinge im Leben mißlingen, kommt wohl nur daher, daß ich ſie nicht ſo angreife, wie es ſein müßte, um ſie zum beſten Ende zu bringen, ſondern nur ſuche, ſie ſobald als möglich vom Halſe zu ſchaffen. Daher kommen die Verlegenheiten immer wieder zurück, und ich weiß recht wohl, daß, wenn ich mich über mein böſes Geſchick beklage, ich die Schuld auf meine Ungeſchicklichkeit, mein Aufſchieben, mein Zaudern und Uebereilen nehmen muß.

1821.

Woher kommt es denn, daß ich immer einen Menſchen haben muß, den ich anfeinde, auf den ich alles Schlechte, Widrige und Abgeſchmackte übertrage, das mich in der Welt anekelt, und dann den Menſchen eigentlich haſſe, und (obwohl nur in Gedanken) verfolge, als ob er wirklich all das Haſſenswerthe in ſich vereinigte, ob ich mir gleich bei kaltem Blute geſtehen muß, daß ich ihm in Manchem Unrecht thue. Und das iſt immer nur Ein Menſch. Ich kann immer nur Einem herzlich gram ſein, und ſo oft ich jedesmal einen neuen finde, ſöhne ich mich bald unbewußt mit den früher Angefeindeten aus. Auch ſind dieſe Grollträger nicht immer Leute, die etwa mich beleidigt hätten, vielmehr bin ich ſehr verſöhnlich, oder vielmehr ſehr vergeßlich, oder vielmehr ſehr (hochmüthig?) nicht achtend gegen Beleidigungen, nein, es iſt jedesmal etwas rein Objektives von Schlechtigkeit oder Abgeſchmacktheit, was mich ſo in Harniſch bringt. Kann man nicht die Sache verabſcheuen ohne eine Perſon? Was iſt es für eine läppiſche Schwäche, zur Mißbilligung des Schlechten eine Leidenſchaft gegen die Schlechten und zur Uebung der Gerechtigkeit im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit im Einzelnen nöthig zu haben? Ich erinnere mich ſehr wohl noch eines ähnlichen Charakterzuges bei meinem verſtorbenen Vater.

1821.

Warum ich die Alten ſo liebe? Nebſt allem Andern auch darum: weil, wenn ich ſie leſe, ich zugleich die ganze Vergangenheit mitleſe zwiſchen mir und ihnen. Wie viele Helden- und Dichterherzen mögen bei dieſen Biographien Plutarchs geglüht haben, die jetzt mich durchglühen mit eigenen und erborgten Flammen!

1820.

In Herders Biographie wird von ihm geſagt: „ſeine Seele bedurfte der geiſtigen Zuneigung Anderer, wie der Luft zu athmen.“ Mir geht's nicht anders.

1818.

Mir iſt oft, wenn ich etwas ſehe, was ich ſonſt beſtimmt nie geſehen, als ob ich es vor äußerſt langer Zeit ſchon einmal geſehen hätte, ſo auch, wenn ich etwas noch nie Gethanes thue, durchfährt mich eine dunkle Ahnung, als ſei es nicht das erſtemal. Aehnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an Aehnliches entſpringen, mögen auf die Ideen von Seelenwanderung geführt haben.

1818.

In meinem Kopfe ſieht's aus wie in Ungarn. Rohe Stoffe im Ueberfluß, aber Fleiß und Induſtrie fehlt; das Material wird nicht verarbeitet. Es gibt unter den Schriftſtellern Leute, wie die Fiſchangelſchmiede in England; aus einem Gedanken, den ein Anderer als einen derben Barren hingeworfen hatte, ſchmieden ſie 30,000 andere; die ſind zwar klein, ſehr klein, aber geſchliffen und ſein. Leider verſteh' ich das nicht.

1816.

Wenn eine Violinſaite geſtrichen wird, ſo klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachleben unſerer Nerven Urſache an der ſo großen Wirkung der Muſik wäre? Bei mir wenigſtens liegt gewiß ſo etwas zu Grunde, denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterſcheiden, ſo geräth ſchon mein ganzes Weſen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

Ich bin froh, ein Deutſcher zu ſein. Nicht als ob ich die Nation ſo hoch ſtellte, eher das Gegentheil. Aber wenn der Menſch Papier iſt, auf welches das Leben ſchreibt, ſo will ich als unbeſchriebenes zur Welt gekommen ſein. Der Deutſche bringt von allen Völkern die wenigſten Vorurtheile mit. Das iſt ſein Vorzug, aber vielleicht ſein einziger.

In einem philoſophiſchen Werke verſtehe ich nichts, bevor ich nicht weiß, worauf das Ganze hinausgeht; für mich gibt's keine Form ohne Inhalt.

Es iſt etwas vom Taſſo in mir, nicht vom Goetheſchen, ſondern vom wirklichen. Man hätte mich hätſcheln müſſen, als Dichter nämlich. Als Menſch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir ſelber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, ſonſt zieht ſich das Innere zuſammen, und verſagt den Dienſt. Ich habe wohl verſucht, das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können.

Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entſchlüſſen, meine Meinungen ſind aber ſo eiſern mit meiner innerſten Natur verflochten, daß, ſo lange ich lebe, ich meines Wiſſens keine geändert habe. Wer mir die Unrichtigkeit einer derſelben bewieſe, könnte mich höchſtens bedauern machen, ſie zu haben; ſie gegen eine andere zu vertauſchen, wäre mir eben ſo unmöglich, als einen Theil meines Leibes verbeſſern, er möchte ſo ſchlecht ſein, als er wollte. Mein Denken iſt immer nur ein Suchen von Gründen, das Reſultat war lange vor der Unterſuchung da.

Mir iſt es Bedürfniß, mich immer mit einem Lerngegenſtande zu beſchäftigen. Durch dieſen Kunſtgriff genieß' ich, im Mannesalter, fortwährend den Nachgeſchmack der Kinderzeit, und es ſoll mich, hoff' ich, jung erhalten noch zwei Stunden vor meinem Tode.

Fällt es Jedermann ſo ſchwer als mir, ſich eine junge Römerin zu denken, die mit ihrem Heißgeliebten von ihrer Leidenſchaft — lateiniſch ſpricht? Warum kann ich mir ſehr wohl eine Griechin in derſelben Lage in ihrer Sprache redend vorſtellen?

1822.

Der abſurde Verfaſſer der falſchen Wanderjahre macht unter Andern Goethen den Vorwurf, daß ſeine Schilderungen der Liebe das Zeitalter verderben. Bei mir haben ſie gerade das Gegentheil bewirkt. Meine erſten Neigungen waren, vielleicht wohl mit durch Goethe's Mariannen und Philinen, auf Schauſpielerinnen gerichtet, und ich dachte mir ein Verhältniß mit dieſer Klaſſe von Frauenzimmern immer als das reizendſte. Als ich aber in der Folge mit Schauſpielerinnen wirklich bekannt wurde, wirkte die Unähnlichkeit derſelben mit den nach Goethe geſchaffenen Urbildern ſo heftig auf mich, daß ich mich mit Abſcheu von ihnen entfernte und, obſchon ich nothwendig ſo oft in ihrer Nähe ſein mußte, nie irgend ein Verhältniß mit einer von ihnen gehabt habe.

Wenn ich alte, aber einfach erzählte Märchen, leſe, z. B. das engliſche vom König Artus, ſo kommt mir manchmal bei einzelnen Stellen eine Erinnerung der Empfindung, mit der ich derlei Erzählungen in meiner Kindheit hörte. Dieſer Eindruck geht aber ſo ſchnell vorüber, daß ich mir nicht klar machen kann, worin eigentlich ſein Reizendes liegt. Am deutlichſten glaube ich ihn zu ſchildern, wenn ich mir ihn aus dem Gefühle des Wunderbaren, verbunden mit dem des Nichtwunderns über dieſes Wunderbare, des Zuhauſeſeins in demſelben, zuſammengeſetzt denke. Daß das Wunderbare in der Kindheit für uns zugleich den lebendigen Reiz des Natürlichen hat, iſt die Urſache von dem tiefen Eindruck, den Märchen auf Kinder machen.

Mein Geiſt iſt den Krämpfen eben ſo unterworfen, als mein Körper. Jede nur etwas ſtärkere Gemüthsbewegung, ſelbſt von der Gattung der angenehmen, bringt in meinem Innern eine ſolche krampfige Zuſammenziehung hervor, und erſt wenn alle dieſe Veranlaſſungen, all dieſe Anſpannungen entfernt ſind, kann mein Geiſt ſich ausdehnen, und dann kommt gewöhnlich auch die Poeſie.

Woher mag es denn kommen, daß ich, dem man in ſeinem dichteriſchen Wirken einen ziemlichen Grad von Phantaſie nicht wird abſtreiten können, doch beim Denken einen ſolchen Grad von Verſtandesgemäßheit fordere, daß mein Geiſt von Natur aus dabei alles zurückſtößt, was von der Einbildungskraft hergeholt iſt?

Ich habe immer mehr nach ſtarken Anſchauungen gearbeitet als nach Begriffen, daher werde ich auch, wenn die Gewalt der erſteren durch einen Zeitverlauf geſchwächt iſt, leicht an meinen Werken irre, und meine große Gewiſſenhaftigkeit läßt mich leicht auf die Seite der Tadler hinübertreten.

Was mein — weniger abſichtliches, als durch meine Natur gebotenes — Streben war, und, wie es ſcheint, mir nicht gelungen iſt, war, die Poeſie dem Urſprünglichen, durchaus Bildlichen, die Berechtigung in der Empfindung und nicht im Gedanken Suchenden der alten Dichter näher zu bringen. Die neuern Dichter, ſo vortrefflich ſie ſein mögen, hatten mir immer ſo viel Beimiſchung von Proſa, ſo viel Lehr- und Reflexionsmäßiges, daß ich eigentliche

Erquickung nur in der alten Poeſie fand, wo die Geſtalt noch der Gedanke und die Ueberzeugung der Beweis iſt. Damit iſt nicht jene alte Poeſie gemeint, die jene Eigenſchaften nur aus Unbeholfenheit und Unfähigkeit hat, wie die mittelhochdeutſche, oder daß ich mich je vom Volksliede angezogen gefunden hätte, ſondern jene Dichter waren es, die, mit Talent und Geiſt begabt, als die Spitze einer an ſich poetiſcheren Zeit jene Einheit abſpiegelten, mit der das Leben ſie umgab, und die die neuere Zeit im Fortſchritt der Entwicklung — vom Standpunkte der Proſa aus: zu ihrem Glücke — längſt abgeſtreift hat. Die Griechen, die Spanier, Arioſt und Shakeſpeare waren die Freunde meiner Einſamkeit, und ihre Darſtellungsweiſe mit der Auffaſſung der neuern Zeit in Einklang zu bringen, mein halb unbewußtes Streben. Da ich aber mit meiner Anſicht in den letzten zwanzig Jahren ſo ziemlich allein ſtand, ſo war es mir nicht möglich, die Anſchauung immer lebendig und rein zu erhalten, um ſo weniger, als ich, durch die traurige Lage der Welt und meines Vaterlandes vielfach zerſtreut und geſtört, die Ausführung nicht mehr ſo in Einem Zuge vollenden konnte, als für ein ſolches Verfahren unter ſolchen Umſtänden durchaus nothwendig wäre. Der nackte Gedanke mußte zu Hilfe gerufen werden, der dann die Anſchauung, ſo wie die Anſchauung den Gedanken ſtörte. Zwiſchen dem Anfang und der Beendigung des goldenen Vließes ſtarb meine Mutter, und ich machte die Reiſe nach Italien. Dann kam jener ſchändliche Geiſtesdruck in Oeſterreich, den ich darum nicht weniger empfand, weil mir nicht jedes Mittel recht war, ihn abzuſchütteln. Hero und Leander, Weh dem, der lügt: zwei meiner liebſten Stoffe, und von vorn herein ganz naiv gemeint, ſind nicht das geworden, was ſie hätten werden ſollen, und nach dem Vorgange meiner frühern Arbeiten auch hätten werden können, und ein paar andere Stücke in meinem Pulte werden, ſo lang ich lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprincip fehlt, das nur die Anſchauung gibt, und der Gedanke nie erſetzen kann. Damit will ich nicht mich rechtfertigen, und meine Schuld auf die Zeit und die Verhältniſſe ſchieben. Ein wahrer Dichter hätte ſich über alles das weggeſetzt, und einen Mittelpunkt in ſeiner Begeiſterung gefunden. Aber eine zu berührbare Natur, mit einer hypochondriſchen Anlage und einem entſchiedenen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit, konnte unter den gegebenen Umſtänden ſich nicht viel anders nehmen und faſſen. Auch dabei iſt keine kleinthueriſche Beſcheidenheit gemeint. So fühle ich mich gegenüber dem, was ſein ſoll. Gegenüber dem, was ſonſt in unſern Tagen iſt, kenne ich meine Vorzüge ſehr gut. Man könnte aber ſehr gut der beſte Dichter einer gegebenen Zeit und noch immer ein höchſt unbedeutendes Licht ſein.

1816.

Wenn mein Nervenſyſtem gereizt iſt, ſo zeigen ſich oft die ſonderbarſten Erſcheinungen. So z. B. höre ich auch mit den Schläfen, wie ſonſt mit den Ohren. Es fängt nämlich die Empfindung des Hörens bei einer Schläfe (meiſtens bei der linken?) an, und pflanzt ſich durch's ganze Haupt bis zur entgegengeſetzten fort. Etwas Aehnliches habe ich auch ſchon in der Mitte der Stirne, ober den beiden Augenbraunen, wahrgenommen. In ſolchen Augenblicken glaube ich oft das Denken wie eine mechaniſche Operation wahrzunehmen. Jeder Gedanke gibt gleichſam einen elektriſchen Schlag, und die Ideen communiciren unter einander in wellenförmigen Bewegungen.

Ich habe zweimal in meinem Leben im Theater eine ähnliche, äußerſt angreifende Empfindung gehabt. Vor mehreren Jahren, als ich zum erſtenmale einen Kaſtraten (Velluti) ſingen hörte, und vor einigen Wochen, als ich dem (übrigens weniger als 'mittelmäßigen) Schauſpiele: Die Waiſe und der Mörder, beiwohnte. Das erſtere Mal machte die Stimme des Sopranſängers einen äußerſt widerwärtigen Eindruck auf mich, der ſich immer mehr verſtärkte. Auf einmal änderte die Geſtalt des Sängers ſich vor meinen Augen aufs Häßlichſte, bis ſie zu einer wahren Teufelsfratze ward, und jetzt durchflog mich ein unnennbares, entnervendes Gefühl, das beinahe wie ein heftiger, elektriſcher Schlag auf mich wirkte. Ich habe oft verſucht, dieſes Gefühl mit Worten auszudrücken, und immer blieb ich in der Beſchreibung dabei ſtehen, es ſei mir geweſen, als ob Feuer aus dem Körper des Sängers ausgehe. Das war es aber gewiß nicht, obſchon ich nichts näher Bezeichnendes finden kann. — Nach Jahren geſchah mir neulich etwas Aehnliches. Mlle. Demmer ſpielte in dem genannten Drama die Rolle des Taubſtummen mit hinreißender Lebhaftigkeit. Am Schluſſe des Stückes, als ſie den Mörder ihres Vaters erkennt, wurden ihre Bewegungen mit jedem Moment immer heftiger, und ich war faſt im Fieber. Endlich erblickt ſie das verhaßte Antlitz, und fährt entſetzt zurück — da war's geſchehen. Der Schlag ging durch meinen ganzen Körper, und ich war darnach ſo ermattet, daß ich mich mühſam aus dem Theater ſchleppen mußte. Auch hier war meine Empfindung gleichſam mit einem ſchimmernden Lichte begleitet, das aus dem Körper der Schauſpielerin auszugeben ſchien. Wohlgemerkt, das letztemal war ich kurz von einer Krankheit aufgeſtanden.

Ich weiß wohl, wie ich's machen ſollte! Nicht lange über einem Werke brüten, das Größte und Kleinſte, das Oberſte und Unterſte haarſcharf ausrechnen, und dann, furchtlos beginnen. Viel ſchreiben ſollt' ich, herausgießen die Fülle der Gedanken, wie ſie der Gott gibt; unbekümmert über Fehler, wenn nur der Vorzüge mehr ſind. Es wäre ſchlimm, wenn Jedermann ſo arbeitete, aber ich ſollte ſo thun. Jedermann muß ſeine Art, zu arbeiten, haben, wie Jeder ſeine eigene Art, zu ſein, hat. Obige iſt die meinige.

Ich weiß, daß ich es nie erreichen werde, nach was ich ſtrebe in der dramatiſchen Poeſie: das Leben und die Form ſo zu vereinigen, daß beiden ihr volles Recht geſchieht. Man wird es vielleicht nicht einmal ahnen, daß ich es gewollt, und doch kann ich nicht anders.

1818.

Mit einer eigenen, unendlich traurigen Empfindung denke ich der Plane, die ich einſt in beſſern Tagen machte. Wenn ich mir jetzt die Idee, die mich bei der Ausarbeitung des Spartakus begeiſterte, bedenke, ſo ſchaudre ich, und es iſt mir kaum begreiflich, ſie je gehabt zu haben.

1820.

Daß ich bei länger dauernden Arbeiten leicht dem erſten Plane untreu werde, liegt auch mit darin, daß ich

Lieblingsthemata und Anſichten in mir herumtrage, die ſich mir unbewußt einmiſchen, wo es nur immer möglich iſt.

Daß meine im Grunde ſchwache Geſundheit nie bis zur eigentlichen Krankheit kommt, davon iſt wohl die Urſache, daß bei geiſtiger Beſchäftigung ſich mein Organismus ſehr ſteigert und dadurch die Ausdünſtung vermehrt. Das gleicht die Einflüſſe der Witterung wieder aus, denen ich ſehr unterworfen bin.

Ich habe durch Schreyvogels Tod viel verloren. Nicht ſeinen Rath bei meinen eigenen Arbeiten. Ich habe nie mit Jemanden meine Plane oder ihre Ausführung beſprochen, und nie, mit Ausnahme der Ahnfrau, an einem vollendeten Stücke etwas nach ſeiner Meinung geändert. Aber er hatte, was Form und Technik betrifft, gleiche Anſichten mit mir, und wir konnten daher überhaupt uns über Literatur u. dergl. beſprechen, ohne uns mißzuverſtehen, oder erſt langweilig den Standpunkt feſtzuſtellen. Seit ſeinem Tode iſt Niemand in Wien, mit dem ich über Kunſtgegenſtände ſprechen möchte, ja auch in Deutſchland wäre Niemand, der mir anſtände, höchſtens etwa Heine, wenn er nicht innerlich ein lumpiger Patron wäre. Dadurch verſauere und verſtocke ich in mir, und die Produktion ſtellt ſich immer ferner.

Die Jugendeindrücke wird man nicht los. Meinen eigenen Arbeiten merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geiſter- und Feen-Märchen des Leopoldſtädter Theaters ergötzt habe; aus Liszts Klavierſpiel ſchlagen überall die Zigeuner vor.

Man hat unrecht, über ſeine Zeit ärgerlich zu ſein. Man nenne mir erſt eine, die beſſer war, als die gegenwärtige, ich weiß keine. Selbſt wo ſie einem zuwider iſt, ja anekelt, iſt es nur in dem Wenigen, was man verſteht, und worin man ſich ihr überlegen fühlt, indeß in dem Vielen, das man nicht verſteht, man den Andern vielleicht ebenſo zur Laſt iſt. So kann ich mir recht gut einen vernünftigen Legitimiſten denken, dem ich mit meinen liberalen Perfektibilitäts-Ideen, und mit Recht, eben ſo widerlich bin, als er mir mit ſeinen literariſchen. Man ſollte derlei eben ertragen können und ſeinen Weg gehen, ohne ſich um die Andern viel zu kümmern.

März 1848.

Die Leute ſagen mir: nun habt ihr die Preßfreiheit, nun ſchreib! ſprich zum Volke! Aber zu ſchreiben aus keinem andern Grunde, als weil man die Preßfreiheit hat, käme mir vor, wie ein junger Kadett, der zum erſtenmale einen Säbel an der Seite hat, und der nun glaubte, er müßte ihn nun gleich auf der Stelle gegen irgend Jemand brauchen. Die Preßfreiheit iſt ein ſcharfes Schwert, laßt es uns nur ziehen, wenn die Noth es erheiſcht.

Aber die Noth war ſchon da! — Allerdings. Ich hatte auch die Feder ſchon halb aus der Scheide gezogen. Anfangs wollte ich dem Volke ſagen: ſei muthig! — aber ſie waren muthig. Als ſpäter die Zugeſtändniſſe etwas zögernd auf ſich warten ließen, wollte ich ſie zur Mäßigung ermahnen — aber ſie waren mäßig. Zuletzt ſchien's mir nothwendig, zu warnen, man möge über den Starrſinn halb wahnſinnig gewordener Rathgeber nicht die ſprichwörtlich gewordene Milde, das Wohlwollen des regierenden Hauſes vergeſſen; als ich aber auf die Straße kam, fuhr der Kaiſer eben durch die kurz noch halbempörte Stadt, und das Volk jubelte ihm entgegen, wie einſt als Kronprinz, als er nach einer todesgefährlichen Krankheit das erſtemal ſich wieder öffentlich zeigte; als ob die letzten Jahre des Druckes gar nicht da geweſen wären. Da dachte ich mir: Was ſoll man einem Volke ſagen, das durch einen glücklichen Inſtinkt überall das Rechte ſelbſt herausfindet?

Ich war immer ſtolz, ein Oeſterreicher zu ſein. Wenn mir literariſche Freunde über unſer Zurückgebliebenſein in der Bildung klagten, und wie das übrige Deutſchland geringſchätzig auf uns herabſehe, ſo dachte ich mit Georg in Götz von Berlichingen: guckt ihr —! und ſo weiter. Geſunder Menſchenverſtand und Natürlichkeit der Empfindung ſind unſcheinbare Güter; wer ſie aber durch nachgeplapperte Theorien und unfruchtbare Vielwiſſerei verloren hat, iſt übler daran, als wer auf ſie allein beſchränkt iſt. Ich war immer ſtolz, ein Oeſterreicher zu ſein. Ich habe nie im Auslande drucken laſſen, nie ſtand ein Wort von mir in den deutſchen Journalen. Selbſt die Cenſurgeſetze habe ich geachtet, weil ich glaubte, es zieme dem rechtſchaffenen Manne, ſich den Geſetzen ſeines Vaterlandes zu fügen, geſetzt auch, ſie wären abſurd. Und ſieh da, der Tag iſt gekommen, wo ſich mein Stolz gerechtfertigt. Ihr habt euch in dieſen letzten Tagen als Oeſterreicher benommen, als ein Volk, das Kopf und Herz im rechten Gleichgewicht hat, keines das andere unterdrückend, und beide einander dienend. Und doch möchte ich ein Wort der Warnung ſprechen.

Woher kömmt wohl die unbeſchreiblich widerliche Empfindung, die mich abhält, oder es mir vielmehr unmöglich macht, noch einmal einer Vorſtellung meiner Ahnfrau beizuwohnen? Theilweiſe laſſen ſich wohl Erklärungen geben, aber ganz vermag ich es nicht. Ich werde in meinem Leben nicht vergeſſen, wie mir bei der erſten Vorſtellung zu Muthe war. Ich denke, wenn man mir unvermuthet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt, und doch in ſeiner ganzen todten Starrheit vor die Augen brächte, würde mein Gefühl viel Aehnliches mit jener Empfindung haben. Die Geſtalten, die man geſchaffen, und halb ſchwebend in die Luft geſtellt hat, vor ſich hintreten, ſich verkörpern zu ſehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, iſt etwas höchſt Sonderbares. Die Aufführung meines Stückes hat auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es iſt etwas in mir, das ſagt, es ſei eben ſo unſchicklich, das Innere nackt zu zeigen, als das Aeußere.

1819.

Wenn ich mir recht überlege, warum mir nur Arbeiten, die ſich raſch in einem Zuge vollenden laſſen, gelingen, hingegen andere, von größerer Ausdehnung, zu deren Zuſtandebringung ein längerer Zeitverlauf erforderlich iſt, ſo leicht mißrathen, ſo finde ich den Grund in dem ewigen Wechſel der Empfindungen, dem mich mein reizbares, unſtätes Weſen ausſetzt. Ich verliere bei langanhaltender Beſchäftigung mit einem Werke weder den Muth zur Vollendung, noch den eigentlichen Faden der Verknüpfungen; aber, ſo wie jetzt dieſer, jetzt jener Zuſtand des menſchlichen Lebens mich am Meiſten intereſſirt, trage ich unbewußt, ſo viel nur irgend möglich, von jenem Intereſſe in meine Hauptperſonen und ihre Schickſale, und ſo kommt es, daß bei ſonſt unverrücktem Gang des Ganzen und Beibehaltung der Motive ſelbſt, doch eine Ungleichheit im Ton entſteht, deren ich mir bald dunkel bewußt werde, und die, zu Deutlichkeit gekommen, mir, und mit Recht, alle Luſt und Freude an dem Werke nimmt. So ging es mir mit dem goldnen Vließ. Ich muß es für ein verunglücktes Werk halten, und weiß Gott, ob es mir je gelingen wird, es mir wieder als ein Ganzes vor die Anſchauung zu bringen, und aus einem Guſſe zu vollenden. Ich verzweifle daran.

1822.

Das, worauf es bei dem goldenen Vließ ankömmt, iſt wohl dieſes: Kann das Vließ ſelbſt als ein ſinnliches Zeichen des Wünſchenswerthen, des mit Begierde Geſuchten, mit Unrecht Erworbenen gelten? Oder vielmehr: iſt es als ein ſolches entſprechend dargeſtellt? Wenn es das iſt, ſo wird dieſes dramatiſche Gedicht mit der Zeit wohl unter das Beſte gezählt werden, was Deutſchland in dieſem Fache hervorgebracht hat. Iſt aber die Darſtellung dieſes geiſtigen Mittelpunktes nicht gelungen (und ſo ſcheint es mir), ſo kann das Gedicht als Ganzes freilich nicht beſtehen, aber die Theile wenigſtens werden noch lange Deſſen harren, der's beſſer macht. Ich weiß wohl, daß meine Gemüthsſtimmung jetzt getrübt iſt, aber ich glaube doch, das Werk iſt mißlungen. Sollte ich jetzt hintreten, wie ſo Mancher, und verſuchen, den Leuten das Verſtändniß zu eröffnen und ſagen: ſo hab' ichs gemeint, das habe ich mir dabei gedacht? Was heißt das!

Eine Maſchinerie, an die man nicht glaubt, iſt ſchon darum ſchlecht, denn ſie iſt poetiſch unwahr, wäre ſie auch metaphyſiſch unwiderleglich. Es bleibt nichts übrig, als zu warten, ob die Leute nicht von ſelbſt daran glauben wollen.

Ich habe ſeit dem Vließ eine eigene Hinneigung zu großen, zuſammengeſetzten, ins Weite gehenden Compoſitionen. Davor muß ich mich hüten, das iſt nicht meine Sache. Wenn meine Phantaſie die Schranken nicht fühlt, geht ſie aus dem Weiten ins Weitere, und ermattet ſie bei der Länge des Weges nur für einen Augenblick, ſo faßt die Hypochondrie Poſto, und zerſtört mit ihrer Selbſtkritik alles Gewonnene wieder. Man erzählt von einem General, daß er geſagt haben ſoll: Eine Armee von vierundzwanzigtauſend Mann kann ich kommandiren, eine von hunderttauſend kommandirt mich. Das ſollte für alle Dichter geſagt ſein, vornehmlich aber für mich. Die Ahnfrau, Sappho, das waren meine Stoffe.

Man hat ſonderbar gefunden, daß ich dem aus dem Stoffe von Hero und Leander gezogenen Stücke den Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen, gegeben. Mir lag aber daran, gleich von vornherein anzudeuten, daß die Behandlung, obgleich mit antiker Färbung, doch romantiſch gemeint ſei. Es war überhaupt ein Verſuch, beide Richtungen zu vereinigen. Die Ausführung mag zurückgeblieben ſein, oder vielmehr, ich weiß, daß ſie es iſt; aber das Vorhandene ſcheint mir noch immer beachtenswerth. Die Fehler ſind im vierten Akte, aber leider von der Art, daß ſie nicht wegzuſchaffen ſind. Das pflegt immer ſo zu gehen, wenn man an einem in früherer Zeit unreif, aber warm gedachten Plan ſpäter bei der Ausführung ändert und umſtellt. Vor allem iſt die Figur des Prieſters dabei zu kurz gekommen.

Mein neueſtes Trauerſpiel: Der treue Diener ſeines Herrn, hat, wie man mir ſagt, in einem der hieſigen Blätter einen herben Tadler gefunden. Was nun die *Sache ſelbſt*, den Grund oder Ungrund des Tadels, betrifft, ſo fällt mir nicht ein, darüber ein Wort zu verlieren, denn ſein eigenes Werk loben, iſt beinahe eben ſo albern, als das eines Andern unbefugt verunglimpfen. Nur in Bezug auf die *Form* glaube ich Recenſenten von dieſer Sorte darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß in der literariſchen Welt dieſelben Anſtandsregeln gelten, wie in der bürgerlichen, und daß, wenn die Herren einmal irren, die Lakaien zwar allerdings das Recht haben, darüber ihre Meinung zu ſagen, *aber mit dem Hut in der Hand*.

Es iſt mit den eigenen Gedanken ein eigenes Ding. Erſtens iſt ſeit Erſchaffung der Welt ſo viel und mitunter von ſehr begabten Leuten ſo gedacht worden, daß man, die Richtigkeit vorausgeſetzt, ſelten etwas denken wird, das nicht einer vor uns auch ſchon gedacht hätte. Dann gibt es Gedanken, die ſich durch ihre Natürlichkeit Jedem aufdringen, und bei denen der Letzte ſo viel Verdienſt hat, als der Erſte. Und das ſind eben die wirkſamſten in der Poeſie: alte Gedanken an der rechten Stelle. Dann lieſt man ſo viel, daß, gerade bei einem ſchlechten Gedächtniß, man nicht weiß, wie viel von einem Gedachten Einem ſelbſt gehört, und was einem Andern. Mir wenigſtens iſt es oft geſchehen, daß ich beim Wiederleſen vor lange geleſener Autoren mit Erſchrecken gewahr worden bin, daß Gedanken, auf die ich mir etwas zu gut that, nur geborgt waren, welches Borgens ich mich gewiß enthalten hätte, wäre mir nur eine Ahnung eines ſolchen Diebſtahls im Augenblicke des Niederſchreibens gegenwärtig geweſen. Oft habe ich aber auch meine Gedanken, mitunter beinahe mit denſelben Worten, bei Schriftſtellern gefunden, die früher als ich geſchrieben, die ich aber viel ſpäter geleſen habe. Wie z. B. eben jetzt in Herbart eine Aeußerung über Schelling und Hegel mit denſelben Worten, die ich in einem Epigramm über die Beiden gebraucht. Was bleibt nun da übrig? In Gottesnamen zu ſchreiben, was Einem Paſſendes einfällt und ſich damit zu tröſten, daß nur der ein leichtſinniger Schuldenmacher iſt, der nichts beſitzt, als was er erborgt.

I.

Was ich auf meine poetiſche Flucht für Bücher mitnehmen werde? fragſt du. Wenig und viel! Herodot und Plutarch. Dazu die beiden ſpaniſchen Dramatiker. Und Shakeſpeare nicht? Shakeſpeare nicht. Obgleich er vielleicht das Größte iſt, was die neuere Welt hervorgebracht hat: Shakeſpeare nicht. Er tyranniſirt meinen Geiſt, und ich will frei bleiben. Ich danke Gott, daß er da iſt, und daß mir das Glück ward, ihn zu leſen, und wieder zu leſen und aufzunehmen in mich. Nun aber geht mein Streben dahin, ihn zu vergeſſen.

Die Alten ſtärken mich, die Spanier regen mich zur Produktion an; aber die erſteren ſtehen zu ferne, die letzteren ſind zu rein menſchlich, mit ihren Fehlern mitten unter den größten Schönheiten, mit ihrer häufig nur gar zu weit getriebenen Manier, als daß ſie den ächten Quell des wahren Dichters: die Natur, die eigene Anſchauungsart, das Individuelle der Auffaſſung, irgend im Gemüthe beeinträchtigen ſollten. Der Rieſe Shakeſpeare aber ſetzt ſich ſelbſt an die Stelle der Natur, deren herrlichſtes Organ er war, und wer ſich ihm ergibt, dem wird jede Frage, an ſie geſtellt, ewig nur er beantworten. Nichts mehr von Shakeſpeare! Die deutſche Literatur wird in ſeinem Abgrunde untergehen, wie ſie aus ihm hervorgeſtiegen iſt. Ich aber will frei ſein und ſelbſtſtändig, lieber ein Wurm, der ſich ſelbſt ſein Blatt ſucht, als der Flötenſpieler, durch den Vaucanſon entzückt.

II.

Du magſt den Wunſch, ſchreibſt du, nicht aufgeben, daß das Theater eine moraliſche Tendenz erhalte? Du haſt Unrecht, nicht bloß in künſtleriſcher, auch in moraliſcher Hinſicht, denk' ich. Denn erſtens hat die Moral des Theaters, die doch des Gefälligen nie entbehren kann, etwas ſo Zwitterhaftes, daß nur höchſt ſelten ein praktiſcher Nutzen daraus hervorgehen kann. Dann würde aber auch all das Leichtfertige und Luſtige, das auf denſelben Brettern verhandelt wird, unter der Aegide jener Anſicht nur um ſo verderblicher auf das Gemüth des Zuſchauers einwirken, der, gewohnt, Lehren von dorther zu empfangen, die angenehmen darunter gewiß nicht unbeachtet vorübergehen laſſen würde. Das Theater muß als ſittlich gleichgiltig behandelt werden, oder es wird Sitten verderbend.

III.

Du nimmſt die Partie deines Vaterlandes, und willſt nicht zugeben, daß dieſes paſſive Stehenbleiben, dieſes

Nichtweiterſchreiten auf dem Pfade der Entwicklung, ſo erniedrigend, ſo unwürdig ſei, als es mir vorkomme. Nun denn, ich wiederhole es: ein Verbrechen an der Menſchheit iſt es! Wodurch iſt denn der Menſch, was er iſt, als durch ſeine Gattung? Sein ganzer Beſtand als Menſch liegt nicht in Einem Individuum, nicht in tauſend, ſondern in der Menſchheit als Ganzes, als moraliſches Weſen, entgegengeſetzt dem phyſiſchen, dem einzelnen. Richte einen Affen ab, bis zur höchſten Vernunftähnlichkeit, bis zum äußerſten Grade der Geſchicklichkeit, ſeine Jungen werden nicht mehr wiſſen, als jedes andern Affen Junge, und willſt du ſie vervollkommnen, ſo mußt du von vorn anfangen, von der erſten erwerblichen Fertigkeit, wie bei ihrem Vater; von ſeinem Wiſſen iſt nichts auf ſie übergegangen, wird nie etwas übergeben, und ſo ſteht jedes Thier noch auf derſelben Stufe, in der die erſten ſeiner Art am Tage der Schöpfung ſtanden. Warum? Weil ihnen die Gabe der Mittheilung fehlt, weil ſie nur als Individuen da ſind, weil ſie nur im Verſtande des Menſchen eine Gattung ausmachen, in der That aber Einzelweſen ſind, höchſtens Generationen, mit bloß phyſiſcher Wechſelwirkung der Mitlebenden, jede eingeſchloſſen in den Zwiſchenraum von Geburt und Tod. Der Menſch aber erbt von frühen Jahrtauſenden, und ſpäte Jahrtauſende erben von ihm. Ein unreifer Knabe unſerer Zeiten weiß Dinge, die den Weiſen Griechenlands ein Räthſel waren, die Geſchichte iſt ſein Leitſtern im Wollen und Handeln; er ißt und trinkt und pflanzt ſich fort als Individuum, aber er lebt nur als Menſch, als Glied ſeiner Gattung. Darin liegt das Heiligthum ſeiner Exiſtenz, das iſt das Palladium ſeiner Vorzüge, in dieſer allgemeinen Menſcheneinſicht, in dieſem allgemeinen Menſchenwillen tritt der Gott ein in die Natur.

Daher iſt jedes abſichtliche Stehenbleiben der einzelnen oder moraliſchen Perſon ein Verbrechen an dem Geſchlechte, ein Vergehen gegen Gott. Wollen wir nichts hinzufügen zu dem Schatze der Menſchheit, wer gibt uns ein Recht, das vor uns Geſammelte zu gebrauchen? Wollt ihr ſtehen bleiben, ſo gebt vorerſt zurück, was eure Eltern euch geliehen, damit ihr es in organiſcher Fortentwicklung vererbt an ihre Enkel. Zieht euch in Höhlen, knirſcht Eicheln, tragt zur Schau die Blöße eures thieriſchen Selbſt, gebt auf Sprache und Schrift, und ſchämt euch nicht, Beſtien zu heißen, wenn ihr es durchaus ſein wollte. Ich wollte lieber ein Hund ſein, und den Mond anbellen, als — —

IV.

Haſt du geleſen, was Jakobi im Woldemar ſagt, über die Formen der Menſchheit, oder vielmehr über die Formen, in denen ſich das Höhere im Menſchen zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten zeigt? Wie das Gefäß nach und nach verwittert, der Inhalt verfliegt, und welche Kämpfe es koſtet, bis eine neue Hülle des Göttlichen aufgefunden und anerkannt iſt? Wie aber doch das Höhere, das Gottähnliche nie zu Grunde gehen kann, ſondern nur in einer Art Seelenwanderung in neue Körper übergeht. Die traurigſten Zeiten ſind dann offenbar die, wo eine ſolcher Formen im Verſcheiden iſt, und die eine Hälfte der Menſchheit ſich abmüht, das inhaltsleere Gefäß zuſammenzuhalten und zu flicken, die andere Hälfte aber den Gehalt überhaupt leugnet, weil er in dem verwitterten Gefäße nicht mehr zu finden iſt. Die Zeit unmittelbar vor und nach der franzöſiſchen Revolution war eine ſolche traurige; aber mir däucht, die Morgenröthe einer neuen Exiſtenz ſchimmert hervor über den fernen Bergen.

Wenn damals eine mächtige Hülle des Göttlichen, der Tugend, vielleicht auf lange zu Grunde ging: die Religion, als poſitive Anſtalt, ſo beginnt dafür ein neues Vehikel der Tugend, virtus, ſich zu bilden in dem Streben der Völker nach Freiheit, nach bürgerlicher und politiſcher Freiheit. Schon iſt der Menſch nicht mehr auf ſein enges Selbſt beſchränkt, ſchon nimmt er wieder Theil an einem Allgemeinen, die Begeiſterung erwacht, und die Tugenden haben ja das gemein mit den Laſtern, daß, wenn man Einer die Thüre öffnet, ſich die andern ungerufen miteindrängen. Land! Land! armer Schiffer!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Dritte Ausgabe.

Elfter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Erſter Ergänzungsband.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorbericht.

Die folgenden ſechs Ergänzungsbände zu Grillparzers Werken umfaſſen diejenigen ſeiner Schriften, welche, in den bisherigen drei Auflagen der zehnbändigen Geſammtausgabe fehlend, in die vierte, ſechzehnbändige Auflage neu aufgenommen wurden. Zugleich enthalten ſie die wichtigſten Ergänzungen zu ſeinen übrigen Werken, ſoweit dieſe ſich in größeren Abſchnitten aus dem Zuſammenhange ausſcheiden ließen, wobei Wiederholungen einzelner Gedichte und Aufſätze nicht ganz zu vermeiden waren.

Der Vorbericht zu dieſer vierten Ausgabe wird im Folgenden, wenig gekürzt, wiedergegeben:

Bei der großen Scheu, welche Grillparzer vor jeglicher Berührung mit der Außenwelt hegte, iſt es begreiflich, daß er ſich der Veranſtaltung einer Geſammtausgabe ſeiner Werke, ſo oft auch die Aufforderung dazu an ihn ergangen war, ſtets widerſetzt hatte. „Ich bin froh, wenn ich von dem litterariſchen Markt entfernt bin. Soll's nach meinem Tode gedruckt werden!“

In dieſem Sinne betraute Grillparzers Erbin, Katharina Fröhlich, welcher Freiherr von Rizy und Dr. Preyß berathend zur Seite ſtanden, Heinrich Laube und Joſeph Weilen mit der Sichtung und Herausgabe der nachgelaſſenen Papiere. Bei der Maſſenhaftigkeit und Unordnung des zu ſichtenden Materiales, bei der Schwierigkeit einer auch nur beiläufigen Datirung der über ſieben Decennien ſich erſtreckenden Aufzeichnungen, bei der mit den Jahren zunehmenden Flüchtigkeit von Grillparzers Schrift, ſowie bei der durch die Umſtände gebotenen Eile war ein völlig reiner und fehlerloſer Text in der erſten Ausgabe der „Sämmtlichen Werke“ (zehn Bände, 1872) nicht zu erzielen. Manches werthvolle Manuſcript, wie die Fortſetzung der „Eſther“, ſcheint überdies den Herausgebern gar nicht zugänglich geweſen zu ſein. Schon bei der zweiten Auflage dieſer „Sämmtlichen Werke“ (1874) war die J. G. Cotta'ſche Verlagsbuchhandlung bemüht, für die Reinheit und Treue des Textes erneute Sorge zu tragen und ſie wurde weiterhin in ihren Beſtrebungen durch Freiherrn von Rizy unterſtützt, deſſen Liebe und Sachkenntniß zunächſt den lyriſchen Gedichten zu Gute kam. (Wiener Grillparzer-Album. Für Freunde als Handſchrift gedruckt. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1877.) Dieſe Redaktion konnte in der dritten Geſammtausgabe (1881) dem erſten Bande zu Grunde gelegt werden, während den übrigen Bänden Wilhelm Vollmer ſeine an Schiller und Goethe bewährte Sorgfalt widmete. Auf die Vorarbeiten dieſer beiden Grillparzerforſcher ſtützt ſich im Weſentlichen die neue, vierte Ausgabe der Werke. Es liegen derſelben zum guten Theile die von Vollmer beſorgten Abſchriften zu Grunde, welche an der Hand der von Rizy in langjähriger Arbeit geordneten und beſchriebenen Originalpapiere berichtigt und ergänzt werden konnten. Es ſollte dem erſteren nicht mehr gegönnt ſein, dieſe Ausgabe ſelbſt zu vollenden und ſeine eindringlichen Studien ſpäterhin durch eine kritiſche Ausgabe von Grillparzers Werken zu krönen, wie es leider dem letzteren verſagt blieb, ſeinem großen Freunde das biographiſche Denkmal zu ſetzen, zu dem er die Bauſteine in emſigſter Thätigkeit geſammelt hatte. Indem ſo die neue Ausgabe auf der Benützung des geſammten Nachlaſſes, ſoweit derſelbe überhaupt zugänglich iſt, beruht, darf ſie den früheren gegenüber als eine weſentlich verbeſſerte und vermehrte bezeichnet werden.

Die lyriſchen Gedichte zwar mußten vorläufig in jener Form belaſſen werden, die Herr von Rizy ihnen gegeben hat. Seine Sammlung iſt ſelbſt ein kleines Kunſtwerk; ein einzelnes Steinchen herausnehmen hieße das ganze Gebäude zerſtören, das nur durch eine völlig neu geordnete Ausgabe erſetzt werden konnte, in welcher die von Grillparzer ſelbſt veröffentlichten oder zur Veröffentlichung beſtimmten Gedichte von den vielfach unfertigen ſeines Nachlaſſes ſtreng geſondert und für welche ſchärfere chronologiſche Beſtimmungen angeſtellt werden mußten, als es der milden und ausgleichenden Weiſe des pietätvollen Mitlebenden gemäß war. Die Nachleſe (1. Ergänzungsband), die ſich als zweiter Theil der Rizy'ſchen Sammlung anſchließt, vereinigt in ſich die meiſten jener Gedichte, welche noch bei Grillparzers Lebzeiten oder nach ſeinem Tode an zerſtreuten Orten veröffentlicht wurden; ferner die in der erſten und zweiten Auflage der „Sämmtlichen Werke“ enthaltenen Gedichte (vorwiegend Epigramme), welche in der dritten Auflage ausgeſchieden worden waren; endlich eine beſcheidene Auswahl aus den bisher ungedruckten Gedichten und Gedichtfragmenten. Daß ich auch den litterariſchen Invectiven Aufnahme gewährt habe, ſcheint mir einer beſonderen Rechtfertigung nicht zu bedürfen. Von den durch dieſelben Betroffenen iſt niemand mehr am Leben; es wird niemandem Schmerz oder Schaden zugefügt. Wo aber Schiller und Goethe ſo ſchlecht wegkommen, brauchen Grün und Lenau, Hebbel und Halm nicht geſchont zu werden. Am wenigſten war es in des Dichters eigener Abſicht gelegen, daß die zum Theil in ſcharfes Gift getauchten Pfeile für ewige Zeit unverbraucht im Köcher ruhen ſollten.

Die dramatiſchen Meiſterwerke hat Wilhelm Vollmer für die dritte Ausgabe bereits einer ſo gründlichen Reviſion unterzogen, daß ſie im weſentlichen gleichfalls unverändert belaſſen werden konnten; für die nachgelaſſenen Tragödien konnte aber dennoch manche werthvolle neue

Lesart gewonnen werden. Unter den Beilagen und Ergänzungen zu den betreffenden Bänden ragt der nach dem Manuſcripte berichtigte und vermehrte Text der „Eſther“ (4. Ergänzungsband) hervor; die Ueberſetzungsfragmente (1. Ergänzungsband) durften als Proben für die Vielſeitigkeit des Dichters willkommen ſein. Für dieſe Beigaben, ſowie für den weiteren dramatiſchen Nachlaß (2. 3. und 4. Ergänzungsband) ſtanden mir keine nennenswerthen Vorarbeiten zu Gebote. Die chronologiſche Anordnung der Fragmente iſt ein erſter Verſuch, der gewiß mancher Nachbeſſerung bedürftig iſt; es ſind aber alle dabei in Betracht kommenden Momente oft und reiflich erwogen worden. Von der Aufſtellung eines kritiſchen Apparates mußte in dieſer für das große Publikum beſtimmten Ausgabe abgeſehen werden: die Richtigkeit der Leſung darf durch wiederholte Nachprüfung als geſichert gelten; nur an wenigen Stellen, wie beſonders im Entwurf zur „Drahomira“ (III, 112), wollte mir die Entzifferung der äußerſt flüchtigen Schriftzüge — trotz mannigfacher Unterſtützung — nicht gelingen.

Die meiſte Nachhilfe von den aus den älteren Auflagen überkommenen Bänden bedurften die proſaiſchen Aufſätze (4. 5. 6. Ergänzungsband). Mit möglichſter Anlehnung an die frühere Gruppirung und Reihenfolge iſt hier der Text völlig neu geſtaltet worden; die faſt durchweg eingeführte Datirung geſtattet erſt jetzt einen Einblick in Grillparzers Entwicklungsgang. Obgleich von einem vollſtändigen Ausſchöpfen des vorliegenden Materiales Umgang genommen werden mußte, wurden doch die meiſten Abtheilungen durch werthvolle ungedruckte Aufſätze vermehrt. In dem Abſchnitte „Studien zu des Dichters eigenen Werken“ (V, 147) wurde mit wenigen Ausnahmen nur Dasjenige vereinigt, was Laube in den jetzt ausgeſchiedenen „Nachworten zu den Dramen“ und in der „Lebensgeſchichte“ bereits mitgetheilt hatte. Desgleichen bieten die autobiographiſchen

Mittheilungen (6. Ergänzungsband) faſt nur ſolche Ergänzungen, welche bereits an andern Orten veröffentlicht waren. Der überreiche Schatz an Studien und Entwürfen zu den Dramen muß einer ſpäteren Zeit zur Verarbeitung und Publicirung vorbehalten bleiben.

Die vorliegende Ausgabe iſt nur durch die Mithilfe vieler Faktoren zu Stande gekommen.

Die berufenen Vertreter der Gemeinde Wien, in deren Beſitz Grillparzers litterariſcher Nachlaß nach dem Tode Katharinens übergegangen iſt, haben nicht nur die Benutzung und Verwerthung deſſelben zum Zweck der neuen Ausgabe mit der größten Liberalität geſtattet, ſondern auch die drei Jugendſtücke „Blanka von Kaſtilien“, „Die Schreibfeder“ und „Wer iſt ſchuldig“ — mit Vorbehalt des Eigenthums- und Verlagsrechtes — der J. G. Cottaſchen Buchhandlung zum Abdrucke für die gegenwärtige Ausgabe in hochherziger Weiſe überlaſſen. Für Beides habe ich dem Bürgermeiſter der Stadt Wien, Herrn Eduard Uhl, Einem Hochlöblichen Gemeinderathe, den Mitgliedern der Bibliotheks-Commiſſion bei demſelben und dem Bibliotheks- und Archivsdirector, Herrn Regierungsrath Karl Weiß, unſern ergebenſten Dank auszuſprechen. Während der ganzen Arbeit aber ſtand mir der Cuſtos der ſtädtiſchen Bibliothek, mein lieber Freund Dr. Karl Gloſſy — mit theilweiſer Verzichtleiſtung auf eigene Pläne — in ſo aufopferungsvoller Weiſe zur Seite, daß ich den ihm gebührenden Antheil an derſelben auszuſondern gar nicht im Stande bin.

Niemals hätte ich endlich die Correctur fern von den Manuſcripten in genügender Weiſe beſorgen können, wenn ich nicht in dem Beamten der Wiener Stadtbibliothek, Herrn Eugen Probſt, einen überaus ſorgfältigen

Mitarbeiter gefunden hätte, der ſich der mühſamen (oft mehrmaligen) Nachvergleichung der Handſchriften, insbeſondere bei den Fragmentenbänden, mit unabläſſiger Geduld unterzog.

Bei der (nicht überall gelungenen) Richtigſtellung von Namen und Citaten haben mich Freunde und Collegen aufs Liebenswürdigſte unterſtützt. Auch dieſen ſei hier öffentlich Dank geſagt.

Prag, im November 1887.

Auguſt Sauer.

Inhalt.

Gedichte.

Zweite Abtheilung.

Seite

I. Leben und Kunſt.

Wohlan denn nun, nicht klaglos will ich fallen 5
Man hört wohl jammern viel und klagen 5
Daß ihr an Gott nicht glaubt . 6
Sie ſollen ihn nicht haben . . . 7
Mit einem Schwerte ſpielt man nicht 8
Sie wollen Freiheit, nun wohlan! 8
Kölner Dombau 9
Fragment 10
Hamlet (Huldigung der Frauen 1845) 10
An die Spanier 11
Liſzt 12
Poeſie der Gegenwart (Huldigung der Frauen 1845) 13
Ihr ſeid gar wackre Pilger . . 15
Mein Freund, du haſt Talent! Ich ſehe dich erblaſſen . . . 16
Gottloſe ihr, ſucht einen Gott . 17
Einem Fürſten 18
Seite
Es ſoll die Kunſt euch denn belehren 19
Sei einfach wahr, mein deutſcher Chriſt 19

II. Im alten Oeſterreich.

Bei der Geburt eines Prinzen . 23
Kaiſer Franz 25
Diplomatiſch 26
Der neue Auguſtus 27
Konſervativ 27
Die Finanzmänner 27
Zweite Jugend 28
Antidiluvianiſch 28
Torys, Torys, hohe Thoren . . 28
Die Ordensverleihung 1–3 . . 29
Der literariſche Orden 29
Der Staatsmann 30
Des Wiener Vertrages Erinnerung 30
Akademie der Wiſſenſchaften . . 30
Du eiferteſt gegen den Nachdruck ſehr 31
Der Diplomat 31

Seite

III. In der neuen Aera.

Dem Banus. (Der öſterreichiſche Volksbote, hrsgg. von Schrittwieſer 1849) 35
Einem Regimentsinhaber (Album für den Friedhof in Graz 1857) 36
Kaiſer Joſeph 37
An Hans Jörgel 39
Bei der Enthüllung des Erzherzog-Karl-Monuments 39
1848. 1—15 39
Radetzky 43
Noch einmal Radetzky 44
Feldmarſchall Radetzky und ſein Sänger 44
Der liberale Journaliſt 44
Doktor Becher 44
Finanzmänner 44
Aerzte und Finanzmänner . . . 45
Dein beſonnen und entſchieden Vorwärts 45
Viribus unitis 45
Konkordat 1—3 45
Ungarn 46
Magyaren 46
Ungariſch 46
Baron Eötvös 47
Die Tiroler ganz recht, ſcheint mir, begriff' ich 47
Türkiſche Wirren 47
Juriſten 47
Finanzen 47
Militär und Pfaffen 48
Kirchliche Charakterköpfe 48
Schmerling 48
Beim Tode des Feldmarſchall Heß 48

IV. Sprüche und Epigramme.

I.

Der Fortſchritt ſchreitet fort vom Ort 51
Warnung 51
Seite
Fortſchritt 51
Den Deutſchen 52
Neuerer 52
Eiſenbahnen, Anlehn und Jeſuiten 52
Der Weg der neuern Bildung geht 52
Die Zeitideen werden ſich da am vollſten drängen 52
Der deutſche Geiſt zuhöchſt in Kunſt und Wiſſen ſtellt . . . 52
Falſche Anſicht und Selbſtüberſchätzen 53
Da die Deutſchen noch beſcheiden nach alter Weiſe 53
Der deutſche Fleiß 53
Es lebe der deutſche Geiſt . . . 53
Deutſches Selbſtgefühl 53
Syſteme 54
Syſtematik 54
Deutſche Aeſthetik 54
Viſcher's Aeſthetik 1. 2 54
Hiſtoriſch! Nur hiſtoriſch . . . 55
Konjektural-Geſchichte 55
Wir ſehn von Heidelberg bis nach Berlin 55
Eure Geſchichtsforſchung im letzten Ausdruck 55
Die griechiſchen Mythen und ihr Weſen 56
Die Weltgeſchichte, die ſich dünkt was Rechtes 56
Die Hiſtoriker 56
Naturwiſſenſchaften 56
Neueſte Phyſiologie 57
Durchforſcht den Boden, ſucht und gräbt 57
Geologiſch 57
National-ökonomiſch 57
Geiſterſtatiſtik 58

II.

Wollt ihr die deutſche Knechtſchaft kennen 59
Der Radikale 59

Seite
Der Kölner Verein 60
Wenig Farben halten gut . . . 60
Wir laſſen uns gerne barbieren 60
Nationaltracht 60
Geänderter Nationalgeiſt . . . 60
Was baut ihr einen Dom am Rhein 61
Militäriſcher Staat 61
Das ſtärkſte Heer 61
Ruge 62
Fabius cunctator 62
Frei ſeid ihr ſchon zu dieſer Zeit 62
Welche Luſt, den „Beobachter“ ſehen 62
Turnvereine 63
Ruſſiſches Anlehn 63
G. K*** 63
Gervinus, der Narr vom Untersberg 63
Sebaſtopols Eroberung . . . 64
Geographiſche Studien 64
Engliſche Gevatterſchaft . . . 64
Engliſch 64
Kulturhiſtoriſch 65
Radikal und Konſervativ . . . 65
Wen immerdar man anders ſchaut 65
Die Gebäude Münchens . . . 65
K. v. B. 66
Biographiſch 66
Papierne Konſtitution 66
Dem Geber der preußiſchen Konſtitution 66
Kunſtliebe ohne Kunſtſinn . . . 67
König von Preußen 67
Winke 67
1851. 1—3 67
Louis Napoleon 1—3 68
Franzöſiſche Zuſtände 69

III.

Windſtille 70
Religionsbeſtrebungen 70
Wenn euer Aug kein Großes faßt 70
Philoſophenverſammlung . . . 71
Unſere neueſte Religion . . . 71
Glaube 71
Man ſpricht jetzt viel von dem Glauben 71
Der Staat ſtützt ſich auf Adel und Kirche 71
Die ſpaniſche Inquiſition . . . 72
Die Weiber, die Kinder, die Tiroler und die Pfaffen . . 72
Irgendwo und Irgendwann . . 72
Zu wiſſen drängt euch euer Gemüth 72
Antwort 72
Phyſiko-Theologiſch 73
Das gebildete Chriſtenthum . . 73
Die Poeſie und die Theologie . 73
Geläng' es mir, des Weltalls Grund 73
Such nicht nach Gründen gar ſo weit 74
Der Syllogismus wäre ein rechter Schatz 74
Philoſophen 74
Indiſche Philoſophie 74
Zwiſchen nichts wiſſen und Nichts wiſſen 74

IV.

Neudeutſch 75
Niemals etwas, immer über . . 75
Literargeſchichte 75
Verkehrte Welt 76
Der Kritiker 76
Die Literatoren und Literatrinen 76
Literatoren 76
Schüler und Schulmeiſter . . . 77
Wenn aus der Republik als ſtrenger Richter 77
Glücklich der Künſtler, der Bildung hat 77
Begabung 77
Aeſthetiſch 1. 2 78
Deutſche Muſter 78
Phantaſterei 78
Den Deutſchen 79

Seite
Aeſthetiſch 79
Verſtändlichkeit 79
Unſre Aeſthetiker und Dramaturgen 79
Ihr ſprecht mir von eurer Literatur 80
Die Klaſſiker 80
Die Deutſchen 80
Schillers Tadler 80
Wie ſchmähen das Theater doch 81
Tendenzpoeſie 81
Ihr glaubt euch Ritter vom Geiſte 81
Poeſie der Arbeit 81
Sollen und Haben 82
In Poeſie und Politik 82
Volkspoeſie 1. 2 82
Bedenken 83
Aeſthetik der Eitelkeit 83
Das Schickſal war nur für die Griechen wahr! 83
Goethe 83
Goethe und Keſtner's Briefwechſel 84
Die Gruppe von Schiller und Goethe 84
Wollt ſo viel Dichter ihr mit Monumenten lohnen . . . 84
Weimar iſt ein heiliger Ort . . 84
Der Ehrenſäbel 85
Das Monument der vier Tonſetzer 85
Die muſikaliſchen Gelehrten . . 85
Muſikaliſch 85
Felix Mendelsſohn 86
Florentiner Quartett 86
Den Beethoven-Enthuſiaſten . . 86

V.

Dedikation 87
Gedächtniß 87
Als Kind, als Jüngling, Mann und Greis 87
Fühlen und Denken, wenn man's erwägt 87
Seite
Geſpräch 88
Tadle mich nicht! ich thu' es ſelber 88
Was je den Menſchen ſchwer gefallen 88
Du nennſt mich Dichter! ich verdien' es nicht 88
Der Verfaſſer der Ahnfrau . 89
Hier ſitz' ich unter Faszikeln dicht 89
Raſch, wie der Knabe dem Schmetterling folgt, ſo jag' ich Gedanken 89
Meine Kraft ſcheint noch ganz und jung 89
War ich zum Dichter auch geboren 89
Des Menſchen allererſtem, tiefinnerſtem Sein 90
Den Himmel hätte das Talent hienieden ſchon auf Erden . . 90
Die Lebenden bewegen ſich . . 90
Ich weiß nicht, ob ich gut bin . 90
Oeffentliche Anerkennung . . . 90
Ich rede nicht, wo Jeder ſpricht. 91
Hofrathstitel 1. 2 91
Mit drei Ständen habe ich nichts zu ſchaffen 91
Laube — mein Paladin . . . 91
Schillerfeſt 92
Wie nehm' ich unter Unbekannten 92
Der grünen Inſel 92
Daß ich ſtarrſinnig mitunter ſei 92
Gott meinte, es ſei nun mit mir genug 92
Einfälle ſind keine Gedanken . . 93
Ein Spruch Goethe's 93
Kritik 93
Das Alter iſt fürwahr beklagenswerth 93
Ich war ein Dichter 94
An Fr. L** 94
Krankenbeſuche 94
Geburtsfeier 94
Geſcheid gedacht und dumm gehandelt 94

V. Invectiven.

I.

Seite
Literariſche Zuſtände 97
Der Deutſche, er ſieht fein und ſcharf 97
Zur Literargeſchichte 98
Die Muſe beklagt ſich 99
Jahrmarkt 100
Liſt und Hegel 102
Der dritte feindliche Bruder . . 102
Zur Kunſtgeſchichte 104
Der Goethen nachgeahmte Styl des Pſeudowanderers . . . 105
Publikum 105
Menzel 105
Ludwig Tieck 1. 2 105
Shakeſpeare braucht keine Vertheidigungswaffen 106
Nimm wie ein Chamäleon alle Farben 106
Was du an ihrem Landsmann Hamlet verbrochen 106
Auch England miſcht ſich in den Streit 106
So lies denn immer den Shakeſpeare 107
Tieck's Novellen 107
Dramatiker, Sophiſtiker . . . 107
Komödienzettel 107
Der geniale König 108
Schelling 108
Herr Alexander Humbug . . . 108
Der Verfaſſer des Kosmos . . 108
Kosmos 109
Eine weltreiſende Wienerin . . 109
Ritter von Oſten 1. 2 109
Dem Verſtorbenen 1. 2 110
Die Rückkehr des Reiſenden . . 110
Hammer-Purgſtall 1—5 110
Uhland's Volkslieder 111
Die Heroſtrate und Freiligrathe 111
Mit Klopſtock miß'ſt du dich, o metriſcher Silbenſammler . . 112

Seite
Ob Längen ſich und Kürzen in rechtem Maße mengen . . . 112
Und ſchnallt ihr hohe Socken an 112
Laube 112
Deklinationsräthſel 113
Bekenntniſſe eines Vagabunden . 113
Holbein und Holtei 114
Dorfgeſchichten 114
Didaskalien 114
Steffens 115
Es gäbe kein verkanntes Genie . 115
Willn, ein Nacheiferer von Herwegh 115
Franz Liszt 115
Richard Wagner 115

II.

Kaiphas, Kaiphas, Sanhedrin . 116
Weiß nicht, was ſie denken und ſagen 116
Die leeren Logen in der Zauberflöte 117
Der Henker hole die Journale . 117
Du ſchmähſt auf ihn und kaufeſt doch ſein Blatt 118
Der Humoriſt 119
Strauß und Saphir, Saphir und Strauß 119
Unter Lobverſe auf Ladyslaus Pyrker von Baldamus 1. 2 . 119
Erzbiſchof von — Toledo . . . 120
Anaſtaſius Grün 1. 2 120
Spaziergänge eines Poeten . . 121
Des Dichters Vorliebe 121
Zedlitz 1. 2 122
Lord Byron an ſeinen Ueberſetzer 122
Der bekehrte Dichter 122
Friedrich Hebbel 1. 2 123
Friedrich Halm 1. 2 123
Mein Freund, Sie ſind ein Böſewicht! 124
Münch 124

Seite

VI. Vermiſchte Gedichte.

Gelegenheitliches:

Epilog zu König Ottokars Glück und Ende 127
Bei der Ankunft Ihrer Majeſtät Maria Anna, der jüngeren Königin von Ungarn . 128
An Kaiſer Ferdinand . . . 128
Worte des Abſchieds (Einzeldruck 1843) 129
Zur ſilbernen Hochzeit . . . 131
Zur ſilbernen Hochzeit des Dr. Ignaz Sonnleithner . . . 132
Cantate 133
Zur Feier der ſilbernen Hochzeit (Einzeldruck 1853) . . 136
Worte über Beethoven's Grab zu ſingen (Einzeldruck 1827) 137
Bei der Grundſteinlegung des Muſikvereinsgebäudes . . 137
Weihgeſang (Penelope, hrsgg. von Th. Hell 1834) . . . 137
Mozart 142
Für das Beethoven-Denkmal in Heiligenſtadt 142
Der Chriſtbaum im k. k. Militär-Invalidenhauſe 1. 2. . 143
Einfache Myrthen 146
Für Camilla 146
Anſchütz 147
An Frau von Weißenthurn . 147
Die Tänzerin 148
Für Liſzt 148
An König Ludwig II. von Bayern 149
An Roſenthal 149

Albumblätter:

Erinnerungsbuch? Sehr nutzlos, wie mir däucht . . . 150
In das Stammbuch der Frau Thereſe Roſenkart 150
Seite
In das Stammbuch der Gräfin Wimpfen 150
In das Stammbuch der Fürſtin Radziwil 151
In ein Stammbuch der Baronin Feuchtersleben . . . 151
Jung, ſchön und reich . . 152
In Sophie Florentins Stammbuch 152
Für Fräulein Ida Mink . . 152
In ein Stammbuch 153
Sei immer du und ſei es ganz 153
In das Stammbuch der Sängerin Dlle. Caroline Mayer 153
Geht ihr nach England, meine Zeilen 154
Der Autographen-Sammlerin 154
Hab' ich kaum jemals dich geſehn 154
Du wardſt als Braut mir einſtens zugeſagt 154
So willſt du dahin dich begeben 155
Für Herrn Erik Siboni aus Kopenhagen 155
In das Stammbuch des Grafen Schönfeld 155
Werde, was du noch nicht biſt 156
Poeſie ſei dein Begleiter . 156
Einem Porträtmaler 156
Dichter nenn' ich dich gleich mir 156
Für Scheffer 156
Ich bin alt und du biſt jung 157
Sonſt ſteh' ich wohl mit etwas banger Scheu 157

Grabſchriften:

Gutes thun war ihr Geſchäft 158
Für Marie Piquot . . . 158
Für Charlotte von Paumgartten 158
Für Frl. Antonia Oſer . 158
Für Franz Schubert . . . 159

Seite
Ihre Freunde haben ſie betrauert 159
Für Joſeph Schreyvogel . . 159
Für Moriz von Sonnleithner 160
Für die junge Daffinger . . 160
Die ſich ſonſt ſo ferne ſtehen . 160
Streng gegen ſich und mild gegen **Andre** 160
Für W. A. Mozart, den Sohn 161
Für Frau Thereſe Roſenkart 161
Für Moriz Daffinger . . . 161
Für Felix Fürſt Schwarzenberg 162
Für J. Chr. von Zedlitz 1—3 162

VII. Jugendgedichte.

Auf zwei Vettern 165
An die Sonne 165
Schlecht und Recht 166
Elegie auf den Tod einer Grille 167
An B*** 169
Der Schiffer und ſein Sohn auf der Höhe der Inſel St. Helena 169
Seite
Erinnerung an die Bankal-Examinatur 171
An** 171

Ueberſetzungsfragmente:

Der Rabe. Ein tragikomiſches Märchen. Ueberſetzung des Corvo vom Grafen Carlo Gozzi. (1814) 175
Probe einer Ueberſetzung des Calderon. Aus dem Schauſpiele: Das Leben iſt ein Traum. (Wiener Modenzeitung 1816) 201
Bearbeitung einer Scene aus Shakeſpeare's Der Widerſpenſtigen Zähmung. (1821) 211
Ueberſetzung der Hekabe des Euripides 219
Ueberſetzung der Medea des Seneca 223
Bruchſtück einer Bearbeitung von Georg Farquhars „The beaux' stratagem“ . . . 227

Gedichte.

Zweite Abtheilung.

I.

Leben und Kunſt.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

(1827.)

Wohlan denn nun, nicht klaglos will ich fallen,
Dem Opferthiere gleich, das ſtöhnt und ſtirbt;
Auf daß Gemeinheit zu den Siegen allen,
Die ſie ſchon feiert, nicht noch den erwirbt,
Daß kundlos ihre That; daß, die ſie ſchlachtet,
— Wenn nun die Welt früh, eh' der Morgen glüht,
Die Leiche ſchaut und keinen Mörder ſieht. —
Als Frevler an ſich ſelber ſei'n geachtet.

(1837.)

Man hört wohl jammern viel und klagen,
Es ſei der Geiſt in unſern Tagen
In ſeinem tiefſten Recht verletzt,
Und von dem Handel, dem Gewerbe
Gekränkt an ſeinem alten Erbe,
Des angeſtammten Throns entſetzt.
Und wahrlich, ſieht man bunt ſich's regen,
Das Dampfgeräth auf Eiſenwegen,
Die Spindel, die von ſelbſt ſich dreht,
Den Einklang unſichtbarer Hände,
Man ſchaudert und man glaubt am Ende,
Daß ſtill der Puls des Lebens ſteht.
Das kommt daher nach richt'ger Meinung:
Für Körper gibt es Kraftvereinung,
Der Geiſt bleibt ewiglich allein.

(1837.)

Daß ihr an Gott nicht glaubt,
Sei euch etwa erlaubt;
Gott iſt überall Er,
Stellt ſich von ſelbſt wieder her.

Daß euch die Sitten ein Spiel,
Kümmert mich wieder nicht viel;
Sitten ſind eben Gebrauch,
Leichtere reichen wohl auch.

Aber was fehlt und was ſchlecht,
Iſt das Gefühl für das Recht;
Daß euch der Nutzen, das Mein
Gott und Götze allein.

Daß der Vertrag euch ein Spiel,
Nichts als ein Mittel zum Ziel,
Das, wenn den Zweck ihr erreicht,
Eben auch brecht wieder leicht.

Daß wenn der Nachbar in Noth,
Frech ihn das Unglück bedroht,
Was Jeder mein' oder glaub',
Jeder begierig zum Raub

Und eurem Könige feind,
Wo er es ehrlich meint,
Schnell mit ihm ihr verſöhnt,
Wenn er das Recht verhöhnt.

Und ob von Rechts oder Links,
Jeder begierig des Winks,
Andern zu ſchmieden die Laſt,
Die ihm zu Hauſe verhaßt.

Andere Länder zwar auch
Hegen den nämlichen Brauch,
Doch nur, was heißt Kabinet,
Dort ſolche Wege geht.

Thun's den Erfindern wohl gleich,
Lernten's eben von euch,
Politik heißt der Pfiff,
Auch: fünf Finger, Ein Griff.

Während, was Volk man nennt,
Mitleid und Antheil kennt,
Auch bei dem Andern ehrt,
Was ſeinem Herzen werth.

(1840.)

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den grünen Donauſtrand,
Da, wo die Ufer ragen
Ins Meer vom nahen Land.

Sie ſollen dort nicht hauſen,
Mit langverhehltem Groll
Von Fleiß und Bildung fordern
Der Roheit wüſten Zoll.

Was ſoll der leichte Franke?
Er denkt und droht ja laut.
Eh That noch der Gedanke,
Hat längſt man vorgebaut.

Doch jene düſtern Schergen,
Die unterm Kleid den Stahl,
Den Haß im Buſen bergen,
Die fürchte du zumal.

Die zwar mit Eiſen kämpfen,
Doch früher auch mit Gold
Den Wahrer deines Heiles
Halten in ihrem Sold.

Deßhalb ihr Fleiſch den Raben!
Die Waffen in die Hand!
Sie ſollen ihn nicht haben,
Den grünen Donauſtrand.

(1842.)

Mit einem Schwerte ſpielt man nicht,
Man zieht es, will's die Noth;
Doch Mancher, der's im Scherze ſchwang,
Traf, was ihm nächſt, zum Tod.

Man ſpielt auch nicht mit Lieb' und Wein,
Zum mindſten, wenn man klug,
Mit Licht und Flamme, die der Wind
Oft weit und weiter trug.

So ſpiel' auch du mit Freiheit nicht,
Erweckend iſt ihr Ton.
Und wenn du ſie nicht geben willſt,
So ſprich auch nicht davon.

(1842.)

Sie wollen Freiheit, nun wohlan!
Gebt ihnen eine Eiſenbahn,
Da mögen ſie denn frei verkehren,
Der Schacher wird ſie dienen lehren.

Sie brauchen gläubig einen Gott,
Herr Hegel hat deß nimmer Spott,
Verdau'n ſie erſt ein Subjekt-Objekt,
Hat nie noch ein Glaube ſich weiter erſtreckt.

Und dürſtet ſie nach Poeſie,
Die Proſa iſt verlegen nie,
Novelle und Tendenzgedicht
Iſt Poeſie und iſt's auch nicht.

Da mögen ſie denn frei ſich glauben,
Des Glaubens Freiheit ſelbſt ſich rauben;
Auch hat's Poeſie aufs Höchſte gebracht,
Wenn Jeder die ſeine ſich ſelber macht.

Kölner Dombau.

(1842.)

Was baut ihr Häuſer, eh der Gaſt noch da?
Die Einheit wohnt in Balken nicht und Steinen,
Sie lebt im Fühlen, das dem Herzen nah,
Und was ſich liebt, wird ſich von ſelbſt vereinen.

Mit eurer Schriften hochhinwehendem Wind
Bewegt die Oberfläche höchſtens der Verfaſſer;
Die Fiſche bleiben lautlos, wie ſie ſind,
Und ſchwimmen unberührt im tiefen Waſſer.

Kehrt, Fürſten, euch ans Volk nicht bloß mit Witz,
Gebt ihnen erſt, was ſie vertheid'gen ſollen,
Den Namen Deutſche, macht ihn zum Beſitz,
Dann werden, was ſie können, ſie auch wollen.

Macht, daß Verluſt des Rechts, euch anvertraut,
Zugleich Verluſt ſei jedes einzeln eignen,
Wie ihr's am Franken und am Britten ſchaut,
Dann wird der deutſche Sinn ſich nie verläugnen.

Schon einmal, daß ſich Einheit nicht verliert.
Erbauten ſie den Rieſenthurm zu Babel,
Doch ward die Sprache gleich, der Sinn verwirrt,
Und Thurm und Widmung kennt nur noch die Fabel.

(1842.)

Wie viel weißt du, o Menſch, der Schöpfung König,
Der du, was ſehbar ſiehſt, was meßbar mißt,
Wie viel weißt du! und wieder, ach, wie wenig,
Weil was erſcheint, doch nur ein Aeußres iſt.

Und ſteigſt du in die Tiefe der Gedanken,
Wie findeſt du den Rückweg in die Welt?
Du armer König, deſſen Reiche ſchwanken,
Der eine Krone trägt, allein kein Scepter hält.

Zu dem Gewölb von deinen ſtrengen Schlüſſen
Stellt ſich der Schlußſtein nun und nimmer ein,
Und die Empfindung, Flügel an den Füßen,
Entſchwebt der Haft, und ruft hinfliegend: Nein!

Denn etwas iſt, du magſt's wie weit entfernen,
Das dich umſpinnt mit unſichtbarem Netz,
Das, wenn du liebſt, du aufſchauſt zu den Sternen,
Dich unterwerfend daſteht: das Geſetz.

Hamlet.

(1842.)

Es geht ein Königsſohn im kalten Norden,
Dem man des Lebens Urquell dort erſchlug;
Den Thron beſitzen, die den Vater morden,
Die Mutter theilt des Mörders Luſt und Trug.

Es muß Hyperion dem Satyr weichen,
Der Lumpenkönig iſt zu ſchadenklug.
In all' den angeſtammten weiten Reichen
Kaum noch ein Ort, der zum Aſyl genug.

Und Roſenkranz und Güldenſtern, Gervinus —
Polonius wollt' ich ſagen, wie ich muß —
Sie ſpreiten aus ihr langgedehntes Minus:
Die Zunge, ſteilrecht, bildet es zum Plus.

Auch an Ophelien wird es nimmer fehlen,
Das Herz, zumal bei Weibern, hat nicht Raſt,
Im Sturme, wie der Schiffe, ſo der Seelen
Mehrt ſelbſt die reichſte Ladung nur die Laſt.

Da mahnt denn alle Welt zum Wirken, Handeln;
Allein der Hebel braucht doch Ort und Statt,
Der ſtärkſte Sinn muß ſich in Mißmuth wandeln,
Fehlt erſt der Raum zum Anlauf und zur That.

An die Spanier.

(1843.)

Nun wohl, fahrt hin, des Ankers ſeid ihr los,
Es war ein plumpes Ding auch, ſchwer von Eiſen,
Daran ein Seil, nur etwa hänfen blos,
Das fördert nicht, zurückhält, die da reiſen.

Doch hielt er auch, umringt von Klippen, feſt,
Da alle Seiten ſchon des Schiffes krachten,
Und auf des Strandrechts kargen Ueberreſt
Die Nachbarn ihre Hände fertig machten.

Nun geht's nach vorwärts, und ein Jeder räth,
Den Kurs beſtimmt das Schiffsvolk der Verdecke.
Die Segel ſchwellen, und der Wimpel weht,
Das Aug mißt froh die rückgebliebne Strecke.

Allein bedenkt, der Sturm bläst ohne Ruhn,
Gekreuzt aus jedem Strich der Windesroſe:
Circe und Aeolus, Proteus, Neptun
Sie ſtreiten ſich um eure künft'gen Loſe.

Da iſt nicht Wahl, als wenn die Kraft erlahmt,
Zu ſterben, wie es anſteht wackern Streitern,
Und an den Klippenreih'n, woher ihr kamt,
Mit ungeſchwächtem Männermuth zu ſcheitern.

Wenn nicht, daß wieder ihr die Sandbank ſucht,
Auf der ihr ſeit Jahrhunderten geſtanden,
Um in der ſchlammerfüllten eklen Bucht
Zur weitere Jahrhunderte zu ſtranden.

Liszt.

(1844.)

Du gleichſt dem Engel mit dem Flammenſchwerte,
Der aufgeſtellt vor unſrer Unſchuld Garten; —
Ein ſtrenger Spruch, gerecht in ſeiner Härte,
Straft durch ſich ſelber jegliches Entarten.

Doch weigerſt du die Pforten jener Räume,
Wo Unſchuld mit ſich ſelber ging zufrieden,
So zeigſt du uns, ein Traumbild wacher Träume,
Das Bild des Glücks, das nicht mehr weilt hienieden.

Eintauchend in die Welt der Leidenſchaften
Des Kampfs, des Streits, der wildverworrnen Gränzen,
Läßt du aus Augen, die an Eden haften,
Den Wiederſchein des dort geſehnen glänzen.

Der Donner wird zum Strahl, der Strahl zum Lichte,
Auf Augenblicke ſchwinden Nebeldünſte,
Die Luft der Heimath weht durch die Geſichte —
Eintracht in Zwietracht iſt das Reich der Künſte.

Poeſie der Gegenwart.

(1844.)

Macht nur nicht ſo ernſte Geſichter,
Am End' iſt doch viel nur ein Spaß!
Ihr ſeid nicht Geſchworne noch Richter,
Und wenn auch, was hindert uns das?

Seht nur eure Nachbarn, die Franken,
Den Britten, das wandelnde Faß,
Sie richten und ſtreiten und zanken,
Drauf heben ſie luſtig das Glas.

Wir wiſſen, ihr ſeid Philoſophen,
Sucht Wahrheit als wär's blinde Kuh;
Doch fragen wir, was ihr getroffen,
Nimmt kaum die Bewunderung zu.

Des Jenſeits Maß wär' die Hierzeit,
Euch ſelber macht ihr zum Gott;
Doch iſt er nicht klüger, als ihr ſeid,
Dünkt uns der Allweiſe nur Spott.

Auch habt ihr die Fremden geſchlagen;
Das thaten wohl Andre vor euch:
Der Franke in ſturmiſchen Tagen,
Der Spanier — Wen nenn' ich nur gleich?

Es ſtaken da Manche dahinter,
Manch' Helfer ſtand Mann da für Mann.
Der Hitzigſte war wohl der Winter,
Der ſchlug, als noch voll der Tyrann.

Euch ſchmückt ein deutſches Bewußtſein,
Als eins, nicht fähig, nur Eins,
Wie ſollt' auch nicht einig die Bruſt ſein,
Da eins der Zoll im Verein?

Doch ſtreitet ihr noch um den Glauben,
Fehlt zu Treu und Glauben die Treu,
Auch, wißt ihr, hegt Mancher nur Tauben,
Um andre zu fangen dabei.

Auch ſeid ihr frei. — Nicht mit Worten:
Geſchriebne bewacht die Cenſur.
Zu Thaten? Noch minder als dorten!
Wie treff' ich die Sache doch nur?

Nun denn: Ihr ſeid frei mit dem Maule.
Nun hab' ich den rechten Pfiff.
Wir ſitzen auf Hegel'ſchem Gaule,
Ihr ſeid denn frei: im Begriff.

Und da der Begriff auch das Wahre,
Seid frei ihr in Wirklichkeit.
Man ſpart ſo Thaten und Jahre,
Iſt frei außer Raum und Zeit.

Und ſo nun mitten im Rechten
Ziemt alles euch groß und neu,
Laßt Schiller und Goethe den Knechten;
Für euch ſind Dichter, die frei.

Sie machen Krieg den Tyrannen
Und rufen Erhebung euch zu;
Ihr leert einſtimmend die Kannen
Und legt um halb eilf euch zur Ruh.

Statt länger mit Griechen zu prahlen
Und anderm veralteten Schnack;
Von Gothen entſtammt und Vandalen,
Sei euch auch der Väter Geſchmack.

Die Nibe- und Amelungen,
Und Günther, Gudrun oder was?
Iſt's auch etwas knarrend geſungen,
Ein Deutſcher, und frägt noch um das?

So viel für die Form; um die Sache
Braucht ihr zu ſuchen nicht weit,
Der Stoff eurer holprigen Mache
Sei eben die Wirklichkeit:

Die Helden, die Ruhm ſich erworben,
Nur geſtern, in eurer Näh'!
Die für die Freiheit geſtorben,
Heißt das: in effigie.

Was ſonſt noch des Fortſchritts Bürgſchaft:
Zolleinung und Eiſenbahn,
Zweikammern-, Dreifelderwirthſchaft
Beut ſich zum Beſingen euch an.

Das Daſein in all ſeiner Blöße,
Was ſonſt als Proſa ſich gab,
Klatſcht dichtend die eigene Größe
Auf graues Löſchpapier ab.

Und ſo vermengend die Richtung,
Sei alles in Eines gepackt,
Ein Daguerreotyp eure Dichtung,
So ähnlich als abgeſchmackt.

(1844.)

Ihr ſeid gar wackre Pflüger
Mit immer regem Muth,
Ihr wählt den beſten Samen,
Und euer Feld iſt gut.

Nur thut in eurem Eifer
Ihr nimmer euch genug;
Kaum ſproſſen die grünen Saaten,
Geht neu darüber der Pflug.

Und ſeht ihr ein Hälmchen Unkraut,
So tretet ihr in die Saat,
Der eine Diſtel gejätet,
Dafür zehn Halme zertrat.

Man ackert doch nur, daß man ernte,
Wer jätet, desgleichen thut;
Was nützt, wenn er Schlimmes entfernte,
Und bliebe nichts übrig, was gut.

Laßt wachſen, immer wachſen,
Ihr Preußen, Schwaben, Sachſen,
Was eben kann und mag:
Es ſichtet der Erntetag.

(1847.)

Mein Freund, du haſt Talent! Ich ſehe dich erblaſſen,
Und wie der Zorn dir drauf im Antlitz brennt:
„Weißt du mein Lob nicht höher aufzufaſſen
Als mich benennend, wie man Jeden nennt?“

Freund, hör ſolch Lob nur ruhig und gelaſſen,
Groß iſt's für Jeden, der die Zeit erkennt,
Denn das Genie, es läuft in allen Gaſſen,
Doch ſeltener als je iſt das Talent.

Es hat der Geiſt, ſo will es mich gemahnen,
So wie der Körper ſeine Eiſenbahnen,
In zwanzig Stunden fährt ſich's bis nach Prag.

Doch wo man hingehn muß mit eignen Füßen,
Wird ſich die Kraft wie früher ſpannen müſſen,
Der Weg ward kürzer nicht um Einen Tag.

(1847.)

Gottloſe ihr, ſucht einen Gott;
Er fehlt und iſt euch doch vonnöthen.
Dem Sünder thut ja auch ein Scherge Noth,
Soll er nicht fälſchen, rauben, tödten.

Euch wäre fremd des Rechts Bereich,
Wenn's ein Geſetz nicht ſcharf umſchrieben?
Unſchuldig iſt das Mädchen euch,
Das leiblich unberührt geblieben.

Euch hebt ſich nicht die dürre Bruſt,
Wenn menſchlich Hohes aus ſich kündet;
Die Luſt, ſie dünkt euch dann noch Luſt,
Wenn ſie auf fremdes Weh ſich gründet.

Euch iſt was war und iſt und wird
Nicht Glied derſelben, Einer Kette;
Der Lohn, den Rechtthun ſelbſt gebiert,
Ihr wollt ihn baar auf eurem Brette.

Was in der Bruſt, im Geiſte lebt,
Gilt euch für weſenloſe Träume;
Damit ihr Wirklichkeit ihm gebt,
Muß Ort' erfüllen es und Räume.

So ballt denn, was lebendig quillt,
Nehmt einen Götzen euch zum Schilde,
Und wie er euch nach ſeinem Bild,
So ſchaffet ihn nach eurem Bilde.

Einem Fürſten.

(1849.)

Liebäugle nicht mit dem Unverſtand,
Mit des Volkthums regem Dünkel.
Ich tauſchte nicht für Gewalt und Land
Die Ruh' im eignen Winkel

Die Einheit der Deutſchen bahnſt du an,
Doch der Winzer iſt nicht der Leſer,
Nur Andern frommte, was du gethan,
Du wärſt nur Reichsverweſer.

Ob ſchlau und fein ihr's kartet gleich,
Die Natur iſt dennoch weiſer,
Sie deutet hin auf Oeſterreich,
Das der einzige deutſche Kaiſer.

Gelänge dir auch der ſchwere Verſuch,
Daß gleiche Fürſten dir dienen,
Geheilt wär' Deutſchlands arger Bruch,
Doch dein Reich, es ſchmelzte mit ihnen.

Wenn endlich der Tag und die Stunde erreicht,
Mit Oeſtreichs Obmacht trächtig:
Dann fände man gar die Wahrheit vielleicht,
Daß Preußen der Einheit zu mächtig.

Und im Fürſtenrath, der in feſtes Gleis
Einſt lenkt die Wirren der Neuheit,
Wär' etwa Schleſien gar der Preis
Für Italiens künftige Freiheit.

(1852.)

So ſoll die Kunſt euch denn belehren?
Die Kunſt iſt kaum im Denken frei,
Sie kann das Angenehme nicht entbehren
Und miſcht es ihren Lehren bei.

Dadurch geräth der Satz ins Schiefe,
Und Wahrheit iſt denn doch gerad;
Das Ungemeſſne iſt nicht ihre Tiefe,
Und ihre Höhe nicht ihr Pfad.

Stellt dar! Theilt nur mit Gott die Ehre,
Ihr ſeid dann wahr für jeden Fall.
Was iſt, hat in ſich ſelbſt die Lehre,
Schon weil es iſt im weiſen All.

(1853.)

Sei einfach wahr, mein deutſcher Chriſt,
Flieh vor den Hexenſalben,
Vor allem hüte jeder Friſt
Dich vor dem Schmählichhalben

Da iſt ein Mann am Rand der Spree,
Von guter Art und Gaben,
Dem Alles Mächte aus der Höh'
Nur halb beſchieden haben.

Ein Freund des Denkens, doch darum
Kein Freund noch des Verſtandes,
Der ſich im Grübeln treibt herum,
Im Klügeln baar des Bandes.

Ein Freund der Freiheit — mit dem Maul,
Und der ſie auch gerufen,
Doch als ſie kam, vermorſcht und faul
Sich barg an Thrones Stufen.

Wohl auch ein Chriſt, doch etwa nicht
Weil Heilesſterne funkeln;
Vielmehr nur, weil die Bahn ſich bricht
Zum unerforſchlich Dunkeln.

Ein Deutſcher auch, ein Blatt, das halb
Am Rautenreis der Askanier,
Ein Deutſcher! der Gaſteiner halb
Und halb zunächſt Champagner.

* * *

II.

Im alten Oeſterreich.

Bei der Geburt eines Prinzen.

(18. Auguſt 1830.)

Du eines guten Mannes gute Tochter
Und eines frommen Kaiſers Schwiegerkind,
So windeſt du dich, jammernd um Erbarmen,
Und bebt dein Leib von ahnungsvollem Weh?

Sind das denn nicht die Hallen der Cäſaren,
Der Polſtern eines ſturmbedrängten Volks,
Von wo aus donnernd die Geſchicke fahren,
Die blind erwartend hinnimmt eine Welt?
Und fand der Schmerz in dieſe Herrſchermauern,
In dieſe Herrſcherglieder einen Weg?
Und, leicht hingleitend ob des Fröhners Weibe,
Tritt er dich an und ruft: Sei Menſch und leide!

So widerſpricht ſich alſo ſehr der Himmel?
Und die er ausnimmt vom gemeinen Los,
Daß ſie nicht irren, oder doch nicht fehlen,
Und wenn auch fehlen, nimmer ſich vergehn,
Und wenn vergehn, ſie ſelbſt kein Tadel richtet,
Bis einſt, ſtatt Pairs, als Gleicher über Gleichen,
Ein einziger Geſchworner ſie verdammet: Gott!

Und widerſpricht ſich alſo ſehr der Himmel,
Daß, ob von Ewigkeit und Gottes Gnaden
Erkoren, recht zu thun und recht zu haben,

Sie doch der Menſchheit Los, das irren heißt und leiden
Nur halb verſchont mit ſeiner Flüche Beiden,
Und ſie, befreit von Rechenſchaft und Wahl,
Der Dränger Schmerz heimſucht mit ſeiner Qual?

O ſchwach und falſch! Fürwahr, ein feſt'res Merkmal
That noth, um zu beglaubigen der Welt
Die auserkornen Lenker der Geſchicke.
Wie einſt Alcid und jene Götterſöhne
Mußt' ein verklärter Leib im Mark der Kraft
Umkleiden wie ein Purpur ihr Vermögen,
In langen Doppelnächten ſtark erzeugt,
Und freudig an das Licht der Welt geboren,
War eines Oeta Brand, ein Donnerkeil
Der einz'ge Rückweg aufwärts zu den Ahnen,
Der würdig ihres Laufs und ihres Stamms.
Und, arme Mutter neurer Götterſöhne,
Liegſt wimmernd du mit halbzerfleiſchtem Leibe,
Fühlſt dich halb ſterbend, gleich des letzten Bettlers Weibe!

Und dieſes Kind, das deinem Schoß entſprießet,
Wird es nicht wimmern und nach Nahrung weinen?
Nicht ſpielen? und du wirſt ſein Fehl beſtrafen;
Selbſt an das Ziel der Mündigkeit gelangt,
Wird er im Unrecht ſein, ſo oft er andres will
Und anders denkt als ſein gekrönter Vater.
Erſt an der Gruft einſt deſſen, der ihn zeugte,
Senkt Weisheit ſich mit einmal auf ſein Haupt,
Und er prägt aus die Meinung ſeiner Zeit,
Alleinig ächt, nach ſelbſtgeformtem Stempel,
So lange bis der Tod, bis ihn das Schickſal
Durch eines glücklichen Bewerbers Hand,
Durch eignen Volkes Grimm — was Gott verhüte! —
Von dem ererbten Reiche feindlich trennt,
Und ſeine Weisheit ſcheidet mit dem Thron.

O glaube nicht, du ſchmerzbedrängte Frau,
Du gute Tochter eines guten Vaters,
Daß niedrer Hohn in dieſen Zeilen ſpottet.
Ich liebe dich, wie ich die Menſchen liebe,
Ich achte dich, weil du ein Menſch und gut.
Nein, Mitleid war's, was mir die Bruſt bewegte,
Als einſam ſinnend deiner ich gedacht.
Denn, ach, ſie ſagen, daß ſeit dreien Nächten
Du ängſtlich harrſt der Stunde der Geburt,
Und nicht vermagſt, und ab in Schmerz dich quälſt.
Da fiel's mich an mit grimmigem Erbarmen,
Daß all die Lügen einer Schmeichlerwelt
Nicht einen Gran erſparen dir des Wehs,
Das dich verknüpft den andern Erdentöchtern,
Und du vielleicht, ſo jung, ſo ſchön, ſo gut,
In dieſem Augenblick dem Tod — doch horch!
Iſt Das Geſchütz nicht, donnernd von den Wällen?
Noch einmal — zwei und drei — und zehn! — und zwanzig!
Du biſt erlöſt, ein Sohn iſt dir geboren,
Heil dir und ihm, dem Erben eines Throns!
Lang' mög' er herrſchen, du dich ſeiner freun!
Als Fürſt ſei er der Erſte ſeiner Gleichen,
Als Herzog zieh' er her vor ſeinem Volk;
Und zieh' als Solcher jeden Titel nach,
Mit dem das Land je ſeine Hoffnung grüßte —
Nur den von Reichſtadt nicht, und von Bordeaux.

Kaiſer Franz.

(1846.)

Was wollt ihr ihm ein Monument errichten?
Es ſteht ſchon lange, wo ihr's Alle kennt,
Am Joſephsplatz, wo ſich die Straßen lichten,
Steht ſchon ſeit langem Franzens Monument.

Als er, bedrängt von ſtürmenden Gewalten
Des mächt'gen Korſen, der nun auch dahin,
Verzweifelnd an der Zaubermacht des Alten
Sich ſchwer entſchloß zu neuen Laufs Beginn,

Da ſetzt' er, halb beſorgt, ſein Wort zu brechen,
Das nur die Noth gegeben, nicht das Herz,
Als bindend Siegel unter das Verſprechen,
Dem großen Ohm ein Standbild feſt von Erz.

Diplomatiſch.

(1847.)

Halt dich entfernt, geh nicht nach Stolzenfels,
Du biſt kein Fels, drum ſei nicht ſtolz.
Und wärſt du's auch, nicht ſtolz mein' ich, ein Fels,
Die kleinen Wellen waſchen unverzagt,
Bis Theil auf Theil das ſtolze Haupt ſich neigt,
Und donnernd es herabſtürzt in den Schlund,
Den Spiegel überragend kaum der Fluthen.
Sieh nun den Rhein, wie fügſam er ſich krümmt,
Den Ufern folgend, die ihm Gott geſetzt;
So macht er Wieſen grün und trägt das Schiff
Und iſt der Segen einer kleinen Welt.
Doch weht der Wind her vom Johannisberg,
Dann thürmen ſich die Fluthen und er ſchlägt
Die Ufer, die ihn machen erſt zum Strom.
Denn ohne Ufer wär' er Ueberſchwemmung,
Ein gräulich Mittelding von See und Sumpf,
Aus dem die Sonne feuchte Nebel zieht,
Von Unken nur bewohnt und ihrer Brut.
Nach Bingen geh, ſieh dort den Mäuſethurm,
Wo Schwaches einſt dem Mächt'gen obgeſiegt,
Weil aufgeſpeichert er für ſich das Gut,

Das Gott der Sonne gleich für Alle ſchuf.
Vertrau nicht allzufeſt auf Stamm und Art:
Der Adler auch iſt König nur der Luft,
So lang ihn hoch empor die Schwinge trägt;
Iſt erſt des Flügelſchlages Kraft erlahmt,
Der Geiſt gewichen aus der ſtolzen Bruſt,
Gilt die Geſtalt nur noch als Wappenthier,
Das Mäuſe freſſen wie den heil'gen Biſchof,
Der heilig war, doch fromm nicht und nicht gut.

Der neue Auguſtus.

(1838.)

Als unſer großer Staatsmann nun verſtand,
Sein Schooßkind ſei verluſtig doch des Thrones,
Rief er, den Kopf wider die Wand:
Carlos, redde mihi milliones.

Konſervativ.

(1839.)

Erhalten willſt du dumpf und ſchwer,
Und wächſt doch alles brauſend.
Wer hundert hatte, hat's nicht mehr,
Hat jeder Nachbar tauſend.

Die Finanzmänner.

(1840.)

An Schwindelei ſind alle krank
Und wollen mich an Gaukler mahnen.
Nur gaukelt einer von der Bank,
Der andre treibt's auf ebnen Bahnen.

Zweite Jugend.

(1842.)

Der Mann erhält ſich wunderbar,
Er wird nicht alt, wie wir Philiſter,
Ein Jüngling ſcheint er ganz und gar,
Wenn nicht als Mann, doch als Miniſter.

Antidiluvianiſch.

(1842.)

Früh, eh die Fluth noch in die Welt gebrochen,
Gab es Geſchöpfe, ob zwar wunderlich;
Deß zeugen noch foſſile Mammuthknochen
Und das Syſtem des Fürſten Metternich.

(1842.)

Torys, Torys, hohe Thoren,
Spencer, Peel und Metternich,
Scharf und fein ſind eure Ohren,
Doch das Aug verdüſtert ſich.

Im Gedächtniß noch die Bilder,
Die ihr als noch jung geſehn,
Seht ihr Kreuz und Wappenſchilder;
Nicht: daß ſie um Särge ſtehn.

Zwar die Welt ſtieg nicht im Preiſe,
Läßt ſich täuſchen nach wie vor,
Nur nicht in derſelben Weiſe:
Zweimal gleich irrt ſelbſt kein Thor.

Die Ordensverleihung.

(1842.)

1.

Ihn ſchmückt man, doch gilt's klar
Ganz Oeſtreichs geiſt'ger Schaar.
So ziert zu ernſter Mahne
Das Band wohl auch die Fahne,
Um die am heißen Tag,
Wo's rings von Feinden wimmelt,
Manch' Starker ward verſtümmelt,
Und manche Kraft erlag. —

2.

„So hat er Verdienſt in der Literatur?"
Je nu, literariſch iſt auch die Cenſur.

3.

Den Orden, der franzöſiſch hieß,
Hat man auf deutſch geſchnitten
Und gibt ihn halb an das Verdienſt
Und halb an die Meriten.

Der literariſche Orden.

(18[illegible])

Du gibſt den Orden nicht dem Schreiber der Geſchichte;
Nein dem, der gaukelnd ſelbſt Geſchichte hat gemacht.
So gib ihn ſtatt Shakeſpeare auch dem Othello,
Weil er doch Desdemonen umgebracht.

Der Staatsmann.

(1846.)

Du ſpielſt vortrefflich und ſpielſt hoch,
Großmüthig, ohne Sorg',
Dein Spiel hat einen Fehler doch:
Der Einſatz geht auf Borg.

Wenn er vom Spiel zurück ſich zieht,
Sollt ſeine Kunſt ihr drum nicht minder ſchätzen:
Er ſpielt noch gut, wie Jeder ſieht,
Nur kann er nicht mehr ſetzen.

(1846.)

Des Wiener Vertrages Erinnerung
Scheint bis zum Vergeſſen verloren.
Was Wunder? Die Fürſtin Metternich
War damals noch kaum geboren

Akademie der Wiſſenſchaften.

1.

(1839.)

Akademie! Klingt's doch wie Spott
Aus eurem Mund und macht mir Grauen,
Als wollte frech, verzeih mir's Gott,
Der Teufel eine Kirche bauen.

Befeindet, was ſich geiſtig kündet aus,
Belauert's, wie bisher, und laßt's verhaften:
Dann habt in jedem Zucht- und Arbeitshaus
Akademieen ihr der Wiſſenſchaften.

Doch wollt ihr Bildung ernſtlich und gewiß,
Daß wir nicht mehr an eurem Vorſatz zweifeln,
So hebt zuerſt das größte Hinderniß
Und ſchert euch ſelbſt zu allen Teufeln!

2.

(1846.)

Verachtung der Welt kann nun und nie
Die Staatsmacht ertragen noch überdauern,
Die Stifter unſerer Akademie
Sind denn doch die galiziſchen Bauern.

(1847.)

Du eiferteſt gegen den Nachdruck ſehr,
Viel früher, als Manche glauben:
Denn nichts ſchützt gegen den Nachdruck mehr,
Als den erſten Druck nicht erlauben.

Der Diplomat.

(1847.)

Wenn du von Kabineten träumſt,
Iſt's höchlich zu bejammern;
Man hat ſie längſt erweitert ſchon
Und umgebaut zu Kammern.

III.

In der neuen Aera.

Dem Banus.[1]

(1849.)

Geboren, um ein Schwert zu ſein,
Des Heldenmuthes Bild,
Verſchmähteſt du des Prunkes Schein
Und machteſt dich zum Schild.
Der Erſte, als in Sturmesnacht
Ihr rettend uns erſchient,
Haſt du zum Zweiten dich gemacht,
Haſt demuthvoll gedient.
Nun iſt der Sieg dein ſtrahlend Los,
Wir trau'n dir jeden zu,
Doch jeder, wär' er noch ſo groß,
Iſt minder weit als du.
Erſt wenn des Krieges Werk gethan
Und Ruhe ſcheinbar lacht,
Dann fängt dein hohes Wirken an,
Dann kämpfſt du deine Schlacht.

Kein Schwert, das trennt, ein Band das knüpft,
Biſt du dem Vaterland,
Die Fäden, die der Zeit entſchlüpft,
Schlingt neu uns deine Hand.

---

[1] An den Grafen Jellacic mit einem ſilbernen Schilde, welches ihm im Namen der Armee überreicht wurde.

Dem Stamme treu, der dich gebar,
Doch auch der Wurzel Mark,
Machſt du der Pfeile Sinnſpruch wahr,
Die nur vereinigt ſtark.
Wozu kein Fürſt, kein Herr genügt,
Dein Beiſpiel macht es leicht,
Wer fügt ſich nicht, wenn der ſich fügt,
Dem Keiner ſich vergleicht.
Darum gebiete deinem Muth,
Dein harrt die höh're Pflicht,
Iſt jeder Herr von ſeinem Blut,
Du nur, du biſt es nicht.

Und ſieh in unſres Dankes Lohn
Zugleich der Warnung Bild:
Das Heldenſchwert, du haſt es ſchon,
Nimm noch dazu das Schild.

Einem Regimentsinhaber.[1]

(1851.)

Ein halb Jahrhundert iſt vorbeigerückt,
Seit du der Führer wardſt von unſern Fahnen.
Erlaube, daß wir deß wie du beglückt,
Dein treues Regiment, dich heute mahnen.

Gerecht und mild, ſo fanden wir dich ſtets,
Freigeb'ger Hand, von Allem, was das Deine,
So war für uns, für Andre dein Geſetz;
Allein die Welt, ſie urtheilt nach dem Scheine.

Als fremden Guts Bewahrer aufgeſtellt,
Schien es die Pflicht, das Fremde nicht zu mindern;
Wie tief du fühlteſt manche Noth der Welt,
Du konnteſt nur verſagen und verhindern;

---

[1] An Erzherzog Ludwig zu ſeiner Jubelfeier als Regimentsinhaber.

War es das Deine, o wie gabſt du gerne!
Nie konnte Selbſtſucht je dein Wohlthun ſchmälern;
Für Andre handeln, war dein böſer Stern,
Du trugſt die Laſt von längſt geweſ'nen Fehlern.

So wie der Tag zur tollen Faſtnachtzeit
Dem luſtbegier'gen Tänzer ſcheint zu zaudern,
Er wünſcht den heitern Strahl ſchon fern und weit,
Der Uhr gemeſſ'ner Gang erweckt ihm Schaudern;

Allein, wenn nun die laute Nacht durchtobt,
Erſcheint der Tag nichts weniger vom neuen,
Und ſelbſt, der müd' ſein Gegentheil erprobt,
Wird ſeiner Rückkehr ſich wie Andre freuen.

Die Welt iſt müd'. Sie hat die Luſt gebüßt
Und büßt für ihre Luſt. Die böſen Worte,
Die Ew'ges als Veraltetes begrüßt,
Verſtummen an des Unheils offner Pforte.

Wohl Dem, der nie ſich von der Pflicht getrennt!
Das Wandelloſe ſichert vor der Reue;
Drum ſieh auf uns, dein wackres Regiment,
Uns führt durch dich, was ſich gebührt: die Treue.

Kaiſer Joſef.

So braucht ihr fürder mich denn nun nicht weiter,
Gehoben iſt der langentbehrte Schatz,
Ich bin euch nur noch der metall'ne Reiter,
Aufs Höchſte gut, zu ſchmücken euern Platz.

Bis etwa wieder euch das Volk vonnöthen,
Und nicht mehr ausreicht eure ſchwarze Kunſt:
Dann kehrt zurück ihr ohne Schamerrothen,
Dann komm ich wieder neu bei euch in Gunſt.

So, ſchon bei meines Standbilds erſtem Gründen,
Als rings mein Neffe von Gefahr bedroht,
Kein Helfer in der Fürſten Kreis zu finden,
Allüberall nur Untergang und Tod,

Da war mein Bild ein feierlich Gelübde
Zu folgen künftig meines Waltens Spur:
So lang das Wetter ſeinen Himmel trübte,
Hielt er euch halb den nothgedrungnen Schwur.

Doch als der Korſe dem Geſchick erlegen,
Erlitt der Vorſatz einen tiefen Fall,
Das Alte kam zurück auf allen Wegen,
Er ſchuf Papier, ich war nur noch Metall.

Von neuem kam Gefahr von neuer Seite,
Es war das Volk, das dießmal ſich erhob,
Begreiflich allererſt, doch toll im Streite,
Von mir erwarte Wahnſinn nimmer Lob.

Da kam der Enkel wie zuvor ſein Ahne
Zugleich mit ſeinem Volk zu mir heran.
Mein Standbild ſchmückte ihrer Hoffnung Fahne,
Ihr Schwur erſcholl dort oben vom Altan.

Und weil das Wort, als luftig nicht genügte,
Ward ſelbſt mein Name, überhört ſeit lang,
Zum Bürgen ihres Bundes, und man fügte
Ihn einem andern bei von minderm Klang.

Was nun ſeitdem geſchah, will ich nicht ſchelten,
Es ſucht ein Jeder anderswo das Glück,
Nur ſoll es als das Meine nimmer gelten,
Gebt meinen Namen mir vorerſt zurück.

Tauſcht Furcht und Uebermuth nach dem Bedarfe,
Seid geiſtig Knecht, damit die Willkür frei,
Vor allem aber gebt zurück die Larve:
Die Völkerfaſtnacht iſt ja doch vorbei.

An Hans Jörgel.

(1855.)

Dem Fürſten, der uns allen theuer,
Veranſtalteſt du eine Leichenfeier?
Nicht übel fürwahr — gerade jetzt!
Sein Körper zwar iſt längſt beigeſetzt;
Doch mag er ein zweites Begräbniß haben,
Sie wollen ja jetzt — ſeine Seele begraben.

Bei der Enthüllung des Erzherzog-Karl-Monuments.

(23. Mai 1860.)

Die Welt war ſchwarz mit Nacht umzogen,
Als du am Steuer ſtandſt der Macht,
Bald unter und bald ob den Wogen
Ward in den Port das Schiff gebracht.

Die Zeiten haben wieder ſich verſchlimmert,
Sei uns ein Stern in düſtrer Nacht;
So lange uns dein Beiſpiel ſchimmert,
Eint mit der Treue ſich die Macht.

(1848.)

1.

Seht an uns hier in krieg'riſcher Tracht,
Wir ſind die Wiener Studenten,
Haben ſtudirt bei Tag und Nacht,
Und haben endlich auf Eins gebracht,
Was Furcht und Gewohnheit trennten.

Die ewige Herrſchaft des ewigen Rechts,
Die Arzeneien für die Seelen,
Die Polytechnik des Menſchengeſchlechts,
Die Philoſophie, wo ſtatt Wortgefechts
Die Geiſter zu Thaten ſich ſtählen.

Die Prüfung aber war ſcharf und ſchnell,
Es gab ein ſchweres Examen,
Die Kugeln pfiffen die Fragen hell,
Der Tod ſtand nah als grimmer Pedell,
Der Carcer war nicht bloß ein Namen.

Wir aber beſtanden und ſind graduirt,
Wer könnte, was wir nicht könnten?
Die Hefte, wobei wir die Feder geführt,
Sie werden wohl noch von der Nachwelt ſtudirt.
Hellah, die Wiener Studenten!

2.

Ihr trefft den deutſchen Studententon
Im Jubeln und Komerſchiren,
Ihr ſeid ihnen ähnlich in allem ſchon,
In Allem, bis aufs Studiren.

3.

Studenten, die nicht ſtudieren,
Garden, die nicht bewachen,
Regierungen, die nicht regieren,
Das ſind mir ſchöne Sachen!

4.

Wem, Windiſchgrätz, vergleich ich dich?
Um nicht nach Bildern fern zu haſchen.
Mir biſt du der alte Metternich,
Nur ſtatt in Strümpfen, in Kamaſchen.

5.

Das Volk verehr' ich ſo wie ihr,
Die Maſſe zuſammt dem Hebel.
Laßt ihr aus dem Volk die Beſten weg,
So bleibt nur noch der Pöbel.

6.

Was ſprecht ihr immer verächtlich von Zöpfen,
Als wäret ihr zopflos nach eigener Wahl,
Man braucht dazu wenigſtens Haar auf den Köpfen,
Indeß eure Zeit und ihr ſelber kahl.

7.

Als Schüler war't ihr weiſe,
Als Männer ſeid ihr dumm,
So macht ihr die Lebensreiſe
Im ſchädlichen Cirkel herum.

8.

Was träumt ihr nur von Truppen ſtets,
Die anderwärts nöthig und nirgends zu miſſen!
Der ewige Fürſt Windiſchgrätz
Iſt nichts als euer böſes Gewiſſen.

9.

Juden und Polen
Glauben viel zu holen,
Herſtellung zu erbeuten,
Und bleiben doch die Zerſtreuten.

10.

Ein Vorzug bleibt uns immer unverloren,
Man preiſt ihn heut als Nationalität.
Er ſagt: daß irgendwo der Menſch geboren,
Was freilich ſich von ſelbſt verſteht.

11.

Ihr habt bei Nacht und Nebel gekriegt
Und euer Feind, er liegt beſiegt;
Doch als man die Leiche beim Licht erkannt,
Da war's euer eigenes Vaterland.

12.

Ihr ſeid zu jeder Zerſtörung bereit,
Reißt nieder, daß Neues entſtehe.
Ihr ſeid damit wohl auf der Höhe der Zeit,
Doch iſt drum die Zeit auf der Höhe?

13.

Auf die erſte Revolution
Kamen wieder die Bourbons.
Auf unſre allgemeine zweite
Kommen wohl wieder die alten Leute.

14.

Wie ſehr dich die Lage des Vaterlands drängt,
Bewahr' deine Kunſt dir als reine;
Wer ſich in die patriotiſchen Kleien mengt,
Den freſſen die politiſchen Schweine.

15.

Scheint Einer auch hell und ſtark und weit,
Der Zunftgeiſt wird Jeden überraſchen;
Die größten Helden der neuern Zeit,
Sie tragen doch auch Kamaſchen.

(1848—1849.)

Kommt mir mit eurem hiſtoriſchen Lichte,
In dem ihr Daten und Zahlen gebt:
Ihr ſeid die Todtenbeſchauer der Geſchichte,
Ich habe ſie ſchauend durchlebt.

Radetzky.

(1848.)

Will dich der Reichstag nicht erkennen,
Sei nicht erzürnt ob ſolchen Streichs:
Der Reichstag iſt ein Tag des Reichs;
Doch die Jahrhunderte des Reiches,
Sie werden Schützer dich und Retter nennen,
Und, die beſonnen, thun ſchon jetzt ein Gleiches.

Noch einmal Radetzky.

(1848.)

Ich wagte den Sieg vorauszuſagen,
Der Wunſch trennt ſich von Hoffnung nie;
Da ließeſt du vom Feinde dich ſchlagen,
Und ſchlugſt damit die Poeſie.

(1853.)

Feldmarſchall Radetzky und ſein Sänger
Gelten in der Noth, allein nicht länger.

Der liberale Journaliſt.

(1848.)

Wen ſcheltet ihr reaktionär?
Ihr ſeid's zumeiſt in unſern Mauern,
Da Jeden, der nicht verſtandesleer,
Den frühern Zuſtand ihr macht bedauern.

Doktor Becher.

(1848.)

Ein Muſiker ohne Gefühl fürs Schöne,
Treibt jetzt, kein Wunder! radikale Politik,
War doch ſein frühres Geſchäft ein Aufruhr der Töne
Und höchſt bedrohliche Katzenmuſik.

Finanzmänner.

(1848.)

Die praktiſchen Menſchen zu dieſer Zeit
Sind die nöthigſten und wichtigſten weit;
Du kannſt dich ihren Händen vertrauen,
Nur mußt du ihnen auf die Finger ſchauen.

Aerzte und Finanzmänner.

([illegible])

Der erſte Arzt rieth zur Diät,
Das hat euch aber unbequem geſchienen;
Der zweite läßt es gehen, wie es geht,
Und ſucht das Heil im Schwall von Medizinen.

Dein beſonnen und entſchieden: Vorwärts,
Heißt im Nachmärz wie im Vormärz,
Will man den rechten Sinn umſchreiben:
Miniſter werden und Miniſter bleiben.

Viribus unitis.

(1849.)

Viribus unitis, der ſchöne Spruch,
Heilet nur halb der Trennung Fluch,
Wenn, was ihr als Völker Eines nennt,
Ihr wieder als Glaubenspartheien trennt.

Konkordat.

(1855.)

1.

Eilt das Konkordat zu verkündigen, —
Kaſtrirt euch ſelbſt, um nicht zu verſündigen.

2.

Das Konkordat erreichtet denn endlich ihr,
Nur ſeine Dauer vorahnend verbürg' ich:
Geſchrieben iſt's auf gleichem Papier
Wie die Konſtitution vom Jahr Neunundvierzig.

3.

Um recht tugendhaft zu leben,
Will ich meinen Diener zur Macht erheben,
Mir bei jedem ſündhaften Beſtreben
Eine Ohrfeige zu geben.

Ungarn.

(1849.)

Stets gährend und nie ausgegohren,
Bracht' euch der Fortſchritt wenig Frommen,
Die Tugenden der Wildheit habt ihr verloren
Und die der Bildung noch nicht bekommen.

Magyaren.

(1857.)

Euer Ung'riſch iſt nichts als Rache,
Aus politiſchem Zwiſt hervorgebrochen;
's iſt nicht einmal eure Mutterſprache,
Da eure Mütter ſie nicht geſprochen.

Ungariſch.

(1859.)

Die Wettrenner und Tagdiebe
Sind ſtark in Vaterlandsliebe,
Sie wollen ein freies Nomadenglück,
Roß und Reiter aus Einem Stück.

Baron Eötvös.

(1859.)

Dich widerlegen, wär' nicht ſo ſchwer,
Doch überlaß ich's für mich dem „Dorfnotär".

(1853.)

Die Tiroler ganz recht, ſcheint mir, begriff' ich,
Wenn ich ſie dumm zugleich genannt und pfiffig.

Türkiſche Wirren.

(1853.)

Für Oeſtreich bleibt's bei der Regel, der alten.
Rekonvaleszenten ſollen ſich ruhig verhalten.

(1856.)

Juriſten
Schlechte Chriſten,
Macht ihr einen zum Miniſter,
Wird ein guter Chriſt er.

Finanzen.

(1859.)

Wenn ſie ſich in ihrem Hauptbuch geirrt,
War's ein Verwechſeln von Blättern und Bogen:
Sie haben Soll und Haben zuſammenaddirt
Und geglaubt, das ſei ihr Vermögen.

(1859.)

Militär und Pfaffen
Geben uns zu ſchaffen,
Pfaffen und Militär
Machen Kopf und Beutel leer.

Kirchliche Charakterköpfe.

(1862.)

Der heilige Aloyſius und der ſelige Sarkander,
Dabei der Apoſtel Judas —
Judas? rufen ſie unter einander,
Iſt der das? biſt du das?

Schmerling.

(1865.)

Der bezahlt gewiß ſchweres Lehrgeld,
Der die Menſchen für geſcheit hält.

Beim Tode des Feldmarſchall Heß.

(Geſtorben 13. April 1870.)

Wenn du im Himmel deinen Feldherrn triffſt,
Sag' ihm — nein, ſag's ihm lieber nicht,
Wie es in Oeſtreich ſtand bei deinem Scheiden,
Es könnte ſeinen Himmel ihm verleiden.

IV.

Sprüche und Epigramme.

I.

(1860.)

Der Fortſchritt ſchreitet fort vom Ort;
Doch liegt oft ſeitwärts Hier und Dort —
Der Vorſchritt wäre das rechte Wort.

Warnung.

(1847.)

Willſt du von Fortſchritt reden, mein armer Chriſt,
Mußt ſicher du ſein zu jeder Friſt,
Daß du auf dem rechten Wege biſt;
Sonſt führt dein Plagen hart und viel
Dich immer weiter ab vom Ziel.
Und all dein Fortſchritt will nichts bedeuten
Als ſeitwärts oder rückwärts ſchreiten.

Fortſchritt.

(1860.)

Ein Mittel wird dem Fortſchritt immer bleiben:
Wenn er nicht übertreffen kann, zu übertreiben.
Und bei der Einzelnen ſchmählicher Ermattung,
Der Cultus der Nationen und der Gattung.

Den Deutſchen.

(1871.)

Schreitet nicht ſo ſchnell fort, nur etwas gemach!
Ihr kommt euch ſonſt ſelber nicht nach.

Neuerer.

(1839.)

Was ſchwatzt ihr mir von einer neuen Zeit?
Die Zeiten hatten ſich erneut, es iſt nicht lang;
Was aber jetzt für neue Zeit ſie halten,
Iſt nur verdeckte Wiederkehr zur alten.

(1839.)

Eiſenbahnen, Anlehn und Jeſuiten
Sind unbeſtritten
Die Wege, die wahren,
Zum Teufel zu fahren.

(1849.)

Der Weg der neuern Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Beſtialität.

(1851.)

Die Zeitideen werden ſich da am vollſten drängen,
Wo keine eignen ihnen den Platz beengen.

(1852.)

Der deutſche Geiſt zuhöchſt in Kunſt und Wiſſen ſtellt
Hier was er nicht verſteht, dort was ihm nicht gefällt

(1853.)

Falſche Anſicht und Selbſtüberſchätzen
Muß die Begabung ins Tollhaus verſetzen.

(1863—1864.)

Da die Deutſchen noch beſcheiden nach alter Weiſe,
Sagt' ich gern ein Wort zu ihrem Preiſe;
Nun aber, da ſie ſich ſelber loben
Fühl' ich mich fürder der Müh' enthoben.

(1849.)

Der deutſche Fleiß
Iſt eigentlich Sitzfleiſch —
Das iſt ein ſchlechter Reim,
Der aber mehr wahr als rein.

(1859?)

Es lebe der deutſche Geiſt!
Als Geiſt unſichtbar meiſt;
Kommt endlich er zur Erſcheinung,
Tritt ſtolz er auf als — Meinung.

Deutſches Selbſtgefühl.

„Das Ausland ſchaut und lobt uns allgemein,
Nur ſeine Kenntniß unſrer iſt gering zu nennen.“
Mein Freund, der Mangel zieht den Vortheil nach,
Sie lobten minder uns, wenn ſie uns beſſer kennen.

Syſteme.

(1858.)

Sprecht ihr gelehrt von Epigonen,
So vergeßt nicht die Diadochen.
Mancher würde uns mit Grillen verſchonen,
Hätte nicht ein Vorgänger Unſinn geſprochen.

Syſtematik.

(1857.)

Das Syſtem bildet Pfade
Durch das Ganze unſrer Beſinnung;
Und fehlten ſie, wär's ſchade,
Es hinderte jede Benützung.
Doch allzu verzweigte Pflege
Wär' ein Entgang zunächſt;
Denn es iſt das Eigne der Wege,
Daß drauf nichts wächſt.

Deutſche Aeſthetik.

Ihr theilt euern Garten ſtreng in Beete,
Seht zu, daß man ſie fleißig jäte,
Und kümmert euch nicht in eurem Sinn,
Wenn wirklich auch nichts wächſt darin!

Viſchers Aeſthetik.

1.

Du trittſt ruhig der Kritik entgegen,
So unangreifbar iſt noch Keiner geweſen:
Wer dich nicht geleſen, kann dich nicht widerlegen;
Wer dich widerlegen könnte, kann dich nicht leſen.

2.

(1858.)

Wer ſich deinem Syſtem vertraut,
Wird bald ſich ohne Obdach wiſſen,
Während du dein drittes Stockwerk gebaut,
Hat man die zwei untern abgeriſſen.

(1839.)

Hiſtoriſch! Nur hiſtoriſch
Hält euern Geiſt gefangen?
Und heißt doch, wie notoriſch,
Das eben, was vergangen.

Konjektural-Geſchichte.

(1849.)

In aller Menſchheit Urzuſtände
Tragt ihr eures Geiſtes Licht,
Doch ſieht man nicht die Gegenſtände,
Man ſieht nur euer Licht.

(1851.)

Wir ſehn von Heidelberg bis nach Berlin
Sich der Geſchichte Lehrgebiet erſtrecken,
Nur mit verſchiednem Geiſt und Sinn:
Der Poltrer hier wird dort zum Gecken.

(1853.)

Eure Geſchichtsforſchung im letzten Ausdruck
Iſt nichts als Urkunden-Naturſelbſtdruck.

(1856.)

Die griechiſchen Mythen und ihr Weſen
Wird zu erklären niemals glücken,
Einen verſchlungenen Faden kann man löſen,
Eine Stickerei aber nur zerpflücken.

(1857.)

Die Weltgeſchichte, die ſich dünkt was Rechtes,
Iſt die Zoologie des Menſchengeſchlechtes.

Die Hiſtoriker.

(1865.)

So einem hiſtoriſchen Tropf
Läßt der Fortſchritt keine Ruh,
Er ſtellt das Alte auf den Kopf
Und endlich das Neue dazu.

Naturwiſſenſchaften.

(1853.)

„Der Menſch wird doch täglich geſcheiter.“
Zuletzt iſt doch vieles nur Schein.
„Zum wenigſten kommen wir weiter,“
Ja, weiter in den Wald hinein.

Neueſte Phyſiologie.

So denkt und wollt, womit's euch gefällt,
Wo möglich mit dem Bauche;
Die Wunden unſrer ſiechen Welt
Erzeugen Materie als Jauche.

(1844.)

Durchforſcht den Boden, ſucht und grabt,
Bringt Wachsthum auf Mechanik;
Wenn ihr dann keine Blumen habt,
Habt ihr doch eine Botanik.

Geologiſch.

(1868.)

Euer geſchmolzener Erdkern
Iſt etwa wohl auch von der Wahrheit fern;
Wie ſcheinbar Grund und Folge ſeien,
Sollte wohl Frucht und frohes Gedeihen,
Das Leben mit all ſeiner Angehörung
Abhängen vom Reſte trüb'rer Zerſtörung?
So daß, wenn erloſchen des Unheils Spur
Mit Einem todt die ird'ſche Natur?
Die Erde iſt Segen in Schale und Kern,
Und Wärme der zeugende Athem des Herrn.

National-ökonomiſch.

(1853.)

Sucht euren Handel zu vergrößern,
Dringt bis zu der Erde Nabel
Und verkauft den Menſchenfreſſern:
Meſſer und Gabel.

Geiſterſtatiſtik.

(1855.)

In England: Comfort und Induſtrie,
In Frankreich: verderbte Phantaſie,
In Deutſchland: Klügeln und Grübeln —
Sind die Quellen von allem Uebeln.

II.

(1820.)

Wollt ihr die deutſche Knechtſchaft kennen,
So ſtudirt die deutſche Geſchichte;
Die aber für deutſche Freiheit brennen,
Führt Livius mit beſſerer Richte.

Der Radikale.

(1839.)

Nach all dem Winſeln, Jammern
Von Volksvertretung und Kammern,
Iſt dir das Ziel nun nicht mehr fern:
Die Kammer winkt dem Kammerherrn.

Der Kölner Verein.

(1839.)

Die Thorheit wird der Menſch nicht los,
Den Spröd'ſten weiß ſie ſelbſt zu haſchen;
Gib ihr dich drum im Scherze blos,
Sie wird dich ſonſt beim Ernſte überraſchen.

(1839.)

Wenig Farben halten gut,
Zeit und Licht ſaugt ew'gen Durſtes,
Und der ſchwarze Doktorhut
Bleicht zum grauen des Hanswurſtes.

(1839.)

Wir laſſen uns gerne barbieren,
Doch nur mit Geſchick und Fug,
Und wollt ihr uns tyranniſiren,
So macht es mindeſtens klug.

Nationaltracht.

(1840.)

Auch in der Kleidung unterſcheidet euch!
Wollt euern Fehl nicht auf die Menſchheit wälzen!
Die gleiche Bildung macht die Trachten gleich,
Die Thiere aber gehn noch heut in Pelzen.

Geänderter Nationalgeiſt.

(1842.)

„Die Deutſchen handeln? In der That?
Was konnte ſie denn ſo verwandeln?"
Sie handeln, doch nicht in der That;
Nur Waaren ſind's, womit ſie handeln.

(1843.)

Was baut ihr einen Dom am Rhein?
Habt Kirchen ja die Menge!
Und geht nur, wer ein Chriſt, hinein,
So gibt es kein Gedränge.
Sucht etwas Nützlichers euch aus,
Das dünkt mir viel geſünder:
Ein mittelhochdeutſch Narrenhaus,
Für Bauverein und Gründer.

Militäriſcher Staat.

(1843.)

Mit den Waffen in den Händen,
Und das Volk zugleich ein Heer —
Scheint die Knechtſchaft leicht zu enden,
Und die Freiheit nicht ſo ſchwer.

Doch was kräftig macht nach Außen,
Iſt nach einwärts auch vom ſchlimmen;
Kriegers Loſung heißt Gehorſam,
Heere dürfen niemals ſtimmen.

Das ſtärkſte Heer.

(1843.)

Wenn Oeſtreich dreimalhunderttauſend zählt,
Zweimal ſo viel in Rußlands Zelten wohnen,
Fürſt Miloſch hat denn doch ein ſtärkres Heer:
Nur bloß bei Sina lagern vier Millionen.

Ruge.

(1843.)

Nennſt du die Deutſchen niederträchtig?
Das iſt zu ſtark, zu viel, zu nackt.
Wer ſeiner Worte irgend mächtig,
Nennt ſie aufs Höchſte abgeſchmackt.

Fabius cunctator.

(1844.)

Kein Mittel wollte ſich fügen,
Napoleons Macht zu beſiegen:
Mit Liſt und Verrath, mit Macht, mit Geld,
Vergebens! er blieb der Meiſter der Welt.
Nur Wellington ward einer Gabe froh,
Worin er mit Keinem den Rang theilt,
Und hat mit Erfolg bei Waterloo
Den Helden zu Tode gelangweilt.

(1844.)

Frei ſeid ihr ſchon zu dieſer Zeit
Nach hegliſch feinſtem Schliff:
Zwar Negation die Wirklichkeit,
Doch wirklich der Begriff.

(1846.)

Welche Luſt, den „Beobachter“ ſehen
Mit der „Gazetta“ in hartem Strauß:
Ein würd'ger Kampf! Die Kirchenkrähen,
Sie hacken einander die Augen aus.

Turnvereine.

(1847.)

Daß ihr die Jugend treibt zur That,
Zeigt euch als richt'ge Kenner;
Da wo die Männer Weiber ſind,
Sind nur noch Knaben Männer.

Ruſſiſches Anlehn.

(1847.)

Freund Shylok wird nun gar noch gnädig
Und gibt ohne viel Geräuſch
Dem Kaufmann von Mailand und Venedig
Ein Darlehn um ein Pfund Fleiſch.

G. K***.

(1847.)

Ich möchte gern, ich wünſchte wohl,
Und ſollte wohl vor allen,
Und wenn ſich's fügte, wie es recht,
Ich hätte dran Gefallen.

So kam's, daß, der ein Hauptwort ſchien,
Zum Beiwort dürftig ward,
Wenn nicht vielmehr ein Zeitwort gar
In der verbindenden Art.

(1847.)

Gervinus, der Narr vom Untersberg,
Hat einen Namensvetter in Heidelberg;
Der ſpielt wie Jener alle Rollen,
Drob Deutſchlands Narren ihm Beifall zollen.

Sebaſtopols Eroberung.

(1854.)

Das Weltgericht mit Straf' und Lohn
Verficht der Schule Wortgetümmel:
Die Hölle iſt bewieſen ſchon,
Beweiſt nur noch den Himmel!

Geographiſche Studien.

(1854.)

Man verſtändlicht beim Leſen der Zeitung
Die Karte von Europa ſich
Und unterſtreicht die Orte von Bedeutung
Mit einem blutigen Strich.

Engliſche Gevatterſchaft.

(1854.)

Ihr ſchwärmt entzückt, mit begeiſterten Blicken
Für die Freiheit der Länder, die ohne Fabriken.

Engliſch.

(1855.)

Klebt man gar zu ſehr am Alten,
Wird's zuletzt doch morſch und faul;
Von eurer Freiheit habt ihr gar nichts behalten
Als das ungewaſchne Maul.

Kulturhiſtoriſch.

(1854.)

Auf eine Völkermiſſion
Möcht' ich zu bauen ſchwer nur wagen;
Bei Miſſionen wurden oft ja ſchon
Die Miſſionäre todtgeſchlagen.

Radikal und Konſervativ.

(1855.)

Der Unterſchied beider Parteigebilde
Iſt werth nicht, daß man ein Wort verliere;
Es ſind nun eben: die Einen — wilde,
Die Andern dagegen zahme Thiere.

(1856.)

Wen immerdar man anders ſchaut,
Der macht mir bange.
Nur Ein Thier wechſelt ſeine Haut;
Das iſt die Schlange.

Die Gebäude Münchens.

(1836.)

Wie ſchön die Häuſer ſtehen, bunt gereiht,
In gothiſch, byzantiniſch, walſcher Kunſtparade,
Man glaubt beinah' ſich in der Faſchingszeit
Als Gaſt auf einer Häuſermaskerade.

K. v. B.

(1847.)

Was Wunder, wenn mein Spott dich nicht
Bisher zur Scheibe nahm,
Da du — obgleich kein Sinngedicht —
Doch ſelbſt dein Epigramm.

Biographiſch.

(1847.)

Zum Guten geſchaffen von Haus,
Und Großes ſchaffen, er konnt' es;
Kommt doch die Maus nur heraus:
Ein wahres Parturiunt — Montes.

Papierne Konſtitution.

(1847.)

So liegt dir im Papier der Zeiten ganzes Gift?
Allein bedenk: Papier iſt auch die heil'ge Schrift,
Dein Landrecht iſt Papier; die Steuerrolle
Des Königs leere Hand verwandelt in die volle;
Ja, deine Rede ſelbſt, gedruckt liegt ſie vor mir,
Sie iſt kein feſt'rer Stoff, als eben auch Papier.

Dem Geber der preußiſchen Konſtitution.

(1847.)

Auf dein Erfindereigenthum
Brauchſt du kein Privilegium —
Wer Sachen will und nicht bloß Namen,
Verſucht wohl kaum dir's nachzuahmen.

(1856.)

Kunſtliebe ohne Kunſtſinn
Bringt bei Fürſten wenig Gewinn:
Sie öffnet Kunſtſchwätzern ihr Ohr,
Und die Kunſt bleibt einſam wie zuvor.

König von Preußen.

(1857.)

Wie reich begabt, wie fähig war der Mann,
Die Welt erkennt's und auch zum Theil bewundert's.
Ein Fehler klebte leider nur ihm an:
Er war ein Teutſcher des neunzehnten Jahrhunderts.

Vinke.

(1861.)

Der verſteht's!
Wo ein Recht, er verdreht's,
Spaßhaft ſtets,
Ein Palmerſton in Duodez.

(1851.)

1.

Als jüngſt im März und Februar
Der Kontinent im Wahnſinn war,
Denkt ſchon der Britte ſtolz:
Ich bin aus einem beſſern Holz.
Da macht der Madjarember
Verrückt ſie im November.

2.

Der Glaspalaſt, er ſteht noch leer,
Er taugt zur Koſſuthfeier ſehr;
Denn was geſchah und was er that,
Es war ja euer Fabrikat.

3.

Ludwig Napoleon,
Koſſuth und Palmerſton
Sind aus demſelben Thon.
Mag auch die Welt ſich bis zum Abgrund ſpalten,
Wenn ſie nur ihre Plätze behalten.

Louis Napoleon.

1.

Du haſt die Stimmen in Wort und Schrift,
Biſt anerkannt wie ein Aechter;
Nun fürchte dich nicht vor Dolch und Gift,
Dir droht ein Aerg'res: das Gelächter.

2.

Napoleon,
Peliſſon,
Ein Gamin in der Mitte.
Macht genau: Coquin der Dritte.

3.

(1852.)

Unbeſonnenheit ſtatt Muth,
Und Unverſchämtheit ſtatt Verſtand!
Setze ſich der Adler auf deinen Hut;
Doch folgt er darum deiner Hand?

Franzöſiſche Zuſtände.

(1859.)

Legitimität,
Autorität,
Nationalität;
Abſurdität,
Servilität,
Beſtialität.

III.

Windſtille.

(1847.)

Der Radikalismus der Politik
Zieht ſich allgemach zurück;
Hoffen wir auch dem theologiſchen,
Dem ſpeculativ philoſophiſchen,
Dem muſikaliſch äſthetiſchen,
Dem talentlos poetiſchen
Ein gleiches Geſchick
Zu aller Lebenden Glück.

Religionsbeſtrebungen.

(1847.)

Ihr erkennt die Krankheit der Zeit
Und ſeid mit dem Heilmittel bereit;
Allein, was in Loth und Gran geſund,
Davon tödtet den Kranken ein ganzes Pfund.

(1847.)

Wenn euer Aug kein Großes faßt,
So ſchließt ihn ein in enge Rahmen;
Nehmt einen Gott, der liebt und haßt,
Und liebt und haßt in ſeinem Namen.

Philoſophenverſammlung.

(1847.)

Sie haben einen Gott dekretirt,
Von nun an fehlt ihm kein Jota;
Die Krippe ſteht nicht mehr zu Bethlehem,
Und Gott benennt ſich von Gotha.

(1855.)

Unſere neueſte Religion
Iſt das Scheitern der Spekulation;
Wenn die Denkwirthſchaft nicht weiter geht,
Macht ſie Konkurs als Religioſität.

Glaube.

(1857.)

Der Ungläubige glaubt mehr als er meint,
Der Gläubige weniger als ihm ſcheint.

(1857.)

Man ſpricht jetzt viel von dem Glauben:
Der Eine wünſcht zu glauben,
Der Andre glaubt zu glauben,
Der Dritte hat den Glauben.
Allein der Glaube hat Keinen.
Was mein iſt, iſt nur Meinen.

(1845.)

Der Staat ſtützt ſich auf Adel und Kirche,
Die Beide ſich wieder nur ſtützen auf ihn.
Das gleicht dem Verſuch des Baron Münchhauſen,
Sich am eigenen Zopf aus dem Sumpfe zu ziehn.

(1849.)

Die ſpaniſche Inquiſition
Taugt nicht in unſern Tagen,
Ihr müßt euch begnügen ſchon,
Die Andersgläub'gen ſonſt zu plagen.

(1849.)

Die Weiber, die Kinder, die Tiroler und die Pfaffen
Wollen uns ein neues Gottesreich erſchaffen;
Doch der Gott in ihrem Gottesreich
Sieht Weibern, Kindern, Pfaffen und Tirolern gleich.

Irgendwo und Irgendwann.

(1857.)

Das Werk von Weibern und Kindern,
Zum Weinen oder zum Lachen:
Uns in dieſem Leben zu plündern
Und im andern uns ſelig zu machen.

(1849.)

Zu wiſſen drängt euch euer Gemüth,
Was nach dem Tod ſoll geſchehen:
Ihr wißt ja nicht, was morgen geſchieht,
Und wollt ſo viel weiter ſehen.

Antwort.

(1860.)

Ob es jetzt noch Geiſter gibt?
Je nachdem du's nun erkennſt:
Wenn du Geiſt und Fühlen trennſt,
Bleibt nur Leib und ein Geſpenſt.

Phyſiko-Theologiſch.

(1853.)

Unſer Gott iſt ein greifbares Factum,
Wir nehmen vorerſt den Darm als Abſtractum
Und ſtopfen demnächſt von dem wirklichen Schwein
So Fleiſch als Fett und Blut hinein;
So füllt ſich die Leere, wird ſtraff und ſtät,
Das ſchlotternde Abſolute konkret.

Das gebildete Chriſtenthum.

(1854?)

Homöopathie und Magnetismus
Sind die Stufen zum Pietismus:
Aus lächerlich Kleinem und Klärvoyanz
Erwächſt die rieſige Obſkuranz.

(1863—1864.)

Die Poeſie und die Theologie
Sind eben beide Phantaſie,
Nur die eine erfindet ihre Geſtalten,
Die andre ſpielt mit den vorhandenen alten.

(1848.)

Geläng' es mir, des Weltalls Grund,
Somit auch meinen auszuſagen,
So könnt' ich auch zur ſelben Stund
Mich ſelbſt auf meinen Armen tragen.

(1861.)

Such nicht nach Gründen gar ſo weit,
Wo ſchon ein Grund die Wirklichkeit.

(1865.)

Der Syllogismus wäre ein rechter Schatz,
Hätte man nur immer einen erſten Satz;
Doch nimmt man einen falſchen oder ungewiſſen,
Wächſt der Irrthum im richtigen Schließen.

Philoſophen.

(1846.)

Das Inſich- und Inanderſein
Iſt der Wahrheit Prüfſtein,
Ein körperliches Garnichtſein
Und geiſtiges Außerſichſein.

Indiſche Philoſophie.

Lobt mir ihr Wiſſen, ihre Kunſt
Und ihres Schauens Macht;
Ich frag' euch um dieß Eine nur:
Wohin es ſie gebracht.

(1865.)

Zwiſchen nichts wiſſen und Nichts wiſſen —
In dieſe zwei Theile iſt die Menſchheit zerriſſen.
Aber Nichts wiſſen
Iſt fruchtlos bis zum Tode befliſſen;
Indeß nichts wiſſen
Ein gottgefälliges Ruhekiſſen.

IV.

Neudeutſch.

(1857.)

Niemals Etwas, über Etwas
Schreibt der Deutſche; wie am Methfaß
Sich die Fliege netzt die Füße
Und wird ſüß von fremder Süße.

(1863–1864.)

Niemals Etwas, immer über.
Ueber Etwas ſchreib, mein Lieber!
So kommt Eignes zur Entfaltung,
Und das Fremde gibt die Haltung.

Literargeſchichte.

(1858.)

Ihr kauft die Katze gern im Sack,
Genießt das Lebend'ge im Buch;
Und ſtatt zu prüfen mit dem Geſchmack,
Begnügt ihr euch mit dem Geruch.

Verkehrte Welt.

(1849.)

Die Literarhiſtoriker
Sind gegen mich gar ſtrenge Richter,
Als wäre ich ein Literarhiſtoriker,
Und ſie wären Dichter.

Der Kritiker.

(1851.)

Was greifſt du mir die Hero an?
Ein neuer Heroſtrat;
Doch nur dein eignes Strohdach brennt,
An meines Tempels Statt.

(1857.)

Die Literatoren und Literatrinen
Sind nicht übel, zu plaudern mit ihnen;
Doch ſei nicht zu offen, ihr Maul iſt nicht ſicher,
Auch leih' ihnen niemals Geld oder Bücher.

Literatoren.

(1857.)

Ein Buch iſt ein gar ſchönes Ding,
Ein Gelehrter iſt noch viel werther;
Doch beide vereinigt wiegen gering,
Das Ganze heißt: Buchgelehrter.

(1857.)

Schüler und Schulmeiſter
Sind unſre großen Geiſter;
Schreien im Chorus ſie,
Gibt's eine Akademie.

(1840.)

Wenn aus der Republik als ſtrenger Richter
Die Dichter Plato bannt, der ſelbſt ein Dichter —
Nehmt das nicht höher auf als es gemeint,
Wer war je ſein und ſeines Gleichen Feind?

Doch was ſich liebt, das neckt ſich gern,
Die Muſe will den Freund und nicht den Herrn;
Und wie wir launiſch oft uns ſelbſt betrübten,
Zankt man als zweitem Ich mit der Geliebten.

(1849.)

Glücklich der Künſtler, der Bildung hat,
Mit einer Klauſel indeſſen:
Wenn es kommt zur ſchaffenden That,
Muß er auf ſeine Bildung vergeſſen.

Begabung.

(1856.)

Bildung iſt das Gleichgewicht,
Talent iſt ein Uebergewicht.
Der Schwerpunkt nach Einer Richtung
In Thätigkeit und Dichtung.

Aeſthetiſch.

(1823.)

1.

Die Eine Vorſchrift nenn' ich, durch die du alle erfüllſt:
Habe Talent, mein Lieber, und ſchreibe, was du willſt.

2.

Willſt du noch dazu die guten Autoren leſen,
So brauchſt du nicht zu erfinden, was lange vor dir geweſen.

Deutſche Muſter.

(1857.)

Ich ſollte von euch lernen?
Da bin ich weit entfernt;
Geh' lieber zu den Fernen,
Von denen ihr gelernt.

Phantaſterei.

(1857.)

Die Deutſchen hätten keine Phantaſie?
Ein Satz, der ſich ſelber zerſtört.
Die Deutſchen haben überall ſie,
Wo ſie nicht hingehört.

Den Deutſchen.

(1847.)

Da eure Phantaſie, verwildert,
Statt zu bilden, denn doch nur bildert,
Und euer Verſtand, wenn ihr's nicht verübelt,
Statt zu denken vielmehr nur grübelt,
Machen ſie aus euch, was Menſchen nie noch kannten,
Ein Monſtrum von phantaſtiſchen Pedanten.

Aeſthetiſch.

(1862.)

Laßt mir doch das Wunderbare,
Es haben's vor mir ſchon Manche geehrt!
„Doch iſt das Menſchliche allein das wahre" —
Wahr, aber nicht der Mühe werth.

Verſtändlichkeit.

(1830.)

Gar ſehr verſchieden iſt des Leſers Recht,
Nimmt Verſe er verſchied'ner Art zu Handen.
Verſteht er deine nicht, ſo ſind die Verſe ſchlecht,
Wenn meine, — nun! hat er ſie nicht verſtanden.

(1859.)

Unſre Aeſthetiker und Dramaturgen
Gleichen eben ſo vielen Lykurgen,
Die uns, Deutſche, die gemüthlich-ſchwachen,
Zu Spartanern möchten machen.

(1840.)

Ihr ſprecht mir von eurer Literatur,
So nennt einen Schatz man, ein Spargut nur,
Ihr aber leſt heut, was ihr geſtern geſchrieben;
Wo ſind denn die Zinſen des Stammguts geblieben?

Und ſagt ihr, es bilde in dem, was neu,
Das Alte ſich fort wie im Küchlein das Ei;
Schlecht dünkt mich, wer nützt nur zu jeder Friſt
Durch das, was er ſagt, nicht durch das, was er iſt.

Die Klaſſiker.

(1848.)

Früh war euch der Grieche zu Handen
Nebſt dem, was der Römer ſpricht;
Ihr leſt ſie, eh ihr ſie verſtanden,
Seit ihr ſie verſtündet, nicht.

Die Deutſchen.

Mit Schillern macht ihr's ſtumpf und träg,
Wie längſt mit Chriſtus es geſchehen:
Ihr billigt fröhlich ſeinen Weg,
Nur wollt ihr ihn nicht gehen.

Schillers Tadler.

(1853.)

Daß der Miſere nichts Großes begegnen kann,
Spricht als Satz die Miſere denn freilich nicht an.

(1847.)

Wie ſchmähen das Theater doch
Die heutigen Modedichter;
Scheint wohl der Spiegel gar zu treu,
Der rückgibt ihre Geſichter?

Tendenzpoeſie.

(1844.)

Das Mittel iſt probat für alt und jung,
Nur blieb es fremd den ſchöpferiſchen Meiſtern:
Beim Mangel eigener Begeiſterung
Sich aus der allgemeinen zu begeiſtern.

(1852.)

Ihr glaubt euch Ritter vom Geiſte!
Wie iſt die Ironie ſo bitter:
Eure Ritter haben nichts vom Geiſte,
Und eure Geiſter nichts vom Ritter.

Poeſie der Arbeit.

(1849.)

Die Arbeit iſt etwa auch poetiſch,
Wir wollen da nicht ſtreiten lang;
Doch iſt die Wahrheit antithetiſch,
Denn poetiſcher noch iſt der Müßiggang.

Sollen und Haben.

Daß die Poeſie Arbeit,
Iſt leider eine Wahrheit;
Doch daß die Arbeit Poeſie,
Glaub' ich nun und nie.

(1854.)

In Poeſie und Politik
Beſchränkt Berlin ſich auf Kritik,
Zieht vor zu deuteln und zu rechten,
Statt in Ravenna ſelbſt zu fechten.

Volkspoeſie.

1.

(1852.)

Die Volkspoeſie, die eure Jünger
Lobpreiſen mit ſo viel Emphatik,
Steht gleich mir mit der Volksmathematik,
Die eben nichts als die zehn Finger.

2.

(1853.)

Wenn unſre Zeit keine Dichter zählt,
Vermag das nicht uns einzuſchüchtern;
Damit es uns nie an Poeten fehlt,
Erheben wir das Volk zu Dichtern.

Bedenken.

(1850 ?)

Ob nun das Nibelungenlied
Ein epiſch wirkliches Gedicht?
Man hört zwar Alles, was geſchieht,
Allein man ſieht es nicht.

Aeſthetik der Eitelkeit.

(1860.)

Warum euch die Mittelhochdeutſchen ſo werth?
Kommt gleich der Grund mir entgegen:
Indem ihr das Kindergeſtammel ehrt,
Fühlt ihr euch zugleich überlegen.

Iſt's doch mit Shakeſpeare viel anders nicht,
Nur halb gilt das Seine, das Wahre;
Ihr ſchätzt ihn beleuchtet von eurem Licht,
Im Reflex eurer Kommentare.

(1860.)

Das Schickſal war nur für die Griechen wahr?
Warum aber, chriſtliche Leute,
Wenn wahr es allein für jene war,
Erſchüttert Oedip euch noch heute?

Goethe.

(1846.)

Er war nicht kalt, wie ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint.
Und da er ſie theilte zuletzt ins All,
Kam wenig auf jeden einzelnen Fall.

Goethe und Keſtners Briefwechſel.

(1854.)

Nun endlich ſeid ihr doch im Klaren;
Ihr ſteht auf dem Boden des wirklich Wahren.
Es hat thatſächlich eine Lotte gegeben,
Ihr Nachtkamiſol iſt gemalt nach dem Leben.
Wenn wir von kleinen Rotznäschen laſen,
Hatten die Kinder wirklich ſchmutzige Naſen,
Und der Gatte, geſtorben ſeit manchem Jahr,
War fürſtlich hannövriſcher Archivar
Nur hätten wir's noch viel ächter genoſſen,
Hätte ſich Goethe wirklich erſchoſſen.

Die Gruppe von Schiller und Goethe.

(1853.)

Das Werk iſt in etwas gemiſchtem Geſchmack,
Wie paßt der Lorbeer zu dem Frack?

Wollt ſo viel Dichter ihr mit Monumenten lohnen —
Statt Marmor: nehmt Metall, d'raus gießt man einſt Kanonen.

(1867.)

Weimar iſt ein heiliger Ort,
Es lebten große Männer dort;
Die großen Männer ſind jetzt fort,
Und Weimars Ruhm lebt nur im Wort.

Der Ehrenſäbel.

(1839.)

Die Gabe zeugt von edler Haſt,
Doch kehrt ſich gegen Euch die Schneide:
Das Schwert iſt, der das Werk verfaßt;
Der's ſpielt, iſt nur die Scheide.

Das Monument der vier Tonſetzer.

(1842.)

Sparſam ſind wir in Haß und Liebe,
Die Zwecke groß, die Mittel klein:
Wie Einen Galgen auf vier Diebe —
Vier Meiſtern Einen Leichenſtein.

Die muſikaliſchen Gelehrten.

(1842.)

Ihr grübelt, klügelt früh und ſpät,
Nichts, was zu ſchwer euch däuchte;
Doch wer ſo leicht, was ſchwer, verſteht,
Verſteht oft ſchwer das leichte.

Muſikaliſch.

(1853.)

Ein Dilettant freut ſich zu Haus
An ſeinem eignen Geklimper.
Doch treibt ſeine Kunſt in die Welt hinaus,
Veredelt er ſich zum Stümper.

Felix Mendelsſohn.

(1854.)

Jung biſt du zwar geſtorben, doch wardſt du geboren alt,
Dir fehlt der Jugend Friſche und ihres Dranges Gewalt.

Florentiner Quartett.

(1867.)

Das Neue blendet allermeiſt,
Die Zeit erſt zeigt, wo irgend etwas fehle;
Laß immer ſpielen ſie mit Geiſt,
Und ſpiele du mit Seele.

Den Beethoven-Enthuſiaſten.

(1870.)

Wie ihr, hab' ich Beethoven hoch geehrt,
Wobei jedoch als Unterſchied ſich anhängt,
Daß wo eure Bewunderung erſt recht anfängt,
Die meinige ſchon wieder aufhört.

V.

Dedikation.

(1854.)

Wenn Manches dich abſtößt, dir Manches gefällt,
Iſt's doch auch nicht anders mit der Welt.
Ein warmes Gemüth und ein billiger Sinn,
Sie finden mitunter Befriedigung drin.

Gedächtniß.

Des Menſchen Daſein, alt wie jung,
Lebt zwiſchen Hoffnung und Erinnerung.
Jung, glaubt dem Wunſch er alle Pfade offen,
Und alt, erinnert er ſich eben an ſein Hoffen.

(1841?)

Als Kind, als Jüngling, Mann und Greis
Verſchieden, um kein Kleines;
Nicht weil er handelt, weil er weiß,
Fühlt ſich der Menſch als Eines.

(1857.)

Fühlen und Denken, wenn man's erwägt,
Sind der Blinde, der den Lahmen trägt.

Geſpräch.

(1820.)

„Wie lang iſt Ihre Muſe ſtumm geblieben!“
Die Launen der Frauen muß man ertragen.
„Warum haben ſo lang Sie mir nicht geſchrieben?“
Ich hatte Ihnen eben nichts zu ſagen.

(1823.)

Tadle mich nicht! ich thu' es ſelber:
Lobe mich nicht! denn es beſchämt mich.
Nimm es als ein Leben an
Und leb' es mit, wie ich gethan.

(April 1826.)

Was je den Menſchen ſchwer gefallen,
Eins iſt das Bitterſte von allen:
Vermiſſen, was ſchon unſer war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar;
Nachdem man ſterben ſich geſehen,
Mit ſeiner eignen Leiche gehen.

(1835.)

Du nennſt mich Dichter? ich verdien' es nicht.
Ein Andrer ſitzt, und führt, und ſchreibt mein Leben
Und ſoll die Poeſie den Namen geben,
Statt Dichter fühl' ich höchſtens mich Gedicht.

Der Verfaſſer der Ahnfrau.

(1835.)

Des Unzufried'nen ſtöbernde Jagd
Wird endlich widerlich:
Es klagt, wer ſo ſehr über Alles klagt,
Zuletzt doch nur über ſich.

Hier ſitz ich unter Faszikeln dicht,
Ihr glaubt: verdroſſen und einſam —
Und doch vielleicht, das glaubt ihr nicht,
Mit den ewigen Göttern gemeinſam.

(1837.)

Raſch, wie der Knabe dem Schmetterling folgt, ſo jag' ich Gedanken,
Aber geflügelt und frei, fliehn ſie das klammernde Netz.

(1843.)

Meine Kraft ſcheint noch ganz und jung,
Geſund, trotz mancher Lamentos,
Da ich überlebt Warſchaus Eroberung
Und die ſpaniſchen Pronunciamientos.

(1844.)

War ich zum Dichter auch geboren,
So kam's doch nie zur rechten Klärung:
Im Anfang war's nicht ausgegoren,
Dann ging's ſogleich in die faule Gährung.

(1844.)

Des Menſchen allererſtem, tiefinnerſtem Sein
Blieb treu nur die Frau auf die Länge;
Sie wirkt, was ſie wirkt, durch ſich ſelbſt und allein,
Des Mannes Herr iſt die Menge.

(1844.)

Den Himmel hätte das Talent hienieden ſchon auf Erden,
Könnt' zehn Jahr nach ſeinem Tod es erſt geboren werden.

(1847.)

Die Lebenden bewegen ſich
Und wiſſen ſich Geltung zu ſchaffen,
Die Todten werden balſamirt
Als Mumien in Autographen.

(1851.)

Ich weiß nicht, ob ich gut bin,
Ich weiß nur, daß meine Gegner ſchlecht ſind.
So bleiben zweifelhaft meine Gaben:
Wir könnten ja beide Unrecht haben.

Oeffentliche Anerkennung.

Wie ſtrahl' ich nicht im Ehrenglanz,
Das Höchſte ſollte mich kaum überraſchen.
Sie vergolden mich am Ende ganz,
Nichts ausgenommen als die Taſchen.

(1853.)

Ich rede nicht, wo Jeder ſpricht;
Wo Alle ſchweigen, ſchweig' ich nicht.
Weh euch und mir, wenn je von uns ich wieder ſinge:
Ich bin ein Dichter der letzten Dinge.

Hofrathstitel.

(1856.)

1.

Die Titel ſind Papiergeld,
Deren Kurs die Mitwelt
Nach dem Vorrath von Metall ſtellt.

2.

Dichter zu belohnen,
Sind Orden und Titel
Die beſten Mittel:
Für Fiktionen —
Illuſionen.

(1857.)

Mit drei Ständen habe ich nichts zu ſchaffen:
Beamte, Gelehrte und Pfaffen.

Laube — mein Paladin.

Schon todt, wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonſt haſt du gar nichts davon.

Schillerfeſt.

(1859.)

Der Fackelzug mit Saus und Braus
Liegt meinem Weſen ferne.
Komm' je ich aus meiner Tonne heraus,
Iſt's nur mit einer Laterne.

(1860.)

Wie nehm' ich unter Unbekannten
Aufs Höchſte wunderlich mich aus;
Doch da ſie mich nun Dichter nannten,
Wandr' ich getroſt von Haus zu Haus.

Der grünen Inſel.

(1861.)

Mit krankem Aug und krankgewordnem Sinn
Sind meine Welt des Zimmers enge Schranken;
Und ſchiff' ich auch zur grünen Inſel hin,
Geſchieht's — aus Furcht vor Stürmen — in Gedanken.

(1862.)

Daß ich ſtarrſinnig mitunter ſei
Und wieder nachgiebig zum Theile;
Wie den Löwen das Hahnengeſchrei,
Zähmt mich die Langeweile.

(1863.)

Gott meinte, es ſei nun mit mir genug,
Und ließ mich fallen die Stufen herab von oben;
Die Menſchen aber, die überklug,
Sie haben mich ſolglich wieder aufgehoben.

(1865.)

Einfälle ſind keine Gedanken —
Der Gedanke kennt die Schranken,
Der Einfall ſetzt ſich drüber weg
Und kommt in der Ausführung nicht vom Fleck.

Ein Spruch Goethe's.

(1865.)

„Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug,“
So ſagen die Reichbegabten mit Fug;
Wir aber mindern Pfundes Verwalter,
Was wir jung hatten, wünſchen wir im Alter.

Kritik.

(1865.)

Von unſern Kunſtrichtern die Beſtgenannten
Sind gegen mich gar ſtrenge Richter;
Sie proteſtiren eben als Proteſtanten,
Und ich bin ein katholiſcher Dichter.

(1865.)

Das Alter iſt fürwahr beklagenswerth;
Das wußt' ich lang, doch heute fühl' ich's erſt.
Indeß die andern jüngeren Genoſſen
Ihr Herzgefühl in friſchem Wirken zeigten,
Bleibt mir ein Wünſchen blos, ein dürftig Wollen.
Der alte Kopf behält nur ſchwer das Wort,
Das Andere ihm legten in den Mund;
Allein das Wort, das aus des Herzens Grund
Sich auf die Lippen drängt, das ſpricht ſich leicht,
Und mög' es euch genügen und gefallen:
Den Dank bring ich für alle und von allen.

(1866.)

Ich war ein Dichter,
Jetzt bin ich keiner;
Der Kopf auf meinen Schultern
Iſt nicht mehr meiner.

An F. L**.

(1866.)

Obwohl ich keine Wunder mehr vermag,
Die wohl von jeher zweifelhaft und wenig,
Biſt du doch gläubig wie am erſten Tag
Und reichſt mir mitleidsvoll den Peterspfennig.

Krankenbeſuche.

(1869.)

Eine Aehnlichkeit, die ich mit Chriſtus habe:
Nur die Weiber kommen zu meinem Grabe.

Geburtsfeier.

(1871.)

Schön hat ſich dein Geburtsfeſt ausgenommen,
Ein Dichterfond auf deinen Namen gar!
Und haſt du etwas auch dabei gewonnen?
Ei ſelbſtverſtändlich: Achtzig Jahr!

Geſcheid gedacht und dumm gehandelt —
So bin ich mein Tage durchs Leben gewandelt.

V.

Invectiven.

I.

Literariſche Zuſtände.

(1839.)

Der Aerger iſt ein ſchlimmer Gaſt,
Doch nützt er ab und zu;
Zum mind'ſten läßt er keine Raſt,
Er ſtraft in Verſen, was er haßt,
Geſchäftig ohne Ruh'.

Doch währt der Streit nun allzulang,
Mengt ſich der Mißmuth drein;
Der zieht zurück ſich aus dem Drang,
Zuckt nur, wo ſonſt ein Schwerthieb klang,
Und puppt ſich grollend ein.

Zuletzt kommt gar ein Jammerſohn,
Der Unheilsbüchſe Deckel,
Er heißt — man ſpricht nicht gern davon,
Das Wort hat einen ſchrillen Ton,
Es reimt auf Reckel, Säckel
Und heißt — je nun! — der Eckel.

([illegible])

Der Deutſche, er ſieht fein und ſcharf,
Fehlt's nicht an einem Augenglaſe:
Mit einem Kommentar auf der Naſe,
Schaut weiter er, als man erwarten darf;

Erforſcht der Dichter Herz und Nieren,
Kennt jede Schwellung ihrer Bruſt,
Weiß mehr von Dante und Shakſpearen,
Als jene beiden ſelbſt gewußt.

Allein, gebricht's am Augenglaſe,
Verdunkelt ſich ſein blöder Stern,
Und was geſchieht vor ſeiner Naſe,
Liegt ihm auf hundert Meilen fern.

Zur Literargeſchichte.

(1837.)

Die guten deutſchen Lämmer,
Nicht gern nennt' ich ſie Schafe,
Sie brauchen einen Widder,
Der vorgeht und ſie leitet
Zur etwas dürren Graſung
Am deutſchen Helikon.
Der vorige hieß Schlegel,
Halb Trotz und halb Geſchwänzel;
Der jetzige heißt Menzel,
Nicht Widder, eher Schöps,
Dem folgen ſie in Schaaren,
Den Weg zum Heimiſch-Wahren.
Und ruft er: Ehrlos Goethe!
Ein Schurk' — Johannes Müller;
Die guten deutſchen Lämmer,
Nicht gern nennt' ich ſie Schafe,
Sie blöcken, wie im Schlafe,
Ein beifallgebend: Bäh!

Die Muſe beklagt ſich.

(1841.)

Was kommt ihr mit Spießen und Stangen,
Mich zu fangen!
Dem Himmel ſei es geklagt,
Bin doch nur eine arme Magd!

Wollt mit Schlingen und Netzen
Mich rings umſetzen!
Ich aber ſchlanker als ein Aal
Entſchlüpf' euch allzumal.

Etwa mein Schweſterlein,
Proſa heißt ſie gemein,
Trägt oft mein Gewand,
Die fängt man mit der Hand.

Ich ſelber, auf Klippen und Höhn,
Lieb' es allein zu gehn,
Wer nicht klettert und ſpringt,
Selbſt nicht mein Anſchaun erringt;

Und ein Kameel nicht ſo ſchwer
Geht durch ein Nadelöhr,
Als, mit Citaten bepackt,
Einer die Muſe erjagt.

Erſt waren's die Philoſophen,
Fuhren hervor hinterm Ofen,
Meinten mit cur und mit quare,
Mich zu lehren das Wahre.

Drauf die Dichter, die halben,
Proſa beduftet mit Salben,
Ludwig Tieck und Genoß,
All der Novellentroß.

Endlich gar die Hiſtoriker,
Närriſch wie kein Voriger:
Friedrich Raumer der Schalk,
Paßt in jeden Balg.

Wär' doch der letzte Gervinus,
Hält ſein hiſtoriſches Minus
Für ein poetiſches Plus —
O Aſinus!

Jahrmarkt.

(1841.)

Potz Hegel und Schlegel,
Was gibt's in Berlin?
Man ſieht ja die Gäſte,
Wie Spielleut' zum Feſte,
Dort haufenweis ziehn.

Geht's wohl zum Kongreſſe?
Wie, oder hält Meſſe
Der deutſche Verein?
Sie bringen die Waaren,
Die kurzen, gefahren,
Von Elbe und Rhein.

Und alles ſein billig,
Gilt Zindel wie Zwillich,
Seit Deutſchland in Kraft;
Der Zoll, innerlandes,
Der Kunſt, des Verſtandes
Ward ab ja geſchafft.

Papier hier ohn' Ende,
Das fleißige Hände
Mit Verſen beſprenkt,

Belehrend und nutzend,
Man macht ſie im Dutzend,
Die Form geht geſchenkt.

Hier könnt ihr nach Ellen
Novellen beſtellen,
Der Stuhl feiert nie.
Ein Dichter in Proſa,
Beredt wie ein Poſa,
Statt Gluth — Ironie.

Dort deutſche Grammatik
Verkauft mit Fanatik
Ein Mann, ſonſt wohl gut.
Wo Gothen, Vandalen
Als Vorbilder ſtrahlen,
Da, Kunſt, faſſe Muth!

Nach ſo viel des Neuen
Laßt euch nicht gereuen
Ein Stück Rococco.
Friſirt à la France,
Hält hier renaissance
Ein Mann comme il faut.

Nun fehlt, ob man böte
Nur Wolfgang — wie, Goethe? —
Wer denkt noch an Den?
Der ſchnürte ſein Ränzel!
Fehlt', meint' ich, nur Menzel
Zum deutſchen Athen.

(1842.)

Liſt und Hegel,
Hegel und Liſt
Malen Berlin uns
So wie es iſt.
Strebend und unklar,
Geiſtreich, verrenkt.
Muß es nicht fühlen,
So wie es denkt.

Der dritte feindliche Bruder.

(Seitenſtück zu Schlegels feindlichen Brüdern in der Aglaja für 1821.)

Dem Schludrian und Schlendrian,
Sammt ihrem Vater lobeſan,
Iſt noch ein Bruder: Schundrian,
Sonſt auch genannt: der Wetterhahn.

Und wie der Eine mit der Zeit
Der Andre hinter ihr laleit,
So geht der Dritte vor der Zeit.

Das heißt, ſo wie dem Herren däucht,
Daß ſie aus ihrem Wege weicht,
So ſchwingt er vor, gewandt und leicht,
Und hat das Ziel vor ihr erreicht.

Und, richtend ſich den Hahnenkamm,
Ruft er: ſeid mir gegrüßt, Madam!
Schon längſt vor euch hierher ich kam.
Wohl Dem, der mich zum Führer nahm!

Und was nun in der Zeit rumort,
Dafür hat er ſogleich ein Wort:
Romantiſch, abſolut, naiv,

Antik, lebendig, poſitiv.
Was längſt ſchon da war ſtill und tief,
Heißt ſein, weil er 's beim Namen rief.

Und ſo von Wort zu Wort herum
Geht er mit ſeinem Säkulum,
Iſt griechiſch, indiſch, kreuz und krumm,
Dann wieder ſpaniſch, Hand kehr' um.

Wälzt ſich wohl auch im Kothe gern,
Trägt 'mal der Sünd' die Schand-Luzern',
Hält Scrupel ſich und Zweifel fern,
Find't im Genuß des Lebens Kern.

Doch alles das nicht ſo gemein,
Erſt idealiſirt er's ſein,
Und gibt die Quinteſſenz allein,
Das Sublimat den Lahmen ein.

Iſt nun die ganze Welt verpufft
Und leer und hohl wie leere Luft,
Hält auch das Letzte länger nicht,
Zerbröckelt, wo man's faßt und bricht:
Dann mißtraut er dem eignen Licht,
Wie alte Hur' zum Betſtuhl kriecht.

Ihm, der nur Ideales trug,
Iſt nun nichts poſitiv genug,
Und: „Religion und Prieſtertrug“,
Iſt von nun an ſein Weidmannsſpruch.

So duckt und büßt der Jammermann
Und feindet jeden andern an,
Der, ſo wie er, nicht büßen kann,
Weil er nicht Das, was er, gethan.

Verläſtert alles rings herum,
Schreit über Höll' und Heidenthum,
Und möchte Kraft und Licht verſchwärzen,
Weil ſie erlöſcht in ſeinem Herzen.

Das iſt die Mär vom Schundrian,
Dem dritten Bruder lobeſan
Des Schlendrian und Schladrian,
Gemein genannt: der Wetterhahn.

Zur Kunſtgeſchichte.

(1821.)

Ein Tänzer, hochberühmt in ſeinem Fach,
Ließ einſt in einer Stadt ſein beſtes ſehen,
Er zog die Augen aller Kenner nach,
Wie er erſchien, ſtand alles auf den Zehen.
Ein Botengänger, drauß vom Dorf herein,
Wollt' auch ein Zeuge ſo viel Wunders ſein.
Er tritt ins Haus und ſteht und ſtaunt und ſchaut,
Zuletzt ruft er voll innern Grimmes laut:
O Unſinn, unerhört in dieſen Landen!
Da keucht und ſchwitzt der Thor die halbe Nacht,
Und ſteht zuletzt am Fleck, wo er zuerſt geſtanden:
Ich hätt' indeß zwei Meilen wohl gemacht!
Der Künſtler hört's, und mild, nach edlem Brauch,
Spricht er: du haſt wohl recht, allein ich auch;
Ein kleiner Unterſchied macht hier das Ganze:
Du *gehſt*, mein Lieber, und ich *tanze*!

Drob ſchwieg der Eiferer fürs Gute und fürs Wahre,
Doch ging er und edirte *Wanderjahre*.

Der Goethen nachgeahmte Styl des Pſeudowanderers.

(1825.)

Den Oſtracismus übſt du frank und frei,
Verbannſt den Großen, rufſt wohl gar: er ſterbe!
Und läßt. damit das Gleichniß ſchlagend ſei,
Ihn ſelbſt das Bannwort ſchreiben auf die Scherbe

Publikum.

(1835.)

Als Wickelkind auf Menzels Arm,
Flößt er mit ecklem Eifer
Ins Mäulchen dir den Muſenpapp,
Vermiſcht mit ſeinem Geifer.

Menzel.

Du juſte-milieu-Huſar!
Im Mittelpunkte nie und nie ein Rechter,
Und weil doch mittelmäßig ganz und gar,
Des Mittelautes Ausdruck und Verfechter.

Ludwig Tieck.

(1834.)

I.

Blickſt du uns ſtolz und vornehm an?
Man meint, was er wicht'ges wälze;
Allein viel beſſer ein ſchlichter Mann,
Als 'ne Motte in Shakeſpeares Pelze.

2.

Und klopft man einſt den Britten aus,
Verliert er doch auch immer Haare;
Was aber am erſten zu Boden fällt,
Iſt der Siedler ſchäbige Waare.

(1847.)

Shakeſpeare braucht keine Vertheidigungswaffen
Er denkt wie Gott durch Bilden und Schaffen;
Und kannſt du's in dir wiederholen nicht —
Man zergliedert kein Leben und kein Gedicht.

(1847.)

Nimm wie ein Chamäleon alle Farben,
Zeig dich in wechſelnden Tinten gefleckt —
Wenn endlich die äußern Reflexe ſtarben,
Bleibt nichts als ein grauliches Inſekt.

(1847.)

Was du an ihrem Landsmann Hamlet verbrochen,
Bleibt von den Dänen nicht ungerochen;
Sie könnten für dein täppiſch Seciren
Dich als ſpruchweiſen Polonius trattiren.

(1847.)

Auch England miſcht ſich in den Streit,
Da iſt etwa Shakeſpeare nicht weit,
Rückzahlend dir in Naturform brittiſch,
Was du ihm geliehn an Gedanken kritiſch.

So lies denn immer den Shakeſpeare
Bei ſüßem Beifallsgrinſen.
Doch leſ' ihn, liebe Waſchfrau, nicht
Wie Erbſen oder Linſen.

Tiecks Novellen.

Was lallſt du deine Märchen vor,
Du alte Schehrezade?
Das hält das Richtſchwert dir nicht ab,
Es harrt ſchon, ohne Gnade.

(1847.)

Dramatiker, Sophiſtiker,
Aeſthetiker, Politiker,
Nur der Hiſtorie weicht er aus
Und fühlt nur im Fremden ſich zu Haus.

Komödienzettel.

(1842.)

Antigona.
Opera seria,
Text von Sophokles,
Muſik von Moſcheles,
Choragus: Mephiſtopheles.

Der geniale König.

(1844.)

Er hat erweckt den Sophokles,
Erweckt den Euripides,
Und möchte jetzt, zu aller Schrecken,
Den Herren Chriſtus auch erwecken.

Schelling.

(1842.)

Und Schelling auch, ein neubekehrter Saulus,
Er fiel vom Pferd, verblüfft durch höh'res Licht;
Ob er nun wieder aufſtieg oder nicht,
Ob blind, ob ſehend — ſpricht er wie ein Paulus.

(1857.)

Herr Alexander Humbug
Treibt doch auch manchen Unfug;
Auf den Schultern andrer Leute
Sieht er neblicht in die Weite.

Der Verfaſſer des Kosmos.

(1858.)

Vergleich' ich dich mit deinen Ruhmesgefährten,
Scheinſt du mir der gelehrigſte aller Gelehrten.

Kosmos.

Der Fehler der Deutſchen iſt immer geweſen,
Wie rühmlich man ſie ſonſt auch nennt,
Daß ſie verſuchen, da zu leſen,
Wo man noch kaum den Buchſtab kennt.

Eine weltreiſende Wienerin.

(1856.)

Ida Pfeiffer und Humboldt Alexander
Unterhalten ſich ſehr gut mit einander,
Als Reiſende beide und Reiſebeſchreiber
Und ſchon etwa gar auch als alte Weiber.

Ritter von Oſten.

1.

(1833.)

Voll Freiheitsgluth, bewahrſt du doch
Die Birne für den Durſt,
Im Servilismus liberal,
Weſtoſtlicher Hanswurſt!

2.

(1834.)

Als doktrinäres Ichneumon
Begleiteſt du des Uferſchlamms Hyäne,
Erläuterſt ſeinen edeln Fraß
Und reinigſt ihm die Zähne.

Dem Verſtorbenen.

(1840.)

1.

Biſt du der Meinung, daß nicht Werth,
Nein, ſechzehn Ahnen adeln,
Erhabner Fürſt, dann kannſt du mich —
Auch loben oder tadeln.

2.

Die Sorge um den Stammbaum führt
Ihn rings umher von Ips bis Währing;
Ob Pückler her von Pöchlarn rührt,
Von Pöckeln oder Pickelhäring.

Die Rückkehr des Reiſenden.

(1842.)

Für derlei Perſonen und derlei Beſtrebung
Iſt Linden und Prater die rechte Umgebung;
In Nubien, am Nil, wo der Samum zu Haus,
Nimmt ein Geck ſich doch wahrhaft zu wunderlich aus.

(1834.)

I.

A. Was heißt Linguiſt, der Name dünkt mich ſchwer,
Bedeutet's Lecker, Züngler, Schmecker, Näſcher?
B. Von Linqua kommt es einmal her:
Heißt etwa Zungendreſcher.

2.

In einen Bücherſaal mit Recht gebannt
Paßt er dahin wie die Moral zur Fabel;
Sein Wiſſen ein Querfoliant,
Sein Geiſt eine Inkunabel.

3.

Den Occident belächelnd nur,
Willſt du des Aufgangs Sprachen treiben
Und Chaimor, Himar, Eſchek, Gur[1]
Dem eignen Namen unterſchreiben.

4.

Du biſt mein Feind, ich nicht der deine;
Beneideſt mich? Ich dich? Um was?
Doch haſſeſt du mich, triffſt du hier auch Haß,
Obgleich nicht mehr als jegliches Gemeine.

5.

Du einzler Tropf im weiten Ocean,
Der wimmelnd wogt von Tröpfe-Tropfen:
Erſt unterſcheide dich, dann feinde an,
Ein Xerxes nur kann ganze Meere klopfen.

Uhlands Volkslieder.

(1837.)

Was führſt du ſelber Mörtel und Sand,
Zu höhern Werken berufen und ſchönern?
Wer bauen kann, bau' auf eigne Hand
Und laſſe den Karren den Tagelöhnern.

---

[1] Das hebräiſche, arabiſche, türkiſche und perſiſche Wort für Eſel.

(1837.)

Die Heroſtrate und Freiligrathe
Sollt ihr in Zeitungen nicht nennen.
Da ſie nur brennen und verbrennen,
Auf daß die Welt ſie möge nennen.

(1837.)

Mit Klopſtock miß'ſt du dich, o metriſcher Silbenſammler;
Das Gleichniß liegt zu fern, verſuchen wir's mit Rammler.

(1837.)

Ob Längen ſich und Kürzen in rechtem Maße mengen,
Kann ich entſcheiden nicht, für mich ſind's lauter Längen.

(1838.)

Und ſchnallt ihr hohe Socken an,
Setzt Mützen auf bis ans Gewölbe;
Der Umfang mehrt und erhöht ſich leicht,
Die Kraft aber bleibt dieſelbe.

Laube.

(1838.)

Polypenartig iſt der Thor,
Gewendet iſt noch nicht bezwungen.
Das junge Deutſchland ſchnellt empor,
Doch blieben die deutſchen Zungen.

Deklinations-Räthſel.

(1840.)

Sie hatten ihn,
Wir haben ihn,
Sie ſollen ihn nicht haben.
O hätten wir,
Was endlich ihr,
Wir niemals werden haben.

Bekenntniſſe eines Vagabunden.

(1844.)

Von Menſchen, ſo weit um ich irrte,
Trägt Gute und Böſe die Welt;
Die Beſten von allen: die Wirthe,
Sie laben, wenn auch nur für Geld.

Nächſt ſtehen die luſt'gen Kumpane,
Sie zechen und jubeln mit euch;
Die Lumpe von jeglicher Fahne,
Man fühlt ſich ſo heimiſch und gleich.

Gut nenn' ich gefällige Weiber,
Verſtehend und theilend den Scherz;
Die Leiber ſind herriſche Treiber,
Und Fleiſch iſt ja auch doch das Herz.

Die Böſen ſtehn aber viel dichter,
Man ſieht kaum vor Bäumen den Wald;
Als Erſte: die Gläub'ger und Richter,
Das Recht überhaupt iſt ſo kalt.

Die Tücht'gen, die Würd'gen, die Ernſten
Man fühlt ſich beirrt und beengt;
Man ſteht ihnen aber am fernſten,
Je näher an ſie man ſich drängt.

Doch bitt'rer als alle die Bittern —
Sprecht, die ihr die Länder durchzogt —
Sind dichtenden, irrenden Rittern
Rumorknecht und Bettelvogt.

Holbein und Holtei.

(1842.)

Bein oder tei —
Einerlei,
Wie man ſie ſcheide!
Hohl ſind Beide.

Dorfgeſchichten.

(1846.)

Im Schwarzwald pfalzt der Auerhahn,
Und hat's den Leuten zu Dank gethan;
Doch wenn er ſonſt nichts als pfalzen kann,
Kommt uns die Langeweile an.

(1846.)

Didaskalien —
Lappalien
Für Pöbel und Kanaglien,
Die nicht gar feſt in den Normalien.

Steffens.

(1846.)

Nachbeten war der Inhalt deines Lebens,
Vorbeten bildet richtig drum den Schluß.

(1846.)

Es gäbe kein verkanntes Genie?
In unſrer Zeit zum wenigſten nie?
Betrachte dich ſelber, wenn's beliebt.
So lang's geprieſene Dummköpfe gibt,
Gibt's auch verkanntes Genie.

(1847.)

Willſt, ein Nacheiferer von Herwegh,
Befrein du Holſtein und Schleswig,
So rüſte dich mit Schwert und Feder,
Nur vergiß nicht Frau und Spritzleder.

Franz Liſzt.

([illegible])

Den Magyarismus halte ſo fern als möglich dir;
Man fühlt ſonſt, daß du doch nur Zigeuner auf dem Klavier.

Richard Wagner.

(1858.)

Erſcheint Freund Wagner auch denn auf der Bühne?
Ein magrer Geiſt mit einer Krinoline.

II.

(14. Mai 1822.)

Kaiphas, Kaiphas, Sanchedrin!
Habt ihn vor Gericht gezogen,
Weil, ſtatt in die Synagogen,
Er zum Weltgeiſt ſtrebte hin?

Möchtet gar ans Kreuz ihn ſchlagen,
Das er zehen Jahr getragen?
Doch damit hat's keine Noth,
Längſt iſt ſchon Pilatus tod.

Der bedurfte nur des Winks;
Doch am Oelberg neu'rer Sitten
Hängt nur Hofrath rechts und links,
Doch kein Götterſohn inmitten.

Wär's mit Einem auch gelungen,
Hätt' ihn Grabesnacht verſchlungen;
Schächer, Häſcher, gebet acht,
Er ſteht auf, eh ihr's gedacht!

Weiß nicht, was ſie denken und ſagen,
Wie ſchief ihr Urtheil und ſchräg,
Haben mir Händ' und Füße zerſchlagen,
Und ſchelten mich nun träg.

Und in die Bruſt ſtatt des Herzens warm
Preßten ſie einen Stein
Und möchten nun wohlig Arm in Arm
Meine Herzliebſten ſein.

Man kann weder fliegen noch ſingen,
Wenn der Raum nicht rein und weit;
Ein Vogel und ein Dichter
Im Käfig nicht gedeiht.

Doch Gänſe kann man ſtopfen
Im Ställchen auf feuchtem Stroh,
Drum möcht' ich um nichts verleiden
Salon euch und Bureau.

Die leeren Logen in der Zauberflöte.

(1840.)

Daß euch die Oper nicht gefällt,
Es wundert uns fürwahr im Ganzen:
Wir ſehn doch eures Gleichen drei
Froh zu Taminos Flöte tanzen.

(1844.)

Der Henker hole die Journale,
Sie ſind das Brandmal unſrer neuen Welt,
Der ekle Abhub von dem Wiſſenmahle,
Der, für die Viehmaſt, in die Zuber fällt.

Sie ſind die breitgedeckten, offnen Tiſche,
Wo Thor und Weiſer ſich als Nachbar ſchaut,
Und Eines Schluckes aus dem Buntgemiſche
Hinabſchlingt ganz, woran die Menſchheit kaut.

In Einer Stunde wirſt du zum Gelehrten,
Nur freilich in der andern wieder dumm;
Denn von der richt'gen Anſicht zur verkehrten
Schwingt ſich der Pendel immer wechſelnd um.

Du brauchſt nicht mehr zu wiſſen noch zu denken,
Ein Tagblatt denkt für dich nach deiner Wahl.
Die Weisheit ſtatt zu kaufen, ſteht zu ſchenken:
Zu kaufen brauchſt du nichts als das Journal.

Nun erſt die Köche dieſer Sudelküche,
Der Thäter gibt der That erſt ihren Fluch;
Noch ärger als der Speiſen Qualmgerüche
Steht der Verfert'ger ſelber im Geruch.

Schon in der Schule bildet ſich die Raſſe,
Es ſchreibt da, wer zu lernen nicht verſteht,
Bis endlich eine dritte Fortgangsklaſſe
Sich als Beruf zeigt und als Muſaget.

(1838.)

Du ſchmähſt auf ihn und kaufeſt doch ſein Blatt,
Mein Freund, auf deiner Seite ſcheint der Fehler;
Er gibt, du nimmſt — ſo theilſt du ſeine That:
Der Dieb iſt nicht viel ſchlechter als der Hehler.

Der Humoriſt.

(1844.)

Gefällt er euch? Was Wunder! Er gefiel
Wohl auch in andern Ländern und Provinzen;
Den Lohn nur, ſeines Strebens Ziel,
Schlug man in andern Münzen.

(1834.)

Strauß und Saphir, Saphir und Strauß,
Aus dieſem Wahlſpruch kommt ihr nie heraus.
Und ſind Saphire hart, wie uns die Kenner ſagen,
Verdaut wohl mehr als Das ein ächter Straußenmagen.

Unter Lobverſe auf Ladyslaus Pyrker von Baldamus.

(Auguſt 1831.)

1.

Den Biſchof und den Dichter vergleich' ich ohne Müh':
So Ein' als Andrer dichtet, auf Glauben rechnen ſie;
Doch glaubt man nicht dem Biſchof, ſo bleibt ihm doch ſein Amt;
Der ungeglaubte Dichter iſt darum ſchon verdammt.

2.

Ovidius, Virgilius,
Horatius, Baldamus —
Es klingt doch Alles gleich auf us:
Oremus wie laudamus.

(1840.)

Erzbiſchof von — Toledo,
Was ſchreibſt du dieß und das?
Du ſollteſt lieber leſen,
Vor allem den Gil Blas.

Anaſtaſius Grün.

1.

(1835.)

Wie das Kleid oft den Mann, verräth wohl der Titel den Dichter:
Fühlt er bei Schutt nicht den Staub? reizt ihm der Kalk nicht die Bruſt?

2.

(1837.)

Du Freiheitspaganini,
O Kuckuck du der Freiheit,
Du ſpielſt auf Einer Saite,
Du haſt nur Einen Waldruf:
Ich frei, du frei, wir frei!
Kannſt du nun frei uns ſingen,
So wollen wir uns zwingen
Und dulden ſolch' Geſchrei;
Sonſt denk': von werthen Dingen
Gibt's ja noch mancherlei.

Spaziergänge eines Poeten.

(1837.)

Solang der Wind von daher weht,
Geh immerhin ſpazieren;
Nur freilich hat er ſich gedreht,
Dann heißt es wohl marſchiren.

Und fragſt du aber um die Zeit,
Daß du dich macheſt wegbereit,
Schau nur auf Wolfgang Menzel!
Geht er, ſchnür' auch dein Ränzel.

Du forſcheſt weiter um den Tag,
Da jener Andre gehen mag?
Wenn nicht der Deutſche ſeinen Durſt
Mehr ſtillen will mit Pfeffer und Wurſt.

Des Dichters Vorliebe.

(1839.)

Ich begreife,
Daß du vorziehſt deine Pfeife
Roſendüften zart und ſanft.
Jeder liebt, wie er empfindet;
Deine Gluth, ſie wärmt und zündet —
Aber auch, mein Freund, ſie dampft.

Zedlitz.

(1838.)

1.

Wohlauf mein * * zum Verein,
Beflügle die keuchenden Schritte;
Dort zwiſchen Saphir und Deinhartſtein
Sey dich in die richtige Mitte.

2.

Ein Adel mehr, um einen wen'ger wieder,
Was liegt nicht in der Möglichkeit Bereich!
Deinhartſtein erhöht, Zedlitz erniedert,
So ſind ſie denn ſich gleich.

Lord Byron an ſeinen Ueberſetzer.

(1838.)

Was nennſt du Rabbi mich und Herrn?
War ſo dein Kuß gemeint?
Der du für dreißig Silberling'
Mich lieferſt an meinen Feind.

Der bekehrte Dichter.

(1840.)

Was Einer treibt, lehrt ihn die Uebung ſchätzen,
Gewohnheit bleibt ja Meiſterin zuletzt;
Kaum hatte er Lord Byron überſetzt,
Kam ihm die Luſt ſich ſelbſt zu überſetzen.

Friedrich Hebbel.

1.

(1848.)

Herr Alfred Becher und Friedrich Hebbel,
Sie tappen beid' im äſthetiſchen Nebbel;
Gefällt euch das doppelte B aber nicht,
So denkt, es ſei ein Nebel, der dicht.

2.

(1850.)

Ein Trauerſpiel, groß wie aus Hebbels Mund,
Begibt ſich in den Wolkendrang des Todes:
Die arme Mariamne geht zu Grund,
Und übrig bleibt — wer weiß? — vielleicht Herodes.

Friedrich Halm.

1.

(1844.)

Willſt du in Halm und in Saphir dir deine Dichter ſuchen?
Aus Pfeffer und aus Kinderſchleck entſteht der Pfefferkuchen.

2.

(1847.)

Sei, willſt du der Dichtung Palme,
Frei erſt von Beamtentünche;
Deine Dichtungen ſind . . . .
Deine Winkelzüge . . .

(1867.)

Mein Freund, Sie ſind ein Böſewicht!
Zwar gar ſo böſe ſind Sie nicht,
Drum bleiben einfach wir beim Wicht.

Münch.

(Geſtorben am 22. Mai 1871.)

Du biſt mir in allen Beförderungen zuvorgekommen —
Selbſt im Tod, den ich für mich in Anſpruch genommen.

VI.

Vermiſchte Gedichte.

Gelegenheitliches.

Epilog zu König Ottokars Glück und Ende.

(1824.)

Wenn ſonſt im Reich der Möglichkeit die Muſe
Sich Bild und Gleichniß ſucht, ſo haben wir gewagt,
Die Wirklichkeit euch dießmal vorzuführen,
Nicht bloß zum allgemeinen Sinn des Schönen,
Zum vaterländiſchen Sinn zugleich zu ſprechen;
Ein ſchweres Wagniß! Ob es uns gelang?
Wir Alle, theils geboren unter euch,
Theils eingebürgert hier durch eure Huld,
Wir fühlten uns als Eines Lands Genoſſen,
Als Oeſterreicher ſprachen wir: Der Landsmann
Nimmt leicht nicht übel, was der Landsmann ſprach!
Und ſteht von Dem, was heut wir dargebracht,
Euch auch das Wie nicht an, das Was bleibt gut:
Das ſegenreiche, ſelige Ereigniß,
Das heute noch beglückt ſo uns als euch,
Die Gründung jenes Stamms — allein genug!
Mich mahnet Ottokar von Horneck, jener Wackre,
Der kurz erſt hier vor ſeinem Kaiſer ſtand,
Er mahnt zur rechten Zeit mich, abzubrechen:
Der Oeſterreicher denkt, wo Andre ſprechen.

Bei der Ankunft Ihrer Majeſtät Maria Anna, der jüngeren Königin von Ungarn,

in Wiener Neuſtadt.

(Von einem Mädchen mit einem Blumenſtrauß überreicht.)

(1831.)

O Fürſtin! Du dem ſchönen Land entnommen,
Wo Myrth' und Lorbeer ſteht, wo die Orangen blühn,
Sei du auf deutſchem Boden uns willkommen,
Im Land der Eichen, die nicht minder grün.

Und ſahſt du, kommend, ſchneebedeckte Flächen,
Des Baches Lauf gehemmt von ſtarrem Eis;
Wir konnten doch dir dieſe Blumen brechen:
(Hier werden die Blumen überreicht.)
Was dort Natur, gibt Neigung hier und Fleiß.

Und ſo auch harre nur noch kurze Stunden!
Wir haben einen Lenz, und er iſt ſchön;
Hat erſt die Flur des Frühlings Hauch empfunden,
Wird prangend ſie, gleich deiner Heimath, ſtehn. —

Sei du die Sonne! Laß die Decke ſchwinden,
Die unſrer Hoffnung Boden noch verhüllt,
Und in Heſperien ſollſt du froh dich finden,
Mit Herzen, nicht mit Blumen nur erfüllt.

An Kaiſer Ferdinand.

(Bei Ueberreichung eines geſtickten Teppiches.)

(April 1849.)

Erſt wenn der Menſch aus dieſem Leben ſcheidet,
Wird ihm gerecht das Urtheil dieſer Welt;
Nicht angefeindet mehr, und nicht beneidet,
Steht feſt die Hand, die unſre Wage hält.

Du biſt, o Herr, ſchon vor der Zeit geſchieden,
Hörſt lebend noch der Nachwelt Richterſpruch,
Die dich den Güt'gen nennt; dein Werk: den Frieden,
Auch einſchreibt in der Zukunft goldnes Buch.

Zu fern geſtellt, das Bittre zu verſüßen,
Das Kopf und Bruſt denn etwa doch beſchleicht,
Laß uns den Teppich breiten dir zu Füßen,
Auf daß dein Schritt, nach ſo viel Schwerem, leicht.

Worte des Abſchieds.

(Dem Profeſſor Hubert von ſeinen Schülern dargebracht.)

(1843.)

Der Muſen Stimme, gleich dem Chor der Sphären,
Iſt nur dem Eingeweihten ſüße Harmonie;
Der Neuling glaubt des Donners Ruf zu hören:
Im Anfang, ſtatt zu ſchmeicheln, ſchrecken ſie.

Und wer das Feld des Wiſſens und des Wahren
Zuerſt betritt — ihm eine neue Welt —
Wo er nicht Ziel, nicht Richtung mag gewahren,
Für eine Wüſte hält er das betretne Feld;

Wo Pfade ſich mit Pfaden wild verſchlingen,
Der Stein die Ferſe feindlich ihm berührt,
Kein Aug' das dunkle Dickicht mag durchdringen,
Durch das der Weg anſteigend aufwärts führt.

Wohl ihm! wenn aus dem Chor verworrner Stimmen
Ihm eine wohlbekannte Stimme tönt,
Ermuthigend, nur rüſtig fortzuklimmen,
Bis ſich der Ausſicht Kreis von ſelbſt verſchönt;

Wenn ihm ein Aug', das oft den Zweifel ſcheuchte,
Vorangeht, und bald vor, bald rückgewandt,
Durch Küſte ſtrahlt, wie eine milde Leuchte,
Den Blick begleitend mit der Helferhand.

Bis nun des Berges erſter Hang erklommen,
Der Waller rückſchaut in das tiefe Thal,
Aus dem er, ein Verzagender, gekommen,
Wie hebt ſich da die Bruſt mit einemmal.

Und niederſtürzend auf die Kniee, breitet
Er aus die Hand, und ſtrömt des Dankes viel
Dem Himmel und dem Mann, der ihn geleitet,
Den Weg verbürgend, und im Weg das Ziel.

So ſtehn wir heut', nicht mehr der Zukunft bange,
Durch dich geführt, durch deine Gluth geweiht,
Nun auf des ſteilen Berges erſtem Hange,
Wo ſich der Knabe an den Jüngling reiht.

Zwar iſt der Weg noch lang, das Ziel noch ferne,
Und rauh und drohend, was noch vor uns liegt;
Nur wenn ſonſt zögernd, klimmen wir nun gerne,
Wir wiſſen, wie man Schwieriges beſiegt.

Doch während wir am Künftigen uns weiden,
Durchzuckt ein heißer Schmerz die bange Bruſt:
Es gilt zugleich, von ihm, dem Mann zu ſcheiden,
Der uns der Arbeit Mühn verkehrt in Luſt.

Und nun beſchleicht die Bangigkeit uns wieder;
Da tönt's von fern wie leiſer Flügel Schwung,
Ein Genius ſchwebt auf leuchtendem Gefieder,
Der Jetzt und Einſt verknüpft: Erinnerung.

Uns bleibt dein Bild, daß deiner Augen Sterne
Auch künftig ob uns ſtrahlen mildes Licht,
Auf daß dein Mund, ob lautlos durch die Ferne,
Dem Herzen doch vernehmlich, zu uns ſpricht.

Und da Gefühle mitgefühlt nur heilen,
Vergiß auch du uns nicht, die ſchwach und jung,
Und wie wir heut den Scheidebecher theilen,
So theile mit uns — die Erinnerung.

Zur ſilbernen Hochzeit.

Silberne Hochzeit
Feiern wir heute;
Fröhliche Leute,
Stehn wir im Kreis;
Hymen, er knüpft
Mit eiſernen Banden,
Blumenguirlanden
Windet er drum.

Doch ſeine Blumen,
Ach! ſie vergehen;
Bande beſtehen,
Eiſerner Laſt!
Aber der Wechſel
Rollender Jahre
Beſſert die Waare,
Adelt Metall.

Noch fünf und zwanzig —
Nicht mehr von Eiſen,
Silbern ſich weiſen
Ketten als Schmuck.
Gleichviel der Jahre
Laſſet vergehen, —
Dann ſollt ihr ſehen,
Sind ſie von Gold.

Kind auch und Enkel,
Töchter und Söhne,
Winden als Schöne
Blumen ſich drum. —
Und ſo am Ziele
Seht ihr im Bande
Blumen-Guirlande
Wie beim Beginn.

Zur ſilbernen Hochzeit des k. k. Rathes und Profeſſors Dr. Ignaz Sonnleithner.

(In Muſik geſetzt von deſſen Sohne L. S.)

(12. Februar 1822.)

Chor.

Schallender Jubel,
Hebe das Herz!
Laut ſei die Freude,
Stumm iſt der Schmerz.

Als der Zeiten Unſchuldsalter
Aus dem goldnen eiſern ward,
Gab der Menſchheit ihr Erhalter
Liebe mit auf ihrer Fahrt;
Daß zu wandeln möglich bliebe
Eh'rner Zeit, von neuem hold,
Silbern ſich durch Gattenliebe,
Durch die Kindeslieb' in Gold.

Und ſiehe, die Beiden,
Sie, den wir's geweiht,
Von heute betreten
Sie ſilberne Zeit;

Es lächelt der Friede,
Es blühet das Glück,
Das ſilberne Alter,
Es kam ſchon zurück.

Chor.

Und ſchon ſeh' ich's glänzen —
Von Feuer erglänzen —
In Schimmer — wie Gold —!
Vater ob den Sternen,
Der du den Vätern hold,
Sohn des Erhabnen,
Der du den Kindern riefſt;
Mutter der Gnaden,
Allen, den Müttern gut;
Höret uns!
Höret uns!
Laßt uns den Vater,
Gönnt uns die Mutter,
Gönnt ſie den Kindern.
Gleichviel an Jahren
Laßt ſie noch erfahren,
Und ihr erneuet
Eltern und Kindern die goldene Zeit!

Cantate zur Feier der ſilbernen Hochzeit des Freiherrn Vincenz Auguſtin,

k. k. Generalmajor etc.

(In Muſik geſetzt von Fr. Lachner.)

(Februar 1832.)

Chor.

Sei gegrüßt, du Tag der Freude,
Sei willkommen, Tag der Luſt!
Kraft und Milde adeln beide,

Schmückt auch Eine nur die Bruſt:
Doch wer beider ſich bewußt,
Eh'rnes Schwert in gold'ner Scheide,
Menſch — in der Verklärung Kleide,
Steht er überm Erden-Reife,
Und ſein Anblick ſchon iſt Luſt.
Denn das Gute thun iſt göttlich,
Und das Schöne thun iſt gut;
Und der Friede iſt ſo köſtlich,
Der im Arm der Wonne ruht.
Abglanz von der Gottheit Bilde,
Schreitet durch das Land die Milde,
Wo ſich nur ihr Blick entrollt,
Reift das Glück wie Saatengold.
Doch damit das Gute ſtehe,
Muß das Böſe erſt vergehn.
Zweifach ſanft iſt dreimal Wehe,
Schwäche wird der Wind verwehn.
Auch wer ackert, muß erſt reuten,
Ehern iſt das Maß der Zeiten;
Drum, wenn ſtarr des Frevlers Herz,
Sei der Rächer auch von Erz;
Strecke die bewährte Rechte
Vor, dem Gegner im Gefechte,
Spiele das gewagte Spiel
Mit ſo wenig, um ſo viel. —

Chor.

Reißend, glühend,
Unterm Hufſchlag funkenſprühend,
Stürmt der Reiter,
Weit und weiter
Dringt er ein:
Und das Rohr gibt Schlag und Schein,
Die Kanone brüllt Verderben,

Und die Kugel ſingt ihr Lied;
Weichen heiſcht ſie — oder ſterben,
Und der Feind glaubt, was er ſieht,
Wie aus glüh'ndem Tulpenbeete
Wächſt gen Himmel die Rakete,
Schlingt, ein donnerndes Geſetz,
Frevler in ihr Feuernetz;
Kracht und ſchlägt die Reihen nieder —
Und die Ruhe kehret wieder.
Drum nicht Baun nur, auch Zerſtören,
Soll des Dankes Loblied hören.

Aber wer der Kraft die Milde,
Dem Zerſtören eint das Baun,
Wer nach hingelegtem Schilde
Eingeht in des Lebens Au'n;
Ob des tiefſten Werks Erfinder,
Mitkind iſt der eignen Kinder,
Treu an treuer Gattin hält;
Dem nach fünf und zwanzig Jahren,
Wiederſchein von lichtern Haaren
Silbern auf die Ehe fällt,
Während ſchon aus nahen Blicken
Aufkeimt künftiges Entzücken,
Eine goldne Enkelwelt:
Jedes Glück ward Dem zu Theil,
Und der Erdkreis ruft ihm Heil!

Chor.

Heil, es iſt auch uns geſchehen,
Denn der Glückliche iſt nah';
Hebt den Blick, ihr könnt ihn ſehen,
Er mit all' den Seinen da.
Und er nennt uns auch die Seinen,
Leuchtet hell mit Lehr' und That,

Wie des Nordpols Sterne ſcheinen
Vor uns auf der Ehre Pfad.
Nun ſo jubelt laut ihr Töne,
Sprecht den Dank der Kinder aus:
Er der Vater — wir die Söhne,
Oeſterreich das Heimathhaus.

Zur Feier der ſilbernen Hochzeit.

(In Muſik geſetzt von Joſef Hellmesberger.)

(6. Mai 1856.)

Chor.

Was Irdiſchem gehört,
Wird durch die Zeit zerſtört;
Was Edlem ſich geweiht,
Verſchönt, verklärt die Zeit.

Solo-Quartett.

So vor fünf und zwanzig Jahren
Standet ihr am Traualtar,
Und der Zukunft Tage waren
Euch und Andern noch nicht klar.
Aber heut' im Freundeskreiſe
Schaut ihr rück auf eure Reiſe,
Für das Ziel, das nicht mehr Schein,
Stehen Kind und Enkel ein.

Chor
(fugirter Satz).

Der Liebe Melodienſchatz
Er wechſelt wie im Fluge,
Die Ehe bleibt im gleichen Satz,
Ihr wird die Zeit zur Fuge.

Worte über Beethovens Grab zu ſingen.

(Einem ſeiner eigenen Poſaunenſtücke untergelegt.)

(1827.)

Du, dem nie im Leben
Ruhſtatt war, noch Haus,
Ruhe nun, du Müder,
Ruh' im Tode aus.

Und reicht Freundesthräne
Uebers Grab hinaus,
Hör' die eignen Töne
Tief im ſtillen Haus.

Bei der Grundſteinlegung des Muſikvereins-Gebäudes.

Die dieſes Haus in Gottes Hut vertraut,
Aus kleinen Spenden haben ſammelnd ſie's erbaut,
Geſpart, geſorgt, getrachtet jahrelang,
Der Tonkunſt es geweiht und dem Geſang.

Sie dachten, als ſie legten dieſen Stein,
So feſt, wie er, mög' ihre Stiftung ſein,
Und ſelbſt wenn einſt zerfallen Stein und Mauern,
Noch gleicher Sinn in dieſem Lande dauern.

Weihgeſang.[1]

Chor.
Tretet ein und laßt euch nieder,
Blickt umher im weiten Raum!

---

[1] Bei Eröffnung des neuerbauten Saales der Geſellſchaft der Muſikfreunde zu Wien am 4. November 1831; in Muſik geſetzt von Franz Lachner

Freund der Tonkunſt und der Lieder,
Stehſt du ſtumm und glaubſt es kaum?
Die du gabſt, die kleine Spende —
Weißt ſie ſelber kaum genau —
Sieh verkehrt in dieſe Wände,
Sieh verklärt in dieſem Bau! —

Baß.

Ward geſorgt doch ſchwer und viel
Und geſpart mit kargem Lohne,
Denn für neu're Amphione
Iſt ja Scherz kaum mehr ein Spiel.

Tenor.

Jener alte Götterliebling,
Amphion, mit Huld betheilt,
Ging dahin durch ſtille Weiten,
Mit dem ſüßen Joch der Saiten,
Das bewältigt, trifft und heilt.

Sopran.

Und Harmonia, die Göttin,
Tritt ihn an und ſpricht ihm zu:
Rührſt du nicht das Spiel der Saiten?
Nicht mehr wüſt ſind dann die Weiten,
Nicht mehr einſam wandelſt du.
Denn des Wohllauts Band umſchlinget
Aller Weſen tiefſtes Sein,
Was aus vollem Herzen klinget,
Trifft ein Herz in jedem Stein.
Dort der Flußgott, ſchilfgekrönet,
Nickt uns zu und ſtimmet ein:

Chor.

Was aus vollem Herzen tönet,
Trifft ein Herz in jedem Stein.

Tenor.

In des Sängers Buſen leuchtet's,
Er greift ein, wie prüfend nur,
Und das erſte Lied erklinget
Durch die horchende Natur.

Lied.

Sopran.

Hin über's Meer und durch die Sterne
Hat Zeus die Saiten ausgeſpannt;
Was dich von Menſchenbruſt durchzittert,
Das wecket dort der Götter Hand.
Aus Strömen und aus Hainen
Will ſich ein Lied vereinen
Mit deiner Seele Pein:
Dein Luſt- und Schmerzempfinden
Wird in der Erde Gründen
Nicht ohne Nachhall ſein.
Der Nacht empörte Wetter toben
Ob Träumen der Vergänglichkeit,
Drum blick' hinauf, dir tönt von oben
Ein Nachhall deiner Unſchuldzeit.

Chor.

Da, welch Regen,
Still Bewegen
Durch Geklüft und Wald und Flur?
Aus den Wellen
Häupter ſchnellen,
Tönen leiſe, ſilberklar;
Und des Baumes Oreade
Am Geſtade
Schüttelt nach dem Maß ihr Haar:
Felſen wanken;
Wie Gedanken

Schlüpfen Geiſter draus hervor;
Und der Boden bebt und ſenkt ſich,
Und der Abgrund iſt ein Ohr.

Aber ſichtbar helle Fäden
Zieht der Wohlklang durch die Luft;
Was ſeit je auf ſeiner Stelle,
Fügt ſich dem Geſetz, das ruft.
Nicht mehr Fels und Fluß und Bäume,
Stein und Holz, verbindend Naß
Füllt die umgeſchaffnen Räume,
Nach des Liedes ſüßem Maß.
Wie der Saiten ſieben Zeilen
Stellen ſieben ſich die Säulen,
Und der Leier hohlen Bau
Ahmt die Kuppel nach genau.
In dem Giebel lebt der Dreiklang,
Fünf und vier gibt Breit' und Höh',
Und der Tempel in der Mitte
Iſt der Einklang aus der Höh'!

Tenor.

Alſo ward, die Väter ſagen's,
Und die Väter ſagen wahr,
Ward die ſiebenthor'ge Thebe,
Die den Pindar drauf gebar.

Baß.

Aber neuern Amphionen
Wird der Bau nicht halb ſo leicht,
Nicht mehr heitre Wunder wohnen,
Wo nur Mühe ſtöhnt und keucht.

Wie der Pflüger hinterm Pfluge,
Geht der Künſtler hinterm Werk;
Willſt du haben, mußt du ſtreben,
Nichts gewährt, als was erreicht.

Luſt und Liebe halfen endlich,
Und der nimmer müde Fleiß;
Und noch Eins — der Buſen ſchaudert,
Sprech ich's aus, obſchon ich's weiß?
Kommt denn ihr und helft mir's ſagen!

Chor.

Wagen wir's und nennen's leis?
Aber horch! mit ſtillem Tritte
Trat es ein in unſre Mitte.
Iſt das deiner Flügel Schwung,
Heilige Begeiſterung?

Tochter du des ew'gen Vaters,
Mutter jeder ew'gen That,
Immer noch blühn heitre Wunder
Dem, der deinen Schutz erbat;

Von der Götter ſel'gem Glücke
Geht zu Menſchen noch die Brücke,
Und als Botin, ewig jung,
Wandelſt du, Begeiſterung!

Senke denn dich, luſtverbündet,
Gern und oft auf dieſes Haus,
Was mit dir, für dich gegründet,
Pfleg' es fort und füll' es aus;

Unſrer Stiftung heitre Sage
Halte noch den Enkeln jung,
Und von heut' in ferne Tage
Walte fort Begeiſterung!

Mozart.

(Dezember 1841.)

Wenn man das Grab nicht kennt, in dem er Ruh' erworben,
Wen, Freunde, ängſtet Das? Iſt er doch nicht geſtorben!
Er lebt in Aller Herzen, Aller Sinn
Und ſchreitet jetzt durch unſre Reihen hin.

Deßhalb dem Lebenden, der ſich am Daſein freute,
Ihm ſei kein leblos Todtenopfer heute.
Hebt auf das Glas, das Muth und Frohſinn gibt,
Und ſprecht, es leerend, wie er's ſelbſt geliebt:

„Dem großen Meiſter in dem Reich der Töne,
Der nie zu wenig that und nie zu viel,
Der ſtets erreicht, nie überſchritt ſein Ziel,
Das mit ihm eins und einig war: das Schöne!"

Für das Beethoven-Denkmal in Heiligenſtadt.

(1863.)

Hier ging er, ſtand und ſchrieb, ſaß nieder;
Unhörbar ſchwebten ringsum ew'ge Lieder.
Den Weg, wir haben ihn mit ihm gemacht,
Indem wir hörten, was er hier gedacht.

Nur arm der Platz, kaum ſchon zur Ruheſtatt;
Und wer ſind wir, die wir ihn weihten!
Der Ort, den je ein edler Mann betrat,
Er iſt geweiht für alle Zeiten.

Der Chriſtbaum im k. k. Militär-Invalidenhauſe.

1.

(1847.)

So iſt ein Jahr denn nun vorbeigegangen,
Seit uns der Chriſtbaum eben hier vereint,
Und Manches dachte ſtill wohl mit Verlangen,
Ob uns ein gleicher Tag auch nächſtes Jahr erſcheint?

Der Prieſter, der uns etwa gern erfreute,
Er iſt nicht reich, das Beſte denn gebricht,
Und ob ihm beiſtehn wohlgeſinnte Leute,
Wir hoffen's wohl, allein wir wiſſen's nicht.

Und ſiehe da, zu gleichgemeſſnen Zeiten
Eröffnet ſich von neuem auch der Saal;
Ihr ſeht ſchon die Geſchenke dort vom Weiten,
Und Alles glänzt in heller Lichter Strahl.

Ihr Kinder, ſo wie hier iſt's auch im Leben,
Das voll von Müh und Sorgen aller Art,
Doch Jedem iſt ein Chriſtbaum auch gegeben,
Wenn er nur ruhig hofft und gläubig harrt.

Vor Allem aber zähmt den Eigenwillen,
Denn der die Gaben gibt und uns beſcheert,
Er kennt das Gute und er ſorgt im Stillen
Nicht nach dem Schein, er gibt nur nach dem Werth.

Der Eine wollte Spielzeug und ſtatt deſſen
Wird ihm ein Kleid, das vor der Kälte ſchützt;
Der Andre mochte Leckereien eſſen,
Er findet Speiſe, die nur nährt und nützt.

Wenn er zurückweiſt nun die fromme Gabe,
Muß warten er oft länger als ein Jahr,
Und Mancher ging als Bettler ſchon zu Grabe,
Weil er nicht nahm, was ihm beſchieden war.

Drum Kinder, bleibt auch Kinder Zwar beiweiten
An Einſicht etwa nicht und an Verſtand,
Denn ihr ſollt lernen, fort in Jedem ſchreiten,
Zum Nutzen euch, den Aeltern und dem Land.

Allein im Herzen, in des Innern letzter Mitte
Bleib' euch ein Theil von Dem, was jetzt ihr ſeid:
Gehorſam, der nun zügelt eure Schritte,
Ein warmes Fühlen und Genügſamkeit.

Dann kommt der Tag, ſeid deſſen nur nicht bange,
Der euch ſchon hier für Alles ſchadlos hält,
Und zögerte der Chriſtbaum gar zu lange,
Die Weihnacht dann in einer beſſern Welt.

2.

(1849)

Ein Jahr hat unſer Weihnachtsfeſt geruht,
Kein Chriſtbaum konnte hier wie heute ſtehen:
Ein Jahr von Noth, von Jammer, ja von Blut,
Wie ihr gehört und ſelbſt zum Theil geſehen.

Ein Sturmwind ging durch alle Länder wild,
Auf Alles, was da recht und feſt, erbittert;
Selbſt unſre Stadt, ſonſt heitrer Güte Bild,
Sah ſich in ihrem alten Werth erſchüttert.

Das macht: nicht ihr ſeid Kinder nur allein,
Auch alle Menſchen, ſie ſind Gottes Kinder,
Und wie man euch ermahnt, die ihr noch klein,
So mahnt er jene Aelteren nicht minder.

Er hat in jedes Menſchen Bruſt geſenkt
Die Warnerſtimmen, die das Rechte künden,
Und was der Menſch erſinnt, und klügelnd denkt,
Kann ſie erſetzen nicht und nicht ergründen.

Das Recht, es iſt; das Gute will, was gut:
Die Liebe lebt in jedes Menſchen Herzen,
Der Dank entſpricht des Wohlthuns edlem Muth,
Das Mitleid fühlt, gleich eignen, fremde Schmerzen.

So lang der Menſch nun aufhorcht fromm und ſtill
Auf jene Stimmen, die im Innern mahnen,
Und was er gläubig hört, vertrauend will,
Geht er einher auf Gottes lichten Bahnen.

Doch wird er ſtolz und lärmt und ſpricht und ſchreibt,
Hört nicht mehr auf die leiſen Gottes-Stimmen;
Dann ſchweigen ſie, vom Lärmen übertäubt,
Und machen Platz dem Schlechten und dem Schlimmen.

So war's mit uns im jüngſt verfloſſnen Jahr,
Wo unſer Heil in wilden Wahnſinns Händen,
Wo jedem nur der eigne Dünkel wahr,
Gleichlaut in allen Schichten, allen Ständen.

Ein einz'ger Stand fiel nicht vom Rechten ab,
Ward nicht an ſich und Andern zum Verräther;
Es war der Stand, der euch das Leben gab,
Der Stand, Soldatenkinder! eurer Väter.

Es war das Heer. Die Einzigen, die feſt
Als Volk und Staat im Taumel faſt vernichtet,
Weil ſie verließen nicht, was nicht verläßt:
Die Gottes-Stimme, die im Herzen richtet;

Weil Ehrfurcht und Gehorſam und die Pflicht,
Vertrauen in die Einſicht der Bewährten,
Erſtorben noch in ihrem Buſen nicht,
Allmächtig durch die Eintracht der Gefährten.

So ſchritten ſie auf rauhen Bahnen fort,
Ihr Ohr verſchloſſen ſie dem Schmeichelwahne,
Sie hörten nur der Führer ernſtes Wort,
Und ſahen nur die unbefleckte Fahne.

Was bald unmöglich ſchien, ward ſo zur That,
Der Treue war's, der Tapferkeit beſchieden,
Sie holten aus dem Aufruhr, dem Verrath
Die Ordnung uns zurück, zuſammt dem Frieden.

Drum freut euch nur: von Wackern ſtammt ihr ab,
Beſtimmt vielleicht, die gleiche Bahn zu treten;
Genießt für heut, was euch die Milde gab,
Und morgen laßt uns für die Sieger beten.

(1840.)

Einfache Myrthen
Krönen die Braut,
Wird ſie dem Theuern,
Dem Liebſten getraut.

Du ſchmückſt der Tochter
Stirne wie Schnee
Sinnig mit Roſen,
Diſtel und Klee.

Dornig die Bürde,
Grün ihr Geſchick,
Roſen der Liebe
Feſſeln das Glück.

Für Camilla.[1]

(Februar 1854.)

Orange und Myrthen
Schmücken die Braut,
Wird ſie dem Gatten
Für immer getraut.

---

[1] Dieſe Strophen für Camilla Zichy waren zu einem Familienfeſte beſtimmt, welches Gräfin Flora Fries nach überſtandener Krankheit bei der Wiederkehr ihres Vermählungstages, 13. Februar 1854, feierte.

So gingſt du damals
Sinnig gebückt,
Du aus dir ſelber
Reicher geſchmückt.

Heute von neuem
Stehſt du als Braut,
Neu du dem Leben,
Dem Gatten getraut.

Nimm uns als Blüthen,
Friſch von der Au.
Glänzt in den Augen doch,
Sieh nur! — der Thau.

Anſchütz.

(1825.)

Raſch und raſcher zum Ziel! und bücke dich gleich Atalanten
Nicht nach dem Apfel im Weg; wär' er auch zehnmal von Gold.

An die k. k. Hofſchauſpielerin Frau von Weißenthurn

(als ſie das vierzigſte Jahr ihrer theatraliſchen Laufbahn zurückgelegt hatte).

(September 1829.)

Dreißig Jahr'! ein Menſchenalter;
Und nun vierzig, lange Zeit!
Zähleſt du ſie zu den Jahren,
Wo du Erdennoth erfahren,
Starrt das Auge trüb und weit

Ueber vierzig Jahr' dem Spiele
Holder Muſenkunſt geweiht,
Sind nur Flügel zu dem Ziele,
Theile einer Ewigkeit!

Die Tänzerin.[1]

(1841?)

Ob Natur dich ſo begünſtigt,
Ob die Kunſt dich ſo gelehrt?
Ueberflüſſig ſcheint die Frage,
Und der Antwort nimmer werth.

Denn Natur iſt blind geboren,
Kunſt für ſich, nicht blind, doch lahm.
Beide ganz erſt, wenn das Auge
Sich den Fuß zur Stütze nahm.

Darum ſchwing' die leichten Flügel,
Wieg' des Körpers ſchöne Laſt!
Was auch ſoll dir unſre Meinung,
Wenn du unſre Herzen haſt?

Für Liſzt.

(1846.)

So wie die Blumen, die zum Kranz ſich winden,
Zwar duftlos ſelbſt, vereint das feſte Band,
Begleitet holder Frauen warm Empfinden,
Weit überholt, der nüchterne Verſtand.

---

[1] An Fanny Cerrito.

An König Ludwig II. von Bayern.

(1867.)

Ein hoher Fürſt wünſcht einem Dichter Glück,
Iſt Das erhört in unſerm deutſchen Lande?
Zwar denk' an deine Väter ich zurück,
So hielten Die ſich's auch für keine Schande.
Kunſtliebe iſt ein ſchönes Morgenroth
Für einen Arbeitstag im Sonnenbrande;
Machſt du einſt wahr, was ächte Dichtung bot,
So wünſch' ich Glück nicht dir, nur — deinem Lande.

An Moſenthal.[1]

(Oktober 1869.)

Und wäre wahr der Kritiken jede,
Dein Werk hat mich dennoch erfreut
Schon als eine gebildete Rede
In einer roh gewordenen Zeit.

---

[1] Nach der Aufführung der Iſabella Orſini.

Albumblätter.

(1821.)

Erinnerungsbuch? Sehr nutzlos, wie mir däucht,
Bedenkt man recht, für wen das Buch und weſſen?
Ach, ſich erinnern iſt nur gar zu leicht,
Schaff' mir ein Buch erſt, ach! um zu vergeſſen.

In das Stammbuch der Frau Thereſe Roſenkart,

geb. Gosmar.

(15. September 1829.)

Nur ſelten ſah ich dich, ja ſprach dich kaum zuvor;
Und dennoch kenn' ich dich, will deinen Werth beſchwören.
Langweilig iſt der Weg von Mund zu Ohr;
Doch was ein Auge ſpricht, kann auch ein Auge hören.

In das Stammbuch der Gräfin Wimpfen.

(1829.)

Ich halt' ein großes Buch, wie du,
Und hielt's ſchon, da noch jung;
Drein ſchrieb ſo manche nahe Hand
Wohl Lieb's und Gut's genung.

Nun aber wird's zu ſchwer und voll,
Ich denk', ich ſchließ' es bald.
Das Buch, es heißt: Erinnerung!
Mit Täuſchungen bemalt.

In das Stammbuch der Fürſtin Radziwil.

(1836.)

Ein ſchlechter Richter iſt das Aug',
Weil man's ſo leicht beſticht;
Der beſte, freilich, wär' das Herz,
Doch das erweicht dich nicht.

Ein ſtrenger aber allzumal,
Ein bittrer iſt das Ohr;
Und wär' ein Fehler noch ſo klein,
Die Scheelſucht führt ihn vor.

Nur Wen'ge, die es ſchuldlos heißt,
Und die in edler Ruh
Des Neides Zunge ſelber preiſt,
Die ſind dann gut — wie du.

In ein Stammbuch der Baronin Feuchtersleben.

(1837.)

Nur halb zu wiſſen, iſt, man weiß, bedenklich.
Doch wer die Eine Hälfte kennt von einem Ganzen,
Das einig iſt und Eins, kennt auch die zweite.
Nun hab ich Den in meiner Bruſt erkannt,
Von dem du biſt die eine ſel'ge Hälfte,
Und darum, ſchein' ich gleich nur halb berechtigt,
Erkühn' ich mich, dich zu verehren ganz

(31. Mai 1838.)

Jung, ſchön und reich,
Und dennoch Dichterin?
Im Wünſchen und im Singen
Strebt ſonſt man nur nach Dingen,
Die man noch nicht beſitzt.
Du haſt, was Menſchen haben,
Die höchſten Schickſalsgaben,
Des Wirklichen Gewinn,
Und dennoch Dichterin?

In Sophie Florentins Stammbuch.

(1841.)

Durch Unglück früh dem Vaterhaus entwandt,
Fliehſt du nun auch dein mütterliches Land,
Halb froh und wieder halb in ſtillen Schmerzen
Getroſt! Es bleibt ein unzerreißlich Band,
Denn nicht an einem Ort liegt unſer Vaterland,
Es liegt im Umkreis nahverwandter Herzen.

Für Fräulein Ida Mink.

(1. März 1841.)

Nie führe dich ein Gott in ſeinem Grimm
Auf Menſchen, die — vielleicht nicht eben ſchlimm —
Im Kreiſe doch der eignen Träume ſtehen,
In ſich der Dinge Maßſtab ſehen,
Für die der Scherz ein Ernſt, der Ernſt ein Spiel,
Ein klügelndes Erkennen das Gefühl,
Und die die Welt, ſich ſelbſt und Andre lieben,
Nicht wie ſie ſind, wie ſie's gedacht, geſchrieben.

In ein Stammbuch.

(November 1843.)

Ich kam im ſpäten November
Nach Gräz, der traulichen Stadt,
Das Jahr war alt und müde,
Und ich war alt und matt.

Doch braucht' es nur zwei Blicke,
Der Sonne, der Neigung Blick,
Und mir und dem alten November
Kam Leben und Wärme zurück.

(1844.)

Sei immer du und ſei es ganz!
Früh ſtirbt die Blume, nie der Kranz

In das Stammbuch der Sängerin Demoiſelle Caroline Mayer.

(9. Juli 1844.)

Ich ſtand an deiner Wiege —
Heißt das, an der Wiege der Kunſt —
Und ſah dich wachſen und reifen,
Umſtrahlt von des Himmels Gunſt.
Die Schleier hab' ich durchdrungen,
Mit denen du gern dich umhüllſt,
Und was ich dort las, das weiß ich:
Du kannſt, was immer du willſt!

(1845.)

Geht ihr nach England, meine Zeilen,
O nähmt ihr mich, den Schreiber, mit!
Dort, wo ſie ſchreiten, ſtatt zu eilen,
Doch eine Spur läßt jeder Tritt.

Der Autographen-Sammlerin.

(1846.)

Du willſt eine Schrift von meiner Hand?
Die Züge der Feder ſind nicht'ge Geſtalten.
Ich gab meine Handſchrift dem Vaterland,
Und haben uns Beide nicht Wort gehalten.

(1847?)

Hab' ich kaum jemals dich geſehn,
Geſprochen noch viel minder,
Wag' ich es, für dein Selbſt zu ſtehn,
Bin deines Werths Verkünder.

Denn Gleiches ſich nur Gleiches ſucht,
Der Stamm verbirgt die Güte,
Und wo dein Vater iſt die Frucht,
Biſt du die neue Blüthe.

(1847.)

Du wardſt als Braut mir einſtens zugeſagt,
Nur ward die Hochzeit etwas noch vertagt,
Weil ich noch jung zwar, aber du viel jünger,
Nicht größer kaum, als jetzt dein Zeigefinger.

Doch iſt's ein ſeltſam Ding mit der Grammatik,
Sie ſchlägt oft um, vor allem in der Praktik,
Aus meinem alt ward älter, wie die Regel lehrt,
Du wardſt aus jünger jung, gerade umgekehrt.
Und während du ein holder Poſitiv,
Scheint's, daß die dritte Staffel mich ſchon rief:
Wir wollen drum dem Bindewort entweichen
Und ſetzen zwiſchen uns ein Trennungszeichen.

(1851?)

So willſt du dahin dich begeben,
Wo Goethes Spur verwittert kaum!
In Weimar war die Kunſt ein Leben;
Uns iſt ſie höchſtens noch ein Traum.

Für Herrn Eric Siboni aus Kopenhagen.

(20. April 1853.)

Raſch von den Theilen geh zum Ganzen,
Bleib dir des edlen Ziels bewußt:
Der Tonkunſt und des Lebens Diſſonanzen,
Sie löſen ſich im Einklang unſrer Bruſt.

In das Stammbuch des Grafen Schönfeld.[1]

(1856.)

Wer gibt nicht gern, wenn, was er gibt,
Beglückt den hoffnungsfreudigen Empfänger?
Drum, nimmſt du uns, was wir geliebt,
Dein ſei's! Beſitz es ganz zugleich und länger.

---

[1] Aus Anlaß der bevorſtehenden Vermählung desſelben mit Luiſe Neumann, welche am 19. Dezember 1856 von der Bühne des Hofburgtheaters Abſchied nahm.

(1856.)

Werde, was du noch nicht biſt,
Bleibe, was du jetzt ſchon biſt;
In dieſem Bleiben und dieſem Werden
Liegt alles Schöne hier auf Erden.

(1857.)

Poeſie ſei dein Begleiter,
Aber nur dein Leiter nie:
Was gemeſſen, führt ſie weiter
Und, was maßlos, adelt ſie.

Einem Porträtmaler.

(1858.)

Ich habe Menſchen gemalt wie du
Und wagte Aehnlichkeit zu hoffen;
Doch ſtimmte die Menge nicht immer zu,
Am wenigſten, die am meiſten getroffen.

(1868.)

Dichter nenn' ich dich gleich mir,
Dichten heißt zumeiſt doch eben:
In fremdem Daſein eignes Leben,
Und da erröthend, weich ich dir.

Für Scheffer.

(1860.)

Wer im Großen wirkt und Weiten,
Hat den Dank für alle Zeiten,
Und der Nachwelt rühmend Wort
Setzt das Lob der Mitwelt fort.

Aber wer in engerm Kreiſe
Wirkt nach ächter Mannesweiſe,
Der, was er als Bürger that,
Auch als Menſch und Mann vertrat;

Dem ſei Lohn in ſeinen Tagen,
Während noch die Herzen ſchlagen,
Die des Reichthums ſich bewußt
Seiner heut geſchmückten Bruſt.

(1861.)

Ich bin alt und du biſt jung.
Dein Denkbuch muß ſich darum eilen,
Sonſt reißt mich fort der Zeiten Schwung.
Doch kann ich noch Empfindung theilen,
Und lieſeſt einſt du dieſe Zeilen,
Wach' auf dir die Erinnerung.

Sonſt ſteh' ich wohl mit etwas banger Scheu
Vor Fremden von der Seine ſchönen Borden;
Denn aus der Sprachen lautem Vielerlei
Iſt Eine nur zu ſprechen mir geworden.

Und eine zweite noch, — vielleicht — wer weiß?
Allein vor dich hin kann ich freudig treten;
Verſtehſt du doch mein mütterliches Deutſch
Und überdies — die Sprache der Poeten.

Grabſchriften.

(1820.)

Gutes thun war ihr Geſchäft und ihr Ausruhn;
Sie hat Glückliche gemacht und iſt's nun ſelber.

Für Marie Piquot.

(Geſtorben 17. März 1822.)

Jung gieng ſie aus der Welt;
Zwar ohne Genuß, dafür aber auch ohne Reue.

Für Charlotte von Paumgartten.

(Geſtorben im September 1827.)

Charlotte von Paumgarten, geborene Jetzer,
Mutter von fünf Kindern, deren erſtes ihr im Tode
Vorangieng, das letzte hier mit ihr in Einem Grabe ruht.

Für Fräulein Antonia Oſter.

(Geboren 7. Auguſt 1811. geſtorben 8. Juli 1828.)

Den Kunſtreichen bedauert man,
Der Gute wird beklagt;
Die hier liegt, war Beides, —
Drum iſt unſrer Trauer kein Maß.

Für Franz Schubert.

Die Tonkunſt begrub hier einen reichen Beſitz,
Aber noch viel ſchönere Hoffnungen.
Franz Schubert liegt hier.
Geboren am 31. Jänner 1797,
Geſtorben am 19. November 1828,
XXXI Jahre alt.

(1830.)

Ihre Freunde haben ſie betrauert,
Und wer ſie kannte, war ihr Freund.

Für Joſeph Schreyvogel.

(Geſtorben 28. Juli 1832.)

Hier liegt
Thomas Weſt,
Karl Auguſt Weſt
Und
Joſeph Schreyvogel,
Drei Namen bezeichnend nur Einen Mann,
Aber einen völligen.
Stand Jemand Leſſing nahe, ſo war er's.
Neben ihm
Ruht ſein Tochtermann Joſeph Peters.
Dieſelbe Krankheit legte ſie binnen zweien Tagen
In dasſelbe Grab.
Den Einen betrauert Deutſchland,
Beide, wer ſie gekannt.

Für Moriz von Sonnleithner.

(Geſtorben 6. Juli 1836.)

Wenig bemerkt war ſein Leben,
Still und ruhig ſein Tod.
Erſt aus der Größe unſeres Schmerzes
Erkannten wir die Größe unſeres Verluſtes.

Für die junge Daffinger.

(Geſtorben 12. Auguſt 1841.)

Ein Engel flog zum Himmel,
Die Hülle blieb zurück.
Und nichts iſt hier geſtorben,
Als zweier Eltern Glück!

(1844.)

Die ſich ſonſt ſo ferne ſtehen:
Einſicht in das Nothwendige und Wärme für das Wirkliche,
Sie reichen ſich über dieſem Grabe die Hand.

(1844.)

Streng gegen ſich und mild gegen Andre;
Wäre die Welt wie dieß Grab,
Wir wären andre.

Für W. A. Mozart, den Sohn.

(1844.)

Des großen Mozart Sohn.
Die Welt hat ihn vernachläſſigt wie ſeinen Vater,
Obwohl ſie ihm nur Vorzüge
Und keine Größe zu verzeihen hatte.

Für Frau Thereſe Roſenkart, geb. Gosmar.

(Geſtorben zu Trieſt, 1. Juli 1845.)

Die Erde nahm ihren Theil
Und der Himmel den ſeinigen.
Uns blieb nichts als der Schmerz,
Aber auch die Erinnerung.

Für Moriz Daffinger.

Moriz Daffinger,
Geboren zu Wien 25. Jänner 1790,
Geſtorben 22. Auguſt 1849 ebendaſelbſt.
Einer der begabteſten Maler ſeiner Zeit.
Im Menſchenantlitz und in der Blumenwelt ſuchte er einzig
Die Natur,
Und er fand ſie, aber in ihrem Brautſchmucke, als Kunſt.

Für den Miniſter Felix Fürſt Schwarzenberg.

(Geſtorben 5. April 1852.)

Ein Mann der Einſicht und der That.
Der Tod, der ihn auf dem Schlachtfeld verſchonte,
Erreichte ihn am Rathstiſche:
Hier wie dort — auf dem Felde der Ehre,
Hier wie dort — ein Held
Für ſeinen Kaiſer,
Für ſein Vaterland.
Seine Feinde mußten ihn loben,
Alle Guten haben ihn beweint,
Oeſterreich wird ihn nie vergeſſen.

Für Zedlitz.

(Geſtorben 10. März 1862.)

1.

Er hat für Oeſtreich gekämpft, Oeſtreich beſungen
Und ruht in öſtreichiſcher Erde.
Aber ſein Name geht weit über ſolche Grenzen.

2.

Er war ein Soldat und ein Dichter;
Treu ſeinem Vaterlande und den Erinnerungen einer ſchönern
Zeit, deren Vorzüge er bewahrt in einer verworrenen.

3.

Er hat für Oeſtreich gekämpft, gelebt und geſungen —
Doch ſein Name geht weit über Oeſtreichs Grenzen.

VII.

Jugendgedichte.

Auf zwei Vettern.[1]

(14. Mai 1804.)

Mit Recht gab euch Verwandtſchaftsbande
Die weiſe ſchaffende Natur,
Gleich ſeid ihr euch an Herzen und Verſtande —
Man ſieht an euch von beiden keine Spur.

An die Sonne.

(16. Juni 1804.)

Sonne, göttliches Licht! Schaffende, nährende
Himmelstochter! Du ſpendeſt uns
Wonne, Segen und Luſt, Früchte den lockenden
Fluren, zeugeſt den Traubenſaft.

Kaum entfaltet der Tag jugendlich heiter ſich,
Sieh! da ſinget ein Vögelchor
Hymnen, Schöpferin dir, Alles belebendes,
Alles ſtärkendes Götterkind.

Sieh! da glänzt das Gebüſch, Felder und duftende
Haine blitzend von kühlem Thau,
Der die Gewächſe erfriſchet, nähret, und ſtärkere
Wohlgerüche zum Himmel ſchickt.

---

[1] Dieſes und das folgende ſind die beiden älteſten Gedichte, welche ſich von Grillparzer erhalten haben.

Du verſchenkeſt den Schlaf, der mit allmächtigen
Schwingen jeglichen Menſchen deckt,
Der im quälenden Traum foltert den Erdenſohn,
Den du gütig der Qual entreiß'ſt.

Dankbar gegen die Huld deiner erquickenden
Güte, zollet der Afrer dir
Weihrauch, dankbar ertönt ſtarrender Lappen Lied
Auf den eiſigten Ebenen.

O dein ſtrahlendes Haupt gibt mir ein Wonnegefühl!
Macht den Schöpfer mich ahnden. Da
Stürz' ich nieder vor dir, bete die gütige
Allmacht hocherfreut, innig an.

Schlecht und Recht.

(1805.)

Mit frechen Feinden kriegen
Und ſie auch ſtets beſiegen,
Das wär' ſchon recht;
Doch ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Mit einem Andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,
Das wär' ſchon recht;
Doch Pläne, die nichts taugen
Und nur das Land ausſaugen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Daß Schurken ſich berathen
Und Fürſt und Land verrathen,
Das iſt nicht recht;

Doch ſie zu penſioniren,
Statt ſie zu arquebuſiren,
Ei! das iſt ſchlecht.

Im ſiebenjähr'gen Kriege
Hatt' man ſehr wenig Siege,
Das war nicht recht;
Doch jetzt ſo ſchrecklich kriegen
Und auch nicht einmal ſiegen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Dem Lande Frieden ſchenken
Und Land und Leut' bedenken,
Das wär' ſchon recht;
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber Alle lachen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Wenn man uns reformirte
Und Alles anders führte,
Das wär' ſchon recht;
Jedoch es bleibt beim Alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei wahrlich! das iſt ſchlecht.

Elegie auf den Tod einer Grille.

(14. Mai 1806.)

Muſen, hüllet mir die Leyer,
Die ſonſt nur der Freud' erklang,
In der Trauer dunklen Schleier:
Klagend halle mein Geſang.

Schwermuthsvoll in dumpfen Tönen
Weine, holde Elegie,
Fleuch, o fleuch mit leiſem Stöhnen
Hin ins Land der Phantaſie!

Hebe dich auf leichten Schwingen
Zu der Göttin hehrem Thron,
Hilf ein Todtenlied mir ſingen
In Tibulls gerührtem Ton.

Zwar nur eine kleine Grille
Iſt es, was mein Lied beweint,
Aber dieſe niedre Hülle
Barg mir einen lieben Freund.

Einen Freund, der mir die Sorgen
Aus dem wunden Herzen ſang,
Der an jedem frühen Morgen
Freudig mir entgegenſprang.

Er, der oft mit ſeinen Scherzen
Luſt und Heiterkeit mir gab,
Stürzt', ein Raub von herben Schmerzen,
In ſein allzufrühes Grab!

Todt liegt er vor meinen Füßen,
Todt vor meinem naſſen Blick,
Unerweckbar meinen Küſſen,
Nimmer kehret er zurück!

Schlafe denn, da dich mein Kummer
Nimmermehr zum Leben ruft
Schlafe denn den Todesſchlummer,
Ruhe ſanft in düſtrer Gruft.

An B***.

(1811.)

Ich ſchriebe Verſe gegen dich,
So ſprichſt du, ärmſter der Poeten?
Das hieße, Gott behüte mich.
Mit goldnen Kugeln Spatzen todten!

Der Schiffer und ſein Sohn auf der Höhe der Inſel St. Helena.

(1815.)

Siehſt du dort an des Horizontes Saum,
Wo ſich die Wolken zu den Wellen neigen,
Hoch in dem blauen, ewig heitern Raum
Die ſchroffgethürmten Inſelmaſſen ſteigen?
  Sieh hin, mein Sohn, und merke dir's genau!
  Der Fels, der dort ſich hebt im Wolkenblau,
Iſt würdiger, vom Aug' geſchaut zu werden,
Als jeder andre Raum auf dieſer Erden.

Auf dieſes öde, meerumtobte Land
Ward in der Väter Zeit vor grauen Jahren
Ein mächt'ger, weitberühmter Mann verbannt,
Von allen, die jetzt ſind und die je waren,
  Und die je kommen werden auch vielleicht,
  Im Großen wie im Schlimmen unerreicht;
Ein Mann, wie ihn ſeit ihrer Schöpfung Tagen
Die Welt, zum Glück, ein einzigmal getragen!

Von der Natur mit reicher Hand geſchmückt,
Trug er, obſchon aus niederm Stamm entſproſſen,
Der Herrſchaft Siegel auf die Stirn gedrückt,
War er der Erſte unter den Genoſſen.

Der Erſte! daher trieb's ihn ſonder Raſt,
Und da hat der Verſucher ihn gefaßt.
Dies ungezähmte, ſchrankenloſe Streben
Hat ihn dem Teufel in die Hand gegeben.

Dem Teufel, der in jeden Buſen dringt,
Dem nach der Beſten Fall am meiſten lüſtert,
Deß Stimme gar ſo ſanft und lieblich klingt,
Wenn er der Hölle Schmeichelworte flüſtert:
„Auf, Starker, auf! Was ſoll dir alter Brauch,
Sei muthig; was du kannſt, das darfſt du auch!
Sei's, daß dein Thun des Pöbels Wahn verletze,
Für Deinesgleichen gibt's keine Geſetze!“

Er lieh ſein Ohr dem falſchen Zeugenſpiel,
Entzügelte die ſtrebenden Gedanken.
Weh ihm! — Der wählet ſich kein feſtes Ziel,
Den Ruhm und Ehrſucht führet in die Schranken.
Der Läufer rennt, allein ſein Ziel rennt mit,
Und hält, ſo ſehr er eilt, ſtets gleichen Schritt,
Und kommt er auf den Platz, wo er's zuerſt geſehen,
So ſieht er's gleichweit in der Ferne ſtehen.

Hier endete des Uebermüth'gen Lauf,
Hier fand den Allbeſieger ſein Bezwinger!
Der Fels, er zeigt zu Himmelshöh' hinauf,
Gleich einem ausgeſtreckten Rieſenfinger,
Zum Urquell aller Größe, aller Macht,
Der über Hoch und Nieder waltend wacht,
Und dieſer Wellen Murmeln ſcheinet dumpf zu ſprechen:
Es iſt ein Gott! Er ſtrafet das Verbrechen.

Erinnerung an die Lankal-Examinatur.

1815.

Wie nenn' ich dich? — Laß mich dich Hölle nennen!
Darin auch ähnlich jenem Schauerort,
Daß hier in deinen Klüften, ſo wie dort,
Die Teufel gleich den Sündern brennen.

An **.

(1816.)

Es ſei der Lehrſtand nicht genug geehret,
So ſpricht die Welt! O weit entfernt!
Man ſchätzet Den, der was gelehret
Weit mehr als Den, der was gelernt.

◆

Ueberſetzungsfragmente.

Der Rabe.

Ein tragikomiſches Märchen.

(Ueberſetzung des Corvo vom Grafen Carlo Gozzi.)

(Fragment.)

Angefangen am 22. Auguſt 1814.

Perſonen.

Millo, König von Frattombroſa.
Jennaro, ſein Bruder.
Leandro, } Miniſter.
Tartaglia, }
Armilla, Prinzeſſin von Damaskus.
Smeraldina, ihre Begleiterin.
Truffaldino, } Jäger des Königs.
Brighella, }
Pantalone, ein Venezianer, Admiral.
Zwei Tauben, die ſprechen.
Matroſen und Galeerenſklaven.
Soldaten.
Bediente.

Erſter Akt.

Seegeſtade mit Bäumen, im Hintergrunde das Meer in Sturm, Gewitter, Donner und Blitz.

Erſte Scene.

Pantalone auf dem Verdeck einer Galeere, die mit dem Sturme kämpft, gibt Zeichen mit einem Pfeifchen, theilt ſchreiend dem Schiffsvolk Befehle aus, die das Geheul des Sturmes verſchlingt. Das Ungewitter läßt nach, und die Galeere nähert ſich dem Ufer.

Pantalone (indem er die Ruderer mit einem Tauende prugelt). Seht nach dem Steuerruder!

Schiffsvolk. Land, Land!

Pantalone. Ja, Land, Land; wenn ich nicht auf der Galeere geweſen wäre (pfeift). Zum Henker, den Anker ausgeworfen!

Schiffsvolk. Ja, Herr.

(Die Galeere nähert ſich dem Geſtade, man legt Bretter ans Land.)

Pantalone. Hunde, dankt erſt dem lieben Herrgott.

(Pfeift dreimal, jedesmal antwortet das Schiffsvolk mit einem Jubelgeſchrei. Auf dem Schiffe erſcheint Prinz Jennaro als orientaliſcher Kaufmann gekleidet, er geht mit Pantalone ans Ufer.)

Zweite Scene.

Jennaro und **Pantalone.**

Jennaro. Ich glaubte ſchon verloren zu ſein — Pantalone, in dieſem ſchrecklichen Sturme!

Pantalone. Wie? haben Sie vergeſſen, aus welchem Land ich bin?

Jennaro. Wie ſollt' ich, aus der Giudecca von Venedig, du haſt mir's ja tauſendmal geſagt.

Pantalone. Nu alſo? Wo Zecchiner ſind, da gibt's keine Gefahr! Ich habe das Lehrgeld theuer genug bezahlt. Zwei Barken und ein Trabaccolo habe ich euch zu Schanden gerichtet von Malamocco nach Zara, um das Handwerk zu lernen. Heute, ich will's nicht leugnen, zitterte ich ſelbſt ein wenig, aber nicht für mich oder der Gefahr wegen, das ſind Poſſen! wir ſind das Weſen gewohnt, aber Euretwegen. Herrgott! Habe ich Euch nicht geſehen geboren werden! Auf dieſen Armen habe ich Euch getragen, als Ihr noch ſo lang war't. Mein Weib Pandora, die gute Seele, hat Euch geſäugt. Hundertmal ließ ich Euch auf dieſen meinen Knieen tanzen. Es iſt mir noch als ob ich Euch küßte; wenn Ihr mir ſo im Geſicht herum hanthiertet mit Euren kleinen Patſchhändchen da, und ſagtet: Laßt mich gehn, Ihr kratzt mich mit Eurem garſtigen Barte. In Summa, mir iſt als wär' ich Euer Vater, und ich fürchtete mehr für Euch als für mich. Und dann eſſe ich ja mein Brod als Admiral von Eurer Familie und habe tauſend Wohlthaten genoſſen, die dreißig Jahre her, ſeit dem König Eurem Herrn Vater, glorreichen Angedenkens und dann bin ich ein Herz aus der Giudecca, und das iſt genug!

Jennaro. Gewiß, ich habe große Begriffe von Eurem guten Herzen und Eurer Geſchicklichkeit zur See, und in der That, daß Ihr uns und unſere Galeere trotz des ſchrecklichen Sturmes in Sicherheit gebracht habt, reicht zu, um einen Admiral unſterblich zu machen. Wie weit haben wir noch bis Frattombroſa? Was macht das Wetter, Pantalone?

Pantalone. Der Hafen hier heißt Sportella, und von hier nach Frattombroſa haben wir etwa zehn Meilen noch. Das Wetter heitert ſich auf, und der Wind hat nach Weſten umgeſetzt. In zwei bis drei Stunden iſt der Himmel klar, und in höchſtens anderthalb Stündchen ſind wir in Frattombroſa, um Euren Bruder, den armen König Millo, zu tröſten, der gewiß die ganze Zeit über vor Schlucken kein Wort vorbringen konnte, denn Ihr nennt ja ſeinen Namen hundertmal in Einem Athem. Er iſt wohl beinah vor Herzeleid geſtorben, daß er gar nichts von Euch zu hören kriegte! Nu, nu, der liebe Herrgott wird Euch auch beide ſegnen, weil Ihr Euch ſo lieb habt, und ſo gute Brüder ſeid. Nun darf ich doch wohl ſagen, daß Ihr der Bruder eines Königs ſeid?

Jennaro. Nun mögt Ihr immer! (Er blickt gegen die Galeere hin, aus der eben Armilla und Smeraldina, von Sklaven begleitet, ausſteigen.) Aber ſieh, es naht unſere Prinzeſſin, von Trauer gebeugt. Geh, und laß zwei Gezelte am Ufer aufſchlagen, damit ſie von den Beſchwerden der Seereiſe ausruhen kann. Schickt ſogleich einen Boten zum König, und laßt ihm unſere Ankunft melden.

Pantalone. Sogleich. Das wird eine Freude geben und einen Jubel! Und die Hochzeit, die wir feiern wollen in Frattombroſa! Nu, nu, ich gehe ſchon (indem er an der Prinzeſſin, die weint, vorüber geht). Ah Püppchen, Püppchen, wenn du nur einmal weißt, wer wir ſind, dann ſollen die Aeuglein ſchon trocken werden! (Er geht und läßt dann ein Gezelt aufſchlagen.)

Dritte Scene.

Jennaro. Armilla. Letztere iſt orientaliſch gekleidet und hat glänzend ſchwarze Haare und Augenbrauen. **Smeraldina. Sklaven.**

Jennaro.

Ihr weint, Armilla, ach, und jede Thräne
Iſt mir ein bittrer Vorwurf; aber glaubt mir,
Eu'r Schickſal ſcheinet ſchwerer als es iſt.

Armilla.

Grauſamer Räuber.

Smeraldina.

Heuchelnder Verräther!

Jennaro.

Nicht leugnen kann ich's, grauſam und verrätheriſch
Iſt meine That, doch Fürſtin laß mich ſagen —

Smeraldina.

Was kannſt du ſagen, Räuber?

Jennaro.

Sagen will ich —

Smeraldina.

Was kannſt du ſagen, Böſewicht?
Schleichſt dich als Kaufmann ein in ihre Zimmer,
Mit koſtbar fremden, nie geſeh'nen Waaren,
Und reizeſt ihre Neugier mit Erzählung
Von prächtigern Geſchmeiden, reichern Stoffen,
Die noch dein Schiff bewahr' in naher Bucht,
Und als wir arglos deinen glatten Worten
Und off'nem Aeußeren vertrauend,
Ins Fahrzeug ſteigen, gibſt du raſch ein Zeichen,
Man löſt die Segel, und ein friſcher Wind,
Der, falſch wie du, erſt unſrer Stirn gefächelt,
Entführt mit Pfeilesſchnelle uns vom Land,
Und ſo reiß'ſt du vom väterlichen Buſen
Die Tochter los, die hohe Fürſtentochter.
Verworfener Pirat, des Beils, des Kreuzes würdig!

Jennaro.
Holla, ihr Sklaven, führt dieß Weib von hier,
Denn all zu weit vergißt ſich ihre Zunge!
Armilla.
O Himmel! Wie, allein mit dir? Eh ſterben!
Jennaro.
Nicht ſo, Prinzeſſin! zu entſchuld'gen nur
Was ich gethan, doch zu entſchuld'gen nicht,
Zu mildern meine Schuld und Eure Angſt,
Wünſch ich ein ruhiges Geſpräch mit Euch,
Das dieſes Weibes vorlaut raſche Zunge
Doch nur verhindern würde. Darum geht.
(Die Sklaven führen Smeraldinen fort.)

Vierte Scene.

Armilla und Jennaro.

Armilla.
Barbar, was kannſt du ſagen? Weg von mir!
Und ehr' in mir, verwegener Koriar,
Wenn du auch keine andern Waffen ſcheuſt,
Des Fürſten von Damaſk, Norandos Tochter.
Denk wie ein Vater, dem ſein Kind geraubt,
Nach Rache gierig lechzt, und zittre, Räuber,
Denk meines Vaters Macht, und zittre doppelt
Vor ſeinem Grimme, der dir droht.
Jennaro.
Er treffe mich!
Doch wiſſe erſt, wer dein Entführer iſt:
Nicht ein verächtlicher Koriar bin ich;
Ich ſtamme ab aus königlichem Blut;
Fürſt Millo, Frattombroſas Herrſcher, iſt
Mein Bruder, und ich nenne mich Jennaro.

Armilla.

Du Millos Bruder? Bruder eines Königs,
Lockſt du in trügeriſcher Kaufmannstracht
Unſchuld'ge Mädchen, Fürſtentöchter auf dein Schiff
Und raubſt ſie.

Jennaro.

Ja, Armilla, jene Liebe,
Die mich an meinen Bruder Millo feſſelt,
Und das Gerücht von Eures Vaters Rauheit
Und Unzugänglichkeit für ſanfter Bitten
Herzlenkende Gewalt, ein unergründlich
Grauſames Schickſal, hieß den Raub mich üben.

Armilla.

Und welch ein unergründlich Schickſal kann
Den Bruder eines Königs zwingen, ſich
Mit unwürdigen Thaten zu beflecken?

Jennaro.

So höre denn Armilla!
Seit frühen Knabenjahren lebte Millo,
Mein vielgeliebter, angebet'ter Bruder,
Der Erſtgeborner iſt und König, nur der Jagd,
Und alles andre ſchien ihm ſchaal und leer.
Vom erſten Strahl der Sonne bis zum letzten
Durchklang ſein Jagdruf den belebten Forſt;
Sprach er, ſo war's von Hunden, Pfeilen, Falken
Und ſolchem Jagdgeräth, kaum daß er Andrem
Gedanken noch und Worte ſchenkte. Einſt,
Drei lange Jahre ſind ſeitdem verſtrichen,
Da tiefer als ſonſt er in den Wald gedrungen,
Gewahrt er eines Raben, der ihm ſchußrecht
In einer Eiche dichten Zweigen ſaß.
Er ſpannt den Bogen und durchbohrt den Vogel,
Und, als der König nun hinzu eilt, ſieht er
Im Schatten jenes Baums ein prächtig Grabmal,
Erbaut von blendend weißem Marmorſtein,

Drauf lag der Rabe und befleckte ſterbend
Mit rothem Blut des Steines glänzend Weiß;
Da zittert das Gehölz und tauſendfach
Verdoppelt rollt ein Donner durch die Bäume,
Und — jetzt noch ſchaudert's mich — aus einer Grotte
Erhebt ſich zürnend ein geſpenſtiſch Weſen,
Deß Liebling jener Rabe war.
Wie glühnde Brände flammten ſeine Augen,
Die Stirne droht, und aus des Rachens Geifer
Erheben blutig ſich die Eberzähne.
O Millo, rief er, ich verfluche dich,
Und dumpf und furchtbar tönt in unſre Ohren
Der grauſe Zauberſpruch. Noch hör' ich ihn:
  Find'ſt du kein Mädchen, deren ſchlanke Glieder
  Weiß wie der Stein, auf dem mein Rabe ruht,
  Und Aug' und Haare ſchwarz wie ſein Gefieder,
  Die Wangen roth, wie meines Raben Blut,
  So zittre! Nie mehr lacht dir Ruhe wieder,
  Du ſtirbſt in Wahnſinn und Verzweiflungswuth!
So ſprach er und verſchwand, und ach, mein Bruder
Wie hingebannt an jenen todten Vogel,
An jenes Blut, an jenen Marmor, wollte
Nicht weichen von dem unglücksvollen Ort
Wir brachten mit Gewalt ihn in die Königsburg,
Und von der Zeit, trotz Thränen Bitten und
Was uns noch ſonſt die Lieb' und Sorgfalt eingab,
Befiel unüberwindlich tiefe Schwermuth,
Verzehrend meinen vielgeliebten Bruder.
Wahnſinnig eilet er durch die Gemächer,
Stets wiederholend: Wer ſchafft mir von euch
Ein Mädchen ſchwarz von Haar und Augen, gleich
Den Federn jenes unglücksvollen Raben
Und roth wie ſein vergoſſenes Blut und weiß
Wie jener Stein, auf dem der Vogel ſtarb

Armilla (für ſich).
Höchſt wunderbar fürwahr und mitleidswürdig!

Jennaro.
Bekümmert ſend' ich Boten aus und Späher
Nach eines ſolchen Mädchens Spur. Vergebens.
Des Steines glänzend Weiß, des Blutes Roth,
Die Schwärze des Gefieders jenes Raben
Vereinigte von allen Mädchen keine.
Indeſſen ſeh' ich meinen theuren Bruder
Von Tag zu Tage ſich dem Tode nahn,
Da ſteig' ich ſelbſt verzweiflungsvoll zu Schiff
Und kreuze durch die ungemeßne See,
In Oſt und Weſt die ſeltne Schöne ſuchend.
Der Länder und der Städte ſah ich viel
Und viele holde, reizende Geſtalten;
Allein die Schwärze und das Roth, das Weiß
Des Steins und Rabens ſucht' ich ſtets vergebens,
Ein ganzes Jahr hindurch. Nun ſind's drei Tage,
Daß ich in Damask ankam. Als ich dort
Voll Kummer durch die lauten Straßen gehe,
Da tritt ein Männlein, alt und grau, mich an
Und mit den tiefen Augen liſtig blinzelnd,
Spricht er zu mir: wohl weiß ich, was Ihr ſucht.
Drauf gibt er mir von Euch, Prinzeſſin, Kunde
Und lehrt die Liſt mich, die mir Euch gewann;
Denn daß ich Euch, wie ich wohl anfangs wollte,
Von Eurem Vater werb' für meinen Bruder,
Mißbilligt er gar ſehr, Norando's Wildheit
Und finſtres, grauſames Gemüth mir ſchildernd.
Ich ſah Euch drauf am Fenſter und erkannte
Entzückt, daß ich gefunden, was ich ſuchte.
Wie ich ſodann in lügenhafter Kleidung
Durch reiche Waaren Euch mit falſcher Zunge
Auf die Galeere lockte und verräthriſch
Der Heimath Euch entführte, wißt Ihr ſelbſt?

Armilla.

Warum verhehltet Ihr mir dies ſo lange

Jennaro.

Der Abſcheu, den Ihr zeigtet gegen mich,
Armilla, Eure Klagen, Eure Thränen,
Der Vorwurf, den mein Herz mir ſelber machte:
Ich ſei es, der ſie Eurem Aug' entlockt,
Das ſchreckte ſtets mich fort aus Eurer Nähe
Und ließ mich einer ruh'gern Stunde harren.
Doch wenn mich Liebe nur zu meinem theuren Bruder,
Wenn nur ein unerbittlich ſchweres Schickſal
Zur That mich zwang, und wenn in Eurem Herzen
Die Güte wohnet, deren Widerſchein
So himmelrein aus dieſem Auge glänzt,
O ſo verzeiht, Armilla!

(Er wirft ſich auf die Kniee.)

Armilla.

Prinz, ſteht auf.
Da ich die Braut ſoll eines Königs werden,
Von deſſen edlem Sinn und hohen Gaben
Bis nach Damaskos weitentferntem Strand
Die Kunde des Gerüchtes Mund getragen,
So will ich länger denn Euch nicht verhehlen,
Daß ich unwillig trug den harten Zwang,
In dem mich meines Vaters Mißtraun hielt.
Verziehen ſei Euch Eure That, und loben
Muß ich Jennaro Euch, als ein erhabnes,
Ein ſeltnes Beiſpiel ſchöner Bruderliebe.

Jennaro (aufſpringend).

Armilla! Hohe, unausſprechlich Holde!

Armilla.

Allein was nützt Euch mein Verzeihen, Prinz!
Ach, ich bewein' Euch, Unglückſeliger!

Jennaro.

Was trübt wohl noch mein Glück? Gerettet iſt
Mein Bruder, und Ihr, Güt'ge, habt verziehn!

Armilla.

Norando, glaubet Ihr, mein Vater, werde
Euch je der Tochter Raub verzeihen? Er,
Dem Stolz und Unverſöhnlichkeit den Willen,
Und ſeine Zauberkraft, mit der er Todte
Aus Gräbern zieht, den Lauf der Sonne hemmt,
Die Macht zur furchterlichſten Rache geben!
Weh Euch, Jennaro! Weh auch mir, die ich
Verletzend ſein Verbot, mich ließ verleiten,
Neugierig, unvorſichtig zu verlaſſen
Mein einſames Gemach. Weh Eurem Bruder
Und Jedem, der zu dieſem Raube half.
Vielleicht, daß jener Sturm, dem wir entronnen,
Schon meines Vaters Werk war! Welche Rache,
Welch fürchterliche Rache harret unſer!

Jennaro.

Geſchehe, was der Himmel will! Mein Frohſinn,
Mein Jubel iſt ſo groß, daß den Gedanken
Von Trauer ich jetzt gar nicht faſſen kann.
Seht, dieſes Zelt, Armilla, ruhet hier
Von den beſtandenen Gefahren aus.
In wenig Stunden iſt der Himmel heiter,
Dann raſch zu Schiff und heute noch ſtreckt Millo
Willkommend ſeine Arme uns entgegen.

Armilla.

Wohlan! O, daß doch Eure lichten Hoffnungen
Nicht täuſchten; meine Ahndungen ſind ſchwärzer! (Ab.)

Fünfte Scene.

Pantalone und **Jennaro.**

Pantalone. Hei! Das Glück kommt nicht allein, wie das Unglück. Hoheit! mein Söhnchen, ich will Euch eine Neuigkeit erzählen; ich ſage damit nicht, daß ſie groß ſei, aber für Euch, der Ihr ſo in Euren Bruder verliebt ſeid, der es wieder ſo ſehr in Pferde und Falken iſt, iſt ſie denn doch nicht klein.

Jennaro. Was haſt du, mein lieber Pantalone?

Pantalone. Während Ihr da mit der Prinzeſſin ſpracht, entfernte ich mich, wie's denn meine Schuldigkeit war, und ſpazirte ein wenig durch's Feld. Wie ich ſo gehe, und über dieß und jenes denke, kömmt ein Jäger auf mich zu. Der ritt Euch ein Pferd! Ich bin zwar ein Zuecchiner und brauche mich eigentlich nur auf Schiffe zu verſtehen, aber ich habe denn doch auch mein Lebtage Pferde geſehen; das iſt ein Pferd! Getigert, breite Bruſt, kleinen Kopf, große Augen, und das tanzte und ſprang und kurbettirte. Bei meiner Treue, hätte es zwei Füße weniger, es könnte eine erſte Operntänzerin vorſtellen.

Jennaro. Wenn das Thier wirklich ſo ſchön iſt, ſo geh ſchnell, und kauf' es für meinen Bruder!

Pantalone. Ei, das iſt noch nicht Alles! Hört nur weiter! Derſelbe Jäger hatte einen Falken auf der Fauſt, einen Falken, ſo was Schönes habt Ihr noch nicht zu Geſichte gekriegt. Die Gegend herum muß ſehr wildreich ſein, denn mit einem Male ſtiegen Euch ſechs Rebhühner, drei oder vier Wachteln, ein Paar Faſanen und zwei Ortolane auf. Der Jäger läßt den Falken fliegen. Was ich nun ſah — Ihr werdet ſagen, es ſei unmöglich und es iſt's auch, und doch ſah ich es mit dieſen meinen Augen, wie ich dieſe Hand ſehe. Der Falk erſieht kaum das Wild, ſo fliegt er drauf los, und im Fluge haſcht er mit der einen Fänge einen Faſan, mit der andern ein Rebhuhn, mit dem Schnabel einen Ortolan, und mit dem Schweife — Ihr werdet mir's nicht glauben — aber mit dem Schweife, ich will Bootsjunge werden, wenn's nicht wahr iſt, mit dem Schweife ſchlägt er eine Wachtel nieder.

Jennaro (lächelnd). Iſt es in der Giudecca gebräuchlich, ſolche Märchen zu erzählen, Pantalone?

Pantalone. Straf' mich Gott — Es ſind gewiß keine Lügen, wollt' ich ſagen. Mit einem Rebhuhn in einer Klaue, mit einem Faſan in der andern, und einem Ortolan im Schnabel, ſchlägt Euch das Teufelsbeeſt eine Wachtel mit dem Schweife zu Boden.

Jennaro. Für jeden Fall muß man das Pferd und den Falken kaufen. Wenn ich meinem Bruder zugleich mit der Prinzeſſin dieſe Thiere bringe, ſo mache ich ihn zum glücklichſten Menſchen auf der Welt.

Pantalone. Es braucht nichts weiter. Ich habe ſie ſchon an mich gebracht.

Jennaro. Was haben ſie dir gekoſtet?

Pantalone. Ei, nichts! Seht doch! Soll ich nicht einmal für alle empfangenen Wohlthaten ein Bischen erkenntlich ſein dürfen! Sie ſind einmal Euer, und ich will, daß Ihr ſie annehmt, und ich will, daß Ihr mir ſie nicht zahlt. Wie ich mit Euch kommandirte, da Ihr noch klein wart, ſo will ich auch manchmal mit Euch kommandiren können, jetzt da Ihr groß ſeid. Jetzt geht und ruht ein wenig, denn das Wetter heitert ſich auf, und wir können bald unſer letztes Stückchen Reiſe antreten. Was wollt' ich ſagen? Die Prinzeſſin iſt doch ſchon beſänftigt?

Jennaro. Ja, ſie iſt beruhigt! Aber für Euer ausgelegtes Geld müßt Ihr entſchädigt werden. Doch genug, ich werde ſeiner Zeit darauf denken.

Pantalone. Paperlapap. Geht ſchlafen und mortificirt mich nicht. (Für ſich.) Es hat mich zweihundert Dukaten gekoſtet, aber wenn es mich auch ein Auge gekoſtet hätte, ich hätt' es gern hingegeben, denn erſtlich hängt an dem Jungen da mein Leben, und dann um zu zeigen, daß es unter uns Seeleuten auch großmüthige Seelen gibt. (Ab.)

Jennaro.

Wie gut er iſt! Welch' ein vortrefflich Herz.
Fürwahr, ein neidenswürdiger Charakter.
Ich ſollte glücklich ſein nunmehr, und doch,
Wenn ich bedenke, was dort in Damaskus
Der wunderbare Greis, der mir Armillen zeigte,
Von ihres Vaters Macht und Grauſamkeit,
Und was ſie erſt vor Kurzem ſelbſt mir ſagte,
So will mir Bangigkeit das Herz beſchleichen.
Allein, jetzt will ich ruhn! Ach, ich bedarf's!

(Er legt ſich in dem Gezelte nieder, das unter einem Baume aufgeſchlagen iſt.)

Sechste Scene.

Zwei Tauben fliegen im Kreis um die Bühne, und ſetzen ſich dann auf den Baum, an deſſen Fuße das Zelt ſteht, und **Jennaro** liegend.

Erſte Taube.

Armer Jennaro, unglückſel'ger Prinz!

Zweite Taube.

Warum denn, Schweſterchen? Was drohſt du ihm?

Jennaro.

Wo bin ich? Trau' ich meinem Aug'? Zwei Tauben,
Die ſprechen, und von mir! Doch ſtill!

Erſte Taube.

Kaum reicht den Falken er dem König dar,
So ſchlägt er ihm ins Aug' der Fänge blut'ges Paar.
Und wenn — des Schickſals Schluß ſteht feſt —
Jennaro ihn zu überreichen unterläßt,
Wenn ein erklärend Wort, ein Wink ihm nur entfährt,
So wird er in ein Marmorbild verkehrt.

Jennaro.
Ha, fürchterlicher Spruch! Wär' es ſo wirklich?
Erſte Taube.
Armer Jennaro, unglückſel'ger Prinz!
Zweite Taube.
Wie, und noch größres Unglück drohſt du ihm?
Erſte Taube.
Wenn ſich der König ſchwingt auf jenes Pferdes Rücken,
Wird es ihn ſtürzend unter ſeiner Laſt erdrücken.
Und wenn — des Schickſals Schluß ſteht feſt —
Jennaro es zu überreichen unterläßt,
Wenn ein erklärend Wort, ein Wink ihm nur entfährt,
So wird er in ein Marmorbild verkehrt.
Jennaro.
Wie? Wach' ich oder träum' ich? Gräßlich, gräßlich!
Erſte Taube.
Armer Jennaro, unglückſel'ger Prinz!
Zweite Taube.
Sind größre Leiden denn ihm noch bereitet?
Erſte Taube.
Den Bruder, überreichet er Armillen ihm,
Erwürget in der Nacht ein grauſes Ungethüm.
Und wenn — des Schickſals Schluß ſteht feſt —
Jennaro ſie zu übergeben unterläßt,
Wenn ein erklärend Wort, ein Wink ihm nur entfährt,
So wird er in ein Marmorbild verkehrt.
Jennaro.
So werden mir zu Raben ſelbſt die Tauben?
Verwünſchte Vögel! Hätt' ich Pfeil und Bogen!
Der nächſte Stein ſoll Euch —
(Springt wüthend auf, die Tauben fliegen davon.)
Allein ſie fliehn!

Siebente Scene.

Norando und **Jennaro.**

(Norando erſcheint auf einem Muſchelwagen ſitzend über den Wellen, und ſteigt ans Ufer.)

Norando.

Halt! unvorſicht'ger frecher Mädchenräuber.
Ich bin Norando. Jene Tauben ſind
Von mir geſchickt und wahrhaft iſt ihr Spruch,
Durch mich ſind jenes Pferd und jener Falke
In deine Hand gelangt! O bringe nur
Armillen, meine ſüße Tochter, bringe
Sie Millo, deinem Bruder; du und er
Bezahlt mir theuer deine Frevelthat.
Norando'n, den das Geiſterreich ſelbſt ehrt,
Verhöhnt nicht ungeſtraft ein Sterblicher.
Hat nicht der Sturm dich meine Macht verehren,
Und meine Rache fürchten dich gelehrt,
So ſtürze jener Tauben grauſe Drohung
In furchtbarer Erfüllung dich darnieder.

Jennaro.

Norando, höre

Norando.

Nein! Nichts will ich hören.
Meinſt du, nicht g'nüge meine Macht, Armillen
Aus deinen Räuberhänden loszureißen?
Doch nicht Armillen, Rache, Rache will ich,
Rach' und Verderben über dich, dein Haus
Und über ſie, die meine Tochter war,
Die ungehorſam mein Gebot verletzte.
Fort, auf zu Schiffe, bring Armillen
Und Pferd und Falken deinem Bruder oder
Zu kaltem Marmor ſtarren deine Glieder.
Doch hüte dich, mit einem einz'gen Laut
Ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen,

Was du hier hörteſt, Jemand zu entdecken,
Sonſt biſt du Stein! Und nun verzweifle, Räuber!
Sieh, rechts und links gähnt dich ein Abgrund an,
Und jeder Schritt, der Einem dich entzieht,
Stürzt dich hinunter in des andern Schuld.
Der That gleich ſei der Lohn! Nun raube wieder Mädchen!
(Verſchwindet.)

Jennaro.

Weh mir! Was thu ich? — Bring Armillen
Und Pferd und Falken deinem Bruder, oder
Zu kaltem Marmor ſtarren deine Glieder.
Doch hüte dich mit einem einz'gen Laut,
Ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen,
Was du hier hörteſt, Jemand zu entdecken,
Sonſt biſt du Stein. Und überreich' ich ihm
Das ſchreckliche Geſchenk, ſo gräbt der Falke
Die Klauen in des Bruders Auge, oder
Er ſtirbt von jenem Pferd zerſchmettert, oder
Ein hölliſch Ungeheuer tötet ihn,
Wenn er Armillen führt in's Brautgemach.
Armilla, Falke, Pferd, o ſchrecklich, ſchrecklich!
Iſt das die Freude, guter, theurer Bruder,
Die ich dir bringe nach ſo langen Leiden?

Achte Scene.

Pantalone und **Jennaro**, dann **zwei Sklaven**, von denen der eine einen großen Falken auf der Fauſt trägt, der andere ein ſchönes, herrlich geſchmücktes Pferd führt.

Pantalone. He, ſchlaft Ihr nicht?

Jennaro (ſich faſſend). Nein, Pantalone!

Pantalone. Nu, ſo beſeht einmal meinen Einkauf. He, Jungens, bringt doch den Falken und das Pferd. (Die Sklaven kommen mit beiden.) Nu, das iſt ſchon? — Iſt das herrlich? Mein' Seele, wär' ich nicht alt, ich machte ſelbſt ein paar Kapriolen mit dem Pferde da.

Jennaro. O Freund —

Pantalone. Was ſeh ich? Ihr weint doch nicht?

Jennaro.

Ach, dieſe Thiere. — Weh mir, ſchon zu viel
Hab' ich geſagt, und jeden Augenblick
Glaub' ich in kalten Stein mich zu verwandeln!

Pantalone. Ja, dies ſind die wunderbaren Thiere, von denen ich Euch geſagt habe. Nun, was ſagt Ihr? Habt Ihr jemals ſo was Schönes geſehen? — Heida, luſtig! Das Wetter iſt ſchön, ich will gehn und unterdeſſen meine allerliebſten Thierchen da einſchiffen laſſen. — Ihr habt ſie ja kaum angeſehn und ſteht da und zieht ſaure Geſichter. Ich komme eben von der Prinzeſſin, die kann auch nicht ſchlafen und weint, daß es einen Stein erbarmen möchte. Kinder, ihr zerreißt mir das Herz. Das eine ſeufzt hier, das andere ſeufzt da. Geht mir doch! Jetzt dächt' ich, iſt's Zeit zur Freude und nicht zum Seufzen.

(Jennaro bricht in Thränen aus.)

Herrgott! Ihr weint? Was fehlt Euch denn?

Jennaro.

O Gott!
Ich darf nicht ſprechen! — Nichts! Ein Traum, mein Freund,
Ein Traum, ein fürchterlicher Traum, ein Spiel
Der aufgeregten Phantaſie. — Nichts weiter.
Wo iſt jetzt die Prinzeſſin?

Pantalone. Wie, ſonſt nichts als Träume? Geht doch, ſchämt Euch. So ein Traum, ſo ein Blendwerk! Papapa, Kindereien, ſeid munter! — Zu weinen! Wirſt du luſtig ſein, du, du —. Die Prinzeſſin wird gleich hier ſein, und ich will unterdeſſen alles zur weiteren Reiſe bereiten. (Zu einem Sklaven.) Geh langſam mit dem Pferde, damit ſich's nicht weh thut! — (Zum Schiffsvolk.) Heda, ihr Schelme, zu Schiff! Hißt die Segel! An die Ruder! (Er pfeift und ſteigt in die Galeere mit den Sklaven, welche die Thiere führen.)

Jennaro.

Ich Unglückſeliger, was ſoll ich thun? —
Auf dieſer Küſte laſſ' ich Pferd und Falken,
Und führ' Armillen ihrem Vater zu!
Doch nein! Denn überreich' ich ſie dem Bruder nicht,
So droht die ſchrecklichſte Verwandlung mir!
Und ſoll mein Bruder ſterben, ich ſein Henker ſein?
Entſetzlich! — Ach, was ſoll ich thun, zu ſehr
Verrathen ſchon die Blicke, die Geberden
Das ſchreckliche Geheimniß. Gut'ger Himmel,
Laß einen Strahl von deinem Licht mir ſchimmern.
Des Menſchen Kraft verſiegt an dieſer Stelle.
Doch halt! — Ein Strahl erhellt das grauſe Dunkel!
Vielleicht, daß mir's gelingt! — Muth, Muth — Jennaro.

Neunte Scene.

Armilla. Smeraldina. Jennaro. Pantalone auf der Galeere.

Jennaro (gefaßt). Armilla, alles iſt bereit! Kommt, folgt mir!

Armilla. Ich bin bereit.

Jennaro. O Himmel, ſteh mir bei. So laßt uns gehn!

Pantalone (auf der Galeere). Holla! Salutirt die hohen Herrſchaften. (Er pfeift, das Schiffsvolk antwortet mit einem lauten Freudengeſchrei.)

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Des Königs Zimmer zu Frattombroſa.

Erſte Scene.

Im Hintergrunde liegt **Millo** auf Polſter hingeſtreckt und ſchläft. Dann **Truffaldino** in Jagdkleidung.

Truffaldino (ſchleicht auf den Zehenſpitzen herein). Pſt — Er ſchläft. Da gilt's behutſam ſein; ſeit er verhext iſt, hat er einen ſo leiſen Schlaf, wie eine Maus; jüngſt warf ich nur im Hereinſchleichen den Tiſch mit den Porzellantaſſen um, flugs hatt' ihn der Henker aus dem Bette. Wie ſich der gute Herr verändert hat. Sonſt ein Stück von einem König, als ob ſich ſeine Mutter an einem Laſtträger verſehen hätte, jetzt ſchmal und dünn wie ein Kartenkönig; ſonſt ſo klug, ſoll mich dieſer und jener: als kleiner Junker, nicht größer als meine Hand, wußt' er das Einmaleins und andre dergleichen philoſophiſche Spitzfindigkeiten, daß es eine Luſt war, und nun iſt er ſo ſtecknärriſch, daß ich oft ſelbſt Mitleid mit ihm habe. Und das alles, weil er den Raben des verfluchten Waldteufels getötet. Was für ein Lärmen um ſo einen Raben; wenn es noch eine Gans wäre, oder auch nur eine Taube, aber ein Rabe! Und ſeit der Zeit hat er nicht Raſt noch Ruhe und läuft herum wie beſeſſen, und ruft in Einem fort:

O Rabe, Rabe! Wer ſchafft mir von euch
Ein Mädchen ſchwarz von Aug' und Haaren, gleich
Den Federn jenes unglücksvollen Raben,
Und roth wie ſein vergoßnes Blut und weiß
Wie jener Stein, auf dem der Vogel ſtarb.

Ich habe mir die Worte ſo oft in die Ohren ſchreien laſſen müſſen, daß ich ſie behalten habe; obſchon mein Gedächtniß ſonſt nicht das beſte iſt. Aber halt, beim Gedächtniß fällt mir ein, warum ich hierher gekommen bin. Der König befahl, ihn um neun Uhr zu wecken, er will auf die Jagd! — Ob's auch wohl ſchon neun Uhr iſt? Ich möchte ihn um alles in der Welt nicht zu früh aufwecken, denn kaum iſt er wach, ſo beginnt auch das alte Lied: O Rabe, Rabe! und Rabe, Rabe, Rabe, tauſend- und zehntauſendmal, und dazu geberdet er ſich, daß einem angſt und bange wird.

(Eine Uhr ſchlägt neun Uhr. Beim erſten Schlage ruft:)

Truffaldino. Halt, es ſchlägt. (Dadurch verſäumt er aber, die erſten Schläge zu zählen, indem er das Ueberhörte dazu rechnen will, überhört er wieder die neuen Schläge.) Ein — Nein, früher ſchlug's ſchon einmal, alſo jetzt zwei! — Halt, jetzt wieder, macht vier, nein, drei — vier — fünf — ſechs. Erſt ſechs Uhr. Da wär' ich ſchön angekommen! Wie aber wieder unbemerkt hinauskommen. (Er ſchleicht tölpiſch der Thüre zu.)

Zweite Scene.

Brighella und Truffaldino.

Brighella (hereinſtürzend). He da!

Truffaldino (mit Karikatur ihm Stille zuwinkend und auf den König zeigend.) St!

Brighella (leiſe). Ich ſoll den König zur Jagd aufwecken. Es hat ſchon neun Uhr geſchlagen.

Truffaldino (leiſe). St. — Neun Uhr? Tölpel, ſechs hat es geſchlagen.

Brighella (ebenſo). Jetzt ſechs Uhr? Neun Uhr iſt's.

Truffaldino (lauter). Neun Uhr, ſag' ich. Ich als Oberjägermeiſter muß doch beſſer als ein gemeiner Jäger wiſſen, was die Uhr iſt!

Brighella. Ei was Jägermeiſter! Ihr werdet mir doch meine Ohren nicht abſtreiten. Ich hab's an den Fingern abgezählt. Es war neun Uhr.

Truffaldino (mit ſteigender Stimme). Sechs Uhr, Spitzbube!

Brighella. Ich weiß, was ich ſage! Der Herr Jägermeiſter ſagte neulich ſelbſt —

Truffaldino (hitzig). Dein Herr Jägermeiſter iſt ein Eſel!

Brighella. So, Herr Jägermeiſter!

Truffaldino. Ich kenne mich nicht vor Zorn! Neun Uhr iſt's, Schurke!

Brighella. Sechs Uhr, Herr Jägermeiſter!

Truffaldino (ſchreiend). Neun Uhr, Schurke! Schweig, denn weckſt du mir den König auf! — (Der König erwacht.)

Millo.

Was iſt? Wer lärmt hier? Welche Unverſchämtheit!

(Schaudernd.)

O Rabe, Rabe!

(Truffaldino und Brighella ziehen ſich zurück.)

Wer ſchafft mir von Euch
Ein Mädchen ſchwarz von Aug' und Haaren, gleich
Den Federn jenes unglücksvollen Raben
Und rot wie ſein vergoßnes Blut, und weiß
Wie jener Stein, auf dem der Vogel ſtarb.

(Truffaldino und Brighella ab.)

Allein wo bin ich? Wohin ſchweift mein Sinn?
O bitt'rer Tag, da ich den Pfeil entſandte!
Unheilvolles Geſchick, das mir das Leben

Und meinen Unterthanen nimmt die Ruh,
Das Schloß mit Jammer füllt, und von der Seite
Den theuren Bruder mir, Jennaro, riß,
Der ſchweifend umirrt und vielleicht für mich
Im Meeresgrund ſchon längſt vom Leben ſchied.

Dritte Scene.

Tartaglia. Millo.

Tartaglia (eilig auftretend). Majeſtät! Majeſtät! Eine große Neuigkeit.

Millo.

Welch Neues? Neue Qualen? Eilig ſprich!

Tartaglia. Wartet! Geduldet Euch. — Ich erſticke faſt daran! — Ein Bote — angekommen — mit der Neuigkeit. (Er weint.)

Millo.

Du weinſt? Mein Bruder! Sag' es, iſt er todt?
O theurer, o mein vielgeliebter Bruder!

Tartaglia. Nein, nein, nein! Ich weine aus Freude. Er iſt ganz nahe mit ſeinem Schiff, bald wird er da ſein. Er hat eine weibliche Prinzeſſin bei ſich, die er Norando, dem Fürſten von Damaskus, geraubt, deren Augen und Haare ſchwarz, deren Wangen und ſonſtige Korpulenz weiß und roth, wie die verdammten Federn, wie das hölliſche Blut, wie der vermaledeite Stein des vermaledeiten Raben jenes allervermaledeiteſten Zauberers.

Millo.

Tartaglia, Freund! und iſt es möglich? wirklich?

Tartaglia. Gewiß wie eine Zeitungsnachricht. Ein Bote zu Pferde hat ſie gebracht. Der Prinz iſt mit der Galeere im Haſen Sportella, wohin er aus einem ganz unmöglichen Sturm gerettet wurde durch die Bravour

Pantalons, unſeres Admirals. Ich ſoll Euer Majeſtät melden, daß, ſobald das Wetter aufgeklärt, ſie nach Frattombroſa aufbrechen. Das Wetter iſt bildſchön. Sie müſſen ſchon ganz nahe der Stadt ſein.

Millo.

O Himmel! O Geſchick! Geliebter Bruder,
Wie viel verdank' ich dir! Tartaglia, ſchnell
Bereite ſich der Hof. Zum Hafen eilt!
Schickt aus zu ſehn, ob die Galeere naht,
Dann freudig alle gehn wir ihm entgegen. (Ab.)

Tartaglia. Potz Jubel! So gehn wir denn, den Paradiesvogel anzuſehen, den Phönix, das Dalai-Lama, den Gier-Affen, um deßwillen wir uns drei Jahre lang die Köpfe zerſtoßen haben. Die Schönheit dürfte nicht gar groß ſein nach der Aehnlichkeit mit einem — (ſich umſehend) Raben. Prrr! (Er geht.)

Vierte Scene.

Ausſicht nach dem Hafen mit einem Thurm auf der rechten Seite. **Truffaldino** und **Brighella** erſcheinen auf dem Thurme.

Brighella. Hier iſt der beſte Platz. Hier wollen wir nach dem Schiffe ſehn.

Truffaldino. Wenn es nun nicht ſchon angekommen iſt?

Brighella. Wo ſollte es denn aber hingekommen ſein?

Truffaldino (vom Thurm herab auf die Erde ſehend). Ja ſo, es iſt noch nicht da. Laß uns alſo ſehen. Haſt du das Perpektiv?

Brighella (ein großes Fernrohr hervorziehend). Sperpektiv heißt es.

Truffaldino. Nun, Sperpektiv alſo.

Brighella. Sperſpektiv! (Er hat das Fernrohr auseinandergeſchoben.)

Truffaldino. Gib. (Er ſieht durch.) Das Ding iſt dunkel wie unſre Speiſekammer. (Das Rohr gegen mehrere Seiten richtend, endlich gegen die Zuſeher.) Uh!!

Brighella. Was machſt du denn?

Truffaldino. Ich ſehe durch das Dings da!

Brighella (gegen das Meer zeigend). Dorthin mußt du ſehen.

Truffaldino. Da iſt ja nichts als Waſſer.

Brighella. Und das eine Auge zugedrückt.

Truffaldino (hält das Auge am Fernrohr zu).

Brighella. Nicht dieß, das andere.

Truffaldino. Und alſo mit dem offnen Auge ſehen?

Brighella. Freilich.

Truffaldino. Das iſt keine Kunſt, das kann ich ſo auch. (Er gibt das Fernrohr ab.)

Brighella (der hinſieht). Nichts als Luft und Waſſer.

Truffaldino. Ich ſagt' es ja. (Gleichgiltig.) Sie werden ertrunken ſein. (Will gehen.)

Brighella. Willſt du da bleiben, Tölpel? Ertrunken! Solche hohe Herrſchaften, und der König erwartet ſie.

Truffaldino. Halt, ich ſehe was.

Brighella. Was denn?

Truffaldino. Ein ſchwarzer Punkt. Es wird Seekohl ſein.

Brighella. Warum nicht gar.

Truffaldino. Meer-Huflattich.

Brighella. Eine Galeere. Ich ſehe eine Galeere.

Truffaldino. Ein Seelamm.

Brighella. Die Segel, die Ruder. Eine Galeere.

Truffaldino. Es iſt eine Meerkuh.

Brighella. Der Prinz! Das Schiff des Prinzen! Begrüßt ihn. Meldet's dem Könige. (Herabrufend.) Er kommt, er kommt, er kommt! (Ein Trommelſchläger erſcheint auf dem Thurm und rührt die Trommel. Pfeifen auf dem Schiffe. Freudengeſchrei.)

Probe
einer
Ueberſetzung des Calderon.

Aus dem Schauſpiele:
Das Leben iſt ein Traum.
(La vida es sueño.)

(Wiener Modenzeitung, 5. Juni 1816, mit der Bemerkung: „Ganz verſchieden von der Ueberſetzung dieſes Schauſpiels, deſſen Aufführung geſtern im Theater an der Wien erfolgt iſt.“)

Erſter Akt.

Felſigte Gegend. **Roſaura**, in Mannskleidern, erſcheint auf der Höhe eines Berges, und ſteigt während der erſten Verſe herab.

Roſaura.

Ungeſtümer Hypogriph,
Der dem Sturme ähnlich lief.
Bis hier, ein Blitzſtrahl ohne Macht.
Ein Vogel ohne Federnpracht,
Ein Fiſch entblößt von Glanz und Schuppen,
Ein Thier ſelbſt ohne thieriſchen Inſtinkt,
In dieſem Thal, umſtarrt von rauhen Felſengruppen,
Dein träger Fuß ermattend ſinkt.
Bleib hier zurück, ein Schwächling, gleich Apollons Sohn,
Und ſei dem Thiergeſchlecht ein andrer Phaethon!
Indeß die Herrin ohne Plan
Dem blinden Zufall unterthan,
Auf jedem Weg, den ihr das Schickſal zeigt,
Den ſteilen Berg herunter ſteigt,
Der, alt und rauh, dem Licht der Welt
Die runzelvolle Stirn' entgegen hält!
O ſchlecht empfängſt du Polen, rauhes Land,
Den Fremden, dem dein Boden Zuflucht bot.
Mit Blut ſchreibſt ſeinen Eintritt du in deinen Sand,

Zur Noth erſt angekommen, kommt er ſchon zu Noth.[1]
Wohin ich trete, find' ich neuen Schmerz.
Wo fänd' auch Mitleid ein zerriſſ'nes Herz!

Klarin (ſteigt auf der nämlichen Seite herab).

Sprich Zwei! He, und vergiß mich nicht,
Wenn laut in Klagen aus dein Unmuth bricht!
Denn da wir Beide unſer Vaterland verließen,
Um Abenteu'r zu ſuchen, was wir nun ſo theuer büßen,
Und da wir Beide unter ſo viel Narrenſtreichen,
So daß mir faſt für unſere Kopie bangt,
Dieß gottvergeſſ'ne Thal erreichten,
Auf dieſen Felſenhöhen angelangt:
Da man mein nie vergißt bei Plagen und Beſchwerden,
So will ich's auch nicht in der Rechnung werden!

Roſaura.

Ich will dich nicht, Klarin,
In meine Klagen ziehn
Sollt' ich dir denn das ſchöne Recht entwinden,
In eignen Thränen Troſt zu finden?
Denn Philoſophen gibt's, die ſagen:
Das Klagen wäre ſolcher Reize voll,
Daß, ſtatt darob zu klagen,
Man eher Unglück ſuchen ſoll.

Klarin.

Eu'r Philoſophus war
Mit Gunſt ein alter Narr,
Und gäb' ihm Einer nur ein Dutzend Naſenſtüber,
Ich wett', er klagte ſelber drüber.
Doch Fräulein, höret jetzt ein kluges Wort!
Was machen wir an dieſem Ort,
Von ſtarren Klippen rings umgeben,
Wenn Phöbus' Strahlen ihn nicht mehr beleben?

---

[1] Y apénas llega, cuando llega á penas.

Roſaura.

Ein trauriger Geſchick als meines gab es nie! —
Doch unterliegt das Auge nicht
Den Täuſchungen der Phantaſie,
So ſeh' ich bei dem ſcheuen Licht
Des ſchwindenden Tages ein Gebäude.

Klarin.

Dann iſt mein Wunſch erfüllt! O welche Freude!

Roſaura.

Sieh, dort aus den Gebüſchen ragt,
Umſtarrt von mooſigtem Geſtein,
Ein Häuschen, ſo gering, ſo klein,
Daß es der Sonne Antlitz kaum zu ſchauen wagt.
So kunſtlos iſt der rauhe Thurm gefügt,
Daß ſeine Formen ſich von jenen Felſenmaſſen,
An denen er, gleich einer Klippe, liegt,
Für Aug' und Fuß kaum unterſcheiden laſſen;
Vom Gipfel glaubt man ihn herabgerollt;
Er ſchien zu jenen vormals zu gehören,
Die dort der Sonne Strahl den Eingang wehren.

Klarin.

Gehn wir doch näher, wenn Ihr wollt.
Betrachtet doch des Thurmes Aeußres nicht ſo lange,
Mich kümmert's mehr, daß man uns drinnen wohl empfange.

Roſaura.

Im gothiſchen Gewölb' von ſeinen Thoren
Entſteht die Nacht, und, kaum geboren,
Wächſt ſie in ſeiner Mauern Schooß,
Bis ſie im Innern daſteht, furchtbar groß.

(Man hört Ketten klirren.)

Klarin.

Was hör' ich? Gott! Es ſtockt mein Blut!

Roſaura.

Ich ſtarre, ein Gemiſch von Eis und Glut!

Klarin.

Horch, Ketten! Hörſt du das Geklirr?
Gewiß iſt's ein Galeerenſklave,
Hierher verbannt zu Qual und Strafe.

Sigismundo (hinter der Scene).

Weh' mir Unglücklichen, weh' mir!

Roſaura.

Der Klageton, er trifft mein Herz;
Und es befällt mich neuer Schmerz!

Klarin.

Mich neue Angſt!

Roſaura.

Klarin!

Klarin.

Was liebes Fräulein?

Roſaura.

Laß uns flieh'n!
Der Zauberthurm und die verhaßte Brut,
Die ihn bewohnt!

Klarin.

Sogar zur Flucht fehlt mir der Muth!

Roſaura.

Das iſt kein Irrlicht, das iſt kein
Betrügeriſcher Schimmer, gift'ger Sümpfe Hauch,
Was jetzt mit zitterndem, mit mattem Schein
Sparſam erleuchtet jener Höhle Bauch,
Und ihrer Wölbung fürchterliche Nacht
Durch grellen Abſtich noch furchtbarer macht.
Schon — denn das Licht wird nahend ſtärker —
Erkenn' ich einen dunkeln Kerker,
Eines Lebendig-Todten ſchaurig Grab;
Gefeſſelt ſteigt eine Geſtalt zu uns herab,
Die ſchauerlich, zum Uebermaß der Schrecken,
Die rauhen Felle wilder Thiere decken.

Es iſt zu ſpät zu fliehen. Weib! Er ſoll uns ſagen,
Welch widriges Geſchick ihn hierher hat verſchlagen.

Sigismundo

(tritt auf, in Felle gekleidet und mit Ketten belaſtet, ein Licht in der Hand).

Warum dieſe Grauſamkeit
Himmel, was hab' ich begangen
Schon in jener frühen Zeit,
Als mein Daſein angefangen?
Freilich ſeh' ich, leider, wohl,
Daß darum, weil ich geboren,
Menſchenfeindlich ſich dein Groll
Mich zum Opfer auserkoren,
Denn des Menſchen größte Schuld
Iſt für dich, geboren werden.
Ach, ich litte mit Geduld!
Doch warum mir mehr Beſchwerden,
Warum ein gehäuft'res Maß,
Warum einen heißern Haß
Als den andern Bürgern dieſer Erden?
Ungerechter! alle Weſen brechen
Werdend aus der Mutter Schooß,
Gleiches haſt an allen du zu rächen,
Warum *meine* Strafe nur ſo groß?

Der Vogel wird geboren, kaum
Ueberdeckt ihn weicher Flaum,
Kaum umhüllen ſich die Schwingen
Mit der Federn Farbenpracht,
So verſucht er ſchon mit Macht
Durch das Aethermeer zu dringen;
Ein beſchwingter Blumenſtrauß
Und von Federn eine Blume,
Fliegt er in die Welt hinaus
Aus der Eltern Eigenthume,
Das umſonſt ihm Schutz verheißt:

Wie, und ich, dem höhern Geiſt
Des Geſchickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Kaum entſteht im Forſt das Wild,
Und mit dem Fell, das ſchöne Flecken
(Das Werk von Gottes Pinſel) decken,
Iſt's des geſtirnten Himmels Bild,
Als es auch kühn, und frei, und muthig
Der Wälder ſich're Nacht durchirrt,
Von ſeiner Feinde Wunden blutig
Der ganzen Gegend Schrecken wird,
Allgemeinen Fluches Ziel;
Wie, und ich, dem mehr Gefühl
Des Geſchickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Aus Laich und Schlamm im Meeresſchooße
Wird der Fiſch, der Athemloſe;
Kaum ſchwebt er, ein Schuppenkahn,
Auf der Wellen Spiegelbahn,
So ſtrebt er nach allen Seiten,
Und durchſchifft die blauen Weiten
In des Daſeins Vollgenuß,
Wie, und ich, dem Willen und Entſchluß
Des Geſchickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Kaum entſteht der kühle Bach
An des Hügels ſanftem Hange,
Unter ſicherm Blumendach,
Als die kleine Silberſchlange,
Von der Blumen Chor umringt,
Buhlend allen Lieder ſingt;
Denn es ſind die freien Wieſen,

Und der unverſchloſſ'ne Hain
Ihm zum Wohnort angewieſen!
Und ich, dem lebend'gers Sein
Des Geſchickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Denk' ich, daß mich Gott ſo elend ſchuf,
Dann möcht' ich, ein Aetna, ein Veſuv,
Feuerathmend, dieſes Herz in Stücken
Zu den tauben Wolken ſchicken!
Kann ohn' Ungerechtigkeit
Denn Natur ein ſüßes Recht,
Das ſie allen Weſen beut,
Vögeln, Thieren, Fiſchen, Flüſſen,
Nur dem menſchlichen Geſchlecht
Grauſam, tückevoll verſchließen?[1]

Roſaura.

Seine Wort', ich fühl's, erwecken
Mitleid in der Bruſt und Schrecken!

Sigismundo.

Wer hat mich belauſchet? Wer iſt da?
Iſt's Clotaldo?

Klarin.

Sage: Ja!

Roſaura.

Ich bin's! Gleich dir des Unglücks Sohn!
Ich hört' im Schatten dieſer kahlen Klippen
Die Klagen, die entflohen deinen Lippen.

Sigismundo.

Für dieſe Neugier ſei der Tod dein Lohn!
Daß du nicht weißt, wie der ſich nennt,
Deß Unglück durch mein Klagen brennt,

---

[1] Der Reſt des Fragmentes aus dem Nachlaſſe mitgetheilt.

Soll, das Geheimniß mit dir zu erſticken,
Dich dieſer ſtarke Arm erdrücken.

Klarin.

Ich habe nichts gehöret, ich bin taub!

Roſaura.

Biſt du gezeugt nicht von des Waldes Thieren
So iſt's genug, um dich zu rühren,
Daß ich mich flehend werfe in den Staub.

◆

Bearbeitung

einer Scene aus Shakeſpeare's

Der Widerſpenſtigen Zähmung.

Petruchio. Ah! Das ſoll gleich abgemacht ſein!

(Er geht auf das Haus zu.)

Gremio. Aber Freund, was thuſt du?

Petruchio. Ihren Vater will ich ſprechen.

Gremio. Aber bedenk' doch!

Petruchio. Die Sache muß Beine haben, wenn ſie gehen ſoll. Man kann ein Jahr lang bedenken, ohne darum um einen Schritt weiter zu kommen. (Er läutet an.) Heda!

Gremio. Er iſt verrückt!

Ein **Bedienter** kommt.

Petruchio. Iſt Euer Herr zu Hauſe?

Bedienter. Ja, mein Herr!

Petruchio. Meldet mich ihm. Petruchio kurz weg, Edelmann aus Mantua. Aber eilt Euch ein wenig!

Bedienter. Hier iſt mein Herr ſelbſt.

Baptiſta kommt.

Petruchio. Seid Ihr Herr Baptiſta?

Baptiſta. Ja, Herr, zu Euren Dienſten.

Petruchio. Ich heiße Petruchio, Edelmann aus Mantua.

Baptiſta. Ich bin ſehr erfreut. Und was verſchafft mir die Ehre Eures Beſuches?

Petruchio. Ich bin kein Freund von langen Umſchweifen. Ich habe gedient, habe mich in der Welt herumgetrieben und gefunden, daß der Menſch keinen ärgern Feind hat, als die Langeweile. Alles was geſchieht, geſchieht nur darum, um nicht zu ſich ſelbſt zu kommen, und: zu ſich ſelbſt kommen iſt eben die Langeweile. Ich hab's mit den Wiſſenſchaften verſucht, aber — hol's der Teufel! — die bringen einen am erſten zu ſich, wenn ſie einen nicht außer ſich bringen, und das taugt auch nicht. Das Kriegshandwerk wäre eigentlich noch das beſte, aber der verzweifelte Friede darauf — und es iſt gerade jetzt überall Friede. Kurz, mein Herr, ich will heirathen! Die ganze Welt heirathet und ich will's auch thun, wie denn am Ende das Heirathen nebſt dem Eſſen die Pole der großen Axe ſind, um die ſich die Menſchheit dreht. Ich heiße Petruchio, Edelmann aus Mantua. Sie haben ein Mädchen; aus Mädchen macht man Weiber; ich brauche ein Weib; geben Sie mir alſo Ihr Mädchen!

Baptiſta. Ich weiß nicht, mein Herr! —

Petruchio. Mein Adel iſt alt, das heißt: alt wie alter Wein, nicht alt wie altgebacknes Brod. Ich beſitze ein Haus in Mantua und ein paar artige Güter nahe dabei. Sollte ich auch einige Schulden haben, ſo hindern ſie doch nicht, daß ich ein wohlhabender Mann bin, und, bei Gott, Herr, es ſind welche darunter, die mir vielleicht mehr Ehre machen, als das, was die Welt an mir lobt. Kurz, ich kann Geld brauchen, aber ich brauche es nicht ſo, um deßhalb heirathen oder irgend etwas thun zu ſollen, das ich ſonſt nicht thäte. Erkundigt Euch um meinen Ruf, und erzählt man Euch eine ſchlechte Handlung von mir, ſo ſcheltet mich einen Dummkopf; denn, bei Gott! ſeit die Welt ſich das Wort gegeben hat, nicht mehr ehrlich ſein zu wollen, kann man einen nicht anders mehr beſchimpfen, als indem man ihm den Verſtand abſpricht. Jemanden einen Spitzbuben nennen, heißt ſein Glück machen, ſtatt ihn zu brandmarken. Ihr kennt mich nun, wollt Ihr mich zum Schwiegerſohn?

Baptiſta. Ich liebe den Scherz nicht in ernſthaften Dingen.

Petruchio. Die ganze Welt, Herr, iſt nicht wichtig genug, daß man darüber ernſthaft werden ſollte, aber keine Sache auch geringfügig genug, um zum Spaß zu dienen. Ich ſprach im Ernſt, wenn auch nicht ernſthaft. Ihr habt eine Tochter, Herr!

Baptiſta. Ich habe deren zwei.

Petruchio (zu Gremio gewendet). Zwei? — Wie war das?

Gremio. Weißt du denn nicht? — Bianka —

Petruchio. Recht! (Zu Baptiſta.) Ich bitte um die Hand Eurer Tochter Bianka!

Baptiſta. Gremios Nebenbuhler alſo?

Gremio. Katharina heißt die, von der ich mit dir ſprach.

Petruchio. Alſo, Herr, gebt mir Eure Tochter Katharina.

Baptiſta. Noch einmal, ſoll ich Euch zum Spaß dienen?

Petruchio. Noch einmal, ich ſpaße nicht. Man ſagt, Eure Tochter ſei ſchön: ein Weib iſt beinahe nur dann Weib, wenn ſie ſchön iſt. Es iſt überhaupt eine Frage, ob man bei den Weibern die Schönheit nicht mit eben ſo vielem Rechte unter ihre Tugenden zählen könnte, als man es allgemein mit ihrer Gutmüthigkeit thut. Alſo ſie iſt ſchön. Gut! — Sie iſt reich: ich mag gern im Wohlſtand leben. Armuth iſt kein Fehler, aber es erzeugt gern welche. Die ganze Welt ſagt, ſie habe Verſtand, aber hier auf der linken Seite der Bruſt — dabei ſchüttelt man den Kopf und ſchweigt. Hol' euch der Teufel mit eurem Herzen! Der wahre Verſtand und das wahre Herz liegen näher beiſammen als Kopf und Bruſt. Ich habe ſo viel Menſchen geſehen, die gut waren, weil ſie gut waren, und die ſchlechte Streiche machten, weil es ihnen eben ſo ankam, ſie wußten ſelbſt nicht wie, daß mir die ſogenannte Herzensgüte darüber völlig verhaßt geworden iſt. Laßt mir Einen klar einſehen, was recht iſt, und, meinen Hals zum Pfand! er wird's auch thun.

Baptiſta. Ihr verlangt doch nicht, daß der Vater Euch widerſprechen ſoll!

Petruchio. Gebt mir ſie, wenn ſie Verſtand hat, gebt mir ſie! — Wie heißt ſie? Ganz recht, Katharina! Gebt mir Eure Katharina und ich will Euch auf den Knieen dafür danken. Ich ſuche Verſtand mit der Laterne, wie Diogenes Menſchen. Sie iſt zänkiſch, eigenſinnig, ſagt man. Geſteht, alter Herr, habt Ihr nicht, als ſie noch klein war, ſie mit einer ſtillen langweiligen Schweſter auf ein Kinderbänkchen geſetzt, Spielzeug vor ſie hingelegt und ihnen eingebunden: jetzt ſeid fromm, ſpielt zuſammen, und ja kein Geſchrei, und, wenn nun das muntere Käthchen ungeduldig ward, und der lammfrommen Schweſter etwas unſanft mitſpielte, dann — geſteht's nur — kamt Ihr und ſchaltet ſie aus, und hießt ſie an der guten Schweſter ein Vorbild nehmen, nicht wahr, alter Herr? — Laßt ſie eigenwillig ſein, ich bin feſt; mag ſie gern befehlen, ich habe einer Kompagnie Soldaten befohlen und ſie muckſten nicht, obgleich keiner darunter war, der's nicht im Nothfall mit dem Teufel ſelbſt aufgenommen hätte. Iſt ſie rechthaberiſch, ſie ſoll Recht haben, wenn ſie's hat, aber hat ſie's nicht, ſo nennt mich eine Memme, wenn ich ihr's laſſe. Ich freue mich ordentlich darauf, mich mit ihr zu meſſen. Ich will ſie beſſern, und, bei Gott, ſie ſoll's auch. Wir wollen in den weiten Zimmern meines alten Schloſſes herumtoſen wie die böſen Geiſter, und uns am Ende vereinigen, wie die guten. Und iſt's mir dann gelungen, hab' ich ſie bezwungen, dann ſoll's ein ander Leben geben, als in euren langweiligen Haushaltungen, wo eines das andre erträg', weil es muß, und eins beim andern bleibt, weil es nicht weggeben kann. Noch einmal, gebt mir Eure Tochter.

Baptiſta. Ihr habt ſie ja noch nicht einmal geſehen.

Petruchio. Indem ich von ihr ſpreche, ſeh' ich ſie. Ich will dieſen böſen Geiſt bannen, und er ſoll mir dafür ſeine Schätze laſſen.

◆

Ueberſetzung

der

Hekabe des Euripides

(Fragment.)

Der Geiſt des Polydoros.

Vom Haus des Todes her und von des Dunkels Pforten,
Wo Hades wohnt, den Göttern ferne, komm' ich,
Ich, Polydoros, Hekabe's, des Kiſſeus Tochter,
Und Priamus' Erzeugter; welcher, da die Stadt
Der Phryger in Gefahr, dem Griechenſpeer zu fallen,
Beſorgt, hinweg mich ſandte von der Troer-Erde
Zum Haus des Thraker-Gaſtfreunds Polymeſtor,
Der ſeine Saat vertraut dem reichen Cherſoneſos,
Ein pferdeliebend Volk beherrſchend mit dem Speer.
Zugleich auch vieles Gold mit mir entſandte heimlich
Der Vater, daß, wenn je doch fielen Ilions Mauern,
Den Lebenden der Kinder fern des Mangels Druck.
Der Jüngſte war ich von den Priamsſöhnen. Deßhalb
Entſandt' er mich dem Land: denn nicht der Waffen Laſt
Ertrug ich, noch mein junger Arm des Speeres Wucht.
So lange unverrückt nun unſers Landes Grenzen
Und ungebrochen ſtand der Troer Heimath Wall,
Mein Bruder Hektor auch im Speereskampfe ſiegreich:
Ward ich Unſeliger im Haus des Thraker-Gaſtfreunds
Mit jeglichem Bedarf, ein grünend Reis, genährt.
Doch als jetzt Troja fiel und Hektors Heldenſeele,
Des Vaters Feuerherd vom Grund aus war zerſtört,
Er ſelber an dem Gott-gebauten Altar ſank,
Geſchlachtet von Achilleus' mordbeflecktem Sohn:
Da tödtet den Unſel'gen, mich, um Goldes willen,
Der väterliche Gaſtfreund, und, getödtet, ſenkt er

Mich in die Fluth, daß ſelbſt er hab' im Haus das Gold.
Am Ufer lieg' ich, früherhin vom ſalz'gen Meer
In vielen Strömungen der Fluthen fortgerollt,
Grabledig, unbeweint. Doch jetzt, der theuren Mutter,
Hekabes wegen, ſteig' ich auf, den Leib verlaſſend,
Und ängſtlich harrend allbereits den dritten Tag,
So lange ſie in dieſem Cherſoneſerland,
Von Troja hergeführt, die arme Mutter, weilt.
Auch die Achaier all, die Schiffe hütend, liegen
Unthätig am Geſtade dieſes Thrakervolks,
Denn Peleus' Sohn, ob ſeinem Grab erſcheinend,
Hält auf, Achilleus, das geſammte Griechenheer,
Das nach der Heimath richtende den Ruderſchlag.
Er aber heiſcht die Schweſter mein, Polyxena
Als ſüßes Dankgeſchenk und Opfer für ſein Grab.
Und das erhält er auch, noch bleibt er unbegabt
Von Männern, die ihm Freund. Das Vorbeſtimmte lenkt,
Zu ſterben meine Schweſter heut noch, dieſes Tags.
Und zweier Kinder Doppelleichen wird erſchaun
Die Mutter; meine und der unglückſel'gen Maid.
Denn ſichtbar zeig' ich mich, auf daß ein Grab mir wer[illegible]
Der Sklavin vor den Füßen in dem Brandungsſchwall.

◆

Ueberſetzung

der

Medea des Seneka.

(Fragment.)

Erſter Aufzug.

Medea.

Der Ehe Götter, du auch, die das Brautbett,
Lucina! ſchützt; und du, mit deren Beiſtand
Einſt Typhis zügelte das neue Schiff;
Der Meerestiefen mächtiger Beherrſcher,
Und Titan, der das Licht dem Erdkreis ſpendet;
Du, leihend ſtummem Dienſt dein hilfreich Licht,
Dreiſtalt'ge Hekate, euch Götter alle, die
Mir Jaſon ſchwor, und euch, die mehr Medeen
Zu rufen ziemt: Urgrund der ew'gen Nacht,
Den Obern feindlich Reich, heilloſe Schatten,
Des Trauerlandes Herrn, die Herrin, minder treulos
Geraubt, ruf' ich mit Unheil flehnder Stimme.
Herbei! herbei! ihr Rachegöttinen!
Das Haupthaar ſtarrend von gelöſten Schlangen,
Die ſchwarzen Fackeln hoch in blut'gen Händen,
Wie ihr an meinem Brautbett gräßlich ſtandet,
So jetzt herbei! Gebt Tod der Neuvermählten,
Tod ihrem Vater, Tod dem ganzen Stamm,
Und Aerg'res mir, daß ich's dem Gatten wünſche
Er lebe! arm durchirr' er fremde Lande,
Bang, raſtlos, unerwünſcht, unſich'rer Stätte:

Er ſehne ſich nach mir auf fremder Schwelle,
Gewohnt ſchon Gaſt zu ſein und — Schlimmres gibt's
Zu wünſchen nichts mehr — Kinder gleich dem Vater,
Der Mutter gleich! Geboren iſt die Rache,
Denn ich gebar! Nutzlos ſind Wort' und Klagen!

Bruchſtück einer Bearbeitung

von Georg Farquhars

The beaux' stratagem.

Erſter Aufzug.

Wirthsſtube.

Bonifaz kömmt hereingerannt. Man hört läuten.

Bonifaz. Kellner! Stubenmagd! Cherry, Tochter Cherry! Schläft alles? Alles todt?

Cherry kommt.

Cherry. Hier! hier! Warum ſchreit Ihr ſo, Vater? Glaubt Ihr, wir haben keine Ohren?

Bonifaz. Du verdienteſt wenigſtens keine zu haben, Maulaffe! Die Geſellſchaft der Landkutſche von Warrington ſteht nun eine Stunde auf der Flur, und Niemand weiſt ihnen die Zimmer an.

Cherry. Laßt ſie warten, Vater! Iſt doch nichts Vornehmes im Wagen, und kein Bedienter hinten auf.

Bonifaz. Aber ſie drohen, in ein anderes Gaſthaus zu gehen.

Cherry. Das getrauen ſie ſich gar nicht, aus Furcht, der Kutſcher möchte ſie morgen umwerfen. (Sie läutet.) Herbei! herbei! Die Kutſche nach London angekommen!

(Mehrere Perſonen mit Schachteln und anderem Gepäck gehen über die Bühne.)

Bonifaz. Willkommen, meine Damen!

Cherry. Schön willkommen, ihr Herren! — Kellner, Nummer ſieben und acht!

(Geht ab mit den Paſſagieren.)

Aimwell in Reitanzug mit Sporen und Gerte tritt auf. **Archer**, als Bedienter, einen Mantelſack tragend.

Bonifaz. Hierzu, hierzu, meine Herrn!

Aimwell. Leg die Sachen nieder! Geh in den Stall und ſieh, daß die Pferde abkühlen.

Archer. Wohl.

(Er geht.)

Aimwell. Ihr ſeid vermuthlich der Wirth?

Bonifaz. Ja, Sir. Der alte Will Bonifaz, bei männiglich bekannt auf der ganzen Straße, ſo zu ſagen.

Aimwell. O, Herr Bonifaz, Euer Diener!

Bonifaz. O, Herr — Was beliebt Euer Gnaden zu trinken? Wein? Burgunder ſo zu ſagen?

Aimwell. Etwa ſelbſt gemacht? Ich habe Eure Stadt wegen ihres Bieres rühmen gehört. Davon denke ich zu verſuchen.

Bonifaz. Herr, ich habe nur zehn Tonnen davon im Keller, vom beſten in ganz Staffordſhire. Sanft wie Oel, ſüß wie Milch, klar wie Bernſtein und ſtark wie Branntwein; und wird juſt vierzehn Jahre alt kommenden fünften März, halt — ſechſten März, ſo zu ſagen.

Aimwell. Ihr ſeid ſehr genau im Alter Eures Getränks.

Wirth. So genau, als im Alter meiner Kinder — Kellner! Zapf die Nummer 1797 an, ſo zu ſagen. — Herr, Ihr ſollt mein anno domini koſten! — Ich habe nun in Lichtfield, als Mann und Kind, über achtundfünfzig Jahre gelebt, und nicht über achtundfünfzig Loth Speiſe genoſſen!

Aimwell. In einer Mahlzeit, heißt das, nach Eurem Umfang zu ſchließen.

Wirth. Nicht in meinem Leben, Herr! Meine Nahrung beſtand in Bier. Ich habe mein Bier gegeſſen, mein Bier getrunken, und immer geſchlafen auf Bier.

(Der Kellner kommt mit einer Kanne und zwei kleineren ſteinernen Krügen.)

Wirth. Nun ſollt Ihr ſehen, Herr (beide Krüge vollſchenkend). Euer Gnaden Geſundheit! Ah! köſtlich, köſtlich! — Denkt, es ſei Burgunder, und der Krug iſt eine Guinee werth.

Aimwell. (Das Gefäß an die Lippen und gleich wieder wegſetzend.) Das Ding iſt verzweifelt ſtark.

Wirth. Stark? Es muß ſo ſein, wie ſollten denn ſonſt wir ſtark ſein, da wir's trinken. — Wäre mein Weib bei der Panacee geblieben, ſie lebte noch.

Aimwell. Sie iſt alſo todt?

Wirth. Gott hab' ſie ſelig! Konnte ſich nicht mit Einheimiſchem begnügen; hatte ſich durch die Paſſagiere an ausländiſche Näſchereien gewöhnt, ſo zu ſagen. Oder war's nur, um zu widerſprechen, daß ſie mein Getränk verſchmähte. Da ward heimlich ein Gläschen geſchnapſt und wieder eines. Endlich kam gar die Flaſche nicht mehr vom Schranke. Lady Bountiful kurirte ſie an drei Waſſerſuchten, aber die vierte nahm ſie mit. (Er trinkt.) Nun, ſie iſt glücklich, und ich habe mich ergeben, ſo zu ſagen.

Aimwell. Wer iſt die Lady Bountiful, von der Ihr ſprecht?

Wirth. Meiner Treu, Herr, wir wollen auf ihre Geſundheit trinken. (Er trinkt.) Das iſt eine der vortrefflichſten Frauen, die's irgend gibt. Ihr verſtorbener Mann hinterließ ihr ein viertauſend Pfund jährlich. Davon gibt ſie nun wenigſtens die Hälfte rein zum Beſten der Nachbarſchaft aus. Sie kurirt Gicht und Beinbrüche bei Männern, Krämpfe und Bleichſucht bei Weibern; engliſche Krankheit — Alt-England ſoll leben! (er trinkt) — und Bräune bei Kindern und hat hier herum mehr Leute geheilt in dieſen zehn Jahren, als die Aerzte umgebracht in zwanzig. Und das will viel ſagen.

Aimwell. Und hat ſie Kinder?

Wirth. Ja Herr, eine Tochter von ihrem letzten Manne, das ſchönſte Mädchen in der Grafſchaft und die reichſte Erbin. Dann iſt noch ein Sohn aus ihrer erſten Ehe, Karl Sullen ſchreibt er ſich. Der heirathete vor Kurzem ein ſchönes Frauenzimmer aus London. Wir wollen ſeine Geſundheit trinken, wenn's beliebt.

Aimwell. Was für eine Art Mann iſt das?

Wirth. Nun, Sir, der Mann iſt nicht ſo übel. Spricht wenig, denkt noch weniger und thut ſo eigentlich gar nichts. Aber er hat Geld und kümmert ſich um keine lebendige Seele.

Aimwell. Ein Lebemann alſo?[1]

Bonifaz. Ja Herr, der Mann lebt eben drauf los. Er ſpielt einundzwanzig und raucht auch ſeine Pfeife dazu, oft achtundvierzig Stunden in einem weg.

Aimwell. Ein Lebemann, weiß Gott! Und verheirathet, ſagt Ihr?

Bonifaz. Wohl! Und mit einem abſonderlichen Frauenzimmer! — Aber er iſt, ſo zu ſagen — (auf ſeine Stirn zeigend) er iſt hier leicht.

Aimwell. Leicht? Nach dem, was Ihr von ſeiner Frau ſagt, dacht' ich eher, daß er hier ſchwer trüge.

Bonifaz. Mag's! Was geht's mich an! Er iſt mein Gutsherr, und ſo ein Mann, wißt Ihr wohl — Im Grunde iſt er freilich in derlei Dingen nicht beſſer als unſereiner. — Nu Herr, Euer Diener (er trinkt). Zwar kann er mir nicht ſo viel thun. Ich zahle Steuer und Gaben auf den Tag; habe dazu ein gehend Geſchäft, nur eine Tochter, die ich heute oder morgen — doch das thut nichts zur Sache.

Aimwell. Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Meiſter

---

[1] Der Reſt der Scene nach einem früheren Entwurfe.

Bonifaz. Was habt Ihr ſonſt noch für Geſellſchaft hier im Städtchen?

Bonifaz. Eine Welt von hübſchen Weibern, dann die Officiere von der Fußgarde.

Aimwell. Wohl. Ich bemerkte ihrer eine hübſche Anzahl. Wie kommt Ihr mit ihnen zurecht?

Bonifaz. Gut, Herr. Ich wollte nur, daß ihrer mehr bei uns wären. Da ſchon ihr doppelter Sold und ihre kluntrige Uniform auf Rechnung unſerer Taxe gehen, ſo nehme ich gern einen Theil ihnen wieder ab. Das Geld findet auf dieſe Art wohl den Rückweg zu ſeinem Herrn, nur freilich, das Bier, das ſie dafür trinken, kommt nicht wieder. Ein Hauptmann, gräflicher Eltern Kind, wohnt bei mir, vorn hinaus nach der Straße. Ei, Herr, ſchmuck wie ein Mädchen!

The beaux' stratagem.

Wie alles mißlingt (vorzüglich das Projekt, durch irgend eine reiche Heirath Glück zu machen), wollen ſie nach Indien. Bonifaz ſoll nicht geradezu der Spießgeſelle von Räubern ſein, wohl aber beſtimmte Vermuthungen über das Handwerk ſeiner zweideutigen Gäſte haben.

Die Scene in der Bildergallerie mag dahin gewendet werden, daß Archer, der mit Miſtreß Sullen vom Anſehen der Bilder in die Stube zurückkommt, nachdem der Stoff ihres Geſpräches das Portrait ſeiner Begleiterin war, durch die offene Seitenthüre in die Gallerie zurückeilt, das Bild zu küſſen.

Es iſt kein anderes Mittel: Foigard muß wegbleiben. Was ihn für Engländer ergötzlich macht, iſt für Deutſche unverſtändlich und, namentlich in Oeſtreich, durch nichts Aehnliches zu erſetzen. Die Scene (IV. Akt), wo Archer ihn verkleidet zum Geſtändniß bringt, muß, ohne ihn, zwiſchen den beiden Freunden vorgehen und Archer Aimwellen ſeinen Plan mittheilen, die beiden Franzoſen an der Gartenthüre zu erwarten, ihnen den Schlüſſel abzujagen und an ihrer Statt in Mrs. Sullens Schlafzimmer zu ſchleichen.

Dann müßte wohl auch der Vorgang, durch den Scrub das Geheimniß erfährt, ſo bleiben, wie der deutſche Bearbeiter es umgeſtaltet hat. Ohnehin iſt die Sache auf die letztere Art wirklich komiſch.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Dritte Ausgabe.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Zweiter Ergänzungsband.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Blanka von Kaſtilien. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. (1807—1809) 1

Die Schreibfeder. Schauſpiel in einem Aufzuge. (1807—1809) 217

Wer iſt ſchuldig? Luſtſpiel in einem Aufzuge. (1811) . . 259

Blanka von Kaſtilien.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Contro i re, se vi sdegnate
Giusti Dei, perchè non fate
O più forte il nostro core,
O men aspra la virtù?
Metastasio.

Perſonen.

Don Pedro, König von Kaſtilien.
Blanka von Bourbon, ſeine Gemahlin.
Fedriko de Guzman, Großmeiſter des Ordens von Sant Jago, natürlicher Bruder des Königs.
Rodrigo de Padilla, Miniſter des Königs.
Maria, ſeine Schweſter.
Fernando de Gomez.
Alonzo de Lara.
Luis de Haro, Kämmerer.
Jaqueline de Coucy, Geſellſchafterin der Königin.
Diego de Robledo, Hauptmann.
Hofleute, Trabanten, Diener, Gefolge.

Das Stück ſpielt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, zu Xeres de la Frontera.

Erſter Aufzug.

Saal auf dem Alkazar zu Xeres.

Erſter Auftritt.

Fedriko de Guzman, Luis de Haro.

Fedriko.

Sagt Eurem Könige, Señor, daß Ihr
Bereit und willig mich gefunden, ſeine
Befehle pünktlich zu vollziehn. Zwar kann ich
Euch mein Befremden nicht verbergen, daß
Er mich, mich eben, deſſen Art zu denken
Er kennt, zu dem Geſchäft erſehen hat,
Sein Liebchen ihm zu hüten. — Doch es ſei!
Er iſt mein König, ich bin Unterthan;
Wenn er gebeut, muß ich gehorchen. — Nun
Gehabt Euch wohl, Señor!

Haro.

Dem König ſcheint
An dieſer Dame viel zu liegen.

Fedriko (ſich wegwendend).

So?
Je nun, ich kann's nicht ändern!

Haro.
Ihr verſteht
Mich unrecht, würd'ger Herr! — Ich meinte —
Fedriko.
Was,
Was meintet Ihr, Señor?
Haro.
Ich wollte nur
Gehorſamſt, unterthänigſt Euch erinnern,
Daß große Vorſicht —
Fedriko.
Hat der König Euch
Geheißen mich zu mahnen, Kämmerer?
Haro.
Das nun gerade nicht; doch —
Fedriko.
Eure Antwort
Erſpart die mein' auf Eure unterthän'ge
Erinnrung mir! Darum gehabt Euch wohl!
Ihr ſeid entlaſſen, Kämmerer!
(Zurücktretend.)
Haro.
Ich ſehe,
Daß meine Gegenwart Euch läſtig fällt. —
Fedriko.
Bei meinem Ordenskreuz, ihr war't der Wahrheit
Nie näher, Freund, als itzt!
Haro (kriechend).
Nichtsdeſtowen'ger
Muß ich doch eine unmaßgebliche —
Fedriko.
Ihr werdet unverſchämt!
Haro (ſchnell).
Von meinem Herrn,
Dem Könige!

Fedriko.

Ah, weht der Wind von daher?
Nun denn, nur zu, Señor!

Haro.

Der König wünſcht
Aus unbekannten Gründen, daß der Stand
Und Name der Gefangenen für's Erſte
Geheimniß bleibe.

Fedriko (lächelnd).

Das hab' ich gemein
Mit Leuten Eures Gleichen, Kämmerer:
Was ich nicht weiß, verrath' ich nicht!

Haro.

Jedoch
Wird die Gefangene vermuthlich viel
Von ihrem hohen Rang und Stande ſchwatzen.

Fedriko.

Wahrſcheinlich werden beide wir zuſammen
Sehr wenig ſchwatzen.

Haro.

Nur, wenn etwa doch —

Fedriko.

Ich kann's ihr nicht verwehren!

Haro.

Sie iſt hier —
(Deutet auf den Kopf)

Fedriko.

Der König wird Euch wohl erwarten, Kamm'rer!

Haro.

Ha, ich verſtehe!

Fedriko.

Wirklich?

Haro.

Würd'ger Herr,
Verzeiht, wenn ich —

Fedriko.

Schon gut, Señor, ſchon gut!
Empfiehlt mich Seiner Majeſtät! — Lebt wohl!

(Haro mit Bücklingen ab.)

Zweiter Auftritt.

Fedriko de Guzman allein.

(Er geht einige Augenblicke auf und nieder, dann:)

Ha, Federiko, dieß deine Beſtimmung?
Dieß das erhabne heißgehoffte Ziel,
Das in des Daſeins erſten Roſenjahren
Vor meiner jugendlichen Seele ſchwebte,
Das zu erringen ſtets der glüh'ndſte Wunſch
Des raſchen Jünglings war, um deſſentwillen
Ich meinen ſchönſten Hoffnungen entſagte? —
Von allen jenen ſüßen Banden, die
Den Menſchen an den Menſchen freundlich knüpfen,
Die die allgütige Natur gewoben,
Und die man ungerochen nie zerſprengt,
Hab' ich mit Rieſenkraft mich losgeriſſen;
Den Menſchen hab' ich frevelnd ausgezogen,
Um nur dem Helden freien Raum zu geben;
Erſtickt hab' ich des Herzens Hochgefühle!
Kein holdes Weib ſteht liebend mir zur Seite
Und hilft des Lebens Stürme mir bekämpfen,
Und ſtreichelt mir des düſtern Unmuths Falten
Mit ſüßem Lächeln von der finſtern Stirne,
Kein muntrer Knabe jauchzet mir entgegen,
Den theuren Vater kindiſch froh umhüpfend;
Denn was das Süßeſte dem Menſchen iſt,
Was ihm die Leiden minder laſtend macht,

Was jede Freude tauſendfach erhöht,
Den Trieben der Natur, der Menſchlichkeit
Hab' ich entſagt. — Das Glück der Nation,
Ein weitgedehnter ſchöner Wirkungskreis
Und Größe war das hohe Ziel, nach dem
Ich alle Freuden meines Lebens warf!
Um helfend, wie ihr guter Genius,
Ihr Joch Kaſtiliens Völkern zu erleichtern,
Ihres Deſpoten ſchwere Eiſenfauſt,
Die laſtende, von ihnen abzuwenden,
Verließ ich der Loire ſel'ge Ufer,
Wo Glück und Wonne mir entgegen lachten;
Um meines Vaterlandes Qual zu lindern,
Entfloh ich aus des Mädchens Zauberkreiſe,
Das innig mit allmächtiger Magie
Mein Daſein an das ihre kettete.
Um alles, was mir werth und theuer war,
Spielt' ich mit dem gewalt'gen Schickſal kühn
Das fürchterlich gewagte Spiel. Es iſt
Verloren! — Spanien wollt' ich befrein,
Und es verſchmachtet unter ſeiner Feinde
Und ſeines eingebornen Königs Druck;
Groß wollt' ich ſein! und nun — doch, bin ich's nicht?
Zählt man denn nicht mich zu des Reiches Großen?
Und hab' ich nicht das Recht, den zu belangen
Vorm Richterſtuhl des Königs, der mir's läugnet?
Was fehlt mir alſo noch zu meinem Glück?
Ich führe gute Tafel, trinke Weine,
Wie ſie der König ſelbſt nicht beſſer trinkt!
Kann ich nicht thätig ſein nach Herzensluſt?
O, an Beſchäftigung läßt mir's der König
Und meine Würde auch ſo leicht nicht fehlen!
Dem König widerſpenſt'ge Mädchen hüten,
Die Wirthſchaftsordnung und das Küchenbuch,
Da haſt du ja vollauf zu thun, Großmeiſter!

Was will denn alſo wohl das arme Ding,
Das mir ſo ſtürmiſch unterm Mantel pocht?
(Wehmüthig.)
Ach, Blanka, Blanka! — Ei, gib dich zufrieden!
Es gibt der Mädchen mehr! und dann, was kümmern
Den Meiſter von Sant Jago denn die Mädchen?
Der herrſchet in Kaſtilien, hat nicht Muße
An derlei Jugendſtreiche noch zu denken!

Dritter Auftritt.

Fedriko, ein Diener, dann Fernando Gomez.

Fedriko (aufgeſchreckt).
Was willſt du?

Diener.
Würd'ger Herr, ein Fremder, der ſich
Fernando Gomez nennt, wünſcht Euch zu ſprechen.

Fedriko.
Fernando? Wie, Fernando Gomez ſagſt du?

Diener.
Dieß iſt ſein Name, würd'ger Herr!

Fedriko.
Sogleich
Führ' ihn zu mir! — Ich bin für Niemand heute,
So lang der Fremde bei mir iſt, zu Hauſe.
(Der Diener öffnet die Thüre und geht ab. Gomez tritt ein.)

Fedriko.
Fernando!

Gomez.
Federiko!
(Umarmung.)

Fedriko.
Freund, wie haſt

Du doch gezaudert! ich erwartete
Seit einem Monde ſchon dich alle Tage!

Gomez.

Des Zögerns war kein Ende zu Moulins.
Bald wurden Boten nach Paris geſchickt,
Bald hielt man Rath in dem Palaſt des Herzogs.
Die Briefe, die ich überbrachte, mochten
Dem hochbetrübten Fürſten ſchlecht behagen,
Denn zornig —

Fedriko.

So? das thut mir herzlich leid!
Doch von den Dingen, Freund, ein andermal!
Jetzt ſage: warſt du, wie ich dich gebeten,
In jener abgelegnen Bauernhütte
An der Loire im Walde bei Varennes?

Gomez (verlegen).

Ei freilich! — und daß ich dir weiter ſage,
Der Herzog von Bourbon war bitterböſe,
Als ich die Abſchiedsaudienz —

Fedriko.

Nicht doch!
Was kümmert mich der Herzog von Bourbon!
Sag' mir von Blanken nur —

Gomez.

Der arme Greis!
Er weinte bittre Thränen, als er mir
Dieß Schreiben an den König übergab.
Hier iſt's! Fedriko, thu' mir den Gefallen
Und ſend' es an den König! Ich bin's müde,
Die Vorgemächer zu durchlaufen.

Fedriko.

Gut.

(er ſteckt das Schreiben in ſeine Binde)

Ich will's beſorgen. Doch —

Gomez.

Der alte Herzog —

Fedriko.

Fernando, du haſt etwas Schreckliches
Mir zu verkünden! Du weichſt nicht umſonſt
So ſichtbar meinen Fragen aus. Du willſt
Mich ſchonen, und ich danke deiner Freundſchaft.
Doch Gomez, ſieh, ich bin ein Mann und habe
Dem Tode oft ins Aug' geblickt, ich fürchte
Das Unglück minder als die Ungewißheit.
Sag', Freund, mir, was du weißt: ich will es tragen
Mit Muth und Faſſung wie ein Mann!

Gomez.

So höre!
Kaum hatt' ich meine Schreiben übergeben
Dem Vater unſrer Kön'gin zu Moulins,
So eilt' ich ſpornſtreichs fort und nach Varennes.
Dort fragt' ich bei gutherz'gen Bauern nach
Dem alten Claude, wie du mir geheißen,
Durchſtreifte lang den Wald nach allen Seiten
Und kam zuletzt auf eine kleine Pläne,
Von tauſendjähr'gen Eichen rings umſchloſſen,
An deren alten Wurzeln wild und ſchäumend
Die ſchnellen Wogen der Loire nagten.

Fedriko (lebhaft).

Ich kenne es, das ſtille Thal. Ein Berg
Mit einer düſtern Grotte raget rechts
Hoch gegen Himmel aus den niedern Büſchen.
O dieſe Grotte! — Doch nur weiter, Gomez!

Gomez.

Hart an dem Fluſſe fand ich eine Hütte
Von Holz mit Stroh bedeckt; ich trat hinein
Und ſah hier einen Greis mit einem Knaben
Von ungefähr zwölf oder dreizehn Jahren.

Fedriko.

Nichts weiter? Nicht ein Mädchen?

Gomez.

Nur die Beiden.
Der Greis ſtand auf vom Schemel, zog ſein Mützchen
Und reichte mir zum Gruß die ſchwanke Rechte.
Da meldete ich ihm nun meine Botſchaft:
Daß Don Fedriko, der den Enkel ihm gerettet
Aus der Loire räuberiſchen Fluthen,
Mich zu ihm ſende, nach des Kleinen Wohlſein
Und nach dem ſeinigen zu forſchen; daß ich
Von dir ihm hundert Livres überbrächte,
Und was du mir noch alles aufgetragen.
Der Alte weinte laut vor Freude, und
Als wir nun traulich an dem Tiſche ſaßen,
Wandt' ich auf deine Blanka das Geſpräch
Und frug nach ihrem Stand und Namen; aber
Davon wußte der Greis nicht mehr als wir.
Sie ſei an jenem Tag, als du den Knaben
Vom Waſſertode retteteſt, mit dir
Gekommen, habe, als der Knabe krank
Darnieder lag, wie du, ihn oft beſucht,
Und ſeit du weggebliebſt, käme ſie nicht mehr.

Fedriko.

Was ſprach der Alte?

Gomez (verlegen).

Er mocht' es wohl anders
Erzählet haben, ja — mit andern Worten —

Fedriko.

Freund, du verbirgſt mir etwas Schreckliches!

Gomez.

Nicht, daß ich wüßte!

Fedriko.

Gomez, lüge nicht!

Biſt du mein Freund, wie du ſo oft mir ſchworſt,
Liebſt du mich wirklich, ſo entdeck' mir alles!

Gomez.

Hab' ich es denn nicht eben itzt gethan?

Fedriko.

Fernando, kennſt du dieſe Narbe? Was
Gelobteſt du an jenem Tage, als —

Gomez (feurig).

Dein Freund zu bleiben, ewig dich zu lieben,
Wie nur ein Vater je den Sohn geliebt!

Fedriko (einfallend).

Nie das Geringſte nur mir zu verhehlen!
Du hielt'ſt den Eid durch manches Jahr, und nun —

Gomez.

Laß ab! Unglücklicher, ſoll ich dich tödten?

Fedriko.

Ich ahnde! Weh! Sprich, Unglücksbote, ſprich!

Gomez (abgewendet).

Ach! du weißt nicht, was du begehreſt! — **Blanka** —
Sie iſt —

(Fedriko faßt ihn bei beiden Armen und blickt ihm mit dem Ausdruck des heftigſten Schmerzes ins Geſicht.)

Gomez (leiſe).

Sie iſt für dich verloren!

Fedriko (kreiſchend).

Todt!

(Bedeckt das Geſicht mit beiden Händen.)

Gomez.

Fedriko, Freund, ermanne dich! — Er hört nicht!
O ſtarre nicht ſo wild den Boden an,
Als wollteſt du aus ſeinem dunkeln Schoße
Die Todten rufen! Weine, klage, tobe,
Nur nicht dieß ſtumme Zucken der Verzweiflung! —
Sein Schmerz zerſchneidet mir die Seele; — ob

Ich länger noch die Wahrheit ihm verberge?
Doch nein, ich ſchweige! Beſſer iſt's, er traure
Allein, als daß Kaſtilien mit ihm leide!
Denn bald heilt eines Mannes ſtarkes Herz,
Sein Gram entflieht im flücht'gen Tanz der Stunden;
Doch dauernd währt des Vaterlandes Schmerz,
Kaum ein Jahrhundert heilet ſeine Wunden!
Fedriko, ſei ein Mann! Iſt dieß der ſtarke Muth,
Den ganz Kaſtilien an dir bewundert?
Der Mauren heldenmüth'ger Sieger klagt
Den ſtummen Wänden ſeines Liebchens Tod!

Fedriko.

O Blanka, Blanka!

Gomez.

Ja — ſelbſt Blanka billigt
Die märchenhaften Klagen nicht, denn — auf —
Denn auf dem Todtenbette noch beſchwor —

Fedriko (aufgeſchreckt).

Wie Blanka? — Was weißt du noch von ihr? — Sprich!

Gomez (ſtockend).

Als Blanka ſtarb, da lag ſie auf dem Bette, —
Ja — wie ich ſage! — Ich ſtand ihr zur Seite.
Da ſprach ſie: Guter Gomez — ja, ſo ſprach ſie
Und faßte meine Hand, ſag' Federiko'n,
Daß er den Schmerz ertrage wie ein Mann!
Und alſo ſprechend ſtarb ſie ſanft und ruhig.
(Uebereilt fortfahrend.)
Ihr alter Vater und ſein ganzer Hof —

Fedriko.

Ihr Vater? Alſo kennſt du ihn? Wer iſt er?
O, nenne, Gomez, mir den theuren Mann,
Damit ich zu ihm eile, meinen Kummer
In ſeinen ſchmerzdurchdrungnen Buſen ſchütte

Und meiner Blanka Hand zum letztenmale
Mit meinen Thränen näſſe!

Gomez (verwirrt).

Ei, ich weiß nicht! —
Wer mag die Namen alle auch behalten!
So was von Valmont oder Montenval —
Gott weiß es, wie er heißt!

Fedriko.

Gomez, du ſtockſt!
Ich athme freier!

(Er faßt ihn ins Auge.)

Ha! du ſprichſt nicht Wahrheit!

Gomez (wendet ſich ab).

Laß mich zufrieden! Sagt' ich dir denn nicht —?

Fedriko.

Von neuem ſtrahlet Hoffnung mir im Herzen!
O, meine Blanka iſt nicht todt, ſie lebt!
Nicht wahr, du haſt gelogen, guter Gomez?
Ich ſeh's an deiner ſchamgefärbten Stirne,
An dieſem Aug', das ſich, der Lüge fremd,
Dem laſtenden Gefühl zu Boden ſenkt.
O, zwinge nicht dich zu der Falſchheit Künſten,
Es rächt die Wahrheit ihr verletzt' Geſetz
Und macht dein eignes Aug' dir zum Verräther.
Du haſt mich hintergangen! Blanka lebt!

Gomez.

Nun, weil du es denn weißt: Ja, Blanka lebt!

Fedriko.

Sie lebt, ſie lebt! — und du Grauſamer konnteſt
Die ſchöne Wahrheit neidiſch mir verhehlen?
Sie lebt! — Nun, Schickſal, ſtürme auf mich ein;
Mit eh'rnem Muthe trotz' ich deinen Pfeilen;
Was du mir immer raubſt, das Schönſte bleibt mir,
Der Güter köſtlichſtes, denn Blanka lebt!

Gomez.

Wohl, deine Blanka lebt; doch todt iſt ſie
Für dich, nie kannſt, nie darfſt du ſie beſitzen!

Fedriko.

Wer hindert mich? — Du ſprichſt in Räthſeln, Gomez!

Gomez.

Dring' weiter nicht in mich! Es iſt unmöglich,
Ich kann dir das Geheimniß nicht enthüllen!
Mit Schlangenzähnen würde es dein Herz,
Das unerſchüttert ruhige, zerfleiſchen.
Drei Worte unbedacht von mir geſprochen,
Und in Kaſtilien lodert hoch die Flamme
Des Aufruhrs, die ſchon itzt verderbend glüht,
Mit neuverſtärkter Wuth empor zum Himmel!

Fedriko.

Fernando, ſei nicht grauſam! Sage mir —

Gomez.

Vergebens dringeſt du in mich! Dein Blut
Wallt für die Wahrheit allzuheiß, und (bedeutend) Heinrich,
Der Graf von Traſtamara iſt dein Bruder!

Fedriko (betroffen).

Ha, was iſt das?

Vierter Auftritt.

Ein Diener. Vorige.

Diener.

Ein Wagen, würd'ger Herr,
Von einem Haufen königlicher Reiter
Umgeben, iſt ſo eben angekommen.
Der Hauptmann der Bedeckung ſpricht, er bringe
Die unbekannte Dame von Siguenza,
Das übrige ſei Euch bekannt!

Fedriko.

Gut, gut!

(Zu Gomez, der ihn fragend und mißtrauiſch anſieht.)

Ein läſtiges Geſchäft! — Das Mädchen iſt,
Wie ich vermuthe, eine von des Königs
Geliebten, oder Sproſſe eines Hauſes,
Das gegen Pedro Heinrichs Banner folgt.
Ich weiß nicht! Itzt bin ich zu ſehr bewegt,
Um ſie in ihre Zimmer ſelbſt zu führen.
Vertritt du meine Stelle, guter Gomez!

Gomez.

Sehr gern! — Leb' wohl!

Fedriko.

Wir ſprechen uns noch weiter!

(Gomez mit dem Diener ab.)

Fünfter Auftritt.

Fedriko (allein).

Sie lebt! Sie lebt! — Wer faſſet meine Wonne?
Wer fühlet, was ich fühle? — Blanka lebt!
In hellern Farben ſtrahlt die ganze Schöpfung,
Lacht neu belebt dem frohen Aug' entgegen;
In ſchönern Formen pranget die Natur.
Zerriſſen iſt der düſtre, ſchwarze Schleier
Der Freudentödterin Melancholie,
Der mir das thränenſchwere Aug' umhüllte.
Ich lebe neu, denn meine Blanka lebt!
Nun tobe immer, wilder Traſtamara,
Empöre ganz Europa gegen Pedro,
Reiß ihn vom hohen Königsſtuhl herab,
Und ſchmücke mit der blutbeſpritzten Krone
Des eingebornen Königs deinen Scheitel;

Dein Bruder lebt ein ſel'ges Götterleben
Im Arme ſeines Weibes, thut Verzicht
Auf alles, was der blöde Erdenpöbel,
Von Wahn bethöret, bis zum Himmel hebt.
In Nichts verſunken ſind die ſtolzen Träume
Von Größe — Hoheit; ſchöne Truggebilde
Der jungen, aufgeregten Phantaſie.
Zu ſpät nun ſeh' ich, daß, wo ein Tyranne
Mit ſchwerem Szepter niederdrückend waltet,
Nichts wahrhaft Großes, Edles ſich geſtaltet;
Denn des Deſpoten immer ſcheuer Blick
Bebt vor der fremden Größe feig zurück!
Drum kehr' ich freudig aus dem Sturm des Lebens
In die mir aufgethane heitre Bucht;
Dort winkt mir Glück und Ruhe, die vergebens
Durch lange traur'ge Jahre ich geſucht.
Herrſch' immer, Pedro, auf dem Königsthrone,
Von deiner feilen Sklaven Schaar umringt;
Ich tauſche nicht! — Wenn Blanka mich umſchlingt,
Iſt mir ein Myrthenkranz die ſchönſte Krone! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Blanka. Jaqueline. Gomez.

Gomez (rauh).
Hier rechts hinein ſind Eure Zimmer, Doña!
Bedürft Ihr weiter noch etwas, ſo ſprecht!
(Blanka ſchüttelt ſchweigend den Kopf und ſetzt ſich.)

Gomez.
So lebt denn wohl! Doch hört noch dieſen Rath:
Verſucht nicht etwa zu entfliehen, denn
Auf eigenen Befehl des Königs ſind
Die Thüren Eurer Zimmer ſcharf bewacht.
(Blanka blickt wehmüthig gen Himmel.)

Gomez (für ſich).

Gott weiß es, wie es kommt; das Mädchen rührt mich,
Ihr ſanftes Auge ſtrahlet Schmerz und Unſchuld,
Ich möchte zürnen und ich kann es nicht.
(Laut, milder.)
Lebt wohl! — Vergeßt nicht, was ich Euch geſagt!
(Er geht, Jaqueline hält ihn zurück.)

Jaqueline.

Senor, Señor!

Gomez.

Was wollt Ihr?

Jaqueline.

Nur ein Wort!

Gomez.

Nun?

Jaqueline.

Sagt, wie nennt man dieſe Stadt?

Gomez (ſieht ſie mißtrauiſch an, dann:)

Xeres
De la Frontera.

Jaqueline.

Wie? — Gerechter Gott!
Nicht ferne von Sevilla?

Gomez.

Wen'ge Meilen.

Jaqueline.

Wo itzt der König Hof hält?

Gomez.

Ja, ganz recht!

Jaqueline.

Seid Ihr der Kommandant der Feſtung?

Gomez.

Nein,
Nicht ich, Don Federiko Guzman, Meiſter
Des Ordens von Sant Jago Compoſtela,
Iſt Kommandant der Feſtung und der Stadt.

Blanka.

Ich wünſchte wen'ge Worte nur mit ihm
Zu ſprechen. Guter Ritter, wollt Ihr wohl
Ihn zu mir rufen?

Gomez.

Aber — aber was —

Blanka.

O ein'ge Augenblicke nur!

Gomez.

Fedriko —

Blanka.

Fedriko? — Federiko? — O gewiß
Iſt er ein edler Mann!

Gomez.

Don Guzman hat —

Blanka.

Fedriko Guzman? — Nennet ſich nicht ſo
Der Bruder Heinrich's, Graf von Traſtamara?

Gomez
(ſchnell, mit ſcharf beobachtendem Blicke).

Es freut Euch wohl recht ſehr, daß Euch das Schickſal
In ſeine Hand gerade führte?

Blanka.

Ja,
Denn Lob ertönt von Jedes Lippen, wenn
Man Traſtamara's edlen Bruder nennt.

Gomez (für ſich).

Ha, dieß Entzücken! — Wäre mein Verdacht? —
(laut.)
Wie, immer Heinrich's Nam' in Eurem Munde!
Faſt dünkt mich, Ihr ſchätzt nur Fedriko'n,
Weil er Graf Traſtamara's Bruder iſt.
Kennt Ihr den Grafen?

Blanka.

O, wie ſollt ich nicht?
Er iſt mein Freund, der einz'ge, den ich habe!

Gomez (für ſich).

Heinrich ihr Freund? Sie hier in Pedro's Ketten!
(Laut, ſie fixirend.)
Man ſagt, der Graf von Traſtamara wünſche,
Don Guzman aufzureizen gegen Pedro,
Er ſende darum Boten über Boten,
Und jeder fand den Edlen unbeweglich.
Doch man ſchlägt ſchwerer einem hübſchen Mädchen,
Das bittend ſich uns nahet, etwas ab.
(Schnell und beobachtend.)
Beſonders, wenn ſie nebenbei wohl gar
Uns Nachricht von gewiſſen
(ſehr nahe tretend und ſie ſtarr anblickend)
Blanken gäbe!

Blanka (erſchrocken).

Wie, Ritter, was ſprecht Ihr von Blanken?

Gomez (ſchnell).

Ihr ſprecht Jedrilo'n nicht!

Blanka.

Ha, was iſt das?

Jaqueline.

Herr Ritter, habt Erbarmen!

Blanka.

Menſch!

Gomez.

Vergebens!
Ihr ſprecht Don Guzman nicht!

Blanka.

Das geht zu weit!

Jaqueline.

Fürwahr, der König kennet ſeine Leute!
Ihr ſeid vermuthlich uns zum Kerkermeiſter
Beſtimmet?

Gomez.

Nein, mein Püppchen! — Glaubet mir,
Ich fühle ganz das Traur'ge Eurer Lage
Und herzlich gern würd' ich ſie Euch erleichtern,
Denn hart und grauſam bin ich nicht. Doch hier
Wär' es Verbrechen, weich zu ſein. Darum
Dringt länger nicht in mich. Ihr ſprecht ihn nicht!

Jaqueline.

In Eurem Beiſein —

Blanka.

Jaqueline, ſchweig!
Erniedrige nicht dich und mich durch Bitten!

(Jaqueline tritt weinend zurück.)

Blanka.

Wie, arme Freundin, biſt du noch ſo wenig
In unſers Unglücks Schule abgehärtet,
Daß dir des feilen Königsſklaven Trotz
Noch Thränen aus den Augen preßt? — Mein Kind,
Das iſt nicht gut! Ich ahnde härtre Scenen! —
Doch bin ich denn ſo tief geſunken, daß
Auch über einen einz'gen niedern Diener
Ich nicht mehr kann gebieten?

(Sie bemerkt einen Diener, der mit Gomez eingetreten und bis itzt im Hintergrunde ſtand.)

Eſkudero!
Don Guzman wird erſucht, zu mir zu kommen!
Doch ſchnell, die Sach' iſt dringend! — Geh!

(Der Diener blickt Gomez fragend an.)

Gomez.

Du bleibſt!

Blanka.

Ha, welche Kühnheit! — Geh!

Gomez.

Beim Himmel, wenn
Du gehſt, gehſt du in deinen Tod! — Du bleibſt!

Bianka.

Gerechter Gott, ſo weit iſt es gekommen?
— O Pedro, zittere, es lebt ein Gott!

Gomez.

Geh, Burſche!

Diener.

Zu Don Guzman?

Gomez.

In die Hölle!

(Diener erſchrocken ab.)

Gomez.

Verzeihet Doña, wenn der Eifer mich
Für meines Freundes, für Kaſtiliens Wohl
Zu weit geführt! — — Ihr kennet Traſtamara.
Er iſt der Bruder meines Freundes und
Auch gut und edel wie Fedriko, doch
Er führt die Waffen gegen ſeinen König
Und ſchwingt des Aufruhrs Banner. Zwar hat Pedro
Mißbraucht des Thrones angeſtammte Macht,
Doch ziemt es ihm nicht, ins Gericht zu gehen
Mit ſeinem König, Gott iſt hier nur Richter;
Auch drücket ſeines ſtarren Schwertes Wucht
Das in den Staub getretne Volk nicht minder
Als ſeines Königs ſchweres Eiſenzepter.

Bianka.

Wozu dieß alles?

Gomez.

Unterbrecht mich nicht!
Fedriko Guzman fühlet tief das Unglück
Kaſtiliens und brennt vor heißem Eifer,
Das Vaterland vom Drucke zu befrein.
Die Kräfte, die in ſeinem Innern ſchlummern,
Sie könnten eine halbe Welt beglücken;
Doch falſch geleitet, würden ſie zerſtören.
Feſt iſt er gegen jegliche Verſuchung,

Nur eine einz'ge könnt ihn wankend machen,
Und wenn er wankt, iſt er auch ſchon gefallen,
Denn allzu heftig iſt er und zu raſch!
Ich, Doña, bin ſein Freund; Ihr ſeht daher,
Daß ein Geſpräch mit Euch ich hindern muß.

Blanka.

Herr Ritter, Eure Reden ſind ſo ſeltſam,
Wie Eu'r Betragen!

Gomez.

War't Ihr lang am Hofe?

Blanka (ſeufzend).

Nur kurze Zeit, und dennoch viel zu lange
Für meine Ruhe und mein Glück!

Gomez.

Ihr kennt
Doch Blanken, unſre Königin?

Blanka.

Ob ich
Sie kenne? — Wollt Ihr meiner ſpotten, Ritter?

Gomez.

Um Gotteswillen, kennt Ihr ſie?

Blanka.

Ja, Ritter!

Gomez.

Ihr kennet ſie und ſehet noch nicht deutlich,
Daß Don Fedriko Euch nicht ſprechen darf?
Doch — Ihr wißt nicht, wie das zuſammenhängt.
Verzeiht! — mein Kopf —

Blanka
(mit kaum bemerkbarem Lächeln).

Fürwahr, mir bangt für ihn!

Gomez.

Lebt wohl! — Geſchäfte rufen mich. — Wenn etwa
In des Geſpräches Hitze etwas mir
Entfahren wäre, was nicht jedem gut iſt

Zu wiſſen, ſo vergeßt es, ſchöne Doña!
Lebt wohl, wir ſprechen bald uns wieder!

Blanka.

Kann ich
Den Kommandanten —

Gomez.

Nu, wir wollen ſehen! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Blanka. Jaqueline.

Blanka.

O Jaqueline, laß an deinem Buſen
Mein Schickſal mich beweinen! — O, warum
Ward mir in meinem ſchönen Frankreich nicht
Ein Grab ſtatt dieſes Landes Königskrone,
Die ſchwer und drückend mich zu Boden beugt?
Warum ward unter hundert Fürſtentöchtern
Nur eben deine Blanka auserſehn,
In dieſes Wütrichs Arm — doch nein,
In ſeinen Armen nicht, in ſeinen Ketten; —
Den Tod von Gott als Wohlthat zu erflehn!

Jaqueline.

O, meine Königin, Ihr quält Euch ſelbſt
Mit dieſen mitternächtlich ſchwarzen Bildern.
Melancholie umſchattet düſter Euch
Die ſchönen, heitern Seiten jedes Dinges
Und zeigt Euch bloß die unglücksſchwangern.
Einſt war't Ihr anders, theure Königin,
An Eures Vaters Hofe zu Moulins!
Leicht, wie ein Bach durch reichbeblümte Wieſen
Die reinen Silberwellen hüpfend ſchlängelt,

Floß Eurer Jugend Blumenzeit dahin;
Mit leichtem Sinne für die Gegenwart,
Die helle, heiter lächelnde, nur ſorgend,
Lag Euch in dichtem Nebel eingehüllt
Die Zukunft und Vergangenheit. — Und nun —

Blanka.

Nun iſt es anders, meinſt du, gutes Mädchen?
Ja, du haſt recht! — und weh mir, daß du recht haſt!

Jaqueline.

Doch, Fürſtin, ſteht es nicht in Eurer Macht
Zu werden, was Ihr war't?

Blanka.

O wollte Gott
Es wäre, gutes Mädchen, wie du ſprichſt!
Doch alle dieſe Wünſche ſind vergebens!
Kann ich Don Pedro's felſenhartes Herz
Zu Menſchlichkeit und Liebe ſtimmen? Kann ich
Das Demantband, das unzerreißliche,
Zerbrechen, das mich ewig an ihn kettet?
Kann ich dieß ſtarre, wildempörte Land
Verwandeln in mein freundliches Bourbon,
Die blutgedüngten Felder Spaniens
In jenen ſchönen, ſel'gen Boden Frankreichs,
Auf dem des Himmels beſter Segen ruht?
Wo Quellen, rein wie ſeines Volkes Herzen
Und ungefärbt vom Blut erſchlagner Brüder,
Die heitern Himmelsfluren kühlend tränken,
Wo ſanfter ſtrahlt der goldnen Sonne Antlitz,
Und eine andre, ſchönere Natur
Den reichen Segensmantel uns entfaltet!
Dahin laß mich ziehn,
Dieſem Kerker entfliehn,
Die ſeligen Auen
Noch einmal ſchauen,
In deren Schoß

Mein junges Herz
Der Liebe Schmerz,
Der Liebe Wonne
Entzückt genoß.
Mich ſchaun die Sonne,
Die mich beſtrahlte,
Als Himmelsluſt
An ſeiner Bruſt
Mit Purpur meine Wangen malte.
Mich ſehn das Land,
Wo an der Hand
Ich der Natur
Zuerſt erfuhr,
Wie Lieb' beglückt,
Wie ſie betrügt!
Dahin, dahin,
Dahin laß mich fliehn;
In ſeinen ſtillen Gründen
Ein Grab mich finden!

Jaqueline.

Ihr ſchwärmet, meine theure Königin!

Blanka (ſchwärmeriſch).

O, laß mich eilen aus den engen Räumen
Der trägen Wirklichkeit ins weite Feld
Der Phantaſie, zerſtöre nicht die Welt,
Die ich mir aufgebaut aus leichten Träumen!
Wenn auch des Glückes letzter Strahl entflieht,
Des Schickſals Stürme unſern Himmel ſchwärzen,
Schwelgt froh der Menſch in ihr und es entblüht
Ein Paradies dem grambeladnen Herzen,
In dem der Hoffnung Sonne labend glüht,
In dem des Schickſals Wunden minder ſchmerzen.
Vergeſſend ſchwelgt er in dem heitern Reich,
Dünkt auf Minuten ſich den Göttern gleich!

Jaqueline.

Gern, meine Fürſtin, gönn' ich Euch den Troſt,
Doch — ach verzeiht, daß ich Euch dran erinnre —
Vergeſſet nicht der Wirklichkeit! — Don Pedro —

Blanka.

O nenne mir nicht dieſen Namen, Mädchen!
Damit ich nicht vergeſſe, wer der iſt,
Der dieſen Namen führet, — mein Gemahl! —
Ach, in den ſel'gen Stunden meiner Jugend
Knüpft' ich ſo ſchöne Träume an das Wort
Gemahl! — Ach warum bin ich doch erwacht!
Er iſt mir gleichbedeutend itzt geworden
(bitter)
Mit Kerkermeiſter! — Ach ſo dacht' ich nicht
In jenen ſel'gen Tagen zu Varennes.
(Sie reißt ein Bild aus dem Buſen.)
Fedriko! — Mann, den ich ſo innig liebte,
Ach, warum mußteſt du Bourbon verlaſſen
Und deine Blanka! — — Doch was thu' ich? — Ha,
Bin ich nicht Pedro's Gattin? — Jaqueline,
Hier nimm dieß Bild — bewahr' es wohl! — Doch nein,
Vernicht' es, Jaqueline, ja, vernicht' es!
Ich will mit Gleichem Gleiches nicht vergelten;
Mit meinem Beiſpiel ſoll ſich Pedro nicht
Vertheid'gen können bei Mariens Anblick! —
Aus meinem Herzen will ich das Gedächtniß
Der ſel'gen Stunden zu Varennes reißen,
Denn meine Pflicht, das Schickſal will es ſo!
Fort mit dem Bild! Aus meinen Augen! Fort!
(Jaqueline nimmt das Bild und ſteckt es ein.)
Du ſiehſt mich fragend an, kannſt nicht begreifen,
Warum dieß Bild mich ſo in Wallung ſetzt?
O gutes Mädchen, tief in meiner Bruſt
Trag' ich ein unglückbrütendes Geheimniß,
Das jeden frohen Augenblick verſcheucht,

Und meines Lebens Ruhe mir vergiftet,
Das meinen Gatten mich zu meiden zwänge,
Wär' er der Beſte ſeines Volkes auch.
O Mädchen, hör' und ſchenk' mir eine Thräne!
Ich liebe! — Doch nein, nein, nicht ſo! — Ich liebte!
Ich liebte einen Mann, den die Natur
Mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet,
Um eines Mädchens fühlend Herz mit Liebe,
Mit heißer, glüh'nder Liebe zu beglücken.
Ich liebte ihn mit der allmächt'gen Gluth
Der erſten Leidenſchaft, und, o verdamme,
Allgütiger, mich nicht, wenn ich geſtehe:
Ich lieb' ihn noch!

(Sinkt an Jaquelinens Buſen.)

Jaqueline.

O meine Königin!

Blanka.

O Jaqueline, nenne mich nicht ſo!
Um dieſen ſchimmernden, armſel'gen Titel
Ward deine Blanka an das Ungeheuer,
Das mein Gemahl ſich nennt, und das im Arme
Von feilen Buhlerinnen mein vergißt,
Von Kerker mich zu Kerker wüthend ſchleppt,
Nach meinem Blute gierig lechzt, geſchmiedet!
Fedriko! — O, ich kann ihn nicht vergeſſen!
Gib, Jaqueline, mir das Bild, ach gib mir's!

Jaqueline.

Ihr wolltet ja —

Blanka.

Ich will es nicht behalten!
Zum letztenmale nur will ich es ſehn,
Zum letztenmal den traur'gen Ueberreſt
Aus meiner Jugend ſchönen Hoffnungen
Und meines Glückes Schiffbruch; — gib es mir!

(Jaqueline gibt ihr das Bild.)

Sieh, Jaqueline, dieſe edlen Züge,
Die hehre, majeſtätiſche Geſtalt,
So groß und ſtolz! Ein Maler wählte ſie
Zum Muſter eines Herkules, wenn nicht
Des ſchönen Mundes zauberiſches Lächeln,
Der ſchlanken Glieder reines Ebenmaß,
Der ſanfte Blick des Augs im rauhen Löwenfelle
Den ſchlauverſteckten Liebesgott verriethen!
So groß ſtand er vor mir an jenem Tage,
Als aus der Loire Wogen er den Knaben
Des alten Claude rettete, ſo ſtrahlte
Sein großes Auge, als an jenem Tage,
An jenem ſchönen, unglücksvollen Tage,
Sein Arm im Walde bei Varennes mich
Mit heißer Glut umſchlang. O Mädchen, Mädchen,
Es iſt ſo göttlich ſchön, geliebt zu ſein!

Jaqueline.

Doch wer —

Blanka.

Wie Mädchen, wie? ſahſt du ihn nicht,
Als er den armen Knaben rettete,
Der ſpielend ſich dem Strom zu ſehr genaht
Und unterſank?

Jaqueline.

Ah, ich erinnre mich!
Es war ein ſchöner Maitag. Ihr gingt eben,
Von mir allein begleitet, an dem Ufer.
Da fiel der Knabe in den Fluß. Wir ſchrieen
Um Hilfe, aber Niemand hörte uns
Mit einem Male ſprang aus dem Gebüſch
Ein ſchöner Mann hervor; den Mantel warf er
Hinweg und ſtürzt' mit kühnem Muthe ſich
Vom ſteilen Ufer in den mächt'gen Strom.
Verloren glaubten wir den Edlen ſchon,

Als plötzlich mit den hohen Wellen kämpfend,
Den Knaben in den Armen, er erſchien.

Blanka.

O, damals ſchon flog ihm mein Herz entgegen!

Jaqueline.

Doch immer matter ward ſein Arm und matter,
Schon konnt' er kaum der Fluth mehr widerſtehn,
Als Fiſcher naheten, herbeigelockt
Durch unſer Angſtgeſchrei, den ſchönen Jüngling
Mit ſeiner Beute an das Ufer zogen
Und in die nahgelegnen Hütten brachten.
Ihr ſorgtet eifrig für des Braven Leben,
Er kam zu ſich, und als die Dämm'rung anbrach,
Eilt' er davon, den Knaben an der Seite,
Den Kleinen in des Vaters Haus zu bringen;
Und ſeit der Zeit ſah ich ihn nicht mehr wieder!

Blanka.

Du ſahſt ihn nicht mehr wieder? Armes Mädchen!
Ich ſah ihn öfter!

Jaqueline.

Und Ihr liebtet ihn?

Blanka.

Kann man ihn ſehen, ohne ihn zu lieben?
Und fügte ſich nicht alles, alles, daß
Ihn deine arme Blanka lieben mußte? —
An jenem Abend, als er in der Hütte
Der Fiſcher ohne Sinn und Leben lag,
Saß ich an ſeinem Bett! — Ich muß geſtehn,
Mit Wohlgefallen ruht' auf ihm mein Blick
Und hing an ſeinen ſchönen, edlen Zügen. —
Man hatte alle Hoffnung aufgegeben,
Ins Leben wieder ihn zurückzurufen,
Und alles hatte ſich entfernt; nur ich,
Nur ich allein ſaß trauernd ihm zur Seite.
Da däucht' es mir, ſein Aug' bewege ſich!

Froh über dieſe Spur des neuen Lebens,
Bog ich zu ſeinem Munde das Geſicht,
Den Athemzügen des Erwachten lauſchend.
Da hebt ſein Haupt er plötzlich, meine Lippe
Lag auf der ſeinigen, er ſchlug das Auge
Empor zu mir, und heiß und ſeelenvoll
(leiſe)
Drückt ſeine Lippen er auf meinen Mund!
O meine Retterin! ſo ſtammelt er.
Da kamen Leute und ich fuhr zurück.
Er ſah mich lange und bedeutend an
Mit ſtarrem glüh'nden Blicke, ſeufzte, und
Auch deine arme Blanka mußte ſeufzen,
Und ſeufzte wieder, als er Abſchied nahm,
Den Knaben zu den Seinigen zu bringen.

Jaqueline.

Und dieſer einzige Moment entflammte
In meiner Blanka Buſen heiße Liebe?

Blanka.

O höre nur! — Ich ging am nächſten Tage
Von einem einz'gen Diener nur begleitet,
Dem Walde zu, um nach des Knaben Wohlſein
Zu forſchen und nach ſeinen Eltern. Ich
Trat in der Armen niedre Hütte ein,
Und ihn, ihn traf mein erſter Blick, er kam
Erglühend an dem Eingang mir entgegen.

Jaqueline.

Und Ihr?

Blanka (entzückt).

Ich blieb und hört' und ſah und — liebte!

Jaqueline.

O meine theure Königin, wie ſpieltet
Unſchuldig ſicher Ihr mit der Gefahr!

Blanka.

Ach Mädchen, damals färbte roſenfarben

Die Hoffnung und die Liebe alles mir!
Und iſt der Kalte wohl beglückt zu nennen,
Der nie, in ſeinem ganzen Leben nie,
So göttlich ſchön geliebet, wie du's nennſt?

Jaqueline.

Der Traum iſt ſchön, doch furchtbar das Erwachen!

Blanka.

Doch damals träumte ich und träumte glücklich! —
O jener ſchönen, unausſprechlich ſel'gen Tage,
Die göttlich ſchön, mit goldnen Himmelsblüthen
Bekränzt, auf Engelsfittig um uns ſpielten!
Ich blicke durch die Nacht der Gegenwart
In der Vergangenheit erhelltes Reich,
Und ſehe, wie Elyſiums reine Geiſter
Vor meinen thränenſchweren Augen ſchweben,
Himmelsgeſtalten hingeſchwundner Zeiten;
Ich ſeh' ſie lächeln, gleiten und — entſchwinden,
Entſchwinden, weh! und nimmer wiederkehren!
Ach Schickſal, warum jenes Glück mir zeigen,
Wenn du mir dieſe Thränen haſt beſtimmt?
Warum mit Purpurwolken mir den Sturm verbergen,
Der meine Seligkeit zertrümmern ſollte?

Jaqueline.

Erzählt doch weiter! Wie geſchah es denn? —

Blanka.

Soll ich von Schritt zu Schritt mit kaltem Maßſtab
Das unausſprechlich Tiefgefühlte meſſen
Vor deinen Augen im Erzählungston?
Ich liebte! — Dieſes einz'ge Wort mag alles
Dir ſagen, was du forſchen kannſt! — Ich liebte!
O arme Sprache, die ein kahles Wort mir gibt
Für meines Herzens ungemeßne Fühlung!
Ich betete ihn an, vergötterte
Und ward zum Gott! Der Menſchheit enge Feſſeln
Entfielen der emporgehobnen Seele,

Ein andrer Geiſt ſchien dieſe Hülle zu bewohnen,
Gebrochen der Natur gewalt'ge Grenze,
Und was ſie ſchied durch das Geſetz der Körper,
Schien durch die Lieb' in eines zu verfließen!

Jaqueline.

Und, Blanka, mir verbargt mißtrauiſch Ihr
Das ſchreckliche Geheimniß, das die Blüthe
Des Lebens Euch mit Mörderhänden knickte?

Blanka.

Verborgenheit iſt Lebensluft der Liebe!
Dem ſanften Veilchen gleich verſchmähet ſie
Der ſtolzen Berge ſonnenreiche Höhn
Und birgt im Schoß des Thales demuthsvoll
Das ſüße Haupt und iſt ſich ſelbſt genug.
Der himmliſch ſchöne Reiz, der ſie umwebt,
Flieht bei des Kalten rauherem Betaſten,
Und wie das Flügelgold des Schmetterlings,
Wird ihre Schöne nur geſehn, empfunden,
Indeß des Forſchers Hände ſie zerſtören.

Jaqueline.

Und wagte es der Kühne, ſeine Blicke
Emporzuheben zu Bourbons Prinzeſſin,
Zur Blume, die im Königsgarten blühte,
Die hochvermeßnen Hände auszuſtrecken?

Blanka.

Wie kleinlich denkſt und ſprichſt du, Jaqueline!
Kannſt du den plumpen Wahn des blöden Pöbels
Im ſanfterfühlenden Herzen hegen?
Es ſucht die Liebe, nichts als Liebe; wo
Sie dieſe findet, iſt ihr würd'ger Platz!
Soll ſie kaufmänniſch erſt und ſorglich forſchen,
Ob auch das Götterbild, das ſie verehrt,
In bunte Purpurlarven eingehüllt?
Soll ſie von ihrer Höhe niederſchauen
Auf Güter, die die Zeit gibt und entreißt?

Nach überirdiſchen nur mag ſie ſtreben,
Denn nicht von dieſer Erde iſt ihr Leben!

Jaqueline.

Nicht an dem Weibe rügt man ſolche Schwäche,
Denn des Gefühles tief erklungne Töne
Betäuben leicht der Vorſicht leiſern Ruf;
Doch ziemt dem ſtärkeren Geſchlechte Kraft,
Dem Drang der Leidenſchaft zu widerſtehn,
Wenn die Unmöglichkeit ihr ſtarres Szepter
Senkt zwiſchen zweier Liebenden Umarmung.

Blanka.

Mein Stand und Name blieb ihm ein Geheimniß.
Auf meine Bitte ſchwor er mir, nach ihnen,
Bis ich's ihm ſelbſt enthüllte, nicht zu forſchen.
Ich kannte meines Vaters raſchen Zorn
Und zitterte für des Geliebten Ruhe,
Denn damals ſchon ſprach man von der Verbindung,
Die meiner Seele Frieden mir ermordet;
Von ſeinem Zartgefühl beſorgt' ich auch
Ein Opfer, das mich ſelbſt geopfert hätte.
Wie rein, wie abſichtslos ſchien er zu lieben!
Doch ſchien er's nur! Weh mir, daß er's nur ſchien!
Bald, allzubald war ſie verwelkt, die Blume
Der Liebe, eh' ſie ſich noch ganz entfaltet.
Mit liebevoller Ungeduld ſucht' ich
Ihn eines Morgens auf und fand ihn nicht.
Da (in Thränen ausbrechend) reichte Claude dieſen Zettel mir,
Den der Verräther ihm für mich gegeben. —
Ein Fremder, ſprach der Alte, kam des Morgens
Zu Federiko'n, lange ſprachen beide
In unbekannter Sprache, bis der Falſche
Zurück kam, ihm den Zettel reichte und
In ſchneller Haſt fort mit dem Fremden ſprengte.

(Sie öffnet die Faſſung des Portraits und zieht einen klein zuſammengefalteten Zettel hervor.)

Mit heißer Liebe kam ich ihm entgegen;
Nur ihn allein ſah ich im Kreis der Schöpfung,
Nur ſein Bild ſtrahlte alles mir zurück,
Nur darum war mein Vaterland mir theuer,
Weil er auf ſeinem Boden wandelte;
Nur darum reizte mich die Schönheit der Natur,
Weil auch ſein Herz ſich ihrer Reize freute;
In ihm nur war ich alles, was ich war,
Und der Barbar ſtieß grauſam mich von ſich!
Hier, Mädchen, nimm den Zettel, lies und ſieh,
Wie kalt, wie rauh! — Nicht einmal eine kleine
Entſchuldigung, nicht eine Zeile, die,
Von Liebe nicht, nein, nur von Achtung zeugte.
O Mädchen, ſo, ſo tief bin ich geſunken!

Jaqueline (lieſt).

„Leb' wohl, Geliebte und gedenke meiner!
Mein hartes Schickſal ruft, wir müſſen ſcheiden,
Doch nicht auf lange, bald ſeh' ich dich wieder.
Die Stunde flieht! Leb' wohl! — Fedriko Kaſtro."

Blanka.

O Jaqueline, ſprich, kannſt du mich tadeln,
Wenn ich die Welt verachte, da ſein ſchönſtes,
Sein herrlichſtes Geſchöpf mich hinterging,
So ohne allen Zweck mich hinterging!
Hätte der Falſche Liebe mir geheuchelt,
Um meine Livres zu erhaſchen, oder
Um ſich ein fettes Aemtchen zu erſchleichen
Beim Herzog von Bourbon durch meinen Verſpruch,
Verachten würd' ich ihn! Doch für den Mann,
Der nur, um mein zu ſpotten, nur um ſich
Ein grauſames Vergnügen zu bereiten,
Mit Gegenliebe meine Unſchuld täuſchte,
Für den Mann hat die Sprache keinen Ausdruck!
So namenlos wie meine Lieb' iſt ſein Verbrechen!
Betrogen hat mich der Barbar, verlaſſen,

Geſpottet meiner Liebe, ſeiner Pflicht;
So ſehr ich ihn geliebt, will ich ihn haſſen,
Bis dieſes Aug' im Arm des Todes bricht!
Doch haſſen ihn? — Nein! Blanka kann erblaſſen,
Doch ihm, dem Ewigtheuern flucht ſie nicht!
Und hörſt du meine Bitte, Herr der Welten,
(mit ausgebreiteten Armen)
So laß ihn dieſe Thränen nicht entgelten!

Jaqueline.

Still, meine Königin, ich höre Tritte!

Achter Auftritt.

Fedriko. Vorige.

Fedriko (umherſehend).

Verzeiht! Iſt hier nicht Gomez?

Blanka

(wendet ſich gegen ihn, erkennt ihn und ruft:)

Gott, Fedriko!

(Sie ſinkt in Jaquelinens Arme.)

Jaqueline.

Zu Hilfe! — Ach gerechter Gott, ſie ſtirbt!

Fedriko.

Wer nennt hier meinen Namen? — Ha, was ſeh' ich?
Iſt's wirklich oder täuſcht mich ein Gebild
Der Phantaſie? — Wie, Blanka hier? — Du hier?
(Er eilt auf Blanken zu.)

Jaqueline.

Zurück, zurück! Wollt Ihr die Arme tödten?

Fedriko.

Weib, laß mich, ich muß mich der Theuren nahn!
(Er faßt ſie in ſeine Arme.)

Geliebte, theure Blanka, o erwache,
Erwache, Holde, in Fedriko's Armen!
Wohl mir! ſie ſchlägt die Augen auf! — (entzückt) ſie lebt!

Blanka (erholt ſich allmälig).

Hab' ich geträumt?
(Sie erblickt Fedriko'n.)
Gott, nein, ich träumte nicht!
Fedriko! (Mit Entſetzen.) Ha, Fedriko!
(Sucht ſich aus ſeinen Armen los zu machen.)

Fedriko.

Blanka! Blanka!

Blanka.

Weh mir, er ſelbſt! — Kommſt du? — — Laßt mich, Herr Ritter!
Er ſelbſt! er ſelbſt! — o laßt mich!

Fedriko

(blickt ſie erſtaunt an, dann ſchmerzlich).

So ſpricht Blanka?
Doch nein, ſie iſt es nicht! — Gomez hat Recht,
Sie iſt geſtorben, meine theure Blanka!

Blanka

(winkt ihm mit der Hand, ſich zu entfernen).

Fedriko.

Du winkeſt mir Entfernung? Nimmermehr!
Ihr trügt, verrätheriſche Augen!
Ihr ſteht im Bund mit meines Schickſals Bosheit!
(Er nähert ſich ihr, ſie flieht an Jaquelinens Buſen.)

Blanka.

Ha, Menſch! Entſetzlich, unbegreiflich Weſen!
Zurück! Willſt du denn mehr noch als mich tödten?

Fedriko.

Sie iſt's, ſie iſt's! Es ſchallt zum bangen Herzen
Der wohlbekannten Stimme Zauberklang,
Und wecket leiſe ſchlummernde Geſtalten
Zum neuen Sein in der Erinnrung Licht!
Sei mir willkommen, langentbehrter Schall,

Ich fühle dir mein Herz entgegenſchlagen!
Du biſt es, ja! Erkenne nun auch mich.
Fedriko Caſtro bin ich, der voll Liebe
Mit treuem Sinn dem Augenblick entgegen ſah,
Der ſich nun unerwartet ihm und göttlich
Vom Himmel niederſenkt, und dich ihm bringt!

Blanka.

Mit frechen Lügen wagſt du den Verrath,
Den laut um Rache ſchreienden, zu reden?
Willſt du mich auch zum zweitenmale täuſchen?
Doch nein, ich kenne nun zu gut den Becher,
Den trügeriſchen der Heuchelei; ich habe,
Zu meiner Marter hab' ich ihn geleert.
Der Geiſt, der ſinnberauſchend ihm entquillt
Und uns den Höllentrank zu koſten reizet,
Iſt durch den Hauch der Zeit und der Erfahrung
Verraucht, und nur die Hefen ſchmeck' ich noch,
(bitter)
Und dieſe ſind ſo lieblich wahrlich nicht,
Daß ſie zu fernerm Trinken locken ſollten!
(Zart.)
Verlaſſet mich! Ich bitt' Euch drum, Herr Ritter!

Fedriko.

Wie, Blanka, kennſt du nicht mehr Federiko'n.
Kennſt du nicht mehr den einſt dir theuren Mann,
Der heiß und innig dich und treu geliebt?

Blanka.

Ihr ſpottet meiner! — Ich muß Euch verachten!

Fedriko.

Mein Leben ſelbſt kann ich für Blanken opfern,
Doch auch von der Geliebten dulde ich
Verachtung — ſchwer; und nur —

Blanka.

Entfernt Euch, Ritter!
Ihr ſeid ein Lügner!
(Fedriko macht eine heftige Bewegung.)

Blanka (milder).

Sprecht nicht Wahrheit!

Fedriko.

Ha,
Es iſt genug! Selbſt müßt' ich mich verachten,
Wenn ich von meinem Glücke ſprechen könnte,
Da, wo es ſich um meine Ehre handelt!

(Er geht mit ſtarken Schritten der Thüre zu, doch bald bleibt er ſtehen und blickt zurück.)

Blanka

(blickt ihm ängſtlich nach, da er ſich umwendet, ſagt ſie leiſe).

Könnt Ihr entſchuldigen, was Ihr gethan?
Doch nein, unmöglich! Klar iſt das Verbrechen
Und ſchreit mit Donnerſtimm' empor gen Himmel!

Fedriko.

Wenn zwiſchen uns und unſrer Liebe, Blanka,
Entſchuldigungen es einmal bedarf,
Dann lohnt es nimmer ſich der Mühe mehr,
Sich zu vertheidigen. — Ha, Hölle, hier
Dein Meiſterſtück! Sogar im heil'gen Tempel,
In dem der Gottheit Bild zu thronen ſchien,
Weißt du mit ſchlauer Liſt dein Bild zu ſetzen!
Sie treulos! Treulos ſie! Gerechter Gott!
Mit dieſer Hand hätt' rächend ich das Eiſen
In meine eigne Bruſt geſtoßen, wenn
Nur ein Gedanke vorlaut, unbewußt,
An ihrer Treue zweifelnd, ſich erhoben hätte!
Sie treulos, deren Name alles Heil'ge
Mir, aller Tugenden verehrte Züge
In himmliſch ſchöner Einigung umfing,
Sie, deren Name mein heiligſter Eid,
Mein einz'ger Troſt im Kampf des Lebens war,
Vor deren Bild ich ſelbſt meine Gebete,
Die ich der Gottheit brachte, niederlegte,
Weil ich nichts Reineres, nichts Heil'geres

Im Kreis der ganzen Schöpfung kannt' als ſie!
Sie treulos, treulos! — Laß mich zweifeln, Weib!
Nicht mit ſo einem, einem Schlage raube
Mir alle meine Seligkeit! Weib, Weib!
Was warſt du einſt, und, oh! was biſt du nun!
(Er wendet ſich ſchmerzvoll ab.)

Blanka.

Wer trägt die Schuld, daß ich es nicht mehr bin,
Daß Gram und Schmerz an meinem Herzen nagen?
O weine, wenn du es noch kannſt! Du haſt
Den Frieden meiner Seele mir geſtohlen!
Du heuchelteſt der Unerfahrnen Liebe,
Und als ich mich mit heißer Leidenſchaft,
Ein unerfahrnes Mädchen ohne Argwohn,
An deinen Buſen warf, verließeſt du
Zum blut'gen Raub der Scham und Liebe mich!

Fedriko.

Ha, welches Licht bringſt du vor meine Augen!
Du glaubſt mich ſchuldig? Schuldig, Blanka, mich?
So wendet denn das Schickſal ſelbſt das Opfer,
Das ich der Pflicht mit reinem Herzen brachte,
Das ſchwere, blut'ge, zum Verderben mir!

Blanka.

O, übt nicht Euren Scharfſinn, zu erfinden
Ein neues Märchen, wieder mich zu täuſchen!

Fedriko.

Du glaubſt mich ſchuldig? Schuldig, Blanka, mich?

Blanka.

Tritt hin vors Angeſicht des mächt'gen Richters,
Der deines Herzens tiefſte Falten kennt,
Blick' auf zum Himmel, zu dem rächenden,
Und ſchwöre, du ſei'ſt ſchuldlos!

Fedriko.

Ja, ich bin es!
Hier ſteh' ich vor dir, ein Kaſtilier,

Ein Menſch, ein Krieger und ein Chriſt, und ſchwöre
Und ſchwör's bei meinem Gotte, bei der Liebe,
Die heiß und innig mir im Buſen wallt,
Daß ohne Trug mein Herz und ohne Argliſt
Die zugeſchworne Treue niemals brach!
Ja, ich verließ dich, Blanka, und es iſt
Mein Stolz, daß ich es that! Ja, wenn ich
Des Himmels ſchönſte Gabe, wenn ich dich
Darüber auch verlieren ſollte, nein!
Ich kann ihn nicht verwünſchen, dieſen Schritt.
Don Pedros Tyrannei verwüſtete
Die theuern Fluren meines Vaterlandes,
Eleonore, meine Mutter, ward
Auf das Geheiß des grauſamen Deſpoten
Gefangen, und mein Bruder, ſie zu retten,
Empörte kühn ſich gegen ſeinen König
Und zog den Degen gegen ſeinen Herrn:
Der Bürgerkrieg ſtreckt' aus dem Schlund der Hölle
Sein unnatürlich Flammenhaupt empor,
Mein Vaterland ward der Verwüſtung Raub,
Das Volk, das mich vor allen andern liebt,
Begehrte mich zum Mittler zwiſchen ſich
Und ſeinen Herrn. Konnt' ich noch länger weilen?
Sprich ſelbſt, erhabne, edle Seele, ſprich,
Konnt' ich in deinem Arm der Liebe leben,
Indeß mein Vaterland in Feſſeln ſeufzte,
Indeß ob dem geliebten Haupt der Mutter
Das Schwert des Henkers, niederſinkend, ſchwebte?
(Blanka verhüllt ſchmerzhaft das Geſicht.)
Frag' meiner Mutter thränennaſſes Grab,
Kaſtiliens verheerte Felder frage,
Die Tauſende, die bloß und heimatslos
Den Schutt der väterlichen Hütten fliehn,
Frag' dieſe Züge, die der Gram entſtellt,
Dieß Auge voll von Thränen, ob mein Mund

Der Wahrheit ſcharfgezogne Grenze überſchritt.
Dieß Zimmer hörte meine Seufzer, ſah
Mit heißen Thränen dieſes Aug' ſich netzen,
Sah meine Liebe, Hoffnung und Verzweiflung.

Blanka (für ſich).

Er ſchuldlos, ſchuldlos er? Barmherz'ger Gott!
Laß mir ihn nicht ſo liebenswerth erſcheinen,
Ihn, den ich haſſen ſoll! O laß mich ihn,
Laß mich ihn ſchuldig glauben! Ich erliege!

Fedriko.

Doch nun iſt er verſchwunden, dieſer Schmerz,
Und Freude kehrt zurück in dieſe Bruſt,
Denn, Mädchen, du, du ſteheſt mir zur Seite!
Verbannt ſei Mißtraun und der bleiche Argwohn!
Erneute Liebe laß erſetzen, was
Der nimmerſatte Gram uns hat geraubt!
O Blanka, meine Blanka! Bald nun mein
Auf ewig!

(Schließt ſie in ſeine Arme.)

Blanka (ängſtlich).

Federiko!

Fedriko.

Weib, das ich
Aus Tauſenden mir auserkoren, ſieh,
Ich ſprenge alle Feſſeln kühn, durch die
Des Königs feige Schlangenliſt mich band,
Und trete wieder in den ſchönen Kreis
Der Menſchheit, dem der Falſche mich entriſſen!
Der heil'ge Vater löſet alle Bande,
Die mich an dieſe Kleidung feſſelten.
Mit dieſem Mantel werf' ich die Schimäre
Von Ruhm und Größe von mir, denen
Ich einſt, von Wahn getäuſcht, gehuldigt!

(Er reißt ſeinen Mantel ab und wirft ihn weg.)

Nicht Ritter will ich nun mehr ſein, nicht Krieger.

Und gern entſag' ich jedem Rang und Titel;
Ein einz'ger nur, ein einz'ger ſei mein Stolz
Und hebe über Fürſten mich empor:
Der ſchöne Name Menſch, den die Natur
Dem Bettler wie dem König gütig gab,
Den ſchönſten, den ſie ihnen geben konnte!
Menſch will ich künftig ſein und Blanka's Gatte!

Jaqueline.

Ihr Gatte, Gatte? Heil'ger Gott!
(Sieht Blanken mit mitleidig vorwerfendem Blick an.)

Blanka (noch ängſtlicher).

Fedriko!

Fedriko
(kehrt ſich gegen Jaquelinen).

Was gibt's?

Jaqueline.

Die Königin —

Fedriko.

Was hat die Kön'gin
Mit unſerm Bund zu ſchaffen, theures Weib?

Jaqueline
(mit gerungenen Händen).

Sein Weib!

Fedriko.

Mein Weib! Ja meine Blanka, ja mein Weib!
Vor Gottes Antlitz biſt du es, des Prieſters Hand
Soll heute noch, was jener band, vereinen!

Jaqueline
(wirft ſich weinend zu Blankens Füßen).

Gebieterin, das gräßlichſte Verbrechen!
So arg als Kirchenraub und Prieſtermord.

Blanka.

Schweig, Mädchen, ſchweig, du weißt nicht, was du ſprichſt!
(Mit Würde zu Fedriko'n.)
Was zwiſchen uns auch einſt beſtanden, Ritter,
Vergeßt nicht, daß ich Pedro's Gattin bin
Und Eure Fürſtin!

Fedriko.

Ha, was ſprichſt du? Gattin?

Blanka (für ſich).

Barmherz'ger Gott, er weiß noch nicht! — Weh mir!

Fedriko.

Habt Mitleid, tödtet mich, ſprecht! Iſt ſie es?

Jaqueline.

Ja, Ritter, ja, Ihr ſehet jene Blanka
Aus dem erlauchten Fürſtenhaus Bourbons,
Die Seine Majeſtät zur Gattin —

Fedriko.

Schweig! — —
Es iſt nicht möglich! Nein, es iſt unmöglich! —
Scherzt Ihr? — Der Scherz iſt grauſam! Doch verzeih' ich gern!
Ihr ſcherztet, nicht?

Jaqueline.

Es iſt ſo, wie ich ſagte!

Fedriko
(bebend ſie beim Arme faſſend).

Sie lügt! — Nicht wahr, Blanka, ſie lügt — ſie lügt?
Blanka wendet ſich ab und ſchüttelt den Kopf.)

Fedriko (ſchreiend).

Sie ſagt nicht nein! — —
(Erſchöpft.)
Genug!

Blanka (faſt unhörbar).

Fedriko, hört! —

Fedriko.

Der Schlag traf! — Gattin! Gattin!! Gattin!!! — Oh!
So hielteſt du den mir gegebnen Schwur?
Schien dir Kaſtiliens Königskrone ein
So wünſchenwerthes Gut, daß du den Eid,
Den heilig mir geſchwornen, treulos brachſt?

Blanka.

Halt ein! — Nicht deinen Fluch hab' ich verdient!
Dein Mitleid mir! — Du hatteſt mich verlaſſen,

Schnell, ohne Abſchied, treulos glaubt' ich dich!
Man drang in mich, Pedro'n die Hand zu reichen,
Die ein Vertrag ſeit lang ihm ſchon verkauft.
Ich flehte, bat, doch was ein Fürſt beſchließt,
Kann eines Weibes Flehn nicht wankend machen,
Und ich ward Kön'gin von Kaſtilien!
O mäßigt Euch, Don Guzman, glaubet —

Fedriko.

Ha,
Ich weiß genug, ich will nichts weiter hören!

Blanka.

Ich muß Euch bitten, ruhiger zu ſprechen!

Fedriko.

Ha, Ruhe, Ruhe! Weib, ſprich zu den Wellen,
Die des Orkanes Wuth gen Himmel und
Der Hölle zu mit wildem Grimme ſchleudert:
Seid ruhig! — Weib, in meinem Innern tobt's
Und ich ſoll ruhig ſein? Ha, beim Allmächt'gen!
Ich will nicht ruhn, bis ſich der ew'gen Ruhe,
Der Grabesruhe ſchwarze Pforten öffnen!

Blanka.

Fedriko, wie zerdrückt Ihr mir das Herz,
Das ohnehin dem Kummer faſt erliegt!
Ertragt mit Faſſung, was zu ändern Ihr
Nicht mehr vermogt!

Fedriko.

Ha, nicht vermag? — Ich kann
Es, wenn ich will!

Blanka.

Ihr wollt nicht!

Fedriko.

Ja, ich will!
Und ging' der Weg dazu über die Trümmer
Von ganz Kaſtilien! Ich will! ich will!

Blanka.

Fedriko, ich beſchwör' Euch!

Fedriko.

Laß mich, Weib!
Noch fühl' ich Kraft im Arm und Muth im Buſen,
Des Schickſals falſche Würfel umzuſtoßen,
Und wenn ihr Fall auch eine halbe Welt
Mit ſtürzendem Gewicht zertrümmern ſollte!

Blanka.

O zwingt mich nicht, Euch weniger zu achten!

Fedriko.

Ich will dem Wolf den Schafpelz wohl entreißen,
Wenn auch ſein eignes Fell darunter leiden ſollte!

Blanka.

Verlaßt mich!

Fedriko.

Blanka, wie?

Blanka.

Entfernt Euch!
Dem ſtillen Dulder eine Mitleidszähre,
Dem wüthenden Rebellen meinen Haß!

Fedriko.

So ſoll ich ſelbſt mein Glück denn von mir ſtoßen?

Blanka.

Es folgt das Glück getreu der Tugend Schritte.

Fedriko.

Ein Glück nur kenn' ich: es iſt dein Beſitz,
Ein Unglück nur, dich, Theure, zu verlieren!

Blanka (für ſich).

O Himmel, gib mir Stärke zu vollenden!
(Laut.)
Laßt uns die herbe Scheidensſtunde nicht
Durch eitle Klagen ſelber uns verbittern!

Fedriko.
So kalt ſprichſt du es aus, das Schreckenswort,
Bei dem das Blut mir in den Adern ſiedet!

Blanka.
O Ritter, wähnet nicht, daß ich nicht fühle,
Wie ſchwer, wie unermeßlich, furchtbar ſchwer
Der Augenblick dem wunden Herzen fällt;
Doch der Gewohnheit eiſernes Geſetz
Gebietet es; drum laßt uns ſcheiden, Ritter!

Fedriko.
Unmöglich! — Nach ſo langer Trennung ſeh'
Ich dich nun endlich wieder, und ſoll fliehn,
Soll deine Hand in eines andern Hand
Und deine Augen einem anderen
Entgegenlächeln ſehn? — Nein, nimmermehr!
Stößt du mich, theures Mädchen, auch zurück,
O, dann kann ich nur ſterben oder — morden!

Blanka.
Sprich es nicht aus, das fürchterliche Wort!
Fedriko, weich' dem Schickſal, duld' und —

Fedriko.
Was,
Was, Himmliſche?

Blanka (ſchmerzlich).
O Gott!

Fedriko.
Du todten mich!
O ſprich ein ſanftes Wort! — Vollende! — ſprich!

Blanka (überwältigt).
Und — und vergeßt nicht! — Gott, es iſt zu viel!

Fedriko (will ſie umfaſſen).
O Blanka, Blanka, holdes, theures Mädchen!

Blanka (feſter).
Das Mädchen Blanka ſteht nicht mehr vor Euch!
Blanka, das Weib iſt's, eines andern Weib

Und Eure Königin, die mit Euch ſpricht!
Ich bin nun Gattin, Gattin! Dieſer Name
Reißt alle Bande, die uns einſt vereint,
Gebeut uns ſtrenge ew'ge Trennung.
O, widerſetzet Euch nicht dem Gebot;
Denn das Geſchick, das unerbittliche,
Herrſcht eiſern über unſern ſchwachen Häuptern!

Fedriko.

Auf ewig wollt Ihr mich von Euch verbannen?

Blanka.

Nicht ich, das Schickſal reißet mich von Euch!

(Trompeten.)

Fedriko.

Ha, was iſt das?

Neunter Auftritt.

Gomez. Vorige.

Gomez.

Der Thürmer meldet, Guzman,
Daß viele Reiter ſich den Thoren nahn!

Blanka.

Verzeiht, Don Guzman, ich will Euch nicht länger
Dem Dienſte Eures Königes entziehn!
Lebt wohl!

Fedriko.

O Blanka!

Blanka (ihn ernſt und fremd anblickend).

Was beliebt, Don Guzman?

Fedriko (gefaßter).

Lebt wohl! — wir ſehen bald uns wieder!

Blanka.

Wie, Ritter?

Fedriko.

So wahr Gott lebt ober uns,
Wir ſehen bald uns, ſehr bald wieder! Bis
Dahin lebt wohl! — Gomez, begleite mich!

(Ab mit Gomez.)

Blanka

(ſieht Fedriko'n lange nach, dann bricht ſie in Thränen aus, drückt die Hände auf die Bruſt und ſagt:)

Wird denn dies Herz ſich nie zur Ruhe geben?

(Lehnt ſich ſchmerzhaft auf Jaquelinens Schulter.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Pilger. Diener.

Pilger.

Verwehrt mir nicht den Zutritt, wicht'ge Dinge
Hab' ich Don Guzman zu verkünden! — Laßt mich!

Diener.

Habt Ihr ſo gar Hochwicht'ges zu beſtellen,
So ſagt's Don Gomez, er iſt Guzman's Freund!

Pilger.

Ich will Don Guzman ſprechen und ſogleich,
Verwehret mir nicht länger noch den Zutritt,
Es möchte Euch zu ſpät gereuen, Freund!

Diener.

Wohl denn, es ſei, ich weiche Eurem Dringen,
Doch mögt auf Euch Ihr's nehmen, wenn er zürnt. (28)

Pilger.

Wohl mir, daß mir's gelang, zu ihm, zu ihm, der
Durch eines Schlages folgenreiche Kraft
Kaſtiliens Feſſeln kann zerhau'n, daß mir's
Gelang, durch Hunderte von Pedro's Sklaven
Zum Retter meines Vaterlands zu dringen.
Dem Retter meines Vaterlandes? Ja,

Er wird's, er muß es werden, oder
Er iſt Graf Traſtamaras Bruder nicht,
Fühlt nicht den regen Trieb nach Größ' im Buſen,
Den kecken Muth nicht, dem auch Thronen ſelbſt,
Die Wahn, Gewohnheit und Religion
Mit furchtbar dräu'nden Tigerklauen ſchützen,
Nicht unerreichbar ſcheinen — doch er folgt
Gewiß der Hoheit ſüßem Zauberrufe!
Der Drang nach Größe machte Engel fallen,
Und dieſes Menſchen leichtbewegte Bruſt,
Ein weiter Tummelplatz der Leidenſchaften,
Sie ſollte ihrem Locken ſich verſchließen!? —
Doch ſtill, er naht. — Nun, ſüße Ueberredung,
Nun ſenke du den Regenbogenfittig
Auf mich und hilf mir gegen Starrſinn ſtreiten!

Zweiter Auftritt.

Fedriko. Pilger. Diener.

Fedriko.

Wer biſt du und was willſt du?

Pilger.

Herr, verzeiht,
Hochwichtiges hab' ich Euch zu verkünden;
Doch nur allein —

Fedriko.

Was es auch immer ſein mag,
Nicht brauch' ich es geheim zu halten. Drum
Sprich oder ſchweige, wie dir's gut dünkt, nur
Verlaß mich bald.

Pilger.

Nur einen Augenblick —
Die Botſchaft —

Fedriko.

Geh!

Pilger (leiſe).

Von Eurem Bruder Heinrich!

Fedriko.

Von meinem Bruder ſagteſt du, von Heinrich!

(Emporgeriſſen, wie von einem plötzlichen Gedanken durchblitzt.)

Von ihm, in dieſem, dieſem Augenblick!
Soll Gottes Finger ich hier nicht erkennen?

(Eilt in den Vordergrund mit funkelnden Augen.)

Von Heinrich? — Heinrich! — Pedro!! —

(Laut aufſchreiend voll Entzücken.)

Blanka!!!

(Wendet ſich ſchnell zum Diener.)

Geh!

(Diener ab. Geht heftig auf den Pilger zu, faßt ihn an, leiſe.)

Nun ſprich, Freund, ſprich, wir ſind allein, was weißt du?

Pilger.

Kennt Ihr mich?

Fedriko.

Nein, wie ſollt' ich?

Pilger.

Federiko,
Muß ich dich ſo, ſo wieder vor mir ſehen?

Fedriko.

Was ficht dich an?

Pilger.

Du kennſt mich nicht und willſt
Das Schickſal deines armen Vaterlandes,
Des Bruders, und dein Schickſal, unbeſonnen
In eines Unbekannten Hände legen?
Doch ſieh, ich bin dein Freund, erkenne mich!

(Wirft das Pilgerkleid von ſich, und ſteht in halber Rüſtung da.)

Ich bin Alonzo Lara.

(Er faßt ihn bei der Hand.)

Fedriko (aufgeſchreckt).

Guter Freund,
Erkläre dich ein bißchen deutlicher —
Ich faſſe nicht — ich habe nicht verſtanden —

Alonzo.

Fedriko kennſt du mich denn nicht?

Fedriko.

Wer biſt du?

Alonzo.

Erinnerſt du dich nicht mehr des Geſpielen
Der frohen Jugendjahre, kennſt Alonzo'n,
Den liebſten deiner jungen Freunde, nicht mehr?
Fedriko, o du biſt ſehr glücklich, oder
Sehr unglücklich geworden, ſeit wir uns
Zum letztenmal zu Compoſtela ſahen!

Fedriko.

Ein wahres Wort haſt du geſprochen, Menſch!
Sehr glücklich war ich, ach, ſo glücklich, daß
In meinem Uebermuth ich ſelbſt dem Schickſal,
Dem allzerſtörenden, zu trotzen wagte.
Doch ſchrecklich, hölliſch hat es ſich gerächt!
Geſtürzt bin ich vom Gipfel meines Glücks,
Zertrümmert ſind die goldnen Hoffnungen,
Die einſt mit ſanftem Fittig um mich ſpielten.
So hoch ich ſtand, ſo tief bin ich gefallen!
Das, was mich einſt beglückt, bringt mir den Tod,
Das, was ich liebe, was ich heiß begehre,
Steht vor mir da, ſchon der Gedanke nur,
Es jemals zu beſitzen, macht mich ſchwindeln.
Doch eine Macht der Hölle lagert ſich,
Ein Ungeheuer, durch der Zeiten Fluch
Zum Pein'ger ausgebrütet, zwiſchen uns —
— Die Quelle rauſcht, die Purpurfrüchte glühn —
Ich nahe mich, der Dämon winkt — ſie fliehn!

Alonzo.

Freund, du biſt außer dir, was haſt du — ſprich!

Fedriko.

Unnennbar iſt die Marter, die ich fühle.
Ich kenne nicht der Ruhe Götterluſt,
Und Lieb' und Pflicht im ſchrecklichen Gewühle
Bekämpfen flammend ſich in meiner Bruſt.
An was die Lieb' mich knüpft, ſoll ich verlaſſen,
Was Pflicht mich lieben heißt, das muß ich haſſen!
Gekämpft hab' ich mit männlich ſtarkem Muthe
Gen die Natur, die laut im Innern ſpricht!
Doch opfern ſoll ich ſie, die holde, gute,
Die himmliſche, einem Phantom der Pflicht! —
Sie, die ich heiß vom Schöpfer mir erbeten,
Soll ich verſchmachten ſehn in Pedro's Ketten?!
Kühn überſchreit' ich alle Schranken,
Die heil'ge Pflicht und die Natur geweiht.
Verbrechen iſt jeder meiner Gedanken,
Stets iſt die Hand zur blut'gen That bereit.
Selbſt muß ich mein Beginnen all verfluchen,
Und kann doch nur beim Laſter Hilfe ſuchen!
Vom Bund der Reinen bin ich ausgeſchloſſen,
Der Hölle bin ich worden unterthan,
Entſagen muß ich allem Guten, Großen,
Entweichen aus des Ruhmes Lorbeerbahn —
Doch ſei's — will mich die Tugend nicht belohnen,
So reichen Teufel mir der Liebe Kronen! —

Alonzo.

Freund, wie biſt du verändert, ſchrecklich, ſchrecklich!
Du warſt ein heitrer, blüh'nder Jüngling, als du
Aus Frankreich wiederkehrteſt! — O Fedriko,
Was iſt aus dir geworden? Ich erbebe!
Die abgehärmte Wange, von dem Zahn,
Dem neidiſchen, des Kummers abgenagt;
Das mächt'ge Auge, das ſonſt flammenſprühend

Die Freunde froh, die Feinde beben machte,
Das nun mit ſcheuem ungewiſſen Blick
Und tiefgeſunken in die Höhlen, ſtarrt,
Als fürchte es ein ungeheures Unglück
In ſeiner ganzen Größe zu umſpannen!
Der ſcheue Gang, der Nerven krampficht Beben,
Sie ſchrein mit lauter Stimm' dem Forſcher zu,
Daß tiefer Gram, wie ſchlechtverwahrtes Feuer
In dem zerfleiſchten Buſen ſchrecklich wüthe.
Entdecke dich mir, Federiko! Sieh,
Ich bin dein Freund und ein theilnehmend Herz
Trag' ich für den Gequälten in dem Buſen.
Entlade dich an meiner Bruſt des Schmerzes,
Ich will dir tragen helfen, treu und redlich!

Fedriko.

Verlaß mich, o ich bitte dich, verlaß mich!
Geh, geh, ich haſſe dich, denn du biſt glücklich!
Dein frohes Aug' verwundet tief das meine,
Dein lachendes Geſicht empöret mich!
Wärſt du ein Böſewicht, ja hätteſt du
Den eignen Vater frevelnd hingemordet,
Du würdeſt mir willkommner ſein als ſo.
Geh, Menſch, entferne dich aus meinen Augen,
Du biſt zu glücklich, um mein Freund zu ſein.

Alonzo.

O ſei nicht ungerecht, ich liebe dich!
Des Freundes treue Hände träufeln Balſam
In Todeswunden, die das Schickſal ſchlug!

Fedriko.

Du willſt mich tröſten? Ha, Ohnmächtiger!
In meinem heißen Buſen flammt die Hölle,
Und du willſt, wie ein Knabe gaukelnd, Waſſer
Mit ſchwachem Finger in die Gluthen ſpritzen?
Nur Blut, nur Blut kann dieſe Flammen dämpfen,
Und du willſt ſie mit Worten ſchwach bekämpfen?

Alonzo (für ſich).
Verworren, blutig ſteigt die dunkle Ahndung
Empor aus meiner Bruſt geheimnen Tiefen.
Ob ich ihn wohl verſteh'? — Ich kann nicht irren!
Verderbend leuchtet gift'ger Haß gen Peter
Aus ſeinen fürchterlich verworrnen Reden
Triumph, Triumph, der Boden iſt bereitet,
Das Samenkorn, mit ſchlauer Hand geſät,
Soll jenem Wüthrich blut'ge Früchte tragen.

Fedriko.
Fort, fort, verlaß mich, ich will keines Menſchen
Verräthriſch lächelnd Angeſicht mehr ſehn!

Alonzo ([illegible]).
Ha, Federiko, Heinrich ſendet mich!

Fedriko.
Ha, welchen Freudenhimmel öffneſt du,
Der Hölle Abgeſandter, meinen Blicken!
Aus deinem tück'ſchen Blicke grinſet Satan,
Und ſchaudernd muß ich deine Worte hören!
Denn nur durch dieſen ſchwarzen Pfuhl des Abgrunds
Führt ſchrecklich ſchon der Pfad zur Seligkeit!

Alonzo.
Graf Traſtamara grüßet Euch durch mich,
Der Bruder ſeinen vielgeliebten Bruder.

Fedriko.
In jede Larve ſtecket ſich der Satan,
Wenn's eine Seele zu erhaſchen gilt,
Und ſpiegelt gaukelnd die Geſtalt des Bruders
Und der Geliebten vor die trunknen Augen.

Alonzo.
Ihr führet ſonderbare Reden, Herr!
Graf Heinrich ſendet mich, Euch zum Verein
Mit ihm, zur blut'gen Rache aufzufordern.
Schon viele Boten hat er Euch geſandt,
Die zu der Waffen Bund Euch dringend luden:

Doch weigernd und mit ſchnöden Worten habt
Bisher Ihr alle uns zurückgeſandt;
Und ſchon verzweifelt' Euer edler Bruder
An Eurem Beiſtand zu dem Werk der Rache.
Da machte ich mich auf, dein alter Freund
Und Kampfgenoß, des hohen Muthes Funken,
Der in der Heldenbruſt erlöſchend ſchlummert,
Zur hohen Flamme wieder anzufachen,
Durch die Erinnerung vergangner Gräuel
Und gegenwärt'ger Laſterthaten, von
Don Pedro's blut'ger Mörderfauſt verübt;
Zurückzurufen Euch in das Gedächtniß
Die Thränen Spaniens, das blutbefleckt
Den Streichen dieſes Wütherichs erliegt,
Der frech mißbrauchend ſeiner Würde Macht,
Die Heerde ſchlachtet, die er hüten ſollte
Des Unrechts müde, haben Spaniens Edle
Vereinet ſich zu einem furchtbar'n Bund;
Herabzuſtoßen von dem Thron das Laſter,
Und Recht und Tugend wieder einzuführen
In dieſes großen Reiches mächt'gen Umfang.
Geſchworen haben ſie, zu ſiegen oder
Zu ſterben willig unter den Ruinen
Der Freiheit ihrer heißgeliebten Heimath,
Und Euer Bruder Heinrich iſt ihr Führer.
Im Namen Eures Vaterlandes fleh' ich
Vor Euch nun, nicht Alonzo Lara iſt es,
Der mit Euch ſpricht: — der Mund der Patrioten
Ruft laut durch mich Euch auf zur kühnen That
Auf, auf, Alfonſo's Sohn, wirf dieſe Ketten
Von dir, die deine Seele ſklaviſch feſſeln!
Wach' auf, aus deinem ſchmachbedeckten Schlaf,
Zeig dich des Vaters und des Bruders werth,
Werth, Ritter, Chriſt und Spanier zu heißen!
Reiß' dieſen grauſen Wolf vom hohen Thron.

Den er mit ſeines Volkes Blut beſpritzt;
Tritt ihn zermalmend unter deine Füße,
Wie er dein Vaterland zu Boden drückte;
Vergilt ihm blutig, fürchterlich, was er
An deiner edlen Mutter hat gefrevelt.
Kannſt du das Bild der Hingemordeten,
Wie ſie an jenem ſchreckenvollen Tage
Von Mörderhand getroffen vor dir lag,
Zurück in deine Seele rufen, ohne
Daß Rachgier jede deiner Fibern ſprenge?
Da lag ſie vor uns, die Unglückliche,
Bedeckt mit hundert fürchterlichen Wunden,
Die mit weitgähnendem blutigen Mund
Um Rache laut zu unſern Herzen riefen!
Ha, Geiſt Eleonorens, ſchweb' hernieder,
Und zeige dem entnervten Schwächling dich,
Der bebt vor eines Puppenkönigs Dräue,
Wenn Rache fordert einer Mutter Blut,
Und ſeines Vaterlandes Todeswunden,
Die heißen Thränen ſeiner Königin.
Des edlen Bourbon unglücklicher Tochter —
Denk', Federiko, denk' an Blanken!

Fedriko.

Ha,
Teufel, verdammter, ſchadenfroher Teufel,
Wer lehrte dieſen heil'gen Namen dich,
Der wie ein hölliſch Zauberwort mich mit
Demantnen Banden an das Laſter knüpft!

Alonzo (für ſich).

Ha, ſchrecklich taget es vor meinen Blicken,
Triumph, du trotziger, du biſt nun mein!

(Laut.)

Verwahrt in Spaniens tiefſtem Kerker,
Ein blut'ger Raub der Mörderin Verzweiflung,
Umringt von Pedro's feilen Henkersknechten,

Und ungewiß, in jeglicher Minute,
Ob nicht der Tod in unzählbar'n Geſtalten,
Verborgen lauſchend in des Waſſers Naß,
Die Zähne fletſchend aus der kargen Speiſe,
Von dem verſteckten Dolch des Wächters dräuend,
Sie ungewarnt in kalte Arme ſchließt:
Entfernet, losgeriſſen von Den allen,
Von allen, die ſie einſt geſchätzt — geliebt,
Die feig im Drang des Unglücks ſie verlaſſen!
Nie ſah ich jemals die Unglückliche,
Und doch könnt' ich für ſie mein Leben opfern!
Und jene, die ſie einſt gekannt — geliebt,
Sie können ruhig ihre Mörder ſehen,
Unthätig ſtehn, wo die Geliebte weint?

Fedriko.

Beim Allgerechten, nein, ich kann es nicht!
Ich folge dir! Blanka, du biſt gerettet!

(Stürzt der Thüre zu.)

Dritter Auftritt.

Gomez. Vorige.

Gomez

(bleibt ſtumm in der Thüre ſtehn und fixirt beide).

Alonzo

(prallt zurück und wendet ſich ab).

Fedriko

(ſteht unſchlüſſig, was er thun ſoll).

Gomez

(nach einer Pauſe).

Die Feinde ſtreifen ſchon bis vor die Thore,
Komm, Freund, wir wollen ihnen zeigen, daß

Don Guzman, treu für ſeines Königs Sache,
Auch gegen ſeinen eignen Bruder ficht!
(Faßt Fedriko'n an der Hand und zieht ihn halb mit Gewalt mit ſich, dieſer folgt ihm unſchlüſſig, doch, da ſie an der Thüre ſind, reißt er ſich los.)

Fedriko (ſich losreißend).

Laß ab, Fernando, ich kann dir nicht folgen!

Gomez.

Nicht folgen kann mir Federiko, wenn
Zur heil'gen Pflicht ich ſeine Schritte leite?

Alonzo.

Verzeihet —

Gomez.

Ich ſeh' Euch, und es wird hell
Vor meinen Augen.

Alonzo.

Ihr wißt nicht —

Gomez.

O Alles!
Verlaßt uns!

Alonzo (unwillig).

Ritter!

Gomez.

Poſſen! Geht, ich bitt' Euch!

Alonzo.

Don Guzman nur hat hier mir zu gebieten!

Gomez.

Fedriko, um der Freundſchaft willen, die
Du dankbar oft an meiner Bruſt mir ſchwurſt,
Schenk' mir nur dieſen einz'gen Augenblick,
Heiß' den Verſucher ſich entfernen! — — Wie?
Iſt es ſo weit gekommen zwiſchen uns
Daß ich um einen Augenblick Gehör
Bei meinem Guzman betteln muß?

Fedriko
(wendet ſich gegen Lara).
Geh, Freund!

Gomez.
Heiß' deinen Todfeind mich in Zukunft, wenn
Der Bube da den Namen Freund verdient!
Geht! Ihr ſeid, wie Ihr ſeht, hier überflüſſig!

Alonzo.
Ich gehe, Don Guzman, weil Ihr es wünſchet! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Fedriko. Gomez.

Gomez.
Ich leſ' in deiner bangen Seele, Freund,
Und ſehe blutige Entwürfe keimen
Aus deines gramzerrißnen Herzens Tiefen,
Ich ſehe nach Verbrechen heiß dich durſten,
Dich ſchwindeln an des Laſters ſteilem Rand,
Und lechzend nach dem heil'gen Blut des Fürſten,
Blinken den Dolch in mordbegier'ger Hand,
Und aus des Throns geweihtem Heiligthum,
Seh' ich geraubt des Lebens ſchöne Blume!

Fedriko.
Siehſt du dies alles, o ſo ſieh doch auch,
Wie ich gekämpft, wie ſchrecklich ich gelitten!

Gomez.
Verächtlich iſt der Kampf, den man nur kämpft,
Um deſto ſchimpflicher zu unterliegen!

Fedriko.
Verachten würd' ich mich, wenn ich hier ſiegte!
Soll ich die Gute, Reine, Himmliſche

Hilflos verſchmachten ſehn vor meinen Augen?
Soll ich das blutbegier'ge Ungeheuer,
Das Alles, was mir theuer war, verſchlang,
Nach ihr auch, der Geliebten, Einzigen,
Die freche Klaue mordend ſtrecken ſehen?
Soll ſie, ſie, deren Anſchaun bloß ſchon heiligt,
Das Opfer deſſen werden, den ich haſſe;
Den Gott in ſeinem fürchterlichſten Grimme
Auf die vor Schrecken bleiche Erde ſpie,
Um alle Sünden, die ſeit grauen Jahren
Kaſtilien zu ihrem Schauplatz wählten,
In einem, einem fürchterlichen Schlage
Schrecklich zu rächen an den ſpäten Enkeln.
Soll denn auch ſie des Unthiers Beute werden,
Sie, die niemals auch in Gedanken nur
Der ſtrengſten Tugend Grenze überſchritt!
Die, wenn es auch darüber brechen ſollte,
Das engelreine Herz, dem glüh'nden Pfeil
Des tück'ſchen Grams und der Verzweiflung preisgibt;
Mit ſtarkem Sinne fliehend, was ſie liebt,
Den Dolch ſich in den eignen Buſen ſtößt;
Nur um die Treue, die ſie dem Tyrannen,
Von harter Eltern Hand gezwungen, ſchwur;
Die Treue, die er jeden Augenblick
Beim feilen Kuß verworfner Dirnen bricht,
Ihm feſt und unerſchütterlich zu halten — —
Ha, laß mich Gomez! Fort, ich muß ſie retten,
Bei Allem, was mir theuer iſt und heilig,
Was es auch koſten mag, ich muß ſie retten!

Gomez.

Auch wenn es deine Tugend koſten ſollte?

Fedriko.

In ihrem Herzen blühet nur die Tugend,
Wir andern alle leben in Verdammniß!

Gibt es denn wohl ein größeres Verdienſt,
Als aus des Unglücks Hand die Tugend retten?

Gomez.

Wohl gibt es eins, ſelbſt tugendhaft zu ſein.

Fedriko.

Und bin ich's nicht, wenn ich die Tugend rette?

Gomez.

Du biſt es, wenn du nicht vom Laſter Hilfe
Begehrſt, das Lobenswerthe zu vollziehn.
In mancherlei Geſtalten ſchleicht das Laſter,
Das tückiſche, ſich in des Menſchen Bruſt.
Oft zieht es ſelbſt der Tugend Maske an,
Das unverwahrte Herz ſchlau zu verſtricken.
Bis an des Felſen ſchroffen Abhang hat
Es dich geführt mit teufliſcher Argliſt,
Mit theurer Hülle deine Sinne täuſchend,
Ein Schritt noch, und du biſt verloren, Freund!
Zerreiße doch die Binde, die es dir
Mit mächt'gem Zauber um die Augen wand,
Zerſtreue kühn, mit männlich ſtarkem Muth
Die Truggeſtalten, die die Falſche dir
In roſenfarbnem Licht der Zukunft vorhielt.
Fedriko, o erkenne doch dein Selbſt
In ſeiner eignen ſchrecklichen Geſtalt.
Du ſuchſt die verlorne Seligkeit?
Und wähneſt du Verblendeter denn, daß
Der Ehebrecher, Bruder-, Königsmörder
Sie leichter finden werde als der Reine,
Der ſeine Leidenſchaft der Tugend opfert?

Fedriko.

Soll ich das Herz mir aus dem Buſen reißen,
Um einen nicht'gen Schatten zu umfangen?
Iſt mein Beruf zum Glücke nicht ſo echt;
Schuf die Natur mich weniger zur Freude
Als jenen blut'gen goldgekrönten Tiger;

Soll ich den Edelſtein, den köſtlichen,
Den ich gefunden, ich mir zugeeignet,
Soll ich ihn von mir werfen, damit er
Im Uebermuthe ihn zu Staub zermalme?
Nein, jetzt will ich ihn halten, und
Weh dem, der mir ihn zu entreißen wagt!

Gomez.

Dein König iſt es, Frecher, dem du dräuſt!

Fedriko.

Mein Grimm ſieht in ihm nur den Böſewicht!

Gomez.

Des Staates heil'ges Band zerreißeſt du!

Fedriko.

Das Band der Liebe iſt das heiligſte!

Gomez.

Fedriko, wohl bedenke, was du thuſt,
Denn ſchnell vollbracht iſt ſie, die raſche That,
Wenn Lieb' und Zorn die ſchwache Hand uns leiten.
Doch nimmer kaufſt du es mit blut'gen Thränen
Zurück, iſt es geſchehn, das Ungeheure.
Noch ſchlägt dir unentweiht im reinen Buſen
Ein edles Herz, noch ſchläft der innre Richter,
Der furchtbare, der Rächer ſchwarzer That.
O weck' ihn nicht! Ein einz'ger raſcher Schlag,
Und er erwacht, und nimmer ruht er wieder.
Mein Federiko, jetzt, da es noch Zeit iſt,
Hör' mich, der ich dich innig liebe, an.
Bezähme der Begierden glüh'ndes Streben,
Denk' nicht das Gräßliche, das dir, betäubend
Des innern Warners Stimme übertäubt.

Fedriko.

Soll ich geduldig wie ein Opferlamm
Vom Henker zum Altar mich ſchleppen laſſen,
Hingeben Alles, Alles, was ich liebe;
Die kalte Pflicht an meinen Buſen drucken,

Der heiß und wallend Liebe nur begehrt?
Kann mir die Tugend wohl erſetzen, was
Um ihrentwillen wie ein blöder Knabe
Ich von mir werfe, nach dem Neuen ſtrebend?
Kann ich die Holde vor mir martern ſehen
Und glühen nicht vor Gierde, ſie zu retten,
Iſt nicht des Mannes Pflicht, die Tugend ſchützen?
Ha, Alles, rauhe Pflicht, begehr' von mir,
Nur nicht, daß ich die ſüße Pflicht dir opfre!

Gomez.

Gibt es kein andres Glück denn, als am Buſen
Der Liebe weichlich, thatenlos zu ſchlummern?
Iſt's nicht der Wonne höchſter Vollgenuß,
Das Vaterland errettend zu beglücken?
Sind denn zerronnen ſchon am Hauch der Liebe
Die großen heldenmüthigen Entwürfe,
Die du einſt an des Freundes treuem Herzen
Für eine thatenſchwangre Zukunft machteſt?
In dieſe meine Rechte ſchwurſt du damals
Dem Vaterland zu weihn dein ganzes Leben,
In ſeinem Glück das deine nur zu finden,
Ihm jedes Opfer, wär' es auch das größte,
Des eignen Wohls vergeſſend, groß zu bringen?!
Denkſt du des großen Tages noch, als du
An deiner Mutter blut'ger Leiche knieend,
Die Hand emporgehoben zu den Wolken,
Mir heilig ſchwurſt, nie ihren Tod zu rächen,
Nie den zu haſſen, der ſie dir erſchlug,
Dem Mörder zu vergeben — zu vergeſſen?

Fedriko.

Ja, ich vergaß, vergab ihm, aber nun —

Gomez.

Ein größres Gut iſt alſo der Geliebten
Beſitz, als deiner guten Mutter Leben?
Du willſt dein Vaterland in Flammen ſtecken,

Um in des Brandes deckender Verwirrung
Ein fremdes Kleinod bübiſch dir zu ſtehlen?
Weißt du, Verblendeter, auch, was es heißt,
In ſeines Vaterlandes Eingeweiden
Des Bürgerkrieges Flammen anzufachen?
Wagſt du's, auf dich zu nehmen all' die Thränen,
Die Miſſethaten und Verbrechen alle,
Die der verruchte Krieg des Bruders gegen
Den Bruder brütet in dem Höllenſchoße!
Scheint dir's ſo leicht, um deines Rauſches willen
Kaſtiliens Grund mit Leichen zu beſäen,
Dem Sohn das Eiſen in die Hand zu geben,
Um es in ſeines Vaters Bruſt zu tauchen,
Den Sohn zu reißen aus der Mutter Arm,
Den Bräut'gam von der Bruſt der treuen Braut,
Um in den Rachen ſie dem Tod zu ſchleudern!
Selbſtſüchtiger, damit du glücklich ſein kannſt,
Willſt du dein Vaterland unglücklich machen!
Hand willſt du legen an des Herrn Geſalbten,
Nicht um vom Druck die Völker zu befrein,
Nein, um ein Weib, das ihm mit Recht gehört,
Von Prieſterhand, vor Gott ihm angetraut,
Ihm zu entreißen. — Ha, Verbrecher, zittre!
Es lebt ein Gott, ein Rächer, ein Vergelter!
Glück willſt du ernten und du ſä'ſt Verderben?
Nicht ſo! — Was du geſät, wirſt du auch ernten,
Schon keimt die Saat! — Verderben über dich,
Der alle Bande der Natur vergißt,
Nach ſeines Bruders Leben, ſeinem Weibe
Die gottesräuberiſchen Hände ſtreckt! —
Sieh dieſen Dolch, er iſt für dich geſchliffen,
Wenn du es wagſt, das gräßliche Verbrechen,
Bei deſſen Nennung mir die Glieder beben,
Das Herz mir zittert in der Männerbruſt,
Im Wahnſinne der Leidenſchaft zu üben —

Vergiltſt du ſo mir meine Vaterliebe —?
Sieh, Thränen ſtürzen von den bleichen Wangen!
O Allerbarmer, ſieh ſie nicht,
Der Vater weint ſie dem verlornen Sohn!
O Federiko, o mein theurer Sohn!

(Fedriko wirft ſich laut weinend an ſeine Bruſt.)

Du biſt gerührt, du weinſt! O guter Gott,
Ich wußt' es, mein Fedriko iſt nicht böſe!
Der wilde Sturm der Leidenſchaft kann zwar
Auf Augenblicke ſeine Seele trüben,
Doch bald ſtillt ſich der Wogen heißes Wallen,
Und rein zurück im heiteren Verein
Kehrt jede Tugend in die fromme Bruſt:
Erhebe dich, ſei wieder, was du warſt,
Und des beglückten Vaterlandes Segen
Wird deines Herzens tiefe Wunden heilen!

Fünfter Auftritt.

Luis de Haro. Vorige.

Haro.

Gott ſei mit euch, hochedle Herren!

Fedriko.

Was
Beliebt?

Haro.

In wenig Augenblicken wird
Einreiten in die Feſtung mein Gebieter,
Don Pedro. Euch's zu melden, ſandt' er mich
Voraus.

Gomez (für ſich).

Gerechter Gott, auch dieſes noch!

Fedriko.

Den Anblick des Verhaßten kann ich nicht
Ertragen. Er muß weichen oder ich!

Gomez (ängſtlich zu Haro).

Verzeiht, Señor, mein Freund iſt etwas unpaß,
Ein böſes Fieber ängſtigt ſeine Sinne.

Haro (tückiſch).

Noch heute Morgen ſchien er mir geſund,
Doch raſch beflügelt iſt des Unglücks Fuß
Und nur zu ſchnell erreicht er den Sichern.
Mein tiefer Schmerz —

Gomez.

O laßt das, laßt das nur!
Auf Wiederſehn! Mein Freund bedarf der Ruhe!
(Ab mit Fedriko.)

Sechster Auftritt.

Haro.

Da gehn ſie hin, die Uebermüthigen,
Und achten kaum der Schmeichelworte, die ich,
Den Haß verſchließend in der tiefen Bruſt,
Umſonſt verſchwende an ihr rauhes Ohr,
Das, nur gewohnt an ihrer Roſſe Wiehern,
An toller Krieger wildes Schlachtgeheul
Und an der Schild' und Schwerter feindlich Rauſchen,
Nicht mehr Gefühl hat für der Rede Wohllaut!
Wie ich ſie haſſe, dieſe rauhen Bären,
Die mit des Armes roher Muskelkraft
Auf einen Schlag zertrümmern, was ein Kluger
Mit jahrelanger Mühe hat gebaut.
Wie ſie zuſammenfuhren, als ich ihnen
Des Königs bald'ge Ankunft meldete,

Wie er erſchrak, der tückiſche Baſtard,
Wie ſeine Flammenaugen dunkel glühten,
Wie ſeine nerv'gte Fauſt ſich krampficht ballte,
Als wollte ſie die Welt zermalmen, und
Die raſche Rede, die dem Mund entfuhr —
Die Ehrfurcht fügende Entfernung zwar
Verbot das kühne Wort mir ganz zu hören;
Doch tönt' es ſchauerlich mir in die Ohren
Von Haß und Zorne gegen meinen Herrn,
Und wie die Läſterungen alle hießen,
Die der Verräther unvorſichtig ausſpie!
O, nur Geduld, es kömmt auch deine Stunde!
Zwar itzt bedarf der König deines Schutzes —
Doch iſt einmal erreicht der ſichre Port,
Dann mag der Sturm das ſtolze Schiff zertrümmern,
Das vor der Wellen Drang uns wirthbar ſchützte.
Don Pedro haßt den Sittenrichter, der
Auf ſeiner rauhen Tugend Gipfel prunkend,
Auf uns herabſieht, die wir klüger ſind,
Und in dem Buſen des Vergnügens ſchwelgen.
Er würd' ihn haſſen, wäre er auch nicht
Von Leonorens buhleriſcher Brut
Mit Schand' in Don Alfonſo's Bett erzeugt,
Wär' er auch nicht Graf Traſtamara's Bruder,
Der, nach der Krone ſtrebend, alles, bis
Auf dieſe Stadt, uns ſchon entriſſen hat.

(Trompeten.)

Der König naht, ich eile ihm entgegen.

Siebenter Auſtritt.

Der König. Maria und Rodrigo de Padilla. Fernando de Gomez. Luis de Haro. Gefolge.

Gomez.

Ich heiße Eure Majeſtät willkommen
In Eurer treuen Stadt Xeres de la
Frontera.

Pedro.

Wer ſeid Ihr?

Gomez.

Ich bin ein Ritter
Des Ordens von Sant Jago Compoſtela
Und nenne mich Fernando Gomez!

Pedro.

Wo
Verzieht der Feſtungskommandant, Don Guzman?

Gomez.

Verzeiht, mein König —

Pedro.

Es befremdet mich,
Ihn zum Empfange nicht bereit zu finden!
(Zum Gefolge.)
Man hat ihm unſre Ankunft doch gemeldet?

Gomez.

Ich eile es zu thun, mein gnäd'ger Herr!
(Verbeugt ſich und geht.)

Pedro (ihm nachſehend).

Auch einer von der ſchwarzen Natternbrut,
Die an des Thrones Feſte heimlich nagen.
Doch ihr frohlockt zu früh, er iſt gekommen,
Der euch das gift'ge Haupt zertreten wird.
(Er wendet ſich zu Maria.)
Fürwahr, Marie, ich zürne dem Geſchick,

Das mir ſo viel, ſo ſchnell entriſſen, daß
Ich keinen würd'gern Ort zum Aufenthalt
Vermag dir anzubieten.

Marie.

O mein König,
Leb' ich denn nicht an Eurer Seit'? Die Liebe
Iſt eine allgewalt'ge Zauberin,
Und wo ſie weilt, kann nie das Schöne fehlen.
Mit mächt'gem Zauberſtab berühret ſie
Des alten Schloſſes halbverfallne Wände,
Und unter ihrer Hand verwandeln ſich
In Gold und Marmor moosbewebte Quadern!
Wie durch des Lenzes Athem aufgeweckt
Aus langem winterlichen Schlafe, ſprießen
Purpurne Blumen unter unſern Tritten,
Und Freud' und Wonne iſt ihr hold Geleit.
Wozu bedarf's des eitlen, läſt'gen Prunks?
Im Herzen wohnt die Lieb' — ich bin zufrieden.

König.

Wohl, edles Mädchen, dir, daß du es biſt,
Wohl dir und mir! — Doch ich kann es nicht ſein,
Ich kann gelaſſen nicht die Flammen ſchauen,
Die über meinem Haupt zuſammenſchlagen,
Gelaſſen nicht die Räuberhorden ſehen,
Die, meiner ſpottend, mit dem blut'gen Schwert
In meiner Väter Erbe frech ſich theilen.
Zwar iſt es ſchön, an deiner Bruſt zu ruhen,
Der Küſſe Nektar von den Lippen ſchlürfend;
Doch ſchön iſt's auch und eines Königs würdig,
Der Uebermüth'gen frechen Trotz zu beugen,
Auf grauſem Schlachtfeld aus der Feinde Hände
Das angeſtammte Diadem zu reißen,
Zu ſtrafen die Verwegnen, die es wagten,
Zu richten über mich und meine Thaten
Wär' ich wohl König werth zu nennen, wenn ich

Nach meiner Sklaven Willen müßte handeln,
Wenn ich entfernen müßte, was ich liebe,
Und an der grämlichen Franzöſin Bruſt
In langſam ſchleichender Alltäglichkeit,
Von mürr'ſchen Sittenrichtern rings umgeben
Zum Grabe ſchleppen müßte meine Tage.
Weg mit dem Bild, mir ekelt, wenn ich's denke!

Rodrigo.

Mein königlicher Herr, verzeihe mir,
Wenn kühn mich ſprechen heißt bewährte Treue.
In dieſer ſchreckenvollen Lage ſcheint
Der Mittel beſtes mir beinah' Vergleich;
Denn höher ſtets und höher fluthet brüllend
Die todesſchwangre Woge der Gefahr
Nicht kämpfen kann uns noch erretten, denn
Verlaſſen hat uns das treuloſe Glück
Und auf der Feinde Banner ſich gelagert;
Entflohn ſind unſere Soldaten, und
Der kleine Ueberreſt, der uns geblieben,
Erzittert ſchon dem Schatten der Gefahr!

Pedro.

Soll ich vor übermüthigen Vaſallen,
Zur Erd' gebeugt das königliche Knie,
Das um ihr Leben fleh'nd ſie ſonſt umarmten,
Und bittend ausgeſtreckt die Fürſtenhand,
Vor deren leiſen Winken ſie ſonſt bebten,
Die Kron' erbetteln und ein ſchimpflich Leben?

Rodrigo.

Was iſt's denn auch, ein wenig nur Verſtellung;
Den Mund geküßt, den man durch Henkerhand,
Auf dem Schaffot für immerdar geſchloſſen,
So gern die Erde küſſen ſehen möchte!

Pedro.

Wie ich ihn haſſe, dieſen Traſtamara —!

Rodrigo.

Daß Ihr doch ja den Haß nicht offenbaret,
Den gegen den Gewaltigen Ihr hegt!
Denn wiſſet, künftig wird an eurer Seite
Graf Traſtamara ſtehen, Euer Führer
Und Leiter auf dem glatten Pfad der Herrſchaft;
Mit väterlicher Sorgfalt wird der Mächt'ge
Der weiten Reiche Wohlfahrt dauernd gründen;
Erheben wird er die verkannte Tugend,
Und einen ehrwürdigen, heil'gen Zirkel
Von hocherfahrnen Greiſen wird er ziehen
Um ſeines Königs ernſten Fürſtenſtuhl;
Verbannet wird des Hofs unnütz Gepränge;
Vermindert wird der Steuern ſchwere Laſt,
Und Gelder, ſonſt dem Frohſinn nur geweiht,
Verſcheuchen nun die Noth aus armen Hütten.
In hohem Jubel wird Blanka von Bourbon
Hervorgezogen aus des Kerkers Dunkel;
Um dann — ſie gibt des Volkes Flehn wohl nach —
Auf immerdar mit Pedro neu vereint,
Zum Guten den Gemahl ſorglich zu leiten.
Nochmal, mein König, noch einmal, vergleicht euch!
Ihr ſeht doch wohl, welch Glück dann Euer harret.
Nur ſchmerzt mich, daß nicht ich kann Zeuge ſein
Von Eures Schickſals günſt'ger Wendung —
Denn ich und meine Schweſter müſſen fliehen —

Pedro.

Verräther, ſchweig, willſt du mich raſend machen!
Ich ſollte gängeln laſſen mich? Ein Kind,
Das vor der Ruthe ſeines Meiſters bebt;
Der Luſt entſagen in der Jugend Blüthe?
Vertauſchen deinen Feuerkuß, Maria,
Mit jener Blanka eiſiger Umarmung?
Verlaſſen dich, die ich ſo glühend liebe,
Um an den Tugendſpiegel feſtgekettet,

In Freudenloſigkeit einſam zu trauern?
Nein, nimmer! ſprich nicht weiter mehr, Rodrigo.
Des Zornes Flamme lodert hoch empor,
Wenn ich den Namen der Verhaßten höre,
Unwandelbar ſteht mein Entſchluß: als König
Hab' ich gelebt, als König will ich ſterben!

Maria.

O, Höll' und Himmel wird das ſtolze Weib
Mit hohem Sinne aufzuregen ſuchen,
Die niedere Maria zu verderben,
Zu drängen ſie von des Geliebten Seite!
Doch immerhin! will auch das Schickſal mich
In meiner Jugend Blüthe in des Todes
Gefräß'gen Rachen unerbittlich ſchleudern:
Ich klage nicht! Hab' ich denn nicht geliebt;
Und iſt es Wonne nicht, für des Geliebten
Erhaltung ſelber untergehn!

Pedro.

Nein, edle,
Erhabne Seele, nein, das ſollſt du nicht!
Und ſollte Spanien darob vergehen,
Dahin in rauchende Ruinen ſinken,
Und fallen ſeine Völker, von dem Eiſen
Der räuberiſchen Horden hingewürgt!
Erſt meines Lebens Pforten muß Der ſprengen,
Der in das Heiligthum des deinen will
Mit gottesräuberiſchen Händen dringen.

Maria.

Nicht fürcht' ich Traſtamara's Mörderſchwert,
Vor ihm beſchützt mich Euer Heldenarm,
Ich zittre vor der hochgeſinnten Blanka,
Vor ihres Mundes ſüßen Schmeichelworten,
Vor ihrer Augen ſanften Liebesblicken,
Vor ihrer hohen Seele bebe ich.
Ihr werdet reuig Euch in ihre Arme,

Die ſich umfangend nach Euch öffnen, werfen,
Und, hingegoſſen an der Fürſtin Bruſt,
Der armen niederen Marie vergeſſen!

Pedro.

Maria, dein — dann mag Gott mein vergeſſen,
Wenn einſt des Weltgerichts Poſaune ſchallt!
Ich drücke dich an meine Fürſtenbruſt,
Wer wagt's, aus dieſem heiligen Aſyl
Dich, Angebetete, zu reißen?

Maria.

Ihr,
Ihr ſelbſt vielleicht, mein gnädigſter Gebieter!
Ach, wenn es Götter zu verſöhnen gilt,
Wer achtet da des armen, ſchwachen Lamms,
Das, auf dem Sühnaltar geopfert, blutet?!

Pedro.

Maria, wie ſo wenig kennſt du mich?!
Sind meines Herzens offenſte Gefühle
Dem Späherblick der Liebe denn entgangen?
Wirf doch das Aug' in der Vergangenheit
Geöffnet Reich — kannſt du noch länger zweifeln?
Blanka von Bourbon ward mir zugeführt
Als meine Braut trotz meines Widerſtrebens,
Durch Albuquerque's gift'ge Politik:
Ihm ward ſie angetraut in meinem Namen.
Man ſchleppte mich gewaltſam ihr entgegen,
Gezwungen trat ich in ihr Vorgemach.
Da fand ich dich in ihrer Frauen Schaar.
Schnell flog mein Herz dem deinigen entgegen;
Das dein' verſtand des meinen ſtumme Sprache,
Der Bund der Liebe war im Nu geſchloſſen.
Und eh' ich die Verhaßte noch geſehen,
Entfloh ich auf den Fittigen der Liebe
Mit dir, der Hüter lauernd Auge täuſchend.

Mit aufgewachter, ſtarker Männerkraft
Warf ich das Joch, das ſchimpfliche vom Nacken,
Und in den Staub geſchmettert von den Donnern
Der Majeſtät ſank todt dahin der Frevler,
Der ſeinem Herrn Geſetze ſchreiben wollte;
Krümmte ſich winſelnd in des Kerkers Nacht,
Der Freche, der durch ein erſchlichnes Band
Des jungen Leuen Klauen binden wollte.
Um deinetwillen loderten gen Himmel
Die Flammen aus dem Dache niedrer Hütten;
Um deinetwillen kündigten Vaſallen
Die mir geſchworne Treue feindlich auf;
Um deinetwillen ſanken Tauſende
Der friedlichen Bewohner Spaniens,
Dem Würgerſchwert mordluſt'ger Banden fallend,
Verzehrt von ihrer Habe traur'gem Brand,
Vom ſchwarzen Zahn der Seuche hingerafft,
Zermalmt von wilder Roſſe ſchweren Hufen.
Die Krone ſetzt' ich an deinen Beſitz,
Und du kannſt noch an meiner Liebe zweifeln?

Maria.

Ich zweifle nicht an Eurer Liebe, Pedro;
Doch was vermögt ihr gegen das Geſchick?
Denn ehern herrſchet die Nothwendigkeit,
Und nicht vermag der Menſch ihr zu begegnen;
Sie drückt ihn mächtig an die Demantbruſt,
Das Grab umfängt mit kaltem Arm den Kühnen
Und über ſein zermalmt Gebeine ſchreitet
Sie unaufhaltſam ihrem Opfer zu.
Nicht retten könnt Ihr mich, nur mit mir ſterben,
Hat mich zum Ziel erſehen das Verderben!

Pedro.

Nicht das Geſchick iſt es, das dich verfolgt,
Ein ſtolzes Weib und übermüth'ge Sklaven
Erfrechen ſich zu haſſen, was ich liebe.

Maria.

Nicht zagt' ich, wär' es ein erzürnter Gott,
Der meinen Untergang beſchloſſen hätte;
Des ſtrengen Rächers ſtrafedroh'nden Blitz
Erlöſcht der Thräne reuig fleh'nde Quelle.
Doch vor des Weibes nimmermüdem Haß
Beſchützet nicht der ſchwachen Zähren Naß.
Wenn Weiberhaß und Mannskraft ſich verbinden
Kann nur im Grab ihr Opfer Ruhe finden!

Pedro.

Beängſte nicht mit leeren Wahngebilden
Dein weiblich-ſchwaches Herz, geliebtes Mädchen!

Rodrigo.

Verzeihet mir, mein gnädigſter Gebieter,
Nicht Falſches ſcheint Maria mir zu ſprechen.
Der Zukunft mitternächt'gen Schleier lüftend,
Hat eine ſchauerliche Ausſicht ſie
Dem thränenvollen Blick bereitet. Ich
Erbebe ihren Worten; und mir ſagt
Ein Etwas in der ahndungsſchweren Bruſt,
Daß ſie ſo wahr als fürchterlich geſprochen.
Glaubt ihr, daß Blanka je, ſo lang ſie lebt,
Der armen Schweſter es verzeihen wird,
Daß Ihr, mein gnäd'ger Herr, ihre Umarmung
Dem Kuß der Fürſtentochter vorgezogen?
Glaubt Ihr, vergeſſen werde ſie der Tage,
Die ſie in tiefer Kerker nächt'gem Graus
Durchwinſelte, indeß Maria an
Des Königs Bruſt in Amors Freuden ſchwelgte?
Nein, nimmer wird ſie das vergeſſen, bis ſie
Vergeſſenheit im Strom der Hölle trinkt!

Pedro.

Kann ſie auf dieſer Erde nicht vergeſſen,
Nun wohl, ſo lehre ſie's ein andrer Meiſter.
Ich bin nunmehr des ew'gen Balgens müde

Mit Männerbosheit und mit Weiberliſt;
Ein Schlag, ein ſchreckenvoller muß geſchehen,
Der mir die läſtige Geſchichte endet.
Seit die Verhaßte Spanien betreten,
Entfloh die Ruhe aus den öden Steppen,
Und Zwietracht und Empörung ketten ſich
Zum ſchrecklichen Geleit an ihre Ferſen.
Ich ſehe wohl, es gibt in meinen Staaten
Gar manche Häupter, die nach Großem ſtreben,
Die nimmer ſich zur Ruhe geben werden.
Fürwahr, ſie ſind zum Thron geboren oder
Zum Blutgerüſte. Der Erfolg wird zeigen,
Zu welchem ſich der Wage Schalen neigen.

Haro.

Don Federiko Guzman wünſcht —

Pedro.

Er komme.

Achter Auftritt.

Federiko. Gomez. Vorige.

Gomez.

Mein gnäd'ger König —

Pedro.

Ich bin ſehr erfreut,
Großmeiſter, wohlbehalten Euch zu ſehen.
Des Freundes dunkle Rede ließ mir faſt
Für Euer Wohlſein bange Sorge faſſen;
Und jetzt noch in das trübe Aug' Euch blickend,
Das bang und lichtſcheu an den Grund ſich heftet,
Kann ich mit frohem Sinn Euch nicht umarmen,

Denn wahrlich dieſe abgeſpannten Züge,
Sie laſſen mich ein *großes Uebel* ahnden,
Das, Theilnahm' fliehend, ihr im Innern hegt.

Fedriko
(in ſich verſunken).

Ein großes Uebel —

Gomez
(ſchnell einfallend).

Ja, mein gnäd'ger König,
Ein ſchweres Uebel hat die Sinne ihm
Verworren, ſeines Lebens Kraft gebunden;
Es hält mit Grabesnacht den Geiſt umfangen
Und gaukelt ſchwärmeriſche Phantaſien
Vor ſeine matte, abgeſpannte Seele.
Es iſt gefährlicher, als es nicht ſcheint —

Pedro (bedeutend).

Ja, in der That, ich fang' es an zu glauben.

Gomez (zu Fedriko).

Fedriko, ſei ein Mann: willſt du denn ſelbſt
Den Schleier des Geheimniſſes ihm heben?

Fedriko.

Es tobt gewaltſam in der finſtern Bruſt;
Des Haſſes und der Rache tödtend Gift
Droht das zerbrechliche Gefäß zu ſprengen!
Der Seinen ganzem Heer will ich begegnen,
Doch ſeinen Schlangenblick ertrag' ich nicht.

Gomez.

Es gilt Kaſtiliens Wohl und Blanka's Leben.

Maria (höhnend).

Darf man wohl wiſſen, was die Herren hier
Geheimes denn verhandeln?

Fedriko
(ſie ſchnell erkennend, mit einem Blick voll Verachtung, feſt).

Nein, Señora,

Nichts pfleg' ich zu verhandeln mit —
(Er ſchweigt plötzlich und wendet ſich zum König. Maria tritt glühend roth zurück.)
Mein König,
Verzeiht, wenn ich der Ehrfurcht ſchuld'gen Zoll
Auf einen kurzen Augenblick vergaß,
Von innrer Schmerzen Schlangenbiß gefoltert.
Mit dem Bewußtſein kehrt der Pflicht Erinnrung
Zurück in mein ſchmerzhaft zerrüttet Haupt.
Willkommen heiß' ich Euch in dieſer Feſte,
Die meiner treuen Obhut Ihr vertraut.

Pedro.

Ein Zeichen unſrer königlichen Huld
Iſt es, Don Guzman, daß wir dieſe Stadt
Zu unſerm Aufenthalt erkieſet haben.
Wir trauen viel auf Eure Treue, Ritter,
Da wir zu unſres ärgſten Feindes Bruder
In dieſen Tagen der Gefahr uns wenden.

Maria.

Zwar es hat Euer Bruder ſchon dafür
Geſorgt, Euch dieſe Ehre zu bereiten,
Denn jeden andern Weg hat er verſperrt,
Die Straßen durch ſein reiſig Volk verlagernd;
Den einz'gen nur, der führt zu dieſer Stadt,
In der als Kommandant der Bruder herrſcht,
Ließ er, vielleicht durch Zufall nicht, uns offen!
Dem König nicht, dem Bruder Euren Dank!

Pedro (beobachtend).

Ich habe der Trabanten Schaar entlaſſen;
Allein und waffenlos komm' ich zu Euch,
Dem edlen Sinn, den alles an Euch rühmt,
Des Lebens und der Herrſchaft Loos vertrauend.
In Eure Hand hab' ich mich ſelbſt gegeben.
Ihr werdet dieß Vertrauen nicht mißbrauchen.

Fedriko.

(ohne auf Marien zu achten).

Mein gnädiger Gebieter! Ihr wißt nicht,
Wie dieß Vertrauen meinem Herzen wohlthut.
Mit ſtärkern Banden feſſelt's mich an Euch,
Als alles andre, was Ihr aus dem Füllhorn
Der Majeſtät mir Koſtbar's reichen könnt.
Es öffnet ſich das Herz dem milden Strahle.
O, dieſer Augenblick webt ſtärkre Bande,
Als es die Pflicht, die kalte, nie gekonnt.
Nochmal erneu' ich hier in Eure Hand
Den heil'gen Schwur, den ich beim Ritterſchlage
Gethan. Wenn auch der Bruderliebe Bande
In meinem Herzen brechend reißen ſollten,
Wenn ich auf immer auch entſagen ſollte
Dem, was vor wen'gen kurzen Augenblicken
Noch des Vernichtungskampfes werth mir ſchien.
Nie wanken ſoll die Treu' in meinem Herzen,
Im Sarge nur verlaſſ' ich dieſe Mauern!

(Trompeten.)

Fedriko.

Was gibt's?

Gomez (am Fenſter).

Mein Gott, die Ordensknechte ſteigen
Zu Pferd und ſprengen eilig aus dem Schloſſe.

Fedriko.

Ha, teufliſche Verrätherei! Ich eile,
Sie zum Gehorſame zurück zu donnern.
Mein König, bald führ' ich ſie Euch zurück.
Ich weiß, ſie lieben mich.

(Will fort.)

Pedro.

Laßt das, Don Guzman!
Bleibt hier! Sie ziehen ab auf mein Geheiß.

Fedriko.
Mit Fieberkälte greiſt es an mein Herz!
Ich träumte von hingebendem Vertrauen,
Wohlwollend neigte ſich mein Herz ihm zu,
Und er — o, blöder Thor! Konnt' ich je glauben,
Den Argwohn dieſes Tigers einzuſchläfern!

Pedro (ſcharf).
Der Abzug Eurer Ordensknechte macht
Auf Euch gewalt'gen Eindruck, wie ich ſehe.

Fedriko.
Ja, in der That, das macht er — o, muß mich
Mein warmes Herz denn immer irre leiten!

Pedro.
An andern Orten hab' ich ihrer nöthig,
Und hier iſt mir der Haufe nur zur Laſt!

Neunter Auftritt.

Blanka. Jaqueline. Vorige.

Blanka (zu Jaqueline).
Hörſt du der Trompeten Schall; vielleicht,
Daß Pedro —
(Erblickt die übrigen.)
Himmel, wir ſind nicht allein!

Maria.
Was ſeh' ich? — Ha, die Königin! — Entſetzen!
(Wendet ſich ab.)

Pedro.
Ein ſchönes Weib, fürwahr. — Wer iſt die Fremde?

Rodrigo.
Von Blankens Dienerinnen eine, wie mich däucht.

Mein gnäd'ger König, kommt. Ihr ſeid ermattet
Von Eurer Reiſe, Ihr bedürft der Ruhe!

Pedro.

Nicht doch, nicht doch!
(Zu Blanken, die beſtürzt zurückgehen will.)
Bleibt, ſprecht, wer ſeid Ihr?

Rodrigo.

Sie
Erſtummet Eurem Anblick, blöd' und ſchüchtern,
Mit Königen zu ſprechen nicht gewohnt!
Mein König, kommt, die Tafel harret Euer!

Blanka
(ſchaudert zuſammen, da ſie Marien erblickt).

Erkenn' ich es, das oftgeſehne Antlitz?
Weh mir! — Ein Schleier fällt von meinen Augen
Und läßt die Schreckgeſtalten mich erkennen.
Maria — Pedro — ach!
(Wankt und ſinkt matt in Fedrikos Arme.)

Fedriko.

Weh — Blanka — Blanka!

Pedro.

Ha, was iſt das?

Rodrigo.

Wahnſinnig iſt das Weib!
Fort mit ihr, fort!

Haro.

Wahnſinnig, ja, das iſt ſie!
Und länger ſoll ſie unſres Königs Aug'
Mit ihrem Anblick nicht beleidigen!

Rodrigo.

Fort, fort!
(Geht auf Blanka zu und ergreift ſie am Arm, um ſie fortzuführen.)

Fedriko

(wild auffahrend, ſchleudert ihn zurück).

Ha, Schurke!

Blanka

(ſieht Fedriko'n, der wild ans Schwert greift, bittend an).

Federiko!

(Fedriko wirft einen vernichtenden Blick auf Rodrigo und Maria, während er die Königin abführt.

Pedro

(ſteht erſtarrt und heftet die Augen auf Blanka).

Blanka!?

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Ein koſtbares Zimmer des Königs.

Erſter Auftritt.

Maria und Rodrigo de Padilla.

Maria.

Es iſt vorbei; ich will nichts weiter hören!

Rodrigo.

Ich bitte dich, Marie, gib doch Gehör
Der reifbedachten Rede. Stoß nicht von dir
Das Glück, das ſeiner Gaben herrlichſte
Aufdringend faſt zu deinen Füßen ſchüttet.

Maria.

Genug, dies ſchlappe, ekelhafte Leben,
Ich hab' es ſatt und ſchleunig will ich's enden.
Soll ich noch länger an des Knaben Seite,
Ein Opfer ſeiner kränkelnden Begierden,
Und ſeines Volks Verachtung preisgegeben,
Vor Menſchen beben, die mein Stolz verachtet?
Soll ich erzittern vor der Königstochter,
In deren ſchwach-alltäglichem Gehirne
Allein nur der Gedanke keimen kann:

Ich ſuchte dieſes Weichlings ſchnöde Liebe,
Es ſei mehr als des Augenblickes Laune,
Als kindiſch grillenhaftes Wohlgefallen,
Mich zu erheben über Das, was das Geſchick
In gleicher Laune über mich erhob,
Was anfangs mich in ſeine Arme führte?
O, längſt wär' ich gewichen, hätte ſie
Von meiner Willkür das erwartet, was ſie
Von Zwang nur zu erhalten können glaubte!

Rodrigo.

Als noch in deiner Willkür ſtand das Weichen,
Da, Schweſter, war es Zeit, dich loszureißen.
Nun iſt's zu ſpät! Du kannſt Don Pedros Hand
Itzt mit dem Arm des Todes nur vertauſchen.
Der Schritt, der dich von ſeiner Seite reißt,
Führt dich ins Grab! — Marie, bedenke wohl,
Was du beginneſt.

Maria.

O, wie ich verachte
Dieß königliche Wiegenkind, das ſich
Der Hut der Wärterin entriſſen wähnt
Und tölpelhaft, mit unbeſonn'nem Muth
Zertrümmert, was er nur erreichen kann:
O, wär' er ein Tyrann, ich könnt' ihn achten,
Wenn auch die Thaten nicht, doch ſeine Kraft;
Erpreßt' er täglich mir durch neue Gräuel
Des Mitleids und des Schmerzes heiße Thränen,
Bei Gott, ich wäre glücklicher als itzt:
Denn dieſen ſchmerzerpreßten Thränen ſelbſt
Entſproſſet tiefverborgen geiſt'ge Wolluſt,
Wie aus den rauhen Dornen Roſen blühn.
Doch in erſterbender, markloſer Schlappheit
Entſchwanken langſam meine dunkeln Tage.
Von Freude fern wie von dem Schmerze gleiten
In Todesſtille unbemerkt ſie hin.

Erfreue wen da will dieß Pflanzenleben,
Das Große nur hat Reiz für mich, die That!
Ich ſcheue nicht den Tod, erwünſchter als
Dieß Ringen zwiſchen Sein und Nichtſein iſt
Er mir in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt!

Rodrigo.

Maria, welcher tückenvolle Geiſt
Hat dir mit Zauberkunſt den Sinn gewendet?
So dachteſt nimmer du in vor'gen Tagen.
War wohl Don Pedro jemals minder ſchwach,
Dein Loos beglückter je als itzt?

Maria.

Es war's;
Als noch Kaſtilien ihm huldigte,
Zu ſeinen Füßen krochen die Vaſallen,
Die nun an ſeinem Purpur feindlich reißen,
Als noch ein Wort von ihm es nur bedurfte,
Um tauſend Hände folgſam zu bewegen;
Da ſchmeckt' ich auf Minuten hohe Wonne,
Zu ſein die Seele dieſes Rieſenkörpers;
Nach meinem Willen des Koloſſes Kraft
Dahin, wohin es mir gefiel, zu lenken;
Zu ſpielen auf der Wolluſt Schwanenbett
Mit Donnern, die die Welt erbeben machten;
Zu kämpfen mit des Schickſals blinder Macht,
Ihm mit Gewalt die Güter abzuſtreiten,
Die es bei meiner Wiege mir verſagt —
Das machte mich an Pedros Seite ſelig!
Doch nun iſt ſie in leeres Nichts zerronnen,
Die Macht, die mich an ihn einſt kettete;
Verſpielt hat er des Szepters Herrſcherkraft,
Für ſeiner matten Sinne kurzen Kitzel,
Für ſchwelgeriſche rohe Tafelfreuden
Hat die ererbte Kron' er hingegeben
Und ſeiner Väter herrlich blüh'ndes Reich!

Dem König Pedro gab ich mich zur Beute,
Nie ward dem Menſchen Pedro Minnelohn.
Als er herabſtieg von dem Königsthron,
Riß er ſich auch hinweg von meiner Seite!

Rodrigo.

Zorn, Eiferſucht verblenden dir die Augen.

Maria.

Beſchloſſen iſt es unerſchütterlich,
Ich reiße mich von dieſem Knaben los,
An dem mein Herz nie hat gehangen, der,
Zu ſchlimm zur Tugend und zu ſchwach zum Laſter,
In ew'ger Trunkenheit durchs Leben taumelt.
O über das verächtliche Geſchöpf,
Das nur von fremder Kraft gehalten wird!
Der Thaten manche hat er ſchon verübt.
Die ſonſt nur auf des Laſters höchſter Stufe
Ein Wütherich in blindem Grimm begeht.
Sein eigen Vaterland hat er verwüſtet,
In ſeiner Unterthanen Bruſt das Schwert
Getaucht; und doch iſt er kein Böſewicht.
Es iſt das Laſter nicht, es iſt die Schwäche,
Der ſeine Hand zum blinden Werkzeug dient.

Rodrigo.

Laß, Schweſter, ab von dieſen ſchwärmeriſchen
Ideen, die das Leben dir vergällen.
Weiß Gott, Maria, ich verſteh' dich nicht!
Nur heute Morgens noch warſt du ſo ruhig —
Und nun —

Maria.

Ja, ich geſteh' es, ich war ruhiger!
Ich hoffte noch, die Tochter der Gefahr,
Verzweiflung ſollte ſeine Kräfte ſpannen
Und lenken ſeine Hand zu kühner Wagniß!
Doch ſeine matte, engbegrenzte Seele
Erbebt ſchon beim Gedanken nur der That.

Nicht ſtählen kann das Unglück ſeine Bruſt,
Es kann ihn nur zerſchmettern. Heute zeigte
Sich Pedro mir in ſeinem ganzen Nichts.
Vor wenig Augenblicken hatte er
Mir zugeſchworen ew'ge Lieb' und Treue.
Da öffnet ſich die Thür. Die Königin
Tritt ein, und er, von ihren neuen Reizen
Bezaubert, ſteht im Anſchaun tief verſunken.

Rodrigo.

Und du willſt ihr, der Nebenbuhlerin,
So leichten Kampfs die Siegespalme laſſen?
Doch nun errath' ich erſt deine Gedanken,
Und meine Klugheit kann ſie nicht mißbill'gen.
Du kenneſt Pedro's flatterhaften Sinn.
Er ſah die Königin, er wird ſie lieben,
Sie, die er haßte — eh' er ſie geſehen.
Und wenn ſie ſteigt, muß nicht Maria ſinken?
Der Fall der Nebenbuhlerin iſt wohl
Das erſte Opfer, das er der verzeihenden,
Zu ſehr beleidigten Gemahlin bringt.
Du haſt ganz recht, Marie, wir müſſen weichen,
Denn längres Weilen bringt Gefahr und Tod.

Maria (verächtlich).

Wie wenig faßt dein kriechend-niedrer Geiſt,
Was dieſe ſtolze Bruſt bewegt! Ich weiche
Der Fränkin, glaubſt du? Nimmermehr!

Rodrigo.

Fürwahr,
Nicht tadeln kann ich deinen Entſchluß, Schweſter,
Obwohl er mich vom Gipfel meiner Größe
Herabſtürzt in der dunklen Niedrigkeit
Schmachvollen Schoß. Doch ſei's! Der Schweſter Rettung
Iſt mir Erſatz für das verlorne Glück.
Wär' es nicht lächerliche Kühnheit auch,
Zu ſtehen in dem Sturme der Gefahr,

Auf dieſes ſchwanken Felſens glattem Gipfel,
Von deſſen Fuß ein nächtlich-ſchwarzer Abgrund
Mit Höllenrachen fürchterlich uns angähnt?
Beſchloſſen hat die mächt'ge Königin
Und Traſtamara's racheſprüh'nder Graf,
Der Schreckliche, Padillas Untergang.
Und unſer Blut nur ſättigt ihren Grimm,
Wenn wir nicht ſchnell, mit ſchlauverſtellter Liſt
Das Haupt entziehend ihrem Racheſchwert,
Verlaſſen dieſes Reiches weiten Kreis.
Drum, theure Schweſter, laß uns eiligſt fliehen!

Maria
(die gedankenvoll dageſtanden).

Nicht fliehn will ich Kaſtilien; verlaſſen,
Aus freiem Antrieb meiden wollt' ich es.
Mag immer deine feige Seele zittern
Vor dieſer Menſchen lächerlichem Grimme:
Ich biete der Gefahr die feſte Bruſt!

Rodrigo.

Nur erſt vor wenig Augenblicken wollteſt —
(Maria wendet ſich unwillig ab.)
Verbanne dieſe nichtigen Chimären,
Von meiner Klugheit laß dich, Schweſter, leiten,
Die dich bisher zum Glücke ſtets geführt.
Es iſt noch nicht die ſchlimme Zeit gekommen,
Die in der Flucht uns Heil zu ſuchen zwänge,
Feſt ſteht noch unſer Glück! Glaub' mir und bleibe!

Maria.

Soll ich an dieſen Schwächling feſt mich ketten,
Um einen Tod, ein Grab mit ihm zu theilen?
O, fühlt' er Kraft und Muth im ſtolzen Buſen,
Mich rieße nur der Tod von ſeiner Seite!
Den Helden, der den Feinden preisgegeben,
Von ſeinen Unterthanen ſelbſt verlaſſen,
Von jenen, die durch Rang und durch Verwandtſchaft

Am nächſten ſtanden ſeinem Thron und Herzen,
Verſtoßen aus dem väterlichen Reich,
Ihn, den das Unglück nicht kann beugen, der
Sein Schickſal trägt mit unbezwungnem Muth:
Den Helden würd' ich nimmermehr verlaſſen!
An ſeiner Seite würd' ich ſtreiten, trotzen
Den Pfeilen des verfolgenden Geſchicks,
Ihm dieſe treue Bruſt zum Schilde leihen!
Und ſchleudert' ihn auch übermächt'ge Kraft
Herab von ſeines Thrones goldnen Stufen,
Flöh' alles den verkannten Helden auch,
Er würde die Geliebte nie vermiſſen!
Mit ihm würd' ich die holde Heimath fliehen,
Verlaſſen der Verwandten theuren Kreis
Und alles, was durch der Erinnrung Zauber,
Durch der Natur und durch der Liebe Bande,
Durch der Gewohnheit Macht, zu unſerm Herzen
In wohlbekannten ſüßen Tönen ſpricht!
Verlaſſen würd' ich es und ziehn mit ihm,
Wohin ihn das erzürnte Schickſal würfe!
An meine Bruſt gelehnt, würd' er die Qualen
Des nächt'gen Kerkers minder ſchmerzhaft fühlen;
Aus meiner Hand würd' ihm in fernen Landen,
Die Meere noch dem Aug' des Menſchen rauben,
Wie Nektar munden harte, rauhe Speiſe,
Mit langem Fleiß dem Felſen abgewonnen.
Aus meiner Bruſt würd' er mit hohem Muth
Das Eiſen reißen und in ſeinen Buſen
Noch warm von meinem Blut es freudig tauchen,
Wenn der Barbaren Hände uns vernichten.
Nicht Menſchenmacht, nicht Kerker, nicht der Tod
Kann vom Geliebten die Geliebte trennen!
Mit des Gedankens Fittig fliegt die Liebe,
Und nichts hemmt ihren adlergleichen Flug!
Vergebens widerſetzt ſich Tod und Grab,

Sie folgt dem Einz'gen ſelbſt zur Unterwelt hinab,
Und mag das Unglück ſeinen Köcher leeren,
Den Leib kann es, die Liebe nie zerſtören!

Rodrigo.

Und dennoch wollteſt Pedro'n du verlaſſen?

Maria.

Gen alles kann ich alles muthig wagen,
Der Wahnſinn bietet alles nur für nichts!

Rodrigo

Es iſt nicht ganz Don Pedro ſchon verloren.
Des Aufruhrs Wogen konnten ſeinen Thron
Erſchüttern, doch noch ſteht er feſt und aufrecht.
Mit ſtarken unſichtbaren Wurzeln haftet
Die Liebe zu dem alten Königsſtamm
In des erzürnten Volkes grader Bruſt.
Und nimmer wird es Traſtamara'n glücken,
Ganz auszurotten dieſe zarten Faſern.
Der Pöbel haßt den wüthenden Tyrannen,
Der auf des Glückes Gipfel herriſch thront:
Doch liegt der Königsſohn gekrümmt im Staube,
Von ſeiner Unterthanen Hand geſtürzt,
Dann treten auch die Vorurtheile alle,
An der Erinnerung, des Mitleids Hand
Aus tiefem Dunkel in ein ſanftes Licht.
Man trifft in ſeinem gramentſtellten Antlitz
Des edeln Vaters wohlbekannte Züge;
Der eine hier erinnert ſich, wie er
Als Kind ihm einmal freundlich zugelächelt;
Ein andrer, dem er einſt im trunknen Muthe,
Im Anfall einer edelmüth'gen Laune
Ein leichtes Goldſtück prahlend zugeworfen,
Bemerkt, daß er ſo ſchlimm denn doch nicht ſei,
Als ihn gewiſſe Leute machen wollten.
Mit einem andern aß er einſt vielleicht
Ermüdet von der Jagd aus einer Schüſſel;

Und dort erheben hundert ihre Stimmen,
Die ſeines Vaters Güte einſt erhalten,
Die unwillkürlich er vielleicht beglückt.
Nie wird ein eingeborner König fallen,
So lang noch unverfälſcht in ſeiner Bruſt
Sein Volk bewahrt die ſanften Triebe.
In ſeiner Feinde Bruſt wohnt ihm ein Freund,
Aus ſeinem Unglück ſelbſt entſproßt ihm Hilfe,
Und aus dem vaterländ'ſchen Boden — Heere!

Maria.

Und wie, wenn Pedro ſelbſt von mir ſich riſſe?

Rodrigo.

Nicht fürcht' ich dieß! Kenn' ich nicht ſeine Liebe
Zu dir und deine männlich ſtarke Seele?!
Nur, Schweſter, du verſprich mir nie zu wanken,
Nie lange Recht und Schicklichkeit zu wägen,
Dann wenn ein ungewöhnliches Ereigniß
Auch raſche, ungewohnte Mittel heiſcht!

Maria.

Verſteh' ich dich wohl recht?

Rodrigo.

Ich hoffe, ja!
Drum, Schweſter, handle klug und laß dir nicht
Den leiſen Ruf der nüchternen Vernunft
Durch blöder Thoren Faſeln übertäuben.
Noch eins! Sei auf der Hut vor Federiko
De Guzman, Böſes ſcheint er mir zu ſinnen.
Auch gegen ihn muß man den König reizen.
Mit ſcharfem Aug' durchblickt er die Gewebe,
Die ich bisher dem Blick der Welt entzog,
Und nicht der Wille fehlt ihm, nur die Macht,
Um ſie mit ſtarken Händen zu zerreißen!
Doch ſieh da, unſer treuer Helfer, Haro!

Zweiter Auftritt.

Luis de Haro. Vorige.

Rodrigo.
Was bringt ihr ſonſt für Nachricht, Kämmerer?

Haro.
Sehr ſchlimme, Herr, ſehr ſchlimme!

Rodrigo.
Was — wie ſo?

Haro.
Verrätherei ſchleicht leis im tiefen Dunkel,
Und droht uns alle zu verderben — Guzman —

Rodrigo.
Ha, ſo betrog mich meine Ahndung nicht!

Haro.
Er ſtehet im Verkehr mit den Empörern;
Durch lange Zeit erhielt er viele Boten,
Sie kamen, und man wußte nicht woher,
Und wie ſie kamen, ſo verſchwanden ſie.

Rodrigo.
Und Niemand meldete mir das?

Haro.
Die Briefe
Sind aufgefangen, wie ich höre.

Rodrigo.
Weiter!

Haro.
Erſt heute kam Gomez, den man nach Frankreich
Zum Herzog von Bourbon mit Briefen ſandte,
Zurück. Er ſchloß ſich mit Fedriko'n ein.
Man hörte beide heftig ſprechen und
Don Guzman mehrmal heftig: Blanka! rufen.

Rodrigo.

Wie, Blanka — Guzman, Blanka? — Gut — ſehr gut —
So — Blanka — Hm!

(Er geht einigemale nachdenkend im Zimmer auf und ab; für ſich:)

Ein Blitz durchſtrahlt das Dunkel,
Das brütend über meiner Seele lag,
Und aus dem Scheine des Geheimniſſes
Erheben ſich die ſchrecklichen Geſtalten.
Sein heutiges Betragen — dieſe Nachricht —
— Nun weiter, Kämmerer — Iſt das ſchon alles?

Haro.

O, lange noch nicht alles, edler Herr!
Als ich von Seiner Majeſtät geſandt
Des Hofes bald'ge Ankunft meldete,
Traf ich Don Gomez noch bei ihm. — Er war
Verſtört, in Guzman's Auge hingen Thränen,
Und tief erſchüttert ſchienen beide mir.
Kaum hatt' ich Pedro's Namen ausgeſprochen,
Da rollten ſeine Augen, ballten ſich
Die Hände und mit bleichem ſtarren Munde
Murmelt' er Flüche gegen ſeinen Herrn!

Rodrigo.

Und weiter nichts? nichts mehr von Blanka?

Haro.

Nein,
Sie flohen ſichtbar meine Gegenwart.
Doch an der Stiege traf ich einen von
Den Unſern, der mir Wichtiges berichtet.
Vor einer halben Stunde ungefähr
Erſchien ein Pilger in dem Vorgemach,
Der ſchüchtern nach dem Ordensmeiſter fragte.
Guzman erſcheint, der Fremde naht ſich ihm,
Man wiſpert ſich ins Ohr, und raſch gebeut
Dem Diener man Entfernung. Lange ſprachen
Sie, bis die Thür ſich plötzlich öffnet, und

Der Pilger ohne Bart mit offnem Mantel,
Der Harniſch, Schwert und Ritterkleid enthüllte,
Herausſtürzt und dem lauerſamen Horcher
Ein wohlbekanntes Antlitz ſchauen läßt.

Rodrigo.

Der Ritter war — ?

Haro.

Alonzo Lara!

Rodrigo.

Lara?
Derſelbe, der —

Haro.

Graf Traſtamara's Freund!

Rodrigo.

So ſtürzt er ſich denn ſelber in die Schlinge!
Schnell, Kammerer, nimm einige Trabanten
Und fange mir den Frechen. Doch bei allem,
Was heilig iſt, nicht todt ihn, fang ihn lebend!

Haro

Ich eile deine Wünſche zu vollziehen.

(Will ab.

Rodrigo.

Halt, Haro, bleib!

(Zu Maria.)

Geliebte Schweſter, laß
Auf wenig Augenblicke nur allein
Mit unſerm Freunde mich berathen. Eile
Zum König, ſuche jenen flücht'gen Eindruck
Aus ſeinem ſiechen Herzen wegzuwiſchen.
Von dir, von dieſem Augenblick hängt nun
Die Frucht des jahrelangen Kampfes ab.
Durch eines ſchmeichelhaften Wortes Zauber
Kannſt du mein mühevolles Streben krönen,
Das Ziel, nach dem du kühn emporgeklimmt,
Mit einemmale ruhmbedeckt erreichen.
Auf Schweſter! Noch ſind ſeines Herzens Zügel

n deinen Händen. Reiß' ihn ſchnell zurück!
ielleicht ein Weilchen und du kannſt es nimmer!
ie ſchlaue Königin weiß das ſehr gut!

Maria.

as weiß die Königin?

Rodrigo.

Welch mächt'gen Eindruck
ie auf des Königs Seele hat gemacht.
an ſagt, ſie rühme ſich mit ſtolzem Dünkel
s hohen, leichterrungenen Triumphs!

Maria.

e, des Triumphs — die Eitle! — des Triumphs!

Rodrigo.

e Höflinge, bewegbar jedem Hauche,
eifern ſich ſchon um die Wette, ſie
t Seufzen zu bedauern, Glück zu wünſchen.

Maria.

t ein!

Rodrigo.

Bewerben ſich um ihre Gnade,
en bildet ſich ein kleiner Hof um ſie,
deſſen Mitte ſie im künft'gen Glücke,
künft'ger Größe ſchwelgt; mit Ehrenſtellen,
Gold und Würden ihre Treuen lohnt.

Maria.

lebt Maria!

Rodrigo.

Federiko Guzmans,
Ordensmeiſters Freund iſt ausgelaſſen!
cht im Ritterſaal mit ſeinen Freunden,
Jubel flattert um den lauten Zirkel,
froh den Becher leert auf Blanka's Wohl.
ch vorbeiging, hört' ich Guzman rufen
hocherhobenem Pokal: Heil, Heil
deln Fürſtin, Schmach der Buhlerin!

Maria.

Ha!

Rodrigo.

Buhlerin? Wem das wohl gelten mag?
(Maria verhüllt ſich, Rodrigo beobachtet ſie, tückiſch lächelnd.)
Gib dich zufrieden, Schweſter, ſei doch klug!
Was kümmert's dich, wenn er dich Buhlerin
Genannt? Wer ſich nicht rächen kann, thut weiſe,
Wenn er nicht hört, nicht ſieht, beſchimpft man ihn.
Zu jener Zeit, als noch des Königs Gunſt
Mit Beifall jede deiner Thaten krönte,
Als ſeines Namens Glanz auch deinen Namen
Mit Strahlen zierte, ja, da war es anders!
Doch nun, da einmal dich die Königin —

Maria

Frohlockt noch nicht, verrätheriſche Thoren!
Weil einen Augenblick ein düſtres Wölkchen
Der Sonne Flammenblick verdunkelte,
Wähnt ihr, ſie ſei hinabgeſunken ſchon
Ins ſchwarze Bett der Nacht. Blödſichtige!
Ein Strahl, und dieſer Nebel iſt vernichtet!
Die Buhlerin hat Kräfte noch genug,
Die goldnen Wonneträume zu zerſtreun,
Die Knoſpen eurer Hoffnungen zu knicken,
Eh' ſie zu Blumen noch ſich aufgeſchloſſen;
Zu ſtürzen vom ſchimäriſchen Altar
Den Abgott eurer blöden Politik,
Der unterm Mantel ſeiner Rechtlichkeit
Verbirgt die ſchwarze, ränkevolle Argliſt!
Hervor, ihr Rechtlichen, beginnt den Kampf,
Mit der Geſchändeten, Verachteten!
Wenn ihr geſiegt, dann mögt ihr jubeln; noch
Gähnt zwiſchen euch und eurem Ziel das Grab!
(Sie ſtürzt ab.)

Dritter Auftritt.

Rodrigo. Haro.

Rodrigo.
Glück auf! Sie eilt zum König! Wir ſind ſicher!

Haro.
Ich fürchte ſehr, daß Blanka's Anblick ihn —

Rodrigo.
Ich fürchte nichts! Ein neuer Gegenſtand
Kann auf Minuten ihr ſein Herz wohl rauben,
Doch ſtärker ſtets und kräft'ger kehrt die Liebe
Zu dem Gewohnten in die Bruſt zurück.
Schon öfter hatte Pedro ſie verlaſſen,
Von einer fremden Liebe angelockt,
Doch nie iſt's einer andern noch gelungen,
Ihr Bild aus ſeiner Seele zu verwiſchen,
Das, von der erſten Liebe eingegraben,
In ſeinem Herzen unauslöſchlich thronet.

Haro.
Wird ſie zu heftig nicht in ihrem Zorne
Den König nur zum Widerſtande reizen?

Rodrigo.
Der ſanfte Ton der Ueberredung gleitet
Fruchtlos vorüber an des Schwachen Ohren,
Wenn aufgeregte Leidenſchaft ihn feſſelt
Mit Macht muß man nach ſeinem Herzen greifen,
Mit Donnerſtimm' durch Schreck und Furcht es ſchütteln,
Wenn er die träge Hand zur That ſoll heben.
Veränderlich, bewegbar jedem Winke,
Gleicht er des Meeres unbeſtänd'gen Fluthen:
Des Zephyrs Hauch kann zwar die Fläche kräuſeln,
Doch ſchwach, ohnmächtig ſpielen ſeine Wogen
Und küſſen ſanft des Schiffes ſtarke Bruſt.

Willſt du das ſegelnde Gebäu zertrümmern,
Dann muß der Sturm aus ſeiner Höhle brauſen,
Die Luft verfinſtern mit der Wolken Laſt,
Mit eh'rnem Arm die träge Fluth umſpannen
Und bald hoch hinauf zu den bebenden Sternen
Schleudern der Wogen donnernde Berge,
Bald an des Meeres dröhnenden Grund
Preſſen die laſtende Felſenbruſt!
Nichts hoff' ich von der Macht der Ueberredung,
Doch alles von des Augenblicks Gewalt.

Haro.

Doch wird es Eure Schweſter wagen, mit
Gewalt und Drohen das ihm abzutrotzen,
Was nur die Liebe geben — fordern kann —
Die Nebenbuhlerin ihr aufzuopfern?

Rodrigo.

Sie wird's, denn ihre Wuth iſt aufgeregt!
Mit klugem Vorbedacht erweckt' ich in
Des Mädchens Bruſt den ungeheuren Sturm.
Die Zeit naht nun heran mit Rieſenſchritten,
Die der Verwirrung Knäuel löſen muß.
Nicht lange kann auf einem ſchwanken Brette
Des Königs, Spaniens und unſer Schickſal,
Ein Spiel des launenhaften Zufalls, ſchweben.
Beſchloſſen iſt es feſt, nun muß es enden,
Und da gibt es vielleicht wohl Scenen, die
Des Weibes ſchwachen Sinn erſchüttern könnten,
Zum Mitleid wenden ihre ſchwache Seele.

Haro.

Doch ſolche Schwäche kannt' ich niemals bei
Dona Maria —

Rodrigo.

O, Ihr kennt ſie nicht!
Sie iſt ſo ſtark nicht, als ſie manchmal ſcheint!
Wenn ihr nicht Leidenſchaft die Nerven ſtählt,

Iſt ſie ſo ſchwach als ein gemeines Weib;
Und Lieb' und Furcht und Mitleid und Erbarmen
Entlocken ihrem Auge ſchwache Zähren,
Wie ſie ein ſechzehnjähr'ges Mädchen weint,
Das nie das Haus der Mutter hat verlaſſen.
Sie wär' ein kleinlich, ehrſam Weib geworden,
'ne zücht'ge Hausfrau, der ein Herd voll Tiegel
Und eine Kinderſtub' die ganze Welt iſt:
Wenn die Natur nicht in die ſanfte Bruſt
Des Stolzes und der Herrſchſucht Trieb gegoſſen.
Dieß iſt der Ort, wo ſie verwundbar iſt
Den Pfeilen eines liſtigen Verſuchers:
Das und die ſtarken Ketten, die ſie mir
Zum Werkzeug meiner Plane feſſelten.
Weil ſie vor dem Gedanken ſchwindelte,
An Pedro's Seite Spanien zu beherrſchen,
Ergab ſie ſeinem Flehn ſich und dem meinen.
Noch iſt der zarte Keim nicht ganz erſtickt;
Er ſtrebet ſtets die Hülle zu durchbrechen.
Drum muß ich ſtets von einer Leidenſchaft
Sie einer andern in die Hände ſchleudern,
Wenn ich mein Werk nicht ſelbſt zerſtören will.
Darum entflammt' ich ihre Rache gegen
Den Ordensmeiſter und die Königin.

Haro.

So wollt Ihr ſie denn beide opfern? Herr,
Ein übellohnend Werk iſt's, was Ihr ſinnet.
Das Volk liebt ſchwärmeriſch die Königin,
Nie wird der Mörder ſeinem Zorn entgehn,
Wenn er auch in der Erde Eingeweiden
Verbirgt ſein ſchuldig Haupt —

Rodrigo.

Die Looſe liegen
Noch in des Schickſals Urne tief verſchloſſen,
Und auf der Wage ungewiſſen Schalen

Schwankt immer wechſelnd Tod und Leben. Kann
Mein Daſein mit dem ihrigen beſtehen,
Gelingt es mir, des Königs Leidenſchaft,
Die neugefaßte, gegen ſie zu tilgen:
Dann mag das Paar ſein jämmerliches Leben
In Ruh' dem ſpäten Tod entgegenſchleppen.
Doch zögert Pedro, dieſe neue Puppe
Von ſich zu werfen, dann zerbrech' ich ſie.
Sie hat das ungeheure Spiel begonnen,
Sie trage gleich Gewinn denn und Verluſt.
Mein Leben ſtehet auf dem Spiele! Sollt' ich ſie
Um ſchlechten Preis die Würfel ſchütteln laſſen?
Es flammt nur eine Sonn' am Himmel — nur
Ein Herrſcher auch kann ſein in dieſem Land!
Ich oder ſie! der Schwächere muß weichen.
Sie falle denn, ſie und ihr treuer Helfer!
Die Welt iſt mir kein allzugroßes Opfer
Für meine eigne Rettung!

Haro.

Doch das Volk? —

Rodrigo.

Das Volk, das Volk! — Bin ich's denn, der ſie mordet?
Glaubſt du, ich würde unbedachtſam kühn
Die ſchöne Larve vom Geſichte reißen,
Mit dieſem hundertarmigen Koloß,
Mit ſeinen ſtarren Vorurtheilen kämpfen?
Nein, nicht durch mich, nicht durch des Königs Hand,
Darf dieſer Götz' des blinden Pöbels ſinken.
Des unerbittlichen Geſetzes Schwert
Muß die Gerechtigkeit der Argliſt leihn,
Der Mörder muß ſich in des Richters Mantel,
Der Mord ſich in der Strafe Maske kleiden.

Haro.

Doch wird des Königs ſchwache Aengſtlichkeit
Auf Euern Pfad nicht Hinderniſſe thürmen?

Rodrigo.

Des Argwohns Gift, in ſeine Bruſt gegoſſen,
Soll ſein Gehirn mit Fiebergluth entzünden.
Im Spiegel ſeiner eignen Furcht will ich
Der Beiden Bild ihm vor die Augen halten.
Zurück ſoll er vor dem Gedanken ſchaudern,
Das Angeſicht des ſchwarzen Paars zu ſchauen;
Ihr Grabmal, muß er glauben, ſei der Grundſtein
Zu ſeines Glückes neuerhobnem Bau.
So lange will ich ſeine Seele preſſen,
Bis er aus Furcht des Muthes Thaten übt.
Auf einer Seite liegt ſein Leben und
Die Liebe meiner Schweſter, auf der andern
Der Frieden und des Feindes Untergang —
Glaubt Ihr wohl, daß er lange zweifeln werde?

Haro.

Ihr ſuchet Federiko'n zu verderben,
Und nun, da Euch die launiſche Gelegenheit
Die Locke beut, verzieht Ihr, ſie zu faſſen?
Wollt dem Verräther Lara Ihr den Weg
Zu ſeinem Herrn zurück denn meſſen laſſen?

Rodrigo.

Nein, nimmer! —

Haro.

Und doch hieltet Ihr mich auf,
Als ich den Schleichenden zu fangen eilte?

Rodrigo.

Geſchont hab' ich der Blüthen, um den Gaumen
Zu laben an der Früchte ſüßem Saft.
Laß nur im Stillen reifen den Verrath,
Zur Erntezeit fällt ſicher meine Beute.
Was nützt es mir, wenn Lara in der Ketten
Gehäufter Laſt, in eines Kerkers Moder
Begraben, jedem neuen Tage flucht?
Laß ihn erſt mit dem Baſtard alles ſchlichten,

Laß ihn erſt Briefe und Beglaubigungen
Und Pläne, und was ſonſt noch weiter ſein mag,
Von Federiko's Hand erhalten; dann,
Erſt dann mag ihn das Schwert der Rache treffen!
Laß ſie ihr Grab erſt mühſam ſelber höhlen,
Dann ſtoß ich ſie, ein Werkzeug des Geſetzes,
Hinab mit triumphirendem Gelächter.
Du, Haro, hefte deine Späherblicke
Auf dieſen Pilger, laß ihn nicht entrinnen,
Wie ſein Gewiſſen folg' ihm überall.
Doch, daß ihm ja kein forſchend Aug nicht ſage,
Was für Verdacht du in dem Buſen hegeſt.
So wie der Spürhund folgt des Wildes Fährte,
So hefte du dich an an ſeine Ferſen;
Dein Eifer leihe ſelbſt den Wänden Ohren
Und ſeinen ſorglich ſpäh'nden Blicken Worte.
Dein Kopf bürgt mir für jeden ſeiner Schritte.

Haro.

O ſorget nichts! Ihr wißt bei meiner Treu'
In einer Stunde ſelbſt, was im Gebete
Er ſeinem Schöpfer anvertraut — doch ſtille,
Ich höre kommen, däucht mich —

Rodrigo.

Wie, was ſeh' ich!
Maria mit den Mienen der Verzweiflung!

Vierter Auftritt.

König. Maria. Vorige.

Maria
(mit wildem, verſtörtem Blick, ſtürzt auf Rodrigo zu).

Es iſt vorbei, ich bin verloren!

Rodrigo.

Wie?

Maria.
Er hört mich nicht, er fliehet meinen Anblick!

Rodrigo (für ſich).
Ha, Teufel, das geht weiter, als ich dachte!
Doch laß den Muth nicht ſinken, Schweſter; noch
Hat er ſich ſeinen Ketten nicht entriſſen.
Trauſt du ſo wenig deiner Reize Allmacht,
Daß du verzweifelſt, dieſes Schattenbild
Aus ſeiner ſchwachen Seele zu verſcheuchen?

Maria.
Er liebt mich nicht.

Rodrigo.
So mag die Eiferſucht
Uns geben, was die Liebe nicht gekonnt!
Der Ordensmeiſter liebt die Königin!

Maria.
Wär's möglich!

Rodrigo.
Ja, es iſt ſo, darum trank er
Auf Blanka's Wohl, da auf den Untergang
Der Buhlerin er ſeinen Becher leerte.

Maria.
Ha, ſo zerſchmettre Beide meine Rache!

Rodrigo.
O, ſchlau und liſtig iſt er, der Verräther!
Mit ſeinem Bruder ſtehet er im Bunde,
Der ihm der Fränkin Rettung zugeſchworen.
Eh' noch der Tag erwacht, ſind ſie entflohen!

Maria (verzerrt lachend).
Flieht ihr? flieht ihr? flieht immerzu dahin,
Wo ihr des Wiederkommens wohl vergeſſen werdet.
Sie fallen!

Rodrigo.
Wie?

Maria.

Der Ordensmeiſter falle!
Und mit ihm dieſe tugendreiche Blanka!
Der nächſte Morgen weine auf ihr Grab!

Rodrigo.

Biſt du entſchloſſen, Schweſter?

Maria.

Ja, ich bin es!

Rodrigo.

Nun denn, ſo grüß' ich dich als Königin!
Wenn dieſes Hinderniß zertrümmert iſt,
Wer wagt es, dir ſich in den Weg zu werfen,
Wenn du hinanklimmſt zu den goldnen Stufen?
Wie Blanka ſchläft, wird Pedro's Lieb' erwachen,
Der Zauber ſich von ſeinen Sinnen löſen;
Und reuevoll zurück an deine Bruſt
Führ' ich ihn dir mit neuverſtärkter Gluth.
Doch ſieh den König nur, wie er, berauſcht
Im ſüßen Zaubertrank der Phantaſie,
In der Gedanken Meere ſich verliert!
Auf, auf zum Kampf, es ſchwebt das Loos nun zwiſchen
Schmach, Tod und dieſes Reiches Herrſcherkrone.

(Er wendet ſich zum Könige.)

Im großen Saal, mein königlicher Herr,
Erwarten die gefüllten Becher Euch.
Schon hat ſich Euer ganzer Hof verſammelt,
Und harret nur noch Eurer Gegenwart,
Des Feſtes laute Freuden zu beginnen!

(Der König geht ſtillſchweigend auf und ab.)

Maria

(mit einſchmeichelnd weichem Tone).

Man wollte mich zu dem Bankette ziehen,
Um in des Tanzes holdverſchlungnen Reihen
Des überſtandnen Kummers zu vergeſſen.
Doch ſchlug ich's aus, denn jede Freude hat

Für mich nur Reiz an meines Königs Seite.
Der Flöte Liſpeln ſcheint mir Todtenſang,
Wenn Pedro's Lippe nicht die Harmonie
Der ſüßen Töne in dem Rohre weckt.
Der Tanz ſcheint mir bacchantiſches Getümmel,
Wenn nicht an meines Pedro Bruſt gelehnt
Ich auf dem glatten Marmorboden ſchwebe.

Pedro

(tief in Gedanken).

Sie iſt ein ſchönes Weib!

Rodrigo.

Wer, mein Gebieter?

Pedro.

Sie fiel in Ohnmacht, als ſie mich erblickte!

Rodrigo.

Das war ſo übel nicht!

Pedro.

Ha, wer ſpricht das!

Rodrigo.

Rodrigo ſprach es, Euer treuer Diener,
Der um der Treue willen, die er Euch
Bewährt, indeß Euch andere verriethen,
Auf dieſes Landes ungeheurem Boden
Kein Plätzchen hat, wo er ſein mattes Haupt,
Auf das man Preiſe jetzt, wird legen können.

Pedro

(ihm die Hand reichend).

Du haſt mir treu gedient und redlich, Ruy!

Rodrigo.

Das hab' ich, edler Herr, drum kränkt es mich,
Wenn Frevler Eure Gnade frech mißbrauchen.
An Euren eignen Buſen wollt Ihr legen
Die ſchwarze Natter, die den gift'gen Stachel
Nach Eurem mitleidsvollen Herzen ſtreckt.

Ha, ſchleudert ſie von Euch, da es noch Zeit iſt,
Vielleicht in wen'gen Stunden iſt's zu ſpät!

Pedro.

Dich blendet ein verjährtes Vorurtheil,
Das ſich auch meiner Augen einſt bemeiſtert,
Ich glaubte Blanka bös, weil ich ſie haßte.
Mit grellen Farben meiner Phantaſie
Hatt' ich ein grauſes Schreckbild mir gemalt,
Das ich mit allem, was mir haſſenswerth
Und unerträglich ſchien, bekleidete.
Ich ſah ſie, und ich bitt' es ihr nun ab,
Daß ich ſo lange ihren Werth verkannte.
Ein ſchönes Weib, ein gutes Weib iſt ſie.

Rodrigo

Sind Schönheit denn und Güte unauflöslich
Verbunden, mißt man Güte ſowie Schönheit
Mit einem flücht'gen Blick?

Pedro.

In ihrem Blicke
Strahlt reiner Tugend ſanfter Widerſchein.
Das heitere unſchuldige Gemüth,
Des ſchönen Herzens arglos offnes Walten:
Es ſpiegelt ſich in ihren blauen Augen,
Wie Blumen in des Bachs Kriſtall ſich zeigen.
Der Menſch kann wohl, nie die Natur, betrügen.

Rodrigo.

Wie aber, wenn im herrlichen Gefäß
Ein tödtend Gift mit ſchwarzem Wallen brauſte,
Wenn dieſe glänzend goldne Schuppenhaut
Den mörderiſchen Stachel nur verbürge?

Pedro.

Unmöglich kann der Gottheit Siegel lügen!

Rodrigo.

Es lügt! — Sie liebt den Ordensmeiſter Guzman! —

Pedro.

Nein, nimmermehr!

Rodrigo.

Mein Kopf bürgt für die Wahrheit!

Pedro.

Verräther, ſchweig!

Rodrigo.

Ihr wollt es, und ich ſchweige.

(Der König ſtützt ſich mit den Händen auf den Tiſch und ſtiert in die Erde.)

Maria.

Um Gotteswillen, was haſt du gethan?!

Rodrigo.

Gegründet unſer beider Glück auf ewig!

Maria.

Er zürnt.

Rodrigo.

Ganz recht.

Maria.

Er zürnet dir!

Rodrigo.

Er zürnt mir, um ſich ſelber zu betrügen,
Der Trug entweicht, und ſie trifft dann ſein Grimm!

Pedro.

Die fromme Außenſeite wäre Maske,
Nichts mehr, nichts weniger als bloße Maske?
Es iſt unmöglich, ſag' ich dir — du lügſt!

Rodrigo.

Wenn ich die Ruhe meines gnäd'gen Königs
Damit erkaufen kann — nun wohl — ich log!

Pedro.

Rein iſt ſie, rein von jeglichem Verdacht!

Rodrigo.

So iſt's, mein gnäd'ger Herr!

Pedro.

So ſpricht der Mund;
Doch dein Geſicht ſtraft deine Worte Lügen!

Rodrigo.

Der Mund kann ſchweigen, nicht das Herz, mein König;
Doch glaubt nur immerhin, ich hab' gelogen!

Pedro.

Es iſt auch lächerlich, die Königin
Mit dem nichtswürdigen Baſtard zu paaren!
Nicht wahr, es iſt undenkbar?

Rodrigo.

Ja, ſo iſt es!

Pedro.

Wer ſchaffet dieſes Echo mir vom Halſe,
Das jedes Wort getreu mir wieder gibt.
Es iſt unmöglich, ſag' ich!

Rodrigo.

Recht, unmöglich!

Pedro.

Ich könnt' ihn haſſen, dieſen kalten Höfling!
(Wendet ſich ab und geht der Thüre zu.)

Maria.

Um Gotteswillen, Bruder!

Rodrigo
(mit dem Finger auf dem Munde).

Stille, ſtille!

Pedro
(ſich plötzlich umwendend).

Was gibt's, wer ſprach hier von der Königin?

Rodrigo.

Wir ſchweigen Alle!

Pedro.

Ich weiß ſehr wohl, daß
Ihr euch im Stillen in die Ohren wiſpert,
Mit eurem Gift die Reine zu beflecken!
Doch ich will wiſſen, was ihr ſprecht!

Rodrigo.

Nichts, gar nichts!

Pedro.

Ich bin es müde, deinem Schlangenwinden
Zu folgen. Sprechet, Kämm'rer, Ihr. — Blickt nicht
Den dort ſo fragend an. — Sprecht, ich befehl' es!

(Rodrigo winkt dem Haro unmerklich mit dem Kopfe.)

Haro.

Weil Ihr es denn gebietet, gnäd'ger Herr,
So ſei es! — Don Padilla rief zurück ins
Gedächtniß uns den heut'gen Morgen!

Pedro.

Nun?

Haro.

Fedriko's und der Königin Benehmen
Schien ihm ſehr ſeltſam.

Pedro.

Blanka und Fedriko!
Ich will die Namen nicht zuſammen hören!

Haro.

Die Königin erſchreckte Euer Anblick.
Sie ſank, und wie man ſagt, nicht ohne Kunſt,
Darnieder, in Don Guzman's offne Arme,
Der ihr mit dem Geſchrei: *Geliebte* Blanka —

Pedro.

Geliebte Blanka — nein, ſo ſprach er nicht?!

Haro.

So ſprach er, Euer Hof mag's Euch bezeugen!

Pedro.

Geliebte Blanka? Ha, verdammt! — Geliebte?

Haro.

Rodrigo trat hinzu, die Königin
In ihr Gemach ſorgſam zurückzuleiten.
Da faßte Guzman zornig an ſein Schwert,
Und riß es raſch zur Hälfte aus der Scheide.

Doch mit beſänftigendem milden Tone rief
Dem Wilden Blanka: Mein Fedriko, zu;
Da legten ſchnell ſich ſeines Zornes Wellen,
Und ruhig führt' er ſie in ihr Gemach,
Das er vor einem Weilchen erſt verließ.

Pedro.

Geliebte Blanka — mein Fedriko — Teufel!

Rodrigo.

Nun da durch dieſes Schwätzers traur'gen Dienſt
Euch das vermeinte Glück entriſſen iſt,
Nun heiſcht es meine Pflicht, der Junge Band
Zu brechen, und das ſchreckliche Geheimniß,
Das ich ſo gern ins Grab mit mir genommen,
Dem Aug' des Tages weinend zu entfalten.
So wißt, mein edler Herr: Ihr ſeid verrathen!
Von Eures Vaters Sohn, von Eurem Weibe
Seid Ihr mit teufeliſcher Liſt verrathen!

Pedro.

Von ihr, von ihr? — Unmöglich — Nein —

Rodrigo.

Sie haben
Mit Eurem Feinde Traſtamara ſich
Verbunden, Euch in ſeine Hand zu liefern;
Und ruhiger Genuß der ſtrafbar'n Liebe
Iſt die Bedingniß dieſes ſchwarzen Bundes.
Erſt heute kam Alonzo Lara von
Dem Heere der Empörer abgeſandt,
In Pilgertracht vermummt, zu Federiko'n!
Vollbracht iſt der Verrätherei Gewebe,
Und eh' die junge Sonne noch die Thürme
Von Xeres küßt, liegt Ihr in Ketten!

Pedro.

Wer rettet mich, wer rettet ſeinen König!

Rodrigo.

Ich, wenn Ihr mir vertraut!

Pedro.

Mein einz'ger Freund,
Mein Engel, mein Erretter!

Maria.

Auch Marie
Wird nimmer den verlaſſen, der ſie haßt.

Pedro.

Kannſt du verzeihn? Maria, haſſen, dich?
Nie hab' ich aufgehöret, dich zu lieben!
Hab' ich gefehlt, — dein Herz iſt ſanft, Marie,
Du kenneſt keinen Groll — Verlaß mich nicht!
(Sinkt an ihre Bruſt, ſie ſchiebt ihn mit Verachtung zurück.)

Maria.

Mir ekelt vor dem Anſchaun dieſes Mann-Weibs,
Wie er in Thränen ſchmilzt! — O pfui, des Knaben!

Pedro
(reicht Haro die Hand).

Auch du wirſt deinen armen König nicht
Verlaſſen, guter Haro! —

Haro.

Treu, mein König,
Bis in den Tod! —

Rodrigo.

Doch höret nun, Don Pedro!
Nicht iſt zu Worten itzt und Klagen Zeit,
Des Muths, der Kraft bedarf es nun, der That,
Wenn wir mit Macht nicht in die Speichen fallen,
Zermalmet uns die ungeheure Laſt.

Pedro.

Was ſoll ich thun? Sprich, rede!

Rodrigo.

Folget mir,
Hier unterſchreibet dieſes Blatt.
(Ein Diener tritt ein.)

Diener.

Don Guzman wünſchet Eure Majeſtät
Zu ſprechen.

Pedro (erſchrocken).

Guzman, der Verräther, er?
Rodrigo, geh' hinaus und weiſ' ihn ab.
Mein gutes Glück führt ihn in unſre Hände.
Ergreif' ihn und laß ihn im Schauerthurm
Ob dem Mißlingen ſeiner Plane winſeln.
Es prall' auf ſeine Bruſt der Pfeil zurück,
Den er nach unſerm Herzen hat gerichtet.

Rodrigo.

Behüte Gott, das würde uns verderben!

Pedro.

Frei droht er mir den Tod, und auch gefangen.
Was ſoll ich wählen?

Rodrigo.

Mitten liegt das Gute.
Ihn liebt das Heer, das die geſchminkte Tugend,
Mit der er vor dem Aug' des Pöbels prunkt,
Mit lautem Jubel bis zum Himmel hebt;
Es würde dieſen Märtyrer des Rechts
Der Ketten Laſt mit blinder Wuth entreißen.
Erſt müſſen wir das gräßliche Verbrechen
Dem Auge der getäuſchten Welt enthüllen;
Erſt muß das Volk als Böſewicht ihn haſſen,
Dem Namen fluchen, den es ſonſt geſegnet.
Dann mag der Strafe rächeriſcher Arm
Das ſchuld'ge Haupt zur Erde ſchleudern; doch
Dieß Blatt hier harret Eurer Unterzeichnung.

Pedro.

Ich ſoll ihn alſo ſprechen?

Rodrigo.

Nimmermehr!
Geht, Haro, meldet ihm, der König ruhe.

Doch Eurer Majeſtät gefalle, hier
Zu unterzeichnen.

Pedro.

Gib' — Was iſt das? Ruy!
Ein Todesurtheil?

Rodrigo.

Nur für alle Fälle.
Mehr um zu ſchrecken, als zu ſtrafen. Es
Ereignet ſich oft manches, was dem Aug'
Des Forſchenden entging. Nur für den Nothfall.

Pedro.

Auch Blanka?

Rodrigo.

Nur zum Scheine, wie geſagt.

Fünfter Auftritt.

Fedriko. Haro. Vorige.

Fedriko
(drängt ſich durch Haro und einen Diener, die ihn aufhalten wollen, durch).

Zurück, laßt mich, ich muß den König ſprechen.
(Zum König gewendet.)
Mein königlicher Herr, verzeiht, daß ich —

Rodrigo.

Ha, welche unerhörte Kühnheit —

Pedro (furchtſam).

Guzman —

Fedriko.

Ich weiß wohl, daß die Sitte es verbeut,
Was ich gethan, doch die Nothwendigkeit
Muß ſich des äußern Prunkes oft entſchlagen.

Rodrigo.

Die Ehrerbietung, die man ſeinem Herrn
Selbſt wenn Verderben kocht in tiefer Bruſt,
Im Aeußern wenigſtens bezeigen muß —

Fedriko.

Genug der Wort', ich kenn' Euch, Don Padilla!
Sah ich nicht, wie mir Eure Kreaturen
Den Weg zu meinem Könige verſtellten?
Hier ſteh' ich, ein Kaſtilier und Grande
Des Reichs, wer wagt's, die Zunge mir zu feſſeln,
Wenn ich Don Pedro ſprechen will? Drum ſchweigt!
Nicht Euch, dem König ſollen meine Worte —

Rodrigo.

Sprecht nicht mit ihm, mein gnäd'ger Herr. Man hat
Der Fälle manche, wo ein Böſewicht —

Pedro.

Ich muß doch ſehn, wie weit die Frechheit geht.
Laß mich. Ich will ihn ſprechen, ſag' ich dir!
Was wollt Ihr, Ritter, was gibt Euch den Muth,
In Eures Herrn Gemächer einzudringen?

Fedriko.

Bewußtſein, Herr, und meine gute Sache!
Für mich nicht ſprech' ich, nur die Königin —

Pedro.

Ha, er geſteht es ſelbſt, der Schändliche!
Wie, für die Königin? — Erblaßten nicht
Die frevelhaften Lippen, die ſo frech
Der Gottheit und des Staats Gebote höhnen?

Fedriko.

Iſt denn ſo ſehr verkehrt der Dinge Weſen,
Daß Tugend Laſter wird, Verbrechen Tugend,
Bloß weil es Euren Räthen ſo behagt?
Kann Recht denn nichts mehr ſein, als was den Stempel
Der Rechtlichkeit von Euren Händen trägt?
Verzeihet, gnäd'ger Herr, ich kann nicht ſchmeicheln,

Und kann nicht glauben, unſre edle Fürſtin
Sei drum Verbrecherin, weil Ihr ſie haßt!

Rodrigo.

Entſetzen lähmet meine Glieder —

Fedriko.

Schweigt!

(Er zieht ein Paket aus der Binde.)

Empfanget dieſes Schreiben, gnäd'ger Herr,
Vom Herzog von Bourbon. Gomez, der heute
Aus Frankreich wiederkehrte, gab es mir.

Pedro

(erbricht es und lieſt flüchtig).

Iſt's doch, als hätt' ich's ſchon geleſen.

(Wirft es verächtlich auf den Tiſch.)

Die alte Klage.

Fedriko.

Ja, die alte, recht,
Die alte, oft ſchon wiederholte Klage,
Die der gebeugte Greis mit ſchwerem Herzen
So oft ſchon hat gebracht vor Euer Ohr.
Die alte Klage, die Kaſtilien
Mit heißen Thränen in der Ruhe Tagen
Zu ſeines Königs offnem Herzen ſandte;
Die nun, verkehrt in rauhe Forderung,
Aus der Empörung grauſem Flammenrachen
In das erſchrockne Ohr Euch gräßlich ſchmettert.
Die Bitte, die einſt treuergebne Herzen
Von Euch als Gnad' in Demuth heiſchten,
Die Ihr, verführt durch Böſewichter Rath,
Den Flehenden mit Uebermuth verjaget:
Um deretwillen wanket Euer Thron,
Kaſtilien des Aufruhrs Gluth verzehrt,
Die Tugend weint, das Laſter triumphirt;
Um deretwillen Euch die Guten fluchen,
Euch Teufel nennen jene, die in Euch

Der Gottheit heil'ges Abbild einſt verehrten.
— Um Blanka's Freiheit bittet der Gekränkte!

Maria.

Ihr ſprecht ſehr warm für Eures Königs Feinde!

Fedriko.

Für ſeine Feinde? Hör' es nicht, Gerechter,
Der du des Menſchen Thaten richtend wiegſt!
Für ſeine Feinde? Und es iſt ſein Weib
Und ſeine Kinder ſind es! — Seine Feinde!
Doch es iſt wahr, was dieſes Weib geſprochen!
Zu ſeinen Feinden hat er ſie gemacht,
Die die Natur zu Freunden ihm gegeben,
Vor ſeinen Unterthanen, ſeinem Weibe,
Vor ſeines Vaters Sohne muß er beben!
Von ihrem warmen Herzen hat er ſich
Geriſſen und an einer Fremden Bruſt,
Die ſeiner blut'gen Leiden heimlich ſpottet,
Hat er ſein ſchmerzbeladnes Haupt gebettet;
Und wie ein Mörder, fliehend Gottes Luft,
Verbirgt in Fels-umſtarrten Schlöſſern er
Sich und die Laſt der ungeheuren Schuld,
Die er ſich ſelbſt aufs matte Haupt geladen!
Verbannt hat er der Freunde heitre Reihe,
Die mit geſchäft'ger, nimmermüder Hand
Für ihn der Freude Wonnebecher füllt;
Und wie ein unglückſchwangrer Zaubrer
Hat er um ſich gezogen einen Kreis
Von ſchwarzen tückevollen Ungeheuern,
Vor deren Anblick die Natur erbebt,
Die Menſchheit bleich und ſchaudernd ſie verläugnet,
Und Teufel in dem Ebenbild der Gottheit
Ihr eignes Bild mit frohem Schreck erkennen.
Ein Kreis, an deſſen gifterfülltem Rande
Das Laſter wacht mit weitgeſtreckten Armen,
Die in den Staub getretne Tugend weint,

Die Unſchuld zagend ſteht mit heißen Thränen,
Und mit dem Mund, der ſonſt nur Segen ſpricht,
Für ihn allein verſuchet Fluch zu ſtammeln!

Pedro (halblaut).

Guzman!

Fedriko.

O ſchweigt, Herr, ſchweigt! Das Recht, zu zürnen
Habt Ihr verwirkt. Als Ihr das Böſe wähltet,
Gabt Ihr auch dieſes hohe Recht dahin,
Mit Eurer Tugend habt Ihr es verloren.
Der Reine nur darf zürnen, wenn man ihn
Des Unrechts zeiht! Ihr dürft es nicht!
O König, König, Ihr ſeid ärmer als
Der Bettler, der vor Eurer Unterthanen
Armſel'gen Hütte Brod erbettelt!
Er kann das heitre Aug' gen Himmel heben,
Mit hohem Muth hinauf zum Vater blicken:
Das könnt Ihr nicht! Und doch hängt ſelbſt ſein Leben
An einem leiſen Winke Eurer Hand.
Hier iſt die Scheide zwiſchen Sein und Scheinen.
Ha, dankt es dieſen ſüßen Teufeln, die
Um dieſe Götterwonne Euch betrogen!

Rodrigo.

Zu weit geht dieſes Frechen Uebermuth!

Maria.

Entfernet Euch aus Euers Königs Augen!

Fedriko.

Ja, hört mein König, dieſe Beiden ſind es,
Die in den Schlund des Abgrunds Euch geſtürzt,
Die Eures Volkes Herzen Euch entriſſen,
Die edle Königin bei Euch verleumdet,
Mit Haß und düſterm Argwohn Euer Herz,
Das ihrem Schmeicheln ſich ergab, erfüllet.
Für ſchnödes Gold, für ihres Dünkels Nahrung
Und ihres Haſſes Stillung haben ſie

Die Ruhe meines Königes verkauft;
Das Herz des Vaters gegen ſeine Kinder,
Des Gatten Seele gegen ſeine Gattin
Entflammt mit unnatürlich heißer Gluth!
Sie leiteten Euch ab vom ſchönen Pfade,
Auf dem des großen Vaters Tritte glänzen,
An deſſen Ziel mit Himmelslicht umfloſſen,
Des Ruhmes Sternentempel göttlich ſtrahlt,
Auf dem Euch in des Unglücks Mittagsſchwüle,
Der Segen eines hochbeglückten Volkes,
Die Thränen aller Guten Labekühlung
Und Muth zu neuen Thaten zugewebt!

Pedro.

Schon von der Jugend haßte mich mein Volk!

Fedriko.

Es lebt kein Volk auf dieſer weiten Erde,
Das ſeinen König in der Wiege haßte,
Und auch das Eurige hat Euch geliebt,
Als Ihr noch makellos und rein von Unrecht
Das Szepter nicht, das friedliche, zum Schwert,
Zum blut'gen Schwerte umgeſchaffen hattet;
Als noch nicht dieſe Spinnen Euer Herz
Mit dem Gewebe ihrer Liſt umſponnen,
Als dieſe lächelnde Hyäne nicht
Das Mark aus Eures Volkes Knochen ſaugte;
Als noch nicht meine Mutter war gefallen;
Als noch nicht in des Felſenkerkers Schoß
Die edle Fürſtentochter wimmerte,
Die dieſes gute Volk mit heißer Liebe
Verehrt, weil ſie der Liebe würdig iſt:
Da hob es bis zum Himmel Euch empor.
Auch itzt noch iſt die Liebe nicht entſchwunden.
O wollt nur! und ſchnell wird des Aufruhrs Stimme
Die itzt das ganze Land durchſchallt, verſtummen!
Zu ſeiner Hütte kehrt zurück der Landmann,

Der Bürger in der Stadt verwaiſte Mauern,
Der Ritter auf ſein hohes Felſenſchloß;
Die holde Eintracht ſenkt ſich nun hernieder,
Und was der Krieg entzweit, vereint ſie wieder!

Pedro.

Die Zeiten ſind vorbei! — Es iſt umſonſt!

Fedriko.

O glaubet nicht, mein königlicher Herr,
Den Böſewichtern, die in der Verwirrung
Verächtlichen Gewinn zu finden hoffen,
Und Eures Zornes Flamme täglich nähren.
(Er faßt des Königs Hand.)
Laßt dieſe ſchöne Stunde ſo nicht fliehen,
In Eurer eignen Hand liegt Euer Glück.
(Der König lehnt ſich kämpfend in einen Stuhl.)

Maria.

Gerechter Gott, der König! — Er iſt unpaß!

Rodrigo.

Mein Gott, zu Hilfe, Kämmerer, zu Hilfe!
(Sie beſchäftigen ſich mit dem Könige.)

Pedro.

O laßt mich, mir iſt wohl!

Maria.

Um Gotteswillen!

Haro
(ſtürzt zur Thüre hinaus).

Herbei! herbei!

Pedro.

Es iſt nichts, ſag' ich Euch!

Maria.

Nichts, ſagt Ihr, nichts? O weh mir, ich vergehe!
Die Lippen werden bleich, die Augen dunkel!

Haro
(ſtürzt herein mit mehreren Hofleuten).

Zu Hilfe! Laßt Euch leiten, mein Gebieter!

Pedro
(im Abgehen zu Fedriko).
Ich warte Eurer heute Abends, Guzman!

Fedriko
(verbeugt ſich ſchmerzvoll für ſich).
Natur, Natur, ſind die von deinen Kindern?
(König mit Haro und Hofleuten ab.)

Sechster Auftritt.

Fedriko. Rodrigo. Maria.

Maria.
Ihr ſcheinet ſehr vergnügt, mein edler Herr?

Fedriko.
Fürwahr ich bin es, wenn es mir gelungen,
Die Natter zu zerdrücken, deren Gift
Mein theures Vaterland verpeſtete.
Bald wird der Vorhang fallen und dein Thun
Dem Auge des getäuſchten Herrn entlarven!
Und dann, Verfluchte, iſt auch deine Stunde
Gekommen. Von der Bruſt der Buhlerin
Führ' ich den König in der Tugend Arme.

Maria.
So leichten Kaufes hoffeſt du zu ſiegen?
Blick her, verblendeter, hochmüth'ger Thor.
Beſiege erſt den Tod, eh' du es wagſt,
Die Hand zum Streite gegen mich zu heben!
Blick' her, das hat die Buhlerin gethan!
(Sie reißt das Todesurtheil vom Tiſche und hält es ihm vor.)

Fedriko.
Gerechter Gott!
(Er reißt es ihr aus der Hand und blickt ſtarr darauf.)

Rodrigo.

Unſinnige, was thuſt du?

Maria (teufliſch lachend).

Wie, du erbleichſt, du zitterſt, Rächer, Retter!
Gibt die Erinnrung an die Herzensdame
Dir denn ſo wenig Muth? — Komm Bruder, komm,
Wir wollen ſeine Phantaſie nicht ſtören!

(Rodrigo rafft das Urtheil, das Fedriko entfallen iſt, auf, und geht mit ihr ab.)

(Fedriko richtet ſich langſam auf, ſtarrt rings um ſich herum, und ſtürzt heftig ab.)

Vierter Aufzug.

Zimmer der Königin.

Erſter Auftritt.

Blanka. Jaqueline.

Jaqueline.

Verbannet dieſen kummervollen Blick,
Der ſich verzagend in die Erde ſenkt,
Als wollt' er ſich und ſeinen Schmerz vergraben
In ihren dunkeln Schoß. Erhebt das Auge,
Und ſchließt es auf dem freundlich klaren Licht,
Zum hohen Himmel hebet es empor;
Von oben her naht Troſt und Hilfe ſich,
Da unten hauſt nur Kummer und Verzweiflung.

Blanka.

Ein einz'ger Tröſter nur iſt mir geblieben,
Ihn ſucht mein in den Grund geſenkter Blick!

Jaqueline.

O, gebt nicht Raum den ſchwärmeriſchen Bildern,
Die, Kinder einer warmen Phantaſie,
Euch vor der ahndungs-ſchweren Seele gaukeln!
Hat man auch grauſam alles Euch entriſſen,

Was das Geſchick und eigne Wahl Euch gaben:
So laßt doch nicht die Hoffnung Euch entfliehn,
Die Euch durch manche dornenvolle Bahn,
Durch Eures Unglücks mitternächtlich Dunkel
Mit ſanftem Strahlenſcheine hat geleitet!
O, laßt die Zauberin nicht von Euch ſcheiden,
Die auch den Mörder auf dem Hochgerichte,
Den Waller auf des Todes Pfad nicht flieht;
Die, jenſeits ſelbſt der ſchwarzen Höllenflüſſe,
Mit ihrer Segenspalme freundlich winkt!

Blanka.

Wenn zagend ſelbſt der kühnſte Wunſch verſtummt,
Dann flieht auch ſie, dann muß ſie fliehn.

Jaqueline.

Was iſt's, was Euren Wunſch verſtummen heißt?

Blanka.

O, all mein banges Sehnen, all mein Hoffen
Drängt ſich auf einen einz'gen Punkt zuſammen!
Nur einen Weg der Rettung ſeh' ich offen,
Und dieſen einzigen muß ich verdammen!
Die Macht, die einmal ſchon mein Herz getroffen,
Läßt noch einmal des Zornes Fackel flammen;
Ein mächtiges Gefühl wird in mir rege,
Und ſchleudert mich zurück vom Rettungswege.
Es füllt das Herz unnennbares Verlangen,
Das ſcheu den Schein des klaren Lichtes flieht,
An einem Zauberbilde will es bangen,
Das meiner Bruſt geheimnißreich entblüht,
An dem der Hoffnung Zauberfarben prangen,
Der Widerſchein verfloßner Tage glüht!
Ich drücke jeden kleinen Wunſch darnieder,
Und doch kehrt immer das Gebilde wieder!
Es locket mich, den Zauberkelch zu trinken,
Um den der Hoffnung goldne Sonnen ſcheinen;
Ich ſeh' nach meinem Frankreich hin es winken,

Und Sehnſucht überfällt mich nach den Meinen.
Dann drängt's mich, an den Buſen ihm zu ſinken,
Mein Sein mit ſeinem Weſen zu vereinen;
Und doch vermag ich's nicht, mir zu verhehlen,
Daß es Verbrechen ſei, mein Glück zu wählen!

Jaqueline.

Ich weiß, was Euch das weiche Herz zerfleiſcht,
Ich kenne dieſes ſchreckensvolle Schwanken,
Wenn eine Stimme aus der tiefen Bruſt
Des Herzens Worte uns zu hören wehrt!
Doch laßt den Muth nicht ſinken, theure Fürſtin,
Der Euch bisher in Eures Schickſals Wogen
Emporhielt und vor Sinken Euch bewahrt;
Laßt nicht durch leere Wahngebilde, die
Ein allzu zart Gewiſſen ausgebrütet,
Den Pfad zu Eurem Glücke Euch verſperren.
Entzieht Euch nicht durch Eure bangen Zweifel
Den letzten Strahl des ſegenreichen Lichts,
Der in des Unglücks fürchterlicher Nacht
Mit ſanftem Glanze Euch entgegenſtrahlt!

Blanka.

Das Herz fliegt deinen Worten froh entgegen,
Ich lauſche freudig deiner ſüßen Rede,
Der in der Bruſt die gleichgeſtimmten Saiten
In reinem Einklang freundlich wiedertönen —
Und dennoch ruft's in meiner bangen Seele,
Dein Rath ſei nicht ſo gut als angenehm.

Jaqueline.

O, wer kann Euch des Unrechts zeihen, wenn Ihr
Die Hand, die er Euch helfend reichet, faßt?

Blanka.

Wer? Jaqueline, o ich ſelbſt! ich ſelbſt!
Ich hab' ihn einſt geliebt, an ſeiner Seite
Kann ich den Kerker nimmermehr verlaſſen!

Jaqueline.

Wollt Ihr denn Eurem Henker preis Euch geben,
Wollt Ihr des alten Vaters bange Hoffnung
Und Euer eignes Wohl mit einem Schlage
Zertrümmern? Nicht in Eurer Willkühr ſteht es,
Ob Ihr Don Guzmans dargebotne Hand,
Die Euch der frohen Rettung Pforte aufſchließt,
Wollt faſſen. Nein, Ihr dürft nicht zweifelnd wählen,
Da nun das Schickſal winkt! Es heiſcht die Pflicht,
Die ſtrenge, von Euch, was das Herz verweigert!

Blanka.

Fürwahr, du machſt mich lächeln, gutes Mädchen!
Du tadelſt mich, daß ich Don Guzmans Antrag
Verworfen, eh' er mir ihn noch gethan,
Eh' du noch weißt, ob in des Braven Herzen,
Das ſeinem König Treue ſtets bewahrt,
Der Keim ſich deiner Hoffnung hat entfaltet.

Jaqueline.

Liebt er Euch nicht?

Blanka.

Er liebt ſein Vaterland!

Jaqueline.

Des Zornes Hauch verlöſcht das Bild der Pflicht —

Blanka.

Der Ueberlegung Hand erneut es wieder!

Jaqueline.

Habt Ihr denn ſchon vergeſſen, was er ſagte?

Blanka.

Nein, ich vergaß es nicht, doch er vielleicht.

Jaqueline.

Kann man im Sturm der Leidenſchaften täuſchen?

Blanka.

Wohl andre nicht, ſich ſelbſt nur gar zu oft.

Jaqueline.

Wie andre um des Glückes Lächeln buhlen,

So ſtrebet Ihr, es von Euch zu entfernen.
Nun, da Euch eines ſchönen, beſſern Schickſals
Purpurne Morgenröthe freundlich lächelt,
Und ſchon ſich bebend aus beglückten Fernen
Euch eine neue Sonne froh verkündet;
Da Ihr nur wollen dürft, um frei zu ſein,
Verſchließt Ihr Euer Aug' dem goldnen Lichte,
Hangt Ihr mit ſcheuem Fuß an Eurem Kerker.
Wie? eben darum, weil an ſeiner Hand
Ihr dieſen Ort am liebſten fliehen möchtet,
Soll Euch verwehrt ſein, ſeinem Wink zu folgen?
Nennt mir die Pflicht, die Ihr verletzt, wenn Ihr
Die Freiheit aus Don Guzmans Händen nehmt!

Blanka.

O meine Jaqueline, glaube mir,
In jedes Weibes reinem Buſen lebt
Ein zartes, leiſewaltendes Gefühl,
Der Worte, der Gedanken ſtrenger Richter,
Des Mädchens und des Weibes höchſter Stolz,
Der auf des Lebens ſpiegelglatter Bahn
Uns führt, wie auf des Meeres dunkeln Wogen
Der wohlbekannte Stern den Schiffer leitet.
Ihn kann uns keine Macht der Erde rauben;
Doch haſt du ſelber ihn von dir gewieſen:
Dann gibt kein Gott dir den Entwichnen wieder.
Stets hab' ich ſeinen Warneruf gehört,
Und nun auch flüſtert er mir leiſe zu.
Verbrechen ſei es, deinem Rath zu folgen.
Ich habe Pedro'n Treue zugeſchworen,
Wenn auch gezwungen, doch ich hab' geſchworen!
Das inhaltsſchwere Wort, es riß mich los
Von allem dem, was mir einſt theuer war,
Und bannte mich an meines Gatten Seite.
Des Prieſters Segen, gleich des Magen Spruch,
Schafft eine neue fremde Welt um uns;

Nicht Schweſter, nicht Geliebte dürfen wir
Noch ſein, wenn ſeine Macht uns hat gebunden,
Nur Gattin. Nicht dem Bruder, nicht dem holden
Geſpielen unſrer frohen Jugendzeit
Darf unſer Buſen liebevoll ſich öffnen;
Nicht fremde Liebe darf im Herzen wohnen,
In ihm darf nur des Gatten Bildniß thronen.
Wie jener Arme, den der Wogen Wuth
In fremden weitentfernten Meeren an
Des unbekannten Landes Klippen warf,
Ach, ſo betritt das Weib den fremden Boden.
Es tönen, wie der Wellen leiſes Murmeln,
Bekannte Stimmen aus der ſüßen Heimath,
Der ſchwerverlaſſenen, uns heimlich zu,
Die zu dem bangen Herzen lieblich ſprechen;
Es wachen in der angſterfüllten Seele
Vergangnen Glückes himmliſch ſchöne Bilder,
Und weinend ſieht die traur'ge Pilgerin
Schuldloſer Freuden ſcheidend Abendroth
Ins nimmerſtille Meer der Zeit zerrinnen!
Da ſteht ſie an der meerumtobten Küſte
Und richtet nach dem wohlbekannten Strande
Den thränenſchweren Blick und ſeufzt und ſeufzt
Und wirft ſich duldend in des Schickſals Arme.
O, wohl der Armen, wenn auf wirthbar'n Boden
Des blinden Schickſals Arm ſie hat geworfen,
Wo milde Lüfte und ein heitrer Himmel
Den Gram aus ihrem kranken Herzen löſchen,
Wo junge Blumen aus dem weichen Boden
Der Trauernden entgegenſprießen, wo
Sie ein Gefährte liebevoll und ſanft
An ſeinen treuen Buſen ſchließt! Wohl ihr,
Der dieſes neidenswerthe Loos gefallen!
Wohl ihr, ſie fühlt des Himmels Seligkeit
Sie ſchlürft der Gottheit Wonne aus dem Becher

Der glücklichen, der mitgefühlten Liebe!
Sie kehrt der Heimath froh den Rücken zu
Und in dem engen oder weiten Kreiſe,
In dem ſie nicht die Pflicht, nein, Liebe hält,
Wirkt ſie mit nimmerruhendem Beſtreben,
Wirkt für des Gatten Glück. Denn ſieht ſie nicht
In ſeinem Glücke ihre Seligkeit?
Doch jene, die in nackter Felſen Schoß —
O Vater, Vater! laß mich nicht verzweifeln!

Jaqueline.

Ihr unterbrecht Euch ſelbſt, ſprecht weiter, Fürſtin!
Welch Loos wird der Unglücklichen zu Theil?

Blanka.

Unglücklich, ja das iſt ſie, ja das iſt ſie! —
Doch ewig währet nicht ihr hartes Leiden;
Früh oder ſpät langt an dem Felſenufer
Ein rettend Fahrzeug an, das die Gekränkte
In ſeinem ſichern Schoße hilfreich birgt,
Und ſie hinüber führt nach jenem Ufer,
Um das der Ewigkeit Geheimniß graut,
In dem der Endlichkeit Gebild zerrinnet,
Das Kleid der Erde von der müden Schulter
Des armen Wallers fällt — ins ſchöne Land,
Wo die Gedrückten froh den Nacken heben,
Wo an der ew'gen Liebe ſanfter Bruſt
Der Unſchuld Thränen trocknen, wo kein Wahn
Das weiche Herz in eh'rne Bande ſchmiedet,
Wo kein Tyrann die blut'ge Geißel ſchwingt,
Wo dieſer Erde Vorurtheile ſchwinden,
Und ſich getrennte Herzen wiederfinden!

Jaqueline.

O, wie betrügt Ihr Euer eignes Herz!
Nach Liebe dürſtet es, nach warmer Liebe,
Und Ihr wollt ſeinen Drang mit Worten ſtillen?
Ihr hebet Eure Träume auf den Thron

Der Tugend und glaubt in dem fremden Weſen,
Das ſeine Klauen in das Herz Euch ſchlägt,
Die Pflicht, die martervolle, zu verehren!
Nicht Gott iſt's, der die Laſt Euch auferlegt,
Nein, Eure Phantaſie wird Euer Henker!
Ihr habt des Buſens Wunſch ihm aufgeopfert,
An ſeinem Altar Euer eignes Herz
Den Biſſen der Verzweiflung preisgegeben;
O, mehr kann er nicht wollen; er iſt gnädig!

Blanka.

Er fordert Tugend, denn er iſt gerecht.

Jaqueline.

Und Tugend iſt Euch eines mit Entſagen?

Blanka.

Wo iſt der, der die ſchwanke Linie
Gezogen zwiſchen Wahn und Wahrheit? O,
Laß mir den Wahn, für meine Pflicht zu leiden,
Es iſt für meines Herzens Wunden Balſam!
Wo das Gebiet des kalten Wiſſens endet,
Beginnt des Glaubens freundlich helles Reich,
In dem ein immer neuer Frühling ſtrahlt,
Der ſelbſt den Sarg mit Immergrün bemalt.
Wen kalt und rauh das Erſte ausgeſtoßen,
Dem iſt des Andern Eden aufgeſchloſſen!
Drum will ich nimmer weichen von der Bahn,
Auf der ein innrer Drang mich fortzieht.
Mein Troſt ſei der Gedanke, ich bin ſterblich!

Zweiter Auftritt.

Fedriko de Guzman. Vorige.

Fedriko

(heftig hereinſtürzend).

Hier endlich find' ich ſie!

Blanka.

Don Guzman, wie?
Ich ſtaune, Euch zu ſehn, fürwahr, ich hätte
Euch nicht vermuthet. Zwar, ich bin gefangen!

Fedriko.

O Blanka, zürnet nicht, ich muß Euch ſprechen,
Ein ſchreckliches Geheimniß faßt die Bruſt;
Und gleich dem Gift, das ſein Gefäß zerſprengt,
Nagt es an meines Buſens ſtarken Feſten.
Laßt dieſe ſich entfernen, und ich ſpreche!

(Jaqueline verbeugt ſich und will gehen.)

Blanka.

Ha, Jaqueline, bleib' um Gotteswillen!
Es hellen ſich des Herzens dunkle Bilder.
Ich kann allein nicht mit ihm ſein. O bleib!

Jaqueline.

Geheimnißvolles will er Euch verkünden,
Erlaubet, daß ich gehe —

Blanka.

Nein, nein, nimmer!
Siehſt du das bleiche, wildverzerrte Antlitz,
Das ſtarre Aug', der plauderhafte Zeuge
Geheimer Schuld? Wie er die leere Luſt
Mit ſtarken Händen faßt und grimmig preßt!
O Mädchen, bleib'!

Fedriko

(wie aus einer Betäubung ſich erholend, zu Blanken).

Der König hat —

(Er erblickt plötzlich Jaquelinen.)

Wie? du
Noch hier? Fort, fort, wenn dir dein Leben lieb iſt!
Den Augenblick —

Blanka.

Sprecht immerhin, Herr Ritter,

In dieſes Mädchens Gegenwart, ſie iſt
In meiner Bruſt Geheimnis eingeweiht.

Fedriko.

Das Laſter hat die Larve weggeworfen
Und ſeine mächt'gen Arme ausgeſtreckt
Nach Euch —

Blanka.

Halt ein, ich will nicht weiter hören!

Fedriko.

Was thut Ihr? Blanka! Ihr wollt Euer Unglück!
Der wüthende Tyrann —

Blanka.

Es ziemt Euch nicht,
Von Eurem Könige, von meinem Gatten
Mit ſchnöden Worten Böſes mir zu melden.
Ein längſt entſchwundenes Verhältniß macht
Euch kühn, in dieſem Ton mit mir zu ſprechen,
Den Euch zu führen, mir zu hören, nicht
Geziemt. Don Pedro iſt mein Gatte; wenn
Er zürnt, iſt leidend dulden meine Pflicht
Was er auch immer über mich beſchließt,
Ich bin bereitet, willig zu gehorchen.
Ich war ein Kind, das ſich von ſeinem Herzen
Zu oft nur gängeln ließ. Das — das iſt nun

(ſtockend)

Vorüber —

(feſter)

Ja es muß vorüber ſein;
Die zarten Fäden, die an vor'ge Tage
Mein Herz geknüpft, ich habe ſie zerriſſen —

(mildernd)

Die Pflicht — lebt wohl, Herr Ritter!

(Eilt ſchnell der Thüre zu.)

Fedriko

(der unbeweglich geſtanden und ſie ſtarr angeſehen, macht eine heftige Bewegung).

Blanka

(bleibt an der Thüre ſtehen, zu ſich halb leiſe)

Muß ich nicht?

Fedriko.

Ha, nun auch ſie! Wie, und ich lebe noch?

Blanka

(betrachtet Fedriko'n, dann nähert ſie ſich ihm langſam).

Wir ſind getrennt! — Doch ſchwört mir, nie den Tod
Zu ſuchen! — Nie, — hört Ihr? den Tod zu ſuchen!

Fedriko

(wendet ſich ſchmerzhaft ab und legt die Hand auf die Augen).

Blanka

(mit Thränen, faßt ſeine Hand).

Fedriko! Nie den Tod zu ſuchen!

Fedriko

(breitet die Arme nach ihr aus).

Blanka!

Blanka (wankt, plötzlich:)

Lebt wohl!

Fedriko.

Um Gotteswillen, Blanka, bleib!
Du mußt die ſchreckensvolle Nachricht hören!
Mit ſcharfen Dolchen martert es mein Herz,
Und läßt mich nimmer ruhn, bis ich es dir
Enthüllet, dich gewarnt vor der Gefahr,
Die vor dem ſtarren Blick ſich mir entfaltet —
Der König hat —

Blanka.

Wenn ich noch bleiben ſoll,
So nennet nimmer ſeinen Namen mir,
Denn ich begehre nicht zu wiſſen, was
Der König meinem Blick verbergen will.

Fedriko.

Nun denn, ich ſchweige. Doch entfernt Euch nicht,
Noch hab' ich Wichtiges Euch zu entdecken.

O ſchüttelt nicht das Haupt, verſchmähet nicht
Der wicht'gen Rede inhaltsſchweren Sinn;
Bewahrt in tiefer Bruſt das ſchnelle Wort,
Es kann Euch vor Verzweiflung einſt bewahren!

Blanka.

Gerechter Himmel! was werd' ich nun hören!

Fedriko.

O Blanka, ich beſchwöre Euch, verliert
Kein Wort von dem, was ich Euch ſagen werde!
Im Ritterſaal, in eines düſtern Winkels
Verborgner Beugung ſteht Pelayos Bild,
Dem eichenen Gebälke eingefügt.
Man achtet ſeiner nicht, nur ich allein
Weiß, was die moderichte Hülle birgt —
Um Gotteswillen, laßt an Eurem Ohr
Mein Wort nicht unbemerkt vorüber gleiten!

Blanka.

Ich höre —

Fedriko.

Dieſes Bild verbirgt dem Auge
Des Unbelehrten eine enge Thür,
Die ſchmal und ſchüchtern in die Wand ſich öffnet.
Sie führt in einen dunkeln Schlangengang,
Der in des Felſen ausgehöhlten Bauch
Mit tauſend Krümmungen verborgen kriecht,
Und nahe bei Sevilla erſt dem Licht
Die düſtern Eingeweide ſcheu enthüllet.
Wer in des Unglücks Drang den Weg erwählt,
Der iſt entzogen ſeiner Feinde Wuth,
Und in dem Schoß der Sicherheit geborgen.

Blanka (für ſich).

Der Gute!

Fedriko.

Wie, Ihr redet nicht?

Blanka.

Ich höre —

Fedriko.

Als Kommandant —

(Er bricht plötzlich ab und ſieht ſich raſch um; dann läßt er den Kopf ſinken, faltet die Hände und ſtarrt den Boden an; dann rafft er ſich plötzlich auf; leiſe:)

Als Kommandant der Feſtung ſind
Die Schlüſſel mir vertraut —

Blanka.

Im Buſen kämpft
Des Herzens Regung gegen ſeine Treue.

Fedriko.

Hier, dieſer Schlüſſel öffnet jene Thüre;
Wer mir ihn heimlich raubt, der iſt gerettet!

(Zu Jaquelinen heftig.)

Hörſt du, der iſt gerettet, iſt gerettet!

(Er legt den Schlüſſel auf den Tiſch, nimmt Blanken bei der Hand und führt ſie raſch auf die entgegengeſetzte Seite und wendet das Geſicht vom Tiſche ab.)

Fedriko.

Kommt hieher, Blanka, hieher! — So — ſo — recht! —

(Er ſchweigt verlegen.)

Blanka.

Was wollt Ihr, Ritter?

Fedriko.

Man hat — man iſt ſehr
Beſtürzt — der König nämlich — Boten melden,
Daß Heinrich Traſtamara's ſiegreich Lager
Schon auf Sevillas nahen Fluren trotze.
Dort ſeid Ihr — dort iſt der Gekränkte ſicher!
— So — nun lebt wohl — Geſchäfte rufen mich!

(Er nähert ſich dem Tiſche. Als er ſieht, daß Jaqueline den Schlüſſel nicht weggenommen, wendet er ſich raſch ab und eilt der Thüre zu.)

Jaqueline.

Welch Glück! ſeht hier den Schlüſſel!

Blanka (nimmt ihn).

Guter Gott!
Ein Tropfen Freude in den Kelch der Leiden.
(Sie drückt den Schlüſſel an den Mund. Sich umwendend.)
Fedriko!

(Fedriko bleibt an der Thüre ſtehen.)

Blanka.

Ich hab' Euch verſtanden, und —
(innig)
Ich dank' Euch!
(Sie drückt ihm den Schlüſſel in die Hand und eilt ab.)

Fedriko.

(mit emporgehobenen Armen).
Blanka! meine, meine Blanka!

Dritter Auftritt.

Fedriko de Guzman.

Sie geht! — Ihr nach! — Ich muß die Reine retten!
(Er eilt ſchnell der Thüre zu. Bei der raſchen Bewegung ſchiebt ſich ſein Schwert aus dem Haken; es fällt.)
Was iſt das? — Wie, mein Schwert? — In dieſer Stunde?
Du, das in manche blut'ge Schlacht mir folgte,
Verläſſeſt mich in dieſem Augenblick?
In dieſem, dieſem Augenblick? — — Doch fort
Mit dieſen kindiſch lächerlichen Bildern!
Zu rechter Zeit zeigſt du dich meinem Blick,
Mit lauter Stimme ruft dein ſtummes Eiſen
Das weiche Herz, was thun ich ſoll und muß.
(Er nähert ſich von neuem der Thüre, ſein Schritt iſt anfangs heftig, allmälig wird er langſamer; endlich bleibt er ſtehen.)
Und doch!
(Die Hände auf die Bruſt gepreßt.)
Wer ſchweigt mir dieſes Thoren Stimme?
Iſt's Geiſterliſpeln aus entfernten Sternen,

Was meine wildempörte Bruſt durchſchaudert?
Iſt's meines eignen Ich verworrne Mahnung,
Was gleich Geſpenſtern vor der Stirn mir gaukelt
Und mir das Herz mit ſtarken Händen preßt? — —
Pfui, Guzman! Ordensmeiſter, ſchäme dich!
Der Mann, den Pedros Grimm nicht kann erſchüttern,
Soll vor des Zufalls Weiberlaunen beben?
Das Schwert entfiel mir, weil ein Haken brach,
Weil ſich die Riemen löſten! Was weiß ich!
Soll mir darum mit ihm der Muth entfallen?

(Er geht tiefſinnig auf und nieder.)

Pfui, ſchäme dich! — Als mir's mein Vater gab,
Da dacht' er nicht, daß es einſt ſeinen Sohn
In einer wicht'gen Stund entmannen würde!
Sei muthig, ſprach er, und — dem König — treu!

(Er wendet ſich ſchnell um.)

Wer wagt es? Wer hat hier geſprochen? — Ha!
Ich bin allein!

(Er ſieht ſich rings um und erblickt König Alfonſo's Bild, das im Vordergrunde an der Mauer hängt.)

Nein, Vater! Du biſt bei mir,
Dein Schatten ſchwebt um meine bange Seele!
Sprich du, was ſoll ich thun? Dein Sohn verzweifelt;
O ſteig' hernieder aus den lichten Höhen!
Mann mit dem weichen, ſanften Herzen, komm
Und rette deinen Sohn! Zwei Wege dehnen
Sich vor dem ſtarren Auge aus. Den einen
Belegt die Welt mit tauſendfachem Fluch,
Und vor dem andern bebt mein Herz zurück.
Gebrochne Treu' in Furiengeſtalt
Droht mit der Schlangengeißel auf dem einen,
Auf dem der Lieb' und Freuden Roſen blühen.
Der andre zeigt in einer lichten Ferne
Des Ruhmes hohe, goldumflochtne Stirne.
Doch der Geliebten Blut gleich Höllenflammen,

Verbeut dem ſcheuen Fuß den grauſen Tritt.
Zu einer Hölle ſcheinet jeder hinzuführen,
Und doch zeigt jeder eine Seligkeit.
Des Menſchen Geiſt verſiegt an dieſer Stelle! —

Dein hohes Auge blicket ſtarr nach mir,
So wie am Schreckenstage deines Scheidens,
Am Tage, als du Treue mir geboteſt!
Sei muthig, tugendhaft und treu, ſo ſprachſt du.
O, leicht geſprochen, gut geſagt! Doch eher
Wird ſich dem flücht'gen Naß die Gluth vermählen,
Eh' Treu' und Tugend hier ſich einend finden!
Befolg' ich des Geheißes erſte Hälfte,
Muß ungehorſam ich die zweite ſchänden;
Und treuer kann ich deinem Geiſt nicht ſein,
Als da ich untreu deinen Worten werde.
O Vater! — wüßteſt du, wie der Erzeugte
Des Königs deinen armen Sohn gequält!
Mit Tigergrimme haben ſie mein Herz,
Das ſtill und ruhig duldende, zerriſſen;
In meines Buſens heiligſte Gefühle
Hat der Tyrann mit frecher Hand gegriffen,
Durch ſein Betaſten hat er ſie entweiht.
Wo eine Blume nur aus kargem Boden,
Ein niedres Veilchen mir entgegenſproßte,
Dahin trat er ſogleich mit ſchwerem Fuß
Und ſtampft' mit Hohn darnieder, was ich liebte.
Ans Kreuz von Compoſtela hat er mich
Geſchlagen, meinen bittern Schmerz verhöhnt!
Des Haſſes herben Becher mir gereicht,
Als heiß mein Mund nach Labung dürſtete;
Der Hölle hat er Martern abgeſtohlen,
Um mich mit Teufelsluſt zu peinigen!

Ich bin ein Menſch! Ein Engel müßt' ich ſein,
Um, was er that, ihm zu vergeſſen; oder

Ein Teufel, um genügend mich zu rächen!
Die Sprache bebt zurück, ſie wagt es nicht,
Des Ungeheuers Seele zu entfalten;
Sie weigert mir den Dienſt, wenn ich's verſuche,
Die Leiden meiner Seele ſchwach zu ſchildern!

O Vater! ſei gerecht! Laß deinen Sohn
Nicht untergehn im Meere der Verzweiflung!
(Er wirft ſich vor dem Bilde nieder.)
Errette mich aus dieſen Zweifeln, oder
Nimm mich hinauf zu dir! — zu dir! — zu dir!
(Er legt das Geſicht, mit beiden Händen verdeckt, auf das Knie und bleibt unbeweglich liegen. — Lange, düſtre Pauſe.)

Vierter Auftritt.

Luis de Haro. Voriger.

Haro
(ſchleicht langſam und leiſe zur Thüre herein.)
Wie? niemand hier? Doch — doch! — Wer iſt der dort
Vor des verſtorbnen Königs Bild zur Erde
Gegoſſen? — Ha! — Wie, Federiko Guzman —
Was will der hier? Doch ich will mich entfernen,
Dem Manne iſt's gefährlich zu begegnen!
(Er ſchleicht, die Augen auf Fedriko, der unbeweglich liegt, gewendet, der Thüre zu, im Zurückweichen ſtößt er an einen Stuhl; Fedriko fährt raſch empor.)

Fedriko.
Wer nahet ſich? Wie, Haro?
(Haro will entfliehen, Fedriko ergreift ihn ſchnell.)
Halt, Verräther!
Was wollteſt du in dieſem Saal? Geſteh'!

Haro (ſtotternd).
Nichts, Herr!

Fedriko.

Geſteh! Ein bös Gewiſſen hat
Sein Brandmal deiner Stirne aufgedrückt,
Sein Bleigewicht liegt auf den Augenlidern,
Und zwingt die Erde ſchmachvoll dich zu ſchaun.
Bekenne, ſag' ich dir! Was wollteſt du
Hier im Gemach der Königin?

Haro.

Verzeiht!
Ich ſuchte —

Fedriko.

Wer hat dich gedungen? Sprich!
Der König — Nicht? — Der König? — Teufel! ſprich!
Er gab dir Gold? — Sprich, ich erwürge dich!

Haro.

Um Gotteswillen!

Fedriko.

Wie, du läugneſt, Schurke?
Mit blut'ger Flammenſchrift hat die Natur
Auf deinem Antlitz „Mörder“ dich geſcholten,
Und du willſt, daß ich deiner falſchen Zunge
Mehr traue, als der guten Mutter Warnung? —
Der König gab dir Gold, nicht wahr? — Sprich, Schurke!

(Bittend.)

Luis, ich bitte dich, geſteh'! — Bekenne!
Er gab dir Gold, die Königin zu morden,
Vielleicht auch mich? — Nicht wahr, Luis? — auch mich?
Ja, ja, ich kenne des Verruchten Wüthen,
Ein Leben iſt zu wenig ſeiner Mordluſt!
Und Treue ihm, der Gott die Treue brach?
Der der Natur geheiligt Band zerriß?
Fluch ihm, den der Gerechte hat verflucht,
Der Kains erſten Brudermord verdammt!

Haro.

Ihr irret fürchterlich, der König hat mich nicht
Gedungen, um zu ſehn —

Fedriko.

Du lügſt, Verräther!
Als im Gebet vor meines Vaters Bild
Auf Fittigen der Andacht meine Seele
Zu jenen lichten Regionen ſchwebte,
Da ſchauderte mir durch die bange Bruſt
Verborgener Gefahr geheime Ahndung;
Ich fuhr empor — da ſtandſt du hinter mir,
Auf ſchwarzen Racheplan verderblich ſinnend. —

Haro (für ſich).

Wer rettet mich aus dieſer Höllenqual?

(Laut.)

Verzeiht, daß ich mich nun entferne, man
Erwartet mich im Vorgemach des Königs. —

Fedriko.

Nicht von der Stelle! Eh' magſt aus dem Rachen
Der Hölle du die ſchwarze Seele reißen,
Eh' du vor dem Geſtändniß mir entfliehſt!
Ihr habt des Abgrunds ſchwarze Schreckenskünſte
Gebraucht, um dieſes weiche Herz zu härten,
Vertraut habt ihr's gemacht mit eurem Anblick,
Und es vermag nun, Schreckliches zu ſchaun
Und Schreckliches zu thun. Der Lohn ſei euer!
Kalt, mit Hyänenwuth will ich dich martern,
An deiner bangen Seele will ich reißen,
Daß ſich die Menſchlichkeit erröthend berge,
Und Teufel ſchaudernd rufen: halt, genug!
Bis dir im blut'gen Todeskampf der Menſchheit
Verrätheriſch ein einzig Wort entſchlüpft
Bekenne, ſag' ich dir! — Nimm all mein Gold,
Nimm alles! — was du willſt! — doch nur bekenne!
Nimm meine Hoffnung auf die Seligkeit,

Hab' ich doch einen Himmel noch voraus
Vor dir!

Haro.

Rodrigo de Padilla ſucht' ich,
Drum kam ich.

Fedriko.

Schweige, giftiger Verräther!
Der Geiſt der Lüge gleißt auf deiner Zunge,
Und decket mit betrügeriſchem Mantel
Den blut'gen Mord in deines Herzens Abgrund!
Doch ich will dieſen Schleier raſch zerreißen,
Und vor des Lichtes alldurchblickend Aug'
Den gifterfüllten Sohn der Hölle ſchleudern.
Bekenne! eh' mein Degen dein Geſtändniß
Zugleich mit deinem Leben dir entreißt!

(Er zieht das Schwert.)

Haro.

Um Gotteswillen, Hilfe! — Gnade! Schonung!
Ich weiß von nichts, bin ſchuldlos! habt Erbarmen!

Fedriko.

Wozu dieß Schwert an deiner ſchwachen Hüfte,
Wozu an deiner Seite dieſer Dolch?
Ha! hab' ich dich ertappt? — Bekenne, Mörder!
Kannſt du noch läugnen? — Sieh, die feige Bläſſe,
Geheimer Schuld verräth'riſcher Gefährte,
Bemalt die Wange dir mit Geiſterfarbe,
Bleicht deiner frechen Lippen ſchwellend Roth,
Dein Mund verſtummt, die ſchwanke Rechte zittert,
Dein ganzes Weſen ſchreit: Ich bin ein Schurke!

Haro.

Nur Furcht und Schrecken, nicht der Schuld Bewußtſein!

Fedriko.

Und dieſer Dolch?

Haro.

Wie jeder Spanier,

Wie Ihr ihn ſelber tragt, trag' ich ihn auch!
Er iſt des Hofmanns Zierde, nimmer Waffe!

Fedriko.

Umſonſt verbirgſt du unter ſchlauen Lügen
Dein ſchuldig Herz, bekenne oder zittre!
(Er geht mit dem Schwerte auf ihn los.)

Haro.

Er iſt von Sinnen! Himmel! Hilfe! Hilfe!

Fünfter Auftritt.

Blanka. Vorige.

Blanka.

Wer wagt's, durch ſein Geſchrei die Stille — wie?
Don Guzman, Ihr?

Fedriko.

Verzeiht!
(Leiſe.)
Ihr ſeid verloren,
Wenn Ihr nicht eilig meinem Rathe folgt!
(Haro hat die Gelegenheit benützt und ſich fortgeſchlichen.)
Seht, dieſer Böſewicht!
(Er wendet ſich um, den Kämmerer mit den Augen ſuchend.)

Blanka.

Er iſt entflohn,
Benützend Eures Eifers haſt'ge Wallung.

Fedriko.

Bei Gott! er ſoll mir nicht entkommen!

Blanka.

Laßt ihn!
Glaubt! man belauert jeden Eurer Tritte,
Und ſeltſam murmelt ſchon das müß'ge Hofvolk
Von Eurem Thun!

Fedriko.

Ihr wißt nicht, was der Bube,
Verborgen ſchleichend, Böſes hat geſponnen!
Des ſchwarzen Haſſes Brut gedeihet ſchnell
Durch Eurer Feinde tück'ſche Sorglichkeit;
Die Schlangenzucht hebt ſchon die ſchwachen Häupter,
Von ſchwarzem Gift geſchwollen, frech empor,
Und bald wird ein gefräßig Ungethüm
Die Eiſenkrallen Euch entgegenſtrecken.
Laßt mich den Wurm mit ſtarkem Fuß zertreten,
Da er noch ſchwach ſich um die Sohlen windet;
Vielleicht nur kurze Zeit, und er gedeiht
Zum grauſen Scheuſal fürchterlich empor
Und lohnt uns die unzeitig ſchwache Schonung
Mit ſeines Flammenrachen Mörderbiſſen.

Blanka.

Der warmen Phantaſie geſchäftig Walten
Läßt Euch in jedem Wurm den Drachen ſchaun,
Ihr ſeht nur mit den Augen Eurer Sorge;
Und wie dem Kranken alles Weiß ſich gelbt,
So kleidet alles ſich in Eures Unmuths
Gehäſſ'ge Farbe, wandelt ſich in Schwarz,
Sobald mißtrauiſch Euer Aug' es trifft.
O, laßt den Glauben uns auf Menſchheit feſt
Bewahren, dieſen Strahl des Göttlichen!
Er hat mir manchen Kummer ſchon verſüßt,
Schon oft das qualenvolle Marterlager
Mit jungen Blumen mir beſtreut
Und aus des finſtern Haſſes ſcharfen Dornen
Der Lieb' und Duldung Knoſpe mir entfaltet.

Fedriko.

Ihr hoffet, Pedro's Haß zu bändigen?

Blanka.

Nicht Ihr könnt über ihn entſcheiden, Ihr
Tragt bittern Groll im Buſen gegen ihn.

Vielleicht iſt unſer Urtheil nur darum
So ſchlimm, weil wir wohl ſelber ſchlimmer ſind,
Als in der Eigenliebe Zauberſpiegel
Sich unſer Ich mit Schmeichelfarben malt.
Glaubt mir, nie wird der Menſch ſo ganz zum Teufel,
Daß ſich ſein Herz für jedes ſanft Gefühl
Mit ſtarrer Taubheit feindlich rauh verſchlöſſe.
In jeder Menſchenbruſt geweihten Saiten
Liegt eine himmliſch reine Harmonie,
Und nicht des Inſtrumentes, nur des Spielers
Iſt jede Schuld, wenn Mißtön' uns erſchrecken,
Die ungeſchickte Hand ſtürmt in den Saiten,
Und rauhe Laute wirbeln uns entgegen.
Doch wenn des Künſtlers Hand die goldne Leier
Mit zartem Sinne rührt, die ſchweſterlichen,
Verwandten Tone himmliſch einend gattet:
Dann ſpinnen ſich von Herzen zu dem Herzen
Der heil'gen Sympathie verbundne Fäden,
Auf denen hold die Geiſter ſich begegnen.
Ein mächt'ger Strom von zarteren Gefühlen
Strömt in des Horchers ſanft ſich öffnend Herz:
Im Buſen fühlſt du Ruh und Frieden ſpielen,
Der leichte Geiſt erhebt ſich himmelwärts;
Es ſtarrt verwaiſt das rauhe Kleid der Sinnen
Und Endlichkeit und Zeit und Raum zerrinnen!

Fedriko.

Er, der durch lange Monden Euch gemartert,
Hofft Ihr, werd' Eures Lebens ſchonen, wenn
Der Buhlerin einſchmeichelnd liſt'ge Bitte
Im Bund mit ſeines ſchwarzen Herzens Wollen
Als Preis der Liebe Euren Tod verlangt!

Blanka.

Nie wird's Don Pedro wagen, an der Tochter
Des mächt'gen Fürſtenhauſes von Bourbon
Mit frechen Händen ſchwarze That zu üben!

Dieß ſei Beruhigung für Euch, für mich
Hat Grab und Tod nichts Schreckliches. Soll ich
Den Freund wohl ſcheuen, der die ſanfte Hand
Aus lichten Fernen mir entgegenreicht
Und hilfreich mich in ſeinem Schoße birgt
Vor meines Unglücks, meiner Feinde Wüthen?
Er nahe, hochwillkommen iſt er mir,
Und ſelbſt das Vorurtheil, das ſeine Züge,
Die holden Züge eines ſanften Tröſters,
Mit ekeln Schreckensfarben übermalt,
Soll mich nicht hindern, fröhlich ihm zu folgen!

Fedriko.

Wer Euer Sein mit Feindeshand betaſtet,
Tilgt auch in meiner Bruſt den Keim des Lebens;
Nur Euer Leben iſt das einz'ge Band,
Das meine Seele knüpft an dieſe Erde;
Es ſprenget, und der feſſelloſe Geiſt
Verläßt den heitern Raum des goldnen Lichts.
Des Mörders Dolch, der Euch das Leben raubt.
Iſt mir der Schlüſſel zu des Todes Pforten!
Drum, wenn auch Eurem Geiſt das karge Daſein
Nur ſparſam arme Gaben weiß zu reichen,
Stoßt doch um meinetwillen nicht zurück
Die Rettung, die ich hoffnungsvoll Euch biete!
Ich muß Euch retten! ſo ruft laut mein Herz,
Es ſei nun, wie es ſei! ich muß Euch retten!
Betretet doch den breitgebahnten Weg,
Der ſich gefahrlos Euren Blicken zeigt.
Vielleicht ſteht er nicht lange mehr Euch offen;
Und dann kenn' ich nur einen blut'gen noch,
Auf dem der Hölle Rachegluthen ziſchen,
Sich Leichen Eurem Schritt entgegendämmen,
Zu dem mein Grab der Stufen erſte iſt.
Wenn Euch *mein* Leben lieb iſt, nehmt den Schlüſſel,
Da Euch das Eure wohlfeil iſt geworden.

Blanka.

Warum in Eure Bruſt, in meinen Buſen
Der Reu' und Rache gift'ge Schlangen werfen!
Laßt uns dem Schickſal ſtehn und nimmer wanken!
Glaubt mir, die Tugend hat noch manche Gaben,
Die jenen lohnen, dem im blut'gen Kampfe
Ihr ſcharfer Dolch das reine Herz zerriſſen.
Aus meinem Grabe wird der ſtolze Baum
Des Glücks Kaſtiliens von neuem ſprießen,
Mit meinem Blut gedüngt, wird er voll Segen
Die Zweige decken über dieſes Land.
Mein Tod entwindet Traſtamara's Fauſt
Das Schwert, das er zu meinem Schutz ergriffen,
Und Pedro, nicht mehr von Gefahr beſtürmt,
Wird, wenn auch beſſer nicht, doch milder ſein.
Ihr werdet groß, ein flammender Cherub,
Ein hohes Schreckbild jedem Böſewicht
Am Eingang dieſes Paradieſes wachen,
Der Bosheit, dem Betrug den Eintritt wehrend.
Kaſtilien wird meine Aſche ſegnen,
Ich werd' es jenſeits ſehn und glücklich ſein!

Fedriko.

Beim allgerechten Himmel, Ihr ſollt leben!
In Ruh und Frieden leben, oder ich
Will aus Kaſtiliens prangenden Paläſten,
Aus ſeinen Städten, die gen Himmel wachſen,
Aus ſeiner Bürger niederm Eigenthum
Ein Grabmal Euch erbaun, daß drob die Nachwelt,
Zu den Neronen meinen Namen werfe,
Daß die Geſchichte meine That mit Blut
In ihre richterlichen Rollen zeichne,
Und nach Jahrhunderten der Spanier
Dem Schoß, der mich geboren, weinend fluche!
Ein Wort von mir, und ganz Kaſtilien
Folgt, ſeinem König fluchend, meinen Fahnen

Und tritt mit ſtarkem Fuß die lezte Spur
Von dieſem Pedro aus dem blut'gen Boden!
Ihr ſollt nicht ſterben, oder er mit Euch!

Blanka.

Das geht zu weit! Ihr zwingt mich, Euch zu haſſen!
Wie, den Entmenſchten konnt' ich einſt
Als meines Herzens Abgott innig lieben?
An dieſes Mörders Bruſt, die Gift und Tod
In ihren nächtlich ſchwarzen Tiefen kocht,
Konnt' ich einſt dieſen reinen Buſen legen?
Die Hand, die das verfluchteſte Verbrechen
Mit Königs-, Bruders-Blut bald färben ſoll,
Wollt' ich in meine Rechte ehmals legen?
Unmöglich! das iſt der Fedriko nicht,
Der noch vor wenig Stunden mir gelobte,
Vom edlen Pfad der Tugend nie zu weichen,
Aus ſeinem reinen Herzen zu verbannen
Strafbarer Liebe traurig Angedenken!
Hinweg von mir, dich kenn' ich nicht, hinweg!

Fedriko.

O Blanka, ſtoß' mich nicht von dir! Ich will —
Ich ſchwör's bei deinem Leben, ich will ſchweigen!
Kein Wort verlaſſe mehr der Zunge Schranken.
Ich ſchweige, doch beim allbarmherz'gen Gott,
Ich kann es nicht! Der Schwur wird mir zum Fluch.
Ich kann dich nicht dem Abgrund nahen ſehen,
Den deine Feinde tückiſch ausgehöhlt!

Hier, nimm den Schlüſſel und bewahr' ihn gut,
Du Braut des Todes! Hör' und ſchaudere!
Dein Todesurtheil iſt geſchrieben —

Blanka

(erſchrickt heftig und erbleicht).

Ha!

(Sie faßt ſich und lächelt, ſetzt ſich matt nieder.)

Wie kindiſch! — Wußt' ich's nicht!

Fedriko.

Allmächtiger!
Sieh hier herab von deinem ew'gen Thron,
Sieh deiner Allmacht edelſtes Geſchöpf
Gleich einem Wurm getreten in den Staub,
Von ihrem eignen Gatten hingegeben
Zum blut'gen Raub dem fürchterlichſten Tode!
Sieh her und lehre mich an Menſchheit glauben!
So handeln deine Kinder, und dein Donner,
Dein ſtrenger, rächeriſcher Donner ſchweigt! —

Blanka.

Laßt mich allein, ich bitt' Euch!

Fedriko.

Nimmermehr!
So leicht geb' ich nicht Eure Rettung auf!
Noch wag' ich es, zu kämpfen mit dem Tode
Um ſeinen großen Raub — zum letztenmale
Steh' ich vor Euch in friedlicher Geſtalt,
Zu ſichrer Flucht Euch ſorglich mahnend. Wenn
Ich noch einmal als Retter Euch erſcheine,
Dann leuchtet mir des Krieges lohe Fackel
Auf grauſem Pfad, benetzt mit Bürgerblut!

Noch einmal, Blanka, nimm den Schlüſſel hin,
Nimm ihn und flieh! Mit deinem Leben retteſt
Du meine Seele aus der Hölle Stricken!
Auf meinen Knieen, Weib, beſchwör' ich dich!
(Er wirft ſich vor ihr nieder.)
Gib mich nicht meinem eignen Herzen preis!

Blanka.

Gerechter Gott! ich höre Tritte!

Sechster Auftritt.

Rodrigo de Padilla. Vorige. Gefolge.

Fedriko.

Wer
Iſt kühn genug, der Königin Gemächer —

Rodrigo (ſtolz).

Ich, Don Padilla, abgeſendet von
Des Königs Majeſtät!

(Höhniſch.)

Iſt's meine Schuld,
Daß man Sant Jago's großen Ordensmeiſter
Am ſicherſten in dieſen Zimmern trifft?
Euch ſucht' ich, Ritter, drum kam ich hieher!
Zwar thut's mir herzlich leid, daß ein Geſpräch,
Von deſſen Eifer Eure Hitze zeugt,
Ich mit ſo unwillkommner Botſchaft hemme!
Doch, Ihr wißt wohl, des Herrn Befehl verſtopft
Die Ohren für der Freundſchaft Worte. Drum
Verzeiht mir, würd'ger Herr, die raſche Störung!

Fedriko.

Was bringt Ihr mir? Sprecht ſchnell, und überhebt
Sobald als möglich Eures Anſchauns mich!

Rodrigo.

Der König ehrt mit ſeinem Zutraun mich —

Fedriko.

Das fühlt ſein armes Volk! Doch weiter, Herr!

Rodrigo (für ſich).

Dein Uebermuth ſoll fallen, ſtolzer Wicht!

(Laut.)

Auf eigenen Befehl des Königs fordre
Ich Euch die Schlüſſel ab von dieſer Stadt!

(Er weidet ſich grinſend an Beider Schrecken.)

Fedriko.

Ha, was iſt das?

Blanka.

Allmächt'ger Gott!

Rodrigo.

Wenn Ihr
Nicht meinen Worten traut, leſt dieſe Zeilen!
Des Königs Unterſchrift!

(Er reicht die Schrift Fedriko'n, der ſie gefühllos nimmt und anſtarrt, ohne ſie zu leſen. — Pauſe.)

Rodrigo (für ſich).

Ha, wirkt das? wirkt's?
Anlockend ſind der Hoheit Gaben alle,
Doch ſeines Feindes ſchmachvoll'n Sturz zu ſehn,
Zu ſehen, wie der Wurm ſich an der Nadel,
Die langſam zu des Lebens Sitz ihm dringt,
In immer mattern Windungen ſich krümmt,
Das füllt das Herz mit kitzelndem Entzücken!

(Laut.)

Nun, Ritter? wie? gefällt es Euch, die Schlüſſel
Mir abzuliefern?

Fedriko.

Ha, Verdammter!

Rodrigo (höhniſch).

O,
Laßt doch die Poſſen! — Das iſt nun vorbei,
Denn Macht und Ehrfurcht gehen eines Schrittes,
Und, was die erſte ſtürzt, tilgt auch die zweite —
Drum gebt die Schlüſſel!

(Fedriko zieht zwei Schlüſſel aus ſeiner Schärpe und gibt ſie abgewendet Rodrigo'n.)

Rodrigo.

Recht! Die Feſtung und des
Alkazars Thore ſchließen ſie. Doch einen
Vermiſſ' ich noch. — Noch einer fehlet, Ritter!

(Fedriko ſchrickt heftig zuſammen.)

Vielleicht kennt Ihr wohl beſſer ſeinen Nutzen,
Als wir. Man munkelt, das Geheimniß ſeines

Gebrauches ſei ein Erbſtück Eures Vaters —
Die beiden erſten Schlüſſel kann ich miſſen,
Doch für den dritten haftet Euer Leben!

Blanka.

Gebt ihn, ich bitt' Euch, gebt ihn, Don Guzman!

Rodrigo.

Erwartet nicht, daß man zu rauhern Mitteln —

Fedriko.

Hier iſt er! nimm und gib ihn deinem Herrn!
Sei ſtolz, du trägſt das Schickſal Spaniens
In deinen Händen. Wenn ich einſt ihn löſe,
Wenn ich ihn löſe, dann flucht Ihr der Stunde,
In der Ihr ihn empfingt.

Rodrigo.

Vielleicht auch Ihr!

(Für ſich.)

O, daß doch Pedro's kindiſch ſchwacher Geiſt
Verbeut, den Uebermüth'gen zu zerſchmettern!

(Laut.)

Und nun entfernt Euch, dieſe Zimmer bleiben
In Zukunft Euch verſchloſſen! Wagt es nicht,
Bei Todesſtrafe nicht, ſie zu betreten!
Ihr, Blanka, tretet hier in dies Gemach!
Wer Freiheit nur zu Böſem weiß zu nützen,
Verdient nicht ihrer Milde Himmelsgaben!

Blanka.

Was hat man vor?

Fedriko.

Die Zukunft wird enthüllen,
Was man beſchloſſen über Euch! — Kein Flehn! —

Blanka.

Erwartet keine Thräne. Sterben hat
Mein Unglück mich gelehrt, und nimmermehr
Werd' ich zu denen flehn, die ich verachte.
Lebt wohl, Fedriko!

Rodrigo.

Fort, wenn nicht Gewalt —
Heda!

(Eine Wache erſcheint und ſtellt ſich zum Eingang des Nebengemachs.)

Auf dieſes Zimmer, Blanka! fort!

(Blanka wirft einen Blick voll Verachtung auf Rodrigo und geht ab.)

Rodrigo (zur Wache).

Wenn eines Menſchen Fuß die Thür betritt,
So prangt dein Kopf auf Xeres höchſter Zinne,
Eh' noch der Hahn dem Tag entgegenkräht!

(Er geht triumphirend ab.)

Fedriko.

Die Würfel liegen! — In der Ferne ruft's;
Iſt's Teufel oder Gott, der ruft! — Ich folge.

(Schnell ab.)

Siebenter Auftritt.

Saal des erſten Aufzugs.

Alonzo Lara.

Ich bin bemerkt, ich kann nicht länger zweifeln!
Von wachen Lauſchern bin ich rings umlagert,
Und wo ich hin auch wende meinen Fuß,
Verfolget mich ein ſpähend Augenpaar.
Doch wird man es nicht wagen, öffentlich
Den Mann, den Guzman ſchützet, anzutaſten.
Nur dieſen Tag, ihr Blöden, ſchenket mir,
Und morgen ſoll euch Traſtamara's Schwert
Die ſchwache Schonung überſchwänglich lohnen!
Nur dieſen Tag! — Doch wird Fedriko wohl
So ſchnell das Ungemeine keck umfangen;
Wird er mit immer neuen Zweifeln nicht,
Die gleich der Hyder Köpfen ſich verdoppeln,

In Feſſeln legen jedes kühne Wollen?
Wie gern prägt nicht die Ohnmacht zu Verbrechen,
Was ihre ſchwache Faſſung überragt!
Wie gern glaubt ſie des winz'gen Geiſtes Grenzen,
Sie ſeien auch der Tugend Scheideſchranken!
Doch iſt Fedriko nicht ein Königsſohn?
Fühlt er den ungeſtümen Mahner nicht,
Der ihn mit regem Trieb zur Hoheit hinzieht,
In ſeiner Adern raſchen Pulſen pochen?
Er ſollte Kron' und Szepter vor ſich ſehn
Und nicht die Hände aus nach ihnen ſtrecken?
Wie? und er iſt ein Menſch, ein Königsſohn?
Bei jedem Reiz mag Tugend feſt beſtehn,
Doch bei der Krone Glanz verbleicht ihr Schimmer!

Achter Auftritt.

Alonzo Lara. Fedriko.

Fedriko (ſtürzt wild herein).
Die Furien des Abgrunds folgen mir,
Die Hölle heftet ſich an meine Ferſen,
Mit grauſem Ungeſtüm treibt es mich vorwärts,
Es tobt der Aufruhr wild in meiner Bruſt,
Im Herzen kämpfen feindliche Gewalten
Und laſſen keinen Entſchluß ſich geſtalten!
(Er erblickt Alonzo'n, wild erfreut.)
Du hier? — Alonzo du? — Ha, es wird hell,
Es ſchlichten ſich die ſtreitenden Gefühle,
Auf einen Punkt drängt Alles ſich zuſammen!
Nichts, als ein Wollen koſtet's, und ich will nicht?
Ich will nicht? Wer ſagt das? Fedriko will,
Ich will, und wenn die ganze Hölle mir

Ein tauſendfaches „Nein“ entgegenbrüllte,
Ich will!

(Er eilt an den Tiſch und ſchreibt haſtig und wild.)

Alonzo.

Ha, was iſt das? — Wie, hat der Zufall
Den ſtarrenden Koloß, den ich erſt mühſam
Zu untergraben anfing, ſchon geſtürzt!

(Fedriko ſpringt auf, das Schreiben in der Hand.)

Fedriko.

Es iſt geſchehn! — Mit Flammenzügen hat
Sich jedes Wort in meine Bruſt gedrückt!
Hier, nimm!

(Alonzo greift darnach, Fedriko ſpringt raſch zurück.)

Fedriko.

Ha, Teufel! willſt du mich verſuchen?

Alonzo.

Ihr wollt nicht?

Fedriko.

Wollen? — Wollen! ſchönes Spielzeug!

Alonzo.

Guzman, ich ſtaun', Ihr ſeid ein Kind geworden!

Fedriko.

Ein Kind? Laß mich zum Kinde werden, Mann!
Nimm alles, was ich habe, was ich bin,
Laß mich zum Kinde werden! O der ſchönen,
Der engelſchönen Blüthezeit des Lebens!
Da lag mein heitres, kindliches Gemüth,
Ein zart Gewebe ohne Falten, offen
Vor jedes Menſchen forſchendem Geſicht;
Da hob ich rein die reinen Händ' empor
Nicht zum Vergelter, Richter, nein zum Vater;
Der Andacht Blume war mir aufgeſchloſſen,
Da konnt' ich beten, Mann; da konnt' ich beten!
Da liebt' ich alles, was ich auf dem Pfade,
Dem engbegrenzten, meines Wirkens fand,

War's eine Blume, war's ein Menſch; in beiden
Fand ich nichts, als den zarten Widerhall
Der reinen Harmonie, die aus des Herzens
Geweihten Saiten himmliſch heilig hauchte.
Des Zorns und Haſſes tödtliche Gefühle,
Sie waren fremd der liebevollen Seele!
Da konnt' ich noch den ſchönen Apfel theilen,
Nach dem des Bruders Aug' verlangend blickte,
Ihn theilen oder ganz dem Theuren ſchenken!
O kehre wieder, goldne, heil'ge Zeit!

Alonzo.

Herr, Ihr ſeid nicht bei Euch! — Wohl denn, ich gehe!

(Er geht, tückiſch beobachtend, der Thüre zu.)

Fedriko.

Halt! halt! Gerechter Gott, iſt denn der Tod
So ſchrecklich, daß mit Recht man, ihn zu fliehn,
Sich in der Hölle glüh'nde Arme ſtürzt?
Kann ich nicht ſterben? — Aber Blanka, Blanka!
Nein, nimmermehr, du ſollſt nicht ſterben, Blanka!
Bei Gott! nein, bei der Hölle ſchwör' ich es,
Ich will das Angefangene vollenden!
Alonzo, nimm! Hier, nimm das Schreiben! — Nimm!

(Er bemerkt einen Fleck auf dem Papier.)

Was iſt das! — Ha, mir ſchaudert! — Das iſt Blut!

Alonzo.

Es iſt nur Tinte!

Fedriko.

Blut, ſag' ich dir, Blut!
Blut überall! Im Herzen Blut; im Herzen,
Da ſteckt das Uebel!

Alonzo.

Nun, lebt wohl!

(Er faßt ihn bei der Hand, Fedriko erſchrickt und ſchreit laut auf.)

Fedriko.

Ha!

Alonzo.

Was
Beginnt Ihr, Ritter!

Fedriko.

Wer faßt meine Hand?

Alonzo.

Ich, Euer Freund!

Fedriko.

Freund! daß dich Gott verdamme!
Er war mir Bruder und hat mich gemordet,
Hat meine Seligkeit geſtohl'n, und war
Doch Sohn des Mannes, den ich Vater nannte!
Siehſt du?

Alonzo.

Was ſoll ich ſehn?

Fedriko.

Im Dunkeln ſteht er!

Alonzo.

Wer?

Fedriko.

Pedro lauſcht und droht mir mit dem Dolche!
Drohſt du mir, Baſtard! Ich will dir dafür
Das Schwert durch deine ſchwarze Seele ſtoßen! —
Noch einmal öffnet ſich der Erde Schoß —
Wer biſt du, Schatten mit der Königsmiene?
Mein Vater! — Ha, auch er hebt ſeinen Arm
Und droht, und ſeine Augen ſchießen Blitze —
Er nahet, weh!

(Er fällt in Ohnmacht.)

Alonzo.

Ein Fiebertraum befällt ihn!

(kalt)

Nu! meiner Sendung Abſicht iſt erfüllt!

(Er hebt den Brief, der neben Fedriko'n liegt, auf.)

Doch kann ich ihn in dieſer Lage nicht
Verlaſſen, leicht wär' es des Königs Spähern,

Dem Sinnverwirrten manches abzulocken,
Was nicht für ihre Ohren taugt!
(Er beugt ſich über den Liegenden und ſchüttelt ihn.)
Fedriko!
Er hört nicht! Alle Sinne ſind gelähmt!

Kann wohl den Mann ſo weit die Schwäche treiben?
Wie manche wicht'ge That hab' ich vollführt,
Bei der ſelbſt kühner Männer Buſen pochte,
Doch wankt' ich nimmer auf dem ſteilen Abhang!
Und dieſer Mann, der einſt der Mauren Schwertern
Mit hohem Muthe eines Halbgotts trotzte,
Erbebt und zittert gleich 'nem blöden Mädchen,
Da er durch einen kleinen Federzug
Die Hoffnung eines Throns ſich ſoll erkaufen!
Der Weſen ſtärkſtes iſt der ſtolze Menſch!
Doch fragſt du um das ſchwächſte der Geſchöpfe,
So zeig' ich Gottes Ebenbild dir wieder!
Erholet Euch, Don Guzman!

Fedriko (erwachend).

Ah — — — wo bin ich?

Alonzo.

In Eures Freundes treuen Bruderarmen!

Fedriko.

Streckſt du die Hand zu meiner Hilfe aus?
(Er richtet ſich mit Laras Hilfe empor.)
Hab' Dank, hab' Dank!
(Er nähert ſich ſchwankend der Thür.)

Alonzo.

Wo wollt Ihr hin, Fedriko?

Fedriko (halblaut).

Rechts, in der Schloßkapelle heil'gen Hallen
Steht ein Marienbild auf hohem Altar;
Mit reinem Strahlenglanze rings umfloſſen,
Lacht liebevoll und gütig ihre Miene,

Ihr holdes Auge ſtrahlt Vergebung, Gnade,
Vergeſſen in des Sünders offnes Herz.
Oft lag ich betend dort auf meinen Knieen,
Wenn Grimm im heißen Herzen gährend fochte,
Und leiſes Wehen ging aus ihrem Munde,
Das meine glüh'nde Stirne ſchmeichelnd kühlte.
Rein, wie ein Engel, von der Menſchheit Schwächen
Stand ich von ihren heil'gen Füßen auf,
Und friſcher Muth zum Kampfe blühte fröhlich
Im heitern Buſen neubelebt empor.
Dahin, Alonzo, will ich fliehn und beten,
Zu ihr, der Hochgebenedeiten, beten,
Daß ſie vor böſen Träumen mich beſchütze! (Ab.)

Neunter Auftritt.

Lara. Haro. Wache.

Lara.

Wer hier hier nicht lachen kann, mag weinen! — Ich
Will nun zum Heere fördern meinen Schritt,
Eh' ſich des Argwohns hohles Auge ſpähend
In dieſes Pilgermantels Falten ſenkt.
Lebt wohl, ihr Mauern! bald ſeht ihr mich wieder,
Doch wohl, will's Gott, in anderer Geſtalt!

(Er ſteckt Fedriko's Brief in den Buſen und geht der Thüre zu. Wie er dieſe öffnet, tritt ihm eine Wache mit geſenktem Spieß entgegen.)

Wache.

Halt!

Lara.

Was iſt das?

(Er geht von neuem vorwärts.)

Wache.

Halt!

Lara.

Wißt Ihr, wer ich bin?

Haro (tritt ſchnell ein).

Wer ſeid Ihr, Freund?

Lara (ſchnell gefaßt).

Ein armer Pilgersmann,
Von Cadiz komm' ich, und nach Compoſtela,
Wohin ein feierlich Gelübd' mich ruft,
In ſchweren Nöthen abgelegt dem Himmel,
Gedenk' ich mit dem neuen Tag zu reiſen.
Dort will ich an Sant Jago's Hochaltar
Auch Eurer brünſtig im Gebet gedenken,
Wenn Ihr mir altem Manne Lagerſtätte
Und kurze Ruhe gönnt!

Haro.

Genug der Worte!
Werft der Verſtellung Kleid von Eurer Schulter,
Ihr ſeid erkannt!

Lara (für ſich).

Erkannt! — Ha, Tod und Hölle!

(Laut.)

Ihr ſcherzet, edler Herr! Ein armer Mann,
Der ſchon zum Grab die ſchwanken Schritte lenkt,
Iſt wohl kein würdig Ziel unedlen Scherzes.
Laßt mich geruhig weiter ziehn, und ſpaßet
Mit Eures Gleichen, die des Witzes Salz
Mit vielgeübter Zunge prüfend ſchmecken;
Für meinen Gaumen iſt ſein Reiz verloren!

Haro

(leiſe zu einem Soldaten).

Auf, eile ſchnell zu Don Padilla, ſag' ihm,
Der Pilger ſei in meiner Macht. Dann ſende
Mir einen Haufen königlicher Wachen.
Verzweiflung ſteht an ſeiner Seit', ich ſcheu'
Den Ungezähmten. Vorſicht ſchadet nimmer!

(Zu Alonzo.)

Vergebens hüllſt du dich in glatte Gradheit!
Umſonſt haſt du des Schafes Kleid geborgt,
Durch ungeſchickt verſteckte Ritzen ſchimmert
Der Wolfspelz in des Forſchers waches Auge.
Enthülle dich, du biſt Alonzo Lara!

(Ein Soldat hat ſich hinter Lara'n geſchlichen und reißt ihm nun ſchnell das Pilgerkleid auseinander.)

Soldat.

Er iſt es, ſeht die ritterliche Rüſtung!

(Er erblickt den Brief, der zugleich mit dem Gewande zur Erde gefallen.)

Und hier ein Schreiben, ſeht!

Haro.

Gib, gib! — Welch Glück!

Lara.

Nun denn, ſo ſei's!

(Er zieht einen Dolch und geht auf Haro los.)

Den Brief oder dein Leben!

Haro.

Zu Hilfe!

Lara.

Halt! Es nahe Niemand! Sonſt
Bohr' ich den Dolch dir in das feige Herz!

Zehnter Auftritt.

Rodrigo de Padilla. Vorige.

Rodrigo.

Wo iſt der Böſewicht?

Haro.

Ha, Gottes Hilfe!

Rodrigo.

Biſt du Alonzo Lara? ha! biſt du's?
Gib Antwort! Biſt du es?

Lara.

Ich habe
Es nicht geläugnet!

Rodrigo.

Ei, willkommen denn
In unſern Mauern! Führet ſchnell ihn fort,
Daß in des tiefſten Kerkers Höllennacht
Er ſeinen teufliſchen Verrath bereue;
Bei kahlen Schädeln früherer Bewohner
Der blut'gen Reue öffne ſeine Bruſt
Und in der morſchen Todtenknochen Klappern
Sein eignes graſſes Schickſal ſchaudernd leſe.

Lara.

Mein Troſt an dieſem Schreckensort ſoll ſein,
Daß meine Leiche Euer Sterbebett
Wird werden, eh' Ihr noch der Bosheit Früchte
Vermögt zu brechen.

Rodrigo.

Führt ihn fort!

(Lara wird abgeführt.)

Rodrigo.

Und nun
Gebt mir das Schreiben!

Haro.

Hier!

Rodrigo

(lieſt es, Entzücken belebt ſeine Züge).

Triumph! Triumph!
Der Sieg iſt unſer! folgt mir ſchnell zum König!

(Beide ſchnell ab.)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Vorzimmer des Königs. Nacht.

Erſter Auftritt.

Drei Höflinge.

Erſter Höfling (hereintretend).
Ihr Herren, iſt der König ſchon zu Bette?
Zweiter Höfling.
Noch nicht! Bringt Ihr uns gute Botſchaft, Herzog?
Erſter Höfling.
So eben meldete die äußre Wache,
Daß ſich verdächtig Volk den Mauern nahe.
Es ſcheint mir wichtig, drum will ich's berichten.
Dritter Höfling.
Rodrigo de Padilla hat befohlen,
Daß ohne ſein beſonderes Geheiß
Zum König Niemand werde eingelaſſen.
Erſter Höfling.
Nicht mit gemeinem Maßſtab iſt zu meſſen
Das Ungewöhnliche, der Zufall achtet
Des Vorbeſchloßnen nicht! — Ich muß hinein!
(Ab ins Zimmer des Königs.)

Dritter Höfling.
Auch einer von den Ungebändigten,
Die, keck ſich ſtützend auf der Ahnen Ruhm
Und auf des ſtolzen Sinnes eitles Streben,
Das Auge wenden von der Nichtigkeit,
In der ſie itzt ohnmächtig ſich verzehren,
Und ſelbſt bei eines Höheren Befehlen
Ihr eignes Wollen gern im Aug' behalten!

Zweiter Höfling.
Die Ohnmacht ſchändet nicht, das Wollen adelt!
Ich lieb' es, wenn der Mann die eigne Meinung,
Die feſte Ueberzeugung groß geſäugt,
Mit ſtarkem Arme kraftvoll an ſich ſchließt,
Auf eignem Pfad des Lebens Reiſe wallt
Und nicht den Fuß in eines Andern Spuren
Mit ängſtlicher Beſorgniß ſchwankend ſetzt.

Dritter Höfling.
Der halte ſich an eine feſte Stütze,
Dem es an Macht gebricht, allein zu gehn.

Zweiter Höfling.
Die Macht zum Großen kommt von innen, und
Partheiiſch hat nie die Natur getheilt;
Es blühn in jedes Menſchen ſtolzer Bruſt
Die Zeugen der Gottähnlichkeit; die Freiheit
Und Kraft, das Freibeſchloßne zu vollziehn,
Zwei ſchweſterlich vereinte Himmelsblumen,
Die ſelbſt des Schickſals Macht nicht knicken kann.
Der Edle wird ſie treu und feſt bewahren,
Ein ſchlechter Mann iſt, wer um Gnadenbrod
Der Menſchheit Siegel freventlich verhandelt!

Dritter Höfling.
Wohl ſteht es herrlich, dieſes große Wollen,
Doch auch nur Großen iſt es aufbewahrt!

Zweiter Höfling.
Es kann die Gottheit ſelbſt nicht Größe geben

Dem, dem das eigne Ich ſie hat verſagt!
Doch laßt uns etwas andres ſprechen, Lieber,
Denn zu verſchieden ſcheinet unſre Meinung!
Hier ſeht, es nahet unſer Freund, er ſcheint
Mit unwillkommner Antwort rückzukehren!

Erſter Höfling
(tritt aus dem Gemache des Königs).

Dritter Höfling.
Iſt Eure Botſchaft auch nur halb ſo traurig
Als Euer Antlitz, ſo verſchweigt ſie lieber.

Zweiter Höfling.
Wie nahm der Herr die ſchlimme Botſchaft auf?

Erſter Höfling.
Gut, ſehr gut! — allzugut! Ich wollte viel
Drum geben, hätt' er ſchlimmer ſie genommen!

Zweiter Höfling.
Gar ſchlimm iſt nun Kaſtilien berathen;
Es wanken ſtürzend des Gebäudes Pfeiler,
Und klaffend gähnen üb'rall weite Spalten,
Durch die, mit gier'gen Falkenaugen ſpähend,
Das ſchnelle Unheil blickt und das Verderben.

Dritter Höfling.
Herr Graf, Euer Gemäld' iſt ſchwärzer als
Die Wirklichkeit. Noch ſteht Kaſtilien
Mit feſten Wurzeln in dem treuen Boden.

Zweiter Höfling.
Wühlt denn nicht der, den zum Beſchützer
Hat der Geburt zweideutig Recht gerufen,
Am emſigſten an ſeines Daſeins Feſten?
Nicht Aufruhr, nicht Verrath wird Pedro'n ſtürzen,
Ihm droht kein Dolch aus Unterthanenfauſt,
Er ſelbſt wirft ſich herunter von dem Throne.

Dritter Höfling.
Wenn nicht Graf Traſtamara ihm zuvorkommt!

Zweiter Höfling.

Nicht nach des Königs Bruſt iſt Heinrich's Schwert,
Nicht nach der Krone ſeine Hand gerichtet,
Nur Freiheit für die Königin, Entlaſſung
Der ſchlimmen Räthe und des liſt'gen Weibes,
Die Pedro's ſchwaches Herz mit Trug umgarnen,
In Todesſpruch verwandeln jedes Wort,
Das huldvoll ſeinen Lippen iſt entſchlüpft.

Dritter Höfling.

Glaubt Ihr, ſo ſchnell verbanne Traſtamara
Erlittnen Unrechts marterndes Gefühl?
Glaubt Ihr, er werde ſäumen, wenn ihm die
Gelegenheit gefällig lacht, den Becher
Der Rache froh, heißhungerig zu leeren?

Zweiter Höfling.

Des Herzens Regung ſchweigt in ſeinem Buſen,
Wenn er das Schwert ergreift fürs Vaterland.
Er iſt ein edler Menſch!

Dritter Höfling.

Ganz recht! Ein Menſch!
Ein edler Menſch? Mag ſein! Doch nur ein Menſch!
Ihr werdet ſein wie Gott, ſo ſprach die Schlange,
Und gierig griff der Menſchen ſchwacher Vater
Nach der verbotnen Frucht. Die ſtolzen Enkel
Vermögen nicht den Urſprung zu verläugnen,
Es ſpornt ſie gleicher, ungezähmter Trieb.
Nur hoch, nur hoch! und wenn's ein Schandmal wäre,
Mit Fluch bedeckt vor einer ganzen Welt,
Der Menſch erklimmt es, um nur hoch zu ſtehn!

Zweiter Höfling.

Der Schwächling nur mißkennt des Hohen und
Des Großen ungemeſſnen Unterſchied,
Und Traſtamara iſt ein Mann!

Dritter Höfling.

Ein Menſch!

Zweiter Höfling.

Des Rechtes und der Tugend heil'ge Stimme
Spricht laut in ſeiner hohen Heldenbruſt.

Dritter Höfling.

Der Königsname klinget viel zu lieblich,
Als daß des Rechtes und der Tugend Rufe
Den Weg zum ſchwachen Ohre finden ſollten!

Zweiter Höfling.

Weit iſt entfernt von Heinrich der Gedanke!

Dritter Höfling.

Warum verfolgt er Pedro'n dann ſo tödtlich?

Zweiter Höfling.

Wer mag ihn wohl verdammen, wenn er Pedro'n,
Den Mörder ſeiner Mutter, haßt, den Mann,
Der ſeine Laſter nackt und bloß dem Auge
Des Volkes preisgibt, ſeine edle Gattin,
Den Sprößling eines Stamms, der ſeine Zweige
Verſchlingt mit Frankreichs hohem Fürſtenhauſe,
Hinabſtößt in des Kerkers ſchmachvoll'n Schlund,
Den Wölfen, die ſich ſeine Räthe nennen,
Die Knochen ſeiner Unterthanen vorwirft,
Den Schweiß des Landmanns ſchüttet in den Schoß
Von feilen Dirnen, die zum Aergerniß
Kaſtiliens an ſeiner Seite prangen?

Dritter Höfling.

Des jungen Blutes ungeſtümes Wallen —

Zweiter Höfling.

Viel duldet man der unerfahrnen Jugend,
Doch nennt mir ein Geſetz des Staates und
Der Gottheit, das er frevelnd nicht geſchändet!
Hat mit Juana de Fernandez aus
De Kaſtro's Stamm nicht nach der Kirche Brauch
Vor Gottes Altar er ſich trauen laſſen,
Als andre Bande ſchon ihn feſſelten?

Gedenkt Ihr ſeiner Mutter ſchnellen Tod,
Ob welchem itzt noch hocherfahrne Männer
Das weiſe Haupt voll leiſer Ahndung ſchütteln;
Des feierlichen Eids, den er zu Burgos
In ſeiner Kortes treue Hände legte:
Zu ſieben Blanken in ſein ehlich Bett,
Zu tilgen ſeinen Groll gegen Alfonſos
Um ihn und ſeinen Staat verdiente Söhne,
Den treulos er mit ſchwarzer Argliſt brach?
Nie ward er müd', das Böſe zu vollführen;
Und nun ſchon ſteigen wieder dunkle Wolken
Empor, von den Padillas aufgehäuft,
Und drohen manchem Edlen Untergang.

Dritter Höfling.

Wie ſo?

Zweiter Höfling.

Hat man dem Ordensmeiſter nicht
Die Schlüſſel abgenommen von den Thoren,
In Blankens Zimmer Wachen nicht geſtellt,
Die jeden Nahenden mit Lanzen grüßen
Und in des Ritterſaals geweihten Hallen
An einen Pilger feindlich Hand gelegt?
Es ahnt mir, Ungeheures wird geſchehen,
Eh' noch der heut'ge Tag hinunterſinkt
Ins Meer der greiſenden Vergangenheit.
Die ſchrecklichen Geſchwiſter gehen ſchwanger
Mit irgend einer fürchterlichen That.
Bald wird der Sohn der Nacht ſich furchtbar zeigen,
Und an der Sonn' erſtarrendes Geſicht
Die ſchwarzen Rieſenglieder blutig ſchleppen.
Jedoch der Hölle ſchreckliche Geburt
Erkennt keines Geſetzes zähmend Joch.
Vielleicht kehrt er den Dolch, den ſie ihm ſchliffen,
Um ihre Feinde gräßlich zu verderben,
Nach ſeiner eigenen Erzeuger Bruſt.

Und ihr Haupt trifft vielleicht des Mörders Rechte.
Dieß iſt der Lohn der unterird'ſchen Mächte!
Sie lauern und ſtreben
Nach lockender Beute
Und ſpinnen und weben
Verderbende Netze.
Mit furchtbaren Ringen
Unmerklich umſchlingen
Sie unglückbereitend
Des Schuldigen Haupt,
Der frevelnd die Hände
Zum furchtbaren Bunde,
Zum Bund des Verderbens
Den Treuloſen reichte.
Allmälig umwinden
Sie enger den Kühnen,
Und feſſeln und binden
Die Kraft und den Willen
Im zagenden Buſen,
Und immer hinunter,
Hinunter, hinunter
In grundloſe Wogen
Fühlt er ſich gezogen.
Es knüpfen ſich Thaten
Mit Thaten zuſammen.
Ein Frevel zieht tauſend,
Verworfner und ſchwärzer,
Nach ſich im Geleite;
Sie häufen ſich thürmend
Zu ſtarrenden Bergen,
Verſperren den Ausgang
Und wehren der Reue,
Der Rückkehr zur Tugend
Den ſchwankenden Tritt,
Bis donnernd ſie ſtürzen,

Mit ſinkendem Rücken
Den Frevler erdrücken.
Wohl dem, der rein bewahrt die fromme Seele;
Mit Undank lohnt die trügeriſche Hölle!

Dritter Höfling.

Ihr Herrn, gehabt euch wohl! Geſchäfte rufen
Mich ſchnell von hinnen!

Zweiter Höfling.

Lebet wohl! Wenn etwa
Ich allzufrei geſprochen, Freund, ſo ſchweigt!
Ich bitt' Euch drum!

Dritter Höfling (für ſich).

Jedoch ſo lange nur,
Bis ſich wer findet, der mir's theuer gnug
Bezahlt!

(Laut.)

Die Freundſchaft hört und ſchweigt, Señor!

(Ab.)

Zweiter Höfling

(nähert ſich dem erſten und faßt ihn am Arme).

Seid Ihr entſchloſſen?

Erſter Höfling

(fährt wild auf).

Nieder mit dir, Schurke!
Ah Ihr! — O Freund, Freund, was haſt du gemacht?

Zweiter Höfling

Dem Vaterlande einen Mann gegeben,
Der ſchon dadurch mir ſeinen Werth beweiſt,
Daß er von frühern Banden, wenn ſie auch
Ihn laſteten, nur kämpfend ſich befreit.
Kommt, folgt mir! Schwere Arbeit liegt vor uns,
Man ahnet unſern Plan, wir müſſen eilen,
Eh' noch Rodrigo's ſpäh'nde Forſcherband
Den Schleier des Geheimniſſes durchbricht.
In wenig Stunden, wenn die Mitternacht

Sich losreißt aus dem Schoß der Gegenwart,
Stürmt Traſtamara's Heer; die Wache an
Dem Thore, das den Norden ſchaut, iſt unſer,
Und morgen zittert kein Gerechter mehr,
Wenn ihn Padillas Tigerauge trifft.

Erſter Höfling.

Des Königs Leben wird geſchont!

Zweiter Höfling.

Weh Dem,
Der ſeine Hände legt an ſeinen Herrn,
Nicht ſtürzen, ihn erheben wollen wir!

Erſter Höfling.

Hier, meine Rechte! Ich bin Euer!

Zweiter Höfling.

Freund!

(Umarmt ihn.)

Jetzt erſt mein Freund! — Doch ſtill! — Man naht! —
Rodrigo!

Zweiter Auftritt.

Rodrigo de Padilla. Haro. Vorige.

Rodrigo

(tritt ſchnell und ſtolz ein, gebieteriſch.)

Entfernt euch! — Eilt zum Hauptmann der Trabanten
Des Königs und beſcheidet ihn zu mir!

(Erſter und zweiter Höfling ab.)

Rodrigo

(tritt in den Vordergrund.)

Ich hätt' ihn alſo, dieſen ſtolzen Wicht,
In meiner Macht! In eignem Garn gefangen!
Ein Fehltritt ſtürzte ihn vom ſtolzen Gipfel,
Auf dem er keck die eiſenſtarre Bruſt,

Dem Drange meiner Macht entgegenſtemmte.
Ich hätt' ihn, der mir in die ſchnellen Speichen
Der allzermalmenden Gewalt gegriffen!
Triumph! Das Ungemeine iſt vollendet!
So lang er lebte, war noch nichts gethan,
Aus ſeinem Tode grünt mir neues Leben!

(Er zieht Fedriko's Brief heraus und lieſt.)

„Um Mitternacht beſtürm' die Stadt! — Mein Schwert
„Vereint ſich mit dem deinen! — Sie befreien,
„Entreißen ihren Mördern, oder ſterben! —
„Der Tod für ſie iſt ſüß! — Fedriko Guzman! —“
Ein feines Machwerk! In der Sinne Streit,
Im Aufruhr jeder Leidenſchaft geſchrieben.
Ei! „ſie befreien oder ſterben!“ — Hm!
Zu Einem möchten ſich wohl Wege finden!
Des Todes Pforte iſt nur leicht verſchloſſen,
Und gern thut ſie dem Pochenden ſich auf.

Haro (kriechend).

Mein gnädiger Gebieter!

Rodrigo (lächelnd).

Ei, man ſehe
Doch, wie gelehrig er die ſüßen Laute
Nach meines Glückes höhern Tönen ſtimmt!
Was gibt's!

Haro.

Ein treuer Diener langte eben
In haſt'ger Eile vor den Pforten an.
Er bringt Euch Nachricht, daß das mächt'ge Heer,
Das Ihr mit ſchwerem Golde habt geworben,
In ſchnellen Märſchen nahe dieſer Stadt;
Drei Tage kaum, und ihre Fahnen wehen
Befreiend, ſiegend vor den Mauern.

Rodrigo.

Ha,
Das Glück ſtreut reichlich ſeine ſchönſten Blumen,

Die ich verwelkt geglaubt, zu meinen Füßen!
So leicht, ihr Uebermüth'gen, glaubtet ihr
Den ſchlauen Fuchs in ſeinem Bau zu fangen?
Weil ich kein Schwert in nerv'gen Fäuſten ſchwinge,
Des Speeres Wucht zu führen nicht vermag,
Glaubt ihr, ein leichter Sieg ſei euch bereitet?
Kommt nur und holt euch beßre Ueberzeugung
Mit eurem Tode ab von dieſen Mauern! —
So bin ich denn am langerſehnten Ziele!
Dem Liſtigen gehört die Welt! — Die Kraft
Kann ſtürmend einen Erdkreis wohl zertrümmern,
Das Bauen iſt der Klugheit aufbewahrt!

(Zu Haro.)

Die Stadt kann ſich wohl einen Monden halten,
Auch ſchwindet der Empörer Kriegesluſt
Wohl früher als der aufgehäufte Vorrath.
Sprich den Soldaten Muth ein, tröſte ſie
Mit baldigen Entſatzes froher Hoffnung.
Verſprich den Tapfern fürſtliche Belohnung
In meinem, in des Königs Namen.

Haro.

Herr,
Es iſt kein Geld im königlichen Schatze.

Rodrigo.

Verſprich du nur, was kümmert dich das Weitre?
Was kümmert's dich denn, wenn der plumpe Pöbel
Für aufgeblaſene Verſprechungen,
Für dieſe blinde, längſt verrufne Münze
Doch immer gern noch Gut und Leben hingibt!
Wer doch das Volk, den ewig knurr'nden Hund,
Mit fetten Biſſen ſtets beſchwicht'gen wollte!
Wirf einen Ball ihm vor, er läuft darnach,
Und eh' er ſieht, daß er betrogen, haſt
Du lange ſchon der Thüre Schloß erbrochen,

Zu deren Hütung er die Zähne bleckte. —
Wie iſt die Stimmung unterm Volk?

Haro.

Nicht ſo,
Wie Ihr es wünſchtet! Man beklagt die Fürſtin,
Man hofft —

Rodrigo.

Was hoffet man?

Haro.

Der König werde
Sie ihrer Haft entlaſſen.

Rodrigo.

So? — Man hofft?
Man hofft? — Wohl gar du ſelber auch mit? — Geh!

Haro.

Mein gnäd'ger Herr, wie könnte der Gedanke —

Rodrigo.

Ich glaube dir! Wenn auch nicht treu, doch klug
Iſt Haro. Meinen Vortheil wird er ſuchen,
Weil er zugleich mit ihm den ſeinen findet.
Auf dich allein kann ich vertrauen, denn
Dein Schickſal iſt gekettet an das meine!
(Er geht einige Schritte nachdenkend auf und nieder, bleibt vor Haro ſtehn und mißt ihn mit durchdringendem Blicke, dann geht er wieder umher; endlich, die Augen feſt auf ihn geheftet:)
Sieh hier die Schlüſſel, die ich Guzman abnahm,
Tritt du an ſeine Stelle! Doch ich ſag' dir,
Bewahre ſie getreu, ein böſer Geiſt
Schleicht ſich mit ihnen ein in deine Nähe,
Darum ſei wachſam und mißtrau dir ſelber!
Es tönet lockend der Verführung Stimme,
Es blinket zauberiſch des Goldes Glanz;
An deines Herzens tief geheimſten Fäden
Wird man mit liſt'ger Hand dich ſchmeichelnd faſſen,
Der Phantaſie verworrne Rieſenträume
Wird man, in Wirklichkeit verwandelt, bieten

Und der Unmöglichkeit veraltet Reich
Berauben, um den Köder aufzufinden,
Der deine Treue an die Angel lockt.
Liebſt du ein Weib, bereuſt du deine Sünden,
Hängt deine Seel' an eines Freundes Herzen,
Hegſt du nur Einen Wunſch im Buſen, deſſen
Gewährung du mit warmer Sehnſucht wünſcheſt,
Dann gib mir wieder ſie zurück die Schlüſſel,
Denn dann biſt du der Mann nicht, den ich ſuche!

(Er geht noch einmal durchs Zimmer.)

Doch nein, du wirſt mich nicht betrügen, nein,
Luis, mein treuer Freund, verräth mich nicht.
Hier, nimm! — und wie ich dich belohnen will!
Das Meiſterthum von Jago Compoſtela
Iſt wohl ſo übel nicht! Was ſagſt du dazu?
Nimm! — Doch wer mein Vertraun mißbraucht, den trifft
Wie Gottes Donner fürchterlich mein Zorn.
Der aufgereizte Tiger kann vergeben,
Rodrigo's Rache end't nur mit dem Leben!
Gedenkſt du noch Diego's Martertod,
Der's wagte, ſeinen Herrn zu hintergehn? —
Nimm denn die Schlüſſel hin und ſei mir treu!

(Er gibt ihm zögernd die Schlüſſel, Haro greift darnach, jener zieht ſie ſchnell zurück.)

Rodrigo.

Du lächelſt? — Ha, du lächelſt? — Sprich, warum?
Sprich, Schurke, warum lächelſt du? — Du läugneſt?
Wie? ſah ich nicht des frechen Mundes Zucken
So höhnend, tückevoll, verrätheriſch,
So froh eines gelungnen Plans ſich freuend?
Du haſt gelächelt, und warum? Ich weiß,
An die Empörer haſt du mich verkauft!
Doch, Menſch, du lachſt zu früh! In meine Hand
Hat deiner Frevel Menge dich gegeben.
Ich breche meines Schweigens lange Feſſeln

Und Niemand wandelt auf Kaſtiliens Grund,
Der nicht den Himmel zu verdienen glaubte,
Wenn er dich in der Hölle Rachen ſendet!
Das ſchnelle Gift, mit dem des Königs Mutter —

Haro.

Um Gotteswillen haltet ein! Die Zimmer
Des Königs trennt nur eine dünne Wand —

Rodrigo.

Er ſoll es hören, alle Welt ſoll es,
Mit Schrecken, mit Entſetzen ſoll ſie's hören!

Haro.

Wer mein Verbrechen hört, hört auch das Eure!
Zu Einem Körper hat die Sünde uns
Vereint, was einer that, that auch der andre,
Der Streich, der mich auf dem Schaffote trifft,
Trennt Euer ſchuldig Haupt auch von dem Rumpfe,
Darum beſorg' ich nichts für mich, wenn auch
Die Gnade, die ſo lange mich beglückt,
Auf Augenblicke von mir weichen ſollte.

Rodrigo
(für ſich, knirſchend).

Ha, Teufel, dieß dein Lohn? — Wird das Verbrechen,
Das alle meine Bande brechen ſollte,
Zur engſten fürchterlichſten Kette mir?
Verflucht ſei, Hölle, dein betrügriſch Spiel!
Für Freiheit, Freiheit gab ich dir mich hin
Und du lohnſt mich mit Sklaverei! Ich Thor,
Warum gab ich mich ſelbſt in ſeine Hand,
Warum glaubt' ich an eines Menſchen Treue,
Warum wähnt' ich, er werde treuer mir,
Als ſeinem eignen Vortheil ſein? O Thor,
Dreifacher, ſelbſtbetrogner Thor!

Haro.

Gebieter,
Verzeiht, wenn meinen Lippen unvorſichtig

Ein raſches Wort entſchlüpfte, das dem Herzen
Und der Beſinnung fremd iſt. Doch es kränkt
Die treue Seele ſchändender Verdacht.
Es haßt mich ganz Kaſtilien, das Volk
Lechzt wie nach Eurem ſo nach meinem Blut;
Wie könnt ich mich, ein Feind des eignen Glücks,
Aus Euren väterlichen Armen reißen,
Um unter dieſes Ungeheuers Krallen
Das heitre Leben martervoll zu enden.
Das Volk kann wohl, was es einſt liebte, haſſen;
Doch nie verkehrt ſein Haß in Liebe ſich!

Rodrigo (ſchmeichelnd).

Ja, ich vertrau' Euch ganz. Verzeiht, wenn ich
Im düſtern Unmuth der erprobten Treue
So oft gegebenen Beweis vergaß.
Ihr wißt wohl, Lieber, laſtende Geſchäfte
Erzeugen böſer Launen ſchwarze Brut,
Und man vergißt ſich, — Ihr verzeiht mir wohl!
Wir bleiben Freunde, wie bisher!

(Er ſchüttelt ihm die Hand.)

Haro.

Und doch
Vertraut Ihr mir die Schlüſſel nicht! Es glimmt
Im tiefen Herzen mancher Funke noch
Des kränkenden Verdachts. Ihr traut mir nicht!

Rodrigo (für ſich).

Verdammt! — Ihr ſeid von nun an Oberkämm'rer,
Die Burg Taxara auch, die ſchönumgebne,
An Feld und Heerden reiche, deren Fuß
Der majeſtät'ſche Tajo küßt, iſt Euer.
Zwar ſchwer entbehr' ich ihrer, doch Ihr wünſcht ſie,
Und dieſer Wunſch iſt ſchon dem Freund genug,
Auch von dem Liebſten los ſein Herz zu reißen.

Haro.

Und dennoch gebt Ihr mir die Schlüſſel nicht! —

Man beut auch Dem Geſchenke, den man haßt,
Sobald der eigne Nutzen dazu räth;
Doch nur dem Freunde ſchenket man Vertrauen.
An dieſem will ich Eure Freundſchaft meſſen!

Rodrigo (für ſich).

Ha, ſo gewinnt denn ſelbſt die Schwäche Kraft,
Mich zu verderben! Selbſt der Sklave pocht,
Der ſonſt den Staub von meinen Sohlen leckte!

Haro (ohne Tücke).

Verzeiht! Ich wollt' Euch nicht beleidigen!
Behaltet immerhin die Schlüſſel, denn
Nicht ſie, nur Euer Zutraun wünſchte ich!
Als ein Beweis der Liebe waren ſie
Mir wünſchenswerth. Ich mag ſie nicht erhalten
Von Eurer Furcht, da mir die Freundſchaft ſie
Nicht konnte geben. Nun lebt wohl! Ich eile,
Das Nöth'ge zu beſorgen, und vergebt
Mir meine Kühnheit.

Rodrigo (ängſtlich).

Halt, Herr Kämm'rer, bleibt!
(Gedankenlos, indem er bei ſich abwiegt, was er thun ſoll.)
Ihr geht? — Wo geht Ihr hin? — Bleibt doch? — Bleibt, Lieber!

Haro.

Zum König will ich —

Rodrigo (auffahrend).

Zum König? — Wagt es nicht!
(Milder.)
Geht nicht zu ihm! — Was wollt Ihr? — Wollt Ihr etwa?
Sprecht, wollt Ihr etwa?
(Er faßt ihn feſt und ängſtlich bei den Armen.)
Bleibt, ſag' ich! Geht nicht!
Ihr ſtürzt Euch ſelber ins Verderben mit!
Zu Einem — wie war es? — zu Einem Körper
Sind wir vereint! Seht Ihr? — Hier ſind die Schlüſſel!

Was Ihr begehret, alles, alles habt Ihr!
Ihr wünſcht ſie, und hier ſind ſie! — aber ſchwört! —
Doch wer wird Euch durch Schwüre binden wollen!
Schwört nicht, doch überlegt das eigne Beſte!

Dritter Auftritt.

Diego de Robledo. Vorige.

Diego.
Ihr habt mich rufen laſſen, edler Herr!
Rodrigo.
Ein andermal, mein Freund, Ihr ſeht, ich habe
Mit meinem Haro vieles noch zu ſprechen,
Was der nur hören darf, den lange Prüfung
Zum *innigſten Vertrauten* hat erkoren.
Haro.
Laßt Euch nicht ſtören, gnäd'ger Herr!
Rodrigo.
Nicht doch —
Haro.
Ihr wißt wohl, Euer eigner Auftrag —
Rodrigo.
Gut denn, wenn's Euch gefällt, doch, Freund, vergeßt nicht,
Was ich Euch ſagte! —
(Nachdem er einen Augenblick geſchwiegen, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, weniger ängſtlich.)
Und harrt meiner in
Dem Gange, der zur Burgkapelle führt.
(Haro ab.)
Wie ſtolz er ſchreitet, froh des leichten Sieges,
Der ihn nun über ſeinen Meiſter hebt.
Wie, wenn er dennoch mich verriethe! — Doch
Iſt nicht für itzt ſein kühner Wunſch erfüllt?

Und für die Zukunft bürgt Robledo's Arm.
Wagt es der Feige wohl, zum Preis der Rache
Das eigne Haupt der Strafe hinzugeben? — —
Konnt' er mich je verrathen, ohne daß
Mein Sturz zugleich auch ihn zerſchmetterte?
Thor, der ich war, durch ein'ge kühne Worte
Bezwungen, in unmännlich ſchwachem Zagen
Das Pfand ihm meiner Sicherheit zu geben!
Ha, Schmach! von einem Sklaven überliſtet! —
Doch er weiß allzuviel, ein Augenblick
Der Schwäche iſt genug, mich zu verderben!
Er falle! — Hauptmann!

Diego.

Herr!

Rodrigo.

Kennſt du den Mann,
Der erſt von mir ging?

Diego.

Es iſt Luis de Haro.

Rodrigo.

Er iſt mir ſehr zur Laſt!

Diego.

So weiſt ihn weg!

Rodrigo.

Verſteh' ich dich?

Diego.

Weiß nicht.

Rodrigo.

Nimmſt du's auf dich,
Mir dieſe Laſt vom Hals zu ſchaffen?

Diego.

Ja
Und nein!

Rodrigo.

Wie ſo?

Diego.
Wenn Ihr bezahlet: Ja!
Sonſt: Nein! Denn ihm verdank' ich meine Stelle!

Rodrigo.
Und doch willſt du für Geld? —

Diego.
Ihr ſpaßet, Herr!

Rodrigo.
Nun denn! — Doch eh' die nächſte Stunde ſchlägt,
Lebt er nicht mehr!

Diego.
Gut! — Und ſonſt nichts!

Rodrigo.
Bleib noch!
Du findeſt bei ihm — doch nein, nimm ſie nicht!
Nein, nimm ſie nicht!

Diego.
Was?

Rodrigo (für ſich).
Doch ich wage nichts!
(Laut.)
Du findeſt bei ihm Schlüſſel.

Diego.
Wohl dieſelben,
Die man dem Ordensmeiſter abgenommen?

Rodrigo.
Nein, nein, wer ſagte das? Sie ſind es nicht! —
Gewiß, ſie ſind es nicht! Du kannſt mir glauben,
Es ſind ganz unbedeutend ſchlechte Schlüſſel!
Du irrſt!

Diego.
Sie ſeien's oder nicht, mir gleichviel!

Rodrigo.
Sieh, ich verſichre dich, es ſind ganz andre!

Diego.
Nur weiter!
Rodrigo.
Dieſe bringſt du mir, verſtehſt du?
Mir ſelbſt! Gibſt ſie in keines andern Hände!
Diego.
Iſt Euer Auftrag nun geendigt?
Rodrigo.
Nein!
O lange nicht! — Noch fehlt das Wichtigſte!
Diego, biſt du mir treu?
Diego.
Wie Euer Schatten!
Rodrigo.
Das heißt, ſo lang des Glückes Sonne lacht?
Diego.
Hm! —
(Ihm ins Geſicht ſehend.)
Ja!
Rodrigo (frappirt).
Wie? — — — Du gefällſt mir!
Diego.
Freut mich! —
Rodrigo.
Du
haſt mir von ew'ger Treu' nicht vorgelogen,
Mit rieſenhaften Worten nicht geprahlt,
Mit Gottes Zeugniß nicht der Ehrlichkeit
Zeriſſenes Gewebe ausgeflickt
Ich traue dir. — Doch ſchwer iſt das Geſchäft,
Zu dem ich dich vor Tauſend auserleſen.
Der Name ſchon der That wird dich mit Schrecken,
Mit zagendem Entſetzen dich erfüllen.
Außer der Menſchheit Grenzen ſcheint's zu liegen,
Und tauſend alte Vorurtheile decken

Der Rache Opfer mit demantnen Schilden.
Ein Held gehört dazu, die That zu denken,
Ein Teufel, ſie zu thun!

Diego.

Hier habt Ihr beides!
Die That iſt wohl ſo teufliſch eben nicht
Als ſchwarz ſie ſcheint! Hier, Herr, iſt meine Hand!

Rodrigo.

Auch wenn der Menſch, der Chriſt, der Unterthan
Mit blut'gem Ringen ſich entgegenſträubten?

Diego.

Mein Wort! In wenig Stunden gibt Don Pedro
Vor einem höhern Richter Rechenſchaft!

Rodrigo.

Wie, Böſewicht? Don Pedro? Was ſprichſt du?

Diego.

Ihr ſtaunt? — Ich ſoll den König —
(Sprechende Gebärde.)
Iſt's nicht ſo?

Rodrigo.

Verruchter, deinen Herrn wollteſt du tödten?
Der dich mit Gnaden überhäuft, ihn wollteſt
Du morden, Böſewicht?

Diego.

Ich wollte, ſagt Ihr?
Ich wollte? Herr, mit Gunſt, das iſt erlogen!
Wußt' ich denn ſchon, wie viel Ihr zahlen würdet!
Iſt's nicht der König? Deſto beſſer! Sagt,
Wer iſt es denn?

Rodrigo.

Es iſt — doch horch, was ſchleicht?
Ha, man behorcht uns! Sieh, wer geht! — Siehſt du
Im Vorgemach!

Diego
(geht zur Thüre; zurückkommend).
Es iſt nichts, edler Herr,
Wenn's nicht Euer Gewiſſen iſt?

Rodrigo.
Nun komm
Auf dieſe Seite, denn des Königs Zimmer
Sind allzunahe! — So! — Hierher! Nun höre!
(Ihm ins Ohr.)
Es gilt der Königin!

Diego.
Der Königin?

Rodrigo
(ihm die Hand auf den Mund legend).
Schreiſt du doch, daß es die Todten hören könnten!

Diego.
Die Königin! —

Rodrigo.
Dünkt dich's ſo ſonderbar?

Diego.
Sie iſt geſichert hinter feſten Mauern!

Rodrigo.
Vor Feindesmacht, doch nicht vor Pedro's Schwäche.
Er liebt ſie; wenn er ſie noch einmal ſieht,
Bin ich verloren!

Diego.
Doch wer ſchützet mich
Vor ſeinem Zorn, erfährt er meine That?

Rodrigo.
Sein eigener Befehl! Ich eile, dieſen
Mir zu verſchaffen!

Diego.
Der Empörer Rache —

Rodrigo.
Ein Heer, von meinem Gold geworben, naht,

Auch Englands ſchwarzer Prinz, der tapfre Wales,
Hat dieſes Landes Grenzen ſchon betreten,
Vor ſeinem Namen fliehen der Rebellen
Zerſtreute Schaaren. Bald iſt es geſchehn!
Nur dieſe Blanka warf ihr feindliches
Geſchick mir in den Weg. Drum falle ſie!

Diego.

Doch iſt das Werk zur Hälfte nur vollbracht,
So lang der ſtolze Guzman trotzig waltet.
Hat Eu'r Gewiſſen Raum für Einen Mord,
So macht auch für den andern Platz! Ich tödt' ihn!

Rodrigo.

Du haſt des Herzens ſtillen Wunſch errathen.
So lang er wacht, kann ich nicht ruhig ſchlafen!

Diego.

Zum Morgengruß bring' ich Euch Beider Schädel!

Rodrigo.

Und nur dir ſelber rechn' es zu, wenn ich
Als Meiſter von Sant Jago dich nicht grüße.

Vierter Auftritt.

Maria de Padilla. Vorige.

Rodrigo.

Wie Schweſter, du verläßt den König?

Maria.

O,
Es treibt gewaltſam mich aus ſeiner Nähe!
Beklommenheit erfüllt die bange Bruſt,
Und ängſtlich pocht mein Herz in ſchnellen Schlägen.
O, ich bin krank! — ſehr krank!

Rodrigo.
Geht, lieber Diego,
Und thut, wie Ihr geſagt!

Robledo.
Vertraut auf mich!
Die Sonne muß ſich tüchtig eilen, wenn
Sie noch einmal das Pärchen ſehen will!
(Ab.)

Maria.
Was ſprach er?

Rodrigo.
Weißt du? — Nichts! er ſcherzte nur!
Nun muß ich fort zum König!

Maria (ängſtlich).
Bleib, o bleib!

Rodrigo.
Was willſt du?

Maria
(ſchweigt und blickt zur Erde).

Rodrigo.
Ich kann länger nicht mehr weilen.
(Er will gehen.)

Maria
(ihn anfaſſend).
Um Gottes, meiner Ruhe willen, bleib!

Rodrigo.
Fürwahr, Marie, ich kann dich nicht begreifen.
Gewaltſam, angſtvoll hebt ſich deine Bruſt,
Das glüh'nde Auge ſtarrt verwirrt umher.
Du zitterſt? — Was iſt das? — Was haſt du, Schweſter?
(Maria wirft ſich ſchmerzvoll an ſeine Bruſt.)
Was iſt hier vorgegangen? Mädchen, ſprich!

Maria.
Nicht nennen kann ich's, was die Seele fühlt.
Der Hölle Marter tobt in meinen Adern
Und innre Angſt in Furiengeſtalt

Läßt mich nicht ruhn und treibt mich vor ſich her.
Des Königs Seufzer ſcheinen Donner mir,
Und jedes ſeiner Worte iſt ein Stahl,
Der martervoll den Buſen mir durchſchneidet;
Aus meines Lagers Kiſſen ziſchen Flammen,
Geſpenſter in verworrnem Kettentanz
Umringen mich mit gellendem Gelächter
Und ſtrecken langgedehnte Knochenarme
Nach mir und grinſen und entſchwinden immer!
O hab Erbarmen! — Bruder, rette mich!

Rodrigo.

Was willſt du? Sprich! — Was kannſt du wollen,
Schweſter?

(Pauſe, in der er ſie fixirt. Er ergreift Mariens Hand.)

Nie hab' ich dich fürwahr ſo ſchwach geglaubt,
Als du nun leider meinem Aug' erſcheinſt!
Oft grollte ich mit der Natur, daß ſie
Aus Stoff, aus dem ſie ſonſt nur Männer formt,
Ein Mädchen, unſerm ausgearteten Geſchlecht
Zum Schimpf, gebildet, deſſen ſtarke Seele
Dem engen Haus, der Weiber Wirkungskreis
Entflieht und in des Lebens weitern Räumen
Der höhern Thatkraft Walten frei enthüllet.
Ich beugte meinen unbeſiegten Sinn,
Der nie noch eines Andern Wollen wich,
Gern unter deines höhern Geiſtes Joch
Und ließ mich leiten auf der glatten Höhe
Von deiner Einſicht, deinem feinen Sinn,
Ich, der mich nie vor einem Mann gebeugt,
Hielt's nicht für ſchimpflich, einem Weib zu folgen.
Und nun! — Maria, was haſt du gemacht?
Die Heldin iſt zum ſchwachen Weib geworden!

Maria.

O hätt' ich niemals mehr zu ſein begehrt,
Ich wäre nie dann weniger geworden!

Rodrigo.

Dein Schickſal war fürwahr beneidenswerth,
Als du noch in des Vaters Hauſe lebteſt,
Getrennt von aller Welt durch öde Mauern!

Maria.

Ach, könnt' ich, könnt' ich doch zurück ſie rufen,
Die ruhig, harmlos hingelebten Tage,
Wo noch des väterlichen Gartens Grenzen
Genügſam meine ganze Welt umſpannten,
Wo noch des Vaters Lob mein größter Stolz,
Sein Lächeln noch das höchſte Glück mir war!
Da war noch kein Gefühl in meiner Bruſt,
Das nicht auch Himmelsgeiſter fühlen könnten.
Ein Kind war ich, ein ſanftes reines Kind,
Und dann ſelbſt, als der früher reife Körper
Sich losriß aus der Kindheit ſüßen Armen,
Blieb doch mein Sinn an ihrem Buſen hangen
Schuldlos und rein, wie an der Mutter Bruſt.
Du haſt aus dieſem Himmel mich geriſſen,
Für falſches Flittergold den reinen Diamant,
Der Unſchuld köſtlich Kleinod mir genommen,
Rodrigo, ſchändlich haſt du mich getäuſcht!
O, du verſprachſt mir eine Seligkeit
Und warfſt dafür die Höll' in meinen Buſen!

Rodrigo.

Ha, daß ich je geglaubt, ein Weib zu finden,
Das Muth genug im ſtarken Buſen nähre,
Sich über das Alltägliche zu heben!
Verachtung dem erbärmlichen Geſchöpf,
Das an die Dornen denken kann, wenn ihm
Auf mühevoll erklommner Höhe, ihm
Der Roſe Purpurglanz entgegenſtrahlt!
Verachtung dir! — Biſt du Rodrigo's Schweſter?
Biſt du die Heldin, die, als jüngſt die Feinde
Uns unverſehns mit Ueberzahl erreichten,

Als ſelbſt mein Muth zu wanken ſchon begann,
Die Glieder in der Rüſtung Eiſen ſchmiegte,
Die zarte Bruſt mit rauhem Stahl bedeckte,
Das Schwert ergriff mit ungewohnter Hand,
Des Renners Rücken männlich ſtark umſpannte
Und an der neu belebten Knechte Spitze
Mit mächt'ger Hand den unbeſtänd'gen Sieg
An ihres Roſſes Hufe kettete?

Maria.

Der Körper kann des Panzers Wucht ertragen,
Wenn ihm die ruh'ge Seele Kräfte leiht,
Doch wenn die Laſt der Schuld den Geiſt erdrückt,
O, dann verraucht die fieberhafte Stärke!

Rodrigo.

Ha, Weib, kannſt du die blut'ge That zwar wollen,
Jedoch vor ihrem Angeſichte bebſt du?
Du Engelreine! Nicht Scheu vor dem Laſter,
Nur Blutſcheu iſt es, was dein Herz erſchüttert
Und deiner Tugend dieſe Krämpfe abzwingt?
Und dieſes klein verächtliche Gefühl
Willſt heuchelnd du mit abgeriſſnen Fetzen
Vom Strahlenkleid der Tugend überdecken?

Maria.

Auch das von dir? — Weh mir, ich hab's verdient!
(Verhüllt ſich ſchmerzhaft.)

Rodrigo.

Für dich hab' ich das ſchwere Werk begonnen,
Für dich mein ganzes Wohl, mein ganzes Leben
In ſchlechtgefügtem, leichtzerſchelltem Kahn
Den tobenden Wellen des Zufalls preisgegeben.
Es wachſen donnernd die empörten Wogen,
Es krachen weichend des Gefäßes Fugen,
Und ich ſoll itzt nach ſo viel ſchweren Opfern
Noch zaudern, einen läſt'gen Schiffgenoſſen,
Der an der Barke Rand ſich klammernd hält,

Der uns zu Boden zieht, wenn wir nicht ihn
Dem eignen Heile opfern, ich ſoll zaudern,
Ihn in den feuchten Schlund hinab zu ſtoßen?
— Maria, ſieh, du biſt ein kluges Mädchen,
Und männlich ſtark und kraftvoll iſt dein Geiſt;
Doch kannſt du ganz nicht des Geſchlechtes Schwäche
Verläugnen, in dem Augenblick der That:
Tritt aus des Herzens tief verborgnen Winkeln
Das Weib mit aller Unentſchloſſenheit
Und Mitleid und Beklommenheit hervor
Und ſtört des großen Geiſtes hohes Wirken.
Ich hoffe, reife Ueberlegung wird
Dir deine einſt'ge Stärke wiedergeben.

(Er will gehen.)

Maria.

O Bruder, o verlaß die Schweſter nicht!

Rodrigo.

Was iſt dir?

Maria.

Muß ſie ſterben? Bruder, höre
Die Schweſter, die mit Todesqualen ringt!
O wende nicht den grimmig glüh'nden Blick
Von mir, Rodrigo, ſtoß mich nicht zurück!
Mit dieſen Armen will ich dich umfaſſen,
Den Mund gedrückt an dieſes ſtarre Knie,
Und ſtöß'ſt du mir den Dolch auch in den Buſen,
Nicht laſſ' ich dich, bis du mir Rede ſtehſt!
Bei allem, was dir heilig iſt und theuer,
Chriſt! bei dem Gott, der ob den Wolken thront,
Bei deiner Schweſter blut'gen Thränen, Bruder,
Bei deines Vaters Angedenken, Menſch!
Beſchwör' ich dich, gib Antwort! — Muß ſie ſterben?

Rodrigo.

Sie muß! Ja, Weib, ſie muß! — Und wenn die Blitze
Des hohen Himmels ſchützend ſie umſtrahlten,

Die Hölle ſie mit glüh'nden Armen ſchirmte,
Die ganze Menſchheit mir ein furchtbar: Nei
Gräßlich entgegen donnerte! — Sie muß!
Mit Feuerzügen flammt in meiner Bruſt
Ihr Urtheil, nur des Todes Hand vermag es
Zugleich mit meinem Leben auszulöſchen!

Maria.

Nicht auch der Schweſter gnadefleh'nde Zähren?

Rodrigo.

Zu neuer Wuth empören ſie die Flammen! —
Wahnſinnige, liebſt du die Feindin mehr
Als deinen wärmſten Freund, als deinen Bruder?
Nun denn wohlan, ſo nimm es hin, dieß Leben,
Es iſt das größte Opfer nicht, das ich
Dir, Undankbare, martervoll gebracht!
Ich geb', dem Henker dieſes Haupt zu reichen,
Das liebend, brüderlich für dich gedacht.
Des Büttels Schwert mag dieſe Bruſt durchbohren,
In der ein Herz voll Liebe zu dir ſchlägt.
Des Todes Hand mag dieſe Augen ſchließen,
Die für dich ſorgend manche Nacht durchwacht.
Er mag ſie ſchließen, damit jene lebe,
Sie, die mit unbeſiegbar'm, gift'gem Haß,
Mit ungemeßner Rachgier mich verfolgt,
Die unter meines Lagers weiche Kiſſen
Mir Skorpionen warf, ſie, deren Dolch
Nach meinem Herzen ſtets gerichtet war,
Der ſchöner als Kaſtiliens Königskrone
Mein Haupt, von Henkershand gefallen, blinkte;
Sie, die ſich eilen würde, deine Schonung
Mit blut'gem Martertode dir zu zahlen:
Damit die Furie lebe, ſoll ich fallen!
Wohl denn, ich eile, ſelbſt mich anzuklagen!

Maria.

Halt!

Rodrigo.
Nun, was zauderſt du? — Iſt's nicht dein Wille?
Maria.
Wohin ſoll ich mich wenden? — Ueberall Tod!
Wohin ich blicke, ſchaudervoller Tod!
O hab' Erbarmen! Ach, ich bin ein Weib,
Ein armes, ſchwaches, fühlend Weib!
Rodrigo.
Das biſt du!
Darum will ich, ein Mann, ſtatt deiner handeln!
Vertrau auf mich! — Ich führe dich zum Glücke!
(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Maria, dann ein **Diener.**

Maria.
Er geht! Auch er verläßt mich! — Bruder, Bruder,
Du ſpielſt ein fürchterliches Spiel mit mir!
Ich treibe ſinkend in dem Meer des Zweifels,
Und nirgends zeigt ſich mir ein freundlich Licht,
Das mir den Weg zum ſichern Hafen zeigte.
Warum vertraut' ich auch die weiche Seele
Den Stürmen dieſer trügeriſchen Wogen,
Warum verſucht' ich kühn die Macht der Hölle!
Weh, eitle Thörin, mir, daß ich das Haus,
Das friedliche, das engbegrenzte Haus
Der Väter fliehend, dieſe Hallen ſuchte!
Beim Eintritt in die fürchterliche Pforte
Floh weinend meiner Ruhe Schutzgeiſt von mir,
Der Unſchuld Krone löſte ſich vom Haupte,
Am Strahl der ſchimmervollen Majeſtät

Verdorrten alle jene Himmelsblumen,
Die mir in meiner Einſamkeit geblüht,
Und Unſchuld und Vertraun, die Schonung und
Das Mitgefühl mit des Gekränkten Leiden
Entwichen aus der ſtolzerfüllten Bruſt.
Und leer und ſchaurig wie ein Eisgefild
Lag ſtarr mein Herz in dem entweihten Buſen!
Es trocknete der Thränen ſüße Quelle!
Ich habe nimmermehr geweint! — Weh mir!
Ich habe nimmermehr geweint! — Straf' mich,
Gerechter Himmel, ſtraf' mich! Gieße rächend
Des Zornes vollen Köcher auf mein Haupt,
Nur laß mich weinen! Schenk' mir Thränen, Thränen!
Nur einen Tropfen in dies Flammenmeer,
Nur eine Thräne in der Reu'gen Auge!
Straf', doch zertritt mich nicht! — Nur eine Thräne!

(Sie hebt die Hände zum Himmel empor, Thränen überſtrömen ihr Geſicht, ſie fängt ſie mit dem Tuche auf und blickt dieß mit flammenden Augen an.)

Ich bin erhört! Dank, güt'ger Gott! Ich bin erhört!
Ha, Götterboten, ſeid willkommen mir!
Ihr bringt der Sünderin des Himmels Gnade!
Mit dieſen Thränen ſinkt die ſchwere Laſt
Der ehernen Vergangenheit zurück,
Es öffnet ſich der Zukunft lichtes Reich,
Der Hoffnung hingewelktes dürres Reis
Sproßt grünend wieder in dem heitern Herzen.
Im Kreis der Menſchheit wieder aufgenommen,
Tret' ich, ein neugebornes Kind, hinein!
Die Hüllen des Verbrechens ſinken nieder,
Und ahnend ſchau ich nie geträumtes Glück,
Der ausgeſöhnte Himmel lacht mir wieder,
Ich zittre nicht mehr vor des Richters Blick,
Es kehren froh mit goldenem Gefieder
Die Geiſter meiner Jugend mir zurück,

Das tiefgebeugte Herz kann ſich erheben,
Vom Tode wach' ich auf zu neuem Leben! —
Und nun zum König. Gnade zu erflehn
Für ſie! Ein ungeſchminkt Geſtändniß ſoll
Auf immer mich aus ſeinen Armen reißen,
Soll mich mir ſelber wiedergeben, ſoll
Die arme Dulderin befrein! — Mein Bruder —
Weh, dieſer Name reißt mich aus dem Himmel,
Dem ſelbſtgeſchaffnen, fürchterlich zurück!
Ich rette ſie und tödte meinen Bruder!
Durch ſeine Bruſt geht ihr der Weg zur Freiheit,
Sein Grab iſt ihr des Thrones erſte Stufe.
Und das entzückendſte Triumphgeſchrei
Iſt ihr ſein Röcheln in des Todes Armen!
Soll meine Rückkehr in der Tugend Schoß
Ein fürchterlicher Brudermord bezeichnen,
Gottes Verzeihung ich mit Blut erkaufen?
O Bruder! Süßer Name jedem Herzen,
Das rein und unſchuldsvoll der Jugend lebt,
Du tönſt mir fürchterlich ins wunde Herz!
Wen mit gewalt'ger Hand das Laſter anfaßt,
Der wird der Ruhe Antlitz nimmer ſehn!
Ihm wandelt ſich in Gift der Lebenstrank,
Ein Mörder grinſt ihn an aus Freundesaugen,
Der Schlaf, der Sorgentödter, Freudenbringer,
Verſchließet ihm ſein allen offnes Horn.
Selbſt aus des Bruders vielgeliebtem Buſen
Leckt ihm der Hölle Racheglut entgegen.
Es wandelt die Natur ſich ihm zur Strafe,
Zu ſeiner Peinigung verändern ſich
Des Seins unwandelbar ſtät'ge Geſetze
Und ſelbſt die Tugend wird ihm zum Verbrechen!
Ich will das Gute, doch die Tugend ſelber
Reißt meinen ausgeſtreckten Arm zurück!
Sie falle denn! — Du weißt es, heil'ger Gott,

Daß ihr unſchuld'ges Blut ich nicht begehre,
Frei iſt mein Herz und rein von dem Verbrechen! —
Und doch — warum füllt ungeheure Angſt
Des ahnungsvollen Herzens dunkle Tiefen,
Warum dieß mächtige Gefühl das mich
Mit Rieſenfäuſten der Verzweiflung Dolch
Entgegen ſchleppt, das kranke Haupt entzündet
Das Blut in meinen Adern ſtockend hemmt? —
Entſetzlicher Gedanke! Höllengluth
Iſt Lebenskühlung gegen dein Betaſten!
Ich wäre dennoch ſchuldig, ſeit der Stunde.
Der fürchterlichen Stunde ſchuldig, als,
Gefallen, ich in Pedro's Armen lag?
Ich trüge, ich, die ungeheure Schuld
Von allen Gräueln, die dieß Land verzehren?
Ich zündete des Landmanns Hütten an,
Ich mordete der Mutter Schmerzensſohn,
Ich riß den Gatten aus der Gattin Arm.
Den Vater aus der ſchwachen Kinder Mitte,
Ich warf dieß Weib, das Engel Schweſter nennen,
Von ihres Gatten Bruſt in Grabesnacht?
Ja, ruft der innern Stimme Donnerton,
Und rauchende Ruinen, Wittwenthränen,
Vergoßnen Blutes himmelſchrei'nde Bäche
Und Blanka's ſtummes Händeringen ſchreien
Empor zum ew'gen Richter furchtbar: Ja!
Ich Mörderin, ich Blanka's Mörderin!
Weh mir, ich ſehe ſie von tauſend Dolchen
Zerriſſen, ringend mit dem Tode! ſterbend!
Zu Hilfe, Gott, zu Hilfe!
(Sie eilt gegen die Thüre, ein Diener tritt ein.)
Lichter! Lichter!
Zum Winkel dort! dort, wo ſich's regt! Siehſt du?
Im Dunkel! Ich will Licht! — Ah! —
(Der Diener will ſich entfernen, ſie hält ihn bebend mit beiden Armen.)
Lichter! Lichter!

Diener.

Ich will drum gehen!

Maria.

Nein, geh nicht! Bleib! Bleib!

Diener
(zur Thür hinausrufend).

Inigo, Lichter!

(Man bringt Lichter.)

Maria.

Nicht hieher! — dorthin!
Dort in den Winkel hin! — Es iſt ſo dunkel!
Mehr Lichter, mehr! — Geh nicht! Verlaß mich nicht!

(Sie wird ſchwach, der Diener führt ſie zu einem Seſſel.)

Diener.

Es wird Euch ſchlimm! Was fehlt Euch, Doña? — Bleibt,
Ich will den Arzt Euch rufen!

Maria.

Keinen Arzt!
Denn Gottes Hand iſt's, die mich niederwirft,
Sein glüh'nder Finger brennt auf meinem Herzen.
Was Gott thut, das iſt wohlgethan! — Weh mir!

Sechster Auftritt.

Diego de Robledo. Vorige. Bald darauf **Rodrigo de Padilla.**

Robledo (hereinſtürzend).

Wo iſt Padilla? — Wo iſt Euer Bruder?

Diener.

Beim König!

Robledo.

Schnell zu ihm! Ich muß ihn ſprechen!

Diener.

Er hat befohlen, daß —

Robledo.

Ich muß ihn ſprechen!
Geh, Burſche, oder du gehſt in die Hölle!

(Die Hand am Schwert. Diener ab.)

Maria

(ſieht Robledo'n mit ſtarren Augen, in heftigſter Bewegung, aber unbeweglich an).

Robledo

(auf- und niedergehend).

Verdammt, muß dieſer Streich mißglücken! Aber
Geduld, Herr Ritter, wir ſind nicht zu Ende!

Rodrigo (kommt).

Wer wagt es, mich zu ſtören? — Du? — Was gibt's?

Robledo.

Die eine Hälfte Eures Auftrags kann
Ich nicht erfüllen.

Rodrigo.

Wie?

Robledo.

Haro iſt todt!

Rodrigo.

Ha, todt?

Robledo.

Ich fand ermordet ihn im Gange,
Der nach der Schloßkapelle führet, liegend,
Des Ordensmeiſters Mantel neben ihm.
Auch ſah man Guzman mit entblößtem Schwert,
Mit Blut beſpritzt, nach Blankens Zimmern eilen!

Rodrigo.

Die Schlüſſel?

Robledo.

Sind in ſeinen Händen!

Rodrigo.

Ha!
Nun nach auf ſeine Spur, damit der Tod
Schnell ſeines Mordes Früchte ihm entreiße.
Schnell fort! und zaudre nicht! Du biſt geſichert!
Hier der Befehl, vom König unterſchrieben!
Nach Blanka's Zimmern, ſagſt du? — Hin!

(Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Dann der **König.**

Maria

(hat beim Eintritt ihres Bruders einen Verſuch gemacht aufzuſtehen, doch zu matt dazu, ſinkt ſie am Stuhle auf die Kniee nieder. Nun legt ſie das Geſicht in die flachen Hände, dieſe auf den Seſſel, und bleibt ohne Bewegung in dieſer Stellung).

(Düſtre Pauſe.)

König

(wild hereinſtürzend, halb entkleidet, ein ausgelöſchtes Licht in der Hand).

Schlaf! Schlaf!
Kaſtiliens Kron' um eine Stunde Schlaf,
Um eine einz'ge kurze Stunde Schlaf!
Daß ſeine Hand das Schreckensbild verſcheuche,
Das meines Herzens ahndungsvolles Zagen
Vor das erſtarrende Geſicht mir zaubert. —
Ha, ſie Verbrecherin! — Ich kann's nicht faſſen!
Des Herzens innigſtes Gefühl empört
Sich widerſpenſtig gegen den Gedanken,
Selbſt in der Ueberzeugung ernſtem Antlitz
Glaubt freudig mein beſtochnes Aug' der Lüge
Verworfne Larve zu erblicken! — Schuldig!
Sie ſchuldig? Blanka ſchuldig? — Nein, unmöglich!
Ich glaube, daß die ew'ge Wahrheit lüge,

Daß Teufel wandeln an des Lichtes Quelle.
Und Himmelsgeiſter in des Abgrunds Bauch
Der Sünde fluchenswürd'gen Faden ſpinnen,
Doch nimmermehr, daß Blanka ſchuldig ſei!
Weit leichter wird zum ſchwarzen Laſter ſelbſt
Die Tugend, als ſie zur Verbrecherin!
Dieß Auge, das ſo rein und ſchuldlos ſtrahlt,
Dieß Antlitz, mit des Himmels Abglanz übergoſſen,
Die hehre, leuchtende Geſtalt, die nur
Gezwungen auf der Erde ſcheint zu wallen,
Die einer beſſern Welt ſcheint zu gehören,
Bei deren Anblick alles Ird'ſche ſchweigt,
Die Leidenſchaften ſchamvoll ſich verbergen,
Der Schauer fürchtet jeden Augenblick,
Itzt werde ſie und itzt von lichten Wolken
Emporgetragen, ſeinem Blick entſchwinden!
Dieß alles nichts als Täuſchung, nichts als Schminke?
Sie fähig des entſetzlichſten Verbrechens,
Sie, deren Herz ich zu entweihn geglaubt,
Durch meine heiße, ungemeßne Liebe,
Sie, die, erhaben über Menſchenfühlen,
Nur Himmliſches im Buſen ſchien zu hegen,
Birgt unter lügenhaft erborgten Strahlen
Der Hölle abgeſtohlne Miſſethaten!
So viele Anmuth, ſo viel Himmelsſchöne,
Iſt die nichts als ein ſchlau geborgter Köder,
Das Opfer deiner Rache zu umgarnen?
Der Gottheit Siegel dir ein falſcher Stempel,
Mit dem das Aug' der Welt du ſchlau betrügſt?
Doch nein, unmöglich! Ich kann es nicht glauben!
So widerſpricht ſich nimmer die Natur!
Nur darum hätte ſie in Himmelsformen
Dieß Weib gebildet, um der Hölle Geiſtern
Ihr Herz zur großen Wohnung zu bereiten!
O Blanka, warum ſcheineſt du ſo ſchön,

Da du ſo häßlich biſt! Weh dir! — Weh mir!
O Blanka, Blanka!

Maria (aufgeſchreckt)

Blanka?
(Erblickt Pedro'n.)
Ha! Entſetzen!

König.

Ha, wer iſt hier unglücklich noch, als ich?
Wer biſt du, der du dort im Dunkel weilſt?
Gib Antwort! Biſt ein Menſch du oder haben
Des Geiſterreiches Pforten ſich geöffnet?
Biſt du des Himmels Bote abgeſandt,
Des Mordes ausgeſtreckte Hand zu lähmen,
Der Unſchuld licht Geweb vor meinen Augen
Mit ſegenreichen Händen zu entfalten,
So ſprich und rett' mein Leben mit dem ihren.
Doch biſt du aus des Abgrunds Nacht gekommen,
Ein Rächer jener ungeheuren That,
So fliehe, denn in meinem Innern lebt
Dein fürchterlicher Stellvertreter; du
Kannſt teufliſcher mich nimmer quälen, als
Mein Herz mich martert, flieh, flieh! Du biſt unnütz!
Entweich! Zu glücklichen Verbrechern eile,
Die froh der Sünde ſüße Früchte ſchmecken!
Ich habe ihre holde Seite nicht
Geſehn, nur ihre Schrecken haben mich
Mit Macht ergriffen. — Keine Strafe mir!
Mir wird die Sünde ſelbſt zur blut'gen Strafe,
Und jede deiner Qualen iſt mir Wolluſt,
Da ſie mich meiner innern Pein entreißt.
Du ſchweigſt? Noch einmal ſprich! Menſch oder Teufel!
Wer biſt du? Steh mir Red', oder mein Degen
Soll es verſuchen, ob dein Geiſterthum
Auch Stich hält!

Maria

(ſtürzt zu ſeinen Füßen).

Pedro! Pedro!

Pedro.

Ah, du biſt's?
Geh, geh! leg' dich zu Bette, gutes Mädchen!
Die Sünde mag die düſtre Nacht durchwachen!
Die Tugend ſchläft! Fort, fort! Zu Bette, Mädchen!
Es herrſcht ein böſer Geiſt in dieſem Dunkel,
Der alles giftig anhaucht, was ihm naht.
O kennteſt du das ſchwarze Ungeheuer,
Das dieſe Mitternacht im Schoße hegt,
Das Mark in deinen Beinen würde trocknen,
Dein Hirn mit Fiebergluthen ſich entzünden,
Dein Haar wie Igelsſtacheln ſich erheben.
Leg' dich zu Bette! Wach' nicht länger, Mädchen!
Es könnte leicht dein Schlafen drunter leiden!
Ich muß wie ein Geſpenſt die Nacht durchwachen,
Der Schlaf flieht den, der ſeinem Bruder,
Dem ſchrecklichen, gewaltſam Opfer bringt.
Ich ſchlafe nicht! Ich werde nimmer ſchlafen!

(Wirft ſich in einen Stuhl.)

Maria.

(ſchleppt ſich auf den Knieen zu ihm und umfaßt die ſeinigen).

O höre mich, die hier dem Schmerz erliegt!

König.

Was willſt du? — Biſt du nicht mein Weib? — Hinweg!
Dein Kuß iſt ſüßes Gift, dein Wort iſt Lüge!
Fort, Natter, fort! daß ich dich nicht zertrete!

Achter Auftritt.

Diener. Vorige.

Diener (hereinſtürzend).
Wo iſt der König? — Gnäd'ger Herr, verzeiht!
Diego de Robledo, Euer Hauptmann,
Dringt mit bewaffneten Trabanten in
Der Königin Gemächer wüthend ein,
Mit Schwert und Kolben ſprenget man die Thüren,
Der Tod ſchwebt über ihrem Haupte.

König (ſchreiend).
Halt!
(Er ſpringt auf und eilt der Thüre zu.)

Diener.
Der Ordensmeiſter Guzman wird vermißt!

König
(wendet ſich um).
Der Ordensmeiſter? — Guzman? — Ha, Verruchte! —
Fahr wohl! — Gut' Nacht! — — Luft! Luft!!
(Er reißt ſich die Schärpe ab und das Wamms auf, holt tief Athem und zittert am ganzen Leibe.)

Diener.
O gnäd'ger Herr,
Wie könnt ihr ruhig —?

König.
Ruhig? — Ruhe? — Ruhe?!
(Er preßt gewaltſam die geballten Hände aufs Herz.)
Im Grab iſt Ruh'!

Diener.
O eilet, ſie zu retten!

König.
Sie und den Ordensmeiſter, willſt du ſagen?
Ha, er und ſie! — Ein feines Pärchen! — Sie und er!
Gut' Nacht, lieb' Liebchen! — Ich will ſchlafen gehn!
(Er wankt zur Thüre, dort hält er ſich erſchöpft an der Stuhllehne.)

Diener.

Um Gotteswillen, gnäd'ger Herr, Ihr ſinkt! —
Doch welche ungewohnte Helle! — Himmel!

(Er eilt ans Fenſter.)

Erhellet iſt der Kön'gin Schlafgemach!
Gewaffnete erblick' ich durch die Scheiben!

Maria

(rafft ſich auf und eilt fliegend zum Fenſter).

Wo, wo? — Halt ein! — Gerechter Gott, ſie ſtirbt!

(Zum König eilend.)

Zu Hilfe ihr! O eile, rette ſie!
Du biſt betrogen, ſchändlich hintergangen!
Unſchuldig ſie! Ich! ich Verbrecherin!

(Sinkt ohnmächtig in des Königs Arme.)

König.

Unſchuldig?

(Er ſchüttelt ſie.)

Hölle, gib ſie mir heraus!
Daß ich noch einmal dieſe Silben höre!
Unſchuldig ſie? — So fahr' hinunter, Schlange,
Zur Hölle in dein mütterliches Land,
Das dich zu meiner Marter ausgeſpieen!

(Stößt ſie wüthend in den Stuhl.)

Unſchuldig! Ha, unſchuldig! — Blanka! Blanka!! (Ab.)

(Maria wird fortgebracht.)

Neunter Auftritt.

Blanka. Fedriko.

(Blanka will mit von Angſt beflügelten Schritten voraus, Fedriko folgt, in der einen Hand ein blutiges Schwert, in der andern die Haro'n abgenommenen Schlüſſel.)

Blanka

Ha, Mann des Schreckens, was willſt du? Blut! Blut
Klebt fürchterlich an deinen ſtarren Händen!

Fedriko.

(blickt verworren lächelnd wechſelweiſe bald auf ſein Schwert, bald auf die Schlüſſel).

Blanka.

Ha, Unglücklicher, was haſt du gethan!

Fedriko

(wirft ſchaudernd das Schwert von ſich und betrachtet ſeine Hand).

Blanka.

Mit Mord befleckt die reine ſchöne Seele,
Das Schwert, das ſonſt dein Vaterland beſchützt,
Getaucht in deiner eignen Brüder Buſen! —
Ha, wie er daſteht, ein gefallner Engel,
Der die verlorne Seeligkeit, im Geiſte
Mit furchtbarer Verzweiflung ringend, mißt.
Weh! dieſen Anblick trag' ich nicht! Fedriko!

Fedriko

(hebt die Hand empor).

Schön! — Purpur! — Ha, ein königlicher Anblick!
Wer ſagt dir, daß das Blut ſei! Purpur! Purpur!

Blanka.

Der Schmerz durchwühlt ſein Hirn, wirft ſeine Sinne
Dem Wahnſinn vor zur fürchterlichen Speiſe!

Fedriko.

Entflieh! Hier nimm die Schlüſſel, Weib, und flieh!
Du ſtaunſt? — Dem Teufel hab' ich ſie entriſſen!
Im Schlangenbalg verhüllt, purpurn und gülden —
In Purpur, ja, denn er iſt auch ein König! —
Stak er, und lieblich ziſchte ſeine Zunge,
Doch ich trat ihn darnieder in den Staub!
Nimm, Weib! — Du willſt nicht? — Schauderſt du vor Blut?
Es iſt der Wächter Blut nur, die den Eingang
Zum Liebchen trotzend mir verwehren wollten!
Der eine hatte mir das Leben einſt
In einer heißen, blut'gen Schlacht gerettet,
Zum Dank bohrt' ich das Schwert ihm in die Bruſt.

Narr! Warum retteteſt du mich vom Tode
Es geht mit großen Herren nun nicht anders!
„Ihr, edler Herr?“ ſo ſtammelt' er! — Ha, ha,
's war luſtig!

(Mit der Hand an den Augen.)

Was iſt das? — Waſſer! Waſſer!
Mein Kopf iſt nichts werth, meine Hand iſt beſſer!

Blanka.

O Himmel, rette ihn! Auf mich, auf mich
Laß deines Zornes Fluthen ſich ergießen!

Fedriko.

Du ſollſt das Weib des Bruders nicht begehren!
Du ſollſt nicht tödten! — Ha, wer nennt mich „Schurke“!
Bringt ihn zu mir, ich will ihn Lügner ſchelten!
Komm, Liebchen, komm und küſſe mich! — Du ſträubſt dich?
Meineidige! Für dich hab' ich gemordet,
Gebrochen meines Eides heilig Siegel,
Den Furien zur ſchauerlichen Wohnung
Die öde wildempörte Bruſt geweiht!

(Immer weicher.)

Um deinetwillen fließen dieſe Thränen,
Verzehren unnennbare Höllenmartern
Dieß fürchterlich zerfleiſchte, wunde Herz,
Um deinetwillen, Weib, bedecket Schande
Dieß Haupt, das einſt des Ruhmes Kranz umſtrahlt,
Und du verweigerſt kalt mir einen Kuß?

Blanka.

Fedriko! O Fedriko!

(Sinkt in ſeine Arme.)

Fedriko.

Blanka! Blanka!

(Preßt ſie heftig an ſeine Bruſt.)

— Fort! Fort! Aus meinen Armen! Giftig webt
Aus meinem Innerſten ein böſer Geiſt,
Er bebt zurück vor eines Engels Nähe!

Nicht dieſen Blick! — Weg deine ſanften Hände!
Ich bin der nicht mehr, der ich einſt geweſen!
Als einem Laſter ich das Herz geöffnet,
Schlich Hand in Hand ſich ihre ganze Schaar
Treubrüchig in den aufgeſchloßnen Buſen.
Verwegen drängt hervor ſich die Begierde,
Und niegeſehne Bilder formen ſich
In meiner heiß entglühten Phantaſie,
Den reinen Engel hat das ſchöne Weib
In meiner Bruſt verdrängt! — Nicht dieſen Blick!
Er könnte Teufel ſanfter fühlen lehren,
In meiner Bruſt facht er die Flammen an!

Blanka.

Gerechter, konnteſt du dein Meiſterſtück
Mit einem Schlage deiner Hand zertrümmern!

Fedriko (vor ſich hin).

Und kann's Verbrechen ſein, das aufzuleſen,
Was er verachtungsvoll von ſich geſtoßen?
Wer haucht dieß ſchwarze Wort in meine Seele?
Fort von mir, gräßliche Gedanken! — Flieht!

Blanka.

Fedriko, tritt zurück, noch iſt es Zeit,
Noch hat der Tag den dunkeln Schleier nicht
Gezogen von dem Antlitz deiner That.
O laß mich ſterben! An dem Baum des Lebens
Iſt mir im Keim erſtickt jede Frucht,
Soll traurig ich die welken Blätter ſammeln
Bis ſie der Tod von dürren Aeſten ſchüttelt?
Gib mir den Tod, Allgütiger! den Tod!
Des Lebens Freuden haſt du mir genommen,
So nimm denn auch dieß kahle Leben hin!

Fedriko.

Du willſt mit deinem Blut mein Leben kaufen,
Mein unwürdig verbrecheriſches Leben?
Ha, Weib, du biſt betrogen, ſag' ich dir!

Die Schale ſiehſt du nur, den Edelſtein
Hat ein gewandter Dieb liſtig geſtohlen.
Wenn du ein Seufzerchen nur dafür gibſt,
Ein Thränchen, das die Luft verzehrt, eh' es
Sich aus der Mutter Schoß ganz losgewunden,
Du gibſt zu viel! viel, viel zu viel! Mein Leben
Ging Eines Schrittes ſtets mit meiner Ehre,
Und die hat ihren Preis verloren, ſeit
Ich einen Preis für ſie gefunden! Weib,
Kauf' mich! Der Tod hat ſchon ſo viel geboten,
Daß nur die Sünde mehr noch bieten kann!
Ich rette dich! Ich hab' den Weg betreten,
Und will ihn muthig wandeln bis zum Ziele!
Geſchworen hab' ich's, unlösbar geſchworen,
Dich ſeinen Mörderhänden zu entreißen,
Und eh' wird die Natur ihren Geſetzen,
Das Licht der Sonne untreu, als ich meinem Schwur!

(Er eilt zu einem großen Bilde, das in der Ecke des Saals ſteht und hebt es aus ſeinen Fugen. Eine Thür wird ſichtbar, er ſchließt auf.)

Blanka.

Ach Vater, Vater, leih' mir einen Strahl
Von deiner Weisheit, der die dunkle Nacht
Der Ungewißheit hellt, die mich umgibt!
Erbarmen! Deine Geiſter prüfe ſo,
Nicht dieſer Welt gebrechliche Bewohner!
Es öffnet ſich mir eine ſchöne Zukunft,
Vom Sonnenſchein der Liebe hell erleuchtet.
Des Mutterlandes wohlbekannte Fluren,
Die jede meiner Freuden blühen ſahn,
Soll ich mit freiem Fuße wieder treten!
Die Haine, die der Liebe junge Knoſpe
In ihren ſtarken Armen ſchützend deckten,
Und jeden Ort, an den mit ſtarken Fäden
Der Zauber der Erinnerung mich knüpft,
Soll ich nach langer Trennung wieder ſchaun!

Jene Natur ſoll wieder mich umfangen,
In deren Schoße ich beglückter Liebe,
Geheimer Sehnſucht ſüße Thränen weinte,
An deren Buſen ich mit ihm, mit ihm
In ſeligem Vergeſſen glücklich lag,
Die unſrer Liebe ſüße Schwüre hörte,
Die ſegnend uns mit Mutterarmen barg,
Als liebevoll wir unſre Herzen tauſchten,
Zu *einem* Sein das Doppeldaſein ſchmolz!
Umſchließen ſoll ich wieder meines Vaters
Gebeugten Nacken, durch der Tochter Unglück
Gebeugt! Den Mund an ſeine Lippen preſſen,
Mit dieſen Armen ſeine Schritte ſtützen,
Mit liebender Gewalt ihn aus des Grabes
Schon ausgeſtreckten Armen ſorgſam ziehn,
An meinem Buſen ſeinem greiſen Haupt,
Das mein Geſchick auf Dornen ihm gebettet,
Ein weiches, ſüßes Lager zubereiten! —
Ich ſeh' ihn, wie er nach der theuren Tochter
Die abgezehrten, ſchwanken Arme ſtreckt,
Sein kummerſchweres Haupt ſeh' ich geſunken,
Den Blick voll Sehnſucht in die Ferne richtend,
Woher die Retterin ihm ſoll erſcheinen!
Nicht täuſchen ſoll dich deines Herzens Zug!
Vater du rufſt! Ich folge deiner Stimme!

(Sie eilt gegen die Thüre; doch plötzlich hält ſie inne, ſchüttelt langſam und kummervoll den Kopf und kehrt in den Vordergrund zurück.)

Fedriko (voll Entzücken).

Blanka, du willſt? — Willſt wirklich? Willſt entfliehn?
Nun denn, leb' wohl! leb' ewig wohl, Geliebte!
Laß mich zum letztenmale dich ſo nennen,
Laß aus dem Buche des Gedächtniſſes
Mich jene kummervollen Tage wiſchen,
Mit Dolch und Gift von dem Geſchick bewaffnet,

Laß uns auf des Gedankens ſchnellem Fittig
Hinübereilen, Hand in Hand,
An der Loire himmliſche Geſtade,
Wo noch der Sitte ſchwarzer Dämon
Nicht zwiſchen unſre Herzen ſich gedrängt,
Wo noch kein König durch ſein herriſch Wort
Der Seelen innige Vermiſchung trennte,
Wo ich noch ſchaudern konnte, wenn mein Ohr
Der Sünde vielverhaßter Name traf.
O, Rückerinnerung des ungemeßnen Glücks,
Zurück mit deinem ſtrahlenhellen Schein,
Der mir den Abgrund, der mich ringsum angähnt,
Vor meinem ſchmerzbenetzten Aug' enthüllet!
O, was beſaß ich! Was hab' ich verloren!
Wenn ich ſo ſelig ſaß an deiner Seite,
Dein Herz an meinem Herzen wogend pochte,
Mein Mund auf deinen heißen Lippen brannte,
Rings um uns her die feiernde Natur
Mit einem hellen Lichte übergoſſen,
Da ſchien der Menſchheit Hülle weggenommen
Von unſerm freien Nacken, Grab und Welt
Entſchwanden unſern liebetrunknen Blicken,
Es ſchien 'was Höheres in uns zu walten,
Dem Fluch der Sterblichkeit nicht unterthan,
Das ſelbſt der Tod nur herrlicher entfalten,
Das Grab zu ſchönerm Leben wecken kann,
Das jenſeits wir des Reiches der Geſtalten
Am Ziel der durchgewallten rauhen Bahn,
Dort in der Ewigkeit verſchwiegnen Gründen
In unbefleckter Reine wiederfinden!

(Lebhaft.)

Fühlſt du den Strahl lebendig, ſegenreich
Die Nacht des Kummers in der Bruſt durchblitzen?
An meine Bruſt! Mein Weib! — Jetzt wieder mein!
Von Gottes Hand mir ſelber angetraut!

Nun mag der Tod uns immerhin erſcheinen,
Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen!

Blanka (an ſeinem Halſe).

Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen!

(Getöſe von außen, man hört eine Thüre aufſprengen.)

Blanka.

Hörſt du? Er kommt, er kommt uns zu vermählen!

Fedriko.

Ha, was iſt das?

Blanka.

Es nahen meine Henker!

Fedriko.

Zurück!

(Er rafft ſein Schwert auf.)

Sie ſollen meine Klinge fühlen!

Blanka.

O, freudig ſterbe ich an deiner Seite!

Fedriko.

Ha, weh dem, der es wagt, dich zu berühren!
Entflieh'! Hier, der geheime Gang! — Entflieh'!

Blanka.

Iſt dieß der Muth, der dich noch erſt erfüllte?

Fedriko.

Ich habe Muth genug, zu ſterben, aber
Nicht deinen Tod zu ſehn! — Entflieh'!

Blanka.

Umſonſt!

(Man hört eine zweite Thüre einſchlagen.)

Fedriko.

Um meiner Liebe willen, Blanka, flieh'!

(Zu ihren Füßen.)

Auf meinen Knie'n beſchwör' ich dich! Entflieh'!

Blanka.

Und du ſtirbſt hier für mich? Nein! Nimmermehr!

Fedriko.

Ich — ſterbe nicht! — Ich habe Hoffnung — werde —
Ich bin gerettet, trifft man dich nicht hier!
Der König muß mich ſchonen, man weiß nicht,
Daß ich es bin, der deine Flucht befördert!
Flieh'! wenn du länger weilſt, bin ich verloren!

Blanka.

Verloren? — Mir den Schlüſſel!
(Man bricht von außen an der Thüre des Saals, verworrne Stimmen.)

Blanka.

Lebe wohl!
Wir ſehn uns wieder!

Fedriko
(gen Himmel blickend).

Ja, wir ſehn uns wieder!
Gedenke meiner, wie ich dein gedenke!
Leb' wohl! — Nun fort! Schnell fort!
(Blanka in den Gang ab.)
Sie iſt gerettet!
Dank, Gott, du haſt den letzten Wunſch erhört!
(Er hüllt ſich in ſeinen Mantel, das bloße Schwert in der Hand und ſteht unbeweglich am Eingange des Ganges.)
(Die Thüre wird eingeſprengt.)

Zehnter Auftritt.

Robledo. Soldaten. Fedriko.

Robledo.

Der Stein iſt weggeräumt! — Wie? alles leer?
Entkommen ſie? Verdammt! Doch ſtill! Seht ihr?
Die Nacht gewinnt Bewegung! Dort im Dunkeln
Regt ſich's! Werda? — — Gib Antwort! Heh! — — Werda?

Mein Schwert ſoll Stimme dir entlocken, wenn's auch
Nur Teufelsſeufzer wären! Kommt!

(Geht auf ihn los.)

Fedriko.

Zurück!

Robledo.

Du biſt der Ordensmeiſter Guzman, oder
Der Teufel! Meine Klinge ſoll mir zeigen,
Welcher du biſt von beiden! Komm zur Probe!

(Er haut nach ihm.)

(Die Soldaten fallen über Fedriko'n her, Gefecht. Fedriko fällt.)

Robledo.

Haſt deine Rolle ſchlecht geſpielet, Teufel!
Fahr' in die Höll' und lern' ſie beſſer ſpielen!
Nun Blanken nach! Hier dieſer Gang! Fort! ſchnell!

Fedriko.

Zurück!

(Er rafft ſich auf, ſinkt wieder zu Boden.)

Barbaren, halt!

(Er macht wiederholt Verſuche, ſich emporzuheben, ſinkt aber immer zurück. Die Soldaten ſchreiten über ihn in den Gang.)

Weh! Blanka! Blanka!

(Stirbt.)

(Lange, ſchauervolle Pauſe. Ueber eine Weile hört man im Gange einen gedämpften Schrei. Dann wieder Stille.)

Elfter Auftritt.

König. Rodrigo. Hofleute. Dann mehrere Soldaten.

König.

Halt ein! — Zurück! — Wo iſt ſie? — Fort! fort! fort!

(Er ſtößt auf Guzmans Körper.)

Was iſt das, eine Leiche? — Ha, Fedriko!
Entſetzen! — Dieſen klage an, nicht mich!

(Auf Rodrigo deutend.)

Auf mich nicht ſtarre dein gebrochnes Auge!
(Schauderns.)
Ha, ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen!
(Man verhüllt Guzmans Leiche.)
Ein andermal Mann, will ich dich beweinen!
Jetzt ſteht mein Auge in der Liebe Sold!
Weg, eitle Trauer! — Blanka, wo biſt du?
Die Krone meiner Väter dem, der mir
Mein Weib zurück in meine Arme führt!
(Einige eilen in den Gang.)

Rodrigo (für ſich).

Ich athme leichter! Sie iſt ſchon geopfert!
Nun, ſchlaue Klugheit, nun dein Meiſterſtück!
(Laut.)
In Guzmans Händen war der Schlüſſel zu —

König.

Ha, Schlange, willſt du nochmal mich umſchlingen?
Unſchuldig, ſprach ſie, und der Tod ſpricht Wahrheit!
Bete zu Gott, Verräther, daß kein Stein
Die zarten Sohlen ihr geritzt, kein Wächter
Sie rauh und unſanft angefaßt, du ſollſt
Mir jede Thräne tauſendfach bezahlen!
Du ſollſt nicht ſterben! Nein, der Tod wär' Gnade!
Denn er entzöge meiner glüh'nden Rache dich.
Nur ſtets ſollſt du ſein ſchwarzes Antlitz ſehn
Und ſeine Hand in deinem Innern fühlen,
Mit offnen Armen ihm entgegen ſeufzen,
Ihn nie erflehen können und verzweifeln!
(Ein Diener kommt.)

Diener.

Doña Maria ringet mit dem Tode,
Sie ruft oft Euren Namen, gnäd'ger Herr!
Man glaubt, ſie woll' Euch ſprechen!

König.

Fahre wohl!

Sie mag geruhig ſterben! ihr Gewiſſen
Hab' ich von einer ſchweren Laſt entbunden!

(Man bringt Blanka's Leiche verhüllt aus dem Gange.)

König.

Ha, was iſt das? — Verſchließ' die Augen, Himmel,
Umzieh' mit Trauerflor dein heitres Antlitz,
Wenn Wahrheit ſpricht die Ahndung meiner Bruſt!
Schweig', Todtenruf, du lügſt!

(Zu einem Diener.)

Wo iſt mein Weib?

Diener (zuckt die Achſeln).

König.

Gib der Natur dein Menſchenangeſicht
Zurück, du biſt der Unſern keiner! Kannſt du
Mit einem leichten Zucken morden, Teufel?

(Faßt Rodrigo an.)

Wo iſt mein Weib?

(Man enthüllt die Leiche.)

König.

Ah — Ha, wer zaubert mir
Dieß blut'ge Bild des Todes vor die Augen?
Blendwerk, entweich', du gleicheſt meinem Weibe!

(Er geht darauf los.)

Weh mir! ſie iſt's! — Weh! — Blanka! — Blanka! Blanka!

(Stürzt an der Leiche nieder.)
(Lärm und Waffengetöſe von außen.)

Ritter (kommt).

Die Feinde ſtürmen! — Auf! Verrätherei
Hat eine Pforte ihrem Heer geöffnet,
Schon ſtreifen mordend ſie in allen Straßen!
Don Gomez, unſre letzte Stütze, iſt
Gefallen! Feinde, Feinde überall!

(Bewaffnete treten, während der Ritter ſpricht, ein und ſprechen heimlich und voll Angſt mit Rodrigo'n.)

Rodrigo.

Entflieht, mein König, hier durch dieſen Gang!
Man ſprenget des Alkazar's Thore ſchon!

Man naht! Um Gotteswillen, hört Ihr nicht
Der Wüthenden Geſchrei? — Auf, auf, entflieht!
Noch iſt es Zeit, noch könnet Ihr entrinnen!
Sie ſuchen Euch!

König

(hebt ſich etwas empor, ſchmerzvoll und matt).

Hier ſollen ſie mich finden!

(Sinkt wieder in ſeine alte Stellung zurück.)

(Alle Anweſenden ſtehen voll ſtummen Entſetzens umher, unter immer näher kommendem Geſchrei und Waffengetöſe fällt der Vorhang.)

Die Schreibfeder.

Schauſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen.

Franz Moſer, Bürger in einer Provinzialſtadt.
Hannchen, ſeine Tochter.
Peter Moſer, ſein Bruder, Kaufmann.
Wilhelm Brand, in Peter Moſers Hauſe erzogen.
Wittwe Müller.

Zimmer bei Franz Moſer.

Erſter Auftritt.

Hannchen
(kömmt eilig mit einem Korbe zur Thüre herein).

Ah! — wie bin ich doch gelaufen! — Ich kann kaum athmen! — Da verfolgt mich Wilhelm, der abſcheuliche Menſch, vom Markte bis nach Hauſe, trotz dem Beiſein der alten Marthe, die doch alles dem Vater wieder ſagt, der mich erſt jüngſt geſcholten, als ich ihn bei Müllers Garten ſprach. Mein Vater ſagte damals, eingezogenen Mädchen zieme es nicht, auf offener Straße mit Männern zu ſprechen; und dennoch läßt mir der Ungeſtüme keine Ruhe! Ja gewiß, ich bin dem Wildfange gut, aber ſein heutiges Betragen war doch recht ſehr — ſehr — ungeſchickt! — Nicht einen Augenblick ging er mir vom Halſe, und dann wirft er mir vollends ein zuſammengewickeltes Papierchen in den Korb — der Unbeſonnene! — Aber zur Strafe will ich es gar nicht anſehen! (Sie ſetzt ſich an ein Nähtiſchchen und arbeitet ein Weilchen ſtillſchweigend fort, blickt aber öfter nach dem beiſeite geſtellten Korb.) Was es doch enthalten mag! — Wiſſen möcht' ich's dennoch! — Ich will's doch beſehen! (ſie ſteht auf) — aber nein! — und warum nicht? Iſt's wohl etwas Böſes, wenn ich es thue? (Sie nähert ſich dem Korbe, hält aber plötzlich ein.) Aber wenn's ein Brief wäre? und Briefe, ſagt mein Vater, darf ich nicht leſen! — Ei ja doch! — Warum ſollte mir wohl Wilhelm Briefe ſchreiben, da er mich doch zu jeder Zeit ſprechen kann! — Ich beſehe es! (Sie greift nach dem Korb und zieht einen verſiegelten Zettel hervor:) Gott im Himmel! — Es iſt wahrhaftig ein Brief! — Den darf ich freilich nicht erbrechen! — Was aber nun anfangen? was mit dem Zettel machen? — Leſen nicht, beileibe leſen nicht! — doch aufbewahren. — Aber nein, auch das nicht! Wenn ihn mein Vater fände, Wilhelm dürfte ihm nicht mehr zu Geſichte kommen. — Alſo geſchwinde den Brief verbrannt! (Sie hält ein) Wer doch Briefe leſen dürfte! — (Sie beſieht den Brief nach allen Seiten.) Im Grunde betrachtet, iſt's denn doch kein eigentlicher Brief! Da iſt weder Couvert noch Adreſſe, wie's doch bei einem ordentlichen Briefe ſein muß! Und wenn er nun vollends wichtige Dinge enthielte! Gott behüte, da hätt' ich's artig gemacht! — Wie hieß doch der Mann, von dem Vater jüngſt aus dem großen dicken Buche vorlas, den böſe Menſchen ermorden wollten, und den ein Brief, zur gehörigen Zeit erbrochen, gerettet hätte? — Wenn uns nun auch ſo etwas bevorſtünde, und Wilhelm hätt' es erfahren und ſchriebe mir's in dem Zettel hier! — Weiß Gott, ich muß ihn erbrechen. Es könnte ja ein übergroßes Unglück entſtehen. (Sie erbricht ſchnell den Brief und lieſt ihn haſtig.) Ich unglückliches Mädchen, was ſeh' ich? Mein Vater hat Wilhelm aus dem Hauſe gewieſen? — Nein, es iſt nicht möglich, ich kann's nicht glauben! — Mein Vater iſt ſo gut, liebt mich ſo ſehr, und meinen Wilhelm nicht weniger als mich ſelbſt. — Nein, es iſt nicht möglich! — — Und doch! — (ſie bleibt nachdenkend ſtehen) — ſo ganz unmöglich iſt's denn doch nicht! — Hat nicht mein Vater? — Ach, je mehr ich nachdenke, deſto wahrſcheinlicher wird mir mein Unglück! — Zankten ſie nicht geſtern, ohne daß ich weiß warum? Hat nicht mein Vater heute, eben heute mir ſtreng befohlen, ja nicht mit Wilhelm auf der Straße zu ſprechen, was er doch ſonſt nie ausdrücklich that? und

Wilhelm that ſo ängſtlich, ſo beſorgt. O es iſt gewiß, es iſt gewiß! Nun erſt iſt mir das unbegreifliche Schweigen, das mürriſche Betragen meines Vaters ſeit geſtern erklärbar! Ach, ich bin verloren! — Nun darf ich Wilhelm nicht mehr ſehen und nicht mehr ſprechen, nun ſoll ich gewiß den dürren, abſcheulichen Klau heirathen; — aber das thue ich denn doch nimmermehr; eher — doch wer kömmt? Ich höre Tritte! — Mein Vater? — doch nein! — wenn etwa gar Wilhelm! —

Zweiter Auftritt.

Wilhelm Brand. Hannchen.

Wilhelm. Hannchen!

Hannchen. Lieber Himmel, da iſt er ſchon!

Wilhelm (ſtürzt auf ſie zu, mit offenen Armen). Hannchen!

Hannchen (ängſtlich). Wenn nun der Vater käme!

Wilhelm (wendet ſich kalt um und will gehen). Du haſt ganz Recht! Deinem Vater muß ich freilich nachſtehen! — Ganz Recht! Ich will nur gehen. Lebe wohl!

Hannchen (umarmt ihn). Wie kannſt du mich ſo quälen, böſer Menſch!

Wilhelm (drückt ſie ungeſtüm an ſeine Bruſt). Liebſt du mich wirklich, Hannchen? Liebſt du mich noch immer?

Hannchen. Mehr als mein Leben!

Wilhelm. Wenn dein Vater es von dir verlangte, würdeſt du mich vergeſſen?

Hannchen. Sprechen würd' ich dich dann wohl nicht mehr, aber vergeſſen? — Nie!

Wilhelm. Mädchen, deine Liebe macht mich die Härte deines Vaters überſehen!

Hannchen. Ach, Wilhelm, woran erinnerſt du mich? Mein Vater —!

Wilhelm. Dein Vater hat mich beleidigt, beſchimpft, und wahrlich, nur der Gedanke, daß er dein Vater iſt, kann mich zurückhalten, zu thun, was meine Ehre fordert.

Hannchen. Entſchuldige ihn, du kennſt ſeine Hitze.

Wilhelm. Ich kenne ſie, und will ihm ſein geſtriges Betragen vergeben, aber —

Hannchen. Thu' ihm den erſten Schritt entgegen; biete du zuerſt die Hand zur Ausſöhnung; ich kenne meinen Vater, er liebt dich, und willig wird er das Vergangene vergeſſen!

Wilhelm. Er mag es dir und meiner Liebe danken, wenn ich es vergeſſe.

Hannchen. Vergib ihm, um meinetwillen! Ich bitte dich! (Schmeichelnd.) Dein Hannchen bittet dich!

Wilhelm. Wenn du wüßteſt, wie er mich beleidiget hat! — Weißt du ſchon den Hergang der Sache?

Hannchen. Nicht ein Sterbenswörtchen!

Wilhelm. Nun ſo höre und urtheile ſelbſt, wem hier Nachgeben ziemt. — Ich kam geſtern Nachmittags auf deines Vaters Schreibſtube, um einen angefangenen Brief zu vollenden. Er war ausgegangen und ich ſchrieb in der Eile mit einer Bleifeder den Schluß des Billets. Kaum hatte ich geendet, und war im Begriffe aufzuſtehen, als dein Vater faſt athemlos in größtem Zorne ins Zimmer ſtürzt, und des Finanzraths Klau und meinen Namen zwiſchen den Zähnen murmelnd, heftig auf und nieder läuft. Ich, durch ſein polterndes Hereintreten, und noch mehr durch ſein Gelärm erſchreckt, ſpringe ſchnell auf, und er, eben ſo eilig, fliegt auf den Schreibtiſch zu und kramt mit wilder Haſt unter den herumliegenden Papieren. Jetzt erſt bemerkte ich auf dem Tiſche, an dem ich kurz vorher geſeſſen, das Buch deiner verſtorbenen Mutter, das er wie ein Heiligthum bewahrt, und deſſen Berührung ſchon ihn mißmuthig machen kann.

Hannchen. O ich weiß wohl! Es iſt das Einſchreibebuch meiner ſeligen Mutter. Sie hat meinen Vater auf dem Todbette, es in Ehren zu halten und fortzuſetzen. Auch die Schreibfeder liegt dabei, womit ſie in den letzten Augenblicken ihres Lebens ſelbſt ihren Sterbetag aufzeichnete.

Wilhelm. Ganz recht! Dieß Buch lag aufgeſchlagen auf dem Tiſche, und ich hatte die Unvorſichtigkeit begangen, durch mein heftiges Aufſpringen einige Tropfen Tinte darüber zu gießen. Hierüber lärmte er gewaltig, und nachdem er eine Weile voll Galle herumgeſtört hatte, verlangte er heftig von mir die Feder, mit der ich kurz vorher geſchrieben hätte. Ich verſicherte ihm, daß ich keine Feder geſehen; aber alles umſonſt, er wird immer aufgebrachter und ſchrie, ich löge, ſei ein liederlicher Verſchwender, verſpielte meines Pflegevaters Gut, er kenne nunmehr alle meine Streiche, er wolle mich aus dem Hauſe jagen, und als ich ihm widerſprach, ſchalt er mich einen niederträchtigen Lügner, und verbot mir, ihm je wieder zu Geſichte zu kommen.

Hannchen. O meines Vaters Zorn iſt ſchrecklich!

Wilhelm. Immerhin! Ich muß mich rechtfertigen; darum kam ich hierher.

Hannchen. Ach, wenn mein Vater dich hier träfe!

Wilhelm. Ich wünſchte, es käme ſo.

Hannchen. Das wolle Gott nicht!

Wilhelm. O ſorge nichts!

Hannchen. Wilhelm, ich liebe dich ſo ſehr! — Ach, du Trotziger kannſt es nicht ahnden, wie ſehr ich dich liebe! Aber eben darum bitte ich dich, gehe, geh eh' mein Vater dich ſieht! Geh, guter Wilhelm, geh!

Wilhelm. Nein, ich will hier bleiben, will deinen Vater hier erwarten. Ich muß mich bei ihm verantworten, muß meine Ehre bei ihm retten. Jede Minute, in der er mich einer niederträchtigen Handlung fähig hält, brennt wie Feuer auf meiner Seele.

Hannchen. Einer niederträchtigen Handlung? — für unbeſonnen kann er dich wohl halten, aber nie wird er an deiner Rechtſchaffenheit zweifeln!

Wilhelm. Und doch! — Doch genug hievon, Liebe!

Hannchen. Aber wie? —

Wilhelm. Wozu dir unnützen Kummer machen?

Hannchen. O mein Gott, ich weiß alſo noch nicht alles?

Wilhelm. Du glaubſt mich doch nicht ſchuldig?

Hannchen. Wilhelm!

Wilhelm. Hannchen!

(Umarmung.)

Dritter Auftritt.

Franz Moſer. Vorige.

Franz Moſer (tritt unbemerkt ein und ſieht die Gruppe). Teufel, was iſt das?

Hannchen } (erſchrocken aus- Gott, mein Vater!
Wilhelm } einander fahrend) Das hatt' ich nicht erwartet!

Franz Moſer. Hatteſt du's nicht, elender Bube? Kam der Vater zu früh in die Quere, war das Täubchen noch nicht ganz kirre?

Hannchen. }
Wilhelm. } Vater!

Franz Moſer (zu Wilhelm). Du wagſt es noch, mich Vater zu nennen, Nichtswürdiger? Willſt du meiner ſpotten? — Doch nein, nenne mich immer Vater, und fühle bei dem Namen ganz deine Verworfenheit! — Den Mann, der dein Vater war, (wehmüthig) der dich wie ſeinen Sohn liebte, haſt du betrogen!

Wilhelm. Ich bin unſchuldig!

Franz Moſer (ſchnell von Rührung zum heftigſten Zorne übergehend). Schweig! Willſt du mich raſend machen? Zittert nicht an deiner Seite ein lebendiger Beweis deiner Schuld? Den Vater haſt du hintergangen, raubſt ihm ſein Liebſtes, die Liebe ſeiner Tochter, und du wagſt noch zu ſagen: ich bin unſchuldig?

Wilhelm. Hören Sie mich! —

Franz Moſer. Hebe dich weg, heuchleriſcher Satan! Mein Unglück iſt, daß ich dir zu lange Gehör gab. — Von deiner Kindheit an liebte ich dich, war dein zweiter Vater, erfüllte jeden deiner Wünſche, glaubte dich zum Guten erzogen zu haben, — o ich hätte auf deine Tugend Schlöſſer gebaut! — und nun — o meine Hoffnungen! — Fort, mir aus den Augen! Daß ich nicht vergeſſe, daß du der Sohn meines Freundes biſt!

Wilhelm. Nur einen Augenblick Gehör!

Franz Moſer. Nun denn, gib Antwort, rede! Aber rede Wahrheit! Beim Himmel, bei meiner Ruhe, bei deines Vaters Andenken rede Wahrheit! Ich frage dich zum letztenmale, deine Antwort entſcheidet dein und mein Schickſal auf ewig! — Hatteſt du geſtern mit der Feder meines ſeligen Weibes geſchrieben? — Rede Wahrheit! Dem bereuenden Unvorſichtigen kann ich verzeihen, den verſtockten Lügner trifft mein ewiger Haß!

Wilhelm. Ich ſchwore Ihnen!

Franz Moſer. Schweig! Schwöre nicht! Laß den Verräther ſchwören; deine Rede ſoll ſein: ja oder nein. — Sprich, Wilhelm, um Gotteswillen ſprich! es iſt vielleicht das letztemal, daß du vor mir ſtehſt, — ſchriebſt du mit meiner Anna Feder?

Wilhelm. Ich verſichere Ihnen —!

Franz Moſer. Ja?

Wilhelm (feſt). Nein!

Franz Moſer (faſt raſend). Frech unter das Geſicht wagſt du mir das zu ſagen? — Wahrlich, du biſt kein gemeiner Lügner!

Hannchen. Vater!

Franz Moſer. Fort von mir, fort! Ich kenne dich nicht! (Zu Wilhelm.) Böſewicht! warſt du nicht zufrieden, alle meine Pläne mir zu vernichten, mußteſt du mir auch noch die Liebe meines Kindes ſtehlen!

Hannchen. Ich liebe Sie! —

Franz Moſer. Schön, wirklich herrlich! — In der That, du haſt zum Verwundern gut die Lehren deines Meiſters behalten! — Wie allerliebſt die Thränen der gekränkten Unſchuld auf dem ſchmachtenden Geſichtchen ſtehen! (Er ſtößt ſie von ſich, grimmig.) Weg von mir, Natter!

Wilhelm. Mich mögen Sie immer beleidigen, aber wagen Sie's nicht —!

Hannchen. Um Gotteswillen, Wilhelm!

Franz Moſer. Hier ſteh' ich, ein alter ſchwacher Mann! Haſt du den Muth, dich an mir zu vergreifen?

Hannchen. Halten Sie ein, mein Vater!

Franz Moſer. Fort von mir, du biſt nicht meine Tochter! Ein fremdes Hurkind hat deine Mutter mir untergeſchoben! Du biſt nicht meine Tochter! (Er ſtößt ſie heftig von ſich.)

Hannchen. Gott, Vater (ſie taumelt zurück und ſinkt Wilhelm in die Arme).

Franz Moſer. Jeſus, Hannch —! (Er ſchweigt plötzlich und wendet ſich weg. Ueberhaupt kämpft den ganzen Auftritt hindurch ſein Vatergefühl mit ſeinem Zorn, er nähert ſich öfters ſeiner Tochter, aber immer kehrt er um, um ſeine Bewegung nicht zu verrathen.)

Wilhelm. Gerechter Gott! — Gegen dein eigenes Blut wütheſt du! — Hannchen, erhole dich. — Sieh hieher, Unmenſch! — Ach, ſie iſt vielleicht todt? — nein — ſie lebt, ſie ſchlägt die Augen auf. Gott ſei gedankt, ſie lebt!

Hannchen. Vater, Verzeihung, Verzeihung für Wilhelm!

Franz Moſer (weicher). Gott mag ihm verzeihen, ich kann es nicht!

Hannchen. Verzeihung, Vater!

Franz Moſer. Gott weiß, ich kann es nicht! (Zu Wilhelm.) Du haſt gelogen, (heftiger) fühlſt du ganz das Schändliche der Worte: Du haſt gelogen. — Geh, ich verachte dich!

Wilhelm (heftig aufſpringend). Wer kann mich einer Unwahrheit zeihen?

Franz Moſer. Ich!

Wilhelm. Ha der ſchändlichen Lüge!

Franz Moſer (ſtotternd vor Wuth). Mir ſagſt du das, Bube? Geh! — Geh, oder ich brauche mein Hausrecht!

Wilhelm. Ha, das geht zu weit! Ja, ich will gehen! Leb' wohl, Hannchen. (Er küßt ſie.) Ich gehe! Aber Jedermanns Verachtung treffe mich, wenn ich Ihnen jemals dieſe Behandlung vergeſſe, wenn ich je wieder dieſe Schwelle betrete, und wenn Sie auch auf den Knieen mich darum bäten! — Einſt wird meine Unſchuld klar werden, da werden Sie's bereuen, mich von ſich geſtoßen zu haben; aber dann iſt's zu ſpät! — Ich gehe! Leb' wohl, Hannchen, (er küßt ſie noch einmal) einſt ſehn wir uns wieder!

(Schnell ab.)

Vierter Auftritt.

Franz Moſer. Hannchen.

Hannchen. Ach Wilhelm, Wilhelm! — O Vater, was haben Sie gemacht?

Franz Moſer (ſucht ſeine Bewegung zu verbergen). Du wagſt es noch, was ich gethan, zu tadeln, du, die du dich überglücklich ſchätzen ſollteſt, wenn ich von deiner Schuld ſchweige.

Hannchen. Iſt's denn Unrecht, daß ich ihn liebe?

Franz Moſer. Ja, denn er iſt ein Nichtswürdiger! — Ich will nichts mehr von ihm hören.

Hannchen. O, er iſt gewiß unſchuldig!

Franz Moſer. Unſchuldig? Schweig, du weißt nicht, was du ſprichſt!

Hannchen. O gewiß! —

Franz Moſer. Glaubſt du, ich würde ihn ohne wichtige Gründe verdammen?

Hannchen. O ich weiß wohl, der Finanzrath, der abſcheuliche Klau, kann ihn nicht ausſtehen, weil ich ihm gut bin, und da verleumdet er ihn bei Ihnen.

Franz Moſer. Nie leih' ich Verleumdungen mein Ohr! — Zwar erzählte mir Klau manches von Wilhelms Ausſchweifungen, aber nur auf überzeugende Beweiſe verdamme ich die, die ich liebe. Wilhelm hat viele Ausſchweifungen begangen, hat dreihundert Gulden, die mein Bruder ſchwach genug war, ihm zu geben, verſpielt; das erzählte mir Klau, und ich muß geſtehen, es machte meinen Zorn rege, aber dies alles konnte ich ihm verzeihen, er iſt jung, leichtſinnig! — aber eine Lüge! — Sprich nicht mehr von ihm!

Hannchen. Ach, ich armes Mädchen!

Franz Moſer. Schweige, ſag' ich dir!

Hannchen. Ach, wenn er ſich nur kein Leid zufügt!

Franz Moſer (unruhig). Ei ja doch, Leid zufügen. Wenn man die Bürſchchen nicht kennte! — Da ſchwatzen ſie vom Tode wie von einer Spazierfahrt!

Hannchen. Beſter Vater —!

Franz Moſer. Mach mir den Kopf nicht warm! Es iſt vorbei! — Wilhelm kann nie der Deine werden! Wähle dir einen Mann, der dir gefällt, ich zwinge dich zu nichts! Aber (ſtreng) nichts mehr von Wilhelm!

Hannchen (fängt an zu weinen).

Franz Moſer. Marſch fort! Geh in die Küche, dort magſt du weinen, wie du willſt! — Ich kann das verdammte Gewinſel nicht ausſtehen!

Hannchen (weinend). Ich gehe! Aber ſpringt Wilhelm ins Waſſer, dann —

Franz Moſer (beunruhigt). Warum nicht gar!

Hannchen. Ja, dann wird's heißen, die Moſers haben ihn in den Tod getrieben, und ich —

Franz Moſer (in äußerſter Angſt). Stille ſei, ſag' ich dir! — Geh!

Hannchen (will gehen).

Franz Moſer. Hannchen.

Hannchen (ſchluchzend). Was befehlen Sie?

Franz Moſer (unruhig auf und ab gehend). Nein — geh nur! Doch — bleib!

Hannchen (kömmt zurück).

Franz Moſer. Schicke doch die alte Marthe hinüber zu Bruder Peter, er möchte zu mir kommen! — und — nur ſo im Vorbeigehen — was wollt' ich doch ſagen? — ja, ſo im Vorbeigehen — mag ſie zuſehen, ob der Range — den Wilhelm mein' ich — zu Hauſe iſt. — Nicht ſeinetwegen thu' ich es; er iſt ausgeſchloſſen aus meinem Herzen! — aber ſein Vater war mein Freund! — Geh Kind, thue, was ich ſagte!

Hannchen. Ich dürfte alſo hoffen?

Franz Moſer. Laß mich! — Was hoffen! — Sollte ich nicht etwa den Buben als um eine Gnade bitten, mir zu verzeihen und mein Kind zu heirathen! — hat mich der Bube nicht einen Lügner geſcholten? — Einen Lügner! (Mit ſteigendem Affekt.) Das will ich dir gedenken, ſo lang ich lebe! — hoffen? — Ja doch, hoffen! (Heftig.) Arm' und Beine ſchlage ich ihm entzwei, wenn er ſich je meinem Hauſe naht! — Marthe ſoll nicht zu meinem Bruder!

Hannchen. O du mein Gott! Er kann den Tod davon haben!

Franz Moſer. Halt's Maul, ſag' ich!

Hannchen. Gott im Himmel, wie wird das enden?

Franz Moſer. Aber — meinen Bruder muß ich ſprechen! — Es bleibt bei meinem erſten Befehle! — Hörſt du, Mädchen! Marthe ſoll hinüber!

Hannchen (geht langſam bis zur Thüre, eben da ſie hinaus gehen will, ruft:)

Franz Moſer. Hannchen! (Er geht mit ſich ſelbſt kämpfend auf und nieder.) Bruder Peter ſoll den Jungen nicht aus dem Hauſe laſſen! — Man kann nicht wiſſen, der Burſche iſt ein Brauskopf! — Es iſt nur wegen des Skandals!

Hannchen (wehmüthig). Und nichts weiter, Vater?

Franz Moſer (ſtreng). Geh! (Sanfter.) Geh und ſage, was ich dir geheißen! — aber (ernſt) nur, was ich dir geheißen!

Hannchen (geht).

Franz Moſer. Hörſt du? Nur was ich dir geheißen! (Hannchen ab.)

Fünfter Auftritt.

Franz Moſer.

Da ſteh' ich, ein elender Schwächling und wage mir ſelbſt meine Gefühle nicht zu geſtehen! — Ich will den Buben haſſen, und in meinem widerſpenſtigen Herzen iſt die Liebe noch nicht erloſchen! Ich verbiete ihm mein Haus und weiß doch, daß er mir unentbehrlich iſt. — Wie er da ſtand, ſo edel und furchtlos wie ein Heiliger. — O, der Bube kennt meine Schwäche! — Hätte der Junge Geld, all mein Geld verſchwendet, auf meinen Namen Tauſende geborgt, ich wollte ihm verzeihen, ihn an mein Herz drücken, meinen letzten Rock verkaufen, betteln, um ihn zu retten! — Aber er hat gelogen, frech mir ins Geſicht gelogen, auf mein Ermahnen, meine Bitte die Lüge nicht zurückgenommen. — Weg damit! er verdient nicht, daß ich an ihn denke! Es iſt vorbei! (Seufzend.) Es iſt vorbei! (Er fährt mit der Hand an die Augen.) Ha, eine Thräne! — Wilhelm, eine Thräne über dich geweint! — Gott ſtrafe —! Nein, nein (er ſtreckt beide Hände gen Himmel) Vater! — Laß ihn die Thräne nicht entgelten!

Sechſter Auftritt.

Wittwe Müller. Franz Moſer.

Müller. Sie nehmen nicht ungütig, Herr Moſer!

Franz Moſer (für ſich). Höchſt ungelegen! (Laut.) Was beliebt?

Müller. Sie werden mich vermuthlich nicht mehr kennen?

Franz Moſer. Ich entſinne mich wirklich nicht —

Müller. Ich bin die arme Wittwe des unglücklichen Sekretär Müller.

Franz Moſer. Ah ſo! — Gehorſamer Diener, Madam! — Wollen Sie ſich nicht ſetzen? (Er ſetzt Stühle.)

Müller. Ich danke.

(Sie ſetzen ſich.)

Franz Moſer. Sie kommen vermuthlich des Geldes wegen — hundert Gulden ſind's, wenn ich nicht irre — die Ihr ſeliger Mann von mir borgte.

Müller. Ganz recht, eben deßwegen. — Ich war durch lange Zeit Ihre Schuldnerin, aber Sie werden meine Lage kennen; — häusliches Unglück — der Tod meines Mannes —

Franz Moſer. Ei ja doch! — hab' ich es wohl ſchon jemals gefordert?

Müller. Ihre Güte —

Franz Moſer. O, ſchweigen Sie doch davon! (Seufzend.) Wollte Gott, ich wäre um nichts mehr beſorgt als um den Bettel!

Müller. Verzeihen Sie, edler Mann. Ich erkenne Ihre Güte, und ſie rührt mich innig; aber nicht um Aufſchub zu erbitten kam ich hieher, Sie haben lange genug Geduld mit meiner Armuth gehabt, ich will ſie länger nicht mißbrauchen! — Ich kam, um meine Schuld abzutragen.

Franz Moſer. Abzutragen? (Für ſich.) Sonderbar! — In der That ſehr ſonderbar!

Müller. Nehmen Sie, mein Wohlthäter, dieſe Banknote und mit ihr meinen innigſten Dank, den Dank von vier vaterloſen Waiſen. Möge der Himmel es Ihnen vergelten, wie Sie es verdienen, ich kann nur danken und für Sie beten.

Franz Moſer. Behalten Sie das Geld, bis ich es Ihnen abfordre. Allzuweit getriebene Delikateſſe verleitet Sie zu einer Handlung, die ich nicht billigen kann. Ich weiß, Sie brauchen das Geld nothwendig. Sie haben Mangel; baten Sie doch erſt vergangene Woche meinen Bruder, Ihnen 20 Gulden zu borgen.

Müller (zieht noch eine Banknote hervor). Auch dieſe Schuld ſoll ſogleich getilgt werden.

Franz Moſer. So meinte ich's nicht, Madam; gewiß nicht! Aber — ich — ich begreife nur nicht, wie Sie — nun, heraus muß es denn doch einmal — wie Sie ſo ſchnell zu Gelde kamen.

Müller. Sie werden doch keinen entehrenden Verdacht —

Franz Moſer. Gott behüte!

Müller. Vor Ihnen, mein Wohlthäter, darf ich kein Geheimniß haben! — Mein Unglück hatte ſchon den höchſten Gipfel erſtiegen: meine Kinder ſchrieen um Brod, harte Gläubiger drängten mich, ſchon wollte ich verzweifeln; da erſchien plötzlich wie vom Himmel Hilfe. — Ich erhielt dieſen Brief, und in demſelben 300 Gulden, ohne daß ich weiß, wem ich dieſe Hilfe zu danken habe.

Franz Moſer. Einen Brief? — 300 Gulden?

Müller. Sehen Sie hier den Brief! (Gibt ihm denſelben.)

Franz Moſer. Alle Teufel! Trügen mich meine Augen? (Vor Freuden faſt außer ſich.) Wilhelms Hand, Wilhelms Hand! Dazu verwandte er das Geld, das er jüngſt von Bruder Peter begehrte, und wir, wir Hartherzigen konnten es ihm zur Schuld anrechnen! Wir konnten glauben, er habe es verſchwendet! — O der Goldjunge! — Ich muß ihn ſehen, muß ihn umarmen, an mein frohes Herz drücken. — Verzeihen Sie Madam, wenn ich unhöflich bin, aber mein Herz iſt voll! — Ich muß hinüber! — Holla, he, Hut und Stock! — (er geht an eine Seitenthüre, bleibt aber plötzlich ſtehen) aber — (er beſinnt ſich, dann langſam) Ich will nur bleiben!

Müller. Wenn ich ungelegen bin! —

Franz Moſer (verlegen). Nicht im geringſten, Madam, nicht im geringſten! — Ich dachte mir eben die Freude Ihrer Familie, und da — (gedankenlos) Sie haben doch Familie?

Müller. Drei Söhne und eine Tochter. Meine Söhne werden ſelbſt kommen, Ihnen zu danken, aber meine Tochter —

Franz Moſer. O ich bitte! (Für ſich.) Ihre Tochter? — Klau ſagte mir vor einiger Zeit, daß Wilhelm eine gewiſſe Müller oft beſuche. Sollte wohl! — (Laut.) Ihre Jungfer Tochter wird wohl ſchon recht groß und hübſch ſein.

Müller. Es läßt zwar etwas partheiiſch, wenn eine Mutter ihr Kind lobt, aber ich darf, ohne der Wahrheit nahe zu treten, ſagen, daß in unſerem Städtchen meine Marie nur Jungfer Hannchen nachſteht

Franz Moſer (für ſich). Alſo darum war er ſo wohlthätig? O mein armes Kind! (Laut.) O ich weiß, ich weiß. Unſer Wilhelm, der junge Brand da neben an, erzählte mir ſehr viel Gutes von ihr. Er kennt ſie ſehr genau! Er ſprach ſie erſt geſtern, wie ich glaube

Müller. Verzeihn Sie, das iſt nicht möglich! Denn ſeit einem Jahre lebt ſie bei der ehmaligen Herrſchaft meines Mannes, bei der Gräfin Wartenroth.

Franz Moſer. Wilhelm hätte ſie ſchon ein Jahr lang nicht geſehen?

Müller. Ich kenne den Herrn nicht perſönlich, von dem Sie ſprechen, aber wenn Sie den jungen Brand meinen, der bei Ihrem Herrn Bruder lebt, ſo iſt es unmöglich, denn ſie wohnt mit ihrem Manne in der Reſidenz.

Franz Moſer. In der Reſidenz? Mit ihrem Manne? Verheirathet? O, daß ich auch einen ſo niedrigen Verdacht hegen konnte! Liebſte Frau! (er ſucht in allen Taſchen und zieht endlich einen Beutel hervor) hier nehmen Sie! — es iſt wenig, nur eine Kleinigkeit für Ihre Tochter! — So nehmen Sie doch! Wie geſagt, es iſt wenig — aber man braucht heut zu Tage viel, das Leben in der Reſidenz koſtet Geld! — So nehmen Sie doch! — Ich bitte!

Müller. So viele Großmuth!

Franz Moſer. Ich gebe ja gern, Gott weiß wie gern!

Müller. Nun denn, großmüthiger, edler Mann, ich nehme es und unſer Dank —

Franz Moſer. O ſchweigen Sie doch!

Müller. Ich ſchweige, denn Sie wollen es! — Aber nun erlauben Sie, daß ich gehe; es hat mich ſehr angegriffen! — Leben Sie wohl, mein Retter, und zeigen Sie mir und den Meinen noch ferner Ihr Wohlwollen, das uns dem Elende entriſſen hat!

Franz Moſer. Gehorſamer Diener!

(Wittwe Müller ab.)

Siebenter Auftritt.

Franz Moſer.

O Wilhelm, Wilhelm! das hat mein Herz getroffen! In dieſem Zuge zeigte ſich wieder deine Seele, wie ſie (ſeufzend) einſt in den ſchönen Tagen deiner Kindheit war. — Dieſer Edelmuth, dieſe Uneigennützigkeit — o ich könnte ihm alles vergeben! — Vergeben? (gedehnt) alles? Auch eine Lüge? — O da ſteht es, das kalte ſchreckliche Wort wie Gottes Racheengel vor dem Paradieſe! Kann der Menſch eine Lüge verzeihen? — Nein, nimmermehr! Vergeſſen kann er ſie wohl, aber verzeihen? — nie! — — — O, wenn ich noch denke, was ich meinem Vater in ſeinen letzten Augenblicken verſprach! — Da lag der ehrwürdige Greis, umringt von ſeinen Kindern; der Arzt hatte ſchon erklärt, er werde den morgenden Tag nicht mehr ſehen. Da hieß er uns näher treten, und mit ſterbender Zunge ſprach er: Schwört mir, Kinder, nie auch die kleinſte Unwahrheit zu ſagen, nie, und wäre er auch vorher euer beſter Freund geweſen, mit einem Lügner Gemeinſchaft zu haben! — Wir hoben die Hände gen Himmel und ſchworen mit Thränen in den Augen. Während des Schwurs ſtarb der Redliche und nahm den Eid weg von unſern Lippen, und trug ihn mit ſich hinauf in die Wohnung der Gerechten. — Stets habe ich dieſes Verſprechen gehalten; nie kam eine Lüge über meine Zunge, nie konnte ein Lügner ſich meiner Freundſchaft rühmen, und nun! — Nein, nie ſoll der Elende wieder über meine Schwelle kommen! Er mag glücklich ſein, wenn er es kann, ich werde ihm nie zu ſchaden ſuchen, aber fern von mir, fern von meiner Tochter! Ich will ihn nimmermehr ſehen, den niedrigen, verächtlichen Menſchen! — Mein Zorn iſt verraucht, aber nie werde ich aufhören, ihn zu verachten! Ich habe meinem Vater auf ſeinem Todbette geſchworen, nie mit einem Lügner Gemeinſchaft zu haben, und mein Herz kann den Schwur nicht mißbilligen. — Wilhelm kann nie der Gatte meiner Tochter werden; der heutige Tag hat entſchieden! — O über die Unglücksfeder! — Aber es iſt gut, daß es ſo kam, es iſt ſo beſſer! Nun habe ich ihn doch kennen gelernt. Weiß Gott, ich hätte mein Kind unglücklich gemacht! — O Wilhelm, Wilhelm!

(Er wirft ſich in einen Stuhl.)

Achter Auftritt.

Peter Moſer. Franz Moſer.

Peter Moſer. Du haſt nach mir geſchickt, lieber Bruder. Ich konnte nicht gleich abkommen, eine verdammte Geſchichte mit meinem Johann hielt mich auf; aber nun bin ich da! Was willſt du?

Franz Moſer (hört ihn nicht und ſitzt unbeweglich).

Peter Moſer (faßt ihn am Arme). Bruder!

Franz Moſer (aufgeſchreckt) Was gibt's? Ah, du biſt es!

Peter Moſer. Du haſt mich holen laſſen!

Franz Moſer (gedankenlos). So?

Peter Moſer. Aber Bruder, was haſt du? — Er ſpricht nicht! — (er ſchüttelt ihn) Bruder — Bruder Franz hörſt du nicht? — Aber ſieh doch! Erſt ſchickeſt du zu mir, ich ſollte ſogleich kommen und nun ich da bin! (gutherzig) und ich lief doch ſo ſchnell herüber und ließ den Jungen allein im Gewölbe, (geſchwätzig) denn mein Johann, auf den wir ſo große Stücke hielten iſt fort!

Franz Moſer. Fort, Wilhelm fort? — Ließ ich dir nicht ſagen?

Peter Moſer. Aber Bruder, was fehlt dir? Du biſt ja ganz verwirrt! Ich ſprach von Johann, meinem Handlungsdiener!

Franz Moſer. So?

Peter Moſer. Nun denn, wie geſagt, Johann iſt fort. Ich habe ihn aus dem Hauſe gejagt! Seine Sachen ſind fortgeſchafft, ſein rückſtändiger Lohn bezahlt, und fort iſt er! — Denke dir, Bruder! Er hatte die Frechheit, mich zu belügen!

Franz Moſer. Belügen? — Belogen hat er dich?

Peter Moſer. Ja, belogen! Ich konnte es ſelbſt kaum glauben, aber ich habe deutliche Beweiſe. — Wer hätte das von dem Menſchen gedacht! Er war immer brav und fleißig, und ich muß bekennen, bald hätt' ich ihm verziehen, aber da dacht' ich an deinen Satz: Ein Lügner iſt jedes Laſters fähig —

Franz Moſer (gebeugt und dumpf). Ein Lügner iſt zu allem fähig!

Peter Moſer. Ja ſo dachte ich, Bruder; und fort mußte er, ſogleich aus dem Hauſe, der niederträchtige Menſch — der Schurke, der!

Franz Moſer (frappirt). Schurke? — Schurke?

Peter Moſer. Fällt dir das auf?

Franz Moſer (verlegen und leiſe). Ich fürchte, du biſt zu hart, Bruder!

Peter Moſer. Zu hart? — Hat er nicht? — Doch du haſt mich nicht verſtanden! — Er hat gelogen!

Franz Moſer (kleinlaut). Ja ſo!

Peter Moſer (geſchwätzig). Höre nur, wie das alles ſo gekommen. — Geſtern Abends — ich kam eben von Trubenſee zurück, wo ich Leinwand gekauft hatte, ich verſichere dich, ſchöne Leinwand, weiß — fein und wohlfeil, ſpottwohlfeil. Du mußt ſie beſehen! — Doch, daß ich dir ſage! — Was wollt' ich doch? — Hm — Ja, ganz recht; ich kam geſtern Abends ſpät nach Hauſe und heiße meinen Johann zwei Frachtbriefe ſchreiben. In der Meinung, daß alles ſchon geſchehen ſei, frage ich ihn heute Morgens, ob die Briefe ſchon abgegeben ſeien. Er antwortet ja — aber ganz erſchrocken, ganz erſchrocken! — Das fiel mir denn gleich auf, aber ich kenne den Burſchen ſchon ſo lange, er war immer brav und nie ertappte ich ihn auf einer Lüge, das muß ich ſagen! — Wie geſagt, ich hege keinen Argwohn und gehe ins Gewölbe hinab. Kaum bin ich unten, kommt der Sebaſtian Brauer, der Schiffer — du mußt ihn ja kennen, er iſt der nämliche — Erinnerſt du dich nicht mehr?

Franz Moſer (ungeduldig). Bruder, du biſt unausſtehlich!

Peter Moſer. Brr — das brauſt auf! — Franz, gewöhne dir doch die abſcheuliche Ungeduld ab, ſie wird dich — (Franz Moſer drückt ſeinen Unwillen aus.) Nu, nu, ich ſchweige ja ſchon! — Aber wieder zu meiner Erzählung zu kommen! Wo blieb ich denn nur? — Ja, ganz recht; Sebaſtian Brauer tritt mit Gepolter ein, lärmt, ſchreit, ſchimpft, ich bin erſtaunt, frage, und höre, daß er meiner Frachtbriefe wegen bis heute Morgens die Abreiſe verſchoben; da er aber auch nun die Briefe nicht erhalten, ſei ſein Bruder mit dem Schiffe abgegangen, und meine Waaren habe man zurückgelaſſen — mit einem Worte, höre, daß mein ſauberer Herr Johannes Ritthammer mich betrogen habe. — Die Briefe waren noch nicht einmal geſchrieben! — Stelle dir einmal vor! — Da hieß ich den ſaubern Herrn aber ſein Bündel ſchnüren und ſoeben ging er aus dem Hauſe.

Franz Moſer. Aber er war ſonſt immer ſo brav!

Peter Moſer. Das wohl!

Franz Moſer. Er war immer ſo treu und ehrlich.

Peter Moſer. Dieß Zeugniß muß ich ihm geben!

Franz Moſer. War nicht er es, der dir einſt durch ſeine Treue ein Kapital von dreitauſend Gulden rettete?

Peter Moſer. Mein Gott, wie mir doch das alles nicht ſogleich beifiel!

Franz Moſer. Und ſelbſt heute mag ſeine Abſicht nicht böſe geweſen ſein! — Vergeſſenheit! —

Peter Moſer. Freilich wohl, vergeſſen konnte er haben!

Franz Moſer. Durch das Geſtändniß ſeines Fehlers fürchtete er vielleicht dich zu erzürnen. Er wollte dir Verdruß erſparen!

Peter Moſer. Daß ich doch daran gar nicht dachte! — Faſt reut es mich! —

Franz Moſer. Was?

Peter Moſer. Faſt reut es mich, ſage ich, trotz der Lüge, daß ich ihn fortgejagt habe.

Franz Moſer (heftig). Trotz der Lüge?

Peter Moſer. Ich glaube beinahe, daß man ihn ſo, wie du mir die Sache gezeigt haſt, entſchuldigen könne, denn eine Lüge von der Art —

Franz Moſer (plötzlich, wie aus tiefem Schlafe erwachend). Bleibt eine Lüge, bleibt es; und wenn man ſich damit Seligkeit verdienen könnte! (heftig auf- und niedergehend, vor ſich hin) Schäme dich, Schwächling, ſchäme dich! — Iſt es ſo weit mit dir gekommen, daß du eine Lüge vertheidigen kannſt? Gerechter Gott, eine Lüge! Ich, dem vorher dies Wort alles Verächtliche, Verabſcheuungswürdige in ſich faßte, ich ſuche ſie nun zu vertheidigen, um an einem Nichtswürdigen, der ſelbſt meines Andenkens nicht werth iſt, ungeſtört mit thörichter Affenliebe hangen zu können! — Vater, Vater, ſieh nicht herab auf deinen Sohn! —

Peter Moſer. Wenn du alſo glaubſt?

Franz Moſer. Was, was?

Peter Moſer. Daß ich verzeihen könnte!

Franz Moſer. Verzeihen?

Peter Moſer. Meinem Johann, mein' ich; — ſo möchte ich ihn wohl wieder zu mir nehmen.

Franz Moſer. Zu dir nehmen? Einen Lügner in dein Haus?

Peter Moſer. Ich muß denn doch wieder gut machen, was ich gefehlt! — Ich that ihm etwas unrecht, denn wie du ſelbſt ſagteſt —

Franz Moſer. Ich ſage? — Bruder! — O daß er recht hat! — Gott im Himmel, konnte ich mich ſo weit vergeſſen! — Aber hier vor dir, Bruder, vor Gott erneuere ich den Schwur, den ich einſt in meines Vaters Hände legte; ſterben will ich, und meine ſpäteſten Enkel ſollen mich im Grabe noch einen — Lügner nennen, wenn ich ihn nicht halte, ſollte auch mein Herz, (wehmüthig) das Herz meines Kindes darüber brechen!

Peter Moſer. Aber Bruder, du biſt ſonderbar! — Was haſt du denn?

Franz Moſer. Höre mich an, Peter; — ich muß dir's denn doch ſagen. Ich wollte dich anfangs ſchonen, aber ich denke, es iſt beſſer, ich ſage dir's gerade und ehrlich heraus. Dein Wilhelm bekömmt meine Tochter nicht!

Peter Moſer. Wie?

Franz Moſer. Eher erwürge ich mein Kind, ehe ich ſie dem Buben gebe!

Peter Moſer. Aber um Gotteswillen, Franz!

Franz Moſer. Unterbrich mich nicht!

Peter Moſer. Wilhelm —

Franz Moſer. Iſt ein nichtswürdiger Burſche, ein Lügner, ein —!

Peter Moſer. Ich bitte dich —!

Franz Moſer (heftig). Nein, ſage ich, nein!

Peter Moſer. Ich habe ihn gut erzogen!

Franz Moſer. Nein!

Peter Moſer (geſpannt). Wer kann meinen Wilhelm eines böſen Streiches beſchuldigen?

Franz Moſer. Ich, ich — er iſt ein Taugenichts!

Peter Moſer (erbitzt). Herr Bruder!

Franz Moſer (ungeſtüm). Ich will nicht hören! Ich und Wilhelm ſind geſchieden auf ewig, und ich verſtehe dich nicht! —

Peter Moſer. Du wirſt beleidigend, Wilhelm! —

Franz Moſer. Du läßt dich von dem Burſchen beherrſchen; er thut, was er will, lieſt Romane und Gedichte, plaudert ſächſiſch, deutſch und franzöſiſch, iſt hochmüthig und naſeweis, ſpricht überall mit, will alles beſſer wiſſen und immer Recht haben, macht ſchlechte Streiche; — du kannſt ihn nicht bändigen, biſt zu ſchwach, haſt nie eigene Gedanken, keinen eigenen Willen. —

Peter Moſer (aufgebracht). Bruder! —

Franz Moſer. Du biſt ſchuld an allem, du haſt ihn verzogen; er war ſonſt ein guter Junge, aber da war ein Getändel, ein Gekoſe, ein Gelobe — der Bube merkte deine Schwachheit und nun iſt er ein ſchlechter Kerl! —

Peter Moſer. Das iſt zu viel! Ich habe dich immer lieb gehabt, aber, weiß Gott, das iſt zu viel!

Franz Moſer. Zu viel? — Der Bube hat mein Kind unglücklich gemacht, und ich ſoll ihn nicht haſſen? — Geh, Menſch, geh! —

Peter Moſer. Ich ſollte zürnen! — aber ich gehe! — Bruder, du biſt außer dir! — ich gehe!

Franz Moſer. Daß mir ja der ſaubere Herr nicht zu Geſichte kommt! — Ich ſtehe für nichts!

Peter Moſer. O ſorge nichts! — Er kömmt nicht, wenn auch —

Franz Moſer. Ich ſoll dich alſo noch einmal bitten, zu gehen?

Peter Moſer. Laß dich! (Gemäßigt.) Leb' wohl!

(Peter Moſer ab.)

Neunter Auftritt.

Franz Moſer.

(Halb laut.) Geh zum Teufel! (Er geht mit großen Schritten auf und nieder und murmelt halb für ſich:) Hab' ich mich nicht geärgert! — Die Plaudertaſche. — Er iſt doch eigentlich ſchuld! — Ich waſche meine Hände! — Mögen ſie doch machen, was ſie wollen, ich will die Sache vergeſſen und recht ruhig werden! Und warum nicht? Der Menſch kann alles vergeſſen, alles entbehren! — Alles? — (Wehmüthig.) Alles? Auch Freundſchaft, auch Liebe? — Großer Gott, es wird mich noch unter die Erde bringen! — Ich muß mich zerſtreuen! (Er wirft ſich in einen Stuhl und blättert in Rechnungen umher.) Macht 537, und 17 — Nicht doch! — Macht 540 — (Er rechnet eine Weile ſtillſchweigend fort.) Nicht doch! — Die Summe iſt zu groß! (Er wirft die Papiere von ſich.) Da liege, elender Bettel! Du kannſt mich nicht zerſtreuen, mein Herz ſehnt ſich nach Liebe und du gibſt mir kalte Zahlen! — — Die Arbeit gedeiht nicht mehr unter meinen Händen; ich bin ihrer nicht mehr gewohnt! Sonſt machte Wilhelm — Wilhelm! — hier und überall Wilhelm, und nur Wilhelm! — Ich kann ihn nicht vergeſſen, den heuchleriſchen Buben! Immer ſteht er vor mir mit der leidenden und doch ſtolzen Miene, wie er Hannchen — o jeder Name, der mir ſonſt theuer war, wird zum Dolche, der mir das Herz durchbohrt! — Hannchen, gutes, liebes, unſchuldiges Kind, auch dich hat er elend gemacht! (Er tritt ans Fenſter.) Ha, da wankt ſie über den Hof! Gott im Himmel, wie ſchrecklich iſt ſie verändert! — Ihr hüpfender Gang hat ſich in ein langſames Schleichen verwandelt, ihre Wangen, die ſonſt Geſundheit und Frohſinn rötheten, ſind nun bleich und eingefallen! — Sie trocknet ihre Augen. — Sie weint! — Wilhelm, Wilhelm, ſie weint, — mein Kind weint über dich; über dich! — (Pauſe. Er geht auf und nieder, tritt dann ſchnell ans Fenſter und ruft:) Hannchen! — Komm doch herauf zu mir! — (Er macht das Fenſter zu.) Ich will fort mit meinem Kinde, fort in eine andre Stadt, in ein andres Land; hier erinnert ſie alles an den Buben; hier tödtet ſie der Schmerz!

Zehnter Auftritt.

Hannchen. Franz Moſer.

Hannchen (tritt matt, ſchwankend und mit Thränen in den Augen, ein). Sie haben gerufen, lieber Vater!

Franz Moſer (hat ſich geſetzt und zieht Hannchen an ſeine Kniee, weich und gütig). Komme hierher zu mir! — Hannchen, war ich dir nicht immer ein guter Vater?

Hannchen (ſchluchzend). Beſter —!

Franz Moſer. Dieß Auge voll Thränen ſtraft deinen Mund Lügen!

Hannchen. O gewiß —

Franz Moſer. Dieſe Thränen entlockt dir nicht das Gefühl meiner Güte!

Hannchen (ſchüttelt faſt unmerklich den Kopf).

Franz Moſer. Sie entlockt dir der Schmerz!

Hannchen. Ach ja!

Franz Moſer. Ich will ſie trocknen, dieſe Thränen!

Hannchen. Ach, das kann nur der Tod!

Franz Moſer (gütig). Auch die Zeit!

Hannchen. Ach, gewiß nicht!

Franz Moſer. Der Bube iſt deines Andenkens nicht werth!

Hannchen. Aber ſind Sie auch gewiß? —

Franz Moſer. Ich ſah ihn an meinem Tiſche ſchreiben!

Hannchen. Er verſicherte mich!

Franz Moſer. Er iſt ein Lügner.

Hannchen. Aber wenn er nun bereute?

Franz Moſer. Berühre dieſe Saite nicht, meine Tochter!

Hannchen. O, ich kann nicht anders!

Franz Moſer. Willſt du mir das Herz brechen! — Wilhelm iſt ein böſer Menſch!

Hannchen. O gewiß, das iſt er nicht! Fehlen kann er wohl, aber bös iſt er nicht! Er war immer ſo gut, ſo edel! Schon in ſeiner Kindheit zeigte er ſein ſchönes Herz! — Und wie er mich liebte! Nie wich er von meiner Seite; um mir Freude zu machen, unternahm er die gefährlichſten Wageſtücke. Wiſſen Sie noch — o, ich werde es nie vergeſſen! — wie wir einſt, noch Kinder, auf dem Teiche ruderten? Der Kahn ſchlug um, ich fiel ins Waſſer, (lebhaft) Wilhelm ſtürzt ſich nach; er kann mich nicht herausziehen, er iſt zu ſchwach, (mit funkelnden Augen) da hält er mich mit Lebensgefahr, mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte über dem Waſſer, bis der Gärtner uns beide ohnmächtig ans Ufer zog.

Franz Moſer. O, das waren ſchöne Zeiten!

Hannchen (fortfahrend). Selbſt mit ſeinem eignen Schaden half er gern andern; wie des Gärtners Niklas, der ihm einſt im Spiele mit einem Steine ein großes Loch in den Kopf ſchlug. Der arme Bube zitterte vor Angſt und Furcht vor der Strafe. Da ſagte Wilhelm zum Oheim, er ſei beim Klettern von einem Baume herabgefallen; und er ertrug ohne Murren den Verweis über ſeine Unbeſonnenheit, ertrug's ohne Murren, daß er zur Strafe drei Tage lang nicht in dem Garten ſpielen durfte.

Franz Moſer. Als Knabe war er gut, ſehr gut! Ich liebte ihn wie meinen Sohn. O, er hat ſich ſchrecklich geändert!

Hannchen. O, er iſt noch immer, wie er einſt war! —

Das ganze Städtchen liebt ihn, viele Familien, denen er geholfen, ſegnen ſein Andenken; wie der alte Jakob, der im ſtrengen Winter —

Franz Moſer (ſchmerzhaft). O ſchweig, ſchweig!

Hannchen. Beſter Vater!

Franz Moſer. Vergiß Wilhelm!

Hannchen (halblaut, weinend). Ach, das kann ich nicht!

Franz Moſer. Willſt du ihn vergeſſen?

Hannchen (ſchweigt).

Franz Moſer. Antworte! Willſt du ihn vergeſſen?

Hannchen (furchtſam). Wenn Sie befehlen!

Franz Moſer. Ich befehle nichts! — Haſt du den feſten Willen, ihn zu vergeſſen? — Sprich! — Rede Wahrheit!

Hannchen (leiſe). Ach nein!

Franz Moſer (wirft ſich in einen Stuhl). Auch dies noch! — Das ertrage ich nicht!

Hannchen. Mein Vater —!

Franz Moſer. Laß mich! Du haſt mich getäuſcht! Auch du, Hannchen, auch du? — — Alle Bande, die mich an die Welt feſſelten, ſind nun zerriſſen; ich ſtehe allein auf Gottes weiter Erde, allein! Die, welche mir die Liebſten waren, haben mich von ſich geſtoßen; was erwarte ich von den Uebrigen! (Er zieht aus der Schublade des Tiſches ein Buch hervor.) So komm denn du hervor, theures Andenken meines guten Weibes! Die Lebendigen haben mich ausgeſchloſſen, ich will zu den Todten fliehen; deinem Schoße vertraue ich meinen Schmerz! — Heute hat mich mein Sohn betrogen, mein einziger Bruder verlaſſen, und meine Tochter — (Thränen erſticken ſeine Stimme.)

Hannchen. Halten Sie ein, mein Vater! ſprechen Sie es nicht aus! Ich will entſagen, will vergeſſen (verbirgt ihr Geſicht an ſeinem Buſen).

Franz Moſer. Dein Entſchluß iſt erzwungen, ich mag ihn nicht! — Ich will fort, fort in die weite Welt.

Bleibe du hier, werde des Buben Weib; ich will fort! — Alles was ich habe, ſoll dein ſein; ich will arm aus meinem eigenen Hauſe wandern und Gott bitten, daß er euch nicht fluche! — Hier! (Er zieht ſeine Börſe.) Hier nimm! (Er wirft ſie ihr hin.) Hier (er zieht ein Taſchenbuch hervor, reißt einige Papiere heraus und wirft ſie ihr ebenfalls zu) nimm! Hier ſind Banknoten — Wechſel — nimm es — nimm alles! — (Schreiend.) Gerechter Gott!

Hannchen. Mein Vater!

Franz Moſer (mit dem höchſten Ausdruck des Erſtaunens und der Freude). Die Schreibefeder!

Hannchen. Wie?

Franz Moſer. Die Schreibefeder! — meiner Anna Schreibefeder! Das ſchwarze Band — die drei Schnitte! — Hannchen — Kind!

Hannchen. Wär's möglich?

Franz Moſer. Es iſt, es iſt! — O Wilhelm, verzeihe mir den kränkenden Verdacht!

Hannchen. Er iſt unſchuldig!

Franz Moſer. O, möchte es doch die ganze Welt hören! — Mein Wilhelm iſt unſchuldig!

Hannchen. Aber wie —?

Franz Moſer. Nun ſteht alles klar vor meinen Augen! — Ich wollte geſtern eben den Tag deiner Vermählung mit Wilhelm in deiner Mutter Einſchreibebuch aufzeichnen, da ward ich abgerufen, ſteckte in der Eile die Feder in das Taſchenbuch, und beſchuldigte Wilhelm der Lüge, als er verſicherte, er habe ſie nicht geſehen! — O ich Thor, ich grauſamer Thor!

Hannchen. Wilhelm iſt alſo —?

Franz Moſer. Unſchuldig, Mädchen, unſchuldig, rein und ſchuldlos! — Hänschen, Kind, Hut und Stock!

Hannchen. Sie wollten —?

Franz Moſer. Hurtig, hurtig! Zum Oheim muß ich; hinüber zu dem armen Jungen!

Hannchen (ſtreichelt ihm). Liebſter Vater!

Franz Moſer (kindiſch zürnend). Daß dich doch! — Wirſt du gehen?

Hannchen. O ſogleich! (Schnell ab.)

Franz Moſer. Guter Gott, ſtärke mich, daß ich der Freude nicht erliege!

Hannchen (kommt mit Hut und Stock). Hier, lieber Vater!

Franz Moſer. Jetzt bin ich wohl wieder das liebe Väterchen, aber kurz vorher. — Warte, das will ich dir gedenken!

Hannchen. O nur geſchwind, geſchwind, lieber Vater!

Franz Moſer. Ei ja doch!

(Er will gehen, im der Thüre begegnet ihm)

Elfter Auftritt.

Peter Moſer. Die Vorigen.

Franz Moſer. Ah, der Wolf in der Fabel! — Gut, daß du kommſt, Bruder!

Peter Moſer (niedergeſchlagen). Franz, du haſt mich zwar ſehr beleidigt; aber ich verzeihe dir; du warſt in Hitze, bedachteſt nicht, was du thateſt, und dann — es thut mir weh, daß ich es ſagen muß — dann war auch das Recht auf deiner Seite.

Franz Moſer. Falſch, ehrlicher Peter, falſch! Eben weil das Recht nicht auf meiner Seite war, wollte ich eben itzt zu dir gehen.

Peter Moſer. Wilhelm iſt ein Vagabund!

Franz Moſer. Nein!

Peter Moſer. Die böſen Geſellſchaften haben ihn verdorben.

Franz Moſer. Nein!

Peter Moſer. Ich ziehe meine Hand von ihm ab.

Franz Moſer. Nein, ſage ich, und tauſendmal, nein, nein, nein!

Peter Moſer. Bruder, ich begreife dich nicht!

Franz Moſer (launicht). Gelt, Brüderchen, das iſt dir zu ſpitz?

Peter Moſer. Kurz vorher —

Franz Moſer. Ja doch! Kurz vorher war ich närriſch, und nun —

Peter Moſer (ſchüttelt den Kopf).

Franz Moſer (lachend). Und nun nicht viel klüger, meinſt du? Sieh hier (er zeigt ihm die Feder). Dieß kleine unbedeutende Ding hat mich vorher zum Narren und nun wieder klug gemacht! —

Peter Moſer. Wie geht denn das zu? — wie —

Franz Moſer. Glück auf! Deine Suada kömmt ſchon wieder in Aktivität!

Peter Moſer. Aber ſage! —

Franz Moſer. Nichts werde ich dir ſagen, zur Strafe deines Widerſprechens! Nun will ich fragen. Was brachte dich zu mir her?

Peter Moſer. Ja, hätt' ich doch bald vergeſſen! — Denke, Bruder, da kommt der Narr, der Wilhelm, zu mir aufs Zimmer, küßt mir die Hand, dankt mir für alle Wohlthaten, ſprudelt Sentenzen, Schwüre und auch Flüche mitunter, treibt tolles Zeug, geberdet ſich wie wüthig, und als ich endlich frage, wo der Schnickſchnack hinaus will, antwortet mir der Haſenfuß, (parodirend) er müſſe fort, in die weite Welt, und —

Hannchen. Mein Gott! Sehen Sie nun, lieber Vater, wie ich geſagt habe!

Franz Moſer. So arg wird's denn doch wohl nicht werden!

Hannchen. Er iſt doch noch nicht fort?

Peter Moſer. So kann man doch bei euch nie eine

Sache ruhig erzählen! Schweigt, ihr werdet doch alles hören! — Aber das plappert und ſchnattert und fragt und unterbricht —

Franz Moſer (wirft ſich ungeduldig in einen Stuhl). So erzähle denn! Ich will dich nicht unterbrechen!

Peter Moſer. Nun denn alſo! — Sagt, er wolle fort, nach — was weiß ich wohin! Ich ſuche ihn zu beruhigen, ſtelle ihm ſeine Narrheit recht deutlich vor die Augen, bitte ihn; — ja doch! Er hörte mich gar nicht, glaub' ich, und ging —

Hannchen. Jeſus Maria, fort? — Liebſter Oheim, fort?

Peter Moſer. Nicht doch! Auf ſein Zimmer! — Da ſetzte er ſich nieder, ſtützte den Kopf auf die Hand und murmelte für ſich allerlei tolles Zeug. Da ſchlich ich fort, zu dir, um dich zu bitten mir zu rathen, denn ich weiß mir wahrhaftig nicht zu helfen.

Franz Moſer. Nun denn, ſo höre, und thue, was ich dir ſage.

Hannchen. Beſter Vater!

Franz Moſer. Ei ja doch! (Zu Peter Moſer.) Geh ſogleich nach Hauſe!

Peter Moſer (ergreift Hut und Stock). Nun?

Franz Moſer. Sage Wilhelm, ich — verſtehe mich wohl — ich ließe ihn bitten, zu mir zu kommen, und will er nicht —

Hannchen. O, dann ſagen Sie nur, Hannchen bäte ihn!

Peter Moſer. Aber wo ſoll das hinaus?

Franz Moſer. Ei, ſo thue doch, was ich dir ſage!

Peter Moſer. Das wohl! Doch —

Franz Moſer. Geh itzt, lieber, vermaledeiter Schwätzer; dann verſpreche ich dir, dir die ganze Geſchichte mit allen Umſtänden zu erzählen, und geduldig, ohne Unterbrechung alle deine Anmerkungen anzuhören.

Peter Moſer. Nun, ſo will ich denn gehen.

Franz Moſer. Ja, das thue, lieber Bruder, und nur ſein geſchwinde!

Hannchen (gibt Peter Moſer den Stock, den er während des Vorigen wieder weggelegt hatte, in die Hand, und ſetzt ihm ſchmeichelnd den Hut auf). Thun Sie es doch, Liebſter, Beſter, Theuerſter! (Die Hände empor haltend und um ihn herumhüpfend.)

Peter Moſer. Es wird Mühe koſten, o ich weiß gewiß, es wird Mühe koſten! Denn ich merke nachgerade, daß Ihr ihn ſehr beleidigt habt, aber mein Wort, ich bringe ihn, und ſollte ich ihn auf dem Rücken herübertragen. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Franz Moſer. Hannchen.

Franz Moſer. Nun endlich, Gott ſei gedankt!

Hannchen (am Fenſter). Ach, ſehn Sie doch, wie er eilt, der gute alte Mann! — Nun iſt er ſchon am Thore! — Er winkt noch einmal herauf, und geht hinein. (Sie geht vom Fenſter.) O, wie freue ich mich!

Franz Moſer. Heute ſoll ſich alles freun! Meinen und Bruder Peters Leuten will ich heute ein Feſt geben; da ſoll getanzt, getrunken, gejubelt werden bis an den hellen Tag!

Hannchen. Und ich darf nun auch Wilhelm wieder gut ſein?

Franz Moſer. Verſteht ſich! Vivat Jungfer Braut, vivat hoch!

Hannchen. Ei gehn Sie doch!

Franz Moſer. Nichts da! nicht weggeſehen! Augen auf, Kopf in die Höhe, und nun denn, Glück auf! Braut meines Wilhelm, Glück auf! meine Tochter! (Er küßt ſie.)

Hannchen. O wie glücklich wollen wir ſein, wie wollen wir uns freuen! Und Sie ſollen auch fröhlich ſein!

Franz Moſer. Je ja doch!

Hannchen. Jeden Ihrer kleinſten Wünſche wollen wir befriedigen, alles thun, um Ihnen Ihr Alter angenehm zu machen! — Wir wohnen hier zuſammen!

Franz Moſer. Ihr hier, und ich in den hintern Zimmern.

Hannchen. Nicht doch! Sie hier und wir im Hintergebäude!

Franz Moſer (komiſch). Schon vor der Hochzeit willſt du widerſprechen? Daß doch die Weiber das Anordnen nicht laſſen können!

Hannchen. Aber ſehn Sie doch!

Franz Moſer. Ich will aber nun einmal nicht hier wohnen!

Hannchen. Nun denn, Sie ſchlafen alſo in der grünen Stube. — Das große Bette mit den grünen Vorhängen! —

Franz Moſer. Ja doch! —

Hannchen. Des Morgens bringe ich Ihnen das Frühſtück auf Ihr Zimmer.

Franz Moſer. Und die Morgenpfeife.

Hannchen. Wenn meine häuslichen Arbeiten geendet ſind, ſetze ich mich mit meinem Nähzeuge zu Ihnen.

Franz Moſer. Da leſe ich dir vor, oder wir ſchwatzen bis zwölf Uhr. Dann geht's zu Tiſche.

Hannchen. Wir eſſen an dem grünen Tiſche; Sie, mein Wilhelm, der Oheim und ich. Sie oben an.

Franz Moſer. Ihr beide an meiner Seite.

Hannchen. Ich lege Ihnen vor.

Franz Moſer. Des Abends ſpiele ich mit Wilhelm im Brette.

Hannchen. Und ich ſitze mit meiner Arbeit dabei und ſehe Ihnen zu.

Franz Moſer. Und wenn ein Kind —

Hannchen (verſchämt). Ei ſchweigen —

Franz Moſer. Warum nicht gar! Freuen will ich mich, und ſtumme Freude taugt nichts! — O, wenn erſt ein Enkel auf meinen Knieen reitet, wenn der kleine Bube — Hannchen, gutes Kind! Nicht wahr, Franz muß der erſte Junge heißen?

Hannchen. Beſter Vater!

Franz Moſer. O, mit deinen Kindern will ich ſelbſt wieder zum Kinde werden! — Morgen ſoll Eure Hochzeit ſein!

Hannchen. O liebſter, beſter — (Sie umarmt ihn.)

Franz Moſer. Oho, erdrücke mich nur nicht!

Hannchen. Wenn nur Wilhelm noch hier wäre; wo er doch nur ſteckt!

Franz Moſer. Peter erzählt ihm nun erſt ausführlich den Hergang der Sache, und da kann er vor einer halben Stunde nicht abkommen. Du weißt ja!

Hannchen. O, wenn er wüßte, mit welcher Ungeduld ich ihn erwarte!

Franz Moſer. Ich ſtehe ſelbſt auf Kohlen.

Hannchen. Ach Vater, ſehn Sie doch! — Mein Gott, was iſt das?

Franz Moſer. Was iſt es denn?

Hannchen. Gott im Himmel, Wilhelm iſt todt! (Will forteilen.)

Franz Moſer (hält ſie zurück). Mädchen, ſei nicht närriſch!

Hannchen. Ach Gott — — da iſt er ſchon!

Dreizehnter Auftritt.

Peter Moſer. Vorige.

Franz Moſer. Nun Bruder? Warum ſo traurig? (Sieht ſich um.) Wo iſt Wilhelm? Er kömmt doch?

Peter Moſer (niedergeſchlagen). Er will nicht!

Hannchen. Ich ließ ihn darum bitten, und er will nicht? Es iſt nicht möglich!

Peter Moſer. Sieh, Bruder Franz, ich war mein ganzes Leben hindurch immer heiter und froh. Ich habe mein Weib ſterben ſehen, ich ſtand am Sterbebette meiner einzigen Tochter; ich weinte ſehr, aber die Zeit linderte meinen Schmerz; aber dieſen Schlag werde ich bis an mein Grab fühlen. — Gerechter Gott, der Einzige, der Letzte!

Franz Moſer. Du dauerſt mich!

Peter Moſer. Als mein alter Brand ſtarb, ſchwur ich ihm, ſeinem Kinde Vater zu ſein, und (andächtig gen Himmel blickend) weiß Gott, ich war es ſtets bis auf den heutigen Tag; ich habe den Jungen gehalten wie mein eigenes Kind. Als meine Tochter ſtarb, machte ich ihn zum Erben meines ganzen Vermögens; das war ich ihm ſchuldig, denn ich habe ſeinem Vater verſprochen für ihn zu ſorgen; aber ich habe ihn gehütet wie meinen Augapfel, habe ihn geliebt wie wenig Eltern ihre Kinder lieben, und bei Gott, dafür iſt er mir Dank ſchuldig!

Franz Moſer. Warum will er nicht kommen?

Peter Moſer. Du hätteſt ihn beleidigt, ſagte er, mehr als ſeine Ehre ihm zu verzeihen geſtatte. Ich ſagte ihm, daß du ihn bäteſt, herüber zu kommen, aber er rief, er habe geſchworen, nie dein Haus wieder zu betreten, ſelbſt wenn du knieend —

Franz Moſer (heftig). Was?

Hannchen (wehmüthig). Vater!

Franz Moſer. Ich ihn auf den Knieen bitten!

Hannchen. So meinte er es gewiß nicht.

Franz Moſer. O, des Buben unbändiger Stolz!

Hannchen. Sie waren hart —

Franz Moſer. Es iſt wahr, ich war zu raſch; aber es thut mir leid!

Hannchen. Sie haben ſeine Ehre gekränkt.

Franz Moſer. Alles wahr, — aber —

Hannchen. Sie haben ihn ſelbſt gelehrt, daß es das Schimpflichſte ſei, ein Lügner genannt zu werden.

Franz Moſer. Ich weiß wohl, ich ſagte das oft.

Peter Moſer (der während deſſen am Fenſter geſtanden.) Da geht er!

Hannchen. Wer?

Peter Moſer. Wilhelm. — Er iſt reiſefertig.

Hannchen. Wo? (Drängt ſich heftig ans Fenſter.)

Peter Moſer. Er winkt mir ein Lebewohl zu!

Hannchen. Er weint!

Peter Moſer (dumpf). Er geht!

Hannchen (faſt kreiſchend). Er geht! (Sie will zur Thüre eilen, wankt und ſinkt ohnmächtig in ihres Oheims Arme. Dieſer iſt unſchlüſſig, ob er Hannchen helfen oder ſeinen Pflegeſohn zurückhalten ſoll.)

Peter Moſer. Franz, deine Tochter ſtirbt!

Franz Moſer (ebenfalls unſchlüſſig und ängſtlich). Sie wird wieder erwachen!

Peter Moſer. Dann tödtet ſie der Schmerz!

Franz Moſer. Kann ich helfen?

Peter Moſer (beugt ſich über ſie herab, wehmüthig). Armes, verlaſſenes Kind!

Franz Moſer. Verlaſſen? — — Nein, Hannchen, dein Vater verläßt dich nicht!

(Er ſtürzt ſchnell ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Peter Moſer. Hannchen.

Peter Moſer. Ach Wilhelm, mein Sohn! — (Zu Hannchen, die noch immer leblos in ſeinen Armen liegt:) Hannchen!

Hannchen (ſtöhnend). Wilhelm, mein Wilhelm!

Peter Moſer. Gib dich zufrieden, meine Tochter!

Hannchen. Wo iſt Wilhelm?

Peter Moſer. (Deutet ſprachlos in die Ferne.)

Hannchen. Ah! — (Verhüllt mit beiden Händen das Geſicht.)

Franz Moſer (von außen). So wahr mir Gott helfe, ich laſſe dich nicht!

Hannchen (richtet ſich ſchnell auf). Mein Vater!

Fünfzehnter Auftritt.

Franz Moſer. Wilhelm. Vorige.

Franz Moſer (hat Wilhelm am Arme). Ich laſſe dich nicht!

Wilhelm. Herr Moſer, was wollen Sie von mir?

Hannchen. Wilhelm!

Wilhelm. Hannch— (Wendet ſich mit unterdrücktem Gefühle ſchnell zu Franz Moſer.) Was wollen Sie von mir?

Franz Moſer. Gut will ich machen, was ich verdorben! Liebſt du Hannchen?

Wilhelm. Wollen Sie meiner ſpotten?

Franz Moſer. Wilhelm, ich kenne dich nicht mehr!

Wilhelm. Daß Sie mich nicht kennen, haben Sie mir ſchon heute Morgen bewieſen. — Aber was ſoll das alles? — Zur Sache, wenn ich bitten darf! — ſonſt — Sie werden nicht ungütig nehmen —

Franz Moſer. Wilhelm, deine Kälte bricht mir das Herz!

Wilhelm (unterdrückt). So?

Franz Moſer. Wilhelm, ſei zornig, wüthe, tobe; daß ich doch wenigſtens den Menſchen in dir erkenne! Nur nicht dieſe fürchterliche Kälte!

Hannchen. Wilhelm!

Peter Moſer. Sohn!

Franz Moſer. Komm in meine Arme! — Ich will dich an mein heißes Herz drücken, bis dein Gefühl erwacht, bis ein Strahl von Liebe durch die Eisrinde bricht.

Wilhelm. Laſſen Sie mich! — Sie halten mich eines Vergehens, eines Verbrechens ſchuldig; Sie können mich nicht achten! — Ich gehe, leben Sie wohl!

Franz Moſer. Nein, bleiben ſollſt du, bleiben und glücklich ſein! — Du biſt gerechtfertigt! Sieh, (er zeigt ihm die Schreibefeder) ſieh hier den Beweis meines Unrechts und deiner Unſchuld!

Wilhelm. Gott im Himmel!

Franz Moſer. Iſt dein ſtarrer Sinn nun gebeugt? Bereuſt du nun deinen Hochmuth?

Wilhelm. Das Bereuen ſteht hier nicht mir zu! Ich bin der Beleidigte! Sie konnten mich einmal für einen Böſewicht halten! — Wir ſind geſchieden!

Franz Moſer. Ha der Trotz! — Aber ich will dir Genugthuung geben, und wenn du all mein Hab fordern ſollteſt!

Wilhelm. Das Höchſte des Menſchen, meine Ehre, haben Sie angegriffen, können Sie mir dafür Erſatz leiſten?

Franz Moſer. Hannchen iſt dein! (Er führt ſie zu ihm.) Geh hin, meine Tochter, umarme ihn, umarme deinen Bräutigam!

Hannchen (freudig). Beſter Vater! — Wilhelm!

Wilhelm. Hannchen! — (Er weicht ihrer Umarmung aus; im heftigſten Kampf zwiſchen Liebe und Stolz faſt unhörbar.) Ich kann nicht.

Franz Moſer. Was hindert dich?

Wilhelm. Meine Ehre! — Ich habe geſchworen! — (Er wendet ſich um.)

Hannchen (kreiſchend.) Du willſt mich verlaſſen?

Wilhelm. (Bleibt in heftigem Kampf ſtehen.)

Hannchen. Wilhelm, du gibſt mir den Tod!

Wilhelm (wendet ſich raſch um, in dem Augenblicke ruft:)

Hannchen. Wilhelm, mein Wilhelm! (Breitet die Arme gegen ihn aus.)

Wilhelm (überwältigt). Hannchen! (Er ſtürzt in ihre Arme.) Geliebte!

Hannchen (mit Entzücken ſchreiend). Er bleibt! Er bleibt bei uns! Er bleibt bei mir!!

Wilhelm. Vater, mein Stolz iſt zertrümmert!

Peter Moſer (mit Thränen). O mein Sohn!

Franz Moſer. Komme an meine Bruſt! — So weit konnteſt du es kommen laſſen? Doch habe ich dich nicht wieder? — O mein theurer, wiedergefundener Sohn! (Er ſchließt ihn in ſeine Arme.) Wie viel habe ich um dich gelitten! Doch nun iſt's vorbei, und ich habe dich wieder! (Er führt ihn zu Hannchen und legt ihre Hände in einander.) Nimm hin das Beſte, was ich habe! Sie iſt dein Weib!

Wilhelm.
Hannchen. } Vater!

Franz Moſer. Liebt euch, ſeid glücklich, und erinnert euch oft des heutigen Tages! — (Er hebt die Schreibfeder hoch empor.) Du aber, theures Andenken meines Weibes, das uns an einem Tage getrennt und vereinigt, dich will ich bewahren, ſo lang ich lebe; mein größter Schatz ſollſt du ſein, und ſterbe ich, das beſte Erbtheil meiner glücklichen Kinder!

(Er eilt in ihre Umarmung.)

◆

Wer iſt ſchuldig?

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen.

Holl.
Marie, ſeine Frau.
Jeanette, Kammermädchen.
Der Gärtner.

Garten. Rechts eine Laube, gegenüber ein Piedeſtal mit einer Vaſe darauf. Gartenſtühle umher. Tagesanbruch.

Erſter Auftritt.

Marie
(kommt mit einer Strickerei).

Die Sonne röthet ſchon der Bäume ſchwanke Spitzen,
Die Büſche werden laut, und Gras und Blätter blitzen,
Und auf dem Felde, das im Morgenſtrahle glüht,
Ertönt der Lerche herzerhebend Jubellied;
Und Alles wacht und lebt und freut ſich ſeines Lebens
Nur mir winkt alle dieſe Herrlichkeit vergebens!
Ach nur vor wenig Jahren noch konnt' ich ſo rein,
So innig, ſo entzückt mich dieſes Anblicks freun,
Doch nun iſt's anders, tauſend kleine, läſt'ge Sorgen
Vergällen neidiſch mir den himmliſch ſchönen Morgen. —
O Männer, Männer, ihr verdient es wahrlich nicht,
Daß eines Weibes Herz um euretwillen bricht.
Ihr gehet ruhig eurer Wege, unbekümmert,
Ob eine Thräne in des Weibes Auge ſchimmert,
Die euer ſchonungsloſer Leichtſinn ihr erpreßt,
Und eilt von Luſt zu Luſt, und ſpielt und tändelt und —
vergeßt!
Erſt ſchmeicheln ſie ſo ſüß, und wir gehn in die Falle,
Schnell wird das Lamm zum Wolf, und ſo, ſo ſind ſie alle.
Mein Mann iſt gut und weich, ein Mann, der lieben kann,

Ein Mann von Geiſt, von Herz, kurz, ein vollkommner Mann,
Was man vollkommen nennt. — ein Schieler unter Blinden —
Doch ach, er iſt ein Mann, und treu kein Mann zu finden! —
Herrſchſüchtiges und ungezügeltes Geſchlecht!
So ſtempelt denn dein Wille jede That zum Recht?
Euch ſchmückt des Ruhmes Kranz, euch blüht des Sieges Krone,
Ihr herrſcht im Haus, im Lehrſtuhl, auf dem Throne,
Die ganze Welt iſt euer ungeheures Reich,
Da ſchaltet ihr allmächt'gen Göttern gleich
Und ſchlürft wie Opferdampf des Lobes Wohlgerüche,
Indeß die Frau, verbannt in Kinderſtub' und Küche,
Dem Herrn der Erde dient als kaum bemerkte Magd,
Der trällert, wenn ſie weint, und pfeifet, wenn ſie klagt.
Und preiſt uns auch am Schreibtiſch hie und da ein Dichter,
Als Ehemann iſt er vom nämlichen Gelichter;
Ergrimmt wirft Schillers Würd' der Fraun er aus der Hand,
Weil ſeine ſich zu widerſprechen unterſtand.
Genug! In Wien wie in dem Lande der Chineſen
Iſt eine Frau das unglückſel'gſte aller Weſen!
Wenn's einer ja einmal ſich zu erheben glückt,
Dann ſtürmt man auf ſie ein, bis aller Muth erſtickt,
Und jene feinen Titel: Mannweib und Gelehrte
Sind es, mit denen man von jeher ſie beehrte.
Ach güt'ger Himmel, wir entſagten ja ſo gern
Dem Platz auf Thron und Kanzel, Würd' und Band und Stern,
Wenn Lieb' und Treue nur dafür uns noch belohnte.
Doch ach, ein Mann und Treu? Vielleicht der Mann im Monde!
Was ſie an uns verdammen, thun ſie ungeſcheut,
Was uns Verbrechen iſt, iſt ihnen Artigkeit.
Mein Mann ward roth, als mich Herr Jauer jüngſt nur grüßte,
Doch daß er geſtern erſt mein Kammermädchen küßte,
Das darf das Weib nicht rügen; ſtehlen kann nur ſie,
Der Mann thut, was er will, und nennt's Galanterie.

Gehn wir ſpazieren und die Schule iſt geendet,
So ſteht er, geht mir nicht vom Flecke und verwendet
Kein Auge, wie die Kleinen ſcheu und jüngferlich
Vorüber trippeln, ruft wohl eines gar zu ſich,
Ein Kind, ſo eins von dreizehn oder vierzehn Jahren,
Und klopft es auf die Backen, ſpricht, er hab' erfahren,
Es ſei ſo brav und fromm, und faßt es unterm Kinn,
Daß mir vor Scham und Aerger beide Wangen glühn.
Schon öfters überraſcht' ich ihn mit Dormann's Jettchen,
Sie iſt nicht ſchön, nicht einmal hübſch, allein — ein Mädchen.
Ich bin nicht eitel, doch hielt mancher mich für ſchön,
Und er ſchwatzt nur mit ihr und ſcheint mich kaum zu ſehn.
Allein, warum mit ſeiner Fehler Zahl mich quälen!
Er iſt ein Mann! Wer mag den Sand des Meeres zählen?
(Sie ſetzt ſich in die Laube und ſtrickt.)
Das Brautgemach gleicht Circens zauberiſchem Haus;
Halbgötter treten ein und Wölfe gehn heraus.

Zweiter Auftritt.

Marie. Der Gärtner.

Gärtner
(ſchleicht verſtohlen herein und blickt forſchend rings umher).
Noch niemand hier! — Hier iſt der Ort! — Und hier
die Vaſe!
Nun ſchnell, eh jemand naht.
(Er ſchiebt einen Gartenſtuhl an das Piedeſtal, ſteigt hinauf und ſteckt
die Hand in die Vaſe.)

Marie.
Was raſchelt dort im Graſe?
He da!

Gärtner.
Die gnäd'ge Frau! Es iſt um mich geſchehn!
(Er ſpringt vom Stuhle und ſucht emſig etwas, das er in der Hand hält,
zu verbergen.)

Marie.

Zeigt! was verbergt Ihr?

Gärtner.

Nichts, nichts.

Marie.

Gebt! ich will es ſehn!
Bekennt, und reizt mich länger nicht. — Fehlt Euch die Sprache?

Gärtner (bei Seite).

Ich wollt', es wäre ſo, ſo käm' ich aus der Sache.

Marie.

Ich ſeh', es iſt ein Briefchen. Gebt! — Ha, welch' Verdacht
In der bewegten Bruſt mit einemmal erwacht!
Befehlen könnt' ich, doch ſeht, hier ſind zwei Dukaten.
Doch nun den Brief!

Gärtner.

Was thu' ich?

(Er gibt ihr zögernd den Brief.)

Hier! — Allein verrathen
Sie mich dem gnäd'gen Herrn, ſo jagt er mich davon!
Denn er verbot mir ſtreng —

Marie.

Schweigt!

Gärtner.

Ach, ich ſchweige ſchon.

Marie.

Was werd' ich ſehn?

(Sie beſieht den Brief.)

Das Aeußre ganz des Schreibers Spiegel;
Ein Blatt Papier und kaum gefaltet, ohne Siegel.
à M. H. — Holl! à Monſieur Holl! — Monſieur? Wie zart!
Da klang's weit inniger: an meinen Eduard.

(Sie entfaltet den Zettel und lieſt.)

„Wenn unſer Argus ſchläft, ſchleich' ich mich in den Garten,
Rechts in der dunkeln Laube magſt du mich erwarten.“

Iſt dieß ein Brief? Sind dieſes Worte? Himmel, kaum
Beſinn' ich mich. Mir dünkt dieß alles nur ein Traum.
So iſt mit einemmal der ſüße Wahn verſchwunden,
Geliebt zu ſein! Der Wahn, der mich in ſchweren Stunden
Beim Leichtſinn meines Mannes immer aufrecht hielt.
Dich liebt er, dacht' ich, wenn er auch mit andern ſpielt. —
(Zum Gärtner.)
Bekennt!

Gärtner.

Ach gnäd'ge Frau!

Marie.

Wer gab Euch dieſen Brief?

Gärtner.

Ich — fand ihn — als ich vorhin in die Vaſe griff.

Marie.

Du lügſt!

Gärtner.

Erbarmen, Gnäd'ge —

Marie.

Spare deine Künſte!

Gärtner.

Der Herr, ach Gott, der Herr, er jagt mich aus dem Dienſte!

Marie.

Doch wie das all' zuſammenhängt, begreift ein Kind.
Ich will Eu'r Unglück nicht, ob Ihr es gleich verdient.
Geht denn! Doch hört! Wagt Ihr es jemand zu vertrauen,
Was hier geſchah —

Gärtner.

Eh laſſ' ich mich in Stücken hauen!

Marie.

Selbſt meinem Mann. — Ich bin begierig doch zu ſehn,
Wie weit ſeine Verſtellung reicht — Ihr könnt nun gehn.

Gärtner.

Weiß ſie es, weiß ſie's nicht? Worüber mag ſie brüten?
Ich ſoll's dem Herrn nicht ſagen? Werde mich wohl hüten!
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Marie allein.

Der Schlag, er iſt geſchehn! Mein Unglück iſt gewiß,
Ich darf nicht zweifeln mehr. — Der Zweifel iſt ſo ſüß.
Wenn ſeine Stachel gleich das Herz uns blutig ritzen,
Zeigt er uns doch den Werth von dem, was wir beſitzen.
Wer ruhig nur genießt, kennt nicht des Gutes Werth;
Furcht zu verlieren iſt's, was uns ihn kennen lehrt.
Ob ich gleich zitterte, wenn ihm ein Mädchen nahte,
Lag doch in dieſer Furcht auch Wonne, denn bejahte
Nicht jeder Blick, den ſie aus trunknen Augen ſchoß,
Mein Glück in ſeinem Arm ſei neidenswürdig groß?
Und jeder Kuß war doppelt ſüß, den ich ihm raubte,
Weil ich der ganzen Welt ihn abgeſtritten glaubte,
Dem Geizhals gleich, der bebt, wenn nur die Diele kracht,
Entzückt, kann er den Schatz nur ſchaun, den er bewacht.
Wie oft floh ſeinetwegen mich des Nachts der Schlummer,
Des Tags die Ruh; und ſo vergilt er meinen Kummer,
So meinen Gram, die Liebe, die er nie verdient.
Zu ſpät ſeh' ich das ein, zu lange war ich blind.
Nur er war meine Luſt, mein einziges Vergnügen,
Und er — allein er ſoll mich nimmermehr betrügen!
Doch ha! — Iſt er's nicht, der dort mit dem Gärtner ſpricht?
Vermuthlich frägt er nach dem Brief, der Böſewicht! —
Er iſt ein hübſcher Mann, das muß ſein Feind geſtehen.
Doch auch ſo falſch als hübſch. Ich kann ihn gar nicht ſehen.

(Sie blickt wieder hin.)

Er trägt den Ueberrock, der ihm ſo artig läßt,
Mit ſeinen braunen Haaren ſpielt ein leiſer Weſt.
Iſt's doch, als hätte die Natur, nur mich zu höhnen,
Heut' alles aufgeboten, um ihn zu verſchönen.
Sein Aug' — wer ſah es je und hat ihn nicht geliebt! —
So fromm, als hätte er kein Waſſer je getrübt.

Doch ſtill, er naht — Tret' ich ihm mit dem Brief entgegen?
Doch nein, dann leugnet er. — Hieher will ich ihn legen,
Hier auf die Bank, damit er ihn ſogleich erblickt.
Vielleicht daß mir es ihn zu überraſchen glückt.
(Sie legt den Brief in die Laube und will fort. Holl tritt ein und hält ſie auf.)

Vierter Auftritt.

Holl. Marie.

Holl.

Ach ſieh da, du hier? Guten Morgen, liebes Weibchen.
Du biſt ja heut' ganz Grazie. Dieß ſimple Leibchen,
Es ſteht dir ſchöner als das prächtigſte Gewand.
Wen die Natur geziert, entſtellt des Schneiders Hand.

Marie.

Durch leere Schmeichelei'n ſucht er mich zu beſtechen.
Zu oft gelang's ihm, er kennt leider meine Schwächen.
Doch dießmal bin ich feſt.

Holl.

Na, Liebchen, einen Kuß —
Du kehrſt dich ab, du weigerſt mir den Morgengruß?
(Sie macht eine Bewegung fortzugehn.)
Nicht doch!

Marie.

Ich muß ja wohl, er läßt mich nicht vom Flecke.

Holl.

Gib acht, ob ich dich nicht aus deinen Träumen wecke?
(Sie beugt ſich etwas zurück, er küßt ſie.)
Nun, ſchlägt das Mittel an? Nun, iſt dein Spleen kurirt?
Wie, noch nicht? Repriſe! Die Doſis repetirt!
Du weichſt zurück? Noch immer mürriſch? Ich erſtaune.
Ah, du haſt einmal wieder angenehme Laune.

Du weißt, ich hab' Antipathie gen dieß Geſicht. —
Beſchwerlich fallen iſt mein größter Fehler nicht!

(Er wirft ſich in einen Stuhl.)

Marie.

Ha, der Verſtellung! Und ich wage noch zu hoffen?
Wie ſorglos er ſich dehnt. — Und Hals und Buſen offen!
Wie leicht die rauhe Luft, die Morgen ſind noch kühl —
Was andern werth iſt: Weib, Geſundheit iſt ihm Spiel.

(Sie nimmt ihr eigenes Tuch vom Halſe.)

Holl binden — der Verräther! — Dieſes Tuch — hier nehmen
Sie es, es iſt hier feucht. — Ich ſollte mich wohl ſchämen,
Daß ich noch ſo beſorgt —

Holl.

Ach, bleib mir doch vom Leib
Mit deinem Tuche!

Marie.

So behandelt er ſein Weib!
O, wüßt' er mich durch ſeinen Tod recht zu betrüben,
Er ſtürbe gleich. Und den Mann konnt' ich einmal lieben!
Er achtet meiner kaum. Mich trifft kein einz'ger Blick.
Fort, fort! Kaum halt' ich meine Thränen noch zurück.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Holl allein.

Da geht ſie hin und ſchmollt. Je nu, das wird ſich geben!
Sie kann doch ohne mich nicht eine Stunde leben.
Ach, wer erklärt der Weiberlaunen Ebb' und Fluth,
Ein Nichts macht ſie erzürnt, ein Nichts auch wieder gut.
Der Hemdekragen offen nur, kein Halstuch über,
Und die beſorgte Frau bekommt ſtatt euch ein Fieber.
Das iſt recht hübſch, doch in die Länge wird's fatal,
Wie hier Figura zeigt, zu meiner eignen Qual.

Nehm' ich früh mein Gewehr, um im Revier zu ſtreifen,
So jammert ſie und klagt, als wollt' ich mich erſäufen.
Es ſei noch kühl. Die Haſen, meint ſie, eilten nicht
Und harrten meiner, bis die Mittagsſonne ſticht.
Bei Tiſche find' ich ſicher eine Lieblingsſpeiſe,
Doch wie ich darnach lang' und ihre Sorgfalt preiſe,
Da wird ſie bleich und roth, blickt ſtarr nach meinem Mund,
Schmält auf die ſchwere Speiſe, ſpricht von Krankheit und
Klagt mir ſo lange vor von meinem ſchwachen Magen,
Bis ich betäubt erlaub', die Schüſſel wegzutragen.
Um mich zu tröſten, holt ſie ſelbſt vom beſten Wein,
Doch ſchon beim zweiten Glas ſieht ſie ſo ängſtlich drein,
Als hätt' ich Gift vor mir und nicht den Saft der Trauben.
Und ſo iſt ſie beſorgt, mir jede Luſt zu rauben.
Sie nennt das Liebe. Schönen Dank, was hilft mir das!
Wenn ſo die Liebe quält, wie peinigt dann der Haß?
Ja, wen der Himmel liebt, geb' er ſtatt Gold und Kronen,
Ein zärtlich Weib, er kann nicht ungemeßner lohnen!
Allein vergißt der Sel'ge ſich, wird ſtolz und lau;
Die Straf' liegt im Geſchenk, er laſſ' ihm ſeine Frau!
Sie kommt noch nicht? — Ei mag's, ich ſetze mich hier nieder.
Bald iſt ihr Zorn verraucht und lächelnd kehrt ſie wieder.
Gewiß kömmt ſie ſo ſchnell zurück, als ſie entlief.

(Er geht in die Laube, um ſich niederzuſetzen.)

Doch was iſt das? Ein Stück Papier! — Bei Gott, ein Brief.
Ein Brief, und hier? wo kurz zuvor mein Weib geweſen!
Schein's immer indiskret, den Zettel muß ich leſen!
„M. H. — M. H. Ei, wie ſich das artig trifft!
M. H. Maria Hell! Ha Teufel, Dolch und Gift!

(Er reißt den Brief haſtig auseinander.)

„Wenn unſer Argus ſchläft, ſchleich' ich mich in den Garten,
Rechts in der dunkeln Laube magſt du mich erwarten."
Im Garten, in der dunkeln Laube? Ei, ſcharmant,
Und du ums dritte Wort! Man thut ja ſehr bekannt!
Und alles das bei Nacht und in der finſtern Laube.

Mir thut es herzlich leid, wenn ich die Luſt euch raube;
Doch ſeid verſichert, daß ihr einen Dritten trefft!
Der dumme Argus, der das Rendezvous verſchläft,
Der bin wohl ich, doch hüte dich, mein feines Liebchen!
Er wacht und gräbt dir noch ein unerwartet Grübchen.
Allein was thu' ich nun? Verzweifeln, toben, ſchrein?
Und ſo erfährt's die Welt und lacht noch obendrein,
Man munkelt unter ſich, ſpricht von geſchmückten Stirnen —
Verdammt! — Doch ſollt' ich eigentlich mir ſelber zürnen.
Warum glaubt' ich an Treue? Eitler Wahn!
Auf Sand und Weibertreue baut kein kluger Mann!

Sechster Auftritt.

Marie ſchleicht leiſe durchs Gebüſch herbei. **Holl.**

Holl.

Von Hymens Roſenbanden faſeln die Poeten,
Vielleicht war's ehmals ſo, jetzt trägt man andre Ketten.
Die meinen wenigſtens ſind derber, harter Stahl.

Marie (bei Seite).

Sie drücken alſo wohl recht ſehr den Herrn Gemahl?

Holl.

Welch ſchadenfroher Dämon war in mich gefahren,
Als ich die Hand ihr reichte, zwar mit dreißig Jahren —
Sie liebte raſend mich —

Marie.

Das iſt das rechte Wort;
Ja, raſend war ich!

Holl.

Und riß mich ſo mit ſich fort.
Da ward geweint, ich kann nun niemand weinen ſehen.

Marie
(mit einer raſchen Bewegung nach vorwärts).
Ich weinte?
(Zieht ſich zurück.)
Wer ihn ſah zu meinen Füßen flehen!

Holl.
Ich war ihr damals gut —

Marie.
Nur gut? Und damals nur?

Holl.
Doch nun vertilg' ich jener Liebe kleinſte Spur.
Lang währte unſer Glück, die Welt hat uns bewundert.
Sie zählt nun achtundzwanzig —

Marie.
Ei, warum nicht hundert?

Holl.
Ich vierzig bald. Es naht, und ſchneller als man wähnt,
Die Zeit, in der man ſich nach Ruh' und Stütze ſehnt.
Mein Auge weilte ſonſt auf dieſer Zukunft gerne,
Ich ſah mein Weib und blickte fröhlich in die Ferne.
Das Alter hatte nichts, was mich erſchreckte, nein,
Wie eine Abendlandſchaft in des Mondes Schein,
So ſtill und heimlich lag es da vor meinen Blicken.
Sie liebt mich ewig, dacht' ich, und der Greis auf Krücken
Iſt ihr, was einſt der Jüngling; ohne Gram und Harm
Entſchlummr' ich unvermerkt dereinſt in ihrem Arm.
Und nun mit einemmal zertrümmert all mein Hoffen!
Der unglückſel'ge Brief, er hat mein Herz getroffen.
Es iſt vorbei! — O fahre wohl, mein ſchöner Traum!

Marie.
Das iſt die Sprache, die er ehmals führte. Kaum,
Ich muß mich ſchämen, kaum erwehr' ich mich der Thränen.
Wer ihn ſo hörte, könnt' er ihn wohl ſchuldig wähnen?
Jetzt will ich ihn! — Doch nein, mein Herz iſt allzu weich.
(Sie zieht ſich zurück, im Zurückweichen ſtößt ſie an einen Gartenſtuhl.)

Holl (aufgeſchreckt).

Wer iſt noch hier? Ah, Sie, Madame!

Marie.

Verwünſchter Streich!
Ich kam hierher — verzeihen Sie — ich will Sie ſprechen.

Holl.

Ihr Ton, ihr ſcheuer Blick bezeugen ihr Verbrechen.
Doch zeugen ſie gleich laut auch von Verlegenheit,
Und wo ſich dieſe trifft, iſt Reue nicht mehr weit.
Da ſteht ſie und wagt kaum die Augen aufzuſchlagen,
Ha fort, verhaßtes Bild, ich kann es nicht ertragen!

(Er wendet ſich ab.)

Marie.

Er kehrt ſich ab, verbirgt die Augen in die Hand.
Wohl mir! Es iſt ſein Herz mir noch nicht ganz entwandt.
Soll ich? — Nein, das verriethe deutlich meine Schwäche.

Holl (vor ſich hin).

Vielleicht ließ ich mich dießmal noch erweichen, ſpräche
Sie nur ein Wort. Doch ſie will trotzen und verſtummt.

Marie.

Statt reuig ſich zu nahn, ſteht er entfernt und brummt.
All meine kalte Feſtigkeit zerſchmilzt in Thränen.

Holl.

Sie weint! Ach, einen Tiger müßte das verſöhnen.
Sie weiß recht gut, daß ſie ſo hübſch iſt, wenn ſie weint. —
Vielleicht wagt ſie es nicht, zu ſprechen. — Hm — es ſcheint —
Doch kurz und klar. Es kam ein Brief in meine Hände,
Der leicht für unſer Glück gefährlich werden könnte.
Zwar das Vergehn iſt ſchwer, doch des Verbotnen Reiz —

Marie.

Aha, er wird nun zahm, kriecht demüthig zu Kreuz.

Holl.

Ein ungeſchminkt Geſtändniß könnte wohl die Sache
Vielleicht ins Reine bringen.

Marie (bei Seite).

Ei, welch andre Sprache!

(Laut.)

Vielleicht! Vielleicht auch nicht. So, wie die Sache ſteht,
Befürcht' ich, ein Geſtändniß kommt nunmehr zu ſpät.

Holl.

Doch wer wird unerbittlich ſein bei Andrer Mängel.
Wir alle können fehlen, keiner iſt ein Engel.

Marie (bei Seite).

Selbſt wenn er um Vergebung flehet, iſt er grob.

Holl.

Des Richters Billigkeit —

Marie.

Das war ſein erſtes Lob.

Holl.

Sie wollen alſo?

Marie.

Ja denn! Doch will ich auch hoffen —

Holl.

O, fürchten Sie nichts mehr, mein Herz ſteht wieder offen.
Zwar iſt es herrlich, immer feſt und aufrecht ſtehn,
Doch ſich vom Fall erheben, iſt nicht minder ſchön.

Marie.

Ei, das iſt für euch Herrn viel zu bequeme Lehre!
Doch dießmal mag ſie gelten. — —

Holl.

Nun, Marie! —

Marie.

Ich höre. —

Holl.

Recht gut, doch mit dem Hören iſt's noch nicht gethan.
Man muß auch ſprechen.

Marie.

Fangen Sie nur immer an!

Holl.

Ich?

Marie.

Wer denn ſonſt? Sie wollten ſich herunterlaſſen,
Mir zu geſtehn —

Holl.

Jetzt, dächt' ich, iſt nicht Zeit zu ſpaßen.

Marie.

Ich ſprech' im Ernſt.

Holl.

Wie?

Marie.

Sagten Sie vor Kurzem nicht,
Ein frei Geſtändniß bring' die Sach' ins Gleichgewicht?
Welch ein Geſtändniß meinten Sie denn?

Holl.

Nun, das Ihre

Marie.

Wer tadelt mich, wenn ich nun die Geduld verliere?
Ich ſoll geſtehn, was er verbrach, das iſt ganz neu!

Holl.

Was ich verbrach? Sie bringen mich zur Raſerei.
Der Brief —

Marie.

Von einem Briefe ſprech' ich, ja, zu dienen!

Holl.

Wie, und Sie zittern nicht?

Marie.

Das Zittern iſt an Ihnen.

Holl.

Hier fand ich einen Brief.

Marie.

Ganz recht.

Holl.

Verdammt. Nicht recht!

Marie.

Er iſt an Sie.

Holl.

Ah ſo? Ihr unterthän'ger Knecht
Fühlt unter ſeiner Stirn ſich noch wie immer tüchtig,
Iſt auf ihr gleich nicht alles mehr vollkommen richtig.
Beſonders lieſt er gut. Ihr eignes Auge ſoll
Sie überführen!

(Er zieht den Brief hervor und hält ihn ihr vor die Augen.)

M. H. — Nun?

Marie.

à Monſieur Holl.

Holl.

Wie? Was? Monſieur?

Marie.

Seht doch, Sie ſind noch jetzt in Zweifel.
Hier M. H. Monſieur Holl. Sie ſehen ſelbſt —

Holl.

Der Teufel
Iſt ein Monſieur. Ich heiße Holl. Madam, an Sie
Iſt dieſer Brief.

Marie.

An mich?

Holl.

Und dieß M. heißt Marie.

Marie.

Marie? — Den Brief!

(Sie greift ungeſtüm darnach.)

Holl (zurückdrängend).

Geduld! — Sie könnten ihn zerreißen!

(Er hält ihn ihr vor, doch ſo hoch, daß ſie ihn nicht erreichen kann.)

Marie.

Da iſt ja gar kein M.

Holl (lebhaft).

Und ſoll Monſieur doch heißen?

Marie.

Es — iſt — ein M.: ([illegible]) allein kein ſolches, wie man macht,
Wenn man Maria ſchreiben will. Es — Wie er lacht!

Holl.

Sie werden noch ein neues Alphabet erfinden,
Sich weiß zu brennen, doch Sie ſprechen keinen Blinden.
Es heißt Marie.

Marie.

Monſieur.

Holl.

Der Nam' iſt mir verhaßt,
Ein Ekel hat mich ſtets bei ſeinem Schall gefaßt.
O, nehmet eure Gaben alle doch zurück, ihr Franken;
Ton, Sitten, Sprach' und was wir immer euch verdanken.
Germanien ſank durch ſie herab von ſeiner Höh',
Der Deutſche war ein Mann, jetzt iſt er ein Monſieur!

Marie.

So hört man überall die zarten Herrchen klagen.
Seid deutſche Männer erſt, wollt ihr den Namen tragen!
Ahmt nach der Väter Thun, ſeid bieder, treu und rein,
Ehrt Weib und Vaterland, wenn ihr wollt Deutſche ſein!
Mein deutſcher Herr, Sie können mir wohl offenbaren,
Ob denn der Ehmann auch vor achtzehnhundert Jahren,
Drei Tage kaum vermählt, nach jeder Schürze lief;
Ob ſeine Frau in jeder Vaſe einen Brief
Und hinter jedem Strauch ein Mädchen finden mußte;
Ob er, ertappt, die Sache ſo zu drehen wußte,
Daß man beinahe glaubt, man ſeh' nicht, was man ſieht,
Wie es in unſern feinen Zeiten wohl geſchieht?

Holl.

Das weiß ich nicht genau, doch ſehr gut, daß die Damen
An hohen Feſten nur aus ihrer Stube kamen,
Zufrieden, ging's einmal zu einem Hochzeitsſchmaus,
Sonſt hüteten ſie ſtill und züchtiglich das Haus.
Und mochte noch ſo ſüß der Stutzer Schmeicheln locken,

Sie ſaßen ſittiglich daheim an ihrem Rocken.
Ihr Buſen wurde nicht von Eitelkeit geſchwellt,
Des Mannes enges Haus war ihnen ihre Welt.
Sie ſpielten — Blindekuh im Kreiſe ihrer Kinder,
Sie lebten in Geſellſchaft — ſchmucker Schaf' und Rinder,
Des Hühnerhofs Gekreiſch war ihnen ein Konzert,
Und Kraut und Kohl weit mehr als Nelk' und Roſe werth.
Sie gingen nicht mit Männerwerth keck ins Gerichte
Und plauderten gelehrt von Goethe, Kant und Fichte.
Sprach ein Erfahrner 'was, ſo ſaß das Weib und ſchwieg,
Und kämpfte nicht auf Tod und Leben um den Sieg.
Und kurz, der Mann beſaß ein Weib und keine Puppe,
Das zwar nicht Verſe macht', doch deſto beſſer Suppe.

Marie.

Ja, ſo ein dummes Gänschen, das gefiel' euch wohl,
Die ſchwiege, trieb's der Herr Gemahl auch noch ſo toll;
Die, während er zum Liebchen ſchleicht, geduldig ſchliefe
Und eh' erblindete, als ſeine Liebesbriefe —

Holl.

Schon wieder dieſer Brief? Bei Gott, das iſt zu viel,
Die ungeheuerſte Geduld hat auch ihr Ziel!
Behaupten Sie doch, ich ſei blind, allein begnügen
Sie ſich damit; doch Ihr Vergehn mir anzulügen! —

(Er zieht den Brief hervor.)

„Wenn unſer Argus ſchläft“ — Ich bin der dumme Wicht.

Marie.

Sie mögen Einer ſein, doch Der hier ſind Sie nicht.
Der Argus da gilt mir.

Holl.

Madam!

Marie (ſpottend).

Monſieur!

Holl.

Ich raſe!

Marie.

An Sie iſt dieſer Brief, ich fand ihn in der Vaſe.

Holl.

An Sie, ich fand ihn dort auf jenem Raſenſitz,
Und hier M. H.

Marie.

O, ſchonen Sie doch Ihren Witz.

Holl.

An Sie, an Sie, an Sie.

Marie.

Nur zu! Ich will dann ſchweigen.
Betäuben können Sie, doch nie mich überzeugen.
Ein Zeuge, ja, mein Herr, ein Zeug' ſpricht gegen Sie.
Ihr eigner Gärtner — Ah, verwunſcht!

Holl.

Der Gärtner, wie?

Marie (bei Seite).

Fatal! So mußt' ich mir es doch entſchlüpfen laſſen!

Holl.

Sie iſt verwirrt. Aha! Sie ſcheint mir zu erblaſſen.
Der Gärtner alſo hat in dieſem Spiel die Hand?

Marie (bei Seite).

Er jagt ihn fort, erfährt er, daß er mir's geſtand.

Holl.

Der Gärtner ſcheint's, kann manches hier erklären.
Ich eile ſchnell nach ihm, wir können ihn ja hören.

Marie (heftig).

Nein!

Holl (höhniſch).

Nicht?

Marie.

Doch immerhin. Er weiß, was hier geſchah.

Holl.

Nur einen Augenblick und ich bin wieder da. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Marie allein.

Wagt er's, den Zeugen ſeiner Schuld ſelbſt herzuführen?
O, er wird ihn gewiß gehörig inſtruiren.
Dann ſoll ich überführt und ſchuldig vor ihm ſtehn
Und, ſtatt zu zürnen, noch um ſeine Gnade flehn.
Doch er ſoll mich bald anders kennen lernen!
Er naht. Erwart' ich ihn? — Nein, ich will mich entfernen.
Der Gärtner folgt ihm; vor Gericht will er mich ziehn
Im Beiſein meiner Leute! — Fort!

(Will gehn.)

Achter Auftritt.

Holl. Gärtner. Marie.

Holl.

Madam, Sie fliehn?
Da ſich der Zeuge naht, den Sie doch ſelbſt citiren.
Ich bin noch ſo galant, ihn ſelber herzuführen,
Ihn, der mit einem Worte mich zermalmen kann.
Sie müſſen ſelbſt geſtehn, das thut nicht jeder Mann.

Marie.

Der Falſche! — Holl.

Holl.

Was iſt?

Marie.

Sie ſind ein Ungeheuer.

Holl.

Ein blindes, nicht? mit Hörnern auf der Stirn, das Feuer
Und Flammen ſpeit? Mit einem Wort, das arme Thier,
Gemeinhin Ehemann genannt.

Marie.

Ich berſte ſchier.

Holl.

Zur Sache denn! Wer ſchuldig iſt, wird bald ſich zeigen.

(Zum Gärtner.)

Kennſt du den Brief?

Gärtner.

Ach, gnäd'ge Frau! — Ich ſoll ja ſchweigen!

Holl.

Aha! — Doch gegen mich.

Gärtner.

Gerade gegen Sie.

Die gnäd'ge Frau hat's ausdrücklich befohlen.

Holl.

Wie?

Marie.

Ha, Liſtiger!

Holl.

Sie hören es mit Ihren eignen

Geſunden Ohren, wagen Sie es noch zu läugnen?

Marie.

Das iſt nicht auszuhalten! Rede! Fandſt du nicht —

Holl.

Nichts in den Mund gelegt! Sie ſchweigen und er ſpricht.

Bei wem ſahſt du den Brief zuerſt?

(Der Gärtner ſteht zweifelnd, dann zeigt er, die Augen niederſchlagend, mit einer Bewegung beider gefalteter Hände auf Marie.)

Holl.

Ah, meine Holde!

Gärtner.

Ach, gnäd'ge Frau, ich weiß wohl, daß ich ſchweigen ſollte!

Marie.

Ich ſelbſt befehl' es dir, ſag alles, was du weißt.

Warſt du's nicht, der den Brief mir zeigte? Biſt du dreiſt

Genug, ins Antlitz mir zu lügen? — Hier fünf Thaler,

Dein ſind ſie, doch bekenne.

Holl.
Ich bin ein beſſ'rer Zahler.
Sieh, fünf Dukaten!
Gärtner.
Geld von beiden Seiten!
Holl.
Weh
Dir aber, täuſcheſt du mich; fünfundzwanzig Prügel —
Marie.
Ins Amthaus unter feſtem Schloß und Riegel,
Bei Brod und Waſſer, wagſt du's, mich zu hintergehn.
Gärtner.
Nun, Prügel er und Hunger ſie, ei, das klingt ſchön!
Da wüßte unſer Pfarrer ſelbſt nicht, was er ſagte,
Der mich ſo oft mit ſeinen dummen Büchern plagte.
Was thun? Er nimmt den Rücken, ſie das Maul aufs Korn,
Das nenn' ich Argument' von hinten und von vorn! —
Marie.
Woher der Brief? Gib Antwort! Soll man zehnmal fragen?
Gärtner.
Der gnäd'ge Herr, er wird mich aus dem Dienſte jagen,
Wenn ich's geſteh!

Holl.
Wie, ich?
Gärtner.
Sie haben mir's gedroht.
Marie.
Wie nun, mein Herr?

Holl.
Verdammter Lügner! — Höll' und Tod!
Madam, Sie haben Ihren Zeugen trefflich unterwieſen,
Doch ſollen Sie die Frucht des Truges nicht genießen!
Ich hatte dir gedroht?

Gärtner.
Ach ja.

Holl.

Ich?

Gärtner.

Ja, gewiß.

(Holl wendet ſich mit einem verachtenden Blick auf Marie von ihm und geht heftig auf und nieder.)

Marie.

Geſteh! — War ich's nicht, die dich jüngſt erſt heilen ließ?

Holl.

Vergiltſt du ſo mir meine Güte? — Niedre Seele!

Gärtner.

Das bin ich, ja, wenn ich nun noch ein Wort verhehle.
Ich will denn nur geſtehn —

Marie.

Dein Schade ſoll's nicht ſein.

Holl.

Der Zettel alſo iſt an meine Frau?

Gärtner.

Ach nein!

Holl.

Wie, nein? — Aus meinen Augen! Fort! Willſt du mich äffen?
Und laß dich nimmermehr in meiner Nähe treffen!

Gärtner.

Ach, beſter, gnäd'ger Herr!

Holl.

Fort!

Marie.

Sei nur nicht betrübt!
Ich bin's, die, was du hier verlierſt, dir doppelt gibt.

Gärtner.

Auch meine Ehre? — Beſter —

Holl.

Fort!

Gärtner.

Ach, Euer Gnaden —

Holl (ſtößt ihn von ſich).

Fort! — Augenblicklich fort!

Gärtner (indem er ſchluchzend abgeht).

Jeanette ſoll mir rathen.

Neunter Auftritt.

Holl. Marie.

Marie.

Sie ſehn nun ſelbſt —

Holl.

O ja, ich ſehe ſehr genau.

Marie.

An wem die Schuld.

Holl.

Ja, ja!

Marie.

Und wie Sie Ihre Frau
Mißhandelt.

Holl.

Sie ſind, glaub' ich, nicht recht bei Verſtande!

Marie.

Noch wollen Sie, da doch der Gärtner ſelbſt bekannte —

Holl.

Und mag die ganze Welt mir „Nein" entgegen ſchrein,
Ich bin jetzt überzeugt und werd' es ewig ſein.
Der Zettel iſt an Sie!
(Wie er ihr den Brief vorhält, ſcheint er plötzlich etwas zu bemerken.)
Er ſelber ſtraft Sie Lügen.
Erkennen Sie doch Ihre Hand in dieſen Zügen.
Wozu noch läugnen? Ihre Schrift iſt mir bekannt.

Marie.

Ich alſo ſchrieb den Brief an mich mit eigner Hand?
Sie werden ſelbſt geſtehn, darüber muß man lachen.

Holl.

Nur zu, Sie ſollen mich dadurch nicht irre machen.

Marie.

Was ſeh' ich?

(Sie nimmt den Brief.)

War ich blind? M. H. Hm! M. Mamſell,
H. Henriette! Nun wird es auf einmal hell.
Von Dermans Jettchen!

Holl.

Eins nur haben Sie vergeſſen!
Seit wann ſetzt man die Unterſchrift auf die Adreſſen?
Erinnern Sie ſich auch, daß M. Monſieur erſt hieß,
H. Holl. Sie ſind, ſcheint's, Ihrer Sach' nicht ſehr gewiß!
Doch weil Sie auszulegen nun einmal belieben,
Wohl, ſo verſuch ich's auch.

(Er hält ihr den Brief vor die Augen.)

Ein J. iſt unterſchrieben,
Undeutlich zwar, doch lesbar. Heißt's wohl Jauer? — Wie?

Marie.

Ein J.? Wo? — Ja, ganz recht! Doch Jettchen heißt dieß J.

Holl.

Es ſieht mehr wie ein Z. — Wie wenn es Zoller hieße?

Marie.

Weit mehr gleicht's einem E. und heißt wohl gar Eliſe.

Holl.

Der Strich — es iſt ein L. Von Link iſt das Billet

Marie.

Der Punkt hier macht's zum B. — die zärtliche Babett.

Holl.

Sie wollen Ihren Witz an meiner Langmuth ſchleifen.
An Sie iſt dieſer Brief, mit Händen kann man's greifen.

(Sie ſingt.)

Sie ſahn mich oft ſchon weich, allein ich bin kein Tropf.
Wenn's gilt, hab' ich ſo wie ein andrer meinen Kopf.

Marie.

Ja, einen wahren Männerkopf, der eher bräche,
Als ſeine Schuld geſtünd' und von Vergebung ſpräche.
Er iſt an Sie, der Brief, der meine Ruh' verſchlang.

(Er pfeift.)

Was ſoll das?

Holl.

Ich akkompagnire Ihr Geſang!

Marie.

Durch all dieß werden Sie mir nie die Meinung rauben,
Der Brief, er iſt an Sie. Das werd' ich ewig glauben.
Mein Männchen ſprach ja ſelbſt —

Holl.

Ihr Männchen iſt ein Narr!

Marie.

Sie ſelbſt! Ha, ha. (Lacht.)

Holl.

Ja ſo! — Ganz recht, Madam, er war!
Der Brief hat ihn kurirt, von nun an ſieht er helle.

Marie.

Auch ich, und darum weich' ich auch nicht von der Stelle
Er iſt an Sie, an Sie! und davon geh' ich nicht.

Holl.

Das ſchwatzt und ſchwatzt! Ja, wer ein Weib zu Boden ſpricht,
Der hätt' auch ſicher Lerna's Hyder einſt bezwungen.
Der Kopf zwar bleibt ſtets wie zuvor, allein die Zungen
Verdoppeln ſich mit jedem Streich.

Marie.

Die Zeiten ſind vorbei,
Wo man geglaubt, daß eine Frau nie mündig ſei!

Holl.

Wie, mündig? O, an Mund fehlt' euch's in keinen Zeiten,
Allein mit der Vernunft ſind wir noch jetzt im Weiten.

Marie.

Sie ſind ein — Mann!

Holl.

Und Sie ein Weib! — Zu meiner Qual.

Marie.

Ein Mann! Mehr Schlimmes ſagt kein Wort mit einemmal!

Holl.

Gott ſchuf den Mann mit reichen Gaben, leichtem Blute.
Da übernahm der Frohe ſich im Uebermuthe.
Damit er künftig nun hübſch in den Schranken bleib',
Gab ihm als Peitſche und als Steigriem Gott — ein Weib.

Marie.

Ein Mann liebt alle Welt, er hat für alles Roſen,
Das Weib nur fühlt die Dornen. Thiere wird er koſen,
Mit ſeiner Gattin nur nimmt er's nicht ſo genau.
Ich will ſein Jagdhund ſein, doch nimmer ſeine Frau!

Holl.

Gebt allen, die die Welt da als die beſte preiſen,
Ein Weib, was gilt's, ſie ſingen bald nach andern Weiſen.

Marie.

Für uns iſt wohl die Eh' die ſchlimmſte Lotterie,
Verlieren können wir allein, gewinnen nie.
Kein Weib zog einen Treffer je aus ihrem Schoße.
Wohl Der, die Nieten zieht, das ſind die beſten Looſe!
Glückt's einer. — Eine Nummer! — Welcher Jubel! Bald
Sieht ſie, daß der Gewinn ihr nicht den Einſatz zahlt.

Holl.

Traut nicht, wenn manche gleich in Tugendprunke ſchimmern!
Zwei Klaſſen Weiber gibt's: die Schlimmen und — die Schlimmern.

Marie.

Ei, ei! Sie ſcheinen mit den Weibern ſehr bekannt!

Holl.

Erlauben Sie, nur eine kenn' ich vor der Hand,
Doch dieſe iſt ein Lexikon von Weiberſchwächen.

Marie.

An Der nun wollen Sie die Männerleiden rächen?

Holl.

O, jede Strafe, die man Weibern geben kann,
Iſt allzuleicht. Man gebe ihnen —

Marie.

Einen Mann!
Wenn ſie ja büßen ſollen, wie ihr Herren meinet,
Und euch nicht ſelbſt die Strafe allzugrauſam ſcheinet.

Holl.

Sie wären von der Laſt wohl alſo gern befreit.
Da gibt es Mittel —

Marie (erſchüttert).

Wie?

Holl.

Je nu — die Welt iſt weit.
Es braucht, um ſich im Leben nie zu ſehen,
Das eine hier, das andre dorthin nur zu gehen.
Es wäre leicht — man könnte wohl — ja wenn man will —
So — ſeparirt —

Marie.

Gerechter Gott, das iſt zu viel!

Holl.

Zwar — ließe ſich — allein da —

Marie.

Meine Thränen fließen.
Wie würd' er jauchzen, ſich noch jetzt geliebt zu wiſſen.
(Sie geht ſchnell.)

Holl.

Sie geht! — Ei, mag ſie doch — Wenn eine Uebelkeit!
Nicht doch! — — Es iſt vorbei! — Zwar wenn ſie tief bereut,
Recht ernſtlich, ſo recht aus des Herzens tiefſtem Grunde,
Dann ſei verziehn — und mir geſegnet jene Stunde!
Sie naht dem Teich! Sie ſtrauchelt —
(ſchreiend)
Himmel! — Ach, zum Glück

Hielt ſie der Aſt. — Sie blickt hieher. Sie kommt zurück,
Und Angſt und Lieb', ja Liebe ſtrahlt aus ihren Zügen.
(Marie kommt, mit ihrem Schnupftuch in der Hand, am Boden ſuchend.)
Ja, hier verlor ich es. Mein Tuch. — Hier muß es liegen.
(Beide ſuchen gebückt, in der Mitte des Theaters ſtoßen ſie aufeinander richten ſich ſchnell auf, blicken ſich an und ſchlagen dann die Augen nieder.)

Holl (der auf Marien ſtößt).

Verzeihen Sie!

Marie (ſchmerzlich).

O Gott!
(Wieder ſuchend.)
Wenn's nur kein Fremder fand.

Holl.

Nicht doch.
(Er erblickt das Tuch.)
Sie halten es ja eben in der Hand.

Marie.

Ich war zerſtreut.
(Sie drückt das Tuch vors Geſicht und wirft ſich auf einen Gartenſtuhl.)

Holl.

Ich werd' ein Narr, wenn ich ſie länger ſehe.
Marie! — (raſch) Adieu!

Marie.

Gerechter Himmel, ich vergehe.
(Holl geht anfangs ſchnell, dann immer langſamer.)

Marie.

Ach Gott!

Holl (ſchnell umkehrend).

Was wollen Sie? — Mir däucht, Sie riefen mir!

Marie.

Wer, ich?

Holl.

So ſchien mir's wenigſtens.

Marie.

Sie irrten ſich.

Holl.

Verzeihen Sie! — So will ich wieder gehn.

(Er bleibt ſtehn, ſie ſtützt das Haupt in die Hand.)

Holl.

Ach, wäre
Sie nur nicht gar ſo hübſch, ich wollt' auf meine Ehre —

(Pauſe. Sie bleibt in der vorigen Stellung, er ſteht auf der entgegengeſetzten Seite und ſpielt mit dem Fuße. Beide blicken zu Boden und werfen ſich manchmal verſtohlne Blicke zu.)

Marie (ſchreit).

Ah! — Eine Biene!

Holl (hinzueilend).

Wo?

Marie.

Es ſchmerzt entſetzlich! Hier
Gerade auf dem Arm.

Holl.

Ha, das verwünſchte Thier!

(Sie ſtreift den Arm auf, er faßt ihn.)

Marie.

O weh!

Holl.

Allein man kann doch keinen Stich erblicken!

(Beide ſuchen nach der Wunde, Holl beſonders emſig; er betrachtet den Arm mit verſchlingenden Blicken und ſtreift ihn noch höher auf.)

Marie.

Behandelt man ſo einen kranken Theil? Sie drücken
Mir ja den Arm entſetzlich.

(Er küßt den Arm.)

Marie.

Was beginnen Sie?

Holl.

Marie, mein Weib!

Marie.

Mein Herr!

(Er ſchlingt ſeine Arme um ſie.)

Marie.

Holl! — Eduard!

Holl.

Marie!

(Er preßt ſie an ſich.)

Marie.

Doch wirſt du auch noch — ?

Holl.

Was geſchah, das ſei vergeben.
Von heute an beginnen wir ein neues Leben!

Marie.

Wohlan. Nur ſag mir, wer den Brief, der ſo viel Schmerz
Auf mich gebracht, geſchrieben?

Holl.

Keinen ſolchen Scherz!
Laß dieſe Stunde ohne Störung mich genießen!

Marie.

Den Namen nur der Unverſchämten möcht' ich wiſſen,
Die dich mir rauben will.

Holl.

Du ſprichſt alſo im Ernſt!

(Er läßt ſie los.)

Scherz' nicht! Du weißt nicht, wie du mich dadurch entfernſt.
Ich wollt', ich könnte das Gedächtniß jenes Briefs verlieren!
Ich hab' verziehn, doch laß die Seit' uns nicht berühren!

Marie.

Hm! Du verziehn? Das klingt beinahe lächerlich.
Wer's hörte, dächte gar, der Zettel wär' an mich.

Holl.

Iſt er's denn nicht?

Marie.

Da ſind wir nun im alten Liede!
Ich dachte ſchon, er wäre der Verſtellung müde.
Doch mich zu quälen iſt des Falſchen höchſte Luſt.

Holl.
Voll Liebe und Vertraun ſank ich an ihre Bruſt,
Ich fühlte ihre Thränen meine Wangen näſſen.
Ich war gerührt, ich Thor! — Schon hatte ich vergeſſen,
Und ſie —

Marie.
Des Heuchlers!

Holl.
Alles dieß war alſo Plan?
Weich wollte man mich machen! O wie ſchwarz! Wohlan!
Sie ſollen meine Güte länger nicht ermüden,
Der Augenblick hat uns auf immerdar geſchieden!

Zehnter Auftritt.

Holl. Marie. Gärtner. Jeanette.

Jeanette (hereinſtürzend).
Ach, beſter, gnäd'ger Herr!

Holl (zum Gärtner).
Wie, Schurke, du noch hier?

Jeanette.
Verzeihn —

Holl.
Fort!

Jeanette (fällt auf die Knie).
Das Billet! — Ach Gott! — Es iſt — von mir!

Holl.
Von dir?

Jeanette (mit emporgehobenen Händen, zitternd).
Ach ja!
(Zum Gärtner, halblaut.)
Hans Ungeſchickt, ſo knie doch nieder!
(Der Gärtner kniet ebenfalls, doch weiter gegen den Grund zu.)

Holl.

Was iſt das Neues? Wohl vielleicht ein neuer Trug!

Marie.

Von Hannchen? Aus der Sache werd' ich nimmer klug.

Jeanette.

Es iſt ſchon lange her, daß wir uns beide lieben,
Da wir nicht ſprechen durften, haben wir geſchrieben
(Gegen den Gärtner.)
Ich thu's nicht mehr, verſprichſt du mir die ganze Welt

Marie.

An ihn der Brief? Und dieß M. H.?

Jeanette.

Ei, Michel Held!
In jene Vaſe legt' ich immer meine Briefe,
Auch Den; er ſollt' ihn holen, wenn noch alles ſchliefe.

Holl.

Ihm alſo galt das räthſelhafte H.? Hm! — Und
Der Schläfer Argus?

Jeanette.

Ei, iſt unſer Kettenbund!
Sie gaben ihm ja ſelbſt den kurioſen Namen.

Holl.

O Dummkopf, der ich war! Doch alles traf zuſammen.
(Zum Gärtner.)
Allein warum geſtand'ſt du denn das nicht ſogleich?

Jeanette.

O ja, fürwahr, das war ein überkluger Streich!

Gärtner.

Ach, gnäd'ger Herr, wie hätt' ich mich denn unterſtanden!
Als Sie jüngſt Abends mich in Hannchens Zimmer fanden,
Da ſprachen Sie erzürnt: Ihr werdet fortgejagt,
Wenn Ihr noch einmal Euch zu ihr zu ſchleichen wagt,
Und ich Euch bei ihr ſeh' allein, zu dieſer Stunde!
Darum erſtarb mir das Bekenntniß in dem Munde!
(Holl faßt Mariens Hand und ſieht ihr mit einem bittenden Blicke ins Auge.)

Holl.

Maria, deine Hand!

Marie.

Soll ich noch zürnen! — Nein!
Und wenn du ſchuldig wärſt, ich würde dir verzeihn!

Holl.

Doch keine Eiferſucht in Zukunft!

Marie.

Und kein Jettchen!

Holl.

Und mehr Vertrauen!

Marie.

Keinen Kuß dem Kammermädchen!

Holl.

Doch ſtill, kein Vorwurf! Rein ſei unſre Freude! — Zwar
Wir plaudern und vergeſſen ganz auf unſer Paar. —
Erſt heute früh erhielt ich Nachricht von dem Tode
Des alten Niklas, meines Pächters zu Eichrode.
Mein neuer Pächter nennt ſich Michel Held, und dieß
(er wirft Jeanetten in des Gärtners Arm)
Iſt ſeine Braut!

Gärtner.

O gnäd'ger Herr!

Jeanette.

Iſt's auch gewiß?

Holl.

Für eure Hochzeit könnt ihr mich nur ſorgen laſſen!

Jeanette.

Ich bin noch ganz verblüfft. Ich weiß mich kaum zu faſſen.
Er wird mein Mann.

Holl

(küßt ſie und hält ſie während des Folgenden in ſeinen Armen).

Ja, liebes Mädchen, er iſt dein.
(Lachend.)
Nun dürft ihr ſchon im Dunkeln bei einander ſein.
(Marie zieht ihn am Rocke und huſtet.)

Holt.

Ei, Sie ſind von der Eiferſucht ja ganz geneſen!
Da ſeh' ich ſchon, muß ich noch ein Kapitel leſen.

(Halb zu ſeiner Frau, halb zu den Zuſehern.)

Die Lieb' iſt ſüße Koſt, doch fehlt ihr der haut goût.
Ein Kluger thut daher ein wenig Salz dazu.
Doch manche meinen das Gericht recht hoch zu würzen,
Wenn ſie mit beiden Händen Salz darüber ſtürzen.
Die Speiſe wird zur Säure, juckt und brennt. — Darum,
Ihr lieben Fraun, geht mit dem Salzfaß ſparſam um!

Der Vorhang fällt.

◆

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Dritte Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1888.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Dritter Ergänzungsband.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
Dramatiſche Fragmente aus den Jahren 1807—1814 . . 1
  Roſamunde Clifford. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen 3
  Lucretia Creinwill. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. (14. Mai 1807) 7
  Der Zauberwald. Komiſche Oper in drei Aufzügen. Nach Shakeſpeare's Sommernachtstraum (27. Mai 1808) 19
  Seelengröße. Schauſpiel in vier Aufzügen. (28. Mai 1808) 25
  Robert, Herzog von der Normandie. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. (31. Mai 1808) 37
  Drahomira 101
  Roſamunde 115
  Irenens Wiederkehr. Ein poetiſches Gemälde 121
  Pſyche 135
  Spartakus. (Juli 1810) 141
  Die Amazone 175
  Alfred der Große 183
  Scylla 241
  Die Großen und die Kleinen. Luſtſpiel 245
  Die Pazzi. Trauerſpiel. (17. Dezember 1812) 249
  Heinrich der Vierte. (3. September 1813) 267
  Fauſt. (1814) 285
Stoffe und Charaktere. (1808—1813) 293

Dramatiſche Fragmente

aus den Jahren 1807—1814.

Roſamunde Clifford.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.[1]

---

[1] Im erſten Manuſcripte der „Blanka von Kaſtilien“ am Schluſſe des erſten Aufzuges.

Perſonen.

Heinrich II., König von England.
Eleonore von Guienne.
Roſamunde Clifford.
Gottfried, } ihre Söhne.
Richard,
Der Graf von Boulogne.
Raoul von Blois, ein franzöſiſcher Ritter.
Sir Walter Herefort.
Robert, Eleonorens Stallmeiſter.

Das Stück ſpielt um und in dem Walde bei Woodſtock.

Erſter Aufzug.

Zimmer zu Woodſtock.

Erſter Auftritt.

Eleonore
(ſtürzt haſtig aus einem Nebenzimmer).

Er iſt's, er iſt's, kann mich mein Auge trügen!
Gibt's wohl in dieſer Erde weitem Kreiſe
Ein einzig Weſen, das dem Helden gliche?
(Sie öffnet das Fenſter; freudig:)
Wohl mir! Mein Auge trog mich nicht. Er iſt's!
Da ſchwebt ſie hin, die majeſtätiſche Geſtalt,
So groß und ſtolz. Ein Maler wählte ihn
Zum Muſter eines Herkules, wenn nicht
Des Roſenmundes zauberiſches Lächeln,
Der ſchlanken Glieder griechiſch Ebenmaß,
Der langen Locken Gold, der ſanfte Blick
Des blauen Augs im rauhen Löwenfelle
Den ſchlau verſteckten Liebesgott verriethen!
O, wie ſie gaffend um ihn ſtehn, die Roben,
Und ſpöttiſch ſeines Kleides Fältchen muſtern;
Wie ihr echt brittiſcher Verſtand es nicht
Begreifen kann, wie denn ein Ritter anders
Als ſie, bis an die Zähne eingehüllt

Ins rauhe Mantelkleid, auf offner Gaſſe
Vor aller Menſchen Augen gehen könne!
Wie er ſo ſtolz in ihrer Mitte ſteht,
Ein Gott, umringt von ſchwachen Sterblichen.
Er ſpricht, er fragt, und ſchnell drängt alles ſich,
Dem flücht'gen Wurf der Augen zu begegnen.
Er blickt herauf, er ſieht mich, zieht den Hut,
Ha, ſollten wohl die Unvorſichtigen! —
Doch nein, er weiß noch nichts, er kennt mich nicht;
Zu leicht und unbedeutend war ſein Gruß.
Nun grüßt er noch einmal und geht; und geht,
Vielleicht auf ewig, nimmer kehrt er wieder;
Doch nein, das ſoll er nicht, ich will es nicht!
Mit unzerreißbarn Banden will ich ihn
An dieſe rauhen, öden Fluren ketten!
Nur er kann mir das herbe Loos verſüßen,
Des rauhen Englands Königin zu ſein.
In ſeinem Arm will ich die Luſt genießen,
An ſeiner Bruſt mich ganz der Liebe weihn;
Die Liebe iſt mein Stolz, und frei vom Throne
Sei mir ein Myrthenkranz die ſchönſte Krone!

Lucretia Creinwill.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Donnerſtag, den 14. Mai 1867

Perſonen.

Olivier Cromwell, Protektor von England.
Heinrich, ſein Sohn.
Ireton, ſein Schwiegerſohn.
Lucretia Creinwill.
Herzog Franz von Bukingham.
Sir Heinrich Vane.
Lord Wentworth, Heinrichs Freund.
White, } Oberſte Cromwells.
Bride,
Robert, } in Lucretiens Dienſten.
Marie,
Officiere, Wache.

Erſter Aufzug.

Vorſaal in Cromwells Palaſte zu London.

Erſter Auftritt.

White. Pride.

Pride (hereinſtürzend).

Soeben kam ein Bote mit der Nachricht,
Daß Heinrich und der Herzog Bukingham
Mit ihren Truppen ſich der Hauptſtadt nähern.

White.

Was ſagſt du? Herzog Franz von Bukingham?
Der nämliche, der bei Drogheda's Sturm
Im Heere der Empörer wüthend ſtritt
Und den Protektor ſelbſt vom Pferde rannte?

Pride.

Der nämliche.

White.

Der, wenn nicht unſre Leute,
Den Feldherrn rettend, ihn zurückgetrieben,
Dem Staat und uns das theure Leben Cromwell's
Entriſſen hätte?

Pride.

Ja, der Herzog Franz
Von Bukingham.

White.

Er naht ſich dieſer Stadt?
Der Stadt, in der ſein Feind allmächtig herrſcht?
Erzähle ſolche Märchen Kindern!

Pride.

Wie?
So weißt du alſo nicht, daß, als das Heer
Der wüthenden Rebellen ſich ergab,
Zum Theile Oraniens und Frankreichs Fahnen,
Zum Theile des Protektors Banner folgte,
Auch Bukingham in unſre Dienſte trat?
„Der Bürger Blut ſoll länger nicht mehr fließen,“
Sprach er und gab an Cromwells Officier
Den Degen, den er einſt ſo wacker führte.
„Der Friede blühe nun dem Vaterlande,
Und Cromwell herrſche! — Zwar iſt's ſchön und herrlich,
Zu leben unterm Schutze wackrer Fürſten,
Vom Stamm der alten Könige entſproſſen,
Die jeder Winkel ihres weiten Reiches
An der erlauchten Ahnen Ruhm erinnert;
Die glauben, das Gedächtniß ihrer Väter
Zu ehren, wenn ſie ihre Bürger lieben;
Die in dem Sturm des Unglücks Gut und Herz
Mit jedem ihrer Unterthanen theilen;
Und dieſes Gut erkauft man nicht zu theuer
Durch ſo viel wackrer Bürger werthes Blut! —
Zwar wird mich nie die Frucht des Baums erfreun,
Der nur auf blutgedüngten Fluren ſproßt,
Nie werd ich, um die ſüße Frucht zu pflücken,
Den theuren Bruder unnatürlich ſchlachten!
Doch iſt es Pflicht, für unſers Königs Wohl
Das eigne Blut mit Freuden zu verſpritzen;
Solange noch ein Strahl von Hoffnung winkt,
Als braver Mann zu kämpfen und zu ſterben;
Doch wider das Geſchick kämpft nur der Thor!

Laßt ab vom blut'gen Kampfe, wackre Brüder,
Und ſenket eure tapfern Schwerter nieder!
Als alles ihn verließ in der Gefahr,
Habt ihr für euren Fürſten brav geſtritten!
Doch itzt genug! — Zu klein iſt eure Schaar,
Und zahllos iſt die Heeresmacht der Britten;
Drum reicht die Waffen euern Siegern dar
Und kehret friedlich heim in eure Hütten!“

White.

Und der geprieſne Tugendheld ficht doch
Im Dienſt der Feinde ſeines Vaterlandes?

Pride.

Du irreſt, Freund! Ich haſſe Bukingham,
Denn er iſt Cromwells Feind und alſo auch
Der meinige; doch muß ich dir geſtehn,
Bewundrung fühlt mein Herz für dieſen Mann.
Dann erſt ergab er ſich, als alles ſchon
Verloren war, um, ſeines Wohls vergeſſend,
Das Leben ſeiner Krieger nur zu retten.
Und nur auf Bitten Heinrichs, ſeines Freundes,
Entſchloß er ſich in des Protektors Heere,
Doch gegen äußre Feinde nur zu dienen.
Nun kehret er mit unſerm jungen Heinrich
Aus Irland, wo ihn Cromwell hingeſendet,
Mit ſeinem Anſehn die Rebellion
Zu dämpfen, die im Lande flammend wüthet.

White.

Dazu ſchickt Cromwell Francis, ſeinen Feind?

Pride.

Er hat ſein Wort gegeben, treu zu bleiben,
Und nie bricht Herzog Bukingham ſein Wort.

White.

Doch er — ſelbſt einſt Rebell — will Aufruhr ſtillen?

Pride.

Er nur allein vermag es, denn ihn liebt

Mit ſchwärmeriſcher Gluth das ganze Volk;
Darum verſchont' ihn Cromwell auch bis itzt.

White.

Ei, ei, mein Freund, du ſprichſt ſo ziemlich warm
Für des Protektors Feinde und die deinen?

Pride.

Genug des Streites, White, was gibt es Neues?
Wo haſt du dich bis itzt herum getrieben?

White.

In allen Theilen der bekannten Welt.
In Irland, Schottland, Spanien, Frankreich, Deutſchland,
Und wie die Länder alle heißen mögen,
Die ich ſeit achtzehn Monaten durchſtrichen.

Pride.

Und hat der ſtolze Sieger aller Herzen
In allen dieſen weiten, großen Reichen
Denn keine Schöne für ſein Herz gefunden?

White.

Nichts, daß ich wüßte! — Nichts — Hm. Kleinigkeiten,
Die man ſo nimmt, wie ſie der Zufall beut!
Ein einzig Mädchen machte tiefern Eindruck
Auf meine Augen, und faſt möcht' ich ſagen,
Auch auf mein Herz!

Pride.

Ei, ſieh doch, ſieh doch! und
Wer iſt denn die allmächt'ge Schöne, die
Den Unbeſiegbarn Liebe lehren konnte?

White.

Ich ſchäme mich beinah, dir's zu geſtehen,
Was ich empfind'; ich ſelbſt begreif' es nicht,
Wie dieſes ſchnell entſtandene Gefühl,
Des kurzen Augenblicks unreife Frucht,
Bis itzt in meinem Herzen ſich erhielt,
Auf allen Reiſen mich begleitete,
Und wie mit unſichtbaren Banden an

Mein Ich gekettet und faſt eins mit ihm,
Mein ganzes Denken, Fühlen, Wollen, Handeln
Auf einen einz'gen Gegenſtand nur richtet.

Pride.

Freund White, o nenne mir doch ſchnell den Namen
Der mächt'gen Zauberin, die Londons Schöne
An dir gerächt, wo iſt ſie und wo ſahſt
Du ſie zum erſtenmal?

White.

Auf meiner Reiſe
Durch Irland ſah ich eines Abends ſie
Bei einem ſchreckenvollen Ungewitter
An dem Dubliner Wege, wo er ſich
Am hohen Meeresufer ſchwindelnd ſchlängelt,
Mit einer alten Dame, die, wie ich hernach
Erfahren habe, ihre Tante war,
Allein und hilflos; denn zerbrochen lag
Ihr Wagen zwiſchen ſcharfgezackten Klippen,
Und unterm Huf der Pferde todt der Kutſcher.
Sie eilte flehend mir entgegen und
Bat, auf der Tante nahgelegnes Schloß
Sie zu geleiten. Ich bot ihr mein Roß
Und ihrer Tante, die vor Schrecken bebte
Den ſanften Klepper meines Knappen an,
Und ich und Cuno leiteten die Roſſe.
Bei jedem Blitze, jedem Donnerſchlag,
Der in den Felſen gräßlich widerhallte,
Erzitterte mein Mädchen und gedrang
Mit ſchwanenweißen Armen ſchlang ſie ſich
Halbtodt vor Furcht und Angſt um meinen Nacken.

Pride.

Und du?

White.

Je nun, ich fand es ganz behaglich,
In dieſer Stellung und zu dieſer Zeit

Allein mit einem ſchönen Weib zu traben,
Und um ja ganz allein zu ſein, gab ich
Dem treuen Knappen einen ſtummen Wink.
Und unbemerkt — denn Finſterniß und Angſt
Umflorte ſchwarz der beiden Weiber Auge —
Spreng' ich auf dunkeln Nebenwegen fort,
Das bange Mädchen vor mir auf dem Roſſe,
Indeß die alte Tante wohlgemuth
Auf meines Knappen Gaul gen Dublin reitet.

Pride.

Nun, und das Ende von dem allen?

White.

O!
Erinnere mich nicht an dieß! — Ha, Heinrich,
Wenn ich dir nicht vergelte — tauſendfach,
So will ich dir —

Pride.

Freund, Freund, beſinne dich!
Wer iſt der Heinrich, gegen den du wütheſt?

White.

Wer anders, als der weiche, zarte Bube,
Unſers Protektors mißgeſchaffnes Söhnchen,
Der ſich auf weichen Eiderdunen wälzte
Und ſpielt' und ſang und mit den Weibern koſte,
Indeß auf harter, eisbedeckter Erde,
Von eines Zeltes luſt'gem Dach bedeckt,
Nie ſicher vor des Feindes Ueberfall,
Des Winters lange Nächte wir durchwachten —
Der nun nach ein'gen Monden, zugebracht
In Spiel und Scherz bei Irlands Wein und Mädchen,
Als Sieger der Rebellen wiederkehrt,
Wenn anders wahr iſt, was du mir verkündet!

Pride.

Die Nachricht hab' ich von dem Boten, der

Sie dem Protektor eben überbrachte;
Doch wie kömmt Der in deine Liebeshändel?

White.

Ich bitte dich, erlaſſ' mir die Erzählung!
Doch nein, du ſollſt ſie hören, und mit Haß
Und Durſt nach Rache ſoll dein Herz ſich füllen!
Wie ſchnöde mich behandelt! — O vergehn,
In Schand und Aergerniß vergehen möcht' ich!

Pride.

Laß doch das tolle Wüthen und erzähle!

White.

So will ich denn erzählen! Hör: Allein
War ich nunmehr mit meiner ſchönen Beute;
Die Wuth des Ungewitters war gewichen,
Der Regen plätſcherte nicht mehr, und jenſeits
Des Meeres rollte nur noch ſchwach der Donner.
Aus den zerrißnen Wolken trat der Mond
Und warf ſein bleiches Licht auf unſre Straße.
Zugleich mit dem Gewitter ſchwand die Furcht
Des Mädchens, und der unbekannte Weg,
Mein freieres Betragen, meine Rede
Verriethen nur zu bald ihr meine Abſicht.
Sie bat, ſie weinte, jammerte, doch ich
Ließ mich durch nichts erweichen, als wir plötzlich
Vom nahen Feld her Fackelſchein vernahmen.
Mein Mädchen reißt ſich los und flieht feldeinwärts,
Ich eile fluchend nach und haſche ſie,
Als ſie ſich eben bleich und athemlos
Zu Heinrich Cromwells Füßen niederwirft!

Pride.

Verdammt, und Heinrich?

White.

Heinrich hob ſie auf,
Sprach viel von Buben und verfolgter Unſchuld
Und auch von Schönheit und von Reiz gar vieles,

Und mich (knirſchend), Freund, mich ſchien er nicht zu bemerken,
Nicht zu bemerken! Hörſt du's wohl? O, hätte
Er mir den Degen in die Bruſt geſtoßen,
Ich hätte ihm vielleicht verziehen, aber
Nicht zu bemerken — o, das fordert Rache! —

Pride.

Vielleicht kannt' er dich nicht?

White.

O, nur zu wohl!
Denn als er fortritt mit dem Mädchen, ſprach er
Zu ſeinen Leuten, die mit drohnden Blicken
Um uns im Kreiſe ſtanden: Wag' es keiner,
An dieſem wackern Mann ſich zu vergreifen;
Denn unter meines Vaters Officieren
Behauptet rühmlich er den erſten Platz.
Sprach's, zog den Hut und jagte ſchnell davon.
Nun denke ſelbſt, ob ich nicht —

Pride.

Still, man kommt!

Cromwell.

Als man Cromwelln um die Urſache ſeines Benehmens fragte, ſagte er: er könne jetzt nur ſagen, was er nicht wolle, was er aber wolle, das wiſſe er ſelbſt noch nicht. (Damals war er in dem Anfang ſeiner Laufbahn.)

Cromwell beſucht ſeinen Onkel zu Ramſay, einen Anhänger des Königs. Während er ihn um ſeinen Segen bat, durchſuchten ſeine Reiter deſſen Haus und er ließ es ganz plündern.

Cromwell ſoll dem Treffen anno 1642 von einem Thurme zugeſehen, und als anfangs die Parlamentstruppen flohen, ſich nicht Zeit genommen haben, über die Stufen zu fliehen, ſondern ſich an den Glockenſträngen herabgelaſſen haben.

Cromwell ſoll mit der Feder, mit der er König Karls Todesurtheil unterſchrieb, einen ſeiner Nachbarn ſcherzend beſpritzt haben.

(1817.)

Als Cromwell das Parlament aufhob, zog er ſeine Uhr aus der Taſche und warf ſie auf den Boden, daß ſie in Stücke zerſprang. „Ich will euch zerſchmettern wie dieſe Uhr!“ rief er dabei aus. Wie mag bei dem Zerſchellen der Uhr am Steinpflaſter den Parlamentsherren das Herz gezittert haben! Etwas Aehnliches müßte auf der Bühne von der herrlichſten Wirkung ſein. So Wort und Bild zu gleicher Zeit!

◆

Der Zauberwald.

Eine komiſche Oper in drei Aufzügen.

(Nach Shakeſpeare's „Sommernachtstraum".)

Den 27. Mai 1808.

Perſonen.

Oberon, König der Feen.
Titania, ſeine Gemahlin.
Alzinder, Prinz von Trebiſonde.
Ferolin, ſein Begleiter.
Bella, Alzinders Geliebte.
Roſa, Ferolins Geliebte.
Merluzzo, Alzinders Knappe.
Silvia, ein Bauernmädchen.
Puk, Oberons Zwerg.
Mardar, ein Rieſe.
Genien, Feen, Gefolge u. ſ. w.

Erſter Aufzug.

Eine wilde, raube Waldgegend mit Felſen umſchloſſen. Nacht, Donner und Bliz.

Erſter Auftritt.

Oberon. Titania. Puk. Chor der Genien und Feen.

Chor der Genien (zu Oberon).

O König, ende doch den Zwiſt,
Bedenke, daß in dieſer Fehde
Ein ſchwaches Weib dein Gegner iſt,
Das in dem Eifer ihrer Rede
Nur allzuleicht vergißt,
Daß du ihr Gatte und ihr König biſt.

Oberon (zu den Genien).

Fort! ich befehl' es, ihr ſollt ſchweigen!
Ich ſelber liebe Ruhe; doch
Soll euer Herr den Nacken beugen
Unter des Weibes niedres Joch?

Chor der Feen (zu Titania).

O Kön'gin, ende doch den Zwiſt,
Bedenke, daß in dieſer Fehde
Ein rauher Mann dein Gegner iſt,
Der in dem Sturme ſeiner Rede

Nur allzuſehr vergißt,
Daß du der Feen Kön'gin biſt!

Titania (zu den Feen).

Soll denn Titania immer weichen,
Soll ich des Mannes Sklavin ſein!
Er mag die Hand zum Bund mir reichen,
Und gern und willig ſchlag' ich ein.

Chor der Genien und Feen.

Beherrſcher, o verſöhnet euch
Und kehrt zurück in euer Reich!

Oberon.

Sie reiche mir die Hand zum Bunde,
Und gern verlaſſ' ich dieſen Ort.

Titania.

Nein, Oberon, aus meinem Munde
Erwarte nie ein bittend Wort!

Oberon.

Entlaß die Mädchen aus dem Kerker
Und gern verzeihe ich dir.

Titania.

Nun feſſl' ich ſie noch ſtärker
Und raube ſie deiner Begier.

Oberon.

Du trotzeſt; Schändliche, entferne
Auf ewig dich aus meinem Angeſicht!

Titania.

Was Ihr mir heißet, thu' ich gerne,
Denn Euer Anblick reizt mich nicht.

Oberon.

Verachteſt du die Güte, gut,
So zittre denn vor meiner Rache.

Titania.

Herr König, ſparet Eure Wuth,
Ihr ſeht, daß ich der Drohung lache.

Chor der Genien und Feen.

Auf, machet dem Zanke ein Ende
Und reichet euch friedlich die Hände.

Oberon.

Gehorchen iſt des Weibes Pflicht!

Titania.

Ihr ſehet, Herr König, ich zittre nicht!

Oberon. Entferne dich aus meinen Augen, Betrüg'rin! Lohnſt du ſo meine Liebe! — Ich habe dich auf die Stufe gehoben, auf der du nun zu meiner Qual ſtehſt, ich habe dir die Macht gegeben, die du itzt zu meinem Schaden gebrauchſt! — Iſt das deine Dankbarkeit, Schlange?

Titania. Ereifert Euch nicht ſo ſehr, mein Gemahl, ſonſt könntet Ihr mich bewegen, Euch mit Euren eigenen Waffen zu ſchlagen! — Eure Dankbarkeit iſt wohl ſo außerordentlich groß! Ihr gabt mir eine Krone, es iſt wahr, und das iſt viel, aber durch die Vermählung mit mir bekamt Ihr ein reizendes Weib, und bei allen Geiſtern der Luft, des Feuers, des Waſſers und der Erde, das iſt noch weit, weit mehr!

Oberon. Du ſpotteſt noch, Undankbare! Warum gab ich dir wohl die Macht, die ich dir leider nicht mehr nehmen kann. Menſchen ſollteſt du in Gemeinſchaft mit mir beglücken, Menſchenwohl ſollteſt du befördern; denn dazu verlieh uns die Vorſicht unſere Gewalt über die Natur, und du wendeſt ſie an, um deine unſchuldigen Brüder zu verderben?

Titania. Ihr irrt, mein Gemahl, nicht Brüder, Schweſtern wolltet Ihr ſagen! Ha, ha, ha!

Oberon. Titania!

Titania. Je nu, iſt's nicht ſo? — Was kann ich dafür, daß der König der Geiſter ſich ſo thätig um das Wohl der Erdentöchter annimmt!

Oberon. Es iſt meine Pflicht. Und weh' dir, wenn du es wagſt, mich in Ausübung dieſer meiner großen, ſüßen Pflicht zu hindern!

Titania. Ja wohl, eine ſüße Pflicht, Mädchen zu beglücken!

Oberon. Du treibſt mich aufs Aeußerſte!

Titania. Man ſehe doch!

Oberon. Entferne dich aus meinen Augen! Dein Scherz kleidet dich übel, denn er entſpringt aus einem boshaften Herzen.

(Arie.)

Titania.

Ei, ſeht doch, boshaft wäre ich,
Mein theurer Herr und König!
Gewiß wohl darum, weil ich mich
Nicht zahm und unterthänig
In Eure Launen füge
Und meinen Hals nicht biege.
Nein, nein, mein feiner Herr,
Das thu' ich nimmermehr!
Ihr aber, treue Feen,
Ihr kommt und folget mir!

Chor der Feen.

Dein Wille ſoll geſchehen,
Wir folgen ewig dir.

(Titania mit den Feen ab.)

Zweiter Auftritt.

Oberon. Puk.

Seelengröße.

Schauſpiel in vier Aufzügen.

Samſtag, den 28. Mai 1808.

Perſonen.

Graf Antonio Roccaforte.
Gianetta, ſeine Tochter.
Marcheſe Guido Vercelli.
Cavalieri Rinaldo Fiorini.
Walter von Haßlo, ein ſchweizeriſcher Ritter.
Giulia, Gianettens Mädchen.
Benedetto, Vercelli's Diener.

Erſter Aufzug.

Ein Vorſaal im Schloſſe des Marcheſe Vercelli.

Erſter Auftritt.

Giulia (allein).

(Sie ſtürzt haſtig herein und öffnet die Thüre eines Kabinets.)

Gräfin, Gräfin, — Gräfin Gianetta, Benedetto iſt hier! — Botſchaft vom Marcheſe! — Wo ſie doch nur ſein mag!

Zweiter Auftritt.

Benedetto. Giulia.

Giulia (ſtürzt ihm mit lautem Geſchrei entgegen). Willkommen auf Vercelli, willkommen!

Benedetto. Willkommen, Giulia, wo iſt die Gräfin?

Giulia. Weiß ich's? Sie ſitzt wohl wieder im Pavillon am Hügel, ſingt den Bäumen ein munteres Liedchen vor und ſieht in die Ferne nach Reitern und ſchwarzen Federbüſchen.

Benedetto. Nach ſchwarzen Federbüſchen?

Giulia. Nun ja, du weißt ja wohl, daß der Marcheſe einen ſolchen trug, als er abreiſte. Da ſitzt ſie nun den langen lieben Morgen am Abhang des Berges und glaubt, jeder Mann mit ſchwarzem Federſchmuck ſei unſer Herr.

Benedetto. Sie iſt alſo noch immer wie zuvor dem Marcheſe zugethan? Fiel in unſerer Abweſenheit nichts von Bedeutung vor?

(Er fixirt Giulien.)

Giulia. Nicht, daß ich wüßte!

Benedetto. Und die Gräfin liebt den Marcheſe noch wie zuvor?

Giulia. Sie iſt zu dankbar, um ihn nicht zu lieben.

Benedetto. Hehe, Giulia, das verſtehſt du nicht! Dankbarkeit und Liebe ſind nicht ſo genau verbunden, als du denkſt, gutes Mädchen.

Giulia. Ja, und dann iſt doch eine ziemliche Kluft zwiſchen 17 Jahren und —

(Sie hält ſich den Mund zu.)

Benedetto. Warum ſchweigſt du ſo plötzlich?

Giulia. Je nu, eine Dienerin darf nichts Böſes von ihrem Herrn reden.

Benedetto. Sonderbar! Du glaubſt alſo, daß es etwas Böſes ſei, 50 Jahre alt zu ſein.

Giulia. Etwas Böſes eben nicht! Aber für den Verlobten eines jungen Mädchens von 17 Jahren iſt's doch recht fatal.

Benedetto. Denkt deine Gebietrin eben ſo wie du?

Giulia. Gott behüte! Ich glaube, Gianetta hat noch nie daran gedacht, wie alt Signor Vercelli wohl ſein möchte.

Benedetto. Das iſt nicht gut!

Giulia. Für Gianetten freilich nicht, aber für den Marcheſe —

Benedetto. Was ſprichſt du da?

Giulia. Wie du mich doch erſchreckt haſt!

Benedetto. Du ſprichſt auch ſo albern!

(Wendet ſich weg.)

Giulia. Albern? Man ſehe doch! So albern war es doch nicht, was ich ſagte, mein artiger Herr! Ich rede, wie ich fühle, und ich fühle ſehr deutlich, daß ich einen Mann von 50 Jahren, und wenn er auch ſo reich wäre wie der große Mogul und ſo gut wie San Carlo Barromeo, nicht heirathen würde.

Benedetto. Ich hoffe, deine Gräfin denkt klüger als du! — Uebrigens rathe ich dir: Laß deine Gedanken nicht laut werden; denn du möchteſt dir den Signor eben nicht ſehr gewogen dadurch machen.

Giulia. Ei, ſo klug iſt Giulia wohl! — Aber Benedetto, ſprich aufrichtig, iſt es wohl ehrlich von dem Marcheſe gehandelt, daß er Gianetten ſo hintergeht?

Benedetto. Hintergehen? — Schweig, Mädchen, du weißt nicht, was du ſprichſt.

Giulia. Ei, ſieh doch, Signor Benedetto iſt ſonſt ein ſo ſtrenger Sittenrichter, und hier allein will er das Ding nicht bei ſeinem wahren Namen nennen! Wenn der Marcheſe Gianetten heirathet! —

Benedetto. Wenn ſie einwilligt, wer kann Vercelli einer Ungerechtigkeit zeihen?

Giulia. Betrügt der Kaufmann den unerfahrenen Käufer nicht, wenn er ihm, der nie einen Edelſtein geſehen, Glaskorallen für Diamanten verkauft?

Benedetto. Von Glaskorallen iſt hier nicht die Rede! Vercelli's Herz iſt der ſchönſte Diamant.

Giulia. Was nützt mir der rohe Diamant; Brillanten ſind der Weiber Sache!

Benedetto. Gianetta iſt kein albernes Weib!

Giulia. Kein albernes Weib, aber doch ein Weib, und noch dazu ein junges, muntres, ſchönes Weib, und ſchöne Weiber ſchmücken ſich nicht gern mit rohen Diamanten.

Benedetto. Wie ſollte es denn alſo wohl nach deinem Sinne mein Herr anſtellen, wenn er gerecht handeln wollte?

Giulia. Er führe ſeine Braut mit ſich nach Florenz an den Hof des Großherzogs, mache dort ein glänzendes Haus, gebe Geſellſchaften, bitte ſchöne feurige Edelleute zu ſich, und wenn dann nach drei Monaten meine Gräfin ihm frei und ungezwungen die Hand reicht, dann nehme er ſie mit reinem Gewiſſen an.

Benedetto. Wirklich?

Giulia. Da kennt nun aber die gute Gräfin keine Männerſeele als deinen Herrn; hat ſie denn da noch freie Wahl? — Von Jugend auf im Kloſter erzogen; nun ſeit einigen Monden in dem Schloſſe eines Mannes, den ſie von Jugend auf als ihren Wohlthäter ehren mußte, von dem man ihr täglich vorſagt, daß er ihr Gemahl werden würde, daß ſie ihn lieben ſollte, — wäre es da wohl ein Wunder, wenn das arme Mädchen, verwirrt, betäubt, unerfahren, ihre Hand dem Marcheſe reichte, da ſie an den Gedanken, ſeine Frau zu werden, ſchon ſo gewöhnt iſt, daß ſie es für ein Verbrechen halten würde, anders zu denken?

Benedetto (reicht ihr die Hand). Du biſt ein gutes Mädchen, Giulia, und du ſprichſt nicht ohne Grund! — Aber bedenke, wie ſehr mein Herr Gianetten liebt! —

Giulia. Wie, er liebt ſie, ſagſt du? —

Benedetto. Was anders!

Giulia. Nu, bei der Madonna von Loretto, er äußert wenigſtens ſeine Liebe auf die ſeltſamſte Art!

Benedetto. Eben ſein Benehmen zeugt von einem vortrefflichen Herzen, von feinem Zartgefühl, von inniger Liebe. Glaubſt du denn, Giulia, du allein bemerkeſt es, daß Vercelli ſich den Jahren naht, wo man Liebe Thorheit zu nennen pflegt? Er ſelbſt fühlt es nur zu deutlich, daß er über die Zeit hinaus iſt, in der man dem feurigen Blute Schwachheiten verzeiht! — Soll er ſich verächtlich machen, ſoll er den ſchmachtenden Liebhaber ſpielen? —

Giulia. Du haſt recht, aber —

Benedetto. Er iſt ein Mann, Giulia, und der Mann ſpielt nichts; was er zu ſein ſcheint, iſt er auch! — Doch laß uns hievon abbrechen! Uns geziemt es nicht, die Handlungen unſeres Gebieters zu unterſuchen. Führe mich zu deiner Gräfin!

Giulia. Recht gern, wenn du mir dagegen verſprichſt, hernach noch ein halbes Stündchen hierüber zu ſchwätzen; denn du biſt ja doch der Einzige in dieſem Schloſſe, mit dem man vernünftig ſprechen kann.

Benedetto. Großen Dank fürs Kompliment! Doch führe mich itzt zu der Gebieterin.

Giulia. Nun, ſo folge mir denn! Doch da kömmt ſie ſelbſt!

Dritter Auftritt.

Gianetta. Benedetto. Giulia.

Giulia. Gräfin, ein Bote!

Gianetta (eilt auf Benedetto zu). Benedetto! Benedetto!

Benedetto. Gott zum Gruß, gnädige Gräfin!

Gianetta. O, du biſt gewiß ein Glücksbote! Kehrt der Marcheſe bald zurück?

Benedetto. Mein Drängen, eine Stunde früher als er zu kommen, koſtet dem Marcheſe ſein beſtes Pferd.

Gianetta. Wie, er käme alſo wohl noch heute?

Benedetto. Nicht anders, Gräfin, in einer halben Stunde iſt er hier!

Gianetta. O, wie ich mich freue! Komm, Giulia, komm, wir wollen die frohe Nachricht den Mädchen im Dorfe bringen! Sie ſollen ſich ſchmücken und Abends aufs Schloß kommen. Da ſollen ſie ſingen und tanzen und fröhlich ſein! — Der Marcheſe erlaubt es doch, Benedetto?

Benedetto. Können Sie zweifeln, gnädige Gräfin?

Gianetta. Nun, ſo komm, Giulia, wir wollen Anſtalten zum Feſte machen, komm! — Aber der Marcheſe wird wohl müde ſein!

Benedetto. Sehr! — Die weite Seereiſe!

Gianetta. Er iſt doch nicht krank?

Benedetto. Das eben nicht! — Aber —

Gianetta. Heilige Jungfrau! was denn!

Benedetto. Er iſt verwundet! (Gianetta blickt ihm mit dem Ausdruck des höchſten Schreckens ins Geſicht.) Nur leicht! — Hier im Arm! Anfangs ſchien es zwar gefährlich, nun iſt es aber beinahe geheilt. Ein Türke ſchoß ihn durch den Arm, als er eben Signor Fiorini —

Gianetta. Fiorini! — Rinaldo Fiorini?

Benedetto. J, gnädige Gräfin, erinnern Sie ſich denn noch auf den kleinen Junker, mit dem Sie ſo oft ſpielten?

Gianetta. O, der liebe kleine Junge!

Benedetto. Nu, ſo klein iſt er eben nicht! Sechs Jahre ändern gar vieles! Er iſt groß und männlich geworden! Er kömmt mit dem Marcheſe!

Gianetta. Hörſt du, Giulia, Rinaldo kömmt, Rinaldo kömmt! O, ſo freue dich doch!

Giulia. Wie ſoll ich, ich kenne den Signor nicht!

Gianetta. Wie, du kennſt ihn nicht! Du armes Mädchen, du kennſt den muntern Rinaldo nicht, der immer tauſend Sachen weiß und ſo poſſierliche Sprünge macht!

Benedetto. Poſſen ſind nun ſeine Sache nicht mehr!

Gianetta. Nicht? o, das iſt Schade! Sie gefielen mir immer ſo gut!

Benedetto. Der Marcheſe hat ihm das Leben gerettet!

Gianetta. O, das war ſchön von dem Marcheſe! Ich bin ihm darum noch einmal ſo gut!

Benedetto. Die Türken hatten ihn gefangen —

Gianetta. O, die garſtigen Menſchen!

Benedetto. Da griff mein Herr ihr Schiff an, enterte, erſtieg das Schiff, befreite den Geſpielen Eurer Jugend und bekam dabei den Schuß in den Arm.

Gianetta. O, das iſt prächtig!

Benedetto (fixirt ſie). Signor Vercelli wurde verwundet!

Gianetta. Das wird ja wohl bald heil ſein. Glaubſt du nicht, Benedetto?

Benedetto (zuckt die Achſeln).

Gianetta. O gewiß, gewiß! Ich habe Balſam von Mekka, das ſoll ihn ſchon heilen! — Sag mir doch, guter Benedetto, wie ſieht denn Rinaldo ungefähr aus?

Benedetto. Man will behaupten, er ſähe dem Marcheſe ſehr ähnlich!

Gianetta (gedehnt). So?

Benedetto. Iſt Euch das nicht angenehm?

Gianetta. Sieh einmal, Benedetto, den Marcheſe habe ich ſchon ſo oft geſehen und ſehe ihn künftig auch alle Tage, und wenn nun Rinaldo dem Marcheſe gleicht, ſo —

Benedetto (geſpannt). Was, gnädige Gräfin?

Gianetta. Ich muß dir's nur geſtehen, ich wünſchte wohl, daß Rinaldo anders ausſehe als Vercelli!

Benedetto. Und warum gefällt Euch Guido nicht?

Gianetta. Ich habe ihn nie ſo recht darum angeſehen, aber ich ſehe ihn ja alle Tage, und da möchte ich denn doch, daß Rinaldo — ach, ich weiß ſelbſt nicht, was ich möchte! — Sieh, es iſt wohl recht kindiſch, und ich ſchäme mich, es zu ſagen: (leiſe) Ich dachte ſtets, wenn Rinaldo groß ſein würde, gliche er gewiß dem jungen ſchlanken Ritter im großen Saale, hart an der Thüre! (lebhaft) Giulia, du kennſt ja das Bild!

Giulia. Sie haben mir's ja oft genug gezeigt!

Gianetta. So dachte ich, mag Rinaldo ausſehen! Schwarze Haare —

Benedetto. Fiorini's Haare ſind ſchwarz!

Gianetta. Schwarz? — Ei, du belügſt mich!

Benedetto. Wie ſo, Gräfin?

Gianetta. Sind ſeine Haare ganz gewiß ſchwarz?

Benedetto. Warum zweifeln Sie?

Gianetta. Gliche er dann wohl dem Marcheſe?

Benedetto. Des Marcheſe Alter, Gräfin! —

Gianetta. Sage mir doch einmal, Benedetto, wie alt iſt denn wohl der Marcheſe?

Benedetto (verwirrt). Ich — ich weiß nicht ſo genau!

Gianetta. Er muß doch um vieles, vieles älter ſein als ich und auch als Rinaldo; denn wir beide waren noch ganz klein und ſpielten noch, als er ſchon ſo groß war wie mein Vater. Ich weiß recht gut, er kam oft zu uns aufs Schloß! Er zankte immer mit Rinaldo und wußte immer etwas an ihm zu tadeln, zuletzt nahm er ſogar Rinalden mit ſich, und da mußte der arme Junge reiten, fechten, wer weiß was alles, von Morgen bis zum ſpäten Abend! — Dafür konnten wir ihn beide aber auch nicht ausſtehen!

Benedetto. Und itzt liebt und ſchätzt Ihr ihn doch!

Gianetta. Ja, damals war ich noch ein kleines, einfältiges Mädchen und wußte noch nicht, was wahre Güte heiße, wie der Marcheſe ſagt; aber nun ſehe ich wohl, daß mir der Marcheſe Gutes thut, daß er mich liebt, und daher bin ich ihm auch wieder gut. (Man hört von ferne lautes Geſchrei.) Was iſt das?

Giulia (eilt ans Fenſter). Der Marcheſe, der Marcheſe! — Soeben reitet er in den Schloßhof.

Gianetta (am Fenſter). Er iſt's, er iſt's, und ein fremder Ritter mit ihm! — Es iſt Rinaldo, er winkt mir! Hinab! Rinaldo! — (Eilt ſchnell ab.)

Seelengröße.

I.

1. Giulia, Benedetto. Es wird erzählt.
2. Vorige, Gianetta. Ebenfalls.
3. Gianetta, Giulia. Sie freut ſich über Guido's und Rinaldo's Ankunft.
4. Gianetta. Erinnerung an Jugend mit Rinaldo.
5. Gianetta, Rinaldo, Guido, Walter. Liebe für Rinaldo, Ehrfurcht für Guido.
6. Guido, Walter. Erzählung von Gianetta und Rinaldo.

II.

1. Guido. Er bemerkt die Liebe für Rinaldo.
2. Guido. Benedetto. Letzterer ſagt, daß beide im Garten ſind.
3. Guido, Walter. Letzterer erklärt ihm das Bedenkliche ſeiner Lage.
4. Guido, Gianetta. Er erforſcht ſie; ſie läßt Liebe blicken, lobt Rinaldo.
5. Gianetta. Wundert ſich über Guido's Betragen.
6. Gianetta, Rinaldo. Liebe, doch nicht offenbar; bekömmt den Ring.
7. Rinaldo. Entzücken, Liebe für Gianetta.
8. Rinaldo, Walter. Tadelt Rinaldo, entdeckt ihm, daß er Liebe fühle. Rinaldo wird hitzig.

III.

1. Guido, Gianetta. Erſterer erklärt ihr, daß er ihre Liebe bemerkt habe, bittet ſie, nicht ſo oft mit dem Rinaldo umzugehen.

2. Guido. Bedauert die Beiden, will ſich aufopfern; doch er hat geſchworen; glaubt, die Liebe werde vergehen.
3. Guido, Rinaldo. Letzterer verlangt zu Gianetta, Guido hält den Rinaldo, beide hitzig, ziehen die Degen.
4. Rinaldo, Guido, Gianetta. Zeigt Beſorgniß um Rinaldo, Guido will Gianetten entſagen.
5. Guido, Walter. Erſterer forſcht, ob er unter Umſtänden Schwüre brechen dürfe; Walter ſagt nein.
6. Vorige, Rinaldo. Beide ſtellen ihm vor, wie viel Unglück er allen bringe; er entſchließt ſich, abzureiſen.
7. Antonio. Begrüßt ſein Vaterland ꝛc.
8. Antonio. Rinaldo. Erkennt den erſten.
9. Vorige, Gianetta. Guido, Walter. Freude.

IV.

Im Garten.

1. Gianetta. Traurig und doch froh, daß ihr Vater hier iſt.
2. Rinaldo, Gianetta. Treffen ſich von ungefähr und geſtehen ſich Liebe.
3. Vorige, Guido. Guido behorcht ſie, verſpricht ihnen, ſie zu ſchützen.
4. Guido. Entſchließt ſich ganz, Gianetten zu entſagen.
5. Guido, Antonio. Sucht Antonio zu bewegen, und es gelingt ihm bald.
6. Guido, Antonio, Rinaldo, Gianetta. Werfen ſich zu des Alten Füßen, doch der Alte willigt nicht ein, da er Guidon ſein Wort gegeben.
7. Antonio Walter. Dieſer ſucht Antonion auch zu bewegen.
8. Benedetto, Rinaldo, Gianetta, Vorige Benedetto bringt Brief.

◆

Robert, Herzog von der Normandie.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Den 31. Mai 1808

Perſonen.

Heinrich I., König von England.
Robert, Herzog von der Normandie, ſein Bruder.
Sibille, deſſen Gemahlin.
Wilhelm, ſein Sohn.
Etienne de Blois, Heinrichs Neffe
Robert von Belesme,
Wilhelm, Graf von Mortaigne,
Roger, Graf von Lankaſter,
Norton, } Feldherren Roberts.
Montgommery,
Needham,
Walter von Lacy,
Heinrich von Hereford, } Heinrichs Feldherren.
Wilhelm von Fizesborne,
Odo, ein Minſtrel.
Godfried, Roberts Stallmeiſter.
Golo, Blois' Knecht.
Hauptleute. Soldaten. Kammerfrauen der Herzogin.

Erſter Aufzug.

Saal im Schloſſe zu Donteau.

Erſter Auftritt.

Mortaigne. Lankaſter. Norton.
(Vor ihnen ein Tiſch mit Bechern.)

Mortaigne (hebt den Becher hoch). Alle Krieger!

Lankaſter.
Norton. } Sollen leben! (Trinken.)

Mortaigne (wirft ſich in einen Stuhl). Wir führen doch, im Grunde betrachtet, ein verdammtes Leben in dem Neſte da! — Den Feind vor der Naſe, und dürfen nicht dreinſchlagen!

Lankaſter. Seit drei Tagen nicht eines halben Schillings Werth gegeſſen, und der Wein wird nachgerade auch ſchon alle.

Norton. Das Volk läuft haufenweiſe zum Feinde hinüber! — Wie doch all' das enden mag!

Mortaigne. Ei was enden! — Ums Enden bangt mir nicht. Wenn wir nur einmal anfingen! (Schlägt an ſein Schwert.)

Norton. Am Ende kömmt's doch auf das hinaus, wir mögen es nun anfangen, wie wir wollen!

Lankaſter. Wenn nicht etwa Unterhandlungen —

Mortaigne. Warum nicht gar!

Lankaſter. Daß ihr Leute doch alle glaubt, nur das Schwert könne entſcheiden!

Mortaigne. Ganz recht, das glaub' ich auch, und darum ärgert's mich gewaltig, daß der Herr den Belesme zu Heinrichen geſendet hat.

Norton. Wie, der Belesme iſt zum König!

Mortaigne. Nicht anders! — Es iſt zum Teufelholen.

Lankaſter. Gott ſei gelobt, daß meine Vorſtellungen gefruchtet haben!

Mortaigne. Ja, hat ſich wohl! Eure Vorſtellungen! Ganz etwas anders iſt es, was den Herzog bewogen hat.

Lankaſter. Nu?

Mortaigne. Ich ritt mit dem Herzog geſtern durch die Stadt, um die Kriegsknechte zu muſtern. Wir nun reiten über den Marktplatz, da hören wir plötzlich ein Geſchrei, wir ſprengen hin, da ſehen wir einen Haufen Bettelweiber, die bleich und abgezehrt um die Stücke eines todten Hundes ſich zanken. Hu, mir grauſt, wenn ich dran denke! (Trinkt.)

Norton. Und der Herzog?

Mortaigne. Der Herzog faltete die Hände, ſah gen Himmel, und die hellen Thränen liefen ihm über die Backen. Er befahl, daß den Weibern Brot gereicht werden ſollte, und theilte es ſelbſt unter die Wimmernden aus. „Nein, gutes treues Volk!“ rief er, „du ſollſt nicht länger um meinetwillen leiden! Verlaßt euch auf mich!“ rief er den Leuten, die herbeigelaufen waren, zu, „morgen ſollt ihr Brot die Fülle haben und ſollt' ich jedes Stück mit einem Tropfen meines Blutes bezahlen.“ So ſprach er und ſprengte fort, daß die Funken ſtoben. Kaum war er in die Burg zurückgekehrt, ſo ließ er den Belesme rufen und ſchloß ſich mit ihm gegen zwei Stunden ein. Um eilf Uhr Abends öffnete ſich endlich die Thüre des Schlafzimmers und Belesme trat ganz verſtört heraus, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſagte zu mir, als ich ihn fragte, was es gebe: „Der arme Herr, es wird ihm das Leben koſten!“ Es wurden ſogleich Pferde geſattelt, und der Alte jagte zum Thore hinaus, dem Lager zu.

Lankaſter. Was nun wohl geſchehen wird?

Norton. Ein Vergleich vermuthlich!

Mortaigne (lacht verbiſſen). Ha, ha, ha! (Trinkt.)

Lankaſter. Was ſoll man anders thun bei dieſen Umſtänden?

Mortaigne. Fechten!

Lankaſter. Es iſt nichts anzufangen mit dem Bären!

Norton. Er mag eben ſo unrecht nicht haben.

Mortaigne. Kennſt du die Fabel vom Wolf und vom Storche?

Lankaſter. Poſſen!

Mortaigne. Nichts weniger als das! Hör einmal, Roger, glaubſt du wohl, daß der Storch ſeinen Kopf zum zweitenmal in einem ähnlichen Fall der Willkür des Räubers überlaſſen hätte!

Lankaſter. Wozu dieß alles?

Mortaigne. Ich bitte dich, Roger, gib Antwort!

Lankaſter. Nun denn, nein, ich glaube es nicht!

Mortaigne. Aber wenn der Wolf heilig verſprochen hätte, ihn nicht zu verletzen?

Lankaſter. Kann man auf die Verſprechungen eines Treuloſen bauen!

Mortaigne. Sollen wir denn alſo nicht eben ſo klug ſein als der Storch? — Hat nicht König Heinrich mit eigener Hand die Verpfändungsurkunde für die Normandie unterzeichnet und behauptet doch nun, ſie gekauft zu haben! — Sollen wir dem Manne, der uns ſchon einmal hintergangen, noch einmal unſer Glück und vielleicht ſogar unſer Leben in die Hände liefern?

Lankaſter. So arg wird's wohl nicht ſein!

Mortaigne. Glaubſt du, um dieſen Fleck Landes, den wir ohnehin nicht Macht genug haben zu beſetzen, zu erobern, habe König Heinrich ein ſo großes Kriegsheer aufgebracht? Freund, glaube mir, nicht ſchlagen will Heinrich Roberten, nicht hinaustreiben aus den Ländern, die ſein rechtmäßiges Eigenthum ſind, er fürchtet die Liebe der Engländer gegen Robert, ſein Recht, ſeine Tapferkeit! Fangen will er ihn; und kann dieß wohl auf eine leichtere Art geſchehen, als durch einen leeren Federzug?

Norton. Beim heiligen Georg, er hat Recht!

Lankaſter. Wenn es ſo wäre!

Mortaigne. Es iſt ſo! — Doch weg damit! — Kommt, laßt uns trinken! — Unſer Robert!

Lankaſter.
Norton. } Er lebe!

Mortaigne. Sollte man ihm doch faſt wünſchen zu ſterben. Nicht Einen frohen Tag hatte er, ſeit er aus Paläſtina zurückkam.

Lankaſter. Unter uns, Brüder! Die Reiſe nach dem gelobten Lande war eben das Klügſte nicht, was der Herzog hätte thun können!

Mortaigne. Freilich wohl, wenn man's ſo beſieht mit den Augen der kalten Ueberlegung, wie du; aber Robert, ein feuriger Jüngling, mit einer bis zur Schwärmerei lebhaften Einbildungskraft und Empfindung, voll Durſt nach Ehre und Ruhm, von ſeinem Vater gehaßt, aus ſeinem Vaterlande faſt verbannt, wer mag ihn wohl verdammen, daß er dieſen Schritt, den gefährlichſten von allen, that?

Lankaſter. Und dann vollends die Verpfändung ſeines Landes an Heinrichen!

Mortaigne. Das war gefehlt, ſehr gefehlt! Aber du kennſt ja Roberten. Wenn etwas ſeine Phantaſie beſchäftigt, Ruhm und Ehre verſpricht, dann führt er es aus und wenn es ihm zehn Herzogthümer koſten ſollte.

Lankaſter. Ja wohl, und das iſt nicht gut!

Mortaigne. Du hätteſt nicht ſo gehandelt, und ich — vielleicht auch nicht, aber dafür ſind wir auch keine Roberte.

Lankaſter. Du glaubſt alſo wohl gar, daß er recht gethan hatte!

Mortaigne. Gott behüte! — Aber es iſt geſchehn und uns geziemt es nicht, die Handlungen unſeres Herrn zu meiſtern!

(Hufſchlag im Hofe.)

Norton. Ha, was iſt das?

Mortaigne. Was gibt's! (Setzt den Becher weg und ſteht auf.)

Lankaſter (am Fenſter). Der Needham reitet ein!

Mortaigne. Teufel auch! Der iſt eilig!

Lankaſter. Vermuthlich ſchlimme Nachrichten!

Mortaigne. In Gottes Namen! (Trinkt.)

Zweiter Auftritt.

Needham. Die Vorigen.

Norton. Willkommen, Needham, was gibt's?

Needham. Die Vorpoſten melden, daß ſich die Reiterei des Feindes in Bewegung ſetze!

Mortaigne. Gottlob, doch einmal Ernſt!

Lankaſter. Wie mogt Ihr doch ſo ſchwatzen!

Mortaigne. Je nu, geſchlagen muß einmal werden, und da iſt's denn doch beſſer, ich fechte itzt, da ich noch Kraft in den Armen habe, als nach einigen Tagen, wo ſchon der Hunger an meinem Leben nagt! — Unſere Vorräthe ſind alle!

Needham. Es wird einen heißen Tag geben!

Mortaigne. Vermuthlich. (Er ſteht auf und gürtet ſein Schwert, das auf dem Tiſch lag, um.)

Needham. Wo iſt der Herzog?

Norton. Hier nebenan, im Zimmer.

Needham. Wer iſt bei ihm?

Norton. Sein Schreiber.

Needham. Auf Wiederſehen! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige ohne **Needham.** Bald darauf **Montgommery** und **mehrere Ritter.**

Mortaigne. Kommt, Brüder, laßt uns noch eins trinken!

(Norton und Lankaſter trinken und gürten dann ebenfalls ihre Schwerter um.)

Lankaſter. Heinrichs Heer iſt ſtark.

Mortaigne. So ſagt man.

Lankaſter. Das unſre hat ſehr abgenommen.

Mortaigne. Das weiß ich.

(Die Scene hindurch gehen immer Ritter über das Theater in das Kabinet des Herzogs.)

Norton. Was es nur geben mag! — Boten über Boten!

Mortaigne (ruft einen der Durchgehenden an). Herr Ritter!

Der Ritter. Edler Herr!

Mortaigne. Iſt etwas Wichtiges vorgefallen? Was bringt Ihr für Nachricht?

Der Ritter. Ich ſtand auf der äußerſten Feldwache. Wir ſind zurückgedrängt!

Mortaigne. Teufel!

Lankaſter. Wie, und noch iſt nicht einmal Belesme zurück?

Mortaigne. Der Wolf und der Storch!

Montgommery. Iſt der Herzog hier? — Wir ſind verrathen!

Norton. Oho!

Montgommery. Tauſend von Euren Reitern, Mortaigne, ſind zum Feinde übergegangen!

Mortaigne. Da ſoll ja der Teufel! — (Will fort.)

Montgommery. Bleibt, es iſt zu ſpät! — Man ſieht kaum mehr den Staub ihrer Roſſe!

Lancaſter. Still, der Herzog!

Vierter Auftritt.

Robert. Needham. Vorige.

Robert (zu Needham). Ich kann es kaum glauben!

Montgommery. Gnädigſter Herr!

Robert. Was? — Ah, ſeid Ihr es, Montgommery. Was bringt Ihr?

Montgommery. Die Vorpoſten ſind zurückgedrängt, das Heer wird unruhig.

Robert. Und meine braven Normänner?

Montgommery. Haufenweiſe eilen ſie dem Lager des Feindes zu!

Robert (er geht in den Vordergrund). Ich ſehe es deutlich, das Schickſal will mit mir enden. Alles verläßt mich und ich ſtehe allein da mitten im Sturm des Unglücks! — Doch Muth — ich will wenigſtens nicht als ein Schwächling enden!

Montgommery. Sie verlangen mit Ungeſtüm Lebensmittel!

Robert. Ich kann ihnen nicht helfen! — Es muß ſich bald alles ändern — ich erwarte nur noch Belesme zurück.

Mortaigne. Verzeiht, edler Herr, von der Seite, fürchte ich, haben wir wenig zu hoffen.

Robert. Du biſt zu mißtrauiſch, guter Mortaigne!

Mortaigne. Und Ihr ſeid es zu wenig, mein Herzog!

Robert. Nicht doch! — Heinrich iſt mein Bruder. Zwar liebte er mich nie; aber ich hoffe, er haßt mich auch nicht!

Mortaigne. Ich fürchte es!

(Ein Diener tritt ein und ſagt Lankaſtern etwas ins Ohr.)

Robert (ſagt unterdeſſen). Es ſoll noch alles beſſer werden, als du glaubſt.

Lankaſter. Edler Herr, man meldet ſo eben, daß Euer goldner Mundbecher und mehrere Koſtbarkeiten vermißt werden.

Robert. Man ſoll nicht nachforſchen, wer der Thäter iſt. Meine Leute leiden Noth, und ich kann auch aus einer hölzernen Schale meinen Durſt ſtillen.

Lankaſter. Euer Leibknappe Walter wird zugleich vermißt und viele wollen geſehen haben, wie er auf Eurem Trotter dem Lager der Feinde zuſprengte; auf ihn fällt der Verdacht!

Robert. Wie, Walter, auch mein treuer Walter? — Ich rettete ihm in Paläſtina das Leben, und auch er! — O, ich hätte mein Leben auf ſeine Treue gewettet! und auch er!

Lankaſter. Der Wein, den er Euch Morgens reichte, war vergiftet, Ihr trankt ihn nicht, er fürchtete, entdeckt zu werden, und entfloh.

Robert. Wie, was ſagſt du, vergiftet? vergiftet? Und das hätte Walter gethan? Unmöglich! ich kann's nicht glauben!

Lankaſter (zuckt die Achſeln).

Robert. Doch warum ſtaune ich, kann ich von einem Fremden verlangen, daß er mir treu ſei, da mein

Bruder! — O Walter, Walter! du haſt mein Herz tief verwundet; denn Undank ſchmerzt tief — Auch mein Walter, dem ich das Leben rettete! So verläßt mich denn Alles?

Mortaigne (halb unwillig). Herzog! —

Robert. Verzeiht, meine Freunde, verzeiht, ich habe böſe Launen, ich habe wenig geſchlafen und böſe Träume beunruhigten mich, der Kopf iſt mir ſo wüſte! — Doch kommt, wir wollen fröhlich ſein, wir wollen einmal dem Schickſal und ſeinen Helfershelfern trotzen und uns einbilden, wir wären frei und glücklich! — Heda, Knappen, Wein her!

(Ein Knappe bringt einen Krug Wein.)

Robert. Schenk ein!

(Der Knappe ſchenkt allen ein, als er aber auf Mortaigne kommt, der der letzte ſteht, iſt der Krug leer; er zuckt ſchweigend die Achſeln und geht.)

Robert. Frohes Wiederſehen! Hier oder dort oben!

(Alle trinken bis auf Mortaigne.)

Alle. Frohes Wiederſehen!

Robert. Holla, Mortaigne, warum trinkſt du nicht?

Mortaigne. Der Krug wollte nicht reichen!

Robert. Mortaigne darf nicht dürſten, wenn ſein Herzog trinkt. Du haſt ſo oft mit mir gefochten, nun ſollſt du auch mit mir trinken! — Knappe, Wein!

Knappe (zuckt die Achſeln). Es war der letzte Krug!

Robert. Der letzte? — Das iſt ſchlimm! — Doch dürſten ſollſt du nicht, Mortaigne. Gib mir deinen Becher!

(Mortaigne gibt ihm denſelben, Robert füllt ihn aus ſeinem Becher halb mit Wein.)

Robert. Nimm, Kamerad, wir wollen redlich theilen, Leiden und Freuden! Ich ahnde, es geht mit beiden ſchon auf die Neige, wie mit unſerm Wein!

Mortaigne (mit Thränen in den Augen). O, mein Herzog!

Robert. Pfui, Mortaigne! pfui, verdirb mir meine Freude nicht! — Ich ſähe euch alle gern heiter! — Wer weiß, ob wir ſo bald wieder beiſammen ſind. Trinkt, Freunde! — Frohes Wiederſehen!

Lankaſter (mit Thränen). Dort oben!

Robert (ſteht etwas heftig auf). Wer ſprach das?

Lankaſter. Ich, gnädigſter Herr!

Robert. Wie es Gott gefällt! Hier noch oder dort oben! — Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf.

Mortaigne. Wir haben nur noch Eine Hoffnung, und die iſt in unſren Schwertern.

Robert. Es iſt nicht ſo arg, als du glaubſt!

Montgommery. Ich fürchte beinahe, gnädigſter Herr! Der Feind nähert ſich immer mehr der Stadt; wenn wir uns nicht bald ihm entgegen ſetzen, ſo ſind wir ohne Schwertſtreich verloren.

Robert. Ich kann es kaum glauben! — Belesme iſt noch nicht zurück!

Norton. Nein, edler Herr!

Robert. Und doch —

Mortaigne. O, die Buben!

Robert. Ich ließ meinem Bruder eine freundſchaftliche Zuſammenkunft vorſchlagen.

Mortaigne. Es wird nichts nützen.

Robert. Ich thue, was die Bruder- und die Menſchenpflicht von mir verlangt.

Mortaigne. Ihr thut mehr, gnädigſter Herr, Ihr thut zu viel!

Robert. Wenn mein Bruder den Vorſchlag annimmt, ſo hoffe ich, ſoll alles bald geendigt ſein.

Mortaigne. Um des Himmels willen, geht nicht zu Eurem Bruder!

Robert. Mortaigne!

Lankaſter. Hört, was er ſagt, gnädiger Herr, geht nicht!

Robert. Wie, auch du, Roger, der du ſonſt immer zum Vergleich rietheſt?

Lankaſter. Gott weiß es, daß ich nichts ſehnlicher als Frieden und Ausſöhnung wünſche; aber Verbrechen wäre es, zu einer ſolchen Zuſammenkunſt zu rathen.

Robert. Und warum?

Lankaſter. Gott im Himmel, habt Ihr ſchon vergeſſen, das Giſt! —

Robert. Wie kommt das Giſt hieher?

Lankaſter. Wenn Euer Bruder niedrig genug dachte, Euch durch Giſt! —

Robert. Schweig'!

Lankaſter. Verzeiht, gnädiger Herr, ich muß reden!

Robert. Schweig', ſage ich! (Lankaſter beugt ſich und tritt zurück.) König Heinrich iſt kein Meuchelmörder.

Montgommery. Aber aller Anſchein! —

Robert. Und wenn Heinrich ſelbſt den Giſtbecher mir gereicht hätte, würde ich ihm die Schuld nicht beimeſſen. Mein Bruder hat ein Schwert, er braucht kein Giſt!

Mortaigne. Gnädigſter Herr, durch zwei Jahre habe ich an Eurer Seite gefochten, Ihr wißt es, ob ich je zitterte, ich habe dem Tod ins Auge geblickt und zagte nicht, aber itzt fürchte ich alles! Geht nicht zu Heinrichen!

Robert. Sind alle meine Krieger Memmen geworden?

Mortaigne. Führt uns gegen den Feind, nach der Schlacht ſprecht Ihr gewiß nicht wieder ſo!

Robert. Es wäre Unſinn, unter den Umſtänden zu ſchlagen. Meine Leute ſind abgemattet!

Mortaigne. O, wir haben noch Kräfte genug, den tückiſchen Wolf in ſein Inſelreich zurückzujagen, und vielleicht etwas weiter noch!

Robert (ſtreng). Mortaigne!

Mortaigne. Gnädigſter Herr!

Robert. Ich befehle dir, zu ſchweigen! — Heinrich iſt mein Bruder!

Mortaigne. Ihr befiehlt es und ich ſchweige, aber, bei Gott, nur darum, weil Ihr es befiehlt!

Robert. Glaube mir, Mortaigne, ich bin nicht ſo leichtgläubig als du meinſt; mein Bruder ſoll mich nicht überliſten, wie er es einſt gethan. Ich will vorſichtiger ſein. Nur dann erſt, wenn er mir freies Geleit zugeſchworen, mag die Unterredung vor ſich gehen! — Ich weiß es, Heinrich liebt mich nicht; denn er fürchtet in mir einen Nebenbuhler um den Thron Englands, darum verfolgte er mich bisher; um mich nicht zu mächtig werden zu laſſen, wollte er mir meine Normandie entreißen. Furcht und Ehrgeiz iſt die Triebfeder ſeiner Handlungen. Aber er mag ruhig ſein, von mir hat er nichts zu befürchten: willig entſage ich der Krone, die mein Vater trug; denn die Ehre, König von England zu ſein, hat für mich keinen Reiz.

Mortaigne. Ihr ſeid Wilhelms erſtgeborner Sohn!

Robert. Ja, und was weiter?

Mortaigne. Habt daher das meiſte Recht auf Englands Krone.

Robert. Und wie, wenn ich dieß mein Recht nicht geltend machen wollte?

Mortaigne. Heinrich hat Euch die Krone geſtohlen.

Robert. Du magſt ſo ganz Unrecht eben nicht haben, aber er mag ſie behalten.

Mortaigne. Herr, ich kenne Euch nicht mehr!

Robert. O, daß du mich je anders kennen müßteſt! — Ich will dieß verhaßte England nicht mehr betreten, aus dem mein Vater mich ſtieß; ich will die Krone nicht auf mein Haupt ſetzen, die mein Vater mir entzog! Laß mich ruhig und zufrieden in meiner ſchönen Normandie! Das wilde Feuer der Jugend iſt verraucht; laß mich mein Leben genießen, laß mir Ruhe, ich habe ſie ſo lange entbehrt!

Mortaigne. Und Heinrich?

Robert. Bleibe König! Soll ich mich noch einmal hineinſtürzen in den tobenden Strudel der Welt, ſoll ich Brittanniens Fluren mit Blut düngen, um eine Frucht zu pflücken, die mir verhaßt iſt!

Mortaigne. Einſt dachtet Ihr anders!

Robert. Ja, ich dachte einſt anders, in meiner frohen Jugend; aber dieſe Bilder ſind entflohn und ich ſehne mich nach Ruhe, nach Ruhe an der Seite meines Weibes, in den Armen meines Sohnes, in der Mitte meiner Unterthanen. Ich habe meinem Bruder Wilhelm geſchworen, nie nach der Krone zu greifen, und ich halte meinen Schwur. Soll ich den Eid brechen, den ich in meines Vaters ſterbende Hände legte? Ich ſchwor der Krone Englands zu entſagen, und wenn die ganze Hölle durch meines beſten Freundes Mund mir zuriefe: „Greif' zu!" ich würde eher ſterben, als meine Hand nach meines Bruders Gut ausſtrecken. Heinrich gönne mir den ruhigen Beſitz dieſes Landes und er mag in England ruhig auf ſeiner Königsburg ſchlafen, ich ſtöre ihn nicht!

(Getümmel hinter der Scene.)

Robert. Was bedeutet der Lärmen? Sehe doch einer, was es gibt!

(Norton geht.)

Robert. Die Entſcheidung naht!

Norton (kommt). Sir Robert Belesme iſt zurückgekehrt.

Robert. Gott ſei Dank!

Fünfter Auftritt.

Belesme. Vorige.

Robert (ihm entgegen). Glück oder Unglück?

Belesme. Beides! Wie man's nimmt. Meine Botſchaft fiel glücklich aus, glücklicher als ich dachte, und doch kann ich von Glück nichts ſagen. Hier, leſt dies Schreiben!

Robert. Von meinem Bruder?

Belesme. Vom König Heinrich.

Robert (lieſt).

Lankaſter. Wie benahm ſich der König?

Belesme. Sehr gnädig, zu gnädig faſt.

Mortaigne. Aha, ſo ein wenig etwas von Hinterliſt! Alles bewilligt?

Belesme. Alles!

Mortaigne. Das iſt ſchlimm! Wenn Heinrich alles verſpricht, will er gewöhnlich nichts halten.

Belesme (legt den Finger auf den Mund).

Robert. Ich danke dir, Belesme, du haſt mir einen ſehr großen Dienſt geleiſtet. Heinrich iſt nachgiebiger als ich dachte. Er bewilligt die Zuſammenkunft und gibt ein ſicheres Geleit. — Nun bin ich wieder ruhig!

(Er verſinkt in düſtres Nachdenken.)

Norton. Seht, wie er traurig zur Erde blickt!

Lankaſter. Sein argloſes Herz kämpft mit Ahndungen.

Robert (wie im Traume). Der Friede iſt eine ſchöne Himmelsgabe: wo ſeine milden Strahlen glänzen, grünt Zufriedenheit und Freude. Mein armes Land hat ihn lang entbehrt, es iſt zur Einöde geworden, und doch hat es ihn nicht errungen. Das iſt hart, ſehr hart!

(Er verſinkt wieder in tiefes Nachdenken.)

Belesme. Der Herzog ſpricht mit ſich ſelbſt!

Lankaſter. Er kömmt mir überhaupt heute ſo ſonderbar vor.

Robert. Laßt mein Pferd ſatteln, wir wollen fort.

Mortaigne. Wohin, gnädigſter Herr?

Robert. Ins Lager zu meinem Bruder!

Belesme. Ihr wollt alſo wirklich? —

Robert. Mein treues Volk verhungert, und du fragſt noch, ob ich will!

Mortaigne. Ich ahnde Verrätherei!

Robert. Heinrich war mir immer mehr geneigt in meines Vaters Hauſe, als Wilhelm; er iſt ſo böſe nicht, als Ihr denkt. Mein Zorn Dem, der davon noch ein Wort ſpricht! Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Es ſteht mir keine Wahl frei, ich muß entweder fechten oder zu Heinrichen gehn.

Mortaigne. Fechtet! Die gerechte Sache ſiegt!

Robert. Wie viel Knechte ſind mir noch treu?

Mortaigne. Kaum zweitauſend.

Robert. Und wie ſtark iſt Heinrichs Heer?

Mortaigne. Nahe an die ſechstauſend, aber mein Wort, wir ſchlagen uns durch.

Robert. Schwärme nicht, Freund, die Zeiten der Wunder ſind vorbei! — Ich habe keinen Ausweg, ich muß in Heinrichs Lager. Zaudre ich noch lange, ſo muß ich mich auf Gnad' und Ungnade ergeben, und lieber ſterben, als das! — Glaubt nicht, daß ich den Kampf vermeide, weil ich den Tod ſcheue; er war mir immer willkommen im Streit für die gerechte Sache; aber mein Volk hat ſchon zu lange für mich gelitten, um meiner Launen willen ſoll auch nicht ein Troßbube umkommen! — Haltet euch fertig, wir ziehn ins Lager.

(Er wirft ſich in einen Stuhl, die übrigen ziehn ſich in den Hintergrund zurück.)

Robert. Ja, ſo iſt's beſchloſſen! Ich ziehe hin zu Heinrichen. (Er bleibt nachdenkend ſtehen.) Aber werde ich auch wiederkehren? Wenn es wahr wäre, was meine Getreuen glauben und was ſelbſt mein Herz ahndet; wenn Heinrich zum Verräther würde! — Nein, nimmermehr, ich kann's nicht glauben, es iſt unmöglich; ſo undankbar iſt kein menſchliches Weſen. Wer war es, der ihn vor ſeines Bruders Wilhelms Grauſamkeit ſicherte, der ihn immer liebte, jede Freude gern mit ihm theilte? kann er ſeinen Robert in ſo kurzer Zeit ganz vergeſſen haben, könnte er treulos genug ſein? — Nein, ich mag ihn gar nicht denken, den ſchrecklichen Gedanken! Es iſt unmöglich! (Er wendet ſich zu dem Gefolge.) Laßt ſatteln!

Belesme. Gnädigſter Herr, ich bin ein alter, treuer Diener, von Kindheit auf Euch zugethan. Ich zog durch meine Ergebenheit zu Euch den Haß Eures Vaters und Eures Bruders auf mich, ich folgte Euch auf der gefährlichen Reiſe ins gelobte Land, war immer an Eurer Seite, trug Mangel und Noth mit Euch, und immer ſchlug ich jede Belohnung, die Ihr mir anbotet, aus. Ich ſtehe nun vor Euch, den Lohn für alle meine Euch geleiſteten Dienſte zu begehren!

Robert. Fordre, Freund, fordre!

Belesme. Laßt mich reden!

Robert. Verlange etwas andres, Robert!

Belesme. Gewährt mir meine Bitte!

Robert. Rede!

Belesme. Euer Vater entzog Euch den Thron, der nach dem Rechte der Erſtgeburt Euch gebührte, und gab ihn Eurem jüngern Bruder Wilhelm. Ihr thatet, was ein guter Sohn thun ſoll und thun muß, Ihr ehrtet Eures Vaters Willen und ließet Eurem Bruder das Reich. Wilhelm ſtarb und Heinrich, Euer dritter Bruder, ſetzte die Krone, die Euch gebührte, ſich aufs Haupt. Nun beſchloßt Ihr, Eure Rechte auf England geltend zu machen. Ihr kehrtet aus Paläſtina zurück und kamt nach der Normandie. Euer Bruder fürchtete Euch, kam Euch heuchelnd entgegen, und zu großmüthig entſagtet Ihr der Krone und zogt Euch zurück in Euer Herzogthum. Kaum wart Ihr entfernt, ſo ſammelte Heinrich eine große Macht, drang in Euer Land und verwüſtete es rings umher. Was kann wohl ſeine Abſicht ſein?

Robert. Weiß ich es?

Belesme. Ja, Ihr wißt es, wißt es, ſo wie jeder von uns es weiß. Sein unerſättlicher Geiz iſt mit England nicht zufrieden, er will Euch auch das Wenige, das

Eure Großmuth ſich vorbehielt, entreißen; ihm gelüſtet nach Eurer Normandie.

Robert. Ich will es zugeben; was folgt weiter daraus?

Belesme. Die Folge iſt deutlich. Heinrich ladet Euch zu einer Zuſammenkunft, man nimmt Euch gefangen, und die Normandie iſt ſein!

Robert. Du vergißt, was mir Heinrich zu danken hat!

Belesme. Auch er hat es vergeſſen!

Robert. Gewiß nicht, ich kenne Heinrichs Denkungsart, ſein Herz iſt gut.

Belesme. Als Knabe war er nicht ganz ſchlimm!

Robert. Er war gut.

Belesme. Doch er hat ſich ſchrecklich geändert. Ich fürchte —

Robert (nimmt ihn bei der Hand und führt ihn vor). Glaubſt du denn wirklich, ich ſei ſo ganz blind, daß ich nicht einmal Verdacht gefaßt hätte? Ich glaube wohl, daß man mich zu überliſten ſuchen wird, aber bis zum Verrath läßt ſich Heinrich nicht herab. Und nun, bitt' ich dich, ſchweige, ſonſt ſteckt deine Aengſtlichkeit meine wenigen Getreuen an. (Laut.) Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich gehe ins Lager!

Mortaigne. Es war meine Pflicht, Euch abzurathen, als ihr noch wanktet; aber nun ſeid Ihr entſchloſſen, ich ſchweige und bitte um Erlaubniß, Euch begleiten zu dürfen.

Lankaſter. Auch ich wollte die nämliche Bitte thun.

Montgommery. Mein Wunſch —

Robert. Verzeiht, edle Herren, daß ich euch den Wunſch nicht gewähren kann. Ich muß, während ich bei Heinrichen bin, meine Leute bewährten Männern anvertrauen, ihr müßt zurückbleiben.

Mortaigne. Gedenkt, was Ihr mir einſt im gelobten Lande verſprachet. Ihr wolltet Euch nie von mir trennen, ſagtet Ihr, ſelbſt im Tode nicht.

Robert. Erlaß mir das Verſprechen, ich bitte dich, Mortaigne.

Mortaigne. Nur auf dieſem ſchweren Ritte laßt mich Euch noch begleiten, wer weiß, ob ich es je wieder kann!

Robert. Nun wohl denn, Mortaigne, du ſollſt mich begleiten, du und zwei Knappen.

Lankaſter. Nicht mehr Begleitung nehmt Ihr mit Euch?

Robert. Nein. Ich gehe nicht zu einem Feinde, ich gehe zu meinem Bruder. Ich will nicht, daß auch nur der geringſte Schatten von Verdacht im Herzen meines Bruders Wurzel faſſen ſoll. Indeß gehabt euch wohl, ihr Herren, wir ſehen uns bald wieder.

(Die Ritter verbeugen ſich und gehen ab.)

Robert. Norton!

Norton. Gnädigſter Herr!

Robert. Ruft mir doch die Herzogin! (Norton ab.)

Sechſter Auftritt.

Robert (allein).

(Er geht nachdenkend auf und nieder, dann:)

Das Loos iſt geworfen! Die Würfel liegen! Bald iſt er gethan, der große Schritt, den kein Gott mehr ungeſchehen machen kann! — Noch iſt's Zeit, noch kann ich zurücktreten, noch ſteht es mir frei, mit den Waffen in der Hand zu ſterben, und niemand kann mich tadeln, wenn ich's thue; aber wie ich eintrete ins Lager meines Bruders, bin ich auf ewig gebunden, und keine Macht der Erde kann mich retten! — Unterwerfung — ſchreckliches Wort, es tönt mir grell in die Ohren, wie der Poſaunenſchall des Gerichtes dem Miſſethäter! Ha, Robert, iſt es ſo weit mit dir gekommen, daß du einem Heinrich dich unterwerfen mußt! Unterwerfen? Muß? — Nein, es iſt nicht möglich, ich kann es nicht, mein ganzes Weſen lehnt ſich auf gegen dieſe zwei Worte und ſiedend wallt mir das Blut in den Adern bei ihrem Schalle. — Dahin alſo führte mich all mein Streben nach Ruhm und Größe; als Sklave Heinrichs ſoll ich die ſchöne Laufbahn enden, die ich als Held betreten; Wilhelms erſtgeborner Sohn ſoll ſich vor ſeinem Bruder beugen und demüthig als Vaſall das Szepter küſſen, das man ihm geſtohlen? Nein, eh' ſollen Englands Städte in rauchenden Schutt verſinken, eh' ſoll ſeine Fluren das Blut von Tauſenden erſchlagner Bürger überſchwemmen, eh' Robert ſich unterwirft! Als freier Fürſt ward ich geboren, frei will ich ſterben in meinem Lande. Bin ich denn ein Bettler, daß mir dieſer übermüthige Heinrich Geſetze vorſchreibt; bin ich denn ein Baſtard, daß man mich ausſchließt von dem Erbtheile meines Vaters! Genügt dem Stolzen nicht die Krone Englands, die er bübiſch mir geſtohlen; ſtreckt er auch noch die freche Hand nach dieſem kleinen Ländchen aus, nach dem einzigen, was ich habe? Iſt es ihm nicht genug, mich ſo weit herabgebracht zu haben, daß meine Leute ſich nicht einmal ſatt eſſen können, verlangt er noch Unterwerfung! Nein, nimmermehr, eh' den Tod als Unterwerfung! (Er geht einige Augenblicke umher und tritt dann ans Fenſter.) Wie es da liegt, das ſchöne, heitre Land, von den Strahlen der Morgenſonne beleuchtet, ſo ſchön und doch ſo unglücklich! — Unglücklich? Unglücklich durch mich! Ha, ſchrecklicher Gedanke, durch mich! Um meinetwillen ſind ſie verwüſtet, die ſchönen Fluren, um meinetwillen rauchen die herrlichen Städte, um meinetwillen wimmern hungernd ſeine Bewohner und zanken ſich um todte Hunde! — Ha, verdammtes Bild! — Da ſtehn ſie vor meinen Augen, wie ſie ſich die blutigen Stücke aus den Händen reißen, ſie wimmern um Brot! Bin ich allmächtig, bin ich ein Gott? Ich bin nur ein ſchwacher Menſch, ich thue, was ich kann. Ihr ſchüttelt den Kopf, ihr hebt die Augen zum Himmel, ihr weint? — Bei Gott, ihr ſollt nicht länger über mich weinen. Ich gehe zu Heinrichen! — Aber Unterwerfung? — Wie, ſoll dieß leere Wort mich abſchrecken, zu thun, was meine Pflicht fodert? — Meine Unterthanen haben für mich gelitten, geblutet, und ich habe nicht Muth genug, einen unſeligen Stolz ihnen zu opfern, ihnen, die mir ihr Wohl, ihr Leben willig zum Opfer brachten? O, ich verachte mich ſelbſt, daß ich nur einen Augenblick wanken konnte! — Mein Heer hungert, mein Volk ſchmachtet, und ich zaudre, ſie zu retten? Was verſprach ich geſtern den weinenden Bürgern? Ihr ſollt Brot die Fülle haben, ſprach ich, und ſo wahr mir Gott helfe, es ſoll niemand ſein, der den Herzog von der Normandie einer Unwahrheit zeihen kann. Freut euch, Bürger, euer Herzog verläßt euch nicht. — Heda, Knappe! (Ein Knappe tritt ein.) Schnell die Roſſe, ich reite ins Lager!

Siebenter Auftritt.

Sibille. Robert.

Sibille (die das Vorige gehört hat). Ihr wollt uns ſchon wieder verlaſſen, Herzog?

Robert. Ich muß, theures Weib! — Ich ziehe ins Lager des Königs.

Sibille. Gerechter Gott! zu Heinrichen?

Robert. Befremdet Euch das?

Sibille. Zu Heinrichen, der Euch ſchon zweimal verrieth, der Euch haßt, der ſtets auf Euer Verderben ſinnt!

Robert. Auch Ihr quält mich mit ängſtlichen Beſorgniſſen!

Sibille. Ja, Herzog, ich ahnde ſchreckliche Dinge!

Heinrich iſt ein Verräther, man ſucht dich in die Falle zu locken, man will dich gefangen nehmen! — Robert, um meiner Liebe, um deines Kindes willen, geh nicht zu Heinrichen!

Robert. Gutes Weib, du ſiehſt Geſpenſter! Heinrich hat freies Geleit verſprochen; ich bin ſicher!

Sibille. Und du trauſt ſeinem Verſprechen?

Robert. Soll ich nicht, er iſt ein Mann und König!

Sibille. O, Heinrich würde hundert Eide brechen, wenn er damit die geringſte Stadt deines Landes erhalten könnte. Um Gotteswillen, Robert, ſei vorſichtig; Vorſicht iſt die Tochter der Klugheit.

Robert. Nur ſchade, daß ſie gar ſo leicht der Mutter über den Kopf wächſt. Sei ruhig, theures Weib, ſieh, ich bin es auch!

Sibille. O, du biſt es, weil dein argloſes Herz zurückſchaudert vor der Verächtlichkeit eines Betruges, weil du glaubſt, jedermann fühle wie du; aber bei Gott, du täuſcheſt dich, und weh der Welt und ihren Bewohnern, daß du dich täuſcheſt! — Siehſt du nicht, wie dieſer Wolf gierig nach Beute brüllt und unerſättlich verſchlingt, was ſich ihm naht! Er will wachſen, hinaufklimmen zum Gipfel der Größe, und glaubſt du, er werde ſich bedenken, den Leichnam ſeines Bruders zum erſten Staffel zu machen? — Du ſtehſt ſeiner Größe im Wege, er fürchtet in dir einen Nebenbuhler und haßt in dir einen Feind, du kennſt Heinrichs Herz und zweifelſt, daß er nach deinem Blute lechzt. Robert, ſieh mich zu deinen Füßen — geh nicht in Heinrichs Lager!

Robert. Steh auf, Weib! — (Er geht auf und nieder.) Sonderbar; ihre Worte ergreifen mich, mein Herz pocht unruhig! — Wenn ſie Recht hätte, Robert, wenn ſie Recht hätte? — Doch nein, es iſt nicht möglich. Felſen ſtürzen, Welten vergehen, aber Fürſtenwort trotzt der Unmöglichkeit! — Leb wohl, theures Weib, ich muß fort! —

Sibille. Robert, bleib, um Gotteswillen bleib! (Sie umſchlingt ihn.) Gatte, Vater, bleib; dein Weib fleht, dein unmündiges Kind ruft dir zu, bleib, bleib!

Robert. Du folterſt mein Herz!

Sibille. Ich will es beſtürmen, dieß edle Herz, bis die ſanften Gefühle der Gatten- und Vaterliebe wieder aufwachen, die ein .... mit glatten Worten eingeſchläfert. Robert, gedenke deines Kinds, gedenke deines Wilhelms!

Robert. Weib, was machſt du aus mir?

Sibille (eilt ſchnell in ein Seitengemach).

Robert. He, was ſoll das? — Sie hat mich weich gemacht! — Dunkle Ahndungen ſteigen empor aus der Tiefe des Herzens wie mitternächtliche Geiſter aus der Nacht des Grabes; wenn Heinrich vergäße, was er mir geſchworen, wenn er — ha, welch ein ſchadenfroher Teufel haucht mir Mißtrauen gegen den Bruder in die ruhige Bruſt? — Weiche von mir, Satan! — Ich baue auf felſenfeſten Grund, ich baue auf Fürſtenwort!

Sibille (kehrt zurück mit dem kleinen Wilhelm). Sieh Vater, ſieh deinen Sohn!

Wilhelm. Vater!

Robert. Wilhelm, mein Wilhelm! (Er nimmt ihn von der Erde auf und küßt ihn.) Gutes, armes Kind! — Arm? Arm? (Er ſetzt den Knaben nieder.) Ich kann ihn nicht los werden, den ſchrecklichen Gedanken! — Wenn Heinrich — Weg damit! — Fürſtenwort und Fürſtentreue!

Sibille. Geh hin, Knabe, knie nieder vor deinem Vater und bitte ihn, er möge dich nicht verlaſſen!

Wilhelm. Vater will mich verlaſſen! O, (er kniet nieder) Vater, verlaß mich nicht! — Was hat dir Wilhelm gethan, daß du ihn von dir ſtoßen willſt!

Robert. Hör' auf, Knabe, du brichſt mir das Herz!

Wilhelm. Ich will artig ſein und fromm, nur bleibe bei mir!

Robert (in heftigem Kampf). Knabe, ſteh auf! — Steh auf, ſage ich!

Wilhelm (läuft weinend zu ſeiner Mutter). Der Vater zürnt!

Sibille. Wie, rührt ſelbſt das Flehen des unſchuldigen Kindes dein ſonſt ſo weiches Herz nicht? Kannſt du meinen Schmerz, kannſt du des Kindes Thränen gefühllos ſehen!

Robert. Du weißt nicht, was du begehrſt!

Sibille. Dein guter Geiſt ſpricht durch meinen Mund! Ich laſſe dich nicht! — Deine Unterthanen! —

Robert. Ha, meine Unterthanen! Weib, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! Meine Unterthanen hungern, mein iſt die Pflicht, ihnen zu helfen!

Sibille. Sieh meine Thränen!

Robert. Auch mein Volk weint! Laß mich!

Sibille. Ich laſſe dich nicht von hinnen!

Robert. Weib, ich will!

Sibille. O, ſo iſt denn alles verloren!

Robert. Du biſt ein gutes Weib, ein ſehr gutes Weib, aber doch nur ein Weib, du kannſt mich nicht faſſen!

Sibille. Gott weiß es, ich faſſe dich nicht!

Robert. Drum laß mich! Der Mann prüft und handelt!

Sibille. Und das Weib, das arme ſchwache Weib?

Robert. Gehorcht und ſchweigt.

Sibille (mit Thränen). Ich — ſchweige!

Robert. Nicht ſo, gutes Weib, kränken wollte ich dich nicht! Sieh, gern wollt ich thun, was du mir räthſt; aber meine Pflicht verbeut es. Glaubſt du denn, gern ginge ich in Heinrichs Lager, glaubſt du, ich thue dieſen Schritt ſo ruhig, als ich es ſcheine? O, du irrſt dich ſehr! Es hat mir viel, ſehr viel gekoſtet, bis er gefaßt war, der ſchreckliche Entſchluß, der wie eine giftvolle Schlange mit gefräßigem Zahn an der Ruhe meines Herzens nagt.

Glaubſt du, des Mannes feſter Sinn ertrage leicht die Schmach der Unterwerfung, beuge ſich ohne Kampf, ohne blutigen Kampf vor dem Mächtigen? — Alle Schreckniſſe der Hölle ſind meinem Herzen minder fürchterlich, als dieſe Demüthigung vor dem Buben, der mir Englands Krone ſtahl! — Aber ſoll ich das Häufchen meiner noch übrigen Getreuen hinopfern, ſoll ich mein treues Volk dahinſterben ſehen unter dem Schwerte der Barbaren und unter der Wuth des Hungers? Soll ich die reichen Fluren dieſes Landes zertreten ſehn durch die Hufe engliſcher Pferde, meine Städte gen Himmel lodern unter den Händen dieſer Mordbrenner? — Ich habe verſprochen, meine Unterthanen zu ſchützen, nicht ſie meinem Stolze zu ſchlachten! — Ich unterwerfe mich!

Sibille. O Robert, glaube nicht, daß eitler Stolz es iſt, was mich zwingt, dieſen Schritt zu mißbilligen. Nicht verlang' ich zu herrſchen als Fürſtin über dieſe Lande; mein Herz iſt für einen Thron nicht geſchaffen, innig ſehnt es ſich nach Ruhe, nach Frieden, nach Liebe; aber ich zittre nicht um deine Fürſtenkrone, ich zittre nicht für dein Reich: ich zittre für deine Freiheit, ja, ich zittre für dein Leben!

Robert. Die Angſt zaubert dir Schreckensgeſtalten vor die Augen!

Sibille. Nein, Robert, nein, nicht ich allein bin es, die dieß fürchtet, deine rauhen Krieger, ſelbſt der harte Mortaigne zittert für dich! — Komm mit mir, wirf den läſtigen Purpur von dir, komm mit mir in mein ſchönes Italien, wo, unter einem milderen Himmel, die Bruſt ſich freier hebt, wo dem frohen Herzen tauſend neue ungekannte Freuden entgegen ſproſſen, wo des Lebens ſeligſter Genuß uns winkt! Es herrſche der wilde Heinrich in dieſem rauhen, wildempörten Lande, wo in jedes Unterthanen Blick Aufruhr uns droht, wo aus jedem Becher der Tod uns entgegen ſchäumt, aus jeder Schüſſel mit gift'gem

Hauche dampft, wo ein unmenſchlicher Bruder gern ſeines Reiches Hälfte dem Manne gäbe, der des Herzogs blutend Haupt ihm darbrächte. Komm mit mir an meines Vaters Hof und lebe froh und ruhig im Arm der Liebe, bis auf wälſchem Boden an deines Weibes Seite ein ſpätes Alter ſanft ins Grab dich ſenkt.

Robert. Du ſchwärmeſt, gutes Weib!

Sibille. Komm mit mir, Robert!

Robert. Mein theures Weib! Vergebens dringſt du in mich. Ich kann nicht.

Sibille. Du kannſt nicht?

Robert. Nein, bei Gott, ich kann nicht! Meine Diener haben ausgeharrt bei mir bis ans Ende, ich will ſie nicht verlaſſen. Mein Volk hat mich froh aufgenommen, als ich allein und hilflos aus Paläſtina rückkehrte, hat mich, der ich nichts hatte als dich, meinen Arm, mein Schwert und wenige Freunde, gepflegt, geſpeiſt, und ich ſchwöre es zu Gott, dem Allmächtigen es ſoll nicht hungern! — Faſſe dich, gutes Weib, und bete zu Gott, daß er dich ſtärke. Ich muß fort! —

(Trompeten.)

Sibille. Ha, was iſt das?

Robert. Meine Getreuen rufen mich. Leb wohl, gutes Weib, wir ſehn uns bald wieder!

Sibille. Du gehſt?

Robert. Mein Schickſal ruft, und ich folge! Sibille, einen Kuß! Den Scheidekuß!

Sibille (umarmt ihn und ſtöhnt). Den letzten Kuß! (Sie ſinkt nieder, er fängt ſie auf.)

Robert. Auch das noch! (Gen Himmel blickend.) Vater, deine Hand liegt ſchwer auf mir!

Siebenter Auftritt.

Belesme. Mortaigne. Lankaſter. Norton. Montgommery. Odo. Gottfried. Ein Weib der Herzogin.

Belesme. Gnädigſter Herr, die Pferde ſind bereitet!

Robert. Ruft die Weiber meiner Herzogin!

Belesme. Was iſt vorgefallen?

Robert. Ihr iſt nicht wohl! — Gutes Weib, der Schlag war zu hart! — (Er küßt ſie.) Leb wohl, vielleicht auf ewig! — Ha, ſchon wieder — ich kann es nicht zur Ruhe bringen, dieß ahndende Gefühl! — Bringt ſie auf ihr Zimmer. (Die Herzogin wird fortgebracht; Robert athmet tief auf.) So! — Nun gehöre ich ganz meinem Volke! — Doch — Odo, komm, und du, Gottfried. (Er führt beide in den Vordergrund.) Seht, Freunde, ich betrete nun einen ſeltſamen, vielleicht gefährlichen Weg. Wer kennt Gottes Rathſchlüſſe? Mir kann leicht etwas begegnen — kurz, der Kluge ſorgt, da es noch Zeit iſt; drum, Gottfried, nimm meinen Sohn (das Heer des Feindes wird ſich von der Stadt zurückziehn, wenn ich ins Lager reite), und eile mit ihm ans Ufer des Meeres, ſchiffe dich ein und bringe ihn zum Grafen von Converſano, dem Vater meines Weibes! doch ſei klug und vorſichtig.

Gottfried. Doch Herr, verzeiht, wozu?

Robert. Schweige und gehorche! Der Knabe ſoll nicht in dieſem unruhigen Lande bleiben, auch war es ſchon lange ſeiner Mutter Wunſch. Alſo geh und halte dich reiſefertig, du gehſt zugleich mit mir ab.

Gottfried (beugt ſich und tritt zurück).

Robert (zu Odo). Dir, altem, treuen Diener, vertraue ich das Köſtlichſte, was ich habe, mein Weib. Führe ſie zu meinem Freunde Bellanble, ſein Schloß iſt bisher von den Engländern unbeſetzt geblieben, und gib ihm dieſe wenigen Zeilen. (Er ſetzt ſich an den Tiſch und ſchreibt wenige Worte in ein Taſchenbuch, das er Odo'n gibt.) Hier, nimm, und nun lebe wohl! — Suche die Herzogin zu tröſten. Bald bin ich wieder bei euch!

Odo. Gnädigſter Herr!

Robert. Was willſt du?

Odo. Warum ſoll Eure Gemahlin fort von hier? Verzeiht meine Kühnheit, aber die Frage entſpringt aus einem treuen Herzen!

Robert. Sie hat zu wenig Bequemlichkeiten hier, wir leiden an allem Noth! — Kurz, es iſt beſſer für ſie und mich, wenn ſie entfernt iſt.

Odo. Gnädigſter Herr, Ihr betrügt Euch ſelbſt.

Robert. Wie ſo, alter Knabe?

Odo. Ihr ſucht Euch ſelbſt zu überreden, es ſei nichts zu fürchten; aber Eure Handlungen zeugen von düſtrer Beſorgniß!

Robert. Du biſt nicht klug!

Odo. Herr, wenn ich Euch je treu gedient habe, wenn Ihr mich je Eurer Gnade gewürdigt habt, ſo hört auf meine Bitte! — Geht nicht in Heinrichs Lager!

Robert. So hat ſich denn alles verſchworen, mir dieſen Schritt ſo ſauer als möglich zu machen? In jedem Blicke leſe ich: geh nicht! Aus jedem Munde tönt mir ein: bleib zurück! entgegen.

Odo (wirft ſich vor ihm auf die Kniee nieder). Herr, laßt Euch erbitten, geht nicht zu Eurem Bruder, Ihr geht in Euren Tod!

Robert (fährt erſchrocken empor). Ha, was war das! — Tod? — Tod!

Odo. Das Euch gegebne Wort! —

Robert. Zur rechten Zeit erinnerſt du mich daran! — Fürſtenwort und Fürſtentreue! — Geh, Alter, und thue, was ich dir befahl, ich thue, was ich muß! — Die Pflicht ruft, und ich folge ihrem Winke, wenn auch mein Weg — (Er ſchweigt plötzlich ſtill und wendet ſich zu ſeinen Feldherrn.) Sieh da, meine Freunde! Seid mir willkommen, theure Waffengenoſſen! Iſt alles bereitet!

Beleſme. Ja, gnädigſter Herr!

Robert. Mortaigne, haſt du deinen Entſchluß nicht geändert, beharrſt du noch immer darauf, mich zu begleiten?

Mortaigne. Ich war in frohen Tagen an meines Herzogs Seite, ein treuer Freund ſcheidet im Unglück nicht! — Ich bitte, erlaubt mir, Euch zu begleiten!

Robert. Nun gut denn! Reich' mir deine Hand, Bruder! Wir halten aus in Leben und — (Er ſchweigt plötzlich.)

Mortaigne. In Leben und Tode. So iſt es, mein Herzog!

Robert (gezwungen lächelnd). Schäker! — Wer ſähe es wohl dem rauhen Geſellen an, daß er ſo munter ſcherzen kann! — Doch genug hievon! — Beleſme, Ihr bleibt zurück, und auch ihr, Montgommery, Lankaſter und Norton. Man wird euch Lebensmittel ſenden aus dem Lager des Königs. Haltet euch ruhig und wacht ſtreng über das Betragen euerer Leute, daß ja den Königlichen nicht Urſache zum Zwiſte gegeben wird. — Es würde mir ſehr unlieb ſein. Und nun lebt wohl, ihr Herren! Auf baldiges Wiederſehn!

Lankaſter (bricht in Thränen aus). Dort oben!

Robert (wendet ſich noch einmal um). Nicht doch, guter Alter!

Lankaſter (geht ihm einige Schritte bittend entgegen).

Robert. Ich bitte dich, ſchweig! Ich weiß, was du ſagen willſt! — Ich habe bedacht, geprüft und muß nun handeln! Lebt wohl!

Beleſme. Ach, laßt mich noch einmal Eure Hand küſſen, Herr! (Er küßt ſie.) So, und nun geleit' Euch Gott und ſchirme Euch mit ſeinem mächtigen Schutz! — Nur noch eine Bitte! — Schenkt mir dieß Tuch, ſchenkt mir es als ein Andenken an meinen Herrn, an meinen Freund!

Robert (ſucht ſeine Rührung zu verbergen). Sonderbarer

Mann! — Doch hier haſt du das Tuch! Nimm es (die Bewegung überwältigt ihn) und vergiß mein nicht! (Er ſinkt in ſeine Arme.)

Norton. Vater!
Montgommery. Freund! (Sie umgeben ihn und küſſen ſeine Hände.)
Needham. Herr!
Lankaſter. Bleib bei uns, verlaß deine Kinder nicht!

(Trompeten im Hofe.)

Robert (gefaßt). Ha, man mahnt mich an den Aufbruch! Lebt wohl! — Ich muß ſcheiden! Gott mit euch! Wir ſehen uns bald wieder! (Ab mit Mortaigne.)

Belesme (drückt weinend das Tuch an den Mund).

Lankaſter (ſchreit). Er geht! (Schlägt die Hände vors Geſicht.)

Norton
Montgommery (ſtarren mit Thränen in den Augen vor ſich hin).
Needham

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Freier Platz in Heinrichs Lager.

Erſter Auftritt.

Heinrich (allein).
(Er eilt wild aus ſeinem Zelt hervor.)

Schlaf, Schlaf! — Englands Krone um eine Stunde Schlaf! — Doch wo bin ich, was thu' ich! — Ich habe geſchlafen! — Nein, nicht geſchlafen — geträumt habe ich, ſchrecklich, fürchterlich habe ich geträumt! Roberts Leiche lag vor mir, ſeine Bruſt durchbohrt durch hundert Wunden! — Ha, es kehrt zurück! — Da ſteigt's empor aus dem dunklen Schoße der Hölle! Wie's mich angrinſt, wie's die blut'gen Locken ſchüttelt. Ich wäre dein Mörder? — Du lügſt, Phantom, du lügſt, ich habe dich nicht gemordet! — Ha, noch einer! Wer biſt du, ſcheußliches Nachtgeſpenſt! — Weg mit dir, ich kenne dich nicht, du biſt nicht Wilhelm, mein Bruder! — Ich kenne dich nicht! — Der Zufall hat dich getödtet, nicht ich! — Weicht, weicht, kehrt zurück in euer Geburtsland, kehrt zur Hölle zurück! — Heinrich will ſchlafen! Englands König will ſchlafen! Wie? Der ärmſte Bettler in meinem Reiche ſchlummert ruhig am Abend, und ſein Monarch kann nicht ſchlafen? — Oh, das iſt traurig — ſehr traurig! —

(Legt die Hand auf die Bruſt.) Da pocht's, da ſtürmt's, da tobt's mit Rieſenkraft, mein Gewiſſen wacht und darum muß auch Heinrich wachen, wachen bis er auf immer ſchläft! — Und dann? — Nichts da, weg mit den Träumen, weg mit euch, ihr ſollt Englands König nicht um ſeinen Schlaf betrügen! Ich will ſtark ſein und feſt! Soll mich das Andenken einer That erſchrecken, deren Vollführung mich nicht zurückſchreckte? — Sei ein Mann, Heinrich, ſei ein Mann! — Noch ein Opfer ſoll fallen, dann iſt's genug, bei Gott, dann iſt's genug! — Dann will ich beten! — Reue tilgt jede Schuld, ſoll's nicht auch einen Mord tilgen können. Ich will Klöſter bauen und Kirchen, und fromme Mönche ſollen alle Tage zu Gott flehen, daß er Ruhe ſchenke meiner Seele und Schlaf meinen Augen! — Dann bin ich ruhig, doch eher nicht! Bei dem Allmächtigen, ein Opfer muß noch fallen, ſonſt bin ich's nicht! — Ich will ſein Weib reich beſchenken und ſie ziehen laſſen, wohin ſie will mit ihrem Sohne! — Doch halt, nein, den Sohn darf ich nicht von mir laſſen! Er muß! — (Er ſieht ſich furchtſam um.) Wer zieht mich da am Mantel? Es iſt nichts, es iſt nichts. (Er athmet ſchwer auf.) Werden denn die Gedanken ſich nie zur Ruhe geben! — Armer Heinrich, ſo reich und doch ſo arm, ſo mächtig und doch ſo ſchwach! — Doch ich ſchwärme, die Einſamkeit gebiert dunkle Bilder in meiner Seele. — Ich will nicht allein ſein — ich will Menſchen ſehn, Menſchen! Heda — iſt Niemand hier?

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Walter von Lacy.

Lacy. Was befiehlt mein König?

Heinrich. Ach, biſt du es, Walter? — Rede!

Lacy. Gnädigſter Herr! —

Heinrich. Sprich — wovon du willſt! — Ich will reden hören! — Was gibt's Neues?

Lacy. Ich weiß nur eine einzige Sache, die heute für meines Königs Seele wichtig ſein kann, und dieſe hat aufgehört, Neuigkeit zu ſein! — Euer edler Bruder wird kommen!

Heinrich. Ich weiß, der Herzog von der Normandie!

Lacy. Robert, Euer Bruder, mein König!

Heinrich. Ha, ha, ha, iſt das nicht all' eins?

Lacy. Gott behüte meinen König vor dieſer Verwechslung!

Heinrich. Wie ſo?

Lacy. Der Bruder ſpricht anders als der König!

Heinrich. Und wie, wenn nun der König den Bruder ſchweigen hieße? Was dann, Lacy, was dann?

Lacy. Das würde mich ſehr betrüben!

Heinrich. Du ſprichſt ſehr warm für den Herzog!

Lacy. Es iſt ein edler Mann, mein König!

Heinrich. Von etwas andrem!

Lacy. Walter, des Herzogs Leibknappe kam heute bei Nacht im Lager an. Er wollte ſeinen Herrn vergiften, wie er ſagte, aber der Streich mißlang und er entfloh! — Ich ließ ihn feſtnehmen!

Heinrich. Man ſetze ihn ſogleich wieder in Freiheit!

Lacy. Habt Ihr nicht gehört, was er ſelbſt geſtehet, daß er habe thun wollen!

Heinrich. Ich habe es gehört! — Er iſt frei! Sein Wille war gut. Daß der Streich mißglückte, iſt nicht ſeine Schuld!

Lacy. Sein Wille war gut, ſagt Ihr? — Er wollte ſeinen Herrn vergiften!

Heinrich. Ja, ja doch, ich bin nicht taub. — Thue, was ich dir befohlen!

Lacy. Sogleich, mein König!

(Er verbeugt ſich und will gehen.)

Heinrich. Walter!

Lacy. Mein König!

Heinrich (ſieht Lacy mißtrauiſch an, dann geht er mit verſchlungenen Armen auf und nieder. Endlich bleibt er dicht vor Lacy ſtehen und betrachtet ihn mit durchdringendem Blick). Walter, was hältſt du wohl von meiner heutigen Zuſammenkunft mit dem Herzoge?

Lacy. Ich freue mich darüber!

Heinrich. Warum?

Lacy. Weil nun alle Mißhelligkeiten beigelegt werden ſollen!

Heinrich. Ja, das ſollen ſie! — Aber Roberts Starrſinn! —

Lacy. O, gnädigſter Herr, nennt des Herzogs Feſtigkeit nicht Starrſinn. Es iſt Stolz; denn er iſt ſich ſeines Werthes bewußt, aber er wird nachgeben; denn er fühlt tief das Elend, das dieſer verderbliche Kampf über ſeine Unterthanen gebracht hat!

Heinrich. Wenn er meine Anträge verwürfe!

Lacy. Er wird es nicht, gnädigſter Herr!

Heinrich. Aber wenn er es thäte, wenn er es thäte!

Lacy (zuckt die Achſeln).

Heinrich. Erkläre dich deutlicher! — Wenn Robert meine Anträge verwürfe!

Lacy. Dann — (er ſieht Heinrich an, als ſuchte er einen Zug von Güte in ſeinem Geſichte, aber dieſer blickt ihn rauh und mißtrauiſch an). Dann (ſeufzend) müßte das Schwert entſcheiden!

Heinrich. Nein, das ſoll es nicht. Ich will nicht noch einmal das Wohl Englands auf des Kriegsglückes unſtäte Wage legen.

Lacy (freudig erſtaunt). Wie, Ihr wolltet? —

Heinrich (rauh und feſt). Schnell enden!

Lacy (erſchrocken). Gerechter Gott!

Heinrich (blickt ihn ſtrenge an). Was gibt's?

Lacy. Verzeiht, mein König! —

Heinrich (wendet ſich von ihm ab und geht mit verſchränkten Armen auf und nieder, dann in die Ferne zeigend). Iſt das nicht Hereford?

Lacy. Ja, gnädigſter Herr!

König. Ruf ihn zu mir! — Geh!

Lacy (verbeugt ſich und geht).

König. Mit dem wär's alſo nichts! Hm! —
(Er verſinkt in tiefes Nachdenken.)

Dritter Auftritt.

König. Hereford.

(Hereford tritt ein, ſucht den König und bleibt ehrfurchtsvoll im Hintergrund ſtehen.)

König (ſteht noch eine Weile unbeweglich, dann dreht er ſich um und erblickt Hereford). Hereford!

Hereford. Gnädigſter Herr!

König. Biſt du mir treu?

Hereford. Wie Euer Schatten!

König. Das heißt, ſo lang des Glückes Sonne ſcheint! — Geh, ich kann dich nicht brauchen!

Hereford. König, erlaubt mir zu reden!

König. Rede!

Hereford. Gnädigſter Herr! Ich kann nicht zierlich über Treue ſchwatzen; doch nicht Worte, die That beweiſt!

König. Ja, ganz recht! — Du biſt mein Mann! Die That beweiſt! — Heinrich, ich habe einen Beweis deines Muthes und deiner Treue!

Hereford. Fordert, mein König!

König. Vorher ſieh rings um, ob uns Niemand belauſcht.

(Hereford umgeht das ganze Theater.)

König. So wird es gehen, ſo muß es gehen! —

Hereford (kommt zurück). Es iſt Niemand zu ſehen! Alles eilt hinaus, um den Herzog zu ſehen!

König. Du weißt, ich war immer dein guter König, Heinrich, ich habe dich immer geliebt und hervorgezogen zu den höchſten Würden aus dem Staube des Privatlebens, ſag', Heinrich, darf ich dir trauen?

Hereford. Könnt Ihr fragen, mein König!

König. Nun gut denn, ich will dir glauben und dir das Innerſte meines Herzens, in das noch Niemand vor dir geblickt, aufſchließen! — Tritt näher! (Leiſe.) Ich haſſe Roberten! — (Noch leiſer.) Er muß — (Er blickt ſchnell zurück.) Was rauſcht da! — Sieh nach, Hereford, was es iſt!

Hereford (geht ſeitwärts, zurückkehrend). Es war der Wind, mein König, der mit der Wimpel Eures Gezeltes ſpielt!

König. Gut, gut! — Wir wollen auf dieſe Seite gehn, hier werden wir nicht ſo leicht überraſcht! — (Sie gehen auf die andere Seite.) Sieh, Heinrich, der Herzog hat mich zu einer Unterredung einladen laſſen und ich gab meine Einwilligung dazu — merkſt du, wo das hinaus will? —

Hereford. Nicht ganz, mein gnädigſter Herr!

König (wendet ſich unwillig ab). Du biſt ein Schafskopf! —

Hereford. Ich verſtehe! Ich verſtehe! — Man könnte den Herzog ſo mit guter Art in die andere Welt! —

König (fährt ſchnell auf ihn zu und legt ihm die Hand auf den Mund). Stille, Heinrich, ſtille! — Die ganze Natur hat Ohren, wenn es drauf ankommt, einen klugen Plan zu errathen! — Du ſchreiſt ja, als wollteſt du Todte erwecken! — — Du haſt mich verſtanden! — — (Aengſtlich.) Doch nicht ſo ganz! —

Hereford. Alſo wollt Ihr den Herzog wieder ungehindert fortziehen laſſen!

König. Nein, das nicht! — Doch, Heinrich, ich glaube, es bedarf keines Hinterhalts zwiſchen uns beiden! Drum wiſſe — du haſt mich verſtanden! — Haſt du Muth genug, mir in dieſer Sache zu helfen! —

Hereford. O, Muth genug, um Euch von allen

Herzogen der Welt zu befreien! — O, der Streich kann nicht mißlingen!

König. Gewiß nicht, wenn man vorſichtig dabei zu Werke geht! — Er hat nicht mehr als höchſtens zwölf Begleiter bei ſich, ſo iſt es feſtgeſetzt im Vertrage!

Hereford. Nicht mehr als zwölf Begleiter! — Erlaubt, daß ich eine Schaar von Euren Knechten mitnehme, wir lauern ihm auf, und eh' er noch das Lager betritt, will ich ihn ſo begrüßen, daß er das Danken darüber vergeſſen ſoll! — Verlaßt Euch auf mich, gnädigſter Herr!

König. Das wäre ſo übel eben nicht, aber dazu iſt's nun doch ſchon zu ſpät! — Er muß nicht mehr fern vom Lager ſein; eh' du ihn erreichſt, hat er es betreten! — Ich habe da ein ganz andres Plänchen! — Wenn der Herzog ins Lager kommt, nehmt Ihr ſeine Begleiter mit Euch und trinkt ihnen wacker zu! Hat der Wein einmal ihr Blut in Wallung gebracht, dann wendet alles an, um Streit mit ihnen zu bekommen. — Schmäht ihren Herzog — kurz, thut alles, um ſie aufzubringen. — Ihr greift zuerſt zu den Schwertern und ſucht ſie hieher zu treiben, wo ich mit dem Herzoge mich unterreden werde. Ich kenne Robert's Hitze, er wird ſich ſeiner Leute annehmen und in Zorn gerathen. Reizt ihn, wie ihr könnt, und bei dem erſten zweideutigen Worte, das ihm entfährt, ſtürzt ihr mit Geſchrei über ihn her, entwaffnet ihn; führt ihn gefangen fort und ſprengt im Lager aus, er habe ſich an mir vergreifen wollen. Sein Heer wird ſich bei der Nachricht von ſeiner Gefangennehmung zerſtreuen, ich nehme Beſitz von dieſem Lande, ſchiffe nach England zurück und die Sache hat ihr Ende!

Hereford. Und der Herzog!

König. Alberne Frage! — Er iſt gefangen!

Hereford. Ah, ich verſtehe!

König. Nun gut, ſo ſchweige! — Deine Unterhaltung wird langweilig!

Hereford. Erlaubt mir daher, daß ich gehe, und ehe noch die Sonne in ihr naſſes Bette ſich ſenkt, begrüße ich meinen Herrn und König auch als Herzog von der Normandie!

König (behaglich lächelnd). Du biſt ein guter Burſche, Heinrich! — Du batſt mich neulich um die Belehnung mit den Gütern des vertriebenen Lankaſters! — Sie ſollen dein ſein!

Hereford. Meinen innigſten Dank!

König. Schweig' und handle!

Hereford. Ich gehe, mein König!

König. Halt, noch eins! Bald hätt' ich vergeſſen! — Wie Robert ins Lager tritt, wird Donteau geſtürmt! Ich muß die Herzogin und ihr Kind in meine Gewalt bekommen, ſonſt bin ich nicht ruhig! — Die junge Brut könnte mir einſt ſo gefährlich werden, als die alte Schlange!

Hereford. Gut, mein gnädigſter Herr!

König. Sorge dafür, daß die Leute hier in der Nähe ſind, wenn der Herzog kömmt. Er iſt jähzornig! — Ich fürchte ſein Schwert nicht, aber ſein Auge iſt mir unerträglich! — Sein Blick iſt ſo ſtarr, ſo — wie ſoll ich nur ſagen! — Kurz! es ſoll Wache in der Nähe ſein! — Du weißt meinen Auftrag und nun gehe!

(Getöſe hinter den Couliſſen.)

König. Sieh zu, Heinrich, was es gibt!

(Hereford ab.)

König. Nur noch dieſe Unternehmung glücklich vollbracht und dann trotze ich allen Mächten der Erde und der Hölle!

(Hereford kömmt zurück.)

Hereford. Herzog Robert reitet ein.

König. Schon ſo früh! Er rennet ſehr eilig in die Falle! — Jetzt, Heinrich, geh auf deinen Poſten! — Vergiß nicht, was ich dir ſagte! — Muth und Treue! —

Hereford. Verlaßt Euch auf mich, mein König!

(Beide zu verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Auftritt.

Robert. Mortaigne. Lacy. Soldaten.

Robert (ſieht ſich rings um, dann zu Lacy). Der König iſt nicht hier!

Lacy. Er wünſcht, daß Ihr ihn hier erwarten möchtet!

Robert. So? — Thu mir doch einer von euch den Gefallen und ſage dem König, der Herzog von der Normandie ſei hier und wünſche, ihn zu ſprechen.

(Einer aus den Soldaten geht ab.)

Robert (zu Lacy). Wie geht's, ehrlicher Alter? haſt du dich auch noch einmal aufgemacht, um zu ſehen (mit unterdrückter Rührung), wie dein Zögling das Schwert führe! — Mir iſt leid, alter Mann, daß du mich von keiner beſſern Seite kennen gelernt haſt! — Es iſt weit mit mir gekommen!

Lacy. O, mein Herzog!

Robert. Weiß Gott, welch' ein Unglücksſtern heute über mir waltet. Kaum ſpreche ich meine Freunde an, ſo ſehe ich Thränen in ihren Augen! — Was ficht dich an, Walter?

Lacy. Verzeiht!

Robert. Du biſt heute in einer weinerlichen Laune, guter Freund! — Pfui, alter Kriegsmann, ſchäme dich!

Lacy. Verzeiht, edler Herr, es gibt auch Augenblicke, wo den Kriegsmann Thränen nicht ſchänden!

Robert (drückt ihm mit Gefühl die Hand). Ehrlicher Mann! (Gezwungen luſtig.) Doch deine Laune iſt anſteckend wie die Peſt, Alter, ſie tödtet alle Freude rings umher! — Sei munter und laß uns einmal vergnügt zuſammen plaudern! — Es iſt lange, daß wir es nicht gethan haben! — Es war, wenn ich mich entſinne, an jenem Tage, als ich fliehen mußte vom Hofe meines Vaters, weil Wilhelm und Heinrich — nein, da war's nicht, damals war's, als Heinrich den Vertrag — nein, da war's auch nicht. — Was weiß ich, wann es war; aber lange iſt es her, ſeit der Zeit, das weiß ich, ſehr lange! — Es ſind jetzt ſchlimme Zeiten, Lacy, die Gegenwart plagt uns und die Vergangenheit! — Ich wünſchte, ich hätte die Erinnerung an manches Unangenehme verloren; — ich würde heitrer ſein!

Lacy. Wer wollte ſich um der Vergangenheit Willen Kummer machen! Der Menſch ſorge für die Gegenwart (bedeutend) und bedenke jeden Schritt, den er thut, er fliehe die Gefahr, da es noch Zeit iſt! — Vorſicht ſchadet nie!

Robert (ſieht ihm ruhig ins Auge). Die Tugend zittert nie!

Lacy. Der Löwe zittert nicht, wenn er flieht! Er weicht der Uebermacht! — Der Unterſchied zwiſchen fliehen und weichen iſt ſo groß, wie der zwiſchen Wortbrüchigkeit und Treue!

Robert. Wer aber nur noch mit Schande weichen kann, der ſtehe! — (Er geht mit großen Schritten auf und nieder, dann tritt er vor Lacy und ſagt:) Ich ſtehe!

Lacy (zuckt die Achſeln und ſeufzt).

Robert. Gib mir deine Hand, Lacy, du biſt ein Biedermann! — O, es thut dem Wandrer ſo wohl, wenn er auf ſeinem dornichten Pfade mitten unter Diſteln eine Roſe trifft! — Ich habe ſie gefunden! (Drückt ihm die Hand.)

Gemurmel unter den Soldaten. Der König, der König!

Robert. Was bedeutet dieß Getöſe?

Mortaigne. Der König kommt!

Robert. Mortaigne, entferne dich unterdeſſen! (Mortaigne ſieht ihn bittend an.) Ich will es — ich wünſche es, ich will nicht mißtrauiſch ſcheinen!

(Mortaigne verbeugt ſich und geht.)

Robert. Nun Muth! — Muth und Gelaſſenheit!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der König. Officiere. Soldaten.

(Der König tritt ein, ſieht Roberten mit erkünſteltem Zweifel an. Robert geht ihm einige Schritte entgegen.)

König (wendet ſich zu Lacy). Wer iſt der Mann?

Robert (unwillig). Ich denke, ich habe Euch ſtets die Stirne geboten, Ihr könntet mein Geſicht kennen! (Faßt ſich.) Euer Bruder, Robert, ſteht vor Euch!

König. Ah, ſieh da! Hätt' ich doch bald vergeſſen! — Seid mir willkommen in meinem Lager, Herzog!

Robert. Seid mir willkommen, der Bruder dem Bruder! (Reicht ihm die Hand.)

König (ſchlägt nicht ein). Ihr kommt früher, als ich dachte!

Robert (warm). Und früher als — (gemäßigt) auch ich meinte. Das Wohl meiner Unterthanen lag mir am Herzen und ich glaubte daher nicht zu ſehr eilen zu können. — Ich wünſchte den Streit ſo bald als möglich geſchlichtet zwiſchen uns!

König. Ich hege den nämlichen Wunſch, ich ſehne mich zurückzukehren in mein Reich! Meine Großen erinnern mich jeden Tag daran und meine Gemahlin läßt keine Woche vorübergehen, ohne mich an die Rückkunft zu mahnen! Die Fehde iſt geendet!

Robert. Sie wird es bald ſein, wie ich hoffe!

König (lächelnd). Oder ſie wird es bald ſein, wie Ihr wollt! — (Uebermüthig.) Ich hätte nicht gedacht, ſo geſchwinde nach Hauſe kehren zu können! — Ich muß Euch dafür danken!

Robert (zurückgehalten). O, Ihr habt nicht Urſache, wahrlich nicht! — Doch zur Sache!

König. Nicht ſo ernſthaft, nicht ſo niedergeſchlagen, theurer Herzog! — Vergeßt einmal mir zu Liebe Eure mißliche Lage! Im Kriege geht's nun einmal nicht anders, heute mir, morgen dir! Knappen, bringt Wein! —

Robert (ballt krampfiſch zuckend die Hand und murmelt vor ſich). Heute mir, morgen dir!

König. Was fehlt Euch, theurer Herzog! — Ei, laßt doch dieſe grämliche Miene, ſie kleidet den tapfern Robert übel! (Für ſich.) Das wirkt! — Bald bricht die Gluth ſeines Zornes hervor, er vergißt ſich und ich habe geſiegt. (Man bringt Wein.) Kommt, laßt uns trinken!

Robert. Verzeiht, ich kam hieher, um zu unterhandeln, nicht mit Euch zu zechen!

König. Verſucht den Wein, er iſt gut! Wir fanden ihn in Eurem Schloſſe zu Bayeux! — Ich hatte damals eben Euern Montgommery geſchlagen, als ich ihn das erſtemal trank! Es iſt ein königlicher Wein!

Robert. Er brauſt hoch empor und iſt doch ohne Geiſt und Kraft!

König. Noch eins! — Man meldete mir heute Morgens, Walter, Euer Leibknecht, habe Euch verlaſſen und zugleich Eure beiden goldnen Mundbecher, die letzten, die Ihr noch hattet, geſtohlen! — Ich bedaure ſehr Euren Unfall und will ſehen, ob es in meinen Kräften ſteht, den Schaden wieder gut zu machen. Nehmt dieſe beiden Becher an die Stelle der entwendeten von mir zum Geſchenke an —

Robert. Ha, das geht zu weit!

König (ernſt). Schlagt Ihr mein Geſchenk aus?

Robert (faßt ſich). Ich — danke! (Für ſich.) Der Uebermüthige. — O, ich fühl's, ich kann mich nicht länger zurückhalten! — (Laut.) Verzeiht, gnädigſter Herr, ich dachte, wir eilten zum Ende!

König. Ei, eilt Ihr doch, als ob Euer Leben von dieſer Sache abhienge! — Den heutigen Tag wollen wir der Fröhlichkeit weihen, zu ernſten Geſchäften iſt auch morgen Zeit. Die frohen Stunden eilen ja ohnehin ſo ſchnell dahin, entreißen wir ihnen nicht im Fluge ihre

Gaben, ſo ſind ſie verloren auf ewig! Das Unglück folgt ihnen auf dem Fuße!

Robert. Verzeiht, mein König, ich wünſchte, heute noch dieß unangenehme Geſchäft zu beendigen!

König. Ei, ſo habt Ihr Euch doch die lange Reihe von Jahren nicht verändert, Ihr ſeid immer noch, wie Ihr wart, trotzig und unbeugſam —

Robert. König! —

König. Herzog!

Robert. Verzeiht — mir iſt nicht ganz wohl!

König. Wie? Nicht wohl! — Heda, Lacy! führe den Herzog in mein Zelt, man ſoll Aerzte rufen!

Robert (unwillig). Nicht doch! — Ich ſtehe hier als Sachwalter meines Volkes und muß reden, will reden!

König. Nun ſo redet, ich hindre Euch nicht!

Robert. Ihr habt mich hieher beſcheiden laſſen zu einer Unterredung, damit einmal der unſelige Zwiſt, der an dem Wohle Englands und dieſes Landes wie ein giftiger Wurm nagt, beendet werde. Ihr verlangtet — Unterwerfung!

König. Ja, ſo iſt es! — Ein Haupt nur iſt meines Vaters Erbſchaft, drum ſoll auch nur Eine Krone ſein!

Robert (aufmerkſam). Wie war das! — Ein Haupt nur ſagt Ihr, und Eine Krone?

König. Nur ein unabhängiges Haupt, ſo meinte ich's. Wer wird ſich um Worte zanken! — Ihr kommt alſo, Euch (mit Nachdruck) zu unterwerfen!

Robert (unterdrückt). Ja!

König. Sieh doch! — Hätte ich doch nicht gedacht, als ich aus England abfuhr, daß Robert ſo bald ſo vor mir ſtehen würde!

Robert. O, auch ich nicht!

König. Ihr ließt mir vor einigen Wochen, als ich Euch Friede unter eben dieſer Bedingung anbot, ſagen, Ihr würdet eher ſterben, als Euch unterwerfen!

Robert (in heftigem Kampfe, leiſe). Die Lage der Dinge hat ſich geändert!

König. Freilich wohl. Ihr ſteht nun allein! — Eure Feldherrn haben Euch verlaſſen, Eure Truppen ſind zu mir übergegangen, Eure Städte haben mir die Thore geöffnet —

Robert. Wozu das alles! — Ihr ſeht doch deutlich, wie ich glaube, daß dieß Geſpräch mir nicht angenehm ſei.

König. Pfui, Herzog, wer wird ſo kleinmüthig ſein? Der Mann harret aus bis ans Ende, ſagtet Ihr mir einſt, und iſt alles verloren —

Robert. So ſtirbt er mit den Waffen in den Händen! Ja, ſo ſagte ich, und ſo denke ich auch noch, und noch geſtern war der Gedanke mein Troſt, mein innigſter heißeſter Wunſch! — Doch, es gibt Dinge in dieſer armſeligen Welt, die auch einem Halbgotte die Waffen aus den Händen reißen könnten! Bei mir that dieß eine geringe Kleinigkeit, denn es iſt doch eine ſeltſame Grille von mir, nicht wahr, mein König? — Ich kann niemand Hungers ſterben ſehn!

König. So?

Robert. Drum ſprecht, gnädigſter Herr, welche ſind Eure Bedingungen, ſodann werde ich auch die meinige ſagen!

König. Eure Bedingung?

Robert. Ja! Glaubt Ihr etwa, ich werde auf Grathwohl etwas ſo Wichtiges unternehmen?

König. Der Ueberwinder ſchreibt die Bedingungen vor, der Beſiegte ſchweigt und gehorcht!

Robert. Ha, was iſt das?

König. Fällt Euch das auf, Herzog? Glaubt Ihr wohl, ich hätte ſo lange Euch angehört, wenn es mir um etwas Geringeres zu thun wäre, als um Euren Fürſtenhut?

Robert. Wie, Ihr wolltet es wagen?

König. Ich wage nichts, Ihr alles, wenn Ihr Euch widerſetzt! — Ihr ſeid mein Vaſall!

Robert. Noch nicht, und bei Gott, nie werde ich es ſein, ſo lange dieſer Arm das Schwert führen kann!

König. Das möchte er wohl nicht ſo lange mehr können, als Ihr glaubt! — Unterwerft Euch oder zittert!

Robert. Lieber den Tod!

König. Dieſe Wahl ſteht Euch frei!

Robert. Hölle und Teufel! behandelt man mich ſo? — Ich will fort!

König. Ihr bleibt!

Robert. Ich gehe, und wenn der Erdball zuſammenſtürzte, um mir den Weg zu verſperren! — Ich gehe!

König (hohnlächelnd). Laßt die Erde in Ruhe, ein Dutzend Schwerter thun den nämlichen Dienſt!

Sechster Auftritt.

Montgommery. Vorige, bald darauf **Mortaigne.**

Montgommery. Verrätherei! Verrätherei!

Robert. Was gibt's?

Montgommery. Donteau iſt über, die Königlichen haben es erſtürmt — wir wurden überfallen — alles todt und gefangen — ich allein entkam — flieht, Herzog! — Weh mir, meine Wunden! — Weh! weh! (Er ſinkt todt nieder.)

Robert. Sind Das deine Schwüre, Heuchler! — Ha, es ergreift mich mit Macht, ſiedend heiß wallt's durch alle meine Adern! — Rache, Rache! (Er wirft ihm ſeinen Handſchuh vor die Füße.) Nimm es auf, das Zeichen zum blut'gen Zweikampf. Gott mag entſcheiden! Nimm ihn auf! Es gilt mein Herzogthum!

König. Was ich ſchon beſitze, brauche ich nicht zu erkämpfen! Ich fechte nicht!

Mortaigne (ſtürzt herein mit bloßem Schwerte). Auf, Herzog, flieht, wir ſind verrathen! Eure Begleiter ſind ermordet, die Henker folgen mir auf dem Fuße!

Robert. Bin ich unter Meuchelmördern?

Mortaigne. Ja, unter Räuber und Mörder ſind wir gerathen und hier (auf den König deutend) ſteht ihr Hauptmann!

König. Haut den Frechen nieder!

Robert. Wag' es Keiner, ihn zu berühren! — König, ich fordre freien Abzug! Vertrauend auf der Völker heiliges Recht, ging ich in Euer Lager, ich bin Euer Feind, aber nicht Euer Gefangener, Ihr habt mir freies Geleit verſprochen! Ich fordre freien Abzug!

König. Glaubt Ihr wirklich, ich werde ſo thöricht ſein und das Glück von mir ſtoßen, da ich es in den Händen habe! — Ihr bleibt hier!

Robert. So lang ich lebe, nicht!

König. Tod oder lebend, Ihr bleibt hier!

Robert. Ha, iſt es dahin gekommen! König, zum letztenmale fordre ich freien Abzug!

König. Nimmermehr!

Robert. Fruchtet Güte nichts, ſo nutzt Gewalt! — Komm, Mortaigne!

König. Laßt ſie nicht! Euer Leben haftet für ihn!

Robert. Wer wagt es, Wilhelms Sohn aufzuhalten! Hervor, was Muth genug hat, daß ich des Frechen Antlitz ſehe!

(Es regt ſich niemand.)

König. Greift ihn!

Robert (zieht das Schwert). Ich will fort, wer hindert mich?

König. Hilfe, man will mich ermorden!

Siebenter Auftritt.

Hereford. Soldaten. Vorige.

Hereford (mit bloßem Schwerte). Nicht von der Stelle, Königsmörder!

Seine Soldaten (ſchreien): Königsmörder!

Robert. Dahinaus geht es alſo? — Wer ſich mir naht, eilt in die Arme des Todes! — Platz da!

(Er eilt mit Mortaigne durch die Soldaten, die ihr Glied öffnen, ab.)

König. Seinem Schwerte habt ihr ſo oft begegnet und zittert vor ſeinen Worten! Nach, ihr Memmen! Nach, Hereford! Das Glück wiegt dein Loos, eine Grafſchaft in der einen Schale und dein Kopf in der andern! Nach, nach! (Ab.)

(Hereford mit Soldaten ab.)

Achter Auftritt.

Etienne de Blois. Golo.

Etienne. Alle Teufel, welch ein Lärmen!

Golo. Jagdgeſchrei!

Etienne. Was jagt man?

Golo. Einen Löwen.

Etienne (ſieht ihm ſtarr ins Geſicht, dann lachend). Dein Witz iſt im Anzug, man hört ihn auf 60 Schritte weit auftreten!

Golo. Ihr habt aber auch ein verdammt feines Gehör, Herr Graf! — Ich wollte, Euer Geſicht wäre ebenſo richtig!

Etienne. Wie ſo?

Golo. Ei, dann wäre Euch wohl die ſchöne Gemahlin des Herzogs nicht entwiſcht!

Etienne. Wie, entwiſcht? Wo iſt ſie!

Golo. Fort! Was weiß ich's, wohin; kurz ſie iſt fort!

Etienne. Verdammte Kanaille, ſagte ich dir nicht, du ſollteſt ſie nicht entkommen laſſen?

Golo. Ja, wer doch überall ſeine Augen haben könnte! — Aber verzweifelt nicht, Herr Graf, wenn ſie uns auch für einige Augenblicke entkam, ſo ſollt Ihr ſie dennoch in einigen Stunden in Eurer Gewalt haben! — Ich habe ihr zwanzig Knechte nachgeſchickt, mit Roſſen, auf deren Schnelligkeit der Wind neidiſch iſt! — Sie kann uns nicht entkommen!

Etienne. Wenn ſie entkäme, es könnte mich raſend machen!

Golo (lächelnd). Hm, es wäre doch das erſte Weib, bei deſſen Verluſt Ihr es würdet!

Etienne. Aber Golo, ſtelle dir nur vor! Habe ich mir je wegen eines ganzen Dutzends Mädchen ſo viele Mühe gegeben, als um dieſer einzigen ſpröden Lady willen?

Golo. Mühe? Daß ich nicht wüßte!

Etienne. Daß doch die Leute glauben, nur Fechten heiße ſich Mühe geben! Iſt's für mich nicht Plage genug, daß ich nun durch zwei Monate auf freiem Felde, in Sturm und Wetter, in Hitze und Kälte, unter einem Zelte, das ſo beſchädigt iſt, wie die Ehrlichkeit meines einen und der Fürſtenhut meines andern Oheims, mich abmartern muß!

Golo. Die Mühe iſt nun vorüber, und die Belohnung winkt Euch!

Etienne. Ich wollte, es wäre ſo! — Aber es wird noch ſehr viel verdammtes Zeug geben!

Golo. Quält Euch nicht ſelbſt, Herr Graf! Was könnte Euch noch im Wege ſtehn? Herzog Robert iſt gefangen und liegt im Kerker und bald vielleicht noch etwas tiefer, und ſeine ſchöne Gemahlin bringen in einer Stunde meine Spürhunde ins Lager!

Etienne. Kann ich es wohl vor dem Volke verantwarten, wenn ich Sibillen itzt meine Anträge mache, da ihr Gemahl noch lebt — und bei allen Heiligen, ich kann und will nicht länger warten!

Golo. Was kümmert Euch das Volk!

Etienne. Du ſprichſt ohne Kopf, Golo. Heinrich hat keine Kinder, ich bin ſein Neffe, er liebt mich, mein iſt Englands Krone, wenn er ſtirbt! — Siehſt du nun, warum ich mir das Volk günſtig erhalten muß! — Wie leicht könnte es ſonſt Roberts Sohn —

Golo. Ach, ich verſtehe —

Etienne. Ich muß mich dem Volke beliebt zu machen ſuchen und doch zugleich Roberten auf die Seite ſchaffen, ſonſt iſt mein Plan zertrümmert.

Golo. Der Herzog wird Euch wohl nicht lange mehr im Wege ſtehen?

Blois. Ich hoffe es!

Golo. Der König wird wohl ſo bald als möglich dafür ſorgen, daß er Euch und ihm nicht ſchaden könne!

Blois. Daß er es will, davon bin ich überzeugt; aber ob er es kann! —

Golo. Ein Dolch und eine Fauſt, die ihn führt, wird wohl noch im Lager ſein! — Wir litten an derlei Werkzeugen doch ſonſt eben nicht großen Mangel!

Blois. Du ſprichſt, wie ein alberner Burſche reden kann, der nie etwas andres gethan, als hübſchen Weibern Liebesbriefchen zugetragen und höchſtens im Falle der Noth einen überläſtigen Narren mit ein paar Dolchſtichen zur ewigen Ruhe befördert hat! — Glaubſt du denn, Kerl, man ſpringe mit Herzogen um wie mit geizigen Vettern und eiferſüchtigen Ehemännern? — Der König wird ſich wohl hüten, den Verdacht eines Mordes auf ſich zu laden!

Golo. Und der Herzog ſoll alſo unangefochten bleiben —

Blois. Da ſei Gott vor! Sterben muß er, darüber iſt man wohl einig, aber das Wie! — das iſt, was dem

Könige ſo viel Kopfbrechen macht! — Aber mir iſt nicht bange! Ich habe ein allerliebſtes Plänchen ausgeheckt! — O, es geht gewiß!

Golo. Aber wie, Herr Graf? —

Blois. Erinnerſt du dich noch des Tages, als der Vicomte de la Valette, ein mürriſcher Pedant, dem Könige ſeine Aufwartung machte? Einige hübſche Damen hatten mich gebeten, den Kerl lächerlich zu machen. Was that ich? Ha, ha, ha, ich muß lachen, wenn ich daran denke! Ich ließ durch den Kämmerer kleine Erbſen an den Stufen des Thrones ausſäen; der Vicomte wird vorgelaſſen, macht ſeine Verbeugung, gliſcht aus, und da lag er zum Gelächter des Königs und des ganzen Hofs! — Siehſt du, ſolch ein Mittelchen muß mir hier gute Dienſte leiſten! — Der König muß dem Herzoge verzeihen, doch wird eine kleine, faſt überflüſſig ſcheinende Bedingung hingeworfen. Der gute Mann iſt hitzig, bemerkt das kleine Ding nicht, will darüber wegſchreiten, fällt, und England ſoll mich nie ſeinen König heißen, wenn er wieder aufſteht!

Golo. Und Euer Gewiſſen?

Blois. Poſſen! Sieh, Golo, wenn Kinder unruhig ſind, gibt man ihnen eine Klapper in die Hand, und will bei einem meines Gleichen das Gewiſſen nicht ſchlummern, ſo greift er nach dem Szepter!

Golo. Ah ſo! — Aber noch eine Frage: Was wird dann aus Sibillen?

Blois. Alberne Frage!

Golo. Verzeiht, Herr Graf, ſie iſt ſo albern nicht, als Ihr wohl denkt! Eure Geliebte kann ſie nicht ſein und Euer Weib! —

Blois. Nun, mein Weib! — Was weiter?

Golo. Euer Weib kann ſie ebenfalls nicht ſein!

Blois. Warum das?

Golo. Zur Heirath fehlen zwei nothwendige Stücke! Die Einwilligung der Herzogin und die Eure, Herr Graf!

Blois. Sibillens Einwilligung iſt ſo nothwendig eben nicht, als du glaubſt, und warum ſollte ich nicht einwilligen, da ich dieſe Ehe doch wünſche!

Golo. Ihr wünſcht ſie, Ihr — eine Ehe?

Blois. Was findeſt du hier ſo ſonderbar?

Golo. Wie viele Weiber habt Ihr nicht ſchon ausgeſchlagen, die Grafſchaften, Schlöſſer, Güter, was weiß ich was alles als Brautſchatz beſaßen?

Blois. Eben weil ſie nur dieß beſaßen, ſchlug ich ſie aus!

Golo. Und die Herzogin ohne Land wolltet Ihr zum Weibe nehmen?

Blois. Länder hat ſie nicht, aber Anſprüche, Rechte, und das Recht iſt ein mächtiges Schild, unter deſſen Schutz man ungehindert Bolzen auf ſeine Feinde abdrücken kann! — Die Engländer haſſen mich, Sibilie iſt Roberts Gemahlin; dieſer, der erſtgeborne Sohn Wilhelms, hat die nächſten Anſprüche auf Englands Krone, und du ſiehſt noch nicht ein, warum ich ſie, gerade ſie zu meiner Gattin erſehen habe?

Golo. Aber Heinrich liebt Euch, nach ſeinem Tode iſt der Thron Euer, zu was das alles?

Blois. Heinrich ſcheint eben nicht Luſt zu haben, bald zu ſterben, und — ich befriedige meine Wünſche gern ſchnell!

Golo. Ah ſo! —

Blois (legt den Finger auf den Mund). Du haſt nichts gehört!

Golo. Ihr kennt meine Treue!

Blois. Ich glaube, dir trauen zu können, drum ſprach ich ohne Zurückhaltung. Jetzt komm, wir wollen ſehen, ob die Herzogin in Sicherheit gebracht iſt!

(Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Ein Zelt in Heinrichs Lager.

Robert. Hereford. Wache.

Robert (wird von der Wache hereingeführt). Fürſtenwort und Fürſtentreue! — O verdammt!

Hereford. Laßt das Toben, Herzog, ſucht vielmehr von der Gnade meines Herrn Verzeihung zu erhalten!

Robert. Gnade, Gnade, o über die gnädige Majeſtät! — Iſt dieß auch ein Beweis ſeiner Gnade, daß ich hier gefangen bin? — Ich fordre meine Freiheit, und weh Heinrichen, wenn ich ſie nicht erhalte!

Hereford. Ihr ſeid gefangen, Herzog!

Robert. Was gibt mir dein König, wenn ich's vergeſſe? — O bübiſch, bübiſch! —

Hereford. Seid ruhig, Herzog, und erwartet, was man über Euch verfügen wird. Stolz kleidet nur an der Spitze von dreißigtauſend Kriegern.

Robert. Ha, iſt es ſo weit mit mir gekommen, daß ein Bube, der vor einer Stunde ſich nach allen Auswegen umſah, wenn man meinen Namen nannte, nun meiner ſpottet! — O Schickſal, Schickſal!

Hereford. Ihr ſollt beſſer von mir urtheilen lernen! Hört meinen Rath und befolgt ihn, wenn Euch Eure Freiheit lieb iſt! Tretet Heinrich dieß armſelige Ländchen ab und geht wieder nach Paläſtina zurück, erkämpft Euch eine Krone im Himmel, denn mit den irdiſchen hat es nun ohnehin ein Ende!

Robert (ſieht ihn verächtlich an und wendet ſich ſchweigend um).

Hereford. Holla, nicht ſo barſch, Herr! — Der Abſtand, dächte ich, wäre nicht ſo unermeßlich groß zwiſchen einem Hauptmann des Königs und einem Herzog ohne Herzogthum!

Robert. Wo ſind meine Leute?

Hereford. In guter Verwahrung.

Robert. Wo iſt Mortaigne?

Hereford. Man wird ihn zu Euch bringen, wenn Ihr nach ihm verlangt. Aber bei dem erſten Verſuche zu fliehen! —

Robert (will auffahren, beſinnt ſich aber ſchnell). Schickt mir Mortaigne!

Hereford. Lebt wohl, Herzog, und wenn Ihr guten Rath befolgen wollt, ſo gebt nach. Heinrich geht gern ſchnell zum Ziele, und weh dem, der ſich's gelüſten läßt, ſich ihm in den Weg zu ſtellen. Man räumt das unangenehme Hinderniß aus dem Wege und geht wohlgemuth weiter. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Robert (allein).

Da ſtehe ich nun, niedergeſchmettert; in den Staub getreten, vernichtet, die Sehnen meiner Kraft ſind zerſchnitten, ohnmächtig ſtehe ich da, eine Null im Kreiſe der thätigen Schöpfung! — Allgerechter, war das deine Abſicht, war das dein Wille, als du mir den feurigen glüh'nden Trieb zum Wirken in die heiße Bruſt goſſeſt? als du mit Muth, mit ſo mancher ſchönen Gabe meine Seele ſchmückteſt; war es nach deinem ewigen Rathſchluß beſtimmt, daß in der ſchönſten Blüthe meiner Jugend, da noch unerkaltet mein Muth, unverſiegt die Quellen meiner Thatkraft, ein dumpfer Kerker jeden Keim, jede Blüthe mit giftigem Hauche erſticken ſollte? — Ließeſt du mich darum geboren werden auf einer Stufe des Glückes, das mich berechtigte, mit kühnem Muthe ſelbſt in der Unwahrſcheinlichkeit unbekanntes Zauberland einzudringen, mit der Unmöglichkeit um ihren Raub zu kämpfen, ſie zurückzudrängen von den Grenzen ihres alten durch den Wahn geheiligten Reiches? — Schmückteſt du darum mit einer Krone des Jünglings Haupt, damit ein neidiſcher Bube — ein Bruder — Himmel und Hölle, ein Bruder! — ein Bruder! — Allgerechter, wirf ewige Nacht der Vergeſſenheit auf mein wundes Haupt, vertilge in meinem zerriſſenen Herzen das Gedächtniß der Vergangenheit, löſche aus das Andenken an alle jene Bande, die mich an dieß Ungeheuer knüpfen, damit nicht ein Funke von Erinnerung mich zurückſchrecke, wenn ich dem Buben vergelte, vergelte, daß die Hölle bebend zurückſchaudern und Teufel bebend ſich wegwenden und mitleidig rufen ſollen: es iſt genug! (Auf Kopf und Herz deutend.) Hier brennt's — und hier! In meinem Innerſten lodert der Rache verzehrende Glut; — ſie wird hervorbrechen, über ihn, über ihn deſſen Namen ich nicht nennen kann! — Oede und menſchenleer ſcheint mir die ganze Schöpfung, nur einen ſehe ich ſtehn in der mitternächtlichen Finſterniß, ſchwarz und verderbend wie ſie — nur ihn, der mir mein Weib, der mir mein Kind ſtahl! — — Ha, ſchrecklicher Gedanke! — Welch ſchadenfroher Teufel goß dich in meine Seele! — Mein Weib! — Mein Sohn! — Vielleicht in ſeinen Händen, vielleicht — (leiſe und bebend) todt? (laut aufſchreiend) todt? — Gerechter Himmel, todt!

Elfter Auftritt.

Robert. Hereford.

Hereford. Warum tobt Ihr? — Seid ruhig, ſonſt wird man zu andern Mitteln —

Robert. Um Gottes willen, Menſch, ſage mir, wo hat man die Herzogin hingebracht?

Hereford. Eure Gemahlin iſt entronnen!

Robert. Entronnen? — Allgütiger, verzeih mir mein Mißtrauen in deine mächtige Vorſicht!

Hereford. O, jubelt nicht zu früh. Man hat ſchon Anſtalten getroffen, die Eure Freude bald zertrümmern werden! (Getümmel von außen.) Ha, was gibt's da? — Ach vermuthlich Eure theure Gemahlin!

Robert. Wie?

Hereford (geht ab).

Robert (ſteht erſtarrt, gegen die Thüre gewendet).

Hereford (zurückkommend). Es ſind nur Eure Freunde, die man gefangen ins Lager bringt!

Robert (froh). Nur meine Freunde! — — (heftig.) Meine Freunde, ſagſt du?

Hereford. Nun ja doch, Sir Belesme, und Lankaſter, und Norton und — was weiß ich, wer noch!

Robert. Gott im Himmel, auch ihr! — Auch du, mein treuer Belesme, und du, guter Greis, Lankaſter, und ihr alle, die ihr mir treu und redlich dientet!

Hereford. Sie ſehen drollig aus. Belesme hat eine Wunde am Kopfe und eine zweite am Beine, da kann der alte Kauz nicht gehen und die Knechte ſchleppen ihn an den Ketten durch den Koth! 's war luſtig anzuſehen!

Robert. Weg, Ungeheuer, von mir — dein Athem vergiftet. Belesme — mein treuer, ehrlicher Belesme, gefangen, verwundet, mißhandelt!

Hereford. Ha, ha, ha. Und der alte Lankaſter iſt wahnwitzig geworden, der geht munter einher und ſingt ein Liedchen.

Robert. Oh, oh! (Deckt das Geſicht mit beiden Händen, lehnt es verzweifelnd an die Wand des Gezeltes.)

Hereford. Er ſingt immer ſchnackiſch Zeug vom Storch und Wolfe. Als ſie zu Montgommery's Leiche vor dem Zelte kamen, wollte er ſtille ſtehen und eine Thräne kam ihm ins Auge, aber die Knechte ſtießen ihn mit den Piken weiter, und fort ging er luſtig und trällernd!

Robert. Halt ein! halt ein! (Er winkt ihm, ſich zu entfernen.)

Hereford. Was ficht Euch nun wieder an?

Robert. Fort aus meinen Augen! — O, meine Freunde! mein Belesme — mein Lankaſter! — o, mein Lankaſter — wahnſinnig — wahnſinnig? Komm und tauſche; gib mir deinen Wahnwitz und nimm mein Herzogthum!

Hereford. Wäre viel zu gewinnen bei dem Tauſche, ha, ha, ha!

Robert (raſch). Ich muß zum Könige! — Fort, führe mich zum Könige!

Hereford. Ich darf nicht, wenn ich auch wollte!

Robert. Ich will, hörſt du nicht, ich will! — — Ich bitte dich, führe mich zum Könige. Ich kann nicht zugeben, daß Die mißhandelt werden, die mir treu gedient; ſie haben jeden Schlag des Unglücks mit mir getheilt, ſie ſollen wenigſtens ruhig ſterben.

Hereford. In einer Stunde werdet Ihr zum Könige gebracht werden.

Robert. In einer Stunde? — In einer Stunde iſt Belesme verſchmachtet, Lankaſter todt — todt — alles todt! — Mann, wenn noch ein Funke von Mitleid, von Menſchenliebe in deinem Buſen glimmt, ſo führe mich zum König!

Hereford (macht eine verneinende Bewegung).

Robert. Wenn mein Flehn nichts über dein Herz vermag, ſo laß wenigſtens die Dankbarkeit ſprechen! Ich rettete deinem Vater das Leben, als er ſchon auf dem Schaffotte ſtand, ich rettete dich von Armuth und Schande. Heinrich, nur eine Minute, nur eine Sekunde laß mich den König, laß mich meinen Bruder ſprechen!

Hereford. Ei, was frommen die alten aufgewärmten Geſchichtchen! Habt Ihr einſt meinen Vater gerettet, je nu, gut. — Ich hab' Euch drum nicht gebeten!

Robert. Gib der Natur dein Menſchenantlitz zurück, ſie hat ſich vergriffen, als ſie dich ſchuf. Du biſt keiner aus unſerer Mitte! — Gott, Gott! Ich habe ſeinen Vater gerettet und er ſieht kalt meine Leiden! — Menſch — Teufel! — Nimm! (Er reißt die Halskette ab und die Aigrette vom Hut und drückt ſie Herforden haſtig in die Hand.) Nimm alles — aber führe mich zu meinem Bruder!

Hereford (den Schmuck in der Hand wiegend). Nu, wir wollen ſehen!

Robert. O geh, geh! Jede Minute wird dem Gequälten zur Ewigkeit!

Hereford (geht).

Robert. Ich will dem Henker alles bieten, was ich habe, Land, Krone, Leben, nur ſchone er meine Getreuen!

Hereford (zurückkommend). Draußen harrt einer von Euren Leuten, vom Könige zu Eurer Bedienung geſandt. Wollt Ihr ihn ſprechen?

Robert. Ja — doch eilt, guter Mann, eilt zum Könige!

(Hereford ab.)

Zwölfter Auftritt.

Herzog. Odo.

(Der Herzog ſteht in tiefe Gedanken verſunken.)

Odo. Gnädigſter Herr!

Herzog. Wer? — (Faſt kreiſchend.) Odo! — (Wendet ſich weg und verbirgt das Geſicht in der Hand; leiſe.) Wo iſt mein Weib?

Odo (zuckt die Achſeln und wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge).

Herzog (faßt ihn wüthend an den Schultern und preßt ihn krampfhaft). Wo iſt mein Weib?

Odo (dumpf). Gefangen!

Herzog (kalt). Gefangen! — gefangen! — Das iſt ſchlimm — ſehr ſchlimm! (Er geht wankend einige Schritte und ſinkt in einen Stuhl.)

Odo (weinend). O mein Herzog! Mußte ich das erleben, ſo weit iſt es mit Euch gekommen!

Herzog (ſteht auf). Auch dieß noch — auch dieſer letzte Troſt mir entriſſen! — — Es gab eine Zeit, wo ich Thränen hatte für meine Lieben, des Unglücks glühender Hauch hat ſie vertrocknet; es gab eine Zeit, wo eine Beleidigung mir das Schwert in die Hand gab, doch nun iſt meine Kraft gelähmt, mein Mark in den Beinen erſtarrt — ich bin zum Kinde geworden!

Odo. O, mein armer Herr!

Robert. Ja wohl, arm! — Ich habe getragen wie ein Mann! — Der Schlag macht mich zum Kinde (knirſchend) oder zum Teufel! — Gefangen? ſie gefangen?

Odo. So dachte ich Euch nicht zu ſehen, als ich Euch auf meinem Arme wiegte am Hofe Eures Vaters!

Herzog. Auch ich dachte nicht, einſt durch Heinrichs Hand zu fallen, als ich ihn Wilhelms Grauſamkeit entriß! — O, des Undankbaren! — Doch, Odo, was macht mein Weib?

Odo. Sie iſt hier im Lager!

Robert. Hier? — Im Lager! Und ich nicht bei ihr! Sie allein, verlaſſen, ausgeſetzt dem Spotte und der Bosheit dieſer Böſewichter; beſudelt das unbefleckte Heiligthum durch das gierige Auge dieſer Schurken! — Wo iſt Hereford? Wo iſt er! Ich will zum Könige! — Mich mag er martern, mich mag er quälen, denn ich bin ſein Feind; aber was hat ihm die ſchöne, engelreine Seele gethan, daß er ſeine gierigen Wolfsklauen auch um ſie ſchlingt, auch ſie in den Abgrund ſchleudern will, den er mir zum Grabe beſtimmt hat! Gegen mich tobe er, ich habe Muth und Kraft; aber was kann ſie ihm entgegenſetzen, als ihre Schuldloſigkeit, ihre Thränen — Heda, Hereford! — Ich kann nicht länger weilen, die Erde glüht unter mir!

Odo. Beruhigt Euch, mein Herzog! Man wird es nicht wagen, ihr übel zu begegnen!

Herzog. O, was iſt dieſen Schurken zu heilig? Sie haben ihr Wort gebrochen, und du glaubſt, ſie werden die Jugend in der Hülle eines ſchwachen Weibes ehren?

Odo. Die Britten lieben Euch und Eure Gemahlin, nie werden ſie zugeben, daß des geliebten Roberts Gattin mißhandelt werde! Selbſt in dem unglücklichen Augenblicke, als wir gefangen genommen wurden, leuchtete Mitleid aus allen Blicken, und nur ungern legten ſie Hand an uns, als ihr Anführer drohend befahl.

Herzog. Sie legten Hand an ſie! Nahmen ſie gefangen! Ha, Verdammter, hab ich das um dich verdient, daß du ruhig mein Weib den Klauen meiner Feinde hingibſt! O, ich glaubte bei dir mein Weib ſo ſicher als in meinen Armen, ich vertraute dir mein köſtlichſtes, das Einzige, was ich liebe auf dieſer Erde, und du ſaßeſt unthätig und todesſcheu, als der Satan ſeine Krallen nach meinem Leben ausſtreckte?

Odo. Verzeiht, edler Herr, ich trage nicht die Schuld des Unglücks. Geſchworen hatt' ich's, in meinem Herzen hatt' ich's geſchworen, mit meinem Leben nur Eure Gattin aus meinen Händen zu laſſen; aber das Schickſal gebeut, und der Menſch muß weichen! Als Ihr abrittet, nahm ich Eure Gattin vor mich aufs Pferd und eilte, ſo ſehr das Pferd laufen konnte; ſie war ohnmächtig und ihrer ſelbſt nicht bewußt. Schon war ich eine ziemliche Strecke fortgeſprengt, als ſich die Herzogin erholte. Ihre erſte Frage war nach Euch. Ich ſuchte ſie zu tröſten; doch alles vergebens! Als ſie ſah, daß ich ihr nicht Beſcheid geben mochte, riß ſie ſich auf einmal von mir los, glitt ſchnell vom Pferde hinab und eilte waldeinwärts, indem ſie weinend die Hände rang und laut Euren Namen in die Lüfte ſchrie. Ich rief ihr zu, zu ſchweigen und zu bleiben, doch vergebens; ſie eilte fort und ich mußte endlich vom Pferde ſpringen, um ſie in Güte oder mit Gewalt zur weiteren Reiſe zu bewegen. Meine Rüſtung hinderte mich im Laufen und kurz, eh ich mich's verſah, befanden wir uns auf der Wieſe hinter dem Schloſſe und ſahen eine Schaar Königlicher auf uns zuſprengen. Eure Gemahlin wollte nun zurück, aber es war zu ſpät. Wir wurden umringt und gefangen hieher geführt.

Robert. Vater, Vater, bin ich nicht auch dein Kind? Sind es jene Buben mehr, die mit jedem Worte, mit jedem Gedanken frech deiner ſpotten? Haſt du nicht verſprochen, ein Vater der Armen zu ſein? Und bin ich nicht arm, ſo arm, daß der ärmſte Bettler, der von Hunger und Durſt gequält, ſchimmlicht Brot vor den Hütten meiner Bauern bettelt, ſein Schickſal nicht gegen das meine vertauſchen würde? Hab' ich geſündigt, ſo nimm mir alles, was ich liebe, ſtrafe mich; aber ſinne nicht der Hölle ihre Martern ab, um mich zu zernichten. Mörder finden ja Verzeihung, wenn ſie ſich dir reuig nahen, mich allein willſt du verwerfen, und doch kann ich meine Hand zu deinem Throne emporheben und ruhig rufen: Ich bin kein Böſewicht.

Odo. Beruhigt Euch, edler Herr!

Robert. Schweige! Ich würde den Mann verachten, der hier ruhig ſein könnte!

Odo. Es wird und muß ſich alles bald ändern. Ich vertraue auf Gott!

Dreizehnter Auftritt.

Hereford. Vorige.

Hereford. Der König erwartet Euch!

Robert. Ich komme!

(Ab mit Hereford.)

Dritter Aufzug.

Zelt des Königs.

Erſter Auftritt.

Etienne de Blois. Lacy.

Etienne (hereinſtürzend). Wo iſt der König?

Lacy (mürriſch). Er ſchläft!

Etienne. Man muß ihn wecken!

Lacy. Er will ungeſtört ſein! — Er befahl, daß man ihn unter keinem Vorwande wecken ſollte.

Etienne (dringend). Ich muß zu ihm!

Lacy. Geduldet Euch noch eine halbe Stunde.

Etienne. Ich kann nicht!

Lacy. Das thut mir leid.

Etienne. Menſch, bring' mich nicht auf. Ich will zum Könige, ich will zu meinem Oheim. — Der Neffe will ſeinen Oheim ſprechen!

Lacy. Mein Befehl leidet keine Ausnahme!

Etienne. Du biſt ſehr eifrig in deinem Dienſte!

Lacy. Wollt Ihr mir ſchmeicheln, Graf?

Etienne. Wer doch dem Bären den Kuzen ſtreichen wollte! — Menſch, du biſt entweder ſehr thöricht oder ſehr klug!

Lacy. Mitten innen!

Etienne. Du biſt entweder ſehr thöricht, deinen Haß gegen den Neffen des Königs und deinen künftigen Herrn nicht zu verbergen, oder klug genug, unter der Maske einer kalten Ungeſchliffenheit, einer bedeutungsloſen Geradheit, Plane zu verſtecken, die dir, zumal wie die Sachen itzt ſtehen, große Unbequemlichkeiten machen könnten!

Lacy. Spart Euren Scharfſinn auf einen würdigeren Gegenſtand, Herr Graf!

Etienne. Auch eine Nulle iſt ſo unbedeutend nicht; ein Zähler könnte ſie leicht zu einer furchtbaren Zahl erheben! — Ich laſſe Kleinigkeiten nicht leicht aus dem Auge!

Lacy. Eure Eigenliebe bürgt mir dafür!

Etienne. Sieh doch! Du wirſt witzig, Graukopf! — Doch weg mit all den Neckereien! — Du gefällſt mir!

Lacy. So?

Etienne. In der That, ja! — Ich bin nicht ganz das, was ich ſcheine.

Lacy. Ich will zu Eurer Ehre glauben, daß Ihr es ſeid!

Etienne. Wie ſo?

Lacy. Den leichtſinnigen Schmetterling bedaure ich, den heuchleriſchen Schurken würde ich verabſcheuen!

Blois (für ſich). Wart, Graukopf, du ſollſt mir treffliche Dienſte leiſten. (faßt mit verſtellter Herzlichkeit.) Reiche mir deine Hand!

Lacy (unwillig). Wollt Ihr meiner ſpotten, Graf?

Blois. So iſt es denn mein Schickſal, überall verkannt zu werden!

Lacy. Iſt Euch das ſo unlieb?

Blois. Daß Ihr mich verkennt, in der That, das iſt mir ſehr unlieb, denn die Achtung jedes Biedermanns iſt mir ſchätzbar.

Lacy. Mich beſticht man nicht mit Schmeicheleien!

Blois. Iſt es meine Schuld, daß mein fränkiſch Blut leicht durch die Adern rollt, daß ich fröhlich bin, wo andre trauern, lache, wo andre klagen, daß jedes Ding mir nur die heitre Seite zeigt? Iſt der Tiefſinn nur ein Beweis von Herzensgüte? — Ich bekenne es, ich habe noch nichts gethan, wodurch ich Eure Achtung verdiente, aber beim Himmel, auch nichts, was Eure Verachtung rechtfertigen könnte!

Lacy. Ich bin nicht hier, um mit Euch zu rechten, Herr Graf!

◆

Drahomira.[1]

---

[1] Auf dem Titelblatte des Manuſkripts folgende Bemerkung Grillparzers aus ſpäterer Zeit: „Eine der früheſten Arbeiten, etwa 1809 oder 1810.“

Erſter Akt.

Haide. Im Hintergrunde fließt die Moldau, in deren Mitte ſich eine mit Bäumen bewachſne Inſel zeigt. Nacht, Sturm und Donner.

Drahomira, ſchwarz gekleidet, mit bloßen Füßen. Ihr aufgelöſtes Haar flattert im Winde.

Die Stunde drängt und die Entſcheidung naht!
Noch ruht die Nacht auf dieſen Hügeln,
Die Mutter nächtlich ſchwarzer That,
Und deckt mit ausgeſpannten Drachenflügeln
Die junge, kaum dem Ei entſchlüpfte Brut,
Die fern ſie von der Sonne Gleiſen
In ihres Dunkel zauberiſchen Kreiſen
Mit Leichen nähret und mit Blut;
Bis ſie der Mutterpfleg' entnommen,
Erwachſen vor das Aug des Tages kommen!

Drum ſchnell ans Werk, die Zeit verrinnt!
Damit's vollendet, eh der Tag beginnt!
(Beſchwörend.)
Die ihr mit des Gedankens Schnelle
Der weiten Erde Ball umkreiſt,
Und dienſtbar dem verworfnen Geiſt,
Aufhorchend liegt an dunkler Schwelle;
Mit denen ich in jener Mitternacht,

Als ich von Irdiſchen und Ueberird'ſchen ausgeſtoßen,
Die Zuflucht nahm zur unterird'ſchen Macht,
Den furchtbar bindenden Vertrag geſchloſſen,
Der mir euch machte unterthan,
Euch ruf' ich an!
Ihr, die ihr ew'ge Feinde deſſen, was gedeiht,
Zu jedem Keime des Verderbens Samen ſtreut;
Die ihr des Menſchen kindlich reinem Streben
So ſchlau verſteht ein andres Ziel zu geben;
Die ihr den Ort, wo in der Schöpfung Zier,
Der Halbgott ſich verknüpfet mit dem Thier,
Das Ird'ſche ſich und Ueberird'ſche küßt,
Mit feinem Stachel wohl zu treffen wißt;
Die ihr des Menſchen Bruſt zu Haß entflammet,
In ſeine Seele ſchleudert der Begierde Blitz,
Daß er zu Hunger im Genuſſe ſelbſt verdammet,
Für eignen Mangel hält des Nachbarfreunds Beſitz;
Die ihr nach ſeines Bruders Eigenthume
Die Hände auszuſtrecken ihn verſucht,
Und an der Liebe Himmelsblume
Die Dornen knüpft der Eiferſucht;
Der Menſchen Herrn, der Leidenſchaften Meiſter,
Euch ruf' ich an, gewalt'ge Geiſter!
Zum Bunde vereint,
Erſcheint, erſcheint!
Aus wallender Fluth,
Aus flammender Gluth,
Aus der Erde Kluft,
Aus webender Luft:
Drahomira ruft!

(Donnerſchlag. Die Erde bebt, der Sturm heult, die Moldau ſchäumt auf. Blitze durchzucken die Luft; aus Waſſer und Feuer, durch die Luft und aus der Erde erſcheinen Geiſter, die ſich um Drahomiren gruppiren.)

Ihr ſchwebt um mich! — Habt ihr den alten Ruf erkannt?
Gehorſam ſeh' ich euch erſcheinen,

Und wieder nenn' ich euch die Meinen,
Wie ich in frohern Zeiten euch genannt.
Mit Wonne ſeh' ich mich von euch umgeben,
Ihr bringt mit euch die alte Zeit!
Und doch erfüllt mich ein geheimes Beben,
Es rollt ſich vor mir auf mein ganzes Leben,
Was war, das iſt, und Geſtern wird zu Heut;
Zugleich mit euren luſt'gen Reihn umſchweben
Mich die Geſtalten der Vergangenheit,
Und es erſtehn, gleich blut'gen Schatten,
Vergangne Leiden und begangne Thaten! —
Doch immerhin! Die Zukunft lacht,
Hab' ich nicht euch, die Bürgen meiner Macht?

Ich fühl' in jeder Fiber neues Leben,
Und Drahomira iſt ſich wieder ſelbſt gegeben! —
Staunt ihr, mich wieder hier zu finden
In dieſen ſchwer verlaßnen Gründen,
Aus denen mich vertrieb ein ſtrenger Spruch,
Methudius', des Chriſtenprieſters, Fluch?
Er iſt nicht mehr, der hochgewalt'ge Mann,
Und jener ſchwere, unglücksvolle Bann,
Er iſt zernichtet und gebrochen
Zugleich mit Dem, der ihn geſprochen.
Seitdem Methudius ruht in Grabes Schoß,
Iſt Drahomira ihrer Bande los.
Ja, ſie iſt frei! Du ſollſt's erfahren,
Verhaßte Brut, die mich verſtieß,
Durch eine Ewigkeit von fünfzehn langen Jahren
Der Heimath ſüßes Land mich fliehen hieß.
Gezückt iſt über eurem Haupt der Rache Schwert;
Denn Drahomira iſt zurückgekehrt.
Jetzt auf, ihr ſchnellen Diener meiner Rache,
Der langen Ruhe Feſſeln ſind geſprengt,
Es gilt ein großes Werk, es gilt der Götter Sache,

Die frech ein fremder Glaube hat verdrängt;
Gebt der verhaßten Schaar die blut'ge Lehre,
Wie man die Götter, wie man Mütter ehre!
Denn an den beiden Söhnen,
Die ich empfing in keuſcher Luſt,
Die ich gebar in Schmerz und Thränen,
Die ich geſäugt an dieſer Bruſt,
Um welche Beide jetzt noch dieſe Augen weinen,
Für welche Beide jetzt noch ſpricht dieß Mutterherz —
Brecht auf ihr Adern! Tobe Schmerz!
Es iſt vorbei! ich habe nur noch Einen!
Den ich zuerſt gebar dem Licht,
Dem ich zuerſt gelobte Mutterpflicht,
Er hat verwirkt, was werdend er erworben;
Er iſt, wenn gleich dem Leben nicht,
Doch ſeiner Mutter Angeſicht,
Doch ſeiner Mutter Bruſt geſtorben.
Mit meinen Feinden hat er ſich verbündet,
Mit denen, die mich haſſen, hat er ſich vereint,
Als meinen Feind hat er ſich laut verkündet —
So ſei es denn! Du biſt mein Feind!
Und alles, was für dich einſt hier geſchlagen,
Der Mutterliebe ganze Gluth,
Die einſt ſo ſonnenmild auf dir geruht,
Auf deinen Bruder iſt ſie übertragen.
Erzogen in dem düſtern Wald,
Fern von der Menſchen Aufenthalt
Und groß gewachſen unter wilden Thieren,
Kennt er wohl noch der Triebe Allgewalt,
Die unter Menſchen ſich ſo ſchnell verlieren;
Dort, wo der Bär, der in den Klüften wohnt,
Den niederwürgt, der ihn beleidigt,
Den unbewehrten Wanderer verſchont;
Das Reh ihr Junges bis zum Tod vertheidigt;
Um jeden Baum, der frech gen Himmel ſtürmt,

Sich hilfeflehend Reb' und Epheu ranken;
Der Blumen Dach die Silberquelle ſchirmt;
Auf allen Zweigen Vogelneſter ſchwanken:
Umringt von dieſer bunten wildbewegten Welt,
Wo immer wechſelnd Tod und Leben lehren,
Die durch denſelben Trieb ſich ſtets erhält,
Der man geglaubt, er müſſe ſie zerſtören,
Dort hat er wohl das große Wort gefaßt,
Das die Natur auf jedes Blatt geſchrieben,
Und hat gelernt, zu haſſen, wer ihn haßt,
Und wer ihm wohlthut, Den zu lieben.
Er iſt mein Sohn, ſein Herz iſt mir verbürgt,
Und ſein ſei dieſes Landes Krone;
Es ſteige Wenzeslav herab vom Throne,
Den er durch ſeinen Undank hat verwirkt.
Was ſoll ein Unterſchied von wenig Jahren!
Und ſprichſt du an der Väter Recht,
So ſei auch wie die Väter waren!
Der Sinn nur macht den Herrſcher, macht den Knecht!
Ja, Boleslav ſei Herr! und wiederkehren
Wird alter Zeiten Heil und Glück.
Er führt die heim'ſchen Götter uns zurück,
Zu den entweihten, den geſchändeten Altären,
Und hell in Böhmens altem Heiligthum
Wird ihn umſtrahlen Böhmens alter Ruhm!

Bald wird der Vielgeliebte hier erſcheinen,
Ob dem mein Aug mit banger Sorgfalt wacht.
Ihn feſtzuhalten ſollen ſich vereinen
Des Zaubers und der Mutterliebe Macht!

Drum ſchnell! Auf jener kahlen Inſel,
Die dort der Moldau Lauf mit Liebesarm umfaßt,
Erhebe ſich ein ſtrahlender Palaſt.
Was je des Bildners Hand, des Malers Pinſel,

Des Dichters Phantaſie gebildet und erdacht,
Vereine ſich in übertroffner Pracht.
Geſtützt auf ſchlanker Säulen leichte Glieder,
Erhebe ſich der königliche Bau.
Von Gold und Purpur ſtrahlen ſeine Wände wieder,
Und durch die Kuppola mit ernſtem Blau
Schau unbewölkt der Himmel nieder,
Von Pappelbäumen ein bewegtes Meer
Umwoge das Gebäude rings umher! —
Ihr zögert? Habt ihr nicht vernommen
Was eure Meiſterin gebot?
So wär' es denn dahin gekommen,
Daß ihr nicht bebt, wenn Drahomira droht?

Was ſchauſt du mich aus falſchen Augen an,
Mit höhniſch grinſendem Bedauern?
Als wollt'ſt du ſagen: bald iſt's abgethan:
Nicht lang wird deine Macht mehr dauern?
Willſt du mich mahnen, daß von heut in dreien Nächten
Erloſchen iſt des Bundes Friſt,
Den ich geſchloſſen mit des Abgrunds Mächten?
So iſt's. Allein, verwegne Sklaven, wißt,
Erneute Friſt ward mir gegeben,
Die nur ſich endet mit dem Leben,
Wenn ich zerbreche dieſes Landes Joch;
Der eingedrungne Chriſtenglaube
Morſch und zertrümmert liegt im Staube,
Aus dem er ſchlangenähnlich kroch,
Und auf der Kirche hingeſtürzten Trümmern
Die Tempel unſrer alten Götter ſchimmern!
Jetzt fort, ans Werk! Der Tag erwacht!
Triumph! Das Unnennbare iſt vollbracht.

(Ab. Die Geiſter verſchwinden, die Gewitterwolken verziehen ſich und der Tag bricht an.)

Boleslav tritt auf.

Seid mir willkommen, freundlich helle Wogen!
Ihr, meine Leiter durch des Waldes Nacht,
Vertrauensvoll bin ich euch nachgezogen,
Und treulich habt ihr mich hierher gebracht.
Ihr ſollt mich leiten zu den Thoren
Von meiner Väter fürſtlich hohen Stadt;
So oft irrt' ich im düſtern Hain verloren,
Und immer wieſt ihr mich zurück zum rechten Pfad;
Wie durch die Gaukelſpiele meiner Träume,
In denen wechſelnd Bild an Bild ſich flicht,
Doch ſtets hindurch ſtrahlt jenes Engelsangeſicht,
Das mir gefolgt durch ferne Räume,
Verſtecken euch wohl manchmal düſtre Bäume,
Doch ganz entziehen können ſie euch nicht! —

Wie ſchön die ganze Schöpfung ſich erheitert,
Verweht iſt des Gewitters letzte Spur,
Es fühlt das Aug, es fühlt der Buſen ſich erweitert
Und gibt ſich hin dem Andrang der Natur,
Und aller Sinne leicht erregter Chor.
Gleich ſchwer Belagerten, die kurz zuvor
Der Feinde Drang mit Furcht und Graus umfangen,
Sie öffnen jauchzend jedes Thor,
Die ſiegenden Befreier zu empfangen!

Drahomira.

(Höhle, Nacht. Boleslav liegt ſchlafend auf einem Felſenſitz.)

Drahomira (tritt ein).

Noch deckt die Nacht mit dunkelm Drachenfittig
Die ſtillen Räume der entſchlafnen Erde,
Und brütet über ſchwarzen Greuelthaten,
Die ſie, entſchlüpft dem mütterlichen Ei,
Mit Blut nährt und mit Fleiſch von Menſchenleiden.
Auf! ſchnell ans große Werk, eh noch der Tag
Die goldnen Pfeile ſendet nach den Schatten,
Die dienend ſie, als Herrſcherin, umſchweben.

Und wie, du irrſt noch in den Wüſten
Der alten, blinden Heidenwelt,
Es iſt dir fremd, das heil'ge Wort der Chriſten,
Das mild den ganzen Erdenkreis erhellt?
Du kennſt ihn nicht, den mächt'gen HErrn der Sonnen,
Der ewig war und ewig iſt,
Der Ein Quell, aus dem dreigeröhrten Bronnen
Das ganze All mit Segen übergießt?

I.

Drahomira, Geiſter. Wenn du Böhmen uns unterwirfſt, ſonſt —
Boleslav.
Derſelbe, Eliſa.
Eliſa. Oberſter Gott Peron.
Dieſelbe, Wenzeslav. Donnergott.
Boleslav.
Derſelbe, Drahomira.

II.

Eliſa.
Dieſelbe, Wlaſta (Weib).
Dieſelben, Wenzeslav.
Eliſa, Wenzeslav, Boleslav, Wlaſta (Mann).
Eliſa, Boleslav.
Dieſelben, Wenzeslav (es tritt ein altes Weib mich an).
Wenzeslav, Drahomira, als altes Weib, wirſt den Mantel weg.

III.

Boleslav, Wlaſta (Mann)
Boleslav
Derſelbe, Eliſa.
Boleslav.
Derſelbe, Drahomira.
Wenzeslav, Eliſa, Große. (Verlobung.)

Dieſelben, Boleslav. (Rechenſchaft fordernd.)
Dieſelben, Drahomira. (Ohnmacht . . . . Boleslav.)

IV.

Boleslav.
Derſelbe, Wenzeslav, tödtet ihn, hier entdeckt er, daß Drahomira den Vater ermordet.

(1817—1819.)

Pubitſchka, **Geſchichte von Böhmen** II. Band.[1]
Borziwoi — Ludmilla.
Spitignäw.
Wratislaw — Drahomira.
† 920.
Wenzeslaw, 908 oder 909.
Boleslaw.
Przibislawa.

Wenzeslaw in Budecz erzogen.
Spitignäw † 915.

Nach Wratislaws Tode übernimmt nach deſſen leztem Willen Ludmilla die Erziehung beider Söhne (auch die Regierung?).

Tritt die Erziehung an Drahomiren ab. Drahomira läßt durch Tummia und Gommo Ludmillen zu Tetin ermorden. Sie ſollen Gaſtfreundſchaft begehrend, von Ludmillen aufgenommen, ſie des Nachts überfallen und erwürgt haben. II, S. 181 Pubitſchka.

Drahomira bemächtigt ſich der Regierung. Wüthet gegen die Chriſten, beſonders durch den Blutrichter Balbola, S. 190.

Vier Jahre dauert Drahomirens Herrſchaft, S. 197.

---

[1] Leipzig und Prag 1771.

Wenzeslaw iſt 18 Jahre alt beim Antritt ſeiner Regierung. Spaltungen zwiſchen ſeiner und Drahomirens Partei.

Wenzeslaw treibt ſeine Mutter auf eine ſehr beſchimpfende Art aus dem Herzogthum. Worte des Chriſtannus, S. 199.

Einige ſagen, ſie ſei zum Boleslaw nach Bunzlau, andere nach ihrem Wittwenſitze Stochow, andere in ihr Vaterland Stodor gegangen.

Roſamunde.

Erſter Aufzug.

Platz in Verona. Vom Vorgrunde bis in die Mitte des Theaters eine Halle, die ſich daſelbſt mit Säulen ſchließt. Im Hintergrunde die Stadt mit der Kathedrale. Tagesanbruch.

Helmichild (hereinſtürzend).

Ich bin am Ziel, das ſind Verona's Mauern!
Sei mir gegrüßt, du herrlich hohe Stadt,
Mit tauſend, tauſend Flüchen mir gegrüßt!
Schauſt du ſo ſtolz von deinen grauen Zinnen,
Und rufſt dem Wanderer, der frägt nach deinem Ruhm,
So bäuriſch-vornehm deinen Namen zu?
Zu heißen ſtatt zu ſein, ein ſchlimmer Tauſch,
So ſchlimm als Bettlerslumpen für 'ne Krone!
Hörſt du denn nicht die frechen Sieger jauchzen
An deiner Töchter jungfräulicher Bruſt,
Berauſchen ſich im Wein von deinen Bergen
Und in der Trunkenheit vorlautem Muth
Das ſtolze Schwert an deinen Steinen wetzen?
Auf, ſchüttle deine mächt'gen Rieſenglieder,
Stürz deiner Thürme wolkennahe Gipfel
Auf dieſer Wilden freche Häupter nieder
Und gib den Deinen Rache, wenn nicht Schutz!

Denina.[1]

Ma se l'Eunuco Narsete fosse o no richiamato dal suo governo in seguito a tutto questo; e se egli irritato per questa novità del suo onor vilipeso invitasse i Longobardi in Italia, per far due vendette contro l'orgogliosa Sofia, niuno è finora, che abbia argomento sufficiente per accertarlo . . . . i Longobardi non molti mesi dopo morto Narsete, gettatisi in questa bella parte d'Italia.

Die Langobarden, eine deutſche Nation, wahrſcheinlich aus Skandinavien und gothiſchen Urſprungs, waren ſchon ſeit 517 in Pannonien unter Anführung ihres Königs Audoin. Früher hatten ſie ſchon Streit mit den Herulern in Mähren, dann mit den Gepiden.

Schlacht zwiſchen den Langobarden und Gepiden. Alboin tödtet den Torismond, Sohn des Gepidenkönigs Toriſend. Die Langobarden verlangen für ihn die Ehre, an der Tafel des Vaters zu ſpeiſen, dieſer weiſt ihr Verlangen zurück, bis Alboin die Waffen eines Königs erbeutet. Alboin am Hofe des Toriſend. Er ſitzt an der Seite des Königs. Dieſer äußert den Schmerz über den Tod des Sohnes und die Nähe des Mörders. Neckereien. Die Langobarden werden von einem Gepiden wegen ihrer umwundenen Beine mit Stuten verglichen. Streit. Zank. Ehrenvolle Entlaſſung Alboins. Alboin heirathet Klotſwinda, Tochter des fränkiſchen Königs Klotar. Neuer Krieg. Kunemond bleibt. Seine Hirnſchale ein Trinkgeſchirr. Roſamunde gefangen. Reiche Beute. Alboin überläßt den Hunnen und Avaren, ſeinen Bundesgenoſſen, einen Theil von Pannonien. Kaiſer Juſtinian ruft ihn gegen die Gothen zu Hilfe. Nach dem Sturz des Tottila und Tod des Narſes bricht er in Italien ein.

Er zieht mehrere deutſche Nationen an ſich. Er erobert Venedig und Monſelice und ſetzt ſeinen Verwandten Giſulf als lehnpflichtigen Fürſten von Venedig ein. Alboin erobert Mailand und wird von ſeinem Volke (569) als König von Italien ausgerufen, obſchon er weder Rom noch Ravenna, noch Pavia beſaß. Nach dreijähriger Belagerung erobert er Pavia. Dieſe Eroberung wird durch ein Bankett zu Verona gefeiert. Hirnſchädel des Königs Kunemond als Becher. Roſamunde ermordet ihn mit Hilfe Helmichildes. Sein Nachfolger iſt Kleſis.

---

[1] Delle rivoluzioni d'Italia libri ventiquattro di Carlo Denina. (In Venezia MDCCLXXIX.) II, S. 2.

I Langobardi con quelle barbe lunghe e quelle ciocche di capegli avvilluppate intorno alla fronte, e colla parte posterior della testa pelata e rasa: e dall' altro lato le stesse donne, alle quali; nell andar a marito, si tagliavano i capelli . . .[1]

Strenge Geſetze gegen den Ehebruch. Tutela perpetua der Weiber.

Die Langobarden waren bei ihrem Einfall in Italien Arianer.

Giſulf Neffe des Alboin.
Chunimund. Geviden.

Qui rex postquam in Italia tres annos et sex menses regnaverat, insidiis suae conjugis interemptus est. Causa autem ejus interfectionis hujusmodi fuit. Quum in convivio, ultra quam oportuerat, apud Veronam laetus resideret, cum poculo quod de capite Chunimundi regis sui soceri fecerat: reginae ad bibendum vinum dari praecepit, atque eam ut cum patre suo laetanter biberet, invitavit. Hoc ne cui videatur impossibile, veritatem in Christo loquor, ego . . . . Igitur Rosimunda ubi rem animadvertit altum concepit in corde dolorem, quem compescere non valens, mox in mariti necem, patris caedem vindicatura exarsit. Con-

[1] Ebenda S. 45.

siliumque mox cum Helmige, qui regis Scilpor hoc est armiger, et collactaneus erat, ut regem interficeret iniit. Qui reginae suasit, ut Peredeum, qui erat vir fortissimus, in id consilium adscisceret. Cum vero Peredeus reginae suadenti tantum nefas consensum adhibere nollet, illa se noctu in lectulo suae vestiariae, cum qua Peredeus stupri consuetudinem habuerat, supposuit, ubi Peredeus inscius fraudis cum regina concubuit. Cumque illa, patrato iam scelere, ab eo quaereret, quam se esse existimaret, et ipse nomen suae amicae, quam esse putabat, nominasset, regina subiunxit: nequaquam est ut putas, sed ego Rosimunda sum. Certe nunc Peredeo rem talem perpetrasti, quod aut tu Alboinum interficias, aut ipse se suo gladio extinquat. Tunc ille intellexit malum quod fecit, et quod sponte noluerat, tali modo in regis necem coactus assensit. Tunc Rosimunda, dum se Alboinus in meridie sopori dedisset magnum in palatio silentium fieri praecipiens, omnia alia arma subtrahens, spatam illius ad lectuli caput, ne tolli aut evaginari posset, fortiter colligavit: et iuxta consilium initum, Peredeum et Helmigem interfectores omni bestia crudeliores introduxit. Alboinus subito de sopore experrectus malum quod imminebat intelligens, manum citius ad spatam porrexit, quam strictius ligatam cum extrahere non valeret, apprehenso scabello suppeditaneo se per aliquod tempus defendit. Sed heu proh dolor, vir bellicosissimus et summae audaciae, nihil contra hostem praevalens, quasi unus de inermibus interfectus est . . .

Cuius corpus cum maximo Langobardorum fletu et lamentis sub cuiusdam scalae ascensu, quae palatio erat contigua, sepultum est.

Fuga Helmigis et Rosimundae in Ravennam.

Paulus Diaconus.[1]

---

[1] De gestis Langobardorum liber secundus. Cap. XXVIII.

Irenens Wiederkehr.

Ein poetiſches Gemälde.

Romantiſche Gegend, in der Mitte einige Hütten, vor ihnen ein großer Baum, im Hintergrund Berge. Sonnenaufgang.

Wanderer.

Die Nacht entflieht,
Der Aufgang glüht,
Und heiter lacht,
Aufs neu' erwacht,
Latonens Sohn
Vom ſtrahlenden Thron.
Den erwachenden Wald
Harmoniſch durchſchallt
Mit Feierklang
Der Vögel Geſang,
Und alles freut ſich und lächelt und lebt,
Vom Hauch der Ruhe ſanft umwebt.
Ein Strom von Gefühlen
Durchwallt die Bruſt,
Und Götterluſt
Fühl' ich um den heitern Buſen ſpielen.
Das entfeſſelte Herz
Strebt himmelwärts
Und will an das liebende All ſich ſchließen,
Im Meere der ſtillen Wonne zerfließen.
Aus der Luft
Voll Blüthenduft,
Auf leiſe webendem Gefieder,

Senkt lieblich der Geiſt der Eintracht ſich nieder:
Von ſeiner Hand
Umſchlingt ein Band
Die Weſen in Lüften und Feldern und Hainen
Und will das Getrennte mit Liebe vereinen;
Sein Band umzieht,
Was feindlich ſich flieht,
Und was als geſchieden ſtarrt im Reiche der Sinnen,
Läßt lieblich in Eines ſein Wort zerrinnen!
Und alles fühlet ſein ſchaffendes Walten
Und ſtrebt, ſich mit liebender Luſt zu entfalten.

Da liegt es vor mir, dieſes Paradies,
Von reinem Himmelsglanze ſanft umfloſſen,
Und über ſeine ſtillen Thäler breitet
Der Geiſt des Friedens ſeinen Fittig aus,
Und heißt die Lüfte freundlich, heiter wehn,
Der Sonne goldnes Antlitz ſegnend ſtrahlen,
Und lockt der Erde reichgeſchmückte Kinder
Zu ſchönem Leben in des Lichtes Räumen
Hervor aus ihrer Mutter dunkelm Schoß,
Und füllt mit Ruh' und Luſt des Menſchen Buſen,
Umflicht des Lebens rauhe Felſenſtirne
Mit Götterblumen, die in ſchönern Zonen
Mit liebevoller Hand er hat gepflückt.
Das Gute mit dem Schönen lieblich gattend,
Schmückt er das dürft'ge Daſein köſtlich aus,
Und in des Erdenſohnes öde Bruſt
Führt er der Tugenden geweihten Kreis;
Er dämpft der Leidenſchaften heißes Wogen
Und läßt an ſeines Lächelns Sonnenſtrahlen
Der ſanftern Triebe reine Blüthen keimen,
Und wo die rohe Stärke nur gebot,
Der Tugend ſanftes Szepter lieblich walten.
Das Thier in uns hat die Natur hervorgebracht,

Den Menſchen ſchuf erſt ſeine Göttermacht!
Vom Strahl der jungen Sonne weggeküßt,
Entflieht der Schlaf vom Auge der Erwachten;
Der Landmann regt die arbeitluſt'gen Glieder,
Verläßt des wirthbarn Hauſes niedres Dach
Und eilt hinaus aufs thaubenetzte Feld,
Mit harter Mühen nimmerruh'ndem Fleiß
Der kargen Erde Spenden abzukämpfen.
Es mehret ſich der Thätigen Gewühl,
Und heißer ſtrahlt der Morgenſonne Gluth,
Das müde Haupt ſehnt ſich nach kühlem Schatten.
Dort an des Berges weit umſchau'ndem Hang
Gelüſtet mich's, im Hauch des Morgenwindes
Die heiße, tiefbewegte Bruſt zu kühlen!
(Lagert ſich.)

Jüngling
(kommt mit Köcher und Speer aus den Hütten.)

Hinaus, hinaus
Aus engendem Haus,
In Wald und Flur,
Im Schoß der Natur,
Der ungemeßnen, ewig heitern,
Die ſtürmiſch pochende Bruſt zu erweitern!
Mich treibt's mit Gewalt
Hinaus in den Wald,
Der Freiheit luſtigen Aufenthalt!
Mich duldet's nicht hinter öden Wänden,
Beim ſtillen Thun von häuslichen Händen.
Das Herz, es ruft
Mich in freie Luft
Hinaus aus der Kammer dumpfigen Gruft,
Auf waldigten Höhen
Des Wildes flüchtige Spur zu erſpähen!
Wenn auf hohem Roß

Mit ſchnellem Geſchoß
Ich folge des Hirſches ſtürzendem Lauf,
Dann thut das Herz der Freude ſich auf!
Und wenn's mir gelingt, den Leu'n zu packen!
Er wälzt ſich im Blut
Mit ſterbender Wuth,
Mein Fuß auf ſeinem ſtarren Nacken,
Der ſtolz und ſchrecklich Verderben gedroht:
Dann dünk' ich mich mehr als Menſch, ein Gott.
Hoch über die Erde fühl' ich mich gehoben
Und meſſe mich vergleichend mit jenen oben!
Beglückt iſt des Waidmanns Loos,
Fern von der Städte traurigem Schoß
Schwelgt er in der Schöpfung geöffneten Schätzen:
An der Hand der Natur
Folgt er der Freude Spur;
Sie reicht ihren Becher
Dem durſtigen Zecher
Und heißt ihn die lechzenden Lippen netzen!
Wenn ihr Odem um mich ſpielt mit labendem Wehn,
Läßt ſie Ungeſchautes entſchleiert mich ſehn!
Wenn auf der Höh'
Des Bergs ich ſteh',
Ein Aethermeer
Wallt um mich her,
Und Niemand wacht
In ſtiller Nacht,
In Feld und Hain
Nur ich allein,
Und alles ſchweigt:
Da fällt und ſteigt
So ahndungsſchwer,
Sich unbewußt,
Die volle Bruſt;
Zum Sternenchor

Strebt ſie empor.
Wie Geiſterruf
Schlägt's an mein Ohr,
Und liebe Gefühle ſchweben
Um mich wie Schatten aus beſſerem Leben!
Wenn dann in den unermeßlichen Raum
Tief von des Horizonts dunkelndem Saum
Der Sonne erſter Flammenſtrahl blickt,
Dann wallt im Buſen das Herz entzückt!
Mit geöffnetem Sinn
Zu den Wolken hin,
Die flammen und glühn,
Erheben ſich die Augen,
Das Ungemeßne einzuſaugen;
Herzhebende Gluth
Durchſtrömt das Blut.
Und aus dem Gewühle
Verworrner Gefühle
Umſchleiert entfalten
Sich hoher Ahndungen Rieſengeſtalten;
Entzückt und erfüllt mit Luſt und Stärke,
Geh' ich zu des Tages neuem Werke! —
Es tönt das Horn,
Die Dogge kläfft,
Voll Gier, des Walds Bewohner zu erreichen;
Des Löwen Kraft,
Des Tigers Zorn
Drängt's mich zu bänd'gen mit mächtigen Streichen!

(Zieht vorüber.)

Wanderer.

Raſch ſtürmt der Jüngling durch das Leben,
Verzehrend lodert ſeine Gluth.
Nach Thaten geht ſein ſehnend Streben,
Das All umſpannt ſein kecker Muth;

Verachtend ſieht er auf den Werth des Kleinen;
Was ihm gefällt, muß ungeheuer ſcheinen.

Wohl, wohl dem Land, das ihn erzogen,
Wenn nur auf Tiger und auf Leu'n
Er ſchwingt den Speer und zieht den Bogen,
Nur dieſen ſeine Waffen dräu'n,
Und nur dem Drang der jugendlichen Gluthen
Der Wälder grauſame Tyrannen bluten.

Doch wenn der ſchwarze Haß Bellonen
Lockt aus der ſchreckensvollen Gruft,
Zum blut'gen Spiel um Reich und Kronen
Den Krieger ihre Tube ruft:
Dann ſtürzen ſeine ungezähmten Flammen
Die halbe Welt in blut'gen Raub zuſammen!

Der muth'ge Kämpfer wird zum Tiger,
Gen Himmel ſteigt der Hütten Gluth,
Mit Lächeln badet ſich der Sieger
Entmenſcht in der Erſchlagnen Blut.
Noch, ſtilles Thal, haſt du dies nie erfahren;
O, möge Zeus dich ewig doch bewahren!

Pflüger
(ſingend hinter ſeinem Geſpann).

Holde Weltenkönigin,
Biſt erwacht?
Seh' dich glühn,
Seh' dich ziehn
Durch die hellen Wolken hin,
Schön in ſtrahlenreicher Pracht!

Hehr am hohen Himmelszelt
Flammt dein Lauf
Und erhält

Saat und Feld,
Die durch dich beglückte Welt
Sieht mit Dank zu dir hinauf!

Reiche Segensfüll' entquillt
Deiner Spur,
Götterbild!
Hold gewillt,
Freundlich lächelnd, ſanft und mild,
Heldin, ſei auf meiner Flur!

Schwer und heiß
Rinnt der Schweiß,
Große Perlen hangen
Dicht an Stirn und Wangen.
Heiß entbrannt,
Glüht der Sand,
Und die Lüfte fluthen,
Geſchwängert mit der Sonne Gluthen;
Wohl behaglich wird es thun,
Daheim unter ſchattichtem Dache zu ruhn.
Doch erfriſcht die matten Glieder
Stärkend ein Gedanke wieder,
Der Gedanke an die Meinen,
An das holde Weib, die ſüßen Kleinen.
Hoch aufſtrebt,
Neubelebt,
In verdoppelten Schlägen das Herz,
Verachtet den Kummer, verſpottet den Schmerz:
Alle Müh'
Nur für ſie!
Ha, in dem Gedanken welch himmliſche Wonne!
Verdopple dein Feuer, flammende Sonne,
Glühende Lüfte, weht glühender fort!
Kühlung haucht zu mir das ſüße Wort:

Alle Müh'
Für ſie, für ſie!
Mag meinen Schweiß die Erde trinken,
Das Bild der Theuren läßt mich nicht ſinken!
(Vorüber.)

Wanderer.

In beſcheidenen Bezirken
Wirkt des Mannes thät'ge Kraft;
Früchtereicher iſt ſein Wirken,
Er zerſtöret nicht, er ſchafft,
Und die Rieſengröße der Gedanken
Feſſeln nun des Hauſes enge Schranken.

Er lebt in der Seinen Kreiſe,
Durch ſich ſelber froh und reich,
Und in blumenvollem Gleiſe
Rollt das Leben ſanft und gleich!
Innig feſſelt ihn mit ſüßer Kette,
Gatten-, Vaterlieb' an eine Stätte.

Er geizt nicht nach eitlem Ruhme,
Freut ſich nicht der blut'gen Schlacht,
Froh in kleinem Eigenthume,
Wenn ſein trautes Weib ihm lacht;
Wenn im engen Raum der armen Hütte
Froh er ruht in froher Kinder Mitte.

Raub' ihm nimmer holder Friede,
Was du freundlich ihm geſchenkt,
Bis ob ſeinem Augenlide
Sich des Genius Fackel ſenkt;
Bis er, von des Lebens Schmerz und Harme
Frei, ſinkt in des ſchönern Bruders Arme.

Mädchen (kommt, in ſich verſunken).

Der Weinſtock ſproſſet, der Apfelbaum blüht,
Das Veilchen duftet, die Roſe glüht,

Der Lenz ſenkt ſich lächelnd hernieder;
Die Nachtigall flötet, die Wachtel ruft,
Die Lerche zwitſchert in ſonniger Luſt,
Das häusliche Schwälbchen kehrt wieder!

Schon ſechzehnmal ſeh ich den Apfelbaum blühn,
Das Veilchen ſproſſen, die Roſe glühn,
Und feuriger ſtrahlen die Sonne.
Da tanzt' ich ſo munter den Frühlingsreihn,
Da konnt' ich der jungen Natur mich erfreun,
Da fühlt' ich im Frühling nur Wonne.

Ach nun iſt's anders, doch nicht ſo gut!
Dahin, dahin iſt mein fröhlicher Muth,
Ich kann nicht mehr lachen und ſcherzen! –
Der Frühling erfüllt nicht mein Herz mehr mit Luſt;
Es athmet beklommen die junge Bruſt,
's iſt mir ſo ängſtlich im Herzen!

Im Buſen wogt's wie ein wallendes Meer,
So fröhlich iſt alles rings um mich her;
Doch ich fühl' ein trauriges Sehnen:
Es freut ſich ſo innig die ganze Natur,
Die Freude belebt jede Kreatur;
Ich Arme vergieße nur Thränen!

Ein unbekannt Etwas die Seele fühlt,
Das nimmer ruhend im Buſen wühlt;
Es hat mir die Ruhe entriſſen!
Und doch möcht' ich das Gefühl, das mich quält,
Um alle Schätze der ganzen Welt
Aus meinem Innern nicht miſſen!

Ich Arme, warum bin denn ich nur betrübt,
Da alles ſich freuet und alles ſich liebt?

Das Nachtigallweibchen im Schatten
Der düſter belaubten Linde baut
Sein Neſt und locket mit freudigem Laut
Den ſorgſam helfenden Gatten.

Die Tauben ſchnäbeln im Roſengeſträuch
Und girren ſo zärtlich, ſo innig, ſo weich;
Ich ſeh' ſie mit thränenden Blicken.
Ich bin nicht ſo froh und glücklich wie ihr!
Ach flattert, ihr Täubchen, ach flattert zu mir,
Laßt mich an den Buſen euch drücken!

Kommt, liebt mich! dann wär' ich wohl wieder ſo
Wie ehmals, würde ſo heiter und froh
Wie ſonſt die Tage verleben! —
Doch nein, eine innere Stimme ſpricht:
Was meinem fühlenden Herzen gebricht,
Kann ein fühlendes Herz mir nur geben!
(Setzt ſich am Felſen und ſtützt das Haupt auf die Hand.)

Wanderer (ſingt hinter Felſen verborgen).
Es ſteigt ein Gott vom Himmel nieder,
Die Schöpfung iſt ihm unterthan,
Es tönen ihm der Vögel Lieder,
Ihm flammt die Sonn' auf lichter Bahn!
Die Erde fühlet ſeine Triebe;
Als kräft'ge Pflanze reißt ſich los,
Was einſt in ihrem kalten Schoß
Verhüllt ſich barg als ſchwacher Same.
Liebe,
Liebe!
Iſt des Belebers ſüßer Name!

Ha, Mädchen fühlſt du neues Leben,
Ergreift es dich mit holder Macht,
Fühlſt du das Herz im Buſen beben,

Ein unbekannt Gefühl erwacht,
Blickt thränennaß dein Auge trüber?
Spielt in der ſtürmiſch wogenden Bruſt
Dir wechſelnd Schmerz und Himmelsluſt?
Laß immer deine Seufzer ſchallen!
Liebe,
Liebe!
Fühlſt du im jungen Herzen wallen!

Mädchen.

Ha! — — — (Aufgerichtet.) Liebe? — Liebe?!
(Aufſpringend, Blicke und Hände zum Himmel erhebend.)
Liebe!!!

Jüngling
(erſcheint auf dem Felſen).

Beglückt iſt des Waidmanns Loos,
Fern' von der Städte traurigem Schoß
Schwelgt er in der Schöpfung geöffneten Schätzen.

Mädchen.

Ha was! — — Er iſt's! — er iſt es! — Liebe! Liebe!!
Er wirft nach mir des Auges ſtarren Blick.
Die Wange glüht! Fort, fort aus ſeiner Nähe!
(Entflieht.)

Wanderer.

Mit ungezähmtem, ſtarrem Willen
Tobt raſtlos, nimmerſatt der Mann,
Nichts kann der Wünſche Streben ſtillen;
Es ſei die Erd' ihm unterthan,
Und keck wünſcht er zum Sternenkreis zu dringen,
Auch jene Welten in ſein Joch zu zwingen.

Was widerſtrebt, will er zerſchmettern,
In ſeinem Arme liegt ſein Recht.
Da ſchuf Natur zu ſeinen Rettern
Ein ſanftres, weicheres Geſchlecht,
Mit leiſerm Fühlen, zartgebauten Sinnen,
Das, ſtark durch Schwäche, hold weiß zu gewinnen.

Sie goß in den gewölbten Buſen
Die zarte jungfräuliche Scham;
Die Gunſt der Grazien und Muſen
Ward ihm, wie ſie kein Mann bekam;
Statt Muth und Kraft gab ſie ihm ſüße Thränen,
Macht' es zur Herrſcherin im Reich des Schönen.

In ſeines Herzens Heiligthume
Bewahrt es rein und unentweiht
Der Liebe ſchöne Götterblume,
Sie ſchmückt der Unſchuld Schwanenkleid;
Nur auf das Gute iſt ſein Sinn gerichtet,
Der Wünſche Streit in ſtiller Bruſt geſchlichtet.

So wallt mit ſanftem, gleichem Schritte
Das Weib durchs rauhe Leben hin,
Im Innern hegt ſie reine Sitte,
Beſcheidnen unſchuldsvollen Sinn;
Geſchmücket mit der Gottheit ſchönſten Gaben,
Scheint über dieſes Leben ſie erhaben.

Weh, wenn in dieſen Zartgeweben
Der Weiberbruſt die Rohheit wühlt,
Das rauhe ungeſtüme Leben
Mit ihrem leiſen Fühlen ſpielt!
Vergänglich gleich der Lilie Silberſtaube,
Wird dem Betaſter dieſer Reiz zum Raube.

Wenn aus des Krieges offnen Thoren
Der Kämpfer Schaar verheerend ſtürmt,
Dann iſt dies ſchöne Gut verloren,
Das mild der Friede hat beſchirmt;
Der Rauhen Kuß zerſtört die flücht'ge Zierde,
Vergebens ſuchſt du dann nach Frauenwürde!

Pſyche.

Erſter Akt.

Garten.

Erſter Auftritt.

Pſyche (allein).

(Sie kommt mit einem Waſſergefäß und ſingt.)

Die Stirn geſtützt in die feuchte Hand,
Lag Leda, die Schönſte der Schönen,
Gelagert an des Baches Rand,
Und miſchte die Wellen mit Thränen.

Sie ſah mit feuchtem, ſchwimmendem Blick
Empor zu den zitternden Sternen,
Als ſuchte ſie ihr erträumtes Glück
In den unermeßlichen Fernen.

Ihr Buſen wogt wie ein wallendes Meer,
Und Fiebergluth röthet die Wangen;
Geſtalten gaukeln rings um ſie her,
Gewoben aus ſüßem Verlangen.

Da umrauſcht ſie ein mächtiger Flügelſchlag,
Und ein Schwan mit Silbergefieder,
Hellglänzend wie der erwachende Tag,
Senkt zu ihren Füßen ſich nieder.

Er ſchmiegt ſich an ſie, mit ahnender Luſt
Streicht ſie ſeinen ſchwellenden Rücken;
Sie drückt ihn feſt an die pochende Bruſt
Und küßt ihn mit ſtummem Entzücken.

Da dehnt ſich der Schwan mit Sturmesgewalt,
Und Flügel und Klau' ſind verſchwunden;
Ein Gott hält in reizender Jünglingsgeſtalt
Das ſtöhnende Mädchen umwunden.

Nun ſtützte ſie nicht mehr die Stirn in die Hand,
Die glücklichſte unter den Schönen;
Gelagert an des Baches Rand,
Vergoß ſie ſüßere Thränen.

(Sie blickt gedankenvoll in die Ferne.)

Wie doch dieß Lied, das ich kaum halb begreife,
Das Innerſte des Herzens mir bewegt!
Der Vater meint, ich ſoll es nicht mehr ſingen,
Und gern gehorcht' ich ihm; doch unbewußt
Entſchlüpft es immer wieder meinen Lippen,
So oft ich mich auch ſchon darum geſcholten.
Ein dunkles, froh wehmüthiges Gefühl ergreift
Mich bei den ſeltſam wunderbaren Tönen.
Doch es iſt Morgen und die heitre Sonne
Blickt ſchon durch dieſer Zweige dichtes Gitter.
Die Würmchen ſummen luſtig durch die Blätter,
Die Blümchen ſchließen ihre Augen auf
Und nicken freundlich ihren ſtillen Gruß:
Ich will euch tränken, meine kleine Herde!

Ha, trau' ich meinen Augen! Dieſes Reis,
Das ich erſt geſtern Abends eingeſteckt,
Schon grünet es, ſchon hängen volle Knoſpen,
Ah, Roſen ſchwanken ſchon an ſeinen Zweigen.
Wie bin ich glücklich! Was ich immer wünſche
Und ängſtlich kaum zu hoffen mich erkühne,
In herrlicher Erfüllung ſteht es da
Und ſpottet meiner engen Phantaſie,
Die höher ſtets und kühner fliegend, doch
Von dem Erfolg ſich übertroffen ſieht:
Ein dürres Reis, gepflanzt in harten Boden,

Blüht, eh ich faſt die Hand zurück gezogen;
Ein Vogel ſingt, mein wünſch' ich ihn zu nennen,
Von ſeiner Kehle Zauberton entzückt,
Und ungelockt fliegt er auf meine Hand,
Die Freiheit mir zum frohen Opfer bringend.
Auf Fluren, wo der Schnitter ohne Kühlung
Den langen heißen Erntetag durchſeufzt,
Seh' ich aus dürren Felſen Quellen rieſeln,
Der Durſtenden zu hochwillkommner Labung,
Und was der Menſch dem Glück nur mühſam abkämpft,
Das gießt es mir verſchwendriſch in den Schoß!
Und das macht mich ſo ſelig, ſo entzückt.

Wenn ich dafür nur Jemand danken könnte,
Dem ich dieß alles, alles ſchuldig wäre,
Ich trüge leichter dieſes Uebermaß von Freude.
Jetzt preiſe ich die Sonne und bekränze
Des kleinen Baches ſanft gehobne Wellen,
Den Lüften ruf' ich Schmeichelworte zu;
Doch will dem vollen Herzen das nicht g'nügen.
Und wieder manchmal wird mir ſonderbar
Zu Muth! hör' ich, gelagert in der Laube,
Die ſüßen Melodien durch die Lüfte
In wehmuthsvollen zarten Tönen ſäuſeln:
Da füllt mit Wehmuth ſich die bange Bruſt,
Ein weicher Schauer fließt durch alle Glieder,
Das Herz will los ſich reißen, Thränen fließen,
Und vor das Auge drängt ſich wunderbar
Ein fremdes Land mit gleitenden Geſtalten,
Die ſich — da —

(Leiſe ſüße Töne erklingen, die ſich nach und nach in eine wehmüthig klagende Melodie vereinigen, die aus der Entfernung herüber zu tönen ſcheint. Pſyche ſinkt auf eine Raſenbank und horcht mit geſchloſſnen Augen und halb offnen Lippen in einer halb liegenden Stellung den Tönen; dann richtet ſie ſich halb auf und ſpricht, während die Muſik fortklingt:)

Holde Töne, ſchwebt ihr wieder
Leiſe girrend um mich her!

Ach, ich kenn' euch, ſüße Lieder,
Ihr verſchwebet mir nicht mehr!

An mein Herz fühl' ich euch dringen,
O, mir ſagt's ſein lauter Schlag;
In des Buſens Tiefen klingen
Gleichgeſtimmte Saiten nach.

O, tönt fort, laßt euch nicht ſtören
Durch dieß thränennaſſe Aug;
Zwar der Schmerz vergießet Zähren,
Doch die Wonne kennt ſie auch.

Fließet, fließet, ſüße Thränen,
Stille Zeugen banger Luſt!
Ach, vielleicht ſtillt ihr dieß Sehnen,
Zähmt den Aufruhr dieſer Bruſt!

O, verhallt nicht, tönet, rauſchet,
Uebertobt des Herzens Drang. —
Ach, wie oft hab' ich gelauſchet
Eurem reinen Himmelsklang!

Dunkle alte Bilder lebten
Auf dann mit erneutem Glanz,
Süße Ahndungen umſchwebten
Mich in fremdem Zaubertanz,

Und vor meinen trunknen Blicken
Formte ſich ein holdes Bild;
Könnt' ich an mein Herz es drücken,
Dieſes Toben wär' geſtillt.
(Die Töne verhallen nach und nach.)

Aber ſchweiget, meine Klagen,
Folgenleer verhallt das Wort.
Und wie dieſe Töne tragen
Winde meine Seufzer fort.
(Sie ſinkt zurück mit dem Geſicht auf die Raſenbank.)

Spartakus.

Im Jahre 1916.

Erſter Akt.

Wald. Links im Vordergrund eine Hütte aus unbehaunen Baumſtämmen und Moos roh gefügt. Dämmerung. Tagesanbruch.

Publipor und **Greis** treten aus der Hütte.

Greis.

Wie, du ſchon hier? eh noch der Morgenſtrahl
Am Wipfel dieſer dunklen Eichen zittert?
Was haſt du? Was iſt Trauriges geſchehn?
Denn Ungewöhnliches läßt mich errathen
Die ungewohnte Stunde des Beſuchs!

Publipor.

Sag', wo iſt Spartakus?

Greis.

Ich frage dich.
Er, dem ſonſt jeder Tag verloren ſchien,
An dem er nicht aus ſeines Freundes Herzen
Troſt und Erſatz für ſeines Lebens Leere
Mit ungeſtümen vollen Zügen ſog,
Und wenn der Tag ihm ſeine Gunſt verſagte,
Wohl auch dem Schlaf die kargen Stunden ſtahl:
Er hat gelernt, meiner zu entbehren:
Drei Tage ſchon ſah dieſer Hain ihn nicht.

Ob einen treuern Freund er hat gefunden,
Ob er's verſteht, die Leere auszufüllen,
Die ſeiner Seele einſt ſo laſtend ſchien,
Ich weiß es nicht, doch beides muß ich fürchten!

Publipor.

Das Herz bewegt mir ungeheure Angſt.
Drei Tage ſchon ſahſt du ihn nicht, ſo lange
Iſt's, daß ſein Lager leer an meinem ſteht,
Und dreimal ſucht ihn ſchon mein Aug' vergebens
Im Kreiſe der gemeinſam Tafelnden.
Bisher gelang mir's noch, des Meiſters Forſchen
Mit liſt'gem Vorwand ſchlau zu hintergehen;
Doch nicht vermag ich's ferner, darum kam ich;
Den Zögernden vermeint' ich hier zu finden.

Greis.

Bei mir nicht ſuch' ihn, in der Hütte nicht
Des alten Freunds! auf jener Felſen Spitze,
Die dort mit frechem Arm gen Himmel greifen,
In ſchwarzer Höhle giftbenetztem Bauch,
Wo nicht vermag der Sonne Strahlenfinger
Den Schleier der verhüllten Nacht zu heben,
Bei wilden Thieren und der Luft Gevögel,
In aller Elemente wildem Kampf,
Nicht in der Menſchen Nähe ſuche ihn!

Publipor.

Die ganze Gegend ſchon hab' ich durchſtreift,
Den Bergen ſeinen Namen zugeſchrien;
Doch jede Spur von ihm iſt mir verſchwunden.
O, wie viel Thränen hab' ich an dem Hals der Nacht,
Der Wächter Aug' verborgen, ſchon geweint;
Wüßt er, wie ich ihn lieb', um meinetwillen
Kehrt' er zurück, trieb' ihn auch nicht ſein Wort,
Das heilig er dem Meiſter hat gegeben,
Sich einzuſtellen zu der rechten Zeit.

Greis.

Was kümmert ihn, ob ſeiner Freunde Einer
Mit heißen Thränen ſeinen Weg befeuchtet,
Ob mich die Angſt, die Furcht, die Sorge tödtet.
In Buſch, in Feld und Wald, auf Bergeshöhn
Hat er die luſt'ge Wohnung aufgeſchlagen.
Hoch über jenen Fluren, wo der Menſch
Die gaſtlich heitre Hütte baut, auf Klippen,
Wo nur der Aar, der Wolken Nachbar, hauſet,
Wo ſelbſt das Leben flieht mit ſcheuem Fuß,
Und jeder Grashalm ſtirbt im kahlen Boden,
Da ſteht er in dem Aufruhr der Natur,
Das loſe Haar ein Spiel des wilden Sturmes,
Steht wie ein Zaubrer, der mit ſchwarzen Sprüchen
Die Räder der Natur zu hemmen ſinnt,
Und ſchreit den tauben Winden ſüße Namen zu
Und drückt die leere Luft an ſeine Bruſt;
So ſah ich ihn vor wenig Tagen erſt.
Auch er ſah mich! Er ſah mich und — (ſchmerzlich) entfloh!

Publipor.

Sollt' des gegebnen Worts vergeſſend, er
Wohl ſchmählich ſinnen langgedachter Flucht?
Doch nein, nein, nimmermehr!

Greis.

Mit Recht verwirfſt
Du, was voreilig hat dein Mund geſprochen,
Dem freundſchaftsvollen Herzen unbewußt:
Die Bruſt kann er mit eignem Dolch verletzen,
Doch nie der Treue reines Götterbild.

Publipor.

So kannt' ich immer ihn, und darum auch
Riß mich ein innrer Drang an ſeine Bruſt,
Und darum lieb' ich ihn wie dieſes Auge,
Wie meines Vaters Aſche, wie man Götter liebt.
Doch darum, darum nur? weiß ich's denn ſelber,

Und wiſſen's alle denn, die ihn verehren,
Warum ihr Herz, ihr Geiſt ſich zu ihm neigt.
Ja, er iſt treu, doch, Vater, wir, auch wir ſind's!
Iſt tapfer! Unſre Väter waren's auch!
Sein leuchtender Verſtand! den deinen, Greis,
Trübt nicht, wie ihn, der Leidenſchaften Flor.
Iſt hilfreich! Ich auch helfe gern dem Schwachen!
Geh alle Eigenſchaften durch, du findeſt,
Wenn auch nicht Gleiches, doch was zu vergleichen
Es iſt ein' unbekannte fremde Macht,
Die jedes Herz gewaltſam an ihn reißt.
Wie der Charybde ſchaumumgebner Strudel
Dich zwingt in ſeinen finſtern Arm zu eilen —
Du willſt vorbei ihm ſegeln, weichſt ihm aus,
Doch näher zieht und näher dich der Waſſer Gewalt,
Nicht kannſt du ihrem wilden Zug entrinnen —
So ſteht er da, ſein Auge ſchreckt dich ab,
Nicht Liebe kannſt du von dem Düſtern hoffen,
Ja! er beleidigt dich mit ungeſtümer Rede,
Mit ſeinem Thun, das achtlos, ſchonungslos
Nicht ſorget, ob's vielleicht dein Herz verletzt:
Und doch kannſt du dem Drang nicht widerſtehn,
Du mußt ihn lieben, mußt dein Herz ihm bieten,
Wenn er's verächtlich auch des Blicks nicht würdigt.
So drängt ſich alles um ihn her, und er
Steht doch allein im Kreis der Dienenden,
Der Trotzigſte wird gegen ihn zum Lamm.
Bei ihm legt man veraltete Gebrechen,
Die mit dem Leben nur verſchwinden, ab.
Er wünſcht's, nie thut's ſein Mund, ſein Auge nur,
Und jeder trennt ſich von dem Liebſten gern
Und trauert, wenn die Gab' er kalt verwirft.
Er ſpricht, und Alles dränget ſich heran,
Dem flücht'gen Wurf der Augen zu begegnen.
Ein Wort von ihm ſtillt jahrelangen Zwiſt.

Es dient ihm Alles, er ſcheint's nicht zu merken.
Der Meiſter ſelbſt — ein unerhörter Fall —
Der alle andern hält in ſtrengem Schluß,
Ihm gab er ungefodert die Erlaubniß,
Den ganzen Tag im Freien zu verleben;
Kaum fodert er ſein Wort, zurückzukehren,
Wenn ſich der Abend auf die Fluren ſenkt;
Mir ſelbſt ward, weil er's wünſchte, gleiche Freiheit,
Denn ob er gleich auch mich mit Kälte quält',
Schien er mich doch vor andern auszuzeichnen.

Greis.

An dieſem Buſen hat ſein Herz gelegen,
In Feuerſtrömen ſeine Füll' vergoſſen!

Publipor.

'S iſt ſonderbar. Des Tages iſt er kalt
Und ſchrecket mich von ſich mit finſtern Blicken;
Der Nachtviole gleich hebt er ſein Haupt,
Wenn aus der ſchwarzen Urn' die Mitternacht
Auf alle Erdenſöhne Schlummer gießt.
In jener grauſen, ſchreckensvollen Stunde,
In der, was lebet, an des Schlafes Buſen
Die ſonſt ſo flücht'ge Ruhe ſucht und findet,
Wo nur die Eule kreiſcht den Unglücksruf,
Der Gräber dunkler Bauch ſich kreißend öffnet,
Und grauſe Larven durch die Lüfte wimmern:
Da fliehet er des Lagers ſüßen Arm
Und macht die Nacht zu ſeiner Bruſt Vertrauten.
In ihren Purpurmantel eingehüllt,
Hört' ich ihn oftmals auf und nieder gehn,
Zum grauſen Dunkel ſeltſam ſchaurig ſprechend;
Die Hände warf er zu den Sternen auf,
Die kalt auf ſeinen Kummer niederſahen:
Da that gen mich ſein Herz ſich manchmal auf.
Er kam zu meinem Lager, ſchüttelt' mich
Und ſchlug die Arme wild um meinen Nacken —

„Die Freiheit ruft, und du kannſt ſchlafen, Sklave?"
So rief er oft, „ſteh' auf und rüſte dich.
Haſt du auch Muth?" — dann brach er plötzlich ab,
Das Wort, das auf der Lippen Schwelle trat,
Im tiefen Grund des Herzens ſcheu verſchließend.
Und ſo verſchwand der ſchöne Augenblick,
Ein ſchneller Blitz, der im Gewitterdunkel
Entbrennt und wieder bald zerfließt in Nacht.
Des andern Tags war er gleich kalt und fremd,
Kein Blick verrieth, was kürzlich war geſchehen,
Und nicht mit mir, ſo ſchien's, hatt' er geredet,
Nur mit ſich ſelbſt ſprach er in meinem Arme —
Und Das nagt an der Blüthe meines Lebens;
Denn ach! der Stachel, der am tiefſten gründet,
Iſt Liebe, die nicht Gegenliebe findet.

Greis.

Auch ich, auch ich mußt' endlich es erfahren,
Wie das Gefühl verſchmähter Liebe peinigt.

Publipor.

So kränkt er mich mit kaltem Ueberſehn,
Bis erſt vor Kurzem, kaum ſind's dreißig Tage,
Die Stund' erſchien, in der ſein Herz ſich aufthat.
Er kam nach Haus mit Blute übergoſſen,
Das ihm aus zwanzig Wunden quellend ſtrömte;
Mit lautem Angſtruf eilt' ich auf ihn zu,
Da warf er ſich in meine offnen Arme
Und drückt' mich an die Bruſt, daß es faſt ſchmerzte,
Und ſeine Thränen floſſen in die meinen,
Des Bluts nicht achtend, das dem Leib entquoll,
Bis er, den Mund gepreßt an meine Lippen,
Erſtarrt, ohnmächtig mir am Buſen hing.
Seit jenem Tage hat ſein ganzes Weſen
Mit einem mächt'gen Schlage ſich verkehrt.
Wie wenn des jungen Frühlings lauer Finger

Den Schnee ſtreift von der Erde ſtarren Gliedern,
Das Gras hervortritt aus der Winterhülle,
Der Roſe zarte Wangen ſüß erröthen,
Die blauen Glöcklein holde Freude tönen,
Die Knoſpe auszieht ihren rauhen Pelz,
Des Bächleins Wellen durch die Wieſen hüpfen,
Und alles lebt und athmet und ſich freut —
So ſchwand aus ſeiner Seele jener Froſt,
Der ſo oft mit Verzweiflung mich erfüllte,
Und alle ſüßen Blüthen keimten auf,
Die dieſes rauhen Lebens Stirn' umkränzen,
In Blumenfelder wandeln ſeine Wüſten.
Er war nun aufgelöſt in Götterwonne;
Nicht mehr zum Boden ſenkt' er ſeine Blicke,
Gleich Adlern ließ er ſie zur Sonne fliegen:
Nicht mehr in finſtern Nächten wandelt' er umher,
Doch wenn des Mondes helle Silberſichel
Aus dunkelblauen Wolken niederglänzte,
Da ſtand er auf und ging hinaus ins Feld,
Das zauberiſch im ſüßen Lichte ſchwamm.
Gleich einem Taumelnden ging er umher.
Hier frägt ihn Einer, er, er hört es nicht,
Man ruft zur Mahlzeit, er wird's nicht gewahr.
Oft warf er feurig ſich an meinen Hals,
Die Augen ſtrahlten himmliſches Entzücken;
Doch nicht ein Wort entſchlüpfte ſeinen Lippen —
So lag er lange, lang', und eine Thräne,
Ein Fremdling in des Wilden Auge, quoll hervor.
Dann riß er ſchnell ſich los und eilte fort
Mit ausgeſpannten Armen, Flügeln gleich!
So trieb er ganze Tage ſich umher,
Bis ihn die Nacht zur engen Zelle führte;
Doch ſeit drei Tagen kehrt' er nicht zurück.
Mißtrauiſch ſucht ihn ſchon des Meiſters Auge,
Zurückzuführen ihn, floh ich zu dir.

Was er doch ſinnen mag! Du ſahſt ihn, ſagſt du,
Vor Kurzem noch! 's iſt unerklärbar.

Greis.

Ein unergründet, tief bewegtes Meer
Iſt dieſes Wilden ſeltſam fremdes Weſen;
Du ſiehſt die Wellen ineinander rauſchen
Und an des Himmels, an des Orkus Thoren
Mit ungeſtümen Häuptern wechſelnd pochen,
Mit aufgeſperrtem, ſchwarzem Schreckensrachen
Was ſich ihm zagend nahet, wild verſchlingen;
Doch was des Sturmes Toben aufgeregt,
Die Macht, die mit gewalt'ger Rieſenfauſt
Die Waſſer, die geruhig ſchlummerten,
Aufſchreckt und ballt und durch die Lüfte ſchleudert,
Daß drob die Erde bebt, die Winde heulen.
Das liegt verborgen in den dunkeln Tiefen
Und keines Menſchen Aug' hat es erſpäht.

Publipor.

Mein Geiſt erbebt vor ſeinem, und doch lieb' ich
Sein Herz, in dem ſich Lieb' und Stärke paart!

Greis.

In erſter Jugend ſchon war er nicht anders.
Das Unglück fand ihn ſtarr und eh'rnen Buſens;
Doch mild die Milde, wie die Strenge hart.
Sein Vater war ein eiſenharter Mann,
Zwei Tugenden nur kannt' er, Tapferkeit,
Und Haß gen Rom, die Feindin Thraziens.
So ward des Knaben Herz ſchon früh gehärtet,
Nicht hart, das fremde Unglück fand es weich.
Er haßte Rom, und doch wenn Römerſklaven
Der Vater heim ſich bracht', dem Tod geweiht,
Dann löſt' er wohl, wenn Bitten fruchtlos blieben,
Der Armen Feſſeln und entließ ſie heimlich.
Da ward der Vater in der Schlacht erſchlagen,
Und nun nahm ich ihn mit mir in die Hütte,

Die ich in rauhen Bergen mir erbaut.
Da ſucht' ich von dem jugendlichen Herzen
Des Haſſes kalte Wolken wegzuhauchen.
Ach, es gelang mir, und die neue Sonne
Der Liebe, des Vertrauns, der ſanften Tugend
Brach mit belebend warmem Strahl hervor.
Die Kälte ſchwand, und mit erfriſchtem Grün
Umzog ſich, was im Eiſeskleid geſtarrt.
Ein mildes Lamm ward er in meiner Nähe;
Doch kaum entfernt' er ſich von mir, ſo brach
Der angeſtammte rauhe Trieb hervor.
Mit Schwert und Jagdſpeer zog er durch den Wald,
Des Bären Wuth mit Manneskraft begegnend,
Am Fels, der auf die Wolken niederſchaut,
Der Gemſe leichten Fußtritt kühn verfolgend.
So wuchs er fort, ein hoffnungsvoller Knabe,
Im Forſt ſchien er in Wort und That ein Mann,
Ein Kind an ſeines theuren Lehrers Seite.
Wenn er ſo vor mir ſtand voll Muth und Kraft,
Dann wollte es wohl öfter mich gemahnen,
Als ſäh' ich ein Gebild aus andern Zeiten.

Publipor.

O, jeder ſeiner Züge zeugt von Größe!

Greis.

Wie oft ſaß lauſchend er zu meinen Füßen,
Wenn ich die Thaten der Heroen ihm,
Wie ſie der Sage Mund erhält, erzählte;
Das Aug' geöffnet und die ſtarren Lippen,
Als wollt' er machen jeden Sinn zum Ohr,
Um ganz die hohe Kunde einzuſaugen —
Saß er vor mir, ſein Athem wehte hörbar,
Und ſein Geſicht begleitete des Helden Schickſal,
Wie's die Erzählung heut, in Schmerz und Freude.
Die heiße Bruſt hob ſich in mächt'gen Schlägen,

Die Rechte faßte krampfig an den Speer
Und ſchlug die Luft, wenn jene Kriege kämpften:
Da kam es plötzlich, wie ein Geiſt von oben
Mit mächt'gem Wehen über ihn herab.
Es glänzte ſein Geſicht in höh'rem Lichte,
Das Aug' entbrannt', die Stimme donnerte,
Und himmelwärts erhob ſich die Geſtalt.
Die Hände aufgeworfen zu den Wolken,
Rief er: „Ich ſchwör' und höret meinen Schwur
Ihr, die ihr dort von jenen lichten Fernen
Auf mein Haupt niederſchauet, ſternbekrönt:
Der Welt Errettung, Tod den Unterdrückern!
Und wenn ich nicht erfülle dieſen Schwur,
So mag eu'r Antlitz weg von mir ſich wenden,
Ein Feiger ich entfliehen aus der Schlacht,
Und meines Lehrers letzter Hauch mir fluchen!“
Und dann ſtürzt' er hinaus in dunkle Nacht.
Oft ſah ich ihn am Hang des Berges knien,
Die Arme nach den Sternen ausgeſtreckt,
Und erſt mit Tagesanbruch kam er wieder.
Da tönt's wie Götterruf mir in die Ohren:
Nicht zu gemeinem Thun iſt Der geboren,
Zum Welterretter hat ihn Zeus erkoren!

Publipor.

Doch ſieh' den Wandler, der ſich langſam naht —
Trügt mich die Ahndung nicht! — Er iſt's! er iſt's!
Sieh nur! Doch ach, wie iſt er ſo verändert!
Iſt dieß ſein feſter Gang, ſein muth'ger Schritt?
Die Füße ſind gebeugt, wie unter ſchwerer Laſt,
Unwillig, ſcheinen ſie ihm ihren Dienſt zu weigern;
Nicht ſein mehr ſcheinen dieſe beiden Arme;
Wie dürres Laub wankt in der Lüfte Wehn,
Wenn Mark und Kraft des Stamms der Winter aufgezehrt,
So ſchlenkern ſie ein unnütz todtes Glied.
Der ganze Körper ſtrebt dem Boden zu,

Nur der aufrechte Nacken hebt das Haupt,
Das ſeine Blicke in die Wolken ſendet,
Das einz'ge Lebende am ganzen Leichnam.

Greis.

O Spartakus, was iſt aus dir geworden!
O ſteig' herunter, dunkle Mitternacht,
Löſcht aus, ihr meines Auges helle Sterne,
Laßt hier mich blind ſein, und ich will es ewig bleiben!

Spartakus kommt in tiefe Gedanken verſenkt, einen welken Blumenkranz auf dem Haupte.)

Publipor.

Da kommt er wie ein wandelnd Nachtgeſpenſt!

Greis.

Ich will ihm Rede bieten, wenn mir gleich
Ein Todesſchauer durch die Glieder zuckt!
Steh, Körper, den einſt Spartakus bewohnte;
Wenn leblos gleich, doch wie den Aſchenkrug
Des Freunds kann ich ohn' Rührung dich nicht ſchaun.

(**Spartakus** wirft ſich am Boden nieder, legt das Geſicht auf einen Stein und ſchließt die Augen.)

Greis.

Du ſchweigſt! Ermanne dich, Entarteter!
Doch ſieh, die Glieder ſinken hin zur Erde!
Wenn Krankheit! — Spartakus, mein Freund! Mein Sohn!

(Er eilt heftig auf ihn zu, wirft ſich vor ihm nieder und umfaßt ihn.)

Er ſchließt das Aug'! Er ſtirbt! Er ſtirbt!

Publipor (ſchreiend).

Nein!

(Eilt auf ihn zu und umfaßt ihn von der andern Seite.)

Stirb nicht! Mein Leben wohnt in deiner Bruſt!
Ich hänge mich an dich, ich folge dir!

Spartakus (richtet ſich halb auf).

Was wollt ihr? Warum ſtört ihr mich? — Wer ſeid ihr — ?

Greis.

Mein Sohn, erkennſt du mich denn nicht!

Spartakus.

Mein Vater!

(Er ſinkt an ſeine Bruſt.)

Greis.

Dies aufgelöſte, weiche Schmachten! O,
Du biſt nicht mehr, was du geweſen.

Spartakus.

Nein!
Das ſprach ein Gott aus dir! Ich bin's nicht mehr!
Wie eine Seele, die den trägen Körper
Gleich einem Bettlermantel abgeworfen,
Und trunken noch von nie gefühlter Wonne
Der Sonne zufliegt, ſich in Aether badet,
So fühl' ich mich von Allem losgeriſſen,
Was eh'mals mich mit ſchmutz'gen Banden hielt!
Derſelbe bin ich noch und doch ein andrer!
Du hältſt mich, und ich bin doch nicht bei dir!
Nur ſie, nur ſie umſchwebt mein ganzes Weſen!

(Er eilt mit ausgebreiteten Armen und ſtrahlenden Augen in den Vordergrund.)

Durch Waſſer und Luft,
Ueber Berg und Kluft,
Durch Wald und Flur,
Durch die ganze Natur
Zieht mich der Liebe Spur!
Wo ihr Athem webt,
Mein Fußtritt geht.
Was athmet und lebt,
Was ſproſſend ſich hebt,
Was webend webt
Und fließend quillt,
Zeigt mir ihr Bild,
Ihr Name mit ſüßem Schall
Tönt durch das All!

Das Herz iſt gewandelt,
Der Buſen iſt voll,
Es hauchet ein anderes
Leben mich an.
Es gewinnet Bedeutung,
Was leer ſtets erſchien;
Es lächelt des Lebens
Finſtere Stirn!
Nur Der kennt die Freude,
Nur Der iſt beglückt,
Den an theuerer Seite
Die Liebe entzückt!

(Er verſinkt in ſein voriges Sinnen.)

Greis.

Und konnteſt du ſo lange vor mir fliehn?
Was iſt es, was dein Herz mir hat entfremdet?
— Er hört nicht! — ſteht in ſich verſunken — ſchweigt!

Publipor.

Beim Himmel! Das iſt unbegreiflich ſeltſam!

Greis.

Sein Geiſt kämpft mit des Schwermuths dunkeln Wogen,
Erſcheint auf Augenblicke und verſinkt
Dann plötzlich wieder in ſein finſtres Grab.

Publipor.

Seht ihr, wie er die Hand ins Leere reicht.
Mir dünkt, er murmelt leiſe! Ach, er wähnt,
Es habe die Natur auch Ohren, wie
Sie Sprache hat, dem Herzen wohl verſtändlich —
Wie er da ſteht, des Wahnſinns treues Bild,
Das Haupt geſchmückt mit welkem Blumenkranze,
Verdorrt, wie meine Hoffnung und ſein Geiſt!
Wirf von dem helmgewohnten Scheitel dieſe Blätter!

Mich dünkt, ich ſeh' ein umgeſtürztes Götterbild,
Um das ſich ſiegend Moos und Epheu ſchlingt.
(Er geht auf ihn los und legt die Hand an den Kranz, ihn wegzunehmen. Spartakus fährt empor, faßt Publipors beide Hände mit ſeiner Linken und zückt einen kurzen Dolch.)
Stirb, ſtirb, du haſt nach deinem Tod gegriffen!

Greis

Halt ein! um aller Götter willen halt!
Soll auch des Freundes Blut dein Wahnſinn trinken?

Publipor (ſchmerzlich).

Laß ihn! Getödtet hat er mich ja ſchon!
Mein Leben floh dahin mit ſeiner Liebe,
Er kann mich nur noch morden!

Spartakus.

Du, du biſt's! —
Warum auch mußteſt du das Heilige betaſten.
Er hat ihr Haupt berührt;
Ihrer Locken Gold
Hat ihn ſtrahlend umfloſſen;
Er iſt geweiht, iſt heilig,
Wie der Opferkranz heilig iſt,
Der auf der Götter Altar liegt!
Nie ſoll ihn eines Menſchen Hand berühren,
Solang der Arm vermag ein Schwert zu führen.

Greis.

Und ſollteſt du gen mich das Schwert auch zücken,
Nicht laſſ' ich ab, bis ich die dunkle Macht,
Die deinen Geiſt umſchlingt mit Schlangenringen,
Hervorgezogen an des Lichtes Aug'.
Denn nicht des Tages Kind kann jenes ſein,
Was dich des Freundes Nähe fliehen heißt.
In dunkle Höhlen, in der Mitternacht
Geheimnißreichen Schleier dich zu bergen.

Spartakus.

Am Wege nicht wird der Demant gewonnen,

In freier Luft nicht glänzt des Goldes Pracht,
Fern von der Bahn der ſtrahlenhellen Sonnen
Liegt es verborgen in dem finſtern Schacht.
Im Dunkel wird das Würdige geboren,
Und erſt vollendet zeigt es ſich dem Licht,
So hat mein Thun die Nacht zur Wieg' erkoren,
Es flieht die Sonn', doch fürchtet es ſie nicht.
Wenn die Sonne hinab iſt,
Und die feuchte Nacht niederſteigt,
Und die Vögel ſchlafen,
Und die Menſchen ruhn,
Und alles Lebendige ſchweigt,
Müde des Körpers Ohr ſich ſchließt:
Da erklingen leiſe Stimmen,
Und des Geiſtes Ohr
Thut ſich ahnend, ſehnend auf.
Was ihr ſprachlos nennet,
Gewinnt Rede,
Und der Hain ſpricht,
Und die Wolken,
Die zitternden Sterne,
Des Mondes wehmüthiger Schein,
Und von ihr liſpelt der Wald,
Von ihr murmelt der Bach,
Sie ſpricht durch die leiſen Klänge,
Die auf goldnen Flügeln
Durch den Aether ſäuſeln,
Und ſie und überall ſie,
Durch die ganze Schöpfung nur ſie!

Greis.

Wie durch die Nebel glänzt der Sonne Strahl,
So ſteigt die Ahndung plötzlich vor mir auf;
Doch kann den Rieſengeiſt die Liebe feſſeln? —
Wenn ich dich je geliebt, ſo ſage mir,
Wo weilteſt du in jenen langen Tagen,

Zu denen du mein Angeſicht geflohn?
Bei dem Gedächtniß deines Vaters bitt'
Ich dich. Sieh dieſe theuren Züge. —

(Er hat eine Schnur gefaßt, die an Spartakus Halſe hängt, und zieht ein Gemälde, das daran hängt, aus deſſen Buſen; dieſer will es verbergen, doch zu ſpät; es iſt in des Greiſes Händen, der zurückfährt, als er eines Mädchens Portrait bemerkt.)

Himmel!
Was ſeh' ich, ſtatt des Vaters würd'gen Zügen,
Bewahrt die Bruſt ein Mädchenangeſicht.
Du liebſt? o ſprich, du liebſt!

Spartakus

(Entreißt es ihm heftig, mit wildem Blicke).

Mein!

(Er ſteckt es in den Buſen und preßt die Hände darauf; dann zieht er es hervor, drückt es ungeſtüm an die Lippen und ſchreit:)

Mein! Mein! Mein!

Greis.

Wohl mir, daß ich den Augenblick geſehn,
Der ihn zum Menſchen macht, der ſonſt nur Held war.
Du liebſt! Du biſt vollendet! Die Natur
Hat dir ihr Siegel aufgedrückt. Du liebſt!
O, ſei willkommen, Menſch, im Namen der Menſchheit.
Mit dieſem Kuß weih' ich dein weiches Herz
Zur Wohnung ein des menſchlichen Gefühls!
Doch, Böſer! haſt wohl gar des Vaters Antlitz
Verächtlich hingeworfen in den Staub.

Spartakus

(ſich raſch emporrichtend, unwillig).

Greis!

Greis (froh).

Das war Spartakus! Das war ſein Ton!
Er iſt der alte Demant noch; die Lieb'
Hat nicht zermalmt, ſie hat ihn nur geſchliffen!

(Der Tag bricht an, die Morgenröthe überflammt die Gegend.)

Spartakus.

Der Tag bricht an, ſie harret mein! — Zu ihr!

Publipor

(ſtellt ſich ihm liebevoll in den Weg).

Ich laſſ' dich nicht! Geh noch nicht fort!

Spartakus

(hoch emporgerichtet, mit blitzenden Augen).

Ich will!

(Publipor tritt ihm aus dem Wege. Spartakus ab.)

Publipor

(ſieht ihm mit Thränen nach).

Verachtung nur für ſo viel heiße Liebe!

Greis.

O, laß ihn doch! Er wandelt unter Göttern
Und kann nicht achten unſres Thuns und Treibens!
Die Lieb' iſt eine bunte Blume, Freundſchaft
Die ſüße Frucht in rauher Schal' verſchloſſen,
Und das Gefühl ein Kind, das Roſen, die
Der Augenblick ſchnell bringt und wieder raubt,
Raſch lieber pflückt, als ruhig ausharrt, bis
Das Köſtliche vollendet dar ſich bringt.
Komm, folge mir, laß uns den Göttern danken,
Die dieſen Strom, der jeden Damm zu ſprengen drohte,
In ſüße Blumenufer freundlich ſchränken.

Publipor.

Er ſtößt mich von ſich; ich kann mich nicht freun!
Doch er iſt glücklich! Komm! Auch ich, auch ich bin's!

(Beide ab.)

Wildniß. Im Vordergrunde eine Höhle, im Hintergrunde
das Meer.

Krixus kommt aus der Höhle.

Die Nacht entflieht, die Freundin kühner That,
Und alles blickt der Sonne Strahl entgegen,
Die ewig lächelnd, wie ein albern Kind

Dieß flucherfüllte Land mit Güte anblickt,
Das groß ſich mäſtet in der Völker Blut,
Und ſeine Größe baut auf ihre Trümmer!
(Er erklimmt einen Hügel.)
Da liegt es ſtolz, das übermüth'ge Rom,
Wollüſtig an der Tiber Rand gelagert,
Und blickt mit Falkenaugen aus nach Raub,
Nach unſchuldvoller Völker Geld und Freiheit,
Und lachet meiner Fluche! — Lache nicht!
Beim Himmel — bei mir ſelber ſchwör' ich dir's,
Bald lachſt du nicht mehr, lachſt nicht meiner mehr!
Glaubſt du, vergeſſen ſchon ſei jener Tag,
An dem ich deinen Bürgern zum Gelächter
Auf offnem Markte — —! Haltet feſt, ihr Nerven,
Sei ruhig Herz, zerſpreng' nicht dieſe Bruſt;
Bis zu dem Tag der Rache laßt mich leben,
Bis ich dieß Schamerröthen kann mit Blut,
Mit Feindes-, Römer-Blut kann überdecken;
Bis jeden (knirſchend) Geißelſtreich mit einer Todeswunde
An Romas Brut hat dieſe Fauſt bezahlt!
Bis dahin haltet, dann zerreißt und laßt
Mich meine Schmach verbergen tief im Grab!
(Wirft ſich voll ſtummer Wuth auf ein Felſenſtück.)
Ich kann nicht ruhn, der Sturm läßt ſich nicht zähmen!
O, daß ich dieſe Glut, die mich verzehrt,
In tauſend Männer Bruſt nur hauchen könnte,
Empfänglich für der Rache Hochgefühl!
O, daß doch Eichen mich umſtünden, fähig,
Empfangne Glut zu nähren, zu verbreiten,
Statt dieſer jämmerlichen Pilze, die
Verſchrumpfen an der Flamm' und höchſtens ziſchen.
Nur Einen Mann gib mir, nur Einen, Schickſal,
Der muthig der Gefahr ins Auge blickt,
Und dieſe Mörderſtadt hat ausgedonnert!
Ich ſchlachte dir die Schlange, die die Welt,

Mit ihren Ringen liſtig hat umwunden,
Und ſollt' ich ſie in meinem Blut erſticken!
Doch ha, er naht! Er, den ich ſuch' und fliehe,
Dem ich muß hold ſein, denn er iſt der Mann,
Er iſt es, oder keiner, den ich ſuche,
Und den ich doch ſo innig, glühend haſſe
Als ich kein Weſen, das nicht Römer heißt, je haßte.
Wie er einher wankt. Ich möcht' Weib ihn nennen,
Kennt' ich 'nen Mann, der ihm an Mannheit gliche.

(Spartakus kommt.)

Krixus.

Nun ſtelle du vor meine Seele dich,
Finſtrer Gedanke, ſchwer erlittne Unbild,
Daß ich ertrage dieſes Mannes Stolz,
Die gährende Empfindung ich bezähme!
Ha, er bemerkt mich nicht. — Wie ich ihn haſſe!
Wider Beleidigung hab' ich ein Schwert,
Stolz gegen Stolz, Verachtung gegen Schimpf.
Doch er beleidigt nicht, er höhnet nicht —
Er achtet meiner nicht! — Ha, wie mein Weſen
Sich auflehnt gegen dieß zermalmende Gefühl!
Mit Wolluſt fühlt' ich ſeinen Dolch im Buſen,
Stünd' als erzürnter Feind er gegen mich.
Doch er will mir nicht bös! — Er achtet meiner nicht!
Und iſt denn Rache ſüß genug, um dieſes
Gedankens Galle zum Genuß zu würzen?
Ich kann nicht! — Und Rom lacht! Halt, Spartakus!

(Spartakus verfolgt ſeinen Weg, ohne ſeiner zu achten.)

Krixus.

Halt, Schlange! Unhold — Scheuſal! — — Römer, halt!

(Spartakus geht weiter.)

(Krixus ergreift ein Schwert, das am Eingange der Höhle hängt.)

Nun denn, es gilt dein Blut! Steh' oder ſtirb!

(Spartakus bemerkt ihn nicht. Krixus haut nach ihm; jener fängt ſeinen Arm, entreißt ihm das Schwert und ſchleudert es weg.)

Spartakus.

Ich geh' zu ihr! Ich mag dein Leben nicht!

Krixus.

So geh denn, ſchnöder Weiberknecht, geh hin
Und laß dich höhnen von der Römerin,
Die deiner Liebe lacht!

(Spartakus geht.)

Krixus.

Du hörſt mich nicht?
Iſt jedem Worte denn dein Ohr verſchloſſen,
Ein einz'ges nur noch weiß ich: Freiheit! Freiheit!

Spartakus.

Wer ruft?

Krixus.

Ein Freier, Sklave!

Spartakus.

Sklave —? Frecher,
Ich heiße Spartakus.

Krixus.

Ein ſeiner Name!
Doch halt, ein Held nur darf den Namen führen,
Für einen Weiberdiener paßt er nicht!
Nenn' dich Myrtill, laß dich Damötas heißen,
Doch nur nicht — Spartakus, beim Himmel, nein!
So oft ich höre den bekannten Klang,
Steht deines Vaters fürſtliche Geſtalt
Und deiner Ahnen hochberühmte Schatten
Vor meinen Augen, nein, nicht Spartakus!
Bei allen Göttern, mußt es dahin kommen?
Der Enkel jenes alten Heldenſtammes,
Der ſeiner Abkunft, ſeiner Ahnen werth,
Schon um der Knabenlocken weiches Gold
Den Lorbeer ſchlang, des Vaterlandes Hoffnung,
Er, deſſen unbezwungnen, freien Sinn
Der Sklavenfeſſeln Wucht nicht beugen konnte,

In deſſen Kopf für zwei Gedanken nur,
In deſſen Buſen nur für zwei Gefühle,
Für zwei Entſchlüſſe Raum war, Freiheit
Und Haß gen Rom, die allverſchlingende,
Iſt eines Römermädchens Knecht geworden!
Haſt du vergeſſen jener heil'gen Stunden,
Wo du, beim Sternenlicht, auf Thraziens Bergen,
In meine Hand der Welt Befreiung ſchworſt,
Wo du, als Knabe Mann ſchon, wenig zeigteſt,
Daß du als Mann ein Knabe werden würdeſt —
He, Freiheit, Freiheit! Kennſt du dieſen Ruf?
(Spartakus ſteht, die Hand auf die Augen gedrückt.)

Krixus.

Du, der, verſchmachtend, keinen Labetrunk
Aus Römerhänden angenommen hätte,
Der faſt der Erde zürnte, daß ſie ſich
Geduldig ließ von Römerfüßen treten,
Der ſelbſt den Gott nicht angebetet hätte,
Vor dem auch Römer auf den Knieen lagen,
Du haſt ſo ſehr des alten Sinns vergeſſen,
Daß du, den Roma's Männer nie bezwungen,
Dich zu den Füßen einer Römerdirne windeſt,
Der es vielleicht gefällt, die Omphale
Des neuen Herkules zu ſpielen, aber
Im Stillen deiner heißen Liebe lacht!

Spartakus.

Nein!

Krixus.

Willſt du ihrer Wolluſt dienen? Sklave,
Was bieteſt du der Tochter deines Herrn!
Wagſt du's, zu treten hin vor ihren Vater,
Den ſtolzen Konſular, und nenneſt
Dein eigen nichts als dieſe Sklavenfeſſeln?
Wo ſind die Villen ihr zur üpp'gen Wohnung,
Wo ſind die Betten, von des Goldes Blick

Und von der Edelſteine Licht umſtrahlt,
Auf denen Kraſſus' Tochter pflegt zu ruhn?
Kannſt du mit dem Gehirn des Piaus, dem Seefiſch,
Der theuren Beute fern entlegner Meere,
Den ekeln Gaumen kitzeln deines Mädchens?
Kannſt du der Habſucht ihres röm'ſchen Vaters
In Tonnen Golds willkommne Nahrung bieten?
Fürwahr, du biſt der erſte Sklave nicht,
Dem ſeine rüſtige Geſtalt die Gnade
Der üppigen Gebieterin verſchafft.
Bedeckt nicht Schamerröthen deine Wange,
Kannſt du's ertragen, Spartakus, das Spielzeug
Der Wolluſt einer Römerin? —

Spartakus.

Nein, nein!

Kairus.

Sie ſchämt ſich deiner und ſie ſoll dich lieben?
Tritt hin vor ſie im Kreiſe ihresgleichen,
Und dort bekenne ſie, daß ſie dich liebe.
Und du wirſt ſehn, wie dich ein ſtolzer Blick
Mit einemmal aus deinem Himmel ſchleudert.

Spartakus.

Schweig!

Kairus.

Warum ſchleichſt du auf verborgnen Wegen
Im tiefen Dunkel, oder wenn der Tag
Die ſchweren Augenlider zweifelnd öffnet,
In deines Mädchens Arm? Was fürchteſt du?
Ei, Spartakus und Furcht? Ha, Schmach und Ehre
Sind näher ſich verwandt als die zwei Worte!
Die Dirne glaubt, die Freier abzuſchrecken,
Wenn ihre Buhlſchaft mit dem Gladiator
Zu ſehr bekannt wird; darum dieß Geheimniß.

Spartakus.

Nein! Nein! Nein!

Knicus.

Laß von ihr, doch hüte dich
Im Zorn mit ihr zu brechen; denn der Unmuth
Der Herrin könnte leicht dem Knecht die Geißel —

Spartakus.

Schweig, Unmenſch!

(Man hört leiſe Töne aus der Inſel über die Wellen klingen.)

Ha! ſie ruft! Das iſt ihr Zeichen!

Knicus.

Halt, höre mich!

(Spartakus eilt dem Ufer zu und ſtürzt ſich in die See.)

Es iſt umſonſt, er geht.
Halt! halt! Dir droht der Tod in dieſen Wellen.
Er geht und läßt mich hier erſtaunt zurück;
Soll ich die Liebe preiſen oder ſchelten?
Zum Weib macht ſie in einem Augenblick
Und in dem anderen macht ſie zum Helden.
Ich gebe dich ſo leicht nicht auf; geh nur,
Du ſtürzeſt ſelber dich in meine Schlingen. (25)

Garten des Kraſſus.

Kornelia kommt, eine Zither in der Hand. **Amme.**

Kornelia.

Er kömmt noch nicht, ſchon tönt' das Zeichen zweimal;
Wenn nur kein Unfall — ach, wenn man entdeckt —

Amme.

Das habt Ihr nun, das warme Bett verlaſſen,
Das nie ſo lieblich als des Morgens ſcheint,
Wenn man im Stillen ſeinen Schöpfer preiſt,
Daß er uns nicht gemacht wie andre Leute,
Die, wenn der Hahn den trägen Morgen weckt,
Schon auf dem rauhen Feld ſich mühen müſſen,

Indeß man weich in warmen Decken ruht;
Das Bett verlaſſen und heraus ins Kühle,
Wo unſer nichts als höchſtens Schnupfen wartet,
Wenn Ihr nicht etwa des Gewiſſen harrt,
Nu, Ihr verſteht mich, den Gewiſſen mein' ich,
Kaum trau' ich mir die Sünde auszuſprechen,
Des, ach Gott ſei bei uns, des Sklaven nämlich!

Kornelia.

Wenn's dich zu kühl dünkt, laß mich nur allein!

Amme.

Allein? Ei, großen Dank, allein? Ei, geht doch,
Allein mit einem thraziſchen Barbaren,
Der Höllenbrand wär' wohl im Stande, Euch —
Nu — Gott verzeih mir's, Ihr verſteht mich ſchon.
Ihr ſeid mir anvertraut, ich muß Euch hüten.

Kornelia.

So hüte, hüte, nur laß mich zufrieden!

Amme.

Ja, hüten werd' ich; doch das reicht nicht hin,
Ich muß Euch auch ermahnen und belehren.
Ei, daß Ihr einen Buhlen habt, iſt ſchlimm
Es will ſich mit der Zucht nicht recht vertragen;
Doch wir ſind alle Menſchen, mag das hingehn;
Allein, hat Kapua nicht Römerſöhne,
Mit glattem Kinn und Roſenwangen g'nug,
Die ſich's zur Ehre rechnen würden, Kraſſus'
Erhabner Tochter ihre Zeit zu kürzen?
Ihr, eine Römerin, für die ein König
Aus jenem wilden Lande kein Gemahl,
Ergebt Euch einem Sklaven — pfui der Schande!

Kornelia.

Er iſt von hohem, fürſtlichen Geſchlecht.

Amme.

In ſeinem Lande, ja mag ſein, dort wiſſen
Sie viel von dem, was hoch iſt und was fürſtlich.

In Thrazien, da mag es Fürſten geben!
Hat der Barbar, ſeit er bei uns in Rom iſt,
Nicht erſt auf zweien gehen lernen, ſo —
Hört doch, was man von jenem Land erzählt:
Es iſt das ganze Jahr mit Eis bedeckt,
Und unterm Schnee in ſelbſtgegrabnen Löchern
Hauſt, menſchenähnlich kaum, die Satansbrut
Und nähret ſich vom Fleiſch der Reiſenden
Und von dem Gras, das hie und da hervorkeimt.
Dort kennt man nicht der Ehe heilig Recht,
Und jeder Mann hat ſo viel Frauen als
Es Weiber gibt im Lande. Nu, behagt's Euch,
Wollt Ihr noch an dem Menſchenfreſſer hängen?

Kornelia.

Schweig', quäle mich mit deinen Märchen nicht!

Amme.

Ja, was noch mehr, das Volk weiß nichts von Gott,
Den Teufel beten ſie leibhaftig an
Nu, liebt Ihr noch den Thrazier?

Kornelia.

Ja, ewig!

Amme.

Den Teufels-Abbiß, ſcheut euch nicht der Sünde?

Kornelia.

Ja! Ja!

Amme.

Schämt Ihr Euch nicht?

Kornelia.

Wie ſie mich quält!

Amme.

Seid nur nicht böſe. Püppchen, weine nicht.
Es war nicht ſo gemeint, der Spartakus
Mag wohl der Beſte ſeines Volkes ſein,
Für einen Menſchenfreſſer iſt er nicht ſo übel.
Gleich lache mir, du böſes Mädchen, hörſt du?

Ich ſag' ja nichts mehr, thu' was dir gefällt.
Ei, es that mir nur leid, daß ſo ein Fräulein
Von adliger Geburt, ſo reich und ſchön,
Ein ſolches Engelchen, ein Thrazier —
Nun ja, ich ſchweige ſchon — er ſäumt heut lange —
Mach' mir nur auch ein freundliches Geſichtchen —
Du Schelm, ich will ein wenig nach ihm ſehn
Und bring' ihn her zu dir. Wart nur, du Loſe!

Kornelia.

Thu das — doch ſieh', iſt jener nicht mein Vater,
Der auf uns zukömmt mit den beiden Mädchen?

Amme.

Beim Hund, er iſt's! Kommt, laßt uns auf ihn zugehn
Und frank und frei, als dächtet Ihr nichts Böſes.

Kornelia.

O, wenn er Spartakus erblickte, Himmel!
Sein Zorn! — ich will ihm ſchnell entgegengehen,
Du halte Wache hier im Graben und
Naht Spartakus, ſo heiß' ihn eilig fliehn!

Amme.

Macht Eure Sachen gut und baut auf mich.

(Beide auf verſchiedenen Seiten ab.)

Spartakus kömmt.

Spartakus.

Hier iſt es, hier, verſprach ſie, mein zu harren;
Faſt iſt die Zeit verſäumt, und noch nicht hier.

(Er wirft ſich auf eine Raſenbank.)
(Pauſe, dann aufſpringend.)

Fort, ſchwarzer, gottesläſt'riſcher Gedanke!
Wer kann ſie ſehn und ſolche Zweifel hegen?
Wer ſieht das Licht und zweifelt, ob es Tag?
Sie iſt ſo ſchön! Wohl trügt oft Schönheit;
Doch ihre Schönheit iſt nicht Körperreiz,
Es iſt der holde, unſchuldsvolle Sinn,

Der ſich in jedem ihrer Züge ſpiegelt.
Ein feurig Aug' kann auch die Falſchheit zieren,
Oft ſpricht Betrug von üppig weicher Lippe;
Doch dieſer neue, unſchuldsvolle Blick,
Der holde, blöde, reine Kindesſinn,
Der widerſtrahlt aus allen ihren Zügen —
Ha! der iſt Wahrheit, nein, der kann nicht lügen!
Wenn ſie vertrauend lag in meinen Armen,
Im Schoß der Nacht, die unſre innern Sinne
Vom Schlaf erweckt, wenn ſie die äußern einlullt,
Vom Zitterſchein der Sterne mild umfloſſen,
Indeß die ganze Schöpfung Liebeslieder
Mit leiſem Ton zu unſern Herzen ſang —
Da wär' ein Wort entquollen ihren Lippen,
Dem nicht des Herzens Saiten nachgeklungen,
Da hätte ſie mir ein Gefühl geheuchelt,
Das nicht in ihrem Herzen heilig glühte?
Umſonſt! Was unſerm Wahn ein Gott geſchienen,
Kann wohl dem ſchärfern Blick zum Menſchen werden;
Doch zu der hölliſchen Verworfenheit —
Fort! fort! zu lange denk' ich dieſer Worte,
Die jener Thor mir neidiſch zugeraunt!

(Er geht auf und nieder.)

Sie kömmt noch nicht, das iſt doch ſeltſam! — — „Sklave,
Was bieteſt du der Tochter deines Herrn?“
Sprach nicht ſo Knixus? fort, verhaßtes Bild!
Stell' du dich lieber vor den trunknen Blick,
Du himmliſche Geſtalt des holden Weſens,
Du Stirn, dem unbewölkten Himmel gleich,
Du Aug', aus dem die Unſchuld ſpielend lächelt,
Du Einklang ihrer jugendlichen Glieder,
Du Himmelsreiz, der ſtrahlend ſie umfließt —
Und alles dieß wär' Lüge, nichts als Lüge,
Es wären Roſen, um die Schlange zu verhüllen?
Dann ſei verflucht das menſchliche Geſchlecht!

Dann trau der Mutter nicht, die dich umſchlingt!
Denn Gift und Mord kocht ihr im ſchwarzen Herzen;
Dann trau dem Säugling nicht, den dir die Gattin
Mit Mutterliſt in deine Arme legt,
Zerſchmettre das Gehirn dem lächelnden,
Damit nicht einſt, nach Hab' und Erbſchaft gierig,
Sein Dolch die alte Vaterbruſt durchbohre.
Dann iſt nichts Heil'ges mehr, an das zu glauben,
Denn was kann heil'ger ſcheinen als Kornelia!
Wer naht? Sie iſt's! — Allein mit ihr der Vater.
Ob ich, ſie ſchonend, ſeinem Blick entflieh'?
Doch nein, jetzt muß das Wahre ſich enthüllen!

(Er geht etwas bei Seite.)

Kraſſus. Kornelia. Lucia. Flavia.

Lucia.

Fürwahr, Kornelia, ſähſt du den Byſſus,
Den ich, in Palmenblätter eingepackt,
Nur eben jetzt aus Indien erhalten,
Du ſollteſt doch ein wenig neidiſch werden.

Kornelia.

Was lockt uns hier auf dieſe wüſte Stelle?
Laßt uns dort zu den blühnden Myrthenſtauden —

Flavia.

Ei, ei, ſchon früher merkt' ich, daß du uns
Von dieſem Platze abzuziehen ſuchſt!
Beim Zeus, es wird wohl nicht Kornelia,
Der Tugendſpiegel aller jungen Mädchen,
Hier 'was verbergen, das die Forſcher ſcheut?
War mir's doch erſt, als ob ich einen Schatten
Dort hinter jene Sträuche ſchlüpfen ſehn.
Soll wohl das Märchen von dem Gladiator,
Das durch die Stadt läuft, mehr als Märchen ſein?

Kraſſus.

Mich wundert ſehr, daß meiner Tochter Freundin
Des Umgangs ſie mit einem ſchlechten Fechter —

Spartakus tritt hervor.

Flavia.

Iſt's Euch ſo ſchwer, die Wahrheit zu begreifen,
Nun wohl, ſo greift ſie jetzt. O, welch ein Spaß!

Kornelia.

Weh' mir!

Kraſſus.

Wer biſt du, ſprich!

Spartakus (ernſt).

Kornelia!

Kraſſus.

Wer biſt du? noch einmal!

Spartakus.

Fragt Eure Tochter!

Kraſſus.

Verrätheriſch kämpft Scham und Schrecken dir
Mit Fieberröthe und mit Leichenweiß
Auf den entweihten Wangen. Sprich und zittre!
Wer iſt der Mann? Du ſchweigſt? Kennſt du ihn nicht?

(Kornelia ſchüttelt faſt unmerklich mit dem Kopf.)

Spartakus.

Wie, du verleugneſt mich! O Knirus, Knirus!
Lüg' deinem Vater nicht, du kennſt mich, Mädchen.

Kraſſus.

Nun wohl, wenn du die Antwort mir verweigerſt,
Werd' ich ihm ſelber Antwort bald entlocken:
He, Geta, Ramnes! —

Kornelia.

Laßt uns gehen, Vater,
Es iſt vermuthlich einer Eurer Sklaven!

Spartakus.

Ha, Sklave! — Knirps! Knirps! — Ha, „Sklave,
Was bieteſt du der Tochter deines Herrn!“
Leb' wohl!

Kraſſus.

Wahnwitzig ſcheint der Menſch. Komm Tochter.
Du zitterſt, Liebe, komm in dein Gemach!

(Kornelia wankt einige Schritte und ſinkt dann ihrem Vater ohnmächtig in die Arme.)

Kraſſus.

Ha, was iſt das? Wie — ſollte doch! Ruft Hilfe.

Circus des Kraſſus.

Gladiatoren, unter ihnen **Publipor**.

Erſter Gladiator.

Haſt du gehört ſchon? Makro ward gegeißelt!

Zweiter Gladiator.

Gegeißelt? Makro? und warum?

Erſter Gladiator.

Weil er
Sich weigerte, mit ſeinem Freunde Rhötus
Im letzten Kampfſpiel ſich zu ſchlagen.

Zweiter Gladiator.

Götter,
Iſt denn was andern Tugend iſt, all uns
Verbrechen! Vaterlandes-, Freundes-Liebe,
Die Rom am Römer lohnt mit Ehrenſäulen,
Es wird geſtraft am Gladiator. O,
Wann wird ein Retter kommen unſerm Unglück!

Dritter Gladiator.

Was hält uns ab, zu ſprengen dieſe Ketten?

Zweiter Gladiator.

An Muth nicht fehlt es; das Begonnene
Zu enden, daran fehlt's dem Menſchen ſelten;
Uns fehlet, was den meiſten: feſter Entſchluß.
O, laßt uns frei ſein wollen, und wir ſind's!

Dritter Gladiator.

Wir wollen ja.

Zweiter Gladiator.

Ja, wie man denn ſo will.
Es ſteht die That vor euch gleich einem Rieſen;
Fielt ihr in ſeine Hand, ihr würdet muthig
Auf Tod und Leben mit ihm ringen,
Doch ihn herauszufordern wagt ihr nicht!

Vierter Gladiator.

O, ſtellte ſich ein Mann an unſre Spitze!

Fünfter Gladiator.

Wie wollt' ich mich ſo glühend rächen! jeden
Von meinen Seufzern ſollte mir mit Wucher
Das Todesröcheln eines Römers zahlen!

Sechster Gladiator.

Beim Wodan, ihre Mütter ſollten heulen,
Wie meine weinte, als man mich von ihr riß.

Siebenter Gladiator.

Und auf den Trümmern Roma's küßten wir
Die Römermädchen, die uns jetzt verachten.

Achter Gladiator.

Und all' die Betten, Schüſſeln, Trinkgeſchirre
Und all' das Gold und all' die ſchönen Kleider,
's iſt alles unſer, wenn wir klug ſind, Brüder!

Neunter Gladiator.

Und heimgezogen dann in unſre Wälder,
Falernerwein aus Römerſchädeln zechen.

Zehnter Gladiator.

Und ſchmauſen, Brüder, jeder Tag ein Feſt!

Zweiter Gladiator.

So viel Geſtalten, als es Menſchen gibt,
Hat Freiheit: einem iſt Geliebte ſie,
In deren Anſchaun er ſich ſelig fühlt,
Dem andern eine raſende Mänade,
An deren Seit' er ſich im Schlamme wälzt.

◆

Die Amazone.

Erſter Akt.

Ländliche Gegend, links im Hintergrunde ein Wirthshaus, hinter demſelben ſtrömt ein Fluß.

Erſter Auftritt.

(Man hört ein Poſthorn.)

Wirth
(kommt eilig aus dem Hauſe mit ein paar Jungen).

Ein Poſthorn! Hört ihr? Ein Poſthorn! — Hohe Gäſte! — Vielleicht gar ein ruſſiſcher Graf wie vor drei Jahren. Mußtet ihr denn gerade den Dünger auf den Hof ſchütten! Und, hilf Himmel! die Paſſagierſtube iſt auch, ſeit Seine Excellenz abreiſten, nicht geſcheuert worden! Rührt euch! — Fegt, waſcht, ſäubert! — Und wie ihr ausſeht. Er wird mein Haus für eine Räuberhöhle halten, wenn ihr ihm ſo unter die Augen kommt! Eure Sonntagsröcke heraus! — Sagt der Frau, ſie ſoll aus ihrer ſchmutzigen Jacke kriechen und das rothe Mieder — doch laßt nur — ſie mag thun, was ſie will! Geht alſo und hübſch manierlich, nicht gegafft, nicht gezaudert! Vor drei Jahren hatt' ich andre Leute! flink, raſch! aber Seine Excellenz haben ſie auch belohnt. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Thoms hatte einen Dukaten weg, eh' ihr euch umſeht. — Marſch fort, alſo, und macht mir keine Schande!

Was doch das Poſthorn ſo lieblich klingt, ſo herzerhebend, ſo — ſo —! Fürwahr, wenn ich ein großer Herr werden ſollte, — und man hat heut zu Tage Beiſpiele von ganz anderen Schuften, die es geworden ſind — ja, dann ſoll meine Kammermuſik nur aus Poſthörnern beſtehen.

(Peitſchengeknall, das Poſthorn ſchweigt.)

Sie halten! Ein Offizier ſteigt aus! Blitz! wie das glänzt und flimmert. O weh, ohne Bagage! Etwa ein kahler Lieutenant! — Jakob grüßt ihn! — Er nickt mit dem Kopfe, er zieht den Hut! — Er zieht den Hut! — Das muß bei meiner Treue ein General ſein!

Zweiter Auftritt.

Baron Holder. Ludwig. Vorigen.

Baron. Sind Sie der Wirth?

Wirth. Unterthänigſt aufzuwarten, Euer Excellenz!

Baron. Wie weit iſt's noch von hier nach Rottenbuſch?

Wirth. Ein gehorſamſtes Viertelſtündchen, Euer Excellenz!

Baron. Das iſt mir lieb, ſo kann ich den Weg hinüber zu Fuße machen, die Ueberraſchung wird deſto größer ſein.

Wirth. Sie gedenken alſo nicht hier zu übernachten? Delikate Betten, Euer Gnaden.

Baron. Ich danke Ihnen, doch ich habe Eile.

Wirth. So wünſch' ich viel Plaiſir! (Setzt die Mütze auf und will gehen.)

Baron. Ein Wörtchen, Herr Wirth.

Wirth. Ich habe auch Eile! Das ganze Haus ſteckt voll nobler Gäſte!

Ludwig. Sie ſtecken darinnen! Der Ausdruck iſt nicht übel. Wenn ihrer mehr als drei ſind, ſo könnten ſie wohl leicht eine Partbie Häringe um ihre Tonne beneiden.

Wirth. Mein guter Freund, ich habe ruſſiſche Standesperſonen beherbergt, die mehr Dukaten in der Taſche hatten, als er Knöpfe an ſeinem Rocke und die mit den Viergroſchenſtücken nur ſo herumwarfen, als ob es Haſelnüſſe wären. Er muß nicht glauben, daß Er in eine lumpigte Dorfſchenke gekommen iſt! Ich war drei Vierteljahre Valetſchamber bei Herrn Marktrichter in der nächſten Stadt. Man ſehe doch! Man iſt kein Bettelpack! On a servi, Monsieur!

Erſter Akt.

Freier Platz, im Hintergrunde ein Wirthshaus.

Erſter Auftritt.

Der Wirth. Einige Bauernjungen hinter ihm.

Wirth. Nun, Jungen, nehmt euch zuſammen! In zehn Minuten kann der hohe Paſſagier hier ſein. Je, du lieber Himmel, wie war das alles anders vor ſieben Jahren, als der vornehme ruſſiſche Graf bei mir einkehrte. Was hatt' ich da für Leute! Aber wie wurden ſie auch belohnt! Soll mich dieſer und jener, wenn nicht Schulzens Jürgen, der mir gar ein manierlicher Junge war, ein blankes Achtgroſchenſtück von Seiner Excellenz erhielt, ein Achtgroſchenſtück baar auf die Hand. Und meine Frau, die wußte ſich denn gar ſo um den guten Herrn umzuthun, daß es nur eine Freude zuzuſehen war. Wie er nun ſchon im Begriffe war, in den Wagen zu ſteigen, da ergriff ſie gar ſäuberlich ſeinen Rockzipfel und wollte ihm darauf einen Kuß verſetzen; aber weiß der Himmel, wie es zuging, ſie glitſchte und hätte bald Seine Excellenz zu ſich in den Koth gezogen. Bête! riefen Seine Excellenz erſchrocken. Eliſabeth, Euer Gnaden, verſetzte ich. Dieſelben waren nämlich der deutſchen Sprache nicht durchaus kundig und verſprachen ſich beſonders beim Rufen manchmal. Eliſabeth, ſagte ich verbeſſernd. Da lächelten Seine Excellenz gnädig und warfen meiner Eliſabeth einen Dukaten in die Schürze, den ihr noch heutiges Tages an ihrem Halſe ſehen könnt. Seht ihr! Wie man's treibt, ſo geht es; wie man ſich bettet, ſo ſchläft man. Merkt euch das, und thut, was ich euch befohlen habe. Du, Baſtian, geh und ſag' Lieſen, ſie ſoll die Putzſtube fegen und die Fenſter mit Papier verkleben. Hilf ihr die Erdäpfel und den Wagentheer hinausſchaffen und macht Wachholderrauch; denn es riecht meiner Seele nicht am lieblichſten drinn. Du, Steffen, hohl' ein Viertel Gerſte vom Schulzen, der Fremde wird Pferde mitbringen, und du, Hansjürgen, ſag' meiner Frau, ſie ſoll aus ihrer ſchmutzigen Jacke herauskriechen und ihren Sonntagsſtaat anthun. Ich ſchämte mich ja zu Tode. Geh — oder laß nur! Sie wird wohl ſelbſt thun, was nöthig iſt. — So, jetzt fort. Und waſcht und kämmt euch, ihr Lümmel, und daß mir keiner mit bloßen Füßen beim Serviren erſcheint!

(Die Burſche ab.)

Muß man ſich nicht plagen! Doch dafür mag der hohe Gaſt ankommen, wann es ihm beliebt, er ſoll bedient werden, wie Seine Excellenz vor ſieben Jahren. — Da kömmt Jemand auf mich zu! Sollte der etwa zur Dienerſchaft gehören. Wie vertrackt der Kerl ausſieht. Ob's wohl der Läufer iſt, oder etwa gar eine Art von Hofnarr.

Zweiter Auftritt.

Rips. Wirth.

Rips (trägt einen kurzen Leibrock und Schlappſtiefel, ein ſammtenes Barett auf dem Kopfe, eine Krauſe um den Hals, er geht, ohne den Wirth zu bemerken, auf das Haus zu).

Wirth. He da! Wo hinaus, guter Freund?

Rips. ....

Alfred der Große.[1]

---

[1] Auf dem Titelblatte die wieder durchſtrichene fingirte Bemerkung: „Aus dem Engliſchen“ und mit ſpäterer Schrift die Jahreszahl 1810.

Erſter Aufzug.

Feldlager der Engländer.

Mehrere Soldaten.

Erſter Soldat.

He, Toby, hierher! — Kommſt ja von der Feldwacht?

Zweiter Soldat (kommt).

Ja freilich komm' ich. Das iſt euch ein Greuel.

Mehrere.

Ein Greuel? Wie denn? Sprich doch.

Zweiter Soldat.

Ach, die Dänen!

Viele.

Die Dänen!

Dritter Soldat.

Stöhnt ihr doch ſo jämmerlich,
Als hättet ihr ſchon ihre Fauſt im Nacken.
Was iſt's denn mit den Dänen?

Zweiter Soldat.

Ich ſtand draußen
Auf unſrer erſten Feldwacht, da erblickt' ich, —
Ach, heil'ger Gott, ich hab's in allen Gliedern!
Wir ſind verloren. Da iſt kein Entrinnen.

Des Nachts war alles ruhig, nur zuweilen
Vernahm man Hörnerſchall und Becherklang
Und ihrer Pfaffen hündiſches Geheul,
Mit dem den Scheiterhaufen ſie umtanzten,
Auf dem die geſtern erſt Gefangnen brieten.

Vierter Soldat.

Gebraten?

Zweiter Soldat.

Wie man einen Ochſen ſchmort.
So thun ſie, ja, und wenn der Braten gar,
Dann ſetzet ſich die Satansbrut zuſammen
Und ſchmauſt mit Gier das zarte Chriſtenfleiſch
Und ſäuft euch Blut dazu aus Todtenſchädeln.

Vierter Soldat.

Und das haſt du mit angeſehn?

Zweiter Soldat.

Ei freilich,
So wie ich dich vor mir ſeh', ſah ich alles.
Jack Bell und Walter Bold ward auch verzehrt,
Den armen Jack erkannt' ich an der Warze,
Die oberm rechten Auge.

Dritter Soldat.

Und das alles
Sahſt du auf jener Feldwacht, die vom Feinde
Wohl eine Stund' entfernt iſt, und bei Nacht?
Sag lieber, was du heute Morgen ſahſt.

Zweiter Soldat.

Nun, wie geſagt, des Nachts war alles ruhig.
Doch kaum begann der Himmel ſich zu röthen,
Da regte ſich's im ganzen Dänenlager,
Und dumpfes Brauſen, wie von Meereswellen,
Erſcholl herüber übers blache Feld.
Und wie die Sonne nun hervorbrach, Jeſus!

Mann dicht an Mann, ſo wie ein Aehrenfeld
War auch die ganze Gegend in der Runde,
So weit das Auge reicht, beſät mit Dänen,
Die brüllend Lieder zu den Götzen ſangen.
Uns allen fror das Blut zu Eis vor Schrecken.

Dritter Soldat.

Ihr wackren Krieger! Und was thatet ihr?

Zweiter Soldat.

Was die andern thaten, weiß ich nicht; denn ich
Erblickte kaum die Fahne mit dem Raben,
Die in des Heeres Mitte wird getragen,
So überfiel's mich wie das böſe Fieber.
Da lief ich friſch denn, was ich laufen konnte,
Auch ſchäm' ich mich der Flucht mein' Seele nicht;
Denn Muth vermag nichts gegen Zauberei,
Und wer den Raben anblickt, iſt gebannt.

Vierter Soldat.

Ja, er hat recht, mir ſelbſt ging's einmal ſo!

Dritter Soldat.

Wer hatte den Befehl auf eurer Wache?

Zweiter Soldat.

Prinz Elbert, unſers Königs Vetter.

Dritter Soldat.

Und
Wie nahm ſich der?

Zweiter Soldat.

Der ſcheut den Teufel nicht.
Er ſprach uns Muth ein, eh' die Dänen kamen;
Was nachher aus ihm ward, das weiß ich nicht.

Vierter Soldat.

Seht doch, kommt er nicht dort?

Zweiter Soldat.

Mein' Seele, ja!

Prinz Ekbert kommt.

Ekbert.
Treff' ich dich endlich hier? Daß du verdammt wärſt!
Heißt das die Feldwacht halten, bleicher Schuft!
Liefſt du nicht wie ein Haſe, daß ich dich
Trotz aller Mühe nicht ereilen konnte?

Dritter Soldat.
Das wundert mich, wenn Ihr den ganzen Weg
So lieft, wie hier im Lager. Traun, Ihr habt
Gar ſchnelle Beine, Herr! Glück auf, der Tod
Ereilt Euch nicht. Wenn Ihr nicht etwa eher
Am kalten Fieber ſterbt, ſo prophezei' ich
Euch feſtes Wohlergehn und hohes Alter.

Ekbert.
Meinſt du? Das freut mich. Dank dir, Alter!
Man ſagt, du weißt 'was von der ſchwarzen Kunſt.
Ich nehme deine Prophezeihung an.

Dritter Soldat.
Allein wo ließt Ihr Euren Haufen, Herr?

Ekbert.
Er hält wohl noch im Walde. Mußt' ich nicht
Den Schurken da verfolgen, der mir ausriß.
Du, feiger Hund! zu fliehen und vor Dänen,
Vor dieſem rohen, nackenden Geſindel,
Das ich mit einem Beſenſtiel zurück
Ins Eisland jagen wollt, von wo ſie kamen!

Dritter Soldat.
Gebt Acht, daß Ihr Euch die Finger nicht zerſchellt,
Sie haben ſtarke Knochen.

Ekbert.
Eitel Poſſen!
Kaum warſt du fort, ſo trat ich aus dem Wald
Ins blache Feld und rief mit lauter Stimme
Den Tapferſten vom ganzen Dänenlager

Hervor zum Zweikampf; aber da ward's ſtill,
Und wie begoſſ'ne Hunde kroch das Pack
Mit krummen Rücken dicht zuſammen, bis ich,
Des Jammers mich erbarmend, endlich abließ.
Mir nur dreihundert Mann, ſie ſollen laufen,
Daß weſſen Pfeil nicht Vögel trifft im Flug,
Mir keines Dänen Rücken ſoll erreichen!

Zweiter Soldat.

Ihr habt gut ſprechen, Herr, doch wenn ſie Euch
Wie Waltern Bold einmal erhaſchten, traun,
Ihr ſolltet nicht ſo kecke Reden führen.

Ekbert.

Eh' ſollen ſie des Feuers Flamme haſchen,
Die freie Luft eh' packen mit der Hand,
Eh' ſie mit einem Finger nur berühren
Prinz Ekbert aus der Sachſen Königsſtamm!
Stellt mir nur einmal Guthrun in den Weg,
Daß er nicht fliehen kann und fechten muß,
Er ſoll zu ſeinem Dänenchriſtus flehn
Und ihrer heidniſchen Dreifaltigkeit
Um Rettung aus Prinz Ekberts ſtarken Händen.

Zweiter Soldat.

Mein guter, junger Herr, wenn Ihr einmal
Den Dänenfürſten trefft auf Eurem Pfade,
So lobet Gott, daß er nicht Hände bloß,
Daß er auch Füße Euch gegeben, und
Reißt aus, bei meiner Seele, Herr, reißt aus,
Entgehn kann man ihm nicht, auf's höchſt entlaufen.

Ekbert.

Verfluchter Hurenſohn, willſt du dein Hirn
Hier an den Bäumen kleben ſehn? Ich fliehn!
Komm her, hieher zu mir, hörſt du? hieher!
Er ſetzt ſich nieder. Willſt nicht kommen, Schurke?
Ich bin dein General, he, weißt du das?
Komm! — Nun — nicht? Wart, das klag' ich meinem Oheim.

Um auf das vorige Geſpräch zu kommen:
Eh' wird die Erde ſich vom Platze regen,
Auf dem ſie über tauſend Jahre ſteht,
Eh' ich mich rege, wenn die Dänen nahn.
Ich fliehn, ha, fliehn? Du haſenherz'ger Schuft!

Vierter Soldat.

Ei, wär't Ihr Guthrun je ſo nah geweſen
Als ich, Herr, Eure aufgeblaſ'nen Backen
Sie fielen gleich 'nem Bettlerſack zuſammen.

Ekbert.

Ich will dich prügeln, Hund!

Vierter Soldat.

Ei, laßt das gut ſein!
Als uns die Dänen jüngſt erſt überfielen
Am äußern Poſten, den heut' Ihr gehabt,
Da kroch ich betend ins Gebüſch und ſah
Hervor durch die vergitterten Gezweige.
Da kam Fürſt Guthrun ſtolz herangeſchritten,
Sein Volk um ein paar Ellen überragend.
Gleich einem Paar Kometen wälzten ſich
Die Augen, von den tiefen Brau'n umnachtet,
Und einem Geierſchnabel gleich erhob
Die Naſe ſich und ſchnaubte Wuth und Blutdurſt.
Ein Schurke bin ich, wenn hier meine Taſche
Nicht eine Jungfer iſt gen ſeinen Rachen.
Da ſtreckte er die ſtahlbedeckte Hand
Nach Waltern Boid aus, Gott hab' ihn ſelig,
Es war ein ehrlich Blut — die braune Minke,
Wie wird Die weinen, ach, das arme Menſch!
Er hatte ihr eins aufgehängt und verſprach,
Er wollt' ſie nehmen, wenn er wiederkehrte.
Nun iſt er hin, und 's Mädel iſt verſchimpft.

Ekbert.

Das arme Mädel.

Dritter Soldat.

Warum weint Ihr denn,
Habt Ihr ſie denn gekannt? — Und ihr weint auch,
Wie Alles weint. Nun gut, ich weine auch,
Ich wein' um euch und um mein Vaterland.

Vierter Soldat.

Nun daß ich alſo ſage: Streckt die Hand aus
Und packt euch Waltern, ach du lieber Gott!
Beim erſten Griffe blieb kein Knochen ganz,
Sperrt dann den Rachen auf und, heil'ge Jungfrau!
Schiebt euch den Jungen 'nein wie ein Stück Brod.

Dritter Soldat.

Mit Schwert und Rüſtung?

Vierter Soldat.

Ei, mit Haut und Haar,
Ein guter Schluck und mit ihm war's vorbei.
Sein Angſtgeheul — — So bleibt doch, hört das Ende.

Ekbert.

Laßt mich, ich kann nicht; in der Morgenkühle,
Da auf der Feldwacht iſt's mir in den Leib gefahren
Und macht mir große Noth. He, warme Tücher! (Ab.)

Dritter Soldat.

So denken ſie, die Erſten unſres Volks,
Wer mag den Letzten ihre Furcht verargen?

Erſter Soldat.

Seht, ſeht, der König kehret aus der Kirche.

Zweiter Soldat.

Ein frommer Herr!

Erſter Soldat.

Ja, und recht majeſtätiſch.

Vierter Soldat.

Und drechſeln kann er dir ums liebe Brod.

Erſter Soldat.

Von Pappe macht er wunderſame Sachen.

Vierter Soldat.

Stellt euch in Ordnung, Jungens, ſeht, er naht!

König. Biſchof. Graf von Mercia. Edelſwithe. Gefolge kommen.

König.

Wir danken Euch, Herr Biſchof, für den Troſt,
Mit dem Ihr unſer Herz ſo ſalbungsreich erfüllt,
Wir fühlen chriſtlich Kraft und Starkmuth wieder,
Die dieſer Zeiten Drang beinah' verlöſcht,
Auf's neu in unſrer fürſtlichen Seele flammen.
He, Hauptmann, laßt das Heer ſich rüſten,
Wir brecken auf und ziehen uns zurück.
Ihr aber, würd'ger Herr, begebet Euch
Ins Dänenlager, bietet ihnen Gold
Und Koſtbarkeiten, wenn ſie ſchleunig abziehn.
Denn, ach, uns jammert des vergoßnen Bluts
So vieler frommer, gottesfürcht'ger Chriſten,
Das der verruchte Heidenkrieg ſchon trank.

Edelſwithe.

Mein edler Herr und König, Ihr wollt fliehn?
Fern ſei dieß, nimmer mög' der Däne ſagen.
Er habe Englands Rücken je geſehn.
Mag immerhin das Blut in Strömen fließen,
Aus Blut nur kann des Ruhmes Lorbeer ſprießen.

König.

Dem Chriſten ziemt Ergebung und Geduld.

Edelſwithe.

Muth und Beharrlichkeit geziemt dem Krieger.

König.

Dem Duldenden gibt Gott nur ſeine Krone.

Edelſwithe.

Der Handelnde gewinnt nur Die der Welt.

König.

Ich will in Ruhe ſterben als ein Chriſt.

Edelſwithe.

Das magſt du, wenn du erſt gelebt als König.

König.

Ohn' Gottes Beiſtand, was hilft aller Muth?

Edelſwithe.

Der Muth iſt eben Gottes Beiſtand.

König.

Ei,
Welch arge Reden führſt du, böſes Mädchen,
Willſt du ſo werden wie dein Bräutigam,
Der unglückſel'ge Alfred, alſo gottlos?

Edelſwithe.

Wie, gottlos? Er trägt ſeinen Gott im Buſen,
Dem er vertraut und der ihn retten wird.

König.

Ja, ſiehſt du, darin, darin eben ſteckt das Uebel,
Dieß heidniſche Vertraun auf ſeine eigne Kraft,
Das macht ihn untergehn und uns mit ihm.
Wir haben all' uns durch Gebet geſtärkt —

Edelſwithe.

Zum Rückzug? Ja fürwahr, Gott geb' mir Stärke,
Die Schmach zu überleben.

König.

Er allein
Ergreift die Lanze ſtatt des Roſenkranzes,
Und ſtatt durch Bitten Gottes Majeſtät
Zu gnädiger Geſinnung zu bewegen,
Durchſtreifet er indeß die fernſten Poſten
Und hegt Mordgedanken in dem Sinn.
Kommt er nicht dort? Er iſt's, in vollem Jagen.
Er naht der Kirche, geht hinein! Gerechter!
So wie er iſt, voll Staub und Koth! Du — Heide!
Verzeih mir Gott die Sünde! Ganz beſudelt

Naht er dem höchſten unter uns Monarchen.
Man weiſet ihn hieher. Wie er einhergeht,
Mit aufgeworfnem Nacken, hohem Haupt,
Als fordert' er Gott ſelber auf zum Kampf.
Du Thor! Du mehr als Thor! Gebeugt geht man
Im Angeſichte eines großen Herrn;
Denn ſonſt bekömmt er Luſt, den Stolz zu beugen.
Ich weiß ja, wie das geht. Gott wird dich finden.

Alfred kommt.

Alfred.
Auf zu den Waffen, auf! Die Dänen nahn!

König.
O Herr, Herr, zu dir fleh' ich aus der Tiefe,
Laß deine Knechte nicht zu Schanden werden!

Edelſwithe.
Laßt die Trompeten tönen. Auf, entgegen!

Mercia.
Wie hoch iſt ihre Anzahl, edler Herr?

Alfred.
Zu klein, um eines Mannes Muth zu beugen.

Edelſwithe.
Heut, Alfred, mögt Ihr mich verdienen; reicht
Mir Eure Hand, von Dänenblute roth,
Und ſie ſoll in der meinen ewig ruhn.

Alfred.
Doch wenn ich feig entfliehe aus der Schlacht?

Edelſwithe.
Dem *Helden* Alfred ſchenkt' ich meine Liebe.
Ihr ſeid ein Mann —

Alfred.
Ich wollt', ich wär' ein Mädchen;
Ich würd' Euch doppelt lieben, wenn ich's wäre.
Doch wenn ein Schwert mich im Gewühl der Schlacht —

Edelſwithe.

Dann wein' ich nicht, denn Ihr ſinkt ehrenvoll.

Alfred.

Sehr männlich, ſehr! Ihr ſeid ein männlich Mädchen,
'ne Roſe wie ein Eichbaum, in der That!
Ein bißchen mehr Mann oder weniger,
Und ich gäb' Euch im Heere einen Platz
Oder drückt' Euch liebend an dieß treue Herz.

Edelſwithe.

Herr, ich verſteh' Euch nicht.

Alfred.

Um deſto beſſer,
Es könnt' Euch um die Honigwochen bringen.

(Trompeten, Geſchrei.)

Alfred.

Doch nun genug geſchwatzt. Ihr Herrn, zu Pferde!
Mein König und mein Herr, wenn ich Euch je
Und Eurem Reich gedient, ſo laßt mich heute
Zum einz'gen Lohn des Heeres Vortrab führen.

König.

Wir halten nicht Gemeinſchaft mit Verächtern
Des Herrn und ſeines Dienſts, damit ſein Zorn,
Wenn er den Frevler trifft, nicht uns auch treffe.
In Gottes Namen ſtreiten bringt Gewinn;
Drum, würd'ger Biſchof, führet Ihr den Vortrab,
Auf daß Euer Gebet die Feinde ſchlage,
Wenn unſre ſünd'gen Schwerter es nicht können.

Alfred.

Mein König, nein, das kann nicht ſein, das kann nicht!
Ihr werdet nicht das Heil des ganzen Staats —
Ich bitt' Euch, auf den Knieen bitt' ich Euch,
Gebt den Befehl — nicht mir! — nur dieſem nicht!
Die fromme Hand kann wohl das Rauchfaß ſchwingen,
Doch nicht des Speeres nie getragne Wucht.

König.

Schweig! Und Ihr, würd'ger Herr, befehlt den Vortrab!
Geht dort nicht Ekbert? He, geliebter Vetter!

Ekbert kommt.

König.

Wir haben oft mit Wohlgefallen, Vetter,
Die tapfern Reden, die Ihr führt, gehört.
Ihr ſeid ein wackrer Herr, und Eure Mutter
War eine kluge, gar kreuzbrave Frau,
Die angenehmſte uns von unſern Schweſtern;
Drum mögt des Heeres Mitte Ihr befehlen.
Wir ſelbſt behalten uns den Nachtrab vor,
Wo Klugheit mehr gilt als zu heft'ges Feuer.
Ihr, Graf von Mercia, nehmt zehntauſend Reiter
Und ſchützet das Kapellenzelt, damit
Das heilige Geräth, was Gott verhüte,
Nicht eine Beute dieſer Dänen werde
Und frecher Spott das Göttliche entweihe.
Alfred mag ſeine Braut zu ſchützen trachten
Und ruhig ſich verhalten beim Gepäck.
Nun, würd'ger Herr, gebt mir aus der Kapelle
Das stercus sanctum von dem Eſel Chriſti,
Das den Beſitzer ſchützt vor Hieb und Stich,
Und dann, weil's denn doch ſein muß, an den Feind!
(Alle ab.)

Blachfeld.

Guthrun kommt mit Soldaten.

Guthrun.

Wir haben ſie umſtellt, ſie müſſen ſchlagen!
He, kommt dort nicht ein Haufen? Jungens drauf!
(Vorüber.)

Biſchof mit Heereszug.

Biſchof.

He, zieht euch rechts! Nein, links. Halt, halt, halt, ſag ich!
Warum eilt ihr ſo ſchnell voraus? Der Chriſt
Scheut nicht den Tod, doch ſucht er ihn auch nicht.
Die Reiterei ſoll von den Pferden ſteigen
Und auf den Knien Gott bitten um den Sieg.
Das Fußvolk ſtelle ſich dort vor den Graben,
So iſt ſie vor dem Feind im Rücken ſicher.
Jetzt will ich etwas ruhn und Mahlzeit halten,
Ich habe ſeit zwei Stunden nichts gegeſſen.
Nun aufgetragen!

Jeffrey.

Dänen, Dänen, fort!

Ein Soldat.

Flieht, Herr, die Dänen nahn in hellem Hauf!

Biſchof.

Wo iſt mein Fußvolk?

Soldat.

Ei, das liegt im Graben,
Vor den Ihr ſie ſo weislich hingeſtellt.

Biſchof.

Die Reiterei herbei!

Soldat.

Die kniet und betet.

Biſchof.

Mein Pferd! Bediente, he, wo iſt mein Pferd?

Soldat.

Vertraut dießmal Eu'r Leben einem Eſel
Und lauft auf Euren eignen Beinen.

Biſchof.

Schurke!
Dafür ſollſt du im tiefſten Grund der Hölle —

Soldat.
Beſtellt mir unterdeß Quartier; denn ſeht,
Die Dänen nahn, es iſt um Euch geſchehn;
Wer für Eu'r Leben einen Heller gibt,
Verdient im Bisthum, Herr, Euch nachzufolgen. (Ab.)

Harald. Reiter.

Harald.
Haut nieder, was ſich widerſetzt. Doch ſchont
Der Unbewaffneten. Seht, wer liegt dort?

Ein Däne.
He, Herr, ſoll ich den Schädel ihm zerſchlagen?
Es iſt ein Chriſtenpfaff.

Harald.
Halt, laß den Greis.
Zwar löblich iſt es, ſolche Brut zu tilgen,
Doch Unbewehrte ſchlägt kein rechter Mann.
Er regt ſich nicht. He, Alter, biſt du ſiech?

Biſchof.
Gebenedeit ſei Odin, heilig, heilig
Iſt Odin und Sankt Thor in Ewigkeit.
Ich bin kein Chriſt mehr; will die Heidentaufe!

Harald.
Wie, Schurke, du verläugneſt deine Götter!
Hängt ihn an jenen Baum, damit die Erde
Von dieſem Hund, deßgleichen man wohl nirgends,
So weit die Sonne leuchtet, ſieht, gereinigt werde.

Biſchof.
Laßt mich doch nur noch beichten. Gnade, Gnade!
(Er wird fortgeſchleppt.)

Harald.
Dir thut man nur, was recht! Nun an den Feind!
(Vorüber.)

Alfred mit Soldaten.

Knecht.
Herr Ritter, Eure Braut!

Alfred.
Mein Vaterland!

Knecht.
Glaubt mir, die Feinde werden ſie erhaſchen.

Alfred.
Wenn ich des Treffens Wage gleichgeſtellt,
Gehört ihr wieder dieſer Arm und Speer,
Doch jetzo hab' ich nichts für ſie als Wünſche.
Gerechter Gott, welch fürchterlicher Anblick!
Nicht Männer ſtreiten, ſcheint es, gegen Männer,
Ein Rudel Wölfe würget unter Lämmern.

Knecht (kommt).
Herr, alles iſt verloren, üb'rall Dänen!
Seht Ihr dort, wie ſie fliehn?

Alfred.
Wo hält der Vortrab?

Knecht.
Da iſt kein Vortrab und kein Nachtrab mehr,
Verwirrt wälzt ſich im Knäul das flieh'nde Heer.
Prinz Elbert ward gefangen auf der Flucht,
Der Biſchof hängt an einem Baum, der König
Iſt ganz umringt; man weiß nicht, ob er lebt.

Alfred.
Nun, Freunde, wem ſein Leben nicht mehr werth iſt
Als eine brave That, der folge mir.
Wir wollen buhlen um die Metze Glück,
Die dieſen Heiden jetzt ſo günſtig lächelt,
Und wenn ſie noch ſo theu'r den Sieg erkauft,
Wir überbieten ſie; mir nach zur Schlacht! (Ab.)

König (kommt).
Wir ſind verlaſſen, ach, du lieber Gott,

Was wird noch aus uns werden? Ach, wie ſind
Die Zeiten doch ſo grauſenvoll verändert!
Ein König ſoll jetzt ſelber denken, handeln;
Davon ſprach mein Hofmeiſter keine Silbe,
Das iſt ja gegen Anſtand, Etiquette.
Ich hab' mit Ruhm bei allen Galatagen
Mich präſentirt, was will man denn noch mehr?
Soll ich hier fechten wie ein gemeiner Kerl?
Gerechter Himmel, welch ein Ungeheuer
Naht hier mit blutgefärbtem Mordgewehr?
Er wirft der Augen glüh'nden Blick nach uns,
Wahrſcheinlich Sinnes, uns eins zu verſetzen.
Wir wollen unſre Stellung ändern.

(Läuft davon.)

Guthrun (fängt ihn auf).

He!
Wer biſt du, Feiger? An den bunten Larven
Und dieſer Krone auf dem goldnen Helm
Erkenne ich den König dieſer Memmen.
He, mach' dich fertig! Mußt dich mit mir ſchlagen!

König.

Du, Satan, reizeſt uns, Blut zu vergießen.
Nur dießmal — laß — uns — unſern Weg verfolgen,
Und wir ſind willens, dir mit reichen Gaben —

Guthrun.

O gib mir nicht, was ich mir ſchon genommen,
Ich will nur deine Klinge 'mal verſuchen.

(Dringt auf ihn ein.)

König.

O heil'ger Georg, heil'ger Michael —

(Er fällt.)

Guthrun.

Faſt thut's mir leid, nicht ſchlachten, fechten wollt' ich.
He, Jungens, bringt die Leiche da den Feinden,
Sie mögen ihn mit Firlefanz begraben. (Ab.)

Engländer
(fliehen über die Bühne).
Wir ſind verloren! — Weh! — Die Dänen! — Flieht!

Alfred und Graf von Devon treten auf.

Devon.
Laßt ab, Ihr ſeid verwundet. Schont Euch, Herr!

Alfred.
Steht, Freunde, Brüder, ſteht! Steht, feige Hunde!
Es iſt umſonſt, wir können nichts als ſterben!
Komm, folge mir, du Einz'ger unter Vielen,
Wir wollen unſer Leben hoch verkaufen
Und an des Vaterlandes Scheiterhaufen
Als treuergebne Diener fechtend fallen.
Das Leben iſt nur eine Scheidemünze,
Das einen Werth allein durch Das erhält,
Für was man's hingibt. Komm, wir wollen wuchern
Und für das ſchlechte Blechgeld, das die andern
Wie blöde Kinder, weil es glänzt, vergraben,
Uns Nachruhm kaufen, Kronen werth.

Devon.
Laßt Euch vom erſten Unmuth nicht verleiten,
Zu thun, was Euch und dieſem Land nicht frommt.
Das Volk hat Arme noch —

Alfred.
Doch keine Herzen!
Der Name Däne ſchüttelt ſie wie Fieber.
Soll ich mit anſehn, wie dies fremde Volk
Der Freiheit meines Vaterlands die Kappe
Ums Auge zieht und ſie ſo lange drillt,
Bis ſie ſich zahm und athemlos dem Pfiff
Und Wink des abgefeimten Jägers fügt.
Frei bis zum Tod, drum laß mich ſterben!
Ha, Schmach!

Devon.

Kann unverdiente Knechtſchaft ſchänden!

Alfred.

Niemand iſt Sklav', als der's zu ſein verdient.

Devon.

So wollt Ihr denn des Landes einz'ge Hoffnung,
Das letzte Brett der armen Scheiternden,
Euch ſelbſt, mit in des Strudels Abgrund ſchleudern?
Zieht Euch zurück in jene öden Berge,
Wo die Natur im Kampfe mit dem Menſchen
Als Siegerin hervorgeht, ſtolz und rauh.
Dort harret, bis der Fremden ſchwere Laſt
Das träge Volk zu Widerſtand empört,
Dann tretet ſchnell hervor und ſeid der Schütze,
Der ihres Grimmes Pfeile lenkt zum Ziel.
Wollt Ihr? Ihr ſchweigt — Worüber ſinnt Ihr? —
Thut's doch! —
Denkt dann, wenn Ihr im Kreis von einem freien Volk,
Das ſeine Freiheit Eurem Arme dankt,
Mit lautem Jubel —

Alfred.

Folge mir!

(Geht ſchnell ab.)

Devon.

Wohin?

(Ihm nach.)

Wald und Hütte.

Bertram und **Bob.**

Bertram.

Komm nur hervor, 's iſt alles ſicher! Komm!
Mach' dich nur auf, du mußt jetzt fort ins Lager!

Bob.

Gebt Acht, ſie kommen ſicher wieder, Vater.

Bertram.

Nicht doch, die Unſern haben ſie gejagt.
Komm, es geſchieht dir nichts.

Bob.

Ich komme, Vater.

Bertram.

Du biſt ein kluger Burſche, Bob.

Bob.

Ja, Vater.

Bertram.

Du wirſt nie unklug handeln, Bob.

Bob.

Nein, Vater.

Bertram.

In dir erkenne ich mein Blut.

Bob.

Ja, Vater.

Bertram.

Du weißt, du gehſt zu unſerm König nun,
Der gar ein lieber Herr, der dich begehrt,
Vor allen andern dich begehrt, weil du
Mein Sohn biſt, ſeines einſt'gen Leibkochs Sohn,
Drum geh mit Gott und ſei dem König treu
Und reſpektir' ihn ſo wie mich.

Bob.

Ja, Vater.

Bertram.

Ein bißchen mehr, du loſer Schelm.

Bob.

Ja, Vater.

Bertram.

Dein neues Wams —

Nachbar kommt.

Nachbar.

He, wißt ihr ſchon das Unglück?
Die Unſern ſind geſchlagen und der Däne
Streift überall verwüſtend durch das Land
Und zwingt das junge Volk zu ſeinen Fahnen.
Lebt wohl, ich muß zu meinem Jungen heim,
Den ſchick' ich morgen früh ins Dänenlager,
Zwar ungern, doch wer mag da widerſtehn. (Geht.)

(Bertram ſteht angedonnert.)

Bob.

Schöns Vöglein fliegſt, weiß nicht wohin,
diridin,
Kommſt weither, ich weiß nicht von wo,
dirido,
Diridin, dirido,
Ich weiß nicht von wo,
Dirido, diridin,
Ich weiß nicht wohin.

Bertram.

Du ungerathner Eſel, kannſt du ſingen,
Indeß mir faſt der Kopf zerſpringt?

Bob.

Ja, Vater.

Bertram.

Ach Gott, mein Kopf hat einen Riß bekommen
Und aller Witz iſt reinweg ausgelaufen
Wie edler Wein aus einem lecken Faß.
Es iſt nicht möglich. So ein Herr, ein König,
Der Erſte in dem Land nach unſerm Herrgott,
Und ſolche Truppen! wer ſie nur ſchief anſah,
Der hatt' 'ne Schelle weg, eh' er dran dachte.
Wenn man ſie Abends in der Schenke hörte,
Wie's ſo gar leicht, den Dänen 'rauszujagen,

Und wie ſie Den gepackt und Den geſpießt —
Nein, 's iſt nicht möglich, ſag' ich, eitel Lügen,
Doch ſieh dort, was erhebt ſich für ein Staub?
Die ganze Straße iſt bedeckt mit Reitern
Und Knechten, die verwirrt zu fliehen ſcheinen.
Mein Seel, 's ſind Sachſen, ach, du lieber Himmel,
Der Nachbar hat doch recht, Gott ſteh' uns bei!
Was thun? Du Eſel, nun, was ſoll ich thun?
Halt 's Maul, du biſt an allem ſchuld.

Bob.

Ich, Vater?

Bertram.

Wärſt früher aufgeſtanden, ſo — Halt 's Maul!
Was raiſonnirſt du, willſt du Prügel, Dummkopf?
Was ſtehſt du da? Nu, warum gehſt du? Ach,
Das bringt mich um. Nun, wo willſt hin?

Bob.

Ins Dänenlager will ich, wie Jack's Robin.

Bertram.

Was fährt mir durch den Kopf? He, laß dich küſſen!
Du ſollſt, ja, lieber Goldjung', ja, du ſollſt!
Du biſt ein kluger Burſch, ja, ganz dein Vater.
Ins Dänenlager ſollſt du und ſogleich,
Das iſt der beſte Rath; ins Dänenlager,
Nur ſchnell. Ach, Himmel, wenn die gnäd'gen Herrn
Erführen, daß ich dich ins Sachſenlager —
Schnell deinen Rock herab, nimm dieſes Wams,
Es iſt mein beſtes, aber nimm's, mach' fort.
Hier iſt mein Hut, komm, wähl' dir einen aus,
Willſt dieſen oder iſt dir deiner lieber?

Bob.

Ja, Vater.

Bertram.

Nun — was?

Bob.
Gebt mir Euren, Vater
Die Hutſchnur da gefällt mir allzuwohl.
Bertram.
So nimm ihn.
Bob.
Aber —
Bertram.
Nun?
Bob.
Das Futter, Vater,
Iſt ſchon ſo ſchlecht.
Bertram.
Nun, ſo behalt' den deinen.
Bob.
Allein, wenn ich mir's reiflich überlege,
So iſt der Eure doch viel feiner. Gebt!
Bertram.
Hier haſt du ihn, allein jetzt pack' dich fort.
Doch laß mir deinen Hut.
Bob.
Ja ſo, ach Vater,
Der meine iſt doch gar zu neu, erſt vor'ge
Johannis habt Ihr ihn gekauft.
Bertram.
Blitzkröte,
Nun, ſo behalt' ihn. Wähle! Schnell! — Du weinſt?
Du Bengel, nun, ſo nimm ſie alle beide.
Denkſt nicht, wenn ich mit nacktem Kopf im Regen —
Hör auf zu flennen, nimm in Gottes Namen.
Allein itzt mach' dich auf und geh zum Teufel.
Du gehſt nun alſo, liebes Kind, aus meinem Haus,
Biſt nun allein, dir ſelber überlaſſen,
Mußt klug ſein und dich wenden, drehn und ſchmiegen.
Vor allem, Kind, ſagt dir ein Höh'rer 'was,

Sprich Ja, ſprich Ja, verdammter Bub, und wenn dir
Das Nein im Halſe ſtäk' und dich erwürgte.
Halt Frieden, meng' dich nicht in Händel, Kind,
Denn unſre Sippſchaft hat kein Glück im Rauſen,
Und eine heile Haut iſt mehr werth als
Ein Lorbeerkranz auf einem wunden Schädel.
Beleidigt dich ein Höh'rer als du biſt
Durch Stichelreden, Anſpein, Naſenſtüber,
Ohrfeigen, Rippenſtöß' et caetera,
So trag' es in Geduld als frommer Chriſt;
Denn, reich' die andre dar, ſagt unſer Herr,
Wenn du auf eine Backe biſt geſchlagen worden.
Doch zieh kein ſchief Geſicht, hörſt, dummer Schlingel?
Denn Backenſtreiche lammfromm anzunehmen
Iſt keine Kunſt, das können andre mehr.
Doch dazu lächeln, als hätt's wohlgethan,
Das iſt das Höchſte in der Höflingskunſt,
Und auf Die Stufe bringt es nicht ein Jeder.
Allein iſt der Beleid'ger ein Geringrer,
So denk' auf unſres Heilands goldnen Spruch:
Mit ſelbem Maß, mit dem du ausmißſt, ſoll
Auch eingemeſſen werden, und, mein Sohn,
Gib ein gehäuftes Maß dem Schuft zurück.
Doch hier auch merke auf die rechte Art,
Ein Narr iſt, wer dem Stier von vorne naht,
Ein Kluger packt ihn rückwärts im Genick.
Was Religion betrifft, ſo bleib im Herzen —
Was man im Herzen nennt — ſo recht geheim —
Im Herzen bleibe deinem Gott getreu.
Erinnre dich wohl manchmal auch an ihn,
Doch laß dich's ja nicht merken, hörſt du wohl.
Beug' deine Knie vor keinem Kruzifix,
Spei aus vor einem Heil'genbild, allein
Mit einer andern Intention im Herzen.
Schwör' wohl im Nothfall auch, du ſeiſt kein Chriſt,

Doch nur nicht ohn' geheime Intention,
Und Das kannſt du auch ohne Sünde, denn
Dem Reinen, ſpricht der Herr, iſt alles rein.
Wiſſ', deine künft'gen Herrn ſind, was man ſagt,
Gewiſſermaßen Heiden — Kinderei!
Denn Heidenbraten, liebes Kind, ſchmeckt beſſer
Als Chriſtenbrot, 's ſind ſonſt gar brave Leute.

Bob.

Sonſt ſprachet Ihr, ſie ſeien Heidenhunde,
Werth, daß ſie alle Gottes Blitz vertilge.

Bertram.

Halt 's Maul, du Rabenkind, du biſt verloren.
Ihr Leute dort im Dickicht, hört ihr wohl,
Was dieſer gottvergeßne Bube ſpricht?
Kommt her, wir wollen ihn recht tüchtig bläuen,
Wie ſolcher kind'ſche Unverſtand verdient.
's iſt Niemand hier, das iſt dein Glück, du Dummkopf.
Spei jedem Engelländer ins Geſicht,
Lobſt du 'ne brave That, ſag, ſie ſei däniſch.
Sprich, deine Mutter war 'ne Hure, die
Mit einem Dänen hat gebuhlt.
Was ich dir ſonſt geſagt, das löſche aus
Und ſchreib nur meine jetz'gen Worte auf,
Unlöſchbar in dem Buche deines Geiſtes.
So lauten deines Vaters letzte Worte.
Von Anbeginn der Welt war noch kein Krieg
Und alles lebte friedlich, aber jetzund
Liegt alles tief im Uebel, und das Schwert
Hauſt unter uns verworfnen, ſünd'gen Menſchen.
Da Jubal nun das erſte Schwert erfand
Und Kain der erſte ſeinen Bruder ſchlug,
Schick' ich dich auch, mein Lieber, in den Krieg.
Dulcis pro patro mora ſagt der Lateiner,
Heißt: Schlagen und Laufen iſt ein übel Ding.
Allein der Kluge macht's mit, weil er muß.

Drum geh mit Gott und ſei dem König treu.
Dem König! ſprech' ich König? König ſagt' ich?
Dem Dänenkönig. Dem; ganz recht, ja Dem.
Drum geh mit Gott und ſei dem König treu.
Denk, daß d' ein Chriſt biſt und ein Engelländer —
Denk, daß — denk nicht! — denk, daß du keiner biſt,
Nun biſt ein Dän' und — ein — geheimer Chriſt.
Nun denn, gib alſo acht und höre mich,
Drum geh mit Gott und ſei dem Dänen treu.
Denk, daß d' ein Chriſt biſt und ein — Eſel, Schlingel!
Denk, daß d' ein Heid' biſt und ein Engelländer.
Der Teufel! Schweig! Du machſt mich ganz konfus.
Komm mit hinein, ich will dir Wäſche geben.

(Beide ab.)

Alfred und **Graf von Devon** kommen.

Alfred.
Ich bin erkannt, überall verfolgt man mich.

Devon.
Seht dieſen Wams, er birgt Euch Euren Feinden,
Wer ſucht' in dieſen Lumpen Englands König?

Alfred.
Gib her, hier dieſer Ring ſoll reich vergelten,
Was ich dem Armen wahrlich ungern raube.
Fort, fort, ich höre Leute nahn.

Devon.
Ich folge.

(Beide ab.)

Bob.
Halt' auf den Dieb, o weh, mein neuer Rock!
Gib meinen Rock heraus, du Galgenſtrick!
O weh, mein neuer Rock, mein Rock, mein Rock.
Nun kommt Ihr erſt, daß er geſtohlen iſt!
Ihr mußt mir fünfzehn Pfennige erſetzen,
So viel hat er gekoſtet! O mein Rock!

Bertram.

Hier guck 'mal her! Da ſieh den edlen Schmuck,
Wohl hundert Kronen werth, ja drüber noch.
Mein' Seel, 'ne tücht'ge Zahlung für dein Wams.

Bob.

Weiſt her! Gotts Blitz, das blinkt und flimmert, Vater,
Das — wie viel, ſprecht Ihr, iſt das Kleinod werth?

Bertram.

Baar hundert Kronen.

Bob.

Wie?

Bertram.

Ja, hundert Kronen,
Der Vater gibt's dem Sohne nicht geringer.

Bob.

Ei, hundert — wie habt Ihr geſagt? Sagt's nochmal.

Bertram.

Nu, hundert Kronen.

Bob.

Hundert Kronen! — Hundert
Iſt eine große Zahl, viel mehr als zehn
Und zwanzig, mehr als dreißig, viel, viel mehr.
Und hundert Kronen, Kronen, 's iſt ein prächt'ger Name,
He, hundert Kronen, und die ſind nun mein,
Mein ganz allein, des Robert Till aus Blackſtone,
Mein hundert — Tauſend wäre freilich mehr,
Und ein Dukaten gilt mehr als 'ne Krone.

Bertram.

Ja freilich.

Bob.

Und mein Wams war noch ganz gut,
Recht ſchön und neu, der beſte Rock im Dorf,
Und nun muß ich mir einen neuen kaufen.
Das koſtet Geld, viel Geld.

Bertram.

Für eine Krone
Kriegſt du drei Röcke wie der deine war.

Bob.

Dann aber ſind's nur neunundneunzig Kronen.
Und wer gab ihm ein Recht, mir meinen Rock zu ſtehlen?
Ich brauch' ſein Geld nicht, wart', du filz'ger Dieb,
Mit ſeinen hundert Kronen, ja, wenn's hundert wären;
Denn kauf' ich mir 'nen Rock, ſo bleibt mir nichts,
So viel als nichts, denn hundert ſind's doch nicht mehr.
Du Geizhals, du verwünſchter Dieb, du Knicker!
Daß du am Galgen hingſt, du ſchäb'ger Hund!
Mein Rock, mein Rock, mein neuer, ſchöner Rock!

(Geht.)

Bertram.

Wein' doch nur nicht, du ſollſt 'nen andern haben.

Romantiſches Thal in Sommerſet, rings von Bergen umſchloſſen, an deren Fuß im Hintergrund des Theaters die Thone ſtrömt, über welche eine Brücke aus Baumſtämmen führt. Links im Vordergrunde eine Hütte, in der Mitte der Bühne eine alte Eiche, an deren Stamm ein ſchlechtgemaltes Bild der heiligen Jungfrau befeſtigt iſt, vor demſelben ein Betſchemel. Abenddämmerung.

Graf von Devon von innen.

Devon.

Behutſam ſchreitet, haltet Euch vom Abgrund.
Hier rechts — Schon ebnet ſich der raube Pfad,
Der Thone empörte Waſſer hör' ich rauſchen,

(auftretend)

Wir ſind am Ziel.

Alfred tritt auf.

Devon.

Seht Herr, dies iſt der Ort,
Der Euch verbergen ſoll vor Euren Feinden.
Es ſchweben Sicherheit und Ruhe um
Die greiſen Scheitel dieſer ew'gen Berge,
Und das Geheimnis webt zu dichtem Schleier
Die wolkennahen Wipfel dieſer Eichen.
Hier möget Ihr, mein königlicher Herr,
Geruhig weilen, künft'ge Schlachten ſinnend,
Bis, durch mein Wort geweckt, das edle Roß
Sächſiſche Freiheit ſtolz das Haupt erhebt,
Den Reiter, der mit unverſehnem Schwung
Den ſtarken Rücken bändigend gewann,
Weit von ſich wirft, daß ſein zerſchellt Gebein
Ein warnend Zeichen jedem Zweiten werde.
Mein Herr und König, bannt die trübe Sorge —

Alfred.

Geſtrenger Graf! Seid doch ſo gut, Herr Graf,
Und borgt dort in der Hütte auf mein Königreich
Ein Stückchen Brod, denn unſre Majeſtät
Hat großen Hunger. Wollt Ihr, mein Herr Graf?
Geht, geht, es gibt g'nug Narren auf der Welt,
Vielleicht borgt einer hier auf unſer Pfand;
Geht, ich ernenne Euch zu meinem Truchſes.
O Himmel, warum fiel ich nicht im Treffen?
Den, den das Leben quält, beklag' ich herzlich,
Auch den der Tod ergreift, auch Dem 'ne Zähre —
Doch dreimal elend iſt der Unglücksſohn,
Gen den ſie beide ihre Macht vereinten:
Weh mir, der Tod und Leben hat zu Feinden!

Devon.

Wo iſt der Muth, der uns ſonſt Stärke gab?

Alfred.
Weh Dem, der muthig iſt bei ſeiner Mutter Grab.

Devon.
Steht jetzt auch aufrecht, Ihr, den ſtets geſtählt
Und feſt des Schickſals härtſte Stürme fanden.

Alfred.
Wer bei des Vaterlandes Fall nicht fällt,
Der Unnaturliche hat nie geſtanden.

Devon.
Nur kurze Zeit weilt hier im Schoß der Ruhe,
Ein Löwe, der der Höhle Dunkel ſucht,
Sich zu erkräftigen zu neuem Streit.
Ich will indeß herum im Lande wandern,
Die Winkel all' durchſuchen, wo der Sachſe,
Uneingedenk vergangner Thaten, zittert.
Mit ſtarken Worten will ich vor ſie treten,
Mit Macht will ich an ihren Ketten raſſeln,
Bis ihr entſchlafner Muth aufs neu' erwacht,
Den Schlummer ſchüttelt von den Rieſengliedern
Und an das Licht tritt heldenhaft und ſtark.
Bald wird ein Wald von Schwertern Euch umgeben,
Geübt, den Weg in Dänenbruſt zu finden,
Die gleich gewohnten Säufern ſtrömeweis
Beim heißen Gaſtmahl trinken und nicht wanken.
Glaubt mir, es gibt in England Männer noch,
Die gern das Herz ſich aus dem Leibe riſſen,
Gält' es damit die Dänen zu vergiften.
Doch horch, dort nahen Menſchen. Laßt uns lauſchen,
Ob man auch trauen darf. Kommt, edler Herr. (Ab.)

Emma und Mutter kommen.

Emma.
Nein, Mutter, nein, ich will nicht wieder lachen;
Erzählt doch weiter, es iſt gar zu ſchön.

Mutter.

Ei ja, erzählen, daß du wieder kicherſt!
Wie Jugend iſt, warſt du ein albern Kind,
Triebſt Poſſen, wenn 'was Ernſtes ward geſprochen.
Nun biſt herangewachſen und — 's iſt wahr,
Biſt groß und hübſch — verzeih mir's Gott — geworden,
Doch die Verſtändigkeit, der feine Anſtand,
Den man zu ſeiner Zeit an mir bewundert,
Die ſind gerade noch wie vor fünf Jahren.
Auf künftige Johannis wirſt ſchon ſechzehn
Und biſt — Johannis? wart, iſt's auch Johannis?
Am vierten Morgens kam die Wehemutter,
So recht gerad' an meinem Namenstage.
Rolf's Lieſe und Strub's Mary waren bei mir,
Wir aßen Kuchen, da war andre Zeit,
Jetzt dankt man Gott, hat man nur Brodes ſatt.
Was wollt' ich ſagen? — Du biſt fünfzehn alt,
Bald ſechzehn —

Emma.

Liebe Mutter, ach erzählt doch.
Ich will nicht muckſen, ich will ſitzen wie
Das Fräulein da an ihrem Hochzeitstag
In ihrem ſteifen Rock, ſo grad — hi — hi!
Ach Gott — Nein, Mutter, nein, ich lachte nicht,
Ich will nicht wieder lachen, nein, gewiß nicht,
Bei meiner Seele, Mutter, ich lach' nicht mehr.
Nun, habt Ihr's jetzt gehört? Nun glaubt Ihr's doch?

Mutter.

Nun alſo, unter der Bedingung, ja.
Der Bräutigam ſaß alſo mit der Braut,
Und hatten ſich ſo lieb und herzten ſich.
Sie ſprach: mein Schatz! und er: mein Kind, mein Engel,
Du ſüßer Schmerz, du angenehme Qual!
Und mehr dergleichen feine Redensarten.

Und alſo ſprachen ſie, und küßten ſich
Und drückten ſich die Hand —

Emma.

Nur weiter, Mutter.
Die Zuckerpuppen da mit ihren Küſſen,
Ich hätt' 'was Klügeres gethan als herzen.

Mutter.

Was Klügeres?

Emma.

Ei, an den Kleiderſchrank
Und alles anprobirt und durchgeſtört,
Herumgelaufen in dem ganzen Hauſe
Und alle Thüren aufgeriſſen und
Mich ſatt geſehn an allem, was nun mein iſt,
Auf jeden Stuhl mich hingeſetzt und alles
Geräthe in die Hand genommen, um
Mir zu beweiſen, daß es wirklich mein ſei.

Mutter.

Meinſt du denn, die Prinzeſſin war ſo albern
Wie du, du junges, unverſtänd'ges Ding?
Sie ſprachen alſo zärtlich miteinander.

Emma.

O, unter ihrem vielen, ſchönen Schmuck
War wohl ein rothes Mieder auch. O Gott,
Wenn ich doch nur ein rothes Mieder hätt',
Ich wär' wohl auch ſo hübſch als andere.
Bells Dortchen war ſo ſchön an ihrem Brauttag —
Wenn mich ein Mann nur möchte, ich wär' gleich,
Gleich auf der Stelle wäre ich dabei.
Ich wollt' ihn gar lieb haben und bedienen
Und auch nie müßig ſein, nie, gar nie, Mutter,
Beim Spinnen niemals ſchlafen und die Suppe
Niemals verbrennen und recht manierlich ſein,
Nie lärmen, wenn er Nachmittages ſchliefe;
Allein ein rothes Mieder muß er mir verſprechen,

Das muß er oder es wird nichts daraus.
Doch ſo, wie ich jetzt bin, ſo nimmt mich keiner,
Denn auch mein Sonntagsrock hat jetzt ein Loch —
Der garſt'ge Brombeerſtrauch dort an der Hecke —

Mutter.

So wein' nur nicht Das böſe Mädchen! Weinen
Und Lachen hat ſie gleich in einem Sack.

(Man ruft in der Hütte: Alte, he, Alte!)

Mutter.

Sogleich! Hörſt, weine nicht! Ich komme ſchon. (Ab.)

(Emma ſetzt ſich und legt das Geſicht auf den Arm.)

Alfred und **Graf Devon** treten vor.

Alfred.

Nun denn, wohlan, ich weiche deinen Gründen,
Ich will hier weilen, bis du wiederkehrſt
Und mit erwünſchtem frohen Freiheitsruf
Die trägen Bande meiner Ruhe ſprengſt.

Devon.

Lebt wohl! Nie ſehet Ihr mich wieder, oder
Als Bringer einer frohen Botſchaft.
Wie edler Wein ſoll meine Rede dringen
In die von eiſ'ger Furcht erſtarrten Seelen,
Bis jede Nerve neu ſich ſpannet und
Ihr Muth die Möglichkeit 'ne Memme ſchilt.
Wir machen Englands Ehre wieder ganz
Und ſollten wir ſie mit unſern Fellen flicken.
Laßt mich noch einmal dieſe Rechte faſſen,
Mein Haupt noch drücken an dieß edle Herz,
In deſſen Schlägen Englands Pulſe klopfen.
So — und nun lebet wohl, mein Herr und König!

Alfred.

Leb' wohl auf Wiederſehn bei Dänenleichen!

(Devon ab.)

Alfred.

Ich bin halb todt vor Mattigkeit und Hunger.
Dieß Mädchen — eine gute Vorbedeutung.
(Geht auf ſie zu und faßt ſie an der Hand.)
Biſt du erſchrocken, liebes Mädchen?

Emma
(ihm ins Geſicht blickend).

Nein.

Alfred.

Was ſeh' ich, wie, du weinſt?

Emma.

Ein bißchen, ja.

Alfred.

Was fehlt dir, Kind? Wer konnte dich betrüben?

Emma.

Der Vater will kein rothes Mieder kaufen,
Wie ich wohl möcht', und darum, ſiehſt du, weint' ich.
Der Vater ſpricht, ich wär' ein kleiner Affe,
Allein ich bin nicht klein und auch kein Affe.
Auf künft'ge Ernte werd' ich ſechzehn Jahre,
Und Mutter meint, ich ſei recht hübſch; der Vater
Meint es zwar nicht, allein ich mein' es auch.
Was glaubſt denn du?

Alfred.

Ja, recht hübſch, liebe Kleine.

Emma.

Siehſt du, das freut mich, du biſt auch recht hübſch,
Du gleichſt ſo viel dem Engel Michael,
Der in der Kirche ſteht vom nächſten Dorf
Am Hochaltar; ein wunderſchönes Bild.
Ich hab' mir's ſtundenlange oft betrachtet,
So daß ich wohl des Heimgehns faſt vergaß.
So helle Augen und ſo gelbe Locken —
Doch du haſt bleiche Wangen, biſt du krank?

Alfred.

Nicht krank, mein Kind, doch matt zum Sterben.

Emma.

Jeſus,
Du armer Mann! Wie heißt du denn?

Alfred.

Ich? — Edgar.

Emma.

Ein ſchöner Name! Edgar! — Edgar, ſetze dich,
Laß dir's hier wohl ſein, Edgar! Ich heiß' Emma —
O das iſt ſchön, o das iſt ſchön!

Alfred.

Ei, was denn?

Emma.

Merk' doch nur, Edgar, Emma! Ei, bei beiden
Iſt E der erſte Buchſtab'. Das iſt hübſch.

Alfred.

Die holde Einfalt!

Emma.

Ja, der Vater ſagt das auch.

Alfred.

Was denn, mein Kind?

Emma.

Daß ich einfältig bin.
Doch Das, ſpricht Mutter, gibt ſich mit der Zeit,
In ein paar Jahren wird ſie klüger ſein,
Wenn ſie nur gut iſt, Edgar, und ich bin gut,
Ich will Niemanden Böſes; glaub' mir's, Edgar,
Auch dir nicht und der ganzen weiten Welt nicht,
Auch Jakobs Hans nicht, der jüngſt nach mir ſchlug.
Allein ich plaudre hier und du biſt müde.

Alfred.

Kann ich in eurer Hütte übernachten?

Emma.

Warum nicht? Heute, morgen, übermorgen

Und Freitags und viel länger, viel, viel länger.
Wir haben zwar zwei Stuben nur, allein
Wir wollen uns recht gut behelfen, Edgar.
Vorn in der Kammer ſchlafen meine Eltern,
Im kleinen Hinterſtübchen ſchlafe ich,
Da will ich dir vom allerſchönſten Stroh
Ein weiches Bett bereiten, lieber Edgar.

Alfred.

Wie, ſollte dieſe Himmelsmaske trügen?

Emma.

Da wollen wir zuſammen plaudern. Nicht?
O das iſt herrlich!

Alfred.

Aber wird die Mutter —

Emma.

Ja freilich — doch da hab' ich ſchon ein Mittel.
Wenn ich des Morgens aus dem Bette ſteige,
So drück' die Augen zu, verſtehſt du mich?
In einem Nu hab' ich mein Röckchen über,
Und dann magſt du nach mir ſehn, wie du willſt.

Alfred.

Entarteter, du wagſt den reinen Spiegel
Mit deines Argwohns eklem Hauch zu trüben?
Du unbeſchreiblich liebenswürd'ges Kind.

Emma.

Nun, Edgar, komm, ich führe dich zum Vater;
Zum Abendbrod hol' ich aus meinem Gärtchen
Dir Rüben und Salat, auch Kohl iſt da,
Und auf dem Bäumchen rechts ſtehn noch drei Kirſchen,
Die ſollſt du haben und die reife Gurke,
Und meine Mutter hat noch ein Stück Kuchen
Von letzter Kirchweih; Den ſchwatz' ich ihr ab,
Und alles das für dich. Komm, Edgar, komm.

(Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Kenwith. Bauernhochzeit, Muſik, Tanz.

Bauern, unter ihnen **Graf Devon** verkleidet.

Pfarrer.
Ei, laßt das junge Volk ſich freuen, Alter,
Es iſt ja doch ihr einz'ger Freudentag.
Die Zeit iſt jetzt ſtiefmütterlich geworden,
Drum wer ein Stückchen Kuchen ſich erbettelt
Von ihrer kargen, ſchlägefert'gen Hand,
Der ſchmolle nicht und ſchnell zum Mund den Biſſen,
Eh' ſie's gereut und ſie ihn wieder raubt.

Devon.
Stiefmutter iſt ſie nicht geworden, Herr,
Sie iſt nur eine ſtrenge, kluge Mutter,
Die ihre Kinder züchtigt, wenn ſie fehlen.
Drum ſollen wir auch wie reumüth'ge Söhne
Uns beſſern und nicht ihres Zornes lachen.

Pfarrer.
Ich merke, Ihr denkt ſtets vergangner Zeit.

Devon.
Ich weine, Herr, daß ſie vergangen iſt.

Pfarrer.
Dem Manne weh', der nie vergeſſen kann.

Devon.

Doch dreimal weh' Dem, der ſo ſchnell vergißt.

Pfarrer.

Nur Mögliches begehrt ein kluger Mann.

Devon.

Der Menſch tauft ſeine Schwäche gern Unmöglichkeit.

Pfarrer.

Ihr werdet noch mit Euren kühnen Reden
Uns alle, wie wir ſind, ins Unglück bringen.

Devon.

Gibt es ein größres Unglück noch als Knechtſchaft?
Schmach uns, die unſres Vaterlandes Ehre
Für einen ſchmalen Biſſen Brod verſchachern!
Schmach uns, die wir auf dunkeln Pfaden ſchleichen,
Statt frei einherzutreten in der Bahn,
Auf der der Väter Ruhm gleich Sonnen ſtrahlt!
Hat darum euer Ahnherr dieſe Erde
Mit ſeinem Blut gedüngt, damit ſein Sohn
Ins Joch geſpannet wie ein Ackerſtier
Die Saat bereite für ein fremdes Volk,
Ein Volk, das vor dem Pfeifen ſeines Schwertes floh?

Brautvater.

Er hat ſo unrecht nicht, ehrwürd'ger Herr.
Ja, hätten anfangs wir es ſo verſtanden,
Wie ſchlechtes Heil bringt fremdes Regiment,
Fürwahr, der Däne hätte nie den Rauch
Aus Englands fetten Eſſen riechen ſollen.
Wer mir das Schwert in Bauch ſtößt, tödtet mich,
Doch wer den Biſſen mir vom Munde ſtiehlt,
Der thut's nicht weniger. Iſt's nicht ſo, Herr?
Wenn's ſchon geſtorben ſein muß, lieber fallen
Als rechter Mann im Treffen, als verhungern.

Erſter Bauer.

Mir hat das Dänenvolk das Haus erbrochen,
Rein ausgeplündert, was nur ſtand und lag.

Zweiter Bauer.

In meiner Scheune iſt kein einzig Korn.

Dritter Bauer.

Hätt' ich für jede Striem' an meinem Leib
Nur eine Kron', ich wär' ein reicher Mann.

Erſter Bauer.

Ja, hier iſt keiner, den ſie nicht geſchädigt.

Vierter Bauer.

Ich ſagt' es anfangs gleich; gebt acht, ſprach ich,
Es thut nicht gut bei uns dieß fremde Volk,
Der König ſollte ſie ins Land nicht laſſen.
Sprach ich nicht ſo? Nachbar, bezeug' mir das.

Erſter Bauer.

's iſt wahr, mein Seel, allein was ſprach denn ich?
's iſt gegen Schick und Brauch, 's iſt gleichſam unrecht.

Devon.

Es fehlten Worte nicht, an Thaten fehlt' es.
Gleich feigen Hunden, die mit lautem Bellen
Die Kampfesunluſt allzu ſchwach verdecken,
Krocht, ſtatt zu ſtreiten, ihr ins ſichre Loch
Und riefet Gottes Fluch auf eure Feinde.
Ihr blöden Thoren, wußtet ihr denn nicht,
Gott flucht und ſegnet nur durch Menſchenhand;
Mit offnen Mäulern harrtet ihr auf Wunder
Und — wie's in ſolchen Fällen ſtets geſchieht —
Ein Wunderwerk geſchah. Ein kleiner Hauſe
Von heimathsloſen feilen Abenteurern,
Die Hunger furchtſam an die Küſten trieb,
Den ſchlappen Bauch mit flücht'gem Raub zu ſtopfen,
Beſiegt die Enkel jener hohen Helden,
Die dieſes Land mit blut'gem Schwert erobert;
Ein Hauſe, ſo gering an Zahl, ſo ſchwach,
So abgenagt vom Zahn des Hungers, daß
Die Federn auf den Helmen unſrer Krieger
Die ganze Feindesſchaar weit überwogen.

Bräutigam.

Nur tauſend Männer, die ſo denken, Vater,
Wie Ihr und ich, und meiner Seele, keiner
Von dieſen rothen Hunden ſollt' daheim
Erzählen, wie die Braten Englands ſchmecken.

Devon.

Noch iſt die Unterdrückung nicht vollendet,
Noch bäumt in jedem ſich der kräft'ge Muth
Dem fremden Joche unbeſiegt entgegen.
Wo lebet der Tyrann, der Männer zwingt?
Wer ſchleift den Dolch, der kann den Willen morden?
Und wenn ſein Arm die ganze Welt umſchlingt,
Sein Wink gebietet unzählbaren Horden,
Wenn auch ein feiles Heer ihm unterliegt,
Ein Volk wird nie als durch ſich ſelbſt beſiegt.

Bräutigam.

Fürwahr, er redet goldne Worte.

Pfarrer.

Schweigt!
Dort naht ein Haufe Dänen. Bittet Gott,
Daß ſie euch nicht bemerken und fürbaß ziehn.
Der Führer heftet ſchon den Blick hierher.
Sie kommen. Freunde, haltet euch nur ruhig,
Laßt ſie gewähren und ſie ziehen ab.

Devon.

Schämt Ihr Euch nicht, dieß ſchnöde Wort zu ſprechen,
Iſt es ſo weit gekommen, daß der Sachſe
Von einem Fremden duldet, was nicht recht?
Muſik erſchalle, führet fort den Reihen,
Wer heut euch ſtört, der ſtört euch niemals wieder.

Pfarrer.

Wer ſeid Ihr denn, daß Ihr ſo keck und frei —
Doch, ach, ſie nahn! Nun, Gott beſchütz' uns alle.

Däniſcher Hauptmann tritt ein.

Hauptmann.

Was gibt's für Lärm? Die Mähre ſpringt, ein Zeichen,
Daß noch ein ſchärferes Gebiß vonnöthen.
Man wird euch tanzen lehren, Lumpenpack.
He, Wein her! Warum wird heut hier getanzt? —
He, Antwort!

Brautvater.

Weil —

Hauptmann.

Nun?

Brautvater.

Weil wir —

Hauptmann.

Weiter, Schurke!

Bräutigam.

Weil wir heut Hochzeit halten, Herr.

Hauptmann.

Wer?

Bräutigam.

Ich.

Hauptmann.

Wo iſt die Braut?

(Man bringt Wein.)

Iſt das hier Wein für Dänen?

(Wirft das Glas auf den Boden.)

Bringt beſſern. Nu, wo iſt die Braut? Wo iſt ſie?

Brautvater.

Hier, ſtrenger Herr.

Hauptmann.

Hm, eine feine Dirne.
Willſt mit mir gehen, he?

Brautvater.

Gib Antwort, Mary.

Hauptmann.

Komm her zu mir! Zu mir her, ſag' ich dir.

Devon.

Der Zorn zerſprengt mir faſt die Bruſt, doch ſtille!

Hauptmann.

Ein fein Gewächs, recht jung und friſch und derb.

Bräutigam.

Er faßt ſie an, ich kann mich nicht mehr halten!

Brautvater.

Ich will's ihm wehren, du biſt allzuraſch.
Herr!

Hauptmann.

Nun, was noch?

Brautvater.

Geſtrenger Herr!

Hauptmann.

Verdammt.
Was ſoll's?

Brautvater.

Das hier iſt — meine Tochter.

Hauptmann.

Nun?

Brautvater.

's iſt meine Tochter, ſag' ich.

Hauptmann.

Meinetwegen.

Brautvater.

Ich bin ihr Vater und ich duld' es nicht —

Hauptmann.

Du raiſonnirſt wohl? Was, Hund, duldſt du nicht?
Sprich noch ein Wort —

Brautvater.

Es war nicht ſo gemeint,
Geſtrenger Herr.

Hauptmann.

Sieh her und lache, Schuft!

Bräutigam.

Herr, Eure Hand von ihrem Buſen, oder —
Ei, laßt mich, Vater, mich erſtickt der Grimm.
Läßt du ſie nicht, ſo ſoll dein rother Schädel —

Hauptmann.

Darf Das der Sachſe einem Dänen bieten,
Fahr' in die Hölle, Knecht. Heda, Soldaten! (Zieht.)

Braut.

Mein William, helft; ach, er ermordet ihn!

(Dänen dringen herein.)

Hauptmann.

Das ſollt ihr büßen. He, haut alles nieder!

Devon.

Jetzt oder nie! Stirb du zuerſt, Verdammter.

(Zieht ein Schwert unter dem Mantel hervor und dringt auf den Hauptmann ein.)

Hauptmann.

Rächt mich, Kamraden.

(Fällt. Die Dänen entfliehn.)

Devon.

Schnell, bewaffnet euch
Mit allem, was der Zufall günſtig beut,
Ihr habt den erſten Schritt gewagt, ſeid muthig.
Ganz oder gar nie mußtet ihr ſo handeln.
Schnell, eh die Fliehnden ihre Brüder ſammeln.
Laßt uns des Dorfes ruhige Bewohner
Mit lauter Stimme zu den Waffen rufen.
Erkennt in mir den Graf von Devon, der
Schon ehe manche unter euch zum Sieg geführt.
Nur zwiſchen Tod und Tod iſt uns die Wahl gelaſſen.
Gewinn iſt es nunmehr, im Kampfe zu erblaſſen.

(Geſchrei und Trompeten auf der Straße. Alle ab.)

Thal mit Edreds Hütte.

Emma und ihre **Mutter**, Weidenkörbe flechtend, dabei ein Feuer mit Töpfen.

Emma.

Sie bleiben heut auch wieder ewig lange.

Mutter.

Währt dir's zu lang? ja, ja, ich kenn dich ſchon.
Komm, Emy, willſt ein Schälchen Suppe, Emy?

Emma.

Ich bin nicht hungrig, mir iſt nur ſo wüſt,
So leer und ſchaal, ich bin wohl ſchläfrig, Mutter.

Mutter.

So ſchlaf! Komm, leg den Kopf in meinen Schoß,
Du böſes Mädchen. Vater brummt gewiß,
Daß ich dich ſo verhätſchle (küßt ſie), Siebenſchläfer.

Emma.

Doch wenn ſie kommen, weckt mich auch gewiß!
Hört Ihr, gewiß!

Mutter.

Nun ja doch, ſchlafe nur.

(Stille.)

Emma.

Sind ſie ſchon hier?

Mutter.

Ich werde dich ſchon wecken
Schlaf immer zu.

Emma.

Ich mag nicht ſchlafen, Mutter,
Hier Euer Rock reibt mir die Wange wund.

Mutter.

Laß ſehn, du Schelm, ſind ſie nicht beide glatt
Und roth, ſo wie ein reifes Aepfelchen?
Ei, haſt wohl wieder einmal Langeweile,
Nicht wahr? Arbeit zur Hand, du faule Dirne.

Emma.

Ich weiß nicht, Mutter, doch ich kann nicht ſchlafen.

Mutter.

Komm, will dir 'was erzählen, die Geſchichte
Vom ſchönen Fräulein iſt noch nicht zu Ende.
Wo blieb ich ſtehn?

Emma.

Wie ſie ſich herzten, Mutter,
Und küßten und ſich ſüße Dinge ſagten.

Mutter.

Nu, dir zu Liebe überſpring' ich das;
Denn ſolche feine und ſubtile Dinge
Behagen dir, du wildes Mädchen, nicht.
Das Fräulein alſo war in rothes Tuch
Gekleidet, ganz mit Gold verbrämt —

Emma.

Ei, Mutter,
Erzählt nur in der Ordnung; wie die beiden
Zuſammen in der Laube ſaßen — Nun,
Wie ging's nun weiter?

Mutter.

Nu, da koſten ſie —

Emma.

Erzählt doch weiter! Nu, da koſten ſie —

Mutter.

Und drückten ſich die Hand.

Emma.

Recht feſt, nicht wahr?
Was ſonſt?

Mutter.

Und küßten ſich.

Emma.

Und küßten ſich?
Ihr ſprecht, das ſchickt ſich nicht. Schickt ſich's denn, Mutter?

Mutter.

Ja, Bräutigam und Braut.

Emma.

Sonſt nicht? Ach ſo.

Mutter.

Da trat urplötzlich ein des Fräuleins Vater,
Sein' Majeſtät der Kaiſer von Tramſund,
Tramſunda oder Trabiſund, ich weiß nicht.
Starkmüth'ger Ritter und, will's Gott, Herr Eidam,
Sprach er, das Mohrenvolk iſt vor der Thür,
Ergreifet Eu'r vierſchneidigs Schwert und zeigt
Den Heiden, was die Streiter Chriſti können.
Du gähnſt? Nimmt man ſo kluge Reden auf?
Nu warte, heut erzählt und niemals wieder.
Und ſing' dir eins dazu, dein Lieblingsliedchen
Vom edlen Waidwerk mit Halloh und Jagdruf.

Emma.

Halloh, in den grünenden Wald!
Mit Bogen und ſchwirrenden Pfeilen,
Das flüchtige Wild zu ereilen,
Halloh, nur im luftigen Wald
Iſt der Seligkeit Aufenthalt.
Halloh, in den —
Das abgeſchmackte Lied, immer Halloh
Und Wald, und dann Halloh und wieder Halloh,
Halloh und ſtets Halloh bis zum Sterben.

Mutter.

Wie du nur biſt, du ſangſt es einſt recht gern.

Emma.

Ich ſang's nur, Mutter, weil es Euch gefiel.

Mutter.

Du liebteſt es, weil es vom Waidwerk ſpricht.
Als Kind ſchon liefſt mit Vater in den Wald
Und ſchleppteſt dich mit der erlegten Beute,

So daß mein Alter oftmals lachend ſprach:
'ſ iſt an dem Mädel ſchier ein Bub' verdorben.

Emma.

Was fällt Euch ein, ich ſoll das Waidwerk lieben,
Das wilde, rauhe, unglücksvolle Handwerk?
Mich ſollte freun der armen Thiere Qual,
Des kühnen Waidmanns ſtündliche Gefahr?
Nein, Mutter, nein, Ihr ſolltet es nicht dulden,
Daß Vater täglich ſo ſein Leben wagt.

Mutter.

Ich wollte wohl, doch rechte du mit Männern.

Emma.

An Eurer Stelle wär' ich niemals ruhig.
Jetzt, dächt' ich jeden Augenblick, jetzt gleitet
Sein müder Fuß von ſteiler Klippen Rand
Jetzt reißt der Wolf — o Himmel, lieber Himmel,
Vielleicht, daß eben jetzt —

Mutter.

Hör' doch nur auf,
Du machſt mir ſelber bang.

Emma.

Erſt geſtern träumt' ich,
Ich ſäh' mit einem Bären Edgarn kämpfen
Um eine Leiche, die dem Vater glich.

Mutter.

O Gott!

Emma.

Und Mittwochs ſah ich Edgarn wieder
Von eines Felſens ſteiler Zinne ſtürzen,
Und Vater, der die Hand ihm helfend reicht',
Stürzt' mit —

Mutter.

Ach Gott, ich unglückſel'ge Frau
Mein Mann, mein lieber Mann, ich arme Wittwe!

Ach, wären ſie doch nur daheim geblieben.
O, die verwünſchte Jagd trägt alle Schuld.
Du arme Waiſe, ich geſchlagne Frau.
Mein Mann, mein Mann!

(Hörnerſchall.)

Emma.

Mein Gott — Horch! hört Ihr, Mutter!
Sie ſind's, ſie ſind's, 's iſt Edgar und der Vater.

Mutter.

Gott ſei gedankt. Nun geht mir nochmal jagen!

Emma.

Uns ſo zu ängſt'gen, wart', ich will dich lehren!

Mutter.

Wo läufſt du hin? bleib, mach das Eſſen fertig,
Sie werden hungern.

Emma.

Hungern? Gleich, gleich, Mutter.

Mutter.

Gib etwas Salz noch in die Suppe.

Emma.

Ja, ja, Mutter.

Mutter.

Wo läufſt du hin?

Emma.

Salz will ich holen, Mutter.

Mutter.

Haſt du's doch in der Hand.

Emma.

Wie? In der That.

Mutter.

Um Gotteswillen! Kind, was fehlt dir denn?
Verſalzt das Mädchen nicht die ganze Suppe?
Wer mag die Lauge eſſen!

Emma (koſtet).

'S ſchmeckt recht gut.
So, nun iſt alles fertig.

Mutter.

Du verſengſt
Dir ja die Schürze.

Emma.

Ei, das ſchadet nichts.
Wo ſie nur bleiben! Vater! Edgar! — Edgar!

Mutter.

Ei, ſo ſei doch nur ruhig. Bleib!

Emma.

Ja, Mutter.
(Sitzt am Feuer in immerwährender Bewegung.)
Ho, Edgar, ho. Halloh! Halloh! Wo bleibſt du!

Edred tritt auf.

Mutter.

Gott ſei gedankt, daß ich dich wieder habe!

Emma.

Gott grüß' Euch, Vater, wo habt Ihr den Edgar?

Mutter.

Du böſer Mann, in welcher Angſt ich war!

Edred.

Was habt ihr denn; ich glaube gar, du weinſt?

Mutter.

Daß ich dich wieder ſeh', dich wieder habe,
Daß du dem grauſenvollen Bär entronnen.

Edred.

Entweder ich bin toll geworden oder
Ihr ſeid's. Was ſchwatzt ihr denn für Zeug von Bären,
Fünf Monden iſt es, daß ich keinen ſah.

Mutter.

O Himmel, Emy machte mich ſo furchtſam.

Edred.

Das iſt ſo ihre wilde Art. He, Mädchen!
Wo ſteckt ſie denn? Komm doch herab vom Hügel,
Wornach ſiehſt du ſo emſig in die Ferne?
Herab komm, ſag ich dir!

Emma.

Gleich, Vater, gleich,
Hier bin ich ſchon. Wo iſt denn Edgar, Vater?

Edred.

Er ſchleppt ein Reh nach Haus.

Emma.

Das er geſchoſſen?

Edred.

Nein, ich. Der Burſche fehlte fünfmal heute,
Er iſt oft ſo zerſtreut, und ſeine Seele
Scheint ganz von einem einzigen Gedanken
Bewohnt, ſo daß kein Raum für einen zweiten.
Oft ſah ich ihn, wenn er allein ſich glaubte,
Voll Grimm mit den erboſten Winden fechten,
Den Lüften harte Wort' entgegendonnern.
Auch ſeine Träume ſind von Krieg und Schlacht:
Bald führt er Reiter an mit kühnen Worten,
Bald hält er Krieger auf, die fliehen wollen,
Kurz, all ſein Thun iſt ſo geheimnißvoll,
Daß es beinah' mich Böſes ahnden ließe,
Wenn nicht ſein offnes Aug, das frei und redlich
Hinausblickt in die weite Gotteswelt,
Den losgelaßnen Argwohn an die Kette legte.
Der Menſchen Thun iſt ſcheinbar und kann trügen,
Das Wort, von Luft gezeugt, iſt wie ſein Vater Luft,
Doch Gottes Schrift in eines Menſchen Auge
Iſt wie der Schreiber wahr und kann nicht lügen.

Emma.

O guter, guter Vater.

Edred.

Sputet euch,
Der matte Körper ruft nach Speiſe.

Mutter.

Emma!

(Edred ab.)

Alfred erſcheint auf der Höhe

Emma.

Kommſt endlich, Fauler! Wo haſt du geſteckt?

Alfred.

Ah, guten Morgen, Emy!

Emma.

Warte, warte!

(Ihm entgegen eilend.)

Mutter.

Sieh nach dem Eſſen!

Emma (zurücklaufend).

Ja, ja, liebe Mutter!

Alfred.

Warſt du in Sorgen?

Emma (hinauflaufend).

Freilich, böſer Menſch!

Mutter.

Wirſt du wohl bleiben?

Emma (herab).

Hier, hier bin ich, Mutter.

(Am Herde beſchäftigt.)

Du ſollſt es wohl bereuen, warte nur!

(Läuft in die Scene und kommt zurück, einen ungeheuren Baumaſt nach ſich ſchleppend.)

Siehſt du?

Alfred.

Was ſoll's damit?

Emma.

Dich ſchlagen will ich.

Mutter.

Was ſollen all die Poſſen? Edgar, komm,
Ich habe allerlei für dich zu thun;
Es iſt noch Holz zu ſpalten.

Emma.

Soll er nicht
Mich leſen lehren, Mutter?

Mutter.

Treibſt du doch
Nur dummes Zeug.

Emma.

Ich will recht fleißig ſein.

Mutter.

So mag's denn ſein, doch nicht zu lange, hörſt du?
Du findeſt ja des Leſens nie ein Ende.
Man ſollte meinen, ſie ſei hochgelahrt,
Bei ſo viel Eifer durch die lange Zeit,
Allein ſie iſt ſo angefüllt mit Poſſen,
Daß gar kein Platz iſt für ein kluges Wort.
Ich mein', ſie kann kaum ihren Namen leſen.

Emma.

Ei ja doch, Mutter.

Mutter.

Lies in Gottes Namen.

Dug.

Mit Euer Gnaden gnädigſter Erlaubniß
Iſt das ein Mörder und ein Gottesräuber,
Ein Jungfernſchänder, ja, ein Ehrendieb,
Ein Hurer, Ehebrecher, mit ein' Wort,
Ein Mohr und Heid', wenn Euer Gnad'n erlauben.

Alfred.

Elender, wie?

Guthrun.

Schweigt! Sprich, was weißt du? Rede!

Dug.

So will ich ja, wenn Euer Gnad'n erlauben.
Auf künftige Johannis iſt's ein Jahr,
Da ging ich Morgens früh mit meinem Vater
Nach Dwellinghill, um einen Rock zu kaufen.
Wir kamen an, ich weiß, als wär' es heute,
Der ganze Flecken war beinah' in Aufruhr,
Dieweil ein Mörder grad gefangen ward.

Guthrun.

Und dieſer Mörder nun iſt dieſer hier?

Dug.

Ei, Gott behüte, der da iſt viel ſchlimmer.
Von jenem ſprach ich, weil er mir beim Rocke
Gelegentlich mit auf die Zunge kam.
Mein Vater alſo kaufte mir den Rock,
Von dem die Rede iſt. — Du Spitzbub, warte,
Den Rock, den ſollſt du theuer mir bezahlen! —
Es war ein feiner Rock, mein Seel, ſo war er!
Von rothem Zeug, mit Spangen, Band und Schnüren,
Der König ſelber kriegt kein' beſſern Rock.

Guthrun.

Verdammter Hund, zur Sache, oder ich —

Dug.

Erlauben Euer Gnaden, ich bin bald

Zu Ende. Nun, der Rock war alſo mein,
Und ich trug ihn an hohen Feſten nur,
Am heil'gen Oſtertag, zur Weihnachtszeit,
Am Namenstag des Königs — nein, da nicht —
An ſeinem Sterbetag, als in der Schlacht
Ihr ihn ſo heldenmüthiglich habt abgethan.
Da trug ich ihn aus purer klarer Freude.

Guthrun.

Wenn du nicht eileſt, das Geſchwätz zu enden,
So hängſt im nächſten Augenblicke du
An jenem Nußbaum als die taubſte Nuß.
Was iſt's mit deinem Rock?

Hug.

Der Gottesläugner.
Der Königsmörder hat mir ihn geſtohlen!

Guthrun.

Und das iſt alles?

Hug.

Iſt das nicht genug?
Der Rock hat fünfzehn Pfennige gekoſtet.
Rechn' ich dazu drei Pfennige dem Schneider,
Der zweimal mir die Aermel und die Seiten
Mit Stücken von der Mutter grüner Jacke flickte,
So thut das zwanzig Pfennige, und dieſe
Forder' ich von dir, du Abſchaum aller Mörder,
Die mußt du zahlen beim dreiein'gen Gott
Beim Odin, Kannibal, die mußt du zahlen,
Baar zwanzig Pfennige und dann magſt du
Zum Fraß den Hunden vorgeworfen werden.

Guthrun.

Iſt ſo die Sache, wie der Burſche ſpricht?

Alfred.

Der Schmach! Herr, mehr als hundertmal
Hab' ich den Rock bezahlt in Geld und Koſtbarkeiten.

Hug.

Das lügſt du, Schelm, in deinen Hals. Doch eben

Erinnerſt du mich an ein andres Stückchen.
Der Menſch da iſt ein Zauberer, ja, ja,
Sieh mich nur an, du Schelm. Gewiß, er kann
Umwandeln ſich in jegliche Geſtalt.
Jüngſt, als er meinen ſchönen Rock geſtohlen,
Da glich er einem edlen, ſchmucken Ritter,
Mit Silber angethan und edlen Steinen.
Nun hat er in 'nen Bettler ſich verwandelt.

Guthrun.

Fahr' weiter, Burſche, ſprich!

Dug.

Ja, gnäd'ger Herr.
Ja, wie ich ſag'! ein ſchmucker Ritter war er,
Auch Hexenzeichen führet er bei ſich;
Als ich ihn jüngſt auf friſcher That ertappte,
Entriß ich ihm ein Ding mit krauſen Zeichen,
Die ſelbſt der Vater nicht zu deuten weiß.
Ich wollt' es von mir werfen, doch der Vater
Verbot's und ſagt', es ſei ein Talisman,
Ein Zauberwerk, das ſchütze wider Hieb und Stich.
Ob's gegen Stiche ſchütze, weiß ich nicht,
Ich hab's noch nicht probirt; doch gegen Hiebe,
Mein' Seel, Herr, gegen Hiebe ſchützt es nicht,
Das kann mein blauer Rücken baß bezeugen.
Allein vielleicht ſind Eures Koches Hiebe
Dem Zauberding zu mächtig.

Bob. Küchenjungen.

Bob.

So wahr ich ehrlich bin, das iſt der Dieb,
Seht ihr, das iſt mein Rock, wart' nur, du Schurke!
So roth, ſo ſchön, fürwahr, das iſt mein Rock.

Erſter Junge.

Fordr' ihn zurück.

Bob.

Kommt, kommt, wir wollen hin.

Zweiter Junge.

Geh nur allein, und will er ihn nicht geben,
So ſoll er unſre Fäuſte fühlen. Geh!

Bob.

Ich wollt', ein andrer ginge hin ſtatt mir,
Der Kerl hat ſo was Widerwärtiges —
Wenn du für mich ſprichſt, Ralf, ſo geb' ich dir —

Dritter Junge.

Wie viel?

Bob.

Ich will doch lieber ſelber gehn.

Erſter Junge.

So geh, allein mach nur, denn ſonſt entweicht er.

Zweiter Junge.

Er geht jetzt ſchnell, mir däucht, er will entlaufen.

Alfred und **Emma** treten auf.

Bob.

Entlaufner! Heda! Stillgeſtanden! He!
(Er läuft auf Alfred zu, dieſer dreht ſich ſchnell gegen ihn.)

Alfred.

Was gibt's?

Bob.

Ja —

Alfred.

Nun, was willſt du?

Bob.

Ja, mein Herr! —
Was iſt die Glocke, lieber Herr?

Alfred.

Ich weiß nicht!

Bob.

Verzeiht, mein werther Herr!
(Zu den andern.)
Ich täuſchte mich,
Iſt auch der Rock mein Rock, ſo iſt's der nicht,
Der ihn geſtohlen. Selbſt der Rock iſt rother
Als meiner war.

Zweiter Junge.

So komm, wir wollen gehn!

Bob.

Indeß, wenn ich mir's ſo recht genau betrachte,
So iſt's denn doch mein Rock. Dort auf der Bruſt
Iſt noch der garſt'ge Fettfleck von dem Kuchen,
Den ich der Mutter ſtahl. Und auch der Kerl
Gleicht meinem Räuber wie ein Ei dem andern.
Steht Ihr mir bei? In Gottes Namen alſo!
Mein Freund! Mein Herr, verzeiht, wenn ich Euch ſtöre.
Wir haben heut ſo ziemlich hübſches Wetter!
Ihr ſeid ein Reiſender, mein werther Herr.
Vergangnen Winter war es nicht ſo warm
Als jetzt. Was wollt' ich denn nur eben ſagen!
Was koſtet Euch die Elle von dem Tuch?

Alfred.

Ich weiß nicht.

Bob.

Wie, Ihr wißt nicht? Ei, kurios,
Mich däucht, er fürchtet ſich. Mein werther Herr,
Ihr habt den Rock vielleicht wohl gar gefunden?
Gefunden, ſo — (mit Gebärde) ſo auf gewiſſe Art.
(Alfred gibt ihm eine Ohrfeige.)

Bob (zu den andern).

Er iſt es nicht, fürwahr, er iſt es nicht,
Bei meiner Seele nein, Der iſt es nicht!
Mein Dieb war nur ein lauf'ger, lump'ger Dieb,
Nur die Entfernung hatte mich getäuſcht.

Scylla.[1]

---

[1] Mit der fingirten Bemerkung: „Aus dem Italieniſchen überſetzt.“

Perſonen.

Niſus, König von Megara.
Scylla, ſeine Tochter.
Minos, König von Kreta.
Mirto.

Erſter Akt

Terraſſe. Tagesanbruch.

Scylla. Mirto.

Mirto (auftretend).

In dieſer Hallen ſchaurig ödem Dunkel,
Vom Unglück nur geſucht und von der Schuld,
Treff' ich dich wieder, Niſus' hohe Tochter.
Rief dich des Ortes Stille zum Gebet,
Wie, oder — und ſo iſt's, dein Auge ſagt's —
Trieb dich des Herzens unglückſel'ger Drang,
Zu ſuchen, was du ewig fliehen ſollteſt!
Des Kreterfürſten feindliche Geſtalt. —
Du ſchweigſt und ſchickſt die Blicke in die Ferne,
Nach jenem Lager, das dem Vater dräut,
Nach ihm, der dir und uns lebt zum Verderben. —
Wirf die verbrecheriſche Leidenſchaft
Mit Kraft weit von dir —

Scylla.

Iſt dies nicht ſein Schritt?

Mirto.

Färbt dir nicht Scham die hohe Fürſtenſtirne,
So deines Stammes Hoheit zu verläugnen
Und des Geſchlechtes leicht befleckte Würde?

Scylla.

Niſus, König von Megara.
Scylla, ſeine Tochter.
Minos, König von Kreta.
Rhode, Sklavin der Scylla.

Erſter Akt.

Terraſſe mit Ausſicht auf das kretenſiſche Lager, rechts im Hintergrunde der Anfang eines Säulenganges, der zum Tempel führt.

Erſte Scene.

Scylla. Rhode. **Chor von Jungfrauen.**

Chor.

Sei uns willkommen,
Dreimal willkommen
Heiterer, ſeliger, himmliſcher Tag,
Der du der Fürſten
Blutigen Hader
Friedlich endeſt durch frommen Vertrag!

Hier wird erſcheinen
Minos der Hohe,
Furchtbar gewaltig an Waffen und Land;
Müde des Streites,
Reicht er zum Bunde
Willig dar die entwaffnete Hand.

Scylla (im Vordergrunde).

Ich werd' ihn ſehn,
Ihn, den Geliebten!
Faſſ' ich die Wonne, faſſ' ich das Glück?

Die Großen und die Kleinen.

Luſtſpiel.

1812.

Ich will ein Luſtſpiel ſchreiben: Die Großen und die Kleinen, und darin beide Extreme durchziehn. Langeweile, Anglomanie, H. v. Wieſenthal ſoll hinein, die kindliche Poeſie, die Genialität und zwar die univerſelle, das Imponiren, die Eheſcheu, Wieſenthal der Jüngere.

1812.

Perſonen des Luſtſpiels, Die Großen und die Kleinen:

Der **Graf**. Ein aufgeklärter Mann, der von Freiheit des Willens ſpricht und ſeinen Sohn zur Heirath zwingt, von der Gleichheit aller Menſchen und ſeine Bedienten mißhandelt, vom Unwerthe des Adels und wenn's gilt, ſich doch in die Bruſt wirft; gegen Geringere iſt er liebevoll, wenn er mit ihnen allein iſt, in Geſellſchaft ſeines Gleichen aber wegwerfend ſtolz. Er iſt Kunſtkenner, ausſchließend aber von Gemälden. Uebrigens liebt er außer ſich nur noch die Weiber, ſeine Gemahlin ausgenommen.

Die **Gräfin**. Eben ſo ſtolz als ihr Gemahl, ſie hält es aber nicht für der Mühe werth, ihren Stolz zu verbergen. Bigott, nicht aus Religion, ſondern weil ſie ſeit ihrer Jugend nun ſchon ſo im Train iſt. Prachtliebend, verſchwenderiſch, ſie achtet das Geld nicht, nicht aus hoher Denkungsart, ſondern weil ſie den Werth deſſelben nicht kennt. Sie verachtet Alles, was nicht vom Adel iſt, und würde lieber ſterben, als ihre Geburt beflecken. Sie liebt ihren Mann nicht, ſeine Ausſchweifungen ſind ihr ganz gleichgültig, es iſt ihr nie in den Sinn gekommen, ſich durch etwas Aehnliches zu rächen, denn für alle Gefühle iſt ſie erſtorben.

1822.

In dem Luſtſpiele: Die Großen und die Kleinen hatte ich mir die Gräfin gedacht, als einen ehemaligen Esprit fort aus der Schule der franzöſiſchen Encyklopädie, die aber, nachdem ſie geſehen, daß der Sturz der Religion auch das Sinken der Adelsrechte und der Privilegien nach ſich gezogen hat, wieder à son bon Dieu zurückgekehrt iſt, deſſen Exiſtenz für ſie dadurch bejaht wird, daß ſie ſie nicht mehr verneint.

Die Pazzi.

Trauerſpiel.

Den 17. Dezember 1812.

Personen.

Lorenzo ⎫
Giuliano ⎭ von Medici.
. . . . . .

Erſter Akt.

Platz vor dem Palaſte der Medici in Florenz mit einer Warte.

Ein Haufen Bürger.

Schuſter. Schau, Michieli, ſiehſt du noch nicht Staub aufſteigen?

Wächter auf der Warte. Ich ſehe noch nichts, die Sonne blendet mich.

Schuſter. Wo ſie doch bleiben? (den Kopf ſchüttelnd) Ei, ei, ich will nicht prophezeihen, aber wer ein wenig Grütze hier hat und die Lage der Sachen kennt, der möchte ſchier fürchten —

Waffenſchmied. Was gackelt Ihr da! Iſt nicht Medici mit ihnen. Die Medici haben das Glück geheirathet, es iſt ihnen unterthan.

Marco. Man hört auch manchmal von Eheſcheidungen.

Waffenſchmied. Schweigt nur, weiß man doch, warum Ihr ſo ſprecht. Weſſen Brod ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge! Ihr ſeid ein Diener Herrn Jakobs von Pazzi. Ihr ſchimpft die Medici ums liebe Brod.

Marco. Ueber Eure Medici!

Waffenſchmied. Nicht geräſonirt, ſag ich Euch, und die Medici nicht ſchimpfirt, ſonſt ſetzt's Hiebe. Unter uns iſt keiner, der nicht mit Freuden ein paar Püffe für das erlauchte Haus hinnähme.

Schuſter. Wollen das Beſte hoffen, aber — aber. Als ich heute Morgens dem Herrn Gonfalonier ſeine Schuhe brachte, da verzog er ſein geſtrenges Geſicht gar erbärmlich und ſagte: Meiſter, der Schuh drückt mich, und dabei gebärdete er ſich, als ob er das Bauchgrimmen hätte; wenn ich das, was mir geſtern mein Vetter, der Küchenträger, bei Herrn Giuliano Medici entdeckte, dagegenhalte, ſo kömmt das Facit heraus —

Waffenſchmied. Daß Eure Schuhe zu eng, und Euer Vetter ein Eſel iſt.

Schneider. Ja wohl. Wer ſollte denn auch ſo großmächtigen, ſpendablen Herrn was anhaben! Das ſind mir doch noch Edelleute! An den neuen Livreen ihrer Bedienten kennſt du kaum, von welcher Farbe ſie ſind, ſo beblecht mit Gold und Silber ſind ſie! Und großmüthig! Neulich nähte ich Herrn Lorenzo einen abgeſprungenen Knopf ans Beinkleid, ſoll mich der und jener, wenn er mir nicht baare zwei Groſchen dafür bezahlt hat.

Färber. Und bei aller Großheit doch ſo herablaſſend, ſo freundlich. Unſere andern Edelleute danken kaum der tiefſten Reverenz; aber wenn Lorenzo an mir vorübergeht und ich ziehe die Mütz' ab, ſo zuckt er am Federhut und ſpricht liebreich: Guten Morgen, Meiſter, oder je nachdem es an der Tageszeit iſt: Habt guten Abend, oder: Seid freundlich gegrüßt, oder mit andern zierlichen Worten.

Wächter von der Warte. Ich ſehe Waffen blinken im Strahl der Sonne! Sie kommen, ſie kommen!

Waffenſchmied. Heida! Iſt einer unter euch, der heute lieber Kaiſer von Trapezunt als ein Bürger von Florenz wäre?

Viele. Keiner, keiner. Florenz hoch!

Schneider. Wenn man ſo eine Weile ſich müd' gekämpft und alle Fährlichkeiten des Kriegs ausgeſtanden, dann behagt die Freude des Sieges.

Waffenſchmied. Es iſt wahr, wir haben viel gethan, dem mächtigen Herzog von Mailand geſtanden und nicht unterlegen.

Schuſter. Ja, wir Florentiner haben Arme.

Waffenſchmied. Und Schwerter.

Schneider. Und Muth.

Marco. Und Zungen.

Wächter. Da ſprengt einer voraus.

Färber. Das iſt ſicher mein Schweſterſohn. Er dient im Heere, ein Teufelsjunge. Ueberall voran, war immer ſein Wahlſpruch.

Wächter. Ein Reiter in prächtiger Rüſtung führt den Zug.

Färber. In prächtiger Rüſtung? Das iſt mein Schweſterſohn. Hat mir nicht der Bube meinen Sparpfennig auf eine polirte Rüſtung abgeſchwatzt.

Wächter. Nun kommt einer mit einer eroberten Fahne.

Färber. Da habt ihr den Teufelsjungen. Der mit der Fahne iſt er, mein Schweſterſohn. Vetter, ſagte er mir bei ſeinem Abſchiede, entweder Ihr ſeht mich nie wieder, oder mit einer feindlichen Fahne.

Wächter. Herr Lorenzo von Medici hoch zu Roß!

Viele. Vivat Medici!

Wächter. Sein Schwert blitzt in der Sonne.

Waffenſchmied. Hört ihr, ſein Schwert blitzt. Das Schwert hab' ich geſchmiedet. So was habt ihr nie geſehen. Scharf wie ein Scheermeſſer und hart wie ein Diamant. Mit dem Schwert konnte er freilich die Feinde ſchlagen.

Wächter. Sie kommen, ſie kommen.

Ein **Ritter** kommt.

Ritter. Freut euch, Freunde, der Feind iſt geſchlagen. Der Adler von Florenz, der edle Lorenzo, hat ihn vernichtet. Der Herzog von Mailand wird ſo bald eure Ruhe nicht wieder ſtören. Platz da, Platz für die Sieger!

Unter kriegeriſcher Muſik tritt **Lorenzo von Medici** auf mit **Soldaten** und Fahnen. Ihm zur Seite geht **Francesco Pazzi** und **andere Hauptleute**.

Volk. Heil Florenz, Heil Medici!

Andere. Der Beſieger des Herzogs von Mailand!

Viele. Der Vater des Vaterlands!

Alle. Vivat Medici!

Lorenzo. Jetzt erſt fang' ich an, meinen Sieg zu ſchätzen. Selbſt die erſte Freude des Vollbringens dieſer Waffenthat war nicht ſo groß als mein jetziges Entzücken, ſie ſo wohl von euch aufgenommen zu ſehn.

Waffenſchmied. Hört ihr, wie er uns reſpektirt.

Schuſter. Die Freude, aufgenommen zu werden, das war recht reſpektirlich.

Waffenſchmied. Er muß wohl, denn ſind nicht wir vom Volk ſein Souverän und Herr?

Lorenzo. Ueberhaupt ſeh ich dabei nichts Großes. Eine Niederlage mußte mir wohl Schande, ein Sieg aber kann mir keinen Ruhm bringen. Um mit einem Heer Florentiner zu ſiegen, braucht man kein großer General zu ſein.

Volk. Vivat Medici! Lorenzo hoch!

Färber. Hört ihr, wie tapfer wir ſind.

Waffenſchmied (zu Marco). Nun ſpotte uns noch einmal, wenn du alle Zähne im Halſe haben willſt.

Schneider. Ja, er hat Recht, wir haben eigentlich den Sieg erfochten. Wir waren ſo zu ſagen die Arme.

Lorenzo. Jeder Florentiner war an dem Tage ein Held, ich konnte nichts thun, als jedem einen ſchicklichen Platz zu ſeinen Thaten anweiſen.

Färber. Zu ſeinen Thaten! Damit ſpielt er auf meinen Schweſterſohn an.

Schneider. Einen ſchicklichen Platz, das war gut geſagt.

Schuſter. Und anweiſen. Das klingt gar nicht befehlsmäßig.

Lorenzo. Kehrt nun ruhig heim in eure Häuſer; die Mailänder werden euch nicht mehr ſtören. Ich denke, wir haben ihnen gezeigt, was Florenz vermag. Ohne Furcht könnt ihr wieder eure Villas und Weinberge vor der Stadt beziehen, die Sorgen der mühevollen Woche in den Hainen von Fieſole am Sonntage abwerfen, und damit die allgemeine Freude kein trüber Gedanke vergifte, ſo läßt euch die Signoria durch mich verkünden, daß von heute an der Zoll auf den Wein aufgehoben iſt.

Volk. Heil Florenz! Heil Medici!

Lorenzo. Ein Unbekannter hat ſich erklärt, daß er der Staatskaſſe erſetzen wolle, was ſie durch Aufhebung dieſes Zolles verliert.

Einige. Uns iſt der Wohlthäter nicht unbekannt.

Andere. Wir kennen ihn recht gut!

Waffenſchmied. Den Großmüthigen, Erlauchten.

Ein Weinſchenk. Den Vater des Vaterlands.

Waffenſchmied. Jeden Tropfen Wein, der meine Zunge näßt, ſoll ein Segen für den Helden begleiten.

Marco. Auf die Art wird er mit Segen überſchüttet werden.

Volk. Heil dem großen Lorenzo von Medici!

Eine Deputation der Signoria kömmt mit dem **Gonfalonier** an der Spitze durchs Volk, das ehrerbietig Platz macht.

Lorenzo. Will man mich denn heute durch Scham tödten?

Gonfalonier. Die Signoria ſandte uns Wenige ab, dir den Dank Aller zu überbringen, edler Lorenzo! Gebeugt nahen wir dir, bittend, du mögeſt die geringen Zeichen des großen Dankes, den wir dir ſchuldig ſind, aus unſern vor Freude zitternden Händen gütig annehmen. Du haſt dich unſerer Noth erbarmt und wardſt unſer Retter, du haſt für uns gehandelt, wir können nichts als danken, aber ſieh mit huldreichem Blick —

Francesco Pazzi. Führt ihr die Sprache der Signoria, Herr, oder eure eigene?

Lorenzo. Mit Recht tadelt der edle Pazzi Eure Sprache, Gonfalonier. So ſpricht nicht der Herrſcher zu ſeinem Diener. Die Dankbarkeit in ihrer erſten Freude haſcht zwar nicht nach geziemenden Worten, aber dennoch muß ich beinahe Eure Rede für Spott nehmen. Ich würde nicht dulden, daß der Geringſte in Florenz mir gebeugt nahte, am wenigſten die Geſandten einer erlauchten Verſammlung, deren Wink mir Befehl iſt. Sprecht alſo, was befiehlt die hohe Signoria?

Gonfalonier. Mit Lorbeeren krönte das alte Hellas ſeine Edelſten, mit Lorbeeren befahl mir die Signoria Euch zu krönen, den Miltiades des italieniſchen Athens.

(Er reicht Lorenzo'n einen Lorbeerkranz.)

Färber. Pfui Teufel, heißt das belohnen? Die paar armſeligen Blätter! wenn ſie ihm noch ein paar Dutzend Dukaten gegeben hätten!

Schneider. Was meint der Gonfalonier mit ſeinen Milcides?

Waffenſchmied. Merkſt du's nicht, damit ſpielt er auf die Stadtmiliz an.

Lorenzo. Ich bin verwirrt, beſchämt. Wenn ihr kleine Dienſte ſo belohnt, was bleibt übrig, um große zu vergelten? Spart dieſe Zeichen eurer Dankbarkeit auf Fälle, wo ihr ſie nöthig habt. Für meine That und für mein Herz war der frohe Blick, der warme Händedruck eines Florentiners genug Lohn.

Volk. Behalt den Kranz! Behalt ihn!

Lorenzo. Für jeden Fall hat die hohe Signoria, wenn ich mich's zu ſagen erkühnen darf, nicht gut gethan.

Entweder mußte ſie keinen Lorbeer geben, oder ſo viele Kränze als Krieger im Heere ſind, da ſie aber dadurch wahrſcheinlich nicht den Glücklichſten, ſondern den Tapferſten belohnen wollte, ſo ſei der Kranz dein, Francesco de Pazzi, du haſt tapfer geſtritten.

Francesco. Ich den Kranz aus Medici's Händen? (Zurücktretend.)

Lorenzo. Nicht von mir. Im Gewühle der Schlacht haben ihn dir deine Thaten gewunden, er war ſchon früher dein, ehe man ihn mir übergab, ich ſetze ihn dir nur aufs Haupt, Francesco. Nimm ihn, und Heil dem tapfern Francesco Pazzi!

Volk. Heil Lorenzo! Medici hoch!

(Francesco reißt ergrimmt den Kranz auseinander.)

Lorenzo. Ha!

Gonfalonier. Was thut Ihr, Francesco?

Francesco. Ich will Lohn austheilen wie Medici. He, Benedetto!

Benedetto (tritt vor). Was gebietet Ihr?

Francesco. Als das Fußvolk ſchon wich, und die Mailänder ein Siegsgeſchrei erhoben, ſprengte ich mit der Reiterei in die ſiegstrunkenen Feinde, und — ſie jubelten nicht mehr. Ehe ich noch mit dem Feinde zuſammentraf, ward mein Roß von einem Pfeilſchuß getödtet, die Mailänder umringten mich. Florentiner, ihr wart geſchlagen, wenn nicht dieſer Knappe mich unter dem Pferde hervorzog. Er half mir empor und mit mir dem Sieg. Ihm die eine Hälfte des Kranzes.

Gemurmel unter dem Volke. Wie verächtlich! Den Kranz zu zerreißen. Recht wie ein Pazzi gehandelt, der Uebermüthige!

Francesco. Die andere Hälfte leg' ich in eure Hände zurück. Gebt ſie dem, der im Streite mir am nächſten kam. Pazzi ſicht nicht um Lohn!

Lorenzo. Recht geurtheilt, Pazzi, obwohl man ſonſt nicht die Fauſt, ſondern den Kopf des Siegers mit Kränzen ſchmückt. Jetzt aber laßt uns alles entfernen, was uns noch auf jene unruhvolle Zeit erinnern könnte. Ganz Florenz iſt heute bei Medici geladen! Wir wollen mit der Zeit Rechnung halten, und die Freuden, die uns ſo oft der Tag neidiſch vorenthielt, von der kargen Nacht uns reichlich bezahlen laſſen. Kommt alle, es fängt ſchon an dunkel zu werden, und die Kerzen in Medici's Hauſe flammen. Bis an den Morgen währe der fröhliche Tanz, und die Sonne ſoll eiferſüchtig erſtaunen, bei ihrem Erſcheinen ſchon einen glänzenden Tag anzutreffen.

Gonfalonier. Sogleich ſoll der Adel —

Lorenzo. Warum gerade Adel! Ganz Florenz iſt geladen. Reicher bin ich wohl als der Laſtträger, der meinen Wein zum Keller ſchrotet, aber nicht mehr. Wir beide ſind freie Bürger von Florenz. Der Eintritt des Herzogs von Mailand würde mein Haus nicht ſo ehren, als die Verſammlung florentiniſcher Bürger! Kommt, kommt alle!

(Geht ab mit Gefolge.)

Volk. Medici hoch! (Strömt nach.)

Francesco. Das zu erleben. Ein elendes Stäubchen, das an den Schuhen des Uebermüthigen klebt. He, Giuſtiniani!

(Ein **Edelmann** aus dem Haufen, der Lorenzo'n folgt, ſieht ſich auf den Zuruf um, aber geht fort, als ob er nichts gehört hätte.

Francesco. Hörte er mich nicht, oder? — Procero!

Ein Ritter. Was willſt du, Pazzi?

Francesco. Komm her!

Ein Ritter (näher kommend). Hier bin ich.

Lorenzo (ruft). Procero!

Der Ritter. Wer ruft?

Einer aus dem Gefolge. Herr Lorenzo verlangt nach Euch!

Ritter. Ich komme!

Francesco. Du willſt fort?

Ritter. Hörteſt du nicht, daß Lorenzo rief?

Francesco. Ich habe dich gerufen.

Ritter. Laß mich!

Francesco. Sklavenſeele!

(Der Ritter reißt ſich los und eilt Lorenzo'n nach.)

Einige Bürger, die geblieben ſind.

Erſter Bürger. Kommt, wir wollen auch zu Medici's Feſte.

Zweiter Bürger. Seht ihr, wie ſchon alle Fenſter erleuchtet ſind?

(Muſik im Palaſte der Medici.)

Erſter Bürger. Hört ihr, es beginnt ſchon.

Zweiter Bürger. Die Medici ſind mir wackre Leute. Seht nur dort den Pazzi in die Ecke gedrückt, neidiſch über den Ruhm ſeiner Feinde!

Dritter Bürger. Wollen ihn ärgern. Ruft: Heil den Medici!

Alle. Heil Medici! Medici hoch!

Erſter Bürger. Vivat die Stützen unſrer Freiheit!

Zweiter Bürger. Untergang ihren Feinden!

Francesco. Packt euch, verworfnes Geſindel! Wenn ich einmal um eine Benennung für einen Dummkopf verlegen bin, will ich ihn Florentiner nennen. Ueber die ſcharfſinnigen Wichte! Ihre Freiheit küßt die Medici wie der Dieb den Scharfrichter, der ihn hängen wird. Fort, liederliches Gepack, fort!

Erſter Bürger. Wir ſind freie Bürger von Florenz, und können thun, was uns beliebt, und jetzt beliebt uns zu lärmen. Vivat Medici!

Alle. Medici hoch!

Francesco (jagt ſie mit gezogenem Degen aus einander). Ihr Schurken, ich will euch zeigen, was eure Freiheit vermag!

(Bürger ab.)

Francesco. Himmel und Hölle, iſt es ſo weit gekommen, daß der Name Pazzi ein Schimpfwort geworden iſt, mit dem ſich die Gaſſenbuben ſchmähen! Meine Väter hätten mit ihren Großthaten nichts gethan, als das allverſchlingende Thier Medici gemäſtet, das nun ihre Enkel in den Koth trampelt! Nichts zu ſein, Nichts! Ein Pazzi, und Nichts. In meinen Adern ziſcht's und ſiedet's; wie das Gift der lernäiſchen Schlange brennt mich der Name Medici. So zermalmt, ſo zernichtet zu ſein, und von wem? Von einem glatten Buben, der, als ich noch ein Knabe war, meinen Händedruck nicht aushalten konnte, der tanzte, während ich focht, der ſchwatzte, während ich handelte, und ſich auf weichem Flaum wälzte, während ich im Felde die Erde zur harten Lagerſtätte mir wählte. So daſtehen in der Welt voll lachender Anhöhen und vor jeder ein donnerndes Halt zu hören, und alle ſchon beſetzt zu ſehen von dem, den ich haſſe! Größe iſt Tand: ſie verachtend von ſich weiſen iſt ſeliger als ſie beſitzen; aber ſie nicht erreichen können, iſt Höllenmarter. Wie ich daſtehe, ein Zerrbild der florentiniſchen Erbärmlichkeit, und mich winde gegen die Nadel, an die er einen Schmetterling nach dem andern ſpießt. Mein Leben iſt hohl geworden, ſeinen Gehalt hat dieſer liſtige Marder ausgeſogen, wie man ein Ei ausſchlürft und die Schalen ins Auskehricht wirft. Himmel und Hölle! Ich wäre zur Blechmünze herabgeſunken, die nur gilt, wenn er ſeinen Stempel darauf geſchlagen hat; ich wäre nichts als ein träumender Narr geweſen, wenn ich in heiligen Mitternächten Rieſengeſtalten künftiger Thaten vor meine Seele zauberte; wo ich gekämpft, ſollte er ſiegen, aus der Saat meines Blutes ſollte ihm eine Krone keimen? Nimmermehr! Ich will meine

Freiheit wieder haben und ſollte ich mit dieſem Schwerte den Schrein erbrechen, der ſie räuberiſch verſchließt.

Ein Diener kömmt.

Diener. Find' ich Euch endlich hier, gnädiger Herr!

Francesco. Was ſoll's?

Diener. Die Diener der Medici ſuchen Euch überall auf, um Euch zum Feſte ihrer Herrn zu laden.

Francesco. Geh!

Diener. Ihr kommt doch?

Francesco. Geh!

Diener. Das Gaſtmahl ſoll herrlich ſein!

Francesco. Das glaub' ich wohl. Er verſteht ſein Handwerk. Er hat das köſtliche Wild erbeutet, nun muß er wohl auch das Jagdrecht üben und uns als ſeinen treuen Hunden den Abgang preisgeben.

Diener. Darf ich alſo melden?

Francesco. Daß ich — Geh!

Diener. Ihr kommt!

Francesco. Nein.

Diener. Signora Camilla läßt Euch doch bitten. —

Francesco. Camilla? Wo iſt Camilla?

Diener. Bei Medici.

Francesco. Sie?

Diener. Mit ihrer Mutter.

Francesco. Wir wollen auch hin. Nimm eine Fackel und geh voran!

(Beide ab.)

Saal bei Medici.

(Muſik und Tanz.)

Lorenzo. Nicht gefeiert, ihr Herren! Schnell erneuere ſich der wirbelnde Tanz. Laßt uns die Sorgen als unwillkommene Gäſte mit den Füßen von uns ſtoßen. Laßt mehr Leute herein. Wer eintreten will, iſt willkommen. Der Name Florentiner iſt die einzige Eintrittskarte bei Medici! Heda, Muſik, Muſik!

Eine Maske. Du biſt Salviati!

Zweite Maske. Ich bin's.

Erſte. Was ſagſt du zu dem allem?

Zweite. Die ehrwürdige Matrone Florenz iſt kindiſch geworden und tanzt nach der Pfeife dieſes Buben.

Erſte. Er ſtellt es fein genug an.

Dritte. Nicht ſehr! Aber zu ſchlechtem Zeug braucht man keiner feineren Nadel.

Erſte. Iſt Francesco ſchon hier?

Dritte. Nein. Ich fürchte, er bleibt weg.

Zweite. Er kommt.

Dritte. Woher weißt du?

Zweite. Er kommt.

Erſte. Wir müſſen ſehen, an ihn zu kommen.

Zweite. Ich nehme ihn auf mich.

Francesco Pazzi kommt.

Lorenzo (ihm entgegen). **Willkommen, edler Pazzi, willkommen bei Medici!**

Franceſco iſt von ſeinem Vater ſehr ſtreng erzogen worden, oft ward er mißhandelt, nie geſtraft. Damals ſchon beneidete er Lorenzo'n, der der vollkommenſten Freiheit genoß. Bei heftigen Menſchen, die ſich im Inneren jeder niedrigen Leidenſchaft ſchämen, nimmt der Neid bald das Gewand des Haſſes an. Schon als Kind haßte er alſo Lorenzo'n und dieſe Leidenſchaft ward noch durch eine Nacheiferung, in der Lorenzo's Biegſamkeit und Bildſamkeit über die ſtarre Leidenſchaftlichkeit Franceſco's ſiegte, verſtärkt. Eine in der Familie Pazzi eingewurzelte Eiferſucht gegen die Medici gab dieſem Haſſe ſtets Nahrung. Endlich ſtirbt Franceſco's Vater und er tritt öffentlich auf auf der Bühne des Staates, wo Lorenzo, der früher ſie betrat, beträchtliche Fortſchritte vor ihm gemacht hat. Die Liebe des Volks für die Medici, Lorenzo's gefälliges Betragen hebt dieſen hoch über den finſtern Franceſco. Dieſer fühlt nunmehr keine andere Begierde, als die, ſeinen verhaßten Nebenbuhler zu demüthigen. Er läßt keine Gelegenheit vorüber gehen, ſich mit ihm zu meſſen, aber Lorenzo's Glück, ſein ruhiger Verſtand behalten ſtets das Uebergewicht. Das ſteigert Franceſco's Eiferſucht zu einer giftigen Wuth. Als Bürger ſieht er ſich überall von jenem beſiegt, es fehlt nichts mehr, als daß ihm ſein Feind auch noch als Menſch den Rang ablauft. Von frühester Kindheit an liebt Franceſco Camillen mit aller Heftigkeit ſeines Charakters und glaubt ſich wieder geliebt. Nie hat er ſich dieſe Leidenſchaft zu entdecken gewagt, mit zeriſſenem Herzen, mit hadernden Grimm gegen die Natur, ſeine wenige Liebenswürdigkeit, die geringen Vorzüge ſeines Aeußern erkennend. (Ueberhaupt hat dies demüthigende Gefühl, verbunden mit einer ſklaviſchen Erziehung den erſten Grund zur Menſchenſcheue und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und der Welt bei dem ehrſüchtigen Jüngling, in allem gewohnt, nach dem Höchſten zu ſtreben, erregt. Weil er in der Geſellſchaft nicht glänzen konnte, hatte er ſie geflohen.) Seiner innern Vorzüge und einer bei ſeinem Charakter an Raſerei grenzenden Liebe gegen Camillen bewußt, hatte er ſich ſtets geſchmeichelt, in dem Herzen dieſes Mädchens gleiche Empfindungen zu erregen. Mit ihr erzogen, war es ihm in manchen Stunden leicht, die ſchweſterliche Liebe Camillens für mehr zu halten; aber überzeugt, wie wenig er von dem beſitze, was Weiber anzieht, iſt er zugleich äußerſt eiferſüchtig. Eben als er ergrimmt über die Ehrenbezeugung, die das Volk für eine That, die er gethan zu haben glaubt, an Lorenzo'n verſchwendet, macht er die Entdeckung, daß dieſer Camillen liebt und wohl von ihr auch geliebt wird.

Juli 1811.

. . . **Ecco i doni di principe; il non torre!**
Bianca. La congiura dei Pazzi di Alfieri, Atto II, Scena VI.

1812.

Gibbon gibt eine ſehr gute Urſache von Maximins Grauſamkeit an, Bewußtſein ſeiner zurückſtoßenden Gemüthsart, ſeiner niedern Geburt, ſeines Mangels an Kenntniſſen, und daraus entſpringende Furcht, verachtet zu werden. (Pazzi.)

1819.

Ein Menſch, der einen andern grimmig haßt, weil er, voll Ehrgeiz und Stolz, ſich in allem von jenem übertroffen ſieht. Auch in der Liebe muß er ihm nachſtehen. Da tödtet er ihn. Von dieſer Idee ging ich aus bei Entwerfung des Planes der Pazzi. So war Francesco Pazzi gegen Lorenzo Medici geſtellt. Aber wohlgemerkt, daß der

Begünſtigte den Nebenbuhler nicht etwa bloß an Glücksgaben übertreffen muß, nein, ſelbſt an Eigenſchaften, an Talenten, an Liebenswürdigkeit muß er ihm vorgehen, ſo daß der Unglückliche, den ein fortwährendes Mißlingen und Zurückſtehen ſtörriſch und rauh macht, ſelbſt von Seite des Innern nur die Tieſe für ſich hat.

Heinrich der Vierte.

Kralitz, den 3. September 1813.

Perſonen.

Heinrich IV., König von Frankreich.
Mornay.
Gabriele d'Eſtrees.
Don Euſebio de Mazzamoro, ein ſpaniſcher Ritter.
Don Garcia, ſein Lieutenant.
Baſtian, ein Bauer.
Margot, ſeine Geliebte.
Jaqueline, Gabrielens Mädchen.

Die Scene iſt zu Eſtrées.

Erſter Akt.

Platz vor dem Schloſſe zu Eſtrées. Wald. Tagesanbruch.

Erſter Auftritt.

Heinrich. Mornay.

Heinrich (auftretend) Der Morgen bricht an und wir ſind hier. So, nun lebt wohl!

Mornay. Ich bitt' Euch, laßt mich hier bleiben, gnädiger Herr!

Heinrich. Nicht doch! Jeder, wohin er gehört, der Krieger Mornay ins Lager, und der Liebhaber Heinrich zur Geliebten.

Mornay. Und der König Heinrich?

Heinrich. Ich bitte dich, Lieber, laß mich zufrieden. Ich weiß wohl, daß dich dieſe Verhältniſſe ärgern, aber was kann das helfen. Bei meinem Werden gefiel es nun einmal der Natur, weichern Stoff in die Miſchung zu nehmen, und bei Gott, ich bin ihr darob nicht gram. Meine Freunde haben geſehen, meine Feinde gefühlt, daß ich ernſt ſein kann, wo Ernſt Noth thut; aber weder du noch die ganze Welt ſollen mich glauben machen, mein Stand fordre ſauer drein zu ſehen, wenn mir ein ſchönes Mädchen den Mund zum Kuſſe bietet.

Mornay. Aber die Gefahren?

Heinrich. Gefahren in der Liebe ſind Salz zur Suppe; und wo ſind die Gefahren, die du ſiehſt?

Mornay. Die Feinde ſtreifen allenthalben.

Heinrich. Ich dächte, Mornay ſollte ſeinem Heinrich wohl zutrauen, daß er nicht wie ein Knabe, dem die Liebe zugleich mit dem erſten Bart gekommen, blind in die Welt laufen werde. Charlot, den ich ausſandte, die Gegend zu durchſpähen, verſicherte mich, auf drei Meilen in der Runde ſei kein Spanier zu ſehen, und du weißt wohl, daß zwiſchen ihnen und dieſem Schloſſe mein Heer ſteht. Uebrigens ſichert mich noch dieſe Vermummung, die ich freilich hauptſächlich darum genommen, um dieſes Verhältniß den Spähern meines eigenen Hofes zu entziehen.

Mornay. Laßt mich wenigſtens bei Euch bleiben, wenn Ihr Beiſtand —

Heinrich. Großen Dank! Da wo ich hingehe, hoffe ich wohl allein fertig zu werden. Du weißt, Mornay, daß du mir werth biſt, aber wenn zwei Liebende zuſammen kommen, iſt jeder Dritte überflüſſig, es müßte denn Amor ſein. Obwohl ich dir den Anblick ihrer Liebenswürdigkeit einmal gönnte. Wenn ſie vor dir ſtünde, Reiz in jeder Bewegung, auf der ſüßen Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau. Ein Dichter würde ihren Hals Elfenbein, ihr Haar Gold, ſie ſelbſt eine Göttin nennen und nicht merken, daß er eine Plattheit geſagt, ſie geſchmäht habe. Ich habe hundertmal ein größeres Auge, feineren Wuchs, zartere Hände geſehen, aber den Reiz, der über alles gegoſſen iſt, dieſe Harmonie des Ganzen, die ſelbſt Makel zu Schönheiten verklärt, beſitzt ſie einzig. Ich war tauſendmal in Verſuchung, ein braunes Fleckchen auf ihrem Halſe für die größte ihrer Schönheiten zu halten.

Mornay. Alles gut, obwohl ich eigentlich ſchlimm ſagen ſollte. Doch wie ſoll das alles enden?

Heinrich. Gut, hoff' ich.

Mornay. Ihr hofft!

Heinrich. Wo lebt der Mann, der die Saat der Hoffnung betrachten und ſagen kann: dies Korn wird aufgehen, und jenes nicht. Laß mich! Eine frohe Hoffnung iſt mehr werth als zehn trockene Wirklichkeiten.

Mornay. Man ſucht ſonſt das zu erheben, was man liebt; will Heinrich ſeine Liebe erniedrigen?

Heinrich. Mornay!

Mornay. Ich ehre dieſen Ton, aber ich ſcheue ihn nicht. Was iſt Euch Gabriele?

Heinrich. Meine Geliebte, meine Freude, meine Seligkeit.

Mornay. Und was ſoll ſie werden?

Heinrich. Nichts, ſie ſoll bleiben, was ſie iſt.

Mornay. Eure —

Heinrich. Schweig', ich bitte dich. Das Schickſal ſchüttelt ſeine ungeheuren Würfel, wer weiß, was für Nummern fallen! Es wäre nicht das erſte Mal, daß ſich die Myrthenkrone in eine goldene umgewandelt.

Mornay. Ihr wolltet? —

Heinrich. Ich gebe mir alle Mühe, nichts zu wollen. Ich liebe, dem Augenblick nicht vorzugreifen, aber ich werde ihn feſthalten, wenn er ſich zeigt.

Mornay. Und Frankreich? —

Heinrich. Wird mit ſeinem König lieben, was liebenswerth iſt.

Mornay. Und Eure mächtigen Vaſallen? —

Heinrich. Sind meine Vaſallen. Doch nun genug, oder ſchon zu viel. Verlaß mich jetzt. Ich will Gabrielen in dieſem Anzuge überraſchen, zürnen ſoll ſie, wenn ſie des Unbekannten Kuß auf ihren Wangen fühlt, und ſchelten, ſchmollen, verzeihen, wenn ſie den Räuber erkennt.

Mornay. Ihr wollt alſo nicht?

Heinrich. Nein, Lieber, noch einmal! Um dich zu beruhigen, magſt du mit jenen, die mich hierher geleiteten, dort in jenem Dickicht meiner harren; wenn du Langeweile haſt, ſo ſchreib dir's immer ſelbſt zu. Leb wohl!

Morgan. Gott geleit' Euch, gnädiger Herr! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Heinrich.

Guter Mann, du gehörſt auch zu der Zahl derjenigen, die den Wein abſchwören, weil ſie einmal einen Narren trunken geſehen! Gott bewahre mich vor euerer Weisheit, die ihr im Treibhauſe der Schule beim Mondenlichte euerer entlehnten Büchergelehrſamkeit aufgekünſtelt, die eh' verdorrt als reif wird und jedem geſunden Magen Ekel macht. Mein Charakter iſt aufgewachſen unter Bearns mildem Himmel und iſt geworden wie er; wenn ihn auch manchmal finſtre Wolken bedecken, das freundliche Blau ſchimmert doch gleich wieder hervor. Alles zu ſeiner Zeit, ſo will ich's halten, ſo lang es für mich noch Zeit und Etwas gibt; muthig und froh bis ans Ende; und gibt mir auch Mutter Natur manchmal ein bitteres Tränkchen zu verſchlucken, ſo wird ſie doch auch nicht ſchelten, wenn ich, den Nachgeſchmack zu vertreiben, mir eine kleine Leckerei aus ihrer Zauberſchachtel ſtehle. Gerade jetzt hat mir die gute Frau verzweifelt eingegoſſen, drum ſchnell ein Zuckerplätzchen! (Er geht aufs Schloß zu.) Wie ſie erſchrecken wird! Sie erſchrickt ſo ſchön! — Doch wer kömmt dort! Ein Bauer mit einem Briefe. Er nähert ſich. Mit einem Briefe? Für mich? Sollte! — Doch nein. Für Gabrielen? — Ich will doch ſehen.

(Er zieht ſich zurück.)

Dritter Auftritt.

Baſtian mit einem Briefe. **Heinrich.**

Baſtian. Da bin ich ſchön in die Tinte gekommen. Kömmt heute Nachts des Königs Kämmerer, Herr Charlot, meine gnädige Grundobrigkeit, und befiehlt mir den Brief da hierher zu beſtellen. Was thun? Gehen oder bleiben? Ich fürchte die Feinde, aber ich fürchte auch den Amtsboten mit ſeinem Stocke, der eben auch kein Freund iſt. Ich zauderte. Aber die Feinde ſind fern, wie mein gnädiger Herr ſagte, der Amtsbote ſtand nahe, wie ich ſelbſt ſah, daher empfahl ich meine Seele Gott und ging, und nun bin ich da. Es iſt hier ſo unheimlich, ſo einſam, ſo ſchauerlich, es weht ein wahres Galgenlüftchen. Wenn ich doch nur meine Margot nicht weggeſchickt hätte, ſo ganz allein iſt's denn doch — Aber behüte Gott, wenn ſie einem der ſpaniſchen Höllenbrände in die Hände gefallen wäre, ich hätte noch ein Kukuksei in mein Neſt bringen können. — Ich will nur hinein! — Wenn Spanier darinne liegen, dann gute Nacht, Margot, gute Nacht. Einen Stoß, dann iſt's vorbei! — Aber halt! Meines Vaters Sohn iſt nicht dumm! Ich lege den Brief auf die Erde, poche an das Thor und dann davon, was die Füße vermögen.

Heinrich (hervortretend). He da!

Baſtian. Um Gotteswillen, er faßt mich an! — Gnade, geſtrenger Herr Spitzbube, Gnade! — Geld hab' ich nicht bei mir! Nehmt mir Alles, was ich habe, laßt mir nur meine Kleider und mein Leben!

Heinrich. Biſt du toll?

Baſtian. Ich bin, was Ihr befiehlt, Herr Spanier.

Heinrich. Sei klug, ich bin kein Spanier.

Baſtian. Nicht? Laßt Euch betrachten! Gott ſei Dank. Ihr ſeid keiner, Ihr ſeht aus wie andre Chriſtenmenſchen.

Heinrich. Haſt du etwa Spanier hier in der Nähe bemerkt?

Baſtian. Das eben nicht.

Heinrich. Was fürchteſt du alſo? Sei ruhig, unſer Heer ſteht in der Nähe, man hat hier nichts zu fürchten.

Baſtian. Ei ja wohl, nicht fürchten! Die Kerls ſtehen beim Teufel gut angeſchrieben, der hilft ihnen, wo er kann und mag. Aber wahr iſt's, mit rechten Dingen kommen ſie nicht her; denn wißt, bei des Königs Heerbann dient mein Vetter, Veltens Jakob, das iſt Euch ein Burſche!

Heinrich. Sag mir nur —

Baſtian. Ja, Herr, wenn wir zu Hauſe ſpielten, verſteht Ihr, als Kinder, um Nüſſe und dergleichen, und es traf ſich, daß er verlor, da hättet Ihr ſehen ſollen, wie mein Jakob drein ſchlug.

Heinrich. Schweig doch —

Baſtian. Und jüngſt erſt, wenn Ihr gehört hättet, wie er in der Schenke disputirt hat von Krieg und Spaniern und Mohren und Heiden, und wie er da mit der Fauſt in den Tiſch geſchlagen, daß die Fenſter zitterten, und wie er ſagte, er und noch zehn wie er wollten die Spanier mit Beſenſtielen aus dem Lande jagen.

Heinrich. Aergerlicher Schwätzer! Wem bringſt du dieſen Brief?

Baſtian. Ja, Herr, das weiß ich nicht.

Heinrich. Laß ſehen! Wo iſt die Adreſſe?

Baſtian. Ich habe nichts davon weggenommen.

Heinrich. Ohne Adreſſe, das iſt ſonderbar, beſinne dich, ſagte man dir nicht, wem du den Brief übergeben ſollteſt?

Baſtian. Halt! — Ritter Mor— Mor—

Heinrich. Etwa Morand! Ich weiß, er kennt Gabrielen. Sollte wohl! — Gib mir den Brief, ich will ihn beſtellen.

Baſtian. Tauſend Dank, beſter Herr! Ich habe eben nichts bei mir, aber wenn Ihr einmal durch jenes Thal zieht, ſo ſprecht bei Pachters Baſtian ein, und Ihr ſollt Käſe und Brod haben, daß Euch das Herz im Leibe lachen ſoll. Noch einmal ſchönen Dank! Nun fort in den Buſch zu Margot. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Heinrich (auf und nieder gehend).

Unmöglich! — Es iſt nicht! Ich will eher glauben, daß mich alle meine Sinne betrogen haben als ſie. — — Bin ich nicht ein Thor? Quäle mich mit Möglichkeiten, und kann mich ſo leicht überzeugen! Ich *will* mich überzeugen.

(Er pocht an das Thor.)

Fünfter Auftritt.

Don Garcia. Wache. Heinrich.

Heinrich (zurückprallend). Was iſt das?

Garcia. Was wollt Ihr?

Heinrich. Euren Farben nach ſeid Ihr Kaſtilier.

Garcia. Wir ſind's. Zur Sache!

Heinrich. In ſchweren Krankheitsnöthen gelobte ich dem heiligen Jakob eine Wallfahrt nach Kompoſtell; ich bin die Nacht hindurch gegangen und bitte um Herberge und kleine Erquickung.

Garcia. Hier wird niemand beherbergt.

Heinrich. So will ich denn in Gottes Namen meinen Weg weiter fortſetzen.

Garcia. Nichts da! Soldaten, packt ihn! Er würde unſer Hierſein verrathen.

Heinrich. Ha, wer wagt —! Ich bin übermannt. Unbeſonnener Thor, der ich war! Mornay, du ſprachſt recht.

Garcia. Fort, nicht gezaudert. Soldaten, führt ihn fort!

Heinrich. Halt, ich —. Iſt nicht das Fräulein d'Estrées Beſitzerin dieſes Schloſſes?

Garcia. Sie war es. Jetzt gehört es als rechte Beute unſerem Gebieter Señor de Mazzamoro.

Heinrich (für ſich). Mazzamoro, ſo ungefähr nannte der Bauer — (Laut.) Mazzamoro ſagt Ihr?

Garcia. Ja doch. Aber wozu das Zaudern. Fort!

Heinrich. Man kennt mich hier nicht. Ich will's verſuchen. (Laut.) Führt mich zu Euerem Herrn.

Garcia. Wozu kann das helfen?

Heinrich. Ich habe ihm wichtige Briefe zu übergeben.

Garcia. Leere Ausflüchte.

Heinrich (den Brief zeigend). Hier!

Garcia. Von wem?

Heinrich. Das iſt Geheimniß; darum wollte ich mich auch zuvor gewiß überzeugen, ob ihr Mazzamoro's Leute wärt. Führt mich zu euerem Herrn.

Garcia. Nun denn folgt mir.

Heinrich. Nun mag der Witz wieder gut machen, was die Klugheit verſehen hat. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Don Euſebio de Mazzamoro.

(Er watſchelt herum, eine Fliegenklatſche in der Hand.)

Patſch! — Da liegt die Beſtie. (Er ſtampft mit dem Fuße auf die erſchlagene Fliege.) Ich kann das Geſchmeiß nicht ausſtehen; das ſchwärmt den ganzen Tag herum, und macht ſich eine Luſt daraus, einem matten Helden, der auf ſeinen Lorbeeren ſchlafen will, auf die Naſe zu boſiren. — Patſch! — Habt ihr ſo wenig Reſpekt für einen verwundeten Krieger. (Er befühlt ſich die Naſe.) Das Ding ſchmerzt noch. Mußte der Schurke von Trompeter bei meinem Einzuge in das Schloß ſo teufelmäßig blaſen, daß die Mauern ſich ſchüttelten und ein Stein mir gerade auf die Naſe fiel; beim Bart des Miramolin! wär' er größer geweſen, er hätte mir ein tüchtiges Loch in den Kopf geſchlagen. Aber in Gottes Namen, im Kriege gibt's große Gefahren, aber dafür auch viel Ruhm. Wenn ich nach Hauſe komme, will ich dieſe ganze Geſchichte malen laſſen. Mich ſoll man vorſtellen auf meinem Schimmel, wie ich eben durchs Thor einreite, und der Ziegelſtein mir auf die Naſe fällt, ganz geharniſcht, voll Blut, mit ſo einer Miene. — Doch nein, lieber ſo! — Wart', ſo ſoll er mich malen, ſo daß Strenge und Tapferkeit und Güte und Majeſtät und Liebenswürdigkeit und Schrecklichkeit und Sieg und mein Stammbaum auf meinem Geſichte zu leſen ſind. Auf dem Harniſch den Ordensſtern, doch nein, unter den Harniſch ſoll er mir ihn malen, das deutet auf eine feine Weiſe an, ich trage den Orden noch nicht vor den Augen der Welt, aber verdient habe ich ihn durch dieſe That. Aus meinem Munde geht ein Zettel, darauf ſteht: Ich bin Don Euſebio de Mazzamoro y Brontamiento y Merluzzodero y Cavalleros, Herzog von Eſtrées; denn ich habe mich entſchloſſen, mich nach dieſer meiner Eroberung zu nennen. Vor mir auf den Knieen liegt die Beſatzung — Wer da?

Siebenter Auftritt.

Garcia. Heinrich. Wache. Euſebio.

Garcia. Ich bin's, Señor, ich habe hier einen Menſchen angehalten, der mir verdächtig ſcheint.

Euſebio. Hm! — Hört, Freund, Ihr ſcheint mir verdächtig.

Heinrich. Wie ſo, gnädiger Herr?

Euſebio. Wie ſo? — Das iſt eine verdächtige Frage.

Heinrich. Euer Gnaden Weisheit wird ſich nicht gegen mich einnehmen laſſen, ich bin ein ehrlicher Mann.

Euſebio. Meine Weisheit! (Zu Garcia.) Warum inkommodirt Ihr den ehrlichen Mann. — Tretet näher!

Heinrich. Erlaubt mir, Euch in einer ehrerbietigen Ferne zu bewundern.

Euſebio. In einer fernen Ehrerbietung, das iſt ſehr gut geſagt. Tretet immerhin näher, ich erlaub' es Euch.

Heinrich. Nicht jedes Aug' kann in die Sonne ſchauen.

Euſebio. Die Sonne? Wendet das Geſicht vom Fenſter ab, ſo habt Ihr ſie im Rücken.

Heinrich. Verzeiht, ich verglich Eure Herrlichkeit mit der Sonne. (Für ſich.) Die Sache fängt an mich zu beluſtigen.

Euſebio. Ah, eine Vergleichung. Gut gegeben! Ich und die Sonne, man hat in der That ſchon öfters zwiſchen uns beiden einige Aehnlichkeit in den Hauptzügen bemerken wollen. Die Sonne meiner Herrlichkeit; das iſt eine äußerſt zierliche Redensart. Mein Freund, Ihr habt Eure Rhetorik wohl inne.

Ein Soldat. Er ſprach von einem Briefe.

Euſebio. Wer hat hier zu ſprechen? Ihr oder ich?

Ihr gemeinen Dummköpfe, ich bin der Größte unter euch, ich entſcheide. — Ihr bringt einen Brief?

Heinrich. Ich? — Ja, gnädiger Herr.

Euſebio (zierlich). Wollt Ihr ihn meinen Händen überliefern, Señor?

Heinrich (für ſich). Nun gilt's Kühnheit und Liſt. (Laut.) Wenn wir allein —

Euſebio. Ich ſehe, Ihr ſeid ein kluger Mann. Laßt uns allein —

Heinrich. Ich faſſe neue Hoffnung, die Albernheit dieſes Kerls macht mir Muth, jetzt mag der muntre Bearner dem ſchwerfälligen König von Frankreich aus der Klemme helfen.

Achter Auftritt.

Heinrich. Don Euſebio.

Euſebio. Nun alſo, Freund, zum Briefe!

Heinrich. Ja doch — Hier iſt er.

Euſebio. Die Beſchwerlichkeiten des Feldzugs haben mein Geſicht geſchwächt. Ruft Jemand, der das Ding da vorleſe. Oder könnt Ihr leſen?

Heinrich. Wenn Euer Herrlichkeit erlauben, ja!

Euſebio. Wenn ich erlaube! Gut! Ich erlaube es. Leſt!

Heinrich (lieſt). Mein würdiger Freund!

Euſebio. Würdiger Freund! Würdig! Ich bin ein Edelmann, der König iſt kein beſſerer. Würdig mag ein bürgerlicher Lump ſein, ich bin hochgeboren. Wie? He? Würdig! Würdiger Freund! — Weiter.

Heinrich. Ich eile, Euch über eine wichtige Sache zu unterrichten.

Euſebio. Unterrichten? Mich unterrichten? Don

Euſebio de Mazzamoro y Brontamiento y Merluzzodoro y Cavalleros unterrichten? Das fehlte noch! Ich will dich beunterrichten.

Heinrich. Habt ein wachſames Auge auf jeden Fremden, der ſich Eurem Schloſſe naht.

Euſebio. Das hab' ich, Herr Naſeweis, ohne daß es Eurer Ermahnung bedarf.

Heinrich. Denn unter ihnen befindet ſich verkleidet —

Euſebio. Verkleidet? Nu wart, du Spitzbube, du kommſt mir eben recht! Ich will dich auskleiden, dich! He da!

Heinrich. Beim Himmel, was wollt Ihr!

Neunter Auftritt.

(Garcia kommt.)

Euſebio. Man ſoll hinaus vors Schloß und jeden verkleideten Menſchen anhalten.

Garcia. Wohl! (Zu Heinrich.) So komm' denn du zuerſt mit.

Euſebio. Was ſoll's mit dem?

Garcia. Ihr befehlt doch, alle verkleidete Perſonen anzuhalten.

Euſebio. Alle verkleideten ſprach ich?

Heinrich. Aber, gnädiger Herr, bin ich denn verkleidet?

Euſebio. Recht. (Zu Garcia.) Iſt denn aber dieſer Ehrenmann verkleidet?

Garcia. Seine Pilgertracht.

Heinrich. Ich bin ein Pilger.

Euſebio. Er iſt ein Pilger, und nun frage ich Euch, wenn ein Pilger in einer Pilgerkutte einhergeht, iſt er verkleidet? Mein Freund, Ihr ſeid gewaltig vorlaut! Geht, das Ei muß nicht klüger ſein wollen, als die Henne.

Garcia. Aber, wenn ich wagen darf zu fragen: Wen ſuchen wir denn eigentlich unter der Verkleidung?

Euſebio. Eine poſſirliche Frage? Wen wir ſuchen? Wir — (Zu Heinrich.) Wie war's doch? Wie heißt der vertrakte Kerl, dem wir da auflauern ſollen?

Heinrich. Wir — wir ſind noch nicht ſo weit im Briefe gekommen.

Euſebio (zu Garcia). Wir ſind noch gar nicht ſo weit im Briefe gekommen, und da kömmt ſchon der vorlaute junge Herr und frägt und gackelt. Schert Euch zur Thür hinaus, mein Herr Naſeweis, die Sache muß erſt genau überlegt werden. Geht, man wird Euch rufen laſſen.

Zehnter Auftritt.

Euſebio. Heinrich.

Euſebio. Ich kann den Burſchen nicht ausſtehen! Wenn ſo ein Jüngelchen von der Univerſität kömmt, ſo meint er, er könne die ganze Welt muſtern; und ich weiß ja wohl, wie das geht; was wußte denn ich, als ich vom Cornelium Nepos, dem Einmaleins und dergleichen metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten ins Regiment kam? Gibt Gott ein Amt, gibt er auch Verſtand, ſo ſagte Doña Richenza, meine ſelige Baſe, und beim Bart des Miramolin, ſie hatte recht. Ich kann Euch im Vertrauen verſichern, als Junker war ich ein dummer Junker, was man dumm nennt. Mein Vater hielt viel auf die Methode, vom Körper auf den Geiſt und vom Rucken auf den Kopf zu wirken; aber Doña Richenza ſprach: Laßt den Junker; gibt Gott ein Amt, gibt er auch Verſtand. Wie geſagt, ſo geſchehen. Ich habe ein Amt, und mit meinem Verſtand bin ich eben auch zufrieden — aber nun kommt wieder zu unſerem Briefe. Wo blieben wir?

Heinrich. Ich — beſinne mich kaum.

Euſebio. Bei dem Namen des Spitzbuben, der ſich verkleidet hat, und hier ſtehlen will.

Heinrich. Denn unter ihnen befindet ſich verkleidet — Der Name iſt ſo undeutlich geſchrieben! Aber was thut das zur Sache.

Euſebio. Ich wäre doch neugierig. He da! Ich will den Garcia rufen laſſen, der kann leſen, vielleicht daß er —

Heinrich. Halt! — Unter ihnen befindet ſich verkleidet — der König von Frankreich.

Euſebio. Tauſendſapperment. Der König von Frankreich! Den laſſ' ich hängen! Hol mich der und jener, der muß baumeln! He, ſo kommen wir hier zuſammen! Don Garcia!

Elfter Auftritt.

Garcia. Vorige.

Euſebio. Nehmt alle meine Leute, vertheilt ſie im Walde, und wenn Ihr einen verkleideten König findet, ſo bringt ihn zu mir.

Garcia. Einen verkleideten König!

Euſebio. Das iſt Euch zu hoch? Geht nur und thut, was ich Euch befahl.

Garcia. Obwohl ich die Sache nicht ganz begreife, ſo ſehe ich doch, daß es ſich darum handelt, eine wichtige Perſon, die ſich verkleidet in der Gegend befindet, einzufangen.

Euſebio. Merkt Ihr denn doch einmal!

Garcia. Ich ſehe nicht ein, warum wir in der Ferne ſuchen ſollen, was mir ſo nah zu ſein ſcheint.

Euſebio. In der Ferne, in der Nähe, was heißt der Schnickſchnack?

Garcia. Ich ſagte Euch ſchon vorhin, daß mir dieſer Menſch verdächtig iſt. Wer er iſt, weiß ich nicht; aber daß er nicht das iſt, wofür er ſich ausgibt, davon bin ich überzeugt. Seine Miene, ſein Gang, ſein Erſchrecken, als ich ihn an der Pforte traf.

Euſebio. Habt Ihr je gehört, daß ein König zu Fuße nach Kompoſtell ging!

Garcia. Wie ſo?

Euſebio. Wie ſo? Wie ſo? Dieſer ehrliche Mann geht gerades Weges nach Kompoſtell, und das läßt der König von Frankreich wohl bleiben. Ja, wenn's zu einem hübſchen Mädchen wäre! Geht und thut, was Eures Amtes iſt, für das übrige laßt mich ſorgen.

(Garcia achſelzuckend ab.)

Zwölfter Auftritt.

Euſebio. Heinrich.

Euſebio. So, nun leſt weiter.

Heinrich. Befindet ſich verkleidet der König von Frankreich. Er iſt in — in —

Euſebio. Nun?

Heinrich. Er iſt in — Bauerntracht vermummt, und wird bald nach Tagesanbruch nach Eſtrées kommen, um die Beſitzerin des Schloſſes, die er liebt, zu ſehen.

Euſebio. Die er liebt! Seht einmal, der Höllenbrand hat keinen übeln Geſchmack! Gabriele! He Garcia!

Heinrich. Was wollt Ihr?

Euſebio. Man ſoll Stricke bereithalten. Ich will ihn binden, und in das finſtere Loch, hart an der Küche, werfen laſſen.

Heinrich . . .

Fauſt.

1814.

Waldgegend.

Mephiſtopheles.

Muß doch ein wenig ſpioniren,
Wo mein vertrakter Doktor iſt
Der nach Rouſſeau auf allen Vieren
Hier unter dieſes Waldes Thieren
Des Glücks, ein Menſch zu ſein, genießt
Und Waſſer ſauft und Eicheln frißt.
Mein' Seel! Es hätt' mich baß verdroſſen,
Wär mir der Dintenfiſch entwiſcht,
Den ich ſo ſuperfein gefiſcht.
Doch er hat ſchon zuviel genoſſen.
Ei, wer den Kelch der Weltluſt nie verſucht,
Der weiſt vielleicht ihn von den trocknen Lippen;
Doch wem's einmal gelang, daran zu nippen,
Der iſt zum ew'gen Trinken auch verflucht.
Schwatzt nur von Reu', ihr Pfaffenzungen,
Die das verirrte Schaf der Mutter wiederbringt;
Wer nur den Köder 'mal verſchlingt,
Der hat die Angel mit verſchlungen!
Schon mancher, fühlt' er meine Hand am Kragen,
Bekehrte ſich! Da ward gebetet und gejohlt,
Doch ſein an Fleiſch gewohnter Magen
Konnt' auch die Kloſterſuppe nicht vertragen;
Hätt' ich nicht ihn, er hätte mich geholt.

Doch ſeht, kommt nicht mein Doktor dort?
Jetzt darf er mich nicht ſehn! Huſch fort!

(Verbirgt ſich.)

Fauſt (kommt).

O Einſamkeit, wie haſt du mich betrogen,
Als ich an deinen ſtillen Buſen floh,
Du haſt mir Ruh und Friede vorgelogen,
Und ach, nun find' ich dich nicht ſo!
Vor dem Orkane meines wilden Lebens
Floh ich in deinen aufgethanen Port,
Und ſuchte ſichern Ankergrund; vergebens
Auch hier reißt mich die Welle mit ſich fort.
Ich ſeh' das ſchöne Land voll ſtiller Wonne,
Das mir in Jugendträumen vorgeſchwebt,
Beleuchtet von der Unſchuld milder Sonne,
In der ein ew'ger Frühling grünend lebt,
Wo unter blüh'nder Roſenſträuche Schatten
Der Friede ruht, von Götterreiz umwebt,
Wo auf den grünen reichbeblümten Matten
Die Freude unter Lämmern ſpielend geht.
Ich ſeh' wie Hunderten von meines Gleichen
Verzeihung dort die Myrthenkrone flicht;
Mein Auge kann das Himmelsland erreichen,
Doch, weh mir, weh! Mein Fuß vermag es nicht!

Mephiſtopheles.

Der hat die Wahrheit ſcheint's noch nicht gefunden,
Daß Einſamkeit 'ne derbe Speiſe beut,
Die ganz vortrefflich dem Geſunden,
Allein dem Kranken herzlich ſchlecht gedeiht.

1811.

Meines Wiſſens hat noch Niemand einen jungen Menſchen beim Erwachen der Leidenſchaft geſchildert. Er müßte gemalt werden, wie er Tag und Nacht von üppigen Bildern umlagert iſt, wie er glühend eine gewiſſe Gelegenheit ſucht, und wenn ſie kommt, nicht etwa bloß zu ſcheu iſt, ſie zu benützen, ſondern nicht einmal merkt, daß ſie da iſt. Ich kann mir ſehr wohl denken, daß, beſonders, wenn er kurzſichtig iſt und in Jemanden verliebt iſt, er nicht einmal die Perſon, in die er es iſt, auf der Gaſſe wieder erkennt; denn wir lieben in der Zeit nur das Bild, das unſere Phantaſie malt; das Mädchen, das wir zu lieben glauben, iſt nichts, als die Leinwand, auf welche jene die Farben aufträgt. Ich hörte einmal von Jemand ſagen (oder war ich es ſelbſt?), er ſei verliebt, er wiſſe aber noch nicht in wen. Ich habe nie etwas gehört, was wahrer und den Jüngling charakteriſirender wäre. Ich habe mir einſt vorgenommen, ein ſolches Bild in einer projektirten Fortſetzung von Goethe's Fauſt zu zeichnen, aber der Plan ruht mit vielen anderen. Beaumarchais Cherubin in Figaro's Hochzeit iſt bei weitem nicht alles, was man in der Hinſicht verlangen kann, nichtsdeſtoweniger iſt er aber, beſonders mit Mozarts Seelenmuſik, hinreißend.

Fauſt.

1822.

Ich hatte, es ſind wohl jetzt ſchon zehn Jahre, die Idee, Goethe's Fauſt fortzuſetzen und bis zum Ende zu führen. Ich erinnere mich von meinem damaligen Ideengange nur noch ſo viel, daß ich nach Gretchens entſetzlicher Kataſtrophe Fauſten in ſich zurückkehren und nun finden laſſen wollte, worin er es verſehen, worin eigentlich das Glück beſteht: in Selbſtbegrenzung und Seelenfrieden. Wie er nun den Teufel aller Verbindlichkeiten entläßt, ihn verabſchiedet und nur Ruhe will für die noch übrigen Tage ſeines Lebens. Er ſenkt ſich nun mit Liebe ein in all' die kleinen Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, fängt an zu ſchmecken, was ſie Süßes enthalten für den, der ſich ihnen ganz hinzugeben vermag. Ich wollte ihn zuſammentreffen laſſen mit einem Knaben im erſten Erwachen, deſſen Lehrer und Freund er wird: ich wollte ihn in die Familie eines wackern Hausvaters eintreten laſſen, wo ſich ihm das Glück der häuslichen Liebe kund thut, wo die Tochter, Gretchen ähnlich von Geſtalt und einfacher Güte, ſich innig an ihn anſchließt, anfangs mit kindlicher, dann mit Liebe der Geliebten. Wie Fauſt begierig alles ergreift, auf Augenblicke eingeht in den Genuß all' des unſchuldigen Glücks, aber immer wieder zurückgeworfen wird durch das Bewußtſein ſeiner vorausgegangenen Handlungen, ſeiner frühern Verworfenheit. Mephiſtopheles, ſtatt ſeine Genüſſe zu ſtören, ſucht ſie vielmehr immer zu erhöhen, wohl wiſſend, daß jener unfähig iſt, ſich ihrer zu freuen, und gewiß, ihn ſo am ſicherſten zur Verzweiflung zu bringen. Das geſchieht auch. Die Liebe, das Vertrauen der Menſchen wird Fauſten beim Bewußtſein ſeines Unwerths peinigender als vorher ihr Haß. Zuletzt von der Liebe des Mädchens aufs Aeußerſte gebracht, da ſie ſich ſelbſt durch das Geſtändniß, wer er ſei, nicht mehr abhalten laſſen will, ihm zu folgen auf der Flucht, die er ergriffen, um ſich ihr, die er gleichwohl auch liebt, zu entziehen, ruft er ſelbſt den Teufel und läßt ihn den Vertrag vollziehen noch vor der Zeit.

Ich hatte mir theatraliſch die letzte Scene gedacht, daß Fauſt, während das Mädchen ihn umklammert, den Feind ruft, und als dieſer erſcheint, geht Fauſt mit ihm in einen Fels, der ſich öffnet unter Donner und Blitz. Das Mädchen und alle Angehörigen haben ſich verſammelt mit heißem Gebet für den Unglücklichen. Da geht die Höhle von neuem auf und Fauſt tritt mit Mephiſtopheles auf, ſchneebleich im Geſicht, beide ganz gleich in ſchwarze Mäntel gehüllt mit ſchwarzen Federhüten auf dem Kopf. Sie ſprechen, ohne ſich um die Umſtehenden zu kümmern, mitſammen: Wo ſind die Pferde? — Draußen ſchnauben ſie am Gitterthor. — Laß uns eilen! — Der Weg iſt weit. — Indeß die Andern beten: Herr, erbarme dich ſeiner. Gretchen eilt ihm entgegen. Fauſt ſieht ſie an und fragt Mephiſtopheles: Wer iſt die? — Gretchen iſt's. — So! ſo! Laß uns eilen, der Weg iſt weit. So gehen ſie. Die Eltern eilen auf das Mädchen zu und fragen ſie. Laßt uns gut ſein, erwidert ſie, und recht thun; der dort iſt keiner mehr von den Unſern. — Das Ganze gäbe ein eigenes Stück, bei dem das Goethiſche vorausgeſetzt wurde.

Stoffe und Charaktere.

(1808—1813.)

1808.

Wenn ein alter Geſchäftsmann in einem Luſtſpiele aufgeführt würde, müßte er immer ſehr leiſe ſprechen und auf den Zehen gehen, wie er es immer auf der Kanzlei that, um Niemanden zu ſtören.

1809.

Ich will ein hiſtoriſches Schauſpiel ſchreiben: Friedrich der Streitbare, Herzog von Oeſtreich.

1809.

Otto von Granſon verliebt ſich in Catharina von Belp, Gemahlin Gerbards von Eſtavajel, und vergeht ſich mit ihr. Der Gemahl erfährt es, ohne ſeinen Groll zu zeigen und ſpart ſeine Rache auf gelegnere Zeit. Die Gelegenheit zeigt ſich bald. Amadeus VII., Graf von Savoyen ſtirbt plötzlich auf der Jagd, man vermuthet, er ſei vergiftet worden, und einige Feinde Otto's von Granſon wagen es, den Verdacht der Frevelthat auf dieſen zu lenken. Doch dieſer vertheidigt ſich überzeugend für Jedermanns Verſtand, doch ohne den Verdacht aus dem Herzen des Volkes zu bannen. Er wird von den Gerichten losgeſprochen, Gerhard von Eſtavajel ergreift nun die Gelegenheit, die langerſehnte Rache an ſeinem Feinde zu nehmen.

Er klagt ihn öffentlich der Vergiftung ſeines Herrn an. Umſonſt iſt Otto's Vertheidigung, ein Gottesgericht wird feſtgeſetzt, und das Verbrechen unter der Larve des Rechts beſiegt die ſchwache Unſchuld. Otto fällt

S. Müllers Geſch. d. Schweiz, Band VII, S. 20.

1809.

Ein Poſſenſpiel in Reimen, deſſen Perſonen die menſchlichen Tugenden und Laſter, oder überhaupt alle ſeine Leidenſchaften bilden.

1811.

Ein Luſtſpiel, deſſen Hauptperſon ein Parvenu iſt.

1811.

Thomas Schüler, ein Wiedertäufer, ermordet zu St. Gallen ſeinen Bruder Lienhart im Beiſein ſeines Vaters und beider Familien. Schweizeriſche Chronik II. Thl. S. 46.

1811.

Zu Mailand hielt ſich damals (1476) ein gewiſſer Cola, von Geburt ein Mantuaner auf, der die Kinder der vornehmſten Häuſer in der lateiniſchen Sprache unterrichtete. Dieſer gelehrte aber ehrgeizige Mann ſprach oft mit Wärme von dem Unglück der Staaten, welche böſe Regenten hätten und von dem Glücke derjenigen, die der Himmel als Bürger einer Republik hätte geboren werden laſſen. Unter ſeinen Schülern waren drei vornehme junge

Mailänder, Johannes Andreas Lampugnani, Karl Visconti und Hieronymus Olgiati, gleich feurige und fähige Köpfe, ſeine vorzüglichſten Lieblinge, mit denen er ſich oft in vertrautem Tone von den Laſtern des Herzogs beſprach. Seine Gewalt über ſie ging ſo weit, daß er ſie ſchwören ließ, ihr Vaterland ſobald ſie Gelegenheit dazu bekommen würden, von der Tyrannei des Herzogs zu befreien. Da die jungen Leute ſich täglich durch die Erfahrung von den Laſtern des Herzogs überzeugten, ſo entſchloſſen ſie ſich deſto bereitwilliger zu einem gewagten Unternehmen, da ſie perſönlich von ihm beleidigt worden waren. Galeatius gab fortwährend neue Beweiſe einer grauſamen Seele und eines unmäßigen Hanges zur Wolluſt. Kein Frauenzimmer, nicht einmal von den vornehmſten Ständen, war vor ihm ſicher; er begnügte ſich nicht damit, ſie ſelbſt zu entehren, ſondern er gab ſie auch den Begierden der niedrigſten Menſchen preis. Er ließ viele Perſonen hinrichten und weidete ſich an ihren langſamen Qualen. Sein Betragen gegen ſeine Mutter und ihr ſchneller Tod hatten einen fürchterlichen Verdacht gegen ihn veranlaßt. Die Gattinnen der Lampugnani und Visconti hatte er entehrt, und dem Olgiati wollte er die Abtei Miramondo nicht ausliefern, die ihm der Papſt verliehen hatte. Dieſe Beleidigungen beſtärkten ſie in dem Entſchluſſe, Befreier ihres Vaterlandes zu werden, indem ſie ſich ſchmeichelten, daß ſie der Adel und das ganze Volk unterſtützen würde. Ihren Plan näher zu verabreden, kamen ſie oft zuſammen, ohne daß man Verdacht ſchöpfte, indem es bekannt war, daß ſie von ihrer Kindheit an gute Freunde geweſen. Sie beſchloſſen endlich, den Herzog zu ermorden, und beſtimmten den zweiten Weihnachtsfeiertag, an welchem der Herzog ſich in die Stephanskirche zu begeben pflegte, zur Ausführung ihres Vorhabens. Auch glaubten ſie ihre Freunde an dieſem Tage unter mancherlei Vorwänden verſammeln zu können, überdem redeten ſie ab, daß, falls man einen von ihnen ergriffe, die andern ihn ſogleich niederſtechen ſollten.

Am Morgen des Tages ließen ſie einige ihrer Freunde bewaffnen, unter dem Vorwand, dem Olgiati zu helfen, einen Bach auf ſeine Güter zu leiten (dawider ſich verſchiedne ſeiner Feinde ſetzten); vor ihrem Auszug aber gaben ſie vor, vom Herzog Abſchied nehmen zu wollen. Unter mehreren Vorwänden riefen ſie viele ihrer Verwandten herbei, in Hoffnung, daß auch dieſe, ſobald der Streich geſchehen wäre, ſich für ſie erklären würden, und ſie beſchloſſen, das Volk zur Empörung zu rufen und ſodann die Herzogin und ihre Miniſter zu verhaften. Sie hofften das Volk deſto leichter zu bewegen, indem ſie ihm die Paläſte des Miniſters Cecco Simoneta und anderer an der Regierung Theil habenden Perſonen zur Plünderung preisgeben wollten. Olgiati und ſeine Freunde erſchienen früh in der Kirche und hörten die Meſſe.

Der Herzog ſchien keine Luſt zu haben, nach Sankt Stephan zu gehen, und mancher Umſtand hätte ihn davon abhalten können. Stets war er gewohnt einen Bruſtharniſch zu tragen, heute aber zog er ihn wieder aus, weil er ihm beſchwerlich ward. Er hatte Luſt die Meſſe im Schloſſe zu hören, aber ſein Kaplan war bereits mit allen Ornamenten nach St. Stephan abgegangen. Er wollte ſich darauf durch den Biſchof von Como, der ſich bei Hofe befand, die Meſſe leſen laſſen, aber dieſen hinderte eine Unpäßlichkeit. Wider Willen mußte er daher nach St. Stephan gehen. Aber gleichſam als wenn ihn ſein Schickſal geahndet hätte, ließ er zuvor ſeine zwei Söhne, Johann Galeatius und Hermes kommen, umarmte ſie und konnte ſich nicht von ihnen trennen. Endlich ging er zwiſchen den Geſandten von Ferrara und Mantua. Als er der Kirche nahe kam, ſtellten ſich Lampugnani und Olgiati bei dem Eingange rechts, Visconti links, und ließen diejenigen, die vor dem Herzog hergingen, ruhig hereintreten. Endlich kam der Herzog ſelbſt mit einem großen Gefolge, und Lampugnani und Olgiati ſetzten ſich in Bewegung, ſtellten ſich, als ob ſie dem Herzog Platz machen wollten, näherten ſich ihm, zogen ihre Dolche, die ſie im Rockärmel verborgen hatten und fielen über den Herzog her. Dieſer ſank mit ſechs Wunden, noch ehe es Jemand gewahr wurde, daß er verwundet war; man hörte ihn nichts als die Worte: Santa Vergine! ſagen. Indem er ſank, entſtand ein großer Lärm, mehrere zogen die Schwerter, einige liefen zur Kirche hinaus, andere dahin, wo der größte Tumult war, ohne zu wiſſen, warum? (S. 30). Diejenigen, welche dem Herzog am nächſten waren und ihn fallen ſahen, erkannten die Mörder und eilten ihnen nach. Lampugnani, der zur Kirche hinauslaufen wollte, drang durch die Weibsleute hindurch, welche auf dem Boden ſaßen, verwickelte ſich aber in ihre Röcke, und ward darüber von einem Mohren des Herzogs erhaſcht, der ihn niederſtach. Ein gleiches Schickſal hatte Visconti. Olgiati aber kam mit dem Volke zur Kirche hinaus und begab ſich, da er ſeine Kameraden todt ſah, nach Hauſe; aber weder ſein Vater, noch ſeine Brüder wollten ihn aufnehmen. Seine Mutter empfahl ihn einem Prieſter, einem alten Freunde ihres Hauſes, welcher ihn in ſein eigenes Kleid verhüllte und in ſein Haus führte, wo er ſich zwei Tage aufhielt, und immer noch hoffte, daß eine Revolution entſtehen ſollte. Als aber alles ruhig blieb und er beſorgte verrathen zu werden, verſuchte er in verſtellter Kleidung zu entfliehen, ward aber entdeckt und geviertheilt. Der älteſte Sohn des Herzogs Johann Galeatius Maria wurde, noch nicht acht Jahre alt, zum Herzog ausgerufen. Doch führte für den Minderjährigen eigentlich ſeine Mutter, die Herzogin Bona von Savoyen, die Regierung. Galeazzo Maria, Sohn des großen Franz Sforza Herzog von Mailand und H. von Genua und der Blanca. Er ward in Frankreich erzogen. Er war üppig, verſchwenderiſch (Reiſe nach Florenz). Sein Bruder iſt Ludwig Sforza mit dem Beinamen Moro.

Hiſtoriſcher Bilderſaal von E. F. Buchholz. Peſth bei Hartleben. 1811. 1. Thl. S. 6.

1811.

Ein heutiger Univerſalkopf möchte in einem Luſtſpiele nicht übel angebracht ſein.

Der Charakter eines Aengſtlichen in einem Luſtſpiele, der ſich zum Beiſpiel vor jedem Hunde fürchtete, weil es möglich wäre, daß er toll ſei.

Ein guter Charakter für eine Komödie iſt der, der alles zu fein verſteht, weil er kein gutes Gewiſſen hat, und alles deutet und zu ſeinem Schaden nutzt.

1812.

Wenn ich einen falſchen, heimtückiſchen Menſchen zu ſchildern hätte, würde ich immer der Worte des Tacitus vom Tiberius gedenken: Tiberioque etiam in rebus, quas non occuleret, seu natura, sive adsuetudine, suspensa semper et obscura verba: tunc vero nitenti, ut sensus suos penitus abderet, in incertum et ambiguum magis implicabantur.

Annalium liber I, 11.

1812.

In einem Luſtſpiele einen Menſchen aufzuführen, der eben nicht der ſchlimmſte iſt, aber ſich ſelbſt nichts zutraut, und daher immer ſcheu iſt.

1812—1813.

Sicon wird nach der Ermordung Grimoald II. zum Herzog von Benevent erwählt. Einer ſeiner Verwandten, Theodor, iſt Herzog von Neapel, mit Hilfe deſſelben ſucht ſich Sicon dieſer Stadt zu bemächtigen. Das Volk gewahrt es und verjagt Theodor'n, der nach Benevent flieht. Die Neapolitaner erwählen einen Stephan zum Herzog. Sicon zieht gegen Neapel, ſchon iſt Breſche gemacht und die Lombarden rüſten ſich zum Sturm, da erſcheint ein Bote von Stephan mit der Bitte, Sicon möge noch den Tag die Stadt verſchonen, bei Anbruch der Sonne werde er ſelbſt ſie ihm übergeben. Um ihn ſicher zu machen, ſendet er ihm Weib und Kinder als Geißeln. Sicon zieht ſich zurück, aber nun tritt Stephan in die Volksverſammlung, erzählt ſein Verſprechen, muntert aber doch die Einwohner zur Vertheidigung auf; er will ſein Wort nicht brechen, und liefert ſich ſelbſt dem Sicon aus. Dieſer läßt ihn vor einer Kirche der heiligen Stephanie erſtechen. Die Nacht verſtreicht und Sicon will ſtürmen, doch die Bürger hatten die Zeit benutzt, da iſt keine Breſche mehr, alles iſt ausgefüllt, und Sicon muß abziehen.

Sismondi, Geſch. d. ital. Freiſtaaten I. Bd.[1] S. 312.

1812—1813.

Alphons VIII. König von Kaſtilien verliebt ſich in eine Jüdin. Seine Großen, die ein ihm zugeſtoßenes Kriegsunglück dieſer verdammlichen Liebe zuſchreiben, laſſen das Mädchen ermorden. Alphons ward darüber wahnſinnig. Im Jahr 1194.

---

[1] Aus dem Franzöſiſchen. Zürich 1807.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Dritte Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Vierter Ergänzungsband.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Dramatiſche Fragmente und Pläne aus den Jahren 1819—1829.

Die letzten Römer (1819) 3
Die Nazaräer (1819) 17
Brutus (1819) 19
Pauſanias (1820) 24
Marino Falieri (1821) 27
Friedrich der Streitbare (1821) 31
Kaiſer Albrecht (1822) 42
Kröſus (1822) 46
Die Glücklichen (1822) 50
Die letzten Könige von Juda 55
Samſon (1829) 70
Zu Schreyvogels Luſtſpiel „Donna Diana“ (1817) . . 74
Zu Bauernfelds Luſtſpiel „Die Bekenntniſſe“ (1833) . . 76
Stoffe und Charaktere (1817—1860) 81

Satiren. Erſte Abtheilung.

Le poète sifflé 125
Der Magier 139
Das Prius oder die Bekehrung (1821) 141
Prokruſtes (1824) 153
Der Zauberflöte zweiter Theil (1826) 156
Die Vogelſcheuche (1835) 166

Seite

Satiren. Zweite Abtheilung.

Todtengeſpräch (1806—1807) 175
Avertiſſement (1817) 177
Der Blinde und der Sehende (1817) 179
Korreſpondenznachrichten aus dem Lande der Irokeſen (1820) 180
Avertiſſement (1822) 182
Antwort auf die Briefe des alten Theaterfreundes (1822) 185
Kritiſche Briefe (1825) 188
Schreiben des jungen Tomes Dikſon an ſeinen Vater in Philadelphia (1826) 192
Büchertitel (1830) 194
Auszüge aus dem nächſtjährigen Meßkatalog (1837) . . 194
Schreiben Gottes an den Bürgermeiſter Hirzel in Zürch (1839) 195
Friedrich der Große und Leſſing. Ein Geſpräch im Elyſium (1841) 197
Avertiſſement (1842) 203
Schreiben des Nachtwächters Germanikus Walhall (1842) 204
Schreiben des Königs von Baiern an den Schauſpieldirektor Carl (1844) 207
Literaturgeſpräch (1853) 207
Zwei Briefe (1853 und 1854) 208
Kunſtgeſpräch 211
Bruchſtück aus einem Literaturblatt vom Jahre 1900 . 211
Eſther. Aus einem unvollendeten Drama 215

Dramatiſche Fragmente und Pläne

aus den Jahren 1819—1829.

Die letzten Römer.

(1819)

Ich trage mich immer mit dem Gedanken, ein großes dramatiſches Gedicht zu ſchreiben, beſtehend aus 5–6 Tragödien. Es hieße: Die letzten Römer. Die einzelnen Theile wären: 1. Marius und Sylla. 2. Craſſus und der Fechterkrieg. 3. Pompejus und Cäſar. 4. Brutus. 5. Die Triumvirn. Endlich 6. ein Nachſpiel: Oktavianus Auguſtus. Das 1., das 2. und das 5. würde ich zuerſt ausführen. Das 2. gehört ſtreng genommen nicht in die Reihe, ich konnte mir aber nicht verſagen, den herrlichen Spartakus darzuſtellen, beſonders da das Trauerſpiel, deſſen Held er iſt, ſchon ſeit langer Zeit in meinem Kopfe fertig und vieles davon bereits niedergeſchrieben iſt. Der Plan müßte freilich nach der gegenwärtigen Anſicht ganz umgeſchmolzen werden, aber die Hauptſache bliebe doch.

(1819)

Ich weiß nicht, habe ich es irgendwo geleſen, oder iſt es mein eigener Gedanke — unzweifelhaft ſcheint es mir beinahe — daß der ſterbende Gladiator auf dem Kapitol, der auf den Tod verwundete Spartakus ſein müſſe.

[illegible]

Die Quelle von dem allen war ſein unbeugſamer Charakter, ſein Stolz und Eigendünkel, der ſchon für ſich allein dem gemeinen Manne verhaßt iſt, und wenn noch Ehrgeiz ſich dazu geſellet, vollends ausſchweifend und unausſtehlich wird. Dergleichen

Leute ſchmeicheln dem Volke nicht, weil ſie thun, als wenn ihnen an Ehrenſtellen nichts gelegen wäre; erhalten ſie aber dieſe nicht, ſo gerathen ſie gleich in Unwillen .... Wer dem Volke am wenigſten ſchmeichelt, darf auch am wenigſten gegen das Volk nachſichtig ſein; denn der Unwille über die Verſagung einer Ehrenſtelle ſetzt immer eine heftige Begierde nach derſelben voraus .... Dem Marius erlaubte ſein Hochmuth nicht, ſich um die Gunſt derer, die ihn erheben und zu Ehren bringen konnten, zu bewerben; aber ſein Ehrgeiz verleitete ihn zum Zorn und Unmuth, wenn er übergangen wurde.

Plutarch in der Vergleichung Coriolans mit Alzibiades.

(1819.)

Zum Marius und Sylla.

Marius legte alle ſeine Pläne von weitem und ſorgfältig an. Sylla gefiel ſich darin ein Sohn des Glückes zu heißen, ſo daß er ſich in ſeinen Denkwürdigkeiten ſelbſt rühmt, daß das auf gut Glück Unternommene immer beſſer ausgefallen ſei, als das am längſten und reiflichſten Ueberdachte.

Καὶ γὰρ ἐν τοῖς ὑπομνήμασιν γέγραφεν, ὅτι τῶν καλῶς αὐτῷ βεβουλεῦσθαι δοκούντων αἱ μὴ κατὰ γνώμην, ἀλλὰ πρὸς καιρὸν ἀποτολμώμεναι πράξεις ἔπιπτον εἰς ἄμεινον.[1]

Beide ſtreng, beinahe fürchterlich ausſehend, aber Marius unfähig, aus ſeiner Menſchen- und Götter-anfeindenden Strenge herauszugehen, und als er ſich in der Folge den Genüſſen des Luxus hingibt, darin mit Körper und Geiſt untergehend. Sylla immer bereit, aus dem finſterſten Ernſt unmittelbar in den Taumel der diſſoluteſten Luſtigkeit überzugehen, aber im höchſten Rauſch der Sinne ſeine Pläne und die Kraft zu ihrer Ausführung bewahrend.

Sylla im Umgang leicht und geſchmeidig, Marius rauh und hart; daher letzterer auch nur im Lager gilt, in der Volksverſammlung und in bürgerlichen Geſchäften aber ohne Wirkſamkeit bleibt, ſo daß er zur Frechheit, um ſich bemerkt, und zur Achſelträgerei und bettelnden Schmeichelei ſeine Zuflucht nehmen muß, um ſich beliebt zu machen.

---

[1] Plutarch, Sulla VI.

Τῆς μὲν γὰρ ὄψεως ἴδιον εἶναι (τῷ Σύλλᾳ) τὸ περὶ τὴν κόμην χρυσωπόν.[1]

Beider Glaube an Vorbedeutungen und Vorzeichen, aber Sylla mit Selbſtvertrauen und Uebermuth, Marius mißtrauiſch und furchtſam.

Der Schlüſſel zu den Charakteren des Marius und Sylla ſcheint zu ſein: Beide vollkommene Egoiſten, von denen der erſte die Welt haßte, der andere ſie verachtete; daher die Härte des erſten nicht ohne Furcht, die des zweiten voll Uebermuth.

Τὸν δὲ ἄλλον τρόπον ἀνώμαλός τις ἔοικε γεγονέναι (ὁ Σύλλας) καὶ διάφορος πρὸς ἑαυτόν, ἀφελέσθαι πολλά, χαρίσασθαι πλείονα, τιμῆσαι παραλόγως, παραλόγως ἐφυβρίσαι, θεραπεύειν ὧν δέοιτο, θρύπτεσθαι πρὸς τοὺς δεομένους, ὥστε ἀγνοεῖσθαι, πότερον ὑπερόπτης φύσει μᾶλλον ἢ κόλαξ γέγονε. Τὴν μὲν γὰρ ἐν ταῖς τιμωρίαις ἀνωμαλίαν, ἐξ ὧν ἔτυχεν αἰτιῶν ἀποτυμπανίζοντος αὐτοῦ καὶ πάλιν τὰ μέγιστα τῶν ἀδικημάτων πρᾴως φέροντος καὶ διαλλαττομένου μὲν ἐπὶ τοῖς ἀνηκέστοις μετὰ εὐκολίας, τὰ δὲ μικρὰ καὶ φαῦλα προσκρούσματα σφαγαῖς καὶ δημεύσεσιν οὐσιῶν μετιόντος, οὕτως ἄν τις διαιτήσειεν, ὡς φύσει μὲν ὀργὴν χαλεπὸν ὄντα καὶ τιμωρητικόν, ὑφιέμενον δὲ τῆς πικρίας λογισμῷ πρὸς τὸ συμφέρον.[2]

Sylla heirathet die Tochter des Pontifex Metellus, wenige Tage darauf, als er ſeine vorige Gattin Cölia unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verſtoßen hatte. Früher hatte er nach einander zwei Gattinnen, Ilia, die ihm eine Tochter gebar, und Aelia.

Als zuerſt die Zwietracht zwiſchen Marius und Sylla ausbrach, ereigneten ſich verſchiedene Wunderzeichen, von denen man glaubte, daß ſie das Herannahen eines neuen Weltalters (eines neuen Weltenjahrs) verkündigten, in deren jedem ſich die Art der Menſchen und der weltlichen Dinge gänzlich änderten. Zu ſolchen Epochen der Weltveränderung komme auch die Wahrſagerkunſt, deren Ausſprüche ſonſt nur eine annähernde Verläßlichkeit hatten, zu größerer Gewißheit, da die bevorſtehenden Begebenheiten durch ſichere Vorzeichen angekündigt würden.

Als Sylla vor Rom zieht, wird er von Zorn ſo durchaus übermannt, daß er Feuer anzulegen befiehlt und ſelbſt mit eigener Hand die erſte Fackel ſchleudert.

---

[1] Plutarch. Sulla VI.

[2] Ebenda.

Ἐν τούτῳ δὲ ὁ Σύλλας παρῆν ἤδη καὶ συνιδὼν τὸ γινόμενον ἐβόα τὰς οἰκίας ὑφάπτειν καὶ λαβὼν δᾷδα καιομένην ἐχώρει πρῶτος αὐτὸς καὶ τοὺς τοξότας ἐκέλευε χρῆσθαι τοῖς πυροβόλοις ἄνω τῶν στεγασμάτων ἐφιεμένους, κατ' οὐδένα λογισμόν, ἀλλ' ἐμπαθὴς ὢν καὶ τῷ θυμῷ παραδεδωκὼς τὴν τῶν πρασσομένων ἡγεμονίαν, ὅς γε τοὺς ἐχθροὺς μόνον ἑώρα, φίλους δὲ καὶ συγγενεῖς καὶ οἰκείους εἰς οὐδένα λόγον θέμενος οὐδ' οἶκτον κατιὼν διὰ πυρός, ᾧ τῶν αἰτίων καὶ μὴ διάγνωσις οὐκ ἦν.[1]

Μαρίῳ δ' ἐπεκήρυξεν (ὁ Σύλλας) ἀργύριον, οὐκ εὐγνωμόνως οὐδὲ πολιτικῶς, ᾧ γε μικρὸν ἔμπροσθεν ὑποχείριον εἰς τὴν οἰκίαν δοὺς ἑαυτὸν ἀσφαλῶς ἀφείθη. Καίτοι Μαρίῳ τότε μὴ διέντι Σύλλαν, ἀλλ' ἀποθανεῖν ὑπὸ Σουλπικίου προεμένῳ πάντων κρατεῖν ὑπῆρχεν, ἀλλ' ὅμως ἐφείσατο.[2]

Wie es mit der Euſebie des Sulla ſtand, zeigte am beſten ſein Benehmen bei der Belagerung von Athen, wo er, als Geldmangel einriß, aus allen griechiſchen Tempeln die Weihgeſchenke und ſelbſt die Götterbilder, wenn ſie von edlem Metall waren, wegnehmen ließ. Als der von ihm zu dieſem Ende nach Delphi Abgeſendete ihm warnend meldete, daß die Leyer des Gottes aus dem Allerheiligſten laut ertönen gehört worden ſei, ſchrieb er ihm zurück, ſich ja in Vollführung ſeines Auftrages nicht ſtören zu laſſen, denn er wiſſe ja wohl ſelbſt, daß Lautenſpielen einen Fröhlichen und nicht einen Trauernden anzeige.

Sylla wird als der erſte angegeben, der die Kriegszucht durch allzugroße Nachſicht und Freigebigkeit geſchwächt habe, was bei ihm nicht Gutmüthigkeit war, ſondern der Wunſch, ſich ſeine Soldaten zu allem, auch dem Aergſten, ergeben zu machen, und zugleich die der Andern zu verführen und an ſich zu ziehen.

Als Sylla den Archelaos, einen der Feldherrn des Mithridates, geſchlagen hatte, und dabei, indeß beinahe das ganze unermeßliche Heer der Feinde aufgerieben wurde, nur 14 Mann verlor, ließ er auf ſein Siegeszeichen nebſt dem Mars und der Viktoria auch die Liebesgöttin abbilden, anzuzeigen, daß nicht weniger unfreiwillige Glücksgunſt als Tapferkeit und Feldherrngabe den Sieg verſchafft habe.

---

[1] Plutarch. Sulla IX.

[2] Ebenda X.

Καὶ μετ' οὐ πολὺν χρόνον ἐν τῷ τόπῳ τούτῳ Μαρίου τοῦ νέου καὶ Νορβανοῦ τοῦ ὑπάτου μεγάλας δυνάμεις ἐπαγαγόντων ὁ Σύλλας οὔτε τάξιν ἀποδοὺς οὔτε λοχίσας τὸ οἰκεῖον στράτευμα, ῥώμῃ δὲ προθυμίας κοινῆς καὶ φορᾷ τόλμης ἀποχρησάμενος ἐτρέψατο τοὺς πολεμίους κ. τ. λ.[1]

(1819.)

Ὅτε καὶ Κάρβωνά φασιν εἰπεῖν, ὡς ἀλώπεκι καὶ λέοντι πολεμῶν, ἐν τῇ Σύλλα ψυχῇ κατοικοῦσιν ὑπὸ τῆς ἀλώπεκος ἀνιῷτο μᾶλλον.[2]

Sylla ritt in Schlachten (wenigſtens in der vor Rom) ein weißes Pferd.

Μάριος μὲν οὖν ἀπ' ἀρχῆς χαλεπὸς ὢν ἐπέτεινεν, οὐ μετέβαλε τῇ ἐξουσίᾳ τὴν φύσιν· Σύλλας δὲ μετρίως τὰ πρῶτα καὶ πολιτικῶς ὁμιλήσας τῇ τύχῃ καὶ δόξαν ἀριστοκρατικοῦ καὶ δημωφελοῦς ἡγεμόνος παρασχών, ἔτι δὲ καὶ φιλόγελως ἐκ νέου γενόμενος, καὶ πρὸς οἶκτον ὑγρός, ὥστε ῥαδίως ἐπιδακρύειν, (?) εἰκότως προσετρίψατο ταῖς μεγάλαις ἐξουσίαις διαβολήν, ὡς τὰ ἤθη μένειν οὐκ ἐώσαις ἐπὶ τῶν ἐξ ἀρχῆς τρόπων, ἀλλ' ἔμπληκτα καὶ χαῦνα καὶ ἀπάνθρωπα ποιούσαις. τοῦτο μὲν οὖν εἴτε κίνησίς ἐστι καὶ μεταβολὴ φύσεως ὑπὸ τύχης, εἴτε μᾶλλον ὑποκειμένης ἀποκάλυψις ἐν ἐξουσίᾳ κακίας, ἑτέρα τις ἂν διορίσειε πραγματεία.[3]

Ich will den Marius ſchildern, wie er ein unauslöſchbares ſchauderhaftes Grauen hat vor der ihm von allen allein unbegreiflichen, unheimlichen Natur des Sylla. Anfangs verachtet er ihn mit ſeiner Luſtigkeit, die aber eigentlich nichts iſt als eine Verachtung alles deſſen, was den anderen Menſchen Ernſt dünkt; mit ſeiner Liederlichkeit, mit ſeiner ſcheinbaren Planloſigkeit. Bald aber fängt er an das Verborgene zu ahnen, ohne es aber je begreifen zu können, da er bei ſeiner eigenen Verſchiedenheit ſich nie in die Geſinnung des Sylla hineindenken kann, und ſo wird dieſer ihm ein grauenhaftes Weſen. (Ein Schauder ohne eigentliche Furcht, wie [sans comparaison] gewiſſe Menſchen vor Katzen haben.)

---

[1] Plutarch. Sulla XXVII

[2] Ebenda XXVIII

[3] Ebenda XXX

… ἤδη δὲ συντετελεσμένων ἁπάντων (τῶν περὶ θριάμβων) ἀπολογισμὸν ἐν ἐκκλησίᾳ τῶν πράξεων ποιούμενος οὐκ ἐλάσσονι σπουδῇ τὰς εὐτυχίας ἢ τὰς ἀνδραγαθίας κατηριθμεῖτο, καὶ πέρας ἐκέλευσεν ἑαυτὸν ἐπὶ τούτοις Εὐτυχῆ προσαγορεύεσθαι· τοῦτο γὰρ ὁ Φῆλιξ μάλιστα βούλεται δηλοῦν· αὐτὸς δὲ τοῖς Ἕλλησι γράφων καὶ χρηματίζων, ἑαυτὸν Ἐπαφρόδιτον ἀνηγόρευε. καὶ παρ' ἡμῖν ἐν τοῖς τροπαίοις οὕτως ἀναγέγραπται· Λεύκιος Κορνήλιος Σύλλας Ἐπαφρόδιτος· ἔτι δὲ τῆς Μετέλλης παιδία τεκούσης δίδυμα τὸ μὲν ἄρσεν Φαῦστον, τὸ δὲ θῆλυ Φαῦσταν ὠνόμασε.[1]

Marius haßt den Sylla ſchon darum, weil dieſem bei einer ſcheinbaren Planloſigkeit doch alles gelingt, indeß er ſelbſt bei der ängſtlichſten Genauigkeit im Anlegen und Ausführen ſeiner Plane ſich doch häufig um den Erfolg betrogen ſieht. Das macht ihm auch die übrigen Menſchen und ihren Leichtſinn verhaßt. Er allein meint, er hätte ein Recht auf das Glück, weil er ſich's ſo ſauer werden läßt, der Beſitz jedes Andern ſcheint ihm gegen Verdienſt.

Wenn Marius nach der höchſten Gewalt als einem Ziele ſtrebt und im unbeſtrittenen Beſitz derſelben wohl auch einen gewiſſen Grad von Glück gefunden hätte (wo er jedoch gewiß in Schlemmerei und ſtumpfe, nur manchmal durch Grauſamkeit aufgeregte Genußliebe verfallen wäre), ſo hat hingegen Sylla gar kein Ziel, oder vielmehr bloß momentane. Bei ſeinem Mangel an allem Gemüth gibt es für ihn kein letztes Wünſchenswerthes, und nur im Streben ſelbſt, in dem ſtäten Bewußtwerden und Ausüben ſeiner Kraft liegt für ihn ein ſcheinbares, aber ſogleich nach dem Vollbringen wieder entſchwindendes Glück. Selbſt die Herrſchaft reizt ihn nur, ſolange man ſie ihm ſtreitig macht, und er verachtet die Menſchen viel zu ſehr, als daß der höchſte Platz unter ihnen auch nur ſeiner Eitelkeit geſchmeichelt hätte. Sein ganzes Leben iſt nur ein immerwährendes fruchtloſes Ausfüllen der Leere in jenem Theile der Bruſt, wo andere Menſchen das Herz tragen; alle ſeine Thaten entſpringen nur aus dieſer Quelle und ſobald er aus Mangel an Feinden die Waffen niederlegen muß, ſo wie früher, eh er ſie noch ergriff, muß die diſſoluteſte Liederlichkeit an ihrer Statt die Stelle des Beſchwichtigens einnehmen. Marius in ſeiner wildeſten Epoche erkennt noch immer ein Höheres, ein Oberes an, wenn auch nicht durch Achtung, doch durch Furcht; Syllas Gleichgiltigkeit gegen Gut und Schlimm iſt das Entſetzlichſte, was die Weltgeſchichte in ihren Charakteren zeigt. Gegen das Ende ſeines Lebens wäre er beinahe rechtlich geworden, weil die Schlechtigkeit angefangen hatte, ihren Reiz auf ihn zu verlieren.

---

[1] Plutarch, Sulla XXXIV.

Sein Glaube an Vorbedeutungen, Wahrſagen u. ſ. w. gehört in eine Klaſſe mit dem vagen, an keiner Reihe von Ueberzeugung hängenden Glauben der Spieler an Spiel-Glück und Unglück.

(1830.)

Die Gegenſätze in „den letzten Römern“: Marius und Sylla, beide ſelbſtſüchtig, und ohne höhern Werth. Marius das Geſchick wie einen Feind betrachtend, den er bekämpfen muß, Sylla wie einen Freund, dem man ſich hingibt. Pompejus ſtrenger, noch ein Ideal in ſich tragend, wie es ſein ſollte, aber enger; Cäſar vaſt, doch ohne Strenge in den Grundſätzen. Octavius fein, ausdauernd, das Entfernteſte verknüpfend; Antonius im Guten und Schlimmen nur auf das Nächſte gerichtet.

Ich ſtelle mir den Marius vor, wie er kämpft und ſich abmüht, alles zu ſeinen Gunſten zu wenden, für alles vorzuſehen, nichts unberechnet zu laſſen und zuletzt ſehen muß, daß der Zufall dem Sylla die Frucht in die Hände ſpielt, dem Sylla, den er verachtet als einen Leichtſinnigen und doch fürchtet als Gegner. Da ihm nun nicht gelingt, was er am Beſten angelegt hat, ſo kommt er auf die Idee eines feindſeligen Geſchicks und wendet ſich an Zeichendeuter und Sternſeher, um es zu überliſten. Unermüdlich in ſeinem Streben und Aengſten haßt er den Sylla tödtlich, und mit ihm alle Menſchen, die er für inkonſequent hält, und von denen es ihn ärgert, daß ſie bei ihrer Gedankenloſigkeit genießen und fröhlich ſind, indeß ihm doch keine gute Stunde zu Theil wird, der er es doch allein verdiente, durch ſeine Konſequenz und Unermüdlichkeit. Den Sylla ſieht er zuletzt als Werkzeug ſeines feindſeligen Schickſals an, und dieſe Idee wird durch die ewige innere Marter fix bis zum Wahnſinn.

(1826.)

Zum Mithridates. Plutarch in Pompeio.

Mithridates ſelbſt ſchlug ſich gleich Anfangs mit 800 Reitern durch die Römer glücklich durch, aber in kurzer Zeit verliefen ſie ſich alle und es blieben nicht mehr als drei bei ihm. Unter dieſen befand ſich ſeine Beiſchläferin Hypſikratia, die bei allen Gelegenheiten einen männlichen und verwegenen Muth blicken ließ. Daher nannte ſie der König nur Hypſikrates, damals war ſie wie ein Perſer gekleidet und ſaß zu Pferde, ohne durch die Länge der Flucht entkräftet oder der Wartung des Königs und ſeines Pferdes überdrüſſig zu werden.

..... Nur die Stratonike, die beim Könige am meiſten galt, und eines der reichſten Schlöſſer zu bewachen hatte, war, dem Angeben nach, die Tochter eines alten, eben nicht wohlhabenden Harfenſpielers. Dieſe nahm den Mithridates, als ſie einſt bei der Tafel die Harfe ſpielte, ſo ſehr ein, daß er alsbald mit ihr zu Bette ging und den Alten fortſchickte, der ſehr mißvergnügt war, weil man ihn nicht erſt höflich darum angeſprochen hatte. Allein am folgenden Morgen ſah er beim Erwachen in ſeinem Zimmer Tiſche mit ſilbernen und goldenen Gefäßen beſetzt, und einen Haufen von Bedienten, Verſchnittenen und Knaben, die ihm die köſtlichſten Kleider überreichten. Alles dieſes hielt er Anfangs nur für Scherz und Poſſenſpiel und wollte zum Hauſe hinauslaufen ....

(Nach Appian übergab Stratonike das ihr anvertraute Schloß nur darum dem Pompejus, damit er dafür ihres Sohnes Xiphares ſchonen ſollte. Mithridates aber, als er das erfuhr, ließ dieſen umbringen ....)

Hier kam die Nachricht, Mithridates wäre todt, und er hätte ſich, weil ſein Sohn Pharnakes ſich gegen ihn empört, ſelbſt ums Leben gebracht.

Zu den letzten Römern.

Cicero ſagt von Pompejus (im Jahre 695 unter dem erſten Konſulat des Cäſar)[1] **itaque ille amicus noster, insolens infamiae, semper in laude versatus, circumfluens gloria, deformatus** corpore, fractus animo, quo se conferat nescit: progressum praecipitem, inconstantem reditum videt: bonos inimicos habet, improbos ipsos non amicos. Ac vide mollitiem animi. Non tenui lacrimas, quum illum a. d. VIII. Kal. Sext. vidi de edictis Bibuli contionantem. Qui antea solitus esset iactare se magnificentissime illo in loco, summo cum amore populi, cunctis faventibus, ut ille tum humilis, ut demissus erat, ut ipse etiam sibi, non iis solum, qui aderant, displicebat! O spectaculum uni Crasso iucundum, caeteris non item! Nam, quia deciderat ex astris, lapsus quam progressus potius videbatur et, ut Apelles si Venerem aut si Protogenes Ialysum illum suum coeno oblitum videret, magnum, credo, acciperet dolorem, sic ego hunc omnibus a me pictum et politum artis coloribus subito deformatum, non sine magno dolore vidi: Eine ſchöne Stelle, herrlich den damaligen Zuſtand des Pompejus, der ſchon angefangen hatte, den Nimbus des Götterſohnes mit den Schleichwegen des Staatsmannes zu vertauſchen und dem höhern Geſtirn Cäſars dienſtbar zu werden, und zugleich die im Grunde doch ſchöne Gemüthlichkeit Ciceros malend, der das erhebende Bild menſchlicher Größe ſo ungern in den Staub gezogen erblickt.

---

[1] Ad Atticum II, 21, 3 f.

Jn der Folge von demſelben: tam insuetum contumeliae. Das iſt der Schlüſſel zu Pompejus' ganzem Benehmen, von dem Augenblicke an, als Cäſar gegen ihn aufſtand, beſonders aber während und nach der Schlacht bei Pharſalus. Pompejus lebte in der Meinung der Welt, die Billigung ſeiner Mitbürger war ihm Gewohnheit und Bedürfniß. Als er in der Schlacht von Pharſalus die Reiter, auf die er ſein Vertrauen geſetzt hatte, geſchlagen ſah, verlor er den Kopf. Jn den Kreis ſeiner Berechnungen war die Möglichkeit eines Unfalles nie gedrungen. Da das Unglück kam, fand es ihn ohne Schutz.

Beim Middleton kommt Catilina zuerſt vor, nach vollendetem Prätorsamte aus Afrika zurückkehrend. Er will ſich um das Konſulat bewerben. Er muß aber abſtehen, da er der Erpreſſung angeklagt wird. I. 130.

Er verſchwört ſich mit dem Cn. Piſo und andern, im Senate einige der Vornehmſten zu tödten und ſich die erſten Stellen zuzueignen. M. Craſſus ſollte Diktator werden und Cäſar ſein Magister equitum. Am Sitzungstage entfällt dem Craſſus der Muth, und er bleibt aus, ſo daß Cäſar ſich nicht getraut, das verabredete Zeichen zum Mord durch Herablaſſen der Toga zu geben. Der Senat, um Piſo zu entfernen, gibt ihm die Statthalterſchaft in Spanien. Dort wird er, wie einige glauben, auf Pompejus' Anſtiften, ermordet. I. 131.

Cicero war anfangs ſelbſt willens, den Catilina in jener Anklage wegen Erpreſſung zu vertreten, entweder weil er ſich den Adel und vornämlich Craſſus und Cäſar zu Freunden machen wollte, oder weil er ihn für beſſer hielt, als er war. Er ſtand jedoch in der Folge davon ab, obgleich des Catilina Gunſt bei den Vornehmen ſo groß war, daß viele von ihnen, ja der Conſul Torquens ſelbſt, ihn vor Gericht begleiteten und Zeugenſchaft für ihn ablegten. I. 138.

Sein Ankläger war Clodius, ein Lüderlicher und Verſchwender gleich ihm ſelbſt, der für eine Summe Geldes gern die Klage zurücknahm.

Metellus Macedonius war der erſte, der in Rom einen marmornen Tempel aufführte. Ihn nennt Vellejus Paterculus den glücklichſten der Menſchen, weil er nach herrlichen Triumphen (über die Macedonier) hohe Ehrenſtellen, langen Lebenslauf, von vier Söhnen überlebt und zu Grabe getragen wurde, deren einer Conſular und Cenſorius, der andere Conſular, der dritte Conſul, der vierte Consul designatus war. I. 11.

P. Scipio Aemilianus, ein Sohn des L. Paullus (des Beſiegers des Perſeus) vom Sohne des Scipio Africanus adoptirt, iſt dem Vellejus ein Mann „qui nihil in vita nisi laudandum aut fecit, aut dixit, ac sensit“. I. 12. Als er die Aedilität ſuchte, machte man ihn zum Conſul.

(Welch eine abſurde Idee, daß Vellejus Paterculus ſeine Geſchichte gleichſam wie in Briefform dem Conſul M. Vinicius zuſchreibt.)

In demſelben Jahre, in dem Scipio Karthago, zerſtörte Mummius Korinth. Der erſte bekam den Beinamen Africanus, der zweite Achaicus. Nec quisquam ex novis hominibus prior Mummio cognomen virtute partum vindicavit. Vergleich des hochgebildeten Scipio und des rohen Mummius. (Marius ſoll ihn öfter im Munde führen, aber mit jener Bemerkung des Vellejus: daß den Korinthern eine rauhe Tapferkeit gleich der des Mummius nützlicher geweſen wäre als ihre gar zu weit getriebene Verfeinerung.) I. 13.

Catilina und ſeine lüderlichen Genoſſen (Catilina, Akt I, wecken den Cicero aus dem Schlafe und rufen ihn ans Fenſter, damit er ſie, zur Probe ſeiner Kunſt, überrede, vor Tages Anbruch nach Hauſe und zu Bett zu gehen.

Daß Marius die Parthei des Volkes hielt, Sylla jene der Ariſtokratie: Hauptpunkt in der Gegenüberſtellung beider.

Quis enim abunde mirari potest, quod eminentissima cuiusque professionis ingenia, in eandem formam et in idem artati temporis congregarunt se spatium; et, quemadmodum clausa capso aliove septo diversi generis animalia, nihilo minus, separata alienis, in unum quaeque corpus congregantur, ita cuiusque clari operis capacia ingenia in similitudine et temporum et profectuum semet ipsa ab aliis separaverunt. Vellejus Paterculus I. 16. Ein trefflicher Eingang zu der Periode von den Gracchen incluſive bis zum Octavian Auguſtus excluſive, ein Zeitraum, deſſen Gleichen die Weltgeſchichte nicht hat. Ein gutes Motto zu „den letzten Römern“.

Die zweite katilinariſche Rede Ciceros iſt gegen die erſte, beſonders die erſte Hälfte derſelben gehalten, beinahe ſchwach zu nennen, zugleich entbehrt ſie des rhetoriſchen Schmuckes in einem bei Cicero ungewöhnlichen Grade. Die Gründe, die er anführt, um die Aufrührer der verſchiedenen Klaſſen von ihrem Vorhaben abzuhalten, entbehren alles Schlagenden. Man muß annehmen, daß die Stadt über die Abreiſe des Catilina, als das Zeichen zum Bürgerkriege, ſehr erſchreckt war, und daß die vorliegende

Rede, am folgenden Morgen nach jenem Ereigniſſe gehalten, gerade beſtimmt war, den geſpannten Zuſtand des Volkes herabzuſtimmen, daß ſie keine Begeiſterung erregen ſollte, ſondern die Gemüther in das gewöhnliche Geleiſe zurückbringen. Dies erklärt die, ich möchte ſagen: proſaiſche Haltung derſelben. Nichtsdeſtoweniger ſcheint ſie mir auch aus dieſem Geſichtspunkte nicht unter die beſten zu gehören.

Eine gute Figur auch Lentulus, der von ſich ſelbſt ſagte und glaubte, er ſei der dritte Cornelier, dem die Stadt zu beherrſchen beſtimmt ſei. Cinna, Sulla und er. Wie Catilina ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, ſie bis zum halben Wahnſinn nährt und ihn heimlich verlacht.

Das damals laufende Jahr hält Lentulus für ominös, qui esset decimus annus post virginum absolutionem, post capitolii autem incensionem vicesimus. oratio III. cap. IV, 10 (was iſt das für eine absolutio virginum?).

Zu den letzten Römern.

T. Gracchus. Tib. Gracchus, quum ad res novas pararetur, auspicia domi prima luce petiit: quae illi perquam tristia responderunt. Nam janua egressus, ita pedem offendit, ut digitus ei decuteretur: tres deinde corvi, in eum adversum occinentes, partem tegulae decussam ante ipsum propulerunt. Quibus omnibus contemptis, a Scipione Nasica pontifice maximo decussus Capitolio, fragmento subsellii ictus occubuit. Valerius Maximus[1] I. 4. 2.

J'ai souvent écouté avec ravissement Lady Hamilton décrivant les beautés des rivages de Naples, et la position, où elle se trouvait quand elle était assise pendant le calme, d'une belle nuit éclairée par la lune, à la droite du héros du Nil, sur le vaisseau amiral, chantant sur les vagues de la Mediteranée l'hymne national de Rule Britannia, repété en chœur par tout l'équipage. Morgan, Italie.[2]

---

[1] Factorum et dictorum memorabilium libri novem.

[2] 1821 erſchienen.

— Antonius und Kleopatra. Eine gute Biographie Nelſons zu leſen, wegen dieſes Verhältniſſes.

(1822.)

Ben Jonſon hat einen Catilina geſchrieben.

(1824.)

Rome sauvée. Es iſt merkwürdig, daß Voltaire, laut der Vorrede, glaubt, in dieſem Stücke ein treues Bild der damaligen Zeit aufgeſtellt zu haben. Catilinas ganzes Gepräge iſt verwiſcht. Da iſt nichts von ſeiner Heuchelei, ſeiner Verſatilität, ſeiner Gabe zu verführen, ſeiner verhöhnenden Schmeichelei. Sein Verhältniß zum Lentulus, — den er eigentlich zum Narren hatte und deſſen lächerlichen Ehrgeiz er bis zum halben Wahnſinn ſteigerte — wie kahl, ins Allgemeine und Unbezeichnende herabgezogen. Catilina ſelbſt ein Komödie-Böſewicht. In Cicero ſah Voltaire ſich ſelbſt und er iſt daher hier und da queckſilberner ausgefallen als billig. In den Anweiſungen für den Schauſpieler läßt er Cicero weder gehen, noch ſprechen: il court, entre avec précipitation, il s'écrie u. ſ. w. Im übrigen freilich pomphaft genug. Unbegreiflich bleibt, wie Voltaire das dramatiſche des Moments nicht fühlte, da Cicero den Catilina mit der erſten ſeiner vier Reden im Senate andonnerte, die Senatoren von ihren Sitzen aufſtehen, und die ganze Seite der Bänke, wo jener ſaß, leer bleibt, in ihm ſelbſt die Angſt des böſen Gewiſſens und die Unverſchämtheit wechſeln, bis die letztere, wenigſtens für Augenblicke, den Sieg erhält, und er mit ſeinem incendium meum ruina vestra exstinguam (oder ungefähr ſo) den Senat verläßt. Wie dramatiſch, wie lebhaft!

Cato iſt am übelſten weggekommen. Er applaudirt unaufhörlich dem Cicero und ſchiebt ſeine Phraſen ein, wo er einen Raum findet. Cäſar lieſt Collegien über ſich ſelbſt, und d'Alembert hatte nicht Unrecht, wenn er den Vers: Permettez que César ne parle point de lui für den ſchlechteſten des Stückes hielt. Dramatiſches Intereſſe hat eigentlich nur der vierte Akt, oder vielmehr dieſer Akt iſt das ganze Stück. Nicht als ob ich dieſen

Akt loben wollte, kein Catilina, aber am Ende doch ein Drama. Die drei erſten Akte beſtehen aus dem inkonziſeſten Hin- und Herreden, was man ſich denken kann. Die Auftritte ſind ohne Organismus neben einander hingeſtellt, und ſelbſt der franzöſiſchen Regel: de ne jamais laisser la scène vide werden die eclatanteſten Naſen gedreht. Die erſten drei Akte laſſen ſich unter keiner Vorausſetzung rechtfertigen. Der vierte und fünfte nur dann nicht, wenn man einen Catilina ſchreiben wollte: und noch dazu einen Catilina, der, wie die Vorrede beſagt, ein Gemälde ſeiner Zeit und der darin auftretenden Perſonen geben ſollte.

◆

Die Nazaräer.

(1819.)

Ein Trauerſpiel: Die Nazaräer. Chriſtus, Judas, Maria Magdalena, Kaiphas. Judas die Ehrſucht, der Neid. Schon von Anfang ſucht er es Chriſtus gleichzuthun. Da es ihm nicht gelingt, wird er ſein bitterſter Feind.

(1822.)

Geleſen. Bellermann über Eſſäer und Therapeuten.

Wenn Chriſtus aus dieſer Sekte geweſen, wäre wohl nichts klarer, als warum gerade die Phariſäer ſeine erbittertſten Feinde waren. Merkwürdig die Verwechslung des Euſebius, wo er eine Stelle im Philo, die von der Lebensart dieſer Eſſäer handelt, als von jener der erſten Chriſten geſagt, anſieht: ſo ähnlich waren ſie ſich beide.

Zu den Nazaräern.

(1838.)

Josephe (der von Chriſtus nichts weiß) au chapitre XII de son histoire, parle d'une secte de Juifs rigoristes, nouvellement établi par un nommé Juda galiléen. Ils méprisent, dit-il, les maux de la terre. Voltaire, dict. philos. Christianisme, p. 419.

(1859.)

Sonderbar iſt es, daß Joſephus in ſeinen jüdiſchen Denkwürdigkeiten von Chriſtus gar keine Notiz nimmt, noch ſonderbarer wird es aber dadurch, daß nach dem Zeugniß des Tacitus und Suetonius ſchon unter Nero Chriſtenverfolgungen waren, ſo daß alſo Chriſtus nicht zu ignoriren war. Am allerſonderbarſten aber, daß ſchon zur Zeit Nero's ſo viele Chriſten in Rom waren, um eine ſolche Verfolgung möglich und räthlich zu machen, wozu noch kommt, daß dies größtentheils Nicht-Juden geweſen ſein müßten, da ſie den griechiſchen Namen Χριστος zur Bezeichnung ihrer Sekte nahmen.

* * *

Brutus.

(1819.)

Ein Trauerſpiel: Brutus. Brutus und Sextus Tarquinius deſſen Helden. Beide an Muth und Tapferkeit gleich, aber Brutus für das Recht, Tarquin für ſeinen Willen. Beide ſich zu Lukrezien hinneigend, der erſte als zu dem einzigen Gegenſtande, der in ſeiner zum Schein angenommenen Stumpfheit ſich ſeiner annimmt, und ſein Gefühl mehr äußernd durch den grimmigen Haß gegen ihren Verderber, als früher durch Schritte nach ihrem Beſitz: Tarquin bloß von Sinnenluſt getrieben, von beleidigtem Stolz über ihre Geringſchätzung, von Ingrimm über ihre ihm zum ſtillſchweigenden Vorwurf gereichende Sittenreinheit, wozu ſich dann doch halb unbewußt eine gewiſſe Verehrung ihrer hohen Tugend geſellt, welche Verehrung er, ſo oft ſie ihm deutlich wird, durch Spott und Hohn niederzukämpfen ſucht. Lukreziens Vater unbedeutend, ſein Gewicht als ſolcher auf ihren Oheim Valerius übergetragen, den Volksfreund und offenbaren Gegner der Tarquinier. Tarquin der Vater, geiſtreich, königlich-prächtig, ſchlau und doch gewaltſam, ohne Gemüth und moraliſchen Sinn. Collatin, körperlich ſchön, liebenswürdig, gutmüthig bis zu einer gewiſſen rührenden Naivetät, dabei brav und rechtlich, aber ohne eigentliche Charakterſtärke.

Wenn man in dieſer Lukrezia weiße Unſchuld mit römiſcher Charakterfeſtigkeit zu verbinden wußte, Letzteres beſonders in ihrem Betragen gegen Sextus Tarquinius.

(1830.)

Merkwürdig die 11. Novelle des 2. Buches im Bandello, die Geſchichte der Lukrezia enthaltend. Die Erzählung ſelbſt nicht bedeutend: die lange Rede des Collatin, mit der er ſeine Gattin länger leben zu wollen, auffordert, eine wäſſerige, ja lächerliche Schulübung; dafür aber die Antwort der Lukrezia ein Meiſterſtück, wie man es bei Schriftſtellern von erſtem Rang kaum findet. (Im Livius nachzuſehen, inwiefern die Keime der von Bandello entwickelten Motive ſich etwa ſchon dort vorfinden.) Wer wird mir glauben, ſagt ſie, daß nicht die Furcht vor dem Tode, ſondern die Drohung Tarquins, einen todten Sklaven zu mir ins Bett zu legen, meine Einwilligung zu jener Schandthat erpreßt, wenn ich nun, da die Entehrung geſchehen, die Schande überlebe. Wie könnteſt du, mein Gatte, Vater du, und ihr meine Verwandten mit einer Entehrten verkehren. Wie könnte ich künftig noch den Anblick meiner Kinder ertragen. Ma che sarebbe di me (furchtbar!) se di quello scelleratissimo tiranno lo sparso seme, in me gittate le radici, à far' il frutto venisse? — Nicht meine Schönheit genießen, meine Keuſchheit zerſtören wollte jener Verruchte. — Wie könnte meine unbefleckte Seele mit dieſem befleckten Körper je Gemeinſchaft pflegen? Es thut daher noth, daß das eine von dem andern getrennt werde. Ma, per dire il vero, credete voi, che ancora che l'animo mio fosse stimato ai piaceri se l'adulterio ritroso, e che la ragione non volesse a l'adulterie consentire, che il senso e l'appetito concupiscibile non si sia in qualche particella dilettato, ed abbio tanto o quanta al piacer consentito? Il mio peccato non deve in modo alcuno restar sensa punizione. (Dieſer Gedanke wird wiederholt und zu weit ausgeſponnen.) Denn wißt ihr wohl, nichts iſt ſchwächer als ein Weib. Wer ſteht dafür, daß, wenn ich zögere, den erſten Fehl zu ſtrafen, die unehrbaren Dinge nicht anfangen mir wohlzugefallen und ich eine andere werde, als die ich mich bis jetzt gefühlt? Die darauf folgenden Spitzfindigkeiten, daß wenn ſie ihrer, der Ehebrecherin ſchone, ſie dadurch den Ehebruch entſchuldige und ſomit dem Ehebrecher verzeihe, könnte beinahe auf die Vermuthung führen, als ob Tarquin ſchon früher in ihr ein, wenn auch nur flüchtiges Wohlgefallen erregt habe. Hierauf fordert ſie die Ihren zur Rache auf und tödtet ſich. (Die letztern Gedanken dürften Leſſing bei dem fünften Akte ſeiner Emilia Galotti vorgeſchwebt haben.)

Lukrezia von Ponſard.

(1843.)

Ich geſtehe, daß ich von dieſem Stücke, nach dem, was uns darüber in Journalartikeln, auch den lobenden, theils von vorneherein, theils nach der Aufführung kund geworden war, nur eine ſehr geringe Meinung hegte. Ich habe es geleſen und kann nicht anders als mit wahrer Achtung davon ſprechen.

Nicht als ob es ein eigentlich gutes Stück wäre. Das Geheimniß derlei zu machen, ſcheint in ganz Europa verloren gegangen zu ſein. Aber nur wer die Schwierigkeiten einer Sache nicht kennt, pflegt überſtreng zu ſein; wer ſich ſelbſt verſucht hat, weiß auch das Annähernd-gute zu ſchätzen.

Vor Allem iſt hier die Meinung zu berichtigen, als ob der Verfaſſer der Lukrezia durch dieſes Stück, im Gegenſatze der romantiſchen Gattung, ſich dem ſogenannten Klaſſizismus zugewendet habe. Allerdings iſt Zeitalter, Koſtüme, Ausdrucksweiſe, Geſinnung — des Verfaſſers nämlich, nicht der Perſonen — dem Klaſſizismus entlehnt oder nahe ſtehend; dagegen ſind die Motive, Zwiſchenbegebenheiten, Haltung der Figuren, Alles, was den pathetiſchen Theil der Handlung ausmacht, ſo völlig romantiſch, daß dieſe Lukrezia ſich an die erſten Werke Viktor Hugo's: Hernani z. B. vollkommen anſchließt, ehe nämlich der letztgenannte, reichbegabte Dichter durch Widerſpruchsgeiſt und die Eitelkeit, immer das Unerhörte zu ſagen und das Niedageweſene zu bringen, zu jenen Verirrungen hingeriſſen wurde, die ſein glänzendes, obwohl nie vorzugsweiſe dramatiſches Talent völlig in Schatten zu ſtellen drohen. Bei Ponſards Bilde iſt Leinwand und Grundirung klaſſiſch, das Gemälde aber romantiſch. Man bedenke ſelbſt: dieſer Brutus, oder vielmehr Brute (Vieh. Schon der Name iſt ein romantiſches Wageſtück) — Alſo dieſer Brutus, der nicht nur ein Verrückter, ſondern auch der Luſtigmacher des Stücks iſt; überdieß Hahnrei, und zuletzt eine unmögliche Perſon, weil ein Mann von Ehre und Geſinnung ſich ſo viel Schmach doch nicht gefallen laſſen kann; ſeine Gattin Tullia, die ſchamloſe Maitreſſe des Prinzen; der Prinz ſelbſt, der an die genialen Taugenichtſe Lord Byrons und die Sibylla cumana, die an die Hexe Walter Scotts erinnert, gar nicht des Erſcheinens der Lukrezia post factum im 5. Aufzuge zu gedenken: das ſind denn doch bei Gott romantiſche Elemente! Als Beweis a contrario könnte man anführen, daß das Publikum Racine's und Corneille's dieſe Lukrezia gar nicht zu Ende hätte ſpielen laſſen.

Dieſes Ablehnen des Klaſſizismus ſoll übrigens weder als Lob noch als Tadel gemeint ſein. Mit aller Verehrung der ausgezeichneten Dichter des Siècle de Louis quatorze iſt doch das Siècle de Louis Philippe, das Jahrhundert der ſpaniſchen pronunciamentos, der Juli-Revolution und Daniel O'Conells von jenem erſtern ſo himmelweit verſchieden, daß an ein völliges Rückkehren der Empfindung zu jenen etwas chineſiſchen Formen gar nicht zu denken ſein dürfte. Ponſard hat in dieſer Beziehung einen glücklichen Mittelweg eingeſchlagen und entweder er ſelbſt, wenn er zur vollen Umſicht gelangt ſein wird, oder ſeine Nachfolger auf demſelben Wege können in Frankreich das eigentliche Trauerſpiel wieder ins Leben rufen.

Um von der Form zur Sache zu kommen, ſo iſt beſonders der Hintergrund des Stückes als höchſt glücklich behandelt zu bezeichnen. Ponſard hat ganz richtig eingeſehen, daß der eigentliche Inhalt ſeines Trauerſpieles die Vertreibung der Könige ſein müſſe, und in dieſem Sinne ſpielt durch die leidenſchaftlichſten Szenen die politiſche Beziehung unaufhörlich durch, ja ſelbſt der alte Tarquinius, obſchon nicht unter den handelnden Perſonen, reiht ſich doch durch den Brief an ſeinen Sohn beinahe körperlich unter ſie ein. Bewundernswürdig iſt der Takt, mit dem er die ſtaatsrechtliche Frage behandelt.

Die Gegner der Könige, obgleich wie natürlich republikaniſch geſinnt, miſchen dieſer ihrer Geſinnung doch ſolche Elemente bei, daß ſie dem jetzt in Frankreich herrſchenden Syſtem kaum ein Aergerniß geben können und dadurch das Aufreizende verlieren, das man jetzt in Deutſchland ſo ſehr liebt, dem aber jeder ächte Dichter gern aus dem Wege geht.

Von den Charakteren iſt vorher etwas abſchätzig geſprochen worden, aber nur in dem Sinne, als ob ſie klaſſiſch aufgefaßt wären. Ein wenig romantiſche Exuberanz zugegeben, iſt gegen die Anlage und Haltung derſelben wenig einzuwenden. Selbſt die widerliche Tullia iſt an ſich betrachtet ganz gut, und im Stücke nur darum verwerflich, weil ſie auf ihren betrogenen Gatten einen gar zu erniedrigenden Schatten wirft; vor Allem aber, weil ſie dramatiſch ganz überflüſſig iſt. Für die Sibylla dagegen iſt keine Gnade. Eben ſo überflüſſig als Tullia und noch dazu ohne Wirkung, verunſtaltet ſie den dritten Akt, der durch das vortreffliche Geſpräch zwiſchen Brutus und Valerius ſo gut eingeleitet war.

Sprache und Verſifikation ſcheint, ſo weit es einem Ausländer darüber zu urtheilen erlaubt iſt, vortrefflich. Wenn hiſtoriſch-antiquariſche Notizen ſich mitunter zu breit machen, ſo muß man das der Unſicherheit des beginnenden Dichters zu Gute halten.

Das Rhetoriſche in der Ausdrucksweiſe iſt, wenn auch nicht der Poeſie, doch im Allgemeinen dem Bedürfniß des Theaters vollkommen angemeſſen. Trotz dieſer Rhetorik aber geht ein ſolcher Faden von Empfindung durch den ganzen Dialog, es iſt ein ſo ſicherer, vertheilender und vorbereitender Verſtand in der Führung dieſer Reden, daß man, beſonders bei einem erſten Stücke, zur Bewunderung hingeriſſen wird.

Von einzelnen Szenen iſt die zwiſchen Lukrezia und Brutus im erſten Akte völlig willkürlich und daher undramatiſch herbeigeführt. Daß Lukrezia, die ſich erſt am Spinnrocken als gute Hausfrau gezeigt hat, nun, da ihr Gatte mit unerwarteten Gäſten ankommt, nichts Dringenderes zu thun hat, als ſich mit Brutus über dieß und das zu beſprechen, leuchtet nicht ein. Man kann Urſachen andeuten oder ſuppliren, aber der Verfaſſer hätte ſie prägnant hinſtellen ſollen. Gegenwärtig iſt die Szene dramatiſch müßig. Eben ſo wenig Einfluß auf den Gang der Handlung oder auf die Geſinnung und Stellung der Perſonen hat die Einmengung der Sibylle. Dem Stücke einen doppelten Schluß nach Willkür der Direktion zu geben, iſt unzuläſſig. Das Drama kennt keine Willkür. Jedes Stück hat möglicherweiſe nur Einen Schluß. Was nothwendig zu ſagen iſt, muß überall geſagt werden, und was nicht nothwendig, muß überall wegbleiben.

Daß Herr Ponſard ein ausgezeichnetes Talent iſt, hat er gezeigt. Ob er ein eigentlicher dramatiſcher Dichter iſt, muß die Folge lehren. Er hat ſich vor Allem vor dem Parteigeiſt und den Anlockungen der ſogenannten klaſſiſchen Partei zu hüten, vor dem Romantiziſmus wird ihn ſchon die Anfeindung der Romantiker ſelbſt bewahren.

Pauſanias.

(1820.)

Unter andern erzählt man auch, daß Pauſanias zu Byzantium eine Jungfrau von vornehmer Familie, Namens Kleonike, in ſchändlicher Abſicht habe zu ſich rufen laſſen, welche ihm endlich von ihren Eltern aus Furcht und Zwang Preis gegeben werden mußte. Die Jungfrau bat diejenigen, welche vor dem Schlafzimmer ſtanden, das Licht wegzunehmen, ging dann im Finſtern ſtille nach dem Bette zu, da Pauſanias ſchon eingeſchlafen war, ſtieß aber aus Verſehen an und warf den Leuchter um. Bei dieſem Geräuſche fuhr Pauſanias erſchrocken auf, zückte, weil er ſich von einem Feinde überfallen glaubte, den neben ihm liegenden Dolch und ſtieß die Jungfrau nieder, welche an der empfangenen Wunde ſtarb. Nach ihrem Tode ließ ſie dem Pauſanias keine Ruhe mehr, ſondern erſchien ihm des Nachts im Schlafe als Geſpenſt und ſagte mit drohender Geberde dieſen Vers her: „Komm vor Gericht! Wolluſt bringt Männern Verderben und Unglück.“ Durch dieſen Vorfall wurden nun die Bundesgenoſſen vollends ſo ſehr aufgebracht, daß ſie ihn unter Kimons Anführung förmlich belagerten. Er machte ſich alſo aus Byzantium fort, und weil er von dem Geſpenſt noch immer beunruhigt wurde, nahm er ſeine Zuflucht zu dem Todtenorakel in Herakleia, ließ die Seele der Kleonike hervorrufen und ſuchte ihren Zorn zu beſänftigen. Sie erſchien ihm endlich und ſagte: er werde bald nach ſeiner Ankunft in Sparta von dieſer Plage befreit werden, wodurch ſie vermuthlich ſein bevorſtehendes Ende andeuten wollte. Plutarch im Kimon. (Dieſelbe Erzählung kommt auch in Plutarchs moral. Schriften, in der Abhandl. über den Verzug der göttlichen Strafen Th. 5 vor. Auch im Pauſanias B. 3. K. 17.)

(1822.)

Wegen des Pauſanias lies den Thucydides nach. Kornelius Nepos ſagt, er habe eine Tochter des Königs von Perſien zur Gattin begehrt.

(1826.)

Der Purpurmantel: Die Geſchichte jenes lakedämoniſchen Pauſanias, geändert. Pauſanias kommt von ſeinem Siege über die Perſer in Smyrna (?) an. Ein Bürger der Stadt und Freund der Perſer beut dem vom Siege Trunkenen, aber ſonſt noch ganz Rechtlichen Geſchenke, um ihn zu einem geheimen Bündniß mit jenem Vaterlandsfeinde zu verlocken. Stolz ſchlägt Pauſanias Alles aus, nur halb ſpottend, nimmt er, um ſeinen Triumpheinzug zu zieren, ſtatt ſeines im Feldzuge zerriſſenen, einen koſtbaren Purpurmantel, reich und auffallend verziert, in dem er auch ſeinen Einzug hält, zum großen Aergerniß ſeines Heeres, das die fremde barbariſche Pracht verabſcheut und wohl gar anfängt den Verleumdern des Pauſanias Glauben zu ſchenken, die von geheimem Verſtändniſſe mit den Feinden ſprechen. Darauf aufmerkſam gemacht, wirft Pauſanias am Schluſſe des 1. Aktes den Mantel von ſich und betrachtet die Sache als abgethan.

Vom Schmauſe, der jenes Feſt beſchloß, zurückkehrend, nur von einem Knaben mit der Fackel begleitet, die ein Windſtoß ausgelöſcht hat, findet Pauſanias einen Mann, in denſelben Mantel gehüllt, der an dem Thore eines Hauſes wartend ſteht. In ihm den Verſucher erkennend, der den Mantel gab und wieder zurückerhielt, ſchleicht Pauſanias näher und belauſcht ein halb abgeriſſenes Selbſtgeſpräch. Der Fackelträger verſucht, auf ſeines Herrn Geheiß, den Geheimnißvollen zu fangen, dieſer entflieht und der Mantel bleibt in des Knaben Händen. Ein Geräuſch im Hauſe läßt den Pauſanias vermuthen, daß eben jetzt dem Erwarteten geöffnet werden ſolle; er hüllt ſich in den Mantel des Entwichenen, hoffend, auf ſolche Art Herr des verdächtigen Geheimniſſes zu werden. Die Thüre geht auf und die Verlobte jenes Mannes ſtürzt heraus und in Pauſanias' Arme. Ihr Vater folgt, und ſchon nach den erſten Begrüßungen hört Pauſanias, den man für den erwarteten Liebhaber hält, Worte, die wirklich auf gefährliche Pläne hindeuten. Der Vater wird verhaftet, die

Tochter bittet für ihn und trifft Pauſanias' Herz, doch auf eine andere Art, als ſie wollte und wünſchte.

In der Folge drängt Pauſanias immer mehr in das Mädchen. Aufs Aeußerſte gebracht, beſchließt dieſe, in der Kleidung des Pauſanias durch die Wachen zu dringen und zu entfliehen. Sie hat ſich im Dunkeln in den Vorſaal des Feldherrn geſchlichen, ſich mit dem dort liegenden Purpurmantel verhüllt, den Helm deſſelben aufs Haupt geſetzt, als Lärm entſteht. Die Einwohner, durch die Gewaltthat aufgebracht, haben Aufruhr erregt, das ſpartaniſche Heer, ſeinen Führern mißtrauend, folgt dem gegebenen Anſtoß und man umringt das Haus. Pauſanias, im Nachtgewand, ſtürzt aus ſeinem Schlafzimmer, das erſte, was er trifft, iſt das verkleidete Mädchen; im Dunkeln einem entgegenſtrebenden Schwerte begegnend, ſtößt er ſie nieder.

Entſetzen folgt der Enthüllung. Der Vater wird losgegeben, das empörte Heer nach wieder eingetretener Beſinnung mit Härte bezähmt. Der dritte Akt ſchließt.

Der vierte Akt ſpielt in Sparta. Pauſanias, an Gebieten gewöhnt, ſoll ſich nun in die bürgerliche Ordnung fügen, den Ephoren, der Volksverſammlung ſeine Willkür unterordnen. Der perſiſche Abgeſandte des erſten Aktes findet ihn zwar nicht bereitwillig, aber gereizt und ſelbſt ſpottend über ſeine königliche Ohnmacht. In der darauf folgenden Volksverſammlung, in der man über den Frieden mit den Perſern berathſchlagen ſoll, ſteht dem Stuhle des Königs der Bräutigam des erſchlagenen Mädchens gegenüber, in denſelben Mantel gehüllt, in dem jene den Tod empfieng, den Helm auf dem Haupte. Entſetzen des Königs. Hierauf befiehlt er dem Verwegenen, die Verſammlung zu verlaſſen. Es findet ſich, daß jener der Abgeordnete von Smyrna iſt, mit dem das Volk geneigt iſt ein Bündniß gegen die Perſer einzugehen. Der König heißt ihn gehen, das Volk befiehlt zu bleiben, und Pauſanias wird hingewieſen auf die Grenzen ſeiner Macht. Nun giebt Pauſanias dem geheimen Vorſchlag des Perſers Gehör, er will dem großen Könige förderlich ſein, dieſer aber ſoll ihm helfen zur Erlangung von unumſchränkter Macht in ſeiner Vaterſtadt.

Marino Falieri.

[1821.]

Man müßte den Marino Falieri ſo ſchildern, daß er weniger auf die Macht der mit ihm Verſchwornen zählt, als vielmehr glaubt, das von den Edlen gedrückte Volk werde mit Freuden den erſten Aufruf benützen, ſeine ſchimpflichen Feſſeln abzuwerfen. Als nun die Verſchwörung ausbricht, der Aufruf wirklich geſchieht und das Volk unthätig bleibt, erkennt der Doge, daß er ſich geirrt, daß das Volk ſchon viel zu tief herabgewürdigt ſei, um einer Befreiung fähig zu ſein, und er geht gefaßt zum Tode.

[1821.]

Wenn ich je den Marino Falieri bearbeiten wollte — ein Vorhaben, das ſich ſchon unter meinen früheſten Plänen befindet — ſo wollte ich ihn zwar ohne eigentliche Eiferſucht und voll Vertrauens in die Tugend ſeiner Frau halten, aber doch, indem er für die Ehre ſeiner Frau zu eifern glaubt, unbewußt bloß ſeine eigene rächend darſtellen. Eine andere Verleumdung Steno's hätte er vielleicht verachtend überſehen, aber der Gedanke, daß bei aller Falſchheit der nun zugefügten, doch *Mancher* an die *Wahrheit derſelben* glauben könne: die Furcht, wenn auch nur in der *Meinung*, als der betrogene Alte, der hintergangene Gatte einer weit Jüngern daſtehen zu müſſen, ſetzt ihn außer ſich. Zuletzt wird auch ſein Haß gegen Steno noch dadurch aufs äußerſte getrieben, daß er, obſchon des *Herzens* ſeiner Gattin ſicher, doch mit geheim nagender Eiferſucht beſorgt, daß wenigſtens ihre *Augen* den Vorzug des Jüngern vor dem Aeltern bemerken können. Doch das Alles muß ihm ſelbſt gar nicht bewußt werden und ſelbſt der Zuſeher nur *ahnen*.

Byron's Faliero iſt zu ſchwankend, zu wenig feſt. Solche Charaktere ſind keineswegs für die Tragödie unverwendbar, im Gegentheil von der höchſten Wirkung, aber dann muß außer ihnen in der Tragödie etwas Feſtſtehendes ſein, was den Kern des Ganzen ausmacht und ihm Haltung gibt. In Byron's Trauerſpiele iſt nichts dergleichen. Er hat verſäumt, den Staat von Venedig und ſein Verfaſſungsſyſtem als einen ſolchen Mittelpunkt hinzuſtellen, was doch ſo ſehr im Wege lag, und nun fehlt dem Ganzen die dramatiſch-begründete Haltung, dasjenige, was die eigentliche ariſtoteliſche *Einheit der Handlung* ausmacht.

Die Beleidigung des Steno muß durchaus entweder vor den Augen des Zuſehers vorgehn oder durch einen beſondern Akt, z. B. die feierliche Anklage des Dogen vor der Signoria, dramatiſch anſchaulich gemacht werden.

Im Betragen des Steno und ſeines Freundes Barbaro (der dem Israel Bertuccio den Backenſtreich gibt) muß der Uebermuth der venezianiſchen Ariſtokratie in einem . . .

Marino Falieri.

Dandolo ſtirbt, die Venetianer erwählen den Marino Falieri, Geſandten in Rom, zum Dogen. Bei ſeiner Zurückkunft überfällt ihn im Hafen ein Sturm, und in dem Gedränge geht er durch die zwei Säulen, zwiſchen welchen die Miſſethäter hingerichtet werden. Dieß nimmt das Volk als eine üble Vorbedeutung auf. Wirklich verwüſten unter ihm Krieg, Hunger, Seuchen und Erdbeben den Staat.

Michael Steno, ein Mitglied der Guarantie, ein Hausfreund des Dogen, liebte die Frau deſſelben (die Dogareſſa). Falieri bemerkt es. Am erſten Donnerstag in der Faſtnacht iſt der Doge mit Gefolge auf einem Gerüſte, um den Ceremonien zuzuſehen, mit denen ihn das Volk beehrt. Steno findet ſich auch ein und hat die Dogareſſa beſtändig in den Augen. Falieri befiehlt, man ſoll den Steno vom Gerüſt hinabwerfen. Dieſer eilt nach Haus, maskirt ſich und heftet unbemerkt ein Zettelchen mit den Worten an den Sitz des Dogen: „Falieri beſitzt eine ſchöne Gemahlin, was hilft es ihm aber? Er unterhält ſie, ein Anderer liebt ſie.“ Alle Nachforſchungen nach dem Thäter ſind vergebens. Steno gibt ſich ſelbſt als dieſen bei dem Senat an. Dieſer übergibt die Entſcheidung der Guarantie, die ihr Mitglied zu monatlanger Kerkerſtrafe verurtheilt. Der Doge breitet nun ſeinen Haß von Steno auf den ganzen Adel aus und ſucht Gelegenheit, ſich zu rächen.

Das findet ſich bald. Johannes Dandolo, Aufſeher über die Zurüſtung der Flotte, hatte ſich mit dem Admiral Bertuccio Israel entzweit und ſchlug ihn ins Geſicht. Bertuccio ſammelt eine Bande und ſtrebt Dandolo'n öffentlich nach dem Leben. Dandolo nimmt ſeine Zuflucht zum Dogen und der Signoria.

Der Admiral wird vorgerufen und Falieri macht ihm im Senat die bitterſten Vorwürfe; doch bald beſtellt ihn der Doge zu ſich und eröffnet ihm ſeine wahren Geſinnungen. Bertuccio, froh, ſeine Sache zu der Sache des Dogen gemacht zu ſehen, willigt ein.

Bertuccio war der Abgott des Pöbels. Er ſammelt zwanzig Matroſen und Schiffsleute und ſtellt ſie dem Dogen vor. Jeder von ihnen muß ſich verpflichten, ſechzig andere zu werben, eine leichte Sache, da es bekannt war, daß der Staat eine Flotte gegen die Genueſer bemanne.

Nun ſucht man das Volk gegen den Adel zu empören. Bei Nacht ſchleichen die Verſchwornen in der Stadt umher, klopfen an Häuſer der Bürger, verlangen zu ihren Weibern und Töchtern gelaſſen zu werden, indem ſie ſich zugleich untereinander mit Namen der Erſten vom Adel leiſe nennen.

(Nikolaus Cugolo, ein Kaufmann, iſt des Dogen vertrauter Freund.)

Nun iſt Alles reif. An einem Tage ſollen ſie um elf rufen: „Die genueſiſche Flotte naht den Lagunen!“ Die Glocke auf dem Markusplatz ſoll ſtürmen, während dem ſollen die Verſchworenen den

Markusplatz beſetzen, die vornehmſten der Edlen ermorden und Falieri zum Souverän ausrufen, der 15. April wird dazu feſtgeſetzt.

Beltrand (oder Bential), ein Pelzhändler aus Piſa, hatte einen Freund unter dem Rath der Zehne, Leoni. Bei Einbruch der Dämmerung ſchleicht er ſich zu demſelben, um ihn zu warnen, dieſe Nacht nicht ſeine Wohnung zu verlaſſen, und entdeckt, gedrängt, beredet, das Geheimniß. Sogleich eilt Leoni zu einigen Senatoren. Man ruft den Rath der Zehne im Palaſt St. Salvatore, nebſt der Guarantie und der Seſtiera. Man ruft die Arſenaloten, Arbeiter im Arſenal herbei, um die Verſchwornen zu verhaften. Man beſetzt den St. Markusthurm, um das Sturmläuten zu verhüten.

Der größte Theil der Verſchworenen ergreift die Flucht. Man ſetzt einen Preis auf ihren Kopf und verbannt ſie auf ewig. Die Gefangenen werden getödtet bis auf den berühmten Bildhauer Skalandito und ſeinen Sohn. Der Doge wird vorgefordert. Man kündigt ihm ſein Urtheil an. Die fürſtliche Mütze wird ihm abgenommen. Man erlaubt ihm, ſein Teſtament zu machen, doch nur über zweitauſend Dukaten ſoll es ſich erſtrecken. Dann führt man ihn auf die Rieſentreppe, wo der jedesmalige Doge gekrönt wird. Hier endet das Schwert ſein Leben. Er wird enthauptet.

Der Leichnam wird in ſein Erbbegräbniß gebracht. Nachher begibt ſich ein Oberhaupt des Rathes auf die Tribüne vor dem Rathhauſe, zeigt dem Volke das blutige Schwert und ruft: „Der Verräther des Vaterlandes iſt gerichtet“.

In dem Dogenſaale ſteht an der Stelle, wo ſein Bild hingehört, ein ſchwarzer … mit der Inſchrift: „Locus Marini Falieri decapitati“.

* * *

Friedrich der Streitbare,
Herzog in Oeſtreich.

Erſter Akt.

(Portenau.)

Schloßgarten mit einer Laube. Tagesanbruch. **Jerindo Frangipani** liegt ſchlummernd in der Laube, das Haupt auf eine Raſenbank gelegt. **Bernhard Preißl** tritt auf.

Preißl.

Der Morgen ſchimmert ſchon von jenen Bergen,
Die Sonne ſteigt empor. Jſt's doch, als ob ihr Strahl,
Indem er die Umgebungen erleuchtet,
Zugleich des Menſchen Inneres erhellte.
Was uns bei Nacht auf ſchlummerloſem Lager
In marternder Verwirrung ängſtigte,
Es ſchlichtet ſich beim erſten Blick des Tages,
Und Klarheit kehrt und Ruh' zur Bruſt zurück. —

So ſchön beginnt der Tag, der, ach, vielleicht
So traurig enden wird. Des Zwiſtes Funke,
Der lange in der Fürſten Buſen glimmte,
Wie fürcht' ich, daß der raſchen Rede Hauch,
Der ihn verlöſchen ſoll, zu hellen Flammen,
Zu unheilvoller Brunſt ihn wird erwecken.
Doch iſt der Bruch denn unvermeidlich! Wohl,
So ſei's. Die gegenwärtige Gefahr
Jſt lange noch der Feinde ſchlimmſter nicht;

Ein edelmüth'ger Gegner, tritt ſie auf
Und wirft den Fehdehandſchuh offen hin.
Da mag der Menſch ſich rüſten und erwägen,
Was er zu thun. Allein der Zweifel, der
An hundert Orten droht und nirgends ſchlägt,
Bis er den unbewehrten Punkt erſpäht:
Das iſt der fürchterlichſte Widerſacher,
Mit dem mißt ſich nicht gern ein rechter Mann.

Doch wer ruht dort in jener Laube Dunkel,
Wenn Ruhe ja zu nennen iſt der Schlaf,
Der dieſe wildgekrampften Glieder feſſelt.
Wie, Frangipani? —
(Er ſchüttelt ihn.)
He, Jerinde, auf!

Frangipani
(auftaumelnd, ſchlaftrunken).

Mir Herzog! Mir!

Preißl.

Was führet Euch hierher?
Wißt Ihr nicht, daß der ganze Hof ſich rüſtet,
Des Kaiſers Hoheit würdig zu empfah'n?
Was treibt Euch an, fern von der Burg Gemächern,
Hier ſeltſam eine Ruheſtatt zu ſuchen,
Aus der Gefährten Kreis Euch auszuſchließen?

Frangipani.

Mich auszuſchließen? Ich, der Ausgeſchloſſene!

Preißl.

Wohl ausgeſchloſſen, aber durch Euch ſelbſt!
Das iſt ein ſeltſam unheilvolles Streben,
Das alſo flieh'n Euch heißt der Menſchen Nähe.
Ein Thor nur gibt ſich einem Jeden hin;
Doch weh' dem Menſchen, dreimal wehe, der
In keines Menſchen gleichgeſchaffnem Buſen
Die Stimme findet, die ihm Antwort gäbe
Auf ſeines eignen Herzens Ton.

Wolfgang. Das Beſte war, daß Ihr gleich ſchwiegt, es hätt' ein Unglück entſtehen können.

Frangipani. Schweig, Ungeheuer.

Wolfgang. Kunigunde.

Wolfgang. Wie ſah er dich an?

Kunigunde. Wie? Er ſenkte den Kopf, und ſeine Augen blitzten.

Wolfgang. Senkte den Kopf und blickte ſcharf über die Augenwimpern weg?

Kunigunde ſpricht von andern Dingen, von ihren Eltern, Jugendjahren u. ſ. w. Wolfgang, ſtatt zu antworten, frägt immer nach den Symptomen der Neigung des Herzogs.

Scene, wo Wolfgang Jerindo'n durch vorſätzliches Mißverſtehen gegen den Herzog aufbringt.

Wie wenig doch begreifet Ihr und Alle,
Die um den Herzog ſind, ſein wahres Weſen!
Da ſteht ihr um ihn her mit klugem Lächeln,
Wie Kinder um ein tiefgedachtes Buch,
Und glaubt, ihr hättet ſeinen Sinn verſtanden,
Weil euch die Lettern doch geläufig ſind.
Ihr Thoren! Was ihr auf der Oberfläche ſeht,
Iſt nur ſein Abbild auf des Waſſers Spiegel:
Er ſelbſt liegt tiefer, als ihr Fiſchlein gründet!
Weil er ſo ißt und trinkt und geht und ſchläft
Und wohl auch manchmal nach den Dirnen blickt,
Wie ihr, glaubt ihr, er ſei auch euresgleichen;
Wenn ihr dann ſeht, daß, was er thut, gelingt,
Daß ihm ſich ſtets die ungeheure Kluft,
Die zwiſchen Thun und Wollen ſonſt ſich dehnt,
Faſt feenhaft mit Brücken überbaut:
Da ſehet ihr und ſtaunt und ſchreit: Welch Glück,
Das alte öſterreich'ſche Glück! — Ihr Thoren!
Ein ſchlichter, g'rader Sinn, ein rechtes Wollen,

Das kettet den Erfolg feſt an die That,
Und das iſt's, was der Pöbel Glück benennt,
Das iſt das alte öſterreich'ſche Glück.

Jerindo.

Glaubt Ihr denn, daß ich ſeinen Werth verkenne?
O, wüßtet Ihr, welch innige Bewundrung,
Welch hohe Achtung meine Bruſt erfüllt,
Wie ich ſelbſt dann noch, wenn ich Gleiches einſt gethan —

Preißl.

Hm, Gleiches, Gleiches. Das ſpricht ſich wohl leicht
Und iſt ſo ſchwer auch nicht. Doch, lieber Freund,
Man kann ganz Gleiches thun und doch ein Andrer ſein.

Friedrich der Streitbare.

Der erſte Akt ſpielt in Portenau, wohin ſich Kaiſer Friedrich begab, um ſeine Zwiſtigkeiten mit dem Herzog von Oeſtreich auszugleichen, da dieſer, zu Folge der ſeinem Hauſe zuſtehenden Privilegien ſich weigerte, auf einem Hoftag außer ſeinen Landen zu erſcheinen. Dem Kaiſer lag außerordentlich viel daran, den Herzog zu gewinnen, da eben damals ſeine Zwiſtigkeiten mit den Lombarden und dem Pabſte Gregor IX. den höchſten Punkt erreicht hatten und letzterer bereits mehrere Verſuche gemacht hatte, den mächtigen Herzog, der durch die ſeiner Schweſter Margarethe und Schwager Heinrich zugefügte Unbild gereizt war, auf ſeine Seite zu bringen. Auf dem Wege nach Portenau traf der Kaiſer Agnes von Meran, die Braut des Herzogs, die dieſem eben zugeführt werden ſollte, und, um einen deſto angenehmeren Eindruck auf den Herzog zu machen und ihn ſich zu verpflichten, geleitet er ſie ſelbſt nach Portenau, verbietet aber zugleich, dem Herzog ihre Ankunft vorher zu melden, um dieſen in einem günſtigen Augenblicke zu überraſchen. — Hier beginnt das Stück.

1. Auftritt. **Bernhard Preußl. Jerindo Frangipani.** **B. Preußl** iſt der älteſte und vertrauteſte Freund des Herzogs. Ein offener, gerader Mann, hellblickend, obſchon ohne wiſſenſchaftliche Bildung, ſtreng gegen ſich ſelbſt und gegen Andere, und vielleicht zu ſehr gegen Frangipani, deſſen ſchlimme Seite er durchſchaut, ohne die nicht ſo ſchlimmen Urſachen davon aufzufaſſen.

Frangipani, Jüngling von 19 Jahren, voll Hoffnung und Anlagen, die aber durch vernachläſſigte Erziehung und eine mehr nach innen gehende, ich möchte ſagen beſchauliche, dem thatkräftigen Zeitalter widerſprechende Richtung zu eben ſo vielen Fehlern werden.

Zu den Waffen durch Stand und ſelbſt durch Neigung beſtimmt, findet hier ſeine Ehrbegier nur eine beſchränkte Bahn, da es ihm Viele an Körperkraft und ſelbſt an Geſchicklichkeit zuvorthun. Des geiſtigen Strebens in ſich iſt er ſich nur dunkel bewußt, nur ſo viel, um ſeine geprieſenen Gefährten unter ſich zu erblicken und ſeine Zurückſetzung bitter zu fühlen. Der ritterliche Herzog iſt ihm Muſter und Vorbild. Er ſieht nicht ein, daß ſo verſchiedene Menſchen, wie ſie beide, auch verſchiedene Wege einſchlagen ſollten, und da er auf dem einmal betretenen immer zurückbleibt, ſich aber doch ſeines Werthes und Strebens bewußt iſt, fängt er an, die Schuld auf ein feindſeliges Schickſal, auf feindſelige Menſchen zu ſchieben und verliert ſich in Mißtrauen und Brüten über ſich ſelbſt. Solche mit ſich ſelbſt zerfallene, an ſich ſelbſt verzweifelnde Menſchen vermag kaum etwas Anderes aufzurichten als der entſchieden ausgeſprochene Beifall eines Mannes, deſſen Stimme gilt und entſcheidet, oder eine That, die ihnen über den eigenen Werth keinen Zweifel übrig läßt. Es ſucht daher, ohne beſtimmt zu wiſſen warum, Frangipani Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, und drängt ſich an den Herzog, um deſſen Beifall ihm abzunöthigen. Aber gerade dieſes ſichtbare Streben entfernt jenen nur immer mehr von ihm. Der gerade, zwar ſonſt ſcharfſehende, aber durchaus praktiſche Mann hält für Selbſtſucht Frangipani's Selbſtbewußtſein, für Neid deſſen Zudrängen, für Schmeichelei ſeine innige Anhänglichkeit, für Streben, Andere zu verdrängen, was nur Bemühen, ſich ſelbſt bemerkt zu machen, iſt. Aber auch Frangipani täuſcht ſich über ſeine Gefühle gegen den Herzog. In ſeine Achtung für den Helden ſchleicht ſich das Gefühl erlittenen Unrechts ihm ſelbſt unbewußt ein. Je eifriger ſein Streben ihm zu gefallen iſt, deſto tiefer fühlt er ſich zurückgeſtoßen. Es liegt eine bittere Empfindung im Innern ſeiner Seele, die er ſich nicht zu geſtehen wagt, und die ausbricht, ſobald ein gewaltſamer Stoß ihn aus ſeinem widernatürlichen Zuſtande reißt. Dieſer Stoß geſchieht durch Agneſens Erſcheinen.

Preußl findet Frangipani auf einer Raſenbank ſchlafend. Er weckt ihn und ſtellt ihn zur Rede über ſeine Abſonderung von den übrigen Edelknechten. Dieſer äußert in ſeinen Antworten ganz den Mißmuth, das düſtere Brüten, das ſein Inneres verzehrt. Preußl hält das ganz für Selbſtſucht und Neid, obſchon er Einiges davon ziemlich ſcharf durchſieht. Nach einigen Verſuchen, Jerindo'n über ſich ſelbſt aufzuklären, ſucht er in demſelben endlich die Ueberzeugung von ſeiner Verkehrtheit zu erwecken, was denn natürlich mißlingt, und Jerindo wirft ſich endlich ſchmerzvoll vor ihm nieder, ausrufend: „Und warum ſtoßt Ihr mir nicht das Schwert durch die Bruſt, wenn Ihr mich für ein ſolches Ungeheuer haltet". Und Preußl geht, indem er ſagt: „Mein Mitleid hat Euch ſchon zu Boden gedrückt, was würde erſt meine Verachtung".

Jerindo bleibt in ſeiner knieenden Stellung, die Ellbogen aufs Knie geſtützt und das Geſicht in die flachen Hände gelegt. — Pauſe.

2) Agnes tritt auf mit Peter von Weingarten und Gefolge. Man hat ſie durch eine Hinterpforte eingeführt, um ihre Anweſenheit zu verbergen und den Herzog zu überraſchen. Sie tritt auf, einige Worte an ihr Gefolge richtend, und indem ſie über die Bühne geht, ſtößt ſie auf Frangipani, der noch immer mit dem Geſichte auf den Händen liegt. Bei ihrem Hinzutreten hebt er das Haupt und ſtarrt ſie unbeweglich an. Erſchrocken und Vereitlung der Ueberraſchung befürchtend, geht ſie mit ihrem Gefolge ſchnell ab.

3) Jerindo: Was war das?

4) Preußl kehrt zurück, Frangipani, der in Gefahr ſteht, bei dem Empfang des Kaiſers zu fehlen, abzuholen. Dieſer erzählt ihm, was er geſehen, ohne zu wiſſen, wer die Geſehene war. Auf jede Ermahnung Preußl's, zu eilen, beſchreibt er die Reize der Frau, die ihm erſchienen, was er gefühlt u. ſ. w.

5) Des Kaiſers Gemach. Der Kaiſer. Große. Hans Ennenkel. Peter von Weingarten. Peter erzählt, daß die Herzogin angekommen. Der Kaiſer hofft, daß dieß ihm bei der allgemein bekannten Weiberliebe des Herzogs ſehr förderlich ſein werde; Ennenkel, vom Kaiſer als Späher an des Herzogs Hof beſtellt, erzählt, was in den letzten Zeiten geſchehen, Beſchreibung von Oeſtreich, Regierungsantritt des Herzogs, Fehde mit dem Kuenringer. Wie der Herzog den Ritterſchlag empfing. Seine erſte Ehe mit Gertruden.

6) Herzog, Gefolge. Vorige. Es freut ihn, den Kaiſer hier zu ſehen.

Kaiſer. Er müſſe wohl ihn beſuchen, da der Herzog es verweigert. Privilegium der öſtreichiſchen Herzoge, auf keinem Tage außer ihrem Lande zu erſcheinen. Forderung des Kaiſers, den Brautſchatz ſeiner Schweſter Margaretha zu zahlen, Friede mit den Nachbarn zu halten, gelinde zu regieren und die Rechte des Adels nicht zu ſchmälern, die Verbindung mit dem Pabſt und den Mailändern abzubrechen.

Herzog antwortet (von Pabſt und Mailändern): Wie, mein Herr und Kaiſer, Ihr glaubt mich im Einverſtändniß mit Euern und des Reichs Feinden? — Dieſe Idee rührt ihn, je mehr er ihr nachgeht. Er wird nachgiebiger (ich glaube, das malt den Charakter hinlänglich). Doch je mehr er nachgibt, je höher ſpannt der Kaiſer ſeine Forderung. Endlich, empört, daß man aus ſeiner Rührung Vortheil ziehen will, bricht der Herzog kurz ab und ſtellt nun auch ſeine Forderung. Der Kaiſer möge ſeine Schweſter freilaſſen, nicht ſeine Nachbarn und eigenen Unterthanen gegen ihn aufhetzen. Beide werden heftiger. Endlich beſinnt ſich der Kaiſer und: So möge denn dieſe ſtatt meiner ſprechen!

7) Agnes, Vorige. Agnes eilt dem Herzog entgegen. Dieſer ſieht in der ganzen Sache nur Verabredung, und was nur Liſt des Kaiſers iſt, hält er für Liſt von beiden Seiten. Die Freundſchaft von Agneſens Vater mit dem Kaiſer fällt ihm ein. Er glaubt in Agnes eine Späherin in des Kaiſers Intereſſe zu finden. Kalt empfängt er ſie und entläßt auf der Stelle den Hauptmann, der ſie hergeleiten ſollte, des Dienſtes, weil er ſie gegen den Befehl den Leuten des Kaiſers übergeben. Agnes ſchmerzlich gerührt. Der Kaiſer aufgebracht. Der Kaiſer wiederholt ſeine Forderungen, die Friedrich kalt verwirft. Man trennt ſich geſpannt. Frangipani's Erſchrecken bei Agneſen's Wiederſehen und da er erfährt, wer ſie iſt.

II.

1) Vorgemach. Brunhilde von Pottendorf. Zwei Hoffräulein. Geſpräch über künftige Gattenwahl. Brunhilde

erklärt, ihr Gatte müſſe dem Herzog gleichen, ſie beſchreibt ihn mit lebhaften Farben.

2) Der Herzog tritt unbemerkt herein und hört ſein Lob. Er tritt zu der erſchrockenen Brunhilde und ſpricht mit ihr, wie man mit einem naiven Kinde ſpricht. Angſt und Verlegenheit. Wie ſie heiße? — Pottendorf. — Das war mir von je ein gefährliches Geſchlecht. Es ſoll mich freuen, Euch den Schaden zu vergüten, den ich Euch durch Verbannung Eures Bruders unwillkürlich gethan. — Ab ins Zimmer der Herzogin.

3) Die Fräulein entfernen ſich. Brunhilde allein. Wie glücklich die Herzogin ſei, den Mann zu beſitzen, und doch ſcheine ſie ſich nicht genug deß zu freuen. Der Herzogin zurückgezogenes Betragen, ihre Kälte gegen den Herzog.

4) Die beiden Fräulein führen den verkleideten Wolfgang von Pottendorf ein, der mit Brunhilden zu ſprechen begehrte. — Wer er ſei? — Er habe allein mit ihr zu ſprechen. Sie geht mit ihm in den Garten.

5) Herzog und Herzogin, aus der letztern Gemächern heraustretend.

Sie. Welche denn von ihren Dienerinnen die ſei, welche dem Herzog ſo gefallen? Es befänden ſich gar viele holde Dirnen in ihrem Gefolge, aber eine von ſo mächtiger Anziehungskraft ſei ihr nicht bekannt.

Er. Es ſei begreiflich, daß die Herzogin ſie überſehen. Nicht hohe Bildung und vorzügliche Geiſteseigenſchaften hätte er an dieſer bemerkt, aber eine holde Natürlichkeit und Einfalt. Wie ſie ſeiner erſten Gattin, Gertrud von Braunſchweig, gleiche. Erzählung, wie er und Gertrud vermählt wurden, da ſie noch beinahe Kinder waren. Wie Gertrude gern kindiſch war und ihn auch gern in ihr kindiſches Treiben hineinzog. Wie ſie auf ſeinem Schoße ſaß, ihm luſtige Streiche ſpielte, fürchtete, von ſeinem Vater geſchmählt zu werden. Ihr Tod. Die Anweſenheit der Herzogin vergeſſend, ſetzt er hinzu: er werde nie wieder finden, was er in ihr verlor. Die Herzogin nimmt ſchnell Abſchied, um ihre Kränkung zu verbergen. Herzog ab.

6) Garten. Wolfgang. Brunhilde. Wer er ſei? — Wolfgang gibt ſich als ihr Bruder zu erkennen. Wie er Hadmar von Kuen ...

(1881.)

Bei Friedrich dem Streitbaren war die Idee, den Herzog darzuſtellen als eingeſchloſſen in der Neuſtadt, von der Reichsarmee unter dem Grafen Eberſtein belagert. Wie ſeine Gattin, eine Verwandte des Eberſtein, in ihren Gemahl dringt, nachzugeben, die angebotenen Bedingungen anzunehmen. Er aber weigert ſich und verbietet ihr, wozu ſie ihm Luſt zu haben ſcheint, für ſich ſelbſt einen Schritt zur gütlichen Ausgleichung gegen den kaiſerlichen Statthalter zu thun. Traurig gehorcht ſie. Doch endlich, unterrichtet von der Gefahr, in der die belagerte Stadt ſchwebt, faßt ſie einen raſchen Entſchluß und geht, nur von einem ihrer Mädchen und ihrem Stallmeiſter begleitet, heimlich, Nachts, ins feindliche Lager. Ein Diener Eberſteins, der ſie erkennt, läßt ſie in ſeines Herrn Zelt. Eintretend, hört ſie, wie Jemand, der mit Eberſtein bei einer düſtern Lampe allein ſich unterredet, die Worte ſagt: „Gebt mir das Verſprechen und ich liefere den Herzog in Eure Hand“. Ihr Entſetzen verräth ſie. Der Fremde, nach einem flüchtigen Umblick, greift ſchnell nach ſeinem ihm zur Seite liegenden großen rothen Mantel und ſchlägt ihn um ſich, ſo daß Geſtalt und Geſicht davon verhüllt werden. Eberſtein geht ihr entgegen. Ob ſie den Mann erkannt habe? Sie konnte es bei ſeiner Eile nicht. Der Fremde entfernt ſich. Eberſtein verlangt einen Eid, daß wenn ſie auch nur eine Vermuthung hätte, wer der Weggegangene geweſen, ſie das Geheimniß bewahren wolle. Sie verſpricht es. Nun beſchwört ſie ihren Oheim, nichts Gewaltthätiges gegen ihren Gatten vorzunehmen. Sie verſichert ihn, der hauptſächlich dem Herzog wegen ſeines Benehmens gegen ſeine Gemahlin, die eigene Nichte, zürnt, daß alle Gerüchte von ihrer ſchlimmen Ehe erdichtet ſeien, ſie fühle ſich glücklich. Der Graf iſt beſänftigt, erweicht. Schon erklärt er ſich bereit zum Nachgeben; da ertönt Geſchrei im Lager. Der Herzog hat einen Ausfall gemacht, die Wachen im Schlaf überfallen, das Lager erobert, und als Eberſtein mit ſeiner Nichte das Zelt verlaſſen will, tritt Friedrich an der Spitze ſeiner Hauptleute herein. Hier folgt die Trennung der Gatten.

Obſchon die Herzogin den Verräther in Eberſteins Zelt nicht erkannt hat, ſo ſchwebt ihr doch dunkel vor, ihn öfter im Gefolge des Herzogs geſehen zu haben. Die Idee, an der Seite ihres Gatten Einen zu wiſſen, der ihn verrathen will, läßt ihr keine

Ruhe und quält ſie Tag und Nacht. Eben als der Herzog in die Schlacht an der Leitha ziehen will, überwindet ſie ſich und geht in ſein Lager, um ihn zu warnen vor Feinden in ſeinem eignen Heer. Der Herzog empfängt ſie kalt und will auf ihre Beſorgniſſe klare Beweiſe, Namen und Thatſachen oder Stillſchweigen. Eben als ſie ſich durch ihren Eid und durch Mangel an nähern Kennzeichen des Schuldigen vergebens abmartert, tritt Pettendorf ein, denſelben rothen Mantel um ſich geſchlagen, den er damals in Eberſteins Zelt trug. Sie erkennt ihn und ſchreit auf.

1245. Innocenz thut den Kaiſer von Neuem in den Bann. Kirchenverſammlung in Lyon. Der Kaiſer ſchickt Geſandte hin. Der Pabſt hält ſelbſt eine Predigt, worin er den Kaiſer des Kirchenraubs, der Ketzerei und des Meineids anklagt. Unter den Beſchuldigungen waren, daß der Kaiſer den Mohamedanern (in Neapel?) eine eigene Stadt gebaut und mohamedaniſche Beiſchläferinnen gehabt habe, daß er mit dem Sultan von Aegypten ein Bündniß geſchloſſen habe, daß er ein Ketzer ſei. Thaddäus von Sueſſa ſpricht für den Kaiſer. Ueberall wird das Gerücht, der Kaiſer ſei im Bann, ausgeſtreut. (Eine Prinzeſſin von Oeſtreich ſoll auf dieſe Nachricht ihr bereits gegebenes Wort zurückgenommen haben.) Der Pabſt ſpricht im Beiſein des Konziliums bei brennenden Kerzen den Bannfluch über den Kaiſer aus, den er auch auf jene ausdehnt, die dem Verbannten beiſtehen werden. Er entbindet die Völker ihres Eides, berechtigt die deutſchen Fürſten, zu einer neuen Kaiſerwahl zu ſchreiten und behält ſich ſelbſt vor, einen neuen König von Sizilien zu ernennen.

Ezelin nähert ſich dem Pabſt. Der Kaiſer hält ein ſogenanntes Parlament in Verona, wo ſich nebſt ſeinen Treuen aus der Lombardei ſein Sohn, König Konrad, die Herzoge von Kärnthen und Oeſtreich und der Markgraf von Mähren einfanden. Ezelin weiſt dem Kaiſer und allen übrigen Deutſchen Quartiere außer der Stadt an, den einzigen Herzog von Oeſtreich nahm er in Verona auf. Doch auch dieſer entfernt ſich im erſten Unmuth wegen eines Streites, der zwiſchen ſeinen Leuten und den Bürgern ausgebrochen war.

Als der Kaiſer ſeinen Bann erfährt, rechtfertigt er ſich ſogleich in einem Schreiben an alle Souveräne Europas, er erhebt in ſeinem Staate ein Drittel der Einkünfte aller Geiſtlichen und unterwirft dieſe allen Abgaben, die ſonſt nur den Laien oblagen. Die Erzbiſchöfe Konrad von Köln und Siegfried von Mainz arbeiten heimlich gegen den Kaiſer. Der Pabſt fordert Heinrich Raſpe, Landgraf von Thüringen, auf, nach der deutſchen Krone zu ſtreben. Die Mailänder bieten ihm die der Lombardei an. Der Kaiſer ſchlägt das Heer der Mailänder unter dem Legaten. König Ludwig von Frankreich ſucht vergeblich den Pabſt auf einer Unterredung zu Clugny zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu bewegen.

Verſchwörung gegen den Kaiſer. Jakob und Gottfried von Morra, die Häuſer della Faſanella (Pandulf) und St. Severino (Thomas, Theobald, Wilhelm) beſchließen ihn zu tödten. Der Graf von Caſerta entdeckt den Plan aus Reue und Furcht. Empörung in Neapel. Gedämpft. Der Kaiſer erobert ihren letzten Zufluchtsort Capoccio, wo er die Bulle des Pabſtes, wodurch er ſie zur Empörung aufmunterte, findet.

Allgemeines Mißvergnügen gegen den Pabſt. Der Verſuch des Königs Ludwig zur Ausſöhnung ſcheitert an dem Starrſinn des Pabſtes. Heinrich Raſpe von Thüringen wird zu Hochheim bei Frankfurt am Himmelfahrtstage zum König von Deutſchland durch die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln gewählt und bald darauf zu Aachen gekrönt; kein weltlicher Fürſt nahm daran Theil. Heinrich ward mit dem Spottnamen „Pfaffenkönig“ belegt. Heinrich wirbt mit dem Gelde des Pabſtes Truppen. Bei Frankfurt trifft er mit dem römiſchen König Konrad zuſammen. Gleich bei Anfang des Treffens gehen zwei von Konrads Lehensmännern zu Heinrich über. Die Frankfurter fallen aus den Thoren. Verwirrung, Flucht. Peter de Vineis, der ſchon an der Verſchwörung der Grafen St. Severino Theil genommen, beſticht, vom Pabſte gewonnen, den Leibarzt des Kaiſers, ihn zu vergiften (?). Es wird entdeckt. Peter de Vineis gehenkt.

(Sollte nicht F. d. St. Jemand vor ſeinem Ende dieſe Unglücksfälle des Kaiſers erzählen?)

Friedrich von Oeſtreich ſtirbt.[1]

---

[1] Aus einem umfangreichen chronologiſchen Schema, das ſich Grillparzer für dieſen Plan entwarf.

Kaiſer Albrecht.

(1822.)

Kaiſer Albrecht, der Habsburger, und die Seinigen ließen ſich allerdings, ohne viel Hinzufügung von Erdichtungen, zu einem dramatiſchen Gedichte benützen. Kaiſer Albrecht, wie er war: gewaltthätig, jedoch mit äußerer Ruhe: Sitte und Recht nur im Großen nicht achtend, im Kleinen als die nothwendigen Stützen des Privatverkehrs ſorgfältig hütend: ſeine Ausbrüche beherrſchend, geheimnißvoll mit der Würde der Ueberlegenheit. — Seine Frau als eben der helfende, ſchützende, ausgleichende Engel, als den die Geſchichte ſie malt. — Der ſanfte Friedrich in ſeiner Jugendſchöne der Stolz und die Hoffnung der Seinen. — Leopold, in ihm den Geſegneten der Gottheit anerkennend, jetzt ſchon ſein ganzes Daſein ihm unterordnend. — Der Mittelpunkt des Ganzen die Königin Agnes von Ungarn. Sie ſoll eigentlich in einem Brennpunkte vereinigen, was theilweiſe zugleich die Haupttriebfeder jedes Einzelnen und die Atmoſphäre des ganzen Stückes ſein ſoll: Das Gefühl des neuen Hauſes, das ſich mit einemmal auf einen hohen Gipfel gedrängt ſieht, und das keinen Wunſch kennt, als ſich zu halten, zu heben — altius.

Dieſes Gefühl wollte ich in Allen ſo herrſchen laſſen, daß Friedrich keinen Augenblick anſteht, ſich jede Gemahlin gefallen zu laſſen, welche die Ausſichten ſeines Hauſes nöthig machen, und Leopold, brennend für Waffenruhm, ſich, wenn es gefordert würde, ſelbſt zum geiſtlichen Stande bereit finden ließe. Albrecht ſelbſt iſt dieſes — Gemeingeiſtes nicht fähig, bei ihm ſpricht ſich jener Vergrößerungstrieb nur als perſönliche Habſucht und höchſtens als Sorge für ſeine Kinder aus; dieſe Kinder ſelbſt aber ſind davon, halb unbewußt, entflammt. Alles beziehen ſie auf ihr

Haus, alles auf Oeſtreich, ſie ſelbſt ſcheinen ſich nichts. So liebt Leopold in Friedrichen nicht ſowohl den Bruder, als den künftigen Stammhalter, den Begabten, der die Kaiſerkrone bei Oeſtreich erhalten wird.

Allen leuchtet jedoch in der Heftigkeit ihres Weſens die Königin Agnes vor. An einen Gatten vermählt, der ſie nicht liebte; an einem Hofe, den Ihren halb feindſelig, vereinſamt und bloß auf die Geſellſchaft ihrer Gedanken beſchränkt, hat ſie ſanftere Empfindungen nie gekannt, wendet ſie alle beſſern Gefühle ihrem Hauſe, den Ihrigen zu. Natürlich muß ſie daher Herzog Johann mit Unwillen erfüllen, der wie ein Fremder unter dieſe Habsburger eintritt. Die Grundidee ſeiner Verwandten iſt ihm zu eng, und als einem Menſchen ohne innere Kontinuität, von gleichſam fließendem Weſen, auch zu hoch. Unter dem Streben ſeiner Verwandten leidend; ſich gedrückt, wohl auch als Enkel des als erſtes Opfer geſchlachteten Königs Ottokar fühlend, denkt er allein nicht öſtreichiſch. Ich denke mir ihn, durch die Erziehung bei ſeinen ſtarren Verwandten ſchüchtern gemacht, wie er anfängt, ſich zu fühlen und als erſten Schritt zu einer künftigen äußern Emanzipation, eine gewiſſe innere darin findet, daß er ſich mit ſeinen Freunden einer luſtigen, ungebundenen Lebensart hingibt. In dieſem Taumel ſucht er bald Betäubung, bald Muth gegen ſeinen Oheim. Zugleich denke ich mir ihn, daß er ſeine Augen auf eine Frau, vermuthlich ſeines Standes, geworfen hat, die er heirathen will, und zu dieſem erſten Schritt der Selbſtändigkeit verlangt er ſeines Vaters Erbe. (Dieſe Frau erſcheint nicht, wird nie mit Namen genannt, und eine Leidenſchaft zu ihr gehört durchaus nicht unter die Motive der Handlung.) Hier fängt nun der Gang der Begebenheit an. Agnes iſt die Haupttriebfeder der Weigerungen des Kaiſers, obſchon vielleicht gerade ſie der umgetriebene Johann, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt iſt, am meiſten intereſſirt. Der Schluß des Ganzen wäre, daß Agnes, da der Mörder ihres Vaters in ihre Gewalt gerathen iſt, nach langem Kampf ihm Gelegenheit zur Flucht gibt.

(1822.)

Von dieſer Königin von Ungarn heißt es in der Chronik des Gerhard von Roo unter Anderem: „Dieſelbige Königin lebet damals in großer Heiligkeit im Kloſter Königsfelden, weit von den Leuthen und dem Hofweſen. Sie ſah, noch bei Leben ihres Ehgemals des Königs, die große Unruh in Ungarn, und daß ſich auf der Landherrn Treu nicht zu verlaſſen. Sie ſahe auch wenig Jahr darnach, daß ihr Vater der Kaiſer ſchandtlich war ermördt worden, und iſt derwegen zu glauben, daß ſie darumb ab der Welt ein Verdruß genommen, und die übrige Zeit ihres Lebens ſich Gott ergeben habe. Als ſie ihren Gemal verlor, war ſie noch jung, aber Suntheimius meldet, Sie ſey bis auf 80 Jahr gekommen.“ (Eben damals war ſie von den Zürchern als Schiedsrichterin zwiſchen ihnen und ihrem eigenen Bruder Albrecht dem Lahmen gewählt.)

(1822.)

Von der Tochter Kaiſer Albrechts, Agnes von Ungarn, behauptet ein Chroniſt, ſie habe von der körperlichen Vereinigung zweier Gatten, als worin ſie etwas ſehr ungeiſtiges verſpüret, eine Abſcheu empfunden und ſie ſei als Jungfrau geſtorben.

(1822.)

Zum Johannes Parricida: Satanas unterſucht ſein Herz:

Ob er darin nicht fund
Pehemiſcher Tückh,
Die jn nach Vngelückh
Von ſeiner Mutter erbten an
Vnd von dem vngetrewen Man
Seinem Enn Kunig Ottakern,
Den man räzen vnd wackern
An allen Vntrewen zallt.

Ottokar v. Hornek.

Kaiſer Albrecht.

(Um 1822.)

Soll ihm nicht an Herzog Hanſen Mangel an fürſtlichem Sinn, an Sinn für That und Ausführung ſo ſehr mißfallen? Er ſelbſt iſt gerecht und billig, ſelbſt großmüthig; nur daß in Staatsſachen, beſonders bei großen Anläſſen, eine alles verſchlingende Habſucht ſeiner Herr wird. Da wird er begeiſtert, der ſonſt kalt iſt. Macht und Gewinn als Regent, darin liegt ſeine einzige Leidenſchaft.

Kröſus.

(1822.)

Verlier' nicht aus dem Auge jenen Phrygier Adraſtos beim Herodot, der als unfreiwilliger Mörder ſeines Bruders beim Kröſus ankommt, von ihm gereinigt wird, auf der Eberjagd aber, indem er nach dem Schweine den Spieß ſchleudert, den Sohn des Kröſus trifft, dem er von deſſen Vater beigegeben war, um ihn vor der Todesgefahr zu ſchützen, die ihm, zufolge eines weisſagenden Traumes, durch eine eiſerne Spitze drohte. Wie Kröſus dem Mörder verzeiht, er aber ſich ſelbſt auf dem Grabe des Getödteten durchſticht.

(1822.)

Tragödie Kröſus.

Bei einem künftigen „Kröſus“: der reiche, auf ſein Glück übermüthige Kröſus und der unglückliche Adraſtos; der eine Königsſohn, voll Hoffnung und der Stolz ſeines Vaters, jämmerlich zu Grunde gehend durch Freundes Hand; auf der andern Seite der Stumme, von ſeinem Vater vielleicht als das einzige Hinderniß ſeines vollen Glückes betrachtet, der zuletzt aber gerade ſeinen einzigen Reichthum ausmacht. Solon, der das Alles vorausſieht und warnt. Cyrus ſtolz wie Kröſus, hart, grauſam; durch das: O Solon! des gefallenen Königs gewarnt und über die Hinfälligkeit der menſchlichen Größe belehrt, der nun jenen zu Gnaden aufnimmt, ihn ſelbſt als Statthalter in Lydien einſetzen will; Kröſus aber ſchlägt alles aus, er hat die Gefahr der Größe, die Glückſeligkeit des Privatlebens erkannt.

(1822.)

Die Idee beim Kröſus war, daß er ſich über die Unbeſtändigkeit des Glückes erhaben glaubt und ihm trotzen zu können wähnt. Es iſt geweisſagt, daß ſein älteſter Sohn durch eine Spitze ſein Leben verlieren werde, ehe er noch ſein zwanzigſtes Jahr vollendet. Kröſus iſt aber vollkommen ruhig, durch die Vorſichtsmaßregeln, die er ſeinetwegen getroffen. Er hat ihn nämlich ins Frauengemach eingeſperrt und läßt keinen Bewaffneten über die Schwelle ſeines Palaſtes treten. Am letzten Tage der beſtimmten Friſt geht er auf die Jagd und verliert da ſein Leben. Adraſt, vom Unglück verfolgt, ein unſchuldiger Mörder ſeines eigenen Bruders, kommt an Kröſus' Hof. So weit geht des Letzteren Zuverſicht, daß er ſich gegen Solon vermißt, auch dieſes Unglückverfolgten Unſtern durch die Ueberkraft ſeines Glückes zu überwiegen. Kröſus dringt dem Ablehnenden ſeine Gnaden auf, und aus jeder entſpringt ein Unheil für beide. Als Adraſt auf der Jagd zufällig Kröſus' Sohn getödtet hat, will dieſer ſelbſt im Schmerz ſich nicht an ihm vergreifen, er bedeutet ihm aber, ſich fort zu begeben und mit Geſchenken begabt, ſein Unglück anders wohin zu tragen. Da zieht Adraſt das Schwert aus der Scheide und will ſich als Sühnopfer tödten auf des gefallenen Jünglings Grabe; Kröſus aber ſpringt hin, entreißt ihm das Schwert und ruft: Lebe! Du haſt den Kröſus nicht unglücklich gemacht! Hier iſt noch ein Sohn, ein Erbe! indem er die Hand auf das Haupt ſeines ſtummen zweiten Sohnes legt, der demüthig als der bisher Verachtete vor ihm niederkniet. Kröſus hebt ihn auf: Kniee nicht mehr! Herrſcher ſollſt du ſein, Herrſcher nach deinem Vater! Obgleich ſtumm für jene, die dich umgeben, wirſt du gehört werden bis an die Grenzen der Erde. Dein Wille wird dein Wort ſein, und dein Arm deine Sprache. Als aber das Gefolge ſich entfernt hat, drückt er den ſich an ihn Schmiegenden zurück und ſagt: Lautloſer Unglücklicher, laß mich; da liegt meine Hoffnung. (Ende des dritten Aufzuges.)

Adraſtos' Unſtern wirkt fort. Er iſt jener Mann, von dem Herodot erzählt, daß er, um einen herabgerollten Helm zu holen, auf dem ſteilen Felſen der Burg von Sardis herabkletterte, und ſo, unwiſſentlich, den Feinden einen Weg zeigte, die Burg zu überrumpeln. Zuletzt fällt er, indem er den Kröſus vertheidigt. Hier iſt es, wo auch Kröſus' ſtummer Sohn, da die Feinde dieſen, ohne ihn zu kennen, tödten wollen, zu Hilfe eilt, von Andern abgehalten wird, die ihn fortſchleppen wollen. Wie er ſich abarbeitet, um los und ſeinem Vater zu Hilfe zu kommen, ſtößt er während der gewaltſamen Bewegungen heraus: Ah -- halt — es iſt der König! und ſinkt nieder. Mein Sohn, du ſprichſt? ruft Kröſus, wird aber im Weiteren durch Cyrus unterbrochen, der eben kommt. Cyrus macht dem Gefangenen Vorwürfe über mehrere Gewaltthaten, die theils er, theils ſein Heer verübt.

Auch jene Geſchichte, wo Scythen die Söhne des Cyaxares getödtet und dem Vater als Speiſe vorgeſetzt hatten, von Lydiens König aber geſchützt wurden, wird hervorgebracht. Kröſus antwortete ſtolz. Als nun endlich Cyrus eine förmliche Abtretung Lydiens von Kröſus fordert, und dieſer es feſt verweigert, befiehlt jener, ihn zum Tod zu führen (vielleicht mit Pfeilen zu erſchießen), da ruft Kröſus das bekannte: O Solon! Solon! Solon!

Cyrus fragt, was das bedeute?

Kröſus verſchmäht zu antworten.

Cyrus. Du warſt als ein Begünſtigter des Glücks bekannt, als ein mit höhern Mächten Vertrauter; was wollteſt du mit jenen geheimnißvollen Worten ſagen? — Kröſus. Nun wohl, ſo höre! Nicht dir, denn allen ſag' ich's, aller Welt, daß ſie's wiſſe und ſich wahre. Und nun erzählt er den Ausſpruch Solons und den Gang ſeines Schickſals, kurz, mit wenigen, aber ſtarken Worten. Am Ende ruft er: Nun ſchießt! Nun trefft! — Cyrus. Halt! (Am Ende ſeiner Rede über die Unbeſtändigkeit des Glückes hat Kröſus auch auf Cyrus angeſpielt.) Kröſus wird losgebunden. Cyrus fragt ihn, ob er vergeſſen könne. Er bietet ihm zuletzt ein kleines Land als zinsbarem König an. — Kröſus. Behalt, was dir die Götter gaben, und willſt du mich glücklich machen, ſo beantworte eine einzige Frage: Mir war, als hört' ich meinen ſtummen Sohn ſprechen! Wo iſt er? — Da liegt ſchon der glückliche Sohn zu ſeinen Füßen, er ſpricht, er iſt glücklich. Hier iſt mein Königreich, ruft nun Kröſus, und hier, die junge Gattin ſeines gefallenen Sohnes mit dem andern Arm umſchließend; dieſe beiden gib mir, und hier die Leiche deſſen, der für mich gefallen (Adraſt) und laß mich ziehen. Mein Kind, den Freund, mein Reich habe ich zum Opfer gebracht, vielleicht iſt mir nun erlaubt, glücklich zu ſein. Er nimmt Abſchied von ſeinen Unterthanen und ſchließt das Stück mit den Worten:

Gedenket deß und Krösus', der einſt König;
Nennt aber Keinen glücklich, bis er todt!

Als Krösus dem Cyrus ſein Schickſal erzählt hat, kann er in der Anwendung auf den Cyrus ihm jene Lehren geben, die Herodot ihm in den Mund legt: wie die Perſer, vorher arm, durch die Schätze, die er ſie eben wegtragen ſieht, reich und übermüthig, zuletzt wohl gar ihrem eigenen Könige gefährlich werden würden, und endlich in Wohlleben erſchlafft, wie jetzt die Lyder, die Beute ſtärkerer Feinde werden müßten. Cyrus, von der Wahrheit deſſen ergriffen, ſagt: Weißt du das Alles, und konnteſt deinen Fall nicht vermeiden? Was hat dich ſo weiſe gemacht? — Das Unglück. Herr! Mögeſt du nie einer ſo ſtrengen Lehrerin bedürfen. Da machte ihm Cyrus den Antrag, bei ihm zu bleiben, als König, als Statthalter unter ihm. Krösus Weigerung wie oben.

Die Glücklichen.

(1822.)

Amaſis ſollte die Hauptperſon einer Tragödie: die Glücklichen ſein. Apries, Amaſis, Polykrates. Der erſte dumm, übermüthig, der dritte mißtrauiſch, ſeines Glückes aus Furcht kaum genießend. Amaſis, wie ihn Herodot zeichnet, ſanguiniſch, leicht und froh, aber auch verſtändig; wo es gilt, auf ſein Glück vertrauend. Die Geſchichte des Ringes des Polykrates geht in Memphis vor, und es iſt der Ring des Amaſis, das Siegel des Reichs, unſchätzbar, und von Amaſis dem Freunde zum Beſehen gegeben, den Polykrates ins Meer wirft, und der ſich an der Angel von Amaſis' Sohne fängt, der eben am Meere mit ſeinen Geſchwiſtern fiſcht.

(1822.)

Als ſeine Freunde dem Amaſis Vorwürfe machten, daß er, wenn er von Regierungsgeſchäften ausruhte, ſich gemeinen Ergötzlichkeiten und groben Späſſen hingäbe, antwortete er: Ein kluger Schütze ſpannt ſeinen Bogen nicht immer. Ueberhaupt lies über dieſen merkwürdigen Mann und ſein ereignißvolles Leben etwas nach bei Herodot:[1] τὰ τόξα οἱ κεκτημένοι, ἐπεὰν μὲν δέωνται χρᾶσθαι, ἐντανύουσι· ἐπεὰν δὲ χρήσωνται, ἐκλύουσι· εἰ γὰρ δὴ τὸν πάντα χρόνον ἐντεταμένα εἴη, ἐκραγείη ἄν· ὥστε ἐς τὸ δέον οὐκ ἂν ἔχοιεν αὐτοῖσι χρᾶσθαι. οὕτω δὲ καὶ ἀνθρώπου κατάστασις. εἰ ἐθέλοι, κατεσπουδάσθαι αἰεί, μηδὲ ἐς παιγνίην τὸ μέρος ἑωυτὸν ἀνιέναι, λάθοι ἂν ἤτοι μανείς,

---

[1] II. 173.

ἢ ὅ γε ἀπόπληκτος γενόμενος. Τὰ ἐγὼ ἐπιστάμενος μέρος ἑκατέρῳ νέμω

Strabon und Aelian leſen wegen Amaſis.

Die Geſchichte der Rhodope mit ihrem Schuh und ihrer Pyramide gehört auch zum Amaſis.

Ein Amaſis ſoll auch die Menſchenopfer in Egypten abgeſchafft haben.

Große Achtung der Frauen in Egypten, doch Eingeſchloſſenheit der Vornehmern.

Wein in Egypten bloß den Königen und Prieſtern erlaubt, aber mit Beſchränkung des Maßes.

Samier (Polykrates) ſollen die Oasis magna bewohnt haben.

Zum Amaſis.

(1822.)

Pythagoras, zwiſchen 584—588 v. Ch. zu Samos geboren, war ein Zeitgenoſſe des Amaſis, an den er mit Empfehlungsſchreiben von deſſen Freunde Polykrates nach Egypten geſendet ward.

Vom Ankäos, König von Samos (Vorfahr des Polykrates) wird jene Geſchichte erzählt, da ein Sklave, den er eifrig zur Arbeit im Weinberge antrieb, ihm erzürnt vorausſagt, er werde von den Früchten jener Reben nicht genießen. Wie Ankäos nach der Leſe ſich einen Becher Moſt bringen läßt und den Sklaven an ſein Wort erinnert. *Πολλὰ μεταξὺ πέλει κύλικος καὶ χείλεος ἄκρου* verſetzt jener: und wirklich: eh der König getrunken, kommt die Nachricht vom Eber, der den Weinberg verwüſtet. Der

König geht hin, ihn zu erlegen, und erliegt ſelbſt, eh er vom neuen Weine noch getrunken.

Samier handelnd, reich. Amaſis gibt ihnen die Stadt Naukratis in Egypten, und die Freiheit, daſelbſt nach eigenen Geſetzen und Gebräuchen zu leben.

Vasa Samia berühmt.

Altes Bündniß der Samier mit den Cyrenäern. Die Samier legen eine Stadt auf der Oasis magna an. Den Ort nannten ſie *Μακάρων νῆσος*.

Aeaces hat drei Söhne, Polykrates Pantagnotos und Syloſon. Dieſe reißen die Gewalt dadurch an ſich, daß, als die Samier an einem Feſte der Juno die Waffen ablegen und in den Tempel gehen, die drei Brüder, denen man die Waffenwache anvertraut hatte, nach und nach die Einzelnen, wie ſie aus dem Tempel kommen, ermorden. Polykrates ſchafft ſich auch bald die beiden Brüder vom Halſe, mit denen er anfangs die Stadt getheilt.

Polykrates' Macht und unausgeſetztes Glück. Er ſchließt Gaſtfreundſchaft mit Amaſis.

Nach einigen ſoll Amaſis ihm die Gaſtfreundſchaft wegen ſeiner Grauſamkeit gegen die Bürger aufgekündet haben. Gemeine Meinung: wegen des Polykrates außerordentlichen Glück und aus Furcht, in das ſicher darauf folgende Unglück mit hineingezogen zu werden. Geſchichte mit dem Ring.

Seine Pracht. Anakreon war ſein Freund. Ibykus lebte lange Zeit bei ihm.

Kambyſes begehrt in ſeinen Kriegen Beiſtand von ihm. Polykrates ſendet ihm mit einer Flotte alle jene Samier, deren Freiheitsliebe ihm verdächtig iſt, mit der geheimen Bitte, ſie nicht mehr zurückkehren zu laſſen. Dieſe aber merken den Anſchlag und eilen nach Hauſe. Sie greifen mit gewaffneter Hand den Polykrates an, werden aber beſiegt und fliehen nach Sparta. Die Lacedämonier gewähren ihnen Beiſtand, ziehen nach Samos und belagern die Hauptſtadt. Der tapfere Widerſtand, den ſie finden, zum Theil auch Beſtechung, machen, daß ſie bald wieder abziehen, und Polykrates iſt befreit.

Endlich findet auch er ſein Ende. Oroetes, Satrap von Lydien, entweder aus Verdruß, daß Samos allein den perſiſchen

Waffen widerſtehe, oder weil Polykrates lydiſche Unterthanen, die vor des Satrapen Tyrannei flohen, beſchützt hatte; Oroetes läßt ihn auffordern, ſich mit perſiſcher Hilfe ganz Griechenlands zu bemächtigen, vorgebend, daß er ſelbſt in Ungnade des Kambyſes gefallen ſei. Dem Schreiber des Polykrates, Maiandrios, von dieſem nach Magneſia geſchickt, werden acht Kiſten voll Steine, oben zum Schein mit Gold bedeckt, als der Schatz gezeigt, der beſtimmt ſei, jene Eroberungen zu unterſtützen. Polykrates, obſchon von Wahrſagern gewarnt, obgleich ſeine Tochter vorahnend ihn im Traum vom Zeus gewaſchen und vom Helios geſalbt geſehen hatte, läßt ſich doch verleiten, nach Magneſia zu gehen, wo er vom Satrapen gefangen und ans Kreuz geſchlagen wird.

Zum Amaſis.

(1828.)

Auch jener König von Cypern, Battus, gegen den Apries ſo unglücklich focht (was in der Folge eine Haupturſache des Abfalls der Egypter war), führte den Beinamen des Glücklichen.

(1834.)

Ψάμμιος δὲ ἓξ ἔτεα βασιλεύσαντος Αἰγύπτου, καὶ .... τελευτήσαντος, ἐξεδέξατο Ἀπρίης ὁ Ψάμμιος, ὃς μετὰ Ψαμμίτιχον τὸν ἑωυτοῦ προπάτορα ἐγένετο εὐδαιμονέστατος τῶν πρότερον βασιλέων, ἐπ' ἔτεα πέντε καὶ εἴκοσι ἄρξας.[1]

Apries hatte die Jonier und Karier auf ſeiner Seite, Amaſis die Egypter.

Schlacht bei Momemphis. Apries geſchlagen und gefangen.

Ἀπρίεω δὲ λέγεται εἶναι ἥδε ἡ διάνοια, μηδ' ἂν θεόν μιν μηδένα δύνασθαι παῦσαι τῆς βασιληίης· οὕτω ἀσφαλέως ἑωυτῷ ἱδρῦσθαι ἐδόκεε.[2]

(Wenn nun Apries hochmüthig und zuverſichtlich wäre, Polykrates mißtrauiſch. Amaſis ſanguiniſch.)

---

[1] Herodot II. 161.

[2] Ebenda II. 1

Es könnte auch ſo heißen: Keinem iſt beſtändig das Glück. Am wenigſten dem Uebermüthigen, auch nicht dem ängſtlich Bemühten, es zu erhalten. Die Enttäuſchungen beider ſind bitter. Am gelindeſten nimmt es noch Abſchied von Dem, der ſich in den Lauf der Dinge fügt und ohne Unrecht genießt.

βασιλεύσας ὁ Ἄμασις τέσσερα καὶ τεσσεράκοντα ἔτεα, ἀπέθανε, ἐν τοῖσι οὐδέν οἱ μέγα ἀνάρσιον πρῆγμα συνηνείχθη.[1]

* * *

---

[1] Ebenda III. 10.

Die letzten Könige von Juda.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Herodes, König von Judäa.
Mariamne, ſeine Gemahlin.
Salome, Schweſter des Königs.
Joſephus, der Aſmonäer, Salomes Gatte.
Soemi, Mundſchenk des Königs.
Sulamith, Mariamnens Dienerin.
Varus, Befehlshaber des Oktavianus Cäſar.

Erſter Akt.

Das Stück begönne eigentlich mit einem Geſpräche des Joſephus und Soemi, deren erſterer einen Theil der Nacht, vermöge ſeines Amtes, in dem Vorgemache der Königin zugebracht hat. Zu ihm kommt Soemi, des Königs Mundſchenk, geheimnißvoll, unruhig, wie die ganze Königsburg es iſt, wegen der am verfloſſenen Abende eingelangten Nachrichten aus Egypten. Antonius, der Freund und Schützer des Herodes, iſt geſchlagen, von allen verlaſſen, todt; Octavianus Cäſar Herr der Welt. Zugleich mit dieſer Nachricht langte ein Bote an, der den Herodes vor den Richterſtuhl des neuen Imperators ladet, Rechenſchaft zu geben über ſeine frühere Verbindung mit Cäſars Mördern, ſeine ſpätere mit Antonius. Soemi äußert eine wilde Freude über den bevorſtehenden Fall des eingedrängten Gewalthabers; Joſephus bleibt den Grundſätzen der Schule treu, der er angehört, den Eſſäern nämlich, die Unterwerfung lehren gegen die beſtehende Gewalt. Er ſtellt einige der guten Eigenſchaften des Königs ins Licht: ſeine Tapferkeit: wie er es war, der das Land von Räubern, von böſen Nachbarn befreiet: ſeine überwiegende Perſönlichkeit habe den Judäern Schonung und Achtung von allen den ſo ſchnell wechſelnden Herren der römiſchen Welt zuwege gebracht. Soemi berührt des Königs Abkunft. Von heidniſchen Idumäern abſtammend, hat ſich ſchon Herodes' Vater unter die königlichen Asmonäer eingeſchlichen, Zwietracht unter den Brüdern Hyrkan und Ariſtobul geſtiftet: den Untergang des letzteren, ſeine ſchmähliche Gefangenſchaft, ſeinen Tod in fremden Feſſeln herbeigeführt, deſſen traurigem Schickſal bald das ähnliche ſeiner zwei Söhne Alexander und Antigonos gefolgt ſei. Der vor Kurzem erſt geſtorbene Sohn des Letzteren, Ariſtobul, der jugendliche Hoheprieſter, ſoll zwar zufällig beim Baden in Jerichos Teichen ertrunken ſein; Gutunterrichtete wollen aber wiſſen, daß dieſer für Herodes ſo gelegene Zufall kein ſo ganz reiner Zufall geweſen ſei. Hyrkan's Tod. Man habe ihm zwar Einverſtändniß mit den Parthern Schuld gegeben, aber die Thatſache ſei nichts weniger als erwieſen, und dann, auch bei den vollſtändigſten Beweiſen, hätte Herodes denjenigen ſchonen ſollen, der ihn ſelbſt geſchont hatte, als er, der Verrätherei angeklagt, mit gewaffneter Hand ſich dem Sanhedrin zu widerſetzen gewagt hatte.

2) Zu ihnen Salome; voll abgötternden Zutrauens in ihres Bruders Geiſt und Macht iſt ſie der Meinung, daß er, in Verbindung mit den Arabern, ſich dem neuen Weltgebieter widerſetzen ſoll. Noch gibt's viele Pompejaner, Anhänger der alten Republik, die demjenigen zufallen werden, der ihre Sache gegen den neuen Machthaber verficht. Die Reihe der Asmonäer (ihren Gatten und Mariamnen meinend) ſei noch nicht gekommen. Ich will nämlich den Joſephus, gegen die Geſchichte, die ihn einen Oheim des Herodes nennt, zu einem Asmonäer machen, im weiteſten Grade mit der Königin verwandt. Wegen dieſer Abſtammung hat ihn auch Herodes mit ſeiner Schweſter vermählt, wie er ſich ſelbſt mit Mariamnen, um ſeinen jungen Stammbaum mit dem eines Geſchlechtes zu verbinden, das durch ſeine Vorfahren, die Makkabäer, und durch eine Reihe von mehreren Königen und Hohenprieſtern, die es dem Volke gab, ein Gegenſtand von

deſſen abgöttiſcher Verehrung geworden war. (Durch dieſe Erfindung will ich das Schickſal Mariamnens und des Joſephus in die nächſtmögliche Verbindung bringen und, zur feſten Einheit der Handlung beitragend, zugleich den Haß Salomes gegen ihren Gatten motiviren und ihm das Gemein-Widerwärtige benehmen, da ein wichtiger politiſcher Grund von Stammes-Abneigung ihm zur Unterlage dient.)

Herodes eiferſüchtig aus Menſchenhaß (-Ueberdruß?). Er hat ſo viel Schlechtigkeit, ſo viel Undank erfahren, daß er an keine ächte Tugend mehr glaubt. Er hält Mariamnen für die Beſte, aber doch für ſchwach und leicht fehlend.

Er iſt auf jenen Punkt gekommen, daß ihm ſelbſt die Freude kein Gut ſcheint; daß ſie erkauft werden muß, daß es keine ganz ungemiſchte gibt, daß ſie nicht ewig iſt, daß ſie vergeht, daß man wenigſtens fürchten muß, daß ſie vergehen werde, das alles iſt ihm ſtörend und unleidlich. Schmerzloſigkeit das höchſte Gut.

Mariamne hat ſeit längerer Zeit ſchon alle Gemeinſchaft mit ihm abgebrochen. Das Verlangen kommt zur Liebe noch dazu und ſo ſeine Raſerei

Der Salome ſoll Mariamne ein immerwährender geheimer Vorwurf wegen ihrer Reinheit ſein. Sie ſucht nach Fehlern. Sie iſt gewiß, welche zu finden, ſie ſind aber nur ſo verſteckt.

Mariamne.
Weiſ' dein Weib zu Ruh!
Joſephus.
Sie iſt des Königs Schweſter, weißt du ja,
Und ich bin nur der Enkel jener Fürſten,
Vor den der heut'gen Fürſten Vater ſich geneigt.

Herodes.

Ich bin ein guter Fürſt, was klagt ihr denn?
Iſt meine Sicherheit nicht die des Staats?
Und wer mich angreift, ſtört er nicht auch den?

Cäſar kam ſelbſt ins Land des Herodes, nach Ptolemais nämlich, ſo daß man Letzteren alſo recht füglich während eines Aktes und zweier Zwiſchenakte zum Cäſar hingehen und wieder zurückkehren laſſen kann; beſonders wenn man die Handlung nach Samaria oder noch weiter hinauf verlegt. Man thut zwar allerdings gut, den ſogenannten Einheiten der Zeit und des Ortes keine weſentlichen Schönheiten aufzuopfern; wo man ihnen aber treu bleiben kann, ſoll man es ja nicht verſäumen, es gibt der Handlung eine vorzügliche Stätigkeit und befördert das eigentlich dramatiſche der Wirkung ungemein. Die Phantaſie kann wohl unſchwer Zwiſchenräume der Zeit und des Ortes überſpringen, man ſoll ſie aber überhaupt nicht ſpringen laſſen ohne Noth. Beſonders förderlich iſt die Beobachtung dieſer Einheiten bei dramatiſchen Handlungen, die, obgleich in höhern Bereichen, doch mehr im Innern des Hauſes vorgehen, als in einer politiſchen Außenwelt. Das wäre aber eben der Fall bei: den letzten Königen von Juda.

Dieſer Herodes hat von Natur Edelmuth und Sinn für das Rechte. Durch ſeinen Ehrgeiz aber zum Streben nach Hohem getrieben und auf dem Wege dazu, aus Mangel an Macht mit Liſt und Unrecht vertraut geworden, fühlt er wohl das Unwürdige ſeines Benehmens, klagt aber die Welt und die Menſchen an, als von ihnen genöthigt. Wirklich nöthigen auch dieſe zum zweiten und den folgenden Schritten, und man vergißt nur zu leicht, daß man den erſten Schritt freiwillig gethan.

Mit hypochondriſchem Ueberdruß verwünſcht er das Menſchengeſchlecht, daß dieſelben, die erſt noch dem Antonius gehuldigt, ſich jetzt zu den Füßen Oktavians hinwerfen, geht aber doch hin und thut dasſelbe, „weil er in ſeiner Lage nicht anders kann“. Als er von Oktavian neu beſtätigt zurückkehrt, iſt er aufgeblaſen und ſtolz, und vergißt ganz, welcher Erniederigung er ſeine Erhöhung zu verdanken hat.

Aber gerade wegen dieſes Mangels an würdevoller Feſtigkeit verachtet ihn Mariamne gar ſo ſehr, und flieht ihn mehr, als ſie vielleicht einen ſchlimmern Tyrannen von größerer Konſequenz geflohen haben würde. Rein, vornehm, ſtolz, edel, adelich, wirft ſie ihm den Mangel aller dieſer Eigenſchaften mit Hohn vor und verletzt ihn um ſo tiefer, je mehr ihre Vorwürfe mit den halb unbewußten ſeines Innern zuſammentreffen. Mariamne iſt nicht demüthig genug, um eigentlich gut zu heißen, aber ſie iſt rein. Sie hat die Liebe nie gekannt, ja durch ihre laſterhafte Umgebung immer zur Bewahrung ihres Innern aufgefordert, hat ſie ſelbſt keine deutliche Vorſtellung, was es mit dem: „in einem andern Weſen leben", das als eigentliches Merkmal der Liebe gilt, für eine Bewandtniß habe.

Herodes achtet Mariamnen höchlich und verficht ihren Werth mit Wegwerfung gegen Salome, die gar zu gern Flecken in der Reinen ſehen und ſich dadurch die Laſt der Verehrung erleichtern möchte. Salome, ſchlechter und daher feſter (gegenüber von ſich ſelbſt) als ihr Bruder, haßt Mariamnen, ſelbſt ſchon als den letzten Sproſſen des verdrängten Königsſtammes (der Asmonäer), von dem auch ihr eigener Gatte, Joſephus, iſt.

Wenn ich einen genügenden Ausgang finden könnte, würde ich vielleicht dieſen Herodes ſchreiben.

Mariamne ſehr ſchön, Herodes ſehr in ſie verliebt; ſie ihm jede Annäherung verweigernd, was ſeine Empfindung bis zum halben Wahnſinn ſteigert. Kein eigentlich Eiferſüchtiger, Othello hat das auf ewige Zeiten unthunlich gemacht.

(1821.)

Herodes, Mariamne, Ariſtobul, Salomon, Joſeph. Sie ſchreibt an Antonius, der damals eben in Egypten bei der Kleopatra iſt. Joſeph entdeckt ihr den Befehl des Herodes, ſie zu tödten, als einen Beweis von des Königs großer Liebe zu ihr. Herodes glaubt, Joſeph habe ſie durch die Entdeckung von ihm abwendig und ſich geneigt machen wollen, und laßt beide hinrichten.

(1821.)

Was der Gefangennehmung der Salome vorausgeht, kann nur als Expoſition betrachtet werden. Dadurch wird der Knoten nicht geſchürzt und nichts zur Löſung beigetragen: nur die Lage und die Geſinnungen der Hauptperſonen werden anſchaulich gemacht. Es reicht alſo die Expoſition bis zum 4. Akt, woher es kommt, daß die Fabel keine Ausdehnung (μέγεθος des Ariſtoteles) hat. Es kann nämlich Salome's und ihrer Söhne Flucht nach der Höhle für keinen Schritt zur Zuſtandebringung der Handlung angeſehen werden, da es für das Ganze gleichgültig iſt, ob Salome in der Höhle oder in der Hütte gefangen wird. Selbſt die Enthüllung der Verbindung, in der Judas mit den verrätheriſchen Großen des Antiochus ſteht, trägt zum Gang der Handlung nichts Weſentliches bei, da ſie in Salome keinen Entſchluß und keine That bewirkt. Hier iſt der Punkt, wo der Fehler des Ganzen liegt. Wenn Salome, um der Sache der Ihren das doppelte Schreckniß zu erſparen, daß entweder der Feldherr ſeinen Schwur breche, oder Theil nehmen müſſe an dem Verrathe von Antiochus' Höflingen, wenn Salome da . . .

(1822.)

König Friedrich Wilhelm von Preußen (des großen Friedrichs Vater) ſagte und glaubte von ſich ſelbſt, er ſei ein vollkommener Republikaner. Derlei Verſchiedenheiten zwiſchen dem Denken und Handeln ſind bei Perſonen von heftigem Charakter nichts Seltenes. So ſoll Herodes ſein.

(1822.)

Zu merken, dieſes immerwährende Zurückkommen Napoleons auf denſelben Gedanken, der ihn plötzlich ergriffen hatte, auf dieſelben Worte. Das iſt die Weiſe heftiger, lebhaft empfindender Perſonen. — Herodes!

Samarier den Juden ſeindſelig.

Asmonäer, Abkömmlinge der Makkabäer von Asmonäus, des Matathias Großvater

Sadducäer glauben keine Belohnung oder Beſtrafung nach dem Tode.

Die Hohenprieſter Jaſon und Menelaos griechiſchen Sitten geneigt. Jaſon errichtet ein Gymnaſion, eine Akademie. Menelaos ſchickt Abgeordnete nach Tyrus zu den dortigen Wettkämpfen, mit Opfergeſchenken für den tyriſchen Herkules.

Hyrkan I. macht das Land von ſyriſchem Joche frei.

Ariſtobul

Hyrkan hatte Idumäa bezwungen und die Einwohner genöthigt, dem Heidenthum zu entſagen. Idumäa, der ſüdliche Theil von Canaan, der Stämme Simon und Juda Erbtheil, ſo genannt, weil während der Gefangenſchaft idumäiſche Araber es in Beſitz genommen.

Alexander Jannäus, der zweite von den Hohenprieſtern, die den königlichen Titel führten, ein großer Feind der Phariſäer und ein ſehr grauſamer Fürſt, hinterläßt bei ſeinem Sterben die Herrſchaft auf lebenslang ſeiner Gemahlin Alexandra. Sie verſöhnt ſich mit den Phariſäern. Die Sadducäer werden verfolgt.

Als Alexandra erkrankt, reiſt ihr jüngerer Sohn Ariſtobul im Lande umher, ſich die Gemüther geneigt zu machen. Alexandra darüber erzürnt, ernennt den älteren Hyrkan zum Nachfolger. Sie ſtirbt. Aus Abneigung gegen den Druck der Phariſäer erklären ſich die meiſten für Ariſtobul, und Hyrkan wird in der Ebene von Jericho von dem größten Theil ſeines Heeres verlaſſen und genöthigt, Krone und Hohenprieſterwürde dem Ariſtobul abzutreten.

Antipater, idumäiſcher Abkunft und Statthalter von Idumäa unter Alexandra, durch ſeine Anhänglichkeit an den muthmaßlichen Kronerben Hyrkan dem Ariſtobul verhaßt, hetzt den Hyrkan zum Widerſtande auf; erwirbt ihm den Beiſtand des Königs von Arabien, Aretas, und flieht zuletzt mit Hyrkan zu dieſem letzteren.

Aretas kommt mit einem Heer, ſchlägt

den Ariſtobul, dringt in Jeruſalem ein und belagert ihn im Tempel. Ariſtobul gewinnt des Pompejus Feldherrn Scaurus, der eben Syrien erobert hat. Dieſer verjagt den Aretas. Beim Nachſetzen wird Antipaters Bruder Cephallion (Phallion) von Ariſtobuls Leuten getödtet. Beide Brüder appelliren an Pompejus. (Ariſtobul ſchenkt einen goldenen Weinſtock.) Pompejus beſcheidet ſie nach Damascus vor ſich und da Ariſtobul ſo unvorſichtig iſt, den Scaurus wegen Beſtechlichkeit anzuklagen, entſcheidet ſich Pompejus für den Hyrkan.

Ariſtobul entfernt ſich ohne Abſchied von Pompejus und regt das Land auf. Pompejus nach Beſiegung des Aretas fällt in Judäa ein. Ariſtobul wirft ſich reuvoll dem Pompejus zu Füßen und unterzeichnet zuletzt einen Befehl, daß alle feſten Plätze ihm übergeben werden ſollen. Jeruſalem weigert Gehorſam, da läßt Pompejus den Ariſtobul gefangen ſetzen und zieht in Jeruſalem ein, deſſen Thore ihm Hyrkan's Partei öffnet. Die Anhänger des Ariſtobul vertheidigen ſich im Tempel. Nach dreimonatlicher Belagerung wird der Tempel erobert und über 12,000 niedergehauen, wobei die Juden von Hyrkan's Partei mehr Grauſamkeit zeigen, als ſelbſt die Römer. Die Stadt ward an demſelben Tage eingenommen, da man die Einnahme durch Nebukadnezar feierte.

Pompejus läßt die eifrigſten, Gegner hinrichten. Er entweiht den Tempel, indem er ins Allerheiligſte eintritt.

Die Mauer von Jeruſalem wird geſchleift; Hyrkan als Hoherprieſter eingeſetzt, jedoch als Vaſall der Römer und mit Verbot die königlichen Titel oder das Diadem zu führen. Die Städte, die ſeine Vorgänger in Cöleſyrien und Phönicien erobert haben, werden zur Provinz Syrien geſchlagen, die Scaurus verwaltet. Pompejus reiſt nach Rom, wohin er den Ariſtobul mit zwei Töchtern und ſeinen Söhnen Alexander und Antigonus zur Zierde ſeines Triumphs mit ſich führt. Alexander entkommt auf der Reiſe.

Hyrkan fällt in Trägheit zurück. Antipater macht ſich beim Scaurus beliebt.

Zu den letzten Königen der Juden.

(Um 1822)

Basnage[1]

Die Asmonäer dachten mehr darauf, ihre Ehrſucht zu befriedigen, als die Religion wieder herzuſtellen. Sie hatten die Krone dem Hauſe Davids entzogen, deſſen Nachkommen in der größten Armuth ſchmachteten. Sie waren nicht vom Hohenprieſtergeſchlechte und uſurpirten dieſe Würde gegen das Haus Eleazars, wie die Krone gegen das Haus Davids. Selbſt die Vereinigung beider Würden war unerlaubt.

Sekten, deren eine Unſterblichkeit und Auferſtehung leugnet: die andere ſich in Selbſtpeinigung abquälte: die dritte weniger auf Gott als auf irdiſche Tugend ſah.

Es war eine Prophezeiung Jakobs, daß Juda ſein Scepter und ſeine Geſetzgeber verlieren werde, wenn der Meſſias erſcheinen würde.

Herodes war kein rechtmäßiger König, er war weder aus dem Stamme Juda, aus dem allein Könige genommen werden konnten, noch ſelbſt von alter iſraelitiſcher Abkunft.

Große Gewalt des Sanhedrins (aus 71 Perſonen beſtehend).

Herodes der Idumäer, der Knecht der Asmonäer.

---

[1] Histoire de la religion des Juifs. Rotterdam 1707.

Herodes liebte Samaria ſehr.

Hier brachte er Braut, Mutter und Schätze in Sicherheit, als er von ſeinen Feinden gedrängt war. Hier heirathete er Mariamnen. Er hatte die Stadt neu aufgebaut.

Die Eſſäer eine ſehr ſtrenge Sekte.

Antigonus der Stifter der Sadducäer lehrte: Seid nicht wie die Sklaven, die ihrem Herrn nur dienen, um belohnt zu werden! Thut das Gute, ohne eine Frucht davon zu erwarten. Die Furcht des Herrn ſei über euch! Ihre Lehre war myſtiſch, und als ſich dieſes Letztere verlor, fingen ihre Anhänger an zu glauben, daß es überhaupt keine Belohnung und Strafe gebe.

Sie verwarfen alle Traditionen und nahmen von den heiligen Büchern nur die des Moſes an.

Die Sadducäer leugneten die ſpecielle Vorſehung, die Geiſtigkeit der Seelen, die Auferſtehung der Todten.

Herodes ſoll die Lehre des Platon auf ſie gebracht haben.

Ihre Moral war ſtreng, ſie hießen die Gerechten. Sie wurden nie mit ihrem Willen Richter.

Phariſäer, die Tradition aufrecht erhaltend, die ſie noch mit ſcharfen Verboten vermehrten und in ſcheinheiliger Strenge vor dem Volke lebten.

Hauptunterſchied, die Lehre von einer Belohnung und Beſtrafung im künftigen Leben.

Sie hielten beſonders auf die Tradition und glaubten eine unausweichliche Nothwendigkeit, die den Willen nur im Punkte der Religion, der Furcht Gottes frei laſſe.

Großer Glauben der Juden im Allgemeinen an den Einfluß der Geſtirne.

Das Schickſal der Phariſäer war die Vorſehung, inſofern ſie die Ereigniſſe im Voraus beſtimmt.

Phariſäer ſollen an die Seelenwanderung geglaubt haben.

Herodes begünſtigt die Eſſäer, deren einer ihm vorhergeſagt hatte, daß er König werden würde.

Eſſäer glauben ein Schickſal. Bringen keine Opfer. Ehren die Sonne, vielleicht überhaupt die Geſtirne. Glaube an Unſterblichkeit. Belohnung und Strafe. Beobachten Cölibat.

Ein Eſſäer, Manahem, hatte den Herodes, den er als Knaben in die Schule gehen ſah, als König der Juden begrüßt. Er ſagte ihm, er wurde 30 Jahre regieren. Seid gerecht und regiert eure Völker ruhig. Ich weiß aber, daß ihr es nicht thun werdet. Ihr werdet göttliche und menſchliche Rechte mit Füßen treten, aber doch glücklich regieren und euer Name wird ewig dauern. Aber Gottes Rache werdet ihr nicht entgehen.

Mariamne aus dem königlichen Geſchlecht der Asmonäer, Enkelin des Königs Hyrkan, Tochter der Alexandra, Schweſter des Ariſtobul, des 17jährigen Hohenprieſters, den Herodes beim Baden erſaufen läßt. Herodes, Sohn des ſchlauen Antipater, ſeinen Urſprung von einem Großvater herleitend, der heidniſcher Tempeldiener in Ascalon war, ein Idumäer, von einer arabiſchen Mutter geboren.

Die Urſache, warum Ahasverus die Vaſthi verſtieß, war, weil er ſie bei einem öffentlichen Mahl holen ließ, um ihre Schönheit den Verſammelten zu zeigen, ſie aber verweigerte zu kommen.

Vielleicht eben ſo Mariamne?

Als Herodes zum Antonius reiſt, Befehl an ſeinen Schwager Joſephus, Mariamnen

Aſcalon und Gaza im weizenreichen Lande der ehemaligen Philiſter, der Felſen der Andromeda bei Japha. Schifferſagen und Wundermärchen von dieſer Gegend. Hier herum fangen die libyſchen Wüſten mit Oaſenſtellen an. Haß der hieſigen Götzendiener gegen die Juden. Bergicht, rauh, wild.

zu tödten, wenn er ſelbſt umkäme. (Dem Antonius war früher ſchon ein Bild Mariamnens wegen ihrer Schönheit geſchickt worden.)

Falſches Gerücht von Herodes' Tode. Alexandras Pläne. Joſephus entdeckt das Geheimniß. Salome klagt ihren Gatten und Mariamnen beim Herodes an.

(Soll dieſe Salome nicht geſchildert werden, als bloß in der Größe ihres Bruders lebend, und ſelbſt ihrem Gatten feind, weil er, ſelbſt aus edlem Stamm, den ihrigen nicht achtet. Joſephus ruhig, edel.)

Mariamne edel, adelig.

Herodes hielt es anfangs mit dem Pompejus. Nach der Schlacht von Pharſalus mit Cäſar. Dann mit deſſen Mörder Caſſius. Dann mit Antonius. Endlich mit Octavianus. Darum ſoll ihn auch Mariamne nicht achten.

Hyrkan will auf Zureden der Alexandra ſich mit dem Araber Malchus verbinden. Er hat einen Brief von ihm erhalten. Herodes erfährt's. Er fragt ihn, ob er ein Schreiben erhalten? Als Hyrkan es leugnet, hält Herodes ſeinen Verrath für gewiß und läßt ihn tödten.

Auch als er zum Auguſtus geht, gibt er dem Quäſtor Joſephus und dem Soemus Befehl, die Mariamne und ihre Mutter Alexandra, wenn er ſelbſt getödtet würde, umzubringen. Freimüthiges Betragen beim Auguſt.

ἔρωτα δὲ οὐδενὸς ἐλάττω τῶν ἱστορουμένων ἐπεπόνθει μετὰ τοῦ δικαίου τῆς Μαριάμμης· ἡ δὲ τὰ μὲν ἄλλα σώφρων καὶ πιστὴ πρὸς αὐτὸν ἦν, εἶχε δέ τι καὶ γυναικεῖον ὁμοῦ καὶ χαλεπὸν ἐκ φύσεως. ἱκανῶς μὲν ἐντρυφῶσα δεδουλωμένῳ διὰ τὴν ἐπιθυμίαν, καὶ τὸ βασιλεύεσθαι καὶ κρατεῖν ἄλλον αὐτῆς οὐ συγκαταλογιζομένη τῷ καιρῷ, πολλάκις μὲν ὑβριστικῶς αὐτῷ προσηνέχθη, καὶ τοῦτ' ἐκεῖνος ἐξειρωνευόμενος ἔφερεν ἐγκρατῶς καὶ μειζόνως· ἀναφανδὸν δὲ τήν τε μητέρα καὶ τὴν ἀδελφὴν ἐπὶ δυσγενείᾳ διεχλεύαζε καὶ κακῶς ἔλεγεν· ὥστ' ἤδη στάσιν ἐν ταῖς γυναιξὶν εἶναι καὶ μῖσος ἄσπονδον, ἐν δὲ τῷ τότε καὶ διαβολὰς μείζονας.[1]

Salome beſticht den Mundſchenk des Königs, auszuſagen, daß Mariamne von ihm verlangt, dem Könige einen Liebestrank zu geben. Herodes hält einen Familienrath, der Mariamnen zur Einkerkerung verurtheilt. Salome erhält Tod. Alexandra, aus Furcht verdammt ihre Tochter. Mariamne geht ruhig zum Tode

ἥ τε ὑποψία τρεφομένη παρέτεινεν ἐνιαυτοῦ μῆκος, ἐξ οὗ παρὰ Καίσαρος Ἡρώδης ὑποστρέφει. τέλεον μέντοι τὸ συνοικοδομούμενον ἐκ πλείονος ἐξερράγη, τοιαύτης ἀφορμῆς ἐγγενομένης· κατακλινόμενος ὁ βασιλεὺς ὡς ἀναπαύσασθαι μεσημβρίας οὔσης, ἐκάλει τὴν Μαριάμμην ὑπὸ φιλοστοργίας ἣς ἀεὶ περὶ αὐτὴν εἶχεν. ἡ δὲ εἰσῆλθε μέν, οὐ μὴν καὶ κατεκλίθη, κατεφαυλίσασα καὶ προσλοιδορηθεῖσα τόν τε πατέρα καὶ τὸν ἀδελφὸν αὐτῆς ὡς ἀπεκτόνει. χαλεπῶς δ' ἐκείνου τὴν ὕβριν ἐντυχόντος καὶ γεγονότος εἰς προπέτειαν ἑτοίμου, τῆς ταραχῆς αἰσθανομένη μείζονος ἡ τοῦ βασιλέως ἀδελφὴ Σαλώμη παρεσκευασμένον ἐκ πλείστου τὸν οἰνοχόον εἰσπέμπει, κελεύουσα λέγειν ὡς πείθει Μαριάμμη φίλτρον αὐτὸ συγκατασκευάσαι τῷ βασιλεῖ· κἂν ταραχθῇ καὶ πυνθάνηται τί ποτε τοῦτ' ἦν, λέγειν ὅτι .. φάρμακον μὲν ἐκείνης ἐχούσης, αὐτοῦ δὲ διακονῆσαι παρακαλου-

Alexander, Mariamnes pater, non ab Herode caesus, sed Antiochiae a Scipione Pompeji jussu securi percussus.

---

[1] Josephus Flavius Archaeolog. XV. 7. 4.

μενον· μὴ κινηθέντος δὲ ἐπὶ τῷ φίλτρῳ τὸν λόγον ἀργὸν ἐᾶν· οὐδεμία γὰρ αὐτῷ κίνδυνον φέρειν. τοιαῦτα προδιδάξασα κατ' ἐκεῖνον τὸν καιρὸν εἰσπέμπει διαλεξόμενον. ὁ δὲ πιθανὸς ἅμα καὶ μετὰ σπουδῆς εἰσῄει. δῶρα μὲν αὐτῷ τὴν Μαριάμμην παρασχέσθαι λέγων, ἀναπείθειν δὲ φίλτρον αὐτῷ διδόναι. πρὸς τοῦτο διακινηθέντος, τὸ φίλτρον ἔλεγεν εἶναι φάρμακον ὑπ' ἐκείνης διδόμενον, οὗ τὴν δύναμιν αὐτὸς οὐκ εἰδέναι· διὸ καὶ προσαγγεῖλαι, τοῦτ' ἀσφαλέστερον αὐτῷ καὶ τῷ βασιλεῖ διειληφότα. τοιούτων ἀκούσας ὁ Ἡρώδης λόγων, καὶ πρότερον κακῶς διακείμενος, ἔτι μᾶλλον ἠγριώθη, τόν τ' εὐνοῦχον ὃς ἦν τῇ Μαριάμμῃ πιστότατος ἐβασάνιζεν ὑπὲρ τοῦ φαρμάκου, γινώσκων ὡς χωρὶς ἐκείνου οὐ δυνατὸν ἦν οὔτε μεῖζον οὔτ' ἔλαττόν τι πεπρᾶχθαι. γενόμενος δ' ἐν ταῖς ἀνάγκαις ὁ ἄνθρωπος οὐδὲν μὲν ὧν ἕνεκεν ἐβασανίζετο λέγειν εἶχε, τὸ μέντοι τῆς γυναικὸς ἔχθος εἰς αὐτὸν ἔφη γενέσθαι διὰ τοὺς λόγους οὓς ὁ Σόεμος αὐτῇ φράσειεν. ταῦτα δ' ἔτι λέγοντος μέγα βοήσας ὁ βασιλεὺς οὐκ ἂν ἔφη Σόεμον, πιστότατον ὄντα τὸν ἄλλον χρόνον αὐτῷ τε καὶ τῇ βασιλείᾳ, καταπροδοῦναι τὰς ἐντολάς, εἰ μὴ καὶ περαιτέρω προεληλύθει τῆς πρὸς τὴν Μαριάμμην κοινωνίας. καὶ τὸν μὲν Σόεμον εὐθὺς ἐκέλευσεν ἀποκτεῖναι συλλαβόντας, τῇ δὲ γυναικὶ κρίσιν ἀπεδίδου, συναγαγὼν τοὺς οἰκειοτάτους αὐτῷ καὶ τὴν κατηγορίαν ἐσπουδασμένην ποιούμενος ὑπὲρ τῶν κατὰ τὰς διαβολὰς φίλτρων καὶ φαρμάκων. ἦν δὲ ἀκρατὴς ἐν τῷ λόγῳ καὶ κρίσεως ὀργιλώτερος· καὶ τέλος οὕτως ἔχοντα γινώσκοντες αὐτὸν οἱ παρόντες θάνατον αὐτῆς κατεψηφίσαντο. διενεχθείσης δὲ τῆς

Es war eine Sekte der Herodianer, die den Herodes als den Meſſias betrachtete.

Chriſtus nannte den Herodes einen Fuchs (S. 2).

γνώμης ὑπεγένετο μέν τι καὶ τοιοῦτον αὐτῷ τε καὶ τισὶ τῶν παρόντων, μὴ προπετῶς οὕτως ἀναιρεῖν, καταθέσθαι δὲ εἰς ἕν τι τῶν ἐν τῇ βασιλείᾳ φρουρίων· ἐσπουδάσθη δὲ ταῖς περὶ τὴν Σαλώμην ἐκποδὼν ποιήσασθαι τὴν ἄνθρωπον, καὶ μᾶλλον ἔπεισαν τὸν βασιλέα, τὰς ταραχὰς τοῦ πλήθους, εἰ ζῶσα τύχοι, φυλάξασθαι συμβουλεύουσαι.

Μαριάμμη μὲν οὖν οὕτως ἤγετο τὴν ἐπὶ θανάτῳ· συνθεωρήσασα δὲ τὸν καιρὸν ἡ Ἀλεξάνδρα καὶ ὅτι μικρὰς ἐλπίδας ἔχει μὴ καὶ αὐτὴ τῶν ὁμοίων ἐξ Ἡρώδου τύχοι, ἐναντίως πρὸς τὸ πρῶτον θράσος καὶ λίαν ἀπρεπῶς μετεβάλλετο. βουλομένη γὰρ ἐμφῆναι τὴν ἄγνοιαν ὧν ἐκείνη τὰς αἰτίας εἶχεν, ἐπιπηδήσασα, καὶ λοιδορουμένη τῇ θυγατρὶ πάντων ἀκουόντων ἐβόα κακὴν καὶ ἀχάριστον πρὸς τὸν ἄνδρα γενέσθαι, καὶ δίκαια πάσχειν ἐπὶ τοιούτοις τολμήμασιν· οὐ γὰρ ἀμείψασθαι δεόντως τὸν πάντων αὐτῶν εὐεργέτην.[1]

Aſamonäer, eigentlich ſo viel als Makkabäer, von Aſamonäus, der der Vater des Matathias, des Stammvaters von Judas Makkabäus und ſeinen Brüdern war.

---

[1] Joseph. Flavius Arch. XV, 7, 4 f.

Samſon.[1]

(1829.)

Erſter Aufzug.

Halle zu Thimmath. Die rechte Seite der Bühne nimmt eine nach hinten zu laufende lange, ſchmale Tafel ein, an der ſchmauſende Gäſte liegen. **Samſon** ſitzt der Vorderſte rechts, **Dilla** liegt ihm zunächſt. (Dalila als unverheirathet, nicht in der Geſellſchaft der Männer.) Die linke Seite des Tiſches iſt nur bis zur Mitte derſelben beſetzt; der nach vorn gehende Theil derſelben iſt für die Aufwartenden freigelaſſen. Der erſte auf dieſer Seite liegt Dilla's Vater. An dem äußerſten ſchmalen Ende des Tiſches, eine prächtige Rücklehne hinter ſich, der Oberprieſter und ein Häuptling der Philiſter

Auf der linken Seite der Bühne Sänger und Sängerinnen mit Harfen. In den Zwiſchenräumen des Geſanges wird getanzt.

Geſang.

Dagon, der Fürſt der Schrecken,
Zieht einher im Grimme,
Der Erdkreis horchet ſeiner Stimme
Und zittert weit umher.

---

[1] Im Tagebuch finden ſich folgende Notizen:

(27. Februar 1829.)

Abends im Theater. Samſon von Händel. Die Freude über das herrliche Werk hat ein bedeutendes Kopfweh zurückgelaſſen . . .

(28. Februar.)

. . . Des Morgens, durch die geſtrige Aufführung des Händel'ſchen Oratoriums angeregt, den Samſon als tragiſchen Stoff zu betrachten verſucht. Keinen Brennpunkt gewonnen, die Händel'ſchen Chöre könnten dem Dinge eingewebt werden.

Chor.

Dagons, Dagons, Dagons Macht
Sei das feſtliche Lied gebracht.
(Tanz.)

Samſon
(den vor ihm ſtehenden Becher wegſchiebend).
Kann man auch ungeſtört den Becher leeren?

Geſang.

Nicht nur bloß der Schrecken,
Auch der Fürſt der Liebe,
Zweifach ſo beſiegend
Israels Gott und Volk.

Chor.

Dagons, Dagons, Dagons Macht —

Samſon (aufſtehend).
Halt ein! Laßt ab! Iſt das bei euch hier Sitte,
Daß man die Fremden, arglos, unbefangen,
Zu ſich lad't und als Gäſte dann beſchimpft?
(Zu Jarbal.)
Haſt du zum Sohn, zum Eidam mich erſehn
Und wünſcheſt du, daß ich geduld'gen Muths
Anhöre meines Volks und meines Gottes Schmach?

Samſon, körperliches Bedürfniß zum Weibe.

Dalila, Eitelkeit. Sie iſt die jüngere Schweſter jener philiſtäiſchen Braut zu Thimmath, mit der Bewerbung um welche das Stück beginnt. Sie verräth, im Zimmer verſteckt, das Geheimniß des Räthſels vom Löwen, aus dem Süßigkeit ging. Samſon glaubt, ſeine Braut habe es verrathen. Dieſe, in ihrem ruhigen, tiefen, aufrechten Weſen wiederholt nur immer: Ich habe es nicht gethan.

Samſon von allen Seiten zur Befreiung ſeines Volkes aufgefordert, wie er es immer wieder über der Weiberliebe vergißt.

Die drei Gelübde des Vaters: der Sohn ſolle keinen Wein trinken, nichts Verbotenes (kein Heidenweib?) berühren, nie die Haare ſcheeren.

Die Philiſter übermüthig, weichlich, die Israeliten in ſo harter Botmäßigkeit haltend, daß ſie ihnen nicht einmal den Gebrauch der Waffen erlauben (Eſelkinnbacken). Da ſie der ſtumpfen Verſtandeskräfte der Juden ſpotten, gibt ihnen Samſon jenes Räthſel auf: „Vom Freſſer aus ging Speiſ' und Süßigkeit vom Starken.“

Samſon, naive Derbheit. Im 1. Akt bis zur Luſtigkeit gehend. Im 2. Akt patriarchaliſch ſimpel. Im 3. Akt im Gefühle, daß er in ſeinem Beruf ſei, ungeheuerlich, begeiſtert. Im 4. Akt das Bewußtſein, daß er von ſeinem Beruf abgewichen, in mürriſches Weſen verkleidend.

Dalila läßt ihn ſpinnen. Sie bindet ihn anfangs mit einem Faden des Geſpinnſtes, dann mit Stricken, endlich ſchneidet ſie ihm die Haarlocke ab. Als er erwacht und die Haare abgeſchnitten findet, wagt er nicht, ſich den Feinden zu widerſetzen, im Bewußtſein, den mit Gott gemachten Bund durch Verletzung ſeines Gelübdes gebrochen zu haben. (Seine moraliſche Kraft iſt gebrochen, nicht ſo ſehr ſeine phyſiſche, doch welche von beiden, in Zweifel gehalten.)

I. Als die Philiſter ihm die Auflöſung des Räthſels ſagen, entfernt er ſich, ohne ein Wort zu ſprechen. Da dringen die Philiſter in Thirza's Vater: Nun gib ſie ihm nicht. Nun halten wir ihn, er iſt in unſerer Schuld um der zehn Kleider und der zehn Seckel Silber willen, die er an die Löſung des Räthſels verwettet. — Thirza. So ſoll ich nur die Feſſel ſein, die ihn euch hält? Wird er nicht glauben, daß ich das Geheimniß verrathen? — Ein Diener kommt. — Herr, Samſon iſt unter die abreiſenden Gäſte und ihr Gefolge gefallen, er wirft ſie zu Boden, die Seinen berauben ſie. — Der Brautvater berathſchlagt mit den Angehörigen, wie ſie des Wüthenden mächtig werden ſollen. Zuletzt wird man einig, die Braut den Verſuch machen zu laſſen. Da kommt Samſon zurück, zwei Diener folgen mit Kleidern und Gold. — Samſon. Ihr habt mein Räthſel errathen, ich bin euer Schuldner. Hier der übereingekommene Preis. — Vater. Das iſt Betrug, du haſt die Unſern beraubt, und gibſt uns nun, was früher ſchon unſer war. — Samſon. Mit Trug habt ihr mein Geheimniß erlangt, ich zahle euch mit gleicher Münze. Oder vielmehr nicht euch, ſondern dich (zu Thirza), die du dich bemüht für alle, die du das Geheimniß verrathen, das ich dir vertraut. So zahle ich dies und kaufe mich zugleich los von dir.

Thirza ſchweigt.

Samſon, nachdem er den Bund zerriſſen, wendet ſich zu ſeinem Oheim. Kommt, ſagt er, uns ruft ein anderes Geſchäft. Ich bin bereit. — Die Philiſter wollen ihn hindern, da tritt er unter ſie und ſie laſſen ihn ziehen.

Das Geheimniß hat eigentlich die jüngere Schweſter Dalila verrathen, die im Zimmer verſteckt war, als Samſon der ältern Schweſter Thirza, ſeiner Braut, das Räthſel und ſeine Löſung entdeckte.

Dem Oberprieſter iſt im Grunde jede Meinung gleichgiltig, ſeine Rede höhniſch, ſpaßhaft, bornirt. Manchmal zwingt er ſich zur Salbung. Der Häuptling ingrimmig, überall da Wolf, wo der Andere höchſtens Fuchs iſt. (Hofrath Perſa?) Sie treten immer mitſammen auf, und ſobald die Angelegenheit eine wichtige Wendung nimmt, ergreift der Häuptling das Wort. Sie bilden gewiſſermaßen zuſammen Eine Perſon, den Hohn und Uebermuth der Gewalt.

Dillas Vater gemein, eigennützig, ohne feſte Meinung, ſchnell von einer zu der andern überſpringend. Etwa wie der Schauſpieler Schwarz.

Dillas ſpäterer Mann, wenn er ja zum Sprechen käme, unbedeutend, ſchweigſelig, ein eigentlicher Philiſter im neueren Sinne.

Noch ein Verwandter Dilla's, Judenbube.

Die Idee wäre, daß der Zweck ſeiner Sendung, die Befreiung ſeines Volkes, die während ſeines Lebens eine immer neu hervorbrechende Sinnlichkeit vereitelt, er nun ſterbend durch den Einſturz des Tempels erfüllt, der die Mächtigſten der Feinde unter ſeinen Trümmern begräbt.

Zu Schreyvogels Luſtſpiel „Donna Diana“.

(1817.)

1) ſollen D. Luis und D. Gaſton im dritten Akt nicht einen eigenen Plan zur Bezwingung Dianens durch Eiferſucht machen. Dieſer Plan hat mit Rückſicht auf den ähnlichen des D. Cäſar etwas Eintöniges und verwirrt die Handlung zu einer Zeit, wo ſie raſch der Entwicklung zuſchreiten ſoll, was um ſo gefährlicher iſt, da der dritte Akt ohnehin ſehr viel Handlung (innere nämlich) hat, ſo daß es wirklich beinahe an Raum zur hinlänglichen Entfaltung fehlt. Wenn die beiden Ritter, bloß um den ihnen für das Feſt zugetheilten Damen den Hof zu machen, ohne andere Nebenabſicht, als höchſtens die, Dianen ein wenig zu ärgern, ihre Ständchen bringen, in welcher Abſicht ſie von D. Cäſar oder Perin, die das als Hebel in ihrem Plan benützen wollen, unterſtützt werden, ſo gewänne das Ganze an Einfachheit, an Verſtändlichkeit und die Handlung konzentrirte ſich noch dazu mehr auf die Hauptperſonen, die im Beſitz der Fäden der Intrigue blieben.

Auch iſt aller Grund vorhanden, die beiden Nebenbuhler, je näher es ans Ende geht, immer mehr in den Hintergrund zu ſchieben: einmal, weil das mit allen Nebenperſonen in den letzten Akten überhaupt räthlich iſt, zweitens, weil, man mag es anfangen, wie man will, D. Luis und Dna. Laura von Dna. Diana und D. Cäſar unzart behandelt werden, was um ſo ſchneidender iſt, je bemerkbarer ſie geworden ſind.

2) Aus allem dieſem fließt, daß Müllners Verbeſſerung, ſo wohl ſie einerſeits dem Verſtande thut, ſehr nachtheilig auf das dramatiſche Leben des Ganzen wirken muß, wenn auch keine andere Urſache wäre, als daß ſie den ohnehin ſparſamen Raum zur Entwicklung der Haupthandlung und der Hauptperſonen verengt.

3) Vielleicht wäre eine gute Veränderung, wenn Dna. Diana ſtatt D. Luis den D. Gaſton als den Mann ihrer Wahl nennte. D. Gaſton hat ſich im Laufe des Stückes geckenhaft genug gezeigt, um einen kleinen Affront verzeihlich, ja wohl gar wünſchenswerth zu finden. Daß es unwahrſcheinlich iſt, daß Diana den eiteln Gaſton wählen werde, daran liegt nichts, weil Cäſar es ohnehin nicht zu glauben braucht und vielleicht ſogar etwas darin liegt, in Dianens Falle gerade Den zu nennen, den ſie in Wahrheit am wenigſten nehmen möchte.

4) Der Verlegenheit, wie das Zuſammenkommen der beiden andern Paare zu motiviren, wäre vielleicht am beſten dadurch zu begegnen, daß ſie am Ende nicht wirklich verbunden, ſondern nur anzudeuten wäre, daß ſich wohl ſo etwas machen könne. Hiedurch müßte nothwendig die Einheit des Intereſſes viel gewinnen, und noch dazu würden alle auf dieſe Heirathen abzweckenden Vorbereitungsreden und Annäherungen, die dem ohnehin etwas gedrängten dritten Akt unmöglich vortheilhaft ſein können, mit einemmal überflüſſig.

Hierdurch fiele vielleicht auch Manches von den erläuternden Schlußreden weg, was dem Effekt nicht ſchaden kann.

Zu Bauernfelds Luſtſpiel „Die Bekenntniſſe“.

(1833.)

Die Schlußſcene des erſten Akts müßte dahin geändert werden, daß Marie ihrem Gatten bekennt, der Anblick des früheren Geliebten habe Jugenderinnerungen erweckt, die ſie in derſelben Stärke nicht mehr vorhanden geglaubt. Sie bittet ihn dringend, nach Hauſe zurückzukehren. — Aber der Onkel ſei noch zu gewinnen — das könne ſpäter auf irgend eine Art geſchehen. — Wenigſtens müſſe er Frau von Linden beſuchen. — Das möge er. Sie werde wenigſtens den tollen Vorſatz nicht ausführen, ihn zu begleiten.

Dritter Akt.

Bei Frau von Linden. Sie mit Adolf und Bitter. Beide noch in der Nachwirkung des vor Kurzem Erlebten. Die Linden findet ſie langweilig. Adolf ärgerlich über Bitter, zieht dieſen, ihm bei der Linden zu ſchaden, mit jener Aehnlichkeit auf. Bitter geſteht gern, daß ſie außerordentlich ſei. Die Linden erinnert ſich, gehört zu haben, daß Adolf in Geſellſchaft eines Lieutenants Herrmann angelangt. Sie findet unartig, daß der junge Mann nicht mit zum Beſuche gekommen ... das ſei wohl gar der Bruder jener Mamſell Herrmann, von der ſie einmal ein Porträt, noch als halbes Kind — von Dilettantenhand gemalt (auf Bitter) bei Jemandem gefunden habe. Sie wolle den jungen Mann ſehen, ſie nehme Antheil an ſeiner Schweſter. Sie fordert Adolfen auf, ihn zu bringen. Nun iſt die Reihe, verlegen zu ſein, an dieſem. Der junge Mann ſei ſchüchtern, ein Weiberfeind. Er werde nicht kommen. Sie findet dieſes Ablehnen Adolfs ungalant. Da erbietet ſich Adolf, ihn zu holen. Er wiſſe aber, der junge Menſch werde nicht gehen. Wenn er das gewiß wiſſe, ſo ſolle er auch nicht nach ihm gehen. Bitter wird beauftragt. Da widerſetzt ſich Adolf förmlich. Das ſei nun eigentlich impertinent, meint die Linden. Adolf gibt endlich nach. Aber es ſei vergeblich. Der junge Menſch habe ſich eingeſchloſſen. Er werde Bitter gar nicht ſprechen, am wenigſten aber kommen. Dann werde die Unhöflichkeit auf dem jungen Menſchen haften, was ein Glück für die beiden Herren ſei. Bitter geht.

Scene zwiſchen der Linden und Adolf, in der ſie ihn kokett auf das eigentliche Thema zu bringen ſucht, Adolf aber zerſtreut einmal zärtlicher mit ihr ſpricht, als eigentlich ſeine Abſicht iſt, dann aber wieder auf das denkt, was unterdeß in ſeiner Wohnung vorgeht. Er hört Stimmen, Tritte im Vorzimmer. Er will gehen, Bitters Bemühungen zu unterſtützen. Der junge Menſch werde aber gewiß nicht kommen. Da geht die Thüre auf und Bitter tritt mit dem Lieutenant ein. Adolfs Unwillen, Juliens entſchuldigende Geberden und Blicke. Bitter erzählt. Man hatte ſich eingeſchloſſen, wollte gar nicht die Thüre öffnen, erſt auf die Drohung, nicht von der Stelle zu gehen, Frau von Linden ſelbſt herbeizubringen, die nun einmal die Bekanntſchaft machen wolle, ſei ein Geräuſch von Schubladen, die man aufgemacht, ein Rauſchen von Kleidern, die man angezogen, erfolgt. Der junge Mann müſſe im Bette gelegen haben. Und da ſei er. Die Linden, theils aus Wohlgefallen an dem jungen Blut, größtentheils aber, ſich für die Kälte der beiden Herren zu rächen, macht ſich viel mit ihm zu ſchaffen.

Der alte Baron kommt. Da iſt der Milchbart ſchon wieder. Die Linden läßt den jungen Menſchen zu ſich aufs Sopha ſetzen, tandelt, kokettirt. Der alte Baron ärgert ſich. Eben ſo die beiden Männer aus verſchiedenen Gründen. Die Linden frägt nach der Schweſter, die ſie ſehr intereſſiert, beſchließt, am Arm des jungen Menſchen am Brunnen zu erſcheinen und geht, Toilette zu machen. Sie läßt ihr Tuch fallen, das der junge Menſch nicht aufhebt. Die beiden Herren eilen herzu. — Halt! Euch war es nicht beſtimmt. Sie hebt das Tuch ſelbſt auf. Der junge Menſch iſt noch nicht formirt. Ich bin die Aeltere, ich kann wohl halb Mutterſtelle an ihm vertreten. — Betrachten Sie mich als eine Freundin Ihrer Schweſter und — bringen Sie ihr das, wobei ſie ihn halb andeutend auf die Stirne küßt und geht.

Bitter will ſich die Haare aus dem Kopf reißen. Der alte Baron iſt empört. Sie iſt eine Kokette. — Adolf. Nicht wahr? — Baron. Sie muß ſich ändern, oder aus der Heirath wird nichts. — Adolf. Wirklich nichts? Mein Oheim, ich habe Ihnen etwas zu entdecken. — Baron. Sprich nicht für ſie! — Adolf. Nicht für ſie, für mich. Etwas, wovon das Glück meines Lebens abhängt. — Baron. Ich will nichts hören, ich gehe. — Adolf. Ich gehe mit Ihnen, und wenn mein Wort nur einige Kraft hat, ſo kehre ich als ein glücklicher Menſch zurück. — Julie will mit, ſie hängt ſich an, wie man von den Kindern ſagt. Er heißt ſie bleiben.

Julie, Bitter. Julie offenbar befangen durch die Nähe des einmal Geliebten. Bitter warnt den Lieutenant vor den Stricken der Gefallſüchtigen. Er geht alle ihre übeln Eigenſchaften durch. Julie. Warum denn aber er ihre Geſellſchaft ſuche? — Bitter. Das ſei nun einmal ein Schickſal. Er ſei verliebt. — Das zweite Bekenntniß. — Julie erinnert ihn an die unſchuldigen Verhältniſſe einer früheren Liebe. — Bitter. Das halte nun durchaus keine Vergleichung aus. Das ſei Kinderſpiel im Vergleich mit Himmelsentzücken. Gegenüberſtellung der beiden Geliebten, ganz zum Nachtheil der Erſteren. Julie enttäuſcht, erbittert. Sie ſtößt ihn einmal nach Weiberart zurück. Bitter fährt auf. Sie häuft Beleidigung auf Beleidigung, was Bitter als von Mann gegen Mann ſehr übel nimmt. Sie machen einen großen Lärm.

7.

Adolf, der Baron. — Baron. Wo das Frauenzimmer ſei, das er gegen ſeinen Befehl — Wenn ſie ihm, dem Onkel, gefalle, aber nur, wenn ſie ihm gefalle. Wo ſie ſei? — Adolf. Bald werde er ſie ſehen.

Der Lärm der Beiden dauert fort. Adolf lacht aus vollem Halſe. Sie müßten ſich ſchlagen. Er werde Piſtolen beſorgen. Bitter lehnt ab, offenbar mit einiger Abneigung gegen ein Duell. Julie aber wird nur erbitter. Sie wünſchte eine Piſtole in ihre Hand, um all das Unrecht des Einen Geſchlechts gegen das andere einmal zu rächen. Und doch, es ſei nicht der Mühe werth.

Geringſchätzung der Kleinmuth, der Feigheit, der betrügenden Hinterliſt. Nun geht Bitter in die Höhe Adolf ruft immerfort nach Piſtolen. Der alte Baron ärgert ſich dazwiſchen, den Lieutenant überall als Störenfried zu finden.

Da tritt die Linden ein, halb gekleidet, eine Kammerjungfer mit einer Spitzenhaube hinter ihr. Bitter beklagt ſich ſchwer. Adolf dringt auf Zweikampf. — Linden. Halt! Ich verbiete ein Duell. — Adolf. Eigentlich ich auch. — Was haben Sie hier zu ſagen? — Ich verbiete es einmal! — Mit welchem Recht? Warum? — Warum? Weil ſie meine Frau iſt. — Er hat der Kammerjungfer die Haube aus der Hand genommen und ſetzt ſie ſchnell ſeiner Frau auf, wobei er ſie bei der Hand ergreift und mit ihr davon läuft. Der alte Baron läuft hinter her: Seine Frau! Hör' doch einmal Teufelsjunge: Seine Frau!

Die Linden, Bitter. Die Linden ärgerlich. Da habe ſich Bitter einmal wieder lächerlich gemacht. Nun bricht Bitter los. Er wirft ihr ihre Kälte, ihre Herzloſigkeit, ihre Koketterie vor. Er will ſich auf immer trennen. Er geht zur Thüre. — Linden. Bitter! — Er bleibt. — Linden. Haben Sie heute meine Blumen begoſſen? — Bitter. Ich? Heute nicht, morgen nicht, in Ewigkeit nicht! Ich ſcheide. — Linden. Begießen Sie doch erſt meine Blumen. — Bitter. Teufliſches Geſchlecht! — Es iſt auch kein Waſſer da. — Linden. Dort in der Ecke ſteht der Sprengkrug. — Bitter. Wohl, ich will den Kelch bis auf die Hefen ausleeren. — Linden. Die Ranunkeln riechen zu ſtark. Die Roſe hängt das Köpfchen. Ei, ſie beſprengen meinen ſchönen Fußboden. — Bitter. Es iſt geſchehn. — Linden. So, und nun leben Sie wohl. — Bitter. Anna, Annette, Nina! Kannſt du mir gut ſein! Kannſt du nur ſo viel Erbarmen mit mir haben als mit dieſen Blumen? Kannſt du mich lieben? — Linden. Närriſcher Menſch! — Bitter (auf den Knieen). Närriſch, raſend, treu und verliebt. Kannſt du mich wieder lieben? — Linden. Wer wird denn ſo mit der Thüre ins Haus fallen. — Bitter (nach ihrer Hand haſchend, die ſie ihm entzog). Du ſollſt. Du mußt. Ich zwinge dich! Ein Wort, ein Blick. — Linden (nun allenfalls ihm die Hand überlaſſend, die er mit Küſſen bedeckt).

Da geht die Thüre auf, der alte Baron kommt haſtig herein, wie Einer, der etwas zu melden hat. Er ſieht die Gruppe, bleibt ſtehen, ruft aus: „Gratuliere!“ und geht eben ſo ſchnell wieder zur Thüre hinaus. Der Vorhang fällt.

Zimmer bei Frau von Linden.

Die Linden auf dem Kanapee ſitzend. Adolf. Bitter.

Linden (zu Adolf). Ich freue mich ſehr, Sie wieder zu ſehen.

Bitter. Sie haben ſich alſo früher ſchon gekannt?

Adolf. Während meines Aufenthaltes zu Berlin Oberflächlich.

Linden. Ja wohl, ſehr oberflächlich. Sie haben ſich ſeitdem in der Welt herumgetrieben?

Adolf. Alle Hauptſtädte von Europa habe ich geſehen. In Italien Gemälde hinter mich gebracht und in der Schweiz Berge. Aber was der Menſch möchte, iſt ſo viel, und was er braucht, ſo wenig, daß man Unrecht hat, aus einem kleinen Kreiſe herauszugehen. On revient toujours.

Linden. „A ses premières amours“ ſagt Jokonde. Doch ſo war es wohl nicht gemeint.

Adolf. Auch, auch, beiläufig.

◆

Stoffe und Charaktere.

(1817—1860.)

(1817.)

Der königliche Prinz Regnerus. Aus der däniſchen Geſchichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn ſo, daß er Kuhhirte werden mußte; eine ſchwediſche Prinzeſſin, der das Orakel geweisſaget hatte, daß ſie ihren Gemahl im Walde ſuchen ſollte, nimmt ſich ſeiner an und erhebt ihn auf den Thron. Leſſing, Kollektaneen, 2. Bd. S. 217.

Die erſte Novelle in der zweiten Dekade der Hekatomythi des Cynthio Giraldi, von der ſpaniſchen Caritea und dem Mörder ihres Geliebten, Diego, könnte mit den nöthigen Aenderungen, wobei beſonders die äußerſt läppiſche Entwicklung mit einer tragiſchen vertauſcht werden müßte, vielleicht Stoff zu einem intereſſanten Trauerſpiele geben. Ich würde ſie wenigſtens hiezu viel lieber wählen, als die erſte der dritten Dekade, die der berühmte Salluſtio Piccolomini für ſo geeignet zur tragiſchen Bearbeitung hielt, was ſie aber in der That nicht iſt.

Quintin Metſys (in Antwerpen), ein Hufſchmied, wird Maler, um die Tochter eines Malers, der ihre Hand keinem andern, als einem Manne von ſeinem Stande geben wollte, zur Frau zu bekommen. (Leben der Schauſpielerin Bellamy, 2. Bd. S. 127.)

Tragiſche Subjekte. (Leſſings Kollektaneen, 2. Bd. S. 410.)

„1) In Gothia meridionali spectantur duo tumuli, ingentibus saxis, cipporum loco, imposita habentes duorum fratrum corpora, quibus ab auspice in prima adolescentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Factum declinaturi peregrinationem ad remottissimas contrarias orbis partes suscepere. In extrema senectu demum in patriam reversi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiisse speraret, non procul ab oppido Jonaco sibi invicem occurrunt ignoti, et salute ultro citroque dicta et accepta sub pinu proxima quieverunt. Mox rixantibus eorum canibus, ipsi quoque ad jurgia primum, inde ad vulnera mutua proruperunt, animamque trahentes et fratres se agnoscentes, in mutuis amplexibus expirarunt. Olaus de Ritibus septembr. c. 31.

3) Tragiſche Subjekte, die ich zum Theil entworfen, zum Theil ſchon auszuarbeiten angefangen habe, ſind: Fauſt, Kleonnis, Alcibiades, Nero.

4) Mathildis, eine Schweſter Edgars, Königs von Schottland, hatte ſich dem Kloſterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt ſie zur Gemahlin. Sie weigert ſich. Endlich wird ſie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als ſie ſah, daß ſie ihr Gelübde der Keuſchheit brechen mußte, verwünſchte ſie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geſchichte ſagt, daß dieſer Wunſch eingetroffen ſei. Zwing. Theatrum Vitae p. 188.

7) Drahomira, Gemahlin des Königs Bratislaus von Böhmen, würde eine gute tragiſche Heldin ſein. Ihr Haß gegen das Chriſtenthum und gegen ihren älteſten Sohn, weil er zu guter Chriſt war; die Ermordung dieſes Sohnes von ſeinem Bruder Boleslav, die auf ihr Anſtiften geſchah; die Tradition, daß ſie in Prag lebendig von der Erde ſei verſchlungen worden, ſind lauter Umſtände, die Quellen des Schreckens (Schreckens? Siehe Hamburgiſche Dramaturgie φόβος des Ariſtoteles) und des Mitleids werden könnten. Sie lebte um 916.

9) Cinnadon, ein junger Spartaner, und deſſen Verſchwörung gegen die Ephoren, aus bloßem Ehrgeize, keinen über ſich zu wiſſen. Aristot. Politica L. V. c. 7. Xenoph. Hellen. L. III.“

Eigene tragiſche Stoffe. Alfred, Katilina, die Pazzi, Drahomira, Friedrich der Streitbare von Oeſtreich, Antigone, Spartakus, die Longobarden (Alboin und Roſamunde).

Luſtſpiele. Die Amazone; die Großen und die Kleinen; Heinrich IV. Wo Zwei ſtreiten, lacht der Dritte.

Kleine Bibliothek ins Strickkörbchen.

Die Familie Moscoſo von Altariva.

Don Lope Moscoſo, Graf von Altariva, der letzte der älteren Linie ſeines Hauſes, hat von ſeiner Gemahlin Pelaja zwei Kinder, Manuel und Galora. Arm und dürftig ſetzt er ſeine einzige Hoffnung auf ſeinen Vatersbruder Don Jago, der in Amerika ein großes Vermögen erworben hat. Dieſer ſtirbt und macht ſein Vermögen zum Fideikommiß für den Mannsſtamm ſeines Hauſes, ſo daß es nach dem Abſterben des Mannsſtamms der älteren Linie an den der jüngeren, von der nur ein Sproſſe, Don Antonio, übrig iſt, fallen ſoll. Bald nach dem Tode des Oheims werden Lope's beide Kinder von Pocken befallen und der Sohn ſtirbt. Die Eltern, um das Fideikommiß zu erhalten, geben vor, die Tochter ſei geſtorben, und erziehen Galoren in Mannskleidern als ihren Sohn Manuel. Das gieng um ſo leichter, als Galora immer männliche Neigungen zeigte, und ſelbſt in ihrem Aeußern etwas Männliches zeigte.

Von dem Geheimniſſe wußte Niemand als eine Dueña, ein Kammerdiener und der Erſtern Tochter. Galorens Eltern ſterben. Der vertraute Kammerdiener, der wohl merkt, wie viel Galoren fehlt, um in der Welt als Mann auftreten zu können, überredet ſie, einen Geſellſchafter zu ſich zu nehmen, von dem ſie das Fehlende in ihrem Benehmen lernen könne. Hiezu erbietet ſich der junge Antonio Moscoſo, der durch Auflöſung des Regimentes, in dem er diente, in Verlegenheit geſetzt iſt. Um aber ſeines Namens Ehre zu ſchonen, gibt er ſich bei ſeinem Eintritt in die Dienſte des vorgeblichen Grafen, der ihn nicht kennt, den Namen Don Alonſo Nova.

Alonſo wird bald der Günſtling des Grafen. Ihm zu Gefallen bezähmt dieſer öfter ſeine ſtürmiſche Gemüthsart. Er gibt die Jagd auf, die er ſonſt leidenſchaftlich liebte, weil ſie Alonſo'n mißfällt. In allen Streitigkeiten iſt immer der ſtarrſinnige Graf derjenige, der zuerſt nachgibt. Er lernt ſingen, Guitarreſpielen, ja ſogar leſen.

Im Schloſſe befindet ſich eine Couſine Galorens, Roſa. Vor Alonſo's Ankunft war der Graf immer auffallend freundlich mit Roſen geweſen, ſo daß dieſe und jedermann an eine Neigung zwiſchen ihnen dachte. Roſa, wegen Armuth zum Kloſter beſtimmt, ließ ſich des Grafen Annäherung gefallen, da ſie doch lieber ſeine Gattin als Nonne geworden wäre. Alonſo's Ankunft verändert alles. Galora und Roſa verlieben ſich in ihn. Roſa bemerkt mit dem Auge der Eiferſucht das Benehmen des Grafen gegen Alonſo'n. Seine Zärtlichkeit, ſein Schmachten, ſeine Eiferſucht auf alle andern Mädchen, die Alonſo'n nahe kommen, Seufzer, Thränen. Kurz ſie erräth, der Graf ſei ein Mädchen. Iſt Alonſo in das Geheimniß eingeweiht? Dagegen ſpricht deſſen Erſtaunen über des Grafen Zärtlichkeit. Ebenſo betroffen iſt Alonſo. Galora vor Eiferſucht verzehrt. Bald will ſie Roſen ins Kloſter ſchicken, bald beide tödten. Die Dueña räth ihr, das ganze Geheimniß Alonſo'n zu entdecken. Galora läßt ſich von Roſens Mädchen eines von den Kleidern ihrer Gebieterin geben, und geht ſo Nachts vor Alonſo's Bett. Sie entdeckt ſich ihm. Sie erfährt, daß er Moscoſo iſt. Alonſo in Roſen verliebt, will mit Galoren, als Schweſter, ſein Vermögen theilen, doch ſie ſchlägt es aus und geht ins Kloſter.

(1818.)

Siehe nach die Geſchichte von Holland. Von Herzog Albrecht, der die ſchöne Aleide von Pölgeeſt aus Haag liebt und darüber mit ſeinem Sohne zerfällt. Aleide wird von den Ständen getödtet. Anno 1392. Zſchokke erwähnt ihrer in der Baieriſchen Geſchichte Bd. 2 S. 257. Dann die Geſchichte ſeiner Tochter Jakobäa.

Merke die Erzählung im erſten Band der Fabliaux, herausgegeben von Legrand, wo Ariſtoteles, der Alexanders Liebe zu einem Mädchen tadelte, von dieſer letzteren ſo ſehr verliebt gemacht wird, daß er ſich einen Zaum ins Maul legen und das Mädchen auf ſich reiten läßt.

Ein Luſtſpiel: Die Verliebten. Der blöde Liebhaber (von der poetiſchen Seite dargeſtellt), der ſtürmende, der proſaiſche Liebhaber.

Ein anderes Luſtſpiel: Die Schriftſteller.

NB. Ziſchka hielt ſich ſelbſt für einen Gottgeſandten zur Züchtigung der Verbrechen der Welt.

Zwei Gefährten in einem Luſtſpiele aufzuſtellen, der eine voll Vorſicht und Klugheit, der gerade durch all zu viel Sondiren und Lawiren ewig das Ziel verfehlt, der andere offen, luſtig, wohl auch unbeſonnen — ein Glückskind. Wie iſt's denn mit Fortunatus' Wünſchhütlein? Man ſollte das Ding leſen.

Einen Disputier- und Streitſüchtigen in einem Luſtſpiele, der z. B., nachdem er ſeinen Sohn, der eine ihm angetragene Parthie ausſchlägt, ausgeſcholten und ihm die Vorzüge der beſtimmten Braut aufgezählt, nach der Entfernung des Sohnes eben ſo eifrig über einen Freund herfällt, der das Betragen des jungen Menſchen thöricht ſchilt und auch die Braut herausſtreichen will.

Zwei Geſchwiſter, Bruder und Schweſter, 18 und 16 Jahre alt. Beide ſehr ſchön, beide Ein Herz und Ein Sinn. Was Eines ſagt, bekräftigt das Andere; was Eines will, will auch das Andere. Beide unbekannt mit der Welt und voll holder Einfalt. In den Sylphen zu gebrauchen.

(1819.)

Man erzählt vom Lord Byron, er habe, als er einem Frauenzimmer, das ihm lange mit Liebe gefolgt, endlich entgegen gekommen, ſie angefaßt und gerufen: Wohlan! Du biſt mein! Aber denk, daß du dich mir übergibſt, wie man ſich dem Höllenfeind übergibt. Keinen Gedanken, keine Empfindung ſollſt du haben, die nicht mein wäre, mein! Ich will dich bewachen wie einen Schatz und quälen wie mich ſelbſt. — Aehnliche Charaktere und Lagen habe ich mir oft für ein Trauerſpiel gedacht.

In einem Luſtſpiele einen Charakter aufzuſtellen, gleich dem der Franzoſen der letzten Zeit und ihrem Betragen gegen fremde Völker? Der Menſch wäre höflich und zuvorkommend im gewöhnlichen Umgange, weil er ſich ſelbſt achtet, und gewaltthätig und hart, wenn es zum Handeln kommt, weil er die anderen nicht achtet.

Adelchiſa, Gattin Sicardo V., Herzogs von Benevent, läßt mehrere vornehme Frauen nackt zur Schau ſtellen, weil ſie ſelbſt zufällig entkleidet von einem Beneventaner überraſcht worden war. Giannone.

Wenn du irgend einmal einen Sklaven zu ſchildern haſt, ſo halte dir den Diener des indianiſchen Jongleurs gegenwärtig, der jetzt ſeine Kunſtſtücke hier macht. Das gelbbraune erſtorbene Geſicht mit den großen ſchwarzen, aber glanzloſen Augen; das Freudloſe, Melancholiſche, beinah Stumpfe in jedem Zuge und in jeder Bewegung. Nur bei den Hauptſpäßen ſeines Herrn ſchwebte ein faſt kaum zu merkendes Lächeln augenblicklich um ſeinen Mund, aber er lächelte mehr über das Lachen der Menge als über den Spaß, den er heute wohl zum tauſendſtenmal hörte. Ich habe die beſten Kunſtſtücke des Gauklers überſehen über der Betrachtung ſeines Dieners.

Wie ſie trotzig war den ganzen Abend und höhniſch faſt und unhöflich, beim Fortgehen aber das Licht auf den Boden ſetzte und ſprach: ich muß dich küſſen, und mich nun umfieng und an ſich drückte mit all der verzehrenden Gluth der Leidenſchaft und des Verlangens. Studire dieſen Charakter genau. Dem Dichter kommt nicht leicht ein intereſſanterer vor.

Es müßten ſich dramatiſche Stoffe die Fülle finden, wenn man die menſchlichen Leidenſchaften und Fehler der Reihe nach durchgienge. Der Neid, Judas. — Selbſtvertrauen, Gyges. — Hypochondriſche Scheelſucht, Saul. — Selbſtquälender Ehrgeiz, Franz Pazzi. — Uebermuth und ſein Fall, König Ottokar.

Schön iſt die Entſtehung der Freundſchaft des Theſeus und Pirithoos, wie ſie Plutarch in Theſeo erzählt. Pirithoos hatte von Theſeus' Ruhm gehört. Um ſich ſelbſt von der Grundhältigkeit des Gerüchtes zu überzeugen, trieb er des Theſeus Rinder von Marathon weg, und da Theſeus den Räuber gewaffnet verfolgte, kehrte er um und ſtellte ſich ihm. Wie ſie nun einander gegenüber ſtanden, war jeder über die Schönheit und Unerſchrockenheit des andern ſo erſtaunt, daß keiner den Kampf beginnen mochte. Pirithoos reichte zuerſt dem Theſeus die Hand und erbot ſich zu jener Entſchädigung, die er, der Beraubte, ſelbſt ausſprechen würde. Theſeus aber entließ ihn jeder Genugthuung, und ſie ſchworen ſich ewige Waffenbrüderſchaft und Freundſchaft.

Fabius Maximus wurde in der Kindheit wegen ſeines ſanftmüthigen und ſchwerfälligen Weſens gewöhnlich Ovicula, das Schäfchen, genannt. Denn ſeine Stille, ſein beſtändiges Schweigen, ſeine Schüchternheit bei kindiſchen Vergnügungen, ſein langſames, viele Anſtrengung erforderndes Lernen, ſowie ſeine Willfährigkeit und Folgſamkeit gegen Freunde, galten bei denen, die ihn nicht näher kannten, für Anzeichen von Blödſinn und Einfalt, und es waren nur wenige, die die tief verborgene Feſtigkeit, die Seelengröße und den Löwenmuth in ſeinem Charakter entdeckten.

Plutarch in Fabio Maximo.

Wenn du irgend einmal einen Seemann (beſonders der gemeinen Art) zu ſchildern haſt, ſo erinnere dich des Schiffspatrons auf der Ueberfahrt nach Venedig. Aeußerſt höflich vor der Einſchiffung und nach der Ausſchiffung, war er brutal während der ganzen Ueberfahrt. So wenig gleichgültig ihm die buona mano war, um die er hernach ſogar kriechend bettelte, ſo konnte ihm doch ſelbſt dieſe Ausſicht keine Höflichkeit während der Fahrt abnöthigen.

So ſchön die Biographieen Plutarchs ſind, ſo leuchtet doch häufig eine derbe Pedanterie durch. Nebſt dem, daß er in den Geiſt der Sagengeſchichte durchaus nicht einzugehen vermag, leuchtet dieſer Fehler am deutlichſten aus den den Lebensbeſchreibungen beigefügten Vergleichungen hervor. Das Gewöhnliche läßt ſich wohl und leicht vergleichen, aber große Männer intereſſiren gerade durch ihre Eigenthümlichkeit, und man tödtet gar zu leicht den Geiſt ihrer Handlungen, wenn man die Leiber derſelben nach Zoll und Fuß meſſen und gegen einander abſchätzen will. Dann, welche Zuſammenſtellung! Damit nur immer richtig neben jedem Griechen ein Römer ſtehe, ſetzt er dem Solon den Publicola, dem Perikles den Fabius Cunctator, dem Timoleon den Aemilius Paullus entgegen: dem herrlichen Timoleon, dem letzten der Heroen, den trockenen, förmlichen, ſteifen Aemilius Paullus! und noch dazu gibt er offenbar (ungeachtet ſeiner ſonſtigen Neigung die Griechen zu begünſtigen) dem Aemilius den Vorzug vor Timoleon. Hier liegt eben die Pedanterie. Es iſt dem Plutarch eben ſo viel, faſt mehr, um das Aeußerliche der Tugend zu thun, als um das Innere. Aemilius benahm ſich immer ſo, wie es die Philoſophen von dem Tugendhaften fordern. Seine Söhne ſtarben, er bleibt gelaſſen; man bietet ihm Geſchenke, er ſchlägt ſie aus und fährt als ein Weiſer auf dem Triumphwagen, hinter dem man den beſiegten Perſeus mit ſeinen unglücklichen Kindern herſchleppt. Timoleon aber nimmt ein Landgut an, das ihm die geretteten Syrakuſaner anbieten, damit er unter ihnen weile, der Vater unter ſeinen Kindern, der Retter unter den Geretteten. Vorzüglich aber tadelt Plutarch an ihm, daß er, nachdem er ſeinen Bruder, den Tyrannen, tödten laſſen, von Zweifeln über dieſe That gepeinigt, 20 Jahre lang ſich allen Geſchäften entzogen habe. Ein ſolcher Zweifel ſei des Weiſen unwürdig geweſen. Sei immerhin kein Weiſer Timoleon, vielleicht biſt du nur um deſto größer, und die Menſchheit macht andere Vergleichungen als Plutarch.

Vielleicht hat Niemand, der nicht eben böſe war, die natürlichen Empfindungen ſo ſehr für nichts geachtet als der ältere Cato. Er verkaufte ſeine Sklaven, die ihm ihr Leben lang gedient hatten, wenn ſie alt wurden und anfiengen, weniger brauchbar zu ſein. Er rühmte ſich noch, daß er ein Pferd, deſſen er ſich aus ſeinen Feldzügen als Conſul bedient, in Spanien zurückgelaſſen habe, um nicht dem Staate das Frachtgeld dafür anrechnen zu müſſen.

Eine der beſten Darſtellungen Plutarchs iſt das Leben des ältern Cato. Mir dünkt, ich ſehe den Mann mit ſeinen röthlichen Haaren und blauen, ſcharfen, aber glanzloſen Augen. Von ihm kann man nicht ſagen, daß er das Gute liebte, ſondern er achtete es, und zwar nicht als das Gute, ſondern als das Gehörige, das Zweckmäßige. Die Geſetzgebung des Rechts war ihm nur ſchätzbar als Geſetzgebung des Verſtandes und alles, was ihm die Folgerechtigkeit und Klarheit dieſes Verſtandes zu beeinträchtigen ſchien, ſuchte er rückſichtslos von ſich zu entfernen. Daher ſein Cynismus, mit dem er ſich über alle Gefühle wegſetzte, die ſonſt dem Menſchen ehrwürdig ſind, ihm aber Irrlichter ſchienen, die das Auge hindern, das Ziel feſt im Auge zu behalten. Daher das Geſucht-Sonderbare in ſeinen Meinungen, deſſen Plutarch erwähnt, und das gewiß nur aus dem Streben entſtand, ſein Urtheil von den Vorurtheilen der Menge freizumachen. Dieſen Vorurtheilen ſpürte er bis auf die Wurzeln nach, und, ohne zu bedenken, daß das Falſche ſich doch nothwendig zuletzt auf etwas gründen müſſe, das nicht falſch, ſondern wovon es nur die falſche Anwendung iſt, wollte er auch die Wurzeln des menſchlichen Irrens ausreißen und zerſtörte dadurch in ſich den Keim der edelſten Gefühle. Seine Tugend war daher auch ohne Erhebung und er erlaubte ſich ohne Anſtand Grauſamkeiten gegen ſeine Sklaven, ja ſelbſt Wuchergeſchäfte, weil dadurch der Uebereinſtimmung des Verſtandes mit ſich ſelbſt, die ihm für Tugend galt, nicht geſchadet zu werden ſchien. Das verkehrte Treiben der Andern war ihm verächtlich; aber deſto achtenswerther ſchien ihm ſein eigenes Streben, und dieß Gefühl äußerte ſich bei ſeinem Cynismus als Selbſtlob und als Geringſchätzung der Beſten ſeiner Zeit, deren Tugenden ihm (wie den erſten Chriſten die

Tugenden der Heiden) nur glänzende Laſter ſchienen, weil ſie aus einer andern Quelle fließen, als die er für die richtige erkannte. Köſtlich iſt das Geſchichtchen, wie der Cyniker ſich als alter Wittwer eine junge Sklavin beilegt, die er aber, aus einem Reſtchen althergebrachter Scheu, doch nur des Nachts ſich heimlich in ſein Bett ſchleichen läßt und wie er nun, da es bemerkt wird, um ſich, der Sklavin, ſeinem Sohne, der ganzen Gentry von Rom und der Meinung der ganzen Welt etwas anzuthun, die Tochter eines Schreibers heirathet, die er vielleicht in ſeinem Leben nie geſehen hat. — Alle dieſe Eigenheiten waren aber nebſtdem noch durch ſeinen Bürgerſinn als Römer modificirt, ſo daß die Erhaltung und Verherrlichung Roms unbedingt in die Reihe der vernünftigen Zwecke mit aufgenommen, oder vielmehr als Grundſatz, der ſich von ſelbſt verſteht, allem ſeinem Handeln vorausgeſetzt wurde.

Aripert, König der Longobarden, ſtirbt und theilt ſein Reich unter ſeine Söhne Partarit und Gundibert. Gundibert möchte allein herrſchen und ſendet Garibald, Herzog von Turin, nach Benevent zum dortigen Herzog Grimoald mit der Bitte, ihn gegen den Bruder zu unterſtützen; die Hand von des Königs Schweſter wird als der Preis der Hilfe beſtimmt. Grimoald willigt ein und zieht mit einem Heer nach Pavia. Gundibert ſchickt ihm von Piacenza aus den verrätheriſchen Garibald entgegen, der Grimoalden vor dem König warnt. Die böſe Abſicht des Letzteren möge der Herzog daraus erkennen, daß jener bei der nächſt bevorſtehenden Zuſammenkunft unter den königlichen Kleidern geharniſcht ſein werde. Auf ähnliche Weiſe macht er den König gegen Grimoald mißtrauiſch und beredet ihn wirklich zur Unterredung mit dem Panzer unter dem Kleide zu erſcheinen. Sie kommen zuſammen. Als ſie ſich umarmen, fühlt Grimoald den Panzer des Königs. Sich verrathen glaubend, zieht er das Schwert und durchbohrt den Unglücklichen. Grimoald wird König, heirathet in der Folge auch Gundiberts Schweſter. Partarit entflieht zu den Avaren.

Aecht tragiſch iſt die Geſchichte des Regenten von Portugal, Don Pedro von Coimbra, Bruder des ſtandhaften Prinzen. Die

Erhabenheit, mit der er ſeinen Weg fortwandelt, obwohl er ſieht, daß am Ausgang der Tod warte, ſein Freundſchaftsverhältniß mit dem Helden Almada, der in den Tagen der Noth das Sakrament mit ihm darauf nimmt, daß ſie mitſammen leben und ſterben wollen. Die Lage ſeiner Tochter, die, Gemahlin ſeines Neffen und Gegners, des Königs Alfons V., unthätige Zeugin von den Gefahren ihres Vaters ſein muß, ſelbſt von dem unverſöhnlichen Feinde desſelben, Barcelos, ehebrecheriſcher Liebe beſchuldigt. Endlich der Tod Pedros in der Schlacht gegen ſeine Feinde. All das würde mich zu einem Trauerſpiele begeiſtern — beſonders wenn ich ein Spanier oder vielmehr Portugieſe wäre.

Ritter Reimprecht von Frauenburg in Steiermark läßt ſeine Gattin Kunigunde von Dirnſtein, die er geraubt hatte, in einem Faſſe über den Schloßberg hinab in die Mur rollen, weil er ihren früheren Verlobten, Wilhelm von Saurau, als Minneſänger verkleidet zu ihren Füßen liegend antraf. Burgveſten und Ritterſchlöſſer Oeſtreichs, 1. Bd. S. 85.

Der Dichter Ulrich von Lichtenſtein war ein Bruder jenes Heinrich von Lichtenſtein, der König Ottokarn nach Oeſtreich brachte. Er verband ſich mit mehreren Großen Oeſtreichs gegen Ottokarn und wurde, als das Bündniß durch Friedrich von Pettow verrathen ward, nach dem Schloß Frey in Böhmen gefangen gebracht und das Schloß Frauenberg zerſtöret. Oeſtreichs Burgv., 1. Bd. S. 85.

Als Ulrich von Lichtenſtein das Rennen mit Hademar von Chunring auf den folgenden Tag verſchob, glaubte man, das Stechen werde verweigert, weil Chunring „die Mann liebe“.

Wenn Boas der moabitiſch heidniſchen Ruth die Lehren der jüdiſchen Religion beibringen will und ihr ſagt: es iſt nur Ein Gott; ſo ſieht ſie ſchnell vom Boden empor, blickt ihn an und ſagt: nur Einer! Fahre fort! Ich fühle das.

Lies die Memoires der Mad. de Matteville, wegen der Geſchichte der Mad. Bregi und des Grafen Roquelaure, welche Mad. Genlis in ihrer Mademoiſelle Lafayette anführt.

Zu einem Trauerſpiel Hermann lies die Zuſammenſtellung ſeiner Begebenheiten in Vogts Rheiniſchen Sagen, 1. Bd.

In der Schlacht bei Döffingen gegen die Reutlinger war Eberhard der Greiner von Württemberg ſchon auf dem Punkt, geſchlagen zu werden, als unvermuthet Wolff von Wunnenberg den Bürgern im Rücken erſchien und durch ſeinen plötzlichen Anfall ſie zum Fliehen brachte. Wolff war ſonſt ein erbitterter Feind Eberhards, er haßte aber die Bürger noch mehr als ihn. Nach der Schlacht lud Eberhard ſeinen Retter zu ſich an ſein Hoflager ein; Wolff begleitete ihn aber nur eine kurze Strecke, dann gab er ſeinem Pferde die Sporen und ſagte: Gute Nacht, Herr Graf! Morgen wollen wir es wieder anfangen, wo wir es gelaſſen haben! Damit ritt er fort und plünderte gleich auf dem Heimwege ein württembergiſches Dorf. Eberhard, als er die Nachricht davon bekam, rief: „Nun, das Wölflein hat Wort gehalten; es hat ſich wieder Kochfleiſch geholt!“

Luſtſpiele: Die Sündfluth. Die Wolken.

Erinnere dich immer des verſtorbenen Zaas: dieſes widerwärtige, zurückſtoßende Aeußere; dieſe Menſchenfeindlichkeit, entſprungen aus übertriebener Selbſtſchätzung und Bewußtſein der Nichtanerkennung von Seite der Andern; dieſe mannigfaltigen Talente ohne Brennpunkt; dieſer Hohn gegen Jedermann; dieſer Spott ohne Witz; dieſe rein teufliſche Freude am Zerſtören fremder Freude. Dazu entſchiedene Vorliebe für die franzöſiſche Literatur und Eitelkeit jeder Art bei ſorgfältigſt gehaltenem Cynismus.

Die hübſche C . . ., ohne überflüſſigen Geiſt, aber jung und blühend an einen bejahrten, faſt widerlichen Mann verheirathet, der ihr aber an Bildung überlegen iſt und ſie durch Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten aller Art an ſich zu feſſeln oder vielmehr zu gewöhnen weiß. Durch ihn in größere Zirkel eingeführt, in denen ſie ihrer Langenweile los wird, und mit Bequemlichkeiten umgeben, die ihren rein körperlichen Anſprüchen an das Leben, wenn auch nicht völlig genug thun, doch wenigſtens ſie beſchwichtigen, ſieht ſie ihren Mann als den Schöpfer dieſes behaglichen Daſeins an und iſt ihm darum recht aufrichtig gut. Sie findet offenbar Wohlgefallen an manchen Männern, beſonders an ſolchen von hübſcher Außenſeite, aber ihr Wunſch wird nie zum Verlangen, und ſelbſt der Wunſch geht nie ſo weit, daß ſie dächte: O wäre doch ein Solcher mein Mann! ſondern höchſtens: O wäre doch mein Mann ein Solcher! Schon ihre Liebe zum Gewohnten und Bequemen hält ſie von jeder Untreue zurück, und die Unruhe einer Liebes-Intrigue könnte ihr nicht durch alle möglichen Reize derſelben aufgewogen werden.

Buondelmonte in Florenz.

Die Mutter ſoll den Buondelmonte dadurch aufbringen, daß ſie, und die ganze Stadt zu glauben vorgibt, daß er von den Verwandten der Amidei mit dem Degen in der Fauſt zur Verlobung gezwungen worden ſei.

Als ſie ihm — im Zimmer, wo auch ihre Tochter iſt — zuerſt dieſe Vermuthung ſagt, nimmt er trotzig ſeinen Hut und ſagt: „Wenn ihr ſo von mir denken könnt, ſo lebt wohl,“ und geht. Eine kurze Szene zwiſchen Mutter und Tochter und Buondelmonte kommt zurück. Schon an der Thüre fährt er fort: „Wie könnt ihr, wie kann Jemand in Florenz glauben, daß Buondelmonte ſich zwingen läßt?“

Ich wollte ihn als den Abgott der Stadt halten; edel, ſtolz, vornehm: durch allſeitiges Entgegenkommen verwöhnt, daher an keinen Anſtoß denkend und bei jedem vorkommenden, wie über eine kaum gedenkbare Sache, ſtutzig. Aufrichtig, weil er nie nöthig gehabt, verſteckt zu handeln, gutmüthig aus Naturell und um ſich nicht aus ſeinem behaglichen Gleichgewicht zu bringen, wohlthätig, um ſich unangenehme Eindrücke zu erſparen und vom Halſe zu ſchaffen. Tapfer, doch nicht waghalſig ohne Noth; zum Worthalten durch kein anderes Gefühl als durch das der äußern Ehre getrieben.

Zu Florenz ſind die erſten Familien die Uberti und Buondelmonti, nach ihnen im Range kommen die Donati und Amidei. Nun hatte eine Wittwe aus den Donati den Plan gemacht, ihre Tochter mit dem jungen Buondelmonte zu verheirathen, der der Abgott der Stadt und der Erſte des Adels war. Nur weil ſie auf die Liebe des Paares rechnete, oder ſie noch für zu jung haltend, verſchob ſie die Verlobung. Indeß fällt dem fröhlichen Buondelmonte eine junge Amidei in die Augen. Er umſchwärmt ſie Tag und Nacht, belagert ihr Haus, gibt ihr Nachtmuſiken, ſo daß das Gerücht davon ganz Florenz durchläuft. Bertuccio Amidei, einer der Verwandten des Mädchens, ſpricht ihn deßhalb an und fordert Erklärung über ſeine Abſichten. Halb verliebt, halb von Seite der Ehre angegriffen, gibt er ernſthafte vor. Bald iſt der Vater davon unterrichtet, ſeine Einwilligung gegeben, Anſtalten zur Hochzeit werden gemacht. Die Wittwe Donati hört davon und beſchließt die Heirath zu hintertreiben. Sie erwartet den Bräutigam vor ihrem Hauſe mit ihrer Tochter und ſpricht ihn an. Sie wünſcht ihm viel Glück in ſeiner neuen Verbindung, ſie habe ihm ihre Tochter beſtimmt gehabt, ihr thue leid, daß ihre liebſten Plane ſo traurig zerſtört ſeien. Buondelmonte ſieht das Mädchen, ihre Schönheit; er folgt ins Haus; bald iſt er täglich bei ihr. Anfangs widerſteht er ſeiner Leidenſchaft. Er ſtellt ſich ſelbſt vor, wie lange er die Liebe gar nicht gekannt, wie er ihre Macht verſpottet; er ſagt ſich alles, was die Ehre in ſeinem Falle befiehlt und verbietet; umſonſt! die Leidenſchaft wird zuletzt ſo übermächtig in ihm, daß er ohne Entſchuldigung, ohne Vorbereitung die neue Geliebte ehlicht und die alte dem Gerede der Stadt, dem Geſpötte der Menge Preis gibt. Bertuccio Amidei ſchnaubt Rache gegen den Frevler an der Ehre ſeiner Muhme und ſeines ganzen Hauſes. Er ſammelt mehrere junge Leute aus den erſten Häuſern, einen Mosca Lamberti, einen Stratta Uberti, einen Uderigni Fiſanti und lauert Buondelmonten auf, der täglich in die Kirche St. Stephan reitet. In der Nähe des ponte vecchio an einer Statue des Mars ſtürzen ſie auf ihn los, reißen ihn vom Pferde und ermorden ihn mit unzähligen Stichen — die ganze Stadt kömmt in Bewegung, überläßt aber bald den Familien allein ihren Zwiſt auszumachen, deſſen Ende iſt, daß die Buondelmontis aus Florenz vertrieben werden.

Die achtzigſte Geſchichte des Belleforeſt[1] von der norwegiſchen Landgerthe.

Fro, König von Schweden, fällt in Norwegen ein, tödtet den König und ſeine Familie, erobert das Land und erlaubt ſich alle Gewaltthaten, beſonders gegen Weiber, ſo daß eine große Anzahl von dieſen ſich in eine entfernte Gegend des Landes flüchtet und Boten an den König Regner von Dänemark ſchickt mit der Aufforderung, ſie und das Land zu befreien.

Da ſie aber bis zur Ankunft dieſes Befreiers nicht ſicher ſind, muntert eine unter ihnen, Landgerthe, ſie zu perſönlichem Widerſtande auf, ſammelt Weiber allen Standes und Alters, bewaffnet ſie und führt ſie gegen einzelne Truppenabtheilungen des Tyrannen an, der Anfangs ihres Unternehmens ſpottet, bald aber ſich zu ernſthaftem Widerſtande aufgefordert ſieht.

Ehe er aber noch etwas Wirkſames unternehmen kann, langt Regner aus Dänemark an. Landgerthe weiß ſich ſo geſchickt zu benehmen, daß ſie ihr Heer mit dem der Dänen vereinigt, ohne daß Fro es hindern kann. Eine Schlacht erfolgt, in der Landgerthe ſo glänzende Beweiſe von Muth und Geiſt gibt, daß Regner, zugleich von ihrer Heldenſchönheit überwältigt, Liebe für ſie zu fühlen beginnt. Die Schweden werden beſiegt, ihr König Fro fällt.

Regners Leidenſchaft nimmt durch die Schwierigkeiten, die ſie findet, an Stärke zu. Landgerthe, obſchon aus edlem Stamme, ſcheint doch keine gleiche Wahl für den König von Dänemark und Norwegen zu ſein. Sie unrechtmäßig zu beſitzen iſt keine Hoffnung, da, nebſt ihrer bekannten Tugend, ſie ſelbſt eine Abneigung gegen jede Verbindung mit einem Manne zu haben ſcheint, da ſie jederzeit erklärt, wieviel ihr die Freiheit der ungebundenen Jungfrau vorzüglicher dünke, als der beengte Stand der Frauen. An Gewalt iſt nicht zu denken, bei ihrem Heldenmuth, bei der Liebe des Volkes zu ihr. Der König wird traurig und in ſich gekehrt, bis er endlich der Gewalt der Leidenſchaft nicht mehr widerſtehen kann und Landgerthen ſeine Hand, ſeinen Thron anbietet. Weiſe bittet ſie ihn, den Schritt, den er im Begriff iſt zu thun, vorher reif zu überlegen; er kennt keinen Aufenthalt und ſie wird ſein Weib.

---

[1] Histoires tragiques extraitees de oeuvres Italiennes de Bandel, 8. Bd. 1581

Bald iſt die erſte Gluth des Königs geſättigt. Er fühlt das Unüberlegte ſeiner raſchen Wahl und zwar um ſo mehr, als gerade jetzt die Umſtände ſeines Reiches ihm die Vortheile der Verbindung mit einem Königshauſe recht deutlich vor Augen bringen. Ein Nebenbuhler um die Krone von Dänemark wirbt um die Hilfe des Kaiſers Karl des Dicken, den er durch das Verſprechen, das Chriſtenthum annehmen zu wollen, zu gewinnen weiß. Regner geht nach Dänemark, die Entfernung, der Mißmuth ſeiner Lage thun ihre Wirkung. Er hört von einer ſchönen Tochter des Schwedenkönigs Sunno, der ihm eben jetzt als Feind am gefährlichſten, als Bundesgenoſſe am wünſchenswertheſten iſt. Er begehrt und ehlicht ſie. Landgerthen wird die Scheidung angekündigt. Ruhig antwortet ſie ihm. Sie erinnert ihn, daß ſie ſelbſt ihm die Verbindung mit ihr widerrathen; wie er ihre Gründe damals widerlegt; was er ihr verſprochen; wie wenig er nun halte. Möge er in der neuen Verbindung all das Glück finden, das ſie ſelbſt ihm zu geben nicht im Stande geweſen. Sie werde die Schmach dieſer Verſtoßung überleben, nicht um ſie zu rächen, ſondern um zu zeigen, wie wenig verdient ſie ihr geworden.

Bald bricht das Gewitter von Außen über Regner los. Während er, unruhig und unſtät wie er war, eben auf einem Zuge nach Jütland abweſend iſt, fällt der Kronbewerber Harald, der indeß die Taufe genommen hat, und vom Kaiſer unterſtützt wird, mit deutſchen Truppen in Dänemark ein. Landgerthe erfährt es, ſammelt Krieger, rüſtet Schiffe aus und eilt dem untreuen Gatten zu Hilfe. Dieſer iſt unterdeſſen auch zurückgekehrt und liefert eben ſeinem Gegner eine Schlacht, als die Hilfe aus Norwegen ankömmt. Schon iſt Regner geſchlagen, da ſtellt Landgerthe die Wage des Gefechtes her und treibt Haralden und ſein Heer in die Flucht. Spät nun, aber innig erkennt Regner, welchen Schatz er in ſeinem verſtoßenen Weibe aufgegeben. Von neuem bietet er ihr ſeine Hand; aber Landgerthe weiſt ſie zurück. Zu gutmüthig, Regners neue Gattin in eine Lage zu ſtürzen, deren Härte ſie aus eigener Erfahrung nur zu gut kennt; zu ſtolz, ſich noch einmal Jemandem hinzugeben, der gezeigt, wie wenig er ihren Werth zu ſchätzen weiß, ſchlägt ſie jeden Antrag zur Wiedervereinigung aus und kehrt nach Norwegen zurück, das ſie bis zur Mündigkeit ihres und Regners Sohnes, Friedlaif, beherrſcht.

(1820.)

Er war von Natur kleinmüthig und verzagt. Im Kriege verbarg er ſeine Furchtſamkeit noch durch ſein Glück, weil ihm alle ſeine Unternehmungen nach Wunſch gelangen, zu Hauſe aber u. ſ. w. Plutarch in Nicia. Kann ein Verzagter anhaltendes Glück im Kriege haben? — Was iſt Glück?

Die lakedämoniſche Chilonis, die, als ihr Gatte Kleombrotus ihren Vater Leonidas vertrieb, zu dieſem in den Tempel floh, in den er ſich gerettet hatte, und bei ihm blieb, bis er, verbannt, ſein Vaterland verließ: die auch dann nur mit Widerwillen in das Haus ihres Gatten zurückkehrte, und während der ganzen Abweſenheit ihres Vaters die Trauer nicht ablegte. Als dieſer aber, von einer Parthei zurückgerufen, nach Sparta kehrte, folgte ſie nun auch der Flucht ihres Mannes. Setzte ſich an ſeine Seite in dem Tempel, erbat ſein Leben von dem erzürnten Vater und obgleich dieſer ſie, als ihr Gatte verbannt wurde, zurückhalten wollte, ging ſie doch mit Gatten und Kindern lieber ins Elend. (Sieh den Agis des Plutarch.)

Lies im Herodot nach die Geſchichte des Periander von Korinth, wie er in einem Anfall von Eiferſucht ſeine Gemahlin Meliſſa tödtet, und nun in Gram und Trübſinn tyranniſch gegen ſeine Unterthanen wird. Sein älteſter Sohn iſt blödſinnig. Sein jüngſter, Lykophron, hört von ſeinem Großvater, daß ſein eigener Vater der Mörder ſeiner Mutter geweſen ſei. Von dem Augenblicke an faßt er einen unverſöhnlichen Haß gegen dieſen, er flieht ſeinen Anblick, und Bitten und Vorſtellungen ſind fruchtlos. Da weiſt ihn endlich der erzürnte Vater aus dem Hauſe und verbietet bei Geldſtrafe allen Bürgern, ihn aufzunehmen oder nur mit ihm zu reden. Der Jüngling flüchtet in die öffentlichen Hallen und bleibt dort. Vorübergehend ſieht ihn dort der Vater Sein Zorn weicht der Liebe; er geht auf ihn los und ſpricht ihn freundlich an. Der Sohn aber hält ihn mit der Hand ab und ruft: Du haſt dein Geſetz übertreten und biſt in die Geldſtrafe verfallen. Da verbannt er ihn nach Korcyra, das ihm gleichfalls unterſteht. Endlich gebeugt, vom Alter entkräftet, ruft er ihn zurück, der Jüngling weigert ſich zu kommen. Er geht zu Schiffe, ihn zu holen, da haben die Korcyraer aus Furcht vor dem Vater den Sohn ermordet. Er wüthet gegen die Mörder, nimmt ihnen ihre Kinder weg, die aber durch einen Zufall wieder in ihre Heimath zurückkommen. Endlich ſtirbt er einſam und verlaſſen in einem Alter von 80 Jahren.

Lies die Geſchichte der Ebba Brahe und des Königs Guſtav Adolph (des Jüngeren) in der ſchwediſchen Geſchichte nach.

Wenn du je das Luſtſpiel: „Die Fremden in Italien“ ausführen ſollteſt, ſo vergiß nicht, den neulich bei Piquot geſehenen preußiſchen Baron anzubringen, der eben von ſeiner Reiſe nach dem Orient zurückkam. Wie er ſich in einemfort einen Reiſenden, einen Mann, der auf ſeinen Reiſen ſich an Alles gewöhnt hätte, nannte, und höchſt naiv geſtand, das Reiſen ſelbſt wäre eben kein Vergnügen, aber „wenn man zurückgekommen, könne man mit Luſt davon reden“. Wie er hoffte, daß die Naturalien, die er dem Berliner Kabinett zugeſchickt, Intereſſe erwecken und ihm eine förmliche Belobung zu Wege bringen würden. Zuletzt erkundigte er ſich um den beſten Tuchladen in Wien, er wolle ſich ein extrafeines Kleid machen laſſen, er liebe es, wenn man zu Hauſe ſo was bewundere und (hierbei ſtrich er ſelbſt mit der Hand über ſeinen Aermel) frage: von wo haben Sie doch das herrliche Tuch mitgebracht?

Die Geſchichte von jenem Mädchen, das ihren Geliebten im Walde beſucht und dort von einer alten Frau empfangen wird, die, mit des Mädchens Jugend und Schönheit Mitleid tragend, ihr entdeckt, daß ihr Geliebter ein Räuber ſei, und im Sinne habe, ſie umzubringen. Kaum hat ſie geendet, ſo hört man den

Lärm der heimkehrenden Räuber. Die Alte verſteckt das Mädchen in den Keller hinter ein Faß. Die Räuber kommen mit einer Frau, vornehm ausſehend und reich gekleidet, die ſie geraubt haben (das Märchen nennt ſie des Mädchens Großmutter). Sie ſchleppen ihr Opfer in den Keller, wo jene verſteckt lag; tödten die Jammernde, ziehen ihr die Ringe ab bis auf einen, der zu feſt ſaß. Um auch dieſen zu bekommen, hauen ſie den Finger von der Hand und von der Gewalt des Streiches ſpringt der Finger weit weg, bis hinter das Faß, wo das Mädchen lag. Nach vergebenem Suchen legen ſich die Räuber hin und ſchlafen. Mit Hilfe der guten Alten kriecht das Mädchen aus ihrem Verſteck hervor und flieht nach Hauſe. Bald ſtellt ſich der verrätheriſche Bräutigam ein. Er fragt, warum ſie, ihrem Verſprechen gemäß, nicht gekommen? Es habe ſie ein ſtarker Schlaf überfallen, ſagt ſie, und ſo ſei die Stunde verſäumt worden. Der Liebhaber will üble Schlüſſe auf die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft für ihn ziehen. Sie habe ja doch von ihm geträumt, ſpricht ſie. — Und Gutes? — Nicht eben ſehr. Nun erzählt ſie die Begebenheit, deren Zeuge ſie war; faſt ohne Beſinnung ſtottert der Räuber: Und wo fiel der Finger hin, den ſie ſuchten? — Hinter das Faß, wo ich lag, und hier hab' ich ihn noch!' und wirft den Finger auf den Tiſch. Dem Räuber geſchieht ſein Recht.

Der letzte Zug müßte, wenn auch nicht gerade mit derſelben Fabel verwebt, von großer dramatiſcher Wirkſamkeit ſein; verſteht ſich ſtatt des Fingers z. B. ein Ring.

(1820—1821.)

Auffallendes an Spielern: Scheinbare, tiefe Ruhe von außen (Ruhe aus Grundſätzen möchte ich ſie nennen) bei der heftigſten innern Bewegung. Das ſcharfe Anblicken Jedes, der ſich dem Tiſche naht. Ihr langſames, forſchendes Aufnehmen der Karten (Guſtiren), indeß ungeübte Spieler ungeduldig und raſch zugreifen. — Erinnere dich immer des Croupiers an der Pharaobank in Neapel!

(1821.)

Wie wäre es, den Kampf auf der Wartburg ſo darzuſtellen, daß Heinrich von Ofterdingen von Ruhmſucht und Liebe zu des Landgrafen Frau halb wahnſinnig gemacht, ſich in eine Höhle begibt, von der die Landleute ſagen, daß der Teufel darin ſein Spiel triebe. Er beſchwört dort den Teufel. Er erſcheint nicht. Aber herausgelangt ans Tageslicht, glaubt er an ſeiner inneren Angſt die Anweſenheit des Böſen zu ſpüren. Jetzt ſtellt ſich ihm ein Fremder dar, der ſich für den als Schiedsrichter herbeigerufenen Meiſter Klingsor gibt. Ofterdingen iſt überzeugt, daß es der Teufel ſei, Klingsor (denn dieſer iſt der Fremde wirklich) beſchließt den Jüngling dadurch zu prüfen und zu retten, daß er ihn in ſeinem ſündhaften Streben bis zu einem Punkt leitet, wo er ſelbſt zurückſchaudern muß. Klingsor lehrt ihn zu dem Liederkampf ein prächtig tönendes Lied, in dem der beſchränkten Einfalt in Glauben, Wiſſen und Sitten geſpottet, und glühendes Sinnenleben üppig herausgehoben wird. Ofterdingen trägt es beim Kampfſpiel vor, aber die Blicke der Landgräfin verwirren ihn und er kann nicht enden. Er ſoll als beſiegt erklärt werden. Klingsor macht, daß die Entſcheidung aufgehoben wird. Zu dem Ende muß ſich Ofterdingen lügenhaft für krank ausgeben. Er verleitet ihn, ſeinen Nebenbuhler zu überfallen, endlich die Landgräfin gewaltſam zu entführen.

Zum Petrarka. Er beſchreibt in einem Sonett an Lauren die blonden Haare ſeiner Geliebten, und iſt eben ſo ungehalten als verwundert, als ſein Freund ihn aufmerkſam macht, daß ſie ſchwarze Haare habe, weil dieſer veränderte Umſtand ihm mit dem Uebrigen des Gedichtes nicht ſo gut harmoniren will.

Adolf von Geldern, anno 1470.

Die Geſchichte Adolfs von Geldern, der, aus Ungeduld zur Regierung zu kommen, ſeinen Vater Arnold überfällt, gefangen nimmt, und ihn, mitten im Winter, barfuß und bloß nach einem feſten Schloſſe führen läßt, wo er ihn einkerkert. Der Schwager des alten Vaters, der Herzog von Cleve, ſucht ihn mit gewaffneter Hand zu befreien. Umſonſt. Endlich, auf Verwendung des

Papſtes Sixtus, gelingt es dem Kaiſer Friedrich und Karl dem Kühnen von Lothringen, welcher Letztere früher Adolfs Parthei gehalten hatte, die Freiheit des alten Arnold zu erwirken. Da Adolf nicht auch das Herzogthum herausgeben will, macht der Vater die Klage darüber am kaiſerlichen Hofe anhängig und erbietet ſich zugleich, um ſein Land mit dem Sohne im offenen Zweikampf zu fechten. Als die Richter entſcheiden, daß der herzogliche Titel dem Vater bleiben und nebſt dem Schloß von Grave der Sohn ihm noch eine Rente von 3000 fl. geben ſoll, weigert ſich dieſer und ſagt: lieber als „Arnolden“ das zugeſtehen zu müſſen, wollte er, er hätte ihm früher den Kopf abgehauen, in einen Brunen ihn geworfen und ſich ſelbſt nachgeſtürzt. Darüber empört, ſetzt der Herzog von Burgund das Ungeheuer gefangen, und gibt dem alten Arnold das Herzogthum. Arnold, alt und dem Tode nahe, enterbt ſeinen Sohn und vermacht ſein Herzogthum Karln von Burgund. Als dieſer bald darauf in dem Krieg gegen die Schweizer blieb, zogen die Genter Adolfen aus ſeinem Gefängniß und führten ihn vor die Mauern von Tournay, wo ſie ihn tödteten.

Brantôme[1] 87.

Gerard Carare San Pietro iſt der Neffe Ezzelin des Stammlers, Herrn der Trabiſaniſchen Mark. Gerard wollte ſich mit einer reichen Paduanerin, Cäzilia Bajonna, vermählen und theilte den Heirathskontrakt ſeinem Oheim mit. Dieſer ſah die reiche Mitgabe und ließ gewaltſam Cäzilien entführen, die er mit ſeinem Sohne, Ezzelin dem Mönch, vermählte. Gerard dachte auf Rache. Er erfährt, daß Cäzilia in die Bäder von Apona gehen wolle. Im Hinterhalt mit ſeinen Freunden verſteckt, überfällt er ihre Begleitung, zerſtreut ſie, und — nicht aus Sinnenluſt — im Gefühl der Rache ſchändet er das Weib auf der offenen Landſtraße. Ezzelin nahm bald darauf, da er die Geſchändete verſtoßen hatte, eine zweite Gattin, von der er den berüchtigten Ezzelino da Romano bekam, der ſein Lebelang wegen jener Begebenheit einen Haß gegen Padua trug.

---

[1] Memoires in Schillers Sammlung, 2. Abth. Bd. X f.

(1822.)

Es wäre wohl der Mühe werth, weiter nachzuleſen die Geſchichte der Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter des König Wenzel des Dritten von Böhmen, die ihr Schwager Heinrich von Kärnthen und König von Böhmen, damit die unzufriedenen Stände nicht die Krone mit ihrer Hand an einen fremden Fürſten übertragen, zwingen will, einen Mann unter ihrem Stande zu heirathen. Wie ſie ſich weigert, heimlich an einen feſten Ort entflieht und Johann von Luxemburg, Kaiſer Heinrichs Sohn, zu ihrem Gatten erwählt, der mit einem Heer kommt, ſie befreit und als ihr Gemahl König von Böhmen wird.

Sollte die Komödie Friſchlins, die Conz in ſeinem Leben desſelben anführt, mit dem Titel Nic. Friſchlin von Fraw Wendelgart, ein neuw Komedia oder Spiel aus glaubwürdigen Hiſtorien gezogen, Kaiſer Heinrich I. aus Sachſen Tochter und ihrem Gemahl Vlrich von Buchhorn, von jener Tochter Heinrichs handeln, die mit ihrem Entführer einſam auf Schloß Frauenburg in Böhmen lebte? — (Nachzuſehen. Gottſched in ſeinem Deutſchen Theater erwähnt ihn.)

Kann es etwas Himmliſcheres geben, als die Erzählung von Kleobis und Biton im Herodot? I. 31.

Froto, König von Dänemark, gewinnt in Rußland eine Stadt des Fürſten Aduanus durch Liſt, indem er ſich in Weibskleidern zu den Belagerten begibt, ihnen Proviant zuzuführen verſpricht, dafür aber Nachts ſeine Truppen einläßt. Er heirathet hierauf die Tochter des Ueberwundenen.

König Helgo, ein tapferer Mann, thut auf der Inſel Thore einer Jungfrau Gewalt, wovon dieſe eine Tochter empfängt, der ſie den Namen: Bärin gibt. Nach längerer Zeit, als dieſe ſchon mannbar geworden iſt, landet Helgo bei einem Kriegszuge wieder auf der Inſel Thore, wo ſeine Leute rauben und verheeren. Die verlaſſene Geliebte erſinnt die gräulichſte Rache. Sie führt ihre blühende Tochter dem König vor die Augen, der weder dieſe, noch die Tochter erkennt, und für das Mädchen entbrennt. Er erzeugte mit ihr einen Sohn Rolfo. Als Helgo das Entſetzliche ſeiner That erfuhr, entſagte er ſeiner Würde und ſtarb, wie Einige ſagen, im fernen Orient, nach Andern aber, indem er in ſein eigenes Schwert ſtürzte.[1]

Die Geſchichte jenes Trabanten Wigo, dem als einem luſtigen Geſellſchafter König Rolf einen goldenen Armring ſchenkt, welchen Ring Wigo an den rechten Arm legt und nun den linken beſtändig hinter dem Rücken hält Auf Befragen antwortet er: der linke Arm ſchäme ſich vor dem gezierten rechten. So erhielt er auch den zweiten Ring und die beſondere Gunſt des Königs, dem er verſpricht, Zeitlebens treu zu ſein und einſt ſeinen Tod zu rächen. Als Rolf vom Könige von Schweden getödtet wird, verſucht dieſer den treuen Wigo zu gewinnen und gibt ihm als Zeichen der Huld ſein eigenes Schwert, das Wigo kaum empfangen hat, als er es dem, der's ihm gab, in den Leib ſtößt, und ſo ſeinen Herrn rächt. Die Diener des Erſchlagenen zerhauen den Treuen in Stücke.[2]

Der ſtarke Uffo, des blinden Königs Wermundus Sohn, der lange für blödſinnig gehalten wird, bis er in dem Augenblicke, als ſein Vater von dem Könige von Sachſen zum Zweikampf gefordert wird, ausbricht, die Ausforderung annimmt und den Sohn des Sachſen ſelbzwei erſchlägt.[3]

Wie nach dem Tode des Froto, des mildeſten der Könige von Dänemark, die Stände, da ſie deſſen Sohn Fridleif, den ſein Vater als Statthalter der Reußen zurückgelaſſen, für todt hielten, den Hiarni, einen Mann von niedriger Geburt zum König machen, weil er in einem Gedichte das Andenken des geliebten Froto am würdigſten gefeiert. Krantzius[1] überſetzt dieſes Gedicht ſo:

---

[1] Saxo Grammaticus II. 28 f.
[2] Ebenda II. 58.
[3] Ebenda IV. 173.

Froten jener Kunig hoch und werdt,
Die Dänne hatten langer begerdt,
Zu füren von ort, ſtatt vnd landt
Als lebte er noch weit bekanndt.
So iſt der löblich thewr Fürſt todt,
Begraben ſogar in Ertreichs kodt,
Iſt wol mit hymmels daw bedeckt,
An eeren jedoch unbefleckt.

Sobald aber Fridleif ſeines Vaters Tod und die neue Wahl der Stände erfährt, kommt er mit einem Heer nach Danemark, wo ihm alles zufällt. Hiarni wird in einer Schlacht geſchlagen. Er miſcht ſich verkleidet unter die Diener des neuen Königs, um die Gelegenheit abzulauern, ihn zu tödten, wird aber erkannt und gefangen. Fridleif gewährt ihm den Zweikampf, den er begehrt, und erſchlägt ihn in demſelben.[1]

König Froto (der III.?) hatte die Sachſen bezwungen und zinsbar gemacht. Einer aus ihnen, Swertingus, lädt den König zu einem Gaſtmahl ein, und als die Gäſte trunken ſind, läßt er das Haus anzünden, ſo daß Alle verbrennen und er ſelbſt, Swertingus, mit.[2]

Die Geſchichte des Starkuterus, desſelben, durch deſſen Sieg im Zweikampf König Froto die Sachſen unterjocht hat. Nach Froto's Tod ergibt ſich ſein Sohn Ingellus den Wollüſten und fremden Sitten, worüber Starkuter erzürnt, das Land verläßt und nach Schweden geht. Als er dort hört, daß des Ingellus Schweſter, die Tochter ſeines alten Herrn, Buhlſchaft mit einem Fremden treibe, kehrt er zurück, erſticht den Buhler in ihrem Schooße und ſtraft ſie mit harten Worten. Da bald darauf Ingellus ſich verleiten läßt, eine Sächſin, die Schweſter der Mörder ſeines Vaters, zu heirathen und ihre Brüder zu ſich zu nehmen, geht Starkuter von Neuem aus dem Lande. Wiederholte Nachrichten von den Unordnungen in Dänemark ziehen ihn wieder dahin zurück. Er geht, als Bauer gekleidet, mit einem Sack Kohlen auf dem Rücken in die Königsburg. Denen, die ihn fragen, was er mit den Kohlen wolle, antwortet er: „Den Kopf des Königs ſchmieden“. So geht er in den Thronſaal und ſetzt ſich auf den erhabenſten Platz. Die Königin weiſt ihn von da fort. Er weicht ein wenig, ſieht aber ganz ſauer drein. Endlich kommt der König. Starkuter ſteht nicht auf vor ihm. Da erkennt ihn jener. Die Königin aber ſchilt auf den ungezogenen Bauer. Da ſpricht Starkuter: „Schweig und ſchilt mich nicht! Ich bin derjenige, der deinen Vater zu allen Ehren gebracht hat, ich war ſein Oberſter in ſeinen Kriegen, mich hat er zum Vormünder ſeines Königreichs gemacht!“ Da grüßte ihn der König freundlich und freute ſich ſeiner Wiederkunft, auch die Königin entſchuldigte ſich, daß ſie ihn nicht erkannt. Man ſetzt ſich zu Tiſch; Starkuter oben an, ihm gegenüber die Schwäger des Königs. Jedermann iſt luſtig, nur Starkuter bleibt ernſt. Die Königin ermuntert ihn mit freundlichen Worten; umſonſt. Sie läßt Kronen und Geſchmeide bringen, womit ſich die Gäſte zieren; Starkuter weiſt Alles zurück. Der König fängt an zu merken, wo es hinaus will. Die Uebrigen werden ſtill. Da fängt Starkuter an, das Lob des verſtorbenen Königs zu verkünden, ſeinen ſchmählichen Tod durch Verrätherhände und Schmach über Ingellus zu rufen, der zu Tiſch ſitze mit den Mördern ſeines Vaters. Der König wird bewegt und Alle mit ihm. Ein Aufſtand entſteht über Tiſch und die Brüder der Königin werden erſchlagen. Da ermahnt Starkuter den König, weiſe zu regieren, die vaterländiſchen Sitten zu erhalten, und nachdem er noch Zeuge von der Verjagung der ſchlimmen Räthe geweſen, geht er wieder nach Schweden zurück.[1]

---

[1] Norwägiſche Chronick Alberti Krantzij von Hamburg, überſetzt von Eppendorff.

[2] Saxo Grammaticus V.

Die Geſchichte des Haldanus und der Guritha. Wie Haldan um die ſtolze Königstochter wirbt, von ihr aber ausgeſchlagen wird wegen ſeines nicht ebenbürtigen Herkommens, und weil überdies ſein Geſicht durch eine Narbe entſtellt iſt, die er im Gefecht erhalten hat. Wie er ſich in ihren Dienſt begibt, ihre Kriege

[1] Ebenda VI.

ſtreitet, zuletzt ſogar in einem Streite mit den Schweden unwiſſentlich ſeinen eigenen Bruder Hildiger tödtet. Als er zurückkommt, findet er Gurithen eben im Begriff, mit einem Sachſen Siwar Hochzeit zu machen. Er erſchlägt den Bräutigam und die Seinen und heirathet nun Gunilden.[1] — In der dramatiſchen Bearbeitung müßte er in dem letzten Gefechte eine tödtliche Wunde erhalten, die er mit dem Mantel bedeckt, und als Gunilde, beſiegt, ihm für ſo viel Treue die Hand reichen will, ſpricht er: „Es iſt zu ſpät!“ zeigt die Wunde und ſtirbt.

Es iſt eine eigene Aehnlichkeit zwiſchen dem tollen Wenzel von Böhmen und dem Nero. Nur das Zeitalter, die Lokalität und die Religionsbegriffe machen den Deſpotismus des Letzteren blutiger: übrigens fehlt es aber auch ihm nicht an jener halb ſpaßhaften Bonhomie, die man an Wenzeln bemerkt. Beide, von Natur aus bloß auf Genuß geſtellte Menſchen, waren, früh von Schmeichlern umgeben und durch nichts in der Durchſetzung ihres Willens aufgehalten, dahin gekommen, daß ſie ſelbſt in dem Mißbrauch ihrer Gewalt nur deren Gebrauch ſahen und ihre ärgſten Gewaltthaten wohl meiſtentheils bona fide verübten.

Lies nach die Geſchichte jenes Ulrich von Wirtemberg, der der Frau des Hans von Hutten nachſtellte, bei ihr aber feſten Widerſtand fand. Nun ſtellt der Herzog ſich eiferſüchtig auf Hutten wegen eines Ringes, den dieſer von des Herzogs Gemahlin erhielt, um ihn ſeiner Frau zu geben als Lohn für ihr wackeres Benehmen. Er beſcheidet Hutten in den Beblinger Wald, gebietet ihm, ſich zu vertheidigen und durchſticht ihn, eh' dieſer noch die Wehr gezogen hat. Darauf hängt er die Leiche an dem Gürtel an eine Eiche und macht als Freigraf dazu das Zeichen des heimlichen Gerichtes.

In Saxo (lib. V p. 91) die Geſchichte jener beiden Königsſöhne von Hedamarken und Wigen, Asmund und Aswit, deren erſter, infolge eines wechſelſeitigen Gelübdes, ſich, mit Speiſe verſehen, in das Grab ſeines gebliebenen Freundes einſchließen läßt, aber von dieſem allnächtlich angegriffen und grauſam zerfleiſcht wird. Denn es gibt keine Freundſchaft „zwiſchen Todten und Lebenden." König Erik von Schweden kömmt auf die Stätte, bricht, Schätze ſuchend, das Grab auf, und Asmunds bleiche Schreckensgeſtalt ſteigt herauf, das Geſchehene erzählend.

---

[1] Ebenda.

Die Geſchichte des Seſoſtris, gegen den, als er auf ſeinen Feldzügen abweſend war, ſich ſein Bruder empörte. Als er zurückkömmt, läßt er ſich bald von dem Verräther verſöhnen. Dieſer zündet das Zelt an, in dem er mit ſeinem Bruder das Verſöhnungsfeſt feiert. Auf den Rath ſeiner Gattin legt Seſoſtris zwei ſeiner Kinder über die brennenden Balken, findet ſo den Ausweg und ſtraft den treuloſen Bruder. Alt geworden, verliert er das Augenlicht und tödtet ſich zuletzt ſelbſt.[1]

Die Geſchichte jener Zarina beim Diodor,[2] die ihr Volk, die Saker, vom Joch der benachbarten Barbaren befreit und nun ihre Königin wird. In Krieg mit dem Mederkönig Aſtibaras (dem Kyaxares des Herodot) verwickelt, beſiegt ſie deſſen Feldherrn Stryangäus, nachdem ſie ſelbſt tapfer in der Schlacht gefochten. Stryangäus, der Tochtermann des Aſtibaras, begegnet ihr ſelbſt in einzelnem Gefecht. Mit Mühe nur wirft er den unbekannten Krieger vom Pferde, und erſt als er ihm die Waffen entreißt, ihn zu tödten, erkennt er in ihm ein Mädchen. Stryangäus läßt ſie entfliehen. Er vermittelt Friede. Hartnäckig verweigert ſich aber Zarina den Werbungen des von Liebe für ſie Entzündeten, der aus Verzweiflung den Tod wählt. Sein letzter Brief an Zarina: „Du lebſt, von mir gerettet, und ich ſterbe durch dich."

Lies nach über Sophonisbe.

Die Geſchichte des ehrgeizigen, eiteln, großſprecheriſchen, zugleich aber höchſt tüchtigen Marſchalls Biron, wie er ſich in Verſchwörungen gegen ſeinen Jugendfreund und Wohlthäter Heinrich IV.

---

[1] Herodot II.

[2] II 34.

einläßt. Wie der liſtige La Fin ihn verräth, Auvergne durch ſeine Schweſter, Maitreſſe des Königs, durchſchlüpft. Der König ihm Verzeihung anbietet, er halb geſteht, darauf aber wieder (vielleicht durch La Fin beſtärkt) in ſeine alten Verirrungen zurückfällt: wie er endlich gefangen wird, Reue und das Unerträgliche des Bewußtſeins ſeiner Verbrechen ihn ſogar weichherzig und kleinmüthig macht, ſo daß ſein Muth ſich nur noch als Heftigkeit äußert, und er endlich enthauptet ſtirbt. Das wäre allerdings einer Behandlung nicht unwerth. Siehe das Ende des 3. und Anfang des 4. Bandes der Memoires des Sully.

Was hat es mit jener churſächſiſchen Prinzeſſin Anna für ein Bewandtniß, die den rauhen Herzog Johann Kaſimir von Koburg (?) heirathete, die erſtlich in die Schlingen des Italieners Scoto fiel, dann ſich in Ulrichs von Lichtenſtein (des Dichters? des Sängers des Frauendienſtes?) Arme warf, darauf als Gefangene auf dem Schloſſe zu Koburg ſtarb? Lies etwas nach darüber. Doch das ſcheint eine viel ſpätere Begebenheit zu ſein.

In einem Luſtſpiele einen Bedienten aufzuführen, der einem liederlichen Herrn dient, und, indem er ſich als Handlanger aller ſchlechten Handlungen desſelben gebrauchen läßt, ſich zugleich, ſo oft er allein iſt, hypochondriſche Vorwürfe über dieſe ſeine Bereitwilligkeit macht. Ja, er wirft ſich dieſelben ſchon im Voraus vor, indem er z. B. ſagt: „Nun wird der Verruchte dieß thun und wird dabei von mir das verlangen, und ich werde nicht das Herz haben, es ihm abzuſchlagen. Schlechter Kerl, der ich bin!“ u. ſ. w.

Einer, der, indem er etwas unternimmt, was nach der gemeinen Meinung eine Verbindung mit dem böſen Geiſte zur Folge hat, nunmehr überzeugt iſt, daß er in einer ſolchen Verbindung ſtehe, und dem ſich, kraft dieſer feſten Ueberzeugung, nun auch Alles ſo formt und darſtellt, als ob eine ſolche übernatürliche Kraft mit im Spiele wäre.

Petrarkas ſämmtliche Werke aus der k. Bibliothek leſen; zum Behuf des Luſtſpiels.

Die Geſchichte jenes Geiſtlichen von Salamanka und des Schwarzkünſtlers als Luſtſpiel. — Köchin ſteck nur ein Rebhuhn an den Spieß!

Wie Schuberth zu glauben, daß Homer an dem Hofe eines der Nachkömmlinge des Aeneas gelebt, und in ſeinen beiden Epopeen eigentlich die Troer habe verherrlichen wollen, iſt doch einmal gar zu abſurd.

Dieſer Schuberth mit ſeiner breiten Altklugheit wäre kein übler Luſtſpielcharakter.

Einen Beichtvater anzuführen, der einem vornehmen, ſchweren Verbrecher mit großer Strenge — ſeine kleinen Nebenvergehen vorhält.

Auch nicht die Idee zu einem Trauerſpiele Kaſſandra zu vergeſſen: wenn es nicht etwa gar zwei gäbe, deren letzteres eigentlich eine Klytämneſtra wäre und, nachdem Agamemnon außer der Bühne getödtet worden iſt, mit dem Mord der Kaſſandra und ihren ungeglaubten Prophezeiungen endete.

In einem Luſtſpiel einen deutſchen Dichter aufzuführen, der ſich bitter über die Beſchwerlichkeit in ſeinem Handwerk beklagt, immer dem Geſchmack der Leſer zu folgen. Bei Hexametern und horaziſchen Versmaßen aufgezogen, koſtete es ihm unendliche Mühe, ſeine Vorräthe wieder zu ſpaniſchen Trochäen abzuraſpeln. Ehe er ſich aber noch in all' der ſüdlichen Süßigkeit recht feſtſetzen konnte, mußte er, wie aus einem warmen Bade in den kalten Fluß, ſich in ein hochnordlich-nibelungiſch-urdeutſches, minneſingerlich-altdeutſches Weſen über Hals und Kopf hineinſtürzen. Er ſchmiß den Meiſterſänger Ovidius und den Herzog Cäſar ins Feuer und meinte nun auf immer „Land“ gewonnen zu haben, denn das Deutſche müßte denn doch, wenn es ſich einmal emporgearbeitet, in Deutſchland Beſtand haben! Nun ſieht er ſich aber auf einmal wieder aus dem ſicher geglaubten Beſitze emporgeſchreckt. Die Blumen wenden ſich der neu aufgehenden Sonne aus Oſten zu, und der arme Mann iſt ſchon zu alt, um noch hoffen zu können, arabiſch und perſiſch zu lernen.

Die Geſchichte der Beatrix Laskaris, Frau des Philipp Maria Viskonti, die ihr Mann, Verdacht an ihrer Treue vorgebend, hinrichten läßt, um ſich von ihr zu befreien.

Drei Stücke einer leichtern Gattung ſollen hintereinander gemacht werden. Als Folge der übeln Laune, zur Unterhaltung: Die ſchöne Meluſine; Drahomira; des Lebens Schattenbild.

Lies etwas nach über die Malateſtas, Herrn von Rimini; außer jener Franzeska des Dante ſcheinen noch mehrere intereſſante Charaktere und Begebenheiten da zu finden ſein, z. B. Jener, dem die Italiener die Erfindung der Bomben zuſchreiben.

(1823.)

Iſt ſchon irgend in einem Stück der Charakter eines Menſchen vorgekommen, der ſich bemüht, hart zu ſein, um nicht immer von ſeiner Weichheit überraſcht zu werden?

Die Erzählung von dem zerriſſenen Briefe (oder Gedicht) aus dem Zadig einmal für ein Luſtſpiel zu benützen.

Eine Poſſe, deren Hauptperſon durch Zauberkraft die Macht bekommt, Alles abzuändern, was ihr in der Welt nicht gefällt.

Verſteht ſich, ein Unzufriedener, der dann zuletzt froh iſt, Alles wieder in die vorige Geſtalt zurückbringen zu können.

(1824.)

Sehr luſtig und ganz für eine Luſtſpielſcene geeignet iſt jenes Abenteuer Baſſompierres (Memoires I, 185), wo er eines Abends, da er bei dem Grand Ecuyer Le Grand geſpeiſt hat, zu ſeiner Geliebten D'Entragues ſchleichen will, und, da es ſehr regnet, einen Mantel Le Grands überwirft, ohne daran zu denken, daß das Kreuz des h. Geiſtordens darauf befeſtigt iſt. Der Herzog von Guiſe, eiferſüchtig auf ſein Verſtändniß, läßt durch zwei Kammerdiener das Haus der Entragues bewachen, die des Morgens zu ihrem Herrn kommen und ihm erzählen, ein junger Ritter des h. Geiſtes habe die Nacht bei jener Schönen zugebracht. Es war damals kein junger Ritter dieſes Ordens in Paris, als Le Grand weßhalb der Herzog in dieſem einen neuen und zwar den begünſtigten Nebenbuhler erblickt. Er geht des Morgens zu Le Grand, wird aber abgewieſen, weil, wie es heißt, der Oberſtallmeiſter vor Zahnweh die ganze Nacht nicht geſchlafen habe, und nun eben ſchlummere. Nun erſt iſt er ſeiner Vermuthung gewiß, und er geht zu Baſſompierre, dem er das gemeinſchaftliche Unglück erzählt. Baſſompierre glaubt anfangs, er ſei erkannt worden, bis man des Umſtands mit dem beſternten Mantel gedenkt, der noch von geſtern Abend her über einen Stuhl gefaltet hängt und durch ſein leuchtendes Ordenszeichen, das Baſſompierre jetzt erſt bemerkt, ihm die ganze Verwechslung klar macht. Der Herzog hat in ſeinem Eifer das verrätheriſche Kleidungsſtück, das beinahe vor ſeinen Augen liegt, noch gar nicht bemerkt, und höchſt komiſch iſt nun, wie Baſſompierre Alles anwendet, daſſelbe den Augen des Getäuſchten zu entziehen: wie er ſich zum Stuhl hindrückt und ſich auf das Ordenszeichen ſetzt, bis er ſeinem Diener einen heimlichen Wink gegeben und dieſer den Mantel unbemerkt entfernt.

Bei einem Verbrechen iſt das, was die Welt das Verbrechen nennt, ſelten das, was die Strafe verdient, ſondern da liegt es, wo unter der langen Reihe von Handlungen, womit es ſich gleichſam als mit Wurzeln in unſer Leben hineinerſtreckt, diejenige iſt, die am meiſten von unſerm Willen abhing, und die wir am leichteſten nicht hätten thun können. Lichtenberg I, 192. Herrlicher Stoff zu einem Trauerſpiele!

Die Spinnerin am Kreuz. Die Geſchichte jenes Soldaten beim Franciſci (Hölliſcher Proteus, LXI), der ſich dem Teufel für hundert Thaler verſchreibt, durch deren Wiederbezahlung er aber des Vertrages wieder ledig werden ſoll. Er verſucht Alles, die Summe zuſammenzubringen, erlaubte und unerlaubte Mittel, oft bringt er ſie auch beinahe zuſammen, aber immer fehlt ein Thaler an dem vollen Betrage. In der höchſten Noth bringt ihm nun ſeine Frau dieſen letzten Thaler, den ſie Pfennig bei Pfennig erſponnen, und ſo wird er gerettet. An dem Orte, wo jetzt die Spinnerin am Kreuze ſteht, ſtand damals ein uralter Baum, unter dem eben der Böſe ſein Spiel trieb. Hier rief der Frevler deſſen Hilfe an, hier fand er das Geld, hier ſoll es zurückgezahlt werden, und unter den Zweigen deſſelben ſitzend, erſpann die Frau den rettenden Thaler, nachdem die Hütte abgebrannt iſt, die der Mann unvorſichtig ſelbſt in Brand ſteckte, als er mit der Lampe nach Gegenſtänden zum Verkaufe ſuchte, um den letzten Thaler ſeines Leibgeldes voll zu machen. Am Schluße läßt die Frau von dem Gelde, das der Böſe nicht mehr zurücknimmt, an die Stelle des Baumes jene Säule ſetzen, die noch jetzt ſteht. Der letzte Akt ſoll eine Viſion bilden, wo beide Gatten, vor Ermattung eingeſchlafen, den heutigen Zuſtand der Gegend im Traume ſehen.

Die Geſchichte der Brüder Sinatus und Sinorix, zweier Könige der Galater, die Valvaſor[1] erzählt IV, 36: (ſie ſoll auch bei Livius ſtehen liber 38?).[2] Sinatus hat eine herrliche Jungfrau Namens Camma geehlicht. Sein Bruder Sinorix verliebt ſich in ſie und tödtet ihren Gatten. Camma, unfähig, auf eine andere Art deſſen Tod zu rächen, ſtellt ſich, als ob ſie des Sinorix

---

[1] Deß Hochlöblichen Hertzogthums Krain Topographiſch-Hiſtoriſcher Beſchreibung Dreyzehendes Buch.

[2] „Nicht zu finden“, Randbemerkung Grillparzers.

Bewerbungen annähme. Es kommt bis zur Vermählung. Camma ſpendet den Göttern und reicht die Schale, nachdem ſie ſelbſt getrunken, dem Bräutigam. Der Trank war vergiftet. Alle Verſuche zur Rettung ſind vergeblich und Camma ſtirbt freudig, da ſie den Mörder ihres Gatten todt zu ihren Füßen ſieht.

N. B. Ziska. Ziska's Schweſter ſoll von einem Mönche geſchändet worden ſein. Feßler, Geſchichte von Ungarn, IV, 466.

* * *

Stoffe.[1]

Ruth.
Die Pazzi.
Antonius und Kleopatra.

Libuſſa.
Die erſten Habsburger (Kaiſer Albrechts Tod).
Weh dem, der lügt! (Küchenjunge Leon).
Zwei gute Hornbläſer in Böhmen (der blinde Jaromir).
Kröſus.
Die Weißen und die Schwarzen.
Hero und Leander.
Fauſt (zweiter Theil).
Ein treuer Diener ſeines Herrn (der Palatin Bancbanus)
Die Jüdin von Toledo.
Der Ring des Gyges (Selbſtvertrauen).
Ein Bruderzwiſt in Habsburg (Rudolf II.)
Der Traum ein Leben.
Die Nazaräer (Chriſtus, Judas, Magdalena).
Die letzten Könige von Juda (Herodes, Mariamne).
Marino Falieri.
Catilina.
Marius und Sylla.
Die Glücklichen (Apries, Amaſis, Polykrates).
Drahomira.
Spartakus.
Friedrich der Streitbare.
Die Spinnerin am Kreuz
Die drei Krebſe von St. Helena.

---

[1] Offenbar das Verzeichniß, welches Grillparzer in der Selbſtbiographie erwähnt, vgl. Band XVI, S. 154.

Luſtſpiele.
Die Wolken.
Die Sylphen.
Das Trius.
Der Nebenbuhler ſeiner ſelbſt.
Le poète sifflé.
Prokruſtes.
Hans kommt durch ſeine Dummheit fort.
Jenes Fablian von Ariſtoteles.

◆

(1828.)

Neuſtadt war die Bühne jenes unglückſeligen Spiels, das der verworfene Hauptmann Longueval, zu Tokay und Saros Patak, der alte Gaſtfreund des Rakoczy'ſchen Hauſes, mit dem in der Neuſtädter Burg verhafteten jungen Rakoczy als faux frère trieb, ein Spiel, ohne deſſen Reiz die hochverrätheriſchen Gedanken wahrſcheinlich nie in ſeiner Bruſt gewurzelt hätten, ohne das nie die Gefahr, die man vermeiden wollte, gerade im gefährlichſten Augenblicke des ſpaniſchen Erbfolgekrieges herbeigeführt worden wäre. Hormayr, Taſchenbuch (für die vaterländiſche Geſchichte) für 1828, S. 94.

Was iſt das für eine Geſchichte? — Nachſehen!

(1829.)

Nachzuleſen von jener Julia Gonzaga, Gemahlin Veſpaſiano Colonnas, einer Schweſter der Königin Johanna, einer berühmten Schönheit, um derentwillen Chaireddin Barbaroſſa zu Fondi landet und die Stadt nächtlich überfällt (anno 1534). Sie aber entkommt, indem ſie ſich im Hemde auf ein Pferd wirft, von einem einzigen Ritter begleitet, den ſie in der Folge ermorden ließ, vielleicht, weil er die ſchöne Gelegenheit zu ſehr benützt. Hammer, Geſchichte der Osmanen, III, 169.

Doch die Geſchichte jenes Katzianers nachzuleſen, des Feldherrn Ferdinand I. in Ungarn, der mit Verrath endete und zuletzt von Zriny, den er in heimtückiſcher Abſicht zu Gaſte geladen, getödtet wurde.

(1829.)

Die Geſchichte jener Königin Tamar von Georgien, die ihr gefürſteter (?) Stallmeiſter David Bagration im Schlafe überraſcht, ſo daß ſie ſchwanger wird. Er ſoll gewaltſam ſterben. Statt deſſen ſetzt ſie ihn aber einer Menge gewaltſamer Proben und Gefahren aus, die er alle überſteht, worauf ſie ihm die Hand reicht. Hammer, Geſch. der Osmanen, IV, 65 u. 66. Zu leſen darüber Natale Conti, istoria di soi tempi. Knolles. Minadoi.

(1829.)

Jene Stelle des Tacitus (Annal. IV, 18): „Nam beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exsolvi posse: ubi multum antevenere, pro gratia odium redditur“ als Gegenſtand eines Trauerſpiels.

(1830.)

Zu verſuchen, in einem zu ſchreibenden Stücke die Charaktere der Perſonen ſich unter dem Bilde von verſchiedenen Thieren gegenwärtig zu halten: Löwe, Tiger, Fuchs, Wolf.

(1831.)

So einen Londoner Faſhionable, ungefähr wie ihn die Briefe eines Verſtorbenen zeichnen, als Perſon eines Luſtſpiels zu brauchen, beſonders folgende Züge: ungeſtraft ſo ungeſchliffen als möglich aufzutreten, ja ſelbſt ſeine Höflichkeiten ſo einzurichten, daß ſie der Beleidigung nahe ſind ... ſich jeder gêne der Schicklichkeit entledigen zu dürfen, das Verhältniß mit den Frauen dahin umzukehren, daß dieſe als der angreifende und er nur als der duldende Theil erſcheint. — Iſt es ihm gelungen, irgend eine Thörin zu verführen, die albern genug war, ſich der Mode zu opfern und Mann und Kinder ſeinetwegen zu verlaſſen, ſo erhält ſeine Reputation einen noch höhern Nimbus.

(1832.)

Wie, wenn man in einem Luſtſpiele ein eiferſüchtiges Paar, Geliebter und Geliebte, oder Mann und Frau einführte, beide eiferſüchtig und vielleicht beide wechſelweiſe nicht ganz ohne Grund? Das gäbe ganz artige Scenen.

(1832.)

Stoff zu einem burlesken Stück, etwa für Raimund. Daß Einer die Gabe erhält, ſich in die Perſon jedes ihm beliebigen wirklichen Menſchen zu verwandeln und dieſen Andern eben dadurch in ſeine eigene. Der Spaß wäre nun, daß bei jeder Verwandlung der Schauſpieler, in deſſen Perſon er ſich verwandelt, ſo viel als möglich ſeine Eigenthümlichkeit, Charakter, Sprache annehmen müßte, indeß er ſelbſt eben ſo dieſen Andern nachahmen müßte, z. B. er verwandelt ſich in ein Mädchen. Nun iſt dieſe Schauſpielerin, indem ſie wie natürlich ihre Geſtalt behält, in ihrem Innern und deſſen Ausdruck Raimund, indeß in Raimunds Körper des Mädchens Geiſt und Willen waltet.

(1834.)

Bertrada verläßt ihren Mann Folko von Anjou und heirathet Philipp I. von Frankreich. Sie war ſo ſehr Meiſter ihrer beiden Männer, daß Folko auch nach ihrer Vermählung mit Philipp ihr noch immer höchſt zugethan blieb. Einmal, da ſie mit letzterem Folko'n auf ſeinem Schloſſe beſuchte, verſöhnte ſie beide Männer mit einander und bediente ſie ſelbſt bei Tafel.

(1835.)

Jener zänkiſche, ja ungerechte Herzog Ernſt, Leopold des Stolzen Bruder und Albrecht V. Oheim, zugleich der romantiſche Freier um Cymburg von Majorien.

(1835.)

Rudolf, Patriarch von Antiochien, beredet die Fürſtin jener Stadt, Eliſe, Raimund von Anjon, der die Augen auf ihre Tochter Konſtanze geworfen hatte, wolle eigentlich ſie, die Mutter, heirathen. Eliſe, in dieſer Vorausſetzung dem Grafen Raimund kein Hinderniß in den Weg legend, gewahrt ihren Irrthum erſt dann, als ſie, ſchon zur Vermählung an den Altar tretend, mit Entſetzen ſieht, daß Raimund Konſtanzens Hand ergreift, und der Prieſter ſie verbindet. Raumer, Hohenſtaufen, I, 505.

(1837.)

Le monstre. Der Schwarzkünſtler hat ſein Werk ohne Liebe (Neigung) vollendet und nun verfolgt es ihn.

(1839.)

Hans kommt durch ſeine Dummheit fort. Er kann etwas, das der Andere nicht kann, eine Kleinigkeit, aber die man eben braucht. Er iſt geſchmeidig, wo der Andere beſtimmt iſt, bereit und ſchnell eine Ueberzeugung aufzugeben, die der Andere feſthält. Er merkt nichts, wo der Andere merkt. Was er thut, geräth, er hat Glück. Wo der Andere aus Verſtand zweifelt und zögert, greift er täppiſch aber forderlich zu. Man braucht ſich vor ihm nicht zu geniren. Er iſt immer der Meinung der andern Leute; bereit anzuſtaunen und zu bewundern. Alles iſt ihm recht. Man fühlt ſich in ſeiner Gegenwart. Man traut ihm, indeß man den Andern für verſteckt hält. Ein guter Ehemann, muthmaßlich ein vortrefflicher Diener. „Zu gewiſſen Geſchäften will man Niemand, der klüger iſt als gerade nöthig. Er thut nie mehr, als man verlangte. — Mitleid angenehmer als Bewunderung.

(Nach 1855.)

Ein Mädchen, das für dumm gilt, weil die Nähe einer übergebildeten Schweſter ſie auf alle Art eingeſchüchtert, die aber, da ein ihr beſtimmter Brautigam ſich ihrer Schweſter zuwendet, aus ihrer Dumpfheit herausgeht, ſich zuſehends entwickelt und endlich durch natürlichen Verſtand und Gutmüthigkeit den Sieg davonträgt.

(1860.)

Senecae epistola LXXXI. Si gratum esse non licebit, nisi ut videar ingratus; si reddere beneficium non aliter quam per speciem injuriae potero: aequissimo animo ad honestum consilium, per mediam infamiam, tendam. Nemo mihi videtur pluris aestimare virtutem, nemo illi magis esse devotus, quam qui boni viri famam perdidit, ne conscientiam perderet. Das wäre eine ſchöne dramatiſche Aufgabe.

◆

Satiren.

Erſte Abtheilung.

Le poète sifflé.

Vater war in ſeiner Jugend ein großer Freund des Theaters. Genießt es noch, aber größtentheils in der Erinnerung.

Tochter liebt das Theater nicht. In Luſtſpielen mißfällt ihr die Verſpottung. In Trauerſpielen rettet ſie ſich vor der widerlichen Beängſtigung durch Nicht-Glauben. Es verletzt ſie, daß Jemand (der tragiſche Dichter) ſeine heiligſten Gefühle vor den rohen Haufen zur Schau legt. Schamhaftigkeit des Gemüths gegenüber der körperlichen. Sie hat den Wunſch, einen Dichter kennen zu lernen, als Rarität.

Der Dichter. Die Gefühle des Verfaſſers zur Zeit der Aufführung der Ahnfrau.

Weltdame ungefähr wie die gebildeten Jüdinnen zu Wien und Berlin.

Zweiter Akt. Einladung von allen Seiten, die im vierten Akt wieder zurückgenommen werden.

Generalkontrolor.

Adele ſitzt arbeitend an einem im Vordergrunde rechts ſtehenden Tiſche. Der **Wirth** kommt durch die Mittelthüre.

Wirth. Unterthänigſten guten Morgen, werthgeſchätzteſte Mamſell. So früh ſchon gleichſam aus den Federn?

Adele. Wir ſind das gewohnt vom Lande her.

Wirth. Weiß, weiß, weiß. Die Damen von dorthèrein ſitzen ſchon in der Dämmerung auf, mit den Hühnern gleichſam, und früh wieder heraus, früh wieder heraus. Charmant! Erhält rothe Bäcklein und macht — wie ſoll ich ſagen — (mit Geberde).

Adele. Schön, daß Sie mir Recht geben, Herr Bontems. (Will ab.)

Wirth. Aber hier, in dem unruhigen Vorſaale, wo Alles durchgeht und läuft und rennt und ſchreit und wettert.

Adele. Ich ſehe gern Menſchen, wenn ich in der Stadt bin. Auf dem Lande ſuche und finde ich die Einſamkeit.

Wirth. Menſchen! Ja du liebe Zeit! Menſchen hier auf dem Vorſaale? Kenner höchſtens. Und wie Alles umherliegt. (Ein auf dem Stuhle links im Vorgrunde liegendes Tuch bemerkend.) Hier das Abwiſchtuch. (Er legt es auf den Tiſch.) Und die Parkettbürſte. (Er ſchleudert eine im Vorgrund am Boden liegende Bürſte mit dem Fuße gegen die Thüre zu.) Wenn ich nicht überall Hand anlege — Verzeihen gütigſt, aber Sie wollten's ſelbſt: Haben da drin ſchöne Fenſter, die auf den Marktplatz gehen, wo Menſchen niemals mangeln, wenn man ihrer ſehen will, und begraben ſich hier gleichſam.

Adele. Von dort bin ich vertrieben worden. Sie haben ſchlechte Nachbarſchaft, Herr Bontems.

Wirth. Behüte.

Adele. Ein junger Herr lorgnirte mich aus dem Hauſe gegenüber ſo lange und ſo unverſchämt, daß ich ihm endlich das Feld räumen mußte.

Wirth. Sieh, ſieh, ſieh: daß, daß, daß! Hat der auch ſchon die Witterung! Gratulire, Mamſell, zu der Eroberung; Herr Robertot, der erſte Elegant im Stadtviertel, wohnen gegenüber; zwölf Zimmer in der Reihe. Der Herr Vater haben viel Geld gewonnen mit Lieferungen an die Armee. Das iſt in die Höhe gekommen von ſo klein. (Niedergebückt, mit der Hand gegen den Boden geſtikulirend.) Haben's aber nun. Haben's, haben's. Können alle Tage ein Marquiſat kaufen. Der Herr Sohn ſind mein Kunde, nehmen Ihren Champagner von mir. (Leiſe hinter der Hand redend.) Kommen auch von Zeit zu Zeit herüber.

Adele. Herr Wirth.

Wirth. Werthgeſchätzte Mamſell!

Adele. Sie haben dort erſt Tuch und Geräth bei Seite geräumt, weil Sie glaubten, es ſei mir läſtig.

Wirth. Freilich, freilich!

Adele. Legen Sie nur Alles wieder an den vorigen Platz und geben Sie dafür ſelbſt. Derlei Rede iſt unerträglich. Unverſchämtheit iſt läſtiger als Alles.

Wirth. Werthgeſchätzte Mamſell, verzeihen huldreichſt, wenn etwa — Die Damen ſind ſonſt ſehr zufrieden von Herrn Robertot, loben das angenehme vis-à-vis. (Für ſich.) Potz Landgänschen und kein Ende.

Adele (vor ſich hin). Eigentlich habe ich Unrecht, mein Vater meint, das ſei ſo die Art Aller, die von der Laune des Hauſens leben. — Herr Bontems.

Wirth. Mamſell.

Adele. Wir wollen unſern Frieden machen; denn ich habe Luſt zu plaudern. Aber nichts mehr von Ihrer Nachbarſchaft. — Was haben Sie für Gäſte im Hauſe?

Wirth. Gäſte? Da iſt der Herzog —

Adele. Die Herzoge und Grafen haben Sie uns in der erſten Viertelſtunde unſerer Ankunft genannt. Aber ſonſt intereſſante Leute. Künſtler, Gelehrte, Dichter etwa.

Wirth. O weh', befaſſe mich nicht mit derlei.

Adele. Und doch ſagte mir Liſette —

Wirth. Dacht' ich's doch! Seit der Affaire mit dem Schauſpieler iſt der die Schwerenoth im Leibe von den ſchönen Künſten!

Adele. Sie meinte, ein Dichter würde heute erwartet.

Wirth. Das wäre Einer von denen, die die Verſe auf den Wein machen und auf die Weibsleute!

Adele. Wenn auch nicht gerade ein ſolcher. Ein dramatiſcher Dichter vielmehr.

Wirth. Für's Theater? verſtehe! verſtehe! Jammervoll! Jammervoll!

Adele. So wenig Achtung für Gelehrte, Herr Bontems?

Wirth. Gelehrte? Wie Sie das nur verſtehen, Mamſell! Allen Reſpekt vor Gelehrten, vor denen nämlich, die die langweiligen Bücher ſchreiben. Ich habe mir das erklären laſſen. So was wird geleſen, gekauft. Einer ſchafft das Buch an, weil er derſelben Meinung mit dem Verfaſſer iſt; der Andere, weil er ein Stück Geld durch die Widerlegung verlieren will; ein Dritter, weil er von Amts wegen Alles leſen muß, was über dieſen und jenen Gegenſtand geſchrieben wird; ein Vierter, weil er mitreden will, wenn davon geſprochen wird; ein Fünfter, weil er nun einmal eine Bibliothek hat, gleichſam der Garnitur wegen; ein Sechſter, weil er ſelbſt ein Gelehrter iſt, und die Herren es wie die Winzer halten, die nach der Leſe den ſelbſtgewonnenen Wein ſelbſt ausſchenken und wechſelweiſe auf Abrechnung bei einander herumtrinken, bis am Ende Keiner Wein und Keiner Geld hat. Dann wird die ganze Büchergeſchichte im Verborgenen getrieben. Sie leſen das Buch auf dem Lande, meine Tochter lieſt es in der Stadt. Im Grunde hat es Keiner von beiden ſonderlich gefallen, aber bis ſie ſich einmal treffen und ſich ſagen: „Das Buch iſt ſchlecht!“ und Eines durch die Zuſtimmung des Andern Muth bekommen hat, verkauft ſich das Buch immer fort und fort, der Autor hat das Geld in der Taſche und ſchlägt ein Schnippchen. Ja, das Sammeln der Stimmen und das Abzählen ſelber Stimmen ſoll manchmal ſo viel Zeit brauchen, daß Einer als Gelehrter ſtirbt, und zehn Jahre nach ſeinem Tode kommt erſt heraus, daß er eigentlich ein Dummkopf war. Dagegen ein Dichter, einer für's Theater beſonders. Du lieber Himmel! Das wird aufgeführt im Angeſicht der ganzen Menſchlichkeit. Erſter Akt: Das Publikum klatſcht. Zweiter Akt: Die Leute ſehen ſich einmal kurios in die Augen. Dritter Akt: Hier huſtet Einer, dort ſchnaubt ſich ein Zweiter, ein Scharren, ein Gehen, ein Kommen, die Logen geniren ſich nicht im Geſpräch. Vierter Akt: Jedermann iſt im Klaren. Fünfter Akt: Man pfeift, man pocht, man ziſcht. Der Vorhang fällt, das Stück fällt, vor Nachts weiß es die ganze Stadt, morgen die ganze Welt, und der Gaſtwirth, der, in Hoffnung auf das Honorar, dem armen Teufel von Poeten, Gott weiß wie lange, die Zeche geborgt, mag ſich nur die Haare ausraufen. Iſt das nicht kläglich?

Adele (zu ſich). Und dann die albernen Urtheile hinterher. Jedermann glaubt da mitſprechen zu können.

Wirth (lachend). Man macht ſich luſtig über den Autor.

Adele. Die dümmſten Leute.

Wirth. Hi, hi, hi, hi.

Adele. Ich ſehe, wir verſtehen uns, Herr Bontems.

Herr **Merville** kommt aus der Thüre links, eine unangezündete Tabakspfeife in der Hand.

Merville. Ah, ſieh' da, Adele! Und in eifrigem Geſpräch?

Adele. Ei, kommen Sie nur, lieber Vater! Sie finden hier eine furchtbare Allianz. Herr Bontems iſt ein Feind des Theaters wie ich.

Merville. In der That?

Wirth. Des Theaters? Belieben mich mißzuverſtehen, verehrte Mamſell. Kein Feind des Theaters, inſofern das eine Art Nothſtall iſt, wo die müßigen Leute drei Stunden des Abends zuſammengepfercht werden und ſich anſtändig verhalten müſſen, ſie mögen wollen oder nicht. Was würde die liebe Jugend beginnen, wenn der Zaum auch wegfiele? Und dann das Tagesgeſpräch! Staat und Kirche, Anſtalten und Regierung müßten herhalten, wenn nicht der kleine Fuß der Mamſell X. und die klare Stimme der Madame Ygrek ſich als Ableiter hergäben. Das hält vor von Abend bis Abend und das gemeine Weſen geht unterdeſſen ſeinen Gang fort, wie es mag und kann, zu geſchweigen, daß wenn die Leute ſich in dem engen Raum gepreßt und gelangweilt haben, der Hunger in ſie hineinſchlägt mit Macht, und ſie darauf in die Schüſſeln fallen, daß dem Wirth das Herz im Leibe hüpft. Kein Feind des Theaters, Mamſell! Ich mokire mich nur über die Leute, die den Spaß im Ernſte für was Rechtes halten.

Merville. Herr Wirth.

Wirth. Zu Befehl.

Merville (auf die Uhr ſehend). Es iſt zehn Uhr; wollen Sie mir einen Wagen bis Mittag beſorgen?

Wirth. Meine Schuldigkeit. Empfehle mich zu Gnaden. Gratulire zugleich zur hochgeſchätzten Mamſell Tochter. Habe ſchon ausgekoſtet gleichſam. Vortreffliche Qualitäten. Wollte, daß meine Liſette nur eines Tauſendtheils davon mächtig wäre. Aber, du liebe Zeit, wo das Publikum zuſpricht, iſt das Frauenzimmer gleichſam in immerwährendem Kreuzfeuer. Muß aber zufrieden ſein. Immer beſſer arg als ärger. Empfehle mich zu hohen Gnaden, der ich verbleibe. (Ab durch die Mittelthüre.)

Merville. Wie magſt du dich nur mit dem albernen Menſchen in ein Geſpräch einlaſſen?

Adele. Je nu, Vater! Seine Verkehrtheiten beluſtigen mich.

Merville. Und euer Thema war das Theater. Da ward denn wacker geſchimpft von beiden Seiten?

Adele. Wie können Sie glauben, daß ich ein ſo Vielen gemeinſchaftliches Vergnügen ſchmähen werde, das zugleich Das meines Vaters iſt?

Merville. Ich kenne dich und ſage dir nur kurz heraus, daß ich mir nicht länger ein altes Steckenpferd durch mein ungerathenes Kind verleiden laſſen will.

Adele. Durch mich?

Merville. Durch dich. Wenn nicht mit Worten, doch mit Handlungen.

Adele. Was thue ich denn?

Merville. Nichts thuſt du, und das iſt ſo recht die Art der verſtockten Seelen. Daß eine lang gehegte Luſt täglich in mir ſchwächer und ſchwächer wird, und ich mich vor meiner eigenen Tochter ſchäme, wenn das unterdrückte Kunſtfeuer je und dann übermächtig wird und ſich Luſt macht.

Adele. Wollen wir nicht heute Abends das neue Stück beſuchen?

Merville. Ei ja, daß, wenn ich bei den ſchönſten Stellen deine Augen ſuche, ich ſie in den Logen herumirrend finde, oder gar, wie einmal — o pfui, pfui, pfui, Adele — zu ſchlafen, wo Andere weinen.

Adele. Ja, Vater! Wenn mir das Stück zu nahe tritt, muß ich wohl Gewalt mit Gewalt vertreiben.

Merville. Zu nahe tritt! Man höre doch! Das iſt ja eben das Eigentliche der Sache. Das iſt die Wahrheit.

Adele. Wahrheit, mein Vater, in der Lüge?

Merville. Ich gebe mich gefangen. Dir fehlt der Sinn dafür. Habe ich mich geplagt mit dem Mädchen, ihr Wahrheitsliebe gepredigt von Kindheit auf, und nun kommt ſie mir damit in die Quere, wo es gar nicht hingehört.

Adele. Wahrheitsliebe, mein Vater, dachte ich, wäre überall an ihrer Stelle.

Merville. Und doch haben wir zuſammen eine Ueberſetzung des Sophokles geleſen und du warſt begeiſtert.

Adele. Das iſt aber auch ein Anderes! Die Alten lügen auch nicht, ſie dringen uns nicht als Wahrheit auf, was bloße Erfindung iſt. Wer könnte bei ihren Göttergeſtalten an die eigene Noth und an die Noth der Seinigen denken? Oedip hat mir nie den Gedanken erregt, daß mein Vater arm und blind werden könnte; höchſtens Antigone den Wunſch, ihm hilfreich zu ſein, es komme, was da wolle. Die Alten zwingen uns nicht, ſie rufen und wir folgen. Aber dieſe Neuern, die die verborgenſten Winkeln der nächſtliegenden Schlechtigkeit durchſtöbern, um uns zu erſchrecken mit unſerem eigenen Bilde, die das Gräßliche auf ebenen Boden neben uns hinſtellen, damit der Scheinpfeil treffe als ein wirklicher — Bitte, bitte, Vater, aber Sie zwingen mich.

Merville. Du ſprichſt gegen die Poeſie, alſo nur halb gegen das Theater.

Adele. Ich bin auch noch nicht fertig. Und kommt nun vollends zu ſolchen Stücken die Darſtellung dazu, die roh und derb bloß auf Täuſchung ausgeht und wo ſie dieſe Täuſchung nicht erreicht, erbärmlich wird, und wo ſie ſie erreicht, abſcheulich; dazu die Schauſpieler, die durch ihre handwerksmäßige Aeußerlichkeit auf dem Theater und durch ihr leichtſinniges Betragen außer demſelben jeden Reſt der Erhebung zerſtören, die etwa zu Hilfe kommen könnte. Ein Publikum, das zur Hälfte ins Theater geht, wie zu einer Partie Whiſt, wie zu einer gewöhnlichen Abendzerſtreuung, zur Hälfte — und das ſind die eigentlichen Theaterliebhaber —

Merville. O weh, nun geht's über uns.

Adele. Ich bin nun einmal im Zuge. Die eigentliche Theaterliebhaberei iſt geradezu ein halb liederliches Vergnügen, die Weiber, die daran leiden, habe ich faſt immer widerlich empfindſam gefunden und heimlich kokett, die Männer aber liederlich, in Gedanken wenigſtens. Mit Ausnahme meines lieben Vaters, der aber doch auch zur Zeit, als die Liebhaberei auf dem höchſten Punkte ſtand (an dem Finger zeigend), ſo ein klein bischen liederlich war, in Gedanken nämlich. Ich habe es wohl bemerkt: daß das Theater ſich über die guten und heilſamen Beſchränkungen des Lebens hinausſetzt, es mit den Sitten nicht ſo genau nimmt und daß die Schauſpielerinnen ſo hübſch geputzt ſind, manchmal gar in Mannstracht, und dabei zweideutige Dinge ſagen, das macht einen Haupttheil dieſes Vergnügens aus. O ich könnte ſie malen, dieſe Gewohnheitsbeſucher der Theater! Wie ſie ſich in ihrer Jugend ſelbſt mit höheren Dingen beſchäftigten, endlich aber merkten, daß es damit nicht vorwärts wolle. Wie ſie ſich immer etwas Beſonderes dünkten, und die Andern es ihnen nicht glauben wollten. Wie ihnen darüber die Geſchäfte verdrießlich wurden und ſie zurückblieben hinter denen, die ſie als Unbegabte geringſchätzten. Wie ſie dann verſchloſſen wurden und zurückgezogen, und weil es ihnen in ihrer Selbſtheit unmöglich wurde, ſich in die wirklichen Lagen und Menſchen zu finden, es vorzogen, ſich erträumten hinzugeben, die ſie ſich modeln konnten nach dem Bedürfniß ihrer eigenwilligen Bruſt. Nein, Sie ſind kein Theaterliebhaber, nicht wahr, mein Vater?

Merville. Du malſt Zerrbilder. Aber ſie ſtreifen, wenn ſie auch nicht treffen.

Adele. Und nun vollends die Dichter, die heutigen nämlich. Laſſen ſie uns wieder auf unſer Pfui zurückkommen! Es gibt ein Schamgefühl des Gemüthes, das noch heiliger ſein ſollte, als das des Körpers. Das Gebet gehört ins Kämmerlein, aber auch die Empfindung. Dieſe Menſchen aber, wenn ſie nicht bloß äußerlich ſind, und alſo verächtlich an ſich, ſtören in den beſonderſten Geheimniſſen ihres Innern und legen ihr Selbſt dem Pöbel dar — für Geld. Ich kann mir einen Solchen denken, der ein Liebesverhältniß anknüpft, um die Ausbeute zu brauchen für ſein nächſtes Trauerſpiel, der pſychologiſche Experimente macht mit den Zuckungen eines durch ihn zerfleiſchten Herzens. (Mit der Fauſt drohend.) O, ich wollte einen Solchen!

Merville. Du biſt ja ganz verwechſelt! Reich' einmal den Puls! Mein froſtiges Mädchen auf einmal in Feuer und Flammen!

Adele. Es iſt auch ſchon wieder vorüber. Aber die Tochter unſeres Gutsnachbarn mit ihrem Kunſtgewäſch jagen mich in ſolche Hitze.

Merville. Du haſt auch nicht ganz Unrecht, und das iſt das Höchſte, was man von euch Weibern ſagen kann, wenn ihr ſtreitet. Es gab eine Zeit, wo deine Schilderung mich ein wenig traf, und wirklich brachte die Heirath mit deiner Mutter meiner Kunſtliebhaberei einen gewaltigen Stoß bei, ſo wie erſt ihr Tod ſie wieder erweckte.

Adele. So erfreuen Sie ſich denn. Es ſteht Ihnen heute noch ein großer Genuß bevor. Man erwartet hier im Hauſe einen dramatiſchen Dichter aus der Provinz.

Merville. Wirklich? — Und du? — Wie iſt mir denn? — Sonderbar bleibt's doch immer, daß du eben jetzt dein Zimmer verläßt und deine Werkſtätte hier im Vorſaale aufſchlägſt!

Adele (zu ihrem Nähtiſch tretend). O weh! Nun kömmt die Reihe zu ſchämen an mich!

Merville. Alſo doch? Nun, gute Götter! Nun macht, daß er kömmt und ſie ſich in ihn verliebt bis über die Ohren.

Adele. Mein Vater!

Merville. Bis über beide deine Ohren!

Adele. In den Verſemann?

Merville. Du kennſt dieſe Leute noch nicht!

Adele. In den Phraſendreher?

Merville. Die geben dir die Chorden der Empfindung durch, wie ein Muſiker die Saiten ſeiner Guitarre ſtimmt. Für Jeden einen anderen Ton und immer den rechten.

Adele. Poſſierlich dacht' ich mir's vielmehr, ihn eintreten zu ſehen mit ſo langen Schritten.

Merville. Warte du nur!

Adele. Die Naſe parallel mit den Wolken. Und dann die Redensarten! — Tochter der Dienſtbarkeit, bring' mir den flüſſigen Kryſtall, in dem ihr Antlitz baden, die dem Grabe des Bettes Entſtiegnen!

Merville. Ei ja, ei ja!

Adele. Knecht des Hauſes, reinige den jung-rinderhäutigen Schuh von der Umklammerung des Staubes!

Merville. Ich hoffe, gerächt zu werden. Bleib' du nur, ich gehe.

Der Wirth (von außen). Nein, ſag' ich, nein und wieder nein!

(Er tritt auf.)

Merville. Was giebt's denn, Herr Bontems? Sie ſcheinen ganz erhitzt.

Wirth. Sieh' doch, dringt mir Jemand ins Haus, mit der Landkutſche angekommen, ein Mantelſack ſein ganzes Gepäck. Und beſteht darauf, hier zu wohnen.

Merville. Die Berühmtheit Ihres Hotels.

Wirth. Eben darum. Derlei Paſſagiers mögen in Kneipen ihre Unterkunft ſuchen.

Ein **Kellner** kommt, einen Mantelſack tragend.

Kellner. Er läßt ſich nicht abweiſen.

Wirth. Ich will ihn wohl abweiſen, ich. Iſt das ſein Mantelſack? (Ihn befühlend.) Dünn! dünn! Dummkopf, der du ihn nahmſt. Hier leg' ihn nieder, hier. (Der Kellner legt den Mantelſack nieder.)

Clairville tritt ein.

Wirth (ihm entgegen). Wer iſt der Herr? Woher kommt man? Was will man? Wie wagt man? Weiß man?

Clairville. Ich bin hieher gewieſen worden.

Wirth. Hieher? In mein Hotel? Zur Stadt Paris? Das haben des Herren Feinde gethan oder die meinigen. Wie kommt man auf die Idee?

Clairville. Ich bin ein Reiſender!

Wirth. Das iſt der Lieblingsausdruck, wenn ſie von zwei Wegſtunden außer dem Weichbilde hereinkommen. Reiſender, mein lieber Freund, iſt man nur, wenn man die Gränze paſſiert hat, mit Extrapoſt fährt, einen Paß, zahlbar auf Sicht, in der Taſche hat, und mit Geld, Maß und Gewicht des Landes unbekannt iſt.

Clairville (in der Weſtentaſche ſuchend, zum Kellner). Hier iſt ein großer Thaler, mein Freund! Nehm' Er nur den Mantelſack auf und zeig' er mir einen anderen Gaſthof.

Wirth (zum Kellner). Nicht angerührt! Du beſchimpfſt mein Haus!

Clairville. Wenn ich meiner Empörung nachgeben wollte! Man hat mir die Bewohner der Hauptſtadt als höflich geſchildert.

Wirth. Wir ſind auch höflich, unter uns, und gegen Fremde von weit her. Kurz, es iſt kein Platz hier.

Adele. Herr Bontems!

Wirth. Mamſell!

Adele. Da iſt ja die Stube im zweiten Stocke. Mein Mädchen kann neben mir an ſchlafen.

Wirth. Behüte! daß ich hohe Herrſchaften moleſtirte.

Merville. Dann die Zimmer hier links hinein.

Wirth. Sind bereits beſtellt, Herr Robertot, hier gegenüber, für einen hochverehrlichen Freund.

Clairville (zum Kellner). Schaff' Er mir Jemand, der mein Gepäck aufnimmt, und zu Ihrer Beſchämung, Herr Wirth, mögen Sie nur wiſſen, daß eben Herr Robertot es iſt, der mich hieher gewieſen hat.

Wirth. Wie wäre das?

Clairville (eine Karte herausziehend). Hier! Karl Robertot, Königsſtraße.

Kellner. Er hat ſich gleich am Thore auf ihn berufen.

Wirth. Und du ſagſt mir nichts davon? Dummkopf! Wie oft hab' ich euch gepredigt: Höflich gegen Jedermann, ohne Unterſchied des Standes!

Clairville. Ich gehe.

Wirth. Verzeihen dem albernen Dienſtvolk. Fehlt ihm an Edukation, Sprachen. Hat nicht die Gabe, den Mann von Stand an den Airs zu erkennen. Man zahlt ihm Lohn wie dem Beſten, muß ſich Alles ſelbſt thun. (Er nimmt den Mantelſack auf.)

Clairville. Nicht doch.

Wirth. Werden nicht an mir die Fehler meiner Leute ſtrafen. Herr Robertot. Drei Zimmer auf die Straße. Seit acht Tagen parat. Belieben großmüthigſt. Hier herein.

Clairville. Ein Etwas ſagt mir, daß ich Ihrer Verlegenheit nicht ſo bald ein Ende machen ſollte. Indeß —

Wirth (gegen Merville gekehrt). Noble Denkungsart.

Clairville. Wer ſeinen Gewinn von Jedermanns Taſche zieht, hat auch Pflichten gegen Jedermann.

Wirth. Wahr, wahr! (Zum Kellner.) Merk dir's, Schlingel!

Clairville. Uebrigens iſt leicht beleidigt zu ſein faſt eben ſo albern als ohne Grund beleidigen.

Wirth. Charmant. Strömen über von Bonmots.

Clairville. Weiſen Sie mir nun die Zimmer an.

Wirth. Jaques! voran! Werde die Ehre haben zu folgen. Hier hinein, ſubmiſſeſt aufzuwarten.

(Mit Clairville in die Thüre links ab.)

Merville. Nun, Adele, wie hat er dir gefallen?

Adele. Wer? Der Fremde?

Merville. Ja, der Fremde, der Dichter.

Adele. Wie, Sie glauben?

Merville. Zweifelſt du noch?

Adele. Der junge Menſch mit den ſchüchternen Mienen?

Merville. Derſelbe.

Adele. Dem peinlich ängſtlichen Benehmen?

Merville. Eben der. Und haſt du die unſtäten Augen bemerkt? Die blaſſe Farbe, die etwas vorgeneigte Haltung? Wie er dem Kellner einen großen Thaler bot, ſtatt eines Viergroſchenſtücks? Sich über die Grobheit des Wirthes unglücklich fühlte, ſtatt ihm hinter die Ohren zu ſchlagen? Seine Empfindlichkeit augenblicklich aufgab und ſich mit allgemeinen Sätzen tröſtete? Es iſt mein Dichter; und der dir nicht mißfiel.

Adele. Nicht mißfiel! Er hätte ſein eigenes Gegentheil ſein müſſen, mir zu gefallen.

Merville. Das geht auch nicht ſo ſchnell. Das Verlieben kommt ſchon hinterher.

Adele. Mein Vater!

Merville. Kind, fühle dich nicht beleidigt, ſonſt muß ich glauben, was ich im Scherz vorausgeſagt, ſei auf dem Wege, im Ernſt wahr zu werden. Wenigſtens wird dir die eben jetzt gemachte Erfahrung gelehrt haben, daß du vorher zu ſchnell geurtheilt und daß du nicht frei biſt von dem, was aus der Gefühlswelt in die Verſtandeswelt übertragen, euch Weiber im Leben ſo viel Schaden thut. Weißt du, was das iſt?

Adele. Es wird wohl nichts Gutes ſein!

Merville. Nichts Gutes, Adele! Einſeitigkeit!

(Er klopft ſie auf die Backen und geht.)

... Sehe Eines das unempfindliche Mädchen!

Adele. Je nu! Im Luſtſpiele verſpottet man die Menſchen, und das kann mich nicht erfreuen; im Trauerſpiele —

Merville. Nu, was da? Iſt Mitleid, Mitgefühl nicht etwas Schönes?

Adele. Wohl noch mehr, mein Vater: es iſt etwas Gutes, Mitleid mit wirklichen Leiden nämlich.

Merville. Aber als ſcheinbar beweinen wir ſie eben. Das iſt die Spitze des Ganzen —

Der Magier.

Zoroaſter.
Du aller Weſen Grund, du aller Welten Ahn,
Geliebt's dir, folge mir, ſo ſtößeſt dich nicht an!
Hom.
Wenn alles gut iſt ſonſt, all was ich hab' erſchaffen,
Die Nacht doch nehm' ich aus, für Jene die nicht ſchlafen.
Man ſtößt ſich links und rechts, kurzum 's iſt eitel Nacht,
Und wenn ich's recht bedenk', wollt', hätt' ſie nicht gemacht.
Zoroaſter.
Du ew'ges Licht.
Hom.
Was Licht! Der Titel ſchwimmt im Seichten;
Ich wollt', ich wär' ein Licht, ſo könnt' ich jetzt uns leuchten!
Zoroaſter.
Urgrund des Grunds.
Hom.
Ich bitt' dich, johl' nicht ſo!
Haſt du vergeſſen denn, daß wir inkognito?
Zoroaſter.
Soll ohne Lob, dein Lob, mir ein Moment verſtreichen?
Hom.
Ihr nehmt uns, merk' ich wohl, zu ſehr für Euersgleichen,
Ihr reicht zur Speiſ' uns dar, was ihr gern ſelber ſpeiſt,
Und lobt uns, weil ihr liebt, daß man euch ſelber preiſt.
Von einem Gott gleich mir, ließ' ich mich etwa loben,

Euch Andre hab' ich längſt der eiteln Müh' entboben.
Freund, was man nicht bedarf, macht wahrlich wenig Spaß;
Drum lieb' ich grad' und kurz, mein Guter, merk' dir das!

Zu brauchen in „dem Magier“. Creuzer[1] zitirt im Gegenſatz von der äußerlichen, leiblichen Darſtellungsart Homers eine Stelle aus dem uralten Dichter Pamphos, der von Zeus auf folgende würdige Art ſpricht:

Ζεῦ κύδιστε μέγιστε θεῶν, εἰλυμένε κόπρῳ
Μηλείῃ τε καὶ ἱππείῃ καὶ ἡμιονείῃ. II, 487.

Ferner in Gegenſatz mit dem Bilde des Zeus von Phidias, die alte Statue zu Olympia mit drei Augen.

---

[1] Symbolik und Mythologie der alten Völker, 2. Ausgabe. 1820.

Das Prius oder die Bekehrung.

Ein rührendes Drama für Beamte.

(1881.)

Perſonen.

Der Präſident.
Kanzleidirektor Sauerbrunn.
Wilhelm Eſel, Direktionsſekretär.
Regiſtrator Ka.
Seine Frau.
Katharina, ſeine Tochter.
Adam Fixlmüllner, Kanzleipraktikant.

Amtszimmer in der Regiſtratur, ringsum Aktengeſtelle. Kanzleipraktikant **Fixlmüllner** auf der Leiter mit einer Aktengabel in verſchiedenen Fächern herumſuchend.

Direktionsſekretär **Wilhelm Eſel** öffnet die Thüre und ruft im Eingange ſtehen bleibend.

Eſel. Prius!

Fixlmüllner. Gleich! Gleich! Herr Direktionsſekretär.

Eſel. Nummer 748, 322, Waſſerbaugegenſtand, Referent Holzwurm!

Fixlmüllner (auf der Leiter ein Kompliment verſuchend, ängſtlich). Im Nu!

Eſel (wie oben). De dato 2. April 1642.

Fixlmüllner (immer ängſtlicher). Sogleich! Faſt könnte ich ſagen, daß ich es wirklich jetzt ſchon habe!

Eſel. Haben Sie's.

Firlmüllner. Eigentlich noch nicht.

Eſel. Regiſtratursnummer 432, Camerale, Faszikel H.

Firlmüllner (ſuchend). H, H.

Eſel. Lachen Sie?

Firlmüllner (halb weinend). Ach nein, ich ſuche litera H. — (weiter ſuchend) H. — H.

Eſel (in dem vorigen Tone). Präſidial-Approbation de dato 2. April 1643.

(Er macht die Thüre zu und geht.)

Firlmüllner. Gleich! Gleich! — Kann ich doch den Quark — — (er ſieht ſich um) er iſt ſchon fort! — Kann ich doch das Hofdekret nicht finden. — Ja du mein Gott, ich ſuche ja immer in Y! (ſuchend) Ja, H. — H. — Da hab' ich's! Vivat! Wenn er nun nur noch da wäre. (Er ſchreit) Herr Kanzleidirektionsſekretär Eſel! Er hört mich nicht mehr. Ich will es aufbewahren, bis er wiederkömmt.

(Er ſteigt von der Leiter herab.)

Aber nur nicht wieder verlegen! — Ich bin im Grunde ein recht unglücklicher Menſch! Was ich angreife, mißlingt mir; was ich irgend hinlege, kann ich nicht wieder finden; was ich jetzt ſchreibe, mißfällt mir in der nächſten Stunde und die anderen Leute wollen auch nicht recht klug daraus werden. Der Herr Regiſtrator meint zwar immer, es würde doch noch gehen; aber es geht nicht! Zu zerſtreut, zu zerſtreut! Andere Gedanken im Kopfe! Ja, wenn man die Regiſter in Verſen ſchriebe, oder Kathinka Regiſtrator wäre! — Kathinka! — Aber fort! fort! — Habe ich mir nicht hundertmal vorgenommen, in den Amtsſtunden nicht an ſie zu denken! Doch da iſt kein Ernſt, keine Gewalt über ſich ſelbſt. Kein Eifer! — O du mein Gott! —

(Seufzend.) Da will ich das Prius hinlegen. Aber was iſt das? Ein einzelner Bogen und bloß weißes Papier! Ach ja, auf der andern Seite! Richtig! Reſolution über den Waſſerſchaden anno 1630. Wozu ſie das nur im Jahr 1821 brauchen mögen? Sie werden's wohl wiſſen! — Da lieg' und bleib', bis er wieder kommt. (Er legt das Prius auf den Tiſch.)

Ach Kathinka! Sonſt pflegte ich dich alle Tage mit einem Gedichte zu begrüßen; aber nun iſt's nicht mehr möglich! Alle Nebenbeſchäftigungen ſind von Amtswegen neuerdings verboten worden, und ich habe mir feſt vorgenommen, keine Verſe mehr zu machen. Ich will ein ordentlicher Menſch werden, ein ordentlicher Beamter; ſonſt kannſt du ja doch nie die Meine werden! Der Vater wäre wohl noch zu bewegen, aber die Mutter! o weh! die iſt eine proſaiſche Natur! Hab' ich nicht neulich zuſehen müſſen, wie ſie meiner ſüßen Kathinka eine Ohrfeige gab, weil ſie ſie über einem Kotzebue'ſchen Familiengemälde überraſchte; eine Ohrfeige (mit Emphaſe), daß die ſüßen Thränen über erdichtete fremde Leiden ſich vermiſchten mit bittern über eigne, wirkliche, unverſchuldete, unleidliche! — O Mordio! (Mit der Fauſt an der Stirne.)

Ich hatte mir damals einige Verſe ausgedacht, ein Gelegenheits-, ein Feſtgedicht; wie waren ſie doch?

„Als du eigne Leiden —

Nicht doch!

„Als du fremde Leiden litteſt,

Richtig, fremde Leiden, der Kotzebue'ſchen edlen Seelen nämlich, wozu ſich dann (mit einer Bewegung und einem Seufzer) die eignen miſchten. Ich wollte, ich hätte das ganze zu Papier gebracht. Aber jetzt iſt keine Zeit. Zur Arbeit! zur Arbeit!

(Er fängt an zu arbeiten.)

Nummero 320, Gemeinde von Strohdorf — Ganz recht fremde Leiden! Der zweite Vers heißt dann: Litteſt du nicht eigne Leiden? — Himmel, da ſchreib' ich nun in den Regiſtratursbogen den zweiten Vers meines Troſtgedichtes! Verwünſcht! Einen neuen Bogen! — Nummero 320, Gemeinde von Leiden. — Da ſteht nun Leiden! Statt Strohdorf, Leiden! Die Verſe ſummen mir im Kopf herum, ich mag anfangen was ich will. Die muß ich mir erſt vom Halſe ſchaffen! Erſt das Gedicht aufgeſchrieben, dann zur

Arbeit. Es ſoll aber bei Gott das letztemal ſein, daß ich Verſe mache in der Kanzlei. — Wo hab' ich denn nur mein Papier hingelegt. (Er zerrt unmuthig die Papiere auf ſeinem Schreibtiſch auseinander.) Der verwünſchte Amtsdiener! Alles wird verzettelt! — Da iſt noch ein unbeſchriebener Bogen. Schnell ans Werk! (Er ſchreibt.)

Troſt gegen elterliche Tyrannei.

„Als du fremde Leiden litteſt,
Litteſt du nicht eigne Leiden'
So kann Phantaſie umkleiden;
Wenn du ihren Beiſtand bitteſt,
Leideſt du auch eigne Leiden
Nur als ob du fremde litteſt."

Schön! — Ganz ſpaniſch! — Das leiden und litten und litten und leiden läßt einen nicht mehr aus. Das will ich ihr zuſtecken, meiner ſüßen Kathinka! Aber horch, ich glaube man kömmt! — Schnell hinein mit dir.

(Er ſteckt das Papier unter den Rock und knöpft ſich darüber zu. Madame Ka und ihre Tochter, beide Marktkörbe am Arm, treten ein.)

Mad. Ka. Iſt mein Mann da?

Firlmüllner (zeremoniös). Erlauben Sie vor allem, Madam —

Mad. Ka. Wo iſt er denn ſonſt?

Firlmüllner. Wer?

Mad. Ka. Mein Mann.

Firlmüllner. Er iſt hier.

Mad. Ka. Warum ſagen Sie denn das nicht gleich?

Firlmüllner. Ich wollte nur vorher den beſten guten Morgen —

Mad. Ka. Papperlapap. (Sie ruft gegen die Thüre rechts.) Ka, komm' heraus!

Regiſtrator (inwendig). Gleich.

Mad. Ka. Dein: Gleich kenn' ich ſchon. Da ſitzt nun der Mann von Morgens bis Abends und ſchreibt und ſchreibt. — Ohne ihn geſchieht nichts, er iſt des Präſidenten rechte

Hand, aber was hat man davon? Von Schonung oder von Vermehrung des Gehalts will doch Niemand was wiſſen. Man muß ſich behelfen, indeß andere — du mein Gott, man weiß ja! — Da iſt auch ſo ein Faullenzer (ſieht ſich nach Fixlmüllner um), Kathy!

Katharina. Mama!

Mad. Ka. Hierher komm! — Hierher, auf meine rechte Seite! Meinſt du, ich ſei blind? Meinſt du, ich ſähe nicht eure Blicke und Winke? Aber warte nur! Und Sie, Herr! Wenn Sie ſich noch einmal beikommen laſſen — die Briefe und Verslieder, die Sie meiner Tochter immer zuſtecken, habe ich heute verbrannt — Wenn Sie ſich aber noch einmal was Aehnliches beikommen laſſen, ſo — denken Sie an mich — ſo haben Sie am längſten hier in dieſen Wänden geſeſſen Mein Mann iſt des Präſidenten rechte Hand, ein Wort von ihm und Sie haben Ihren Abſchied. Sie ſollen mir noch die Kameral- und Salinenregiſtratorin Ka kennen lernen! Element! Mein Mann arbeitet ſich zu Tode, und der Patron da, ſtatt ſein Theil mitzutragen, verſelt und ſcribelt und libelt. — Aber Ka, wo bleibſt du denn?

Regiſtrator (von innen). Gleich! Gleich!

Mad. Ka. Ei was, gleich, gleich! Ich brauche Wachslichter in den Haushalt und Papier zu Haubenmuſtern und Tinte und Federn zum Küchenbuch und Bindfaden zum Bratenwender. Wofür wäre man eine Beamtensfrau, wenn man derlei Dinge auch noch kaufen müßte! Hörſt du?

Regiſtrator. Liegt ſchon Alles bereit!

Mad. Ka. Ich muß nur ſelbſt gehn und zuſehen. Ueber die Gelehrten! — Auf jeden guten Beamten, den der Fürſt bekömmt, kriegt ein Weib einen ſchlechten Ehemann. — (In ihres Mannes Zimmer gehend.) Du biſt doch heute wieder unausſtehlich, Ka! (Zurückrufend.) Komm herein, Kathy! (Ab.)

Katharina. Ja, Mama!

Fixlmüllner (der hinter ſeinem Arbeitstiſch, am entgegengeſetzten Ende ſteht). Du gehſt, Kathinka!

Katharina. Muß ich nicht?

Firlmüllner. Mußt du? Ach!

Katharina. Das Schickſal trennt uns.

Firlmüllner. Der Tiſch! (Er ſtößt mit dem Fuße daran.)

Katharina. Ach!

Firlmüllner. Alſo Alles verbrannt?

Katharina. Alles.

Firlmüllner. Briefe?

Katharina. Alles.

Firlmüllner. Lieder?

Katharina. Alles.

Firlmüllner. Sonnette?

Katharina. Alles! Alles!

Firlmüllner. Oden?

Katharina. Frage mich nicht!

Firlmüllner. Und du vergiß'ſt mich nun?

Katharina. Wenn auch der Himmel uns, ich nie dich!

Firlmüllner. Darf ich's glauben?

Katharina. Die Götter kennen mein Herz!

Firlmüllner. Kathinka!

(Er fällt neben ſeinem Schreibtiſche auf die Kniee.)

Mad. Ka (aus der Thüre heraustretend). Was gibt es denn da? — Was treiben Sie, Herr?

Firlmüllner (der ſich, da es zu ſpät war unbemerkt aufzuſtehen, auch auf die Hände niedergelaſſen hat). Ich — ich ſuche etwas.

Mad. Ka. Auf allen Vieren?

Regiſtrator (der ſeiner Frau nachkömmt). Was gibt's denn?

Firlmüllner. Ich habe etwas verloren!

Regiſtrator. Was denn?

Firlmüllner. Ein — ein Stück Geld.

Regiſtrator. Das muß ſich finden, wir ſind lauter ehrliche Leute hier. (Er bückt ſich und hilft ſuchen.)

Mad. Ka. Mann!

Regiſtrator. Was denn?

Mad. Ka. Schämſt du dich nicht?

Regiſtrator. Ei was; er iſt ein armer Menſch, der ſein Geld nicht ſo mir nichts dir nichts verlieren kann!

Mad. Ka. Merkſt du denn nicht, daß das Ganze eine Finte iſt?

Regiſtrator. Eine Finte, ſein Geld zu verlieren?

Mad. Ka. Er hat es aber nicht verloren.

Regiſtrator. Warum ſucht er es dann?

Mad. Ka. Er ſucht ganz was Anderes.

Regiſtrator. Gleichviel was immer, ich helf' ihm.

Mad. Ka. Deine Tochter ſucht er.

Regiſtrator. Unterm Tiſche?

Mad. Ka. Ueberall.

Regiſtrator. Da ſteht ſie ja.

Mad. Ka. Leider.

Regiſtrator. Sollte ſie nicht?

Mad. Ka. O, ihr Gelehrten, was ſeid ihr dumm!

Kanzleidiener. Hier kommen Se. Excellenz.

Katharina. Gott ſei gelobt!

Kanzleidiener. Aber hier ſpricht er Niemand; er geht nur durch.

Katharina. Ich muß.

Kanzleidiener. Wagen Sie's nicht. (Sich in Poſitur ſtellend.) Da iſt er.

Präſident kommt, ſchwarz gekleidet, aus der Seitenthüre und geht quer durchs Zimmer.

Katharina. Ew. Excellenz!

Präſident (im Vorübergehn). Auf Morgen bitt' ich, Morgen.

Katharina. Heute oder nie! (Sie fällt auf die Kniee.) Ew. Excellenz!

(Fizlmüllner kniet in einiger Entfernung nieder.)

Präſident. Was wollen Sie? Stehen Sie auf! Vor Gott kniet man, ich bin nur ein Menſch. Mich freut, wenn ich Ihnen dienen kann. (Zum Kanzleidiener halblaut.) Eſel! was läßt Er mir die Leute herein? (Zu Katharina.) Stehen Sie auf! Sie auch dort! Gehören Sie zuſammen? Deſto beſſer, ſo thun wir's in Einem ab. Was wünſchen Sie? Eigentlich ſollte man vor Ihnen knieen, nur die Schönen haben dieß Vorrecht. Mädchen? Frau?

Katharina. Leider noch nicht Frau, Ew. Excellenz.

Präſident. Ich verſtehe. Heirats-Lizenz? Gewährt!

Katharina. O nein, Ew. Excellenz.

Präſident. Gewährt, gewährt, ohne Anſtand. Gebe es Ihnen wohl, machen Sie das Glück Ihres Gatten. Adieu.

Katharina. Ach Ew. Excellenz, wenn es nur das wäre? Ich bitte nicht für mich, für jenen dort bitte ich, für den unglücklichſten von Ew. Excellenz Beamten.

Präſident. Ja ſo. Dienſtangelegenheit?

Katharina. Ja, Ew. Excellenz.

Präſident. Und ſind nicht ſeine Frau?

Katharina. Derzeit nur ſeine Freundin, Ew. Excellenz.

Präſident. Freundin? Ich verſtehe, ich verſtehe. Wie alt ſind Sie?

Katharina. Er iſt 30 Jahre, Ew. Excellenz.

Präſident. 30? — Ja ſo — Er. — Ja ſo — Gut. Gutes Alter — 30 Jahre. Und wie heißen Sie?

Katharina. Er heißt Adam Fixlmüllner.

Präſident. Wieder — Er? Ganz recht, Adam Fixlein.

Katharina. Fixlmüllner, Ew. Excellenz, Regiſtraturs-Praktikant.

Präſident. Richtig, Fixlmüllner. Sie ſagen ganz recht. Ich weiß, Anton Fixlmüllner.

Katharina. Adam.

Präſident. Wie meinen Sie?

Katharina. Er heißt ſo, mein' ich; Adam Fixlmüllner.

Präſident. Ich weiß. Man hat mir davon geſagt. Adam — Herr — Adam — ich — ich weiß ſchon.

Katharina. Adam Fixlmüllner. Ein allerdings garſtiger

Name. Ich pflege ihn daher auch unter uns, zumal er auch Dichter iſt, verſchönernd Adolph Müllner zu nennen. —

Präſident. Adolph Müllner? Vielleicht ein Verwandter jenes in Weißenfels? Sublimer Poet! Auch Dichter? Schön, ſchön, freut mich.

Katharina. Verzeihen Ew. Excellenz. Ich nenne ihn nur zum Scherz ſo.

Präſident. Ja ſo, ja ſo. Adolph Müllner, gleichſam Lobriquet, Spitzname! Beißt er etwa auch, beißt er? Ha, ha, ha. Gut. Ich bin mit Ihnen zufrieden. Und ſo leben Sie wohl! Auf Wiederſehn!

Katharina. Ew. Excellenz, unſere Bitte!

Präſident. Noch eine Bitte! Sprechen Sie frei, ſie ſei Ihnen gleichfalls gewährt.

Katharina. Ich komme erſt eigentlich mit meiner Bitte.

Präſident. Kommen Sie immer, kommen Sie.

Katharina. So ſprich doch du, Adolph, ich kann das nicht ſo erzählen.

Präſident. Gut, ſprechen Sie! (Zum Kanzleidiener.) Was iſt die Uhr, Steyrer?

Kanzleidiener (ſeine Uhr aus der Taſche ziehend). Zwölf vorüber.

Präſident. Teufel, ſo viel! (Seine Uhr aus der Taſche ziehent.) Meine Uhr ſteht. (Er hält ſie ans Ohr.)

Firlmüllner. Ew. Excellenz, ich bin der unglücklichſte aller Menſchen.

Präſident. Unglücklich, wie ſo? — Steyrer, hat Er keinen Uhrſchlüſſel bei ſich?

Kanzleidiener. Hier, Ew. Excellenz.

Präſident. Unglücklich ſagen Sie? (Er zieht die Uhr auf.)

Firlmüllner. Ein wichtiges Prius iſt in der Regiſtratur verloren gegangen.

Präſident. Ein Prius? Hm! — Wie viel Minuten über zwölf?

Kanzleidiener. Vier, Ew. Excellenz.

Präſident (die Uhr richtend). Eins, zwei, drei, vier.

Fixlmüllner. Mir gibt man den Verluſt deſſelben Schuld.

Präſident. Höchſt ungerecht. Waren Sie vielleicht eben damals zufällig in der Regiſtratur zugegen?

Fixlmüllner. Ich diene in der Regiſtratur.

Präſident. Ja ſo, das ändert die Sache. Hier iſt Ihr Uhrſchlüſſel zurück — ja es iſt Sein Uhrſchlüſſel, Steyrer — nehm' Er! Hier! — In der Regiſtratur dienen Sie? Richtig, richtig. Sie ſind ja der Regiſtrant Wehrbruck?

Katharina. Er iſt der Praktikant Fixlmüllner.

Präſident. Ich weiß, ich weiß! Sein Sie ruhig, ich nehme Alles auf mich. Findet ſich das Original-Prius wieder, gut; findet ſich's nicht, ſo ſoll man eine Kopie davon nehmen, ſie thut dieſelben Dienſte. Gehn Sie beruhigt, ich werde ſchon machen. Adieu.

Fixlmüllner. Aber eine Kopie, wenn das Original verloren iſt —

Präſident. Ich nehme Alles auf mich. Gehn Sie beruhigt.

Katharina. In jedem Fall zählen wir auf Ew. Excellenz Schutz.

Präſident. Sie ſind deſſen ſicher. Adieu.

Beide. Wir danken gehorſamſt, Ew. Excellenz.

Ich bin nun überzeugt, ſprach **Fixlmüllner**, daß ich keine Anlage zum Dichter habe: Keine Originalität; wenn auch nicht geſtohlne Ausdrücke, doch zuſammengeſtoppelte Gedanken. Wenn Goethe, Schiller und Shakeſpeare über mich einen Konkurs eröffneten, ich müßte affenkahl daſtehen. Hm! verſetzte **Hopmeier**. Kannſt du noch zweifeln? ſprach Hanns Jacob Rouſſeau und ſetzte ſeine Confeſſions alſo fort: Ich habe zu früh und zu viel geleſen. Ich habe mir mit köſtlichen Speiſen den jungen Magen überladen und muß ſie nun in Unrath verwandelt von mir geben. Ich verſpüre manchmal ein Deficit an Verſtand und dennoch bin ich zu klug; verſtändig mag und muß der Dichter ſein, aber ums Himmels willen nicht zu klug. Nur Kinder ſollen an den Brüſten der Muſen ſaugen, ſiehſt du einen gemachten Kerl dran hängen, ſo denk immer zu, es ſei Einer, der die poetiſche Milchkur braucht gegen des Lebens Schwind- und Dürrſucht. Und wie viele Kinder giebt's? Ich aber ſage euch, wer nicht wird wie dieſe, wird nicht ins Himmelreich der Poeſie eingehen. Mit einem Worte, es iſt vorbei, ich bin Gott ſei Dank noch früh genug von dem poetiſchen Fieber, das noch dazu ein kaltes war, kurirt und rühre keine Feder mehr an. Wer nicht Adlersgefieder hat, ſtehe bei Zeiten ab; auf Gänſefedern hat ſich noch Niemand zur Unſterblichkeit aufgeſchwungen! Hm, brummte Hopmeier. Du glaubſt, ich ſcherze; aber bei mir ſelber ſchwör' ich's, der ich ein Gott war wie du, ich will die Menſchheit erlöſen; von einem Dichter nämlich, und zwar von mir. Zeig mir einen originellen Gedanken, nur einen aus all meinen Schriften. Vielleicht wirſt du anführen die Stelle, die dir einſt ſo gefiel:

Entblättert iſt des Daſeins ſchöne Blume,
Es reift des Seins erhabne Himmelsfrucht.

F. will ſich ſehr oft erſchießen, hat aber nie den Muth dazu.

Hopmaier will Variationen über's Einmaleins herausgeben.

(1827.)

Zu Fixlmüllners Charakteriſtik.

Ungefähr zwiſchen Hamann und Rouſſeau. Zwar verſteht ſich: tiefer als beide, aber in gleicher Entfernung von beiden; mitten inne war, als Menſch, ſein Platz.

(1828.)

(Firlmüllner.) Von Natur war ihm eine gewiſſe mißmuthige Redeſcheu angeboren, die er aber nach Willkür ablegen und beinahe das Gegentheil derſelben bis zu einer vorlaut-naſeweiſen Redſeligkeit ſteigern konnte. Doch war ihm letzterer Zuſtand ein äußerſt widerlicher, und er warf ſich ihm nur dann in die Arme, wenn er in Geſellſchaft bei Ausſicht auf höchſte Langeweile in Gefahr war, ganz zu verſtummen. Die ihm angeborne Rede- und Menſchenſcheu ward in ſeiner Jugend auch noch dadurch gehegt und verſtärkt: Erſtens, daß er einen Widerwillen gegen den Klang ſeines Namens hatte, und in die größte Verlegenheit gerathen konnte, wenn ihn Jemand bei demſelben nannte, oder wohl gar nach ſeinem Namen fragte. (Gedruckt hat er ihn noch lange nachher nicht ſehen und leſen können.) Zweitens hatte er von ſeiner Mutter den ihrer Familie eigenen Fehler einer liſpelnden Ausſprache geerbt, deſſen deutliches Bewußtſein ihm jedes Geſpräch zur eigentlichſten Marter machte. Durch die größte Anſtrengung aber (wobei ihm beſonders das nach Demoſthenes' Beiſpiel verſuchte laute Sprechen mit kleinen Steinen im Munde den weſentlichſten Nutzen gewährte) gelang es ihm in der Folge, dieſes Fehlers, beinahe bis auf die letzte Spur, Herr zu werden.

Prokruſtes.

Tragikomödie mit dem Chor in drei Aufzügen.

(1824.)

Perſonen.

Prokruſtes, König von Normalien.
Die Prinzeſſin, ſeine Tochter.
Muſchard, Prinzipelminiſter.
Theſeus.
Hanswurſt, ſein Diener.

Erſter Aufzug.

Freie Gegend am Meere. Im Vordergrunde eine Quelle mit einem Raſenſitz daneben.

Die **Prinzeſſin** kommt, weiß gekleidet, mit dem Cynoſur, einem Schäferſtabe in der Hand, der nach Art eines Maßſtabes eingetheilt iſt. Sie treibt eine Heerde vor ſich her, die aus ſonderbar verkürzten und verlängerten Figuren beſteht, die auf allen Vieren kriechen und mit Schafpelzen bekleidet ſind.

Prinzeſſin
(ſingt im Auftreten).

Weide, weide, weide,
Kleine Heerde, du!
Haſt zwar wenig Freude,
Doch dafür auch Ruh!

Chor.

Bäh! Bäh!

Prinzeſſin (fährt fort).

Luſt und Kummer machen,
Beide Störung nur;
Lach drum, willſt du lachen,
Nach dem Cynoſur!

Chor.

Bäh! Bäh!

Abgeriſſene Ideen dazu:

Prokruſtes, König des Normallandes (er nennt ſich ſelbſt den Normalkönig), läßt alle Bewohner ſeines Staats, auch die Durchreiſenden, nach ſeinem eigenen Maße, fünf Schuh zwei Zoll, zuſtutzen oder ausdehnen. Er iſt übrigens ganz gutmüthig und hat kein Arges bei ſeinem Verfahren. Sein Räſonnement dabei iſt: Bin ich ein gutgewachſener Mann? — Ja. — Iſt gegen meine Größe, fünf Schuh zwei Zoll, etwas einzuwenden? — Nein! — Es iſt alſo auch nichts dagegen einzuwenden, wenn ich die Anderen von gleicher Größe zu haben wünſche. Ergo —

Theſeus iſt zu groß: er ſoll abgeſchnitten werden; Hanswurſt, ſein Diener, zu klein: er muß gedehnt werden. Umſonſt wendet dieſer ein: ein gedehnter Hanswurſt ſei die erbärmlichſte Sache von der Welt. Der König bleibt bei ſeinem Sinn. Wenn ihn Jemand von ſeinem Verfahren abbringen wollte, müßte er ihm beweiſen können, daß es Unrecht ſei, fünf Schuh zwei Zoll zu haben; ſo lange man das nicht kann, glaubt er völlig im Recht zu ſein.

Er gibt dem Theſeus die beſten Worte, um ihn zu bewegen, ſich gutwillig der Operation zu unterziehen. Er verſichert, ſo geſchickte Leute in ſeinem Reiche zu haben, daß das Abſchneiden gar nicht ſchmerze; als dieſer aber durchaus bei ſeinem Rechte beharrt, ſo groß zu ſein, als ihm beliebe, hält er ihn für hartnäckig und ſich für berechtigt, den Fremdling auch gegen deſſen Willen zu ſeinem Beſten zu zwingen.

Die Prinzeſſin hütet die Heerde, die aus beſchnittenen und geſtreckten Autoren jeder Art beſteht. Shakeſpeare, Calderon, Schiller, Goethe theils oben, theils unten, theils in der Mitte grotesk abgekürzt. Andere ſind theils gedehnt worden: Holberg, Hafner, Kotzebue, theils haben ſie ſich ſelbſt geſtreckt: Tieck, beide Schlegel, Müllner, Houwald, und ſo gehen ſie eines Schrittes mit einander; nur daß die gekürzten von ihren Tücken und Sprüngen nicht laſſen wollen, jedesmal aber von der Prinzeſſin zurecht gewieſen und mit ihrem nach Art eines Maßſtabes eingetheilten Schäferſtabe, dem Cynoſur, auf die Köpfe geklopft werden. Dieſe Heerde bildet den Chor.

Dem tüchtigſten Schafbocke der Heerde, Shakeſpeare, dem die abgeſchnittenen Theile immer nachwachſen wollen, ſind zwei Lämmer an die Seite gegeben, die ihn einengen und abhalten, die Erklärer Tieck und Franz Horn. Ebenſo Calderonen die Ueberſetzer Gries und Malsburg. Eine Schaar Nachahmer thun das Uebrige, ſie unſchädlich zu machen.

(1810.)

Unſere Theaterdirektion gleicht dem Räuber, den Theſeus erſchlug (ich weiß nicht mehr, wie er hieß). Dieſer legte nämlich die Reiſenden in ein eiſernes Bette, und wenn ſie größer als dieſes waren, ſchnitt er die herausragenden Theile ab. So auch die Direktion. Iſt ein Stück für die Erbärmlichkeit zu groß, ſo ſchneiden ſie ihm getroſt den Kopf ab.

(1811—1812.)

Unſere Theater-Entrepreneurs machen es mit den Schauſpielen wie der bekannte Räuber Prokruſtes mit den Reiſenden. Sie haben ein enges Bette, in dieß legen ſie jedes Stück, und was zu groß iſt und nicht hineinpaßt, wird zu beiden Enden abgeſchnitten. Daher ſehen wir Shakeſpeare ſo oft auf unſern Theatern lahm und ohne Kopf.

Der Zauberflöte zweiter Theil.

(1826.)

Erſter Aufzug.

Kleines, ärmlich möblirtes Zimmer.

Saraſtro allein in bürgerlicher Kleidung, er legt Fidibus zuſammen und ſingt dabei.

In dieſen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht —

(Sprechend.)

Bei alle dem aber, wenn ich dem verfluchten Monoſtatos Eins verſetzen könnte, ſollte es mir doch nicht leid thun. Aber der Kerl iſt verſchanzt bis an die Ohren, und die Königin der Nacht beſchützt ihn.

(Singt weiter.)

Und iſt ein Menſch gefallen —

(Sprechend.)

Nun, wenn irgend ein Menſch tief gefallen iſt, ſo bin ich's. Kaliph, Vorſteher der Eingeweihten, Beſitzer des mächtigen Sonnenkreiſes und nun — Kanzleiſekretär mit dreihundert Gulden Gehalt. Daß dich! daß dich! Sogar den Tabak habe ich mir abgewöhnen müſſen, um nur das liebe Brod ſchaffen zu können. Zu angenehmer Erinnerung der Vergangenheit und als Vorrath für eine beſſere Zukunft falte ich Fidibus und rauche dazu in der Imagination.

Pamina kommt mit einem Topfe und Semmel.

Saraſtro. Guten Morgen, meine Tochter! Was bringſt du mir da?

Pamina. Das Frühſtück, lieber Vater!

Saraſtro (gierig in das Gefäß blickend). Kaffee?

Pamina. Suppe.

Saraſtro (kleinlaut). Setz' immer hin! — O meine Tochter, welche Veränderung! Erinnerſt du dich noch der Frühſtücke von ehmals?

Pamina. Kaffee mit Milch!

Saraſtro (ſeufzend). Geſtopfte Pfeifen! — Und dann, ſo oft es Schmaus bei den Eingeweihten gab, der Abhub für die Famülie. Roth und ſchwarze Hunde von eitel Gefrornem, roth und ſchwarze Mandeln. Die herrlichen Kapaunen aus Steiermark, die uns gebraten ſo wohl ſchmeckten, obgleich ich ſie in der Folge wieder erſetzen mußte, in verkleinertem Maßſtabe nämlich. Endlich die Feſte an meinem Geburtstage. Weißt du? Morgen iſt mein Geburtstag.

Pamina (verlegen). Morgen? wirklich?

Saraſtro. Was liegt daran, wenn es auch vergeſſen wird. Die glänzendſte Feier würde doch nur ein Schatten gegen die vergangnen Jahre ſein. Famülientafel der Eingeweihten, Punſch vom Sprecher, Quartett der drei Knaben. O Iſis und Oſiris!

Pamina. Seid ruhig, Vater! Das Alles kann wieder kommen!

Saraſtro. Wieder kommen? Hat nicht der abſcheuliche Monoſtatos den Tempel der Weisheit, der Mäßigkeit und Tugend aufgehoben? Beſitzt nicht die Königin der Nacht jetzt den mächtigen Sonnenkreis, der eigentlich nichts iſt als ein künſtlicher Apparat zum Anzünden der Tabakspfeifen. Bin ich nicht in ein Bureau geſteckt und muß nicht Tamino abſchreiben im Kanzell? Ich habe mich für heute krank gemeldet zur Feier meines morgigen Geburtstages; aber was übermorgen und überübermorgen, und alle Tage meines kommenden Lebens? (Er weint.)

Pamina. Wenn ich den garſtigen Mohren hätte erhören wollen!

Saraſtro. Potz wenn und aber!

(Er ſingt.)

Ha, gebt dem Ehrenmann ſogleich
Nur ſiebenundſiebzig Sohlenſtreich'.

(Sprechend.)

Ihn erhören und mir nichts davon ſagen wäre beſſer als ungeſchehen davon ſprechen und in der Miſere ſtecken.

Pamina. Da kommt Tamino aus der Kanzlei.

Saraſtro. Der wird eben auch nicht viel Kluges wiſſen. Seit er ſeine Zauberflöte verloren hat, tanzen Affen und Bären auf ſeiner Naſe, ſtatt nach ſeiner Pfeife.

Tamino kommt mit einem Pack Schriften, den er auf den Tiſch wirft.

Tamino. Guten Morgen!

Saraſtro. Eben ſo viel!

Pamina. Wie haſt du gelebt? Einziger! Geliebter!

Tamino. Gelebt? Mordio! Lieber zweimal durch Feuer und Waſſer gehen, als einmal in die Kanzlei!

Saraſtro. Das haben wir ſchon längſt gewußt; wenn du keine größeren Neuigkeiten haſt, ſo erſpare dir die Mühe des Erzählens.

Tamino. Unſer Feind Monoſtatos iſt Oberaufſeher und Direktor aller Licht- und Feuer-Löſchanſtalten geworden.

Saraſtro. Teufelskerl!

Tamino. Er iſt geadelt worden mit dem Prädikat: Edler von Schneeweiß.

Saraſtro. Der Kerl iſt ja ſchwarz wie die Nacht.

Tamino. Wenn er weiß wäre, brauchte man den Leuten nicht erſt zu befehlen, ihn dafür zu halten. Er iſt der Liebling der Königin der Nacht.

Saraſtro. Er lag immer mit ihr unter Einer Decke.

Pamina. Pfui! Seht, wie ich roth werde!

Saraſtro. Soll ich mich etwa auch noch im Reden genieren? Die Strafgelder ſind aufgehoben. Wie ich ſagte: Sie ſteckten immer beiſammen.

Pamina. Ich gehe.

Saraſtro. Den Henker auch! Ich denke an keine Zweideutigkeit, dein übermenſchliches Zartgefühl verdreht mir die Worte im Munde.

Tamino. Wenn nur Papageno noch unter uns wäre. Er war ein anſchlägiger Kopf, er wußte immer Auswege.

Saraſtro. Er iſt der einzige von meinen Söhnen, der von mir abgefallen iſt im Unglück. Man hat ihn beſtochen. Er iſt, wie ich höre, Hof-Vögellieferant geworden.

Pamina. Nun iſt's genug. Meine Ohren können ſolche Greuel nicht mit anhören. Tamino, ich erwarte dich am bewußten Orte, wo keine zuchtvergeßne Zunge unſere holde Vertraulichkeit ſtören ſoll. (Sie geht.)

Saraſtro. Mord-Tauſend-Sapperment! Eine ſolche Schamhaftigkeit macht ſich ſelber die Zoten, über die ſie dann erröthet. Gib acht auf ſie, mein Sohn, ſolche Tugenden ſtehen nicht immer auf den feſteſten Beinen. Haſt du nichts von den weiteren Schickſalen der Eingeweihten gehört?

Tamino. Weniges und unbeſtimmt. Die drei Knaben ſind zu einem Tiſchler in die Lehre gegeben worden. Er ſoll nützliche Bürger aus ihnen bilden.

Saraſtro. Nu, nu! Nicht aus jedem Klotz wird ein Merkur, aber aus jedem Merkur kann ein Klotz werden!

Tamino. Dem Sprecher iſt Schweigen auferlegt worden.

Saraſtro. Aber *denken* darf er doch, was er will?

Tamino. Darüber weiß man nichts Beſtimmtes: doch glaub' ich, daß wenn er von dem Gedachten nichts laut werden läßt —

Saraſtro. Nu, alſo Gedankenfreiheit wenigſtens!

Tamino. Das alte Weib verkauft an den Straßenecken Prozeſſionsordnungen und Firmungs-Stirnbänder.

Saraſtro. So! ſo!

Tamino. Die Sklaven aus Saraſtro's Gefolge hat man bei ihrem bisherigen Zuſtande unverändert belaſſen.

Saraſtro. Doch Ein menſchenfreundlicher Zug. Komm, mein Sohn, laß uns jetzt zu deiner Frau hinaufgehen.

Tamino. Verzeiht! Aber das kann nicht ſein.

Saraſtro. Warum nicht? Ich will hinauf.

Tamino. Nun denn! Sie iſt beſchäftigt. Habt Ihr denn auf den morgigen Tag vergeſſen?

Saraſtro. Mein Geburtstag!

Tamino. Euer Geburtstag — und ſie iſt beſchäftigt! — Merkt Ihr nun endlich?

Saraſtro. Ah, eine Ueberraſchung. Nun, ich will eure Freude nicht ſtören! Obgleich die früheren Geburtstage! die früheren Geburtstage. — Laß uns ins Freie, wir wollen von den alten Zeiten plaudern.

(Beide ab.)

Saal im Hauſe der Königin der Nacht.

Monoſtatos. Die drei Damen.

Erſte Dame. Es iſt nicht möglich, ſage ich Ihnen!

Monoſtatos. Ich muß die Königin ſprechen.

Zweite Dame. Sie ſchläft.

Monoſtatos. Sagt ihr, ich hätte wichtige Dinge zu melden.

Dritte Dame. Nun, auf Ihre Gefahr!

(Die drei Damen ab.)

Monoſtatos (hat ſich in einen Seſſel geworfen, jetzt ſpringt er auf). So ſei es! Keine Raſt! Entweder dieſe Eingeweihten müſſen zu Boden, oder ich! Soll Jemand luſtig ſein, indeß ich traurig bin? Sollen ſie die Nächte durchſchwärmen, während ich an den Nägeln kaue? Und warum? Weil ich die Farbe eines ſchwarzen Geſpenſtes trage? Habe ich nicht das Prädikat: Edler von Schneeweiß gekauft? — Und dann: was iſt denn weiß? Weiß! Weiß! Weißes Papier, leeres Papier! — Ich habe mich oft ſchon tagelang gewaſchen, und kann dieſe verfluchte Farbe nicht von den Backen bringen! Ich will euch eure Weiße verſalzen! — Pah! ſind ſie denn auch weiß? Der Eine unter ihnen iſt roth wie ein geſottener Krebs, und doch ſieht er auf mich herunter und ſagt, ich ſei ſchwarz. Höll' und Teufel! Ihr ſollt mich noch weiß finden, wie gefallenen Schnee.

Ruhe ſoll ich halten? Haltet denn ihr Ruhe? Ich habe ſie überfallen, aufgehoben, mißhandelt, und doch fürchten ſie ſich nicht vor mir, verweigern mir ſogar die ſchuldige Ehrerbietung. Wenn ich dem Tamino auf der Straße begegne, ſo grüßt er entweder gar nicht oder mit einem leichten Zucken des Hutes. (Er ſetzt ſeinen Hut auf und tritt vor den Spiegel.) So! — Nicht einmal! — So vielmehr! daß der Hinterkopf kaum zwei Zoll hoch entblößt wird und der Hut an die Stirne herabſinkt! — So! (Er macht Geberden gegen den Spiegel.)

Mein Hemdkragen iſt nicht weiß gewaſchen. Die Halsbinde ſitzt ſchief. (Er putzt ſich.) Im Grunde bin ich ſo ſchwarz nicht; nur etwas brünett. Und doch mögen mich die Mädchen nicht leiden und ſchielen nach dieſen Laffen, dieſen Eingeweihten! Hol' euch der Teufel! Hätt' ich darum mich gefügt und geſchmiegt, mir Alles gefallen laſſen, den guten Freundinnen entſagt, den Sittenrichter geſpielt, um nun nicht einmal mein Anſehen, meine Macht genießen zu können? Ich will unerbittlich ſein! Ich träumte neulich, Tamino gäbe mir eine Ohrfeige! Er ſoll nicht leben! — Ich will dich lehren, vor Männern von Einfluß den Hut tiefer abziehen!

(Er ſetzt wieder den Hut auf und macht Verbeugungen in den Spiegel.)

Die Königin der Nacht tritt aus ihrem Zimmer und ſieht ihm eine Weile zu; dann:

Königin. Was machen Sie da, Direktor?

Monoſtatos. Ich — ich — übe mich in der Höflichkeit.

Königin. Nicht nothwendig. Die Schuldigkeit gethan ohne Ceremonie. Schließen Sie die Balken, meine Augen können den Tag nicht vertragen.

Monoſtatos. Gnädige Fürſtin —

Königin. Nun? Warum ſchließen Sie nicht?

Monoſtatos. Ich dachte, weil ich zu leſen —

Königin (zornig). Leſen?

Monoſtatos. Was ich hier pro memoria aufgeſchrieben.

Königin. Schreiben?

Monoſtatos. Verzeiht, es ſind Akten!

Königin. Akten? Nun, dann mag's hingehen. Ueberhaupt gebt den Auftrag, daß man im Lande nur ſo viel Papier verfertige, als ich für meine Kanzleien bedarf.

Monoſtatos. Sehr wohl.

Königin. Beſchäftigt meine Beamten mehr, denn ich höre — habt Ihr nicht Kölner Waſſer? — ich höre, ſie leſen. Schließt den Balken wenigſtens zur Hälfte.

Monoſtatos (ſchließt den Fenſterbalken).

Königin. Ich habe mir geſtern zu Nacht mit Schinken den Magen verdorben. Verbietet Jedermann, Schinken zu eſſen: mir bekommt er nicht wohl.

Monoſtatos. Wird geſchehen.

Königin. Auch ſollen die Leute auf den Promenaden nicht ſo ſchnell gehen; aber auch nicht zu langſam — führt einen gewiſſen Takt für das Spazierengehen ein. Eins, zwei; eins, zwei! So dächte ich, wär's für Jedermann recht. So pflegte ich zu gehen, da ich noch in die freie Luft ging. Verſucht's einmal.

Monoſtatos (ſpaziert im Zimmer herum).

Königin (zählt). Eins, zwei! — etwas ſchneller! — halt, zu raſch! — Eins, zwei! — Nicht ſo langſam! — Eins, zwei! — So, gut! — Iſt dieß nicht der bequemſte Schritt?

Monoſtatos. Bei Weitem. (Er trocknet ſich den Schweiß).

Königin. Ich war geſtern im Theater. Die Bänke leer. Ich höre täglich von Freibilleten, laßt Zwangsbillete austheilen. Was wollen die Leute? Wenn ich mich ennuyire, können ſie's auch. Auch ſollen die jungen Mädchen nur mit bedecktem Halſe ausgehen. So was erregt Begierden.

Monoſtatos. Ah!

Königin. Warum ſeufzt Ihr? Eure Zeiten ſind vorüber, Monoſtatos. Aber Ihr dient mir jetzt mit der Feder. Ich bin mit Euch zufrieden.

Monoſtatos. Allein was iſt das gegen ſonſt.

Königin. Taisons. Was habt Ihr noch?

Monoſtatos. Die Eingeweihten —

Königin. Was, Eingeweihte! Gibt's denn noch Eingeweihte? Wiſſen Sie denn nicht, daß ich nicht will, daß ſie exiſtiren? Ich bin zu mild. Ich laſſe Niemand hinrichten, kaum wird noch je und dann Einer eingeſperrt auf lebenslang. Ich muß ſtrenger werden. Was iſt's mit den Eingeweihten?

Monoſtatos. Sie verſammeln ſich wieder!

Königin. Peste.

Monoſtatos. Bei verſchloſſenen Thüren.

Königin. Ich will keine Thüren in meinem Lande! Glasthüren höchſtens.

Monoſtatos. Ein Zimmer im zweiten Stocke von Saraſtro's Wohnung wird ſeit einiger Zeit verſchloſſen gehalten. Niemanden iſt der Eintritt erlaubt, man trägt verdächtiges Geräthe hinauf. Ich habe ſelbſt von einem Fenſter gegenüber zugeſehen.

Königin. Gegenüber? Wer wohnt dort?

Monoſtatos. Es iſt — es iſt eine weitläuftige Verwandte. Eine geborene Kanal-Ratz.

Königin. Kanal-Ratz? Je ne connais pas cette famille.

Monoſtatos. Erſt ſchleppte man ein Bündel Stäbe hinauf, es ſchienen Pfeile.

Königin. Feilen.

Monoſtatos. Pfeile. (Er macht die Pantomime des Bogenſpannens und Losſchießens.)

Monoſtatos. Wachslichter.

Königin. Hm!

Monoſtatos. Ferner eine ſchwarz und rothe Stange mit etwas Glänzendem an der Spitze; lanzenartig.

Königin. Ich ſchaudere.

Monoſtatos. Mehrere Beutel mit ſchwärzlichen, kleinen, nicht zu unterſcheidenden Körperchen.

Königin. Gift?

Monoſtatos. Oder Schießpulver. Auch Feuer und Stahl. Zündſchwamm!

Königin. Ueber die Mordbrenner!

Monoſtatos. Eine Lampe.

Königin. Lampe? Mir ſchmerzen die Augen vom Zuhören. Verſammelt Eure Macht. Hebt ſie auf. Inquirirt, juſtifizirt! Ich verlaſſe mich auf Euch. Adieu. (Sie geht.)

Monoſtatos. Vivat! (Er macht einen Rundſprung.) Aber man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Herein ihr unterthänigen Diener meiner Einfälle. Ihr Ueberläufer von Profeſſion! Ihr Nacht- und Tagvögel, je nachdem man euch braucht und zahlt! Herein! und hört und wirkt und eilet.

Die **Thiere** aus der Zauberflöte treten ein, der **Elephant** an ihrer Spitze.

Monoſtatos. Meine Herren! Wichtige Dinge gehen vor. Die Eingeweihten verſammeln ſich wieder. Wir dürfen das nicht dulden. Wir dürfen gar nichts dulden. Wie viel ſind unſer?

Einer. Zehn Affen.

Zweiter. Eilf Bären.

Dritter. Und Ein Elephant.

Monoſtatos. Gut. Nehmen Sie noch aus Papageno's Käfig einige Galgen- und ſonſtige Vögel; die ſeither wieder geheilte Schlange nicht zu vergeſſen. Dreißig bis einunddreißig Kombattanten werden hinreichen. (Zum Elephanten.) Ihnen mein Herr, vertraue ich die Leitung des Ganzen.

Ihre Gelenkigkeit und Delikateſſe iſt mir bekannt. Sie haben zu Schikaneders Zeiten Saraſtro'n auf dem Rücken getragen, ſind aber ſeitdem durch einen Wagen, von Gefangenen gezogen, verdrängt worden. Das Gefühl der Zurückſetzung wird Ihren Dienſteifer verdoppeln. Ueberfallen Sie die Eingeweihten, durchſuchen Sie das Haus, nehmen Sie Alles mit, was nicht niet- und nagelfeſt iſt. Laſſen Sie ſich nicht von Ihrer feinen Empfindung hinreißen, mein Elephant, ſondern ſeien Sie ſtreng, ja grob. Ich verlaſſe mich auf Sie. Lohn und Ehre erwartet euch! (Er geht.)

Elephant (kommandirt). Halt! Richt' euch! Kopf zu, Taſchen auf! Links um!

Sie marſchiren ab und ſingen dabei folgenden Chor:

Brumm, Brumm!
Krumm, Dumm!
Schleicht und ſchnüffelt rings herum.
Pflock, Block,
Haſelſtock!
Kriegt ein Jeder 's Kreuz an Rock.
Im Tunkeln iſt gut munkeln.
Ich bin müd', mein Schatz.
Iſt nirgends ein beſſerer Platz?
Frau Gevatterin, leih' mir d' Scheer'.
Wo ſteht's leer?

Sie führen ein Ballet auf, das Kinderſpiel: „Gevatterin, leih' mir die Scheere", nachahmend, wo Einer den Platz des Andern zu erhaſchen ſucht.

(Der Vorhang fällt.)

Die Vogelſcheuche.

Ein phantaſtiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

(1835.)

Perſonen.

Poldmaſter, ein Mechanikus.
Magiſter Ubique, Schulrektor.
Hannchen, ſeine Tochter.
Baldrian, Amtsſchreiber
Ledebrinna, ein Popanz.
Verſchiedene Popanze und Phantome.

Erſter Aufzug.

Angenehme Gegend, im Hintergrunde halb durch einen Fels geſchloſſen, neben dem man auf Wieſen und Saatfelder die Ausſicht ins Ferne hat. Im Fels ein hohes Thor, zu einer Grotte führend.

Magiſter Ubique, **Hannchen** und **Baldrian** kommen.

Ubique. Ja, ja, der Sommer hat ſein Schönes.

Hannchen. Die Wieſen, das Grün, die Felder!

Baldrian. Das Zwitſchern, gleichſam noch unartikulirte Lallen der Vögel!

Ubique. Ja, hat ſich lallen! Ihr denkt nur auf das dulce, wo bleibt aber das darunter zu miszirende utile? *καλοκαγαθον*, ſchöngutes — (in ſchreiendem Doziertone:) *Ἀι γαρ προνεμεναι* —

Hannchen. Wie meint ihr, Vater?

Ubique. Ja ſo. Ich meine, daß das Gezwitſcher der Vögel wohl allerdings angenehm klingt, dafür aber die Nützlichkeit dieſer Thiere (geflügelte Hunde nennt ſie Aeſchylus) eine negative, ein *μη ὄν*; dagegen ihre Schädlichkeit ein Poſitives iſt.

Hannchen. Schädlich? Die artigen Kleinen!

Ubique. Nicht für den Gelehrten, den ſie in früher Morgenſtunde, wenn ſie nicht gar zu heftig ſchreien, ergötzen, ja begeiſtern, (Hannchen am Kinn faſſend) und du weißt, wie oft ich an deiner Seite bis zum lauten Preis des Schöpfers Demiurgos davon gerührt wurde; aber für den Landbauer, den Ackersmann!

Hannchen. Zu denen wir aber nicht gehören.

Ubique. Zu denen wir aber allerdings gehören! Du weißt nämlich, daß, nachdem ich die Erzeugniſſe des Bodens ſo lange nur als Konſument, als Leſer gleichſam benutzt, mir die Luſt gekommen, es auch mit der Produktion zu verſuchen. Ich habe daher ein kleines Stück Land mit poetiſchen Kichererbſen, cicer poeticus, und laudanum soporiferum oder ſchlafmachendem Lobhudel beſetzt. Die Saat gab auch ſchon die beſte Hoffnung; da ſind mir aber die Spottvögel und Lachtauben hinein gekommen, ohne daß ich bei dem Zuſtande meiner *φυσις* oder vielmehr *φυσι*, *φυσαω* ich blaſe, Gebläſe, im Stande wäre, ſie wieder herauszubringen.

Hannchen. Sie haben ja eine meiner Nachthauben auf einer Stange als Scheuche hineingeſtellt.

Ubique. Dein Nachtzeug ſcheint mir mehr anziehende als verſcheuchende Kraft zu haben. Auch iſt ſie dieſe Nacht von Spitzbuben geſtohlen worden.

Baldrian (heimlich die Haube aus der Taſche ziehend und küſſend). Engel!

Ubique. Da habe ich denn beſchloſſen, meine Schritte hierher zu lenken, zu dieſer Höhle, die ſeit einiger Zeit ein berühmter Mechanikus bewohnt, Polymaſter genannt. Man weiß nicht, woher er gekommen iſt. Einige halten ihn für einen griechiſchen Weiſen, andere für einen Chaldäer, das Natürlichſte dürfte ſein, ihn für ein übernatürliches Weſen, einen Zauberer anzuſprechen, von dem will ich mir eine abſchreckende Vogelſcheuche, ein *μιαρον — μιαινω* ich beflecke — verfertigen laſſen.

Hannchen. Iſt der Mann ſo geſchickt?

Ubique. Ueber allen Glauben. Höchſtens wirft man ihm vor, daß er in der Ausführung manchmal die Aufgabe überſchreite, zu draſtiſch ſei. Als er neulich zur Stillung eines Brandes mit ſeiner mechaniſchen Feuerſpritze herbeieilte, ſtillte er allerdings den Brand, ſetzte aber die Gegend unter Waſſer, und den etwas ſtupiden Sohn des Miniſters machte er ſo überklug, daß er von der andern Seite wieder in die Dummheit hineinkam. In meinem Falle hat das aber keine Noth. Wenn ſeine Scheuche die Vögel, ſtatt ſie bloß zu verjagen, gänzlich tödtet, ſo ſpeiſen wir die Gebratenen (wie der Grieche ſagt, eigentlich: ſpeiſen ſie, nachdem wir ſie gebraten haben) und ſind um ſo beſſer daran. Dort iſt die Höhle, in der er wohnt. Ich will hin und ihn vor der Thüre etwas loben. Vielleicht kommt er heraus. **(Er nähert ſich der Höhle, am Boden herumblickend.)** Da iſt weder Schuhbürſte noch Kratzeiſen. **(Er ſtäubt die Schuhe mit dem Schnupftuche ab.)**

Baldrian (leiſe). Hannchen!

Hannchen. Nun?

Baldrian. Er wird herauskommen.

Hannchen. Wer?

Baldrian. Der Hexenmeiſter.

Ubique (an der Pforte). Großmächtigſter, Unüberwindlichſter, Gelehrteſter, Beleſenſter. **(Nachdem er eine Weile gehorcht.)** Er muß nicht zu Hauſe ſein.

Hannchen. Rufen Sie nur ein wenig lauter.

Baldrian. Damit er ja gewiß herauskomme.

Hannchen. Ich glaube gar, du wirſt eiferſüchtig?

Baldrian. Zum Raſen.

Hannchen. Du biſt ein Narr!

Baldrian. Ich habe deine Nachthaube. (Sie halb hervorziehend.)

Hannchen. Spitzbube.

Baldrian. Hannchen!

Hannchen. Nun?

Baldrian. Ein Tröpflein Troſt.

Hannchen. Siehſt du denn nicht —?

Baldrian. Hannchen.

Hannchen. Nun denn! (Er küßt ſie.)

Ubique (ſich umwendend). Ich höre Gezwitſcher. Sind uns etwa die verdammten Vögel bis hierher gefolgt.

Hannchen. Nur einer und er iſt ſchon wieder fort. Sie pochen ja nicht?

Ubique. Ich fürchte ihn zu ſtören.

Hannchen. Wenn er aber nicht geſtört wird, kommt er nicht heraus.

Ubique. Du haſt recht. (Er nähert ſich langſam der Pforte. Plötzlich ſtößt er aufs Heftigſte mit der Ferſe dagegen, wobei er ausruft:) λαξ!

Hannchen. Was fällt Ihnen ein.

Ubique (wie wüthend den Stoß wiederholend). λαξ!

Hannchen (die hingeeilt iſt und ihn bei der Hand ergriffen hat). Um Gotteswillen, Sie werden den Mann erzürnen!

Ubique (von Hannchen gegen den Vorgrund geführt). λαξ! (Mit dem Fuß in die Luft ſtoßend.) So ſagte der Grieche. Das heißt: mit der Fußſohle. λαξ! (Dieſelbe Bewegung.) Auf dieſe Art pochten ſie im Zorn an die Hausthüren ihrer Geliebten, und wenn ſie ihren Gegner zu Boden geſchlagen hatten, traten ſie ihn mit Füßen. λαξ! (Mit dem Fuße ſtoßend.)

Hannchen. Er iſt von Sinnen, die klaſſiſche Begeiſterung kommt über ihn.

Ubique. Ich fühle mich ermattet. (Setzt ſich von Hannchen geführt auf einen Steinblock.) O, es war ein herrliches Volk, dieſe Griechen! Bei ihren Ergötzlichkeiten ſchlugen ſie ſich mit Fäuſten, fielen vom Kutſchbock unter die Wagenräder, wurden von Pferden geſchlagen — λαξ! (Er ſchlägt mit dem Fuße gegen den Stein.) Au weh! (Er greift mit der Hand nach dem Fuße.)

Hannchen. Das wird ihn wenigſtens zu ſich bringen. Sie ſollten ſich Erholung gönnen, mein Vater.

Ubique. Du haſt recht. Wir wollen nach Hauſe. (Aufſtehend.)

Hannchen. Sie vergeſſen aber, weßhalb wir hergekommen ſind.

Ubique. Weßhalb ſind wir denn hergekommen?

Hannchen. Wiſſen Sie nicht? Wegen der Vogelſcheuche.

Ubique. Ja ſo. O elendes Zeitalter. Die Griechen ſtellten unzüchtige Figuren in ihre Felder. Zum Beiſpiel.

Hannchen. Ich bitte: ohne Beiſpiel.

Hier ein Ideenbutterfaß für dramatiſche Dichter. Man gießt die Milch der Idee in ganz flüſſiger Geſtalt hinein und quirlt ſo lang, bis ſie Konſiſtenz gewinnt.

Hannchen. Und wird jederzeit Butter daraus?

Polymaſter. Nicht immer, aber Klumpen giebt's doch meiſtens. (Auf eine Anzahl Fernröhre zeigend.) Hier die Kategorien, die ich zum Objektivmachen bekommen.

Ubique. Das muß ſchwer ſein.

Polymaſter. Leichter als man denkt. Es kommt nur darauf an, ob durchs Okular oder durchs Objektivglas geſehen wird. (Ubique durchs Perſpektiv betrachtend und dabei dieſes immer umwendend.) Subjekt, Objekt; Abbild, Urbild; ſchlechte Kopie, Original.

Ubique (die Hand auf die Bruſt gelegt und die Umſtehenden anblickend). Ich?

Polymaſter. Dort eine Staatsſchulden-Tilgungsmaſchine. Oben in dieſen Trichter werden die *Gläubiger* hineingeſchüttet, ſo fallen unten die Schulden getilgt heraus.

Ubique. Ah!

Polymaſter. Hier ein Dampf-Kritiker.

Ubique (leiſe zu Hannchen). Iſt ſchon dageweſen.

Polymaſter (grob). Iſt nicht dageweſen. Dieſer kritiſirt nur in ungefülltem Zuſtande, wenn man ihm einheizt, ſchweigt er ſtille.

(1838)

Polymaſter. Ich fange mit dem Einfachſten an; was kann einfacher ſein als Nichts? Ich ſage alſo Nichts, der erſte, einfachſte, der Urbegriff. Und nun geben ſie Acht. Was iſt Nichts? Nebſt dem, daß es gar nichts iſt, iſt es zugleich die Verneinung. Ich habe alſo ſchon die Negation erobert und operire damit fort. Zuerſt alſo negire ich das Nichts: Nicht = Nichts. Nicht = Nichts iſt Etwas. Sehen Sie das Samenkorn, aus dem die Welt hervorgehen wird? Aber Geduld! Es ſoll ſchon beſſer kommen. Ich negire weiter und maltraitire nun das Etwas, ich negire es. Nicht = Etwas. Wäre Nicht = Etwas vielleicht Nichts? Keineswegs! Das Etwas läßt ſich nicht wegbringen, wenn es einmal da iſt. Etwas kann nicht zu Nichts werden. Aber was iſt Etwas? Etwas iſt ein nicht Vieles, ein Beſchränktes. Wenn ich daher das beſchränkte Etwas negire, und kann damit das Etwas nicht wegſchaffen, was negire ich denn? Die Beſchränkung. Nicht = Etwas iſt das unbeſchränkte Etwas — das Alles. Alles iſt die Welt. Ich habe ſomit die Welt erſchaffen, wie Gott aus Nichts. Nehmt ſie, geht darin ſpazieren, erholt euch, erquickt euch. Ihr habt die Welt, ich ſchenke ſie euch.

◆

Satiren.

Zweite Abtheilung.

Todtengeſpräch.

(1806—1807.)

Friedrich der Große, Voltaire, Prinz Louis von Preußen, Prinz von Braunſchweig.

Voltaire (hat ein Zeitungsblatt in der Hand). Vive Napoleon, vive la France!

Friedrich (eilt herbei). Was gibt's Voltaire, was gibt's?

Voltaire. Blicke her, Friedrich, und frohlocke! — Oeſtreich iſt gedemüthigt, iſt geſtürzt!

Friedrich. Biſt du wahnſinnig, alter Satyr?

Voltaire. Sieh dieſes Zeitungsblatt, das Merkur ſoeben von der Oberwelt hieher gebracht hat!

Friedrich. Gieb!

Voltaire. Höre. — Die tapferen Oeſtreicher haben ſich bei Ulm und Auſterlitz ſchlagen laſſen!

Friedrich. Von meinen Preußen?

Voltaire. Nicht doch, von meinen Landsleuten, von Franzoſen!

Friedrich. Wer hat wohl dem friedfertigen Ludwig dieſen Gedanken eingehaucht?

Voltaire. Ludwig iſt todt!

Friedrich. Todt?

Voltaire. Schon ſeit 14 Jahren!

Friedrich. Und noch haben wir davon nichts erfahren!

Voltaire. Er wurde enthauptet!

Friedrich. Enthauptet? — Wer hätte doch gedacht, daß die Engländer ſich ſo weit vergehen würden, ihn zu tödten!

Voltaire. Du irreſt, ſeine eigenen Unterthanen haben ihn getödtet!

Friedrich. Und Preußen ſchwieg dazu ſtille?

Voltaire. Gott bewahre! — Es griff zu den Waffen!

Friedrich. Bravo Friedrich Wilhelm, du zeigſt dich deines Vaters würdig! — Im Trüben iſt gut fiſchen.

Voltaire. Aber da Preußen ſah, daß Frankreich ſich dennoch vertheidigte, ſtand es vom Kriege ab, nachdem es —

Friedrich. Ich verſtehe, ich verſtehe! — O göttliche Politik, Preußen iſt dein erſter Opferaltar, und Preußens Könige ſind deine Oberprieſter!

Voltaire. Nun ſtand Oeſtreich verlaſſen und allein und Napoleon der Große, der Eroberer der halben Welt, der zweite Alexander der Große, hat alle Staaten Deutſchlands erobert.

Friedrich. Bis auf Preußen, nicht wahr?

Voltaire. Ei ja doch! Preußen ſpielt ja mit ihm unter der Decke.

Friedrich. Das gefällt mir nicht!

Voltaire. Was?

Friedrich. Nach deiner Erzählung betrachtet man jetzt Frankreich als dominirende Macht und Preußen als ein — als — wie ſoll ich nur ſagen —

Voltaire. Als eine Null meinſt du!

Friedrich. Pardon! Das meine ich nicht! Aber ſo als Alliirten meine ich.

Voltaire. Nun ja, als Alliirten! Wie anders?

Friedrich. Du verſtehſt mich nicht recht, Voltaire. O unſere platte, arme, rauhe deutſche Sprache hat dafür kein Wort! — en bagatelle wollt' ich ſagen!

Voltaire. Ei, was kümmert das mich!

Friedrich. Aber mich deſto mehr!

Voltaire. Laß die Grillen fahren, alter Deutſcher!

Friedrich. Fi donc, Voltaire, wer wird ſo unartig ſein.

Voltaire. Wie ſo?

Friedrich. Ich glaube, du haſt es heute darauf angelegt, mir die Seele aus dem Leibe zu ärgern! Ich bin kein Deutſcher, ich will wenigſtens kein Deutſcher ſein.

Voltaire. Nun denn, ſo ſei heute einmal ganz Franke! Verderben den Oeſtreichern!

Friedrich. Auch als Preuße rufe ich: Verderben den Oeſtreichern! Wie ſich doch die Sieger von Kollin jetzt betragen werden!

Voltaire. Ha, ha, ha! über den neunzigtägigen Krieg!

Friedrich. Neunzig Tage dauerte nur der Krieg!

Voltaire. Wien iſt erobert!

Friedrich. Ich will dir einen Altar bauen, Napoleon!

Voltaire. Vive Napoleon, vive la France!

(Eine Menge Schatten kommen aus der Oberwelt an. Wüſtes Geſchrei. Que le diable emporte ce Napoleon, nous sommes le sacrifice de sa rage! Les maudites epées des Prusses. Ma tête! O Jena, Jena! Geht zum Teufel, ihr Hunde!)

Friedrich. Was iſt das?

Voltaire. Vermuthlich iſt eine Schlacht zwiſchen Oeſtreichern und Franzoſen vorgefallen.

Beide. Vive Napoléon, vive la France!

(Prinz Louis, Prinz von Braunſchweig treten auf.)

Avertiſſement.

(1817.)

In hieſiger Stadt hat gegenwärtig ein ausgezeichnetes Genie ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen. Obſchon auswärts geboren und auf der berühmten hohen Schule zu Göttingen gebildet, hat er ſich doch, theils aus Verdruß über die Blindheit ſeines Vaterlandes, theils aus Menſchenfreundlichkeit hierher gewendet, da er nämlich ſah, wie ſehr das arme Oeſtreich ſeiner erleuchtenden Sorgfalt nöthig habe. Seine B mühungen gehen dahin, uns vor den Einflüſſen des falſch Geſchmackes, der ſeit Schiller und Goethe in der deutſch Litteratur überhand genommen und erſt vor Kurzem aus Weißenfels her einen neuen Anſtoß erhalten hat, zu bewahren, un uns verwahrloſten Söhnen der Natur eine auf gereinigten vernunftgemäßen Prinzipien gegründete Geſchmacksbildung z verſchaffen. Da ſein Zweck ſobin ein öffentlicher iſt, wählt er zur Ausführung auch die öffentlichen Blätter, unter deren Leſern und vorzüglich Leſerinnen, wie er verſichert, da ſie fre von vorgefaßten Meinungen und hartnäckigen Ueberzeugungen ſind, allein die Empfänglichkeit für ſeine Axiomen vorauszuſetzen ſei.

Er hat ſich bisher der Welt durch eigentliche Schriften nicht bekannt gemacht; jedoch ſammelt er ſorgfältig Materialien, für bedeutende Werke in den meiſten Fächern des menſchlichen Wiſſens, auf die er ſich gelegentlich in ſeinen Aufſätzen berufen wird. Sein eigentliches Feld ſind die Journale, und er iſt hierin ganz der Meinung der erfahrenſten Feldherrn aller Zeiten, die ihre Rekruten ſich erſt im kleinen Kriege überlaſſen, bis ſie in der Linie ſie dem Feinde entgegen ſtellen. Das Publikum wird ſich daher nicht wundern, wenn es ihn gegenwärtig nur aus Piſtolen feuern ſieht, die Kanonen werden ſeiner Zeit ſchon nachkommen und wenn überdieß der Vorzug der erſtgenannten Handwaffe auch nicht gerade im Treffen beſteht, ſo gewährt ſie dem gewandten Plänkler doch manche Vortheile, die der ſchwere Artilleriſt ewiglich entbehrt.

Dieſer Mann nun — ſein Name iſt Willibald Streithahn — ſitzt ſeit geraumer Zeit vorzüglich den Dichtern auf dem Nacken. Er that zwar kürzlich erſt auch einen Einfall in das Gebiet der Malerei. es war aber mehr ein Fouragierzug zu Herbeiſchaffung der nöthigen Subſiſtenzmittel, und man hat alle Urſache zu glauben, daß er nicht ſo bald wiederholt werden wird.

Ich wiederhole: Herr Willibald Streithahn hat es hauptſächlich mit den Dichtern, und unter dieſen vorzüglich mit den dramatiſchen Dichtern zu thun. Da, wie jedermann zugeſteht, das Theater eigentlich nichts als eine Bildungsanſtalt für das gemeine Volk iſt, eine Vorrichtung zum Leſenlernen durch gebackene Buchſtaben, ein Bilder-Abc-Buch, eine Verlängerung der Normalſchule für Jene, die nicht Gelegenheit hatten, die vierte Klaſſe oder die Realſchule zu beſuchen — ſo greift es ihm auch in die Seele, wenn er ſehen muß . . .

Der Blinde und der Sehende.

Gewiſſen Kritikern gewidmet.

(1817.)

Der Sehende. Welch herrlicher Garten!

Der Blinde. Ja, ja, es geht noch an! Wir haben uns heiß gegangen; die Luſt weht erquickend. — Uph. — Meine Naſe fetirt ſich mit Düſten.

Der Sehende. O! daß Sie doch ganz genießen könnten! — Armer Mann!

Der Blinde. Ganz? Ich thue es. — Dieſe Blätter, wie ſammetweich! Dieſe Birne — Oh! — wie ſchmackhaft, wie ſaftig! Die Birnen ſind denn doch eines Gartens Hauptzierde. Man weiß doch, was man hat.

Der Sehende. Und dieſe Blumen! Welche Farben!

Der Blinde. Farben? Was will das ſagen?

Der Sehende (für ſich). Armer Unglücklicher!

Der Blinde. Farben! Ich habe öfter ſchon von Farben reden hören. Mir ſcheint das ganze Wort Unſinn.

Der Sehende (ablenkend). Horchen Sie —

Der Blinde. Nicht doch! Bei der Farbe geblieben! — Merken Sie das Wortſpiel? — Von der Farbe zu reden. Definiren Sie mir die Farbe.

Der Sehende. So was definirt ſich auch! Die Farbe ſelbſt vielleicht zur Noth, aber auch ihr Reiz?

Der Blinde. Nicht wahr? Was iſt Farbe? Antwort! He, he, he, Antwort! Hört man die Farbe? Riecht man ſie? Schmeckt man ſie? Antwort!

Der Sehende. Unglücklicher, man ſieht ſie!

Korreſpondenznachrichten aus dem Lande der Irokeſen.

Anondago, am 1. April 1820.

Lieber Freund!

Du wirſt wohl erſtaunen, wenn du das Datum meines Briefes lieſeſt. Anfänglich weißt du vielleicht kaum, wohin du Anondago, meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort, hin verſetzen ſollſt. Du wirſt eine Erdbeſchreibung zur Hand nehmen, und ſtatt von deinem Staunen zurückzukommen, nur noch mehr erſtaunen, wenn du findeſt, daß Anondago im Lande der Irokeſen, im fernen Norden von Amerika, nahe dem ungeheuren Ontario, liegt. Im Lande der Irokeſen? wirſt du rufen. Ja, im Lande der Irokeſen, wo ich gerne bin, wo ich bleiben will, ſo lang' ich lebe, wo ich gefunden habe, was ich ſo lang' vergebens ſuchte, und wovon ſich in Deutſchland kaum noch die erſten Spuren zeigen: ächt nationeller Sinn, ächt volksthümliche Bildung, ächt vaterländiſches Leben.

O mein Freund, wie glücklich bin ich! Wenn wir ſo Abends, ich und meine edlen Wirthe, bei einer Pfeife Tabak unter den uralten Eichen ſitzen und Bier trinken aus den Hirnſchädeln erſchlagener Franzoſen und Engländer und die Trinker nach der Reihe altväterliche Lieder ſingen oder erzählen, wem der Schädel gehört habe, aus dem er jetzt trinkt, wie er gewonnen worden im ritterlichen Streit, und dabei ſeine Streitaxt ſchwingt und ſchäumt und heult; wenn dann etwa ein Geſangener gebracht wird, dem man die Haut abzieht, oder ein Schaman hinzutritt, der Feuer und Waſſer beſpricht, Kobolde austreibt, aus der Hand wahrſagt oder klardunkle Märlein erzählt, wunderlieb und wunderbar und wunderſchaurig — o Freund! Was ſind dagegen eure Klubs, eure Geſellſchaften, eure Zirkel? Fort! ich muß aufhören, ſonſt regt ſich meine Galle.

Ich weiß, wie dies Volk in Europa verſchrieen iſt. Man nennt ſie roh, barbariſch, abſcheulich. Warum? Weil ſie ihre Nationalität bewahrt, ſich verſchloſſen haben dem entnervenden Einfluß fremder Kultur, weil ſie nicht Weltbürger und Menſchen ſein wollen, ſondern Irokeſen! Und, um Gott! thun ſie daran nicht recht? O, es hat nicht an Einflüſterungen und Störungen von außen gefehlt und noch vor einiger Zeit war dieſe herrliche Nation nahe daran, dem Schmeichelnden der Kultur zu unterliegen. Sie fiengen, durch Engländer und Franzoſen verleitet, ſchon an, Beider Sprachen zu lernen, ſchon fand das Chriſtenthum den Weg in ihre Wälder, ſchon trugen ſie Beinkleider! Noch wenige Jahre, und es war um ſie geſchehen!

Miſſionarien hatten ſich eingeſchlichen, die Religion der Chriſten hatte ſchon angefangen, ihre alten Götter zu verdrängen, aber da ſtanden wackere Männer auf. Im Geiſt ihrer Altvorderen traten ſie auf mit nackten Beinen und bewogen auch ihre Landsleute, die verderblichen Hoſen abzulegen; ſie erſchlugen die Miſſionare, zerſtörten die Chriſtenaltäre und ſtellten die Tempel der Väter wieder her. Schon haben ſie in ihrer Volksverſammlung ihre alten Götter von neuem angenommen und mit Nächſtem hoffen ſie auch wieder daran zu glauben. Bis zum wirklichen Eintreten dieſes Glaubens wollen ſie mit einer gewiſſen In- und Durcheinanderrührung aller Gefühle vorlieb nehmen, die den Landeskindern wenigſtens den Geſchmack an dem klaren, gemein-ſchlichten Geiſt des Chriſtenthums verleiden ſoll.

Ihre Religion ſelbſt iſt höchſt abgezogen und rein geiſtig. Bilder dulden ſie, aber nur ganz ſymboliſche oder vielmehr hieroglyphiſche. Einer ihrer größten Maler hat ihren oberſten

Gott Dſchingdſchang gebildet als ein geflügeltes Dreieck mit 7 Füßen, 5 Hälſen und 14 Köpfen. In ihrer Kunſt iſt Alles ſymboliſch, die Geſtalt kaum Nebenſache.

Die Liebe ſtellen ſie als ein Parallelepipedon dar, den Gott des Krieges unter der Geſtalt eines Feuerſteines, die Göttin der Weisheit als Quadratur des Zirkels. Ebenſo geht ihre Poeſie lediglich auf Wahrheit, nicht poetiſche, ſondern wirkliche, objektive. Sie verachten daher auch die Dichter der Chriſten, die ihrer Meinung nach nothwendig ſchlecht ſein müſſen, weil ihre Religion falſch iſt. Wenn ſie darin vielleicht auch etwas zu weit gehen, ſo haben ſie doch recht; denn man muß die Menſchen von allen Seiten eindämmen, wenn man ſie aus ihrer Univerſalität wieder in den eigentlichen Volksſinn hineinkriegen will.

Wenn ſie vorher eine nachahmungsſüchtige Nation waren, ſo ſind ſie gegenwärtig entſchloſſen, das Beiſpiel der Engländer nachzuahmen und alle Nachahmung zu verbannen. Weit entfernt, den Fremden einen Vorzug einzuräumen, ſchlagen ſie dieſelben vielmehr tod, wenn ſie ſie inner ihrer Grenzen betreten, und da ſie die erſte Nation der Welt werden wollen, ſo ſind ſie übereingekommen, bis ſie es wirklich geworden ſind, vorläufig ſchon jetzt ſich untereinander dafür zu halten.

Mit einem Wort, ſie ſind das wirklich und ganz, wozu ihr Andern kaum noch die Idee in euch tragt, noch kaum die erſten Schritte gethan habt. Ich ſegne die Stunde meines Eintritts in ihren Kreis. Leb wohl, mit Nächſtem mehr, wenn meine Beſchreibung dich nicht vielmehr anlockt, ſelbſt zu kommen, dich zu überzeugen, mit zu genießen.

Avertiſſement.

(1822.)

Der Unterzeichnete hat eine Erfindung gemacht, wodurch, wie er ſich ſchmeichelt, die Muſik, vorzüglich aber die Vokalmuſik, auf einen Gipfel der Vollkommenheit gebracht werden muß, von dem man bis jetzt kaum eine Vorſtellung gehabt hat.

Bekanntlich iſt die höchſte oder vielmehr einzige Aufgabe des Tonſetzers, die Meinung des Dichters aufs Genaueſte auszudrücken, ſo daß in ihrer höchſten Vollendung eine gute Oper das Bild von zwei Leuten darbieten müßte, die zu gleicher Zeit das Nämliche ſagen, was auf jeden Fall einen unendlichen Kunſtgenuß gewähren würde. Es wäre ſonach die Muſik ein vortrefflicher Dolmetſcher, um Fremden, die der Landesſprache nicht kundig ſind, den Inhalt des Operngedichtes kund zu machen; ja dieſe herrliche Kunſt würde, wenn ihre Bezeichnungsfähigkeit vollkommen ausgebildet wäre, ſogar für die Diplomatik bei Verhandlungen mit fremden Völkern von höchſtem Nutzen ſein und die Dienſte einer allgemeinen Sprache vollkommen verſehen.

Leider war aber bisher zu dieſem Grade der Ausbildung noch kaum der erſte Schritt geſchehen. Gezwungene Worte durch Akkorde zu geben, blieb für den Tonſetzer noch immer ein weites Feld der Willkürlichkeit und der Zweideutigkeit für den Zuhörer. Schickaneders Liedchen: „Der Vogelfänger bin ich ja,“ konnte bloß nach der Muſik Mozarts eben ſo wohl heißen: „Ich bin der Vogelfänger ja,“ oder: „Ich bin der Vogelfänger, ich,“ oder wohl gar: „Ich bin der Vogelſteller, ich!“ Welche Mißverſtändniſſe! Gute Tonſetzer ſuchten dem zwar nach Möglichkeit dadurch vorzubeugen, daß ſie nach dem Muſter genauer Ueberſetzer Wort für Wort gaben, z. B. „Ließ ihn fall'n“ — Bums! ein Akkord, der d'rein fällt! — Aber war das genug?

Ich endlich bin auf ein Mittel verfallen, ſo leicht, ſo einfach, daß man ſich wundern muß, wie noch Niemand vor mir darauf verfallen. Ein Mittel, wodurch die Muſik zu einer wirklichen, nur etwas unbeholfeneren Wortſprache erhoben wird und ſelbſt vor der Grimaſſenſprache der Taubſtummen weſentliche Vortheile voraus hat.

Ich wiederhole es noch einmal: Mein Mittel iſt ſo einſach, daß, ſobald ich es nur genannt habe, jeder Leſer ſich ſchämen wird, nicht ſelbſt darauf verfallen zu ſein. Ein wahres Ei des Kolumbus.

Oeffne jenes Buch! Was ſiehſt du? — Worte. — Woraus beſtehen dieſe Worte? — Aus Silben. — Und dieſe Silben? — Aus Buchſtaben. — Nenne ſie mir! — D, A — da. — Gut! Jetzt öffne dies andere Heft! Was ſiehſt du? — Ein Muſikſtück. — Woraus beſteht es? — Aus Akkorden. — Dieſe Akkorde? — Aus Noten. — Nenne mir die beiden erſten Noten! — D, A — D, A — da. — Noch einmal da. Buchſtab für Buchſtab! Du haſt mit zwei Noten dasſelbe geſagt, was vorher mit zwei Buchſtaben! Erſtaunſt du? Schämſt du dich?

Hierauf gründe ich meine Theorie. Jeder Buchſtab des Textes werde durch eine korreſpondirende Note der Begleitung gegeben, und die Muſik wird zu einer ſolchen Deutlichkeit gelangen, daß man ſich künftig mit dem Finger auf dem Klavier über das Wetter und die politiſchen Neuigkeiten wird unterhalten können. Die Buchſtaben a, b, c, d, e, f, g, h haben ihre gleichnamigen Brüder ohnehin ſchon unter den Tönen.

Durch die Erhöhung und Bindung durch ♯ und ♭ ſchaffe ich zu dieſen acht natürlichen Sprachzeichen noch 13 willkürliche, und die zur vollen Buchſtabenzahl von 24 noch fehlenden drei Zeichen erſchaffe ich dadurch, daß ich vor der Hand b und p, d und t mit denſelben Noten ausdrücke und für das r den Triller brauche.

Wie ſchwer wäre mir nach unſerer bisherigen Methode das Wort Vater zu bezeichnen. Der zärtlichſte Akkord, den ich anwenden möchte, könnte eben ſo leicht Mutter, Bruder, Schweſter bezeichnen. Aber nach meiner Erfindung ſchreibe ich getroſt: as. a. d. e. Triller, greife es zuſammen als Einen Akkord und der Begriff Vater ſteht da für Jedermann verſtändlich. Ich geſtehe gern, daß der angeführte Akkord nicht ſehr wohlklingend ſein wird, aber was thut's! Der höchſte, denkbar genaueſte Ausdruck des Wortes iſt erreicht und was will man mehr. Unſer Zeitalter iſt aufgeklärt genug, um dem

Ohrenkitzel endlich zu entſagen und der Wahrheit in Allem nachzuſtreben, es koſte, was es wolle.

Nächſtens das Weitere, beſonders über die durch meine Erfindung ganz geänderte Theorie der Tonſetzkunſt.

Antwort auf die Briefe des alten Theaterfreundes.

(1822.)

Lieber Bruder!

Erſchrick nicht, daß die Briefe, die du an deinen Sohn ſchriebſt, von mir erbrochen worden ſind, und ich ſie beantworte. Dein Sohn iſt weder tod, noch krank, ſondern nur auf einer kleinen Ferienreiſe begriffen, und da deine Briefe Aufträge oder ſonſt Unverſchiebliches enthalten konnten, nahm ich mir die oft genommene Freiheit, ſie zu erbrechen, und fühle mich nun gedrungen, deine Kunſtanſichten ein wenig auf die Kappe zu nehmen.

Du nennſt dich ſelbſt einen alten Theaterfreund. Ja wohl Theaterfreund! Das iſt ein eigener Schlag Menſchen, ich habe es oft bemerkt. Das Theater hat für ſie ungemeinen Werth, ſchon in ſofern es Theater iſt. Unabhängig von dem Werth oder Unwerthe der Darſtellung gewährt dieſen Ehrenmännern der Anblick der Schaubühne, das Klingeln des Souffleurs, das Aufziehen des Vorhanges, das Kommen und Gehen der Schauſpieler, die ernſthaften oder luſtigen Faxen und Geſichter, die ſie dabei machen, ein unbeſchreibliches Vergnügen. Mit offnem Mund und Augen ſieht man ſie täglich im Theater, die hundertmal geſehenen Erbärmlichkeiten mit immer friſchem Genuſſe in ſich aufnehmen. Ich habe dieſe Theaterfreunde bei mir immer in eine Klaſſe mit den Hundefreunden geſetzt, die alle Unarten der von ihnen geliebten Beſtien höchſt liebenswürdig finden, ja Schmutz und Unrath ſich gerne gefallen laſſen, wenn dadurch die Nähe der erkornen Lieblinge erkauft wird.

Solche Theaterfreunde pflegen gewöhnlich das übrige Publikum kalt zu ſchelten, und du, wie ich aus deinem Briefe erſehe, thuſt es auch. Aber ihr guten Leute habt Unrecht. Bei denſelben Anläſſen, wo du die Kälte des Publikums beklagſt, habe ich mich über ſeine Wärme verwundert.

Der Hauptwerth der Schauſpielkunſt nämlich, wie der aller übrigen, nicht ſchaffenden, ſondern bloß ausführenden Künſte, beſteht für den geſund organiſirten Menſchen darin, daß ſie Mittel wird, zum Genuſſe eines andern, ſelbſtſtändigern Kunſtwerkes zu gelangen. Die Paganini's ſind ſelten, die durch die Art, wie ſie ſpielen, Das vergeſſen machen, was ſie ſpielen; im Allgemeinen wird ein Virtuos auf der Violine uns entzücken, wenn er eine gute Kompoſition vortrefflich vorträgt, dagegen aber langweilen, wenn er ein elendes Machwerk, ſei es auch mit Aufwand von Geſchicklichkeit, uns hören läßt. Nicht als ob wir darum ſeinem Talente des Vortrages unſern Beifall verſagten. Wir werden ihm Beifall geben, werden uns aber nichtsdeſtoweniger langweilen. Genau in dem Falle des Virtuoſen auf der Violine iſt nun der Schauſpieler, der Virtuoſe in Rede und Mimik. Welcher Genuß geht über ein vortreffliches, vortrefflich dargeſtelltes dramatiſches Werk? Ein langweiliges Stück wird uns die Kunſt des Schauſpielers dagegen immer nur höchſtens erträglich machen. Denn, wie geſagt, die Paganini's ſind ſelten, in jeder Kunſt.

Ich ſehe dich in Gedanken vor Freude aufſpringen. Da iſt denn die Kälte des Publikums mit einem Male erklärt, und die ganze Schuld von deinen Lieblingen, den Schauſpielern, weg, den Dichtern in die Schuhe geſchoben. Nicht ſo ganz, wie die Folge zeigen ſoll.

Aber du beſinnſt dich. Auch dieſen Erklärungsgrund läßt du nicht gelten, ob er gleich deinen Schauſpielern zu Statten kommt. Langweilige Stücke? Nichts deſto weniger! Bei denſelben Stücken bleibt das Publikum kalt, die es vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch entzückten. — Halt, Freund! Wir ſind auf der Fährte! — Laß uns darauf fortgehen, vorerſt aber zum Behufe unſerer Frage die an der Tagesordnung befindlichen Stücke in drei Klaſſen eintheilen. In die vortrefflichen, eigentlich klaſſiſchen Werke, leider beinahe durchaus aus einer früheren Zeit. In die übrigen ältern, welche, ohne gerade vortrefflich zu ſein, doch ſonſt dem Publikum ein großes Vergnügen gewährten. Die dritte Klaſſe endlich mögen die neueſten Produktionen einnehmen; gut und ſchlecht, wie es kommt, nur freilich mit einem ſtarken Uebergewichte des letzteren.

Was nun die neueſten Hervorbringungen betrifft, ſo iſt das Publikum in Bezug auf ſie allerdings in einer kläglichen Preſſe. Es hat ſich nämlich in unſerer Zeit eine ſogenannte Wiſſenſchaft der Kritik gebildet, und von der Produktion getrennt, ja ſich geradezu über ſie geſtellt. Den erſten Anlaß zu dieſer Erſcheinung gab der leicht erklärliche, ewige Krieg der mehr oder weniger Geiſtreichen gegen die mehr oder minder Talentvollen. Es wird nämlich den Erſtern gar zu ſchwer, in den Letztern das Walten einer Himmelsgabe anerkennend zu verehren, die ihnen um ſo zweifelhafter ſcheint, je weniger ſie durch Mühe erworben, ſondern als reines Geſchenk erhalten wird. So feinden ungefähr die Halbgebildeten unter den häßlichen Frauenzimmern die ſchönen an, als ohne ihr Verdienſt ausgezeichnet, und nur die Ganzgebildeten erfreuen ſich an ihnen. Weil die vorhandenen Werke des Schönen auch allenfalls unter die Denkgeſetze gebracht und dieſe dabei in der Form von Regeln ausgeſprochen werden können, glauben ſie, von den bloßen Denkgeſetzen aus ließen ſich auch Regeln über das erſt hervorzubringende Schöne geben, und weil ſie ihre Urtheile über das Vorhandene, die ihnen als Beleg ihrer Regeln dienen müſſen, mit einer Art Begeiſterung ausſprechen, ſo ſcheint ihnen auch dieſes zweite nothwendige Ingrediens der ſchönen Kunſt, das erhöhte Gefühl nämlich, dieſen ihren Anordnungen nicht zu fehlen. Die getäuſchten! die nicht begreifen, daß dieſes erhöhte Gefühl der Kritiker bei ihnen kein urſprüngliches, ſondern ein vermitteltes iſt, die Begeiſterung, die jeden, auch den minder begabten Leſer bei dem Genuſſe eines großen Kunſtwerkes ergreift, aber auch nicht weiter reicht, als dieſes Kunſtwerk ſelbſt, und ſchnell verſchwindet, ſobald die Grenzen des Zauberkreiſes überſchritten ſind, der ſo ſeltſame Regungen erweckt. Nicht anders leuchtet der glimmende Schwamm, den man für einen Augenblick in abgeſchloſſene Lebensluft gebracht, wird aber ſchnell wieder zur vorigen glimmenden, qualmenden Maſſe, ſobald eine andere, wenn auch noch ſo geſunde Atmoſphäre ihn umgibt.

Kritiſche Briefe.

(1825.)

I.

Liebſter Hannibal!

Verzeihe, daß ich geſtern mit dem verſprochenen dettes-à-dettes nicht zuhalten konnte; aber ich mußte mit meinem Mann ins Theater, wo man das abſcheuliche Stück gab, von dem die Leute ſich ſo lange zerſprochen haben. Ja wohl ein abſcheuliches Stück! und unmoraliſch! Eine Frau, die ihrem Manne in Gegenwart der Leute und in ſeiner eigenen untreu wird! Ich bitte dich! Und dann was für ein Mann? Jung, ſchön, robuſt, wie Milch und Blut. Ja, wenn's noch ein Knirps wie der meinige wäre! Ein höchſt indicentes Stück!

Das Wichtigſte zuletzt. Mein Mann iſt heut Abends nicht zu Hauſe. Wenn du nichts Beſſers weißt, ſo eile in die Arme deiner
in Sehnſucht harrenden
Madlain.

II.

Herzensfreund!

Das war dir ein Jux geſtern Abends im Theater! Man gab das neue Stück: König Ottokrin oder Glück ohne Ende.

Das Ding dauerte zwar verflucht lang, aber ich habe mich keinen Augenblick anuirt. Um vier Uhr war ſchon kein Platz mehr im Theater, und die Leute haben dir geſtanden bis nahe an zwölf Uhr und konnten ſich nicht regen und rühren. Ich hatte meinen Hauptſpaß. Nicht genug, daß ich den neben mir Stehenden unaufhörlich auf die Zehen trat, ſo klatſchte ich auch, wo ſich nur irgend ein Anlaß zeigte, aber bloß um meinen Nachbarn mit den Ellenbogen in die Viehſionimie zu gerathen. Am Meiſten Spaß machte mir ein ältlicher Herr, der vor mir ſtand und gar zu gerne auf das Stück acht gab, wenn ich ihm einen Augenblick Ruhe gelaſſen hätte. Als es zuletzt an das Hervorrufen des Autors ging, trampelte ich mit den Füßen, daß der Staub aufging. Der dumme Kerl kam nicht, der ich bin

der Deinige.

Sebaſtian Mollton.

III.

Geſtern im Theater geweſen? Ja? Langweilig, langweilig, langweilig! Was intereſſirt mich ſo ein König mit ſeinem Glück ohne Ende, oder Ende ohne Glück. Ein Glück, daß es zu Ende. Ich und Freund Schewa haben ſeit geſtern Abends nichts als witzige Einfälle über das Stück. Ich gönne dem arroganten Burſchen, dem Verfaſſer, dieſe Demüthigung. Er iſt zwar mein Freund, man muß aber auch gegen Freunde unparteiiſch ſein, und dann hat mich immer geärgert, daß man auf ſein Urtheil mehr gab, als auf das meinige. In Zukunft will ich ihn derber abtrumpfen.

Ihr Freund

Hurra.

IV.

Werthgeſchätzteſter Herr Theatermaſchiniſt!

Ich habe mich geſtern Abends ſchwer geärgert im Theater. Das iſt ein Stück ohne Natur und Wahrſcheinlichkeit. Denn haben Sie je geſehen, daß die Vorhänge eines Zeltes von allen Seiten niederfallen, ſobald eine einzige Schnur abgehauen wird? So was geht in Praxi nicht. Auch iſt es dumm, daß ſich der Kaiſer nicht mehr erboſt, wenn ſein ſchönes Zelt in Trümmer geht. Legen Sie das Stück beiſeite, und wenn Sie um die Urſache gefragt werden, ſo ſagen Sie, ich hätte es geſagt, der ſich darauf verſteht,

der Zeltſchneider

Knopf.

V.

Warum mußten Sie vorgeſtern nach Brünn abreiſen? Sie haben einen Genuß verſäumt, der einzig war, unausſprechlich. Man gab den König Ottokar — Nun ja, König Ottokar! Wenn man nicht wüßte, wer darunter gemeint iſt! Das ganze Stück iſt voll Beziehungen und Anſpielungen. Kein Wort, das nicht in einem verſteckten Sinne genommen wäre. Ich habe die Vorſtellung angeſehen, wie man ein franzöſiſches Pamphlet lieſt oder eine engliſche Parlamentsverhandlung, wo ſich die Leute Grobheiten aller Art ſagen und weder Tod noch Teufel in Ruhe gelaſſen wird. Köſtlich! vortrefflich! der * kommt darin vor und die **, die ***, der **** nebſt ***** und ****** und *******, ********, *********, ja ſogar das ********** iſt nicht vergeſſen. Seit Adolph von Schadens Meiſter Fuchs iſt mir nichts ſo Intereſſantes vorgekommen. Aber freilich der dumme Pöbel merkte von Dem allen nichts und nahm das Ding wörtlich, wie es gegeben iſt; ſchien daher auch nicht ſehr erbaut.

Der Ihrige

Pfiffig.

VI.

Victoria! Ein vaterländiſches Stück auf der Bühne! Stelle dir vor! Marchegg wird darin erwähnt, Horn und Krems, wo wir ſo oft Bratwürſte mit Senf gegeſſen haben, ja der letzte Akt ſpielt ſogar in Götzendorf, unſerm gemeinſchaftlichen Geburtsorte. Wer gibt mir Worte, ich habe nur Thränen! Viele wollen behaupten, das Stück hinge nicht gar wohl zuſammen, was frage ich darnach! Genug, der fünfte Akt ſpielt in Götzendorf.

Leb wohl! Ich drücke dir die Hand, Freund! Bruder!! Landsmann!!! Götzendorfer!!!!

Hans Dampf.

VII.

Um des Himmels Willen, theuerſtes Fräulein! Sollte es wahr ſein, was Ihr Herr Bruder mir achſelzuckend meldete? Daß Ihnen das geſtrige Stück gefallen habe? Nein, ich kann's nicht glauben! Wäre das Poeſie? Und iſt denn überhaupt Poeſie, wo kein Gemüth, keine Zartheit, keine Liebe?

Haben Sie die Gemeinheiten, die Späſſe, die — Unanſtändigkeiten vernommen? und zum Theile im Munde würdiger, oder würdig ſein ſollender Perſonen. Unſere Spanier ſchrieben anders! und wenn auch mein Shakeſpeare ſich manchmal etwas erlaubt, ſo hält er durch Charaktere ſchadlos, die dieſem Stücke gerade durchaus fehlen. Denn, ſagen Sie ſelbſt! iſt in dem Machwerk ein einziger Charakter, der ſich treu bliebe bis zum Ende? Ein rauher, harter König, der aber wieder kniet und weint und betet. Zawiſch, der eigentliche Clown oder Rüpel des Stückes und als ſolcher ganz gut, geberdet ſich wieder manchmal recht ernſthaft. Sogar der von vornherein würdig aufgefaßte Kaiſer bekömmt mitunter nicht übel Luſt, Spaß zu machen. Endlich der Geiſt der Zeit! Wäre dieß das köſtliche Mittelalter mit ſeinen Minnehöfen und Troubadours? — Kurz, mein Fräulein, tilgen Sie aus Ihrem Gedächtniſſe die Spur ſo vieler Unwürdigkeiten und halten Sie ſich bereit, heut Abends am Klavier durch den Vortrag eines gemüthvollen Liedes Ihre Verirrung wieder gut zu machen. Mein Auge ſehnt ſich nach Thränen!

Ihr Schaal.

VIII.

Sie fragen, wie mir das geſtrige Stück gefallen habe? Zum Theile nicht ſonderlich, zum Theile aber kam mir vor, als hätte ich es nicht ganz verſtanden. Ich will daher mit meinem Urtheile vor der Hand noch ein wenig warten.

Florian Kurz.

Schreiben des jungen Tomes Dikſon an ſeinen Vater in Philadelphia.[1]

Von der Donau im Jahr 2826.

Lieber Vater!

Ich bin auf meiner Reiſe durch das einſt ſo blühende, nunmehr aber beinahe wüſt-liegende und nur noch für den Antiquar merkwürdige Europa, im Donauthale angekommen, dort, wo das ſo viel beſprochene Wien ſtand, das, wie Sie wohl wiſſen, gerade vor tauſend Jahren, in der Nacht zwiſchen dem 8. und 9. April 1826 um 1 Uhr nach Mitternacht während des großen Jubiläums, durch einen vulkaniſchen Ausbruch des früher unbeachteten, jetzt aber an Höhe dem Chimboraſſo zu vergleichenden Spittelberges verſchüttet wurde.

Es war ſchon Nacht, als ich ankam, ich ging aber doch hinaus in die furchtbar ſchöne Gegend, von den Flammen des lodernden Vulkans beleuchtet, über Schlacken und Trümmer, die Ueberbleibſel von Menſchenwohnungen und Menſchenglück. Hier ſtand der ſchimmernde Neubau, der plätſchernde Hungelbrunn, das phantaſtiſche Ratzenſtadtel, St. Marx, des Markuslöwen Bruder und Nachbild und ſo gelangte ich zur duftenden Wien und der daneben ſtehenden Bärenmühle am Wienerberge. Hier hielt ich an, ſcheuend den geſpenſtigen Müller.

---

[1] Fragment eines ſcherzhaften Aufſatzes, welcher beſtimmt geweſen zu ſein ſcheint, in der Nacht vom 8. auf den 9. April 1826 in der Ludlamshöhle vorgetragen zu werden, und gegen den Verfaſſer der „Bären“ (Caſtelli) und den „rothen Mohren“ (den Schauſpieler Schwarz) gerichtet iſt.

Sie müſſen nämlich wiſſen, daß der letzte Bewohner dieſer Mühle, ein ungerechter Mann, in der Blüthe ſeiner Sünden von den Trümmern der einſtürzenden Vindobona erſchlagen, ſo lange als Geiſt zu wandeln verurtheilt iſt in dieſen Mauern, bis jemand ſich findet, der ihn erlöſt, indem er ſo viele gute Gedanken hat, als jener ſchlechte. Eine Bedingung, die bisher noch Niemand erfüllen konnte. Bis zu ſeiner Erlöſung nun ſpukt der Müller in dem verlaſſenen Hauſe und neckt die Vorübergehenden, indem er ihnen Bären aufbindet, allerlei Poſſen ſpielt aus dem Franzöſiſchen, ihnen Haſelnüſſe nachwirft, vierfüßige Fabelthiere auf ſie hetzt, oder Worte in einer von ihm erfundenen und nur ihm allein verſtändlichen Volksſprache zuruft. Dieſe Sprache iſt, wie geſagt, ganz verloren gegangen, nur ſoll ein beim Theater angeſtellter junger Mann, Namens Muley Haſſan Schwaz, aus einer alten Schauſpielerfamilie entſproſſen, die von ſeinen Vorfahren ererbte Geſchicklichkeit beſitzen, dieſe Sprache zu ſprechen und beſonders gut darin vorzuleſen.

Hier machte ich Halt und ging zurück in das Gaſthaus zum rothen Mohren, wo ich die Nacht durch recht gut ſchlief. Nur konnte ich den Gedanken nicht los werden nach dem Vorbilde von Herkulanum und Pompeji unter der Lava Wiens nach Spuren und Ueberbleibſeln entſchwundener Zeiten zu forſchen. Der hieſige Polizeikommiſſär, ein humaner, feingebildeter Mann, dem ich 5 Gulden ſchenkte, gab mir jede gewünſchte Erlaubniß; ich dingte Bauern und mit Karſt und Spaten gingen wir an die Arbeit. Ich ließ mir den Ort bezeichnen, wo der Hauptplatz Wiens, Graben genannt, liegen mußte, und dort ſchlugen wir ein.

Kaum hatten wir einige Klafter tief gegraben, als wir ſchon auf eine Inſchrift ſtießen. Ich eilte hinzu. Schloſſergaſſe ſtand mit rothen Buchſtaben leſerlich geſchrieben ...

Büchertitel.

(1836.)

Die Longobarden und Gepiden von einem Vandalen.

Dudelſack und Piſtole, ein Gegenſtück zu Leier und Schwert.

Reim' dich oder ich friß dich.

Apollo der Büchſenſchäfter mit Hinblick auf Amor den Bogenſchnitzer.

Der Scharfſchütz, eine poetiſche Kleinigkeit.

Auszüge aus dem nächſtjährigen Meßkatalog.

(1837.)

Goethes Romane, ein Roman von Immermann.

Knigges Umgang mit Menſchen, in Gedichte gebracht von Rückert ſammt dem verſifizirten Einmaleins als Anhang.

Die neuere Geſchichte, ein Cyklus von 1837 Tragödien von Raupach.

Die deutſche Literatur, von einem Gymnaſialſchüler.

Ueber die Ehrloſigkeit Goethes, von einem Ehrloſen.

Theewaſſer, Novellen von Tieck.

Ueber den Kunſtſinn der Gothen und Vandalen.

Ob der Geiſt im Hamlet in einem geblümten oder geſtreiften Schlafrock darzuſtellen ſei? Für denkende Schauſpieler von Tieck.

Der geſtiefelte Kater, zweiter Theil, wo ſtatt Ifflands Shakeſpeare die Titelrolle ſpielen, und den Platz des Hofraths Böttiger im Parterre Herr Hofrath Tieck einnehmen wird.

Beweis, daß vor Chriſti Geburt eine Poeſie unmöglich war.
Ueber die Entbehrlichkeit des Malens in der Malerei.

Schreiben Gottes an den Bürgermeiſter Hirzel in Zürch.[1]

(1839.)

Mein lieber Bürgermeiſter Hirzel!

Es muß in gegenwärtigen radikalen Zeiten für uns legitime Gewalten doppelt erfreulich ſein, wenn wir Zeichen der Anhänglichkeit an unſere Perſon von Seiten her erhalten, von wo wir es am wenigſten vermuthet hätten, namentlich von Freidenkern und aus Freiſtaaten. Die allgemeine Zeitung vom 22. Februar hat mir daher unendliches Vergnügen gemacht. Sie ſprechen darin klar und unumwunden ihre Geſinnung gegen mich aus. Sie glauben an mich! Freundlicher Mann! Nehmen Sie dafür die Gegenverſicherung, daß auch ich an Sie glaube, und zwar nicht bloß, daß Sie der Bürgermeiſter Hirzel ſind, wie Sie gütig annehmen, daß ein Gott ſei, ſondern ich ſchreibe Ihnen außerdem auch Eigenſchaften und Wirkſamkeiten zu; wo ich denn nicht weiß, ob Ihr ſchönes Bekenntniß rückſichtlich meiner ſich eben ſo weit erſtreckt. Ich bin vorſichtig geworden. Ihr Freund und Lehrer Hegel glaubt auch an mich, ja er beweist mich, wobei er mich aber zur abſoluten Allgemeinheit macht. Mein Herr Bürgermeiſter Hirzel! Ich bin nicht die abſolute Allgemeinheit, ſo wenig Sie ſelbſt etwa die Bürgermeiſterwürde in Zürch, ſondern der wirkliche Bürgermeiſter ſind. Ich will nicht bloß ſein, ſondern auch handeln, ſchaffen, regieren, belohnen, ſtrafen u. dgl. Wollen Sie mir daher durch die allgemeine Zeitung gefälligſt zu wiſſen machen, nicht bloß, daß Sie mich glauben, ſondern auch als was und wie

---

[1] Veranlaßt durch einen Artikel der Augsb. Allgem. Zeitung, 25. Februar 1839, in welchem dieſer Gönner von F. D. Strauß ſeine Rechtgläubigkeit zu Ehren zu bringen verſuchte.

Nicht verhehlen kann ich Ihnen übrigens ſchon jetzt, daß die Beruſung des Profeſſors Strauß auf die Univerſität nach Zürch mit meinen Wünſchen keineswegs übereinſtimmt. Er iſt mit meinem Sohne faſt eben ſo umgegangen, wie Profeſſor Hegel mit mir. Er glaubt zwar ebenfalls an ihn, heißt das all' ingrosso oder en bloc, zerrt und zupft dann aber wieder ſo lange an ihm, daß man zuletzt nicht mehr weiß, was davon übrig bleibt. Er nennt ihn zwar den tugendhafteſten und weiſeſten aller Geborenen, wenn er aber erſt all ſeine Lebensumſtände und Wunder zu Mythen, d. h. nach Hörenſagen ausgebildeten und vergrößerten macht, ſo weiß ich nicht, warum jene belobte Weisheit und Tugend nicht eben ſo mythiſch ausgeprägt und überarbeitet ſein ſollte, wo denn der Name Chriſtus das einzig unzweifelhafte bliebe. Sie werden mir zwar einwenden, meines Sohnes Lehre ſtehe als Zeugniß ſeiner für immer unantaſtbar da; aber theils iſt dieſe Lehre ſchon ſo mannigfach angetaſtet worden, theils habe ich genannten meinen Sohn nicht als Professor ordinarius auf die Univerſität Jeruſalem geſchickt, ſondern in die Welt als Befreier und Erlöſer des Menſchengeſchlechtes.

Was Sie von der Nothwendigkeit ſagen, die Fortſchritte der Wiſſenſchaft nicht zu hemmen oder auf gewiſſe Fächer zu beſchränken, trifft ganz mit meiner eigenen Anſicht zuſammen. Nur gebe ich Ihnen zu bedenken, daß vor der Hand Ihre Schweizerbauern von der Religion nicht Aufklärung, ſondern Heiligung und Verſöhnung erwarten. Machen Sie deßhalb Herrn Strauß zum Profeſſor der Philoſophie, und gelingt es ihm als ſolcher Ihre Landsleute zu überzeugen, daß die Geheimniſſe und Gnadenmittel der Religion zum ſeligen Leben überflüſſig ſeien, ſo können Sie den Gehalt eines Profeſſors der Theologie künftig in Erſparung bringen, ja die Auslagen für Kirchen und Paſtoren im allgemeinen, was dem Budget Ihrer guten Stadt nicht wenig erſprießlich ſein wird. Bis dahin laſſen Sie die Aecker von den Ackersleuten beſtellen und nicht von den Naturforſchern.

So weit geht meine unmaßgebliche Meinung, der ich übrigens verbleibe Ihr

wohlaffektionirter
Gott m. p.

Nachſchrift: Wiſſen Sie etwas Näheres von Rauſchenplatt und Mazzini? Man ſagt auch, die Hannoveraner ſeien bei ihrer Regierung um die Erlaubniß eingekommen, eine Revolution machen zu dürfen? Sollten die Leute ſo kühn ſein?

Friedrich der Große und Leſſing.

(Ein Geſpräch im Elyſium.)

(1841.)

Friedrich. Leſſing komm herab!

Leſſing. Seid ihr es, Sire?

Friedrich. Ich ennuyire mich und habe Luſt, zu plaudern.

Leſſing. Und wenn ich meines Theils nun keine Luſt dazu hätte?

Friedrich. Du mußt dich eben fügen. Denk, ich war ein König.

Leſſing. Und ich ein deutſcher Gelehrter. Ich füge mich.

Friedrich. Das währt lange! — Ah! — Willkommen! Was gilt's, du haſt geſchrieben?

Leſſing. Errathen, Sire.

Friedrich. Und was? Anmerkungen zu den Wolfenbüttler Fragmenten etwa?

Leſſing. Es kam auf ſo etwas heraus.

Friedrich. Geſteh nur, daß wir heute nicht viel mehr von derlei Dingen wiſſen, als damals. Mit der Unſterblichkeit hat's ſeine Richtigkeit. Man ſpricht auch von einem Himmel und einer Hölle, für die ganz Guten und ganz Böſen nämlich. Wir Leute vom Mittelſchlag aber leben ſo ziemlich fort wie vorher, und wenn nicht die Geſellſchaft und die Lektüre wäre, man wüßte bei Gott nicht, was anfangen; denn ewig Schlachten liefern auch hier noch, wie der kleine Napoleon Bonaparte, iſt denn doch zu handwerksmäßig.

Leſſing. Man ſetzt eben dieſſeits fort, was man jenſeits geübt.

Friedrich. So ganz denn doch nicht. Denn kennſt du den Hauptgegenſtand meiner hieſigen Lukubrationen?

Leſſing. Errathen möcht' ich's beinahe.

Friedrich. Nun ja denn: deutſche Literatur, und die habe ich, mort de ma vie, im Leben nicht ſehr geübt.

Leſſing. Wir haben's noch in Erinnerung.

Friedrich. Ihr Deutſchen wart aber auch langweilige Kerls damals. Der kryptogamiſche Klopſtock. Gellert war noch der beſte. Du ſelbſt, Leſſing, biſt ein ausgezeichneter, aber kein großer Schriftſteller.

Leſſing. Ich weiß es, Sire.

Friedrich. Ich ſage Das, wie ich geſtehe, ein ſchlechter Dichter geweſen zu ſein. Du haſt nichts geſchaffen und nichts erwieſen. Das kommt, weil es euch Deutſchen an Fleiß fehlt.

Leſſing. Der Vorwurf iſt neu.

Friedrich. Sitzfleiſch habt ihr und Fleiß beim Sammeln, aber keinen zum Reifwerdenlaſſen und Ausarbeiten. Drum kann eure Literatur auch keine Werke aufweiſen, nur Bücher. Sein Leben an drei Bände ſetzen, wie Montesquieu, oder wenigſtens an ein einziges Werk, wie Gibbon, das kommt bei euch nicht vor. Höchſtens Kant hat ſo gethan; der war aber auch ein Philoſoph, und jede Philoſophie involvirt eine fixe Idee. Alſo daß ich auf dich zurückkomme: du haſt deine Kräfte zu ſehr zerſtreut, deine Gegenſtände ſind unbedeutend, aber in der Art, wie du ſie behandelt, kommt dir Niemand gleich. Aber flüchtig, flüchtig, immer was Neues. Für einen Gelehrten warſt du ein guter Dichter, aber für einen Dichter viel zu ſehr Gelehrter. In deinem Nathan ſind vortreffliche Charaktere, aber als Stück taugt es nichts.

Leſſing. Das iſt auch meine Meinung.

Friedrich. Die Emilia Galotti gefällt mir beſſer.

Leſſing. Mir nicht.

Friedrich. Das Verdienſt der Minna von Barnhelm liegt in den Nebenſachen, die Hauptſache will nicht viel bedeuten.

Leſſing. Die Hauptſache iſt auch nicht von mir.

Friedrich. Von wem ſonſt?

Leſſing. Von dir.

Friedrich. Ja ſo, weil der Tellheim kein Geld kriegen konnte? War nothwendig damals, war nothwendig. — Aber laſſen wir die Anweſenden! — Alſo die deutſche Literatur war ſchlecht zu meiner Zeit.

Leſſing. Aber ſie iſt ſpäter gut geworden.

Friedrich. Gut? Hm!

Leſſing. Und wie ſchnell!

Friedrich. Aber auch wie kurz! Oder hältſt du die heutige auch für gut?

Leſſing. Sie wird's wieder werden.

Friedrich. Wird! Wird! Wir wollen nicht die Propheten machen, ſondern die Beurtheiler. — Erſtens alſo leugne ich eure deutſche Literatur; in dem Sinne nämlich, als es eine franzöſiſche, italieniſche, engliſche, ſpaniſche gibt; die eure iſt nur ein Reſumé aller übrigen. Aus Nachahmung entſprungen und nicht aus Naturdrang, aus Büchern, nicht aus eigenthümlicher Auffaſſung, hat ſie ſich ſämmtliche Literaturen angeeignet, ſchon aus dem natürlichen Grunde, weil ſie die letzte war und kein Menſch da erfindet, wo er nur zu benützen braucht. Du fandeſt deine Landsleute über der Nachahmung der Franzoſen und haſt ſie ihnen verleidet. Du thateſt recht daran. Denn die Literatur der guten Zeit Frankreichs iſt leer ohne die Urbanität und den Geſchmack derſelben Zeit, wo aber dieſe hernehmen im damaligen Deutſchland oder im jetzigen? Du haſt ſie dafür auf die Engländer verwieſen und thatſt Unrecht; denn die engliſche Derbheit wird nur durch die engliſche Tüchtigkeit wieder gut gemacht; der Deutſche aber iſt in nichts tüchtig, als in der Pflichterfüllung. Einige von euch haben zwar einen eigenthümlichen Ton angeſchlagen, wie der Goethe, den ich übrigens nicht leiden mag; er nahm aber nur Das aus der Natur, was die Kunſt gar nicht brauchen kann, ſo wie das Gras in der Wirklichkeit recht gut, ja ſchön iſt, der Blumenmaler es aber doch nicht nachbilden wird, ſondern eben Blumen nehmen muß. Die Kunſt beruht auf einer Steigerung des Wirklichen und unterſcheidet ſich eben dadurch von Natur. Nun haben aber gerade jene kleinen, hausbackenen Empfindungen, deren Werth in der Wirklichkeit ich nicht leugnen will, das Beſondere, daß ſie zu nichts werden, wenn man ihnen nur das Geringſte nimmt oder zuſetzt. Es muß daher auch die Darſtellung, wenn ſie ſich an ſolche Zuſtände macht, aus einer künſtleriſchen zu einer bloß natürlichen werden, was das größte Unglück iſt, das der Kunſt irgend paſſiren kann. So lange Das nun nur die ausgezeichneten Geiſter treiben, geht es noch an, denn Leute dieſer Art faſſen die Natur mit ſcharfen Sinnen auf, und das Wirkliche iſt immer intereſſant, wenn auch nicht immer ſchön; die Nachtreter aber, deren blöde Augen nur allgemeine Umriſſe empfangen und nun das Schattenbild treulichſt auf Löſchpapier abklatſchen, liefern ein Unding, das endlich ſelbſt deutſchen Geſchmackswerkzeugen zu matt vorkommen muß.

Leſſing. Deutſchen Geſchmackswerkzeugen!

Friedrich. Ja! Ja! Daß ihr keinen Geſchmack habt, nämlich keine Empfindung. — Lächle nicht! Es iſt ſo. Gefühl habt ihr, vielleicht mehr als Andre, aber Empfindung? Gefühl iſt nur der unartikulirte Aufſchrei des Innern, der ſich nichts bewußt iſt, als ſeines Zuſtandes im Ganzen, die Empfindung erkennt aber auch die einzelnen Beſtandtheile des Eindrucks, daher ſie vor Allem dem Schriftſteller nöthig iſt, der ſeinen Zuſtand Andern begreiflich machen, auf Andere übertragen will. Auch die Thiere haben Gefühl, aber nur der Menſch hat Empfindung, weil nur er Verſtand hat. Die Empfindung ſteht der Erkenntnißkraft eben ſo nah, als der Gefühlsgabe. Verzeih, daß ich dir Das vordemonſtrire, der du es beſſer verſtehſt, als ich; ich bin aber einmal im Zuge.

Leſſing. Man lernt immer, wenn man mit vernünftigen Leuten ſpricht. Und überdieß: der Philoſoph von Sansſouci —

Friedrich. Laſſen wir Das! Alſo eure ſchöne Literatur taugt nichts.

Leſſing. Und doch wird ſie gegenwärtig von ganz Europa bewundert.

Friedrich. Weil die Andern eben gar nichts haben. Zudem iſt eure Literatur von geſtern und befriedigt daher die Bedürfniſſe von heute. Die Glanzepochen der übrigen Nationen fallen in eine ſo frühe Zeit, daß ihre Hervorbringungen auf viele Zuſtände der Gegenwart keine Anwendung leiden. Sie müſſen mit Abſtraktion genoſſen werden, indeß die eure das Grobzeug recht im Kernſchuß trifft. Auch verhalten ſich die andern Nationen zur deutſchen Literatur, wie man ſonſt von der Weisheit der Aegyptier ſprach. Man lobt, was man nicht kennt. Um wieder auf Goethe zu kommen: ſeine frühern Werke ſind zu natürlich und ſeine ſpätern zu künſtlich. Am Beſten noch gefällt mir ſein Wilhelm Meiſter. Es iſt der deutſche Don Quixote und ſteht an Werth dem ſpaniſchen nichts nach.

Leſſing. Aber der Schluß!

Friedrich. Er wollte eben aufhören. — Schiller iſt gut. Er iſt der deutſche Racine.

Leſſing. Das wäre mir nicht eingefallen.

Friedrich. Lies ſeine Ueberſetzung der Phädra, und du wirſt glauben, Racine habe ſich ſelbſt überſetzt. Sie decken ſich. Wenn Schiller weiter iſt, ſo iſt es die im Wiſſen vorgeſchrittene Zeit. Verſetze Schillern in die Zeit Ludwigs XIV. und mache Racine zum deutſchen Profeſſor im 19. Jahrhundert, und jeder Unterſchied hat aufgehört. Shakeſpeare hat einen übeln Einfluß auf deinen Landsmann ausgeübt, indem er ſeine Form erweiterte. Wäre der Wallenſtein in fünf Akte zuſammengedrängt, ich wüßte ihm nichts an die Seite zu ſetzen.

Leſſing. Und doch, ohne Shakeſpeare als Vorgänger, was wäre Schiller?

Friedrich. Da magſt du recht haben. Voltaire hat Shakeſpeare einen Wilden genannt. Er hätte nur dazu ſetzen ſollen: ein *großer* Wilder, um die Wahrheit ganz zu treffen. Seine Form iſt nämlich wild und taugt nichts, oder vielmehr nur für eine halb rohe Zeit, die neue und ſtarke Eindrücke wollte, ohne ſich um ihre Herbeiführung und Verbindung viel zu bekümmern.

Leſſing. Und doch geht er immer den Weg der Natur.

Friedrich. Auf den Stationsplätzen trifft er allerdings faſt immer mit ihr zuſammen, aber auf dem Wege eilt er ihr ſo ziemlich voraus. Er gibt ein précis, ein abrégé der Natur, aber nicht die Natur ſelbſt. In der Kunſt aber ſind ihre Stufen eben ſo wichtig als ihre Höhe.

Leſſing. Du forderſt die Natur bei Shakeſpeare und weiſeſt ſie bei Goethe zurück.

Friedrich. Shakeſpeare hat eben die Natur genommen, wie der Dichter ſoll: in ihren großen Verhältniſſen. Goethe ſtellt ſie zwar mit Treue dar, bringt ſie aber vorher auf ſein eigenes Maß herab. Hat er nicht aus Egmont einen Lebemenſchen gemacht und aus dem Tyrannen Alba einen ganz plauſibeln homme d'état? Iſt in der Iphigenie eine Spur von dem heroiſchen Zeitalter, in der die Handlung ſpielt? Oder glaubſt du, daß ſolche Geſinnungen und Charaktere möglich ſind, wenn nicht lange vor Anfang der Handlung der Herr Onkel ſeine eigenen Kinder gegeſſen und der Vater ſeine Tochter den Göttern zum Opfer gebracht hat? Nichts davon zu ſagen, daß dieſer König Thoas nicht darnach ausſieht, daß ein neues Menſchenopfer irgend von ihm zu befürchten ſtünde. Goethe hat nur den Winkelmann in Handlung geſetzt und auf lebende Menſchen angewendet, was von todten Statuen allerdings ſeine Geltung haben mag.

Leſſing. Ich war Goethe's Freund nicht, ſo lang ich lebte, er war aber auch damals nicht, was er ſpäter geworden iſt. Er iſt denn doch der Glanzpunkt unſerer Nation.

Friedrich. Das iſt ja, was ich ſage. Ich tadle nicht ihn, ſondern euch. Daß ihr nichts Großartiges in eurer Natur habt, und keine Energie. Hat ſich nicht Goethe über ſich ſelbſt als Dichter luſtig gemacht? Oder was anders wäre der Kern ſeines Wilhelm Meiſter, ja ſeines Taſſo, wo zuletzt die Lumpe Recht behalten? Goethe iſt überdieß ein unmoraliſcher Dichter. Die gefallenen Mädchen ſind ſeine Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtſchaften ſind abſcheulicher als die franzöſiſchen Schmutzromane. Die Sünde war da und wird da ſein, und im Leben mag ſich der Menſch mit ihr abfinden, wie er kann, aber für den Schriftſteller muß ſie nicht bloß ein Unglück ſein, ſondern ein Verbrechen.

Leſſing. Laß uns nicht ungerecht ſein, König, wir ſind auf dem graden Wege.

Friedrich. Es hört uns Niemand, da können wir ſchon ein wenig übertreiben. Dann? Hat er nicht nur die Blüthe eurer Poeſie herbeigeführt, ſondern iſt auch Urſache an ihrem Verfall.

Leſſing. Ich weiß, was du ſagen willſt, und es iſt etwas daran.

Avertiſſement.

(1842.)

Unter heutigem Datum werden von der Kunſtreitergeſellſchaft des Herrn Semilaſſo aus Dongola folgende equilibriſtiſch-literariſche Vorſtellungen gegeben werden.

1) Der Vicekönig von Aegypten oder, Weſſen Brod ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge.

2) Fürſtliche Freigebigkeit, oder die Trinkgelder in Kairo.

3) Wird Herr Semilaſſo ſelbſt auf ſchlappem Seil ein engliſches Heirathsprojekt tanzen.

4) Wird die bekannte Abyſſinierin einen Beweis ihrer Stärke geben und Herrn Semilaſſo ertragen.

5) Rüpel und Lümmel oder literariſche Artigkeit.

6) Ein nubiſcher Geck zu Pferde.

7) Höhebeſtimmungen und Gradmeſſungen, von Herrn Semilaſſo mit einer Schneiderelle bewerkſtelligt.

8) Die Toilette auf den Ruinen von Karthago.

9) Räuberüberfall in der Wüſte, wobei eine Karawane aller ihrer Pomaden beraubt wird.

10) Wird eine fürſtliche Mumie mit gefärbten Haaren gezeigt.

11) Wird der Markgraf Rüdiger von Pöchlarn ſeinem letzten Nachkommen ins Geſicht lachen.

12) Wird Herr Semilaſſo mit dem Pferdehändler Herrn Schawel Bruderſchaft trinken.

13) Konzert auf der Mundharmonika oder Maultrommel, von Herrn Semilaſſo geſpielt.

14) Wird derſelbe ein Wettrennen mit ſeinen Gläubigern halten und hierbei alle Forderungen des Publikums, keineswegs aber die der Gläubiger befriedigen.

Schreiben des Nachtwächters Germanikus Walhall.

(1842.)

Der Unterzeichnete fühlt ſich gedrungen, vor den hohen Behörden und dem geſammten deutſchen Vaterlande hiemit ein Geſtändniß abzulegen, das, wie er hofft, ihm ſelbſt und den armen Seinigen nicht zum Schaden oder wie immer geeigneten Nachtheil gereichen ſoll. Es ſind nämlich ſeit einiger Zeit eine Reihe politiſcher Gedichte unter den Namen Herwegh, Prutz, Tag- und Nachtwächter, Lebendiger, Verſtorbener erſchienen, welche ſo glücklich waren, ſich den Beifall eines verehrten Publikums, wenn auch nicht einer gleichmäßig verehrten hohen Behörde zu erwerben. Dieſe Gedichte nun, wozu ich die Namen unſchuldiger junger Leute borgte, ſind ſämmtlich von mir, dem Unterzeichneten, in Stunden des Mißmuthes und Aergers verfaßt. Vor Allem muß ich mich nur wundern, daß man auf das Geheimniß einer einzigen Autorſchaft bei ſämmtlichen dieſen Gedichten nicht ſchon früher und von ſelbſt verfallen iſt. Denn nicht allein, daß ſie alle das Nämliche ſagen, was auch bei verſchiedenen Autoren ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, ſo ſagen ſie's auch alle auf die nämliche Art und Weiſe, was doch bei Verſchiedenen nicht ſo leicht vorkommt. Schreibart, Ausdruck, poetiſcher Werth und impetus ſind bei Allen ſo ganz dieſelben — natürlich, weil ich der alleinige Autor bin —, daß ich einen Preis darauf ſetzen möchte, ohne Unterſchrift des Namens, eines von dem andern zu unterſcheiden. Dieſe Gedichte nun, wie ich oben, und Jedermann auch ſonſt bemerkt, ſind ſämmtlich Erzeugniſſe des Mißmuths und Aergers. Damit hat es aber folgende Bewandtniß. Man hat mir meine Freiheit genommen. Mit dieſem Namen bezeichnet man nämlich auf unſerm Dorfe ein Stück Weideland, auf welches meine Vorgänger, die frühern Nachtwächter, Erlaubniß hatten, ein oder zwei Stück Vieh zu treiben und ſo ihrer kärglichen Exiſtenz einige, wenn auch geringe Erleichterung zu verſchaffen. Wegen welchen Umſtandes gedachtes Stück Land auch insgemein die Freiheit genannt wurde. Dieſen Weidegrund nun hat mir der Schulze und die Dorfgemeinde zu meinem größten Nachtheil und Schaden widerrechtlicher Weiſe genommen. In der erſten Verzweiflung wollte ich mich tödten und rannte mit dem Kopfe gegen die Wand. Da flimmerte es mir vor den Augen und klang mir in den Ohren. Der Stoß hatte aber ſo wehe gethan, daß ich beſchloß, ihn vorderhand nicht zu wiederholen. Ich ſetzte mich vielmehr hin und wollte eine Schutzſchrift ausarbeiten. Aber — Gottes Wunder! — mir, der ich ſonſt nie einen Vers gemacht, kamen jetzt Reime und Vergleichungen wie gerufen. Es entſtand ein Gedicht, welches jedoch in den Ausdrücken viel zu ſtark war, als daß ich es, abgerechnet das Unſchickliche der poetiſchen Form, bei der Gemeinde hätte einreichen können. Da fiel ich auf den Gedanken, es in die Stadt zu tragen, um vielleicht durch Drucklegung deſſelben — man kann ja nicht nur eine Kuh, ſondern auch ein Talent melken — mir einigen Erſatz für meine verlorene Freiheit zu verſchaffen. Ich erhielt ſieben baare Groſchen und konnte meinen armen Kindern etwas Wurſt zu ihrem trocknen Brode nach Hauſe bringen. Als ich aber meine ökonomiſchen Dichtungen fortſetzen wollte, fiel mir eben nichts weiter ein. Ich plagte mich; umſonſt! Endlich plagte mich meine Frau um Brod, und in dem daraus entſtandenen Streite, der mit einer erhaltenen Ohrfeige endete, entzündete ſich auf einmal mein ingenium aufs Neue. Facit indignatio versum, ſagt Ovidius oder Virgilius, und ſo war es bei mir. Meine von Geburt kalte und trockene Natur findet ſich nur in Zorn und Aerger poetiſch angeregt. Ich arbeitete nun auf mich los. Ueber Alles war ich unzufrieden, überall fing ich Händel an; aus der Schänke wurde ich hinausgeworfen, und aus jedem dieſer Streite — die häuslichen ungerechnet — blühte wie aus einem Miſtbeete eine neue poetiſche Blume empor. Meine Gedichte, zu denen ich aus Beſorgniß, meinen Dienſt zu verlieren, fremde Namen erborgte, machten Aufſehen und warfen mir bald mehr ab, als der Milchertrag von zehn Kühen. Zugleich aber — und hier fängt meine Schuld an — bemerkte ich, daß das Publikum die Klage um meine verlorne und wieder zu erlangende Freiheit, die Kuhweide nämlich, in einem ganz andern, in einem verbotenen, mir als ächten Deutſchen völlig fremden politiſchen Sinne aufnahm. Nichtsdeſtoweniger — Verbrecher, der ich bin! — fuhr ich fort, das Mißverſtändniß zu meinem Vortheile auszubeuten; ja, wäre darin noch ferner vorgegangen, wenn nicht Einer meiner Namensträger ſich hätte beigehen laſſen, ein nach Stand und Würden geehrtes hohes Haupt durch briefliche Behelligungen in gerechten Zorn zu verſetzen. Die Furcht, bei allfälliger Entdeckung als Namensträger meines Doppelgängers zur Verantwortung gezogen und mit dem Tode oder wohl gar mit Verluſt meines Amts beſtraft zu werden, zwingt mir ein freiwilliges Geſtändniß ab. Ich habe gefehlt. Zugleich aber verſpreche ich feierlich, daß wenn man mir meine Freiheit — die Kuhweide — wieder einräumt, oder eine Vergütung von ſieben Thaler preußiſch, gleich vierzehn Gulden rheiniſch, jährlich aus der Gemeindekaſſa großgünſtig anweiſt, ich mich fortan als ruhiger Staatsbürger benehmen werde, der ich in Proſa war und bin, ſollte ich auch in der Beſeſſenheit der Poeſie und in der Sorge für Nahrung und Kleidung noch ſo verbrecheriſch ausgeartet haben.

Aller Welt gehorſamſter
Germanikus Walhall,
Küſter und Nachtwächter zu Dombau
bei Köln am Rhein.

Schreiben des Königs von Baiern an den Schauſpieldirektor Carl.

(1844.)

Kopf in Walhalla aufſtellen wollender, Volke zum Bier Spaß machendem, ſelbſt ergötzt verdanke

wohlgeneigt
Hlodowich.

Literaturgeſpräch.

(1852.)

1. Wo hinaus, Schwager?
2. Da durch.
1. In den Sumpf?
2. Es iſt eine „Uebergangs-Epoche“.
1. Noch zwei Schritte, ſo bleibſt du ſtecken.
2. Was ſoll ich aber ſonſt thun?
1. Umkehren.

Zwei Briefe.

1.

(1853)

Mein Herr!

Ich habe Ihnen einen wichtigen Fund mitzutheilen. Ich lebe auf dem Lande, bewirthſchafte im Sommer mein kleines Gütchen, gehe im Herbſte auf die Jagd und beſchäftige mich im Winter zur Zerſtreuung mit den Wiſſenſchaften, oder vielmehr ausſchließlich mit Sprachwiſſenſchaft, weil ich gefunden zu haben glaube, daß man in derſelben ohne viel Geiſt die wichtigſten Entdeckungen machen kann. Da ich zugleich kein Freund von vielem Lernen bin, beſchränke ich mich auf die deutſche Sprache. Ich habe auch bereits ein Idiotikon der Gegend von Hollabrunn verfaßt, konnte aber bis jetzt keinen Verleger finden. Vorigen Herbſt war ich auf der Jagd in Sachſengang, bekanntlich am Marchfelde. Sehr gut aufgenommen, verbrachte ich einige frohe Tage. An einem dieſer Tage trieb mich ein natürliches Geſchäft an einen Ort, den die Anſtändigkeit zu nennen verbietet. Hier ſitzend, gewahre ich vor mir auf dem Boden ein doppeltes Pergamentblatt, offenbar die äußere Hülle einer Papierternion, deren innere Blätter, weiß Gott zu welchem Zwecke, abhanden gekommen waren. Wie ich das vergilbte Pergament näher betrachte, fallen mir vier darauf geſchriebene Verſe auf in ſehr unbehilflicher, daher wahrſcheinlich alter Schrift. Sie lauteten:

Da ob'n auf'm Bergl'
Da ſitzen zwei Haſen,
Der eine thut Zithern ſpiel'n,
Der andre thut blaſen.

Alſo ein Volkslied. Ein Volkslied, das wie alle Volkslieder Niemand gemacht hat, das naturwüchſig, wie einige von der Welt behaupten, von ſelbſt entſtanden iſt. Ich war glücklich. Zwar ſchien das Lied ſehr abgeſchmackt, das ſind aber die meiſten Volkslieder, bis ein Gelehrter den tiefern Sinn und die Bedeutung herausarbeitet. Für jeden Fall war deutſcher Humor darin, Haſen, die Zither ſpielen und blaſen! Vielleicht ein Bruchſtück aus einem viehiſchen oder Thier-Epos. Aber es ſollte beſſer kommen.

Während ich ſinnend in meinem Zimmer auf und nieder gehe, kommt der kleine Sohn des Gärtners, ein Knabe von ſechs oder ſieben Jahren, tritt an den Tiſch und fängt an, meinen Fund zu leſen, oder vielmehr zu buchſtabiren.

Da ob'n auf'm Bergl'
Da ſitzen zwei — (lange Pauſe) — Sachſen.

Ich fahre auf, ſtürze hin. Das H hat wirklich eine Aehnlichkeit mit einem S. Zugleich weiß ich, daß die spirans ſehr häufig in den Kehllaut Ch übergeht. Ich befinde mich in Sachſengang. Meine Haſen ſind Saſen, Sahſen, Sachſen. Der Name des Ortes iſt erklärt. In Sachſengang ſind Sachſen gegangen. Aber wann? Auf eine neuere Kolonie kann man nicht ſchließen. Das Volk ſpricht dort ein ſo greuliches Deutſch, daß auf eine neuere Abſtammung von Dresdnern oder Meißnern nicht zu denken iſt. Alſo in der Vorzeit, in der Urzeit. Da bot ſich mir ſogleich Wittekind und Karl der Große dar. Hieher ſind die glaubensmuthigen Sachſen geflohen. Dort auf dem Bergl' — Nun iſt in Sachſengang kein Berg, aber in einiger Entfernung zu Groß-Rußbach und Ernſtbrunn befinden ſich einige Hügel. Alſo bei Ernſtbrunn haben ſich die von den Franken verfolgten Sachſen gewendet und haben ihren Grimm, ihren Hohn den Verfolgern entgegengeſchleudert.

Da ob'n auf'm Bergl' (bei Ernſtbrunn)
Da ſitzen zwei (mehrere) Haſen, (Ja wohl Haſen! Löwen!)
Der eine thut Zithern ſpiel'n,
Der andre thut blaſen. (Das Schlachthorn. Kommt an, wenn ihr's wagt.)

Was das Zitherſpielen betrifft, ſo iſt damit die Poeſie gemeint, nebſt der Tapferkeit eine der Haupteigenſchaften unſerer Nation.

Durch dieſe Erklärung ſetzt ſich die Handſchrift außer allen Zweifel ins neunte Jahrhundert und dürfte daher der intereſſanteſte Fund ſein, den die deutſche Alterthumswiſſenſchaft bis auf dieſen Tag gemacht hat. Sprachlich auch intereſſant, weil daraus hervorgeht, daß das Ur-Ur-Ur-Sächſiſche unſerer heutigen Volksmundart ähnlicher war, als unſere Sprachforſcher gewöhnlich glauben.

Ich bitte, dieſe Entdeckung, verſteht ſich unter Nennung meines Namens, einer gelehrten Geſellſchaft mitzutheilen, zugleich auch, daß ich bereit bin, die Original-Handſchrift gegen eine der Wichtigkeit der Sache entſprechende Geldvergütung einem Muſeum oder einer Bibliothek zu überlaſſen.

2.

(1854.)

Mein Herr!

Ich habe die Ouvertüre zum Tannhäuſer gehört und bin entzückt. Heißt das: gegenwärtig, denn während des Anhörens thaten mir die Ohren ziemlich weh. Ich bemerkte aber gleich, daß es ſich hier nicht um ein Vergnügen für das Ohr, ſondern um den Sinn und die tiefere Bedeutung handle. Ueber dieſe Bedeutung waren übrigens ich und einige neben mir ſitzende Kunſtfreunde, die damals gleich mir nicht einmal den Titel des Werks kannten, ſehr im Zweifel.

Der Eine meinte, die Muſik drücke den ruſſiſch-türkiſchen Krieg aus, wo die Poſaunen und Trompeten des chriſtlichen Chorals den Todesmuth der Ruſſen, und das Zittern der Violinen die Furcht der Türken verſinnlicht, obwohl in Wahrheit die Türken ſich nicht ſehr zu fürchten ſchienen.

Ein Zweiter meinte, es ſtelle den Eisſtoß dar.

Zwei Andere dachten, der Eine auf die Erſchaffung, der Andere auf den Untergang der Welt.

Endlich gab uns ein freundlicher Mann, leider erſt am Schluſſe der Ouvertüre, das Programm des Verfaſſers. Nun erſt waren wir im Klaren und beſchloſſen, dieſe herrliche Ouvertüre bei keiner ſpäteren Aufführung zu verſäumen.

Ein alter Herr, der hinter uns ſaß, meinte zwar, man ſollte lieber nur das Programm leſen und die Muſik gar nicht hören, um die Meinung des Tondichters ganz zu faſſen; aber wer wird auf Leute achten, die hinter der Zeit zurückgeblieben ſind?

Es lebe der Fortſchritt!

Kunſtgeſpräch.

Liebhaber. Welch koloſſale Figur! Was für Verhältniſſe! Der Mund ungeheuer; die Grübchen in den Wangen, daß man allenfalls die Fauſt hineinlegen könnte. Lächerlich! Abſcheulich!

Künſtler. Mir däucht, Sie haben nicht den rechten Standpunkt gewählt. Belieben Sie, etwas zurückzutreten. Derlei will nicht ſo aus der Nähe betrachtet werden.

Liebhaber. Ich liebe die Bilder von leicht überſehbarem Maß.

Künſtler. Ich gleichfalls. Ich verſtehe aber auch, die darüber Hinausgehenden zu betrachten.

Bruchſtück aus einem Literaturblatt vom Jahre 1900.

Der vorübergehende mitleidswerthe Zuſtand der deutſchen Literatur im verfloſſenen Jahrhundert nimmt ſeinen Anfang von den ſogenannten Befreiungskriegen gegen Frankreich. Es wurde durch dieſelben dem ſtill brütenden deutſchen Charakter ein praktiſches Element beigemiſcht, das, weil es nach kurzer Efferveszenz an jeder Tüchtigkeit zur Geltendmachung an äußerm Leben fehlte, ſich auf das Innere und namentlich auf die Poeſie warf, wo es um ſo ungehinderter fortwuchern konnte, als es zu nichts führte, und endlich auch im Nichts, d. h. im Gefühl der völligen Leere aufhören mußte.

Staat, Rechtsverhältniſſe, Demagogie, Religion, das objektiv Wahre ſetzten ſich als Gegenſtände der Poeſie an die Stelle der gemüthlichen Ideale, die früher die Deutſchen träumeriſch entzückt hatten, und ſelbſt wo ſich das Ideelle erhielt, ward es durch die Anforderungen einer hochmüthig überreizten Zeit ſo in die Superlative getrieben, die Vorſätze liefen ſo der Ausführungsfähigkeit voraus, daß bald ganz Deutſchland einer Irrenanſtalt glich, in der die Tollen im Chorus ſchrieen, indeß die Blödſinnigen zellenweiſe dummes Zeug trieben.

Zur Ueberreizung der Gemüther hatte nicht wenig die gerade vorausgegangene goldene Periode der Literatur beigetragen. Die Meiſterwerke aller Zeiten und Völker waren durch Ueberſetzungen allgemein zugänglich und der Gegenwart und ſich ſelbſt untereinander ſo nahe gebracht worden, daß das Lichtmeer von Vortrefflichkeiten Blödſichtige nothwendig blenden mußte. Dazu die eigenen ausgezeichneten Schriftſteller, die in kaum mehr als einem einzigen Menſchenalter gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge die deutſche Literatur gründeten und dem Kulminationspunkte zuführten. Die Nation ſchwindelte. Sie fühlte die Nothwendigkeit, ſich zu ſteigern. Zwei früher iſolirt dageſtandene Gebrechen: Pedantismus und Phantaſterei, wurden in der Erregung ſich näher gebracht. Sie vereinigten ſich, und Deutſchland gebar ein bisher noch nie geſehenes Zwitterweſen aus ſeinem Schooß: pedantiſche Phantaſterei, ein Monſtrum, das die Erde bis dahin noch nicht erblickt hatte.

Die Krankheit war im ordentlichen Wege nicht zu heilen, da, was die eine Seite des Uebels bekämpfen konnte, die andere vermehren mußte, und es blieb daher nichts übrig, als der Kontagion ruhig zuzuſehen, wie einem brennenden Hauſe, das den Löſchanſtalten keinen Zugang darbietet.

Proſa und Poeſie wurden davon gleichmäßig angeſteckt und zwar, wie natürlich, im entgegengeſetzten Sinne. Denn als eine Miſchung aus kalt und heiß erhitzte es den Theil, der hätte kalt ſein ſollen: die Proſa, über Gebühr, und erkältete dafür das ſeiner Natur nach Warme: die Poeſie, bis ins Mark.

Das Einzige, was noch allenfalls zur Beſinnung hätte zurückrufen können: die beharrliche Zurückweiſung des Verkehrten von Seite des allgemeinen Menſchenverſtandes, der ſich in der Stimme des Publikums ausſpricht, fehlte, weil es kein Publikum gab, oder dieſes vielmehr keine Stimme hatte. Die Urſache dieſes Abgangs ſtammt, die Vereinzeltheit und Unentſchiedenheit der Deutſchen ungerechnet, noch aus der Zeit der höchſten Blüthe der deutſchen Literatur. Publikum nämlich iſt die einem Eindruck ſich hingebende Maſſe. Was jeder Einzelne darunter denkt und fühlt, iſt ohne Werth. Was auf die Maſſe übergeht, inſoferne ſie Maſſe iſt, der gleichmäßige Wärmegrad, der aus der unmittelbaren Berührung ſich entwickelnd, die einzelnen Beſchränktheiten, ſowie die Vorzüge aufhebt, die Zuverſicht, die aus der wechſelſeitigen Zuſtimmung entſteht, das Gefühl der Menſchheit als Ganzes mit Ausſchließung aller Individualität, das iſt es, was der Stimme des Publikums ſeinen hohen Werth gibt und ewig geben wird.

Das Publikum in dieſem Sinne hatten die zwei größten Geiſter unſerer Nation ſeit lange ſich alle Mühe gegeben, von Grund aus zu vernichten. Goethe und Schiller nämlich, an einem unbedeutenden Orte lebend, wo ſie außer der Lage waren, die Großartigkeit dieſer Erſcheinung aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, ſprachen die äußerſte Geringſchätzigkeit für das Publikum aus. Sie appellirten an den Beifall der Gebildeten. Da nun aber die Bildung das Ergebniß des Zeitgeiſtes iſt, und wenn dieſer ins Abſurde geräth, auch die

Bildung mit ſich zieht, indeß die allgemeine Menſchennatur ſich gleich bleibt von Erſchaffung der Welt bis zu ihrem Untergange, ſo iſt leicht zu erſehen, daß mit dieſer Subſtituirung durchaus nichts gewonnen, vielmehr ein Hyſteronproteron ſtatuirt war, ſie appellirten nämlich an diejenigen, die mit ihnen im gleichen Standpunkte ſtanden, indeß es doch vor Allem galt, den Standpunkt ſelbſt zu beurtheilen....

Eſther.

Aus einem unvollendeten Drama.

Das Aeußere des königlichen Schloſſes zu Suſa. Der Hintergrund von einer Mauer geſchloſſen. Außer dem Mittelpunkte nach rechts zu ein großes Thor, daneben eine Niſche mit einer Bank. Links ſich an die Couliſſe anſchließend die Wohnung des Pförtners durch ein paar Stufen erhöht und mit Gebüſch beſetzt.

Mardochai ſitzt in der Niſche, eine Rolle vor ſich.

Mardochai.

Ich kann nicht leſen, denn mein Sinn iſt fern!
Und ſie umſchweben ſchweifend die Gedanken,
Die nun allein in Königsnähe ſteht,
Im Schutze Gottes nur und ihres Selbſt.
War's frevelhaft, ſie in Gefahr zu ſenden?
Bedurft' es doch nur eines kleinen Worts.
Sie iſt aus Juda's Stamm, und man entließ ſie,
Stieß ſie vielleicht zurück. Doch ſoll's nicht heißen,
Daß irgend einer Ehre irgend unwerth
Das Volk des Herrn. Und endlich, wenn ſich's träfe,
Auf ſie des Königs Aug' — Eſther iſt ſchön —
Sie ſetzte neben ſich auf Aſiens Thron,

(aufſtehend)

Und neu ſich höbe Israels altes Volk,
Das Schwert des Zorns gezückt auf jene Heiden,
Die es darnieder hielten; Salomonis Tempel
Erſtünde aus der Aſche ſeiner Schmach,
Zur Freude und zum Schrecken aller Welt.
Dann wollt' ich ſegnen, daß, halb Zorn, halb Liſt,
Ich ihr verbot, Geſchlecht und Stamm zu nennen.
Wenn ſie dann ſäß' an ihres Herren Seite,
Dann trät' ich hin und ſagte: Fürſt der Heiden,
Sieh zu, ob irgend Fehl an Israels Volk;
Die Gattin, die du liebſt, ſie iſt die Unſre.
Verſtoß ſie, wenn du kannſt. Ich bin ihr Ohm.

Doch wird's nicht ſo! Verbuhlt ſind Aſiens Herrn,
Und ſtreng und keuſch ſind unſrer Töchter Reize.
(Er ſetzt ſich.)
Sitz wieder hin und lies von alter Zeit;
Nur Neues, Gutes nicht, gebiert die neue.

Der Pförtner kommt.

Pförtner (zu Mardochai).
Ich ſagt' Euch's wiederholt: hier weilt man nicht! —
(Ihn anfaſſend.)
Hört Ihr?
Mardochai.
Was iſt?
Pförtner.
Daß es verboten, ſprach ich,
Zu harren an des Königsſchloſſes Pforten.
Mardochai.
Ich aber ſagte dir ſchon meines Weilens Grund.
Pförtner.
Nun ja, daß Ihr der Vater oder Ohm
Von einem jener Mädchen, die dem König
Man vorgeführt — ha. ha! — zu friſcher Wahl.
Er aber wählte: nicht zu wählen. Hört Ihr?
Die Andern haben längſt ſich rings zerſtreut,
Die Eure findet wohl ſich unter ihnen.
Mardochai.
Bis hierher führt' ich ſie, und hierher kehrt ſie,
Iſt ihr die frohe Wiederkunſt gewährt.
Pförtner.
Nun kommt's wohl an die frohe Wiederkehr
Der frühern Herrin, Kön'gin Vaſthi, denk' ich.
Wohl recht! Man iſt geboren zu gehorchen;
Doch gern gehorcht man ſeinem Beſſern nur,
Beſtimmt ſchon in der Wiege zu befehlen.

Mardochai.

Eh noch der Baum wuchs, deſſen Holz die Wiege,
Hat unſer Haus geherrſcht ſchon über viele.

Pförtner.

Zu lange Unterbrechung nimmt die Uebung;
Und um die Uebung eben handelt ſich's.
Bei neuen Herrn forſcht man nach Recht und Grund,
Die alten aber ſind wie Wind und Regen:
Er bläſt, er näßt, und Niemand frägt warum.
(In die Scene zeigend.)
Seht Ihr die Leute lauern rechts und links;
Die ſchoſſen auf wie Pilze bei der Nachricht,
Daß unſers Königs Brautfahrt ſich zerſchlug.
Dort kommt wohl gar — Du meine Zeit! — Geht fort!
Setzt Euch dort hin! Macht was Ihr wollt, nur geht.

Mardochai ſetzt ſich wieder in die Niſche. Der ſchwarze **Hiram** kommt in einen Mantel gehüllt.

Pförtner (ihm entgegen).

O Herr, Ihr wagt? Zwar blüht uns neu das Glück;
Des Königs Brautwahl ging in Luft und Wind,
Und Fürſtin Vaſthi kehrt uns, hoff' ich, wieder.

Hiram.

Ein fremdes Mädchen ſteht, indem wir reden,
Als Ahasverus' Braut im Kreis des Hofs.

Pförtner.

Und Ihr, Ihr wißt es ſchon?

Hiram.

Du hörſt's.

Pförtner.

Wir ſind verloren.

Hiram.

Noch gibt es Mittel, ob gleich äußerſte:
(leiſe)
Nimm dieſen Brief und gib ihn augenblicks

Des Königs Schenken Theres, der des Dienſts
Mit einem neugekommnen Freunde wartet
Am heut'gen Tag.

Pförtner.

Es iſt doch nicht?

Hiram.

Du zögerſt?

(Mit gehobenem Finger drohend.)

Verweigern kannſt du's nicht. Du weißt warum.

Pförtner.

Ich füge ja mich, Herr!

Hiram.

Geh!

Pförtner.

Nur —

Hiram.

Ich harre
Der Antwort nebenan. Nur raſch und klug.

(Er geht ab.)

Pförtner.

Wer irgend nur zu weigern ſich vermöchte!
Doch muß es ſein.

(Zu Mardochai.)

Mein guter Freund,
Nun zeigt Euch dankbar für die viele Güte,
Die Ihr von mir empfingt

Mardochai.

Daß Ihr mich fortwieſt?

Pförtner.

So will's der Dienſt Doch endlich, biſt du hier.
Mich ruft nun ab ein wichtiges Geſchäft.

(Indem er gewahr wird, daß er den Brief noch in der Hand hält, ihn ſchnell in den Buſen ſteckend.)

Meinſt du, das ſei ein Brief? Es iſt ein Zettel,
Ein unbedeutend, nutzloſes Papier,

Das ich beſtellen muß. Bleib du indeß
An meiner Statt. Den Stab hier meines Amts,
Der mich vertritt, ich ihn, als Zwillingsbruder,
Ich lehn' ihn neben dich, ſo biſt du Pförtner.
Hab' ſorglich acht, heißt das: thu' was du willſt,
Die Großen hindre nicht, weiſ' ab die Kleinen,
Sei derb, wenn einer höflich zu dir ſpricht,
Und höflich, wenn er derb. Das iſt im Kurzen
Die Weisheit jedes Amts. Bald kehr' ich wieder
Und lohne gern den Dienſt durch jeden andern.
(Ab durch die Pforte.)

Mardochai
(noch immer ſitzend).
So bin ich denn des Königs hoher Diener
Und eingeweiht in ihre Schlechtigkeit.
Wer zweifelt, daß ſich hier ein Unerlaubtes,
Verborgen Schleichendes anknüpft und ſpinnt.
Hätt' ich mein Kind und wär' in meinen Bergen,
Wo keine Falſchheit, weil kein Herr und Diener,
Sag' ich nicht lieber: überhaupt kein Menſch?
Geliebte Blätter, ihr ſeid treu und wahr.
Ein Buch, wär's falſch auch, bleibt ſich mindſtens gleich,
Indeß der Menſch des Augenblickes Affe.
(Er ſchickt ſich an zu leſen.)

Theres und **Bigthan** kommen von der rechten Seite.

Theres.
Bleib hier! An dieſer Pforte, ward geſagt.
(Bigthan bleibt zurück, Theres nähert ſich Mardochai.)

Theres.
Seid Ihr der Pförtner?

Mardochai
(auf den neben ihm lehnenden Stab zeigend).
Hier lehnt Amt und Würde.

Theres.
War nicht ein Schwarzer hier?
Mardochai.
Ein Schwarzer, ja!
Er ſuchte einen Schwärzern, ſchien es faſt,
Wenn auch von außen nicht. Seid Ihr's vielleicht?
Theres.
Wozu die Poſſen? Gab er einen Brief?
Mardochai.
Er gab.
Theres.
An Theres, königlichen Mundſchenk?
Mardochai.
An — Theres heißt der Name? — Seid Ihr Der?
Theres.
Ich bin's. Gib nur den Brief.
Mardochai.
Ich hab' ihn nicht.
Theres.
Wer ſonſt?
Mardochai.
Der Pförtner ſelbſt, den ich vertrete,
Ging Euch zu ſuchen. Theres, heißt Ihr, nicht?
Theres.
Zuſammt dem Brief?
Mardochai.
Er ging, ihn Euch zu geben.
Theres.
Und welchen Weg?
Mardochai.
Hier — Oder halt!
(Nach der rechten Seite weiſend.)
Nach dorthin.
Theres.
Von dorther kamen wir ja ſelbſt.

Mardochai.

Nun, Herr,
Geraden Weg gibt's übrall Einen nur;
Allein der andern ſind ſo viele denkbar,
Daß, die auf krummen gehn, ſich leicht verfehlen.

Theres.

Nach dorthin alſo?

(Zu Bigthan.)

Komm! Wir treffen ihn.

Theres.

Und kehrt indeß er rück —

Mardochai (unwillig).

Geht nur vorerſt!

(Theres und Bigthan nach der rechten Seite ab.)

Mardochai.

Mein Inneres empört der feile Troß!
Und unter Solche führteſt du dein Kind?
Verdammenswerthe Klugheit, frevler Stolz!
Hier, wo der König Sklave ſeiner Diener,
Der Sklave Herr — nur von ſich ſelber nicht —
Zu herrſchen und zu dienen gleiche Schmach.

Ich hoffe, ſie mißfiel, das edle Mädchen!
Obgleich die lange Zögerung mich martert,
Und ich in das Getriebe dieſer Thoren
Mich ängſtlich menge, gleich als wär's mein Kind
Und ihr Geſchick, um das die Rotte würfelt.

Haman kommt aus dem Thore.[1]

Haman.

Luft! Luft! Das ging ans Leben. Aber dennoch,
Dennoch geſiegt. Das dank' ich dir, mein alter,

---

[1] Dieſe Stelle lautet im erſten Entwurfe:

Haman

(kommt aus dem Thore).

Ich muß in's Freie, muß die ſchwere Bruſt
Durch einen Athemzug erleichtern. Schwer?

Vielwack'rer Kopf. Der König ſteckte ſelber
Sein Siegel mir an dieſe meine Hand.
Das blitzt, das glänzt! Und all der Glanz iſt Macht.
Wer iſt noch, der vor mir nicht ſinkt in Staub?

Nicht fürder! Fortan leicht, gehoben, ſiegend
Ob meinen Feinden. Und das dank' ich dir,
Mein wackrer alter Kopf. Der König ſteckte
Sein Siegel ſelber mir an meine Hand.
(Seine ausgeſtreckte Rechte betrachtend.)
Man ſollte derlei glänzender verfert'gen,
Wer merkt's, der es nicht weiß? Doch ſoll man's wiſſen.
Wie eine Sonne ſoll's das Land durchſtrahlen,
Gewitter brüten allen, die nicht zittern.
Nun will ich heim zu Zares, meinem Weib,
Die meiner Klugheit Zaudern oft verſpottet.
Der langſam geht, geht raſch; denn er geht ſicher.
Hier ſitzt ein Mann. Das iſt der Pförtner nicht.
Und achtlos meiner, wie mir etwa ſcheint.
Wer ſeid Ihr, Freund?

Mardochai.
Ein Menſch.

Haman.
Das ſah ich etwa.

Mardochai.
Dergleichen ſieht man nicht. Man glaubt's und irrt.

Haman.
Was ſchafft Ihr hier?

Mardochai.
Ich leſe.

Haman.
Was?

Mardochai.
Geſcheh'nes.

Haman.
Hier lieſt man nichts, als was ich erſt gebilligt.

Mardochai.
Das hier hat längſt ein Höherer gebilligt.

Haman.
Ein Höh'rer? Kennt Ihr mich?

Mardochai.
Ich hoffe, nein.

Haman
(ſeine Hand hinhaltend).
Des Königs Siegel hier.

Mardochai
(ſeine Rolle emporhaltend).
Hier Gottes Siegel.

Zwar dort iſt Einer, der zur Zeit noch ſitzt.
Er ſah mich etwa nicht.
(Mit dem Fuße ſtark auftretend.)
Was fehlt dem Schuh? —
Er blickt noch immer vor ſich hin. Heda,
Mein Freund!

Mardochai (aufblickend).
Was ſoll's?

Haman.
Was ſoll's? Meint Ihr da mich?

Mardochai.
Den meint' ich, der mich rief.

Haman.
Nun, Der war ich.

Mardochai.
Dann Euch.

Haman.
Ihr kennt mich nicht.

Mardochai.
Ich hoffe, nein.
Was ich bisher an dieſem Ort geſehn,
War böſer Wille, Argliſt und Verrath.
Weh Euch, müßt' ich Euch zählen unter Solche!

Haman.
Weh mir? Weh dir! Wer mir mißfällt,
Er iſt verloren, wink' ich mit der Hand.

Mardochai.
Nun, Ihr gefallt mir nicht, ſeht, und ich lebe.
(Er lieſt weiter.)

Haman
(ſich von ihm entfernend).
Das ſcheint mir etwa einer von den Geiſtern,
Den Narren, die die Welt und uns verſchmähn.
Doch ſo ein Geiſt braucht doch wohl einen Körper ...

Haman
(ſich von ihm entfernend).
Das ſcheint mir etwa Einer von den Geiſtern,
Den ſtarken, die die Welt und uns verſchmähn.
Wohl ein Braman', vielleicht ein Jude gar.
Doch ſo ein Geiſt braucht doch wohl einen Körper,
Den man, als Körper, feſſeln, tödten kann.
Der Pförtner nennt mir ſpäter ſeinen Namen,
Und ich, ich ſchreib' ihn hier
(hinters Ohr zeigend)
und treff' ihn einſt.
Sprach er? — Er ſitzt noch immer. — Hab' es denn!
(Indem er, um fortzugehen, ſich der linken Seite nähert, tritt ihm Hiram entgegen.)

Haman.
Doch halt! der Schatten meines Glücks! Was wollt Ihr?

Hiram.
Da Euer Haus ſich ſtrenge mir verriegelt,
Und Euer Ohr auf neue Töne lauſcht,
Muß ich, ein Bettler, Euch genübertreten,
Vom Himmel überwölbt, der hört und richtet.
(Mardochai erblickend.)
Doch ſind wir nicht allein.

Haman.
Wer's immer hört,
Ich ſag' es laut, und Jeder mag es wiſſen:
Des Königs Unterthan und Diener bin ich.
So lang die Fürſtin Vaſthi ſeine Gattin,
Drückt' ich auf ihren Fußtritt meinen Mund,
Doch ſeit der König ſchritt zu neuer Wahl —

Hiram.
Er ſchritt? nicht Ihr?

Haman.
Der Herr thut ſeinen Willen,
Wir ſind nur Schatten, er allein das Licht.

Seitdem — damit ich weiter mich erkläre —
Iſt Kön'gin Vaſthi mir ein fremdes Weſen,
Das ich nicht kenne, kannte, kennen werde,
Es ſei denn, daß der Herr ſie neu erhebt.
(Leiſe und ſchnell.)
Habt etwas Ihr Geheimes mir zu künden,
Sagt's meiner Frau, laßt's meine Gattin wiſſen.
(Wieder laut.)
Doch nun begebt Euch fort, ſonſt ſuch' ich Hilfe
Und rufe Beiſtand als ein Mann der Pflicht.

Hiram.

Ich ſcheide denn und kenn' Euch, denk' ich, ganz.
(Ab nach der linken Seite.)

Haman.

Ihr kennt mich, ſo? Viel Glück zu der Bekanntſchaft!
(Zu Mardochai.)
Ihr habt gehört? Wie aber heißt Ihr, Freund?

Mardochai.

Ich heiße Menſch und bin's. Doch wenn Ihr nahe,
Wohl nächſt dem König ſteht und ſeinem Ohr,
So wißt: es ſpinnt ſich lauernder Verrath;
Der Schwarze, der ein Diener Kön'gin Vaſthi's,
Wie ich nun weiß, er wechſelt heimlich Briefe.
Mit Einem, der der Mundſchenk Eures Herrn
Und Theres heißt.

Haman
(ſich die Ohren verhaltend).
Ich höre nichts. Bin taub.
Doch Ihr ſeid blind; ſonſt würdet Ihr erkennen
(die Hand hinhaltend)
Das Zeichen hier, das Siegel meines Herrn.
So viel genug. Wir treffen uns noch weiter.
(Er geht.)

Mardochai.

Ich könnte lachen ob des Thoren Dünkel,
Läg, einem Steine gleich, nicht das Bewußtſein

Auf meiner Bruſt, daß ſich ein Schurkenſtück,
Wohl ein Verbrechen heimlich hier begibt,
Von dem ich weiß und kann es nicht verhüten.

Der **Pförtner** kommt.

Pförtner.
Nun ſeid bedankt, nun könnt' Ihr wieder gehn.

Mardochai.
Du ſcheinſt auf krummen Wegen, guter Mann.

Pförtner.
Auf krummen? Auf geraden jederzeit.
Vor einer Stunde etwa war ich's noch.
Mein Wahlſpruch aber jetzo heißt: Hadaſſa,
Die Eſther auch genannt wird, wie man ſagt.

Mardochai.
Wie kommt des Mädchens Name dir in Mund?

Pförtner.
Die eben iſt des Königs junge Braut.

Mardochai.
Mein Kind!

Pförtner.
Sein Kind!

Mardochai.
Das alſo war die Ahnung
Die bei der Böſen Treiben mich befiel?
Ihr gilt der Anſchlag, ihr!
Mir aus dem Weg!
Denn einer Löwin gleich, dring' ich durch Lanzen
Und Schwertesſpitzen bis zu ihr hindurch
Und ſchütze ſie, mein Kind, das man bedroht.

(Er geht in das Thor des Palaſtes.)
Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Saal im königlichen Schloſſe. Auf der rechten Seite des Vorgrundes ein Teppich-behangener Tiſch mit Stühlen.

König kommt mit **Eſther** durch die Mittelthüre, hinter ihr Hofleute, die im Hintergrunde bleiben.

König.
Sei ruhig, liebes Weib! Es iſt das Schickſal
Der Könige, daß, wie der weite Aether,
Sie einerſeits die Gipfel aller Größe
Und andrerſeits des Abgrunds düſtre Nacht
Umſpannen und durchdringen, Luſt und Weh.

Eſther.
Wär's irgend ſonſt ein unvermeidlich Schlimmes;
Doch daß um meinet-, meinetwillen dir
Ein Unheil droht; nein, ich ertrag' es nicht!

König.
So glaubſt du alſo: mir um deinetwillen?
Ich fürchte faſt, daß, weil du mir gehörſt,
Dein Daſein man bedroht, und irre nicht.
Denk' ich den Ort, von wo der Anſchlag kam,
Die Menſchen, die als Werkzeug man erſehn,
Find' ich, daß — abgerechnet jene Scheu,
Mit der die Majeſtät den Schlichtſten, Letzten

In unſichtbaren Banden hält und bindet —
Kein Vortheil leuchtet der verruchten Schaar
Aus ihres Königs, meinem Untergang
Indeß der deine ihrer Hoffnung ſchmeichelt.
(Zu Einem aus dem Gefolge.)
Wo iſt der Mann, der jenen Zettel gab?

Der Angerufene (vortretend).

Er kam, begehrte Einlaß bei der Königin,
Und als man, wie natürlich, es verweigert,
Schrieb er die Zeilen, die ich eben gab,
Und ging und ward ſeitdem nicht mehr geſehn.
(Er zieht ſich zurück.)

König.

Vielleicht war's jener Ohrenbläſer Einer,
Vor allen mir verhaßt in jeder Zeit,
Die ihren eignen Haß, die eigne Rachſucht
Verkleiden ins Gewand der Dienſtbefliſſenheit.
Angeber nennt man ſie und theilt die Schmach
Gleich zwiſchen Den, der ſpricht, und Den, der horcht.
Vielleicht ein ſolch verworfenes Inſekt —

Eſther (ſchnell).

Das nicht.

König.

So kennſt du ihn?

Eſther.

Ich — kenn' ihn nicht.

König.

Wo aber ſind die Zeilen, die er ſchrieb?

Eſther
(im Gürtel ſuchend).

Ich weiß nicht — wenn nicht etwa gar verloren.

König.

Das wäre ſchlimm. Die Namen ſind das Wicht'ge
Und keine Ueberweiſung, wo kein Zeuge.

Eſther
(einen Zettel aus dem Buſen ziehend).
Hier ſind ſie, Herr.

König.
Nun um ſo beſſer. Gib.
(Er lieſt.)
„Die Kön'gin Vaſthi ſpinnt geheimen Anſchlag
„Mit einem Theres, der des Königs Mundſchenk,
„Drum ſei gewarnt."
Und unten: „Mardochai".

Eſther.

Als Hintergrund aller Intriguen am Hofe die verſtoßene Königin Vaſthi, die aber ſelbſt nie erſcheint.

Dem Aman werden gleich von vornherein Anträge von ihrer Seite gemacht, die er aber bald mürriſch zurückweiſt, wie Einer, der nicht hören will, gleichſam weil er ſeiner nicht ſicher iſt, wenn er einmal gehört hat. Erſt im 5. Akt, nach ſeiner äußerſten Demüthigung durch Mardochäus, läßt er die Anträge gleichſam über ſich ergeben, indem er nur: Ja, ja! Gut, gut! darauf erwidert.

Daß Mardochäus das Haupt nicht vor ihm beugt, liegt wie eine Krankheit auf ihm. Dieſe Geringſchätzung, indeß alles vor ihm auf den Knieen liegt, läßt ihn nicht eſſen, nicht ruhn. Eitelkeit ſein Grundzug.

Haman,	Mardochäus.
Eitelkeit;	Stolz.

V. Die Urſache des Mahls iſt, daß ſie den König bitten will, ſie nicht von ſeiner Seite zu vertreiben. — Und wer will das? — Du und Haman. — Ich? — Da du das Volk der Juden auf Hamans Rath zu vertreiben beſchloſſen haſt. —

II. Mardochäus ſitzt vor dem Thore, der Pförtner will ihn wegſchaffen, er bleibt. Da kommt der Schwarze der Königin Vaſthi und gibt dem Pförtner den Brief. Letzterer fürchtet, die beiden Kämmerer möchten nicht mehr kommen und geht, den Brief ihnen zu übergeben. Er bittet unterdeſſen Mardochai ſeine Stelle einzunehmen und ſtellt ſeinen Pförtnerſtab an deſſen Seite. Kaum iſt er fort, ſo kommen die beiden Kämmerer und fragen Mardochai, der ihnen ein Pförtner zu ſein ſcheint, nach dem Brief, den der Schwarze gebracht. Als in der Folge der Verſchnittene Haman anſpricht, und dieſer ihn von ſich weiſt, und als einen Abgeſandten der Königin Vaſthi bezeichnet, wird Mardochai erſt aufmerkſam auf den Brief, den er für die beiden Kämmerer hinterlaſſen, die bald darauf mit dem Pförtner kommen und den Brief in der Hand halten. Mardochai beargwohnt ſie daher der Verräterei und gibt Eſther Nachricht davon.

I. Akt. Der König hat das Vertrauen in Menſchen verloren . . .

◆

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Fünfter Ergänzungsband.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Fünfter Ergänzungsband.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
I. Studien zu den griechiſchen Dramatikern . 1

Briefe literariſchen und artiſtiſchen Inhalts.

1. Brief: Ueber die Bedeutung des Chors in der alten Tragödie (1817) 3
Aeſchylos 10
Sophokles 20
Euripides 22
Ariſtophanes (1838) 39
II. Studien zur italieniſchen Literatur 41
Dante 43
Arioſt (1835) 44
Macchiavelli 45
Metaſtaſio (1841) 47
Ghiberti (1833) 47
III. Studien zur franzöſiſchen Literatur 49
Corneille und Racine 51
Molière (1861) 56
Rouſſeau 57
Choderlos de Laclos: Les Liaisons Dangereuses (1824) 59
Frau von Stael 60
Delavigne: Les Vêpres Siciliennes (1820) . 64
Victor Hugo: Littérature et Philosophie mêlées (1834) 65

Seite
Lamartine 67
Charles de Bernard: Le Gerfaut (1838) 70
X. B. Saintine: Le Mutilé (1838) 70
IV. Studien zur engliſchen Literatur 73
Beaumont und Fletcher 75
Swift 80
V. Studien zur deutſchen Literatur 85

Erſte Abtheilung.

Klopſtock (1818) 87
Leſſing 87
Juſtus Möſer 90
Mayrhofers Gedichte 92
Franz Horn (1823) 92
Gedichte des Königs von Baiern (1829) 93
Karl Egon Ebert: Wlaſta (1829) 93
Wolfgang Menzel: Narciſſus (1829) 95
Rückert: Geſammelte Gedichte (1834) 96
Gaudy: Kaiſerlieder (1835) 99
Freiligrath: Gedichte (1838) 100
Chamiſſo 100
Bettina von Arnim: Dies Buch gehört dem König (1844) 100
Zedlitz: Das Waldfräulein (1844) 101
Prokeſch: Gedichte (1844) 107
Ladyslaus Pyrker (1820) 107
Friedrich von Raumer (1834) 108
Jakob Grimm (1837) 108
Gebrüder Humboldt (1851) 108

Zweite Abtheilung.

Adolf Müllner 110
Oehlenſchläger: Hagbarth und Signe (1817) 111
A. F. W. Grieſel 113
Zacharias Werner 115

Seite
Friedrich Halm (1836) 116
Gutzkow: Nero (1837) 116
Friedrich Hebbel (1847) 117
Preisluſtſpiele 1850 118
Bauernfeld 131

VI. Theaterkritiken 133

Taſſo (1818) 135
Robert der Teufel von Meyerbeer (1833) . . 138
Fortunat von Bauernfeld (1835) 143
Hofburgtheater (1847) 144

VII. Studien zu des Dichters eigenen Werken . 147

Blanka von Kaſtilien (1809) 149
Die Ahnfrau (1817) 150
Sappho (1818) 155
Ein treuer Diener ſeines Herrn (1827) . . . 160
Des Meeres und der Liebe Wellen 161
Der Traum ein Leben (1834) 162
Weh Dem, der lügt (1839) 165

I.

Studien zu den griechiſchen Dramatikern.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Briefe literariſchen und artiſtiſchen Inhalts.

---

1. Brief.

Ueber die Bedeutung des Chors in der alten Tragödie.

(1817.)

Diejenigen, die ſich die Mühe genommen haben, die Sprachen der Alten zu lernen und ihre Werke zu ſtudiren, ſuchen ſich für ihre Anſtrengungen gewöhnlich dadurch zu entſchädigen, daß ſie ewig von ungeheuren Reichthümern, von unermeßlichen Schätzen ſprechen, die da verborgen lägen und die ſie gefunden; ja jeder Kieſel, der in der alten Welt, ſo gut als in der neuen, am Wege liegt, iſt ihnen ein Edelſtein, den wir Uneingeweihte nur aus Mangel des höhern Geſichtsſinnes nicht dafür erkennen.

Wenn wir in unſern Tagen ſo häufig den Zufall das Ruder führen, beabſichtigte Zwecke vereitelt und abſichtslos Angefangenes zum glücklichſten Ende kommen ſehen, wenn die Beſten unter uns ſo häufig das Gewohnte thun, eben nur weil es gewohnt iſt: ſo ſoll dafür bei den Alten Alles Zweck, Alles Abſicht, Alles Plan geweſen ſein, ohne daß ſie den Zoll der Menſchlichkeit auch nur ein einziges Mal entrichtet hätten.

So geht es in allen Fächern, vor Allem aber bei den Erklärern der alten Tragödie. Niemand kann mehr Ehrfurcht vor der letztern haben als ich; ich halte Das, was davon auf uns gekommen, für das Herrlichſte, was die Poeſie bis jetzt geleiſtet, aber um ſo mehr lüſtet's mich, Dasjenige ein wenig durchzugehen, was die blinden Verehrer davon geſagt haben, die, als wahre Götzendiener, bald dieſe, bald jene Kraft als Schöpfer und Erhalter jener Welt preiſen, unbekannt mit dem Geiſte, der allſchaffend, allerhaltend über dem Ganzen ſchwebt.

Zuerſt alſo zu den beiden großen Hebeln der alten Tragödie: dem Chor und dem Fatum, oder vielmehr gegenwärtig nur zu dem erſteren.

Die Frage alſo iſt: Welche iſt die eigentliche Bedeutung des Chors in der alten Tragödie?

Ehe wir weiter gehen, erlaube man mir auch eine andere Frage: Warum hat wohl der Künſtler auf jenem antiken Onyx den Helm des Alexanderkopfes braun gebildet, indeß doch alles Uebrige weiß iſt?

„Warum? Finden Sie es nicht recht artig? Was konnte wohl auf der Gemme ſchicklicher braun gefärbt erſcheinen, als eben der Helm?“ — Ganz recht, aber durchaus weiß gefiele mir der Kopf noch beſſer. — „Sie vergeſſen, daß der Künſtler den Stein nicht ſelbſt gebildet hat. Der braune Fleck war einmal darauf, und dem Künſtler blieb nichts übrig, als ihn ſo geſchickt als möglich zu benutzen. Aber wozu Das alles?“ — Wozu? Wie wenn nun der Chor eben auch ſo ein Fleck (gerade kein garſtiger) in dem Stoffe geweſen wäre, den der alte Tragödiendichter zu bearbeiten bekam, ein unvertilgbarer, nothwendiger Fleck? Würde da die Frage: Was ſollen die Flecken in derlei geſchnittenen Steinen? nicht in die andere ſich auflöſen: Wie haben die alten Künſtler die bereits vorhandenen abſichtsloſen Flecken zur Erreichung ihrer Abſicht zu nützen gewußt?

Mit einem Worte: der Chor war da, ehe eine Tragödie war, und keinem der Dichter aus der ältern Zeit ſtand es frei, ſich ſeiner zu bedienen oder nicht. Er war ein feſtſtehender, von ſeinem Willen unabhängiger Theil ſeines Vorwurfes. Ein Theil, der ſchon vor der Tragödie beſtand, zu dem dieſe nur zufällig hinzu kam, und in dem an ſich eine dramatiſche Bedeutenheit zu ſuchen offenbarer Unſinn wäre . . .

Der Chor war allerdings ein weſentliches Stück der alten Tragödie, aber nur in theatraliſcher, nicht auch in dramatiſcher Hinſicht.

Geſchichte der dramatiſchen Kunſt. Religiöſer Charakter der erſten Darſtellungen. Religiöſe Tendenz des Chors in allen uns bekannten Tragödien. Die Euſebie der Griechen verbot die Abſchaffung, wenn die Dichter ſie wirklich gewollt hätten. Nothwendigkeit der Beibehaltung. Die alten Dichter hätten wahrſcheinlich manches Freie im Dialog nicht ſagen dürfen, wenn nicht die frommen Geſänge des Chors gezeigt hätten, wie wenig der Dichter an den Geſinnungen ſeiner Helden Theil nehme.

Allbekannte Nachtheile des Chors. Seine fortwährende Gegenwart iſt in Bezug auf Geheimniſſe meiſt läſtig. Sein Verhalten gehört unter die theatraliſchen Suppoſitionen, deren auch wir haben, z. B. unſer: bei Seite, unſere Darſtellung der Nacht, wo ſich die Perſonen auf dem Theater unter einander nicht ſehen, wir aber doch ſie. Das Unnatürliche in der Art ſeiner Aufführung, daß er nämlich in der Orcheſtra blieb, und nur ſein Anführer von einer, mit der Bühne in keiner Verbindung ſtehenden Erhöhung, das Geſpräch unterhielt. So unnatürlich Das ſcheint, ſo war man doch deſſen gewohnt, und es gehörte einmal zu den Theaterconvenienzen, die ſich Jedermann auch bei uns gefallen läßt. Dieſe Sonderung des Chors von den Mitſpielenden mag übrigens aber erſt in ſpäteren Zeiten, ſeit Sophokles etwa, ſtattgefunden haben; bei den meiſten Stücken des Aeſchylos war ſie unmöglich, da der Chor bei ihm manchmal unter die Mitſpielenden gehört. Z. B. in den Danaiden. Die Eumeniden ſind offenbar in der erſten Hälfte des Stückes auf dem Theater. In den Sieben vor Theben wäre das Theater faſt immer leer, wenn es nicht der Chor erfüllt hätte. In der Folge, als man die Außerweſentlichkeit des Chors immer mehr einſah und dem Volke etwas mehr bieten durfte, entfernte man ihn von der eigentlichen Bühne und endlich ganz vom Theater.

Seine Vorzüge.

1) Der Chor gab den Dramen der Alten einen Charakter der Oeffentlichkeit. Ja! vielleicht um deſto ſchlimmer. Ich meines Theiles würde eine Anſtalt nicht lieben, die mich zwänge, alle Empfindungen und Situationen, die nicht den Charakter der Oeffentlichkeit vertragen, aufzugeben. Uebrigens vergeſſe man nicht, daß auch ohne Chor, ſelbſt die Bauart der Theater bei den Griechen und die Mittel ihrer Darſtellung, durch die Unmöglichkeit Gemächer darzuſtellen eine Art von Oeffentlichkeit nothwendig mit ſich führte.

2) Ob er der idealiſirte Zuſchauer war? Was heißt das? Er war der idealiſirte Zuſchauer oder er war ein idealiſirter Zuſchauer? Beides iſt falſch. Erſteres, denn der Chor betrachtete nie die Handlung mit den Augen des unbefangenen Zuſchauers im Theater, er hatte ferner neben ſeinem allgemeinen noch immer einen beſondern Charakter, je nachdem er aus Greiſen, aus Weibern, aus Gefangenen beſtand! Aber er war überhaupt gar kein Zuſchauer durch ſeine Mitverflochtenheit in der Handlung. Denkt man auf die Danaiden, auf die Eumeniden? Iſt der Chor in den Perſern, im Prometheus, in den Sieben vor Theben Zuſchauer? In den ſpäteren Tragödien gewinnt er mehr das Anſehen, weil ihn die Dichter immer mehr und mehr zu entfernen ſuchten. Mit einem Worte, der Chor war der Zoll, den der tragiſche Dichter dem Geiſte des Volkes brachte, er war aber zugleich der Schild, der ſein Werk vor jedem der Anfälle ſchützte, die in neueren Zeiten den dramatiſchen Werken zu häufig geworden ſind.

3) Ob er eine Scheidemauer gegen die Wirklichkeit war? Ich ſehe keinen Grund, warum der Begriff des Chores auch den Begriff des Ideales involviren ſoll. Denn das will man doch ſagen, wenn man von einer Scheidemauer gegen die Wirklichkeit redet. Es hat nie an geiſtloſen Nachahmern der Alten gefehlt, die den Chor in ihren Stücken treulich anbrachten, die aber himmelweit von jedem Ideale entfernt ſind.

Ein wahrer Vortheil des Chors iſt aber vielleicht die ſtrenge Scheidung des dramatiſchen und lyriſchen Elements der tragiſchen Poeſie, welche leider bei den Neuern verwiſcht ſind, bei den Alten aber eben durch den Chor ſich geſondert zeigen.[1]

(1816.)

Schlegels irrige Vorſtellung von der Bedeutung des Chores in der griechiſchen Tragödie, in dem er nichts, als: den idealiſirten Zuſchauer ſieht (dramatiſche Kunſt 1. Bd. S. 115), wird durch nichts mehr widerlegt, als durch die Danaiden und die Eumeniden des Aeſchylos, in welchem erſtern Stücke der Chor, die Danaiden nämlich, unter die Hauptperſonen des Stücks gehören, in dem zweiten aber der Chor (die Eumeniden) wenigſtens den weſentlichſten Einfluß auf den Gang der Handlung nimmt, und weit von Schlegels ruhiger, idealiſirender Beſchauung entfernt iſt. Ueberhaupt iſt mir Schlegels Sucht, überall tiefen Grund und ſtrenge Zweckmäßigkeit zu ſehen, wo doch nichts als Zufall waltet, unausſtehlich.

Das Generaliſiren in Geſchmacksſachen ſcheint mir ebenſo lächerlich, als es mir widerlich iſt. Wenn Schlegel ſagt: Aeſchylos wollte im Prometheus dieß und das ſchildern, ſo erhellt ſehr deutlich, daß Schlegel gar nicht weiß, was produktives Genie und deſſen Walten für ein Ding iſt. Aeſchylos wollte im Prometheus den Prometheus ſchildern und weiter nichts. Kein Dichter in der Welt iſt wohl je bei Schöpfung eines Meiſterwerkes von einer allgemeinen Idee ausgegangen. Das kommt von der beliebten Einmiſchung der Philoſophie in die Kunſt. Mir kömmt ein ſolches Aſſert eben ſo vor, als ob Jemand glaubte, der Natur lägen wirklich die anziehende und abſtoßende Kraft zu Grunde. Die Körper ſind ſchwer, ſie fallen, ſie verbinden ſich, ſie werden bewegt, aber von einem allgemeinen iſt da nirgends eine Rede, als im Geiſte des Beobachters. Weh dem Menſchen, der von ſelbſt oder durch Anleitung auf ſolches Generaliſiren verfällt! Als Philoſoph mag er vielleicht etwas leiſten, zum Dichter iſt er verdorben ewiglich!

---

[1] Der zweite Brief ſollte über das Schickſal handeln; vgl. auch Bd. XII, S. 192 ff.

(1810.)

Daß in den Tragödien der Alten der Dialog nicht geſungen oder muſikaliſch deklamirt, ſondern geſprochen wurde, darauf deutet doch offenbar jene Stelle in der Poetik des Ariſtoteles III, 7.

(1816.)

Die Griechen waren weit entfernt mit der Idee von Fatum einen beſtimmten abgeſchloſſenen Begriff zu verbinden. Die verſchiedene Art, in welcher das Fatum in der griechiſchen Tragödie erſcheint, liefert hiezu den ſprechendſten Beweis. Es war ihnen wohl nichts, als der unerklärte Grund (das unbekannte Abſolute), das allen Veränderungen, allem Wollen, Handeln, wohl auch Sein, zu Grunde liegt. Daher kommt es in ihren Tragödien bald als unausweichliche Nothwendigkeit, bald als ſchadenfrohe Oppoſition, bald als rächende Nemeſis vor und es kann deßhalb auch, abgeſehen von der Form des Chriſtenthums, allerdings noch in der neueren Tragödie gebraucht werden. Was Schlegel davon ſagt, iſt, aufs Gelindeſte, einſeitig.

Die Idee der Vorſehung an die Stelle des Fatums als Prinzip der romantiſchen Tragödie einzuführen, wie jene das der antiken geweſen ſein ſoll, iſt Unſinn. Wenn einmal die Idee der Vorſehung den höchſten Grad ihrer möglichen Intenſion erreicht hat und durchaus praktiſch geworden iſt, hört überhaupt die Möglichkeit eines Trauerſpiels auf. Denn aus dieſem Geſichtspunkte iſt der Schmerz und der Tod kein Uebel mehr und jede mit der Vorſehung in Kampf ſtehende Leidenſchaft iſt verbrecheriſch und hört auf, tragiſch zu ſein.

([illegible].)

Schlegel ſcheint zu glauben, daß die drei Tragödien (und vielleicht ſelbſt das Satyrſpiel), mit denen die griechiſchen Dichter um den Preis kämpften, immer untereinander im Zuſammenhange, ja vielmehr die fortſchreitende Ausführung deſſelben Stoffes ſein mußten. Dieß widerlegt Aelian variae historiae II, 8, wo er den Xenokles mit ſeinem Oedip, Lykaon, Bacchen und dem Satyrſpiele Athamas, gegen Euripides und deſſen Stücke, Alexandros, Palamedes, die Trojaner und dem Satyrſpiele Siſyphus, den Sieg gewinnen läßt. (Zwar Zuſammenhang iſt doch wenigſtens in denen des Euripides.)

(1841.)

Es iſt in den Tragödien des Aeſchylus, ja ſelbſt zum Theil in denen ſeiner Nachfolger etwas Unbehülfliches, Stationäres, das die Neuern, an ein lebendiges Fortſchreiten der Handlung gewohnt, durchaus nicht vertragen würden. Ja die Tragödien des Erſtern kann man mit Recht, wie ſchon Jemand gethan hat, in Scene geſetzte Epopöen nennen. Situation und Deklamation. Das Fortſchreiten der Handlung häufig nur durch ein einziges Ereigniß ausgedrückt, das aber nur wie Nebenſache gegen das breite Ausmalen der Zuſtände und Geſinnungen erſcheint. Der Chor ohnehin, man mag ſagen, was man will, ſich um dieſelben Betrachtungen und Nutzanwendungen herumdrehend. In den Wechſelreden brauchen die Unterredenden die längſte Zeit, um ſich über die einfachſten Verhältniſſe zu verſtändigen, und was der Zuſeher bei der erſten Antwort begriffen hat, wird oft durch zehn Verſe durchgefragt, bis die Redenden ins Klare kommen. Eine Schwerfälligkeit, die übrigens auch noch heut zu Tage in unſern Volksliedern vorkommt und ein gewiſſes träges Behagen im Genuſſe bezeichnet, wie ſich Kinder und einfache Leute eine zehnmal gehörte Geſchichte, die ſie längſt auswendig wiſſen, immer wieder vom neuen vorerzählen laſſen.

Später beim Euripides, ja ſchon beim Sophokles iſt es jene Redſeligkeit, die den Athenern aus der Gewohnheit an öffentlichen Reden und Gerichtsverhandlungen zum eigentlichen Habitual geworden war. Solche Geſchwätzigkeit im guten Sinn kommt ſelbſt in den Dialogen des Plato nicht ſelten vor.

(1816)

Einen Troſt habe ich im Griechiſchen, daß, wenn ich eine Stelle nicht verſtehe, ich ſpäter bemerke, daß es den Kommentatoren nicht beſſer ergangen iſt. Mancher, der die griechiſchen Tragiker in Ueberſetzungen lieſt und bei ſolchen Stellen entzückt iſt, hat keine Ahnung, daß er die Poeſie des Ueberſetzers bewundert und nicht das Original. In der Urſprache leuchtet doch immer ein Schimmer der eigentlichen Meinung durch.

Aeſchylos.

Welcker's Trilogie des Aeſchylos.[1]

p. 3. Perſonen. Der Chor in den beiden erſten Stücken, beſtehend aus den Okeaniden, im dritten aus den Titanen. Wie ſteht es um die gerühmte Einheit der alten Trilogien, wenn der Chor, dieſer Mittelpunkt, dieſer Kern der alten (vor allen der älteſten) Tragödie, wechſelt und ſich ändert?

p. 5. Iſt der nothwendige Zuſammenhang der drei Stücke, mit denen um den Preis gekämpft wurde, der Trilogie, der Zuſammenhang als Vor- und Nachſtücke, ſchon völlig erwieſen? Mit welchem Rechte ſtellt man den Πυρφόρος, der in dem Kataloge des A. Gellius dem Gefeſſelten und Befreiten folgt, willkürlich ihm voran? War er nicht vielleicht das Satyrſpiel, und ſteht daher mit Recht zuletzt?

---

[1] Darmſtadt 1826.

Nachzuſehen, ob beim A. Gellius die Stücke des Aeſchylos ſich in derſelben trilogienartig geordneten Reihe folgen, wie Welcker ſie anführt. Und wenn es nicht der Fall iſt, warum ſollte Gellius getrennt haben, was zuſammen gehörte?

Die Angabe der Handlung des Feuerbringers ganz unbegründet. Daß die Okeaniden den Chor gebildet und außerdem noch die Kabiren als ſtumme Perſonen vorgekommen, ganz gegen die Natur des Chores. Daß auch Hermione in dem Stücke auftreten und die Verbindung mit ihr einen Theil von deſſen Inhalt ausmachen ſoll, gibt eine Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit von Begebenheiten, die der Tragödie des Aeſchylos ganz fremd iſt. Dieſe Verbindung machte keinen Theil der Handlung aus; die Okeaniden konnten daher auch nicht in dieſem Stücke ihr Brautlied an dem Bette der Hermione ſingen, ſie müſſen daher auch nicht nothwendig den Chor in dieſer Tragödie gemacht haben. Ueberdieß benehmen ſich dieſe Nixen im gefeſſelten Prometheus ſo neu, ſind mit allen Umſtänden des Feuerraubes ſo unbekannt, daß man auch ſchon darum ihnen jenes frühere Zugegenſein nicht zutrauen darf. Zudem, wer hat nur irgend eine Idee von Compoſition und glaubt, daß, wenn die Okeaniden den Chor in zwei vorausgehenden Stücken gebildet hätten, ſie im befreiten Prometheus ihre Stelle den Titanen überlaſſen haben würden?

Jedes Vorſtück macht den gefeſſelten Prometheus läppiſch, und jedes Nachſtück ſelbſt muß ihm an Werth nehmen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß der befreite Prometheus ein ſolches Nachſtück war, und ich kann es nur bedauern; wenn nicht (was allerdings vorauszuſetzen iſt) Aeſchylos durch eine uns unerrathbare geniale Wendung die drohende Klippe der Gemeinheit umſchifft hat.

Der πυρφόρος war beſtimmt ein Satyrſpiel. Eine ſolche äußere Handlung zum Gegenſtand eines ernſten Stückes zu machen, iſt durchaus gegen den Geiſt der älteſten Tragödie, die faſt ausſchließlich ſich mit dem Innern, der Geſinnung, beſchäftigt.

Die Hochzeit des Peleus und der Thetis, die, nach Welcker, den befreiten Prometheus ſchließen ſoll, hat gerade ſo viel Grund, als des Prometheus eigene mit der Hermione, womit der πυρφόρος beginnen ſoll. Beide ſind dem Weſen der äſchyliſchen Tragödie ſchnurſtracks entgegen. Als Schluß des befreiten Prometheus iſt jene erſtere Hochzeit überdieß ſchon aus dramaturgiſchen Gründen nicht gedenkbar.

Die nachgerühmte Eurythmie, zufolge deren Okeanos in den beiden erſtern Stücken und Gäa in dem letztern als Intermezzo der Chorgeſänge, ungefähr an derſelben Stelle, in ähnlicher Abſicht erſcheinen, und ſich wieder wegbegeben ſollen, möchte wohl in einer chineſiſchen Tragödie ſich recht zierlich ausnehmen, kann aber dem Prometheus nicht aufgeheftet werden. Daſſelbe gilt von dem Parallelismus der Irrſale der Io im zweiten Stück, der Thaten des Herkules im dritten und der angeblichen Erörterung der hephäſtiſchen Kunſt im erſten Stücke.

Die Angabe der Zahlenverhältniſſe, nach denen ſich die Reden des Chores regeln ſollen, ſcheint mir auch, nebſtdem, daß die Idee der Regel nur obenher aufgegriffen und nicht durchgeführt iſt, mehr auf die Zeit der Meiſterſänger und des Hans Sachs als auf die herrliche, freie griechiſche Kunſt zu paſſen.

Was iſt denn Das für ein albernes Geſchwätz von Prometheus, der durch den erſten Betrug (den Feuerraub) das goldene Alter aufhören mache, wie Adam durch den Apfelbiß, indeß doch aus dem Gefeſſelten (dem einzigen der drei Stücke, worauf man ohne Faſelei bauen kann) hervorgeht, daß Aeſchylos die Menſchen vor jener beglückenden That als Halbwilde annahm, des Feuers, der erſten Bedingung jedes behaglichen Lebens beraubt; als unſelige Weſen, denen die Entbehrung aller Cultur nicht höherer Genuß, ſondern Elend war.

Was hierauf folgt, von Pandora, dem erſten Weibe, und ihren Gaben aus Heſiod und Andern, könnte Alles zugegeben werden, ohne daß es auf die Erklärung des äſchyliſchen Prometheus Einfluß hätte; denn Aeſchylos nimmt ein ſchon verbreitetes Menſchengeſchlecht an. Da iſt an keine Entſtehung deſſelben, an kein erſtes Weib zu denken.

Alſo Prometheus hätte durch den Feuerraub ein beſtimmtes Unrecht gethan? und aus dieſem Geſichtspunkte nun beſieht er den Gefeſſelten? Unſinn! Sobald Prometheus im Unrecht ſteht, iſt jenes Meiſterwerk der alten Poeſie eine ſcheußliche Abſurdität. Um das Abgehende dürftig durch leere Fiktionen zu erſetzen, vernichtet er das Vorhandene, Herrliche, Meiſterhafte. Um den Aeſchylus zu ergänzen, müßte man erſt ſelbſt ein Aeſchylus ſein. All die allegoriſirenden und ſymboliſirenden Theoreme, die Welcker als den eigentlichen Kern der ſogenannten Promethie vorausſetzt, lagen gewiß dem tüchtigen Geiſte des Griechen fern; um ſo etwas zu wollen, hätte er erſt Profeſſor in einem Winkel von Deutſchland werden müſſen.

Wenn Prometheus Unrecht hat, ſo wird ja die ganze Einführung der Jo zum Unſinn. Hat ſie etwa auch Unrecht? Und wenn ſie es nicht hat, wie kommt ſie denn dazu, mit dem Prometheus in eine Parallele gebracht zu werden?

Und warum bedauert denn Hephaiſtos den Gefeſſelten wie Einen, der Unrecht duldet?

Und warum iſt denn Hermes ſo hart und trotzig wie ein Tyrannenbote, und nicht ruhig und mild, wie es dem Organ eines gerechten Richters ziemt?

Dem Anknüpfen des Ganzen an die chriſtliche Mythe von Adam und Eva, zuletzt gar an Chriſtus und ſeinen Verſöhnertod, fehlt zum völligen Wahnſinn eigentlich nicht mehr viel. Eine Ideenvermengung, ganz der neueſten deutſchen Literatur würdig.

Der unbekannte Freund Welckers in ſeinem Briefe glaubt, im befreiten Prometheus hätten beide Theile nachgegeben, Zeus und Prometheus; Welcker glaubt, nur Prometheus; mir dünkt am wahrſcheinlichſten: nur Zeus. Dann ſteht der Befreite erſt in verklärter Herrlichkeit da, und vollendet, wie er im *Gefeſſelten* begann. Die Feſtigkeit des gerechten Menſchenwillens gegen alle, ſelbſt Göttergewalt: Das muß der Sinn des Ganzen ſein, wenn es irgend einen Sinn haben, wenn nicht das Vorhandene dem Verlorengegangenen zuliebe zum Unſinn werden ſoll. So mag das letzte Stück geſchloſſen haben. Aber nichts von einem vorausgegangenen! Nichts von einem πυρφόρος als erſtes Stück einer Trilogie. — Ich glaube nicht daran!

Wenn Welcker die Idee des Zeus im Prometheus entwickeln will, ſo trägt er alle Epitheten und Vollkommenheiten, die Aeſchylos in irgend einem ſeiner andern Stücke dem Zeus beilegt, auf einen Haufen zuſammen. Mit einer, ſeiner vollkommen würdigen Unkenntniß der Poeſie und ihrer Mittel, als Einer, der da nicht weiß, daß die Kunſt zu ihren mannigfaltigen Zwecken, jetzt dieſe und jetzt jene Seite deſſelben Gegenſtandes heraushebt. Er leſe Calderon und lerne die Weltanſicht des *Dichters* kennen!

Die Zuhörer des äſchyliſchen Prometheus waren offenbar klüger als Welcker und haben im Zeus die *poetiſche* Perſon erkannt, ſonſt würden ſie, die in der Folge den Sokrates zum Schierlingstrank verdammten, den Aeſchylos ohne Zweifel geſteinigt haben. —

Deuten die drei Verſe, die Welcker als Fragmente aus dem πυρφόρος anführt, nicht eher auf einen komiſchen, als einen ernſten Inhalt?

Die ſymboliſch meteorologiſche Erklärung von Briareus und dem Beiſtande, den er dem Zeus geleiſtet, als die Regenwolken, die ein Gewitter herbeiführen, iſt ſo wäſſericht, daß ſie im Paläphatos ſtehen könnte!

Meiner Anſicht nach ſind die neuen Göttergeſchlechter der Griechen, weit entfernt, von fremden Religionen entlehnt und eingewandert zu ſein, eben ſo nationell und wohl auch eben ſo alt, als die ſogenannten alten. Sie ſind Das, was die Schriftſprache unter den Dialekten einer Nation iſt; welche Schriftſprache nämlich urſprünglich ſelbſt ein Dialekt iſt, aber der reinſte, kultivirteſte und kulturempfänglichſte unter den übrigen; wodurch kommt, daß er nach und nach die andern verdrängt oder ſie wenigſtens von ſich abhängig macht. Die Titanen waren die alten Stammgottheiten der rohen Stämme zur Zeit, als noch kein gemeinſchaftliches Band die Nationen Hellas' vereinigte. Als nach und nach die Stammgottheiten der weiter fortgeſchrittenen Völker die plumpen Fiktionen der urſprünglich Halbwilden verdrängten, blieb doch die Erinnerung an jene älteren Geſtalten und die neue, aus dieſen und jenen gemiſchte Götterwelt ſtellte ſich bildlich-richtig als zwei Dynaſtien dar, deren eine die andere beſiegt und verdrängt.

„Und allerdings iſt in der Mythologie die Anſicht, wornach Dämonen, beſonders der Fremde, welche alſo nie zuvor in eigenem Glauben und Cultus begründet waren, zu Heroen oder zu Menſchen umgedichtet werden, allgemein und alt genug“ — Ei! — Und die Beiſpiele? Die erwieſenen nämlich!

Die Griechen ſind ein ſo einziges, durch alle Zeiten unerreicht daſtehendes, ihren Zeitgenoſſen und Nebenvölkern in Allem überlegenes Volk, ſie ſind durch ihren vorwaltenden Natur und Schönheitsſinn von der myſtiſch grübelnden Anlage der Orientalen ſo verſchieden, daß man außer dem Fall der entſchiedenſten Evidenz für keine ihrer Nationalinſtitutionen einen Grund außer ihnen ſelbſt ſuchen muß. Wer hat die Griechen in ſich aufgenommen und kann es über ſich gewinnen, ſie von markloſen Indern und querköpfigen Aegyptern abhängig zu machen?

(1838.)

Dieſer gefeſſelte Prometheus entgeht dem aus der Beſchränktheit des Stoffes hervorgehenden Fehler nicht, daß darin oft das Nämliche geſagt wird, ja mitunter beinahe mit den nämlichen Worten.

(1842.)

Einen Anknüpfungspunkt hat ſich Aeſchylus im Prometheus doch frei gehalten. Der Dulder iſt keineswegs ganz in ſeinem Recht. Er bekennt ſich ſelbſt zu einer Art Klugheitspolitik zwiſchen Zeus und den Titanen und endlich trug er doch dazu bei, die Tyrannei des Erſtern zu gründen. Dadurch bekommt ſeine herriſche Feſtigkeit doch einige Beimiſchung von Hartnäckigkeit, und in einem ſpätern Stücke konnten beide Theile zugeben, zu weit gegangen zu ſein.

(1842.)

Die Perſonen im Prometheus ſind keineswegs auf gut Glück gewählt. Im Hephäſtus, den im Wolkenwagen ankommenden Okeaniden, dem Okeanos ſelbſt und der kuhförmigen Jo, nehmen Feuer, Luft, Waſſer und Erde an dem Schickſal des Gefolterten Theil, wollen alle Elemente ſeinen Sinn beugen, ohne es zu vermögen.

(1842.)

Ob denn Okeanos wirklich auf einem Vogel oder Flügelthiere reitend erſcheint? Sceniſch wenigſtens müßte ſich derlei, nachdem nur kaum die Okeaniden durch die Luft gekommen waren, ſehr ſchlecht ausgenommen haben. Ob der πτερυγωκὴς οἰωνός figürlich nicht vielleicht ein Seeungeheuer war? — Der Schluß der Scene zeigt, daß Okeanos wirklich durch die Luft kam und eben ſo wieder ſcheidet. Höchſt wunderlich in jeder Hinſicht.

(1838.)

Im Agamemnon des Aeſchylus erſcheint offenbar der Leichnam des Erſchlagenen in der Badewanne liegend. Wahrſcheinlich höchſt wirkſam herausſtaffirt

πρὶν τόν δ' ἐπιδεῖν ἀργυροτοίχου
δροίτας νῦν κατέχοντα χαμεύναν. 1540.

(1817.)

Viele haben darin Unſinn zu finden geglaubt, daß Elektra (in den Choephoren), nachdem ſie Oreſt's Locke auf dem Grabe ihres Vaters gefunden, auch deſſen Fußſtapfen mißt und aus deren Aehnlichkeit mit den ihrigen auf die Anweſenheit ihres Bruders ſchließt. Denn, abgeſehen von der Sonderbarkeit, daß der Held Oreſt und die Jungfrau Elektra gleich große Füße gehabt haben ſollten, meint man, wäre der Schluß an ſich doch einmal zu weit her geſucht. An und für ſich mag Das wahr ſein. Aber man vergeſſe nicht, daß Elektrens Gemüt einmal durch das Finden der Haarlocke mit Gedanken von Oreſt erfüllt und in einer Stimmung iſt, in Allem, was ihr aufſtößt, Beſtätigung ihrer ſüßen Hoffnung zu ſuchen und zu finden. Vielleicht liegt in dieſer Vergleichung der Fußſtapfen ein feinerer Zug, als Manche zu denken vermögen. Was übrigens die Größe der Fußſtapfen betrifft, ſo erinnere man ſich nur des jugendlichen Alters Oreſtens, deſſen Vorſtellung nöthig iſt, um die leidende Rolle, die er Elektren gegenüber ſpielt, zu rechtfertigen. Ein Jüngling, nicht älter, als daß eine hochgewachſene Frauengeſtalt, wie wir uns Elektren denken, ſeine Fußſtapfen mit den ihrigen vergleichen konnte! Aber weg! Jeder Strich zur Rechtfertigung nimmt vielleicht dem Zuge etwas an ſeiner Feinheit! Je weniger die Fußtritte wirklich Aehnlichkeit hatten, je ſchöner vielleicht die Stelle.

(1838.)

Die berüchtigte Stelle beim Aeſchylus, wo Elektra aus den Fußſtapfen auf die Anweſenheit Oreſts ſchließt, wäre allerdings ſo tadelnswerth, als man ſie macht, wenn die Schweſter aus der Haarlocke nicht ſchon früher auf die Einwirkung des Bruders geſchloſſen hätte. Nun ſieht ſie aber zwei Fußtritte, die breiten bäuriſchen eines Begleiters und zarte, halb mädchenhafte, ariſtokratiſche, faſt ihren eigenen ähnlich, von dem jugendlichen Oreſt herrührend. Was iſt da zu tadeln? Vielmehr enthält dieſes zweite Zeichen eine Steigerung. Aus der Haarlocke hatte ſie nur auf Oreſtens Einwirkung geſchloſſen, aus den übereinſtimmenden Fußtritten ſchließt ſie auf ſeine Gegenwart.

(1841.)

In dem Vergleichen der Haare und der Fußſtapfen in den Choephoren des Aeſchylus liegt allerdings dramatiſch etwas Lächerliches, das auch Euripides verſpottet hat, und das gewiſſermaßen ſelbſt Oreſtes in demſelben Stücke, V. 224, heraushebt. Epiſch liegt aber etwas unendlich Zartes und Wahres darin, daß Elektra alles Vorkommende auf Den bezieht, mit dem ſich ihre Wünſche und Hoffnungen beſchäftigen. Dramatiſch lächerlich und epiſch wahr? Im Drama muß eben Alles augenblicklich wirken, das Epos kann die Reflexion zu Hülfe nehmen.

(1837.)

Von der vaterländiſch-politiſchen Tendenz, die beim Euripides ſammt der theologiſch-antiquariſchen vorherrſcht, ſchon beim Aeſchylus Spuren, z. B. in den Eumeniden, wo Oreſtes den Athenern für ſeine Rettung die Bundesgenoſſenſchaft der Argeier auf alle Zeit verſpricht. V. 284—286.

(1861.)

So herrlich die Eumeniden des Aeſchylus poetiſch und im patriotiſch atheniſchen Sinne ſind, ſo iſt doch die Gerichtsſcene ſelbſt ein Meiſterſtück von Partheilichkeit und Ungerechtigkeit. Oreſtes weiß zu ſeiner Entſchuldigung nichts anzuführen, als daß die Mutter keine Blutsverwandte ſei. Apollo bekräftigt Das, indem er den Vater als den allein bei der Zeugung Betheiligten ausgibt, ſucht aber gleich die Richter zu beſtechen, indem er verſpricht, ihre Stadt groß und mächtig zu machen. Die Oberrichterin Pallas erklärt, daß ſie ſich aus den Müttern nicht viel mache, weil ſie ſelbſt ohne Mutter entſtanden ſei. Und endlich die unerbittlichen Eumeniden begütigen ſich, nachdem man ihnen verſpricht, daß ſie Sitz und Opfer in Athen haben ſollen. Das alles zeigt, wie unentwickelt die Denkkraft war und bis auf Sokrates und Ariſtoteles Alles auf Empfindung beruhte. Darum iſt aber auch die Zeit ſo vorherrſchend poetiſch.

Wenn es wirklich wahr iſt, was Plutarch (de audiendis poetis) erzählt, daß Aeſchylus in einer Tragödie ψυχοστασια den Zeus ſichtbar vorführt, auf einer Wage das Schickſal der Griechen und Trojaner (Achills und Memnons) abwägend, ſo iſt der Tragiker in der Objektivirung doch etwas weit gegangen.

(1837.)

In den Flehenden des Aeſchylus noch die uralte königliche Gewalt, die ſich noch nicht von dem Volkswillen frei gemacht hat. Schon Das hat etwas Republikaniſches, daß der König nicht mit ſeinem Eigennamen benannt, ſondern nur als: König der Argeier bezeichnet wird.

(1838.)

Jene Stelle in den Flehenden des Aeſchylus, wo der Herold die Danaiden mit Gewalt vom Altar fortreißen will, hat den Auslegern viele Schwierigkeiten gemacht, ſie auf reines Griechiſch zu bringen nämlich. Bemerkten ſie denn nicht, daß gerade eine Art Kauderwälſch in der Abſicht des Dichters lag, um die Barbaren zu bezeichnen, κάρβανος ὤν.

Es würde unbegreiflich ſein, wie manches Stück des Aeſchylus, ſo wie manche Scene des Euripides hätte intereſſiren können, wenn nicht bei den Athenern eine Vorliebe für Rede, Geſpräch (in der Ausartung: Geſchwätz) herrſchend geweſen wäre, ein Zug, der mitunter ſelbſt beim Plato ſich bemerklich macht.

Sophokles.

(1826.)

Was für ein Geplauder in dem erſten Chore der Greiſe im Oedipus auf Kolonos herrſcht! Welch leeren Lärm die vielen α machen! Worte und Wortzuſammenſtellungen offenbar für dieſen Zweck eigens geſucht. Z. B. πλανάτας, πλανάτας τις· ἀβάτων ἀποβὰς! u. ſ. w. Wer hat unter den neuern Dichtern dafür noch Sinn? Wer denkt auf ſo was, wenn er componirt?

. . . . ἐπεὶ τά γ᾽ ἔργα μου
Πεπονθότ᾽ ἐστὶ μᾶλλον ἢ δεδρακότα.
Οἰδίπους ἐπὶ Κολ. 270.

(1831.)

In der Antigone ahmt Sophokles offenbar die Manier des Euripides nach, komiſche Scenen tragiſchen Vorgängen beizumiſchen. Die erſte Scene des Wächters iſt offenbar auf eine Art komiſche Wirkung berechnet. Ja, ſeine erſten Worte ſcheinen (was man dem Euripides ſo ſehr verwirft) parodiſch und ein etwa damals gangbares Stück ins Lächerliche ziehend.

(1834.)

Bei den Griechen hat ſich die Tragödie noch nicht völlig von dem epiſchen Element getrennt, aus dem es entſtanden war, weßhalb auch die Schilderung, die Erzählung ein ſo großes Uebergewicht gegen die Handlung hat.

(1840.)

Streng genommen iſt in den berühmteſten Stücken des Sophokles keine eigentliche Handlung, in ſo fern letztere als eine Reihenfolge gegen einander ankämpfender, ſich ſcheinbar im Wege ſtehender und endlich durch eine gemeinſame Auflöſung zur Einheit gebrachter Ereigniſſe bezeichnet werden muß. Die Lage im Oedipus auf Kolonos vom Anfange an, ſo wie in der Antigone nach den erſten Scenen bleibt ſich ganz gleich. Die auf einander folgenden Auftritte voll der bewunderungswürdigſten Reden und Geſinnungen ändern an den Geſchicken nichts und dieſe Stücke ſind mehr großartige Situationen als wirkliche Tragödien, ſelbſt nach dem Geſichtspunkte des Ariſtoteles. — Zwar im Oedipus beſteht der Fortſchritt der Handlung darin, daß er aus einem Verfolgten und Gemiedenen ein Geſuchter und Gewünſchter wird.

(1841.)

Die Handlung im Oedipus auf Kolonos beſteht doch eigentlich nur darin, daß der Verfolgte, Ausgetriebene, und als ſolcher Auftretende, zu einem Gegenſtande des Begehrens, zu einem Pfande der Sicherheit für ſeine früheren Verfolger wird, und dieſer Schickſalswechſel erſt während des Verlaufes der Tragödie ſich herausſtellt.

(1842.)

Daß der Oedipus auf Kolonos nicht in unmittelbarer Folge auf den Tyrannos gegeben wurde, er alſo nicht das

Mittelglied einer ſogenannten Oedipus-Trilogie ausmachte, deß iſt ſchon der Umſtand Zeuge, daß der Chor im erſten Akt ſich die Gräuel ausführlich erzählen läßt, die das frühere Schickſal des Greiſes ausmachen.

(1856.)

Es wäre denn doch möglich, daß Sophokles in den Trachinerinnen, unbeſchadet des tragiſchen Eindrucks, einen atheniſch-patriotiſchen Schatten auf die herakliдiſche Abſtammung der ſpartaniſchen Königsfamilie habe werfen wollen.

(1862.)

Im Philoktetes müſſen wir annehmen, daß der Anſpruch des Neoptolemos an die Waffen ſeines Vaters und ſein Zorn über ihre Zuerkennung an Odyſſeus, ſo wie der Entſchluß, deßhalb das Heer der Griechen zu verlaſſen, wirklich ſtatt fand, und daß er nur dieſen Entſchluß ſpäter aufgab, wenn er nicht in der ganzen Erzählung ein Talent zum Lügen kund geben ſoll, das der Abſicht des Stückes und deſſen Entwicklung geradezu entgegenſtehen würde.

Euripides.

Hekabe.

(1823.)

Τροφαῖσιν ὥς τις πτόρθος, ηὐξόμην. Sonderbare Zuſammenſtellung. Mit Nahrung verſehen wie ein junger Zweig.

Allerdings ſonderbar, daß, indeß die Handlung der Hekuba im Cherſones ſpielt, Polyxena am Grabhügel Achills geſchlachtet wird, der ſich doch vor Troja befand. Die Ausflüchte von einem Kenotaphium u. dgl. werden durch nichts im Stücke beſtätigt.

65. σκολιῷ σκίπωνι. Der Stab entweder von der Laſt gekrümmt, oder überhaupt nur beigeſetzt, um den Eindruck des Mühſeligen zu verſtärken. Man hat dieß Auftreten der Hekuba als nach Effect haſchend getadelt, aber zu leugnen iſt nicht, daß es den Zuſeher auf der Stelle ganz in die Lage der unſeligen herabgekommenen Frau verſetzt. Und vergißt man die Schreckbilder, die ſie oben im Traume geſehen!

70. χθών, μάτερ ὀνείρων, vielleicht nur der μελανοπτερύγων.

Man hat über die Prologe des Euripides als zweckwidrig räſonnirt. Aber vergißt man denn, daß die Stoffe der alten Tragödien allgemein bekannte Fakten waren. Aber wozu dann im Prolog bereits Bekanntes noch einmal bekannt machen? Von Einigen der Zuſeher war es doch möglich, daß ſie das Faktum nicht, von Andern, daß ſie es nicht genau kannten. Da nun von einer Spannung der Neugierde im allgemeinen keine Wirkung zu erwarten war, ſo mußte von vornherein jeder Neugierde ein Ende gemacht, von da an aber auch die ganze Behandlung des Stoffes umgekehrt werden. Die Wirkungen, die ſonſt aus dem Nichtwiſſen des Ausganges hervorgehen, entſpringen jetzt aus dem Wiſſen desſelben.

So Hekabe V. 95, die nur erfahren hat, daß Achills Schatten Eine der Troerinnen zum Sühnopfer begehrt hat, und nun die Götter bittet, das Todesloos von ihrer Tochter abzuwenden, indeß der Zuſeher ſchon weiß, daß es unwiderruflich über ſie verhängt iſt. Die Handlung geht auf dieſe Art bloß unter den Perſonen des Stückes vor, ohne daß der Zuſeher mitſpielt; das Mitleid gewinnt, was die Furcht verliert, und die tragiſchen Leidenſchaften bleiben rein.

V. 202—205. Das zweimal wiederkommende δειλαία δειλαίῳ und δειλαία δειλαίαν erhält theils durch den geänderten Subjekts- und Objektsbezug, in den ſich Polyxena ſetzt, einige Mannigfaltigkeit, wahrſcheinlich wurde es aber durch das

Wiederkehren derſelben Melodie zu einer Refrain artigen Bedeutung erhoben. —

Die Schönheit der Gegenüberſtellung der jammernden Hekuba und der jungfräulichen Polyxena verkennen, die in ihrem eigenen Leiden nur das der Mutter erblickt, kann nur einem deutſchen Kunſtrichter beikommen, inſoferne Kunſtrichter und pedantiſch, ſo wie deutſch und abgeſchmackt ſynonym ſind. Wer überhaupt aus dieſem Jammer der Hekuba nicht die Stärke ihrer Seele herausfindet, verſteht ſich wenig auf Menſchen und Leidenſchaften. Iſt ſie doch das einzig übrig gebliebene Auge, um den Untergang eines ganzen Geſchlechtes und Landes zu beweinen. Ihr eigenes, vereinzeltes Unglück würde dieſe Frau anders getragen haben.

V. 239. Daß Euripides nicht immer großartig in ſeinen Motiven iſt, leidet übrigens keinen Zweifel. Wenn Hekuba den Ulyß, da er als Späher nach Ilion kam, gerettet haben ſoll, ſo iſt Das wenig wahrſcheinlich, wie ſchon der Scholiaſt bemerkt; übrigens als Inhalt einer eigenen Tragödie denkbar, ſo beiläufig aber mit eingeführt, ein wenig effectmacheriſch.

254. Die Verwünſchung der Demagogen allerdings eine Zeitanſpielung, aber ſo gehalten, daß ſie für alle Zeiten paßt und wohl der Hekuba in den Mund gelegt werden kann. Wer kann und mag auch der Gegenwart ganz und immer vergeſſen?

265. Ἑλένην νιν αἰτεῖν χρῆν τάφῳ προσφάγματα. Charakteriſtiſch iſt der Haß des Euripides gegen die Helena und ihre Angehörigen. Es iſt eben das Vorherrſchen der philoſophiſchen Anſicht gegen die mythiſche. So wenig poetiſch Das beim erſten Anblicke erſcheint, ſo lag es doch nothwendig im Fortſchritt der Zeit und der Bildung. Die Poeſie benutzt gern den Glauben, wenn ſie ihn vorfindet, den verſchwundenen aber wieder erſchaffen kann ſie nicht.

Im Munde Hekubas aber die Beziehung auf die Helena vortrefflich, wie überhaupt die ganze Rede ein Meiſterſtück.

Μηδὲ κτάνητε. Τῶν τεθνηκότων ἅλις. Die kühle, ſtaatskluge und (nach damaligen Begriffen) durchaus nicht verletzende Rede des Odyſſeus in ſchönem dramatiſchen Gegenſatze zu Hekabes leidenſchaftlicher. Der Gegenſatz des Barbariſchen und Helleniſchen.

342. Ὁρῶ σ', Ὀδυσσεῦ, δεξιὰν ὑφ' εἵματος
κρύπτοντα χεῖρα.

Wie ſchön das Spiel des Odyſſeus angegeben. Dadurch wird das Drama zur lebendigen Handlung, ſtatt eine Sammlung von Tiraden zu ſein.

354. Ἴση θεοῖσι, πλὴν τὸ κατθανεῖν μόνον. Ich müßte ſehr irren, wenn über dieſen letzten Worten nicht ein Schatten von nemo ante mortem beatus und ihrem gegenwärtigen Schickſal läge.

ἀφίημ' ὀμμάτων ἐλεύθερον
φέγγος τόδ'.

Es iſt eine Schönheit in dieſer Rede der Polyxena, der nichts Neueres gleichkommt. Weh mir, in einer Zeit geboren zu ſein, die Das verkennt.

Auf dieſe heroiſche Selbſtſtändigkeit nun die Wechſelklage von Tochter und Mutter, die in dem Munde der Erſtern etwas Hergebrachtes, Pflichtmäßiges hat. Sie feiert gleichſam ihr eigenes Leichenbegängniß und anticipirt die Klagen des Geleits. Das Leben gering zu ſchätzen, wäre für den Naturſinn des Griechen viel zu albern geweſen, als daß er es ſelbſt dem Heroismus verziehen hätte.

Am Schluß des Auftritts ſinkt Hekuba zur Erde; indeß folgt Polyxena dem Führer.

ὦ θύγατερ, ἅψαι μητρός, ἔκτεινον χέρα,
δός·

Polyxena iſt dem Ausgang nahe.

μὴ λίπῃς μ' ἄπαιδ'. Polyxena iſt fort.
ἀπωλόμην, φίλαι.

Die darauf folgenden Verſe bezieht ſie nicht auf ſich, ſondern auf die fortgehende ſchöne Tochter, ihr nachſehend:

ὡς τὴν Λάκαιναν σύγγονον Διοσκόροιν
Ἑλένην ἴδοιμι.

So zum Tode geführt, nämlich. Nur mit dieſer Beziehung iſt der Nachſatz natürlich:

διὰ καλῶν γὰρ ὀμμάτων
αἴσχιστα Τροίαν εἷλε τὴν εὐδαίμονα.

Sie verhüllt ſich und liegt am Boden.

Unterdeſſen ſingt der Chor das ſchöne Lied, die Zweifel über ſein eigenes Schickſal ausdrückend. Unter den Orten der künftigen Gefangenſchaft beſonders Athen hervorgehoben und die Feier der Panathenäen, an denen wahrſcheinlich das Stück aufgeführt wurde, letzteres wohl ein Anachronismus, aber ein ſchöner. Auch in den Worten

λιποῦσ' Ἀσίαν
Εὐρώπας θεράπναν,

eine Zeitanſpielung, auf die Perſerkriege nämlich. Siehe Aeſchylus, Perſer.

Talthybios tritt auf und fragt nach der ehemaligen Königin der Troer — Sie liegt am Boden. Der Gegenſatz iſt ſo in die Augen ſpringend und erſchütternd, daß es etwas Froſtiges zu haben ſcheint, wenn ihn der Herold gleich darauf in einer ausgeführten Rede auseinanderſetzt. Aber der Grund ſeines näheren Antheils wird bald klar: γέρων μὲν εἰμι. Er iſt ſelbſt ein Greis und in dem Greiſenalter der Gebeugten findet er eine Beziehung auf ſich ſelbſt, die ihn aus der theilnahmsloſen Heroldsrolle herausfallen läßt. Dieſe Auslegung iſt nicht geſucht, denn nur in dieſer Beziehung läßt ſich dieſes γέρων μὲν εἰμι rechtfertigen, das ſonſt mit dem Nachſatze ὅμως δέ μοι θανεῖν εἴη, πρὶν αἰσχρᾷ περιπεσεῖν τύχῃ τινί! eine wenig kompakte Schlußfolge bildet. Obwohl auch dieſe beiden Glieder eine mehr naive als logiſche Verbindung unter ſich haben.

Wie ſchön, wie dramatiſch mannigfaltig die Eintönigkeit der Situation unterbrechend, wenn Hekuba den Herold: o Liebſter! anredet, weil ſie glaubt, man führe ſie gleich der Tochter zum Tode.

Die Beſchreibung des Todes der Polyxena wird allgemein als ſo muſterhaft anerkannt, daß da nichts beizufügen iſt.

(18[illegible].)

Die darauf folgenden Betrachtungen der Hekuba über das angeborne Gute und Schlechte, ſo wie über die Vortheile der Erziehung hat für unſere am Allgemeinen überſättigte Zeit etwas Kaltes und Störendes, damals aber, an der Wiege des diskurſiven Denkens verfehlte es wahrſcheinlich des Eindrucks nicht. Ueberhaupt Vorliebe der Athener für das Räſonnement. Und was die Unbedeutenheit der Betrachtungen betrifft, ſo kommen ſelbſt im göttlichen Plato eine Menge vor, die nicht viel gewichtiger ſein dürften.

Der Gedanke übrigens, daß man das Gute gelernt hat, auch das Schlechte erkennt, am Maßſtab des Schönen nämlich; auch heute noch nichts weniger als abgedroſchen oder gemein.

(182[illegible].)

Die Alceſte des Euripides hat von vornherein für einen modernen Sinn etwas wahrhaft Empörendes. Wie nämlich Admet durchaus nur leben bleiben will und feigherzig das Opfer annimmt, das ſeine Gattin mit ihrem Tode für ſeine Erhaltung bringt, ja wie er ſogar, da ſie geſtorben, ſeinen eigenen Vater anklagt, daß er, der Greis, es nicht ſtatt ihr gethan. Das Widerliche in dieſem Benehmen verſchwindet aber großen Theils, wenn man bedenkt, daß nachdem einmal Alceſte für den Gatten ſich als Opfer verlobt, ein Rücktritt und neuer Tauſch nach griechiſchen Religionsbegriffen wohl nicht mehr möglich war, und Admet daher aufs Höchſte mit ſeiner Gattin, nicht aber für ſie ſterben konnte. Die Unterirdiſchen hatten einmal das Sühnopfer angenommen und es blieb unwiderruflich. Wenn Admet ſeinem Vater über der Leiche der Gattin Vorwürfe macht, daß nicht er für ihn, den

Sohn, geſtorben, ſo meint Das ſein Schmerz wohl nur, mit Beziehung auf Alceſten, die ſich wirklich geopfert. Nicht bloß dem Admet ſelbſt, auch der Gattin, der todt vor ihm liegenden Gattin, wäre ja zu ſterben erſpart geweſen, wenn der ohnehin dem Ziele nahe Greis nicht das Leben mehr geliebt, als den Sohn. Die Gegenwart der geliebten Leiche nimmt den Beſchuldigungen des Sohnes das Unnatürliche, das ſie beim erſten Anblicke haben. Wie ſchön benimmt er ſich hingegen in der Folge, als er dem bei ihm einkehrenden Herkules den Tod der Gattin verſchweigt, um dieſem den Eintritt in ſein Haus nicht zu verleiden; wie ſchön, als dieſer die dem Thanatos abgekämpfte Alceſte unerkannt, verkleidet, ſeiner Obhut übergeben will, und Admet ſich weigert, fürchtend, ſchon durch die Nähe eines Weibes an dem Andenken ſeiner Gattin ſich zu verſündigen. Herrlich gezeichnet iſt Herkules. Kräftig und lebensfroh, gleich bereit vor dem Hauſe umzukehren, als er vernimmt, daß Trauer und Klage darin herrſcht, ſich unbekümmert der lauteſten Freude überlaſſend, ſo lange er für den übertrieben ſcheinenden Schmerz ſeines Wirthes keine würdige Urſache weiß, aber raſch geſammelt und bereit Admets Edelmuth mit Gleichem zu bezahlen, ſobald er den Zuſammenhang des Ganzen erfahren. Die Entwicklungsſcene könnte Calderon geſchrieben haben, ſo durch und durch romantiſch iſt ſie. Das Uebrige freilich ſtark griechiſch, aber es iſt ja ein griechiſches Trauerſpiel!

(1823.)

Schlegel, glaube ich mich zu erinnern, ſchikanirt irgendwo den Euripides über das erſte Geſpräch des Admet mit dem Herkules in der Alceſte. Dieſer ſoll, von Admet wiederholt belehrt, immer noch den Tod Alceſtens ignoriren. Das iſt aber durchaus nicht ſo. Als Herkules den Admet um die Urſache fragt, warum er ſein Haupt beſchoren, gibt dieſer zur Antwort: Ich begrub heute einen Freund (ein Liebes).

Herkules räth auf die Kinder, die Eltern, endlich auf Alceſten, von der er weiß, daß ſie ſich ſtatt ihres Gatten dem Tode gelobt. Admets Antwort iſt ſo zweideutig, daß Herkules glauben muß, Alceſte ſei noch nicht wirklich geſtorben, ſondern man beſorge nur ihren Tod. Da er aber nun vorausſetzt, Alceſte lebe gegenwärtig noch und Admet ihm doch beim Eintritte geſagt, er habe heute einen Freund begraben, ſo frägt ganz natürlich Herkules noch weiter fort, wer denn dieſer Angehörige geweſen, der jetzt ſchon geſtorben iſt.

Oreſt.

(1823.)

Schlegel tadelt ganz unmäßig den Oreſt des Euripides. Aus einer unrichtigen Anſicht der Sache, wie mir ſcheint. Die Tragödie der Alten läßt ſich gar nicht mit unſerm Trauerſpiele, ſondern höchſtens mit den autos sacramentales der Spanier vergleichen. Die menſchliche Handlung iſt in den meiſten derſelben geradezu Nebenſache oder vielmehr nur das Vehikel, um den eigentlichen Inhalt, den Preis oder die Rechtfertigung eines Heroen, die Wirkſamkeit der Götter, die Wege des Schickſals deutlich zu machen. Der Oedipus Tyrannus iſt, ſtreng genommen, das einzige antike Trauerſpiel in neuerm Sinne. Der viel ſpätere Ariſtoteles hat mit ſeinem ſcharfen, aber proſaiſchen Verſtande dieſes Verhältniß ganz überſehen, und das Subſtrat anatomirt, ohne ſich in die höhere Bedeutung einzulaſſen, worin er, ſeiner Stellung als Wiſſenſchafts- und Kunſtlehrer nach, auch nicht ſo gar Unrecht hatte.

Dieſer Oreſtes nun iſt recht eigentlich da, um dem durch die Perſerkriege wach erhaltenen Zorne der Griechen gegen die Helena (nachdem Homers großartige Anſicht längſt entſchwunden war) Luſt zu machen. Der Mord der Helena, der Schlegeln ſo abſcheulich vorkommt, war vielleicht gerade das Entzücken der Athenienſer und ich höre im Geiſte den

Beifall, den die vortreffliche Scene des Chors, während der That, ſo wie die Erſcheinung und Erzählung des Phrygiers hervorbrachte. Wenigſtens iſt das Ganze ſo gemeint.

Dieſer Oreſtes iſt doch offenbar nicht (nach der Schlegelſchen Anſicht) das Mittelſtück einer zuſammenhängenden Trilogie; wie könnte ſonſt Apoll vorausſagen, daß Oreſt im Areopag freigeſprochen werden würde, was nothwendig dem Schlußſtücke alles Intereſſe nehmen mußte.

Die ſo getadelte Scene, wo Pylades und Oreſtes den Entſchluß ausſprechen, die Helena zu todten, iſt gerade von unſäglicher Großartigkeit. Ich ſtelle mir die beiden vor, wie ſie halb leiſe in raſcher Wechſelrede, mit wahnſinniger Freude ſich den Plan mittheilen. Sie ſind unbewußt in den Wirbel der Verhältniſſe hineingezogen und das Geſchick der Tantaliden θανάτοις θανάτων ἀμοιβάς, das zuletzt herrlich durch die Dazwiſchenkunft Apollons gelöſt wird, der der furchtbaren Pflicht der Vergeltungsmorde verſöhnend ein Ende macht.

Die Griechen haben in Allem eine ruhig entwickelnde, gleichſam mit behaglichem Schlürfen genießende Umſtändlichkeit, die uns Neuern, beſonders im Drama, beinahe läſtig fällt. Der Zug geht aber durch ihre ganze Literatur. Weil ihr Leben bewegt war, war ihr Genuß ruhig; unſer Leben iſt ruhig, darum erquicken wir uns im Bunten und Zappelnden.

Die Meinung derjenigen, die glauben, daß die Götter in den Tragödien der Alten nicht ſichtbar erſchienen, ſondern nur ihre Stimme gehört wurde, ſcheint zu widerlegen, daß am Schluſſe des euripidiſchen Oreſtes, Helena offenbar in den

Wolken ſichtbar wird, alſo wahrſcheinlich auch Apollo, der auf ſie hinweiſt.

Herakles.

(1823.)

Wunderſchön das erſte Auftreten des Greiſenchors im Hercules furens. Wie ſchwer, wie dumpf! Euripides iſt ein Meiſter in dergleichen.

Eben ſo das erſte Auftreten des Lykos. Raſch und heftig, in ſchönem Abſtich mit dem Chor der Greiſe. Wie er ſich gleich anfangs ſelbſt Muth macht gegen die Angehörigen des Herakles.

Das iſt allerdings etwas proſaiſch, daß Lykos dem Herakles nachſagt, er habe den lernäiſchen Löwen in Schlingen gefangen: übrigens der Vorwurf wegen des Pfeilſchießens ganz gut.

Die Lobrede des Amphitryo auf das Pfeilſchießen ſcheint beim erſten Anblicke zu weitläufig und ungehörig. Wenn aber das Stück während des peloponneſiſchen Krieges ſpielte und darin ein Lob und Ermahnung für die Athenienſer liegt, gegenüber den durch ihre Hopliten mächtigen Lakedämoniern, ſo verändert Das die Natur der Sache.

Der Gipfel des Hohns die Schlußworte des Lykos, wo er den Greiſen erlaubt, über das Schickſal der Herakliden zu klagen, und über ihr eigenes, daß ſie Knechte ſind.

Mit unübertrefflicher Kunſt Megara und Amphitryo neben einander geſtellt. Letzterer anfangs ſchwach, ja furchtſam, nur durch den Unwillen in der Rede gegen den Lykos zu ſelbſtvergeſſendem Muthe geſteigert. Megara immer kräftig und feſt. Das ſind die Geheimniſſe der Compoſition, nur dem Meiſter erreichbar und verſtändlich.

Eine der ſchönſten Stellen, die je geſchrieben worden, die Eingangsrede der Megara im Anfang des zweiten Akts.

Eben ſo der darauf folgende Gegenſatz: Wenn Megara den Herakles herbeirief, den ſie in der Unterwelt glaubt und dagegen Amphitryo beginnt:

> σὺ μὲν τὰ νέρθεν εὐτρεπῆ ποιοῦ, γύναι·
> ἐγὼ δὲ σ', ὦ Ζεῦ, χεῖρ' ἐς οὐρανὸν δικὼν
> αὐδῶ . . . .

Wie ſchön die eingeſchüchterte Demuth der kühnen Megara, wenn ſie ihrem heldenkräftigen Gatten gegenüber ſteht. Ihr voriger Muth verliert ſich, ſie hat ihre Selbſtſtändigkeit abgegeben und iſt nur noch des Herakles ſchutzbefohlenes Weib.

Der Chor der Greiſe am Schluß des zweiten Aktes iſt offenbar in fröhlichem und halb ſcherzhaftem Sinne zu nehmen, wozu die ſcherzenden Worte am Schluß der Rede des Herakles: Οὐ γὰρ πτερωτὸς οὐδὲ φευξείω φίλους eine gute Einleitung machen. Dem Euripides iſt überhaupt die Einmiſchung des halb, ja ganz Komiſchen in ſeine Tragödien nicht fremd, dergleichen die Scene des Phrygiers im Oreſtes. Beſonders erſcheint Herakles bei ihm nie ohne eine ſolche Beimiſchung. Vide Alcestis. Im vorliegenden Chor zeigt dieß ſchon der Eingang Ἁ νεότας μοι φίλον ἄχθος, dann die zweite Strophe Εἰ δὲ θεοῖς ἦν ξύνεσις, dann der darauf folgende barocke Vorſchlag. Ich ſtelle ſie mir dabei einen nach ihrer Art luſtigen Tanz aufführend vor, und ein Lächeln der Zuſeher war ganz an ſeinem Platze.

Dieſer Hercules furens iſt eben auch nichts als die in ein Drama gelegte Erklärung eines atheniſchen Heiligthums, eines Ἡρακλεῖον's, ganz in der Art der ſpaniſchen autos sacramentales. Nur auf dieſe Art betrachtet, hat das Stück einen befriedigenden Schluß, der zugleich auf die ehemalige Bundesfreundſchaft von Athen und Theben hinweiſt, während des peloponneſiſchen Krieges eine großartige Wendung.

(1823.)

Dieſe Herakliden ſind eben ein hiſtoriſches Stück. Makaria, Jolaos, Alkmene geben zuſammengenommen völlig den Charakter der Spartaner. Tapfer noch im hohen Alter, ſelbſtaufopfernd für die Ihren, grauſam gegen die Feinde. Dieſes Stück iſt mit Einem Schlage gegen die Argeier und gegen die Lakedämonier geführt, welch Letztere in ihren Voreltern Wohlthaten von den Athenern empfingen, die ſie nun bekriegen.

Ueberhaupt, was bisher zu wenig beachtet wurde, iſt Euripides vorherrſchend hiſtoriſch und mythologiſch, oder vielmehr archäologiſch, in welcher Beziehung manche ſeiner Plane vortrefflich ſind, welche, als Privathandlung betrachtet, fehlerhaft erſcheinen könnten.

(1840.)

Goethe ſagt einmal, ſcheinbar ziemlich wunderlich, von Euripides, er ſei wie eine Stückkugel im Queckſilber ſchwimmend. Es iſt viel Wahres in der Vergleichung. Euripides' meiſte Stücke ſind ziemlich unbeholfen, ja fehlerhaft komponirt, er findet aber überall eine Sage, ein Monument, einen hiſtoriſchen Umſtand, der ihm entgegenkommt und die Handlung, die man eben im Begriff war, zu verdammen, zu einem ſolchen Wunder von Wirkung und Eindruck macht, daß man ihm in atheniſch volksmäßigem Sinne beinahe die Palme vor ſeinen beiden Nebenbuhlern geben muß. Da ſind z. B. dieſe Herakliden. Was iſt da Alles darin enthalten. Die Gerechtigkeit Athens, der Dank, den ihm die Herakliden ſchulden, gegenüber der verfolgenden Wuth der Argeier, gegenwärtig die Verbündeten der Lakedämonier gegen daſſelbe Athen, die Stammestapferkeit der Herakliden: die männliche Alkmene, der fechtende Greis Jolaos, das wunderbare Kind Makaria, dagegen aber auch ihre Härte und nichts ſchonende Grauſamkeit. Wie zuletzt noch der gemeinſame Feind Euryſtheus Athen ſegnet und den künftigen Undank Sparta's verflucht, und Das

Alles von dem Eindruck des damals noch vorhandenen Grabes des Euryſtheus, der Quelle der Makaria unterſtützt. Das iſt das Queckſilber, auf dem die Stückkugel ſchwimmt.

(1823.)

Die Fabel der Helena des Euripides wäre allerdings ſo abgeſchmackt, als Manche ſie machen wollen, wenn der Dichter die Verſetzung Helena's nach Aegypten und ihre Abweſenheit von Troja zum Behufe ſeines Stückes ſelbſt erſt erfunden hätte. Nun war dieß aber eine alte Sage, und ſchon Steſichoros hatte ſie in ſeiner bekannten Palinodie gebraucht. (Siehe Platons Phädrus.) Ja, Euripides' Helena iſt ſelbſt eine Art Palinodie des wendungsreichen Dichters für die Unehre, mit der er das Götterkind in ſo manchen ſeiner andern Stücke, vielleicht zum Skandal der Eiferer, überſchüttet hatte.

(1831.)

Wenn in jener unverſtändlichen Stelle des Euripides, Hippolytos V. 154 jener λιμὴν ὁ εὐξεινότατος ναύταις nur nicht gar der Brunnen iſt, aus dem der Storch die Kinder bringt. Ich wenigſtens weiß bei Trözene keinen gar ſo lieblich zu beſchiffenden wirklichen Hafen. Auch verbände ſich dann das Uebrige, das auf eine Schwangerſchaft hindeutet, aufs beſte, und wenn die Geburtshelferin Diana auf Kreta ihren Sitz hat, weßhalb ſie auch als Diktynna erſcheint, ſo wäre der ναυβάτας Κρήτας ἔξορμος ἀνήρ verſtändlich genug. Theſeus war ja auch in Kreta geweſen.

(1823.)

Dionyſos, von Pentheus zur Rede geſtellt, hat viel von Chriſtus.

(1840.)

Das iſt es, daß man den Euripides nicht verſtehen kann, wenn man die von ihm beabſichtigten Spielintentionen nicht begreift, z. B. in den Bacchen. Wie matt und leer erſcheint das Geſpräch zwiſchen Dionyſos und Pentheus im dritten Akt, wo Letzterer ſich bereden läßt, unbegleitet die Mänaden zu belauſchen. Aber ſchon Vers 800 fängt er an, die erſten Zeichen des Wahnſinns zu geben, von dem gleich darauf Vers 840 Dionyſos ſpricht. Von dieſem Geſichtspunkte aus ändert ſich die ganze Situation und konnte von der ergreifendſten Wirkung ſein. Der Fall, daß die Situation erſt durch das Spiel der Schauſpieler erklärt wird, tritt beim Sophokles, ſo viel ich mich erinnere, nur im Philoktet ein, wo die plötzliche Reue des Neoptolemos durch die Worte nicht genügend erklärt wird, und man daher annehmen muß, daß etwa Philoktet, ſich auf ſeine Schultern ſtützend, ihn zutrauensvoll umſchlungen habe, welche Nähe mit dem Bewußtſein, daß er darauf ausgehe, ihn zu betrügen, in dem jungen Menſchen jenen plötzlichen Ausbruch hervorruft.

(1841.)

Man wirft dem Euripides vor, daß er häufig Beſchreibungen und Betrachtungen einflechte, die der Handlung fremd ſind. Der Handlung, mag ſein; aber auch der Stimmung der Zuſeher? Die ſo laut getadelte Anpreiſung der Schützenkunſt gegenüber dem Kampfe in ſchwerer Rüſtung im raſenden Herkules, iſt wohl nichts als eine Ermahnung an die Athener, jene Kampfesart nicht zu vernachläſſigen, in der ſie den Lakedämoniern überlegen waren. Die Beſchreibung des Schilds des Achilles in der Elektra gilt vielleicht den ähnlichen Waffen eines Feldherrn, auf den die Athener eben damals ihre beſte Hoffnung geſetzt hatten. So wie die ſcheinbar müßige Deklamation des Oreſt in demſelben Stücke über die Kennzeichen, an denen man die Guten und Böſen erkenne, etwa zuſammentrat mit obwaltenden Staatsfragen und Streitigkeiten. Euripides iſt der eigentlich nationelle Dichter, und Allem ſucht er einen Bezug zu geben auf Athen. Sogar in der Medea muß der König Aigeus herbeigebracht werden. Im raſenden Herakles iſt das Einſchreiten des Theſeus das Band, welches die zweiſchlächtige Handlung zuſammenhält. Der Ion wird erſt dann zu einem tadelloſen Stücke, wenn man die atheniſche Beziehung unverrückt im Auge behält. Das iſt zwar auch ſchon bei Sophokles der Fall im Ajax und Oedipus auf Kolonos, ſo wie beim Aeſchylus in den Eumeniden, bei Keinem aber ſo vorherrſchend als bei Euripides. Weil er dieſe Richtung überſehen, hat Schlegel den ſeinen beiden Vorgängern gleich großen Dichter ſo ſehr mißverſtanden.

(1842.)

Selbſt der Iphigenie in Tauris fehlt die dem Euripides gewöhnliche, vaterländiſche Beziehung nicht. Denn nach Athen ſoll Oreſt das Bildniß der Diana von dort bringen.

Medea.[1]

(1844.)

Einem neuern Zuſeher wird jene erſte Rede des Jaſon Vers 522 nicht allein Unwillen erregen, was halb und halb gewollt iſt, ſondern ſie muß auch den Eindruck des Lächerlichen machen, was doch nicht in der Abſicht lag. Daß eigentlich Venus ihn gerettet, und Amor Medeens Herz beſiegt, was bei den Alten einen Glauben vorfand, iſt für den Neueren völlig leer, und Jaſon erſcheint ihm noch mehr blödſinnig und geckenhaft als undankbar. Auch der oratoriſche Eingang ſeiner Rede, den in Wortſtreit und Redekünſte enthuſiaſtiſch verliebten Athenern ganz natürlich, iſt der Gipfel der Abgeſchmacktheit für unſere Zeit.

---

[1] Bei Gelegenheit der Aufführung des griechiſchen Stückes, welche auf Tieck's Betreiben 7. Auguſt 1844 in Berlin ſtattfand.

Die Kinder der Medea dürfen wir uns doch nicht als gar ſo klein vorſtellen, denn V. 45 werden ſie als von der κρικηλασία (ἐκ τρόχων) rückkehrend bezeichnet, was, da bei dieſem Spiele ein metallner Reif mit einem eiſernen Stabe fortgetrieben wurde, doch ſchon die Sache des Knabenalters iſt. Sie trieben ihr Spiel auch im Gymnaſium, wie gleich darauf (V. 67) der Pädagog erwähnt, wo eigentliche Kinder wohl nicht hinkamen. Alſo etwa ſieben oder acht Jahre alt.

Schon V. 92 ſpricht die Amme ihre Beſorgniß aus, daß Medea etwas Feindſeliges gegen ihre Kinder unternehmen werde.

Wie lebhaft und empfindbar iſt dieſe Beſorgniß dadurch ausgedrückt, daß die Kinder ſich noch auf der Scene befinden, wenn Medea ſchon ſichtbar wird und die Amme nun jene eilig ins Haus treibt, ehe die Mutter ihrer noch gewahrt.

Oder vielmehr im ganzen erſten Akte iſt Medea noch nicht ſichtbar. Χόρος (V. 174): Πῶς ἂν ἐς ὄψιν τὰν ἁμετέραν ἔλθοι. Sie ſpricht im Innern des Hauſes, wodurch aber der eben erwähnte Eindruck nicht vermindert wird, da ſie, wenn auch nur mit der Stimme, gegenwärtig iſt und jeden Augenblick erſcheinen kann.

Zwei Urſachen, aus der Ausdrucksweiſe hergenommen, warum griechiſche Stücke in ihrer urſprünglichen Form auf dem heutigen Theater nicht gefallen können, ſind: erſtens, daß die Griechen von ihren Volksverſammlungen her eine Neigung zur umſtändlichen Vielrednerei hatten, die uns mitunter läppiſch vorkommt, dann, daß ſie gern allgemeine Sätze einmiſchen und eindringlich wiederholen, die damals neu ſein mochten, gegenwärtig aber unter die abgedroſchenen gehören, als: das Lob des mittelmäßigen Zuſtandes, die Rache der Götter, die dem Uebermaß und dem Uebermuthe folgt. Namentlich die Chöre ſind voll dieſer Wiederholungen. So auch hier im erſten Akte die Klage der Amme, daß die Dichter Lieder für die Freude und Schwelgerei, aber keine gegen den Schmerz und die Leiden erfinden. Bei uns iſt aber gerade das Gegentheil, da man in unſerer Zeit bei Tiſche nicht zu ſingen pflegt.

Wie weiſe und wahr, daß, indeß die Wärter der Kinder zuerſt für Das, was ihrer Sorge am nächſten liegt, für die Kinder, ihre Furcht ausſprechen, und dadurch den Schluß vorbereiten, Medea von vorn herein nur gegen ihre Beleidiger wüthet, und Jaſon der Braut und deren Vater den Tod droht.

Eines der Hauptmotive, um das ſich ein guter Theil der Handlung dreht: der Zweifel Medea's, wo ſie ſich nach vollbrachter That hinflüchten ſoll, verliert für unſere Zeit alle lebendige Wirkſamkeit.

Der erſte Chor iſt ſchön, der Lage angemeſſen und natürlich. Man könnte nämlich zweifeln, ob es paſſend ſei, die Weiber zu loben, da Medea eben ihre gräßlichen Entſchlüſſe ausgeſprochen. Aber ſie rächt nur männlich, was Männer mit weibiſchem Sinn ihr angethan. Das iſt die Verkehrung der Welt, die der Chor beklagt.

Die Bitten der Medea, im Lande bleiben zu dürfen, müſſen einem neuen Publikum unſinnig vorkommen, die Verhandlungen mit Aigeus um einen Zufluchtsort in Athen, leer; denn die neuere Zeit hat ihr Vaterland überall, ubi bene, ibi patria.

(1846.)

Bei Euripides darf man nie den patriotiſchen Geſichtspunkt aus den Augen verlieren. Er iſt der eigentliche Lokal-, Nationalſchriftſteller. Mit Ausnahme der Stoffe aus dem trojaniſchen Kriege liegt immer eine Beziehung auf Athen, ja auf die Zeitumſtände im Vor- oder Hintergrunde. Die Hiketides z. B.

wären beinahe ohne Intereſſe, wenn nicht die Argeier im peloponneſiſchen Kriege es mit den Spartanern gegen die Athener gehalten hätten. Die Einheit der Fabel behandelt er allerdings ziemlich gleichgiltig; bewundernswürdig aber iſt, was aus den ſcheinbar außer dem Wege liegenden Zwiſchenerfindungen für großartige Wendungen und den Hauptgedanken abſchließende Beziehungen hervorgehen.

(1851.)

Dieſer Rheſus des Euripides iſt allerdings ein wunderliches Ding. Offenbar ein Gelegenheitsſtück, durch irgend einen Anlaß etwa in Thrazien hervorgerufen, nicht allein, weil es ſonſt Niemand ſchreiben, ſondern weil es auch ſonſt Niemand anſehen würde. Gehört alſo zur Gattung der Perſer von Aeſchylus und iſt eben ſo wenig eine Tragödie als dieſe. Der Knotenpunkt liegt offenbar in der Erſcheinung der Muſe, die das Ganze in die Höhe führt und vielleicht ſogar in Zuſammenhang mit den eleuſiniſchen Myſterien bringt, die ja auch aus Thrazien ſtammen (τοῖσιν εἰδόσιν θεός). Für das augenblickliche Gefallen ſorgten wohl die ſich ablöſenden Schildwachen, der militäriſche Apparat und wohl auch die von dem gewöhnlichen abweichenden kriegeriſchen Tänze des Chors.

Ariſtophanes.

(1838.)

Zwiſchen dem zweiten und dritten Akt des Plutos von Ariſtophanes liegt eine volle Nacht, die nämlich, in der Plutos im Tempel des Asklepios ſein Geſicht wieder erhält.

Dieſer Plutus, trotz der Vortrefflichkeit der Einzelnheiten und der Löblichkeit der Anlage, leidet doch an einigen unkünſtleriſchen Gebrechen, namentlich dem Parallelismus einiger Scenen. Der Sykophant im dritten Akt iſt als Figur zu ſehr Wiederholung des Blepſidemos im zweiten. So wie der Prieſter des Zeus am Schluſſe der Bedeutung nach, die Situation des unmittelbar vorher auftretenden, unvergleichlichen Hermes in ſchwächerer Abſchattung noch einmal wiedergibt.

Wenn ich je mich der aufs Griechiſche verwendeten Mühe gefreut habe, ſo iſt es jetzt. Die Ueberſetzungen des Ariſtophanes geben keine Vorſtellung von dem Werthe des Originals. Neben dem Text iſt übrigens Voß unendlich ſchätzbar. Er ſelbſt war wohl zu ſehr Helleniſt, um ſich ſeine Ueberſetzung abgetrennt vom Mutterſtamme auch nur denken zu können.

◆

II.

Studien zur italieniſchen Literatur.

Dante.

(1823.)

Mir iſt auf der Welt nichts zuwiderer, als die weithergeholten Deutungen dichteriſcher Werke. Ein guter Dichter iſt im Stande zu ſagen, was er will; und was er mit Abſicht verbirgt, ſoll man nicht gewaltſam hervorziehen, am wenigſten aber als Hauptſache in den Vordergrund ſtellen. Die Poeſie iſt eben die Geſtaltung des Gedankens. Der Gedanke geht zwar immer über die Geſtalt hinaus, aber das Nächſtliegende, Natürlichſte iſt immer das Wahrſte. Ich dehne Das ſogar bis auf Dante aus, deſſen Inferno mich entzückt, wie alle Welt, deſſen Purgatorio, vor Allem aber ſein Paradiso, mir immer Langeweile gemacht hat.

Da ſoll denn Alles allegoriſch ſein, indeß doch das Meiſte nur bildlich iſt.

Das Ganze iſt eine Viſion, in der alles Geſehene als wirklich angenommen wird. Weder bei den Erſcheinungen in der Hölle, in Fegefeuer und Himmel iſt etwas Anderes zu denken, als was geſagt wird. Virgil iſt der Schatten des wirklichen Dichters Virgil, Dante's Muſter und Vorbild, höchſtens dem Volksglauben gemäß mit einer kleinen Beimiſchung von Zauberer; Beatrice iſt die wirkliche Beatrice, nur, ſeit ſie, neun Jahre alt, geſtorben iſt, gewachſen in Reinheit und Frömmigkeit, ſo daß ſie als ein bevorzugtes Muſter aller Tugend gelten kann.

Selbſt die Thiere zum Anfang ſind, wenn einmal das

Ganze eine Wanderung darſtellt, eben wilde Thiere, wie ſie einem Wanderer in einem einſamen Walde wohl begegnen. Es iſt von ihnen nichts geſagt, was dieſem wirklichen Thiercharakter nicht entſpräche, und wenn man ſtatt ihrer etwas Anderes dächte, etwas hinzufügte oder wegließe, ſo wäre das Bildliche des Ganzen zerſtört. Daß Dante ſelbſt etwas Anderes dabei dachte, iſt wohl kein Zweifel, aber ſchon, daß man nicht merkt: Was, nimmt der Allegorie ihren Stachel. Letzteres geht wohl zu weit, aber am Ende könnte man jedes Bild zu einer Allegorie ſtempeln.

(1845.)

Merkwürdig, daß Dante's Gleichniſſe faſt nie von lebloſen Dingen, ſondern immer von menſchlichen Handlungen und Zuſtänden hergenommen ſind.

(1846.)

Dante's großes Wiegenlied, mit dem er ſeine Leidenſchaften und das Gefühl ſeines Unglückes einſchläferte. In der Hölle iſt ſein Haß, im Fegfeuer ſeine Sehnſucht und im Paradieſe ſeine Reſignation. Das Metaphyſiſche und Unkörperliche der letzten Abtheilung drückt nur ſymboliſch aus, daß ihm kein anderer Troſt mehr geblieben war, als die Studien, an deren Spitze freilich nach damaliger Art die ſcholaſtiſche Theologie ſtand.

Arioſt.

(1855.)

Wenn Gervinus über jene irokeſiſche Anſicht Grimms, welcher den Arioſt unter den Wolfram von Eſchenbach ſtellt, billig erhaben iſt, ſo fehlt ihm doch nichts deſto weniger ein richtiges Urtheil über Arioſt und das Weſen der Poeſie eben ſo ſehr als Jenem. Er äußert ſich nämlich wiederholt: Die

Karlsſage habe doch eigentlich ihren Abſchluß in Arioſts Behandlung erhalten. Begreift er denn nicht, daß man Arioſt mit jenen frühern Dichtern gar nicht zuſammenſtellen kann? Dieſen war es eigentlich um die Sage, den Stoff zu thun, die Behandlung iſt nur Ausſchmückung, indeß Arioſt den Stoff der Tafelrunde nur wählte, weil er ihm eine Maſſe von Begebenheiten und Situationen, eine Grundlage für ſeine Behandlung darbot, um die es ihm eigentlich, um nicht zu ſagen einzig, zu thun war. Arioſt für einen Vollender der Sagen von den zwölf Pairs ausgeben iſt eben ſo, als wenn man Yoriks sentimental journey unter die Reiſebeſchreibungen klaſſificiren wollte.

Macchiavelli.

(1820.)

Geleſen. Die Mandragola von Macchiavelli. Wahrhaftig ein Meiſterwerk. In der Anlage und Führung der Charaktere, im Gang der Intrigue erkennt man den Auffaſſungsgeiſt und die Verſtandesſchärfe des Verfaſſers des Principe. Dieſe übermächtig gewordene ſinnliche Begierde im Callimaco im Kampfe mit ſeinem beſſern Gemüth, wie er ſich ſelbſt gewaltſam anreizen muß zu Dem, was er für unrecht erkennt. Der Monolog zu Anfang des 2. Akts herrlich. Lucrezia an der Seite ihres albernen Mannes um ſo mehr auf ihrer Hut, je mehr ſeine Dummheit ihr Anlaß und Entſchuldigung für eine Uebertretung gäbe, bis endlich die That geſchehen, jedes weitere Hüten überflüſſig wird und ſie ſich hingibt dem vorher wohl ſchwer gezügelten Bedürfniß nach Liebesgenuß und gleichgetheilter Empfindung. Die Mutter wäre als eine vormalige: buona compagna wohl im Stande unter der Mandragola eine Spitzbüberei zu merken, aber ſie nimmt ſich in Acht, darüber nachzudenken, da ihr nur darum zu thun iſt, daß ihre Tochter wegen der künftigen Erbſchaft zu einem Kinde komme. Der Frate köſtlich. Ein treueres Gemälde als ſein erſtes Geſpräch mit dem fremden Beichtkinde kann nicht gedacht werden. Wie das Weib dumm redet und von einem aufs andre ſpringt und gemein iſt und lüderlich. Eben ſo der Auftritt, wo er Lucrezien darthut, daß die Handlung, gegen die ſich ihr ganzes Weſen ſo ſchön auflehnt, ohne Gewiſſensſkrupel geſchehen könne. Wo aber Machiavelli ſich ganz zeigt, iſt, wenn Ligurio, um den Pfaffen zugleich zu prüfen und zu fangen, ihn zur Theilnahme an einem andern, erdichteten Schelmſtück auffordert, und nun da er eingewilligt, darauf Geld empfangen hat und ſo in ſeiner Gewalt iſt, mit der Wahrheit herausrückt, ſo daß der Spitzbube nur Ja ſagen muß, wenn er auch weniger wollte, als er wirklich will. Nicia köſtlich dumm. Seine Beſchreibung des Meers: fünfmal, ſechsmal, ſiebenmal ſo groß als der Arno und nichts als Waſſer, Waſſer, Waſſer! Das Unwahrſcheinliche, das man heut zu Tage in dem Stücke finden würde, fällt weg, wenn man jene Zeit bedenkt, wo Kuren, wie die hier vorgeſchlagene, nichts Seltenes waren. Unmoraliſch? Je nun ja! Man war denn damals noch nicht ſo exemplariſch fromm, als wir es heut zu Tage ſind.

(1846.)

Aus der Art, wie Machiavelli (Discorsi I, 9) den Romulus über den Mord des Remus und die Mitſchuld am Tode des Tatius vertheidigt (mit dem Gemeinwohl), ſieht man denn doch ſchon den Verfaſſer des Principe durchſchimmern. Eben ſo die Ermordung der Ephoren durch Kleomenes in demſelben Kapitel.

Wie vortrefflich Machiavelli einſieht, daß die Religion es war, was in allen innern Stürmen die römiſche Republik zuſammenhielt. Die Heiligkeit des Eidſchwurs zähmte jenen wilden Plebs, und daß in den Händen der Patrizier die Auſpizien waren, gab ihnen jenes Uebergewicht, ohne das Rom wiederholt zu Grunde gegangen wäre.

Es ſetzt ſchon eine große Geiſteskraft in Macchiavelli voraus, daß er es wagte, ſeinen Grundſätzen der Staatskunſt eine Anwendung auf das Volk Israel zu geben, in einer Zeit, wo dieſes Volk als unter der unmittelbaren Leitung Gottes betrachtet wurde.

Wenn er Kapitel XXVI Demjenigen, der Fürſt einer vorher freien Stadt wird, den Rath gibt, alle frühern Einrichtungen und Ordnungen umzuſtürzen, ſetzt er hinzu: Sono questi modi crudelissimi, e nimici d'ogni vivere, non solamente Cristiano, ma umano; e debbegli qualunque uomo fuggire, e volere più tosto vivere privato, che Rè con tanta rovina degli uomini. Nondimeno colui, che non vuole pigliare quella prima via del bene, quando si voglia mantenere, conviene che entri in questo male. Ma gli uomini pigliano certe vie del mezzo, che sono dannosissime, perchè non sanno essere ne tutti buoni ne tutti cattivi. Das iſt der Schlüſſel zum Principe. Wenn ihr ſchon Böſewichter ſein wollt, ſo ſeid es auf eine vernünftige Art.

Metaſtaſio.

(1811.)

Wenn man fineza contra fineza von Calderon lieſt, ſo merkt man wohl, woher Metaſtaſio ſeine Eingebungen und ſeine Manier geſchöpft hat. Das ſei aber nicht als Tadel geſagt. Ich wenigſtens wüßte keinen jetzt lebenden Dichter, der mit Metaſtaſio in die Schranken treten könnte.

Ghiberti.

(1833.)

Ich kann nicht umhin, meine Landsleute auf ein Buch aufmerkſam zu machen, das nur eben jetzt (1833, Leipzig, bei

Brockhaus) erſchienen iſt. Ich meine des berühmten florentiniſchen Bildgießers Lorenz Ghiberti Chronik ſeiner Vaterſtadt von Auguſt Hagen aus der italieniſchen Handſchrift überſetzt. Ich geſtehe, daß nur wenige Bücher einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Wenn Benvenuto Cellini's Leben uns einen himmelſtürmenden Giganten zeigt, der, in unerſchöpflicher Kraftfülle wirkend, die Mit- und Nebenwelt mehr in dem Lichte einer ſtörenden und ankämpfenden Oppoſition betrachtet, ſo ſchmiegt dagegen Ghiberti's ſanfte, vielleicht wohl gar etwas ſchwächliche Natur ſich mit verklärender Liebe an ſeine Zeitgenoſſen an, und gibt ein Bild jener Tage, dergleichen wohl keine Kunſtepoche aufzuweiſen hat. Der Michel-Angelo-artige Brunellesco, der werkfrohe Donatello, Maſaccio, Philippo Lippi, Mönch und Maler zugleich, die erſten Schritte des wundervollen Leonardo da Vinci, und, nur kurz erwähnt, aber doch wie aus einer Engelglorie hereinſchimmernd der ſtille Maler von Fieſole; dazu noch eine Welt von Künſtlerfiguren zweiten und dritten Rangs, nicht nur mit ſcharfgezeichneten Umriſſen hingeſtellt, ſondern auch in Lagen und Lebensverhältniſſen, dergleichen heut zu Tage nur noch der Roman erfindet, damals aber das ungeſchwächte Leben ſelbſt in Wirklichkeit und Fülle hervorbrachte. Welch eine Zeit! Es gibt ganze Länder, deren Geſchichte von Erſchaffung der Welt bis zum Jahre des Heils 1833 nicht halb ſo viel Intereſſe darbietet, als das kleine Florenz unter ſeinen Medizäern. Wahrlich, wer einen Italiener auf der Straße begegnet, ſoll von Weitem den Hut vor ihm abziehen und denken: Das iſt Einer von Denen, die die Väter der neueren Bildung ſind. Ich zweifle nicht, daß dieſe letztere Zumuthung Manche ſpaßhaft finden werden. Dieſe mögen nur immer Ghiberti's Buch ungeleſen laſſen; den Uebrigen wird es gefallen.

◆

III.

Studien zur franzöſiſchen Literatur.

Corneille und Racine.

(1817.)

Man hat das: Soyons amis, Cinna! des Corneille über die Maßen geprieſen und an und für ſich auch mit Recht, ein edles Gemüth könnte ſich in Auguſts Lage unmöglich ſchöner ausſprechen, als gerade mit dieſen Worten. Aber bemerken wir, was unmittelbar vor dieſen Worten hergeht. Wie Auguſt die Welt und Nachwelt auffordert, auf ihn und ſeinen Sieg über ſich ſelbſt zu ſchauen. — Es iſt eine Erbärmlichkeit in dieſer ganzen Stelle, die nur gefühlt werden kann. Ueberhaupt iſt die ganze Art, wie Auguſt im Cinna eingeführt wird, das Unglücklichſte, wozu die Nothwendigkeit, fünf Akte herauszubringen, und die Wuth, auf Stelzen zu gehen, je einen Autor verleitet hat. Wie jämmerlich, daß Auguſt ſich ſelbſt ſeine eigenen Vergehen vorhalten muß, um ſich das Verzeihen möglich zu machen; wie ſchrumpft die Götterfigur zuſammen, in deren Munde das: Soyons amis, Cinna! allein eine erhebende Bedeutung haben kann. Ueberhaupt finde ich, daß jene Stücke des Corneille, die die Franzoſen ſeine Meiſterſtücke nennen, gerade, dem Weſen nach, die ſchlechteſten ſind, wie dieſer Cinna oder Horace, für die ich mit allem ihrem Wortgepräng und Sentenzenkram keinen Groſchen gäbe.

(Nach 1855.)

Die ſonſt ſchwer zu erklärende Erſcheinung, wie ein ſo vortrefflicher Dichter als Corneille, deſſen erſte Werke auch ſo vortrefflich ſind, nach und nach ſo ſchlecht werden konnte, erklärt vielleicht nichts ſo ſehr, als ſein Trauerſpiel Theodora. Er hatte den Kopf voll ſpaniſcher, bewegungsvoller Stoffe und ſollte dieſe nun in der von Kardinal Richelieu octrovirten, durch die alten ſanktionirten und von Boileau fixirten magern und engen Form ausführen. Bordell Zumuthungen in hochtrabenden Alexandrinern iſt nun freilich das Lächerlichſte, ja Unanſtändigſte, was ſich denken läßt. Die Vorführung des Bordells ſelbſt wäre das Letztere nicht halb ſo ſehr. Nachdem er nun auf dieſe Art die Sicherheit der Geiſtesrichtung verloren hatte, verlor er auch die Fähigkeit, eigentlich franzöſiſch korrekte Stoffe mit Feuer und Ueberzeugung auszuführen.

(1824.)

Les frères ennemis. Eine eigentlich legitime Tragödie. Das Blut entſcheidet darin in letzter Inſtanz über Alles, über das Verbrechen, wie über das Kronenrecht. Die Anordnung ſchwach, die Erfindung der Zwiſchenbegebenheiten dürftig; in der Gegenüberſtellung und Haltung der beiden Brüder aber ſchon der Geiſt ſichtbar, der in ſeinen ſpäteren Werken der Stolz der franzöſiſchen Bühne ward. Polynices eigentlich, vornehmlich für unſere volksſouveräne Zeiten, empörend; aber groß aufgegriffen im Sinne des siècle de Louis XIV., ein wahrer ariſtokratiſcher Held; nur zu weit getrieben durch das ſündige Blut in ſeinen Adern und die Wuth ſeines Stammes. Wenn der Contraſt beider Brüder auch nicht die Genialität der Idee des Euripides erreicht, der, gleichfalls auf die Seite des Polynices tretend, ihn den ſanfteren von beiden ſein, und nun, furchtbarer Weiſe, ihn zuerſt den Bruder zum Kampfe herausfordern läßt — ſo iſt die Gegenüberſtellung des Racine doch nicht weniger künſtleriſch vollkommen. Der heimtückiſche Eteocles pocht auf die erſchmeichelte Stimme des Volkes, Polynices will Niemandem die Krone verdanken, als ſeinem Arm und dem Recht ſeiner Geburt. Man kann darauf wetten, daß ein Dichter von heute die Brüder gerade umgekehrt behandelt hätte; aber man muß jeden Dichter in ſeiner Zeit beurtheilen, und wenn die thébaide nur ſonſt ein gutes Trauerſpiel wäre, die von Racine gewählte Haltung der Charaktere der beiden Brüder trägt nichts bei, es zu einem mittelmäßigen zu machen.

Die ſchlechteſte Figur Creon. Die Art, wie alle handelnden Perſonen umkommen, wahrhaft läppiſch. Große Züge überall, aber das Beſte erliegend unter dem Zwang einer als unfehlbar überlieferten Theaterconvenienz.

Iſt der Alexander von Racine auch eine ſehr ſchwache Jugendarbeit, ſo iſt doch die Scene zwiſchen ihm und Ariana (dritter Akt) nichts deſto weniger meiſterhaft.

(1838.)

Der ganz gute Kunſtgriff, daß durch eine, ſpäter ſich als falſch bewährende Nachricht, die Abſichten und Leidenſchaften der handelnden Perſonen ans Licht treten und ungeſcheut ſich äußern, wird von Racine denn doch gar zu oft angewendet: Phädra, Bajazet, Mithridates.

(1840.)

Warum ſagt in der jetzt etwas kahlen ſiebenten Scene des dritten Aktes der Andromaque von Racine, Pyrrhus nicht: Wenn euer Sohn der meinige iſt, kann ich ihn ſchützen, und Griechenland wird aufhören, ihn zu fürchten? Jetzt iſt die Scene doch gar zu ſehr eine Wiederholung der früheren Lagen und Geſinnungen, und dieß genaue Zurückfallen ins Nämliche ſchadet dem Charakter des Pyrrhus.

(1840.)

Racine, ein ſo großer Dichter, als je einer gelebt hat, mußte eben dafür büßen, an die Scheidegränze der Mittel- und neueren Zeit hingeſtellt zu ſein, wo die heroiſchen Leidenſchaften des Mittelalters noch fortglimmten, indeß ein ſchauprunkender König beſchloſſen hatte, keiner von ihnen ferner Spielraum zu geben, als jener Minne, die durch Förmlichkeit längſt zur Galanterie herabgeſunken war. Fünfzig Jahre früher, und der Dichter hätte all jene Tapferkeit, Haß, Blutrache, Herrſch- und Ruhmſucht in ihrer urſprünglichen Gewalt dargeſtellt; fünfzig Jahre ſpäter, und er hätte ſie ſchon ſo abgeſchwächt gefunden, daß er ſich ſeiner Neigung für ſanftere Empfindungen unbedingt hätte überlaſſen können. So aber finden ſich jene herben Elemente in dieſes ſüßliche Medium eingetaucht. Und Das iſt ſein Fehler, aber auch ſein einziger.

(1852.)

Nur eben hat uns eine bedeutende franzöſiſche Schauſpielerin[1] verlaſſen. Das Urtheil über ſie iſt, wie meiſtens in außergewöhnlichen Dingen, ſehr getheilt. Die Einen loben ſie unbedingt, die Andern verwerfen ſie als im höchſten Grade übertrieben; die Meiſten laſſen ihr Gerechtigkeit widerfahren und bedauern nur, daß ſie ihre Kunſt an ſchlechte Stücke verſchwendete. Mit dieſen ſchlechten Stücken meinen ſie nicht z. B. Adrienne Lecouvreur, welches von einem vorzüglichen Dichter Namens Scribe herrührt, ſondern die Tragödien von Corneille und Racine, den Stolz der ältern franzöſiſchen Bühne und ihrer Zeit, die Bewunderung von ganz Europa.

Was nun dieſe Bewunderung einer frühern Zeit betrifft, ſo meinen ſie, daß das nicht viel zu bedeuten habe. Wir ſeien inzwiſchen ſo weit vorgeſchritten, daß derlei veraltete Anerkennungen uns nichts mehr angingen. — Alle dieſe Fort ſchritte in Eiſenbahnen, elektriſchen Telegraphen, überhaupt in allen Naturwiſſenſchaften zugegeben, ſcheint doch nicht, daß eine Zeit, in der ganz Europa mit Aſien, Afrika und Amerika nicht einen einzigen Dichter von Bedeutung aufzuweiſen hat, ſich im Fache der Poeſie als ſo ſehr vorgeſchritten betrachten könne. — Ja, aber wir haben Goethe und Schiller gehabt! — Gehabt iſt nicht haben und der Reiche kann den Pfennig wegwerfen, den der Bettler aufleſen muß. — Auch ſind die Griechen von uns noch entfernter als Racine und Corneille; dem ungeachtet ehren wir ihre Dramen noch immer als Meiſterwerke. Wenn nun der Geiſt der Griechen durch ihre uns nicht mehr gemäße Form noch immer auf uns einwirkt, bei den Tragödien der Franzoſen aber das Entgegengeſetzte eintritt, ſo iſt es nicht mehr die Form, nicht mehr das Veraltete, nicht mehr die Zeit, es ſind nicht mehr bloß die Stücke, die wir tadeln, es ſind die Dichter ſelbſt, es ſind Corneille und Racine, die wir für ſchlechte, oder wenigſtens höchſt unbedeutende Dichter erklären.

---

[1] Rachel.

Diejenigen, die Letzteres thun, haben einen großen Gewährsmann für ſich: Leſſing nämlich. Dieſer ging in ſeiner Anfeindung der franzöſiſchen Tragödie ſo weit, daß er ſich zu dem Ausſpruche hinreißen ließ, man möge ihm ein Trauerſpiel des großen Corneille nennen, das er nicht beſſer machen wolle. Wenn nun Leſſing damit meinte: verbeſſern, ſo müſſen wir ihm unbedingt Recht geben. Denn da jeder Dichter, als Menſch, ſeine Fehler hat, ſo wird auch ein minder ausgezeichneter Geiſt als Leſſing, dieſes oder jenes noch ſo vortreffliche Stück verbeſſern können. Sollte er aber damit gemeint haben: von vorn herein beſſer, oder überhaupt nur eben ſo gut machen, als der große Corneille, ſo mögen wir mit Recht daran zweifeln, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil Corneille ein großer Dichter war, Leſſing aber, bei der Univerſalität ſeiner Richtungen, nicht.

Molière.

(1861.)

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Molière im Miſanthropen ſich ſelbſt geſchildert hat. Einmal wimmelt es darin von kleinen intimen Nuancen, die nur Derjenige findet, der das Dargeſtellte ſelbſt empfunden hat. Daß des Miſanthropen Meinung von der Poeſie Molière's eigene war, leugnet Niemand. Sogar der unbefriedigende, ſtumpfe Ausgang des Stückes deutet darauf hin und wird jeder Dichtung eigen ſein, die aus Selbſtironie hervorgegangen iſt, wie z. B. Goethe's Wilhelm Meiſter und Taſſo zeigen. Wie er von Eiferſucht, und zwar gegründeter, geplagt war, lehrt die Geſchichte ſeines Lebens. Nun endlich dieſes ſein Leben ſelbſt. Ein Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes, auf das Edle und Große hinſtrebend, wie er denn von der Darſtellung ernſter Charaktere nur durch wiederholtes Verunglücken auf der Bühne zurückgeſchreckt wurde, und nun genöthigt, den Luſtigmacher, den Hans Narren zu ſpielen, mitten im Jubel des Beifalls ſich wahrſcheinlich ſelbſt verachtend über die Verſündigung an ſeinem beſſeren Innern. In der Geſellſchaft tief unter Denjenigen ſtehend, die er nicht einmal als ſeines Gleichen anerkennen konnte. Selbſt der Miſanthrop fiel durch, als nicht pudelnärriſch genug. Mußte ſich da nicht eine Feindſeligkeit gegen die geſellſchaftlichen Zuſtände anſetzen? Ich denke hier an Raimund, der, obgleich tief unter Molière ſtehend, doch hierin eine Aehnlichkeit mit ihm hatte. Wie nahe Molière der eigentlichen Gemüthspoeſie ſtand, von der ihn nur das Zeitalter und vielleicht der überlegene Einfluß ſeines Freundes Boileau zurückſchreckte, zeigt nebſt einzelnen Stellen in allen ſeinen Werken vor Allem das kleine Bruchſtück: Melicerte. Der Monolog der Heldin im zweiten Akt zeugt von einer ſeine Zeit weit überflügelnden Empfindung, wie ſie ſelbſt bei Racine ſelten vorkommt.

(1861.)

Ob nicht der Name Tartuffe von dem aus Scherz dem Deutſchen nachgeahmten Worte: Der Teuff oder Dar Teuff (der Teufel) herkommt, deſſen ſich die Franzoſen noch heute wie Vas is das, Surcrout, la Schlague, bedienen. Die Verwechslung von D und T iſt eben ſo natürlich, da ſie die Deutſchen überhaupt wegen ihrer harten Ausſprache der weichen Buchſtaben auch beim Franzöſiſchreden lächerlich finden.

(1861.)

Es iſt merkwürdig, wie in den früheſten Stücken Molière's die Empfindungspoeſie hervortritt und erſt ſpäter der Verſtandespoeſie den Platz räumt, z. B. in dem freilich etwas abſurden dépit amoureux die Figur des mannweiblichen Ascagne. Das hing ihm wohl noch von den Spaniern an, ſo wie die Buffonerie von den Italienern. Vielleicht hat erſt die Bekanntſchaft mit Boileau und der Vorgang der damaligen Tragödie den Streit zu Gunſten des Stils und der Reflexion entſchieden.

Rouſſeau.

(1822.)

Wie würde ſich Rouſſeau gewundert haben, wenn ihn Jemand den vollkommenſten Egoiſten genannt hätte, der jemals gelebt? Der in Andern, mit denen er in Berührung kam, immer nur die Ideen liebte, die er mit ihren Perſonen in Verbindung bringen konnte, nie aber die Perſonen ſelbſt; der daher auch keinen eigentlichen Freund, keine eigentliche Geliebte fand; der daher ſeine Kinder ins Findelhaus gab, bloß weil ſie der Ausführung ſeines einmal gemachten Lebensplanes im Wege ſtanden, und auch in der Folge mit gleicher Härte über ihr Schickſal ganz unbekümmert blieb; der, um ungenirt zu ſein, das Weib, das ihm ſo zugethan war, als Maitreſſe hielt, ſtatt ſie durch den Namen ſeiner Frau glücklich zu machen; der ewig ſich als den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, Alles, was um ihn geſchieht, als ſeinetwegen geſchehen betrachtet, und wenn ein Erdbeben oder ein jäh ausbrechender Vulkan ihn im Schreiben geſtört hätte, darin ein Complott gegen ſeine Perſon geſehen haben würde; deſſen Sucht nach Auszeichnung ſo groß war, daß, da er nicht alle Zeichen derſelben allein beſitzen konnte, er lieber gänzlich auf ſie Verzicht that; der die Welt verachtete, weil er nicht in ihr zu leben verſtand; den Ton der Geſellſchaft, weil er ſich ihn nicht aneignen konnte; der die Einſamkeit ſuchte, weil er nur dort Das allein fand, was allein ihn auf der Welt intereſſirte, ſich ſelbſt nämlich, ſeine Gedanken, ſeine Empfindungen. Wenn ihm nun Das Jemand ſagte, ſich aber in alledem zugleich als ſeinen Bruder ankündigte, was würde er antworten? Nie hätt' er's geglaubt, und doch iſt's ſo; iſt ſo, ohne daß Rouſſeau dadurch eigentlich moraliſch ſchlechter würde. Es iſt der Zuſtand des völlig durch ſeine Gedanken beherrſchten Menſchen. Rouſſeau glaubte, er ſei es durch ſeine Empfindungen, aber umgekehrt, denn dieſe entſtanden immer erſt aus jenen, oder vielmehr bloß aus jenen. Was ihm kein Feld für ſeine Ideen bot, da empfand er auch nichts, wie z. B. gegen ſeine Kinder, die ſeinen Lebensplan kreuzten, und die er daher entfernte. Nie hat er über ſich ein wahreres Wort geſprochen, als wenn er ſagt: j'ai besoin de me recueiller pour aimer, und darin liegt der Schlüſſel ſeines Lebens. Wenn man ſich ſeinen Gedanken, zumal in der Einſamkeit, ganz hingibt, ſo verſchlingen ſie die ganze Welt, nähren ſich mit Allem, was darin für ſie genießbar iſt, und bleiben zuletzt allein mit Dem, der ſie trägt, in einer weſen- und freudenloſen Wüſte.

(1822.)

Das zwölfte Buch von Rouſſeau's Confeſſionen kömmt mir auffallend verſchieden von den vorhergehenden vor. Es iſt, als ob der Verfaſſer, durch die lange Arbeit ermüdet, die poetiſche Anſchauung ſeines Lebens und die dramatiſch-conſequente Ausbildung des ſich ſelbſt geliebenen Charakters vergeſſen hätte und auf einmal in die Proſa der Wirklichkeit herabgefallen wäre. Seine Eitelkeit, die Sucht, ſich durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen, treten gar zu nackt hervor. Ueberall Spuren des ennui. Man merkt, daß er hier die Gegenwart beſchreibt, die ſich natürlich nicht ſo leicht idealiſiren läßt, als die Vergangenheit.

(1859.)

Rouſſeau hat wahrſcheinlich geglaubt, in der Neuen Heloiſe vorzugsweiſe ein Werk der Empfindung zu ſchreiben. Es iſt auch voll Empfindungen, aber eine fehlt, die Mutter aller übrigen: das Schamgefühl, und Rouſſeau ſelbſt — unbeſchadet ſeiner großen Gaben — obwohl er ſich wahrſcheinlich unter die Gattung der St. Preux rechnete, war nichts als eine Art M. Wolmar.

Komiſch iſt, wenn Rouſſeau (Emile) meint, dadurch, daß er eingeſtehe, nicht Recht gethan zu haben, daß er ſeine drei Kinder ins Findelhaus gegeben, ſchon die ganze Schuld abgebüßt zu haben, und daß es von da an unrecht ſei, ſie ihm noch vorzuwerfen. Er war ein amateur der Tugend.

Choderlos de Laclos.

(1824.)

Dieſe Liaisons dangereuses ſind zu fein, als daß ſie wahr ſein ſollten! Uebrigens zu revoltant, um ein eigentliches Intereſſe zu erwecken. Der Brief Nr. 81 der Marquiſe de Merteuil an Valmont ſublim in ſeiner Art. Es gibt keinen noch ſo verhärteten Böſewicht, bei dem die Gegenwart und der Anblick der Neigung eines tugendhaften Weibes nicht wenigſtens für Augenblicke Einfluß auf die Geſinnung haben ſollten. Wenn die Briefform für die Mittheilungen zwiſchen den beiden Intriguants die bequemſte war, ſo konnte ſie dagegen für das Verhältniß zwiſchen Valmont und der Präſidentin nicht unglücklicher gewählt ſein. Nicht allein, daß der Verfaſſer dadurch genöthigt war, das tugendhafte Weib gegen ihren Charakter Briefe ſchreiben und empfangen zu laſſen, ſo iſt dadurch auch die ungeheure Kluft vom Erwachen des Intereſſe bis zur überhandnehmenden Neigung ſo ziemlich leer geblieben. Die Erzählung hätte da viel mehr gekonnt.

Frau von Stael.

(1816.)

Peinlich iſt die Schwüle, die über den erſten Bänden der Corinna der Frau v. Stael gelagert iſt. Ich fühlte mich ordentlich erquickt, als ich heute im zweiten Bande die Stelle las, wo Lord Nelvil über die Engelsbrücke geritten kommt. Es war eine aus Freude und Verwunderung gemiſchte Empfindung, daß einer der Helden dieſes Buches auch reiten oder überhaupt etwas Anderes als reden könne. Ich habe dieß Buch noch nicht ausgeleſen, aber bis jetzt ſcheint mir der Plan einer der unglaublichſten, die je entworfen worden ſind. Wenn auch Abwechslung überhaupt angenehm iſt, ſo iſt es keineswegs die zwiſchen warmem Gefühl und kaltem Verſtand, wenn nicht Humoriſtik etwa dieſe Extreme verknüpft; ſonſt, und ſo iſt es auch in der Corinna der Fall, wird leicht darüber der Verſtand warm und das Gefühl kalt.

(1816.)

Es iſt intereſſant, eine Parallele zu ziehen zwiſchen Jean Pauls Titan und der Corinna der Frau von Stael. Beide ſcheinen von einem Plan ausgegangen zu ſein (Jean Paul, verſteht ſich, nur im Anfange ſeines Werkes). Beide ſuchen die Beſchreibung von Italien dadurch, daß ſie es wie eine Landſchaft mit handelnden Perſonen ſtaffiren, zu heben, aber wie verſchieden iſt der Erfolg! Indeß die Landſchaft bei Jean Paul ſtets Hintergrund bleibt, verſchlingt ſie in der Corinna die Figuren.

(1822.)

Die lächerliche Eitelkeit der Madame Stael leuchtet wohl nirgends ſo ſehr hervor, als in ihrem letzten Werke: Zehn Jahre meiner Verbannung. Ueberhaupt iſt mir das ganze Weſen dieſer Frau unleidlich. Was für übertriebene Deklamationen; was für, wenn nicht gemachter, doch geſuchter Enthuſiasmus; welche halbwahre Wahrheiten und allgemeine Sätze, die aufs höchſte als beſondere gelten. Sie ſteht an der Spitze der Schriftſteller, die nicht ihren Gegenſtand zeigen wollen, ſondern ſich. Worin beſtand denn das Unglück ihrer Verbannung? Daß ſie nicht mehr in den Cirkeln von Paris glänzen konnte, an denen ſie ſo läppiſch hing. Ihre Klagen ſind ein Verbrechen an Allen, die damals wirklich Urſache zu klagen hatten.

(1830.)

Die Moral, die Madame Stael in der Vorrede ihrer Delphine predigt, iſt eigentlich (ohne Verunglimpfung ſei es geſagt) die Moral eines debauchirten Weibes. Mit den zwei Eigenſchaften, die ihrer Meinung nach das Weſen der menſchlichen Moralität ausmachen ſollen: der Güte (bonté) und der Großmuth, hat ſie eigentlich nur die Gemüthsvorzüge umſchrieben, Körper und Geiſt, aber ausgelaſſen mit Dem, was ſie angeht: Enthaltſamkeit und Gerechtigkeit.

Die zwei erſten Briefe der Delphine, vornehmlich der zweite, doch ein wenig gar zu ſchroff im Gegenſatz gehalten. So ſchreibt man denn doch nicht, wenn man eine Rente von 10,000 Franks zum Geſchenke erhalten hat, um heirathen zu können. Man merkt die Abſicht.

J'en ai quelquefois (de la raison) interrompit M. de Serbellane, lorsqu'il ne s'agit que de moi; mais je trouve une sorte de barbarie, dans la raison appliquée à la douleur d'un autre, et je ne m'en sers point dans une pareille situation.

Lemierre's Freunde, die mit ihm eins ſeiner Trauerſpiele beſuchten, ſagten: mais, Lemierre, il n'y a personne. Tout est plein, leur repondit-il, mais je ne sais pas où ils se fourrent.

Auch in dem erſten Geſpräche Delphinens mit Leonce's Lehrer Barton legt dieſer offenbar zu viel Gewicht auf ſeines Zöglings Verletzbarkeit in Hinſicht auf Meinung, Urtheil der Welt. Man merkt zu ſehr, daß das im Voraus angelegt iſt, um die Kataſtrophe zu motiviren. Aber vielleicht würde man's nicht merken, wenn die Vorreden, die vorausgeſchickten Betrachtungen, das Motto, das Geheimniß nicht vor der Zeit verriethen. Darum: keine Vorrede zu einem Dichtwerke!

Im 12. Briefe nach meinem Urtheile Delphine offenbar zu ſehr im Klaren über ihre erwachende Neigung zu Leonce. Ueberhaupt drängt ſich bis dahin der Begriff zu ſehr vor, ſo wunderſchön das Gefühl und ſein Ausdruck auch iſt. Viel unbewußter und daher natürlicher drückt ſich dagegen Delphinen's Etourderie aus. Oder war dieſe Eigenſchaft vielleicht der Verfaſſerin geläufiger?

Nein, nein, nein! Es iſt ein Takt der Empfindung — oder ſoll ich's doch lieber sensibilité (Erregbarkeit) nennen:

— in dieſen Briefen, wie — ſie einmal in dem Verfaſſer der Sappho war.

Daß Leonce jene Triebfeder ſeines Charakters gleich im erſten Briefe: empire de l'opinion nennt, iſt miſerabel. Ein Menſch ſeiner Art ſollte dabei auf vertu, honneur u. dgl. denken. Aber es herrſcht hier eben auch die Abſicht, der Begriff vor, und der iſt immer nackt und deutlich, während die Empfindung ſich verkleidet und mißkennt. Auch ſpricht er in demſelben Briefe ſelbſt von der fierté und impetuosité de son âme; trägt überhaupt Spuren der weiblichen Faktur.

Auf der andern Seite aber vortrefflich die ſcheinbare Oppoſition, in die er durch dieſe Geſinnungen mit Delphinen tritt (XIX. B.) und wie dieſe darüber geradezu die erwachte Neigung für ihn wieder fahren läßt.

(1830.)

Es iſt ein Schatz von gefühlten und treffenden Bezeichnungen in dieſer Delphine wie nicht leicht in einem andern Buche.

Vous savez que de tous les arts, c'est à la peinture que je suis le moins sensible ſchreibt Delphine und ſpricht damit wahrſcheinlich die Lage der Verfaſſerin ſelbſt aus. Ich glaube es wohl; Voltairen ging es kein Haar beſſer.

Die Scene im Atelier des Malers, wo Leonce das Bild jenes M. de Serbellane entdeckt, doch ein wenig gar zu komödienhaft . . . .

Die Scene in der Kirche (III, 249), wo er Delphinen zwingt, an demſelben Altar, wo er mit Mathilden getraut worden, die letzte Ergebung anzugeloben, recht eigentlich abſcheulich. Der ganze Vorgang überhaupt entweder über dem Talente, oder doch über der Stimmung der Verfaſſerin. Aber doch eine gute Stelle darin. Je veux affranchir ton âme . . . de tous les scrupules vains, qui la retiennent encore, ſagt er. Delphine, si nous étions au bout du monde, si les volcans avoient englouti la terre qui nous donna naissance, les hommes que nous avons connus, croirois-tu faire un crime en t'unissant à ton amant? Hé bien! oublie l'univers, il n'est plus, il ne reste que notre amour. Offenbar ungemein ſchlagend.

Ich habe dieß Buch weggeworfen, ich will es nicht ausleſen. Mit ihrer verfluchten opinion! Wer würde übrigens nicht glauben, daß der dritte Akt des treuen Dieners nach jener abſcheulichen Scene zwiſchen Delphinen und Valorbe gebildet iſt? Ich nenne ſie abſcheulich, obgleich ſie materiell milder iſt als jene im treuen Diener. Aber dort iſt von vornherein Alles roh, urſprünglich, gewaltſam, indeß hier dieſes Aeußerſte mitten unter die ſentimentalen Quintel und Skrupel hineinplatzt. Daß man nur einen Augenblick glauben kann, ja vielleicht ſogar ſoll, Valorbe wolle ihr körperlich Gewalt anthun, hat mich auf eine Art empört, daß ich nicht weiter leſen konnte.

Delavigne.

(1820.)

Geleſen, die vêpres siciliennes von Delavigne, die in Paris ſo viel Aufſehen gemacht haben. Das Stück iſt merkwürdig in ſeiner Art. Es war wohl noch Niemanden ſein Stoff gleichgiltiger, als dem Verfaſſer dieſes Stückes; er betrachtet ihn durchaus bloß als Mittel ſo viel Zeitanſpielungen als möglich anzubringen, und der Eitelkeit ſeiner Nation zu ſchmeicheln. So oft er Procida's Unternehmen ohne andere Nebenblicke betrachtet, ſtellt er es, auf Frankreichs Unterjochung durch die Verbündeten anſpielend, als etwas Lobenswerthes dar; wie er ſich aber wieder erinnert, daß es Franzoſen ſind, gegen die die ganze Unternehmung gerichtet iſt, wird ſie zum Frevel und er vernichtet den innerſten Lebenskeim jenes Stückes durch den Schatten, den er auf deſſen Hauptbegebenheit wirft. Von Charakteren iſt keine Rede. Montfort benimmt ſich durchaus ſo widerſinnig, daß er der Bedeutung, die der Verfaſſer, ſeinem eigentlichſten Intereſſe zuwider, auf ihn häuft, durch nichts verdienen kann. Lovedans Unbedeutenheit geht oft bis zum Komiſchen. Procida, der der Sache nach alle Lichtſtrahlen auf ſich vereinigen ſollte, wird zweckwidrig durch Montfort verdunkelt. Amalia iſt nichts. Wie poſſirlich ſich eine große öffentliche Begebenheit auf dem engen franzöſiſchen Theater ausnimmt, iſt durch öftere Erfahrung bekannt, kleinlicher als dieſe Verſchwörung, noch dazu in der Wohnung des franzöſiſchen Unterdrückers, kann man ſich kaum etwas denken. Uebrigens iſt das Stück nicht ohne Verdienſt im Einzelnen, gut verſificirt und voll, zum Theil recht gelungener concetti und Sentenzen, was auch nebſt den vielen Zeitanſpielungen den Erfolg auf der Pariſer Bühne erklärlich macht.

Victor Hugo.

(1834.)

Victor Hugo, Litterature et Philosophie mêlées. Preface.

Journal des idées d'un jeune royaliste. Dieſe Sammlung beginnt mit dem 16. Jahre des Verfaſſers. Die Kunſt- und literariſchen Anſichten eines berühmten Autors aus dieſer Lebensperiode können ein Intereſſe haben; die politiſchen ſind durchaus ohne Werth.

Wenn die Form, der Styl als das erſte Erforderniß eines großen Kunſtwerkes angegeben wird, und der Gehalt erſt als zweites, ſo iſt das, aufs Gelindeſte ausgedrückt, höchſt ſonderbar. Ein Wie ſetzt doch vor Allem ein Was voraus.

Und doch ſetzt er der Kunſt ewig praktiſche Zwecke und Das iſt ſein Hauptfehler, ſammt dieſer ganzen neuern franzöſiſchen Schule, il pense (le vrai poëte) qu'au théâtre surtout il ne suffit pas de remplir seulement les conditions de l'art: was denn ſonſt?

Le théâtre est une chose, qui enseigne et qui civilise. Warum nicht? indirekt und beiläufig; aber direkt und als Zweck iſt es das Unkünſtleriſchte, das man ſich denken kann.

L'art d'à présent ne doit plus chercher seulement le beau, mais encore le bien. Worin liegt denn alſo der Unterſchied zwiſchen der Proſa und der Poeſie, wenn der Zweck beider ganz der nämliche iſt.

Glücklicherweiſe widerſpricht er ſich gleich darauf wieder und meint, daß er ziviliſiren und erbauen ſoll chemin faisant, sans se detourner et tout en allant devant lui. **Théâtre**, p. 93.

On nomme **action** au théâtre la lutte de deux forces opposées. Das läßt ſich hören. Paßt nicht auf alle Fälle, iſt aber, im Ganzen genommen, ungefähr die beſte Erklärung des Begriffs Handlung, die mir vorgekommen iſt.

Plus ces forces se contrebalancent, plus la lutte est incertaine, plus il y a alternative de crainte ou d'espérance, plus il y a d'intérêt. Gut.

Il ne faut pas confondre cet intérêt, qui nait de l'action avec une autre sorte d'intérêt, que doit inspirer le héros de toute tragédie, et qui n'est qu'un sentiment de terreur, d'admiration ou de pitié. Die erſte Hälfte des Satzes ſehr wahr, aber die zweite Hälfte ſchlecht ausgedrückt. Terreur, pitié ſind Empfindungen, die die Handlung begleiten, der Held, ehe er handelt, kann nur Liebe, Abneigung, Bewunderung, Haß erregen.

Ainsi il se pourrait très-bien que le principal personnage d'une pièce excitât de l'intérêt, parce que son caractère est noble et sa situation touchante, et que la pièce manquât d'intérêt, parce qu'il n'y aurait point d'alternative de crainte et d'espérance. Uebrigens iſt doch im Lear keine ſolche Alternative und intereſſirt doch. Im Allgemeinen aber gilt's.

Bei der Vergleichung von Leſage und Walter Scott ſcheint er geneigt, dem Letztern den Vorzug zu geben. Ich fürchte, die Nachwelt wird entgegengeſetzter Meinung ſein. Wenigſtens was den Gil Blas betrifft.

Ja wohl iſt nach den mitgetheilten Proben André Chenier ein Dichter und zwar ein Beſſerer als einer der jetzt Lebenden, wenn nicht gar das Muſter, nach dem ſich Lamartine und ſohin vermittelſt des Letzteren auch Victor Hugo in ſeiner Lyrik gebildet hat.

Dieſe Gedanken eines Revolutionärs von 1830 ſollten, wenn man ſie ſchon drucken ließ, nicht auf ſo herrliches Papier und mit ſo viel Raumverſchwendung gedruckt ſein.

Sur Voltaire. Son poème blafard de la Ligue, depuis la Henriade . . . et son remarquable drame d'Oedipe, zwei ſonderbare Beiwörter in dieſer Gegenüberſtellung.

Der andere Gegenſatz beſſer von Friedrich II. und Voltaire le despote — philosophe et le sophiste — poète.

Das Abſprechen über Worte wie die Encyklopädie ſteht dem jungen Menſchen nicht ſonderlich.

Der ganze Aufſatz ſehr jung.

Lamartine.

Lamartine's Reiſe nach dem Orient.

(1835.)

Ich habe vorausgeſagt, daß dieſe Reiſe der Endpunkt von Lamartine's Ruhme ſein werde. Einmal war mir klar, daß, bei der Dürftigkeit ſeines inneren Bereiches, das Unternehmen nur ein Verſuch ſei, Inſpiration von Außen zu holen, was immer verunglückt; dann mußte aber zugleich dieſes desapointement dabei an den Tag kommen, da vorauszuſehen war, daß er ſich beeilen werde, die Reſultate der Welt mitzutheilen. Auf welche Art aber? Die Beſchreibung der Reiſe hatte ihm Chateaubriand von vorne weggenommen; ein epiſches Gedicht konnte nur die Schwäche des Verfaſſers aufdecken; und eine Reihe lyriſcher Darſtellungen, was das Klügſte geweſen wäre, mußte nach ſo viel Vorbereitungen und Vorausbeſprechungen, dem Verfaſſer wie dem Publikum als zu unbedeutend erſcheinen. Er hat das Uebelſte, die Reiſebeſchreibung gewählt und gibt ſie mit einer koketten Vorrede in der Weiſe des Liedes: Nein, nein, ich ſinge nicht, mein Herr! dem Publikum. Man ſagt, das Buch finde wenig Beifall in Frankreich. Ich werde es leſen. Die Religion iſt nur in jenen Zeiten ein Hebel der Poeſie, wo ſie den Geſichtskreis erweitert; in unſeren vorgeſchrittenen, wo ſie ihn verengt, muß ſie peinlich und endlich anwidernd wirken. Nun noch dazu eine Religioſität, die nichts als eine Art geiſtiger Karlismus iſt, ein ſchwächliches Bedürfniß des Herzens, ſtatt eines ſtarken Emporhebens des ganzen Menſchen.

◆

(1836.)

Jocelyn von Lamartine. Das iſt denn doch zu viel des Unſinns. Da iſt denn die baare Proſa, die ich ſchon früh bei ſeinen erſten geſteigerten Beſtrebungen am Boden des Gefäßes erblickt hatte, Proſa der Zettel, und als poetiſcher Einſchlag die Verkehrtheit.

Das Abſurdeſte, die letzten Stunden des Biſchofs, Laurence eine Hetäre geworden, und dann die pfarrherrlichen Parabeln!

(1836.)

Jocelyn von Lamartine. Mit Poeſie verbrämte Proſa. Selbſt Gott nur aus der Religion entlehnt, nicht von Gefühl und Phantaſie geſchaffen. Die Natur mit der Umſtändlichkeit des Botanikers und Geometers ausgezirkelt und abgemeſſen, und doch ohne Anſchaulichkeit und verworren. Eine unglückliche Conzeption. Der erſte Theil wenigſtens, denn mehr habe ich vor der Hand nicht geleſen.

(1837.)

Lamartine's Religioſität iſt eine Art geiſtiger Bankrutt, eine Inſolvenzerklärung der menſchlichen Natur; das iſt nicht poetiſch, ſondern widrig. Chateaubriands Abgeſchmacktheit hat doch etwas Geſteigertes.

Chateaubriand gibt uns in Proſa (martyres), was höchſtens in Verſen erträglich wäre. Lamartine (Jocelyn) braucht Verſe, wo jede Zeile die Proſa fordert.

(1838.)

La chute d'un ange von Lamartine, I. Band. Die lyriſchen, beſchreibenden und betrachtenden Stellen ohne Bedeutung. Das epiſche Element, d. h. Alles, was geſchieht, die geſammte Handlung von einer — nicht Albernheit, das wäre zu wenig — von einer Dummheit, die allen Begriff überſteigt. Der Schluß, wo ſie zu dem Alten in die Höhle kommen, noch das Beſte, nachdem kurz vorher die unſinnige Idee vorgekommen, daß die beiden Eltern einen jungen Palmbaum herabbringen, ihre Kinder in die Krone legen, und nun den Baum wieder emporſchnellen laſſen. Il n'y a qu'un pas du sublime au ridicule. M. de la Martine a fait ce pas.

Im zweiten Bande eine gute Idee, wenn er als Grund der Monogamie den Umſtand anführt, daß beide Geſchlechter in gleicher Anzahl geboren werden.

Gleich darauf aber die Ankunft der drei Helden auf einem Luftſchiff, die Beſchreibung der Struktur deſſelben und wie ſie darin in der Luft emporſteigen, daß die Sterne über ihnen dahinfliegen (!) und die Erde als eine bloße Kugel erſcheint (!), als ob es ein Wahnſinniger geſchrieben hätte.

Seine Stärke die Beſchreibung.

Im Ganzen eine Arbeit, bei der man, um die früheren Werke deſſelben Verfaſſers zu retten, gern annehmen möchte, daß er in der Zwiſchenzeit wahnſinnig geworden ſei.

(1838.)

Le Gerfaut von Charles de Bernard. Viel Talent; bis endlich das Ganze gegen das letzte Drittel zu aus dem Nichtswürdigen in das Abſcheuliche fällt. Zwei höchſt proſaiſche Gedanken ſind mir beim Leſen ſtörend aufgeſtiegen. Erſtens ſchien mir ein Dichter von Metier, wenn er nicht wenigſtens ein Schiller oder Goethe, Shakeſpeare oder dgl. iſt, unter der Würde einer auf wahre Leidenſchaft baſirten Darſtellung zu ſein; zweitens wunderte ich mich, daß der als körperſtark und übermächtig geſchilderte Ehemann ſich das Vergnügen verſagt, den Liebhaber — der nur pour s'amuser die Frau verführen will — erſt tüchtig durchzuprügeln, und dann erſt, der Form wegen, etwa zum Duell auszufordern.

(4. November 1838.)

Le mutile par X. B. Saintine. Die Geſchichte eines jungen Dichters, dem Sixtus V. zur Strafe für eine Satyre beide Hände und die Zunge abſchneiden läßt. Die erſte Hälfte widerlich, revoltant, ja langweilig. Die zweite Hälfte gut. Der Schluß abgeriſſen, wirkungslos. Die neueren Franzoſen gefallen ſich in dieſen abſcheulichen Verhältniſſen, aber Talent iſt faſt überall.

(1838.)

Punkte, worin es die Franzoſen in der Literatur den Deutſchen voraus thun:

Logik,
Wärme,
Natur,
Praktiſcher Sinn.
Männlichkeit (nicht inſofern ſie dem Weibiſchen, ſondern inſofern ſie dem Knabenhaften entgegengeſetzt iſt, denn weibiſch oder geckenhaft ſind ſie oft).

(1839.)

Die neueſten Franzoſen verſtehen wenigſtens einen Stoff lebendig zu machen und ſtehen dadurch der Kunſt immer näher als die Deutſchen derſelben Periode, die den beſtgewählten Stoff in der Ausführung tödten.

◆

IV.

Studien zur engliſchen Literatur.

Beaumont und Fletcher.

(1824.)

Wenn man, auf die Autorität der erſten Herausgeber, von Shakeſpeare als etwas Beſonderes anführt, daß er in ſeinen Werken nie etwas geſtrichen und verbeſſert; ſo kann man daſſelbe von Beaumont und Fletcher leſen, denen ihr erſter Herausgeber das gleiche zweideutige Zeugniß gibt.

Nach ihren Todestagen berechnet, war Fletcher neun Jahre älter als Beaumont, Letzterer noch nicht 30 Jahre alt, als er ſtarb; und doch ſoll er der kritiſche Geiſt von beiden geweſen ſein, der leitende, Fletcher nur ausgeführt haben? Möglich bleibt's freilich.

Ben Jonſon ſoll alle ſeine Schriften vor der Bekanntmachung dem Urtheile Beaumonts unterzogen haben. XIX.

(1825.)

Beaumont und Fletcher haben das Wort quietus (Hamlets Monolog) ebenfalls. Im loyal subject Akt 2 am Schluß, wo Archas ironiſch dem Herzoge dankt, ihn der Sorge der Aufbewahrung jenes geheimen Schatzes enthoben zu haben, ſagt er:

I humbly thank your highness:
You have done more, and nobler, eased mine age, sir
And to this care a fair quietus given.

(1847.)

The beggars' bush. Ein ſehr gutes Stück. Vortrefflich erfunden und eben ſo durchgeführt, beſonders aber ohne die Rohheiten und Unanſtändigkeiten, die ſonſt Beaumont und

Fletchers beſte Werke entſtellen. Man macht den Verfaſſern den Vorwurf, ſie hätten in dem Bettler-König und ſeinen Genoſſen den alten Herzog in Shakeſpeare's: „Wie es euch gefällt“ nachgeahmt. Es ſollte mich aber wundern, wenn der Stoff zu beggars' bush nicht einer Novelle oder gar einer Chronik-Erzählung entnommen wäre, wo denn die Nachahmung wegfiele. Die ächt niederländiſch-hiſtoriſchen Namen Florez und Jaculin (Jaqueline) laſſen wenigſtens ſo etwas vermuthen. Eben ſo erinnert Goſwins Geldverlegenheit etwas an den Kaufmann von Venedig, die Situation iſt aber zu allgemein, um an ein Vorbild zu denken. Eher hat Jaculins angenommener Blödſinn etwas Edgar-artiges. Das Abenteuerliche der vielen Erkennungen wird durch die Angabe des wahren Verhältniſſes im Perſonenverzeichniſſe gemildert. Mit beſonderer Kunſt iſt die Enthüllung von Gertrudens fürſtlichem Stande in den Mund des Uſurpators gelegt in einem Moment, wo die Spannung dadurch eher vermehrt als der Knoten gelöſt wird. — Ein ſehr gutes Stück!

(1837.)

The spanish curate. Die komiſchen Partieen ſehr gut. Der Rabuliſt Bartolus und das Liebesverhältniß ſeiner Frau mit dem als Schüler verkleideten Edelmann. Der ſpaniſche Pfarrer ſelbſt mit ſeinem Küſter. Die Teſtamentsſcene. Dagegen der ernſthafte Theil eigentlich abſcheulich. Das Verhältniß der beiden Brüder. Das rachſüchtige Weib des ältern. Dazwiſchen der jugendliche Aſkanio licht hervorſchimmernd, nur daß ſein Charakter auf die Länge gar zu weichlich herauskommt. Die beiden gar nicht zu einander gehörigen Theile der Fabel durch die in den erſten hinüberſpielende Figur des Bartolus nicht übel verbunden.

The humorous lieutenant. Die Titelrolle ſchmeckt etwas nach dem little french lawyer, aber lange nicht ſo gut. Die Idee mit dem Liebestrank mochte zu einer Zeit, wo man an Derlei glaubte, ziemlich komiſch ſein. Die Streit- und Verſöhnungsſcene zwiſchen dem Liebespaar mitunter willkürlich geführt aber wunderſchön. Einige derſelben, gegen den Schluß merkwürdig wegen ihrer ganz modernen Sentimentalität; das erſte Auftreten dieſer viel zu verſchrieenen Erſcheinung.

(1838.)

Welch ſonderbares Stück, dieſe Bonduca. Keine Handlung, keine Verwicklung, kaum ein Stück zu nennen. Aneinander gereihte Scenen, Perſonen, denen jedem ſein Recht widerfährt, als einzelne Figuren und Charaktere faſt ohne Rückſicht auf das Ganze. Die beiden Töchter Bonduca's, die widerlichſten Dinger von der Welt, bis auf die Sterbeſcene, wo die jüngere mit wahrer Meiſterſchaft behandelt iſt. Ueberhaupt an vortrefflichen Zügen kein Mangel, der ganze Caratach ſammt Hengo ſehr gut. Penius nicht weniger. Suetonius eigentlich großartig. Ueberhaupt merkwürdig, wie, da Tapferkeit der hervorſtechendſte Zug aller Perſonen des Stückes iſt, die Verfaſſer Mannigfaltigkeit in die Darſtellung derſelben Eigenſchaft bei ſo vielen Perſonen zu bringen gewußt haben. Wie roh ſind dieſe engliſchen Stücke im Allgemeinen, verglichen mit den gleichzeitigen der Spanier!

(1838.)

Merkwürdig, daß die Zeitgenoſſen die Keuſchheit von Fletchers Muſe rühmen.

(1838.)

Wit without money. Ein halbverrücktes Stück. Roh, plump, unſittlich, ein treues Bild des affektirten Humors der damaligen Zeit, der ſeine Spuren ſelbſt bis in die Shakeſpeariſchen Dramen nur zu ſehr hinüberwirft. Und doch wunderſchöne Einzelnheiten. Das erſte Geſpräch zwiſchen Francisco und Iſabella von einer gegliederten Innigkeit, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Der ganze Charakter der Letztern von vorn herein vortrefflich. Eben ſo Francisco, bis endlich beide die Burſchikoſität des Ganzen mit ſich reißt. Die übrigen Perſonen Zerrbilder aber auf wahrem Hintergrund. Uebrigens die ganze Zeit der Eliſabeth eben ſo manierirt, als das poetiſche siècle de Louis XIV, nur daß Rohheit und Verrücktheit immer den Schein hat, der Natur näher zu ſtehen als die Geziertheit, ihr auch wirklich näher ſteht, aber von Seite der parties honteuses.

(1838.)

The custom of the country. Ein ganz vortreffliches Stück mit Rückſicht auf die Zeit und den damaligen Geſchmack. Es iſt überhaupt merkwürdig zu beobachten, wie die neuere Kunſt, verglichen mit der alten, vom Unſinn und der Geſchmackloſigkeit ausgeht, und das bunte, abſurde Zeug ſich nach und nach zu einer Richtung abklärt, die als völlig verſchiedener Typus neben den Meiſterwerken der Alten würdig und gewiſſermaßen ſelbſtſtändig beſtehen kann. So iſt's in der Baukunſt, in der Malerei; am deutlichſten in der Muſik, wo die erſten Verſuche vom Uniſono abzugehen und Intervalle ſich gleichzeitig begleiten zu laſſen, mehr dem Geheul wilder Thiere, als menſchlichen Beſtrebungen gleichen, und doch hat ſich daraus der Contrapunkt entwickelt und damit eine neue Kunſt, ein neu entdeckter geiſtiger Welttheil, von dem die Alten keine Vorſtellung hatten.

(1838.)

The laws of Candy. Unſinn und Talent, Wahrheit in der Ausführung und Karikatur in der Anlage ſo gemiſcht, als in den meiſten Stücken der Verfaſſer. Das ganze Streben geht immer davon aus, neue und ſtarke Situationen herbeizuführen, die Art, wie, iſt gleichgiltig. Der alte Caſſilane im Verlauf des Stückes vortrefflich. Anfangs und zum Schluß verrückt und willkürlich. Wie abſurd die allſeitigen Anklagen über Undankbarkeit im fünften Akt ſein mögen, doch das Auftreten der ſanften Annophel und ihre Anklage des Senats vortrefflich, ſo wie das Abtreten des letztern und die Ueberlaſſung des Richteramtes an den ſanften und reinen Philander. Erota närriſch und das Vernünftigſte, was ſie im ganzen Stücke thut, daß ſie nämlich ihren mit Unrecht verſchmähten Liebhaber zuletzt heirathet, ſtört doch an dieſer Stelle die Wirkung des Ganzen. Die Scene, wo Philander für Erota um Antinous' Liebe wirbt, an ſich wunderſchön, aber daß er ſich dazu entſchließen kann, eigentlich albern. Ueberhaupt geht die Anlage aller dieſer Stücke nur vom Verſtande (der Unverſtand, als die Negation, gehört ja auch in das Gebiet der Affirmation) und von der Phantaſie aus, die Empfindung iſt nirgends thätig als in der Ausführung des Einzelnen, wo ſie aber oft genug glänzend und wahr hervortritt. Ein rohes und neuigkeitluſtiges Publikum mußte wohl indirekt dieſen Ton hervorbringen.

(1840.)

The faithful shepherdess. Die engliſchen Kritiker mögen noch ſo ſehr preiſen, es bleibt doch ein langweiliges Stück, wenn auch mit hübſchen Verſen und glücklichen Stellen. Offenbar dem Sommernachtstraum nachgebildet, aber tief unter ihm, ſollte dieſer auch nicht ganz ſo vortrefflich ſein, als wieder die deutſchen Kunſtrichter glauben. Das Beſtreben, die Eintönigkeit der ſchäferlichen Welt durch verſchiedene Haltung der Charaktere zu heben, recht löblich, aber theils fallen mehrere der Charaktere wieder ſo ziemlich in eins zuſammen, oder nähern ſich wenigſtens mehr als billig, theils iſt von dem Abſurden in Geſinnungen und Begebenheiten ein gar zu freigebiger Gebrauch gemacht. Dieſe ewigen Verwundungen und Heilungen, wenn man auch die Perſonenverwechslung zugeben will, machen ſich doch zu albern. Uebrigens die Haltung der Clorin als Hintergrund des Ganzen (bis ſie gegen

Ende das Gleichgewicht verliert) recht gut. Mir iſt der pastor fido nicht gegenwärtig genug, um zu wiſſen, wie weit er ihn etwa benützt.

(1810.)

The mad lover. Sollte lieber the mad author heißen. Das iſt der größte Unſinn, den je eines Menſchen Feder nieder geſchrieben hat. Die Grundlage von Memnons Charakter gut, bis auf ſeinen Wahnſinn, der vielmehr ein Unſinn iſt. Das Schlachtlied im vierten Akt übervortrefflich. So auch das Gebet an Venus gut. Das Ganze aber rein toll. Und doch ſagt die Vorrede, daß es ein Lieblingsſtück des Publikums im 17. Jahrhundert war.

(1812.)

Der Pilgrim iſt gewiß eins der ſchlechteſten Stücke von Beaumont und Fletcher. Wie vortrefflich aber die Scenen im Irrenhauſe; wie meiſterhaft, wenn Alphonſo als Narr zurückgehalten, an ſich ſelbſt zu zweifeln und die Möglichkeit zu begreifen beginnt, daß er, der eben in der heftigſten Aufregung war, wirklich verrückt ſein könnte.

Swift.

(1822.)

Unter die Vorzüge von Gullivers Reiſe, und was deſſen Werth in künſtleriſcher Hinſicht über den des Märchens von der Tonne erhebt, gehört auch, daß die Allegorie darin nicht immer gerade den gemeinten Gegenſtand baargenau deckt, ſondern manchmal etwas weiter, manchmal wieder enger iſt, überhaupt nicht immer gerade bei der Stange bleibt und wohl auch bis zum freien Scherz geht. Dieſes gibt dem Ganzen, wenigſtens in der erſten Hälfte, nebſt dem Angenehmen der ſatyriſchen Beziehung, zugleich eine ſelbſtſtändige Lebendigkeit, die ſehr wohlthuend iſt. Für mich gibt es nicht leicht etwas Marternderes, als eine lang fortgeſponnene ſtrengbeobachtete Allegorie, wo man Das, was man vor ſich hat, immer erſt vernichten muß, um überhaupt etwas zu haben. Wie gefährlich iſt überhaupt alle Allegorie in der Kunſt! Wie unrecht thun die Deutſchen der neueſten Zeit, ſich ihr ſo zuzuwenden!

(1840.)

If honour I would here define
It answers faith in things divine.
Swift to Stella XIV, 510.

Wenige ſind in der Entwicklung nicht nur der Begriffe ſondern auch der Empfindungen ſo glücklich als Swift und Wenige haben dieſelbe Leichtigkeit, das ſcharf Beſtimmte ſo prägnant in Verſen auszudrücken.

Namentlich iſt jenes Gedicht ein Meiſterſtück in Gedanken, Empfindung und Ausdruck.

(1840.)

Hated by fools, and fools to hate.
Be that my motto and my fate.
Swift to Doctor Delany Vol. 14 p. 433.

Swift, ſo wenig Dichter er in ſeinen ſchwunghaften Verſen iſt, ſo ſehr iſt er es in den ſatyriſchen. Nicht ſowohl des ſchlagenden Witzes wegen, denn der gehört doch mehr der Proſa an, aber wegen des Lebendigen, beſonders aber der Bildlichkeit ſeiner Darſtellung. Alles gewinnt Körper unter ſeiner Hand und man kann wohl ſagen, daß bei keinem Schriftſteller wie bei ihm die zerſetzenden und conſtruktiven Fähigkeiten des Geiſtes ſo Hand in Hand gegangen ſind. Man kann in gleichem Maße Daſſelbe kaum von Ariſtophanes ſagen, denn einen gewiſſen Grad von Objektivität findet der dramatiſche Dichter ſchon in der Form ſeiner Kunſt; er ſetzt Geſtalten voraus, die der Lyriker erſt ſchaffen muß, und dann iſt die Erfindung und Abrundung der Fabel eben nicht die größte Stärke des Atheners. Wodurch übrigens ſeinen ſonſtigen Eigenſchaften nicht das Geringſte benommen ſein ſoll.

(1840.)

Ob die Herausgeber von Swifts Werken recht gethan haben, jene ſchmutzigen Räthſel mit aufzunehmen, deren Verfertigung dem nahe an ſechzig Jahre alt gewordenen Dechant von St. Patrik Vergnügen machten? Ich glaube ja. Denn ſo unendlich weh ſie mir gethan haben, ſo ſteckt zugleich eine große Lehre darin. Wohin man nämlich mit den höchſten Geiſtesgaben gelangt, wenn die Herzensbegeiſterung fehlt. Aber weh hat's mir gethan, denn ich war wirklich auf dem Wege, Swift, trotz mancher Gebrechen, eigentlich zu verehren.

(1849.)

Für den Werth des Menſchen (Weibes?) iſt die Güte des Charakters allerdings das Höchſte, aber für das Zuſammenleben, namentlich das nähere und nächſte, iſt Humor und Temperament beinahe noch wichtiger. Eine ähnliche Betrachtung mag bei Swift obgewaltet haben, wenn er von Stella ſagt:

Your virtues all suspended wait
Till time hath open'd reason's gate.

Ich habe jetzt das Gedicht nachgeleſen, aus dem Walter Scott in ſeiner Biographie Swifts jene anderthalb Verſe zitirt, und ich habe ganz recht gerathen. Die übergroße Lebhaftigkeit, die Reizbarkeit zum Zorn, die Hartnäckigkeit im Behaupten war es, was Swift'n, trotz aller vortrefflichen Eigenſchaften Stella's, das Zuſammenleben mit ihr unmöglich machte. Und doch war ſie ſchon 36 Jahre alt, als er jenes Gedicht ſchrieb, ſo daß man wohl glauben kann, daß die Thore der Beſonnenheit ihr für immer verſchloſſen blieben. Auch die irgend ſonſt wo vorkommende Beſchreibung ihrer Geſtalt: ihr ſchwarzes Haar, die ſtrahlenden dunkeln Augen, die Bewahrung der Wohlgeſtalt über die gewöhnliche Zeit hinaus, ſtimmen ſehr mit einem andern Bilde überein, das leider dieſelben Fehler bei gleichen Vortrefflichkeiten beſitzt.

Was ſein allerdings nicht zu rechtfertigendes Verhältniß zu Stella und Vaneſſa betrifft, ſo kam er mit Beiden zuerſt als Lehrer in Berührung und er iſt wahrſcheinlich ſehr überraſcht geweſen, ſein inniges Wohlgefallen durch geſchlechtliche Leidenſchaft erwiedert zu ſehen. Sein Benehmen gegen Beide entſprang aus dem Hinausſchieben, der Schoßſünde Derjenigen, welche Ruhe ſuchen und für wichtigere Zwecke brauchen.

◆

V.

Studien zur deutſchen Literatur.

Erſte Abtheilung.

Klopſtock.

(1818.)

Man tadelt gewöhnlich an Klopſtock in der Meſſiade den gänzlichen Mangel an Objektivität, und in der That iſt es für Jemand, der den Homer geleſen hat, ſehr abſtoßend, Alles was geſchieht, beinahe nur angedeutet zu finden, indeß Empfindungen und Reflexionen kein Ende nehmen; aber ſollte die größere Hälfte der Schuld nicht auf den Stoff fallen, und auf den Dichter nicht viel mehr, als daß er dieſen Stoff wählte?

Leſſing.

(1851.)

Man iſt gegenwärtig ſehr geneigt, Leſſing als den Ausgangspunkt unſerer Literatur hinzuſtellen. Das iſt aber nicht wahr. Der Vater unſerer Literatur iſt Klopſtock. Er hat zuerſt den Funken der Begeiſterung in die träge und pedantiſche Maſſe geworfen, und erſt als in der Mitte von Klopſtock und Goethe, mit Wieland zur Seite, kann Leſſings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden. Ueberhaupt iſt des Mannes Wahrheitsliebe nicht ohne Streitſucht, und ſeine Kritik nicht ohne Neid. Statt Klopſtock mit offenen Armen als den einzigen deutſchen Dichter aufzunehmen, hat er an ihm gequängelt, Wielanden hat er die Freude an ſeinen harmloſen Produkten geſtört, den Werth von Goethe's erſten Hervorbringungen hat er verkannt. Seine Freundſchaft mit Ramler und Nicolai iſt nicht ohne erklärende Bedeutung. Wenn er gegen die Fehler der franzöſiſchen Tragiker zu Felde zog, ſo hatte die Derbheit ſeiner Natur daran ſo viel Antheil, als ſein kritiſcher Scharfſinn, und ſeine ſyllogiſtiſche Aeſthetik hat ihn weit ſchlechtern Gattungen in die Arme geführt, der weinerlichen Komödie und dem bürgerlichen Trauerſpiel. Sein Kultus für Shakeſpeare konnte ihn vor der Nachahmung Diderots nicht bewahren. Damit ſollen nicht die unendlichen Verdienſte Leſſings geleugnet, ſondern nur der Vergötterung in den Weg getreten werden, die ihm Leute zukommen laſſen, die eine Aehnlichkeit zwiſchen ihm und ſich finden und ſich loben, wenn ſie ihn preiſen. Leſſing hat aber nur Werth als der Höchſte einer nichts weniger als wünſchenswerthen Gattung; der Nächſte nach ihm iſt ſchon ein Klopffechter und ein poetiſirender Proſaiker.

(1857.)

Gegenwärtig treibt man die metaphyſiſche Aeſthetik, Leſſing trieb die ſyllogiſtiſche. Von der richtigen Anſicht ausgehend, daß, wo die Urſache räthſelhaft iſt, man die Wirkungen im Auge behalten muß, erkannte er mit Ariſtoteles Furcht und Mitleid als die Quellen des Wohlgefallens an der Tragödie. Aber nun ſchloß er logiſch weiter. Je mehr Furcht und je mehr Mitleid, um ſo größer die Wirkung. Da nun, je näher uns die Perſonen ſtehen, um ſo größer der Antheil an ihrem Schickſale ſein muß, ergo. — Und ſo kam er auf das bürgerliche Trauerſpiel und in weiterer Folge auf das weinerliche Luſtſpiel: die zwei ſchlechteſten Gattungen, die es gibt. Wenn man ſyllogiſtiſch zu Werke gehen will, ſo muß man vor Allem einen unzweifelhaften und vollſtändigen Begriff vor ſich haben, ſonſt kommt man um ſo mehr in den Irrthum, je richtiger die Schlüſſe ſind.

(1849.)

Was den Werth Leſſings ausmacht, iſt die Vereinigung des Kunſtſinns mit der Logik. Es iſt zwar weder der Kunſtſinn ſo rein, noch die Logik immer ſo ächt; aber in dieſer Vereinigung ſind ſie vielleicht noch nie dageweſen; ja gewöhnlich ſchließen ſie ſich ſogar aus.

(1822.)

Geleſen: Minna von Barnhelm zum zweiten Mal. Was für ein vortreffliches Stück! Offenbar das beſte deutſche Luſtſpiel. Luſtſpiel? Nu ja, Luſtſpiel; warum nicht? So ächt deutſch in allen ſeinen Charakteren, und gerade darin einzig in der deutſchen Literatur. Da iſt kein franzöſiſcher Windbeutel von Bedienten der Vertraute ſeines Herrn; ſondern der derbe, grobe, deutſche Juſt. Der Wirth freilich ganz im allgemeinen Wirthscharakter; aber dagegen wieder Franziska! Wie redſelig und ſchnippiſch und doch ſo ſeelengut und wacker und beſcheiden. Kein Zug vom franzöſiſchen Kammermädchen, der doch die deutſchen im Leben und auf dem Theater ihren Urſprung verdanken. Minna von vorn herein herrlich. Wenn man dieſen Charakter zergliedern wollte, ſo käme durchaus kein Beſtandtheil heraus, von dem man ſich irgend Wirkung verſprechen konnte, und doch, dem ungeachtet, oder wohl eben gerade darum, in ſeinem Ganzen ſo vortrefflich. Ganz aus einer Anſchauung entſtanden, ohne Begriff. Ihre Vorſtellung gegen das Ende zu möchte zwar etwas über ihren Charakter hinausgehen, aber in der Hitze der Ver- und Entwicklung, und über der Nothwendigkeit zu ſchließen, iſt ja ſelbſt Molièren oft derlei Menſchliches begegnet. Tellheim wohl am Meiſten aus einem Begriff entſtanden, aber begreiflich, weil er nach einem Begriff handelnd eingeführt wird. Der Wachtmeiſter herrlich, ſein Verhältniß zu Franziska, ſo wie der Schluß, göttlich! In der Behandlung des Ganzen vielleicht zu viele Spuren des Ueberdachten, Vorbereiteten, aber auch ſo viel wahre glückliche Naturzüge! Die Sprache unübertrefflich! deutſch, ſchlicht und ehrlich. Man ſollte das Stück durchaus in einem Koſtüm ſpielen, das ſich dem der Zeit des ſiebenjährigen Krieges annäherte: nicht ganz daſſelbe, um nicht lächerlich zu ſein; aber auch nicht ganz modern, denn die Geſinnungen des Stückes ſtechen zu ſehr von den heutigen ab.

(1860.)

Bedeutende Schauſpielerinnen (Mad. Rettich) wiſſen ſich in der Rolle der Emilia Galotti nur ſo zu helfen, daß ſie eine verborgene Neigung zu dem Prinzen vorausſetzen, beſonders um das widerliche: „meine Sinne ſind auch Sinne,“ und ihren Wunſch zu ſterben, zu motiviren. Leſſing ſcheint aber einer ſolchen Geheimlehre nicht geneigt geweſen zu ſein, da er einmal an Nicolai ſchreibt: „Die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunſt. Naiv und natürlich ſpielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweiſung“. Wie aber nun dieſen Widerſpruch erklären? Damit, daß Leſſing erwieſenermaßen mit dem Schluſſe nur ſpät und da mit einer Art Uebereilung zu Stande kam. Er hatte ſich das ganze Stück deutlich gemacht, nur den Schluß nicht, und da merkte er vielleicht, daß er ein vortreffliches Schauſpiel, aber ein ſchlechtes Trauerſpiel geſchrieben hatte.

Juſtus Möſer.

(1844.)

Dieſes Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthauſe, Möſers patriotiſche Phantaſien LVII, iſt ein Meiſterſtück, oder vielmehr ein Naturſtück, wie wenige. Dieſe eingeſtreuten „O Geliebter“ an den Stellen, wo er ihren Haß verdiente und: „O Mann, Mann!“ ohne Vorwurf, wo er es am wenigſten geweſen; „Liebſter unglücklichſter Mann!“ Da ſie einmal in den Superlativen der Liebe und des Schmerzes iſt. „Du warſt redlich; ich bin's auch." Sie macht ihn wieder halb redlich durch dieſes auch, ſtatt noch. Dieſer Möſer iſt eine bedeutende Natur.

(1844.)

„Armuth muß verächtlich bleiben." Worte Möſers in den patriotiſchen Phantaſien (XI. Etwas zur Verbeſſerung der Armenanſtalten); der ganze Aufſatz merkwürdig in ſeiner ſcheinbaren Härte, beſonders von einem ſo weichmüthigen Manne.

(1844.)

„So lange iſt es ſchon, daß ich ihn verliere" ſtatt: verlor. Es iſt eine ungeheure Gewalt der Empfindung in dieſer Verwechslung der Zeitformen. Juſtus Möſer hat häufig ſolche Gewaltſtreiche, die dadurch ihre Wirkung erhalten, daß ſie ungeſucht ſind.

(1849.)

Juſtus Möſer in ſeiner vortrefflichen Vorrede zur Osnabrückiſchen Geſchichte bezeichnet das Verfahren der meiſten deutſchen Geſchichtſchreiber ſehr treffend, wenn er von ihnen ſagt, daß ſie mit Sammeln den Anfang machen und dann mit ermüdetem Geiſte die Feder anſetzen.

(1849.)

Die Kraft des Styls liegt in der Ueberzeugung, und oft werden Unbehülflichkeiten des Ausdrucks zu Schönheiten, weil man merkt, daß der Verfaſſer den Inhalt lebhaft gefühlt, und Empfindungen ſich bekanntlich nur ſehr entfernt in Worten ausdrücken laſſen.

(1823.)

Mayrhofers Gedichte. Dieſe Gedichte hätten nie gedruckt werden ſollen! Sie erklären den Verfaſſer und der Verfaſſer erklärt ſie; Freunde mochten ihnen im Manuſkript vielſeitiges Intereſſe abgewinnen: aber für den Fremden ſind ſie Räthſel, ſchwer zu löſen, und nach der Löſung oft kaum der Mühe werth, die es gekoſtet.

(1843.)

Mayrhofers Gedichte ſind immer wie Text zu einer Melodie. Entweder zur anticipirten Melodie eines Tonkünſtlers, der das Gedicht in Muſik ſetzen ſollte, oder es ſchimmert die Melodie eines geleſenen fremden Gedichtes durch, das er im Innern reproducirte und mit neuem Texte und neuer Empfindung ſich vorſang.

Franz Horn.

(1823.)

Keine Literatur hat einen Schriftſteller aufzuweiſen, der es in der Kunſt, immer *neben* der Wahrheit zu treffen, ſo weit gebracht hätte, als Franz Horn. Wenn man bei manchen ſeiner Schriften, z. B. dem Commentar über Shakeſpeare in Verſuchung geräth, ſich über ihn zu ärgern, ſo ſöhnt eine über all ſein Wirken verbreitete unſchuldige Gehaltloſigkeit einen unvermerkt wieder mit ihm aus. Er hat durch ſeine Schriften durchaus weder genützt, noch geſchadet, nichts von der Stelle und nichts an die Stelle geſchoben; ihre Poſitivität in der literariſchen Welt iſt gleich der der Loches in der körperlichen; es iſt, als ob er ſie nie geſchrieben hätte.

Gedichte des Königs von Baiern.

(1829.)

Die Gedichte eines Königs ſind aus einem ganz andern Geſichtspunkte zu beurtheilen, als die des übrigen Hauſens der Sterblichen. Bei einem Dichter aus dem Privatſtande iſt, was er etwa bei ſeinem Gedichte gedacht, ganz gleichgiltig und nur, was er gegeben, darf berückſichtigt werden. Bei dem dichtenden Könige iſt das Gegebene nicht das wichtigſte; was er dabei gedacht, iſt die Hauptſache und beglückt in ſeinen Wirkungen ein hoffendes Land.

Von einem Dichter als ſolchem fordern wir vor Allem Originalität, Eigenthümlichkeit der Weltanſchauung. Byron, wo er irrt, iſt größer als Southey, wo er Recht hat. Die ſeinem Gedichte unerläßliche Wahrheit iſt die ſubjektive. Die Gedanken und Anſichten eines Königs müſſen objektive Wahrheit haben. Angeeignete beſſer als eigene, wenn ſie richtigere ſind.

Wlaſta von Karl Egon Ebert.

(1829.)

Ein Nachtheil, der dieſem Nibelungenversmaß anklebt, gegenüber dem Alexandriner, mit dem es denn doch am meiſten übereinkommt, iſt die Schwierigkeit des enjambement, da nämlich keine ſo beſtimmt ausgeſprochene Cäſur wie beim Alexandriner den geſtörten Rhythmus wieder herſtellt, z. B. S. 38:

„Ich trat hinein — doch plötzlich, wie aus dem Himmel bricht
Ein Wolkenbruch, ſo ſtürzte der Zauber auf mich los.“

Dieſe beiden Verſe löſen ſich beim Recitiren in vollkommene Proſa auf, wie denn überhaupt die Nibelungenſtrophe nur dann ein eigentliches Versmaß iſt, wenn der Sinn der Worte erlaubt, nach dem weiblichen Einſchnitt der erſten Hälfte des Verſes einen kleinen Ruhepunkt zu machen.

„Und wie die Peſt, die grimme, wenn Götterzorn ſie ruft,
Als gift'ge Pfeile brauchet den Athem, ja die Luft:
So fliegt der Freiheitstaumel, bethört vom Scheingewinne,
Mit Luft und Wind vom Haupte zum Haupt, vom
Sinn zum Sinne.“

(Unerträglich, wegen Mangel der Cäſur.)

(Doch die Andern fechten.) Doch fechten die Andern. — Fechten doch die Andern. Der Gebrauch dieſer beiden doch, des vor dem Zeitworte (Bindewort) und des nach ihm ſtehenden (Partikel) häufig vermiſcht (die doppelte Natur dieſes doch näher zu entwickeln).

An höchſt widerlich häufig ſtatt auf gebraucht.

In dem Abenteuer des Ctirad hätte von vornherein verborgen werden ſollen, daß das angebundene Mädchen Scharka und das Ganze ein angelegter Plan ſei.

Nach der Schlacht ſcheint das Gedicht ermatten zu wollen. Die Forderung kränkelt an dem ſchon von vornherein unglücklichen Beſtreben, dem Ganzen eine höhere Begründung und epiſche Einheit zu geben. Der Beſuch verſpricht von vornherein etwas, wird aber im Folgenden ganz unbedeutend. Ja ſelbſt die ſonſt löbliche Form verliert alle Merkmale der Begeiſterung.

Dem Hiatus, gegen den man freilich im Deutſchen mitunter zu ſtreng eifert, hier wohl zu häufig Raum gegeben.

Radka und Stiaſon — wohl der hergebrachte deutſche Gemüthsjargon.

Gegen Ende erhebt ſich das Gedicht wieder. Das Ganze würde ſehr gewinnen, wenn es ſich, ſtatt als Heldengedicht, etwa als ein Romanzencyklus ankündigte. Aus letzterem Geſichtspunkte iſt es wirklich theilweiſe von großem Verdienſt.

Auf dem Titel wird es als ein böhmiſch-nationales Gedicht angekündigt. Es iſt deutſchen Muſtern nachgeahmt, die darin herrſchende Denk- und Sinnesweiſe iſt deutſch, das Versmaß ein deutſches, ja die Sprache iſt die deutſche; wo ſteckt da das böhmiſch-nationelle? Wegen des Stoffes? Da müßte Schillers Jungfrau von Orleans auch ein franzöſiſches Werk ſein. — Derlei unhaltbaren Winkel-Nationalitäten wäre zu rathen, ſich lieber an eine bedeutende äußere anzuſchließen (von der ihnen ohnehin auch das Wenige von Bildung gekommen iſt, das ſie etwa beſitzen), als in einem immerwährenden Wechſel von Ablehnen und Annehmen ſich und jede Kraft zu verzehren.

(1829.)

Geleſen: Narciſſus von Wolfgang Menzel. Dieſer Mann iſt wirklich ein Stück von einem Dichter, wenn nicht ein wirklicher ganzer. Ich hätte es kaum geglaubt. Sein: Rübezahl erſchien mir als völlige Verſtandespoeſie, eine Aufgabe des kalten Witzes, der auch allein bei der Löſung oder Nichtlöſung intereſſirt war. Nicht viel anders iſt von vorn herein dieſer Narciſſus. Ein pſychologiſcher Zweifel des alten poetiſchen Königs über die Möglichkeit der Ausgleichung des Widerſtreites von Liebe und Selbſtliebe leitet das Stück ein, und ſo geht es völlig begriffsweiſe durch etwa drei Akte durch. Glücklicherweiſe aber vergißt gegen die Mitte der Dichter gewiſſermaßen ſeine Aufgabe und führt den Gegenſtand immer mehr individuell fort. Das will nicht ſagen, als wäre der

Fall von Narciſſus und Armida nicht von Anfang bis zu Ende mit der bewunderungswürdigſten Conſequenz durchgeführt, aber er verliert nach und nach ſeine Beweiskraft für die zu erörternde Frage und bildet zuletzt eine intereſſante Ausnahme, ſtatt einer langweiligen Regel. Man iſt dem Zufalle, oder vielmehr der ſtufenweiſen Erwärmung des Dichters viel Dank ſchuldig, für dieſes Vergeſſen. Der glückliche Wendepunkt tritt ein, wenn Narciß und Armida die Perſonen wechſeln. Von hier an Leidenſchaft, Wahrheit (poetiſche), Poeſie. Die Dichtung iſt darin merkwürdig, daß ſie ſich aus dem Begriff entwickelt, der ſonſt häufig ihr Grab iſt. (Begriff ſage ich, denn die philoſophiſche Idee iſt für die Poeſie auch nichts Anderes als ein Begriff). Calderon hat daſſelbe Wagſtück zwar auch oft verſucht, ihm ſtand aber auch ein plaſtiſch belebender Formſinn zu Gebote, der hier ſo ziemlich fehlt. Das Stück ſpielt in der Gedankenwelt, aber man fühlt, wenn man auch nicht ſieht. Die komiſchen Perſonen ſind größtentheils mit Glück eingeführt.

Geſammelte Gedichte von Rückert.

(1834.)

Zum Anfang 1 und 2. Sind keine lyriſchen Gedichte. Dieſe, beſonders, was ſich dem Liede nähert, ſollen ſein, was die Kantilene in der Muſik iſt, Melodien, von denen der Gedanke eingehüllt, ohne Anſtoß in die Empfindung eingeht. Hier iſt aber der Ausdruck rauh und holperig, der Gedanke muß ſich ungeleitet, mit Gewalt den Weg bahnen.

Die Zwei und der Dritte. „Phantaſie, das ungeheure Rieſenweib." Schlechtes Bild. Das ganze Gedicht unbedeutend.

Dichterſelbſtlob. Beſſer .....

Griechiſche Tageszeiten. Die erſte Hälfte matt, die zweite gut. Der Ausdruck wird warm. Dennoch löſt ſich auch dieſes nicht beſtimmt und plaſtiſch genug ab, ſondern bleibt neblich auf die Tafel des Gemüthes aufgetragen. Ein lyriſches Gedicht ſoll wie ein Vogel, aller Welt erkennbar, in die Luft ſteigen und ſingen, das iſt aber ein Geſäuſel und Geſurre wie von unſcheinbaren Aeolsharfen und andern dergleichen ſaitenbezogenen Bretterkäſten.

Die ſterbende Blume. Hübſcher Gedanke, matt ausgedrückt.

Angereihte Perlen. Anfang ſchwach, dann beſſer. Einige vortrefflich. Sinkt zu Ende wieder.

Emblem, Alexanders Vermächtniß, Dſchelaleddin. Unbehülflich —

Terzinen. Das Geſchraubte dieſer Versmaße ſagt dem Verfaſſer zu, er bewegt ſich leichter, da wo jeder Andere ſchwer, ſo wie umgekehrt; die Gedanken ohne ſchlagende Unmittelbarkeit, der Ausdruck neblicht.

Frühlingshymne. Ohne Feuer als im Reime. Pelzig, hamſtig, ſagt der Oeſtreicher.

Hamaſa. Breit unerquicklich.

Künſtlerfeſt in Rom. Viel Gutes. Ermüdet aber wie alle.

Von den Parabeln die erſte, die beſte.

Chidher. Gut. Der betrogene Teufel mag mitgehen. Die Scheidungsbrücke ſchwach.

Adler und Lerche, Goethen nachgeahmt, fährt aber ſchlecht bei der Vergleichung.

Das Paradies. Schlecht gemacht.

Das Abendlied fängt an:

> Ich ſtand auf Berges Halde,
> Als Sonn' hinunter ging.

Was iſt das für eine Sprache? Deutſch nicht.

Der Hahn, der Schmetterling, nu, nu!

Der Wintertag, ein kalter Gedanke, ſonſt ziemlich gut.

Adventlied. Gut, wie ein alt-lutheriſches Kirchenlied.

Lüfteleben. Nicht viel. Daß er in alle dieſe ſchwachen

BAYERISCHE
STAATS-

Lieder zur Lent ſich ſelbſt, den Freimund, hineinmiſcht, herzlich abgeſchmackt. Man könnte es ſogar anmaßend finden.

Der Traum. Nichts.

Minerva und Vulkan hat gute Stellen. Der Schluß ungemein ſelbſtbewußt.

Die nackten Weiſen. Gut, der Schluß ungefüge.

Für die ſieben Tage. Gut, beſonders Nr. 1.

Reiſegebet. Gut bis auf einige gezwungene Reime und den Freimund zum Schluß. Ich verabſcheue dieſe Ghaſelen.

Führung. Wenn Gott dem Freimund im 40. Lebensjahre die Irren aufgelöſt, ſo hat er ihm dafür die Verſe beträchtlich verſchlechtert.

Das Kind der Traube. Das Beſte der bisherigen.

Frühling Liebſter. Der Gedanke ſchön, auch die Ausführung zum Theile wohl gerathen.

Sonne und Roſe. Der Hauptgedanke geſucht, die Ausführung vorzüglich.

Zum Schluſſe. Schönes Gedicht.

Es iſt als ob die verſchlungene Form dieſem Geiſte Haltung gäbe. Er hätte ſich an ein großes erzählendes oder vielmehr beſchreibend-meditirendes Gedicht machen ſollen. Das eigentlich Lyriſche ſagt ihm nicht zu, das ungekünſtelt Natürliche iſt nicht ſein Fach.

Daher auch Edelſtein und Perle wirklich ſchön, bis auf das Loblied, das ſie der Liebe ſingen, und den Spruch, den die Liebe ſelbſt ſingt, der höchſt elend iſt, eben weil hier wahres Gefühl und ungehemmte Begeiſterung ausgeſprochen werden ſoll. Das Unmittelbare fühlen die Deutſchen höchſtens noch, der Ausdruck deſſelben iſt ihnen aber fremd geworden.

Ob zuletzt die Verwandlung und Rückwandlung von Mädchen, Perle, Edelſtein, Kerze gut oder ſchlecht iſt, weiß ich nicht. Das Gedicht hatte mich, trotz großer Schönheiten, endlich ſo ermüdet, daß der Schluß ins Leere ging, und ſo Urtheil als Empfindung verſtummte.

Man kann den Troubadour beneiden, der Derlei behaglich vor ſich hin dämmert, das Publikum aber, das davon entzückt iſt, ſteht entweder beträchtlich über oder unter der gewöhnlichen Lebenstüchtigkeit.

Liebesfrühling Nr. 4 ſehr gut. Dieſe Selbſthuldigung gegenüber ſeiner Geliebten thut weh. Die Liebesgabe iſt, weiß Gott, nicht ſo groß, daß das ſchwindſüchtigſte Mädchen die Laſt nicht ſollte ertragen können. Der größte Theil dieſer Gedichte — poetiſches Geſchäftsconzept; derlei arbeitet ſich wie Akten auf der Kanzlei. XVII. Doch gar zu arg die Stelle für ein Liebesgedicht:

Ja, nicht mehr zu retten
Fühl' ich ſchon die Ketten
Deiner Arm' um mein Genick.

XXXIV. Ein ſchönes Gedicht, vielleicht das lyriſchte in dem ganzen Bande.

38 und 39. Schön. 42, 43.

Zweite Folge. 7. Gut. 23 und 24 ſchofel. 34 Schade um einiges, der größte Theil iſt ſchön, ja ſehr ſchön. Von den ſämmtlichen Gedichten Rückerts werden die ſieben magern die ſieben fetten freſſen, und nichts wird übrig bleiben.

Edelſtein und Perle, doch das Beſte in der ganzen Sammlung. Sonſt einzelnes Gutes. Das Ganze macht einen beengenden Eindruck. Mußte ablaſſen noch vor dem Ende. Zum Schluß noch die den Schluß bildenden Volksſagen geleſen, die ſchlecht; und die Marlein, die erbärmlich ſind.

(1835)

Man konnte von dieſen Kaiſer-Liedern von *Gaudy* ſagen (von vielen nämlich), es ſei ein Metrum darin, aber kein Rhythmus. Das Metrum mißt Silben, aber der Rhythmus bringt ſie zur Einheit.

(1838.)

Freiligraths Gedichte. Dieſe Gedichte ſind wie ein ſchönes Theater mit prächtigen Kleidern und Dekorationen, aber ohne Schauſpieler. Oder wie die Welt, ehe noch der Menſch erſchaffen war.

Chamiſſo.

(1836.)

Wie hat mir dieſer Peter Schlemihl von Chamiſſo gefallen, als ich ihn vor Jahren das erſte Mal las. Ich habe ihn jetzt wieder in der Hand und kann nicht weiter leſen. Iſt das Buch wirklich, bei einer ungezweifelt ſehr guten Grundidee, ſchlecht gemacht (wie faſt ſcheint), oder iſt meine Phantaſie ſo trocken geworden?

Ueberhaupt muß dieſer Chamiſſo jetzt für einen namhaften Dichter zählen. Ein guter Menſch iſt er wenigſtens, wie ich weiß, und ein poetiſcher dazu.

(1842.)

Eine barocke, um nicht zu ſagen romantiſche Idee beim Luzian (νεκυομαντεία), daß der Schatten des Menſchen ihn in der Unterwelt über ſeine Vergehen anklagt. Der Keim zu Chamiſſo's Peter Schlemihl liegt wohl in dieſem lucianiſchen Dialog.

(1844.)

Dies Buch gehört dem König. Als Motto ſollte man darüber ſetzen die Worte der Frau Rath S. 496: So Redensarten, die nach etwas lauten und gar nichts bedeuten, kann ich nicht leiden. Die Frau Rath iſt, wo ſie allgemein wird, über den Hegel gekommen und taumelt, hat aber, um ihr eigenes Bild zu brauchen, die leeren Flaſchen gleich den vollen verſiegelt und kann ſie jetzt ſelbſt nicht mehr unterſcheiden. Wo ſie dagegen das Einzelne beſpricht, iſt es nichts als der ſeit Rouſſeau oft wiederholte Verſuch, die Individualität gegenüber dem Ganzen geltend zu machen, wobei aber überſehen wird, daß das Individuum in ſeiner jetzigen Faſſung neun Zehntheile ſeines Werthes durch die nur als Theil des Ganzen möglichen Fortſchritte gewonnen hat. Dieß Buch iſt nicht gefährlich, ein Hüter bewacht es: die Langeweile. Wer es ausleſen kann, Dem iſt es nicht ſchädlich, und wem es ſchädlich wäre, Der kann es nicht ausleſen. Damit iſt nicht geſagt, als ob kein Geiſt in dem Buche wäre. Aber das Geiſtige kann nur durch den Gehalt oder durch die Form wirken. Beide Elemente jedoch ſind hier zu ſchwach, um jedes für ſich zu beſtehen oder auch nur ſich zu unterſtützen. Erlaubt es zu leſen, das Buch verbietet ſich ſelbſt.

Das Waldfräulein von Zedlitz.

(1844.)

Indem wir dieſes Gedicht mit wahrer Befriedigung aus der Hand legen, danken wir dem Verfaſſer vornehmlich für zwei Dinge.

Erſtens daß er ſein Werk in zuſammenhängender, ununterbrochener Darſtellung vollendet hat, ſtatt jener fragmentariſchen Stuckelepik, die gegenwärtig Mode geworden iſt, wo denn guckkaſtenartig ein Bild nach dem andern eingeſchoben wird, und man am Ende eine Reihe lyriſch beſchreibender Stellen vor ſich hat, nie aber ein Epos, oder überhaupt ein Ganzes. Denn das epiſche Gedicht wie das Drama, will nicht nur geleſen, es will mitgelebt werden. Kein Leben aber ohne Zuſammenhang. Non datur vacuum in rerum natura. Ja, dieſes Fragmentariſche iſt gewöhnlich nur ein Auskunſtsmittel für den Mangel an feſter Anſchauung und wahrer Empfindung von Seite des Dichters. Denn wie der Lügner oder Heuchler uns in prägnanten Momenten künſtlich täuſchen kann, in fortwährender Nähe aber, bei einzelnen Uebergängen und ſcheinbar gleichgiltigen Anknüpfungen leicht der Unwahrheit und des Betruges überführt wird, ſo iſt auch dem unklaren oder unwahren Dichter nichts gefährlicher als der Zuſammenhang.

Wir haben zwar in letzterer Zeit das glänzende Beiſpiel eines zuſammenhängenden epiſchen Gedichtes in Triſtan und Iſolde von Immermann. Dieſer Schriftſteller aber hat ſchon von vorneherein darin gefehlt, daß er einen brutalen, für die gebildete Empfindung ungenießbaren Stoff gewählt, und ihn noch dazu an den gefährlichen Stellen: wie der Liebestrank u. dgl., nicht etwa ſymboliſch, ſondern rein materiell und faktiſch durchgeführt hat. Dann verſchwindet ſelbſt das Lob des Zuſammenhanges, wenn man ſieht, wie er Einzelheiten, als die Jagd, weitläufig, ob zwar meiſterhaft darſtellt, dagegen Hauptmomente, wie das Erwachen des verwundeten Triſtan und die Verkehrung von Iſoldens Haß in Liebe geradezu überſpringt. Da iſt denn eben auch der Guckkaſten. Man darf vielmehr dem geiſtreichen und talentvollen Immermann Glück wünſchen, ſo ſehr man ſeinen frühzeitigen Tod bedauern muß, daß er vor Vollendung dieſes epiſchen Gedichtes geſtorben iſt. Es würde ſich ſonſt gezeigt haben, was ſich bei ſeinen Dramen, ja ſelbſt bei ſeinen Romanen gezeigt hat, daß er allerdings im Stande war, ausgezeichnete Scenen und Einzelheiten zu ſchaffen, aber kein Ganzes, gleich den Uebrigen, die er ſo treffend als Epigonen bezeichnet.

Es iſt rührend und zugleich bezeichnend für ſeinen Standpunkt, daß er vor ſeinem Ende den Wunſch geäußert haben ſoll, Tieck möge das zurückgelaſſene Gedicht vollenden. Als ob Tieck in ſeiner beſten Zeit Derlei zu machen im Stande geweſen wäre! Dieſer Mann, Tieck nämlich (auch ein Epiker), iſt überhaupt von dem nachtheiligſten Einfluß auf die deutſche

Poeſie geweſen. Er hat die Beſſern verdorben, indeß die Tagesliteratur die Schlechten verſchlechtert. Wie ſein eigener Prinz Zerbino hat er die Poeſie überall geſucht: in den Spaniern, in den Altdeutſchen, in der Romantik, in der Myſtik, in den Engländern und Italienern, und nirgends gefunden, weil er ſie da nicht ſuchte, oder vielmehr nicht fand, wo ſie allein anzutreffen iſt: in der eignen empfindenden Bruſt. Sein Talent, aber ſein großes Talent iſt die Fratze. Die Verſpottung des Abgeſchmackten in eigentlich poetiſcher Weiſe. Sein geſtiefelter Kater, ſein Blaubart ſind Meiſterwerke in ihrer Art. Wo es aber auf ein Poſitives, Wahres ankommt, nimmt er proteusartig die Haut eines ausgebälgten Schriftſtellers über und ſpricht aus ihm heraus, ſtatt den Schriftſteller in ſich aufzunehmen, das Beſte deſſelben in den eigenen Lebensſaft zu verwandeln und dadurch zu eigner Produktion zu erſtarken. So hat er den Shakeſpeare übergeſtülpt und will ihn mit Haut und Haar auf das deutſche Theater übertragen, ohne ſich darum zu kümmern, ob die heutige Empfindungsweiſe ſich den Bedingungen einer längſt vergangenen anzuſchließen vermöge oder nicht. Daſſelbe hat er mit Calderon verſucht und ſcheint Luſt zu haben, auch Euripides nachfolgen zu laſſen. Es iſt aber vor Allem nöthig, daß die Menſchheit im Ganzen, das Publikum, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand wahr und lebhaft empfinde; nur was es damit in Zuſammenhang bringen kann, iſt ihm lebendig. Für Todtes, oder mit Abſtraktion empfinden, iſt nur die Sache des Gelehrten, der aber die Erweiterung ſeiner Grenzen leicht mit der Compaktheit des Begrenzten bezahlt. Tieck verdient vor Allem darum hier eine Stelle, weil man neuerlich in der Novelle ein Surrogat für das Epos hat finden wollen. Die Poeſie hat aber mit der Proſa nichts gemein, die eine fliegt, die andere geht, die eine ſingt, die andere ſpricht. Ein eigentlich poetiſcher und poetiſch conzipirter Gedanke würde ſich aber in Proſa ſo abgeſchmackt ausnehmen, als ein proſaiſcher in Verſen. Die Martyres von Chauteaubriand und Jocelyn von

Lamartine ſind mir eben als Beiſpiele bei der Hand. Derlei Miſchgattungen aber gefallen — außer Denen, die ſich eben damit amüſiren wollen — vor Allem jenen Halbköpfen, die Wahr und Falſch, Freiſinn und Beſchränktheit, Vernünftiges und Traditionelles gern in Einen Topf zuſammenmiſchen und unfähig irgend etwas rein aufzufaſſen, Alles zu haben glauben, wenn ſie aus Allem ein Nichts zuſammenbrauen. Tiecks Publikum beſteht vor Allem aus jenen falſchen Goethianern, die den Mangel an Concentration in den letzten Werken des größten aller Deutſchen als ein völlig congeniales Element für ihren eignen Mangel an Wärme und Antheil betrachteten.

Außer der reinpoetiſchen, unzerſtückelten Durchführung hat Zedlitzen's Werk noch einen zweiten Vorzug: daß es uns mit jenem Ideenkram verſchont, der die Hervorbringungen der neueſten Zeit ſo widerwärtig macht. Allerdings muß jedem Gedicht, wie jedem menſchlichen Beſtreben, eine Intention, ein Gedanke oder in höchſter Bezeichnung gefaßt, eine Idee zum Grunde liegen, anderſeits aber ſoll das Gedicht ein lebendiges ſein und alles Lebendig-Wirkliche iſt ein Concretum, der Gedanke aber oder die Idee iſt und bleibt ein Abſtractes. Derjenige muß ſich einer großen belebenden Kraft bewußt ſein, der wie Shakeſpeare und Lope de Vega ſelten, die alten Tragiker aber und Calderon häufig gethan haben, eine Idee von vornherein als Träger ſeiner Handlung hinſtellt. Glücklicherweiſe aber — um jene beiden Faktoren: Leben und Idee mit einander zu verknüpfen — findet ſich, daß bei jedem vollkommenen Wirklichen, und wäre es nur ein Baum oder eine Landſchaft, ſich aus dem Beſchauen heraus von ſelbſt eine Idee dem Sinnes-Eindrucke zugeſellt, indeß die Idee für ſich allein nie und nimmer einen Körper, eine ſinnliche Exiſtenz gewinnt, und um Letzteres wäre es eben zu thun; denn das Gedicht ſoll leben, es ſoll daſein, eine wenn auch nur Schein-Wirklichkeit haben. Große Dichter wie Homer und Arioſt haben daher im Laufe ihres Werkes allerdings Gedanken in Fülle angeregt, den Abſchluß aber, wie Gott es mit der Welt gemacht hat, mehr dem Gemüthseindrucke des Ganzen, als irgend einer praktiſchen oder theoretiſchen Ideenſpitze anvertraut. Aber wie geſagt, beinahe eben ſo große Dichter haben hievon das Gegentheil gethan, mit beinahe gleichem Erfolg; nur muß man eben ein großer Dichter ſein, um dieſen gefährlichen Weg mit Glück zu betreten. Nun kommen aber unſere neueren poetiſchen Stümper und raffen von allen Seiten Rieſenideen zuſammen, die wie natürlich ihnen nicht gehören, indeß was ihnen gehört: Darſtellung, Formgebung, Belebung ſo erbärmlich iſt, daß man damit nicht eine Maus beleben könnte, viel weniger Elephanten, Drachen und ſonſtige Welt-Ungethüme, die ſie wie Haushühner aus Gedanken-Eiern ausbrüten. Es wird Einem dabei zu Muthe, als ob man Gaſſenbuben mit dem Degen Napoleons oder dem Scepter Friedrich des Einzigen ſpielen ſähe.

Mit dieſem Ideenkram hat uns nun Zedlitz in ſeinem Waldfräulein großmüthig verſchont. Es iſt, als ob man einmal wieder eine Blume vor ſich hätte, nachdem man ſich lange von Medizinalkräutern hat anſtinken laſſen müſſen. Es fehlt übrigens nicht an einem durchgehenden Gedanken, obwohl er vielleicht — um ſo beſſer! — dem Verfaſſer ſelbſt nicht deutlich geworden iſt. Der kunſtſinnige Leſer fühlt ihn, ohne ihn formuliren zu können oder zu wollen. Der Kunſtſinn iſt eben die Gabe, den Gedanken im Bilde und nur im Bilde zu genießen.

Nackt und für ſich allein gehört die Idee der Wiſſenſchaft oder der Phantaſterei, welche beide mit der Kunſt nichts zu thun haben. Die Herrn Menzel und Gervinus und wie die blödſichtigen Kunſthiſtoriker und Kunſtphiloſophen alle heißen mögen, werden freilich höchſt ungehalten ſein von ihren volksthümlichen, vaterländiſchen, ſozialiſtiſchen und utilitariſchen Rezepten hier nichts in Anwendung gebracht zu ſehen, wir rathen aber dem Verfaſſer, ſich um das ſachunkundige Geplapper dieſer Matadore, Todtſchläger (der Kunſt nämlich) wenig zu kümmern.

Zedlitz ſcheint hier in ſeinem eigentlichen Fache zu ſein. Er iſt zwar früher im Drama glänzend aufgetreten, aber die ſtrenggeſchloſſene dramatiſche Form dürfte ſeiner mehr lebhaften als conzentrirten Anlage weniger zuſagen. Wenn er ſich einen ausgedehnten epiſchen Stoff, ein Rittergedicht im eigentlichſten Sinne, zum Vorwurf nähme, wo die Freiheit des Einzelnen nicht durch die unverwandte Rückſicht aufs Ganze ſich beſchränkt und eingeengt fände, könnte er ſein poetiſches Streben mit dem würdigſten Abſchluſſe krönen.

Was nun das vorliegende Gedicht betrifft, ſo iſt die zweite Hälfte entſchieden beſſer als die erſte. Es iſt, als ob der Verfaſſer anfangs nicht den rechten Ton hätte finden können, als ob das Werk zur eignen Unterhaltung begonnen worden wäre, ohne noch zu wiſſen, ob es je zu Ende kommen werde. Nach und nach aber wird die Darſtellung freier, die Figuren treten ſchärfer heraus, und gegen den Schluß zu wird Waldfräulein ein wirkliches Individuum, eine Exiſtenz. Eben ſo iſt der Vers anfangs knapp, alterthümelnd, was man den neuern deutſchen Dichtern verzeihen muß, weil ſie keinen Rhythmus im Ohr haben und Derjenige mit Recht eine fremde Form nachahmt, der in ſich keine eigne findet, aber ein ſo vortrefflicher Verſifikateur als Zedlitz ſich in ſeinen übrigen Werken gezeigt hat, muß auch in der Form wahr ſein, d. h. diejenige gebrauchen, die dem Standpunkt der Zeit und ſeinem eigenen entſpricht.

Die einzelnen Schönheiten des Gedichtes aufzuzählen, iſt hier nicht die Abſicht. Der geneigte Leſer mag es nur ſelbſt leſen. Dazu auffordern und lächerlichen Einwendungen des Pedantismus zu begegnen, ſo viel und nicht mehr hat man gewollt.

Die hypochondriſche und nur in ihren politiſchen Abirrungen mitunter choleriſche deutſche Poeſie hat in dieſem Gedichte einmal wieder ein ſanguiniſches Element gewonnen, und Erheiterung des Lebens iſt ja die urſprüngliche und am Ende aller Ende die ſchönſte Aufgabe aller Poeſie.

Gedichte von Prokeſch.

(1844.)

Dieſe Gedichte machen mir den Eindruck, als ob Jemand das arpeggirende Accompagnement eines Liedes ſpielte, die Melodie ſelbſt aber nicht ſänge. Man kann allerlei bei dieſen Gedichten denken, und der Verfaſſer hat wahrſcheinlich auch allerlei dabei gedacht; aufgedrungen wird Einem aber nichts.

Ladislaus Pyrker.

(1820.)

Es iſt erſtaunlich, wie der Vortheil auf die Geſinnungen, nicht etwa bloß aus Verſtellung, ſondern in Wahrheit wirken kann. So iſt der Patriarch von Venedig ſonſt ein ziemlich frei denkender Mann, durch die hohe Würde, die man ihm, ſeiner vorausgeſetzten orthodoxen Geſinnungen wegen, verlieh, und durch den aufrichtigen Wunſch, einer ſolchen Begünſtigung nicht unwürdig zu ſein, wirklich ſo orthodox geworden, daß er ſelbſt nicht mehr im Stande iſt, zu unterſcheiden, was an dieſen veränderten Geſinnungen Wahrheit iſt, was Selbſttäuſchung und was Heuchelei. In der That haben auch alle dieſe Gemüthszuſtände Antheil an ſeiner Orthodoxie, obwohl, wie ich überzeugt bin, die Wahrheit den meiſten, ſo wie die abſichtliche Täuſchung den geringſten. Der feſte Wille, etwas für wahr zu halten, iſt ja doch bei jeder Ueberzeugung die Hauptſache. Menſchen in ähnlichen Lagen wird oft mit dem Vorwurf der Heuchelei zu viel gethan.

(1834.)

Ich kenne nichts Traurigeres, als wenn die Anſichten eines Schriftſtellers mit denen ſeiner Zeit ſo genau zuſammenfallen, daß Null von Null aufgeht und gar kein Ueberſchuß zurückbleibt. Ein ſolcher iſt **Friedrich v. Raumer**. Man fordert ſeit Johannes Müller, ein Geſchichtsſchreiber ſoll feſt ausgeſprochene Grundſätze haben, alſo hat er welche. Jeſus Chriſtus und ſeine Religion werden in Ehren gehalten. Ohne „Tugend“ ſei nun ſchon gar kein Heil in den „Geſchäften“. Ein begoſſener Winkel-Liberalismus belfert, ſo oft er den Rücken frei kriegen kann. Dagegen wird der Nothwendigkeit hiſtoriſcher Baſen für die Entwicklung des Staatslebens nicht vergeſſen. Städte-Ordnungen! Städte-Ordnungen! obgleich Landes-Unordnung! Hätte Friedrich Raumer vor fünf Jahrzehnten geſchrieben, wir hätten ein Siècle de Frédéric Hohenstaufen; von Pabſt Hildebrand nähme kein Hund einen Biſſen Brod, und Jeſus Chriſtus wäre mit den Kreuzzügen zugleich in einen Brunnen gefallen. Drum eckelt mir vor dieſem hiſtoriſchen Stutzer, obgleich ſich manche ſeiner Sachen gut leſen und viel Gutes enthalten.

(1837.)

Jakob Grimm iſt eine merkwürdige Individualität. Er iſt der unſchuldigſte Schriftſteller, der je gelebt hat. Eine folgerechte Phantaſterei, ein kindlicher Pedantismus macht den Gegenſtand, den er nur zu erklären glaubt. Im Grunde ſchreibt er nur für ſich. Ob man es leſen kann, ob man ihn verſtehen und billigen wird, iſt ihm gleichgiltig.

Gebrüder Humboldt.

(1851.)

Es kann wohl keinen größern Gegenſatz geben, als die Gebrüder Humboldt. Wilhelm der gräulichſte Pedant, Alexander dagegen die leichtflüſſigſte Natur, immer bereit, jahrelang gehegte Meinungen gegen neue Anſichten, freilich gegründete, aufzugeben. Letzteres kann eine große Geiſtesſtärke ſein, aber auch eine Oberflächlichkeit für Das, was man Ueberzeugung nennt. Wenn man etwas mit ſeinem innern Weſen verbunden hat, gibt man es gewöhnlich ſchwer auf. Wilhelm iſt mir zuerſt durch ſeinen Briefwechſel mit Schiller widerlich geworden und durch ſeine hölzerne Spekulation in Sachen der Kunſt und Aeſthetik.

Dieſer Pedanterie widerſpricht ſcheinbar ſein Briefwechſel mit einer Frau, der allerdings vortrefflich iſt. Ich glaube aber, er hat damals, über ſeine eigene Dürre erſchrocken, ſich ein ſentimentales Zugpflaſter auflegen wollen und daher auf gut Glück ein Frauenzimmer gewählt, mit dem er im Feuer exerziren konnte. Endlich blieb er in der ſpekulativen Grammatik hängen, und in dieſem Sandboden gediehen ſeine Kartoffel.

◆

Zweite Abtheilung.

Adolf Müllner.

(1817.)

Viele haben in der Schuld von Müllner ein Fatum finden wollen, das zur That antreibt, ich finde vielmehr darin die Spuren einer Art Fatum, welches nach geſchehener That ſich wirkſam zeigt; wie nämlich, wenn das Sträfliche geſchehen, die ganze Natur auf den faulen Punkt hinzuzielen ſcheint, ſich Unmögliches an einander kettet, und Alles, was iſt, wird und geſchieht, ſich in eine furchtbare Beziehung auf das Verbrechen ſetzt. Ich nenne dieſe Verkettung eine Art Fatum, da es kein Ausfluß einer richtenden Gerechtigkeit ſein kann, denn für einen begangenen Mord durch das Bewußtſein eines Brudermordes ſtrafen, darin iſt wohl kein Verhältniß, was doch die Idee von Gerechtigkeit vorausſetzt. In Dem, was ich eben geſagt, glaube ich, daß der Grund der unbeſchreiblichen Wirkung liegt, den die Schuld auf jedes wirkende Herz macht. Wie ſich hieran die Idee einer der That vorhergehenden Nothwendigkeit (Fatum, das der Dichter kaum abſtreiten kann) knüpfen läßt, iſt mir nicht klar, aber die Verknüpfung kann nicht ganz falſch ſein, da ihre Wirkung ſo erſtaunlich iſt. — Die Römer nannten die Dichter vates!

(1817.)

Ich habe damals, als die Schuld von Müllner erſchien, geſagt: das Stück iſt unendlich mehr, als ſein Verfaſſer. Er wird nichts mehr ſchreiben, was dieſem Stücke auch nur nahe käme. Ob ſich Das auch wohl beſtätigen wird? Ich glaube: ja. Wenn ich mir die Gründe jenes Urtheils deutlich zu machen ſuche, ſo war es der vierte Akt der Schuld ſelbſt, der mich es fällen ließ. Die außerordentliche Disharmonie und Außerweſentlichkeit deſſelben in Bezug auf die drei übrigen laſſen bei dieſen letzteren ſo ziemlich auf einen glücklichen Wurf ſchließen.

(1819.)

Wenn mich irgend einmal Müllner zwingen ſollte, gegen ihn zu ſchreiben, ſo würde ich zum Motto nehmen: „Wer ſich aber rühmet, der rühme ſich des Herrn. Denn darum iſt einer nicht tüchtig, daß er ſich ſelbſt lobet, ſondern daß ihn der Herr lobet." Paulus' 2. Brief an die Korinther, 11. Kap., 17. und 18. Vers.

(1817.)

Ich habe Oehlenſchlägers neueſtes Trauerſpiel Hagbarth und Signe im Manuſkript geleſen. Es hat mich entzückt. Dieſe Geſondertheit, dieſes individuelle Hervortreten der Charaktere, die Heiterkeit, mit der ſelbſt die Mißtone des Schmerzes in der allgemeinen Harmonie des Ganzen zerfließen, iſt einzig, und wenn man Oehlenſchlägern perſönlich kennt, glaubt man immerwährend ſein großes helles blaues Auge wie ein ausgleichendes Aug Gottes über dem Ganzen ſchweben zu ſehen. Mit alle Dem ſcheint mir der Eindruck dieſes Trauerſpieles, wie aller dramatiſchen Werke Oehlenſchlägers überhaupt, mehr ein allgemein poetiſcher als ein eigentlich dramatiſcher zu ſein. Sie haben durchaus etwas Balladenmäßiges und verſiren häufig zu ſehr auf dem ſchwankenden Boden der Phantaſie. Ich kann mir dieſen Unterſchied ſelbſt nicht recht klar machen. Aber z. B. in Hagbarth und Signe wird erſterer gefangen. Er zerreißt die Bande, die man ihm anlegt, und die Königin kommt auf den Gedanken, ihn mit einer von Signe's Locken zu binden. Es geſchieht, und Hagbarth preiſt gebunden ſein Glück. Das iſt eine äußerſt liebliche Idee; aber, wie mir dünkt, bloß für die Ballade, nicht auch fürs Drama. Nur in dem halb träumenden Nachempfinden einer Ballade kann dieſer Zug wirken, wo wir uns von Dem, was geſchieht, kein deutliches Bild machen, wo Sehen, Empfinden, Vorſtellen und Denken ewig in einander fließen, und das Bild, das vor uns ſchwebt, weniger ein Werk der Anſchauung als ein Produkt aller Gemüthskräfte zuſammen genommen iſt. Beim Leſen des Drama hingegen (vom Zuſchauer verſteht ſich's ohnehin) wollen wir ein körperlügendes Bild vor uns haben; eine eigentliche Anſchauung (wenn auch nur der Phantaſie), ſcharf von Allem neben ſich abgeſchnitten. — Wendet man Das auf jenes Beiſpiel an, ſo zeigt ſich, daß das Binden mit der Locke in der Ballade unvergleichliche Wirkung thue, weil wir hier das Bild nur halb außer uns hinzuſtellen brauchen, die andere Hälfte aber in uns durch das Gefühl ausmalen laſſen. Wer hat noch keine Locke von der Geliebten empfangen? Wie werth war ſie uns! Wie haben wir ſie auf dem Buſen getragen, geküßt! Das fällt uns Alles dabei ein, und wir ſind entzückt. Aber im Drama! Eine Locke iſt uns für die Anſchauung ewig ein Büſchel Haare, und ein Haarzopf nichts weniger als ein reizendes Bild. Man verſuche es einmal und male ſich das Bild ganz aus. Ich frage Jedermann: wenn er in einem Drama einen Liebhaber aufzuführen hätte, der ein Andenken ſeiner Geliebten an den Mund drückt, was würde er für dieſes Andenken lieber wählen, einen Ring oder eine Locke? Ganz gewiß das erſtere; und doch iſt uns eine Locke, gleichſam ein Theil der Perſon der Geliebten, ſo theuer, und welche Erinnerungen knüpfen ſich daran! Ja wohl für den Geliebten, aber auch für einen Dritten? — Etwas Aehnliches kommt noch in demſelben Stücke vor. Hagbarth nimmt

Abſchied, pflückt ein Blatt von Signe's Kranze und ſteckt es in den Buſen. Gut in der Ballade, da iſt ein Blatt zarter, ſchöner als der Kranz ſelbſt. Aber im Drama. Hier muß es offenbar der ganze Kranz ſein. Denn welches ärmliche Bild für die eigentliche Anſchauung nur ein einzelnes, halb formloſes Blatt. — Ich glaube Recht zu haben, obſchon ich mir's ſelbſt nicht recht verdeutlichen kann.

J. F. W. Grieſel.

(1820—1821.)

Geleſen: Albrecht Dürer, dramatiſche Skizze von Grieſel. Recht hübſch. Mit unverkennbaren Zeichen von poetiſchem, wenn auch nicht gerade von dramatiſchem Talent. Eine eigentliche Handlung hat das Ding durchaus nicht; denn merkt man, daß Dürer ſich verſtellt, ſo kann ſeine Weigerung, die Liebenden zu vereinigen, keine Verwicklung, ſondern nur eine Verzögerung herbeiführen, und merkt man's nicht (was doch nur gleich anfangs der Fall ſein kann), ſo entſteht mehr ein widerwärtiges Gefühl gegen Dürern, als Theilnahme an dem Loos der Liebenden. Wäre das Ganze mehr dahin gedrängt — was zwar angedeutet, aber nicht ausgeführt iſt — daß der ganze Anſchlag, ſtatt eine höchſt überflüſſige Prüfung der, Dürern ohnehin bekannten Geſinnung der jungen Leute; vielmehr eine Emanzipation, eine Probe ſei, ob dieſe Geſinnung in ihnen tüchtig geworden und ihnen jene Selbſtſtändigkeit gegeben habe, die dem Künſtler und dem Gatten Noth thut im Leben, ſo bekäme das Ganze mehr Intereſſe, und die Prüfung verlöre die Leerheit, die ſie ſo undramatiſch macht. Dann mußte aber auch das Geſpräch mit Marien vorangehen und ganz kurz behandelt werden, da das Mädchen, wie es jetzt ſchon ſo hübſch angelegt iſt, ſelbſt dem Zeugniß ihres Oheims gegen ihn ſelbſt, nicht glaubt. Hierauf mußte, als der eigentliche Punkt, ich möchte ſagen die Kataſtrophe, die

Prüfung Martins folgen, und die Wirkung auf dieſen bis zu einem Entſchluß geſteigert werden, er mußte ſich entſchließen, eher von ſeinem geliebten Meiſter und dadurch von ſeiner Liebe, als von Dem zu ſcheiden, was ihm als das Höchſte erſchienen war. Dadurch könnte allenfalls das Ganze dramatiſches Leben bekommen, das ihm jetzt ganz fehlt. Die Charakteriſtik iſt übrigens rein ſubjektiv, und Dürer könnte ſich unmöglich in ſeinem Abbild erkennen. Dieſes Bewußtſein aus Reflexion, dieſe Ruhe bei Kenntniß des Widerſtreites war dem Manne und ſeiner Zeit (in Nürnberg wenigſtens gewiß) durchaus fremd.

Geleſen: Monaldeschi nach dem Engliſchen von Grieſel. Wenn ich bei Grieſels erſtem Werke: Albrecht Dürer faſt geneigt war, den Verfaſſer für etwas Beſſeres zu halten, ſo widerlegt das gegenwärtige Drama jene gute Meinung faſt von Grund aus. Das Ganze iſt rein verkehrt; ſchon die Wahl des Stoffes zeugt beinah von gänzlichem Mangel alles dramatiſchen Sinnes. Halb unbewußt mag den Bearbeiter Goethe's Egmont geleitet haben, die Führung des Ganzen, die Anlegung der Charaktere und vorzüglich der bis aufs Kleinſte nachgebildete Dialog zeigen das an, aber, Himmel! welche Verſchiedenheit. Die Rolle des ſpaniſchen Machtkoloſſes und ſeines Organs Alba, ſpielt hier eine zuſammengeflickte Lumpenkönigin, eine Königin, die keine iſt und durch nichts Anſpruch machen kann, eine zu ſein. Wenn Egmont durch jene ungeheure Macht, wie durch ein zweites Schickſal, zermalmt wird, ſo fällt Monaldeschi durch den widerwärtigſten, proſaiſchten Meuchelmord, der je, von der Kunſt verſchmäht, in einer Spitzbubenkneipe verübt ward. Wenn in Egmont die größten Intereſſen der Menſchheit auf dem Spiel ſtehen, ſo iſt hier ein ...., der den Stallbeſen bekömmt, weil er ſeiner fürſtlichen Hure nicht mehr nach Pflicht präſtiren will. Wie lächerlich obendrein das Ganze dadurch wird, daß ewig die Gnade und Ungnade Chriſtinens als etwas Entſcheidendes behandelt, Monaldeschi ſeines — Stallmeiſteramtes! pomphaft entſetzt wird u. ſ. w., iſt nicht zu ſagen. Vergaß Grieſel denn, daß in Chriſtinens Lage nicht von dem Verhältniß zwiſchen König und Unterthan, ſondern zwiſchen Herrn und Bedienten die Rede ſein kann, beſonders da ſeine Perſonen keine geborne Schweden, alſo wenigſtens vormalige Unterthanen Chriſtinens ſind, ſondern Italiener, aufgenommene, bezahlte Bediente! Dann die Charaktere, dieſer Monaldeschi, dieſer Brackenburg, vor Allem aber dieſe Chriſtina — Pfui Teufel, der Karikatur!

Zacharias Werner.

(1834.)

Es wäre intereſſant, zu wiſſen, ob Werner den hiſtoriſchen Vorbericht zu ſeinem Kreuz an der Oſtſee ſelbſt geſchrieben oder durch einen Freund hat ſchreiben laſſen. Im erſten Falle ſticht der kühle Ton, in dem er daſelbſt vom heiligen Adalbert, dem Biſchof Chriſtian, dem katholiſchen Wunderglauben und dergleichen ſpricht, ungemein von der fanatiſchen Weiſe ab, wie dieſelben in dem darauffolgenden Schauſpiele aufgeführt werden. Ja, dieſe Weiſe hat etwas ſo Verrückt-kirchlich-dogmatiſches, daß ſie in dem Munde Eines, dem dieſe Weiſe nicht Glaubensſache iſt, ſchlechter als verrückt, eigentlich abſcheulich wird. Uebrigens wie viel Vortreffliches in dieſem Stücke. Werner war der Anlage nach beſtimmt, der dritte große deutſche Dichter zu ſein, er mußte viel dagegen arbeiten, um ſein Geburtszeugniß unwahr zu machen.

(1822.)

Werner gibt in ſeiner Vorrede zu Silberts Ueberſetzung des Thomas von Kempis ein Mittel an, wie man nach Jägerart binnen vier, acht oder zehn Tagen par force Vorſtehhunde Jeſu Chriſti dreſſiren kann.

Das Wort Halleluja wird darin als Einſchiebwort gerade ſo gebraucht, wie das Juhu! auf Bauernhochzeiten. Z. B. der Halleluja, nicht mehr verlorene Sohn.

Friedrich Halm.

(1836.)

Man ſpricht jetzt viel von der Griſeldis des Baron Münch, eines allerdings nicht talentloſen jungen Mannes. Nach dieſem erſten Produkte zu urtheilen aber, glaube ich, es fehlt ihm, woran es Raupach fehlt: an Richtigkeit der Empfindung, der erſten und nothwendigſten Eigenſchaft eines Dichters.

(1837.)

Gutzkows Nero. Da ließe ſich denn viel Gutes ſagen, daß der Verfaſſer Geiſt habe, daß in dieſe frechen Verzweiflungslaute ſich nicht ſelten die Poeſie miſche, daß, trotz aller Karikatur eine wenn auch nicht hiſtoriſche, doch anthropologiſch ſcharfe, ſinnige Auffaſſungsgabe durchs Ganze gebe. Man könnte viel Gutes ſagen. Ich will es aber nicht. Denn genau genommen rührt der gegenwärtige Verfall der deutſchen Literatur doch vornehmlich von der Geneigtheit des deutſchen Publikums her, ſich in poetiſchen Werken Einzelnes gefallen zu laſſen, ſtatt einen Eindruck des Ganzen aufzunehmen; von der Eitelkeit, lieber ſeine eigne Sagazität zu zeigen, indem man Getrenntes verbindet, Schwankendes unterſtützt, dunkel Angedeutetes hervorhebt, als ſich mit unbefangener Hingebung die Herrſchaft eines Autors in ſeiner Welt gefallen zu laſſen. Auf dieſe Art entſtand die Vorliebe für das Unfertige, das Skizzenhafte und von dieſem zum Fratzenhaften ſind zwar mehrere, aber unvermeidliche Schritte. Das Gefühl iſt der heilige Wächter der Kunſt, der Probierſtein des Gefühls aber iſt die Kontinuität ſeiner Momente, das Ununterbrochene des Eindrucks. So wie ein Heuchler dich in einzelnen Begegnungen leicht täuſchen kann, fortwährend beobachtet, in nächſte Nähe gezogen, aber das Gewicht ſeiner Aufgabe nicht immer mit gleicher Stärke zu tragen vermag, ſo wird auch das poetiſch Gemachte, wenn es kein Moment überſpringen darf, durch Abweſenheiten und Streiche ins Leere ſeine Schwächen nur zu bald verrathen, und der Lügner ſteht da.

Es iſt an Goethe hart getadelt worden, daß er ſich der ſogenannten romantiſchen Schule, ja den beſſern Hervorbringungen derſelben, den Genoveven und Oktavianen ſo hartnäckig widerſetzte; er wußte aber, wohin derlei führt, er wußte, daß eine Form, die ſich vom Stoffe beherrſchen läßt, ſtatt ihn zu beherrſchen, den Keim der Fratze nothwendig in ſich trägt; wußte, daß nicht die Ausdehnung, ſondern das Erfülltſein den Gehalt beſtimmt; wußte, daß Künſtler machen; andeuten und anregen aber die Sache der Stümper iſt.

So hat anregend und aufreizend ſtatt befriedigend die deutſche Poeſie immer weiter um ſich gegriffen und da, um Eindruck zu machen, der Stoff nur durch Ueberſchwänglichkeit Das erſetzen kann, was der Behandlung abgeht, ſo iſt die Poeſie endlich theils der Proſa verfallen, indem ſie ſelbſt das Streben aufgab, eine paſſende Form zu finden, theils der Fratze, indem ſie in eine Form zu preſſen ſuchte, was jede Bildſamkeit überragte.

(1847.)

In jedem Dichter iſt ein Denker und ein Künſtler. Hebbel iſt der denkenden Aufgabe vollkommen gewachſen, der künſtleriſchen aber gar nicht. Oder mit andern Worten: Der Gedanke macht ſich bei ihm nicht im Eindrucke geltend, ſondern in der Reflexion.

Preisluſtſpiele.

(1850.)

Der dicke Tiſchler. Haltung und Führung des Stückes ſehr gut, ja vortrefflich. Der Hauptgedanke aber mehr ſpaßhaft als komiſch, oder, wenn man will, mehr komiſch als dramatiſch. Das Stück hat nämlich keine Handlung, d. h. weder Verwicklung noch Entwicklung, da der Spaß ohne Zweck unternommen wird und aufhört ohne Folge. Die Perſonen befinden ſich in der Hauptſache am Schluß völlig in der nämlichen Lage wie zu Anfange. Dem Ganzen fehlt daher die eigentliche Spannung. Es iſt uns völlig gleichgiltig, ob der Tiſchler länger oder kürzer närriſch ſein werde; es müßte nur, und zwar höchſt wahrſcheinlich, das Mitleid ſich einmiſchen, was aber keine komiſche, ſondern vielmehr peinliche Wirkung machen muß.

Gegen das Ende zu wird Brunelleschi Hauptfigur und das Luſtſpiel geht in das Künſtlerdrama über, wodurch es aller Gebrechen der letztern Gattung theilhaft wird, vor Allem, daß nicht mehr die allgemeine Menſchennatur, ſondern der ſpezielle Antheil an irgend einem Künſtler oder Kunſtwerke den Gehalt, das Intereſſe hergibt. Nun iſt aber weder Brunelleschi noch die doppelte Kuppel des Domes in Florenz ſo lebendig in der Erinnerung, der, wenigſtens der deutſchen Zuſeher, als daß der Abſchluß eines Gemüths-Antheiles ſich irgend befriedigend darauf gründen ließe.

Der Verfaſſer ſollte ſein Stück ins Italieniſche überſetzen laſſen. In Florenz würde es ſeine vollkommene Wirkung machen.

General Suwarow. Man freut ſich, in dem Verfaſſer einen ſo geſcheidten, ja begabten Mann kennen zu lernen. Der Charakter Suwarows iſt zwar von der Geſchichte bis in die kleinſten Details gegeben, es iſt aber nichts Geringes, Alles, was er im Stücke thut und ſagt, mit dieſem gegebenen Charakter ſo völlig in Uebereinſtimmung zu bringen. Ganz erfunden und in ihrer Art eben ſo vortrefflich iſt die Figur der Tochter des wunderlichen Helden. Auch gegen die übrigen

Perſonen läßt ſich theils nichts, theils nicht viel einwenden. Als Luſtſpiel betrachtet, bilden aber ſchon die Gräuel der Einnahme von Praga ein ſonderbares Ingredienz eines ſolchen.

Ferner iſt die ſpezielle Komödien-Verwicklung, das Auftreten Nataliens als Pope und ihr Habhaftwerden der entſcheidenden Briefſchaften, ſo der kunſtloſeſten Volkspoeſie, ja der Pantomime entnommen, daß ich nicht weiß, ob ein gebildetes Publikum ſich Derlei nur irgend werde gefallen laſſen. Gerade die verſtändigſten Leute ſind am meiſten in Gefahr, unverſtändig zu werden, wenn ſie aus dem Gebiete des Verſtandes in das der erfindenden Phantaſie übergehen ſollen.

Endlich und hauptſächlich dürfte ſich in der ganzen Schauſpielerwelt kaum ein Künſtler finden, der nicht ſowohl in ſeinem Talente, als in der Großartigkeit ſeiner Menſchennatur ein Gegengewicht fände gegen die Bouffonerien des blutbeſpritzten Poſſenreißers. Suwarows Charakter erſcheint ſelbſt in der Geſchichte uns nur darum als möglich, weil er wirklich war.

Die Kunſt dagegen leitet umgekehrt alle ihre Wirklichkeit aus der Möglichkeit und Begreiflichkeit her. Der Schauſpieler hat keine Schlachten gewonnen, daß man ihm ſeine Bockſprünge darüber verzeihen ſollte. Dieſe Trennung des Schauſpielers von der dargeſtellten Perſon tritt aber jedesmal ein, wenn der Schein und die Sache in gar zu grellen Widerſpruch geſetzt werden.

Man ſage nicht: es geht den Dichter wenig an, ob ein Schauſpieler für ſeine Rolle ſich finde oder nicht. Der Verfaſſer hat offenbar ſelbſt keine künſtleriſche Anſchauung ſeines Helden vor ſich gehabt. Er hat der Geſchichte die getrennten Theile nachgebildet, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie ſich im Eindrucke möglicherweiſe verbinden ließen.

Morgen iſt auch ein Tag! Dem Stücke hilft nichts, daß der Verfaſſer ein geſcheidter Menſch, die Anlage der Charaktere gut und das Geſpräch nicht ohne Geiſt iſt; die beinahe völlige Stoffloſigkeit und die dadurch herbeigeführte gräßliche Langeweile ſchließen es nicht nur vom Preiſe, ſondern ſelbſt von der Möglichkeit der Aufführung aus.

Luſtſpiel und Lokomotive. Der Gedanke, die beiden Preisaufgaben zum Inhalte eines Preisluſtſpieles zu machen, recht gut und eigentlich originell. Dagegen die Motive der Handlung und Intrigue oft dageweſen und verbraucht. Wäre der dritte Akt ſo gut als die beiden erſten, ſo konnte man ſich wenigſtens einen guten Erfolg auf dem Theater verſprechen. Für den Preis iſt es denn doch gar zu bluettenartig.

Wie im goldenen Zeitalter mit dem Motto: Honeste servit qui succumbit tempori (allenfalls, nach dem Wahlſpruch zu ſchließen, von Raupach) habe ich gar nicht geleſen, da es ſo klein geſchrieben iſt, daß ich nicht eine Zeile, viel weniger das ganze Stück hinter mich bringen konnte.

Die Krone von Cypern. Der Verfaſſer ſcheint gar nicht übel zu ſein, das Stück aber iſt im höchſten Grade langweilig. Wäre nicht einmal die Aufführung zu riskiren.

Der kategoriſche Imperativ. Offenbar das beſte von den Preisluſtſpielen, die ich bis jetzt geleſen habe. Als Luſtſpiel läßt ſich allerdings viel dagegen einwenden. Einmal iſt es ziemlich ungeſchickt, die beinahe vergeſſenen Narrheiten einer vergangenen Zeit — hier den kategoriſchen Imperativ der Kantianer — zu einem dramatiſchen Hebel für die Gegenwart zu brauchen; andererſeits kann in keinem Luſtſpiele der letzte Akt vier Monate nach den früheren ſpielen. Im heroiſchen Trauerſpiele geht Das an. Dort iſt die Einheit der Zeit eigentlich die Zeitloſigkeit; über der Großartigkeit der Ereigniſſe gibt man auf den Zeitverlauf gar nicht acht. Im Luſtſpiele aber, beſonders wo, wie im gegenwärtigen, das Ganze auf ſeinen pſychologiſchen Verwicklungen beruht, iſt jedes Abbrechen eine Lücke, und Lücken darf kein Kunſtwerk haben. Dagegen iſt das Stück als Charaktergemälde und — da es ſich hier um Luſtſpiele handelt — als luſtiges, vortrefflich; der dicke Tiſchler entſpricht den äußeren Erforderniſſen mehr, der kategoriſche Imperativ aber hat alle inneren in einem bei weitem höheren Grade, darunter auch das der komiſchen Wirkung, welche bei erſterem höchſt problematiſch iſt.

Peter und Magelone. Abgeſchmackt und im höchſten Grade langweilig. Was mich bei dieſen ſchlechten Stücken kränkt, iſt, daß ſie offenbar von geſcheidten Leuten herrühren. Daß Dummköpfe albernes Zeug ſchreiben, iſt in der Ordnung, wenn aber die Vernünftigen in dieſer Art radotieren, ſo liegt der Grund offenbar in der Verkehrtheit des allgemeinen Mediums. Ich fürchte beinahe, daß dieſes romantiſche Luſtſpiel von Hermannsthal ſei und ihn Hebbels Rubin zu derlei Selbſtvergeſſenheiten gebracht habe.

Prudenza. Die Figuren ſehr gut charakteriſirt, der Dialog vorzüglich, in dem Ganzen Spuren einer höchſt ſchätzenswerthen Bildung; was aber fehlt, iſt das eigentliche Intereſſe. Der Mittelpunkt der Handlung, die Bekehrung einer femme savante, wird durch die Abenteuer eines verzogenen Kindes, des zwölfjährigen Prinzen, ganz verdeckt und in den Hintergrund geſchoben. Dieſer verliebte Knabe, der ſchon für ſich an das Widerliche ſtreift, wird noch dadurch um alle Geltung gebracht, daß er ſelbſt und ſeine Begebenheiten nur zu ſehr, en laid, an den Pagen in Figaro's Hochzeit erinnern. Alles, was der femme savante geſchieht, könnte jedem zwanzigjährigen Weibe eben ſo gut geſchehen und ſteht mit ihrer ſpäteren Bekehrung in gar keinem Zuſammenhange, höchſtens daß ſie einmal im Vorübergehen vom Herzoge ausgelacht wird, was aber keine große Wirkung auf ſie machen kann, da ſie ihn nicht einmal achtet, ja er überhaupt nicht ſehr achtbar iſt.

Alle ſpekuliren. Das Stück iſt allerdings mit einer Art derbem Geſchick gemacht. Die Figur des Bedienten, der auf Aktien ſpekulirt, wäre gut genug. Aber die Rohheit des Ganzen und daß die Verwicklung, an der es nicht fehlt, einerſeits auf weit hergeholte Umſtände gebaut iſt, andererſeits durch die Widerlichkeit der Charaktere und ihrer Verhältniſſe abſtoßend, ja langweilig wird, ſchließt dieſes Machwerk (im beſſern Sinne des Wortes) von aller Berückſichtigung aus.

Shakeſpeare's Liebeslaunen. Das Stück iſt ſo übel nicht und könnte mit einigen Aenderungen ſogar aufgeführt werden, beſonders da eine allbekannte Anekdote zu Grunde liegt, ſo daß der Mattigkeit der Verwicklung durch ein biographiſches Intereſſe zu Hülfe gekommen würde. Das Publikum möchte es kaum übel nehmen, daß der unſterbliche Werth Shakeſpeare's ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen in voller Geltung erkannt worden ſei, ſo wie daß man ſchon damals bereit geweſen, dem ausgezeichneten Künſtler ein Privilegium für alle Schwächen und Verirrungen des Lebens zuzugeſtehen. Die Perſonen ſind gut, obgleich mit einem erborgten (ſhakeſpeareſchen) Humor. Daß unter den Schauſpielern auch eine Schauſpielerin vorkommt, iſt freilich ein ſchwer zu verdauender Anachronismus. Vom Preiſe wird es, gegenüber den andern, durch den Mangel an Eigenthümlichkeit und an durchgreifendem Intereſſe ausgeſchloſſen.

Bankier Siegfried. Bisher habe ich mangelhafte Stücke geleſen, langweilige, verfehlte; hier iſt nun einmal auch ein ſchlechtes, und zwar um ſo mehr, als das Urtheil über das Stück auf den Verfaſſer zurückſchlägt. Hier fehlt es außer der poetiſchen Befähigung auch an der proſaiſchen.

Das Preisluſtſpiel. Dieſes Stück (wahrſcheinlich von Prechtler) verräth allerdings Talent. Einzelnheiten ſind ſogar recht gut. Aber die Verwicklung iſt zu roh und zu wohlfeil. Daß eine Frau Demjenigen unter den eben Anweſenden ihre Hand verſpricht, der ein Luſtſpiel geſchrieben haben werde, das in der ausgeſchriebenen Bewerbung den Preis erhält, erinnert an die Gattung der falſchen Primadonna und der falſchen Indianer in Krahwinkel, und wäre Jedem eingefallen, dem die Erfindung nicht zu wohlfeil geſchienen hätte. Dann, wenn ſie auch in ihrem Liebhaber das meiſte Talent vorausſetzt, befindet ſich in der Geſellſchaft noch ein anderer Literat, der Journaliſt Weller, abgerechnet den Fall, der auch ſpäter wirklich eintritt, daß Jemand ſich ein Luſtſpiel von einem Andern werde machen laſſen. Als der Liebhaber, um ſie für ihren Leichtſinn zu ſtrafen, ſein Luſtſpiel dem Gecken Thalheim überläßt und dieſes Luſtſpiel den Preis erhält, wird dem

Letzteren willkürlich die Bedingung geſetzt, daß er ſich Schlag 10 Uhr zur Verlobung einfinden werde, und er inzwiſchen wegen Schulden in Arreſt geſetzt. Auf dieſe Art hätte er ſeinen Anſpruch auf Eugeniens Hand bereits verloren. Der wahre Autor will es aber noch weiter treiben, denn er hat verſprochen, ſeine Autorſchaft zu verſchweigen, und er will den Gecken zwingen, ſelbſt die Unterſchiebung zu geſtehen. Er kauft ihn daher aus dem Schuldenarreſt los, ſo daß er zur Verlobung erſcheinen kann; im Augenblick der Unterzeichnung aber erſcheint ein als Polizeikommiſſär verkleideter Schauſpieler, der den Verfaſſer wegen radikalen Inhaltes ſeines Stückes in Kriminalarreſt führen will, wodurch denn die nöthigen Geſtändniſſe herbeigeführt werden. Es iſt möglich, daß das Publikum über alle dieſe Plumpheiten hinausgeht und ſich dabei köſtlich amüſirt, aber die künſtleriſche Beurtheilung kann ſich derlei nicht gefallen laſſen.

Querſtreiche. Eine Bearbeitung von Molière's Etourdi, wie der Verfaſſer ſelbſt in einem kurzen Vorworte eingeſteht. Da tritt nun von vornherein ſchon der Uebelſtand ein, daß die naiven Verhältniſſe und Ereigniſſe des Originals unſerer Zeit noch viel entfernter liegen als der Zeit Molière's und es eines doppelt ſo großen Talents als des ſeinigen bedürfte, um der Gegenwart dieſelben annehmbar zu machen, welches Talent denn, wie natürlich, der Verfaſſer der Bearbeitung nicht hat. Ja, indem der Verfaſſer fühlte, daß die immer wiederkehrenden étourderies von Molière's Liebhaber etwas willkürlich Einförmiges haben, ſuchte er dieſelben nach Möglichkeit zu maskiren und aus dem Geſichtspunkte zu rücken, wodurch aber alles Das, wozu bei Molière dieſe Figur durch die Abſicht des Dichters gleichſam prädeſtinirt iſt, in der Bearbeitung auf die Perſon ſelbſt fällt, welche dadurch einen Grad von Albernheit bekommt, der das Intereſſe ausſchließt. Alle dieſe Umſtände, verbunden mit Mangel an dramatiſchem Geſchick und komiſcher Kraft, machen in den zwei erſten Akten das Stück unendlich ſchwach, und es würde keine Beſprechung verdienen, wenn nicht im dritten Akte eine höchſt ingenioſe Wendung einträte, die Molière's ſelbſt würdig wäre, da ſie bei ihm nicht vorkommt. Lelio nämlich, oder wie er in der Bearbeitung heißt, Hilario, in Verzweiflung über die durch ihn herbeigeführten Störungen, beſchließt, ſich ſelbſt die Möglichkeit zu neuen Unbeſonnenheiten abzuſchneiden. Er läßt ſich von ſeinem Diener in ſein Haus einſchließen und ſchwört hoch und theuer, es unter keiner Bedingung zu verlaſſen. Nun brauchte aber jener Diener gerade ſein Zeugniß zur Bekräftigung einer neu angezettelten Spitzbüberei. Er ruft ihn wiederholt und dringend, ſchließt ſelbſt das Haus auf. Hilario aber, der glaubt, man wolle nur ſeinen Vorſatz auf die Probe ſtellen, weigert ſich hartnäckig und vereitelt nun durch ſein Nicht-Handeln die zu ſeinen Gunſten angelegten Pläne, wie vorher durch ſein Handeln. Wie denn überhaupt der gute Gedanke die entſprechende Behandlung gleichſam von ſelbſt herbeiführt, hebt ſich das Stück an dieſer Stelle auch in der Darſtellung, ſinkt aber bald wieder, da es die von vornherein angelegten Entwicklungsgänge einhalten muß. Bei Molière fällt der Schluß allerdings wie vom Himmel. Hier wird er weitläuftig angelegt, ohne darum befriedigender zu ſein, ja die Vorbereitungen dazu beſchweren durch das ganze Stück die Auffaſſung des Zuſehers, und machen am Schluß den Eindruck des Nicht-Könnens, indeß man bei Molière mit einem Nicht-Wollen davon kommt. Das „Dialektiſche" des dritten Aktes würde faſt auf Bäuerle als den Verfaſſer hindeuten, wenn nicht das Ungeſchickte der zwei erſten Akte wäre. Das Talentloſe derſelben würde mich nicht irre machen.

Eſtella von Deinhardſtein. Da iſt nun gleich, was zwar das Stück nichts angeht, wohl aber den Verfaſſer, ehemaligen Theaterdirektor, Cenſor und Redakteur der Jahrbücher der Literatur (!), die kraſſeſte Unwiſſenheit offen zu Tage liegend. Er weiß nicht einmal, daß erſt Ludwig XIV. die Garten von Verſailles angelegt; Haarbeutelperücken zur Zeit Franz des Erſten! Der Unkunde der deutſchen Sprache nicht zu gedenken. So wie Bauernfeld in allen ſeinen Stücken auf den Schauſpieler Fichtner ſpekulirt, ſo ſpekulirt Deinhardſtein auf Löwe. Als Rolle für Letzteren kommt in vorliegendem Stücke auch Benvenuto Cellini vor. Aber was für ein Cellini? Der ſeinem Originale gerade ſo gleicht, wie Hans Sachs dem ſeinigen. Es fehlt nicht an einigen Theaterkniffen, die, von einer vorzüglichen Darſtellung unterſtützt, auf ein ungebildetes Publikum Wirkung machen können; das Ganze aber ſo leer an Charakteriſtik, an innerem Intereſſe und künſtleriſcher Haltung, daß das vorherrſchende Gefühl das des Eckels iſt.

Sammeln und Genießen. Habe ich der blaſſen Tinte und meiner Augen wegen, beſonders in der zweiten Hälfte, ziemlich oberflächlich geleſen. Iſt ein wenig gar zu bürgerlich und kann nur darum ein Luſtſpiel heißen, weil es kein Trauerſpiel iſt. Wäre nicht das burleske Motto und noch dazu aus der Rolle des Kapuziners in Wallenſteins Lager, ſo würde ich auf die Prinzeſſin Animalia von Sachſen als Verfaſſer rathen. Kann nicht in Betrachtung kommen.

Heinrich und Alexis oder Schickſals-Tücken. Da iſt nun ein Talent fürs Komiſche, das beſonders, wenn der Verfaſſer ein noch junger Mann iſt, etwas für die Zukunft erwarten läßt; vorausgeſetzt, daß der zweite Akt, der beſte des Ganzen, nicht etwa einer ähnlichen Situation aus einem franzöſiſchen Luſtſpiel nachgebildet iſt, was ich beinahe fürchten muß, da ein Geſchick dieſer Art unter uns Deutſchen höchſt ſelten iſt. Dieſer Vorzug wird aber mehr als aufgewogen durch einen beträchtlichen Grad von Rohheit und zwar nicht nur einer künſtleriſchen im Plan und in den Ereigniſſen, ſondern auch einer moraliſchen, da die ergötzliche Perſon des Stückes durch den unverhüllt ausgeſprochenen Wunſch, ſeiner Gattin baldmöglichſt durch den Tod entledigt zu werden, geradezu Abſcheu erregen muß. Mit einer durchgreifenden Umarbeitung, aber auch nur ſo, könnte ein gutes Stück daraus werden.

Der Theuerdank. Ein Stück in Verſen, in Reimen ſogar, die aber, ſo verdienſtlich ſie ſonſt ſein mögen, doch im

Drama keine gute Wirkung machen, da es Klappreime ſind, die der Natürlichkeit des Dialogs Eintrag thun. Die Perſonen theils lyriſch allgemein, theils dramatiſch karikirt. Die Verwicklung ſchon öfter dageweſen, nicht glücklich angelegt und geführt, das Stück daher auch ohne Intereſſe. Es dringt ſich wieder die Bemerkung auf, daß die Verfaſſer, die man als Menſchen und als überhaupt begabt, am meiſten ſchätzen möchte, ſich in dieſen Luſtſpielen als die ſchwächſten zeigen.

Gleich und gleich. Vielleicht von Raupach. Wenigſtens hat es alle Vorzüge, die man von einem ſo verſtändigen und begabten Manne vorausſetzen kann und zugleich jene Gebrechen, die mitunter bei Raupachs beſten Stücken dem harmoniſchen Eindruck im Wege ſtehen. Glücklicherweiſe laſſen ſich dieſe Gebrechen in dem vorliegenden Luſtſpiele durch kleine Aenderungen, ja durch bloßes Wegſtreichen verbeſſern, ohne daß ſie ihm darum weniger zur Laſt fielen. Da iſt nun von vorn herein der Gedanke, daß das Fräulein vom Hauſe ſich in den Bedienten ihres abweſenden Couſin verliebt, dadurch, daß ſie im Namen ihrer ungebildeten Kammerjungfer mit dieſem Bedienten korreſpondirt, wobei ſie von deſſen Briefen entzückt wird; welche Briefe aber, ohne daß ſie es ahnet, aus denſelben Gründen im Namen des Bedienten von dem Herrn deſſelben geſchrieben werden. Ein an ſich ſehr glückliches Motiv. Nur hat der Verfaſſer nicht gefühlt, daß — was auch das bekannte ruſſiſche Trauerſpiel Raupachs widerlich macht — ein Sklave Träger der Poeſie ſein kann, ein Leibeigener; ein Bedienter aber nie. Aufs allerhöchſte erſt dann, wenn wir uns vorher durch Aug und Ohr von ſeiner edlen Natur hinreichend überzeugt hätten, wozu ein paar vorgeleſene Stellen aus einem Briefe deſſelben bei weitem nicht hinreichen. Daß der Couſin auf Reiſen ſich in das Kammermädchen aus ihren vermeinten Briefen verliebt, dagegen iſt nichts einzuwenden; die Couſine aber muß ſich höchſtens von Mitleid hingeriſſen, ſympathiſch berührt finden und nicht in voller Liebesgluth, wie hier geſchieht; was ſich aber, wie geſagt, durch Wegſtreichen einzelner Ausbrüche ins Gleiche bringen läßt. Dieſer im Grunde magere Stoff iſt mit ſo viel Kunſt ausgeſponnen (vielleicht zu ſehr für die Bühnenwirkung), die Perſonen ſind ſo gut gehalten, namentlich das Kammermädchen, der Bediente, der Herr vom Hauſe, daß man ſich wenigſtens nicht gegenüber der Kunſt zu ſchämen braucht, wenn man dem Stücke den Preis zuerkennt. Nun gefällt mir allerdings Bauernfelds kategoriſcher Imperativ — nicht als Luſtſpiel, wohl aber als Kundgebung eines glücklicheren Naturells — beſſer; aber der Preis iſt nicht von einer Akademie der Wiſſenſchaften oder Künſte, ſondern von einer Theaterdirektion ausgeſchrieben, die Aufführbarkeit gehört daher unter die nothwendigen Erforderniſſe. Beim kategoriſchen Imperativ wird aber weder die Aufführung von der Behörde zugelaſſen werden, noch iſt es nach ächten Kunſtanſichten zu rechtfertigen, daß in dem Bankier jenes Stückes eine beſtimmte Perſon, der Baron Rothſchild nämlich, dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben werde.

Ein deutſcher Schriftſteller. Habe ich wegen Kleinheit der Schrift und Bläſſe der Tinte nicht leſen können. Es iſt aber ſchon die Idee unglücklich, Leſſing zum Helden eines Stückes zu machen und ſich einzubilden, man könne einen ſolchen Heroen des Geiſtes ſeiner würdig reden und handeln laſſen. Uebrigens ſcheint der Verfaſſer nicht übel, obgleich Leſſing ſchon gleich Anfangs ſo von ſeinem Werthe ſpricht, als allenfalls wir von ihm ſprechen. Transeat!

Wittwen. Das Ganze beinahe ſtofflos, oder vielmehr was darin dem Stoffe angehört eher den Eindruck ſtörend als fördernd. Ueberhaupt der Fehler des Verfaſſers, daß er ſowohl in der Fabel als in der Behandlung eine augenblickliche Wirkung von Dem erwartet, was erſt die Reflexion zur Geltung bringen kann. Die Verwicklung, die aus der heimlichen Ehe der einen der beiden Wittwen hervorgeht, das Wunderlichſte und Unwahrſcheinlichſte, was man ſich denken kann. Die Entwicklung beſteht nur darin, daß die Leute ſich endlich gefallen laſſen, was unverändert bleibt. Von den Perſonen einige ſehr gut, namentlich die zweite Wittwe, und in dem Dialog Stellen und Züge, die dem Verfaſſer die größte Ehre machen. Nach der Adreſſe ſcheint er ein Landsmann. Ich möchte ihn wohl kennen lernen.

Mademoiselle Histoire. Schon der politiſch revolutionäre Hintergrund widerlich, obgleich im ausgleichenden Sinne aufgefaßt. Die Verwicklungen theils nicht geſchickt angelegt, theils in ihren Reſultaten übereilt und unbefriedigend. Von den Perſonen höchſtens der alte Regiſtrator, der eine vorübergehend komiſche Wirkung verſpricht.

Das Krämermädchen. Gegen das Stück läßt ſich wenig einwenden, nur iſt die Verwicklung zu durchſichtig, ſteigert ſich nirgends zur eigentlichen Spannung und die Entwicklung kündigt ſich ſchon zu früh an. Wäre zum Acceſſit zuzulaſſen. Nur müßte die erſte Bekanntſchaft des Barons mit dem vermeinten Krämermädchen von etwas länger datiren. In der gegenwärtigen Faſſung iſt das Ganze zu romanhaft, ohne romantiſch zu ſein.

Das Maskenfeſt zu Fiſchbach. Man muß das Stück bis zu Ende leſen, um erſt am Schluß ſich zu überzeugen, daß es nicht ſo ganz und gar unſinnig iſt, als man während des ganzen Verlaufes glauben mußte.

Der Täufling des Kardinals. Schade, daß das unbeſtreitbare Talent des Verfaſſers für das Luſtſpiel durch eine wunderliche Wendung des Stoffes unwirkſam gemacht wird. Daß der Kardinal Mazarin, um die Liebe des Königs zu ſeiner Nichte im Keime zu erſticken, ihr einen Schein-Liebhaber gibt und hiezu einen ehemaligen Schenkjungen wählt, iſt ſo außer aller Convenienz und Wahrſcheinlichkeit, daß die, ohnehin erſt gegen das Ende wie aus der Luft herabfallende Intrigue, alles befriedigenden Eindrucks entbehrt. Zudem ſind mir im Leſen — vielleicht nur aus Mangel geſpannter Aufmerkſamkeit — ſo Plan als Mittel ziemlich undeutlich geblieben. Es iſt zu fürchten, daß im Fortrollen der Vorſtellung Daſſelbe auch dem Zuſeher begegnen werde. Ich glaube faſt, das Stück iſt von Holtei.

Die Grundſätzlichen. Wenn das Stück, wie ſie ſagen, von Raupach iſt, ſo hat ihm das Alter mehr Schaden zugefügt als mir; denn ich weiß doch, daß Das ſchlecht iſt, was ich ſchreibe, und ich halte damit zurück. Die Grundſätzlichen haben eine zweifache Intrigue, nicht aber eine Doppel-Intrigue, wo zwei neben einander herlaufen, was ſehr gut angeht, ſondern zwei die hinter einander kommen und ſich ablöſen. Nun kann ein Luſtſpiel zwanzig Intriguen als Mittel zu demſelben Zwecke haben, wie der Etourdi oder die fourberies du Scapin, oder vier bis fünf wie der Barbier von Sevilla; aber zwei, Das hebt die Einheit des Stückes auf. Zudem ſind die Verwicklungen beide ſo ohne Zartgefühl und Delicateſſe, daß ſie nur anwidern können. Als ich Raupach, bloß wegen des Werthes der Behandlung, für den Verfaſſer von Gleich für Gleich hielt, habe ich ihm zu viel Ehre angethan. Das gegenwärtige Stück iſt viel ſchlechter, halb pedantiſch und halb roh.

Ein Geheimniß. Der bedeutend langweilige Anfang geht ſpäter in das Niederträchtige über. Die Art, wie die Briefe, welche das Geheimniß bilden, von allen Perſonen des Stückes durch verſchiedene Mittel und zu verſchiedenen Zwecken gleich eifrig geſucht werden, hat etwas einer künſtleriſchen Verwicklung ähnliches. Nur ſchade, daß die Majorin, als Hauptintereſſentin, nur ihrem Manne zu ſagen braucht, daß ſie, bevor ſie ihn gekannt, mit ſeinem nun bereits verſtorbenen Freunde in einem Liebesverhältniß geſtanden habe, um die ganze Intrigue zu Waſſer zu machen. An dieſem Grundübel würde das Intereſſe ſcheitern, wenn es auch nicht zu Lüge, Betrug, ja eigentlichem Diebſtahl ſeine Zuflucht nehmen müßte.

Das Fräulein von Reval. Offenbar von einem ältern Manne. Haltung und Führung, wie ſie allenfalls von einem Verehrer der Minna von Barnhelm zu erwarten wäre, mit welchem Stücke das vorliegende — verſteht ſich: aus gehöriger

Entfernung — eine gewiſſe Familien-Aehnlichkeit hat. Der Hauptfehler beſteht darin, daß man ſchon beim erſten Eintreten der Verwicklung, in den erſten Scenen des Stückes, die ganze Entwicklung voraus weiß. Das iſt kein Fehler des Verfaſſers, dem offenbar um ein ſolches Geheimhalten gar nicht zu thun war; wohl aber ein Fehler für den Zuſeher, da das Stück dadurch aller Spannung entbehrt. Die Figuren und Begebenheiten, in denen auf dieſe Art das Intereſſe ſich allein conzentrirt, ſind, obwohl großentheils recht gut, doch nicht bedeutend genug, um für ſich allein die Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Der Eindruck dürfte daher ein ſehr matter ſein.

Der Liebesbrief. Gehört unter die beſſern der eingeſandten Stücke, obgleich der Liebesbrief, der in drei verſchiedenen Exemplaren an drei verſchiedene Frauenzimmer gelangt, und von dem man eine Verwicklung erwartet, in einen bloßen Spaß ausgeht, da er auf die Handlung gar keinen Einfluß nimmt. Verdiente allenfalls die Aufführung.

Bühne und Leben. Die Geſchichte von Garriks Engagement auf dem Londoner Theater. Es bewegt ſich immerfort im Kreiſe und bleibt daher auf dem nämlichen Punkte ſtehen — Es würde ungeheuer ermüden, um nicht zu ſagen langweilen, obgleich das Einzelne nicht ohne Geſchick, ja ſelbſt nicht ohne Talent iſt.

(1851.)

Das gekrönte Preisſtück „der kategoriſche Imperativ“ hat in der Darſtellung nicht gefallen, oder, wie Manche behaupten, ſogar mißfallen. Ich will hier weder eine Apologie des Stückes ſchreiben, noch der Preisrichter, unter die ich auch gehöre, ſondern den Sachverhalt darlegen und daran einige Bemerkungen knüpfen.

Unter den 103 Stücken, welche zur Bewerbung um den Preis eingingen, fand ſich keins, das ihn verdient hätte. Eines darunter von unſerm Landsmann Kritſch war vortrefflich, ja muſterhaft gemacht; der Verfaſſer hatte ſich aber im Stoffe vergriffen. Ein zweites, aus der ruſſiſchen Geſchichte, zeigte von einer ausgezeichneten Geiſteskraft des Verfaſſers, aber die eigentliche Luſtſpielverwicklung war unendlich ſchwach und es trat auch der Umſtand ein, daß die Hauptfigur möglicherweiſe gar nicht darzuſtellen war. Ein drittes in fünf Akten, im beſten Tone des ältern Luſtſpiels gehalten, war zu ſehr ausgeſponnen und trainirte, beſonders im letzten Akte, hätte auch bei der Aufführung eine dem Umfange nach geringe, aber höchſt weſentliche Aenderung erfordert, welche gegenüber den andern Preisbewerbern nicht vorgenommen werden konnte. Ein viertes, ohne Anſtand aufzuführendes, hatte doch zu wenig Qualitäten, um es aus dem Standpunkte der Kunſt bevorzugen zu können.

Es blieb daher nichts übrig, als aus ſo vielen mangelhaften Stücken dasjenige auszuwählen, das gerechten Anforderungen doch wenigſtens am nächſten kam.

Der kategoriſche Imperativ (ſchon der Titel iſt ein Mißgriff) hat alle Mängel der frühern Bauernfeld'ſchen Stücke, und, die Wahrheit zu ſagen, wenig von ihren Vorzügen. Letztere ſchienen aber doch immer genug, um auch in der Darſtellung jenes Intereſſe zu erwecken, das man bei der Leſung lebhaft empfunden hatte. Man ſpreche mir hier nicht von dem Unterſchiede der Lektüre und der Darſtellung. Der Schreiber gegenwärtiger Zeilen kennt dieſen Unterſchied genau und weiß ſehr gut, was ſich darſtellen läßt und was nicht.

(1836.)

Bauernfeld iſt glücklich in der Charakteriſtik der Nebenperſonen, weil er dieſe negativ halten kann und nur abgeriſſen, ſprungweiſe einzuführen braucht. Die Charaktere der Hauptperſonen ſind unbedeutend oder höchſt allgemein. Daſſelbe gilt von den meiſten der neueren Dichter. Wo ſie den Charakter einer Hauptperſon feſthalten, wird er ihnen zum Begriff, wenn nicht zur Karikatur, oder die Handlung des Ganzen leidet darunter und ſinkt auf Null herab. Nicht die Charakteriſtik iſt ſchwer, ſondern die Verſchmelzung der Charaktere mit dem Stoffe.

VI.

Theaterkritiken.

(1818.)

Am 12. Mai im Theater nächſt der Burg: Taſſo. Mlle. Böhler aus Leipzig und Herr Lemm aus Berlin gaben die Rollen der Prinzeſſin und des Antonio als Gäſte. Eine Schauſpielerin thut vielleicht nicht wohl, die Rolle dieſer Prinzeſſin zu ihrem erſten Auftritt auf einer fremden Bühne zu wählen. Man möchte bei einer ſolchen Gelegenheit ſich dem neuen Publikum doch gleich im beſten Lichte zeigen und demſelben ſo viel Seiten ſeines Talentes vor die Augen bringen, als nur irgend angehen mag. Einfach und in ſich ſelbſt begründet wie dieſe Prinzeſſin iſt, ohne Glanz und Schimmer — faſt farblos möcht' ich ſie nennen — iſt ſie ſo durchaus negativ gehalten, daß ſie, richtig dargeſtellt, immer nur als Glied des Ganzen gelten, nie aber ſehr merklich hervortreten kann. Ja, man möchte überhaupt beinahe glauben, daß es irgend einem Frauenzimmer von Geiſt und Gefühl auf einer Privatbühne leichter gelingen möchte, in dieſer Rolle zu befriedigen, als der erſten Schauſpielerin auf dem öffentlichen Theater. Das Eigenthümliche dieſer Prinzeſſin beſteht eben darin, ganz und gar keine Schauſpielerin zu ſein; nichts zu ſcheinen. Das gibt durchaus keine Rolle.

Wer der letzten Vorſtellung des Taſſo beigewohnt hat, wird aus dieſer Darlegung unſere Anſicht nun wohl abnehmen, wo Dlle. Böhler uns vortrefflich ſcheinen mußte, und wo ſie uns zu wünſchen übrig ließ. Das Spiel der Mlle. Böhler iſt nicht frei von Manier. Das thut nie gute Wirkung, am wenigſten in der hier angezeigten Rolle. Der

Vortrag dieſer Schauſpielerin iſt in hohem Grade deklamatoriſch. Alle Stellen, wo dieſe Art des Vortrags am Platze war, gelangen ihr vortrefflich, dagegen verfiel ſie aber häufig in den Fehler, Dinge, die leicht geſagt ſein wollen, zu ſehr hervorzuheben. Beſonders war Dieß der Fall im 1. Aufzuge. Dieſe Rolle verträgt durchaus keine eigentlich deklamatoriſche Behandlung. Vom 3. Aufzuge an ließ ſich Dlle. Böhler verleiten etwas von dem Tone der unglücklichen Liebhaberin anzunehmen. Die Prinzeſſin liebt wohl und iſt nicht glücklich; aber dieſelben Gefühle wirken bei verſchiedenen Menſchen verſchieden. Alles was ſich hierüber ſagen ließe, iſt in den wenigen Zeilen enthalten, die der Dichter Leonore Sanvitale in den Mund legt:

. . . . ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Mondes
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher.

Es iſt wohl begreiflich, daß Leonore gerade da, wo ſie dieſe Worte ſagt, alle Urſache hat zu ihrer eigenen Rechtfertigung, der Bedürfnißloſigkeit ihrer Freundin das Gewand der Apathie zu leihen, nichts deſto weniger aber ſind doch dieſe Worte der Schlüſſel zu dem Charakter der Prinzeſſin. Aber genug gekrittelt. Dlle. Böhler hat in dieſer Rolle gezeigt, was ſie in andern zu leiſten im Stande iſt. Und genau betrachtet kann man als Prinzeſſin im Taſſo Manches zu wünſchen übrig laſſen, und noch immer eine bedeutende Schauſpielerin ſein. Wer denkt nicht hiebei an die Vorgängerin der Dlle. Böhler in dieſer Rolle, deren Andenken noch in allen Herzen lebt, und die doch auch an derſelben Stelle dieſelben Klippen fand. — Das Publikum erkannte das Schwierige der Aufgabe und, ließ dem Verdienſte des ſchönen Gaſtes bei jeder gelungenen Stelle volle Gerechtigkeit widerfahren.

Antonio war Herr Lemm. Seine beiden früheren Darſtellungen auf unſerer Bühne hatten zu freudigen Erwartungen berechtigt und — ſie wurden erfüllt. Herr Lemm hat ſeine ungeheuer ſchwierige Aufgabe als ein Mann gelöst, der weiß, was er will, und was er will auch kann. Wenn man ſchon tadeln wollte, könnte man erinnern, daß der ſchroffe, kalte Antonio nicht bloß Staatsmann, daß er offenbar auch Hofmann iſt. Nicht als wollte man dem tüchtigen Manne das Reverenzenweſen, das ſich Manche bei dem Worte: Hofmann denken und als das Höchſte preiſen, aufheften. Gott behüte! Laßt uns die Karikaturen der Aſſembleezimmer dahin verbannen, wohin ſie gehören, und uns wohl hüten, die heitern Laubgänge der Kunſt in Spitzſäulen und Schnörkelpartien der Converſation zu verſchneiden, damit uns das Theater ein Zufluchtsort ſei vor der Erbärmlichkeit des Alltagslebens und nicht ein reflektirender Spiegel deſſelben. Alſo nicht ſo iſt's gemeint. Aber es dünkte uns, als ob Antonio bei ſeinem erſten Auftreten die Unterordnung außer Acht gelaſſen hätte, die den Hofmann charakteriſirt. Herr Lemm trat im erſten Aufzuge offenbar zu ſehr vor und erlaubte ſich im Ton der Rede und in ſeinen Bewegungen Manches, was Antonio wohl nicht gewagt hätte. Auch kam uns vor, als ob er gleich anfangs ſich von dem Beſtreben, den Gegenſatz der Proſa gegen den Stellvertreter der Poeſie zu markiren, etwas zu ſehr hätte beſtimmen laſſen. In den folgenden Akten kam Herr Lemm von dieſen kleinen Abwegen ganz zurück. Eine Anmerkung, die übrigens auf Herrn Lemms ganze Darſtellung geht, iſt dieſe, daß er im Vortrage — ob aus Mangel des Athmens, oder durch das Beſtreben irre geleitet, den Rhythmus in den Reden des proſaiſchen Antonio aufzuheben, oder endlich aus übler Angewohnheit — Verſe und Conſtruktionen öfters auf eine unangenehme Art zerreißt, wodurch manchmal wohl gar der Sinn verloren geht. Auch ſprach er manchmal zu leiſe. Was außer dem muſterhaften Auffaſſen des Ganzen der Rolle in ſeiner Darſtellung noch einzeln lobenswerth war, hat das Publikum durch ſeine oft wiederholten Zeichen des Beifalls laut genug bezeichnet. Er und Mlle. Böhler wurden am Schluß der Vorſtellung gerufen; die übrigen Darſtellenden trugen Alles bei, um den Abend zu einem der genußreichſten zu machen, die man irgend haben kann. Mit alten Bekannten macht man wenig Umſtände, ſie wiſſen ja doch von lange her, was ſie uns gelten. Aber die Gerechtigkeit fordert, das meiſterhafte Spiel der Mad. Löwe herauszuheben, die ſich ganz der gewöhnlich nicht genug überlegten Ehre würdig zeigte, Goethe's Geiſte zum Organ zu dienen. Sie kann wohl muſterhaft in ihrem Beſtreben genannt werden, nicht mehr aber auch Das alles in ihrer Rolle geben zu wollen, was der Dichter hinein gelegt hat. Rauſchender Beifall, die Zuhörer nicht weniger ehrend als die Künſtlerin, belohnte ihr ſchönes Hinwirken zum Ganzen. Schließlich ſei es mir noch erlaubt dem Publikum ein Compliment zu machen über die Art, wie es das Ganze aufnahm und das Einzelne. Ich müßte mich ſehr irren, oder Wien ſteht am Eingange einer ſchönen Zeit.

(1833.)

Aufführung der Oper: Robert der Teufel im Theater am Kärnthnerthor.

Die Aufmerkſamkeit des Publikums war ſeit lange auf dieſe Vorſtellung gerichtet. Es hatten ſich geradezu zwei Partheien gebildet, die nach ihrer Vorliebe oder Abneigung die verſchiedenartigſten Ergebniſſe im Vergleich mit der Aufführung derſelben Oper im Theater in der Joſephſtadt vorausſagten. Der Erfolg hat wunderbarer Weiſe den Erwartungen beider Theile entſprochen. Indeß die gewöhnlichen Beſucher des Kärnthnerthortheaters in der Leiſtung dieſes Abends alles Dasjenige fanden, was man von einer reich dotirten, in gutem fundus instructus befindlichen Anſtalt mit Recht erwarten darf, bemerkten auf der andern Seite die Freunde der Joſephſtädter-Darſtellungen, daß ſie von dem Antheile, den ſie ihren dortigen Lieblingen geſchenkt hatten, nicht das Mindeſte abzuziehen brauchten; ja ihre Achtung für die Leiſtungen und die Leitung jenes Theaters wurde ſelbſt durch jene Partien nur noch vermehrt, wo ſie der reich geſchmückten Stadtdame den Vorzug vor der ſchlichten Vorſtädterin ehrlich einräumen mußten.

Es liegt außer meiner Abſicht, hier von dem Werthe der muſikaliſchen Compoſition zu ſprechen, die, alle andern Vorzüge abgerechnet, mindeſtens den hat, daß ſie — aus der Feder eines Deutſchen gefloſſen — von jener neudeutſchen Anſicht abgeht, welche die Aufgabe der Oper lediglich in der öden, muſikaliſchen Inſtrumentirung eines Textes ſieht und findet. Vor der Hand ſoll nur die Darſtellung beſprochen werden, und zwar die erſte Vorſtellung des Kärthnerthortheaters mit der erſten Vorſtellung in der Joſephſtadt verglichen, welche letztere — was nicht zur Ehre des dortigen Perſonals gereicht — von allen Wiederholungen, die ich ſpäter daſelbſt ſah, bei weitem die beſte war.

Was nun vor Allem den Hebel des Ganzen, die Rolle des Bertram betrifft, ſo hat mich Herr Staudigl doppelt überraſcht. Einmal hinſichtlich des Spiels. Wenn ich mir Pöcks klaſſiſche Ruhe, ſeine edle Haltung vor die Augen brachte, wie er ohne die reinſte Linie des Schönen zu verletzen, doch alle die ſchauerliche Wirkung ſeiner Rolle hervorbringt und ſich dadurch zum leuchtenden Mittelpunkt des Ganzen machte, ſo mußte ich für jeden Nachahmer verzweifeln. Herr Staudigl hat aber nicht nachgeahmt. Die Art, wie er ſeine Rolle auffaßte, gehört zwar einer mindern Region an, es iſt die Art, wie das böſe Prinzip gewöhnlich dargeſtellt zu werden pflegt; auch war er von vornherein ſichtlich befangen und unſcheinbar. In der Folge hob er ſich aber und verdiente in den prägnanten Stellen der letzten Akte allen Beifall; ja er gab einer Stelle (der Beſchwörungsarie) ein Relief, das ſie in Böck's Darſtellung nicht hatte.

Die zweite Ueberraſchung oder vielmehr Täuſchung war ſein Geſang. Wenn Niemand in Deutſchland Herrn Staudigls Saraſtro und Prieſter in Norma erreichen wird, ſo dürfte dafür in halb Europa kein Gegenbild zu Böck's metallreicher, herzbeſchleichender Seelenſtimme gefunden werden. Es gibt edle Naturen in der Kunſtwelt, wie in der ſittlichen. Man kann ſie durch Bemühung theilweiſe überbieten, im Ganzen aber nie erreichen. Hier war der Darſteller des Stadttheaters von vornherein im Nachtheile. Aber ſo farb- und klanglos hatten Staudigls Bewunderer, unter die auch ich gehöre, ſich ihn nicht gedacht. Er ſchadete ſich noch dadurch, daß er, um den Umfang ſeiner Stimme geltend zu machen, tiefe Töne hineinzog, an denen die Tiefe bemerklicher war, als der Ton. Gegen den Schluß wurde er immer beſſer und beſſer, bei jeder Wiederholung wird er an Werth gewinnen, Herrn Böck wird er in dieſer Rolle nie erreichen.

Madame Ernſt iſt eine ſo ausgezeichnete Sängerin, daß eine Parallele im Allgemeinen zwiſchen ihr und Mamſell Segatta ziehen, Erſtere — bald hätte ich geſagt: beleidigen hieße. Aber die Rolle der Aliſe iſt die beſte der Mamſell Segatta und eine untergeordnete der Mad. Ernſt. Wenn die vortreffliche Geſang-Manier der Sängerin des Stadttheaters in manchen Stellen ihre Preisbewerberin weit zurückließ, ſo gab auf der andern Seite der immer reine Anſchlag der Mamſell Segatta, die klangarmen Stimmen gewöhnlich beiwohnende Leichtigkeit hohe Accorde zu ergreifen, der Vorſtadtſängerin nur zu oft ein merkliches Uebergewicht. Auch war die naive Nüancirung, die Mad. Ernſt der Rolle geben zu müſſen glaubte, der Wirkung nicht günſtig. Das Zünglein der Wage ſteht ſo ziemlich ein, zwiſchen der Leiſtung dieſer beiden Sängerinnen, ohne Präjudiz verſteht ſich für alle andern Rollen.

Mehr oder weniger gilt das von Mad. Ernſt Geſagte auch von Herrn Binder. Alle ſeine Kunſtbildung konnte nicht verhindern, daß, beſonders in dem ſchönen Duett zu Anfang des 2. (3.) Aktes Herrn Emmingers geſunde friſche Tenorſtimme eine ungleich beſſere Wirkung hervorbrachte. Ueberhaupt ſank dieſes Duett, ein Glanzpunkt in der Darſtellung des Joſephſtädter Theaters, an jenem Abend beinahe bis zur Unbedeutenheit herab. Die Sänger wurden zwar vorgerufen, ſie fanden aber wohl in ihrer eigenen Bruſt minder günſtige Richter.

Ueber Herrn Breiting iſt es ſchwer ein Urtheil zu fällen oder vielmehr das gefällte auszuſprechen. Er vereinigt manches Gute mit ſo viel — Abenteuerlichem in Spiel und Geſang, daß man ſich in Verlegenheit geſetzt findet. Seine Stimme iſt die Stimme vier oder fünf verſchiedener Menſchen, von denen der Eine übel ſingt, der Andere gut. Wenn es ihm gelingt mit zuſammengefaßter Kehle dieſe gewaltigen Töne zu bändigen, ſo geräth Manches recht vorzüglich, wo er ſich aber vergißt und dem Strom ſeinen natürlichen Lauf läßt, ſo macht es, wie geſagt, eine abenteuerliche Wirkung. Der gegenwärtigen Vorſtellung hat er vielleicht dadurch geſchadet, daß die, wie es ſcheint, im voraus unberechenbare Stärke ſeiner Töne, die der Nebenſänger deckte, wodurch das künſtliche Verhältniß der Stimmen mitunter unangenehm geſtört wurde.

Der Chor des Stadtoperntheaters iſt ſo anerkannt vortrefflich, daß ihn neuerdings zu loben, überflüſſig ſcheint. Seine Richtigkeit iſt ſich unter allen Verhältniſſen gleich geblieben. Nur ſcheint mir, daß in ganz neueſter Zeit er ſich vor Allem die Stärke zum Hauptaugenmerk gemacht habe, ohne zu bedenken, daß nicht alle Zuhörer mit den Ohren der Menge hören. Unangenehm iſt mir der Weiberchor im 4. Akte aufgefallen, der mit ſchwungloſer Starrheit vorgetragen wurde. Er erhielt zwar Beifall, ich möchte aber die Leiter des Chors fragen, ob ſie dieß für die Art halten, in der Geſangsſtücke vorgetragen werden ſollen. Der Männerchor des Theaters in der Joſephſtadt iſt, wie natürlich, weder an Genauigkeit noch an Macht mit dem Städter zu vergleichen, in der erſten Vorſtellung hat er aber ſehr richtig nüancirt.

Noch viel weniger leidet der eingeſtreute Tanz, im Stadttheater von geübten Künſtlern ausgeführt, eine Vergleichung mit der gleichnamigen Ausſchmückung der Oper im Joſephſtädtertheater, deſſen Tänzer Alles können, nur nicht tanzen. Die Idee des Ballets aber ſchien mir im letzteren viel richtiger aufgefaßt. Alle Bewegungen haben dort eine Beziehung auf den Zweck, Roberten zur Ergreifung des Zweiges anzulocken. Im Kärnthnerthortheater aber erſcheinen die Tänzerinnen, führen Nummer für Nummer vier oder fünf Entrees auf, wobei ſie die Beine von ſich ſtrecken und ächt ſolotänzeriſch ſich um den Gang der Handlung nicht im mindeſten bekümmern. Und all Das ſo reizlos, ſo unverführeriſch, daß man glaubt, Robert ergreife nur den Zweig, um ihn los zu werden. Auch iſt es ein unverzeiblicher Mißgriff, daß die Verwandlung der erſtandenen Sünderinnen in reizende Mädchen nicht auf dem Theater ſelbſt geſchieht. Der ganze Gedanke wird dadurch geſtört.

Hier muß ich nur noch bemerken, daß das eingeſtreute Lob über die zum Theil getadelten Sänger des Stadttheaters nicht als ein Pflaſter auf geſchlagene Wunden, nicht als eine Bemühung das einerſeits Verdorbene auf der andern Seite wieder gut zu machen, anzuſehen iſt, ſondern als meine wahre Herzensmeinung über wohlverdiente Künſtler. Ich kenne keine Rückſicht auf Perſonen, die Gunſt der Einzelnen und des Ganzen iſt mir gleichgiltig, ſo wie das Wohl oder Uebelwollen der geſammten Welt, wenn es ſich um das Gute und Rechte handelt.

Mamſell Baier zog ſich wohl gut aus ihrer Rolle, die ſie mit Gefühl vortrug und mit Verſtand auseinander ſetzte. Die Schwierigkeit ihrer Geſangpartie fordert eine Sängerin vom erſten Range. Sie machte mit viel Umſicht häufigen Gebrauch von einer gemäßigten sotta voce, der die ſogenannten eclats ihrer Stimme am wenigſten zuſagen.

Theater.

(1835.)

Herr Saphir hat ſich in ſeiner Eigenſchaft als literariſcher Poſſenreißer, über Bauernfelds neueſtes Schauſpiel „Fortunat“ luſtig gemacht. Man kann ihm das kaum verübeln. Wen völlige Kenntnißloſigkeit und das Bewußtſein einer ſchmachvollen ſchriftſtelleriſchen Laufbahn unfähig machen, mit Gründen und zu Gebildeten zu ſprechen, thut wohl, ſich an die Lachluſt des Pöbels zu wenden. Da es aber doch unter ſeinen, d. h. den Leſern der Wiener Theaterzeitung Mehrere geben mag, bei denen gedankenloſe Spaßliebhaberei das Intereſſe an Kunſt und Bildung nicht völlig erſtickt hat, ſo wollte ich dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne Herrn Saphir meine völlige Verachtung zu erkennen zu geben und jene Spaßliebhaber darauf aufmerkſam zu machen, daß man in Gefahr kommt, Dem ähnlich zu ſcheinen und zu werden, was man billigt, eine Gefahr, die nicht gering iſt, wenn man Herrn Saphirs Schickſale, Leben, Thaten und Leiden kennt.

Was Bauernfelds Stück betrifft, ſo theilt es mit mehreren geiſtreichen Produktionen der neuern Zeit den Uebelſtand, daß der Verfaſſer aus zu unbedingter Vorliebe für die großen Schriftſteller der vergangenen Zeit, nebſt dem Streben, ſich ihren Geiſt anzueignen, auch zum Theil die Form ihrer Darſtellung gewählt hat, welche, als eine vergangene, der Empfindungsweiſe der Gegenwart nicht immer, wenigſtens nicht augenblicklich zuſagt. Das hieraus entſpringende Befremdliche machte es auch einer Clique erwachſener Straßenjungen möglich, am Tage der erſten Vorſtellung durch Störungen aller Art die Aufmerkſamkeit des Publikums von dem innern Werthe der Dichtung abzulenken, der ein ſo bedeutender iſt, daß durch Vertheilung einer einzigen Scene man ſämmtlichen Recenſentenpöbel, Herrn Saphir mit eingeſchloſſen, literariſch ehrenhaft machen könnte. Was keine kleine Sache wäre.

(1847.)

Ich höre täglich Klagen über das Hofburgtheater. Einestheils berührt mich Das nicht viel, denn ich leſe, daß man überall in Deutſchland über die Theater klagt, ſo daß es alſo ſcheint, das Uebel liege nicht in Lokal- oder Perſonal-Verhältniſſen, ſondern in der Sache ſelbſt, in allgemeinen Mängeln, die, wie man weiß, ſich nicht ſo leicht wegſchaffen laſſen. Anderſeits bin ich zwar kein Beſucher der Theater, leſe aber häufig die Theaterzettel, wo ich denn ſehe, daß Wien noch immer ein Dutzend vortreffliche und dazu noch mehrere ganz gute Schauſpieler beſitzt, was man von keinem andern Theater in der Welt ſagen kann. Was die Wahl der Stücke betrifft, ſo wird eben aufgeführt, was man überall aufführt, und daß man eines oder das andere nicht aufführt, verdient eher Lob als Tadel. Die künſtleriſche Leitung dürfte nicht beſonders ſein, wie bei allen heutigen Theatern, da der Künſtlerſtolz mit der Künſtlerbefähigung in umgekehrtem Verhältniſſe ſteht und ich keinen Schauſpieler in Deutſchland weiß, der Luſt hätte, ſich in ſeinen Anſchauungen von irgend Jemand beirren zu laſſen. Es dürfte der Mühe werth ſein, den Gründen dieſer Unzufriedenheit näher auf die Spur zu kommen und daher vor Allem zu betrachten, von wem dieſe Klagen ausgehen.

Da ſtoße ich denn, als auf die lauteſten, zuerſt auf die Journaliſten. Damit hat es nun eine eigene Bewandtniß. In der Regel wird Einer nur Journaliſt, wenn er die traurige Erfahrung gemacht hat, daß es ihm an Fähigkeit in jedem Fache des menſchlichen Wiſſens und Vermögens gebreche. Wer etwas weiß oder kann, der ſchreibt etwas und nicht über etwas. Man hilft ſich zwar damit, daß man von einem kritiſchen Talente ſpricht. Damit hat es aber ſeine guten Wege. Das kritiſche Talent iſt ein Ausfluß des Hervorbringenden. Wer ſelbſt etwas machen kann, kann auch Das beurtheilen, was Andere gemacht haben. Die gewöhnliche Kritik zieht ſich ihre Regeln aus dem Vorhandenen ab, mit dem es das Neue vergleicht. Nimmt ſie nun Meiſterſtücke zum Maßſtabe, ſo wird ſie ungerecht, da Meiſterſtücke zu verehren, aber nicht zu begehren ſind; vergleicht ſie aber das Unbedeutende mit einander, ſo vergißt ſie, daß das Unbedeutende und Zufällige auf Millionen verſchiedene Art da ſein kann und davon Taſſo's Wort gilt: „S'ei piace, ei lice" — Erlaubt iſt, was gefällt.

Mit dieſem letzteren Satze ſind wir auf den Standpunkt des Publikums gekommen; wir wollen vorher aber noch von einer zweiten Klaſſe ſprechen, die ſich mit ihren Klagen über das Theater laut macht, und das ſind die Dichter. Dieſe verlangen vom Theater, daß ihre Stücke aufgeführt werden. Sie ſind nämlich der Meinung, die Schaubühne ſei nur der Dichter willen da, damit dieſe durch die Aufführung belehrt, gefördert, bekannt und belohnt würden. Die Schaubühne iſt aber da, um dem Publikum Kunſtgenüſſe zu verſchaffen. Sind die Stücke der lebenden Dichter gut, d. h. geeignet, dem Publikum einen Kunſtgenuß zu verſchaffen, ſo müſſen ſie aufgeführt, ſind ſie aber ſchlecht, ſo müſſen ſie ausgeſchloſſen werden. Da aber heut zu Tage das dramatiſche Talent in Deutſchland ſo ziemlich eingeſchlafen iſt, ſo hätten kaum ein paar Dichter und dieſe auch nur für einzelne ihrer Werke das Recht, eine Aufführung anzuſprechen. Die Klage der Dichter zeigt ſich daher noch ungegründeter als die der Journaliſten, weil letztere doch auch die Vergangenheit und das übrige Europa in den Kreis ihrer Forderungen hereinziehen.

Aber auch das Publikum klagt über das Theater. Und das ſcheint ſchlimm. Um des Publikums willen iſt das Theater da. Das Publikum iſt, nicht der geſetzkundige Richter, aber die Jury, die ihr ſchuldig oder nicht ſchuldig ohne weitere Appellation ausſpricht. Damit iſt nicht gemeint, als ob das Publikum im Großen von der Poeſie irgend etwas verſtehe, als ob es die Idee des Dichters, die Schwierigkeit der Ausführung, die Mittel, die er angewendet, das Geiſtreiche der Verknüpfung zu beurtheilen im Stande wäre, ſondern ſein Urtheil hat nur Geltung über das Faktum: ob er in der Ausführung die allgemeine Menſchennatur getroffen, ob er gerührt wenn er rühren, erheitert wenn er erheitern, erſchüttert wenn er erſchüttern, überzeugt wenn er überzeugen wollte. Man hat, wenn man ſich der Autorität des Publikums unterwirft, wie bei der Jury, nicht die Geſetzkunde, ſondern den geſunden Menſchenverſtand, die richtige Empfindung, vor Allem aber die Unbefangenheit beider im Auge. Sollte ein Publikum dieſe Eigenſchaften ganz oder zum Theile eingebüßt haben, ſo iſt es in dieſem Augenblicke keine Jury mehr, ſondern ein mehr oder weniger unwiſſender und daher unbrauchbarer Richter; unwiſſend, weil von einer aus allen Bildungsſtufen zuſammengeſetzten Menge, die Kenntniß der Sache nicht vorauszuſetzen iſt.

Wir hatten in Wien vor fünfzehn oder zwanzig Jahren ein vortreffliches Publikum. Ohne übermäßige Bildung, aber mit praktiſchem Verſtande, richtiger Empfindung und einer erregbaren Einbildungskraft begabt, gab es ſich dem Eindrucke unbefangen hin. Das Mittelmäßige gefiel oft, denn die Leute wollten vor Allem unterhalten ſein, aber nie hat das Gute mißfallen, wenige Fälle von höchſt mangelhafter Darſtellung ausgenommen.

VII.

Studien zu des Dichters eigenen Werken.

Blanka von Kaſtilien.

(1809.)

Ich mag thun, was ich will, ich kann über den Charakter der Maria da Padilla nicht einig mit mir ſelbſt werden, bei jeder neuen Rede mißgreife ich ihn. Es iſt ausgemacht: ihr hervorſtechendſter Zug iſt Herrſchbegierde, nicht Neigung zum Großen; dadurch erklärt ſich der Zug, daß ſie im zweiten Akt dem König ziemlich unverſchämt ſchmeichelt. Ich ſtelle ſie mir nämlich ſo vor: Sie war ein Mädchen ohne feſte Grundſätze, durch ihren äußerſt niederträchtigen Bruder verzogen, und ſchon früh jeder Keim zum Guten, der wirklich in ihrer Seele lag, erſtickt; doch konnte ſeine Erziehung nie einen gewiſſen Trieb nach Großem aus ihrem Herzen reißen, der aber durch alle Umſtände und Verhältniſſe in Herrſchſucht und Sucht zu glänzen, Wohlgefallen an phantaſtiſch großen Handlungen ausartete. Es iſt nicht ſowohl Geldgeiz, Hang zum Laſter, was ſie gleich anfangs an den König feſſelte, als vielmehr eine ungezähmte Begierde, viel zu ſein, zu heißen, zu gelten, mit einem Worte bekannt (berühmt oder berüchtigt, einerlei), gefürchtet zu werden, zu herrſchen. Dieſen ihren Trieb fachte ihr böſer Bruder aus Gründen des Eigennutzes noch immer mehr an, und alle Vergehungen, deren ſie ſich in der Folge ſchuldig machte, ſind bloß Ausflüſſe dieſes Charakterzuges. Sie will den König verlaſſen, als ſie bemerkt, daß er auf dem Punkte ſei, ſein Reich zu verlieren, denn Das, was ſie an ihn feſſelte, ſeine Krone, iſt nun verloren. Was konnte ſie zurückhalten? Geliebt hatte ſie ihn nie; aller Grund fällt weg. Wäre Pedro ein Held geweſen, Padilla würde ihn vielleicht nicht verlaſſen haben, denn in dieſem Falle hätte ihre Phantaſie, ihre romanhaften Begriffe ſie zum Bleiben genöthigt; aber der Tod an der Seite dieſes elenden Schwächlings, ein Opfer Pedro'n gebracht, hat ſo wenig den Schein von Größe, von Erhabenheit, daß er vielmehr das Gepräge der Schwäche, des Unſinns tragen würde. Ihr Bruder beredet ſie durch die Vorſtellung, daß Pedro's Lage bei weitem noch nicht ſo verzweifelt ſei als ſie denke, durch die Idee, daß in dieſen Umſtänden fliehen ihrer Nebenbuhlerin weichen heiße, zu dem Entſchluſſe, noch länger auszuharren. Der König ſah Blanka nun erſt zum erſten Mal, und ihre Schönheit machte, wie es jedes andere hübſche Geſicht ebenfalls gemacht haben würde, tiefen Eindruck auf Pedro's ſchlaffe Sinne. Nun muß ſich Maria entſchließen, Blanka'n zu ermorden. Verträgt ſich dieſer Entſchluß mit ihrem Charakter? Maria iſt nicht grauſam, nicht laſterhaft, ſie iſt nur herrſchſüchtig, und eben hieraus, glaube ich, fließt natürlich ihr Beiſtimmen in den gräßlichen Plan ihres Bruders. — Doch genug, und mehr als genug.

Die Ahnfrau.

(1817.)

Das Publikum hat ſich wahrſcheinlich mit mir darüber gewundert, daß über eine dramatiſche Arbeit, die bei ſo vielem Beifall zugleich ſo viele Gegner gefunden hat, als mein Trauerſpiel: die Ahnfrau, in den allzeit rüſtigen Blättern des Tages, außer namenloſen, oberflächlichen Klatſchereien und Schmähungen bisher ſo gar nichts erſchienen iſt, was der Aufmerkſamkeit nur einigermaßen werth wäre und auch nur den geringſten Schein von Gründlichkeit für ſich hätte. Dieſem Mangel iſt gegenwärtig abgeholfen. In der Nummer 24 der Wiener Moden-Zeitung hat Herr Alois Zeitteles das Schwert gezogen und die arme Ahnfrau mit einem gewaltigen Hiebe ecraſirt (ich entlehne dieſes Wort ausdrücklich aus den weiland franzöſiſchen Bulletins, da ich in der deutſchen Sprache vergeblich nach einem gleich kräftigen geſucht habe). Mir iſt die Exiſtenz nur eines einzigen Alois Jeitteles bekannt, desjenigen nämlich, der durch eine im Jahrgange 1816 der Wiener Moden-Zeitung eingerückte, im — daß es Gott erbarme! — Fouqué-ſchen Tone herabgeleierte Erzählung: Der Schloßhauptmann von Coucy aufs bündigſte erwieſen hat, wie der Geiſt aus dem anſprechendſten Stoff durch eine geiſtloſe Behandlung mit Erfolg gebannt werden könne. In der Vorausſetzung nun, daß der neu beſtallte Kritiker Alois Jeitteles mit dem Verfaſſer jener Erzählung eine und dieſelbe Perſon iſt, richte ich — ohne ihn übrigens darum als Gegner anzunehmen, da nach dem Duellgeſetze ſich nur Ebenbürtige ſchlagen — an ihn folgende, redlich gemeinte Worte: Lieber, junger Menſch, ich finde es ſehr recht gethan, daß Du Schlegels Werke über dramatiſche Kunſt und Literatur eifrig lieſeſt; einmal, weil in denſelben auch für denjenigen, der in Manchem von den Meinungen des Verfaſſers abweicht, ſehr viel Schönes und Lehrreiches enthalten iſt; dann beſonders aber, weil für Denjenigen, der ſeinen eigenen Füßen nicht trauen kann und doch einmal mitlaufen will, kein anderes Mittel iſt, als ſich nach einem tüchtigen Laufzaum umzuſehen. Wenn Du aber deine Leſefrüchte dem Publikum darbieteſt, ſo hüte Dich künftig vor zweierlei. Gewöhne Dir ab, zu ſprechen: Ich ſage, ſondern ſprich: Schlegel ſagt, wobei Du nebſt andern auch noch den Vortheil haben wirſt, daß der autoritätsſüchtige Theil des Publikums Anſtand nehmen wird, über Deine Ausſprüche zu lachen. Ferner miſche nicht Deinen eigenen Unſinn den Ideen eines Mannes bei, deſſen Talent ſelbſt da, wo er einſeitig wird, noch achtungswerth bleibt.

Was das von Dir Geſagte ſelbſt betrifft, ſo wirſt Du mir nicht zumuthen, in das Einzelne einzugehen, da Alles, was Du im Weſentlichen vorbringſt, ſchon damals, als es Schlegel zum erſten Male ſagte, von mehreren Seiten beſprochen und geprüft worden iſt, es auch überdieß hart wäre, im Streit über Meinungen Jemand anzugreifen, der daran ſo unſchuldig iſt, als Du es biſt. Zur Feſtſtellung der eigenen Ideen dann rathe ich Dir, mein unbekannter Freund, außer Deinem, oder vielmehr Schlegels Kanon, Aeſchylos' Prometheus nämlich, auch die Werke der übrigen Heroen der griechiſchen Tragödie zu leſen, namentlich des Sophokles herrliche Trias vom Untergange des Labdakosſtammes, wodurch ſich, vorausgeſetzt, daß Du nicht bloß nachbeten, ſondern denken willſt und — kannſt, Deine Meinung über das antike Fatum und die antike Tragödie berichtigen würde. Was Dein zweites Schubfach, in das Du alle tragiſchen Werke einpacken möchteſt, die romantiſche Tragik in Deinem Sinne betrifft, ſo wirſt Du bei einiger Ueberlegung leicht einſehen, daß es ein leeres Gehäuſe iſt, das höchſtens über Calderons ſtandhaften Prinzen (bei weitem nicht die beſte ſeiner Arbeiten) paßt, und den größten Theil der übrigen Werke der Neuern, beſonders Shakeſpeare's Rieſenſchöpfungen — der wohl weit genug von Deinem geprieſenen Ahnen, Sehnen, Untergehen im Abſoluten, entfernt iſt — iſolirt daſtehen läßt.

Uebrigens, lieber Freund, lerne einſehen, daß Deine zuſammengeſtoppelte Bücherweisheit verkleidete Thorheit iſt; gewöhne Dich, die Kunſt mit der vollen Kraft des Gemüthes, ſtatt mit dem grübelnden Verſtande aufzufaſſen, und Du wirſt einſehen lernen, daß nicht theoretiſch erwieſene, ſondern praktiſch vorhandene Grundlagen es ſind, die das Weſen der dramatiſchen Kunſt ausmachen, ja der Kunſt überhaupt, deren oberſter Begriff, der der Schönheit nämlich, ſchon ein dunkler iſt. Tritt hinaus ins Leben, laß Kummer und Leiden gegen die unbewehrte Bruſt anſtürmen, und es wird Dir mit Haarſträuben klar werden, was der Ahnfrau zu Grunde liegt, und daß dieſes Etwas, wenigſtens ſubjektiv, kein leeres Nichts ſei. Uebrigens hüte Dich künftig vor vorlautem Weſen und unberufenem Schwatzen, lerne anſpruchsloſes, beſcheidenes Streben an Andern ſchätzen, und ahme ihnen lieber nach, als ſie muthwillig und (bei Deiner Unfähigkeit) nutzlos in ihrem ſtillen Wirken zu ſtören. Vor Allem aber hüte Dich, in einem entſcheidenden Tone zu ſprechen, da, was Du ſprichſt, nichts entſcheidet. Und ſomit denn Gott befohlen! Wir beide werden uns, wie ich hoffe, nicht mehr ſprechen. Dein Tadel iſt mir gleichgiltig, Deine Schmähung verachte ich, Dich ſelbſt bedaure ich.

Und nun weiter. War mein Erſtaunen über Herrn Zeitteles' hirnverbranntes Gewäſch groß geweſen, um wie viel ward es geſteigert, als ich weiter las und fand, Herr Hebenſtreit theile dieſe Anſicht. Herr Hebenſtreit, der ſich in ſeinen Theateranzeigen (Kritiken hat er bis jetzt nicht gegeben) immer durch ein gutes Theil geſunden Menſchenverſtandes auszeichnete, ſolchen Menſchenverſtandes nämlich, wie ihn etwa der beſſere Theil des zuſchauenden Publikums hat, und von dem freilich bis zum Kunſturtheil noch ein großer Abſtand iſt, dieſer Herr Hebenſtreit unterſchreibt, ohne Beſchränkung, die Ausgüſſe eines träumenden Knabenverſtandes? Er hatte mir zwar ſchon ſeit längerer Zeit durch verſtohlene Ausfälle gezeigt, daß er meinem Trauerſpiele oder mir ſelbſt nicht wohl wolle, aber ich hätte nie gedacht, daß ihn ſeine bisherige Urtheilsſcheu ſo ſehr verlaſſen, und er ſich durch blindes Unterſchreiben einer, und einer ſolchen Meinung dem Spotte preis geben würde. Uebrigens danke ich ihm für Alles, was er ſonſt zu meinem Lobe geſagt habe und bedaure nur, daß ich die hämiſchen Neckereien in frühern Blättern nicht vergeſſen kann, ich würde ſonſt wahrſcheinlich ſeinem treuherzigen Tone geglaubt haben.

Nun noch ein Wort an das Publikum, der eigentliche Zweck der gegenwärtigen Erklärung. Aus der Art, wie mich meine Gegner angreifen, ſollte jeder Unbefangene meinen, ich ſei ein eitler, aufgeblaſener Thor, der in ſeinem Trauerſpiele ein Meiſterwerk geliefert zu haben glaubt, jeden Tadel zurückweiſt und daher auch Züchtigung verdient, ſo daß nur geſchicktere Exekutoren zu wünſchen wären, um ſie ihm auch wirklich zu geben. Von aller ſolchen Einbildung bin ich nun himmelweit entfernt. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller Derjenigen, die mich kennen, mit welchem peinigenden Gefühle ich unmittelbar nach dem Erkalten der mit dem erſten Hervorbringen nothwendig verbundenen Wärme die Fehler meines Werkes eingeſehen, wie ich ſelbſt der Darſtellung auf der Bühne mich ſo lange widerſetzt habe, bis mich erfahrenere Freunde überzeugten, der erſte Schritt wolle gethan ſein; kein Anfänger habe noch Fehlerfreies geliefert und — ſo glaubten ſie — mein Trauerſpiel enthalte mit allen ſeinen Fehlern doch auch Manches, um für dieſe zu entſchädigen; endlich, das Publikum werde einem Anfänger nicht jene Nachſicht entziehen, die von ſeinen Veteranen ſo häufig in Anſpruch genommen wird. Ich hab's gewagt und bedauere es nicht. Daß Unfähigkeit, Mißgunſt und Neid gegen mich ankämpfen, iſt in der Ordnung. Ich werde mich durch ihr Geſchrei nicht irre machen laſſen, meinen Weg fortgehen, eingeſchlichene Irrthümer durch eigene Beobachtung berichtigen und mich übrigens fern von dem Treiben einer faſelnden, frömmelnden, geiſtloſen Schule halten, die, wenn ſie nicht bald in ſich ſelbſt zerfällt, unſere deutſche Poeſie in ihr ehemaliges Nichts zurückführen wird, und deren Impotenz und Unfruchtbarkeit am Tage liegt.

So will ich's halten und dann ſehen, wie weit ſich's bringen läßt.

Am Schluſſe verſpreche ich dem Publikum noch, es künftig mit allen weiteren Behelligungen, Klagen, Streitſchriften und dergleichen verſchonen zu wollen. Mir iſt derlei Geſchreibe verhaßt, und wenn ich gegenwärtig meinem ſonſtigen Grundſatze entgegen gehandelt habe, ſo geſchah es nur darum, um meinen Gegnern zu zeigen, daß ich nicht aus Furcht ſchweige. Sollte es einem von ihnen gelingen, wie es bei langem Herumtappen nicht anders möglich iſt, die partie honteuse meines Stückes auszufinden, ſo ſoll mich's um der Sache willen freuen; bisher iſt es noch nicht geſchehen.

Sappho.

(1818.)

Als ich die Sappho ſchrieb, hatte ich im Grunde eine doppelte Abſicht. Erſtens lebte der Stoff wirklich in mir und forderte mich auf, ihn nach außen hinzuſtellen; zweitens aber wollte ich mir dabei ſelbſt eine Aufgabe machen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Dasjenige, was der Ahnfrau den meiſten Effekt verſchaffte, rohe, rein ſubjektive Ausbrüche, daß es immer mehr die Empfindungen des Dichters, als die der handelnden Perſonen geweſen waren, was die Zuſchauer mit in den wirbelnden Tanz gezogen hatte, in dem zuletzt Alles ſich herumdrehte und der Ballettmeiſter nach weggeworfenem Taktmeſſer auch. — Ich ſchämte mich. — Ich nahm mir vor, mein nächſtes Produkt ein Gegenſtück dieſes tollen Treibens werden zu laſſen, und ſuchte daher, mit abſichtlicher Vermeidung effektreicherer, ſeit lange vorbereiteter Stoffe, nach einem ſolchen, der es mir möglich machte, mich von den handelnden Perſonen zu trennen und in der Behandlung eine Ruhe walten zu laſſen, die mir des Strebens um ſo würdiger ſchien, je fremder ſie meiner Individualität iſt, und je mehr ich daher verzweifelte, ſie je zu erreichen. Ich verfiel auf Sappho; ein Stoff, deſſen hervorragende Punkte mich ſchon in der früheſten Zeit angezogen hatten. Ein Charakter, der Sammelplatz glühender Leidenſchaften, über die aber eine erworbene Ruhe, die ſchöne Frucht höherer Geiſtesbildung, das Zepter führt, bis die angeſchmiedeten Sklaven die Ketten brechen und daſtehen und Wuth ſchnauben, ſchien mir für meine Abſicht ganz geeignet. Dazu geſellte ſich, ſobald das Wort: Dichterin ausgeſprochen war, natürlich der Contraſt zwiſchen Kunſt und Leben — (wenn die Ahnfrau unwillkürlich gewiſſermaßen eine Paraphraſe des berüchtigten d'Alembert'ſchen malheur d'être geworden iſt, ſo dürfte wohl die Sappho ein in eben dem Sinne wahres malheur d'ètre poëte in ſich faſſen). Mit einem Worte, der Gedanke ergriff mich nach all ſeinen Beziehungen, und ich war, als ich zur Ausführung ging, vielleicht begeiſterter, als je in meinem Leben. Aber ich glaubte mich zurückhalten zu müſſen. Ich habe die beiden erſten Akte und die erſtere Hälfte des dritten, obwohl bei voller Wärme des Gemüths mit einer Beſonnenheit, mit einer Berechnung der kleinſten Triebfedern geſchrieben, die mir Freude machen würde, ſelbſt wenn ihre Frucht mißglückt wäre, bloß durch das Bewußtſein, daß ich ihrer fähig bin. Es ſtand übrigens ſchon vom Anfange her zu befürchten, daß dieſe durch ein wirkliches Heraustreten aus mir ſelbſt bewirkte Stimmung bei der krankhaften Reizbarkeit meines Weſens von keiner gar langen Dauer ſein würde, und dieſe Beſorgniß ward, durch äußere Umſtände beſchleunigt, gegen das Ende des dritten Aktes wirklich. Ich wurde nämlich krank und mußte mit der Arbeit ausſetzen. Als ich wieder daran ging, war meine Stimmung und mit ihr mein ganzer Ideengang geändert. Gerade auf den Punkt, wo ich ſtehen geblieben, fiel der von vorn herein beabſichtigte Wendepunkt in Sappho's Handlungsweiſe. Ich konnte nicht dazu gelangen, den Faden genau da wieder aufzunehmen, wo ich ihn fallen gelaſſen, und der vierte Akt kam dadurch in einen ziemlichen Contraſt mit dem früheren. Die Schlußſcene des dritten Akts und der größte Theil des fünften war mir ſchon beim Anfange zu deutlich, als daß meine veränderte Gemüthslage darauf einen ſehr weſentlichen Einfluß hätte nehmen können.

Das iſt in kurzem die Geſchichte des minder lebhaften Tons der erſten Akte, der mir in der Freude meines Herzens (wenigſtens in Beziehung auf mich, auf die Entwickelung meiner Anlage) beinahe wie ein errungener Sieg vorkam. Ich ſah ſehr wohl den Contraſt ein, in dem die beiden Hälften des Stücks gegen einander ſtanden, aber ich war immer bereit, die Partie der geliebten erſten Hälfte gegen die letzte zu nehmen. Daß die erſten beiden Akte nicht genug Beweglichkeit, ja der erſte ſelbſt nur wenig eigentlich dramatiſches Leben habe (in ſo fern dieſes im Gegenſatz der Lyra darin beſteht, daß die Geſinnung nur als Subſtrat der Handlung erſcheinen darf), mußte ich mir ſelbſt geſtehen, aber — der Meiſter ſchafft, der Schüler löſt Aufgaben! Mich hat überhaupt von jeher bei jeder eigenen Hervorbringung weniger das Produkt als die Kraftäußerung intereſſirt.

Aber auch in — mein Gott! Wie werden Sie denn Das alles aufnehmen? Wird Ihnen nicht ein Streben, meine Fehler zu vertheidigen, Dasjenige ſcheinen, was doch nur eine Darlegung meines Ideenganges, und keine Rechtfertigung, nur eine Entſchuldigung deſſelben ſein ſoll? Doch ins Himmels Namen! Ich mußte entweder nicht bis hieher gehen, oder ich muß weiter! — Selbſt in dramatiſcher Beziehung läßt ſich, wie mir dünkt, Einiges zu Gunſten der Art ſagen, auf welche die erſten Akte behandelt ſind.[1] Wenn die Idee, deren Verſinnlichung ich mir vorgenommen hatte, gehörig herausgehoben werden, wenn das Ende Sappho's all den Eindruck machen ſollte, den ich mir vorgeſetzt hatte, ſo mußte ihr erſtes Auftreten in der Fülle aller inneren und äußeren Bedingungen geſchehen, welche das Glück des Menſchen ſonſt begründen. Daher der Triumphzug, daher der Jubel des Volks, daher dieſe geſättigte Ruhe, mit der ſie auftritt. Auf dieſe Höhe hat ſie die Bildung ihres Geiſtes, die Kunſt, geſtellt. Sie wagt einen Wunſch an das Leben, und iſt verloren. Weiter! Sappho iſt Dichterin. Daß Das hervorgehoben werde, iſt durchaus nöthig, die Wahrſcheinlichkeit der Kataſtrophe hängt, wie ich glaube, weſentlich davon ab. Ein Meiſter hätte vielleicht verſtanden, Sappho'n ſelbſt im Sturme der Leidenſchaften die Farbe, die die Dichtkunſt ihrem Charakter gab, ſichtbar zu machen; ich, weniger geſchickt, mußte vor dem Sturme eine Kraft anſchaulich machen, die mit unter die erregenden Kräfte des Sturmes ſelber gehört. Die Dichtungsgabe iſt kein in der gewöhnlichen Menſchennatur liegendes Reſſort, ſie mußte daher herausgehoben werden. Ferner, Sappho iſt in der Kataſtrophe ein verliebtes, eiferſüchtiges, in der Leidenſchaft ſich vergeſſendes Weib; ein Weib, das einen *jüngeren* Mann liebt. In der gewöhnlichen Welt iſt ein ſolches Weib ein eckelhafter Gegenſtand. War es nicht durchaus nothwendig, ſie noch vor dem Sturm der Leidenſchaften ſo zu zeigen, wie ſie in ihrem gewöhnlichen Zuſtande war, damit der Zuſchauer die Arme bemitleide, ſtatt ſie zu verabſcheuen. Wenn es mir gelungen iſt, den Zuſchauer, ſo ſehr er in der Mitte des Stücks geneigt ſein muß, die Partie des unſchuldigen Paares zu nehmen, dennoch mit ſeinem Intereſſe an Sappho'n feſtzuhalten, ſo gebührt ein Theil des Verdienſtes vielleicht auch dem erſten Akt. — Wie ermüdend lange braucht es, bis in Sappho die Eiferſucht Oberhand gewinnt! Das *Ermüdende* daran iſt offenbar meine Schuld; daß es *lange braucht*, bis der Widerſtand ihres Geiſtes gebrochen wird, dünkt mich gut.

---

[1] Der Schluß des Aufſatzes iſt nur in einem früheren Entwurfe erhalten.

Ferner, Phaon und Melitta haben die Partie des Lebens. Es lag in meinem Plane, nicht die Mißgunſt, das Ankämpfen des Lebens gegen die Kunſt zu ſchildern, wie in Correggio oder Taſſo, ſondern die natürliche Scheidewand, die zwiſchen beiden befeſtigt iſt. Ja, ſelbſt aus dramatiſchen Gründen mußten Phaon und Melitta rein gehalten werden; das konnte nur geſchehen, wenn ſie über ihre Empfindungen gegen Sappho und gegen ſich ſo lange ohne Klarheit blieben, bis ihre Empfindungen eine Stärke erreicht hatten, die bei nicht außergewöhnlichen Menſchen ein Vergeſſen höherer Rückſichten verzeihlich macht, bis Sappho's Eiferſucht, die in ihrer Ueberlegenheit zuerſt zur Klarheit kommt, eine Stärke gewonnen, die durch verletzende Einwirkung den Trotz Phaons zum Auflehnen bringt und ihn durch die Menſchen ſo gewöhnliche Verwechslung glauben macht, weil er Sappho'n Unrecht thun ſieht, ſie ſei von jeher gegen ihn im Unrecht geweſen.

Phaon kämpft eigentlich noch nicht, als er auftritt, er ahnet noch nicht, daß die ſonderbaren Gefühle ſeiner Bruſt je zu einem Kampfe führen könnten. Von Sappho's Ruhm begeiſtert, wirft er ſich in ihre Arme. Der Beifallruf des

Volkes in Olympia, die Reiſe an ihrer Seite, ein fortgeſetzter Triumphzug, erhalten ihn im Traume. Nur in Minuten der Einſamkeit fühlt er etwas in ſich, das er, weit entfernt, es auf den Gegenſtand ſeiner Liebe zu beziehen, auf ſeine Liebe ſelbſt, auf einen Mangel an Gefühl, an Sinn für wahre Seelenreinheit ſchiebt. Der Jubel des Empfangs in Lesbos regt ſeine Phantaſie von neuem auf. Sie macht ihren letzten effort in der dritten Scene des erſten Akts, wo — abſichtlich — auch nicht ein Zug vorkommt, der auf eigentliche Liebe ſchließen läßt, obſchon er darin begeiſtert genug iſt, um Sappho's Träume wach zu erhalten. Selbſt als er Melitten ſchon geküßt hat, iſt ihm ſeine neue Leidenſchaft noch nicht klar, erſt Sappho's Aeußerung bei der Erzählung ſeines Traumes hellt ihn auf, und ſeine Liebe tritt heraus, als er Melitten vor Sappho's Dolche ſchützt.

Ein gleiches gilt von Melitten. Die vorletzte Scene des erſten Akts iſt vielleicht die müßigſte von allen. Ich wollte jedoch hier, nachdem ſich Phaon in der vorigen Scene ausgeſprochen, auch Sappho's Erwartungen und Beſorgniſſe über ihr Verhältniß laut werden laſſen, und durch die Art, auf welche Sappho, obgleich poetiſirend, ihre Stellung gegen Phaon mit Bangigkeit betrachtet, auf den folgenden Ausbruch vorbereiten. Auch dünkte es mich gut, den Contraſt zwiſchen Sappho und Melitta deutlich hinzuſtellen. Ob der unglückliche, weinbegoſſene Eſtrich — der wohl füglich hätte wegbleiben können, wenn ich was Beſſeres dafür gewußt hätte — eine eigene Motivirung durch den Scherz über das Niederſchlagen der Augen verdient, weiß ich nicht.

Der Schlußmonolog des erſten Akts könnte leicht mehr dramatiſches Leben haben, aber ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, die zweite der beiden übrig gebliebenen Oden Sappho's, die mir zu paſſen ſchien, in dem Stücke, das ihren Namen führt, aufzunehmen, damit man mir doch nicht ſagen könnte, es ſei gar nichts von ihrem Geiſte darin.

Die Scene an der Tafel während des Zwiſchenaktes hat die Liebe noch nicht in Melitten erregt. Sie diente nur dazu, die Aufmerkſamkeit des jungen Paares aufeinander rege zu machen und ſie in jenen Zuſtand des Berührtſeins zu bringen, das der Liebe den Weg bereitet. Darum machte ich mir auch keine Skrupel, die Scene dazu hinter den Vorhang zu verlegen. Auch reizt er die ſanfte Melitta gegen die verletzende Gebieterin, was für die Folge nicht ohne Nutzen iſt. Melitta iſt bei ihrem Auftreten im zweiten Akte in jenem dumpfen Staunen, das (um mich ſo auszudrücken) der Dunſtkreis der Leidenſchaft erregt, ehe ihr eigentlicher Körper uns berührt. Sie denkt nicht an die Liebe. Das Geſpräch mit Phaon, der Kuß, den er ihr gibt, iſt der Pfeil des Liebesgottes, und man muß ſo unſchuldig, ja geiſtesarm ſein als Melitta, um noch nicht zu merken, woran man iſt. Ich wage es kaum, zu geſtehen, daß ich mir auf den zweiten Akt etwas eingebildet habe.

Ein treuer Diener ſeines Herrn.

(1827.)

Wenn nicht aus dem Betragen Ernys hervorgeht, daß ſie früher doch einiges, wenn gleich unſchuldiges Wohlgefallen an dem Prinzen gehabt, ſo handeln die ganzen drei erſten Aufzüge de lana caprina.

Ich habe das Trauerſpiel: ein treuer Diener ſeines Herrn der Theaterdirektion übergeben. Der Theaterſekretär Schreyvogel beſteht darauf, daß ihm das Stück nicht gefalle. Ich halte viel auf des Mannes Urtheil, und mein innerſtes Gefühl gibt ihm Recht. Aber mißfällt auch jetzt das Stück, ſo war es ja doch einmal anders. Als ich es ſchrieb — freilich kann das täuſchen! Auch bin ich mir bewußt, während der Arbeit am Plane geändert zu haben, und da kann leicht etwas Unübereinſtimmendes in die Theile gekommen ſein. Ich fühle meine Kraft verſiegen. Mein Herz iſt betrübt bis in den

Tod. Ἀλλ' ἐπιχειροῦντι τοῖς καλοῖς, καλῶς καὶ πάσχειν ὅ τι ἂν τῳ ξυμβῇ παθεῖν.

Des Meeres und der Liebe Wellen.

(30. April 1831.)

Am 5. dieſes Monats Hero und Leander aufgeführt; nicht gefallen. Die erſten drei Akte wüthend applaudirt, die letzten zwei ohne Antheil vorübergegangen. Traurig, daß die Stimme des Publikums mit meinen eigenen Zweifeln ſo ſehr zuſammentrifft. Der fünfte Akt iſt zwar leider nur zu wirkſam, zu theatraliſch (weßhalb ich ihn auch immer ändern wollte), er litt aber offenbar unter der Wirkungsloſigkeit des vierten Aktes, denn auf einmal Zerſtreute wirkt nichts mehr. Sonderbar! Dieſen vierten Akt ſchrieb ich gerade mit der meiſten Innigkeit, dem nächſten Einleben, und er ſchien mir vom erſten Augenblicke ſehr gelungen, aber ſchon bei der zweiten Ueberarbeitung, ein Jahr ſpäter, konnte ich mich ſelbſt nicht mehr darein finden. Das Ganze iſt offenbar mit zu wenig Folge, abgeriſſen und mehr mit einer allgemeinen als mit einer beſonderen, mit einer Stoffbegeiſterung geſchrieben. Mehr Skizze als Bild. Die Aufgabe war ungeheuer. Wenn die Löſung gelang, war der Gewinn groß für die Poeſie. Sie gelang nicht. Und doch! und doch! Wenn ich durch ein paar noch folgende gelungene Leiſtungen mich in der Zahl der bleibenden Dichter erhalten kann, möchte leicht eine Zeit kommen, wo man den Werth des wenn auch nur halb Erreichten in dieſem vierten Akte einſehen dürfte.

Sonderbar die Wirkung, die dieſes Mißlingen auf mich machte. Anfangs höchſt unangenehm, wie natürlich; aber ſchon den zweiten Tag gewann ein höchſt beruhigendes Gefühl die Oberhand.

Aus der Knechtſchaft des Publikums und des Beifalls gekommen zu ſein, wieder mein eigener Herr, frei zu ſchreiben, oder nicht, zu gefallen oder zu mißfallen, kein obligirter

Schriftſteller mehr, weil ein Menſch, ein innerlicher, ſtille Zwecke verfolgender, nicht mehr an Träumen, an Wirklichkeit Antheil nehmender Menſch. Ja, wenn ich es wieder dahin bringen könnte! Jede Demüthigung der Eigenliebe ſollte mir für den Preis willkommen ſein!

Der Traum ein Leben.

(1834.)

I.

Herr Pitznigg, der unter dem Namen Ermin ſeit längerer Zeit den hieſigen Blättern die ſtehenden Artikel der Theaterkritik liefert, hat in einer Nummer des Sammlers meine letzte dramatiſche Arbeit „der Traum ein Leben“ bedeutend angegriffen. Ich habe bis dieſen Tag auf Kritiken nie geantwortet, ja ſie nur ſelten geleſen. Nun erlaubt ſich aber Herr Pitznigg-Ermin (Catalani-Valabrègue; Fodor-Mainvielle) einen Herrn Seydel, den ich übrigens nicht kenne, der aber in einer Zeitſchrift die Parthei meines Stückes genommen hat, vornehm abzufertigen, ihn de haut en bas zu traktiren, kurzum literariſch auszurotten, wobei verſtockterweiſe wieder dieſelben Wunderlichkeiten über das Stück wiederholt werden. Das verändert die Sache. Ich muß meinem Alliirten zu Hülfe kommen, der (um in Herrn Pitzniggs Turnierſprache zu ſprechen) gegen ihn wenigſtens darin im Vortheil ſteht, immer offenen Helmes gegangen zu ſein und keine Narben zu haben.

Indem ich aber meinen Alliirten vertheidige, muß ich ihn zuerſt ſelbſt angreifen. Er ſchiebt Herrn Pitzniggs Tadel einer Feindſchaft gegen mich zu. Das iſt lieblos. Fehler des Herzens entehren; warum den Grund nicht lieber in Unkenntniß und Urtheilsloſigkeit ſuchen, wobei doch der Charakter unbefleckt bleibt! Dann: Feindſchaft! Hat Herr Seydel vergeſſen, daß der Begriff des Wortes Feind ein Correlatum iſt, wie der von Freund? Feindſchaft iſt nicht bloß ein hingeworfener, ſie iſt der aufgehobene Handſchuh, eine erwiderte

Empfindung. Ich kann den König von England oder den Kaiſer von Rußland lieben oder haſſen, loben oder tadeln, ſie beneiden oder ihnen wohlwollen; aber ihr Feind kann nur ein anderer Potentat, einer ihres Gleichen ſein. Nein, nein, Herr Pitznigg iſt nicht der Feind des Verfaſſers der Ahnfrau und Sappho, der Medea und des Ottokar und ſo fort bis auf das gegenwärtige Stück, das nun gar das ſchönſte von allen iſt. Ei, ei, Herr Seydel, Sie ſind mein Freund, aber wo bleibt die Logik?

Um nun von der Kritik ſelbſt zu ſprechen, ſo weiß ich nicht, was Herr Pitznigg von Allegorie träumt? In dem ganzen Stücke iſt keine Spur davon, er müßte denn die beiden Genien meinen, die ohne Einfluß auf den Gang der Handlung mehr wie lebende Dekoration anzuſehen ſind, andeutend, daß die Traumwelt beginne und daß ſie ein Ende habe. Allegorien oder verkörperte Begriffe (das Hülfsmittel ſchlechter Dichter) kommen ſonſt nirgends vor, wodurch nicht ausgeſchloſſen wird, daß man ſich bei einzelnen Figuren und Erſcheinungen etwas Tieferes denken könne. Nicht allegoriſch, aber gewiſſermaßen ſymboliſch iſt alle ächte Poeſie, und hinter dem Geiſt in Hamlet und den Hexen in Macbeth liegt allerdings eine unüberſehbare Ferne, ohne daß darum (wenn auch nur in der Suppoſition) der Geiſt minder iſt und die Hexen weniger ſind. Bei Gelegenheit des Macbeth fällt mir ein, daß Herr Pitznigg, als Erweis, daß man den Weg eines Ehrgeizigen auch mit natürlichen Mitteln darſtellen könne, dieſes letztgenannte Meiſterwerk Shakeſpeare's anführt. Er rechnet alſo die Hexen unter die natürlichen Mittel! Ich möchte wiſſen, ob der Kritiker ſich des Nachts über einen Kreuzweg zu gehen getraut?

Ganz ſpezios iſt der Einwurf: es ſei ja nicht gerade nothwendig, daß Jeder Ehrgeizige gerade ſolche Gräuel begehen müſſe! Gewiß nicht. Der Eine vergiftet einen König, der Andere läßt ohne Urtheil und Recht einen Enkel von Königen hinrichten, der Dritte — aber ich ſehe ſchon, das Märchenhafte, das Allegoriſche blendet die Kritik, wir wollen den Fall ganz aufs Natürliche zurückführen, vielleicht kommen wir ſo leichter zum Verſtändniß.

Geſetzt, es ſchriebe Einer ein Gegenſtück, eine — Parodie dieſes: Traums ein Leben, der Traum kein Traum. Er führte darin einen jungen Menſchen auf von leidlichen Fähigkeiten und ziemlich gutem Willen, den, wie ſo manchen Andern, die Süßigkeit der Literatur, noch mehr aber die Ausſicht auf ein beſchäftigungsloſes, lockeres Leben anziehen und der im Zweifel iſt, ob er der Lockung folgen ſoll. Er geht zu einem erfahrnen, als gutmeinend erprobten Mann und trägt ihm ſein Anliegen vor. Der warnt ihn, zeigt, wie die Literatur nur den Begabteſten Ehre und ſelbſt dieſen kaum Vortheil bringe; wie kläglich der Lauf, wie ſchmählich das Ende unberufener oder nur halb berufener Literaturmenſchen u. ſ. w. Der junge Menſch geht gedankenvoll nach Hauſe. Er iſt ſchläfrig (nämlich: als Menſch, nicht bloß als Schriftſteller). Er legt ſich zu Bette. Da erſcheinen zwei Genien, der eine durch ein buntilluminirtes Modenkupfer, der andere durch einen ſchwarzen Holzſchnitt repräſentirt, über ſeinem Haupte. Die Wand des Hintergrundes öffnet ſich . . . .

2.

Neben manchem Vortrefflichen und unendlich vielem Guten in unſerer lieben Vaterſtadt, gibt es auch ein unendlich Schlechtes, und das iſt, mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen, der Zuſtand der Kunſt-, namentlich der Theaterkritik. Der Grundfehler liegt dabei hauptſächlich in dem Umſtande, daß dieſe Kritik nicht von eigentlichen Literatoren ausgeübt wird, ſondern meiſtens von Leuten, die halb zufällig hineingerathen und nur aus Noth, aus Liebe zum Müßiggange, Unfähigkeit zu etwas Anderem und zuletzt aus einer Art Verzweiflung darin beharren.

Sie fangen in den Schuljahren, zum Nachtheil ihrer Sonntags-Kompoſitionen und Haus-Aufgaben, an, ſich dem ſüßen Reize des Beſſerwiſſens zu überlaſſen, vernachläſſigen das Nöthige über dem Höchſt-Entbehrlichen, bis endlich zur

Zeit der öſterlichen oder Herbſt-Prüfungen eine dritte Fortgangsklaſſe der Muſaget wird, der ſie auf immer der Literatur in die Arme führt. Die ſchlechten Studenten gehen unter die Kritiker, wie ehemals unter die Soldaten.

Anfangs fühlen ſie ſich höchſt glücklich in der neuen Halbbeſchäftigung. Aus dem Konzert ins Schauſpiel, aus dem Tanzſaale in die Oper, von ſchlechten Schriftſtellern und wohl auch hie und da von einem Schauſpieler gehätſchelt, fließt das Leben, ein ewiges Feſt, hin. Nach und nach — meiſtens zugleich mit dem Mangel — kommt aber doch das Bewußtſein des verfehlten Lebenszweckes über ſie. In einer Welt voll nützlicher Beſtrebungen ſehen ſie ſich allein zigeunerhaft ausgeſchloſſen. Der Gewinn iſt ſpärlich, an bürgerliche Achtung nicht zu denken. Da kommt ein bitterer Ingrimm über ſie, der ſich auf keine andere Art Luft zu machen weiß, als durch Herabwürdigung des in früherer Zeit geträumten, nun aber für immer verſagten Beſſeren, indem ſie zugleich durch Emporhebung des congenial Schlechten ihrer Stellung Kraft und Anhänger zu verſchaffen ſuchen ...

Weh Dem, der lügt.

(1839.)

Der Schauſpieler, der in dem verunglückten Luſtſpiele: Weh Dem, der lügt! den Galomir gab, glaubte ihn gar nicht genug als Idioten, als Cretin halten zu können. Ganz unrichtig. Galomir iſt ſo wenig dumm, als die Thiere dumm ſind: ſie denken nur nicht. Galomir kann darum nicht ſprechen, weil er auch nicht denkt; das würde ihn aber nicht hindern, z. B. in der Schlacht den rechten Angriffspunkt inſtinktmäßig recht gut herauszufinden. Er iſt thieriſch, aber nicht blödſinnig.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Dritte Ausgabe.

Sechzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Grillparzers
Sämmtliche Werke.

Sechster Ergänzungsband.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1888.

Druck von Gebrüder Kroner in Stuttgart.

Inhalt

Seite

Studien zum ſpaniſchen Theater 1
- I. Lope de Vega 8
- II. Calderon 19
- III. Lope's und Calderons Zeitgenoſſen 27
- IV. Cervantes 67

Die Jahrhunderte der Kreuzzüge (1808—1810) . 75

Tagebuch auf der Reiſe nach Italien 1819 . . . 91
- Trieſt 97
- Venedig 101
- Rückreiſe von Neapel bis Florenz 110

Tagebuch auf der Reiſe nach Deutſchland 1826 . 133
- Prag 137
- Dresden 142
- Leipzig 147
- Berlin 150

Tagebuch auf der Reiſe nach Griechenland 1843 . 155
- Preßburg 158
- Peſt 161
- Konſtantinopel 170
- Troja 187
- Athen 198

Erinnerungen aus dem Jahre 1848 201

Rede am Grabe Beethovens bei der Enthüllung des Denkſteines (Herbſt 1827) 223

Studien zum ſpaniſchen Theater.

I.

Lope de Vega.

Lyriſche und epiſche Dichtungen.

(1830.)

Der Anfang dieſer Corona tragica von Lope ziemlich kühl, ja mitunter höchſt proſaiſch. Schöne Stellen aber auch hier:

La muerte que no aguarda a que sazone
el tiempo el trigo que sembró la vida.

Von der Königin Maria von England meint er, daß ſie el mundo en gloria baña.

Ein unglückliches Gleichniß, daß er die durch den Tod der Letzteren frei gewordene Ketzerei in England mit einem Bache vergleicht, der nach dem Aufthauen des Eiſes ſich von Fels zu Fels herabſtürzt. Von Darley p. 24:

quatro lustros su edad, quando ya el oro
al labio guarnecer la grana intenta ....
el vulgo ...
inquieto presto y sossegado tarde.

Die Erzählung ihrer erſten Schickſale in Schottland vortrefflich, ohne Schwulſt und ſo, daß es Arioſten Ehre machte.

Von ihrem Sekretär David (Riccio) ſagt Lope, er ſei de cuerpo deforme und decrepito de edad geweſen.

Schön der Eintritt Darley's und der Seinen.

Riccio's Schreck: .... que nunca está la vida mas rebelde al partir, que a la partida.

Sie hätten ihren Zweck nicht erreicht,

si Darleo las manos no me asiera,
como estaba enseñado a asir mis manos.

Das zweite Buch fällt gleich beim Anfange ſo ziemlich in die vorige Abſurdität. Schmähungen auf die Königin von England, die ſpaniſchen Philippe haben einen Namen:

...... que a los siglos extendido
se olvide de olvidarsele al olvido.

Philipp II. gerühmt, daß er eher die Welt gewagt, als den Flandrern die libertad injusta zugeſtanden. Eben ſo Philipp III. wegen Vertreibung der Mauren despreciando sus barbaros thesoros.

Eine ſchlechte Manier, die Erzählung von Mariens früheren Schickſalen, die ſie im erſten Buche ſelbſt macht, im zweiten Buche als Erzählung des Autors fortzuſetzen.

Mitten in der proſaiſchen Geſchichtserzählung ad imitationem Ovidii die Beſchreibung des Hauſes der Eiferſucht, eigentlich ohne Zweck, da die Aufreizung der Gemahlin Bothwell's von viel zu geringer Wichtigkeit iſt. Die Beſchreibung ſelbſt nicht ausgezeichnet.

Auch fällt dieſer Bothwell mit ſeinen Abſichten auf die Königin ohne Vorbereitung wie aus den Wolken in die Handlung hinein.

Das Gedicht iſt wirklich bei manchen Schönheiten ein unverdautes übereiltes Machwerk. Das Ueberflüſſige weitläufig ausgeführt, und das Wichtige mit ein paar Worten abgefertigt, wie die Vergiftung Darley's.

Das ganze zweite Buch läuft bedeutend ſchwächer als das erſte, und überhaupt ziemlich unbedeutend, ja oft unzuſammenhängend bis ans Ende.

Drittes Buch. Die Rüſtung Philipp's gegen England etwas ex abrupto. Uebrigens prächtig, eigentlich ſpaniſch.

Lope befand ſich ſelbſt bei dieſer Expedition:

Yo entonces con las Musas participo
de la mejor edad adolescente:
dejo los libros y las doctas sumas,
y una pluma troqué por muchas plumas.
Ceñí en servicio de mi Rey la espada,
antes que el labio me ciñesse el bozo,
que para la Catholica jornada
no se excusaba generoso mozo.

Das Geſpräch, das Bothwell mit ſeiner Gattin im Ehebette führt, voll einzelner Schönheiten, aber im Ganzen abſurd. Den Schluß macht, daß er ſie erwürgt.

Herrlich die Beſchreibung, wie Morton ſich der Aufforderung Bothwell's zum Kampfe ſtellt.

Viertes Buch. Der Meuchelmord von Georg Hamilton, am Regenten von Schottland verübt, wird mit allen Zeichen der Billigung erzählt.

(1824.)

El laurel de Apolo.

¡O vanidad de los hombres no reconocer al cielo, que pudo hacer mas en otros, de lo que hizo en ellos! (Lope de Vega I, XXVII.)

Wie ſchön, wie liebenswürdig die Vorrede zum laurel de Apolo! Erklärter Gegner des ſelbſtſüchtig verkleinernden Grundſatzes: nil admirari der aufgeblaſenen Mittelmäßigkeit.

Der I. Geſang voll Farbe; häufig zu prächtig, manchmal an den Bombaſt ſtreifend und wohl gar ihn erreichend. Am ſchönſten nebſt dem Eingang der Schluß mit dem innig gefühlten Denkmal Espinel's. Nicht viel niedriger ſteht die Erinnerung an Eliſio Medinilla, ohne Zweifel ein vertrauter Freund Lope's.

Im II. Geſange verſtehe ich die eingewebte Geſchichte von Luis Pardo und ſeiner Geliebten nicht. Daß dieſe in der Nacht vom St. Johannes des Täufers Tage von Sevilla abreiſt und indeß der Schiffspatron ſchläft, ſich davon macht; indeß jener erwacht und des andern Tages nach Sevilla zurückgekehrt, zu ſeinem Erſtaunen findet, daß Zweige, die er in der vorigen Nacht abgehauen, indianiſche Hölzer aus der Gegend von Tucuman ſind. Der übrige Verlauf der kleinen Epiſode herrlich.

III. Geſang am Grabe Camoens':

fortuna estraña que al ingenio aplico
la vida pobre, y el sepulcro rico.

und:

¡Qué triste suerte, qué notables penas,
acabada la vida hallar Mecenas!

Iſt Lope's Conſtruktion wirklich manchmal ſo verworren, oder ſcheint es nur meiner mangelhaften Kenntniß der Sprache ſo?

Das Sonett auf den Rechtsgelehrten und Dichter Francisco de la Cueva doch etwas abgeſchmackt, in dem mit den Digeſten und Inſtitutionen des H. Paulus als eines höchſten Rechtsgelehrten geſpielt, und von ſeinem Ausſpruch das Geſetz, daß jeder Menſch einmal ſterben müſſe, hergeleitet wird. Wenn gegen eine ſolche Sentenz eine Replik möglich wäre, müßte die Ausnahme gewiß dem Gefeierten zu Gute kommen.

Als Salamanca erwähnt wird, beklagt ſich Lope, daß er dort ſchöne Zeit verloren habe:

estudiante de amor en sus riberas,
mas que de sus escuelas celebradas.

Lieblich das Einſchiebſel von der ſchönen Feliciana, die aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, als Mann verkleidet, in Salamanca ſtudirte. Sich in einen Don Felix verliebend, verräth Eiferſucht ihr Geſchlecht:

y con lagrimas, voces y desvelos
dixeron de mil modos
lo que ella a solo amor, zelos a todos.

Da ſie in Männertracht ging, verliebten ſich viele Mädchen und Frauen in ſie, von ihr der Liebe und Eiferſucht preisgegeben:

haciendo que muriessen en la fuente
que de Narcisso por su error se nombra
de su mismo accidente,
enamoradas de su propria sombra.

IV. Geſang. Die innige Verbindung der Poeſie und Liebe weniger lebhaft und nicht ſo ſchlagend dargeſtellt, als von ſolch einem Dichter ſich erwarten ließ. Allen ſpaniſchen Dichtern klebt, wenn ſie etwas erklären, die Urſache von etwas angeben wollen, viel Scholaſtiſches an, das der Wärme der Darſtellung ſchadet.

Ein ziemlich unglückliches Wortſpiel mit dem Namen des Dichters Verdugo, wenn er von ihm ſagt, er ſei verdugo (Henker) des Neides.

Er gedenkt ſeines Vaters, Felix de Vega, der auch Verſe ſchrieb. Versos eran a Dios llenos de amores. Sie ſcheinen aber nicht ſonderlich geweſen zu ſein, obſchon Lope in kindlicher Ehrfurcht von ihnen ſagt:

Mejores me parecen, que los mios.

Im weitern Verfolg gleicht er höchſt gelehrt und ziemlich trocken den Streit der Neuerer oder der Arte mayor in fünffüßigen Jamben mit den Verfechtern der ſpaniſchen copla aus, welch letztere die ottave rime als antinational verwerfen. Er geſteht den coplas den Preis der Lieblichkeit zu, meint aber, daß zu erhabenen Gegenſtänden die italieniſche Stanze vor Allem geeignet ſei.

Ein wenig gar zu arg iſt es denn doch, wenn er im

VII. Geſang vom Fray Pedro de los Reyes ſagt, ſeine Sandalen ſeien die Wolken, ſo daß er auf Stücken des Himmels ſich zur Sonne erhebe; auch ſtrahle ſein Ordenskleid (sayal) gleich den Himmeln, ſo daß er dieſe damit ausbeſſern könne, wenn ſie je etwa ein Loch bekämen.

Im VII. Geſang ſpricht er mit Lob, obgleich ohne die ihm ſonſt ſo geläufigen Hyperbeln, von Calderon, der freilich damals erſt im Beginnen geweſen ſein muß, und den er ilustre mancebo nennt.

Der VII. Geſang gegen die vorhergehenden ziemlich matt.

Der Anfang des VIII. mit der Betrachtung über das Schickſal der Poeten gemeiner als billig.

Der VIII. Geſang erhebt ſich nicht viel, man merkt, daß der Verfaſſer müde wird, in verſchiedenen Wendungen immer das Nämliche zu ſagen.

Der IX. Geſang bekommt durch das Eintreten einer neuen Handlung etwas Lebhaftigkeit, im Ganzen will er aber doch auch nicht viel bedeuten.

Der Anfang des X. Geſanges iſt ſchon wieder des Beſten würdig, was die erſten Geſänge enthalten. Der Eingang von einer Verſtandesklarheit und Geiſtesruhe, um deren Ueberlegenheit willen ich den Lope nur mit Goethe vergleichen kann.

Herrlich, vortrefflich! Mich reizt es, den ganzen Eingang abzuſchreiben, wo er die Liebe von Autoren für ihre Werke als in der Natur gegründet erklärt und — entſchuldigt. Ich liebe dieſen Lope wegen ſeines rein Menſchlichen bei aller Ueberlegenheit, und ziehe ihn als Geiſt, als Individuum dem Calderon unbedenklich vor, obgleich der Letztere als dramatiſcher Dichter und vielleicht ſogar als Denker (das Denken in ſeiner ſtrengen diskurſiven Funktion genommen) höher ſteht, als jener.

Man könnte, wenn einem um Vergleiche zu thun wäre, Lopen mit Goethe und Calderon mit Schiller gewiſſermaßen in Parallelen bringen. Darin wenigſtens ſind ſie ſich gewiß ähnlich, daß, indeß die beiden Letzten mit ihren Stoffen zuſammenfallen und in jedem ihrer Werke immer das Beſte liefern, was ſie eben haben und ſind; die beiden Erſtern immer ober ihren Stoffen ſchweben und ſich nur mit einem Theile ihres Weſens zu dem Werke herablaſſen, das ſie gerade jetzt geben wollen. Calderonen iſt es mehr Ernſt mit ſeinen Stücken, Lope macht ſich den Spaß, je und dann ernſthaft zu ſein.

Ich wüßte nichts, was mich mehr erquickte, als das Gewahrwerden einer ſolchen Geiſtesüberlegenheit. Nur Shakeſpearen iſt es geglückt, dieſe Ueberlegenheit über das Werk in das Werk ſelbſt hineinzutragen. Wenn andern guten und vortrefflichen Schriftſtellern ihr Werk paßt, wie ein gut gemachtes Kleid, ſo paßt es Shakeſpearen, wie ein gut organiſirter Körper. Ueberall iſt bei ihm genug; aber eben weil nie, wo es gilt, zu wenig iſt, wird man nothwendig auf die Idee eines vorhandenen Ueberſchuſſes geleitet. Wo die Zahlungen nie ſtocken, beſteht gewiß eine Staats-Central- und Reſerve-Kaſſa.

In Verfolg des X. Geſanges recht ſchicklich die Fabel von Narciſſus eingewebt, der in ſich ſelbſt verliebt war, wie ein Autor. Um dieſer Beziehung willen muß man es nicht ſo genau mit dem poetiſchen Gehalt derſelben nehmen, der beträchtlich unter dem der früher vorkommenden Kalliſto ſteht.

(Lope lobt vor allen oft die grünen Augen.)

Der Schluß der Sache nach, nicht zu tadeln, denn Lope's Abſicht konnte wohl von vornherein nicht geweſen ſein, irgend Einem aus den aufgeführten Dichtern ausdrücklich den Lorbeer zuzuerkennen; wohl aber ſteht die Ausführung unter der Würde des Ganzen und iſt viel zu nachläſſig für ein Werk von ſo langem Athem wie der Laurel de Apolo. Man merkt, daß ihm anfing, die Zeit dabei lang zu werden, er fällt immer mehr in den ſpaßhaften Ton und eilt zum Schluſſe.

La selva sin amor.

Bei Darſtellung dieſer geſungenen Kantate, der erſten, die man in Spanien gehört hatte, wurden auch theatraliſche Maſchinen und Dekorationen gebraucht, von denen Lope in der Vorrede mit ſo viel Bewunderung ſpricht, daß man wohl ſieht, wie ungewöhnlich ihr Gebrauch bei Schauſpielen war.

Das Ganze ziemlich übereilt und in der Ausführung ohne beſondere dichteriſche Schönheiten.

Die Wirkungen der goldenen und bleiernen Pfeile Amors zu ſehr Schlag auf Schlag, und daher nicht jener Vortheil daraus gezogen, den Lope ſonſt in weit unbedeutenderem Anlaß zu finden weiß. Wahrſcheinlich mußte er um des Compoſiteurs willen kurz ſein.

Das Ende artig, beſonders daß die Austrocknung des Manzanares im Sommer als Rache der Venus, mithin als Wirkung der Liebe erklärt wird, damit Alles liebe in der vormaligen selva sin amor.

Das Ganze großentheils zu witzig und Bedeutung ſuchend, um ſich ſehr zur muſikaliſchen Compoſition zu eignen.

Silva á un retrato de Rubens.

Obgleich der Hauptgedanke nicht ſchlagend genug und im Ganzen wohl zu gedehnt, beſonders der ungeheure perioden-artige Eingang, doch in den Einzelnheiten ſchön; beſonders das Benehmen der Blumen beim Raub der Pinſel und ihr Verhör. Ein paar falſche Gedanken beſonders:

> En un caballo le miró tan vivo,
> tan fuerte, tan fogoso, tan altivo,
> que al tiempo, que las manos levantaba,
> por no romper el lienzo no bufaba.

Epistola a D. M. de Solis.

Von wem kann das gelten, wenn Lope ſchreibt: Aus ſeinem Geiſte gingen hervor:

Maquinas, que despues pule y reforma
mejor pincel de la segunda mano,
cuya alma el cuerpo bosquejado informa.

Etwa Philipp III., von dem man ſagt, daß er ſelbſt Stücke ſchrieb?

Bei dieſer Epiſtel iſt der Mangel einer kritiſchen Ausgabe von Lope's Werken vorzüglich fühlbar. Sie iſt eine Antwort auf ein Schreiben des de Solis, an das ſie ſich von Punkt zu Punkt anſchließt und deſſen Inhalt man ſich erſt zuſammendenken muß, ehe man einen Zuſammenhang in die Antworts-Epiſtel hineinbringt. Sie hat deßhalb auch weniger innern Zuſammenhang, als man von einer poetiſchen Epiſtel zu fordern berechtigt iſt oder mit andern Worten: das Ganze iſt mehr ein poetiſcher Brief als eine Epiſtel. Abgeſehen davon iſt ſie im höchſten Grade elegant und dichteriſch. In den Bildern weniger Uebertreibung als ſonſt meiſtens bei Lope. Vielleicht Horazens nicht unwürdig.

Was iſt das für ein jardin, in dem Lope vergeſſen hat, die Geliebte des Solis und deren Bruder aufzuführen? Etwa der Laurel de Apolo?

A la nueva lengua.

Vortrefflich! Ein Ausfall auf die affektirte Sprache des Gongora und ſeines Gleichen. (Oder ſollte er dieſen nicht gemeint haben, ſondern vielmehr bloß den Garcilaſſo? Dieſen Letzten kenne ich nicht und weiß nicht, ob er gleichfalls ſo affektirt ſchreibt. Auf den gezierten Gongora kommt wenigſtens in der Folge ein Lobgedicht vor.)

Die Sonettenform kommt hier dem ſonſt etwas geſchwätzigen Lope ſehr gut zu Statten und gibt dem kleinen Dinge viel Lebhaftigkeit, obgleich es die Verſtändlichkeit (für einen Nicht-Spanier) erſchwert. Hätte der Herausgeber die redenden Perſonen durch Anführungszeichen unterſchieden, ſo wäre auch dieſem Uebelſtande abgeholfen.

Die darauffolgende Sonette ſehr elegant, ohne gerade ausgezeichnet zu ſein. Das von der Flamme und dem Schmetterling mit falſchen Gedanken ſpielend. Das vom Blinden und Lahmen zu geſchwätzig. Der Hauptgedanke gab eher ein Epigramm, als ein Sonett. Das beſte das an Sevano.

Epistola a D. A. de Mendoza.

In ſeinem höheren Alter geſchrieben, wo, wie er ſelbſt ſagt, er nur die Stunden, die vom Studiren und Beten übrig blieben, der Poeſie widmete. Man konnte verſucht werden, in dem oftmaligen Einſchalten und Abbrechen von vornherein die Eigenthümlichkeit des Greiſenalters erkennen zu wollen, wenn dieſe Fehler dem guten Lope nicht auch zum Theile in ſeiner beſten Zeit angeklebt hätten. Das Ganze iſt eine Dankſagung für die Unterſtützung, die ihm der junge Philipp IV. ertheilte, nachdem man ihn bis dahin in Noth und Arbeit für ſeine Bedürfniſſe ſich ſelbſt ſorgen ließ.

Er ſagt von ſich ſelbſt:

> Verdad es, que partí de la presencia
> de mis padres y patria en tiernos años
> a sufrir de la guerra la inclemencia.
> Passé por alta mar Reynos estraños,
> donde serví primero con la espada,
> que con la pluma describiesse engaños.
> Rompió mi inclinacion la comenzada
> palestra de las armas, y las Musas
> me dieron otra vida mas templada.
> No pude resistir, que eran infusas,
> enseñandome versos y deseos
> Amor, padre del ocio y las escusas:
> Amor en tierna edad, cuyos trofeos
> o paran en destierros, o en Tragedias,
> con mil memorias para dos Letheos. (?)

Necessidad y yo partiendo a medias
el estado de versos mercantiles,
pusimos en estilo las Comedias.
Yo las saqué des sus principios viles,
engendrando en España mas Poetas,
que hay en los ayres atomos sutiles.
Mis años, que en figura de cometas
volaron por mi edad hasta las canas,
que suelen ser a su pesar discretas.
Passando el tiempo en esperar mañanas
en la region de tantos desvarios,
desvanecieron esparanzas vanas.

Epistola II. a D. Placido de Tosantos.

Die Hauptabſicht dieſes Briefes ſcheint gleichfalls die Dankſagung für die von Philipp IV. empfangene Penſion zu ſein. Im Ganzen, wie mir vorkommt, weniger Klaſſicität — als im erſten. Die Darſtellung des Gedankens: wie durch Anſchauung der körperlichen Schönheit nach und nach der Sinn für das höchſte Schöne geöffnet wird, doch ein wenig zu ſcholaſtiſch, ſonſt aber recht gut, nur etwa gar aus einem platoniſirenden Myſtiker geborgt. Am wahrſten die Schlußbemerkung:

> Dirán, señor, que si la edad enfria
> el juvenil ardor, luego al terreno
> el divino Cupido desafia:
> Y que de enigmas y asphorismos lleno
> viene Platon, y Venus se despide,
> necio antidoto ya, pues no hai veneno.

Zuletzt bricht er in patriotiſchem Ingrimm gegen die auswärtigen Geſchichtſchreiber los, die es wagen, Spanien und ſeine Könige zu tadeln, die an den Philippen etwas auszuſetzen haben und zu behaupten wagen, daß der II. Urſache des Krieges in den Niederlanden geweſen ſei. Das iſt wohl Verblendung, aber keine Heuchelei. Lopen war es gewiß Ernſt mit ſeinem Lob der Könige.

Aus einer Stelle ſollte es faſt ſcheinen, als ob er das Amt eines Chroniſten von Spanien gewünſcht, aber nicht erhalten hätte.

A J. P. Bonet.

Was iſt das für ein Werk, das Bonet ſchrieb, die Stummen reden zu lehren? Iſt das buchſtäblich zu verſtehn, oder figürlich? Nur im erſtern Fall iſt der Spaß ganz Das, was er ſoll: daß es wünſchenswerther ſei, die Schlechtredenden ſchweigen, als die Stummen reden zu lehren. Die Geſchichte recht hübſch von dem Türken, der, als man ihn zur Taufe bereden wollte, antwortete: hartos aver Christianos, que mas quieres? Die Geſchichte von der Einquartirung und dem Hahne, den der Bauer ſammt den Hennen verſteckt, der ſich aber durch ſeinen Morgenruf verrieth und ans Meſſer brachte, zu gedehnt. Hübſch die Scene, wo er ſich in Gedanken nach Rom verſetzt und in den Vorübergehenden die alten Klaſſiker anzureden glaubt. Den Ausfall auf das ſpaniſche Theater am Schluſſe verſtehe ich nicht ganz. Sollte darin etwa mißbilligend auf die vielleicht damals aufgekommenen Dekorationen und Maſchinen angeſpielt werden:

> Ya no hay Chremes, ni Pamphilos, ni Davos:
> el theatro de España se ha resuelto
> en aros de cedazos (?), lienzo y clavos!
> Las Musas, como dicen, a rio vuelto
> embolsan quartos del vulgazo rudo,
> y anda el theatro en el tejado envuelto.
> Cuesta un lugar no menos que un escudo
> para ver una nube de agua y lana,
> dentro vinagre y por defuera embudo (?).

Epistola IV. a D. F. de Herrera.

Iſt wohl vor dem vorigen geſchrieben, da er die königliche Unterſtützung noch nicht erhalten, denn er ſpricht hier von: dem Stroh ſeines armen Neſtes. Zwar ſcheint dieß mehr eine Redensart zu ſein, da er in der Folge von koſtbarem Schmucke redet, mit dem er die Kirche bei der Vermählung (Einkleidung) Marcela's zieren laſſe.

Wer iſt dieſe Marcela, de mi amor primer cuidado?

(1834.)

Die Gatomachia, ſo weit ich ſie bis jetzt geleſen habe, wunderſchön. In ſeiner Art einzig. Eine ſolche Vereinigung des Burlesken mit dem Hochpoetiſchen hat keine andere Literatur aufzuweiſen. Der Anfang der IV. Silva ſinkt, oder vielmehr nicht der Anfang, ſondern der Verfolg des Exordiums, der vom Anmuthig-ſcherzenden ins Breite und Nachläſſige übergeht. Man muß weiter ſehen! — Der Schluß des Poems vielmehr wieder vortrefflich!

(1867.)

In dieſen ziemlich wunderlichen Pastores de Belen pag. 46 das wunderſchöne Gedicht: quan bienaventurado geradezu Horazens würdig, obgleich es mehr dem Zuſtand Lope's ſelbſt entſpricht, als es für einen Chor von vier Schäferinnen taugt.

* * *

II.

Calderon.

(1820.)

Es iſt merkwürdig, mit wie viel Galanterie Calderon ſeine Damen von ihren Rittern behandeln läßt, ſo lange ſie ihnen noch als Geliebte gegenüber ſtehen, und wie er ſie wegwirft, wenn's zum Heirathen geht; am Ende müſſen ſie immer nur froh ſein, wenn ſie überhaupt einen Mann bekommen, wenn's auch ein vorher verſchmähter, oder wohl gar ſie verſchmähender wäre. Das iſt aber eben das Weſen der Galanterie; denn ſie, die im Alterthum beinah' ganz unbekannt war, iſt wohl nur dadurch entſtanden, daß das Chriſtenthum die letzte Gunſt, wornach denn doch eigentlich die Liebe ſtrebt, ſo ſchwer verpönte. Wie weich ein ſolches Verlangen und Verſagen einen kräftigen Ritter, beſonders in den heißen Ländern, machen mußte, läßt ſich wohl denken. Auch hat ſich die Galanterie in Spanien und im ſüdlichen Frankreich am Erſten gezeigt. Nach Deutſchland kam ſie in ihrer vollen Ausdehnung wohl erſt mit der provenzaliſchen Poeſie, und ſie ſteht daher den Leuten auch nicht recht zu Geſichte. Im Nibelungenliede iſt davon noch keine Spur. Ueberhaupt laſſen ſich wohl alle Eigenheiten der romantiſchen Poeſie aus der durch das Chriſtenthum bewirkten einſeitigen Verkehrung des Verhältniſſes zwiſchen Körper und Geiſt erklären, wodurch der erſtere mit ſeinen Anforderungen als ſündlich abgewieſen und, durch den daraus entſtehenden ewigen Kampf, der Grund zu all den melancholiſchen Grübeleien gelegt wurde, an denen die neuere Zeit krank liegt. Wann wird der medius terminus da gefunden werden!

(1822.)

Das Gemälde, das Calderon in ſeiner hija del aire von der Schönheit der Semiramis macht, iſt gewiß Porträt; etwa der Königin oder einer Prinzeſſin von Spanien. Denn außer den Haaren, die in ihrer ſonderbaren Miſchung aus Schwarz und Gold, weniger auf braune, als auf gewiſſe, zwar bei weißer Geſichtsfarbe recht anziehende, aber gewiß nicht eigentlich ſchöne, röthlich-ſchwarze Locken hindeuten, und dem großen Munde; ſcheint auch die niedere Stirn am allerwenigſten zum Weſen dieſes muthig-ſtolzen Weibes zu paſſen. Eine niedere Stirn kann allerdings ſchön ſein, aber einen erhabenen Charakter anzukündigen vermag ſie nicht. — Der große Mund wieſe ſehr natürlich auf eine öſtreichiſche Prinzeſſin.

(1838.)

In den Erzählungen beim Calderon kommt das Dialektiſche der Rede, ja der Predigt, nicht bloß vor, es iſt vielmehr als eine beſondere Schönheit eigens geſucht und mit Vorliebe nachgeahmt.

(1851.)

Merkwürdig, daß in der Sammlung von Lobgedichten auf Lope de Vega, die Montalvan nach dem Tode deſſelben herausgab, keines von Calderon vorkommt, was auf eine ausgeſprochene Gegnerſchaft Beider hindeutet. Ohnehin hat das übermäßige und ausſchließliche Lob des eben Verſtorbenen in dieſen Gedichten eine feindſelige Spitze gegen ſeinen, wenn auch von der Natur minder begünſtigten, doch für jeden Fall reifern Nebenbuhler.

(1856–1858.)

Dieſe armas de la Hermosura von Calderon ſind doch eines der abgeſchmackteſten Stücke, die je geſchrieben wurden. Die großartige Geſchichte des Coriolan in ein galantes Thema umzuwandeln und die Zurückſetzung der Weiber und ihre Wiederberechtigung zum Anlaß und Ausgang der Begebenheit zu machen, iſt wohl ſonſt Niemand in der Welt eingefallen. Uebrigens war es eine fiesta, die bei Hofe vorgeſtellt wurde, und alle dieſe fiestas ſind gewöhnlich höchſt abſurd. Es galt, den Hofdamen ein Compliment zu machen.

(1860.)

Es iſt wirklich beinahe gotteslästerlich, wie Calderon in ſeinem autos sacramentales die göttlichen Perſonen und Handlungen mit der Schmeichelei für das regierende Haus zuſammenwirft.

(1863–1864.)

Dieſes castillo de Lindabrídis von Calderon iſt doch das Albernſte und Langweiligſte, was man ſich denken kann. Die vorhergehende Céfalo y Pócris, burlesca, hat doch als ſolche einige luſtige Gedanken, obwohl man einen Theil davon nicht verſteht, wenigſtens ich nicht. Daß aber in einer ſolchen Burleske, die vor dem Hofe im königlichen Palaſte aufgeführt wurde (wie ausdrücklich bemerkt wird), Späſſe vorkommen können: wie eine Prinzeſſin, die ſich lauſen läßt, und Einer, der, da ſein Schnupftuch begehrt wird, ſagt, er pflege ſich ſo zu ſchneuzen, wobei er mit zwei Fingern die Art und Weiſe anzeigt; nichts davon zu ſagen, daß die Wirkungen der Furcht auf die hintern Theile ebenſo erwähnt, als wahrſcheinlich auch pantomimiſch ausgedrückt wird — Das alles gibt für die feine Lebensart dieſes Hofs kein gutes Zeugniß.

(1863—1864.)

Niemand hat das äſthetiſche Bedürfniß und das äſthetiſche Vollbringen treuer dargeſtellt, als Calderon in der estatua de Prometeo in der Stelle, wo Prometheus erzählt, wie er dazu gekommen, ſeine Bildſäule der Minerva zu bilden. Die Stelle iſt zu lang, um ſie abzuſchreiben, aber ſie gibt ein Zeugniß, daß er ein wirklicher Dichter war.

(1863—1864.)

Daß die Schauſpieler in den alten ſpaniſchen Stücken immer in der üblichen Tracht der laufenden Zeit gekleidet geweſen ſeien, gilt doch nicht unbedingt. So iſt z. B. in Calderons Sibila del oriente gleich beim Anfange, wo König Salomon ſchlafend daliegt, ausdrücklich von ihm bemerkt: vestido á lo Romano.

(1863—1864.)

Calderon macht ſich ſelber luſtig über die immer wiederkehrenden Auskunftsmittel in ſeinen Komödien. In: No hay burlas con el amor (ſo weit ich bis jetzt geleſen habe, leicht eine ſeiner beſten[1]), ſagt der verſtellte Liebhaber, als man von ihm verlangt, er ſolle ſich verſtecken:

> ¿Es comedia de Don Pedro
> Calderon, donde ha de aver
> por fuerza amante escondido,
> ó rebozada muger?

---

[1] Wird aber gegen das Ende ſchlechter (Randbemerkung Grillparzers).

(1864.)

Es iſt wohl noch niemals der pfäffiſche Aberglaube und die höfiſche Schmeichelei ſo mit einander vermiſcht worden, als in Calderons indulto general, wo der Sohn Gottes, Chriſtus, und der König Karl II. geradezu verwechſelt werden.

(1865.)

Los hijos de la fortuna. Wo mag er dieſe alberne Geſchichte hergenommen haben? Denn Niemand wird etwas ſo Verworrenes eigens für das Drama erfinden, wo dem Zuſeher mehr Aufmerkſamkeit auferlegt wird, als bei der Aufgabe eines Räthſels. Zugleich iſt kaum in einer einzigen Scene, nämlich in der von dem erſten Zuſammentreffen der beiden Liebenden beim Opfer, eine Spur von Calderonſchem Geiſte: das Ganze wie ein ſchlechtes franzöſiſches Melodram.

Mit Recht in demſelben Bande, in dem En esta vida todo es verdad y todo es mentira, das gleich abſurd iſt, aber doch einen eigentlich dramatiſchen Keim enthält, den auch, ſo viel ich weiß, Corneille benützt hat.

Uebrigens verſpottet Calderon ſelbſt dieſe Ungeheuerlichkeiten, indem in dem darauf folgenden afectos de odio y amor Turin ausruft:

> ¡Válgate Dios por novela!
> ¿En qué ha de parar tu enredo?

Sein Publikum verlangte eben ſolche Ereigniſſe.

Argenis y Poliarco. Ich muß noch einmal fragen: woher hat er dieſen unſinnigen und verworrenen Stoff hergenommen? Derlei erfindet ein Mann von Geiſt und Talent wie Calderon nicht eigens zur dramatiſchen Behandlung. Und gerade die Vorſtellungen bei Hof haben einen ſo unſinnigen Inhalt. Sollte ihm gar vielleicht der König (Philipp IV.), der ſich ſelbſt mit Poeſie befaßte, die Stoffe gegeben und Calderon ſie nur ausgeführt haben?

◆

III.

Lope's und Calderon's Zeitgenoſſen.

(Um 1824.)

Los siete durmientes von Moreto, ein ungemein ingenioſes Stück. Daß durch das Wiederaufwachen der Schläfer am Schluſſe jene Ketzer belehrt werden, die die Auferſtehung im Fleiſche leugnen, obgleich dogmatiſch und logiſch hinkend, doch mit Rückſicht auf Ort und Zeit ſchlagend und praktiſch wirkſam — eine eigentliche Krone des Stücks. Die Scenen, wo der Tyrann vom Teufel beſeſſen erſcheint, für jene Zeit, wo das Stück zuerſt erſchien, zu eigentlichem Enthuſiasmus hinreißend. Die beſte Figur der Tölpel Scropion, höchſt kühner Weiſe einer der ſieben Schläfer, alſo auch er ein Heiliger. Wunderbar die Art ſeiner Haltung. Einfältig, genußliebend, und hungrig, miſcht er ſeine Albernheiten in die Begeiſterung der Uebrigen, und, als höchſter Beweis der Meiſterſchaft des Dichters, ſtört dadurch nicht bloß die Wirkung nicht, ſondern erhöht ſie. Wie ſeine Aeußerlichkeit, Weltlichkeit, wenn die Sieben in der Höhle belagert werden, in Heftigkeit, Muth und Widerſtandsbegierde übergeht, von einer Wahrheit und Unmittelbarkeit der Auffaſſung, die über alles Lob erhaben iſt. Eine der beſten komiſchen Figuren, die je ein Dichter hingeſtellt hat.

Los dos filosofos de Grecia von Fernando de Zarate. Der Anfang verſpricht etwas, die Folge hält nichts. Das immer wiederkehrende Weinen des Heraklit und Lachen des Demokrit wird endlich geradezu läppiſch. Die Handlung eine gewöhnliche Komödienintrigue.

La lealtad en las injurias von Diego de Figueroa y Córdova. Eine der vielen Variationen über das ewige ſpaniſche Thema. Die Nachtſcenen mit ihren Verwirrungen ſpielen eine Hauptrolle. Nichts deſto weniger mehrere glückliche Stellen.

En el sueño está la muerte von Guedeja Quiroga. Großartig, voll Phantaſie.

Mudarse por mejorarse von Fernando de Zarate. Ohne Bedeutung.

El alcazar del secreto von Antonio de Solis. Phantaſievoll in der Anlage, theilweiſe höchſt poetiſch gehalten. Die weiſe Alcina mit ihrem Geſang ungemein wirkſam.

El rey Don Sebastian von Francisco de Villegas. Vortrefflich.

Las travesuras de Pantoja von Moreto. Leicht eines der ſchwächſten Stücke dieſes Meiſters. Auf derſelben Stufe ſteht El Cavallero von demſelben Verfaſſer.

La vida de S. Froylan. Ein gutes Stück. Den Namen des Verfaſſers habe ich vergeſſen. (Juan de Matos Fragoſo?)

Del cielo viene el buen rey. Sehr gut. Den Verfaſſer vergeſſen.

El valor contra fortuna von Andres de Baeza; ſcheint ein ziemlich matter Dichter.

El honrador de su Padre von J. Bautiſta Diamante. Der Stoff des Cid von Corneille. Vortrefflich, beſonders der Charakter der Ximene viel beſſer als bei dem Franzoſen. Sonderbar, und nach unſerer heutigen Gefühlsweiſe kaum ins Reine zu bringen die Scene, wo Rodrigo's Vater unmittelbar nach der erlittenen Schmach, um Rache von ſeinem Sohne zu fordern, um das sufrimiento deſſelben zu prüfen, ihm nach Kräften die Hand zuſammenpreßt, und außer ſich vor Freude iſt, als dieſer, weit entfernt es zu dulden, ihn zu beißen droht, wenn er nicht loslaſſe, ja, wie es beinahe ſcheint, ihn wirklich beißt.

El robo de las Sabinas von Juan Cuello y Arias. Ein ſpaniſch recht wackeres Stück. Die Perſonen ſcharf hervortretend; das Ganze voll Bewegung und Spiel-Motiven. Die amante non corrisposta, Rosmira, für ein neues Publikum komiſch, im ſpaniſchen Sinne aber ſehr gut. Der Schluß — wo den Sabinerinnen die freie Wahl anheim geſtellt wird, und alle Uebrigen bei den Römern bleiben, die einzige Auriſtela zu ihrem erſten Liebhaber Ceſarino zurückgekehrt — verliert durch die vorhergehende Scene alle Wirkung, in der Auriſtela Rosmiren ihren Haß gegen Romulus vertraut. Wie die Sachen jetzt liegen, mußte dieſer Haß nur vorgeblich ſein, und Auriſtela am Schluſſe den Romulus wählen. Oder, ſollte ſie dem Ceſarino bleiben, ſo durfte keine ſolche vorbereitende Scene vorhergehen. Hier iſt Ueberraſchung am Platz.

Mehrere glückliche Stellen, z. B.

Rosmira. Como es necio el que a la dicha
Tanto el quilate apurò.
Cesarino. Cuerdo el que desentrañò
El fondo de la desdicha.

Dieſe vier Verſe können für die Eine Hälfte der geſammten Lebensphiloſophie gelten.

Contra su suerte ninguno von Geronimo Malo de Molina. Die Scene eröffnet Pompejus mit einer hochtrabenden gegen Cäſar gerichteten Rede; Guſano, der Spaßmacher des Stückes, hat ſie mit angehört, und indem er beſchließt, den Achſelträger beider Partheien zu machen, befindet er ſich auf einmal, ohne vom Theater weggekommen zu ſein, im Lager des Cäſar, der auftritt, und in noch übertriebeneren Ausdrücken von ſeinen Thaten und gegen Pompejus ſpricht.

Guſano empfiehlt ſich ihm, indem er einen vorgeblichen Plan der Feinde, ihn Nachts gefangen zu nehmen, entdeckt. Hiebei erwähnt er der Braut des Pompejus, Scipio's Tochter, Roſelia, deren Reize beſchrieben werden, und in die ſich natürlich Cäſar beim Zuhören ſogleich verliebt. Brutus betet ſie ſchon lange an: como a ingrata de su vida. Die Beſchreibung von Roſelia's Reizen iſt ſonderbar genug. So wird ihre Naſe ein Thronhimmel genannt, den der Himmel über ihrem Munde wölbte. Vom Munde ſelbſt, ſehr ſchön:

Cuya boca, que el papel
De su sitio sella hermosa,
Abreviatura es de rosa,
Que escrivio galan clavel.

Ueberhaupt wird die abgeſchmackte Manier, die Calderon mit ſeiner Genialität nur verkleiſtert hat, jene nämlich: die Liebe zum Haupthebel der ihr widerſtrebendſten Begebenheiten und Handlungen zu machen, in dieſem Stücke bis zum eigentlichen Eckel getrieben. Brutus tödtet Cäſarn größtentheils um Roſelia's willen, und dieſe befindet ſich am Ende des Stückes perſönlich und mitwirkend unter Cäſars Mördern. Die große Weltbegebenheit ſchrumpft zum Marionettenſpielwerk ein. Schön die Scene im dritten Akt, wo Cäſar, indeß der Zuſeher das Beſtehen der Verſchwörung gegen ihn ſchon weiß, mit Antonius bei Nacht ſeine eignen Commentarien durchgeht und ſeines Ruhms genießt. Pochen an der Thür, nur Cäſarn hörbar. Antonius geht. Der Geiſt des Pompejus erſcheint. Hier wird das Ganze ſchon matter. Am Schluſſe des zweiten und des dritten Aktes erſcheinen Götter. Zuletzt nehmen ſie den todten Cäſar und die Statue des Pompejus mit ſich in den Olymp. Die Bedeutung des Titels: contra su suerte ninguno dem Stücke recht eigentlich aufgezwängt.

Vencerse es el major valor angeblich von Calderon. Ich habe das Verzeichniß ſeiner Komödien nicht bei der Hand, um nachſehen zu können, aber beim Leſen habe ich keine Spur von Calderon gefunden. Ein Liebhaber, der in Gefangenſchaft gerathen, ſich brauchen laſſen muß, bei ſeiner Geliebten den Unterhändler für den Herzog von Florenz zu machen, Eiferſuchten, Mißverſtändniſſe, Verwechslungen der gewöhnlichſten Art, und zuletzt ein Herzog, der zurücktritt und die Liebenden vereint, wie in allen ſpaniſchen Stücken, wo ein Landesherr ſich beikommen läßt, als Nebenbuhler ſeiner Unterthanen aufzutreten. Das iſt ungefähr das Ganze. Kaum eine einzige ausgezeichnete Stelle.

Vortreffliche Stelle in: no se pierden las finezas von Andres de Baeza. Der eiferſüchtige Geliebte macht ſeiner Schönen die heftigſten Vorwürfe. Der Mangel an Athem zwingt ihn, einen Augenblick einzuhalten. ¡Dime mas! ſagt ſie. Er fährt fort. ¡Dime mas! — Er ſteigert noch ſeine Ausdrücke. Leonarda: ¡Dime mas! Carlos: ¿Que mas? Leonarda: ¡Pues oye!

In einem Stücke von Chriſtoval de Morales, La estrella de Monserrate, das ſonſt gar nicht uneben ſcheint, kommt eine Scene vor, wo D. Carlos, der in Eiferſucht wahnſinnig geworden iſt, ſein Kind findet, deſſen Vaterſchaft bei ihm in Zweifel ſteht. Die Vorſchrift des Buches iſt hiebei: daß ein lebendiges Kind auf die Bühne geſchoben und zum Schreien gebracht wird. Hierauf iſt es aber mit einem ausgeſtopften Popanz zu verwechſeln, der ſtatt des Kopfes eine mit Blut gefüllte Blaſe hat. Dieſes Kind und dieſe Blaſe zerſchmettert Carlos hierauf gegen einen Pfoſten. Man muß geſtehn: eine doppelt angenehme Täuſchung!

In demſelben Stücke kömmt eine Scene vor, die in der Berberei ſpielt, wo ein Muſelmann mit drei gefangenen Chriſten auftritt. Dieſe flehen zur Madonna von Monſerrat und werden durch die Luft fortgeführt. Der Muſelmann folgt ihnen auf der Erde nach, und wenn ſie, ohne von der Bühne zu kommen, an das entgegengeſetzte Ende des Theaters gelangen, befinden ſie ſich in Spanien am Fuß des Felſen von Monſerrat.

Das Stück eröffnet ein Fray Juan, dem der Teufel nachſtellt, und der auf allen Vieren kriechend die Scene betritt.

(1849.)

Was das ſpaniſche Theater ſich erlauben durfte, in einer Zeit, wo man der Gläubigkeit ſicher war, zeigt unter andern eine Stelle in La industria y la suerte von Alarcon, wo der Gracioſo als blinder Bettler verkleidet, Gebete herplappert, die nichts als Spaß und Schimpf über den heiligen Petrus enthalten.

(1849.)

In Las paredes oyen von Alarcon gibt der Gracioſo ſeinem Herrn den Rath, Komödien zu ſchreiben und garantirt ihm seiscientos für jede. Was ſind das für ſechshundert? Realen? wäre ziemlich viel für jene Zeit. Von Peſos kann ohnehin kaum eine Rede ſein.

(1849.)

Da iſt nun nicht viel ſpäter als Lope de Vega, Alarcon, in einer Beziehung ein Fortſchritt gegen jenen, darin nämlich, daß die Intrigue ſchon feſter geknüpft iſt als bei Lope, obwohl noch nicht zu jener Prägnanz, die es im Luſtſpiel der Franzoſen hat. Anderſeits aber nicht der Fluß der Sprache, der Reiz des Dialogs, in welch' letzterem Lope die Dichter aller Zeiten übertrifft und vor allem, daß Witz und Spaß, beſonders des Gracioſo, nicht immer unmittelbar aus der Situation fließt, ſondern mitunter ziemlich weit hergeholt iſt.

Und trotz aller guten Eigenſchaften iſt Alarcon doch kein eigentlicher Dichter. Wenn man ihm auch den Unſinn der cueva de Salamanca mit Rückſicht auf die Zeit, in der er ſchrieb, und daß er eigentlich eine Volksſage bearbeitete, verzeiht, ſo haben doch die beiden folgenden: Mudarse por mejorarse, und Todo es ventura einen ſo ſehr die Empfindung verletzenden Ausgang, daß man ihm die Haupteigenſchaft eines Dichters: Wahrheit der Empfindung abſprechen muß.

(1856.)

In: El desdichado en fingir von Alarcon iſt die Intrigue die verwickeltſte und in der Hauptſache am beſten durchgeführte, die jemals auf einem Theater war; nur mit all' den Uebereilungen und Wunderlichkeiten in den Nebenſachen, die das damalige Publikum durchaus nicht ſtörten.

(1865.)

Außer den abſurden Stücken haben die Spanier auch langweilige, davon iſt nun dieſes La guarda cuydadosa eines und doch muß es die Zeit ſehr geſchätzt haben, denn der Verfaſſer Miguel Sanchez wird auf dem Titel als el divino bezeichnet. Der Stoff wäre leidlich, da iſt aber ein Hin- und Hergeben, ein Hin- und Herreden ohne Ende. Freilich habe ich Vieles, ſei es durch Langeweile, oder iſt es ſo fehlerhaft gedruckt, nicht verſtanden. Aus Bosheit habe ich es bis zu Ende geleſen, aber ich fühle mich erſchöpft. Der Verfaſſer verzeihe mir, wenn ich ihm Unrecht thue.

◆

Comedias nuevas escogidas de los mejores Ingenios de España [1].

(1862—1870.)

Zweiter Band.

La firme lealtad von Diego de Solis. Das iſt nun ein ganz ſchlechtes Stück. Es hat alle Fehler der alten Spanier und nichts von ihren Vorzügen. Voll Unwahrſcheinlichkeiten, Verkennungen, klaſſiſchen Anſpielungen, langweilig dem Stoffe nach, und wenn die übrigen gewaltſam herbeigezogene Situationen wenigſtens mit Wärme und Wahrheit ausführen, hier kalt und ohne Schmelz der Sprache und Poeſie.

La sentencia sin firma von Gaſpar de Avila. Ein ſehr gutes Stück, ohne Liebesintriguen, nur daß ſich Juana de Zuñiga in die Thaten des bereits alt gewordenen Fernan Cortez verliebt, und ohne Entgegenkommen von ſeiner Seite, ihm ſogar das Geſtändniß macht, wo ſie dann am Schluſſe vereinigt werden. Sonſt die Rückkunft des Cortez, wo er in Folge verleumderiſcher Anzeigen den Kaiſer kalt gegen ſich findet, der zuletzt die Sache ſeinem Sohn Philipp überläßt, der das ganze Verdienſt der Anerkennung des Helden hinwegnimmt. Der Kaiſer iſt nebſt den heimlichen Anſchuldigungen noch durch Gedanken an ſeinen bevorſtehenden Zug nach Tunis zerſtreut und ſein endliches Nachgeben wird haupt ſächlich dadurch beſtimmt, daß bei der Verlegenheit 12,000 Dukaten für ſeinen bevorſtehenden Zug aufzubringen, plötzlich 10 Millionen aus der neuen Welt anlangen, daher auch der Begleiter des Cortez mit den Worten das Stück ſchließen kann:

---

[1] Madrid 1652—1704.

el atreverse es valor
y el buen suceso es ventura.

Auch im Uebrigen das Stück voll ſchöner, männlicher Gedanken. Nur der Spaßmacher Oſſorio iſt nicht ſehr ſpaßig.

Fingir lo que puede ser von Roman Montero de Eſpinoſa. Das iſt nun ein Stück, von dem ich gern alles Schlechte ſagen möchte, wenn ich mir nicht ſelbſt geſtehen müßte, daß ich es ſelbſt ſprachlich gar nicht verſtehe. Iſt das der conventionelle Ton der damaligen Galanterie? die Bedeutung der einzelnen Ausdrücke, das Band der Conſtruktion bleibt mir undeutlich, dazu kam noch die Langeweile und die Hartnäckigkeit es zu Ende zu leſen. Daß es albernes Zeug iſt, leidet wohl keinen Zweifel. Und doch mußte es ſeiner Zeit ein beliebtes Stück ſein.

La ciudad sin Dios von Claramonte. Da iſt nun der Unſinn, aber der abſichtliche, auf die Spitze getrieben. Daß alle Schändlichkeiten vorgenommen oder beabſichtigt werden, verſteht ſich von ſelbſt; der Titel entſchuldigt ſie, obgleich nur ſpaniſche Naturen es aushalten konnten. Nicht ohne Genialität der König, der in ihnen einen Reiz für ſeine Blaſirtheit ſucht. Gott Vater ſpielt mit, der Prophet Jonas, der auf dem Theater von einem Walfiſche verſchlungen und wieder ausgeworfen wird. Im Uebrigen die Verwirrung des Plans und der Perſonen aufs Aeußerſte getrieben. Der Schluß bildet ſich zum auto sacramental und hat wohl recht ſehr angeſprochen. (In der Nachwirkung macht ſich das beſſer, im Leſen aber iſt die Confuſion zu groß.)

La rosa de Alexandria von Luis Velez de Guevara. Die Geſchichte der heiligen Katharina, welche die Gelehrten aller Völker in ſcholaſtiſchen Diſputationen beſiegt und zuletzt durch ein mit Meſſern beſetztes Rad hingerichtet wird, wobei aber doch die Martern nicht ſichtbar dargeſtellt werden. Ein gutes Stück im damaligen ſpaniſchen Sinne. Gute fließende Verſe. Als Epiſode ein Landmädchen Tirena, naiv und keck mit ihrem Liebhaber, mit dem ſie zerfällt, weil einmal der Teufel aus ihm ſpricht, ſich aber zuletzt wieder mit ihm vereinigt. Ich freue mich an der Freude, die das damalige Publikum an dem Stücke haben mochte, das übrigens ſo unſinnig iſt, als alle übrigen, nur weniger verworren. Merkwürdig die Geduld, die die Zuhörer bei langen, ſcholaſtiſchen Diſputationen hatten. Uebrigens führt die Heilige unter ihren Argumenten auch die alten Dichter an, Homer und Orpheus und Pindar; endlich ſiegt ſie; aber laſſen wir die Poeſie, auch **Sophokles** ſpricht u. ſ. w. Die Spanier rechneten alſo die Handlung des Drama nicht zur Poeſie, was ein Licht über ihre ganze Behandlung deſſelben wirft, und die Lyrik, die ihnen den ganzen poetiſchen Werth des Drama auszumachen ſchien.

Beiſpiellos iſt aber die Liederlichkeit, mit der alle dieſe Stücke gedruckt ſind. In einer der frühern Stücke iſt eine doppelte Verſion eines und deſſelben Zwiſchenfalles; die werden nun in demſelben Context hinter einander aufgeführt. In dem gegenwärtigen ſagt auf einmal die heilige Katharina: Ich bin der Teufel; indeß nur anzumerken vergeſſen iſt, daß jetzt ein anderer, nämlich der Teufel ſpricht. Einzelne Druckfehler bis zur völligen Unverſtändlichkeit.

El fuero de las cien doncellas von Luis de Guzman. So ſchreiben nun die Spanier ihre guten Stücke. Das Abſurde iſt ganz verbannt, die Sprache ſchön, die Geſinnungen erhaben, der Stoff wichtig und nationell erhaben: Die Abgewinnung des Tributs von 100 Mädchen an die Mauren. Da ſtellen ſich die Edelleute, aber auch die Bauern und ſogar die Mädchen unter ihrer Fahne zum Streit gegen die Unterdrücker. Damit es nicht an Heiterkeit fehle, iſt unter den Letztern als Feldwebel auch das Landmädchen Riſe, das ihre Liebhaber betrogen hat und von ihnen betrogen wird, die aber eben ſo enthuſiaſtiſch in den Kampf geht als die Uebrigen, nur daß ſich kaum merklich immer etwas hineinmiſcht, das allenfalls auch Lachen erregen kann. Im zweiten Akte ein ſpaniſcher Knabe, der, weil er ſeinen Glauben nicht verleugnen will, gemartert und ans Kreuz geſchlagen wird. Zum Schluß die Leoneſen, die ſchon geſchlagen ſind, durch eine Erſcheinung des Heiligen Yago ermuntert und zum Siege geführt, von woher ſich das Schlachtgeſchrei der Spanier für alle Zeiten, und die Stiftung des Ordens von San Yago herſchreibt. Das ſind nun Umſtände, die das Publikum zur höchſten Begeiſterung hinreißen mußten. Im letzten Aufzuge die beſte Vorführung einer Schlacht, die ich noch irgend gefunden habe.

No ay contra el honor poder von Antonio Enriquez Gomez. Bedeutend langweilig. Lange Reden mit falſchen poetiſchen Blumen und Beſchreibungen eingemiſcht. Der letzte Akt voll Attrappen, die man kaum verſteht, wenn man die Einrichtung des Theaters nicht vor ſich hat. Schon der Titel ſagt, daß da eine tugendhafte Frau iſt, die alle Angriffe des Laſters von ſich weiſt. Ihre letzte tugendhafte Tirade würde ſogar ſehr gut ſein, wenn ſie ſich nicht am Schluß in vier oder fünf Zeilen von grammatikaliſchen Synonymen verſtiege. Bezeichnend, daß der ſtürmiſche Kronprinz nichts einzuwenden hat, die Baſe der tugendhaften Frau zu heirathen, ſobald er mit ihr im Dunkeln allein angetroffen worden iſt.

La obligacion de las mugeres von Luis Velez de Guevara. Die Geſchichte jener Büßenden, von der auch eine deutſche Ballade (ich glaube von Stolberg) exiſtirt. Einem Spanier Don Alvaro, der an den Hof des Kaiſers nach Prag reiſt, um die Ernennung des Infanten Carlos (Karl V.) zum deutſchen Kaiſer zu betreiben, iſt der Held des Abenteuers. Der erſte Akt ſo gut geſchrieben als nur irgend möglich, aber ſchon der zweite geräth ins ſpaniſch Weite und

Wilde. Don Alvaro ſtatt am Hofe des Kaiſers ſein Geſchäft zu betreiben, hat nichts Eiligeres zu thun, als zur Rettung der Ehre der Büßenden ihre Ankläger zum Kampf herauszufordern.

Da nun der König von Spanien, wie natürlich, dieſe Allotria übel nimmt, geräth Alvaro, obgleich ſonſt durchaus ernſt gehalten, in vorübergehenden Wahnſinn, in welchem er Poſtpferde begehrt, ſich auf dem Theater (natürlich ins Leere) hinauf ſchwingt, wobei der Diener Mendoza mit dem Munde das Poſthorn nachahmt, und ſo abgaloppirt, gleich darauf aber wieder zu ſich kommt, den falſchen Ankläger, einen Herzog von Sachſen, in den Schranken beſiegt, ſo daß die Ehre der büßenden Chriſterna hergeſtellt wird und der Kaiſer vor Freude den Infanten Karlos zum Nachfolger in der Kaiſerwürde ernennt. Alſo auch hier muß das ſpaniſche Nationalgefühl mitſpielen.

Amor y honor von Luis de Belmonte. Höchſt abgeſchmacktes Zeug, was aber nicht hindert, daß der erſte Akt ſehr gut geſchrieben iſt. Ueberhaupt merkwürdig wie bei den Spaniern jener Zeit die Freude an den übertriebenſten Begebenheiten und das Wohlgefallen an dem eigentlich poetiſchen der Schreibart Hand in Hand geht.

Dritter Band.

La Llave de la honra von Lope de Vega. Da iſt nun wieder mein alter Lope de Vega, ohne ſeine ſonſt häufigen Widerſinnigkeiten, aber auch beinahe ohne Verwicklung, oder die vorhandene ſo kunſtlos, daß ſie kaum ſo genannt werden kann. Aber die Charaktere voll Wahrheit, die Tugend der Frau ohne Uebertreibung, die Liebe des Mannes zu ſeiner Frau, ohne daß ſie ihn unzugänglich machte für die Lockungen des Ehrgeizes. Der Bediente voll geſundem Humor und endlich die Rede, die Verſifikation von einem Fluß, von einem Wohllaut, daß ſie faſt zur Muſik wird, indeß ſie ſich kaum über die Proſa erhebt. Wenn der Plan, die dramatiſchen Werke Lope's herauszugeben, zu Stande kommt, nicht die Deutſchen werden ihn zuerſt erkennen, ſie ſind heutzutage zu unnatürlich; nicht die Engländer, ſie ſind zu einſeitig in ihren Shakeſpeare verrannt; die Franzoſen werden zuerſt ſeine Naturwahrheit herausfinden, denn ſeit ihnen ihre klaſſiſche Form verleidet worden iſt, ſind ihre Beſſern zugänglich für Alles.

Mas pueden zelos que amor von Lope de Vega. Wenn damals die Verwicklung neu war, daß eine verlaſſene Geliebte, oder vielmehr eine, die erſt dadurch verliebt wird, daß ihr Geliebter eine Andere heirathen will, ihm nachreiſt und in Männerkleidern die neue Braut in ſich verliebt macht, ſo daß dieſe ſie heirathen will, ſo mag das Stück intereſſirt haben. Sonſt iſt nicht viel Gutes daran als die Liebe, die erſt durch die Eiferſucht entſteht, und wie gleich anfangs ihre Entſtehung geſchildert wird. Nicht viel Natur, keine guten Späße, ſonſt Hauptvorzüge Lope de Vega's. Scheint auch in ſpäterer Zeit geſchrieben, wo ſchon Calderon die langen Reden und ihre blumigen Ausſchmückungen in Mode gebracht hatte.

Engañar con la verdad von Geronimo de la Fuente. Ein conventionelles Stück mit vielfach dageweſenen Verwicklungen. Ein Ring, den die Herzogin dem Diener des Haupthelden ſchenkt und der dann in verſchiedene Hände kommt, gegen einen des Königs ausgewechſelt wird, ohne daß es ſehr klappt und an dem nichts gut iſt, als daß, indeß er die peinlichſten Mißverſtändniſſe hervorbringt, der beſchenkte Diener durch das ganze Stück bis zum Ende nur immerfort urgirt, daß er dafür noch gar nicht das Geld bekommen habe. Uebrigens gut, zum Theil vortrefflich geſchrieben.

La discreta enamorada von Lope de Vega. Der ſeltene Fall einer durchgeführten oder wenigſtens durch den Verlauf immer genährten Intrigue. In der That nicht von der feinſten Art, und trotz der Heftigkeit der Leidenſchaften in jener Zeit ſo ſtoßweiſe geführt, daß eben nur ein damaliges Publikum es für baar annehmen konnte. Der Anfang in der beſten Lope'ſchen Manier, bald wird aber auch die discreta enamorada in den wirbelnden Herentanz hineingezogen.

Sehr witzig die Erzählung der Gerarda, wie ſie, der ſchlechten Geſellſchaft (Compagnie) ihres Gatten überdrüſſig, ſich einen Fähndrich wählte, mit dem ſie in Wort und Werk ſechzehn Monate marſchirte, bis der Neid die Trommel ſchlug und der Gatte, um die Geſchützſalven auf ſeine Ehre zu hintertreiben u. ſ. w.

A un traidor dos alevosos von Miguel Gonzalez de Cuñedo. Das ſchlechteſte von all' dieſen Stücken, unintereſſant, verworren und langweilig, im Styl bombaſtiſch und ohne Reiz. Im dritten Akt nimmt es einen Anlauf, als ob es ſich in dem Schickſal des Moriskenkönigs Abenbuneve conzentriren wollte, dann folgt aber und ſchließt ein abſurdes Turnier, in dem die zwei Liebhaberinnen in Männerkleidern mitkämpfen.

La Portuguesa von Lope de Vega. Mag ſeiner Zeit ſehr gefallen haben, wenn die Heldin des Stückes eine vortreffliche Schauſpielerin war, die das Radbrechen des Portugieſiſchen graziös vorbrachte. Sonſt lauter oft dageweſene Verwicklungen. Celia ſogar ohne jene Kunſt oder Natur (was auf Eins herauskommt), mit der ſonſt Lope derlei Figuren auszuſtatten weiß. Ob die Liederlichkeit jener Zeit ſo groß war, daß eine muger principal vermummt zu einem Fremden aufs Zimmer kommt, um ſeine Bekanntſchaft zu machen, und ob daher das Ereigniß nur einen Schatten von Wahrſcheinlichkeit hat, kann man jetzt nicht beurtheilen. Zuletzt regnet es die improviſirten Heirathen, die Tauſende von Dukaten und die allgemeine Zufriedenheit.

El maestro de danzar von Lope de Vega. Ein armer Edelmann, der ſich in eine der beiden Töchter eines reichen Hidalgo verliebt und, ohne Ausſicht, ſie zu erhalten, ſich im Hauſe als Tanzmeiſter aufnehmen läßt. Wer erwartet da nicht, daß er während der Lection ſich das Mädchen nach und nach geneigt machen wird? Aber beim erſten Zuſammentreffen hat ſie ſich ſchon in ihn verliebt, und die Tanzlectionen dienen nur dazu, um verdächtiges Beiſammenſein zu maskiren. Daneben läuft eine Intrigue der ältern, bereits verlobten Schweſter, die einen andern Liebhaber der jüngern auf Rechnung dieſer letzten „genießen" will. Der Tanzmeiſter trägt die Briefe hin und her, verwirrt die Sache und erzeugt ſehr wohlfeile und abgeſchmackte Verwicklungen. Die Tanzlectionen machten wohl, als Neuheit, den Hauptſpaß aus.

La fenix de Salamanca von Doktor Mira de Mescua. Ein ſehr gutes Luſtſpiel mit all den äußerlichen Unwahrſcheinlichkeiten, die den Spanier nicht ſtörten und den ganz gewöhnlichen Ereigniſſen, die er nicht ſatt bekommen konnte, beinahe ohne Hauptverwicklung, wenigſtens ſieht man das Ende ſchon beim Anfange voraus. Das iſt nun in den beiden erſten Akten ein Hin- und Herſchwätzen, das die Langeweile nirgends aufkommen läßt. Der dritte Akt iſt ſchwächer, und das Ende überſtürzt, letzteres weil der Verfaſſer keinen Platz mehr hatte, und der Zuſeher gegen den Schluß wenig Geduld. Dieſe Doña Mencia, die als Mann verkleidet ihrem Liebhaber nachreiſt mit ihrer Zofe Leonor in gleicher Tracht, welche letztere als Bedienter mit dem Diener des Geliebten in Einem Bette ſchlafen muß, der von ihrem Geſchlechte keine Ahnung hat und noch die wunderlichen Empfindungen erzählt, die er von ihrer Nähe hat.

Lo que está determinado von Lope de Vega. Ich ſchäme mich faſt, niederzuſchreiben, daß das Stück mit Ausnahme des dritten Aktes mich ſehr unterhalten hat. Ich ſchäme mich, denn es kommen darin ſo unerhörte Grauſamkeiten vor — ein Großvater, der ſeinen Enkel ermorden läßt wegen eines Traumes, der ihm Gefahr durch Jenen droht, und der dann wieder auf die Vermuthung, daß ſein mit dem Mord Beauftragter den Auftrag nicht vollzogen habe, dieſem ſein eigenes Kind zum Eſſen vorſetzt — alſo dieſe unerhörten

Grauſamkeiten haben mich nicht geſtört, weil die Sache dadurch in die Reihe der Kindermärchen kommt, die alle unerhört grauſam ſind. Zugleich ſind die ländlichen Scenen und der erſte Akt, wie bei Lope alle erſten Akte, ſo gut, daß es mir Vergnügen gemacht hat. Lope hat nicht einmal allen Vortheil aus der allbekannten Fabel gezogen, ſondern begnügte ſich mit ſeiner bequemen Schleuderhaftigkeit, ſich mit beliebten Knalleffecten abzufinden.

La dicha por malos medios von Gaſpar de Avila. Das Stück iſt ſo übel nicht und nimmt gegen das Ende zu ſogar den Anlauf zu einem guten, da Don Felix durch Thaten verdient, was ihm der König als ſcheinbarem Kuppler der Ehre ſeiner Schweſter vornherein reichlich gewährt. Mag für die damalige Zeit auch Anſpielungen auf Hofgunſt und Kriegsweſen enthalten haben, die ihm Beifall verſchafften.

San Diego de Alcalá von Lope de Vega. Da iſt denn doch des Abſurden gar zu viel, und nicht einmal das eingemiſchte Halbkomiſche, ſowie die vorkommenden Wunder ſchlagend genug. Da wir übrigens nicht den ächten Glauben haben, ſo können wir auch nicht begreifen, wie die damaligen Leute in derlei Stücken wie in einem Spiegel ſich ſelbſt und ihre Ueberzeugungen wiederfanden. Wahrſcheinlich zum Behuf irgend eines kirchlichen Feſtes geſchrieben.

Los tres señores del mundo von Luis de Belmonte. Auch einmal ein hiſtoriſches Stück, inſofern man eine ſolche Zurichtung Geſchichte nennen kann. Oktavianus in all der Glorie, die ihm Horaz und Virgil von der Schule her verſchafft hatten. Lepidus, der bis zum Tode des Antonius mitſpielt, ein ſchwacher Ehrenmann. Antonius ein Held, aber in ſeiner Liebe zur Kleopatra, die er erſt im dritten Akte kennen lernt, ſo unbedingt aufgelöſt, als nur die Karikaturmalerei es verlangen kann. Uebrigens gar nicht ohne Talent, ein luſtiger Kapitän Labieno ſehr gut, und das Ganze in damaliger ſpaniſcher Uebertriebenheit höchſt wirkſam.

Vierter Band.

Obligar con el agravio von Franciſco de Victoria. Das Stück hat mich ſo gelangweilt, daß ich faſt fürchte, dem Verfaſſer Unrecht zu thun, wenn ich ſage, daß ſeine Verwicklungen und Mißverſtändniſſe ſo ungeſchickt und gezwungen ſind, daß ſie nur ein Schattenſpiel mit abgenützten Figuren darbieten. Zugleich iſt es ein immerwährendes Gehen und Kommen ohne Conſiſtenz und theatraliſchen Halt. Aber vielleicht hat mir die Langeweile Vieles verborgen.

El lego de Alcalá von Luis Velez de Guevara. Auch für ein Kirchenfeſt beſtimmt. In der Art wie alle dieſe Heiligengeſchichten. Der Hauptheld ein mehr oder weniger dummer Kerl, der durch ſeine Demuth und Frömmigkeit die Heiligenkrone erwirbt. Er wirkt dießmal wohlfeile Mirakel mit todten Vögeln, die er lebendig macht, mit Hühnern, die von ſelbſt wieder in den Hühnerkorb zurücklaufen. Unglücklicherweiſe bekehrt er auch die liederlichen Perſonen beiderlei Geſchlechtes, die bis dahin das Stück erheitert haben. Seines Zeichens iſt er urſprünglich ein Schneider. Wahrſcheinlich wurde er der Patron der Zunft.

Uebrigens ſehr wirkſam ſeine Bekehrungsrede, wo er ſich wenig mit Gründen abgibt, ſondern nur immer die Worte: Tod, Ewigkeit, Hölle in das Lumpenpack hineindonnert.

No ay mal que por bien no venga von Juan Ruiz de Alarcon. Für uns iſt dieſer Don Domingo nicht ſehr komiſch, für die Spanier mochte er es ſein, da er in ſeiner Bequemlichkeitsliebe und Natürlichkeit immer das Gegentheil von Dem thut, was die damaligen Galane thaten, was dann zufällig eben gerade das Vernünftige iſt. Endlich aber geht es ins Abſurde über, der Hauptklippe der damaligen Poeten. Don Juan, ein tapferer aber liederlicher Menſch, will ſeinem beabſichtigten Schwiegervater ſein Geld ſtehlen, da er in deſſen Geiz den Hauptgrund ſeines Widerwillens gegen ihn vorausſetzt. Er dringt daher mit falſchen Schlüſſeln in das Haus des Letztern bei Nacht ein, und findet dort ſeinen Nebenbuhler Don Domingo, den der Kronprinz dort eingeſperrt hält, weil er ihn nicht bewegen konnte, ſich dem von ihm beabſichtigten Aufruhr gegen ſeinen Vater anzuſchließen. Don Juan erfährt von dem Eingeſperrten den beabſichtigten Verrath und gibt dem König davon Nachricht. Dieſer kommt, dringt mittelſt der falſchen Schlüſſel Don Juan's in das Haus der Rebellen, und nimmt dort ſeinen Sohn gefangen. Das iſt nun das Uebel, das zum Guten dient. Daß die Getreuen durch die Heirath mit ihrer Herzgeliebten belohnt werden, verſteht ſich von ſelbſt.

Enfermar con el remedio. Von drei Genios: Calderon, Velez de Guevara und Geronimo Cancer, Variationen über das Thema, daß Vergeſſenwollen ein immerwährendes Erinnern iſt. Der erſte Akt ganz gut angelegt. Der zweite, beinahe beſſer geſchrieben als der erſte, miſcht ſchon einen äußern Umſtand (die Widerſetzlichkeit des Volkes) hinein, der die innere Entwicklung ſtört. Der dritte Verfaſſer, als der Erbe der frühern, breitet dieſen zwingenden Umſtand noch mehr aus, und da ihm der Raum zu kurz wird, platzt er übereilt mit der Sinnesänderung und dem Schluſſe heraus.

In dieſem dritten Akt iſt ein Theatercoup, der ſich ganz gut machen könnte. Die Schweſter der launiſchen Herzogin wird von dieſer mit deren mißhandeltem Liebhaber im Finſtern überraſcht. Die Herzogin ruft nach Licht, und wie die Zofe mit Licht hereintritt, nimmt ihr die zu Ueberraſchende dasſelbe aus der Hand, als ob ſie ſelber es gebracht hätte, und bleibt ſo unbekannt. Da die Sache aber weiter keinen Einfluß hat, ſo bleibt es ein vereinzeltes Theaterſpiel.

Auch im zweiten Akt iſt eine Art eiferſüchtige Telegraphie mit Muſik und Geſang zwiſchen den zwei Schweſtern, welches aber auch nicht recht klappen will.

Los riesgos que tiene un coche von Antonio de Mendoza. Ein Haufe von Verwicklungen und Verwirrungen, denen ganz folgen zu können man aufmerkſamer geweſen ſein müßte, als ich es beim Leſen war. Eine verlaſſene Geliebte, Doña Angela, erreicht ihren Zweck der Vereinigung dadurch, daß ſie die neue Geliebte ihres Ungetreuen durch eine Verwechslung von einem Andern entführen läßt, der ſie nun heirathen muß, weil die Entführung in einer Kutſche mit niedergezogenen Vorhängen geſchah, wodurch ihre Ehre ſich gefährdet findet. Daher auch der Titel des Stückes. Der Ungetreue, nachdem ſeine neue Flamme ihm entzogen iſt, hat nichts dagegen, ſeine Verlaſſene zu heirathen, und auch der zum Kutſcher verdungene Bediente findet eine Geſponſin.

Komiſch allenfalls die Scene, wo Doña Angela, als Frau des Kutſchers verkleidet, dieſem Letztern eine Ohrfeige gibt, und zugleich aufſchreit, als ob ſie den Schlag erhalten hätte, nebſt Dem, was darauf erfolgt.

El respecto en el ausencia von Gaſpar de Avila. Das iſt nun gewiß ein verſtümmeltes Stück. Der zweite Akt macht uns mit Dingen bekannt, die der erſte ſchon erklärt hat. Der dritte enthält einen Spaß, freilich in der Art des Hanswurſt, der eine komiſche Wirkung haben konnte, das Stück ſchließt aber ohne Schluß. Entweder hat es der Verfaſſer nicht vollendet oder die unglaubliche Liederlichkeit der damaligen Buchdrucker hat es dermaßen verſtümmelt. Auch iſt es der Bogenzahl nach viel kürzer als die übrigen.

Der Grundgedanke übrigens ziemlich abgeſchmackt (wenn kein anderer Schluß ihm eine Wendung gibt). Daß die ſtolze Juana alle Liebhaber abweiſt, weil ſie in den König (Philipp I.) verliebt iſt.

El conde Partinuples von Doña Ana Caro, zehnte Muſe aus Andaluſien. Man weiß nicht, iſt ſie die zehnte Muſe nur von Andaluſien oder auch ſonſt überhaupt. Zuerſt erräth man nicht, was Partinuples für ein geradbrechter franzöſiſcher Narr ſein mag, denn die übrigen Perſonen haben alle Chriſtennamen. Dann iſt es eine Zauberkomödie, die erſte in der Sammlung, denn auch in vielen übrigen gibt es Wunder genug, aber lauter theologiſche. Die Dame iſt ſo übel nicht, aber nicht immer delikat. So ſagt der Spaßmacher einmal, er ſei von dem vorkommenden wilden Thiere am Hintertheile verwundet worden, er fühle das Blut fließen, das aber nicht ſehr gut rieche. Im Uebrigen die zwei erſten Akte eine ganz vernünftige, gar nicht unintereſſante Zauberkomödie. Aber der dritte Akt wirft Alles um. Da kommt die verlaſſene Geliebte zu Pferd und fordert ihren Liebhaber zurück. Ein Turnier ſoll über die Hand der Prinzeſſin Roſaura entſcheiden, und nun rollt Alles mit einer Uebereilung ab, als wollte man die Zuſeher noch bei Zeiten nach Hauſe ſenden. Für jeden der turnierenden Bewerber findet ſich eine Heirathspartie, und die Königin Roſaura erhält ihren Grafen Partinuples, den ſie ſchon im zweiten Akte hätte haben und behalten können.

Zugleich merkwürdig, daß in dem Perſonenverzeichniſſe wie noch heute in der italieniſchen Oper und beim franzöſiſchen Theater eine dama segunda und ein segunda barba (zweiter Alter) vorkommen.

El rebelde al beneficio von Tomas Oſſorio. Die Ermordung des Prinzen von Oranien durch Baltaſar Gerard, die natürlich als eine löbliche Handlung dargeſtellt wird. Gleich in der erſten Scene die Bartholomäusnacht als der Ruhm Frankreichs geprieſen, und als eine der Schändlichkeiten Oraniens die Gewiſſensfreiheit, die er ſeinem Lande geben will. Das Stück gut geſchrieben und mit Geſchicklichkeit für den damaligen Geſchmack, wenigſtens gibt es eine Menge ſpannender Scenen ohne Unwahrſcheinlichkeit. Damit der göttlich wohlgefällige Mord doch auch einige menſchliche Rechtfertigung habe, iſt Oranien in die Geliebte Baltaſar's verliebt, und dieſer erſchießt ihn, als er eben ſeine theure Iſabella nothzüchten will. Das Stück endet mit der Flucht Baltaſar's durchs Fenſter, wo er dann verfolgt wird. Der Dichter kündigt an, daß die Gefangennehmung und der Tod Baltaſar's einen zweiten Theil erfordern, den er aber einer gelehrtern Feder überlaſſen wolle. So konnte er doch ſein Publikum wenigſtens für dieſen Abend mit einer patriotiſchen Schadenfreude entlaſſen.

El Español Juan de Urbino von Manuel Gonzalez. Ein wunderliches Ding, das aber nicht ohne Großartigkeit iſt. Urbino, deſſen Frau mit einem Liebhaber entfliehen will, indeß ſeine Schweſter, die in denſelben verliebt iſt, ſich an die Stelle ihrer Schwägerin einſchieben will, und deſſen Ehre daher doppelt gekränkt iſt, wie dieſer, nach einer Reihe von Zwiſchenfällen, die ihn zweifelhaft machen, welche von Beiden eigentlich die Schuldige iſt, zum Schluß ſein eigenes Haus anzündet, ſo daß der Verführer und die beiden Verführten, ſammt der Mitſchuldigen, der Zofe Ines, in den Flammen umkommen. Bezeichnend für den Geſchmack des damaligen Publikums übrigens, daß der Dichter ſich nicht enthalten kann, in den prägnanteſten Momenten poetiſche Stellen voll Gleichniſſen und Bildern anzubringen, ſo daß man wohl merkt, daß die ſogenannte Nachahmung der Natur der Poeſie jener Zeit ziemlich ferne lag.

Lo que puede una sospecha von Doktor Mira de Mescua. Ich geſtehe, daß ich dieſes Stück nicht verſtehe. Doña Ines iſt die Schweſter des Don Carlos, dann ſpricht ſie aber wieder von ihm als von ihrem Geliebten. Es iſt wahrſcheinlich die Fahrläſſigkeit des Druckers, der die Perſonen verwechſelt und einer die Reden der andern gibt. Wenn einer das Ding ſtudiren wollte, würde man wohl der Verwirrung Herr werden, und dann käme vielleicht ein gutes Stück heraus, um ſo mehr, als es ſehr gut geſchrieben und Mira de Mescua einer der beſten Dramatiker jener Zeit iſt. Mir fehlt aber die Luſt zu ſolchen Unterſuchungen, und ich laſſe die Dinge nur ſo an mir vorüberrollen.

El negro del mejor amo bis in die Hälfte ein ganz vorzügliches Stück, bis ſich der theologiſche Unſinn einmiſcht, der aber für jene Zeit ein höherer Sinn war. Dieſer Roſambuco, ein gefangener Negerheld, der durch eine Erſcheinung bekehrt wird und als demüthiger Laienbruder alle Zeichen der Heiligkeit gibt, bis er zuletzt in Vertheidigung ſeines Kloſters gegen gelandete Seeräuber, gewohnte Heldenthaten erneuert und dabei zum Tode verwundet wird. Die Negerin Catelina, die in den künftigen Heiligen verliebt iſt, der ſich um ſie nicht kümmert, und mit ihrem Kauderwelſch eine höchſt ergötzliche Figur bildet. Ein wechſelſeitiges Liebesverhältniß zwiſchen zwei Todfeinden und ihren Schweſtern, die zum Schluß durch den Heiligen zur Verſöhnung und zur Doppelheirath gebracht werden. Das Stück war vielleicht für das damals ſpaniſche Sizilien geſchrieben, wo das Kloſter liegt, um deſſen Errettung es ſich handelt.

Fünfter Band.

Oponerse a las estrellas. Von drei Ingenios, worunter ſogar ein guter iſt, Moreto nämlich, ohne daß darum ſein dritter Akt beſſer wäre, als die übrigen, für Leute, die zwei Stunden überflüſſig hatten und oft dageweſene Verhältniſſe ſich wiederholen laſſen wollten, war das Stück ſo gut als ein anderes.

Aman y Mardocheo von Felipe Godinez. Das Stück hat ſchon das Gute, daß es ſich an die Bibel hält und dadurch die gefährlichen ſpaniſchen Abſurditäten vermeidet, übrigens geht es auch den Härten der Bibel mit Ermordungen ganzer Völker glücklich aus dem Wege. Der König höchſt poetiſch und ſentimental. Eſther gilt geradezu für eine Vorläuferin und Vorbild der Jungfrau Maria, wie ſie denn auch der Liebesbote des Königs geradezu mit den Worten des engliſchen Grußes anredet. Auch dem Mardochäus wird ſein Verbrechen, ein Jude zu ſein, darum verziehen, weil er immerfort auf den künftigen Meſſias hindeutet, ja ſogar die Jahre ſeiner Ankunft ausrechnet. Dagegen Alles iſt denn nun nichts einzuwenden. Freilich ſteht es unendlich unter der Eſther Lope de Vega's.

Estados mudan costumbres von D. Juan Matos Fragoſo. Sehr gut geſchrieben, namentlich der Monolog des Prinzen im dritten Akte ein meiſterhaftes Stück Poeſie. Auch die Haltung der beiden Liebenden, wenn ſie ſich vermöge eines Kindertauſches für Bruder und Schweſter halten müſſen, ſehr gut, vor Allem die Scene wo Silvio durch die Glasthüre ſeine vermeinte Schweſter beim Ankleiden betrachtet. Der Prinz hat große Aehnlichkeit mit dem im Leben ein Traum; die Entwicklung, daß die vertauſchten Kinder ſchon früher einmal vertauſcht waren und daher der Bruder die Schweſter heirathen kann, etwas gewaltſam herbeigeführt.

El conde Alarcos von Mira de Mescua. Wenn Jemand 30 Jahre ſpäter den Stoff des trefflichen Guillen de Caſtro neu bearbeitete, ſo ſollte man denken, daß er die Gräuel ſeines Vorgängers in etwas gemildert haben würde. Das ging aber nicht an, da die alte Romanze einmal da war und beobachtet werden mußte. Es gibt alſo auch hier die Infantin der armen Blanka das Herz ihres Kindes zu eſſen und das Blut deſſelben als Waſchwaſſer, der Graf Alarcos ſetzt auf Befehl des Königs ſeine Geliebte in einem Kahn dem Waſſertode aus. Das hindert aber nicht, daß z. B. die Rede Blanka's vor ihrer Ausſetzung von einer wunderbaren Schönheit iſt, ſo wie die Scene, wo ſie nach ihrer Rettung als Schäferin mit Alarcos zuſammenkommt, obgleich ein wenig kokett, ſich beſonders in der Darſtellung reizend machen mußte. Die Leute erkennen ſich, oder verkennen ſich nicht nach langen Zwiſchenräumen, wie es eben dem Dichter bequem iſt und am erfreulichen Ausgange wird es als ein glückliches Ereigniß betrachtet, daß der alte König die blutjunge Tochter Alarcos' heirathet. Sogar eine Strophe aus der alten Romanze wird im Stücke geſungen.

Donde ay agravios no ay zelos von Francisco de Rojas. Wenn man die Komödie an den Vorrechten der Poſſe Theil nehmen läßt, ſo iſt das ein ſehr gutes Stück. Die Intrigue, daß der Herr ſich für den Diener ausgibt und der Diener für den Herrn, war damals, wenn auch nicht neu, doch wenigſtens nicht abgenützt und hatte daher ihre volle Wirkung. Von Seite der Komik iſt der dritte Akt der beſte, und die Rede des Bedienten Sancho über die Ehre iſt um nichts ſchlechter als die gleiche — fällt mir doch jetzt der Name nicht ein. Welch Zugrundegehen des Gedächtniſſes! — als die gleiche Falſtaffs. Auch die Scene der Zofe Beatriz ſehr gut. Auch der Schluß, wo Sancho, um das Publikum nicht länger aufzuhalten, erklärt, er wolle die obligate Heirath mit dem Kammermädchen auf ſpäter verſchieben.

El marido de su hermana von D. Juan de Villegas. Die Verwicklungen und Mißverſtändniſſe etwas gezwungen, aber doch recht geſchickt angelegt und im Stücke durchgeführt. Der jetzige Vormund-Regent von Barcelona hat nach dem Tode ſeines Herrn, da zugleich deſſen Wittwe mit einem halbtodten Kinde niederkam, dieſes, eine Tochter — damit das Land nicht erblos bleibe, mit ſeiner eigenen, eben auch erſt gebornen geſunden Tochter vertauſcht. In die vermeintlich unterſchobene Herzogin verliebt ſich ſein Sohn, und ſie will ihn heirathen, alſo die Schweſter den Bruder. Als das Unglück aufs Höchſte kommt, zeigt ſich, daß der mit der Verwechslung Beauftragte, da das halbtodte gräfliche Kind ſich wieder erholte, die Vertauſchung unterlaſſen hat und alſo die Herzogin nicht die Schweſter ihres Geliebten iſt, was nun freilich ſehr gezwungen herauskommt, um ſo mehr, als dieſer Beauftragte das Faktum bis jetzt verſchwiegen hat. Auch die zwei Liebhaber der wirklichen Schweſter werden durch zwei Briefe, die ſie dem tölpelhaften Bedienten für dieſe übergeben haben und durch deſſen furchtſame Lügen in recht gut unterhaltene Mißverſtändniſſe gebracht

El licenciado Vidriera von D. Aguſtin Moreto. Die erſten zwei Akte, obſchon mit etwas ſpaniſchem Beigeſchmack ganz vortrefflich und ganz des Verfaſſers der Doña Diana würdig. Auch Das, was die deutſchen Aeſthetiker die Idee nennen: daß Einer, der alles Löbliche, ja Große verrichtet, in Armuth und Elend geräth und endlich zu Beachtung und Reichthum kommt, dadurch, daß er ſich für einen Narren gibt, der glaubt von Glas zu ſein, was die Leute unterhält, ſo daß ſie ſich ihn aus den Händen reißen. Das Ganze nach einer Novelle von Cervantes, wenn ich nicht irre. Der dritte Akt geräth etwas zu ſehr ins Poſſenhafte, nach den Vorgängen der beiden frühern, mochte aber ſehr unterhalten haben. Ich meine damit, daß dieſes Poſſenhafte am Ende des zweiten Aktes zu plötzlich, zu augenblicklich fertig auftritt.

Nuestra señora del pilar von drei Ingenios. Es wäre ſchon Einer zu viel. Uebrigens nichts einzuwenden. Die Einführung des Chriſtenthums in Spanien durch den Apoſtel Jakob, der ſogar einmal zu Pferde erſcheint und die Heiden bekämpft. Es fehlt nicht an Ereigniſſen und Wundern, ſogar der Teufel bemüht ſich perſönlich als Oppoſition, auch eine Art Blasphemie kommt vor, wenn der Gracioſo Pasquin ſich zum Chriſtenthum hinneigt, weil es einen Gott verehrt, der Brod und Wein ſei. Gut die beiden komiſchen Perſonen in ihrer Bewerbung um die Kammerjungfer Livia.

El embuste acreditado von Luis Velez de Guevara. Hier iſt denn doch der Unſinn gar zu weit getrieben. Eine ſchlechte Nachahmung des Vorfalls im Don Quixote, wo man dem Richter und ſeinem Knappen glauben macht, daß ſie durch die Luft reiſen. Aber dort iſt es ein Narr und ein Dummkopf, die ſich Das weiß machen laſſen und hier eine zwar abergläubiſche aber ſonſt vernünftige Prinzeſſin. Ein einziger guter Gedanke: daß die Meinung aller jener Weiber, die ſich für Hexen halten, eben auch nichts ſei als Selbſttäuſchung. Für die damalige Zeit immer viel.

No ay burlas con las mugeres vom Doktor Mira de Mescua. Das würde ein vortreffliches Intriguen-Luſtſpiel ſein, wäre der Schluß nicht. Alle dieſe Verwirrungen, Verwicklungen, Vermummungen ſind mit ſo viel Geſchick, ja Scharfſinn behandelt, das Ganze ſo unterhaltend und ſpannend, da erſchießt D.ª Jacinta ihren reuigen Liebhaber, der eben kam, um Verzeihung zu erflehen, aber — er hat ihr in einem Anfalle von Eiferſucht eine Ohrfeige gegeben, und das ganze weibliche Geſchlecht muß gerächt werden. Sollte ſich der Schluß dramatiſch rechtfertigen, ſo müßte das ganze Stück anders geführt ſein, aber ſo in der Mitte dieſer ſpielenden Verwirrungen wirkt der Schluß wie eine dramatiſche Ohrfeige. Die Spanier von damals mochten einer andern Meinung ſein.

Los amotinados de Flandes von Luis Velez de Guevara. Ein patriotiſches Stück, um die Spanier für ihre üblen Erfolge in Flandern durch einzelne Großthaten zu tröſten. Unendlich mittelmäßig, ſogar halb unverſtändlich, da D. Diego, der die Liebesbewerbungen Iſabella's, als ſchon anderweitig verliebt, anfangs zurückweiſt, zuletzt mit Freuden ihre Hand annimmt. Die beſte Figur der Graf von Fuentes, der, obgleich ſehr ſtreng, doch ſeine Freude nicht zurückhalten kann, wenn er von einem unbeſonnenen Liebesabenteuer hört.

Den ſechsten Band dieſer Comedias de diferentes autores kann ich leider nicht leſen, er iſt ſo klein und ſo ſchlecht gedruckt, daß meine Augen es nicht aushalten.

Siebenter Band

La muger contra el consejo von drei Ingenios. Das Stück nicht übel, ein wenig im Geſchmack der Doña Diana, ohne darum die Doña Diana zu erreichen. Der Grundgedanke ſogar recht gut. Daß der verkleidete Liebhaber der Prinzeſſin Sirena, die in Trauer über ihren verſtorbenen Liebhaber ihr Leben zubringen will, gegen ſein Intereſſe, den Rath gibt, in ihrem Vorſatz zu beharren, ſo daß ſie, des Unſinns ihrer Uebertreibung halb bewußt, gerade dadurch veranlaßt wird ſich zum Gegentheile hinzuneigen. Mit einem Wort, daß ſie immer das Gegentheil von Dem thut, was er ihr räth, wohin er ſie eben bringen will. Sonſt auch gute Scenen. Der dritte Akt der ſchwächſte.

El buen cavallero maestre de Calatrava von Don Juan de Villegas. Eines jener Stücke, mit denen die Spanier die Großthaten ihrer Geſchichte und den Ruhm ihrer alten Familien feierten. Hier iſt es das Haus Girad, das der Großmeiſter Don Rodrigo durch alle Vorzüge eines damaligen Helden verherrlicht. Eine ſchöne Scene, wo er ſeinen Gegner Albayaldes im Zweikampfe bis zum Tode verwundet, auf deſſen Verlangen im nahen Bache tauft. Endlich verliert er ſeine Geliebte, die der König ſeinem Bruder zugeſagt. Mehr aus der Sache wäre es geweſen, wenn ſie ſelbſt den Bewerbungen dieſes Bruders nachgegeben hätte, weil D. Rodrigo im Augenblicke als ſie ihn erhören wollte, ſich erinnert, daß der Tag und die Stunde der Ausforderung des Mauren Albayaldes eben heute ſei, und er fortgeht, weil die Ehre der Liebe vorgehe. Zuletzt ſtirbt er mit dem Wunſche zu ſterben, bei Vertheidigung eines verlornen Poſtens.

A su tiempo el desengaño von D. Juan de Matos. Da ſind nun die Verwicklungen auf ihrem höchſten Punkt, ſo daß ſie mehr zu Verwirrungen werden, theils weil ſie ſo weit hergeholt, theils weil ſie nur ihr eigener Zweck ſind. Uebrigens läßt für einen bereitwilligen Zuſeher die Spannung keinen Augenblick nach. Der Gracioſo hat ziemlich unwahrſcheinliche, aber höchſt komiſche Scenen und die Perſonen, wie Karten gemiſcht, geben ein unterhaltendes Spiel.

El sol a media noche y estrellas a medio dia von Juan de Villegas. Die Geſchichte der Geburt Chriſti und der Anbetung der Könige. Das Ganze ſo unſchuldig als die bibliſche Erzählung ſelbſt. Den Anfang, halb als Vorſpiel, macht der engliſche Gruß. Von den Königen iſt die Hauptperſon der ſchwarze Melchior, wahrſcheinlich damit es nicht an Spaß fehlt, weil ſeine Diener das Spaniſche radbrechen. Auch die Liebe erhält ihren Theil durch ſeine Zärtlichkeit für ſeine Gattin. Das Kind wird geboren, Maria, die deutlich als vierte göttliche Perſon bezeichnet wird, beſchneidet es ſelbſt, bei welchem Akt die Hirtin Celia gegenwärtig iſt, welche davon die Erzählung macht, was von einem Mädchen höchſt wunderlich iſt. Wenn es dem Publikum Spaß machte, hatte der Verfaſſer wohl nichts einzuwenden, die Hirten ſpielen eine große Rolle. Die Zuſchauer fühlten ſich wohl ſehr glücklich. Ich freue mich in ihrem Namen.

El poder de la amistad von D. Aguſtin Moreto. Der Gedanke ſo ziemlich der nämliche wie in der Doña Diana des nämlichen Verfaſſers: die Liebe, die aus der Eiferſucht entſteht, oder vielmehr dadurch hervortritt, nur daß der Gedanke dort ſich mit pſychologiſchem Fortſchreiten naturgemäß entwickelt, hier aber ziemlich ſprungweiſe geht. Daher auch jenes Stück ohne Vergleich beſſer, indeß auch das gegenwärtige ſein Verdienſt hat. Zugleich auch der häufig wahre Satz, daß zwei ächte Freunde mehr werth ſind als Macht und Reichthum, denn der eine der beiden Freunde, die Helden des Stückes, lehrt ihn den Stolz der Prinzeſſin beſiegen, der andere beſiegt den Vater derſelben im Kampfe.

Don Diego de Noche von D. Franciſco de Rojas. Ein D. Diego de Mendoza, der eines unglücklichen Zweikampfes wegen aus Kaſtilien nach Aragon flüchtet, ſich dort unter einem falſchen Namen aufhält und nur des Nachts ausgeht, ſo daß beinahe das ganze Stück bei der Nacht oder vielmehr in verſchiedenen Nächten ſpielt. Dort findet er die Schweſter ſeines Hauswirths, verliebt in den Namen des kaſtiliſchen Don Diego, ſo daß er ihren Unterhändler mit ſich ſelbſt macht, für ſie und an ſie Briefe ſchreibt, ſich aber dabei ſelbſt in ſie verliebt, indeß der Vater eines andern Frauenzimmers, um ſie den Bewerbungen des Prinzen von Aragon zu entziehen, ſeine Tochter brieflich demſelben D. Diego de Mendoza zur Heirath anbietet. Auf dieſe Art er ſelber und ein Anderer, kommt er in tauſend Verwicklungen, die zuletzt mit einer Heirath mit der Tochter ſeines Hauswirths enden. Daß es dabei nicht immer ganz rein mit den Möglichkeiten abgeht, verſteht ſich von ſelbſt, aber ſonſt unterhaltend, Schlag auf Schlag, ohne Redeblumen, ſogar mit gedachten Anklängen, vortrefflich, eine der beſten dieſer Komödien.

La morica garrida von D. Juan de Villegas. Dieſes Stück kann man wohl vortrefflich nennen. Wenn uns einerſeits die katholiſchen Wunder ſtören, ſo tragen ſie andererſeits auch zur rein menſchlichen Vortrefflichkeit bei. Der Hauptheld D. Carlos iſt ein beſonderer Verehrer des Roſenkranzes der Muttergottes, ſo daß ihm ſogar ſeine Geliebte Mariana nachſteht. Da er ein verwechſeltes Kind und eigentlich der Bruder ſeiner Geliebten iſt, ſo wird das nothwendig, damit ſie am Schluſſe ihren vermeinten Bruder Muhamed heirathen kann. Carlos kommt ſogar in den Verdacht der Feigheit, da, als ihn Muhamed herausfordert, und auf ſeinen Schild das Bild der Maria vom Roſenkranz hat malen laſſen, Carlos, um die Muttergottes nicht zu verletzen, ſich rein vertheidigend verhält, und vor ſeinem Gegner ſich zurückzieht. Am ausgeführteſten aber iſt die Figur der morica garrida. Natürlich hingebend, liebenswürdig und doch mit einem Anflug von mauriſcher Grauſamkeit, da ſie von den ehrfurchtsvollen Liebesanträgen eines Mauren Golben beläſtigt, dem begünſtigten D. Carlos einfach räth, er ſolle ihn umbringen. Im letzten Akte, wo ſie ſich von Karlos ins Chriſtenlager entführen läßt und ſich ſo ziemlich verwundert, daß er ſie im Bette allein gelaſſen hat, findet ſie im Zelt ein Bild der Jungfrau Maria, wird eiferſüchtig, und will zu ihren Eltern zurückkehren. Da ſie den Grund nicht angibt und ſich nicht bedeuten läßt, willigt Carlos endlich ein und da iſt denn eine Scene voll ſo feiner und liebenswürdiger Spiel-Intentionen, daß ſie in Romeo und Julie kaum ſchöner vorkommen. Die derben katholiſchen Wunder und Gläubigkeiten abgerechnet, ein eigentlich durchdachtes Stück.

Cumplir dos obligaciones von Luis Velez de Guevara. Daſſelbe Stück, mit einem paſſenderen Titel, das ſchon in einem frühern Bande unter der Benennung la obligacion de las mugeres aufgenommen iſt; aber der verſchiedene Titel hat den ſchleuderiſchen Buchhändler verleitet, es Wort für Wort noch einmal abzudrucken.

La misma concientia acusa von Moreto. Das Stück von vornherein ſehr gut. Daß der ungerechte Onkel, der ſeinem Neffen den Thron von Parma geraubt, und ihn aufs Land verbannt hat, wo dieſer ſehr zufrieden lebt, Jemanden abſchickt, um ihn auszuforſchen, ob er nicht heimliche Rachegedanken hege, wo er ſich dann ſeiner entledigen will. Als aber Carlos ſich als alles Ehrgeizes bar erklärt, hält der Herzog Das für Verſtellung und beſchließt, ihn gefangen zu ſetzen. Sehr wahr; eben ſo, daß das Mißtrauen des Herzogs in Carlos eben die ehrgeizigen Gedanken erweckt. Eben auch vortrefflich die Scene, wo Margarita, die Tochter des Herzogs, nachdem ſie Nachts in Männerkleidern Carlos aus dem Thurme befreit hat, erſt außer der Scene, nachdem ſie ſich bereits aufs Pferd geſchwungen, zuruft, daß ſie Margarita ſei und ihn ihrer Liebe erinnert. Auf dieſe ganz löbliche Grundlage kommt nun die Vorliebe des Publikums für übertriebene und märchenhafte Vorfälle, und der vernünftige Autor hört wie ein verworrener Marionettenſpieler auf.

El monstruo de la fortuna von drei Ingenios. Die Geſchichte der Königin Johanna von Neapel, die ſchon Lope de Vega bearbeitet hat. Ich befinde mich bedeutend unwohl und habe daher das Stück in längeren Zwiſchenräumen geleſen. Weiß daher wenig davon, nur ſcheint es mir ziemlich zerworfen und zerfahren zu ſein. Der Verfaſſer des dritten Aktes iſt ſehr bei Lope de Vega in die Schule gegangen, woran er ſehr recht that, beſonders der grimmige Scherz, wo die Königin eine Schnur wirkt, und ihr Gemahl ſie fragt, wozu? und ſie antwortet: um euch aufzuknüpfen. Was dann wirklich ſpäter geſchieht.

La fuerza de la ley von Aguſtin Moreto. Eines der wunderlichſten Stücke. Der König, das Urbild der Gerechtigkeit, zwingt gleich Anfangs den Feldherrn Alexander, die Geliebte ſeines Sohnes zu heirathen, indeß er doch in eine Andere verliebt iſt. Dieſer gehorcht. Der Sohn des Königs aber iſt nicht ſo gelehrig und ſucht eine Zuſammenkunft mit der Frau des Andern, bei welcher Gelegenheit Letzterer ſeine Frau zur Herſtellung ſeiner Ehre tödtet. Nun hat der Königsſohn nach dem Geſetze beide Augen verwirkt. Alle Bitten um Gnade ſind vergebens, bis der König, um dem Geſetze genug zu thun, befiehlt, daß man ſeinem Sohne ein Aug und ihm ſelber auch eines ausſteche. Das wäre nun nicht wunderlicher als gar Manches in der ſpaniſchen Komödie; das Wunderliche iſt, daß jede vorkommende große Handlung oder blumige Tirade unmittelbar von dem Spaßmacher und der Zofe ins Lächerliche gezogen wird, ſo daß man glauben könnte, Moreto habe eine Parodie aller ſolcher Extravaganzen ſchreiben wollen. Das Publikum aber ließ ſich wohl den Spaß mit ſich ſelbſt gefallen, ſchnappte aber unmittelbar in den Antheil an der ernſthaft gemeinten Handlung über. Dieſe Selbſtironie kommt bei Moreto öfter vor.

Achter Band.

Travesuras son valor ohne Autornamen. Sehr mit Unrecht, denn die gewöhnlichen ſpaniſchen Uebertreibungen und Uebereilungen abgerechnet eines der beſten oder wenigſtens wirkſamſten Stücke. Uebrigens iſt ſchon der Titel zweifelhaft, denn am Schluſſe wird es el exemplo en el castigo genannt, was mit dem tragiſchen Ausgange beſſer übereinſtimmt. Uebrigens iſt dieſer tragiſche Ausgang widerlich, da D. Sancho el malo trotz ſeiner travesuras ein edles Gemüth iſt. Ein paar höchſt wirkſame und richtig empfundene Scenen. Eine, wo der Vater D. Sancho el bueno den Sohn zum Kampfe nöthigt und von ihm verwundet wird, wo die Verzweiflung des Letztern und die Beſorgniß des Vaters um ſein Entkommen ein vortreffliches Ereigniß bilden. Eben ſo eine zweite, wo derſelbe Vater aufgefordert wird, ein Todesurtheil zu unterſchreiben, in dem der Name des Verbrechers ausgelaſſen iſt, und D. Sancho der Vater, durch ein trauriges Vorgefühl verwirrt, ſeinen Namen, ſtatt unter das Blatt, in eine leere Stelle in der Mitte ſchreibt, ſo daß er den Hinzurichtenden mit dem Namen D. Sancho bezeichnet. Wenn nun aber der Sohn wirklich in Folge dieſes Urtheils hingerichtet wird, ſo iſt das eine Grauſamkeit gegen den Vater, die durch nichts zu entſchuldigen iſt. Die Spanier haben ſchon größere Verbrecher am Schluſſe begnadigt und verheirathet. Wahrſcheinlich wurde auch eine Variante mit einem glücklichen Ausgange geſpielt und daher der Titel: travesuras son valor.

Reynar por obedecer von drei Ingenios. Ich erinnere mich ſchon vor Jahren im Deutſchen etwas über dieſes Stück geleſen zu haben. Enrique, der durch Gehorchen zur Regierung kommt. Er iſt einmal ſeinem Vater gehorſam, der ihn fortjagt und ihm ſogar einen Schlag mit dem Stocke gibt, welchen Stock er mit auf die Reiſe nimmt, und der in der Folge, aus Mangel eines andern den Marſchallsſtab erſetzen muß, als ihn der Herzog von Ferrara zum Anführer ſeiner Truppen macht. Aus Gehorſam gegen dieſen Herzog tritt er auf die Seite ſeiner Gegnerin, der Herzogin von Parma, über, ſiegt und wird Herzog von Parma, indeß der von Ferrara ſich mit Enriquens Schweſter vermählt.

Alle dieſe ſpaniſchen Stücke muß man vornehmlich nach den erſten Akten beurtheilen, die ſehr ſorgfältig geſchrieben, ja ſogar die Charaktere gut gehalten ſind, wie hier vortrefflich, in der Folge geht Alles drunter und drüber. Letzteres war einmal der Geſchmack der Zeit. Die Ungeheuerlichkeiten, die Cervantes aus den Ritterromanen vertrieben hatte, flüchteten ſich, obgleich ſehr gemildert, in die Schauſpiele, und als in der Folge ſie der franzöſiſche Geſchmack auch dort verjagt hatte, war es aus mit der ſpaniſchen Poeſie. Möge es der deutſchen nicht eben ſo ergehen!

El pastor fido von drei Ingenios. Wir haben keinen

Sinn mehr für ſolche Schäfereien. Man muß die Geduld des damaligen Publikums, aber auch ſeinen Scharfſinn und ſeine Aufmerkſamkeit bewundern, daß ſie ſich in alle dieſe Orakelſprüche und Kreuzverwandtſchaften zurechtfinden konnten. Daß darin die Etiquette der Galanterie genau beobachtet wurde, machte wohl den Hauptreiz aus.

Perderse por no perderse von D. Alvaro Cubillo. Bis in die Hälfte ganz gut, mit großen Schmeicheleien für die königliche Gewalt und offenbar mit perſönlicher Beziehung auf Philipp IV. Im zweiten Akte die Vermummungen, wo die einander bekannteſten Perſonen ſich trotz der fremden Stimmen nicht erkennen und die Leute am Thürteppich ſtehend ſich behorchen, was eine oft vorkommende Verwicklung abgibt. Der dritte Akt völlig leer und langweilig, höchſtens durch einige Prahlereien über Spanien gewürzt.

Del cielo viene el buen Rey von D. Rodrigo de Herrera. Ein böſer König von Sizilien, zu deſſen Beſſerung, während er im Bade iſt, ein Engel ſeine Geſtalt, nämlich ſeine Kleider annimmt, während der König, um nicht nackt zu ſein, eine Bauernjacke anzieht. Jedermann nimmt den Engel für den König und iſt hocherfreut über ſeine vortreffliche Regierung. Der König, den Jedermann für einen verrückten Bauer hält, kommt endlich ins Schloß, betrachtet ſich in einem Spiegel und findet ſich ſelbſt unkenntlich. Er begehrt, daß der Spiegel ihm auch ſeinen Gegner zeigen ſoll (die ſchwache Seite der Situation), und der Engel mit Scepter und Krone ſtellt ſich leiſe hinter ihn, ſo daß er ihn im Spiegel ſieht und ihn herausfordert, was durch ein Kopfnicken angenommen wird. Sie kämpfen zum Schluß in den Schranken. Der König wird beſiegt, bekennt ſeine Schuld, verſpricht, ſich zu beſſern, und wird wieder in ſeine Geſtalt und Würde eingeſetzt. Das Ganze gut gehalten, nur überläßt ſich der Verfaſſer zu ſehr dem Beſtreben, Bilder und Blumen anzubringen, wo ſie am wenigſten hingehören, die Hauptſünde der damaligen Spanier.

El Marques de las Nabas von Doktor Mira de la Mescua. Ein ſo hübſches Stück als nur irgend eines. Gewöhnliche Liebesbegebenheiten, aber der Dialog ſo vortrefflich, ohne überflüſſige Redeblumen, ein ſo angenehmes Geſchwätz, daß man ſeine Freude daran hat. Der Marques ſelber ein Zwillingsbruder des Antonio im Kaufmann von Venedig. Er unterſtützt die Abenteuer ſeiner Freunde und iſt ſelbſt leidenſchaftslos. Im dritten Akt aber bricht der Unſinn herein wie ein gewappneter Mann. Der Marques hat, indem er ſeinen Freunden die Straße frei hielt, einen halb dummen und halb ſchlechten Kerl im Gefecht getödtet. Der erſcheint ihm nun auf einmal als Geiſt und begehrt von ihm, daß er ſtatt ſeiner mehrere Verbindlichkeiten erfülle, die er im Leben verſäumt. Ja, als der Marques nicht gleich ans Werk geht, erſcheint er ihm ſogar ein zweites Mal, bei welcher Gelegenheit der Geiſt die Lichter auf dem Tiſche auslöſcht, ſo daß der Gracioſo im Herumtappen ſogar einmal ausruft: er habe jetzt in ein eiskaltes Geſicht gegriffen. Zuletzt erfüllt der Marques mit Aufopferung mehrerer tauſend Dukaten die Forderungen des Geiſtes, ja ſogar die von dem Verſtorbenen verlaſſene Geliebte bekommt einen Mann. Die übrigen Liebespaare bleiben in der Schwebe. Man glaubt, daß der Verfaſſer auf einmal wahnſinnig geworden ſei. Die Schlußverſe endlich erklären das Räthſel: der Dichter und das Publikum hielten die Geſchichte für eine *wahre* Begebenheit. Das macht das Stück nicht beſſer, erklärt aber den beiderſeitigen Antheil. Uebrigens dürfte das Stück wohl auch verſtümmelt ſein, da weſentliche Umſtände kaum berührt werden, was von einem ſo guten Dichter, als Mira de Mescua iſt, kaum vorauszuſetzen iſt.

Neunter Band

El mejor amigo el muerto von drei Ingenios. Mag den damaligen Spaniern ſehr gefallen haben. Hier tritt auch ein Todter auf, der der Schutzgeiſt des D. Juan iſt, der ihn zu Anfang des Stückes auf eigene Koſten hat begraben laſſen. Daß er ihn einmal aus dem Kerker befreit, mag hingehn, aber zuletzt bringt er gar eine Schwadron auf, die dem irländiſchen Feind der Königin von England den Sieg entreißt und macht, daß D. Juan ſich mit dieſer Königin vermählen kann. Der ſchlechteſte Akt der dritte, der von Calderon iſt.

Las Amazonas ohne Autornamen, vielleicht gar von Philipp IV., der ja auch für das Theater geſchrieben haben ſoll. Wenn ein Stück die Amazonen heißt, ſo weiß man den Inhalt voraus. Sie wollen von vornherein alle Männer umbringen, und verlieben ſich hernach. Das geſchieht denn auch treulich. Das Ganze mag hingehen, nur die Eiferſuchtſcenen mit ausgelöſchten Lichtern und Verkennung der Perſonen ſind abgeſchmackt. Die Perſonen ſind Nebelbilder, nur die zweitoberſte der Amazonen hat zu Anfang einen Anflug von Charakteriſtik.

Vida y muerte de San Lázaro von Mira de la Mescua. Mochte dem damaligen Publikum einen eben ſo frommen, nur bedeutend unterhaltenderen Eindruck machen als eine Predigt gegen den Geiz und zur Anpreiſung der Wohlthätigkeit. Weiß und ſchwarz ziemlich derb neben einander geſtellt, demungeachtet der geizige Nebal nicht ohne Wirklichkeitszüge, Abigail das Muſter einer Frau, Gattin und Tochter nach damaligen Begriffen, und ſelbſt nicht ohne Grazie. Lazaro der tadelloſe Menſch und Chriſt. Daß den Nebal zuletzt der Teufel holt und Lazarus in den Himmel erhöht wird, verſteht ſich von ſelbſt.

La victoria del amor von D. Manuel Morchon. Knüpft von ſo vielen Punkten an und verwirrt und überſtürzt ſich ſo in der Entwicklung, daß davon nicht viel zu ſagen iſt.

La adultera penitente von drei Ingenios. Die beiden erſten Akte haben viel Gutes, nur wird der Teufel perſönlich zu Dingen bemüht, die ſich ohne ihn von ſelbſt gemacht hätten. Aber freilich mußte die Ehebrecherin zuletzt eine Heilige und daher vom Teufel ſelbſt verſucht werden. Der dritte Akt, obwohl von dem ſonſt tüchtigen Matos, doch ganz verworren und abgeſchmackt.

Gravedad en Villaverde von Juan Perez de Montalvan. Das Stück ſehr gut, die Entwicklung etwas kunſtlos, aber ganz in ſpaniſchem Geſchmack, ſo wie daß das Landmädchen, ſobald ſie hört, vornehmer Abkunft zu ſein, augenblicklich ihren Liebhaber aufgibt, der ſich als Bauer verkleidet hat, ſo wie die Neigung ihr Recht erhält, als er ihr ebenbürtig ſich gegenüberſtellt.

El valiente justiciero von Moreto. Ein in jeder Hinſicht mangelhaftes Stück, der weitere Verfolg aber über Gebühr ausgedehnt und die etwas brutale Gerechtigkeitsliebe des Königs Don Pedro, ſo ſehr mit ſeiner ſonſtigen Grauſamkeit und mit den Vorzeichen ſeines künftigen Todes durch die Hand ſeines eigenen Bruders zuſammengemiſcht, daß kein ganzer Eindruck entſteht und wenn es auch, wie faſt der Schluß darauf hindeutet, nur der erſte Theil eines biographiſchen Doppeldramas ſein ſollte, ſo wird durch die Folge das gegenwärtige Stück nicht beſſer, da es als Epiſode denn doch zu ſehr auf ſich beſtehend wäre.

El Job de las mugeres von Don Juan de Matos. Sonſt ſparen die Spanier den Unſinn für die ſpätern Akte auf, hier fängt er aber ſchon im erſten an. In der Folge beſſert ſich das Stück, denn wenn es auch ein Unſinn iſt, daß die Königin, der in Abweſenheit ihres Gemahles die Regierung anvertraut iſt, die ganzen Reichseinkünfte an die Armen vertheilt, weßhalb ſie auch der Regierung entſetzt wird, ſo iſt das in katholiſch-kirchlichem Sinne kein Unſinn, ſondern ein Verdienſt. Eine Intrigue ganz gut; daß der Schurke und Kronprätendent einem der Großen glauben macht, daß die Königin einen Liebhaber des Nachts in ihrem Zimmer empfängt und dieſer um ſich zu überzeugen ſich daſelbſt verbirgt, jener den andern

Großen dieſelbe Lüge ſagt, und nun der Erſtgekommene als der verſteckte Liebhaber überfallen und beinahe getödtet wird. Er entkommt aber, bringt ein Heer auf, dem ſich auch der inzwiſchen rückgelehrte König anſchließt und in dem, was ganz hübſch iſt, auch die von der Königin ſo hochgehaltenen Bettler mit ihren Krücken und Stäben mitfechten, und ſo wird der Tyrann beſiegt, die Königin, die als weiblicher Job ſchon auf dem Miſthaufen lag, ſieht ſich vom Ausſatz wunderthätig geheilt und tritt in ihre Ehren ein. Sie iſt nämlich die heilige Eliſabeth von Ungarn .....

El Rey Enrique el enfermo von **ſechs** Ingenios. Eines der wunderlichſten Stücke, man merkt wohl, daß viele die Hand im Teige gehabt haben. Der König Enrique, faſt das Muſter eines Monarchen, verliebt ſich, obgleich verheirathet, in die Frau des Marques von Villena, und macht dieſen, damit er ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen muß, zum Großmeiſter von Calatrava. Der Marques — eine Art Negromant, da er entfernte, ja künftige Dinge im Spiegel ſieht und zeigt — nimmt die Stelle, man weiß nicht recht ob aus Gehorſam oder Ehrgeiz, an, erklärt ſich ſogar für impotent und trennt ſeine Ehe. Die Frau ergießt ſich in ungeheuer lange, höchſt geſteigerte Verwünſchungen, die ſich zuletzt aber doch in Liebesbeſorgniſſe umſetzen, dem Gedanken nach ſchön und wahr, im Ausdruck aber ſo geſteigert und grell, daß ſie etwas Gemachtes bekommen. Zuletzt beſchließt der König die Macht ſeiner Großen zu brechen. Es verbreitet ſich die Nachricht von ſeinem herannahenden Tode und nun, man weiß nicht ob als letzte Handlung ſeines Lebens, oder war die Nachricht ſeiner Lebensgefahr falſch — nun nimmt er den Großen den Ueberfluß, den ſie ſich von ſeinen Vorfahren ertrotzt, zurück, erlaubt aber auch dem Marquis ſeine Großmeiſterſtelle zurückzulegen und ſich mit ſeiner Frau wieder zu verbinden.

◆

IV.

Cervantes.

(1839.)

Cervantes' proſaiſcher Styl gilt bei den Spaniern für muſterhaft, was mir natürlich nicht einfällt zu beſtreiten. Daß er übrigens in den ernſthaften Partien (den eingeſtreuten Novellen) häufig geſucht und geziert iſt, leidet eben ſo wenig einen Zweifel. Namentlich iſt das in der Geſchichte der Dorothea der Fall. Dieſer Fehler mag aber wohl mehr ſeiner Zeit und Nation zur Laſt zu ſchreiben ſein.

Der curioso impertinente iſt eine ziemlich ſchwache Novelle, das Intereſſante darin kurz abgethan, und dafür das Gleichgiltige über die Gebühr ausgeſponnen. Ueberhaupt ſpielt die Novelliſtik eine gar zu große Rolle und wenn, wie Tieck behauptet, die Abſicht war, dadurch das Proſaiſche des Lehrhaften und Satyriſchen ins Poetiſche zu erheben, ſo muß man geſtehen, daß das Mittel ſehr wohlfeil und unkünſtleriſch war.

(1839.)

Das Affektirte in dem Styl der Zeit des Cervantes, von dem auch Lope de Vega nicht frei iſt, beſteht unter anderm in einem gewiſſen Auspreſſen der Worte, ſo daß man z. B. ein Wort, welches ohne Nachdruck etwa zur Bezeichnung eines Nebenbegriffes im Vorderſatze vorkam, ohne die Aufmerkſamkeit durch Wiederholung des Wortes darauf hinzulenken, friſchweg zum Subjekt oder Objekt des Nachſatzes macht. So in der Erzählung Dorothea's: Mein Mädchen ging hinaus, und ich hörte auf es zu ſein (nämlich: ein Mädchen).

(1839.)

Einmal nimmt Lope de Vega die Parthei des Cervantes gegen ſeine Kritiker in Amar sin saber á quién. Jorn. III 1. Scene, wo der Gracioſo ſagt:

que ay hombre
que hasta de una mala parda
saber el suceso aguarda,
la color, el talle y nombre,
o si no, dirán que fué
olvido del escritor.

Geht offenbar auf das Verſehen des Cervantes wegen des geſtohlenen Eſels des Sancho Panſa.

(1842.)

Im zweiten Theile des Don Quixote Kap. 44 zu Anfange, gibt Cervantes ſelbſt die Urſache an, warum er im erſten Theile Novellen, die mit dem Ganzen in keinem Zuſammenhange ſtehen, als: den curioso impertinente, den capitan cautivo eingeſchaltet, nämlich um die Einförmigkeit und Trockenheit zu vermeiden, die aus der alleinigen Erzählung der Abenteuer des Helden und ſeines Schildknappen hätte entſtehen müſſen. Aber weit entfernt, dieß Verfahren für einen Vorzug zu halten, wie Tieck thut, nahm er ſich vor, es im zweiten Theile zu vermeiden; worin er ſehr recht hat, da es ein unkünſtleriſches Verfahren iſt, denn die Mannigfaltigkeit und das Poetiſche müſſen organiſch in der Haupthandlung ſelbſt verwebt ſein, wie im Wilhelm Meiſter, keineswegs aber ſtückelweiſe eingeſetzt, wie durch abgeriſſene Novellen geſchieht.

Ueberhaupt hat Tieck den Don Quixote wie Alles in einem ganz falſchen Lichte betrachtet. Was Cervantes mit künſtleriſcher Weisheit nur aus dem Hintergrunde hervorblicken läßt: die von vorn herein edle Natur und die lichten Augenblicke ſeines Helden, möchte Tieck in den Vordergrund ſtellen und ihn zu einem Märtyrer des Ritterthums machen, ſtatt zu deſſen Narren, was er iſt. Die ganze Erfindungsgabe des Autors wird ewig nur aufgeboten, um ſeine Figur lächerlich zu machen und den Leſer zu unterhalten, ja die lucida intervalla ſeiner Narrheit würden wahrſcheinlich noch wenigere ſein, wenn Cervantes nicht ſeine eigenen Anſichten über Manches durch deſſen Mund hätte in die Welt bringen wollen.

Merkwürdig als Parallelſtelle iſt das Urtheil Lord Byrons (Don Juan) über den Don Quixote. Er datirt von dieſem Werke an den Verfall des ſpaniſchen Charakters, der von da an immer mehr ſein Ritterliches verlor. Eine Bemerkung, die vielleicht mehr Wahrheit enthält, als Alles, was Herr Ludwig Tieck je über Poeſie und Poeten gefaſelt hat.

Comedias y entremeses de Miguel de Cervantes Saavedra. Madrid 1749.

(1843)

Eine stage-direction in der c[illegible]e los celos von Cervantes ſcheint auf eine ſonderbare Einrichtung der ältern ſpaniſchen Bühne hinzuweiſen. Angelika kommt zu Pferd mit Gefolge und zwar mit dem Beiſatze: ha de entrar por el patio (Parterre), während die Perſonen auf dem Theater ſie bemerken und von ihr reden. Weiter lautet die Vorſchrift: da una vuelta al patio, worauf ſie vom Pferde gehoben wird, der Kaiſer befiehlt, ſie an der Stiege zu empfangen und in der nächſten Scene weiter es heißt: entra en al theatro Angelica. Es ſcheint alſo das Parterre nach Art der Orcheſtra der Alten gleichfalls Raum für Schauſtellungen gehabt zu haben.

Ueberhaupt aber machen dieſe acht Komödien, die Cervantes nie zur Aufführung bringen konnte, und die er kurz vor ſeinem Tode im Druck herausgab, einen traurigen Eindruck. Im Jahre 1749 wurden ſie zum zweiten Male aufgelegt, und da weiß denn der Herausgeber das Andenken ſeines Autors nicht beſſer zu ehren, als daß er auf Lope de Vega und Calderon als die Verderber der guten Komödie ſchmäht (man ſollte ſie eher für die Väter der Komödie überhaupt in Spanien halten). Cervantes habe mit ſeinen Komödien nicht wirkliche Luſtſpiele beabſichtigt, ſondern ſie ſeien nur ein Spott, Parodieen der Werke jener Verderber der Kunſt. Und wirklich übertreffen ſie im Barocken, Unkünſtleriſchen die Werke jener beliebten Volksſchriftſteller, aber man merkt zugleich, Cervantes hätte gar zu gern in der Volksbeliebtheit mit ihnen gekämpft, nur daß er theils zu verſtändig, theils zu wenig Poet war. Mit Widerwillen geht er in den Kampf, der daher auch für ihn keinen Sieg hat. Vielleicht drängte ihn auch nur die Noth und ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe, er fand aber keine Schauſpieler, die ſich mit ſeinen Komödien befaſſen wollten, die ſo abſurd ſind als die ſeiner Nebenbuhler, aber nichts von dem Ergötzlichen und Erhebenden derſelben haben. Selbſt die Verſifikation iſt häufig hart und der Reim gezwungen.

Man wirft dem Lope, und zwar nicht mit Unrecht, das Abenteuerliche, ja Abſurde ſeiner Fabeln und Verwicklungen vor; wenn man nun aber dieſe Komödien von Cervantes lieſt, dem es doch gewiß an Verſtand und Urtheilskraft nicht fehlte, und ſieht, wie zehnmal verrückter, bunter und unwahrſcheinlicher ihr Inhalt und die Art der Behandlung iſt, ſo bemerkt man endlich, daß es der Geſchmack des Publikums war, der jene geiſtreichen Männer zu ſolchem Disparaten nöthigte. La casa de los celos iſt das unzuſammenhängendſte, abgeſchmackteſte Stück, das jemals geſchrieben wurde, und doch iſt es vom Verfaſſer des Don Quixote.

Zu den baños de Argel zu Anfang iſt allerdings die Verzweiflung des Don Fernando, dem man ſeine Geliebte geraubt, und der ſich vom Felſen herabſtürzt, in ihren Ausbrüchen ſo abgeſchmackt und übertrieben, daß man auf die Abſicht einer Parodie ſchließen könnte. Nur mußte Cervantes gewiß ſein, daß dieſe Abſicht dem Publikum nicht verborgen bleibe, ſonſt war er um die Wirkung ſeines Stückes gebracht.

Die deutſche Poſſe „Der Bettelſtudent" iſt die cueva de Salamanca von Cervantes. Deſſelben entremes: el viejo zeloso iſt wohl das Schamloſeſte, was je aufs Theater gebracht wurde.

(1867.)

In dem Sonett (el peregrino en su patria, p. 144) ſcheint denn doch Lope den Cervantes angeſtochen zu haben, mit ſeiner Tragödie von Sagunt, die er Stein nennt, indeß ſeine eigenen Dichtungen Seelen ſeien.

(1867.)

Wie Lope de Vega von Cervantes dachte und ſprach, zeigt noch mehr, als Das, was er im laurel de Apolo ſagt, die Stelle im premio del bien hablar:

Juan. ¿No es Leonarda discreta? no es hermosa?
Martin. ¿Cómo discreta? Ciceron, Cervántes
ni Juan de Mena, ni otro después ni antes
no fueron tan discretos y entendidos.
Comedias 21 parte.

Die Jahrhunderte der Kreuzzüge.

(1808—1810.)

Im Gang der Zeiten iſt kein Stückwerk; ununterbrochen, ein ganzes Gewebe läuft er in verſchiedenen Formen und Schattirungen ſeit den erſten Uranfängen fort, und die Fäden, mit denen eine launenhafte Gegenwart ſpielt, ſind dieſelben, die ſich durch die Begebenheiten einer einfachen Vorwelt ſchlingen.

Die gewöhnliche Art, die Geſchichte zu ſtudiren, kann nicht leichter ſein, aber leider iſt ſie ſo unfruchtbar, als ſie leicht iſt. Nachdem man die Märchen und Rodomontaden der Griechen und Römer durchgearbeitet und tiefſinnig ausgeforſcht, wie das Pferd Caligulas geheißen und ob der Stein, der den König Pyrrhus getödtet, ein Ziegel oder Bruchſtein geweſen; geht man, wenn's ja hoch kömmt, zur neueſten Geſchichte über, fängt etwa mit Karl V. an und ſucht dem erliegenden Gehirne denſelben Brei von Namen und Schlachten einzuſtopfen, den es ſchon in der Geſchichte jener alten Gaunerſtaaten bis zur Ueberfüllung verſchluckt hatte. So wird die herrlichſte der Wiſſenſchaften, beinahe möchte ich ſie einen Inbegriff aller übrigen nennen, zum Handwerk oder vielmehr Gedächtnißwerk herabgewürdigt, ſo treibt der Menſch ihren lebendigen Geiſt aus, um ſeiner eigenen Geiſtloſigkeit eine entſprechende Nahrung zu gewähren.

Nun denn, das Thun des Menſchen in ſeiner Verkehrtheit iſt aus Stücken zuſammengeſetzt, die Welt iſt ganz. Willſt du das 19. Jahrhundert kennen, ſo lerne es in der Geſchichte des zwölften. Was da iſt, wiſſen, iſt nicht ſchwer, auch der Verſtand des Pöbels reicht dazu hin; aber erkennen, warum es iſt, das iſt nur Wenigen aufgeſpart. Wenn auch Roms und Athens Schickſale keinen unbedeutenden Einfluß auf unſern jetzigen Zuſtand hatten, ſo kann uns die Kenntniß derſelben doch nur geringen Aufſchluß über die gegenwärtige Lage der Dinge geben, denn von ihnen ganz verſchiedne Völker, Sitten und Geſinnungen haben ſich der Länder und Throne bemächtigt, ihr Wiſſen ward aus dem verſchlingenden Strom der Zeiten zum Theil gerettet; ihre Weiſe zu leben und zu handeln iſt mit ihnen untergegangen. Nicht aus Roms zierlicher Feinheit, aus germaniſcher Barbarei hat ſich unſer Zuſtand entwickelt. Die alte Geſchichte kann uns zwar einen Ueberblick im Großen gewähren, genauere Details liefert nur das Mittelalter.

Dieſer letztere Zeitraum iſt es, der den Schlüſſel zu den Räthſeln kaum entſchwundener Jahre, ſchon geſchehener Umwälzungen und ſolcher, die noch die Zukunft verſchleiert, darbietet. Was jetzt iſt, was jetzt in herrlicher Vollendung daſteht, hat ſich aus dem wilden Chaos jener dunkeln Jahrhunderte entwickelt, wie die Pflanze aus der Fäulniß des Samenkorns keimt.

Der ekle Geſchmack, durch den Flitterſtaat Roms und Athens verwöhnt, verſchmäht es, aus jenen Zeiten der verfeinertſten Verfeinerung auf einmal ſich in ein rohes Zeitalter, unter Völker, die er als die Zerſtörer jenes geträumten Utopia anſieht, zu verſetzen, das Ohr an den Wohlklang griechiſcher Sylben gewohnt, mit dem barbariſchen Latein unzierlicher Mönche zu quälen. Arme Schwächlinge! Des Menſchen Größe beſteht weder im Wiſſen, noch im Sprechen, ſondern im Handeln, und weh' dem Elenden, den dieſe letzte Größe nicht erhebt, begeiſtert, in welchem Gewande er ſie immer trifft. Man iſt gewohnt, jene rohen Naturmenſchen aus den Wäldern Germaniens als Zerſtörer aller Ordnung zu verabſcheuen, da doch eben ſie es waren, die, zwar nicht die römiſche, aber doch die Weltordnung erhielten und erneuerten. Wenn ſchwere Dünſte die Luft ſchwängern und die Menſchen darniederdrücken, die Seuche ihr Gift aushaucht, da brauſen plötzlich Sturmwinde daher, entwurzeln morſche Eichen, empören die Waſſer gegen ihre Ufer, Paläſte und Hütten, Kirchen und Scheuern zertrümmert die ſtürmende Gewalt, und ringsumher iſt Verwüſtung. Da jammert der ſchwache Sterbliche, klagt murrend den Himmel an, indeß der Weiſe den Lenker der Natur ſegnet, der ſelbſt, wenn er zerſtört, im Grunde nur baut, wenn er zu fluchen ſcheint, ſegnet, und froh hebt er in der gereinigten Luft geſunde Hände dankend zum Himmel empor.

Eine ähnliche Erſcheinung ſind jene Barbaren in der moraliſchen Welt. Roms Verderbtheit, Roms Erbärmlichkeit, Roms Deſpotismus hatte einen verderblichen Nebel über die Erde verbreitet; es mußte fallen, wenn die Menſchheit beſtehen ſollte. Das war die heilſame Wirkung jener Völkerſtürme. Auf dieſe Art hat die ewige Ordnung ſich immer wirkſam gezeigt; Rom hatte nicht die erſte dieß Loos erfahren, Aſſyrien, Medien, Perſien waren ihm vorangegangen. So war es, ſo iſt es, ſo wird es ſein, und jedes neue Rom wird die Wahrheit dieſes Wortes einſt mit Schrecken erfahren.

Lange blieben dieſe Horden, was ſie geweſen, eine rohe, ungeformte Maſſe, der es aber keineswegs an Bildſamkeit fehlte. Der Keim alles Großen und Edlen zeigt ſich in ihren Thaten, aber entſtellt von den Umhüllungen einer großen Barbarei. Nur in Wechſelwirkung mit ſich, ohne Verbindung mit der übrigen Welt, lag der eiſerne Koloß im Dunkel da, bis er, ſpät erſt, mit einem fremdartigen Körper zuſammenſtieß und ſieh da! Funken blitzten, Funken, die zwar wohl manchmal den Unvorſichtigen brannten, (doch wer kann dafür, daß der Dummkopf ſich an einer Flamme verbrennt, die den Klugen erwärmt), Funken, die trüben Nachtvögeln einen Weltbrand zu droben ſchienen, denen wir aber nichtsdeſtoweniger Kunſt und Wiſſenſchaft, Bildung und Alles, was das Leben angenehm und ſchön macht, verdanken. Mit einem Worte: es entſtanden die Kreuzzüge.

Dieſes iſt die wichtige Epoche, mit der das Leben unſerer Kultur begann; zu der Zeit fing man zuerſt an, die Feſſeln, die Aberwitz und Dummheit der Welt aufgelegt hatten, zu fühlen; damals ward man zuerſt mit den Erzeugniſſen der Kunſt, die im Orient, wenn auch nur matt, fortlebte, bekannt, von hier aus ward dieſe Himmelsflanze in die nebelvollen, rauhen Gegenden der weſtlichen Länder verſetzt; hier lernte man zuerſt ahnden, obgleich die Einſicht erſt ſpäteren Zeiten aufbewahrt war, daß ein Nichtchriſt doch auch wohl ein Menſch wäre; damals fing Ariſtoteles an, mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik in die Schranken zu treten; hier fing, im Konflikte mit Saladin, der Krieg an, eine Kunſt zu werden, der vorher nur Menſchenwürgerei geweſen war; und von dort aus verdrängte die Medizin eine mörderiſche Quackſalberei. Man räth einzelnen Menſchen, auf Reiſen zu gehen, um ſich zu bilden; hier thaten es einmal ganze Nationen, und in der That mögen gleich die Zeitgenoſſen die nächſten Folgen davon ſchon empfunden haben, die Nachwelt hat ihre Bildung doch größtentheils dieſen abenteuerlichen Zügen zu verdanken.

Wer dabei am übelſten wegkam, war der heilige Stuhl. Man hat Gregor VII. die erſte Idee der Kreuzzüge zugeſchrieben, aber entweder dieſe Sage, oder die Sage von der großen Klugheit und tiefen Politik dieſes in ſeiner Art einzigen Mannes iſt falſch. Er wollte die Hierarchie befeſtigen, die Kreuzzüge haben ſie bis ins Innerſte erſchüttert! Auch eine Erfindung Urbans II. ſcheinen ſie nicht zu ſein. Sein Geiſt war wohl nicht groß genug, um einen ſolchen Rieſenplan zu faſſen, der, von ihm ſelbſt entworfen, lächerlich wäre; denn er, der die Geſinnung aller damaligen Herrſcher kannte, konnte ſich von keinem derſelben Unterſtützung für ſeinen Plan verſprechen: denn weder Heinrich IV. von Deutſchland, noch Heinrich I. von England waren wegen ihrer Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl berühmt, Spanien war mit den Kreuzzügen in ſeinem eigenen Innern zu ſehr beſchäftigt, Philipp von Frankreich, wenn er auch gleich den beſten Willen gehabt hätte, konnte ſein Land, das ſeine übermächtigen normänniſchen Vaſallen bedrohten, nicht verlaſſen oder Hülfe leiſten, da es ihm ſelber an Hülfe gebrach, die Italiener trachteten nur dem Kaiſer die Spitze zu bieten, der Herzog von Apulien ward durch Ungarn und Venezianer in Schach gehalten, höchſtens von dem ſtaatsklugen Dogen der letzteren, Vital Michieli, hätte er aus politiſchen Gründen Hülfe hoffen können.

Der Plan zu dieſer Unternehmung war wahrſcheinlich in der Seele des Patriarchen Simon von Jeruſalem erzeugt, der, wie der Schiffbrüchige nach einem Brett, verzweifelnd nach dieſer Idee griff, ſo gewagt ſie auch ſcheinen mochte. Der Pabſt, zu kurzſichtig, die entfernteren Folgen zu berechnen, des augenblicklichen Vortheiles gedenkend, willigte in einen Plan, der, ſo ungewiß auch ſein Gelingen war, ihm nur nützen und nie ſchaden zu können ſchien. Uebrigens hütete Urban ſich wohl, an der Sache offenen Theil zu nehmen, bis er durch den Unterhändler des Ganzen, Peter, den Einſiedler, von der unerwarteten guten Stimmung der Welt für daſſelbe, Nachricht bekommen hatte.

Was Niemand vermuthen konnte, geſchah. Die Blödſichtigkeit, die Raubſucht, die Begierde nach Abenteuern jener Zeiten waren wirklich zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß trotz der Stimme der Vernunft, die ein ſolches Unternehmen für Raſerei erklärte, ſich dennoch ein Schwarm von Menſchen fand, der auf das Wort des Pabſtes brannte, ewige Belohnung in jener Welt und die geträumten Schätze des Orients, des Eldorado der damaligen Zeit, zu erobern. Zum Unglück für die Unternehmung waren die Throne gerade damals von Köpfen beſetzt, wie die beiden Heinriche von Deutſchland und England waren, und Geſindel und fanatiſche Abenteurer fanden ſich bei dem Zuge ein. Wer ihre Geſinnungen kennen will, mag die Beſchreibung davon im Guillelmus Tyrius leſen, der das ganze Zeitalter und dieſe heiligen Krieger beſonders mit den ſchwärzeſten Farben malt. Videbatur mundus declinasse ad vesperam, ſagt er, et filii nominis adventus secundus fore vicinior. — Causa sufficiens putabatur ut ad carceres quis traheretur quod aliquid habere crederent. Effringebatur hunc sanctuarium, usibus adiuncta coelestibus rapiebantur utensilia. Zuletzt ſetzt er noch hinzu: Nec clerus a populo vita nobiliore differebat. Eben ſo erbaulich iſt die Zeichnung des Kreuzheeres. Wenn er nämlich von den Gründen, um derentwillen die meiſten den Zug unternahmen, ſpricht, ſagt er: quidam ne amicos desererent, quidam ne desides haberentur, quidam sola levitatis causa, aut ut suos creditores declinantes eluderent. Die Könige ſahen dem Unfuge ſchweigend zu, denn wer hätte damals es wagen dürfen, nur dagegen zu ſprechen; zum Theil waren ſie wohl froh, ihre unruhigen Köpfe auf ſo gute Art los zu werden, und ſo lange Heinrich IV. und V. in Deutſchland, Wilhelms des Eroberers Söhne, ſammt Heinrich II., dem größten ſeiner Könige, in England regierten, nahm kein Staat ſelbſt Antheil an dieſer Unternehmung, man müßte denn den romanhaften Robert von der Normandie, der Abenteuer ſuchte, wo er ſie immer fand, hieher rechnen. Der Kreuzzug der Venezianer geſchah ohnehin aus ſehr weltlichen Abſichten.

Die Stimmung des Kreuzheeres offenbart ſich nur zu bald, das Jammergeſchrei der Kölniſchen und Mainziſchen Juden, die rauchenden Trümmer von Ungarns geplünderten Städten zeugen laut für die Göttlichkeit ihres Berufs. Die verhöhnte Menſchheit ward früh genug an dieſen Mordbrennern gerächt; faſt alle fielen unter dem Schwerte der Bulgaren und Ungarn.

Ein anderer Haufe, an Raubſucht dem anderen gleich, doch gezügelt durch das Anſehen kriegserfahrener Fürſten, die ſolche Gräuelſcenen verhüteten; aus Furcht vor der Rache, nicht aus Rechtlichkeit; denn dieſelben Heerführer, die den gemeinen Mann ſtraften, wenn er, von Hunger getrieben, ein Lamm geſtohlen hatte, verſtanden ihren Vortheil gut genug der heiligen Sache anzuſchmiegen, als ſie das vom ganzen Heere eroberte Nicäa, zur großen Unzufriedenheit des gemeinen Mannes, an den griechiſchen Kaiſer verkauften.

Die Türken, der neueren Art zu fechten, ungewohnt, wurden überall geſchlagen, obgleich ihre unausgeſetzten Anfälle das Heer nicht wenig ſchwächten, und endlich erobert Gottfried mit dem kleinen Reſte des einſt ungeheuren Heeres das Ziel der Wünſche Aller, die heilige Stadt, und er ſelbſt beſteigt auf Leichen den blutbeſpritzten Thron, den der ritterliche Herzog von der Normandie ausgeſchlagen. Dieß letztere will man auch vom Grafen von Toulouſe behaupten, aber man muß den Charakter dieſes Mannes nicht kennen, wenn man glaubt, daß das Heer ihm je die Krone angetragen, oder, wenn es ja geſchah, er ſie zurückgewieſen habe.

Hätte Ovid in unſeren Tagen geſchrieben, er würde die Wohnung des Neides und der Verläumdung nicht nach Cimmerien, ſondern an den Hof von Jeruſalem verlegt haben, ungezügelter, öffentlicher herrſchten dieſe Ungeheuer nirgends, ſelbſt am Kaiſerhoſe zu Konſtantinopel nicht, und das will viel ſagen.

Dieſer neue Staat wäre eben ſo ſchnell zu Grunde gegangen, als er entſtand, weniger durch die Waffen der Sarazenen, als durch die Verrätherei der chriſtlichen Fürſten in Paläſtina, hätte nicht der Zufall einige Herrſcher auf Europas Thron geſetzt, die entweder aus ſchwachſinniger Frömmigkeit, aus Durſt nach Ritterthaten, oder durch den Drang der Umſtände genöthigt, das nunmehr ſchwierig gewordene Abenteuer beſtanden hätten.

Uebelverſtandene Religioſität verleitete den ſonſt ſtaatsklugen Ludwig, den Jüngern, gegen den Rath ſeiner Getreuen, ſich dieſen Zügen anzuſchließen. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, kaum dem Tode durch Chriſtenhand entrinnend, mit Schande bedeckt, kehrte er aus Paläſtina zurück. Noch vor ihm Kaiſer Konrad, zu ſtolz, der erſte Höfling des franzöſiſchen Königs zu ſein, nachdem ſeine Armee theils gefallen, theils klüger als er, vor ihm nach Hauſe gezogen war.

Politiſcher als dieſe beiden betrug ſich der . . . Vertheidiger ſeiner königlichen Rechte gegen die Angriffe des Klerus, der Errichter der Conſtitution von Clarendon, der große Heinrich II. von England. Was er baute, zerſtörte ſein unkluger, grauſamer Sohn Richard. Nichts kann jene rohe Epoche beſſer charakteriſiren, als daß dieſer König, Löwenherz in jedem Sinne des Wortes, als der erſte Fürſt ſeiner Zeit geachtet wurde. Er entvölkerte ſein Land, ſtürzte es in Armuth und Elend, brachte der königlichen Gewalt den Todesſtoß bei, um ſeiner Eitelkeit in Paläſtina ein Feſt zu geben. Ihm folgte der König von Frankreich, Philipp, größer als ſein Nebenbuhler, aber doch nicht groß genug, um ſich über den Geiſt der Zeit zu erheben und mit gleichgültigen Augen einen ſcheinbaren Ruhm anzuſehen, der Richards im heiligen Lande wartete.

Ueberhaupt entſchied dieſer Zeitraum das Schickſal der königlichen Macht in beiden Reichen auf immer. In Frankreich war die Pairſchaft Herr, und der König, Erſter unter Gleichen, hatte kaum mehr als die äußeren Zeichen der Königswürde. Anders war es in England. Von dem Eroberer des Landes nur um wenige Generationen entfernt, beſaß Richard noch ungetheilt die Macht, die jener bei der allgemeinen Unterjochung ſich vorbehalten hatte.

Er ſelbſt regierte, ein Herr unter Dienern. Daraus ergibt ſich ein wichtiger Unterſchied. Mit jedem gefallenen Vaſallen verlor der König von Frankreich einen Feind, der König von England einen Freund.

Ueberdieß löſten in Frankreich die Beamten des Königs die Güter, welche die Sucht, dem Kreuzzuge zu folgen, wohlfeil verkaufte, häufig ein; ein Fremdling in Allem, was

Staatskunſt heißt, ließ Richard Klöſter und daheim gebliebene Vaſallen ſich durch den Ankauf vergrößern, zu dem ihm ohnehin das leichtſinnig verſplitterte Geld fehlte. Lieber plünderte er arbeitſame Unterthanen und verkaufte die Staatsämter, ein Verfahren, das ſeine Nachfolger theuer büßen mußten. Von der Zeit an hat ſich das königliche Anſehen in England nicht mehr erholt. Unter Richards Bruder Johann brach das durch jenen herbeigezogene Ungewitter aus: die magna charta entſtand, anfangs durch das Talent fähiger Könige erſchüttert, aber ſeit ſie Karl I. mit ſeinem Blute beſiegelt, feſt, und den Bemühungen von ganz Europa trotzend.

Dadurch gewann nun Frankreich Zeit, ſeine Verfaſſung, die ſich lange erhalten hat, aus ſich ſelbſt zu bilden. Aus Schattenkönigen, von ihren Vaſallen tyranniſirt, wuchſen ſeine Fürſten zu dem mächtigſten Herrſcher von Europa empor. Der Charakter des Franzoſen bewährte ſich auch hier: leichtſinnig, vorurtheilsvoll, nach dem Neuen ſtrebend, verließen die mächtigſten Vaſallen ihr Land, um ſich im Ringen nach fernen, erträumten Königreichen Tod oder Armuth zu holen, indeß der kalt egoiſtiſche Engländer ſich wenig um Güter bekümmerte, die er nur, ſein angebetetes Vaterland verlaſſend, erwerben konnte. Nur Ergebenheit gegen ihren König, den ſie liebten, weil er denn doch auch ein Engländer war, konnte ſie bewegen, ein ſo gewagtes Spiel zu ſpielen. Aber keiner wagte einen ſo hohen Einſatz, als ihre leichten Nachbarn. Statt wie jene ihre heimiſchen Güter zu verkaufen, ließen ſie ſich noch ihre Bereitwilligkeit von den Richarden theuer bezahlen.

In Deutſchland geſchah während der Zeit eine große Veränderung. Es bildete ſich der Bürgerſtand. Auf eine Zeit befreit von der Macht ihrer kleinen, deſto gefährlicheren Tyrannen hatten die Bewohner des flachen Landes Muße, ſich ihren Wirkungskreis zu erweitern. Städte gab es wohl ſchon ſeit den Zeiten der fränkiſchen Heinriche, aber unterdrückt von mächtigen Nachbarn, waren ſie nur ein Theil der Macht ihres

Herrn, erſt jetzt fingen ſie an, eine eigene Macht zu bilden, die oft ihren eigenen Tyrannen furchtbar wurde. Künſte, Gewerbe, Handel, vorher durch die Furcht vor den Plackereien der Großen niedergedrückt, begannen ſich zu erheben und die in der Folge entſtandene Hanſa bewies, wie weit Deutſchland darin vorgerückt ſei.

Ueberhaupt zeigte ſich zu der Zeit die erſte Spur von Welthandel. Europas Handel war bisher wenig mehr als ein Austauſch der Produkte zwiſchen benachbarten Ländern geweſen und trotz des Verhältniſſes der Venezianer mit dem griechiſchen Hofe, ſcheinen ſelbſt dieſe bis jetzt keinen Handel dahin getrieben zu haben. Denn wenn die Fürſten des erſten Kreuzzuges Geſchenke vom griechiſchen Kaiſer erhalten, ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, es ſeien darunter Dinge geweſen „qualia prius non viderunt et quae ipsis stuporem mentis inferrent, nostrarum rerum modum ut dignitatem incidentia“.

Jene Franken alſo, die doch nicht unbedeutende Fürſten waren und als Vaſallen den glänzendſten Hoffeſten beigewohnt hatten, hatten dergleichen noch nie geſehen. Ein Beweis der geringen Ausdehnung des damaligen Verkehrs. Erſt mit den Zeiten der Kreuzzüge fingen die klugen Venezianer an, die Möglichkeit einer ſolchen Unternehmung einzuſehen und wenn ja früher etwa ein einzelner Kaufmann das Wagſtück unternommen hatte, nach dem Orient zu handeln, ſo ward es nun Sache eines mächtigen Staates, und gedieh mit reißender Schnelligkeit. Genueſen und Piſaner wetteiferten hierin mit Venedig, das ſeine Eiferſucht ſo wenig verhehlte, daß ſein Doge Vital Michieli auf dem erſten Kreuzzuge im Archipelagus eine aus gleich gottſeligen Abſichten dahin gekommene genueſiſche Flotte zerſtörte. Die Abſicht dieſer italieniſchen Handelsſtaaten zeigte ſich in der Folge noch deutlicher, als ſie in Paläſtina ſich heftiger als die Sarazenen verfolgten. Als König Balduin Tyrus angreifen will, kann er den Dogen Dominiko Michieli nur durch die glänzendſten Handelsvortheile zur Mitwirkung bewegen. Ueberhaupt ward durch die Kreuzzüge der erſte Schritt zu einer Verbindung der Welt zu einem Körper gemacht, da ſie bisher aus ſo vielen einzelnen, iſolirten Ganzen, als Welttheilen, beſtanden hatte. Ein Schritt, deſſen ungeheure Folgen nicht zu berechnen ſind.

Dieſer ganze Krieg wurde mit bei weitem geringerem Erfolge geführt, als man von der bekannten Tapferkeit der Franken hätte glauben ſollen. Der Grund von dieſer Erſcheinung lag in dem Talente der beiderſeitigen Heerführer, nebſt der Art zu ſtreiten, beider Völker. Der Franke war nur im Zweikampfe furchtbar. Ein ungelenkſamer Koloß, auf einem ebenſo ſchwerfälligen Streitroſſe, warf er durch die Schwere des Stoßes Alles, was ſich ihm entgegenſetzte, darnieder, doch der Feind, der ſeinem erſten Anfalle auswich und durch leichte Wendungen Rücken und Flanke zu gewinnen ſuchte, war ihm unüberwindlich. Ueberhaupt gab es unter den Franken keine Schlacht, jede derſelben war nichts als ein ins Tauſendfache vervielfältigter Zweikampf. Der Heerführer, den nichts mehr mit Ehre bedecken konnte, als wenn er eine große Anzahl Feinde vom Pferde geworfen hatte, wetteiferte um dieſen Ruhm mit dem gemeinſten Reiter und überließ es jedem Einzelnen, für ſich ſelbſt ſo gut zu ſorgen, als er konnte; je größer ſeine unbeſonnene Tollkühnheit, deſto größer ſein Ruhm. Die Geſchichte der Kreuzzüge iſt mit derlei Großthaten bis zum Uebermaße angefüllt. Mit einem Worte: Die Chriſten hatten gute Soldaten, aber ſchlechte Feldherrn. Anders war das bei den Sarazenen. Hier verbeſſerten talentvolle Feldherren, was ihre ſchlechten Truppen verſahen; und die Erfahrung aller Zeiten, daß die Hände vom Kopfe beſiegt werden, bewährte ſich auch hier. Nicht ſelten ward das Kreuzheer Sieger beim erſten Angriffe, indem es ſich, alle Disciplin und Ordnung ſcheuend, ſeiner Plünderungsſucht überließ, in den Armen des Sieges von den thätigen Heerführern der Sarazenen geſchlagen. Fähige Köpfe im Chriſtenheere ſahen das bald ein, und nachdem man gegen hundert

Jahre geſchlachtet hatte, fing man endlich an, Krieg zu führen. In Paläſtina bildete ſich Johann von Brienne zum erſten Feldherrn ſeiner Zeit. Kurz eine Kriegskunſt entſtand, die in der Folge Spanier und Franzoſen ausbildeten. Eduard von England gewann die Schlacht bei Azincourt vielleicht nur durch den Gebrauch der Pfeile im Treffen, eine Sache, die den Franken vor dem heiligen Kriege beinahe unbekannt war.

Ob der lange Umgang mit den wiſſenſchaftlich gebildeten Sarazenen ohne Folge für den Geiſt der fränkiſchen Wilden blieb, mag uns der Zuſtand der Wiſſenſchaften vor und nach dem Kreuzzuge, die Fortſchritte der Aufklärung nach demſelben und zum Theil ſelbſt das traurige Schickſal des Tempelordens, bei dem freilich wohl der gute Same auf ſchlechten Boden gefallen ſein mochte, der Eifer, mit dem ſich Männer von Kopf damals bei ſarazeniſchen Lehrern, die auf chriſtlichen Schulen angeſtellt waren, auf die arabiſche Sprache verlegten, beweiſen. — Die Achtung, in der ſarazeniſche Gelehrte bei den beiden großen ſchwäbiſchen Friedrichen ſtanden, bürgt nicht wenig dafür.

Hätte aber auch dieſe Unternehmung keine anderen günſtigen Folgen gehabt, als daß ſie die geiſttödtende Hierarchie Gregor VII. zerſtörte, wer könnte es wagen, die Frage aufzuſtellen, ob die Kreuzzüge mehr genützt oder mehr geſchadet haben. Gerade Das, was erfunden ward, dieſe Gewalt zu erheben, ſtürzte ſie auf immerdar, oder verwies ſie vielmehr in die gebührenden Schranken, die ſie ſeit der Zeit nie mehr ſo auffallend durchbrachen. Der Enthuſiasmus, der über ein Jahrhundert lang die Welt für jene abenteuerlichen Züge begeiſtert hatte, konnte, wie der Enthuſiasmus überhaupt, nicht der abkühlenden Kraft der Zeit widerſtehen. Es gab keine Familie, die nicht unter den im Orient Gefallenen einen Angehörigen oder Freund beweinte, und mit all dem Aufwande von Blut war nichts gewonnen, denn durch die Schwäche und Treuloſigkeit der chriſtlichen Fürſten in Paläſtina ging [illegible] Alles, was man dort beſeſſen, verloren.

Nach der übereinſtimmenden Erzählung aller Zurückkehrenden hatten ſie ſtatt der gehofften orientaliſchen Schätze nichts als Wunden und peſtartige Krankheiten geholt, die Gährung in Europa's Innern, die ihren unfläthigen Schaum gern an jene entfernte Küſte ſpritzte, hatte ſich größtentheils nach Abſonderung des Unraths gelegt und — wie jedem Thoren, der fühlen muß, um zu begreifen — der getäuſchten Welt gingen die Augen auf. Der heilige Stuhl, der unpolitiſch genug, dieſe Kriſe überſah, ließ in ſeinem Eifer für die heiligen Kriege nicht nach und heilte dadurch das Volk der Laien vollends von ihrer ſtumpfſinnigen Blindheit. Kurz, man fing an, das Syſtem des römiſchen Hofes einzuſehen. Was Das für Folgen haben konnte, begreift wohl Jedermann. Was es für Folgen wirklich hatte, zeigt das Betragen Philipp des Schönen von Frankreich gegen Bonifaz VII. und Clemens V., und die Unwirkſamkeit der päbſtlichen Bannflüche, die ſich ſeither ſelten gemacht haben.

Kurz, Europa iſt damals mündig geworden und, wenn gleich die erſten Handlungen ſeiner Großjährigkeit nicht die glänzendſten Beweiſe der Räthlichkeit dieſes Schrittes waren, wenn es auch jetzt noch, einem unerfahrenen Jünglinge nach der Endigung der Vormundſchaft gleich, die Schätze ſeiner Kraft entweder verſchwendet oder unbenützt liegen läßt, ſo wollen wir doch von der Zukunft das übrige erwarten und in Hoffnung derſelben uns des ſchwachen Lichtes freuen, das dem Menſchengeſchlechte aus dem Chaos jener nebelvollen Macht angebrochen.

* * *

Tagebuch

auf der Reiſe nach Italien

1819.

Ginſelsdorf. Das Haus des Hieronymus Bonaparte. Er darf nur auf eine gewiſſe Weite ſich davon entfernen. Die Beſitzung iſt herrlich. Traurige Herrlichkeit!

Thereſienfeld. Für Invaliden nach einem beſtimmten Plane von Maria Thereſia angelegt. Zwiſchen jedem Hauſe ein Stück Feld. Vor Feuer iſt man ſicher, aber ungeſellig muß der Ort machen und düſter. Von einem Ende des Dorfes bis zum andern hat man eine halbe Stunde zu gehen und wo ſind die Menſchen, die nur halb ſo weit gehen, um zu tröſten und zu helfen?

Dort taucht Wiener=Neuſtadt auf mit ſeinen zwei ſchwarzen Thürmen. Dieſe wahrhaft gute und getreue Stadt der Oeſtreicher. In dieſer weiten Ebene, von Bergen umkränzt, über die der greiſe Schneeberg herüberſieht, wie ein Ahnherr über ſeine Enkel, hier lagerte Kaiſer Friedrichs Belagerungsheer, hier die Macht feindlicher Ungarn. — Friedrich der Streitbare — Andreas Baumkircher! —

Hinter Wiener=Neuſtadt, links auf den Bergen: Sebenſtein. Sitz der Ritter von der rothen Erde.

Glühen der Spitzen des Schneeberges, wie durchſichtig beim Untergang der Sonne. Wie ein feuerſpeiender Berg.

Neunkirchen. Ein anſehnlicher, alterthümlicher Ort, die Kirche mit Mauer und Schießſcharten umgeben.

In der Nacht von Neunkirchen nach Schottwien. Tiefes Dunkel, das aber doch rechts am Wege tiefe Schlüchte und ſchauerliche Abſtürze, links wilde Felſen, mit Schnee bedeckt gleich dem Wege, erkennen läßt.

Die Marter der erſten, ohne Ausruhen und Schlaf durchreiſten Nacht bedeckt alles Uebrige.

Der kalte, aber ſchöne Donnerstag-Morgen bricht an. Das Mürzthal, das im Sommer herrlich ſein muß; jetzt ſtand es noch unbelaubt und kahl, zum Theil noch mit Schnee bedeckt. Zwei alte Ritterburgen, die letzte das Stammſchloß der Stubenberge.

In Prugg die Reiſeroute geändert, ſtatt über Klagenfurt nach Venedig: über Gräz nach Trieſt. Schönheit des Murthales. Die Berge nehmen einen größern Charakter an und gleichen mehr denen in Salzburg. Ein Felſen von jenen ſchroffen, die über das linke Ufer der Mur herabhängen, heißt der Jungfernſprung.

Gräz, herrlich umgeben, macht, wenn man aus den Bergen kommt, den Eindruck, als ob man zum Frieden käme aus dem Krieg. Der Schloßberg überragt es wie ein Beſchützer. Die Stadt iſt groß, die Gaſſen eng, das Pflaſter ſchlecht. Ohne Aufenthalt die Pferde vorgeſpannt und fort im Dunkel.

Zweite Reiſenacht. Schlecht gefahren, beſſer geſchlafen. Vielleicht heilſame Wirkung der genommenen Hallerſäure.

Freitags Morgens früh Marburg. Schlechtes Frühſtück.

Hier ändert ſich das Land. Die ſchöne, freudige Gegend der deutſchen Steyrer hört auf. Wenden fangen an. Leibgürtel der Weiber. Anfang des Bettelns der Kinder. Gewaltſamer Sturm auf den Bergen vor Feiſtritz, der ſelbſt unſern Wagen beſchädigt.

Herrliches Thal gegen Gonobitz zu. Auffallende Aehnlichkeit der Lage von Cilly mit der von Salzburg, weniger was die Form der einzelnen Berge, als was den Charakter des Ganzen betrifft.

Cilly, artige Stadt. Links auf einem Berge das Schloß der alten Grafen. Ohne Aufenthalt fort nach St. Peter. Der Sturm von heute Vormittag war nicht umſonſt dageweſen. Gleich außer Cilly fielen Tropfen, die ſich bald in einen entſetzlichen Platzregen verwandelten. Während desſelben wechſelten wir Pferde in St. Peter. Die Nacht brach herein, Regen und Dunkelheit ließen den unwilligen Poſtillon nur Schritt für Schritt fahren. Endlich, da wir unter dieſen Umſtänden nicht hoffen konnten, während der Nacht unſre Reiſe viel zu fördern, kehrten wir in Franz in einem ziemlich ſchlechten Wirthshauſe bei ſehr guten Menſchen ein. Schlechtes Abendeſſen, nicht viel beſſere Betten, aber ſeit ſechs Stunden nichts gegeſſen und zwei Nächte geſahren, ſtatt zu ſchlafen — eſſen und ſchlafen ging beides recht gut.

Samstag. Morgens nach St. Oswald. Die Gegend wird jetzt kahl und unanſprechend, die Hütten im ganzen windiſchen Steyermark ſchlecht und ſchmutzig; das Volk ſieht ärmlich aus, die Kinder laufen bettelnd halbe Meilen neben dem Wagen her. Nicht weit von Franz die Grenze von Krain.

Was uns als Regen gequält hatte, war hier in den Bergen Schnee geweſen, der Alles umher bedeckte.

Endlich Laibach. Die Stadt ſieht traurig und öde aus, iſt es aber von inwendig weniger, als ſie es von außen ſcheint. Schlechte Wirthshäuſer, elendes Eſſen, endlich Abfahrt, Abends um fünf Uhr. Wir hatten bei unſerer übereilten Abreiſe von Wien nur Päſſe bis Venedig mitgenommen, und hofften in Laibach ſie auf Rom ausdehnen laſſen zu können. Unſere Hoffnung ſchlug fehl.

Die ganze Nacht hindurch reiſten wir ſchnell und unausgeſetzt in der größten Kälte durch die öde, mit Schnee überdeckte Gegend. Dieſe Fahrt ward noch dadurch unangenehmer gemacht, daß es dort herum, beſonders bei Nacht, nicht allzu ſicher zu reiſen iſt, welchem Gerüchte ſelbſt der Polizeikommiſſär in Laibach, als ich ihn darum befragte, nicht ganz widerſprechen konnte.

Als der erſehnte Morgen anbrach, waren wir über Planina, Adelsberg, Prewald hinaus, und Seſſana, die letzte Station vor Trieſt, lag vor uns. Als ich zuerſt vor der abnehmenden Dunkelheit um mich blicken konnte, war mir, als hätte mich ein Zauberer während der Nacht in ein weit entferntes Land verſetzt. Da lag eine Wüſte vor uns. Ein beinahe ganz unbebauter, nur hier und da mit Kaſtanienbäumen, die ihr vertrocknetes Laub aus dem letzten Herbſte — ein trauriger Gewinn — in den gegenwärtigen Frühling herüber gerettet hatten, ... ſtanden vereinzelt da, zwiſchen ihnen verkrüppelte Maulbeerbäume, von Reben umzogen. Felſentrümmer bedeckten zahllos die Felder und ſchufen das Ganze zu einem ſteinernen Meere um. Es war, als hätte Gott hier geſtanden, als er nach dem Falle der Menſchen den Fluch über die Erde ausſprach.

Allmählig, wie wir uns Trieſt näherten, merkten wir eine beträchtliche Veränderung des Klimas, die rauhe, kalte Luft ward milder, und Alles ſchien uns anzukündigen, daß wir am Eingang Heſperiens ſtänden. Einige Landleute, die bizarr braun und roth gekleidet, zu Pferde und zu Wagen uns begegneten, ſtimmten mit all dem überein und ſpannten unſere Erwartung ſo hoch, als es nach drei durchwachten Nächten, nach einem Kurierritt von achtzig Meilen immer möglich war. Endlich die Dogana von Optſchina. — Ein Hügel! — Hinauf! — Ah! und da lag es vor uns weit und blau und hell, und es war das Meer. Ich ſprang aus dem Wagen und lief hin, daß mein Reiſegefährte mir zurief, Acht zu haben, um nicht hinabzuſtürzen. Mich ergriff eine ſonderbare Empfindung. Früher ſchon hatte ich mich aus Erzählungen überzeugt, daß der Anblick des Meeres mich bei weitem nicht mit dem Gefühl der Erhabenheit erfüllen würde, das es in der Phantaſie in mir hervorbrachte, und ich hatte mich daher auf den wirklichen Anblick faſt mehr gefürchtet als gefreut: ich fürchtete nämlich um ein erhabenes Bild ärmer zu werden und nur ein richtigeres dafür zu erhalten — ein zweifelhafter Gewinn für einen Dichter. Und was ich vorher geahnet, traf wirklich zum Theil ein. Das Bild vom Meere in meiner Phantaſie war allerdings mächtiger, gewaltiger geweſen als die Wirklichkeit, und doch feſſelte mich der Eindruck ſo, daß ich mich kaum trennen konnte, ich hatte mir das Meer nämlich nicht ſo ſchön gedacht, nicht ſo unbeſchreiblich ſchön. Wie es dalag, ein holdes Mittelbild zwiſchen einer grünen wallenden Wieſe und dem ruhigen blauen Himmel, ſo weich anzuſchauen, daß die Sprache kein Wort hat, es zu bezeichnen, ſo ſanft und mild, das ſtarre, ungebändigte Element, wie eine beſänftigte Geliebte, die doppelt ſchön iſt, wenn ſie gezürnt hat und getobt und nun doppelt hold den Theuern ſchmeichelnd und beſänftigend umfängt — ſo hatte ich mir's nie gedacht, und darum überraſchte und feſſelte es mich im höchſten Grade. Einen eigentlich großen Anblick gewährt das Meer bei Trieſt nicht. Die Unermeßlichkeit, welche die Vorſtellung des Meeres begleitet und ſie zur erhabenſten macht, die die ſichtbare Welt hat, verſchwindet hier ganz, da auf drei Seiten die Ufer ſichtbar ſind, und auf der vierten ſchrankenloſen, das Auge aus Wolken und Dünſten ſich leicht auch ein Ufer bildet.

Ueberhaupt gewährt Trieſt, ſowohl vom Berge herab, an dem es liegt, als von der Seeſeite betrachtet, einen außerordentlich ſchönen Anblick. Das Meer in ſeiner Herrlichkeit, die zahlloſen Maſten der Schiffe, das Gewimmel von Menſchen aller Kleidung und Sprache, Alles iſt anſprechend und neu. Einen beſonders fremden Anblick gewährt es, mitten auf dem Platze der Stadt bedeutende Meerſchiffe in den Kanälen liegen zu ſehen, deren Maſten die umſtehenden Häuſer weit überragen.

Wir kehrten in der Locanda grande ein, und ſobald ich ein wenig adjuſtirt und der aufgeſetzte, unbeſchreiblich elende Kaffee getrunken war, ging ich aus, die Stadt zu beſehen. Wie fremd kam mir Alles vor. Die Menſchen wimmelten lebhaft unter einander — es war Sonntag — Alles ſchrie ſtatt zu reden, jubelte ſtatt zu lachen, ſang und zankte, lief und rannte, wie es jedem eben beikam. Die ſonderbaren Kleidungen der Bocheſer, Albaneſer u. ſ. w., die recht jenen Eindruck machen, den die Griechen mit dem Ausdruck: barbariſch bezeichnen, ſtachen ſonderbar gegen den franzöſiſchen und engliſchen Zuſchnitt der Trieſter petits maitres und maîtresses ab. Aeußerſt hübſch ſind die Laden der Obſtverkäufer, die ſehr groß und ſo reich mit Aepfeln, Pomeranzen und getrockneten Früchten aller Art beſetzt waren (andere Früchte hatte die frühe Jahreszeit noch nicht), daß ſie wahrhaft Appetit erweckten. Ich ging in den Hafen auf den Molo. Mit den Schiffen ging es mir beinahe, wie bei dem Meere. Jedes Einzelne war kleiner, als meine Vorſtellung davon geweſen war, aber alle zuſammen zu einem dichten Maſtenwald vereinigt, erfreuten mich doch ungemein. Voran ſtanden als Vertheidiger und Führer der Heerde ein Paar Briggs mit Kanonen und Soldaten beſetzt, hinterher wimmelte das unzählbare Volk der Pieleghi, Trabaccoli, Barken u. ſ. w., auf denen die Schiffsjungen ihr luſtiges Weſen trieben und unter Singen und Schreien, wie Maulwürfe aus dem Verdeck in die Kajüten und wieder zurück, durch enge Oeffnungen ſchlupften.

Wir hatten den Plan gefaßt, uns in Trieſt nach Ancona einzuſchiffen, um ſo noch vor der Charwoche in Rom zu ſein, aber wie wurden unſere Plane vereitelt. Man verweigerte uns die Ausfertigung der Päſſe, die wir in der Eile nur bis Venedig genommen hatten, und es blieb nichts übrig, als nach Venedig zu gehen, und dort beim Gubernium unſer Glück zu verſuchen. Das Dampfboot, das von einem Orte zum andern geht, hatten wir verſäumt, wir mietheten daher eine Barke, mit der wir morgen Abends, wenn die bonaccia fortwährt, oder wohl gar günſtigere, friſche Winde eintreten, nach Venedig abgehen wollen.

Gegen Abend ließen wir uns auf einer Barke im Golf ſpazieren fahren. Es war für mich ein ungemein erhebender Gedanke, das adriatiſche Meer unter mir zu haben, und ich ließ mit Wonne die Wellen um meine hineingeſtreckte Hand ſpielen.

Die Sonne ging unter. Welch ein Schauſpiel: Auf dem Meere ruhend und darin eintauchend, entzündete ſie daſſelbe ſammt der Luft des Horizontes, und die beiden geſchiedenen Elemente ſchienen ſich vereinigt zu haben in das des Feuers. Iſt die See ſchön, wenn die Morgen- oder Mittagſonne ſie beleuchtet, ſo iſt ſie es noch unendliche Male mehr beim Untergange. Die Wellen haben ihr ſanftes Grünlichblau abgelegt und ſpielen, von der Sonne ſchräg beleuchtet, in allen Farben des Regenbogens. Blau und roth und grün und golden ſchwamm es um uns her, und ich dachte mir im Feenlande zu ſein, bis die Sonne hinabgegangen war, und die Herrlichkeit des Tages unterging in ein düſteres Grau. Geſchaukelt von den durch den Abendwind etwas erregten Wellen kehrten wir zurück, und ich ging heim, mich zu erholen, von der Entzückung, die mir die Natur, und von dem Verdruß, den mir die Menſchen (oder vielmehr die Polizei) bereitet hatten.

Um halb acht Uhr ins Theater. Man gab die unter uns als Oper bekannte Veſtalin als Schauſpiel. Das Theater iſt ſehr groß, aber geſchmacklos. Wenige Menſchen waren verſammelt, die aber Lärm machten für viele. Nach einer mittelmäßigen Muſik, zu der die Muſiker in drei Reihen aufgeſtellt waren, ging der Vorhang auf, und auf einem im modernen Styl gemalten Forum ſtanden Licinius und Lucius mit mächtigen Backenbärten und in Sagums mit langen, bis an die Finger reichenden Aermeln, und ſchrieen taktmäßig ihre Rollen ab, mit Bewegungen, die ſo waren, daß ſie auf die Vermuthung führten, man wolle die Alten nachahmen, die unter zwei Schauſpielern die Declamation und Action theilten, nur ſchien hier der Fehler obzuwalten, daß der Acteur immer ſpäter oder früher geſtikulirte, als der Declamator ſpräche, ſo abgeſchmackt und unbedeutend war jede Bewegung. Der Conſole, Vater der Julia, entſetzlich. Es ſchien mir ausgemacht, daß die Schauſpieler ſich die italieniſchen Prediger zum Muſter genommen hatten. Immer die Handbewegung, mit der drohend die Prediger ihre Lehren einſchärfen, immer daſſelbe ſchreiende Steigen der Stimme am Schluſſe des Satzes, mit dem jene die Unbußfertigen zu Paaren zu treiben ſuchen.

Julia. Sie ſchrie an den Stufen des Altars, wie eine Nicht-Veſtale, die man um ihren Verdienſt betrügen will. Im zweiten Akt kamen nach einem elenden Waffentanze, Gladiatorſpiele vor, in denen Licinius (!) den Preis gewann und von Julia bekränzt wurde. In den Spielen ſelbſt rangen die Kämpfer wie die Schifferjungen auf den Gaſſen von Trieſt, ſie warfen ſich ſieben-, achtmal hintereinander zu Boden, daß die kurzen Leibröcke über den Köpfen zuſammenſchlugen, und das jubelnde Publikum über die auf ſie gekehrten Hintern der Kämpfer außer ſich vor Freude kam.

Jetzt iſt's Nacht; das Meer rauſcht ſtill unter meinen Fenſtern. Auch der Mond iſt untergegangen, und nur die Sterne ſchauen, ſich ſpiegelnd, in die ſtille See. Die Schifferjungen ſingen mehrſtimmige Geſänge, kunſtlos und zum Theil mit gellenden Stimmen, aber ſo rein und harmoniſch, daß man ſtaunen muß. Eine oft wiederkehrende Diskantpaſſage klingt äußerſt lieblich. Der Geſang hört auf, ich will es auch thun und ſchlafen gehn.

Montags Abends ſchifften wir uns um acht Uhr während eines leichten Landwindes ein, der, wenn er anhielt, uns eine leidliche Reiſe verſprach. Es war ein kleines Trabaccolo, einem Römer gehörig, das uns aufnahm. Wir betraten die Kajüte. Gott im Himmel, welch ein Ort. Höchſtens ſechs Fuß Länge und etwa fünf Fuß Höhe und Breite, dabei ein Theergeſtank zum erſticken, und zwei Betten oder vielmehr Hundepolſter, auf denen wir zwei Nächte zubringen ſollten, denn der Wind, der bei unſerer Abreiſe uns zu begünſtigen ſchien, hörte bald ganz auf, und beſchränkte uns bloß auf den Gebrauch der Ruder, mit denen wir uns kaum von der Stelle bewegten. Wie unerträglich die Nacht in unſerer Kajüte war, läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. Endlich brach der Morgen an. Taumelnd, ſchlaftrunken, die Eingeweide umgekehrt von dem unabläßlichen Schaukeln des Schiffes trat ich auf's Verdeck, und ſah die majeſtätiſche Sonne hinter den Bergen von Iſtrien hervorſteigen, aber beinahe ohne

Seelenerhebung, ſo ſehr wird das Innere durch den Körper beſtimmt. So ging es fort einen langweiligen Vormittag. Mein ganzes Leben wird es mir gegenwärtig bleiben, wie wir zur Mittagszeit uns alle auf Matten aufs Verdeck lagerten und nun, den Himmel über, und die ſpielende See unter uns, das frugale Schiffermahl verzehrten in recht patriarchaliſcher Einfachheit. Endlich erhob ſich ein Lüftchen. Alle Segel werden aufgeſpannt und jetzt iſt die Spitze von Friaul erreicht und mit ihr die Hälfte des Weges. Gegen Abend erblickten wir den Glockenthurm von St. Marcus in neblichter Ferne, aber eine neue Windſtille ließ uns nicht hoffen, ihn ſo bald zu erreichen. Noch einmal mußten wir hinab in unſer Gefängniß und ſchlafend trug uns die Barke, wie den Ulyß in die Heimath, nach Venedig. Als wir erwachten und aufs Verdeck traten, lagen wir ſchon in den Lagunen, der Dogana gegenüber. Man hat oft den erſten Anblick von Venedig als ſo wunderbar beſchrieben, ich habe es kaum ſo gefunden. Es hat zwar allerdings etwas Befremdendes, Häuſer und Paläſte gerade aus dem Meere heraufſteigen zu ſehen, aber die Phantaſie erſetzt leicht das fehlende Erdreich und man glaubt eben einen breiten Fluß mit vielen Inſeln vor ſich zu ſehen. Auch fehlt es in ſolcher Nähe, als ich beim Anbruch des Tages die Stadt bereits ſah, dem Anblick an Einheit und Umfang; in einer größern Entfernung mag das anders ſein. Der erſte Eindruck, den Venedig auf mich machte, war befremdend, einengend, unangenehm. Dieſe moraſtigen Lagunen, dieſe ſtinkenden Kanäle, der Schmutz und das Geſchrei des unverſchämten, betrügeriſchen Volkes geben einen verdrießlichen Contraſt mit dem kaum verlaſſenen, heiteren Trieſt. Wenn man ſich aber erſt ein wenig erholt hat und den Totaleindruck dieſer ſchwarzen Steinmaſſen geſondert auf ſich einwirken läßt, dann wird man eben ſo ergriffen als man vorher verſtimmt war. Es iſt vielleicht kein Ort in der Welt, wo das Alterthum mit ſolcher Lebendigkeit den Menſchen anſpräche. Rom iſt todt, ein herrlicher Leichnam, aber Venedig regt ſich noch und dehnt ſeine Rieſenglieder zum unfreiwilligen Abſchied aus dem Leben. Wer nicht ſein Herz ſtärker klopfen fühlt, wenn er auf dem Marcusplatze ſteht, der laſſe ſich begraben, denn er iſt todt, unwiederbringlich todt. Dieſer Palaſt des Dogen, ein Bild der Republik und der Stadt, mit ſeinem unförmlichen Körper auf den Stützen wunderlicher Säulen und Bögen ruhend, vereinend die Starrheit in ſeinen ungefügen, unbeworfenen Wänden mit aller Zierlichkeit der Kunſt in ſeinen Arkaden und Zinnen. Ich weiß nicht warum, aber mir fiel ein Krokodil ein, als ich ihn ſah, obſchon ſeine Form nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dieſem Thiere hat. Was da beſchloſſen wird, denkt man, muß geheimnißvoll ſein und klug und unerſchütterlich und hart. Wie ein Räthſel ſieht er aus, dieſer Palaſt, und ſcheint Räthſel zu beherbergen. Auf der andern Seite die Prokuratien, ſchön, herrlich, aber ſie gleichen andern Gebäuden, und andere Gebäude gleichen ihnen: hier wohnt das Sichtbare, in jener Höhle brütete das unſichtbare Prinzip, das ſich nur bemerkbar machte durch ſeine Wirkungen. Als ich in der Nacht beim Mondſchein in der Gondel an dieſem Palaſt hinum fuhr, bei den Staatsgefängniſſen vorbei und nun in dem durch Streiflichter manchmal unterbrochenen Schatten, welchen dieſe Rieſengebäude einander geheimnißvoll zuwerfen, der Ponte dei sospiri über mir ſchwebte, über den die Staatsverbrecher einſt aus dem Gefängniß zum Tod geführt wurden, da überfiel es mich mit Fieberſchauer. All die Geweſenen und all die Verblichenen, all die Verfolger und Verfolgten, Mörder und Gemordete ſchienen aufzuſteigen vor mir mit verhüllten Häuptern. Auf dieſer Brücke ging Marin Falieri, ging vor ihm und nach ihm ſo Mancher dem Tode entgegen, und dort erwarteten ſie Henker und Richter, die Menſchenleiden nicht beben machte und ein Mord nicht zittern. Schaut hin Unbeugſame, Starre, Unmenſchliche! Das, wofür ihr gemordet habt und gerichtet, es iſt nicht mehr. In Schutt liegt eure Größe, euren Abgott hat die Zeit verſchlungen, eure Thaten ſind zur Fabel geworden, und euer Streben zum Märchen. Ueber euren Gräbern wandelt eine entartete Menge, die bald den Namen vergeſſen wird, für den ihr ſtarbt.

Noch einmal: Wer am Marcusplatz ſein Herz nicht ſchlagen fühlt, hat keines. Hier die drei Säulen mit den drei Kronen der drei Königreiche, die ſich dienſtbar nannten der ſtolzen Republik, dort die Pferde, Siegeszeichen aus dem eroberten Konſtantinopel, und außer jenen zwei Säulen im Canal grande das Meer, das, gebändigt, ſtatt zu grollen, ſchmeichelnd die Füße leckt der es beherrſchenden Stadt. Steh' auf aus dem Grabe entſchlafener Doge und wirf deinen Ring hinab, deine Braut hat andere Bräutigame gefunden, ſeit du ſchläfſt.

Man durchwandelt die Stadt: überall Größe, Stolz, Reichthum, Weltherrſchaft. Palaſt an Palaſt, faſt alle gleich gebaut. Zwei Eingänge, einer auf den Kanal, der andere ans Land. Im erſten Geſchoſſe ein großer mit Marmor gepflaſterter Saal, deſſen eine Wand ganz aus Fenſtern beſteht, von außen mit Säulen geziert, werth breitere Straßen zu zieren, Alles düſter, ernſt, ſtreng. Dieſe Maſſen tragen den Charakter der Republik. Man möchte weinen, wenn man die Namen hört und die Reſte ſieht. Das Hotel all' Europa, wo ich wohnte, war einſt das Haus der uralten Giuſtiniani und in dem Saale, wo der alte Badoar ſeine Siegesfeſte feierte, putzt der Bediente meine Schuhe und hängt meinen Rock dahin, wo ſonſt eroberte Fahnen hingen. Als ich in den Laden des Buchhändlers Fuchs trat, um nach etwas zu fragen, ſtand ich in dem Zimmer, wo Bianka Capello geboren iſt, kurz, für Einen, der ein Gemüth hat, gibt's keinen zweiten Ort wie Venedig. Abends im Theater S. Simone, wo Oper war: Der erſte Akt vom Barbiere di Seviglia und der zweite der Capriciosa. Die Geſellſchaft iſt äußerſt mittelmäßig, es ſang jedoch eine Madame Fodor, die im Begriffe ſtand, nach Paris zu gehen und die wirklich beinahe Alles übertraf, was ich bis daher gehört hatte.

Wir haben Päſſe erhalten und werden morgen nach Rom abgehen, drum ſchnell noch im Fluge koſten, da es zum Genießen zu kurz iſt.

Donnerſtag am 31. Ich war auf dem torre di S. Marco. Ein herrlicher Ueberblick. Die Stadt liegt vor dem Blicke wie ein geöffneter Bienenſtock voll ſummender Bienen (Drohnen?) und voll Zellen, aber der Honig iſt ausgenommen.

Ponte di Rialto. Schön iſt die Brücke nicht, wenngleich von Marmor, aber grandios, wie Alles in Venedig.

Meine Gedanken drehten ſich, ſo lange ich in dieſer Stadt bin, immer um den Palaſt S. Marco, ich ging daher hin, ihn von innen zu beſehen. Gerichtsbehörden und Stellen haben darin ihren Wohnſitz aufgeſchlagen und treiben darin ihr Weſen, als ob es ſo ſein müßte. Die Leute müſſen ſich offenbar nicht vor Geſpenſtern fürchten, ſonſt könnten ſie nicht in dieſen Sälen ihr Handwerk ausüben. In der Sala dei dieci hält der Appellationshof ſeine Sitzungen und die todten Doges ſehn von den Wänden herab, lebendiger als die lebenden Appellationsräthe. Der Rathsſaal des Dogen, ernſt und würdig, die Sitze mit rothem, am Rande vergoldetem Leder beſchlagen. Die Sala dei Pregadi macht eine außerordentliche Wirkung mit ihren ſchwarzen Tribünen und Sitzen. Hier ward der Untergang der Republik entſchieden, zwiſchen entarteten Nobilis und ein paar Adjutanten Bonaparte's. Alle dieſe Zimmer ſind mit unausſprechlich ſchönen Gemälden, vorzüglich von Paul Veroneſe, Titian und Tintoret verziert, die Gegenſtände theils aus der heiligen, theils aus der venezianiſchen Geſchichte genommen. Vorzüglich ſchön fand ich eine Verlobung der h. Katharina und eine Europa, beide, glaube ich, von Veroneſe.

Der Saal der Bibliothek von S. Marco zeichnet ſich vorzüglich durch ſeine Gemälde aus der venezianiſchen Geſchichte von den berühmteſten Meiſtern, durch das Paradies von Tintoret und durch eine Suite von Porträts aller venezianiſchen

Doges aus. Erſchütternd iſt die ſchwarze Decke, die an der Stelle des Porträts von Marin Falieri hingemalt iſt, mit den Worten: Hic locus Marini Falieri, occisi propter peccata. Das Paradies von Tintoret kann mir nicht recht gefallen. Es wimmelt von Figuren, die kaum ein Ganzes ausmachen, auch kam mir die Vertheilung der dunklen und lichten Tinten widerlich vor. Die hiſtoriſchen Gemälde ſind größtentheils vortrefflich. Ich danke Gott, daß ich kein Venezianer bin, der Anblick dieſes Saales und dieſes Palaſtes könnte einen wahnſinnig machen. Von den Antiken, unter denen eine Danae und ein Ganymed die berühmteſten ſind, konnte ich dem letztern keinen Geſchmack abgewinnen. Gewiß iſt er aus keiner guten Zeit der Kunſt, denn abgeſehen von der geringen Reinheit der Form und der Ausdruckloſigkeit des Geſichts, iſt auch die Idee, einen fliegenden Adler mit einem Jungen in den Klauen darzuſtellen, der alſo, als fliegend, nicht aufgeſtellt, ſondern aufgehangen werden muß, der guten Zeit der Kunſt unwürdig und vielleicht ohne Beiſpiel im Alterthum. Die Leda hat einen außerordentlichen, beinahe maleriſchen Ausdruck. Ob Correggio dieſe Statue gekannt hat, da er ſeine Leda malte? Stellung und Ausdruck haben viel Aehnliches.

Endlich die Stunde der Abreiſe. Nicht als ob Venedig mich nicht feſtgehalten hätte mit ſeinen Herrlichkeiten, im Gegentheile zweiſle ich, ob ich je etwas ſehen werde, was ich ihnen an die Seite ſtellen könnte, aber der Zweck meiner Reiſe war denn doch Rom, und die nächſte Abſicht, noch in der Oſterwoche dort zu ſein, daher war mir jede Stunde der Verzögerung eine Marter.

Endlich eingepackt, die Gondel beſtiegen und verlaſſen die Meeresbraut mit all ihrem Schmucke.

Mit einbrechender Nacht erreichten wir Fuſina und, wieder einmal feſten Boden unter den Füßen, beſtiegen wir freudig die vorausgeſandte Kutſche zur weitern Pilgerſchaft.

Nacht verhüllte rechts und links die Gegenden ringsumher, was uns um ſo mehr leid that, als wir in Venedig gar Manches von den Schönheiten der Ufer der Brenta, an denen wir jetzt fuhren, gehört hatten, und herrliche Landhäuſer, deren neblichte Umriſſe majeſtätiſch durch das Dunkel drangen, jene Sage in reichem Maße beſtätigten.

Wie traurig, daß wir alle dieſe Gegenden durchfliegen mußten, die allein eine eigene Reiſe verdient hätten.

Endlich kündigte eine dunkel vor uns liegende Häuſermaſſe eine Stadt an: es war Padua, das alte, berühmte Padua mit ſeinem Dom, mit ſeiner hohen Schule in all ſeiner hiſtoriſchen Merkwürdigkeit. Aber wir mußten vorüber, nur im Vorbeifliegen ſahen wir die wahrhaft herrliche Domkirche, vermutheten, an einem großen, mit Arkaden gezierten Gebäude die Univerſität geſehen zu haben, und wieder fort, mit friſchen Pferden.

Noch in der Nacht paſſirten wir Monſelice; endlich brach der Tag an, eben als Rovigo vor uns lag. Ich ſchaute um mich her und ſchaute wieder, aber es war kein Traum. Schien es doch, als ob die Welt der Märchen wiedergekehrt wäre, und irgend ein wohlthätiger Zauberer uns in der Nacht in einen andern Welttheil geführt hätte. Auf unſerer Reiſe bis Trieſt fanden wir überall noch Schnee und Winter; die See, das *ἅλς ἀτρύγετος*, bot kein Grün als das ihres Waſſers, in Venedig ſproßt und grünt nichts, ſelbſt keine Bäume; nach der Ueberfahrt über die Lagunen fanden wir das Land ſchon in Nacht verhüllt, wir befanden uns daher mit unſern Gedanken noch im Winter, und wenn wir auch glaubten, Manches weiter vorgerückt zu ſehen, als in den Gegenden, die wir verlaſſen, ſo konnte doch der Unterſchied, Zeit und Entfernung betrachtet, unſerer Meinung nach, nicht ſo groß ſein. Nun ſtellte ſich uns aber mit einemmal eine ganz andere Welt dar. Grüne Felder, von lebendigen Zäunen umfangen, mit Feigen- und Maulbeerbäumen beſetzt, an denen ſich feſtonartig Weinreben fortwanden; mit einem Worte: wir waren in Italien angelangt. Man ſchilt die Italiener faul; hier herum ſind ſie's gewiß nicht. Man ſehe dieſen fortlaufenden Garten und urtheile.

Mit dem fremden Lande ſtimmten auch die fremdartigen Menſchen überein.

Jede Spur von Deutſchheit war von hier an verſchwunden. In übergeſchlagene Mäntel eingehüllt, den breitgekrämpten Hut in die Augen gedrückt, ſchritten die Menſchen auf der Straße einher, oder fuhren auf Kariolen mit zwei Rädern, die faſt wie Schlafſeſſel ausſahen und pfeilſchnell dahinflogen, oder ritten, meiſtens auf Maulthieren oder Eſeln, welches letztere auf uns Deutſche einen beſonders komiſchen Eindruck macht, zumal wenn die Eſel klein ſind und die Beine des ſtämmigen Reiters beinahe auf der Erde nachſchleppen. In Rovigo kehrten wir zuerſt in einem Wirthshauſe auf ächt italieniſche Weiſe ein. Luftige Zimmer, mit Ziegelſteinen gepflaſtert, zweiſchläfrige Betten, Kamin ſtatt des Ofens, Fenſter und Thüren verwahrloſt. Zum Frühſtück: Frittata in Oel gebacken, mit geriebenem Käſe beſtreut, ſüßlichen Landwein, elendes, ſchlechtgebackenes Brod mit Käſe, zum Beſchluß getrocknete Feigen.

Nun ging es fort von Rovigo nach Poleſella mit vortrefflichen Poſtpferden durch ſchöne grünende Wieſen und Felder. Endlich zeigte ſich von ferne ein Gewäſſer, es war der Po, der hier die Grenze zwiſchen dem venezianiſchen und päbſtlichen Gebiete macht. Mit klopfendem Herzen betrat ich die Fähre, die bei Ponte di lago Scuro uns und unſern Wagen ans jenſeitige Ufer brachte: obſchon noch ſo fern von Rom, betraten wir doch nun zum erſten Male das Gebiet, das demſelben Herrn gehorcht. Am jenſeitigen Ufer wimmelte Alles von Menſchen. Weiber, die wuſchen, Zollbeamte und Fuhrleute, die fluchten und ſchrieen, dazwiſchen ſchwarze Schweine und Eſel, die ohne Führer frei herum gingen, ihr Futter zu ſuchen, und die bei ihrer Menge einem manchmal glauben machten, man ſei in Swifts Lande der Hauyhnhnms angelangt. Auch an päbſtlichen Soldaten fehlte es nicht, die, ganz hübſch montirt, viel beſſer ausſahen, als ich ſie mir vorgeſtellt hatte, und das pax auf den rings herum hängenden päbſtlichen Wappenſchildern zu erfordern ſchien. Die Zollbeamten waren ſo höflich, als man es nur irgend wünſchen kann, und ein Korporal der päbſtlichen Soldaten ſchlug hochherzig ein Dreipaoliſtück aus, das ich ihm für ſeine Mühewaltung bei Unterſuchung der Päſſe anbot. Ich weiß nicht, entſtand dieſes Ablehnen aus wirklicher Großmuth, oder genirte er ſich vor den Beamten, die rings herum ſtanden, ſo viel iſt gewiß, daß ich etwas Aehnliches in ganz Italien weder beim Militär noch Civil erlebt habe.

Während des Umſpannens unterhielt ich mich mit einem engelſchönen Kinde, das mich angenehm erinnerte, daß ich mich dem Lande näherte, wo Raphael die Urbilder zu ſeinen Madonnen und Chriſtuskindern gefunden hatte.

Hier hatten wir zum erſten Male Gelegenheit, uns von der Vortrefflichkeit der römiſchen Poſten zu überzeugen. Schon im Venezianiſchen waren wir, in Vergleich mit den deutſchen Poſten, herrlich gefahren, aber wie man im Römiſchen dahinfliegt, davon hat man keine Vorſtellung. Der Poſtillon ſitzt nie auf dem Kutſchſitze, ſondern reitet, auch bei zwei Pferden, beſtändig. Von da herab ſetzt er mit einer kurzen Peitſche und unter fortwährendem, aufmunterndem Geſchrei den Thieren unaufhörlich zu, ſo daß wir einmal, aus Mitleid mit den Pferden und aus Beſorgniß, den Wagen zu zerbrechen, den Poſtillon auffordern mußten, langſamer zu fahren. Immer geht's in Galopp oder wenigſtens in ſcharfem Trab. So angenehm das übrigens für den Reiſenden iſt, ſo gereicht der Grund dieſes Eilens den römiſchen Poſtknechten eben nicht zur Ehre. Es iſt nämlich nur auf das Trinkgeld abgeſehen. Um einen Paolo mehr zu erhaſchen, martert der Kerl ſeine Pferde, daß man Mitleid mit ihnen haben muß, indeß der deutſche Poſtillon ſeinen letzten Biſſen Brod mit ſeinen Thieren theilt und durch kein Trinkgeld vermocht werden könnte, ſie in Gefahr zu ſetzen.

Die Schönheit der Gegend von Ferrara iſt unbeſchreiblich. Ueberall Wieſengrün und Blüthen-Roth und -Weiß, dabei die herrliche, gepflaſterte Landſtraße. Man fühlt ſich ſehr glücklich da. Das Schloß, groß und alterthümlich, voll Spuren ehemaliger Pracht, iſt daſſelbe, in dem Taſſo lange lebte, liebte und litt. Ich fragte mehrere Perſonen nach dem Gefängniſſe, in dem er geſeſſen und das noch zu ſehen ſein ſoll, aber Niemand wollte etwas davon wiſſen. Einer meinte ſogar, ich irre: Nicht Taſſo, Arioſt ſei der Gefangene geweſen, den eigentlichen Ort aber wiſſe er nicht. Ich muß zur Ehre Italiens bekennen, daß mir eine ähnliche Unwiſſenheit einheimiſcher Denkwürdigkeiten in dem ganzen Lande nicht wieder vorgekommen iſt. Das Mittagsmahl, das wir hier einnahmen, zeichnete ſich durch Ungenießbarkeit von allen bisher genommenen aus, was in der That viel ſagen will. Nicht einmal der Kalbsbraten, an dem ich mich entſchädigen wollte, war zu eſſen. Man hatte ihn nämlich mit Rosmarin geſpickt und man hätte ihn faſt als Brechmittel gebrauchen können. Die Kaufleute in Ferrara brachten uns übrigens keine ſehr vortheilhafte Meinung von der Gefälligkeit der Einwohner bei. Wir wollten zu unſerem Reiſegebrauche hier römiſche Münze einwechſeln, aber, trotzdem, daß der Maire, an den wir adreſſirt waren, ſich alle Mühe gab, wollte keiner der häufigen Wechsler ſich zu der kleinen Gefälligkeit bequemen! Am Eingange des Schloſſes ſtand ein Soldat in päbſtlicher Uniform, der ſich durch erbärmliche Haltung beſonders auffallend machte. Der Maire, der mein Erſtaunen bemerkte, verſicherte, daß dieſe Soldaten nur auf den Tag aufgenommen würden, daher man ſich über ihr ſchlechtes Ausſehen nicht wundern müſſe. Mir däuchte der Grund beinahe noch wunderlicher als die Sache ſelbſt.

Die nächſten Stationen, Malalbergo und Capo d'Argine zeichnen ſich durch nichts als durch ihre geringe Fruchtbarkeit, verglichen mit der Gegend vor Ferrara aus.

Rückreiſe von Neapel bis Florenz.

Vom 24. Juni bis 8. Juli 1819

Am 24. Juni Morgens um 8 Uhr von Neapel weg. Durch herrliche Felder, die eben jetzt mit glänzend grünem Mais und Hanf bedeckt ſind, nach Averſa. Ein fortgeſetzter Garten bis Capua. Das Getreide liegt bereits geſchnitten auf dem Felde.

Capua, eine Feſtung, aber mit ſo niedrigen Mauern, daß man ſie ohne große Beſchwerlichkeit überſpringen könnte. An dem Fuße kahler Berge liegt es in der reizendſten Ebene da. Mehrere Kirchen, worunter drei mit Kuppeln, machen ſie ſchon aus der Ferne bemerkt. Die Wälle umgibt der Fluß Volturno. Das Thor gegen Neapel iſt mit offenbar antiker Skulptur geziert, Waffen und Trophäen mit Viktorien vorſtellend. Am Ausgang der Stadt ſitzt in ſeiner Niſche ein alter Römer ohne Kopf. Die Inſchrift konnte ich nicht leſen. Die Gegend iſt ein Paradies.

Die Berge, welche das Thal von Capua umgeben, ſind durchaus kahl und haben ſtellenweiſe ſchwarze Flecken, als ob ſie einmal Vulkane geweſen wären.

Zwiſchen Sparaniſi und St. Agatha. Die Gegend nimmt an Reiz zu. Die kahlen Hügel verwandeln ſich in bewachſene, die, terraſſenartig mit Bäumen erhoben, den Geſichtskreis begrenzen. Rechts am Wege liegt ein Ort mit einem alten Schloß in der Mitte. Schöner kann man nichts ſehen.

An der Straße ein niedliches Körbchen von Eiſen auf einer Stange und darin der Schädel eines hingerichteten Räubers, der hier auf dieſer Stelle einen Mord begangen. Auch jetzt ſcheinen dieſe Hohlwege noch nicht recht ſicher zu ſein, denn nebſt mehreren Wachpoſten iſt hier ein berittener Gensdarme aufgeſtellt, der die Wägen begleitet.

Von dem Gipfel der Anhöhen vor St. Agatha erblickt man wieder das Meer. Willkommener Anblick um ſo mehr, als man ſich dem Augenblicke nähert, wo man ihn auf immer verlieren ſoll.

Herrlich ſind die Kaſtanienbäume mit ihren ſonderbaren ſpindelförmigen Blüthen.

Hinter St. Agatha fängt eine außerordentlich ſchöne Reihe hügelartiger Berge an, reich mit Bäumen und hier und da mit maleriſchen Ortſchaften gekrönt. Hinter denſelben, ſchroff und ſteil, ſie wohl dreimal überragend, ziehen die Apenninen ans Meer hin, bis wo die Feſte Gaeta, weitumſchauend vom luftigen Fels, die Reihe ſchließt.

Beinahe blendend iſt das Grün des Mais, von der Sonne beſchienen.

Bei Garigliano, dem Minturnum der Alten, paſſirt man den gelben Liris auf einer Schiffbrücke. Mehrere Ruinen, zu einer Waſſerleitung und einem Amphitheater gehörig, verſchönen die reizende Gegend. Rechts von Garigliano liegt ein unbeſchreiblich ſchöner Hügel und hierauf Teto oder Treto eben da, wo einſt der Falerner gewachſen haben ſoll.

Endlich Gaeta, vom Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet, mitten in der See, wie eine Meeresbraut daliegend.

Die Nacht in Molo di Gaeta zugebracht. Es war Johannisfeſt und Alles im Sonntagsſtaat. Tamburins ſchwirrten von allen Seiten, ſelbſt von den Schiffen her, auf denen muthwillige, geputzte Mädchen die Tarantella tanzten, indeß ebenfalls bunt geſchmückte Burſche ruderten. Die Hauptergötzlichkeit war, wie man mir ſagte, dem Völkchen verdorben; das ſonſt an dieſem Tage übliche Wettfahren auf der See nämlich. Der Pfarrer hatte es für dieſes Mal verboten. Warum? wußte man nicht. Wenn man Das wirklich nicht weiß, ſo iſt Das ſchlimm für den Herrn Pfarrer.

Die Reize der Bucht von Gaeta ſammt der Umgebungen und der Stadt Gaeta ſelbſt, ſind unbeſchreiblich. Nicht leicht ſah ich irgendwo ſo viel Pomeranzen- und Zitronenbäume. Aeneas hat hier ſeiner alten Amme einen hübſchen Gedächtnißort ausgeſucht.

Am 25. Um 5 Uhr Morgens von Molo di Gaeta fort. Herrlicher Tag. Die Feſtung Gaeta von der aufgehenden Sonne in Gold verwandelt, ſieht aus wie ein ungeheures Feenſchloß.

Molo, kleiner enger Ort, hat aber den ſchönſten Weiberſchlag, den ich noch im ſüdlichen Italien geſehen. Beinahe keine von den vielen Mädchen und Weibern, die herausgelaufen waren, unſern reſpektabeln Zug zu ſehen, die nicht hübſch, großentheils ſehr hübſch geweſen wäre. Klare Geſichter, häufig blondes Haar, mitunter auch blaue Augen. Läßt ſich vielleicht hier ein eingewanderter fremder Menſchenſchlag nachweiſen? beſonders, da ſich dieſe Beſonderheit außer der Gegend um Gaeta bald wieder verliert. An den Männern bemerkte ich dieſe große Verſchiedenheit weniger.

Außer Molo nähert ſich links der Apennin der Straße, und die Gegend wird weniger üppig, aber darum nicht weniger ſchön. Die hohen Berge ringsherum ſind bewachſen und haben ein grandioſes Anſehen.

In Itri dauert der hübſche Menſchenſchlag fort. Ueberall blonde Mädchen und ſelbſt der Junge, der die Stangenpferde an meinem Wagen reitet, ſieht aus wie ein bildhübſcher, blonder deutſcher Junge. Aber, o weh! Dieſe ſo celtiſch ausſehenden Menſchen ſind gerade als die größten Spitzbuben verſchrieen und nirgends geſchehen ſo viele Räubereien als gerade auf der Straße zwiſchen Molo, Fondi und Itri, ſo zwar, daß man ſelbſt in Neapel verſicherte, beſonders die letzten zwei Orte ſeien durchaus von Räubern bewohnt, von ſolchen nämlich, die die Wegelagerung nur als Nebenbeſchäftigung bei ihrer Wirthſchaftsarbeit treiben. Arm genug ſieht das Völklein dazu aus. Man hat uns deßhalb auch von Molo aus vier Gensdarmes zur Begleitung mitgegeben, die ſich mit Patrouilliren und Spioniren wichtig machen und höchſt gefährliche Geſichter ſchneiden.

Der Weg iſt aber auch wie zu Hinterhalten gemacht; durchaus bergigt, bildet er einen Engpaß, der am Rande eines Abſturzes zwiſchen zwei Reihen der Apenninen fortläuft.

Von der Höhe herabgekommen, breitet ſich ein weites herrliches Thal aus, deſſen üppiger Reichthum durch die Nacktheit der Berge, die es umgeben, noch mehr gehoben wird.

Fondi, eine kleine Stadt, mit einem ſehr gut erhaltenen feſten Schloß aus dem Mittelalter mit Zinnen und Thürmen. Derlei Feſten ſind überhaupt in dieſer Gegend ziemlich häufig.

Es begegnen Einem ſehr häufig Leute zu Fuß und zu Pferde mit Flinten bewaffnet. Ob ſie das ſind, ſich ſelbſt zu ſchützen, oder Andere anzufallen, weiß ich nicht. Wenn ſie übrigens ehrliche Leute ſind, ſo haben ſie vollgiltige Urſache, ſich über die Natur zu beklagen, denn ſie ſehen aufs Haar aus wie Spitzbuben. Die Gensdarmen ritten jedesmal gegen ſie vor, wie zum Schutze; nie fiel ihnen aber ein, die Kerls zu fragen, wer ſie ſeien und warum ſie dieſe Waffen trügen.

Torre de' Confini bezeichnet die Grenze zwiſchen Neapel und dem Kirchenſtaate. Wie mit einem Zauberſchlage iſt nun das Land verändert, faſt ganz ohne Anbau und Frucht liegt es da und bereitet auf die pontiniſchen Sümpfe vor.

Am Wege weidet eine Herde Büffel. Wie roh, dumm und grauſam die Thiere ausſehen!

Es iſt nicht Einbildung, man ſpürt deutlich die aria cattiva, wie man ſich mehr und mehr Terracina, dem Anxur der Volsker, nähert. In Terracina zum letzten Male auf dieſer Reiſe den Anblick des Meeres. Es hatte ſich noch recht ſchön gemacht und lag da in himmelblauer Herrlichkeit, als ob es mir das Herz recht ſchwer machen wollte. Ich nahm traurig Abſchied von dem poetiſchen Element, das Furchtbarkeit und Milde ſo zauberiſch vereint.

Hinter Terracina fangen ſogleich die pontiniſchen Sümpfe an. Man denkt ſich bei dieſem Namen wohl allerdings ein viel gräulicheres Bild, als man in der Wirklichkeit findet; denn durch dieſe Sümpfe bekommt man eigentlichen Sumpf nur ſehr ſelten zu Geſichte, auch läuft ein herrlicher Straßendamm durch, zu beiden Seiten mit grünen Ulmenreihen und mannigfaltigem Gebüſch beſetzt; aber dieſe Einförmigkeit ſelbſt, auf einer Strecke von ſechs Poſten, ohne Dorf, ohne Haus, ohne Menſchen; und dann, wo die maskirenden Bäume den Blick durchlaſſen, die Ausſicht auf eine unüberſehbare, moorige Steppe mit einem von ſchädlichen Dünſten blauen Geſichtskreiſe, wer könnte ſich da anders als unbehaglich fühlen.

Station Ponte Maggiore, ein einzelnes Haus, eben ſo Meſa.

Vier Geier zur Rechten des Weges. Das iſt wohl ein glückliches Augurium.

Bocca di Fiume. Kurze Poſten, gute Pferde. Aber wie die Menſchen ausſehen! Geiſterbleich und Krankheit im Geſichte, ſcheint es ihnen an Kraft zu fehlen, die Spitzbübereien auszuführen, die in ihren verſchmitzten, lauernden Zügen und ſpähenden Augen ſich nur zu deutlich malen.

Torre tre ponti.

Endlich vor Ciſterna aus den Sümpfen heraus und wieder bebautes Land. —

In Velletri übernachtet, das herrlich auf einem Hügel daliegt und hinabſchaut ins alte Land der Volsker. Eine reichere Ausſicht, als man von den hintern Zimmern des großen Wirthshauſes hat, läßt ſich kaum denken. Vor ſich den Apennin, doppelt übereinander gethürmt, kahl in ſeinen Gipfeln, aber mit Feld und Wald bedeckt auf der untern Hälfte, bis dahin, wo Cori unter Gärten ſich gelagert. Zwiſchen beiden Hügeln ein luſtiges Thal, das Jeden entzücken müßte, der nicht aus Campaniens Wunderfluren kömmt. Mit dieſen verglichen aber, wie matt, wie farblos, gerade ſo wie mir Deutſchlands Ebenen vorkommen werden gegen die von Rom. Der Mais, deſſen Glanz bei Capua faſt dem Auge wehe thut, iſt hier — nun eben grün und nichts weiter. Die dunkeln, ſaftiggrünen Bäume und der tiefblaue Himmel, die in Neapel ſich ſo beſtimmt abſchneiden, verflößen ſich hier ſchon wieder leidlich, nachdem ſie wechſelſeitig jedes etwas von der unſocialen Schärfe ihres Charakters abgelegt haben. Aber das Ding iſt doch noch immer recht hübſch. Rechts bezeichnet ein langer Strich die Baumreihen, die längs der Straße durch die pontiniſchen Sümpfe führen. Ganz rechts, in weiteſter Ferne kündigt ein leiſer Silberduft das Meer an, das glänzend die Küſte umgürtet und den äußerſten Geſichtspunkt, das Cap Circeji beſpült; der alten Circe fabelhaften Sitz. Links begrenzen die Ausſicht die ſabiniſchen Berge.

Genzano eine Stadt mit deutſchen Dächern. Ich wollte ſchon in ein künſtleriſches Entſetzen über dieſe barbariſche Bedeckung ausbrechen, als ich gewahr wurde, daß mir das Ding nicht übel gefiel. Ob es an ſich nicht ſo ſchlimm iſt, oder die Aehnlichkeit mit meinem Vaterlande das Ihrige dazu beitrug, weiß ich nicht. Gewiß iſt, daß derlei Giebeldächer einen eigenen, wohlthätigen Eindruck von Häuslichkeit und Sicherheit vor Wind und Wetter machen.

An der Straße bei einem Quellbrunnen ein Rudel Engländerinnen in all ihrer natürlichen Steifheit. Wahrſcheinlich aus einer Villa in der Nachbarſchaft.

Auf der Anhöhe außer dem Thore von Riccia, dem alten Ariccia, weite Ausſicht auf die kahlen Umgebungen von Rom.

Rechts vom Wege das Grab der Horazier und Kuriazier.

Albano eine hübſche Stadt. Hier ſieht man zum erſtenmale wieder bei den Weibern die großen ſilbernen Nadeln nach der Art der Römerinnen, quer durch die Haare geſteckt, auch die ſonderbaren Schleier. tüchtig geſteift, ſodann viereckt und flach, in Form eines Brettchens oben zuſammengelegt.

Das Häßlichſte aber iſt ein Mieder, ſteif wie ein Panzer, mit einem von der Bruſt weit vorſtehenden Rande.

Außer Albano ſieht man wieder die ewige Weltſtadt, in der aria cattiva, wie auf Nebelwolken ſchwimmend.

Zur Seite des Weges überall Villen und Ruinen alter Zeit.

Ein Wagen mit Militärbegleitung und drei gebundenen Räubern darauf. Die Hauptperſon, eine verfluchte Phyſiognomie.

Heiden und Steppen, Steppen und Heiden, dazu noch eine fühlbar immer ſchlechter werdende Luft, wie man von den albaniſchen Bergen herabſteigt und ſich Rom nähert.

Torre di mezza via letzter Poſtenwechſel. Ungeheure Ruinen mehrerer Waſſerleitungen.

Endlich Rom!

Der heilige Vater hatte den Grafen ſchon in Neapel einladen laſſen auf ſeiner Rückreiſe im Quirinal einzukehren und er hat uns denn auch jetzt empfangen, wie ſich's gehört. Mein Zimmer, das ich ſtatt eines mir angetragenen ganzen apartamento wählte, iſt freundlich und hell, nur beinahe zu hübſch, mit ſeinen roſenrothen Tapeten und goldenen Leiſten, eine ſchöne Ausſicht über Rom nach den albaniſchen Bergen, die nur dadurch geſtört wird, daß gerade unter mir der Garten der Jeſuiten liegt und ich die Herren, die ich nicht recht wohl leiden mag, vor meinen Augen herumgehen ſehen muß. Eine eigene Equipage ſamt einem Bedienten zur Dispoſition, kurz proſaiſches Wohlergehen ohne Ende!

Gleich nach dem Eſſen fuhren wir nach St. Peter, das der Arzt noch nicht geſehen hatte. Die Kirche machte heut zum zehntenmal gerade den Eindruck auf mich, wie das erſtemal. In der Entfernung ſcheint ſie nicht groß und ganz nahe fehlt ein Totaleindruck. Die Kuppel wird zur Hälfte von der Attika verdeckt. Das Innere zu voll und doch wieder leer, hohl. Man kann ſie klein finden, und — hat man die Verhältniſſe gefaßt und einen Maßſtab gefunden — ungeheuer;

groß wohl nie. Zu all den Zieraten und Schnörkeln, die da wie Schwalbenneſter an allen Wänden kleben, hat während meiner Anweſenheit in Neapel nun auch Canova neuerdings ſein Scherflein hinzugethan, ein Grabmal des letzten Kardinals von York nämlich. Etwas Kleinlicheres kann man nicht mehr ſehen. Erſtens iſt das ganze Ding ſchon phyſiſch klein und wird von den großentheils koloſſalen Denkmalen rings herum ganz erdrückt, dann aber auch Idee und Anordnung des Ganzen. Eine Pyramide von weißem Marmor auf graulichem Grund. Eine ſolche Farbengebung des Grundes ſcheint mir ſchon an ſich verwerflich, nebſtdem ſieht es aber hier in der Peterskirche, deren übrige Wände hell weiß ſind, höchſt grell und häßlich aus. In der Pyramide iſt eine verſchloſſene Thür, anzeigend, daß es mit dem Geſchlecht des Kardinals aus iſt. Daneben ſtehen zu beiden Seiten zwei Genien mit umgeſtürzten Fackeln — wie neu! Dieſen Genien ſcheint der Schmerz das Bewußtſein geraubt zu haben, ſo gedankenlos und leer ſind ihre Milchgeſichter. Die Körper und Arme ſind, wie von Canova zu erwarten, hübſch genug, an tüchtigen, durch die Beugung des Körpers herausgepreßten Hinterbacken fehlt es nicht, und von den Schenkeln wünſchte ich, daß die Buben dem Perſeus ihres Meiſters etwas abgeben könnten; ſie behielten noch immer genug, und der arme Heros käme ein wenig zu Fleiſch. Das Schönſte am Ganzen aber ſind drei hohe Verwandte des Kardinals, die auf einer Art Fenſtergeſims wie Perückenſtöcke ſtehen und ſich wundern, daß man die Thüre ſchon zugemacht, indeß ſie noch heraußen ſind.

Man ſagt, Canova habe bei dieſer Arbeit eine Zeichnung zu Grunde legen müſſen, die man ihm aus England zugeſchickt. — Müſſen? Wer konnte ihn zwingen, wenn er ſie für albern erkannte!

27. Vormittags im Vatikan die Statuen, die Bibliothek und die Teppiche nach Raphael beſehen. Nachmittags die Stanzen und die Bildergalerie.

28. Vormittags das kapitoliniſche Muſeum nebſt den Sälen der Konſervatoren. Nachmittags, als dem Vorabend des Petersfeſtes, der Veſper beigewohnt, die der Pabſt ſelbſt hielt. Abends Beleuchtung der Peterskuppel und Girandola auf der Engelsburg.

Am 29. war der Arzt krank, weshalb wir keine Exkurſion machen konnten. Ich ſchlug ab, der Pontifikalmeſſe zu St. Peter beizuwohnen, da ich mir das leere Poſſenſpiel ſchon oft genug angeſehen hatte und nicht drei Stunden langweilig hinbringen wollte. Dafür beſah ich mir Santa Maria degli Angeli, eine der ſchönſten Kirchen Roms, von Michelangelo aus zwei Sälen der Bäder Diokletians gebildet. Auch trat ich in S. Maria Maggiore ein, die darin herrſchende feuchte Kälte trieb mich aber bald wieder heraus, da ich etwas unpaß war und das römiſche Fieber fürchtete. Nachmittags ließ ich mich ins Trastevere nach der Longara fahren und beſah die Farneſina. Welche Bilder! welcher Reichthum, welche Formen in der Geſchichte der Pſyche; welche Mannigfaltigkeit in den herrlichen Amorinen; welches Leben, welcher üppige Reiz in der Galatea! Schade nur, ich mochte anſtellen, was ich wollte, ich konnte das Geſicht der Galatea ſelbſt nicht recht ausnehmen. Aber dieſe Nymphe, die, indem ſie ſich dem Rücken des derben Halbmenſchen anvertraut, zu ſagen ſcheint: Wohlan, ich vertraue mich dir; mais soyez sage! Dann der andere Seemenſch, mit welchen liebeverzehrenden Blicken er die Gelegenheit auf ſeinem Rücken .... anblickt. Etwas Reizvolleres als den Körper und die Stellung der Galatea ſelbſt kann man ſich nicht denken. Eben ſo die muthwilligen Buben, die ſich die überflüſſige Mühe geben mit ihren Pfeilen da zünden zu wollen, wo es ſchon die Blicke gethan haben.

Sodann nach S. Onofrio, wo Taſſo begraben iſt. Hinter der Kirchenthüre ruht er. Ein kleiner Stein deckt ſein Grab, ober dem ſein Bildniß hängt, das ich nicht recht ausnehmen konnte, obſchon ich Lichter herbeibringen ließ. Auf der Anhöhe hinter der Kirche ſteht eine Eiche, Taſſo's Eiche genannt, von wo aus man die reichſte Ausſicht über Rom und die Umgegend hat. Hier ſoll der Unglückliche gern geſeſſen und gedacht haben.

3. Juli. Ich habe dem Pabſt den Pantoffel geküßt. Der Wunſch, ihn recht nah zu ſehen, führte mich in die Galerie, die er paſſirt, wenn er ausfährt, was er alle Tage um ſechs Uhr thut; auch wollte ich einige Roſenkränze von ihm ſegnen laſſen, die zu Geſchenken für andächtige Seelen beſtimmt waren. Der Pabſt kam, wir fielen auf die Kniee. Vor ihm traten vier Gardiſten, er ſelbſt wurde von zwei Prälaten geführt. Klein und hager, wie er iſt, nahm er ſich in einer Art von Pilgerkleide aus weißem Seidenſtoff mit einem runden, zu beiden Seiten aufgeſchlagenen Hütchen aus purpurrother Seide mit ſchmalen Treßchen verbrämt, äußerſt ſonderbar aus. Hätte ich die hündiſche Art gekannt, wie der Fußkuß geſchieht, ich wäre weggeblieben. Man muß ſich dazu, da der ſchwache Alte den Fuß nicht heben kann, faſt auf den Bauch niederlegen. Ins Himmelsnamen! Man thut wohl viel ärgere Dinge!

In der Galerie des Kardinal Feſch geweſen. Eine fürſtliche Sammlung, aber in einem ſchlechten Lokal, ſchlecht geordnet. Wo mag der heilige Mann all die herrlichen Dinge zuſammenge — kauft haben. Eine heilige Familie von Raphael in ſeinem zwölften Jahre gemalt; mit weniger Sinn für Farbe, als man denken ſollte. Ein Chriſtus am Kreuz mit mehreren Heiligen aus Raphaels erſter Manier. Göttlich trotz ziemlicher Trockenheit. Es iſt wirklich etwas daran, daß Raphael den Ausdruck des Heiligen in ſeinen ſpätern Jahren etwas verlernt, aber er hat es reichlich durch andere Vorzüge erſetzt. Dieſe Figuren und Geſichter haben eine Reinheit, einen Nimbus, der den Beſchauer außer ſich ſelbſt ſetzt. Deutlich iſt in dieſem Bilde noch die Manier ſeines Meiſters, Peter Perugino. Eine ſtrenge, aber ſchöne Madonna von Francia. Ein paar Peruginos, ein herrlicher Paul Veroneſe, eine Madonna von Guido, die mir nicht recht gefällt.

Die vier Doktoren der Kirche von Tizian, herrlich u. ſ. w. Der Hauptreichthum beſteht aber in den Bildern aus der niederländiſchen Schule. Herrliche Rubens, ein Vandyck, Wouvermans und Teniers zum Entzücken; eine Reihe von Rembrandt, wie man ſie wohl ſelten findet. Potter, Breughel, kurz Schätze ohne Zahl. Vor dem Bett Sr. Eminenz ſteht die Büſte Napoleons mit Lorbeer gekrönt.

Die Räuber überfielen vor einigen Tagen in der Gegend von Albano ein Landhaus in der Hoffnung, den reichen Beſitzer deſſelben zu erhaſchen. Statt deſſen fanden ſie aber einen armen Maler, den jener bei ſich hatte, und nahmen ihn aus Verwechslung mit. Drei Tage ſchleppten ſie ihn mit ſich, wobei ſie ihm oft mit Dolch und Flinte drohten, wenn er einen Verſuch machte, zu entfliehen oder um Hülfe zu rufen. Endlich entdeckte ſich der Irrthum. Der junge Menſch, ein Schweizer, der ſich etwas auf die Artillerie verſtand, hatte inzwiſchen dadurch ihre Gunſt gewonnen, daß er ihnen Manches von ſeiner Feuerwerkskunſt mittheilte und durch Zeichnungen verſinnlichte. Die Räuber hörten ihm mit großem Vergnügen zu und meinten, wenn ſie nur erſt einmal Kanonen hätten, dann ſollte es ganz anders hergehen. Endlich ließen ſie ihn los, indem ſie ihn einluden, ſie zu beſuchen, wenn er wollte. Der Sohn des Wirthes aus demſelben Orte, der mit ihm zugleich gefangen wurde, blieb in ihren Händen. Sie wollten ihn nur für ſechstauſend Scudi losgeben. Zur Zeit, als der Maler, der jetzt in Rom iſt, ſie verließ, lag der arme Menſch in lebensgefährlichen Krämpfen . . .

Am 5. Juli um 6 Uhr Morgens von Rom fort. So verlaß ich dich denn vielleicht auf immer, du ſtolze Weltgebieterin, zu der es mich von meiner Kindheit mit ſo magiſchem Zuge hintrieb, das ich mir ſo überirdiſch herrlich ausgemalt hatte, daß ich jetzt, da die Wirklichkeit mich abgekühlt, kaum noch das Phantaſiebild in der Erinnerung hervorrufen kann, das mich ſo lockend umſchwebte. Nicht als ob ich Rom nicht bewunderungswürdig gefunden hätte, aber wann hat die Wirklichkeit noch gehalten, was die Phantaſie verſprochen?

Mit ſchwerem Herzen fahre ich durch die lautſchallenden Gaſſen, noch ſparſam von Menſchen belebt und ſuche mit den Augen die großen Punkte, die die Gegenwart oder die Vergangenheit verklären. Vom Quirinal herab über den ſpaniſchen Platz, zur Porta del Popolo hinaus und fort.

Ponte milvio paſſirt, wo die Schlacht zwiſchen Konſtantin und Maxentius geſchlagen ward, die Raphaels Griffel in den Stanzen verherrlicht.

Links die Hügelkette, die mit Monte Mario und andern ſich an den Janiculus anſchließt, rechts die ſabiniſchen Berge.

Oede Heide ohne Menſchen außer denen, die zerſtückt und gedörrt auf den Pfählen zur Seite der Straße baumeln.

Alla Storta. Poſtenwechſel, einzelner Hof.

Was man uns auf dieſen beiden Stationen für proſaiſche Poſtillons gegeben hat. Vierſchrötig und plump, wie böhmiſche Fuhrleute, baumeln ſie auf den Pferden, daß die Schatten aller römiſchen Ritter ſich im Grabe umkehren möchten. „Die Römer wurden ja nicht begraben, ſondern auf einen Holzſtoß (rogo)“ — ich danke, Herr Hofrath Böttiger.

Baccano Poſtenwechſel, einzelner Hof. Der Weg noch immer zwiſchen Hügeln zu beiden Seiten durch größtentheils wüſtes Land, wo nichts freundlich, als der reine tiefblaue Himmel.

Von der Anhöhe hinter Baccano die Ausſicht in das flache Land hinab, das, obſchon auch ziemlich dürr, doch von größeren und kleineren Baumpartieen artig durchſchnitten, nicht übel ausſieht. Hier zeigt ſich wieder von Ferne der Apennin mit ſeinen grandioſen Formen, der vorher nur in einzelnen blauen Spitzen durch die Oeffnungen der kleinlichen dürftigen Hügel durchblickte.

So viele Raubvögel als in der Gegend von Rom ſah ich noch nirgends. Natürlich fallen Einem dabei die Augurien ſammt Romulus und Remus mit ihren Geiern wie auch des ältern Tarquinius Adler ein.

Vor Monteroſi ſehr ſchönes Thal mit Anbau.

Monteroſi ein recht hübſcher Ort, liegt an dem ſanften Abhange eines ungemein ſchön bewachſenen Hügels und beherrſcht ein recht maleriſches, wenn gleich nicht allzu fruchtbares Thal.

Zwiſchen Monteroſi und Nepi ein ſehr ſchöner Eichenwald, der dem entwöhnten deutſchen Auge wohl thut. Wie man ſich jetzt von der Campagna ab, und den Gebirgen zuwendet, wird die Gegend friſch und grün.

Nepi, eine alterthümliche, befeſtigte Stadt, mit einem maleriſchen feſten Thurm aus dem Mittelalter. Der Feſte gegenüber ſteht ein kleines Schloß und vor dieſem ein noch kleineres Schloß en miniature, das einen Springbrunnen bildet.

Hinter Nepi geht der Weg durch Eichenwälder, die von Stelle zu Stelle ausgerodet ſind, ſo daß Korn zwiſchen den Bäumen ſteht und wieder Bäume mitten im Korn, was ſehr gut ausſieht.

Endlich wird die Gegend baumfrei, und man ſieht vor ſich den mächtigen Apennin, zu dem ein maleriſches Thal hinführt.

Man iſt jetzt im Lande der alten Falisker.

Gräßlicher Staub, unerträgliche Hitze.

Oelbäume bedecken die Gegend. Es iſt unbeſchreiblich, wie zart und duftig dieſe Bäume mit ihrem weichen grauverfließenden Blätterſchlag eine Landſchaft machen. In der Ferne ſind ſie ganz violett getuſcht.

Cività Caſtellana, eine hübſche Stadt, auf einen ſteilen, aber nicht hohen Felſen gebaut, mit einem ſchönen Fort. Auf den felſigten Anhöhen hinter der Stadt links Ruinen von der alten Stadt Falerii, wie man ſagt. Eine ſehr ſchöne Brücke über eine Kluft führt dahin.

Man ſpannt Reiſenden, die mit vier Pferden fahren, hier herum faſt durchaus ganz ungebändigte Pferde vor, wie man ſie von der Weide herein holt, wodurch man manchmal in ſchlimme Verlegenheit kommen kann. Hier hätten zwei ſolche Pferde bald den Poſtillon todtgeſchlagen.

Längs der den Horizont begrenzenden Apenninenreihe läuft eine Kette von reichbewachſenen Hügeln fort, auf deren einer Marignano liegt, ſo ſchön, als es die Phantaſie kaum ausdenken könnte.

Borghetto, einige Häuſer. Daneben auf einem Hügel eine alte große Feſte, ſehr ſchön gelegen.

Außer Borghetto paſſirt man die Tiber, über die eine ſchöne ſteinerne Brücke führt.

Rechts an der Straße auf einer Anhöhe ein vortrefflich erhaltenes Schloß aus dem Mittelalter. Hier mögen recht die Condottieri ihr Weſen getrieben haben.

Vor Otricoli links auf einem Berge, an dem die Tiber vorbeifließt, gleichfalls ein verfallenes Neſt.

Otricoli, eine vormals befeſtigte Stadt auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges mit Mauern und Thürmen. Herrliche Apenninenlandſchaft, die ſanft abhängigen, obſchon hohen Berge durch weite, friſche Thäler verbunden.

Eine ſchönere Berggegend als die von Rignano kann es nicht mehr geben. Man iſt jetzt ſchon ſo hoch, daß, obſchon auf der rechten Seite des Weges die Berge noch weiter hinaufſteigen, man links eine ungeheure Ausſicht in die lachendſten Thäler hat, die mit Oel- und Feigenbäumen, wie ein Garten, beſetzt ſind.

Schöne Brücke, wobei der Ueberreſt einer andern, die, wie man ſagt, Auguſt bauen ließ.

Keine Sprache der Welt reicht hin, die Schönheit der Gegend zu beſchreiben, in der Narni liegt. Zwei Reihen ungeheurer, ſchön bewachſener Berge ſchließen eine Thalſchlucht ein, wo in einer ſchwindlichten Tiefe die gelbe Tiber dahin zieht. Ueber die Berge rechts an ſchroffen Abſtürzen läuft die Straße und liegt, in das tiefe Thal hinabſchauend, Narni, eine beträchtliche Stadt, von einer feſten Burg gekrönt, die noch höher, ganz auf dem Gipfel des Berges liegt.

Hier iſt man im Land der Sabiner.

Eben ſo ſchön iſt das darauffolgende Thal, voll Anbau und Frucht. Waren die Berge bis hier bewachſen, ſo ſind ſie jetzt nackt und ragen als graue Felſen gegen den tiefblauen Himmel.

Ich weiß nicht, wie ich meine Ausdrücke ſteigern ſoll, wenn ich von der Schönheit des Thales von Terni zu reden komme. Ein fortgeſetzter Garten im ſtrengſten Verſtande, von Oel- und Feigenbäumen gebildet, die durch Weingehänge verbunden ſind. Rings von majeſtätiſchen Felſen umgeben, die vom Strahl der Sonne beleuchtet, auf eine eigene Art alle Farben ſpielen und Jaspis, Achat und Opale zu ſein ſcheinen. Mitten drin die artige Stadt; an Schönheit ein Eden und an Frieden. Da möcht' ich leben und ſterben!

Um 5 Uhr kamen wir an, halb todt von der Hitze, die wirklich einen fürchterlichen Grad zwiſchen dieſen Felſen erreicht hatte.

Gleich nach dem Eſſen, um halb 7 Uhr, ſetzte ich mich mit dem Sohn des gräflichen Hauſes, in dem wir abgeſtiegen waren, neuerdings in den Wagen, um den berühmten Fall des Velino zu ſehen.

Eine Stunde fährt man dahin durch die herrliche Gegend, die die ſinkende Sonne mit Gold beſtrahlte. Immer aufwärts geht's eine Stunde auf einer guten Straße. Wenn auch nichts anderes zu ſehen wäre, als die herrliche Gegend, ſo verlohnte ſich dieſer Gang. Endlich langt man beim Falle an, der ſich wohl . . Fuß hoch über eine ſteilrechte Höhe in Einem Sprunge herabſtürzt, daß der Schaum wie eine Wölbung faſt bis auf ein Viertheil ſeiner Höhe wieder emporſteigt. Abend, wie es war, konnten wir eine ſeiner Hauptſchönheiten, die vielen Regenbogen, die er, von der Sonne beleuchtet, zeigt, nicht ſehen, aber was wir ſahen, war genug. Hätte ich Salzburgs Waſſerfälle nicht geſehen gehabt, ich wäre außer mir geweſen.

6. Juli.

Morgens um 6 Uhr aus dem gaſtfreundlichen Hauſe der Gräfin (Manaſſe heißt ſie, wenn ich nicht irre), wo, damit des Glückes nicht allzuviel ſei, die ſchöne 16jährige Tochter, das Opfer einer unglücklichen Leidenſchaft, an einer Bruſtkrankheit dem Tode nahe war.

Gleich hinter Terni ſteigt man einen Berg hinab und gelangt in ein äußerſt ſchönes enges Bergthal, das der Lauf eines in der jetzigen Jahreszeit größtentheils vertrockneten Waldſtromes durchzieht.

Bei Strettura hat man rechts auf dem Berge eine Feſte angelegt, den Paß zu vertheidigen, der ſich recht hübſch ausnimmt.

Hinter Strettura erklimmt man im Monte di Somma einen äußerſt ſteilen Berg, den höchſten Punkt der Apenninen in dieſer ganzen Gegend. So hoch er iſt, gewährt er doch keine Ausſicht, da er in einem Meer von andern Bergen eingehüllt iſt. Nur auf der Spitze ſieht man durch einen kleinen Ausſchnitt in die Thäler der Menſchen hinab.

Weitläuftige Maulbeerbaum-Pflanzungen deuten auf die Nähe einer beträchtlicher bewohnten Stelle. Jetzt öffnen ſich die hohen Berge zu beiden Seiten des Weges und machen, wie ungeheure Couliſſen, einem herrlichen Hintergrunde Platz, der aus mehreren einander terraſſenförmig überragenden Höhen beſteht. In dieſer Oeffnung liegt Spoleto amphitheatraliſch da, von einem rechts daneben höher liegenden Schloſſe geſchirmt.

Hinter Spoleto erweitert ſich das Thal immer mehr und mehr. Rechts und links weite Felder, wo eben jetzt Ernte iſt.

Eine Hauptſchönheit dieſer Apenninen beſteht darin, daß ihre kahlen Gipfel, wenn ſie von der Sonne beſchienen werden, ganz glühend ſcheinen, und dunkelroth gegen den blauen Himmel leuchten.

Le Vene, Poſtenwechſel, einige Häuſer.

Ein hoher Berg rechts an der Straße, eine Stunde außer le Vene, bis zum Gipfel ganz mit Häuſern bedeckt, die die Stadt Trevi bilden.

Foligno, eine große Stadt. Von hier aus wird die Gegend flacher und gemeiner, obgleich auch fruchtbarer. Das proſaiſche Korn ſteht allerwärts, daß einem Wirthſchaftsverwalter das Herz im Leibe lachen müßte.

Gleich außer Foligno paſſirt man Spello, einen wenig bedeutenden Ort.

Degli Angeli, Poſtenwechſel. Kurz bevor man hinkommt liegt rechts auf einem Berge Aſſiſi, der Geburtsort des heiligen Franz, der den Beinamen von ihr führt. Herrliche Lage. Dem Anſchein nach iſt die Stadt recht artig.

In Degli Angeli prächtige Kirche, hart an der Straße, unſinnigerweiſe nebſt der Kuppel zugleich mit einem Glockenthurm verziert, oder vielmehr verunziert.

Schöne Brücke über die Tiber, beſonders ſteil und hoch gewölbt. Ueppige Fruchtbarkeit der Gegend.

Der Weg ſteigt nun wieder aufwärts und von der Spitze eines äußerſt maleriſchen Berges winkt Perugia dem Wanderer entgegen.

Die Stadt ſelbſt iſt ſehr hübſch und ſehr alterthümlich. Vortreffliches Pflaſter, reinliche Straßen, die jedoch alle ſtarken Abhang haben. Von Gebäuden iſt die Domkirche und der Gouvernementspalaſt merkwürdig. Letzterer ſoll nach der Angabe des Pietro Perugino gebaut ſein. Das Ganze iſt durchaus gothiſch. Die Fenſter in dem erſten Geſchoß viereckt, in den obern mit ſpitzigen Bogen, haben jedes in der Oeffnung drei Säulchen als Gitter. Trefflich — iſt das Portal, mit Laubwerk und kleinen Bildern in Stein verziert. Die kleinen Säulen an dieſem Portal ruhen, ſtatt der Baſen, ſonderbar genug auf liegenden Löwen. Auf der Spitze dieſer Säulen ſtehen wieder Löwen und zwar geflügelte Löwen. Dieſes Letztere trägt noch mehr bei, die Erinnerung an den Marcuspalaſt in Venedig hervorzurufen, dem das Gebäude auch ſonſt noch in Manchem gleicht. Es iſt übrigens dieſes ſchöne Werk durch Vermauerung, Erweiterung, Verkleinerung mehrerer Fenſter ſehr verunſtaltet worden.

Zur gothiſchen Domkirche ſteigt man auf mehreren Stufen empor, die ganz um die Kirche herumlaufen. An der Hauptfaçade iſt die Wand ungefähr zwei Klafter hoch mit kleinen Vierecken bedeckt, in denen ſternförmige Felder, roth bemalt, eingeſchloſſen ſind. Die Thüre hat zu beiden Seiten Wandpilaſter, in denen gutgearbeitete bärtige Menſchenköpfe eingehauen ſind. Die Kirche hat ein gutes Bild von Baroccio, die Kreuzabnehmung. Man zeigte uns noch einen heiligen Sebaſtian und zwei andre kleine Bilder, angeblich von Perugino, aber die Dinger waren ſo ſchwarz und der Abend ſchon ſo nah, daß man kaum noch etwas erkennen konnte.

Sehr merkwürdig iſt das ſogenannte collegio di cambio ſammt der daranſtoßenden Kapelle, erſteres von Peter Perugino ſelbſt, letzteres nach ſeiner Angabe von ſeinem Schüler gemalt. Im erſten Saale iſt eine ſchöne Transfiguration, wovon man behauptet, daß Chriſtus ſammt den beiden Patriarchen von Raphael gemalt ſein ſoll. Zwei Bilder, wovon eines mehrere Helden, Leonidas ꝛc., dann das zweite, bibliſche Perſonen ſammt den verſchiedenen Sibyllen vorſtellt, konnte ich wegen der Dunkelheit nicht recht ausnehmen.

In der Kapelle iſt eine Zuſammenkunft Maria's und der Eliſabeth: ſehr ſchöne Zeichnung und Zuſammenſtellung, auch ſonſt noch andere größere und kleinere Bilder, aber, wie geſagt, die Dunkelheit hinderte, Alles zu ſehen.

Auf dem Markt vor der Kirche iſt noch ein hübſcher Brunnen in altdeutſchem Geſchmacke. Zwei Becken ſind übereinandergeſtellt, wovon das obere auf dünnen Säulen ruht. Bildwerke, größtentheils bibliſch; doch auch die Fabel vom Wolf und Kranich, ferner Romulus und Remus mit ihrer Wölfin zieren, in Felder abgetheilt und durch mancherlei gothiſche Säulen getrennt, den Umfang.

Die Weiber ſind hier ſehr hübſch, gut gebaut und haben vorzüglich ſchöne und volle Brüſte. Auch an Luſtigkeit ſcheint's ihnen nicht zu fehlen, denn eben jetzt, um 4 Uhr, ſage: 4 Uhr Morgens, tanzen mehrere Paare zu Tamburin, Violine und Pfeife auf dem Markte eine Art von Tarantella.

Die Sonne hier über dieſem Meer von Burgen, über dieſer ungeheuern, blühenden Ausſicht aufgehen zu ſehen, welch einziger Genuß!

7. Juli.

Abreiſe von Perugia Morgens um 5 Uhr. Das Thal, durch welches der Weg führt, minder ſchön als bisher, aber doch noch immer hübſch genug

Es iſt keine Einbildung, die Geſichter der Bauernmädchen hier herum erinnern auf die Bilder des Peter Perugino.

Magione, erſter Poſtenwechſel.

Links am Wege auf der Höhe außer dem Orte ein feſter Thurm aus dem Mittelalter.

Es ſcheint hier herum ein hübſcher Weiberſchlag zu ſein.

Eine halbe Stunde außer Magione läuft der Weg am Traſimeniſchen See vorüber, heut zu Tage Lago di Perugia. Schöne Berge ſchließen von allen Seiten dieſen großen, herrlich blauen See ein. Wo hier das Treffen zwiſchen Hannibal und den Römern vorfiel, läßt ſich nicht errathen, da die vielen Berge und Hügel nirgends beinahe ein Schlachtfeld darbieten. Doch nein, die Entfernung täuſchte das Auge. Die Berge ſind jenſeits weit genug vom Ufer entfernt und nähern ſich demſelben in ſanften Abdachungen. Wenn die Romer am See aufgeſtellt waren, ſo begreift ſich wohl, wie ſie von den Karthaginenſern geſchlagen werden mußten, deren Stoß von der Höhe herab wirkte. Auch iſt hier, zwiſchen zwei Reihen von Bergen eingeſchloſſen, kein Ausweg für den Flüchtigen, als, dem Abhang folgend, in den See hinein.

Im See watend ein hübſches, etwa 14jähriges Mädchen mit lang herabhängenden gelben naſſen Haaren. Ein Seenixe wohl gar.

Was ſind die Mädchen hier herum hübſch! Hier fangen ſie auch ſchon an, nach Art der Florentinerinnen ſchwarze runde Männerhüte zu tragen, aber noch lange nicht ſo elegant, ohne Band und Federſtrauß.

Care del piano, Poſtenwechſel. Obſchon man hier noch im Kirchenſtaate iſt, merkt man doch ſchon an den Poſtillons, daß man ſich dem Toskaniſchen nähert. Voll leerer Complimente, ein unendliches Geſchwätz, wobei aber nichts zu Stande kommt.

In Lurzano iſt die Grenze gegen Toskana. Ein herrliches Thal bezeichnet den Eingang des ſchönen Landes.

Rechts auf einem Berge Cortona.

Camuscia, erſte toskaniſche Poſt. Ein wunderſchönes Mädchen, Tochter des Poſtmeiſters, ſchien zu verſprechen, was wohl ihre Schweſtern am Arno halten werden.

Das Thal, das man nun paſſirt, heißt Chiana und iſt als die Kornkammer von Toskana berühmt. Einſt war es ein ſumpfiger See.

In Caſtiglione fiorentino bekamen wir keine Pferde, weil alle für die Reiſe des Kaiſers genommen waren. Wir mußten daher mit denſelben Pferden weiter fortfahren.

Obgleich Arezzo auf einer nicht unbeträchtlichen Anhöhe liegt, ſo ſieht man es doch erſt, wenn man ſchon dicht davor iſt, weil ein vorliegender Hügel es verdeckt.

Die Stadt war vormals befeſtigt. Sie hat noch Mauern; die Gräben ſind aber ausgefüllt. Breite Gaſſen gut gepflaſtert, aber ſehr abhängig.

Merkwürdig iſt die Domkirche, in einem ähnlichen Styl gebaut, wie die von Perugia, aber minder von außen verziert. Ein Deutſcher, den ſie Jacobo nennen, ſoll der Baumeiſter geweſen ſein. Man ſteigt auf zehn bis zwölf Stufen in zwei Abtheilungen zu dem gothiſchen Portal, deſſen Verzierungen von gewaltthätiger Hand höchſt beſchädigt ſind. Inwendig macht die Kirche einen ſehr guten Eindruck. Herrlich ſind die gemalten Fenſter. So ſchön habe ich ſie nirgends als auf dem Nonnberge in Salzburg geſehen. Den Maler nennt man Marſeille, einen franzöſiſchen Geiſtlichen. An Gemälden ſind noch zwei des Aretiners Benvenuti merkwürdig: St. Donato und die bekannte Judith, die von Stufen herab den Kopf des Holofernes dem Volke zeigt; ein ſchönes Bild.

Wichtig iſt St. Maria della Pieve mit drei Reihen gothiſcher Säulen übereinander, was einen eigenen Eindruck macht. Der Thurm iſt geſchoßweiſe jedesmal mit zwei Bogen durchbrochen. Es ſoll einſt ein römiſcher Tempel geweſen ſein. Wenigſtens befinden ſich im Innern nebſt mehreren gothiſchen, auch einige offenbar antike Säulen. Es ſind darin gute Gemälde von Giotto und beſonders von Vaſari, hauptſächlich von Letzterm ein h. Georg. Es war ſchon zu dunkel, um Das recht zu genießen.

Der palazzo publico ein alterthümliches Gebäude, übrigens weniger ſchön als der in Perugia.

Sehr ſchön iſt hier das weibliche Geſchlecht. Herrlicher Wuchs, ſchöne Geſichtsbildungen. Ein Unzahl hübſcher Mädchen; aus jedem Fenſter guckte eine.

Hier iſt Petrarca geboren und Guido, der das Solfeggiren erfand; auch der Maler Vaſari.

8. Juli.

Morgens um 5 Uhr von Arezzo fort.

Ich muß den Aretinern als Spaziergängern vor den übrigen Italienern alles Lob ertheilen. So früh es war, als wir die Stadt verließen, fanden wir doch ſchon mehrere Gruppen, die ſich in der ſchönen Gegend ergingen und alſo wohl ſchon vor vier Uhr aufgeſtanden ſein mußten.

Bald hinter Arezzo paſſirt man die Chiana, die dem ganzen Thal den Namen gibt.

Die Gegend fängt an gemein zu werden.

Levana. Poſtenwechſel.

Ich kann heute nicht ſchreiben, denn ich befinde mich recht übel. Die Hitze iſt dieſe letzten Tage ſo fürchterlich geſtiegen, daß man ſich kaum mehr zu helfen weiß . . . .

Endlich Florenz von Weitem — näher und näher — nun fahren wir in die Stadt ein. Das Schloß iſt ſchon voll, uns wird unſere Wohnung im engliſchen Gaſthof al pelicano angewieſen.

Nach dem Eſſen ſogleich die Stadt beſehen. Florenz hat Das mit Venedig gemein, daß der Anblick der Stadt die ganze Vergangenheit derſelben lebhaft in die Erinnerung bringt. Ueberall, wo man in der Stadt geht, kommen einem die Medizäer und ihr edler, großer, grandioſer Geiſt entgegen. Man hat Florenz das italieniſche Athen genannt; ich finde nichts Paſſenderes, wenigſtens was die zuerſt auffallende Oberfläche betrifft. Wenn man vor dem alten palazzo ducale ſteht mit ſeinen Denkmalen und Bildwerken, in der davor liegenden Halle, in dem ehrwürdigen Umfang der Akademie, ſo fühlt man recht das Treffende dieſer Vergleichung. Abends im Theater della Pergola. Man gab Roſſini's Cenerentola. Eine Madame Mombelli ſang, zwar manierirt, aber ſonſt brav. Das Uebrige ſo unbedeutend als die Compoſition. Das Ballet ſehr ſchlecht. Das Theater iſt weder beſonders groß noch ſchön. Dagegen aber nimmt ſich Geſang und Muſik recht gut darin aus.

Am 10. Juli Abends nach 6 Uhr von Florenz fort. Am Thore, durch das man hinausfährt, ſteht eine Art von Triumphbogen.

Vom Berge außer der Stadt warf ich noch einmal den Blick zurück nach der herrlichen Stadt, die, im Strahl der Abendſonne glühend, zauberhaft in ihrem Thale, einem der ſchönſten, die es geben kann, dalag.

◆

Tagebuch

auf der Reiſe nach Deutſchland

1826.

Am 21. Auguſt Abends um ½10 Uhr von Wien abgereist. Mit traurigem Gemüth. Vorzüglich angeregt durch die unwillkürliche Vergleichung des gegenwärtigen Zuſtandes mit jenem, in dem ich Wien vor ſieben Jahren zur Reiſe nach Italien verließ. Damals voll Hoffnung und Blüthe, „im Uebermuth des Wagens und der That“ — jetzt beinah verwelkt und kleinlaut. Weiß Gott, ich zwinge mich zu dieſer Reiſe, und ich applizire ſie mir wie eine Veſikatur als letztes Mittel, um zu ſehen, ob's noch zieht und ob noch ein Reſt von Lebenskraft vorhanden.

Ich beginne dieſe Reiſe mit einem eigenen unangenehmen Vorgefühle.

Im Wagen ein Kaufmann aus Wien und zwei Juden. Höchſt unangenehm.

Die Nacht hindurch gefahren. Aufgang der Sonne in der Nähe von Znaim. Erinnerung an die fatalen Reiſen, die ich auf derſelben Straße mit dem nunmehr verſtorbenen Graf Stadion gemacht. So wenig angenehm nun der gegenwärtige Ausflug iſt, ſo ſoll er doch, will ich hoffen, beſſer ausfallen, als jene Frohnfahrten.

Den Tag im Wagen zugebracht, wie man ihn nach einer durchwachten Nacht, zerſchüttelt, von Hitze und dem ungeheuerſten Staube gequält, vis-à-vis von zwei Juden zubringen kann. Mittags in Budwitz. Gegen Abend glücklicherweiſe vor Iglau die Achſe gebrochen. Glücklicherweiſe, da der Zufall doch Gelegenheit gab, ein wenig ſich zu erholen.

Komiſch war anzuſehen, wie eine Station vor Iglau der

Schmied des Ortes den Condukteur auf den Bruch der Achſe aufmerkſam machte. Der Mann hatte auf eine faſt unbegreifliche Weiſe das am unteren Theile der Achſe befindliche Gebrechen im Vorbeigehen ſogleich bemerkt. Kaum aber hatte er es ausgeſprochen, als alles über ihn herfiel, ihn mit Schimpfworten überhäufte, ſeine angebotenen Dienſte zurückwies, und doch war die Achſe wirklich gebrochen und wir waren ihm eher Dank ſchuldig. Ich erkundigte mich und erfuhr nun, daß der Mann, wie geſagt, Schmied des Ortes, und wohl oft ohne Arbeit, ſich ein eigenes Geſchäft daraus mache, den ankommenden Wägen aufzulauern und den Leuten die gute Laune durch Entdeckung eines Gebrechens an denſelben zu verleiden. Daher iſt der Mann bekannt und verhaßt. Niemand läßt etwas bei ihm repariren, ſondern man fährt aus Abgunſt lieber mit Gefahr eine Station weiter, und doch ſetzt der Schmied ſein odiöſes Geſchäft immer fort.

Ich bewunderte, wie ruhig er fort ging, wie er auf alle Schmähungen nicht ein Wort erwiderte, als ob die Anderen ein Recht hätten, ſie ihm zu ſagen. Er ſoutenirt wenigſtens ſeinen Charakter.

In Iglau 2 Stunden, während der Wiederherſtellung der Achſe herumgeſchlendert. Die Stadt nicht übel, der Menſchenſchlag hübſch. Ein Haus nahe dem Thor von oben bis unten mit beinahe ganz geſchwärzten Malereien bedeckt. Oben und unten bibliſche Geſchichten, in der mittleren Reihe den Einzug eines großen Herrn darſtellend, Karls des V., wie man mir ſagte. Das Ganze recht gut gemalt; beſonders ſcheinen in dem Feſtzuge die Geſichter all dieſer Ritter und Herren meiſt mehr Ausgedrücktes und Bezeichnendes gehabt zu haben, als von einer ſolchen Schilderei zu erwarten iſt.

Bei einbrechender Dunkelheit abgereiſt, die Nacht durchgefahren. Gewitter und Regen. Sobald man die böhmiſche Grenze überſchritten hat, fährt man ſchlechter, langſamer. — Tagesanbruch. Bilde ich's mir ein, oder iſt die, im Grunde nicht ſo üble Gegend wirklich — wie ſoll ich's nennen? —

ernſter, herber, rauher als in Oeſtreich und Mähren, Straßenbettler häufiger und unverſchämter. Einem meiner Reiſegefährten fiel der Mantel vom Wagen; der Poſtillon ſtieg ab und holte ihn, der etwa zehn Schritte zurück lag.

Da wir in der Station angekommen waren, begehrte der Poſtillon ein eigenes Trinkgeld für das Holen des Mantels.

Endlich erblickt man Prag, herrlich gelegen im Umkreiſe ſeiner Berge.

23. Ich kam mit einer Art Vorurtheil gegen Prag hier an. Das wahrhaft läppiſche Mißverſtehen meines Ottokar, die lächerliche Wuth, in welche der beſchränkte Nationalſinn der hieſigen Einwohnerſchaft über dieſes unſchuldig gemeinte Stück gerieth, hatte mich höchſt ungünſtig vorbereitet. Demungeachtet aber konnte ich mich des grandioſen Eindruckes nicht erwehren, den dieſe Stadt auf jeden Beſchauenden machen muß. Die Lage im Keſſel von ſchönen und reich bepflanzten Bergen, überall vortheilhafte Linien bildend, der breite Fluß mitten durch die Stadt, das Häuſergewühl durch ſonderbare Thürme und hervorragende Gebäude aller Art wohlthuend unterbrochen und in Partien geſondert, der Hradſchin das Ganze krönend, Alles trägt dazu bei, dieſe Stadt, recht gemäldehaft, zu einer der ſchönſten für den Beſchauer zu machen. Es iſt hier etwas, das an Venedig erinnert; das Fortlebende nämlich, das Alterthümliche zwiſchen und neben dem Neuen. Rathhaus und die Thürme an der Brücke rufen Florenz zurück, und im Ganzen machte mir Prag wirklich einen ähnlichen Eindruck mit letztgenannter Stadt.

Der ſchönſte Ueberblick iſt vom ſogenannten Lorenz-Berge. Ich war mit Pußwald gegen Abend in dem dort oben gelegenen Gaſthauſe, die Haſenburg genannt, und ich muß geſtehen, daß ich mir etwas Reizenderes kaum denken kann, als Prag von dieſem Standpunkte. Die Bauwerke aus früherer Zeit haben hier durchaus etwas Phantaſtiſches, das in einem ſonderbaren Einklange mit dem Geiſte der älteſten Geſchichte Böhmens, der romanhafteſten, die ich kenne, ſteht. Dieſe vielen Thürme mit vielfachen Spitzen, jeder anders und nur in der Seltſamkeit übereinſtimmend; dieſe Kirchen, kaum Eine ſchön, aber alle auffallend, mitunter wunderlich, z. B. die Domkirche mit ihren Schnörkeln und Säulchen, mit ihren Strebepfeilern, die nichts tragen, und ihren Bögen, die nichts ſtützen, ein treffendes Bild der Willkürlichkeit, jedes Glied gleichſam ohne Zweck, wie nur um ſeiner ſelbſt willen hingeſtellt, und doch im Geſammteindruck ſo wunderbar. Kurz, dieſe Stadt trägt nicht das Gepräge des befriedigten Bedürfniſſes, ſondern der freien ſchaffenden Geiſteskraft, ſie beſteht nicht aus Wohnungen, ſondern aus Gebäuden. Wenn dieſes Letztere freilich nur von den Ueberbleibſeln der älteren Zeit gilt, ſo reihen ſich die neueren Häuſer ihnen doch ſo an, daß ſie den würdigen Eindruck durchaus nicht ſtören, und man kann Prag wirklich eine ſchöne Stadt nennen.

Die Brücke etwas derb, aber ſchön, die angebrachten Bildſäulen, ſonſt überall plump, ſtimmen zum Ganzen; dieſer ärmliche Fluß dehnt ſich hier zum breiten Strome aus, freilich eben ſo ſeicht als er breit iſt. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Nationalbildung ſei!

24. Auf dem Hradſchin geweſen. Das königliche Schloß ſehr unter meiner Erwartung. Ich ziehe die Wiener Burg vor. Dort ſieht man doch die Generationen, die daran gebaut haben und freut ſich, daß ſo unumſchränkte Herrn ſich behelfen und begnügen; hier ſind Summen verſchwendet und doch nichts erreicht. Das Ganze weitläufig und doch nicht groß; kaſernenartig, ohne architektoniſche Bedeutenheit. Ueberhaupt iſt der Hradſchin der Ort nicht, von dem aus ſich Prag im Glanze zeigt; der Ausſicht vom Hradſchin fehlt das Beſte, der Hradſchin ſelbſt nämlich, der den Anblick von Prag erſt zu dem macht, was er von jedem andern Standpunkte aus iſt. Von der Ferne ſtellt ſich auch das Schloß herrlich dar, in der Nähe, wie geſagt, gefällt es mir nicht.

Die Domkirche beſehen. So viel Merkwürdiges, daß man kaum weiß, wo man hinſehen ſolle. Ottokars Grabmal.

Die Figur verſtümmelt, die Naſe fort, kaum eine Phyſiognomie erkennbar. Der Körper tüchtig, nicht allzu groß. Ich habe den Mann aufrichtig um Verzeihung gebeten, wenn ich ihm irgend worin Unrecht gethan haben ſollte. Uebrigens zeichnet ſein Grab nichts aus und er liegt ununterſchieden unter den Spitibniev und anderen Tröpfen, vor denen er ſo ausgezeichnet war. Die Preußen haben einen Theil dieſer Kirche zuſammengeſchoſſen, gegenwärtig nimmt ſie ſich von dieſer Kehrſeite und im Innern (als Ganzes) nicht zum Beſten aus.

Dieſe Stadt bringt mir, außer einem wirklich ausgeführten (Ottokar), auch noch zwei entworfene Trauerſpiele ins Gedächtniß: Drahomira und Rudolf der II. Von erſterem, beſonders dem heil. Wenzel, iſt namentlich dieſe Domkirche übervoll. Gemälde, ſeine Lebensgeſchichte darſtellend, ſein Helm und Panzerhemde, der Ring, an den ſich haltend, er getödtet wurde (wenn man anders damals in Böhmen Meſſing ſchon kannte); Alles erinnert an ihn und an ſeinen Bruder Boleslav.

Hingegen kaum eine Spur von Rudolf II. zu finden, und doch muß er für Prag ſo viel gethan haben.

Das königliche Schloß trägt ſeines Bruders Mathias Namen an der Stirne. Hat es denn nicht ſchon Rudolf bewohnt? Der ſtille Kaiſer Rudolf.

In der Judenſtadt geweſen. Schmutz, Schmutz, Schmutz! Man begreift, warum dieſes Volk keine Schweine ißt.

Es wäre eine eigentliche Hyophagie (Anthropophagie). Und doch ſah ich drei der ſchönſten Mädchen, die ich je geſehen, in dieſer Judenſtadt, und alle drei offenbar Jüdinnen. Die eine beinahe griechiſch und ideal, die anderen menſchlich, leiblich, fleiſchlich, was man will; aber äußerſt hübſch.

Dieſe Stadt hat mich einigermaßen mit der böhmiſchen Nation ausgeſöhnt, die ich nie habe leiden mögen. Eigentlich ſollte man über kein Volk aburtheilen, bevor man es in ſeiner Heimat geſehen. Iſt nicht der Italiener, daheim klug wie Keiner, in der Fremde häufig die eigentlichſte Karikatur? Gewiſſe Eigenſchaften bedürfen gewiſſer Unterlagen und Umgebungen, außer dem Zuſammenhange wird das Conſequenteſte abſurd.

25. Von Prag abgereist. Mit Lohnkutſcher; ein alberner alter Mann mit ſeiner häßlichen aber offenbar gutmüthigen Frau im Fond des Wagens; ich und ein Goldſchmied, geborner Böhme, jetzt zu Berlin etablirt, auf dem Rückſitze; eine Art Student als blinder Paſſagier auf dem Kutſchbocke. Staub und Hitze. Langweilige Reiſe. Die Landſchaft unbedeutend, die Staffage (unſere Geſellſchaft) ganz analog. Der alte Mann, der nach Töplitz geht, um ſich heilen zu laſſen (offenbar mit Rückſicht auf das punctum puncti, wie abgebrochene Seufzer und Reden zu ſeiner Frau andeuten), iſt von einem Leichtſinn, wie man ihn in dieſen Jahren wohl ſelten findet, hierin nur mit dem alten F. vergleichbar.

Mittagbrod in ***. Das Eſſen ſchlecht, die Zeche verhältnißmäßig ungeheuer. Meine Geſellſchaft erboste ſich, mich amüſirte das Unverſchämte der Forderung und das Benehmen der Kellnerin, eines hübſchen und offenbar klugen und beſtimmten Mädchens. Seitdem feindet mich der alte Pantalon an und richtet ſeine Reden vorzugsweiſe im Wagen an den böhmiſchen Berliner. Der Mann iſt offenbar Beamter und rechnet ſich doch wohl zu den Gebildeten: das hindert ihn aber nicht, Urinen ſtatt Ruinen zu ſagen, und von einem Gemälde zu erzählen, das der berühmte Maler Raphael oder Gabriel gemalt habe.

Bei Tiſche die Bekanntſchaft einer hübſchen Sächſin gemacht, die mit ihrem Mann da war. Schöne blaue Augen, das Uebrige freilich weniger bedeutend.

Gegen Abend die ſchönen Grenzberge ins Auge bekommen. Das Herz ging mir auf bei dem Anblicke. Sie ſind nicht ſehr hoch, aber von den reizendſten Formen. Die Sonne im Sinken, einige Wölkchen am Himmel, folglich die Beleuchtung, wie ſie eine Berglandſchaft erfordert. Ich ſtieg aus und ging der wehenden Luft entgegen, die Körper gewinnt und trinkbar wird. Die Schönheit der Berge nimmt aber keineswegs zu im Fortſchreiten, wie man mir früher glauben gemacht; die erſten Maſſen mit ihrem herrlichen Abſtich gegen das flache Land ſind und bleiben die ſchönſten.

Die hübſche Sächſin in der Schenke wieder geſehen, geſprochen. Der Mann ſcheint eiferſüchtig.

Die Dunkelheit nimmt zu, die Berge werden formlos, es iſt Nacht. Wir fahren noch immer. Endlich beleuchtete Fenſter von Töplitz.

26. Gut geſchlafen. Früh morgens fort. Hier ward ich das erſte Mal in meinem Leben verkauft, und zwar für einen Thaler courant. Der Fuhrmann aus Prag, ein Spitzbube, erklärte nämlich hier erſt, daß er nicht bis Dresden fahren könne, ſtatt ſeiner aber einen andern ſtellen wolle. Er brachte auch auf der Stelle einen Sachſen im blauen Fuhrmannshemde, der ſich mit einigen Späßchen als „ein Franzoſe“ ankündigte, und den ich mir endlich gefallen ließ. Bei der Abreiſe zeigte ſich aber erſt, daß ſein Wagen ſchon beſetzt ſei; und nun erhob er den Kutſcherſitz zum Cabriolett für zwei Perſonen, indem er ſich ſelbſt auf einem ſchmalen Brettchen quer über hart an der Deichſel ſetzte. Der Kutſcher widerte mir anfangs mit ſeiner Gernklugheit, ſeiner Sprechſeligkeit, in der Folge zeigte er ſich aber doch als ein tüchtiger, zwar geldliebender, aber nicht gerade habſüchtiger Mann. Belehrungen theilte er überall aus. Den Buben, die die Vorſpann führten, predigte er gegen den Eigennutz: Hier habt ihr zwei Groſchen mehr, rief er ihnen zu, aber verkauft nicht Leib und Seele für ein paar Dreier! Eure Herzen müßt ihr bilden. Ja, ſagten die Knaben, und nahmen das Geld. Hierauf beſchloß er ſeine Paſſagiers zu unterhalten und hub ein Lied von einem braven Mann ganz gräßlich zu blöcken an. So ging's fort. Die Gegend nicht ſo ſchön, als ich ſie mir aus Beſchreibungen vorgeſtellt. Die Lage, die Ausſicht nicht überraſchend, wenn man in Salzburg geweſen iſt.

Mittags in Gießhübel. Da hörte ich zuerſt dieſes Volk ſeine blöckende E-Sprache ausbreiten. Ein ältlicher Mann vom Stande quäckte und näſelte ſo, daß mir bald wirklich ſchlimm geworden wäre. Endlich aufgebrochen und fort durch das ſchöne, ich möchte ſagen gebildete Land. Der Abſtich zwiſchen Böhmen und Sachſen iſt wirklich ungeheuer.

Angehalten. In der Wirthsſtube ein Mädchen, das mich durch die Unverſchämtheit, mit der ſie ſich Alles bieten ließ, wirklich empörte, und dazu die reine, gebildete Sprache. Ein ſonderbarer Eindruck.

27. Drääsden. Geſtern Abend hier angekommen. Die Nacht hier geſchlafen. Nichts kann mit dem unangenehmen Gefühle verglichen werden, mit dem ich mich hier empfinde. Dieſe quäckenden Fröſche mit ihrer äußern Höflichkeit und innern Grobheit, mit ihrer Bereitwilligkeit und Thatloſigkeit, ihrer ſchwächlichen Großthuerei, all das eckelt mich an. Wir mußten erſt vor zwei Gaſthöfen anfahren, bis ich hier, im Engel, endlich Platz fand. Mein Hut war aus Verſehen im Gaſthauſe zur Stadt Wien zurückgeblieben. Ich gab geſtern zweien von den Hausburſchen den Auftrag, ihn zu holen; Jeder von Beiden war ſo bereitwillig, daß ich faſt fürchtete, die Leute könnten ſich durch zu große Eile Schaden thun, aber am Ende war Keiner gegangen. Zu Abend bei Tiſche waren mehrere junge Offiziere, die von nichts Anderem ſprachen, als wie viel Flaſchen Champagner ſie nun getrunken hätten, dabei ſprachen ſie einige: Gott verdamm' mich und andere derlei Phraſen, und am Ende hatten ſie zu Vieren drei Flaſchen getrunken.

Die Sprache dieſer Leute beleidigt mein Ohr. Ein Oeſtreicher kann mit ſeinem Jargon einem Fremden bäuriſch vorkommen, die Sprache dieſer Leute aber iſt unleidlich. Sie iſt unmännlich, geckenhaft, wie von und für Kopfloſe. Alle ſcharf denkenden und lebhaft fühlenden Nationen ſprechen nicht ſo wohl ſchnell (Das thun die Sachſen im Uebermaß) als abbrevirt. Sie ziehen zuſammen, verſchlucken einen Theil der Buchſtaben, z. B. Franzoſen, Engländer; aber die Leute dahier dehnen jede Silbe, verlängern jedes Wort, hängen überall ein

Lieblings-E an, ſo daß ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.

Indem ich ſchreibe, werde ich ruhiger. Ich hatte geſtern Abends mich geärgert, die Nacht ſchlecht geſchlafen und mich mit den unleidlichſten Gedanken im Bette herumgewälzt. Mir war, als müſſe ich auf der Stelle wieder umkehren und wieder nach Hauſe reiſen. Was will ich denn eigentlich hier? Was will ich im übrigen Deutſchland? — Mich zerſtreuen? Ich bin zerſtreut genug. Wiſſenſchaftliche und Kunſtanſtalten kennen lernen? — Dazu wird mein Aufenthalt an jedem Orte zu kurz ſein. Die Gelehrten, die Künſtler kennen lernen? — Gehöre ich denn noch unter ſie? Hier iſt die Quelle meiner Marter, der Mittelpunkt meines Lebensüberdruſſes: daß ich nicht fähig bin zu ſchaffen und ein dunkles Gefühl mir die Fratze vorhält, ich werde es nie mehr werden, Das jagt mich wie ein gehetztes Wild. Mit welcher Empfindung werde ich den hieſigen Literatoren entgegentreten? Nicht als ob ich ſie ſcheute, dazu achte ich ſie zu wenig, und erſt bei Goethe wird mir Bangigkeit ankommen, aber am Ende ſind ſie doch thätig, ſind doch was ſie ſein können, was ſie immer waren; und wenn ich mich trotz Allem für beſſer halte, als ſie ſind, was nützt mir Das? Selbſtſchätzung war mir immer fremd, und ich kann nicht begreifen, wie einer dadurch beſſer ſein kann, weil ein anderer ſchlechter iſt, aut Caesar aut nihil. Deutſchland iſt von meiner Seite ſicher vor den welken Früchten eines erkaltenden Talents.

Tieck beſucht. Voll Geiſt iſt der Mann und gut ſpricht er, aber es gibt einen δίκαιος und einen ἄδικος λόγος. Bald unterbrach uns der Buchhändler Schleſinger aus Berlin und ſchmuſete bis ich fortging. Manchen Leuten bleibt es unbegreiflich, daß ſie ennuyiren könnten. Als an einem Sonntage die katholiſche Kirche beſucht, Inſtrumentalmuſik und Chöre ſehr gut, erſtere doch einigemale gefehlt, Flöten verſtimmt. Ein trefflicher Baſſiſt. Zwei Kaſtraten, der Altſänger ſehr gut, der Sopran ſchneidend, in der Höhe falſch, ohne

Verbindung der Fiſtel- und Mittel-Töne, wenig Geſangbildung. Der König und das ganze königliche Haus in großer Andacht zugegen. In den Gängen der Kirche zwei gallonirte Thürſteher des Königs, die, indem ſie jede Störung hindern wollten, ſelbſt die größte Störung verurſachten. Nachmittags im Linkeſchen Bade. Hübſcher Ort. Großes Konzert gegen einen Groſchen Einlage. Uebrigens weniger ſchlecht, als der Preis vermuthen ließ. Die Weiber alle mit der Strickerei in der Hand. Dieſe Leute ſehen ſehr gutmüthig, aber langweilig aus. Noch kein ſchönes, kaum ein paar hübſche Mädchen geſehen. Ich glaube, die Dresdenerinnen kommen mit 30 Jahren zur Welt, bis jetzt ſah ich beinahe noch keine junge. Verhältnißmäßig viel Mißgeſtaltete und Zwerge.

Abends bei Tieck. Er las den Kaufmann von Venedig vortrefflich. Sein Vorleſen bringt die Wirkung der beſten Darſtellung auf der Bühne hervor. Da er aber während der Akte nicht abſetzte und die Aufmerkſamkeit immer geſpannt blieb, ſo ward bei der großen Hitze das Ganze zuletzt in hohem Grade ermüdend, und ich hatte Mühe, die Augen offen zu behalten.

28. Konnte Nachts nicht ſchlafen. Der kleine Kerl mit ſeiner Vorleſung hatte mich ganz wirblicht gemacht. (Es regnet.)

Die Galerie beſehen. Himmel, welcher Reichthum! Ich dachte immer, die Gemäldeſammlung in Wien wäre bedeutend, aber was iſt das gegen dieſe. Ich habe in vier Stunden 413 Nummern beſehen und mich abſichtlich genau nach der Ordnung der Gemälde gehalten, obſchon es mich drängte, einen Blick auf den Raphael zu antizipiren. In die äußere Galerie ſind die Holländer, Teutſchen und Franzoſen verwieſen, das innere Heiligthum haben die Italiener. Mit Recht, däucht mir, wenn man ſchon nach Schulen und Nationen ſondert, was gleichfalls recht iſt, wie ich glaube.

An Niederländern nun hat dieſe Galerie den unglaublichſten Reichthum. Hiſtorien und Stillleben, Schlacht-, Blumen-, Fruchtſtücke, Landſchaften in höchſter Vollendung, Alles iſt da aufgehäuft, obwohl meiſtens mehr dem Bezeichnenden huldigend als dem Schönen.

Alles überragend, was ich heute geſehen, ſteht die Verſtoßung der Hagar von Adrian van der Werff, ein Bild, das nach meinem Gefühle dem Herrlichſten an die Seite geſtellt werden kann, was die Kunſt je hervorgebracht.

29. Ich wollte über dieſe Hagar noch größere Lobeserhebungen niederſchreiben; nun trifft ſich's aber, daß von Allen, mit denen ich über dieß Bild geſprochen, Niemand in meine Meinung einſtimmen will. Das iſt ſchlimm, bei mir wenigſtens immer von großem Gewicht, vornehmlich in Dingen, von denen ich mir keine vollſtändige Kenntniß zuſchreiben kann. Nun denn alſo, das Fleiſch dieſer Hagar mag elfenbeinern ſein, die Formen ſind aber demungeachtet vortrefflich, dieſer Nacken, dieſer Rücken, dieſe Arme überbieten ſich an Schönheit. Der Faltenwurf iſt kleinlich? Warum ſollte er hier grandios ſein? Daß der kleine Ismael garſtig iſt, ſah ich wohl auf den erſten Blick ſelbſt. Aber nun, welche Wahrheit in der Kompoſition! Das Geſicht Hagars iſt abgewendet, und doch lieſt man den ganzen Gehalt des Augenblickes in jeder der reizenden Wendungen des Halſes, des Kopfes. Wie ſie ſich nach Abraham hinkehrt, klagend, vorwerfend und offenbar zugleich lauernd, ob nicht ein Wink, eine Bewegung anzeigen werde, daß er nur gezwungen handle, daß ſein Herz nicht ſei bei ſeinem grauſamen Ausſpruch. Und Abraham hat wirklich ſo viel Gedrücktes, die Wendung der Entfernung gebietenden Hände hat ſo viel Entſchuldigendes, daß ohne die lauernde Sara die Scene wohl eine andere Wendung nähme.

30. 31. Wie leicht vorauszuſehen war, die Luſt zu dieſen Kritzeleien verloren. Vor- und Nachmittag auf der Galerie. Den Enthuſiasmus für meine Hagar zum Theil verloren, nachdem ich die unendlichen Werke der Italieniſchen Schule geſehen. Correggio: Die Nacht, wurde eben kopirt und war

daher nur Theil für Theil, nicht als Ganzes zu betrachten. Hat (vielleicht nur wegen dieſes Umſtandes) nicht all die Wirkung auf mich gemacht, die ich erwartete. Das Licht, das vom Kinde ausgeht, gibt in ſeiner nicht von der Natur hergenommenen Weiße dem Ganzen etwas Sonderbares, beſonders wird die Jungfrau dadurch für mich beinahe entſtellt. Die Hirten in der Entfernung, viel gelber beſtrahlt, machen ſich lebhafter. Der h. Joſef vortrefflich. Wie geſagt, wäre es möglich geweſen, das Bild in gehörigem Abſtande und als Ganzes zu betrachten, ſo würde das Urtheil vielleicht anders ausgefallen ſein. Alle Erwartungen erfüllte jene zweite Madonna mit Johannes, Katharina u. ſ. w. Auf dem dritten Bilde fand ich beſonders den h. Rochus mit ſeinem Helldunkel außerordentlich. Zum h. Georg. Dieſer Heilige ſo ſchön man ſich nur denken kann, dagegen der heilige Johannes viel zu häßlich, die Engel koloſſal. Die Madonna, unangenehm hingekauert und wohl gar zu irdiſch, das Ganze nach meinem Gefühle zu bunt.

Durch beſondere Güte Raphaels Madonna di S. Siſto geſehen, die eben unter den Händen des Reſtaurateurs ſich befindet.

Was iſt da viel zu ſagen! Die übrigen Bilder und Maler ſind unter ſich der Stufe nach verſchieden, Raphael der Gattung nach. Dieſer Bube, mehr ein Erſchaffer als Erlöſer. Die Augen brennen ihm im Kopfe, dagegen die Jungfrau, die menſchliche Mutter des jungen Gottes. Auf allen Kupferſtichen und Kopien hat die h. Katharina etwas widerlich Kokettes, auf dem Bilde ſelbſt, wie ſo anders, wie verſchämt zierlich. Der heilige Pabſt zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand aus dem Bilde heraus, das Kind ſchaut beſtimmt, die Mutter etwas obenhin in der Richtung des zeigenden Fingers; Katharina's geſenkte Augen blicken beinahe verſtohlen ungefähr nach derſelben Gegend. Zeigt nicht der Pabſt den beiden Himmliſchen die Kirche, die er geſtiftet, und iſt nicht etwa dieſe Kirche es oder etwa nur ein Altar darin, der

h. Katharina gewidmet, die beſchämt und ſtill erfreut über ſo viel Ehre verſtohlen danach hinblickt? Ich wäre begierig, das Eigentliche der Sache zu wiſſen.

Die Antiken beſehen mit ſchmerzlichen Empfindungen. Es brachte mir die Tage in Rom ins Gedächtniß, die damalige Lage, die damaligen Entwürfe. Was ſtand alles zu hoffen, wie wenig hat ſich erfüllt! Der Welt ward ein Dichter geboren und die Proſa hat ihn getödtet. Ich glaube bald, dieſe Begeiſterung war bloß phyſiſch und hat ſich mit den phyſiſchen Urſachen zugleich aus dem Wege gemacht. Wohlan! Man muß ausharren bis ans Ende.

Wenn ein eigentlicher Dichter durch nähere Bekanntſchaft leicht verliert, ſo kann dagegen ein ſchlechter nur gewinnen. Theodor Hell (Winkler) ſcheint ein gutmüthiger Menſch; er iſt als Familienvater höchſt glücklich und ich habe die Fähigkeit, glücklich zu ſein, immer unter die Tugenden gezählt. Kleinlich ſind die Leutchen hier wohl ein wenig, aber nicht bösartig. Ich mußte lachen, wie die Tochter des Hofrath Böttiger ihrem Vater etwas zu melden kam, und während ſie ſprach, ihren Augen gegenüber ein Stell-Brett voll Phallen und egyptiſchen Götter-Scheuſalen . . . hatte.

Ich bin krank. Das Herumjagen in den Galerien, der ungewohnte Wein und vielleicht ein Abendeſſen, das Advokat Kuhn gab, haben übel auf mich gewirkt.

2. Sept. Mißmuthig beſchloß ich um 11 Uhr nach Tharandt zu fahren, um doch etwas von der gerühmten ſchönen Natur um Dresden zu genießen. Einige Götterſtunden verlebt! Die Gegend iſt paradieſiſch, die Ausſicht von den Ruinen über allen Begriff. Ich weiß nicht, war es die Gewohnheit der letzten Tage, in Galerien heimiſch zu ſein, oder liegt es im Eigenthümlichen der hieſigen Natur, daß jede einzelne Ausſicht ſich mir ſo ſehr als ein Gemälde darſtellte. Ich habe Das wohl nie in ſo hohem Grade erfahren.

3. Sept. Nach Leipzig abgegangen. Abends 5 Uhr angekommen. Im Theater „die Italiener in Algier“. Guter Tenor

Vetter. Die Anderen ſchlecht. Taddeo, ein ſächſiſcher Spaßmacher. Die Leipziger lachten zum Ausſchütten, mir aber war der Patron ſo abgeſchmackt, daß ich ihm hätte Naſenſtüber geben können. Herr Genaſt hieß er, denk' ich. Das Innere des Theaters bis auf einen gewiſſen Grad impoſant, mit vor und über einander gebauten Galerien, in einem ſeltſamen Geſchmacke, faſt an eine türkiſche Moſchee erinnernd, mit dünnen goldenen Säulchen zu hellen bunten Farben. Die Studenten etwas abgeſchmackt herausgeſtutzt, ſonſt aber ziemlich geſittet. Zwei von ihnen, nicht jung mehr, mit aufgedunſenen leeren Geſichtern, hatten ſich aufs Maleriſchſte in ſchwarze Anzüge gekleidet, auf dem Kopfe aber trugen ſie weiß und blaue kleine Käppchen, auf die Art, wie ehemals die Kurfürſten ſie trugen. Hier fängt wohl das Land des Scheines an, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß ſie auch in manchem Weſentlichen uns arme Oeſtreicher weit zurücklaſſen.

4. Aus langer Weile Hofrath Wendt beſucht. Das iſt nun ſo ein Scheinmenſch, ein aufgedunſenes Nichts. In Oeſtreich hielte der Mann ſein Maul und verlöre ſich unter der Menge, hier ſchwatzt er und ſchreibt und gilt.

Abends mit Wendt, Juſtizrath Blümner und Graf Hohenthal im Roſenthale. Blümner, ein offenbar ſehr geſcheidter Mann, übrigens vielleicht etwas intolerant, denn er wurde zuſehends kälter, als ich über einige Dinge mein Urtheil geſagt, das offenbar nicht das ſeinige war.

Mein Uebel verſchlimmert ſich; die vergangene Nacht nicht geſchlafen, mich verkühlt; weil ich's im Federbett nicht aushalten konnte und daher auf dem bloßen Stroh ſchlief . . .

Hofrath Küſtner, wiegt wohl nicht ſchwer. Ein literariſcher petit-maître.

Leipzig hat einen offenbaren Vorzug vor Dresden, nämlich die wunderbare Anzahl hübſcher Mädchen, die hier auf den Straßen herumlaufen, indeß das weibliche Geſchlecht in Dresden zu dem unbegabteſten gehört, die mir noch vorgekommen.

5. Ueble Nacht. Kaum eine Stunde geſchlafen . . . Ich

will demungeachtet noch heute fort nach Berlin, dort kann ich länger bleiben, dort will ich mich pflegen.

Wenn ich meiner innerſten Neigung folgte, ſo würde ich auf der Stelle umkehren und wieder nach Hauſe reiſen. Die Natur in dieſen Gegenden iſt nicht anziehend genug und die Leute beengen mich. Es war ein Theil des Zweckes meiner Reiſe, die namhafteren Männer kennen zu lernen, und ich beſuche ſie mit einer Art Pflichtgefühl, aber nur, damit ich dort war, nicht als ob es mir Vergnügen machte, hinzugehen. Dieſe Leute haben eine Art Rührigkeit des Geiſtes, die meine *wieneriſche Trägheit zu Schanden macht und einſchüchtert.* Ich rede, wenn ich etwas zu ſagen habe, und ſchweige ſtill, wenn ich nichts weiß; dieſe Leute aber wiſſen immer etwas; die meiſten Geſpräche machen mir lange Weile.

Es iſt 4 Uhr, um 7 Uhr geht's nach Berlin. Weiß Gott, ich möchte lieber umkehren!

Wir fuhren die ganze Nacht. Nachdem ich drei Nächte ſchlaflos geweſen, ſchlummerte ich nun aus äußerſter Ermattung faſt die ganze Nacht hindurch im Wagen. Ich befinde mich äußerſt unwohl, und unter dieſen Umſtänden . . . eine Reiſe von 23 Meilen im Eilwagen zu machen, der nirgends anhält, iſt wohl ein wenig gewagt. Aber mich drängt es weiter. In Berlin kann ich ausruhen. Mein Uebel wird während der Reiſe vor der Unmöglichkeit Reſpekt haben.

Preußiſche Grenze. Viſitirt. Anſtändig behandelt.

Bei grauendem Morgen Wittenberg. Die alte Stadtkirche trat neblig hervor. Luthers Denkmal leider wegen des Dunkels nicht ſehen können. Abgeſchmackte Gegend, Haide, Haide. So ſchlimm, ſo ſandig, als man mir es beſchrieben hatte, fand ich es denn doch nicht. Treuenbritzen, Potsdam. In letzterem beim Eintritt Strohdächer, baufällige Hütten; in der Nähe des Schloſſes Prachtgebäude und breite Straßen. Es regnete heftig, wir konnten wenig ſehen. Die Gegend um Potsdam ſchöner als ſeit Leipzig, aber doch auch nicht allzuviel. Sansſouci will ich mir in der Folge einmal geſehen. Erſt ein paar tauſend Schritte vor Berlin merkt man die Nähe einer ſo großen Stadt. Die Landhäuſer von hier an aber wirklich ſehr niedlich, beſonders mit ſehr hübſchen Eiſengittern eingefaßt. Endlich die Thürme von Berlin. Der erſte Anblick imponirt kaum mehr als der von Dresden. Durchs Thor eingefahren. Schön! Die Gebäude ſchöner, als ich ſie in ſolcher Menge beiſammen je geſehen. Die Straßen breit. Königlich. Das Schloß, ohne ein eigentliches Bauwerk zu ſein, ſchön. Im Gaſthauſe zum Könige von Portugal abgeſtiegen. Alles beſetzt, ſchlechte Stube. Da es regnete und ich zu faul war, weiter zu ſuchen, blieb ich, gegen das Verſprechen einer beſſeren Wohnung für morgen. Man ſpielte in drei Theatern; da ich weder Käthchen von Heilbronn mit einer ſolch obſkuren Beſetzung ſehen wollte, noch der franzöſiſchen Komödie wieder in die Hände fallen wollte, der ich erſt ſo glücklich in Wien entſprungen, ſo beſchloß ich noch nach der Königsſtadt zu gehen, zu fahren vielmehr; denn ich miethete eine Droſchke, deren Führer auf eine mich anekelnde Weiſe, auf ruſſiſch, vermummt war. Gewöhnt ihr euch ſchon im voraus auf die Livrée eurer künftigen Herrn? Das Königsſtädter Theater von außen recht hübſch, weite Vorhallen, breite Gänge. Das Innere nicht minder gut. Drei Reihen Galerien übereinander. Die Vertäfelung des Proſceniums unſchicklicher Weiſe von der Bühne heraus gegen Parterre und Orcheſter gerückt. Muß Das nicht der Wirkung der Stimme Schaden thun? Die übrigen Einrichtungen vom Leipziger Theater erborgt oder umgekehrt. Man gab ein elendes Luſtſpiel von Clauren: Das Doppelduell. Die Geſellſchaft ungefähr ſo ſchlecht als das Perſonal unſerer Joſefſtädter Bühne. Eine Mamſell Holzbecher wenigſtens als Frauenzimmer hübſch. Ueber Spitzedern erſchrak ich. So ohne alle Komik, ſo ſtümperhaft hatte ich mir ihn nicht vorgeſtellt. Der andere Komiker Angely langweilig bis zum Sterben. Das Publikum lachte ſehr über beide. Hierauf folgte: Zum goldenen Löwen. Hier war Spitzeder beſſer. Uebrigens beruht ſein Spiel (wie ſchon in Wien) mehr auf einer Anhäufung äußerer Poſſen, als auf wirklich innerer komiſcher Kraft. Für letztere ſcheint man im nördlichen (proteſtantiſchen?) Deutſchland überhaupt wenig Sinn zu haben. Angely in dieſem Stücke ſo ſchlecht als im vorhergehenden. Ich war müde und ging vor dem Ende.

Im Könige von Portugal zu Nacht gegeſſen, wo die Speiſekarte aus zwei warmen und drei kalten Gerichten beſtand. In Wien iſt man mit zwanzig Nummern kaum zufrieden. Ländlich, ſittlich. Zu jeder warmen Speiſe erhält man unaufgefordert geſottene Kartoffeln.

6. Septbr. Dieſe Nacht beſſer geſchlafen. Gegen Morgen träumte ich von *** mit eigentlichem Verlangen. Mein Uebelbefinden hält an. Dieſe Art zu reiſen taugt für mich nicht. Ich bin an viele Bequemlichkeiten gewöhnt, die mir hier fehlen, die Fahrt auf der Eilpoſt Tag und Nacht iſt beſchwerlich und die immer neuen Gegenſtände laſſen meinen Geiſt nicht zur Ruhe kommen, ohne ihn durch ein beſonderes Intereſſe zu begeiſtern; Das ermüdet mich, greift mich an, macht mich krank.

Ich hatte gehofft, auf dieſer Reiſe mich durch die Nothwendigkeit, mich um Alles ſelbſt zu kümmern, aus meiner Indolenz herauszureißen, aber nichts weniger als dieß. Dieſe Bemühungen um Kleinigkeiten ennuyiren mich, ich verrichte ſie mit Widerwillen und ſinke dann in meine alte Unthätigkeit zurück.

Ich will wieder nach Hauſe. Acht Tage in Berlin bleiben, weil ich nun denn ſchon einmal da bin; in Weimar den alten Dichterkönig ſehen, zu deſſen Unterthanen ich einmal gehörte, in München die Galerie, dann nach Wien, um auszuhalten, es komme wie es wolle. Meine Seele iſt betrübt bis in den Tod. Ich fühle mich erlöſchen von innen heraus.

Habe mir mit dem Barbiermeſſer den Zeigefinger der rechten Hand halb geſpalten, muß daher mit der Schreiberei für einige Zeit ausſetzen. Laus deo.

Wenn Autorſchaft hier blüht, wen, Freunde, wundert Das?
Stand nah der Sandbüchs denn nicht ſtets das Tintenfaß?

Lange mich in ſtumpfer Dumpfheit herumgetrieben; konnte nicht ſchreiben meines verwundeten Fingers wegen. — Schade! Das Schreiben macht mich meiſt ruhiger; hier mußte ich dieß Mittel entbehren; noch jetzt wird mir's ſauer.

Dieſe Stadt gefällt mir immer beſſer, je länger ich mich darin aufhalte; das iſt ſchon ein gutes Zeichen. Wien dürfte auf Manchen leicht die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Alles hat hier einen Anſtrich von Großartigkeit, Geiſtigkeit und Liberalität, der einem armen Teufel von Oeſtreicher ſchon des Contraſtes wegen wohl thut.

Die Menſchen habe ich hier angenehmer gefunden als ich ſie mir vorſtellte. Ein hoher Grad von Gutmüthigkeit iſt hier nicht ſeltener als in Wien, nur die Art ſich anzukündigen und daher auch ſie zu erkennen iſt verſchieden. Der Oeſtreicher ſcheint im Auslande leicht ein Tölpel, der Preuße ein Großſprecher; zu Hauſe ſind beide etwas Anderes, wenn ſie gleich einen kleinen Beiſchmack davon behalten mögen. Einen herzlichern Mann als Marchand gibt es auch an der Donau nicht. Die Unterhaltung übrigens iſt hier ungleich geiſtreicher als bei uns, ſelbſt Dem, der ſie nicht glänzend will. Eine Tiſchgeſellſchaft, die, nachdem ſie eine feine Anzahl Rheinweinflaſchen überwunden, zu einem Geſpräche über die moraliſche Natur des Menſchen überginge, wie dieß bei Marchand der Fall war, gibt es in Wien nicht.

Wenn die chriſtlichen Einwohner beider Städte verſchieden ſind, ſo gleichen ſich dagegen die Juden auf ein Haar. Bei Mendelsſohn geweſen. Er, ein tüchtiger Mann, beſſer als die Wiener Juden, Madame dagegen und die liebe Familie wie nach den Arnſtein, Pereira's, Herz u. ſ. w. kopirt, oder vielmehr jene nach dieſen. Ich ſaß neben Madame; einmal konnte ich kaum widerſtehen, ihr tüchtige Grobheiten zu ſagen. Eine thätliche Grobheit wäre mir faſt noch näher gelegen.

Wie bald dieſe Preußen ihre Konſtitutionsluſt verloren haben! Sie vergöttern ihren König, als ob er nicht mehr der von Anno 1806 wäre, und als ob ſie Alles erhalten, was ſie im Jahr 1816 ſo heiß zu wünſchen ſchienen; aber am Ende iſt er ihr König und ſie wollen nicht Wort haben, daß etwas an dem übrigen mangelhaft ſei. Man muß aber auch geſtehen, daß die hieſige Regierung, wenn ſie einmal im Weſentlichen nichts aufgeben will, ſich in Bezug auf das Zufällige muſterhaft benimmt, und Oeſtreich könnte und ſollte ſich daran ein Beiſpiel nehmen. Eine Beengung des Einzelnen iſt hier nirgends ſichtbar, die Polizeivorkehrungen ſtören nirgends, Kunſt und Wiſſenſchaft ſind frei und man müßte weit gehen, wenn man ſich an den gezogenen Schranken irgend verletzend ſtoßen ſollte. Daher haben die Preußen ihre politiſchen Anforderungen auch ſo bald vergeſſen. Der Geiſt hat auf ſo viel Seiten freie Bahn, daß er am Ende die einzige verſchloſſene kaum mehr vermißt.

In Oeſtreich zieht man aber die Grenzen immer enger, und das Geiſtige muß daher entweder ganz erliegen, was doch die Regierung ſelbſt nicht wollen kann, oder es muß einen Satz wagen, wie der eingehegte Hirſch, und — im Springen kömmt man leicht weiter als man glaubte und wollte. Weiß Gott, wie fern mir alles Politiſche liegt, ich erkenne aber das Verfahren Oeſtreichs, auch von Seite des Intereſſes der Regierung betrachtet, als völlig unzweckmäßig.

Die hieſigen öffentlichen Gebäude haben alle beim erſten Anblicke etwas höchſt Impoſantes, bei näherer Betrachtung verlieren ſie aber, theils durch eine gewiſſe Ueberladung an Verzierungen, die häufig an die Haarbeutelmanier erinnern, theils durch die Art, wie die Säulen angebracht ſind, die alle, ohne ſtark vortretende Subſtruktion vom erſten Stockwerke an in die Höhe ſteigen, was auf mich einen widerlichen Eindruck macht, da die Säule, ihrer Natur nach eine Stütze, auf dem Boden ruhen ſoll. In ihrer hieſigen Anwendung erſcheint ſie mehr als ein müßiges Beiwerk.

Einer Generalprobe der Oper Nurmahal von Spontini unter perſönlicher Leitung des Componiſten beigewohnt. Merkwürdig, daß, indeß er den kleinſten Verſtoß gegen Rhythmus und die äußere Delikateſſe von Seite der Inſtrumentiſten, ſo wie alles Ungehörige der äußeren Anordnung aufs Strengſte rügte, er falſche Intonationen der Sänger gar nicht zu merken ſchien.

---

28. Abreiſe von Leipzig, 29. September Ankunft in Weimar, 3. October Abreiſe von Weimar.

Schleißheim zu ebener Erde I. 2. Paul Veroneſe. Ehebrecherin. 1 Copie nach Rafael, St. Michael. II. Paul Veroneſe, Hauptmann von Kapernaum. Titian. Dominichino, Kreuzauflegung. Tintoretto Porträt. C. Pouſſin, Landſchaft. Sarrazeno, 4 Heilige, ſonderbar verzückter Franziskus. III. Ein weinendes Mädchen, eins das ihr lächelnd zuſieht, Rotari (äußerſt lieblich). Wagner, homeriſche Helden, grandios, ohne Farbe.

Da mein Finger ſich immer verſchlimmerte und der Wundarzt mir zuletzt alles Schreiben verbot, ſo will ich jetzt verſuchen, abgeriſſen aus dem Gedächtniſſe nachzutragen, ſo viel ich vermag.

◆

Tagebuch

auf der Reiſe nach Griechenland

1843.

27. August 1843. Abreiſe mit dem Dampfſchiffe um 4 Uhr Nachmittags. Die Fröhlichs kamen ans Ufer hinaus. K. weinte ſehr und war ganz außer ſich über die gefahrvolle Reiſe. Ich ſuchte ihr zu beweiſen, wie widerſinnig dieſe Furcht ſei, indeß ich mir heimlich geſtand, daß meine Reiſe noch viel widerſinniger ſei als dieſe Furcht. Mein vorausgeſetzter Reiſegefährte hat mich nämlich ohne Zweifel angeſetzt. Indeß er mir ſchrieb, mich bis 10. September in Konſtantinopel zu erwarten, erhalte ich nun keine Nachricht von ihm, indeß Einige ſagen, er werde erſt bis Ende November von Trapezunt in den Bosporus zurückkehren, Andere, er ſei beſtimmt, in Semlin an der Seite des Kommandirenden zu amtiren, beim Einſchiffen endlich ſagte mir der gute jüngere Schlechta, man erwarte ihn alle Tage in Wien zurück. Klar alſo iſt, ich muß auf ſeine Begleitung Verzicht leiſten, und die lange beſchwerliche Reiſe in meinem vorgerückten Alter mit meiner gebrechlichen Geſundheit, ſo ganz allein, ſo als Student zu machen, grenzt wirklich an den Unſinn. Indeß hatte ich ſie beſchloſſen, und da meine hypochondriſche Unentſchloſſenheit eben eines der Hauptübel iſt, zu deren Heilung ich das Gewaltmittel anzuwenden beſchloß, ſo konnte ich doch mir ſelbſt gegenüber den gefaßten und durch alle Vorbereitungen durchgeführten Plan unmöglich aufgeben, und die Abreiſe erfolgte.

Meine Laune iſt ſchwer zu beſchreiben. Mir war zu Muthe wie Einem, der zuerſt, nicht aufs Waſſer, ſondern ins Waſſer geht. Aber gerade darum ſollte ausgehalten werden. Der gute Schlechta, der entfernteſte meiner Bekannten, war eigens an den Abfahrtsplatz gekommen, um mich dem Kapitän, den er kennt, zu empfehlen. Sonſt von Freunden oder Theilnehmenden keine Spur. Die Fröhlichs, verſteht ſich, ausgenommen. Die Waſſerfahrt langweilig. Erſt zwiſchen Petronell und Hainburg wird die Gegend angenehm. Letzteres liegt wunderſchön. Eben ſo Preßburg, wo wir um halb ſieben Uhr anlangten. Des Landtages wegen in den Wirthshäuſern nirgends Platz. Muß mich endlich entſchließen, im rothen Ochſen mit einer Art Gaſtſtube vorlieb zu nehmen, in der man in aller Eile eine Art Bette, nicht länger als einer meiner Arme, aufſchlägt. Unendlich verſtimmt. Konnte mich durchaus nicht beſinnen, was denn eigentlich mein Zweck bei dieſer Reiſe ſei. Ging ein wenig durch die Stadt, traf den Kapitän des Dampfſchiffes, mit dem ich auf dem öffentlichen Spaziergange herumſchlenderte. Endlich müde nach Hauſe. Traf an der Wirthstafel ein paar Offiziere, die mich kannten, aber ich ſie nicht. Schwatzten ganz angenehm. Frühzeitig zu Bette in meiner Gaſtſtube. Als ich erwachte, ſchlug die Uhr zwei Viertel. Eine Weile darauf rief der Nachtwächter die Stunde aus. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. Das Bett war zu kurz, und die Decke ſo ſchwer, daß ich wie ein Verdammter ſchwitzte. Gegen Morgen ſchlief ich doch noch auf ein Stündchen ein und war um fünf Uhr ſchon auf den Beinen. Bekomme endlich doch das Zimmer eines um ſechs Uhr Abgereiſten, und ſitze nun hier etwas getröſtet und der Dinge harrend, die da kommen werden.

Ich will heute einer Landtagsſitzung beiwohnen, was der eigentliche Grund iſt, warum ich in dieſem Neſte nur eine Minute über die Nothwendigkeit auszuhalten mich veranlaßt finde. Deus providebit.

28. War in der Sitzung. Der Saal iſt bloß geweißt, die Draperien, mit Ausnahme der Damengalerie, ärmlich. Das Präſidium ſitzt ſtatt im Fond des Saales auf der linken Seite deſſelben, durch eine Schranke geſondert. Die Mitte iſt, durchaus eben, mit Bänken angefüllt, wo die

Deputirten in zwei Hälften getheilt, ſich mit den Geſichtern zugekehrt, einander gegenüberſitzen. Dagegen ſehen die Abgeordneten ſelbſt geſcheit und diſtinguirt aus. Man ſprach ohne Stottern, wobei die Meiſten jedoch einen geſchriebenen Entwurf in der Hand hielten. Der Ton war geſteigert, aber anſtändig. Längere Reden kamen nicht vor. Es galt die alleinſeligmachende Kraft der ungariſchen Sprache. Später ſollte der Kriminalkodex an die Reihe kommen. Ich ging jedoch um elf Uhr, wegen Unkunde der Sprache und daher des Geſprochenen ermüdet. Im Jahr 1836 hatte ich in Stuttgart einer württembergiſchen Kammer beigewohnt; ſie ſtand, was die Form betrifft, ſehr im Nachtheil gegen dieſe ungariſche. Hier ſprach Jedermann beſſer, als dort unſer mit Recht geprieſener Dichter Uhland.

Darauf durch die Stadt geſchlendert. Sie iſt doch hübſcher und ſtädtiſcher, als es im erſten Augenblicke ſcheint. Unter den Frauenzimmern mitunter auffallend hübſche. In die St. Martins-Domkirche eingetreten, die von außen recht gut ausſieht, inwendig aber nicht viel bedeuten will. Das Abbild des Heiligen auf dem Hochaltar, er ſcheint aus Erz gegoſſen und kam meinem ſchlechten Auge aus der Ferne nicht übel vor. Irre ich nicht, ſo iſt er in ungariſcher, halb moderner Kleidung, was ſonderbar genug wäre.

Für Nachmittag hatte ich mit einem Beamten der ungariſchen Hofkanzlei, den ich in der Ständeſitzung fand, Verabredung zu einem Spaziergang genommen. Wir verfehlten uns übrigens, und ſo ſtieg ich denn allein eine Anhöhe hinauf, die, wie es ſich fand, der Schloßberg war. Die Ausſicht von der Ruine herab iſt wunderſchön. Es war übrigens unleidlich heiß, und ſo legte ich mich im Schatten der Mauern nieder und dachte — nicht viel. Von da auf einem für die Ziegen gebahnten Wege über den berüchtigten Zuckmantel zur Schiffbrücke. An einladenden Geſtalten und Mienen fehlt es da nicht. Im Allgemeinen iſt der Weiberſchlag, das Blut in Wien vielleicht hübſcher; auffallend ſchöne Züge aber, deucht mich, gibt es hier mehr. Ueber die Schiffbrücke in die ſogenannte Aue. Ein entzückend ſchöner Spazierort. Ich erinnere mich kaum, in der Nähe irgend einer Stadt dergleichen geſehen zu haben. Auffallend die allgemeine Eleganz. Vielleicht nur während des Landtages. Abends aus Müdigkeit in die Arena, um ſitzen zu können. Das Theater war, als ob es Tieck angegeben hätte. Die immer ſich gleich bleibende Dekoration, der Wald nämlich; daß bei Tage geſpielt wurde, wenn die Schauſpieler auch, wegen ſupponirten Dunkels, ſich wechſelſeitig nicht erkannten. Leider nur wurden die Frauenzimmerrollen nicht von Männern geſpielt, ſonſt hätte man ſich in Shakeſpeare's Zeiten verſetzt geglaubt. Ich kann aber nicht ſagen, daß die Vorſtellung durch dieſe romantiſch-klaſſiſche Einrichtung gewonnen hätte. Geſpielt wurde übrigens ganz gut. Beſonders war der Komiker vorzüglich zu nennen. Der männliche Theil des Publikums rauchte beinahe durchgehends. Uebrigens gefällt mir Preßburg. Selbſt in Wien wird die Gefälligkeit gegen wegunkundige Fremde nicht weiter getrieben.

29. Der heutige Tag ſo ziemlich verloren. Warum, mag ich nicht beſchreiben, da Gutmüthigkeit und Gefälligkeit immer dankenswerth iſt, wenn ſie ſich auch in der Ausführung vergreifen. Noch einmal in der Landtagsſitzung geweſen, die noch weniger Intereſſe darbot als das erſtemal. Was die Ungarn wollen, wäre kaum zu tadeln, wenn ſie ein Volk von dreißig Millionen ausmachten, unter den wirklichen Verhältniſſen iſt der größte Theil ihrer Anſtrebungen lächerlich. Haydns Schöpfung als Quartett arrangirt. Nachmittags in der Aue und Abends in der Arena. Randhartinger aus Wien angetroffen.

30. Abreiſe von Preßburg um acht Uhr Morgens. Eine ſchöne Ungarin, die mit mir zugleich von Wien gekommen, wieder an Bord, dießmal aber gut gekleidet und ſehr zurückgezogen. Zwei Komteſſen, von denen die jüngere bildhübſch, aber mit häßlich plumpen Füßen. Anfangs thaten ſie höchſt zimperlich und vornehm, nach Tiſche aber lümmelten ſie auf

allen Bänken herum. Ein Engländer, der in Fiume etablirt iſt und gut deutſch ſpricht, ſonſt auch ein angenehmer und geſcheiter Menſch. Ein einäugiger Berliner, wohl gar Jude, ohne jedoch die doppelte Berechtigung, unangenehm zu ſein, zu benützen.

Die Ufer außer Preßburg zwiſchen den beiden Inſeln Schütt höchſt einförmig und langweilig. Die Feſtung Komorn iſt wohl feſter, als ſie ausſieht. Hier hört die Inſel Schütt auf. Das Dorf Neumühl liegt ſchon recht hübſch. Nun wird's immer beſſer. Gran mit ſeinem im Bau begriffenen Rieſendom, deſſen Lage ich mir übrigens impoſanter gedacht habe. Der Hügel, auf dem er liegt, iſt nicht hoch, und das Ganze wird etwas Gartenterraſſiges bekommen. Daß der urſprüngliche Plan durch neue Zuthaten, in den Säulen nämlich, verpfuſcht worden iſt, habe ich ſchon an dem Modell in Preßburg geſehen. Bald darauf ſcheint die Donau das Ziel ihres Laufes erreicht zu haben, aber mit einer gewaltſamen Wendung nach links bricht ſie ſich Weg durch die Berge. Die Gegend bezaubernd. Viſſegrad, Waitzen. Man begreift die hochſtrebenden Ideen der Ungarn, wenn man ihr Land ſieht. Ich habe mich ein wenig mit ihren Superlativen ausgeſöhnt. Die Sonne geht unter und entzündet Waſſer und Luft. Der junge Mond macht ſich geltend. Der Berliner fand den Eindruck poetiſch, und er hatte Recht. Es lag ein unbeſchreiblicher Zauber über der Gegend. Nach und nach wird es düſter, endlich dunkel. Man muß zu den Mänteln ſeine Zuflucht nehmen. Es iſt ſchon Nacht, als Reihen von Lichtern zu beiden Seiten des Fluſſes die Schweſterſtädte Peſt und Ofen ankündigen. In der Nacht, wo alle Kühe ſchwarz ſind, hat der Eindruck etwas Aehnliches mit der Rhede von Neapel. Böllerſchüſſe, Ankunft. Der jüngere Stankovics erwartet mich am Landungsplatze und führt mich ins Gaſthaus zur Königin von England, wo meine zwei Reiſegefährten ſchon Platz gefunden hatten. NB. Der Kapitän, ein prächtiger Venezianer, der ausſah wie ein Lämmergeier mit einem Kinnbarte, hatte ſich auf der Reiſe zu mir geſetzt und mich mit vieler Achtung als einen muſikaliſchen Compoſiteur angeredet. Auch die ſchöne Gräfin ſchien einige Ahnung von meinen durch das Geſicht nicht wahrnehmbaren Eigenſchaften zu haben.

31. Gut geſchlafen, aber mit einer unangenehmen Empfindung im Magen aufgewacht ... Ich habe die letzten Tage ſehr mäßig gelebt, aber die ungeheure Hitze und der ungewohnte ungariſche Wein mögen Schuld tragen. Mit Stankovics Peſt beſehen. Eine plattirte Stadt. Gegen die Donau zu in die Augen fallende Häuſerfronten, die den alten Winkelkram maſkiren. Herrlich dagegen der Anblick von Ofen. Man muß übrigens beide noch näher betrachten. Die ganze Gentry muß übrigens während des Landtages in Preßburg ſein, denn in den Straßen trieb ſich nur Geſindel herum. Keine Equipagen, wenig Fiaker. Die Unpäßlichkeit nimmt zu ... Setze mich ins Theater, um zu ſitzen. Das Haus ſehr groß, und die Bühne ungeheuer. Der Schauplatz höhlen- und laubenartig zerklüftet, auch mit einer trüben Farbe bepinſelt, was einen fatalen Eindruck macht und den Raum ſcheinbar verkleinert. Geſpielt wie in Hietzing oder Baden. Der Direktor Frank iſt abgetreten. Wer nicht hören will, muß fühlen. Mich dauert er.

1. September. Finde mich gar nicht wohl. Schlecht geſchlafen ... Will heute das kalte Bad verſuchen, das mir in ähnlichen Fällen ſchon gute Dienſte geleiſtet. Wenn es nicht viel ſchlimmer wird, reiſe ich übermorgen doch weiter. Bis Semlin kann ich überall im Nothfall zurückbleiben und krank ſein nach Herzensluſt. Weiter hinaus wäre es freilich nicht mehr thunlich.

War in der Schwimmſchule ... War im Ofner Muſeum; einen Literator Frankenſtein kennen gelernt. Acceptabler Mann. Mit ihm bei Stankovics gegeſſen, oder ich vielmehr gefaſtet. Trank doch ein paar Gläſer ſtarken Wein für den Fall, daß das bekannt ſchlechte Waſſer von Peſt etwa an meinem Uebel Theil hätte. Die Frau vom

Hauſe ſcharmantes Weib, hübſch, verſtändig, eine Wienerin, die ſchon recht artig ungariſch plappert. Auch der Mann gewinnt bei näherer Bekanntſchaft. Nach Tiſch der Probe einer ungariſchen Dilettantengeſellſchaft beigewohnt. Alle gut geſpielt. Die Sprache im Munde der Weiber häßlich. Bei Männern klingt ſie beſſer, aber grimmig. Die hübſche Auguſte Takatſch in ihrer Familie beſucht. Noch immer hübſch wie ſonſt, ihre minder ſchöne Schweſter dürfte ihr aber beinahe vorzuziehen ſein. Abends nach Peſt zurück. Im Theater die Zauberflöte. Ziemlich ſchlechte Vorſtellung. Die Podhorsky als Pamina kalt, ſonſt gut, die ſchlechteſte die erſte der drei Damen. Alle Tempi zu ſchnell. Auch dieſes Werk kann durch die Aufführung langweilig werden. Neben dem Engländer zu ſitzen gekommen, der die Fahrt von Preßburg mit mir gemacht. Scheint ein guter und iſt ein geſcheiter Menſch. Hat die beſte Meinung von Ungarn; ich kaum.

2. Sept. Wenig geſchlafen . . . Muß heute bei Takatſch eſſen, was mir unangenehm iſt. Schon geſtern ſetzte ich die Hausfrau durch meine Diät in Verzweiflung.

Ein paar Dinge beſehen. Muſeum, Akademie, was weiß ich? Fühle mich recht krank. Mittags bei Takatſch. Die Mädchen recht angenehm. Der Vater jovial. Wenig gegeſſen, aber im Mißmuth ein paar Gläſer ſtarken Wein hinabgegoſſen. Abſchied, ans Gerührte ſtreifend. Nach Hauſe, gepackt, geärgert. Im Wirthshauſe die ſchlechteſte Bedienung, die mir je vorgekommen. Mein engliſcher Reiſegefährte Mr. Smith ſucht mich auf, um mir die Arbeiten an der neuen Donaubrücke zu zeigen. Erſtaunenswürdig, koloſſal. Verſtehe nichts davon. Gegen acht Uhr ins ungariſche Theater, das ich noch nicht geſehen. Gaben den Barbier von Sevilla. Der erſte Akt war eben zu Ende. Die Vorſtellung ſchlecht zu nennen wäre niedrige Schmeichelei. Sie war unter aller Vorſtellung. Pantaleoni ſang den Almaviva italieniſch und ließ alle Recitative, hingeſprochene Proſa, aus. Eine Mamſell Eder, vielleicht die von Wien, Roſina. Bei ihr allein kann man den Poſitiv ‚Schlecht‘ brauchen. Die andern, Pantaleoni eingerechnet, gehören ſchon in die Vergleichungsſtaffel. Abends noch im Wirthshauſe geärgert. Früh zu Bette.

3. September. Um ½2 Uhr nach Mitternacht aufgewacht. Schweiß. Heftiger Puls . . . recht üble Empfindung. Denke ſchon an die Möglichkeit, auf dieſer Reiſe zu ſterben. Non curat Hippoclides. Um ½5 Uhr zum Dampfſchiffe, noch vorher von dem ganzen Hauſe angebettelt und geplündert. Sitze jetzt am Bord und ſchreibe. Kälte, ſtarker Wind . . .

Die Gegend um nichts ſchöner als zwiſchen Preßburg und Peſt. Ein paar Holländer und eben ſo viel Engländer, die die Reiſe bis Konſtantinopel machen wollen, zeigen ſich als recht artige Leute. Földvár, Tolna, Baja, Anhaltungsſtationen, präſentiren ſich recht gut. Meine Geſundheit ſcheint beſſer zu werden. Mittagseſſen in der Kajüte, wegen des ſtürmiſchen Windes. Ueberhaupt wenig Genuß. Gegen Abend Mohacs, wo man ſonſt zu übernachten pflegt, heute aber, des Mondſcheins wegen, vorüberfährt. Ueberall die ganze Population am Landungsplatze. Abends bietet mir der wackere Kapitän Ferro eine leer gewordene Kabine an, und ich ſchlafe die erſte Nacht gut ſeit Beginn meiner Reiſe. Da die Kabine gerade der Maſchine gegenüber liegt, glaubte ich anfangs über dem Gepolter nicht einſchlafen zu können, es ging aber dennoch, und gegen Morgen wachte ich vielmehr gerade darum auf, weil es ruhig wurde, da nach Untergang des Mondes das Schiff anhielt.

4. September. Gegen 5 Uhr neues Gebrauſe. Das Schiff ſetzt ſich in Bewegung. Ehe ich noch aufs Verdeck kam, war Erdod bereits paſſirt. (Ueber Nacht waren wir bei Apatin ſtille gelegen.) Ein Graf Seczen mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin. Beide ſprechen recht gut. Die Geſellſchaft wird immer kleiner. Der Kapitän und der ältere Holländer, ſo wie der jüngere der beiden Engländer vortreffliche Leute. Ich ſelbſt kann über dem Geſtampfe und Gebrauſe nicht viel

Vernünftiges denken. Um ſo beſſer vielleicht. Diät iſt nicht bloß dem Körper vortheilhaft. Die Gegend wird wieder unbedeutend. Nicht übel bei Illok u. ſ. w. Schön gelegen Peterwardein, beſonders von ferne nimmt ſich die Feſtung gut aus. Karlowitz ſchön. Von da an aber bis Semlin beide Ufer niederträchtig.

Die Gegend ſteckt die Geſellſchaft an, man langweilt ſich. Eine hübſche Frau aus Neuſatz war noch das letzte geweſen, auch ſie hat ſich entfernt. Zwei Miniſter des abgeſetzten Michael Miloſch ſind zu Peterwardein an Bord gekommen. Der eine, ganz europäiſch gekleidet, ſaß bei Tiſche neben mir. Er gefiel mir ausnehmend, ſo verſtändig und mild waren ſeine Aeußerungen. NB. Ich wußte damals noch nicht, wer er war. Das Wetter, das Vormittags leidlich geweſen war, wird gegen Abend ſtürmiſch und kalt.

Endlich zeigen ſich Berge im Hintergrunde. Belgrad wird ſichtbar auf einem ſanft verlaufenden Hügel. Macht ganz den Eindruck einer Feſtung. Semlin ſcheint ein armſeliges Neſt. Konnte es nicht beſehen, da ich den kommandirenden General Ungerhoffer aufſuchen mußte, um Nachrichten von meinem Reiſegefährten einzuziehen. Auch hier weiß man nichts Beſtimmtes von ihm. Was man weiß, reicht hin, meine Hoffnung auf ſeine Begleitung zu zerſtören. Der Kapitän beſchließt, die Nacht durchzufahren. Kann daher Belgrad nicht beſehen, wie meine Abſicht war. Eine Kajüte wird mir auch heute eingeräumt.

5. September. Morgens waren wir ſchon über Semendria hinaus, und die ſchöne Gegend, die dort ſein ſoll, ging verloren. Baron Forgatſch, der bekannte Regulirer der Donau, war Abends auf unſer Schiff gekommen. Er gibt ſich heute zu erkennen und zeigt ſeine Pläne, von denen ich nichts verſtehe. Ich bin überhaupt ganz dumm von dem ewigen Geſtampf und Gepolter. Schon bei der Nacht hatte es heftig geregnet. Es ſetzt jetzt mit Unterbrechungen fort, und iſt überhaupt kalt und unfreundlich. Wenigſtens gibt es jetzt

Berge an den Ufern, und man iſt der langweiligen Ausſicht los.

Ungefähr um 11 Uhr Vormittags kamen wir nach Trenkowa und nahmen dort Abſchied von Samſon. Mit kalter Küche und Wein verſehen. Da die Fahrt über die erſten Wirbeln der Donau ſieben Stunden dauern ſollte, begaben wir uns auf ein Ruderſchiff, mit Walachen bemannt. Ich war übel gelaunt, beſonders weil ich das Benehmen des ältern der beiden Engländer für Hochmuth genommen hatte, da es doch, wie ich ſpäter mich überzeugte, nur Dummheit und Unbehülflichkeit iſt. Die Wirbel der Donau ſind bei hohem Waſſer, wie jetzt, völlig unbedeutend. Dafür war das Wetter elend. Regen, Wind, Kälte. Die äußerſt ſchöne Gegend konnte für ſo viele Unbequemlichkeiten nicht entſchädigen. Abends in Alt-Orſova. Beſſeres Wirthshaus als zu erwarten war. Meine Mißſtimmung dauert fort. (Veteraniſche Höhle.)

6. September. Da die Abfahrt erſt um 3 Uhr Nachmittags ſtatt findet, beſchloſſen wir, Mehadia zu beſehen. Um 7 Uhr Morgens abgefahren. Die Gegend ſchön, übrigens nicht ſchöner, als man Vieles ſchon geſehen. Mehadia hübſch, ja elegant. Räuberhöhle. Die Gegend ſcheint weiter ins Thal immer ſchöner zu werden, wir mußten aber zurück.

Mittageſſen. Um 3 Uhr Abfahrt auf einem Ruderboote durch das eiſerne Thor. Die Wirbel kaum ſtärker als auf der erſten Strecke. Ankunft in Klado Solova. Beſteigen die Argo. Sogleich Abfahrt.

7. September. Morgens um 5 Uhr Ankunft in Widdin. Wir ſteigen aus. Ein paar recht gebildete macedoniſche Griechen, die in Orſova zu uns geſtoßen, führen den ältern Holländer und mich in die Stadt. Ein elenderes Neſt kennt die Erde nicht. Bazar, ſo zu ſagen. Straße der Fleiſcher. Furchtbares Pflaſter. Steigen in den äußern Gang der Moſchee empor. Der Tempel ganz leer. Eine Art Hühnertreppe führt zu einer Art Kanzel hinan. Die Fenſter mit farbigen Gläſern. Ungeheure Lampen und Kronleuchter. In

einem Winkel am Boden kauert der Prieſter und ſingt in klagendem Tone Gebete herab. Die Griechen führen uns beim griechiſchen Erzbiſchof ein. Einer der ſchönſten Männer, die ich je geſehen, bei oder über ſechzig Jahre, weiße Haare und Bart, die Hände noch weißer wenn möglich. Wir ſagen uns Komplimente, die die Macedonier verdolmetſchen. Man bringt Pfeifen, eingemachte Früchte und Kaffee. Die Abfahrt des Schiffes nöthigt zum Abſchied. Das Dampfboot hat ſich indeß mit Türken, Bulgaren, Juden und Jüdinnen ſammt Familie gefüllt, ſo daß wir einer türkiſchen Kolonie gleichen. Die Kinder amüſiren ſich auf kleinen Nürnberger Trompeten. Die ganze Geſellſchaft frühſtückt mit Weintrauben, Melonen, ſtinkendem, mit Ochſenſchmalz, vulgo Unſchlitt, bereitetem Brot, wozu ſie Waſſer trinken, ſo daß ſich einem vom Anſehen der Magen umwendet. Ein reicher Kaufmann, der einen Bedienten zur Begleitung hat, ausgerüſtet wie ein Zeughaus. Kaffee um 8 Uhr, Gabelfrühſtück um 9 Uhr, ſo daß wir eigentlich viel ekelhafter ausgehalten als die Türken. Doch die Noth zwingt zu eſſen auch ohne Hunger, denn das Mittagmahl ſoll erſt um 4 Uhr Statt finden. Angenehmer Reiſetag, das Wetter, den Wind abgerechnet, beſſer als an den vorigen Tagen. Die ab und zu kommenden Türken, halb Pracht und halb Lumpen, bringen Abwechslung in die Scene. Der bosniſche Kaufmann, ein goldgeſticktes Schnupftuch vor ſich und Löcher in den Strümpfen. Die Donauufer ſo abgeſchmackt wie immer, mit kurzen Unterbrechungen durch leidliche Gegenden. Meine Homerlektüre kommt ins Stocken, da ich in der Betäubung manche Stelle nicht ganz verſtehe. Nikopolis. Nachts liegen wir in Siſtow ſtill. Hatte Thee getrunken, konnte nicht einſchlafen. Verdächtiges Gekrabbel über den Körper. Der alte Engländer, begleitet von dem ältern Holländer, ſchnarcht. Der junge Engländer kramt bis Mitternacht herum. Die walachiſchen Schildwachen von Siſtow her rufen ſich unaufhörlich an. Das Kalb, das unſer morgendes Mittagmahl bilden ſoll, blökt auf dem Verdecke. Jeden Augenblick Störung durch einen Aufſtehenden, der über die Lagerſtätten hinwegſteigt. Endlich doch mit Unterbrechung geſchlafen. Gegen 4 Uhr das letztemal erwacht. Die beiden macedoniſchen Griechen nehmen Abſchied. Das Schiff ſetzt ſich in Bewegung.

8. September. In Ruſtſchuk findet ſich endlich mein Reiſegefährte ein. Beſehe mit ihm die Stadt. Dieſes Reich iſt verloren. Der Untergang ſteht nicht bevor, er iſt ſchon da. Ich wollte, unſere Staatsmänner reiſten nur bis hieher, um die Richtigkeit ihrer Hoffnungen der Wiederherſtellung einzuſehen. 800 Kanonen in der Feſtung mit verfaulten Lafetten ohne Bewachung, ohne Bedienung. Die Straßenbuben ſpielen mit den Kanonenkugeln und Bomben. Die Häuſer Trümmer von Ruinen. Es iſt aus, da hilft kein Gott. Siliſtria, die einſt ſo ſtarke Feſtung, in noch ſchlechterm Zuſtand. Nachts in Czernawoda angekommen. Der furchtbare Lärm auf dem Schiffe hört darum nicht auf. Der Kapitän beſitzt die Kunſt, immer etwas Störendes zu erfinden, die Wanzen kommen ihm zu Hülfe. Gegen ½2 Uhr hört das Gelärm auf und fängt vor Tage wieder an.

9. September. Liegen in der abgeſchmackteſten Gegend, Anfang des römiſchen Kanals nach Küſtendſche. Müſſen hier den ganzen Tag aushalten, bis die Wagen zur Landfahrt anlangen. Alſo noch eine Nacht in dieſer Wanzenhöhle. Die jungen Leute wollen auf die Jagd gehen, und ich werde ſie begleiten, um die Zeit hinzubringen, denn Gewehre ſind nur zwei vorhanden. Das Wetter beginnt ſich zu trüben.

Die Jagd ſo unglücklich als möglich. Schoß nur einmal, auf einen Pelikan, der zu hoch war, und den ich daher fehlte. Die Hunde ſchlecht, die Rebhühner halten nicht aus. Verlieren uns endlich, und kehre mit dem älteren Holländer allein nach dem Schiffe zurück. Ueberall Wüſte, nichts als Wüſte. Schlafe in der Kajüte des Majors, wo wenigſtens die Wanzen minder häufig ſind, und die ungeheuern Mücken, die ſtechen wie Moskitos, ausgeſchloſſen werden.

10. September. Morgens um 7 Uhr zu Wagen weiter.

Nirgends ein Dorf, höchſtens Kirchhöfe als Ueberbleibſel von frühern. So fort durch zwanzig deutſche Meilen. Die Pferde, wo es möglich, in Galopp, ja in Carriere. Eine Reihe von Seen rechts am Wege, mit Waſſergeflügel überſät. Nie in meinem Leben ſah ich mehr Rebhühner. Geier, Habichte, auf alten Grabhügeln ſitzend. Mitte Weges beim ſogenannten Kaffeehauſe Streit mit einem Türken, dem ſein Wagen erſter Klaſſe zu ſchlecht iſt, obſchon er nur für die dritte Klaſſe bezahlt. In der Nähe von Küſtendſche Anblick auf das Schwarze Meer. Sieht aus wie ein dunkelblauer Hügel. Oſtwind. Droht eine ſchlechte Ueberfahrt. Ankunft in Küſtendſche. Zerſtört wie alles Türkiſche. Kollation mit Seefiſchen, die wohlthut, da wir ſeit 5 Uhr nichts genoſſen, und da nur eine Schale Kaffee. Wollen das Weitere erwarten.

Wir waren mit dem Kommiſſär der Dampfſchiffgeſellſchaft vorausgefahren. Die übrige Geſellſchaft kommt nach einer Stunde nach. Gehen an das Meer hinaus. Erfriſchender Seegeruch. Ziehen uns aus, zu baden. Der junge Engländer ſchwimmt zum Dampfſchiff auf die Rhede hinaus. Ich begnüge mich, meine Uebungen näher dem Ufer anzuſtellen. Unangenehmer Geſchmack des Seewaſſers. Das Waſſer iſt kälter, als ich vorausgeſetzt. Die warme Suppe und der Tenedoswein eines guten Mittagmahles machen erſt die Wohlthat des Seebades fühlbar. Machen einen Spaziergang, von einem Minoritenmiſſionär, einem Deutſchen aus Koblenz, der von Czernawoda mit uns gekommen, begleitet. Um 8 Uhr zum Dampfſchiff, das klein, aber zur Nachtruhe gut ausgerüſtet iſt. Spielen bis 11 Uhr Whiſt. Um Mitternacht ſetzt ſich das Schiff in Bewegung. Schlafe glücklicherweiſe ein.

11. September. Morgens um 4 Uhr erwacht. Die gefürchtete Nacht iſt vorüber. Das ſchönſte Wetter. Die See iſt ruhig, trotz der entgegengeſetzten Vorherſagungen. Rings herum nirgends Land ſichtbar. Springende Delphine umgeben das Schiff.

Der Tag ging in Glanz und Annehmlichkeit vorüber. Als wir aber vom Mittagseſſen, das, fettig und halb orientaliſch zubereitet, meinem Magen nicht behagen wollte, aufſtanden und aufs Verdeck hinausgingen, hatte ſchon der dem Lauf des Schiffes entgegengeſetzte Wind ſich verſtärkt, und die Bewegungen wurden unangenehm. Je mehr wir uns den Strömungen des Bosporus näherten, um ſo mehr vermehrte ſich dieß, und als wir Abends mit einer Partie Whiſt die Zeit tödten wollten, wurde mir wenigſtens das Schwanken ſchon ſo unangenehm, daß ich, um der heißen Kajüte zu entgehen und in freier Luft jedem Uebel beſſer gewachſen zu ſein, aufs Verdeck hinausging und mich dort niederſetzte, das Weitere erwartend. Der Wind blies ſcharf. Das Schiff wankte, rollte und kollerte, von meinem Magen periſtaltiſch beantwortet . . . Da dachte ich, es ſei Zeit, den Schlaf in der Kajüte zu verſuchen. Ich taumelte hinab und legte mich zu Bette. Das Rollen war hier minder, aber meine Uebelkeit dieſelbe. Endlich ſchlief ich doch ein und ſchlief fort, wohl nur, weil, wie ich ſpäter hörte, der Kapitän ſich am Eingang des Bosporus vor Anker legte, weil man vor Tagesanbruch in denſelben nicht einfahren darf. Während der Zeit mochte wohl die Bewegung des Schiffes geringer ſein. Lange vor Tag erwachte ich, leidend, krank. Man rief uns nämlich in die Kajüte hinab, die Leuchtthürme ſeien im Geſicht. Stieg aufs Verdeck, wo man kaum noch die Gegenſtände unterſcheiden konnte. Endlich wurde es lichter und lichter, die Sonne ging auf und beleuchtete die europäiſche Küſte.

12. September. Was man von der Schönheit des Bosporus geſagt hat, iſt, mit Einſchluß der Uebertreibung, buchſtäblich wahr, denn die Uebertreibung iſt der Erhebung natürlich. Anfangs trat mein Uebelbefinden ſtörend entgegen, bald aber wurde der Eindruck zu mächtig, und ich gab mich völlig hin. Man hat die Lage von Konſtantinopel der von Neapel vorgezogen, vielleicht mit Unrecht, was die Schönheit betrifft; ſie iſt aber ausgedehnter, koloſſaler und dadurch mächtiger.

Beinahe durch vier Stunden Weges folgen ſich, Anfangs bloß auf der europäiſchen, dann aber auch an der aſiatiſchen Küſte Befeſtigungen, Schlöſſer, Dörfer, Paläſte in ununterbrochen reizender Fortſetzung. Die Welt hat vielleicht nichts, was ſich damit als Ganzes vergleichen läßt. Einzeln betrachtet dürften bloß die Feſtungen die Probe aushalten. Die Paläſte der Türken ſind nur an einander geſchobene Luſthäuſer. Ihre Lebensart zeigt auch im Luxus, daß ſie aus der Genügſamkeit hervorgegangen iſt. Dazu noch alle dieſe Gebäude — von Holz. Ich geſtehe, daß die Aufklärung über dieſen letzten Punkt mir die Hälfte des Genuſſes genommen hat. In der Ferne jedoch, und ehe man Derlei weiß, nimmt ſich Alles herrlich aus. So geht es denn fort. Ununterbrochen Feſtungen und Batterien zu beiden Seiten. Das reizende Bujukdere, Therapia, das europäiſche und aſiatiſche Schloß. Leanders Thurm, jetzt, denk' ich, ein Spital. Darüber hinaus die Spitze des Serails mit ſeinen Mauern, die ſpaniſchen Wänden gleichen. Von hinten hervorblickend die Kuppel der Sancta Sophia. Rechts Galata mit der Einfahrt in den Hafen. Links Skutari an der Küſte von Aſien. Das Schiff hält und iſt bald von Kaiken und Lohnbedienten umgeben. Wir wählen einen der letztern und vertrauen uns einer der erſtern und ſtoßen vom Schiffe ab, ſehen uns aber bald von einer Barke des Zollamts angehalten mit Beamten, die durchaus auf Viſitation dringen. Marinowitſch, der mit uns iſt, wirft aber den Beamten ein kleines türkiſches Goldſtück und ein paar derbe größere Grobheiten zu, und man läßt uns paſſiren. Wir ſteigen an der Stiege von Pera aus, wo Laſtträger, die ſich durch eine Art Sättel zu Kamelen umgeformt haben, unſer Gepäck, jeder eine Laſt mehrerer Männer, aufnehmen, und jetzt geht die Wanderung durch die Hotels an, die ſich alle beſetzt finden. Endlich im Hotel de Bellevue nothdürftiger Platz. Gewaſchen, gebügelt, raſirt. Collazione, an der zwei widerliche Franzoſen theilnehmen. Beſchließen darauf, unſere engliſchen und holländiſchen Reiſegefährten aufzuſuchen, von denen wir etwas abrupt abgekommen waren. Finden ſie in drei Hotels zerſtreut. Machen mit ihnen einen Gang durch die Stadt. Zuerſt, als in der Nähe liegend, die tanzenden Derwiſche. Jedermann weiß, was da geſchieht. Wie ein übelklingender Geſang mit allerlei Gurgeleien von einer Art Tribüne herab von einer einzelnen Stimme den Anfang macht, dann der Umzug der Mönche, wobei ſie ihren ſitzenden Vorſteher kadenzmäßig durch Verbeugungen grüßen. Hierauf Inſtrumentalmuſik, wenn eine Rohrflöte, ein Dudelſack und eine Trommel für Inſtrumente und die ärgſten Mißtöne für Muſik gelten können. Endlich erſchallt von derſelben Tribüne herab ein heftiges Geſchrei, wohl als Geſang gemeint, und nun beginnt, dreimal unterbrochen, anfangs langſam, dann aber immer ſchneller, ohne je wild zu werden, der Drehtanz der Derwiſche. Sie werfen dazu ihre verſchiedenfärbigen Mäntel von ſich und ſind darunter weiß, in Jacken und Unterröcken gekleidet. Die Füße nackt, das Haupt mit weißen kegelförmigen Filzmützen bedeckt. Der Tanz bewegt ſich in zwei oder drei Kreiſen, zwiſchen welchen ein blau gekleideter, nicht tanzender Derwiſch gemeſſen auf und nieder geht. Auch der Vorſteher tanzt nicht, ſondern ſitzt außer den Kreiſen. Man hat die Bewegungen als heftig und wild beſchrieben, ich habe ſie eigentlich graziös gefunden. Ein paar hübſche junge Burſche von höchſtens achtzehn Jahren, der eine in den Farben der Geſundheit, der andere bleich und hager, die Augen geſchloſſen, das Haupt gegen den emporgeſtreckten rechten Arm und dieſer dem Haupte entgegen geneigt, wobei ſie den linken mit herabhängender Hand gerade vor ſich ſtrecken, die Verzückung einer ſüßen Begeiſterung auf den Lippen — ſahen ſo reizend aus, als ein Mann nur immer einen Mann finden kann. Die Aeltern nahmen die Sache etwas berufsmäßiger. Auch die Begrüßung des Vorſtehers im Herumwandeln hätte manchem Ballettcorps zum Muſter dienen können.

Hierauf in den Bazar. Unabſehbare Hallen mit Kaufmannsbuden oder vielmehr Kramläden, denn die meiſten ſcheinen mit 50 Dukaten auszukaufen zu ſein. In eine Bude eingetreten. Werden mit Kaffee bewirthet. Pfeifen. Kaufen einige Kleinigkeiten. Ein Damascener Säbel um 3000 Piaſter geboten. Zu Tiſche nach Hauſe. Wenigſtens nicht die ſchmierige orientaliſche Fettküche. Franzöſiſcher Wein. Abends die Reiſegefährten beſucht, um Baron Comeburg einen Beſuch zurückzugeben, der in demſelben Hauſe wohnt. Früh zu Bette. Lange vor Tag aufgewacht, vielleicht durch die Kälte, die unter einfacher Bettdecke grimmig war. Im September in Konſtantinopel!

13. September. Früh Morgens zum Bankier, um Geld zu holen. Später zum Geſandten. Scheint kein unebener Mann. Lädt uns für denſelben Tag zu Tiſch. Diem perdidi. Das Mittagsmahl und der damit zuſammenhängende Abend war angenehmer, als ich mir vorgeſtellt hatte. Die Gräfin, obwohl geborne Franzöſin, ſpricht ſehr gut deutſch und hatte den richtigen Takt, in dieſer Sprache zu reden, um die andern ungehindert ſprechen zu machen. Sie iſt ein geſcheites, wie es ſcheint, völlig gebildetes Weib. Das Geſandtſchaftsperſonal beſteht aus angenehmen, größtentheils jungen Leuten. Darunter der junge Schwarzhuber mit dem redlichen Geſichte ſeines Vaters. Kam mir beinahe ſonderbar vor, von Poeſie, von meinen Arbeiten zu reden, was ich ſeit Jahren nicht gethan. So ward aus Morgen und Abend der zweite Tag unſers hieſigen Aufenthaltes.

14. September. Meierbeier hatte Geſchäfte in Therapia, und ich beſchloß, ihn zu begleiten, theils weil ich den Bosporus bei der Durchfahrt doch nicht genau genug geſehen zu haben glaubte, theils weil unſer Lohnbedienter nothwendig mit ihm fahren mußte. Fuhren um 7 Uhr Morgens auf einer vierrudrigen Barke ab. Stiegen in Jeniköi aus, weil M. den Fürſten der Walachei zu beſuchen hatte, der aber eben im Begriff war, nach Konſtantinopel zu fahren. Weiter fort an den herrlichen Ufern und an den leider hölzernen und nur im Ganzen impoſanten, im Einzelnen kleinlichen Häuſern. In

Therapia Herrn Autrant beſucht, an den ich Briefe hatte. Die Maſchinenwerkſtätte der Donauſchiffahrtskompagnie beſehen. Langweilig. Endlich nach Bujukdere, wo wir Eſſen beſtellten und indeß ſpazieren gingen. Aus den Fenſtern des Landhauſes des ſpaniſchen Geſandten tönte Muſik. Es waren altitalieniſche Duette, beinahe ſchien es Solfeggien für Sopran und Alt mit Begleitung des Fortepiano. Die Stimmen waren nicht gerade ſchön, ſie ſangen aber die ungemein ſchwierige Muſik ſehr richtig, und es machte mir unendliches Vergnügen, da ich ſtrenge Singſachen liebe und jetzt ſo lange keine Muſik gehört habe. Darauf beſahen wir den Spaziergang hinter dem Orte, wo die Gegend jener von Weidling gleicht und den Vorzug vor ihr nur durch eine Baumgruppe von ſieben Bäumen, i setti fratelli, behauptet, dergleichen man bei uns wirklich nicht ſieht. Im Rückfahren nahmen wir zu Therapia Herrn Autrant ins Schiff und ließen uns ans aſiatiſche Ufer überfahren, wo wir in dem famös gewordnen Chunkiar Skeleſi ans Land ſtiegen. Zum erſtenmal Aſien betreten. Wenn ich die Gegend von Bujukdere mit der von Weidling verglichen habe, ſo brauche ich mich nicht im Verdacht der Exaltation zu haben, ich kann daher ſagen, daß ich etwas dieſen aſiatiſchen Baumgruppen Aehnliches nie geſehen habe. Es iſt etwas Weiches, Partien- und Gruppenartiges in ihnen, das den unſern fehlt. Beſonders zeichnen ſich die Eichen aus, dunkler als bei uns, maſſenhafter und doch unendlich zarter. Ich war eigentlich hingeriſſen. Der Abend nahte, und wir mußten nach Hauſe. Die Waſſer des Bosporus himmliſch in der untergehenden Sonne. Durch die bereits dunkeln Straßen von Topchana und Pera nach Hauſe. Ein wunderſchöner Knabe zu Pferde. Wahrſcheinlich — Ein Glas Wein getrunken und zu Bette.

15. September. Unſere engliſchen und holländiſchen Freunde holten uns verabredetermaßen ab, um den Zug des Sultans in die Moſchee zu ſehen. Unglücklicherweiſe hatte er, da er eben den Palaſt Beglerbeg auf der aſiatiſchen Seite

bewohnt, für die heutige Freitagsandacht eine kleine Moſchee bei Skutari gewählt, wo er denn zu Schiffe ankommen und der größte Theil des militäriſchen Pompes wegfallen mußte. Wir fuhren in einer vierrudrigen Barke hinüber und poſtirten uns, wahrſcheinlich allen Verordnungen entgegen, auf der Terraſſentreppe eines leer ſtehenden Hauſes, wo der Sultan vorüberfahren mußte und Niemand ſtand als wir. Lumpige Truppen machten Spalier. Offiziere von allen Sorten und Graden. Bald verkündigten Kanonenſchüſſe die Ankunft des Herrſchers. Ein paar Barken mit Adjutanten als Avant-coureurs. Endlich die von Gold ſtrahlenden Staatsbarken, mit prächtig gekleideten Ruderern beſetzt, es waren drei; in der mittlern, wenn ich mich recht erinnere, ſaß der Sultan unter einer Art Thronhimmel. Er ſieht nicht übel aus, und hart an uns vorüberfahrend, blickte er uns ſcharf an. Die See ging hoch, und ein halb Schiffbruch leidendes Kaik mit einem General am Bord vertrieb unſere Schiffleute von ihrem Standplatz, ſo daß wir halb mit Lebensgefahr über Hals und Kopf in unſer Schiff ſpringen und ſogleich abſtoßen mußten. Wir beſchloſſen, nach den ſüßen Waſſern Aſiens zu fahren. Der ſtarke Wind und die gewaltige Strömung machten die Fahrt ſchwierig. Schon früher war ein kurzer, aber heftiger Regen eingetreten, der uns zwang, in einem Kaffeehauſe von Skutari Zuflucht zu nehmen, wo man uns mit Kaffee und Pfeifen bediente. Während der Regen noch dauerte, fuhr der Sultan zurück. Dießmal ohne Thronhimmel, einen rothen ſeidenen Regenſchirm (parapluie) über den Kopf gehalten.

Die ſüßen Waſſer entſprechen als Gegend ihrem Rufe nicht, einige ſchöne Bäume, unbedeutende Hügel, nicht mit Chunkiar Skeleſſi zu vergleichen. Das Gras fand ſich naß, die Wege kothig, weßhalb auch wenig Geſellſchaft, größtentheils aus Weibern und Kindern beſtehend, da war. Sämmtlich in bunten, vergoldeten, kugelförmigen Wagen, theils von Pferden, theils von Ochſen gezogen, wovon mir die letzten mit hohen, quaſtengezierten Halbbogen an dem Kopfzeuge geziert und nebſtdem wunderſchöne weiße Thiere, am beſten gefielen.

Ein Gaukler mit einer Baskentrommel und ein ſich überſchlagender und umkollernder Knabe unterhielten die Weibergeſellſchaft, von denen die vornehmeren, wahrſcheinlich des durchnäßten Graſes wegen, ihre Wagen nicht verließen. Sogar komödienartige Reden ſchienen manchmal eingemiſcht. Näher konnten wir die Sache nicht unterſuchen, denn die Polizeiſoldaten wieſen uns, obgleich höflich, von dem Weiberkreiſe zurück. Nach Hauſe gekehrt. Gegen Abend Mr. Kathlik beſucht und Herrn Craigher, der mir ein paar Beſuche gemacht, ohne mich zu treffen. In demſelben Hauſe die Gräfin Hahn-Hahn. Deren Bekanntſchaft gemacht. Sie ſcheint natürlich, wenigſtens ſpricht ſie ſo. Gefiel mir weit beſſer, als ich erwartete.

16. September. Geſtern ſchon hatte uns Herr Surmont angekündigt, daß er durch den holländiſchen Geſandten einen Ferman zur Beſichtigung der Moſcheen für heute erhalten habe. Wir gingen daher um 9 Uhr Morgens zu ihm, oder vielmehr er kam uns auf dem Wege entgegen. Es hatte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft eingefunden, und wir machten uns alle auf den Weg über die Hafenbrücke nach Konſtantinopel. Die erſte Moſchee, die wir beſuchten, war die Sultan Solimans, nach St. Sophia die größte und am meiſten bewunderte. Dieſe koloſſalen Porphyrſäulen, aus denen man nichts zu machen gewußt hat als Strebepfeiler für darauf geſtützte Bogen, dieſe Bogen ſelbſt, die von weiß und ſchwarzem Marmor geſtreift, die Idee der Feſtigkeit und Tragekraft aufheben, welche die Idee des Bogens iſt; die kahlen Wände, durch nichts unterbrochen, machten einen ungünſtigen Eindruck auf mich. Dazu dieſe Menge von Lämpchen und Lampen, die auf Ketten und ſpinnenähnlichen Kronleuchtern über dem Kopf des Beſchauers ſchweben. Das Gemiſch edler Säulen und abgeſchmackter Barbarei. Das Ganze macht einen wüſten und müßigen Eindruck. Mir gefiel es nicht. Prächtig und würdig zugleich iſt das daneben ſtehende Grab Suleimans,

wo er mit zwei Söhnen und drei Weibern beſtattet liegt. Die Wände mit einer Art buntem Porzellan überzogen, die Geländer mit Schildpatt und Perlmutter eingelegt. Auf dem Sarge der kaiſerliche Turban mit zwei Reiherbüſchen.

Es fing jetzt an zu regnen, und wir mußten uns mit Parapluies bis Nur Osmani, einer kleinern, aber ſehr hübſchen Moſchee, durcharbeiten. Sie iſt ohne Prätenſion, ohne mißbrauchte Säulen ganz in orientaliſchem Style gebaut, freundlich und hell, und gefiel mir deßwegen.

Daſſelbe iſt mit der ungleich größern Moſchee Sultan Achmeds der Fall auf dem Atmeidan mit dem Obelisk und der Säule Konſtantins, die wir heute des Regens wegen nicht näher beſehen konnten. Auch ſie ganz mauriſch mit ungeheuern gemauerten Trageſäulen, auf denen die Gewölbe ruhen, im Innern.

Von da nach St. Sophia. Da unterdeſſen die Gebetſtunde gekommen war, wurden wir nicht eingelaſſen, und ſetzten uns, um abzuwarten, vor einem nahebei liegenden Kaffeehauſe nieder, wo Pfeifen und Kaffee, wie natürlich, gereicht wurden. Mittlerweile hatte ſich noch ein Anſtand erhoben. Der geiſtliche Vorſteher weigerte ſich, mehr Perſonen einzulaſſen, als in dem Ferman angegeben waren, nämlich zwei, indeß unſere Geſellſchaft beinahe aus dreißig beſtand. Die Verdopplung des gewöhnlichen Geſchenks hob auch dieſe Schwierigkeit. Wir wurden eingelaſſen, vor der Hand aber nur in die Emporkirche. Es iſt ſchwer, eine Beſchreibung von dem Eindruck zu geben, den dieſes Gebäude macht. Ich habe nichts Kirchliches geſehen, was ſich damit vergleichen ließe. In röthlich grauen Marmor gekleidet, der an mehreren Stellen höchſt glücklich von Tafeln dunklerer Farbe unterbrochen wird, hat das Ganze ein ernſtes, aber keineswegs finſteres Anſehen wie die gothiſchen Kirchen. Die herrlichen Säulen müſſen zwar hier auch Bogen tragen und ſind noch dazu doppelt übereinander geſtellt, aber die der Kuppel zur Stütze dienenden Pfeilerwände geben einen ſo maſſigen Gegenſatz, daß eines durch das andere gehoben und getragen wird. Die Moſaiken der Kuppel und Decke ſind von den Türken überweißt werden. Man beklagt dieß mit Recht, vielleicht aber auch iſt das Ganze durch ſie ſchwer geworden, wie in St. Marcus zu Venedig. Den Fußboden haben die Türken durch Legen der Teppiche ganz ins Schiefe gezogen, um die Richtung nach Mekka zu erhalten. Man führte uns endlich auch ins Erdgeſchoß hinab, obſchon das Gebet noch nicht vorüber war. Die Verſammlung belief ſich nicht auf viele Perſonen. Darunter mehrere Pilger aus Mekka, dunkle, ſonnenverbrannte Araber und ein wunderlicher Kerl, ein Verrückter, wie uns der Lohnbediente ſagte. Mit einem ungeheuern, wenn ich nicht irre, grünen Turban, ſcharlachrothes Kleid bis an die nackten Kniee reichend, den Gürtel beſteckt mit Dolchen und Piſtolen, eine Art Hellbarde auf der Schulter. Er ging wie der Hahn auf dem Miſte umher und maß uns mit zornigen Blicken. Auch unter den arabiſchen Pilgern ſchien ſich eine erregte Stimmung zu verbreiten, und endlich rieth uns der Kawaß, der uns begleitete, fortzugehen, da es ſonſt zu einem Ausbruche kommen könne. Wir folgten ſeinem Rathe, und am Ausgange verabſchiedete uns der verrückte rothe Kerl, oder ein ihm ähnlicher, da ich nicht begreifen kann, wie der andere vor uns aus der Thür kommen konnte. Auch trug er dießmal ſtatt dem Spieß eine Fahne. Er ſah uns furchtbar an und ſtieß einen Schrei aus, der zwiſchen dem Wiehern des Pferdes und dem Krähen des Hahnes die richtige Mitte hielt. Es mochte wohl eine Drohung oder Beſchimpfung ſein. Das Serail, obwohl unſer Ferman auch darauf lautete, konnten wir nicht beſehen, da der Sultan eben am nämlichen Tage es bezogen hatte. Wir begnügten uns daher mit dem inner des erſten Thores in der ehemaligen Irenenkirche liegenden Zeughauſe, das höchſt unbedeutend iſt.

Nun war aber noch das Wichtigſte zu thun, nämlich nach Hauſe zu kehren, während es in Strömen goß. Wagen gibt es bekanntlich in Konſtantinopel nicht, und unſere Wohnung war leicht eine volle Wegſtunde entfernt. Es blieb keine Wahl. Wir ſtürzten uns in den Platzregen, ließen uns in einem bereits tüchtig durchweichten Kaik überſetzen und kamen endlich, durchnäßt wie nie in meinem Leben, in unſerer Wohnung an. Das bald darauf folgende Mittagmahl verbannte die eiſige Kälte aus den Gliedern, und wir konnten Abends dem Geſandten einen Beſuch machen und ſo liebenswürdig ſein, als es die Umſtände erlaubten.

17. September. In der Nacht ein fürchterlicher Sturm. Zwei Schiffe gingen im Hafen zu Grunde. Das wichtige Geſchäft des Frühſtücks abgethan, das freilich von einer andern Konſiſtenz iſt als unſeres zu Hauſe. Die Franzoſen entgöttlichen ſich etwas. Der Major hat Geſchäfte. Ich will allein mit dem Dragoman ausgehen. Es regnet. Sind heute beim Geſandten zu Tiſche. Prokeſch' aſiatiſche Reiſeerinnerungen ſollen mir die Zeit verkürzen helfen.

Doch mit dem Lohnbedienten allein ausgegangen. Ein paar noch nicht geſehene Straßen durchlaufen, die nichts Intereſſantes darbieten. Die große Ciſterne beſehen, die ihren Gehalt von den ſüßen Waſſern Europas empfängt. Ein ſtupendes Werk aus den Zeiten der Konſtantine mit ungeheuern Granitſäulen, ſo weit das Auge reicht. Der Obelisk auf dem Atmeidan, die Spitzſäule ägyptiſch, die Baſis ſchlechte Arbeit aus der Zeit des Theodoſius. Die halb zerſtörte Schlangenſäule, die einſt dreifach gewunden geweſen ſein ſoll, jetzt aber nur einfach iſt, und von der man viel fabelt. Die aller Zierden beraubte und nur noch aus den übereinander geſchichteten Quadern beſtehende Säule des Konſtantin. Dieſe drei Bildwerke ſollen die Richtung der Spina des ehemaligen Hippodroms bezeichnen. Beginnt zweimal zu regnen. Da ich nicht Luſt hatte, noch einmal durchweicht zu werden, nach Hauſe.

Mittags beim Geſandten. Das Wetter hatte mich verſtimmt und die Verkühlung von geſtern. Das Geſpräch wollte ſich nicht geben. Verfiel in jene beliebten Abweſenheiten, die ſo angenehm machen. Später kamen mehrere Leute, und das Geſpräch wurde franzöſiſch geführt. Wäre gern nach Hauſe gegangen, aber der Major ſpielte, und ich wußte den Weg nicht. Schlechter Tag.

18. September. Die ganze Nacht gegoſſen. Die Straßen ſchwimmen in Koth. Suchte Herrn Surmont auf, da der Major Geſchäfte hatte. Surmont war auf den Sklavenmarkt gegangen, ließ mich eben dahin führen, traf ihn aber nicht mehr. Beſah mir den ſchändlichen Handel. Die Waare beſtand aber bloß aus Negern. Ein hübſcher Knabe wurde eben herumgeführt und um 1200 Piaſter feil geboten. Der Bube ſchien gar nicht betrübt und folgte ungezwungen dem Ausrufer. Der größte Theil Weiber, d. h. Mädchen. Wenige hübſche. Eine ſah nicht übel aus und blickte mich an, als wollte ſie mich zu einem Gebot auffordern. Das Abſcheuliche war in ſeiner Einförmigkeit bloß widerlich. Ging noch ein wenig in der Stadt herum, bis mir die Füße vom Pflaſter ſchmerzten, und dann nach Hauſe, da der durchweichte Boden keinen Ausflug geſtattet. Es ſtürmt wieder und droht mit Regen. Nichts gut an der Sache, als daß damit wahrſcheinlich die Aequinoktialſtürme abgethan ſind und unſere weitere Seereiſe hoffentlich geſichert iſt. Setze mich hin, um die Iliade zu vollenden und mit Prokeſch' Erinnerungen an der Hand die Charte von Troas zu ſtudiren.

19. September. Mit M. Surmont und den beiden jungen Leuten einen Ritt durch die Stadt gemacht, da der Schmutz das Gehen verbot. Auf dem Pferdemarkt, wo wir aber nichts Schönes, wohl aber viel Hübſches und Wohlfeiles ſahen. In der neuen Münze, die erſt im Entſtehen iſt und eins der hübſcheſten Etabliſſements in Europa zu werden verſpricht. Ein Engländer der Direktor, die Arbeiter aber ſämmtlich Türken, die alſo ſchon zu brauchen wären, wenn ſie angeleitet wurden. Dann ins Arſenal. Eine Reihe der ſchönſten Kriegsſchiffe am Ufer. Im Bagno der Galeerenſklaven. Finſterniß herrſcht da in der Mitte des Tages. Griechiſche Kirche

im Gefängniſſe. Die Leute haben außer der Kette an einem Fuße kaum ſonſt etwas von Gefangenen und ſcheinen freier gehalten zu ſein, als irgend anderswo. Wenn man damit unſere ſchweren Kerker vergleicht! Ein darunter befindlicher Deutſcher, er mochte ein Preuße oder Braunſchweiger ſein, mit Bart und Haaren wie der wilde Mann im Harz, redete mich an. Ehe ich ihn aber weiter befragen konnte, war er ſchon weggedrängt und im Dunkel verſchwunden. Schiffdocks, Werfte, Seilerwerkſtätte, aber nirgends Arbeiter. Mittags beim Miniſter. Abends ins Theater, wo ein italieniſches Sängerehepaar ſeine Künſte zeigte. Hätten leicht viel ſchlechter ſein können, als ſie waren. Gingen nach dem erſten Akte.

20. September. Allein mit dem Platzbedienten ausgegangen. Pferde genommen und den Ritt um die äußern Mauern von Konſtantinopel gemacht, womit wir in zwei Stunden zu Ende waren. Genau genommen, war mir dieſe Tour das Liebſte, was ich in Konſtantinopel bis jetzt mitgemacht habe. Die Thürme und dreifachen Mauern verfallen und mit Epheu umwachſen, militäriſch vielleicht lächerlich, aber maleriſch einer der ſchönſten Gegenſtände. Auch das rechts der Straße liegende Land ſehr hübſch. Ungeheuer die Zahl der Feigenbäume, die in den Graben wachſen. Den Schluß macht das Schloß der ſieben Thürme. In der Nähe betrachtet, ſcheint es unbedeutend, von der Ferne aber tritt erſt das Innere auch heraus, und dann iſt der Eindruck ſchön, aber keineswegs grauenhaft, wie man vorauszuſetzen geneigt iſt. In die Stadt zurück. Auf den Thurm vor dem Hauſe des Seraskiers geſtiegen. Eine ſchönere Ausſicht läßt ſich nicht denken. Unter ſich die ungeheure Stadt, an die ſich, durch Meerarme getrennt, Skutari und Pera als Vorſtädte anſchließen. Zwiſchen den bunten Häuſern, die ſich in der Entfernung gut ausnehmen, die ſtattlichen Moſcheen, von ganz anderer Wirkung als unſere kleinlichen oder gothiſch angeſchmauchten Kirchen. Von der einen Seite der ſchön umgebene Bosporus, von der andern das Meer von Marmara, über

die Prinzeninſeln hinaus ſich in der Ferne verlierend, und ganz im Weiten noch einmal über die Hügel herausleuchtend. Ich habe heute meinen ſchönſten Tag in Konſtantinopel gehabt. Schon weil ich —

O Pera, Pera, türkiſches Krähwinkel!
Mit Bürgermeiſter Staar und ſeiner Frauen Dünkel.

21. September. Heute den ſcheußlichſten Eindruck auf der ganzen Reiſe gehabt. War in Skutari bei den heulenden Derwiſchen. Hatte mich ſchon früh Morgens nicht ganz wohl gefühlt, etwa als Folge der Anſtrengung auf dem geſtrigen Ritte, mußte noch dazu beim Frühſtück den Kaffee verſäumen, der mir des Morgens einmal nothwendig geworden iſt, und ging daher ſchon etwas unwohl vom Hauſe weg. Beſahen noch im Vorbeigehen die Pferde des Sultans, die mir höchſt unbedeutend ſcheinen. Kamen dadurch, durch den Münzingenieur Mr. Taylor geführt, in die äußern Höfe des Serails. Das Innere kann man leider nicht beſehen, da der Sultan es bezogen hat. Hierauf nach Skutari zu dieſen Teufeln von Mönchen. Schon Lokal und Kleidung war ſo bettelhaft und ſchmutzig als möglich. Ungefähr dreißig Lümmel und drei Kinder zwiſchen ſieben und neun Jahren. Nach Gebeten, deren Anfang wir glücklicherweiſe verſäumten, fingen ſie endlich an zu ſingen oder vielmehr zu ſtöhnen, zu grunzen, zu bellen, wobei ſie den Leib nach ein- und auswärts und den Kopf nach rechts und links bewegten, etwa den Bewegungen eines Schiffes im Sturm ähnlich. Der Vorſteher in der Mitte gab das Tempo an. Von langſam immer ſchneller und ſchneller. Nun hoben ſie auch ſtampfend die Füße. Das Geheul wurde immer ſtärker. Tief im Baß ſtießen ſie immer die Silbe hom! hom! aus, während eine ſchneidende Tenorſtimme, falſch, in einer ganz verſchiednen oder vielmehr gar keiner Tonart ſchrillend dazwiſchen ſang. Bald ſchienen ſie nur noch das Mittel zu halten zwiſchen brandenden Wogen und galoppirenden Pferden. Einer von ihnen,

ein wilder Kerl mit ſtruppigen ſchwarzen Haaren, bekam einen Anfall von fallender Sucht. Er brüllte, bäumte ſich, ſchlug um ſich. Drei oder vier warfen ſich über ihn, die andern galoppirten wie vorher. Einer von ihnen hatte offenbar durch das Schaukeln eine Art Seekrankheit bekommen. Er gröhlte nur noch, ſah aus wie eine Leiche, und ich erwartete jeden Augenblick, daß er ſein Frühſtück von ſich geben werde. Da fiel mich der Eckel und das Grauen über die Entwürdigung der menſchlichen Natur übergewaltig an. Ich mußte hinausgehen, und im Freien meine Begleiter erwartend, bezahlte ich mit einem heftigen Kopfweh das widerliche Schauſpiel.

Und in dieſer Verfaſſung Mittags zum Miniſter. Es ging aber beſſer, als ich gedacht. Ich ſaß an der Seite des ruſſiſchen Geſandten, Grafen Titoff, der ein gebildeter, vielleicht etwas myſtiſch angeregter, aber völlig intereſſanter Mann iſt. Die Gräfin Hahn war auch da, ich konnte aber mit ihr nicht zum Geſpräche kommen. Bei Tiſche trank ich zwei Gläſer gutes Waſſer, ein Genuß, den ich in Konſtantinopel zum erſtenmale hatte. In Pera wenigſtens gibt's bloß Ciſternenwaſſer. Lächerlich kam mir General Jochmus vor, der, ein Europäer, ſein Fes vor den Damen auf dem Kopfe behielt. Mein Kopfſchmerz kam wieder, wir machten uns daher gegen 9 Uhr ganz ſtill aus dem Staube.

22. September. Schlechte Nacht. Lange vor Tagesanbruch, etwa um 3 Uhr, aufgewacht. Höchſt aufgeregter Puls, ſtarker Schweiß, war nicht ohne Beſorgniß. Doch nach dem Aufſtehen beſſer und jetzt gut. Will mich heute ſchonen. Das verfluchte Steinpflaſter von Konſtantinopel richtet mich zu Grunde. Ging doch nach Sancta Sophia, um den Sultan, den ich neulich in der Barke geſehen, heute zu Pferde zu betrachten. Da war aber nichts von Garden und ſonſtiger Pracht, wie ich erwartet. Einige Reiter, dann der Sultan in ſeinem doch nicht unkleidſamen Mantel mit der diamantnen Agraffe und dem prächtigen Fes aus dem Serailthore heraus und zwanzig Schritte weit ins Thor der Moſchee hinein. Er

ließ ſein Pferd gar nicht ungeſchickt karakoliren, ſo lange er über den Platz ritt, am Thore aber meinte er vermuthlich, es ſei genug, und ritt ruhig im Schritt hinein. Das gab dem Ganzen etwas Gemachtes, das mir mißfiel. Dann zum Agenten der Lloydſchen Dampfſchiffgeſellſchaft Marinich. Scheint ein unterrichteter Mann. Schenkt mir ein mumiſirtes Krokodil, das ich ihm gern zurückgeſchenkt hätte. Nehme Plätze für Sonntag nach den Dardanellen. War froh, wieder fortzukommen. Warum? Weil ich mich nicht freute, herzukommen.

23. September. Morgens im Bette.

Schon bin ich müd' zu reiſen,
Wär's doch damit am Rand!
Vor Hören und vor Sehen
Vergeht mir der Verſtand.

So willſt du denn nach Hauſe?
O nein! Nur nicht nach Haus!
Dort ſtirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus.

Wo alſo willſt du weilen?
Wo findeſt du die Statt?
O Menſch, der nur zwei Fremden,
Und keine Heimath hat.

Da ſich eine Gelegenheit fand, noch einmal die Moſcheen beſucht. Der Suleimanije habe ich abzubitten. Sie iſt ſchön in ihren Verhältniſſen und in ihrer Einfachheit, da ſie alle Farben ausſchließt. Nur die weiß und ſchwarz geſtreiften Gewölbbogen ſind und bleiben mir unerträglich. Mich abgemüdet und froh geweſen, wieder nach Hauſe zu kommen.

Abends Abſchiedsbeſuch beim Geſandten. Graf Schulenburg mit ſeiner franzöſiſchen Frau ſind da und bleiben bis ½11 Uhr. Wir mußten aushalten, weil der Major noch mit dem Geſandten über Geſchäfte zu ſprechen hatte. Spät zu Bette.

24. September. Erwache um 4 Uhr Morgens unter

einem bedeutenden Sturm. Gute Ausſicht für die heutige Abreiſe. Schreibe Autographen für das Perſonale der Geſandtſchaft. Der Wind dauert fort. Wie wird das abgehen? Eingepackt. Um 4 Uhr ſoll's fort.

Zu Schiffe von Schwarzhuber und Widerhauſer begleitet. Das Meer macht ſich beſſer, als zu hoffen war. Herrlicher Anblick des Serails von der Seeſeite. Fürſt Metternich, vortreffliches Schiff. Während des Eſſens im Mar di Marmara dunkelt es bereits. Den jungen Chlumezky wieder getroffen. Bald zu Bette. Seit langer Zeit wieder einmal gut geſchlafen.

25. September. Vor Tag erwacht. Aufs Verdeck. Einfahrt in die Dardanellen. Bei weitem nicht ſo ſchön als der Bosporus. Seſtos und Abydos. Erſteres in einem ſchönbewachſenen Thale, letzteres von kahlen Hügeln begrenzt, die gelb ins Meer hinausſchauen. Bei den Dardanellenſchlöſſern angelangt. Das Schiff hält an. Eine Barke mit der öſterreichiſchen Konſularflagge legt an. Weiß ſteigt an Bord. Kaum erkennbar in dem halb orientaliſchen Barte. Steigen in ſeine Barke; alle Konſulate flaggen. Frühſtück. Legt uns einen Plan zur Bereiſung der Umgegend vor, der zehn Tage erfordert hätte. Erkläre, nur über zwei, höchſtens drei verfügen zu können. Plan zur Beſichtigung der Troas in zwei Tagen. Für heute war Abydos, wo wir uns bereits befanden, und das gegenüber liegende Seſtos zu beſehen. Erſteres ohne beſonderes Intereſſe. Hierauf zu Schiffe an die jenſeitige Küſte gefahren und dort Pferde beſtiegen. Doktor Xantopulos, ein unterrichteter und wackerer Mann, iſt mitgekommen. Zu Pferde eine ſteile Anhöhe hinauf, von wo ſich die reizendſte Ausſicht darbietet. Zum erſtenmal die Baumwollpflanze geſehen. Reiten ins Thal von Seſtos hinab, wunderſchön mit Baumgruppen bewachſen. Hierauf am Strand des Meers rechts an der Anhöhe hin. Ueberall Spuren von alten Bauten. Das Meer an dem Ufer mit Trümmern bedeckt. Auf einem vorſpringenden Hügel mag der Tempel Aphroditens geſtanden

haben. Abends nach den Dardanellen zurück. Schöner Sonnenuntergang. Nirgends habe ich das Meer ſo lichtblau geſehen. Heiteres Abend-, oder vielmehr Mittagmahl. Gute Betten, vortrefflich geſchlafen. Rechne den heutigen Tag unter die angenehmſten meines Lebens. Weiß wird ein tüchtiger Mann werden und es weit bringen. Hat bei vielem Verſtand auch ein Herz.

26. September. Heute ſoll's nach Troja gehen. Früh aufgeſtanden, aber unter Zögerungen der Türken mit den Pferden erſt ſpät abgegangen. Hätte gleich anfangs ein großes Unglück haben können. Mein Pferd, das kein anderes vor ſich haben will, gleitet noch im Dorfe über eine Brücke aus und ſtürzt, ich mit, doch ohne mich zu beſchädigen oder die geringſte Ungelegenheit zu ſpüren. Von neuem fort. Merke an dem Schmerz in den Füßen wohl, daß ich zwanzig Jahre kein Pferd beſtiegen habe. Verzweifle faſt, ob ich's aushalten werde, aber mein Verlangen war zu groß, daher friſch weiter. Der Reiſeplan dürfte nicht gut angelegt geweſen ſein. Denn reiten faſt den ganzen Tag, bis wir in die Ebene von Troja ſeitwärts einbrechen und bei Zſchiblak die erſten Säulentrümmer und andere Ruinen ſehen. Den Simois (nach Gewalik) paſſirt, wo das Waſſer den Pferden nicht bis an die Kniee reicht. Bei Zſchiblak dürfte das Ilium recens der Alten zu ſuchen ſein, alſo die Stelle, wo einige das alte Troja hinſetzen, mit welchem Recht, iſt mir nicht deutlich. Es war Abend geworden, und wir eilten, Bunarbaſchi zu erreichen, wo wir mit einbrechender Nacht eintrafen. Der Kawaß, den uns der Paſcha der Dardanellen mitgegeben hatte, machte uns Platz in dem Meierhofe des Paſchas; man belegte den Fußboden eines erträglichen Zimmers mit Betten. Vorher ſtiegen wir noch zu den Quellen des Skamander hinab, deren vierzehn bis ſechzehn ſind, ſämmtlich vom reinſten, hellſten Waſſer. Der Fluß bleibt übrigens höchſt unbedeutend. Daß dieſer Fluß bei Bunarbaſchi entſpringt, wie nach Homers Beſchreibung der Skamander bei Troja, macht die Meinung höchſt wahr-

ſcheinlich, daß hier das alte Jlion zu ſuchen ſei. Die Umgebungen der Quellen ſind übrigens durchaus ſteiniges Hügelland. Gut gegeſſen und eben ſo geſchlafen, ſelbſt ohne Flöhe, was uns am meiſten Wunder nahm.

27. September. Früh Morgens auf und die Umgebungen von Bunarbaſchi beſehen. Der Hügel, auf dem es liegt, fällt nach rückwärts ab. Jſt von allen Seiten zu umlaufen, ſo daß auch dieſes Zeichen des homeriſchen Jlions eintrifft. Einen Grabhügel von aufgehäuſten Steinen beſtiegen, der Meinung und wohl auch der Wahrheit nach jenen des Hektor. Von hier aus hat man die beſte Anſicht des trojaniſchen Feldes. Ringsum ſteinigte Hügel. Rechts im Thal die Quellen des Skamander. Weiter drüben, durch Bäume bezeichnet, der Lauf des Simois. Vor ſich die Ebene, wie zum Schlachtfeld geſchaffen, von beiden Seiten durch Hügelreihen eingeſchloſſen. Rechts die Anhöhen, auf denen das Ilium recens lag, und die wohl die Kallikolone Homers ſind, links der Höhenzug längs des Aegeiſchen Meeres, der mit dem Kap Sigeum und dem Grabhügel des Achill ſchließt. Längs dieſes Höhenzuges mehrere Grabhügel in der Reihe. Die Ebene ſelbſt wellenförmig durch Bewegungen des Bodens unterbrochen und mit Bäumen beſetzt. Ueberhaupt die Gegend ſchön, und, wie es ſcheint, gut bebaut. Von da wieder zu Pferde und in der Richtung von Alexandria Troas weiter. Der Weg anſteigend, mit Geſträuch und halbwüchſigen Bäumen beſetzt. Jn Keilli Mittag gehalten (den vorigen Tag in Jt-Ghelmes). Kommen endlich bei den Ruinen von Alexandria Troas an. Zwei der ungeheuerſten Säulen, die es irgend gibt; am Boden liegend, fünfunddreißig Schuh lang und gegen ſechs Fuß im Durchmeſſer. Trümmer eines andern Prachtgebäudes mit den ungeheuerſten Bogen und den größten Bauſteinen, die ich jemals geſehen. Aehnliche Konſtruktionen und Bogentrümmer überall zerſtreut. Schon am Morgen hatte ſich heftiger Sturm aus Süden gezeigt, er nahm immer mehr zu. Unſer Plan war, ans Meer hinabzuſteigen, nach Tenedos überzufahren

und dort morgen das Dampfboot zu erwarten. Die Ausführung zeigte ſich aber unmöglich. Kein Schiffer wagte, uns überzuführen. Wir ließen Feuer anzünden, das gewohnte Zeichen für die Barken von Tenedos, herüberzukommen, aber keine kam. Der Abend brach ein, und es blieb nichts übrig, wenn wir anders das Dampfboot des Lloyd nicht verſäumen wollten, als in der Nacht den ganzen Weg nach den Dardanellen wieder zurückzumachen. Nach einem ermüdenden Marſche zu dem nächſten türkiſchen Dorfe, wo wir in dem Kaffeehauſe mit Vertreibung aller übrigen Kunden uns etwas erfriſchten, ſetzte ſich mit einbrechender Nacht die Geſellſchaft wieder zu Pferde. Ich, der ich von dem zweitägigen Ritte ohnehin erſchöpft war, legte mich auf einen mit Ochſen beſpannten Karren (Araba), und ſo ging der Zug durch die ganze Länge der Ebene von Troja, leider bei finſterer Nacht, nur von den ungemein glänzenden Sternen beleuchtet und durch den Geſang der Grillen belebt, deren Zirpen hier wirklich dem Geſange der Vögel nahe kommt. Auch Glühwürmer kamen hier häufig vor. So erreichten wir in der Morgendämmerung Kum Kale, nachdem kurz vorher mein Ochſenkarren mich beinahe in einen Abgrund hinabgeworfen hätte. In Kum Kale eine Taſſe Kaffee genommen und eine Segelbarke beſtiegen, die uns in dem heftigen Winde eine halbe Stunde vor Ankunft des Dampfbootes in die Dardanellen zurückbrachte. Weiß, der uns nach Smyrna begleiten wollte, findet ſein Urlaubsgeſuch von dem Internuntius abweislich beſchieden; wir trennen uns daher und beſteigen allein das öſtreichiſche Dampfboot.

28. September. Der Wind war ſchon bei der Abfahrt ziemlich ſtark, Sirokko, alſo gerade unſerer Richtung entgegen. Wir fuhren der trojaniſchen Küſte entlang, die hier bloß den Anblick einer felſigen Hügelreihe darbietet. Ungefähr Tenedos gegenüber der Berg Ida, den wir geſtern, von Wolken gehindert, nicht ſehen konnten. Gleich wie wir aus den Dardanellen hinauskamen, wurde der Wind immer ſtärker und

ſtärker und wuchs bis zum wirklichen Sturm, um ſo widriger, da er uns gerade entgegen blies. Das Meer ging ſehr hoch und wurde mir immer läſtiger. Ich ſuchte des Eindrucks auf jede Art Meiſter zu werden. Stellte mir das Ganze als ein erhabenes Schauſpiel vor, das es wirklich war. Fixirte Punkte an der Küſte, um mir das Auf- und Abklettern des Schiffes die Wellen hinauf und herab zu maskiren. Eine Weile half es, aber nicht lange, beſonders wohl wegen der Anſtrengungen der verfloſſenen drei Tage, der durchwachten Nacht, und weil ich deſſelben Tages außer einer Taſſe Kaffee nichts genoſſen.... Da der zum eigentlichen Sturm gewordene Wind jede aufrechte Stellung unmöglich machte, und es dunkel geworden war, legte ich mich zu Bette. Vor Erſchöpfung ſchlief ich bald ein, wachte aber bald von der ungeheuer verſtärkten Bewegung wieder auf. Kopf und Füße gingen wie die Schalen einer außer Gleichgewicht gebrachten Wage.... ich ſchlief nach ein paar peinlichen Stunden wieder ein. Gegen Morgen waren wir ſchon im Eingange des Golfs von Smyrna, die See ward ruhiger. Ich konnte frühſtücken und fühlte die Wohlthat der nöthigen, ſo oft mißbrauchten Stärkung. Gegen zehn Uhr Morgens Ankunft in Smyrna. Die Stadt liegt im Hintergrunde einer Felſenbucht, die leider zu kahl iſt, um ſchön genannt zu werden. Aber was käme einem ſchön vor in ſolcher körperlichen Verſtimmung. Steigen in der Pension du Levant aus, wo wir die Gräfin Hahn vorfinden. Beſehen uns den Bazar, ſteigen aufs alte Schloß, deſſen Ausſicht zu genießen uns der immer ſteigende Sturm hindert. Kameele, die zuerſt in den Dardanellen vorgekommen, durchziehen in langen Reihen die Straßen. Die Stadt beſteht aus ziemlich ſchlechten Häuſern, keine einzige bedeutende Moſchee. Beſuchen den öſtreichiſchen Generalkonſul, der weniger Freude äußerte, als ich aus der alten Verbindung unſerer Familie erwartet. Eſſen der Gräfin Hahn zuliebe, die ich bisher ziemlich vernachläſſigt, ſchon um 4 Uhr zu Mittag. Angenehme Unterhaltung. Schenke ihr ein paar klaſſiſche Baumblätter, die ich von Ilion mitgebracht, was ſie zu freuen ſchien. Indeß war auch das franzöſiſche Dampfboot angekommen, das uns morgen weiter bringen ſoll. Nach Tiſche nehmen wir Abſchied von der Gräfin und ihrem Begleiter, die nach Beirut gehen, ſetzen uns am Meeresſtrand in ein griechiſches Kaffeehaus, und ſchlendern dann bis Abends in den Straßen umher, wo wir Gelegenheit hatten, die beſte Meinung von der Wohlgeſtalt der ſmyrnaiſchen Damen zu faſſen. Früh zu Bette.

29. September. Zahlen die ungeheure Rechnung. Ein Golddukaten fiel auf meinen Theil für das gemeinſchaftliche Schlafzimmer, ein Mittagmahl und ein ſchlechtes Frühſtück, und laſſen uns nach dem franzöſiſchen Dampfboot hinausrudern, das uns nach Syra bringen ſoll. Das Schiff ſchön, die Offiziere artig, das Frühſtück gut, bis auf das Fleiſch, das im Orient überall ſchlecht iſt. Abfahrt. Der Sturm aus Süden hatte während der Nacht zugenommen, aber die vortreffliche Bauart des Schiffes machte die Bewegungen milder. Auch ſchien mir, als ob trotz des vermehrten Windes die Wellen minder hoch gingen, endlich macht die Gewohnheit alles leichter. Der Wind war übrigens ſo ſtark und ſo konträr, daß der Kapitän davon ſprach, in einem Hafen vor Anker zu gehen. So ſchleppten wir uns fort, leider durch die Unmöglichkeit, aufrecht zu ſtehen und den den Sirokko begleitenden Dunſtnebel gehindert, den Anblick der Küſte zu genießen. Ich konnte, ohne ſehr beläſtigt zu werden, zu Mittag eſſen. Die beiden Engländer Mr. Kathlik und der langweilige Edwards waren mit demſelben Schiffe von Konſtantinopel angekommen, zugleich mit ihnen eine ganze Kolonie junger Engländer, ſo daß man bei Tiſche in old England zu ſein glaubte. Ein italieniſcher Dominikanermiſſionar, der mich als Katholiken ſehr in Affektion nahm u. ſ. w. Die Zeit verging aber, wie das ihre Gewohnheit iſt.

So ging der 30. Sept. unter immerwährenden Beſorgniſſen des Schlechterwerdens und Unluſt in der Unmöglichkeit, aufrecht zu ſtehen und irgend ein Objekt mit Behagen betrachten zu können, vorüber. Die Nacht war arg, ich ertrug ſie aber ſchon leidlich.

Der 1. Oktober brach an, und wir hatten bald den Ort unſerer jetzigen Beſtimmung, Syra, vor Augen. Der Anblick der Inſel iſt kahl, die Stadt aber, wie eine Biſchofsmütze bis zur höchſten Spitze eines Berges emporgebaut, nimmt ſich nicht übel aus. Gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felſen das Lazarett der Quarantäne. Im Hafen lagen ſchon zwei franzöſiſche und ein öſtreichiſches Dampfboot. Unſer Schiff hatte die gelbe Peſtflagge aufgeſteckt. Boote mit demſelben Wimpel umkreiſten uns. Endlich ward eine Barke mit uns und unſern Effekten beladen. Vier Engländer, zwei konſtitutionelle Griechen und einiges Geſindel geſellten ſich bei, und ſo wurden wir nach dem Lazarett hinüber gerudert. Dort angekommen, warf man unſer Gepäck brutal an die Felſen des Ufers und überließ uns unſerm Schickſale. Der Major blieb zur Aufſicht zurück, und ich ging in die Quarantäne, konnte aber Niemand finden, der Italieniſch verſtand, ſo daß, als ich endlich in die Kanzlei kam, der griechiſche Lohnbediente der Engländer die einzig übrigen guten Zimmer weg hatte, und wir mit einem elenden ſchmutzigen Loche mitten unter ſtinkenden Türken und Griechen vorlieb nehmen mußten. Wir ſandten ſogleich Botſchaft an den öſtreichiſchen Conſul und an den Direktor der Anſtalt Pio Terenzio. Letzterer kam auch; da aber alle Zimmer vergeben waren, mußten wir in unſerem Loche aushalten, und das Einzige, was wir erreichten, war, noch an ſelbigem Abende ſpoglio machen zu können und ſo ſtatt 10 nur 9 Tage gefangen zu bleiben. Der ſpoglio ſelbſt war die lächerlichſte Ceremonie, die ſich denken läßt. In kleinen Kämmerchen nächſt der Kanzlei hatte man jedem von uns ein heißes Bad bereitet. Die Kleider mußten wir in eine Art Schublade legen, die, ſo wie wir ins Waſſer ſtiegen, nach außen fortgezogen und erſt, als das Bad vorüber war, wieder hereingeſchoben wurde. Da fanden wir denn ſtatt unſerer Kleider einen Schlafrock, ein Hemd ohne Haft oder Knopf, Unterhoſen, die uns den Bauch zuſammenklemmten, eine weiße Schlafmütze. Kurz, wir mußten laut auflachen, als wir uns wechſelſeitig erblickten. Mein Geld ward während des Bades ebenfalls in ein Gefäß mit Waſſer geſchüttet. Nur die Uhr durfte behalten werden, der ich motu proprio meine Cigarren beifügte, um ſie vor dem Geſtank der Räucherung zu retten. Während wir nämlich uns in der Brühe befanden, wurde unſer Zimmer mit den ausgepackten Kleidern und den geöffneten Koffern durchſtänkert, wir ſelbſt aber für dieſe Nacht ins erſte Geſchoß in ein Zimmer geführt, das zu den für den erwarteten Fürſten Mavrokordato aufbewahrten Appartements gehörte. Die Möblirung übrigens war nichts weniger als fürſtlich, namentlich die Betten nicht viel beſſer als ein Brett und ein Bund Stroh, welche Beſchaffenheit unſere Lagerſtätten während der ganzen Dauer der Quarantäne beibehielten. Morgens erhielten wir unſere Kleider wieder, begaben uns wieder in unſere ſtinkende Wohnung, die von den Peſträucherungen nunmehr doppelt ſtank. Fürchterlicher Kaffee zum Frühſtück. Zu Mittag gute Suppe, leidliche Fiſche, vortreffliche Trauben, mittelmäßiger Wein, aber alles Fleiſch ſo ausgeſucht ſchlecht, ſo zäh und hart, daß kein Meſſer, viel weniger Zähne deſſen Herr werden konnten. Das Quarantänegebäude iſt ganz zweckmäßig, ja hübſch, gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felſen erbaut. Da iſt kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Der Boden mit Felſen und ſpitzen Steinen bedeckt, ſo daß jeder Tritt ſchmerzt, und wir uns erſt mit unſerer Hände Arbeit durch Aufräumen der Steine einen Spazierweg bahnen mußten. Noch dazu wird der Aufenthalt im Freien durch die immerwährenden Stürme verleidet, die, wie vorher aus Süd, jetzt aus Nord und Nordoſt über die Inſeln herraſen. Unſer Geſichtskreis wird gegenüber durch die Hauptſtadt der Inſel Syra, links durch kahle Berge mit dürftigen Bepflanzungen, rechts durch die Inſel Tino mit vielen, wie Schwalbenneſter an den Klippen hängenden Ortſchaften und die Ausläufer von Mikone begrenzt. Ein- und auslauſende Schiffe beleben einigermaßen die Gegend. Da werden denn mit dem Fernrohr die Wimpel beobachtet, von einer einlaufenden engliſchen Kriegsbrigg die Kanonen gezählt, die Manöver beobachtet. Die vier Dampfſchiffe, die anfangs im Hafen lagen, haben uns verlaſſen, und der Sturm verſcheucht neue Gäſte. Ich bezeichne nicht mehr die einzelnen Tage, denn eine große Langeweile verſchlingt alle Unterſchiede. Glücklicherweiſe hatte ich in meinen Koffer Chalybäus' Geſchichte der neuen Philoſophie eingepackt, die mußte nun vorhalten. Die Seiten wurden gezählt und fünfzig für jeden Tag ſchien genug, um die neun Tage der Gefangenſchaft auszufüllen. Da wird denn aufgeſtanden, der entſetzliche Kaffee getrunken, ein wenig im Winde ſpazieren gegangen, dann geleſen, wo uns denn Herbarts Monaden an dem geſcheiten Manne unerklärlich, Schellings Syſtem aber höher als die Klippen, widriger als der Wind und unfruchtbarer als das Meer vorkamen.

Am 4. Oktober, als meinem Namenstage, ward uns endlich eine beſſere Kammer mit der Ausſicht auf das Meer und minder den mephitiſchen Dünſten ausgeſetzt, zu theil, ohne unſere Lage erträglicher zu machen, denn jeder Tag mehrt im geometriſchen Verhältniſſe die Unleidlichkeit. Ein Einzelner würde ſich in Gedanken vertiefen, zu Zweien geben ſie aus, weil zu dem Unangenehmen der eigenen Lage noch das Mitleid über die des Andern kommt.

Als wir ankamen, war das Geſchrei im Hofe unerträglich. Da alle Bedürfniſſe nur mittels einer Schublade durch das Menageriegitter geſchoben werden, das den Hof abſchließt, ſo war der Anforderungen und des Schreiens nach Georgy kein Ende. Jetzt wird die Zahl der Gefangnen täglich geringer, und fünf Engländer, die ſich mit Rattenfangen und Schwimmen unterhalten, zwei konſtitutionelle Griechen, von denen Einer den König Otto einen Imbécile genannt hat, zwei liederliche Franzöſinnen aus Aegypten in Begleitung zweier Türken, endlich zwei alte Griechen mit dem Lümmel-

Adonis machen die ganze Geſellſchaft aus. Letzterer iſt ein etwas derber Burſche von etwa 20 Jahren, prächtig, nur zu ſtark gebaut, hübſches Geſicht, aber unreines Fell. Am verfloſſenen Sonntage ſah er in brauner Jacke und kurzer Pumphoſe, weißer Scherpe, rothem Fes und ſtahlblauen Strümpfen an den modellartig geformten Beinen wirklich prächtig aus. Seitdem hat er mit dem abgelegten Sonntagsſtaate viel verloren.

9. Oktober. Endlich ſchlug der Tag der Erlöſung. Durch den spoglio war die Dauer der Quarantäne um fünf Tage abgekürzt worden, und heut gab uns der Ober-Guardiano durch einen Handſchlag die Freiheit. Eine Barke war ſchon beſtellt. Wir bezahlten die ungeheure Rechnung, etwas mehr als einen Dukaten für den Tag, warfen Trinkgelder aus nach allen Seiten, und ließen uns nach der Stadt Hermopolis, der Hauptſtadt von Syra, hinüberrudern. Schon geſtern war uns durchs Fernrohr ein beſonderes Treiben unter dem Volke der Hauptſtadt unter unaufhörlichem Glockengeläute aufgefallen, das ſelbſt der Sonntag nicht hinlänglich zu erklären ſchien. Auch heute bemerkten wir feſtliche Anzüge unter der Menge und erfuhren dann, daß an beiden Tagen die Wahlen für die bevorſtehende Ständeſitzung Statt gefunden hätten. In Athen war nämlich, wie wir ſchon in den Dardanellen gehört hatten, eine Revolution ausgebrochen, und der König genöthigt worden, eine Conſtitution anzuerkennen. Der Antheil unter dem Volke ſchien übrigens nicht groß. Man hatte uns das Wirthshaus de toutes les nations als das beſte empfohlen. Wir ließen uns dahin bringen, fanden aber nur eine finſtre Kammer unbeſetzt, die offenbar ſchlechter war, als unſer Peſtkobel im Lazarett. Doch Noth kennt kein Gebot: wir nahmen die camera obscura. Gleich nach dem ſchlechten Frühſtück beſtiegen wir im Gefühle der wieder erhaltenen Freiheit eine Anhöhe im Süden der Stadt und genoſſen der himmliſchen Ausſicht auf Meer und Inſeln. Gräßlich iſt der Weg durch die obere Stadt. Keine Straße oder nur Gaſſe — nur Kloake

und Winkel. Da aber die Häuſer ſämmtlich von Bruchſtein ſind, machen ſie doch keinen ſchlechten Eindruck. Nach Tiſch gingen wir nach der Nordſeite bis über den Eingang des Haſens hinaus. Hier iſt die Ausſicht noch bezaubernder und die Stadt wirklich ſchön. Wohl gepflaſtert, die Häuſer nach Art der Landhäuſer klein, aber durchaus von Stein und geſchmackvoll, ja elegant gebaut. Man hat eine neue Straße als Spaziergang angelegt, der zu den Höhen außer dem Haſen führt. Wir ſtiegen hinauf. Die Berge ſind kahl, überall Steine, vom Marmor und Granit bis zum Schiefer und Kalkſtein. Kein Baum, kein Grashalm, nichts als Diſtel und eine Art ſtachlichter Ginſter, aber dafür Salbei, Thymian und andere trockne Pflanzen von einem ſolchen Wohlgeruche, daß man ſich faſt betäubt fühlt. Wir lagen da wohl zwei Stunden und genoſſen der Ausſicht auf das Meer und die Inſeln und des himmliſchen Abends. Die Formen haben etwas Pittoreskes, dazu der von Natur wohlgeſittete, wohlgebildete Menſchenſchlag; in den mittelländiſchen Gegenden läßt ſich nichts damit vergleichen.

Früh zu Bette. Vor Lärm im Wirthshauſe nicht einſchlafen können. Die Nacht durch den Luftzug wachgehalten, der durch die Spalten der Wand unſerer Kammer eindrang, bei Tagesanbruch durch das Krähen der Hähne aufgeweckt. Dazu die Hitze von den widerlich ſtarken Weinen — habe beinahe nichts geſchlafen.

10. Oktober. Spät aufgeſtanden. Vormittags war Vieles für unſere morgige Abreiſe zu beſorgen. Hierauf gingen wir vom Haſen aus längs des Meeres hin, wurden aber bald von der Zwölfuhrglocke zurückgerufen, da man hier um dieſe Stunde zu Mittag ſpeiſt. Bald nach Tiſche mietheten wir eine Barke und ließen uns ins Innerſte des Haſens führen, wo wir uns entkleideten und trotz des ſtarken Südwindes ein Seebad nahmen. Hierauf wieder auf unſern geliebten Windmühlenhügel. Die Inſeln waren aber mit Wolken bedeckt, und die Sonne geht ſchon um $^1/_2$6 Uhr unter. Die geſtern

belebte Abendconverſation mit hieſigen jungen Handelsleuten, worunter Einer, der deutſch ſpricht (der deutſche Muſiklehrer war heute nicht zugegen), wollte ſich jedoch nicht geben, und ich ſitze gegenwärtig um ½9 Uhr ſchon in unſerer Schlafkammer und kritzle dieſe Zeilen, da mir der griechiſche Lärm auf dem Vorhauſe nicht erlaubt, an Schlaf zu denken.

Im Ganzen gefällt mir Syra ſehr wohl, glaube aber, was mir die jungen Italiener an der Wirthstafel ſagen, daß man nach drei Monaten Aufenthalt Luſt zum Aufhängen bekomme. Dürre und Sterilität im höchſten Grade. Die männlichen Einwohner bloß mit ihrem Handel beſchäftigt, die Weiber der beſſern Stände, halb orientaliſch meiſtens zu Hauſe. Man müßte hier, wie wir im Lazarett thaten, zur Lektüre von Chalybäus' Darſtellung der neueſten deutſchen Philoſophie ſeine Zuflucht nehmen. Die Aridität lädt congenial dazu ein.

11. **Oktober.** Die ganze Nacht Gewitter, Regen und Sturm. Der Regen, der erſte ſeit ſechs Wochen in Syra, ſetzt ſich auch den Vormittag über fort. Die Seite unſers Zimmers, auf der ich liege, ſtand durch mehrere Spalten dem Winde offen, ſo daß ich allerlei unangenehme Empfindungen in den Gliedern ſpürte. Gegen Mittag konnten wir doch den Hafen entlang ſchlendern. Das öſtreichiſche Dampfſchiff von Konſtantinopel, deſſen Briefe wir nach Athen mitnehmen ſollen, und deſſen Ankunft wir daher abwarten müſſen, iſt noch immer nicht gekommen. Wir gehen Nachmittag auf unſer Obſervatorium zu den Windmühlen und ſchauen mit Fernröhren in die Gegend, woher es kommen muß, zwiſchen Tino und Mykone, müſſen uns aber mit der Ausſicht im allgemeinen begnügen, denn von dem Dampfboote keine Spur. Haben daher noch eine Nacht in Syra zuzubringen. Gegen Nacht verbreitet ſich das Gerücht, es ſei gekommen, werde aber des ſchlechten Wetters wegen erſt morgen Abends abgehen, denn Gewitter, Regen und Sturm haben ſich wieder eingeſtellt.

12. Oktober. Es regnet noch immer in Strömen. Das geſtern gekommene Dampfboot war kein öſtreichiſches, ſondern

eines der griechiſchen Regierung, das die Nachricht brachte, daß Kolokotroni wegen eines Verſuchs zu Gunſten des Königs von Athen nach Tino verwieſen worden ſei. Die Partheien fangen alſo an, ſich zu zeigen, eine ſchlechte Ausſicht für unſere Ausflüge ins Innere Griechenlands. Das nach Athen beſtimmte Schiff wird aber heute gewiß abgehen, auch wenn die Brieftaube nicht einlangt. Deſto beſſer! Länger noch in Syra zu bleiben, das man am erſten Tage auswendig weiß, wäre zu arg.

Im Wirthshauſe den griechiſchen Oberſtlieutenant Fabricius getroffen, der ſeit 1824 in Griechenland dient und nun ſammt allen Deutſchen entlaſſen und verbannt iſt. Ein geſcheiter, wohlgebauter Mann, der anfangs krank ſchien, in der Unterhaltung mit ſeinen Landsleuten aber zu unſerer großen Freude ſich allmählig zu erholen ſchien. Er ſchreibt alles Unglück den baieriſchen Rathgebern des Königs zu, betrachtet aber die Conſtitution als eine von vorn herein unvermeidliche Sache. Mit ihm den Conſul Foreſtier beſucht, ein gebildeter, gut ſprechender Mann mit einem weggeſchoſſenen Bein, der aber in ſeiner Rede und Berichten, die er uns vorlas, witziger ſcheint, als für einen Beobachter von Profeſſion zuläſſig ſcheint. Endlich Abends um 7 Uhr fahren wir mit dem Kapitän ans Dampfſchiff. Das Wetter windig und noch dazu mit conträrem Wind. Lege mich gleich bei der Ausfahrt aus dem Hafen, wo denn Wind und Wellen das Dampfboot dermaßen zu ſchütteln anfangen, daß ich das Uebelſte erwarten mußte. So dauert es fort bis gegen 1 Uhr Morgens, ohne daß ich ein Auge zuthun konnte. Von da an wurde es milder, und gegen Morgen ſchlief ich mit Unterbrechung ein paar Stunden. Gegen 6 Uhr ſtand ich auf und ging aufs Verdeck. Da hatten wir das Kap Sunium ſchon paſſirt. Aegina und Salamis lagen links von uns, Letzteres viel kleiner, als ich mir gedacht, ſo daß man kaum begreifen kann, wie eine Seeſchlacht mit der ungeheuren perſiſchen Flotte da Statt finden konnte. Rechts, vom Meere entfernt, wie eine gefallene Krone die Anhöhe, auf und an der Athen liegt. Die Sonne beginnt nach und nach die einzelnen Umriſſe zu beleuchten. Die Akropolis, ein Palaſt, wahrſcheinlich der des Königs, die Spitze des Hafens Piräus kommt uns entgegen. Wir laufen ein. Hier hätte man Neu-Athen bauen und das alte als Antiquität behandeln ſollen. Wahrſcheinlich auf eine Idee des albernen Königs von Baiern, der vielleicht das ganze Unglück ſeines Sohnes verſchuldet hat. Kommen endlich vor Anker. Der Major beſucht einen alten Marinekameraden auf der im Hafen liegenden öſtreichiſchen Korvette, und ich kritzle unterdeß dieſe Zeilen. Der Zweck meiner Reiſe ſcheint verfehlt, denn Oberſtlieutenant Fabricius räth uns die Reiſe ins Innere des Landes aufs Entſchiedenſte ab. Wir werden eben ſehen.

Endlich kommt der Major in dem Boote des Kriegsſchiffes zurück und holt mich auf die Korvette ab. Mache die Bekanntſchaft des Kapitäns, der eben für den Tag bei Prokeſch zu Mittag geladen iſt. Wir gehen zuſammen ans Ufer, frühſtücken, was vor Allem ich nothwendig hatte, und fahren in zwei Wagen nach Athen. Eine dürre, ſtaubige Straße, rechts Ueberbleibſel der langen Mauer. Der Olivenwald. Endlich die erſten Häuſer des neuen Athen. Wir fahren beim Geſandten vor und werden in ſein Haus aufgenommen. Der Aufſtand iſt noch in vollem Gange. Lärmende Haufen durchſtreifen die Stadt. Erzählung der Hergänge. Es ſcheint auf das Leben des Königs abgeſehen geweſen zu ſein. Vor Tiſche fahren wir mit Prokeſch zum Jupitertempel hinaus. Die Säulen herrlich. Jedermann weiß, daß der Tempel einer der grandioſeſten der Welt geweſen ſei. Mehr aber als alle dieſe Trümmer intereſſiren mich die Quellen des Ilyſſos, an denen Platon ſpazieren ging, die vielgenannten Berge, die das Thal von Attika umſchließen, die Ausſicht aufs Meer mit Salamis, Aegina, die Natur, die immer war, was ſie jetzt iſt, und dazu Zeugin jener unſterblichen Thaten und Werke. Die Bauwerke machten mich ſtaunen, die Hügel und Flußbeete trieben mir die Thränen in die Augen.

13. Oktober. Bei Nacht feſter und langer Schlaf. Wache aber mit dem Gefühl der Verkühlung auf ... Mein Kopf iſt einer ſolchen Maſſe von Eindrücken nicht mehr gewachſen. Gehe demungeachtet auf die Akropolis. Wir werden uns auf Athen beſchränken müſſen, da man im Lande jeden Deutſchen für einen Baiern hält, und jeder Baier ſo verhaßt iſt, daß man ſie überall mißhandelt, verwundet, ja tödten würde, wenn nicht Hülfe zu rechter Zeit käme. So iſt denn der Hauptzweck meiner Reiſe verfehlt. Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht ſehen. Neun Tage Quarantäne halten zu müſſen, um mich acht Tage in Athen herumtreiben zu können! Herumtreiben, denn auch hier kann man einſame Gegenden nicht beſuchen, und auch dieſe nur von wohlbekannten angeſehenen Perſonen begleitet. Ueberall begegnet man mißtrauiſchen, auflauernden Geſichtern. Alſo auf die Akropolis. Was man hier an Bauwerken ſieht, macht im erſten Augenblicke einen kaum angenehmen Eindruck, den der Zerſtörung. Erſt in den folgenden Momenten baut ſich an den Ueberbleibſeln das Großartige neu empor.

◆

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

Ich will meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahr 48 niederſchreiben. Da tritt denn gleich von vornherein ein bedenklicher Unſtern ſcheinbar hindernd entgegen. Ich habe an jenen Begebenheiten durchaus keinen Antheil genommen. Nicht allein, daß ich den Vorbereitungen und dem Ausbruch fremd blieb, eine mit meiner innerſten Natur verbundene Empfindung hinderte mich ſogar, den einzelnen Ereigniſſen Schritt für Schritt zu folgen. Menſchen, die ſich ihr ganzes Leben mit den reinen Verhältniſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigt haben, überfällt gegenüber der jede Möglichkeit einer Berichtigung überſteigenden Verkehrtheit, leicht das Gefühl eines bis ins Innerſte gehenden Eckels, und man weiß wohl, daß der Eckel die entnervendſte Stimmung des menſchlichen Weſens iſt.

Wer wird aber mit ſolchen Stimmungen ſein Betragen rechtfertigen? Warſt du mit dem vormärzlichen Zuſtande zufrieden? Haſt du keine Aenderung gewünſcht? Glaubſt du, daß der Menſch nicht Hand anlegen ſoll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältniſſe zu verbeſſern? Alle dieſe Fragen mit Ja beantwortet, muß doch bei allem Praktiſchen auf die Umſtände Rückſicht genommen werden. Wäre der öſtreichiſche Staat ein compakter, von ein und demſelben Volksſtamme bewohnter, oder wären dieſe Volksſtämme von dem Wunſche des Zuſammengehörens und Zuſammenbleibens beherrſcht; wäre die Richtung der Zeit eine ſolche geweſen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke vorauszuſetzen geweſen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reformverſuch geboten, oder — um mir nicht zu viel Thatkraft anzudichten — wenigſtens jeden ſolchen, wenn auch gewaltſamen Verſuch mit meinen Wünſchen und mit meinem moraliſchen Einfluß auf meine Landsleute unterſtützt. So aber war — und gerade damals im höchſten Grade — von alle Dem das Gegentheil. Italien befand ſich bereits im Aufſtande; Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksſtämmen der öſtreichiſchen Monarchie eine centrifugale Bewegung eingedrückt; die Brandſchriften der letzten zehn Jahre, die friſchen Eindrücke der franzöſiſchen Februarrevolution hatten eine ſolche Stimmung in der Maſſe verbreitet, daß bei jedem gewaltſamen Ausbruche ein Ueberſchreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuverſicht vorausbeſtimmt werden konnte.

Aber ungeachtet jener Abhaltungsgründe mußte dem öſtreichiſchen Staate ein großer Theil der nöthigen Reformen gerade durch ruhiges Abwarten auf eine völlig gefahrloſe Weiſe nothwendig zu Theil werden. Preußen befand ſich durch frühere Verſprechungen, durch die unvorſichtigen Redeübungen ſeines Königs, durch ſeine Stellung in der Mitte der allſeitigen Bewegung, in der nothgedrungenen Lage, Dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerſtehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein abſoluter Staat zu ſein, ſo mußte Oeſtreich entweder aus dem deutſchen Bunde ausſcheiden oder ſeinen Völkern Zugeſtändniſſe machen, die, ſo gering ſie geweſen wären, oder vielmehr gerade weil ſie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortſchreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemeſſenen Entwickelung dargeboten hätten.

Man ſage nicht — da auch in Preußen eine ſolche Umkehrung nicht ohne Unruhen vor ſich gegangen wäre — es ſei lieblos, von dem Schaden ſeines Nachbars Vortheil zu ziehen. Denn einerſeits iſt ja mit fremdem Schaden klug werden eine oft belobte Lebensregel; anderſeits hat Preußen alles Das, was Oeſtreich fehlt, um eine ſolche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu überſtehen. Ein kompakter Staat, die

Einwohner zuſammengehörig und jedem Trennungswunſche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbeſſerungen bedürftig. So wie Frankreich aus allen innern Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen iſt, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel unendlich geringere Schickſalsprüfungen ungefährdet überſtanden haben.

So viel von jenen Umwälzungsbeſtrebungen, dem Grundſatze nach. Geht man aber weiter zu den Mitteln der Ausführung, ſo zeigt ſich, daß dieſe eben ſo kindiſch als jene gefährlich waren, obwohl hierin die Vorausſicht von der Wirklichkeit widerlegt worden iſt. Aber bei der Ausführung eines Planes die vollkommene Abſurdität ſeines ganz und gar abſurden Gegners vorausſetzen, kann doch nie eine vernünftige Berechnung genannt werden.

Kaiſer Franz in ſeiner Engherzigkeit und Gedankenſteifheit hatte beſchloſſen, ſeinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten. Kurzſichtig, aber in der Nähe ſcharf ſehend, führt er zu dieſem Ende einen Polizeidruck ein, der in der neuern Geſchichte kaum ein Beiſpiel hat. Wenn er darin mit Ungarn eine Ausnahme machte, ſo war es theils die Macht der Gewohnheit, da Ungarn denn doch von jeher eine Conſtitution hatte, theils weil er hoffte, in dem dort herrſchenden ariſtokratiſchen Prinzip ein Gegengewicht gegen die demokratiſchen Beſtrebungen der Zeit zu haben. Er vergaß, daß in den Zeiten der Aufregung jeder durch die Vernunft nicht gerechtfertigte Enthuſiasmus immer in den allgemeinen Strom einmündet und die Richtung der Zeit einſchlägt, wie denn auch aus den ungariſchen Ariſtokraten augenblicks die wüthendſten Demokraten geworden ſind. Den Ungarn alſo ward Spielraum gegeben; auf den übrigen Provinzen laſtete ein eiſerner Druck.

Fürſt Metternich, von Hauſe ein liebenswürdiger, geiſtreicher, aber in ſeiner erſten Epoche leichtſinniger, und ſein ganzes Leben lang durch ſeine Gelüſte (im beſſern Sinne des Wortes) beſtimmter Mann, war während der Regierung des

Kaiſers Franz der entſchiedenſte Tadler jener beengenden Maßregeln ſeines Herrn geweſen. Er machte ſich mit ſeinen Vertrauten über die Kleinkrämerei des öſtreichiſchen Staatsweſens luſtig, und ſeine Begeiſterung für Lord Byron und ähnliche Geiſter zeigte deutlich, wie ſehr ſeine urſprüngliche Natur allen Entwürdigungen der Menſchennatur fremd war. Als aber Kaiſer Franz ſtarb, war er alt, bequem und hochmüthig geworden. Zehn Jahre früher hätte er vielleicht Reformen die Hand geboten und ſie auch bei dem abgöttiſchen Anſehen, in dem er bei der Regierungsgewalt ſtand, durchgeſetzt. Jetzt aber wußte er nichts als in dem alten Schlendrian fortzufahren. Er adelte die unfreiwillig adoptirten Maßregeln mit dem Ehrentitel eines Syſtems, verlor aber eben durch dieſes Syſtem all jene Beweglichkeit des Geiſtes, die ſeine frühere Laufbahn ſo glänzend gemacht hatte. Der Umſtand, daß er allein es war, der den elenden Polizeipräſidenten Grafen Sedlnitzky ſtützte und hielt, reicht für ſich ſchon hin, um allen Lobrednern Metternichs Stillſchweigen aufzuerlegen.

Der Träger der Staatsgewalt, Erzherzog Ludwig, beſaß faſt alle jene guten Eigenſchaften, die die Söhne Kaiſer Leopolds zur ausgezeichnetſten Regentenfamilie ihrer Zeit machten. Er war von ſeinem Bruder Franz, gleich allem, was in deſſen Nähe kam, niedergedrückt und in den Model der kaiſerlichen Aehnlichkeit gepreßt worden, unterſchied ſich aber von jenem noch immer durch Gutmüthigkeit und Wohlwollen. Vielleicht hat ihn von Reformen nur abgehalten, daß er ſich als den Verwalter fremden Guts betrachtete, und daß er die Gewalt als treuer Pfleger unvermindert eben ſo abgeben wollte, als er ſie empfangen hatte.

Es war noch ein Mann da, Graf Kollowrat, eine Art Miniſter des Innern, der ſich liberal geberdete, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre.

Alle dieſe Staatsmänner, ſo ſehr ſie auch freiwillig oder nothgedrungen das alte Syſtem fortſetzten, waren doch zugleich viel zu gutmüthig und zu human, um auch den alten Polizeidruck fortſetzen zu wollen. Und Das hat ſie zu Grunde gerichtet. Ihr, wenn gleich etwas ſpärlich fließendes, Billigkeitsgefühl hat die Märzregierung in Oeſtreich geſtürzt. Das Regierungsſyſtem Kaiſer Franzens ließ ſich nur ungetrennt von ſeinem Polizeiſyſtem fortführen. Wie der Druck nachließ, ſchnellte die Feder von ſelbſt in die Höhe.

So ſehr nun die Polizeigewalt auf dieſe Art ſich geſchwächt fand, war ſie noch immer ein Rieſe gegen die Veranſtaltungen, die die liberale Märzparthei zur Durchſetzung ihrer Abſichten ins Spiel ſetzte.

Daß die Landſtände der verſchiedenen Provinzen ſich mit einander in Communikation ſetzten, um durch hartnäckiges Petitioniren gewiſſe, freilich mehr im eigenen, aber immer auch im Volksintereſſe gemeinte Zugeſtändniſſe durchzuſetzen, war recht und gut, und zwar um ſo mehr das einzige richtige Mittel, als dadurch das Band zwiſchen den einzelnen Ländertheilen feſter angezogen wurde. Die Bewegungen aber, die man im Mittelpunkte der Monarchie vorbereitete, um der Unſchlüſſigkeit der Regierung einen Anſtoß zu geben, dieſe waren es, die ich unvorſichtig und zugleich kindiſch genannt habe.

Ich muß hier eine Digreſſion machen. Die erſten Revolutionen des neuern Europas, die amerikaniſche und die franzöſiſche der neunziger Jahre, gingen mehr oder weniger von einer Nothwendigkeit, von einer Gefährdung der materiellen Intereſſen, von einer Bedrohung der Grundlagen alles Beſtehens aus. Die ſpätern (mit Einſchluß der Juli-Revolution) hatten ihren Grund mehr in dem verletzten Selbſtgefühl der Nation, ja die allerletzte vielleicht geradezu in der Eitelkeit. Alles, was Louis Philipp that und unterließ, hat die Franzoſen nicht ſo empört als der doktrinäre Hochmuth ſeines Miniſters, des ſonſt ſo vortrefflichen Guizot. Etwas Aehnliches geſchah in Oeſtreich. Die durch Robot und Zehnten, durch Abgaben und Finanzzuſtände am meiſten getroffenen Klaſſen trugen ihr Schickſal in Geduld, aber die Gebildeten konnten nicht mehr ertragen, als die Böotier von Europa angeſehen zu werden, und als die Regierung bald nach der franzöſiſchen Februar-Revolution einen offenbar offiziellen Artikel in die Staatszeitung einrücken ließ, in der nach leicht begreiflicher, aber auch gerechter Mißbilligung jener Vorgänge, zugleich angekündigt wurde, daß in Oeſtreich nichts geändert werden, vielmehr Alles beim Alten bleiben ſollte, ging die Erbitterung des Publikums, das ſeine Wünſche mißachtet und ſich ſelbſt gewiſſermaßen verſpottet fand, über alle Grenzen.

Zu dieſem verletzten Selbſtgefühle geſellte ſich auch die Eitelkeit. Um nicht von Denjenigen zu ſprechen, die bei einer Volksbewegung, oder in einem dadurch herbeigeführten Zuſtande eine Rolle zu ſpielen hofften, war das Streben nach Freiheit ſo ſehr als Geiſt der Zeit anerkannt, daß alle Gebildeten ſich nur dann dieſes Namens werth erſchienen, wenn ſie in den allgemeinen Chorus mit einſtimmten. Es iſt überhaupt gar ſüß, ſich dadurch aus ſeiner perſönlichen Unbedeutenheit herauszuheben, daß man ſich einer für erleuchtet geltenden Meinung anſchließt und einer Richtung folgt, an deren Spitze die ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts ſtehen. Daß in der vorderſten Reihe ſich die (s. v. v.) Schriftſteller befanden, verſteht ſich von ſelbſt.

Was dieſe am meiſten bedrückte, die Cenſur, beſtand dem Grundſatze nach in derſelben Strenge, wie unter Kaiſer Franz; die Praxis aber war, freilich größtentheils nur wegen der Unausführbarkeit, unendlich milder geworden. Was die Lektüre fremder verbotener Schriften betraf, ſo war der Umlauf derſelben, und zwar der gefährlichſten am meiſten, ſo allgemein als irgendwo in der Welt. Ich habe ſelbſt einen Fiaker auf dem Kutſchbocke ‚Oeſtreichs Zukunft‘ leſen geſehen. Die Preſſe im Inlande wurde freilich auf jede Art überwacht. Aber einerſeits gefiel ſich Fürſt Metternich darin, von Zeit zu Zeit Beweiſe ſeines liberalen Sinnes zu geben, und Männer von europäiſchem Rufe, wie Hofrath Hammer, oder Schriftſteller, die Zutritt in die Geſellſchaft des Fürſten hatten, konnten ſo ziemlich drucken laſſen, was ſie wollten; anderſeits drückte man gar zu gern die Augen zu, wenn Oeſtreicher, namentlich Dichter, von einigem Ruf, ihre Werke im Auslande verlegen ließen. Sie brauchten dabei nur, als öffentliches Geheimniß, ihren Namen um eine Silbe zu verkürzen, oder einen falſchen anzunehmen, um kaum befragt, am wenigſten aber angefochten zu werden. Ja, die Gewaltträger fühlten vielleicht ſogar eine geheime Freude, daß ihre, wie ſie glaubten, nothgedrungene Strenge, der Entwicklung der ausgezeichneteren Literatur denn doch nicht hindernd im Wege ſtehe. Eigentlich politiſche Schriftſteller konnten freilich auf weniger Nachſicht zählen.

Wenn nun auf die oben angedeutete Art für die ausgezeichneten Männer der Literatur geſorgt war, ſo fand ſich eine andere Klaſſe dafür in der äußerſten Bedrängniß, die unbedeutende nämlich, die, als ſolche, keine Verleger im Auslande finden konnte. In gleicher Lage befanden ſich die dramatiſchen Dichter, die bei ihren Hervorbringungen hauptſächlich die Wiener Bühnen im Auge hatten, und denen die Gelegenheit entging, durch politiſche Anſpielungen und ein ungewaſchenes Maul die organiſchen Mangel ihres Talentes zu erſetzen.

Damit man nun nicht zweifeln konnte, woher der Wind eigentlich wehe, machten die Agitationen gegen die Cenſur den Anfang der ganzen Bewegung.

Da ich denn doch *meine* Erinnerungen niederſchreibe, und der Vorgang ein Licht auf die Charaktere der meiſt Betheiligten wirft, will ich denn doch meinen Antheil an jener literariſchen Agitation hieherſetzen, und muß daher um einige Jahre zurückgehen.

Es erſchienen einige Schriftſteller bei mir, die mich aufforderten, an einer gemeinſchaftlichen Bittſchrift um Milderung der Preßgeſetze Theil zu nehmen. Ich weigerte mich anfangs, da ich, bei der bekannten Scheu der Regierung vor Aſſociationen, im Voraus überzeugt war, daß dadurch die Sache nur ſchlimmer gemacht werden konnte, und Das, was viele der andern, bei vielleicht gleicher Ueberzeugung, lockte, in den deutſchen Journalen als Vorkämpfer des Liberalismus, gelobhudelt zu werden, mich keineswegs anzog. Da man jedoch weiter in mich drang, und ich weder den Anſchein der Theilnahmsloſigkeit oder gar der Wohldienerei auf mich laden wollte, willigte ich endlich ein. Es wurden Schriftſtellerverſammlungen im Hauſe des Hofrathes Hammer gehalten, eine Bittſchrift verfaßt, geändert, angenommen und endlich der Tag zur Unterzeichnung feſtgeſetzt.

Die Verſammlung reihte ſich in einem mehrfachen Kreiſe um das Sopha, auf dem in der Mitte, als Hausherr, Hofrath Hammer ſaß, ihm zu beiden Seiten Profeſſor Endlicher und ich. Als es zur Unterſchrift kam, beeilte ſich Hofrath Hammer der Erſte zu unterzeichnen, darauf folgte Profeſſor Endlicher, dieſem ich als Dritter, und ſodann in bunter Reihe alle Anweſenden.

Die Bittſchrift wurde dem Fürſten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszuſehen war. Der Fürſt, in großmänniſcher Heuchelei, erklärte, daß dieſes Geſuch ſeine beſten Abſichten durchkreuze. Man ſei eben daran geweſen, eine Milderung der Preßgeſetze eintreten zu laſſen, aber das gemeinſchaftliche Geſuch, als ein von den Geſetzen verpönter Schritt, mache vor der Hand jede Aenderung unmöglich, und es bleibe ſomit beim Alten.

Die Unterzeichner der Bittſchrift — die, nebenbei geſagt, über das Mißlingen gar nicht ſo beſtürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vorauszuſetzen war, ſo daß man wohl merkte, ſie ſeien von der Fruchtloſigkeit ihres Schrittes im Voraus überzeugt geweſen — hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als das Geſuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu laſſen, um doch wenigſtens der zweiten Hälfte ihres Wunſches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verluſtig zu gehen.

Da bemerkte nun ich zu meinem Erſtaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der Erſte ſtand, indeß ich mir bewußt war, der Dritte unterſchrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrath Hammer und Profeſſor Endlicher ihre voranſtehenden Namen durch einen Kunſtradirer ausradiren laſſen und ſich in die Mitte des Haufens eingeſchrieben hatten, ſo daß ich, der allein den Schritt mißbilligt, nun als Rädelsführer an der Spitze ſtand. Mir war dieß ziemlich gleichgiltig, aber, wie es ſcheint, den beiden Herren nicht.

Wie ſehr das Bedauern des Fürſten Metternich bei ſeinem ablehnenden Beſcheide reine Heuchelei war, zeigte eine bald darauf erſcheinende Schrift von einem ſeiner Vertrauten, dem Baron Clemens Hügel, in der geradezu eine Verſchärfung der Maßregeln gegen die Preſſe als unbedingt nothwendig dargeſtellt wurde.

Da der Verfaſſer, wie geſagt, ein Vertrauter des Fürſten Metternich war, und die Schrift vor der Veröffentlichung gewiß dem Fürſten vorgelegt und von ihm gebilligt wurde, ſo mußte die darin ausgeſprochene Meinung nothwendig als die des Staatskanzlers gelten, und die Indignation des Publikums ſtieg aufs Höchſte. Bauernfeld ſchrieb gegen dieſe Broſchüre, und je derber, je grober dieſe Abfertigung war, um ſo größer war ihre Wirkung. Die Sache ging ins Tagesgeſpräch über. Ueberhaupt hat die Eitelkeit Metternich ſo viel geſchadet als ſein Hochmuth. Die Gewaltherrſchaft muß, wie in Rußland, wie in Oeſtreich unter Kaiſer Franz, als ein Faktum, als eine keines Erweiſes bedürftige Nothwendigkeit daſtehen; von dem Augenblicke, als ſie ſich vertheidigt, hat ſie ſich zu Grunde gerichtet.

Bauernfeld, der Verfaſſer der Streitſchrift gegen Baron Hügel, hatte ſeit längerer Zeit angefangen, eine politiſche Rolle zu ſpielen, und ich kann nicht vermeiden von ihm zu reden. Er trat in die Literatur halb als Goethianer, halb als Tieckianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne wurde durch das Fließende ſeiner Natur in Bezug auf ein Ganzes ſehr in Schatten geſtellt. Nichts deſto weniger hatten ſeine erſten dramatiſchen Hervorbringungen noch immer viel Organiſches. Sein erſtes und vielleicht beſtes Stück ging ſo ziemlich ſpurlos vorüber, weil bei Bauernfelds Armuth an Erfindung das nicht amüſirte Publikum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charakterzügen noch hinwegtölpelte. Ein zweites, noch immer im Zuſammenhange gedachtes, gelang beſſer. Bei einem ſpätern habe ich ihn ſogar genöthigt, einen dritten Akt hinzu zu ſchreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld beſaß Verſtand und literariſche Rechtſchaffenheit genug, um dieſen Gebrechen ſeines Talentes entgegen zu arbeiten. Es zeigte ſich aber bald, daß, wenn er ſich einen leitenden Gedanken vorſetzte, das Einzelne ſteif und kalt gerieth, indeß er nur auf gut Glück in den Tag hinein ſchreiben durfte, um alle Theile ſprühend von Leben und Intereſſe zu geſtalten. Während er noch ſo mit ſich ſelber im Kampf war, tauchte das ſogenannte junge Deutſchland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles ſagen zu können, was einem in den Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu ſein, war Alles, was er verlangte, und er gab ſich von da an einem diſſoluten Weſen hin, deſſen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an ſich ſelbſt bildete, wie einer ſich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen ſeines Hausſtandes zu entfliehen. Um aber Alles zu ſagen, was einem in den Mund kommt, muß man es vor Allem auch ſagen können, und er ward von da an der Wüthendſte unter den Gegnern der Cenſur. Ja, als in der Folge in Deutſchland die politiſche Poeſie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, daß die politiſchen Anſpielungen dem Publikum die willkommenſten waren, gerieth er aus der literariſchen Agitation von ſelbſt in die politiſche, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigſtens nicht, daß er vor ſeinem dreißigſten Jahre eine politiſche Zeitung überhaupt nur geleſen hat. Dieſer pſychologiſch bedingte Hergang blieb übrigens für Bauernfeld ein Geheimniß, denn er war von Hauſe aus ein rechtſchaffener Menſch, und die Luſt an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren iſt, hat ihn wohl ſelbſt über den Zuſammenhang getäuſcht.

Uebrigens ging ihm viel hin, was man Andern ſehr übel genommen hätte. Der allerhöchſte Hof liebte nämlich im Theater — zu lachen, und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man ſich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, deſſen Reden ohne Conſequenz ſeien. Durch ſeinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Miniſter Kollowrat in Verbindung gekommen, der in Oppoſition mit dem Fürſten Metternich den Liberalen ſpielte und Bauernfelds unzuſammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um ſo mehr, als deſſen anfeindender Grimm ſich beſonders gegen ſeinen Vorgeſetzten, den Finanzpräſidenten Baron Kübeck, wendete, den Kollowrat gleichfalls haßte, und kurzſichtig genug war, nur ſeinen perſönlichen Feind verſpottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze Syſtem, ſeinen hohen Gönner mit eingeſchloſſen, im Auge hatte.

Weit entfernt ſei es von mir, hier Bauernfeld anſchuldigen zu wollen. Obgleich bei ſeiner Verbindung mit Graf Kollowrat er vielleicht an den ſpäteren Ereigniſſen mehr Antheil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unſchuld gehandelt, nur von einer ihm angebornen zappelnden Unruhe getrieben. So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Menſch, in dem höheren Bereiche, an eigenen Gedanken. Er hat immer nur mit fremden geraſſelt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm nicht ein, ſo wie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwicklungen etwas Uebles entſtehen könne. Als das Uebel ſpäter eintrat, hat er ſich allerdings auf eine grauenhafte Art dagegen verhärtet, wie ſpäter vorkommen wird, da war aber ſchon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter ſo viel Aufregungen befiel und ſelbſt heute ihn nicht ganz verlaſſen hat. Nicht zu leugnen iſt übrigens, daß ſchon ſeit längerer Zeit ſeine liebenswürdige Gutmüthigkeit einer halb künſtlichen Unverſchämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmählig immer mehr von ihm entfernte.

Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege, als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Inſel zur andern übertragen. So wie er in den höheren Regionen mit Graf Kollowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und ſeit der Jugendzeit, mit Baron Doblhoff, dem Vorfechter der niederöſtreichiſchen Stände und ehemaligen Miniſter, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war ſein Freund und Vertrauter. Doblhoff hat zwar gegen mich wiederholt ſeine Mißbilligung von Bauernfelds Uebertreibungen zu erkennen gegeben, nichts deſto weniger aber hatte dieſer vielen Einfluß auf ihn, ſchon aus Achtung für Bauernfelds — damals bereits oberflächlich gewordenen — gutmüthigen Charakter und für deſſen unbeſtrittenes Talent. Die Machinationen der Landſtände waren bereits im vollen Gange, es ſollten aber auch noch ſonſt die Gemüther präparirt werden. Man verfiel darauf, Abendgeſellſchaften bei Baron Doblhoff zu veranſtalten, in denen politiſche, aber auch literariſche Gegenſtände beſprochen werden ſollten, in der oſtenſibeln Abſicht, der wirklich gar zu inſipiden Wiener-Converſation eine beſſere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen, und da die meiſten Gäſte meine näheren Bekannten waren, ging ich einige Male hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil niemand etwas Beſonderes zu ſagen wußte. Unter den Anweſenden, die alle ſpäter politiſche Rollen geſpielt haben, iſt mir nur der ältere Baron Stifft aufgefallen, der gut ſprach, weil er offenbar conſequent dachte, und Graf Thun, der heutige Kultusminiſter. Letzterer weniger durch Das, was er ſagte, als durch das ſichtbare Beſtreben, die von andern vorgebrachten ſchwankenden Phraſen auf eine präziſe Geltung zu bringen. Mit Letzterem bin ich ein Jahr ſpäter (1847) auf dem Linzer Dampfſchiffe wieder zuſammengekommen. Ich erinnere mich, ihm damals geſagt zu haben, daß er mir ganz zu einem Deputirten auf einem Reichstage gemacht ſcheine, wobei wir beide keine Ahnung hatten, daß ein Reichstag uns ſo nahe bevorſtand. Ueberhaupt ſcheint Graf Thun ein vortrefflicher Menſch, dem auch die Gemüthsſeite nicht mangelt, welch letztere ihn übrigens auch Vorurtheilen zugänglich macht. So hat er früher ſchon in einer böhmiſch geſchriebenen Broſchüre die czechiſche Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, daß ſie keine iſt, ſo wie die Czechen keine Nation ſind, ſondern ein Volksſtamm und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt. Auch ultramontane Ueberzeugungen ſcheinen dem vortrefflichen Manne nicht fremd zu ſein.

Die Geſellſchaft bei Doblhoff beſtand theils aus niederöſtreichiſchen Landſtänden, die von dem literariſchen Theile der Unterhaltung nicht ſehr erbaut ſchienen, theils aus Mitgliedern des politiſch-juridiſchen Leſevereins; letztere von den Rieſenfortſchritten der Welt und beſonders Deutſchlands in den letzten zwanzig Jahren innigſt überzeugt und ihrer Ueberzeugung durch bereits vorgefundene Phraſen Luft machend.

Dieſer juridiſch-politiſche Leſeverein war vor Kurzem durch junge ſtrebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sedlnitzky, dem wenigſtens die Naſe des Spürhunds nicht fehlte, wollte durchaus ſeine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kollowrat und ſelbſt Fürſt Metternich, der, wie ſchon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweiſe ſeines liberalen Sinnes in die Welt zu ſchicken — der allenfalls den Barrabas freigab, um Chriſtus kreuzigen zu können — nahmen ſich der Sache an, und dieſe Pulvermühle für eine künftige Exploſion wurde gegründet.

Da ich wohl fühle, aus aller Folge herausgekommen zu ſein, und eben von den Liberalitäts-Paroxysmen des Fürſten Metternich die Rede iſt, will ich die Entſtehung der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften hieher ſetzen, und zwar um ſo mehr, als ſie gerade in dieſe Zeit fällt, und ich in gegenwärtigen Aufzeichnungen keinen andern Ort für ſie weiß. Dieſe Akademie der Wiſſenſchaften iſt eigentlich von den galiziſchen Bauern gegründet worden. Damit verhielt es ſich ſo: Baron Hammer hatte, wahrſcheinlich aus Eitelkeit, Präſident einer Akademie zu heißen, ſeit lange Alles in Bewegung geſetzt, um eine ſolche in Wien zu Stande zu bringen. Man war jedoch ſeit lange gewohnt, auf die Einfälle des verdienſtvollen, aber unbeſonnenen und turbulenten Mannes keine Rückſicht zu nehmen. Ungefähr um dieſe Zeit griff Profeſſor Endlicher die Sache auf. Als ein verſtändiger Mann, der er war, änderte er jedoch den Gedanken dahin, daß er ſtatt einer Akademie, wozu alle Elemente fehlten, eine vom Staat unterſtützte Privatgeſellſchaft für gemeinſame literariſche Arbeiten gründen wollte. Bei einer zu dieſem Zwecke gehaltenen Verſammlung, zu der man aus jedem Fache Einen und aus dem ſchönwiſſenſchaftlichen mich zuzog, konnte man aus der Statur der Flügelmänner das Maß der künftigen Compagnie mit Grauen wahrnehmen. Ich ſuchte anfangs mich und überhaupt alle Dichter, als nicht in eine ſolche Geſellſchaft gehörig, auszuſchließen, um ſo mehr als meine poetiſchen Nebenmänner: Baron Zedlitz, Baron Münch und allenfalls der Erzbiſchof Pyrker ſich in einer Stellung zum Hofe befanden, daß ein Anſchluß zu etwas, was dem Hofe mißfällig war, bei ihnen gar nicht vorausgeſetzt werden konnte. Die Geſellſchaft war anderer Meinung, und ich fügte mich. Das gemeinſchaftliche Geſuch ward übergeben, und es war nicht mehr die Rede davon. Da entſtand der Aufſtand in Galizien. Die treugebliebenen Bauern mordeten, ſengten, wütheten, offenbar von den Lokalbehörden unterſtützt, welch letztere deßhalb gar nicht zu tadeln ſind, da die Staatsgewalten alle Vorſichtsmaßregeln verſäumt hatten, und die bedrohten Landbeamten ihren einzigen Schutz in den gegen die Gutsherrn wüthenden Bauern fanden. Ein Aufſchrei des Entſetzens über dieſe Gräuelſcenen ging durch ganz Europa. Da fällt auf einmal wie vom Himmel herunter die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften. Fürſt Metternich wollte eben der öffentlichen Stimmung eine andere Richtung geben, dem Brandſchaden des Staates ein liberales Pflaſter auflegen, und dazu war ein ſolch wiſſenſchaftliches Zugeſtändniß wie gemacht.

In dieſen widerſprechenden Richtungen bewegte ſich der öſtreichiſche Staat, als die Februar-Revolution in Paris ausbrach. Ohne ſie wäre in Oeſtreich, ja vielleicht in ganz Deutſchland trotz des albernen Kokettirens von Seite des Königs von Preußen die Entwicklung auf wer weiß wie lange hinausgeſchoben geblieben, nun hatte man aber ein Muſter der Nachahmung, und man ging ans Werk. In Wien waren es die niederöſtreichiſchen Landſtände (ſiehe Baron Doblhoffs Abendgeſellſchaften), der juridiſch-politiſche Leſeverein und ſämmtliche ſchlechte Schriftſteller, die das aktive Contingent ſtellten. Eine Straßendemonſtration bei Gelegenheit des bevorſtehenden niederöſtreichiſchen Landtages ward abgekartet, und dabei die Studenten an die Spitze geſtellt, weil ſie als alberne Jungen allein bereit waren, ihre Pfoten für die brennend heißen Kaſtanien herzuleihen. Die Sache wurde auf der Straße beſprochen, Jedermann wußte es, Tag und Stunde war beſtimmt. Ich erinnere mich, mehreren der Verſchwornen, die ich alle mehr oder weniger kannte, geradezu ins Geſicht gelacht zu haben. Glaubt ihr denn, die Behörden werden es zu eurer Demonſtration kommen laſſen? ſagte ich ihnen. Dieſe brauchten nämlich nur den Landtag hinauszuſchieben, oder den Vätern der hitzigſten Studenten den Rath zu geben, ihre Buben zur Zeit aufs Land zu ſchicken, und in der Zwiſchenzeit einige Bereitwilligkeit zu Reformen blicken zu laſſen (welch Letzteres auch wirklich, aber nur zu ſpät, in einem am 12. März erfloſſenen Höchſten Handſchreiben geſchah), um alle Vorbereitungen avortiren zu machen. Das Nichtvorauszuſetzende trat aber wirklich ein. Es wurden keine Hinderniſſe in den Weg gelegt, und der Krawall des 13. März fand Statt.

Für dieſe Unterlaſſung von Seite der Behörden gibt es nur Eine Erklärung: daß den beiden Partheien, die ſich in die höchſte Gewalt theilten, ein ſolches Ereigniß nicht unwillkommen war, das ſie beiderſeits für ihre Zwecke auszubeuten gedachten. Die Hofparthei wollte den Fürſten Metternich ſtürzen; dieſer aber den Erzherzog Ludwig einſchüchtern und — was ich nicht weiß — entweder zu Conzeſſionen ſtimmen oder zu vermehrter Strenge veranlaſſen. Man hoffte, das Ereigniß in der Hand zu behalten, und wie gefährlich jeder Funke iſt in einer Zeit, wo alle Straßen mit Schießpulver beſtreut ſind, daran dachte Niemand. Vielleicht hat ſich der jetzige Miniſter Bach von allen Märzleuten nur darum in der höchſten Gunſt erhalten, weil er damals der entrepreneur des révolutions im Auftrage gewiſſer Hofperſonen war.

Am Morgen des verhängnißvollen 13. März, oder vielmehr gegen Mittag, ging ich aus meiner Wohnung, um zu ſehen, ob denn von all dem projektirten Unſinn etwas und was allenfalls Statt finde. Da die Sache von den Studenten ausgehen ſollte, ging ich vor Allem auf den Univerſitätsplatz, den Ort der verabredeten Zuſammenkunft. Ich fand ihn nicht allein menſchenleer, ſondern auch ohne Spuren, daß früher etwas Ungewöhnliches Statt gefunden habe. Ich nahm von da den Weg, den ungefähr ein Studentenaufzug bis zum Landhauſe genommen haben konnte. Nirgends eine Spur von etwas Ungewöhnlichem, nicht zwei Menſchen, die mit einander ſprachen oder auf ein beſonderes Ereigniß hindeuteten. So kam ich auf die Freiung und ging ein Stück in die Herrengaſſe hinein. Hier endlich, in die Nähe des Landhauſes gekommen, ſah ich vor demſelben etwa 200 bis 250 Menſchen zuſammengedrängt, die von Zeit zu Zeit einen ſchwachen Ausruf hören ließen, aber ſo matt, ſo erbärmlich, daß ich mich im Namen meiner Landsleute ſchämte, daß, wenn ſie ſchon krawallen wollten, ſie's gar ſo unſcheinbar anfingen.

Das war um ½12 Uhr, indeß die Geſchichte ſchon um 8 oder 9 Uhr Morgens angefangen hatte. Damals noch hätte man den Aufruhr mit zwei Bataillonen Soldaten von beiden Seiten wie einen Taſchendieb „einführen“ können, denn auf den nächſtgelegenen Plätzen gingen die Leute unbekümmert ihren Geſchäften nach, ja in der Herrengaſſe ſelbſt zeigte ſich außer der nächſten Nähe des Landhauſes nirgends eine Spur von Theilnahme. Aber nirgends Truppen, nicht einmal die gewöhnliche Polizeiwache. Halb verdrießlich, halb beſchämt, begab ich mich ins damalige Hofkammerarchiv, deſſen Aktenſaal die Ausſicht auf den Ballplatz gegenüber der Staatskanzlei hatte. Hier hatte ich mich aber kaum zur Arbeit geſetzt, als ein paar Bekannte kamen mit den Worten: „Nun ſind ſie beim Fürſten Metternich!“ Ich folgte in den Aktenſaal und ſah in der Mitte des Ballplatzes einen Haufen von 40 bis 50 jungen Leuten. Einer von ihnen auf den Schultern des Andern oder auf einem Tiſche über die Andern hinausragend und im Begriffe, gegen die Staatskanzlei gewendet, eine Rede zu beginnen. Hier endlich waren Grenadiere in dreifacher Reihe, das Gewehr beim Fuße, an der mir gegenüber liegenden Mauer der Baſtei aufgeſtellt. Der junge Menſch begann ſeine Rede, von der ich mühſam den Eingang verſtand: „Ich heiße N. N. Burian, aus ** in Galizien geboren, 19 Jahre alt,“ theils konnte ich den Reſt nicht mehr verſtehen, theils fürchtete ich jeden Augenblick, die Grenadiere würden mit dem Bajonett auf die jungen Leute losgehen und Verwundungen oder ſonſtige Mißhandlungen vorfallen, ich verließ daher das Fenſter und ging in mein Arbeitszimmer zurück, dachte aber außer Gefahr für die armen Knaben noch an nichts Arges. Doch hatte das Ganze einen großen Eindruck auf mich gemacht. Die Unbekümmertheit, mit der die jungen Leute wie Opferlämmer ſich hinſtellten und von den aufgeſtellten Bewaffneten gar keine Notiz nahmen, hatte etwas Großartiges. Das ſind heldenmüthige Kinder, ſagte ich zu mir ſelbſt.

Später trat endlich die bewaffnete Macht ein. Es wurde auf das Volk gefeuert. Wer es immer befohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrunds gebracht, indem er die Gaſſenbüberei zu einer Revolution ſtempelte. Von da an war kein Halt, um ſo mehr, als man den Fürſten Metternich abſetzte, der bei allen ſeinen Fehlern doch noch der Einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu ſetzen. Ein Opfer war nothwendig, dazu wäre aber auch der Polizeipräſident Graf Sedlnitzky hinreichend geweſen, der allgemein verhaßt und wirklich größtentheils ſchuld an allen Uebeln war.

Uebrigens muß ich meinen Landsleuten das Zeugniß geben, daß ſie ſich in der erſten Zeit mit einer Liebenswürdigkeit benommen haben, daß man jeden Einzelnen hätte küſſen mögen. Ich fing ſchon ſelbſt an, meinen Beſorgniſſen zu mißtrauen. Mit ſo gutmüthigen Leuten, ſchien es, könne man die gefährlichſten Experimente anſtellen. Als aber am dritten Tage die Ungarn kamen und ſich von der Geſammtmonarchie losriſſen, und die Menge, die Das wußte, ihnen Vivats und Eljens zurief, da merkte ich, daß die Dummheit oder vielmehr Unbeſonnenheit, mit Unwiſſenheit gepaart, gefährlicher iſt als die Schlechtigkeit, und war überzeugt, daß wir verloren ſeien.

Uebrigens war es die luſtigſte Revolution, die man ſich denken kann. Vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt, bewegte ſich die ganze Population den Tag über auf den Straßen. In der Nähe der kaiſerlichen Burg angekommen — die indeſſen mit Militär und Kanonen beſetzt worden war — erhob die Menge ein lautes Jubelgeſchrei, ſo daß die im Innern Abgeſchloſſenen jeden Augenblick glaubten, es gehe an ihr Leben, und Alles bewilligten, was einzelne Unverſchämte, die ſich als Deputirte darſtellten, nur irgend zu begehren Luſt hatten. Ueberhaupt war es Mode geworden, daß Jeder, dem es beliebte, in die Burg Einlaß begehrte, dort in den Tiſch ſchlug und den Erzherzögen Grobheiten ſagte.

Am ernſthafteſten, aber freilich auch am abſurdeſten nahmen es die Studenten, die ſich als die Helden der Bewegung betrachteten. Da man mit Ertheilung der Conſtitution zögerte, wollten ſie die Burg ſtürmen. Sie dachten dabei weniger an den Sieg als an die Ehre, für die Freiheit zu ſterben. Sie ſtritten ſich um den erſten Platz beim Angriff. Ich habe mich überzeugt, daß die Jüngern und Schwächern begehrten, vorangeſtellt zu werden, damit, wenn ſie erſchoſſen wären, die Aeltern und Stärkern ſich auf die Kanonen werfen könnten, ehe man noch Zeit hätte, wieder zu laden. Ein nichts weniger als aufgeregter Profeſſor ſagte mir: Ich bin überzeugt, ſie nehmen die Burg ein. Endlich erſchien das Verſprechen einer Verfaſſung. Der Kaiſer fuhr durch die Stadt. Jubel, Vivats, Anhänglichkeit, Liebe, Treue überall, und zwar aus reinem Herzen.

Ich ſelbſt war zur Paſſivität verdammt. Da meine Ueberzeugungen in Allem das Gegentheil von der allgemeinen Begeiſterung waren, ſo fehlte mir jeder Anhaltspunkt der Verſtändigung. Ich begrüßte die Freiheit in einem Gedichte an mein Vaterland, wobei ich es aber nicht an den eindringlichſten Warnungen fehlen ließ, beſonders vor der Nachahmung der Albernheiten und Schlechtigkeiten Frankreichs und des übrigen Deutſchlands. Man nahm das Gedicht gut auf, ſogar die Warnung, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß man einer ſolchen bedürfe.

Hier wäre der Ort, mich über meinen Mangel an Begeiſterung für die Freiheit zu rechtfertigen. Der Deſpotismus hat mein Leben, wenigſtens mein literariſches, zerſtört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben. Aber nebſtdem, daß die Bewegung des Jahres 48 mein Vaterland zu zerſtören drohte, das ich bis zum Kindiſchen liebte, ſchien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünſtiger als der damalige. In Deutſchland, das immer von Fortſchritten träumte, hatte die ganze Bildung einen ſolchen Charakter von Unfähigkeit, Unnatur, Uebertreibung und zugleich von Eigendünkel angenommen, daß an etwas Vernünftiges und Maßhaltendes gar nicht zu denken war, und doch war Hundert auf Eins zu wetten, daß die Literatur, wenigſtens anfangs, an der Spitze der Beſtrebungen ſtehen werde, ich ſage: anfangs, weil gerade durch das Unausführbare ihrer Theorien der im zweiten Gliede ſtehenden Schlechtigkeit Thür und Thor geöffnet werden mußte. Zur Freiheit gehört vor allem geſunder Verſtand und Selbſtbeſchränkung, und gerade daran fehlte es in Deutſchland. Oeſtreich hatte trotz ſeiner Cenſur das Uebergreifen der deutſchen literariſchen Abſurditäten nicht verhindern können, und wenn die Wiener von „Aufgehen in Deutſchland“ träumten, ſo war es größtentheils, weil ſie hofften, das deutſche wiſſenſchaftliche Gebräu mit leichter Mühe und vollen Löffeln in ſich hineinſchlingen zu können. Deßhalb war ich auch zur Paſſivität verdammt; denn hätte ich geſagt: Was ihr für Weisheit haltet, iſt Unſinn; — es hätte mir Niemand geglaubt. Vor Allem, weil ich alt, und der Fortſchritt nur in der Jugend beglaubigt war.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Rede am Grabe Beethovens

bei der Enthüllung des Denkſteines.

(Herbſt 1827.)

Sechs Monden ſind's, da ſtanden wir hier an demſelben Orte; klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder verſammelt ſind, laßt uns gefaßt ſein und muthig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbeſegeltes Meer. Ausgezogen, was ſterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geſchichte. Nicht von ihm ſei unſere Rede, ſondern von uns.

Wir haben einen Stein ſetzen laſſen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unſre Enkel wiſſen, wo ſie hin zu knieen haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küſſen, die ſein Gebein deckt. Einfach iſt der Stein, wie er ſelbſt war im Leben, nicht groß; um je größer, um ſo ſpöttiſcher wäre ja doch der Abſtand gegen des Mannes Werth. Der Name Beethoven ſteht darauf, und ſomit der herrlichſte Wappenſchild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürſtenhut. Und ſomit nehmen wir auf immer Abſchied von dem Menſchen, der geweſen, und treten an die Erbſchaft des Geiſtes, der iſt und bleiben wird.

Selten ſind ſie, die Augenblicke der Begeiſterung in dieſer geiſtesarmen Zeit. Ihr, die ihr verſammelt ſeid an dieſer

Stätte, tretet näher an dieß Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne geſammt auf Das, was euch wiſſend iſt von dieſem Mann, und ſo laßt, wie die Fröſte dieſer ſpäten Jahreszeit, die Schauder der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohlthätiges, rettendes Fieber, und hegt's und bewahrt's. Selten ſind ſie, die Augenblicke der Begeiſterung, in dieſer geiſtesarmen Zeit. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeiſterter. Nach Einem trachtend, um Eines ſorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines, ſo ging dieſer Mann durch das Leben — Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß — Aergerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns iſt in dieſer zerſplitterten Zeit, ſo laßt uns ſammeln an ſeinem Grab. Darum ſind ja von jeher Dichter geweſen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menſchen ſich aufrichten, ihres Urſprungs gedenken und ihres Ziels.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN